Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

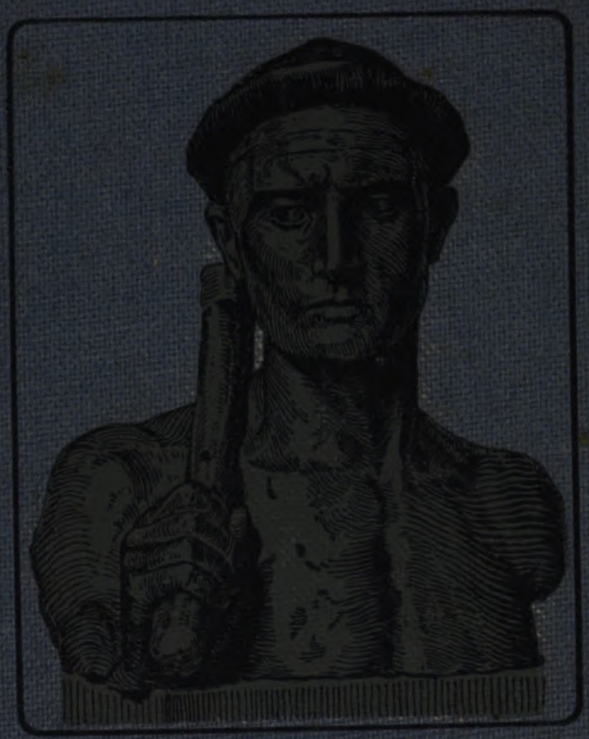
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

C 410,708 DUPL

Die Hilfe 1905



Digitized by Google

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Digitized by Google

Digitized by Google

M 85

30/-

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis des elften Jahrganges.

Die große Ziffer bezeichnet die Nummer, die kleinere die Seite. **Fettdruck** der großen Ziffer bedeutet einen selbständigen Artikel.

Allgemeine Politik.

Ausland und auswärtige Politik Deutschlands.

Attentat in Konstantinopel 30, 1.
Deutschland und die Vereinigten Staaten von Amerika **27**, 2.

England.

Der englische Etatsentwurf 15, 2.
Der englische Liberalismus **39**, 6; **40**, 5; **42**, 5; **43**, 5; **44**, 6; **45**, 5; **46**, 6.
Deutschland und England 22, 2; 49, 1; 52, 2.
Campbell-Bannermann 47, 1; 50, 1.
England, Deutschland uud Dänemark 32, 1.
Englische Flotte in der Ostsee 31, 1; 35, 1.
Englische Vergeltungszölle **9**, 5; **10**, 3.
Englischer Liberalismus und der Friede **33**, 2.
Unsere Stellung zu England 20, 1.
Vertrag zwischen England und Japan 40, 1.

Frankreich.

Delcassés Plan **29**, 4.
Einigung des französischen Sozialismus 14, 1.
Frankreich 4, 1; 5, 1; 26, 1.
Frankreich und Deutschland **25**, 2.
Französisch-englische Politik 42, 1.
Französische Ministerkrisis 46, 2.
Französische Sozialdemokratie 7, 1; **18**, 1.
Minister Delcassé 17, 1; **24**, 2.
Trennung von Staat und Kirche in Frankreich **18**, 6; 28, 1; 50, 1.
Tripolis 20, 1.

Holländische Kammerwahlen 26, 1; 27, 1.

Italien.

Giolitti 10, 2.
Italien, daß klassische Land der Eisenbahnstreiks 16, 2.
Italienischer Eisenbahnerstreik 17, 1.
Italienische Ministerkrisis 13, 2.

Marokko 15, 1; 19, 1; 24, 1; 27, 1; 32, 1; 41, 1.
Marokkofrage **18**, 3.
Marokkos Tunifikation **51**, 5.

Oesterreich-Ungarn.

Deutschland und Oesterreich **26**, 3.
Einfrontentheorie in Oesterreich 17, 1.
Empfang Kossuths 7, 1.
Erweiterung der österreichischen Arbeitergesetzgebung **14**, 4.
Heilwirkung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts 49, 1.
Körbers Ende **1**, 4.
Konsequenz der ungarischen Wahlen 5, 1.
Oesterreich-ungarische Krise und die deutsche Nation **30**, 4; **31**, 4; **32**, 5; **34**, 4; **35**, 6; **31**, 6.
Oesterreich-ungarische Wahlrechtskämpfe 45, 1.
Wahlrechtsfrage in Oesterreich **42**, 4.
Neue österreichische Wochenschrift 42, 2.
Oesterreich-Ungarns Trennung **8**, 8.
Ungarn 38, 1.
Ungarn und die Habsburger 39, 3.

Pius X. und seine Politik **37**, 4.

Rußland.

Deutsche in Rußland 51, 2; 52, 1.
Deutschland und die russische Revolution **45**, 3.
Die russische Revolution 4, 1; 6, 1; 7, 1; 8, 1; 9, 2; 12, 1; 26, 1; 27, 1; 44, 1; 46 2; 47, 1; 48, 1; 50, 1.
Ein kritischer Tag der Weltgeschichte **10**, 2.
Frieden in Ostasien **36**, 2.
Frieden in Sicht 25, 2.
Gorki 5 1.
Kaiser und Zar **30**, 1.
Leben des Zaren und die russische Anleihe 2, 1.
Port Arthurs Fall 1, 1.
Regierung und russische Anleihen 36, 1.
Russische Verfassung 34, 1.
Russische Zensur **31**, 3.
Russischer Brief **17**, 4.
Russischer Gärungsprozeß **28**, 3.
Russisch-japanische Seeschlacht 22, 2.
Rußland im Reichstag **12**, 2.
Rußland sucht Geld 30, 1.
Soll Deutschland die Zeche bezahlen? **35**, 5.
Vernichtung der russischen Flotte **23**, 2.
Vor der Katastrophe 2, 1.
Was wird aus Rußland? **5**, 2.
Witte als Friedensvermittler 29, 1.

Vermehrung der Kleinstaaterei 24, 1.
Wilhelm II. in Marokko **14**, 2.
1859. **28**, 5; **29**, 5.

Verschiedenes.

Akademische Freiheit 7, 1.
Akademische Unfreiheit **23**, 6.
Arbeiter als Schöffen 48, 2.
Auf nach Kamerun! 29, 2.
Bayrischer Landtag 43, 1.
Bedingte Verurteilung **51**, 3.
Berlepsch im Reichstag 16, 1. 17, 1.
Bethmanns Debüt 15, 1
Der letzte Königsberger Akt 19, 1.
Einberufung des Reichstages 32, 1.
Eingabe des nationalsozialen Vereins Dresden **30**, 6.
Einzeldenken und Gruppendenken **37**, 2.
Elsaß-Lothringen als Bundesstaat 20, 2.
Evangelisch-sozialer Kongreß 23, 2; **25**, 4.
Fiasko der preußischen Polenpolitik 11, 1.
Freiheitliche Bewegung der deutschen Studentenschaft 9, 1.
Fürst Bülow im Reichstag **50**, 3.
Guillotinierung des Reichstags **23**, 3.
Herrenhaus 23, 1; 27, 1.
Hochzeit des deutschen Kronprinzen 22, 2.
Jastrow 11, 2.
Klassengericht 42, 2.
Kontingentierung der Opposition **24**, 3.
Kostspieliger Kanzler 51, 1.
Laßt alle Hoffnung fahren (Reichstag) 15, 2.
Minister v. Hammerstein † 12, 1.
Pflege patriotischer Gesinnung 8, 7.
Plötzenseeprozeß 23, 2; 25, 1.
Polenpolitik 1, 1.
Politische Bedeutung der Bevölkerungsvermehrung **32**, 3.
Polen, Neue Hoffnungen 21, 1.
Polnische Fortschritte 30, 1.
Reichstag 48, 1.
Reichstag, Regierung und Reichsfinanzen 14, 1.
Rohrbach 14, 1; 22, 2.
Scheidende Minister 42, 1.
Schwurgerichte oder Schöffengerichte **19**, 4.
Staatserhaltende Unmoral 13, 2.
Städtetag 48, 1.
Studenten und Professoren **8**, 2.
Südwestafrika 21, 1; 34, 1.
Triumph des Schöffengerichts **41**, 2.
Veränderungen in der Kritik des Sozialismus **31**, 2.
Weltbürgertum der Masse **38**, 3.
Wetterleuchten **52**, 2.
Wilhelm II. 13, 1; 33, 1.
Wille in der Politik **34**, 2.
Zukunft der Schwurgerichte 52 1.
Zum Jahresschluß **52**, 2.

Wahlen und Wahlrechtskämpfe.

Badische Landtagswahlen 10, 2; 29, 2; 43, 1. **44**, 3.
Bayrische Landtagswahl **30**, 3.
Calbe-Aschersleben 5, 2.
Eisenach 46, 1; 47, 1.
Essen 39, 2; 40, 2.
Gemeindewahlrecht in München 32, 2.
Gleiche Rechte, gleiche Pflichten 48, 2.
Hamburger Wahlrechtsverschlechterung 21, 1.
Hanseatische Reaktion **20**, 4.
Hessen 47, 2.
Lippesche Landtagswahl 10, 1
Lübeck, Landtagswahl im Fürstentum 40, 2; **43**, 3.
Lübisches Wahlrecht 29, 1.
Oberbarnim 29, 1.
Sächsische Landtagswahlen 10, 2; **21**, 5; **38**, 4; 39, 3.

Digitized by Google

Verunglückte Sozialistentöterei (Dresden) 49, 2.
Weltwahlrechtsbewegung **45**, 2.
Württembergische Verfassungsreform **25**, 6; **27**, 7; 30, 2.
Zur Geschichte des Wahlrechts (Lange) **46**, 4.

Heer und Flotte.

Arbeiter im Heer 15, 1.
Dunkles Blatt 27, 2.
Flotte und ihre Deckung **45**, 3.
Flottenvorlage **47**, 2.
Krisis im Flottenverein 22, 1.
Militärvorlagen und Steuerfragen **12**, 4.
Soldatenmißhandlungen **38**, 3.
Vergrößerung der Linienschiffe 30, 1.
Wert der Persönlichkeit in der modernen Kriegführung **14**, 4.
Die Zukunft der Flotte **12**, 3; **13**, 3.
Zur Flottendebatte 9, 2.

Finanzpolitik.

Die ausgehöhlte Erbschaftssteuer **44**, 1.
Erbschaftssteuertorso **50**, 3.
Immer neue Liebesgaben 51, 1.
Reichserbschaftssteuer **19**, 3; 20, 2; 23, 3; 24, 1;
Reichsfinanzreform 30, 2; 35, 2.
Reichssteuernöte **41**, 1.
Steuerblock 42, 2.
Steuern und das Volk **49**, 3.
Steuerragout **48**, 3.
Zentrum und Konservative 25, 1.
Zur Reichsvermögenssteuer **2**, 4.

Schulfrage.

Elend der ritterschaftlichen Schule in Mecklenburg **47**, 4.
Kunstpflege in der Volksschule **48**, 9.
Mecklenburgs höhere Schulen **4**, 8.
Preußischer Schulgesetzentwurf 49, **1**; 50, 1.
Religion des Kindes **52**, 9.
Soziale Frage in Prima **32**, 10.
Trennung von Religionsunterricht und Volksschule 19, 2.
Von der preußischen Volksschule **14**, 6.

Frauenbewegung.

Frau im öffentlichen Leben **39**, 5.
Frau in der Politik **23**, 9; **24**, 7; **24** 10.
Frauenbewegung und Arbeiterinnenfrage **11**, 9.
Radikale und gemäßigte Frauen 41, 1.

Parteien.

Konservative, Bund der Landwirte, Antisemiten, Christlich-soziale.

Bund der Landwirte 13, 2; 8, 1.
Blüte des Anstandes 31, 1.
Brief von Dr. Katz 36, 2.
Christlich-soziale Intrigue **35**, 2.
Christlich-soziale Taktik **25**, 3.
Freiherr v. Hammerstein 19, 2, **20**, 3.
Heil Arendt! 12, 1.
Im Zirkus Busch **7**, 8.
Konservative Wahlmanöver gegen Dr. Barth 8, 1.
Nachweis der Befähigung 32, 2.
Neue und alte Aristokratie **26**, 4.
Not der Landwirtschaft 19, 1.
Scharfmacher-Kultur 18. 1.
Stöcker und das Wahlrecht 52, 1.
Streit im konservativen Lager 33, 2.
Stummsche Tradition 30, 2.

Zentrum.

Bayerisches Zentrum 45, 1.
Die freisinnigen Parteien in klerikaler Beleuchtung 11, 1.
Disharmonieen im Zentrum 20, 2.
Donaueschingen 28, 1.
Fiasko des Zentrums (München) 49, 2.
Kampf gegen den Ultramontanismus **1**, 7.
Katholikentag in Straßburg 35, 1.
Kleine Erinnerung **38**, 5.
Klerikale Sozialpolitik 13, 2.
Lieber ein Fanatiker als ein Schaf 41, 1.
Neuer Erfolg des Zentrums 1, 1.
Riß im Zentrumsturm 42, 2.
Ritterschaft vom heiligen Grabe **21**, 2.
Römische Phantasien **49**, 2.
Unliberales 16, 1.
Zentrum und Konservative 29, 2.
Zentrumsagrarier und Zentrumsarbeiter 45, 2.
Zentrumsmann als Regierungskandidat 32, 2.

Nationalliberale, Jungliberale.

Abg. Franken 16, 7.
Die badischen Jungliberalen 4, 1.
Diedrich Hahn ans Herz gesunken 3, 2.
Heiterer Nachklang 51, 2.
Hessische Wahlrechtsfeinde 26, 3.
Jungliberalismus 38, 1.
Maske herunter! **33**, 4.
Nationalliberaler Parteitag 22, 1.
Nationalliberale Stammgäste 11, 1.
Nationalliberale Wahlrechtsfeinde 21, 1.
Nationalzeitung 19, 2.
Paasche 3, 1.
Rheinland-Westfalen 43, 1.
Scherer † 46, 2.
Wahlaufruf der Nationalliberalen Badens 24, 2.
Was ist Nationalliberalismus? **20**, 6.

Freisinnige Volkspartei.

Aus der freisinnigen Volkspartei 45, 2.
Dr. M. Hirsch
Eigenartige Sozialpolitik 51, 2.
Ein freisinniger Volksparteiler für die Einigung des Liberalismus 9, 1.
Freie deutsche Presse 41, 2.
Freisinn und Mittelstandsbewegung 28, 2.
Freisinnige Volkspartei und Flotte 48, 2.
Freisinnige Volkspartei von Südwestdeutschland 29, 2.
Fürth-Erlangen 30, 1.
Kabale und Liebe 43, 2.
Materialien zur liberalen Einigungsfrage **40**, 5.
Müller-Meiningen über nationalsoziale Studenten 9, 1.
Parteitag der freisinnigen Volkspartei 39, 1.
Reinfall der „Freien Presse“ 25, 2.
Scheinliberalismus 19, 2; 20, 2.
Vom Steuerschnüffler und dem bang besorgten Vater 26, 2.
Vossische Zeitung **32**, 2.
Wahrheit und Dichtung 42, 2.
Zur Beachtung! **41**, 7.

Demokratie. Elsässischer Liberalismus.

Demokratie und Flotte 45, 1.
Die liberale Landespartei in Elsaß-Lothringen 3, 1.
Frankfurter Zeitung 4, 1; 39 1.
30. Parteitag der deutschen Volkspartei 39 1.
Wie mans machen muß 50, 2.
Zwei wichtige Parteitage 36, 2.

Freisinnige Vereinigung.

Bayerische Landtagswahlen und Nationalsozialen **29**, 4.
Brömel und Pachnicke 41, 2.
Gemeindewahlrecht und Nationalsoziale. 31, 1.
Generalversammlung des Wahlvereins der Liberalen **7**, 2.
Handelsverträge auf dem Parteitag **7**, 2.
Nachklänge **8**, 3.
Nachwahl in Plön-Oldenburg 50, 2.
Parteientwicklung 17, 2.
Redakteur Max Stärke 17, 2.
Schlußstück **24**, 4.

Allgemeine liberale Fragen.

Die Einigung marschiert 23, 1; 45, 2.
Einigung des Liberalismus **13**, 2; 52, 1.
Einigung des Liberalismus in Frankfurt 22, 2.
Haltung der Liberalen in der Kanalfrage 1, 1.
Liberale Einigung 11, 1.
Liberale Einigung in Bayern **2**, 8.
Liberalismus und Sozialdemokratie **33**, 4.
Niedergang des Liberalismus **9**, 2.
Nord und Süd **44**, 3.
Parteitag der deutschfreisinnigen Partei in Schleswig-Holstein **19**, 5.
Schadenfreude in der Politik **42**, 3.
Schleswig-holsteinischer Liberalismus **17**, 3.
Schlimmste Niederlage **9**, 3.
Wahl in Hof 9, 1.
Wählt das Bürgertum auch sozialdemokratisch? **44**, 2.
Zweifrontentheorie 26, 2.

Sozialdemokratie.

Anarchosozialismus 35, 1; 37, 1;
Bayerische Sozialdemokratie 36, 1.
Bebel bewilligt Militärforderungen 10, 1.
Die Arbeiter müssen sich die Akademiker erziehen 23, 1.
Die gescheiten Literaten und die dummen Arbeiter 25, 1.
Eine ungehaltene Rede **28**, 2.
Geck Vizepräsident des badischen Landtags 51, 1.
Gewerkschaften bleiben fest 40, 1.
Gewerkschaftsführer über die Radikalen 37, 2.
Hessische Sozialdemokraten 45, 2.
Kampf um den Vorwärts **44**, 2.
Kautsky als Revisionist **15**, 3; **16**, 4.
Kölner Gewerkschaftskongreß im Lichte sozialdemokratischer Parteiblätter 23, 5.
Maifeier 19, 8.
Mehring über den „Vorwärts“ 35, 2.
Organisationsstatut der Sozialdemokratie **17**, 2.
Partei und Gewerkschaft 39, 2.
Politik der bayrischen Sozialdemokratie **3**, 3; 14, 1.
Politischer Massenstreik **33**, 3; **34**, 3.
Politisches zum Gewerkschaftskongreß 21, 3.
Probe auf das schwarzrote Bündnis 6, 2.
Radikale Komödie 18, 1.
Radikalisierung des „Vorwärts“ 43, 2.
Revolutionäre von Jena **39**, 3.
Rosa Luxemburg 39, 2.
Rote Rudolstadt, Das 38, 1.
Sächsische Sozialdemokratie 33, 1.
Soziales Königstum 16, 1.
Sozialdemokrat für den Etat 31, 2.
Sozialdemokrat über die Flotte 44, 2.
Sozialdemokratie und Liberalismus 1, 2.
Sozialdemokratie in England 6, 1.
Sozialdemokratie und Krieg 2, 1.
Sozialdemokratie und Schule **1**, 2.
Sozialdemokratie und Zollpolitik **50**, 5.
Sozialdemokratische Weltpolitik 39, 2.
Sozialdemokratischer Parteitag 28, 1.
Sozialdemokratisches **5**, 4.
Sozialdemokratisches Trauerspiel **48**, 2.
Sozialdemokratisches Zentralorgan **36**, 3.
Stadthagen und Rosa Luxemburg 49, 2.
Stuttgarter Sozialdemokraten 43, 2.
Torheit der württembergischen Sozialdemokratie 18, 2.
„Vorwärts“ 46, 1.
Vorwärtsskandal **45**, 4.
Vorwärtsskandal in gewerkschaftlicher Beleuchtung 48, 7.
Zur Beachtung! **41**, 7.

Wirtschafts- und Sozialpolitik.

Handels-, Verkehrs-, Gewerbepolitik.

Arbeitsmarkt 17, 2.
Auswandernde Industrie 24, 2.
Auswanderung 12, 12; 22, 8.
Bergbauverstaatlichungen 24, 2.
Berufs- und Gewerbezählung 30, 8.
Bismarck als Agitator **47**, 3.
Budde als Reformator 27, 2.
Bülows Rede zu den Handelsverträgen **6**, 3.
Der wachsende Volksbedarf **2**, 2; **3**, 2; **4**, 4; **5**, 8; **12**, 5.
Dr. Heim, die Bauern und die Handelsverträge **9**, 4.
Elektrizitätsindustrie (Konjunktur) 41, 12.
Geburtenüberschuß von 1903 ist zurückgegangen 13, 4.
Gemeinschädlichkeit der Kartelle 2, 2.
Gesetzliche Beschränkung des Handelsverkehrs 5, 1.

Digitized by Google

Handel der Welt 24, 6.
Handelspolitik des verratenen Vaterlandes 10, 3.
Handelsverträge und Export **6**, 3.
Kohlenherren 12, 2.
Personentarifreform in Deutschland **36**, 5.
Preis des russischen Handelsvertrages **1**, 1.
Schatten der Handelsverträge 32, 2.
Tragikomischer Handelsvertrag **7**, 5.
Wie rentiert die deutsche Industrie? 10, 3.
Verzuckerter Protektionismus **1**, 3.
Wird Deutschland eine Wirtschaftsmacht ersten Ranges unter den neuen Handelsverträgen bleiben können? **6**, 2.
Wirkungen der neuen Handelsverträge 16, 2.
Zuckerkonsum 38, 2.

Agrarfrage.

Bauernfeindliche Schutzzölle 37, 2.
Der deutsche Bauer und die Industrie **16**, 5.
Eingeständnis der Schwäche **46**, 2.
Ein moderner Bauernkrieg **6**, 5.
Fleischnot **34**, 6.
Fleischnot und Minister 37, 1.
Fleischnot und Städte 43, 1.
Fleischnotverschleppungskomödie 45, 2.
Geprellte Müller 36, 1.
Landarbeiternot 38, 2.
Landarbeiterrecht 26, 3.
Landwirtschaftliche Genossenschaften 10, 8; 14, 8; 34, 8; 51, 8.
Rechtsschutz für Bauern und Landarbeiter 38, 8.
Unvorbereitet wie ich bin (Landarbeiter).
Wie Landarbeiter leben **1**, 5.

Mittelstandsfrage.

Agrarische Mittelstandspolitik 45, 2.
Auch eine Handwerkerfrage **49**, 5.
Bankerott des Befähigungsnachweises 33, 1.
Handwerk am Scheidewege 21, 7.
Handwerksgerichte 49, 7.
Hebung der Handwerkerbildung 36, 8.
Ministerialdirektor Thiel 45, 8.
Mittelstandsfragen **43**, 2.
Mittelstandsrettung und kein Ende 28, 1.
Mittelstandsvereinigung 38, 2; 39, 3.
Unnatürlicher Bund **37**, 3.
Wendepunkt in der Handwerkerpolitik 34, 8.
Wer gehört zum Mittelstand? 39, 3.

Wohnungsfrage.

Förderung der praktischen Wohnungsreform 34, 8.
Grauenhaftes Wohnungselend 17, 7.
Hausagrarier 31, 1.
Jahrbuch für Wohnungsreform 38, 8.
Mieterbewegung 27, 8; 36, 8; 41, 2.
Preuß. Wohnungsreformgesetz 14, 8.
Verband deutscher Mietervereine 33, 2.
Verein für Wohnungsreform 24, 7.
Wohnung und Einkommen **15**, 2.
Wohnungsamt Stuttgart 16, 7.
Wohnungselend in den Städten 13, 8.
Wohnungspolitisches Manchestertum **43**, 4; **44**, 4.

Sozialpolitik.

Abbe † 3, 1; **4**, 7.
Achtstundentag 31, 8; 33, 8.
Arbeiterausschüsse 12, 8.
Arbeiterwohlfahrt 42, 8.
Arbeitgebertaktik bei Differenzen 5, 8; 12, 8; 15, 1; 15, 7; 17, 7; 18, 8; 24, 7; 34, 2; 41, 12; 43, 7.
Ausländische Arbeiter als Lohndrücker 38, 8.
Ausstellung zur Bekämpfung der Volkskrankheiten **37**, 9.
Bekämpfung der Tuberkulose **11**, 7.
Bergarbeiterschutzgesetz 6, 1; **12**, 8; 12, 7; 13, 1; 13, 7; 17, 1; 18, 1; 19, 2; 20, 3; 24, 6.
Bergarbeitertrutz **16**, 2.
Bund der Industriellen 20, 8.
Dienstbotenfrage 30, 8; 42, 8; 43, 8.
Ein deutscher Privatbeamtentag **20**, 6.
Ein gutgesinntes Lehrbuch der Sozialpolitik **13**, 4.
Ende des Bergarbeiterschutzes **22**, 5.
Gewerbliches Zwangsschiedsgericht 13, 8.
Großindustrie und christliche Gewerkschaft 40, 1.
Kinderschutzgesetz **52**, 3.
Krankenkassen 27, 8; 29, 8; 33, 8.
Krankheitsverhütung und soziale Gesetzgebung **28**, 6; **29**, 6.
Lohmann † 36, 1.
Macht und Recht **17**, 7.
Reichsarbeitsblatt 9, 8.
Reichsarbeitsamt 3, 8.
Soldaten als Aushilfsarbeiter 24, 6.
Sommerurlaub 20, 8.
Sozialpolitik in Staatsbetrieben 6, 7.
Sozialpolitik in Süddeutschland 42, 2.
Sozialpolitischer Rückblick **2**, 3; 2, 7.
Streikbruch als Gewerbe 30, 8.
Sonntagsruhe im Handelsgewerbe 30, 8.
Soziales Museum 27, 8.
Städtischer Mietszuschuß für Arbeiter 26, 8.
Streikarbeit und Moral 23, 8.
Streiklohn der Bergarbeiter **11**, 3.
Tarifbewegung in der bayerischen Metallindustrie **27**, 3.
Tarifverträge 31, 8; 32, 8; 47, 7.
Unglaubliches Urteil 49, 8.
Verein für Sozialpolitik **40**, 3; **41**, 4.
Verkürzung der Arbeitszeit 37, 8.
Verwaltung der Post-Spar- und Darlehnsvereine 16, 8.
Weibliche Gewerbeaufsicht 17, 6.
Zug nach der Stadt **48**, 4.
Zuchthausvorlage 16, 8; 48, 7.
Zukunft der Arbeiterversicherung 10, 1.
Zweite internationale Arbeiterschutzkonferenz 23, 8.

Soziale Bewegung.

Allgemeine Gewerkschaftsfragen 16, 7; 24, 6; 34, 8; 45, 8; 49, 7; 51, 8.
Amerikanische Gewerkschaftspolitik 43, 8.
Arbeiterbeamten 3, 8; 5, 8; 9, 8; 47, 8; 49, 8.
Arbeiterkongreß 49, 8.
Arbeitersekretariate 30, 8.
Arbeitgeberzeitung 31, 8.
Ausstellung von Hausindustrie 11, 6; **52** 4.
Beherrscher der Straße 46, 7.
Bescheiden 47, 8.
Bodenreform 9, 8; 17, 6; 30, 8; 38, 8; 43, 1; 47, 8; 50, 2.
Bürgerliche Gewerkschaftssympathien 44, 7.
Buchdruckerverband 21, 8; 29, 8; 38, 8.
Budde und die Konsumvereine 13, 8.
Bund für Mutterschutz 14, 8.
Christliche Gewerkschaften 2, 7; 22, 8; 25, 8; 26, 8; 28, 8; 37, 8; 42, 8.
Deutschnationales Heldentum 4, 6.
Die deutschen Genossenschaften 3, 8; **10**, 5;
Die deutschen Gewerkvereine **26**, 5; **27**, 5.
Einheitlichkeit der deutschen Gewerkschaftsbewegung **14**, 3.
Einzelne Arbeitskämpfe 8, 7; 10, 8; 18, 8; 25, 7; 27, 7; 28, 7; 29, 7; 30, 7; 31, 8; 32, 8; 33, 8; 37, 7; 39, 8; 40, 8; 42, 8; 44, 7; 45, 8; 46, 8; 48, 7.
Evangelische Arbeitervereine 17, 6; 19, 8; 22, 8; 24, 7; 25, 7; 26, 8; **31**, 5; 35, 5; **44**, 7; 47, 8.
Fleischteuerung und Gewerkschaften 35, 8.
Freie Gewerkschaften 8, 7; 11, 6; 12, 7; 12, 8; 15, 7; 18, 8; 20, 8; 27, 8.
Gegen den Revers 38, 8.
Genossenschaft als Arbeitgeber 33, 8.
Gerichtsschreiber 4, 7; 8, 7.
Gewerbliche Friedensdokumente 8, 7
Gewerbliche Obstruktion 9, 2
Gewerkschaften in Köln **22**, 4
Gewerkschaften und Genossenschaften im Jahre 1904, **25**, 5; 19, 8.
Gewerkschaftliche Firmenverschleierung 49, 7.
Gewerkschaftliche Unterrichtskurse 12, 8; 48, 7.
Gewerkschaftliche Wandlungen **23**, 4.
Gewerkschaftsstatistik 1904 21, 7.
Gewerkverein der Ziegler 11, 6.
Gewerkvereinskongreß **19**, 6.
Handlungsgehilfen 47, 8.
Hirsch-Dunckersche Gewerkvereine 1, 5; 13, 8; 14, 8; 19, 8; 23, 8; 25, 8; 35, 8; 37, 8; 41, 8; 47, 7; 49, 7; 51, 8.
Kampf in der Berliner Elektrizitätsindustrie **41**, 5.
Kaufmannsgerichte, 21, 7.
Klassenbewußter Gewerkschaftssekretär 50, 2.
Konsumvereine 1, 7; 13, 8; 16, 8; 17, 6; 20, 8; 22, 8; **24**, 6; 26, 8; 27, 8; 47, 7.
Lage der Berliner Arbeiter 16, 8.
Metallarbeiterverband 16, 7.
Musikerverband 38, 8.
Niedriger hängen 29, 8.
Politische Vertreter von Handlungsgehilfen **12**, 4.
Privatbeamtenbewegung 26, 8; 27, 8; 32, 8.
Reichsgerichtsentscheidung 9, 8.
Rosenzüchtergenossenschaft 25, 8.
Schiller in der Gewerkschaftspresse 19, 8.
Soziale Auskunftsstellen 15, 7.
Spitze Federn **11**, 4.
Tischendörfer 14, 7; 26, 2; 27, 7; 28, 7; 32, 8.
Traub 26, 2.
Unbegreifliche Streikurteile 10, 8.
Verein der Nichtorganisierten 45, 8.
Vorjährige Streiks und Aussperrungen **45**, 5.
A. Wagner 14, 8.
Werkmeisterverband 22, 8.
Zieglerverband 21, 8.
Zunahme des Fabrikarbeiterelends 1, 7.
Zweites Krimmitschau **32**, 4.

Bergarbeiterstreik im Ruhrrevier.

Aufruf für die Angehörigen der Streikenden **4**, 2.
Aus dem Ruhrgebiet **2**, 6.
Bergarbeiter im Ruhrrevier **4**, 9.
Bilanz im Kohlenstreik **7**, 6.
Erlebnisse im Ruhrkohlenrevier **2**, 5.
Forderungen der Bergarbeiter 4, 6.
Hoffnung der Streikenden an der Ruhr 4, 8.
Kleine Notizen 2, 7; 5, 7; 7, 1; 8, 2; 9, 8; 10, 8; 11, 6; 12, 7; 13, 7; 13, 8; 14, 8; 17, 6; 22, 8; 42, 8; 45, 8; 46, 8; 49, 7.
Kohlenarbeiterstreik und die Gesetzgebung **5**, 3.
Schuldfrage im Bergarbeiterstreik **3**, 4.
Streik im Ruhrgebiet **6**, 1.
Wo stehen wir im Streik der Bergleute? **4**, 2.
1889 und 1905 **4**, 3.

Religion, Kirchliches.

Die Kirche und die untere Schicht 19, 2.
Gegen die Unfreiheit in der Religion 4, 2.
Neues Buch von Kutter **39**, 10.
Predigtprobleme **29**, 10.
Religionsgeschichtliche Volksbücher **43**, 9; **44**, 10.

Andachten.

Ein Vermächtnis 1, 9.
Das neue Testament **2**, 9.
Aergernis **3**, 9.
Freiheit **4**, 9.
Gerechtigkeit **5**, 9.
Frömmigkeit **6**, 9.
Reich werden **7**, 9.
Einigungsformel **8**, 9.
Berufe **9**, 9.
Verwunderung **10**, 9.
Wahrheit **11**, 9.
Vergebung **12**, 9.
Erkenntnis **13**, 9.
Freie Bahn **14**, 9.
Sonntag **15**, 9.
Religiöse Anlage **17**, 9.
Zweifel **18**, 9.
Zielbewußt **19**, 9.
Ich **20**, 9.
Nach dem Tode **21**, 9.
Jesus Christus **22**, 9.
Pfingsten **23**, 9.
Regierung **24**, 9.
Anno dazumal **25**, 9.
Vorsicht **26**, 9.
Schwäche **27**, 9.
Selbsterkenntnis **28**, 9.
Am Strand **29**, 9.
Wunder **30**, 9.

Digitized by Google

Gebet und Wunder **31**, 9.
Südwestafrika **32**, 9.
Gleichmut **33**, 9.
Kindersterben **34**, 9.
Modernes Christentum **35**, 9.
Torheit **36**, 9.
Stille **37**, 9.
Eine Predigt **38**, 9.
Toleranz **39**, 9.
Kaufmann **40**, 9.
Erinnerung **41**, 9.
Worauf es ankommt **42**, 9.
Namen **43**, 6.
Heimat **44**, 9.
Auf eigenem Grund **45**, 9.
Schaffen **46**, 9.
Vom Tod **47**, 9.
Advent **48**, 9.
Obrigkeit **49**, 9.
Flotte **50**, 9.
Unterm Baum **51**, 9.
Zum Jahreswechsel **52**, 9.

Feuilleton.

Verschiedenes.

Ahlem **6**, 9.
Alkohol und Verbrechen **20**, 10; **22**, 9.
Aphorismen (Lichtenberg) **47**, 10.
Bildungshygiene **17**, 10; **18**, 11.
Ehrliche Kritik **35**, 9; **36**, 9.
Ethik und Kapitalismus **8**, 9.
Geschichte der Brille **41**, 10.
Heimatschutz **30**, 10.
Industrie und Poesie **34**, 9.
Krankheit des Niedergangs **24**, 9; **25**, 10; **26**, 9.
Naturwissenschaft und Weltanschauung **38**, 9.
Persönlichkeit **50**, 9.
Philosophie im 19. Jahrhundert **1**, 9
Psychologie und öffentlicher Kampf **12**, 9; **13**, 10.
Reform der sexuellen Ethik **29**, 9; **30**, 9; **33**, 5.
Schafft frohe Jugend! **25**, 9.
Schönheit des Nützlichen **27**, 9; **28**, 9.
Venedig **19**, 9; **20**, 9; **21**, 8.
Weihnachten **51**, 3.

Literatur.

Aeckerle („Ein neues Talent") **16**, 9.
Eintagsfliegen **45**, 9.
Ellen Key **10**, 10.
Flaischlen „Jost Seyfried" **33**, 9.
Goethes Lili **2**, 9.
Hilligenlei **51**, 9.
Hundert Jahre (Schiller) **18**, 2.
Jugendschriftenfrage **5**, 9.
Patria 1906 **44**, 9.
Planck **23**, 10.
Proletarische Verse **15**, 9.
Reinhardts Bühnen **39**, 9.
Schiller und der Genius seiner Zeit **15**, 7.
Schiller als Zeitbürger **17**, 8.
Schillers Idealismus **18**, 9.
Schlaikjers Berliner Kämpfe **14**, 9.
Schüler („Gedichte") **31**, 9.
Shakespeare oder Bacon? **47**, 9.
Tagebuch einer Verlorenen **44**, 11.
Thoma „Andreas Vöst" **40**, 9.
Volkslieder und Balladen **9**, 9.

Kunst.

Appollo und Marsyas **14**, 11.
Badische Kunst 49, 12.
Bauer, Karl (neue Bilder) 6, 12.
Das neue Geschäftshaus **10**, 9.
Dom in Berlin 9, 11.
Dürers „Hände" und der „betende Knabe" 12, 12.
Cornelius, Peter (Komponist) **13**, 9.
C. D. Friedrich 31, 1.
Gulbranssson („Karikaturen") 29, 12.
Hamacher („Ein Langobarde") 22, 12.
Heichert („Eine gemalte Familiengeschichte") 22, 12.
Hodler, Ferdinand **28**, 10.
Jank („Ein Jagdbild") 25, 12.
Kunstwartbilder 49, 12.
Kaiserkapelle **41**, 9.
Künstlerischer Theatervorhang **8**, 11.
Künstlersteinzeichnungen (S. Schneider — F. Hoch — E. Würtenberger) 50, 10.
Langhammer („Ein etwas kindliches Vergnügen") 20, 12.
Lesser Ury 5, 12; **45**, 10.
Menzel 1, 12; **7**, 9; 15, 11.
Meunier, Constantin **16**, 9.
Michelangelos Propheten **26**, 10; **27**, 10.
Moderne Illustratoren **49**, 9.
Moderne Möbelkunst **42**, 9.
Mosaik im Berliner Museum 6, 11.
Natur und Kunst 20, 12.
Neue Sezession 23, 12.
Nürnberger Madonna **44**, 12.
Paris 19, 12.
Pleuer („Ein Maler der Eisenbahn") 35, 12.
Porträt **17**, 9.
Rembrandts Simsonbild in Frankfurt **32**, 9.
Rebel („Die Kunst im Nichtkönnen") 11, 11.
Rembrandts Hundertguldenblatt 11, 11.
Rethels Totentanz **46**, 9.
Rodin „Bürger von Calais" 12, 11.
Segen der Tradition 21, 12.
Schüz, Theodor 48, 12.
Thoma im Hochgebirge 6, 11.
Wieland („Ein Alpenbild") 47, 12.

Erzählungen.

Abendspaziergang **35**, 10.
An dem Gefängnistor **14**, 10.
Aus dem Vogelsberg **29**, 11; **30**, 11; **31**, 10; **32**, 11.
Aus den Papieren eines Philantropen **1**, 11; **2**, 10; **3**, 10; **4**, 10; **5**, 11.
Bilder aus einem Dorfe **19**, 10; **20**, 11; **21**, 10; 22, 10; 23, 11.
Den Galgen! sagt der Eichele **26**, 11; **27**, 11; **28**, 11.
Der gute Mann **17**, 11.
Die Emanzipation der Pferde **8**, 10.
Die Gegner **45**, 11; **46**, 10.
Don Manuel **24**, 11; **25**, 11.
Dorfgeschichte **36**, 10; **37**, 10.
Durchschaut **11**, 10.
Erinnerungen an die Klinik **6**, 11; **7**, 10.
Großstadt-Weihnachten **51**, 10.
Heidemaren **12**, 10.
Hundescheike **3**, 9.
Im Winkel **39**, 11.
Neue Gedichte (Koch) **14**, 12.
Pollos Begräbnis **15**, 10.
Provinz **40**, 10.
Sang am Meer **43**, 10.
Studie in Brandrot **33**, 10.
Untreu **10**, 11.
Vater Böske **34**, 11.
Von den Dingen der Kunst **38**, 10.
Was meine Wärterin von den Franzosen erzählte **48**. 10; **49**. 11.
Wie der Adma starb **41**, 11; **42**, 10.
Zu Füßen der Großstadt **52**, 10.

Allerlei.

Das Dementi — Bismarck als Junker — Meeresträume 1, 12. **Friedliche Demonstrationen** — Thygater 2, 11. **Gegen Schundromane** — Briefschreibendes Zeitalter — Zur Psychologie der Frau — Beethoven-Violinkonzert — Das Kind am Meer 3, 12. **Kinderseelen** 4, 12. **Sozialdemokratische Sorgen** — Fürs Leben 5, 12. **Morgenandacht** 7, 12. **Ein Bergarbeiterdichter** 8, 12. **Arme Leute** — Badische Kunst 9, 11. **Bülows Büste** — Ein Sonnabendsgast 10, 12. **Schillerfeier** 11, 12. **Ad. Wagner** — Fuchskauten 12, 12. **Aus dem Tagebuch eines deutschen Diplomaten** — Im Ried — Erinnerungen an das Schillerfest von 1859 — Zur Schillerfeier 13, 12. **Nochmals die Schillerfeier 1856** 4, 12. **Schillernekdoten** — Grauen 15, 11. **Deutsches Volkslied** — Wie Schiller arbeiten mußte — Aquis submersus — Ein Frühlingsmärchen 16, 12. **Schiller im Urteil des 20. Jahrhunderts** — Die alte Bilderschieblade 17, 12. **Nur immer langsam** — Melodie 18, 12. **Fichte** — Die Gräuel des modernen Krieges 19, 12. **Englische Wetterbetrachtung** 20, 12. **Ofenausstellung** 21, 12. **Bülow** — Hoher Besuch 22, 12. **Der Einzug** — Episode aus den Kämpfen in Südwestafrika 23, 12. **Fürst Bülow** — Bücher kaufen und nicht leihen — Heerweg 24, 12. **Heimatgefühl** — Zensorenstriche und -streiche 25, 12. **Manöverbild** — Jugend 26, 12. **H. Kurz** — Wandlungen 27, 12. **J. Kainz** — Die Bücher des Arbeiters 28, 12. **Stürmische Fahrt** — Leben und Bücher 29, 12. **Vom Geistreichen** 30, 12. **Ueber Freundschaften** — Mondnacht 31, 12. **Heimatschutz und Kapitalismus** 32, 12. **Millionen** 33, 12. **Politikers Erholungsreise** 34, 12. **Volksausgabe von Mörike** 35, 12. **Im Atelier** — Lyrik — Kloster Maulbronn 36, 11. **Fuchsfabenglaube** — Marie v. Ebner-Eschenbach — In der Heide — Auf einer Wanderung — Die Sonne . . . 37, 12. **Kloster Lehnin** — Mozart und Beethoven — Schnitterlied 38, 12. **H. Vierordt** Herbst 39, 12. — **Bauernschriftsteller** — Kühn, vorsichtig und treu . . — Selbstgeständnis 40, 12. **Herbstzeit** 41, 12. **R. Wagner als Lyriker** — Blätterfall 42, 12. **Erinnerung** — Denk es, o Seele . . . 43, 12. **Vernunft und Leben** 44, 12. **Tempel und Dom** — Wandelnde Denkmäler 45, 12. **Ausritt** — Ein Tanz 47, 12. **Heilsarmee** — Herbstentschluß 48, 12. **Das goldene Rückgrat** — Deutsche Schule in Rom 49, 12. **Weihnachtsgeschäft** — Weihnachten im Friedrichshain. — Die russische Revolution und Gorki — Neue Drucktypen — „Kunstkenntnis" — Lokomotive 52, 12.

Außerdem Bücherbesprechungen und in jeder Nummer Berichte über „Unsere Bewegung".

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 1

Nationalsoziale Wochenschrift

Sonntag, den 8. Januar 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Port Arthurs Fall — Der Preis des russischen Handelsvertrages — Ein neuer Erfolg des Zentrums — Polenpolitik — Die Haltung der Liberalen in der Kanalfrage — Liberalismus und Sozialdemokratie — Herr v Gerlach) — **Naumann:** Sozialdemokratie und Schule — **Dr. Theodor Barth:** Der verzuckerte Protektionismus — **Richard Charmatz:** Herrn von Körbers Ende — Wie Landarbeiter leben — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — **Graf von Hoensbroech** u. **A. Urbain:** Der Kampf gegen den Ultramontanismus.

G. Traub: Ein Vermächtnis — **Dr. Robert Prill** — Von dem merkwürdigen Schicksal der Philosophie im 19. Jahrhundert — **Erich Schlaikjer:** Aus den Papieren eines Philantropen. V. — Kunst — Allerlei — Briefkasten.

Politische Notizen

Port Arthurs Fall. Als man in den Ländern der westlichen Kultur den Beginn des neuen Jahres feierte, trat der tapfere Kommandant von Port Arthur mit den japanischen Belagerern in Kapitulationsverhandlungen, die, wenn diese Zeilen dem Leser zu Gesicht kommen, zweifellos abgeschlossen sind. Die Festung war nicht mehr zu halten, nachdem die Japaner eine Reihe der wichtigsten Forts mit stürmender Hand genommen hatten, und es konnte sich nur noch um die Frage handeln, welche Bedingungen der heldenmütigen russischen Besatzung gewährt werden sollten. Im großen Publikum wie auch an der Börse hat die Nachricht von dem Fall des Platzes kaum irgendwelche Wirkung hervorgerufen. Man war sich eben allgemein trotz der zuversichtlichen Mitteilungen der russischen Presse schon seit längerer Zeit darüber im klaren, daß das Schicksal der Festung besiegelt sei. Optimisten glauben nun an ein nahe bevorstehendes Ende des Krieges. Ohne Grund, wie uns bedünken will, denn auch die maßgebenden Kreise in Petersburg haben mit dem Verlust Port Arthurs sicherlich schon seit Monaten bestimmt gerechnet. Diese hätten, wenn sie die Weiterführung des Feldzuges von der Behauptung dieses Punktes abhängig machen wollten, schon Friedensverhandlungen einleiten müssen, nachdem die Versuche, eine Entsatzarmee vorzuschieben, blutig zurückgewiesen worden waren. Immerhin bedeutet die Einnahme der Stadt natürlich einen schweren, sehr schweren Schlag für die Russen. Ihre wichtigste Flottenbasis geht aus ihren Händen in die ihrer Feinde über, und das sog. baltische Geschwader würde sicherer Vernichtung entgegengehen, wenn es unter diesen Umständen seine Reise nach dem Gelben Meer fortsetzen wollte. Beträchtliche japanische Landtruppen werden frei, um die bei Mukden stehende Armee zu verstärken. Nicht gering ist endlich die moralische Depression in Anschlag zu bringen, die die Kunde von dem Verlust auf die Soldaten des Zaren ausüben wird. Daher dürfte die Erwägung, daß die Japaner ihren Erfolg sehr teuer erkauft haben, den Russen kaum einen erheblichen Trost gewähren.

Der Preis des russischen Handelsvertrages wird veröffentlicht, ehe man den Handelsvertrag selbst kennt. Die von uns bereits vor sechs Monaten bestimmt vorausgesagte, von der Regierungspresse abgeleugnete, russische Anleihe soll nun in einer Höhe von 500 Millionen Mark aufgelegt werden. Welche Politik die Reichsregierung bei dieser Anleihe verfolgt hat, geht daraus hervor, daß sie vor etwa Jahresfrist die großen deutschen Banken ersuchte, die Unterbringung der Anleihe nicht zu übernehmen, bevor der russische Handelsvertrag perfekt geworden sei. Um die deutschen Agrarier zu befriedigen, begünstigt also Bülow, daß viele Millionen deutschen Vermögens in verzweifelt unsicheren russischen Werten angelegt werden; während die russische Regierung, um die größten Löcher ihrer zerrütteten Finanzen vorübergehend zu verstopfen, das Interesse ihrer Getreideproduzenten preisgibt. Im industriellen Deutschland werden die getreideverkaufenden Großagrarier entgegen dem Interesse der Gesamtheit befriedigt. Im Agrarstaat Rußland kümmert man sich nicht um die getreideexportierende Landwirtschaft, die den Kern der russischen Volkswirtschaft bildet. Beide Länder dürften auf die Dauer an dieser Lösung wenig Freude erleben. Vergnügt werden nur die augenblicklichen Inhaber der Regierungsgewalt in Deutschland und Rußland sein, indem sie über die Schwierigkeiten des Momentes hinweggeglitten sind.

Ein neuer Erfolg des Zentrums. Der „Reichsbote" berichtet, daß der Kultusminister es den evangelischen Gemeindevertretungen verboten hat, aus den Kirchenkassen Beiträge für evangelische Gemeinden im Ausland zu geben. Das ist ein Eingriff in die kirchliche Selbstverwaltung, der den Widersinn einer Staatskirche handgreiflich deutlich macht. Im Interesse des Protestantismus liegt es, daß die wohlhabenden Kirchengemeinden ihren Überschuß für Ausbreitung ihres Glaubens verwenden. Wenn sie österreichische Los-von-Rom-Gemeinden oder Gustav-Adolph-Gemeinden oder Heidenmissionsgemeinden unterstützen, so tun sie damit von ihrem Standpunkte aus etwas völlig Berechtigtes. Es ist einzig und allein katholischer Druck, der hier in das Selbstverwaltungsrecht der evangelischen Gemeinden eingreift, und zwar stellt sich der Kultusminister, der den Landesbischof vertritt, auf die Seite des Gegners der evangelischen Bewegungen und, wie es scheint, hat der vom Staat bezahlte Oberkirchenrat keine evangelische Tapferkeit gegenüber solchem Vorgehen. Was würden die katholischen Stifter und Kirchen sagen, wenn man sie in ähnlicher Weise binden wollte? Aus solchen Erfahrungen heraus muß in den evangelischen Gemeinden der Ruf entstehen: wir wollen uns unsere Konsistorialräte selber bezahlen, damit sie evangelisch bleiben, und wir wollen im Staate kein anderes Recht haben als das der freien Selbstverwaltung!

Polenpolitik. Etwa 320 000 ausländische Landarbeiter kommen jetzt, nach einer Statistik der pommerschen Landwirtschaftskammer, alljährlich als Saisonarbeiter nach Deutschland. Von diesen wandern ungefähr 60 000 aus Galizien ein, 250 000 aus Russisch-Polen, 10 000 aus Österreich-Ungarn. Ein großer Teil geht aus der Landwirtschaft zur Industrie über. Das Ruhrrevier, das hauptsächliche Sammelbecken der slawischen Einwanderung, beherbergt jetzt nicht weniger als 60 000 polnisch sprechende und 25 000 masurisch sprechende Einwohner. Aus diesen Ziffern geht wieder hervor, daß Stärkung des Großgrundbesitzes und Abwehrpolitik gegenüber dem Polentum sich gegenseitig ausschließen. Der landwirtschaftliche Großbetrieb mit seinem Bedarf an östlichen Arbeitern ist das stärkste Element der Polonisierung.

Die Haltung der Liberalen in der Kanalfrage. Abg. Broemel schreibt in der „Liberalen Correspondenz" über die Taktik, welche sich für die Liberalen gegenüber dem

Digitized by Google

mit dem Schleppmonopol behängten Kanalstummel empfiehlt. Er ist der Meinung, daß trotz der Abstriche und Verschlechterungen, welche die alte Kanalvorlage erlitten hat, es für die liberalen Parteien dennoch nicht angebracht sei, von vornherein eine ablehnende Stellung einzunehmen.

„Alle Kanalfreunde auf der linken Seite des Hauses nehmen mit vollem Rechte schweren Anstoß an der Einfügung der Schiffahrtsabgaben und des Schleppmonopols in das Gesetz. Aber diese beiden Änderungen selbst sind hinsichtlich ihres inneren Zusammenhanges mit dem Gesetz durchaus nicht auf eine Linie zu stellen. Wenn der Kanal Rhein-Hannover fällt, so fällt freilich auch das auf ihm geplante Schleppmonopol. Aber durch die Ablehnung der Kanalvorlage werden die drohenden Schiffahrtsabgaben auf den bisher abgabenfreien Strömen durchaus nicht aus der Welt geschafft. Die Ausführungen des Ministers von Budde in der Kanalkommission haben keinen Zweifel darüber gelassen, daß die Regierung in der Frage der Schiffahrtsabgaben heute denselben Standpunkt einnimmt, welchen das Zentrum und die beiden konservativen Parteien, also die große Mehrheit des Abgeordnetenhauses, einnehmen. Wenn es der Regierung gelingt, die Hindernisse, welche aus der Vorschrift der Reichsverfassung in Art. 54 und aus internationalen Verträgen der Einführung solcher Abgaben entgegenstehen, zu beseitigen, so werden die Schiffahrtsabgaben kommen, gleichviel ob die Kanalvorlage angenommen oder abgelehnt wird."

Broemel führt weiter aus, daß bei einer eventuellen Ablehnung der Kanalvorlage mit dem Rhein-Hannover-Kanal auch die für den Osten vorgesehenen wasserwirtschaftlichen Verbesserungen fortfielen.

„Ein solcher Ausgang würde aber auch nicht ohne politische Rückwirkungen bleiben. Gewiß würde es verkehrt sein, wenn man eine wirtschaftliche Vorlage nur unter politischen Gesichtspunkten betrachten wollte. Aber nicht minder verkehrt würde es sein, wenn man bei einer Vorlage von solcher Bedeutung von allen politischen Erwägungen absehen wollte. Wie bezeichnend sind in dieser Beziehung Äußerungen von konservativer Seite, die auf die Stärkung hinweisen, welche das Zentrum für seine politische Stellung gegenüber der Regierung gewinnen würde, wenn es sich in diesem Falle als die Partei erwiese, welche die Sache allein macht! Nun ist die politische Stellung der Liberalen im Osten Preußens ohnehin ungünstig. Sie würde einen schweren und vielfach gar nicht zu verwindenden Schlag erfahren, wenn gerade die Liberalen durch ihre Abstimmung die Vorlage und damit alle wertvollen Verkehrsverbesserungen für den Osten Preußens zu Falle brächten. Es würde gewiß voreilig sein, wenn eine Partei im gegenwärtigen Stadium der Dinge sich für ihre endgültige Abstimmung über die Vorlage bereits festlegen wollte. Man kann es auch nur als zweckmäßig ansehen, daß der Versuch gemacht wird, die Parteien der Linken in den Fragen des Schleppmonopols und der Schiffahrtsabgaben zu einer gemeinsamen Taktik zu vereinigen. Die Möglichkeit freilich, daß die vereinigte Linke das zwischen Regierung und agrarischer Mehrheit auf Grundlage der Schiffahrtsabgaben und des Schleppmonopols abgeschlossene Kompromiß einfach über den Haufen werfen und eine von beiden Mängeln gereinigte Kanalvorlage in beiden Häusern des Landtages zur Annahme bringen könnte, bleibt ausgeschlossen; angesichts der Parteiverhältnisse im Landtage ist sie ein Schatten, dem kein vernünftiger Mensch nachjagen kann. Ich habe es darum auch nur für meine Pflicht gehalten, die Mahnung auszusprechen, daß die liberalen Parteien des Abgeordnetenhauses bei ihrer endgültigen Stellungnahme zur Vorlage die Erwägungen nicht unbeachtet lassen möchten, die ich hier vorgetragen."

Das können wir vollkommen unterschreiben. Nichts würde den Konservativen erwünschter sein, als wenn die Kanalvorlage gegen liberale Stimmen angenommen würde. Denn nichts könnte ihre gerade wegen des Kanals nach oben verschlechterte Stellung mehr befestigen. Gewiß ist der halbe Kanal, den die Elbschiffe nicht erreichen können, weil er in den Hannoverschen Spargelfeldern aufhört, etwas Absurdes. Aber gerade deswegen ist anzunehmen, daß das „Eidechsenschwanzstück" von Hannover nach Magdeburg nachwächst.

Liberalismus und Sozialdemokratie. Man hört sehr oft behaupten, daß diejenigen Liberalen, die in Einzelfällen mit der Sozialdemokratie gegen die Reaktion Bündnisse abschließen wollen, von den Sozialdemokraten abgewiesen oder gar verhöhnt würden. Demgegenüber bitten wir von folgenden, auf der Tagung der preußischen Sozialdemokratie abgegebenen Erklärungen Notiz zu nehmen.

Der ultraradikale Abgeordnete Ledebour sagte über die letzten preußischen Landtagswahlen nach dem Berichte des „Vorwärts":

„Es wurde alles aufgeboten, um die Liberalen zu Wahlbündnissen zu bewegen, der Parteivorstand hat sein möglichstes getan, es waren große Hoffnungen darauf gesetzt von den Genossen, die die Liberalen für bündnisfähig hielten. In einem Flugblatt wurde erklärt, die Freisinnigen müssen Bündnisse mit uns eingehen, und Dr. Quark hat erklärt: ich werde selbst mit des Teufels Großmutter ein Bündnis schließen, um in das Abgeordnetenhaus hineinzukommen. Des Teufels Großmutter hat aber den ehrenvollen Antrag abgelehnt, und sie hat lieber eine Anzahl Wahlkreise verloren, um nur um Gotteswillen keinen Sozialdemokraten hineinkommen zu lassen. Das war für die Liberalen eine wahrhaft selbstmörderische Tat. — Tatsächlich ist die Sozialdemokratie mit ihren Bündnisanträgen gegenüber der freisinnigen Partei so weit gegangen, wie sie gehen konnte, denn sie hatte den Löwenanteil der Beute den Freisinnigen zugesprochen. Trotzdem haben die Freisinnigen das Bündnis zurückgewiesen, weil sie wußten, daß sie ihre Wähler nicht dazu bewegen konnten. Andere freisinnige Politiker, wie Herr Krieger in Königsberg, der für ein Bündnis mit der Sozialdemokratie eintrat, und die Nationalsozialen und die Freisinnige Vereinigung haben das nicht vermocht. Den Hauptkampf hat ja Dr. Barth geführt; wir wollen rühmend anerkennen, daß er den einzig korrekten Standpunkt im Interesse des Liberalismus eingenommen hat. Er hat lieber auf ein Mandat verzichtet, das ihm sonst sicher gewesen wäre, als daß er sich hätte in dieser taktischen Frage von den übrigen Liberalen majorisieren lassen; wir müssen anerkennen, daß er selbst bei taktischen Differenzen nicht am Mandat klebte."

Unrichtig ist, daß Eugen Richter seine Wähler nicht bewegen kann, nötigenfalls für den Sozialdemokraten zu stimmen. Erst jetzt hat sich in Lippe gezeigt, daß die volksparteilichen Wähler selbst gegenüber einem Kandidaten der freisinnigen Vereinigung den Sozialdemokraten unterstützen, wenn nur die Berliner Parteileitung die nötigen Anstrengungen macht. Gewöhnlich aber, so bei der Nachwahl in Eschwege-Schmalkalden, wandten die Richter, Kopsch usw. allen Einfluß auf, um ihre Wähler von der Unterstützung der Sozialdemokratie zurückzuhalten. Ledebour tut unrecht, zu glauben, was die Richtersche Presse aus leicht begreiflichen Gründen ihren Lesern vortäuscht. —

Borchardt-Königsberg meinte:

Auch das nichtsnutzige Verhalten der Liberalen darf uns von der ferneren Wahlbeteiligung nicht abhalten. Für uns entscheidet lediglich die Frage der Agitation; einem Wahlbündnis stehen wir weder ablehnend noch zustimmend gegenüber, wir sind aber keinesfalls gegen jedes Zusammengehen mit den Liberalen, denn schon im kommunistischen Manifest ist gesagt, wenn die Bourgeoisie revolutionär, d. h. heute also fortschrittlich auftritt, so kämpfen wir mit ihr Schulter an Schulter. (Beifall)

Ähnlich äußerte sich auch der Abg. Meist. Alle jene Äußerungen sind in dem, sonst ziemlich genauen, Berichte des „Vorwärts" merkwürdigerweise nur sehr lückenhaft wiedergegeben. Wir werden aber darauf zurückkommen, sobald das Protokoll der Tagung veröffentlicht ist.

Herr v. Gerlach hat am 31. Januar die Chefredaktion der „Berliner Zeitung" niedergelegt, da er mit seinen parlamentarischen Pflichten die verantwortliche Leitung eines zweimal täglich erscheinenden Blattes auf die Dauer nicht vereinigen zu können glaubt. Herr v. Gerlach wird aber ständiger Mitarbeiter der „Berliner Zeitung" bleiben.

Sozialdemokratie und Schule

Etwas spät kommt die sozialdemokratische Aussprache über das Schulprogramm, aber verloren ist damit nichts, denn die Sozialdemokratie ist ja im preußischen Landtag nicht vertreten, kann also doch nichts anderes tun als gute Wünsche zu formulieren, wie wir es in so vielen Dingen auch nur können. Für heute und morgen ist die preußische Gesetzgebung und Verwaltung noch ganz unberührt von dem, was die zahlreichste Partei des Landes will. Das fühlte und wußte jeder Teilnehmer der in diesen Tagen in Berlin abgehaltenen sozialdemokratischen Preußenkonferenz, und deshalb fehlte den Verhandlungen das unmittelbare praktische Interesse, das die allgemeinen deutschen Parteitage oft gehabt haben. Man sprach theoretisch über die Schule: wie man es machen würde, wenn man die Macht hätte! Gerade weil Dr. Arons im Laufe seiner Rede mir vorgeworfen hat, ich sei „nur theoretisch" für Trennung von Kirche und Schule, war es mir lieb, daß Abg. Heine sehr deutlich sagte, daß alle diese Erörterungen, also auch die sonst vortreffliche Rede von Arons, nur theoretischen Wert haben. Auf welche Kompromisse und Zwischenstufen man sich einlassen müßte, um zum schulpolitischen Endziel zu gelangen, blieb unerörtert. Sicher ist nur, daß man absolut gegen das jetzt vorgeschlagene Kompromiß ist. Das sind wir auch.

Überhaupt ist die Einheit in Schulfragen sehr groß. In der Hauptsache sind es alte liberale Forderungen, die die Sozialdemokratie in Schulangelegenheiten vorträgt. Es wäre gut gewesen, wenn ein Teil von den Liberalen, die

Digitized by Google

immer davon reden, daß zwischen ihnen und der Sozialdemokratie eine endlose Kluft liegt, die Rede von Arons über die Schule gehört hätten. Er fing mit Fichte, Alexander von Humboldt und Schleiermacher an und kritisierte ungefähr genau dasselbe am preußischen Schulwesen, was wir seit Jahr und Tag kritisieren. Dann besprach er unser Schulprogramm und erklärte es für das beste Schulprogramm innerhalb der heutigen Gesellschaft. Nur zwei Unterschiede seien übrig, nämlich erstens die Ausdehnung der Schulpflege auch auf leibliche Dinge (Ernährung, Kleidung) und zweitens die Forderung der absoluten Entfernung des Religionsunterrichtes aus der Schule. Was das erstere anlangt, so sei dies eine sozialistische Forderung, die jetzt unerreichbar sei und auf spätere Zeiten aufgehoben werden müsse, das andere aber sei eine alte demokratische Forderung, die nur durch die „elende Feigheit der Bourgeoisie" fallen gelassen worden sei. Dieses Wort von der Feigheit war in diesem Zusammenhange recht überflüssig, denn es ist bekannt, daß es in Frankreich gerade der radikalste sozialistische Flügel ist, der sich gegen die Entfernung der Religion aus der Schule ausspricht, während dort Jaurès und seine Leute für die Trennung sind, und es zeigte sich ferner bald hinter der Rede von Arons, daß auch in Deutschland ein so angesehener Sozialdemokrat wie Heine diese Forderung grundsätzlich bekämpft. Sind also jene Franzosen und Heine auch feig? Es war um so unnötiger, daß Arons diesen Ausfall machte, als sich sonst die Berliner Tagung sehr vorteilhaft von den Sitten der „Leipziger Volkszeitung„ unterschied.

Doch also zur Sache selbst. Arons sieht im Religionsunterricht nur das Hemmnis der Erziehung, Heine sieht in ihm auch Mitteilung von Kulturgütern. Beide sind gegen das tote Auswendiglernen, gegen Dogmatik, Konfessionalismus, Kirchentum. Die strittige Frage ist, ob das bloße Ausscheiden des Religionsunterrichtes genügt, die Macht der Kirchen zu vermindern. Heine verneint das. Gerade wenn die Schule nichts zur Befriedigung der einmal in der Mehrzahl der Menschen vorhandenen religiösen Bedürfnisse tue, liefere man die Kinder erst recht in die Hände der Pfaffen, denn dann werde neben der Schule ein ganz unkontrollierbarer konfessionell enger Unterricht entstehen. Die Schule müsse deshalb Religionsgeschichte, Moral und Kunstpflege, also den Gesinnungsunterricht im weitesten Sinne des Wortes übernehmen. Heine sagt: „Ich trete hier antiklerikaler auf als die Befürworter der von Arons vorgeschlagenen Resolution."

Es war sehr interessant, Heine zu hören. Er will nicht von uns gelobt sein, also unterlasse ich es. Es ist ja auch keineswegs mein persönlicher Standpunkt, den er vertritt. Ich bin für fakultativen Unterricht in den vorhandenen Konfessionen eingetreten. Das ist ein Gegenwartsprogramm. Heine will gar nichts von Konfessionen wissen, sondern einen überkonfessionellen religiösen Kulturunterricht entstehen lassen. Das ist ein Zukunftsprogramm für ziemlich ferne Zeiten. Was aber Heine mit uns gemeinsam hat, ist die Schätzung der Religion als Erziehungsfaktor und der Wunsch nach einer geistigen Einheitskultur des deutschen Volkes. In gewissem Sinne deckt sich Heines Anschauung mit der unseres Freundes Förster, der auch den Staat als Lehrer der religiösen Gesinnungen festhalten will, nur daß Förster nicht daran glaubt, den katholischen Volksteilen eine auf protestantischem Boden erwachsene moderne Kulturreligion zumuten zu können. Förster und Heine sind Staatssozialisten in Religionssachen, beide bewußt oder unbewußt abhängig von der Staatsauffassung der Philosophen Fichte, Hegel und Richard Rothe. Uns scheint, daß dieser religiöse Staatssozialismus eine so große Neugeburt alles unseres religiösen Denkens voraussetzt, daß es heute vergeblich ist, über ihn eingehend beraten zu wollen, denn die vom Kirchenbann freie, große Volksreligion, wie sie Heine voraussetzt, ist leider nicht da und meldet sich auch innerhalb der Sozialdemokratie noch nicht. Gerade in dieser Partei versteht man heute unter Religion noch viel mehr als in anderen Kreisen einfach das Kirchentum, und deshalb lehnt man sie mit mehr oder weniger Heftigkeit ab. Nicht ohne Einfluß auf Arons sind übrigens die Darlegungen von Bonus geblieben, und es war gut, daß er scharf hervorhob, man könne auch aus Religion und um der Religion willen den schulmäßigen Religionsunterricht bekämpfen.

So wurde also aus einer Schuldebatte eine religionsphilosophische Aussprache. Daß eine solche innerhalb der Sozialdemokratie möglich ist, ist schon an sich ein großer Fortschritt. Es trat wieder einmal zu Tage, was inmitten des politischen Handwerks so oft vergessen wird, daß hinter den Magenfragen Geistesfragen stehen. Und es gab von neuem viel zu denken, wenn man die Stimmen mehrerer einfacherer Genossen hörte, die ihren früheren Religionsunterricht nur als geistigen Druck in Erinnerung haben. Warum ist das so? Muß das so sein? Wenn unsere Kirchen eine wirkliche seelsorgerliche Begabung hätten, müßten sie darüber mit Herz und Geist unermüdlich nachsinnen. Die Kirche hat den größten Spielraum in der Jugenderziehung, und das Resultat ist eine allgemeine Abneigung der lebendigsten Teile des Proletariates. Wie paßt das zum ursprünglichen Charakter des Evangeliums? Es müssen unsagbare Fehler gemacht worden sein, um dieses Ergebnis zu erreichen. Heine fand um dieser Abneigung willen wenig Gehör. Für seinen Antrag stimmten etwa 20 Stimmen, und Arons hatte zweifellos die Majorität für sich, als er sagte: sobald man mit Heine die Religion in der Schule nicht entbehren wolle, sei man auf dem schiefen Wege der Konfessionsschule.

Alles andere, was die Schuldebatte sonst brachte, war von geringerem Eindruck, obwohl es teilweise recht wichtige Stoffe waren, von denen geredet wurde. Frau Dr. Zeppler verlangte in schöner formvollendeter Rede gemeinsame Erziehung beider Geschlechter, da die neue Zukunftskultur männlich-weiblich sein müsse, Frau Lily Braun kämpfte, leider in etwas übertriebener Weise, gegen den Patriotismus (Mordspatriotismus!) und Hohenzollernkultus der Lesebücher. Bruhns-Kattowitz und andere forderten größere Freiheit des polnischen und dänischen Unterrichtes in den betreffenden Landesteilen. Nicht völlig geklärt wurde die Frage nach dem Verhältnis des Staates und der Ortsgemeinden hinsichtlich der Aufbringung der Gelder. Die ältere sozialdemokratische Auffassung ist, daß der Staat der eigentliche Unternehmer der Schule sein soll, und daß also alle notwendigen Ausgaben der Staatskasse zufallen sollen. Diese Auffassung streitet sich aber mit der Idee der Selbstverwaltung der Gemeinden, der man allgemein heute lebhaft zuzustimmen geneigt ist. Ein unausführbares Ideal der Selbstverwaltung ist es, wenn von einem Redner gefordert wurde, daß der Staat zu zahlen, die Gemeinde zu beschließen habe solle. Wer zahlt, der regiert, hier wie in anderen Dingen. Wer also Selbstverwaltung will, muß die Zahlungspflicht der Gemeinden zum Ausgangspunkt wählen. In diesem Sinne wurde, ohne daß die Frage völlig geklärt werden konnte, ein Antrag auf Staatsunterstützung für steuerschwache Gemeinden angenommen. Einig sind alle Beteiligten in der Forderung der gleichen Anfangsbildung für alle Kinder des Volkes, sowie in der Forderung kleinerer Klassen, besserer Räume und höherer Gehälter für die Lehrer. Man will hochstehende Lehrer haben, um eine hochstehende Masse zu bekommen, alles Dinge, die wir in demselben Sinne vertreten.

Naumann.

Der verzuckerte Protektionismus

Die Geschichte der Zuckerprämien gehört zu den interessantesten Kapiteln protektionistischer Wirtschaftspolitik. Von allen Auswüchsen des Protektionismus erscheint keiner so absurd. Nichtsdestoweniger bedurfte es jahrzehntelanger Anstrengungen, um eine Einrichtung zu beseitigen, die die Zuckerindustrie ruinierte, den Konsumenten der Zucker produzierenden Länder schwere Lasten aufbürdete und in den Ländern, die den unnatürlich billigen Prämienzucker bekamen, Industriezweige großzog, die auf dem Weltmarkt leistungsfähiger waren als die gleichartigen Industrien der den Prämienzucker produzierenden Länder. Als die Materialsteuer noch bestand, suchten die Prämieninteressenten die Fiktion aufrecht zu erhalten, als ob die Exportbonifikation nur ein Ersatz der bezahlten Rübensteuer sei. Als diese Fiktion nicht mehr festgehalten werden konnte, waren die Agrarier bei uns schon soweit erstarkt, daß man von versteckten Prämien zu offenen übergehen konnte. Ein zu Caprivis Zeiten unternommener Versuch des allmählichen Abbaus dieser offenen Prämien mißlang und führte schließlich zu einer Prämiensteigerung.

Digitized by Google

Wer weiß, wie lange dieser die deutsche Reichskasse jährlich um Dutzende von Millionen erleichternde Unverstand fortgedauert hätte, wenn nicht bei einer günstigen internationalen Konstellation die Brüsseler Zuckerkonvention zum Abschluß gelangt wäre. Diese Konvention ist bekanntlich seit dem 1. September 1903 in Kraft. Sie ist zunächst auf fünf Jahre abgeschlossen und kann ein Jahr vor Ablauf dieses Quinquennats gekündigt werden. Die Brüsseler Konvention ist gegen den heftigen Widerstand unserer Zuckeragrarier zustande gekommen und nicht aus der Initiative der deutschen Regierung hervorgegangen. Die deutschen Zuckerproduzenten mußten zu ihrem Glück geradezu gezwungen werden, und die freihändlerische Linke des deutschen Reichstages war es, welche die Regierungsvorlage nicht bloß zur Annahme brachte, sondern diese Regierungsvorlage auch viel nachdrücklicher vertrat als die deutsche Reichsregierung selbst.

Die Brüsseler Konvention wäre niemals zustande gekommen, wenn nicht die englische Regierung unter Chamberlainschem Einfluß mit der Differenzierung des Prämienzuckers bei der Einfuhr nach England gedroht hätte. Nachdem England im Burenkriege auf Zuckerzölle zurückgegriffen hatte, ließ sich eine solche Differenzierung ohne große technische Schwierigkeiten durchführen. Unter der Drohung Englands mit Differentialzöllen wurden die Regierungen der Prämienländer, Deutschland, Österreich und Frankreich, mürbe und gewannen den Mut, sich dem Zorn ihrer Zuckeragrarier auszusetzen. In Deutschland waren die Zuckeragrarier um so weniger erfreut, im Wege einer internationalen Vereinbarung die Zuckerprämien schwinden zu sehen, als sie gerade im besten Gange waren, mittels eines Zuckerkartells die deutschen Zuckerkonsumenten nach allen Regeln der Kartellkunst auszubeuten. In einem Lande wie Deutschland, das drei Fünftel seiner Zuckerproduktion ins Ausland exportierte, mußte jeder Zuckerschutzzoll an sich unwirksam sein. Durch Abschluß eines Zuckerkartells aber war es gelungen, die Wirkungen der inneren Konkurrenz zu beseitigen und die Zuckerpreise im Inlande den Zuckerzöllen entsprechend künstlich beträchtlich zu steigern. Kein Wunder, daß jeder Freihändler, der diesen patriotischen Ausbeutungsprozeß unterbrechen wollte, für einen Feind der nationalen Arbeit und für einen Agenten des Auslandes erklärt wurde.

Als das nicht mehr verfing, wurde das alte Lied vom perfiden Albion angestimmt. Man suchte dem deutschen Spießbürger begreiflich zu machen, daß die Brüsseler Konvention ein hinterlistiger Trick der bösen Engländer sei, die dem vertrauensseligen deutschen Michel eine Falle gelegt hätten. Selbst dieser Unsinn fand seine Gläubigen. In Wirklichkeit waren die englischen Konsumenten in eine Falle gegangen, die ihnen der zu einem unklaren Protektionismus erwachte Josef Chamberlain gelegt hatte. Der englische Kolonialminister empfand das Bedürfnis, den westindischen Zuckerkolonien Englands einen Beweis seiner staatsmännischen Fürsorge zu liefern. Er wollte den englischen Besitzern der Zuckerplantagen auf den Antillen für ihren Zucker höhere Preise auf dem Weltmarkt verschaffen und opferte dabei die zwanzigfach wichtigeren Interessen der englischen Zuckerkonsumenten. Der Zucker, der von den englischen Antillen auf den Markt des Mutterlandes gebracht wurde, stellte nur ungefähr den zwanzigsten Teil der gesamten englischen Zuckereinfuhr dar. Wenn es deshalb gelang, mit Hilfe einer internationalen Konvention die Schleuderpreispolitik der Prämienländer in Zukunft zu verhindern, so standen zwar für die Plantagenbesitzer Westindiens bessere Preise auf dem Weltmarkt zu erwarten, aber die riesigen Vorteile, die dem englischen Zuckerkonsum aus den Torheiten der kontinentalen Prämiengesetzgebung erwuchsen, hörten gleichzeitig auf. Vom englischen Interessenstandpunkte aus war deshalb der Abschluß der Brüsseler Konvention ein Fehler. Wir deutschen Freihändler, die wir mit dem größten Nachdruck für die Konvention eintraten, haben das auch niemals verkannt. Ich selbst habe im Reichstage ausgeführt, daß ich zwar als Mitglied des deutschen Reichstages die Brüsseler Konvention mit Freuden annehme, daß ich jedoch, wenn ich Mitglied des englischen Unterhauses wäre, derselben meine Zustimmung nicht geben würde. Aus demselben Grunde war auch der freihändlerische Cobdenklub in England der Gegner der Konvention und ist es bis heute geblieben.

Es ist nun höchst interessant, die Wirkungen der Brüsseler Konvention zu beobachten. Sie sind genau in der Weise erfolgt, wie sie von uns Freihändlern vorausgesagt wurden. Da mit dem Inkrafttreten der Brüsseler Konvention bei uns das Zuckerkartell auseinanderbrach und eine Ermäßigung der Zuckersteuer von 20 auf 14 Mk. erfolgte, so mußte den deutschen Konsumenten der deutsche Zucker wesentlich billiger als bisher geliefert werden. Je billiger der Zucker wurde, um so sicherer war eine Hebung des Konsums zu erwarten. Sie ist denn auch sprungweise eingetreten. Der Zuckerkonsum im deutschen Reiche hat sich um rund 50 pCt. gehoben. Noch stärker ist die relative Steigerung in Frankreich, beträchtlich auch in Österreich-Ungarn, Belgien und Holland gewesen. Unter dem Einfluß dieses gewaltigen Anwachsens des Konsums, der für alle europäischen Zuckerproduktionsländer, die sich der Brüsseler Konvention angeschlossen haben, zusammen etwa 900 000 Tonnen ausmacht, ist dann wiederum auch der Zuckerpreis in normaler Weise auf dem ganzen Weltmarkt gestiegen.

Diese natürlichen Weltmarktpreise haben andererseits in England, wo man die unter dem Einfluß der Prämien herabgedrückten, künstlich niedrigen Zuckerpreise früher genoß, einen Konsumrückgang und unter allen Zuckerkonsumenten Englands eine lebhafte Mißstimmung hervorgerufen. Seit langer Zeit stand in England der Zucker nicht so hoch im Preise wie gegenwärtig. Das empfindet jeder Frühstückstisch Englands als Verlust; das empfindet zugleich die hochentwickelte englische Cakes- und Marmeladeindustrie, die mit Hilfe des billigen Schleuderzuckers alle ihre Konkurrenten vom Weltmarkt verdrängen konnte und sich jetzt bei Rückkehr normaler Preisverhältnisse auf das ernsteste auf dem Weltmarkt bedroht sieht. Aus verschiedenen Ländern des Kontinents wird bereits über Vorbereitungen zur Errichtung von Marmeladenfabriken berichtet, insbesondere aus der Schweiz. Diese Mißstimmung hat sich in England auch schon politisch bemerkbar gemacht und wendet sich gegen die gesamte Chamberlainsche Protektionspolitik. Wenn dies, so folgert der einfache Mann, die erste Frucht vom Baum der Chamberlainschen Schutzzollerkenntnis ist, wie hoch werden wir Konsumenten dann die anderen Früchte bezahlen müssen? Die liberalen Gegner Chamberlains nutzen die Situation schon weidlich aus. Herbert Gladstone hat kürzlich in einer zu Westleeds gehaltenen Rede offen ausgesprochen, daß, wenn die liberale Partei ans Ruder komme, sie mit der Kündigung der Brüsseler Konvention ihre Tätigkeit beginnen würde. Der offizielle Führer der liberalen Partei Englands, Sir Henry Campbell-Bannermann, hat in Dumferline dies Versprechen ausdrücklich bestätigt.

Der Bestand der Brüsseler Konvention erscheint danach keineswegs gesichert. Es bleibt aber zu hoffen, daß die Zuckerpolitiker des europäischen Kontinents allmählich soviel gelernt haben, um den Segen, der aus der Beseitigung der Prämienwirtschaft erflossen ist, genügend zu würdigen und die Bestimmungen der Brüsseler Konvention auch dann aufrecht zu erhalten, wenn England sich von derselben zurückzieht.

Theodor Barth.

Herrn von Körbers Ende

Österreich steht wieder am Grabe einer Hoffnung. Der Ministerpräsident Dr. von Körber hat dem Kaiser sein Demissionsgesuch überreicht und dieses wurde sofort angenommen. Der unvermittelte Ausbruch der Regierungskrise läßt natürlich für die Mythenbildung einen weiten Spielraum, und jeder weiß einen anderen Grund für den plötzlichen Rücktritt des Kabinettschefs anzugeben. Überarbeitung, Nervosität orakeln die Offiziösen, politische Verstimmung meinen die anderen, finanzielle Bedrängnis schließlich argumentieren diejenigen, denen keinerlei Rücksicht und Freundschaft klar zu sehen verbietet. Jedenfalls ist es sehr bemerkenswert, daß die Ministerherrlichkeit des Herrn von Körber ein so jähes Ende nahm. Vor fünf Jahren trat er ans Ruder. Kein Neuling im Amte, denn er hatte bereits in zwei Regierungen Sitz und Stimme gehabt. Aber mit der selbständigen Führung der Regierungsgeschäfte ward er nun zum ersten Male betraut. Ein mißliches Erbe fiel ihm zu. Österreich, das einst Schmerling in Verfassungsfesseln geschlagen, das Graf Taaffe, Graf Badeni und Graf Thun zugrunde gerichtet hatten, sollte von Herrn von Körber auf eine sichere Grundlage gestellt werden. Der Feudalismus war bankerott geworden, ein moderner Beamter wurde zum Retter ausersehen. Was hat er erreicht? Die westliche Reichshälfte des Habsburgerstaates befindet sich heute in

Digitized by Google

den traurigsten Verhältnissen. Die blindwütende Leidenschaft tobt allerdings nicht wie bei dem Sturze Badenis, doch der Groll nistet tief in den Herzen. Die Deutschen und Tschechen haben sich noch immer nicht die Hand zum Frieden gereicht; die ersteren werden an ihrem Vaterlande irre, weil es ihnen zu wenig bietet, die letzteren suchen dieses zu zertrümmern, weil es ihnen nach langer Entbehrung mit einem Male zuviel gegeben und dadurch eitle Illusionen erweckt hat. Die Italiener sind bis z. den Innsbrucker Wahnausbrüchen verbittert und irregeleitet worden, die Ruthenen in Galizien haben trotz der Versöhnungssession im Landtage an dem Joche polnischer Willkürherrschaft zu tragen. In Dalmatien rebellieren die Kroaten wider den Statthalter, die Slowenen sind der Regierung feindlich gesinnt gewesen. Überall regt sich der Unmut, nagt die Mißgunst. Die Völkerversöhnung mißlang dem Staatsmanne, der berufen ward, das Chaos zu ordnen, die Streiter zu verbrüdern. Dieses Fiasko würde nicht Wunder nehmen, wäre es eben nicht das Ergebnis der politischen Mission Körbers. Die Regierungen vor ihm begnügten sich fortzufretten, fortzuwursteln, allein gerade er hatte den Ehrgeiz aufzubauen. Aber diese Strebsamkeit erlahmte allzubald und der wohlklingende Name des „Neuerers" wurde zum Deckmantel des alten Systems der Verzagtheit, des Sich-und-alles-gehen-lassen. Das ist die große Enttäuschung gewesen, die der Ministerpräsident bereitet hat. An ihr ging er moralisch unter, sie entfremdete ihm seine besten Freunde und näherte ihm seine ureigentlichen Feinde: die Klerikalen, die Feudalen, die Christlich-sozialen, die Polen. Dieser Anhang war der sprechendste Beweis des tiefgehenden Umschwunges in der Haltung des Kabinettschefs. Der Zeit- und Freigeist wurde politisch senil und rückgratlos. Er stieß die Deutschen von Jahr zu Jahr mehr ab und begünstigte das Slawentum. Das ging bis zum 9. Dezember. An diesem Schicksalstage gab es im Budgetausschusse eine Abstimmung über die Notstands- und die 69 Millionen-Anleihevorlage, bei der es sich ziffernmäßig feststellen ließ, wohin die Regierung Österreich geführt hatte: zur völligen Auflösung alles Bestehenden. Dr. von Körbers Stellung war erschüttert. Doch er fiel über einen anderen Stein. Der „moderne" Ministerpräsident ließ leichtsinnig das Parlament verfallen, denn ihm stand der § 14 schützend und aushelfend zur Seite. Bei normalen Budgetbedürfnissen. Nun aber ist Österreich genötigt, heidenmäßig viel Geld für militärische Rüstungszwecke, Bahnbauten und Kanalschöpfungen aufzutreiben. Die Volksvertretung versagt, das Notverordnungsrecht ebenfalls. Der vom vorletzten Finanzminister entdeckte § 10 des Gesetzes über die Kontrolle der Staatsschuld bewährte sich gleichfalls nicht. An Geldmangel also starb das Ministerium Körber. Weil einzelne Quadern der Staatsgrundgesetze allen Stürmen trotzten und dem absolutistischen Verfahren bei der Kapitalbeschaffung im Wege standen, stürzte die einst von des Glückes Huld beschienene Regierung zusammen. Dem nun zurückgetretenen Ministerpräsidenten werden wenig Tränen nachgeweint. Er erwies sich zu schwach für seine Mission. Ihm fehlte nicht der richtige Blick, aber die Hand war zu schwächlich, um formen zu können, was vor dem Auge als notwendiges Zukunftsgebilde erstand. Doch Herr von Körber bekleidete auch die Würde eines Ministers des Innern und Justizministers. In diesen Ressorts hat er Großes geschaffen, aber nichts Bleibendes. Er hauchte der Verwaltung einen neuen Geist ein, er befreite den Staatsbürger von der Untertanenhofmeisterung, ließ die Presse frei walten und begründete eine Ära der Versammlungsfreiheit. Ein frischerer Zug wehte im Lande. Das war Körbers Wille, nicht Gesetz. Was die Regierung an dauernden Werken schaffen wollte, blieb Entwurf, Vorlage. Die letzte Tat des Herrn von Körber repräsentiert das „Programm zum Ausbau der Arbeiterversicherung und die Sanktion der klerikalen niederösterreichischen Schulgesetze". Das erstere zeigt den genialen und rührigen Fachminister, der ein hohes Ziel vor Augen hatte, letztere läßt den auf Abwege geratenen, ratlos gewordenen Talmistaatsmann erkennen.

Richard Charmatz

Wie Landarbeiter leben

Es ist sehr selten, daß man von Landarbeitern etwas Zusammenhängendes über ihre Lage erfährt. Die materiell am schlechtesten gestellten Volksschichten befinden sich ja auch auf dem tiefsten Kulturniveau. Um so bemerkenswerter muß es erscheinen, wenn Landarbeiter imstande sind, über ihre Verhältnisse zuverlässig und anschaulich zu reden. Ein solcher Landarbeiter trat auf der jüngsten Konferenz der preußischen Sozialdemokratie hervor. Es ist der Schnitter Schmidt aus Sonnenburg (Mark Brandenburg), dessen Rede über das preußische Kontraktbruchgesetz wir im folgenden wiedergeben:

Sobald der Entwurf des Kontraktbruchgesetzes bekannt wurde, bemächtigte sich meiner Kollegen, der Schnitter, eine große Erregung. Die Schnitter sind im allgemeinen zufriedene Menschen, sie murren nicht, wenn es ihnen einigermaßen geht. Dabei werden sie von den Inspektoren schimpflich behandelt. Wagen sie den geringsten Widerspruch, so heißt es zu dem verheirateten Schnitter: Du Kerl gehst, aber deine Frau bleibt hier. Sagt der Schnitter: Wo der Mann ist, da muß auch die Frau bleiben, so soll das Kontraktbruch sein!

Redner teilt seine Erfahrungen aus seiner letzten Stellung als Schnitter im vorigen Sommer mit. Den Schnittern waren vertragsmäßig Milch und 25 Pfund Kartoffeln zugesichert. Die Kartoffeln waren einen Meter aus der Miete herausgewachsen, waren ungenießbar und verbreiteten einen Gestank schlimmer als ein Schweinestall. Als Milch wurde Schleudermilch geliefert, die sonst den kleinen Ferkeln gegeben wird. Sehr schlimm waren die Zustände auf den Gütern des vor zwei Jahren gestorbenen Prinzen Albert von Sachsen-Altenburg. Auf dem Gute Arensbagen mußte der Vorarbeiter mit russisch-polnischen Arbeitern arbeiten. Zwei junge Arbeiter wurden in einer Stube allein untergebracht, ein Bett gibt es natürlich nicht. Das Stroh liegt auf der Diele. In der Nacht entsteht ein Poltern, und als der Vorarbeiter hineinblickt, sieht er nichts weiter als eine schwarze gähnende Öffnung, aus der ein Wimmern hervortönt. Einer der jungen Arbeiter hielt sich am Fensterkreuz und rief um Hilfe. Die Diele war mitsamt dem Lager in die Tiefe gegangen! Einen Abort gab es nicht. Männer und Frauen gingen rings ums Haus und sahen, wo sie es los würden. Zwar sind getrennte Schlafräume vorgeschrieben, aber ich habe noch keine Arbeitsstelle gefunden, wo dies innegehalten worden wäre. Männer und Frauen schliefen bunt durcheinander. Auf dem Gute Lippsee, das Prinz Albert von Sachsen an einen Gutsdirektor verpachtet hatte, wurde uns nicht Langstroh, sondern kurzes Preßstroh geliefert. Darauf haben wir 19 Wochen geschlafen. Wenn die Schnitter nicht auf peinlichste Sauberkeit halten, muß Ungeziefer in Masse entstehen. Auch dort trat ein Schnitter durch die Decke. So sieht es in Mecklenburg aus. Einsichtige Gutsbesitzer haben Schnitterhäuser erbaut mit Waschküchen und anderen Bequemlichkeiten und liefern eiserne Bettstellen. Sie haben sich auch über Kontraktbruch nicht zu beklagen. Die Landsberger Schnitter werden jetzt, weil sie auffässig sind, auf den Gütern nicht mehr genommen, man hilft sich mit russischen Schnittern. Wie die hausen, können Sie sich denken. Sie schlafen in demselben Raum, wo sie wohnen und essen, und decken sich mit einer Decke zu, die der Gutsherr liefert. Sie haben ja keine eigenen Decken und tragen ihr ganzes Geschirr in einem Taschentuch. Nun wird uns Schnittern gesagt: Ihr müßt solche Kontrakte nicht unterschreiben. Wir müssen aber jeden Kontrakt unterschreiben, um Arbeit zu bekommen. Wir Schnitter bestreiken, daß eine Leutenot besteht, sonst würden die Gutsbesitzer nicht so rigoros gegen uns vorgehen, aber das Ausland liefert ihnen Leute, so viel sie brauchen. Wenn ein Schnitter sich verdingen will, so geht er zum Vorschnitter. Ich wurde im vorigen Jahre von einem solchen in Sachsen angenommen, aber es wurde mir dann nicht gestattet, meine Kinder mitzunehmen, und so mußte ich mir etwas anderes suchen. Ich hatte einen Schnitterverein gegründet, um die Schnitter dahin zu bringen, wohin wir sie haben wollen. Nun war ich von einem Vorschnitter angenommen worden, und als der hörte, daß ich den Verein gegründet habe, schrieb er mir: „Ich kann Sie nicht mitnehmen, weil ich höre, Sie sind Demokrat, und Demokraten darf ich meiner Herrschaft nicht mitbringen." Ich habe dem Manne den Standpunkt klargemacht, und er schrieb dann, wenn ich auf meinen Vertrag bestehe, so solle ich mich am dritten Feiertag bereit halten. Ich habe ihm geantwortet, wie es sich gehört. Ich möchte im Namen meiner sämtlichen Kollegen gegen einen Gesetzentwurf protestieren, der uns, die wir schon Menschen zweiter Klasse sind, noch weiter herabwürdigen soll. Ich möchte noch auf unsere Frauen zurückkommen. Gewöhnlich übernimmt die Frau des Vorschnitters das Essenkochen für die Schnitter. Sie steht aber dann nicht so früh auf, um den Kaffee für die Schnitter zu kochen, die schon um 2½ Uhr hinaus müssen, und so übernimmt denn das Kaffeekochen eine Schnittersfrau, die um 2 Uhr aufstehen muß. Denken Sie sich nun, wenn die Frau Kinder zu versorgen hat, so muß sie abends bis 11 oder 12 Uhr sitzen, um alles im Stande zu halten, und sie hat dann nur 2—3 Stunden Schlaf. Die Schnitter müssen sich ihr Holz selbst zerkleinern, sie erhalten aber in der Woche keine Zeit dazu, und wenn sie es des Sonntags tun, so laufen sie Gefahr, vom Gendarmen angezeigt zu werden und 3 Mk. Strafe zahlen zu müssen. Ich bin von der Insel Fehmarn ausgerückt, weil ich da meinen Tod vor Augen sah, und habe 40 Mk. Kaution im Stich gelassen. Jetzt bin ich bei einem Gegner von uns beschäftigt, der mir erklärte: Sie sind ein tüchtiger Arbeiter, aber machen Sie mir die Leute nicht verrückt. Ich sagte: Die sind schon verrückt. — Wieso? — Sie geben den Leuten für schwere Arbeit täglich 1 Mk., und ich bin im Begriff, dasselbe zu tun. Es ist für den Schnitter ein Glück, wenn er im Winter 1 Mk. verdient Dann gehen noch 50 Pfg. für Kranken- und Invalidenversicherung ab. Sie sehen also, daß es notwendig ist, für diese Klasse von erbärmlich bezahlten Menschen etwas zu tun, damit sie bessere Arbeitsbedingungen erlangen.

Es ist nun eine vielfach verbreitete, aber keineswegs richtige Anschauung, daß es nur in Ostelbien den Landarbeitern schlecht geht. Wir haben neulich (Nr. 50) eine Polemik von Dr. Katz mit dem oberhessischen Abgeordneten Wallau über hessische Landarbeiterverhältnisse veröffent-

Digitized by Google

licht. Hierzu hat nun von neuem ein genauer Kenner oberhessischer Landverhältnisse in der Frankfurter „Volksstimme" das Wort genommen.

„Ich bin in der Provinz Oberhessen geboren, dort mitten auf dem platten Lande aufgewachsen und habe von Kind auf — mein Vater war Gutspächter, mein Großvater Webereibesitzer — mit der ländlichen Arbeiterbevölkerung in Berührung gestanden. Herr Wallau, der Kritiker des Katzschen Buches im Reichstage, ist dagegen ein Mainzer Patrizierjohn, der nur in der Eigenschaft eines höheren Regierungsbeamten zu der oberhessischen Bevölkerung herangetreten ist und als solcher eben nur das gesehen hat, was ihn die Gutsbesitzer, Fabrikanten und Großpächter sehen ließen. Daß man von diesem Standpunkte aus die Lebensweise der Arbeiterbevölkerung eingehend beobachten kann, wird wohl niemand glauben. Herr Wallau ist nicht einmal über das ihm direkt unterstellte Verwaltungsgebiet, den Kreis Lauterbach, richtig unterrichtet.

Gerade in diesem Kreise ist die Ernährungsweise der Landarbeiter und der Lohnarbeiter der kleinen Industriestädtchen nicht nur ärmlich, sondern erbärmlich. Ich weiß aus eigener Anschauung, daß die Arbeiter der großen Pachtgüter um Lauterbach eine Nahrung erhalten, die hinter der Gefängniskost weit zurücksteht. Auf dem Pachtgute meines Vaters verwunderte sich in meiner Gegenwart der Knecht eines anderen Gutes über das „vornehme" Abendessen, das unsere Knechte erhielten. Dieses Abendessen bestand aber aus Quellkartoffeln und Gurken. Der Gutsherr des fremden Knechtes ließ zu den unvermeidlichen Kartoffeln überhaupt niemals eine Zukost verabreichen. Also schon dieses kraftlose Abendbrot — Kartoffel mit Gurken — wurde von den Arbeitern für etwas „Vornehmes" gehalten. Dieses einzige Beispiel würde genügen, um die jämmerliche Belöstigung der Landarbeiter zu kennzeichnen. Auf den Bauerngütern ist es noch schlimmer, als auf den Pachthöfen. Fleisch gibt es hier eigentlich nur an den hohen Festtagen. Dazu kommt noch, daß das Essen so liederlich und schmutzig zubereitet wird, daß es für jeden, der nicht in diesen Verhältnissen aufgewachsen, einfach ungenießbar wird. Die Frauen der Großbauern haben die Kochkunst nirgends erlernt und setzen deshalb meist nur mißratene Gerichte auf den Tisch. Das ist geradezu sprichwörtlich, so daß man z. B. die Bauern des zu Herrn Wallaus Kreis gehörigen Dorfes Wallenrod in der ganzen Umgegend die „Ofenlappen" nennt. Dieser Spottname stammt von einer Kartoffelspeise, die aus Salz und geriebenen ungekochten Kartoffeln hergestellt und in Form handgroßer Lappen wider den heißen Ofen geklebt wird, bis sie herunterfällt. Dieses halbrohe Gericht wird den Landarbeitern als Delikatesse aufgetischt.

Wenn sich Herr Wallau über die Lebensweise der Arbeiter seiner eigenen „Residenz" unterrichten will, dann soll er in Lauterbach nur einmal die ungesunden, engen, rauchigen, meist nicht gedielten und nicht tapezierten Arbeiterhütten im sogenannten „Wichhaus", am „Graben", in der „Rockelsgasse" und auf dem „Wörth" besuchen. Dort gibt es das ganze Jahr hindurch nichts als Kartoffeln. Das einzige Fleisch kommt zur Osterzeit auf den Tisch, wenn die Ziege Lämmer geworfen hat. Nur bei besonders feierlicher Veranlassung, was in der ganzen Gegend jedes kleine Kind weiß. Wenn die Knechte dieser Güter nach Gießen zum Militär kommen, sind sie ganz entzückt über das feine Essen in der Kaserne, sie halten, wie mir zahlreiche Soldaten bestätigt haben, den Kasernentisch förmlich für eine Festtafel. Welche erbärmliche Lebensweise muß aber der geführt haben, dem die rohe Kommißkost eine Delikatesse dünkt! Die agrarische Voreingenommenheit des Herrn Wallau ist in der Tat unbegreiflich. Er hätte nur von seiner Dienstwohnung in Lauterbach drei Schritte nach dem Mühlbach hinabzusteigen und in den verfallenen Hütten der Lohnarbeiter, die das stattliche Haus des Bürgermeisters umgeben, beim Mittagessen vorzusprechen brauchen, da würde er sich mit einem einzigen Blick haben überzeugen können, daß Dr. Katz keineswegs übertrieben hat. Im Gegenteil, seine Schilderung wäre noch viel ungünstiger ausgefallen, wenn sie sich nicht auf aktenmäßiges Material beschränkt, sondern auch die eigene Anschauung hätte sprechen lassen."

Unsere Bewegung

Die Generalversammlung des Wahlvereines der Liberalen wird voraussichtlich im Laufe des Februar stattfinden. Vorher, am 15. Januar, tritt der erweiterte Ausschuß in Berlin zusammen. Es wird gut sein, wenn die einzelnen Vereine und Vertrauensmänner möglichst frühzeitig über die Beschickung unseres Parteitages, über die Auswahl der Vertreter und über Wünsche und Anträge beraten.

Das vergangene Jahr hat unsere Organisation ein gutes Stück vorwärts gebracht. Agitation und Organisation müssen aber immer weiter ausgebaut werden. Demnächst werden die neuen Handelsverträge, die eine bedeutende Verschlechterung gegenüber dem jetzigen Zustand bedeuten, veröffentlicht werden. Sie werden uns ohne Zweifel zu einer Agitation großen Stiles in Stadt und Land Gelegenheit geben. Hierfür die nötigen Vorkehrungen zu treffen, ist die zweite Aufgabe, die uns das neue Jahr stellt.

Endlich machen wir wiederum darauf aufmerksam, daß die Parteigenossen in solchen Gegenden, die noch keine Sekretariate besitzen, mehr über Errichtung von solchen nachdenken sollen. Die Geldfrage ist unter Umständen leichter gelöst, als es auf den ersten Blick scheint; schon deswegen, weil der Sekretär neue Quellen erschließen kann. Wünsche und Anfragen hierüber, wie auch über andere Fragen der Politik und Organisation finden beim Wahlverein der Liberalen bestmögliches Entgegenkommen. Adresse: Berlin SW., Dessauerstr. 1.

München. Der neugewählte Vorstand des nationalsozialen Vereins setzt sich aus folgenden Herren zusammen: Dr. E. Rehm, prakt. Arzt, 1. Vorsitzender; Dr. W. Götz, Privatdozent, 2. Vorsitzender; Karl Graf v Bothmer, 1. Schriftführer; Theodor Heuß, cand. phil., 2. Schriftführer; Dr. Ed. Hirt, prakt. Arzt, Kassawart; Wolf Dohrn, Redakteur, Bücherwart; Beisitzer: Dr. jur. Auer, Rechtspraktikant, Dr. Friedr. Bauer, prakt. Arzt, Konrad Barth, Vergolder und Gemeindebevollmächtigter, Georg Callwey, Verlagsbuchhändler, Franz Heye, Maschinenmeister, Karl Pfister, kgl. Staatsanwalt, Otto v. Pfister, Kommerzienrat, Dr Max Prager, Rechtsanwalt, Fritz Rahn, Bureauvorsteher, Wilhelm Rehm, kgl. Regierungsrat, Joseph Riedl, Lehrer, Franz Walter, Privatsekretär.

Nürnberg. In der Versammlung vom 19. Dezember 1904 referierte Herr Lehrer Glück über „Die drei Aristokratien". An der äußerst anregenden Diskussion beteiligten sich die Herren Bengert, Dr. Uhlfelder, Eckstein, Zembsch und Gallinger. Der Abend brachte uns wieder einigen Zuwachs, der jedoch bedeutend größer sein sollte. Die noch abseits stehenden Freunde der Hilfe werden ebenso höflich wie dringend zum Beitritt und zur Teilnahme an den Versammlungen eingeladen. — Am Montag, den 9. Januar, spricht im Café National, abends 8 Uhr, Herr Lehrer Bergmann über „Das Kaisertum". Ende Januar werden wir voraussichtlich mit Herrn Dr. Cohnstädt als Referenten einen größeren öffentlichen Vortragsabend abhalten.

Stuttgart. Am 15. Dezember sprach innerhalb der vom hiesigen nationalsozialen Ortsverein veranstalteten Vortragsreihe über Schulfragen Professor Dr. Hartmann über „Kunst und Schule". Der Redner verstand es, durch seine ebenso formvollendeten wie gedankentiefen Ausführungen die zahlreichen Zuhörer in hohem Grade zu fesseln. In der Diskussion, die sich recht anregend gestaltete, vertrat Professor Christaller in etwas einseitiger Weise den Standpunkt des Künstlers, Lehrer Reichert den des Pädagogen. In ziemlich vorgerückter Stunde wußte sich noch unser auf der Durchreise hier befindliche Parteisekretär Bayer-München die Aufmerksamkeit des Publikums zu erringen, indem er in seiner frischen, energischen Weise die politischen Folgerungen aus dem Vortrage zog. Wolle man die Kunst wirklich ins Volk bringen, so sei es in erster Linie nötig, die Daseinsbedingungen der Arbeiterschichten besser zu gestalten; daran mitzuarbeiten und mitzuhelfen sei Pflicht jedes Gebildeten.

Der Nationalsoziale Preßverein bittet seine verehrl. Mitglieder um eine möglichst baldige Entrichtung der Beiträge für 1905. Wer schnell gibt, gibt doppelt und erspart uns vor allem jede weitere Mahnarbeit. Jeder Beitrag wird künftig auch durch eine Mitgliedskarte bestätigt, die den Inhaber zur Teilnahme an der ersten Mitgliederversammlung im Frühjahr d. Js. berechtigt. Wir quittieren heute mit verbindlichstem Dank: Berlin-Charlottenburg, Bu. I. und II. 40 Mk.; Colmar (Elsaß), M. K. (im Namen einiger Colmarer Hilfe-Leserinnen und Freundinnen) 17,— Mk.; Emden, L. P. für die Hilfe-Leser Emdens 16,— Mk.; Marienburg (Westpr.), H. E. II. 20 Mk; Sachsen O, L. B. 100 Mk. Zusammen 193 Mk.

Berlin-Schöneberg, Hohenfriedbergstr. 11.

Die Geschäftsleitung.

Soziale Bewegung

Neue Männer in der deutschen Gewerkschaftsbewegung. Als die sogenannte „Düsseldorfer Richtung" in den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen auftauchte und mit der Zentralleitung in Berlin heftige Kämpfe auszufechten begann, wurden die „Rebellen" in weiten Kreisen dank der einseitigen Darstellung ihrer „Freunde" für vereinzelte unklare und ehrgeizige Köpfe gehalten, über die bald zur Tagesordnung übergegangen werden könnte. In Wirklichkeit zeigte sich aber schon sehr schnell, daß die paar Führer, die an der Spitze der Opposition standen, zunächst in Rheinland-Westfalen selbst

Digitized by Google

einen ganz erheblichen Anhang hatten. Und ihr Einfluß in der gesamten Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinsbewegung wuchs mit der Zeit so stark, daß die Zentralleitung sich zu einem glimpflichen Friedensschluß bequemte, und der letzte Verbandstag die „Düsseldorfer Richtung" dominieren sah. Auch die Zähigkeit, mit der diese Leute ihr eigenes Organ, den „Gewerkvereinsboten" (Wochenschrift, Düsseldorf, 60 Pfg. vierteljährlich) nun schon im vierten Jahre mit geringen Mitteln festgehalten und zu einem interessanten und einflußreichen Blatt gestaltet haben, ist Beweis für ihre Tüchtigkeit. Deshalb verdienen auch etliche Aufsätze aus den letzten Nummern des „Gewerkvereinsboten" Beachtung, die sich mit einigen Grundfragen der gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung beschäftigen. Da wird zunächst nach eingehender Kritik festgestellt, daß man auch als Gegner von Marx und Engels und aller ihrer zielbewußten Apostel in der Sozialdemokratie doch die Arbeiterschaft als eine geschlossene Klasse auffassen habe, die ihre große historische Aufgabe nur im Kampf gegen die heute herrschenden kapitalistischen Mißbräuche erfüllen könne. Die Theorie von der „Harmonie der Interessen" zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, deren Hauptvertreter bekanntlich der Verbandsanwalt Dr Hirsch ist, sei längst von $^9/_{10}$ der Gewerkvereinler über Bord geworfen worden. „Hirsch hat zweifelsohne mit seiner Theorie das Beste gewollt, aber er war reiner Idealist und vermochte als solcher die realen Mächte des Lebens nicht mit in seine Rechnung einzusetzen. Nur Kampf vermag die tatsächlich vorhandene Gemeinsamkeit einiger Interessen zur allgemeinen Anerkennung zu bringen; nur wenn die Kräfte sich reiben und teilweise zerreiben, entsteht die wechselseitige Anerkennung und Respektierung. Recht ist nicht das Einsehen einzelner in die Richtigkeit einer Anschauung, nein, Recht ist, was im Kampfe geltend zu machen, für das man Macht einsetzen kann. Macht ist vom Arbeiterstandpunkt aus Zusammenschluß begeisterter und opferbereiter Massen".

Nach dieser Absage an das marxistische Dogma und an die Harmoniedusselei erklären die neuen Männer auch, was sie positiv wollen: „Nicht auf Beseitigung der Klassenherrschaft kann unsere Tätigkeit gerichtet sein, sondern auf die Erwerbung des Rechts der Arbeit, des tatsächlichen Rechtes, nicht des Buchstabenrechts. Die Arbeiterschaft soll, vermöge ihrer Organisation, sich die Gleichberechtigung im Staat, in der Fabrik, in der ganzen Gesellschaft erwerben. Die Vorbedingung dazu ist ein gewisses Mindestmaß wirtschaftlicher Unabhängigkeit. Das soll ihm der Zusammenschluß bringen; was darüber hinausgeht, ist Aufgabe späterer Zeit. Das alles geht nicht ohne Kampf, und dabei ist es gleichgültig, ob man es Klassenkampf nennt oder, wie die Christlichen, Kampf um die Gleichberechtigung. Beides ist richtig, beides anwendbar; eine neu emporstrebende Klasse kämpft gegen alte Klassen und Vorurteile um die Gleichberechtigung. Das ist ein Klassenkampf, wie ihn das Bürgertum gegen den Feudalismus führt, ein großer Kampf, der war seit Anbeginn der Gesellschaft, und sein wird, so lange Menschen auf der Erde wandeln. Warum stößt man sich an Worten, weil sie durch die Agitation einer Partei ein versteinerter Begriff wurden?" Das ist eine Theorie, deren Richtigkeit von der Praxis der Arbeiterbewegung längstens erhärtet worden ist, und die sich jeder sozialdenkende Liberale gewiß zu eigen machen wird.

In der Tat scheinen die führenden Männer in der „Düsseldorfer Richtung" zu einem ehrlichen sozialgerichteten, entschiedenen Liberalismus unter allen politischen Parteien noch das meiste Vertrauen zu haben. Früher traten sie für eine gänzlich unpolitische Arbeiterbewegung ein. Jetzt aber haben sie erkannt: „In Deutschland bleibt heute jede nur wirtschaftliche Bewegung ohne jeden Rückhalt in der öffentlichen Meinung, ihre besten Kräfte segeln in politische Gruppen über, die Bewegung bleibt ohne Schwung und Kraft, sie vegetiert im günstigsten Falle." Bei dieser Erkenntnis wäre die Empfehlung einer bestimmten politischen Richtung eigentlich das Gegebene. Wenn eine solche Empfehlung von der „Düsseldorfer Richtung" bisher noch nicht ausgegeben wurde, so ist das taktisch durchaus begreiflich. Erst muß diese gewerkschaftliche Richtung wirklich die Massen hinter sich haben, ehe sie mit einer der politischen Parteien paktieren kann; dann wird sie vielleicht das erreichen, was heute den neuen Männern als Ideal vorschwebt: Als Vermittler zwischen rechts und links die große Einigung in der gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung und in der sozialen Politik herbeiführen zu helfen.

Die literarische Vertretung der Konsumgenossenschaftsbewegung durch die Hamburger Zentrale ist im abgelaufenen Jahre 1904 ebenso imponierend gewesen, wie alle übrigen Lebensäußerungen des machtvollen Zentralverbandes und der blühenden Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine. Die Zahl der verteilten Flugblätter ging in die Millionen. An Agitationsbroschüren wurden außer den genossenschaftlichen Volksbüchern abgesetzt: „Zur Abwehr" (von Professor Staudinger) in 20 000 Exemplaren, die Agitationsauflage „Unsere Englandreise" in 10 000 Exemplaren, die Broschüre „Drei Vorträge" in 40 000 Exemplaren. Die Sonderabdrucke die „Konsumgenossenschaftsbewegung" und der „Zentralverband deutscher Konsumvereine im Jahre 1903" (von Heinrich Kaufmann) fanden ebenfalls guten Absatz. Daneben erfreute sich die „Konsumgenossenschaftliche Rundschau", das bestunterrichtende Organ der deutschen Konsumgenossenschaften, und das „Frauen-Genossenschaftsblatt" fortgesetzt steigender Auflagen. Die letztgenannte Halbmonatsschrift wurde regelmäßig in 140 000 Exemplaren gedruckt! Die Konsumgenossenschaftsbewegung im ganzen hat im letzt verflossenen Jahre so erfreuliche Fortschritte gemacht, daß wir bald ausführlich darauf zurückkommen müssen.

Zunahme des Fabrikarbeiterelendes bedeutet der starke Zugang von Frauen und jugendlichen Arbeitern zu den Fabriken, der im Jahre 1903 statistisch festgestellt werden konnte. Die Zahl der erwachsenen Arbeiterinnen ist nämlich um 40 000, die der jugendlichen Personen um 12 458 gestiegen. Diese Zunahme erstreckt sich auf fast alle Gewerbe. Am größten ist sie in der Textilindustrie gewesen. Im ganzen wurden in 63 000 Fabriken (1902: 61 000) beschäftigt: 328 500 (314 600) erwachsene weibliche Arbeiterinnen im Alter von 16 bis 21 Jahren, 57 800 (545 400) in höherem Alter; und 336 800 (324 300) jugendliche Arbeiter und Arbeiterinnen im Alter von 14 bis 16 Jahren.

Der Kampf gegen den Ultramontanismus

Wir erhalten vom Grafen Hoensbroech eine Zuschrift, die wir mit einer Antwort des Verfassers der betreffenden Buchbesprechung unseren Lesern mitteilen. Graf Hoensbroech schreibt:

Sehr geehrte Redaktion! In Ihrer Nummer vom 18. Dezember befindet sich eine Besprechung der Volksausgabe meines Werkes „Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit", die ich nicht ohne Widerspruch hingehen lassen kann, und ich erwarte von Ihrem Gerechtigkeitssinn, daß Sie meinen auf Tatsachen beruhenden Widerspruch wenigstens in seinen Hauptteilen Ihren Lesern mitteilen werden. Zunächst schreiben Sie: „Soweit wir sehen, hat sich kein bedeutender Gelehrter gefunden, der dem Verfasser dieses Buches ohne Bedenken in wesentlichen Fragen zustimmte." Die Wahrheit ist ungefähr das gerade Gegenteil dieses Satzes. Verschiedene bedeutende Gelehrte haben in den bedeutendsten literarisch-kritischen Blättern Deutschlands den wissenschaftlichen Wert meines Werkes voll anerkannt und ihm in allen wesentlichen Punkten zugestimmt. Ich nenne Ihnen die Universitätsprofessoren Viktor Schultze (Greifswald), Karl Sell (Bonn), Paul Tschackert (Göttingen), Karl Mirbt (Marburg) und Otto Zöckler (Greifswald), Hans Delbrück (Berlin). Die anerkennenden Kritiken der Genannten sind der Reihenfolge nach erschienen in: Literarisches Zentralblatt, Preußische Jahrbücher, Harnacks theologische Literatur-Zeitung, Sieglels historische Zeitschrift, Theologisches Literaturblatt, Preußische Jahrbücher. Der an letzter Stelle genannte Professor Delbrück schreibt in einer eingehenden Besprechung meines Werkes in den „Preußischen Jahrbüchern" 1901, Band 105, Seite 550 ff.: „Das Hoensbroechsche Buch ist eine mächtige, mit Herzblut geschriebene Streitschrift, von einer Korrektheit und Zuverlässigkeit in den tatsächlichen Angaben wie sie in dieser Art Schriften selten genug, man darf deshalb sagen, geradezu erstaunlich ist. Der Verfasser legt in der Einleitung dar, weshalb er gerade diese Art und diese Stelle des Angriffs gewählt habe. Er will dem katholischen Dogma von dem göttlichen Ursprung des Papsttums zu Leibe. Der Angriff in der Front aber, der dogmatische, sei aussichtslos; der Wall der theologischen Dialektik und Schriftauslegung sei bei katholisch erzogenen Gemütern nicht zu durchbrechen. Erfolg könne allein der Flankenangriff bringen, nämlich der historische Nachweis, daß das Papsttum als solches, nicht etwa einzelne Päpste persönlich, Erscheinungen aufweise, die sich mit einem göttlichen Ursprung dieser Institution schlechterdings nicht vereinigen lassen. Sind also trotz aller Ableugnungen die Inquisition und der Hexenprozeß als Kinder des Papsttums nachgewiesen, so ist damit der Glaube an seine Göttlichkeit in den Fundamenten erschüttert." Gegenüber einer Unterstellung des Gießner Privatdozenten Köhler schreibt Delbrück am Schluß: „Eine schwer begreifliche Verirrung bleibt es, daß Köhler nicht verstanden hat, daß die Einseitigkeit in der Aufgabe (Hoensbroechs) lag und aus ihr folgern will, daß das Werk nicht historisch und nicht wissenschaftlich sei. Noch schlimmer, daß er deshalb glaubt, dem Grafen Hoensbroech „unehrliche Waffen" vorwerfen zu dürfen und ihm zu insinuieren, daß er „die Wahrheit nicht sehen wolle". Dieser Beschuldigung kann man nur das eine Wort entgegensetzen: „sie ist einfach nicht wahr". Tatsächlich hat sich kein bedeutender Gelehrter gegen die von mir behandelten Fragen im wesentlichen gewendet. Sie schreiben weiter: „Jeder Laie muß sich von vornherein sagen, daß das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit doch etwas mehr, und zwar auch positiv Gutes geleistet hat. Das mußte der Verfasser wissen, als er über sein Buch das Motto setzte: ‚Die Geschichte ist die Lehrmeisterin der Wahrheit'." Demgegenüber stelle ich fest, daß sowohl in der großen Ausgabe meines Werkes (Band I, Seite 7, 4. Auflage), als auch in der

Digitized by Google

Volksausgabe Seite 3 folgendes steht: „In der Tat, das Papsttum als sozial-kulturelle Großmacht verdient Staunen und Bewunderung. Es ist die älteste aller jetzt bestehenden Kulturmächte. Alle übrigen sind ihm gegenüber Kinder, ein gutes Stück ihres Lebens haben sie von ihm. Es hat in die Barbarei und in die sittliche Fäulnis des Heidentums christliche Aufklärung und christliche Reinheit hineingetragen; Wissenschaft und Kunst haben am Papsttum ihren mächtigen, tatkräftigen Beschützer und Förderer gefunden. Gewiß, unter Wahrung geschichtlicher Treue, kann man auf das Papsttum als sozialen und kulturellen Segenspender eine Lobrede schreiben. Aber ein göttlicher Segenspender ist das Papsttum nicht. Die Geschichte verweist auch das Papsttum unwiderruflich in die Reihe rein menschlicher Einrichtungen, denn das Papsttum hat neben seiner guten, Segen spendenden Seite, eine schlechte und Fluch bringende. Den vom Papsttum der Menschheit erwiesenen Wohltaten stehen furchtbare soziale und kulturelle Schäden gegenüber, womit es die Menschheit geschlagen hat. Zum Segen und zum Fluche ist es geworden für die Welt. Diese Doppelwirkung widerstreitet aber unversöhnlich der von ihm beanspruchten göttlichen Natur. Auch nur eine vom Papsttum begangene und festgehaltene wirkliche Irrung auf dem Gebiete der Moral und des Glaubens erweist seinen göttlichen Geburtsschein als Fälschung." In diesen Worten haben Sie klar meine Anerkennung der sozial-kulturellen Wirksamkeit des Papsttums und den Zweck meines Werkes, das sich nicht mit der anerkannt guten Seite dieses Wirkens, sondern mit seiner schlechten beschäftigen wollte. Wenn es endlich in Ihrem Referat heißt: „daß ich „„im Renegateneifer"" unser deutsches Volk ungerecht mache", so steht dem zunächst mein inneres Zeugnis, daß ich „keinen Renegateneifer besitze", gegenüber. Ich habe aber dafür auch eine Reihe von äußeren Zeugnissen, unter anderem dasjenige des Vorsitzenden des Evangelischen Bundes, des Grafen von Wintzingerode, der nun schon seit zehn Jahren meine Tätigkeit sehr aufmerksam verfolgt und der im August dieses Jahres in den „Deutsch-evangelischen Blättern" (Seite 554) folgendes über mich schreibt: „Von Konvertiten pflegt man anzunehmen, daß sie die Konfession, die sie verlassen, mit besonderer Abneigung zu verfolgen geneigt seien, und Beispiele genug von zum Katholizismus Übergetretenen bestätigen diese Annahme. Bei den zum Protestantismus übergetretenen ehemaligen Katholiken ist das gottlob nicht in gleichem Maße der Fall. Wahres Christentum schließt die Regungen des Hasses gegen anders Denkende aus. Ich verweise auf den vielgenannten Grafen Hoensbroech, der Konvertit und einer der unserigen ist. Sein Urteil über das Maß, allerdings auch über die Grenzen der Anerkennung, die wir dem Katholizismus als einer der in den Jahrhunderten entstandenen Ausprägungen des Christentums entgegenzubringen haben, ist mustergültig. Ich verweise auf seine Schriften, insbesondere sein Handbuch „„Der Ultramontanismus"" oder auch auf die einleitenden Kapitel zu dem großen Werk „„Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit"". Auch Hoensbroech redet mit Wärme und Achtung von dem Katholizismus als Religion." Ich denke, diese Ausführungen genügen zur Richtigstellung des von Ihnen veröffentlichten Referats über mein Werk.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Graf von Hoensbroech.

Die Antwort unseres Mitarbeiters Lic. Urbain lautet:

Graf Hoensbroech hat selbstverständlich von uns dieselbe Gerechtigkeit für sich zu beanspruchen, welche wir von ihm gegenüber dem Papsttum fordern. Und der Gegenstand empfiehlt sich wegen seiner politischen, sittlichen wie religiösen Bedeutung zu weiterer, öffentlicher Behandlung, selbst wenn die Persönlichkeit des Herrn Grafen dazu weniger Anlaß geben möchte.

Um Objektivität handelt es sich, nicht aber um Erwägungen über den grundsätzlichen Wert der relativen Objektivität oder Subjektivität. Sondern wir wünschten sachliche Gerechtigkeit im Kampf gegen den Ultramontanismus und beklagten deren Mängel in des Grafen Buch, auch sonst gelegentlich in seinen Schriften und öffentlichen Reden. Unsere Meinung ist, daß „Renegateneifer" ihn dazu verleitete, wenn auch nicht ausschließlich. Er bestreitet diesen auf Grund seines „inneren Zeugnisses". Danach es unsererseits noch wieder behaupten zu wollen wäre blöde, wiewohl uns dieses Zeugnis nicht zwingend überzeugen kann. Die Motive zu allem Denken und Handeln sind endlos kompliziert, meist regieren die unbewußten, — auch in der reinen Seele. Das äußere Zeugnis des Grafen von Wintzingerode ist uns gewiß wertvoll als das eines feinfühligen Mannes. Aber Autorität hat dieser nicht für sich in Anspruch genommen. Und sollte er es tun, so würden wir sie, wie Graf Hoensbroech sonst wohl auch, ablehnen, weil wir doch auch unsere Eindrücke, Einsichten und Ansichten haben. Und damit kommen wir vom Persönlichen zum Sachlichen.

Um der Welt zu beweisen, daß das Papsttum, also auch die katholische Kirche, nichtgöttlichen Ursprungs sei, schrieb Graf H. ein dickes Buch und schickt sich an, es um einen billigen Preis dem Volke zugänglich zu machen als beweiskräftig für die Ungöttlichkeit des Papsttums, zum Kampf gegen die katholische Kirche, d. h. gegen die Hierarchie, die ultramontan bestimmt ist. Diesen Nachweis bedurften alle Nichtkatholiken eigentlich nicht, weil wir ja wohl nicht versucht waren, an eine besondere „Göttlichkeit" der katholischen Kirche zu glauben. Aber das vom Verfasser angehäufte Material über die Förderung der Inquisition, des Aberglaubens und des Hexenunwesens durch gewisse Päpste kann uns in unserer Stellung immerhin festigen und die Katholiken stutzig machen. Auch für den politischen Kampf gegen die Hierarchie könnte es gelegentlich von Wert sein. Gewiß ist das Material an guten Quellen geschöpft und trotz einiger Ausstellungen seitens katholischer Historiker im wesentlichen echt, wie sicherlich vieles im Buche von Denifle über Luther. Weshalb denn auch Graf H. fünf protestantische Theologieprofessoren und einen bedeutenden Historiker nennen kann, die für seine Sammlung das Zeugnis der Echtheit abgeben. Sie haben „ihm in allen wesentlichen Punkten zugestimmt", während wir (Nr. 51) meinten, daß „kein bedeutender Gelehrter, soweit wir sehen, ohne Bedenken in wesentlichen Fragen zustimme". Daraus schließt nun Graf H. auf unsere Unkenntnis der einfachen Tatsachen und hält sich für gerechtfertigt. Und wie er nun einmal durch seine Erziehung geartet ist, wird er sich auch künftig auf Autoritäten und Zitate versteifen, die seiner grundsätzlichen Stellungnahme recht zu geben scheinen. Bei ihm wird auch der Hinweis nicht verfangen, daß die ihm günstigen Kritiker aus begreiflichen Gründen ihre Bedenken zwischen die Zeilen geschrieben haben in der Erwartung, daß sachkundige Benutzer eines solchen Quellenwerkes es von selber auf seinen beschränkten Wert taxieren würden. Dieser Standpunkt ist optimistisch, aber für die Gelehrten durchaus berechtigt. Aber wir wissen, ohne Nachprüfung der vom Grafen H. zitierten Besprechungen, daß Professoren der Wissenschaft unserer Tage das Material wohl billigen können, ohne dessen Kombination als ein wissenschaftliches Geschichtswerk anzuerkennen. Kein bedeutender Gelehrter kann an einer geschichtlichen Darstellung den Zusammenhang der Erscheinungen unbeachtet lassen. Es ist seine methodische und sittliche Pflicht, die Dinge zu erklären. Das fordert auch Prof. Delbrück. Und äußert er sich so temperamentvoll gegen Prof. Köhler (Christliche Welt), so tut er es aus Freude an dem Material gegen das Papsttum, während der feinfühligere Köhler seinen Verdruß über eine einseitige Stoffanhäufung bekundet, die den Anspruch erhebt, ein Geschichtswerk zu sein. Das wird ja auch wohl Delbrück mittlerweile begriffen haben und billigen. Andererseits: Wie wir wird Köhler mit Delbrück gewiß davon Notiz genommen haben, daß der Graf Hoensbroech nicht etwa jede positiv gute Leistung des Papsttums kurzerhand bestreiten wolle. Aber auf die Betonung dieses Willens kommt es uns an. Diese ist bei dem großen Umfang des Buches äußerst dürftig und wird von dem nichtgelehrten Leser naturgemäß leicht übersehen oder vergessen. Das sollte auch Delbrück berücksichtigt haben; denn das Buch ist für das Volk geschrieben, nicht für Männer der Wissenschaft, die jedes Wort ernst nehmen. Und nun gar wollte, sollte und mußte der Verfasser eine einseitige Darstellung geben, — meint dieser und Delbrück. Dies offene Geständnis ist sympathisch, der Grundsatz aber verwerflich, jedenfalls unevangelisch. Freilich gibt es eine ehrliche Einseitigkeit, für die uns das Leben Verständnis beibringt. Das vorliegende Buch verleitet aber durch seine Einseitigkeit die Masse der Leser zu einer ungerechten Beurteilung des Katholizismus. Darum lehnen wir es ab 1. aus christlichen Gründen, weil wir vor Gott Lebenden und Toten brüderliches Verständnis schulden, 2. aus allgemein sittlichen Gründen, die uns strengste Wahrhaftigkeit zur Pflicht machen, 3. aus politisch-taktischen Gründen, weil wir bei voller Anerkennung des Guten das Böse um so wirkungsvoller zu bekämpfen glauben.

Genug, die Einseitigkeit des Grafen Hoensbroech ist gefährlich und kein geheiligtes Mittel zur Bestreitung der „Göttlichkeit" des Papsttums, so wenig wie Denifles Lutherbuch zur Bekämpfung der evangelischen Kirche. Die „Göttlichkeit" irgendwelcher Einrichtungen oder Dogmen wird hüben und drüben durch Stellen der Bibel oder durch eine naiv spekulative Schlußfolgerung begründet. Darum können nur Bibelforschung und Logik jene Beweisführung entkräften, zumal wenn sie mit psychologischer Aufklärung verbunden sind. Diese Arbeit wird hinreichend von protestantischen und katholischen Gelehrten besorgt. Natürlich begrüßen wir auch jede andere Förderung der Klarheit, Sittlichkeit, deutscher Art und Religion. Gemeinsam wollen wir als gute Deutsche, das heißt mit vollster Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit kämpfen gegen alle ultramontane Art, gegen romanische Listigkeit und Knechtschaft. Wir wollen frei sein, los von Rom. Frei wollen wir uns kämpfen mit aufrichtiger Mannhaftigkeit, die trotz allem an den deutschen Wahrhaftigkeitssinn im Volke glaubt. Graf Hoensbroech hat aus seiner jesuitischen Vergangenheit einen unseligen Autoritätsinstinkt mit herüber gebracht. Der ist spanisch. Die deutsche Seele aber ist auf persönliches Empfinden und Erkennen angelegt. Sie soll man nicht nähren oder reizen wollen mit Zitaten aus alten Büchern oder junger Professoren. Persönliche Bildung des Gemütes und Verstandes, Weiterbildung, Vertiefung der Religion sind die natürlichen Kräfte, welche den Ultramontanismus unwiderstehlich verdrängen. Aus dieser Meinung heraus läßt sich ernstlich fragen, ob im Kampfe gegen Rom von kirchlicher und politischer Seite im allgemeinen die besten Schwerter gebraucht werden.

Friedenau. **A. Urbain.**

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 1. Berlin, 8. Januar 1905.

Dem Arbeitsfähigen Arbeit,
Dem Arbeitsunfähigen Mitleid.
(In den Clementinen aus dem II. Jahrhundert.)

Ein Vermächtnis

Diese Worte enthalten vielleicht das älteste „christlich-soziale" Programm. Es war herausgewachsen aus manchen trüben Erfahrungen, welche die christlichen Gemeinden gemacht hatten. Da lebten arbeitsscheue Brüder, welche sich auf die Mildtätigkeit der Gemeinde verließen und sich wohl dabei befanden, wenn sie ernährt wurden. Da kamen reisende Brüder, welche oft nicht übel Lust bezeugten, der Gemeinde zur Last zu fallen. Hier mußte man eingreifen, und zwar nicht von Fall zu Fall, sondern nach ordentlichen Regeln. Man ließ sich von dem Grundsatz leiten: dem Arbeitsfähigen Arbeit, dem Arbeitsunfähigen Mitleid! Es wurde bestimmt, daß jeder, der arbeiten konnte, nur drei Tage auf Kosten der Gemeinde in ihr sich aufhalten durfte; dann hörte die Unterstützungspflicht auf, die Arbeitspflicht begann. Freilich mußten auch die Gemeinden ihrerseits Arbeit anweisen. Christliche Gemeinden kümmern sich um Arbeitsnachweis. Damit hat jenes Wort die Bedeutung einer bloßen Predigt oder rednerischen Übung verloren; es wurde zum wirksamen Grundsatz des Lebens und griff in die Welt ein.

Die Jahrhunderte kamen und gingen. Jene alte Regel geriet in Vergessenheit. Es sind sogar Zeiten gekommen, da man in christlichen Kreisen den Grundsatz beinahe umdrehte. Um den Arbeitsfähigen brauche man sich nicht zu kümmern, sagte man; höchstens bedürfe es ihm gegenüber Mitleid, ihm, dem „kleinen Mann", dem Mann „aus dem Volke" gegenüber; man müßte ihn manchmal ehren, indem man ihm einen Platz neben dem Vornehmen einräumt in gönnerhafter Weise, womit man doch schließlich nur die Vortrefflichkeit der eigenen wohltätigen Gesinnung bestätigt. Und die Arbeitsunfähigen hat man teilweise mit Arbeit belastet und noch in manchen „christlichen" Kreisen kein Verständnis gewonnen für das Unrecht der Kinderarbeit, das Unrecht an den Halbkranken und Alten, die gebückt sich über die Ware beugen, die ihnen der Verleger hat zukommen lassen. Man lobt es wohl noch als Verdienst, daß er solchen halben Existenzen zu verdienen gibt.

Freuen wir uns, daß heute jener alte Grundsatz der christlichen Gemeinden zum Gemeingut aller derer geworden ist, die ein klares Auge und ein warmes Herz haben für den Aufstieg der Menschen von Stufe zu Stufe. Es ist viel erfreulicher, wenn große Gedanken und starke Anregungen allgemeiner Besitz der christlichen Welt werden, als wenn sie, mit dem Monopol der christlichen Gemeinde versehen, ihren Wirkungskreis sich beschneiden lassen müssen. Christ ist der, der sich des Umgestaltens der Welt erfreut, nicht der, der für eigene Kreise arbeitet, womit doch nur alle übrigen Kreise ausgeschlossen werden. Das Vermächtnis des alten ursprünglichen Christentumsgeistes heißt: Gewinnet die Welt, nicht: spaltet die Welt in eine christliche und eine unchristliche. Deshalb möge alle soziale Arbeit des neuen Jahres nicht geschehen als Ausfluß christlicher Partei, sondern als Zeugnis weltumgestaltender Gotteskraft.

Traub.

Von dem merkwürdigen Schicksal der Philosophie im 19. Jahrhundert

Vor einigen Monaten ist Immanuel Kant aus Anlaß der hundertsten Wiederkehr seines Todestages viel gefeiert worden. Überblickt man die Äußerungen, die damals getan wurden, so merkt man bald, daß sehr wenige Philosophen oder philosophisch gebildete Literaten Kant deshalb ehrten, weil sie seine Lehre für ebenso bedeutend wie wahr halten, sondern daß die meisten Kant nur als „historische Größe" lobten. Nur als historische Größe, weil sie eben meinen, daß Kant in diesem und jenem und noch in manchem anderen geirrt habe. Wenn aber Kant im Februar 1904 auferstanden wäre und von diesen Ehrungen gehört hätte, so würde er dringend gebeten haben, von ihnen abzustehen. Denn er hätte gesagt: „Wenn ich in so wesentlichen Punkten, wie ihr glaubt, geirrt habe, dann ist mein Werk nichts, meine Arbeit völlig wertlos, und so verdiene ich keine Ehre." Er hätte freilich außerdem gefordert, zu beweisen, daß er geirrt habe. Daß aber Kant in der Tat einen solchen Standpunkt eingenommen hat, dafür spricht er selbst in seinen Schriften. In der Vorrede zur zweiten Ausgabe der „Kritik der reinen Vernunft" heißt es:

„Die Philosophie hat das seltene Glück, welches keiner anderen Vernunftwissenschaft, die es mit Objekten zu tun hat, zuteil werden kann, daß, wenn sie durch diese Kritik in den sicheren Gang einer Wissenschaft gebracht worden, sie das ganze Feld der für sie gehörigen Erkenntnisse völlig befassen und also ihr Werk vollenden und für die Nachwelt, als einen nie zu vermehrenden Hauptstuhl, zum Gebrauche niederlegen kann, weil sie es bloß mit Prinzipien und den Einschränkungen ihres Gebrauchs zu tun hat, welche durch jene selbst bestimmt werden. Zu dieser Vollständigkeit ist sie daher, als Grundwissenschaft, auch verbunden, und von ihr muß gesagt werden können: nil actum reputans, si quid superesset agendum."

Das heißt also mit anderen Worten: Das Werk ist wertlos, wenn das Ziel der Errichtung einer neuen Wissenschaft nicht erreicht wurde. Kant will aber mit den zitierten Sätzen nicht etwa sagen, daß er die Philosophie bis aufs letzte I-Tüpfelchen fertig gestellt habe. Wohl aber behauptet er, den ganzen Plan des Baues architektonisch entworfen zu haben, und insbesondere betont er immer wieder aufs nachdrücklichste, es sei nicht seine Absicht, daß seine Theorie „als scheinbare Hypothese einige Gunst erwerbe, sondern so gewiß und ungezweifelt sei, als jemals von einer Theorie gefordert werden kann". Er erklärt, seine Thesen apodiktisch bewiesen, also seine Lehre und somit die Philosophie zum Wahrheitsrange der Mathematik erhoben zu haben.

Wenn diese Meinung Kants berechtigt ist, dann wäre der größte Teil der philosophischen Produktion des 19. Jahrhunderts als anachronistisch zu bezeichnen — als etwas, das von der Philosophie Kants, obzwar sie früher entstand, doch überholt ist. Denn die tatsächliche philosophische Entwickelung des abgelaufenen Jahrhunderts befindet sich nur zu einem kleinen Teile in Übereinstimmung mit Kant. Schon derjenige, der im Anfang am meisten zur Ausbreitung der Kantischen Philosophie beigetragen hatte, Karl Leonhard Reinhold, wandte sich von Kant ab und schuf ein eigenes System, das er aber auch bald im Stiche ließ, um sich anderen Philosophen anzuschließen. Dann kam Fichte, dessen System Kant als gänzlich verfehlt bezeichnete, und dann Schelling und Hegel, die dieses Verfehlte fortsetzten. In anderer Richtung, aber nicht minder abweichend von Kant sind Schopenhauer und Eduard v. Hartmann. Von Nietzsche brauchen wir nicht zu reden, da er ein Künstler,

Digitized by Google

aber kein Philosoph war. Ganz und gar im Gegensatz zu Kant befindet sich der moderne Empirismus, der unter verschiedenen Namen (und bisweilen in Verquickung mit dogmatischer Metaphysik) einen breiten Raum in der heutigen Philosophie einnimmt. Und sogar von denjenigen, die in engerer und engster Fühlung mit Kant stehen, weichen viele mehr oder weniger, auch in entscheidenden Punkten, von ihm ab. Der Neukantianer Karl Vorländer begründet das in seiner (übrigens sehr brauchbaren) Geschichte der Philosophie damit, daß man als echter Jünger Kants das Hauptgewicht stets mehr auf die Methode des Philosophierens als auf den materiellen Inhalt philosophischer Lehrsätze legen müsse. Nun ist die Methode allerdings von größter Wichtigkeit; wenn man aber glaubt, darüber den Inhalt der Lehrsätze geringer achten zu dürfen, so steht das ganz in Gegensatz zu Kants ausgesprochener Meinung. Es ist ihm gar nicht eingefallen, zuzugeben, daß dieser recht haben könne und jener auch und noch ein dritter usw. Apodiktisch habe er bewiesen! Da gibt es kein Zweites, geschweige denn ein Drittes — wenn Kant recht hat.

Zur Erklärung der Tatsache, daß die philosophische Entwickelung seit Kant sich so wenig in Übereinstimmung mit ihm befindet, gibt es also nur zwei Möglichkeiten: entweder ist Kants Behauptung der Apodiktizität seiner Theorie nicht richtig, oder seine Nachfolger haben die Richtigkeit dieser Behauptung aus dem Studium seiner Werke nicht eingesehen. Das müßte keineswegs durchaus die Schuld der Nachfolger sein. Als Kant seine „Kritik der reinen Vernunft" veröffentlichte, stand er bereits an der Schwelle des Greisenalters; auch hatte er von jeher eine zarte körperliche Konstitution. Da er nun sich bewußt war, daß er der Welt noch sehr viel zu sagen habe, beeilte er die Niederschrift seiner Gedanken. Er mußte ja eigentlich annehmen, daß er nicht mehr sehr lange zu leben habe, und wenn auch der Tod erst nach mehr als zwanzig Jahren eintrat, so konnte er das damals doch nicht für wahrscheinlich halten. Also eilte er. Außerdem hatte er vor der „Kritik der reinen Vernunft" ein Jahrzehnt lang fast nichts geschrieben. Diese Umstände vereinigten sich dazu, daß die Form seiner kritischen Schriften recht mangelhaft wurde und das Verständnis ihres Inhalts sehr, allzusehr erschwerte. Aber mit oder ohne Schuld der Epigonen — entweder haben sie Kants Lehre nicht genügend erfaßt, oder Kant selber befand sich über die Bedeutung seiner Theorie in einem schweren Irrtum. Und da kann man nun allerdings sagen, daß zwei große Richtungen Kant, wenn überhaupt kennen gelernt, so doch nicht verstanden haben: die metaphysische und die empiristische. Um das einzusehen, braucht man im Grunde nur sich zu erinnern, was denn eigentlich Kant zu seinem „Kritizismus" führte. Nun, es war eben gar nichts anderes als der völlige Bankerott der dogmatischen Metaphysik und des philosophischen Empirismus! Der Kritizismus war der einzige Weg, der noch übrig blieb, die anderen waren grundlos geworden. Es kann daher auch nicht weiter wundernehmen, daß die neuere Metaphysik und der moderne Empirismus in den Sumpf gerieten. Viel schwieriger als das Verhältnis dieser Richtungen zu Kant ist die Stellung zu beurteilen, welche manche Neukantianer, Kantphilologen und verwandte Philosophen zu Kant einnehmen. Daß sie Kantkenner sind, wird ihnen selbstverständlich niemand bestreiten. Aber man kann jemanden sehr gut kennen, ohne gerade jede Falte seines Herzens entdeckt zu haben. Zu fragen, ob ihnen dies an Kant gelungen sei, muß gestattet sein, nicht etwa weil es ein unveräußerliches Recht sei, vorwitzige Fragen zu stellen, sondern weil Kant selbst, den ja diese Richtung über alle Philosophen erhebt, dazu zwingt. Denn er habe apodiktisch bewiesen!

Man kann nur wenig Personen aufzählen, die durch Schriften der Meinung Kants, daß seine Lehre sichere Wissenschaft sei, beigepflichtet haben. Eine war der alte Mellin, ein Zeitgenosse Kants und Prediger zu Magdeburg, der einen Auszug aus Kants kritischen Schriften herausgab und in der Vorrede bemerkte: „Ich tue bei dieser Schrift gern auf jedes Verdienst Verzicht und eigne mir nur das zu, die kritische Philosophie verstanden, von allen Widersprüchen frei und vollkommen konsequent gefunden zu [illegible]n." Das ist ein Zeugnis, aber es nützt nichts. Denn [illegible] man nicht in Kant selber Widerspruchslosigkeit, warum sollte man sie aus einem Auszug ersehen? Ein anderer ist Ludwig Goldschmidt, Mathematiker in Gotha. Er erklärt: „Die kritische Arbeit Kants ist in allen ihren Teilen wahre Wissenschaft, nicht für gestern und heute, sondern für alle Zeiten." Aber die Arbeiten Goldschmidts sind kaum weniger schwer verständlich als die Schriften Kants. Und so weiter. Also keine Rettung aus dem Zweifel? Ich glaube doch. In den letzten Jahren ist ein Kantianer aufgetreten, dessen Wirken große Bedeutung für die Entwickelung der Philosophie haben könnte. Es ist Ernst Marcus, Amtsgerichtsrat in Essen. Er veröffentlichte bisher „Die exakte Aufdeckung des Fundaments der Sittlichkeit und Religion und die Konstruktion der Welt aus den Elementen Kants" (Leipzig 1899, 400 S.) und „Kants Revolutionsprinzip" (Herford 1902, 180 S.). Marcus erzählt in der Einleitung zum ersten Werke: „Es entstand nicht durch eine fleißige und mühsame Interpretation der Werke Kants sondern, genau wie diese Werke, durch ursprüngliches selbständiges Denken. Ich überzeugte mich durch die mich sehr anregende Lektüre Schopenhauers und demnächst Kants, daß es mir nicht gelingen würde, die Hieroglyphen des letzteren zu entziffern. Daher tat ich dasselbe, was Kant tat und empfiehlt: ich griff die Probleme Lockes, Humes und Kants auf und suchte sie auf gleiche Weise wie jene Meister, nämlich durch selbständiges Denken, zu lösen. Dieser mein Versuch wies im Laufe der Zeit ganz überraschende Resultate auf; denn ich fand mich plötzlich, und ohne es zu wollen, in Übereinstimmung mit Kant . . ." Die Basis und Art der Untersuchung sowie die Terminologie sind bei Marcus anders als bei Kant. Um so verblüffender ist die gewaltige Kraft seiner exakten Beweisführung. Auf die Sache kann ich ja hier nicht eingehen, aber ich muß es sagen, daß seine zwei Bücher bewunderungswürdig sind. Aus ihnen ersieht man auch, wie man über Kant hinausgehen kann, ohne von ihm abzubiegen. Noch ist Kant nicht verloren!

Liegt denn aber so viel daran? Den bloßen Praktikern mag's gleichgültig sein. Auch denjenigen, die in dem leichtfertigen Aperçu der materialistischen Geschichtsauffassung der Weisheit letzten Schluß sehen; denn nach ihrer naiven Meinung wird ja mit der Aufhebung der Klassenkämpfe auch die Philosophie als ihr ideologischer Überbau verschwinden. Aber die anderen, die wenigstens eine Ahnung von der Bedeutung der Philosophie haben, können die Kantfrage nicht leicht nehmen. Metaphysik und philosophischer Empirismus waren schon vor mehr als hundert Jahren erledigt. Übrig blieb nur noch der kritische Weg. Führt auch er nicht zu einer sicheren Wissenschaft, dann mag es noch Philosophie geben, wie es Rhetorik und Anstandslehre gibt; aber mit der Philosophie als Wissenschaft wäre es dann wohl überhaupt zu Ende. Dann wäre sie ein Traum gewesen wie einst Alchymie und Astrologie. Und das ist das merkwürdige Schicksal der Philosophie im 19. Jahrhundert, daß noch bei seinem Beginn ein nach allgemeiner Ansicht unvergleichlich großer Mann lebte, der sich bewußt war, der Welt die Philosophie als apodiktische Wissenschaft geschenkt zu haben, daß aber nach einem Säkulum sogar in den zu seinen Ehren errichteten „Kantstudien" unter dem Vortritt Paulsens und Vaihingers die Möglichkeit der Philosophie als exakter Wissenschaft bestritten und somit die Philosophie selber preisgegeben wird.

Dr. Robert Drill.

Digitized by Google

Aus den Papieren eines Philantropen

V.

Seitdem meine Verlobung bekannt geworden ist, ist meine Umgebung wie verwandelt. Meine Wirtin blickt mich immer scheu von der Seite an, als wenn sie aus einem unendlichen Staunen nicht herauskommen könnte. Daneben ist sie um einige Grade kälter geworden. Sie ist natürlich höflich, aber nur soweit es notwendig ist, und früher neigte sie in dieser Beziehung zu einem gewissen Überschwang. Ich wundere mich über diese Erscheinung keineswegs, da ältere Damen häufig eine Abneigung gegen Verlobungen zeigen sollen, an denen sie nicht mittelbar oder unmittelbar beteiligt sind. Es ist lediglich komisch, daß eine so verständige alte Dame sich von solchen Fehlern nicht freihalten kann. Daß ich in meinen Jahren und in meiner Stellung für sie überhaupt nicht in Frage kommen konnte, mußte sie sich doch selbst sagen. Es könnte ja meiner Eitelkeit schmeicheln, daß sie um meinetwillen unwirsch ist; aber das Bedauern mit einem weiblichen Herzen, das nach unerreichbaren Dingen trachtet, überwiegt schließlich doch. Das Zimmermädchen, das mir den Kaffee bringt, verhält sich ganz anders. Das junge Ding scheint meine Verlobung in jeder Beziehung zu billigen. Sie sieht mich immer mit blitzenden Augen an und lacht, daß ihre weißen Zähne schimmern. Es ist geradezu, als wenn sie ihre helle Freude an der Sache hätte. Freilich: sie ist noch jung und kann sich neidlos freuen, da all' ihre Hoffnungen noch blühen. Es hat sich fast eine Art von Kameradschaft zwischen uns herausgebildet. Wir fühlen, daß wir beide auf dieselbe Seite gehören, während auf der anderen hoffnungslosen Seite die Wirtin sitzt. Das mag hart genug sein, und mir liegt es fern, in sinnlichem Egoismus darüber zu spotten; aber wer vermag es zu ändern? Gestern traf ich ganz zufällig den Herrn, der mich nach dem Tode meiner Schwester für den Stammtisch gewinnen wollte. „Was machst denn du für Sachen!" rief er aus und gab dann seiner Verwunderung in sehr starken Worten Ausdruck. Ich hörte aber auch ganz leise so etwas wie B e wunderung hindurch. Offenbar hat man mich nicht verstanden und ganz falsch beurteilt, weil ich still mit meinen Büchern lebte. Man hat mir die Energie der Leidenschaft und das Aggressive, das in meinen letzten Schritten liegt, einfach nicht zugetraut. Nachdem nun das Faktum bekannt geworden ist, scheine ich in der allgemeinen Wertschätzung zu steigen.

* * *

Fünf Tage später.

Ich habe es ganz gern, daß man mir in dieser Zeit mit Überraschung und Bewunderung begegnet; aber diesen Blättern soll nicht verborgen bleiben, daß doch mitunter ein Gefühl der Bangigkeit mein Herz beschleicht. Ich bin nicht ganz der Sieger, als der ich der Welt erscheinen mag. Durch das Feuer der Erklärungen bin ich glücklich hindurchgegangen, und auch als Bräutigam habe ich keine berechtigten Hoffnungen enttäuscht. Insofern habe ich schon manches hinter mir, auf das ich mit Stolz zurückblicken darf. Manches aber liegt noch vor mir, und mir ist mitunter zweifelhaft, ob nicht die heißesten Stunden noch kommen sollten. Die Hochzeit ist noch nicht gewesen, und dann kommt die Ehe. Wie werde ich bestehen, und was soll das werden? Es gewährt mir in diesem Zusammenhang einen kleinen Trost, daß Aurelie bereits verheiratet war. Wenn man all' dem Neuen so unbefangen gegenübersteht wie ich, ist es immer gut, wenn wenigstens ein Teil bestimmte Erfahrungen mitbringt. Ich werde dann wohl schließlich als Ehemann eine ebenso gute Figur machen, wie als Verlobter.

* * *

Eine lähmende Hitze ist hereingebrochen, eine Hitze wie aus einer anderen Zone, die etwas ungesundes und giftiges in sich trägt. Kein Lüftchen regt sich. Die Blätter hängen schlaff und welk herab und scheinen jeden Willen zum Leben verloren zu haben. Sie sehen bestaubt aus, obgleich kein Staub aufgewirbelt wird; ihr matter Zustand ruft die Täuschung hervor. Man hört keinen Vogel singen; man hört das muntere Rauschen nicht mehr. Alles ist erloschen; über den weiten Fluren brütet die sengende Hitze wie Unheil. In allen Villen sind die Jalousien heruntergelassen, um kühle Zimmer zu schaffen, in denen man leben und atmen kann. Die armen Menschen aber, die sich im Freien placken müssen, tun dumpf und ohne Freude ihr Tagewerk. Es ist ein hartes Los, hier um so mehr, wo sie die abgeschiedene Ruhe der sommerlichen Häuser vor Augen haben und die schattigen Räume im Innern ahnen mögen. Ich werde den ganzen Tag zu Hause bleiben und mich auf mich selbst zu besinnen versuchen. Selbstbesinnung ist gut, und mein Arbeitszimmer ist kühl genug, um die Gedanken spielen zu lassen. Der Abend wird ebensowenig erträglich werden, wie es der Tag gewesen ist, und so seien alle diese Stunden der Einsamkeit gewidmet.

* * *

Wie egoistisch man doch wird, wenn man von seinen eigenen Sachen in Anspruch genommen ist. In der Frühe promenierte ich ein wenig im Garten und freute mich über die erfrischte Natur. Gestern — etwa gegen Mitternacht — ging unter strömendem Regen ein Gewitter nieder, und nun hingen die funkelnden Tropfen an allen Sträuchern. Wie ich so die feuchten Wege auf und ab schreite und mich an all' der Pracht erfreue, klingt plötzlich ein fröhlicher Gruß, und der Briefträger reicht mir über die Hecke einen Brief. Wie ich die Züge der Adresse sah, befiel mich fast etwas wie ein jäher Schreck: von meinem lieben alten Freund, von dem einzigen, den ich je besessen, und mit dem ich in mehr als zehn Jahren alle Regungen und Gedanken meines Innern geteilt habe. Wie ein schmerzhafter Stich durchfuhr es mich plötzlich. Ich hatte bereits vor mehreren Wochen einen Brief von ihm erhalten und — ihn vergessen. Er fiel gerade in die unruhvollen Tage, in denen mein Zusammentreffen mit Aurelie bevorstand, und so war er ganz meinem Bewußtsein entschwunden. Mit zitternden Fingern zerriß ich das Kuvert; denn mein böses Gewissen erwartete den bitteren Ton des Vorwurfes. Die Furcht war indessen unbegründet. Es waren nur ganz wenige Zeilen: ein kurzer Glückwunsch zu meiner Verlobung, in ganz offiziellen Worten, da er erwarte „in mündlicher Ausführlichkeit alles Nähere über diese merkwürdige Begebenheit zu hören". Er schien durch mein Schweigen viel weniger verletzt als vielmehr durch meine Verlobung betroffen, vielleicht sogar getroffen. Der liebe Mensch! Obwohl ich ihn in so eigensüchtiger Weise vergessen hatte, war doch offenbar mein Wohl sein erster und einziger Gedanke gewesen. Es ist mir ein rechter Trost, daß ich ihn wieder habe. Als er — ein halbes Jahr vor dem Tode meiner Schwester — nach seiner sächsischen Heimat zog, war es mir, als risse man ein Stück von meinem eigenen Selbst hinweg. Ich habe damals über den Verlust von ganzem Herzen getrauert und fühlte mich doppelt einsam, als mir dann die Schwester genommen wurde. Seiner Wirtschafterin aber, die nun fast ein Menschenalter bei ihm ist, hat es im sächsischen Lande nicht gefallen, und so ist er nun wieder zurückgekehrt. In dem Brief, den ich vergessen habe, zeigte er mir seine Rückkehr an. Aber wahrhaftig: nur mein Gehirn hat einen Brief vergessen, wie man eine Hausnummer vergißt. Mein Herz hat nichts vergessen. Ich faßte sofort den Entschluß, ihn aufzusuchen, traf ihn aber am Nachmittag nicht zu Hause. Nun gehe ich morgen zu ihm und kann die Stunde kaum erwarten, in der ich wieder vor ihm sitze und ihm alles, alles erzähle.

* * *

Ich muß mich ordentlich anstrengen, um mich auf Einzelheiten zu besinnen, so ganz bin ich von einem unteilbaren Gefühl der Freude hingerissen. Es soll aber alles aufgezeichnet werden; was wären diese Blätter, wenn sie einen solchen Tag vermissen ließen? Er hat seine alte Wohnung wieder bekommen, und das ist ein Glück für ihn. Das Zimmer wehte mich sofort wieder heimisch an, und meiner kleinen Vergeßlichkeit wurde in der Herzlichkeit des Wiedersehens gar nicht gedacht. Wir nahmen unsere alten Plätze am Fenster wieder ein; er im Sorgenstuhl und ich im Lehnstuhl ihm gegenüber. Sein Haar ist immer noch so weiß, und seine Augen sind immer noch so treu wie früher. Es ist ja im Grunde töricht, das zu schreiben, da er ja im ganzen nur etwas über 1½ Jahre fortgewesen ist. Ich freute mich aber darüber, und darum schreibe ich es! Wovon wir sprachen? Ach, von tausend Dingen! Er hat noch immer die langsame und bedächtige Art, die ich so an ihm verehre, und die mich zu seinem Schüler gemacht hat, ob er gleich nur zehn Jahre

Digitized by Google

älter ist als ich. Jetzt, wo ich alles niederschreiben möchte, kommt mir erst zum Bewußtsein, wie viel an uns vorübergezogen ist, und wie herzlich wir uns der Wiedervereinigung freuten. Es ist gar nicht möglich, auch nur die Grundlinien zu ziehen. Ich müßte dann die Nacht zu Hilfe nehmen, und das will ich nicht. Von meiner Verlobung wurde gar nicht gesprochen. Es war, als ob wir dafür beide ruhigere Stunden abwarten wollten. Morgen will ich noch einmal alles im Geist genießen, wenn mich die Sehnsucht nicht treibt, ihn persönlich aufzusuchen. Ich freue mich so unendlich darauf, ihm von meinen Erlebnissen berichten zu können. Bisher war er immer der Gebende. Nun kann ich ihm viel erzählen, von dem er nichts kennt. **Erich Schlaikjer.**

Kunst

Friedrich der Große von Menzel ist vom Voigtländerschen Verlag in vergrößerter Ausgabe einiger Hauptblätter auf den Markt gebracht worden. Schon daß diese Bilder eine sehr starke Vergrößerung vertragen, spricht für sie, wenn es nötig sein sollte. Vergrößerung ist eine harte Probe des Wertes. Wo das einzelne im Bilde unklar, flach, inhaltlos oder verzeichnet ist, deckt jede Vergrößerung die sonst vielleicht übersehenen Schäden rücksichtslos auf. Der einzelne Strich wird sichtbarer. Ist er etwas wert, so gewinnt er bei der Vergrößerung an Wucht; ist er unsicher, so wirkt er als Disharmonie. Die Gestalt des alten Fritz wird nun in der neuen Ausgabe erst recht lebendig. Die Augen, die Muskulatur des Gesichtes, der spöttische Ernst des Philosophen von Sanssouci, die Straffheit des Soldatenkönigs, es ist eine Freude und ein Gewinn, dieses Bild zu sehen. Gerade weil es so viele patriotische Schul- und Wandbildnisse gibt, deren hohle Glätte zur Ertötung der Königstreue mehr beiträgt als zur Belebung, ist es von großem Werte, daß es für preußische Schul- und Amtssäle nun ein billiges Königsbildnis gibt, in dem keine Kammerdienermalerei steckt. Schade, daß es vom gegenwärtigen Herrscher nichts ähnliches gibt oder vielleicht — geben kann. **F.**

Allerlei

Das Dementi

Vortragender Rat: Vielleicht empfiehlt es sich doch, den Gerüchten entgegenzutreten, wonach Exzellenz der Staatsmann sein sollen, der zu Herrn v. Oldenburg gesagt habe: „Wenn ich die Handelsverträge nicht unterschreibe, tut es ein anderer."

Der Landwirtschaftsminister (zögernd): Ja, das dürfte sich am Ende empfehlen.

Vortragender Rat: Also werden wir etwa sagen: Die Behauptung, daß der Herr Landwirtschaftsminister eine solche oder ähnliche Äußerung getan habe, ist eine böswillige Erfindung . . .

Der Landwirtschaftsminister: Ja, hm! Vielleicht etwas weniger schroff (Für sich): Ick weeß nich, habe ick nu so wat jesagt oder nicht? (Laut): Wir könnten ja schreiben: „Daß sich der Landwirtschaftsminister so ausgedrückt hat, ist" — oder, noch besser, um den Oldenburg nicht zu verletzen: „Der Herr v. Oldenburg muß den bewußten Staatsmann . . ." Haben Sie Staatsmann? . . . „mißverstanden haben."

Der vortragende Rat entfernt sich mit einem merkwürdigen Blick auf Se. Exzellenz.

Nach zwei Tagen:

Der vortragende Rat: Haben Exzellenz gelesen? Herr v. Oldenburg hat überhaupt auf einen Vorgang angespielt, der sich vor dem Abschluß der Caprivischen Handelsverträge zugetragen hat.

Der Landwirtschaftsminister: Allerdings hab' ick 't jelesen. Der Deibel hole das Dementieren.

* * *

Bismarck als Junker. Mit steigendem Genuß las ich die vor kurzem veröffentlichten Briefe, die Bismarck in den Jahren 1859—1861 an den damaligen Minister des Auswärtigen, Freiherrn von Schleinitz, gerichtet hat. Ihre Anziehungskraft verdanken sie der Persönlichkeit, die aus ihnen spricht, und der Art, wie diese uns menschlich nahe tritt. Wenn wir an Bismarck denken, kommt uns zunächst der eiserne Kanzler in den Sinn, der ernste für den Profanen unnahbare Mann, der selbstbewußte Junker, dessen rücksichtslose Herrennatur nur in dem staatsmännischen Genie und in seinen politischen Leistungen ihr Gegengewicht fand. Seine Reden hinterlassen denselben Eindruck: diesen Mann kann man bewundern, aber schwer lieben. Und wie ganz anders ist das Bild, das uns aus seinen Briefen entgegenleuchtet. Das Panzerkleid ist abgelegt, und im Hausrock kommt ein Mann auf uns zu, von dem uns vielleicht Weltanschauung und politische Überzeugung trennt, dessen gewinnendes Wesen uns aber vergessen läßt, daß wir vor einer kleinen Weile nahe daran waren, ihm als Menschen ablehnend gegenüber zu stehen. Und doch ist der Bismarck der Briefe ohne Zweifel genau so aufrichtig wie der der Reden. Woran liegt der Unterschied? Daran vielleicht, daß die Briefe, die wir von ihm besitzen, zumeist aus einer früheren Periode stammen, in der ihn zunehmendes Alter, Regierungssorgen und Regierungsärger noch nicht bitter gemacht hatten? Mag sein, daß das ein Grund ist; eine ausreichende Erklärung aber ist damit nicht gegeben. Finden wir nicht bei dem preußischen Junker überhaupt, auch bei dem, der keine staatlichen Würden bekleidet, eine derartige Doppelnatur? Noch suche ich nach Beweisen, da kommen mir des trefflichen Fontanes „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" vor Augen. Dieser Kenner des märkischen Adels löst alle Zweifel. Er gibt im vierten Bande eine Charakteristik unseres Junkertums, die uns den zwiefachen Bismarck verstehen lehrt, und eine Art von Kommentar zu den neuesten Briefen liefert, die aber auch wert wäre, aus dem Schatzkästlein herausgenommen zu werden, wenn kein aktueller Anlaß vorläge.

„Indessen es gilt, politisches und gesellschaftliches Auftreten zu scheiden, und was seinerzeit vom Engländer galt und eigentlich immer noch gilt: „„in der Fremde bedrückend, aber zu Haus entzückend"", eben dasselbe geflügelte Wort ist auch verwendbar auf unseren Adel. Und weshalb? Einfach deshalb, weil er sich daheim, an seinem eigenen Herd, in sein volles Gegenteil zu verkehren und aus der Starrheit seines non possumus in ein alle Welt sympathisch berührendes laisser passer überzulenken weiß. Er ist eben über Nacht ein anderer geworden. Nicht mehr in die Defensive gestellt, nicht mehr ein kreis- oder reichstäglich Belagerter, der sich, in strikter Befolgung alter Taktik, am besten durch Ausfälle zu schützen glaubt, entäußert er sich einer ihm schließlich selbst unbequem werdenden Stachelrüstung und kleidet sich in das Selbstgespinst seiner vorvorderlichen Tugenden. Und diese Tugenden heißen: ein gut Teil Gutmütigkeit, ein noch größeres von gesundem Menschenverstand und ein allergrößtes von Kritik. Und diese Kritik ist das beste. Mit einem seiner Zuhörerschaft sich alsbald mitteilenden Behagen beginnt er plötzlich alles unter die Lupe seiner ihm angeborenen Skepsis zu nehmen und dabei Radikalismen laut werden zu lassen, Urteile von einer Fortgeschrittenheit, als flöffe nicht die Niplitz oder die Rotte, sondern mindestens der Hudson oder Potomac an seinem alten Feldsteinturm vorüber. All das freilich nur als jeu d'esprit, ohne die geringste Neigung, sich anderen Tags in allernüchternster Morgenfrühe daran erinnern oder wohl gar beim Worte nehmen zu lassen; aber auch als bloßes Spiel schon erweist es sich als bemerkenswert und verrät uns zur Genüge, daß etwas Helles und Gewitztes, etwas Esprit-fort-Haftes in ihm steckt, und daß die Wurzel jener Selbstsucht, die so vorzugsweise an ihm mißfällt, in allem möglichen, nur nicht in der Enge seines Geistes zu suchen ist. Er ist vielmehr umgekehrt von einem scharfen und eindringenden, ja, soweit lediglich praktische Dinge mitsprechen, von einem umfassenden Blick und führt seinen Existenzkampf nicht deshalb so hart und erbittert, weil er des Gegners Rechte verkennte, sondern gerade deshalb, weil er es erkennt. Er vermag nur nicht den einen letzten Schritt zu tun, den vom Erkennen zum Anerkennen." **F. F.**

Meeresträume. Da liegt der Mensch irgendwo mitten im Lande, hat den Tag über in seinem Hause gearbeitet, ist müde, aber doch zu bewegt von allerlei Mühe, um wirklich zu schlafen. Was steigt in solchen Momenten nicht alles an den Wänden seiner Seele empor! Merkwürdigere Farben als in der matten Erregtheit sieht man sonst nie. Ein dunkles Blau wirft wirbelnd immer neues anderes Blau aus sich heraus. Im Blau stehen mit einem Male Sterne. Diese Sterne probieren, ob sie silbern, gelb, goldfarben sein müssen. Über ihrem Probieren ist das Blau dahin. Ein grünlicher durchsichtiger Himmel verschlingt die fahl gewordenen Sterne. Wolken kommen: rosafarbene Abendwolken, bläuliche kleine Wolken, ganz weiße Wollengebirge, Wetterwolken, Sturmgewölk. Wind. Schatten, Nacht und in der Nacht ein dunkles Meer. Das flutet und rauscht. Es braust am steinernen Ufer. Da spritzen weiße Wasserwürfe in die Höhe. Sieh, wie das blinkt! Der Mond ist da und beglänzt die Brandung. Lauter schäumendes Silber. Silber über Silber, weißer Glicht, zerfließende letzte kleine Wellen auf rötlichem Sande im Mondlicht. Der Wind ist weg, der Himmel klar und kalt, das Meer ist zu Eis gefroren, Schnee liegt auf der endlosen Fläche, einige Möwen schwirren über dem Schnee. Möwen? Sind es nicht andere Vögel? Sind es nicht schwarze Vögel? und ist nicht das Meer jetzt warm und flüssig und müde? Ein kleines Schiff fährt weit draußen. O, was gibt es für Schiffe! Da sind drei Kriegsschiffe! Ob es Russen sind? Sieh, wie der Rauch sich hinschlängelt. So war der Rauch bei dem Schiff in Genua oder in Warnemünde oder in . . . . Ach ich weiß nicht, gar nichts weiß ich, schlafen will ich, schla — fen, schla — — fen. Ich mag kein Meer sehen. Wozu das Meer. Nur keine Bilder; schlafen! **F.**

Briefkasten

Dr. Rt. Der lahme Hans, das neue Drama von Erich Schlaikjer, ist an die Bühnen versandt. Eine Entscheidung über die Première ist noch nicht gefallen. Die Dichtung wird nach der Première bei Callwey in München als Buch erscheinen. **J. B. H.** Wir empfehlen Ihnen den Büttnerbauer von Polenz und die Novellen von Clara Viebig.

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 2

Nationalsoziale Wochenschrift

Sonntag, den 15. Januar 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Vor der Katastrophe? — Das Leben des Zaren und die russische Anleihe — Sozialdemokratie und Krieg — Die Gemeinschädlichkeit der Kartellpolitik) — **Naumann:** Der wachsende Volksbedarf — **Dr. Robert Wilbrandt:** Sozialpolitischer Rückblick — **Professor Heinrich Herkner:** Zur Reichsvermögensteuer — **Dr. Wilhelm Waltz:** Erlebnisse im Ruhrkohlenrevier — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — **Wolf Dohrn:** Die liberale Einigung in Bayern.

G. Traub: Das Neue Testament — **Paul Schubring:** Goethes „Lili" — **Erich Schlaikjer:** Aus den Papieren eines Philantropen. VI. — Büchertisch — Allerlei — Eingegangene Bücher. — Briefkasten.

Politische Notizen

Vor der Katastrophe? Fürst Trubetzkoi, der Moskauer Adelsmarschall, hat an den russischen Minister des Innern ein Schreiben gerichtet, in dem er auf die großen Gefahren hinweist, die eine Verzögerung der Reformen im Gefolge haben würden. Er hat dabei mit Bezug auf die Unruhen im Lande das Wort variiert, das bei irgend einer der französischen Revolutionen dem damaligen König warnend zugerufen wurde: Ce n'est pas une émeute, c'est une revolution. Das ist kein Aufstand, das ist Revolution. Vielleicht hat die Freude an der glitzernden Phrase den Fürsten zu einer kleinen Übertreibung verleitet. Nach dem Eindruck jedenfalls, den der Fernstehende gewinnt, ist es noch nicht die Revolution, sondern sind es noch vereinzelte Unruhen, aber es kann soweit kommen, daß aus diesen einzelnen Bächen der gewaltige Strom wird, der alles mit sich hinwegreißt, was der freiheitlichen Entwickelung des Landes im Wege steht: den Thron des Selbstherrschers so wohl wie die Hetzpeitsche der Kosaken, die in diesen Wochen wieder ihre fluchwürdige Arbeit tut. Die örtlichen Aufstände und Demonstrationen haben nur zum Teil mit dem Streben nach Reformen im Innern oder speziell nach einer Verfassung etwas gemein, es handelt sich bei ihnen in den meisten Fällen um Widerstand gegen die Aushebung, aber in solchen Fällen kommt es weniger darauf an, was die Unzufriedenheit erregt, als daß sie da ist, und im gegebenen Moment dürfte es nicht schwer fallen, ihr die Richtung zu weisen. In den größeren Städten, in der ganzen gebildeten Gesellschaft, ist man heute einmütig in dem Rufe nach einer Verfassung, und auch in den Kreisen der Gemäßigten hat man aufgehört, die Stärke der Sehnsucht nach diesem Ziel von der Art der in Betracht kommenden Mittel abhängig zu machen. Ein Beispiel für viele: In Petersburg fand kürzlich ein Bankett der Juristen statt. Zuerst wurden ein paar sanftere Ansprachen gehalten. Aber dann erhob sich einer der Anwesenden und mahnte, nicht an den Frühling zu glauben, „der nicht kommen wird, bis wir uns zusammenscharen, um ihn zu erobern und zu verteidigen. Glauben Sie allein an ihre eigene Kraft!" Ein anderer trank auf das Wohl derer, die für die Freiheit, wenn auch mit ungesetzlichen Mitteln gekämpft hätten, aber sofort protestierte unter dem Beifall der Versammlung, ein dritter gegen die Bezeichnung „ungesetzlich", und stürmische Rufe: „Nieder mit der Autokratie, es lebe die Verfassung!" hallten von den Wänden wider. — Das, was so lebhaft und nachdrücklich verlangt wird, kann selbst einem Volke von der geringen aktiven Energie des russischen, nicht lange mehr versagt sein, zumal dann nicht, wenn das Kriegsglück in Ostasien dem nach Freiheit dürstenden Rußland treu bleibt. Fragt sich nur, auf welchem Wege dem heißen Wunsche Erfüllung wird.

Das Leben des Zaren und die russische Anleihe. Die englischen Besitzer russischer Staatspapiere scheinen sich nicht zu den beati possidentes zu rechnen. Sie glauben, daß die Lebensdauer des Zaren ihnen eine gewisse Gewähr für die Leistung der Zinsen und eventuell die Rückzahlung ihres Kapitals bietet. Sie befürchten aber, daß Rußland unter einem künftigen Regiment seine Zahlungsverpflichtungen nicht mehr erfüllt. Deswegen haben die klugen Engländer das Leben des Zaren bei der großen Londoner Versicherungsanstalt „Lloyd" versichert. In der Nummer der „Daily News" vom 31. Dezember 1904 lesen wir über dieses merkwürdige Geschäft:

„Unbestimmte Gerüchte über die Gesundheit des Zaren tauchen immer von neuem auf. Sie erhielten gestern eine gewisse Bestätigung durch einen Vorgang, der sich in der großen Lebensversicherung des „Lloyd" abspielte. Hier ist nämlich das Leben des Zaren — und zwar von Inhabern russischer Staatspapiere — sehr hoch versichert; die Gesamtsumme ist schwer festzustellen, beträgt aber viele tausende Pfund. In der vorigen Woche haben nun die oben genannten Inhaber die Prämie um 10 Guineen für je 100 Pfund erhöht, so daß sie jetzt 15 Guineen beträgt. — Es liegt nahe, die Gerüchte vom Wiedererwachen des Nihilismus damit in Verbindung zu bringen. Daß besondere Gefahren da sind, entweder gesundheitlicher oder politischer Natur, wird durch die Tatsache bewiesen, daß noch vor 8 Tagen die Prämie nur 5 Guineen betrug. Und schon diese letzte Prämie war außergewöhnlich hoch, denn ein gewöhnlicher Sterblicher, der gleich alt ist wie der Zar, würde für 100 Pfund Versicherungskapital nur 30 Schilling Prämie zu zahlen haben."

Die Befürchtung, daß mit dem Ableben des Zaren ein neues Regierungssystem eine neue Finanzwirtschaft betreibe, ist recht begründet. Rußland, das von seinen Schulden lebt, muß eines Tages zu seiner eigenen Gesundung seine Zahlungen einstellen. Die Kosten dieser Kur tragen dann die Besitzer russischer Staatspapiere. Die Engländer scheinen das Leben des Zaren sehr hoch einzuschätzen. Mehr als 15 Mk. Prämie jährlich, um im Todesfall 100 Mk. zu bekommen, alle Achtung, man läßt sich die Sache etwas kosten! Sollte aber nicht Graf Bülow dafür sorgen, daß die deutschen Besitzer russischer Papiere ähnlich versichert werden? Gerade jetzt wandern zu Gunsten der deutschen Agrarier 500 Millionen Mark nach Rußland. Graf Bülow ist doch für die ausgleichende Gerechtigkeit, daher möge er sich um ein ähnliches Versicherungswerk bemühen!

Sozialdemokratie und Krieg. Eine Betrachtung des russisch-japanischen Krieges, die sich von der üblichen sozialdemokratischen Manier sehr vorteilhaft unterscheidet, bringt die „Neue Zeit". M. Beer schreibt in der von Kautsky redigierten Zeitschrift:

„Man mag über die Rolle der Kriege denken wie man will, sicher ist, daß sie die höchste Probe auf die Lebenskraft, die Organisationsfähigkeit und im allgemeinen auf die geistigen Eigenschaften der kriegführenden Nation oder Klasse ist. Die in einer solchen Rolle gezeigten Eigenschaften dürfen als ein untrüglicher Maßstab für die Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit der Kriegführenden betrachtet werden. Dieselben Eigenschaften werden sich auch auf anderen Gebieten zeigen, denen sich die Sieger und Besiegten einst zuwenden. Wenn heute die Meinung vorherrscht: „Gold folge dem Eisen", oder „der Handel folge der Flagge", so darf dies nicht etwa in vulgärer Weise verstanden werden, daß erfolgreiche Kriege zu wirtschaftlicher

Digitized by Google

Blüte führten, sondern daß der Sieger im Kriege auf Grund derselben Eigenschaften auch im Handel erfolgreich ist, wenn er ihn mit derselben Energie betreibt wie den Krieg. Historisch betrachtet, folgte oft genug der Krieg dem Handel und das Eisen dem Golde."

Das ist dieselbe Erkenntnis, die Kautsky schon 1892 in seiner Erläuterung des Erfurter Programmes ausgesprochen hat:

„Der Außenhandel spielt von vornherein eine große Rolle in der kapitalistischen Produktion, und je mehr diese zur herrschenden wird, um so mehr erscheint die Ausdehnung und die Sicherung des auswärtigen Marktes als ein Lebensinteresse der ganzen Nation. Aber auf dem Weltmarkt treffen die Kapitalisten der einen Nation auf Konkurrenten der anderen Nationen. Diesen die Spitze zu bieten, rufen sie den Staat an, der durch seine Kriegsmacht ihren Rechten Achtung verschaffen — oder — was noch besser — gar die fremden Konkurrenten verjagen soll. Die Kriege werden immer mehr aus dynastischen zu Handelskriegen und schließlich zu nationalen Kriegen, die in letzter Linie auch nur auf die ökonomischen Gegensätze zwischen den Kapitalisten-Klassen der einzelnen Nationen zurückzuführen sind. Der kapitalistische Staat bedarf daher nicht nur eines ausgedehnten Beamtenheeres zu Zwecken der Justiz und Polizei, sowie selbstverständlich zur Verwaltung seiner Finanzen, sondern auch eines starken Kriegsheeres." (S. 72.)

Kautsky, der damals überhaupt kein gemeinsames Interesse zwischen Proletariat und Bürgertum anerkannte, hielt den Schutz des Außenhandels für eine innere Angelegenheit der Kapitalisten. Heute aber weiß die deutsche Sozialdemokratie ganz genau, daß, wenn es der Industrie im allgemeinen schlecht geht, darunter die Arbeiter in allererster Linie zu leiden haben. Auf diesem Gemeinsamkeitsinteresse von Kapitalismus und Arbeiterbewegung beruht ja auch die Stellung der Sozialdemokratie zur Handelspolitik. Schließlich auch die handelspolitische Stellung von Kautsky selbst. Wenn man aber schon überzeugt ist, daß unter Umständen das englische Eisen dem deutschen Golde folgen kann, dann ist es unverständlich, wie Leute, die ernst genommen werden wollen, die auswärtige Politik in der Praxis nicht viel anders betrachten, wie Bertha v. Suttner.

Die Gemeinschädlichkeit der Kartellpolitik. Wie wenig die Eisenzölle dem Schutze der nationalen Arbeit dienen, beweist von neuem eine Mitteilung der „Deutschen Bergwerkszeitung", eines angesehenen Fachblattes der Montanindustrie. Die Eisenzölle ermöglichen es bekanntlich den kartellierten Eisenindustriellen, ihre Preise um den Betrag des Zolles und der Fracht über dem Weltmarktspreis zu halten. Um den deutschen Markt zu entlasten und ein Sinken der Preise zu verhindern, verschleudern sie große Mengen von Rohprodukten und Halbfabrikaten nach dem Ausland. Besonders nach England richtet sich seit Jahren dieser Schleuderexport. Und die englische weiterverarbeitende Eisenindustrie zieht natürlich aus dem Umstand, daß ihr deutsches Eisen billiger geliefert wird als ihren deutschen Konkurrenten, keinen geringen Gewinn. Wie sich früher die englische Marmeladeindustrie auf der Basis des billigen deutschen Schleuderzuckers entwickelte, so jetzt die englische Maschinen- und Schiffsbauindustrie, der zu Spottpreisen aus Deutschland Rohmaterialien und Halbfabrikate der Montanindustrie geliefert werden. Während Englands Rohproduktion langsam zurückgeht, wendet es sich in steigendem Maße der Fertigfabrikation deutschen Halbzeuges zu. Der „Deutschen Bergwerkszeitung" wird darüber aus England geschrieben:

„Man muß dabei vor allem berücksichtigen, daß die Löhne, welche durch diese Wandlung im Import den englischen Arbeitern mehr zufließen, weit höher sind, als diejenigen, welche in dem importierten Rohmaterial oder Halbzeuge stecken. Ja es ist nicht zu übersehen, daß diese Importe erst die Verausgabung eines großen Teiles der englischen Löhne ermöglichen. Durch diese Feststellung wird wieder einmal der Nachweis erbracht, daß der Feldzug gegen deutsches und belgisches Halbzeug und Rohmaterial nur einen Teil der englischen Industrie interessieren kann, und zwar nicht den zukunftsfähigsten."

Das heißt mit anderen Worten, daß schließlich die englische Volkswirtschaft von dem Schleuderexport der deutschen Kartelle allen Nutzen zieht, und daß Chamberlain mit dessen Bekämpfung unter Umständen gerade so wenig Glück haben kann, wie mit der Brüsseler Zuckerkonvention. Für hervorragende deutsche Industriezweige (Eisengießereien, Maschinenindustrie, Kleineisenindustrie, Schiffsbau) entsteht aber daraus eine geradezu furchtbare Gefahr. Denn die englischen Industrien, die mit billigerem deutschen Material als die deutschen Konkurrenten arbeiten, produzieren für den Export. So wird durch die Politik der deutschen Kartelle die englische Industrie in ihrem Wettbewerb mit der deutschen gestärkt. Die neuen Handelsverträge verschlechtern die Lage der deutschen weiterverarbeitenden Eisenindustrie noch weiterhin, indem sie, neben der Begünstigung der antinationalen Politik der Kartelle, auch den Absatz von Fertigfabrikaten infolge der Zollerhöhungen der fremden Staaten gefährden.

Der wachsende Volksbedarf

I. Kohle und Eisen.

Was wird Deutschland brauchen, wenn es von 80 Mill. Einwohnern bewohnt sein wird?

Wir beginnen mit den Kohlen. In den Jahren 1876—1880 wurde durchschnittlich im Jahre verbraucht (Einfuhr zugerechnet und Ausfuhr abgerechnet) 51 Millionen Tonnen; im Jahre 1902 waren es 149 Millionen Tonnen. Das will sagen, daß der Kohlenverbrauch viel schneller wuchs als die Bevölkerung. Es kam nämlich vor 1880 auf den Kopf ein Jahresverbrauch von 1169 kg Kohle und es kamen 1902 auf den Kopf 2567 kg. Und wie wird das weiter gehen? Es ist anzunehmen, daß, wenn überhaupt die neu hinzuwachsenden Millionen Arbeit und Verdienst finden sollen, sie einen noch höheren Kohlenbedarf haben als der heutige Durchschnitt, da sie im ganzen industriell beschäftigt sein müssen, wenn sie überhaupt leben wollen. Nehmen wir also an, daß der Durchschnittsverbrauch im Jahre 1925 (oder wann sonst die 80 Millionen erreicht sind) auf 3500 kg pro Kopf gesteigert sein wird (eine keineswegs übertrieben hohe Annahme), so bedeutet das, daß wir dann einen deutschen Gesamtbedarf von 280 Millionen Tonnen Kohle haben werden, also eine Steigerung von ungefähr 130 Millionen Tonnen gegenüber dem heutigen Bestande. Rechnet man einen Kohlendurchschnittspreis im Großhandel von nur 10 Mk. pro Tonne, so bedeutet diese Steigerung eine Erhöhung des Brutto-Ertrages der Kohlengruben (Ausfuhr und Einfuhr heben sich ungefähr auf) um jährlich 1300 Millionen Mark. Diese Steigerung, die voraussichtlich schrittweise und unter Schwankungen eintreten wird, ist es, die schon heute in den Preisen der Kohlengruben teilweise vorher berechnet wird. Man bekommt aber erst dann eine Ahnung von der Bedeutung des Kohlensyndikates, wenn man sich vergegenwärtigt, welche Regierungsaufgabe darin liegt, eine derartige Steigerung des Gesamtbedarfes einheitlich zu regulieren. Durch den wachsenden Bedarf auf der einen Seite entsteht wachsende Macht auf der anderen Seite. Macht über die Bergarbeiter einerseits und über die Fabrikationen andererseits. Es gibt kein sichereres Großgeschäft als die Kohle. Ist es ein Wunder, wenn bei dieser Sachlage die Verstaatlichungsfrage nicht aufhört, wenn aber die Nächstbeteiligten alles tun, um Herren der Kohle zu bleiben? Es handelt sich dabei keineswegs bloß um Profit, es dreht sich schließlich selbst um die Machtfrage zwischen der Monarchie und der Kohlenaristokratie. Wer die Kohle hat, beherrscht in letzter Linie auch den Staat.

Eine noch größere Steigerung des Bedarfes findet sich bei Eisen. In den Jahren 1876 bis 1880 kam auf den Kopf der Bevölkerung 52 kg Roheisen im Jahr. Diese Ziffer hat sich bis zum Ende des Jahrhunderts mehr als verdreifacht. Im Jahre 1900 war der Verbrauch pro Kopf 162 kg! Und selbst im Jahre der Krise 1902 war er doch noch immer 141 kg. Natürlich ist der Eisenbedarf stärkeren Schwankungen unterworfen, als der von Kohle, aber die Tatsache des Aufsteigens selber wird durch Ebbe und Flut des wechselnden Marktes nicht berührt. In schlechteren Jahren steigt, oft durch Schleuderpreise, die Ausfuhr, in industriell lebendigen Jahren die Einfuhr. Im ganzen aber kann man vom Eisen wie von der Kohle sagen, daß das Inland für sich selber sorgt. Das würde auch ohne Zölle der Fall sein, denn dann würde man erst recht sagen können, daß kein Land billigeres Eisen herzustellen weiß als

Digitized by Google

Deutschland. Versucht man, die jetzige Produktion von 8½ Millionen Tonnen in Geld zu berechnen, so sei aus Vorsicht nur 60 Mk. für die Tonne eingesetzt. Das macht eine Jahresbrutto-Einnahme der Werke von 510 Millionen Mark. Auch die Herrschaft über diese Geldmacht kommt in immer wenigere leitende Hände. Versuchen wir uns auch hier, die Zukunft zu ahnen, so wird es gewiß nicht überhoch gegriffen sein, wenn wir den Verbrauch pro Kopf im Jahre 1925 auf 200 kg annehmen. Das macht dann einen inländischen Jahresbedarf von 16 Millionen Tonnen, eine Steigerung von jährlich etwa 7½ Millionen Tonnen gegenüber dem heutigen Bedarf. Mit dem ebengenannten Preis berechnet, würde eine Jahresbrutto-Einnahme der Werke von 960 Millionen Mark eintreten. Da es fast unmöglich ist, neue Unternehmungen von Eisenwerken (zur Errichtung eines modernen Eisenwerkes gehören mehr als 50 Millionen Mark.) neben den bisherigen zu gründen, so kommt die voraussichtliche Ertragssteigerung in der Hauptsache den jetzigen Besitzern großer Eisenwerke zugute. Vielfach sind das dieselben Leute, die auch an der Kohle beteiligt sind. Diese schwersten Unternehmerkreise gehen einer fast fabelhaften Zukunft entgegen, wie sie in alten Kulturländern kaum vorgekommen ist. Selbst die berühmte englische Reichtumsbildung wird schwerlich rapider vor sich gegangen sein als diejenige, die den deutschen Zentralindustrien bevorsteht. **Naumann.**

Sozialpolitischer Rückblick

Wen kann ein sozialpolitischer Rückblick interessieren? Wem kann man überhaupt zumuten, ihn zu lesen?

Ich glaube, vor allem den Arbeitgebern; denn wirtschaftlich hat der Rat des Sozialpolitikers nicht nur für den Arbeiter, sondern auch für den Unternehmer oft Nutzen gehabt. Solche auf das Wohl der Arbeiter bedachte, zuletzt auch für die Kapitalisten vorteilhafte, Ratschläge waren zum Beispiel: die hygienisch äußerst segensreiche, zugleich aber den Profit des Arbeitgebers erhöhende Einführung des mechanischen Betriebes der Nähmaschine — eine Erhöhung des Unternehmergewinns, die oft nur dem Drängen des durch die Stepperinnenkrankheiten erschreckten Fabrikinspektors zu danken ist. Ferner Arbeitszeitverkürzungen, welche bewirkten, daß mit intensiverer Arbeit in kürzerer Zeit dasselbe geleistet, also auch die Auslagen des Unternehmers für Licht, Heizung und dergleichen vermindert wurden. Oder Lohnerhöhungen, dem Unternehmer abgezwungen, zuletzt aber seine Leistungsfähigkeit und seinen Gewinn vergrößernd, weil sie nach amerikanischem Muster erst zur Anwendung der besten Technik trieben. Sodann hygienische Einrichtungen, welche zunächst Geld kosteten, dann aber die Arbeiterschaft arbeitstüchtiger und arbeitsfreudiger machten, dem klugen Unternehmer eine Elite von Arbeitern verschafften. Oder Tarifverträge, die dem Herrenstandpunkt des Arbeitgebers abgerungen werden mußten, ihm dann aber Ruhe und Sicherung gegen Schmutzkonkurrenz gaben, so daß er, wenn er sie erst hat, sie dann auch dem noch „Herr im Hause" spielenden Kollegen anrät. Diese Beispiele ließen sich leicht vermehren.

Sonst aber ist ein sozialpolitischer Rückblick ein Kapitel, das ich selber dem Leser kaum empfehlen kann.

Ja, wenn wir von etwas Großem berichten könnten! Von einer nach großen Prinzipien grundlegenden Umformung! Da hätte der Leser Begeisterung oder Entrüstung im Herzen, je nach dem Vorwalten des Idealismus oder des meist empfindlicheren Egoismus in ihm — aber die Sache wäre doch zu lesen!

Kann man aber jemandem zumuten, all den sozialpolitischen Kleinkram über sich ergehen zu lassen, die viele Mühe und den geringen Erfolg? Die öde Hoffnungslosigkeit, die den Sozialpolitiker bei seinem Geschäft zuletzt erdrückt, soll sie auch die muntere Energie des Lesers lähmen?

Vielleicht könnte nur ein Arbeiter, der selbst mitten in den Sachen drin steht, von der lebendigen Wirklichkeit so schreiben, daß man jeden kleinen Schritt, sie zu verbessern, mit Spannung verfolgen müßte. Vielleicht könnte nur er den Kontor- und Schreibtischmenschen aus der Atmosphäre des Druck- und Schreibpapiers in jene Luft führen, in der jeder Atemzug soziale Frage und in der das ganze Leben ein unformuliertes Verlangen nach Sozialpolitik ist. Der Arbeiter würde uns die kleinen Dinge so klein empfinden lassen wie sie sind, zugleich aber doch als ein Stück Gesundheit, ein Stück Lebenskraft, ein errungenes Stück Kulturhöhe, in dem auch des Arbeiters Wert und Würde als Mensch sich ausdrückt.

So gewinnen auch all' die Scharmützel ein Interesse, welche zusammen den Kleinkrieg ausmachen, den man Sozialpolitik nennt.

Das vergangene Jahr, das an sozialpolitischen Neuschaffungen außer den Kaufmannsgerichten nicht viel brachte, begann mit dem Ende des Krimmitschauer Streiks. Ausgebrochen, weil es in der deutschen Textilindustrie Nachzügler gibt, die hinter dem schon allgemein vorherrschenden Prinzip zehnstündiger und kürzerer intensiver Arbeit noch beim Elfstundentag zurückgeblieben sind, und weil gerade in diesen Fabriken der längsten Arbeitszeit die meisten verheirateteten Frauen es lernen müssen, die Herstellung von Stoffen der Erziehung ihrer Kinder vorzuziehen, ausgebrochen also aus tiefbegreiflichen Motiven der Arbeiter, wurde der Kampf um die Verkürzung der Arbeitszeit als reine Machtfrage ausgefochten; die Leiter der Fabriken siegten, das Kapital verlor Unsummen an entgangenen Aufträgen, die Arbeiter hatten das Los des Unterlegenen. Der Streik um den Zehnstundentag, schon vor dem Streik theoretisch zugunsten der Arbeitszeitverkürzung entschieden, ging seinen Gang weiter. Die Reichsregierung setzte ihre Verhandlungen mit den Einzelstaaten fort, und nachdem kürzlich auch die Zentrumspartei sich für den gesetzlichen Zehnstundentag ausgesprochen, ist die Erledigung dieser längst spruchreifen Frage nun zu erwarten. Da die rückständigen Betriebe meist nicht in der Lage sind, durch Übergang zur Heimarbeit die Vorschrift zu umgehen, handelt es sich hier um einen reinen, die Verbesserung der Technik beschleunigenden, die Leistungsfähigkeit auf die Dauer hebenden Fortschritt.

Anders beim Kinderschutzgesetz, dessen Inkrafttreten das letzte Jahr brachte; dieser schöne, für die Zukunft des deutschen Volkes bedeutungsvolle Schritt wird zwar vielen Kindern ein Stück Jugend geben, viele aber aus der sichtbaren in die unsichtbare, in die vom Gesetz vernachlässigte und von den Behörden schwer zu überwachende Heimarbeit treiben; ebenso wie das die früheren Schutzgesetze getan haben. Dasselbe gilt von dem veröffentlichten, aber noch nicht beratenen Entwurf eines neuen Tabakarbeiterschutzes, der zwar bestimmt ist, diese Wirkung der älteren Tabakverordnungen wieder gut zu machen, aber tatsächlich wieder weniger die Fabriken bessern als die Heimarbeit vermehren wird.

Dieses große brennende Problem, die Heimarbeit, war der Gegenstand eines denkwürdigen Kongresses, der im Berliner Gewerkschaftshaus (März 1904) sozialdemokratische und nationale Sozialpolitiker zu einer großen Kundgebung vereinte. Das Fernbleiben der „christlichen" Organisationen und der Regierung verhinderte nicht das Gelingen des Kongresses, zeigte aber die Spaltung der Arbeiterschaft und die Stellung der Staatsbehörden, welche auch in diesem Jahre in Richtersprüchen und Verwaltungspraxis soviel als möglich taten, um die Gewerkschaften und Konsumgenossenschaften der Arbeiter zu hemmen. Es gelang so, die Erbitterung der Arbeiter zu verschärfen. Denselben Erfolg hatte die Beruhigungsaktion des preußischen Handelsministers in der Sache der Zechenstillegungen. Das dann später begonnene Verstaatlichungsverfahren schwebt noch; niemand weiß heute genau, wie es ausgehen wird. Wenn aber auch bisher die unfreiwillige Komik der beste Teil der Hibernia-Sache gewesen ist, so steht bei dieser Frage doch Ernstes und Großes im Hintergrunde, und der Sozialpolitiker hat hier eine Aufgabe, bei der er endlich einmal nicht über seine Flickschusterarbeit zu erröten braucht.

Robert Wilbrandt.

Digitized by Google

Zur Reichsvermögensteuer

Obgleich das Deutsche Reich bereits länger als ein Menschenalter besteht, trägt seine Verfassung doch noch in vielem den Charakter des Provisorischen. Das gilt vor allem von den Reichsfinanzen. Statt ein rationelles System der Deckung für die großen und wachsenden Aufgaben des Reiches auszubilden, behelfen wir uns mit Gelegenheitsgesetzen und scheuen nicht davor zurück, einen steigenden Teil der regelmäßigen Ausgaben des Reiches durch das bequeme, aber wegen der damit verbundenen steigenden Zinsenlast höchst bedenkliche Mittel der Schulden zu decken.

Und doch ist für einen Staat, der seiner Aufgabe in der Welt gerecht werden will, die Ausbildung seiner Finanzkraft fast ebenso wichtig, wie die seiner Wehrkraft. Wie ist es zu erklären, daß dieser Zusammenhang im deutschen Reiche so wenig gewürdigt wird? Man konnte anfangs mit den Milliarden der französischen Kriegsentschädigung wirtschaften. Dann aber begingen die im Reichstag ausschlaggebenden Liberalen den verhängnisvollen Fehler, daß sie Bismarck zu einer Fundierung der Reichsfinanzen nicht genügend die Hand boten. Die Folge war, daß seit 1879 die Reichsfinanzen auf ein Bündnis mit wirtschaftlichen Sonderinteressen begründet wurden. Das unzureichende dieses Systems tritt jetzt immer deutlicher zutage. Mochte es für den Augenblick scheinen, als habe es beiden Teilen, dem Staate und seinen Bürgern, geholfen, so erwies es sich auf die Dauer als nicht genügend ergiebig für das Reich und als drückend für die Steuerzahler.

Ad. Wagner hat anläßlich der Flottenvorlage darauf hingewiesen, daß unsere Steuerbelastung, verglichen mit anderen Ländern, nicht übermäßig hoch sei, daß sie noch eine Steigerung vertrage. Gewiß sind die Einnahmen, die dem Reiche aus seinen Steuern zufließen, verhältnismäßig nicht sehr große. Allein es muß dabei berücksichtigt werden, daß gerade bei den wichtigsten Reichssteuern, wie dem Getreidezoll, die Last, die den steuerzahlenden Konsumenten auferlegt wird, nur zu einem Teile dem Reiche zugute kommt, zu einem anderen, nicht minder wichtigen, aber einen Sondervorteil bestimmter Interessentengruppen bildet. Will man starke Finanzen, so muß man sehen, daß die Steuerkraft der Nation möglichst ausschließlich für die Zwecke des Staates Verwendung findet und nicht für andere Zwecke verzettelt wird.

Der Widerstand gegen die für das Reich dringend nötige Erhöhung seiner regelmäßigen Einkünfte aus Steuern erklärt sich großenteils aus der Unzufriedenheit mit der jetzigen Art der Aufbringung der Mittel. Deswegen ist es als ein wichtiger Fortschritt zu begrüßen, wenn neuerdings der Gedanke ernsthaft erwogen wird, dem Reiche durch eine Vermögensteuer eine neue Einnahmequelle zu erschließen.

Von einer wirksamen Organisation der Finanzen muß zweierlei verlangt werden: Erstens, daß ihre Einnahmen ergiebig sind, womöglich den wachsenden Anforderungen mit wachsenden Erträgen entgegenkommen; zweitens, daß die Steuerlast so verteilt ist, daß sie von den einzelnen nicht als Ungerechtigkeit empfunden wird. Starke Finanzen, reiche Mittel für die öffentlichen Zwecke, können nur bei einer gerechten und die Quellen des Einkommens schonenden Verteilung der Steuerlast erzielt werden. Man hat dies gelegentlich durch eine hervorragende Steuer zu erreichen geglaubt, im 17. Jahrhundert durch die allgemeine Aufwandsteuer, die Akzise, im 18. Jahrhundert, unter den Physiokraten, durch die Grundsteuer, im 19. Jahrhundert durch die Einkommensteuer. Allein, da jede Steuer ihre Vorzüge und Mängel hat, kann nur eine Zusammensetzung der verschiedenen Steuerarten der Aufgabe gerecht werden.

Der Staat kann auf die Finanzkraft der Massen nicht verzichten. Sie aber wird am besten durch eine Besteuerung des Konsums getroffen. So hat das Reich seine Haupteinnahmequellen in der Besteuerung unentbehrlicher und entbehrlicher Gegenstände des Massenkonsums, in der Belastung von Salz, Brot, Fleisch und Petroleum, von Kaffee, Tee, Zucker, Tabak und Spirituosen. Und diese Einnahmen könnten sehr wohl ergiebiger gestaltet werden; wenn man z. B. die Branntweinsteuer nach Art der 1902 neugeordneten Zuckersteuer umgestaltete, könnte man, ohne stärkere Belastung der Konsumenten, gegen 40 Millionen gewinnen. Allein die Schwäche der Reichsfinanzen liegt eben in der einseitigen Ausbildung der Aufwandsteuern, die die ärmeren Klassen stärker belasten.

Es wird als eine Ungerechtigkeit empfunden, daß die tragfähigen Schultern zu den Kosten des Reiches unverhältnismäßig wenig beitragen. Um einen Ausgleich zu finden, hat man den verfehlten Weg eingeschlagen, den Verkehr stark zu belasten. Die Steigerung der Börsensteuer hat dem Reiche nicht die erwarteten höheren Einnahmen verschafft, wohl aber einen großen Teil des deutschen Geschäftes in das Ausland gedrängt. Nicht die Erwerbsgelegenheit, sondern den Gewinn und das Vermögen gilt es durch Einkommen-, Vermögen- oder Erbschaftsteuer heranzuziehen.

Die „Hilfe" hat sich stets kräftig für eine Reichserbschaftsteuer ausgesprochen. In Professor Tröltsch hat sie neuerdings einen eifrigen Verfechter gefunden. Gewiß würde auch die Reichserbschaftsteuer dazu beitragen, daß das Kapital sich nicht nur gegen Gewährung von Zinsen an der Deckung der Ausgaben des Reiches beteiligte. Allein, wenn auch die Erbschaftsteuer mit der Einkommens- und Vermögenssteuer das gemein hat, daß sie bei richtiger Einrichtung wesentlich die Reicheren trifft, so teilt sie finanztechnisch die Eigentümlichkeiten der indirekten Steuern. Sie ist eine Tarifsteuer, keine veranlagte Steuer, wie es Einkommen- und Vermögensteuer sind. Sie geht von Fall zu Fall ein, kann nicht zum Termin eingefordert werden. Wo es darauf ankommt, für einen vorübergehenden Bedarf, z. B. während eines Krieges, Deckung zu schaffen, läßt sich aber dies am einfachsten und sichersten durch zeitweise Erhöhung der Sätze der veranlagten Steuern erreichen. Bei den anderen Steuern kann man nicht sogleich auf Erhöhung der Einnahme durch Erhöhung des Steuersatzes rechnen. Weil daher Einkommen- und Vermögensteuer besser imstande sind, dem Reiche den so notwendigen elastischen Faktor seiner Finanzen zu geben, halte ich persönlich ihre Heranziehung zu den Reichsfinanzen für wünschenswerter, während die Erbschaftsteuer meines Erachtens den Einzelstaaten zugute kommen müßte. Heutzutage findet das Reich den elastischen Faktor in den Schulden und den Matrikularbeiträgen, durch die es den Einzelstaaten die Schwankungen seines Etats abschiebt.

Die Sache liegt nicht so, als ob der Deutsche heutzutage keine direkte Steuer zu zahlen hätte. Im Gegenteil, die Einkommensteuer ist in den meisten Einzelstaaten — freilich nicht in Bayern — die Hauptstütze der staatlichen und der kommunalen Finanzen. Auch die Vermögensteuer ist als Ergänzung der Einkommensteuer z. B. in Preußen und Hessen eingeführt. Andere Staaten haben in ihren Ertragsteuern eine, wenn auch unvollkommenere, so doch finanziell sehr ins Gewicht fallende Belastung von Einkommen und Vermögen. Die Erbschaftsteuer selbst haben die Hansestädte und Elsaß-Lothringen ausgebildet, in den anderen Staaten werden wenigstens die Erben der entfernteren Grade getroffen.

Dieser aus der Geschichte des Reiches zu erklärende Zustand hat zu der Auffassung geführt, das Reich müsse sich lediglich auf die indirekten, die Einzelstaaten auf die direkten Steuern stützen. Allein dieser in der Theorie fast maßgebenden Lehre kann höchstens zugestanden werden, daß das Reich in den indirekten, die Einzelstaaten in den direkten Steuern ihre wichtigste Einnahmequelle zu sehen haben. Im übrigen hat diese Auffassung, was historisch zu verstehen ist, darum noch kein Anrecht auf dauernden Bestand. Im Gegenteil, wenn eine Einrichtung sich als unzweckmäßig erweist, muß sie geändert werden. Nun aber ergeben sich aus dieser Sonderung der Einnahmearten für die Einzelstaaten selbst, für das Reich und für die Besteuerten die größten Unzuträglichkeiten.

Die Aufgabe, die das Reich zu erfüllen hat, die Behauptung der Selbständigkeit der Nation, geht allem anderen vor. Nur wenn ihre Durchführung gesichert ist, können die Kulturaufgaben erledigt werden. Deswegen hat das Reich das Recht, jederzeit die Finanzen der Einzelstaaten in Anspruch zu nehmen, und es übt dies Recht in den in wechselnder Höhe ausgeschriebenen Matrikularbeiträgen aus. Im Falle eines Krieges, auf den doch die Finanzen auch gerüstet sein müssen, würde diese Last weit

Digitized by Google

stärker empfunden werden. Eine Finanzreform wird deshalb von den Einzelstaaten ebenso dringend gewünscht wie vom Reiche. Sie kann aber nicht in einem der Reichsverfassung widersprechenden Verzicht des Reiches auf die ergiebigen und wegen ihrer Elastizität für die Balanzierung des Etats so wichtigen direkten Steuern bestehen.

Wären die Einzelstaaten aber auch nur ernsthaft geschädigt, wenn das Reich eine Vermögensteuer einführte, die vor allem die größeren Vermögen treffen und in gewöhnlichen Zeiten nicht zu hoch bemessen sein müßte? Sie müßten freilich zu einer Änderung ihres Steuersystems schreiten: Es wäre nicht ausgeschlossen, daß die Einzelstaaten dafür, daß sie dem Reiche Anteil an den direkten Steuern gewährten, Anteil an seinen indirekten gewönnen. Haben doch schon heute die süddeutschen Staaten in der Biersteuer eine sehr wichtige Einnahmequelle, und gegenüber einer Erhöhung der Besteuerung der alkoholischen Getränke für die Kulturzwecke der Einzelstaaten dürfte der Widerstand des Reichstages erlahmen. Zu der Einkommensteuer und der Erbschaftsteuer könnten die Einzelstaaten die Heranziehung der tragkräftigen Schultern fortsetzen. Würden die direkten Steuern für das ganze Reich einheitlich geordnet — Vermögensteuer für das Reich, Erbschaft- und Einkommensteuer für die Einzelstaaten —, so fielen sehr viele Bedenken, die sich heute einer rationellen Ausbildung dieser Steuern entgegenstellen, fort; denn der Einzelstaat muß den Fortzug des Kapitals eher fürchten, als das Reich.

Eine Reichsvermögensteuer kann nicht leichthin als Utopie abgetan werden. Sie stellt nicht nur einen gangbaren, sondern einen wünschenswerten Weg zur Festigung unserer Finanzen dar. Sie würde zu einer organischen Regelung des Verhältnisses zwischen Reich und Einzelstaaten führen und in der Geschichte der deutschen Finanzen auch dadurch einen wichtigen Fortschritt bedeuten, daß sie diejenigen Staaten, die noch an dem veralteten Objektsteuersystem festhalten, zu einer Umwandlung ihrer direkten Steuern in persönliche veranlaßte.

Freilich, jeder an sich gute Gedanke kann durch die Art seiner Ausführung in das Gegenteil umschlagen. Diese Gefahr besteht bei den heute herrschenden Strömungen auch für die Reichsvermögensteuer. Als kapitalfeindliche Maßregel würde die Reichsvermögensteuer nicht zur Stärkung der Reichsfinanzen, sondern zur Schwächung der deutschen Steuerkraft beitragen. England kann von seinen Kapitalisten große Opfer in der Einkommen- und Erbschaftsteuer verlangen, weil es es ihnen ausreichende Erwerbsgelegenheit gibt. Große Politik kann nur mit großen Mitteln betrieben werden; große Mittel aber setzen eine verständige Wirtschaftspolitik voraus. Wenn wir uns kostspielige Experimente wie das Börsengesetz und den neuen Zolltarif leisten, müssen wir uns darüber klar sein, daß wir damit auf die Mittel für das eigentlich Nötige verzichten.

Dem Staatssekretär unseres Reichsschatzamtes, Freiherrn v. Stengel, gebührt der Dank aller dafür, daß er in so klarer und rücksichtsloser Weise auf die Schäden hingewiesen hat, unter denen wir leiden. Jeder, dem die Liebe zum Vaterlande mehr ist, als eine ebenso billige wie vorteilhafte Redensart, muß mit ihm das unbefriedigende der gegenwärtigen Lage und die Notwendigkeit, aus ihr herauszukommen, empfinden. Das ist aber nur möglich durch eine Abkehr von der bisher geübten planlosen Regelung von Fall zu Fall.

Es gilt, sich abzuwenden von einem Finanzsystem, das das Reich — nicht in Zeiten der Krise und des Krieges, sondern des Friedens und des Aufschwungs — mit ständig wachsenden Schulden belastet, von einem System der Unübersichtlichkeit und Unregelmäßigkeit in dem Verhältnis zwischen Reich und Einzelstaaten, von einem System, das den Reichstag mit dem Schacher der Interessentengruppen erfüllt. Insofern die Reichsvermögensteuer diesem Ziele dient, ist sie uns willkommen.

Marburg, 23. Dez. 1904. Heinr. Sieveking.

Erlebnisse im Ruhrkohlenrevier

„Die große, stumme, tiefbegrabene Klasse liegt wie ein Enceladus, der in seinen Schmerzen, wenn er über sie klagen will, Erdbeben verursachen muß." Diese Worte von Thomas Carlyle verließen mich nicht in meinen Gedanken, als ich in das Ruhrgebiet gekommen war und, hierhin und dorthin hörend, mir über die Bewegung ein Bild zu machen suchte. — Die einzelnen Vorgänge sind jedem bekannt, und das was ich eben erst sah, brauche ich noch nicht mitzuteilen, denn bis dies Blatt vor meine Leser kommt, hat die Tagespresse auch die neusten Ereignisse schon längst mitgeteilt und sie sind vielleicht schon durch neue Vorgänge weit überholt. — Was sind die Ursachen dieses Streiks?

Wir müssen hier, soviel ich sehe, scharf unterscheiden zwischen Anlaß und Ursache. Der unmittelbare Anlaß zur Bewegung ist wohl auf jeder einzelnen Zeche ein anderer. Auf „Bruchstraße" waren Anlaß die Schichtverlängerung und schließlich die Vorenthaltung der Kohlenscheine (Deputatkohlen); auf „Herkules" dürfte die Entlassung eines Knappschaftsältesten, wenn es zum Streik kommt, als Anlaß anzusehen sein. Schicht-(Seilfahrt-) Verlängerungen, Gedingeregelung, Wagennullen, Bestrafungen usw. dürften, auch wenn der Streik nicht lokalisiert bleiben sollte, auch auf anderen Zechen den unmittelbaren Anstoß zum Eintritt in eine Bewegung geben. Der Ursache des Streiks sind wir aber mit dieser Feststellung noch nicht näher gekommen. Sie liegt tiefer. Das lernte ich heute aus der Belegschaftsversammlung der Zeche „Herkules" in Essen: Der Gemaßregelte selbst trat vor seine Kameraden und warnte sie eindringlich vor übereilten Schritten. Er habe Klage eingereicht, sie sollten erst den Spruch des Gerichts abwarten. Wenn dann noch die Unternehmer sich ablehnend verhielten, dann könnten sie mit dem Urteil des Gerichts und der Sympathie der Öffentlichkeit auf ihrer Seite, immer noch vorgehen. Man möge seine Person nicht mit dem Streik vermengen, für ihn sei vorläufig gesorgt, er werde von den Kameraden nicht im Stiche gelassen, als deren Vertrauensmann er gemaßregelt sei. — Kein Laut des Beifalls antwortet seiner Rede, „Bremser" ruft man ihm zu. Ähnlich geht es dem Reichstagsabgeordneten Hué, dem bekannten Führer des alten Bergarbeiterverbandes und ähnlich Effertz, dem Führer der christlich Organisierten. Über dem Saale liegt Streikstimmung. Kaum werden positive Klagen laut, aber der Wunsch nach Arbeitseinstellung spiegelt sich auf allen Gesichtern. Die einzelnen Mißstände sind nicht Ursache der Bewegung, tief im Innern der ernsten, schweigsamen Masse scheint es mit elementarer Macht zu gären. Hier spielen innere Momente die ausschlaggebende Rolle, ein Gefühl ist es, das zum Streik drängt. Natürlich ein Gefühl- eine Stimmung, die ihrerseits durch bestimmte Vorgänge hervor, gerufen wird. Zunächst die Verlängerung der für die Seilfahrt festgesetzten Zeit. Auf verschiedenen Gruben war schon früher mit Rücksicht auf technische Veränderungen, die Schichtzeit verlängert worden. Das hielt schwer; die Bergleute waren durch lange Übung, durch Herkommen an die Achtstundenschicht gewöhnt. An dem Herkommen hält der konservative Bergmann mit westfälischer Zähigkeit fest. Zwar hatten sie sich hier und da schon gefügt. Aber nun fühlen die Bergleute, jetzt wird das anders, überall wird man zu einer Verlängerung der Arbeitszeit unter Tage schreiten. In diesem Gefühl wurden die Arbeiter bestärkt durch die Begründung der Schichtverlängerung seitens der Zeche Bruchstraße: Auf anderen Zechen sei diese Maßregel längst durchgeführt. Man will also die Ausnahme zur Regel machen, denkt der Bergmann, ein allgemeines Attentat auf unsere althergebrachte Achtstundenschicht ist geplant! — Es dürfte schwer fallen, den Bergmann hier eines anderen überzeugen zu können. Jene technischen Neuerungen, die eine Verlängerung der für die Seilfahrt bestimmten Zeit verlangen, die bestehen überall, und überall wird man mit dem Fortschreiten der Technik zu Forderungen nach verlängerter Arbeitszeit kommen, denn diese technischen Neuerungen sind: Größere Tiefe der Schächte und größere Ausdehnung der abzubauenden Kohlenfelder. Beides macht sich überall und mit der Zeit immer mehr geltend, und so fürchtet der Bergmann, daß hier eine Schraube ohne Ende in Bewegung gesetzt werden soll. Schon jetzt gibt es Fälle, wo die Bergleute unter Tag einen beschwerlichen Weg bis zu einer Stunde zurücklegen müssen, um überhaupt erst „vor Ort" zu kommen, d. h. mit der eigentlichen Arbeit beginnen zu können. — Wie die Gefahr der Stillegung weiterer Zechen auf das Gemüt der Westfalen einwirkt, bedarf nicht der Darlegung. Jene Gefahr droht, niemand fühlt sich sicher, daß er morgen noch in seiner Heimat, auf der Zeche, wo vielleicht schon sein Großvater gearbeitet hat, wird bleiben können, daß er Haus und Äckerchen wird verlassen müssen. Die Behörde wird uns hier nicht helfen; wenn der Riesenunternehmer Stinnes sagt, es sei vorteilhafter für ihn, dann ist die Sache entschieden! — Die Wurmkrankheit, die Heranziehung polnischer und italienischer Arbeiter, die zum Lohndrücken verwandt werden sollen, vermag auch nicht günstig auf die Stimmung zu wirken. Zu diesen Dingen kommen noch manche andere hinzu, die den treu am Herkommen und an der heimatlichen Scholle festhaltenden Westfalen ans Herz gehen. Diese Gefühlsmomente, die sind es, die wenn der Streik weitergreift, als Ursache anzusprechen sind. Daß eine Bewegung aus solchen Motiven weniger gefährlich ist, als eine Arbeitseinstellung aus rein materiellen Gründen, läßt sich nicht

Digitized by Google

behaupten. „Sehen Sie sich die Versammlung an", ruft Hué den Vertretern der Behörde zu, „berichten Sie, was Sie gesehen haben, getreulich nach oben, sagen Sie, eine Elementarbewegung von ungeheurer Wucht ist hier im Gange." — Charakteristisch ist weiter die Solidarität sämtlicher Arbeiter. Freie- und christliche Gewerkschaften, die sich eben noch bitter befehdeten, gehen als Verbündete Hand in Hand. (Sehr erfreulich ist auch die Haltung der christlichsozialen Zeitung „Das Reich" Red.) Die Polen, (über 80 000) deren lohndrückende Wirkung man fühlt, schließen sich an. Sie wollen sich nicht als fremde Rasse gegen ihre Kameraden verwenden lassen, für sie ist die Solidarität mit den Deutschen hier Nationalsache. — Bewundernswert ist die Haltung der verschiedenen Bergarbeiterführer. Das sind keine Wühler und Hetzer; ihre Stellung, ihre Popularität bei den Arbeitern setzen sie aufs Spiel, sie erklären, daß die Masse sie nicht in ihren Entschlüssen bestimmen könne, sie fühlen die ungeheure Verantwortung, die auf ihnen lastet, mit allen Kräften suchen sie vor Übereilung zu warnen, das schlimmste zu verhüten. Kein Zeichen des Beifalls regte sich, als Hué am Sonntag seine Rede schloß. Als man ihm zurief „Bremser", „Bremse loslassen", da erklärte er es für seine Pflicht, jetzt zu bremsen. Wenn die Zeit gekommen sei, wenn es im Interesse der Arbeiter liege, dann werde er der erste sein, der die Bremsklötze wegzöge. Man lachte zwar die Heißsporne aus, die dem Führer so entgegentraten, aber man war sich in der Sache offenbar doch mit ihnen einig. Wägt ruhig und nüchtern, ruft der Führer, ganz Deutschland blickt auf diese Versammlung, ihr wißt nicht die Folgen, die euer Verhalten nach sich ziehen kann. — Wenn auch widerwillig, fügt man sich schließlich doch, unter dem Drucke der großen Besonnenheit des Führers. Aber manche Äußerungen, die ich nach der Versammlung von Arbeiterseite hören konnte, zeigten mir, wie wahr das Wort ist, das kürzlich ein außerhalb dieser Bewegung stehender Arbeiterführer zu mir sagte: „Nichts glaubt der Arbeiter leichter, als wenn man seinen Führer verdächtigt." — Ich möchte noch gern manches schreiben über die Stellung der Arbeitnehmer zum Streik und über seine Aussichten, aber davon vielleicht das nächste Mal. Ich hoffe aber mit diesen Zeilen doch, wenigstens unter dem frischen Eindruck der aufregenden Ereignisse, ein Bild von dem, was sich da unten regt, gegeben zu haben, einer Bewegung, vor derem Weitergreifen ein gütiges Schicksal unser Vaterland bewahren möge. **W. Waltz.**

Unsere Bewegung

Der Wahlverein der Liberalen hat an die Vereinsvorstände und Vertrauensmänner vertrauliche Mitteilungen versandt, aus deren Inhalt folgendes hervorzuheben ist: Ein neues Sekretariat ist für Pommern und Posen errichtet und eine erprobte Kraft als Sekretär gewonnen worden. Ein weiteres Sekretariat mit dem Sitz in Crossen (Mark Brandenburg) ist in Aussicht genommen. Vorbereitet wird ferner die Anstellung eines politischen Berufsarbeiters für Hessen und Waldeck. Wünschenswert wäre, wenn die Parteifreunde in Mitteldeutschland ihre Organisationen besser ausbauten, so daß auch sie zur Anstellung eines Sekretärs gelangen könnten. „Mit ihren Zahlungen sind immer noch eine Anzahl Vereine bedauerlicherweise im Rückstande. Dadurch wird nicht nur die Kassenführung der Zentrale außerordentlich erschwert, sondern auch die gesamte Parteitätigkeit erheblich geschwächt. Wie können Vereine, die ihren Verpflichtungen gegen die Zentrale nicht nachkommen, ihrerseits noch Unterstützung durch Redner, Broschüren und dergleichen verlangen? Auf sich allein angewiesen, werden sie aber nur zu leicht in politische Untätigkeit verfallen. Die pünktliche Zahlung der Beiträge an die Parteizentrale (Bankdirektor Mommsen, Berlin W. 64, Behrenstr. 2) kann deshalb den säumigen Vereinen nicht dringend genug ans Herz gelegt werden."

Ein gewisser Teil der liberalen Presse findet es für angebracht, fortgesetzt und wissentlich Unrichtigkeiten über die Freisinnige Vereinigung zu verbreiten. Man kann es ja den Herrschaften nicht verdenken, wenn sie sich darüber ärgern, daß ihre Spaltungs-Illusionen so gänzlich zu Wasser geworden sind. Nun aber, da sie sehen, daß die Freisinnige Vereinigung in allen grundsätzlichen Fragen einiger ist als jede andere Partei, versuchen sie einzelne Parteimitglieder zu beschimpfen und verächtlich zu machen. Laßt diesen Leuten ihr trauriges Gewerbe! Die gründliche Abfuhr, die sich die augenblicklichen Politiker der Berliner Zimmerstraße erst jüngst wieder bei der „Kieler Zeitung" geholt haben, zeigt, wohin diese mit ihrem Treiben gelangen. Unsere Freunde im Lande aber mögen dafür sorgen, daß in ihren lokalen Zeitungen die Erzeugnisse gewisser Lügenfabriken keinen Platz finden oder daß sie in jedem einzelnen Falle richtig gestellt werden. Die Redaktion der „Hilfe" ist zu allen Auskünften im Einzelfall bereit. Vor allem aber sollten die Vereine oder einflußreiche Einzelpersonen dafür sorgen, daß die „Liberale Korrespondenz" allen Zeitungen, zu denen sie Fühlung haben, zur Verfügung gestellt werde. Die „Liberale Korrespondenz" erscheint täglich und behandelt alle schwebenden Tagesfragen auf vorzügliche Weise in entschieden liberalem Sinne. Sie zeichnet sich aus durch gründliche Sachlichkeit, durch vornehmen Ton und durch leicht verständliche Schreibweise. Gewisse Zeitungen der oben geschilderten Art haben sich jüngst von Berlin die Weisheit auftischen lassen, daß es sich die „Liberale Korrespondenz" zur Aufgabe mache, gerade uns zu bekämpfen. Die beste Antwort, die wir auf diese Unwahrheit geben können, ist, daß wir unseren Parteifreunden empfehlen: Sorgt nach Möglichkeit für die Verbreitung der „Liberalen Korrespondenz"!

„Die Hilfe" ist mit einem sehr erfreulichen Zuwachs an Lesern in das neue Jahr eingetreten. Herzlichen Dank allen denen, die dabei mitgeholfen haben. Auch wir werden versuchen, unser Bestes zu leisten. Die neue Form, in der unser Blatt erscheint, macht ohne Zweifel die Werbetätigkeit noch leichter und erfolgreicher. Daher, auch im neuen Jahre, frisch ans Werk!

Frankfurt a. M. Die hiesigen und auswärtigen Freunde seien hiermit auf den nationalsozialen Stammtisch aufmerksam gemacht, der sich bis auf weiteres jeden 1. und 3. Freitag im Monat im Restaurant Henninger, Roßmarkt 2, II, versammelt. Die nächste Zusammenkunft ist also Freitag, den 20. dieses Monats. — Demnächst werden auch wieder eine Reihe Diskussionsabende beginnen. Anmeldungen zum Beitritt in den hiesigen Ortsverein der Nationalsozialen sowie für den Westdeutschen Verband nimmt entgegen Dr Ernst Cahn, Börsenstr. 20.

Hamburg, 7. Januar. Naumanns wissenschaftliche Vorträge über die „Politik der Gegenwart" begannen am Donnerstag im weißen Saal bei Sagebiel. Der Andrang des Publikums war so groß, daß man die Verlegung der weiteren Vorträge in einen größeren Saal ins Auge faßt. Fast 800 Menschen waren zusammengekommen, um den in Hamburg längst bekannten Redner zu hören. „Das politische Erbe Bismarcks" bildete den ersten Vortrag. Nachstehende Dispositionen des Redners befanden sich in den Händen des Publikums: „Was fand Bismarck vor? Was hinterließ er? Die Veränderung der Lage des Deutschtums in Europa. Der Schwerpunkt rückt nach Norden. Die Bevölkerungsvermehrung und Industrialisierung. Das Problem der Masse im modernen Staat. Das Schwachwerden der alten Herrschaftsschicht. Der letzte konservative Sieg im Jahre 1887." — „Wir haben Naumann schon so vielmal gehört, aber was er heute ausführte war uns neu," sagte ein alter Nationalsozialer. Wer die hochinteressanten Ausführungen Naumanns näher kennen lernen will, der beeile sich die betr. Nummern, insbesondere der „Neuen Hamburger Zeitung" im weiteren aber auch der anderen Hamburger Blätter, „Hamburger Fremdenblatt", „Hamburger Korrespondent" usw. zu bestellen. Die weiteren Themen sind im Inseratenteil angeführt.

Heidelberg, 9. Januar. In unserer letzten Mitglieder-Versammlung vollzogen wir einstimmig den Beitritt zum Liberalen Wahlverein. Wir sind überzeugt, daß dieser Beschluß segensreich wirken wird. Am Freitag, den 20. Januar, veranstalten wir eine große öffentliche Versammlung (Amerika-Abend) im „Tannhäuser", in der unsere aus Amerika zurückgekehrten Mitglieder Prof. Dr. Tröltsch, Frau Marianne Weber, Kaufmann Ruzinger und Prof. Dr. Cohnheim über die verschiedenen Seiten des öffentlichen und privaten Lebens der Union sprechen werde. Ein politisches Schlußwort wird sich anschließen.

Stuttgart. Am 29. Dez. v. J. fand der 4. Abend unserer Vortragsreihe über Schulfragen statt. Lehrer Pautsch-Berlin referierte über „Staat, Kirche und Schule". Der Redner betonte in seinen gedankenvollen Ausführungen, daß die Kirche kein Recht auf die Schule habe, selbst nicht vom Standpunkte der Religion aus. Er stehe auf dem Standpunkte der reinen Staatsschule, meine aber, daß den Gemeinden ein weitgehendes Mitwirkungsrecht eingeräumt werden könne, namentlich dort, wo sie die Schullasten zu tragen haben. Hierauf besprach der Referent das Verhältnis der verschiedenen Parteien zur Schule und trat dabei für die allgemeine Volksschule, Unentgeltlichkeit der Lehrmittel und im Gegensatz zur Sozialdemokratie für einen fakultativen Religionsunterricht ein, dabei betonend, daß eine wirklich liberale Schulpolitik Hand in Hand gehen könne mit der Schulpolitik der Sozialdemokratie. Mit allem Nachdrucke

Digitized by Google

forderte der Referent zum Schlusse als wirksamste Schulreform die Simultanschule. Die Schule der Zukunft müsse erfüllt sein vom Geist Goethes und Bismarcks. Die Diskussion gestaltete sich äußerst lebhaft. Während Professor Frucht in recht unglücklicher Weise zugunsten der Konfessionsschule aufzutreten sich bemühte, forderte Lehrer Reichert sehr entschieden unter lebhaftem Beifall die Simultanschule. Sehr maßvoll und sehr vieles an den Ausführungen des Referenten anerkennend sprach sodann der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Hildenbrand, worauf nach dem äußerst wirkungsvollen Schlußwort des Herrn Pautsch einstimmig folgende Resolution angenommen wurde:

„Die Versammlung verwirft aus ethischen, kulturellen, pädagogischen, nationalen, wirtschaftlichen und hygienischen Gründen die Trennung der Schüler nach Konfessionen in der Volksschule und fordert die Trennung von Kirche und Schule, da nur unter dieser Voraussetzung die Volksschule ihre Kulturaufgaben allseitig erfüllen kann."

Der Abend brachte uns wie der vorige neue Mitglieder.

Nationalsozialer Preßverein. Wir erneuern unsere höfl. Bitte um baldige Entrichtung der Beiträge für das Jahr 1905. Beiträge die (bis zum 5. Februar einschließlich) noch nicht in unseren Händen sind, erheben wir in der Voraussetzung des Einverständnisses und zur Bequemlichkeit unserer verehrlichen Mitglieder durch die Post. Im Laufe der letzten Woche gingen ein, aus Augsburg, E. H. II. 5 Mk; Berlin-Schöneberg, F. S. III 5 Mk; Braunschweig, E. M. I. 5 Mk.; Bremen, W. S. II. 5 Mk.; Dortmund, D. I. 25 Mk.; Frankfurt (Main), P. H. I. 5 Mk., L. Pf. I. 5 Mk.; Großenhain, R. K. 2 Mk.; Hunspach (Elsaß), Silvester auf Hof Graserloch II. K. S., E. H., W. H., A. W. 10 Mk.; Leipzig, W. R. II. 5 Mk.; Lennep, H. B. II. 5 Mk; Metz, E. L. I. 5 Mk.; Neumühlen-Dietrichsdorf-Wellingdorf, Liberaler Verein I. 5 Mk., Oberstein, W. M. I. 5 Mk; Rostock (Mecklb), F. C. W. I. 5 Mk; Wiesenthal (Rhön), C. I. 5 Mk.; Wolfratshausen, K. R. II. 5 Mk.

Zusammen 107,— Mk.
Dazu laut Ausweis in Nr. 1 193,— Mk

Insgesamt 300,— Mk.

Vielen Dank!

Berlin-Schöneberg, Hohenfriedbergstraße 11.

Die Geschäftsleitung.

Soziale Bewegung

Die Ereignisse im Ruhrkohlenrevier, soweit sie am Montag dieser Woche bekannt waren, haben das Stimmungsbild unseres rheinischen Mitarbeiters, das wir an anderer Stelle abgedruckt haben, bestätigt. Zu einem allgemeinen Generalausstand ist es trotz der schroffen Zurückweisung der Arbeiterwünsche durch die Verwaltung der Zeche „Bruchstraße" nicht gekommen. Hier ist vielmehr nur ein lokaler Streik ausgebrochen. Die feiernden Bergarbeiter verlangen: Minimallöhne von 4,50 Mk. für Hauer und Lehrhauer, 3,50 Mk. für Schlepper und für Tagarbeiter, 2,75 Mk. für Pferdetreiber und Bremser; außerdem einen aus geheimer Wahl hervorgehenden Arbeiterausschuß und humane Behandlung; daneben halten sie selbstverständlich fest an der alten Schichtzeit und Seilfahrt. Die Streikenden ersuchen öffentlich „alle Kameraden der Nachbarzechen und des ganzen Ruhrreviers, nicht in einen allgemeinen Streik einzutreten", weil dadurch ihr Sieg sehr in Frage gestellt werde. Schon aus dieser öffentlichen Aufforderung der Streikenden an ihre Kameraden geht unverkennbar deutlich hervor, daß man auf Arbeiterseite den gegebenen Moment für einen größeren Abwehrkrieg gegen die Grubenverwaltungen nicht für geeignet hält. Wenn trotzdem auf Zeche „Bruchstraße" das Maß zum Überlaufen gekommen ist, so beweist das nur, wie unhaltbar die Zustände dort sein müssen. Dennoch bemühen sich die Vertreter der Arbeitgeberinteressen auch diesmal, die Arbeiter in der öffentlichen Meinung zu diskreditieren. Sie sollen kontraktbrüchig die Arbeit niedergelegt haben! Aber wenn man von Bruch eines Kontraktes reden will, so muß man der Verwaltung der Zeche „Bruchstraße" zuerst diesen Vorwurf machen. Sie hat sich sogar zweimal des Kontraktbruches schuldig gemacht. Das erstemal durch Anordnung der verlängerten Schichtzeit, die ohne Berücksichtigung der gesetzlichen Bestimmungen dekretiert wurde, und das zweitemal durch nicht ordnungsgemäße Lieferung der Deputatkohlen, auf welche die Bergarbeiter einen historisch gewordenen Rechtsanspruch haben. Eine Firma, die die Rechte ihrer Arbeiter so wenig achtet, wie es hier geschehen ist, kann sich nicht darüber beklagen, wenn die Arbeiter ihrerseits sich an den Kontrakt mit ihr nicht mehr für gebunden halten. — Daß die Streikstimmung im Ruhrkohlenrevier ganz allgemein ist, das beweist auch der Ausbruch des Kampfes in Gruben, wo man es gar nicht vermutet hätte? Außer auf Zeche „Bruchstraße" ist die gesamte Morgenschicht der Zeche „Kaiserstuhl II" (dem Eisen- und Stahlwerk Hoesch gehörig) nicht angefahren. Auch auf Zeche „Scharnhorst" ist die Morgenschicht nicht eingefahren. Die Mittagsschicht der Zeche „Gneisenau" und teilweise die Mittagsschicht von „Preußen", letztere beiden Harpen gehörig, und von „Minister Achenbach" ist ausständig. — Wie ernst man übrigens die Situation in den leitenden Kreisen der Regierung auffaßt, zeigt die von der „Liberalen Korrespondenz" mitgeteilte Tatsache, daß der Reichskanzler sich stündlich über den Stand der Dinge im Ruhrkohlenrevier telegraphisch Bericht erstatten läßt.

Eine sozialpolitische Rückschau auf das verflossene Jahr 1904 veröffentlicht das Korrespondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands. Darin wird konstatiert, daß die wirtschaftlichen und organisatorischen Erwartungen der sozialdemokratischen Gewerkschaftsbewegung im allgemeinen erfüllt worden seien. Ein mäßiger, wirtschaftlicher Aufschwung sei trotz äußerer Hemmnisse merkbar zutage getreten. Organisatorisch hätten sich besonders die Arbeitgeber stark vervollkommnet. Um so schmerzlicher sei die im letzten Jahre ungeschwächt gebliebene Zersplitterung der Gewerkschaftsbewegung. Am meisten sei auf dem Gebiete innerer Organisationsvervollkommnung erreicht worden: Vermehrung der Verwaltungskräfte, Ausbau des Unterstützungswesens (Krankenversicherung und Arbeitslosenunterstützung) und erhebliche Vermehrung der tariflichen Vereinbarungen. Die Statistik des Reichsarbeitsblattes hat im verflossenen Jahre von nahezu 900 tariflichen Vereinbarungen zwischen sozialdemokratischen Gewerkschaften und Arbeitgebern berichtet. Über die politische Arbeiterbewegung sagt das Zentralorgan der sozialdemokratischen Gewerkschaften, sie sei „nach den heftigen Auseinandersetzungen von Dresden in ein Stadium der Ernüchterung und Selbstkritik getreten". Scharfe Kritik wird an der sozialpolitischen Gesetzgebung des Jahres 1904 geübt. Weder das Kaufmannsgerichtsgesetz noch die Bundesratsverordnung über den Konfektionsarbeitsschutz berücksichtige die billigen Wünsche der Arbeitnehmer. „Im übrigen brachte das Jahr der Arbeiterklasse lediglich Enttäuschungen: Unerfüllt blieben alle Hoffnungen auf eine tiefgreifende gesetzliche Arbeitszeitregelung; vergeblich wartete man auf eine Lösung des Problems der Arbeitslosenversicherung; die Erwartungen hinsichtlich der gesetzlichen Arbeitervertretung sind durch die Erklärungen Posadowskys ungemein ernüchtert worden, und von einer freiheitlichen Regelung des Koalitionsrechtes ist der gegenwärtige Kurs weiter denn je entfernt." Es folgen dann noch einige Kraftausdrücke und geschmacklose Bilder von der ruchlosen Schlechtigkeit der sozialpolitischen Bestrebungen im verflossenen Jahre und von der Kampfesfreude der sozialdemokratischen Gewerkschaften. Von irgendwelcher Selbstkritik keine Spur! Trotzdem schien uns der Rückblick des Zentralblattes der sozialdemokratischen Gewerkschaften einer auszugsweisen Wiedergabe wert, weil er eine Art Dokument dafür ist, mit wie wenig Nüchternheit und Besonnenheit auch in dem einflußreichsten und darum verantwortungsvollsten Organe der sozialdemokratischen Gewerkschaftsbewegung zuweilen gearbeitet wird.

Die christlichen Gewerkschaften können immer wieder die Erfahrung machen, daß sie in jeder Hinsicht mit den sozialdemokratischen Gewerkschaften auf dieselbe Stufe gestellt werden, wenn sie ernsthaft versuchen, Arbeiterforderungen durchzukämpfen. Alle Arten von Chikanen und Bedrückungen werden dann gegen die sanftesten „Christlichen" mit derselben Energie angewandt wie gegen die radikalsten „Roten". In der größten Fabrik von Fulda, den Bellingerschen Stanz- u. Emaillierwerken, wurden die Arbeiter vor die Entscheidung gestellt, entweder aus dem Verband christlicher Metallarbeiter auszutreten oder ihre sofortige Entlassung zu nehmen. Die Arbeiter haben darauf in Versammlungen lebhaft protestiert, Vergleichsverhandlungen angestrebt und den festen Willen bekundet, lieber zu streiken als ihren Verband preiszugeben. Hoffentlich behalten sie die nötige Energie. Denn schließlich beruht die Achtung des einzelnen Unternehmers vor § 153 der Gewerbeordnung mehr auf dem Respekt vor der Macht der Arbeiter als auf der Ehrfurcht vor dem Gesetz.

Die liberale Einigung in Bayern

Die Nationalsozialen Bayerns gehen gemeinsam mit den übrigen Liberalen in den Wahlkampf. Sie tun dies auf Grund eines gemeinsamen Programms, das am 18. Dezember 1904 in Nürnberg ausgearbeitet und am 9. Januar mit den Unterschriften der liberalen, freisinnigen, demokratischen und nationalsozialen Gruppen veröffentlicht worden ist.

Welches sind unsere Beweggründe zu dem gemeinsamen Vorgehen?

In erster Linie ist es eben dieses Programm, welches in seinen Grundsätzen entschieden liberal ist. Über das, was liberal und nichtliberal genannt werden kann, gehen ja die Meinungen im einzelnen noch einigermaßen auseinander. Woher diese Verschiedenheiten, die bisweilen die Stärke unvereinbarer Gegensätze erlangen, schließlich stammen, ist nicht in zwei Worten zu sagen. Auch in Bayern stehen meistens geschichtliche Entwicklungen dahinter. Tatsache ist, daß sie

Digitized by Google

bestehen. Während beispielsweise das Schwabenland ein erfreuliches Maß allgemein demokratischer Gesinnung besitzt, gibt es im Norden Bayerns Gegenden, in denen man sich den Anfang eines liberalen Programms eigentlich nicht gern anders denkt, als mit einer Art von Loyalitätserklärung für das Regentenhaus. Die Bauern im Allgäu denken über den Bund der Landwirte anders als die in Franken, die Augsburger Arbeiter über Konsumvereine und Warenhäuser fortschrittlicher als die Kleinkaufleute in Nördlingen. Es wäre also verkehrt, die Gegensätze im Fühlen und Denken zu leugnen. Man hat vielmehr versucht, das bei aller Meinungsverschiedenheit Gemeinsame — und dessen gibt es ja recht viel — in den Vordergrund zu schieben und vor allem zu verlangen, daß es nicht verleugnet, sondern in allen seinen Konsequenzen vertreten werde. Das konnte nicht anders geschehen, als durch Ausarbeitung eines Programms, auf das sich die einzelnen Gruppen verpflichteten. Was in das Programm hineingeschrieben wurde, soll in der Agitation vertreten werden; darauf sollen die zu wählenden Abgeordneten verpflichtet, das soll im neuen Landtag die Richtschnur der praktischen Arbeit werden.

Indessen jedermann weiß, daß es mit einem Programm nicht getan ist. Ja es ist nur zu wahr, was viele als einen Grund ihres Mißtrauens oder des mangelnden Interesses an der ganzen Wählerei angeben: im Programm werden die schönsten Worte gemacht, und wenn man daraufhin dem Abgeordneten seine Stimme gibt, erlebt man es, daß er entweder anders handelt, als es im Programm festgesetzt ist, oder daß er überhaupt nicht handelt, sondern nur seine Zeit absitzt, sich zahlen läßt und heimgeht, ohne seiner Pflicht als Volksvertreter zu genügen. Wir Nationalsoziale, denen man ja vieles Üble auch unter Liberalen nachzusagen pflegt, — wer hat nicht schon von uns als den „Zerstörend des Liberalismus" reden hören? — denen aber noch niemann politische Trägheit, mangelnden Eifer oder schlechtes Arbeiter vorgeworfen hat, wir verwerfen eine solche Ausübung der Pflichten des Volksvertreters. Wir haben daher, nachdem wir im letzten Jahre oft und nachdrücklich und gründlich an der Haltung der Liberalen Fraktion im bayrischen Landtag Kritik geübt haben, uns zu einem gemeinsamen Vorgehen mit den liberalen Gruppen erst entschlossen, nachdem wir uns überzeugt haben, daß mit dem neuen Programm auch tatsächlich ein neuer Geist, ein guter, klarer und fester Wille im bayerischen Liberalismus seine Auferstehung feiert, ein Wille, sich zu rühren und zu wirken. Dieses also erschien uns als das zweite Erfordernis für ein Zusammengehen: neben dem Programm Arbeitsfreude und Prinzipientreue! Es ist nicht bloß unsere, sondern die Meinung vieler um die Zukunft des Liberalismus ernstlich Besorgter: lieber eine kleine Fraktion von Arbeitsfreudigen als eine große von Nichtstuern!

Ein solcher neuer Geist mußte sich vor allem in der Haltung zur Frage des Wahlrechts offenbaren. Es ist bekannt, daß wir Nationalsoziale für Annahme des abgelehnten Entwurfes zugleich mit den Demokraten eingetreten sind; man weiß, daß wir es an mahnenden und dann an tadelnden Worten für die Fraktion nicht haben fehlen lassen. Geschehen ist geschehen. Was gesagt wurde, bleibt gesagt. Wir können selbstverständlich nicht von der Fraktion verlangen, daß sie nachträglich sich selbst verleugne und ihren Standpunkt zu dem früheren Entwurf ändere — so wenig, wie man etwas Ähnliches von uns verlangen kann. Was wir aber gefordert haben, ist, daß die Notwendigkeit der Schaffung eines neuen Wahlgesetzes rückhaltlos anerkannt werde. Eine neue Wahlgesetzvorlage darf nicht an dem Widerstand der Liberalen scheitern!

Wir glauben in diesem Verlangen der Zustimmung des „liberalen Kreisverbandes für Schwaben und Neuburg" und des größten Teils der Jungliberalen sicher zu sein. Soweit sich diese Forderung in einem Programm klar und deutlich aussprechen läßt, ohne eine freie Entschließung des Augenblicks zu verhindern, ist es geschehen. Die betreffende Stelle des Programms lautet:

„Schaffung eines Wahlgesetzes auf der Grundlage des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechtes, wenn möglich nach dem Grundsatz der Verhältniswahl, sonst auf Grund einer nach Maßgabe der jeweiligen Bevölkerungszahl zu bildenden, unparteiischen Wahlkreiseinteilung."

Hier ist besonders hinzuweisen auf den Zusatz: „Nach Maßgabe der jeweiligen Bevölkerungszahl". Damit ist eine runde, nicht mehr hinwegzudeutende Absage an alle bauernbündlerische und sonstige Bestrebungen gegeben, die herrschende Ungerechtigkeit in der Bevorzugung des platten Landes vor den Städten auch in Zukunft noch gelten zu lassen. Wir legen Wert darauf, den klaren Sinn dieser Worte in nicht mißzuverstehender Deutlichkeit festzulegen.

Der entschiedene Ruck nach links, den der bayerische Liberalismus in seiner Gesamtheit mit der Annahme dieses Programmes getan hat, zeigt sich noch in etwas anderem: in seiner Stellung zur Sozialdemokratie. Auch hier bestehen selbstverständlich große Unterschiede. In Nürnberg weht der Wind anders als in München. Und wenn die Stellung des Liberalismus zur Sozialdemokratie eine Frage von Antipathie oder Sympathie wäre, so könnte kaum so allgemein von dem Verhältnis des „Liberalismus" zur Sozialdemokratie gesprochen werden. Aber die Dinge liegen anders. Es handelt sich nicht um die mehr oder meistens minder zärtlichen Gefühle für Herrn v. Vollmar und die Seinen, sondern um die nüchterne Erkenntnis, daß der Hauptfeind das Zentrum ist, daß sich gegen dieses der Wahlkampf in erster Linie zu richten hat. Mit dieser Auffassung legen wir nicht mehr in die Dinge hinein, als in ihnen enthalten ist. Das zeigt ein am 18. Dezember 1904 nach der Ausarbeitung des Programms aufgesetztes Protokoll, das das Fazit der Verhandlungen zieht und einstimmig gebilligt wurde.

„Die Sonntag, 18. Dezember 1904, auf Einladung des Liberalen Kreisverband es für Schwaben und Neuburg im Museum zu Nürnberg versammelten Delegierten haben sich nach eingehenden Beratungen auf ein gemeinsames Wahlprogramm für die Landtagswahlen 1905 geeinigt. Sie haben in vollkommener Würdigung der Bedeutung eines programmatischen Zusammengehens aller freiheitlich Gesinnten gegen die Reaktion einheitliche Grundsätze zur energischen Vertretung der wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Interessen des bayerischen Volkes aufgestellt. Vor allem haben sie einmütig die überragende Bedeutung der Erreichung eines freiheitlichen, d. h. allg., gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts für die bayerische Kammer der Abgeordneten anerkannt. Die in Nürnberg vertretenen Gruppen werden die hier vereinbarten Grundsätze ihren speziellen Organisationen zur Annahme dringend empfehlen und sich bemühen, vor dem 8. Januar 1905 eine Entscheidung derselben herbeizuführen, damit der für die Zukunft des Vaterlands so bedeutsame Wahlkampf des kommenden Jahres rechtzeitig eingeleitet werden kann unter dem Zeichen eines festen und entschiedenen Zusammenwirkens aller liberalen Elemente zum Kampf gegen Rückschritt und zur Wahrung der materiellen und ideellen Interessen des bayerischen Volkes."

Auf Grund dieses Protokolls und des gemeinsam ausgearbeiteten Programms haben die Nationalsozialen ihren Anschluß an die liberalen und demokratischen Parteien für den kommenden Wahlkampf vollzogen und folgende Erklärung abgegeben:

„Die Nationalsozialen sind der Überzeugung, daß in Bayern der Kampf gegen das Zentrum in Zukunft nur dann mit Aussicht auf Erfolg geführt werden kann, wenn er von allen Liberalen u. den Sozialdemokraten gemeinschaftlich geführt wird. Von diesem Gesichtspunkt aus erklären sie daher ihre Bereitwilligkeit zu einem Zusammengehen mit den übrigen Liberalen unter der Voraussetzung, daß der grundsätzliche Kampf in erster Linie gegen das Zentrum, und der Kampf gegen die Sozialdemokratie nach Maßgabe der örtlichen Verhältnisse geführt wird, insbesondere soweit ein Bündnis der Sozialdemokratie mit dem reaktionären Zentrum den Kampf zur unbedingten Notwendigkeit macht."

Schließlich halten wir es an dieser Stelle für unsere Pflicht, anzuerkennen, daß die Jungliberalen bei der Ausarbeitung des Programms ihrem Liberalismus Ehre gemacht haben. Gerade wir, als scharfe Kritiker der Jungliberalen bei früheren Gelegenheiten bekannt, wollen und dürfen die Gelegenheit anzuerkennen nicht unbenutzt lassen. Wir hoffen, daß bei den Jungliberalen der gleiche Freimut herrsche im Anerkennen und — das soll hüben wie drüben gewahrt bleiben — die gleiche Vorurteilslosigkeit im Aussprechen dessen, was zurückzuweisen ist. Insbesondere anerkennen wir das Verdienst, das sich der „liberale Kreisverband für Schwaben und Neuburg" mit der Ausarbeitung des Programmentwurfes erworben hat. Es war ein rechter — Schwabenstreich! —

Wolf Bohrn.

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 2. Berlin, 15. Januar 1905.

Man streitet viel und wird viel streiten über Nutzen und Schaden der Bibe verbreitung. Mir ist klar: schaden wird sie wie bisher, dogmatisch und phantastisch gebraucht, nutzen wie bisher, didaktisch und gefühlvoll aufgenommen. Goethe.

Das Neue Testament

Am 10. Januar 1514 war der Druck der ersten Ausgabe des griechischen neuen Testaments vollendet. Der griechischen Schrift folgte aus Luthers Hand das deutsche Buch. Hundert Hände griffen gierig danach, und tausend Menschenherzen wurden des neu gehörten Wortes froh. Seither zog das Neue Testament über die Welt, unaufhaltsam. Vielen bleibt es unverständlich, daß immer noch Nachfrage nach diesem Buch vorhanden ist. Man meint damit fertig zu sein. Vielen ist es ein verschütteter Brunnen, weil der Menschen Leidenschaft sich über dieses Buch so heiß gestritten hat.

Man wollte es ehren. Zu dem Zwecke setzte man einen Wächter über das Buch. Der mußte jeden befragen vor dem Einlaß, ob er auch überzeugt sei, daß alles in diesem Buch buchstäbliche Wahrheit sei. Erst dann händigte er den Menschen die Schrift ein. Aber sie gingen nun mit Angst heran und hatten die persönliche Freude verloren. Sie *fanden* das Wort Gottes nicht; denn die Entdeckung war ja patentiert. Selten haben Menschen Heiligem so viel Abbruch getan wie damals, als sie die Lehre von der buchstäblichen Eingebung der heiligen Schrift festsetzten. War doch diese Lehre selbst für sie auch keine wunderbare Erfahrung. In die Zeiten starren jüdischen Kirchenglaubens griff man zurück und holte von dort den Satz, daß kein Häckchen von der Schrift verloren gehen werde, da jedes von Gott eingegeben sei. Und die christliche Gemeinde ließ sich dieses neue Gesetz aufladen, das viel schwerer drückte als Mosis Gesetz. Man schleppte sich. Man staunte, wo man sich harmlos freuen, man versank in Andacht, wo man sich verständig besinnen sollte.

Die Freude an der Bibel beginnt dort, wo man jene Fessel weggeworfen hat. Nun braucht man nicht mehr umzudeuten, was wir nie recht verstehen konnten. Alle gelehrten und ungelehrten Deuteleien hören auf, sobald man die Freude an dem ursprünglichen Leben mit seiner Kraft und seinen Schwächen gewonnen hat. Der moderne Gläubige steht der Schrift wahrhaftiger gegenüber, weil er in ihr das eigenartige Leben einer bestimmten Zeit erkennt, voll reichen Gottessegens, ohne daß er in der getreuen Kopie dessen, was nie wieder so kommen kann, seine besten Kräfte vergeudete. Das Wasser am Quell ist hurtig und frisch. Es gefällt uns vielleicht besser, als der breite Strom im Tal. Aber beide haben *ihre* Aufgaben: an der Quelle können keine großen Schiffe fahren, und aus dem Strom kann man das Wasser nicht ungesäubert trinken. Deshalb hat jedes sein Recht und seine Pflicht. Nur muß einmal der Tropfen in die Sonnennähe gehoben worden sein, ehe er seinen Kreislauf: Quelle, Strom, Meer, wieder antritt. So denken wir, daß wir heute der Schrift gegenüber selbständige Stellung gewonnen haben; nur eins bleibt nötig, die Zeit nie zu vergessen, da die Worte der Schrift in Sonnenlicht getaucht waren.

Traub.

Goethes „Lili"

Vor einiger Zeit erfüllte sich mein lang gehegter Wunsch, auf der Spitze des St. Gotthard zu stehen. Ich kannte Täler und Höhen ringsum seit lange, und durch den Berg war ich wohl öfter als zwanzigmal gefahren. Aber immer hatte der Zufall mich dem Plateau ferngehalten, das so viel Gegenwart und Vergangenheit birgt und als Völker- und Wasserscheide geographisch seinesgleichen sucht.

Viele Erinnerungen wurden wach; am lebendigsten drängte sich schließlich Goethe hervor. Zweimal hat er dort oben gestanden, sehnsüchtig hinüberschauend in das Land der Zitronen: einmal mit Passavant 1775, das zweitemal mit Karl August 1779. Beidemal widerstand er der Versuchung, über die Grenze hinunterzusteigen. Hielt ihn beim zweiten Besuch sein Pflichtbewußtsein Weimar gegenüber ab, wo er unentbehrlich war, so zog ihn das erstemal ein anderer Magnet zurück: seine Liebe zu Lili Schönemann.

Dieses Mädchen hat mit den beiden anderen Jugendlieben Goethes, Friederike und Lotte, nicht das Glück teilen dürfen, daß ihr Andenken im Herzen vieler Menschen bis auf unsere Tage gesegnet blieb. Nur die Intimen wissen, wieviel Goethe ihr dankte, und daß er, nicht sie, der Wankelmütige, Zaudernde war. In weiteren Kreisen gilt ihr Bild als schön, hold, bestrickend, aber ohne edlere Linien und ohne tieferes Relief. Diese falsche Meinung konnte sich bilden, weil man Lili — im Gegensatz zu Friederike und Lotte — in Goethes Dichtungen (sieht man von Stella ab) nicht wieder fand. Es muß wohl, so dachte man, eine kurze süße Betörung gewesen sein, wenn so wenig Reflex blieb. Das Gedicht „Lilis Park", das in momentanem Ärger über andere Anbeter der reichen Banquierstochter entstand, gibt auch kein klares Profil der Herrin des Parks. Die Verdrossenheit des alten Herrn Rat Goethe über das allzu modische Schwiegertöchterchen mochte man sich wohl deuten; aber das Schweigen Frau Ajas über Lili schien doch recht verdächtig. Goethes Worte über Lili in „Wahrheit und Dichtung" nahm man nicht wörtlich sondern als verklärende Schilderung des gerührt zurückschauenden alten Dichters.

Mit einem Male wird Lilis Bild durch eine Entdeckung, die wir, so viel ich weiß, Bielschowsky verdanken, ganz neu beleuchtet; es wächst ins Große, um nicht zu sagen Heroische. Fand sich der Widerschein dieser Gestalt bisher in Goethes Dichtung nicht, so lag die Schuld bei uns. *Lili ist das Vorbild der Dorothea!* Die Gestalt dieses tapferen, armen Mädchens mit dem reichen Frankfurter Fräulein in Zusammenhang zu bringen, fiel bisher wohl niemandem bei. Dennoch ist die Kombination richtig.

Es mußte überraschen, daß, während alle andere Poesie Goethes nach seinem eigenen Bekenntnis Gelegenheitsdichtung im besten Sinne war, man mit dem Bilde der Braut Herrmanns kein Erlebnis der Jahre 1794—96 in Goethes Leben in Verbindung zu bringen wußte. Jetzt kennen wir dies Erlebnis: es waren Lilis Schicksale während der französischen Revolution. Lili hatte — nach dem Bruch mit Goethe — viele Prüfungen durchgekämpft, bis sie sich mit dem Bankier Bernhard von Türckheim in Straßburg vermählte; hier in Straßburg hatte Goethe 1779 die einst Geliebte wiedergesehen, und ohne Groll hatten sie sich die Hände gedrückt. Vierzehn Jahre später wurde Lilis Gatte von den Pariser Machthabern seines Amtes als Maire von Straßburg entsetzt; ja, er mußte 1794 sogar nach Deutschland flüchten. Lili

Digitized by Google

blieb mit ihren fünf Kindern zunächst auf dem lothringischen Gute Posdorf, bis ihr Mann ihr aus Deutschland schrieb und ebenfalls zur Flucht riet. „Sie machte sich, als Bäuerin verkleidet, mit ihren fünf Kindern, von denen sie das jüngste auf dem Rücken trug, abends sechs Uhr auf den Weg und langte, die ganze Nacht hindurch marschierend, früh neun vor Saarbrücken an. Zu ihrer Überraschung fand sie die Stadt bereits von Franzosen besetzt, die zwar keinen Verdacht gegen sie schöpften, aber, von ihrer Schönheit angezogen, in bedenklicher Weise auf sie eindrangen. Doch mit sittlicher Hoheit die frechen Insulte abweisend, passierte sie den Ort und erreichte ohne weitere Gefahren die deutschen Vorposten. Einige Tage später langte sie in Heidelberg an. . . ."

Es waren die Gräfin Egloffstein und die Züricherin Bäre Schultheß, welche Lili damals sahen und Goethe von ihren Schicksalen, ihrem Mut, ihrer Seelenkraft erzählten. Die Schweizerin schrieb an Goethe: „Ich sah zum erstenmal die Lise Türckheim und genoß ein paar schöne stille Stunden mit ihr; so fühlte ich mich wohl noch kaum mit jemandem gleich zu Hause wie mit ihr — ach! aber sie ist durch Leiden und Schicksale körperlich sehr mitgenommen, aber desto erhöhter ihr Mut, desto fester die Kraft ihrer Seele. Wenn eine Sterbliche von guten Geistern bewacht und hindurchgeführt wird, so ist's diese. Es war mir so wohl neben ihr, als wenn ich in Deiner Iphigenie lese." Die Gräfin Egloffstein berichtete Goethe ähnliches und außerdem das Geständnis Lilis, daß sie dauernd mit dem weiterlebe, der der Schöpfer ihrer geistigen Existenz geworden sei.

Wie müssen diese Briefe Goethe bewegt haben! Wie stolz durfte er auf die sein, deren Herz er einst besessen! Und wie beweglich war ihm diese unverminderte Anhänglichkeit trotz des damaligen schroffen Bruches! Doppelt wohl tat ihm solche Treue, nachdem er gerade damals viel Wankelmütiges gesehen, viel Gleichgültigkeit erfahren hatte. Einen neuen Inhalt gewinnen in diesem Zusammenhang die nach der Vollendung von Hermann und Dorothea 1797 gedichteten Strophen der „Zueignung":

> Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,
> Und manche liebe Schatten steigen auf:
> Gleich einer alten, halb verklungnen Sage,
> Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf.

Natürlich bleibt die Anekdote des Salzburger Mädchens unbestritten Goethes literarische Quelle für das Epos. Lili gab nur die Farben des zarten Bildes; die Wärme der Darstellung und die zarte Glut innerster Hingabe gelang in der Erinnerung an diese geliebte Tapfere. Ihr Bild, wie sie als Bäuerin mit den fünf Kindern nächtens durch den Wald wanderte, verschmolz mit dem des Salzburger Mädchens, von dem die Anekdote berichtete. Der Schauplatz des Epos ist nahe dem Rhein verlegt, also nicht fern den Plätzen, wohin Lili geflüchtet war.

Lili das Urbild der Dorothea! Und nun suche man mit neuer Liebe in der Braut Goethes die Züge, welche auf den gleichen Charakter der Festigkeit, des Edelsinnes, der Treue hinweisen, den Lili später verriet. Sie sind nicht schwer zu finden. **Paul Schubring.**

Aus den Papieren eines Philantropen

VI.

Die Jalousien waren heruntergelassen, um die Sonne auszusperren, und so entstand im Arbeitszimmer eine kühle Dämmerung. Die Bäume warfen einen Abglanz von grünem Schimmer herein, der in der Luft des Zimmers gleichsam sichtbar wurde und den Aufenthalt noch traulicher machte. Wie still und abgeschieden war alles! Die Bücherschränke an den Wänden erzählten von gelehrter Arbeit und die altmodischen Möbel von der Einsamkeit eines stillen Geistes inmitten einer merkantilen Welt. Ich ging mit langsamen Schritten im Zimmer auf und ab, während er, sprechend und zuhörend, in seinem Sorgenstuhl saß. Nachdem wir uns etwa eine Stunde unterhalten hatten, entstand eine Pause, die kein Ende nehmen wollte, weil jeder von uns fühlte, daß nun endlich die wesentlichen Vorgänge besprochen werden müßten und niemand die Form zu finden wußte. Er nahm schließlich eine Prise, räusperte sich und fragte dann ganz still: „Wie ist das nun eigentlich alles über dich gekommen?"

„Die Verlobung meinst du?" —

„Ja, — die Verlobung."

Ich sann einen Augenblick nach, fand aber schließlich auch keine richtige Antwort und wiederholte mechanisch die Frage:

„Ja, wie ist es gekommen?"

Es entstand dann wieder eine Pause, in der er schweigend auf und ab ging. Schließlich aber begann ich:

„Es kam, als meine Schwester starb und ich mich dann so einsam fühlte." „Ja, hm, das läßt sich ja denken," kam es aus dem Sorgenstuhl. „Meine Braut zeigte mir dann auch eine Liebenswürdigkeit und ein Entgegenkommen, die ich bisher nirgends gefunden hatte. Das tat mir in diesen Tagen natürlich doppelt wohl."

„Selbstverständlich. Aber von einem solchen Gefühl bis zur Verlobung ist doch ein sehr weiter Weg. Ich meine: Wie hast du das nun gemacht?"

Ich mußte ein wenig lächeln, aber natürlich so, daß er nichts merkte. Das war nun mein lieber alter Freund in seiner ganzen Unbeholfenheit; der Privatgelehrte, der nur mit Büchern und nie mit Frauen zu tun gehabt hatte; der Ahnungslose, der nie den Reiz einer weiblichen Umarmung gespürt hatte! Ich dachte einen Augenblick daran, ihm mein Werben um Aurelien zu schildern — von der ersten Annäherung und den einsamen Stunden des Entzückens an bis zu meinem endlichen Siege. Aber in welcher Sprache sollte ich reden? Er hatte ja keine erotischen Erfahrungen, und meine Worte hätten nur die Luft bewegt. Ich sagte darum nur: „Man kann nicht erzählen, wie so etwas gemacht wird; man kann es nur erleben." Er sagte nichts, aber in seinem kurzen „Ach ja!" schien mir Wehmut zu stecken, und darum freute ich mich, als er nach einer Pause wieder eine Frage an mich richtete und dadurch das Gespräch über den bedenklichen Punkt hinwegführte. „Wie willst du denn dein Leben in der Zukunft nun einrichten?" fragte er. Ich räusperte mich und holte aus. „Wie ich mein Leben einrichten will? Mit einem Satz läßt sich das ja leider nicht sagen. Ich will zunächst nur bemerken, daß ich in größerem Stil zu leben gesonnen bin."

„Das verstehe ich nicht ganz."

„Ja, siehst du, ich bin nun doch Herr in meinem eignen Hause und will dann auch gleich Herr auf meiner eignen Scholle sein. Ich habe, wie du weißt, meine besondere Freude an einem hübschen Hause und habe immer etwas darunter gelitten, daß ich in Mietshäusern wohnen mußte. Ich will also zunächst selbst bauen, und in allen Räumen soll mein Geschmack walten. Wenn dann das Haus fertig ist, will ich die Zimmer in stiller und diskreter Weise ausstatten, so daß sie den Geist beruhigen, wenn man von ihnen umfangen wird."

„Ja so. Die Mittel hast du ja dazu."

„Die Mittel? Das ist doch selbstverständlich. Ich weiß nicht, warum du das besonders bemerkst?"

„Ich meine nur, das Haus ist ja nicht für dich allein. Es wäre ja denkbar —"

„Ah bah! Aurelie und ich sind eins."

Ich schloß durch eine Handbewegung die Verhandlung über diesen Punkt. Er ließ sich aber nicht beirren und fuhr mit einer gewissen Hartnäckigkeit fort: „Das ihr eins seid, ist ja richtig, und sehr schön. Aber schließlich kann deine Frau sich ja auch auf diesen Satz berufen." Nun wurde ich aber ernstlich böse. Er saß da und urteilte aus seinen Erfahrungen mit seiner Wirtschafterin über das Verhältnis zweier Menschen, die sich für alle Zeit vereinigt haben. Er schloß von seiner Auguste auf meine Aurelie! Er glaubte, von dem Duft einer Blume reden zu können, weil er alle Mittag Kartoffeln aß, die ja schließlich auch zum Pflanzenreich gehören; das verbat ich mir natürlich in kurzen und knappen Worten. Von meiner Braut darf in meiner Gegenwart in dieser Art niemand reden; auch mein bester Freund macht gar keine Ausnahme. Es entstand eine kleine Spannung, die aber bald vorüber zog. Er meinte dann weiter: „Und wenn nun das Haus nach deinem Geschmack

Digitized by Google

gebaut und nach deinem Geschmack eingerichtet ist, was kommt dann?"

„Dann führe ich meine junge Frau hinein."

„Ist Aurelie jünger als du?"

„Selbstverständlich. Zehn Jahre. Gerade passend."

„Oh" — er stöhnte, als wenn er Furcht hätte. Ich fiel wie aus den Wolken; aber ich wollte nicht in ihn dringen, da ich nicht wußte, was in ihm vorging.

„Und hast du noch mehr Ideen?"

„Eine ganze Fülle."

„Und darf man sie kennen?"

„Selbstverständlich."

„Also bitte."

„Du weißt, daß wir häufig darüber gesprochen haben, wie sich in den dienenden Personen die Fehler der herrschenden spiegeln."

„Das weiß ich."

„Auf Grund dieser Theorie nun will ich eine neue und vollkommenere Behandlung meiner Dienstboten einführen. Ich will sie als gleichberechtigte Wesen nehmen und hoffe, auf diesem Wege zu vorzüglichen Resultaten zu gelangen. Vielleicht schreibe ich dann auch mal darüber."

„Du willst also deine Dienstmädchen selbst engagieren?"

„Nun, daß ich sie selbst engagiere, wäre ja vielleicht nicht notwendig. Ich werde es aber tun, um gleich das Material prüfen zu können."

„Und dann willst du sie nach deinen Prinzipien behandeln?"

„Selbstverständlich."

„Willst du sonst noch etwas?"

„O ja."

„Was denn?"

„Ich habe daran gedacht, ein Kind zu adoptieren."

„Ein Kind!" Er schrie es mehr, als daß er es sagte.

„Jawohl. Aber was hast du nur?"

„Nichts. Ich bitte um Verzeihung. Es kommt nur alles so plötzlich. Was willst du denn im Grunde mit einem Kind?"

„Ich will es aus einem schlechten Erdreich in ein gutes umpflanzen und mich an seinem Wachstum freuen. Hast du die Gespräche vergessen, wenn wir auf einsamen Wegen über die Felder gingen? Aus diesen Gesprächen soll jetzt Wahrheit werden." Er sann lange vor sich hin. In seinen Augen lag ein Abglanz seines guten Herzens, und er blickte wie in weite Ferne. Dann rief er seine Gedanken zurück und sah mich ernsthaft an. Es kam langsam und eindringlich, als er sagte: „Und glaubst du nun wirklich, daß du das alles *darfst*?" Ich mußte lachen. Hier stand er nun wieder verständnislos vor dem Problem der Ehe. Ich wollte ihn nicht verletzen und sagte nur kurz: „Gewiß, was sollte dagegen einzuwenden sein?"

„Ja, hm, ich meine nur, ihr wollt doch heiraten."

„Nun ja."

„Die Erfahrungen lehren aber doch, daß dann sozusagen auf natürlichem Wege ein Kind entstehen könne." Daran hatte ich allerdings nicht gedacht. Da hatte er ja schließlich recht. „Wenn ich selbst einen Leibeserben bekäme, wäre die Adoption ja allerdings überflüssig," räumte ich ein.

„Nicht wahr? Vielleicht schweigst du mit dem Kind, bis du die Sache mit dem Dienstmädchen in Ordnung gebracht hast?"

„Sehr gern. Berechtigten Bedenken kann ich mich ja nicht verschließen, und die Annahme, daß wir ein Kind bekommen könnten, ist natürlich sehr berechtigt."

„Siehst du wohl! Die Sache mit dem Dienstmädchen wird ja vielleicht an sich schon Schwierigkeiten genug machen."

„Das ist ja ganz ausgeschlossen bei Aureliens verstehender Art."

„Ja, hm. Ich will dir's nur sagen, mein Freund. Du kennst die Weiber nicht." „Ich kenne —?" beinahe hätte ich laut aufgelacht. *Er* sagt *mir*, daß ich das Weib nicht kenne! Ich habe ihn gewähren lassen. Warum soll ich einen lieben Mann verletzen? Aber jedesmal, wenn ich daran denke, freue ich mich von ganzem Herzen. *Er* sagt *mir*, daß ich das Weib nicht kenne! Dieser alte Gelehrte, der nie ein Weib in seinen Armen gehabt hat! Und er sagt es *mir*, der ich von jeher leidenschaftlich war. Er! Mir!

Erich Schlaikjer.

Büchertisch

Andreas Bodenstein von Karlstadt. I. Teil. Karlstadt und die Anfänge der Reformation von Dr. H. Barge. Leipzig, bei Fr. Brandstetter. 1905. 500 Seiten. Preis?

Dieses Buch unseres Leipziger Parteifreundes Dr. Barge ist die erste Hälfte einer historischen Facharbeit, deren Einzelheiten nur der Berufshistoriker nachprüfen kann, deren Gesamteindruck aber für jeden wichtig ist, der überhaupt genauere Kenntnisse über die Wittenberger Reformation hat und sucht. In die fast unübersehbare Fülle von Lutherstudien wird das Bild des Amtsgenossen Luthers gezeichnet, der mit ihm in des Papstes Bann kam. Seit einer größeren Arbeit von Jäger (1856) ist Karlstadt nicht wieder eingehend behandelt worden, und er verdient es, daß der Ertrag der vertieften historischen Forschung auch ihm zugute kommt; denn er vertritt innerhalb der reformatorischen Gesamtströmung eine ganz charakteristische Eigenart. Wenn man es in kurzem Wort andeuten will: er ist der Calvinist unter den Wittenbergern. Barge zeigt uns seinen theologischen Entwickelungsgang von der Scholastik fast bis an die Grenze der Wissenschaftsverachtung. Es ist höchst interessant, Karlstadt als Wissenschaftler kennen zu lernen, der beispielsweise in Sachen der Bibelkritik um mindestens zwei Jahrhunderte zu früh kam. Ganz merkwürdig sind die Einzelheiten seines Streites mit Luther über den Jakobusbrief. Überhaupt ist ein Hauptanliegen Barges, die Beziehungen zwischen Luther und Karlstadt zu beleuchten. Luther kommt nicht immer gut dabei weg; aber er war auch kein Engel von Gerechtigkeit und Sanftmut. Man gewinnt den Eindruck, daß wir im allgemeinen die Wittenberger Reformation etwas zu sehr mit lutherischen Augen anzusehen gewöhnt sind. Auch Luther war ein Mensch unter Menschen, und Barges Arbeit besteht darin, uns das Wittenberg außer Luther zu zeigen. Er setzt die Luthergeschichte als bekannt und genügend bearbeitet voraus und zeigt, welche Gestalten man sehen würde, wenn nicht Luther alles verdeckte. Es ist gar nicht Karlstadt allein, den wir kennen lernen. Vor allem tritt die Beteiligung der Wittenberger Stadtbevölkerung an der Reformation in greifbarer Weise heraus. Diese Stadtbevölkerung ist um das Jahr 1521 auf dem besten Wege, evangelisch-demokratisch-puritanisch vorzugehen und zwar in viel größerer Ordnung und Besonnenheit, als gemeinhin geglaubt wird, und man bedauert mit Barge, daß durch Luthers veränderte Rückkehr von der Wartburg diese Ansätze zerbrochen wurden. Erst durch die Unterdrückung dieser Ansätze entstand das Luthertum im engeren Sinne des Wortes. Die Darstellung aller dieser Dinge ist durchsichtig und in vielen Teilen geradezu spannend. Wir machen insbesondere alle Theologen auf Barges Buch aufmerksam. **U.**

Lic. E. Bröse, *Plaudereien eines Altmodischen.* Leipzig. Wallmann 1903. 166 S. 2,20 Mk.

Ein Altmodischer ist es allerdings, aber schlimmer ist, daß es weiter nichts als Plaudereien sind. Über die Schulreform und die Schleppe, über China und über Witzblätter, über den Kuckuck und wer weiß was noch, wird — geplaudert. Gegen die Frauenbewegung und die modere Kunst (besonders Uhde) werden die abgegriffensten Redensarten vorgebracht; über den Gebrauch der sogenannten lateinischen Schrift, über den Zusatz von Rum zum Tee oder die Bezeichnung Frl. Doktor (statt Doctrix) ereifert er sich mit demselben Tone sittlicher Entrüstung wie über Schopenhauers heidnischen Pessimismus. Erfreulich ist der Aufsatz, der für deutsche Weltpolitik und Seemacht eintritt, besonders auch, weil darin Machtfragen grundsätzlich realistisch betrachtet werden. **Wilring.**

Allerlei

Friedliche Demonstrationen.

A.: Warum will eigentlich Eduard Bernstein „auf die Straße gehen"?

B.: Man sagt, er wolle sich bei den Radikalen einschmeicheln.

A.: Das ist nicht wahr! So ist Ede nicht! Er denkt an friedliche Aufzüge.

B.: Was könnte das sein?

A.: O, etwa eine Geburtstagsgratulation bei Bülow von 5000 Markthelfern oder ein Ständchen bei Podbielsky von 3000 Wanderarbeitern.

B.: Gegen solche Kundgebungen kann die Polizei nichts haben.

A.: Nicht das geringste.

Thygater. Thygater*) melkte die Kühe ihres Vaters, und sie melkte gut; denn die Milch, die sie nach Hause brachte, lieferte mehr Butter denn die Milch, die von ihren Brüdern nach Hause gebracht wurde. Ich werde dir sagen, wie dies kam, und gib gut acht, Fanch, daß du's weißt ... so du einmal ausgehen magst zu melken. Doch sage ich dir dies nicht, auf daß du melken mögest wie Thygater, sondern um dich auf das Vorbild ihrer Brüder zu weisen, die durch minder gutes Melken besser taten. Verständiger wenigstens.

Bevor die jungen Landleute die Weide betreten, ja, lange vor dieser Zeit stehen die Kühe an der Einfriedigung und warten, daß man sie entlaste von dem Überfluß, den sie eigentlich für ihre Kälber

Digitized by Google

bereit machten. Aber die Menschen essen die Kälber auf, „weil sie sich hierzu geeignet fühlen," und dann ist da Milch zuviel in den Eutern.

Was geschieht nun, während die Kühe mit dummen Gesichtern am Verschlage warten? Während dieses Stillstehens treibt der leichtere Teil der Milch, die Sahne, das Fett, die Butter, nach oben, und liegt also der Zitze am fernsten.

Wer nun geduldig melkt bis auf die Neige, bringt fette Milch nach Haus. Wer Eile hat, läßt Sahne zurück.

Und siehe, Thygater hatte keine Eile, doch ihre Brüder wohl.

Denn diese behaupteten, daß sie auf etwas anderes Recht hätten, denn auf das Melken der Kühe ihres Vaters. Aber sie dachte nicht an dieses Recht.

— Mein Vater hat mich gelehrt, zu schießen mit Pfeil und Bogen, sprach einer der Brüder. Ich kann von der Jagd leben und will umherstreifen in der Welt und arbeiten für eigene Rechnung.

— Mich lehrte er fischen, sagte ein zweiter. Ich wäre wohl dumm, allzeit zu melken für einen andern.

— Er zeigte mir, wie man einen Kahn macht, rief der dritte. Ich fälle einen Baum und gehe darauf sitzen, im Wasser. Ich will wissen, was da zu sehen ist an der anderen Seite des Sees.

— Ich habe Lust, zusammenzuwohnen mit der blonden Gyne **) erklärte ein vierter, daß ich ein eigen Haus habe, mit Thygaters darinnen, für mich zu melken.

So hatte jeder Bruder einen Wunsch, einen Begehr, einen Willen. Und sie waren so erfüllt von ihren Neigungen, daß sie sich keine Zeit gönnten, die Sahne mitzunehmen, die die Kühe ganz betrübt bei sich behalten mußten, ohne Nutzen für jemanden.

Aber Thygater melkte bis auf den letzten Tropfen.

— Vater, riefen endlich die Brüder, wir gehen!

— Wer wird da melken? fragte der Vater.

— Ei, Thygater!

— Wie wird's werden, wenn auch sie Lust kriegt zum Fahren, Fischen, Jagen, Weltbesehen? Wie wird's werden, wenn auch sie auf den Gedanken kommt, zusammenzuwohnen mit was Braunem oder Blondem, auf daß sie ein eigen Haus habe, mit allem, was dazu gehört? Euch kann ich missen, doch sie nicht . . . dieweil die Milch, die sie nach Hause bringt, so fett ist.

Alsobald sagten die Söhne nach einiger Überlegung:

— Vater, lehre sie nichts! Dann wird sie treu fortmelken bis ans Ende ihrer Tage. Zeige ihr nicht, wie die gespannte Sehne, sich zusammenziehend, den Pfeil wegschießt: dann wird sie nicht Gelüste haben zur Jagd. Verbirg ihr die Eigenschaft der Fische, die einen scharfen Haken einschlucken, so er mit ein wenig Aas bedeckt ist: sie wird dann nicht denken an das Auswerfen von Angeln oder Netzen. Lehre sie nicht, wie man einen Baum aushöhlt und damit wegfahren kann an die andere Seite des Sees: dann wird sie kein Verlangen fühlen nach dieser anderen Seite. Und laß sie nimmer erfahren, wie man mit Blond oder Braun ein eigen Haus erwerben kann und was dazu gehört! Laß sie dies alles nimmer wissen, o Vater, dann wird sie bei dir bleiben, und die Milch deiner Kühe wird fett sein! Indessen . . . laß uns gehen, Vater, jeden nach seinem Begehr!

So sprachen die Söhne. Doch der Vater — der ein sehr vorsichtiger Mann war — erwiderte:

— Ei nun, wer wird hindern, daß sie erfährt, was ich sie nicht lehrte? Wie wird's sein, wenn sie die Blaufliege fahren sieht auf einem treibenden Zweig? Wie, wenn der gezogene Faden ihres Gespinstes sich auf die vorherige Länge herstellt und, schnell sich zusammenziehend, die Spule ihres Webstuhls zufällig fortschleudert? Wie, wenn sie am Rand des Baches den Fisch beobachtet, der nach dem sich windenden Wurm schnappt, doch in falsch gelenkter Gier ihn verfehlt und festhakt an der scharfen Hülsscheide des Rieds? Und wie endlich, wenn sie ein Nestchen findet, das die Lerchen im Maimond sich in den Klee bauen?

Die Söhne dachten wieder nach und sagten:

— Sie wird daraus nichts lernen, Vater! Sie ist zu dumm, um Begehr zu schöpfen aus Wissenschaft. Auch wir würden nichts erfahren haben, wenn du uns nichts gesagt hättest.

Doch der Vater anwortete:

— Nein, dumm ist sie nicht! Ich fürchte, daß sie aus sich selbst lernen wird, was ihr nicht lerntet ohne mich. Dumm ist Thygater nicht!

Darauf dachten die Söhne wieder nach — diesmal tiefer — und sagten:

— Vater, sage ihr: daß wissen, begreifen und begehren . . . . sündig ist für ein Mädchen!

Diesesmal war der sehr vorsichtige Vater zufriedengestellt. Er ließ seine Söhne ziehen, zum Fischfang, auf die Jagd, in die Welt hinein, auf die Freite . . überall hin . . .

Doch er verbot das Wissen, das Begreifen und das Begehren Thygater, die in Einfältigkeit weitermelkte bis an das Ende.

Und das blieb also bis auf den heutigen Tag.

(Aus Muttatulis „Frauenbrevier", Litterarische Anstalt Rütten u. Loewing in Frankfurt a. M. 1905.)

*) Griechisch (sprich: Thügateer) = Tochter; im Sanskrit = Melkmädchen.

**) Ebenfalls griechisch (sprich: günee) = das Weib.

Eingegangene Bücher

Von den uns zur Besprechung zugesandten Büchern und Broschüren führen wir folgende hier an (die mit einem * bezeichneten sind bereits zur Besprechung vergeben):

*Am Sonnenwirbel. Ein Kulturroman aus dem Waldlande von Max Geißler. Herm. Costenoble, Jena 1904. 260 S. Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Besondere Abdrucke aus dem Handbuch der Hygiene von Dr. Theodor Weyl. Gustav Fischer, Jena:

1. Arbeiterschutz. Bearbeitet von Konrad Hartmann, Geh. Reg.-Rat, Senatsvors. im Reichs-Versicherungsamt, Prof. a. d. Techn. Hochschule. 60 S.

2. Das Armenwesen. Bearbeitet von Dr. Buehl, Direktor des öffentl. Armenwesens in Hamburg 138 S.

*3. Das Nahrungswesen. Bearbeitet von Dr. Paul Mombert. 72 S.

4. Fürsorge für die schulentlassene Jugend. Bearbeitet von Hans Suck, ord. Lehrer d. Sophienschule in Berlin. 94 S.

5. Krieg und Frieden. Bearbeitet von Dr. Heinrich Schwiening, Stabsarzt bei der Med.-Abt. des Kriegsministeriums in Berlin. 80 S.

*6. Wohlfahrtseinrichtungen für Arbeiter und deren Familien. Bearbeitet von Stadtrat Flesch in Frankfurt a. M. 50 S.

7. Soziale Fürsorge für Kinder im schulpflichtigen Alter. Bearbeitet von weil. Dr. Schmid-Monard, mit einem Beitrag von Prof. Dr. Hartmann, Berlin. 42 S.

Bibliothek der Gesundheitspflege. Ernst Heinrich Moritz, Stuttgart:

1. Das Herz im gesunden und kranken Zustande. Von Prof. Dr. Eichhorst, Zürich. Mit 6 Tafeln. 94 S. Geb. 1,50 Mk.

2. Magen, Darm, Leber, Niere im gesunden und kranken Zustande. Von Geh. Med.-Rat Prof. Dr Ewald in Berlin. Mit 3 Tafeln und 3 Textabbildungen. 136 S. Geb. 1,50 Mk.

Das Reichsgesetz, betreffend Kaufmannsgerichte vom 6. Juli 1904 nebst 2 Anhängen. Erläutert von M. von Schulz, Magistratsrat und Vors. des Gewerbegerichts Berlin. Gustav Fischer, Jena. 385 S. Brosch. 4 M., geb. 4,50 Mk.

*Der moderne Idealismus und Rußland. Eine Studie von A. L. Wolynski, autor. Übersetzung von Jos. Melnik. Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 125 S.

*Der verkaufte Dichter. Tragikomödie von Paul Gutmann. Kurt Wigand, Leipzig-Berlin. 55 S.

Die freie Ehe von Jacques Mesnil, deutsch von Karl Federn. 2. verm. Aufl. Otto Lehmann, Schmargendorf-Berlin. 53 S. 60 Pf.

Die neueren Strahlungen, 2. Auflage. Von Hans Meyer. R. Papauschek, Mähr.-Ostrau. 65 S., kart. 1,50 Mk.

Die Stiefvaterfamilie uneheliche Ursprungs. Zugleich eine Studie zur Methodologie der Unehelichen-Statistik. Von Dr. O. Spann. Mit einem Nachwort über die Bedeutung der Berufsvormundschaft von Dr. Klumker, Direktor der Zentrale für priv. Fürsorge zu Frankfurt a. M. Georg Reimer, Berlin. 42 S. 0,50 Mk.

Die Wissenschaft von der Gesellschaft. Zwei Abhandlungen: 1. Die rechte Verfassung der Gesellschaft. 2 Das Kostenprinzip. Von Stephen Pearl Andrews, übersetzt von Math. Kriege, herausgegeb. von Wilh. Rußbüldt. Otto Lehmann, Schmargendorf-Berlin. 198 S. Geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Eine sehr notwendige Reform auf dem Gebiete katholischer Lehre und Praxis. Von Dr. Stephan Lederer. Theod Lampart, Augsburg. 172 S.

*Ein Sommeridyll. Von Benno Geiger. Verlag im Goethehaus, Berlin W. 62 S. 2 Mk.

*Ellen Key. Ein Lebensbild von L. Nyström-Hamilton. (Band III der Biographien bedeutender Frauen.) E. Haberland, Leipzig-Reudnitz. 108 S. 10 Abbildungen. Geh. 3 Mk, geb. 4 Mk.

Großstadterweiterungen. Ein Beitrag zum heutigen Städtebau. Von Ludw. Hercher, Reg.-Bmstr. in Bonn. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen. 46 S. Geh. 1,60 Mk. Mit einem Plan und zwei Abbildungen.

Hygiene und Moral. Eine zeitgemäße Studie von Dr. Paul Good. Im Auftrage des Verf. aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt von E. Mazerolle. F. H. Le Roux & Co., Straßburg i. E. 58 S. 60 Pf.

Briefkasten

Redakteur Max Staerke. Herzlichen Gruß und unsere tiefste Verachtung der Zeugniszwangshaft, mit der man Sie pressen wollte, Ihre beruflichen und persönlichen Pflichten zu verleugnen. Es ist den Werkzeugen einer mittelalterlichen Folterpolitik nicht gelungen. Gute Erholung! „Die Hilfe."

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 3

Nationalsoziale Wochenschrift

Sonntag, den 22. Januar 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Die Liberale Landespartei — Paasche — Professor Abbe † — Diedrich Hahn ans Herz gesunken) — **Hammann:** Der wachsende Volksbedarf — **Dr. Eugen Katz:** Die Politik der bayerischen Sozialdemokratie — **Friedrich Weinhausen:** Die Schuldfrage im Bergarbeiterstreik — **Dr. W. Waltz:** Aus dem Ruhrgebiet — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung.

G. Traub: Ärgernis — **H. v. Gerlach, M. d. R.:** Hundeschelle — **Erich Schlaikjer:** Aus den Papieren eines Philantropen. VII. — Büchertisch — Eingegangene Bücher — Allerlei — Briefkasten.

Politische Notizen

Die Liberale Landespartei von Elsaß-Lothringen hielt am Sonntag, den 15. Januar ihre erste Vertreterversammlung in Straßburg ab, die sehr gut besucht war und einen hocherfreulichen Verlauf nahm. Die Partei zählt zur Zeit 10 Vereine mit rund 6000 eingeschriebenen Mitgliedern. Der erste Vorsitzende, Landesausschußabgeordneter Goetz-Weißenburg, erstattete den Jahresbericht, in dem er auch die Tätigkeit der Liberalen im Landesausschuß schilderte. Die Debatte drehte sich vor allem um die Verfassungsfrage. Man war darüber einig, daß die Frage der Einführung des allgemeinen Wahlrechts für den Landesausschuß in den Vordergrund der weiteren Aktion gestellt werden müsse. Der Vorstand wurde teils ergänzt, teils einstimmig wiedergewählt, insbesondere die beiden Vorsitzenden, Notar Goetz und Chefredakteur Wolf mit der Leitung auf weitere zwei Jahre betraut.

Das Hauptreferat hatte Landwirt Wolf-Hunspach über das durch die bündlerische Agitation veranlaßte Thema: „Unsere Stellung zum Bund der Landwirte". Referent charakterisierte den Bund als eine Form der schärfsten politischen und wirtschaftlichen Reaktion. Er gab zu bedenken, daß die Zollfrage, um die sich beim Bund alles dreht, für die nächsten 10 Jahre praktisch erledigt sei, betonte aber, daß der Liberalismus im Hinblick auf den Charakter und die Gefahren der kommenden Hochschutzzollperiode sich zur Pflicht machen müsse:

1. Eingehende Beschäftigung mit wirtschaftlichen Fragen und aufklärende Tätigkeit in Stadt und Land.
2. Praktische Mitarbeit in allen gesunden Bestrebungen zur Hebung des gewerblichen und bäuerlichen Mittelstandes.
3. Ausarbeitung eines besonderen Landprogramms und Eingreifen in die staatliche und private Agrarpflege im Sinne einer liberalen Bodenpolitik.

Die Aussprache ergab grundsätzliche Übereinstimmung über die Notwendigkeit einer liberal ornatierten Wirtschaftspolitik und zugleich wertvolle Richtlinien für die praktisch-politische Arbeit in ländlichen Kreisen. Es wurde eine Agrarkommission gebildet, welche der nächsten Vertreterversammlung ein Landprogramm vorlegen soll. Der Bund der Landwirte soll inzwischen als eine Hilfstruppe der klerikalen und konservativen Reaktion, die unsere liberalen Bauern verwirren will, nachdrücklich bekämpft, insbesondere auch seine demagogische, an rein egoistische Masseninstinkte appellierende Kampfesweise gebührend beleuchtet werden. Es ist zu hoffen, daß seine Agitation im Elsaß weiter keinen Schaden anrichten, sondern im Gegenteil zu einer Belebung und Stärkung der liberalen Sache gerade in unseren ländlichen Kreisen ausschlagen wird. Die Einigung der Liberalen in Bayern und ihr taktisches Zusammengehen in Baden wurde als verheißungsvolles Zeichen einer Neubelebung des liberalen Gedankens in Süddeutschland freudig begrüßt.

Paasche. Der Vizepräsident des deutschen Reichstages hat eine offenbare Unvorsichtigkeit begangen, indem er in einer Versammlung in seinem Wahlkreise von der Mobilmachung der deutschen Flotte gegen England geredet hat, und hat diese Unvorsichtigkeit noch dadurch vergrößert, daß er sie in wenig glaubhafter Weise abgeleugnet hat. Er muß sich jetzt mit der „Frankfurter Zeitung" über das, was er wirklich gesagt hat, auseinandersetzen. Jedenfalls steht schon heute fest, daß er kein gutes Beispiel politischer Selbsterziehung gegeben hat, indem er etwas, was Tausende von Menschen ebenso erfahren hatten wie er, aber aus nationalem Pflichtgefühl nicht öffentlich redeten, an die große Glocke gehängt hat. Ein Mann, der so wenig staatspolitischen Takt hat, eignet sich schlecht für einen Ehrenposten im deutschen Reichstag. Wir alle wissen, daß das Verhältnis von Deutschland und England schwer ist, haben aber ohne alle Nebenrücksichten die einfache Pflicht, die ausgleichende Tätigkeit unseres auswärtigen Amtes in keiner Weise zu stören. Es gibt Zeiten, wo sich der Patriotismus im Reden äußert, und Zeiten, wo er mit Vorbedacht schweigt. Jetzt, wo Rußlands Flotte teils vernichtet ist, teils in englischen Meeren schwimmt, und wo Frankreich sich mit England verständigt hat, ist eine Lage gegeben, die jedem Deutschen, ganz abgesehen von der Partei, Pflichten auferlegt, denen sich niemand aus Eitelkeit oder anderen Gründen entziehen darf.

Professor Abbe †. In Jena starb am 14. Januar Professor Abbe, der größte unter den sozialreformerischen Unternehmern unserer Tage. Er stellte seine ungeheuere wissenschaftliche Leistungskraft in den Dienst einer Industrie, die in Jena für Arbeiterschaft, Universität, Stadt und Staat von größtem Segen geworden ist, und die weit über Jena hinaus vorbildlich wirkt. Eine volksfreundliche Qualitätsfabrikation zeigte sich hier zum erstenmal in fast reiner Vollendung. Die „Hilfe" hat früher die „Karl-Zeiß-Stiftung" dargestellt und hofft, in kurzer Zeit einen Aufsatz über das Lebenswerk des Verstorbenen bringen zu können. Heute muß es genügen, aus dem Nachruf des Jenaer Volksblattes folgendes wiederzugeben:

„Ihr alle kennt ja das große Werk seines Lebens, größer in seiner vorbildlichen, sozialen und ethischen Bedeutung, als die Vollendung mancher sogenannter politischer Großtat, die reklamehaft nach Bewunderung schreit! Unsere Erschütterung ist zu groß, als daß wir heute auf Einzelheiten eingehen könnten, es kommt uns vor, als ob wir dadurch die Bedeutung der Persönlichkeit des edlen Toten schwächten! Ihr alle wißt ja, was er vollbracht: wie er als scharfsinniger Forscher und Gelehrter, dessen Verdienste ihm in der Wissenschaft eine unvergängliche Bedeutung sichern, und durch ein erstaunliches organisatorisches Talent aus kleinen Anfängen ein Weltinstitut geschaffen, wie sich dann der Gelehrte in den Menschen verwandelt und dieses Weltunternehmen in ein soziales Musterinstitut umgewandelt hat, wie wohl kein zweites in Deutschland existiert! Während andere die Früchte ihres Fleißes und ihrer Intelligenz nur im Interesse der Erhebung der eigenen Persönlichkeit verwerten, während sie sich mit Luxus und Pracht umgeben, betrachtete sich Abbe nur als der Verwalter seiner Schaffensfrüchte: er blieb bis zuletzt der schlichte, bescheidene Mann, als den wir ihn immer gekannt, bescheiden in seinen Ansprüchen, bescheiden und liebenswürdig in seinem Wesen! Für ihn gab es keine Hohen und

Niedrigen! Der Letzte seiner Arbeiter war Bruder für ihn, und es herrscht in seinem Institut der Geist jener wahren Freiheit, welchen die Menschen sonst überall verleugnen!

Tief durchdrungen von unseren sozialen Schäden, von den Irrgängen der Gesellschaft, dem schreienden Unrecht der Welt, und wohl erkennend, daß wir vergeblich auf die Initiative der Allgemeinheit warten, unternahm er es auf eigene Faust, die soziale Frage in seinem Kreise zu lösen, soweit ein Privatmann dies vermag! Er versteckte sich nicht, wie so mancher andere, hinter die Phrase, der einzelne könne ja doch nichts tun — im Gegenteil — er war der Meinung, daß gerade der einzelne alles tun könne, wenn er den ehrlichen, aufrichtigen Willen zu helfen habe, und daß die Verhältnisse nur dann sich bessern könnten, wenn der einzelne bei sich selbst anfange! So griff er unerschrocken und tapfer, alle Hindernisse überwindend, aller Verleumdung und Gehässigkeit spottend, das große Werk seines Lebens an und führte es herrlich hinaus, wie es vor uns steht als der Riesenbau, den wir bewundern. Aber das größte in ihm war doch das: Nicht auf weichliches Mitleid wollte er seine Handlungsweise zurückgeführt wissen: das Mitleid war ihm zu klein, zu egoistisch — nein, auf Gerechtigkeit basierte sein Tun, auf einem hochentwickelten, geläuterten Pflichtgefühl, das bis zu den tiefsten Regungen der menschlichen Sittlichkeit und Verantwortlichkeit durchgedrungen ist und die Erkenntnis erlangt hat, daß es das tun muß, was es tut!"

Diedrich Hahn ans Herz gesunken ist der nationalliberale Abgeordnete Wallau aus Hessen. Einer Bundesversammlung zu Alsfeld wurde er als „jüngstes Mitglied des Bundes der Landwirte" vorgestellt, und dann saß er friedlich mit Diedrich Hahn, Hirschel und Köhler zusammen und billigte die Wirtschaftspolitik der Deutschen Tageszeitung in allen Punkten. Herr Wallau wurde seinerzeit mit Hilfe der Linksliberalen und Sozialdemokraten gegen den antisemitischen Bündler Bindewald in den Reichstag gewählt. Vielleicht erwartet er, daß ihm dieses neue Opfer des Intellekts seinen Wahlkreis erhält. Er kann sich aber irren.

Der wachsende Volksbedarf

II. Baumwolle, Kaffee, Reis, Südfrüchte.

Wir fragen weiter: Was wird Deutschland brauchen, wenn es von 80 Millionen Einwohnern besetzt sein wird? Was wird es vom Ausland kaufen müssen und zwar von solchen Stoffen, die wir gar nicht selber herstellen können?

Der erste derartige Stoff ist die Baumwolle. Ihren Verbrauch können wir an der Hand der Reichsstatistik bis vor 1840 verfolgen. Damals war die Einfuhr an Baumwolle auf dem jetzigen Reichsgebiet nur 9000 t im Jahr. Über 100 000 t stieg der Bedarf in der „Gründerzeit" nach 1870, über 200 000 stieg er in der Zeit von 1886 bis 1890, bei Beginn des neuen Jahrhunderts hatte er 300 000 schon überschritten und das Jahr 1903 berechnet 370 000 t Baumwolle. Die Einfuhr selber ist noch etwas höher, da ihr eine kleine Ausfuhr gegenübersteht. Sie betrug 1903 etwas über 382 000 t. Davon liefern die Vereinigten Staaten von Nordamerika 268 000, Britisch-Indien 79 000, Ägypten 31 000. Unsere Baumwolle macht uns notwendig immer abhängiger von englisch sprechenden Ländern, bis wir (wann kann das wohl sein?) selbst einmal große Baumwollflächen besitzen werden, wie Rußland sie sich in Turkestan schafft. Die Abhängigkeit hat deshalb etwas so peinliches, weil gerade Nordamerika auf keinen einzigen deutschen Artikel ebenso angewiesen ist wie wir auf Baumwolle. Es verkauft Baumwolle, um Profit zu machen; wir kaufen, weil wir müssen. Doch das sei mehr beiläufig erwähnt. Was uns hier beschäftigt, ist die Quantität an sich. Deutschland hat im Jahre 1903 fast 400 Millionen Mark für Baumwolle bezahlt. Auf den Kopf kam eine Einfuhr von 6,28 kg, die höchste, die bis jetzt vorhanden war. Diese Durchschnittsziffer muß aber bei wachsender Bevölkerung noch sehr wachsen, selbst dann, wenn der deutsche Konsum sich nicht weiter steigern könnte (er kann es aber noch in hohem Grade); denn womit sollen wir die weiteren Millionen von Menschen beschäftigen, wenn wir unsere Textilindustrie nicht ausdehnen? Rechnen wir also in aller Vorsicht, daß im Jahre 1925 auf den Kopf ein Bedarf von 8 kg anzusetzen ist, so brauchen wir dann bei 80 Millionen Menschen im Jahre 640 000 t Baumwolle, das heißt, je nach der Preislage, für 600 bis 800 Millionen Mark. Diesem Bedarf entsprechend müssen die Spindeln, Arbeiter und Kapitalien der Baumwollenindustrien wachsen, bei der großen Konkurrenz, die gerade auf diesem Gebiete herrscht, eine sehr schwere Aufgabe. Die Menschenzahl treibt uns vorwärts, in kaufmännische Probleme hinein, die wir heute nur ahnen und keineswegs zu übersehen vermögen.

Sind wir nicht imstande, unsere großen Industrien weiter auszudehnen, so wird auch der Konsum an Nahrungs- und Verbrauchsstoffen nicht in erwünschter Weise wachsen können. Nehmen wir aber also an, daß Eisen, Kohle, Baumwolle in der bisher besprochenen Weise sich steigern, so steigt auch der Bedarf an Kaffee, Reis und Südfrüchten. Auf diesem Gebiet hat sich im Laufe von 60 Jahren der Konsum in merkwürdiger Weise gehoben. Auf den Kopf der Bevölkerung wurden jährlich verbraucht:

	Kaffee	Reis	Südfrüchte
1836—1840 . .	1,01 kg	0,18 kg	0,06 kg
1866—1870 . .	2,20 „	1,11 „	0,41 „
1886—1890 . .	2,38 „	1,76 „	1,04 „
1896—1900 . .	2,69 „	2,49 „	1,98 „
1903 . .	3,08 „	2,25 „	2,69 „

Diese Zahlen enthalten im ganzen ein tüchtiges Stück deutscher Kulturgeschichte. Der Konsum der Masse vervielfältigt sich und nimmt Bedürfnisse auf, die früher nur der Wohlhabende befriedigen konnte. Eine kleine interessante Zwischenfrage ist, weshalb in der allgemeinen Steigerung des Bedarfes der Konsum an Reis in den neunziger Jahren höher war als jetzt. Von 1891 bis 1895 beträgt der Reisbedarf pro Kopf 2,49 kg, im Jahre 1903 nur 2,25 kg. Der Großeinkaufspreis reicht nicht aus zur Erklärung, denn er stand schon etwa 1897 auf der jetzigen Höhe. Daß die Haferpräparate von den Ärzten und der Fabrikation mehr bevorzugt werden, kann als Hilfserklärung hinzugezogen werden. Möglich ist, daß der steigende Fleischverbrauch den Reis etwas in den Hintergrund drängt, ebenso der Umstand, daß jetzt vielfach Stärke aus Kartoffeln hergestellt wird statt aus Reis. Aber selbst bei dem zeitweisen Sinken der Kopfziffer vermehrt sich durch das Anwachsen der Menschenmenge an sich die Quantität. Es wurden jährlich verbraucht an Tonnen:

	Kaffee	Reis	Südfrüchte
1836—1840 . .	26 600 t	4 700 t	1 500 t
1866—1870 . .	82 800 „	41 700 „	15 300 „
1886—1890 . .	114 300 „	84 300 „	50 000 „
1896—1900 . .	146 900 „	130 400 „	107 900 „
1903 . .	181 100 „	132 600 „	158 100 „

Finanziell bedeutet der Kaffee eine Ausgabe von 145 Millionen Mark, Reis eine solche von etwa 30 Millionen (Ausfuhr abgezogen) und Südfrüchte von mindestens 40 Millionen Mark im Großhandel. Die Konsumenten selber zahlen natürlich beträchtlich mehr, da sie den ganzen Zwischenhandel zu tragen haben. Wieviel das ist, entzieht sich der genaueren Abschätzung. Auf jeden Fall aber müssen wir annehmen, daß wenigstens 50 pCt. hinzukommen. Im einzelnen Fall läßt sich 100 pCt. Aufschlag oder mehr feststellen. Die Frage, ob hier nicht durch Vereinfachung des Handels gespart werden kann, ist von weitgehender Wichtigkeit, berührt aber den Grundgedanken unserer jetzigen Arbeit nicht; denn was wir jetzt suchen, ist eine allgemeine Vorstellung von der Steigerung des nationalen Gesamtbedarfes in den nächsten 20 Jahren.

Nehmen wir also an, daß im Jahre 1925 auf den Kopf 3,50 kg Kaffee verbraucht wird, so bedeutet das einen Bedarf von 280 000 t Kaffee, das heißt: wir brauchen dann 100 000 t mehr als jetzt. Rechnet man die Tonne zu einem billigen Durchschnittspreise von 650 Mk. im Großhandel, wie es der jetzigen niedrigen Lage entspricht, so bedeutet die Steigerung immerhin eine Vermehrung unserer Kaffee-Ausgabe um 65 Millionen Mark. Reis wagen wir wegen der obenerwähnten auffälligen Schwankung im Verbrauch nicht in bestimmten Ziffern abzuschätzen. Südfrüchte kann man als sehr steigend annehmen. Apfelsinen, Zitronen, Feigen und Datteln werden billiger und fangen eben erst an Massenkonsum zu werden. Jetzt wird jährlich im Großhandel etwas über 13 Millionen für diese Früchte verausgabt. Ein weiterer großer Posten sind die Mandeln, die auch über 12 Millionen Mark ausmachen. Auch sie werden billiger und bürgern sich ein. Rosinen, Korinthen wechseln in den einzelnen Jahren; aber alle diese Produkte, die besonders aus Griechenland, Italien, Spanien und der Türkei kommen, haben eine große Zukunft in Deutschland, wenn wir nur überhaupt eine große Zukunft haben.

Naumann.

Digitized by Google

Die Politik der bayerischen Sozialdemokratie

Die Einigung der bayerischen Liberalen auf ein freiheitlich und sozial gutes Programm ist ein Lichtblick inmitten des Dunkels bayerischer Politik. Noch vor kurzem konnte man auf die liberale Selbstbesinnung des rechten Flügels der bayerischen Liberalen kaum hoffen. Nun ist sie gekommen; und unsere bayerischen Freunde haben hierauf selbstverständlich auch ihrerseits das mögliche getan, damit bei den Landtagswahlen der Liberalismus in geschlossenen Reihen dem Zentrum entgegentreten kann. Für die ganze innerpolitische Geschichte Bayerns kann die neue Zusammenfassung aller liberalen Kräfte von weittragender Bedeutung sein. Sie darf also keineswegs unterschätzt werden, als Anzeichen für das Wiedererwachen politischen Sinnes im liberalen Bürgertum. Trotzdem kann man noch keine reine Freude an der Gestaltung der bayerischen Verhältnisse empfinden, solange das klerikal-sozialdemokratische Wahlbündnis auch den geeinigten Liberalismus bedroht, und solange nüchterne Beurteiler der Lage sich sagen müssen, daß infolgedessen der bayerische Liberalismus bei den nächsten Wahlen eher eine Schwächung als eine Stärkung seiner Position im Landtage zu erwarten hat.

Eine Verdrängung des Zentrums aus der absoluten Mehrheit wäre nur durch ein planmäßig vorgearbeitetes Zusammengehen von Liberalen und Sozialdemokraten zu erreichen. In Bayern aber, zum Unterschied gegen norddeutsche Verhältnisse, sind nicht die Liberalen, sondern die Sozialdemokraten für ein solches Wahlbündnis nicht zu haben. Die „Münchener Post", das führende Organ der bayerischen Sozialdemokratie, hat sich jetzt unumwunden für das Bündnis mit den Klerikalen ausgesprochen und schreibt, fast unvorsichtig scharf:

„Wenn es sich, wie die liberale Presse mit papageienhafter Geläufigkeit immer wiederholt, für uns bei den nächsten Wahlen nur um die Gewinnung „einiger Mandate" handelte — na, die Herren werden uns das zugeben —, würden die Liberalen uns gern dazu behilflich sein. Aber so wertvoll uns der Gewinn einiger Mandate auch sein muß — die elf Leute im Landtage können auf die Dauer, die ihnen aufgewälzte Arbeit nicht mehr allein tragen —, die Mandatsjägerei überlassen wir gern den Personalienhaschern. Nein, die sozialdemokratische Partei hat seit 11 Jahren fast bis zur Erschöpfung ihrer im Vordergrunde stehenden Kämpfer für die Wahlreform gestritten. Im letzten Landtage hat liberale Kurzsichtigkeit und erbärmlicher Eigennutz ihr den nahen Sieg entwunden. Und nun ist ihr einziges und selbstverständliches Streben, mit allen ihren Kräften dafür zu sorgen, daß eine völlig sichere Zweidrittelsmehrheit für die Reform in die Kammer gelangt und daß die Wiederwahl der böswilligen Schwachmatiker verhindert wird, die des gemeinsten Streiches gegen das werktätige Volk sich schuldig gemacht haben, der im bayerischen Parlamente je gegen es verübt worden ist. Von diesen Helden wollen wir nichts mehr wissen, wenn sie uns die Hälfte der liberalen Sitze anbieten würden. Und wenn der „geeinigte Liberalismus", wie es den Anschein hat, sich von ihnen unter Anführung der Casselmann und Wagner zur Schlachtbank schleppen läßt — wohl bekomm's ihm."

Wir sagen „unvorsichtig" scharf. Denn diese Ausführungen beweisen, — wenn die bayerischen Sozialdemokraten nicht reine Gemütspolitik treiben — daß ihnen die Wahlrechtsfrage, gelinde ausgedrückt, nur der Rechtstitel ist, um das Bündnis mit dem Zentrum zu erneuern. Auch aus diesem Grunde ist, neben prinzipiellen Erwägungen, die frühere Haltung der bayerischen Liberalen zu der Wahlreform zu bedauern. Aber ist es wirklich richtig, daß die Sozialdemokratie, nur um die Zweidrittelsmehrheit zu erlangen, diese unnatürliche Koalition erneuert?

Im Programm der vereinigten Liberalen ist unzweideutig ausgesprochen: Erreichung des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechtes um jeden Preis! Die Liberalen scheinen auch durch ihre Kandidaten verbürgen zu wollen, daß sich die unglückseligen Vorgänge vom vorigen Jahre nicht wiederholen. Sicher ist ferner der „Münchener Post" bekannt, daß Casselmann, der jetzt an dem Zustandekommen der liberalen Einigung sehr stark beteiligt war, auch seinerzeit für Annahme des Wahlgesetzes seitens der Liberalen gearbeitet hat. Daß eine Zweidrittelmehrheit für die Wahlreform noch einmal an dem Widerstand der Liberalen scheitert, ist also nicht zu erwarten. Und selbst angenommen, dies alles seien ungenügende Garantien: wenn es der Sozialdemokratie nur um die Wahlreform zu tun wäre — glaubte sie nicht, um den Preis des Rücktrittes von der Koalition mit dem Zentrum, von den Liberalen absolut bindende Versprechungen erhalten zu können? Herr v. Vollmar hat sich dies wohl schon allein gesagt. Er weiß auch wahrscheinlich, daß die vereinigten Liberalen, wären sie so schlecht wie die „Münchener Post" behauptet, selbst wenn sie eine Anzahl von Mandaten verlieren würden, mit den Bündlern zusammen immer noch eine künftige Wahlreform zu Falle bringen könnten.

Die bayerische Sozialdemokratie verbreitet jetzt um Schädler und Genossen einen Glorienschein freiheitlichen Geistes. Die Liberalen werden in den Städten als Agrarier angegriffen während das Zentrum ja bekanntlich die Brotverteuerung nicht gewollt hat. Die Liberalen werden lächerlich gemacht, weil sie jetzt den Zehnstundentag fordern, als ob niemals in der bayrischen Kammer von Zentrumsseite diese Forderung als Schutz der Faulheit bezeichnet worden wäre. Das Zentrum wird in der Wahlrechtsfrage als wahrhafte Volkspartei gefeiert, obgleich es einen gewissen Antrag auf Einführung des Proportionalwahlrechtes, für den Zentrum und Sozialdemokraten stimmten, zu Falle gebracht hat; war auch dieser Antrag nicht viel mehr als eine Demonstration, so hat das Zentrum bei seiner Ablehnung doch bewiesen, daß es Wahlrechtsverbesserungen nur dann zustimmt, wenn diese ihm Vorteil bringen. Das bayerische Zentrum ist also nicht besser als der reaktionärste Nationalliberalismus, es ist aber erheblich minderwertiger als der auf das neue Programm verpflichtete bayerische Liberalismus.

Die Führer der bayerischen Sozialdemokratie sind sehr intelligente Leute, denen wir mit alledem nichts Neues sagen. Es fehlt ihnen nicht am Wissen, sondern am Willen. Man will den bayerischen Liberalismus auf alle Fälle ruinieren. Nicht aus marxistischen Klassengesichtspunkten — von diesen läßt sich die bayerische Sozialdemokratie kaum leiten. Man will vielmehr selbst liberale Partei sein, über den alten Liberalismus hinauswachsen, und man beabsichtigt sicher ganz ehrlich, die alten liberalen Forderungen besser zu erfüllen. Dazu kommt noch der urdiplomatische Plan, dem Zentrum auch weiterhin die absolute Mehrheit zu verschaffen, damit es sich ausregiere — alles wunderschön ausgedacht. Man bildet eine Fraktion von sehr gebildeten Leuten, vortrefflichen Journalisten, ausgezeichneten Rednern und imponiert damit dem Lande. Durch das Zusammengehen mit dem Zentrum verliert man den revolutionären Geruch. Auch kann man dann von den Kaplänen nicht mehr als Sendbote des Teufels verfolgt werden, kurz ein verwünscht gescheiter Plan — der aber im Grunde herzlich unklug ist. Schließlich müssen doch die Sozialdemokraten die Zeche zahlen, und das einzige, was sie mit ihrer Politik erreichen werden, ist eine dauernde Verstärkung der Zentrumsmacht. Es gibt kaum eine raffiniertere Methode, um dem Zentrum zahlreiche Volksschichten zuzuführen und andere dauernd bei ihm fest zu halten.

Die gegenwärtige Bedeutung der bayrischen Sozialdemokratie beruht darauf, daß sie zwischen dem Zentrum und seinen bürgerlichen Gegnern den Ausschlag geben kann. Ist aber nach einem starken Rückgang der Liberalen die Sozialdemokratie einfache Minoritätspartei, dann verringert sich ihr Einfluß in demselben Maße, in dem vielleicht ihre Mandatsziffer auf Kosten der Liberalen wächst. Auf mehr als zwei Dutzend Mandate wird es aber die bayerische Sozialdemokratie niemals bringen, auch unter dem besten Wahlrecht nicht. Bayern ist ein Bauernstaat. Die Landagitation der Sozialdemokratie hat kaum andere Elemente gewonnen, als ländliche Industriearbeiter. Über die Kreise der Industriearbeiter hinaus wird die bayerische Sozialdemokratie auf die Dauer nicht weit dringen. Die zweite Grenze, die ihrer Ausdehnung gezogen ist, liegt innerhalb der industriellen Arbeiter selbst. Der Klerikalismus hat durch die Verfügung über zahlreiche milde Stiftungen, besonders in den Landstädten, überhaupt durch die Möglichkeit von Armen- uud Wohlfahrtspflege enorme wirtschaftliche Machtmittel in Händen und er verwendet diese wahrlich nicht zu Gunsten der Sozialdemokraten, von der religiösen Beeinflussung der Arbeiter ganz zu

Digitized by Google

schweigen. Daß endlich die bayerische Sozialdemokratie die bürgerlichen Schichten aufnehmen kann, die heute liberal wählen, ist so lange ausgeschlossen, als Vollmar und seine Freunde Sozialdemokraten bleiben. Es wird eine Anzahl aufgeklärter bürgerlicher Wähler geben, die lieber rot als schwarz werden. Das Gros aber wird aus wirtschaftlichen und sozialen Gründen die Reihen des Zentrums verstärken.

Und ist das Zentrum einmal im Besitze der ganzen Macht, dann wird es sich sehr hüten, Gegenbewegungen aufkommen zu lassen. Wenn ihm, was nicht anzunehmen ist, die Sozialdemokratie gefährlich werden sollte, wird es einfach das Wahlrecht rückwärts revidieren. Die Spekulationen, welche die bayerischen Sozialdemokraten vielleicht auf den Verfall des Liberalismus setzen, werden geradeso fehlschlagen, wie ihre seinerzeitigen Hoffnungen auf den Bauernbund. Sie werden parteipolitisch nichts anderes erzielen als Scheinerfolge. Und die bayerischen Industriearbeiter werden, wenn das Zentrum sie nicht mehr braucht, gerade so elend behandelt werden, wie heute die unter der rückständigsten Gesetzgebung durch Zentrumsschuld seufzenden ländlichen Arbeiter.

Vor allem aber verliert die bayerische Sozialdemokratie durch das Bündnis mit den Klerikalen die Möglichkeit, den geistigen Druck und die Knechtung der Gewissen zu bekämpfen. Das mag einzelnen ihrer Führer nicht als allzu empfindliches Manko erscheinen, ist aber doch in letzter Linie das einzige, was eine freiheitliche Partei dem Klerikalismus endgültig entgegensetzen kann. Dies alles sollte sich die bayerische Sozialdemokratie klarmachen, wenn sie jetzt mit ihrer Politik des ehrlich gemeinten Hasses gegen die Liberalen anrennt. Was sie bei dieser Wahl zerstören kann, wird sich nur schwer wieder aufbauen lassen. Wenn es ihr wirklich darauf ankommt, die bayerische Politik in Verwaltung, Schulwesen, Steuern, bürgerlichen Freiheiten, Koalitionsrecht umzugestalten, wenn ein klerikales Regiment nicht am Ende ihrer Erwartungen oder Hoffnungen steht, dann ist ihre gegenwärtige Politik eine geradezu verhängnisvolle Selbstverblendung. Es mag ihr nach den Ereignissen des vergangenen Jahres nicht leicht sein, umzukehren. Auch andere Leute in Bayern sind nicht gerade entzückt von dem Stande der Dinge. Tatsache ist aber, daß der Liberalismus ernsthaft nach links will. Und gar manches Gute in der Geschichte wurde mehr aus Not als aus Freude geboren.

Die bayerischen Sozialdemokraten dürfen jedenfalls überzeugt sein, daß, falls sie mit dem Zentrum zusammengehen, nach der Einigung der bürgerlichen Linken sehr viele Imponderabilien, die ihnen früher zugute kamen, wegfallen werden. Sie können sehr vieles, was die bayerische Politik ihrer bisherigen Arbeit zu verdanken hat, vergessen machen. Auch die Sozialdemokratie in Bayern ist schließlich darauf angewiesen, daß sich freiheitlich gerichtete bürgerliche Politiker ihrer Forderungen annehmen. Darüber kommt sie mit allen Reden und Witzen nicht hinweg. Verkennt sie dies, und sollte sie darauf hinarbeiten, gute Anfänge zu zerstören, dann schadet sie nicht nur der politischen Gesamtentwickelung, sondern auch ganz besonders den Interessen ihrer eigenen Wähler.

Dr. Eugen Katz.

Die Schuldfrage im Bergarbeiterstreik

Bei fast jedem Streik pflegt die Frage erörtert zu werden: „Wer trägt die Schuld?“ Je größere Dimensionen der wirtschaftliche Kampf annimmt, um so lebhafter wird diese Frage debattiert. Und selbst wenn eine breitere Öffentlichkeit an solcher Debatte zunächst gar kein Interesse haben sollte, so sorgen doch die beteiligten Parteien ihrerseits dafür, daß die „Schuldfrage“ aktuell wird. Sie haben nämlich beide ein Interesse daran, die öffentliche Meinung zu ihren Gunsten zu beeinflussen und versuchen deshalb durch Erklärungen, Zeitungsartikel und Versammlungsbeschlüsse sich selbst rein zu waschen und dem Gegner alle Schuld zuzuschieben. Natürlich wird durch solche Veröffentlichungen der unbeteiligte Zuschauer, ohne es zu wollen, zur Stellungnahme veranlaßt, und — die Diskussion über die „Schuldfrage“ ist da.

So ist es auch gegenwärtig bei der großen Bergarbeiterbewegung im Ruhrrevier gegangen. Schon ehe auf Zeche „Bruchstraße“ der Funke aufsprang, der den großen Streikbrand entfachte, wurde die „Schuldfrage“ von beiden Parteien lebhaft erörtert. Die Arbeiter ließen durch ihre Zeitungen und durch ihre Vertreter im Reichstag erklären, daß die Unternehmer durch die Zechenstillegungen, durch rücksichtsloses Wagennullen, durch Schichtverlängerungen und durch unwürdige Behandlung der Arbeiter ein solches Meer von Groll und Erbitterung hätten zusammenfließen lassen, daß sie allein die Schuld trügen, falls dieses Meer demnächst die Ufer überfluten und Unheil anrichten sollte. Die Arbeitgeber versicherten dagegen in verschiedenen Kundgebungen, daß nur die Hetze einzelner Bergarbeiterführer die Massen anspruchsvoll und aufsässig gemacht habe; zu Klagen besonderer Art sei kein Anlaß vorhanden, Nachgiebigkeit würde deshalb unverzeihliche Schwäche bedeuten.

Diese Erörterungen wurden noch weit lebhafter und erregter, als wirklich die Streikbewegung in Gang kam. Sie steht augenblicklich, bei Ausbruch des Generalstreiks, im Vordergrund der Diskussionen. Beide Parteien benutzen die allgemeine lebhafte Aufmerksamkeit, die das ganze deutsche Volk gegenwärtig dem Riesenkampf im Ruhrrevier zuwendet, zu leidenschaftlichen Anklagen ihrer Gegner und zur Rechtfertigung ihrer eigenen Handlungsweise. Und da dieser Bergarbeiterausstand nicht nur der gewaltigste aller wirtschaftlichen Kämpfe ist, den Deutschland seither gesehen hat, sondern auch einen besonders großen Konsumentenkreis mitinteressiert, so wird die „Schuldfrage“ auch im Publikum auf das lebhafteste erörtert.

Bei diesen Erörterungen muß nun zunächst mit Nachdruck betont werden, daß von einer Schuldfrage im eigentlichen, d. i. im moralischen Sinne nicht so sehr geredet werden sollte. Bei den großen wirtschaftlichen Kämpfen der Gegenwart handelt es sich, ganz ähnlich wie bei den politischen, um die Entscheidung von Machtfragen. Die Parteien, die sich im modernen wirtschaftlichen Leben als Arbeiterschaft und Unternehmertum einander gegenüberstehen, haben von Zeit zu Zeit das Bedürfnis, oder werden durch die Umstände dazu genötigt, ihre Kräfte gegenseitig zu messen. Die sozialpolitische Gesetzgebung und die Moral unseres Wirtschaftslebens verbietet ihnen solche Zweikämpfe nicht. Im Gegenteil, die Arbeiter wie die Unternehmer haben durch die ihnen gesetzlich gewährleistete Koalitionsfreiheit auch das Recht erhalten, ihre Interessen nötigenfalls durch Streik und Aussperrung zu vertreten. Für sie ist es in der Regel nur eine Frage der Zweckmäßigkeit, ob und zu welchem Zeitpunkt sie von dem ihnen gesetzlich gewährleisteten Recht Gebrauch machen wollen. Es wäre gut, wenn auch die öffentliche Diskussion die „Schuldfrage“ mehr als eine Frage der Zweckmäßigkeit und der Klugheit auffassen würde.

Jedenfalls soll heute hier von diesem Gesichtspunkt aus die sogenannte Schuldfrage erörtert werden.

Vier Faktoren haben von Anfang an auf die Bergarbeiterbewegung des Ruhrreviers einen bestimmenden Einfluß gehabt: Die Unternehmer, die Arbeiterorganisationen, die Presse beider Parteien und die Behörden. Untersuchen wir ganz kurz, welche Stellung diese vier Faktoren zu der gegenwärtigen Bewegung eingenommen haben.

Die Unternehmer haben sich nicht einmal in den allerletzten kritischen Tagen irgendwelche Mühe gegeben, die aufgeregten Massen durch Entgegenkommen zu beruhigen. Zwar wird von einzelnen Versammlungen berichtet, die auf den vom Verkehr abseits gelegenen Gruben durch höhere Grubenbeamte einberufen worden sind, und in denen die Bergleute auffallend liebenswürdig behandelt wurden; indessen darf man solche Fälle als Ausnahmen ansehen. Ihnen gegenüber stehen die schroffen Erklärungen der Grubenverwaltungen und einzelner hervorragender Grubenmagnaten, in denen keine Spur von Nachgiebigkeit, wohl aber zahlreiche Drohungen zu finden sind. Entlassungen von ganzen Belegschaften, Ausblasen einzelner Hochöfen, Kündigung der Wohnungen; das sind die „Beruhigungsmittel“ der Arbeitgeber. Und da diese rücksichtslose Behandlung der Bergarbeiter nicht erst von gestern und vorgestern datiert, sondern schon seit Monaten fühlbar war, so ist die Erklärung nicht ganz von der Hand zu weisen, daß eine Provokation zum aussichtslosen Streik beabsichtigt sei. Eine völlige Niederlage der rheinisch-westfälischen Bergarbeiter würde ja auch zweifellos die gesamte deutsche Gewerkschaftsbewegung schwer treffen und das ganze deutsche Unternehmertum erheblich stärken. Das Kohlensyndikat besonders würde an wirtschaftlicher Macht ungeheuer gewinnen. Daß aus einer

Digitized by Google

Niederlage der Bergarbeiter sich auch politische Vorteile im Sinne der Wünsche unserer Scharfmacher herausschlagen ließen, bedarf keines umständlichen Nachweises. Soviel steht fest, daß die Unternehmer durch ein ganz geringes Entgegenkommen oder auch nur durch eine leise, den Außenstehenden unmerkbare Änderung der Behandlung der Arbeiter den Ausbruch offener Feindseligkeiten mit leichter Mühe hätten verhindern können. Da sie das nicht nur nicht versucht, sondern obendrein noch durch Rücksichtslosigkeiten und Schroffheiten die Situation verschärft haben, so darf man ihnen ein ganz erhebliches Teil der „Schuld" am Streik aufbürden. Sie haben die gegenwärtige Situation für einen großen Entscheidungskampf für sehr zweckmäßig gehalten, und sie haben dementsprechend gehandelt.

Daß den Organisationen der Bergarbeiter der Kampf im höchsten Grade ungelegen kommen muß, davon kann man sich mit Leichtigkeit überzeugen, ohne auch nur eine einzige Unterredung mit maßgebenden Arbeiterführern gehabt oder eine größere Streikversammlung besucht zu haben. Von den 270 000 Bergarbeitern des Ruhrreviers sind nur 110 000 organisiert (60 000 im alten sozialdemokratischen Verband, 40 000 im christlichen, 10 000 im national-polnischen und 1000 im Hirsch-Dunckerschen Gewerkverein). Seither haben alle Organisationen einen verhältnismäßig sehr niedrigen Jahresbeitrag erhoben, so daß ihre Kassen im Vergleich zur Mitgliederzahl recht minderwertig waren. Die letzten offiziellen Statistiken, die das Zentralorgan der Gewerkschaften Deutschlands abdruckte, verzeichnete einen Kassenbestand von 439 000 Mk. im sozialdemokratischen Bergarbeiterverband, von 236 000 Mk. im christlichen Bergarbeiterverband und von 5000 Mk. bei den Hirsch-Dunckerschen Bergarbeitern. Diese Summen würden nicht einmal für die bezugsberechtigten Mitglieder eine einzige Wochenunterstützung ergeben, viel weniger würden sie ausreichen, um die 159 000 nichtorganisierten Bergleute zu unterstützen. Denn daß diese im großen, gemeinsamen Generalstreik unterstützt werden müssen, kann keinen Augenblick zweifelhaft sein. Schon wenn die Unorganisierten eine beträchtliche Minderheit den Streikenden gegenüber bilden, können sie den Erfolg eines Kampfes sehr gefährden; wenn sie aber gar, wie hier, mit 58 pCt. der Gesamtbelegschaft weitaus in der Übermacht sind, können sie nur dann von Streikbrecherdiensten abgehalten werden, wenn sie nicht nur unterstützt, sondern reichlich unterstützt werden. Die Gewerkschaftskassen der Bergarbeiter können dafür gar nicht in Betracht kommen. Wer aber will wochenlang das notwendige Geld für die 16 000 Österreicher und Italiener, für die 70 000 Polen und für die 73 000 unzuverlässigen, ungewerkschaftlichen „Kameraden" aufbringen, die als unorganisierte Masse den Erfolg von vornherein so schwer bedrohen? Gewiß wird die Arbeiterschaft in ihrer Gesamtheit wieder ungeheure Anstrengungen machen, um die erforderlichen Riesensummen zusammenzubringen. Aber die Erfahrungen von Krimmitschau haben ja gelehrt, daß auch die bewundernswerteste Opferbereitschaft der Arbeiter verhältnismäßig schnell an den Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit anlangt; und da gegen den jetzigen Kampf selbst Krimmitschau ein Kinderspiel bedeutet, was die erforderlichen Unterstützungssummen betrifft, so muß naturnotwendig die Ausdauer der kämpfenden Bergarbeiter und ihrer verbündeten Arbeitskollegen eine kurze sein.

Solchen Erwägungen gegenüber ist es ganz müßig zu fragen, ob es den Gewerkschaftsführern wohl auch Ernst gewesen wäre mit ihren Friedensschalmeien. Es mußte ihnen wohl oder übel Ernst sein, auch wenn der einzelne persönlich vielleicht ein Hitzkopf war, der am liebsten zu sofortigem Generalstreik geblasen hätte. Ebenso müßig scheint mir die neuerdings erörterte Frage zu sein, ob die christliche oder die sozialdemokratische Richtung bei den Verhandlungen die Führerrolle gehabt habe. Selbst diejenigen, die die Sozialdemokraten aus ganz bestimmten Gründen als die unbesonnenen, streiklustigen Elemente, die christlichen dagegen als die besonnenen und friedfertigen hinstellen, werden doch zugeben müssen, daß auch bei solcher Zeichnung noch die Sozialdemokraten als beeinflussungsfähige und nachgiebige Leute dastehen. Jedenfalls hat es die Öffentlichkeit bei der Abgabe eines Gesamturteils nicht mit den Ausstreuungen irgendwelcher interessierter Parteien, sondern mit den einheitlich von den Arbeitern und Gewerkschaftsführern aller Richtungen unterzeichneten Aufrufen, Protokollen und Forderungen zu tun, die bisher publiziert wurden. Diese atmen aber sämtlich so stark den Geist der Streikscheu und der Friedensliebe, daß kein halbwegs Vorurteilsloser die Organisationen und ihre Führer „schuldig" sprechen kann. Daraus, daß schließlich die Bewegung den Führern über die Köpfe gewachsen ist, sollte man gerechterweise die erdrückende Masse der nichtorganisierten Bergarbeiter und das schroffe, rücksichtslose Auftreten der Unternehmer verantwortlich machen.

Die Zeitungen im Ruhrrevier können — wenigstens am Anfang der Bewegung — mit geringen Ausnahmen das Lob der Objektivität für sich beanspruchen. Selbst die „Kölnische Zeitung" hat diesmal schon frühzeitig das Vorhandensein einer tiefgehenden Erregung unter den Bergarbeitern zugegeben. Sie hat auch mit anderen den Zechen nahestehenden Blättern anerkannt, daß die Bergarbeiterführer, die so häufig als Hetzer und Aufwiegler verschrieen worden sind, bemüht gewesen wären, das Äußerste, den Streik, zu verhindern. Manche „Kohlentanten" haben diese ungewöhnliche Anerkennung allerdings so auffällig übertrieben, daß es den Anschein hatte, als wollten sie die Führer bei den erregten Massen von vornherein als streikscheue, energielose Arbeitervertreter diskreditieren. Immerhin muß im Hinblick auf sonstige Erfahrungen mit der rheinisch-westfälischen Unternehmer- und Arbeiterpresse anerkannt werden, daß sie diesmal nach Möglichkeit versucht hat, offene Feindseligkeiten hintan zu halten. Ausnahmen bestätigen natürlich auch hier die Regel, und wie sich dieselbe Presse jetzt weiterhin verhalten wird, nachdem der Generalstreik ausgebrochen ist, das steht noch dahin.

Die Behörden trifft neben den Unternehmern der Hauptteil der „Schuld" am Ausbruch der Feindseligkeiten. Sie haben im Anfangsstadium der Bewegung durch eine fast unbegreifliche Gleichgültigkeit und Zurückhaltung schwer „gefehlt". Die Bergbehörden, von den einzelnen Berghauptleuten bis hinauf zum Minister für Handel und Gewerbe, haben die Fülle der Beeinflussungsmittel, die ihnen gegenüber Arbeitern und Arbeitgebern zur Verfügung standen, anfangs nicht benutzt. Sie haben sich wochenlang kühl auf den Standpunkt des Abwartens und Zusehens gestellt, während gerade damals, vor Ausbruch der Feindseligkeiten, das Vermitteln und Friedenstiften verhältnismäßig leicht gewesen wäre. Die Behörden haben den Standpunkt jenes Sicherheitswächters eingenommen, der nach einer Explosion zur Verantwortung darüber gezogen wurde, warum er die brennende Lunte nicht rechtzeitig entfernt habe, ehe die Explosion erfolgen konnte, und der darauf erwiderte: „Das hielt ich nicht für meine Amtspflicht; dagegen habe ich, meiner Instruktion gemäß, alsbald nach der Explosion den Platz abgesperrt, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, und ich habe die Feuerwehr benachrichtigt, um die Aufräumungsarbeiten vorzunehmen." Eine Regierung, die aus lauter Diplomatie und Unparteilichkeit achselzuckend zusieht, wie sich ein furchtbares, wirtschaftliches Unwetter über das Vaterland zusammenzieht, und die dabei untätig bleibt, höchstens sich „über den Stand der Bewegung stündlich telegraphisch berichten" läßt, kann nicht dadurch aller „Schuld" frei werden, daß sie nach Ausbruch des Generalstreiks „objektive Erhebungen" einzuleiten beginnt. Neben dem Unternehmertum, das den jetzigen Ausstand gewollt hat, trifft darum die Behörden ein gut Teil „Schuld" an dem nationalen Unglück, das dieser Kampf bedeutet.

Friedrich Weinhausen.

Aus dem Ruhrgebiet

Durch die Beschlüsse der vier verschiedenen Bergarbeiterorganisationen und durch die Anbahnung von Verhandlungen der Arbeitervertreter mit dem Verein für bergbauliche Interessen ist jetzt ein Stillstand in der Bewegung eingetreten. Erst wenn die Antwort der Zechenbesitzer morgen veröffentlicht wird, sind neue Vorgänge zu erwarten. Allerdings sind die Anordnungen über die Ausdehnung der Streikbewegung bis zum Eintreffen der Antwort seitens des bergbaulichen Vereins nicht von allen Belegschaften innegehalten worden. Ein solcher Disziplinbruch muß aufs schärfste gemißbilligt werden. Trotzdem ist auch dies Vorgehen nicht unverständlich. „Ein massenpsychologisches Schauspiel von seltsamer schauriger Größe!" nennt die Frkf. Ztg. mit Recht diese

Digitized by Google

Bewegung, „ein unentrinnbarer innerer Zwang treibt die Massen dazu". Wenn man den Streik so auffaßt, kann man sich nicht wundern, wenn hier und da die Anordnungen der Führer nicht eingehalten werden. Hätten die Führer, in der Erkenntnis, daß diesmal die Erregung tatsächlich nicht zu dämpfen war, daß etwas geschehen mußte, diese Konferenz schon einige Wochen früher einberufen, so hätte sich vielleicht die ganze Angelegenheit ruhig und programmäßig auf dem Verhandlungswege abwickeln lassen. Unter den jetzigen Umständen darf das nicht mehr erwartet werden. Eine so bewegte Masse läßt sich nicht dirigieren wie eine Kompagnie Soldaten auf dem Exerzierplatz. Das zur gerechten Beurteilung des an sich bedauernswerten, disziplinwidrigen Verhaltens einiger Belegschaften. — In anderer Hinsicht allerdings verdient das Verhalten der Streikenden Anerkennung. Trotz der großen Aufregung, trotz der Beteiligung vieler, leicht erregbarer (besonders ausländischer) Elemente in diesem Streik, ist bis jetzt die öffentliche Ordnung in kaum nennenswerter Weise gestört worden. Daß hier und da kleine Exzesse vorkommen, ist selbstverständlich. Aber die Meldungen mancher Blätter über die Gefahr, in der Leben und Eigentum infolge gröblicher Ausschreitungen jetzt stehen, sind falsch oder übertrieben. In Dortmund selbst ist kaum eine Veränderung zu bemerken. Vor der Zeche Kaiserstuhl war nicht ein Mensch zu sehen. Auch Polizei und Gendarmerie, die in Dortmund massenhaft zusammengezogen sind, traf ich bei meinem letzten Gange scheinbar noch weniger als sonst. Hier und da einige kleine Gruppen von gutgekleideten, ruhig plaudernden Arbeitern, die sich, die Pfeife im Munde, in der warmen Sonne ergehen, sind das einzige Anzeichen des Dramas, das sich hier abspielt. Wenn auch in Dortmund Versammlungsverbote und Anordnungen betr. frühere Polizeistunde erlassen werden, so wird das verständige Verhalten doch allgemein gelobt. Mit Ruhe und etwas Humor kommt man auch bei Arbeitern, die etwa einen kleinen Krakeel anfangen, weiter, als wenn man da gleich Aufruhr wittert und entsprechend vorgeht. Hoffentlich bleibt das Verhalten der Arbeiterschaft und der Behörden ähnlich, wenn der Streik noch weitere Ausdehnung nehmen und längere Zeit andauern sollte. — Wird die Bewegung weiter greifen? Wie lange wird sie dauern? das sind Fragen, die jetzt niemand beantworten kann. Zu viel, fast alles hängt hängt hier von unberechenbaren Zufälligkeiten ab. Nur wenige Bemerkungen kann man mit einiger Sicherheit machen. Die großen Vorräte, von denen man anfangs schrieb, sind nicht da, das hat sich jetzt schon zur Genüge erwiesen. Die Preise sind rapid gestiegen, um ein Drittel bis um die Hälfte. Nicht nur Hochöfen müssen gedämpft oder ausgeblasen werden, selbst Schulkindern bringt der Kohlenmangel freudig begrüßte Ferien. Also die Lage der Konsumenten und der Industrie verlangt gebieterisch baldige Beilegung, und das hätte die Grubenbesitzer veranlassen sollen, Verhandlungen nicht kurzweg abzulehnen. Andererseits scheint die Position der Arbeiter doch nicht so ungünstig, wie oft angenommen wird. Gewiß, die Kassen der Organisationen sind keineswegs hinreichend gefüllt, aber diese Tatsache allein läßt nicht auf eine kurze Dauer des Streiks schließen. Die Streikenden sind immer angewiesen auf Unterstützung durch andere Organisationen und andere Kreise. Diese Unterstützung dürfte auch diesmal nicht ausbleiben. Weit ausgreifende Maßnahmen sind, wie man hört, zu diesem Zwecke schon getroffen. Als in dieser Hinsicht vielleicht bedeutsamstes Moment ist anzusehen, daß die Bergarbeiter auf den im Dezember 1904 verdienten Lohn bis jetzt nur eine Abschlagszahlung erhalten haben, daß ihnen, wie üblich, der Lohn erst am 20. des folgenden Monats, also am 20. Januar ausgezahlt wird. Schließlich kommt für die Beurteilung der Streikdauer noch hinzu, daß ein allgemeiner Kohlenarbeiterstreik etwas ganz anderes ist, als ein Streik in einem anderen Industriezweige. Daß die Kohlen notwendige Lebensnotdurft für die übrige Industrie sind, braucht nicht ausgeführt zu werden. In wenigen Tagen muß daher der Streik seine Wirkungen auf andere Zweige äußern, diese Werke müssen ebenfalls stillstehen. Ein Streik mit derart unheimlichen Folgen, ist, selbst wenn er nur kurze Tage oder Wochen dauert, von ganz anderen, viel intensiveren Folgen begleitet, als eine gewöhnliche Arbeitsniederlegung. Diese Folgen müssen ihre Wirkung ausüben gleichermaßen auf beide Parteien, beide werden zu rascher Beilegung gedrängt. Jetzt kommt noch die Meldung, daß es auch in Belgien und Frankreich gärt, ähnlich wie 1889. Hierdurch würde selbstverständlich wiederum der Ruhrgebietsstreik in seinem Ausgang stark beeinflußt. — Allerdings wird ja, wie in der Reichstags-Interpellation Auer und Gen., auch die Ansicht vertreten, daß ein Streik den Unternehmern nicht unerwünscht komme, ja, daß er geradezu provoziert sei. Man kann hören, daß, wenn vielleicht schon nach einigen Tagen, diese oder jene Forderung bewilligt und dadurch der Streik beigelegt werde, dann aber für die Unternehmer der Vorteil bliebe, minderwertige Vorräte zu guten Preisen absetzen zu können, und die Preise auf einem höheren Niveau als vor dem Streik zu halten. Was an solchen Behauptungen richtig ist, läßt sich natürlich nicht feststellen, wir wollen sie auf sich beruhen lassen. Jedenfalls aber krankt diese Behauptung an einem Fehler: Sie läßt zunächst außer Acht den Unterschied zwischen reinen Syndikatszechen und Hüttenzechen (gemischten Werken). Reinen Zechen könnte allerdings der Vorteil höherer Preise als Folge des Streiks winken, aber anders steht es mit den Hüttenzechen, die keine Kohle an Konsumenten verkaufen, die sie nur für den eigenen Betrieb verwenden, also an Erhöhung der Syndikatspreise kein Interesse haben können. Die gemischten Werke werden außerdem von dem Kohlenarbeiterstreik in ganz anderem Maße betroffen, als die reinen Zechen, der ganze kombinierte Betrieb wird berührt; bis in die oberen Stufen der Produktion muß alles schließlich stillstehen, der Verlust aller dieser Produktionszweige fällt auf ein Werk. Dennoch ist auch ein Interesse dieser gemischten Werke an einer Erhöhung der Syndikatspreise vorhanden, die unter Umständen als Folge des Streiks eintreten könnte. Werden nämlich die Syndikatspreise wiederum erhöht, so wird dadurch die Spannung zwischen Selbstkostenpreisen, zu denen die gemischten Werke ihre Kohlen beziehen, und zwischen Syndikatsverkaufspreisen, die alle reinen weiterverarbeitenden Werke zahlen müssen, erweitert. Dadurch wird das schon vorhandene Übergewicht der gemischten Werke erhöht, die Konkurrenzfähigkeit der reinen Werke weiter untergraben. Auch das dürfte eine Wirkung des Streiks sein, wenn er am Ende zu einer Erhöhung der Kohlenpreise führen sollte — Allerdings kann man hören, daß die Syndikatspreise schon längst festgelegt seien, vielleicht aber sieht sich das Syndikat doch genötigt, einer Änderung infolge der durch den Streik veränderten Verhältnisse vorzunehmen. Überraschen würde das jedenfalls nicht. Eine Folge des Streiks wäre dann eine Schwächung aller der Werke, die keine eigenen Gruben besitzen, eine Schwächung, die dem Kohlensyndikat und den gemischten Riesenbetrieben zugute käme. — Zu alledem kommt eben noch folgende Meldung, deren Tragweite kaum zu überschätzen ist: „Die Gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft, deren Generaldirektor bekanntlich Geheimrat Kirdorf ist, beabsichtigt, den gegenwärtigen Streik zu benutzen, um nun die Zeche „Franziska" still zu legen. Auch die Zeche „Bergmann" soll stillgelegt werden." Benutzung des Streiks zu weiteren Stillegungen von Zechen! Käme der Streik auf dies Ende hinaus, so würde die ganze Lage ein neues Gesicht zeigen. Dann wäre ein Eingreifen des Staates in den Gang der Dinge unausbleiblich, und dann würde auch die Öffentlichkeit, die sich bisher noch zurückhaltend verhalten hat, sicher zu einer ganz entschiedenen Stellungnahme gegen die Grubenbesitzer kommen. Dann wäre es offenbar, daß die Ursache des Streiks nicht allein in den tatsächlich vorhandenen Mißständen und bei den Arbeitern zu suchen ist, sondern daß auch das Eigeninteresse der Unternehmer hier eine ausschlaggebende Rolle gespielt hat. Dann wäre der Zeitpunkt gekommen, wo die Hand des Staates schonungslos in jenen Zuständen Wandel schaffen müßte, wo alle kleinen Bedenken hinter dem Interesse des Gemeinwohls zurücktreten müßten. — Warten wir ab!

Dortmund, 15. Januar. **Dr. W. Walk.**

Unsere Bewegung

Am Sonntag, 15. Januar, tagte in Berlin in einem Nebensaale des Reichstagsgebäudes eine **erweiterte Vorstandssitzung des Wahlvereins der Liberalen**, die aus allen Teilen Deutschlands besucht war und sich mit den inneren Verhältnissen unserer Partei beschäftigte. Das Ergebnis ist ein durchaus erfreuliches. Es wurde in langer und offener Aussprache festgestellt, daß in fast allen politischen Hauptsachen eine Übereinstimmung vorhanden ist wie kaum in einer anderen Partei und daß nur der eine allerdings sehr wichtige Punkt „Verhältnis zur Sozialdemokratie" strittig ist. Um dieses Punktes sich zu trennen, wird von keiner Seite beabsichtigt, vielmehr trat das Bestreben, die Einheit der Partei zu erhalten, bei allen Teilen ohne Ausnahme kräftig zutage. Der Wille zur Gemeinschaft ist vorhanden, und das ist die Hauptsache. Auch erschienen die Meinungsverschiedenheiten bezüglich des Verhältnisses zur Sozialdemokratie geringer als es nach manchen Äußerungen der Presse anzunehmen war. Von keiner Seite wird geleugnet, daß es Pflicht des Liberalismus sein kann, gegenüber der Reaktion in bestimmten Fällen mit Sozialdemokraten zusammenzugehen und daß es nötig ist, die Wähler in diesem Sinne zu erziehen. Es besteht nur eine Meinungsverschiedenheit darüber, mit welchem Grad von Wärme und Entschiedenheit diese Pflicht vertreten wird. Das ist Taktik. Unsere Leser kennen den Standpunkt der „Hilfe" und wissen, daß wir linker Flügel sind. Aber warum soll es in unserer Partei nicht ebenso einen rechten Flügel geben, solange er uns das Recht gleicher Wirksamkeit in der Partei nicht verkürzt? Daß aber das nicht geschehen wird, ist in der Vorstandssitzung einmütig festgestellt worden. Niemand denkt daran, die Nationalsozialen hinausdrängen zu wollen, und

Digitized by Google

wenn jemand daran denken sollte, so würde er allein stehen. Es wird im Wahlverein der Liberalen keinen bürgerlichen „Klassenkampf nach unten" geben. Auch vom rechten Flügel wurde die Notwendigkeit sozialreformischen Eifers kräftig hervorgehoben. Wir sind also durchaus befriedigt und sehen der am 11. und 12. Februar stattfindenden Generalversammlung mit guter Zuversicht entgegen, denn sie wird zur Kräftigung unserer Partei beitragen. Wir fordern unsere Freunde auf, sich für den Besuch und die Arbeiten dieser Tagung schon jetzt bereit zu machen. Anfragen beantwortet das Sekretariat Dessauerstr. 1, Berlin SW. Mit Entschiedenheit weisen wir alle falschen journalistischen Darstellungen zurück, die den Frieden zu stören geeignet sind. Die Generalversammlung wird zeigen, daß von Verdrängung unserer Gruppe nicht die Rede sein kann. Niemand hat das versucht oder beabsichtigt.

* * *

Gegenüber unrichtigen Behauptungen, die das „Berliner Tageblatt" über die Tagung gebracht hatte, veröffentlicht Herr Direktor **Schrader**, der Vorsitzende des Wahlvereins der Liberalen, in diesem Blatte folgende Erklärung:

Die Verhandlungen hatten den Zweck und haben ihn vollständig erreicht, eine Verständigung zwischen den in der Partei vertretenen verschiedenen Ansichten herbeizuführen.

Diese Verschiedenheit bestand nicht etwa darin, daß ein Teil der Partei sozialdemokratischen Ansichten geneigt wäre oder die Absicht hätte, ein generelles Bündnis zu gemeinsamer Arbeit mit der Sozialdemokratie abzuschließen. Man war darüber einig, daß unter keinen Umständen eine Scharfmacherpolitik getrieben werden dürfe, weil großer Wert darauf gelegt wurde, die Kluft, welche zwischen den bürgerlichen Kreisen und der Arbeiterschaft besteht, nicht noch zu erweitern. Und ferner hielt man allgemein für die Hauptaufgabe, den Kampf gegen die Reaktion mit aller Kraft zu führen und für notwendig, zu diesem Zwecke die Unterstützung der Sozialdemokratie für unsere Politik auch bei Wahlen, gegebenenfalls unter Gewährung der Gegenseitigkeit, in Anspruch zu nehmen.

Ferner war volles Einverständnis darüber, daß an eine Trennung der Partei oder das Ausscheiden eines Teils derselben nicht gedacht werden könne. Ebenso war man einig darüber, daß ein enger Zusammenschluß mit allen Anhängern eines entschiedenen Liberalismus, einerlei welcher Parteirichtung, nach wie vor nachdrücklich anzustreben sei, und begrüßte deshalb das, was in Süddeutschland und in Kiel unter eifriger Mitwirkung der früheren nationalsozialen Mitglieder des Wahlvereins in dieser Richtung geschehen ist, mit Freuden.

Ferner herrschte auch in der Beziehung Übereinstimmung, daß es nicht Sache der Partei sein könne, Vorschriften für das Verhalten in den einzelnen Wahlkreisen zu machen, man erkannte vielmehr an, daß die Verschiedenheiten, welche insbesondere zwischen den Verhältnissen in Süddeutschland und denen im Norden und im Osten, zwischen großen Städten und dem platten Lande 2c. bestehen, taktisch berücksichtigt werden müßten.

Völlig unrichtig wäre es, wenn man aus Ihrem Artikel schließen wollte, daß etwa ein Teil der Partei zu einer Unterwerfung gezwungen sei oder werden sollte. Im Gegenteil wurde der Entschluß kundgegeben, einträchtig für die gemeinschaftlichen Ziele mit aller Kraft einzutreten, und es wurde festgestellt, daß in den vorhandenen Meinungsverschiedenheiten nichts liege, was das ausdrücklich beschlossene einträchtige Zusammenwirken für die Ziele der Partei hindern könne.

In Kiel hat am Sonnabend den 14. d. M. eine Parteikonferenz der deutsch-freisinnigen Partei Schleswig-Holsteins stattgefunden, von der sich die offizielle Vertretung der freisinnigen Volkspartei ferngehalten hat, obwohl seit alters die Deutsch-freisinnige Partei Schleswig-Holsteins alle liberalen Elemente ohne Rücksicht auf den Fraktionsunterschied umfaßt hat. Trotzdem waren freisinnige Volksparteiler aus freien Stücken erschienen. Die zahlreich versammelten „altliberalen" und nationalsozialen Mitglieder der deutsch-freisinnigen Partei nahmen nach einer begeisternden Rede des Herrn Professors Hänel über die Einigungsbestrebungen des Liberalismus folgende Resolution einstimmig an:

„Heute, da die Zersplitterung der parlamentarischen Parteien sich als der Ausgangspunkt einer abwärts gleitenden Reihe von Schwächungen und Niederlagen des Liberalismus erwiesen hat, erhebt sich überall im Vaterlande der dringende Ruf nach einer Einigung aller Liberalen. — Wir wissen daher, daß wir die allseitige nachdrücklichste Unterstützung aus allen Gauen Deutschlands erhalten, wenn wir hier im Norden in dieser Richtung vorangehen. Und so halten wir es für unser Recht und unsere Pflicht, gestützt auf unser in allem Wechsel der parlamentarischen Parteiungen behauptetes Programm, mit dem Aufwande aller Kraft dafür einzutreten, daß die Organisation der schleswig-holsteinischen freisinnigen Partei zur Verteidigung und zum Angriff gegen die machtvolle Gegnerschaft des deutschen Liberalismus verstärkt und vervollständigt werde. — Unserem Programm gemäß kann und darf dies nicht geschehen in der Absicht des Kampfes oder auch nur der Beeinträchtigung anderer liberaler Organisationen, insbesondere der freisinnigen Volkspartei. Ihnen gegenüber ist es die selbstverständliche — und von unserem geschäftsführenden Ausschuß auch stets anerkannte — Aufgabe, alles zu tun und nichts zu unterlassen, was ein planmäßiges, auf voller Gegenseitigkeit beruhendes Zusammenwirken herbeiführen kann: Nicht nur sprungweise von Wahlkampf zu Wahlkampf, sondern durch eine stets bereite Gemeinschaft der organisatorischen und agitatorischen Maßregeln. — Wir zu unserem Teile aber rufen schon jetzt alle unsere Gesinnungsgenossen in Schleswig-Holstein auf, durch ihre lebendige und zielbewußte, ihre stetige und opferbereite Beteiligung an der politischen Arbeit die unerläßlichen Bedingungen zu schaffen, die allein den Erfolg verbürgen!"

Außerdem wurde eine Verstärkung und Vervollständigung der Organisation in den schleswig-holsteinischen Wahlkreisen, die Schaffung einer liberalen Provinzialkorrespondenz und die Anstellung eines Parteisekretärs beschlossen. Der geschäftsführende Ausschuß wird durch Kooptierung erweitert werden. Ein schleswig-holsteinischer Parteitag soll voraussichtlich Ostern nach Neumünster einberufen werden. Hänels Referat enthielt eine Absage an die Zweifrontentheorie.

Hamburg. Naumanns Vorträge über die Politik der Gegenwart sind zu einem Ereignis für Hamburg geworden. Begründet man doch jetzt den Mißerfolg anderer Veranstaltungen mit dem Zulauf der Hamburger zu Naumann. Tatsächlich hatten wir ein ausverkauftes Haus. Die Themen und Dispositionen des Redners sind das einzige, was wir hier anführen können. Wie sie wirkten, dafür gibt das Urteil eines sozialdemokratisch gesinnten Arbeiters ein charakteristisches Zeichen. Der Mann verließ bei Beginn der Diskussion nach der Rede über die Vorherrschaft des Zentrums den Saal mit den Worten: „Ich mag mir den Eindruck der Rede nicht verderben lassen." Naumann sprach am 9. Januar über Weltmacht und Weltmarkt. (Kaiser Wilhelm II. als Nachfolger Bismarcks. Englische Einflüsse. Die Weltpolitik. Die zwei Möglichkeiten nationaler Ausdehnung. Das See-Ideal. Das dazu gehörige Handels-Ideal. Verkehrspolitik Chamberlains. Das Ideal des technisch vollkommensten Volkes. Die Notwendigkeit der Kriegsflotte. Der Anteil der Masse am nationalen Erfolg. Liberalismus und Macht) Am 12. Januar: Die Vorherrschaft des Zentrums. Caprivi, Hohenlohe, Bülow. Zentrum und Jäsar. Protestantismus und Katholizismus in der Politik. Die politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Wirkungen der Zentrumsmacht. Die voraussichtliche Dauer der Zentrumsperiode. Die geschichtliche Gefahr des Deutschtums.

Sehr gute Berichte bringen auch diesmal die „Neue Hamburger Zeitung" und das „Hamburger Fremdenblatt". Wir empfehlen den Bezug der betr. Nummern.

Frankfurt a. M. Am Freitag, den 20. Januar, hält der hiesige Nationalsoziale Verein eine Mitgliederversammlung im Restaurant (Langestraße 29) ab. Es handelt sich um eine sehr wichtige Beschlußfassung; außerdem ist nach einleitendem Referat Diskussion über das taktische Zusammengehen der Frankfurter liberalen Organisationen. Stammtisch fällt an diesem Abend aus.

Kassel, 10. Januar. In glänzend besuchter Sitzung unseres nationalsozialen Vereins erstattete zunächst der 1. Vorsitzende Assessor Bovensiepen den Bericht über das abgelaufene Geschäftsjahr. Danach hat sich die Mitgliederzahl verneunfacht, 10 regelmäßige Vereinssitzungen mit Vorträgen und drei große öffentliche Volksversammlungen mit den Herren v. Gerlach, D. Naumann und Gothein als Rednern, fanden statt. Alsdann sprach Herr Lehrer Kimpel in sehr eindrucksvoller und formvollendeter Weise über die „Zweifrontentheorie". Der Hauptfeind stehe rechts und nicht links. Was ein praktisches Zusammengehen von Liberalismus und Sozialdemokratie vermöge, sehe man in Frankreich, dort habe die Republik seit dem Eintritt Millerands in das Ministerium eine wahre Wiedergeburt gefeiert. Der begeisterte Beifall zeigte, daß der Vortragende der Versammlung aus dem Herzen gesprochen hatte. Die sich bis gegen 1 Uhr morgens hinziehende äußerst lebhafte Debatte gewann besonderes Interesse durch die Ausführungen eines in Form und Inhalt sich gemäßigt gebenden Sozialdemokraten, des Herrn Haberlandt. Auch er erklärte sich für ein Zusammengehen von Sozialdemokratie und Liberalismus und sprach seine Freude darüber aus, daß er in einer bürgerlichen Versammlung und bürgerlichen Partei soviel wahrhaft liberale und humane Gesinnung, soviel soziales Verständnis gefunden habe, weit mehr als er je von den Nationalsozialen erwartet habe. Das Parteiwort von der einen reaktionären Masse bedürfe

Digitized by Google

nunmehr dringend einer Revidierung. In eingehenden wissenschaftlichen Ausführungen bekämpfte Assessor Bovensiepen den von Herrn Haberlandt zu Felde geführten Grundgedanken des Marxismus, insbesondere den historischen Materialismus. Weiter beteiligten sich an der Debatte Herr Friseur Greb und die Oberlehrer Sandrock und Askewald. Der Abend bedeutet einen entschiedenen Gewinn für uns.

Oldenburg i. Großh. Nachdem unsere allwöchentlichen Diskussionsabende kurz vor Weihnachten mit einem sehr interessanten Vortrage Herrn Dr. Müllers über „Soziale Gedanken bei Zola" für das Jahr 1904 ihren Abschluß gefunden hatten, wurde die neue Kampagne am ersten Donnerstag nach Neujahr mit der Besprechung des 7. Kapitels aus Naumanns „Demokratie und Kaisertum" wieder eröffnet. Unser Vereinssekretär Kuhlmann setzt unterdessen seine Landagitation fort, die von gutem Erfolge begleitet ist. Während der Weihnachtsferien hatten wir uns der Angriffe eines angeblichen Freundes der Eingang des Liberalismus zu erwehren, der sich schließlich erbat, uns aus der „Hilfe" Bündnisabsichten mit der Sozialdemokratie nachzuweisen. Bis zum heutigen Tage ist unser verehrter Gegner uns den Beweis für seine Behauptungen noch schuldig geblieben; dafür gingen wir indes zum Angriff über. In einer Versammlung des nationalsozialen Vereins erörterte Herr Kuhlmann unsere Stellungnahme zur Sozialdemokratie. Die Darlegungen unseres Vereinssekretärs wurden mit lebhaftem Beifall aufgenommen. Nachdem sodann in der Diskussion u. a. darauf hingewiesen war, daß es von Seiten der Volkspartei gerade hier unehrlich sei, uns Bündnisabsichten mit der Sozialdemokratie vorzuwerfen, wo wir bei der letzen Reichstagswahl am schärfsten den Kampf gegen sie führten, während die Volkspartei bei der vorletzten Landtagswahl den Sozialdemokraten ein Zusammengehen angeboten habe, wurde einstimmig folgende Resolution angenommen: „Indem wir uns der Fusion des nationalsozialen Hauptvereins mit der freisinnigen Vereinigung anschlossen, haben wir durch die Tat bewiesen, daß wir, auch unter Opfern, bereit sind, an der Einigung des Liberalismus mitzuwirken. Wir sehen es auch jetzt noch als eine unserer Hauptaufgaben an, alle liberalen Männer in Stadt und Land zusammenzuschließen. Wir sind aber ebenso überzeugt, daß es da, wo der Liberalismus im Kampfe gegen die Reaktion aus eigener Kraft nicht siegen kann, Pflicht der Liberalen ist, von Fall zu Fall eine Verständigung mit der Sozialdemokratie zu suchen, trotz der großen, prinzipiellen Unterschiede, die uns von ihr trennen; denn die größte Gefahr für eine gesunde, freiheitliche und soziale Entwickelung Deutschlands droht nicht von links her, sondern von der klerikalen und konservativ-agrarischen Reaktion der Rechten. Daß wir trotz dieser prinzipiellen Stellung bei der nächsten Reichstagswahl, wie bei der vorigen, hier in Oldenburg in der Sozialdemokratie unsere Gegner sehen müssen, ergibt sich aus der hiesigen parteipolitischen Lage von selbst."

Unsere bayerischen Freunde haben ein Schriftchen herausgegeben, das das Programm der Liberalen erläutert und die nationalsoziale Grundanschauung von den politischen Aufgaben der Gegenwart vertritt. Nach einem einleitenden Aufsatz von Geh.-Rat Prof. Dr Brentano folgen die Erläuterungen der Einzelabschnitte: Bayerns Verhältnis zum Reich und Landesverfassung von Wolf Dohrn, Heer und Heeresreform von Karl Graf Bothmer, Verwaltung und Rechtspflege, Finanzen und Verkehr von H. G. Beyer, Religion, Kirche und Staat, Wissenschaft, Mittelschule und Hochschule von Dr. Walter Goetz, Volksschule von Lehrer Joseph Riedl, Landwirtschaft von Karl Graf Bothmer, Gewerbe, Handwerk, Industrie und Handel von Dr. Max Prager, Arbeiterschaft von Wolf Dohrn. Wir können allen unseren Freunden, auch Nicht-Bayern, dieses Schriftchen sehr empfehlen. Preis 10 Pf. Freistattverlag.

Für den Nationalsozialen Preßverein gingen ein aus Altenkirchen (Westerwald), Na. II. 5 Mk.; Bergedorf, F. Ch. II. 5 Mk; Birkenfeld (Fürstentum), H. G. I. 5 Mk; Bonn, U. K. II. 5 Mk; Bremerhaven, H. A. II. 5 Mk., A. B. II. 5 Mk., J. C. II. 5 Mk., J. J. C. II. 5 Mk., F. R. II. 5 Mk.; Buxtehude, J. W. II. 5 Mk.; Delmenhorst, F. S. I. 5 Mk.; Dresden, K. v M. I.—IV. 20 Mk.; Duisburg, W. B. II. 5 Mk., G. H. II. 5 Mk., P. O. II. 5 Mk.; Hirschberg (Schlesien), To. II. 5 Mk.; Lörrach, H. S. II. 5 Mk.; Löttringhausen (Dortmund), E. S., außerord. Beitrag, 1 Mk.; München, F. P. III. 5 Mk.; Neuneck (Post Dornstetten), Ba. I. 5 Mk.; Opladen, M. R. I. 5 Mk.; Plauen (Vogtl), C. B. I. 5 Mk.; Solingen, P. F. II. 5 Mk; Struppen (Bez. Dresden), A. R. II. und III. 10 Mk.; Ulm (Donau), Pf. I. 5 Mk.; Wallenrod (Oberhessen), X. Y. II. 5 Mk.

Zusammen 146,— Mk.
Dazu laut Ausweis in Nr. 2 300,— Mk.

Insgesamt 446,— Mk.

Für alle Beiträge herzlichen Dank! Wir bitten die anderen Mitglieder ebenfalls um recht baldige Einsendung ihrer Beiträge, damit wir am 6. Februar nicht gar so viele erheben müssen.

Berlin-Schöneberg, Hohenfriedbergstraße 11.

Die Geschäftsleitung.

Soziale Bewegung

Ein Reichsarbeitsamt? Die Arbeitsstatistische Abteilung des Kaiserlich Statistischen Amtes soll einen eigenen Direktor in der Person des bisher am Reichsversicherungsamt tätig gewesenen Senatspräsidenten Dr. Zacher erhalten. Auch ist eine Vermehrung der höheren Beamten der Abteilung um zwei Referenten und einen wissenschaftlichen Hilfsarbeiter, sowie eine Verstärkung des Beamtenpersonals vorgesehen. Damit dürfte endlich die längst wünschenswerte Selbständigkeit der arbeitsstatistischen Abteilung zur Tatsache werden, und ein Reichsarbeitsamt entstehen, wie es schon lange von allen Sozialpolitikern gefordert worden ist.

Wie unhaltbar der heutige Zustand ist, geht unter anderem aus der starken Ungenauigkeit hervor, die der amtlichen Streikstatistik dauernd anhaftet. Die Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands hat gerade eben umfangreiches Vergleichsmaterial zwischen der amtlichen und der gewerkschaftlichen Streikstatistik veröffentlicht, aus dem hervorgeht, daß in den letzten drei Jahren nicht weniger als 1017 Streiks mit 20251 Beteiligten in der amtlichen Statistik unberücksichtigt geblieben sind! Das dafür Streiks von ihr verzeichnet werden, die in Wirklichkeit garnicht stattfanden, weil es vorher zur Einigung mit den Unternehmern gekommen ist, das wird gewiß niemand als ein Gegengewicht gegen die Unzuverlässigkeit der amtlichen Statistik anerkennen. Es darf aber vielleicht angenommen werden, daß ein selbständiges Reichsarbeitsamt, wenn es die Gewerkschaften zur Berichterstattung für die amtliche Streikstatistik mit heranzieht, zu ungleich genaueren und darum auch brauchbareren Ergebnissen kommen wird, als die heutige, vom überlasteten Reichsamt des Innern resortierende Arbeitsstatistik.

Die deutsche Genossenschaftsbewegung muß sich in vieler Hinsicht noch an der englischen orientieren, die ihr an Alter und Bedeutung weit überlegen ist. Es dürfte deshalb gut sein, sich einmal den Umfang und die Bedeutung eines wichtigen Zweiges dieser englischen Genossenschaftsbewegung, die genossenschaftliche Produktion, auf Grund der amtlichen Statistik zu vergegenwärtigen. Nach ihr zeigt der Gesamtwert der genossenschaftlichen Produktion ein fortgesetztes Steigen. Aus dem Betrage von 15 302 062 £ im Jahre 1903 und dem von 4 966 252 £ für 1894 läßt sich die ganze Größe dieses Wachstums ersehen. Diese Zahlen weisen für einen zehnjährigen Zeitraum eine Zunahme von 208 pCt. auf. Die nachstehende Tabelle gibt ein Bild der Entwickelung der letzten zehn Jahre.

Jahr	Wert der Produktion von Genossenschaften				Gesamtproduktion aller Arten von Genossenschaften
	Für Zwecke des Konsums		Für Zwecke der Produktion		
	Konsumvereine	Großeinkaufs-Gesellschaften	Mühlen	Andere Genossensch.	
	£	£	£	£	£
1894	1 514 529	1 105 071	946 510	1 400 139	4 966 252
1895	2 356 405	1 570 598	957 906	1 393 928	6 278 837
1896	2 650 183	2 019 228	1 070 543	1 597 857	7 437 779
1897	3 297 816	2 905 167	1 264 402	1 763 976	9 231 361
1898	3 683 529	3 191 896	1 408 646	1 916 527	10 200 598
1899	3 906 385	3 558 184	1 184 885	2 191 785	10 841 239
1900	4 352 836	4 165 030	1 226 995	2 438 418	12 183 279
1901	4 729 736	4 680 922	1 234 311	2 556 740	13 201 709
1902	5 243 602	5 238 838	1 303 682	2 757 414	14 543 536
1903	5 508 509	5 525 985	1 377 703	2 889 865	15 302 062

Aus den Einzelheiten der Statistik ergibt sich, daß 1903 im ganzen 1202 Genossenschaften aller Art Produktion betrieben haben. Von ihnen saßen 769 in England und Wales, 209 in Schottland und 224 in Irland. Letztere sind fast ausschließlich Meiereien. Von der Gesamtproduktion entfallen auf England und Wales 10 126 024 £ oder 66,2 pCt., auf Schottland 4 058 085 £ oder 26,5 pCt. und auf Irland 1 117 953 £ oder 7,3 pCt. Von den Angestellten dieser Vereine entfallen auf England und Wales 29 281 oder 67,4 pCt., auf Schottland 12 667 oder 29,2 pCt. und auf Irland 1479 oder 3,4 pCt.

Gehälter der Arbeiterbeamten. Zu den unausrottbaren Verleumdungen der deutschen Arbeiterbewegung gehört auch die von den „fetten Gehältern", mit denen sich die Führer „mästeten". Demgegenüber muß immer wieder auf die einzelnen Tatsachen verwiesen werden, die solche Verleumdungen gründlich widerlegen. In Essen wird ein zweiter Sekretär des dortigen Arbeitersekretariats gesucht, der gleichzeitig die Geschäfte des Gewerkschaftskartells mit erledigen soll. Verlangt wird „sozialpolitische und gewerkschaftliche Erfahrung sowie rednerische Befähigung, bevorzugt flotter Stenograph"; man wird zugeben müssen, daß diese Anforderungen ziemlich weitgehende sind. Und was wird an Gehalt versprochen? Ganze 1800 Mark. Wer will solchen Tatsachen gegenüber, die sich mit Leichtigkeit dutzendweis vermehren ließen, noch an das Scharfmachermärchen glauben, daß die Arbeitergroschen nur zur Schaffung von Sinekuren benutzt würden?

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 3. Berlin, 22. Januar 1905.

Ärgernis

Ärgernis hin, Ärgernis her! Not bricht Eisen und hat kein Ärgernis. Luther.

In der Nacht vor Ostern 1523 waren aus dem Kloster Nimptschen bei Grimma neun Nonnen entflohen und hatten sich von Torgauer Bürgern nach Wittenberg bringen lassen. Diese Tat rechtfertigte Luther in eigener Schrift, so daß noch weitere Nonnen ihren Austritt aus den Klöstern forderten. Das obige Wort ist dieser Verteidigungsschrift entnommen. Luther kannte selbst die Not. Aus ihr war er gewachsen. Er gehörte nicht zu den schönen Seelen und nicht zu den weinerlichen Menschen, welche große Not in ihrer aufrührerischen Macht nicht anerkennen wollen. Wenn Rieseneichen fallen, dann dröhnt der Wald, und wenn der Frühling kommt, dann heulen die Eisblöcke. Not bricht Eisen und hat kein Ärgernis. In Zeiten, da es vorwärts geht, stößt hart auf hart. Wer nicht mitgehen will, muß erleben, daß er zu spät kommt. Zuerst nimmt er Ärgernis an der neuen Ordnung; nachher wird er selbst zum Ärgernis für die neue notgeborene Zeit.

Ja, die Geschichte der Völker und Menschen ist ein merkwürdig rauher Gegenstand. Er wird dadurch nicht glatter, daß man die Vorsehung Gottes in eine solche spaltet, welche „wirkt", nämlich das Gute und Angenehme, und welche nur „zuläßt", nämlich die Wirren und Schrecknisse. Entweder ist Gott überall, oder er ist nirgends. Ist er aber überall, dann müssen wir den Mut haben, ihn auch in den großen Nöten des einzelnen Lebens und in den Geburtswehen der Völker zu hören. Gottes Sprache ist sogar deutlicher in den Tagen, da Not Eisen bricht, als in den Wochen der Stille und Ruhe. Es ist ein beschämendes Zeichen gesunkener Frömmigkeit, daß man Gottes Wirken offiziell einschränken wollte auf die „geordneten" Zeiten, aber die Stunden der „Unordnung", in welchen ein Neues sich anbahnt, in frommem Interesse rasch übergehen zu müssen vermeint. In diesem Sinn will Gott kein Ordnungsmann sein. Wie die große Natur sich fortarbeitet durch Sturm und Drang, und die Entwickelung vom Winter zum Frühling keine leise ist, so hat auch die Menschenwelt ihre heiligen Zeiten der Not, in welchen alle Kräfte sich auf ein neues Ziel spannen. Solche Übergangszeiten verlangen ihren eigenen Maßstab. Wo das nicht anerkannt wird, da entsteht das Ärgernis. In der Stunde, da ein Kind zur Welt geboren wird, geschieht auch manches „Ärgernis". Aber der Mann ist nicht zu brauchen, der daran Ärgernis nimmt. In den Augenblicken, da ein Volk oder ein Stand neue Lebensformen erzwingt, kommt es zu großen „Ärgernissen". Aber der ist ungläubig, der im Kleinglauben darin Ärgernis sucht.

Ärgert euch über die, die schlafen! Ärgert euch über die, die in der Jugend schon müde geworden sind und keine Kraft zeigen, Neues zu wollen und Neues zu schaffen! Ärgert euch über die, die nur sitzen bleiben wollen, weil ihnen das Aufstehen Beschwer macht, die stehen, wo sie laufen sollten. Die Jugend bringt immer viele „Ärgernisse", weil sie die Alten zwingt, ein Neues zu pflügen, ein anderes zu verstehen. Eine neue Zeit muß allen, die alt bleiben wollen, solche Ärgernisse bringen; anders wäre sie ohne Kraft. Wer sich daran ärgert, der ist unfromm. Denn Gott, der die fortschreitende, wachsende Zeit uns geschenkt, geht mit der Zeit und nicht hinter ihr. Er bricht Menschenherzen, die härter sind als Stahl, und schickt Nöte, über deren Tiefen die Menschen erschrecken. Ärgern wir uns nicht! Sehen wir darin die Wege, die zu einem neuen Land führen. Sonst könnte es sein, daß sich Gott selbst an uns ärgerte.

Traub.

Hundescheike

(Ein Bild aus Ostelbien.)

Vor kurzem bekam ich von einer mir unbekannten Frau aus Bismarckhütte einen kuriosen Brief, der mich u. a. vor dem Verkehr mit dem radikalen Polen Korfanty warnte. Die Briefschreiberin, die augenscheinlich mit meinen heimischen Verhältnissen sehr gut Bescheid wußte, meint, wenn ich mit Korfanty verkehre, so komme ihr das so vor, wie wenn „der gnädige Herr Papa den Geheimrat von Wrechem und den Hundescheike zu Tisch gebeten hätte".

Hundescheike! Bei dem Worte wachen alle meine Jugenderinnerungen wieder auf. Der Mann war in der Tat eine der merkwürdigsten Erscheinungen in meinem in der Welt wohl ziemlich unbekannten Geburtsdorf Mönchmotschelnitz. Er gehörte zu der dort weit verbreiteten Gens Scheike. Seinen Namen, unter dem man ihn allein kannte, verdankte er natürlich seiner Vorliebe für Hunde. Und zwar für Hundefleisch. Meist wird ja Hundefleisch nur aus bitterer Not verzehrt. Für den Hundescheike war es jedoch eine Delikatesse, die er jedem anderen Fleisch vorzog. Er hielt sich immer eine Anzahl Hunde, die er systematisch mästete. Wie er zu diesen Hunden kam — zum Kaufen hatte er wenig Neigung —, ist sein Geheimnis. Jedenfalls war er bei den Grundbesitzern weit und breit gefürchtet. Er verzehrte die Hunde in jeder Zubereitungsart: gekocht, gebraten, als Wurst, gepökelt, mit besonderer Vorliebe jedoch geräuchert. Immer hingen in seinem Schornstein einige leckere Hundekeulen, Hundeschinken und Hundewurst.

Sein eigenartig konstruierter Magen gestattete ihm Hundefleisch und sonstige „Nahrungs- und Genußmittel" in einem Zustande zu sich zu nehmen, in dem sie anderen Leuten, selbst einem ostelbischen Landproletariermagen, kaum bekommen wären. Wir hatten z. B. einen uralten Jagdhund, der, taub und blind geworden, durch einen Schuß von seinen Leiden erlöst wurde. Da wir wußten, wie Hundescheike hinter jedem Hundekadaver her war, und andererseits unserem alten treuen Spiel- und Jagdkameraden eine ehrliche Grabesruhe wünschten, so wurde Vox in aller Heimlichkeit in der Dämmerung an einer entlegenen Stelle eingegraben. Nach acht Tagen war das Grab geöffnet. Hundescheike hatte sich seine Beute nicht entgehen lassen. Wie er sie gefunden haben mochte — er hatte für das Auffinden von Hunden denselben sicheren Instinkt wie ein guter Jagdhund für die Witterung des Wildes. Als ihn später ein Bekannter fragte, wie ihm der alte Köter nach achttägiger Grabesruhe geschmeckt habe, meinte er schmunzelnd: „Er war scheen mürbe."

Ekel kannte der Mann nicht. Dutzende von Geschichten ließen sich dafür anführen. Nur ein paar will ich berichten.

Unser Förster traf ihn einst — er arbeitet im Winter im Forst — zur Mittagszeit bei einem Feuer. Aus einer Schüssel schöpfte er mit einem Löffel etwas Weißes heraus. Der Förster fragte ihn erstaunt: „Aber, Hundescheike, warum

Digitized by Google

schöpft Ihr denn den ganzen schönen Reis aus der Suppe?" Worauf er mit Seelenruhe antwortete: „Ne, Herr Jerschter, das ist kein Reis, das sein Maden. Es sein man doch a wenig zu ville."

Ein andermal war ihm ein großes Malheur passiert. Sein Schwein war vom Fleischbeschauer als trichinös befunden worden. Es wurde dadurch für den menschlichen Gebrauch unbenutzbar gemacht, daß es, mit Glasscherben und dem Inhalt des Aborts bedeckt, eingescharrt wurde. Einige Zeit darauf traf ihn der Förster, wie er eine mächtige Wurst verzehrte. Verwundert meinte der Förster: „Aber, Hundescheike, wo habt Ihr denn die Wurst her? Euer Schwein hatte doch Trichinen." Hundescheike lächelte sein listigstes Lächeln: „Ich werde doch das scheene Fleisch nicht umkommen lassen." Und es bekam ihm, es bekam ihm ebenso gut wie ein räudiger Dachs, den er einst verzehrt hatte. Er war jedenfalls geeignetes Material für die Behauptung der Agrarier, daß die Fleischbeschau bei Hausschlachtungen ein überflüssiger Luxus sei.

Natürlich nutzten die anderen Dorfbewohner die Qualitäten des Hundescheikischen Magens für ihre Scherze aus. Einmal beim Heumachen, wo er dabei war, sah man eine Ringelnatter. „Na, die freßt Ihr doch wenigstens nicht!" wurde ihm zugerufen. „Warum denn nich, wenn ich ein Quart Schnaps kriege!" Ungläubig lachten die Leute. „Na, wie ist's, kriege ich's oder nicht?" „Natürlich kriegt Ihr's". Ohne einen Augenblick zu zögern, griff er nach der — bekanntlich nicht giftigen — Schlange und verschlang sie „mit Haut und Haaren", wenn man so sagen darf. Als ihm abends der wohlverdiente Liter Schnaps überliefert wurde, erklärte er: „Wenn ich jedesmal 'n Quart Schnaps kriege, fresse ich jede Natter."

Die Vorliebe Hundescheikes für Hundebraten wurde von seiner Gattin nicht geteilt, was zu einer gewissen Störung des ehelichen Friedens führte. Sie wollte partout nichts vom Hunde essen, und ihm wiederum schmeckte es nicht, wenn seine Frau nicht mitaß. Da er von dem Gedanken der Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts noch nicht infiziert war, so setzte er seinen Willen mit etwas drastischen Mitteln durch. Das heißt, er prügelte sie so lange, bis sie aß. Wenn wir das alte, krumme, windschiefe Mütterchen durch das Dorf humpeln sahen, so wurde uns immer erzählt, sie sei so krumm geschlagen worden.

Die hundefeindliche Frau Hundeschritte fand leider ein trauriges Ende. Sie verbrannte zugleich mit dem Häuschen und dem Schweine ihres Mannes. Als der Amtsvorsteher den trauernden Witwer, der wie verzweifelt an der Trümmerstätte jammerte, über den Verlust seiner Frau zu trösten suchte, da glaubte er seinen Ohren nicht zu trauen, als er die Antwort bekam: „Ach, gnädiger Herr, die Sau war so scheen, so fett, so schwer". Jeder Versuch, das Gespräch auf die verbrannte Frau zu bringen, scheiterte.

Nun ist auch Hundescheike lange tot. Als er seine Seele aushauchte, stimmten die Hunde von Mönchmotschelnitz und Umgegend ein Freudengeheul an, wie es lauter nie erklungen ist. **H. v. Gerlach, M. d. R.**

Aus den Papieren eines Philantropen

VII.

Aurelie schreibt nur sehr spärlich. Ich sende ihr täglich einen langen Bericht, in dem ich die wechselnden Stimmungen der Seele und die kleinen Ereignisse des täglichen Lebens verzeichne. Es ist meine Meinung, daß nur eine rückhaltlose Aussprache zu einem guten Einvernehmen führen kann. Ich habe zwar keine sogenannte „Vergangenheit" zu beichten; aber immerhin will ich, daß sie mich ganz kennt, auch in den Partien, auf die ich nicht sonderlich stolz bin. Ich habe ihr keineswegs verhehlt, daß ich auch mitunter meinen schlechten Instinkten zum Opfer gefallen bin, daß ich im Verkehr mit meiner Schwester mitunter die Dankbarkeit vermissen ließ, auf die sie Anspruch hatte, daß ich herrschsüchtig und selbstsüchtig war und so weiter. Wie wenig sie nun auch schreibt, es geht zum Glück daraus hervor, daß sie vor diesen Fehlern nicht erschrickt, und so darf ich mich meiner Offenheit freuen. Ihre Briefe sind im allgemeinen sachlicher Natur und frei von jedem Überschwang des Gefühls. In der Hauptsache enthalten sie kurze und knappe Berichte über ihre Angelegenheiten in Süddeutschland und dann natürlich zum Schluß einige liebe und herzliche Worte. Im besonderen gefällt es mir, daß sie immer das Wort „Dein" unterstreicht. Sie hängt offenbar an mir mit der ganzen zarten Anhänglichkeit, die das Weib dem festeren Manne gegenüber offenbart.

* * *

Wir gingen in seinem Garten auf und ab, auf dem lauschigen Weg, der ganz und gar von hohen Johannisbeersträuchern überschattet ist, und den wir scherzhaft den Philosophengang getauft haben. Er fing wieder davon an, daß ich ihm die einzelnen Stadien meiner Herzensneigung erzählen sollte. Es ist das Unbekannte, das ihn lockt. Es sind die geheimnisvollen Rätsel, über die er gern Aufschluß hätte. Ich hatte erst nicht viel Lust, ihm zu willfahren. Aber schließlich tat ich es doch. Ich erzählte von den ersten Eindrücken, wie Aureliens Blick mir Feuer in die Adern gegossen habe, wie mein ganzes Leben durch die Liebe gesteigert, sozusagen vom Alltag in den Glanz des Sonntags emporgehoben wurde, wie ich an den Busen der Natur flüchtete und ihr Bild mich überall begleitet habe. Hingerissen von der Erinnerung, sprach ich ihm mein Gedicht vor, das er bei aller Glut der Empfindung sehr würdig fand. Von nun an kam es über mich, und ich sprach, wie nur jemand sprechen kann, der von seiner Geliebten spricht. Ich verriet ihm, daß ich schon lange vor der eigentlichen Erklärung mit ihr unter dem Namen „Aurelie" verkehrt habe (in meinen Aufzeichnungen nämlich), und wie ich schließlich in der Wohnung der Geheimrätin mit fester Hand das Glück ergriffen habe. Ich schilderte ihm, wie ich in jener Dämmerstunde den ersten Kuß von ihr raubte, und wie ich sie in meinen Armen erschauern fühlte. Ich erzählte, wie die Leidenschaft immer mehr von mir Besitz ergriff, so daß ich sie schließlich täglich mehrfach küßte. Er ging still neben mir her, gleichsam betäubt, und schwieg noch lange, nachdem ich geendet und nur noch mein schnellerer Atem die Erregung verriet. Dann räusperte er sich schließlich und sagte bedächtig: „Weißt du, mein lieber Freund, es muß doch immer etwas Ungestümes in dir gesteckt haben. Bei all' deiner Hinneigung zu philantropischen Ideen, hast du auch immer ein großes Verständnis für die kühnen Individualisten in der Geschichte gehabt". „Ja," rief ich aus, „ich verehre das Elementare! Was jäh hervorbricht, wie die Wildheit des Vulkans und glühende Ströme in die Ebene sendet, das ist groß und erhaben, und das müssen die Menschen grüßen, auch wenn sie schauernd daran zugrunde gehen. Die Leidenschaft hat ein Recht, alle Bedenken mit Füßen zu treten und sich ihr Glück mit unerschrockener Hand aus dem Himmel zu reißen." Er sagte nichts, aber ich fühlte, daß sein Blick mich von der Seite streifte. Meine Worte waren allzu heiß gewesen. Er hatte Furcht.

* * *

Aurelie muß im Süden viel zu tun haben; die Briefe werden immer spärlicher und knapper. Dafür machen ihr meine langen Stimmungsberichte aber viel Freude. Auch von meinen Plänen habe ich ja manches einfließen lassen. In ihrem letzten Brief meinte sie, ich solle nur immer fleißig schreiben; es könne gar nicht ausführlich genug werden. Die Antwort auf meine Pläne und das andere wolle sie mir schon mündlich geben. Wir haben es hier wahrscheinlich mit einer grundlegenden Verschiedenheit der männlichen und weiblichen Natur zu tun. Der Mann, der mehr abstrakt geraten ist, schreibt seine Pläne und Stimmungen nieder. Das Weib aber denkt: was sollen alle Worte, wenn die lebende Nähe des Geliebten fehlt. Der Mann denkt sachlich, das Weib persönlich. Der Mann schreibt, das Weib redet. Ich habe das früher schon bei manchen Schriftstellern gefunden und sehe es nun in meiner eignen Erfahrung bestätigt. Übrigens: wer weiß? Vielleicht ist auch etwas speziell weibliche Schelmerei dabei: „Ich will Dir die Antwort mündlich geben", ob das nicht heißen soll, durch einen Kuß?

* * *

Es ist wohl nicht wahr, daß das Glück egoistisch macht. In diesem allgemeinen Sinn ist der Satz nicht zu halten. Das Glück eines neugefundenen Gedankens, das Glück der Arbeit überhaupt, das Glück des Naturgenusses und manches

Digitized by Google

andere — das alles macht nicht egoistisch sondern besser. Aber das sinnliche Glück macht egoistisch, das könnte richtig sein. Ein Schriftsteller, dessen Auffassung mir von weitem als Verbrechen erscheinen will, ich meine den Schweden Strindberg, sagt an einer Stelle: „Alles Glück liegt im Vergleich." Das ist natürlich Unsinn; wohl aber liegt ein Hauptreiz des sinnlichen Glückes im Vergleich. Für viele wird der Wert einer vollen Tafel sicher durch den Gedanken erhöht, daß Millionen darben müssen, und wer hätte nicht, wenn er in einem vornehmen Gefährt durch die Straßen rollt, sich durch stille, vielleicht unbewußte Vergleiche mit den Fußgängern schmeicheln lassen? Bei sehr sinnlichen Naturen geht es sogar soweit, daß erst die Entbehrungen anderer dem Wein die Würze geben. Während sie ein üppiges Mahl genießen, gewährt es ihnen Befriedigung, daß andere hungern müssen. — Wer mich kennt, weiß, daß mir solche Gedanken das Mahl nicht würzen; aber der Besitz Aureliens hat doch auch mich egoistisch gemacht. Ich habe das neulich in einem sehr unangenehmen Fall noch feststellen müssen. Ich erzählte bereits, daß mein alter Freund mich gern über das Eigentümliche der Liebe reden hört, und daß ich ihm zunächst zögernd, dann freigiebig zu Willen war. Meine Freigiebigkeit wurde schließlich zur Verschwendung, und welches Bekenntnis muß ich diesen Blättern nun anvertrauen? Ich habe mich auf dem Gedanken ertappt, wie der einsame alte Herr, der neben mir ging, das Glück des Besitzes erhöhte. Die herbe Einsamkeit meines besten Freundes hat mir zum Ergötzen gedient. Es ist kein angenehmes Resultat; aber ich fahre immer noch am besten, wenn ich es klipp und klar niederschreibe. Ich darf hinzufügen, daß ich mehrere Tage an einem Gefühl von Beschämung und Reue litt und ihm nicht unter die Augen zu treten wagte. Dann ging ich zu ihm und redete den ganzen Abend mit ihm von Jean Paul; den liebt er am meisten.

Erich Schlaikjer.

Büchertisch

Adolf Damaschke: Geschichte der Nationalökonomie. Eine erste Einführung. Verlag von Gustav Fischer in Jena 1905. 231 Seiten. Preis: brosch. 2,50 Mk, geb. 3 Mk.

Damaschkes neues Buch ist gut — bis auf den Titel. Eine Arbeit, die mit der „Bodenreform" Hammurabis (2250 v. Chr.) beginnt und mit dem Programm des Bundes der Deutschen Bodenreformer endet, die sich für alle volkswirtschaftlichen Fragen schließlich nur von dem zur Weltanschauung erweiterten Standpunkt der Bodenreform aus interessiert: eine solche Arbeit kann ein wertvolles Nachschlagebuch für die politischen Zwecke der Bodenreformer sein, eine Geschichte der Nationalökonomie ist sie nicht. Vielleicht aber bewirkt der allgemeine Titel, daß das Buch in weite Kreise dringt, die bisher von den berechtigten Forderungen der Bodenreformer nur wenig Ahnung hatten, und das wäre sehr begrüßenswert. Außerdem schreibt Damaschke so anziehend und leicht verständlich, wendet er so zahlreiche Lesefrüchte gut an, daß sein Buch bestens zu empfehlen ist, besonders volkswirtschaftlichen Anfängern. E. K.

Aus meiner Waldecke von K. E. Knodt. Stephan Geibels Verlag, Altenburg (Sachsen-Altenburg).

Der auf den ersten Blick nicht sehr originelle Titel dieser Gedichtsammlung ist vom Verfasser recht bezeichnend gewählt worden. Innige Liebe zur Natur, reine Freude an ihren Wundern, friedevolles Ausruhen in tiefem Waldesschweigen, das sind die Themen, die fast in allen Gedichten variiert werden. Aus der Waldecke sieht der Verfasser Welt und Leben, vom friedlichen, geschützten Platz. Die Poesie des Sturmes, der großen, packenden Leidenschaften kommt in dem freundlich anmutenden Buch nirgends zu Wort. Der Buchschmuck von Kampmann ist dieser Stimmung recht fein angepaßt. Su.

Gedichte von Hermann Green. Verlag von H. Thimm, Lunden.

Während bei den Sachen rein lyrischen Inhalts die Form die denkbar einfachste ist, finden sich besonders in den Dichtungen, welche alttestamentliche Stoffe behandeln, Bilder von großer Schönheit. Die Sprache ist hier farbenreich und packend. Su.

Kosmoslieder von Heinrich Vierordt. Karl Winters Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Sind die beiden eben besprochenen Werkchen feinen Pastellzeichnungen zu vergleichen, so erinnern die Kosmoslieder von Heinrich Vierordt an Freskomalerei großen Stils. Ob der Verfasser nicht für den oft recht einfachen, zum mindesten wenig mannigfaltigen Inhalt einen etwas großartigen Titel und eine viel zu anspruchsvolle Form gewählt hat? Das Bestreben, den Ausdruck zu steigern, wo keine Steigerung mehr möglich ist, hat ihn häufig veranlaßt, die Sprache in unschöner Weise zu vergewaltigen und neue Wortgebilde wunderbarster Art zu schaffen. — Wir können nur wünschen, daß der Verf. das feine Gefühl für Schönheit der Form und Sprache, das vielen seiner Dichtungen ein zugleich harmonisches und vornehmes Gepräge gibt, sich nicht beeinträchtigen lassen möge durch das Streben nach Auffallendem und Ungewöhnlichem, einem Streben, das in unserer heutigen Literatur leider nur zu sehr hervortritt. Su.

Eingegangene Bücher

Von den uns zur Besprechung zugesandten Büchern und Broschüren führen wir folgende hier an (die mit einem * bezeichneten sind bereits zur Besprechung vergeben):

Konfirmanden-Unterricht für Konfirmierte. In Briefen an eine ehemal. Schülerin von D. Rudolf Ehlers. C. A. Schwetschke & Sohn, Berlin. 427 S. Geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.

Landwirtschaftl. Hilfs- u. Schreibkalender von O. Mentzel u. A. von Lengerke. 58. Jahrg. 1905. 1. u. 2. T. Paul Parey, Berlin. 2,50 Mk.

*Moleküle, Atome, Weltäther. Von G. Mie. Aus B. G. Teubners Sammlung: Aus Natur und Geisteswelt. 137 S. 1,25 Mk.

N-Strahlen (Blondlots N-Strahlen). Von Hans Mayer. R. Papauschek, Mähr.-Ostrau, und Robert Hoffmann, Leipzig. 37 S. 1,50 Mk.

*Pflücke das Leben. Humoristische Gedichte von Baumann, 2. Auflage. Verlag im Goethehaus, Berlin W. 126 S. Geh. 1 Mk.

*Phantasie und Wirklichkeit. Von Elisabeth Schrempf. J. Scherz, Offenbach a. M. 117 S. Geh. 2 Mk., geb. 2,50 Mk.

Robert Owen, sein Leben und seine Bedeutung für die Gegenwart. Von Helene Simon. Gustav Fischer, Jena. 338 S. Geh. 7 Mk., geb. 8 Mk.

Auf zum Dienst! Ein Ruf zur Mitarbeit am Gemeindeleben. Von Oskar Brüssau, Pastor in Jarmen. Gustav Schloeßmann, Hamburg. 64 S. Preis?

*Augustulus. Historischer Roman aus der Zeit des Untergangs des weströmischen Kaiserreichs. Von A. Giron und A. Tozza. Aut. Übersetzung a. d. Franz. von L. Sidon. Strecker & Schröder, Stuttgart. 312 S. Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Aus Gottes Garten. Gedichte von Stephanie von Bockelberg. Franz Sturm & Co., Dresden. 156 S. Preis?

Bodenwerte, Bau- und Bodenpolitik in Freiburg i. Br. während der letzten 40 Jahre (1863–1902). Von Dr. Wilhelm Mewes. Braunsche Hofbuchdruckerei, Karlsruhe. 100 S. Im Abonn. (der „Volkswirtschaftl. Abhandl.") 1,60 Mk, im Einzelverkauf 2 Mk.

Christentum und Kultur. Ein Beitrag zur christl. Ethik von D. Dr. E. W. Mayer, Prof. d. Theol. i. Straßburg i. E. Trowitzsch & Sohn, Berlin. 63 S. 1,40 Mk.

Das Buch vom großen Zorn. Von A. L. Wolynski. Autor. Übersetzung u. d. vollständ. russ. Manuskript von Josef Melnik. Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 301 S. Geh. 6 Mk., Geb. 7 Mk.

Der lange Tag. Meditationen von Arthur Bonus. Eugen Salzer, Heilbronn. 145 S. Geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.

*Detlev von Liliencron. Von Dr. J. Löwenberg. Mit einem Bildnis Liliencrons. Gutenberg-Verlag (Dr. Ernst Schultze), Hamburg. Geh. 0,50 Mk., geb. 1 Mk.

Die höhere Mädchenschule in Deutschland. Von M. Martin, Kgl. Seminar-Oberlehrerin. 65. Bndch. von „Aus Natur und Geisteswelt". B. G. Teubner, Leipzig. 130 S. 1,25 Mk.

Luther als deutscher Mann. Von Dr. Hermann Meltzer, Real-Gymnasial-Oberlehrer in Zwickau. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen und Leipzig. 77 S. 1,20 Mk.

Rede auf Schiller von Jakob Grimm. Mit Bildnis Schillers von G. von Kügelgen. Gutenberg-Verlag (Dr. Ernst Schultze), Hamburg. 30 S. Geh. 0,50 Mk., geb. 1 Mk.

Saul. Tragödie in 5 Akten von Georg Krogel. Josef Singer, Straßburg i. Els. 96 S. 2,50 Mk.

*Schummerstunde. Bilder und Gestalten aus der Lüneburger Heide. Von Karl Söhle. B. Behr, Berlin. 240 S. Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Sein und Sehnsucht. Gedichte von Hermann Brunold. Hüpeden & Merczyn, Berlin, Leipzig, Paris. 149 S.

Sören Kierkegaard und sein Verhältnis zu „ihr". Aus nachgelassenen Papieren. Herausgegeben im Auftrage der Frau Regine Schlegel und verdeutscht von Raphael Meyer. Axel Juncker, Stuttgart. 157 S. 3 Mk.

Sonderabdruck aus „Philipp der Großmütige". Festschrift des historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen.

Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der 24. Jahresversammlung des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit am 25. und 26. August 1904 in Danzig. Duncker & Humblot, Leipzig. 2,40 Mk.

Digitized by Google

Über Wesen und Gliederung der Geschichtswissenschaft. Akad. Antrittsrede von Dr. Alex Cartellieri, o. ö. Prof der Geschichte a. d. Univ. Jena. Dytsche Buchhandlung, Jena. 32 S. 0,80 Mk.

Urchristliche Literaturgeschichte (die Schriften des Neuen Testaments) Von D Herm. Frh. von Soden. Alexander Duncker, Berlin. 237 S. Geh. 2,50 Mk., geb. 3,20 Mk.

Verein für Kunst, Winterprogramm. Sechs Dichterabende.

Verhandlungen des 22. deutschen Protestantentages in Berlin vom 4.—7. Okt. 1904. C. A. Schwetschke & Sohn, Berlin.

Von den Quellen des Lebens. Sieben Aufsätze von Dr. Johannes Müller. Oskar Bock, München. 364 S. Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Richard Wagner. Vorlesungen, gehalten an der Universität zu Wien, von Guido Adler. Breitkopf und Härtel, Leipzig. 372 S. 6 Mk.

Werden und Vergehen. Von Carus Sterne. 6. Aufl., bearb. von Wilh. Bölsche. Gebr. Bornträger, Berlin SW. 11 Vollständig in 40 Lieferungen zu je 50 Pfg. oder in zwei eleg. Leinenbänden zu je 12,50 Mk 1. Band. 575 S.

Wer soll den Kanal bezahlen? Von O. C. Wohlleben. Westdeutscher Schriftenverein, Cöln. 20 S. 0,30 Mk.

Allerlei

Gegen Schundromane unternimmt die in Berlin untergebrachte Zentrale für die Verbreitung guter Volksliteratur eine einheitliche Aktion, indem sie in den einzelnen Staaten und Bezirken Landesausschüsse errichtet, denen in erster Linie die Kolportage der von dieser Gesellschaft herauszubringenden Romane obliegt. Zur Erlangung wirklich guter Werke ist vor einiger Zeit ein Wettbewerb mit Preisen von 18000, 12000 und 8000 Mark ausgeschrieben worden. In Deutschland erscheinen jährlich sechs oder acht Schauerromane, deren Verbreitung dem Geschmacke der breiten Volksmasse ein recht schlechtes Zeugnis ausstellt; soll doch eines der letzten solcher Produkte, „Die Abenteurerin auf dem Königstrone", nicht weniger als 400000 feste Abnehmer gehabt haben! Versuche, wie der von der Zentrale für die Verbreitung guter Volksliteratur geplante, sind bekanntlich schon verschiedentlich unternommen; aber von einem wirklichen Rückgange der Schundliteratur kann leider noch immer nicht gesprochen werden.

Briefschreibendes Zeitalter. Eben jetzt, wo die Post unzählige Postkarten ausgetragen hat, verlohnt es sich wohl, die briefschreibenden Völker zu vergleichen. Das schreibfleißigste Volk wohnt in der Schweiz. Dort empfängt jeder Einwohner (Kopfzahl) im Jahr 106 Postsendungen. Dann kommen wir mit 101 Postempfängen auf den Kopf. Die Vereinigten Staaten haben 91, Großbritannien 89, Australien 77, Belgien 71, Dänemark 70, die Niederlande 65, Frankreich 58, Schweden-Norwegen 50, Österreich-Ungarn 40, Italien 22, Spanien 18, Japan 13, Rumänien 12, Rußland 6, Brasilien 4, Britisch-Indien 1,6 und als letzter Staat mit Postverwaltung die Türkei 0,9. Nun ist zwar die Menge der Schreiberei kein ganz sicherer Maßstab der Kultur, denn ein gut Teil unserer Ansichtspostkarten und Gratulationen ist zwecklos; aber auffällig ist es doch, wie groß die Unterschiede der einzelnen Länder sind. Der Mittelpunkt der europäischen Briefschreiberei scheint in Süddeutschland zu liegen, das, für sich allein berechnet, gewiß eine noch höhere Ziffer aufweisen würde als die Schweiz.

Zur Psychologie der Frau. Im Auftrage des deutschen Vereins für Psychiatrie hat der Freiburger Professor Hoche Untersuchungen darüber angestellt, wie häufig von Selbstmördern auch fremdes Leben mit vernichtet wird. Auf die gewonnenen, über Erwarten hohen Zahlen soll hier nicht eingegangen, sondern die Aufmerksamkeit nur darauf gelenkt werden, daß sich dabei eine Verschiedenheit der Geschlechter ergeben hat: 17 mal ist es in zwei Jahren vorgekommen, daß Männer, ehe sie sich selbst das Leben genommen, ihre Frauen getötet haben; aber nicht ein einziges Mal hat eine Frau ihrem Mann den Tod gegeben. Dagegen nehmen die Frauen beim Scheiden vom Leben viermal so häufig ihre Kinder mit wie die Männer; zudem handelte es sich bei den Frauen meist um schwere Depressionszustände, die zu wohl vorbereiteten Taten führten, bei den Männern hingegen um die Folgen von chronischem Alkoholismus. Wir verfügen bisher nur über wenige gut fundierte Tatsachen, die es ermöglichten, die Unterschiede der Männer- und Frauen-Seele scharf zu charakterisieren, obgleich dies für die Fragen, welche die Frauenbewegung aufwirft, natürlich von höchstem Werte wäre. Um so wichtiger sind obige Zahlen, die uns auch von der Nachtseite des Lebens her zeigen, wo die Bande am engsten sind, die die Mitglieder einer Familie verknüpfen. K. S.

Beethoven-Violinkonzert. Horch, das sind die singenden, klingenden Wellen der unergründlichen See.

Neapel liegt da im Abendschein; kosend und plätschernd spülen die goldenen Wogen an den Strand und spielen die eintönig harmonische Begleitung zu den wechselnden Bildern über dem Wasser. Von allen Seiten gleiten Schiffe hin und her, die jungen Insassen rudern um die Wette. Schöne Mädchen grüßen und winken; die Burschen, im Stehen rudernd, lassen ihren jubelnden, lauten Ruf erschallen, wenn sie ein anderes Boot überholt haben. Lachen, Jauchzen und Singen tönt durcheinander, klingt über das schimmernde Wasser und verhallt in der klaren, lichtdurchsättigten Luft. Unermüdlich rauschen und plätschern die Wellen dazu.

Da horch, — eine einzelne Stimme erhebt sich zu weichem Gesang. Er schwebt über der Harmonie des Ganzen, als ob er die Seele all' des Schönen wäre, die in himmlischer Melodie laut wird. Immer tiefer sinkt die Sonne, leerer wird die See, stiller die Menschen. Fernher klingt es wie eine Antwort auf den wunderbaren Gesang. Leise nimmt der Abend Besitz von der Welt und hüllt sie in violette Schattenschleier ein; ein Echo trägt noch einmal das verklungene Leben herüber, dann ist es still, feierlich still. Nur das Rauschen klingt fort.

Da — — wieder ertönt die Melodie, die vom Himmel gekommen scheint, so rein, so schön, so erlösend. Der Tag ist vorüber — sein Nachhall zittert übers Wasser wie ein Mahnruf aus der Geisterwelt: „Wie hast du deinen Tag verbracht?" Lauter rauschen die Wellen, und die Stimmen der Nacht lassen sich hören. Aber durch alles hindurch ertönt bald klar, dann wie schluchzend die eine große Melodie. Sie singt von allem Hohen und Schönen. „Besinne dich", mahnt sie; „ringe nach dem Großen; löse alle deine Disharmonien; erkenne die große Harmonie des Daseins und laß auch deine Seele widertönen von der herrlichen Melodie der Ewigkeit." F. Göring.

Das Kind am Meer.

Wild durch Düneneinsamkeit
Jagt des Sturmes Toben;
Keine Seele weit und breit —
Nur am Himmel droben
Ziehn die Wolken schwer,
Und das wilde Meer
Droht so schwarz und tief.
Was auf finstrem Grund
Lauernd reglos schlief,
Ist nun jäh erwacht,
Bäumt zum Licht hinauf.
Schreckgestalten der Nacht
Steigen schäumend auf.
Und im Sturmgebraus
Rollt es her aus grauen Weiten;
Schreckenvolle Ewigkeiten
Breiten wild sich aus.
— — — — — — — — —
Durch die Düneneinsamkeit
Tönet helles Singen,
Naht ein Mägdlein voller Freud',
Möcht' den Sturm bezwingen.
„Brause, Sturm, nur wild daher,
Hei, welch muntres Jagen!
Jauchzend spring' ich vor dir her,
Leicht von dir getragen.
Brause, Sturm, nur zu,
Brause, brause du!"
Und es neigt sich zu dem Grund,
Will den Schaum flink fangen —
Da am schwarzen Wellenschlund
Bleibt sein Auge hangen:
Träumend bang steht's Well' um Well'
Gierig nach sich lecken,
Schaut nun unterm Schaume hell
Finster wilde Schrecken.
Hilfesuchend flieht sein Blick
In die grauen Weiten,
Bebend weicht das Kind zurück —
Schwarze Ewigkeiten
Breiten wild sich aus,
Wog' mit Wog' sich mengt,
Und im Sturmgebraus
Alles zu ihr drängt.
Von dem wilden Schwall
Ist das Kind umbrauft,
Rings droht schwarz das All, —
— Und dem Mägdlein grauft.
„Wehe, weh — Unendlichkeit,
Wehe, weh — du dunkler Wind,
Wehe — wilde Einsamkeit —"
— — Schauernd flieht das Kind.

Theodora Arter.

Briefkasten

S., Delmenhorst. Der Textilarbeiter.

K., Bukarest. Wir können Ihnen nichts Bestimmtes empfehlen.

M., Mühlheim. Das Stenogramm ist im Verlage des „Vorwärts" erschienen.

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

Die Hilfe

Nationalsoziale Wochenschrift

NUMMER 4

Sonntag, den 29. Januar 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Die russische Revolution — Frankreich — Die Frankfurter Zeitung — Die badischen Jungliberalen — Gegen Unfreiheit in der Religion) — **Fr. Naumann:** Aufruf für die Angehörigen der Streikenden! — **Dr. Eugen Katz:** Wo stehen wir im Streik der Bergleute? — **Dr. W. Waltz:** 1889 und 1905 — **Fr. Naumann:** Der wachsende Volksbedarf — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — **Professor W. Rein-Jena:** Ernst Abbe — **Richard Meusel:** Mecklenburgs höhere Schulen **G. Traub:** Freiheit — **Fr. K.:** Bergarbeiter im Ruhrrevier — **Erich Schlaikjer:** Aus den Papieren eines Philantropen. VIII. — Büchertisch — Allerlei — Briefkasten.

Politische Notizen

Die russische Revolution. Der Krieg gegen das Volk ist ausgebrochen. In der Hauptstadt des Zaren sind Menschen weggeschossen worden wie Tiere bei der Treibjagd. Es kann sein, daß ihr Tod nicht den geringsten Nutzen bringt, aber es wird wahrscheinlich anders kommen. Wer mag es wissen? Es kann sein, daß mit dem einen schweren Blutbade eine längere Ruhe der Regierenden erkauft ist. Die Rücksichtslosigkeit kann der Menge einen Schrecken eingejagt haben, den sie so bald nicht wieder verliert. Aber wahrscheinlich ist das nicht. Überall, wo es hungernde Menschen gibt, fürchtet man sich vor dem Schießen nur wenig, denn was bietet das Leben? Eine wirkliche Not kann nicht mit Soldaten still gemacht werden. Und alle Berichte stimmen darin überein, daß es in vielen Teilen Rußlands jene letzte und äußerste Not gibt, die wie harter Frost selbst feste Pfeiler spaltet. Die wirtschaftliche und politische Not sind dabei nicht zweierlei Dinge, denn dieses Volk kann wirtschaftlich nicht glücklich sein, weil es politisch gebunden ist. Was der Priester Gapon dem Zaren sagen wollte, ist im Kern der Sache die Wahrheit: wir können nicht leben, weil wir keine Rechte haben. Dieser Priester, von dem wir bis jetzt nicht wissen, ob er tot, verwundet oder gefangen ist, scheint eine fast mittelalterliche Größe zu haben: er geht mit dem heiligen Kreuz einer waffenlosen Menge voran, die den Tod nicht fürchtet, da sie mit Verzweiflung und Glauben angefüllt ist. Noch glaubt er bei seinem Heldengange an den Zaren, aber es ist seine letzte Anstrengung, denn er sagt zu ihm: „Wenn du wankelmütig nicht vor dem Volke erscheinst, dann zerreißest du das moralische Band zwischen dir und dem Volke. Das Vertrauen zu dir wird schwinden, da unschuldiges Blut zwischen dir und dem Volke fließen wird." Ein solcher Märtyrer kann viele andere Blutzeugen erwecken. Und wer sagt, welche Kräfte aus der blutigen Glut dieser Tage noch können geboren werden, welche Helden der Verzweiflung aufstehen werden und — wie lange das Heer bereit ist, blindlings zu schießen? Die Herrschaft des Zaren beruht heute mehr als je auf dem Heer. Versagt das Heer, dann mag er sein Haupt umhüllen und sich auf ein Schiff setzen. Nur Roß und Reisige sichern die steile Höh', wo Zaren stehen! Von Liebe des freien Mann's ist keine Rede. Kosaken erhalten den Staat, und alles was Bildung hat, wird diesem Staate immer mehr entfremdet. Der Kosak steht an den Straßen, eine Zeitung erscheint nicht, es lebe der Zar! Für diesen Staat soll in Ostasien auf Tod und Leben gekämpft werden. Aber was weiß man in Mukden von dem Blute, das in Petersburg fließt? Die einen sterben für den Zaren und die anderen gegen ihn und beide sterben, weil sie schlecht regiert werden. Wir Deutsche sehen dem beginnenden schwersten Jahre des russischen Reiches mit Spannung und Angst entgegen. Unsere Angst ist, daß wir selber etwas Törichtes tun, daß Bülow bereit sein wird, den russischen Regierenden gegen ihre eigenen „Untertanen" zu helfen. Das würde ewig falsch sein. Wir müssen streng neutral bleiben. Gerade weil wir für das Zusammengehen der Deutschen und Russen in der großen Politik eingetreten sind, haben wir die besondere Pflicht, jetzt vor dem Eingreifen in Rußlands innere Geschicke zu warnen. Laß stürzen, was stürzen will! Auch aus der Revolution wird sich, falls sie gelingen sollte, irgend eine Herrschaft herausarbeiten, und auch mit dieser müssen wir dann politisch arbeiten können.

Frankreich. Das Ministerium Combes ist ehrgeizigen Strebern zum Opfer gefallen. Seine Politik fand bis zuletzt eine Mehrheit, aber Mitglieder des Blocs benutzten die Denunziantenaffairen, um die Stimmung zu ihren Gunsten gegen Combes auszubeuten. Nachdem einer der Quertreibern, der Radikale Doumer, mit Hilfe der gesamten Reaktion zum Kammerpräsidenten gewählt war, war der Rücktritt von Combes besiegelt. An seiner Stelle tritt ein gemäßigteres Ministerium Roubier, von dem man bisher nur sagen kann, daß es die Trennung von Staat und Kirche nicht mit gleicher Schärfe durchführen kann. Alles in allem scheint das Ende des Blocs gekommen zu sein, nicht durch die Schuld der Sozialisten, die bis zuletzt Combes treu und loyal unterstützten, sondern durch die Eifersüchteleien bürgerlicher Radikaler, die sich ihren Aufgaben moralisch nicht gewachsen zeigten.

Die **„Frankfurter Zeitung"** erörtert die Frage, warum die Einigung des Liberalismus in Süddeutschland bessere Fortschritte macht als im Norden, und bemerkt sehr richtig: „Warum in Norddeutschland die Verhältnisse noch zurück sind, das liegt aber nicht ausschließlich an der Stellung zur Sozialdemokratie. In der freisinnigen Volkspartei bemühen sich einzelne Politiker, einer Einigung den größten Widerstand zu leisten und sie finden Unterstützung in Berliner Redaktionen, in denen ein Zusammenhang mit den politischen Kreisen der Provinz nie vorhanden war oder längst verloren gegangen ist. Die Einigungsbewegung ist aus den Wählern hervorgegangen, der Widerstand wird in der Hauptsache von Stubenpolitikern geleistet. Es ist sehr bedauerlich, daß die „Freie Deutsche Presse" all ihren Witz in der Bekämpfung der Vereinigung verschwendet. Die neue Leitung dieses Blattes vermag sich in die neuen Verhältnisse nicht zu finden, wie es der Gründer gekonnt hätte, stünde er in der alten Rüstigkeit und mit dem alten Verständnis für praktische Politik an der Spitze. Das Arbeiten nach überkommenen Heften ist in der Politik oft schädlich, zumal in einer Zeit, die so nach frischem Leben dürstet, wie der jetzigen. Man kann auch den Anschluß versäumen, wenn man den Fahrplan auswendig zu kennen glaubt."

Die badischen Jungliberalen zeigen immer deutlicher, daß man sich auf ihren Liberalismus verlassen kann. Wir verweisen auf folgende Äußerungen des Amtsrichter Dr Koch-Mannheim: „Man kämpft nicht ungestraft Jahre hindurch an der Seite eines natürlichen Gegners gegen einen natürlichen Verbündeten. So etwas färbt ab, und so wurden die Nationalliberalen durch diese Waffenbrüderschaft in militärischen Fragen unmerklich auch in andern, wo der Liberalismus zu schützen war, nach rechts gedrängt. Die Rechtsschwenkung hatte wieder die Folge, daß viele Elemente sich der nationalliberalen Partei anschlossen, die in ihrem innersten Herzen konservativ gesinnt waren." Koch meinte mit Recht, daß das Zentrum groß geworden sei, weil es liberale Forderungen aufgenommen und diese oft gegen die Liberalen vertreten habe. Ein anderer Jungliberaler betonte, daß man das Zentrum nicht so bekämpfen dürfe, daß man die Katholiken religiös verletze. Auch das ist ein Fortschritt gegenüber den Kulturkämpfern im badischen Nationalliberalismus. Allgemein aber erachtete man die Sozialdemokratie gegenüber dem Zentrum als das geringere Übel.

Digitized by Google

Gegen Unfreiheit in der Religion protestierte eine große Berliner Versammlung, in der Professor Pfleiderer und Abg. Schrader gesprochen haben. Es handelt sich um das unerhörte Vorgehen des Brandenburger Konsistoriums gegen den würdigen und unzweifelhaft tüchtigen Pfarrer Dr. theol. Fischer an der Markuskirche in Berlin. Dem mehr als 50jährigen Manne wird amtlich bekundet, daß er sich „noch in einem Entwickelungs- und Übergangsstadium befindet, aus welchem es ihm durch Gottes Hilfe gelingen kann, sich zu einer Erfassung des wahren Wesens der christlichen Religion hindurchzuarbeiten". Die Kreuzzeitung nennt das spottender Weise die „denkbar schonendste Form der Ermahnung". Alle freiheitlichen Christen sind einig in der Verurteilung des Konsistoriums. Wohin soll es führen, wenn aller Wahrheitssinn künstlich unterdrückt wird? Selbst vom Standpunkt der Rechtgläubigkeit aus ist dieses Vorgehen falsch, denn wer in aller Welt wird noch einem Orthodoxen glauben, daß er aus Überzeugung redet, wenn sein Glaube durch Verwarnungen der Andersgläubigen privilegiert wird? Vergewaltigung des Glaubens ist stets im innersten Kern Unglaube, denn wer da glaubt, der zwingt nicht. Ein Konsistorium, das Glaubensgerichte abhält, steht auf der Seite von Hannas und Kaiphas. Das nennt sich dann „Erfassen des wahren Wesens der christlichen Religion".

Aufruf für die Angehörigen der Streikenden!

Der große Kampf der Bergleute dreht sich nicht nur um die Klasseninteressen der Bergarbeiter. Ob er einen sichtbaren Erfolg haben wird, läßt sich heute nicht sagen, aber da der Streik trotz der ernsten Abmahnungen der Gewerkschaftsführer aus der Menge heraus für unvermeidlich gehalten wurde, muß die Sachlage genommen werden, wie sie liegt. Die Bergarbeiterschaft kämpft mit sehr geringen Mitteln gegenüber einer äußerst kräftigen und geeinten Unternehmerschaft um ihr Recht. Es ist wahr, daß der Streik mit Kontraktbruch begonnen hat, aber das was die Zechenverwaltungen vorher getan haben, ist mindestens eine ebenso große Verletzung früherer Abmachungen. Hätten die Zechenverwaltungen sich bereit erklärt, eine Vertretung der Arbeiter in den großen Betrieben zuzulassen, so würden die Beschwerden der Arbeiter rechtzeitig und auf geordnetem Wege zum Ausdruck und vielleicht zum Ausgleich gekommen sein. Das haben die Zechenbesitzer nicht gewollt. Sie wollen ihr Berggebiet auf russische Weise regieren. Ist es da ein Wunder, wenn eines Tages der Brand aus der Berghalde herausbricht. Nicht um Parteisache handelt es sich. Sozialdemokraten, Zentrumsleute und Liberale stehen Schulter an Schulter. Das Recht der Freiheit und Persönlichkeit im Betriebe erhebt sich gegen eiserne Vergewaltigung. Die Übermacht des Kartells macht eine Hauptprobe, was sie den Arbeitern, den Konsumenten und der Regierung bieten kann. Wie hilflos stehen die Beamten des Staates vor den Herren der Kohle, die es ablehnen, auf Verhandlungen einzugehen! Siegt das Kohlenkartell, so ist das eine Niederlage des Staates und Volkes gegenüber einer Minderheit, die sich zum Staat im Staate ausbildet. Deshalb hatte der Kardinalbischof von Köln von seinem Standpunkt aus völlig recht, wenn er die Angehörigen der Streikenden unterstützte. Auch wir müssen auf ihre Seite treten, wenn wir mit unseren Mitteln der wahren Kultur dienen wollen. Wir bitten unsere Gesinnungsgenossen, nach Kräften für die Lebenshaltung der Familien der Streikenden beizusteuern. Gaben sind zu senden an 1. Herrn Verbandskassierer Paul Horn, Bochum, Wiemelshausenerstraße 38—40, für den alten Bergarbeiterverband; oder 2. Herrn Paul Ziegler, Düsseldorf, Immermannstraße, für die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine; oder 3. Herrn Effertz, Altenessen, für die christlichen Gewerkvereine; oder 4. an die Expedition der Hilfe.

Wer schnell gibt, der gibt doppelt! Denkt an die Frauen und Kinder!

Fr. Naumann.

Wo stehen wir im Streik der Bergleute?

Das Koalitionsrecht bedeutet nichts, solange es eine bloße papierne Befugnis darstellt. Was nützt den Arbeitern die formale Berechtigung, sich zur Verfolgung gemeinsamer wirtschaftlicher Ziele zusammenzuschließen, wenn die Unternehmer ihre vorübergehende oder dauernde kapitalistische Machtentfaltung dazu verwenden, die Arbeiterorganisationen aus den Beziehungen zwischen Unternehmern und Arbeitern auszuschalten? Soll das Arbeitsverhältnis auf eine absolutistische oder eine konstitutionelle Grundlage gestellt werden? Das ist die wichtigste Frage der gesamten Sozialpolitik. — Man wird allen Wechselfällen dieses Streiks gegenüber stets fest im Auge behalten müssen, daß hier das Prinzip des sozialpolitischen Absolutismus mit dem des sozialpolitischen Konstitutionalismus im Kampfe steht.

Mit diesen Worten bezeichnet Theodor Barth in der „Nation" die Haltung, die der seines Wesens bewußte Liberalismus zu dem Streik im Ruhrrevier einnehmen muß. Sollen die Arbeiter in der schweren Industrie Staatsbürger oder Sklaven sein? Sollen sie einen wirklich freien Arbeitsvertrag abschließen können oder sollen sie dazu verurteilt sein, einzeln und zerbröckelt ihre Arbeitskraft um jeden Preis anzubieten? Sollen sie schutzlos sein gegenüber der gesammelten Wucht des Kapitalismus? Das ist die Kernfrage des Kampfes, in dessen Vordertreffen die Ruhrbergleute stehen. Sie kämpfen für das Recht des Staatsbürgers und der freien Persönlichkeit. Und da kann es nicht zweifelhaft sein, auf welche Seite wir in diesem Kampfe gehören.

Der deutsche Liberalismus in seinen Anfängen stand den Organisationen der Arbeiter nicht freundlich gegenüber. Das geschah nicht aus Sonderinteressen, sondern weil man, auf der Doktrin des englischen Liberalismus fußend, vom Organisationswesen überhaupt nichts hielt. Man predigte das Heil des kraftvollen Individuums, dem auch ohne Organisation die Möglichkeit zum Aufsteigen und zur freien Entfaltung seiner Kräfte gegeben sei. Natürlich ging die Zeit über diese Anschauungen, die in kleingewerblichen Verhältnissen hängen geblieben waren, hinweg. Deutschlands großindustrielle Entwickelung ließ nur eine verschwindende Minderheit aus dem Arbeitsverhältnis zu industrieller Selbständigkeit gelangen. Heute wird die Organisationsfeindlichkeit wesentlich nur noch von rückständigen Nationalliberalen vertreten, jetzt aus Klasseninteressen der Arbeitgeber, denn für sich selbst nehmen die Herren das Recht in Anspruch, in Arbeitgeberverbänden und Syndikaten für ihr eigenes Wohl zu sorgen. Alle Liberalen aber, die das Persönlichkeitsideal nicht verloren haben, das der alte Liberalismus mit unwirksamer Methode vertreten wollte, sie sind der Überzeugung, daß nur die Organisation den Arbeiter vor Verelendung schützt — wenn auch die Organisation nur eine beschränkte Möglichkeit des Aufsteigens bietet.

Aber der moderne Kapitalismus hat Verhältnisse geschaffen, in denen auch das Recht der Koalition nicht viel hilft und auch nicht helfen würde, wenn die letzten Schranken der Koalitionsfreiheit fielen. Im Kohlenbergbau und der großen Eisenindustrie, wo wenige Riesenbetriebe über eine nach Millionen zählende Bevölkerung gebieten, sind die Gewerkschaften, auf eigene Kraft angewiesen, machtlos. Es ist nicht nur der Reichtum an Kapital, der die Unternehmer in den Arbeitskämpfen überlegen macht. Man muß sich nach andere Umstände klar machen, wenn man das montanindustrielle Unternehmertum in seiner ganzen Kraft und Halsstarrigkeit richtig einschätzen will.

Die Syndikate, die ursprünglich Verbände der Produzenten zur Hochhaltung der Preise sind, werden zu Organisationen der Arbeitgeber, die sich mit der Lohnpolitik befassen. Im Bergbau bilden die Arbeitslöhne oft 50—60 Prozent der gesamten Produktionskosten. Liegt es da nicht nahe, daß das Kohlensyndikat, um seinen Mitgliedern möglichst hohen Gewinn zu schaffen, den Preis der Arbeit drückt? Otto Hué hat mit aller Exaktheit nachgewiesen (Sozialistische Monatshefte), daß das Kohlensyndikat seit längerer Zeit tatsächlich als Arbeitgeberverband wirkt. Das muß natürlich auch die Politik der anderen großen Syndikate beeinflussen, in denen vielfach dieselben Persönlichkeiten sitzen wie im Kohlensyndikat. Damit entsteht für die Arbeiter eine furchtbare Gefahr. Die Konkurrenz der Arbeitgeber, die in anderen Betriebszweigen den Forderungen der Arbeiter zugute kommt, fällt ganz fort. Die Nachfrage nach Arbeitskräften wird in diesem natürlichen Arbeitgeberverband vollkommen zentralisiert. Es entsteht ein einziger Riesenarbeitgeber, der mit seinem kolossalen Kapital alle Arbeitsbedingungen diktieren und jeden Streik aushungern kann. Er kann seinen Arbeitern theoretisch die

Digitized by Google

Möglichkeit der Organisation gewähren, aber in der Wirklichkeit jedes Vorgehen der Gewerkschaften mit eiserner Faust niederhalten.

Die Syndikate können sich so viel Intelligenzen kaufen, wie sie nötig haben. Mit Feldherrnblick übersehen sie das Wirtschaftsleben. Ihre Verbindungen reichen bis zu den höchsten Regierungskreisen. Sie treiben eine weitausschauende Politik, nicht nur um den Konsumenten, sondern vor allem auch um ihre Arbeiter zu schröpfen. Sie wissen genau, daß, wenn *außerhalb* ihrer Betriebe auf dem Arbeitsmarkt das Lohnniveau steigt, davon nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage schließlich auch ihre Werke betroffen werden. Daher bildet die Montanindustrie den Sitz allgemeiner Koalitionsfeindschaft, in ihr hat der Zentralverband der Industriellen seine hauptsächliche Stütze, und alle Versuche, das Koalitionsrecht zu schmälern, finden in den Herren von Kohle und Eisen ihre natürlichen Befürworter. Wo sie es mit Gewalt nicht erreichen können, beginnen sie es mit List; die Wohlfahrtseinrichtungen der schweren Industrie haben zumeist die ausgesprochene Absicht, den Arbeiter schollenpflichtig zu machen; hinter schlecht vergoldeten Käfigstangen werden Staatsbürgerrechte gefesselt.

Hier, wo das Koalitionsrecht der Arbeiter versagt, helfen nur Staatseingriffe. Gesetzlich muß die Koalitionsfreiheit gewährleistet werden. Gesetzlich müssen Arbeiterausschüsse konstituiert und in ihrer Tätigkeit gesichert werden, die bei der Festsetzung der Arbeitsbedingungen mitzureden haben. *Der Abgeordnete Gothein hat im Reichstag einen Antrag der freisinnigen Vereinigung auf staatlich geschützte Arbeiterausschüsse angekündigt.* Das ist die Forderung, die der Liberalismus stellen muß, um die Persönlichkeitsrechte in den Riesenbetrieben zu schützen. Es ist die Konsequenz des Koalitionsrechtes in den großen Monopolbetrieben, wo ohne Staatseingriff alle Koalitionsfreiheit toter Buchstabe bleibt.

Man wird weiter zu erwägen haben, ob die Organisationen der Arbeiter nicht auch einen gewissen Einfluß auf die Produktion haben sollen. Die Arbeiter sind die hauptsächlichen Opfer der Zechenstillegungen und der übrigen Spekulationspolitik der Kartelle. Nach englischem Muster sollte ihnen in dem Kartell der Kartelle, dem wir stetig näher kommen, Sitz und Stimme übertragen werden.

Es ist ein Ereignis von geschichtlicher Bedeutung, daß in einem großen Arbeitskampf die ganze öffentliche Meinung, bis tief in konservative Kreise hinein, rückhaltslos auf Seiten der Arbeiter steht. Das hat nicht nur das tadellose Vorgehen der Organisationen der Arbeiter, nicht nur die an Cäsarenwahnsinn erinnernde Haltung der Grubenherren bewirkt. Ein Strom von Freiheitsgefühl und Selbständigkeit fließt durch das deutsche Volk. Man sieht die ganze Gefahr der, bisher vielen noch dunklen, Syndikatsmacht, die den Staat verschluckt, wenn sie nicht vom Staate bezwungen wird. Die Arbeiter kämpfen zu ungelegener Zeit, unter ihnen ungünstigen Umständen. Um so eher müssen sie unterstützt werden als Pioniere der Freiheit und des Rechtes der Persönlichkeit gegenüber einem gemeingefährlichen Ausbeutertum.

Man hat von koalitionsfeindlicher Seite versucht, den Organisationen einen Strick daraus zu drehen, daß wider ihren Willen der Streik losbrach. Diese Heuchler! Nicht *weil* Organisationen da waren, sondern weil *zu schwache* Organisationen da waren, wuchs die Brandung den Führern über den Kopf. In Krimmitschau, im Berliner Metallarbeiterstreik, wo mit einer starken Gewerkschaftsmacht geschlagen wurde, schwenkten die Arbeiter auf ein Zeichen von oben ein. Im Ruhrrevier war unter den vielen ungelernten und fremdländischen Elementen diese Disziplin auch beim besten Willen der Führer nicht möglich. Der berechtigte Groll über die Mißstände schlug in offene Leidenschaft um, und da trat ein, was Hué im Reichstag schilderte:

„Wer den Bergmann und die Bergarbeit kennt, für den ist es selbstverständlich, daß, wo die eine Zeche streikte, auch auf den anderen Zechen, die den Streikenden Hülfe leisten konnten, aus kameradschaftlichem Sinne die Arbeit eingestellt wurde. Wie oft müssen die Kameraden unten in der Tiefe unter Einsetzung des eigenen Lebens einen Kameraden vom Tode retten! Wie oft in die Wetterschwaden hineinsteigen, wie oft unter Aufopferung ihres eigenen Lebens Menschenpflicht und Christenpflicht im besten Sinne des Wortes erfüllen! Und von denselben Leuten will man verlangen, daß, wenn ihre Kameradschaft im Streik steht, sie kalten Herzens weiter arbeiten sollen und sagen: verblutet Euch, ihr erreicht doch nichts und wir bleiben bei unserer schönen Arbeit! Da müßte der Bergmann nicht Bergmann sein, dann würde die Zahl der Unglücksfälle ins Unzählbare steigen, dann gäbe es keinen Todesmut, keine Opferfreudigkeit mehr und ohne das höchste Maß von Kameradschaftlichkeit ist der Bergbau nicht zu treiben."

Mit dieser Sachlage hat man zu rechnen. Vor ihr verschwinden alle kleinen Bedenken. Die Bergleute im Ruhrrevier stehen in einem Kampfe für die Freiheiten und Rechte, die das allgemeine Wohl bedingen. Aus eigener Kraft können sie gegenüber den Grubenmagnaten nicht siegen. Deswegen ist es Pflicht aller Mitbürger, die fühlen, daß jene Tapferen auch für sie, für ihre politischen Ziele, darben und hungern: *die Streikenden zu unterstützen, mit Geld und mit allem moralischen Einfluß, der sich ausüben läßt.*

Eugen Katz.

1889 und 1905

Mein letzter Brief an die „Hilfe" ging ab, noch bevor der allgemeine Ausstand proklamiert war. Am Montag konnte ich in Essen in der entscheidenden Sitzung anwesend sein, wo der Generalstreik der Bergarbeiter beschlossen wurde. Wie verschieden war dies Bild einer Versammlung von dem, das ich in meinem ersten Schreiben zu zeichnen versucht habe! *Ruhe* war die Signatur des Ganzen, und Ruhe kennzeichnete auch die Riesenversammlung in Oberhausen, wo ich Montag abend der Verkündigung des allgemeinen Ausstandes beiwohnte. Alle Erregung scheint verflogen, jeder scheint zu fühlen, daß es jetzt die technische Ausführung der gegebenen Anordnungen ist, von der alles, abhängt und mit fast bureaukratischer Gewissenhaftigkeit und Ruhe werden alle Befehle der Versammlungsleitung gegeben und befolgt. Die Entleerung der überfüllten Säle geht nach Vorschrift, so ruhig, wie wenn Kinder bei einem zur Übung veranstalteten Feueralarm die Schule verlassen; auf Zeche „Luise Tiefbau", wo wegen Gefahr der Stillegung nicht gestreikt werden soll, fahren auf Anordnung der Streikleitung am anderen Tage alle Bergmappen mit militärischer Pünktlichkeit wieder an. Die Polizei findet wenig Arbeit, ist mal hier und da etwas los, so sorgen die Ordnungsbeamten der Arbeiterorganisationen als „ordinärste" und berufenste Schutzmannschaft gleich wieder für Ruhe.

Das Wort Ruhe charakterisiert den Streik bis heute und hoffentlich auch weiterhin. Man versteht gar nicht, wo die vielen Arbeiter und die großen Polizeiaufgebote stecken, wenn man über die Straßen geht. Allerdings Museen, Lesehallen und Bibliotheken sollen jetzt ganz besonders in Anspruch genommen sein. Ein schönes Zeichen für die Arbeiterschaft, und es wäre nur zu wünschen, daß systematisch für die Befriedigung derartiger Bedürfnisse, z. B. durch Bücherlieferungen usw. gesorgt werden könnte, denn die größte Gefahr, die leicht zu Unruhen zu führen imstande ist, bietet m. E. der ungewohnte und andauernde Mangel einer Beschäftigung. Auch für die Lohnzahlungen pro Dezember ist die Ruhe, mit der sie vor sich gehen, bezeichnend. Sie verlaufen, wie man hören kann, wohl auch ruhiger als gewöhnlich, was sicher den energischen Warnungen aller Führer vor dem Alkoholgenuß zuzuschreiben ist.

In der Ausdehnung des Streiks ist jetzt ein Stillstand eingetreten, um 200000 etwa schwankt die Zahl der Ausständigen. Da eine Anzahl von Zechen nicht streiken darf, und da eine große Anzahl von Belegschaftsmitgliedern für den Streik nicht in Betracht kommen, ist mit einer weiteren Ausdehnung des Ausstandes nicht mehr zu rechnen. Genaue Ziffern lassen sich kaum feststellen, manche Zeitungen rechnen bei einer Gesamtbelegschaft von 268 000 Mann mit 240–250 000 Streikenden, die offiziellen Berichte des „Vereins für Bergbauliche Interessen" melden immer über 190 000, aber jedenfalls dürfte die Ziffer von 200 000 nicht zu hoch gegriffen sein. Trotz dieser Masse feiernder Arbeiter, trotz der Masse unruhiger, ausländischer Elemente wurde die Ruhe bisher nur in kaum nennenswerter Weise gestört, aber trotzdem werden die Polizeimannschaften fortwährend verstärkt. Hoffentlich werden sie, ohne tätig werden zu müssen, in ihre Heimat zurückkehren können, um die Erfahrung bereichert, daß nicht „hinter jedem Streik die Hydra der Revolution lauert", und mit der Erinnerung an eine angenehme Unterbrechung des sonst so eintönigen Dienstes.

Da der Ausstand schon über 14 Tage währt, ist es jetzt schon möglich, die letzte große Bergarbeiterbewegung von 1889 zum Vergleich heranzuziehen. Auch 1889 kam die Bewegung den Führern überraschend, auch damals hatte sich seit langer Zeit Zündstoff angehäuft, der nur an einem Ort angezündet werden mußte, um dann flammend in die Höhe zu schlagen. Damals war aber die Zahl der Arbeiter noch nicht halb so groß wie heute, die Belegschaft betrug etwa 110000 Mann gegenüber der heutigen Ziffer von 268 000. Von diesen 110 000 streikten im Höhepunkt der Bewegung 90 000, und heute lassen 200 000 Arbeiter die Hacke ruhen.

Jedoch verlief der Streik in den Tagen, die wir zum Vergleich heranziehen können, ganz anders, da ja die Masse weit ungeschulter als heute war. Am 3 Mai traten 3 Zechen in den Ausstand, am 4 waren es 8, am 8. Mai 45, am 9. Mai 105, und so wuchs die Bewegung nach

Digitized by Google

und nach, bis zum Höhepunkt, dem 14. Mai, wo etwa 150 Zechen mit 90 000 Arbeitern (ca. 90 pCt) die Arbeit niedergelegt hatten. Charakteristisch für diese Bewegung ist also die Verzettelung, die sich vom 15 Mai an auch bei der Wiederaufnahme der Arbeit zeigte. Die heutige Bewegung bietet ein ganz anderes Bild. In mächtigen Sprüngen wuchs in wenigen Tagen die Zahl der betroffenen Zechen, und die erreichte Höchstzahl von etwa 200 000 Ausständigen hat schon tagelang angehalten. Natürlich ist diese Verschiedenheit auch von bestimmendem Einfluß für die Aussichten.

Weiter — ist die Ruhe heute charakteristisch, so war es 1889 die Unruhe. Gewiß wurde auch damals gesagt: hier ist alles ruhig, nur die Behörden sind nervös, aber schon die Versammlungsreden zeigen, daß damals doch der Ton ein anderer war. Und als dann schon am 5 Mai in Gelsenkirchen und Wanne Militär einrückte, das am 6. Mai verstärkt wurde, und als am 7. dann auch in Bochum und Dortmund Flinten sichtbar wurden, da war es mit der Ruhe vorbei, es kam zu Tumulten, Exzessen und das Repetiergewehr trat in Tätigkeit. Daß jetzt der Minister versucht, mit der „ordinären" allerdings verstärkten Polizei auszukommen, diese Tat soll ihm nicht vergessen werden, sie hat wesentlich zur Beruhigung aller Kreise beigetragen.

Von größtem Interesse ist weiter die Stellung der Presse 1889 im Vergleich zu heute. Dr. Natorf, Geschäftsführer des „Vereins für die Bergbaulichen Interessen" gießt in seiner Schrift über diesen Ausstand die volle Schale seines Zorns über das Treiben der klerikalen Presse und Partei aus. Über die Veranlassung dieses Streits bemerkt er: „Namentlich die klerikalen Blätter des Bergbaubezirks haben in der Entstellung der Wahrheit und in der Verleumdung und Verhetzung der Grubenverwaltungen das Unglaubliche geleistet, und wer mit einiger Aufmerksamkeit und Unparteilichkeit das nichtswürdige Gebahren dieser Blätter verfolgt hat, wird nicht darüber im Zweifel sein können, daß, wenn der Arbeiter-Ausstand diesen leidenschaftlichen Verlauf genommen hat, der zu den revolutionären Ausbrüchen in der Bochumer Versammlung führte, die Verantwortung dafür in erster Linie auf jene im christlichen Gewande einherschreitenden christlichen Organe zurückzuführen ist." Oder an einer anderen Stelle: „Was diese Partei und ihre Bestrebungen besonders gefährlich macht, das ist das Banner, unter dem sie zu kämpfen vorgibt. Mit heuchlerischer Miene umhüllt sie ihre wüsten Forderungen und Angriffe mit dem Mantel der Religion, und rechnet es sich zum besonderen Verdienst an, daß sie es sei, welche es verhindert habe, daß in den Arbeiterkreisen des Bezirks die Sozialdemokratie bis dahin nur wenig Boden gefunden habe! In demselben Atemzuge vertritt sie Grundsätze, die sich von denen der Sozialdemokratie unterscheiden wie ein Ei vom anderen." Alle Bestrebungen und Parteien, die Arbeiterinteressen vertreten, sind selbstverständlich sozialdemokratisch. Was denn sonst? Religion und Patriotismus sind doch irrelevant für dies Urteil, sie vermindern ja den Profit nicht.

Heute sind natürlich die sozialdemokratischen in der Hauptsache an Stelle der klerikalen Organe getreten, jedoch treten auch diese in der Mehrzahl erfreulich scharf für die Arbeiter ein. Heute sind die freien Gewerkschaften, mit ihren sozialdemokratischen Mitgliedern ausschlaggebend, und wenn man demgegenüber die Verhältnisse von 1889 betrachtet, so müssen wir doch einen großen Fortschritt feststellen. Hätte damals die Sozialdemokratie in ihrer Presse und ihren Gewerkschaften die heutige Stellung eingenommen, es wäre noch ganz anders verfahren worden. Jetzt ist man auch in dieser Beziehung ruhiger geworden und trotz der sozialdemokratischen Beteiligung ist die Behörde gemäßigter als damals. Man weiß, daß hinter diesem Streik die Hydra der Revolution nicht lauert.

Fast die ganze Presse wendet ihre Sympathien den Arbeitern zu, nur gewisse Berliner Blätter verhalten sich recht reserviert. Man sieht ein, daß der Kontraktbruch für die Beurteilung der Bewegung nicht bestimmend sein darf, man sieht, daß der „freie" Arbeitsvertrag" recht unfrei ist; daß der Kampf geführt wird im Interesse der deutschen Industrie und aller Konsumenten; man weiß, daß der Widerstand der Unternehmer sich gegen die konstitutionelle Basis des Arbeitsvertrages richtet, die die Organisationen erstreben, daß der Kampf sich zugespitzt hat zum Kampf um den Preis der Erhaltung der Arbeiterorganisation, der Gleichberechtigung der Arbeiterschaft, des materiellen und kulturellen Fortschrittes Hunderttausender von Menschen. **Wilhelm Waltz.**

Der wachsende Volksbedarf

III. Bier und Tabak.

Ob es nützlich ist, Bier und Tabak zu genießen, ist eine Frage für sich. Es gibt Menschen, die einen oder beide Genüsse sich zu versagen wissen. Überhaupt sind ja die Frauen bei diesem Kapitel die weniger Beteiligten. Das hindert aber nicht, daß sie bei der Berechnung „auf den Kopf" mitgezählt werden. Auch alle Kinder bis zum Säugling werden mitgerechnet. Man mag also ermessen, wie viel einzelne trinken oder rauchen müssen, damit die Durchschnittsziffern entstehen können!

Es besteht im Bierverbrauch, wie jedermann weiß, ein großer Unterschied. Einzelne Landesteile haben schon immer soviel getrunken, als sie konnten. Ehre den Bayern! Sie standen schon vor 25 Jahren fast auf derselben Kopfziffer wie heute. In allerletzter Zeit gehen sie sogar wieder etwas rückwärts. Ihr Verbrauch schwankt im letzten Vierteljahrhundert zwischen jährlich 209 und 248 Liter auf den Kopf der Bevölkerung. Bescheidener ist schon der Württemberger. Er hat seinen Wein und Most und schwankt deshalb (nicht weil er an sich enthaltsamer wäre!) zwischen 143 und 195 Liter. Der Badenser bewegt sich zwischen 73 und 170. Bei ihm ist offenbar das Bier erst in neuerer Zeit gegenüber dem Wein im Steigen. Der Elsässer und Lothringer gewöhnt sich auch ans Biertrinken, trinkt aber jetzt erst soviel wie der Badenser vor 20 Jahren. Das übrige Deutschland können wir leider nicht nach einzelnen Landschaften betrachten, weil nur Gesamtangaben des Brausteuergebietes vorliegen. „Brausteuergebiet" ist ungefähr alles, was nördlich vom Main liegt. In diesem Gebiete steigt der Bierverbrauch in 25 Jahren von ungefähr 60 auf ungefähr 100 Liter pro Kopf. Während das Trinken von Branntwein etwas abgenommen hat, ist die Zunahme der Biertrinkerei auch in Norddeutschland sehr groß.

Ob diese Zunahme weiter steigen wird? Wir sagen ganz offen, daß wir es nicht wünschen. Aber da es auf derartige Wünsche nicht ankommt, so müssen wir gestehen: Das kann kein Mensch wissen! Es ist möglich, daß die Bestrebungen der Antialkoholisten einen volkswirtschaftlich bemerkbaren Erfolg haben und behalten. Es ist möglich, mehr kann man nicht sagen. Aber selbst wenn der Durchschnittsverbrauch etwas sinken sollte, die Quantität im ganzen wird noch weiter steigen, obwohl sie in den letzten Jahren etwas nachzulassen angefangen hat. Der deutsche Bierverbrauch betrug jährlich im Durchschnitt:

1874—78	38 700 000	hl
1884—88	43 800 000	„
1894—98	62 300 000	„
1900	70 600 000	„
1902	67 500 000	„

Rechnet man auf den Kopf 120 Liter, so ist der voraussichtliche Verbrauch im Jahre 1925 96 000 000 hl; hofft man, daß der deutsche Durchschnittsverbrauch durch viel Belehrung auf 100 Liter herabgedrückt werden kann, so sind immer noch 80 Millionen Hektoliter in Aussicht zu nehmen. Setzt man den Preis des Hektoliters bei der Brauerei mit durchschnittlich 15 Mk. und den Verkaufspreis mit durchschnittlich 30 Mk. an, so ergibt sich als Brutto-Einnahme der Brauereien auch im Falle geringeren Einzelverbrauches 1200 Millionen Mark und als Bierausgabe des Volkes 2400 Millionen Mark. Auch das will erarbeitet sein.

Ist nun schon beim Bier nicht mit Sicherheit zu beurteilen, wie sich die Gewohnheiten des Volkes verändern, so ist das bei Tabak noch schwerer. Die bisherige Geschichte des deutschen Tabakverbrauches ist voll von Schwankungen. Der größte bis jetzt vorgekommene inländische Tabakverbrauch liegt im Jahre 1897. Da betrug er 95 000 t. Im Jahre 1902 waren es nur 92 000 t. Das heißt: 1897 war der Verbrauch pro Kopf 1,8 kg und 1902 nur 1,6 kg. Die höchste Höhe, 1,8 kg ist aber schon früher, nämlich zwischen 1871 und 75 einmal dagewesen. Inzwischen waren Senkungen bis 1,4 kg vorhanden. Ob das mehr vom Geschäftsgange in Deutschland oder mehr von dem Erträgnis der Tabakernten abhängt, ist schwer zu entscheiden. Sicher wirkt beides zusammen. Das Verhältnis zwischen Tabakpreis und Tabakverbrauch ist kein ganz reines und einfaches. Für die Zukunft ist nur soviel sicher, daß trotz der Schwankungen auch bei diesem Verbrauchsartikel die Gesamtquantität steigen wird. Rechnen wir auf den Kopf 1,6 kg, so werden im Jahre 1925 jährlich etwa 128000 t gebraucht werden. Sie in Geld abzuschätzen, sind wir nicht imstande. Von dieser Menge können je nach der Ernte 30 000 bis höchstens 40 000 t im Inland erzeugt werden. Alles andere muß vom Ausland gekauft und mit Arbeit bezahlt werden. Schon heute zahlen wir für ausländische Tabaksblätter 90 Millionen Mark, für fremde Zigarren (Ausfuhr abgerechnet) 3,5 Millionen, für fremde Zigaretten 8 Millionen Mark. Womit bezahlen wir das? Mit unserem Zucker, unseren Maschinen oder sonst einer Ware, die wir besser herstellen können als andere. Zu

Digitized by Google

diesen Waren gehört auch das Bier. Im vergangenen Jahr haben wir an Bier wenigstens 13,5 Millionen Mark vom Ausland verdient. Möge das Ausland noch viel mehr deutsches Bier trinken lernen! **Naumann.**

Unsere Bewegung

Im Süden und Norden wird fleißig gearbeitet. Naumanns Hamburger Vorträge haben einen sehr guten Abschluß gehabt. Es nicht zu zweifeln, daß der liberale Gedanke in Hamburg an Kraft und Klarheit gewonnen hat. In Bayern aber treten unsere Freunde mit Frische und Festigkeit für die Einheit des Liberalismus ein. Die schon in voriger Nummer angezeigte Broschüre über „Das Wahlprogramm der vereinigten Liberalen und Demokraten Bayerns" ist sehr lesenswert. Sie wird vom Verlag der Freistatt in München, Ohmstraße 7 für 10 Pf. (und 5 Pf. Porto) versendet. In ihr haben Professor Brentano, Parteisekretär Bayer, Graf von Bothmer, Redakteur Dohrn, Privatdozent Dr. Goetz, Rechtsanwalt Dr. Prager und Lehrer Riedel in knapper Weise eine Programmschrift geschaffen, die sich überall dort mit bestem Erfolge wird brauchen lassen, wo vereinigter Liberalismus gegen Klerikalismus kämpft. Den Wortlaut des bayrischen Wahlprogramms bringt die „Hilfe" ein anderes Mal.

Die Erklärung des Vorsitzenden des Wahlvereins der Liberalen, Abg. Schrader, die in letzter Nummer mitgeteilt wurde, hat günstig gewirkt. Die Einheit unserer Partei ist gesichert und die Außenwelt gewöhnt sich daran, daß wir einig sind. Natürlich versuchen die „Freie Deutsche Presse" (Freisinnige Zeitung) und die „Vossische Zeitung" noch weiterhin Unfrieden zu säen, aber es wird ihnen nicht gelingen. Wir machen nochmals alle unsere Parteigenossen darauf aufmerksam, daß die Generalversammlung des Wahlvereins der Liberalen am 11. und 12. Februar in Berlin stattfindet. Als Hauptpunkte der Tagesordnung sind in Aussicht genommen die Schulfrage und die Handelsverträge. Daneben ist von besonderer Wichtigkeit der politische Jahresbericht. Jedes Mitglied ist zur Teilnahme berechtigt, da das neue Statut erst auf der Generalversammlung angenommen werden soll. Anmeldungen und Anträge sind an das Sekretariat des Wahlvereins, Berlin SW., Dessauerstr. 1, zu richten.

Die „Liberale Korrespondenz" ist nicht, wie in Anfragen einzelner Parteifreunde angenommen wird, eine Tageszeitung, sondern eine als Manuskript gedruckte Korrespondenz, die im wesentlichen für Zeitungsredaktionen bestimmt ist. Die „Liberale Korrespondenz" kann aber auch zu ermäßigtem Preise an Privatpersonen verschickt werden, und das ist zu begrüßen, da sie ein gutes Mittel politischer Unterrichtung und Schulung ist. Alle Anfragen, die sich auf die „Liberale Korrespondenz" beziehen, mögen in Zukunft nicht an die Redaktion der Hilfe, sondern an Herrn Redakteur C. Bürger gerichtet werden (Berlin SW., Dessauerstr. 1).

Berlin. Am 25. Januar veranstaltet der sozialliberale Verein eine öffentliche Versammlung in der Ressource (Kommandantenstr.). Thema: Der Bergarbeiterstreik im Ruhrgebiet. Referenten sind die Herren: Dr. Theodor Barth, Abgeordneter Karl Schrader, Arbeitersekretär Erkelenz-Düsseldorf.

Solingen. Sozialliberaler Verein für den oberen Kreis Solingen. (Vorsitzender Dr. med. Kronenberg, Solingen, Hochstr. 30, tagt jeden Mittwoch abend, Stammtisch im „Kaiserhof", Kaiserstr. 1 Ecke Birkerstr.) Der öffentlichen Versammlung am 19. Januar im Gardesaal des Bayrischen Hofes, in der Pfarrer Müller-Solingen, einen fesselnden Vortrag über die Bedeutung des Kaisertums für die neudeutsche Entwickelung hielt, und die uns wieder einige neue Mitglieder brachte, ging eine Mitgliederversammlung voraus. In dieser wurden der 1. Vorsitzende Dr. med. Kronenberg, der 1. Schriftführer Redakteur Lutz und der Kassierer Elektrotechniker Flade wiedergewählt. Ferner wurden noch je ein Stellvertreter und drei Beisitzer gewählt. Es wurde beschlossen, jeden Monat eine geschlossene Mitgliederversammlung, verbunden mit Diskussionsabend, und eine öffentliche Versammlung abzuhalten. Zu der am 11. und 12. Februar in Berlin stattfindenden Generalversammlung des Wahlvereins der Liberalen werden die Herrn Dr. Kronenberg und Elektrotechniker Flade delegiert. Eine Sammlung für die streikenden Bergleute ergab 22,70 Mk. Dieser Betrag wurde dem Vorsitzenden des hiesigen Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereins übergeben. Auch erklärten sich die Mitglieder bereit, in ihren Verkehrskreisen weitere Sammlungen zu veranstalten.

Kray b. Essen. Hier hat sich eine Ortsgruppe des Wahlvereines der Liberalen gebildet. Etwa dreißig Arbeiter und Beamte, alte und bewußte Anhänger, haben sich nun zusammengeschlossen, um demnächst in eine kräftige Werbearbeit für unsere politischen Ziele einzutreten.

Essen und Umgebung. Die Leser und Freunde der „Hilfe" werden freundlichst gebeten, sich zu einer wichtigen Besprechung am Mittwoch, den 1. Februar, abends 8½ Uhr, im Zentral-Hotel zu Essen (Kettwigerstraße 1, I) einzufinden. Vollzähliges Erscheinen ist unbedingt erforderlich.

Hamburg, 20. Januar. „Die Naumann-Vorträge sind zu Ende. Sie sollen nun zu wirken beginnen. Daß sie es tun werden, ist für uns außer aller Frage. Von Vortrag zu Vortrag wuchs das Interesse und Herr D. Friedrich Naumann erstand vor uns mehr und mehr als ein politischer praeceptor Hammoniae, der die Bürger an der Schulter rüttelt, damit sie erwachen zur Anteilnahme am politischen Denken und Handeln." So schreibt heute die „Neue Hamburger Zeitung" und so ist tatsächlich die Stimmung derer, die die Vorträge besuchten. Die Dispositionen der letzten beiden Vorträge sind folgende: 16. Januar: Die politische Aufgabe der Sozialdemokratie. Das Zentrum kann ohne Sozialdemokratie nicht überwunden werden. Unterschied des Endziels der proletarischen Masse und ihrer politischen Gegenwartsaufgabe. Der Sieg des Industriestaates mit Hilfe der Sozialdemokratie. Die inneren Umwandlungen in der Sozialdemokratie. Kautsky, Bebel, Bernstein. Die Führung der Gewerkschaften. Sozialdemokraten in Gemeindevertretungen. 19. Januar: Das Prinzip des Liberalismus. Liberalismus und Sozialismus als Prinzipien. Das Ideal des wirtschaftlichen Einzelmenschen. Der steigende Großbetrieb. Die Syndikate und Kartelle. Die doppelte Methode des Liberalismus gegenüber dem Staat: Der Staat sind wir alle! Der Staat darf nicht alles! Anwendung dieser Methode auf den Großbetrieb. Praktische Schwierigkeiten im Zusammengehen der Linken. Die Lohnfrage. Die Militärfrage. Was tun wir, um in Zukunft eine politische Linke zu ermöglichen? — Der Wunsch, die Vorträge im Druck zu besitzen, ist allgemein. Mehrere Hundert Bestellungen auf Zeitungsberichte von auswärts liegen in den Expeditionen vor. — Nun wollen wir die Agitation für Erstarkung und Gesundung des Liberalismus ernsthaft fortsetzen und hoffen, recht bald die Resultate melden zu können.

Nationalsozialer Wahlverein Frankfurt a. M. Schriftführer Dr. Ernst Cahn, Börsenstr. 20. In der letzten Mitgliederversammlung wurde einstimmig der Anschluß an den Liberalen Wahlverein in Berlin beschlossen. Das an diesem Abend infolge Zeitmangels zurückgestellte Referat nebst Diskussion über das Zusammengehen der entschiedenen Liberalen in Frankfurt a. M. soll auf dem nächsten Stammtischabend, Freitag, den 3. Februar, im Restaurant Henninger, Roßmarkt 2, behandelt werden. Die nunmehr erfolgte Wiedervereinigung mit den alten Parteifreunden wird wohl der gesamtliberalen Sache erheblich zugute kommen.

Nürnberg. Über den letzten Teil von „Demokratie und Kaisertum" referierte am 9. Januar Herr Bergmann. Aus der Diskussion, an der sich die Herren Dr. Uhlfelder, Glück, Gallinger, Zembsch, Eckstein und Schetelig beteiligten, konnte entnommen werden, daß man vielfach der Ansicht ist, Naumann hätte hier weniger die Monarchie als vielmehr deren derzeitigen Träger geschildert. — Da der Montag wegen der an diesem Tage stattfindenden Volkskonzerte vielen Freunden ungelegen ist, wurde die nächste Zusammenkunft, in der das Wahlprogramm der vereinigten Liberalen und Demokraten diskutiert werden soll, auf Donnerstag, den 2. Februar, anberaumt.

Heidelberg, 21. Januar. In dichtgedrängten Scharen strömten gestern die Menschen zum „Tannhäuser". Bürger, Arbeiter, Frauen, Professoren, Studenten: unser Amerika-Abend hatte eine solche Anziehungskraft, daß der unter normalen Verhältnissen 500 Personen fassende Saal von 700 Besuchern, die weit bis ins Treppenhaus in fürchterlicher Enge zusammengekeilt aushielten, geradezu beängstigend überfüllt war. Zu Beginn der Versammlung teilte der Vorsitzende mit, daß der Vorstand einmütig beschlossen habe, für die streikenden Bergleute eine Geldsammlung zu veranstalten. Herr Universitäts-Professor D. Trötsch eröffnete sodann den Abend mit amerikanischen Reisebildern. Trötsch ist ein ausgezeichneter Erzähler; seine überaus plastischen Schilderungen der amerikanischen Riesenstädte belebte ein sonniger Humor, und durch die ganze prachtvolle Rede erklangen starke soziale Untertöne. Frau Marianne Weber, unser zweiter Amerikapilger, verkündete mit großer Wärme, was Amerika den Frauen bietet; es war im ganzen ein Bild des Lichtes, das wir erhielten: in Erziehung und Beruf, in Ehe und sozialer Fürsorge hat die amerikanische Frau eine höhere Stellung als bei uns, — eine Folge des demokratischen Geistes, der vom politischen Leben aus auch die anderen Gebiete wohltätig durchdringt. Unser altbewährter Kassierer Herr Kaufman Nuzinger erzählte von den Eindrücken, die ihm der Amerikaner in Geschäft und Familie gemacht hatte. Auch seine mit größtem Interesse aufgenommene Rede klang in das Lob der amerikanischen Frau aus. Zum Schluß sprach der Physiologe Herr Universitätsprofessor Dr. Cohnheim, der in offizieller Eigenschaft in der Weltausstellung tätig gewesen war, über den amerikanischen Arbeiter. Durch zahlreiche

Digitized by Google

statistische Angaben, die Lebenshaltung der Arbeiterschaft illustrierend, besprach er hauptsächlich die Frage, wie es zu erklären sei, daß die Arbeiterbewegung der Neuen Welt im großen und ganzen unpolitisch ist. Sämtliche Redner fanden starken Beifall. Die Diskussion brachte sodann eine Überraschung, die mit größtem Jubel begrüßt wurde und bei allen Freunden der „Hilfe" mit gleicher Freude aufgenommen werden wird: Herr Universitäts-Professor Dr. Max Weber ergriff zum ersten Male wieder seit Jahren das Wort. In einstündiger, mit lautloser Stille aufgenommener, nur häufig durch Beifall unterbrochener Rede sprach er, ebenfalls auf Grund der Eindrücke seiner Amerikareise, das Schlußwort zu den vier kurzen Reden der anderen. Im besten Sinne ein Volksredner, aber in jedem Satze Forscher und politischer Denker, spannend von Anfang bis zu Ende, witzig und sarkastisch, manche Superlative der Vorredner mildernd, schilderte Weber besonders das politische Nordamerika. Mit einem gewaltigen Appell zu volkstümlicher und freiheitlicher Politik endete die Rede; der Riesenstreik unserer Bergarbeiter gab dem ungemein packenden Schluß den Hintergrund. Der ganze Abend war ein großer Erfolg; zahlreiche Neuaufnahmen von Mitgliedern fanden statt. Die Tellersammlung für die Bergleute hatte ein so gutes Ergebnis, daß nach Abzug der Versammlungsunkosten und nach Beifügung zweier größerer von Freunden der Sache uns übergebenen Beträge **500 Mk.** übrigblieben, die an die freien Gewerkschaften, die christlichen Gewerkschaften und die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine des Streilgebietes prozentual verteilt werden sollen.

Auerbach i. V. Am 16. Januar referierte Lehrer Förster-Fallenstein über „Demokratie" in gut besuchter Versammlung. Dem Referate folgte eine äußerst lebhafte Debatte, die in allen Punkten vollständige Übereinstimmung mit dem Gebotenen ergab. Zu Rechnungsprüfern für das laufende Jahr wurden gewählt: Lehrer Jochimsen und Obergzeichner Mocker. Dem Satzungsentwurf des nationalsozialen Preßvereins wurde zugestimmt. — Mit Bedauern wurde Kenntnis davon genommen, daß wir den Reichstagsabgeordneten Dr. Potthoff nicht in unserer Mitte begrüßen können. Auch diese Versammlung brachte unserem Verein wieder neue Mitglieder.

Augsburg. Die Monatsversammlung der nationalsozialen Ortsgruppe vom 16. Januar 1905 brachte zunächst ein Referat des Vorsitzenden Dr. Binswanger über die bevorstehenden bayerischen Landtagswahlen und die Stellungnahme der Nationalsozialen zur Einigung der einzelnen liberalen Parteien. Der Bericht konnte an der Hand des bereits veröffentlichten Wahlprogrammes und der bei verschiedenen Vertreterbesprechungen zutage getretenen Gedanken eine ausgesprochene Wendung nach Links bis zur nationalliberalen Partei hin konstatieren, die ein Zusammengehen mit ihnen bei den Wahlen als möglich erscheinen läßt. Die anschließende Diskussion zeigte, daß der Zusammenschluß in unseren Parteikreisen im allgemeinen gutgeheißen wird, wenn auch ein gewisses Mißtrauen gegenüber den Nationalliberalen mit Rücksicht auf ihre Vergangenheit nicht unterdrückt wurde. Man hat aber keinen Grund, an der Loyalität in Bezug auf Einhaltung des beschlossenen Programmes zu zweifeln. Den zweiten Teil des Abends füllte ein sehr beifällig aufgenommenes Referat von Dr. Joseph Gunz über „Arbeiter und Kartelle", das in geschickter Weise aus dem umfassenden Thema „Kartelle" die Punkte herausgriff, die für den Arbeiter von besonderer Wichtigkeit sind.

Der Nationalsoziale Preßverein bestätigt mit bestem Dank den Eingang folgender Beiträge: Berlin-Charlottenburg, Ap. II. und III. 10 Mk., J. S. II. 20 Mk.; Breslau, Mü II. 5 Mk.; Dresden, M R. W. II 5 Mk.; Gießen, E. B II. 5 Mk.; Hamburg, He. II. 2 Mk., Pe. II 3 Mk., E. S. II. 5 Mk., Wa. II. 3 Mk; Hausselle b. Rhens (Rhein), M. L. I. 10 Mk.; Hof (Saale) A K. II. 5 Mk.; Jena, Nationalsozialer Verein, II. 5 Mk.; Karlsruhe, P M. II. 5 Mk.; Kiel, Str II. 5 Mk.; Lübeck, B. D I.—III. 15 Mk.; Marburg, II 5 Mk.; München, O v. P. II. 5 Mk.; Steinkimmen (Oldenburg) A. H. II 5 Mk.; Straßburg (Elsaß) E. S. II. 5 Mk.; Unter-Regenbach (Württbg.) H. M. II. 5 Mk.

Zusammen 128,— Mk.
Dazu laut Ausweis in Nr 2 446,— Mk.

Insgesamt 574,— Mk.

Versammlung des nationalsozialen Preßvereins. Sonntag, den 12. Februar, abends 8 Uhr, findet im Anschluß an den Delegierten-Tag des Wahlvereins der Liberalen die erste allgemeine Mitglieder-Versammlung unserer „Hilfe"-Freunde im Architektenhaus, Wilhelmstraße 92/93, Saal G, statt. Die Tagesordnung lautet: 1. Bericht des Geschäftsführers, 2. Wahl zweier Rechnungsprüfer, 3. Neue Aufnahmen und Ausgaben, 4. Bericht der Rechnungsprüfer, 5. Entlastung des Geschäftsführers, 6. Wahl des Vorsitzenden und seines Stellvertreters — Alle „Hilfe"-Freunde aus dem ganzen Reiche werden um ihr Erscheinen dringend gebeten. Zum Eintritt berechtigen die Quittungskarten für 1905, die wir am 6. Februar etw. Falls unter Nachnahme versenden.

Berlin-Schöneberg, Hohenfriedbergstraße 11.

Die Geschäftsleitung.

Soziale Bewegung

Die Hoffnung der Streikenden an der Ruhr. Wenn der Ausgang des Riesenkampfes nur von der Geldfrage abhinge, wäre die Lage der Streikenden verzweifelt schlecht. Auf der einen Seite steht der hundertfache Millionenreichtum des Kohlensyndikats, auf der anderen sind 200000 arme Arbeiter, für deren Unterstützung wöchentlich etwa 2 Millionen Mark aufgewandt werden müssen. Wie lange wird dies, auch wenn die Streikunterstützungen noch so reichlich fließen, möglich sein? Aber andere Umstände können den Starrsinn der Unternehmer beugen. Liegen die Bergwerke noch lange still, so kann es die Unternehmer ungezählte Summen kosten. Vorübergehend mag ihnen der Streik Vorteile bringen. Wird doch vielfach bestimmt behauptet, daß das Kohlensyndikat nach amerikanischem Muster den Streik provoziert habe, um eine Erhöhung der Kohlenpreise mit gutem Vorwand durchsetzen zu können (die Dividende der großen Zechen steigt bei 1 Mk. Preiserhöhung um 10—20 pCt). Eine längere Dauer aber kann ihnen doch fatal werden. Der Stillstand kann die technischen Einrichtungen der Bergwerke unermeßlich schädigen. Die Betriebseinschränkung oder gar das Ausblasen der Hochöfen ist eine teuere Sache. Durch die Einstellung der Lieferungen schädigt sich das Kohlensyndidat bei seinen Abnehmern. Und auch der Druck der übrigen Industriezweige, die ohne Kohlen bleiben, muß auf die Kohlenmagnaten einwirken. Schon hört man, daß in großen rheinischen Fabriken der Textilindustrie infolge des Kohlenmangels der Betrieb eingestellt werden muß. Man hat den Vorrat an Kohlen, nicht nur des Syndikates sondern auch der kohlenverbrauchenden Industrien erheblich überschätzt. Wichtig ist eine an die „Kölnische Volkszeitung" gerichtete Zuschrift: „Verbraucher, welche glauben, die noch nicht abgenommenen Posten (der Kohle) jetzt beziehen zu können, sind im Irrtum, wenngleich einzelne noch ganz erhebliche Posten abzunehmen haben. Vorsicht ist die Mutter der Weisheit, denkt das Syndikat. Keiner weiß, wie lange der Ausstand dauern wird, und da heißt es sparsam mit den Vorräten umgehen, wenngleich dieselben noch recht bedeutend sind. Zwar gehen die Angaben über den Umfang der Bestände weit auseinander, und da das Syndikat schon seit vielen Monaten Mitteilungen darüber nicht mehr gemacht hat, ist man auf Schätzungen angewiesen. Legt man bei dieser Schätzung die Bestände einer unserer größten Bergwerksgesellschaften zugrunde, so kann man, ohne stark daneben zu greifen, die Vorräte auf rund 1 800000 Tonnen beziffern. Das ist keine Kleinigkeit; solche Vorräte helfen eine Zeitlang über die größte Not hinweg. Jedoch muß berücksichtigt werden, daß wir in einer Jahreszeit leben, in welcher naturgemäß der Verbauch an Brennstoffen am größten ist und zwar sowohl in Hausbrandkohlen, als auch in Gewerbekohlen." Jedenfalls sind bisher die Kohlenvorräte des Syndikates oft drei- und vierfach zu hoch eingeschätzt worden. Der Kohlenmangel wird den Bergarbeitern helfen, wenn sie es bis dahin aushalten. Um es zu können, brauchen sie den Beistand aller sozial empfindenden Kreise. Daher verweisen wir auch an dieser Stelle auf unseren Aufruf.

Die Forderungen der Bergarbeiter sind zum größten Teil durchführbar. Das hat im Reichstag mit guten Gründen unser Parteifreund Gothein, der früher hoher Bergbeamter gewesen ist, bewiesen. Daß dem so ist, zeigt auch das Verhalten der beiden Zechen, „Freier Vogel" und „Unverhofft", die außerhalb des Syndikates stehen, und die einen Teil der Forderungen (Schichtverkürzung, Arbeiterkontrolleure usw) bewilligt haben. Nicht wirtschaftliche Bedenken sondern der brutale Klassenstandpunkt des „Herrn im Hause" bestärkt die syndizierten Werke in ihrem Widerstand.

Deutschnationales Heldentum. Der deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband erstrebt programmäßig eine Einschränkung der Frauenarbeit im Handel, die mit einer Beseitigung gleichbedeutend sein würde — wenn der Verband mit dieser Forderung jemals Erfolg haben könnte. Ebenso bekannt ist aber auch, daß ihm in letzter Zeit aus seinen eigenen Reihen Widersacher erstanden sind, insbesondere in dem ehemaligen Verwaltungsmitgliede Franz Schneider. Kam den Deutschnationalen seine Broschüre über die Frauenfrage im Handelsgewerbe schon sehr ungelegen, da sie im ganzen männlichen Handlungsgehilfenstande Gegenstand lebhaftester Erörterung wurde, so ist ihnen namentlich in Berlin eine öffentliche Aussprache mit Schneider über dieses Thema beinahe noch unangenehmer. Ihrer Reputation wegen machten sie nun neulich eine Versammlung, als „zufällig" Herr Schneider auf einer Agitationsreise abwesend war. Der Verbands-

Digitized by Google

vorsteher Wilhelm Schack selbst war dazu als Referent aus Hamburg erschienen, um „Schneider abzuschlachten". Dieses Bemühen erleichterten sich die tapferen Deutschnationalen dadurch, daß sie ihrem wirtschaftspolitischen Gegner erst am Tage nach der Versammlung eine Einladung zustellten. Rückständigkeit kann eben nur noch auf Scheinerfolge rechnen.

Unser Freund Tischendörfer ist, wie wir aus der „Graphischen Presse" ersehen, aus dem viele Monate lang gegen ihn inszenierten Kesseltreiben fanatisierter sozialdemokratischer Gewerkschaftler völlig gerechtfertigt hervorgegangen. Das „Oberschiedsgericht" hat alle Anklagen gegen ihn und Urteile über ihn nachgeprüft und bei dem ganzen hochnotpeinlichen Verfahren, das bis zum Jahre 1902 zurückgeht, nur eine einzige angebliche — Taktlosigkeit feststellen können, im übrigen aber alle Anklagen als unberechtigt zurückweisen müssen. Das Schiedsgerichtsurteil ist so interessant, daß wir noch darauf zurückkommen werden, sobald es unsere Raumverhältnisse gestatten. Heute sprechen wir nur unserem bewährten Freunde, der die jahrelangen Gehässigkeiten kleinlicher Gegner um der Gewerkschaftssache willen mannhaft und unverdrossen ertragen hat, unsere Freude über seine glänzende Rechtfertigung aus.

Etwas vom Gerichtsschreiber. Neben dem Richter ist das wesentlichste Glied der Rechtspflege der Gerichtsschreiber. Er ist teils der Gehilfe des Richters, teils ein selbständiges Organ der Rechtspflege. Als Gehilfe des Richters erledigt er bei den Amtsgerichten Arbeiten, die an sein Können und Wissen die höchsten Anforderungen stellen. Er wird z. B. zur Bearbeitung der Entwürfe von Strafurteilen, kontradiktorischen Zivilurteilen, der oft schwierigen Kostenfestsetzungsbeschlüsse und der Verteilungspläne in Zwangsversteigerungssachen herangezogen. Die gründlichste Kenntnis des Rechts in allen seinen Zweigen ist für ihn unerläßlich. Während die Tätigkeit des Gerichtsschreibers als Gehilfe des Richters dem Publikum gegenüber weniger in Erscheinung tritt, geschieht dies um so mehr bei Ausübung seiner Pflichten als selbständiges Organ der Rechtspflege. Wir wollen hier nur seine verantwortungsvolle Tätigkeit in einem Teile der streitigen Gerichtsbarkeit beleuchten.

Neben dem Protokollieren in den öffentlichen Sitzungen, wozu die Kenntnis der Stenographie unbedingt erforderlich ist, liegt ihm vor allem der Verkehr mit dem Publikum ob. Durch die Gerichtsschreibereien pulsiert der Strom der Rechtsuchenden. Hier ist es, wo die Leute ihre Herzen ausschütten und ihre Wünsche und Anträge vorbringen, die der Gerichtsschreiber in den meisten Fällen aus ihnen herausfragen und dann formulieren muß. Denn das Publikum weiß wohl, w a s ihm fehlt, aber nicht, w i e ihm zu helfen ist. Der Gerichtsschreiber muß dem Publikum mit Rat und Tat beistehen. Das ergibt die Praxis ganz von selbst. Von den Anträgen, die der Gerichtsschreiber in der streitigen Gerichtsbarkeit zu beurkunden hat, mögen hier nur hervorgehoben werden: die Klagen in Zivilsachen und die Privatklagen in Strafsachen. Die Tätigkeit des Gerichtsschreibers als selbständiges Organ der Rechtspflege setzt nicht nur eine gründliche Kenntnis der Reichsjustizgesetze, sondern auch des materiellen Rechts voraus, ja selbst auf dem Gebiete des Verwaltungsrechts muß er beschlagen sein.

Derartige schwierige Pflichten können nur Personen erfüllen, die eine gediegene Vorbildung genossen haben. Wenn die Gerichtsschreiber aus diesem Grunde eine höhere Schulbildung als das „Einjährige" für ihren Beruf fordern, so können diese Bestrebungen im Interesse des Volkes nur gebilligt werden. Neben der Praxis müßte außerdem eine theoretische Ausbildung auf einer Fachschule vorhergehen. Der preußische Minister für Handel und Gewerbe und des Innern hat am 2 Juli 1904 eine Verfügung erlassen, in der er zur Errichtung von nicht gewerbsmäßigen unparteiischen Rechtsberatungsstellen für die minderbemittelten Bevölkerungskreise auffordert, bei denen diese sich umsonst oder gegen geringes Entgelt in allen die Arbeiterversicherung, den Arbeiterschutz und das Arbeitsverhältnis berührenden Fragen zuverlässige Auskunft, Rat und Hilfe erholen können. Ein ähnliches Bedürfnis erkennt der Minister hinsichtlich der Steuer-, Schul-, Militär-, Vormundschafts-, Unterstützungs- und Mietsangelegenheiten sowie hinsichtlich mancher anderen Gebiete des öffentlichen und bürgerlichen Rechts an.

Für den Gerichtsschreiber, dessen Kenntnisse zugunsten des Gemeinwohls außerdienstlich noch viel zu wenig verwertet werden, wäre es eine dankbare Aufgabe, in derarti en Auskunftsstellen zum Wohle seiner Mitmenschen mitzuwirken. Der Stand des Gerichtsschreibers ist, wie kaum ein anderer, hierzu geeignet. St.

Ernst Abbe

Im Volkshaus zu Jena fand am 17. Januar eine Totenfeier statt, wie sie wohl selten auf deutschem Boden verlaufen ist. Zu vielen Hunderten zählten die Leidtragenden aus allen Schichten der Gesellschaft, vom einfachen Arbeiter bis zum Staatsminister. An der Bahre sprachen die Vertreter des Ministeriums, der Universität, der Arbeiterschaft. Sie alle fanden sich in dem starken Gefühl der unauslöschlichen Verehrung für den Dahingeschiedenen. Der sozialdemokratische Redner konnte mit Recht hervorheben: „Wenn ein Arbeitgeber gestorben, stehen oft seine Arbeiter teilnahmlos abseits. Aber hier drängen sich Hunderte an seine Bahre, um dem Toten die letzte Ehre zu erweisen und eine Ehrenwacht zu stellen. Sie wollen den heißen Gefühlen der Dankbarkeit Ausdruck geben, die sie dem großen Arbeiterfreund zollen." Am 16. Mai 1889 hatte Kaiser Wilhelm II. an eine Abordnung der Grubenbesitzer die Aufforderung gerichtet: „Ich möchte Sie bitten, dafür Sorge zu tragen, daß den Arbeitern Gelegenheit gegeben werde, ihre Wünsche zu formulieren, und sich vor allen Dingen immer vor Augen zu halten, daß diejenigen Gesellschaften, welche einen großen Teil meiner Untertanen beschäftigen und bei sich arbeiten lassen, auch die Pflicht dem Staat und den beteiligten Gemeinden gegenüber haben, für das Wohl ihrer Arbeiter nach besten Kräften zu sorgen."

Er hätte dabei als leuchtendes Beispiel auf den Arbeitgeber in Thüringen hinweisen können, bei dem es keiner Mahnung von außen her bedurfte, der aus seinem Innern heraus sich gedrungen fühlte, nicht Wohltaten den Arbeitern zu erweisen, sondern mit ihnen eine Ordnung zu schaffen, die als wohl gesichertes Arbeiterrecht die Grundlagen für eine bessere Lebensführung zu gewähren vermochte. Oft ist der große Tote deshalb verlästert worden, weil er in der Nachgiebigkeit gegen die Forderungen der Arbeiter zu weit ginge, weil er sie verwöhne, weil er sie über ihre Verhältnisse hinaushöbe — aber er ist unbekümmert um solche Vorwürfe ruhig des Weges gegangen, den sein Gewissen ihm vorschrieb, Tausenden Segen spendend.

Am Fuß der Wartburg geboren, von der frischen Luft der Thüringerwaldberge umweht, hat er eine harte Jugend durchleben müssen. In ergreifender Weise berichtete er vor wenig Jahren in der staatswissenschaftlichen Gesellschaft zu Jena davon, als er von den Ergebnissen des achtstündigen Arbeitstages in seiner optischen Werkstatt sprach. Seine Erinnerungen gingen zurück in die Zeit, da er als Schulknabe seinem Vater das Essen in die Spinnerei trug; wie dieser, 15 Stunden am Tag beschäftigt, stehend aus dem irdenen Henkeltopf das karge Mahl einnahm, Tag für Tag, Jahr um Jahr, bis eine Verkürzung der Arbeitszeit eintrat und er den Vater im Kreise der Familie am Mittagstisch sitzen sah. Wer diese schlichte Schilderung damals mit angehört hat, dem wird sie unvergessen sein. Man konnte sich einer tiefen Rührung kaum erwehren.

Auch als Student und als Dozent hat er sich hart durchkämpfen müssen, bis die Zeit der Ernte kam. Und dann ist er mitten im Überfluß doch der einfache, schlichte, überaus bescheidene und selbstlose, wahrhafte Mann geblieben. Er hätte vielfacher Millionär sein können. Er setzte sich selbst auf ein Beamtengehalt herab und gab die Einkünfte der Werkstatt, die unter seiner Führung ein Weltinstitut geworden, dem Gemeinwohl hin. Er hätte selbstherrlich befehlen können; denn alles war durch ihn, durch seine Erfindungsgabe, durch seine Arbeitskraft, durch seinen Scharfsinn, durch seine Organisation geworden und gewachsen; er stellte sich als ein Mitglied des Kollegiums in die Reihen. Wahrlich ein Beispiel hat er den deutschen Arbeitgebern gegeben, das seinesgleichen sucht. Wer von ihnen kann sich einer gleichen Selbstlosigkeit rühmen?

Man hat den edlen Mann wohl zuweilen auch den fünften Erhalter der Thüringer Universität genannt neben den vier fürstlichen in Weimar, Altenburg, Gotha und Meiningen. In gewissem Sinne könnte man ihn den ersten nennen. Denn ihm ist es zu danken, daß die Jenenser Hochschule sich im Wettkampf der Universitäten behaupten konnte. Eine Reihe neuer Institute und neuer Lehrstühle wurden durch seine Freigebigkeit, die Millionen beträgt, eingerichtet. Für den so dringend notwendigen Neubau der Universität steuert seine Stiftung fast eine halbe Million bei.

Und das alles hat er getan, obgleich er aus der Kirche ausgetreten war, fern vom Christentum — und doch nach unserer Anschauung ihm weit näher als so mancher Arbeit-

Digitized by Google

geber, der, ein gläubiger Christ, Tausende auf Tausende häuft, weil er als selbstverständlich annimmt, daß andere für ihn arbeiten; weil sie in ihrer Selbstherrlichkeit nichts übrig haben für das Gemeinwohl. Als der Verewigte in einer Wahlversammlung zum Mitglied des weimarischen Landtages vorgeschlagen wurde, hatte ein Herr den Mut zu sagen, man könne einen Mann nicht empfehlen, der aus der Kirche ausgetreten sei. Da trat ein Geistlicher ihm entgegen und empfahl aufs wärmste die Wahl des Jenenser Professors mit dem Hinweis, daß der Angeschuldigte eher den Namen eines Christen verdiene denn viele, die da Herr, Herr sagen. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!

Politisch stand der Verewigte auf dem linken Flügel der Liberalen, aber mit einer Tiefe und einer Energie sozialen Empfindens, daß seine Gegner ihn gern als Sozialdemokraten bezeichneten. Das war er nicht. Aber ein praktischer Sozialist ist er gewesen, für alle großen und guten Forderungen unserer Zeit begeistert: Bodenreform, Wohnungs- und Jugendfürsorge, Volksbildung und Volkswohlfahrt. Für Heer und Flotte hatte er nichts übrig; aber wer wollte ihm, der in der Carl Zeiß-Stiftung ein großartiges nationales Denkmal sich gesetzt, darum die Vaterlandsliebe absprechen? Da hingen ihm wohl noch Reste von 48er Anschauungen an als ein Zeichen, daß auch ein großer Mann nicht ganz von seinen Jugendeindrücken und von überkommenen Traditionen sich befreien kann.

Was er als Gelehrter geleistet hat, kann hier wohl übergangen werden. Seine Verdienste als Erfinder, Organisator und Geschäftspolitiker sind unerreicht. Was die merkwürdige Verbindung von idealem Gelehrten und praktischem Geschäftsmann, die bei ihm vollzogen war, hervorgebracht hat, steht vor aller Augen.

Wir Deutsche können stolz auf ihn sein. Zwar die Amerikaner können Männer namhaft machen, die größere Summen für das Gemeinwohl hingaben. Aber so große Summen sie gaben, größere behielten sie für sich. Und was das Werk Abbes über alle hinaushebt, ist die vorbildliche Organisation seiner Stiftung, die ihn in die Reihe der großen Thüringer hinaufhebt; dessen Name Generationen überdauern wird, dessen Einfluß schon jetzt sich vielfach geltend macht. Denn es ist keine Frage, daß in Jena der soziale Sinn stärker als anderwärts entwickelt und der Gemeinsinn vieler Bürger schon wertvolle Früchte gezeitigt hat. Das wäre für den großen Toten das schönste Denkmal, daß die Erinnerung an seine edle Persönlichkeit und an seine Werke immer anfeuernd wirke auf die Nachlebenden, auf daß sie ihm ähnlich werden und in seinem Geiste schaffen, soweit ihre Kraft reicht.

Ernst Abbe war der Pestalozzi unter den Arbeitgebern. Auch auf ihn passen die Worte: Alles für andere; für sich selber nichts. So wird er fortleben und fortwirken. Aus dem Herzen Deutschlands heraus wird sein Geist weiterdringen bis an die Grenzen des Reiches, mahnend und die Wege weisend für soziale Gerechtigkeit und Eintracht.

Jena. **W. Rein.**

Mecklenburgs höhere Schulen

Es ist ein Bild düsterer Unkultur, das der Verfasser von dem höheren Schulwesen Mecklenburgs entwirft — wie sollte es aber eigentlich auch anders sein? „Bildung macht frei", davon hat man wohl auch innerhalb der blau-gelb-roten Grenzpfähle schon etwas gehört, und da man in diesem mittelalterlich-reaktionären Staate alles, was Freiheit heißt, wie eine ansteckende Krankheit verabscheut, hat man — ganz folgerichtig — auch für Bildungszwecke nichts übrig. Darunter leiden natürlich in erster Linie die unglücklichen Träger der Bildung, die Lehrer. So haben die Oberlehrer an den großherzoglichen Anstalten, wie Schröder noch rühmend (!) hervorhebt, ein Gehalt „wie es die Oberlehrer in den ärmsten deutschen Staaten auch nicht höher beziehen". Aber in den Landstädten Bützow, Grabow, Malchin, Ribnitz, Waren und Teterow müssen sie sich mit einem Lohn begnügen, bei dem technisch gut ausgebildete Arbeiter entschieden streiken würden. Dieses Mittel ist den Oberlehrern nun leider versagt, und so schleppen jene alten Pädagogen ihr Joch schon jahrzehntelang. Die alten — nicht die jungen; denn solche gibt es an jenen Musteranstalten schon gar nicht mehr. Wenn sich einmal ein jüngerer Philologe, der seine fachmäßige Vorbildung richtig dartun kann, aus Not oder Unvorsichtigkeit dahin verirrt hat, so kehrt er gewiß nach kurzer Zeit jenen ungastlichen Stätten bald wieder den Rücken. Um den schon längst chronisch gewordenen Lehrermangel zu decken, nimmt man die „Lehrkräfte", wie man sie bekommt: Junge Studenten, die noch kein Staatsexamen abgelegt haben, ergraute Männer, die in anderen Berufsarten nicht ihren Vorteil und ihre Befriedigung gefunden haben, ehemalige Landwirte, Bureaubeamte — sie alle werden angenommen und mit den wichtigsten Unterrichtsfächern betraut. Was bei einem solchen Betriebe gelernt wird — wer fragt danach? Und die Regierung läßt nicht nur alles geschehen, ja sie greift gelegentlich den Städten hilfreich unter die Arme, wenn sie durch ihre Sparsamkeitspolitik in Verlegenheit gekommen sind.

Vor nunmehr 11 Jahren erhielten die Direktoren und Oberlehrer an jenen kleinen Städten von dem damaligen Großherzog Friedrich Franz III. die Zusicherung, daß sie in bezug auf die Einkünfte den Großherzoglichen gleichgestellt werden sollten. Seit dieser Zeit haben sie nun unablässig, durch mündliche und schriftliche Vorstellungen, bei den maßgebenden Faktoren zu bewirken gesucht, daß jenes Fürstenwort zur Wahrheit werde. Nicht ohne Rührung kann man in der vorliegenden Broschüre die Geschichte dieses langen Leidensweges lesen. Endlich haben sie nun doch wohl die Hoffnung aufgegeben, durch Antichambrieren und Petitionieren etwas zu erreichen, und haben sich in die Öffentlichkeit geflüchtet. Dr. Heinrich Schröder, der bekannte Vorkämpfer der Forderungen der deutschen Oberlehrer, hat das ihm mitgeteilte Material veröffentlicht und in einem warmen Appell an die Presse um deren Unterstützung gebeten. (Mecklenburgische höhere Schulen. Ein Unkulturbild aus dem dunkelsten Deutschland. Verlag von Kannengießer in Gelsenkirchen.) Wir tragen diesem Wunsche um so lieber Rechnung, als auch wir der Meinung sind, daß hier nicht nur lokale Mißstände Abstellung erheischen, sondern daß unsere nationale Ehre mitbeteiligt ist: unser deutsches Schulwesen, dem auch das Ausland Achtung und Bewunderung zollt, darf nicht durch die Beschränktheit und Engherzigkeit einiger obotritischer Spießbürgergemeinden um seinen guten Ruf gebracht werden.

Schon früher wurden jene Übelstände im Reichstage gelegentlich zur Sprache gebracht, freilich, ohne daß den Interpellanten für ihre Beschwerden ein so umfangreiches Material zur Verfügung gestanden hätte. In solchen Fällen pflegte dann immer der mecklenburgische Bundesbevollmächtigte Herr v. Örtzen mit dem „Brustton der Überzeugung" Mecklenburgs heiligste Güter gegen den Ansturm der Demagogie zu verteidigen. Und unsere Staatssekretäre nahmen demgegenüber nur allzu häufig den Standpunkt des energischen Jochen Nüßler aus Reuters „Stromtid" ein: „Je, ja, 't is all so, as dat Ledder is, un wat sall einer dorbi dauhn?" Wir sind gespannt, ob die Reichsregierung angesichts dieses erdrückenden Materials auch fernerhin noch in ihrer Gleichgültigkeit verharren wird.

Aber noch eine weitere Erwägung drängt sich uns auf. Wenn in Mecklenburg das höhere Schulwesen schon so aussieht, wie Schröder es schildert, wie mag dann erst das Volksschulwesen beschaffen sein? Gewiß wäre es eine dankenswerte Aufgabe, hierüber einmal ähnliche Aufstellungen zu machen und dabei z. B. zu erörtern: „Wie sind die Lehrer vorgebildet?", „welche Bezahlung erhalten sie?", „welche Arbeit wird ihnen dafür zugemutet?", „was müssen sie außerdem noch dafür in Kauf nehmen?", „wie ist der Zustand der Schul- und Wohnhäuser?", „inwieweit besteht ein Lehrermangel?", „wie sucht man sich in solchen Fällen zu helfen?", „in welchem Umfange werden die Kinder durch Feldarbeiten der Schule entzogen, so daß also das Ziel des Unterrichts nicht erreicht wird?" u. dergl. mehr. Denn jeder, der in das „dunkelste Deutschland" kräftig hineinleuchtet, leistet ein gutes Stück Kulturarbeit; möge das uns in der Schröderschen Broschüre vorliegende Stück bald gute Erfolge zeitigen!

Richard Meusel.

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 4. Berlin, 29. Januar 1905.

Freiheit

Die Seele ist nicht unter Kaisers Gewalt, er kann sie weder lehren noch führen, weder töten noch lebendig machen, weder binden noch lösen, weder richten noch urteilen. Luther.

Man streitet sich über die Grenzen der Freiheit. Wie weit der einzelne Mensch frei sei oder frei handle, wie lange man seine Freiheit ertragen und von wo ab man sie beschränken müsse, ob die Freiheit auch Ursachen habe, oder ob sie ungebunden sich Raum schaffe, ob gar die Freiheit nur ein verführerisches Ideal, in Wirklichkeit eine gefährliche, streng zu beobachtende Sache sei — darüber redet man in gelehrten Auseinandersetzungen.

Einstweilen freut sich die Freiheit ihres Lebens. Sie ist da. Wo eine wirkliche Seele lebt, da wohnt die Freiheit. Wenn ein Mensch etwas Wirkliches, Ganzes ist, so ist er frei in sich selbst. Wenn sein Inneres voll ist von reinen Gedanken und großem Wollen, dann wirkt er frei. Dann bricht es aus ihm hervor, ohne daß er es weiß. Dann muß er wirken, um von seiner eigenen Last frei zu werden. Er empfindet die unsagbare Seligkeit, sich selbst gegeben zu haben, ohne Rücksicht auf das, was daraus folgen mag. Er ist frei, weil er sich nicht mit den gewöhnlichen Redensarten beschwichtigen, von den alltäglichen Taten einschläfern läßt. Er hat mehr zu sagen und größeres zu tun. Die Seele ist voll. Sie muß sich ausdrücken. Ihr Ausdruck ist die Freiheit. Alles Äußerliche knechtet die Seele.

So verstehen wir, warum es so wenig wirkliche Freiheit gibt. Es gibt wenige Seelen: Seelen, die innerlich reich sind, Seelen, die voll Erwartung sind, Seelen, die etwas Wirkliches zu sagen und etwas Ganzes zu tun haben — wo finden wir sie? Freiheit lebt nicht von Gedankenarmut und Willensschwäche. Sie braucht volle Menschen. Und Menschen, die keine Seelen haben, sind immer halb. Die kennen keine Sehnsucht, die unstillbar ist; die wissen nichts von dem Kampf um Wahrheit, in dem man verzweifelt niedersinkt; die verstehen nichts von der Leidenschaft nach Frieden, die das Herz ausglüht. Solche Spannungen der Seele dünken ihnen Überspanntheit. So gehen sie unter in dem Kleinkram des Lebens. Wem sich einmal aber seine Seele geoffenbart in ihrem unabwendbaren Zwang, herauszutreten und ein Eigenes zu tun, der hat die Freiheit gekostet. Da war er sein Herr.

Pfleget die Seelen, damit die Freiheit unter uns wachse.

Traub.

Bergarbeiter im Ruhrrevier

(Von einem früheren Bergmann.)

Augenblicklich bringt man mal wieder sein Interesse einem Stande zu, der es verdiente, daß man sich öfters mit ihm befaßte. Wie sich das Leben einer Großstadt ohne die Existenz des im Fernen wirkenden Bergmanns gestalten würde, ist eigentlich gar nicht auszumalen. Es könnte einfach keine Großstädte geben. Das Pferd auf der Straße, das, oberflächlich betrachtet, in keine Verbindung zum Bergmann zu bringen ist, ist doch zum Teil vom Bergmann abhängig. Er liefert ihm seine Eisen, ohne die es auf dem harten Pflaster der Stadt bald zugrunde gehen würde. Das Rauchen des Schornsteins, die Wärme des Zimmers, das Brennen der Lampe, das Fahren der Bahnen und Autos, kurz, bei allem und jedem hat der Bergmann seine Hand im Spiele. Man kann das: „seine Hand im Spiele", sogar wörtlich nehmen. Und doch kümmert man sich wenig um ihn, weiß wenig über seine Verhältnisse. Man staunt wohl allemal in der Stadt Leute an, die eine eigenartige Uniform tragen: Tschako mit gekreuzten Hämmern, dazu eine halblange, tiefschwarze Joppe mit seidenen Franzen und Aufschlägen auf der Schulter, einer langen und zwei kurzen Reihen hellgelber Knöpfe auf der Brust und hinten einem breiten Achterleder, zum Schluß einen Degen an der Seite. Die Leute sehen sehr blaß aus und tragen struppige Bärte und haben tiefliegende Augen. Sie würden zum Gespött der Straßenjugend werden, wenn nicht ihr Wesen etwas Fremdes atmete, etwas, das auch an Würde und Strenge gemahnt. Das ist ein Bergmann. Teilnahmlos geht er an vielem vorbei, was andere freut, was andere anregt. Sein Wesen ist zu streng. Die harte Arbeit unter harten Bedingungen haben ihn zu einem besonderen Menschen gestempelt. Hier geht er, schwerfällig vornübergebückt, ein kranker Mensch. Dort in der Grube ist er ein anderer. Hier ist Leben in ihm; hier kriecht er behende die Pfade hinauf und hinab, durch Löcher, die einer Dachshöhle gleichen, sieht beim magischen Schein der Lampe vielerlei Kleinigkeiten, wo ein ungeübtes Auge nichts vor, hinter, noch über sich sieht. Um den Bergmann genauer bei seinem Werk kennen zu lernen, ist es nötig, daß wir ihm auf den Fersen folgen. Zum Beobachten eignet sich am besten die Frühschicht, und da es ja nichts bedeutet, ob es eine allgemeine oder besondere Schicht ist, soll hier mal eine besondere erzählt werden.

Frühmorgens um 4 Uhr steht der Bergmann auf (falls er in der näheren Umgebung der Zeche wohnt). Es ist für ihn schon ein Stück Arbeit; die Knochen, besonders auch seine Rückenmuskeln sind von dem fortwährenden Bücken und Kriechen, Geducktgehen und Arbeiten so ermattet, daß es Energie bedarf, um sich in eine aufrechte Stellung zu bringen. Das Frühstück, das schon bereit steht, wird ohne Appetit genommen. Die einen, oftmals auch 3 Liter Kaffee enthaltende Blechkanne, die durch die Atmosphäre der Grube graugelb geworden, ist umgehängt, und kurz und dumpf wird beim Gehen „Guten Morgen" gewünscht. Draußen auf der Straße hastet schon eine ganze Menge dem gleichen Ziele zu: dem schwarzen Grauen, etwas, das da in dem grauen Herbstnebel nur in Umrissen zu erkennen ist, entgegen. Es ist ein Schachtgebäude, das da plastisch in die Nebelluft hineinragt. Wir sind noch ein gut Stück Wegs von der Grube entfernt, und doch künden uns schon die vielen charakteristischen Merkmale, wo wir uns befinden. Die hohen Schiefer- und Schlackenberge verdecken einen großen Teil der Zechengebäude, ausgenommen den Schachtturm, der gleich einem mächtigen Bergfried aus diesem Wirrwarr von Gebäuden und Halden herausragt. Das Pochen der Maschinen, das Läuten der Signalglocken, das Zischen des Dampfes, das Rollen der Wagen, dies alles läßt uns erraten, daß wir uns auf einer Stelle befinden, da der Industriegott herrscht, wo man der Natur zu Leibe geht, ihren ewigen Gesetzen trotzt, wo man die Nacht zum Tage macht und den Tag zur Nacht, wo man Menschen und Pferde tief in der Erde Brust vergräbt, wo man die Luft auf der Erde stiehlt, um sie zusammengepreßt 1000 m tief in der Erde in Hunderten von Wegen und Winkeln zu zerstreuen, wo man den Dampf und die Elektrizität zu Hilfe nimmt, um Menschen und Tiere von

Digitized by Google

der Gefahr des elendigen Ertrinkens in tiefer Erde zu befreien. Mit dem Bergmann, der beim Lampenwärter seine magnetisch verschlossene Lampe gegen eine Marke eingetauscht hat, gehen wir in die Waschkaue. Hier herrscht eine dumpfe, stickige Luft; die Hunderte, der von Wasser und Schweiß nassen Kleidungsstücke dünsten einen unangenehmen Geruch aus. Der Bergmann entledigt sich seiner Wegkleidung, zieht seine primitive Arbeitskleidung, die meistens nur aus Hemd, Hose und Schuhen besteht, an und geht zum Markenkontrolleur, um seine Anwesenheitsmarke zu lösen. Mit dieser Marke geht er 2 bis 3 Etagen im Schachtturm hinauf, stellt sich in Reih und Glied und besteigt das eiserne Ungetüm, das er Korb nennt, und das dort an einem armstarken eisernen Tau über der schwarzen Tiefe zitternd zwischen den Spurlatten hin und her pendelt. Meistens werden so mit einem einzigen Zuge 35 bis 45 Menschen auf einem zweietagigen Korb in die Tiefe befördert. Ein Signal des bedienenden Schachtarbeiters, und augenblicklich verschwindet der Korb mit seinen Insassen, abschiednehmend vom jungen Tag, in der Finsternis. Die Lampe, die draußen beim Morgengrauen die Luft auch nicht auf einige Meter zu durchdringen vermochte, zeigt hier eine ganz respektable Leistung und bedeutet für den Bergmann ein unschätzbares Kleinod. In der Tiefe angekommen, gibt er seine Marke ab, die auf einen Draht so aufgereiht wird, daß die Reihenfolge beim Ausfahren ebenso stattfindet wie beim Einfahren. Hier am Schacht begrüßen uns auch die unglücklichen Gefährten des Menschen in der Grube — die Pferde. Bei jedem neu ankommenden Korbe wiehern sie, gleichsam als wollten sie Fragen stellen, wollten wissen, was die Sonne macht, ob es Sommer oder Winter, ob die Menschen, die sie zu ihrem unglücklichen Dasein verdammt, nicht schon von der Natur heimgefordert sind. Die Pferde teilen das Los der früheren Sträflinge in den sibirischen Bergwerken. Ausnahmsweise nur kommen sie gesund noch mal auf die Erde. Ihnen hat man dort unten einen Stall zurecht gemacht und einen Wärter zum Füttern gegeben; mehr kann das Tier nicht verlangen!

Nach einer kurzen Rücksprache, die der einfahrende Bergmann mit seinem ausfahrenden Kollegen nimmt: betreffs des Zustandes des Arbeitsortes, ob sich falsche Wetter zeigten, die Bohrlöcher alle abgeschossen sind, die Materialien in Ordnung sind, und ob die Leistungen gute gewesen, strebt er seinem Arbeitsorte zu. Am Schacht ist es noch angenehm, der Temperatur wie auch dem Raum nach. Die First ist hoch, und die Stöße stehen weit auseinander, sind behauen und meistens mit Kalkmilch bestrichen. Der Boden oder die Sohle ist mit eisernen Platten belegt. Aber einige Meter weiter sieht es schon anders aus: eng und bedingt durch diese Enge, ein scharfer, unangenehmer Luftzug, die Sohle naß; die Stöße und die First machen sich durch ihre vorspringenden Ecken bemerkbar. Jedoch läßt diese Strecke oder Querschlag sich immer noch nicht mit den Gängen in der Nähe des Arbeitsortes des Bergmanns vergleichen. Dort rutscht er oftmals platt auf dem Bauche, um zu seiner Arbeitsstelle zu gelangen; dabei ist es dort unangenehm heiß, weil die Luft, bis sie in diese entlegenen Reviere kommt, sich schon zuviel verteilt hat und auch schon viel verbrauchte Luft mit sich führt. Dabei sind die sanitären Einrichtungen fast immer schlecht. An seinem Arbeitsorte entledigt sich der Bergmann auch noch oftmals des Hemdes, und jetzt tritt er mit dem Bohrer, der Spitzhacke und dem Fimmel als ein wirklicher Feind der Natur entgegen. Mit allen möglichen Finessen und rohen Schlägen sucht er der Natur das zu entreißen, was sie durch Jahrtausende geschaffen und jetzt mit steinernen Fängen umklammert hält. Wer wird in diesem Kampfe siegen? Die Urkraft der Natur oder die temporäre des Menschen? Der Mensch bildet sich ein, er siegt; aber sein Sieg ist doch nur ein bedingter. Kalt überläuft es ihn, wenn er im einsamen Revier die Donnerschläge des über ihm berstenden Gesteins hören muß, wenn er sieht, wie sich Spalten zeigen, wie das mannsstarke Stempelholz von der Natur wie Strohhalme zerknickt wird, wo an eine Rettung nicht mehr zu denken ist, wenn im Zeitraum von Sekunden die Erde sich senkt, alles unter sich begrabend. Da liegt er, der junge Mensch, zerschmettert, aber noch lebend, hinter Bergen von Stein, hinter Steinen, die erst gesprengt werden müssen, um zu ihm zu gelangen. Ein ungünstiger Zufall wollte es, daß sich im Gestein ein Luftkanal gebildet, der ihm das Sterben erschwerte. Oder ein anderer Fall: auf einer Schlagwettergrube. Ein blaues Flämmchen über der Lampe, das Irrlicht des Bergwerks, wird nicht bemerkt. Etwas später ein Zischen, und eine Explosion, der augenblicklich ein Feuermeer folgt, bereitet dem Bergmann einen schnellen Tod. Hier tritt ihn der Tod schnell an; aber im weiten Revier, durch die die Nachschwaden der Explosion ziehen müssen, gibt es Kämpfe: man sucht sich zu retten, oftmals kopflos, indem man im Wetterstrom fortläuft, manchmal sinnvoller, indem man sich in abgebaute, vom Luftstrom nicht mehr berührte Strecken flüchtet. Meistens hilft aber alles Flüchten nichts mehr, und elendig muß der Knappe im Nachschwaden ersticken. Wenn dann alles vorbei, die Natur sich wieder beruhigt hat, dann holt man sie heraus. In der Waschkaue legt man sie nebeneinander, und an ihren Halsmarken sucht man die verbrannten toten Knappen wiederzuerkennen. Ihnen hat kein „Glück auf“ mehr geklungen.

J. K.

Aus den Papieren eines Philantropen

VIII.

War das wieder ein Tag der Aufregung und der neuen Ereignisse. Ich war ahnungslos auf meinem Spaziergang begriffen, freute mich an Wolken und Kornfeldern und kleinen Birkengruppen und gedachte, in einem alten Dorfkrug bei einer Tasse Kaffee eine kleine Rast zu machen. Zu allem Glück hatte ich meine Wirtin davon in Kenntnis gesetzt; sonst wären wir überhaupt verloren gewesen. Ich war noch gar nicht am Ziel meiner Wanderung angelangt, als ich hinter mir laute Rufe vernahm, und wie ich mich umkehre, sehe ich unser junges Dienstmädchen in atemlosen Lauf herankommen. Ich wußte gar nicht, was ich denken sollte, da durchaus nichts im Kalender stand, was meinen Spazierweg hätte unterbrechen können, wurde aber doch unruhig, als ich sah, daß sie einen Brief oder etwas Ähnliches hoch in der Luft schwenkte. Es war eine Depesche von Aurelie. Hier ist sie:

„Komme heute abend 9 Uhr Anhalter Bahnhof. Bitte bestimmt da zu sein. Gepäckträger mitbringen.“

Ein Blitz, der aus dem heiteren Himmel herabgefahren wäre, hätte mich nicht sprachloser machen können. Im letzten Brief war von ihrer Abreise aus dem Süden noch gar keine Rede. Keine Karte hatte darauf gedeutet, daß sie sich mit Reisegedanken trug. Kein Wort hatte mich auf ihre Ankunft vorbereitet und so die Erwartung geweckt. Der Gedanke schien ihr ganz plötzlich gekommen zu sein, wie sie denn überhaupt die Gabe des schnellen Entschlusses zu besitzen scheint. Die Uhr war drei, als die Depesche in meine Hände kam. Ich war mindestens eine Stunde von meiner Wohnung entfernt, und so war keine Zeit zu verlieren, wenn ich mich auch noch umziehen wollte. In mir wogte die Unruhe kommenden Glückes, als ich nun im schnellen Schritt nach Hause ging. Vielleicht war es diese Unruhe, die mich so weit ausgreifen ließ, daß unser Dienstmädchen immer in einem halben Trab und lachend nebenher lief. Endlich kamen wir zu Hause an, und ich machte so sorgfältig Toilette, wie es die knapp bemessene Zeit gestattete; denn schließlich mußte ich ja auch noch zu Abend essen, und eine Stunde vor Ankunft des Zuges wollte ich auf dem Bahnhof sein, um mein Inneres langsam auf das Wiedersehen vorzubereiten. Ich wußte im Anfang nicht, ob ich den modernen Sommeranzug anlegen sollte, den ich mir in ihrer Abwesenheit habe anfertigen lassen. Aber dann entschloß ich mich doch dafür. Die Abende sind ja freilich kühl; aber ich bin ja nicht alt und schließlich auch kein Philister. Es wird einen ganz forschen Eindruck machen, wenn ich im hellen Anzug ohne Überzieher auf dem Bahnhof erscheine. So ging ich denn also und war Punkt acht Uhr auf dem Anhalter. In der folgenden Stunde malte ich mir den Moment des Wiedersehens in allen Einzelheiten aus; aber mein Herz erbebte doch, als der Zug majestätisch in die Halle brauste. Die Wagentüren wurden aufgerissen, Gedräng und Gewirr und dann plötzlich die Stimme Aureliens, die meinen Namen rief. Ich eilte sofort hin, der Gepäckträger hinter mir, und fand sie noch

Digitized by Google

in der Tür stehen, wie sie ihrem Mädchen (das sie aus Bayern mitgebracht hatte) die einzelnen Stücke des Handgepäcks hinausreichte. Es war sehr gut, daß wir den Gepäckträger und das Dienstmädchen gleich zur Hand hatten; denn was hätten wir sonst mit den neun Körben und sechs Stück Handgepäck anfangen sollen! Wir hielten uns in Berlin gar nicht erst auf, sondern fuhren direkt zur Frau Geheimrätin, wo Aurelie bereits angemeldet war und in der nächsten Zeit wohnen sollte. Obwohl es unter diesen Umständen zu einer intimeren Aussprache nicht kommen konnte, verlief der Abend in der herrlichsten Weise. Vielleicht bringe ich noch morgen etwas von der traulichen Stimmung aufs Papier. Es ist heute zu spät geworden, und ich will außerdem noch eine Weile die einsame Nacht genießen und an Aurelie denken.

* * *

Als ich heute früh erwachte, durchzuckte mich das freudige Gefühl, daß Aurelie zurück sei, und so fuhr ich denn sofort mit beiden Beinen aus dem Bett und in die Unterbeinkleider hinein (ich trage auch im Sommer wollene Unterbeinkleider, weil meine selige Schwester das durchaus wollte). In einem Nu war ich angezogen; aber die Uhr war erst eben fünf, und so war an einen Besuch noch nicht zu denken. Nach dem Frühstück promenierte ich dann in der frischen Natur des Gartens und genoß jene selige Erwartung, die nur der Liebende kennt. Als die Sonne höher kam und die Uhr zehn wurde, machte ich sofort Toilette und ging. Eine eben erblühte Rose steckte ich ins Knopfloch, was mir im Hinblick auf die Situation gestattet schien. Auf dem Wege merkte ich, wie meine Schritte förmlich beflügelt wurden und in einen Eilschritt überzugehen drohten, der meinem Alter nicht recht angemessen gewesen wäre. Ich beherrschte mich also; aber ich war doch alles andere als ruhig, als ich nun endlich an der Gartenpforte klingelte. Leider wurde mir drinnen eine Enttäuschung zuteil. Die Geheimrätin kam zu mir in den Salon und teilte mir mit, daß Aurelie noch in unzulänglicher Toilette mit ihren Körben beschäftigt sei und mich heute überhaupt nicht sehen könne. Diese Abweisung machte auf mich einen niederschmetternden Eindruck, so daß die Geheimrätin mir begütigend zusprach und meinte, man müsse sich an die Garderobensorgen der Frau gewöhnen. Das wollte mir zunächst nur wenig einleuchten; aber nach einigen Stunden ruhiger Überlegung gab ich ihr doch recht. Es handelt sich ja nur um einen Tag, der schnell vorübergeht. Man muß seine Leidenschaft zu zügeln wissen.

* * *

Diese Zeit der Vorbereitungen entwickelt sich doch ganz anders, als ich eigentlich dachte. Die Wohnung der Frau Geheimrätin ist zum Hauptquartier geworden, in dem die Pläne geschmiedet werden, ohne daß man außerhalb der Wohnung etwas davon erfährt. Ich war auf heute Nachmittag hinbestellt, und es wurde mir gestattet zuzuhören, was die Geheimrätin als ein Zeichen der Gunst und des Vertrauens aufgefaßt wissen wollte. Die Beratungen seien sonst, wie sie mit scherzhaftem Pathos hinzufügte, streng geheim. Heute stand das Dienstmädchen zur Verhandlung, das Aurelie aus Bayern mitgebracht hat. Beide Damen waren sich über den Charakter des Mädchens bereits völlig klar und priesen es als einen Vorzug, daß ihre Heimat so weit entfernt sei — sie könne dann nicht gleich wegen jeder Kleinigkeit nach Hause laufen. Auch daß sie der neuen Umgebung mit einer Art von Scheu gegenüberstände, und daß ihr Dialekt etwas Fremdartiges an sich habe, wurde als ein Vorzug aufgezeichnet — sie könne sich auf diese Weise nicht so leicht an die hiesigen Dienstmädchen anschließen, die alle miteinander verdorben seien. Im übrigen waren beide Damen dafür, sie von vornherein an eine energische und strenge Behandlung zu gewöhnen, um sie nach Kräften ans Haus zu fesseln, damit sie ihre bayerische Naivität nicht verliere. Ich versuchte, meine philantropischen Ideen vorzutragen, fand aber keinen Anklang, da ich in diesem Punkt nicht sachverständig sei. Morgen wird über die Ausstattung verhandelt. Da darf ich nicht kommen.

* * *

Ich bin heute zu meinem alten Freund gegangen — was sollte ich auch tun, da Aurelie mich nicht vorlassen wollte. Vielleicht war ich auch etwas bedrängten Herzens und sehnte mich nach einer Aussprache. Erleichterung wurde mir denn auch glücklicherweise zuteil. Mein Freund fand in all dem, was ich ihm erzählte, nichts Besonderes. Er meinte, das sei ganz normal und läge nun einmal so in der weiblichen Natur. Auguste hätte das genau so gemacht. Am weitesten käme man, wenn man die Dinge einfach laufen ließe, und das entspricht ja schließlich auch am meisten meiner ruhigen Natur.

* * *

Ich war heute auf einen Augenblick bei den Damen, mußte aber bald wieder gehen, da sie noch über Einzelheiten der Ausstattung beraten wollten. Beim Abschied gab Aurelie mir einen Kuß. Ich glaube, sie ist eine sinnliche Natur.

* * *

Als ich heute morgen bei den Damen vorsprach, fand ich sie nicht zu Hause, und mir wurde vom Dienstmädchen bedeutet, daß ich im Laufe des Tages nicht wieder kommen sollte, da sie vermutlich erst spät nach Hause kommen würden. Was mag das nur zu bedeuten haben? Ich werde mir rechte Sorgen machen und eine unruhige Nacht haben.

Erich Schlaikjer.

Büchertisch

Franz Schneider: Die Frauenfrage im Handelsgewerbe. Herausgegeben vom Kaufmännischen Verband für weibliche Angestellte. Berlin 1904. 59 Seiten. Preis: 60 Pf.

Eine Streitschrift gegen W. Schack, der innerhalb des Verbandes deutschnationaler Handlungsgehilfen den bekannten kurzsichtigen Egoismus gegenüber den weiblichen Angestellten vertritt. Sehr geschickt durchkreuzt Schneider die Spiegelfechtereien jenes Demagogen, der Statistik und Logik etwas allzusehr beugt. Das Büchlein kann der aufstrebenden weiblichen Handlungsgehilfenschaft gute Dienste leisten. Auch vorurteilsvollen oder bisher minder urteilsfähigen Männern. **E. K.**

Ausbildungskurse in der Fürsorgearbeit 1904. Frankfurt a. M. Selbstverlag der Zentrale für private Fürsorge. 101 Seiten. Preis 1 Mk.

Die Zentrale für private Fürsorge in Frankfurt hat sich die bedeutsame Aufgabe gestellt, Personen, welche sich der Fürsorgetätigkeit widmen wollen, durch praktische und theoretische Unterweisung in den verschiedensten Zweigen des genannten Gebiets auszubilden. Zu diesem Zweck veranstaltet sie jährlich Unterrichtskurse, die 1904 die Fragen der Kinderfürsorge und der Sorge für Erholungsbedürftige behandelten; was in den letzten Kursen geleistet wurde, berichtet das vorliegende Büchlein in schlichter, knapper und übersichtlicher Darstellung. Mehr als 30 Anstalten in Frankfurt und Umgebung wurden besucht; die Besichtigungen waren jeweils mit Vorträgen seitens der Anstaltsleiter über Zweck, Bau, Einrichtung, Betrieb der Institute verbunden. Außerdem haben 14 Einzelvorträge die wichtigsten Probleme der beiden Kursgegenstände erörtert; fünf davon sind in dem Bericht wiedergegeben. Das Referat „Über den Hauspflegeverein in Frankfurt a. M." (Frl. E. Hochstädter) zeigt u. a., daß die Hauspflege eine wichtige Ergänzung, oft die Voraussetzung aller Fürsorgetätigkeit bildet. Das Referat „Über Fürsorgestellen für Tuberkulöse" (Dr. J. Benario) betont mit Recht, daß diese Einrichtung keineswegs die Heilstätten ersetzen oder die so wichtige soziale Prophylaxe überflüssig machen wollen, vielmehr für beide die bedeutsame Rolle des Aufklärungsdienstes mit zu übernehmen habe. Der dritte Vortrag (Dr. J. Klumker) bespricht die „Technik der Anstaltsverwaltung", der vierte (W. Polligkeit) die „Stellung der minderwertigen Kinder in der modernen (deutschen) Gesetzgebung"; Referent zeigt, daß letztere in mehrfacher Hinsicht, so bezüglich der Definition der strafrechtlichen Unzurechnungsfähigkeit Jugendlicher, der Behandlung jugendlicher Verbrecher, des Zeitpunktes, der Art, des Umfangs und der Kostenaufbringung der Zwangserziehung, mangelhaft und rückständig sei und auf die vorbeugende Tätigkeit ein größeres Gewicht gelegt werden müsse. Im letzten der abgedruckten Referate: „Über die Aufgaben und Bedeutung der Berufsvormundschaft für uneheliche Kinder" kommt Referent (Dr. O. Spann) zur Forderung einer beruflichen Generalvormundschaft für Uneheliche, die bis zur Volljährigkeit dauern müsse, als deren — freilich unvollkommenen — Vorläufer die Ziehkinderämter zu betrachten sind. Diese Forderung, deren Durchführung freilich mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist, sollte unseres Erachtens auch in vielen Fällen auf eheliche Kinder, bezw. Waisen, ausgedehnt werden.

Bezüglich der Einzelheiten verweisen wir auf die Schrift selbst. Alle Vorträge, insbesondere auch die einleitenden Darlegungen von Dr. Flesch zeigen, daß die Referenten ihren Stoff völlig beherrschen, daß sie alle das Hauptgewicht auf die Vorbeugung legen, und daß die Kursleiter von lebendigem sozialem Verständnis, Empfinden und Streben erfüllt sind. Wer das Schriftchen durchliest, sieht auch

Digitized by Google

hier wieder, welche führende Stellung Frankfurt a. M. auf dem Gebiet der sozialen Tätigkeit, besonders der sozialen Hygiene einnimmt; er wird staunen über die Fülle dessen, was in 14 Tagen geleistet wurde, und — lebhaft wünschen, den nächsten Kursus — 1905 — selbst mitzumachen. Anmeldungen sind an Dr. Klumker, Frankfurt a. M., Hochstr. 25, zu richten. **Dr. Kürz-Heidelberg.**

Die Schriften des Neuen Testaments, neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt von Prof. D O Baumgarten, Prof. D. W. Bousset, Prof. D. H Gunkel, Privatdozent Lic. W. Heitmüller, Privatdozent Lic. Dr. G. Hollmann, Prof. D. A. Jülicher, Privatdozent Lic. R. Knopf, Pastor FranzKöhler, Pastor Lic. W. Lüken, Prof D. Joh Weiß Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1905. Preis (bei Vorausbestellung): 10 Mk. 1. Lieferung.

Kein verständiger Mensch wird die Bedeutung von Luthers Bibelübersetzung leugnen. Ein Wunder der Wissenschaft! Ein dem Urtext kongeniales Werk! Das klassische Buch deutscher Sprache, an dem unsere großen Dichter ihre Sprache gebildet haben, und von dem auch wir Heutigen reden und schreiben lernen müssen. Aber sie ist doch vielfach fehlerhaft und den Menschen unserer Tage unverständlich. Auch wir haben Anspruch darauf, daß uns die großen Taten Gottes in unserer Sprache verkündet werden! Und gleichzeitig tut eine Erklärung not. Der Bibelleser muß erfahren, was der biblische Schriftsteller wirklich gemeint hat, und muß gleichzeitig die Fähigkeit gewinnen, aus der zeitgeschichtlichen Schale den religiösen Kern sich selbst herauszuschälen.

Die Bibel kann nie wieder alleiniges Bildungsbuch unseres Volkes werden. Zeitungen finden den Weg in die ärmsten Hütten; Bibliotheken entstehen in den kleinsten Orten und bieten immer neuen Lesestoff; gleichzeitig zeigen sich die Anfänge bescheidener Hausbüchereien fast überall. Aber brauchte deswegen die Bibel von Spinnweben überzogen zu sein? Sie behält ihren Wert als Urkunde unseres Glaubens. Sie ist auch in Zukunft zur Erweckung, Pflege und Stärkung inneren Lebens unentbehrlich! Wir können nicht auf sie verzichten, ohne uns selbst und unser Volk auf das empfindlichste zu schädigen und dauernd zu schwächen. Wenn wir ein aufsteigendes Volk bleiben wollen, müssen wir immer wieder Begeisterung, Glauben, Liebeskraft, Antrieb zu sittlichem Handeln, Frieden trinken. Sie quellen nirgends reiner und kräftiger als in der heiligen Schrift. Soll sie aber wieder solche höchste Bedeutung für alle Altersklassen, Bildungskreise, Gesellschaftsschichten unseres Volkes gewinnen, so muß sie in der Sprache der Gegenwart zu uns reden und uns durch eine geschichtliche Auslegung verständlich werden.

In diesem Sinne begrüßen wir das obengenannte Werk, von dem bislang die 1. Lieferung vorliegt, auf das freudigste. Es ist für solche berechnet, deren Kinderglaube mehr oder weniger ins Wanken geraten ist. Ihre Zweifel und Unklarheit sollen in Wissen und Überzeugung verwandelt werden. Als Motto ist ein Wort Goethes aus den Maximen und Reflexionen gewählt:

> „Ich bin überzeugt, daß die Bibel immer schöner wird, je mehr man sie versteht, d. h. je mehr man einsieht und anschaut, daß jedes Wort, das wir allgemein auffassen und im besonderen auf uns anwenden, nach gewissen Umständen, nach Zeit- und Ortsverhältnissen einen eigenen, besonderen, unmittelbar individuellen Bezug gehabt hat."

Die 1. Lieferung hat folgenden Inhalt: Prof. Baumgarten erörtert in offener und überzeugender Weise „den praktischen Wert einer geschichtlichen Auslegung des Neuen Testaments" (S. 1–6); Professor Jülicher gibt auf Seite 6—28 ein anschauliches Bild der „Geschichte des Neuen Testaments"; nach einem einleitenden Aufsatz über „die drei älteren Evangelien" (S 28—60), der besonnen, klar, warmherzig geschrieben ist, beginnt Prof. Johannes Weiß die Übersetzung und Erklärung des Markus-Evangeliums (S. 60—128). Der Text ist in kurze Abschnitte geteilt, die sinngemäße Überschriften erhalten haben. Die Übersetzung jedes Abschnittes ist vorangestellt und durch den Druck deutlich hervorgehoben. Ihr folgen dann ausführliche Erläuterungen, die dem Evangelisten zu seinem vollen Rechte verhelfen, uns ein eigenes Urteil ermöglichen und vor allem den Geist der Schrift für uns lebendig machen.

Schon vor dem Erscheinen der 1. Lieferung waren 1200 Exemplare vorausbestellt. Der Vorzugspreis von 10 Mark gilt nur bis zum Erscheinen der 2. Lieferung, das Anfang Februar sicher zu erwarten ist. Eine Preiserhöhung tritt um so sicherer ein, als der in Aussicht genommene Umfang von 10 Lieferungen wahrscheinlich überschritten werden muß. Nach Abschluß des ganzen Werkes ist mit einer weiteren Preiserhöhung zu rechnen. Keiner unserer Leser sollte sich dieses neue protestantische Hausbuch entgehen lassen! Und wer es zu erwerben gedenkt, bestelle sofort! **E.**

Eugen Hühn, Pfarrer, Hilfsbuch zum Verständnis der Bibel. III. Heft: Das Neue Testament nach Inhalt und Entstehung (Verlag von J. C. B. Mohr, Tübingen. 1904. Kartonniert 1 Mk.) An einem früheren Werke von Hühn über die messianischen Weissagungen glaubte ich schon die Gründlichkeit seiner Quellenstudien erkennen zu dürfen. Jetzt schafft er uns durch den berufensten Verlag dies außerordentlich wohlfeile Hilfsbuch. Es ist frei von aller gelehrten Belastung, also ein vorzügliches Hilfsmittel zum Verständnis der einzelnen biblischen Bücher. Lehrer und Laien werden ihm besonders dankbar sein. Sie finden bei Hühn im wesentlichen die Beobachtungen der modernen theologischen Wissenschaft. Es wird noch ein viertes Heft erscheinen über die Geschichte Jesu und der ältesten Christen bis zur Mitte des 2. Jahrhunderts. Hervorzuheben ist noch das handliche Format, das feine Papier und der saubere Druck.

Allerlei

Kinderseelen. Skizzen von Carl Ewald, autorisierte Übersetzung von Kitz.

1. Vorbei.

Marie hat solch üppiges Haar, das rot ist wie Feuer und ihren Kopf wie eine Lohe umsäumt. Alle die Mädchen in der Schule zeigen mit Fingern nach ihr und rufen „Rotkopf" hinter ihr her. Dann weint sie und ist so unglücklich.

„Ich mag mein rotes Haar nicht mehr", sagt sie zu ihrer Mutter.

Die kämmt und flicht ihr das reiche Haar und faltet ihr die Händchen zum Abendgebet.

„Dein rotes Haar hast du von Gott," sagt sie. „Du mußt hübsch brav sein und es behalten."

Am Tage drauf hat Marie fürchterliche Zahnschmerzen.

Sie schreit und stampft auf den Fußboden, und des Jammers ist kein Ende. Mutter nimmt sie auf den Schoß und tröstet sie und beruhigt sie.

„Nun solltest du still und geduldig sein und warten, bis es vorübergeht," sagt sie. „Denk nur daran, daß der liebe Gott dir die Zahnschmerzen gegeben hat. Der nimmt sie dir auch wieder, wenn's ihm richtig scheint."

Marie hält an, mitten im Heulen, und starrt und starrt zur Mutter hin.

„Hab' ich auch die Zahnschmerzen von Gott?" fragt sie.

„Gewiß."

Sie gleitet von der Mutter Schoß hinunter und setzt die kleinen Füße unglaublich fest auf den Boden.

„Mutter," sagt sie. „Nun will ich nichts mehr wissen von ihm."

2. Prügel.

Ich habe ein Landgut gemietet, und der Besitzer des Landgutes ist in ein Haus dicht nebenan gezogen. Wir sind noch nicht ganz eingerichtet. Draußen an dem Gartenpförtchen steht ein Kasten mit Krocketkugeln, der noch keinen Platz gefunden hat.

Der kleine Junge des Besitzers kommt zu dem Pförtchen herein; er hat seine Peitsche in der Hand. Er nimmt eine von den Kugeln und läßt sie über den Weg rollen.

„Das darfst du nicht tun, Freundchen", sage ich.

„Doch, ich darf," sagt er. „Das sind meine Kugeln. Vater hat sie mir gekauft."

„Nicht doch," sage ich. „Die Kugeln gehören mir. Ich hab' sie meinem kleinen Jungen gekauft."

Nun steht er da und sieht mich an und läßt die Peitsche ein wenig durch die Luft sausen.

„Was willst du denn hier?" sagt er dann.

„Wohnen will ich hier. Ich habe das Landgut von deinem Vater gemietet. Du darfst aber immer herüberkommen und mit meinem kleinen Jungen spielen."

„Das ist nicht wahr," sagte er. „Unser Haus ist das. Mach', daß du fortkommst!"

Seine Augen sind finster vor Zorn, und ich lese darin:

Hier hat er gewohnt, seitdem er auf der Welt ist. Alle Blumen kennt er im Garten; jeden Winkel kennt er draußen und drinnen: den Hühnerstall und den Kaninchenstall und den alten Holunderstrauch . . . und das Hundehaus, in dem Thor in der Nacht liegt.

All' die Herrlichkeiten steigen auf vor seinem Blick. Die kleine Hand umklammert die Peitsche, und er fährt auf mich los und schlägt mich. Schlag auf Schlag . . .

Briefkasten

B. Göring. Wir bitten Sie freundlich, uns Ihre Adresse mitzuteilen.

Bücherbesprechungen. Die Nachfrage nach Rezensionsexemplaren ist so groß, daß jedes eingegangene Buch etwa von drei bis vier Seiten zugleich verlangt wird. Natürlich können infolgedessen nicht alle Wünsche befriedigt werden; die Redaktion ist aber bemüht, eine ausgleichende und gerechte Verteilung zu üben. Wir bitten die Rezensenten, uns mit den Besprechungen der ihnen zugesandten Bücher nicht allzulange warten zu lassen.

O. R. Hamburg. Die „unwissenschaftlichen Nachträge" der deutsch-sozialen Blätter verdienen es wirklich nicht, bekämpft zu werden. Sonst herzl. Gruß! **R.**

Ein Süddeutscher. Sie haben ganz recht. Die Worte Liberalismus und Demokratie sind dieselbe Melodie mit etwas verschiedenen Vorzeichen. Auf Wiedersehn! **R.**

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 5

Nationalsoziale Wochenschrift

Sonntag, den 5. Februar 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Die gesetzliche Beschränkung des Handelsverkehrs — Gorki — Die Konsequenz der ungarischen Wahlen — Frankreich — Calbe-Aschersleben — Hilfe für die Bergarbeiter!) — **Naumann:** Was wird aus Rußland? — **H. v. Gerlach, M. d. R.:** Der Kohlenarbeiterstreik und die Gesetzgebung — **Dr. E. Katz:** Sozialdemokratisches — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — **Naumann:** Der wachsende Volksbedarf.

G. Traub: Gerechtigkeit — **Hermann Weinheimer:** Die Jugendschriftenfrage — **Erich Schlaikjer:** Aus den Papieren eines Philantropen. XI. — Kunst — Allerlei — Briefkasten.

Politische Notizen

Die gesetzliche Beschränkung des Handelsverkehrs in den Handelsverträgen mit Österreich-Ungarn und Rußland übertrifft unsere schlimmsten Befürchtungen. Die Agrarier haben auf der ganzen Linie gesiegt, so gesiegt, daß selbst den nationalliberalen schutzzöllnerischen Industriellen die Früchte ihrer Taten schlecht schmecken werden. Die Agrarzölle des Antrages Kardorff sind nun Tatsache: Roggen 5 Mk. bisher 3,50 Mk.; Weizen 5,50 Mk. bisher 3,50 Mk.; Hafer 5 Mk. bisher 2,80 Mk.; Mais 3 Mk. bisher 1,60 Mk. usw. Um so viel Mark wird bis zum Jahre 1918 dem deutschen Volke das Brot über den Weltmarktspreis verteuert, und so lange zahlen mit den Konsumenten die Futtermittel kaufenden Bauern den Großgrundbesitzern Tribut. Die Grenzsperre gegen ausländisches Vieh bleibt ungefähr die alte und ihr gegenüber wiegt auch die Erhöhung der Viehzölle nicht schwer, aber auch sie schadet dem Bauer, indem sie infolge der noch sehr vermehrbaren Steigerung der inländischen Viehproduktion an den Viehpreisen auf die Dauer wenig ändert, doch Zuchtverbesserungen verhindert. Geradezu toll ist die Schädigung der Exportindustrie durch die Erhöhung der Industriezölle Österreich-Ungarns und Rußlands. Die Ausfuhr unserer wichtigsten Industrieartikel nach Rußland beträgt etwa 200 Millionen Mark und nun hat Rußland als Antwort auf die deutsche Agrarzölle die, für uns wichtigste, Maschinenausfuhr mit einem Zollzuschlag von durchschnittlich 20 Prozent belegt. Ähnlich sind die russischen Zollerhöhungen auf Textil-, Galanterie- und Lederwaren. Geradezu erbärmlich wird Österreich-Ungarn unsere Ausfuhr behandeln. Gegenüber unserer elektrischen und Lederindustrie sind förmliche Pohibitivzölle errichtet. Soweit Eisenindustrie für den östlichen Export in Frage kommt, handelt es sich fast durchweg um weiterverarbeitende Eisenindustrie, die so schon von den Syndikaten bedrängt wird. Zu alledem wandern jetzt 500 Millionen Mark nach Rußland, auch ein Entgelt für den russischen Handelsvertrag. Die „Hilfe" wird die neuen sogenannten Handelsverträge einer Einzelkritik von sehr sachverständiger Seite unterziehen. Heute sagen wir nun mit aller Bestimmtheit: Die Verantwortung für dieses vaterlandsfeindliche Beginnen muß der Kardorff-Mehrheit überlassen werden! Der entschiedene Liberalismus darf keinen Finger rühren, um den Herren die Verantwortung zu erleichtern!

Gorki, der gewaltigste und feinste unter den lebenden Dichtern, wird von den russischen Henkersknechten mit dem Strange bedroht. Ein geradezu furchtbarer Gedanke für uns alle, für alle Menschen, die Gorki unendliches an innerer Bereicherung verdanken. Es ist, wie wenn ein Blumenbeet von einem häßlichen und stinkenden Tier zerstampft wird. Im Ausland, wo wir uns auflehnen und mit allen Mitteln protestieren, mag es noch schmerzlicher empfunden werden als in Rußland selbst. Dort ist man vieles gewohnt, die edelsten Geister haben in den Eiswüsten und Tundren Sibiriens geendet. Dostojewski selbst entging nur durch Zufall der Hinrichtung und starb an den Folgen der Verbannung. Und nur langsam rötet es sich unter dem weißen Schrecken, nur zu langsam!

Die Konsequenz der ungarischen Wahlen. Der „starke Mann" Graf Tisza ist gescheitert. Er erhoffte von den Neuwahlen eine Rechtfertigung seines parlamentarischen Rechtsbruches. Aber trotz des empörenden ungarischen Wahlrechtes und trotz alles Wahlterrorismus und aller Wahlkorruption wird die bisherige Regierungspartei in dem neuen Parlament in der Minderheit sein. Das Recht hat gesiegt. Zum erstenmal kommt die „liberale" Partei in Ungarn in die Minderheit. Die stärkste Partei des neuen Reichstages werden die Kossuthianer sein. Damit wird das österreich-ungarische Problem mit einem Male in seinem ganzen Umfang auf die Tagesordnung gesetzt. Die „Liberalen" stehen auf dem Standpunkt des 67er „Ausgleichs", d. h. sie wollen das bestehende staatsrechtliche Verhältnis zu Österreich, die Realunion, aufrecht erhalten. Die Kossuthianer dagegen, die sich auch 48er nennen, erstreben die möglichste Lockerung der Beziehungen zu Österreich bis zu ihrer Verflüchtigung in eine bloße Personalunion. Schon jetzt nimmt man an, daß Ungarn die ungarische Kommandosprache nicht mehr wird verweigert werden können. Damit fällt die k. k. Armee in zwei Hälften auseinander, die einander nicht mehr verstehen werden, in eine deutsch und eine magyarisch kommandierte. Das nächste Ziel wird die Schaffung eines selbständigen ungarischen Zollgebiets sein. Internationale Fragen wichtigster Art werden damit aufgerollt. Schon bisher war das Gefüge der habsburgischen Monarchie nicht allzu fest. Die ungarischen Wahlen machen es in allen Fugen krachen.

Frankreich. Das Ministerium Rouvier hat bei seiner Vorstellung in der Kammer zwar eine Majorität von 373 gegen 99 Stimmen gehabt, aber die Regierungsmehrheit war so „gemischt", daß auf sie sicher kein Verlaß ist. Wer wollte auch im Ernst glauben, daß die Nationalisten und Klerikalen auf die Dauer mit einem Kabinett gehen werden, das es mit seinen liberalen demokratischen und sozialistischen Programmsätzen ernst nimmt? Oder nimmt es das Ministerium Rouvier damit nicht ernst? Jedenfalls läßt die Differenz zwischen dem Ministerpräsidenten Rouvier, der die Trennung von Staat und Kirche zurückstellen wollte, und dem Kultusminister Bienvenu Martin, der diese Reform für die dringendste erklärte, auf keine ernsthafte Fortsetzung der zielklaren und energischen Politik Combes schließen. Dazu fehlen diesem Ministerium auch die sozialistischen Einpeitscher. Zwar hat Jaurès persönlich dem Vertrauensvotum zugestimmt, aber viele seiner Parteigenossen enthielten sich der Abstimmung oder stellten sich auf die Seite der Gegner. Von einer Einheit des Blocks, der dem Ministerium Combes

seine entschiedene Politik ermöglicht hat, kann also keine Rede mehr sein. Daher fehlen auch alle Unterlagen für eine Beurteilung des neuen Regierungskurses. Rouvier wird vermutlich versuchen, das eine Jahr, das ihm von der Legislaturperiode noch übrig bleibt, auf jede mögliche Weise am Ruder zu bleiben und Skandalszenen, wie sie in den letzten Monaten alltäglich waren, zu vermeiden. Das ist sicher ein für Herrn Rouvier recht praktisches Programm, aber es ist kein solches, auf Grund dessen die Politik und Volkswirtschaft eines Staates sich einzurichten vermag.

Calbe-Aschersleben hat den halben und ganzen Reaktionären eine gelinde Enttäuschung gebracht. Während durch die starke Wahlbeteiligung der bürgerlichen Wähler, infolge der Sonderkandidatur des Bundes der Handwerker, der Sieg des Sozialdemokraten im ersten Wahlgang verhindert worden war, drang in der Stichwahl der Sozialdemokrat Albrecht mit großer Stimmenmehrheit gegenüber dem Nationalliberalen Placke durch. Wir haben Placke, der ein wütender Zöllner, Zünftler und Sozialistenfresser ist, niemals für einen Liberalen angesehen. Natürlich wäre es uns lieber gewesen, statt eines Sozialdemokraten hätte ein entschieden Liberaler gesiegt. Da aber dies nach der schläfrigen Haltung, die der dortige Freisinn seit langen Jahren einnimmt, ausgeschlossen war, freuen wir uns, daß der halbe Liberale in den Reichstag einzieht und der ganze Reaktionär zu Hause bleibt.

Hilfe für die Bergarbeiter! Die 613 Mk., welche vier Tage nach unserem Aufruf bei uns eingelaufen waren, sind natürlich nur ein kleiner Bruchteil der aus unserem Kreise an die Bergarbeiter abgeführten Gelder. Teils sind unsere Parteivereine selbständig vorgegangen (Berlin 2033 Mk., Heidelberg 600 Mk., Dortmund 150 Mk. usw.), teils sammeln die uns zugehörigen und nahestehenden Zeitungen (Berliner Zeitung, Straßburger Zeitung usw.), teils haben Einzelpersonen von uns nahestehenden Kreisen auf unsere Anweisung Beträge direkt nach dem Streikgebiet abgeführt. Aber wenn selbst 15—20000 Mk. in dieser Woche zur Unterstützung der Bergarbeiter flüssig gemacht werden konnten, so darf doch nicht vergessen werden, daß 200000 Arbeiter mit ihren Familien Brot und Heizung nötig haben. Vorläufig sieht es nicht so aus, als ob der Streik bald aufhört. Darum gebe jeder, was er kann! Auch zweimal und dreimal! Es ist ein Kampf für die Grundrechte unserer deutschen Arbeiterschaft, der ausgefochten werden muß.

Was wird aus Rußland?

Niemals in den letzten Jahren hat uns unser Freund Dr. Rohrbach, von dem aus Südwestafrika gute Nachrichten eintreffen, so gefehlt als eben jetzt. Er hatte von Rußland wirkliche Kenntnisse, was man von vielen, die jetzt in den deutschen Zeitungen über Rußland schreiben, nicht sagen kann. Aber selbst diejenigen, die Land und Leute kennen, sind heute nicht viel besser daran als wir anderen, denen nur Geschichtsliteratur und Zeitungen zu Gebote stehen, denn die Lage ist so dunkel, daß kein einzelner auch nur einigermaßen sie klarlegen kann. Die Frage, die auf allen Lippen liegt, heißt: steht Rußland im Anfang einer wirklichen Revolution? Vor einer Woche schien es, als sei die Revolution da. Heute scheint es, als seien die Tausende vergeblich gefallen. Wie es wieder in einer Woche sein wird, kann niemand sagen, denn das Unberechenbare ist unendlich viel größer als das Berechenbare.

Unberechenbar ist in erster Linie die Bevölkerung der Hauptstädte Rußlands. Wird sie einen zweiten größeren Sturm wagen, nachdem der erste so schauerlich geendet hat? Unberechenbar ist, wieviel Beamte heimlich oder offen zur Revolution übergehen, was die Truppen tun werden, was den Aufständischen zufällig gelingt, und schließlich, wie lange es der Zar aushält, seine Hauptstadt von Herrn Trepow vergewaltigen zu lassen. Bei allen schweren Verwicklungen spielen die Nerven der Herrschenden eine große Rolle, und der Zar, der nicht nur hartgesottene Großfürsten, sondern auch den liberalen Adelsmarschall von Moskau empfängt und zu dem allerlei Einflüsse der Barbarei und der Zivilisation sich gleichzeitig drängen, ist im Grunde seiner Seele kein Herzog Alba, nicht einmal ein österreichischer Ferdinand. Vieles zwar spricht dafür, daß der Zar selbst mit der Bluttat vom 22. Januar bezwungen werden sollte. Die Petersburger Polizei konnte zweifellos den Aufmarsch der Arbeiter hindern, wenn sie es beabsichtigte. Sie konnte den Priester Gapon vor seinem Peterburger Kreuzzug verschwinden lassen, wenn sie es nicht zum Schießen kommen lassen wollte. Daß man aus Liberalismus die Dinge sich bis zur Katastrophe hat entwickeln lassen, ist ganz ausgeschlossen. Es sollte ein Exempel statuiert werden. Gewissenlos ließ man das Volk sich aufmachen. Der Zar sollte Angst bekommen, noch mehr Angst als er an sich schon hat, und in seiner Angst sollte er die Bluthunde schalten und walten lassen. Und bis heute ist der Plan der Unholde geglückt. Heute wird Ordnung geschafft, eine tolle Ordnung. Maxim Gorki, der Dichter, und andere hochgebildete Leute stehen vor dem Tode. Auch Gapon soll, wenn seine Wunde geheilt sein wird, ganz tot gemacht werden. Alle Schrecken russischer Vorzeit von Iwan an sollen wiederkehren. Und wenn nun doch der Zar sich sträubt? Wenn er weich wird, in Tränen zerfließt, das Blut sühnen, sich als Väterchen zeigen will? Was dann? Wird er dann selbst gefangen gesetzt? Und wer wird ihm glauben, wenn er nun wieder volksfreundlich ist? Der arme Friedenszar! Es muß jetzt in den wohlgeheizten Zimmern von Zarskoje-Sjelo sehr kalt sein. Den armen Nikolaus friert.

Wie war doch der erste Nikolaus ein anderer Mann! Als im Dezember 1825 bei seiner Thronbesteigung Heer und Volk gegen ihn brandete, ritt er in den Aufstand hinein und rief dem Offizier, der auf ihn schießen wollte, die Worte zu: was willst du von mir? Der Offizier aber sprach: er sah mir ins Auge und ich konnte ihn nicht töten! Erst als neben ihm der Stadtgouverneur Miloradowitsch erschossen wurde, ließ der Kaiser die Kanonen losgehen. Aber er stand dabei. So überwand früher ein Zar die Revolution. Heute aber kommen nicht aufständische Soldaten, sondern waffenloses Volk. Sie haben sich angekündigt und wollen eine Bittschrift überreichen. Vor diese hätte Nikolaus II. treten können und sie hätten ihm die Hände geküßt. Aber dazu reicht die Energie nicht mehr. Die Folge ist, daß es nun heißt: wir haben keinen Zaren mehr.

Wo heißt es so? Ganz sicher in der Arbeiterschaft der großen Industrieplätze Moskau, Petersburg, Warschau, Odessa, Lodz, Riga. Aber was will in Rußland der städtische Industriearbeiter besagen? Das ist es, was uns gegen die sozialdemokratischen Darstellungen der russischen Vorkommnisse etwas mißtrauisch macht, daß in ihnen der Industriearbeiter eine Stellung einninmt, die ihm nach der einfachen Statistik schwerlich zukommen kann. Wir müssen im Auge behalten, daß 87,5 pCt. der Bevölkerung auf den Dörfern wohnt. Diese Dörfer können im ersten Ansturm leicht vergessen werden, gerade wie es bei der großen französischen Revolution auch geschah. Aber später werden die Dörfer den Zaren doch beschirmen, er mag sein wie er will. Das Blut der Erschlagenen hindert nicht, denn es wird im breiten Lande kaum empfunden. Erst wenn die Landverzweiflung so hergehoch ist, so wild und gierig, daß sie gar keinen Ausweg mehr weiß: dann kommt die wirkliche Revolution. Und ob das jetzt oder auch nur in 10 Jahren sein wird, wissen wir trotz aller Darstellungen aus dem hungernden Rußland noch immer nicht. Auch frühere Zaren hatten blutige Hände, verehrt wurden sie aber doch. Und wir vergessen leicht, wie wenig das russische Volk erfährt. Heute schreibt man uns aus Petersburg: ihr werdet mehr von uns wissen als wir. Wie muß es dann erst an der Wolga sein oder irgendwo zwischen Wilna und Lublin! Der russische Körper ist so groß und dumpf, daß jedes Vorkommnis nur an einigen Stellen wirken kann.

Aber freilich, wenn der Zar durch irgend einen russischen Vorfall sterben sollte, wenn der Ehrgeiz, die Habsucht, der Starrsinn, die Torheit um die Wiege eines unglücklichen Kindes tanzen würden, dann könnte das Wort „wir haben keinen Zaren mehr" vielleicht doch das weite Land erfüllen. Niemand wird das wünschen, aber möglich ist alles. Was aber dann kommt, ist dunkler als eine Nacht im Eismeer; denn so bestimmt das vor Augen steht, was beseitigt werden muß, so nebelhaft ist das, was an seine Stelle treten soll. Nach den Erfahrungen der französischen Revolution ist es nicht unmöglich, daß eine Militärdiktatur eines gekrönten oder ungekrönten Kopfes am Ende aller Wirren steht. Eine solche aber kann für Rußlands Nachbarn sehr verhängnisvoll werden, denn ein Diktator, der die inneren Wirren be-

Digitized by Google

schwichtigen will, wird äußere Politik treiben müssen, und wird dann nicht sagen können „nach Port Arthur!", sondern er wird sagen: „nach Konstantinopel, um das heilige Kreuz auf die Kuppel der Hagia Sophia zu setzen!" Das ist der alte Traum des russischen Volkes. Und dann, wenn das kommt, soll man bei uns Bismarcks Gedanken und Erinnerungen noch einmal lesen und nachsehen, was er für diesen Fall sagt. Er sagt nämlich, daß wir den Russen Konstantinopel gönnen sollen.

Aber wohin sind unsere Gedanken geraten? Aus dem gegenwärtigen Chaos hinaus in eine Ferne, von der heute gar nichts vorhanden ist. So macht es der Gedanke, wenn er in der Gegenwart keinen Stützpunkt findet. Er sucht dann: was wird kommen, mag nun jetzt die Revolution siegen oder der Zar? Es kommt irgendwann eine Ablenkung der inneren Bewegungen nach außen. Und da wir nicht vorhersehen können, wer sich dann nach außen wirft, müssen wir beides sein: absolut neutral und dabei noch immer in alter Weise gerüstet.

Naumann.

Der Kohlenarbeiterstreik und die Gesetzgebung

Wie der Streik im Ruhrrevier ausgehen wird, kann in dem Augenblick, wo diese Zeilen geschrieben werden, niemand sagen. Noch stehen die Arbeiter unerschüttert da. Immer mehr tritt die öffentliche Meinung auf die Seite der Streikenden. Immer reichlicher fließen die Beiträge. Die Aussichten scheinen also nicht schlecht. Aber bei einem Streik von 200 000 Mann, wovon 60 pCt. unorganisiert waren, kann man von „günstigen Aussichten" eigentlich nur dann sprechen, wenn man an ein freiwilliges Nachgeben der Arbeitgeber denkt. Denn daß die wenigen, zum überwiegenden Teil unendlich kapitalkräftigen, Unternehmer, um die es sich gerade hier handelt, es länger aushalten können als die 200 000 Mann, für die nach Erschöpfung ihres Lohnvorrats jede Woche zwei Millionen Mark Unterstützung aufgebracht werden müßten, liegt auf der Hand.

Die Führer der Bergarbeiter haben sehr weise gehandelt, als sie ihren ganzen Einfluß einsetzten, um den Streik zu verhüten. Sie wußten, daß ein Sieg nur durch Einwirkung von allerlei Imponderabilien — öffentliche Meinung, Vernunft der Regierung, Einsicht der Arbeitgeber usw. — zu erzielen sei. Damit durften sie als gewissenhafte Männer aber nicht rechnen. Für sie kommt es nur auf die Ponderabilien an. Wenn sie die beiderseitigen Waffen gegeneinander abwogen, so schnellte die Schale der Arbeiter federleicht in die Höhe.

Die weise Taktik der Hué, Sachse, Efferz, Köster usw. hat ihre Früchte getragen. Der Streik brach allerdings wider ihren Willen doch aus. Der elementaren Wucht der Jahre hindurch aufgehäuften Empörung gegenüber versagten ihre Vernunftgründe. Aber das Urteil der öffentlichen Meinung wurde aufs stärkste dadurch beeinflußt, daß klar zutage lag, hier handle es sich nicht um eine Erhebung der durch „gewissenlose Verführer" „aufgehetzten" Massen, sondern um einen elementaren Protest der gesamten Arbeiterschaft gegen jahrzehntelanges Unrecht. Bis weit in die Reihen der Rechten hinein erheben sich Sympathien für die Streikenden.

Die Wucht der öffentlichen Meinung ist in diesem Fall so groß, daß, mag der Streik selbst ausgehen wie er will, ein positives Ergebnis für die Arbeiter gesichert erscheint. Selbst wenn sie nicht eine einzige ihrer Forderungen aus eigener Kraft durchsetzen könnten, so wird doch voraussichtlich die Gesetzgebung ihnen in einer Reihe der wesentlichsten Punkte zu ihrem Rechte verhelfen.

Es war ein sehr glücklicher Gedanke, als bei der Besprechung der sozialdemokratischen Interpellation im Reichstage der Abgeordnete Gothein als erster im Namen der freisinnigen Vereinigung die Einbringung eines Initiativantrages zur Abänderung der Gewerbeordnung im Interesse der Bergarbeiter ankündigte. Die Freisinnige Vereinigung hielt aber ein sofortiges Eingreifen der Gesetzgebung für nötig, während die Nationalliberalen die Sache dadurch auf die lange Bank zu schieben versuchten, daß sie erst Untersuchungen über die Verhältnisse des deutschen Bergbaues durch die arbeitsstatistische Kommission beantragten. Der Antrag der freisinnigen Vereinigung, der inzwischen formuliert worden ist, lautet in seinen Hauptsätzen:

Der Reichstag wolle beschließen:

1. Der § 115 der Gewerbe-Ordnung für das Deutsche Reich erhält folgenden Zusatz:

„Im Falle der Auflösung des Arbeitsverhältnisses muß dem Arbeitnehmer auf sein Verlangen die ihm vom Arbeitgeber überlassene Wohnung bis zum Schluß des der Kündigung der Wohnung folgenden Monats gegen Erstattung der bisherigen Miete belassen werden. Entgegenstehende Verabredungen sind rechtsunwirksam."

2. § 120e Abs. 3 enthält die Bestimmung, daß für Gewerbe, in denen durch übermäßige Dauer der täglichen Arbeitszeit die Gesundheit der Arbeiter geschädigt wird, „Dauer, Beginn und Ende der Arbeitszeit vom Bundesrat vorgeschrieben" werden können. Hier will Gothein hinter „Gewerbe" eingeschaltet wissen: „einschließlich des Bergbaues".

3. § 134b Absatz 2 bestimmt, daß Strafbestimmungen, die „das Ehrgefühl oder die guten Sitten verletzen, in die Arbeitsordnung nicht aufgenommen werden" dürfen. Hier will Gothein hinter „Sitten verletzen" einschalten: „oder welche die Nichtanrechnung eines für eine ausbedungene Arbeitsleistung verdienten Lohnes (Nullen) aussprechen."

4. Der § 134h (ständige Arbeiter-Ausschüsse) der Gewerbe-Ordnung soll u. a. folgende Bestimmungen erhalten:

„Für Fabriken und Bergwerke, in welchen mindestens 100 Arbeiter beschäftigt sind, muß ein ständiger Arbeiter-Ausschuß von wenigstens drei Köpfen durch geheime Wahl sämtlicher großjährigen Arbeiter bestellt werden. . . ."

Der Arbeiter-Ausschuß vertritt die Arbeitnehmer in allen das Arbeitsverhältnis betreffenden gemeinsamen Fragen; insbesondere ist er befugt, für die Gesamtheit der Arbeitnehmer Erklärungen über Kündigung oder Wiederaufnahme der Arbeit abzugeben; das Recht des einzelnen Arbeiters, eine hiervon abweichende Erklärung über die Fortsetzung des Arbeitsverhältnisses abzugeben, wird dadurch nicht berührt.

In Betrieben, welche mit einer besonderen Gefahr für Leben und Gesundheit der Arbeiter verbunden sind, ist der Ausschuß berechtigt, aus der Zahl der Arbeiter des betreffenden Betriebes Delegierte (Arbeiterkontrolleure) zur Überwachung des Betriebes im Interesse von Leben und Gesundheit der Arbeiter zu bestellen.

Daß gerade ein Mann wie Gothein diesen Antrag ausgearbeitet hat, ist besonders wichtig. Er ist als alter Bergrat nicht nur ein anerkannter Sachverständiger, sondern er steht auch, wie er im Reichstage erklärte, „nach seiner ganzen Vorbildung, nach seinen früheren Stellungen und seinen persönlichen Beziehungen zu vielen Bergwerksdirektoren persönlich den Unternehmern näher als den Arbeitern". Trotzdem beantragt er aus voller Überzeugung gesetzliche Bestimmungen, die einige der Kardinalforderungen der Arbeiter befriedigen und das enthalten, was die trotzigen Grubenherrn für „unmöglich" erklären.

Auch die Sozialdemokratie ist natürlich mit einem Antrage auf dem Plan erschienen. Er lautet:

„Der Reichstag wolle beschließen: Den Herrn Reichskanzler zu ersuchen, dem Reichstage noch in der gegenwärtigen Tagung eine Novelle zur Gewerbe-Ordnung vorzulegen, welche für den Kohlenbergbau Bestimmungen trifft über:

1. Festsetzung der Schichtdauer einschließlich Ein- und Ausfahrt mit besonderer Berücksichtigung der Schichtdauer von nassen sowie heißen Orten mit über 28° Celsius; Verbot der Sonntag- und Überschichten mit Ausnahme der Arbeiten zur Rettung von Menschenleben, für außerordentliche Betriebsstörungen und Schachtreparaturen.

Lohnzuschlag für Schachtreparaturen an Sonn- und Feiertagen.

2. Beseitigung des Wagennullens. Bezahlung der wirklich gelieferten Kohlen. Eichung der Wagen nach Raum oder Gewichtsinhalt.

3. Wahl und Besoldung von Wagenkontrolleuren bezw. Wiegemeistern durch die Belegschaft.

4. Regelung der Lohnzahlung; kostenlose Lieferung des Schießmaterials und des Geleuchtes durch die Zechenbesitzer.

5. Errichtung von Arbeiterausschüssen zur Erörterung von Beschwerden und Mißständen, Regelung des Strafgelderwesens und zur Mitverwaltung der Unterstützungskassen.

6. Wahl von Grubenkontrolleuren durch die Belegschaft.

7. Regelung des Mietsrechts für die den Zechenbesitzern gehörenden Arbeiterwohnungen."

Wie man sieht, deckt er sich in der Hauptsache mit dem der freisinnigen Vereinigung. Der Gotheinsche hat jedoch den großen Vorzug, daß er bereits in die Form eines Gesetzentwurfs gegossen ist. Er könnte sofort zur Debatte gestellt

Digitized by Google

und mit etwaigen Amendierungen binnen weniger Tage zum Gesetz erhoben werden, während die Sozialdemokraten die Last der legislatorischen Ausarbeitung auf die Schultern des Reichskanzlers packen. Es würde jedenfalls zur Vereinfachung und Beschleunigung des Verfahrens führen, wenn die Sozialdemokraten sich kurzerhand den Gotheinschen Gesetzentwurf zu eigen machten.

Abgesehen von den gemeinsamen Forderungen ist die Hauptsache, worin beide Anträge übereinstimmen, daß der Reichsgesetzgebung die Regelung der Frage zugewiesen wird. Aber das gerade will die Regierung natürlich nicht. Vor nichts scheut sie mehr zurück als davor, Materien, die ebensogut reichsgesetzlich wie landesgesetzlich geregelt werden können, vor den Reichstag zu bringen. Sie arbeitet eben lieber mit dem Dreiklassenparlament — bei ihrer und seiner Zusammensetzung freilich kein Wunder. Darum läßt sie jetzt offiziös bekannt geben:

„Die königliche Staatsregierung beabsichtigt, außer den bereits früher angekündigten Gesetzentwürfen betreffend die Abänderung der §§ 65, 156 ff. des allgemeinen Berggesetzes vom 24. Juni 1865—1892 (Stillegen von Zechen) und die Neuregelung des Knappschaftswesens, dem Landtage demnächst den Entwurf eines Gesetzes vorzulegen, durch welches der dritte Abschnitt des dritten Titels des Allgemeinen Berggesetzes, soweit er von den Bergleuten handelt, einer Abänderung unterworfen werden soll. Diese Abänderung wird aller Voraussicht nach sich namentlich auf folgende Gegenstände erstrecken:

1. Gesetzliche Regelung der Arbeitszeit beim Steinkohlen-Bergbau, einschließlich der Seilfahrt, soweit dies durch sanitäre Rücksichten geboten ist.
2. Gesetzliche Regelung des Über- und Nebenschichtwesens.
3. Obligatorische Einführung von Arbeiterausschüssen, welche insbesondere auch bei der Verwaltung derjenigen Zechen-Unterstützungskassen mitzuwirken haben, in welche Arbeiterbeiträge oder Strafgelder fließen.
4. Verbot des Nullens.
5. Begrenzung der Höhe der Strafen für einen bestimmten Zeitraum."

Das, was die Regierung hier vorschlägt, ist weniger, als was die Freisinnige Vereinigung und die Sozialdemokraten wollen. Aber es ist ziemlich viel. Regelung der Arbeitszeit, Verbot des Nullens, obligatorische Arbeiterausschüsse — das ist schon ein ganz hübsches Stück Sozialreform! Daß die Regierung mit solchen Plänen kommt, das ist ein Erfolg der öffentlichen Meinung, wie er so prompt und in solchem Umfange nur selten zu konstatieren ist.

Man vergegenwärtige sich nur den Gang der Ereignisse: Am 12. Oktober 1904 äußert sich der Kommissar des Handelsministers, der Geheime Oberbergrat Meißner, im Reichstag so unfreundlich über die Forderungen der Bergarbeiter, daß seine Rede von einem der schlimmsten Scharfmacher, dem Bergmeister Engel, in seiner eben veröffentlichten Schrift mit Genugtung ausgeschlachtet wird. Mitte Januar hält Herr Möller im Abgeordnetenhaus eine Rede, die bei den Zechengewaltigen freudigen Widerhall findet. Am 20. Januar sprechen Graf Bülow und Herr Möller im Reichstage so, daß die Arbeiterfreunde fürchten müssen, alle Hoffnung auf die Regierung fahren zu lassen. Am 21. Januar erklärt dagegen Herr Möller bereits, daß die Zechenbesitzer einen „schweren politischen Fehler" begangen haben und sich „einer fest geschlossenen öffentlichen Meinung" gegenüber befinden. Und noch ein paar Tage später werden die gesetzgeberischen Absichten der Regierung bekannt gegeben, Absichten, die ein volles Desaveu für die Unternehmer und eine glänzende Rechtfertigung für die Streikenden darstellen.

Hier und da ist die Meinung laut geworden, nun könnten die Arbeiter ruhig wieder die Arbeit aufnehmen. Nichts wäre jedoch verkehrter. Wer weiß, wann die Regierung mit ihrer Vorlage kommen wird? Wer weiß, wie sie im einzelnen aussehen wird? Wer weiß, was das Klassenparlament daraus machen wird? Die Arbeiter sind durch zahllose Erfahrungen genügend gewitzigt, um in erster Linie sich zu sagen: trau, schau, wem? Je mannhafter sie den Kampf fortführen, je werktätiger sie unterstützt werden, um so größer und um so rascher wird für sie der gesetzgeberische Ertrag sein, möge er nun seine Fixierung im Reichsgesetzblatt oder in der preußischen Gesetzessammlung finden.

J. v. Gerlach.

Sozialdemokratisches

Kein vernünftiger Mensch in der Sozialdemokratie hofft mehr, mit Gewalt zum Endziel zu gelangen. Jeder einigermaßen urteilsfähige Sozialist ist sich darüber klar, daß aller Sozialismus nur allmählich und in Anknüpfung an kapitalistische Einrichtungen möglich ist. Aber das sozialdemokratische Programm, das — trotz aller Seitensprünge sozialdemokratischer Parlamentarier und Theoretiker — in allen Grundfragen noch heute die Politik des Proletariats bestimmt, beruht auf den alten Anschauungen von dem plötzlichen Zusammenbruch der heutigen Gesellschaftsordnung und von dem dadurch bedingten Siege der Sozialdemokratie. Die ganze Klassenorganisation des Proletariats und dessen künstliche Trennung von allen anderen Gesellschaftsklassen und Parteien ist nur dann gerechtfertigt, wenn die Arbeiterschaft dadurch stärker wird. Marx nahm dies an, indem er den Proletariern die Aufgabe der baldigen Umformung der Gesellschaft nach dem endgültigen Verfall des dahinsiechenden Kapitalismus zuwies. Nun aber, da die Sozialdemokraten sehen müssen, wie die Mächte auf der Gegenseite wachsen, wie selbst aller sozialpolitische Fortschritt den Kapitalismus stärkt, nun führt die Politik, die in allem nur einen großen Klassenkampf sieht, nur dazu, die proletarischen Forderungen an den Gegenwartsstaat in ihrer Vertretung wirkungsloser zu machen. Indem die Sozialdemokratie den übrigen Parteien alle fortschrittlichen Elemente zu entziehen bestrebt ist, macht sie die anderen Parteien reaktionärer. Sich selbst aber beraubt sie infolge der Isolierung, in die sie gerät, des Einflusses auf die Politik ihrer Gegner.

In den sozialdemokratischen Massen lebt der Gedanke, daß man eines Tages auf dem Wege des allgemeinen Wahlrechtes zur politischen Herrschaft und damit zur Verwirklichung des Endziels getragen wird. Niemand aber hat die Illusion von der „Weltenwende" an der Wahlurne besser widerlegt, als Franz Mehring, der seinerzeit schrieb:

„Wer je dem holden Traume gehuldigt hat, daß sich der moderne Kapitalismus mit all seinen furchtbaren Machtmitteln durch den Stimmzettel des allgemeinen Wahlrechtes in aller Gemütlichkeit abmeiern lassen würde, der ist eines unangenehmen Erwachens sicher. — Wem es bitter ernst ist um den Emanzipationskampf des Proletariats, dem dürfen sich auch nicht die Haare sträuben über die Möglichkeit, daß sich die politisch-soziale Reaktion einmal am allgemeinen Wahlrecht vergreift. So wenig wir sie für geneigt halten, mit dem Feuer zu spielen, so hat sie doch in den Kämpfen um den Zolltarif gezeigt, wie kurzen Prozeß sie zu machen versteht, wenn ihr das Feuer auf die Nägel zu brennen beginnt." („Neue Zeit" 7. Januar 1903).

Es ist gut, an diese treffenden Worte zu denken, besonders nachdem sie von allen Sozialdemokraten, die in praktischer Arbeit stehen, auf dem Preußentag glänzend gerechtfertigt wurden. Man rechnete dort nicht nur mit einer Wahlrechtsänderung, noch bevor die Sozialdemokratie in die Lage käme, Programmpolitik zu treiben, nein, man gestand auch zu, daß man einem solchen Attentat auf das wichtigste Volksrecht machtlos gegenüberstände. Bernstein blieb mit seiner Idee der Massendemonstration in verschwindender Minderheit. Die Radikalen, welche mit Mehring politisch kongenial sind, vor allem Zubeil, sträubten sich ganz energisch, in der Praxis auch nur ein bischen vom Wege des braven Bürgers abseits zu gehen. Wenn man sich vorstellen könnte, daß Bernstein als boshafter Mensch seine Parteigenossen nur zwingen wollte, Farbe zu bekennen, dann hätte er mit meisterhaftem Geschick den Radikalen den Spiegel ihrer politischen Hohlheit vorgehalten. Wenn die Sozialdemokratie noch nicht einmal stark genug ist, eine mit dem deutschen Volke seit bald 30 Jahren eng verwachsene Einrichtung zu schützen, wie soll sie dann aus eigener Kraft alle wirtschaftlichen und politischen Mächte, die ihrem Endziel entgegenstehen, entwurzeln? Wenn ich noch nicht Revisionist wäre, so hätte mich diese Debatte dazu machen müssen, schreibt Bernstein eben in den sozialistischen Monatsheften. Es ist sehr interessant, diese Bernsteinschen Ausführungen im Zusammenhang nachzulesen. Wir können hier nur auf weniges verweisen:

„Merkwürdig: als ich vor jetzt sieben Jahren der von einigen Sozialisten innerhalb und außerhalb Deutschlands propagierten Anschauung entgegentrat, daß wir quasi schon vor dem Zusammenbruch der kapitalistischen Wirtschaft und dem Eintreten der Herrschaft des Proletariats stünden, und in der Begründung meiner gegenteiligen Anschauung unter anderem darauf hinwies, daß wir immer

Digitized by Google

nur erst einen Bruchteil, eine Elite der deutschen Arbeiterschaft hinter uns hätten, die zur Bewältigung der Riesenaufgaben, vor welche die so schnell gedachte Übernahme der Herrschaft die Sozialdemokratie stellen würde, nicht ausreiche, da ist mir das Aussprechen dieser Ansicht bitter verargt, als halber Hochverrat angerechnet worden. Ich will die angenehmen Vorhalte, die mir damals und seitdem an den Kopf geflogen sind, nicht wiederholen, die Zeit ist darüber hinweggegangen. Aber feststellen darf ich hier, daß was ich damals hinsichtlich der Unreife der großen Masse der Arbeiterschaft für die Übernahme der politischen Macht mit ihren kolossalen Verwaltungsaufgaben geschrieben habe, in bezug auf „Anzweifelung" — um dies so beliebte Wort zu gebrauchen — auch nicht entfernt an das heranreicht, was mir — nachdem in der Zwischenzeit zwei Reichstagswahlen einen ungeheuren Zuwachs der Sozialdemokratie konstatiert, die Parteimitgliedschaften sich durchschnittlich mehr als verdoppelt haben — in diesen Tagen und Wochen von sehr radikalen Parteimitgliedern hinsichtlich der Unzulänglichkeit unseres Einflusses auf die große Masse der Arbeiter, sowie deren noch ungenügende politische Reife entgegengehalten wurde. Wenn ich noch nicht Revisionist wäre, so hätte diese Debatte mich dazu machen müssen."

Man kann auch hier wieder Bernstein und seinen Freunden nur Recht geben. Man wird sich aber immer klar sein müssen, daß dieser Revisionismus sich nicht als geeignet erwiesen hat, den sozialdemokratischen Parteikörper umzugestalten. Ob das mehr an den Zeitverhältnissen lag oder an der mangelnden Energie seiner Vertreter oder an beidem, läßt sich schwer sagen. Sicher ist, daß die Trägheitsmomente in der Sozialdemokratie zu stark erscheinen, als daß in absehbarer Zeit aus ihrem marxistischen Körper die Gestalt einer radikalen Reformpartei werden könnte, die neben den Arbeitern andere Volksschichten als vollberechtigt anerkennt. Die Abstreifung des marxistischen Klassencharakters war das Ziel, das die Revisionisten mit unterschiedlicher Offenheit anstrebten. Ob diese Wandlung später einmal möglich sein wird, oder, was wahrscheinlicher ist, ob die Klassentradition die Sozialdemokratie allmählich zur Gewerkschaftspartei werden läßt, kann man heute nicht voraussehen.

Eugen Katz.

Unsere Bewegung

Die Versammlungsberichte der letzten Woche geben ein gutes Bild von der Rührigkeit unserer Parteigenossen. Das Bild würde noch besser sein, wenn einzelne Vereine, von deren Regsamkeit wir leider nur aus der Tagespresse erfahren, in ihrer Berichterstattung sich mehr Pünktlichkeit angewöhnen würden. Vielfach sind schon Delegierte zu der Berliner Generalversammlung bestimmt, die am 11. und 12. Februar stattfinden wird. Wir freuen uns, dort auch diejenigen Vereine vertreten zu sehen, die im vorigen Jahre noch außerhalb der Fusion standen.

Die neuen Handelsverträge, die leider bis 1918 unser gewerbliches Leben in Fesseln schlagen, müssen in ihrem Inhalt überall genau studiert werden. Keinesfalls dürfen unsere Parteigenossen versäumen, das jetzt an handelspolitischen Fragen wieder erweckte Interesse ungenutzt abflachen zu lassen. Überall müssen jetzt Vorträge und Versammlungen angesetzt werden, in denen auf die zollpolitische Verderbnis hingewiesen wird, die uns bedroht. Am besten wird diese Gefahr auf Grund der lokalen wirtschaftlichen Verhältnisse beleuchtet. Also an die Arbeit!

Berlin, 25 Januar. Die Versammlung des sozialliberalen Vereines, in der die Stellung des Liberalismus zum Bergarbeiterstreik erörtert wurde, war von annähernd 1000 Personen besucht. Bekannte Führer und Abgeordnetete der freisinnigen Vereinigung waren erschienen. Drei Referenten waren bestimmt: Arbeitersekretär Erkelenz aus Düsseldorf, Dr. Theodor Barth und der Vorsitzende des Wahlvereins der Liberalen, Karl Schrader. Erkelenz schilderte in markiger Rede die Entstehung des Streiks, die Forderungen der Bergarbeiter und deren Berechtigung. Wir geben den Inhalt seiner Rede nicht ausführlich wieder, weil die Leser der „Hilfe" inzwischen wohl über die einschlägigen Fragen unterrichtet sind. Der warme, an die öffentliche Meinung gerichtete, Appell des sympathischen Redners aus dem Rheinland fand lebhafte Zustimmung. Er hatte damit eine gute Grundlage für die beiden folgenden Redner gegeben, welche die Stellung des entschiedenen Liberalismus zum Streik präzisierten. Dr. Barth trat der Ansicht entgegen, daß der Streik eine unpolitische Angelegenheit ist. Freilich wünschen die Herren vom Kohlensyndikat, nach dem Vorbild Friedrich Wilhelms IV., daß sich zwischen sie und „ihre" Arbeiter kein Stück Papier drängt. Jene Herren erklären: „Wir können über unser Eigentum verfügen, wie wir wollen, und lassen uns in unserem Verhältnisse zu der von uns beschäftigten Arbeiterschaft nicht durch irgend eine Macht beeinflussen. Die Kohlenbarone wollen keine Arbeiterorganisationen anerkennen, und gerade hier ist der Punkt, wo die Sache anfängt, im höchsten Grade politisches Interesse zu erregen. Es gibt wohl kaum ein wichtigeres politisches Recht als die Koalitionsfreiheit. Davon sind auch die Arbeitgeber durchdrungen, sobald es sich um ihren eigenen Zusammenschluß in Syndikaten und anderen Verbänden handelt. Und doch verlangen sie, das den vereinten kapitalistischen Kräften der einzelne Arbeiter, der nicht in der Lage ist, den Großunternehmern ein entsprechendes Gegengewicht zu bieten, gegenübergestellt werden soll. Fordert aber der Liberalismus die höchste Entwickelung der Persönlichkeit, dann muß er auch anerkennen, daß nur im Zusammenschluß vieler die Kraft des einzelnen sich ganz entwickeln kann, und aus diesem liberalen Gedankengange heraus muß der Liberalismus die Ausgestaltung der Arbeiterorganisation verlangen. Das Arbeitsverhältnis muß in allen Betrieben so ausgestaltet werden, daß die Arbeiter nirgends gehindert werden können, ihr Arbeitsinteresse in organisierter Form zum Ausdruck zu bringen. Wenn die Unternehmer in schwerer Verblendung die Arbeiterorganisation in ihrer Entwickelung hemmen wollen, so bleibt nichts übrig, als daß der Staat eingreift. Dieses große Prinzip durchzuführen, ist die höchste sozialpolitische Aufgabe, die in einem Kulturlande den fortgeschrittenen Parteien erwächst. Wir müssen ein solidarisches Vorgehen aller gerecht Denkenden in dieser Frage herbeiführen, denn das Arbeitsverhältnis muß auf konstitutioneller, nicht absolutistischer Grundlage stehen. Wir schätzen es an den Bergleuten besonders hoch, daß sie nicht um Wohltaten, sondern um Rechte kämpfen. Wir müssen sie, soweit es uns möglich ist, materiell unterstützen, damit sie zum Ziele gelangen. (Lebhafter Beifall.) Schrader sprach vom Standpunkt des Parlamentariers aus, in seiner sachlichen und formvollendeten Weise: „Als Mensch pflichte ich den Ansichten des Vorredners vollständig bei, als Abgeordneter muß ich aber noch hervorheben, was der Reichstag tun soll und kann. Bisher hat die Regierung den Zechenbesitzern gegenüber nichts erreichen können und auch wohl nicht wollen. Sie hat es an der nötigen Energie fehlen lassen. Die Beschwerden der Bergleute sind nicht neu, und wir haben sie wiederholt der Regierung unterbreitet. Die große Mehrzahl dieser Beschwerden, die eigentlich keiner Überlegung bedürfen, hätten längst abgestellt werden können. Es ist wohl kaum anzunehmen, daß der Streik bald friedlich beigelegt wird, wenn nicht von oben herab eine kräftige Intervention einsetzt. Arbeiter und Bürger gehören zusammen, wir können ohne Frieden mit der Arbeiterschaft nicht leben. Alle Parteien im Reichstage, mit Ausnahme der Konservativen, sind sich darüber einig, daß den Bergarbeitern entgegengekommen werden muß. Das Wagennullen ist ein Mißbrauch, man ist sich auch klar darüber, daß die Organisation der Bergarbeiter auf festere Füße gestellt werden muß, und daß gesetzliche Bestimmungen über die Minimalarbeitszeit getroffen werden müssen. Im Grunde genommen sind diese Fragen längst spruchreif, und man kann den Reichstag nicht davon freisprechen, daß er den Ausbruch des Riesenstreikes mitverschuldet hat. Jetzt wird es nun Sache des Reichstages, besonders der liberalen Fraktionen, sein, dafür zu sorgen, daß die spruchreifen Reformen schleunigst auf gesetzlichem Wege zur Durchführung gelangen. Unser Parteifreund Gothein wird einen Antrag auf staatliche Garantie des Koalitionsrechtes und der Arbeiterausschüsse in den Großbetrieben stellen. Ein Studium dieser Reformfragen ist längst nicht mehr erforderlich, so daß das Gesetz in kürzester Frist eingreifen kann. Der Regierung ist die Möglichkeit gegeben, eine Verstaatlichung herbeizuführen oder aber Einrichtungen zu treffen, die geeignet sind, die absolutistischen Gelüste der Zechenverwaltungen einzudämmen. Die Zeit der Erwägungen ist vorüber. Wenn auch augenblicklich unter den streikenden Bergleuten noch keine wirkliche Not herrscht, so kann eine solche doch in wenigen Tagen über sie hereinbrechen, und Ruhestörungen in größerem Umfange würden dann schwer zu vermeiden sein. Alle politischen Parteien haben deshalb Grund, schleunigst die Klinke der Gesetzgebung in die Hand zu nehmen und die Tür, die zum Frieden führt, weit auf zu machen." (Lebhafter Beifall.) In der Diskussion redeten, etwas verworren, einige Sozialdemokraten, für die man ihre Parteileitung billig nicht wird verantwortlich machen können. Naumann skizzierte den Einfluß der schweren Industrie auf unsere Sozialpolitik; Tischendörfer sprach über die Haltung der Sozialdemokratie zum Streik. Am Schlusse wurde folgende Resolution einstimmig angenommen: „Die Versammlung erblickt in dem Bergarbeiterstreik einen Vorgang, dem der seines Wesens bewußte Liberalismus nicht neutral gegenüberstehen darf. Die grundsätzliche Weigerung der Zechenbesitzer des Kohlensyndikates, über die Beschwerden der Bergarbeiter mit den Vertretern der Arbeiterorganisationen auch nur in Verhandlung zu treten, erscheint als ein Ausfluß unerträglicher absolutistischer Neigungen, denen die Forderung nach Einführung konstitutioneller Grundsätze in das Arbeitsverhältnis nachdrücklich gegenübergestellt werden muß. Die Versammlung spricht danach den streikenden Bergarbeitern ihre volle Sympathie aus und fordert die liberalen Gesinnungsgenossen auf, die streikenden Bergleute wirksam zu unterstützen. Eine Sammlung zugunsten der Bergarbeiter ergab insgesamt **2033 Mk.** Hingewiesen wurde noch auf den Geldaufruf der „Berliner Zeitung" und der „Hilfe."

Digitized by Google

Greifswald-Grimmen. In unserem Wahlkreise sind die Gegner, von den Nationalliberalen bis zu den landrätlich geführten Konservativen und Bündlern, unablässig an der Arbeit, Gotheins Mandat zu unterminieren. All ihre Machinationen in der Presse und in Versammlungen haben aber nur den Erfolg gehabt, die Anhängerschaft des liberalen Abgeordneten immer treuer und immer größer zu machen. Gothein erfreut sich hier einer wachsenden Beliebtheit, da man das Gefühl und die Beweise hat, in ihm einen Volksvertreter im besten und wahrsten Sinne des Wortes zu besitzen. Zudem hat Bergrat Gothein seit der Wahl sich wiederholt im Wahlkreise sehen lassen, und über seine parlamentarische Tätigkeit berichtet, was seine konservativ-feudalen Vorgänger natürlich nie für nötig gehalten haben. In der vergangenen Woche hielt Herr Redakteur Emil Brandt in den Städten Tribsees, Grimmen, Gützkow, Lassow und dem großen Dorfe Horst Versammlungen ab, die sämtlich sehr stark besucht waren und Zeugnis dafür ablegten, über welch stattliche Gefolgschaft trotz aller Schwierigkeiten und Widrigkeiten der Liberalismus in unserem Wahlkreise verfügt. Am Tage von Kaisers Geburtstag fand in Grimmen der traditionelle Volkskommers statt, der wie in den Vorjahren einen glänzenden Verlauf nahm. Die Kaiserrede hielt der Vorsitzende des liberalen Vereins, Rittergutsbesitzer Dr. Wendorff-Taitz. Viel zur Unterhaltung trug auch Herr Brandt bei, der seitdem er das Grimmer Landratslied verbrochen hat, bei dem Grimmer Kaiserkommers nie fehlen darf. Der politische Landrat Freiherr von Malzahn hatte bei seinem offiziellen Fernbleiben nur einige fünfzig „Herren" um sich; beim liberalen Kommers zählten die Erschienenen nach Hunderten — auch ein charakteristisches Zeichen für die Stimmung im Wahlkreise.

Fürstentum Birkenfeld (Oldenburg I). Parteisekretär Weinhausen hielt hier am 21. und 22. Februar Versammlungen ab und war in einer Vertrauensmännerversammlung in Oberstein anwesend. In Obertiefenbach sprach er über „Liberalismus und Reaktion". Vom Bergarbeiterstreik und dem Hilger-Prozeß im benachbarten Saarrevier ausgehend, die Kanalfrage und die Handelsverträge streifend und länger bei dem Schulkompromiß verweilend, schilderte Weinhausen die rückschrittlichen Mächte, gegenüber denen der Liberalismus sich an seine Ideale erinnern müsse. Der Liberalismus, freilich nicht wie er von den rückständigeren Nationalliberalen vertreten wird, fordert wirtschaftliche und politische Freiheit zugunsten des Schwachen, gleiches Recht für alle und Gewissensfreiheit. Hierfür muß jeder wirklich Liberale einzeln eintreten, die Liberalen müssen sich aber auch zusammenschließen unter einem solchen Programm, damit die Wähler durch das Fraktionsgezänk nicht abgestoßen werden. Wir denken nicht daran, uns mit der Sozialdemokratie zu verbünden, aber von Fall zu Fall muß man auch mit der Sozialdemokratie zur Erreichung gemeinsamer freiheitlicher und sozialer Forderungen zusammengehen, um die Reaktion zu verdrängen. — Die Anwesenden spendeten diesen Ausführungen reichen Beifall. Dem nationalsozialen Verein traten neue Mitglieder bei und mehrere Hilfeleser wurden gewonnen. Es geht vorwärts und die alten und neuen Freunde werden es am nötigen Eifer nicht fehlen lassen. — Tags darauf kamen in Oberstein im Lokal der Witwe Steinmetz Vertrauensmänner aus allen Teilen des Fürstentums zu geschäftlicher Beratung zusammen. Anwesend war auch Herr Lehrer Epstein aus Hoppstätten, ein altes und bewährtes Mitglied der freisinnigen Vereinigung, der mit dieser bei der letzten Wahl bekanntlich an hervorragender Stelle gegen die Nationalsozialen gestanden hat. Inzwischen aber ist auch hier die Fusion vollzogen worden und ein fruchtbares Einvernehmen zustande gekommen. Nachdem Herr Weinhausen die auch im Fürstentum verbreiteten Tartarennachrichten von einer angeblichen Spaltung der freisinnigen Vereinigung gekennzeichnet hatte, beschäftigte man sich mit Organisationsfragen und beschloß, zwei Delegierte zur Berliner Generalversammlung zu entsenden. — In der Stadt Birkenfeld fand zum erstenmal seit der Reichstagswahl wieder eine nationalsoziale Versammlung statt. Herr Weinhausen wies hier noch besonders auf die vom Zentrum drohende Reaktion hin, die man im oberen Fürstentum schon bedeutend näher hat, als in der Gegend von Oberstein. Hier kam es zu einer Debatte, die sich um die Frage des Zusammengehens mit der Sozialdemokratie bei den Wahlen drehte, um die letzte Stichwahlparole und das patriarchalische System im Saargebiet. Die Versammlung klang aus in eine Aufforderung an die Anwesenden, eifrig an der Arbeit der politischen Aufklärung und der Organisation heranzugehen. Wir erhoffen von ihr eine nachhaltige Wirkung auf das politische Leben der Stadt Birkenfeld.

Heidelberg, 29. Januar. Die Sammlung für die streikenden Bergleute ist inzwischen auf über 600 Mk. angewachsen; wir konnten bereits am 26. Januar 600 Mk absenden. Unserem so sehr erfolgreichen „Amerika-Abend" lassen wir am 17. Februar einen „Japan-Abend" folgen, an dem Herr Prof. Dr. Rathgen reden wird. Rathgen ist einer der besten Kenner des fernen Ostens. — Zur Generalversammlung des Wahlvereins der Liberalen werden wir einen Delegierten entsenden.

Stuttgart. Am 13. Januar d. J. fand der fünfte Vortragsabend des Nationalsozialen Ortsvereins statt. Lehrer und Bürgerausschußobmann Löchner sprach im dichtbesetzten großen Saale des Bürgermuseums über „Württembergische Schulzustände". Es war kein erfreuliches Bild, das der Redner in seinen sehr sachlichen Ausführungen von unseren Schulverhältnissen entrollte. Der frühere Ruhm des württembergischen Volksschulwesens ist längst dahin; rückständig sind wir bezüglich der Schulaufsicht, der Dauer der Schulpflicht, der Schülerzahl für eine Klasse, des Lehrplans, der bis auf die Spitze getriebenen Konfessionalisierung, der Lehrerbildung; Klassen mit zum Teil recht beschränkten Stundenzahlen und mit über 100 Schülern sind keine Seltenheit, ungefähr 600 Lehrer müßten angestellt werden, um einigermaßen anständige Klassenziffern zu erhalten. Die Bildung der Lehrer ist rückständig, der Lehrplan steht nicht auf der Höhe der Zeit, weil ein Drittel der Unterrichtszeit auf Religionsstunden entfällt. Württemberg ist das Land der unverfälschtesten geistlichen Schulaufsicht. An der Debatte beteiligten sich Parteisekretär Bayer, Professor Christaller und die Lehrer Reichert und Dr. Barth. Herr Bayer zog unter wiederholten lebhaften Beifallsäußerungen unter Hinweis auf die im letzten Sommer erfolgte Erdrosselung der Volksschulnovelle durch unser Herrenhaus mit Entschiedenheit gegen die Klerikalen zu Felde und warnte die liberalen Parteien dringend davor, einen Kampf gegen zwei Fronten zu führen. Vielmehr sei es ein Akt der einfachen Notwendigkeit, daß sich alles, was abseits der Reaktion stehe, zusammenschließe zu gemeinsamem, unerbittlichem Kampfe gegen das Zentrum und die Konservativen. — Unser nächster Vortrag findet am Donnerstag den 2. Februar, abends 8 Uhr, ebenfalls im Bürgermuseum, statt. Pfarrer Wilhelm-Reckartenzlingen wird sprechen über „Die Unhaltbarkeit der derzeitigen Bildungslage des Volksschullehrerstandes". — Am 15. Januar wurde uns unser ältester hiesiger Parteifreund, Postdirektor a. D. Ries, im 88. Lebensjahre durch den Tod entrissen. Der Verstorbene verfolgte trotz seines hohen Alters nicht nur unsere Bestrebungen mit dem lebhaftesten Interesse, sondern war auch eines unserer opferfreudigsten Mitglieder. Wir werden ihm stets ein treues Andenken bewahren! — Unser Verein veröffentlicht in den Tagesblättern einen warmen Aufruf zugunsten der Bergarbeiter im Ruhrrevier. Wir bitten alle Parteifreunde hier und im ganzen Württemberg herzlich, uns möglichst rasch Beiträge für die Streikenden zukommen lassen zu wollen. Unser Kassierer, Herr Hermann Hils, Landhausstr. 27, ist zur Entgegennahme von Gaben jederzeit bereit.

Frankfurt M. Der Nationalsoziale Wahlverein hält kommenden Freitag, den 3. Febr., einen öffentlichen Diskussionsabend im Restaurant Rechneisaal, Langestraße 29. Thema: „Die Bergarbeiterverhältnisse im Ruhrrevier", Referent: Dr Ernst Cahn. Stammtisch fällt an diesem Abend aus. — Eine am Sonntag den 22. Jan. in Marsburg abgehaltene Vorstandssitzung des Westdeutschen Verbandes beschäftigte sich besonders mit der Anstellung eines Verbandssekretärs. Wir appellieren an alle freiheitlich und sozial gerichteten Leute in Hessen und Nassau, zu diesem Zweck einen einmaligen oder noch besser jährlichen Beitrag zu bewilligen, da es sich besonders um Abwehr und Bekämpfung der schlimmsten Reaktionäre, Bündler, Antisemiten usw. handelt. Zusendungen an Paul Jensen, Neue Kräme 11, sowie an Dr. Ernst Cahn, Niedenau 40., Frankfurt a. M.

Elberfeld. Sozialliberaler Verein für das Wuppertal. (Schriftführer: Oestreich, Barmen-Wupperfeld, Marktstr. 9.) Nach der Barth-Versammlung begannen wir mit der Ausführung unseres Planes, die Kommunalpolitik in einer Reihe von Vorträgen durchzuarbeiten. Bisher sprachen in größeren und kleineren Versammlungen am 23. November Dr. Cauer über: „Welche Freiheit ist für die Gemeinden zu fordern?", am 14. Dez Dr. Waltz über: „Gemeinde und Arbeiter", am 12. Jan. Lic. Traub-Dortmund über: „Was hat die Gemeindeverwaltung zur Pflege der Bildung zu tun?", am 26. Januar Dr. med. Kronenberg-Solingen über: „Hygienische Aufgaben der Gemeinden". Diese gehaltvollen Vorträge erwarben uns immer mehr Freunde, so daß uns der Januar eine große Zahl neuer Mitglieder gebracht hat. — In der letzten Versammlung (am 26 Januar) wurden die Herrn Oberlehrer Dr. Cauer und Oestreich mit der Vertretung des Vereins auf dem Parteitage beauftragt. Auf dem Parteitage soll die Ausarbeitung eines Parteiprogramms und eine energische Agitation im ganzen Lande für ein besseres Landtags- und Kommunalwahlrecht beantragt werden. — Der Verein nahm einstimmig folgende Resolution an: „Der sozialliberale Verein für das Wuppertal steht dem Streben der Bergarbeiter nach einer Besserung ihrer materiellen und rechtlichen Lage mit warmer Sympathie gegenüber. Nachdem die Bergwerksbesitzer durch ihre schroffe Ablehnung der Verhandlungen die Verantwortung für die Fortdauer des Kampfes auf sich genommen haben und zu einer gemeingefährlichen Überspannung des Eigentumsbegriffes sich bekannt haben, betrachtet es der sozialliberale Verein als Pflicht seiner Mitglieder und Freunde, die Arbeiter in ihrem Kampfe durch Geldbeiträge nach Kräften zu unterstützen." Bisher konnten 60 Mark den Bergarbeitern überwiesen werden. Die Sammlung wird fortgesetzt. Unsere einzelnen Freunde im Lande werden gebeten, gleichfalls Beiträge an die zu Anfang angegebene Adresse zu senden. — Am 9. Februar spricht Herr Rechtsanwalt Kohn-Dortmund bei uns (Elberfeld, Deutscher Kaiser) über: „Kommunale Boden- und Wohnungspolitik". Jedermann eingeladen. — Auch Herr Reichstagsabgeordneter Blumenthal wird noch in diesem Winter bei uns sprechen.

Digitized by Google

Leipzig. (1. Vorsitzender Dr. R. Dinkler, Thomasring 3 b I.) Am Donnerstag, 26. Januar, sprach in gut besuchter Mitgliederversammlung unser alter Mitkämpfer, Chefredakteur Wenck, über „Wandlungen im nationalen Sozialismus." Indem er den Werdegang Naumanns in den Mittelpunkt stellte, behandelte er in einfach schöner Weise mit starker Gefühlswärme die Entwickelung der jüngeren Christlich-Sozialen. Indem diese jungen Theologen, von brennendem Mitgefühl getrieben, die glaubenslosen Massen der Religion zurück zu gewinnen suchen, kommen sie zu der Erkenntnis, daß die religiöse Not der wirtschaftlichen Not entstammt, und damit zu einem stark proletarisierenden, antikapitalistischen christlichen Sozialismus. Tieferes Eindringen in die wirtschaftlichen Probleme, und der Versuch, dem christlichen Sozialismus politische Gestalt zu geben, führt zur Aufnahme des nationalen Gedankens. Der Wunsch, dem einzelnen Ärmsten zu helfen, weitet sich zu der Forderung: das ganze Volk muß steigen, damit in ihm der einzelne vorwärts komme. Der Kapitalismus wird nicht mehr als Feind behandelt, sondern als wertvolles Instrument des Fortschritts gewürdigt. Die Schätzung der Einzelpersönlichkeit, von Anfang an das Leitmotiv, führt zur Aufnahme der Forderungen des Liberalismus. So war der Nationalsozialismus entstanden, ein in sich gefertigtes Gedankensystem mit einem kleinen Parteikörper, der zwischen Proletariat und Bürgertum zu balancieren suchte. Die Wage senkte sich nach der bürgerlichen Seite, der Nationalsozialismus ging im Liberalismus auf. Stärkste Wandlungen in der Erkenntnis, aber treues Beharren in den alten Gefühlsmotiven der Jugend! — Der Redner fand reichen Beifall, kein Zuhörer, der nicht stark bewegt gewesen wäre. — Während Wenck die Darstellung der letzten Entwickelungsstufe zum bürgerlichen Liberalismus mit Kritik und Zweifel begleitete, zeigte ein alter Liberaler, Herr Justizrat Haber, daß dieser Schritt nur konsequent gewesen sei. Indem man die Nation und das Aufsteigen der Gesamtheit in den Mittelpunkt gerückt habe, habe man einen ursprünglich liberalen Gedanken zur Geltung gebracht. Das biete eine gute Garantie für die Zukunft. Dr. Meißgeier hob die Bedeutung der Nationalökonomen Brentano, Max Weber, Schulze-Gävernitz für die nationalsoziale Gedankenbildung hervor. Außerdem beteiligten sich noch eine Reihe von Mitgliedern und Gästen an der Diskussion. — Am Donnerstag, 2. und 9. Februar, finden im Rosental-Kasino zwanglose Zusammenkünfte zur Besprechung wichtiger Angelegenheiten statt. Die Mitglieder werden hierdurch dringend eingeladen.

Plauen i. V. Wir möchten auch an dieser Stelle unsere Freunde zu besonders eifriger Teilnahme an den nächsten, vom Kreisverein geplanten, Veranstaltungen dringend ermahnen. Es findet am Dienstag, den 14. Februar, eine Mitgliederversammlung statt, in der Oberlehrer Weidauer über die Berliner Generalversammlung berichten wird, und am Freitag den 24. Februar, eine öffentliche Versammlung, in der Reichstagsabgeordneter Dr. Potthoff über „die Zentrumsherrschaft und ihre Überwindung" sprechen wird. Der Vorstand darf erwarten, von den Freunden unserer Sache gehörig unterstützt zu werden. Erscheinen ist geradezu Ehrenpflicht der Mitglieder. Aber es gilt auch unter uns Nahestehenden zu werben. — Sehr erfreulich ist, daß bei einer von der hiesigen Neuen Vogtländischen Zeitung eröffneten Sammlung für die Bergarbeiter im Ruhrgebiet unsere Freunde hervorragend beteiligt sind. Möchten ihrer immer mehr werden!

Dem Nationalsozialen Preßverein sandten ihre Beiträge: Berlin-Schöneberg, E. K. II. 5 Mk.; Bolkenhain, F. M. II. 5 Mk; Brake (Oldbg.), J. B. II. 5 Mk.; Bremen, Ho. II 5 Mk.; Dresden, M. W. III. 5 Mk.; Frankfurt a. M., L. Pf II. 5 Mk.; Leipzig, R. S. II. 100 Mk.; Mannheim, L. F. II. 5 Mk.; Markgröningen, Ef. III. 5 Mk.; München, H. Gä. II 5 Mk.; Nordhausen, G. L. III. 5 Mk.; Plauen i. V., We. II. 5 Mk.; Sebnitz, A. G. I. 10 Mk.; Straßburg (Elsaß), Ko. II. 5 Mk; Stuttgart, H. H II. 5 Mk.; Torgau, E. K. II. 5 Mk.; Worms, M. M. II. 5 Mk.; Würzburg, Verein der Hilfefreunde, II. 10 Mk.; Zweibrücken, W. E. III. 8 Mk.

Zusammen	203,— Mk.
Dazu laut Ausweis in Nr. 4	574,— Mk.
Insgesamt	**777,— Mk.**

Für alle Beiträge herzlichen Dank! Die Beiträge, welche bis zum 5. Februar nicht in unseren Händen sind, werden, wie wir schon in den vorhergehenden Nummern der „Hilfe" sagten, am 6. Februar durch die Post eingezogen. Wir bitten also, den Betrag für den Postboten bereit zu legen. Auch hier sei nochmals auf die im Anzeigenteil angekündigte Mitglieder-Versammlung des Preßvereins hingewiesen.

Berlin-Schöneberg, Hohenfriedbergstraße 11.

Die Geschäftsleitung.

Soziale Bewegung

Die Streikbewegung im Ruhrrevier hält sich andauernd auf derselben Höhe. Ruhestörungen sind bis jetzt so gut wie gar nicht vorgekommen. Es scheint überhaupt, als ob die Führer der Bewegung die Zügel jetzt straffer in der Hand hätten als zu Beginn. Dieser Umstand und die fortgesetzte hartnäckige Weigerung der Grubenbesitzer, sich auf gemeinsame Verhandlungen mit den Arbeiterführern einzulassen, haben die Sympathien weitester Volkskreise den Streikenden in einem Maße zugeführt, wie es seither in Deutschland bei ähnlichen Anlässen unbekannt war.

Seitdem der Kardinal Erzbischof von Köln und der Kardinal Fürstbischof von Breslau die Streikenden finanziell unterstützt haben, gibt es in allen bürgerlichen Lagern Aufrufe und Sammelstellen zugunsten der Streikenden. Selbst unter den Konservativen hat sich ein Abgeordneter gefunden, der bekannte Pastor v. Bodelschwingh, der einen Aufruf und eine Sammlung zugunsten der notleidenden Angehörigen der Streikenden in die Hand genommen hat. Die Kundgebung des Aktionsausschusses des Evangelisch-Sozialen Kongresses ist von so konservativen Leuten wie Professor Gierke und Professor Adolf Wagner, von so vorsichtigen Herren wie Professor Schmoller unterzeichnet. Im Zentrumslager erlassen angesehene Katholiken einen Aufruf zu Sammlungen und im linksliberalen Lager haben mit Ausnahme der volksparteilichen Presse fast alle größeren Zeitungen einen Sammelaufruf erlassen. Selbst so vorsichtige Organe wie das des Gesamtverbandes Evangelischer Arbeitervereine Deutschlands, das früher oft genug keine Stellung zu nehmen wagte, wenn es sich um energische Arbeitervertretung handelte, bringt diesmal in aller Ausführlichkeit zwar nicht einen eigenen Aufruf, aber doch die offiziellen Aufrufe der verschiedenen Bergarbeiterorganisationen. Neben diesen günstigen Zeitungsstimmen gehen zahlreiche Versammlungen im Lande her, die aus reformerischen bürgerlichen Kreisen arrangiert oder doch lebhaft besucht sind, und in denen den Arbeitern im Streikgebiet Sympathie und Geldunterstützung zugesichert wird. Diese Bewegung wächst sich allmählich zu einer breiten Volksbewegung aus, so daß zu hoffen ist, daß trotz der enormen, für ausreichende Unterstützung notwendigen Summen die streikenden Arbeiter zunächst nicht aus Not in die Gruben zurückzukehren brauchen. Da auch von den Bergarbeiterführern mit großer Mäßigung an die Auszahlung der bis jetzt schon zusammengeflossenen Summen herangetreten wird, so scheint die erste Befürchtung hinfällig zu sein, daß die Streikenden aus Mangel an Mitteln keine 14 Tage den Kampf aushalten könnten. Trotzdem sind aber die Bergarbeiterführer nach wie vor zu einem raschen und sehr billigen Friedensschluß bereit; sie wissen, daß bei einer solchen Massenbewegung auch noch andere Faktoren als der Mangel an Barmitteln gefährlich werden können.

Mit welchem Eifer die einzelnen Gewerkschaften den kämpfenden Bergarbeitern Munition zutragen, geht aus folgender Zusammenstellung hervor: Die „Bergarbeiterzeitung" konnte bereits am 20. Januar über 92533 Mk. quittieren, darunter waren 20000 Mk. vom Maurerverband, 6000 von den Textilarbeitern, 5000 Mk. von den Zimmerern, 5000 von den Schneidern, 3000 von den Buchbindern, 3000 von den Brauern, je 1000 Mk. von den Fabrikarbeitern, Tapezierern, Schuhmachern, Seeleuten, Bildhauern usw. Außer diesen Spenden gingen noch größere Beträge ein vom sozialdemokratischen Parteivorstand 25000 Mk., von der Berliner Gewerkschaftskommission 10000 Mk., vom Holzarbeiterverband 15000 Mk. und vom Essener Gewerkschaftskartell 7000 Mk. Die christlichen Gewerkvereine quittieren bis zum selben Datum über 9333 Mk.; hier fließen die Gaben in kleinen Beträgen. Die Spende vom Kardinal Fischer in Köln (1000 Mk.) und die von der Druckerei des „Bergknappen" (1000 Mk.) stehen obenan. Viele evangelische Pfarrer und katholische Kapläne haben Gaben geschickt. Die Stöckersche Tageszeitung „Das Reich" hat 400 Mk. gespendet. Auch der nationalsoziale Verein Dortmund ist mit 150 Mk. in der Quittungsliste aufgeführt. Die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinler quittieren über den Eingang von 12154 Mk. Zieht man davon die Spende von Rudolf Mosse, Berlin, mit 10000 Mk. ab, so bleiben rund 2000 Mk., die bis jetzt aus den Kreisen der Gewerkvereinler aufgebracht sind.

Aus diesen Zusammenstellungen ist leicht zu erkennen, daß die Arbeiterschaft ohne die Unterstützung weiter bürgerlicher Kreise ihren Kampf nicht wird durchfechten können. Es muß deshalb nach wie vor jede Gelegenheit benutzt werden, um in der Presse, in Versammlungen und im Privatverkehr Gaben für die Streikenden zu sammeln. Die Geschäftsstelle der „Hilfe" ist auch weiterhin gern erbötig, die gesammelten Gelder an die Streikkasse weiterzuführen.

Die Feinde der streikenden Bergarbeiter im Arbeiterlager. Natürlich sind sie gute Christen, und zwar sowohl evangelische wie katholische Christen. Die nationalliberalen evangelischen Arbeitervereine Quandelscher Führung, bekannt aus den Kämpfen um Naumann im Gesamtverband, und die Vertreter katholischer Fachabteilungen in den katholischen Arbeitervereinen haben sich nicht gescheut, offen gegen die streikenden Bergarbeiter Stellung zu nehmen. Das Organ der katholischen Fachabteilungsschwärmer, der Berliner „Arbeiter" schreibt:

„Für die christliche Liebe und Gerechtigkeit ist in der Arbeiterbewegung kein Platz. Religion hat mit den wirtschaftlichen Bestrebungen nichts zu tun. Nur durch die Macht der Organisation kann dem Arbeiter sein Recht werden. Die Gesetzlosigkeit im Wirtschaftsleben ist gerade das Lebensprinzip der Organisationen. Recht und Gesetz sollen zwischen Arbeitern und Arbeitgebern nicht

Digitized by Google

gelten, weil die Arbeiterbewegung ins Sumpfen geraten würde. Jede Einmischung des Gesetzes auf diesem Gebiete wird abgelehnt, man will den ewigen wirtschaftlichen Krieg, auch dann, wenn Glaube und Sitte, Staats- und Familienglück dabei zugrunde gehen." —

Jeder Scharfmacher muß an solchen Beweisführungen seine Freude haben.

Streikversicherung der Unternehmer. Es ist ein alter Lieblingsplan der Scharfmacher, der jetzt wieder auftaucht. Man kann es verstehen, wie immer wieder Leute nach einem Mittel suchen, den ruinösen Kampf zur Erlangung besserer Lohn- und Arbeitsverhältnisse mit einer weniger zweischneidigen Waffe als dem Streik zu führen. Und insbesondere mögen die Arbeitgeber ein Interesse daran haben, sich gegen die unangenehmen Folgen des Streiks zusammenzuschließen. Deshalb haben die großen Arbeitgeberverbände auch in letzter Zeit wieder die Frage erörtert, wie man den von unberechtigten Streiks oder Boykotts betroffenen Arbeitgebern Hilfe bringen könne. Und der Abgeordnete Menck-Altona hat kürzlich auf der Vorstandssitzung deutscher Arbeitgeberverbände ein Referat über eine Streikversicherung gehalten. Auf Grund genauer rechnerischer Unterlagen machte er den Vorschlag, daß zunächst der Gesamtverband deutscher Metallindustrieller die Streikversicherung praktisch in die Hand nehmen solle, indem er eine Streikunterstützungskasse gründe, die dieselben Ausgaben machen könne, wie der gegenüberstehende Metallarbeiterverband. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Gesamtverband deutscher Metallindustrieller kapitalkräftig und scharfmacherisch genug ist, um das Experiment in die Hand zu nehmen, und ebenso bestimmt darf man annehmen, daß nach einem solchen „guten Beispiel" die Arbeitgeberverbände sämtlich sich zu gegenseitigen Streikunterstützungeu zusammentun werden. Darüber sagt Menck: „Es haben die über ganz Deutschland sich erstreckenden Berufsverbände Gesellschaften zur Entschädigung der Arbeitseinstellungen auszugestalten oder neu zu gründen, die örtlichen Berufsverbände haben Arbeitgeber-Arbeitsnachweise zu errichten und zu führen, und die gemischten Verbände, welche sich über einzelne Landesteile oder über einzelne oder mehrere Städte sich erstrecken, haben Streik-Abwehrfonds zu sammeln und zu verwalten." Man sieht, daß planmäßig und großzügig vorgegangen werden soll. Daß dabei kein Vorschlag gemacht wird über die Form von Verhandlungen mit den Arbeitern vor Ausbruch von Streiks, das zeigt zur Genüge, was die Arbeiter von den Plänen des koalierten Unternehmertums zu erwarten haben. Stärkung der Organisation kann auf Arbeiterseite nach Lage der Dinge der einzige Gegenschlag gegen die Scharfmacherpläne sein.

Die Beamten der Arbeiterbewegung nehmen mit dem wachsenden Personen- und Pflichtenkreis dieser Bewegung an Zahl ständig zu. In der „modernen" Arbeiterbewegung haben sich diese Beamten bereits zu einer Unterstützungsvereinigung zusammengeschlossen, die im letzt verflossenen Jahre die Mitgliedsziffer von 829 erreicht hat. Da aber Rückfragen ergeben haben, daß lange nicht alle Arbeiterbeamten in der Unterstützungsvereinigung zusammengeschlossen sind, so darf man das Beamtenheer allein der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung auf weit über 1000 Köpfe schätzen. In der Unterstützungsvereinigung befanden sich: 48 Arbeitersekretäre, 10 Parteibeamte, 26 Berichterstatter, 141 politische Redakteure, 29 Schriftsteller, 20 Buchhandlungsangestellte, 94 Expedienten, 45 Geschäftsführer, 363 Gewerkschaftsangestellte und 53 Krankenkassenangestellte. Man sieht schon aus dieser Übersicht, daß das Heer der Genossenschaftsbeamten offenbar in seiner Mehrheit der Unterstützungsvereinigung noch fern steht. Auch die Gewerkschaftsbeamten scheinen sich erst zum geringsten Teil in ihrer eigenen Berufsgewerkschaft organisiert zu haben. Immerhin ergibt aber die Zusammenstellung auch schon ein eindrucksvolles Bild von der Menge führender Köpfe in der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung. Daß die nichtsozialdemokratischen Arbeitergruppen auf besoldete Beamte von jeher weniger Gewicht gelegt haben und infolgedessen heute noch in ihrer Organisation weit zurück sind, dürfte jetzt allgemein als schwerer Fehler anerkannt werden.

Der wachsende Volksbedarf

IV. Pferde, Rinder, Schweine.

Es ist natürlich ganz falsch, wenn jemand behaupten würde, daß durch das Aufkommen der Eisenbahnen und elektrischen Bahnen die Zahl der Pferde abgenommen habe. Sie hat beständig zugenommen; richtig ist nur, daß sie nicht im gleichen Schritt mit der Menschenvermehrung gewachsen ist. Es gab im Jahre 1873 in Deutschland 41,6 Millionen Menschen und 3,35 Millionen Pferde. Also auf 100 Menschen kamen 8,05 Pferde. Im Jahre 1900 aber gab es 56 Millionen Menschen und 4,20 Millionen Pferde. Das bedeutet: auf 100 Menschen kamen nur 7,50 Pferde. Oder mit anderen Worten: Das Pferdewachstum blieb um etwa 300 000 hinter dem Menschenwachstum zurück. Immerhin ist die absolute Zunahme von fast 850 000 Pferden nichts Kleines. Und wenn nun auch seit 1900 die Automobile stärker als vorher den Verkehr an sich reißen, so ist an Abnahme der Pferdeziffer längst nicht zu denken. Das Heer mit seinen 106 000 Dienstpferden macht dabei weniger aus, als man zunächst denken sollte. Landwirtschaft und Transport sind die beiden Hauptstellen des Pferdebedarfs. Will man also ganz mäßig rechnen, so kann man annehmen, daß im Jahre 1925 auf 100 Menschen nur 6,50 Pferde kommen. So bedeutet das immer, daß ihre Zahl dann 5,2 Millionen betragen wird, also eine Million mehr als 1900.

Und wie steht es mit den Rindern? Im Jahre 1873 fanden sich bei 41,6 Millionen Menschen 15,78 Millionen Rinder. Das heißt auf 100 Menschen kamen fast 38 Rinder. Nach diesem Verhältnis müßte es im Jahre 1900 ungefähr 21 Millionen Rinder gegeben haben, aber es waren in Wirklichkeit nur 18,94 Millionen, also etwas über 2 Millionen weniger als rechnungsmäßig hätten sein sollen. Immerhin ist die absolute Zunahme von 3,16 Millionen an sich nicht gering, und gerade beim Rinderbestand hat sich zwischen 1873 und 1900 eine große Veränderung des Fleischgewichtes vollzogen, so groß, daß sie fast mit der Bevölkerungsvermehrung Schritt gehalten hat. Wir haben jetzt weniger Stücke, aber verhältnismäßig kaum weniger Fleisch in deutschen Kuhställen. Aber wenn wir bei der Ziffer bleiben, so muß gesagt werden, daß im Jahre 1900 nur 32 Rinder auf 100 Menschen kommen. Nehmen wir an, daß diese Ziffer noch weiter sinkt (was keineswegs sicher ist, da die auswärtige Zufuhr teils aus natürlichen und teils aus künstlichen Ursachen abnimmt), nehmen wir an, daß im Jahre 1925 auf 100 Menschen nur 28 Rinder kommen, so bedeutet auch das noch einen Rinderbestand von 22,4 Millionen, also fast 2½ Millionen mehr als im Jahre 1900.

Die Zahl der Schweine betrug im Jahre 1873 nur 7,12 Millionen, so daß auf 100 Menschen 17 Schweine kamen. Auf keinem Gebiet ist aber das Wachstum größer als auf diesem, denn bis zum Jahre 1900 vermehrte sich die Zahl der Schweine auf 16,8 Millionen, das heißt: auf 100 Menschen kamen 30 Schweine. Nimmt man hinzu, daß auch beim Schwein die Qualität und das Fleischgewicht sehr zugenommen haben, so erfaßt man die ganze Bedeutung dieser fast fabelhaften Vermehrung. Das absolute Wachstum der Schweineziffer betrug in dem genannten Zeitraum fast 10 Millionen Stück. Nach solcher Vermehrung ist es sehr schwer, etwas über die Zukunft zu sagen. Sicher ist, daß der Bedarf an Schweinefleisch noch ungeheuer wachsen wird, wenn nur überhaupt guter Geschäftsgang bleibt. Aber wie stark wird er wachsen? Wir nehmen an, daß im Jahre 1925 auf 100 Menschen 35 Schweine kommen. Dann werden es 28 Millionen Schweine sein müssen. Welche Aussicht für den Landmann und — welche Arbeit!

Eine Vermehrung unserer Pferde um 1 Million, unserer Kühe um 2½ Millionen und unserer Schweine um 11 Millionen in der Zeit von 1900 bis 1925 ist die größte landwirtschaftliche Aufgabe, die vor uns steht. Wir müßten sie für unmöglich halten, wenn wir nicht vor Augen hätten, was unsere Landwirtschaft bis jetzt geleistet hat. Das, worauf es ankommt, ist im Grunde folgendes: Die Zahl der landwirtschaftlichen Bevölkerung ist seit fast einem Jahrhundert ungefähr 18 Millionen Menschen. Diese Zahl muß als feste Größe angesehen werden. Sie hat eher Neigung zu sinken als zu steigen. Es fragt sich also, ob diese Landwirtschaftsbevölkerung ihre Viehproduktion so steigern kann, daß sie den erhöhten Zukunftsanforderungen entsprechen kann. Sie würden es leichter können, wenn wir nicht vor der peinlichen Tatsache ständen, daß bis 1918 durch die neuen Handelsverträge die Futtermittel verteuert sind. Aller Schutz der Grenzen vor fremder Vieheinfuhr ist unbedeutend gegenüber dieser Verteuerung, denn vor allem die große Steigerung der Schweinezucht ist nur durch Kleinbauern möglich, die Futter kaufen müssen. Überall dort, wo jetzt 6 Rinder stehen, müssen später 7 stehen, und wo jetzt 4 Schweine sind, sollen 7 sein. Das ist das mindeste und geringste, was wir brauchen, und auch bei freier Grenze gibt es kein Ausland, was uns solche Quantitäten liefern kann und wird. Die Deutschen sind in Vieh im Grunde auf sich selber angewiesen, und es ist für die Landwirtschaft und die Landwirte gut, daß es so ist. **Baumann.**

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 5. Berlin, 5. Februar 1905.

Gerechtigkeit

So ernst ist es den gerechten Menschen mit der Gerechtigkeit: wäre Gott nicht gerecht, sie könnten sich nicht die Wohne zum Gott. Meister Eckehart.

Es ist wahr! die Gerechtigkeit ist ein verzehrendes Feuer. Sie läßt uns nie ruhen. Sie treibt und jagt. Sie ist unbarmherzig, bis man ihr dient. Es gibt nichts Quälenderes, als eine Ungerechtigkeit sehen und die Hände gebunden wissen. Man versteht nicht, daß die anderen nicht sehen wollen, wie schlecht sie handeln. Alle Umwege sind uns ein Rätsel, sobald wir den einen geraden, rechten Weg erkannt haben. Es tut dem gerechten Menschen körperlich weh, daß er so viel Unrecht empfinden muß. Sie ist doch so aufrichtig und einfach, sie liebt doch nur das Licht, sie gibt solch festen, friedlichen Sinn: diese Gerechtigkeit — und doch ist sie so fremd. Man muß herzhaft um sie kämpfen, um sie zu gewinnen; man kann lange suchen, bis man sie findet.

Aber dies alles ist noch nicht das Quälendste. Was uns so unglücklich macht, ist, daß wir selbst der Gerechtigkeit Angesicht oft nicht erkennen können, weil es so verschiedene Züge trägt. Erst mit dem Seufzer: „Herrgott, was ist denn nun gerecht?“ empfinden wir die Schwere der Entscheidung, die wir doch von der Gerechtigkeit erhofften. Sie soll uns Maß geben und Ziel setzen, sie soll uns zeigen, was unrecht ist und warum, und wo die Grenzen ihres eigenen Reiches sind. Und sie läßt uns im Stich. Gerecht waren die Juden, die am Sabbat ihren Hals dem Römerschwert boten, und gerecht waren die Hugenotten, die ihren Glauben mit dem Schwert verteidigten. Als die Bauern im Evangellum den Ruf der Gerechtigkeit vernahmen, kämpften sie um ihre Artikel, und als Luther sich ihnen entgegenwarf, tat er es im Namen der Gerechtigkeit. Was hat der Name „Gerechtigkeit“ in der Weltgeschichte schon zudecken müssen! Und nicht nur dort, wo Herrschaft und Willkür der heiligen Maske sich bewußt bedienten, um desto sicherer zum selbstsüchtigen Erfolg zu kommen, wurde die Gerechtigkeit mißbraucht. Sie dient dem Eifer zweier kämpfender Parteien mit derselben Ruhe; sie verkörpert sich in den beiden Extremen. Die Besten auf jeder Seite sind überzeugt, daß ihre Sache die gerechte ist. Sie würden tödlich getroffen, würde diese Überzergung wanken. Narrt uns die Gerechtigkeit?

Deshalb faßten sie wohlmeinende Menschenkinder und sperrten sie ein in Recht und Regel. Jurist und Theologe, sie wußten, was die Gerechtigkeit verlangt. Sie hatten die Maße ihrer Wohnung und kannten ihre Landesgrenzen. Und so meinten schließlich die Menschen, man brauchte nur zu wissen, was Gesetz und Lehre von der Gerechtigkeit sagten, um sie zu besitzen. Derer lachte die Gerechtigkeit. Sie fuhr aus wie der Sturm und fragte die Menschlein: „Fasset ihr mich?“ Sie schlich sich in die Herzen derer, die ferne vom Gesetz waren, und belastete ihre Seele, daß sie anfingen zu hungern und zu dürsten nach Gerechtigkeit. Und wenn kein gerechter Gott wäre, die Gerechtigkeit lebte: sie schreit aus tausend Ecken, und Millionen Herzen grüßen sie. Sie ist der Lebenstraum der Menschen, der zur Wirklichkeit erwachen will. Im Dämmern greifen sie danach und greifen oft fehl. Die Kleinen wachsen in ihrer Kraft, die Elenden gesunden in ihrer Luft. Sie ist ein Lebenshauch, der über die Totengefilde der Menschen dahinbraust, daß Menschen erstehen in Mannheit, Reinheit, Wahrheit. Lebensweckerin heißt die Gerechtigkeit. Selig, wer ein Stück Leben werden sah, bei dem die Gerechtigkeit Pate stand! Das füllt unser Herz, macht weit und groß und dankbar. **Traub.**

Die Jugendschriftenfrage

Wenn der Großbetrieb des modernen Schulwesens die Gefahr mit sich bringt, die Individualität zu verkümmern und eine schablonenhafte Ausbildung zu fördern, so ist es begreiflich, daß die Pädagogik Mittel sucht, dieser Gefahr zu begegnen. Eins dieser Mittel ist die Erziehung zu künstlerischem Genießen. Bildende Kunst und Dichtkunst als Erziehungsmittel in und außer der Schule aufzufassen und anzuwenden, ist ein Grundsatz, den die Pädagogik seit etwa fünfzehn Jahren viel stärker ins Auge gefaßt hat als früher. Noch von einem zweiten Gesichtspunkt aus steckte man dasselbe Ziel. Man hat eingesehen, daß unsere Schulbildung zu einseitig intellektuell gerichtet war, daß sie die Entwickelung des Gefühls auf Kosten der Ausbildung des Verstandes vernachlässigte.

Schon haben sich zwei Zentren gebildet, die diese Bewegung in Fluß halten und nach Kräften fördern: das eine ist die Vereinigung „Die Kunst im Leben des Kindes“, die im Anschluß an die Ausstellung gleichen Namens im Hause der Berliner Sezession im Jahre 1901 entstanden ist. Diese Vereinigung sucht die bildende Kunst der Jugend nahe zu bringen. Das andere Zentrum erblicken wir in der Einrichtung der „Prüfungs-Ausschüsse“, die an einzelnen Orten schon seit etwa 20 Jahren bestehen, im Jahre 1891 sich zum erstenmal zu gemeinsamer Tätigkeit vereinigten und seit 1893 die „Jugendschriftenwarte“ herausgeben, die zurzeit in einer Auflage von über 32 000 Exemplaren erscheint. Dieser Vereinigung gehören etwa 50 Ausschüsse aus allen Teilen Deutschlands an, und ihre Haupttätigkeit ist wohl die jährliche Herausgabe des Weihnachtsverzeichnisses von Jugendschriften, das einwandfreie Literatur angibt.

Nicht von Anfang an waren die Grundsätze, die heute bei den Ausschüssen anerkannt sind, in Geltung. Im Anfang kam es eigentlich, sagt Köster-Hamburg, nur darauf an, „daß das Buch den Anforderungen entspreche, die man an ein korrektes, flüssiges Deutsch stellt, und daß der Inhalt des Buches für die Jugend verständlich und für ihre intellektuelle und moralische Bildung und wenn möglich, für ihre religiöse und patriotische Gesinnung förderlich sei. Zeigte das Buch auch künstlerische Qualitäten — um so besser; aber das Fehlen derselben war kein Grund, das Buch abzulehnen“. Doch mit der Zeit drang die Erkenntnis durch, daß so gut wie für die Literatur überhaupt, so auch und gerade für die Jugendliteratur der künstlerische Wert eines Werkes den Ausschlag geben müsse. Trotz vieler, immer aufs neue wiederholter Angriffe gelangte der von Wolgast-Hamburg formulierte Satz zu allgemeiner Geltung: „Die Jugendschrift in dichterischer Form muß ein Kunstwerk sein.“ Dem schloß sich bald die Anerkennung des zweiten Satzes an: „Eine Jugendschrift muß frei sein von Tendenz.“ An diesem Punkt ergibt sich allerdings ein Unterschied zwischen Literatur im allgemeinen und Jugendschrift, die doch etwas Erziehliches haben soll oder wenigstens haben darf. Darum einigte man sich mit Recht dahin, daß Schriften „mit aufgepfropfter, agitatorisch wirkender Tendenz“ als unkünstlerisch zu verwerfen seien. Eigentlich ist der ganze Streit um die Tendenz schon im ersten Satz entschieden. Enthält ein Kunst-

Digitized by Google

werk nebenher, unaufdringlich eine Tendenz, — gut. Ist das Buch aber künstlerisch wertlos, so wird es durch die beste Tendenz nicht gerettet. Langweilige Bücher ihres moralisierenden Inhaltes wegen zu empfehlen, damit ist man ein für allemal zu Ende.

Andererseits soll man nun aber auch, wenn es sich wirklich um ein Kunstwerk handelt, vor der Tendenz nicht erschrecken. Es dürfte z. B. wohl kaum richtig sein, daß man in den oberen Klassen des Gymnasiums die Gedichte Freiligraths aus dem Jahre 1870 häufig hören kann, niemals aber die aus dem Jahre 1848. „Der Zeughaussturm" und „Von unten auf", das ist auch Poesie.

Herrscht nun über diese beiden ersten Grundsätze allgemeine Übereinstimmung, so ist dies keineswegs der Fall bei einem dritten Grundsatz, um den vielmehr seit seiner Aufstellung bis heute heftig gestritten wird. Storm war es, der das Paradoxon formuliert hat: „Wenn du für die Jugend schreiben willst, so darfst du nicht für die Jugend schreiben." Dieser Satz wird von dem einen als glatte Lösung des Problems gepriesen, während andere um so lauter rufen: Ganz im Gegenteil, wir verlangen spezifische Jugendliteratur. Wie begründen die Anhänger dieser Theorie ihre Forderungen? Sie sagen: Ich kann doch nichts reden oder schreiben, ohne mir mein Publikum dabei vorzustellen. Will ich ein und dieselbe Sache nacheinander Kindern, jungen Leuten und Erwachsenen mitteilen, so werde ich meine ganze Art der Darstellung jedesmal ganz verschieden einrichten; was also Kinder lesen sollen, das muß auch für Kinder geschrieben sein. Also: Schaffung spezifischer Jugendliteratur.

Sehr logisch und sehr richtig, sobald es sich um verstandesmäßige Dinge handelt, ganz falsch, wenn es sich um Sachen des Gefühls, z. B. um ästhetisches Genießen handelt. Der Lehrer, der Redner, der Schriftsteller kann seine Worte auf eine bestimmte Altersstufe berechnen, der Dichter nicht.

Storms Satz ist somit vollkommen richtig, ebenso die weitere Ausführung an derselben Stelle: „Es ist unkünstlerisch, die Behandlung eines Stoffes so oder anders zu wenden, je nachdem du dir den großen Peter oder den kleinen Hans als Publikum denkst." Ebenso richtig ist nun aber auch die Einschränkung, die Storm seinem Grundsatz gibt: „Man muß einen Stoff finden, der für die Jugend paßt." Um der Klarheit willen formulieren wir nochmals, auf die Gefahr hin, schulmeisterlich zu erscheinen: „Keine spezifische Methode, aber spezifischen Stoff."

Welche Stoffe liebt das Kind, zunächst der Knabe? Er liebt, wie es einmal richtig ausgedrückt wurde, das Kühne, Große, Starke. Er hat denselben Geschmack wie jedes Volk in seiner Jugendperiode; er liebt genau das, was der Sänger des Nibelungenliedes seinen Hörern verspricht: wunderbare Mär von Helden lobebaeren, von großer Kühnheit, von kühner Recken Streiten, Geschichten, in denen der Degen klirrt, das Pferd wiehert und galoppiert, das Wikingerschiff durch die Brandung steuert, die Gewappneten unter Trommelwirbel hinausziehen zu kühner Tat, der unerschrockene Forscher auf fernen Inseln und im dichten Urwald den Geheimnissen der Natur nachgeht, der Reisende unter Palmen märchenhafte Geschicke durchlebt. Und das Mädchen? Es will in der Zeit des erst dämmernden geschlechtlichen Bewußtseins ganz dasselbe, nur mit einem Zusatz von zärtlicher, hingebender Freundschaft und begeisterter Aufopferung für irgend etwas Geliebtes.

Die Richtigkeit der eben vorgeführten Auffassung ist nun durch einen sonderbaren Zufall etwas in Mißkredit gekommen. Niemand Geringeres als Meister Storm selbst hat die Probe auf sein eigenes Exempel gemacht, hat eine Schrift geschrieben „Für die Jugend" und hat ein Meisterwerk geschaffen — für die Erwachsenen. Sämtliche Leiter von Jugendbibliotheken konstatieren einstimmig: Unsere liebe Jugend liest den Pole Poppenspäler nur mäßig und ist jedenfalls nicht übermäßig davon begeistert. Erstaunlich! Offen gestanden, mir wäre das Gegenteil erstaunlich. Ich würde mich einfach wundern, wenn die Jugend den Puppenspieler bevorzugte. Es ist ja beinahe peinlich, Storm, der das Problem der „Jugendschriftstellerei" in seiner ganzen Schwierigkeit erfaßt hat, opponieren zu müssen; aber es muß ausgesprochen werden, daß sich der Meister im Stoff bedenklich vergriffen hat. Das ist doch kein Stoff für die Jugend; das ist ein Stoff, der eine große, kühne Aktion geradezu unmöglich macht, ist ein ruhiges, abgeklärtes Stilleben.

Wie kam denn Storm dazu, zu glauben, sein Puppenspieler sei ein Stoff, der die Jugend besonders lebhaft anfassen werde? Er sagte sich wohl: Eine Geschichte mit einem Puppentheater als Hintergrund, einem Ding, das für jedes Kindergemüt mit allen Reizen des Ersehnten umgeben ist, das muß ja Kinder anziehen. Aber die Gefühle, die das Puppentheater in seiner Wirklichkeit, in seiner farbigen, zappelnden, komischen, sichtbaren und hörbaren Erscheinung in der kleinen Welt hervorruft, die werden noch lange nicht durch eine Erzählung vom Puppentheater ausgelöst. Für den Erwachsenen hat eine Erzählung vom Puppentheater den Reiz der Jugenderinnerung, die eine versunkene Periode wieder aufleben läßt. Überhaupt ist es ein Irrtum, zu glauben, daß Geschichten über Kinder die Kinder besonders interessieren müßten. Im Gegenteil. Es ist der Traum des Knaben, groß zu sein und große Dinge tun zu können; darum sucht er in seinen Geschichten gerade die ersehnte Welt der Erwachsenen und nicht seine eigene. Wenn Roseggers Waldbauernbubengeschichten gern gelesen werden, so geschieht es nicht, weil, sondern obwohl sie von der Jugend handeln, und weil sie mit Roseggerscher Kunst geschrieben sind.

Also: der Poppenspäler beweist nicht gegen, sondern für die Richtigkeit des Stormschen Grundsatzes.

Bedürfte es aber noch besonderer Beweise, so haben wir sie in dem Fiasko derjenigen Jugendschriftsteller, die „für" oder gar „in der Sprache" der Sechs- oder Zehnjährigen erzählen. Dabei kommt wirklich unglaublich ledernes und unnatürliches Zeug heraus. In der „Hilfe" ist vor kurzem ein derartiger Versuch, die klassischen Sagen den Kleinen mundgerecht zu machen, besprochen und nachdrücklich zurückgewiesen worden. Die Sache wirkt einfach komisch und ist außerdem unnötig. Die klassischen Sagen in Schwabs Bearbeitung sind in ihrer edlen Sprache für die Jugend völlig verständlich und können mit demselben Genuß auch von Erwachsenen gelesen werden — keine spezifische Jugendliteratur. In demselben Stil wie der oben erwähnte „Versuch" ist ein Buch gehalten, das voriges Jahr hier bei Hermann Costenoble erschienen ist: Georg Biedenkapp, „Was erzähle ich meinem Sechsjährigen?" Auch hier dieses absichtliche sich Herabbeugen zu den Kleinen, das zu vollendeter Unnatur wird. Für Jugendstil in diesem Sinne danken wir bestens.

Der Verfasser genannten Buches entwickelt aber auch ganz eigentümliche Ansichten über den Stoff, der für die Jugend geeignet sein soll. Er sagt:

„Ich erzähle grundsätzlich nichts, was nach bestem menschlichem Wissen und Gewissen mit der Natur der Dinge unvereinbar ist und den Naturgesetzen ins Gesicht schlägt. Ich erzähle keine Geschichte, in der es zauberhaft, spukhaft, gespenstisch oder übersinnlich zugeht; nichts, was der zarten Entwickelung des kindlichen Auffassungs- und Denkvermögens schaden könnte; nichts, was das kindliche Herz gewöhnen könnte, sich in schlimmen Lagen oder vor Eintritt derselben ungemessenen Hoffnungen hinzugeben und dadurch sich leichtsinnig in solche schlimmen Lagen zu bringen. Um Beispiele zu nennen: ich erzähle nichts von Dornröschen, Rotkäppchen, Schneewittchen, den sieben Geislein, Hänschen und Grethel und all den Geschichten, in denen dem ursächlichen Zusammenhang der Dinge eine Nase nach der anderen gedreht wird."

Die armen Kinder! Nicht genug, daß unser Leben schon nüchtern genug ist, nicht einmal in der Poesie darf dem Kausalzusammenhang eine Nase gedreht werden; deswegen dürfen die Kinder nichts von Dornröschen und Rotkäppchen hören! Man halte die Kinder doch nicht für so dumm; und wenn es im Märchen von Feen wimmelt, so wissen sie doch ganz genau, daß solche Dinge wie „Tischlein, decke dich" im wirklichen Leben leider nicht vorkommen, daß höchstens einmal eine gute Tante kommt mit einer Tüte Bonbons. Und selbst wenn die Kleinen so unvernünftig wären, dann müßte man sie eben zu künstlerischer Auffassung erziehen, ihnen zeigen, daß die Märchenwelt eine andere ist als die der Wirklichkeit. Aber der Verfasser verspricht Ersatz. Ersatz für unsere wunderbaren, taufrischen Märchen sind nun eben — seine Geschichten vom „Feuertier und vom Zünd-

Digitized by Google

hölzchen" usw., Backobst für Früchte, geschüttelt von des Lebens goldenem Baum.

Die eben gekennzeichnete verkehrte Auffassung wird wohl kaum großes Unheil anrichten: die Liebe zu unseren Grimmschen Märchen sitzt tief im Volksbewußtsein. Weit dringender ist die Warnung vor einer anderen Gefahr, daß nämlich Eltern, die ihren Kindern Bücher schenken wollen, einfach darauf sehen, ob das Erzählte, ob der Stoff wohl interessiert; wenn das der Fall zu sein scheint, dann fragen sie nicht mehr nach dem künstlerischen Wert. Dies gilt z. B. für die Schriften des Vielschreibers Karl May oder für die unzähligen Indianergeschichten. Die Stoffe wären ausgezeichnet für die Jugend, wenn nur auch die Verfasser Dichter wären und nicht Schreiber. Wenn nun solche Dinge immer wieder von der Jugend verlangt werden, dann heißt es einfach durch Darbietung von Besserem den Geschmack entwickeln. Ich erinnere mich deutlich, daß ich alle Freude an Indianergeschichten verlor, als ich dahinter kam, daß sie alle über einen Leisten geschlagen sind. Man darf dem Kind wohl zutrauen, daß es mit der Zeit das Gute vom Schlechten unterscheiden wird. Das zeigte sich auch, auf anderem Gebiet allerdings, bei der obenerwähnten Ausstellung „Die Kunst im Leben des Kindes". Dort wurden gelegentlich „Führungen" mit Gemeindeschulkindern veranstaltet. Darüber teilt Max Osborn mit (Die Kunst im Leben des Kindes, Berlin, Georg Reimer): „Viel mehr Entzücken als die sachlich interessanten Blätter erregten die reinen Stimmungsbilder wie Gustav Kampmanns ‚Mondaufgang' und Paul von Ravensteins ‚Altes Schloß' — Bilder, die in der Tat ein ziemlich starkes Gefühl für Stimmungswerte voraussetzen. Ein Gemeindeschüler meinte bei dem Mondaufgang auf die Frage, warum er ihm so gut gefalle: ‚Das ist so ruhig und friedlich', ein anderer bei dem Schloßbilde: ‚Es liegt so schön im Grünen', — das sind Antworten, die darauf hindeuten, daß in den Kindern viel mehr Empfänglichkeit für das eigentlich Künstlerische vorhanden ist, als im allgemeinen angenommen wird." Was hier der bildenden Kunst gegenüber gilt, gilt auch zum großen Teil von der Dichtkunst.

Besondere Erwähnung verdient noch die Stellung des Geschlechtsproblems in der Jugendliteratur. Selbstredend bleiben alle die Erzählungen ausgeschlossen, in denen eine Liebesgeschichte Hauptgegenstand der Darstellung ist. Sie kann aber recht wohl unter anderem vorkommen. Der jugendliche Leser setzt einfach an Stelle der ihm unbekannten spezifisch geschlechtlichen Zuneigung die ihm bekannte allgemeine, sieht also einen Punkt des Gemäldes in schwächerer Beleuchtung. Der Gesamteindruck wird dadurch — immer vorausgesetzt, daß die Liebesgeschichte nicht Hauptsache sondern nur Episode ist — nicht in wesentlicher Weise geschädigt. Als Beispiel möchte ich hier „Die schwarze Galeere" von Raabe nennen, jetzt in der Wiesbadener Volksbibliothek für 15 Pfg. zu haben. Hier ist die Liebesleidenschaft in ihrer vollen Stärke und doch in zarter Weise geschildert. Überhaupt erscheint mir „Die schwarze Galeere" als das ideale Vorbild einer Jugendschrift. Der kühne, ja bis aufs äußerste verwegene Kampf fürs Vaterland ist hier mit einer Lebhaftigkeit geschildert, wie sie selten erreicht wird, eine Fülle von Handlung, eine Menge wild bewegter Szenen, aber alles mit einer Natürlichkeit und Sicherheit dargestellt, daß man nie das Gefühl hat, hier werden Abenteuer zusammenphantasiert, sondern man hat den Eindruck einer außerordentlichen, geschichtlichen Begebenheit. Das ist die Jugendschrift, wie sie sein soll.

Hauptabsicht dieser Zeilen war, auf das Problem der Jugendschriftenfrage an sich aufmerksam zu machen. Auf den ersten Anblick könnte man meinen, es sei gar kein Problem; es ist aber eins und nicht einmal eins von den einfachsten. Dann möchte ich nochmals alle, die es angeht, auf die Prüfungsausschüsse und ihre Verzeichnisse, die in jeder Buchhandlung zu haben sind, hinweisen. Wenn endlich für die Klärung der noch strittigen Fragen etwas herausgekommen sein sollte, — um so besser.

Hermann Weinheimer.

Aus den Papieren eines Philantropen

IX. (Schluß)

Sie haben gestern die Wohnung gemietet. Es ist also kein Unglück geschehen, und meine Sorgen waren umsonst. — Gott sei Dank! Die Damen stimmen darin überein, daß die Wohnung hübsch und bequem und hell ist; außerdem liegt sie nicht weit von der Villa der Geheimrätin entfernt. Das Haus kenne ich ja. Es läßt architektonisch viel zu wünschen übrig — leider. Aber Aurelie legt mehr Wert auf die Beschaffenheit der Räume. Von meinen erträumten Wohnungen habe ich nicht gesprochen. Es kommen bei einer solchen Sache doch viele Dinge in betracht, die ich nicht kenne, und warum sollte ich meiner Braut einen Schmerz zufügen? Es würde sie betrüben, wenn sie erführe, daß ich nach unerreichbaren Dingen getrachtet habe.

* * *

Ich blicke auf die letzten Tage zurück. Meiner Bequemlichkeit kommen sie sehr entgegen. Ein Dienstmädchen brauche ich mir nicht zu mieten, eine Wohnung auch nicht, und auch ein Kind werde ich nicht anzunehmen nötig haben. Aurelie hat schon eins. In der Aufregung der Brautzeit hätte sie ganz vergessen, es zu erwähnen, meinte sie, und es war rührend anzusehen, wie sie die Augen niederschlug und befangen wurde —, es fiel ihr offenbar schwer, es zu bekennen, und für das zarte Empfinden eines Weibes ist das auch ohne Zweifel kein Spaß. Es soll ein hübsches Mädchen von 11 Jahren sein, das vorläufig noch in einem Schweizer Pensionat ist. Ich bestand aber energisch darauf, daß sie ins Haus kommen sollte. Die Damen kamen mir darin entgegen.

* * *

Morgen sind wir bei meinem alten Freund zum Kaffee eingeladen. Ich bin begierig, was er sagen wird, wenn er mich mit Aurelie Arm in Arm sieht. Ich bin aber entschlossen, ihn und seine Junggesellenseinsamkeit mit allem Takt zu behandeln. Herausfordern mag ich ihn nicht.

* * *

Der Alte war ganz außer sich vor Freude und lief uns bis an die Gartenpforte entgegen. Er schüttelte meiner Braut unausgesetzt die Hand, und konnte gar nicht von ihr loskommen. Es fiel ja schwer, ein Lächeln über seine Unbeholfenheit zu unterdrücken; aber über sein Herz habe ich mich doch gefreut. Er hat übrigens auf Aurelie einen sehr guten Eindruck gemacht. Ich darf auch in Zukunft mit ihm verkehren. Als wir gemütlich am Kaffeetisch saßen, wurden natürlich zunächst die Ereignisse der letzten Tage besprochen. Es ergab sich zu meiner Freude, daß die alte Auguste mit meinen Damen völlig einig war. Es war ein Ton reinster Harmonie, und das habe ich für unsere ferneren Zusammenkünfte für ein gutes Wahrzeichen genommen. Vor allen Dingen in der „Dienstmädchen- und Wohnungsfrage" pries mich die alte Auguste glücklich, daß ich in so erfahrene Hände gefallen sei. Sie wußte sich im Lob Aureliens gar nicht genug zu tun, und auch Aurelie meinte später im Vertrauen zu mir, daß man es offenbar mit einer klugen und tüchtigen Person zu tun habe. Damit scheinen mir in der Tat alle Garantien für die Zukunft gegeben. Ich wenigstens habe immer gefunden, daß gegenseitige Wertschätzung das sicherste Fundament der Freundschaft ist. Nach dem Kaffee zündete mein alter Freund sich eine Zigarre an, was sicher ganz ahnungslos geschah, aber von Aurelien doch nicht angenehm bemerkt wurde. Ein anderer hätte in ihrem Gesicht eine Veränderung kaum wahrgenommen; aber mit dem Auge des Liebenden sah ich sofort, daß ein Schatten über ihre Züge flog. Ich habe in meinem Leben manches ertragen müssen; aber die nun folgenden Minuten der Spannung waren mir geradezu entsetzlich. Ich fand indessen bald Gelegenheit, meine Braut unauffällig bei Seite zu nehmen, und erklärte ihr nun, wie ich seit Jahren mit allen Gründen der Vernunft gegen diese widerwärtige Neigung meines Freundes kämpfe. Das hellte ihre Züge denn auch sehr bald auf; sie ist ja im letzten Grunde so verständnisvoll und gut. Ich neige nicht zur Schwärmerei; aber als sie mir verstehend die Hand drückte, habe ich ihre

Digitized by Google

zarte Liebenswürdigkeit geradezu bewundert. Die alte Auguste, die ja zwar ein Weib, aber kein liebendes Weib ist, brachte dann einen schärferen Klang in die Unterhaltung; sie meinte, ob die Herren unter diesen Umständen nicht lieber in den Garten gehen wollten. Ich war anfangs entschlossen, sie in ihre Grenzen zurückzuweisen, weil Aurelie mir gesagt hat, daß man seine Untergebenen immer stramm halten muß; aber mein alter Freund winkte mir ängstlich mit den Augen zu, und Aurelie schien sich mindestens neutral halten zu wollen. So gingen wir denn. Unten im Garten kam eine Lebhaftigkeit über meinen Freund, die ich sonst gar nicht an ihm kannte. Er schwärmte von meiner Braut, als ob er mit ihr verlobt wäre, und meinte, daß sie gerade das richtige Weib für mich sein würde. Auguste hätte ihm das auch schon gesagt. Er wurde zuletzt geradezu pathetisch und meinte, daß ich aus der unendlichen Fülle der Erscheinungen mit kühner Hand gerade das richtige herausgegriffen hätte. Ich muß gestehen, daß ich mich ein wenig in seiner Bewunderung sonnte und ihn darauf verwies, wie die Natur es so eingerichtet habe, daß die mehr leidenschaftlichen Menschen auch die entsprechenden Frauen bekämen. Er gab mir darin völlig recht und meinte, daß er genau auf dieselbe Weise zu seiner Auguste gekommen wäre. Ich fand den Vergleich etwas unpassend, unterdrückte aber eine Bemerkung, um ihn nicht zu verletzen. Es ist übrigens merkwürdig, wie man in kurzer Zeit reifer werden kann. Die Sonne der Liebe reift sozusagen in Wochen, was die Sonne des Alltags in Jahren nicht fertig brachte. (Mir scheint, diesen verschwiegenen Papieren sei's anvertraut, darin ein Motiv für ein Gedicht zu liegen; ich will es jedenfalls versuchen.) Wir mußten beide lächeln, als er mich an die unklaren Schwärmereien meiner ersten Zeit erinnerte. Er stieß mir mit dem Finger in die Seite und hatte eine so schalkhafte Art, mich an das Dienstmädchen und die Wohnung und das Kind zu erinnern, daß wir beide in ein schallendes Gelächter ausbrachen. Er führte meine damalige Phantasterei auf sinnliche Erregtheit zurück; er sprach sogar mit einem Ausdruck, den er aus einer zynischen medizinischen Schrift hatte, von sinnlicher Brunst, und in der Tat bezeugen viele angesehene Schriftsteller, daß das Individuum in diesem Zustand sich törichten Träumen hinzugeben liebt. Warum sollte ich da eine Ausnahme machen? Das meinte er auch und fügte schelmisch hinzu: „Du doch erst recht", worüber wir uns wieder in hohem Maße ergötzten. Er meinte übrigens, daß es tatsächlich eheliche Verhältnisse gibt, in denen der Mann eine rücksichtslose Schreckensherrschaft ausübt. Er erzählte mir von einem dem Alkohol ergebenen Schriftsteller, der nie zu den Mahlzeiten kam und mitunter erst am Nachmittage aufstand, so daß seine Schlafstube nicht gereinigt werden konnte. Wir einigten uns beide darauf, daß wir es wohl hier mit einem der sogenannten „Kraftgenies" zu tun hätten, die als normal wohl nicht zu bezeichnen sind, weil sie alle Grenzen der Menschlichkeit sprengen. Es ist ja überaus bezeichnend, daß derartige Individuen nie ohne den Alkohol existieren können — sie begehen ihre Taten sozusagen jenseits der sittlichen Verantwortung. Wir kamen sehr bald in eine tiefe philosophische Erörterung hinein, die ich für mein Teil ewig hätte fortsetzen mögen. Aber dann rief uns Auguste hinauf.

* * *

In vierzehn Tagen ist nun die Hochzeit. Ich darf wohl sagen, daß ich mit allem Ernst an die Sache herangehe, die sie verlangen kann. Ich habe mich innerlich geprüft und habe über mich Gericht gehalten und darf ohne Überhebung sagen: „Ich bin gefaßt. Gott steh' mir bei!"

Erich Schlaikjer.

Kunst

Lesser Ury. Wieder einmal ist Lesser Ury zu sehen und zwar dieses Mal bei Keller & Reiner. Er ist noch heute „Effektmaler" und wird es bleiben. Einzelne Bilder haben Vertiefung ins Kleine, feste Form und Modellierung; aber diese Bilder hängen fast wie Fremdlinge unter der übrigen Menge, Erinnerungen an geduldige Mühe in früherer Jugend. Alles andere ist ungeduldig und nervös, aber in aller Ungeduld merkwürdig begabt. Lesser Ury braucht nicht nach „Motiven" zu suchen; denn er ist immer bewegt. Ihm schwimmen die Bilder nur so zu, und er könnte noch zehnmal mehr an die Wand hängen, wenn er mit den Augen photographieren könnte. Das handwerksmäßige Herstellen ist es, was ihm unbequem ist. Schnell einen großen Himmel mit gelbgrünlicher Klarheit! In den Himmel hinein ein paar glänzende rote Wolken, halb mit dem Pinsel und halb mit dem Finger gearbeitet! Dann auf die Fläche einen schwarzen Wald, der so dunkel ist, daß man nichts Einzelnes in ihm zu entdecken braucht! Vor den Wald einige helle Gesträuche, oben über den Wald in die helle Fläche hineinragend. Die Zweige schnell gezogen, die Blätter — ja was sind eigentlich bei Lesser Ury die Blätter? Er sieht nur einen grün-grauen Rauch, in dem etliche blattförmige Brocken flattern. Das Körperliche löst sich auf in wesenlosen Schein. Ob er wohl angesichts der Natur malt? Es macht den Eindruck, als sei er am Walde gewesen, habe sich mit Natur gesättigt und sei dann nach Hause gegangen, um aus der Erinnerung zu malen. Die Erinnerung hat das Kleine und Einzelne verloren, die Flächen vergrößert, die Kontraste vergröbert. Aus der Landschaft ist eine farbige Musik geworden, gemalte Lieder ohne Worte: etwas Schwermut, etwas Staunen, etwas Glück und etwas Angst, tiefe Wasser, klare Wiesen, helle Blicke, allerlei blendend buntes Ineinander ... und der Mensch wird still und suchend und erwartet Offenbarung; aber nun versagt der Künstler, denn es fehlt hinter dem Glanz die Erfassung der Körper. An Lesser Ury kann man lernen, wohin bloßer Impressionismus führt. Er sieht zuerst aus wie eine unendlich intime Annäherung an die Natur; denn was ist feiner und charakteristischer in der Natur als die Farbe? Wer sie aus allen ihren Schlupfwinkeln zu holen weiß, der hat die Natur, denn Farbe ist ja doch alles. Nein: Farbe **und** Form. Und kein Geist, weder der des Menschen noch der der Bäume noch der, den die brennenden Berge Italiens haben, wird ohne Beachtung der Einzelformen erfaßt. Mit leuchtenden Ahnungen allein schreibt man keine Geschichte des Lichtes. Diese aber zu schreiben, ist die Arbeit der Maler.

M.

Allerlei

Sozialdemokratische Sorgen.

A. Hast du gelesen, wieviel Bürgerliche jetzt für die Bergarbeiter sind?

B. Ja, es ist ein Skandal! So etwas dürfte nicht vorkommen.

A. Das verdirbt den Charakter der Arbeiterschaft.

B. Alles Klassenbewußtsein geht zum Teufel.

A. Diese Gesellschaft von Heuchlern! Ihnen liegt gar nichts am Arbeiter.

B. Nicht das geringste. Sie wollen nur sich beleuchten.

A. Sie wollen, daß wir sie achten sollen.

B. Es ist nichts als Spekulation auf unsere Dummheit.

A. Sie wollen uns fangen. Das wollen sie, weiter nichts.

B. Also liegt ihnen doch etwas an uns! Sie sollen sich aber nicht um uns kümmern.

A. Das Proletariat ist am kräftigsten allein.

B. Manchmal, aber ... ein Streik kostet doch sehr viel Geld. Immer Geld!

Fürs Leben.

Steh aufrecht wie ein Hoheitszeichen
Und bleibe so dein Leben lang.
Laß andre ducken sich und schleichen;
G'rad' wie dein Denken sei dein Gang.
Verachte das Gemeine, Schlechte,
Folg des Gewissens höchstem Rat,
Sieh deinen Bruder auch im Knechte
Und werde reich an guter Tat.

Carl Trapp.

Briefkasten

O. W. Die Hamburger Vorträge werden in 8 oder 10 Tagen fertig sein. Drei davon sind schon in Heidelberg gehalten worden. Preis voraussichtlich 60 Pf. Gruß! R.

Ein Freund der „Hilfe" wünscht den alten Vortrag Naumanns: „Weltpolitik und Bürgerpolitik" im Tausch gegen „Weltpolitik und Sozialreform", oder „Bebel und Bernstein" oder „Staat und Familie" oder auch käuflich mit Aufpreis zu erwerben. Angebote vermittelt die Propaganda-Abteilung der „Hilfe".

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 6

Nationalsoziale Wochenschrift

Sonntag, den 12. Februar 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Die russische Revolutionsbewegung — Die Sozialdemokratie in England — Unvorbereitet, wie ich bin — Die Resolution Gotheins — Eine Probe auf das schwarzrote Bündnis) — **Prof. Dr. Walter Lotz**: Wird Deutschland eine Wirtschaftsmacht ersten Ranges unter den neuen Handelsverträgen bleiben können? — **Naumann**: Bülows Rede zu den Handelsverträgen — **Dr. Heinz Potthoff, M. d. R.**: Handelsverträge und Export — **Dr. Eugen Katz**: Ein moderner Bauernkrieg — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — Der Streik im Ruhrgebiet.

G. Traub: Frömmigkeit — **H. v. Gerlach, M. d. R.**: Ahlem — **Hugo Martin**: Erinnerungen an die Klinik — Kunst — Eingegangene Bücher — Briefkasten.

Politische Notizen

Die russische Revolutionsbewegung ist mit der Schreckensherrschaft der Nagaika, des Säbels und der Flinte noch lange nicht erstickt. Es sind nicht allein die Arbeiter, die in nahezu allen größeren Städten Rußlands nach Petersburger Beispiel unruhig werden, auch die mit Zündstoff längst geladene russische Intelligenz fängt an, sich an den Demonstrationen gegen den Absolutismus zu beteiligen. Die Studenten gehen dabei den übrigen bürgerlichen Bildungsschichten voran. Und dies alles, obgleich trotz strengster Nachrichtenzensur die einzelnen Städte von einander abgeschlossen sind. Die Gefangensetzung Maxim Gorkis und anderer führender Geister des russischen Volkes hat die Erbitterung gegen den Zarismus aufs äußerste gesteigert. Die neueste Niederlage Kuropatkins bei Sandepu, die nach den Intentionen seiner Petersburger Drahtzieher natürlich ein glänzender Sieg hatte sein sollen, trägt zur Beruhigung der aufgeregten Massen auch nicht bei. Und die paar Scheinkonzessionen, die der Zar den Semstwoverwaltungen gemacht hat, sind in ihrer Bedeutungslosigkeit nur allzu durchsichtig. Geradezu erbittert hat dagegen die Audienzkomödie, die Väterchen unter Aufsicht von Trepow, Sergei und Genossen mit den 34 ausgesuchten Arbeitervertretern im Prunkschloß von Zarskoje Selo aufgeführt hat. Die neuen Unruhen unter der Petersburger Arbeiterschaft werden direkt auf diese Komödie zurückgeführt; die Arbeiter haben die Ansprache des Kaisers wie einen Hohn auf ihre gerechten Forderungen empfunden. So bleibt die Lage in Rußland, trotz aller amtlichen Petersburger Beschwichtigungsnachrichten, überaus kritisch, und die Vorgänge die sich dort abspielen, verdienen auch weiterhin unsere gespannteste Aufmerksamkeit.

Die Sozialdemokratie in England kann nicht zu Kräften kommen. Der vor einigen Tagen in Liverpool abgehaltene fünfte Kongreß der Britischen Arbeiterpartei hat das wieder bewiesen. Diese aus verschiedenen Richtungen mühsam zusammengeschweißte Partei wollte sich weder den Charakter der Selbständigkeit nehmen, noch ein festes sozialdemokratisches Parteiprogramm aufnötigen lassen. Die reinen Gewerkschaftler und die revolutionären Sozialdemokraten, diese beiden extremen Flügel der Partei, sorgten auch diesmal wieder dafür, daß sich die Gesamtbewegung sehr bestimmt auf der mittleren Linie hielt. Selbst der Berichterstatter des Berliner „Vorwärts" muß zugeben, daß die jetzige Politik der Partei „am meisten den Absichten und Gefühlen der organisierten Arbeitermassen entspricht".

„Diese sind weder Sozialdemokraten noch liberales oder konservatives Stimmvieh. Sie wollen eine eigene Politik, eine Arbeiterpolitik: Trades-Unionsrecht, Fabrik- und Sozialgesetzgebung, Munizipalisierung und Verstaatlichung der Verkehrsmittel, Bergwerke usw. Das Labour-Repräsentationskomitee ist im wahren Sinne des Wortes eine sozialistische Partei, der die Bewegung alles und das Ziel nichts ist. Es wurde ja allerdings eine Resolution angenommen, die der Partei das Ziel steckt, auf die Vergesellschaftung der Produktionsmittel hinzuwirken, aber die Annahme der Resolution ist mehr der Ausdruck der Sympathie mit dem Sozialismus, als einer sozialistische Überzeugung."

Diese vorurteilslose Schilderung eines sozialdemokratischen Kongreßbesuchers entspricht durchaus der Darstellung, die uninteressierte Beobachter in den letzten Jahren von der englischen Arbeiterbewegung gegeben haben. Seitdem sich die englischen Arbeiter auf die politische Vertretung ihrer eigensten Interessen durch eine selbständige, unabhängige Arbeiterpartei eingerichtet haben, sind die Aussichten der marxistischen Sozialdemokratie auf Gewinnung der englischen Gewerkschaften noch geringere geworden, als sie vordem waren. Arbeiterpolitik, aber keine sozialdemokratische Parteipolitik, das ist gegenwärtig die Parole der überwiegenden Mehrheit der englischen Arbeiter. Mit derselben Bestimmtheit, mit der sie die Bezeichnung „konservativ" und „liberal" für ihre Kandidaten ablehnen, lehnen sie auch die sozialistische Kennzeichnung ab. Wenn trotz dieser bewußten Gegnerschaft gegen den Parteifanatismus der zielbewußten kontinentalen Sozialdemokratie der „Vorwärts" konstatiert, daß kein wesentlicher Unterschied zwischen den Verhandlungen deutscher, französischer und italienischer Sozialisten und denen des Liverpooler Kongresses bemerkbar gewesen sei, so mag das in bezug auf sachliche Vertretung der Arbeiterinteressen zutreffen; das würde aber nur aufs neue beweisen, was freilich ohnehin längst feststeht, daß der zielbewußte Parteidoktrinarismus, den „die deutsche Arbeiterpartei" so eifrig kultiviert, für die politische Arbeitervertretung im höchsten Grade überflüssig ist.

Unvorbereitet, wie ich bin. — Nachdem das preußische Ausnahmegesetz gegen die Landarbeiter vom Landtag fallen gelassen wurde, wird es jetzt auch von der Regierung preisgegeben. Wie ein Königsberger Blatt berichtet, verzichtet die Regierung auf alle Weiterberatungen, da sie noch weitere „Ermittelungen" über die Gesetzesmaterie anstellen will. Das ist bezeichnend für die Ära Schönstedt. Erst wird ein Gesetz fix und fertig gemacht, das in die Lebensverhältnisse von Millionen von Staatsbürgern tief einschneidet, und dem, wie im Reichstag vom Staatssekretär Nieberding zugegeben wurde, erhebliche Verfassungsbedenken gegenüberstehen. Und dann gesteht die preußische Regierung ein, diese so überaus bedeutsame Vorlage schlecht vorbereitet zu haben. Eine solche Blamage müßte den schuldigen Justizminister in jedem modernen Staatswesen unmöglich machen.

Die Resolution Gotheins zur Abänderung der Gewerbeordnung im Interesse der Bergarbeiter, die wir in der vorigen Nummer mitgeteilt haben, wurde am 3. Februar im Reichstag angenommen. Sie war nicht, wie fälschlich berichtet wurde, von der Freisinnigen Volkspartei, sondern von Mitgliedern des Zentrums mit unterzeichnet worden. Gothein begründete die Resolution mit großer Sachlichkeit, verlangte reichsgesetzliche Regelung der Bergarbeiterverhältnisse und wandte sich vor allem dagegen, daß hinter den

Digitized by Google

Wällen des arbeiterlosen Dreiklassenparlamentes diese wichtige sozialpolitische Frage erledigt würde. Leider aber fürchtet auch hier die preußisch-deutsche Regierung die frische Luft des allgemeinen Wahlrechtes, und so werden denn die erlauchten, edlen und geehrten Herren über Wohl und Wehe der Bergarbeiter zu Gericht sitzen. Auf ihre Leistungen wird man nicht all zu große Hoffnungen setzen dürfen.

Eine Probe auf das schwarzrote Bündnis in Bayern bildete eine imposante Protestversammlung, die von Liberalen und Sozialdemokraten Münchens gegen die Vorgänge in Rußland kürzlich einberufen wurde. Etwa 10 000 Menschen, so schreibt man uns, waren zusammengeströmt, so daß neben der Hauptversammlung noch eine besondere Tagung improvisiert werden mußte. Das mit Pobjedonoszew geistesverwandte Zentrum hielt sich natürlich fern, und dies erregte unter den Münchener Arbeitern begreiflichen Unmut, sintemalen Vollmar und seine Freunde dem freiheitlichen Klerikalismus seit geraumer Zeit den Staub von den Füßen küssen. „Wenn wir mit dem Zentrum gehn, geht's uns gerad' wie den Russen." — Äußerungen dieser Art konnte man in Menge aus gut sozialdemokratischen Kreisen hören, und an dieser Stimmung vermochte auch wenig zu ändern, daß der sozialdemokratische Abgeordnete Müller, in konsequenter Verfolgung der Vollmarschen Taktik mit Quertreibereien gegen die Liberalen, den einheitlichen Protest aller freiheitlichen Elemente zu stören suchte. Bezeichnend ist, daß die Zentrumspresse, verletzt ob der Proteste gegen den Scheiterhaufen, die Veranstalter der Kundgebung begeifert, die sozialdemokratische „Münchener Post" aber gegen solche Verletzung der „heiligsten Volksrechte" nicht aufzumucken wagt. Die sozialdemokratischen Führer machen krampfhafte Anstrengungen, um ihren Anhängern das Bündnis schmackhaft zu machen; sollten sich aber Fälle von der Art der jüngsten Protestkundgebung wiederholen, dann könnte den Arbeitern doch der Appetit vergehen.

Wird Deutschland eine Wirtschaftsmacht ersten Ranges unter den neuen Handelsverträgen bleiben können?

Graf Posadowsky verkündete am 21. Januar 1897 dem Reichstage, daß die künftigen Handelsverträge nicht eine einfache Abschrift der jetzt bestehenden Verträge sein würden. Eine quantitativ riesige Vorarbeit wurde unternommen zur Vorbereitung der neuen Verträge. Ein spezialisierter schutzzöllnerischer Tarif wurde ausgearbeitet und im Dezember 1902 unter Verletzung der Geschäftsordnung im Reichstage angenommen. Leute, die sich den Anschein gaben, besonders viel von der Handelsvertragstechnik zu verstehen, belehrten das deutsche Volk, daß nichts für vorteilhafte Handelsverträge ersprießlicher sei als eine starke Rüstung für die Unterhändler durch einen hohen Tarif. Niemand von freihändlerischer Seite hat die Unterhändler gehindert, etwas ausgezeichnetes zu leisten. Solange die Verhandlungen schwebten, hielten sich die Zweifler an diesem Programm durchaus zurück. Beneidet wird niemand die Männer haben, welchen die undankbare Rolle zufiel, auf Grundlage des Kardorffschen Tarifs neue Handelsverträge abzuschließen. Die von manchen gehegte Meinung, daß gar keine neuen Handelsverträge zustande kommen würden, ist nicht richtig gewesen. Wer langfristige Handelsverträge, mögen sie noch so ungünstig sein, für etwas Gutes hält, mag jubeln. Aber wer sich die neuen Handelsverträge näher ansieht, wird bitter bemerken, daß sie allerdings nicht eine Abschrift der Caprivischen Verträge, vielmehr etwas ganz anderes bedeuten: mutlose Resignation Deutschlands gegenüber der Zukunft in der Weltwirtschaft. Nicht mehr eine wirtschaftliche Expansion, sondern dürftige Erhaltung einiger gewonnenen Positionen, Aufgabe vieler mühevoll errungenen, hier und da eine kleine Verbesserung zugunsten jüdischer Geschäftsreisender in Rußland usw., die dem braven Fleiß der Beamten Ehre macht: Verteidigung von Deutschlands Stellung unter Vorbereitung langsamen Rückzugs; das ist die Signatur.

Das mächtig emporblühende Deutschland hat nicht gewagt, mit Zollermäßigungen nach einer Periode erstaunlicher Wirtschaftsblüte vorzugehen, es hat die Parole allseitig gesteigerten Schutzzolls ausgegeben. Wir machten draußen Schule. Abgesehen von Italien und Belgien, fand der Posadowskysche Tarif gelehrige Nachahmer. Rumänien kopierte geradezu das deutsche Vorgehen, Rußland tat ein ähnliches, Oesterreich-Ungarn nicht minder, auch die Schweiz folgte.

Die deutsche Industrie, welche den größeren Teil der Bevölkerung ernährt und bei weitem den größeren Teil der Steuern aufbringt — eine Aufgabe, die ihr auch die heftigsten Gegner der Industriestaatsentwickelung neidlos weiter überlassen werden —, war gespalten. Wären die Unternehmer mit den Arbeitern vereint aufgetreten, sie wären unüberwindlich gewesen. Zum Überfluß waren auch die Unternehmer unter sich gespalten. Den freihändlerischen Unternehmern gelang nicht ein Bündnis mit den Arbeitern. Die kartellierten Industrieen aber wollten den industriellen Schutzzoll weiter ausnützen, um teuer im Inland, wohlfeil ans Ausland zu verkaufen. Sie freuten sich nicht gerade, daß nur die Agrarier und nicht sie selbst Minimalzölle durchgesetzt hatten. Aber sie schwenkten zum Bündnis mit den Agrariern ein, als ihnen die Agrarier drohten, radikale Freihändler zu werden und mit Niederreißung der Industriezölle zu beginnen, falls die agrarischen Forderungen nicht erfüllt würden.

Unsere Unterhändler waren beauftragt, möglichst hohe landwirtschaftliche Zölle — und zwar unter Erhöhung der bisherigen Sätze — und gleichzeitig leidliche Bedingungen für unsere Exportindustrie herauszuschlagen. An sich wäre es nicht unbedingt nötig gewesen, daß andere Staaten die deutsche Meinung akzeptierten, jeder Zoll, den man selbst herabsetzt, bedeute ein Opfer, und jede Zollerhöhung, die man durchsetzen kann, bedeute ein Glück für sie selbst. Menschlich begreiflich aber ist es, daß die deutschen „Dichter und Denker" Schule gemacht haben mit ihren Schutzzollargumenten, gerade so wie einst Cobden und Gladstone Schule machten, als England mit Zollermäßigungen im eigenen Interesse der Welt voranging. Und in Ländern mit Parlamenten ist es vollends begreiflich, daß man nicht wagte, mit beträchtlichen eigenen Zollherabsetzungen deutsche Zollerhöhungen zu quittieren. Ohne daß Rücksichten auf ein heimisches Parlament mitspielten, konnte allerdings Rußland mit Deutschland abschließen. Es bekam eine Anleihe, die die Fortsetzung der absolutistischen Politik im Inneren und der Kriegspolitik nach Außen ermöglichte; jedenfalls hat es seit dem Vertragsabschlusse eine politische Stärkung durch so freundschaftliche Kameradschaft Deutschlands, als es nur unsere Neutralität erlaubte, genossen.

Die Instruktion, möglichst hohe deutsche Agrarzölle durchzusetzen und dabei zu retten, was vielleicht an fremden Zollbindungen im Interesse der deutschen Ausfuhr noch zu retten ist, berücksichtigt natürlich nur einen einzigen Punkt, der für unsere Ausfuhr bedeutsam ist. Tatsächlich hängt aber unsere Ausfuhrfähigkeit außer von den fremden Zöllen ab: 1. von den deutschen Selbstkosten, 2. von der Möglichkeit, daß uns die anderen Völker für das, was sie von uns kaufen, bezahlen können.

Nicht einmal von dem sehr beschränkten Standpunkte aus, daß Förderung der Ausfuhr an sich wünschenswert sei — ein Standpunkt, den unser offizieller Neomerkantilismus anscheinend vertritt —, ist die neue Politik folgerichtig: man erhält und steigert die Zölle auf Halbfabrikate kartellierter Industrien und begünstigt somit, daß die deutschen Fertigfabrikanten von den deutschen Lieferanten weit teurer als ihre Konkurrenten im Auslande versorgt werden: das ist das Gegenteil einer nationalen Politik; man verteuert enorm die Lebenshaltung des deutschen Volkes durch Erhöhungen der Agrarzölle, deren Wirkung in Ziffern man kaum zu schätzen wagt: das ist das Gegenteil einer sozialen Politik; man will die Ausfuhr endlich gesteigert sehen, indem man die Zollpolitik so einrichtet, daß wir möglichst wenig von dem, was das Ausland billiger als wir produziert, dem Ausland abkaufen: das ist das Gegenteil einer logischen Politik.

Freilich wenn dafür eine Blüte der Landwirtschaft durch Verteuerung aller landwirtschaftlichen Produkte auf einmal zu erzielen wäre, dann könnten sich unsere Staatsmänner rühmen, soviel getan zu haben, daß ihnen zu tun nichts mehr übrig bleibt. Vielleicht allerdings mit einer Einschränkung: man scheint nicht zu beabsichtigen, daß die Zollerhöhungen sofort in Kraft treten. Die erste Enttäuschung der Landwirte kann darin bestehen, daß bis zum Inkrafttreten der Zollerhöhungen soviel importiert wird, daß zunächst in dem ersten Jahre des neuen Régime wegen Überfüllung des deutschen Marktes mit zum niedrigen

Digitized by Google

Zollsatz eingeführter Ware die Preise verdorben werden. Die zweite Enttäuschung steht bevor, wenn es sich zeigt, daß die Kaufkraft des deutschen Volkes, falls es alles teurer bezahlen soll, für Butter, Fleisch, Obst, Gemüse zurückgeht. Die schließliche Entscheidung wird aber fallen, wenn schlechte Ernten kommen. Wir werden nur eine Zeitlang den Vorzug genießen, das teuerste Land der Welt zu sein. Die Erhöhung des Wirtschaftsgeldes in jedem Haushalt hat schnell ihre Grenzen. Bis die Politik zusammenbricht, haben wir aber genug schon eingebüßt.

Wer darf die Verantwortung auf sich nehmen, für diejenigen der neuen Verträge zu stimmen, welche Zollerhöhungen agrarischer Produkte binden? Selbstverständlich wer an den Nutzen der Agrarzölle glaubt. Und wer die Zollerhöhungen des Kardorff-Tarifs bekämpft hat? Er würde sich lächerlich machen, er würde überhaupt nicht mehr ernst genommen werden können, wenn er durch Zustimmung zum neuen rumänischen, österreichischen, russischen Vertrag der Kardorff-Majorität einen Teil der Verantwortung für die herrliche Zukunft abnehmen würde, der wir jetzt entgegen gehen.

München. Prof. Dr. W. Lotz.

Bülows Rede zu den Handelsverträgen

Graf Bülow „hat die Ehre", dem Reichstag die neuen Handelsverträge mit Italien, Belgien, Rußland, Rumänien, der Schweiz, Serbien und Österreich-Ungarn vorzulegen. Er hat die Ehre, damit „ein fundamentales Werk" zu schaffen, eine neue „rettende Tat". Wer weiß, ob er nicht bald die Ehre haben wird, Fürst Bülow zu heißen, so wie es am Ende des Schillerschen Wallenstein heißt: dem Fürsten Piccolomini!? Er hat die Ehre, eine gute Wirtschaftszeit zu beendigen. Und bei dieser Gelegenheit hält er eine Rede, die für Zeitgenossen und Nachwelt feststellt, daß er nicht weiß, was er tut. Nicht als ob Bülow nicht ein sehr kluger Mann wäre! O er ist sehr gescheit! Er hat das Kunststück fertig gebracht, unter schwersten Verhältnissen etwas herstellen zu lassen, was man „Handelsverträge" nennen kann. Das hätten zwanzig andere Staatsköpfe nicht gekonnt. Er macht die schwierigsten Sachen und — weiß selber nicht wie. Der Kaiser will Verträge, der Reichstag will hohe Brotzölle. Also machen wir: Verträge mit Brotzöllen. Es geht alles, wenn man Glück hat. Und das Glück kam aus der Mandschurei.

„Deutschland ist ein Industrie- und Ackerbaustaat zugleich." O dieses glückliche Deutschland, das gleichzeitig die Vorzüge aller anderen Länder hat! Deutschlands Zukunft liegt gleichzeitig in Pommern und über den Wassern. Wir können alles, wir haben teures Brot und teures Eisen und trotzdem eine schöne Ausfuhr! Das Brot und das Eisen müssen aber immer noch teurer werden, und spielend leicht verdoppeln wir dann trotzdem unsere Industrie. Ja, wir sind kleine Tausendkünstler! Wir befriedigen die Österreicher und verspotten sie gleichzeitig, denn wir erleichtern die Vieheinfuhr und erfinden neue Viehseuchen. Wir verkaufen Halbfabrikate billig ans Ausland und nennen das Hebung der einheimischen Industrie. Wir borgen viele Millionen an Rußland und ruinieren den Verkehr, durch den die Zinsen bezahlt werden sollen. Es ist, als ob man im Sommertheater sitzt, wo es auf feste Grundlagen der Handlung nicht ankommt, wenn nur alles klappt, klirrt, blinkt und lacht. O man kann zornig werden und bitter über diesen Leichtsinn. Später wird alle Welt wissen, daß es Blendwerk ist, was jetzt aufgeführt ist. Heute wissen es viele noch nicht, aber der Hauptmacher selber wird es wohl wissen. Er ahnt die Oberflächlichkeit seiner Wirtschaftspolitik, denn er ist ja moderner Mensch genug, um gelegentlich mit sich selber wahr zu sein, aber was hilft's? „Ich will doch nicht in Venedig gondeln müssen!"

„Die Landwirtschaft ist in den letzten Handelsverträgen zu kurz gekommen. (Sehr richtig! rechts.)" Aber merkwürdigerweise ist alles gewachsen: Ackerertrag, Viehbestand, Viehwert, Milchwert, Hackfrüchte. Die Landwirtschaft hat niemals auf deutschem Boden mehr und besser produziert als jetzt. Durch die Industrie fängt sie an, schön in die Höhe zu steigen. Daß sie klagt, sagt nichts gegenüber den Ziffern der Reichsstatistik und dem Augenschein der Dörfer. Einige Junker sind verkracht. Das ist „die Landwirtschaft". Deshalb ändern wir das System unserer Wirtschaftspolitik. Nun mag der Bauer sehen, wie er mit den teureren Futterpreisen wirtschaftet, und an wen er verkauft, wenn die Industrie nichts Rechtes mehr verdient. Das heißt dann Rettung der Landwirtschaft. Die Phrase hat gesiegt, die Agitationsformel ist für Wahrheit genommen worden, und nun erst beginnt der schwere Kampf der Landwirte. Nach unserer festen Überzeugung werden 1918 die Bauern (nicht die Rittergutsbesitzer) mehr und mit viel größerem Rechte klagen als heute.

Der alte Bismarck war auch ein Agrarier, aber er wußte was er tat. Er wußte, daß er die Industrie der Nachbarländer auf deutsche Kosten in die Höhe hob. Bülow erzählt von ihm, daß er etwa im Jahre 1887 zum damaligen russischen Minister v. Giers sagte: „Weinen Sie nicht über unsere Zollerhöhungen, denn unseren Agrarzöllen werden Sie eine russische Industrie zu verdanken haben." Das war brutal offen geredet. Und dieses unheimliche Wort nimmt jetzt Bülow in die Hand und spielt mit ihm: wir schaffen den Russen und den Österreichern eine Industrie, indem wir sie geradezu zwingen, ihre Industriezölle zu erhöhen. Das tritt nicht sofort in die Erscheinung, aber in 10 Jahren wird es da sein. Dann sind doppelt soviele deutsche Firmen ins Ausland gegangen und haben sich drüben etabliert, um außerhalb unserer „Schutzzölle" zu leben.

„Lebhafter Beifall rechts und im Zentrum." Das ist das Ende.

Naumann.

Handelsverträge und Export.

Als die Nachricht kam, daß der siebente und letzte Handelsvertrag, der mit Österreich-Ungarn, unterzeichnet wäre, gab es auf unserer Seite manchen, der den deutschen Unterhändlern eine gewisse Anerkennung nicht versagte, eine Anerkennung, wie man sie etwa dem tüchtigen Schauspieler zollt, der in einem sehr schlechten Stücke eine undankbare Rolle gut durchführt. Hatten sie doch trotz des schwer lastenden, schauerlichen „Rüstzeuges" Verträge zustande gebracht, und was über den mutmaßlichen Inhalt durchsickerte, klang teilweise nicht allzuschlimm. — Feierlich widerrufe ich jeden derartigen Gedanken! Nicht nur das Schauspiel, auch die Aufführung ist kläglich. Solche Handelsverträge abzuschließen, dazu bedurfte es nur eines genügenden Mangels an volkswirtschaftlicher Einsicht, einer genügenden Verkennung des Zweckes und Wertes von Handelsverträgen. Es galt bisher als selbstverständlich, daß Verträge der Annäherung und Versöhnung der Völker dienen, Handelsverträge dem internationalen Handel und Warenaustausche; das ist so selbstverständlich, daß sogar die Einleitung des neuen deutsch-russischen Zusatzvertrages als Motiv des Vertragsschlusses den Wunsch der Majestäten angibt: „Die Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Rußland noch lebhafter zu gestalten!" Noch lebhafter!!

Da lag das Problem: der neue Zolltarif war nun einmal Gesetz. Er brachte eine außerordentliche Erschwerung der Lebenshaltung weiter Schichten, eine Belastung der Industrie durch Zollsteigerungen auf Lebensmittel, Roh- und Hilfsstoffe, durch Stärkung der Kartelle in der schweren Industrie — gut, das war Gesetz. Diese schwere Verschlechterung der Produktionsbedingungen wäre zu ertragen, wenn wenigstens die Absatzbedingungen einigermaßen günstig blieben. Luft nach außen, damit wir auf dem „geschützten Inlandmarkte" nicht ersticken! Das war die Aufgabe der Handelsverträge. Ihre Lösung ist von liberaler Seite für unmöglich erklärt worden. An ihr ist die Kunst unserer amtlichen Handelspolitik vollkommen gescheitert.

Die deutschen Industriellen wissen noch gar nicht, was ihnen bevorsteht. Die Art der Veröffentlichung der Verträge erweckt ja den Eindruck, als wolle man es den Betroffenen recht schwer machen, ihr Los zu erkennen, als scheue die Regierung die Kritik der Öffentlichkeit. Als möchte

Digitized by Google

sie gern ihren Auszug, der mit Begründung (oder vielmehr „Entschuldigung") in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" einige Tage vor der traurigen Kanzlerrede erschien, als Quelle der Erkenntnis monopolisiert sehen. Ein Auszug, so gefärbt, so innerlich unwahr, so voll tatsächlich falscher Angaben, daß jede auch nur einigermaßen richtige Kennzeichnung im Reichstage einen Ordnungsruf bringen müßte. Nichts, aber auch gar nichts ist an Verbesserung der ausländischen Zölle für unseren Export erreicht. Freilich, in den allgemeinen Bestimmungen der Verträge sind Verbesserungen; da die Verträge selbst fortbestehen, bringen die Zusätze im allgemeinen nur Verbesserungen; aber was bedeuten diese kleinen Erleichterungen des Verkehres (Besteuerung von Reisenden und Mustern, Zollnebengebühren, Abfertigungsbefugnis einzelner Zollämter usw.), bei denen noch eine Reihe der wichtigsten Bedürfnisse unberücksichtigt geblieben sind, gegenüber der allgemeinen Steigerung der Zölle!

Selbst in Belgien und Italien, den beiden Staaten, die sich nicht mit einem Kampfzolltarife gerüstet hatten, denen gegenüber keine nennenswerten agrarischen Interessen zu verteidigen waren, ist wenig erreicht worden. Der belgische Vertrag ist der beste, er bringt keine Zollerhöhungen, sondern sichert durch weitgehende vertragsmäßige Festlegung bisher ungebundener Zölle unseren Export vor unangenehmen künftigen Überraschungen. Der einzige Vertrag, der eine Verbesserung der Ausfuhrbedingungen gegen den Caprivischen bedeutet. Denn schon im italienischen Vertrage stehen den Verbesserungen auch Verschlechterungen gegenüber. Auch hier sind eine Reihe von Zollbegünstigungen gebunden, die wir bisher nur kraft Meistbegünstigung genossen. Dafür ist aber auf andere Konzessionen verzichtet worden mit der Begründung, daß sie für andere Staaten (Österreich, Frankreich) wertvoller seien. Hoffentlich wird uns hier die Meistbegünstigung wieder in den alten Stand setzen. Auch den Zollermäßigungen unter die jetzigen Vertragssätze (bei chemischen Erzeugnissen, Farben, Säuren, Fahrrädern, Nähmaschinen, Uhrfurnituren, elektrischen Kabeln) stehen Zollsteigerungen gegenüber (Garne und Gewebe aus Leinen, Hanf, Jute, Baumwolle, Watte, Wirkwaren, Holzspielwaren, Papierhalbzeug, Packpapier, Leder- und Stoffschuhe, Sensen, Sicheln, elektrische Lampen, Uhren, Tuschkästen, Nachtlichte usw.). Vorteil und Nachteil werden sich also ziemlich ausgleichen, man wird gern für diesen Vertrag stimmen — aber als „wundervolles Instrument" für den Vertragsschluß hat sich der deutsche Tarif auch hier nicht bewährt; die Belgier und Italiener haben sich nicht imponieren lassen, ja Deutschland hat sich sogar mit verschiedenen Zollerhöhungen über den gegenwärtigen italienischen Generaltarif hinaus einverstanden erklärt (bei baumwollenen Wirkwaren, wollenen Strümpfen und Handschuhen, Leinenplüsch, elektrischen Lampen)!

Im Vertrage mit der Schweiz stehen den kleinen Ermäßigungen gegenwärtiger Zölle (bei chemischen Produkten, Glaswaren, Papier) sehr viele und starke Zollerhöhungen gegenüber. Hierüber kann sich nur derjenige freuen, der mit der Regierung meint, daß die Unterhändler den von ihnen vertretenen Interessen am besten dadurch gerecht würden, indem sie weniger nach Zollermäßigungen trachteten als darnach, „daß den Erhöhungen auf der einen Seite gleichwertige Erhöhungen auf der anderen Seite gegenüberstehen". („Norddeutsche Allgemeine Zeitung", Nr. 25, Seite 5.) Am schwersten betroffen sind die Textilindustrie (Baumwollgewebe zahlen statt 10—45 künftig 30—65 Fr., abgepaßte Tischdecken 65—75 statt 20—60, Leinengewebe 6—55 statt 2—42), Konfektionsindustrie (Leibwäsche 50—250 statt 65—175, Herrenkleider 75—250 statt 65—175, Frauenkleider 90—250 statt 65—175, Mützen 150—250 statt 65—175, seidene Schirme 130 statt 60 Fr. usw.), Maschinenindustrie (dynamoelektrische Maschinen 5—14, andere 5—16 statt ½—4 Fr.). Auch Leder und Lederwaren, Papier-, Glas- und chemische Industrie erfahren wesentliche Erhöhungen.

Über die Verträge mit Rumänien und Serbien ist nicht viel zu sagen. Es sind tatsächlich einige Ermäßigungen gegenüber dem bisherigen Zustande darin, einige Zollsätze sind in der gegenwärtigen Höhe gebunden, aber beides in einer geradezu lächerlichen Geringfügigkeit. Im übrigen durchgehend Zollsteigerungen, und zwar von respektabler Höhe. Vertragsmäßig betragen sie 25—100 pCt., teilweise auch 200—300 pCt. der heutigen Zölle. Man traut sich kaum zu prüfen, wie nun die Zölle gesteigert werden, in denen eine vertragsmäßige Abmachung nicht getroffen ist. Denn das ist namentlich beim rumänischen Vertrage auffallend, daß nur noch ⅙ der Zollsätze überhaupt gebunden ist gegen ⅓ bisher. Damit verliert der Vertrag auch den einzigen Vorzug der Sicherung wenigstens des neuen Unheils, den die Regierungsdenkschrift so unermüdlich preist. Überhaupt: demjenigen, der sich den Sinn für Komik auch bei traurigen Dingen bewahrt hat, empfehle ich die Begründung des rumänischen Vertrages in der Norddeutschen Allgemeinen! Die Leidtragenden sind auch hier die Textil-, Konfektions-, Kleineisen- und Maschinenindustrie.

Rußland! Dieser Vertrag muß doch gut sein! Gewiß ist gerade Rußland am stärksten betroffen durch unsere hohen Getreidezölle (der Roggenzoll wird im allgemeinen sogar mehr auf den russischen Preis drücken als den deutschen heben), aber ihm sind doch auch wertvolle Konzessionen gemacht: Ermäßigung des Holz- und Futtergerstenzolles erheblich unter den bisherigen Satz, Erhaltung des Eierzolles von 2 Mk., der Zollfreiheit für Gänse, Verdoppelung des Kontingents für die Einfuhr lebender Schweine in Oberschlesien, Sicherung der Getreidetransitläger in Königsberg, Danzig, Altona, Mannheim und Ludwigshafen usw. Rußland ist durch Krieg im Innern und draußen, durch finanzielle Not auf uns angewiesen, Deutschland bewahrt nicht nur eine „wohlwollende Neutralität", sondern zahlt den Vertrag noch mit einer faulen Anleihe von 500 Millionen guten deutschen Geldes — die Norddeutsche schwelgt denn auch in Erfolgen und preist die wertvollen Verbesserungen unserer Exportbedingungen. Vorspiegelung falscher Tatsachen! Nichts weiter. Da ja leider die Verwirklichung des Vertrages in Aussicht steht, ist es natürlich wertvoll, daß eine Reihe wichtiger Positionen in bisheriger Höhe gebunden ist. Aber das bedeutet doch nur die Abwehr einer Verschlechterung. Besonders charakteristisch ist ja der Satz der N. A. Z.: „Sehr wichtig ist die jetzt erreichte Beseitigung der Differenzierung zwischen Land- und Seezöllen", während alle Welt weiß, daß diese Differenzierung nicht „jetzt", sondern schon 1894 beseitigt ist.

Die vielgerühmten Ermäßigungen bisheriger Zölle sind, bei Lichte besehen, ziemlich gering. Wenn wir von der autonomen Herabsetzung des Zolles für rohe Baumwolle (von 4,15 auf 4 Rubel) absehen, von der Rußland für 4½ Millionen Rubel über Deutschland einführt, begünstigen die Verbesserungen einen Import von 2, höchstens 3 Millionen Rubel (Wäsche, Kleider, einzelne Sorten von Gespinsten, groben Wollengeweben, Porzellan-, Böttcher-, Steinmetz- und Galanteriewaren, frische Seefische). Dem stehen aber Zollerhöhungen gegenüber für einen Importwert von etwa 80 Millionen Rubeln, darunter etwa 13 Millionen für Halbfabrikate (namentlich Gespinste und Metalle), 45 Millionen für Fertigfabrikate. Und was für Zollerhöhungen! In der Eisenindustrie betragen sie meist 15—40 pCt. der gegenwärtigen Sätze (Einfuhrwert 8 Millionen Rubel), bei Kesselarbeiten und Röhren (1¼ Millionen Rubel) 20—100 pCt., bei nicht benannten Eisen- und Stahlwaren (2 Millionen) 100 pCt. (während die Norddeutsche Allgemeine Zeitung behauptet, daß diese Waren zum gleichen Satze wie früher eingelassen würden!!). Die Erzeugnisse der Kleineisenindustrie sind um 10—80 pCt. gesteigert (Wert 2½ Millionen), die wichtigsten Maschinen um 50 pCt., manche anderen (ebenso Maschinenteile) gar um 100 pCt. (Wert zusammen 8½ Millionen). Elektrotechnische Apparate (¾ Mill. Rubel) steigen um fast 20 pCt., Glühlampen auf das drei- und sechsfache des jetzigen Zolles. Andere Metalle sind um 5 pCt., 50 pCt., Blei sogar um 400 pCt. im Zolle erhöht (Einfuhr 8½ Millionen), Halbfabrikate daraus (⅔ Millionen) um 30 und 100 pCt., fertige Waren (5½ Millionen Rubel) um 10, 18, 25 oder 100 pCt. In der Textilindustrie erfahren Garne (6 Millionen) Erhöhungen bis 10 pCt., baumwollene Gewebe von 20—40 pCt., leinene von 10 pCt., wollene von 30 pCt. (zusammen 5 Millionen). Am stärksten betroffen ist die chemische Industrie, deren Zölle auf das zwei-, fünf-, ja zehnfache steigen. So geht es durchweg. Ich schätze, daß etwa ⅔ unserer Ausfuhr an chemischen Erzeugnissen, mindestens ½ der Maschinenausfuhr, gegen ⅚ in der Textilindustrie und vielleicht ⁹⁄₁₀ in der Eisenindustrie

Digitized by Google

derartigen Überzöllen unterliegen werden. Und das nennt Graf Bülow „für unsere Industrie und für unseren Handel die Bedingungen schaffen, unter denen sie gedeihen und sich entwickeln können". (Reichstagsrede vom 1. Februar.)

Soll ich noch vom Vertrage mit Österreich-Ungarn sprechen? — Es klingt kaum glaublich, aber es ist trotzdem so: der österreichische Vertrag ist noch schlechter als der russische! Er bringt 2 (zwei!) kleine Verbesserungen (einige Zollherabsetzungen bringt der neue Generaltarif an sich), erhält ungefähr ein Dutzend Zölle auf dem bisherigen Stande, im übrigen treten durchweg Steigerungen, meist um 50 und 100 pCt., manchmal auch auf das drei- oder vierfache der bisherigen Sätze ein. Namentlich die Eisenindustrie ist allgemein betroffen, ferner Textil-, Maschinen-, chemische, Papier-, Glasindustrie. Allgemein, wo ein erheblicher Export stattfindet, da wird ein derber Riegel vorgeschoben. Die Exportbedingungen werden so verschlechtert, daß die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" nicht wagte, sie zahlenmäßig anzugeben, sondern sich mit Andeutungen begnügte. Ein Charakteristikum für viele: Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" schreibt: „Für unsere leonische Industrie ist bei den im Verhältnis zum Werte der Waren nur mäßig hohen, wenn auch teilweise erhöhten Sätzen eine Gefährdung des Exportes wohl nicht zu befürchten." Ein Nürnberger Fachmann erklärte mir: „Wenn die neuen Zölle auf den zehnten Teil herabgesetzt würden, so blieben sie vielfach noch prohibitiv!"

Unsere Zeit steht im Zeichen des Verkehrten! Die neuen Handelsverträge zur Hinderung des Außenhandels sind des ein Beweis. Natürlich wird unser Export nicht völlig aufhören, aber seine glänzende Entwickelung wird einer anderen Tendenz Platz machen. Die kartellierte schwere Industrie wird den bisherigen Weg innehalten: auf dem deutschen Markte zu wuchern, ins Ausland zu schleudern. Dadurch tritt zur Verteuerung der Produktion durch Erhöhung der Zollschranken: die Unterstützung der ausländischen Industrien durch deutsches Roh- und Halbzeug als dritter erschwerender Umstand für den wichtigsten Teil unserer Industrie, die auf qualifizierter Arbeit beruhende Herstellung fertiger Fabrikate. Immer mehr wird diese Industrie gezwungen, zur Behauptung der Märkte fabrikmäßige Filialen im Auslande anzulegen und damit Tausenden von deutschen Arbeitern Tätigkeit und Brot zu entziehen. Aber wir stehen ja unter dem Zeichen des „Schutzes der nationalen Arbeit"!

Charlottenburg. **Dr. Heinz Potthoff, M. d. R.**

Ein moderner Bauernkrieg.

An den neuen Handelsverträgen können wir nur Eines gut finden: Die Bauern haben jetzt genugsam Muße, die Freuden der agrarischen Wirtschaftspolitik auszukosten und zu erkennen, wie unglaublich töricht es für sie gewesen ist, dem Bunde der Landwirte nachzulaufen. Die großen Grundbesitzer werden aus der Haut der Bauern Riemen schneiden. Begünstigung des Großgetreidebaus und Schädigung der bäuerlichen Viehwirtschaft, hoher Getreidepreis und niedriger Viehpreis, Wachstum der Rittergüter und Landflucht der Bauern — das wird die Signatur der Landgeschichte sein, die jetzt vor uns liegt, und die wir als Freunde des Bauernstandes auf das tiefste beklagen müssen. Und wenn in dieser Periode die Bauern an politischem Verstand gewinnen werden, so ist dies nur ein schwacher Trost, denn leichter verlassen zehn Bauern ihre Scholle ehe es gelingt, nur einen wieder anzusiedeln.

Was nützen den Bauern die Zölle auf Brotgetreide? Die Erhöhung des Roggenzolls von 3,50 Mk. auf 5 Mk., des Weizenzolls von 3,50 Mk. auf 5,50 Mk. wirft den großen Besitzern Reichtümer in den Schoß. Unter den Bauern aber ist es nur eine verschwindende Minderheit, die mehr Getreide absetzt, als in der eigenen Wirtschaft gebraucht oder zugekauft wird. Für die Bauernschaft im ganzen sind die gesteigerten Zölle auf Brotgetreide ein unermeßlicher Schaden, indem sie die Brotpreise steigern und dadurch die Aufnahmefähigkeit des industriellen Absatzmarktes für Fleisch, Milch, Gemüse, Obst verschlechtern. Der industrielle, durch die Krise von 1901 kaum unterbrochene Aufschwung der letzten zehn Jahre hat die Konsumkraft der großen Masse gehoben und dadurch eine natürliche Steigerung der Fleischpreise bewirkt. Nun hat das Ausland, den deutschen agrarischen Zollmauern gegenüber, Bastionen gegen unseren industriellen Export errichtet, der deutsche Arbeiter wird höhere Brotpreise zahlen müssen, ohne seinen Lohn steigern zu können, und die Folge wird sein, daß weniger Fleisch und Milch und andere bäuerliche Produkte gekauft werden können. Der deutsche Bauer wird noch sehnsüchtig an die Fleischtöpfe der Caprivischen Zollperiode zurückdenken.

Daran kann auch nichts ändern, daß der Ausschluß fremden Viehs vom deutschen Markt noch schärfer als bisher durchgeführt wird. An der Absicht, die Konsumenten bluten zu lassen, hat es ja auch hier der Regierung nicht gefehlt. Die Viehzölle sind verdoppelt und verdreifacht. Und die Zölle auf Vieh wiegen noch federleicht gegenüber dem plumpen Instrument der Grenzsperre, die angeblich nur der Seuchenverhütung, tatsächlich aber der Fernhaltung ausländischer Konkurrenz dient. Zwar werden im Interesse der oberschlesischen Industriebevölkerung nun 130 000 Schweine, statt deren 70 200 aus Rußland jährlich eingelassen (das Schwein Nr. 130 001 ist von jetzt ab seuchenverdächtig, statt des Schweines Nr. 70 201, das bisher als pestilenzgefährlich galt). Zwar dürfen jetzt aus Österreich-Ungarn jährlich 80 000 Schweine nach Bayern und Sachsen geschickt werden. Aber die Befugnisse der deutschen Verwaltungsbehörden zur totalen Verhängung der Sperre sind noch erweitert. Konnte früher aus Österreich-Ungarn die Einfuhr nur dann verboten werden, wenn bereits eine Verseuchung einheimischen Viehs durch fremdes konstatiert war, so kann nun schon das Vorhandensein einer Seuche irgendwo im Donaureiche zum völligen Einfuhrverbot führen. An die Stelle der Repressivsperre tritt die Präventivsperre. Die Handhabung der neuen Bestimmungen liegt bei dem — Schweinezüchter und preußischen Landwirtschaftsminister Podbielski. Er wird sie schon „richtig handhaben", beliebte Graf Bülow im Reichstag zu scherzen. „Sie können überzeugt sein, daß ich die Pflichten, die uns der Schutz der heimischen Viehzucht auferlegt, voll erfüllen werde!" rief Podbielski selbst im Preußischen Landesökonomiekollegium seinen Standesgenossen zu. Es liegt die große Gefahr vor, daß der Import von Großvieh aus Österreich-Ungarn, der im vorigen Jahre etwa 95 Millionen Mark wert war, auf den besonders der süddeutsche Fleischmarkt angewiesen ist, jederzeit auf agrarisches Drängen hin unterbunden werden kann. Das ist etwa $^9/_{10}$ unseres gesamten Imports an Ochsen, Kühen, Stieren, Jungvieh und Kälbern. Also am guten Willen der Viehverteuerung mangelt es nicht, es fragt sich nur, ob sie nach Art der Getreideverteuerung volkswirtschaftlich möglich ist. Und das verneinen wir.

Momentan wirkt natürlich jeder Ausschluß der Konkurrenz verteuernd. Während aber die Verteuerung des Getreides durch Zölle andauert, da der Ausdehnung unseres Getreidebaus sehr bald natürliche Grenzen gezogen sind, kann sich die Viehzucht durch Steigerung der inländischen Produktion dem Bedarfe anpassen. Und zwar kann sich diese Anpassung an den Mehrbedarf verhältnismäßig schnell vollziehen, da das in der Viehzucht angelegte Kapital sich rasch verzinst und wieder herausziehen läßt. Wir hatten zum Beispiel vor drei Jahren außergewöhnlich hohe Schweinepreise. Die Folge war, daß eine ungeheure Vermehrung unseres Schweinebestandes stattfand, und wieder als Folge davon — im letzten Jahre ein Rückgang der Schweinepreise, trotzdem die Grenze, abgesehen von dem geringen russischen Import, gesperrt war. Der Ausschluß der auswärtigen Konkurrenz wurde ausgeglichen durch das Wachstum der inneren Konkurrenz. Auf die Dauer kann auch die Grenzsperre hohe Viehpreise nicht aufrecht erhalten. Das ist nur durch Steigerung des Verbrauchs möglich. Vorübergehend freilich kann die Sperre zu starken Preiserhöhungen beitragen, nämlich nach einer Periode von Futtermittelnot, in der die Bauern zum Verkauf ihrer Tiere gezwungen waren. Aber dieser geringe und vorübergehende Nutzen für die Fleischproduzenten — der freilich für die Konsumenten schwer erträglich ist — wird weit aufgewogen durch die Schädigung infolge der Fernhaltung fremden Zuchtmaterials. Unser Vieh-

Digitized by Google

bestand hat im letzten Jahrzehnt nicht nur an Zahl, sondern auch an Güte gewonnen. Kein Zweifel aber, daß er im Norden dem holländischen und dänischen, im Süden dem österreichischen und schweizerischen an Qualität noch entfernt nicht gleichkommt. Anstatt nun im dauernden Interesse der Landwirtschaft und der bäuerlichen Landwirte nach Möglichkeit unseren Viehstand zu verbessern, halten wir mit allerhand Sperrmaßnahmen und Zöllen das ausländische Zuchtmaterial fern.

Und das sind noch lange nicht alle Schädigungen, die dem bäuerlichen Betrieb aus den neuen Handelsverträgen erwachsen werden. Vorläufig sind die Bauern von dem Gedanken der Getreidezölle förmlich magnetisiert. Dadurch werden sie an der Körnerwirtschaft festgehalten und von rationeller Viehwirtschaft ferngehalten. In den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, als die Getreidepreise noch höher waren als sie selbst unter Einwirkung der neuen Zölle voraussichtlich sein werden, wurde durch Erhebungen in einer ganzen Anzahl von Bundesstaaten festgestellt, daß bäuerliche Notstände wesentlich auf übertriebenem Körnerbau und mangelnder Viehwirtschaft beruhten. Infolge des Sinkens der Getreidepreise und des Steigens der Viehpreise, auch infolge des Wachstums landwirtschaftlicher Bildung, ist das vielfach anders geworden. Doch gibt es noch heute rückständige Gegenden genug, in denen die Bauern durch Einschränkung des Körnerbaus und bessere Viehwirtschaft, statt Not zu leiden, prosperieren könnten. Auch die neuen Getreidezölle sind nicht hoch genug, um dem Bauer auf seinem kleinen Grundstück die Konkurrenz mit dem mehrfach billigeren argentinischen Weizenboden zu ermöglichen. Aber die Hoffnung auf die glühend gepriesenen Getreidezölle und die Grenzsperre wird bewirken, daß die bäuerliche Landwirtschaft sich den modernen Zeitverhältnissen noch weniger anpaßt. Die neuen Handelsverträge prämieren förmlich den landwirtschaftlichen Schlendrian.

Endlich die Futtermittelzölle! Der Zoll auf Futtergerste ist von 2 Mk. auf 1,30 Mk. ermäßigt; wie die amtliche Begründung hervorhebt, im Interesse der heimischen Viehzucht. Sehr schön! Aber warum wird dann der Haferzoll erhöht von 2,80 Mk. auf 5 Mk. und der Maiszoll von 1,60 Mk auf 3 Mk.? Wir haben eine enorm steigende Maiseinfuhr, im Jahre 1903 von mehr als 92 Millionen Mark. Wir hatten in demselben Jahre eine Gersteneinfuhr in einem Werte von allerdings 164 Millionen Mark, hiervon fällt jedoch der weit überwiegende Teil auf Braugerste. Jedenfalls also wird die Verbilligung der Futtergerste weitaus aufgewogen durch die Verteuerung des viel ausgiebigeren Kraftfuttermittels Mais. Weite landwirtschaftliche Kreise aber sind auf billigen Mais angewiesen, so z. B. die Viehzüchter in Nordwestdeutschland. Dazu kommt dann die Verteuerung des Hafers, obgleich der Hafer an und für sich schon eine aufsteigende Preiskurve aufweist, dazu kommt die Verteuerung des Brotgetreides, das bekanntlich in ganz enormer Menge als Futtermittel verwertet wird. Alles in allem: zugunsten des Futtermittel verkaufenden Großbesitzes wird der Futtermittel kaufende Bauer benachteiligt.

„Das oberste Prinzip, die möglichste Steigerung des Schutzes der landwirtschaftlichen Produkte ist ohne Schwanken festgehalten worden," so heißt es im Einleitungssatz zu den neuen handelspolitischen Vorlagen. Mag sein, daß der volkswirtschaftliche Statist, den wir zum Reichskanzler haben, an den Segen dieses Schutzes selber glaubt. Tatsächlich aber ist in den neuen Handelsverträgen nicht die Landwirtschaft geschützt sondern die Bodenrente, nicht der Bauer sondern der Junker. Schon dieses muß die Stellung bestimmen, die wir als bauernfreundliche Partei einzunehmen haben gegenüber einer Politik, die den Parasiten der deutschen Entwickelung neuen Lebenssaft einflößt.

Eugen Katz.

Unsere Bewegung

Wie die dieswöchentlichen Berichte zeigen, gilt das Hauptinteresse dem Bergarbeiterstreik. In Berlin hat eine imposante Versammlung des sozialliberalen Verein stattgefunden, deren Referate als Broschüre im Verlag der „Hilfe" erschienen sind. Die Ausführungen von Professor v. Reusner, Dr. Wiener und Dr. Breitscheid sind von solchem Interesse, daß alle Parteifreunde, welche die russischen Vorgänge verfolgen, sich die Broschüre anschaffen sollten. Sie enthält auch die Antwort auf die Frage, welchen Standpunkt wir als Deutsche zu den russischen Vorgängen einnehmen müssen.

Berlin. Am 1. Februar veranstaltete der sozialliberale Verein im großen Saal der Viktoriabrauerei eine Versammlung, die schon lange vor der festgesetzten Eröffnungszeit wegen Überfüllung polizeilich abgesperrt war. Schon von weitem auf der Straße sah man schwarze Menschenmassen, die von einer ganzen Kohorte von Schutzleuten zurückgewiesen wurden. Das Verhalten der Polizei war so rücksichtslos als möglich, indem kaum die Referenten und Versammlungsleiter sich Zutritt verschaffen konnten, drei Reichstagsabgeordnete aber abgewiesen wurden, trotzdem sie ihre Legitimation vorzeigten. Als erster Referent sprach Professor v. Reusner, der bekannte russische Staatsrechtslehrer, der seinerzeit dem Königsberger Hochverratsprozeß durch seine Aussagen über innerrussische Verhältnisse die Wendung zu Gunsten der Angeklagten gegeben hatte. Seine Schilderungen der russischen Knechtschaft wirkten geradezu ergreifend, und minutenlanger Beifall bezeugte ihm, daß er die Sympathie der ganzen Versammlung auf seiner Seite hatte. Dr. Wiener, als zweiter Referent, ging auf die russischen Finanzverhältnisse ein und betonte unter allgemeiner Zustimmung, daß schließlich einmal Rußlands Staatskredit von der öffentlichen Meinung in Deutschland abhängen könne. Als dritter Hauptredner entwickelte Dr. Breitscheid in sachlichen Ausführungen, öfters mit guten Pointen, die Geschichte und den Charakter der deutschrussischen Beziehungen, und vertrat unter stürmischem Beifall die Anschauung, daß es gewisse von der Kultur gezogene Grenzen gibt, wo auch zwischen zwei Staaten die Freundschaft aufhören muß. An der Diskussion beteiligten sich, in gewohnt vorzüglicher Weise, Barth und Naumann. Schließlich nahm die große Versammlung einstimmig folgende Resolution an: „In dem aufrichtigen Wunsche, die friedlichen und freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem deutschen und russischen Volke zu pflegen und zu bessern, wünscht die Versammlung den Bestrebungen Erfolg, die darauf abzielen, durch Einführung konstitutioneller Rechtsverhältnisse das gesamte russische Volk zu persönlicher Selbstachtung, zu höherer Gesittung und gesichertem Wohlstande zu führen. Die Niedermetzelung friedlicher Arbeiter, die um Brot und Freiheit bitten wollten, und die Verhaftung Gorkis, eines der größten und reinsten Dichters unserer Zeit, zeigen zu Genüge, wohin in diesem Kampfe die Sympathien des deutschen Kulturvolkes gehören." Die Hauptreden des Abends erscheinen als Broschüre im Verlag der „Hilfe". Wir können unseren Freunden im Lande nur raten, ähnliche Kundgebungen zu gunsten der russischen Freiheitsbewegung zu veranstalten. Unsere Versammlung bedeutete selbst für Berlin ein Ereignis.

Augsburg. Die Nationalsoziale Ortsgruppe veranstaltete am 2. Februar eine Versammlung zur Besprechung des Streiks im Ruhrgebiet. Der Referent, Herr Wolf Dohrn aus München, entwickelte die Gründe, die zu dem unvermittelten Ausbruche des Riesenstreiks führten. Er erhob sich mit seinen Ausführungen weit über das Niveau, auf dem sich die Darlegungen bei derartigen Zweckversammlungen zu halten pflegen. Seine gleichmäßig von wissenschaftlicher Gründlichkeit und innerer Wärme getragenen Schilderungen der kämpfenden Parteien, des Gegenstandes des Streites und der beteiligten Interessen der Nation und der Regierung entsprachen dem Zwecke der Zusammenkunft in vollkommenster Weise. Jedem prägte sich der Satz ein, daß hier um die Selbständigkeit eines Volkes gegenüber einer Minderheit von Monopolisten gerungen wird. Eine zur Billigung vorgelegte Resolution zugunsten der Streikenden fand allgemeine Zustimmung; eine Sammlung unter den Anwesenden hatte ein erfreuliches Ergebnis. Die Diskussion zeigte wiederum die lebensvollen Kräfte des Jungliberalismus in willkommener Einigkeit mit unseren Bestrebungen. Die Sozialdemokratie dagegen ließ sich auch diese Gelegenheit nicht entgehen, ihrem Mißtrauen über die Ernstlichkeit liberaler Arbeiterfreundlichkeit Ausdruck zu geben. Man kann sich hierbei kaum des Gedankens erwehren, daß die „Nurarbeiterpartei" mit Eifersucht auf das Erstarken eines entschiedenen, aufgeklärten Liberalismus blickt.

Dortmund, 1. Februar 1905. Gestern abend fand hier im Saale der „Germania" eine stark besuchte Versammlung der „Vereinigung der Linken" statt. Das Referat: „Der Bergarbeiterstreik", hatte unser Parteisekretär Herr Dr. Waltz aus Elberfeld übernommen. Die sowohl aus Mitgliedern der „Linken" wie auch aus zahlreichen Gästen, die zu einem großen Teile dem Arbeiterstande angehörten, bestehende Versammlung wurde von dem Vorsitzenden Rechtsanwalt Kohn eröffnet. Zur Verlesung kam zunächst ein Schreiben, indem unser leider krankheitshalber am Erscheinen verhinderter Pfarrer Lic. Traub mit einigen markigen Worten seine Stellungnahme zur Tagesordnung klarlegte. Die Erwartungen, die wohl jeder in den Redner gesetzt hatte, wurden im Laufe seiner oft von Bravorufen unterbrochenen Ausführungen glänzend gerechtfertigt. Er wies in längerer Rede nach, daß es für den entschiedenen Liberalismus nur eine einzige Stellungnahme in diesem gewaltigen Kampfe geben könne, indem es sich nicht so sehr um einige Groschen

Digitized by Google

Mehreinnahme oder um ein paar Minuten längere Ruhepause für den Arbeiter, sondern in dem es sich der Hauptsache um allgemeine freiheitliche Forderungen drehe, daß nämlich statt des heute bestehenden autokratischen, reaktionären Systems das konstitutionelle eingeführt werden müsse. — Bei der nun folgenden, interessanten Diskussion, an der sich vom nationalsozialen Verein Meyer, Bartels, Dey und von den Demokraten Kohn und Miro beteiligten, ergab sich die vollständige Übereinstimmung der Anwesenden mit den Worten des Referenten. Zu Gunsten der Streikenden wurde eine Resolution gefaßt und eine Tellersammlung vorgenommen.

Hamburg, 1. Februar. Durch Naumanns Vorträge ist hier eine dem entschiedenen Liberalismus günstige Stimmung zu verzeichnen, die wir nach Kräften zur Arbeit für unsere Organisation benutzen. So gelangten in der letzten Woche 7000 Aufrufe zum Eintritt in den Liberalen Verein zur Postversendung. Die Bezirksgruppe Bergedorf, wo bisher nur wenig verstreute Mitglieder vorhanden waren, hat sich jetzt konstituiert und ist erheblich angewachsen. In Hamburg selbst fand am 30. Januar eine Versammlung statt, in welcher Dr. Ahlgrimm über „Die Aufgaben des Liberalismus in Hamburg" referierte. Das Resultat der Versammlung war die Gründung einer Bezirksgruppe für die Stadtteile Eimsbüttel und Hoheluft. Unsere Hamburger Mitglieder bitten wir dringend, sich an der Sammlung für die streikenden Bergleute zu beteiligen. Zahlungen nimmt entgegen und Sammellisten gibt aus der Sekretär H. Haupt, Laeiszstr. 17.

Heidelberg, 5. Februar. Unsere Sammlung für die streikenden Bergleute hat den Betrag von 800 Mk. jetzt überstiegen. Wir sandten die erste Rate von 600 Mk. direkt ins Streikgebiet, die ferneren Gaben gehen an die „Hilfe" zur Weiterbeförderung. In einer überfüllten Versammlung des hiesigen Gewerkschaftskartells sprach unser Vorsitzender, Herr Professor Dr. Deißmann, als erster Diskussionsredner unter großem Beifall über den Streik und die Solidarität von Arbeiterschaft und Bürgertum.

Leipzig. Von der letzten Mitgliederversammlung ist nachzutragen, daß eine Resolution folgenden Wortlautes einstimmig angenommen wurde: „Die Versammlung spricht die bestimmte Erwartung aus, daß die Mitglieder nach Kräften zu den Sammlungen für die Angehörigen der Streikenden im Ruhrgebiet beitragen."

Straßburg, 3. Februar. Der Bergarbeiterstreik hat auch den hiesigen Liberalen Verein beschäftigt. Nachdem die „Straßburger Zeitung" unter Abdruck des Naumannschen Aufrufs eine Sammlung für die Bergarbeiter eröffnet hatte, an der sich unter anderen zahlreiche Mitglieder der Bildungsschicht beteiligt haben, beantragte Herr Hoffmann auf der Mitgliederversammlung des Vereins die Annahme einer Resolution, deren Besprechung außerhalb der Tagesordnung zugelassen und die schließlich einstimmig angenommen wurde. Es heißt darin: „Die Versammlung tritt entschieden dafür ein, daß das Koalitionsrecht der Arbeiter gegenüber der ins Ungemessene steigenden Macht der Syndikate verteidigt wird, und hält dafür, daß gegenüber einem sozialpolitischen Absolutismus konstitutionelle Grundsätze in das Arbeitsverhältnis eingeführt werden. Sie spricht der Arbeiterschaft ihre Sympathie aus und hofft, daß deren berechtigte Forderungen in Bälde gesetzlich anerkannt werden." Ferner wurde Chefredakteur Wolf beauftragt, diese Resolution in einer öffentlichen, vom hiesigen (freien) Gewerkschaftskartell einberufenen Volksversammlung zu vertreten. In dieser referierte der sozialdemokratische Stadtrat Peirotes durchaus sachlich über den Streik. Herr Wolf konnte sich seinerseits mit der von Peirotes eingebrachten Resolution einverstanden erklären. Die Freunde der Hilfe blicken mit Genugtuung auf diese Vorgänge, in denen eine Frucht des Vortrags, den D. Naumann im Oktober hier gehalten hat, erblickt werden darf.

Tübingen. Am 26. Januar fand unsere zweite Versammlung statt, in der ein allgemein politisches Thema besprochen wurde. Demnächst soll über Traubs „Ethik und Kapitalismus" diskutiert werden.

Nationalsozialer Preßverein. Den Spendern nachstehender Beiträge verbindlichen Dank! Allstedt (Grhzt. Sachsen), St. H. 5 Mk.; Aue (Erzgeb.), G. D. H. 5 Mk.; Bautzen, M. S. I. 5 Mk.; Berlin, B. W. II. 5 Mk.; Brandenburg a. H., F. K. II. 5 Mk.; Bremerhaven, W. B. III. 5 Mk.; Dortmund, E. M. II. 5 Mk.; Dresden, E. St II. 5 Mk.; Erfurt, B. u. H. H. II. 5 Mk.; Furchhausen (Elsaß), J. L. II. 5 Mk.; Giengen (Brenz), El. II. 5 Mk.; Göttingen, P. B. II. 5 Mk.; Heilbronn (Neckar), Da. II. 10 Mk., R. F. II. u. III. 40 Mk., Th. H. II. 5 Mk.; Kassel, R. B. III. 5 Mk.; Köln, W. K. II. 5 Mk.; Lage (Lippe), H. St. II. 5 Mk.; Lamstedt, A. W. II. 5 Mk.; Leipzig, Mus. II. 5 Mk.; Magdeburg, A. H. II. 5 Mk.; Mannheim, B. L. II. 5 Mk.; Plauen i. V., M. E. II. 5 Mk.; Posen, F. R. II. 5 Mk.; Radebeul, R. H. II. 5 Mk.; Rheingönheim (Pfalz), K. M. II. 5 Mk.; Röhrkasen (Post Obernkirchen, Bz. Kassel), G. D. II. 5 Mk.; Rostock, C. R. S. III. 5 Mk.; Schorndorf, R. M. I. 5 Mk.; Speyer, S. R., außerordentlicher Beitrag 3 Mk.; Steinhagen (Westf.), W. B. I. 5 Mk.; Straßburg (Elsaß), H. M. I. 5 Mk., G. R. II. 5 Mk.; Stuttgart, H. H. II. 5 Mk.; Trier, Ba. II. 5 Mk.; Wenigenjena, O. M. II. 5 Mk.; Wolfenbüttel, Wi. II. 5 Mk.

Zusammen 223,— Mk.
Dazu laut Ausweis in Nr. 5 777,— Mk.

Insgesamt 1000,— Mk.

Hoffentlich können wir in Nr. 7 der „Hilfe" das 2. Tausend ausweisen.

Berlin-Schöneberg, Hohenfriedbergstraße 11.

Die Geschäftsleitung.

Soziale Bewegung

Sozialpolitik in Staatsbetrieben. Über die geltenden Auffassungen von Sozialpolitik in den Reichsbetrieben erfährt man Näheres alljährlich bei den Reichstagsverhandlungen über den Postetat. Daß diese Auffassungen auch nur an das Mindestmaß dessen heranreichen, was vom sozialliberalen Standpunkt unbedingt verlangt werden muß, kann nicht behauptet werden. Der Abgeordnete v. Gerlach rügte daher in einer sachlich außerordentlich zutreffenden Rede mit Recht die geringe Bereitwilligkeit der obersten Behörden zur Verkürzung der täglichen Arbeitszeit und die unterschiedliche Behandlung zwischen Beamten und Unterbeamten. 60 Stunden als höchstes Leistungsmaß für Beamte und 69 für Unterbeamte: das muß unbedingt als eine übertriebene Anspannung und nicht zu billigende Ausnutzung der vorhandenen Arbeitskräfte bezeichnet werden. Selbst wenn man gegen jedes göttliche und menschliche Gebot die wöchentliche Arbeitszeit noch immer für sieben Tage statt für sechs berechnet, ergibt sich bei den Unterbeamten ein zehnstündiger, bei sechstägiger Arbeitswoche aber ein elfeinhalbstündiger Arbeitstag! Wo bleibt da der staatliche Musterbetrieb? Trotz dieser gewichtigen Ausstellungen muß unumwunden zugegeben werden, daß das Auftreten des Staatssekretärs Krätke im Reichstage und viele seiner Erlasse und Verfügungen einen entschiedenen Willen zur Abstellung vorhandener Mißstände bekunden, nur hat er soviel nachzuholen, daß es dazu der fortgesetzten Anspannung aller Kräfte bedarf. — Was der Abgeordnete v. Gerlach über die Anstellungsverhältnisse der jungen Beamten vortrug, bewies, daß der Staatssekretär auch in diesem überaus wichtigen Punkte noch mehr tun kann, und daß neuerdings — was übrigens von allen Rednern des Hauses übereinstimmend hervorgehoben wurde — das Selbstgefühl vieler Vorgesetzten sich dem Untergebenen gegenüber wieder in sehr unangenehmer Weise bemerkbar macht; auch uns sind nach dieser Richtung Klagen der Beamten z. B. aus Düren (Rhld.), Geestemünde und Zittau bekannt geworden, die uns sehr berechtigt erscheinen. In dem letzgenannten Ort ist ein Beamter von der höheren Behörde bestraft worden, weil er sich darüber beschwerte, daß der Weihnachtsdienst für die Beamten nicht in der vorgeschriebenen Weise beschränkt worden war. Da es sich in einzelnen dieser Fälle um Vorgesetzte handelt, über die bereits Klagen im Reichstage erhoben worden sind, so bleibt nur anzunehmen, daß das Reichspostamt hier nicht mit der nötigen Entschiedenheit eingreift und den Beamten den erforderlichen Schutz gegen Übergriffe von Vorgesetzten nicht immer gewährt. Das größte Aufsehen hat aber überall, nicht nur unter den Postbeamten, ein Vorfall erregt, der aus dem Elsaß berichtet wird. Das Schwurgericht in Metz hat jüngst den Postgehilfen Peltier, der Postanweisungsbeträge angenommen, aber nicht rechtzeitig abgesandt, sondern das eingenommene Geld für sich verbraucht und mit späteren Einzahlungen immer die früheren gedeckt hatte, freigesprochen, obwohl der Angeklagte seine Verfehlungen eingestand. Zu seinen Gunsten kam in Betracht, daß er aus Not gehandelt und später die Beträge gedeckt hat. Aufsehen erregte in diesem Falle die Bekundung des Postverwalters U., daß er dem Postgehilfen nicht das volle für ihn bestimmte Gehalt, sondern nur einen Teil ausgezahlt habe, da er noch nicht ausgebildet war. Ein Postinspektor bezeugte ferner ausdrücklich, daß der Postverwalter nach Ansicht der Behörde zu dieser Maßnahme berechtigt war. Demnach hätte der junge Beamte auch gar nichts bekommen, wenn er nach Ansicht des Vorgesetzten nicht genügend leistete. Kein Wort der Entrüstung ist scharf genug für solche Handlungsweise und für dieses System der Beamten auf Vergütung, denn es liefert die Beamten auf Gnade oder Ungnade ihren Vorgesetzten aus. Vielleicht darf der Herr Postverwalter nach der Ansicht der Postbehörde die jungen Postboten ähnlich behandeln. Daß in unserer Zeit noch solche Verhältnisse bestehen können, sollte man nicht für möglich halten. Hier muß der Reichstag Wandel schaffen.

Der Streik im Ruhrgebiet

Die allgemeine Lage hat sich auch in der verflossenen Woche nicht wesentlich verändert. Daß Graf Posadowsky gelegentlich im Reichstag wiederholt versichern konnte, daß die Ausständigen sich musterhaft verhielten und alle Nachrichten über Gewalttätigkeiten entweder frei erfunden oder ungeheuer aufgebauscht seien, hat die Sympathie der öffentlichen Meinung für sie nur noch gesteigert. Die Sammlungen werden eifrig fortgesetzt,

bringen zwar nirgends auffällig große Summen, geraten aber auch noch an keiner Stelle ins Stocken; schließlich gilt angesichts der allgemeinen Beteiligung weitester Volkskreise gerade bei dieser Sammlung das alte Wort: „Viele Wenig machen ein Viel!" Anderthalb Millionen Mark müssen bis jetzt auf dem Sammlungswege ungefähr zusammen sein. Man ersieht daraus aber auch die ganze Schwierigkeit der Lage der Streikenden: obwohl seit drei Wochen weiteste Volkskreise lebhafte Anstrengungen zu Sammlungen und Unterstützungen machen, ist in dieser Zeit knapp soviel zusammengebracht worden, wie die Ausständigen für eine einzige Woche an Unterstützung benötigen. Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen die Führer des Ausstandes immer bescheidener in ihren Ansprüchen werden. Neuerdings erklärt die Siebenerkommission, schon zufrieden zu sein, wenn von den acht Forderungen, die im versprochenen preußischen Notgesetz nicht berücksichtigt sind, auch nur vier vom Bergbaulichen Verein erfüllt würden. Freilich ist auch dieses neue Friedensangebot vom Bergbaulichen Verein schroff zurückgewiesen worden. Was der deutsche Reichskanzler, an den sich die Streikführer zugleich gewandt hatten, um ihm ihre Friedensliebe erneut zu beteuern, hatte nur ein knappes Telegramm für sie mit der echt staatsmännischen Versicherung: er werde Verhandlungen zwischen Arbeitgebern und Arbeiter zu vermitteln suchen, wenn die Streikenden zuvor die Arbeit aufgenommen hätten! So zeigt sich zu Anfang dieser Woche weniger als zu irgend welcher früheren Zeit die Möglichkeit eines befriedigenden Endes dieses Riesenkampfes.

Besonders betont wird neuerdings die Einigkeit der verschiedenen Organisationen und ihrer Führer im Streik. Bedauerlicherweise haben sich nämlich letzthin Bestrebungen geltend gemacht, die leicht auf eine Entfremdung zwischen christlichen und sozialdemokratischen Bergarbeitern hinauslaufen können; es wurde das Gerücht verbreitet, als ob die christlichen Gewerkvereinler wegen der starken sozialdemokratischen Organisationserfolge im Streik mißtrauisch wären und ängstlich das Ende herbeisehnten, um dem „alten" Verband den Streikwind aus den Segeln zu nehmen. Demgegenüber versichern maßgebende christliche Gewerkschaftsführer, daß man innerhalb der Siebenerkommission und der Belegschaften einig in der Fortsetzung des Streiks sei und gar nicht daran denke, in der gegenwärtigen Notlage den Arbeiterfeinden das Schauspiel zersetzender Eifersüchteleien und Zänkereien zu bieten. Eine offizielle Erklärung der Siebenerkommission bekräftigt diese Versicherungen noch. Es wird mitgeteilt, daß die Zahl der gewerkschaftlich Organisierten inzwischen von 110 000 auf mehr als 180 000 gewachsen sei. Freilich ist es eine alte Erfahrung, daß von den im Streik in die Organisation Eingetretenen, später, nach dem Streikschluß, sehr viele wieder in Gleichgültigkeit zurückfallen. Im übrigen beweist das Aufkommen aller derartiger Gerüchte sehr deutlich, daß nicht nur der Mangel an Barmitteln eine ernste Gefahr für die Fortsetzung eines solchen Riesenkampfes ist. Die Bergarbeiterführer scheinen denn auch in der Tat um solche Quertreibereien mehr als um alle anderen Schwierigkeiten besorgt zu sein. In jedem Aufruf, den sie veröffentlichen, und in jeder Nummer ihrer Wochenblätter wiederholen sie die Mahnung: „Arbeiter, hört nur auf die Anweisungen und Vertreter der Siebenerkommission! Keine andere Stelle ist berechtigt, euch maßgebende Nachrichten und Weisungen mitzuteilen!" Darauf also läuft jetzt die Taktik der Führer hinaus, die Zügel der Bewegung fest in den Händen zu halten. Tatsächlich wäre es auch das schlimmste, was passieren könnte, wenn jetzt durch falsche Nachrichten oder böswillige Verhetzung die Ausständigen uneinig würden und der Streik allmählich abflaute. Aus der eindrucksvollen Demonstration würde dann ein klägliches Schauspiel. Möge es der gewerkschaftlichen Organisation, die sich noch nie so glänzend wie in diesem Ausstand bewährt hat, gelingen, bis zum Schluß den streikenden Arbeitern die Sympathie der öffentlichen Meinung zu erhalten!

Die Untersuchungskommissionen im Ruhrrevier, die der Handelsminister Möller geschaffen hat, arbeiten, wie es scheint, nicht so unparteiisch, wie es die Arbeiter wünschen müssen. Freilich sind die Arbeitgeber, die den Regierungsvertretern oft genug schroff entgegentreten, die Hauptschuldigen dabei. Anders läßt es sich wenigstens nicht erklären, warum man z. B. den Wunsch der Hinzuziehung von Stenographen auf Kosten der Arbeiter abgelehnt hat. Jetzt rächt sich diese Ablehnung bereits. Die „Rheinisch-Westfälische Zeitung", das Organ der Zechenbesitzerinteressen, veröffentlicht ganz einseitige Protokolle, die den Eindruck erwecken müssen, als ob die Klagen und Beschwerden der streikenden Bergarbeiter auf einzelnen Gruben bei der amtlichen Untersuchung sich als unbegründet herausgestellt hätten. Eine Richtigstellung dieser tendenziösen Sitzungsberichte wird erst nach etlichen Wochen möglich sein, wenn die amtlichen Protokolle in einem gemeinsamen Band veröffentlicht werden. Solange laufen die gefärbten Berichte auf ihren kurzen Beinen im Ruhrrevier umher und erregen neue Verbitterung.

Bergarbeiterlöhne. Man schreibt uns aus dem Ruhrgebiet: Wenn man in dieser Zeit sich nach den Sensationsnachrichten der „Rh.-W. Zeitung" über den Streik informieren wollte, so müßte man annehmen, die Bergleute, besonders die Streikenden, seien lauter Mordgesellen und rüde Jungen, die Arbeitswilligen dagegen seien die Engel. Man könnte meinen, die Revolution stände vor der Tür, und die Regierung habe alle Unordnung und auch den Generalstreik verschuldet, weil sie nicht zur rechten Zeit Militär drauf und dran kommandierte. Alle Klagen und Vorwürfe der Bergleute seien nur aus sozialdemokratischer Hetze heraus entstanden und durchaus unbegründet. Nun — das Publikum unseres rheinisch-westfälischen Bezirkes kann sich immer wieder von der Unrichtigkeit dieser Anklagen überzeugen in den jetzt häufig abgehaltenen Versammlungen, die sehr gut besucht und durchweg auch mit vorzüglichen Rednern beschickt werden. Das beste Beweismittel für die jammervolle Lage sind die unzähligen Lohnbücher, die früher verschämt versteckt gehalten, jetzt aber hervorgebracht werden und eine oft zu Herzen gehende Sprache reden, die oft buchstäblich zu Tränen rührt, noch öfter aber laute Pfuirufe veranlaßt. Hier sollen etliche Beispiele folgen:

1. In 31 Schichten (inkl. Überschichten) wurden 99,69 Mk. verdient. In der Hälfte der Zeit mußte 80 Mk. Vorschuß (Abschlag genannt) erhoben werden, so daß dem Betreffenden am Lohntage nach Abzug der sogenannten Gefälle (Lampe, Öl, Kassen) noch 12,60 Mk. verblieben, davon soll er mindestens 14 Tage leben. Muß er da nicht stehlen oder betrügen?

2. In 32 Schichten wurden 103,60 Mk. verdient, abzüglich Abschlag 70 Mk., blieben für den Lohntag 24,70 Mk.

3. In 25 Schichten 86 Mk. ab Abschlag und Gefälle, blieben, sage und schreibe 9 Pf., und die gehen noch in die Unterstützungkasse, weil Pfennige nicht ausbezahlt werden.

4. In 17¼ Schichten 76,98 Mk. Nach Abzug blieben für den Lohntag 30,90 Mk.

5. Am schreiendsten ist folgendes: Der einzige 17 jährige Sohn einer Wittwe verdient in 23 Schichten 32 Mk., in 25 Schichten 37 Mk., so daß er am letzten Lohntag (nach Abzug eines Vorschusses von 30 Mk. und nach Abzug von 6 Mk. für Kartoffeln) noch 9 Pf. (wie oben) zu beanspruchen hatte. Das wäre gar nicht bekannt geworden, wenn nicht der Junge, weil er im Streikbureau Unterstützung heischte, sein Lohnbuch hätte vorzeigen müssen. Ein Schrei der Entrüstung ging durch die Versammlung, dem Jungen rollten die Tränen über die Wangen.

Generalstreik im belgischen Kohlenrevier. Wie jeder größere Bergarbeiterausstand in Deutschland, so hat auch der gegenwärtige einen Streik im belgischen Kohlenrevier nach sich gezogen. Die belgischen Kohlenarbeiter haben im allgemeinen noch mehr zu klagen als ihre deutschen Kollegen. Noch öfter als letztere haben sie versucht, durch Streiks ihre schlechte Lage zu verbessern. Da ist es begreiflich, daß sie eine so günstige Gelegenheit, wie sie ihnen ein großer deutscher Kohlenarbeiterstreik bietet, zur Auseinandersetzung mit ihren belgischen Arbeitgebern benutzen. Jetzt, nachdem infolge des Kohlenmangels im Ruhrrevier die großen Kohlenvorräte in den belgischen Bergwerken größtenteils geräumt sind, setzt der Generalstreik ein. Die belgischen Bergleute sind nicht schlechter organisiert als die deutschen. Ihr Generalausstand erfolgt auf allgemeinen Beschluß aller belgischen Grubenbezirke. Sie fordern Lohnerhöhung, Arbeitszeitverkürzung und bessere Behandlung. Fraglich kann sein, ob dieser Generalstreik eine wesentliche Unterstützung für die deutschen Bergarbeiter bedeutet. Seit einer Woche schon wurde die Ausfuhr belgischer Kohlen nach Deutschland so gut wie ganz verhindert. Man wird also nicht annehmen dürfen, daß durch den belgischen Generalstreik die kohlenbedürftige deutsche Industrie in größere Verlegenheit geraten würde als ohne solchen Kampf in Belgien. Und selbst wenn wirklich durch diesen Kampf eine starke Einfuhr fremder Kohlen nach Deutschland erschwert oder ganz verhindert würde, so bleibt es noch fraglich, ob den deutschen Kohlenbaronen dies nicht angenehmer ist, als die scharfe Konkurrenz des Auslandes bei der deutschen Industrie während der Dauer des Streiks. Unsere deutschen Bergleute haben jedenfalls keinen Grund, allzu laut über den Generalausstand im belgischen Kohlenrevier zu jubeln, ganz abgesehen davon, daß er ihnen die finanzielle Unterstützung von dorther entzieht und diejenige der englischen und amerikanischen Kameraden schmälert.

Hilfe für die Bergarbeiter! Unsere Sammlungen, soweit sie durch die „Hilfe" ausgewiesen werden, haben in dieser Woche Mk. 3910,85 ergeben. Außerdem sind Beiträge von Zeitungen, Vereinen und Einzelpersonen direkt überwiesen worden. Wir danken allen Gebern herzlich, müssen aber wieder betonen, daß diese Summe nur einen Tropfen auf dem heißen Stein bedeutet. Die 200 000 Bergleute, die weiter streiken müssen, weil der Bergbauliche Verein hartnäckig bleibt wie am ersten Tag, sie brauchen alltäglich zum mindesten 200 000 Mk. Streikunterstützung. Dazu kommt, daß, selbst wenn die Arbeit wiederaufgenommen wird, die Bergleute in der ersten Zeit ohne Lohn sein werden. So viel Not und Sorge galt es noch kaum in Deutschland auf einmal zu lindern. Darum, Parteifreunde, verdreifacht Eure Beiträge! Wir tuen in Berlin durch Abhaltung von Versammlungen und auf private Weise, was wir können, Naumann und andere haben an vielen Abenden über die Bergarbeitersache gesprochen, das Interesse des Bürgertums ist noch nicht erlahmt, und man kann auch in kleinen Städten ruhig mehrere Versammlungen mit diesem Thema ausfüllen.

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 6. Berlin, 12. Februar 1905.

Frömmigkeit

Es ist zum Erschrecken, bis auf welchen Grad der Schalheit das Christentum durch seine kirchliche Handhabung herabgebracht zu werden pflegt. Rothe.

Ja, es war für mich wirklich eine Stunde schrecklichen Erkennens. — Man war in ernster, feierlicher Stimmung zusammengekommen. Die ganze kleine Gemeinde atmete Frömmigkeit. Man wartete auf ein lösendes, tröstendes, gebendes Wort. Es war gar nichts weiter nötig, als die vorhandene Grundstimmung in keuschen, verständnisvollen Worten zum vollen Bewußtsein zu bringen. Die klingenden Seelen mußten dann zusammentönen. Da kam der Pfarrer. Einerlei wer es ist; hier kommt es darauf an, was er sagt. Wir leben doch in der Kirche des Wortes. Und es kamen Worte aus Jesajas und der Offenbarung, den Psalmen und dem Römerbrief. Bald redete Jakob, bald Christus, bald Abraham, bald Paulus. Ein Spruch jagte den anderen. Man kannte sie ja alle. Aber was sollten sie denn alle nacheinander sagen? Das Herz wurde kälter und kälter. Unpersönliche Worte, unverstandene Sätze, bei denen man sich gar nicht Mühe gibt, sie dem Verständnis einer fragenden Seele in Ruhe nahezubringen, — sie brachten das Werk fein zustande, das Werk der Zerstörung an jedem frommen Empfinden. Für einige mag diese hochtönende biblische Spruchreihe den Wert eines frommen Narkotikons in sich schließen. Für andere, die wirklich bewußt nach Frieden suchen, bedeutet solche Behandlung göttlichen Wortes einen Faustschlag ins Angesicht der Frömmigkeit, die nach dem lebendigen Gott sucht.

Worte des Lebens sollen Leben wecken. Wie oft hat „die kirchliche Handhabung" daraus Werkzeuge gemacht, um totzuschlagen! Totgeschlagen wird eigenes frommes Verständnis durch „korrekte" Lehre; totgeschlagen wird eigenes frommes Empfinden durch die stets gleichmäßig und in gleich großem Quantum gereichte Nahrung mit Worten, die zudem aus ihrem Lebens- und Geschichtszusammenhang herausgerissen worden sind. Das ist ein Jammer. Es ist nicht immer Gleichgültigkeit, welche die Kirchen meidet. Es ist frommes Empfinden, das sich fürchtet, eine herbe Enttäuschung zu erleben.

Laßt uns heute nur scharf die Gefahr erkennen! Es handelt sich nicht um die Kirchlichkeit; die kann man anziehen wie ein Gewand. Es handelt sich um die Frömmigkeit, die entweder eigenes Eigentum ist, oder die überhaupt aufhört zu leben. Der Ruhm des Christentums, das hundert Verehrer anderer Religionen, Dienste, Richtungen um sich vereinigte, war es einst, daß es dieses Heiligtum innerer Frömmigkeit ehrte und dorthinein einen Schein ewigen Lichtes werfen wollte. Der müßte sich aber immer brechen können in den Fenstern der Seele. Statt dessen zerbrach man Eigentümliches, vereinheitlichte und vergröberte, wirkte und zwang alles, in Reih' und Ordnung zu wachsen. Dagegen wehrt sich die Frömmigkeit. Sie fordert das Recht voller Selbständigkeit. Gern will sie dienen, aber nicht aus Zwang, sondern in Freiheit. Deshalb Achtung vor der Frömmigkeit! Zertreten wir sie nicht! Locken wir sie hervor zum vielgestaltigen Leben!

Traub.

Ahlem

Eine jüdische Gartenbauschule.

Eins der agitatorisch wirksamsten Schlagworte der Antisemiten ist das, daß die Juden zu „produktiver" Arbeit — sie meinen damit rein körperliche Arbeit — unfähig und unlustig seien. Wer die Antisemiten an der „Arbeit" gesehen hat, der weiß, daß sie kein Argument mit größerer Vorliebe gebrauchen als das, daß die Juden alle „schwere" Arbeit den Christen überließen und sich selbst mit dem „leichten" Verdienst des Händlers, Rechtsanwaltes, Arztes und Börsenmannes abfänden. „Hat man je einen jüdischen Fabrikarbeiter, einen jüdischen Seemann, einen jüdischen Bauern gesehen?" Solche rhetorischen Fragen ziehen. Denn tatsächlich muß sie jeder der einfachen Bewohner irgend eines deutschen Dorfes in der Regel mit nein beantworten. „Der Jude ist der Ausbeuter. Wir sind die Lasttiere." Das ist die Vorstellung, die sich durch solche Ausführungen in Tausenden und aber Tausenden von einfachen Köpfen festsetzt. Damit ist die Basis für die antisemitische Agitatition geschaffen.

Die Gegner der Antisemiten haben es schwer, gerade gegen eine derartige Beweisführung anzukämpfen. Weisen sie auf die historische Erklärung der allerdings unbestreitbaren Tatsache hin, so heißt es: „Was gehen uns die Ursachen an! Wir halten uns an den Tatbestand." Führt man die sehr anders gearteten Verhältnisse in anderen Ländern, namentlich manchen des Ostens, an, so bekommt man die Erwiderung: „Wir haben es doch nur mit den deutschen Juden zu tun." Und spricht man gar von den jüdischen Ackerbaukolonien, so kann man Zehn gegen Eins wetten, daß die kläglichen Ergebnisse dieser Kolonisationsversuche mit Hohn und Spott zum Gaudium der Zuhörer übergossen werden.

In der Tat sind, soweit ich darüber urteilen kann, die jüdischen Ackerbaukolonien, namentlich die in Südamerika, nicht geeignet, den Beweis für die landwirtschaftliche Befähigung des jüdischen Volkes zu erbringen. Ungeheure Summen sind in diese Unternehmungen hineingesteckt worden. Man denke nur an die Millionen und aber Millionen, die Baron Hirsch diesem Zwecke geopfert hat. Die Erfolge stehen in gar keinem Verhältnis zu diesen kolossalen Aufwendungen. Die große Mehrzahl der russischen, galizischen, rumänischen und sonstigen östlichen Juden erwies sich als unfähig, in eine ackerbautreibende Bevölkerung verwandelt zu werden.

Eigentlich ein sehr erklärlicher Vorgang. Diese Leute sollten sich in vorgerückten Jahren in einem fremden Lande urplötzlich an eine ihnen völlig fremde Beschäftigung gewöhnen, noch dazu an eine Beschäftigung, die ihrem Geschlechte seit ungezählten Generationen unmöglich gemacht war. Tausendjährige Tradition und Anpassung läßt sich, namentlich bei erwachsenen Leuten, nicht mit einem Schlage auslöschen. Auch schon rein physisch waren die meisten, die in furchtbarer Entbehrung aufgewachsen waren, die nie harte Landarbeit gekannt hatten, nicht imstande, nun mit einem Male Bauernarbeit zu verrichten. Sie gingen mit frischem Mut an die Sache heran. Aber sie erlahmten bald. Sie konnten nicht leisten, was von ihnen erwartet wurde. So verloren sie den Mut, sanken in ihre alten Gewohnheiten zurück.

Die jüdischen Ackerbaukolonien stellen, so versichern mir intelligente Juden, die sie kennen, im großen und ganzen in der Tat einen Fehlschlag dar.

Dadurch ist aber noch lange nicht der Beweis erbracht, daß die Juden sich überhaupt nicht zu landwirtschaftlicher Tätigkeit eignen. Man muß die Sache nur anders anfangen

Digitized by Google

als bisher. Man muß nicht Leute, die 20 Jahre Händler waren, nun von heute auf morgen in Landwirte verwandeln wollen. Man muß vielmehr systematisch vorgehen und rechtzeitig anfangen. Kann man aus Händlern so leicht keine Bauern machen, warum aber nicht aus den Kindern von Händlern?

Das ist der Gedankengang, der vor etwas über 10 Jahren eine Anzahl von wohlmeinenden und einsichtsvollen Juden, in erster Linie den Konsul Simon in Hannover, zu dem Entschluß brachte, der in der Gartenbauschule Ahlem bei Hannover seine Verwirklichung gefunden hat. Ich hatte vor einigen Monaten zufällig Gelegenheit, diese in weiteren Kreisen noch recht wenig bekannte Schule kennen zu lernen und unter sachverständiger Führung ihre Zöglinge an der Arbeit zu sehen. Und was ich dort gesehen habe, das hat in mir die Überzeugung wach gerufen, daß es sich hier um ein wohlgelungenes Experiment handelt, das zu guten Erwartungen berechtigt und recht bedeutsame Wirkungen haben kann.

Die „Israelitische Erziehungsanstalt zu Ahlem" umfaßt ein ziemlich großes, für den Absatz sehr günstig gelegenes Terrain dicht bei Hannover. Der größere Teil des Grundstückes ist dem Gartenbau im großen Stil und zwar dem Obstbau ebenso wie dem Gemüsebau und der Blumenzucht gewidmet. Die Erziehungsanstalt enthält sowohl Knaben in schulpflichtigem Alter — 1904 waren es 47 — wie Gartenbaulehrlinge — 1904: 44 —. Seit 2 Jahren ist auch eine ganz selbständige und gesondert liegende, Mädchenanstalt hinzugekommen. Die Knaben können sich außer der Gärtnerei auch der Tischlerei, der Bäckerei und der Schuhmacherei widmen. Diese drei Handwerksbetriebe befinden sich allerdings erst in den Anfängen; doch werden namentlich die Erzeugnisse der Bäckerei, die nach Hannover guten Absatz finden, gerühmt. Hauptsache soll jedoch immer der Gartenbau bleiben. Denn der eigentliche Zweck der Anstalt ist ja, einen Teil der Juden planmäßig wieder an ländliche Beschäftigung zu gewöhnen.

Für die Schüler ist natürlich der ordnungsmäßige Volksschulunterricht der Hauptzweck ihres Dortseins; doch hegen die Leiter der Anstalt die Hoffnung, daß die ländliche Umgebung, die ständige Fühlung mit den Gartenbaulehrlingen, das Spielen und spielende Arbeiten im Garten für möglichst viele von den Schülern ein Anreiz sein werde, sich auch den Gartenbau als Lebensberuf zu wählen. Tatsächlich haben sich die 67 Schüler, die bis Ende 1903 die Anstalt absolvierten, folgenden Berufen zugewandt:

Gartenbau und Landwirtschaft . . .	17
Handwerker verschiedener Art . . .	31
Kaufleute	16
Lehrer	3

Was ich von dem Gartenbaubetriebe und den Einrichtungen der Anstalt sah, hat auf mich den günstigsten Eindruck gemacht. Tadellose Ordnung herrschte. Obst und Gemüse sahen trotz des furchtbar heißen Sommers sehr gut aus. In sämtlichen Räumen war die Sauberkeit musterhaft. Alles, namentlich auch die Schlafräume, ist gut, doch sehr einfach. Man sieht, wieviel Wert hier auf Abhärtung, auf Adaptierung des Körpers an die Unbilden der Witterung und die Härten der ländlichen Arbeit gelegt wird.

Schüler wie Lehrlinge schienen denn auch durchweg sich prachtvoller Gesundheit zu erfreuen. Sie sahen vergnügt und frisch aus. Man hatte gar nicht in erster Linie das Gefühl, hier jüdische Jugend vor sich zu haben sondern einfach Landjugend. Ich konnte es verstehen, daß der alte Rickert bei diesem Anblick ausgerufen hat: „Die Burschen möchte ich den Antisemiten im Reichstag vorführen!" In der Tat, einen schlagenderen Gegenbeweis gegen die Behauptung, daß die Juden überhaupt für Landarbeit nicht qualifiziert seien, als Ahlem, kann man sich kaum denken.

Die Hauptfrage ist freilich die: Ist nicht diese gärtnerische Beschäftigung nur ein vorübergehender Zustand? Bricht nicht bei den jungen Leuten, sobald sie dem Einfluß des Ahlemer Milieus entzogen sind, der Trieb zum Handel wieder durch?

Darauf gibt die Statistik folgende Antwort: von den 93 Lehrlingen, die die Anstalt bisher ausgebildet hat, ist einer verstorben, 10 genügen ihrer Militärpflicht, über 11 fehlen Nachrichten, 3 sind Lehrer, 2 Tischler, 12 haben sich einem anderen Beruf zugewendet, 54 sind in gärtnerischen Stellungen tätig (Jahresbericht für 1903). Die weitaus überwiegende Mehrheit ist also nicht nachträglich zu anderen Berufen übergegangen, sondern anscheinend dauernd dem Gartenbau zugeführt worden.

Ein Teil dieser Gärtner ist im Ausland tätig, in Österreich, Rumänien, Rußland usw., vor allem ein erheblicher Prozentsatz in Amerika. Wie man aus den „Mitteilungen des Vereins ehemaliger Ahlemer" — einer sehr nützlichen und instruktiven Einrichtung — ersehen kann, bemühen sich die im Ausland tätigen alten Ahlemer, ihren Glaubensgenossen dort die Überzeugung beizubringen, daß man sich ländlichen Berufen nur nach systematischer Ausbildung zuwenden dürfe. Mir scheint, daß Ahlem gerade für die Massen des jüdischen Proletariats in Amerika, in Rußland, Galizien und Rumänien große Bedeutung gewinnen könnte. Die gelernten Gärtner, die aus Ahlem hervorgehen, können die Lehrer ihres armen Volkes werden, die wenigstens einen Teil davon „zurück zur Natur" führen.

Die dem jüdischen Volke aufgezwungene Entwickelung hat es dahin gebracht, daß es zu einem Volk von Städtern geworden ist. Diese Einseitigkeit hat manche Vorteile im Gefolge gehabt. Aber auf die Dauer müssen die Nachteile überwiegen, wie jede Einseitigkeit schließlich für den einzelnen wie für ein Volk von Schaden ist. „Wir haben zuviel Nerven und zu wenig Muskeln", sagte mir einer der eifrigsten Freunde von Ahlem. So lächerlich es wäre, aus der Mehrzahl der deutschen Juden künstlich Ackerbauer machen zu wollen, so gut wäre es für die Gesamtheit der Juden, wenn ein Teil von ihnen — östlich der deutschen Grenzen wäre es sogar von einem recht großen Teil zu wünschen — durch Berührung mit der Mutter Erde neue Wurzeln ansetzen könnte. Die jüdische Gartenbauschule in Ahlem, die bald in der Nähe von Berlin ein landwirtschaftliches Pendant finden soll, muß deshalb als ein außerordentlich dankenswertes Unternehmen angesehen werden.

H. v. Gerlach.

Erinnerungen an die Klinik

Wer kennt nicht Scheffels Lied, in dem er als des „deutschen Waldes Kraft" bezeichnet,

„Daß er kein Siechtum leidet
Und alles, was gebrestenhaft,
Aus Leib und Seele scheidet."

Dieses Lied fiel mir ein, als ich in den letzten Tagen eines Aufenthaltes in der Klinik hin und her überlegte — und dazu hat man ja im Krankenzimmer recht viel Zeit —, was ich nun nach meiner in Kürze bevorstehenden „Entlassung" anfangen sollte. Bei aller Lustigkeit, die fast orgelpunktartig meinem klinischen Dasein zugrunde gelegen, waren doch die Nerven etwas unangenehm bemerkbar geworden. Ob das von dem Morphium oder der Operation gekommen war oder von der Elektrischen, die in wenig zartfühlender Weise vor dem Krankenhause hin und her fuhr und, hätte

Digitized by Google

ich mich ärgern wollen, mir mit ihren ungeschmierten Bremsen alle fünf Minuten von morgens 7 Uhr bis abends nach 10 Uhr Gelegenheit dazu gegeben hätte, das weiß ich nicht. Ich dachte an den Scheffelschen Spruch und zog, wenn auch nicht in die thüringischen Wälder, so doch auf den hohen Schwarzwald hinauf. Den liebt' ich seit meiner Knabenzeit, und wo konnten sich meine Nerven besser kräftigen als in Höhenluft und Tannenduft?

Nun sitz' ich also 1000 m hoch über dem Meer. Ich habe mir ein einfaches Gasthaus herausgesucht, ohne „Komfort", wo man nicht im schwarzen Rock zu paradieren hat; dafür aber hat man hier oben seine Ruhe, und ich im besonderen habe alles, was ich brauche: ein gutes Bett, ein kräftiges Essen und eine große Waschschüssel.

Wenn die Sonne scheint, gehe ich spazieren, oder ich lege mich ins Moos und wandre mit den Augen an den bemoosten Tannenstämmen hinauf und hinab. Manchmal sehe ich auch etwas. Ich habe mir den Eichendorff mitgenommen „Aus dem Leben eines Taugenichts". Das soll mein durch den langen Zimmeraufenthalt doch etwas verrunzeltes Herz so frisch machen, daß die alten Jodler wieder herauskommen und aus den Wäldern und Bergen die Echos locken.

Wenn die Nebel aus den Tälern heraufziehen, auf die Höhe zu, als ob sie nach regelrecht militärischer Taktik das kleine, holzgedeckte, arme Gasthaus angreifen wollten, dann freue ich mich erst recht. Dann fangen nämlich die anderen Sommergäste zu schimpfen an, in allen Abstufungen, vom feinsten bis zum gröbsten Räsonnieren, je nach Bildung und Lebensstellung. Ich aber nehme meinen wasserdichten Umhang und meinen Eschenstock und meinen Humor und ziehe in den Nebel hinaus. Es beginnt die Farbenschwelgerei. Ich vermag nämlich zum Entsetzen meines Bruders (und er dürfte das nie erfahren, daß ich damit auch noch öffentlich prunke!) in dem Grau des Nebels sieben verschiedene Nuancen zu erkennen. Ich bin sonst gewiß keiner von den Hypermodernen, über deren differenzierte Nerven sich Leixner in seinen „Herzensergießungen" so lustig macht. Aber was meine Sehnerven betrifft, da lasse ich nicht mit mir spaßen. Ich wiederhole also allen Ernstes, daß ich in dem einerlei Grau sieben Farben sehe. Zu beobachten, wie diese einzelnen Feinheiten ineinander übergehen, ist mir ein Hochgenuß, und ich freue mich meiner Farbenskala im Nebel, wie mein Freund, der Referendar, sich des Verständnisses der Farben des Bieres rühmt, was ich ihm leider, da ich in puncto Bier Abstinenz treibe, nicht einmal nachfühlen kann.

Heute ist weder Sonnenschein noch Nebelwogen. Ein feiner Regen rieselt mit beneidenswerter Beharrlichkeit seit den frühen Morgenstunden nieder, und weil ich in der letzten Nacht vieles aus meinem klinischen Aufenthalt geträumt habe, so setze ich diese Gedanken fort und schreibe sie hier nieder. Viele Leute bekommen ein gelindes oder stärkeres Schauern, wenn sie das Wort „Klinik" hören, Und wer mit einer sehr schmerzenreichen Krankheit in die Klinik kommt, der verdient das herzlichste Mitgefühl. Aber wer nicht viel von Schmerzen geplagt wird, Glück und Humor hat, der ist wirklich ganz gern dort. Dies scheint eine sonderbare Ansicht zu sein, so sonderbar wie die von den Nebelfarben oben; aber wer trotz der Voreingenommenheit gegen mich — mag sie nun von meiner Bierabstinenz oder sonst wo herkommen — diese Plauderei zu Ende liest, der mag dann entscheiden, ob ich recht habe oder nicht.

Der Anlaß meiner klinischen Periode war ein recht zufälliger gewesen. Ich hatte gehört, daß ein alter Schulkamerad, den ich jahrelang nicht gesehen hatte, operiert worden war und lange und langweilige Wochen zu Bett liegen mußte. Ich machte mich auf, ihn zu besuchen, und da er von meiner Anwesenheit in der Universitätsstadt nichts wußte, war er überrascht und erfreut zugleich. Ich wiederholte die Krankenbesuche täglich, schnitt meinem Freunde das Fleisch und hielt ihn mit den Neuigkeiten der Welt auf dem laufenden und machte nebenbei die Bekanntschaft einer Anzahl recht interessanter Persönlichkeiten des „Grafenhauses", wie der Teil der Klinik hieß, wo mein Freund lag. Es war früher das Privathaus einer Grafenfamilie gewesen.

Die komische Figur war der Karl. Er hatte meinen Freund zu bedienen und erzählte mit Vorliebe seinen Lebenslauf. Von Haus aus war er Landwirt, und sein Vater hatte in den besten Zeiten 18 Kühe im Stall stehen, also ein ganz respektabler „Mittelbauer". Dann war er nach Heidelberg gezogen in die „Dienerei" als Hausdiener.

(Schluß folgt.)

Kunst

Haus Thoma im Hochgebirge. In Schultes Saal hängen zwei Hochgebirgsbilder von Thoma. Das ist nicht ganz unerwartet, denn schon die letzte größere Ausstellung des Karlsruher Meisters brachte etliches aus den Alpen, aber neu ist es doch, Thoma als Maler des ewigen Schnees kennen zu lernen. Er geht an den Schnee des Berner Oberlandes mit demselben treuen Handwerksfleiß heran, der immer die Vorderseite seiner reichen vollen Künstlerpersönlichkeit ist. Er will nicht Schnee erdichten, sondern ihn wiedergeben. Das Bild des Lauterbrunner Thales und der hinter ihm lagernden Hochgebiete ist von fabelhafter Eindringlichkeit des Studiums. Natürlich bringt Thoma alle Künste seiner fertigen Technik mit auf die Wengernalp, aber sie gestalten sich doch bei den Entfernungen, die ein Bergbild zu überwinden hat, zu etwas Neuem. Schon das Bild von den Steinbrüchen in Carrara zeigte uns Thoma als Techniker der Gebirgsentfaltungen, hier aber gliedert sich ein unvergleichlich größeres Berggebilde vor unseren Augen. Alle kleine Nebensentimentalität, die es bisweilen inmitten der Natur bei Thoma gibt, ist hinweg. Hier sprechen nur die Berge und nicht ihr Widerschein in irgend einer empfindsamen Seele. Es ist eine hohe Art von Genuß, Thoma so rein landschaftlich vor sich zu haben. Und neben diesem objektiven Bilde hängt das subjektive Bildnis. Eine Schweizer Familie genießt in Einfalt und Biederkeit die Wunder des Abends, der über grüne Matte und strahlend weißen Gipfel sich hinlegt. Der Gegensatz zwischen diesen braven Leuten und dem ungeheuren, was die Natur bietet, ist die Seele des Bildes. Sie haben es alle Tage! Bald werden sie ins Haus gehen, dann wird die weiße Höhe sich erst ganz gehören. Die weiße Höhe am Abend ist etwas sehr merkwürdiges. Wer sie nicht in den Alpen selber erlebt hat, dem hilft alles Beschreiben nichts, und der wird auch das Bild von Thoma nicht ganz mitempfinden. Die weißen Flächen werden kurz vor der Nacht greller in ihrem Weiß als jemals sonst. Dann wecken sie im Menschen auf unerklärliche Weise allerlei Gefühle, die man mit einem Ausdruck aus einem anderen Gebiet als ultraviolett bezeichnen könnte, das heißt Gefühle, die außerhalb der gewöhnlichen Benennungen von Freude, Trauer, Behagen, Bewunderung, Schrecken, Angst, Sehnsucht liegen. Der Mensch wird aufgewühlt, ohne sich dabei zu kennen. Es gibt Leute, die ohne Grund zu weinen anfangen, wenn sie dieses Weiß am Abend erleben. Diesen Leuten hat Thoma in die Seele gesehen, vorn in sein Bild aber stellt er in einer Art von Hochgebirgshumor spielende Kinder und Eltern, die zueinander sprechen: Trag das Kind hinein, denn es fängt an kalt zu werden! **M.**

Ein Mosaik im Berliner Museum. Das neue Kaiser Friedrich-Museum in Berlin, an dessen neu und schöner aufgestellten Schätzen wir uns nun seit einem Vierteljahr freuen dürfen, besitzt jetzt neben vielem anderen, was kürzlich erst hinzuerworben oder aus dem Depot herabgeholt worden ist, auch ein großes Kunstwerk, um das uns die Museen von Paris, London, Wien, Dresden und München besonders beneiden, weil keines dieser Museen etwas Ähnliches hat: ein großes Absismosaik aus Ravenna, das im VI. Jahrhundert, z. B. Justinians, gearbeitet worden ist und schon im Jahre 1842 dem König Friedrich Wilhelm IV. geschenkt wurde, weil die Kirche S. Michele, in der es damals saß, abgebrochen werden sollte. Das Mosaik hat eine kleine Leidensperiode durchmachen müssen, bis es jetzt endlich würdig aufgestellt ist und uns Nordländern einen feierlich funkelnden Gruß aus der Zeit des frühen Mittelalters, aus dem Lande der gelben Sonne sendet. Wohl keiner läuft an dem großen bunten Bild, das eine Absis und den Triumphbogen darüber ziert, vorüber, ohne staunend stille zu stehen. Große ehrwürdige Gestalten glitzern im Zwielicht, seltsame feste Linien dringen funkelnd aus der goldenen Fläche heraus, Augen glühen, und rote Lippen blühen. Ein mächtiger Christus steht dort in feierlichster Art; zu ihm treten zwei übergroße Erzengel. Ein Stück Ewigkeit wallt heran, und wir halten scheu dem Wunder stille. Gern möchte man tiefer eindringen und jeden dieser leuchtenden Steine befragen. Warum konnten die kleinen Steinmeister und Dekorateure im 6. Jahrhundert soviel Größe beschwören? Warum steht hinter den kleinen Glaspasten und bunten Steinen das Walten der Geheimnisse? Woher kommt das Brausen von oben, das noch heute stark, freudig, ewig neu und doch so alt rauscht und weht, glüht und funkelt, ewig sich erneuernd und fließend im goldenen Fluß nie erschöpfter Möglichkeiten? Die Ahnung trügt nicht. In der Tat spricht sich hier ein ganz starkes Bekenntnis zäher Menschen und leidenschaftlicher Kreise aus. Das Mosaik ist ein Protest der Orthodoxen gegen die Arianer. Die Arianer sind die Rationalisten der alten Zeit; sie gaben nur eine Gottähnlichkeit Christi zu, d. h. sie scheuten vor dem Bekenntnis des Außerordentlichen! Wir verstehen das heute nur allzu gut.

Digitized by Google

Und doch sind meine Sympathien bei den andern, die nicht anders konnten, als für Christus nach den stärksten Ausdrücken zu suchen. Solche boten die Johannessprüche, voll königlichen Selbstbewußtseins: „Wer mich sieht, sieht den Vater." „Ich und der Vater sind eins." Ein unerhört kühnes Wort — welcher Mensch erzitterte nicht unter dieser Gottähnlichkeit! Gerade dies Unbegreifliche wird hier Ereignis. Solche Worte verlangten die feierlichste Prägung. In Gold und Elfenbein hatte man einst in Hellas die Götter geehrt; in Gold und Marmor, im Malachit und Serpentin wird in Ravenna das athanasianische Bekenntnis gepredigt: Wer mich sieht, sieht den Vater.

Auf das Sehen kommt es an. Michael und Gabriel, die beiden zur Seite Christi stehenden Erzengel, haben wahrlich genug auf der Welt zu tun. Es sind Gottes Boten, wie Winde und Feuerflammen. Jener sammelt die Scharen der Ritter und Reisenden, dieser schenkt den Männern Mut und Stärke. Aber heute in dieser Stunde sind sie nichts als Auge und Schauen. Sie dürfen den Eingeborenen selber schauen, im Paradies, lachend in junger Frische, blühend auf Rosen und Lilien in seligen Auen. „Das Auge ist des Leibes Licht!" Wenn das Herz pocht, glüht das Auge. Wenn die Seele jauchzt, brennt der Blick. Christus redet; nun schweigen alle Engelslippen. Und auch meine Seele ist ein springender Brunnen.

Wir stehen in der alten Kirche Ravennas. Wir sehen den Priester am Hochamt in ausdrucksreicher Zeremonie heiligen Sinn deuten; alles für das Auge. Da dringt aus der Höhe der Empore die Fanfare. Die Klänge der Tuba rufen: dies irae, dies illa, solvet saeclum in favilla. Auch auf unserem Mosaik blasen sie in der Höhe. Christus richtet aus dem roten Lebensbuch, und stark blasen die Engel siebenmal den Ruf. Ein neues Leben beginnt; die Toten wachen auf. Wache auf, der du schläfst, so blasen die goldenen Rohre. Und wir kleinen Menschlein stehen in Mitte der ewigen Klänge. Wir hören den Ruf und fallen nieder, wo Herrlichkeit und Verdammnis laut wird. Wir hoffen und wagen nicht aufzuschauen. Über aller Einzelschicksal bläst die Ewigkeit herüber.

Der antike Tempel war kühl, still und dunkel. Er wollte Ruhe geben nach dem Lärm der Straße, nach dem Brand der Sonne. In dem Dunkel der wohligen Kühle ragte fern an der Rückwand ein Goldelfenbeinkoloß hoch, dessen vom Öl immer neu befeuchtete Formen kurz aufleuchteten und gespenstig wieder im Dunkel verschwanden. So funkelten die alten Götter Zeus und Athene. Die römischen Christen der ersten Jahrhunderte haben versucht, diesen Zauber des Aufleuchtens der Gottheit in ihren Kirchen aufs neue zu beschwören. Auch die alte Basilika liegt in feierlichem Dunkel; auch hier glänzt am Ende des Langschiffs etwas Goldenes, Leuchtendes. Das Mosaik ist der Erbe der antiken Chrysolephantinen, der Goldelfenbeinstatuen der Akropolis und Olympias. **Paul Schubring.**

Neue Bilder von Karl Bauer in München. Der weitbekannte Porträtist Karl Bauer in München, der neuerdings durch seinen Gerhard Hauptmann in der „Jugend" und durch seinen Mörike wieder an die Öffentlichkeit trat, der erste Lutherdarsteller der modernen Kunst, hat wieder eine Anzahl noch nicht veröffentlichter Bilder geschaffen von hohem künstlerischem Wert und einer Technik lithographischer Kunst, die fast einzig dasteht in ihrer rücksichtslosen Überwindung des oft schwerfälligen Steindrucks. — Wie an Karl Bauers Luther so wird man an seinem „Bismarck anno 69" noch seine Freude haben und in ihm eine wertvolle Ergänzung zu dem Lenbachschen Bismarcktypus erkennen. Züge, die in der Stilisierung Lenbachs untergegangen sind, tauchen hier auf, besonders die feinen Züge um den Mund und die scharfen Kanten des Bismarckschädels. Karl Bauer versteht es, seinen großen Männern etwas Dämonisches, Übernatürliches zu geben durch die weitgeöffneten Augen, welche menschenfern in Tiefen und Höhen zu blicken scheinen. So hat auch dieser neue Bismarcktypus dieses supranaturale Gepräge des Genies, das mit seinen großen Augen die Gedanken aus einer anderen Welt liest. Dieser „Bismarck anno 69" ist der ahnende Held furchtbar nahender Entscheidungen. Mit verhaltener Freude sieht er das Muß kommen. An diesem neuen Bismarcktypus wird die zur Phrase gewordene Rede vom eisernen Kanzler zur bitteren Wahrheit und Warnung für unser Geschlecht. Alle persönlichen Züge der Lenbachtypen sind hier abgestreift. Nur der große Deutsche steht vor uns, wie die Geschichte ihn heute sieht.

Den anderen größten Deutschen seit Luther, Goethe, hat Karl Bauer neuestens in ein liebliches „Jugend"-Bild gefaßt: „Goethe im 72. Jahre." Etwas von der Heiterkeit der Rokokostimmung schwebt um dieses in ein Medaillon geschlossene Bildchen. Wir vergessen dabei zu fragen, was Wahrheit und Dichtung daran ist. Dies klugheitere, weltoffene Gesicht, auf dessen Stirn eine wunderbare Reinheit leuchtet, gibt einen herrlichen Wandschmuck für Schule und Haus. In seinem hellen Braunton leuchtet es köstlich, während das Bismarckbild in seinem dunkelbraun-grünen Kolorit schwere Stimmungswerte auslöst in unserer Seele. — An seinen „Schopenhauer" erinnert Karl Bauers neueste Ibsen-Darstellung. Der Philosoph des skeptischen Dramas ist vorzüglich getroffen. Das gewisse Selbstgefallen, das Ibsen an seiner wohlgepflegten äußeren Erscheinung hat, ist nicht ohne leise Satire durchgeführt. Durch fast verwegene, kurze Striche ist etwas Verkniffenes, Unbehagliches in das Gesicht des großen Alleverneiners gekommen: ein geradezu geniales Bild der Charakterdeutung, das dem großen Dramatiker doch seine Größe nicht nimmt. Halten wir Bismarck dagegen, so fühlen wir, was ein Erbauer und ein reiner Kritiker sind. Das wahre Genie trägt die Spuren der Weltüberwindung in seinen Gesichtszügen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Karl Bauer sich auch an das Christusproblem wagte. Drei Auffassungen liegen mir vor. Die älteste zeigt Christus im Halbprofil, etwas über lebensgroß. Der erste Eindruck von dem Bilde ist der tiefster Resignation. Der Typus weicht so sehr ab von der Tradition, daß viele ihn gar nicht als Christus anerkennen werden. In dem starkknochigen Haupt, das auf hohem, wuchtigem Halse sitzt, mit vorgerecktem Kinn und spärlichem Barte — ist ein asketischer Willensmensch dargestellt. In den tiefliegenden Augen unter stark ausladender Stirn ist Schmerz und inneres Schauen gepaart. Das Bild wird so wenig wie Karl Bauers Luther populär werden; aber denkenden Leuten, die nach der Möglichkeit einer neuen Christusdarstellung suchen, wird das Bild viel sagen können, bejahend und ablehnend.

Die beiden neuesten Christusdarstellungen des Künstlers lehnen sich entfernt an den byzantinischen Christuskopf en face an. Das Haupt Christi erscheint auf dunkler Wand, von schwarzem, langem Haar und kurzem, geteiltem Bart umschlossen. Voll von oben beleuchtet, blicken uns durchdringend, mit unbeweglich feierlichem Ernste die männlich leidtragenden Züge entgegen. Aus dem Hintergrund schauen die gramverzerrten Züge einer Frauengestalt.

Noch monumentaler wirkt die dritte Darstellung Christi, ähnlich der zweiten, aber ohne Satanas; das Antlitz ist noch länger, die Züge sind noch feierlicher, Lichter und Schatten noch mehr der Vision sich nähernd. Das Bild ist ohne Abbildung schwer zu beschreiben. Das „Christliche Kunstblatt" wird demnächst Abbildungen bringen können. **David Koch.**

Eingegangene Bücher

Von den uns zur Besprechung zugesandten Büchern und Broschüren führen wir folgende hier an (die mit einem * bezeichneten sind bereits zur Besprechung vergeben):

Der Zentralausschuß für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche. 46. Bericht. 1904. 94 S. Berlin W. 35, Genthinerstr. 38.

Der russisch-japanische Krieg in seinen Rückwirkungen auf den Weltfrieden. Von Julius Maurer, k. k. Offizier a. D. Gebauer & Schwetschke, Halle a. S. 109 S.

Der Stürmer. Schauspiel in 3 Akten von Dr. Siegfried Heckscher. Alfred Janssen, Hamburg. 83 S. 2 Mk.

*Die deutsche Schule. Monatsschrift, herausgegeben im Auftrage des Deutschen Lehrervereins von Robert Rißmann. 9. Jahrgang 1. Heft. 64 S. Julius Klinkhardt, Leipzig und Berlin. Halbjährlich 4 Mk.

Die evangelischen Kirchen und der Staat. Leit-, Zeit- und Streitsätze von Schian, Foerster, Naumann, Katzer, von Soden, Baumgarten. J. C. B. Mohr, Tübingen. 40 S. 0,50 Mk.

Die Gottgeweihten in der alttestamentlichen Religion. Von B. Duhm. J. C. B. Mohr, Tübingen. 34 S. 0,60 Mk.

Die religiösen Strömungen der Gegenwart. Von Superintendent Braasch in Jena. 66. Bdch. von: Aus Natur und Geisteswelt. B. G. Teubner, Leipzig. 146 S. Geb. 1,25 Mk.

Die Verhütung des frühen Alterns. Mittel und Wege zur Verlängerung des Lebens. Von Sir Hermann Weber, M. D., konsult. Arzt am Deutschen Hospital zu London. 2. Auflage. Krüger & Co., Leipzig. 91 S.

*Gebildete Hebammen? Ein Beitrag zur Frauen-Berufsfrage. Von Hulda Maurenbrecher. Felix Dietrich, Leipzig. 43 S. 1 Mk.

77. Jahresbericht der Rheinisch-Westfälischen Gefängnis-Gesellschaft. Von dem Geschäftsführer Dr. von Rohden, Gefängnisgeistlicher in Düsseldorf. L. Voß & Co., Düsseldorf. 211 S. 1,20 Mk.

Kirchen und Sekten der Gegenwart. Unter Mitwirkung verschiedener evangelischer Theologen herausgegeben von Pfarrer Ernst Kolb. Buchhandlung der Evangelischen Gesellschaft. Stuttgart. 576 S. Geh. 4 Mk., geb 5 Mk.

Verschneite Seelen. Roman von Gerhard Heine. Carl Reißner, Dresden. 324 S. Geb. 5 Mk.

Volksschule und Fortbildungsschule. Bedenken und Wünsche eines Volksschullehrers. Von Karl Bindrich, Rektor in Altona. Aug. Westphalen, Flensburg. 31 S.

Briefkasten

An alle. Diese Nummer gilt in erster Linie den neuen Handelsverträgen. Die nächste Hilfe wird über unseren Parteitag berichten. Einen Gruß aus der Ferne allen Freunden, die nicht nach Berlin kommen können.

Pfr. H. in O. Wir empfehlen eine Anfrage an Herrn Professor D. Zimmer, Berlin-Zehlendorf zu richten.

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 7

Nationalsoziale Wochenschrift

Sonntag, den 19. Februar 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Der Empfang Kossuths — In Rußland — Akademische Freiheit — Die letzten Zuckungen des großen Bergarbeiterstreiks — Die französische Sozialdemokratie — Vom Parteitag) — **Naumann:** Die Handelsverträge auf dem Parteitag — **Dr. Eugen Katz:** Von der Generalversammlung des Wahlvereins der Liberalen — **Dr. Heinz Potthoff,** M. d. R.: Ein tragikomischer Handelsvertrag — **H. Kötschke:** Die Bilanz im Kohlenstreik — Unsere Bewegung — **M.:** Im Zirkus Busch. **G. Traub:** Reich werden — **Paul Schubring:** Adolf von Menzel — **Hugo Martin:** Erinnerungen an die Klinik (Schluß) — Büchertisch — Allerlei — Eingegangene Bücher.

Politische Notizen

Der Empfang Kossuths beim Kaiser Franz Josef in Wien hat in Österreich-Ungarn ungefähr dasselbe Aufsehen erregt, das in Deutschland entstehen würde, wenn Kaiser Wilhelm etwa Eugen Richter zu sich bitten und um Rat und Auskunft über die weitere Politik des Landes fragen würde. Kossuth hat in Wien sein Programm ausführlich erläutert und ist mit großen Hoffnungen nach Budapest zurückgekehrt. Selten kam eine Opposition so unerwartet und so vollständig in den Besitz der Macht, wie die ungarische. Sollten die Oppositionsparteien anderer Länder daraus für sich keine Hoffnungen auf bessere Zukunft schöpfen dürfen?

In Rußland geht die Bewegung für Verfassung und bürgerliche Freiheiten weiter. Neben den revoltierenden Arbeitern treten immer zahlreichere städtische Körperschaften und freiheitliche Adelsgesellschaften gegen den Absolutismus und Zarismus auf. Und die Entwickelung der Dinge auf dem ostasiatischen Kriegsschauplatz stärkt die innerpolitische Bewegung. Die Japaner haben Wladiwostok, den letzten russischen Zugang zum Indischen Ozean, umzingelt und suchen offenbar auch dieser Festung noch vor Ankunft der baltischen Flotte das Schicksal von Port Arthur zu bereiten. Dadurch kann unter Umständen jeder Tag, den Admiral Rosdojewski mit der Weiterreise zögert, verhängnisvoll werden. Was hilft es, wenn er seine Flotte so weit verstärkt hat, daß er zwar weiter segeln kann, dann aber vielleicht keine Flottenbasis mehr vorfindet?

Akademische Freiheit. Der Konflikt zwischen der hannoverschen Studentenschaft und den Hochschulbehörden scheint vorläufig beendet. Das Kultusministerium Studt hat die Aufgabe, der Studentenschaft den ihr etwas unklaren Begriff: „akademische Freiheit" authentisch zu interpretieren, glänzend gelöst. Es geschah dies in engem Zusammenwirken mit dem Gros der Professoren unter Führung ihres Rektors, der zuerst, in derselben Begriffsverwirrung wie seine Studenten befangen, den Kampf gemeinsam mit der Studentenschaft zu führen versprochen, aber nach einer Konferenz in Berlin seine „Überzeugung änderte". Auch noch auf eine andere Stelle, der kulturkämpferische Neigungen nicht gar so fern liegen, auf den „Hannoverschen Courier", wirkten die Argumente des Herrn Ministerialdirektors Althoff überzeugend; nach einer Konferenz dieses Herrn mit dem bekannten nationalliberalen Abgeordneten Jänecke, dem Verleger des „Hannoverschen Courier", konnte der Rektor einem Studentenvertreter triumphierend verkünden: „Gott sei Dank, den Courier sind wir jetzt los, der bringt nichts mehr gegen uns. Die Berliner Blätter nehmen hoffentlich bald nach." Unsere akademische Jugend erwies sich als zu schwerfällig, um den plötzlichen, allgemeinen Überzeugungswechsel mitzumachen, und sie erklärte, daß das Vertrauen zwischen Lehrkörper und Studentenschaft schwer erschüttert sei. Offenbar um das Vertrauen wieder herzustellen, gab die Regierung die Anweisung, die Vorlesungen einzustellen, und zwar sollte der Anschein erweckt werden, als ob diesem Faktum ein freiwilliger Entschluß der Professoren zugrunde liege! Wie sehr die Professorenschaft über diese etwas russisch anmutende Maßregel erfreut war, kann man sich denken. Aber mit dem „russisch" tut man der Regierung doch wohl diesmal Unrecht. Sie hat nämlich diesmal aus einem anderen Born geschöpft, und sich wieder einmal als vorzüglicher Altertumsforscher erwiesen. Von einem Professor aus Hannover selbst ist's bestätigt. Sie stützt sich in ihrem Vorgehen auf die sogenannten Karlsbader Beschlüsse vom Jahre des Heils 1833! Der in ihnen konzentrierte Metternichsche Geist muß sie sehr anheimelnd berührt haben und gerade er mußte sich besonders dazu eignen, die verworrenen Begriffe der Studenten über „akademische Freiheit" zu klären. Ein studentischer Ausschuß: verboten, Studierendenversammlungen: verboten, Kommunikation mit anderen Hochschulen: verboten, Professoren, die erklären: „Wir sind überhaupt keine Professoren, wir sind Bureaukraten und müssen tun, was die Regierung verlangt." Wie sagte doch Herr Althoff? „Keinem vernünftigen Menschen wird es einfallen, die akademische Freiheit beschränken zu wollen." Man wird zugeben müssen, daß die akademische Freiheit keiner Beschränkung mehr bedarf.

Die letzten Zuckungen des großen Bergarbeiterstreiks sind vorüber, die Arbeit ist überall wieder aufgenommen worden. Aber die Masse der Bergleute ist mit Erbitterung wieder angefahren. Diese menschlich so begreifliche Erbitterung kann nur auf zwei Wegen beseitigt werden: Entweder durch einen baldigen, besser vorbereiteten neuen Kampf, oder durch schnelle gesetzgeberische Erfüllung der durch den Streik unerfüllt gebliebenen Arbeiterforderungen. Die dritte Möglichkeit, die Massen durch besonders humane Behandlung der Arbeiter nachträglich wieder zu versöhnen, wagt nach den letzwöchigen Erfahrungen mit den Kohlenbaronen des Ruhrreviers niemand zu hoffen. Und die erstgenannte Möglichkeit wird niemand herbeiwünschen. Bleibt also nur die Hoffnung auf schnelle Erfüllung der Regierungsversprechungen. Vielleicht könnte damit die Regierung auch einen Teil des Vertrauens zurückgewinnen, das sie in den letzten Wochen bei den Arbeitern und Arbeiterfreunden eingebüßt hat. Zweifellos wird sich die Regierung dabei sehr stark auf die Sympathie der öffentlichen Meinung stützen können, um so stärker, je schneller sie vorgeht. Der Eindruck von der Berechtigung der Arbeiterforderungen und von dem Trotz der Kohlenbarone und von der Macht der gewerkschaftlichen Organisation ist doch so ein nachhaltiger und tiefer gewesen, daß er selbst in unserer schnellebigen Gegenwart noch einige wenige Wochen nachwirken wird. Läßt die Regierung freilich diese ungenützt verstreichen, so kann sie sehr leicht in Verlegenheiten kommen, wenn sie später ihre Versprechungen der Bergarbeiterschaft und der Öffentlichkeit gegenüber einlösen will. Die dann eintretende starke Einbuße an Autorität würde sie sich aber nur selbst zuzuschreiben haben.

Die französische Sozialdemokratie und vor allem ihr geistig bedeutenster Führer Jaurès haben uns schon so manches Rätsel aufgegeben, daß wir durch das neueste, Ausscheidung Jaurès aus dem Regierungsblock, schon fast nicht mehr überrascht sind. Und doch ist dieser Schritt unbegreiflich. Erfolgt er doch in demselben Augenblick, da das neue Kabinett Rouvier die Trennung von Staat und Kirche endlich in einer Gesetzesvorlage formuliert hat. Nach diesem Regierungsentwurf soll vom 1. Januar des auf die Verabschiedung des Gesetzes folgenden Jahres ab kein Kultusdiener und keine Kultusanstalt mehr vom Staate unterhalten

Digitized by Google

werden, und alle von den Departements und den Gemeinden bisher für religöse Zwecke gemachten Ausgaben in Wegfall kommen. Jede Religonsübung ist frei, die neubegründeten Kultusgesellschaften unterstehen dem Vereinsgesetz, und bei etwaigen Streitigkeiten den weltlichen Gerichten. Die Gebäude und die Güter, die bisher den Kultusgemeinden überwiesen waren, bleiben noch auf ein oder zwei Jahre zur Verfügung der Religonsgesellschaften, die sie später von den Gemeinden und Departements auf jedesmal 10 Jahre pachten können. Den jetzt amtierenden Geistlichen sollen Pensionen ausgesetzt werden, deren Höhe sich nach ihren seitherigen Dienstjahren richtet. Diese Bestimmungen entsprechen durchaus den Wünschen der antiklerikalen Demokraten, denn sie sichern die Freiheit der Religonsübung und nehmen außerdem in ihren einzelnen Ausführungsbestimmungen weitgehende Rücksicht auf die Schwierigkeit des Übergangs vom alten zum neuen Kultusregime. Um so unbegreiflicher ist die Taktik von Jaurès. Mit ihm haben nur vier Deputierte der sozialistischen Kammerfraktion für Absonderung von den Mehrheitsparteien gestimmt. Und auch bei den gemeinsamen Beratungen zwischen Fraktion und Parteivorstand kam es zu aufregenden Szenen, die eine Spaltung der ehemals so starken Jaurèsistischen Kammerfraktion herbeizuführen droht. Da auch die baldige Verschmelzung der verschiedenen sozialistischen Parteisplitter Frankreichs durch die neueste Taktik von Jaurès keineswegs gefördert wird, so fehlen einstweilen noch alle Unterlagen für eine richtige Beurteilung der neuesten Entwickelungsstufe der französischen Sozialdemokratie.

Vom Parteitag. Es war eine Freude, eine große Zahl alter Freunde aus Nord und Süd vereinigt zu finden und mit ihnen die gemeinsame Arbeit zu beraten. Wir bitten dringend, daß in allen Vereinen baldigst Berichterstattung erfolgt. Alle Teilnehmer am Parteitag sollen ihre Erfahrungen im Kreise ihrer Gesinnungsgenossen mitteilen. Diese Tage müssen ein Echo im Lande finden. Wir haben am Abend nach den Verhandlungen viel Worte froher Begeisterung gehört. Ein schöner Schluß war das gemeinsame Essen, an dem etwa 120 Personen teilnahmen und auf dem nach einer Ansprache Tischendörfers 900 Mk. für die Bergarbeiter gesammelt wurden. Das Protokoll der Verhandlungen wird im Buchverlag der „Hilfe" möglichst bald hergestellt, und der Vortrag von Abg. Gothein erscheint als Broschüre, die wir schon jetzt zur Agitation warm empfehlen.

Die Handelsverträge auf dem Parteitag

Unser Parteitag ist so gut verlaufen, wie es unter den vorhandenen Verhältnissen überhaupt möglich war. Er brachte als Ergebnis:

1. ein neues, besseres Statut für die Generalversammlung (Parteitag),
2. die Annahme eines guten Schulprogramms,
3. einen fast einmütigen (nur etwa 20 Stimmen bei der Gegenprobe) Beschluß, daß die jetzt vorliegenden Handelsverträge abzulehnen sind.

Ebenso wichtig aber ist, was der Parteitag nicht brachte, nämlich keinen Zank über die Grundlagen der Partei. Das Gerede, daß die Fusion wieder auseinanderfallen werde, ist nun endgültig vorbei, und wer auf dem Parteitag anwesend war, wird uns recht geben, wenn wir sagen, daß sich der Zusammenschluß der Gesinnungen seit dem ersten gemeinsamen Parteitage im Jahre 1903 in hohem Grade vollzogen hat. Ein für beide Teile bedauerlicher Punkt bleibt es, daß es unter uns eine Minderheit gibt, die es vielleicht für nötig hält, für die Bülowschen Handelsverträge zu stimmen. Wir sind überzeugt und wissen, daß es den betreffenden Parteimitgliedern nicht leicht sein würde, von der Meinung der Parteimehrheit sich zu trennen, und achten den Ernst ihrer Gründe, obwohl wir diese Gründe nicht für richtig halten können. Ebenso wie sich auf dem Parteitag selbst die Aussprache in voller Offenheit und Freundschaft vollzogen hat, wird sie auch in den Parteiversammlungen im Lande fortgesetzt werden, die über den Parteitag berichten. Dabei ist festzuhalten, daß alle Parteimitglieder, auch die Abg. Mommsen und Dove, ausnahmslos die vorgelegten Handelsverträge für schlecht erklären. Es muß von uns allen mit Entschiedenheit zurückgewiesen werden, wenn man irgend einen unserer Parteigenossen als Verteidiger der Kardorff-Bülowschen Handelspolitik hinstellen will. Auch die jetzt von der Mehrheit abweichenden Mitglieder haben im Dezember 1902 Schulter an Schulter mit der Sozialdemokratie gegen die Vergewaltigung des Reichstags protestiert und freuen sich noch heute ihrer damaligen Handlungsweise. Der Unterschied liegt in folgenden Punkten:

1. Die Vertreter der Minderheit innerhalb unseres Parteitages halten es für möglich oder wahrscheinlich, daß bei Ablehnung der Handelsverträge der von ihnen bekämpfte Tarif von 1902 in Kraft tritt und damit ein die Industrie ruinierender Zollkrieg beginnt.

2. Sie stellen sich auf den Standpunkt, daß jeder Abgeordnete so stimmen müsse, als ob von ihm allein die Entscheidung abhinge.

Wir unsererseits halten den ersten dieser beiden Sätze für einfach falsch und den zweiten nur für teilweise richtig. Es ist nach Lage der politischen Personen und Kräfte ganz ausgeschlossen, daß Bülow jetzt einen Zollkrieg macht. Davor behütet uns

a) der Kaiser, der Handelsverträge will,
b) die Lage der auswärtigen Politik,
c) die Schlechtigkeit unseres eigenen Kampftarifes.

Es ist deshalb auch unnötig, die Frage zu erörtern, ob ein solcher Zollkrieg nicht schließlich gerade zu der von uns gewünschten Handelspolitik führen würde. Der Zollkrieg liegt nicht in der Luft, und die alten Verträge sind heute noch ungekündigt. Aber selbst wenn man den Zollkrieg für möglich hält, so sind es nicht die wenigen Stimmen aus der freisinnigen Vereinigung, die die Entscheidung haben. Die einzige Folge der Stimmabgabe für die Handelsverträge würde eine Entlastung der Agrarier sein. Und zu dieser haben wir keine Veranlassung.

Es ist also eine verschiedene Auffassung der politischen Situation und der taktischen Beurteilung der Abstimmung, die uns trennt, aber nicht eine Verschiedenheit der Grundsätze selbst. Das ist wichtig festzustellen, denn wenn ein Teil der Reichstagsfraktion für das Handelsvertragswerk stimmen würde, dann würden wir alle in der Agitation der künftigen Jahre genug mit dem Vorwurf zu tun haben, daß ein Teil unserer Parteigenossen ihre Grundsätze verleugnen wolle. Um diesem Vorwurf zu begegnen, war die Aussprache und Abstimmung nötig, und wir alle werden bekennen, daß es eine tief bewegende und im tiefsten Grund erfreuliche Debatte war, die wir erlebt haben. In unserer Partei gibt es einen Korpsgeist, der uns in einigen Jahren auch in Hinsicht auf äußere Erfolge voraussichtlich anders hinstellen wird, als wir jetzt stehen. Die fleißige Aussaat der letzten Jahre ist nicht vergeblich gewesen. Mit neuer Lust und neuem Arbeitseifer verlassen wir den Parteitag. Die Gesamtrichtung ist klar, und die Tätigkeit in allen Teilen Deutschlands ist im Steigen. Jetzt können wir die Annahme der Handelsverträge nicht hindern, aber wenn einmal durch teure Getreidepreise oder sonst ein handelspolitisches Ereignis die Frage der Handelspolitik wieder in den Vordergrund gerückt wird, dann wollen wir alle auf dem Posten sein. Auch Abg. Mommsen hat gesagt, daß wir alle Kraft an die Agitation für bessere Handelspolitik setzen müssen. Er wird sich und uns seine zukünftige agitatorische Arbeit nicht erleichtern, wenn er für die Verträge stimmt, aber soviel steht fest, daß auch er und die mit ihm gehenden Abgeordneten nicht daran denken, die große Aufgabe der Weckung des deutschen Volkszornes gegen die jetzige Handelspolitik aufzugeben. Bis 1918 ist eine lange Zeit. Dann aber muß die schutzzöllnerische Periode Deutschlands zu Ende sein. Dann müssen Liberalismus und Sozialdemokratie zusammen stark genug sein, eine neue, freie Handelspolitik zu bringen.

Naumann.

Von der Generalversammlung des Wahlvereins der Liberalen

Wir können natürlich hier keinen ausführlichen Bericht geben, sondern nur das Wichtigste hervorheben. Die Tagung aber war in ihrem Verlauf so erfreulich, und die Diskussion stand, besonders a

Digitized by Google

zweiten Tage, auf einer solchen Höhe, daß dem Protokoll, welches in wenigen Tagen im Verlage der Hilfe erscheinen wird, die weiteste Verbreitung zu wünschen ist.

Mehr als 170 Vertreter aus 52 Wahlkreisen hatten sich im Hotel Prinz Albrecht zusammengefunden. Besonders stark vertreten waren die Organisationen aus dem Nordwesten, dem Rheinland und einzelnen mitteldeutschen Landesteilen 70 Vertreter stellten Berlin mit Vororten; es wäre aber durchaus verfehlt, auf Grund der Darstellung gegnerischer Blätter anzunehmen, daß es sich in der Hauptsache um Berliner „Nationalsoziale" handelte. Die meisten Mitglieder der Reichstags- und Landtagsfraktion waren als „Berliner" eingezeichnet, und man kann doch auch nicht behaupten, daß der Wahlverein der Liberalen vor der Fusion keine Mitglieder in Berlin und Umg. gehabt habe. Wir konstatieren dies ausdrücklich, da eine gewisse Presse mit gewohnter Unaufrichtigkeit behauptet, es sei eine Versammlung gewesen, welche die unter den Wählern der freisinnigen Vereinigung vorhandene Stimmung nicht getreu wiedergegeben habe. Natürlich wird dies deshalb behauptet, weil die Beschlüsse dieser Versammlung in einem für die entschiedenere Auffassung durchaus günstigem Sinne ausgefallen sind. Die Sache ist eben die, daß ein Teil der Presse, welcher der freisinnigen Vereinigung angeblich nahesteht keineswegs einen klaren Ausdruck von der Stimmung der Mehrzahl unserer Parteifreunde gibt und auch nicht derjenigen Parteifreunde, die bereits vor dem Eintritt der Nationalsozialen in der freisinnigen Vereinigung tätig gewesen sind. Und ferner: die Mehrheit dieser Versammlung hat mit besonderer Freude begrüßt, daß die Generalversammlung durch einen Delegiertentag ersetzt wird und daß das Statut, welches unseren zukünftigen Tagungen zu Grunde gelegt werden soll, die Stimmberechtigung von der Stärke der Organisationen und von der im letzten Wahlkampf abgegebenen Stimmenzahl abhängig macht. Die „Hilfe" wird das neue Statut, das am 11 Februar von der Versammlung gutgeheißen wurde, demnächst abdrucken Gerade wir wünschen nichts sehnlicher, als daß auf den Parteitagen die politische Leistungsfähigkeit entsprechend zum Ausdruck kommt.

Und nun zur Tagung selbst. Schrader eröffnete sie mit einem Nachruf für unseren im letzten Jahre verschiedenen Parteigenossen Theodor Mommsen. Hierauf erstattete Schrader den **politischen Jahresbericht.** Er schilderte die Macht der Agrarier an der verstümmelten Kanalvorlage und den Handelsverträgen. Beide Erfolge konnten die Agrarier nur erringen, indem sie sich mit dem Zentrum verbündeten und beim Zolltarif mit den Nationalliberalen, welche die Hauptschuld an der gegenwärtigen Entwicklung haben. Auf dem Gebiet der Schule soll Deutschland in zwei Nationen geteilt werden. Wohin man blickt, nur Reaktion, bis zur Finanzpolitik. Für uns erwächst die Pflicht, uns fest zusammenzuschließen und auf Mittel zu sinnen, um der Reaktion ein Gegengewicht bieten zu können. So kam Schrader auf liberale Streitfragen und innere Parteiverhältnisse zu sprechen und erklärte: Wir sind einig in der Beurteilung der Gesamtlage, wir sind einig, daß ein Zusammenschluß aller wahrhaft Liberalen gegen die Reaktion nötig ist, wir sind einig, daß wir die Sozialdemokratie bekämpfen müssen, wo wir selbst etwas erreichen können, denn wir müssen vor allem an uns denken. Wir sind aber auch darin einig, daß, wenn es gilt, der Reaktion einen Hieb zu versetzen, wir keinesfalls vor einer Verständigung mit der Sozialdemokratie zurückzuschrecken haben. Ich hoffe, daß ich mit dieser Erklärung dieses Kapitel schließen kann. (Beifall.) Wir müssen sehen vorwärts zu kommen. An dem Vorwärtsstreben unserer Partei haben vor allem die neugewonnenen nationalsozialen Freunde mitgearbeitet. Sie haben auch mitgearbeitet an der liberalen Einigung, besonders in Süddeutschland, und ich konstatiere ausdrücklich, daß nirgends, wo es sich um liberale Einigung handelte, die Nationalsozialen Schwierigkeiten gemacht haben (Stürmischer Beifall). Weinhausen gab dann den **Geschäftsbericht,** der sehr freudig und beifällig aufgenommen wurde, da vielfach die Fortschritte unserer Organisationen noch nicht bekannt waren. Die Leser der „Hilfe" erhalten ja eine regelmäßige Übersicht über unsere Parteiarbeit. Wir verzichten daher hier auf eine Wiedergabe der Weinhausenschen Ausführungen und verweisen auf das Protokoll. Eine Diskussion über Jahres- und Geschäftsbericht fand nicht statt. Hieraus geht hervor, daß im allgemeinen die Haltung der Parteileitung einmütig gebilligt wird. Trotzdem wäre es wünschenswert, wenn in Zukunft ausgiebigere Erörterungen zu diesem Punkt der Tagesordnung zustande kämen. Auf den Tagungen des Nationalsozialen Vereins haben sich solche Diskussionen als sehr anregend und fruchtbringend erwiesen. In Zukunft, auf den Delegiertentagen dürfte ja wohl auch mehr Zeit zur Verfügung stehen.

Die nächste Arbeit galt der **Schulfrage.** Bekanntlich hat eine Berliner Versammlung unseres Wahlvereins am 12. September ein Schulprogramm angenommen. (Vergl. Jahrgang 10, Nr. 38 der Hilfe) Dieses Programm wurde von der Generalversammlung nach zwei ausgezeichneten Referaten von Abg. Schuldirektor Ernst und Lehrer Tews einstimmig angenommen. Infolge der vorgerückten Zeit kam es nur zu einer kurzen Diskussion. Sachliche Meinungsverschiedenheiten traten nicht hervor. Naumann legte dar, daß das Schwinden altliberaler Anschauungen, die noch nicht durch die neuere liberale Bewegung ersetzt werden konnten, das mangelnde Interesse des Volkes an fortschrittlicher Schulpolitik herbeigeführt habe. Wenn Bennigsen noch lebte, wäre das Schulkompromiß nicht zustande gekommen In der langen Reaktionsperiode, die vor uns liegt, müssen wir unsere Politik zur Weltanschauung vertiefen, und wir müssen sehen, daß wir die von den Agrariern herbeigeführten Schädigungen ausgleichen durch eine vernünftige Schulpolitik. (Stürmischer Beifall.) Nach einer kurzen Debatte über die geschichtliche Bedeutung des Protestantismus, an der sich vor allem Traub-Dortmund und Wohlleben-Köln beteiligten, ging die Versammlung auseinander. Folgendes ist das **Volksschulprogramm** unserer Partei:

Wir verlangen:

„1. daß die gesamte Jugend des deutschen Volkes bis zu einer gesetzlich festgestellten Altersgrenze in der Volksschule, in der Unterricht und Lernmittel frei sind, vereinigt werde und daß neben der Volksschule öffentliche Anstalten für den ersten Unterricht nicht bestehen, 2. daß die Volksschule mit den mittleren und höheren Bildungsanstalten in organische Verbindung gebracht werde und besonders begabte Kinder unentgeltlichen Unterricht in weiterführenden Lehranstalten erhalten, 3. daß sich an die Volksschule eine obligatorische Fortbildungsschule für Knaben und Mädchen anschließt, 4. daß in der Volksschule, wie in jeder anderen staatlichen Bildungsanstalt, eine konfessionelle Trennung der Kinder nur im Religionsunterrichte stattfindet, und daß für die Teilnahme am Religionsunterricht ein Zwang nicht besteht, 5. daß die Lehrer eine wissenschaftliche Bildung erhalten, die der Stellung der Volksschule im gesamten Bildungsorganismus des Staates entspricht, 6 daß die Volksschule zeitgemäß ausgestaltet und dotiert wird (Verkleinerung der Schulklassen, Aufbesserung der Lehrerbesoldungen), 7. daß die Aufsicht über die Volksschule in die Hände von praktisch bewährten und pädagogisch gebildeten Fachleuten gelegt wird und 8. daß die Oberleitung des Unterrichtswesens einem Unterrichtsministerium obliegt, das vom Kultusministerium völlig getrennt ist, 9. daß diejenigen Gemeinden, die größere Opfer für ihr Schulwesen bringen, an der Verwaltung der Schulen entsprechend beteiligt sind."

Wir verwerfen demgemäß

„1. die Trennung der Volksschule nach sozialen Schichten (Standesschulen) und religiösen und kirchlichen Bekenntnissen (konfessionelle Schulen). 2. die geistliche Schulaufsicht. 3. die Abtrennung der Lehrerbildungsanstalten, soweit sie die allgemeine Vorbildung der künftigen Volksschullehrer zur Aufgabe haben, von den übrigen höheren Lehranstalten, und bezeichnen 4. die dürftige Ausstattung und ungureichende materielle Fürsorge für den Unterricht als eine der größten, in kultureller wie wirtschaftlicher Beziehung nachteiligsten Versäumnisse des Staates. Wir richten an alle liberalen Kreise unseres Volkes, insbesondere an die liberalen Volksvertreter die dringende Mahnung, für die Volksschule und ihre Pflege mit voller Macht einzutreten und die rückschrittlichen Bewegungen auf diesem Gebiete mit Nachdruck zu bekämpfen."

* * *

Am Sonntag vormittag berichteten zunächst Vertreter **verschiedener Landesteile** über den Stand unserer Arbeit Landtagsabgeordneter Voß-Eutin sprach von dem Zusammengehen mit der Sozialdemokratie bei den oldenburgischen Landtagswahlen, das zur Niederlage der Agrarier geführt hat Die Sozialdemokraten haben sich als durchaus bündnisfähig und bündnistreu bewiesen, wir haben auch für die Zukunft in dieser Hinsicht die besten Hoffnungen. Aus Süddeutschland berichtete Parteisekretär Bayer. Der Wahlverein der Liberalen ist durch die Arbeit unserer Freunde in kurzer Zeit bekannt geworden. Bei den Einigungsverhandlungen in Elsaß-Lothringen, Baden und Bayern standen unsere Freunde im Vordergrund und hatten den ihrer Tätigkeit angemessenen Einfluß. Nach Mitteilungen von Dr. Dinkler über Leipziger Parteiverhältnisse gab Justizratrat Haber vom Liberalen Verein in Leipzig die Erklärung ab: Wir gehören zusammen und wollen zusammen bleiben. Die Stellungnahme zur Sozialdemokratie soll von uns als taktische Frage von Fall zu Fall erledigt werden. Haupt-Hamburg meinte, daß die agrarischen Handelsverträge unbedingt den Radikalismus in der Hamburger Kaufmannschaft befördern müßten. In den handelspolitischen Kämpfen der nächsten Zeit wird die Hamburger Kaufmannschaft der Brennpunkt der von uns vertretenen Anschauungen sein. Dr. Waltz berichtete über gute Fortschritte, welche unsere rührigen und aufstrebenden Parteifreunde in Rheinland-Westfalen machen. Die Bewegung ist noch jung, aber trotz des Druckes der herrschenden politischen Mächte kommt sie voran. Kimpel-Kassel erzählte, daß unter den eifrigen Freunden in Hessen eine große Kampfesstimmung gegenüber den Antisemiten und Bündlern besteht. Nehmen wir weiter so zu, wie im letzten Jahre, dann werden wir schnell zu Wahlerfolgen kommen. Als letzter Redner sprach Dr. Wilckens aus Bremen den Wunsch aus, daß die Stellung zur Sozialdemokratie weniger zur prinzipiellen als zur taktischen Frage gemacht werden möge, über die die einzelnen Wahlkreise entscheiden.

Hierauf fanden **Vorstandswahlen** statt, deren Ergebnis war, daß der erweiterte Ausschuß aus verschiedenen Landesteilen ergänzt

Digitized by Google

wurde. Hierbei wurde dem Wunsche Rechnung getragen, daß mehr als bisher Vertreter von Gewerbe und Handel berücksichtigt würden.

Und dann kam man zu dem Hauptpunkt der Verhandlung, zur Stellungnahme der freisinnigen Vereinigung zu den **Handelsverträgen.** Hierzu war folgende Resolution eingebracht worden:

„Die Generalversammlung des Wahlvereins der Liberalen verurteilt aufs schärfste die jetzige Handelspolitik, die auf Grund des unter Rechtsbruch angenommenen Zolltarifs von 1902 zur Vereinbarung der Handelsverträge geführt hat, die jetzt dem Reichstage vorliegen. Diese Handelspolitik verteuert im Interesse weniger Großgrundbesitzer der großen Masse, vor allem der Arbeiterschaft, das Brot. Die Steigerung der Rente des Großgrundbesitzes begünstigt die Ausdehnung des landwirtschaftlichen Großbetriebs auf Kosten der bäuerlichen Betriebe. In der gewerblichen Produktion führt diese Handelspolitik zu Zuständen, die das Gemeinwohl schwer gefährden. Die Zölle auf Rohstoffe und Halbfabrikate begünstigen die Wirksamkeit solcher Kartelle, durch deren Gebahrung der weiterverarbeitenden Industrie die Produktionskosten verteuert werden. Gleichzeitig wird die Exportindustrie, durch Retorsionsmaßnahmen des Auslandes gegenüber unseren Agrarzöllen gefährdet, ganze Zweige werden mit Vernichtung bedroht. Dem Mittelstand werden seine Daseinsbedingungen verteuert, in seinen Erwerbsverhältnissen wird er durch eine ungesunde Konzentrationsbewegung geschädigt. Der Arbeiter wird unter dieser Handelspolitik höhere Lebensmittelpreise mit geringeren Löhnen bezahlen müssen. Die Industrie wandert über die Grenzen, Kapital und Arbeit werden aus dem Lande getrieben und damit Deutschlands Wohlfahrt untergraben. Unter diesen Umständen ist die Generalversammlung der Ansicht, daß das zurzeit dem Reichstage vorliegende Handelsvertragswerk zu verwerfen ist."

Unterzeichner dieser Resolution waren: Rechtsanwalt Dr. Petersen-Hamburg, Großkaufmann Garrels-Hamburg, Chemiker Dr. Heidenreich-Elberfeld, Fabrikdirektor Stern-Berlin, Dr. Breitscheid-Berlin, Dr. Katz-Berlin, Justizrat Haber-Leipzig, Rechtanwalt Waldstein-Altona, Syndikus Wolff-Stettin, Graf von Bothmer-München, Landtagsabgeordneter Cohn-Dessau, Graveur Bizer-Oberstein, Fabrikbesitzer Dr. Witte-Rostock. Es sind also weit überwiegend alte Liberale, die diese Resolution eingebracht haben, und es widerspricht der Wahrheit, wenn z. B. das „Berliner Tageblatt" behauptet, daß es sich um eine nationalsoziale Resolution handelte.

Abg. Gothein nahm das Wort zu seinem Vortrage über die neuen Handelsverträge. Es war ein tiefgründiges und an volkswirtschaftlichen und politischen Gesichtspunkten sehr reiches Referat. Häufig erzielten die echt liberalen von durchdacht sozialem Geist erfüllten Ausführungen Gotheins wahre Beifallsstürme. Es ist sehr selten, daß man eine oratorisch und sachlich gleichmäßig so hochstehende Rede hört. Gothein ist einer der anerkannt besten Kenner unseres Wirtschaftslebens, er hat eine tiefgehende volkswirtschaftliche Bildung und denjenigen vorurteilsfreien, modernen Liberalismus, der aus den alten liberalen Idealen heraus heute entschieden freiheitliche und sozialpolitische radikale Anschauungen vertreten muß. Gotheins Referat konnte daher nichts anderes sein, als eine vernichtende Kritik der Handelsverträge. Leider verbietet es uns der Raum, auf seine einzelnen Ausführungen einzugehen. Diese aber werden sehr bald im Buchverlag der „Hilfe" erscheinen. Die ganze Tendenz von Gotheins Referat war: **Ablehnung dieses gemeingefährlichen Handelsvertragswerks,** und um die Frage: Annahme oder Ablehnung drehte sich die ganze nachfolgende Debatte.

Als erster Diskussionsredner erhält Rechtsanwalt Goldfeld-Hamburg das Wort: Man habe nur die Wahl zwischen dem autonomen Zolltarif und den doch niedrigeren Sätzen des Vertragstarifs. Auch wenn die Verträge eine Mehrheit finden, darf die freisinnige Vereinigung doch nicht dagegen stimmen, weil ernste Politiker ihre Stimme so abgeben müssen, als ob von ihrer Abstimmung die Entscheidung abhänge. Ein Beschluß der Generalversammlung beweist gar nichts für die Stimmung im Lande so lange nicht das neue Statut in Kraft ist. (Widerspruch.) Wir müssen die Stellungnahme der Reichstagsfraktion überlassen. Ich warne vor einer Verärgerungspolitik. Dr. Theodor Barth: Hier ist niemand, der eine Frage von so eminent nationaler und politischer Bedeutung unter dem kleinlichen Gesichtspunkt der Verärgerung betrachtet (Lebhafte Zustimmung), aber wir wollen sie auch nicht nach kleinlichen Opportunitätsrücksichten behandeln. (Lebhafte Zustimmung.) Als allgemeines Prinzip erkenne ich es an, daß jeder so stimmen muß, als ob von ihm die Entscheidung abhänge; hängt aber die Entscheidung nicht von der eigenen Stimme ab, so fällt damit auch der Zwang fort, gegen seine Überzeugung zu stimmen. Angenommen werden die Handelsverträge, die Kardorffmehrheit sieht den Erdrutsch der Halme vor sich, die sie 1902 eingefahren hat. Lassen Sie sich durch das Wort „Handelsvertrag" nicht irreführen, es ist nichts als der elende Zolltarif von 1902, das Ergebnis der jahrelangen Bestrebungen des Bundes der Landwirte. Selbst wenn die Handelsverträge im Reichstag fielen, was nicht anzunehmen ist, würde, wie nach mehreren Regierungsäußerungen feststeht, der autonome Zolltarif nicht in Kraft treten. Den Agrariern wird es aber gar nicht einfallen, dagegen zu stimmen, weil sie nicht die Naivität besitzen, auf Verträge zu hoffen, die für sie noch besser sind. Stimmen wir dafür, so wird man uns sagen dürfen: nicht vor einem größeren Übel seid ihr zurückgewichen, sondern vor dem bloßen Schatten eines Übels. Seit 25 Jahren sind wir die Triarier im Kampfe für den Freihandel gewesen und haben nicht mit der Wimper gezuckt in der Opposition gegen die Ausbeutung der Arbeit des Volkes zu Gunsten der Grundrente. Darum können wir uns jetzt nicht mit kleinen Opportunitätsbedenken aus der Affäre ziehen. Bei der Lage des Liberalismus, ganz besonders bei der unserer Partei, der die Gegenwart kein Schuß Pulver wert ist, müssen wir an die Zukunft denken, (Sehr wahr.) Gelingt es uns nicht, die Bevölkerung zu überzeugen, daß man sich in den großen Interessenfragen des Volkes auf uns totsicher verlassen kann, dann haben wir auch die Zukunft verloren (Stürmischer Beifall). Wenn man sagt, die Annahme der Verträge schafft wenigstens für 12 Jahre sichere Verhältnisse, so ist dies der Trost des Rechtsanwalts, der zu seinem zu 12 Jahren Zuchthaus verurteilten Klienten sagt: nun hast du wenigstens für 12 Jahre ausgesorgt. Aber das ist gar nicht der Fall. Die handelspolitischen Kämpfe kommen jetzt nicht mehr zur Ruhe. Es kommt der agrarische Sturm gegen die Meistbegünstigungsverträge. In diesem Kampfe müssen wir zeitig Stellung nehmen. Mit der Fahne des Rechtsbruchs zieht die Kardorffmehrheit jetzt zum Inkasso aus, (Stürmische Zustimmung.) Ich will denen keinen Vorwurf machen, die glauben, mit ihr für diese Handelsverträge stimmen zu müssen; aber mit Bedauern und Betrübnis würde ich sehen, wenn von unserem kleinen und reinlichen Fähnlein einzelne hinter dieser Armee des Rechtsbruchs hermarschieren würden. (Stürmischer Beifall.) Reichstagsabgeordneter Mommsen: Möglicherweise werde ich trotz schwerer Bedenken zu dieser kleinen Schar gehören (Unruhe). Jetzt kann ich noch nichts sagen, da man in Industriekreisen noch zu wenig Klarheit über den Inhalt der Verträge hat. Das, was nach Ablehnung dieser Verträge kommt, ist wahrscheinlich doch gefährlicher. Aber der Boden ist jetzt noch zu unsicher, als daß eine Resolution gefaßt werden sollte. Wir sollten voranstellen, was uns einigt. Sehen Sie sich doch die Mehrheit des Reichstages an, glauben Sie, daß diese etwas Besseres schafft? In der Verurteilung dieser Handelspolitik sind wir mit Ihnen einig, aber oktroyieren Sie Ihren Abgeordneten keine Stellungnahme auf. Da wir in der Hauptsache einig sind, brauchen wir keine Resolution (Beifall und Zischen). Landtagsabgeordneter Dr. Cohn-Dessau: Die großen Sympathien, die wir uns beim Bergarbeiterstreik in der Bevölkerung erworben haben, werden wir verlieren, wenn Abgeordnete von uns für die Handelsverträge stimmen. (Sehr richtig) Durch dieses Verhalten wird es uns in der Bevölkerung erschwert, künftig Abgeordnete in den Reichstag zu bringen. (Sehr richtig.) Wie sollen wir den Dessauer Wahlkreis, wie andere Wahlkreise halten, wenn man uns der Unzuverlässigkeit beschuldigen kann. Der kleine Mann versteht nicht die Rücksicht auf das kleinere Übel. Der wird sagen: ihr habt für die miserablen Handelsverträge mitgestimmt, und darum wählen wir keinen von eurer Sorte, ihr seid mir zu lauwarm. Beweisen Sie auch jetzt durch Ihre Abstimmung, daß die freisinnige Vereinigung es weit von sich weist, in der Niederknüppelung von Handel und Industrie den Agrariern Hilfe zu leisten. (Lebhafter Beifall.) Gutsbesitzer Wilbrandt verlangt Stimmfreiheit für die Abgeordneten und bekämpft dann die neuen Handelsverträge vom landwirtschaftlichen Standpunkt aus. D. Friedrich Naumann: Stimmen Sie der Resolution zu. Unsere Generalversammlungen verlieren gänzlich ihre Berechtigung, wenn bei Meinungsverschiedenheiten unter Abgeordneten kein Beschluß gefaßt werden soll. Der Wille des Zusammenbleibens ist gestern und heute in starken Tönen ausgesprochen worden. Wenn man aber bezweifelt, daß die Zusammensetzung dieser Versammlung der korrekte Ausdruck der Stimmung im Lande ist, so muß doch gesagt werden, daß wir heute der einzig berechtigte Ausdruck unserer Bewegung sind, den es überhaupt gibt. Es ist unberechtigt, innerhalb der eigenen Versammlung ihren Wert durch eine derartige Kritik herabzusetzen. Der Berliner Bestandteil dieser Versammlung ist verhältnismäßig sehr gering. Jede Stimme, die von links her für die Handelsverträge eintritt, erleichtert es den Agrariern, sich der Abstimmung protestierend zu entziehen. (Sehr richtig.) Und es ist ein großes praktisches Interesse der Agrarier, erst die ganze Ernte einzuheimsen und dann aus Gewissensgründen gegen das Resultat ihrer Arbeit zu stimmen. Wir haben keine Veranlassung, diesen Herren die weitere Agitation zu erleichtern, indem wir sie uns erschweren. (Sehr richtig.) Denn auch Mommsen denkt doch an die weitere Agitation im Sinne des Freihandels. Aber eine Agitation, die da sagt: ich habe damals schweren Herzens und der Not gehorchend und aus den und den Bedenken und trotz der und der Bedenken dafür gestimmt, jetzt aber rufe ich: kommt einmal! Der Geist ist nötig, wir wollen das Gerümpel zum Teufel jagen! Wir haben dafür stimmen müssen, aber nun hinab in den Abgrund mit dem Zeug — wird es uns gelingen, in dieser Weise das Volk zu gewinnen? (Stürmischer Beifall.) Es ist ein bleischwerer Gedanke, daß die Jahre bis 1918 eine wirtschaftlich fest gebundene Zeit sind. Wer von uns wird das noch erleben? Aber dieses Jahr 1918 muß werden, was in England 1846 gewesen ist, der Herrschaftswechsel von rechts nach links. Für dieses Ziel kann man noch die Leute lebendig machen, aber mit dem Herumhandeln gewinnen wir keinen Menschen und halten auch keinen Menschen. (Stürmischer Beifall.) Parteien, die noch klein

Digitized by Google

sind, können nicht ohne Glauben arbeiten, und wir haben den großen Glauben, daß dieser Umschwung kommen muß. Und in diese politische Zukunftsarbeit hinein müssen wir uns versenken, um über das Elend der Niederlagen hinwegzukommen. Wir müssen tun, was wir können, für die Zukunft, wo diese ganze Geschichte, die jetzt wie Eisen um das Volk gelegt wird, einmal gebrochen wird und dann deutsch sein auch wieder einmal frei sein heißt, wirtschaftspolitisch und auch sonst politisch. (Stürmischer Beifall.) Reichstagsabgeordneter Dr. Dove: Ich bitte aus meinen Worten keinen Schluß zu ziehen auf die Frage, wie ich im Reichstag stimmen werde. Wir müssen uns nach dem Vorbild der Regierung pythisch verhalten; gerade so wenig wie hinter der Kardorffmehrheit sollen wir mit unserer Abstimmung hinter dem Bunde der Landwirte herlaufen. Jedenfalls erschweren Sie uns mit Ihrer Resolution die Stellungnahme und geben unsern Gegnern Material (Zwischenruf: nicht wir, sondern Sie). Sprechen wir unsern Abscheu vor diesen Verträgen aus, aber lassen Sie es dabei bewenden. (Beifall und Widerspruch.) Dr. Breitscheid-Berlin: Wir, die wir die Resolution unterzeichnet haben, können deren Pointe nicht aufgeben. Vielleicht aber hat die Annahme unserer Resolution doch einen gewissen Einfluß auf die Herren Dove und Mommsen. Es gibt Fälle, wo es die Rücksicht auf ein kleineres Übel nicht gibt, sondern wo man nach prinzipiellen Gesichtspunkten abstimmen muß. Mehr und mehr legen die Arbeiter Wert auf unsere Unterstützung, stimmen Sie den Verträgen zu, dann werden sie darauf verzichten. Wir würdigen Ihre Motive, vermissen aber die logische Konsequenz. Die Versammlung hat nicht pythisch zu sprechen, sondern klar heraus. (Lebhafter Beifall.) Dr. Wilkens-Bremen erklärt, daß sich seine Bremer Freunde ihre endgültige Stellung noch vorbehalten. Dr. Witte-Rostock: Ich bin aktiver Industrieller und gehöre zur chemischen Branche, die sich zu einer weltbeherrschenden Stellung emporgeschwungen hat, weil wir unter befriedigenden Handelsverträgen arbeiteten. Das Inkraftsetzen des autonomen Zolltarifs würde uns unermeßlich schädigen. Aber trotzdem, vom ersten Moment des Erscheinens der Handelsverträge an, gab es für mich nicht ein Zucken mit der Wimper. Ich stehe hier als Vertreter des ganzen Volkes, und wer das sein will, der kann sein politisches Gewissen nur dann beruhigen, wenn er sagt: ablehnen! In diesem Handelsvertragswerk steckt der Geist einer Klassenpolitik, die hundert mal schlimmer ist als die der Sozialdemokraten. (Sehr richtig.) Daran trägt leider auch ein Teil der deutschen Kaufleute die Schuld, die sich von dem Geiste des Zentralverbandes der Industriellen haben fangen lassen. Ich stehe mitten in der Industrie und weiß, daß man jetzt begonnen hat, ein friedliches Verhältnis herzustellen, ein soziales Verständnis zu zeigen, Tarifverträge abzuschließen, nicht als Wohltat, sondern als Recht für die Arbeiter. (Beifall.) Das alles steht jetzt auf dem Spiele; mit den neuen Verträgen kommt die Lohnerniedrigung, die Unterernährung, die allgemeine Verschlechterung der Lebensverhältnisse, die große Demoralisierung. Ist die liberale Partei nicht daran zu Grunde gegangen, daß wir nicht verstanden haben, zu rechter Zeit ein Verhältnis zu den Arbeitern zu finden? (Lebhafte Zustimmung.) So traurig ich über das neue Handelsvertragswerk war, ich habe mich geschämt in die Seele meines politischen Gewissens hinein, daß nicht einmal über diese Frage Einmütigkeit im Liberalismus herrscht (Stürmischer Beifall). Es ist der wichtigste Moment, den wir vielleicht erlebt haben. Jetzt hilft kein liberales Mundspitzen mehr, jetzt muß gepfiffen werden. Denken Sie an die notwendige Versöhnung der sozialdemokratischen Arbeiterschaft, denken Sie, was die neuen Handelsverträge uns bringen, nehmen Sie die Resolution an! Es ist notwendig für den Liberalismus, noch viel notwendiger für das gute reine Bürgergewissen unter uns. (Stürmischer Beifall.) Romann-Gotha spricht im Sinne von Mommsen; Erdmannsdörffer-Berlin spricht für die Resolution. Chefredakteur Bräsel-Stettin meint, die Entscheidung sei schon beim Zolltarif gegen uns gefallen, jetzt könne es sich nur um Opportunität handeln. Ich verlange von Liberalen Duldung. (Zwischenruf: Die haben Sie!) Die Resolution ist ein Scheiterhaufen (Lebhafter Widerspruch). Sie sagen, Sie wollen die Freiheit nicht binden, aber zugleich sprechen Sie das schärfste Verdammungsurteil über uns aus. Für diese Freiheit danke ich. Vorsitzender Abgeordneter Schrader macht Mitteilungen über die Zusammensetzung des Parteitages und betont gegenüber denjenigen, die an eine besonders starke Vertretung des nationalsozialen Elementes glauben, daß gerade die Seestädte hervorragend zahlreich vertreten sind. Ich glaube, wir haben niemals eine Versammlung gehabt, in der die Vertretung von Wahlkreisen außerhalb Berlins ähnlich stark gewesen ist. Stadtverordneter Dr. Preuß-Berlin wendet sich gegen die „Berliner" Mommsen und Dove. (Heiterkeit.) Solche Reden, wie die von ihnen gehaltenen, habe man bisher nur von Nationalliberalen und Zentrumsleuten gehört. Diejenigen, welche für die Handelsverträge stimmen wollten, seien der Regierung auf den Leim gegangen. Durch den neuen Zolltarif hat sich nicht das Ausland bluffen lassen, das natürlich das Wesen des autonomen Zolltarifs durchschaut hat, sondern unsere eigenen Leute. (Stürmischer Beifall.) Graf von Bothmer-München berichtet, daß in den Parteikreisen Süddeutschlands die Stimmung für unbedingte Ablehnung der Handelsverträge sei. Landwirtschaft und Gewerbe werden bei uns eine unermeßliche Schädigung erleiden und dafür darf unsere Fraktion die Verantwortung nicht übernehmen. (Lebhafter Beifall.) Graveur Bizer-Oberstein erzählt, daß er s. Z. nur mit Widerstreben die Fusion mitgemacht habe, daß ihn aber der Verlauf des heutigen Tages und besonders das Referat des Abgeordneten Gothein überzeugt habe, daß die Interessen der Arbeiter in den Reihen der freisinnigen Vereinigung ihre volle Vertretung finden können. Es ist uns häufig nicht leicht gegenüber unseren sozialdemokratischen Kollegen in der Werkstatt fest zu bleiben, besonders wenn wir in derselben Gewerkschaft sitzen. Erschweren Sie uns nicht unsere Stellung noch durch Zustimmung zu diesen Handelsverträgen, welche die gesamte Geschäftstätigkeit in die größte Verwirrung stürzen, denn darunter haben in erster Linie die Arbeiter zu leiden. (Großer Beifall.) In ähnlichem Sinne äußert sich Fuchs-Hamburg und Koch-Dessau. Letzterer meint: wenn Sie geschlossen gegen die Handelsverträge stimmen, dann werden unsere sozialdemokratischen Kollegen uns etwas schief ansehen und sagen: das sind Leute, vor denen man den Hut ziehen muß. Reichstagsabgeordneter v. Gerlach-Berlin erklärt, daß er zu denjenigen Mitgliedern der Reichstagsfraktion gehört, die unter allen Umständen das Handelsvertragswerk ablehnen. (Lebhafter Beifall.) Dem schließt sich auch in seinem Schlußwort Gothein an und spricht die Hoffnung aus, daß wohl noch in der Reichstagsfraktion eine einheitliche Stellung der Ablehnung herbeizuführen sei. Die Industrie sei sich hinreichend klar über die Schäden des neuen Tarifs. Mit zündenden Worten, die mit einem Beifallssturm aufgenommen werden, fordert Gothein zur unermüdlichen Arbeit auf gegen die handelspolitische Reaktion wie gegen die Reaktion auf allen Gebieten.

Es kam nun zur Abstimmung über die Resolution. Sie wurde **mit allen gegen etwa 20 Stimmen** angenommen, fand also eine Sieben-Achtel Mehrheit. Die Mehrzahl der Reichstagsabgeordneten stimmte für die Resolution. Die 20 Stimmen setzten sich in der Hauptsache aus Vertretern Berlins und der Seestädte zusammen. Aber auch von den Vertretern der Seestädte hatte die Mehrheit für die Resolution gestimmt. Klarer konnte die Stimmung des Liberalen Wahlvereins gegenüber den neuen Handelsverträgen gar nicht zum Ausdruck gelangen. Damit hat die überwältigende Majorität der Parteimitglieder vollkommen die publizistische Stellung gedeckt, die „Nation" und „Hilfe" seit Monaten handelspolitisch eingenommen hatten.

So war die Generalversammlung am Ende ihrer Tätigkeit angelangt. In seiner Schlußrede führte Schrader nochmals mit beherzigenswerten Worten aus, daß sich auch auf dieser Tagung die Einigkeit der Partei in allen grundlegenden Fragen gezeigt habe. Wenn man auch taktisch hier und da auseinanderginge, so käme dies auch in anderen Parteien vor Auseinandersetzungen zwischen Parteifreunden sollten jedenfalls in größtmöglicher Versöhnlichkeit stattfinden. Nachdem Dr. Petersen-Hamburg in bewegter Rede ein Hoch auf den verdienten Vorsitzenden ausgebracht hatte, mahnte Schrader zu energischer Fortsetzung unserer politischen Arbeit. Er sei nicht so pessimistisch wie der Optimist Naumann und hoffe, bereits vor dem Jahre 1918 einen Umschwung. Es möchten nur die Freunde ihr Möglichstes dazu tun. (Allseitiger Beifall.)

Wir könnten mit dem Ergebnis dieser Tagung zufrieden sein.

K.

Ein tragikomischer Handelsvertrag

Je länger man sich mit den neuen Handelsverträgen beschäftigt, desto mehr unangenehme Überraschungen erfährt man. Immer neue Schlechtigkeiten entdeckt man, so daß man schließlich zweifelhaft wird, welcher der neuen Verträge nun wohl der allerschlechteste ist. Ich will die Frage nicht entscheiden; aber sicherlich ist kein Vertrag so charakteristisch für die Auffassung unserer Regierung von den Bedürfnissen der deutschen Volkswirtschaft und von den Aufgaben eines Handelsvertrages wie der Vertrag mit Rumänien und seine Begründung in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung".

Graf Bülow liebt es, sich auf den Fürsten Bismarck zu berufen, nicht nur, wenn er etwas Vernünftiges will, sondern auch, wenn er ein schlechtes Gewissen hat. In seiner denkwürdigen Reichstagsrede vom 1. Februar hat er die Antwort ausgeplaudert, die Bismarck im Jahre 1886 dem russischen Minister von Giers erteilt haben soll, als dieser sich über die Erhöhung der russischen Zölle beklagte: „Weinen Sie nicht, den deutschen Agrarzöllen wird Rußland eine Industrie zu verdanken haben." Mit dieser Erinnerung hat Graf Bülow seinem Vorgänger unrecht getan, denn Bismarck dachte gar nicht daran, die Entwickelung einer russischen Industrie absichtlich zu fördern. Seine hohen Getreidezölle waren nur ein Pressionsmittel gegen Rußland, er wollte

Digitized by Google

einen Tarifvertrag, dessen Notwendigkeit er vollauf erkannte. Und er war bereit, um dies zu erreichen, mit dem Getreidezoll wieder bis auf eine Mark herunterzugehen. Diese vom Abgeordneten Gothein vor mehreren Jahren im Reichstage festgestellte und seitdem oft wiederholte Tatsache ist niemals von berufener Seite bestritten worden.

Also Bismarck tröstete nur mit solchen Worten den betrübten Gegner: „Ne pleurez pas!" Graf Bülow aber hat so gehandelt, als ob die Anekdote zwischen ihm und dem rumänischen Minister sich abgespielt hätte. Er weiß, daß Rumänien Agrarstaat ist und außerordentlichen Wert auf agrarische Ausfuhr legen muß. Trotzdem sperrt er sie durch hohe Zölle ab, und erklärt sich von vornherein außerstande, „der landwirtschaftlichen Ausfuhr Rumäniens erhebliche Zugeständnisse anzubieten". Daß er dadurch Rumänien geradezu zwingt, durch hohe Industriezölle und Staatssubventionen eine eigene Industrie zu entwickeln, kann ihm nicht verborgen gewesen sein. Es ist unseren Unterhändlern nicht verborgen geblieben, aber sie verlieren kein Wort darüber, sondern nehmen einfach das „industriell-protektionistische" Programm Rumäniens als gegeben hin, obgleich es doch nur eine Folge unserer eigenen verkehrten Zollpolitik ist. Deswegen hat man von vornherein darauf verzichtet, auch nur den gegenwärtigen Stand der Zölle wieder zu erreichen, geschweige denn, weitergehende Ermäßigungen durchzusetzen. Der Vertrag zielte von vornherein nirgends auf Erleichterung des Verkehrs, bei keinem Vertrage ist die Behinderung des Handels so offen als Zweck der Verhandlungen ausgesprochen worden. Wörtlich heißt es in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung": „Es kam darauf an, den neuen Vertrag so zu gestalten, daß die unvermeidlichen Einbußen beider vertragschließender Teile in richtigem Verhältnis zueinander blieben." Also nicht sich selber nützen, sondern dem Gegner schaden, ist das Prinzip.

Weiter: der gegenwärtige Vertrag gilt unserer Regierung als schlecht, weil wir mit ihm „keinen Vorsprung vor anderen Ländern gewinnen" konnten. (Wenn die Regierung konsequent wäre, müßte sie es für einen großen Vorteil des Vertrages halten, daß auch Rumänien auf unserem Markte keinen Vorsprung gewonnen hat, aber einen solchen Mangel an Einseitigkeit darf man von unseren heutigen Handelspolitikern nicht erwarten.) Die Vergünstigungen des Vertrages sind zum Teile auch anderen Staaten, vielleicht sogar in stärkerem Maße als uns, zugute gekommen. Das ist ein „Übelstand", der verhütet werden muß. Schikanieren ist ja die Losung heute. Man hat daher von vornherein darauf verzichtet, Forderungen zu stellen, wenn deren Erfüllung auch anderen nützen könnte.

Weiter: Es sind von vornherein aus dem Kreise der Waren, für die man Verkehrserleichterungen wünschte, (wörtlich) „nach Möglichkeit diejenigen ausgeschieden worden, die Roh- und Hilfsstoffe oder sonstige Produktionsmittel für die rumänische Industrie bilden, und an deren Herabsetzung im Zolle Rumänien selbst in erster Linie und jedenfalls noch stärker als wir interessiert ist". (Natürlich fehlt auch hier die Nutzanwendung auf deutsche Zölle, deren Beseitigung im eigenen Interesse unserer Industrie läge.) Über die Schädigung unserer Ausfuhr in solchen Stoffen tröstet uns das Bewußtsein, daß der Gegner noch mehr darunter leidet als wir.

Man hat den Kreis noch enger gezogen, man hatte alle „Stapelwaren für den Massenverbrauch" ausgeschieden, die „schon jetzt mehr oder weniger von der rumänischen Industrie hergestellt werden". Man hat also gar nicht einmal mehr den Versuch gemacht, Deutschland in solchen Produkten auf dem rumänischen Markte konkurrenzfähig zu erhalten. Man hat sich mit Absicht und vollem Bewußtsein auf solche Spezialartikel beschränkt, die Rumänien voraussichtlich in absehbarer Zeit nicht herstellen kann, entweder aus Mangel an technischer Ausbildung oder wegen der Beschränktheit des rumänischen Marktes. Infolgedessen enthält der neue Vertrag unvergleichlich viel weniger Ermäßigungen und Bindungen als der alte. Bisher waren von 576 Zollpositionen 185 gebunden, jetzt von 854 nur 146, also früher der dritte, jetzt nur noch der sechste Teil. Da die Regierung selbst stets auf Zollbindungen besonderes Gewicht legt und in ihrer Denkschrift sogar behauptet, der deutschen Industrie käme es viel weniger auf die Höhe der fremden Zölle als auf die Stetigkeit der Zollverhältnisse an, so folgt schon daraus, daß der neue Vertrag wesentlich schlechter ist als der alte.

Aber dafür werden dann in den wenigen Zollpositionen, auf die man sich beschränkt hat, weitgehende Zollermäßigungen erzielt sein! — Die Anlage 17 der Regierungsvorlage schließt stolz, daß vom Vertrage berührt sind 52 Millionen Lei. „Davon entfallen auf die zugestandenen Bindungen 14 Millionen, Zollermäßigungen 38 Millionen." Dem deutschen Exporteur werden die Augen übergehen, wenn er sich diese Zollermäßigungen genauer ansieht. Sie bleiben nur etwas zurück hinter den Sätzen des neuen Zolltarifes, der ja noch gar nicht in Kraft ist und ohne Deutschlands Vorgehen wohl niemals entstanden wäre. Im Vergleich zu den bisherigen Zöllen bedeuten auch diese sogenannten „Zollermäßigungen" ganz erhebliche Zollsteigerungen. Die einzige einigermaßen wesentliche Verbesserung ist die Herabsetzung des Zolles auf Teerfarben von 60 auf 50 Lei. Außerdem finden sich nur ein paar ganz unbedeutende Ermäßigungen und ein paar Bindungen bisheriger Zölle. Alles andere ist im Zolle gestiegen. Die vertragsmäßigen Steigerungen, die hauptsächlich die Eisen-, Maschinen-, Textil-Industrie und Konfektion treffen, betragen fast durchgehend wenigstens 25 pCt. der bisherigen Sätze, vielfach auch 100, 200 pCt. und noch mehr.

Das nennt Graf Bülow „die Interessen unserer Industrie und unseres Handels wahrnehmen". Das nennt er, ihnen „im wesentlichen die Bedingungen erhalten, deren sie zu ihrem Gedeihen bedürfen". Einen solchen Vertrag nennt er „an und für sich eine wirtschaftliche Stärkung, deren segensreiche Folgen wiederum in erster Linie dem Handel und der Industrie zugute kommen". — Wahrhaftig, wenn der neue Vertrag der deutschen Volkswirtschaft nicht Millionen kostete, man könnte sich herzlich freuen über diesen neuesten Bülow-Witz.

Charlottenburg. Dr. Heinz Potthoff.

Die Bilanz im Kohlenstreik

Rein äußerlich genommen, haben die Grubenbesitzer triumphiert. Sie haben ihren Herrenstandpunkt aufrecht erhalten, die Mißachtung des heiligsten Rechtes der Arbeiter, des Koalitionsrechtes, durchgesetzt. Sie haben sich auch den herabgesetzten Forderungen der Arbeiterschaft gegenüber steifnackig bewiesen und es erreicht, daß die Bergleute demütig bittend wieder zur Arbeit kommen mußten.

Aber gerade dieser moderne Fabrikfeudalismus hat doch diesmal in einem Maße verstimmt, wie wir dies bisher in Deutschland noch nicht gewöhnt gewesen sind. Einer so allgemeinen Sympathie hat sich bisher noch kein Streik erfreut, selbst nicht der große Berliner Konfektionsarbeiterstreik in der Mitte der 90er Jahre, der doch sicher eine geringer gelohnte, noch mehr ausgebeutete Arbeiterschaft betraf, als die Ruhrbergleute es sind. Daß Bischöfe, Stadtverwaltungen, konservative Leute Streikgelder spenden, ist bisher noch nicht dagewesen. Sicher hat zu der allgemeinen Verurteilung des Verhaltens der Zechenbesitzer sehr stark das Verhalten des Kohlensyndikats beigetragen, das sich geradezu zum Muster der rücksichtslosesten Interessenvertretung ausgebildet hat. Besonders im Ruhrgebiet selbst merkte an dies sehr stark.

Auch noch ein anderes Moment kam hier zum Durchbruch. Die Sympathie mit den Streikenden wuchs auch deshalb, weil alle Welt fühlte, daß Handel und Wandel viel mehr abhängig war von der Arbeiterschaft als von der Hand voll Zechendirektoren. Die Arbeiterlöhne fehlten den Kaufleuten, den Handwerkern, den Gastwirten, den Hausbesitzern. Kurz, alles stockte, weil der Arbeiter nichts verdiente. Die 200000 streikenden Bergleute verdienten sonst täglich 800000 Mk. Diese fehlten. Deshalb hätten auch der Bäcker, der Metzger, der Zigarrenhändler, selbst der Geschäftsreisende eine Lohnerhöhung mit Freuden begrüßt, während es ihnen ziemlich gleichgültig sein konnte, ob die Dividende der Aktien- und Kuxeninhaber um 1 pCt. zurückging und ob die Zechendirektoren statt 200000 Mk. nur noch 150000 im Jahr verdienten.

Digitized by Google

Es wäre sehr erfreulich, wenn in Deutschland immer mehr das Bewußtsein durchdringen wollte, daß die Masse des Volkes am guten Verdienst der Arbeiterschaft interessiert ist, und daß ein wirtschaftlicher Gegensatz zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft, weil der eine Teil Arbeitgeber, der andere Teil Arbeitnehmer ist, nur immer auf einzelnen Punkten vorhanden ist, aber nicht allgemein besteht.

Zugleich bekam das alte bei der orthodoxen Sozialdemokratie noch immer beliebte Dogma von der einen reaktionären Masse des Bürgertums einen tüchtigen Stoß. Daß der Streik nicht völlig verloren ist, sondern einen bemerkenswerten Erfolg aufzuweisen hat, ist sehr erheblich dem Eintreten des Bürgertums zuzuschreiben. Dies hat den Bergbaulichen Verein moralisch ins Unrecht gesetzt. Dies hat die Regierung auf die Beine gebracht, gesetzliche Reformen vorzuschlagen. Man kann bedauern, daß der Einfluß der Arbeiterschaft, der sozialdemokratischen beinahe noch mehr wie der selbstbewußten christlichen auf die öffentliche Meinung so gering in Deutschland ist. Man soll sich aber nicht darüber hinweg täuschen. Wir denken in Deutschland noch viel zu wenig demokratisch. Alle sozialdemokratischen Redensarten von der Befreiung der Menschheit durch die Sozialdemokratie können nichts daran ändern.

Am allerschlechtesten hat bei diesem Streik die Regierung abgeschnitten. Ihre schlappe Haltung hat den Zechenbesitzern in einer Weise das Rückgrat gestärkt, daß die „Rheinisch-Westfälische Zeitung" in diesen Wochen sich Artikel leisten konnte, die alles bisher dagewesene überstiegen haben. Das Blatt ist in einer Weise mit der Regierung umgesprungen, als ob diese tatsächlich nichts weiter sein dürfte als der Büttel des Großkapitals. Es war die reinste Aufwiegelung zur Anarchie, die da gepredigt wurde. Man muß gestehen, daß in republikanischen Ländern die Kohlenarbeiter bei Streiks, die kaum solche Mißstände enthüllt haben wie der hiesige, einen ganz anderen Schutz an ihrer Regierung gehabt haben als die Ruhrbergleute an der preußisch-deutschen. In Amerika und Frankreich sind die Präsidenten, bezw. Ministerpräsidenten, ins Streikgebiet gefahren und haben einen loyalen Frieden vermittelt. Graf Bülow aber hatte in diesen Tagen keine Zeit, sich zu überzeugen, wie es im Ruhrbergbau aussieht. Er mußte im Reichstag die Agrarier zufrieden stellen. Der Oberberghauptmann v. Velsen aber war ein so schwächlicher Regierungsvertreter, daß seine Vermittelungsversuch im Hotel Reze in Essen wirklich nicht danach angetan waren, den Trotz der Syndikatsherren in Nachgiebigkeit zu wandeln.

Daß die Arbeiter den Streik nicht wirklich gewinnen konnten, darüber waren sich die Führer natürlich von vornherein klar. Kein Unternehmertum ist stärker als das von Monopolbetrieben, wenn sie im Syndikat sind. Auch wenn gleich anfangs das internationale Einvernehmen etwas besser gewesen und die Einfuhr von britischen und belgischen Kohlen etwas mehr gehindert worden wäre, so war die Festung doch zu stark, als daß sie hätte genommen werden können. Um eine allgemeine Kalamität zu erzeugen, hätten die Vorräte nicht so stark sein dürfen und die Arbeiter etwas mehr gerüstet sein müssen. Aus dieser Erkenntnis erklärt sich auch das anfängliche starke Bremsen der Verbandsleiter.

Daß die Führer den richtigen Moment zum Rückzug erkannt und die aufgeregten Massen zum Wiederanfahren gezwungen haben, ist sehr erfreulich. Daß es dabei nicht ganz glatt abgegangen ist, ist kein Wunder. In unverantwortlichem Trotz haben eine ganze Anzahl Zechenverwaltungen die Situation verschlimmert, indem sie sich auf die zugeschickte Abkehr berufen teilweise auch neue Anmeldungen und neue Gesundheitsatteste verlangt und Maßregelungen vorgenommen, kurz in jeder Weise die Arbeiter vor den Kopf gestoßen haben.

Im allgemeinen ist der Streik in geradezu musterhafter Ruhe und Ordnung verlaufen. Bei den vielen Unorganisierten, dem zahlreichen fremden Volk, haben die Führer das Menschenmögliche geleistet. Dabei muß man bedenken, daß es z. B. dem alten Verbande früher außerordentlich schwer gewesen ist, erziehlich zu wirken, weil die Saalabtreibereien hier geradezu gewerbsmäßig betrieben worden sind. Dem alten Verbande haben z. B. in den großen Kreisen Bochum und Gelsenkirchen kaum 3—4 kleine Lokale zur Verfügung gestanden. Erst während des Streiks hat sich das geändert.

Eine Erhöhung der Beiträge ist bei den beiden Verbänden der Bergleute mit Sicherheit zu erwarten. Aber selbst wenn die Kriegskassen viel stärker gefüllt sind als diesmal, so dürfte doch eine Niederzwingung des Unternehmertums in einem solchen Riesenstreik auch künftig außerordentlich schwierig sein. Denn das Unternehmertum rüstet sich inzwischen auch. Die Zähigkeit des englischen Arbeiters, der zu hungern versteht, der lieber unter freiem Himmel kampiert, als daß er sich unterwirft und sein Recht aufgibt, besitzt der deutsche Arbeiter nicht. In der Beziehung ist unser deutsches Volk viel zu weich und zu nachgiebig. Unter solchen Umständen können auch die Generalstreikler aus dem jetzigen Kampfe eine recht gute Lehre entnehmen. Wenn schon 200 000 Arbeiter sofort zusammenklappen, sobald die erste Streikunterstützung zu gering ist, trotzdem die Augen von ganz Deutschland mit Sympathie auf ihnen ruhen, wie jämmerlich wird dann ein allgemeiner Generalstreik verlaufen, in dem Bürgertum, Regierung und Polizei gegen die Arbeiterschaft Stellung nehmen. Das mögen die Friedeberg und Genossen sich merken!

Die Zeit, wo das Unternehmertum sich durch große erfolgreiche Streiks überraschen läßt, geht immer mehr vorüber. Heute besteht das Heil in starken Organisationen, die durch die Wucht ihrer Bewegung, durch Aufklärung und Erziehung der Massen möglichst ohne Streik die erforderlichen Rechte von dem Unternehmertum abtrotzen. Der andere Regulator ist die öffentliche Meinung, die schließlich in der Gesetzgebung zum Ausdruck kommt. **H. Kötschke.**

Unsere Bewegung

Nationalsozialer Preßverein. Unsere Hoffnungen haben sich im Laufe dieser Woche vollkommen erfüllt. Wir quittieren über folgende Beiträge: Ahrensburg (Holstein) E. M. II. 10 Mk.; Altenburg (S.-A.) E. S. II. 5 Mk; Ansbach Ma. II 5 M.; Augsburg Bi. III. 5 Mk.; Bad Nauheim Fr. II. 5 Mk.; Bari (Italien) Ma. II. 5 Mk.; Barmen Oe. II. 5 Mk.; Bensheim Fl. II. 5 Mk.; Berlin Ba. II. 5 Mk, Bu. III. 20 Mk., Chr. III. 5 Mk., Co. II. 5 Mk., En. III. 5 Mk., Er. II. 5 M., Gu. II. 5 Mk., Ho. II. 5 Mk, Ka. II. 5 Mk., Kau. II. 5 Mk., Mi. II. 10 Mk., Sa. III. 5 Mk, Schr II. 5 Mk., Ti. I. 5 Mk., Wa. II. 5 Mk., We. II. 5 M., Zr. II. 5 Mk.; Bakenau, Te. II. 5 Mk.; Börlingen, Fa. II. 5 Mk.; Bordesholm, Ne. II. 5 Mk.; Brandenburg, Gr. II. 5 Mk.; Braunschweig, Kö. II. 5 Mk., St., II. 5 Mk.; Bremen, Gr. II 5 Mk., Ol. II. 5 Mk., Pä. II. 5 Mk.; Breslau, Au. II. u. III. 10 Mk., Ne. II. 5 Mk.; Braunweiler, Pl. II. 5 Mk, Büsum, Le. II. 5 Mk, Calw, Kau. II. 5 Mk.; Carzig, Re. II. 5 Mk.; Chemnitz, Sch. III. 30 Mk.; Danzig, Sch. II. 5 Mk., Darmstadt, Ju. II. 5 Mk.; Degerloch, v. St. II. 50 Mk; Dietrichsdorf, St. II. 5 Mk; Dorotheendorf, Pe. II. 5 Mk; Dortmund, Re. II. 5 Mk; Dresden, Gr. II. 5 Mk., Hae. II. 5 Mk., Schm. II. 5 Mk, Düsseldorf, La II. 10 Mk.; Duisburg, Gr. II. 5 Mk.; Ebingen, Sch. II. 5 Mk.; Elberfeld, Sa. I. 1 Mk.; Ellwangen, La. II. 5 Mk.; Erlangen, He. III 7 Mk.; Eßlingen Sch. II. 5 Mk.; Feuchtwangen, Wo. II. 5 Mk.; Frankfurt (M.), Bü. II. 5 Mk., Ad. II. 5 Mk., Hü. II. 5 Mk., Ka. II. 5 Mk., Ge. II 5 Mk, Pr II 5 Mk., Re. II. 5 Mk., St. II. 50 Mk., We. II. 5 Mk., Ze. II. 5 Mk.; Gießen, Be. II 5 Mk., No. II. 5 Mk.; Göppingen, La II 5 Mk., Sch. II. 5 Mk.; Göttingen, De. II 5 Mk, Ot. III 5 Mk., Sch. II. 5 Mk.; Gries, Ad. II. 2 Mk.; Großenhain, Ga. II. 2 Mk, Ku. II. 2 Mk.; Halle a. S., v. Bl. I. 20 Mk.; Hamburg, Ah. II. 5 Mk, Be. II. 5 Mk., Bö. II. 3 Mk., Br. II 12 Mk., Ei. II. 10 Mk., Hä. II. 5 Mk, Li. III. 5 Mk., Ma. III. 5. Mk, Oh. II. 3 Mk, Pe. II. 20 Mk, Re. I. 3 Mk., Se. II. 5 Mk, St. III. 5 Mk., Ta. II 5 Mk., Wa. II. 20 Mk., We. II. 5 Mk; Hannover, Mk. III. 7 Mk; Hausen, Ka III. 5 Mk; Heilbronn, Ma. II. 6 Mk., We. I. 5 Mk.; Herford, Di. II. 5 Mk; Hermsdorf, Ga. II. 5 Mk.; Hohenaspe, Po. II. 5 Mk.; Homberg, Ke. III. 5 Mk.; Hornerg, Le. II. 5 Mk.; Hubertusburg, Na. II. 5 Mk.; Jena, M.-B. II 5 Mk.; Karlsruhe, Ha. II. 5 Mk, Mö. II. 5 Mk.; Kassel, Nationalsoz. Verein III 5 Mk.; Klinke, Ki II. 5 Mk.; Köln, Al. II. 5 Mk; Königsberg, Fü. II. 5 Mk; Königstein, Ko. II 5 Mk.; Leipzig, H. Ba. II. 5 Mk., P. Ba. II. 5 Mk, Di. II. 5 Mk, Gr. II. 5 Mk, Li. II. 5 Mk., Mü. II. u. III. 10 M.; Löhringhausen, Sch. II. 1 Mk.; Lübeck, De. II. 10 Mk.; Marburg, Nationalsoz. Verein, II.

Digitized by Google

20 Mk.; Si. II. 5 Mk.; Markgröningen, Jo. II. 5 Mk.; Massow, Schm. II. 5 Mk.; Münchberg, Go. II. 5 Mk.; München, Bl. II. 5 Mk., Bl. II. 5 Mk., Br. III. 50 Mk., Go. II. 20 Mk., Ho. III. 5 Mk., Re. III. 10 Mk., Sch. II. 5 Mk., Sz. II. 5 Mk., Th. II 5 Mk., Vo. III. 5 Mk., Wa. III. 5 Mk., Si. II. 5 Mk.; Oberstein, Le. II. 32 Mk., Wo. II. 5 Mk; Offenburg, Rö. II. 5 Mk.; Oldenburg, Kö. II. 5 Mk., Ru. II. 5 Mk.; Oppenheim, Op II. 5 Mk.; Oranienstein, We. II. 5 Mk.; Pirmasens, Ko. III. 20 Mk.; Plauen i. V., Bi. II. 5 Mk.; Posen, Ar. II. 5 Mk., Gr. II. 5 Mk., St. II. 5 Mk.; Rebdorf, v. Eg. II. 10 Mk.; Riede, Zi II. 5 Mk.; Schüttorf, Ma. II. 5 Mk.; Schwedt, Lö. II. 5 Mk., Siegen, Fr. II. 5 Mk.; Söflingen, Re. II. 5 Mk.; Slock, Da. II. 5 Mk.; Straßburg, Ste. III. 5. Mk., Bi. I. 10 Mk., Cu. III. 5 Mk., Ep. II. 5 Mk., Fa. II. 5 Mk., Fe. II. 5 Mk., Freunde der „Hilfe" III. 10 Mk., Ho. III. 5 Mk., G. Ho. III. 5 Mk., Ma II. 10 Mk., G. Wo. III. 5 Mk.; Stuttgart, Au. III. 5 Mk., Ba. II. 5 Mk., Gr. (?). 5 Mk., He. III. 5 Mk., Im. III. 6 Mk., Ko. II. 5 M.; Überau, St. II. 5 Mk.; Undingen, Ho. II. 5 Mk.; Urnshausen, Kö. II. 5 Mk.; Wöblingen, He. II. 5 Mk.; Walpernhain, Im. II. 5 Mk.; Weimar, Vo. III. 5 Mk.; Wittenberge, Zo. II. 5 Mk.; Wittlensweiler, Sa. III. 5 Mk.; Würzburg, Bu. II. 5 Mk; Zwickau, Me. II. 5 Mk.

Zusammen 1262,— Mk.
Dazu laut Ausweis in Nr. 6 1000,— Mk.

Insgesamt 2262,— Mk.

Allen Freunden, die zu diesem glänzenden Ergebnis beigetragen haben, sagen wir herzlichen Dank. Wunschlos können wir darum aber noch längst nicht sein. Solange die „Hilfe" mit ihrer Leserziffer nicht an der Spitze aller politischen Zeitschriften Deutschlands steht, solange haben wir keine Zeit müde zu sein, so lange müssen wir unsere Freunde zum Eintritt in den Preßverein veranlassen. Unser Ziel wird nicht eher erreicht, ehe sich nicht Mitgliederzahl und Einnahme verfünffachen. Also, alle Mann an Bord! — Die Mitgliederversammlung unseres Vereins nahm am 12. Februar im Architektenhause einen anregenden Verlauf. Die Satzungen, der Geschäftsbericht über 1904 und Voranschlag für 1905 fanden einstimmige Annahme. Der Verein ist stolz darauf, an den Fortschritt unserer „Hilfe" verdienstvollen Anteil zu haben. Zum 1. Vorsitzenden und zugleich Geschäftsführer wurde Franz Schneider, zum stellvertretenden Vorsitzenden Chr. Tischendörfer gewählt.

Berlin-Schöneberg, Hohenfriedbergstraße 11.

Die Geschäftsleitung.

Im Zirkus Busch

Während draußen unter den Linden das Volk gedrängt steht, um die Beerdigung Menzels zu erwarten, strömen die Landwirte zum Zirkus Busch. Die Versammlung ist natürlich nicht so zahlreich, wie es von den agrarischen Blättern gesagt wird, aber auch dieses Mal wie sonst sehr imponierend. Auch dieses Mal sieht man viele von den tüchtigen deutschen Männern, deren Tagesarbeit den größten Teil der deutschen Volksernährung herstellt und vor denen man auch dann volle Hochachtung haben muß, wenn man die Politik für falsch und höchst gefährlich hält, die von ihnen getrieben wird.

Von vornherein ist das Interesse darauf gerichtet, wie der Bund der Landwirte zu den Handelsverträgen steht. Es ging aber, wie es zu erwarten war. Herr v. Wangenheim erklärte sofort in der Eröffnungsrede, daß eine bestimmte Direktive auf dieser Versammlung nicht gegeben werde. Das heißt in einfaches Deutsch übersetzt: wir wollen abwarten, ob auch ohne uns die Handelsverträge durchgehen und ob die Regierung bei guter Abstimmung noch einige kleine Trinkgelder zu geben bereit ist. Die Grundstimmung ist schmollendes Schmunzeln: wir haben etwas erreicht, müssen uns aber die Möglichkeit erhalten, weiter zu schreien!

Die allgemeinen Zustände werden schwarz in schwarz gemalt, damit die Notwendigkeit der Bündler desto glänzender hervortritt. Die Zustände in Rußland und Frankreich, der Bergarbeiterstreik und die Sozialdemokratie im Ganzen werden benutzt, um die Stützen von Thron und Altar zu empfehlen, die „noch einmal wieder aufbauen, wenn alles niedergerissen sein sollte". Der Bauer und Handwerker will gern der Regierung vertrauen, nur muß die Regierung ihm behilflich sein. In solchem Vertrauen wird das Hoch auf den Kaiser ausgebracht, nicht als morituri te salutant (Sterbende grüßen dich)!

Nach Wangenheim spricht Rösicke: Der Bauernstand ist als gleichwertig anerkannt worden. Das ist ein Sieg, den uns die Organisation gebracht hat, gegenüber Großkapitalismus und Proletariat. Wer steht in Rußland auf dem Boden der Ordnung? Der Bauernstand! Er ist auch bei uns das Bollwerk der Ordnung. Der Bund der Landwirte lebe hoch!

Nach dem Kassenrevisionsberichte kommt Hahn: Der Bund hat 6614 Versammlungen gehalten. Wir haben erst den zehnten Teil der Bauern organisiert. Das muß besser werden. Es fehlen Männer im größeren Besitz, die „ruhig zu uns kommen können, ohne Ungelegenheiten fürchten zu müssen." Haben wir wirklich Neid, Haß, Verhetzung gesät? Nein, nein, wir haben in der ruhigsten und maßvollsten Weise gearbeitet. Die Versammlung bestätigt durch Zuruf, daß Hahn, Rösicke und Oertel nicht gehetzt haben. (Bravo!) Alles war „Aufklärung". Schon daß wir überhaupt auf Handelsverträge eingehen, ist ein überaus weitgehendes Entgegenkommen gegen die Industrie. Wenn die Industrie ihre Kartelle rücksichtslos ausnutzen kann, hat sie dies zum guten Teil dem Bunde der Landwirte zu verdanken. An Renten im Betrag der Großindustriellen-Dividenden kann die Landwirtschaft nie denken. Alle Staaten gehen zur Industrie über, und deshalb muß der Exportgedanke verkürzt werden im Inlandsmarkt. Der Kampf muß fortgesetzt werden.

Nun kommt Oertel. Er hat Zuschriften bekommen, er sei zu weich und könne den gemütlichen Sachsen nicht verleugnen. Also sei er auf dem von Bülow beliebten Mittelweg. Das Recht, „sich nicht vor den Bauch stoßen zu lassen", hat jeder Staatsbürger. Der Einfluß der Börse muß noch weiter gebrochen werden. Auch Handelsminister Möller hat in der Hibernia-Angelegenheit die Macht der Börse empfunden. Die Börse hat sich wieder „heraufgejobbert". Der neue Gesetzentwurf verdirbt die geringen Vorteile des bisherigen Zustandes. Natürlich muß Posadowsky bei seinen kapitalistischen Ansichten die Börse fördern. Es muß eine Begriffsbestimmung des Börsenspieles hergestellt werden, die keinen Ausweg zuläßt, das Börsenregister muß geschärft und mit Strafbestimmungen gesichert werden. Nur bei gebundener Börse sind die Handelsverträge von Nutzen. Die Handelsverträge haben lange gewährt, sind nicht gut, aber doch etwas besser. Bülow hat „Fleiß und Sachkenntnis", aber die Regierung hätte mehr erreichen können, wenn sie rechtzeitig gekündigt hätte. Die Erhöhungen der Getreidezölle sind unwesentlich. „Die Zumutung, zufrieden zu sein, verstehe ich nicht." Die Verhütung von Seuchen ist unzureichend. Alles hängt dabei davon ab, wie es „gemacht" wird. Die gefährlichsten Transitläger werden erhalten. Futtergerste wird herabgesetzt. Der Mißstimmung hierüber muß schärfster Ausdruck gegeben werden. Im ganzen stellt sich immer noch ein kleines Plus heraus, wenn die Handhabung der Handelsverträge günstig ist, wenn sofort nach der Beschlußfassung die alten Verträge gekündigt werden, wenn die Meistbegünstigungsverträge gekündigt werden, wenn auf anderen Gebieten die Landwirtschaft gefördert wird. Nur unter diesen Bedingungen können wir zustimmen. Die Zukunft liegt nicht auf trügerischem Wellengrunde, sondern im Ackerbau.

Graf Reventlow beginnt mit einigen Späßen über Gothein, der ihm offenbar etwas hart im Magen liegt, und bedauert das Ausscheiden des Oberagrarier aus dem Reichstag. Das ist alles. Herr von Bodelschwingh-Schwarzenhasel redet über die Kanalvorlage. Der Bund der Landwirte ist nicht verkehrsfeindlich, will aber nur Verkehrspolitik für Bauern und Mittelstand. Was das ist, bleibt im Dunkeln. Am Gegensatz gegen den Mittellandkanal wird festgehalten. Der Kanal vermehrt die Sozialdemokraten. Das Schleppmonopol ist ein Blender, denn es verteuert die Fracht nicht genügend. Die „höheren politischen Erwägungen" der „Kreuzzeitung" müssen abgewiesen werden. Die Mehrheit des Abgeordnetenhauses ist umgefallen. Die Schuld liegt beim Zentrum. Auf das Zentrum als solches ist kein sicherer Verlaß. Die Nationalliberalen sind zur Kapitalistenvertretung geworden. Die Hauptinteressenten am westphälischen Bergbau sind Juden. Die Juden wiegeln die revolutionären Elemente in Rußland auf. Es wird vom Landtag an das Herrenhaus zu appellieren sein. Die umgefallenen Konservativen sollen nicht wieder gewählt werden. Der Redner nimmt den alten Fritz und den Dichter Schiller für den Bund der Landwirte in Anspruch. (Werden diese beiden sich im Himmel wundern!)

In der Debatte, deren Einzelheiten nicht von Bedeutung sind, spricht v. Oldenburg-Jannuschau dem Reichskanzler seine Billigung aus: „als vorletzter versetzt". Die Engel im Himmel werden ihre Freude an ihm haben, wenn er noch agrarischer wird. (Sind das Agrarengel?) Herr Scheuermann aus dem Elsaß berichtet über wachsenden Anschluß an deutsche Reichsgesinnung. Das wird richtig sein, aber daß der Bund der Landwirte das hervorbringt, ist Phantasie. Der Redner beleidigt die Liberalen als charakterlos und spricht antisemitisch. Auch Tischlermeister Abg. Pauli macht schöne Späße über die Liberalen und preist im übrigen die Mittelstandsvereinigung. Auch ihm ist unser Freund Gothein unbequem. Den Gipfel des Volksvergnügens bildet das Erscheinen Liebermanns v. Sonnenberg. Er macht aber nur wenige Witze und verkündet die Einheit der Handlungsgehilfen mit dem Bund der Landwirte. Das Interesse ist zu Ende. Was nun noch kommt, ist Mattigkeit. — — Sollen wir nun noch das alles kritisieren? Unsere ganze Arbeit ist Kritik an dieser Strömung, die wir nicht unterschätzen dürfen. Heute haben die Agrarier gesiegt. Wer siegt, wenn wieder Handelsverträge gemacht werden?

F.

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 7. Berlin, 19. Februar 1905.

Reich werden

Die Deutschen wollen zu schnell reich werden. Selma Lagerlöf.

ist es wahr? Sind wir vor anderen Völkern dem Glanz des Goldes erlegen? Wir sagen voll Überzeugung: nein. Was fröhliches Wachstum, aufstrebende Volksmacht in sich schließen, kann nicht mit dem wegwerfenden Urteil: „Sie wollen zu schnell reich werden," abgemacht werden. Wo sich ein Bescheidener seinen Platz erobert, der ihm gehört, sieht man stets neidische Augen. Allein es ist nicht viel gewonnen, wenn wir behaupten, daß wir nicht schlechter sind als die anderen. Wir nehmen jenes Urteil, das uns stutzig machte, allgemeiner. Es ist ein Zeichen der Zeit, daß man möglichst schnell reich werden möchte. Das ist nicht nur volkswirtschaftlich bedenklich. Hier steckt eine sittliche Krankheit.

Wollen wir nicht groß *werden*, sondern groß *bleiben*, so muß der Grundsatz zum Gemeingut der urteilenden und denkenden Menschen werden, daß der Weg zum Reichtum ein langer ist. Wo Reichtümer über Nacht gewonnen werden, da hängt meistens Blut und Sünde dran. Und war es ein besonderer Glücksfall, der den Menschen hinaufschnellte, so braucht er doppelte Stärke, in der Versuchung nicht zu erliegen. Wird Reichtum ohne dauernde, hingebende, werbende Kraft gewonnen, so verarmt der Mensch. Er verliert den Blick für die wirklichen Lebensschwierigkeiten. Der Maßstab für die Arbeit wird gefälscht, der Gesichtswinkel für jedes wirtschaftliche Handeln verschoben: der Sinn für die natürlichen Bedingungen des Wachstums verkehrt. Es ist ein Jammer, daß sich diese Sucht, schnell reich zu werden, nicht nur einbürgert, sondern daß sie als anständige, selbstverständliche Gesinnung sich aufzuspielen wagt. Das ist eine Volksgefahr. Jeder Groschen stellt Arbeit dar, und in der Million liegen Tausende von Arbeitstagen schaffender Männer und wirtschaftender Frauen eingesenkt. Daß doch die Geldstücke reden könnten und erzählen von dem Schweiß, der an ihnen hängt, von der Mühe, die sie sammelte, von gebeugten Rücken, durchwachten Nächten, gespartem Brot. Sie klingen und singen silbern und hart, und ihre Melodie ist auf Arbeit gestimmt. In ihrem Ton hören wir das Surren der Räder, das Schlagen der Hämmer, das Stampfen der Maschinen, und in dem allen das Pochen von Menschenherzen, die dachten und sannen, sich sehnten und ängstigten. Dieses Lebendige ist zusammengeronnen im festen Metall. — Das Schlimme ist, daß wir es nur als tote Münze durch die Hand gleiten lassen. Hört die Stimmen der Arbeit im Gold und Silber! Horcht auf die Volksmelodie, welche jedes Geldstück singt: bald traurig von Müh' und Plage, bald froh von Arbeitslust und Erfolg, aber immer ernst.

Vergessen wir diesen Ernst des Geldes nicht, das durch die Finger gleitet! Ein Stück Volkskraft liegt da in unserer Hand! Solche Gedanken des Gewissens behüten vor dem „Reichtum über Nacht", machen uns und unser Volk gesund.

Traub.

Adolf von Menzel

Als ein Neunzigjähriger ist derjenige nun von uns gegangen, den Freund und Feind in gleicher Weise rückhaltlos als den ersten Künstler der deutschen Gegenwart bewundert haben, dessen Ruhm international war, dessen Kunst jenseits allen Streites der Parteien blieb, weil sie in ihrer eigenen Kraft und Klarheit ruhte. Wir haben nicht zu klagen; denn die Lebenssumme dieses Mannes durfte sich abrunden. Wir tragen keine unerfüllten Hoffnungen zu Grabe. Seit 1833 hat Menzel mit ununterbrochener Freudigkeit, Frische und Gesundheit sich mitteilen können — in 72 Arbeitsjahren häuften sich die Stöße seiner Blätter. Wie man nicht begreift, daß Luther die Zeit behielt, 150 Bände voll zu schreiben, so wird man bei Menzel zunächst vor der Fülle seines Schaffens staunend stille halten. Voltaire hat einmal gesagt: „Das Genie steckt im Poder". Menzel war so fleißig wie Luther und Goethe. Der Fanatismus zur Arbeit war sein eigentliches Lebenselixir. Gott hat ihm bis zu den letzten Tagen den geliebten Stift gelassen.

Ein Breslauer Kind, ist er schon mit 15 Jahren nach Berlin gekommen und ein Berliner mit ganzer Seele geworden. Seine Kunst ist nur hier denkbar, und man nennt ihn mit Recht den vollgültigen Erben Chodowieckis. Er, der in den letzten drei Jahrzehnten von Kaiser und Volk mit den höchsten Ehren bedeckt wurde, hat Künstlers Erdenwallen in der Jugend reichlich durchlebt. Die Bewunderung im breiteren Sinne hat erst nach 1870 eingesetzt. Auch dann ist sie keine allgemeine gewesen. Die Engländer haben mit der Londoner Menzel-Ausstellung vor zwei Jahren nichts anzufangen gewußt. Bei den Franzosen, die Böcklin keine Träne nachweinten, regte sich in letzter Zeit wenigstens die kühle Bewunderung; sie, wie die Italiener, vermißten etwas, was wir das Blühende im Kunstwerk nennen möchten. In Deutschland hat der Künstler seine leidenschaftlichsten Bewunderer in der Mark selbst gehabt. Er war in den letzten zehn Jahren der populärste Mann von Berlin. In Süd- und Westdeutschland haben die Künstler wohl begriffen, was wir an ihm hatten. Aber selbst die große Düsseldorfer Sonderausstellung vom vorigen Jahre hat beim großen rheinischen Publikum nicht entfernt die Begeisterung wecken können wie etwa eine Böcklin-Ausstellung.

In der Tat sind unsere Empfindungen bei Menzels Tod sehr verschieden von der Trauer an Böcklins Bahre. Menzel „konnte" mehr als Böcklin in allem, was das Objekt betraf. Seine Zähigkeit, den Dingen auf den Leib zu rücken und trotz aller Einzelheiten die Form als Ganzes zu fassen, war beispiellos. Die Künstler überkam es oft wie ein Rausch, wenn sie sahen, mit welcher Energie hier das Detail erobert war und zwar auf männliche Art, nicht spielerisch wie bei Meissonier. Wer dabei von „Abschreiben" redet, der hat keine Ahnung vom Prozeß der Umsetzung des Geschauten in die Linie und Fläche auf dem Papier. In dieser Art, die Natur zu bewältigen, steckt nicht nur unendliches Können sondern auch ein gut Teil Poesie. Freilich nicht die romantische Poesie Böcklins oder Feuerbachs, ebensowenig wie die innige Art Schwinds und der Nazarener. Menzel war eine herbe, kühle Natur, die nur die eine Wärme der künstlerischen Produktion kannte. Er hat nicht geheiratet, und man sagt, er hätte von den Frauen nichts wissen wollen. Er blieb allein mit seinem Auge, seinem Stift, seinem Objekt. Seine Lebenskraft floß ganz in diese Zeichnungen, Gouaches,

Digitized by Google

Aquarelle, Holzschnitte. Hier suche man sein Temperament, seine Wärme, seine Liebe.

Auch denen, deren Seele nicht in erster Linie sich durch das Auge nährt, gab er Vieles. Vor allem den Alten Fritz. Diese wundervolle Figur war um 1850 schon fast verdrängt und historisch geworden. Menzels 400 Zeichnungen zu Kuglers „Geschichte Friedrichs des Großen" und zu den eigenen Werken des großen Königs machten die Gestalt wieder zu einem unter uns Lebenden; heute kennt jedes Schulkind durch Menzel den Alten Fritz ebensogut wie den alten Kaiser Wilhelm. Mit der Zähigkeit, die Menzel eigen war, hat er sich auch in die Historie gebohrt, tapfer die Lücken seiner Bildung überwunden und schließlich so gut im Friedericianischen Bescheid gewußt, daß er einen Carlyle belehren konnte. In solcher Fülle der Anschauung entstanden dann auch die großen Ölgemälde, nicht nur das „Flötenkonzert" und die „Tafelrunde in Sanssouci", sondern auch das Bild: „Friedrich der Große auf Reisen", „Die Begrüßung mit Joseph II. in Neisse", das „Bon soir, messieurs" (nach der Schlacht von Leuthen im Schloß Lissa) und „Die Anrede Friedrichs des Großen an seine Generale am Morgen von Leuthen". Seit dem Königsberger Königsbild ist er dann in die Geschichte der Gegenwart gemündet; unter diesen Hohenzollernbildern ist „Die Abfahrt des Königs zur Armee 1870" das bedeutendste.

Der Kaiser hat Menzels Verdienste um sein Haus mit dem Schwarzen Adlerorden belohnt, eine für einen Künstler ganz ungewöhnliche Auszeichnung. Wir anderen fragen bei einem Künstler nicht, wen, sondern wie er verherrlicht hat. Das Rätselhafteste unter seinen Malereien bleibt doch wohl sein kleines Bild in der Nationalgalerie: „Interieur" von 1840, das eine hellbeleuchtete Zimmerecke mit Mahagonimöbeln zeigt. Man könnte meinen, es sei um 1880 gemalt. Hier scheint der französische Impressionismus der 50er und 60er Jahre vorausgenommen. Und ist das Kerzenlicht auf dem Flötenkonzert nicht ein Wunder der Beleuchtung, das auch die größten Lichtkünstler der Gegenwart, fünfzig Jahre später noch bestaunen? Noch höher steht mir eine lesende alte Frau, die in ihrem Goldton an Rembrandts bekannte alte Frauen erinnert. Wie vieles könnte man aufzählen, was vor 1860 gemalt ist und modernste Probleme enthält.

So nur ist es zu erklären, daß dieser Mann sich nicht überlebte und nicht das Schicksal vieler Bedeutender erfuhr, daß die Zeit über sie wegging. Freilich gibt es keine Menzelschule, und man kann es beklagen, daß dieser Vielkönner nicht der Führer einer Truppe wurde. Die Modernen haben, bei aller Bewunderung, doch zu deutlich gefühlt, daß ein Ehrgeiz, Menzel nahezukommen, verhängnisvoll werden müsse. Denn seine Art ist sowohl unerreichbar wie auch abschließend. Auf diesem Wege liegt keine Zukunft, nur eine starke, fesselnde, kraftvolle Gegenwart. Das darf man bei aller Bewunderung nicht vergessen. Auch wäre es gefährlich, wenn sich eine zweite Natur in ähnlicher Weise auf ihre Herbigkeit festlegen wollte. Zwischen Menzel und dem Schmeicheln liegt noch das weite Gebiet der Kunst tönender Seelen. Die Deutung des Unbeschreiblichen war nicht Menzels Absicht; das Rauschen der Tiefe hat er vielleicht gehört, aber nicht gemalt und gezeichnet. Auch hier bewundern wir die Klarheit, mit der er sich selbst erkannte. Aber wir brauchen diese Einseitigkeit nicht zu preisen.

Es ist herzerquickend, die Einmütigkeit zu sehen, mit der die gesamte künstlerische Welt an der Bahre der kleinen Exzellenz seiner Größe huldigt. Mit den Schaffenden vereinigen sich die Unzähligen, welche dem Verstorbenen Stunden kraftvoller Anschauung und jene tiefe heimliche Freude verdanken, die das von allen Schlacken gereinigte Gebilde der oft verwirrten Seele schenkt. Mit dem Kaiser trauern auch die Arbeiter. Menzels Eisenwalzwerk feiert die flammende Schönheit ihrer Feuersäle und huldigt der zuckenden Gefahr am Glühofen.

Und nun fragen wir mit dem Rechte des Lebens: wer wird die Führung der deutschen Kunst übernehmen? Mit Menzel ist etwas zu Grabe getragen, was in dieser Form nicht wieder auferstehen wird. Möchte das Gedächtnis des großen Toten den Kampf der Gegenwart segnen und der deutschen Kunst helfen, den Wettbewerb im eigenen Lande und mit denen draußen kraftvoll, leidenschaftlich und mit bohrendem Fleiße weiterzuführen.

Paul Schubring.

Erinnerungen an die Klinik

(Schluß.)

Er hatte daselbst einen Assistenzarzt „an der Hand", womit er sagen wollte, daß er diesen zu bedienen hatte, wobei er ein tüchtig Stück Geld verdiente. Aber als unruhigen Geist hielt es ihn nicht lange in der schönen Neckarstadt, und er zog wieder nördlich, um als Bahnarbeiter sein Brot zu verdienen. Eines Abends erzählte ihm ein Kollege, daß man es als Krankenwärter „so scheen" habe: Karl wurde Krankenwärter. Aber mochte er als Hausdiener und Bahnarbeiter tauglich sein — zum Krankenwärter hatte ihn die Natur offenbar nicht veranlagt. Denn gar manches Mal warf er die Gazen, mit denen er Wunden abgetupft hatte, in naiver Weise wieder zu den frischen, was ihm etliche Ohrfeigen der energischen Schwester Theotima eingetragen haben soll. Ein Jahr hielt er es unter deren strengem Regiment aus. Als ich das erstemal als Kranker in die Klinik zog, nahm Karl Abschied. Er hatte einen gewissen Kreislauf vollendet und ward wieder Landwirt. Zugleich wollte er eine Jagd pachten, um „Füchse und Dachse" zu jagen.

Mit jener strengen Theotima hatte ich etliche Gespräche über medizinische Themata geführt. Mein Lieblingsthema war der Blinddarm, der mir in früheren Jahren zwei Entzündungen verursacht hatte. Der Direktor der Klinik war ein erfahrener Hofrat, dessen Spezialität die Blinddarmoperationen waren, und da ich in den letzten Wochen wieder Schmerzen an den „Verwachsungen" gespürt hatte, so wollte ich meinen Aufenthalt in der Universitätsstadt benützen und beschloß bei mir, die Ursache des Übels entfernen zu lassen. In diesem Entschluß bestärkte mich der Abteilungsarzt des Grafenhauses, Dr. Leimes, ein mir äußerst sympathischer Herr, mit dem ich bekannt geworden war.

Am letzten Juli zog ich in das Grafenhaus ein. Ich wurde mit meinem alten Schulkameraden zusammengelegt. Er befand sich auf dem Wege der Besserung, und wir tauschten unsere Erlebnisse aus. Die erste Tortur, die ich bestehen mußte, war das Mittagessen mit einer großen Anzahl oder besser Unzahl von Gängen. Abends jedoch begann das Fasten. Ich verbrachte eine famose Nacht und bekam am nächsten Morgen ein Bad (welches also auch die sauberen Leute bekommen!). Um ½12 Uhr machte mir die strenge Theotima eine Morphiumeinspritzung, und um ¾12 Uhr begab ich mich — festen Schrittes, wie es einem gedienten königlich preußischen Soldaten geziemt — in das Verbandzimmer. Ein Wärter wollte mir helfen, mich auszukleiden; aber ich war doch kein Kranker sondern ganz wohlauf und wies die Hilfe geziemend zurück. Daraufhin bestieg ich den fahrbaren Operationstisch, wurde mit einem klinischen Hemd und Leintüchern versorgt und verlassen. Eine kleine Viertelstunde konnte ich meinen Gedanken nachhängen; dann kamen zwei Assistenzärzte, deren einer mich chloroformierte. Das war mir noch nie in meinem Leben passiert, und ich hatte nur von den verschiedensten Wirkungen gehört: man würde um sich schlagen, im Dusel die Ärzte fordern auf Säbel sine sine und dergleichen mehr. Von dem allen kann ich nichts berichten. Nur weiß ich noch, daß ich den festen Willen hatte einzuschlafen, und daß ich etliche gute und schlechte Witze machte. Bald merkte ich, daß ich einem Rausch entgegenging, wie ich ihn nicht einmal in meiner Studentenzeit gehabt hatte, und als ich dies dem Doktor sagte, und er meinte, ich solle nur nicht zu arg renommieren, sprach ich das denkwürdige Wort: „Vernünftige Leute kriegen keine Räusche."

Hier endet mein Gedächtnis. Als ich nach drei Uhr erwachte, war ich ein Mann ohne Wurmfortsatz geworden. Aber Schmerzen hatte ich, wahrhaftig. Eine Gummibinde war mir um den Leib gebunden worden, und die drückte mörderisch. Es folgten wenig angenehme Stunden, Tage und Nächte. Ich schlief wenig, bekam die Gelbsucht, und des Nachts ertappte ich mich öfters beim Wimmern. In einer dieser Nächte wachte ich frierend auf und war stark in Schweiß gekommen. Ich glaubte Fieber zu haben und klingelte der Nachtwache. Ich bat um das Thermometer. Aber energisch sagte die Schwester: „Das wäre noch schöner; im Grafenhaus wird des Nachts nie gemessen." Ich bekam ein Glas heiße Milch und sollte weiter schlafen.

Digitized by Google

Das war die „Erziehung durch die Schwestern", wie sich Dr. Leimes am anderen Morgen ausdrückte. Es war die gestrenge Erasma gewesen.

Aber meine Schmerzen wurden mir durch Verschiedenes gemildert. Da muß ich vor allem der Schwester Geminia gedenken, eines stets heiteren Wesens, das durch jedes Wort und jeden Blick seiner wundervollen Augen einen erfreute und unwillkürlich zur Geduld mahnte. Ich habe, als die ersten Tage vorbei waren und der Geist sich wieder etwas freier bewegte und sich nicht mehr nur um die Krankenzimmerobjekte und Schmerzen drehte, viele ernste Gespräche mit ihr geführt, namentlich über Religions- und kirchliche Fragen. Sie war eine strenggläubige Katholikin und tief fromme Natur, dabei von wohltuender Duldsamkeit. Bewundernswert war ihre dialektische Gabe. Ich habe in meinem Leben schon viele Versammlungen und Redeabende besucht, aber selten jemand gefunden, der eine derartige Schlagfertigkeit in der Diskussion hatte. Zu zweien, mein Freund und ich, mußten wir uns recht kräftig anstrengen, um nicht zu unterliegen. Ich muß sagen, daß ich aus diesen Gesprächen viel gelernt habe und zugleich einer Persönlichkeit nahe getreten bin, der ich meine volle Hochachtung entgegenbringe.

Dr. Leimes, dem wir beide sehr zugetan waren, besuchte uns morgens und abends. Meist befand sich Schwester Theotima bei ihm, die wir seine Adjutantin nannten, und die den „Verbandwagen" herein- und hinausschob. Ich bin nicht in der Lage, zu erzählen, was alles an Sonden, Zangen und anderen Greueinstrumenten auf diesem Wagen ruhte, da ich ihn mir nie genau betrachtet habe. Ich selber kann ihm nicht böse sein, da ich nie in nähere Berührung mit ihm kam. Aber mein Freund haßte diesen Wagen von Grund seiner Seele, und die Schwester erzählte, daß vor Jahren ein Student ihn besungen hätte.

Als mir die Gummibinde am zweiten Tage nach der Operation weggenommen wurde, war die Hauptursache meiner Schwerzen entfernt, und mein Freund erzählt noch jetzt mit Lachen, daß ich diesen Moment mit dem Schwertmotiv aus der Walküre begrüßt hätte. Hierbei merkten wir, daß wir beide große Wagnerfreunde sind, und wir zögerten keinen Moment, uns in Motiven aus sämtlichen Opern zu unterhalten. Mehr als eine Woche lang ward das Zimmer Nr. 5 von Wagnerischen Tönen erfüllt. Mit dem Holländermotiv weckten wir uns, und noch vor dem Frühstück wurden, namentlich seit die Nachbarzimmer leer waren, halbe Meistersingerakte aufgeführt. In den Wagner hinein klangen dann die stereotypen Rufe meines Freundes: „Frische Gaze!" und „Fachinger Wasser!" Beide Erfordernisse wurden mit Leitmotiven versehen und vom Johann, der der Nachfolger des Karl geworden war, zu dessen Ergötzen gesanglich erbeten. Der Johann war ein braver, arbeitsfreudiger Mensch, der im Gegensatz zu seinem Vorgänger schon seit seinem sechzehnten Jahr Krankenwärterdienste tat. Er zeigte öfters Spuren von Humor; so sagte er eines Tages, als mein Freund mit seiner Binde nicht zurecht kam und in den verzweifelten Ruf ausbrach: „Ach, ist das eine Wirtschaft!" mit verschmitztem Lächeln: „O nein, wir haben hier keine Wirtschaft." Am meisten aber haben wir damals gelacht, als er uns einen „Hofratsbesuch" machte. Kommt er da eines Morgens herein, wünscht huldvoll guten Morgen, geht ans eine Bett und fragt, was die Schmerzen machen, geht ans andere und fragt, ob der Appetit gut sei, spricht seine Freude darüber aus, daß die Herren so munter seien — und verschwindet.

So brachte uns jeder Tag neuen Stoff zur Erheiterung. Beide waren wir darüber einig, daß wir in gesunden Tagen nicht soviel gelacht hatten. Die Erinnerung an unsre Erlebnisse beim Militär bot des Heiteren genug. Oder es kam ein Freund „aus der Stadt" — denn wir betrachteten uns als ganze Einsiedler, obwohl wir mitten in der Stadt lagen —, und dann wurden um die Wette Witze gemacht und lustige Geschichten erzählt.

Als wir vierzehn Tage im Krankenhaus beisammen lagen, kam eine große Veränderung. Der zweite Stock, in dem unser fideles Zimmer lag, sollte mit frischen Böden belegt werden mit Ausnahme unseres Zimmers. So wurden alle Kranken forttransportiert, und wir blieben. Das war zwar zum Vorteil unserer Wagner-Interpretationen, die nun ungedämpft vor sich gehen konnten, und in mächtigem Baß erklang das Frische-Gaze-Motiv. Aber es begann nun ein Rumoren und Hämmern und Sägen und Hobeln, das auf die Dauer doch ungemütlich wurde. Auch die Erklärung eines Bekannten, daß das nur eine Nervenprobe sei, konnte dieses Urteil nicht mildern.

Wir waren froh, daß wir aufstehen durften. Meine Wunde war gut zugeheilt; Dr. Leimes war entzückt von der „wundervollen Narbe". Am ersten Tag ergingen wir uns etwas im Gärtchen, um unsere Füße wieder mit ihrer eigentlichen Funktion vertraut zu machen. Am zweiten Tag wandelten wir schon in ein benachbartes Waldtal. Hier wurde ein Abschiedsgedicht verfaßt, in dem das ganze Grafenhaus mit dem Doktor und den Schwestern und dem Johann verewigt wurde. Das Opus fand mehr Freude, als wir nur denken konnten; nach einem halben Tag wußten es die Schwestern und etliche Kranke auswendig, und es wurde öfters bei passender Gelegenheit zitiert. Auch die grimme Schwester Erasma in ihrer noch grimmeren Form „Rasme" wurde poetisch bedacht, und sie versprach, wenn wieder einmal ein Kranker des Nachts gemessen sein wolle, ihm das Gedicht vorzulesen.

Drei Wochen, nachdem sie mir den Wurmfortsatz herausgeschnitten hatten, durfte ich ziehen. Ich bekam eine Binde und muß mit diesem Sattelzeug nun noch etliche Monate herumgehen. Dann aber bin ich besser dran als die meisten Menschen; denn mir droht keine Blinddarmentzündung mehr, und ich hoffe als „Mann ohne Wurmfortsatz" noch recht lange zu leben. —

Draußen hat der Regen längst aufgehört, und die Luft ist klar und erfrischt. Im Westen aber ist ein wunderherrliches Bild zu schauen. Ein Farbenspiel ohnegleichen! Hinter den blauen und schwarzen Bergen geht die Sonne unter, blutig rot, und wirft violette Lichtwogen in die Ebene und Täler. Hier empfindet auch einer, der im Nebel keine sieben Farben sieht, die unzähligen feinen Farbenstimmungen. Da vergesse ich alles Vergangene, die leid- und lustvollen Stunden der Klinik, und ich jauchze hinaus wie der „Taugenichts" in die freie Welt, einen Abschiedsgruß der sinkenden Sonne.

Hugo Martin.

Büchertisch

Sprüche der Freiheit. Wider Nietzsche und andere Herrenmoral. Von Franz Staudinger. Verlag von Eduard Roether, Darmstadt. Preis broch. 2 Mk., gebd. 3 Mk.

Daß die Behandlung der sozialen Probleme, welche heute den Hauptgegenstand der politischen und wirtschaftlichen Kämpfe bilden, auch in anderer als in der Form trockener Darstellung und Beweisführung möglich ist, davon gibt obiges Büchlein des bekannten Neukantianers und Sozialethikers Prof. Dr. Staudinger ein gutes Zeugnis. In dem knappen Gewande der Spruchform beleuchtet der Verfasser die politischen und sozialen Schäden der Gegenwart und weist in den Kapiteln vom „neuen Denken und Wollen" und von „neuer Tat" zugleich auf die Heilmittel hin, die allein als geeignet erscheinen, die Herrenmoral des überspannten Kapitalismus zu überwinden. Es ist im großen und ganzen unser wirtschaftspolitisches Programm, das uns hier in poetischem Gewande entgegentritt und unseren Lesern Anregung und Genuß bieten wird.

Henrich.

Helles und Dunkles. Erzählungen von Eva Treu. Max Hansens Verlag in Glückstadt. 230 S. Preis broch. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Seit Jahren erfreut Eva Treu die Leser der „Gartenlaube" durch ihre kleinen Erzählungen. Sie passen so recht in den Heimburgstil, den dieses Blatt jahrzehntelang mit großer Hingabe gepflegt und zum Entzücken eines großen Leserkreises zu üppiger Blüte gebracht hat. Dieser weitverbreiteten Gemeinde der Heimburgschwärmerinnen wird auch Eva Treus neues Buch hochwillkommen sein. Manche Mutter wird es als passendes Geschenk für ihre junge Tochter wählen; es ist eben ein Buch, das man nach der landläufigen Meinung „jedem jungen Mädchen mit gutem Gewissen in die Hand geben kann". Sicherlich ist nichts „Unpassendes" oder gar Häßliches darin zu finden; aber mir scheint, in all ihrer Harmlosigkeit richten diese Art Bücher eine ganze Menge Unheil an. Der eigentliche Typus der alten Jungfer mit Mops, Kaffeetasse und Leihbibliotheksbuch soll ja nach den neuesten Forschungen im Aussterben begriffen sein. Denen, die etwa noch vorhanden sind, mögen noch recht viele „Heimburgs" und „Eva Treus" gegönnt sein; ihnen können sie kaum noch schaden, und vielleicht erfüllen sie da ihren Zweck und bringen in manch armes, einsames Leben ein bischen Licht und Freude. — Aber ein junges Ding, das mit erwartungsfrohem Herzen an der Schwelle steht, was für ein Bild muß es sich vom Leben machen, wenn es diese Schilderungen von Menschen und

Digitized by Google

Menschenschicksalen für echt nimmt! In den allermeisten Fällen bekommt jeder Hans seine Grete. Natürlich sind zunächst eine Hindernisse künstlich zusammengetüftelt; denn sonst hätte ja die ganze Geschichte ungeschrieben bleiben müssen. Glücklicherweise beruhen alle diese Hindernisse fast immer nur auf den unglaublichsten Mißverständnissen, in der letzten Erzählung „Dennoch" sogar auf einer geradezu albernen Namens- und Personenverwechslung. Dennoch — zum Schluß ist alles, wie immer bei Eva Treu und wie so selten auf dieser besten aller Welten, eitel Freude und Wonne. An keiner Stelle ist auch nur der schwächste Versuch gemacht worden, die Menschen und ihre Schicksale innerlich zu erfassen, sie in inneren Zusammenhang zu setzen. Wie viele Enttäuschungen muß wohl ein junges Menschenkind durchmachen, ehe das unbarmherzige, brutale Leben die schiefen Begriffe von Menschen und Menschenschicksalen, die ihm Bücher wie „Helles und Dunkles" geben müssen, richtig gestellt hat! — Ich will übrigens noch erwähnen, daß die Erzählung „Ein Strahl des Glücks" tragisch endet. Die Schlußwendung läßt vermuten, daß die Verfasserin Marie von Ebner-Eschenbach gelesen hat. Ein sehr gründliches Studium dieser unserer größten Dichterin kann ihr sicher nur nützlich sein. F.

Die Landjugend. Jahrbuch zur Unterhaltung und Belehrung, Herausgegeben von Heinrich Sohnrey. 9. Jahrgang.

Der wohlbekannte Herausgeber steht an der Spitze des Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege. Alle, denen der heilige Mutterboden der Erde nicht in erster Linie Ausbeutungsobjekt sondern Urquell alles Lebens ist, denen das Wort Vaterland nicht einen toten, staatsrechtlichen Begriff bedeutet sondern frei und froh empfundenes Gefühl für Volksgemeinschaft, bei denen das Wort „meine Heimat" eine ähnliche innige Klangfärbung annimmt, wie wenn er sagt „meine Mutter", all' diese, sage ich, werden den Bestrebungen des Herausgebers und des Vereins sympathisch gegenüberstehen. Auch die „Landjugend", die in ihrem 9. Jahrgange jetzt vorliegt, will diesen Interessen dienen, will Liebe zur Heimat im Kinderherzen zu klarer Flamme entfachen, zur ländlichen Heimat mit ihrer stillen Schönheit und ihren intimen Reizen in Dorf und Hütte, Feld und Wiese, Berg und Wald, Moor und Heide. Mit dem überwiegenden Teile ihrer Märchen, Erzählungen, Naturbeobachtungen, Gedichte und Bilder wird ihr das auch gelingen. Die Beiträge sind bei ihrer Menge nicht alle gleich gut. Besonders schön sind die Bilder und Naturbetrachtungen. Gegen eine Nummer muß ich jedoch Einspruch erheben. Gleich die erste Geschichte, die Erzählung aus dem Schwarzwalde, ist vollständig verfehlt, ist geradezu ein Schulbeispiel für das „Elend unserer Jugendschriftenliteratur", ist äußerlich und innerlich unwahr. Ich habe sie nur zu Ende gelesen, weil ich mußte. Im übrigen sei das Buch als Volks- und Jugendschrift bestens empfohlen. R. Leyser.

Dr. Wilhelm Bode, Über den Luxus. Verlag von K. G. Th. Scheffer. Leipzig 1904. 166 Seiten Preis brosch. 1,60 Mk.

Der bekannte Weimaraner Goetheschriftsteller (zugleich auch verdienstvoller Vorkämpfer gegen den Alkoholismus) ist der Verfasser des vorliegenden Büchleins über, oder besser: gegen den Luxus. Er streitet wider die überladene Verlogenheit unseres Lebens, gegen Landschaftsschändung, Protzentum u. dergl. und gegen die Industrialisierung. Was er sagt, ist nicht neu; jeder vornehm, frei und natürlich fühlende Mensch empfindet das gleiche. Aber weil's frisch, persönlich geschrieben, liest man's mit Vergnügen. Ein Rezept gegen die „Drahtkultur" (wie der Kunstwart sagt) weiß auch Bode nicht. Freiwillige Armut? Dieser gute Gedanke wird nur in wenigen Wirklichkeit werden; die Masse wird erwerbslustig bleiben. Darin steckt die Einseitigkeit des Buches, daß es unhistorisch und unpsychologisch gewollt ist. Denn sonst müßte mehr drin stehen von dem kulturellen Sinn der technischen Entwickelung und von der menschenernährenden Wirkung des industriellen Kapitalismus. Freilich: die Kehrseiten sind trüb. Das weiß jeder, und noch niemand — mit Ausnahme der betr. Unternehmer — hat den Halbzustand der Industrie als etwas Erfreuliches empfunden. Aber gerade darum müssen wir für eine vollendete technische Durchbildung und Entwickelung eintreten, weil die erst den Menschen wieder in die Höhe schiebt. Unterwegs stehen zu bleiben, um sich zu schauen und zu klagen, hat wenig Wert und Sinn. — Aber sonst mag das Büchlein, das von starkem sozialem Geist durchweht ist, fleißig gelesen werden. Und da und dort wird's hoffentlich auch was nützen. Th. H.

Bis der Arzt kommt. Von Dr. H. Bartsch-Heidelberg. Otto Petters, Heidelberg. 1904. 301 S. 3 Mk. br.

Allgemeine Verhaltungsmaßregeln bei den einzelnen Krankheiten der Kinder Zusammengestellt von Dr. Römheld-Gundesheim a. N. Otto Petters, Heidelberg. 75 Pfg.

Es war bis vor kurzem in ärztlichen Kreisen verpönt, für das Publikum über Krankenbehandlung zu schreiben, weil derartige Schriften leicht die Selbstpfuscherei befördern und dann mehr schaden als nützen; Dr. Bartsch (1.) hat diese Klippe in meisterhafter Weise umgangen. Er stellt in anregender Form die Grundzüge der naturgemäßen Gesundheits- und Krankenpflege dar und belehrt die Angehörigen und Pfleger, wie sie den Erkrankten zu behandeln haben, bis der Arzt zur Stelle ist. Die Hauptkunst des Verfassers aber besteht darin, daß er aus der Masse des wissenschaftlichen Stoffes, den er völlig beherrscht, gerade das für den Laien wichtige und nötige herauszugreifen und allgemeinverständlich zu machen versteht. Wenn wir auch in einigen Punkten, so bezüglich der Zulässigkeit des regelmäßigen, wenn auch mäßigen Alkoholgenusses, mit dem Verfasser nicht übereinstimmen, so wünschen wir dem Buche doch die allgemeinste Verbreitung; jeder Arzt, der es kennt, wird es gern in den Händen seiner Klientel sehen, und jeder Hilfeleser, der es kauft, wird uns für den Hinweis dankbar sein. 2. bildet gewissermaßen eine Ergänzung zu 1. Auf 51 Einzelblättern sind in klarer, bestimmter Fassung die Anweisungen, welche die Vierordtsche Universitäts-Kinderklinik in Heidelberg den Angehörigen der kranken Kinder zu geben pflegt, abgedruckt, z. B. über das Stillen, künstliche Ernährung der Säuglinge, Diät bei Darmkatarrhen, Wasseranwendungen, Bäderbereitung, Klysmen usw. Die Verordnungen, die noch einzeln à 1 Pfg. zu haben sind, und für deren wissenschaftlichen Wert schon der Name des Direktors der Klinik bürgt, ersparen dem Arzt weitläufige Ausführungen und Aufzeichnungen. F.-Hbg.

Allerlei

Morgenandacht.

Die Morgensonne zielte
Hin über meinen Arbeitstisch
G'rad' auf mein Kind, das spielte
Auf blanken Dielen, blond und frisch.
Ich saß und sann, in Sorgen
Wohl über meinen Tisch gebeugt,
Indes der lichte Morgen
Dem lieben Kind die Locken streicht.
Bald heben blonde Köpfchen
Sich über meinen Tisch empor;
Ein flammend frohes Köpfchen
Strahlt Morgenglut und -gruß hervor.
Da hab ich mit der Feder
Die Sorgen weggelegt geschwind;
Ich ward ein stiller Beter:
Bleib', Sonne, bleib' bei meinem Kind!

E. Onnasch.

Eingegangene Bücher

Von den uns zur Besprechung zugesandten Büchern und Broschüren führen wir folgende hier an:

Auch eine Philosophie oder Religion? Aus dem Nachlaß des Frankfurter Mathematikers Dr. *. Herausgegeben von Theodor Poppe. Gebr. Knauer, Frankfurt a. M. 137 S.

Aus der Vorzeit der Erde. Von F. Frech. 61. Bdch. von: „Aus Natur und Geisteswelt". B. G. Teubner, Leipzig. 135 S. 1,25 Mk.

Der papierne Drache. Vom deutschen Aufsatz. Von Otto Anthes, Oberlehrer in Lübeck. R. Voigtländer, Leipzig. 72 S. 0,80 Mk.

Die ärztliche Mission unter Heiden und Mohammedanern. Von Hermann Feldmann, Arzt in Eckartsheim. Missionsbuchhandlung, Basel. 176 S. 1,60 Mk.

Die Japaner und ihr Wirtschaftsleben. Von K. Rathgen. 72. Bändchen von: „Aus Natur und Geisteswelt". B. G. Teubner, Leipzig. 130 S. 1,25 Mk.

Die moderne Frauenbewegung. Von K. Schirmacher. 67. Bdch von: „Aus Natur und Geisteswelt". B. G. Teubner, Leipzig. 149 S. 1,25 Mk.

Die Welt des Sichtbaren. Eine Betrachtung über die Art und Weise unseres Sehens. Von Arthur Kiesel. Mit 9 Abbildungen. R. Voigtländer, Leipzig. 106 S.

Ein Buch für Eltern. I. Den Müttern heranreifender Töchter. 128 S. II. Den Vätern heranreifender Söhne. 120 S. Von Dr. med. Friedrich Siebert. Seitz & Schauer, München. Jeder Band 1,50 Mk.

François Coillard, der Apostel der Sambesi-Mission. Von Gustav Peyer, V. D. M. Mit 6 Bildern und 3 Karten. Missionsbuchhandlung, Basel. 128 S. Geh. 1,20 Mk., geb. 1,80 Mk.

Für stille Stunden der Selbstbesinnung. Andachten von Hermann Hillinger, Pastor zu Dresden. Franz Sturm & Co., Dresden. 163 S.

Im Jahre 2356. Roman eines russischen Terroristen. Von Wilh. Fischer. H. G. Münchmeyer, Dresden-Niedersedlitz. 255 S. Geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Peter Cornelius' Literarische Werke. 1. Gesamtausgabe. IV. Gedichte, gesammelt und herausgegeben von Adolf Stern. Breitkopf & Härtel, Leipzig. 422. S. 5 Mk.

Rom und das geduldige Deutschland. Von Ernst Floetzel. Franz Sturm & Co., Dresden. 37 S. Geh. 0,40 Mk.

Wie sag' ich's meinem Kinde? 3. (praktischer) Teil zu: „Ein Buch für Eltern". Gespräche über Entstehung von Pflanzen, Tieren und Menschen. 2. Aufl. Seitz & Schauer, München. 172 S.

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 8

Nationalsoziale Wochenschrift

Sonntag, den 26. Februar 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Bund der Landwirte und deutscher Handelstag — Die konservativen Wahlmanöver gegen Dr. Barth in Kolberg-Köslin — Die erste Bombe — Die Bergarbeiter) — **H. v. Gerlach, M. d. R.:** Studenten und Professoren — **Nachklänge** — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — **Rich. Charmatz:** Österreich-Ungarns Trennung. **G. Traub:** Einigungsformel — **Naumann:** Ethik und Kapitalismus — **Erich Schlaikjer:** Die Emanzipation der Pferde — **Fidus:** Der künstlerische Theatervorhang — Allerlei.

Politische Notizen

Bund der Landwirte und deutscher Handelstag. Man kann gar nicht umhin, die politische Achtungswürdigkeit dieser Körperschaften, die jetzt in Berlin getagt haben, zu vergleichen. Bei den Bündlern politischer Opfermut und Überzeugungstreue, auch auf die Gefahr hin, oben anzustoßen. Bei der Mehrheit des Handelstags ängstliches Ducken unter die Hand, von der man eben Schläge erhalten hat. Posadowsky soll einmal gesagt haben: Der deutschen Industrie braucht man nur einen Orden auf den Tisch zu legen, dann rutscht sie auf den Knien bis Amerika. Das charakterisiert ganz ausgezeichnet die Politik der deutschen Großbourgeoisie. Politik ist ein noch viel zu gutes Wort für ihre Gebahrung. Durch Fleiß, Intelligenz, Anpassungsfähigkeit hat sie die Welt erobert und alte und gefährliche Konkurrenten aus dem Felde geschlagen. Politisch besitzt sie nichts als — Anpassungsfähigkeit. Die konservativen Bündler haben es verstanden, die landwirtschaftliche Unterschicht sich anzugliedern. So sind sie eine achtunggebietende Macht geworden. Die Mehrzahl unserer Industriellen sucht im besten Falle sich mit der Gemeinschaft mit der industriellen Unterschicht nicht zu kompromittieren, wenn sie nicht gar nach unten treten, um sich oben lieb Kind zu machen. Die Regierung und die agrarischen Parteien sind aber nicht so unklug, wie jene annehmen, siehe Posadowskys Ausspruch. Der Inhalt der neuen Handelsverträge zeigt, daß auch politisch sich diejenige Eigenschaft am besten bewährt, die man im Privatleben als „charaktervoll" bezeichnet. Die neuen Handelsverträge sind nichts anderes als die Frucht der Agitation des Bundes der Landwirte. Und der Handelstag? Er jammert und klagt darüber, aber er empfiehlt ihre Annahme. Vergebens widersprach Abgeordneter Storz, der wackere Vertreter der süddeutschen Volkspartei; mit 60 von 275 Stimmen blieb er in der Minderheit. Die anderen wollten sich die Verbindung zu den Hintertreppen freihalten, auf denen sie von der Regierung zu erbetteln suchen, was politisch zu erarbeiten sie zu träge sind. Freilich, angenehme Treppenerfahrungen wird man kaum mehr machen. Es liegt sehr nahe, an ein altes Wort von Karl Marx aus dem Jahre 1848 zu denken, ein Wort, daß an die Vorläufer jener „Politiker" gerichtet war: „Eine nicht zum Durchbruch gekommene Schicht des alten Staates, durch ein Erdbeben auf die Oberfläche des neuen Staates geworfen; ohne Glauben an sich selbst, ohne Glauben an das Volk; knurrend gegen oben, zitternd gegen unten, egoistisch nach beiden Seiten, und sich ihres Egoismus bewußt; revolutionär gegen die Konservativen, konservativ gegen die Revolutionäre, ihren eigenen Stichworten mißtrauend, Energie nach keiner Richtung, Plagiat nach allen Richtungen usw." — — Wenn sie heute nur noch „revolutionär" gegenüber den Konservativen wären! Das ist an der Sache das Erbitternde, daß eine Schicht, die in Deutschland herrschen sollte und könnte, politisch so unsäglich mutlos und töricht ist. Es wird lange Nacht sein müssen, bis es in diesen Köpfen lichter wird.

Die konservativen Wahlmanöver gegen Dr. Barth in Kolberg-Köslin haben nun — anderthalb Jahre nach der Reichstagswahl! — dazu geführt, daß die Mandatprüfungskommission die Wahl des konservativen Abg. Malkewitz beanstanden mußte. Bekanntlich hat bereits das Landgericht zu Köslin zwei Rittergutsbesitzer zu je 6 Wochen Gefängnis verurteilt, weil sie durch Vertauschen der Stimmzettel, also durch direkten Betrug, Dr. Barth etwa 90 Stimmen entzogen hatten. In der Kommission wurde noch aus anderen Gründen Protest erhoben. In einem Lokal des Kreises Kolberg hatte der Wahlvorsteher, Graf Poninski, die Öffentlichkeit der Wahlhandlung verletzt, indem er den Wählern zurief: „Ich lasse Sie entfernen, daß Sie sich die Knochen brechen!" Ähnliche Gesetzwidrigkeiten kamen in Masse vor. Der Regierungspräsident Graf Schwerin benutzte seine amtliche Stellung, indem er zu seinen zu Wahlzwecken versammelten Beamten sagte: „Die Reichstagswahl steht unmittelbar bevor. Es handelt sich dabei eigentlich nur um zwei Kandidaten, Dr. Barth und Malkewitz. Für uns als Regierungsbeamte sind beide Herren nicht nach unseren Wünschen. Es liegt mir fern, Sie beeinflussen zu wollen; das aber sage ich Ihnen, ich wähle Malkewitz!" Aber für den Landrat von Eisenhart-Rothe in Köslin war Malkewitz so sehr nach seinen Wünschen, daß er im Landratsamt konservative Stimmzettel und Flugblätter kuvertieren, verpacken und verschicken ließ. Darunter befand sich auch das bekannte Flugblatt, das von Verleumdungen und Beschimpfungen Barths strotzte. — Die Kommission, deren Zusammensetzung der Reichstagsmehrheit entspricht, entschloß sich erst nach langem Zögern, die Wahl zu beanstanden und Erhebungen zu veranstalten. Daß ihr Malkewitz lieber ist als Barth, ist ja verständlich, nicht verständlich aber ist, daß sie alle Grundsätze, die sie bei der Kassierung sozialdemokratischer Wahlen anwandte, nicht befolgen und das Treiben des Landrats als „unerheblich" nicht berücksichtigen wollte. Erst als der Mehrheit der Standpunkt klar gemacht wurde, entschloß sie sich zur Beanstandung. Recht bezeichnend ist, daß die Erhebungen über die Wahlbeeinflussungen unter Umständen von denselben Leuten vorgenommen werden können, die sich der Beeinflussungen schuldig gemacht und so bewirkt haben, daß Malkewitz mit 11132 Stimmen gegen 10914, die auf Dr. Barth fielen, durchdrang. Ob aber die konservative Freude noch von langer Dauer ist?

Die erste Bombe, die von den Rächern der blutig niedergeschlagenen russischen Arbeiterbewegung geschleudert wurde, hat mit unheimlicher Sicherheit ihr Ziel erreicht. Mit dem Großfürsten Sergius ist der einflußreichste Träger des rücksichtslosen russischen Absolutismus und Despotismus getroffen worden. Seine Ermordung ist daher mehr als einer der bekannten Einschüchterungsversuche russischer Revolutionäre: sie ist von unabsehbarer staatlicher und kultureller Tragweite. Und dieser Charakter des Attentates hat noch stärker als die abstoßenden Charaktereigenschaften des Ermordeten die allgemeine Teilnahme Rußlands und der Kulturwelt den Attentätern, nicht ihrem Opfer zugewandt. Der Großfürst Sergius, der einflußreichste und reaktionärste Berater des Zaren ist tot; der 88jährige Oberpriester

Pobjedonoszew, der geistig bedeutendste Kopf der russischen Reaktion, liegt schwer erkrankt danieder: werden nun endlich freiheitlichere Tage für Rußland anbrechen? Wird der Zar wirklich den freiheitlichen Elementen in allen Bevölkerungsschichten seines weiten Reiches ernstliche Konzessionen machen und die Einberufung eines „Semski Sobor", einer Art ständischer Volksvertretung, veranlassen? Oder wird Nikolaus II. in wahnsinniger Angst die neuen Repressivmaßregeln gutheißen, die Trepow und Bulygin jetzt empfehlen, und die auf Abschiebung aller „unruhigen" Arbeiter aus den großen Städten in ihre ländliche Heimat, auf Ausweisung aller revolutionären Studenten und auf Verbot aller liberalen Blätter hinauslaufen? Fast hat es den Anschein, als ob der Zar diesen letztgenannten gefährlichen Weg beschreiten wollte. Wer wird dann das Opfer der nächsten Bombe sein? Und wie wird bei den anhaltenden inneren Unruhen schließlich das Kriegsabenteuer in Ostasien auslaufen? Schon jetzt stimmen die Berichte aus russischen Quellen darin überein, daß die revolutionäre Bewegung auch unter den Offizieren und Soldaten im Felde sich ausbreite. Vielleicht ist die neuerdings gemeldete Vorbereitung Kuropatkins zu einem neuen Vorstoß gegen die Japaner als Ablenkungsmanöver gegenüber den vordrängenden revolutionären Bestrebungen im Heere zu erklären. Vielleicht haben aber auch die militärischen Sachverständigen recht, die auf Grund der letzten Gefechte im Rücken der russischen Armee die Ansicht vertreten, daß die Stellung Kuropatkins bei Mukden durch die überlegene Kriegstaktik und die vorzüglichen Geschütze der Japaner unhaltbar geworden sei. Auf jeden Fall lauten die Nachrichten vom ostasiatischen und vom innerrussischen Kriegsschauplatz gleich trostlos für den Zarismus.

Die Bergarbeiter. Während die gesamte deutsche Arbeiterschaft und ihre aufrichtigen Freunde im bürgerlichen Lager gespannt auf die fest zugesicherte Regierungsvorlage im preußischen Abgeordnetenhause warten, die die Hauptwünsche der Streikenden berücksichtigen soll, unterhalten sich die konservativen und freikonservativen Mitglieder des Dreiklassenparlaments mit den Ministern über die Einschränkung der Vereins- und Versammlungsfreiheit! Auch gelegentliche Redewendungen im Herrenhaus lassen darauf schließen, daß die Erfüllung der Bergarbeiterwünsche noch in weitem Felde liegt. Die eben dem Abgeordnetenhaus vorgelegte Berggesetznovelle gegen das willkürliche Stillegen von Zechen war schon längere Zeit in Vorbereitung und hat mit dem großen Bergarbeiterstreik wenig zu tun. Immerhin wird — ihre Annahme ist wohl gesichert — auch sie ein kleines Teil zur Machtverminderung der allgewaltigen Syndikatsherren beitragen. Hauptsache bleibt jedoch, daß die Regierung baldigst das versprochene Notgesetz einbringt. Je länger sie damit wartet, um so weniger wird man an den Ernst ihrer Versprechungen zu glauben geneigt sein. — Eine Episode in den ernsten Nachklängen scheint das Kaisertelegramm von fünf Essener Bergleuten zu sein, worin Wilhelm II. um Hilfe gegen die „in allernächster Zeit bis ins Unendliche steigende Not" der Bergarbeiter gebeten wird. So sehr wir eine kräftige Initiative des Kaisers zugunsten der Arbeiter wünschen möchten, so tief würden wir es doch bedauern, wenn hier fünf Arbeiter, die nichts anderes als loyalen Patriotismus und makellosen Leumund aufzuweisen haben, als Vertreter der gesamten Bergarbeiterschaft nach Berlin zitiert werden sollten, während man die erwählten und bewährten Führer der Bergarbeiter, die erprobten Leiter ihrer Organisationen, ignoriert!

Studenten und Professoren

Die deutschen Hochschulen sind in Unruhe. In Hannover und in Göttingen, in Bonn und in München, in Marburg und in Charlottenburg — überall ist „etwas los". Hier sucht man einen studentischen Ausschuß seiner Befugnisse zu entkleiden, dort verbietet man den Studenten eine Kundgebung für Gorki, da will man in anderer Weise der akademischen Freiheit an den Kragen, hier plant man ein Disziplinarverfahren gegen einen Universitätskurator, dort suchen die Scharfmacher ein paar unbequeme Professoren unterzukriegen. Studenten wie Professoren geht es gleichmäßig an den Kragen.

Die studentische Bewegung, die jetzt in fast allen Universitätsstädten zu großen Kundgebungen führt, kam in Hannover zum Ausbruch. Ihre Anfänge waren nicht so, daß ein liberaler Mann sich sonderlich dafür erwärmen könnte. Ob es richtig war, sich in die nationalen Kämpfe der Deutschen und Italiener in Innsbruck zugunsten der deutschen Studenten einzumischen, ist mindestens zweifelhaft, da man sehr verschiedener Meinung darüber sein kann, auf wessen Seite in Innsbruck das größere Unrecht war. Unzweifelhaft aber ist, daß man vom liberalen Standpunkt aus den Unterdrückungsfeldzug gegen die katholischen Verbindungen nicht gutheißen kann. Man kann den korporativen Zusammenschluß nach konfessionellen Gesichtspunkten ebenso sehr beklagen, wie andere Leute den Zusammenschluß von Studenten zu dem bloßen Zweck des Kneipens und Fechtens für bedauerlich halten, aber völlig verkehrt wäre es, wenn eine Majorität von Studierenden eine Minorität hindern wollte, sich nach dem ihr gutdünkenden Gesichtspunkte zu organisieren. Das ist eine einfache Konsequenz der akademischen Freiheit. Ein Student, der seine Kommilitonen verhindern will, sich als Katholiken — oder auch als Protestanten oder als Juden — zusammenzuschließen, verwirkt damit das Recht, die akademische Freiheit, die er anderen nicht gönnt, für sich in Anspruch zu nehmen.

Man kann den Anlaß zu der diesmaligen studentischen Bewegung mißbilligen, und muß sich doch im weiteren Verlaufe dieses Kampfes unbedingt auf die Seite der Studenten gegen die Behörden stellen. Was Öl in das Feuer goß, das war die Äußerung „Akademische Freiheit kennen wir nicht!" Ist die Äußerung wirklich gefallen? Die einen sind bereit, sie zu beschwören, die anderen leugnen sie energisch ab. Jedenfalls ist der Berliner Universitätsrichter Daude, dem sie in den Mund gelegt wird, ein Mann, dem man sie nach seiner ganzen Vergangenheit und Gesinnung zutrauen könnte. War er doch die Seele aller freiheitsfeindlichen Maßregeln, unter denen die Berliner Studentenschaft seit vielen Jahren zu leiden gehabt hat. Doch einerlei, ob die Äußerung so getan worden ist, wie die hannoverschen Hochschüler sie gehört zu haben behaupten — „Akademische Freiheit" ist ein dehnbarer Begriff. Die Hauptsache ist: was nehmen die Studenten für sich in Anspruch, und was weigert ihnen das preußische Kultusministerium?

Bei den Differenzen zwischen der Marburger Studentenschaft und Herrn Studt tritt dieser praktische Gesichtspunkt am deutlichsten zutage. Die Marburger verlangten dreierlei: freien Verkehr mit dem Kultusminister, freien Verkehr mit der Presse, freien Verkehr eines Ausschusses mit den anderen von Universität zu Universität. Herr Studt war dagegen, zunächst wenigstens, der Ansicht, daß die Studenten „den Instanzenweg innezuhalten hätten", d. h. daß sie mit ihm nur via Senat und Kurator korrespondieren sollten, daß sie sich nicht an die Zeitungen zu wenden hätten, und daß die Ausschüsse der verschiedenen Universitäten nicht miteinander in Verbindung treten dürften. Mit anderen Worten: der preußische Kultusminister faßte die „akademische Freiheit" so auf, als wenn dem Studenten eine Reihe von den Freiheiten, die jeder Staatsbürger hat, nicht zustände. Jeder Mensch kann sich direkt an den Minister und an die Presse wenden, jeder Verein kann auch seit der Aufhebung des unsinnigen Verbindungsverbots mit jedem anderen Verein in Verbindung treten. Was jeder andere darf, sollte dem Studenten verboten sein? Dann wäre die sogenannte akademische Freiheit allerdings ein privilegium odiosum schlimmster Art, eine Extrakuriebelung. Nach der neuesten Veröffentlichung des Marburger Ausschusses hat nun ja der Kultusminister durch seinen Vertreter in allen drei Punkten nachgegeben. Danach hätte der Konflikt mit einem vollen Siege der Studenten geendet, an Stelle der kultusministeriellen „akademischen Freiheit" wäre, wenn auch keine spezifisch akademische, so doch wenigstens die allgemein staatsbürgerliche Freiheit auch für die Studenten wieder in ihre Rechte eingesetzt, falls — die Auffassung des Marburger Ausschusses richtig ist und die Praxis des Kultusministeriums ihr in Zukunft entspricht.

Freilich, der Fall mit dem Verbot der Gorki-Kundgebung in Göttingen ist meines Wissens noch nicht zur Befriedigung erledigt. Es scheint, als wenn das Gros der Studentenschaft sich darüber nicht besonders aufregt. Und doch handelt es sich dabei um einen Eingriff in die akademische, i. e. staatsbürgerliche, Freiheit, der genau so schwer empfunden werden müßte, wie irgend ein anderer. Die Studentenschaft müßte einen großen Teil der Sympathien, die ihr in der Öffentlichkeit zuteil werden, einbüßen, wenn sie Freiheit in Anspruch

Digitized by Google

nähme nur für die Bekundung nationaler, nicht aber auch für die allgemein menschlicher, kultureller Gefühle.

In der Beziehung sollte sie sich solidarisch fühlen mit dem akademischen Lehrkörper. Aus demselben Geist heraus nämlich, aus dem man die Studenten zu Schülern herabzudrücken versucht, sucht man die Professoren wie beliebige Staatsbeamte zu behandeln. Es gibt ja noch, Gott sei Dank, eine Anzahl Professoren, die ein freies Wort riskieren, auch wenn sie sich damit in Gegensatz zu der jeweiligen Regierung bringen. Die große Kundgebung gegen den Zarismus in München wurde von den Professoren Brentano und Lipps unterstützt. Aber was war nun die Folge davon? Die „Münchener Allgemeine Zeitung", deren offiziöse Beziehungen notorisch sind, begann ein Kesseltreiben gegen die mutigen Männer der Wissenschaft. In geradezu schändlicher Weise wurde in einem Artikel nach den anderen namentlich Lujo Brentano als „Zerstörungspolitiker" einer hohen Obrigkeit denunziert. Schmunzelnd quittierte die berüchtigte „Deutsche Arbeitgeberzeitung" in dem ihr eigenen Deutsch über diesen, in der Tat mit vergifteten Waffen unternommenen, Kriegszug:

„Es ist ein wohltuendes Gefühl, solcherart einmal ein gesundes und von jeder Kniebeugung vor völlig zu Unrecht als absolut unfehlbar auftretender Professorenweisheit sich enthaltendes Urteil gerade von München her zu vernehmen, wo unter dem Einfluß politisierender Professoren- und Karikaturenzeichnung vielfach eine geistige Verwirrung Platz gegriffen hat, die das Staunen der Mit- und Nachwelt zu erregen durchaus geeignet ist."

Habeant sibi! So giftig auch der Haß gegen die freien Männer sich äußern mag, die in München der Wissenschaft und dem Volke dienen, ernstlicher Schaden kann daraus nicht entstehen. Denn Bayern ist nicht Preußen.

In Preußen freilich mit seiner lex Arons würde es Brentano recht schlimm ergehen. Wie man in Preußen über die akademische Freiheit oben denkt, dafür ist nichts bezeichnender, als das Vorgehen gegen den Kurator der Universität Bonn, den früheren Chef der Reichskanzlei v. Rottenburg. Herr v. Rottenburg hat das Verbrechen begangen, zusammen mit 17 Professoren einen Aufruf zur Sammlung für die streikenden Bergarbeiter zu veröffentlichen. Der Aufruf vermeidet ausdrücklich jedes Urteil über die Berechtigung der Forderungen der Arbeiter. Er spricht nur von der Not der Arbeiter und wendet sich gegen den Starrsinn der Zechenbesitzer, die überhaupt nicht verhandeln wollten. Das heißt, er nimmt genau den Standpunkt ein, auf den sich der preußische Handelsminister gestellt hat. Trotzdem mußte sein Kollege vom Kultus, Herr Studt, wie er selbst bekanntgegeben hat, erst „erwägen", ob nicht disziplinarisch gegen Herrn v. Rottenburg einzuschreiten sei. Man hat ja schließlich von einem solchen Einschreiten abgesehen, da man in Preußen nur ungern gegen wirtschaftlich unabhängige Personen vorgeht. Aber kann der Russengeist in der preußischen Regierung besser illustriert werden, als durch diese „Erwägung", ob man nicht vielleicht doch der Spitze einer preußischen Hochschule deshalb zu Leibe rücken könne, weil sie in Übereinstimmung mit der, wie Exellenz Möller sagte, „festgeschlossenen öffentlichen Meinung" für die Bergarbeiter eingetreten ist? Will man wirklich nicht bloß in den Landratsämtern, sondern auch an den Stätten der sog. freien Wissenschaft ausschließlich Männer dulden, die exakt dieselbe Meinung, wenn auch nicht haben, so doch zur Schau tragen, die der gerade im Amte befindliche Kultusminister zurzeit besitzt?

Man möchte wohl, doch — man riskiert es augenblicklich noch nicht. Wofür man die Professoren für gut hält, das hat in diesen Tagen ein deutscher Fürst offen ausgesprochen. Es war in Leipzig. Der König von Sachsen stattete der Universität, der er als Student angehört hatte, seinen ersten Besuch als König ab. Der Rektor Rietschel hatte ihn in einer prächtigen Rede begrüßt, die sowohl von der akademischen Freiheit der Studierenden wie von der Freiheit der Wissenschaft handelte und in dem Satze gipfelte: „Wir dienen allein der Wahrheit."

Friedrich August ging mit keinem Wort auf diesen Gedankengang ein. Er erklärte vielmehr schlankweg:

„Ihre Aufgabe ist es, meine Herren, unsere Jugend nicht bloß wissenschaftlich zu bilden, sondern auch ihr die wahren Gefühle der Gottesfurcht, Pflichttreue, Hingabe und Treue für König und Vaterland, Kaiser und Reich einzuflößen. Ja, ich halte diese Seite der Tätigkeit von Hochschullehrern für die allerwichtigste."

„Wir dienen allein der Wahrheit", sagt der berufene Vertreter der Professoren in ihrem Namen. „Ihr sollt für Thron und Altar sorgen, daß ist eure allerwichtigste Aufgabe", erwidert ihm der Leiter des Staats. Hie Wissenschaft! Hie Staat! Die freie wissenschaftliche Erkenntnis kann natürlich zu Atheismus und Republikanismus führen. Doch der König dekretiert: Mann für Mann habt ihr Professoren den Studenten Gottesfurcht und Königstreue einzuimpfen!

Wenn ein Fürst die Aufgaben eines Landschullehrers so definieren wollte, müßte man dagegen protestieren. Wenn er den Hochschullehrern ihre Aufgaben so umschreibt, so — denkt man sich sein Teil. Kritisieren kann man es ja nicht, in der allein zutreffenden Form wenigstens nicht, solange wir die Majestätsbeleidigungsparagraphen haben.

In Preußen-Deutschland von der Freiheit der Wissenschaft sprechen, ist nach dem Fall Arons eine Lächerlichkeit. In wirklichen Kulturländern kann der Hochschullehrer jedes ihm gut dünkende politische Glaubensbekenntnis besitzen. In Preußen-Deutschland sucht man den Professor zu einem Verwaltungsbeamten mit den Pflichten eines solchen herabzuwürdigen.

Alle bisherigen akademischen Kämpfe in Deutschland spielen sich nur an der Peripherie ab. Das, warum der eigentliche Kampf gehen müßte, in dem Professoren und Studenten zusammenzustehen hätten, das ist die Forderung: jede politische, jede religiöse Gesinnung soll auf den Hochschulen ihre Statt finden, oben sowohl bei den Professoren wie unten bei den Hörern. **F. v. Gerlach.**

Nachklänge

Noch deutlicher als die Zustimmung unserer Freunde beweist der Ärger unserer Gegner, daß wir mit dem Berliner Parteitag zufrieden sein können. Die da gehofft hatten, die Freisinnige Vereinigung in einem bürgerlichen Ordnungsbrei ersticken zu sehen, sehen sich grausam enttäuscht. Nicht weniger diejenigen, welche mit konstanter Sicherheit prophezeit haben, daß nun aber ganz gewiß eine Spaltung einträte. Nein, die Einheit wird immer stärker, und es ist keine Einheit, diktiert von der Notwendigkeit des sich Vertragens, sondern eine Einigkeit, beruhend auf gemeinsamer Erkenntnis und festem politischen Willen.

Am meisten betrübt ist die nationalliberale Presse. Herrscht doch unter den ihr nahestehenden schutzzöllnerischen Industriellen, mit Ausnahme der Syndikate, Heulen und Zähneklappern über den Geist der neuen Handelsverträge, den Geist, den sie selbst gerufen hatten. Und ihre politische Parteivertretung möchte daher, aus leicht begreiflichen Gründen, daß sich aus dem linksliberalen Lager Dumme finden, die ihr die Verantwortlichkeit erleichtern. Allen voran klagt die „Nationalzeitung", die jetzt mehr rechtsnationalliberale Beziehungen hat:

„Es hat sich wiederum nur allzu deutlich gezeigt, was wir jüngst nach der Vorstandssitzung des Wahlvereins der Liberalen konstatierten: seit der Fusion mit dem Nationalsozialen ist der Friede im Hause gestört. Keiner parteioffiziösen Beschönigung wird es gelingen, den Nachweis zu führen, daß es sich hier lediglich um rein taktische Meinungsverschiedenheiten, nicht um schroffe Gegensätze prinzipieller Natur handle. Besonders scharf sind die realpolitischen „Rickertianer" und die Doktrinäre des „Sozialliberalismus" ob der Frage: „Annahme oder Ablehnung der Handelsverträge?" zusammengestoßen. Da die „Sozialliberalen" den Parteitag offenbar numerisch beherrschten, so war es ein doppelt hoch anzuschlagendes Verdienst der Abgeordneten Mommsen und Dove, daß sie den Standpunkt im Geiste der alten Vereinigung mit Unerschrockenheit und Nachdruck vertraten. Charakteristisch für die trilbyhafte Rolle, welche die Nationalsozialen dem sozialdemokratischen Svengali gegenüber spielen, war die Äußerung eines Dessauer Arbeiters, daß die Freisinnige Vereinigung sich durch Ablehnung der Handelsverträge gewissermaßen die Anerkennung der Sozialdemokratie erringen müsse. Nichts charakterisiert den Gegensatz zwischen der alten Vereinigung und den neuen Elementen treffender, als dieses Wort. Und hier sollen keine prinzipiellen Gegensätze bestehen? Die „Rickertianer", welche den einzig möglichen Standpunkt: „Volle Selbständigkeit des Liberalismus nach rechts und links" vertreten und jeder würdelosen Aufdringlichkeit an die Leute von drüben,

Digitized by Google

wo die Allzueifen nichts als Hohn ernten, entschieden abgeneigt sind, werden in Zukunft eine immer schwierigere Stellung innerhalb ihrer Gruppe haben."

Daß die „Nationalzeitung" Mommsen und Dove gegenüber Barth und Schrader als „Rickertianer" in Anspruch nimmt, ist erheiternd. War doch Rickerts ganzes politisches mit dem rücksichtslosen Kampf gegen das Agrariertum ausgefüllt!

Ähnlich äußern sich die „Magdeburgische Zeitung" und der „Schwäbische Merkur". Das „Leipziger Tageblatt", — das scheinbar besser weiß, was die Regierung im Falle der Ablehnung der Handelsveräge tun würde, als die Regierung selbst, — prophezeit:

„Ganz selbstverständlich würde der Kanzler den neuen Zolltarif in Kraft setzen, und die Konsequenzen brauchen wir nicht auszumalen; sie würden durch das Wort vom „Kriege aller gegen alle" charakterisiert sein, und auf den Kosmos der vertragsmäßigen Regelung würde das Chaos wirren Durcheinanderringens folgen."

Auch unsere Stellung zur Sozialdemokratie mißfällt dem Organ der sächsischen Nationalliberalen:

„Einzelne Redner, darunter auch Justizrat Haber aus Leipzig, wollten die Stellungnahme zur Sozialdemokratie als eine rein taktische Frage von Fall zu Fall behandelt wissen. Wir bedauern es, daß diese Anschauung nicht mit Energie und Klarheit zurückgewiesen, daß nicht die Grenzlinie gegen die Sozialdemokratie mit Schärfe gezogen worden ist. Wir halten an der Ansicht fest, daß der Liberalismus, und sei er noch so radikal, von der Sozialdemokratie nichts zu erwarten hat, daß er durch seine ganze Staatsauffassung und Lebensanschauung von jener durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt ist und daß es seiner geradezu unwürdig ist, die unzählige Male wiederholten Liebeswerbungen trotz aller Abweisungen noch fortzusetzen. Wir hoffen darauf, daß sich zwischen den Nationalliberalen und den Freisinnigen eine immer engere Annäherung vollziehen wird."

Eine empfehlenswerte Lektüre für diejenigen Freisinnigen, welche die Handelsverträge annehmen wollten, bildet ein Artikel der „Kölnischen Volkszeitung", des größten Zentrumsblattes. Man achte auf folgende Sätze:

„Selbst in der Schar der „Aufrechten" tanzt nur die Mehrheit nach der Pfeife Naumanns und Barths; eine Minderheit beugt bereits vor dem Baal der Bülowschen Handelspolitik das Knie. Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe! Wenn das am grünen Holze geschieht, was soll's am dürren werden! Zeigen sich wirklich sogar schon im Allerheiligsten des Freisinnstempels die Unheiligen des Schutzzöllnertums? Unter solchen Umständen muß man wirklich damit rechnen, daß die große freisinnige Kirmesfeier im Jahre 1918 mit ihrem „Herrschaftswechsel von rechts nach links" ausfällt."

Die konservative „Kreuzzeitung" hat folgende Entdeckungen gemacht:

„Wenn die Erwartung, daß innerhalb der Freisinnigen Vereinigung eine Klärung sich vollziehen und eine einheitliche Politik ermöglicht werden würde, tatsächlich bestanden haben sollte, so kann sie nur von einem Kreise derer gehegt worden sein, die niemals aufhören, Illusionen nachzugehen. Nüchterne Freisinnige beider Richtung sind schon längst der Überzeugung, daß eine Klärung im Lager der Wadelstrümpfler nicht möglich ist, solange ihm die Nationalsozialen noch angehören. Wenn man den kürzlich abgegebenen parteioffiziellen Versicherungen und besonders den Erklärungen der Herren Pachnicke und D. Naumann hätte glauben wollen, so hätte man annehmen müssen, im Schoße des Parteivorstandes seien alle Differenzen beglichen und die volle Einmütigkeit hergestellt worden; aber diese Versicherungen fanden nirgends Glauben; denn aus den näheren Angaben erfuhr man, daß diese angebliche Einmütigkeit durch weitgehende Zugeständnisse an die Barth-Naumannsche Richtung erzielt worden war."

Und die freikonservative „Post" lobt sich die freisinnige Volkspartei:

„Während die freisinnige Volkspartei doch wenigstens auf eine größere Vergangenheit zurückblicken kann und einen, wenn auch von der Entwicklung längst überholten, so doch geschlossenen grundsätzlichen Standpunkt einnimmt, hat die Freisinnige Vereinigung, seit sie den alten, für sie besonders charakteristischen manchesterlichen Standpunkt verlassen hat, keinen neuen festen, in sich geschlossenen Standpunkt gewinnen können, und man wird sagen dürfen, daß sie mit der Verleugnung ihrer Vergangenheit auch nicht die mindeste Aussicht für die Zukunft gewonnen hat."

Mit richtiger Beobachtung schreibt die demokratische „Frankfurter Zeitung":

„Der Verlauf ließ erkennen, daß man die Fusion zwischen Freisinnigen und Nationalsozialen durchaus nicht bedauert und man nach wie vor die Ziele einer Einigung des Liberalismus frohen Mutes im Auge behält."

Das klingt etwas anders als die Unkenrufe der oben genannten Blätter. Aber man muß gerecht sein: jene Zeitungen waren durch einen Artikel des „Berliner Tageblattes" falsch unterrichtet worden. Das „Berliner Tageblatt" hatte sich nämlich veranlaßt gefühlt, folgende Bemerkungen zu machen:

„Die Haltung des nationalsozialen Flügels in dieser Frage hat wieder gezeigt, was an der politischen Auffassung der neuen Parteimitglieder noch gründlicher Revision bedarf; der Mangel an politischem Augenmaß, der sie zu der in diesem Stadium der Handelsvertragsaktion deplacierten Resolution brachte, und die ihnen noch allzusehr im Blute liegende übertriebene Wertung der Sozialdemokratie, die es um den Liberalismus doch gewiß nicht verdient hat, daß man ihr in liberalen Kreisen besondere Verehrung zollt oder gar eine Mentorrolle einräumt. Nichts trennt die Altliberalen und die Nationalsozialen — das hat der diesjährige Parteitag wieder gezeigt — als die Verschiedenheit in der Beurteilung der politischen Potenz der Sozialdemokratie. Man hat sich ja schon so weit einander genähert, daß man zu vernünftigen Grundsätzen über das Verhältnis zur Sozialdemokratie bei den Wahlen gekommen ist. Nun wird es sich darum handeln, daß man den jungen Elementen in der Partei auch die Überzeugung verschafft, daß die Liberalen die Genossen getrost links liegen lassen können, ohne daß der Liberalismus deshalb an seiner politischen Zukunft Einbuße erleide. Der nächste, etwas anders zusammengesetzte Parteitag wird zweifelsohne mit seinen Verhandlungen und Beschlüssen für alle Beteiligten lehrreich wirken."

Leider hat das „Berliner Tageblatt" vergessen, hinzuzufügen: daß der nationalsoziale „Flügel" auf dem Parteitag 150 von 170 Stimmen auf sich vereinigte; daß zu den Leuten, denen es am „politischen Augenmaß" fehlt, fast alle Abgeordneten der freisinnigen Vereinigung gehörten; daß endlich die „deplacierte Resolution" auch von der Mehrheit der Seestädter, die ja als unsere ausgezeichnetsten Politiker gerühmt werden, gebilligt wurde. Übrigens scheint seit jenem Artikel vom 13. Februar auch das „Berliner Tageblatt" in den nationalsozialen Sumpf geraten zu sein, da es merkte, daß der handelspolitische Wind im linken Liberalismus umschlug. Zur Sozialdemokratie aber nehmen wir diejenige Stellung ein, die das „Berliner Tageblatt" noch im vorigen Jahre für angemessen hielt, und die zu ändern, wir keine Veranlassung haben.

Die unserer Partei nahestehende Presse ist fast durchweg vom Verlauf der Generalversammlung befriedigt. Nur die Stettiner „Ostseezeitung" schreibt im Winter ihres Mißvergnügens:

„Auch wir wollen uns den Glauben an die Zukunft des Liberalismus nicht rauben lassen; auch wir wollen, daß seine Anhänger sich mit Enthusiasmus, mit Begeisterung erfüllen. Aber wir halten es für ein sehr bedenkliches Ding, wenn man, erfüllt von vagen Zukunftshoffnungen, den praktischen Forderungen der Gegenwart die nötige Aufmerksamkeit verweigert, denn nur im verständigen Konnex mit der Gegenwart läßt sich die Zukunft wirklich vorbereiten. Prophetenworte sind leicht gesprochen; es ist aber nicht jedermanns Sache, sie unbesehen als bare Münze anzunehmen!"

Dagegen urteilt Dr. E. Wilckens, der bremische Delegierte, in der „Weserzeitung":

„Wir haben niemals eine Versammlung mitgemacht, welche so sehr von einmütiger Begeisterung getragen wurde. Die Reden waren meist vorzüglich, glänzend diejenigen von Barth und Naumann, und der Enthusiasmus, mit welchem diese beiden aufgenommen wurden, ließ keinen Zweifel daran, daß diese beiden die erklärten Führer derer sind, welche heute das politisch tätige und treibende Element der freisinnigen Vereinigung ausmachen. Wir Bremer haben ein sehr großes Interesse an der weiteren Entwicklung dieser Partei. In der „Weser-Zeitung" ist die nationalsoziale Richtung oftmals bekämpft worden, und wir glauben, daß die Ansichten, welche zu einer Bekämpfung dieser Richtung führten, von einer großen Zahl der bremischen Wähler geteilt werden, wenn auch viele anderer Ansicht sind. — Der Hader der Führer und die Zerteilung des Liberalismus in Fraktionen und Fraktiönchen hat nicht zum geringsten Teile veranlaßt, daß das Volk, daß die Jugend insbesondere ihm ein Verständnis und Vertrauen nicht mehr hat entgegenbringen mögen. Die Jungen, welche infolge des Zusammenschlusses mit den Nationalsozialen in den letzten Jahren dem Wahlverein der Liberalen zugeführt sind, sind voll froher Hoffnung, Arbeitsfreudigkeit und voll Glaubens an ein Auferstehen des liberalen Gedankens. Hoffen, wir, daß sie nicht durch einseitige Übertreibungen zu einer erneuten Spaltung der kleinen Partei führen. Vergessen sie nicht, daß die meisten Stimmen, welche der Liberalismus verloren hat, die Sozialdemokratie gewonnen

Digitized by Google

hat, deren Treiben besonders mit eine Stärkung der Reaktion auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens zu verdanken ist. Die älteren unter den liberalen Politikern dagegen werden in höherem Maße als bisher ihr Augenmerk den berechtigten Interessen der Arbeitnehmer zuwenden und da, wo sie solche anerkennen, auch ohne Rücksichtnahme nachdrücklich dafür eintreten. Sie werden aufhören müssen, jeden, der sozialreformerische Pläne verfolgt, als einen „halben Sozialdemokraten" zu verdächtigen! So wird es hoffentlich allmählich gelingen, die wirklich Liberalen auf moderner Grundlage zu einigen. Denn Einigkeit ist das erste Erfordernis für ein Erstarken des Liberalismus! Nur die Einigkeit kann ihm die Wucht verleihen, welcher er bedarf, um das Vertrauen der Wählerschaft wieder zu erringen und um wieder Einfluß auf die Geschicke des Vaterlandes zu erwerben. Das aber zu erreichen ist die starke Sehnsucht aller freiheitlich denkenden Deutschen und nicht zum mindesten unserer Bremer Mitbürger, deren Herz bei aller Liebe zu Kaiser und Reich ein treu republikanisch-freiheitliches geblieben ist.

Berichte zustimmenden Inhalts bringen: Bremer Nachrichten, Neue Hamburger Zeitung, Kieler Zeitung, Anhalter Tageblatt und Danziger Zeitung. Hervorgehoben seien noch folgende Ausführungen der „Berliner Zeitung":

„Die zweitägigen Verhandlungen des Wahlvereins der Liberalen, der Organisation der Freisinnigen Vereinigung, haben einen fast durchweg befriedigenden Eindruck hinterlassen. Sie haben gezeigt, daß die Partei einen immer homogeneren Charakter annimmt und in allen geistigen, wirtschaftspolitischen und sozialen Fragen immer mehr hieb- und stichfest wird. Die Ideen des entschiedenen Liberalismus, der die großen Fragen der Gegenwart frei von kleinlichen Kirchturmserwägungen und Wahlkreisinteressen behandelt, der zu der Arbeiterschaft in ein festes und gutes Verhältnis zu kommen für seine Aufgabe ansieht, dringen immer siegreicher vor. Und bei alledem herrscht das entschiedenste und ehrlichste Streben, bei aller Meinungsfreiheit im einzelnen die Reibungsflächen zu vermindern und überall zu einem guten Einvernehmen zu gelangen."

Die „Nation" endlich bemerkt: Im übrigen ergaben die Verhandlungen, daß die inzwischen vollzogene Amalgamierung zwischen alten Liberalen und Nationalsozialen nur noch von unbelehrbaren Gegnern in Zweifel gezogen werden kann.

Unsere Bewegung

Es sei noch einmal an das Protokoll unserer Generalversammlung erinnert, das in diesen Tagen zum Versand gelangt. In diesem Protokoll wird nun auch die Rede Gotheins im Wortlaut erscheinen. Wir machen auf diese, zum Studium wie zur Agitation gleichmäßig geeignete, Schrift besonders aufmerksam. — Es sind wieder eine stattliche Anzahl von Versammlungen, über die wir heute berichten können. Den neu gegründeten Organisationen unsere besten Wünsche für ihre Tätigkeit! Nun aber ist es an der Zeit, überall Versammlungen anzusetzen, in denen über unsere Berliner Tagung berichtet wird. — Die badischen Parteigenossen, die sich der Gemeinschaft von Demokraten und Liberalen angeschlossen haben, treten mit aller Energie in den Landtagswahlkampf ein. Im Wahlkreise Mannheim-Land werden sie auch von den Nationalliberalen unterstützt.

Das neue Statut für den nächsten Delegiertentag. Die Generalversammlung des Wahlvereins der Liberalen wird gemäß dem Beschlusse vom 10 Oktober 1903 durch den Delegiertag ersetzt.

Mitglieder des Delegiertentages sind:

1. Die Mitglieder der Reichstagsfraktion der freisinnigen Vereinigung. 2. Die Mitglieder des Wahlvereins der Liberalen, welche den Parlamenten der deutschen Bundesstaaten angehören. 3. Diejenigen Mitglieder des Wahlvereins der Liberalen, welche als Kandidaten der Partei in der dem Delegiertentag vorangegangenen Reichstagswahlbewegung aufgetreten sind. 4. Sämtliche Mitglieder des Vorstandes. 5. Besondere Delegierte des Wahlvereins der Liberalen bis zur Höchstzahl von zehn für jeden Wahlkreis, in welchem entweder bei der dem Delegiertage vorangegangenen Reichstagswahlbewegung für Kandidaten der freisinnigen Vereinigung Stimmen abgegeben oder lokale Organisationen der freisinnigen Vereinigung bezw. Einzelmitglieder des Wahlvereins der Liberalen vorhanden sind.

Auf je 1000 in der Hauptwahl abgegebene Stimmen oder auf je 50 Mitglieder der lokalen Organisationen bezw. Einzelmitglieder des Wahlvereins der Liberalen, entfällt je ein Vertreter. Sind in einem Wahlkreis weniger als 1000, aber mehr als 500 Stimmen abgegeben, oder weniger als 50, aber mehr als 25 Mitglieder der lokalen Organisationen bezw. Einzelmitglieder des Wahlvereins der Liberalen, vorhanden, so darf nur ein einziger Vertreter gewählt werden. Jedem Wahlkreise bleibt es überlassen, die Zahl der abgegebenen Stimmen oder die Zahl der vorhandenen Vereinsmitglieder für die Wahl der Delegierten zugrunde zu legen. Jeder Delegierte ist befugt, für namentliche Abstimmungen seine Stimme einem anderen Delegierten desselben Wahlkreises oder des von ihm vertretenen Zweigvereins zu übertragen. Nur Mitglieder des Wahlvereins der Liberalen können zu Delegierten ernannt werden. Niemand darf Stimmen für mehr als eine Organisation oder einen Wahlkreis führen. Namentliche Abstimmungen müssen vorgenommen werden, sobald mindestens zehn der anwesenden Mitglieder des Delegiertentages dies beantragen. Zur Prüfung der Mandate wird bei Beginn jedes Delegiertentages eine Kommission von drei Mitgliedern eingesetzt, gegen deren Entscheidung das Plenum des Delegiertentages angerufen werden kann.

München. Wenn die letzten zwei Monate nichts zu lesen war von dem Münchener Verein und seiner Arbeit, so lag dies an mancherlei Dingen, nicht aber daran, daß nichts zu berichten war. Das Versäumte soll diesmal mit wenigen Worten nachgeholt werden. In der zweiten Woche vom Dezember vorigen Jahres sprach Lehrer Riedl in einer öffentlichen, sehr gut besuchten Vereinsversammlung über „Schulfragen". In der Diskussion wurden die Fragen der Simultanschule, der konfessionslosen Block-Schule, von Kirche und Schule, der Lehrerbildung und der Coedukation von den verschiedensten Standpunkten aus erörtert. In einer späteren Versammlung wurde die Frage des Zusammenschlusses mit den übrigen liberalen Gruppen erörtert und das bereits bekannte Programm einstimmig angenommen. Die erste Versammlung des neuen Jahres brachte einen Vortrag des Herrn Theodor Heuß über Verfassungsfragen. Am 18. Januar veranstaltete der Münchener Verein im großen Saale der Isarlust eine Reichsgründungsfeier, bei welcher Dr. Max Rieß über das „Ideal vom Deutschen Reich bei Fichte" und Dr. Prager über „Demokratie und Imperialismus" sprach. Am 31. Januar sprach dann Dr. Wilhelm Cohorstaedt über „Bürger, Bauer und Sozialismus". Zuletzt wäre noch von der „großen Münchener Woche" zu berichten, jener Ruhrrevierversammlung, die von allen liberalen Gruppen bis zur äußersten Rechten gemeinsam einberufen und abgehalten wurde, und jener Kundgebung für die Petersburger Opfer vom 22. Januar. Beide Versammlungen veranlaßten die „Allgemeine Zeitung" zu unerhörten Angriffen auf Münchener Universitätsprofessoren, vor allem auf Brentano. Wir wollen am Schlusse nur bemerken: Mit diesen Angriffen gaben die „Allgemeine Zeitung" und ihre Hintermänner uns nur zu verstehen, wie schwer es ihnen gefallen ist, sich mit den Linksliberalen auf Grund jenes vorzüglichen Programms zu einigen. Schon die nächsten Wochen werden aber zeigen, ob im bayerischen Liberalismus die entschiedene Richtung oder der Zentralverband deutscher Industrieller und deren „Allgemeine Zeitung" stärker ist.

Die Liberalen Münchens sind außer in den großen Parteigruppen noch in einer Menge von kleinen Bezirksvereinen zusammengeschlossen, die sich nur selten mit politischen Fragen, sondern meist mit Förderung von Kirchturmsinteressen, Straßendurchbrüchen, Trambahnhaltestellen usw. befassen, wobei sehr häufig nichts weniger als liberale Ansichten zutage treten. Es ist daher eine dankenswerte Aufgabe, sich um die Förderung dieser Vereine und die politische Aufklärung ihrer Mitglieder zu bemühen. Ein rühmenswertes Beispiel für den Erfolg solcher Bemühungen bildet der Liberale Bezirksverein des 16. und 17. Stadtbezirks (Vorstadt Au), der sich seit einigen Jahren schon nur mehr mit politischen und damit zusammenhängenden wirtschaftlichen Fragen befaßt. Die Vortragsreihe des laufenden Jahres wird vollständig im Geiste des fortschrittlichen Liberalismus gehalten. So sprachen im November Herr Weiß über „Naumanns politische Forderungen", im Februar über das „Programm der vereinigten Liberalen", im Januar Dr. Schmidt, Vorstandsmitglied der Münchener Bodenreformer, über „Boden- und Wohnungsreform", für März ist ein Vortrag eines hervorragenden Genossenschaftlers über „Genossenschaftswesen und Konsumvereine" vorgesehen und für April ein Vortrag des Parteisekretärs Bayer über „Finanz- und Steuerfragen". — Diese Vorträge sind sicher geeignet, zur politischen Aufklärung des Kleinbürgertums und zur Verbreitung wirklich liberaler Anschauungen beizutragen. — Auch die „Hilfe" hat sich dank dieser Tätigkeit, schon Freunde in diesem Verein erworben. — Möge das Beispiel in anderen Bezirken Nachahmung finden!

Nürnberg. Gelegentlich des Besuches des Herrn Parteisekretärs Bayer, der in überzeugender Weise die Notwendigkeit einer strafferen und im bevorstehenden Wahlkampfe brauchbaren Organisation für Nürnberg nachgewiesen hatte, wurde am 2. Februar einstimmig die Umwandlung der losen Hilfeleservereinigung in den „Nationalsozialen Verein Nürnberg" beschlossen. Am 9. Februar erfolgte mit einer erfreulichen Anzahl von Mitgliedern die Konstituierung. Für die Vereinssatzung diente als Muster die des Münchener Vereins, die mit einigen kleinen Abänderungen angenommen wurde. Die Vorstandswahl hatte folgendes Ergebnis: Eisenbahnexpeditor Zembsch, 1. Vorsitzender; Rechtsanwalt Dr. Uhlfelder, 2. Vorsitzender; Assistent an der städt. Handelsschule Gassenmeyer, 1. Schriftführer;

Digitized by Google

Lehrer Glück, 2. Schriftführer; Kaufmann Eckstein, Kassierer; königlicher Reallehrer Dr. Pöhlmann und Handlungsgehilfe Herbst, Beisitzer. Bezüglich der Zusammenkünfte wurde beschlossen, vorerst monatlich eine Sitzung abzuhalten und außerdem allwöchentlich einmal zu zwangloser Unterhaltung zusammenzukommen. Ort und Zeit dieser regelmäßigen Veranstaltungen werden nach der nächsten, voraussichtlich am 18. d. Mts. stattfindenden Sitzung bekannt gegeben werden. Die Gründung des Vereins wurde allen hiesigen politischen Vereinen und Tagesblättern mitgeteilt. — Zu der Generalversammlung des Wahlvereins der Liberalen in Berlin, dem sich der Verein als körperschaftliches Mitglied angeschlossen hat, wurde der 1. Vorsitzende als Vertreter abgeordnet. Als besonders erfreulich muß es betrachtet werden, daß es möglich war, ohne vorangegangene größere Agitationsversammlung lediglich mit Hilfeleistern den neuen Verein ins Leben zu rufen, wofür diesen besonderer Dank gebührt.

Stuttgart. Am 8. Februar fand in Dinkelackers Saalbau eine vom Nationalsozialen Verein, von der süddeutschen Volkspartei und der Sozialdemokratie gemeinsam einberufene, von ca. 2500 Personen besuchte Demonstrationsversammlung gegen die Vorgänge in Rußland statt. Der russische Staatsangehörige Herr S. v. Schewitsch-München zog als Referent des Abends in fast 2stündigem Vortrage scharf gegen den russischen Autokratismus zu Felde. Im Anschluß daran sprachen die Redner der einberufenden Parteien, von unserer Seite sehr wirkungsvoll unser Vorsitzender Gemeinderat Dr. Bauer. Hierauf wurde eine Resolution einstimmig angenommen, welche die Sympathie mit der russischen Freiheitsbewegung ausdrückt und gegen die Russendienste der preußischen und deutschen Regierung protestiert. Diese Resolution soll auf Wunsch der Versammlung an die hiesige russische Gesandtschaft zur Übermittlung an das russische Ministerium des Innern, an den Reichskanzler sowie an die Fraktionsvorstände der im Reichstage vertretenen Parteien gesandt werden. Im Anschluß daran wurde, ebenfalls einstimmig, eine Erklärung angenommen, die den Bergarbeitern im Ruhrrevier die Sympathie der Versammlung kundgibt und zugleich die Erwartung ausspricht, daß die Regierung und die gesetzgebenden Körperschaften alles tun werden, was nötig ist, um die berechtigten Forderungen der Arbeiter zu erfüllen. Eine Tellersammlung für die Streikenden ergaben gegen 250 Mk. — Der von unserem Verein im Stuttgarter Tagblatt erlassene Aufruf zugunsten der Bergarbeiter hatte zur Folge, daß wir bis jetzt etwa 500 Mk. an die Streikenden abgehen lassen konnten.

Schwenningen (Württemberg). Die hiesige, durch Herrn Parteisekretär Bayer gegründete, Hilfeleser-Vereinigung hielt am 14. Januar eine Versammlung mit Vortrag von Herr Kröner über „Demokratie und Kaisertum" (I. Teil) mit anregender gegenseitiger Aussprache. Es wurde daraufhin beschlossen, regelmäßig monatlich einmal zusammenzukommen, um die politischen und sozialen Gedanken weiter zu besprechen und soweit als möglich zu betätigen. Die Versammlung vom 5. Februar brachte uns einen Vortrag von Reallehrer Schöll über „Bauplatzsteuer und Erbbaurecht". Die Ausführungen hierüber ergaben wieder eine lebhafte Diskussion in dem Vortragenden zustimmenden Sinne. Es wurde beschlossen, um womöglich weitere Kreise interessieren zu können, sich den Namen „Nationalsoziale Vereinigung" beizulegen, womit aber keine Änderung der gesteckten Ziele verbunden sein soll.

Nationalsozialer Verein Karlsruhe. Mittwoch, den 1. Febr. sprach in öffentlicher Sitzung Herr Dr. Gönner über Die „Strafrechtspflege und ihre Mittel". In ungemein fesselnder Weise führte der Redner den Kampf der Reformer vor Augen, die, im Widerspruch mit der herrschenden Vergeltungstheorie, den Zweck der Strafe in der Erziehung, Besserung, bezw. Unschädlichmachung des Verbrechers erkennen. Seine Ausführungen wurden zu einer wirkungsvollen Kritik der herrschenden Strafrechtspflege, unter der der Prozentsatz der jugendlichen Vorbestraften steigt, so daß die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß ein einmal Bestrafter der Justiz später wieder zu tun machen wird. Auch die Ausführungen über die von den Reformern vorgeschlagenen neuen Strafmittel, die Anforderungen an die Ausbildung der jungen Juristen, die zu freierem Blick und fortschrittlicher Auffassung der sozialen Verhältnisse erzogen werden sollten, sondern, wie die angeregte Diskussion bewies, allseitige Beistimmung. Selbstverständlich wurde auch bei dieser Gelegenheit für die streikenden Bergarbeiter gesammelt. Auf einen Aufruf hin, der von den Demokraten und uns angeregt, die Unterschriften von Vertretern aller Parteien gefunden hat, sind in Karlsruhe jetzt gegen 4000 Mk. gesammelt worden. Sonntag, den 4. Februar, fand in Heidelberg eine Sitzung des Landesausschusses statt, dessen Vorstand für das nächste Jahr in der Weise konstituiert wurde, daß Dr. Rich. Knittel-Karlsruhe zum Vorsitzenden, Medizinalrat Kürz-Heidelberg zum Schriftführer und Frau Jaffé-Heidelberg zur Schatzmeisterin gewählt wurde. Als ein Resultat der für die Landtagswahlen beschlossenen Besprechungen mit den anderen liberalen Parteien ist es anzusehen, daß jetzt in den Zeitungen mitgeteilt wird, daß die nationalliberalen Vertrauensmänner des Wahlbezirks Mannheim Land einstimmig beschlossen haben, die Kandidatur eines Nationalsozialen mit allen Kräften zu unterstützen.

Heidelberg, 18. Februar. Unser Japan-Abend hatte sich eines ebenso starken Besuchs zu erfreuen, wie der Amerika-Abend. Herr Professor Dr. Karl Rathgen, der bewährte Kenner Japans, sprach über „Deutschland und die gelbe Gefahr". An der Hand einer an die Hörer verteilten Tabelle besprach er die wirtschaftliche Entwickelung Japans, mit besonderer Berücksichtigung seiner Einfuhr und Ausfuhr, und zeigte, daß handelspolitisch von einer durch Japan für uns drohenden gelben Gefahr nicht geredet werden könne. Mit energischen Worten nahm Rathgen sodann Stellung gegen die jüngste deutsche Handelspolitik, die unsere Konkurrenzfähigkeit mindert, die Lebenshaltung des Volkes verteuert und dadurch seine Konsumkraft schwächt. Die dicht gedrängte Zuhörerschaft folgte mit gespannter Aufmerksamkeit und spendete reichen Beifall. In der Diskussion sprach Herr Postsekretär Kuchenbeißer, ein alter Ostasiate, über die Japaner in China und Korea. Herr Professor Rathgen beantwortete sodann zahlreiche Fragezettel und betonte in einem glänzenden Schlußwort die Notwendigkeit der Erhaltung unserer Seemacht. — Der Abend bedeutete, wie der Amerika-Abend, einen starken Erfolg.

Frankfurt a. M. (Verspätet.) Freitag, den 3. Februar, sprach im hiesigen nationalsozialen Verein Dr. Ernst Cahn über die Arbeiterverhältnisse im Ruhrrevier. An das gediegene Referat knüpfte Dr. Singheimer seine Ausführungen über den Bergarbeiterstreik, denen lebhafter Beifall gezollt wurde. Ebenso wurde eine Sammlung für die Streikenden veranstaltet. — Am nächsten nationalsozialen Stammtischabend, Freitag, den 3. März, abends 9 Uhr, im Restaurant Henninger, Roßmarkt 1 II, soll das Verhältnis der Frankfurter Nationalsozialen zu den übrigen liberalen Lokalorganisationen hier behandelt werden. Jeder liberal Gesinnte bestens willkommen.

Leipzig. In einer vom liberalen Verein einberufenen öffentlichen Versammlung sprach am 13. Februar Herr Arbeitersekretär Erkelenz-Düsseldorf über den Bergarbeiterstreik. Die Versammlung war nicht stark besucht, aber die Worte dieses Arbeiterführers, dem man es nachfühlen mußte, daß er seinem schweren Berufe ganz gehört, fielen auf fruchtbaren Boden. Es wurde beschlossen, in Gemeinschaft mit dem nationalsozialen Verein einen öffentlichen Aufruf zu erlassen und durch eine Listensammlung zur Linderung der Not in den Bergarbeiterfamilien mit allen Kräften beizutragen.

Auerbach i. V. Eine Sammlung nach einem Referat über den Bergarbeiterstreik durch den Vorsitzenden ergab 40 Mk. — Herr Strauß referierte über die „agrarische Aristokratie". Erörtert wurden u. a. noch die Ursachen, die den Kleinbauer und Tagelöhner zum konservativen Wähler machen.

Jena. Am 19. Januar hatten wir einen gut besuchten Referierabend. Herr Dr. Türck sprach über „Die drei Aristokratien". An den interessanten Bericht schloß sich eine lebhafte Auseinandersetzung. Am 31. Januar hatten auch wir einen Amerika-Abend. Herr Prof. Rein gab seine Reiseeindrücke wieder, die er beim Besuch der vorjährigen Weltausstellung empfangen. Seine Ausführungen fanden eine schätzenswerte Ergänzung durch Herrn Dr. Czapsky, den Nachfolger Ernst Abbes in der Leitung der Karl-Zeiß-Stiftung. War das Bild, welches der Pädagoge von dem Leben des amerikanischen Volkes entwarf, düsterer, so gab der Großindustrielle mehr die Lichtseiten, aber in der Verurteilung der Korruption in allen Verwaltungszweigen stimmten sie überein. Recht schmerzlich für die Bodenreformer war die Bemerkung Dr. Czapskys, daß ihm von dem Lebenswerke Henry Georges nirgends eine Spur entgegen getreten sei. Seinen Namen habe er nur ein einziges Mal zu Gesicht bekommen, und zwar auf einer Zigarre. Die Ausführungen beider Redner fanden lebhaften Beifall. Der Saal im Burgkeller war ganz besetzt, viele Besucher mußten stehen. Unsere Gegnerin, die „Jenaische Zeitung", brachte einen sympathisch gehaltenen längeren Versammlungsbericht. Sie zeigt überhaupt merkwürdige Anwandlungen sozialer Gesinnung, indem sie z. B. jetzt energisch für die Bergarbeiter eintritt. Konsequenterweise müßte sie den Abgeordneten Lehmann fallen lassen. Bei der nächsten Wahl wird sich dann zeigen müssen, ob dieser soziale Sinn wirklich wurzelecht ist. Einen schönen Erfolg haben unsere Bemühungen für die Bergleute gehabt. Es gelang uns, für einen Aufruf die Unterschrift einer Reihe angesehener Männer aus allen liberalen Parteien zu erhalten. In fünf Tagen sind darauf über 500 Mk. bei der Sammelstellen eingegangen.

Oldenburg i. Großh., im Februar. Recht erfreuliche Fortschritte macht auch in Oldenburg die liberale Agitation. Neben der stetig fortgesetzten Kleinarbeit unseres Sekretärs auf dem Lande ist hauptsächlich die Tätigkeit des Oldenburger Lokalvereins erwähnenswert. So veranstaltete der rührige Diskutierklub des Vereins in letzter Zeit zwei Abende, in denen Herr Ruseler in ungemein fesselnder Weise über die Entwickelung der englischen Weltherrschaft sprach und Herr Dr. Lippelt die wissenschaftlichen Grundlagen des bekannten Häckelschen Buches „Die Welträtsel" einer Kritik unterzog. Beide Male folgte den Referaten eine tiefgehende Diskussion. Anfang des Monats trat der Verein zu seiner alljährlichen Generalversammlung zusammen, in der von dem Vorsitzenden Herrn Janssen ein erfreuliches Bild der Tätigkeit des Vereins im abgelaufenen Berichts-

Digitized by Google

jahr gegeben werden konnte. Herr Pfannkuche gab den politischen Jahresbericht, in dem die politischen Ereignisse des engeren oldenburgischen, sodann des weiteren deutschen Vaterlandes einer Besprechung unterzogen wurden. Im Anschluß an die Erörterung des Bergarbeiterstreiks wurde sodann ein Aufruf zugunsten der Ausständigen einstimmig votiert.

Dortmund. Nationalsozialer Verein. In der letzten Sitzung erstatteten die Delegierten Bericht über die Verhandlungen der Generalversammlung des Wahlvereins der Liberalen. Im Anschluß an die Besprechung der Handelsverträge wurde nachfolgende Resolution eingebracht und einstimmig angenommen: „Wir freuen uns des Verdammungsurteils, das die Generalversammlung mit überwältigender Mehrheit über die Handelsverträge gefällt hat. Überzeugt von ihrer unheilvollen Wirkung auf den industriellen Aufschwung und die Emporentwickelung der arbeitenden Schichten unseres Volkes, müssen wir unbedingt die Mitverantwortlichkeit für ihr Zustandekommen ablehnen."

Nationalsozialer Preßverein. Wir empfingen im Laufe der letzten Woche wieder Beiträge aus Berlin-Fr., St. II. u. III. 12 Mk.; Buk, Dr. II. 5 Mk.; Elberfeld, W. W. I. 5 Mk.; Freiburg (Breisgau) E. Je. II. 5 Mk.; Grünwald, Co. II. 5 Mk.; Hamburg, Bo. II. 10 Mk.; Heidelberg, A. D. II. 5 Mk.; München, Hi. III 5 Mk.; Nürnberg, Vereinigung von Freunden der „Hilfe" II. 5 Mk.; Tübingen, Kr. III. 5 Mk.; Zehlendorf, Zi. II. 5 Mk.

Zusammen 67,— Mk.
In letzter Nr. für Kau. in Berlin zuviel ausgewiesen 3,— „
64,— Mk.
Dazu laut Ausweis in Nr. 7 2262,— Mk.

Insgesamt 2326,— Mk.

Allen Gebern herzlichen Dank! Weiter haben wir zu berichtigen, daß der letzte in Nr. 7 unter München ausgewiesene Beitrag von S. Sch. in Nürnberg geleistet wurde. Weitere Anmeldungen und Beiträge erbittet

Berlin-Schöneberg, Hohenfriedbergstraße 11.

Die Geschäftsleitung.

Soziale Bewegung

Allgemeiner deutscher Gewerkschaftskongreß. Der dies Jahr fällige allgemeine (fünfte) Kongreß der Gewerkschaften Deutschlands wird von der Generalkommission zum 22. Mai nach Köln a. Rh. einberufen. Auf die Tagesordnung ist unter anderem auch die Stellung der Gewerkschaften zum Generalstreik gesetzt und die Untersuchung der Vorteile und Nachteile der offiziellen Maifeier für die Gewerkschaften. Wie es scheint, soll auch ein engeres Zusammenarbeiten zwischen Gewerkschaften und Genossenschaften angebahnt werden. Auf jeden Fall darf dieses alle zwei Jahre tagende, größte gewerkschaftliche Arbeiterparlament Deutschlands allgemeiner Beachtung sicher sein.

Ein erfolgreicher Streik ist in der Zeit fortschreitender Arbeitgeberkoalitionen und wachsender Kapitalsakkumulation fast schon etwas ungewöhnliches. Eben deshalb verdient jeder schwer errungene Sieg streikender Arbeiter registriert zu werden. Der Erfolg, den die streikenden Holzarbeiter in Berlin in der zweiten Hälfte des Januar nach langwierigen erbitterten Kämpfen errungen haben, ist ein solcher unverhoffter Sieg. Nach all den immer wiederkehrenden verbitternden Kämpfen war kaum zu hoffen, daß es schon jetzt zu einem Tarifvertrage in der Berliner Holzindustrie kommen werde. Die streikenden Arbeiter haben es aber durch ihre zähe Opferwilligkeit dennoch erreicht, daß nicht nur ein gemeinsamer Arbeitsvertrag vereinbart wurde, sondern auch, daß dieser Vertrag die meisten ihrer Wünsche, um die sie streikten, erfüllte. Hoffentlich hat die so oft durch Kämpfe erschütterte Berliner Holzindustrie nun eine Reihe friedlicher Jahre vor sich, in denen sie sich erholen und neue Kraft gewinnen kann. — Diese Hoffnung wird die Berliner Gelbmetallindustrie nicht hegen dürfen. Denn hier haben es die „Kühnemänner", die scharfmacherische Richtung unter den Fabrikanten durchgesetzt, daß der einundzwanzigwöchige erbitterte Kampf von den Arbeitern ergebnislos abgebrochen werden mußte. Sogar die Unterschrift eines Reverses, der den Austritt aus dem Metallarbeiterverband verlangt, wird von etlichen Firmen als Bedingung nach dem Streik wie vorher festgehalten. Unter diesen Umständen bedeutet die jetzige Niederlage der Arbeiter nichts als Sammlung neuer Kräfte zum Kampf!

Gewerbliche Friedensdokumente nennt Fanny Imle, die bekannte Vorkämpferin der Gewerkschaftsbewegung, die aus dem sozialdemokratischen Lager über die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine in die katholische Arbeiterbewegung gekommen ist, die Tarifgemeinschaften. Sie hat soeben im Verlag von Gustav Fischer, Jena unter dem Titel „Gewerbliche Friedensdokumente" die Entstehungs- und Entwickelungsgeschichte der Tarifgemeinschaften in Deutschland veröffentlicht (Preis 10 Mk.). Das umfangreiche Werk, das die Vertragsbildung in den einzelnen größeren Industriezweigen übersichtlich behandelt, gibt in klarer, allgemein verständlicher Darstellung einen Einblick in die gewerkschaftlichen Erfolge des letzten Jahrzehnts. Gewiß hat die Verfasserin recht, wenn sie sagt: „Trotz der ermutigenden Tariferfolge ist das große soziale Problem unserer Zeit noch ungelöst." Aber ebenso richtig ist doch auch die Tatsache, daß gerade durch die Tarifgemeinschaften mehr als durch alle anderen gesetzlichen und freivereinbarten Einrichtungen des gewerblichen Lebens der soziale Frieden in Deutschland gefördert und gesichert worden ist. „Tausenden von Arbeitern ist zu einer besseren Lebenshaltung, vielen Handwerkern und Industriellen zu gesteigerter Erwerbssicherheit und manchen Gewerben zu einer soliden, sozialwirtschaftlichen Basis durch sie verholfen worden." Diese Tatsache macht die Tarifgemeinschaften des allgemeinen Interesses wert. Und eben deshalb verdient Fräulein Imle den Dank aller Arbeiterfreunde für ihre beschwerliche, umfangreiche und doch so klare Untersuchung, die ungewollt zu einer Verherrlichung der Tarifgemeinschaften und damit zu einer Propaganda für gleiche Verträge bei Arbeitnehmern und Arbeitgebern geworden ist.

Pflege patriotischer Gesinnung. Nicht nur politische, sondern auch wirtschaftliche Kampfvereine sollen die sächsischen Militärvereine sein. Aus Ottendorf Okrilla in Sachsen wird berichtet, daß der dortige sächsische Militärverein nicht nur seinen Mitgliedern, sondern auch deren Frauen, und sogar dritten, ihrem Hausstand angehörenden Personen, den Beitritt zum dortigen Konsumverein untersagt und Ausschlüsse gegen Ungehorsame verfügt hat. Solche Maßnahmen muß man im Interesse der — Militärvereine lebhaft bedauern. Wenn diese Vereine Pflegstätten vaterländischer Gesinnung für frühere Soldaten sein sollen, so werden sie ihren Zweck um so weniger erreichen, je einseitiger sie politische und wirtschaftliche Sonderinteressen verfolgen. Die sogenannten höheren Klassen unseres Volkes halten sich schon lange den Krieger- und Militärvereinen fern; die „unteren Klassen" aber werden, je selbstbewußter und aufgeklärter sie naturgemäß mit der Zeit werden, den Krieger- und Militärvereinen immer gleichgültiger oder feindseliger gegenüberstehen. Worauf wollen sich also schließlich diese Vereine noch stützen? Bei wem wollen sie die vaterländische Gesinnung dann noch pflegen?

Noch etwas vom Gerichtsschreiber. Wir geben folgende Zuschrift wieder, ohne sie zu unterschreiben: „Liegt die Forderung der Ablegung des Abituriums für die Zulassung zum Gerichtsschreiberdienst im Interesse des Volkes? Ein Artikel in Nr. 4/1905 dieses Blattes scheint diese Frage bejahen zu wollen. Man wird dem Schreiber dieses Artikels ohne weiteres zugeben können, daß die Stellung des Gerichtsschreibers hohe Anforderungen an Können und Wissen stellt; daß sie die „höchsten" Anforderungen stelle und die „gründlichste" Kenntnis des Rechts in allen seinen Zweigen erfordere, ist dagegen nicht richtig, denn dann würden wir seit dem Jahre 1879 schon akademisch-juristisch gebildeter Gerichtsschreiber bedurft haben. Darüber aber soll nicht gerechtet werden. Dagegen erscheint die Forderung nach höherer Schulbildung, als sie jetzt für notwendig erachtet wurde, nach der sozialen Seite hin bedenklich.

Der Gerichtsschreiber ist erst in zweiter Linie Gehilfe des Richters, in erster Linie ist er für die rechtsuchende Bevölkerung da. Die rechtsuchende Bevölkerung aber, die dem Gerichtsschreiber seine Sorgen und Anliegen vorträgt, gehört in der Regel den ärmeren und weniger gebildeten Schichten an; die übrige Bevölkerung bedient sich im allgemeinen der Rechtsanwälte. Diese ärmeren und weniger gebildeten Schichten sind heute schon — zum Teil auch leider begründeterweise — von mancherlei Mißtrauen wider unsere ordentlichen Gerichte erfüllt. Beileibe nicht alles dieses Mißtrauen aber doch ein nicht unwesentlicher Teil rührt daher, daß in unseren Gerichtsschreibereien nicht mehr Leute sitzen, die mit jenen Klassen in näherer und unmittelbarer Beziehung stehen, für die sie wirken sollen.

In anderen deutschen Bundesstaaten, speziell in thüringischen, in denen die Gerichtsschreiberbeamtenschaft nicht wie in Preußen lediglich aus Militäranwärtern und mit höherer Schulbildung ausgestatteten Zivilanwärtern besteht, ist jenes Mißtrauen nicht in solchem Maße zu spüren.

Dieser Umstand bestärkt uns in der eben ausgesprochenen Ansicht und läßt sich erklären daraus, daß sowohl der Militäranwärter als auch der mit höherer Schulbildung ausgestattete Zivilanwärter die Bedürfnisse der „kleinen Leute" nicht so verstehen können, als es für eine ersprießlichere Betätigung in ihrem Amte erwünscht wäre. Denn die Militäranwärter sind meist den öffentlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen zu einer Zeit entrückt worden, in der ihr Bildungsgang und ihre Charakterwerdung noch längst nicht abgeschlossen ist, während andererseits bei den Zivilanwärtern der Schritt von der Schule ins Amt kaum einen achtenswerten Erwerb von Kenntnis und Urteilskraft außerhalb der amt-

Digitized by Google

lichen Tätigkeit zuläßt. Dazu kommt noch, daß diese Zivilanwärter fast ausschließlich günstiger situierten Kreisen entstammen, ein Umstand, der ebenfalls nur Gräben zieht, aber keine Brücken schlägt.

In thüringischen Staaten hat man dagegen auch mit denjenigen Beamten günstige Erfahrungen gemacht, die lediglich Volksschulbildung besitzen, obgleich dort der Dienst des Gerichtsschreibers noch höhere Anforderungen stellt als in Preußen, namentlich in der freiwilligen Gerichtsbarkeit.

Zu begrüßen und idealer als das preußische ist dieses thüringische Verhältnis auch um deswillen, weil nicht so viele weniger bemittelte Intelligenzen brach liegen bleiben. Im Interesse des sozialen Staates liegt es, die Intelligenzen nicht verkümmern oder falsche Wege gehen zu lassen, eine Gefahr, die bei den weniger bemittelten am stärksten ist. Es will auch bedünken, als sei nicht eine Verengerung, sondern eine Erweiterung des Kreises der Konkurrenten für die Gerichtsschreiberstellungen im Interesse des Volkes und des Staates liegend.

Ohne den Wert der formalen Bildung antasten zu wollen — auch er wird zuweilen überschätzt —, wird man doch sagen können, daß diese auch in dem für den Gerichtsschreiber erforderlichen Umfange auf einem anderen und zweckmäßigeren Wege zu erlangen ist, als lediglich auf dem des Besuchs höherer Schulen. Die Beamten der Arbeiterorganisationen, deren Kenntnisse und Tatkraft ebenso wie ihre hohe Verantwortlichkeit nicht in Zweifel gezogen werden können, geben hierfür ausreichende Beispiele."

Österreich-Ungarns Trennung

Die schwere Krise, die jetzt über Österreich-Ungarn lagert, hat einen bemerkenswerten psychologischen Hintergrund. Auf dem Throne der Habsburger sitzt ein greiser, müder Herrscher, der in den fünfundsiebzig Jahren seines Lebens als Mensch und als Kaiser die schlimmsten Schicksalsschläge erdulden mußte. Wenig freundliche Tage waren ihm beschieden, und jede Stunde des Glückes fällt mit besonderem Gewicht in die Wagschale der Erinnerungen. Deshalb hat sich der 8. Juni des Jahres 1867 mit brennenden Lettern in das Herz des Monarchen eingegraben. Nach langer, schrecklicher Zeit schien der Streit zwischen Zis- und Transleithanien beendet; bittere Enttäuschungen, des Kaisers Friedenssehnsucht, Franz Deaks und des alten Grafen Julius Andrassy Entgegenkommen, Ungarns Stärke, Österreichs Schwäche, hatten einen Ausgleich der Gegensätze ermöglicht: die 1867er Verfassung war entstanden. Der morsche Kaiserstaat Österreich trat in der neugeschaffenen österreich-ungarischen Monarchie verjüngt auf den Plan, und der Herrscher besiegelte das Werk, indem er die Krone des Stefansreiches vor den Magnaten und Abgeordneten Ungarns aufs Haupt setzte. Sonnenschein lag über den Ländern, die sich nach vielfachen Verwirrungen der Ruhe und Ordnung erfreuen sollten. Aber das Glück versickerte allzubald, der Hader von einstmals erwachte wieder. Der Ausgleich mit seinen staatsrechtlichen und wirtschaftlichen Einrichtungen wurde schon nach Jahren, besonders in Ungarn, lästig empfunden und heute scheint er unerträglich zu sein. Die alten Verteidiger der 1867er Realunion sind gestorben oder in den Hintergrund getreten, die junge Generation will von ihr nichts wissen. Nur der Kaiser hängt mit Leib und Seele an den Grundlagen, die er dem Staate gegeben. Als im Jahre 1903 in Ungarn der Kampf um die selbständige „nationale Armee" mit magyarischem Kommando, mit ungarischen Offizieren und Abzeichen am heftigsten wütete, erschien der Armeebefehl von Chlopy, der rührende Aufschrei des greisen Herrschers, welcher die gemeinsame, einheitliche Wehrmacht zu verteidigen suchte. Allein die Politik ist hart, und wenige Tage später mußten die Magyaren durch eine sanfte Erklärung der kaiserlichen Worte beschwichtigt werden. Dann kam Graf Tisza und traf alle Vorbereitungen für die Zerschlagung der einheitlichen Heeresorganisation. Es bedarf nur eines Wortes des Kaisers, doch der Monarch zögert. — — —

Er ist auch gegenüber der wirtschaftlichen Loslösung Ungarns von Österreich zurückhaltend. Aber gerade in dieser Hinsicht hat sich in der Volksstimmung ein bedeutungsvoller Umschwung vollzogen. Während man in Österreich an der Einheitlichkeit der Wehrmacht festhält, besiegte man in der letzten Zeit die Scheu vor der Preisgabe des Zoll- und Handelsbündnisses beider Reichshälften. Denn die Erfahrung lehrte, daß Neid und Vorurteil viel höhere Grenzwälle zwischen Zis- und Transleithanien aufzurichten vermochten als Zollschranken. Der freie Güterverkehr im Habsburgerreiche wird durch die nationale Engherzigkeit der Magyaren unterbunden, und in Ungarn ist es fast zur Ehrensache geworden, österreichische Erzeugnisse zu boykottieren. Der Ruf nach wirtschaftlicher Selbständigkeit erdröhnt also nicht mehr allein in der östlichen Reichshälfte, er beginnt auch immer stärker in Österreich zu ertönen. Doch Kaiser Franz Josef blickt sorgenvoll in die Zukunft; er sieht der Zweiteilung der Armee und des Zoll- und Handelsgebietes den Kampf um die gesonderte diplomatische Vertretung im Auslande folgen, und angsterfüllt fragt sich der pflichtbewußte Monarch, was daraus für das Erbe der Habsburger werden soll?

Der Kaiser zögert; wird er aber noch lange Widerstand leisten können? Seit den letzten ungarischen Reichsratswahlen ist es klar, daß die Totenglocke für den 1867er Ausgleich läutet. Die Zerreibung der ehemaligen österreichfreundlicheren Regierungspartei, das ungeheuere Anschwellen der Unabhängigkeits- oder 1848er Partei läßt jede Hoffnung auf den Fortbestand der gegenwärtigen Staatsform sinken. Die Neuregelung der Beziehungen Österreichs und Ungarns zueinander ist unaufschiebbar geworden. Diese Tatsache steht fest. Wie immer die neue ungarische Regierung geartet sein mag, ob sie eine Koalition nach rechts oder links zur Basis hat, sie muß die Folgerungen aus den Wahlen ziehen, und der Monarch, der seit dem Jahre 1867 das Musterbild eines konstitutionellen Regenten ist, der unlängst auch den Sohn seines heftigsten Widersachers, Ludwig Kossuth, empfing, um aus dem Munde des Präsidenten der stärksten Partei im Karpathenreiche einen Bericht über deren Wünsche zu vernehmen, wird sich schließlich fügen.

Die Revision des Ausgleiches: das ist mithin die Frage der nächsten Zeit. Welche Lösung ihr beschieden sein dürfte, läßt sich noch nicht sagen. Wahrscheinlich wird das Habsburgerreich nach irgend einem Mittel suchen, um der Armee auch weiterhin den Anstrich der Gemeinsamkeit zu erhalten, aber die wirtschaftliche Trennung steht vor der Tür. Doch deshalb muß man nicht allzu pessimistisch werden. Gelingt es, für die verbleibenden „gemeinsamen Angelegenheiten" einen gerechten Beitragsschlüssel für Zis- und Transleithanien zu finden, so daß die unerquicklichen Streitereien wegen der „Quoten"-Übervorteilung Österreichs durch Ungarn verschwinden, ist es möglich, daß die beiden Reichshälften selbständig um ihre wirtschaftliche Existenz kämpfen und einander nichts vorzuwerfen und vorzuenthalten haben: dann dürfte sich wohl von selbst eine Beruhigung auf beiden Seiten einstellen, aus der sich im Laufe der Zeit hilfsbereite Freundschaft und gegenseitige Achtung zu entwickeln vermöchte. Denn auch heute ist Ferdinand Kürnbergers Wort: „Wir (Österreich und Ungarn) henken einander, wir entthronen einander, aber wir brauchen einander!" ebenso richtig wie damals, als es geprägt wurde. Nicht die Existenzmöglichkeit des Habsburgerreiches hat sich überlebt, nur eine Form seiner Existenz geht zu Grabe.

Österreich wird materiell auf alle Fälle gewinnen, denn die unglückliche Wirtschaftsehe mit Ungarn ist sehr kostspielig geworden. Leider hängen aber mit der innerpolitischen Auseinandersetzung der beiden Reichshälften Fragen der auswärtigen Politik zusammen. Wie werden die beiden alliierten Staaten die Ereignisse aufnehmen, ja inwiefern werden die mit Deutschland und Italien vereinbarten Handelsverträge berührt werden? Kann Österreich-Ungarn weiterhin die Stellung einer Großmacht einnehmen, wenn es kommerziell zwei Kleinstaaten bildet? Wird die Armee für vollwertig gelten können, sobald sie bestenfalls bloß innerlich zerfällt? Diese Erwägungen sind ernstester Natur; sie müssen beachtet werden, weil das Sichselbstbelügen nichts nützt. Und so kommt es, daß man im Auslande von Österreich-Ungarn her ein unheimliches Knistern und Krachen zu hören glaubt, indes man sich in Österreich und in Ungarn bemüht, in bessere, ruhigere Verhältnisse hineinzuwachsen.

Wien. **Rich. Charmatz.**

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 8. Berlin, 26. Februar 1905

Einigungsformel

In diesen zwei Stücken besteht das ganze christliche Leben: Glaube Gott, hilf deinem Nächsten. Luther.

Groß hat Luther gedacht, weil er groß war. Es war ihm um die Sache zu tun und nicht um Personen, um die Hauptsache und nicht um Nebendinge. Was stritten und zankten sich die Leute über Glauben, Werke, Rechtfertigung, Sünde, Gnade, Abendmahl! Es war so bequem zu streiten. Über solchem Glaubenseifer vergaß man der elementaren Forderungen christlichen Lebens; denn christlich zu leben ist unbequemer als theologische Disputationen halten. So hören wir eine alte Einigungsformel im obigen Spruch!

Alles Leben nährt sich von Einfachem. Wasser und Licht, Brot und Luft sind unentbehrliche Bedürfnisse. In ihnen liegen die schöpferischen Bedingungen alles Lebens. Geistiges Leben kennt keine anderen Ordnungen als leibliches Leben. Es nährt sich von einfachen, großen Gedanken. Frommes Leben ist gesund, je klarer und schlichter die Grundsätze sind, nach denen es sich richtet. Frömmigkeit nennt uns die zwei: Glaube Gott! Hilf deinem Nächsten!

Traue dich der ewigen Macht Gottes an! Du bist nicht zu klein, daß er dich übersehen könnte; denn du bist eine Seele. Du bist nicht zu groß, daß du es nicht mehr nötig hättest; denn du bist eben auch Einer und weiter nichts. Sich von ewigen Gotteshänden getragen wissen, das heißt selig sein. Glaube Gott! Man ruft dir nicht mal zu: glaube an Gott, als ob du nur in der Schule lernen müßtest, daß es einen Gott gibt, und dann dies deinen Glauben ausmachte. Gott ist da, wie Vater und Mutter da sind. So wenig es Sinn hat, an Vater und Mutter zu glauben, so wenig verlangt Gott, daß du an ihn glaubst und nachher ihm vertraust. Er ist ja immer persönlich gekommen, im Frühling und Winter, an Weihnachten und an der Jahreswende, als du zum erstenmal einen Menschen beten sahst, und als dir selbst Not oder Freude das Herz füllte, daß es sich Luft machen mußte. Drum glaube Gott! Traue ihm! Er ist nahe. Du brauchst nur mit der Hand zu tasten an den Tatsachen des Lebens, so findest du ihn.

Und hilf dem Nächsten! das ist das andere. Wir haben es zum Überdruß oft gehört, von Lippen, die plapperten wie die Heiden, und von Menschen, die sich selbst opferten. Es weiß heute ein jeder, daß Nächstenliebe etwas ganz Probates sein muß; aber Gott! Es ist ja gar nichts Neues. Und die Menschen sind wie die Bauern, welche die Fenster nicht öffnen, um gesunde Luft hereinzulassen. So bleibt der Spruch stehen in Bibel und Fibel, wir benützen ihn in Predigt und Volksversammlung. Aber das Heillose ist, daß wir nicht danach leben. Solche Heillosigkeit bedarf der Heilung. Daß sie doch käme, einfach, schlicht, aber wahr, wirklich.

Traub.

Ethik und Kapitalismus

Unser Freund, Pfarrer Lic. theol. G. Traub in Dortmund, hat bei Eugen Salzer in Heilbronn ein Buch erscheinen lassen, das allen Lesern der „Hilfe" auf das wärmste empfohlen sein soll. Es heißt:

Ethik und Kapitalismus, Grundzüge einer Sozialethik. 255 Seiten; ungeb. 4,20 Mk., geb. 5,00 Mk.

Dieses Buch, das wir in der Weihnachtsnummer schon kurz vorläufig angezeigt haben, ist aus unserer Bewegung herausgewachsen und gehört zum besten, was durch sie hervorgebracht wurde. Es erörtert die Frage, wie die christliche Sittenlehre zur kapitalistischen Entwickelung steht. Alle Pastoren, die sich um soziale Fragen bekümmern, kennen den Ernst und die Schwierigkeit dieser Frage aus eigener Erfahrung. Mit bloßer Wiederholung der alten Sätze ist nichts getan, denn die Leute, zu denen der Pastor predigen soll, stehen mitten im neuen Leben und empfinden seine Ungerechtigkeiten und verlangen vom Verkündiger der Wahrheit, daß er ihnen sagt, ob es recht sei, reich zu sein, ob es recht sei, mehr Lohn haben zu wollen, ob es recht sei, daß Kleinbetriebe verdrängt werden usw. Es sitzen Leute in der Kirche, die das Evangelium so verstehen wie Tolstoi, und die nicht begreifen, daß der Prediger, wenn er ein Zeuge des Heilands sein will, nicht als stürmischer Ankläger der Gegenwart gegenübersteht. Es sind Hörer da, die etwas von dem Schweizer Pastor Kutter gelesen haben oder auch die Broschüre von Göhre. Was soll ihnen gepredigt werden? Aber nicht nur die Pastoren brauchen ein ernstes und maßgebendes Buch über Ethik und Kapitalismus, sondern alle diejenigen, die Weltanschauung haben oder gewinnen wollen. Jeder Geschäftsmann (und wer ist das heute nicht?) steht in einem beständigen Kampf zwischen Gewissen und Wirklichkeit. Er hat nur die Wahl, sein Gewissen totzuschlagen oder zu klären. Das letztere ist das allein würdige und innerlich befriedigende. Und dazu will also Traub helfen. Daß er der rechte Mann dazu ist, wird von unseren Lesern ohne viel Worte geglaubt werden, denn wir kennen ihn ja alle, und jede Nummer der „Hilfe" zeigt, mit welcher eindringlichen Gewissenhaftigkeit er die Probleme der Sittlichkeit und Wahrheit bearbeitet.

Das Traubsche Buch hat einen allgemeinen und einen besonderen Teil. Der allgemeine Teil enthält folgende Kapitel:

„Schwierigkeiten der Erörterung. Charakteristik der kapitalistischen Wirtschaftsform. Anklagen gegen den Kapitalismus. Selbstverteidigung des Kapitalismus. Die Hauptfrage. Gefühlsethik. Interessenethik. Berufs- und Klassenethik. Konfessionelle Ethik. Das Wesen des Sittlichen. Moral und Christentum. Ethik und Volkswirtschaft. Arbeitsgemeinschaft. Ethik und Technik. Geistesgemeinschaft. Erziehung des Gesamtwillens. Nützlichkeit und Sittlichkeit."

Es ist unmöglich, hier eine Inhaltsangabe zu versuchen. Von fast dramatischer Wucht sind die Kapitel, wo der Kapitalismus als Angeklagter und als Selbstverteidiger auftritt. Traub steht mit beiden Füßen auf dem Boden der kapitalistischen Wirtschaftsentwickelung, leuchtet aber mit sittlicher Kritik bis in die tiefsten Hintergründe dieser Entwickelung hinein. Vortrefflich ist die Darstellung und Abweisung einer unsystematischen Gefühlsethik:

„Der Gefühlsethiker verwechselt beides: das Recht der sittlichen Forderung für die Zukunft und das Maß für die sittliche Beurteilung der Gegenwart. Er mißt die Zustände nicht an der geschichtlichen Entwickelung, sondern an einem zukünftigen geschichtslosen Ideal."

Digitized by Google

Undurchgedachte Gefühlsethik verknüpft sich oft mit naiver Vertretung eigener Interessen:

„Reaktionäre Stimmungen verbrauchen das meiste sittliche Pathos. Man denkt unwillkürlich an zwei Kinder, von denen das eine rascher springen kann als das andere; das schwächere schreit in heller Entrüstung: Du darfst nicht so schnell laufen! Die eigene Schwäche deckt sich mit dem Mantel sittlicher Selbstgerechtigkeit."

Gegenüber dieser im Grunde unmoralischen Moral, die nur das für recht hält, was gerade nützlich scheint, sucht Traub nach den eigentlichen Gründen der Sittlichkeit im Einzelmenschen und seiner freien Verantwortlichkeit gegenüber der Welt und der Gemeinschaft, zu der er gehört. Dieser einzelne ist von der starken Kraft urchristlicher Beweggründe getroffen. Das Christentum hebt ihn über eine bloße Nützlichkeitsbetrachtung der Welt und ihrer Güter hinaus. Das ist die Hauptleistung des Christentums. Einzelvorschriften hat das Evangelium nicht:

„Es wird auch der besten Exegese nie gelingen, Christus und das moderne industrielle Zeitalter einander so anzunähern, daß die beiden einander etwas deutliches zu sagen hätten. Der Theologe muß sich hüten, mit der gewöhnten Ausdeutungskunst Brücken zu schlagen, die bei der Belastungsprobe doch zusammenfallen. Jesus sagt nichts über Bank- und Kreditwesen, über Industrie, Handel und Ackerbau als volkwirtschaftliche Größen. Er sah keine Panzerflotte und hörte keinen Kanonendonner. Er sah Gott und dürstende Menschenseelen. Diese beiden zusammenzubringen, war seine Kraft. So war er Erlöser und ist es bis heute."

Mit viel Nachdruck spricht Traub gegen die Vorstellung, als sei das patriarchalische System der alten Zeit an sich das sittlich höher stehende. Die alte Zeit war wegen ihrer Arbeitsverfassung weniger arbeitsfreudig. Aber auch die unserige hat nur soviel Arbeitsfreudigkeit, als sich die Arbeit in ihr lohnt. Lohn heißt Teilnahme an der Kultur, die durch die gemeinsame Arbeit hergestellt wird. Alle Arbeit ist Einfügung in einen großen Kulturprozeß, und Arbeitsgemeinschaft muß in ihrer vollkommenen Ausgestaltung Geistesgemeinschaft sein. Daraus ergibt sich Technik und Rhythmus der Arbeit. Schon bei der mangelhaften heutigen Durchdringung des modernen Arbeitsprozesses mit Geist und Rhythmus ist der Durchschnittszustand der Masse im kapitalistisch-technischen Zeitalter kein schlechter:

„Die Masse des Volkes ist weit besser als man sie darstellt. Wie viel ist an den Völkern schon gesündigt worden, und trotzdem haben wir immer Grund, die Geduld und tragende Hilfe, die Freundlichkeit und gesunde Lebensauffassung des einfachen Volkes zu bewundern. Es gehört zu den schlechtesten Eigenschaften der Theologen, in Massenschilderung schwarz zu malen. Wäre die Masse so schlecht, wie sie in unseren Predigten oft dargestellt wird, es wäre rein unerklärlich, daß wir bis heute noch keine anarchischen Zustände haben. Das verdanken wir nicht Polizei und Gefängnis, sondern dem Schatz an sittlicher Treue und wirklichem Wohlwollen, der von einem Geschlecht zum anderen getragen wird."

Alle diese kurzen Sätze, die wir hier abdrucken, können nur eine ganz allgemeine Ahnung davon geben, was Traub gibt und geben will. Sein Buch ist eine Fundgrube von treffenden Einzelbemerkungen, es will aber gleichzeitig noch mehr sein und ist mehr. Es ist der Versuch, statt der üblichen schematischen theologischen Ethik ein System sittlicher Werturteile aufzustellen, das mit dem wirklichen Leben in Wechselwirkung steht. In dieser Hinsicht will es mit der Ethik von Professor Herrmann verglichen werden. Das aber geht über dasjenige hinaus, was in der „Hilfe" und von mir geleistet werden kann. Wir bitten aber die Fachtheologen, sich dieser Traubschen Arbeit ernstlich anzunehmen, auch wenn sie nicht von einem Professor verfaßt ist. Die ganze geistige Bewegung innerhalb der evangelischen Theologie, die mit dem Jahre 1890 und mit den evangelisch-sozialen Kongressen zusammenhängt, muß jetzt in festere Formeln gebracht werden, wenn sie nicht nutzlos verrinnen soll. Für die evangelisch-sozialen Kongresse ist Traubs Buch geradezu notwendig. Hier steht es geschrieben, was und wieviel diese Kongresse noch zu tun haben. Für Tagungen von Kongressen und Versammlungen gibt dieses Buch die besten Themata, und zwar ebensowohl sein allgemeiner wie sein praktischer Teil. Der praktische Teil hat folgende Überschriften:

„Der Kaufmann. Der Konsument. Der Rentner. Der Bauer. Der Unternehmer. Der Handwerker. Der Arbeiter. Zur Frauenfrage. Rückblick und Ausblick."

Jeder dieser Aufsätze ist in seiner Art etwas Ganzes. Hier zeigt sich Traubs ganze Kraft volkswirtschaftlicher Einzelbeobachtung. Wer Volkstum kennen lernen will, der greife zu. In gewissem Sinn bietet Traub auf industrialistischer Seite das, was einst Riehl auf agrarischer Seite geleistet hat: moralische Psychologie der verschiedenen Volksschichten. Er bietet aber auch mehr, denn er füllt den Leser mit neuem Willen und Freudigkeit zur Arbeit für die Gesamtheit. Dieses Buch handelt nicht nur über die Moral, sondern macht auch die Leser moralischer, was man nicht von aller Schriftstellerei sagen kann, die sich mit solchen Dingen befaßt hat. Es ist aus arbeitendem Willen heraus entstanden und weckt darum Willenskräfte. Es ist nicht eine beliebige Erscheinung auf dem Büchermarkt, sondern ein sichtbarer Fortschritt. Deshalb soll es gelesen werden.

Naumann.

Die Emanzipation der Pferde

An einem milden Frühlingstage stand ich auf der Landstraße und sah einer kleinen, berittenen Gesellschaft nach, die eben an mir vorübergesprengt war — drei Herren und zwei Damen waren es —, und es hatte etwas Farbe und Glanz in den Alltag gegossen, als sie in raschem Galopp vorübersausten. Man kam sich als Fußgänger doch recht hungrig vor, so ein armseliges Etwas, das am Rand des Weges im Staub einherkriechen mußte, und ich gelangte zu der Ansicht, daß ich reiten müßte. Wohlgemerkt, ob reiten im Grunde ein Genuß sei, wußte ich nicht; denn ich hatte nie geritten — ausgenommen in meiner ersten Jugend auf dem Kontorbock eines Kaufmanns —, aber daraus wagte ich keine Schlüsse zu ziehen. Ich wollte auch nicht reiten um des Reitens willen, sondern um das Bild der Landschaft zu verschönern. Ich wollte nicht mir sondern den Spaziergängern einen Genuß verschaffen; ich ritt nicht aus schlechten, egoistischen Motiven sondern zum Wohl der Menschheit. Nun bedarf es aber zum Reiten eines Gauls, und ich hatte keinen. Als der liebe Gott aber die Leidenschaften erschuf, schuf er auch gleich die Mittel zu ihrer Befriedigung und darunter in erster Linie die Pferdeverleiher. Ich zog also blanke Stiefel an, schwang kühn die Gerte und lieh einen Gaul. Ich hätte es lieber nicht tun sollen; denn es bekam mir schlecht. Nicht etwa, als ob ich nicht zum Tor hinausgekommen wäre, — ich kam hinaus; aber auf der sonntagsbelebten Promenade blieb das Tier plötzlich stehen, drehte den Kopf zurück und sah mich eine Weile ironisch an. Dann warf es mich gelassen ab. Ich will dem Tier daraus an und für sich keinen Vorwurf machen; es ist nicht das Abwerfen, das mich gekränkt hat, es ist die Art und Weise. Wenn ein Gaul steil in die Höhe fährt und der Schaum ihm um die Lippen fliegt, kann man in einem weiten Bogen in den Graben fliegen und doch so etwas wie einen Helden bedeuten, der Furcht und Grauen weckt. Man fällt, aber man fällt in einer bewegten Schlacht. Wenn ein Biest mitten auf der Landstraße stehen bleibt und in störrischem Eigensinn weder durch die Peitsche noch durch gute Worte zum Weitergehen zu bewegen ist, dann merkt man, daß man es mit einem schlechten Charakter zu tun hat, und der Philosoph weiß, daß man gegen schlechte Charaktere vergeblich kämpft. Schlechte Reiter aber sind immer gute Philosophen, und so nimmt man sein Pferd mit resignierter Überlegenheit am Zügel und geht heimwärts. Wenn aber ein Tier ohne jede Regung des Temperaments mit gelassenem Gleichmut einfach stehen bleibt und seinen Reiter abwirft, beweist es ihm eine Verachtung, die schwer zu tragen ist. Und wenn es dann nachher wenigstens ausgerissen wäre, dann hätte man zum mindesten meinen können, seine Freveltat sei ihm nachträglich zum Bewußtsein gekommen, und es entzöge sich nun dem Zorn des Reiters in wilder Flucht. Man wäre dann immerhin eine Art von Mensch gewesen, der Schrecken zu verbreiten versteht. Mein Pferd aber blieb nach der Tat mit demselben Gleichmut, sozusagen lächelnd, stehen. Und warum sollte es nicht auch? Ich war ja vollkommen wehrlos, und das wußte es. Wenn ich wieder hinaufgeklettert wäre, hätte es mich einfach mit derselben Gelassenheit wieder abgeworfen und wäre weiter stehen geblieben. Ich behaupte, dieser Infamie ist kein Tier fähig, dazu gehört menschlicher Verstand, und darum hatte ich seit jenem Tage meine eigenen Ansichten über den Verstand der Pferde. Leider fand ich bei meinen Freunden wenig Anklang, und mein Erlebnis mochte ich nicht erzählen — es ist nicht meine Art, mit interessanten, wissenschaftlichen Erfahrungen zu renommieren. Nun aber ist mir Herr von Osten mit

Digitized by Google

seinem „klugen Hans“ zu Hilfe gekommen. Der kluge Hans des Herrn von Osten, ein ganz gewöhnliches Pferd, hat bekanntlich Lesen, Rechnen und andere nützliche Dinge gelernt. Es ist also nun heraus, daß die Pferde Verstand haben, und daß sie sich bisher nur sozusagen verstellten. Wer weiß, vielleicht erzählten sie sich von jeher im Stall Satiren auf ihre Reiter. Ich wenigstens traue das meinem ironischen Klepper durchaus zu.

Die Pferde haben also Verstand. Wenn das richtig ist, müssen auch die Konsequenzen daraus gezogen werden. Mit der bisherigen Tierseligkeit muß es ein für allemal ein Ende haben. Vernünftige Wesen müssen eben als solche behandelt werden, und was uns bis heute recht gewesen ist, fängt nun an, den Pferden billig zu sein. Wenn sie Verstand haben, müssen sie ihn auch im Interesse des Staats entwickeln. Das haben wir anderen auch müssen, so unangenehm es manchem von uns auch war. Einfach den Karren ziehen und Hafer fressen und auf dem Stroh schnarchen — damit ist es für die Pferde nun nicht mehr getan. Seitdem wir ihren Verstand entdeckt haben, werden wir sie schon zu fassen wissen, und besonders den preußischen Pferden wird es eklich dämmern, was es eigentlich heißt, ein Wesen von Verstand zu sein. In der bisherigen Weise, in der sie mit ihrer Intelligenz sozusagen machten, was sie wollten, geht es natürlich nicht weiter. Es könnte scheinen, als ob ihre Intelligenz ihnen gehörte, aber das ist selbstverständlich nicht der Fall; sie gehört dem Fiskus und muß in diesem Verhältnis ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit tun. Zunächst muß nun von einem Geheimrat eine planmäßige und zweckentsprechende Ausbildung aller Pferde in die Wege geleitet werden. Da der private Unterricht nicht genau kontrolliert werden kann (und da alles, was nicht kontrolliert werden kann, im Grunde nichts taugt), muß der Unterricht öffentlich sein, und damit sich niemand dem staatlichen Zweck entziehen kann, wird für alle Pferde der Monarchie der allgemeine Schulzwang eingeführt. Natürlich sind dann auch die verschiedenen Pferdekarrieren zu regeln. Es muß eine untere, mittlere und obere Pferdekarriere geschaffen werden, die ewig streng voneinander geschieden sein müssen. Die Einteilung in bestimmte Klassen, die bisher ein Vorrecht der vernünftigen Menschen war, muß nun auch den Pferden zu gute kommen. Vielleicht könnte man so etwas wie einen Pferde-Referendar und einen Pferde-Assessor einführen, um die edleren Exemplare von den gewöhnlichen Ackergäulen zu unterscheiden. Daß die Ausbildung sich in Standesschulen zu vollziehen hätte, versteht sich ja von selbst. Eine Trennung nach Konfessionen ist ja leider zunächst nicht möglich — die Pferde haben die Vernunft noch nicht lange genug besessen, um sich schon in verschiedene Konfessionen zu spalten; sie glauben vorläufig alle an einen Hafer. Wenn sie in der Entwickelung erst etwas weiter fortgeschritten sind, wird das ja ganz von selbst anders werden, wenigstens bei den deutschen Pferden, mit denen wir ja zunächst zu rechnen haben. Immerhin kann auch im Anfang schon etwas geschehen: es kann sehr wohl darauf geachtet werden, daß die Pferde katholischer Besitzer nicht allzu intim mit denen der Protestanten verkehren. Ein Gefühl des Besserseins muß gleich von Anfang an in ihrer Brust geweckt werden, was vernünftigen Wesen ohnehin leicht einzugehen pflegt. Von größerer Wichtigkeit ist aber, daß eine strenge Scheidung zwischen den Militärpferden und den zivilen Gäulen eingeführt wird. Hier bestand für das feinere Empfinden schon immer eine grenzenlose Schweinerei, und es ist sehr gut, daß die Pferde nunmehr so weit zu Verstand gekommen sind, daß auf diesem Gebiet Wandel geschaffen werden kann. Ein Verkehr zwischen solchen des Militärs und solchen des Zivils darf unter keinen Umständen stattfinden. Die strenge Exklusivität bürgt auch hier am besten für das Wohlbefinden der Armee, und das bürgerliche Wohlbefinden kommt ja ohnehin nicht in Frage. Unter den Militärpferden wäre natürlich denen der Garde eine ganz besondere Stellung einzuräumen. Sie müssen nicht nur besser gefüttert und im Äußeren besser gehalten sein, sie müssen auch in besonders sorgfältiger Weise erzogen und unterrichtet werden — das letztere indessen mit der Maßgabe, daß sie unter keinen Umständen mehr lernen dürfen als ihre Offiziere. Den bürgerlichen Pferden gegenüber ist besonders darauf zu achten, daß sie ihren neuerworbenen Verstand nicht zu revolutionären Zwecken mißbrauchen. Der größere Teil der Pferde wird sich ja aus alter Neigung der agrarischen Richtung anschließen und dem Bund der Landwirte beitreten. Bei Stadtpferden aber, besonders bei den Berlinern, wäre es nicht ganz ausgeschlossen, daß die schlechte Atmosphäre der Zeit ihr Denken korrumpierte. Hier wäre natürlich in sehr scharfer Weise zum Bewußtsein zu bringen, daß in einem modernen Gemeinwesen der einzelne zwar Verstand haben muß, daß es aber dem Ermessen der Regierung überlassen bleibt, inwieweit er davon Gebrauch machen darf. Pferde, die in diesem Punkt nicht ganz zuverlässig sind, wären von allen staatlichen Karrieren, im besonderen der militärischen, auszuscheiden. Wenn man auf diese Weise mit preußischer Exaktheit eingreift, wird die Entwickelung der Pferde sicher einen gedeihlichen Fortgang nehmen. Es wird sich sehr bald eine radikale Gruppe bilden, die unter dem Ruf: „Los vom Stall!“ für einen immer größeren Fortschritt eintritt. Natürlich werden sich auch reaktionäre Sonderlinge finden, die der verdrießlichen Ansicht sind, daß sich in Preußen ohne Verstand viel besser leben ließ als mit. Vor dem Geist der Zeit aber werden diese Schrullen schwinden, und die Pferde werden sich allmählich an die menschliche, im besonderen an die preußische Kultur gewöhnen müssen. Und das gönne ich ihnen von Herzen.

Erich Schlaikjer.

Der künstlerische Theatervorhang

Im „Berliner Tageblatt“ sprach sich ein trefflicher Feuilletonist anläßlich einer Premiere im Neuen Theater über die gleichzeitige „Premiere“ eines neuen Vorhanges aus, indem er das offenbar vorzüglich gemalte Werk pries gegenüber den bisherigen Stillosigkeiten in der Vorhangmalerei. Aber er ging soweit, solchen gutgemalten bildlichen Vorhängen, die den Zuschauer auch während der Pausen auf der Höhe der Stimmung erhalten könnten, den Vorzug zu geben vor den nicht nur gemalten Gardinen sondern auch vor wirklichen, die er als provisorische Lückenbüßer gelten läßt. Das hat mich von dem Schreiber gewundert, da er sonst in der Reihe der Kämpfer für die neue Ästhetik steht. Wie kann man das noch tun, sobald einem das Gesetz des „neuen“, in Wahrheit aber jedes echten Stiles klar geworden ist: nämlich, daß Kunst nicht darin besteht, optisch zu täuschen oder auch nur Stoffe umzudichten. Schaffende und Verstehende haben doch nun durch Tat und Wort unermüdlich gezeigt und gepredigt, daß die Schönheit und der Stil nur da erstehen, wo die Gegenstände in ihren eigensten Zwecken geltend gemacht und verherrlicht werden, und daß aller „Schmuck“ niemals eine Verschleierung beider bedeuten dürfe, wenn er noch künstlerisch bleiben soll.

Der Kritiker hob bedauernd hervor, daß der Künstler nur einen Zwischenaktsvorhang hat malen dürfen, und lobte es mit Recht, daß er aus der Not, auch noch eine Tür für hervorgerufene Darsteller zu berücksichtigen, eine Tugend gemacht hätte, indem er sie ehrlich als Torbogen einkomponiert habe. Der Maler hat also — ich habe den Vorhang nicht gesehen — gewiß alles mögliche getan, um seine Aufgabe mit Geschmack und relativer Stilehrlichkeit zu lösen, und dafür kann er nicht, daß er stilwidrige Aufträge bekommt — höchstens, daß er sie annimmt.

Aber das ist ja das Übel, daß solche Stilwidrigkeiten überhaupt und fast ausschließlich gefordert werden, ja daß sie in den ganzen allgemeinen Zusammenhängen oft nicht vermieden werden können. Aber diese hätte sich vermeiden lassen. Auch das altertümlichste Theater könnte statt bemalter Vorhänge oder gemalter Gardinen wirkliche Gardinen anwenden, die eben das sind, was sie scheinen, und ihren praktischen und ästhetischen Zwecken am reinsten entsprechen. Wie schön und erhaben solche in ihrem Auf- und Zusammenrauschen wirken, kann man z. B. im Frankfurter Stadttheater erfahren, wenn man sich's nicht auch so vorstellen könnte. Feuerpolizeiliche Gründe scheinen also nicht gegen solche Gardinen zu bestehen, da sie doch vorkommen. Gegen die Feuersgefahr ist ja der eiserne Vorhang, der andererseits wieder allzu stoffehrlich schmucklos gelassen wird.

Denn keineswegs braucht man gegen jede Art von Schmuck zu sein und durchaus nicht der bloßen „Zweckmäßigkeit“ das zu Wort reden. Jedes Ding dient doch immer mehreren Zwecken, und so der Vorhang, selbst der eiserne, nicht bloß dem der Verrammelung. Selbst dieser könnte bei

Digitized by Google

aller Zweckmäßigkeit doch schön sein, außer wenn er nur in Fällen der Gefahr gesehen würde. Z. B., wenn er sonst schon einen Anstrich erhalten muß, der seine natürliche Eisenfarbe verbirgt, könnte er ein Teppich- und Linienmuster bekommen in Farben und Formen, die nichts für sich vorstellen, aber den Charakter des Metalls eher wieder stärker hervortreten lassen. Und nun gar die Gardinen! Wie reich könnten sie nach Stoff, Einrichtung und Schmuck ausgestaltet werden! Nur muß der Schmuck im Charakter des Gewebes behandelt sein, und wenn nicht gar gestickt, so doch in Gobelinart — also weder pastoso noch naturalistisch — bemalt, so daß der Gardine das Muster oder meinetwegen auch Bild nur eingefärbt ist, ohne ihre Geschmeidigkeit zu beeinträchtigen. Bei der wirklichen Anwendung einer gerafften und etwa in der Mitte klaffenden Gardine käme man schon nicht in die Lage, eine Tür und irgendwelche naturalistische Raumschilderung darauf anzubringen. Da käme es höchstens zu ornamentalen Gestalten im Flächenstile, die sich nach beiden Hälften abgeschlossen gruppieren. Wie sich selbst Figürliches dazu anlassen würde, davon kann man sich durch Vergegenwärtigung antiker Flächenmalereien oder byzantinischer Teppichbilder eine Vorstellung machen, und anpassen könnte man Form und Inhalt an jeden Stilcharakter, auch an jeden „modernen". Je mehr sich aber der neue Geschmack entwickelt, desto mehr strebt er in Dekorationen nach Überwindung des bloß Naturalistischen, wie im allgemeinen nach Ausschaltung „literarischen" Inhalts; d. h. man will nicht mehr Vorgänge erzählen, die in zeitlichem Geschehen oder Denken sich nacheinander abspielen, und deshalb „begriffen" werden müssen. Die reine optische Selbstverständlichkeit der sichtbaren Kunst, die man bisher undeutlichermaßen die „bildende" nannte, erfordert als Inhalt reine Gegenständlichkeit ohne „Handlung", die sie viel besser der erzählenden, also hörbaren Kunst überläßt. Je konsequenter dies Gesetz befolgt würde, desto stärkere Offenbarungen könnten dem bloß schauenden Auge erschlossen werden, desto herrlichere „Augenweide" könnten die sichtbaren Künste erblühen lassen.

Es ist ein nun zum Volke herabgesunkener Gelehrtenirrtum, daß die schönsten und unerreichbaren Offenbarungen der Kunst in der Vergangenheit lägen. Wir meinen aber, selbst wenn keine Anzeichen zu neuer Schönheit vorhanden wären oder erkannt würden, daß dies schon deshalb falsch ist, weil die psychologischen Gesetze der sichtbaren Kunst noch nie, selbst nicht bei den Griechen, so rein erkannt waren wie heute, und weil die Künstler sich in historischer Entwickelung erst allmählich von der Verquickung sichtbarer und begrifflicher Kunst befreiten. Man denke nur an die Spruchbänder an den Mündern auf mittelalterlichen Bildern, ja auch an den meist mythologischen Inhalt der so „gegenständlichen" antiken Kunst. Andererseits hat man sich auch schon wieder des naiven Irrtums entwunden, daß Naturnachahmung schon Kunst und Schönheit wäre. Nach getreuer Nachbildung trachtete schon der Indianer so gut er konnte, und sein „Stilisieren" war ein Nichtbesserkönnen mehr noch als bei manchem „Modernen". Die Entwickelung der sichtbaren Kunst geht dahin, wo die Musik, die hörbare Kunst, immer war, nämlich aus den natürlichen Erscheinungen nur die Elemente zu freier symphonischer Gestaltung zu ziehen; das Naturstudium ist nur Vorübung.

Je mehr der Künstler nach Sichtbarmachung seiner Innen-Vorstellung ringt und sich doch bewußt auf reine optische Verständlichkeit beschränkt, desto mehr wird er die Sprache der Erscheinung in seinen Dienst zwingen, und um so sieghaftere Offenbarungen wird er geben können.

Nun bin ich vom Theatervorhange zu allgemeinen künstlerischen Betrachtungen und Verheißungen gekommen; aber eben: der Vorhang ist nur ein Teilchen des Theaters, und das Theater ein Teil unserer ästhetischen Kultur, und mit dieser ist ja des Haderns kein Ende! Denn solange Theater und Konzertsäle und andere Stätten des erhebenden Genusses nicht in erster Linie rein künstlerischen Zwecken optisch und akustisch dienen, sondern eigentlich mehr kapitalistischen oder sonstwie despotischen, solange werden sie nicht viel besser gestaltet werden. Und so lange Künstler sich solchen Zwecken beugen müssen und nicht in ihrem eigensten Reiche herrschen, solange können sie weder ihr besseres Wissen beweisen noch ihr bestes Können entwickeln. Solange wird dieser und jener sich mal gedrängt fühlen, die schon zum Hohne gewordene Mahnung umzukehren in „rede, Künstler, bilde nicht", so z. B. auch

Fidus.

Allerlei

Ein Bergarbeiterdichter. Auch für die, welche sich intensiv mit dem Studium der Arbeiterbewegung abgeben, macht sich manchmal der Mangel eines unmittelbaren Zusammenhangs mit der arbeitenden Masse bemerkbar. Es ist z. B. für jeden, der kein Bergmann ist, außerordentlich schwer, die Stimmung derer heute sich psychologisch klar zu machen, die Tag für Tag in den Schacht einfahren. Selbst wenn man wie Göhre sechs Monate oder länger Fabrikarbeiter werden würde, hätte man die Schwierigkeit nicht gelöst, denn das Gefühl: du kannst wieder heraus, wenn du willst, gibt eben eine ganz andere Stimmung als das: du bist ewig in diese Lage gebannt. Darum begrüßen wir echte Dokumente aus dem Arbeiterleben, unmittelbare Zeugnisse der arbeitenden Schicht, mit besonderem Interesse. Gerade jetzt erscheinen Bergmannslieder zu guter Stunde, zumal wenn sie aus dem Gebiete des Ausstands selbst kommen, und wenn sich die gewaltige Erregung jener Massen in ihnen spiegelt. Eben dieser klare Stimmungsausdruck macht den Wert der „Neuen Lieder" des Bergmanns H. Kämpchen aus. (H. Hausmann & Co., Bochum. Preis 1 Mk.) Rein literarisch gewertet, könnte man kein unbedingt günstiges Urteil über die Gedichte fällen, weil unter vielem stark Empfundenen manche Reimerei mitläuft. Da muß man freilich bedenken, was der Verfasser sagt: „Bedenkt, wo immer auch Form und Vers Nicht ganz korrekt und gelungen: Ich habe geschuftet im Arbeitsjoch, Und mühvoll die Keilhau geschwungen. — Auch hat das Glück auf der Lebensbahn, Mir keinen Stein noch entfernet, Und was ich reime, und was ich kann, Ich hab' es als Bergmann erlernet." — Daß aber Kämpchen nicht bloß ein „Reimer" ist, zeigt manches Gedicht voll wirklicher Poesie, wie das folgende:

Ein Bild.

Schwarz von Kohlendampf die Luft,
Überall Gepoch und Hämmern,
Jede Grube eine Gruft,
Um das Leben zu verdämmern.

Zwischendurch der Hütten Dunst
Und die Glut von tausend Essen,
Eine Riesenfeuersbrunst,
Nicht zu malen, nicht zu messen.

Graue Halden, dürr und kahl,
Schlote, die zum Himmel ragen,
Menschenleiber, welk und fahl,
Die sich hasten, die sich plagen.

Sprecht vom Kohlengräberstand
Oft mit klügelnder Geberde —
Das ist Kohlengräberland!
Das ist unsre Heimaterde!

So findet sich noch vieles, wenn auch nicht vollendet in der Form, doch voll echter Empfindung. Zum Schluß noch folgendes Gedicht, das die Gefahren des Bergmannslebens und das dumpfe Gefühl, den unheimlichen Naturmächten im Schoß der Erde preisgegeben zu sein, in balladenartiger Form zum Ausdruck bringt:

Das Stollengespenst.

Im alten Erbstollen, auch zubenannt
Der „Himmelsfürst", geht um, wie bekannt,
Ein Spuk, ein Gespenst — ob Gnom, ob Wicht,
Der Knappe weiß es ja selber nicht —
Nur, daß die graufige Angst ihn packt,
Wenn's näher kommt und die Saige knackt,
Wenn's tappt und schlurfet die Gänge entlang
Und rasselt und stöhnt mit unheimlichem Klang. —
Schon früher, wie frühe, man weiß es kaum,
Trieb es sein Wesen im nächtlichen Raum,
Ist es so getappt durch die Gänge leer,
Hat es so gestöhnt und gerasselt schwer. —
Und einst — es war um die Mitte der Schicht —
Da rief ein Knappe, ein loser Wicht,
Als wieder das Schlurfen und Tappen erscholl:
„Komm näher einmal und zeige dich, Troll!"
Und kaum noch hat er die Worte gesagt,
Da kommt's heran, wie vom Sturme gejagt,
Da rasselt es hohl aus dem alten Bau:
„Du willst mich sehen — wohlan denn, so schau!" —
Und schrecklich, schrecklich ist die Gestalt,
Die jetzt sich reckt aus dem Felsenspalt,
Von blauen Flammen umzuckt, umloht,
Das Stollengespenst, das den Knappen bedroht. —
Doch dieser sieht und hört schon nicht mehr,
Am Boden liegt er und röchelt schwer,
Und als man ihn fand in der andern Schicht,
Sein Mund verworrene Dinge nur spricht.
Und schlimmer und schlimmer stieg dann die Not,
Drei Tage darauf war der Knappe tot. —
Und wenn auch jetzt die Saige noch knackt,
Wenn's rasselt und stöhnt noch im graufigen Takt,
Da horcht mit Zagen wohl jeder Mann,
Doch keiner ruft das Unheimliche an.

W.

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 9

Nationalsoziale Wochenschrift

Sonntag, den 5. März 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Ein erfreuliches Wahlergebnis — Ein freisinniger Volksparteiler für die Einigung des Liberalismus. — Müller-Meiningen über nationalsoziale Studenten. — Die freiheitliche Bewegung der Studentenschaft — Zur Flottendebatte — Rußland — Gewerbliche Obstruktion) — **Naumann:** Der Niedergang des Liberalismus — **Dr. Katz:** Die schlimmste Niederlage — Dr. Heim, die Bauern und die Handelsverträge — **Prof. v. Schulze-Gaevernitz:** Englische „Vergeltungszölle". I. — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — **G. Traub:** Berufe — **Hermann Weinheimer:** Volkslieder und Balladen — **Naumann:** Der neue Dom — Allerlei — Büchertisch — Eingegangene Bücher — Briefkasten.

Politische Notizen

Ein erfreuliches Wahlergebnis hat die Stichwahl in Hof gebracht. Der entschieden liberale Dr. Goller hat mit 14 865 Stimmen den Sozialdemokraten Geisler, auf den 11 182 Stimmen fielen, besiegt. Dr. Goller, der sich der freisinnigen Volkspartei als Hospitant anschließen wird, darf als ein Politiker bezeichnet werden, der den in der „Hilfe" vertretenen Anschauungen nicht fern steht. Er legte in verschiedenen Wahlreden Wert darauf, zu betonen, daß er in Wehrfragen den Standpunkt der freisinnigen Vereinigung teile. In sozialer Hinsicht erklärte er „mit einem Tropfen Naumannschen Öls durchtränkt zu sein". Die Wahl in Hof hat allgemeinere politische Bedeutung. Goller wird im wesentlichen von nationalliberalen Wählern in den Reichstag geschickt. Er war nicht nur von den Nationalliberalen in Hof offiziell als ihr Kandidat proklamiert worden, obwohl er als entschieden Liberaler im Wahlkreis bekannt war, er wurde auch von der nationalliberalen Wählerschaft bis zum letzten Augenblick so rückhaltlos unterstützt, daß er kaum weniger Stimmen erhielt, als vor ihm Münch-Ferber. Und dabei waren Münch-Ferber noch die bündlerischen Stimmen zugute gekommen, die diesesmal durch eine Sonderkandidatur des Bundes der Landwirte abgesplittert wurden. Das beweist, daß die nationalliberale Wählerschaft auch für eine entschiedene Politik zu haben ist, wenn es ihr nur von oben nahegelegt wird. Es sind nur leere Ausflüchte, wenn die nationalliberalen Führer mit Klagen über die Unvernunft der Wähler ihre reaktionäre Politik entschuldigen. Das schlimmste Armutszeugnis für eine politische Partei ist, wenn sie versäumt, ihre Wähler zu erziehen.

Ein freisinniger Volksparteiler für die Einigung des Liberalismus. Bei der ersten Lesung der Handelsverträge hat der Abgeordnete Sartorius, Mitglied der freisinnigen Volkspartei, dem Ausdruck gegeben, was bisher nur Abgeordnete der deutschen Volkspartei und der freisinnigen Vereinigung ausgesprochen haben, nämlich den Wunsch nach einer Einigung des Liberalismus. Seine Worte lauten nach dem Stenogramm:

„Aber eins, meine Herren, muß ich dem Herrn Abgeordneten Speck sagen: die liberalen Wähler verstehen nicht nur den Zusammenschluß aller liberalen Richtungen, sondern es ist dies auch das allgemeine Sehnen in dem liberalen deutschen Bürgertum; den vielen Fraktionen muß ein Ende gemacht werden. Nach meinem Dafürhalten ist es die Aufgabe eines jeden liberalen Mannes, dahin zu wirken, daß diese unselige Zersplitterung ein Ende nimmt (bravo! links), daß die gesamten bürgerlichen liberalen Parteien als eine feste geschlossene Phalanx dastehen. Dann wird auch der Reaktion, die sich geltend macht nicht bloß auf volkswirtschaftlichem Gebiet, sondern in unserem ganzen Staatswesen, ein fester Damm entgegengestellt werden können."

Die „Freie deutsche Presse", das Organ der Parteileitung in der Zimmerstraße, hat diesen Worten ihres Parteigenossen keine Aufmerksamkeit geschenkt, obwohl es sich um einen bedeutsamen Vorgang handelt. Ertönt von der freisinnigen Vereinigung her die Mahnung zur Einigung, so wird die „Freie deutsche Presse" grob. Läßt sich irgendw im Deutschen Reiche irgend ein nebensächliches Vorkommnis gegen die Einigung ausbeuten, so wird triumphierend in den Spalten der „Freien deutschen Presse" davon Notiz genommen. Erhebt ein Mitglied der freisinnigen Volkspartei an der offiziellsten Stelle des deutschen Volkes, ganz im Sinne der freisinnigen Vereinigung und der deutschen Volkspartei, seine Stimme für die Einigung, so wird das in der „Freien deutschen Presse" totgeschwiegen. Wie schrecklich muß doch gewissen Herren der Gedanke sein, wir könnten trotz alledem und alledem wirklich einmal zu dieser Einigung kommen!

Müller-Meiningen über nationalsoziale Studenten. In der „Frankfurter Zeitung" schreibt der freisinnige Abgeordnete einen interessanten Aufsatz über den Kampf um die akademische Freiheit. Er sieht in der augenblicklichen lebhaften Bewegung auf den Universitäten das Anzeichen einer Wandlung in der Gesinnung der deutschen Studentenschaft. Es gibt nicht nur mehr Couleurstudenten und Streber, das Phrasentum der Septennatszeit ist im Abnehmen, es mehren sich die Kundgebungen entschieden liberaler und freiheitlicher Gesinnung. „Komplizierter wurde das politische Denken der akademischen Jugend, als Männer wie Schmoller, Sombart, Lotz, Brentano, u. a. auch Naumann weiten Kreisen der akademischen Jugend mit wachsendem Erfolge das Interesse an sozial- und wirtschaftspolitischen Dingen erweckten, als die gewaltige soziale Bewegung selbst, vor allem in den größeren Universitätsstädten, die intelligente zur geistigen Führerschaft der Nation prädestinierte Jugend ergriff und eine mächtige, von den verschiedensten Seiten eingreifende politische Agitation den Blick für das moderne wie ein Hexenkessel brodelnde geistige und öffentliche Leben verschärfte. Ich spreche hier nicht von den mancherlei Gefahren aus dieser Bewegung für die Jugend; ich beschränke mich auf die kurze Charakterisierung der Tatsache, die ihre Bestätigung findet in einer großen Anzahl von korporativen Neugründungen, die sich im engeren oder weiteren Rahmen mit öffentlichen Angelegenheiten beschäftigen. Auch die gesamte jungliberale und ein großer Teil der nationalsozialen Bewegung schließt sich direkt an diese höchst interessante natürliche Umformung, diese „Ernstmachung" unserer vordem so harmlosen, in Bier- und Paukkomment scheinbar aufgehenden Studentenschaft an." Selbstverständlich ist die nationalsoziale Bewegung tiefer begründet, als in den Stimmungen von Studenten; sicher aber ist, daß wir dem Erwachen wirklich nationaler, freiheitlicher und sozialer Ideen auf den Universitäten vieles zu verdanken haben, und darauf sind wir stolz. Ohne die Hochschulen ist der neue Liberalismus nicht denkbar.

Die freiheitliche Bewegung der deutschen Studentenschaft hat durch die Nachgiebigkeit der Universitätsbehörden in Charlottenburg und Hannover und durch die beruhigenden Erklärungen, die im preußischen Abgeordnetenhaus abgegeben worden sind, eigentlich ihre Antriebskraft verloren. Trotzdem ist sie noch keineswegs erloschen, und das ist sehr gut. Ist auch die studentische Freiheit nicht mehr unmittelbar in Gefahr, so machen doch die

Digitized by Google

Studierenden jetzt einmal die Erfahrung, daß auch sie ebenso wie alle anderen Bevölkerungsklassen unter der Einwirkung der allgemeinen Politik stehen, die in Deutschland getrieben wird. Schließlich war doch die ganze, vom preußischen Kultusministerium eingeleitete Aktion zum Schutze der konfessionellen (lies: katholischen!) Verbindungen, nur eine von den vielen Gefälligkeiten, die unsere gegenwärtige Regierung dem Zentrum als der mächtigsten Partei schuldig zu sein glaubt. Wer nichts Besseres zu tun weiß, als gegen solche von Rücksichten auf das Zentrum diktierten reaktionären Maßregeln zu protestieren, der hat das Wesen der Dinge noch nicht erfaßt. Hier heißt es vielmehr *positiv mitarbeiten an der Beseitigung der Ursachen solcher Erscheinungen*, also an der Beseitigung des Zentrumseinflusses. Und da das Zentrum in fast allen kulturellen Angelegenheiten politisch mit den Konservativen Hand in Hand geht, so muß diese positive Aufgabe dahin formuliert werden: *Kampf gegen die Reaktion auf allen Gebieten*. Diesen Kampf kann nur derjenige mit Nachdruck und Ausdauer führen, der sich mit liberalen Ideen angefüllt hat. Deshalb muß für alle tieferblickenden Studenten die Lehre aus den jüngsten Vorkommnissen die sein, sich mit dem modernen Liberalismus eingehend zu beschäftigen und ihm zu dienen.

Zur Flottendebatte. In der Reichstagsdebatte über die Flotte, die sich dieses Mal zur Debatte über den Flottenverein gestaltete, sagte im Namen der freisinnigen Vereinigung Abg. Mommsen:

„*Die Ziele des Flottenvereins sind gute, nur schießt er in seiner Agitation über das Ziel hinaus.* Die Flottenvorlage können wir heute noch nicht besprechen, wir werden sie *wohlwollend prüfen*, wenn sie uns vorgelegt sein wird. Wir hoffen, daß mit der Vorlage auch Wege angegeben werden, wie die Mittel gedeckt werden können. Die Unterstellung Bebels, daß die Anhänger einer Flottenvorlage nur in den Kreisen sitzen, die materielles Interesse daran haben, ist wohl nicht richtig. Ich freue mich, daß nach den Erfahrungen, die man im russisch-japanischen Kriege gemacht hat, die Marineverwaltung hat erklären können, *daß wir auf dem richtigen Wege sind*."

Wir stimmen dieser Erklärung völlig zu, denn auch wir sind der Ansicht, daß die Verschärfung der allgemeinen Weltlage alles das rechtfertigt, was von uns immer für eine Verstärkung der Flotte geltend gemacht worden ist. Der „Flottenverein" wird in Zukunft etwas vorsichtiger sein müssen, allzu weitgehende Projekte zu begünstigen, da durch sie das Ausland mehr aufgeregt wird, als gut ist. Wir müssen wenig darüber reden, was wir tun wollen, aber die Energie darf nicht erlahmen. Auch die Rede von Müller-Sagan (Freis. Volkspartei) war flottenfreundlicher als man es bisher gewöhnt war. Er sagte:

„Ich freue mich, daß der Staatssekretär keine neuen Prinzipien aufgestellt hat, sondern nach den alten weiter arbeiten will. Wir müssen uns sowohl von den Übertreibungen des Flottenvereins, also von den Überflottenfreunden, fernhalten, *als von der grundsätzlichen Gegnerschaft*, wie sie hier im Hause geäußert wurde. *Das deutsche Volk muß ein kräftiges Schwert führen können*, aber wir müssen dafür sorgen, daß das Schwert des deutschen Volkes nicht länger werde als der Arm selbst."

Ganz ablehnend blieb nur Bebel, der sich auch nicht mehr bessern wird. Er lobte aber Mommsen, weil er für direkte Besteuerung eingetreten ist:

„Wer auch nur ein Fünkchen von Gerechtigkeitsgefühl besitzt, der muß verhindern, daß diese neuen Lasten wieder auf die schwachen Schultern abgewälzt werden. *Ich habe mich gefreut, daß Abg. Mommsen so energisch für direkte Besteuerung eintrat*; wenn diese Stimmung in der Großbourgeoisie die herrschende ist, so möchte ich wünschen, daß die spezielle Fraktion der Großbourgeoisie, die Freisinnige Vereinigung, sechsmal so stark vertreten wäre, als sie vertreten ist. Aber ich fürchte, der Abg. Mommsen sieht zu rosig, ich habe noch immer gefunden, daß in dem Maße, in welchem Opfer gefordert werden, die Begeisterung in den besitzenden Klassen abnimmt, die nirgends empfindlicher, als am Geldbeutel sind."

Ob die Freisinnige Vereinigung „die spezielle Fraktion der Großbourgeoisie" ist, darf sehr bezweifelt werden. Die eigentlich größten Geldleute sind nationalliberal oder freikonservativ. Aber jedenfalls freuen wir uns, daß wir bei uns Bankdirektoren haben, die bereit sind, die stärkeren Schultern zu belasten.

Rußland. Die Unruhen dauern fort. Großfürst Sergius wird mit Angst und Ehren bestattet. Auch in Berlin wird um ihn „getrauert". Gerechte und Ungerechte werden in Haufen in die Gefängnisse geworfen. Kein Mensch weiß, wie viele es sind. Es verschwinden Männer und Frauen, die vielleicht viel später wieder einmal auftauchen, wenn die Kerker erbrochen werden. Ob der Priester Gapon noch lebt, ob er in Petersburg oder Paris ist, kann niemand sagen. Gorki ist noch gefangen und krank. Der Großinquisitor Pobjedonoszew muß bewacht werden wie ein Dalai-Lama. Der Zar ist offenbar halb krank vor Aufregung, Angst, Gewissensqual und Wut. Die Großfürsten sind wie ein Vogelschwarm, in den geschossen wurde. Das Land aber fängt an, wirtschaftlich unter der Not zu leiden. Die Eisenbahnen stocken durch den Ausstand der Eisenbahnarbeiter. Der Verkehr zwischen Wien und Warschau ist gerade jetzt verschlossen. In Petersburg wird bald berichtet, daß die 40 000 Arbeiter der großen Werke arbeiten, bald daß sie nicht arbeiten. Jenseits des Kaukasus tobt ein fast regelrechter Bürgerkrieg. Und für ein solches Vaterland steht draußen in der Mandschurei der Soldat im Angesicht des Todes!

Gewerbliche Obstruktion. Was man unter parlamentarischer Obstruktion versteht, ist allgemein bekannt. Die gewerbliche Obstruktion dagegen, die jetzt zum ersten Male von den *italienischen Eisenbahnern* ins Werk gesetzt wird, ist für viele noch ein unfaßbarer Begriff. Die italienischen Eisenbahner wollen durch peinlich genaue Beachtung aller Dienstvorschriften ihre Dienstobliegenheiten so gewissenhaft erfüllen, daß sie ungefähr doppelt soviel Zeit wie gewöhnlich dazu gebrauchen. Daß eine derartige Obstruktion gerade im Verkehrswesen äußerst unangenehm wirken muß, ist selbstverständlich. Zwar sind die Italiener mit ihren Eisenbahnen keineswegs verwöhnt; es wird vielleicht nirgends in Europa so langsam und so unpünktlich und mit so unzureichendem Material gefahren wie in Italien. Das kommt in erster Linie daher, daß im italienischen Eisenbahnwesen unaufhörlich experimentiert wird: Staatsbahnen mit Privatverwaltung, Privatbahnen mit Staatsverwaltung, reine Privatbahnen und reine Staatsbahnen, das geht räumlich und zeitgeschichtlich kunterbunt durcheinander. Jetzt endlich sollen nun die italienischen Eisenbahnen in moderner Weise ausgebaut und *gänzlich verstaatlicht* werden. Der Regierungsentwurf, der eben dem Parlament zugegangen ist, bringt außer den hierfür erforderlichen technischen und finanziellen Vorschlägen auch eine Reihe von Vorschriften, die sich auf das Personal beziehen. Die Eisenbahner in Italien klagen seit Jahren über unzureichende Gehälter, willkürliches Avancement, unregelmäßige Arbeits- und Ruhezeiten und unwürdige Behandlung. Die Regierungsvorlage will einen großen Teil dieser Klagen durch Aufbesserung der Lage der Eisenbahnangestellten beseitigen; gleichzeitig hat sie aber, geängstigt durch wiederholte größere Eisenbahnerstreiks, in das neue Gesetz ein *Streikverbot* aufgenommen. Dagegen wehren sich nun die Eisenbahner mit allen Kräften. Und da sie durch einen Generalstreik die Sympathie der Abgeordneten und der öffentlichen Meinung von vornherein zu verscherzen fürchten, so sind sie lieber in die Obstruktion eingetreten. Die Folgen dieser Taktik für Handel und Wandel scheinen indessen fast ebenso unerträglich zu sein, wie die eines Generalstreiks. Man darf deshalb gespannt sein, wie der eigenartige Kampf der italienischen Eisenbahner um eines ihrer Grundrechte ausgehen wird.

Der Niedergang des Liberalismus

Daß der Liberalismus seit dem Jahre 1878 abwärts geht, ist eine so offenkundige Tatsache, daß man niemanden kränkt, wenn man von ihr redet. Kein einzelner hat schuld an diesem Mißgeschick, auch diejenigen nicht, die am längsten sich als bürgerlich liberal im engeren Sinne des Wortes, im Sinne des kleinbürgerlichen Klassengeistes, fühlen. Sie waren oft unliberal nach unten und zu wenig liberal nach oben. Aber die einzelnen, die in dieser Entwickelung gestanden haben, sind Menschen wie wir gewesen, die ihr Bestes haben tun wollen, denen nur die allem Menschenwerk anhaftende Begrenztheit nicht gefehlt hat. Wir wollen keinen Stein auf irgend jemand werfen, wenn wir jetzt vom Niedergange des Liberalismus reden. Was geschehen ist, ist geschehen. Alles Zanken ändert daran gar nichts, daß der Abschluß der Handelsverträge der Tiefpunkt der einst so großen liberalen Strömung ist. Abg. Potthoff hat im „Tag" folgendes ausgeführt:

„Daß die Fraktionen des entschiedenen Liberalismus bei der Entscheidung über das Handelsvertragswerk ihr leider so kleine

Digitized by Google

Gewicht nicht einmütig in die Wagschale werfen würden, war bekannt. Aber so buntscheckig hat wohl niemand die Abstimmung sich vorgestellt, wie sie ausfiel: gegen 7 Verträge, gegen 5, gegen 4, gegen 2, gegen 1 teilweise oder gänzliche Stimmenenthaltung, Annahme aller Verträge; fast ein Dutzend Variationen bei 2½ Dutzend Stimmen!"

Es war der endgültige Mangel an Korpsgeist und Tradition, der hier zutage trat. Wie es bei uns war, wo der Parteitagsbeschluß wenig geholfen hat, so war es bei der freisinnigen Volkspartei, wo eine ganze Anzahl Stimmen sich gegenseitig aufhoben. Wir haben uns gegenseitig nichts vorzuwerfen, sondern sind beiderseits in gleicher Verdammnis. Eine Abstimmung, die für den Liberalismus noch demütigender wäre, kann man sich kaum ausdenken. Von dieser Abstimmung an geht es entweder ganz abwärts oder entschieden aufwärts. Die Not des Liberalismus ist so groß geworden, daß sie entweder die vorhandenen Kräfte weckt oder abschreckt. Der Liberalismus muß entweder saniert werden oder den Konkurs anmelden. Ein Fortwursteln in der bisherigen Weise hat politisch keinen erkennbaren Zweck mehr. Die alten Zänkereien sind den Leuten längst überdrüssig, und nichts würde jetzt falscher sein, als hinter der Niederlage noch Ketzergerichte zu halten. Die Liberalen im Lande dürsten nach Aufhören der inhaltlosen Klapperei und verlangen Neubau des liberalen Geisteslebens. Gelingt dieser Neubau, dann wird es wieder einen Liberalismus geben, und mißlingt er, so ist nichts mehr zu hoffen. Nur die positive Geistesarbeit entscheidet über die Lebensfähigkeit des Liberalismus. Nur wenn es wieder Jugend, Probleme, Enthusiasmus, Glaube an Sieg und Macht gibt, nur dann gibt es eine politische Auferstehung. Alles andere ist fast gleichgültig. Die vorhandenen Parteibestände sind längst zu klein, um sich mit der Aufgabe der Erhaltung des Besitzstandes begnügen zu können. Von ihnen muß Werbearbeit ausgehen, wenn sie nicht als unbeachtlich im öffentlichen Leben verschwinden sollen. — Werbearbeit ist aber ihrer Natur nach Ideenverbreitung. Der Liberalismus muß sich auf seine Ideen besinnen, muß seine Prinzipien durcharbeiten, muß sich nicht scheuen, politische Theorie zu treiben. Er darf sich nicht fürchten, Anstoß zu erregen durch Gedanken. Im Gegenteil: ohne solchen Anstoß bewegt er keine Geister. Das bloße Abdrucken alter Programme genügt nicht, so gut die Programme sein mögen. Man muß diese Programme in ihrem ganzen Gegensatz gegen die Gegenwart erfassen, um für sie warm zu werden. Der Kampf zwischen Persönlichkeit und Großbetrieb, der von Anfang an das Lebenselement des Liberalismus war, muß unter veränderten Zeitverhältnissen neu begonnen werden. Die soziale Bewegung muß als Teil des geschichtlichen Liberalismus begriffen werden. Der Nationalgedanke muß mit neuem Liberalismus gesättigt werden. Alles politische Leben muß vom Liberalismus aus neu durchgedacht werden. Das allein ist der Weg aus Not und Niederlage heraus.

Dazu müssen die Liberalen in den einzelnen Ländern und Provinzen helfen. Der neue Liberalismus muß, wenn das Wort gestattet ist, als Heimatkunst beginnen. Provinzweise muß der Zusammenschluß und die Erneuerung erfolgen. Von Berlin aus wird die Einigung nicht gemacht. Das steht ganz fest. In Berlin sitzt soviel alte Verärgerung dicht beieinander, daß hier jeder Verschmelzungsversuch mißlingen muß. In den größeren Provinzstädten ist das vielfach anders und besser. Da fühlt man, daß man aufeinander angewiesen ist, und ist nicht so sehr von Fraktionsinteressen beherrscht. Die Gesundung muß von außen nach dem Zentrum hin sich ausdehnen. Die streitenden Führer müssen von den Provinzen zur Einigkeit gezwungen werden. Deshalb sind in der gegenwärtigen Lage liberale Landes- und Provinzial-Versammlungen von entscheidener Bedeutung. Wir bitten unsere Freunde, sich derartigen Veranstaltungen nicht zu entziehen, auch wenn sie von vornherein in der Minderheit sind. Wir wollen ehrlich der Gesamtbewegung dienen. Unsere Fusion trägt nur dann ihre vollen Früchte für die Gesamtheit, wenn wir sie in den einzelnen Landesteilen fortsetzen. Baden, Bayern und Elsaß-Lothringen sind Beispiele für das, was wir jetzt wünschen. Dort hat man das Stadium der Parteizänkereien fürs erste überwunden, und ist hoffentlich imstande, die neue Einheit zu erhalten. Wir bitten unsere Freunde, überall mit den Mitgliedern benachbarter Parteien möglichst freundschaftliche Fühlung zu suchen. Alle Politik beruht auf Verminderung der persönlichen Reibungen. Wir wollen dem Frieden auf der Linken dienen, so gut wir können. Das liegt in unserem alten Gedankengange, der immer darauf bedacht war, Arbeiter und Bürger einander näher zu bringen. Wie soll aber der Bürger beeinflußt werden, wenn er politisch zerbröckelt und verzweifelt?

Naumann.

Die schlimmste Niederlage

In der konservativen „Kreuzzeitung" vom 25. Februar liest man: „Die schärfsten Gegner unserer Schutzzollpolitik, die Freisinnigen von der Volkspartei und ein Teil der Vereinigung haben für die Verträge gestimmt und damit anerkannt, daß diese Verträge immerhin nicht unannehmbar sind. Es nützt nichts, daß das „Berliner Tageblatt" ausführt, diese Abstimmung bedeute keinesfalls eine Billigung der Verträge; es nützt auch nichts, daß die parlamentarischen Vertreter des Freisinns erklärt hatten, sie hätten ihre formelle Zustimmung nur gegeben, um „Schlimmeres zu verhüten". Jeder Abgeordnete, der für die Verträge gestimmt hat, trägt nun einmal für deren Inkrafttreten die Verantwortung. Warum haben die Freisinnigen nicht die Parole der Herren Gothein und Barth befolgt und an der Seite der Sozialdemokratie gegen die Verträge gestimmt? „Schlimmeres" konnten sie dadurch keinesfalls verhüten. Die Annahme des Vertragswerkes war auch ohne die Mitwirkung des Freisinns gesichert. Das ganze Freihändlertumhätte sich das Vergnügen machen können, in die Opposition zu treten; es wäre dadurch an dem Ergebnisse der Beratungen nichts geändert worden. Nachdem man nun aber einmal von der Seite der Sozialdemokratie in dieser Frage in so anerkennenswerter Weise abgerückt ist, muß man sich auch entschließen, die Konsequenzen zu tragen, und für diese Abstimmung nicht die Verantwortung ablehnen." — Also der Trick ist gelungen, die Bauernfänger werden offenherzig, und die jenen auf den Leim gegangen sind, ernten zu dem Schaden den Spott. Man muß sich nämlich die richtige Zeit heraussuchen, wenn man „staatsmännisch" handeln will.

Das scheint auch Professor Delbrück anzunehmen, der in den „Preußischen Jahrbüchern" schreibt: „Ohne Zweifel hatte die Handelspolitik des Grafen Caprivi im Jahre 1892 in jeder Beziehung einen größeren und kühneren Zug als die heutige; sie hat auch unendlich segensreich gewirkt; ihr verdanken wir die große Steigerung unseres Reichtums, die jetzt wieder die starken Zuwendungen, die die Landwirtschaft empfängt, ermöglicht (?). Aber der tapfere Soldat, der erkannt hatte, daß Deutschland in der Enge des Agrarstaates nicht verharren dürfe, hatte die politische Reife unseres Volkes überschätzt. Als er die zweite durchgreifende Reform, die zweijährige Dienstzeit, einführen wollte, versagte sich ihm das liberale Philistrium unter Führung des Herrn Richter, und er mußte den Anschluß wieder nach rechts nehmen. — Die heutigen Handelsverträge sind in gewissem Sinne die Antwort auf jenes Verhalten der Liberalen bei der Armeereform im Jahre 1893."

Dafür hat aber ein Teil des Freisinns die Ehre, von Herrn v. Oldenburg-Januschau als Stütze des Staates gefeiert zu werden. Der Agrarierhäuptling drückte im Reichstag dem Kanzler seinen Dank aus: „daß er wieder freie Bahn geschaffen hat für das Zusammenarbeiten derjenigen Bevölkerungsschichten, welche von Gottes- und Rechtswegen dazu da und befugt sind, die Stützen des Staates zu sein; . . . daß es ihm gelungen ist, eine Vereinigung des Reichstages von der freisinnigen Volkspartei bis zum Bunde der Landwirte herzustellen." Ist es nicht wahrhaft erhebend, von einem konservativen Kammerherrn als „von Gottes- und Rechtswegen befugt" erklärt zu werden? Wirklich, nach zwei Menschenaltern mühsamer Opposition muß solche Anerkennung wohltuend wirken. Graf Bülow bekommt eine Büste, Posadowsky bekommt den schwarzen Adlerorden, einem Teil der Freisinnigen aber wird die Erlaubnis zuteil, aus dem eigenen Geldbeutel und auf Kosten des Staates die Freunde des Herrn v. Oldenburg-Januschau stützen zu dürfen. Das ist der tiefe Sinn des schutzzöllnerischen Spieles. Posadowsky

Digitized by Google

selbst hat es noch im letzten Moment im Reichstag zugestanden. Wir haben das freieste Wahlrecht. Dadurch ist unser politisches Leben in eine „nervöse Hast" geraten. Der Gang der Staatsmaschine ist zu rastlos. Sie braucht ein Gegengewicht. Dieses Gegengewicht bildet der große Grundbesitz, im besonderen der fideikommissarisch gebundene, und um ihn zu stützen, treiben wir diese „Agrarpolitik". Also Agrarpolitik als Ballast des Fortschritts . . .

Vor etwa 20 Jahren soll in Deutschland eine Partei den Namen „Fortschrittspartei" geführt haben.

* * *

Ein Teil des Freisinns hat „sehenden Auges der deutschen Industrie und dem deutschen Handel die Schlinge um den Hals gelegt". Dieser Ausdruck stammt von keinem Ideologen und Schwärmer, der „außerhalb des Wirtschaftslebens den wilden Mann spielt" (siehe Freie Deutsche Presse), sondern vom „Konfektionär", einem Organ, das seine Interessen verstehen soll. Kein Wunder, daß man selbst in der freisinnigen Volkspartei gegen den Stachel des bewährten Führers löckte. In der entscheidenden Fraktionssitzung war eine Mehrheit für Annahme des Handelsvertragswerks nicht vorhanden. Als aber Müller-Sagan, die stellvertretende Obrigkeit, den großen und den kleinen Bannfluch aus der Aktenmappe holte, wurde man sentimental, und nur zwei verhärtete Sünder wider den Geist der Zimmerstraße, Eickhoff und Müller-Meiningen, protestierten gegen den russischen Handelsvertrag. Drei anderen, Bargmann, Träger, Meier-Jobst (Oldenburg I, Oldenburg II, Lippe), die dasselbe taten, wurde aus bestimmten Gründen verziehen. Gegen den russischen Handelsvertrag kam der Abg. Mugdan als Opponent noch hinzu. Der abwesende Abg. Lenzmann erklärte späterhin, daß auch er gegen die agrarischen Vorlagen gestimmt haben würde. Wir von der freisinnigen Vereinigung müssen auf das tiefste Bedauern, daß die vier Abgeordneten Mommsen, Pachnicke, Riff und Hoek für sämtliche Verträge eingetreten sind. Wurden sie auch von Gerlach, Potthoff, Schrader, Gothein und Dove abgelehnt, teilte auch der abwesende Abg. Hoffmeister unseren Standpunkt (er stimmte auf der Generalversammlung für die Resolution), so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß 4 von unseren 10 Abgeordneten in diesem Kampfe nicht bis zuletzt aufrecht geblieben sind. Deshalb wird der 22. Januar als ein dies ater, ein Unglückstag, in unserer Parteigeschichte stehen, während die süddeutsche Volkspartei mit Recht auf ihre Abstimmung stolz wird zurückblicken können.

* * *

Vale senex! ruft unser Parteifreund Potthoff im „Tag". Lebe wohl, Unfähigkeit des Greisenalters! Möge es dein letzter Streich gewesen sein! Dieser Abschiedsgruß gilt gewissen Senilitäten, die den „Berliner Börsenkurier" verschönern mögen, die aber leider dadurch politische Bedeutung gewinnen, daß sie von den reaktionären Blättern mit begreiflicher Vorliebe als Ausdruck des echten Liberalismus im Lande verbreitet werden. Jene edle Seele des Börsenkuriers fühlte sich anscheinend etwas geknickt, daß doch die Mehrheit unserer Partei zu den Handelsverträgen die einzig korrekte Stellung einnahm, und obwohl man ihr auf unserer Generalversammlung sicherlich Redefreiheit gewährt haben würde, zog sie es vor, nach der Abstimmung unseren ablehnenden Parteifreunden in den Rücken zu fallen. Demgegenüber schreibt Potthoff in seiner frischen Art:

Sachlich auf die Gründe für die Abstimmung einzugehen, erübrigt sich; das ist von beiden Seiten ausreichend geschehen. Man konnte sich verstehen und zusammen marschieren. Nur etwas guter Wille und — Achtung gehörte dazu. Nicht weil der ablehnende Standpunkt „bequemer" ist, sagten wir nein, sondern weil er uns als notwendige Konsequenz des Kampfes gegen den Zolltarif erschien, weil er ein klares Bekenntnis enthält, und weil er einen besseren, unzweideutigen Ausgangspunkt für den Befreiungskampf der Zukunft birgt. Man mache die Probe und frage die liberale Jugend, ganz gleich, ob sie sozialliberal, nationalsozial oder nationalliberal sich nennt. Ich zweifle nicht, daß die überwiegende Mehrheit unserem „Nein!" sich anschließen wird. Weil es bequemer ist? O nein, was jetzt auf den Kampfplatz tritt, will nicht die Politik der Bequemlichkeit — sondern weil es Zukunft hat! Wir Jungen sind es doch, die den Sieg von 1918 bringen sollen, wir sind es, auf denen die Hoffnung und Zukunft des Liberalismus ruht — das auszusprechen, ist keine Anmaßung, sondern eine Anerkennung naturgeschichtlicher Tatsachen. Wir rechnen mit dem Bestehenden, wir scharen uns um alte Banner, wir nehmen manches Alte mit in den Kauf, das uns nicht paßt. Nichts ist uns Jungen allen so in tiefster Seele zuwider, wie das Parteigezänke, das bisher jeden liberalen Anlauf kläglich enden ließ. Wir müssen es tragen, weil erst aus der Not der Zeit und aus dem Zorn der Wählerschaft langsam die Einigung der Liberalen erwachsen kann. Aber was wir verlangen können, verlangen müssen, ist guter Wille auch bei den „erprobten Führern". Besteht die „ruhmreiche Tradition" heute nur darin, daß man die Gelegenheit abpaßt, dem natürlichen Kampfgenossen eins zu versetzen, so kann man uns nicht übelnehmen, wenn wir auf diese Tradition pfeifen. Blanke Wehr und Achtung des anderen, das sind zwei Voraussetzungen, ohne die die liberale Jugend nicht kämpfen kann.

* * *

Die Freude der Gegner von rechts muß unsere Trauer sein. Und umgekehrt. Können wir mit dem oben erwähnten Triumph der „Kreuzzeitung" recht wenig Staat machen, so dürfen wir uns über den Schmerz des bekannten Hamburger Scharfmacherblattes freuen. Die „Hamburger Nachrichten" nämlich stellen unserer Generalversammlung folgendes ehrende Zeugnis aus:

Man könnte über dies widerliche Bild mit einem Achselzucken hinweggehen, wenn nicht gerade die letzten Wochen handgreiflich gelehrt hätten, in welchem Maße bereits die Barth-Naumannsche Agitation weite Schichten des Bürgertums verwirrt und vergiftet hat. Die kopflose Parteinahme für die kontraktbrüchigen, sozialdemokratisch verhetzten Bergarbeiter, der brutal hervorbrechende Haß gegen die „Zechenbarone", wie er allerorts, namentlich in Süddeutschland, zutage trat — was war es anderes, als eine Wirkung jener die natürlichen und gesunden Auffassungen auf den Kopf stellende Methode, die darauf ausgeht, dem Bürgertum das Zusammengehen mit der Sozialdemokratie plausibel zu machen? Die Firma Barth-Naumann, durch die große Mehrheit der Freisinnigen Vereinigung in ihrem Vorhaben bestärkt, wird dies Treiben mit aller Kraft fortsetzen. Da ist es hohe Zeit, daß die übrigen bürgerlichen Parteien zur Abwehr rüsten. Vor allem den Nationalliberalen ist zu empfehlen, ihr in den letzten Jahren so oft verkündetes Gravitieren nach links einer Revision zu unterziehen. Leicht genug ist es ihnen durch die fulminante Absage, die ihnen der Naumannsche Parteitag in der Schulkompromißfrage gegeben hat, ohnehin gemacht.

Die „Hamburger Nachrichten" müssen allerdings am besten wissen, was ihnen gefährlich dünkt. Sicher nicht die Fortsetzung einer Politik des geringeren Übels, sondern eine entschieden liberale Politik, die als erste Lehre der Niederlage die Worte beherzigt: vale senex!

Eugen Katz.

Dr. Heim, die Bauern und die Handelsverträge

Der bayerische Zentrumsmann Dr. Heim ist einer der fanatischsten Agrarier, die der Reichstag in seiner Mitte birgt. Um so interessanter sind manche seiner Äußerungen, die am 13. Februar bei der ersten Lesung der Handelsverträge fielen. Ganz im Einklang mit der Linken, oft von ihrem lebhaften Beifall begleitet, verwarf er eine Reihe von Forderungen des Bundes der Landwirte, die Doppelwährung, den Antrag Kanitz, die Kanalbekämpfung usw. Über die Wichtigkeit der billigen Einfuhr von Futtermitteln erklärte er nach dem amtlichen Stenogramm:

„Es ist jedenfalls handelspolitisch richtiger, Futtermittel, die wir im Inlande nicht so billig produzieren können, billig hereinzulassen. (Sehr richtig! links.) Ich stehe da in Gegensatz zu Herrn Gamp, der bedauert, daß die Rückstandsprodukte aus Ölsaaten zollfrei gelassen sind. Ich begrüße das vielmehr. (Lebhafte Zustimmung links.) Es wäre wirtschaftlich widersinnig bei unserer Hochkultur, eine Saat wie Leinsaat bei uns hoch zu kultivieren, zu verarbeiten und noch auf den Markt zu bringen. (Sehr richtig! links.) Wir lassen das billiger im Ausland machen und beziehen das viel billiger von da. (Sehr gut! links.)"

Kein freisinniger Bauernfreund könnte sich korrekter ausdrücken! Wie bedenklich die neuen Verträge nicht nur wegen der Erhöhung der Futtermittelpreise — man denke an die Heraufschraubung des Maiszolles von 1,60 auf 3 Mk. pro Doppelzentner! —, sondern überhaupt für die Bauern sind, das leuchtet aus den Schlußworten der Heimschen Rede hervor:

„Auffallende, nicht zu leugnende Tatsache ist, daß die Interessen der kleinen und mittleren Ökonomen bei diesen Verträgen nicht in dem Maße gewahrt worden sind, als die der größeren. (Sehr richtig!)

Digitized by Google

Es gibt Leute, die mit den Handelsverträgen sehr zufrieden sind. Ja, meine Herren, unsere bayerischen Bauern machen aber auch keine Geschäfte mit Tippelskirch, unsere bayerischen Bauern sind keine pferdehandelnden Großgrundbesitzer und Magnaten, unsere bayerischen Bauern haben keine Ziegellieferungen für Reichsbauten und preußische Landesbauten (sehr richtig! links), unsere bayerischen Bauern stehen nicht an der großen Krippe in Berlin, wo hyperagrarische Allüren gedämpft werden durch Wohltaten aus preußischen Ministerien. Und dann hat es noch seinen zweiten Grund, der in den landwirtschaftlichen Vertretungskörpern liegt. Das Preußische Landesökonomiekollegium, der Deutsche Landwirtschaftsrat werden immer gehört. Wie heißen aber die Bauern, die diesem Kollegium angehören? (Sehr richtig links.) Wo ist da unser kleiner und mittlerer Bauernstand? Es sind ja auch einige Süddeutschen, einige unserer wenigen Großgrundbesitzer mit darin; aber wo bleibt der Bauernstand? Das gilt für Preußen wie für den Süden, und es sind deshalb Mißstände, die Sie mit mir beklagen müssen. Hier muß in der Zukunft Remedur geschaffen werden; sonst werden die Interessen der Landwirtschaft immer einseitig vorgetragen, einseitig gehört und einseitig entschieden werden. Wen der Schuh nicht drückt, kann nicht sagen, wo er ihn drückt. (Heiterkeit und Zuruf.) — O nein, der Gedanke ist richtig. Sie, Herr Kollege Arendt, drückt kein agrarischer Schuh, davon bin ich überzeugt. — Ja, meine Herren, die großen Landwirtschaftsvertretungen, die die entscheidende Stimme haben, wo die großen Diners gegeben werden, wo der Herr Minister von Poddielski die prachtvollen Reden hält, wo der Landwirtschaft alles so glatt hingestellt wird — aber, meine Herren, da duftet das Milieu nicht nach Ackerkrume (sehr gut! links), da duftet es mehr nach Patschuli und Salonbauern. (Sehr gut! links.) Das sind Ihre Berater, Tippelskirch & Co. Aber das muß anders werden in der Zukunft, sage ich Ihnen, wenn nicht die landwirtschaftlichen Interessen, soweit mittlere und kleine Bauern in Frage kommen, für immer verraten sein sollen. (Lebhaftes Bravo in der Mitte.)"

Dr. Heim ist Mitglied des Zentrums. Er mußte Fraktionsrücksichten nehmen. Trotzdem dies fast unverhüllte Bekenntnis, daß die Interessen der mittleren und kleinen Bauern „verraten" seien. Von Dr. Heim stammt ja das Wort, daß der Zolltarif dem Großgrundbesitz auf den Leib zugeschnitten sei. Seine Rede vom 13. Februar spricht dafür, daß er auch bei den Handelsverträgen, diesem notwendigen Produkt des Zolltarifs, weit mehr Großgrundbesitzer- als Bauerninteressen gewahrt sieht.

Englische „Vergeltungszölle"

I.

Chamberlain und seine Anhänger wären aussichtslos, wenn ihnen in England nur die eigentlichen Schutzzollinteressen zu Hilfe kämen. Viel wichtiger für sie ist die Tatsache, daß weithin, in handeltreibenden und industriellen Kreisen, die alte Freihandelsstimmung an Intensität erheblich verloren hat. Der Freihandel hat nach gewissen Richtungen hin zu Enttäuschungen geführt, die auch seine Anhänger nicht leugnen.

Cobden hatte erklärt, daß fünf Jahre nach Annahme des Freihandels in England die ganze Welt freihändlerisch geworden sein würde. Das Gegenteil war eingetroffen.

Auch nach einer anderen Richtung hin war man enttäuscht worden, ohne daß Cobden hieran schuld gewesen wäre. Cobden hatte die industrielle Zukunft der Vereinigten Staaten gelegentlich vorhergesehen; die Mehrzahl seiner Anhänger vermeinte jedoch, daß England der einzige Industriestaat der Welt bleiben und die übrigen Länder sich dauernd auf die Produktion von Rohstoffen beschränken würden. Statt dessen sind bekanntlich die wichtigsten europäischen Länder und die Vereinigten Staaten zu industriellen Erziehungszöllen übergegangen, welche sie auch dann nicht aufhoben, als ihre Industrie exportkräftig, also freihandelsfähig geworden war. Das Wort Lists: „Schutzzoll unser Weg, Freihandel unser Ziel", schien vergessen. Der Engländer — gleichviel ob Schutzzöllner oder Freihändler — empfindet es seit lange als ungerecht, daß diese Staaten der englischen Ausfuhr oft sehr beträchtliche Hindernisse in den Weg stellen, während sie selbst auf britischem Markte ungehindert ihre Überproduktion absetzen. Der „einseitige Freihandel" erscheint dem Durchschnittsengländer nicht weniger unbillig, wenn seine Nationalökonomen ihn auf das Konsumenteninteresse verweisen.

Dieses Gefühl wird dadurch verstärkt, daß einzelne dieser protektionistischen Staaten immer breitere Rohstoff- und Kolonialgebiete in Besitz nehmen und für ihre eigene hochgeschützte Industrie und Schiffahrt monopolisieren. Mit Recht erscheint es dem Engländer als geradezu widersinnig, wenn z. B. die Seereise von Riga nach Wladiwostok oder von New York nach Kalifornien und den Philippinen unter den Begriff der „Küstenschiffahrt" gebracht wird. Es ist kein Zweifel, daß derartiges Vorgehen des Auslandes die Welle des britischen Imperialismus außerordentlich verstärkt hat.

So machte es z. B. auf Cecil Rhodes den größten Eindruck, als Madagaskar, ein aufblühender englischer Markt, durch die französische Annexion einfach geschlossen wurde. Die Franzosen, sagt Rhodes, hätten die Millionen zur Eroberung dieser Insel nicht zum Spaß ausgegeben; da sie unfähig seien, mit England unter gleichen Bedingungen zu konkurrieren, so sei ihnen nichts als ein prohibitiver Zolltarif übrig geblieben. Gerade die Überlegenheit Englands unter freiem Wettbewerb zwänge die übrigen Kolonialmächte dazu, Frankreichs Beispiel zu folgen. Darum müsse England soviel wie möglich von der Erdoberfläche politisch beschlagnahmen; denn dies sei das einzige Mittel, die Märkte zu sichern.

Der Gerechtigkeit halber sei hier festgestellt, daß im Vergleich mit Frankreich, Rußland und den Vereinigten Staaten, Deutschland die gröbsten Auswüchse des Monopolismus vermieden hat. Deutschland gibt seine Küstenschiffahrt allen Nationen frei, und behandelt in seinen Kolonien den Ausländer auf gleichem Fuße wie seine eigenen Angehörigen. Der bisherige deutsche Zolltarif erhebt etwa 25 pCt. vom Werte der hauptsächlichsten englischen Ausfuhrwaren; dagegen Frankreich 34 pCt., die Vereinigten Staaten 73 pCt., Rußland 131 pCt. Daß der deutsche Zolltarif nicht prohibitiv ist, beweisen die hohen und wachsenden Summen englischer Ausfuhr nach Deutschland, welches nächst Indien der aufnahmefähigste Markt für britische Waren ist. Auch das vielgeschmähte Vorgehen Deutschlands gegen Kanada beruhte keineswegs auf besonderer Feindseligkeit. Kanada ist für Deutschland ein autonomes Zollgebiet, das selbständig seine Angelegenheiten regelt. Als daher die Meistbegünstigung wegfiel, welche Deutschland in Kanada bisher genoß, brachte Deutschland seinen autonomen Tarif zur Anwendung, der nichts von Strafabsichten enthält. Leider hat nur die liberale Publizistik Englands dieses Sachverhältnis anerkannt.

Aber erst eine weitere Tatsache war es, welche einen Massenabfall vom freihändlerischen Lager verursachte: die sog. „aggressive Schutzzollpolitik", welche Deutschland und die Vereinigten Staaten in den neunziger Jahren einschlugen. Man versteht darunter die sattsam bekannte Gepflogenheit deutscher Kartelle und amerikanischer Trusts, auf dem inneren Markte die Konkurrenz auszuschalten, die inländischen Preise — häufig um den vollen Betrag des Zolles — zu steigern und auf Grund dieser inländischen Preissteigerungen die Auslandspreise herabzusetzen. Der Engländer behauptet, daß die ausländischen Waren öfters sogar unter ihren Produktionskosten in England verkauft würden. Trotz dieser Verlustverkäufe habe das kartellierte Ausland, wie sich in einigen Fällen rechnerisch nachweisen lasse, von diesem Verfahren einen doppelten Vorteil: einmal könne es — des Inlandsmarktes sicher — die Produktion auf vergrößerter Grundlage aufbauen und Großbetriebe zu Größtbetrieben steigern. Sodann gelinge es ihm, die vorhandene Produktionskraft auf das höchste auszunutzen; es könne seine Werke ununterbrochen und bis zur höchsten Leistungsfähigkeit beschäftigen. Hierdurch würden die Produktionskosten herabgedrückt und bei gleich bleibenden hohen Inlandspreisen die Gewinne so sehr gesteigert, daß die Verlustverkäufe ins Ausland mehr als aufgewogen würden. Demgegenüber herrsche ein kleinerer Betriebsumfang in den durch ausländisches „dumping" (Schleuderverkäufe) bedrohten englischen Industrien. Hierzu kämen häufige Feierschichten, was mehr als alles andere die Produktion verteuere.

Der erste Bericht der von Chamberlain eingesetzten Tarifkommission ist voll von diesbezüglichen Beispielen aus dem Gebiete der Eisen- und Stahlindustrie. Selbst wenn diese Veröffentlichung mit größter Vorsicht benutzt wird, so bleibt doch zweifellos ein berechtigter Kern an den dort vorgebrachten Klagen. Es ergibt dies die weitgehende Übereinstimmung der englischen Aufstellungen mit dem in Deutschland nunmehr massenhaft zusammengetragenen Material über Kartelle und Syndikate. Insbesondere zeigt der ange-

Digitized by Google

führte Bericht, daß die von deutschen Kartellen öfters gezahlten direkten Ausfuhrprämien nur in zweiter Linie von Bedeutung sind; vielmehr legen alle Zeugen den Hauptnachdruck auf die in viel weiterem Umfange vorhandene Preisdifferenz zwischen Auslands- und zollgeschütztem Inlandsmarkte. Es steht hiermit in Übereinstimmung, wenn deutscherseits erklärt wird, daß die direkten Ausfuhrvergütungen eine verhältnismäßig bescheidene Rolle spielen. Die gemischten Werke z. B., die aus eigenen Kohlen- und Erzgruben ihre Rohstoffe gewinnen und in eigenen Hochöfen und Walzwerken ihre Verkaufsartikel herstellen, erhalten von niemand direkte Ausfuhrvergütungen; trotzdem können auch sie auf Grund hoher Inlandspreise ihre Auslandspreise herabsetzen.

Durch „Schleuderkonkurrenz" — so klagt man in England — bedrohe das Ausland zahlreiche, an sich lebenskräftige englische Industrien. Beispiele werden vornehmlich dem Gebiete der Eisen- und Stahlindustrie, daneben der Glas- und Porzellanindustrie, der Uhrenfabrikation u. a. entnommen. Zwar muß auch der britische Finanzreformer zugeben, daß andere weiter verarbeitende Industrien in gewissen Fällen dadurch gefördert werden und der Konsument gewinnt. Trotzdem bedeutet „dumping" nach seiner Meinung jähe und kostspielige Verschiebungen im volkswirtschaftlichen Organismus, denen Arbeit und Kapital nicht ohne weiteres folgen können. Für fixiertes Kapital und gelernte Arbeit sei der Satz der alten Nationalökonomen unrichtig, daß Kapital und Arbeit einfach dorthin strömen, wo sie die gewinnreichste Beschäftigung fänden. Im Gegenteil verliere der Arbeiter durch unregelmäßige Beschäftigung an Arbeitswilligkeit und Arbeitsgeschicklichkeit, das Kapital aber an Unternehmungslust und an Mut, dem technischen Fortschritt auf großer Skala zu folgen.

Demgegenüber gibt man den Rat, die durch „dumping" bedrohten Industrien fallen zu lassen, das billige Halbfabrikat vom Ausland zu kaufen und darauf weiter verarbeitende Industrien zu gründen. Dieser Rat wäre — so erwidert der Finanzreformer — dann nicht schlecht, wenn man sich darauf verlassen könnte, das ausländische Material dauernd zu billigem Preise zu erhalten. Aber das Gegenteil sei zu fürchten. Das Ausland gewähre jene niederen Preise nur solange, als englische Konkurrenz noch vorhanden sei. Sei die betreffende Industrie in England vernichtet, so sei zu befürchten, daß das Ausland die Preise wieder anziehe. In dem angeführten Berichte der Tarifkommission wird ein derartiges Beispiel aus dem Gebiete der Nägelfabrikation angeführt. Mit den durch „dumping" verbilligten Preisen könne kein verständiger Unternehmer als einem sicheren Posten kalkulieren.

Es ist hier nicht zu prüfen, ob die soeben angeführten Tatsachen gewichtig genug sind, um das Interesse der englischen Volkswirtschaft auf die Seite des Schutzzolles zu verschieben. Ich würde diese Frage verneinen. Trotzdem liegt in jenen Ausführungen ein berechtigter Kern. Dadurch, daß die Freihandelsländer „zu Ablagerungsstätten der aus den Schutzzollgebieten mit Exportprämien fortgeschleuderten Überproduktion" werden, kann, wie Alfred Weber ausführt, ihre eigene produktive Arbeit für die Volkswirtschaft leiden und ihr Reichtum geschädigt werden.

Wie dem auch sei, erst dumping erzeugte in England jene Bewegung für Vergeltung (retaliation), welche mit durchaus freihändlerischer Grundüberzeugung vereinbar ist. Die Überredungskünste der alten Freihändler, so führen diese Vergeltungspolitiker aus, haben sich als wirkungslos erwiesen; es bedarf wirksamerer Mittel, um zu wahrem und gegenseitigem Freihandel zu gelangen.

Nichts ist diesen Stimmungen so förderlich, als wenn auch deutscherseits dem Schutzzoll ein aggressiver Charakter beigelegt und von der „eisernen Kontinentalsperre" gesprochen wird, welche „in die wirtschaftliche Weltmachtstellung Großbritanniens die schwerste Bresche gelegt" habe. Unzweifelhaft ist, daß die durch „dumping" ausgelösten Stimmungen die Zukunft des britischen Freihandels mehr als alles andere bedrohen.

Es erhebt sich hiermit die theoretisch wie praktisch wichtige Frage: ist England in der Lage, unter grundsätzlicher Beibehaltung des Freihandels, die von ausländischen Kartellen und Trusts geübte Ausfuhrpolitik zu bekämpfen? Wir werden diese Frage in einem zweiten Artikel prüfen.

Freiburg i. B. v. Schulze-Gaevernitz.

Unsere Bewegung

Der Eifer unserer Freunde ist offenbar ein guter. Er bedarf in einigen Richtungen der Anfeuerung und in anderen der Dämpfung, soweit es sich um die Berichterstattung in der „Hilfe" handelt. Es ist ein Fehler, daß über viele Versammlungen gar nicht berichtet wird. So ist über die zwei sehr guten Naumann-Versammlungen in Breslau kein Bericht eingelaufen. Wir können doch nicht von hier aus über Versammlungen berichten, in denen Naumann spricht. Auch über seine Dresdener Versammlung liegt ein Bericht nicht vor. Obwohl es keine Parteiversammlung war (Lehrerverein), so konnte doch kurz berichtet werden. Das sind nur Beispiele für Mängel an Berichterstattung. Ein Fehler ist es aber auch, wenn zu lang berichtet wird. Im allgemeinen müssen 10 bis 20 Zeilen genügen. Die Redaktion streicht ungern, da sie ja die Versammlungen selbst nicht mit erlebt hat. Die Regel also heißt: für beständige, aber knappe Berichterstattung sorgen!

Hamburg, 25. Februar. Noch einmal, bevor die letzte Entscheidung über die Handelsverträge im Reichstage fiel, fand am 21. Februar an der bedeutendsten Handelsstätte Deutschlands eine öffentliche Versammlung statt, in der Dr. Theodor Barth über „Die Stellung des Liberalismus zu den Handelsverträgen sprach. Diese Versammlung wuchs sich zu einer imposanten Kundgebung des freier gesinnten hamburgischen Bürgertums gegen die reaktionäre Wirtschaftspolitik unserer im Schlepptau der agrarischen Schutzzöllner segelnden Regierung aus. Mit temperamentvoller Wucht vertrat der bewährte Führer der freisinnigen Vereinigung seinen entschiedenen Standpunkt: Ablehnung dieser Handelsverträge! Jetzt ist es Zeit, daß die deutsche, insbesondere die hamburgische Kaufmannschaft sich aufrafft, um die Vergrößerung des angerichteten Schadens bei dem Abschluß von Handelsverträgen mit den sogen. Meistbegünstigungsländern zu verhindern. Nicht der Frieden auf handelspolitischem Gebiete liegt vor uns, sondern neue Kämpfe. Darum ist es Ehrenpflicht des hamburgischen Bürgertums, in die Politik hineinzugehen und Opfer an Kraft und Energie zu bringen. Das Junkertum sieht hochmütig auf Hamburg herab und fragt, wo ist seine Widerstandskraft? Sind die Hanseaten wirklich so gering, daß sie das kleinere Übel akzeptieren? Und darum muß Hamburg zeigen, daß es nicht nur Geschäfte machen kann, sondern auch moderne Politik, moderne und gerechte. (Stürmischer, langanhaltender Beifall.) Nach lebhafter Diskussion, an der sich Frau Steinbach und die Herren Dr. Ahlgrimm, Sieverts, Haupt und andere sich beteiligten, gelangte nachstehende Resolution gegen 8 Stimmen zur Annahme: „Die Versammlung erblickt in dem Handelsvertragswerk, das gegenwärtig dem Reichstag zur Beschlußfassung vorliegt, nur einen Ausfluß jener engherzigen agrarisch-schutzzöllnerischen Politik, die die Verteidiger der Handelsfreiheit seit länger als einem Vierteljahrhundert nachdrücklich bekämpft haben, und zwar sowohl im Interesse einer gesunden Entwickelung unserer nationalen Arbeit wie im Interesse steuerpolitischer Gerechtigkeit, die eine staatliche Begünstigung der Rente auf Kosten der Arbeit verbietet. Der Umstand, daß dieser Protektionismus in der äußeren Form von Handelsverträgen auftritt, ändert nichts an seiner Verwerflichkeit. Die Versammlung lehnt deshalb jede Zustimmung zu solchen Handelsverträgen ab." Wer die Ausführungen Dr. Barths nachlesen will, der bestelle sich die Abendausgabe der „Neuen Hamburger Zeitung" vom 22. Februar.

Lübeck. Nationalsozialer Verein. In der Mitgliederversammlung am 18. Februar erstatteten die Delegierten Bericht über die Generalversammlung des Wahlvereins der Liberalen. Die ablehnende Stellung der Vertreter in der Frage der Handelsverträge wurde gutgeheißen und lebhaft bedauert, daß die Reichstagsfraktion bei dieser Gelegenheit nicht einig sei. Man sprach die Hoffnung aus, daß bis zur Abstimmung eine Einigkeit erzielt werden möchte. — Am Montag sprach in sehr gut besuchter, öffentlicher Versammlung Reichstagsabgeordneter v. Gerlach über „Die neuen Handelsverträge". In der Debatte trat den Ausführungen unseres Parteifreundes der hiesige Führer der freisinnigen Volkspartei entgegen. Er vertrat den bekannten Standpunkt seiner Parteileitung, und war für Annahme der Handelsverträge. Zum Schluß wurde aber einstimmig eine Resolution angenommen, welche das Handelsvertragswerk verwirft und zur Agitation dagegen auffordert.

Gremsmühlen, den 19. Februar. Anläßlich eines Vortrags von Dr. Struve-Kiel über die Einigung aller Liberalen wurde hier ein Liberaler Wahlverein gegründet. Die Nationalsozialen reichten den Freisinnigen von der Volkspartei brüderlich die Hand. Eine Resolution, die die Solidarität der Interessen beider liberalen Gruppen betonte, wurde von der starkbesuchten Volksversammlung fast einstimmig angenommen. Als Parole für die Zukunft wurde aufgestellt: die Bekämpfung der reaktionären Bestrebungen der Bündler.

Leipzig. Einen bis jetzt unerreichten Erfolg brachte uns die Naumann-Versammlung am 22. Februar. Vor etwa 1500 Personen sprach Naumann über „Die politische Not der Gegenwart". Aus

Digitized by Google

Bismarck ist Bülow geworden, so führte Naumann aus, und aus dem Liberalismus ist in der deutschen Reichspolitik das Zentrum geworden. Aus der konsequenten, großzügigen Politik des großen Handlangers hat sich eine Politik der Halbheiten entwickelt. Die heutigen Staatsmänner haben keine großen Ideale mehr, sie geben sich zufrieden mit mittleren Ergebnissen, sie haben die Politik arm gemacht. So hat das Volk die politische Überzeugung und das politische Interesse verloren, ist in eine Ära politischer Erschlaffung hineingeraten. Die Politik der Ängstlichkeit und Halbheit oben ist schuld an der Gleichgiltigkeit im Volke. Das kann erst anders werden, wenn das Zentrum abgelöst wird durch eine Majorität der Linken, die aber wieder undenkbar ist ohne Mitwirken der Sozialdemokratie. Ein Liberalismus, der es nicht über sich bringt, bis zum Letzten im Volke liberal zu sein, wird keine wahre Freude an liberalem Wirken schaffen. — Die Zahl der Gegner in der Versammlung war verschwindend klein gegenüber der großen Zahl begeisterter Freunde. Liberale aller Richtungen, auch Volksparteiler, die Naumann bisher nur nach den Schilderungen der „Freisinnigen Zeitung" kannten, machten kein Hehl aus ihrer freudigen Zustimmung. Besonders beruhigend wirkten Naumanns Erklärungen über unser Verhältnis zur Sozialdemokratie. Von einem generellen Bündnis kann zurzeit keine Rede sein, die Bündnisfrage muß zunächst lokalen Verabredungen überlassen bleiben. Die Not der Zeit und der politischen Lage wird auch die Sozialdemokratie noch belehren. „Wir lieben uns nicht, aber wir brauchen uns." — An der Debatte beteiligten sich von konservativer Seite der Pastor Bermann, der keine Versammlung vorübergehen läßt, ohne sein agrarisches Sprüchlein herzusagen, von den Sozialdemokraten Barthels und Dr. Lentsch, von liberaler Seite Fabrikbesitzer Graf, Dr. Barge, Justizrat Dr. Haber und Rechtsanwalt Martin, der vergeblich sich bemühte vorzurechnen, daß auch ohne die Sozialdemokratie eine Majorität der Linken zustande kommen könne. Sein Rechenfehler wurde jedermann klar, als Naumann darauf hinwies, daß die Nationalliberalen die Hälfte der Sitze den Konservativen und Agrariern verdanken, und sie verlieren würden, wenn sie Miene machten, wirklich liberal zu sein. — Der Abend brachte uns 34 neue Mitglieder und über 80 Hilfeleser. Wir empfehlen die Schneiderschen Ratschläge. — Zwei Tage nach Naumann sprach hier der „große Antisemit" Zimmermann. Da war in den „L. N. N." folgendes Inserat zu lesen: „Liberale Männer Leipzigs! Heute alle zur Zimmermann-Versammlung! Naumann ist noch da!" — Besser kann der Eindruck unserer Versammlung nicht illustriert werden.

Auerbach i. V. Am 25. Februar hielt in gut besuchter Versammlung Herr Dr. Breitscheid aus Berlin einen mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrag über „Die Industrie und die neuen Handelsverträge". Obgleich die Verträge da sind, so gilt es doch, den Kampf aufzunehmen gegen die, die uns dieselben gebracht haben, und die sie als „Segen des Vaterlandes" und als „Schutz der nationalen Arbeit" bezeichnet haben. Den meisten Industriellen sind die Nachteile der Verträge noch gar nicht bekannt: Der Industrie der Fertigfabrikate, die auf Export angewiesen ist, wird ein derber Schlag versetzt, unsere Position auf dem Weltmarkt wird wirtschaftlich und politisch gefährdet, unsere gesamte wirtschaftliche und kulturelle Entwickelung der letzten zwölf Jahre wird zurückgeworfen. Geschützt werden aber Kohlensyndikat und Stahlwerksverband, die Kartelle, denn der deutsche Konsument muß von ihnen beziehen, weil die Zölle auf ausländische Artikel zu hoch sind, und im Inland ist für sie keine Konkurrenz da. Und da sollen wir eine Weltmacht werden! — Eine weitere Folge ist die Stärkung der politischen Macht der Agrarier und der „Ordnungsparteien". Daher muß das Bürgertum durch unsere Arbeit aufgerüttelt werden, dann wird der 22. Februar der Anfang vom Ende der Herrschaft der Konservativen sein!

Kassel 24. Februar. In der gestrigen gut besuchten Monatssitzung unseres Vereins erstatteten die Herren Lehrer Kimpel und Assessor Bovensiepen Bericht über die Generalversammlung des Wahlvereins der Liberalen, der sie als Delegierte beigewohnt hatten. Unter lebhafter Zustimmung der zahlreichen Diskussionsredner betonten beide Redner, es sei ungemein bedauerlich, daß in einer so grundlegenden Frage wie der Stellungnahme zu den Handelsverträgen, die kleine Partei sich nicht einig sei. Die Erklärung einer Minderzahl von Abgeordneten, unter Umständen für die Handelsverträge zu stimmen, sei tief bedauerlich; wie könne man Aufklärungsarbeit gegen Handelsverträge verrichten, für die man selbst gestimmt habe? Die Befürchtung, es könne sonst zu dem autonomen Zolltarif kommen, sei ganz grundlos, denn eine Annahme der Handelsverträge mit erdrückender Mehrheit sei doch zweifellos. — Der Verein nimmt weiter ein erfreuliches Wachstum, es vergeht keine Woche, ohne daß nicht einige Mitglieder neu beitreten. Die für das nationalsoziale Parteisekretariat gezeichnete Summe hat das erste halbe Tausend bereits weit überschritten. Für den 25. März ist eine große Volksversammlung mit Herrn v. Gerlach als Redner in Aussicht genommen.

Essen. Am 7. Februar wurde hier, nach einem Vortrage des Herrn Oberlehrer Dr. Cauer aus Elberfeld über „Der Liberalismus und die soziale Frage", ein Verein der „Hilfe"-Freunde für Essen und Umgegend gegründet, dem sich sofort 32 Herren anschlossen. Die erste ordentliche Generalversammlung fand am 21. d. Mts. im Restaurant Hansa statt. Nach der Beratung der Statuten wurde zur Wahl des Vorstandes geschritten. Es wurden gewählt: Zum 1. Vorsitzenden Rechtsanwalt Dr. Riemeyer, zum Schriftführer Oberlehrer Vogeler, zum Kassierer Lehrer Reichert und zu Beisitzern Kaufmann de Vra, Gewerkschaftssekretär Jacobs und Kaufmann Gastreich. Es wurde beschlossen, am ersten Dienstag eines jeden Monats im Restaurant Hansa, Steelerstraße, zusammenzukommen. Der erste Dienstag im März (Fastnacht) fällt aus. Dafür treffen sich die Mitglieder am 14. März, zu einem Vortrag des Gewerkschaftssekretärs Erkelenz aus Düsseldorf über Bodenreform.

Heidelberg, 24. Februar. Unsere Sammlung für die Bergleute hat einen Gesamtertrag von 1014,50 Mk. ergeben (einschl. zweier nach Schluß der Sammlung noch eingegangener Beträge von 10,— Mk. und 3,— Mk.). Im Laufe des März hoffen wir unsere Generalversammlung abhalten zu können.

Stuttgart. Am 2. Februar sprach innerhalb unseres Vortragszyklus Pfarrer Wilhelm-Neckartenzlingen über „Die Unhaltbarkeit der derzeitigen Bildungslage des Volksschullehrerstandes". Der Redner wies an der Bildungslaufbahn des Volksschullehrers und der ihm im Amte zu Gebote stehenden Bildungsgelegenheiten die Unzulänglichkeit der Lehrerbildung eingehend nach. Er kam dabei zu dem Resultate, daß dem Stande als ganzem fehle, was allerdings einzelnen zweifellos zukomme, — nämlich die Qualität zur Schulaufsicht, die Fähigkeit der Selbstregierung. Gründlich vertiefte Bildung sei aber dem Volksschullehrerstand auch nötig gegenüber der die Volksbildung in zwei Lager zerreißenden ultramontanen und der die Bildung verflachenden sozialdemokratischen Welle. Zur Besserung dieses unhaltbaren Zustandes stellte Referent die nachstehenden Thesen auf: 1. die untersten und obersten Bildungsstätten sind unbedingt miteinander in Beziehung zu bringen; 2. die Zulassung sämtlicher Abgangszöglinge von Lehrerseminarien zur Universität, ohne daß gleichzeitig der Lehrgang in den Seminarien geändert würde, wäre nicht durchführbar; 3. von sämtlichen Seminarlehrern muß akademische Bildung verlangt werden; 4. einstweilen wäre allen Lehrern, die zwei Jahre im Amte gewesen sind, der Zutritt zur Universität unter Voraussetzung eines Ergänzungsexamens, auf das die Hochschule nicht verzichten kann, zu öffnen; 5. die finanzielle Sicherstellung hätte in der Weise zu erfolgen, daß der Staat auf Grund dieser Ergänzungsprüfung eine Stipendienstiftung eröffnen würde. — Professor Feucht hier greift in einem längeren Artikel im „Kirchlichen Anzeiger" uns wegen der Pautsch-Versammlung an. Seine Ausführungen sind ebenso verworren wie seine Redeergüsse in der Versammlung selbst. Nebenbei wirft er dem Berichterstatter der „Hilfe" ziemlich deutlich Mangel an Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit vor. Was hat denn dieser verbrochen? Er hat in seinem Berichte Herrn Professor Feucht mit dem einen Satze gestreift, er habe „mit wenig Glück zugunsten der Konfessionsschule aufzutreten sich bemüht". Diese Redewendung war nur eine wohlwollende Umschreibung der gründlichen Blamage, die sich Herr Professor Frucht in der Versammlung geholt hat. Sollte er im Gegensatz zu sämtlichen Teilnehmern der Versammlung dieses Gefühl nicht sofort nach seiner Rede gehabt haben, so wäre ihm seine Niederlage jedenfalls noch im Verlaufe des Abends zum Bewußtsein gekommen, wenn er nicht vorgezogen hätte, trotz wiederholter Aufforderung zum Dableiben, unmittelbar nach seiner Rede das Panier zu ergreifen, das, wie der Herr Pautsch unter allgemeiner Heiterkeit konstatierte, man sonst nicht dem Löwen zuzuerkennen pflegt.

München. In unserem Verein erstattete am vergangenen Dienstag Parteisekretär Bayer Bericht über die Generalversammlung des Wahlvereins der Liberalen in Berlin und deren Stellungnahme zu den „zwei großen Attentaten der preußischen und der Reichsregierung auf das Volk", wie der Redner den preußischen Schulkompromiß und die Handelsverträge charakterisierte. Diesem Referate folgte ein zweites, des Grafen Bothmer, der über unsere Stellungnahme zu den Handelsverträgen sprach und in seinem Rückblick auf die Zollkämpfe der letzten 15 Jahre zeigte, wie in der Vertragsperiode der Caprivischen Handelsverträge alle Begriffe und alle von ihr zuerst befürworteten Argumente für unsere Handelspolitik sich bei der Regierung in ihr Gegenteil verkehrt haben.

Aus dem bayerischen Oberlande. Unsere Freunde haben im bayerischen Oberlande kürzlich drei große Versammlungen abgehalten. Am 2. Februar sprach Graf von Bothmer in Aibling in einer von nahezu 200 Personen besuchten Versammlung über den Streik im Ruhrrevier. Das gleiche Thema behandelte Dr. Prager am 12. Februar in einer noch stärker besuchten Versammlung in Rosenheim. Bei beiden Versammlungen gingen Beträge für die Kohlenarbeiter in der Höhe von 43,50 bezw. 186 Mk. ein. Die dritte Versammlung wurde am 19. Februar in Kolbermoor abgehalten, wo Dr. Götz über „Zentrum und Liberalismus" sprach. Fast 400 Bauern und Arbeiter hatten sich eingefunden, und wenn in der Diskussion auch ein Münchener Sozialdemokrat seinem Mißtrauen gegenüber dem bayerischen Liberalismus unverhohlen Ausdruck verlieh, so zeigte doch der ganze Verlauf der Versammlung, daß dieses Mißtrauen nur gegenüber dem alten Liberalismus besteht. Mit dieser Versammlung hatte sich zum ersten Male der neugegründete Liberale Verein Kolbermoor an die Öffentlichkeit gewagt; an seiner Spitze steht der bewährte Bürgermeister des Ortes, Herr Bergmann.

Digitized by Google

Der nationalsoziale Preßverein bestätigt mit bestem Dank den Eingang weiterer Beiträge aus: Berlin, Sch. II. 5 Mk.; Nürnberg, Ga. I. 5 Mk.; Wolfsgefärth, Kn. III. 5 Mk.

Zusammen 15,— Mk.
Dazu laut Ausweis in Nr. 8 2326,— Mk.

Insgesamt 2341,— Mk.

Wir wiederholen unsere Bitte aus Nr. 7 und erwarten, daß sich unsere Freunde die Agitation für unseren Preßverein auch fernerhin angelegen sein lassen.

Berlin-Schöneberg, Hohenfriedbergstraße 11.

Die Geschäftsleitung.

Soziale Bewegung

Nach dem Bergarbeiterstreik. Nach Beendigung des riesigen Kampfes im Ruhrrevier beginnen nun auch diejenigen Kritiker zu reden, die seither aus Rücksicht auf die kämpfenden Arbeiter geschwiegen haben. Am merkwürdigsten berühren da die Nachrufe sozialdemokratischer Blätter. Weil nach einer glücklichen Taktik der Verbandsführer die christlichen Bergarbeiterführer immer den Ton angegeben haben, und weil ihre sozialdemokratischen Kollegen, mit Hué an der Spitze, seit Jahr und Tag eine unpolitische, wirklich neutrale Gewerkschaftstaktik treiben, glaubt mancher zielbewußte Sozialdemokrat die nachträgliche Besprechung des imponierenden Kampfes zum willkommenen Anlaß parteipolitischer Scharfmacherei benutzen zu sollen. In der „Leipziger Volkszeitung" führt Curt Hänisch, so scharfsinnig wie irgend ein Schriftgelehrter des Zentralverbandes der Industriellen, den Nachweis, daß der Bergarbeiterverband durch seine Agitationsweise (wenn auch ungewollt!) den Streik verschuldet habe! Gewiß gehört der Bergarbeiterverband zu den rührigsten Gewerkschaften, die wir überhaupt haben. Wenn aber der Sozialdemokrat Hänisch darin recht hätte, daß gewerkschaftlicher Agitationseifer mit Liebe zum Streik „um jeden Preis" identisch wäre, dann hätten auch die bürgerlichen Scharfmacher recht, die in den Gewerkschaften nichts als Streikvereine sehen. Wenn nun gar derselbe sozialdemokratische Kritiker seine Zornesschale über die „politischen Pedanten" und „praktischen Krämerseelen" ausgießt, die „die unbeschreibliche Begeisterung" immer wieder zu entnüchtern verstanden hätten, so müssen umgekehrt die in der Bewegung selbst tätigen Führer feststellen, daß nur durch die praktische und nüchterne Führung des Kampfes jene Ordnung und ruhige Durchführung möglich war, die den Streikenden die Sympathien ganz Deutschlands verschafft hat. Ein anderer sozialdemokratischer Kritiker, der Schriftsteller Düwell, sucht den rechtzeitigen Abbruch des aussichtslosen Kampfes in eine jämmerliche Niederlage der Streikenden umzudichten. Vielleicht kommt er aber zu diesem ganz unbegründeten Pessimismus durch die Polemik, die zwischen Verbandsleitung und Parteileitung in Bochum-Dortmund nachträglich entbrannt ist. Diese Polemik ist so charakteristisch für das Verhältnis von Sozialdemokratie und Gewerkschaften, daß sie hier kurz erwähnt werden muß. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß neben der rechtmäßigen Streikleitung durch die Siebener-Kommission eine sozialdemokratische Nebenregierung unbefugte Streikparolen ausgegeben hat, die zeitweise die größte Verwirrung anrichteten. Während nämlich die Siebener-Kommission und die Revierkonferenz angesichts der finanziellen Notlage mit allen Kräften für einheitliche Beendigung des Streiks eintraten, telephonierte der Vertreter der sozialdemokratischen „Arbeiterzeitung" in Essen an alle gewerkschaftlichen Verbandsfilialen im Namen der Verbandsleitung die Parole, daß der Generalstreik fortzusetzen sei. Derselbe unverantwortliche Mitregent soll auch die bedeutsamen Worte geprägt haben: „Ihr schnoddrigen Berliner seit hierher gekommen, um uns den Streik kaput zu machen", und „die Führer des alten Verbandes haben sich von ultramontanen Demagogen übers Ohr hauen lassen". Kurz und gut, es ist in der überzeugendsten Weise nachträglich festgestellt worden, daß die Hintermänner der westfälischen sozialdemokratischen Arbeiterzeitung in unverantwortlicher empörender Weise versucht haben, an der allgemeinen großen Bergarbeiterbewegung ihr intransigent sozialdemokratisches Süpplein zu kochen. Daß die Verbandsleitung der Hué, Sachse usw. diese verwerflichen Machenschaften jetzt schonungslos aufdeckt, ist ein wirkliches neues Verdienst derselben um die Gewerkschaftsbewegung, wenn es den führenden Persönlichkeiten wahrscheinlich auch von ihren „zielbewußteren" Genossen als neues Verbrechen angerechnet werden wird.

Das Reichsarbeitsblatt, das monatlich erscheint und zum Jahrespreis von nur einer Mark bei allen Buchhandlungen und Postämtern bestellt werden kann, hat sich zu einem vorzüglichen Nachschlagewerk und zu einer wertvollen Fundgrube für praktische und theoretische Sozialpolitik ausgewachsen. Das neueste Heft, (Februar 1905) bringt unter anderen wertvollen Beiträgen auch einen langen Aufsatz über den Ausstand im Ruhrrevier. Das vom Kaiserlich-statistischen Amt herausgegebene Reichsarbeitsblatt beschränkt sich in diesem Aufsatz natürlich nur auf eine lückenlose Zusammenstellung der Urkunden und Statistiken, die in dem großen Kampf eine Rolle gespielt haben. Aber auch diese Zusammenstellung ist schon an sich sehr willkommen, ganz abgesehen davon, daß sie hier und da noch Beiträge bringt, die bisher wenig bekannt waren. Die unmittelbaren finanziellen Verluste des großen Streiks schätzt das amtliche Organ folgendermaßen ein:

Lohnausfall	16 Mill. Mark.
Förderungsausfall für drei Wochen abzüglich des Lohnausfalles . . .	14 „ „
Verluste an Eisenbahnfrachten . . .	9 „ „
Verbrauch an Streikunterstützungen .	2 „ „

Diese gewaltigen Ziffern sind sämtlich noch niedrig berechnet. Sie stellen auch nur die unmittelbaren Verluste dar. Die Schädigungen, die durch notwendige Betriebseinschränkungen der Eisenindustrie, durch Einfuhr ausländischer Kohlen, durch Stillegung zahlreicher Hochöfen, durch Wasserbeschädigung einzelner Kohlengruben usw. usw. nebenher zu konstatieren waren, sind in dieser Zusammenstellung überhaupt nicht berücksichtigt.

Eine sehr wichtige Reichsgerichtsentscheidung erregt in Gewerkschaftskreisen große Befriedigung. Die Firma Kayling & Thomas ist zum Schadenersatz an den Arbeiter St. verurteilt worden, weil sie als Mitglied des Metallindustriellen Verbandes veranlaßt hatte, daß der mißliebige Arbeiter in die „schwarze Liste" kam, ihm dadurch der Arbeitsnachweis des Verbandes gesperrt wurde, und er infolgedessen keine Arbeit wieder in seinem Fache erhielt. Auf dieses Reichsgerichtsurteil gestützt, machen jetzt verschiedene Gewerkschaften gegen das System der schwarzen Listen und die Sperrwut der Arbeitgeber Front, wie es scheint mit Glück; in Berlin hat kürzlich wieder die 8. Zivilkammer des Landgerichts I in einem ähnlichen Falle die beklagte Firma wegen Vergehens gegen § 826 des Bürgerlichen Gesetzbuches (Verstoß gegen die guten Sitten) verurteilt. Von Rechts wegen!

Die Beamten der Arbeiterbewegung. Unter Bezugnahme auf diesen Artikel in Nr. 5 unseres Blattes teilt man uns mit, daß der Anschluß der Genossenschaftsbeamten an die erwähnte Unterstützungsvereinigung von keiner Seite beabsichtigt ist. Schon auf dem vorjährigen ordentlichen Genossenschaftstag des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine wurde eine Vorlage für die Errichtung einer eigenen Fürsorgekasse der Beamten und Arbeiter in den Genossenschaften des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine unterbreitet. Die von dem Mathematiker des Reichsversicherungsamtes Herrn Dr. Meyer ausgearbeitete Vorlage sah das Kapitaldeckungsverfahren vor, ohne welches die Genehmigung des Reichsversicherungsamtes nicht gehen wird. Dieses Verfahren führt zu sehr hohen Beiträgen, die von dem Genossenschaftstag für unerschwinglich erachtet wurden. Es wurde geltend gemacht, daß durch ein solches Verfahren der gegenwärtigen Generation Lasten zugunsten der späteren Generationen auferlegt würden, daß ferner die Lohn- und Arbeitsverhältnisse in den Genossenschaften erheblich über dem Durchschnitt stünden, und daß es sich daher empfehle, eine freie Unterstützungskasse zu errichten auf Grundlage des § 1, Absatz 2 des Gesetzes über die privaten Versicherungsunternehmungen vom 12. Mai 1901, welcher lautet: „Für Versicherungsunternehmungen im Sinne des Gesetzes sind solche Personenvereinigungen nicht anzusehen, die ihren Mitgliedern Unterstützungen gewähren, ohne ihnen einen Rechtsanspruch darauf einzuräumen." Im Kommentar von Marann & Grünwald heißt es dazu: „Ausgeschlossen ist also die Anwendung des Gesetzes auf solche Verhältnisse, in denen nur freiwillige Unterstützung gewährt wird, ohne daß ein Rechtsanspruch darauf entsteht, wenngleich die Unterstützung bei normalem Verlauf der Dinge mit vollem Grund erwartet werden darf." Mit der Ausarbeitung einer Vorlage in diesem Sinne wurde die Leitung des Zentralverbandes betraut, der eine Kommission, bestehend aus den Herren Reichstagsabgeordneter von Elm-Hamburg, Reichstagsabgeordneter Fräßdorf-Dresden, Oberrevisor Gauß-Stuttgart, zur Seite gestellt wurde. Die neue Vorlage wird gegenwärtig ausgearbeitet und dem diesjährigen ordentlichen Genossenschaftstage des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine, der in der Zeit vom 19. bis 23. Juni d. J. in Stuttgart abgehalten wird, unterbreitet werden.

Ein Sieg der Bodenreformer. Am 20. Dezember hat der Bund deutscher Bodenreformer eine Eingabe an den Reichstag gerichtet, in der er um Einsetzung einer Untersuchungskommission zur Prüfung der Landgesellschaften in Deutsch-Südwest-Afrika bat. Dieser Antrag ist nun in der Budgetkommission des Reichstages am 7. Februar einstimmig angenommen worden mit der Hinzufügung, daß die Hälfte der Mitglieder direkt vom Reichstag zu wählen ist. Der Kolonialdirektor hatte vorher seine bereitwillige Mitwirkung bei der Untersuchung zugesagt. Hoffentlich hat der rührige Bund ebensoviel Erfolg mit seiner Petition an das preußische Abgeordnetenhaus, in der er eine Bestimmung für die geplante Neuregelung des Bergrechts dahingehend vorschlägt, daß verliehene Mutungsrechte an den Staat zurückfallen, falls sie innerhalb einer bestimmten Frist nicht durch Aufnahme der Förderung ausgenutzt werden.

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Eugen Katz in Berlin. — Druck von Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 12.

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 9. Berlin, 5. März 1905

Berufe

Wäre ich nicht Priester, ich nähme es für ein groß Ding, daß ich könnte Schuh machen. Tauler.

Der Beruf des Pfarrers und Priesters gilt in vielen Augen als der höchste irdische Beruf. Die geistigen Berufe überhaupt erscheinen in glänzenderen Farben als die Handwerke. Es wäre unrecht, wollten wir uns nicht der reichen Gelegenheiten freuen, im geistlichen Beruf zu wirken für Volk und Zukunft. Auch mag es Rangunterschiede unter den Berufen geben, die man nicht übersehen darf. Doch hat Taulers Wort recht. Es liegt darin heiße persönliche Sehnsucht und weitgreifender, allgemeiner Grundsatz.

Jeder weiß von der Sehnsucht zu erzählen, das auch zu verstehen, was der andere kann. Man möchte auch dort zu Haus sein, wo der andere sich auskennt. Männer, die malen konnten, daß jedes Auge lachte, waren unglücklich, weil sie nicht das Wort zu meistern verstanden. Es ist lächerlich, wie man sich über die eigenen Grenzen hinauswünscht. Draußen wähnt man reinere Luft, größere Wirkung, sichrere Freiheit. Und doch ist es Selbsttäuschung. Jeder Beruf hat seine Rechtgläubigen und Fortschrittler. Nicht in der Kirche allein stehen sie sich gegenüber. Überall kämpfen Herkommen mit Zukunft, Bequemlichkeit mit Kraft, Ruhe mit Bewegung, Väter mit Söhnen. In jedem Beruf stecken Menschen drin mit ihren kleinen und allerkleinsten Empfindungen, die von den Höhen des eigenen Berufs noch nie etwas sahen. Und doch läßt sich der Wunsch nicht unterdrücken: ein einziges Mal los vom Beruf! Nur einige Monate oder Jahre lang Laie sein, um das richtige Augenmaß für die theologischen Streitfragen zu gewinnen! Nur einige Zeit dort stehen, wo Mutter und Schwester, Frau und Freund leben, die keine Theologie studiert haben, und die doch fromm sind. Wie sich wohl von dort aus die Glaubensstreitigkeiten ausnehmen würden?

Ob uns unser „Standpunkt" immer noch so unverletzlich erschiene? Nur ein einziges Mal mit eigenen Menschenaugen in die Welt hineinsehen, ohne die Brillen, welche die berufliche Erziehung uns aufgesetzt hat. Doch können wir's kaum.

Darin liegt trotz allem Traurigen etwas Versöhnliches. Jeder Beruf hat seine Gefahren, krankt an Einseitigkeit, lebt in der Enge. Auch die geistigen Berufe bilden keine Ausnahme. Sie haben der Gefahren viel größere als die anderen. Was man aus Worten machen kann, versteht der Gelehrte. Damit steht er selbst in Versuchung, unehrlich zu werden. Wie man mit der Rede die Masse zwingen kann, erfährt der Gebildete. Darin liegt die Gefahr, die Herrschaft über Seelen und das Regiment über Köpfe und Hirne auszuüben. Wahrhaftig! es ist furchtbar gerecht eingerichtet in der Welt, daß die feinsten Berufe die höchsten, die gröbsten Berufe die leichtesten Gefahren zu überwinden haben. So sind sie alle gleich: der Schuhmacher und der Pfarrherr, nicht als Techniker, aber als Menschen, nicht vor der Gesellschaft, aber vor Gott. Nicht der Beruf macht den Menschen, sondern der Mensch den Beruf. Merke wohl: es sollte so sein.

Traub.

Volkslieder und Balladen

Von rosen ein krentzelein. Auswahl deutscher Volkslieder. Brosch. 1.80 geb. 3. Mk. Düsseldorf, Karl Robert Langewiesche.

Deutscher Balladenborn. Geb. 2 Mk. Fischer & Franke, Düsseldorf.

Der Wunderborn. Niedersächsisch-friesische Balladen von Georg Ruseler. Carl Schünemann, Bremen.

Es ist eins der großen Verdienste Herders, unserem Volke wieder die verborgene Quelle der Poesie entdeckt zu haben, die von jeher neben der Kunstpoesie frische Wasser sprudeln ließ: das Volkslied. Als die „Stimmen der Völker" erschienen, empfand man es wie eine neue Offenbarung, daß da Schätze lagen, viel echter und leuchtender als vieles, was bisher für schön und wertvoll gegolten hatte. Seit jener Zeit hat sich eine Reihe von Dichtern und Forschern, vor allen Uhland und die beiden Brentano, die Hebung des Schatzes zur Aufgabe gesetzt und alles gesammelt, was sangesfrohe Gemüter auf der Wanderschaft, an den langen Abenden der Spinnstuben, unter Liebchens Fenster in keckem Lied oder in schwermütiger Weise gesungen haben.

Daneben aber hat das neugewonnene Verständnis für das Volkslied noch eine andere Wirkung gehabt: es hat unsere ganze Kunstpoesie befruchtet, ihr einen frischen Strom wahren, natürlichen Empfindens zugeführt, es hat die Kunstpoesie vor Verklünstelung bewahrt. Das ist besonders der Balladenpoesie zugute gekommen. Sie hat sich am Volkslied geradezu gebildet und entwickelt. Eine echte Ballade muß immer ein Kind aus einer Ehe zwischen Kunst und Volkslied sein. Gar manchmal war ein Volkslied oder ein Stück davon, ja die vage Erinnerung an ein solches unmittelbarer Anlaß zur Schöpfung einer Ballade. Nur zwei Beispiele statt vieler. Bürger erzählt, wie er einmal ein Lied gehört, in dem der Refrain vorkam: „Die Toten reiten schnelle", wie dieser Vers ihn mit Zaubergewalt festgehalten habe, bis ihm die „Lenore" in ihrer unheimlichen Gespenstigkeit aus dieser Stimmung herausgewachsen sei. Wenn auch nicht die Handlung, so stammen doch Stimmung, Einzelheiten und die Figur des „Erlkönig" (eigentlich Elfenkönig) aus dem von Herder übersetzten dänischen Lied „Herr Oluf". Das Volkslied selbst ist oft balladenhaft; manchmal wird es geradezu zur Ballade. Wie eng die beiden verschwistert sind, zeigt sich gerade auch wieder in den obengenannten drei Werken.

Obwohl die Freude am Volkslied wächst, war es aus rein äußeren Gründen schwer, zum Genuß zu kommen, da das wirklich Schöne in allen möglichen Sammlungen zerstreut liegt. Sogar eine so herrliche Sammlung wie „Des Knaben Wunderhorn" enthält doch vieles, was eben nur für den Literarhistoriker Interesse hat. Darum begrüßen wir die Auswahl deutscher Volkslieder „Von rosen ein krentzelein" mit wirklicher Freude. Man kann sagen, da ist kein noch so altes Volkslied darin, das nicht auch zugleich ein schönes lyrisches Gedicht ist, dessen Stimmung auch für uns moderne Menschen verständlich ist. Es war wirklich keine leichte Aufgabe, ein Volksliederbuch, das zugleich eine lyrische Anthologie ist, zu schaffen; aber der Herausgeber, Hubert Stierling, hat sie mit sicherer Hand gelöst. Alle die ausgewählten Lieder, die rein lyrischen, die balladenmäßigen und die historischen, sind imstande, einen persönlich zu berühren, sie sprechen zum Herzen wie ein modernes Gedicht. Daß das für die tief empfundenen Liebeslieder gilt, wie

Digitized by Google

„Scheiden", „Elslein" usw., ist ja begreiflich; aber merkwürdig ist es, wie stark auch heute noch ein Lied auf uns wirken kann, wie das von Ulrich von Hutten: „Ich hab's gewagt mit Sinnen." Die ganze todesmutige Kühnheit des Ritters und doch die dumpfe Ahnung des unabwendbaren Verhängnisses steckt in dem Lied.

Da laß ich jeden lügen
Und reden, was er will.
Hätt Wahrheit ich geschwiegen,
Mir wären Hulder viel.
Nun hab ich's gesagt,
Bin drum verjagt;
Das klag ich allen Frummen . . . . . .

Eine recht angenehme Zugabe sind auch der Quellennachweis und die Anmerkungen, die, ohne in philologischen oder historischen Kleinkram zu verfallen, das wirklich Wissenswerte so gedrängt wie möglich bieten. Und doch wirft oft so eine kleine Notiz Licht auf jahrtausendlange Entwickelungen, wenn man sieht, wie ein uralter germanischer Glaube sich in einem Lied des Mittelalters noch spiegelt. Oder wenn man sieht, wie ein Volkslied wandert von einem Land zum andern, wie z. B. „Marlbruck", das übrigens nicht blos bis nach England gekommen ist, sondern über Spanien bis nach Südamerika, wo man heute noch singt: „Malburgo se va a la guerra." Außerdem habe ich das Lied noch ganz ähnlich in Franken singen hören, nur mit dem Anfang: „Ein Fähnrich zog zum Kriege."

Wenn man vielleicht etwas an der Sammlung vermissen kann, so ist es das, daß manche hübsche Lieder, die heute noch gesungen werden, fehlen, z. B. „Der Kaiser streit't ums Ländele", „Wohlan, die Zeit ist kommen" usw. Auch die Schnadahüpfel könnten ruhig etwas reichhaltiger vertreten sein. Im ganzen: eine vorzügliche Sammlung.

Kommt man vom Volkslied, so ist man in der richtigen Stimmung für die Aufnahme der Balladenpoesie, die ja ihrerseits wiederum am ehesten geeignet ist, Verständnis für Dichtkunst überhaupt unters Volk zu bringen. Denn man muß mit Bedauern feststellen: so reich wie früher fließt der Quell unserer Volkspoesie nicht mehr. Was hat der gewaltige 70er Krieg an Volksliedern hervorgebracht? So gut wie nichts. Wer weiß, ob nicht die ungeheure Verbreitung der Tageszeitungen, die bis ins letzte Dorf dringen, mit ihrer Fülle von Stoff der Vertiefung, aus der allein das Volkslied heraufsteigen kann, entgegenwirkt? Die Sucht nach neuesten Nachrichten aus Asien und Afrika wird so groß, daß man was Altes schon gar nicht mehr zur Hand nimmt. Und doch muß man es tun, wenn man nicht verflachen will. Und doch haben wir gerade auch in unserer poetischen Literatur Schätze, die sehr häufig nur im Silberschrank, will sagen Bücherschrank stehen, statt wenigstens Sonntags auf der Tafel zu glänzen. Wie viele von unseren Gebildeten nehmen wohl manchmal Schillers Gedichte zur Hand? Aus all diesen Gesichtspunkten heraus kommt die Sammlung „Deutscher Balladenborn" zu glücklicher Stunde.

Wir haben vor kurzem in der „Hilfe" über die theoretische Tätigkeit der Prüfungsausschüsse für Jugendschriften gesprochen und freuen uns, nun auch von ihrer praktischen Leistung sprechen zu können. Der Hildesheimer Prüfungsausschuß hat in wirklich künstlerischer, feinfühliger Weise das schönste, was wir auf diesem Gebiet von der alten Volksballade an bis zur Gegenwart haben, gesammelt und in vollendeter Ausstattung herausgegeben.

Der Inhalt: das Wesen der Ballade wird bereits schon durch das Nebeneinander des bekannten Stoffes deutlicher. Naturgemäß sind am meisten vertreten neben den Wiedererweckern Herder und Bürger die Meister der Ballade: Goethe, Uhland, Schiller und Schwab, dann C. F. Meyer, Hebbel, Strachwitz, Chamisso und besonders Fontane. Die hier ausgewählten Balladen zeigen Fontane als einen der ersten unserer Balladendichter. Wie wunderbar schön ist „Archibald Douglas", das Lied von der Heimatliebe, mit seinem ergreifenden Schluß: „Der ist in tiefster Seele treu, wer die Heimat so liebt wie du". Von Heine könnte statt des ziemlich mäßigen „Belsazar" eine andere Ballade stehen. Es gibt eine viel schönere von ihm: „Die Schlacht von Hastings". Von Geibel hätte ich gern noch „Schön Ellen" gesehen.

Neben die älteren und bekannteren Dichter treten eine Reihe neuerer, deren Beiträge wohl den meisten Lesern neu sein werden, so z. B. v. Münchhausen, v. Strauß und Torney, Strasser, Ruseler, von dem wir unten noch reden.

Zuvor aber noch ein Wort über die Ausstattung. Hier bleibt das höchste Lob noch hinter der Wirklichkeit zurück; sie ist einfach ideal. Es sind 70 Bilder von Franz Stassen, Hans von Volkmann, Ernst Liebermann, Horst-Schulze, Georg A. Strödel, Franz Müller-Münster, Franz Hein. Die Bilder sind den Gedichten wunderbar angepaßt, sie sind geradezu auf den Balladenton abgestimmt. Ganz besonders scheint mir dies von Strödels Bildern zu gelten. Die Straße z. B., die er zu Uhlands „Abschied" gemalt hat, mit dem efeuübersponnenen Haus macht einem das ganze Gedicht noch einmal so lieb. Auch Horst-Schulzes Feuerreiter auf dem „rippendürren Tier" schmiegt sich der Stimmung des Liedes von Mörike treu an. Und so ist nicht ein Bild darin, das einem nicht etwas zu sagen hätte, bei dem man nicht gern verweilen möchte. Schön und eigenartig sind auch die Vignetten und Randleisten.

Als Anhang sind noch zehn balladenartige Volkslieder beigegeben mit den dazu gehörigen volkstümlichen Singweisen. Auch hier ist es erfreulich, daß die Lieder, die das Volk geschaffen hat, ihm nun auch erhalten bleiben; diese alten, einfachen und doch so tiefen Weisen sind es wert, daß sie das kapitalistische Zeitalter nicht verschlingt. Es steckt Gemüt drin und manchmal auch ein erfrischender Humor, so in dem reizenden „Schneiders Höllenfahrt".

Bei allem, was das Buch bietet an Inhalt und Ausstattung, ist der Preis des künstlerisch gebundenen Kleinquartbandes mit 2 Mk. geradezu unglaublich gering bemessen. Die Jugendschriftenausschüsse verstehen es ja allerdings, den Kolporteuren der Schundliteratur erfolgreich entgegenzuarbeiten und durch ihre straffe Organisation ihre Bücher unter das Volk zu bringen. In den ersten Wochen nach dem Erscheinen wurden schon 20 000 Exemplare abgesetzt. Aber das ist noch nicht genug! Wenn man irgend einem Buch wünschen möchte, es möge ein Hausbuch werden, das in jedem deutschen Haus zu finden ist, dann ist es der „Deutsche Balladenborn".

Unter den Dichtern der Gegenwart, die im Balladenborn vertreten sind, nannten wir schon Georg Ruseler. Von ihm ist vor kurzem ein Band „Niedersächsisch-friesische Balladen" erschienen, die wir jedem, der für diesen Zweig der Dichtung Verständnis hat, empfehlen können. „Der Wunderborn", so heißt die Sammlung, ist außerdem besonders geeignet, uns in die Entstehung der Ballade einen Einblick zu geben. Hier sieht man deutlich, wie eine rechte Ballade aus einer Lokalsage, aus einem alten Spruch herauswächst, wie sie die Kunde von einer merkwürdigen Begebenheit, die sich durch Geschlechter hindurch überliefert hat, in eine feste Form gießt. Daß man das bei Ruseler so gut merkt, spricht für ihn; seine Balladen sind Naturprodukte, nicht Kunsterzeugnisse. So hat der Dichter in „Admiral Sehestedt" aus einer sagenhaften Überlieferung über die Gründung des Deiches die ganze Ballade herausgewickelt, und „Jan van Jührden" sprang ihm aus dem vierzeiligen Ammerländischen Spruch.

Es liegt in der Natur der Sache, daß dieser Wunderborn einen viel einheitlicheren, aber auch einförmigeren Eindruck macht als etwa der vorhin besprochene Balladenborn, einmal deswegen, weil es keine Sammlung ist, sondern Werke von einer Hand, mehr aber noch deswegen, weil es nur Stoffe sind, die aus einer bestimmten, eng umgrenzten Gegend stammen. Nach Stoff und Stimmung und nach dem Charakter der auftretenden Personen sind es wirklich niedersächsisch-friesische Balladen. Sie könnten einfach nirgends anders her sein; sie tragen den Geruch der Scholle, auf der sie gewachsen sind. Auch wer die Bauern jener Gegend nicht aus eigener Anschauung kennt, kann sich

Digitized by Google

nach Ruselers Balladen ungefähr ein Bild von ihnen machen; sie müssen unter schwerfälligem Äußeren doch eine gute Portion Temperament verbergen, das blos auf Gelegenheit wartet, um wie feurige Lohe herauszuschlagen. Und dann muß die ganze Gegend voll sitzen von Spuk- und Gespenstergeschichten. Ich glaube, insgeheim hält man dort jede Katze für ein verzaubertes Wesen. Dazwischen das unheimliche „zweite Gesicht", das übrigens gerade in jener Gegend viel zu gut bezeugt ist, um als Ammenmärchen abgeschoben werden zu können. Auch die humoristischen Stoffe fehlen nicht, und zwar scheint sich dort die Sage mit Vorliebe geweihter Stoffe zu bemächtigen, wie in „Der weiße Floh" und „Sankt Johannes von Zwischenahn." Auch dieser Zug gehört zum Wesen der Heimatkunst des Dichters.

Nach Inhalt und Form, nach Stoff und Ton sind es echte Balladen, die Ruseler geschaffen hat. „Zu dem eigensten Wesen der volkstümlichen Ballade, wenigstens der nordgermanischen, gehört gerade der mysteriöse Zug, der sprungweise von Ereignis zu Ereignis geht, die Übergänge und tieferen Zusammenhänge aber im Dunkeln läßt, und gehört ferner das tragische Walten eines unentrinnbaren Schicksals, dem die Menschen wie einer Vorbestimmung erliegen." An diese Sätze Joseph Ettlingers wird man erinnert, bei Balladen wie „Ricklingen", „In der Sylvesternacht".

Es ist gegenwärtig keine günstige Zeit für stille Betrachtung von Kunstwerken, wo alles voll ist von Krieg und Kriegsgeschrei, Streik und stürmender Entwickelung. Wer sich aber hie und da noch eine Stunde retten kann in beschaulicher Einkehr ins Reich der Poesie, der greife zu unseren Volksliedern und zu unserer Balladendichtung.

Hermann Weinheimer.

Der neue Dom in Berlin

Die Außenseite des neuen Domes ist seit Jahren in ihren Hauptformen bekannt. Einen Menschen, der von dem großen Bau hingerissen wäre, etwa wie es Schwärmer für das Wertheimhaus oder das Reichstagsgebäude gibt, habe ich nie gefunden. Er wird im allgemeinen entweder sehr ruhig verteidigt oder ohne viel Wärme angegriffen, denn er ist trotz seiner Größe im Grunde ein sehr gleichgültiges Gebäude, dem die Neuheit der Idee fehlt. Man findet den Bauplan kunstvoll und die Ausführung sauber, aber jeder glaubt, daß er das alles schon einmal irgendwo gesehen hat, und dieser Glaube ist im großen und ganzen richtig. Berlin hat eine Peterskirche bekommen, die sich zur großen Peterskirche verhält wie die königlich preußische Landeskirche zum römischen Katholizismus. Aus dem Evangelium heraus sind sie beide nicht entstanden. Sie gehören derselben Renaissance des römischen Altertums an; nur ist die Weltkirche in Rom überwältigende Renaissance, und hier ist Menschenklugheit schulgerecht verwendet. Daß der Bau kleiner ist als der römische Bau, sei ihm nicht zur Unehre gerechnet, denn er ist für seinen Zweck hinreichend groß; aber daß er auf kleinerem Raum mehr Säulen, Pfeiler, Türme und allerlei Kleinkram vereinigt, das macht ihn so beladen, als wäre er ein Mietshaus in Berlin W. Man muß die Bilder beider Kirchen nebeneinander legen, um den Abstand zu fühlen. Und auch für den, der keinen römischen Vergleich herbeiziehen will, genügt die wunderbare Ruhe des von Schlüter gebauten Berliner Schlosses, um diesen Dom als eine Art Dekorationsmöbel neben einem wirklich majestätischen Bau erscheinen zu lassen. Es gibt zwar Stellen, von denen aus er ganz gut wirkt. Am besten sieht man ihn von der Treppe der Nationalgalerie. Da tritt der Überfluß an dekorativen Formen mehr zurück, und das Auge findet eine zwar nicht gewaltige, aber ganz interessante hohe Silhouette. Gut ist auch der Eindruck der Außenform von der Brücke aus, auf der das Denkmal des großen Kurfürsten steht. Hier kann eine günstige Abendbeleuchtung dem Dom geradezu Leben geben. Aber Tatsache bleibt, daß man die Orte und Beleuchtungen suchen muß, die das Unbehagen am allzuvielen verschwinden lassen. Man ist beständig in der Versuchung, den Dom durch Streichungen zu bessern. Sobald man ihn sich mit ruhigen Wänden denkt, wird er ganz erträglich. Wieviel besser ist das neue Kaiser-Friedrich-Museum! Es zeigt in seiner vornehmen Schlichtheit, was ungefähr auf dem Platze zwischen Schloß und Gemäldegalerie hätte stehen sollen. Nun bleibt nur eine Hoffnung übrig, daß durch die graue Farbe des Alters später einmal die Häufung der Formen des Domes verdeckt wird.

Die Spannung, mit der man der Einweihung entgegenging, bezog sich aber wesentlich auf die Innenräume. Diese waren vorher nicht einmal im Bild bekannt, nur konnte man aus dem Außenbau ihre Gestalt erraten. Wir behalten uns vor, unser Urteil im einzelnen noch zu prüfen, wenn wir Gelegenheit haben, das Innere mit ungestörter Muße zu betrachten. Beim ersten Besuch überwog das Gefühl: so muß der Tempel des Herodes gewesen sein! Gutes Material, viel Marmor und Gold, überhaupt reelle Arbeit, aber keine Frömmigkeit und kein Kunsteindruck für die Gegenwart: eine geschmackvolle Rekonstruktion italienischer Spätrenaissance. „Man hat dem lieben Gott ein schönes Schloß gebaut." Das ist kein deutsches Gotteshaus, sondern ein romanisches. Das ist keine protestantische Kirche, sondern eine katholische. Sollten einmal, was wir nicht hoffen, die Hohenzollern zum Katholizismus übertreten, so würden sie diese Hofkirche nur wenig verändern müssen. Statt der Standbilder aus der Reformationszeit würde man dann andere Heilige anbringen müssen, und draußen würde man die Luther-Reliefs durch andere Darstellungen ersetzen, aber der Charakter ist von vornherein so, um diese Möglichkeit frei zu halten. Die Dresdener Hofkirche ist im Grund nicht viel anders. Das paßt in die Zentrumszeit, dient aber nicht dazu, diese „erste protestantische Kirche des Kontinents" (Ulmer Dom!) beim nichtkatholischen Volke beliebt zu machen. Was haben wir eigentlich in diesem hohen Prunk- und Kuppelraum zu suchen? Hier soll das Evangelium verlesen werden! Schon die Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche ist bei aller ihrer historischen Schönheit fern vom Glauben derer, für die sie hergestellt wurde. Dasselbe gilt hier. Es ist die verfeinerte Jesuitenkirche geworden. Das mag zeitgemäß sein, traurig ist es doch. Es ist der Gründungszeit des Deutschen Reiches endgültig nicht gelungen, einen maßgebenden, musterhaft wirkenden protestantischen Kirchenbau zu schaffen. Vielleicht liegt der Grund sehr tief, nämlich darin, daß die Prunkkirche überhaupt unprotestantisch ist. In der Festpredigt von Konsist.-Rat Kritzinger hieß es: „Das ist der Brunnen, den die Fürsten gegraben haben". Ja, so ist es: eine Fürstenkirche, ein Raum, wo man Gott in Uniformen ehrt. Der Protestantismus aber ist nicht Staatschristentum, sondern persönliche Religion.

Naumann.

Allerlei

Arme Leute. Wahrhaftig, da standen die Preise auf dem Reklamezettel, schwarz auf weiß. Ein Zehntel billiger als in anderen Geschäften! Sie überlegte noch einmal. Allerdings — so schwach und elend und dann drei gute Stunden durch das nasse Schneewetter — ach was: „Ihr sollt heute abend Lebkuchen bekommen, wie ihr es haben wolltet. Ihr sollt auch Heiligabend haben." Ihre Stimme zitterte vor Freude; sie herzte ihre Kinder, die froh aufjubelten. Das war der weite Weg schon wert. — Wüste Klänge vernahm man von der Straße. Betrunkene, die sich herumtrieben. Auch ihr Mann war dabei. Wie gewöhnlich. Am Tag des heiligen Abends. Eisig kalt wehte der Wind ihr den Schnee ins Gesicht. Ihre Füße schmerzten vor Anstrengung und Kälte, ihre Hände zitterten und waren steif vor Frost. Aber immer wiederholte sie es: „50 Pfennig gespart für Lebkuchen!" Lebkuchen für die Kinder! Wie würden sie sich freuen! — Sie hatte Stiche. Stiche in der Brust. Wie alle Schwindsüchtigen. Und in den Schläfen brannte und pochte es. Die Füße wurden ihr schwer wie Blei. „Fünfzig Pfennig gespart!" Sie überlegte. Ob sie jetzt die Strecke bis zu ihrem Hause mit der Straßenbahn fahren würde? Dann wären's immer noch vierzig Pfennig. Nur noch vierzig Pfennig — nein, nur laufen, laufen, weiter — — „Fünfzig Pfennig gewonnen!" Sie saß im Stuhl und flüsterte es vor sich hin. Eigentlich ohne es zu wissen. Mechanisch. Plötzlich überfiel sie eine leise Furcht. Was war eigentlich mit ihr? ihr war so eigentümlich. Wußte sie überhaupt noch, wo sie war? Sie richtete sich auf. Ihre Kinder jubelten und lachten sie an. Sie aßen von ihrem Lebkuchen. Ganz kleine Stücke. Recht lange sollte es dauern, bis er aufgegessen war. „Geht ins Bett, Kinder — es ist Zeit. Eßt da weiter!" — Sie konnte kaum ihre Augen offen halten. „Fünfzig Pfennig gewonnen!" Es ging ihr immer noch durch den Kopf. — Ihre Finger krallten sich in die Bettdecke. Was war es nur? Wie sie fror! Aber nein, sie schwitzte

Digitized by Google

ja. Wie Feuer brannte ja alles, wie Feuer. Und dann durchschauerte sie wieder der Schüttelfrost. Wie es riß und stach in der Brust. Dann verlor sie die Besinnung — es war aus, alles aus — Arme Waisen! Immer noch knabberten sie am Lebkuchen. Und es war späte Nacht. Heilige Nacht. Lärmend kam jemand die Treppe herauf. Mit der heiseren Stimme des Betrunkenen. „Vater kommt!" sagten die Kinder. **Heinrich Jahn.**

Badische Kunst 1904, herausgegeben von Albert Geiger. G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag, Karlsruhe. 5 Mk.

Mit diesem Werk bringt die Vereinigung „Heimatliche Kunstpflege" den Freunden heimatlicher Kunst ihr zweites Jahrbuch dar: Gedichte und Prosaerzählungen wechseln miteinander ab, von Kunstbeilagen und Buchschmuck unterbrochen. Um mit letzterem zu beginnen, so hat der Ehrenpräsident des Vereins, Hans Thoma, ein „Heimatkünstler" wie kein zweiter, eine Originalradierung („Katze im Fenster") und eine Federzeichnung („Saturn") — zwei Vollbilder — beigesteuert, in denen der goldene Humor dieses Schwarzwaldsohnes zu herrlichem Ausdruck kommt. Einen kräftigen Holzschnitt von Emil Rudolf Weiß („Blumensetzende Frau"), die Federzeichnungen von Gustav Kampmann, Hans von Volkmann, Hermann Daur, Paul von Ravenstein, Max Lieber, Walter Conz, Karl Biese, möchte ich unter den zahlreichen kleineren Beiträgen hervorheben, ohne damit die übrigen für minderwertig erklären zu wollen. Besonders originell sind Hellmut Eichrodts humorvolle Skizzen, reizend ist das Kinderballspiel seines Bruders Otto. Die große Zahl der Gedichte erlaubt mir nicht, auf einzelne einzugehen. Schlechte sind keine darunter, allerdings auch nur wenige, die über den Durchschnitt hervorragen. Dagegen lernen wir einige treffliche Prosaerzählungen kennen: das Märchen, das Adolf Schmitthenner aus voller Phantasie gedichtet hat, die Skizze von Max Buttrich „Die Kur" und vor allem die Erzählung „Unterlagen" von Pauline Wörner, mit guter Zeichnung der Charaktere, die künstlerisch in die Stimmungen und das Leben der Zeit verwoben sind. Hier liegt echte heimatliche Volkskunst vor. Man mag sich vielleicht wundern, daß die Dialektdichtung gar nicht vertreten ist, um so mehr, als gerade in den letzten Jahren in den Monatsblättern des Vereins für ländliche Wohlfahrtspflege in Baden, „Dorf und Hof", recht gute Gedichte in alemannischer Mundart erschienen sind. Vielleicht bringt das nächste Jahrbuch in dieser Richtung eine Ergänzung. Die Ausstattung des Buches ist vortrefflich. **M.**

Büchertisch

Prof. D. Jul. Erik, Tübingen, Der Primat des Petrus. (Verlag von J. C. B. Mohr, Tübingen. 1904. 79 S. 1,50 Mk.) Eine historische Studie über Matth. 16, 17—19, die Namensauszeichnung des Petrus und seine Rangerhöhung. Er kommt zu dem Resultat, daß das Wort Christi an Petrus zeitgeschichtlich am wahrscheinlichsten aus den Verhältnissen der Kirche von Rom gegen 190 zu erklären ist, als eine Einschaltung, die den römischen Bischof, bezw. sein Episkopat, offenbarungsgeschichtlich und schriftmäßig als den Felsen legitimieren soll, die Gesamtheit der Christgläubigen auf Erden gegen Erschütterung und Verwirrung durch Irrlehren und Mißbräuche in ihrem Wahrheits- und Heilsbesitz zu sichern.

Hygiene und Moral von Dr. P. Good. Aus dem Französischen übersetzt durch Professor Mazerolle, Dijon. F. H. Le Roux & Co. Straßburg. 60 Pf.

Der Kampf um die Geschlechtskrankheiten, eine soziale Notwendigkeit. Von Dr. A. Sack, Heidelberg. Otto Petters. Heidelberg 1904. 50 Pf.

Unter der gleich Pilzen aufschießenden Aufklärungsliteratur über die geschlechtliche Frage zwei Schriftchen, die sich durch weise Selbstbeschränkung auf das wirklich Notwendige, ernsten warmen Ton und leicht verständliche flüssige Darstellung auszeichnen. Das erste leidet an einem gewissen Überschwang der Form und vereinzelten Verallgemeinerungen und Übertreibungen. Das zweite vermeidet diese Fehler; sein Inhalt läßt außerdem durchweg erkennen, daß der Verfasser ein spezialistischer Praktiker ist. Eltern und Jünglingen können beide Heftchen bestens empfohlen werden; für Mädchen gibt es Geeigneteres. **K.**

Eingegangene Bücher

Von den uns zur Besprechung zugesandten Büchern und Broschüren führen wir folgende hier an (die mit einem * bezeichneten sind bereits zur Besprechung vergeben):

Anton Bruckner. Von Dr. Rudolf Louis. Gose & Tetzlaff, Berlin. 49. Heft der Modernen Essays. 45 S. 0,50 Mk.

Beaumont. Von Karl Bleibtreu. Karl Krabbe (Erich Gusmann), Stuttgart. 106 S. 1 Mk.

Bericht über die 5. Generalversammlung des Landesvereins preußischer Volksschullehrerinnen in Kassel vom 22. bis 25. Mai 1904. Zusammengestellt von Martha Doering und Anna von Fragstein. Theodor Hofmann, Gera. 114 S.

Charakter und Weltanschauung. Von Erich Adickes. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen und Leipzig. 46 S. 0,90 Mk.

Das Elend des deutschen Bauernstandes. Seine Rettung von dem drohenden Untergange und das sichere Ende aller Not. Von Werner Stauffacher. Gustav Steger, Weißenburg i. Bayern. 134 S. 1,20 Mk.

Das Wahlrecht der Geistlichen. Von Graf Moy. Karl Haushalter, München. 29 S. 0,30 Mk.

*Der gerechte Lohn. Von A. Rüdiger, Miltenberg. Bibliographisches Institut für Versicherungswissenschaft, Berlin. 109 S.

*Der internationale Frauenkongreß in Berlin 1904. Bericht mit ausgewählten Referaten. Herausgegeben von Marie Stritt. Carl Habel, Berlin SW., Wilhelmstr. 33. 619 S. 5 Mk.

*Der Säemann. Monatsschrift für pädagogische Reform. Herausgegeben von der Hamburger Lehrervereinigung f. d. Pflege der künstlerischen Bildung. Schriftl.: Carl Götze. B. G. Teubner, Leipzig. Jahrg. 5 Mk.

Der Sünde Sold. Roman von Franz Rosen. Strecker & Schröder, Stuttgart. 175 S. 3,50 Mk.

Die Materialisierung religiöser Vorstellungen. Von Lic. theol. Ernst Bittlinger in Dahme (Mark). J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen u. Leipzig. 128 S. 2,40 Mk.

Die Metaphysik der materialistischen Geschichtsauffassung. Von Dr. Albert Penzias. C. W. Stern, Wien. 57 S.

Die religiöse Frage und die Schule. Von Dr. August Auffarth, Archidiakonus in Jena. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen und Leipzig. 1. Heft: 178 S., 1,50 Mk. 2. Heft: 131 S., 1,25 Mk.

*Die Sandinger Gemeinde. Von Henrik Pontoppidan. Autor. Übersetzung von M. Mann. Hüpeden & Merzyn, Berlin, Leipzig, Paris. 168 S. 2,50 Mk.

Die Sobotenburg. Eine Dichtung vom Zobten. Von A. Ohagen. Karl Dülfer, Breslau. 202 S. 3 Mk.

Die Sozialdemokratie ist keine politische Partei sondern eine Kulturbewegung. Von Dr. Franz Mechtold. Hermann Costenoble, Jena. 15 S. 0,50 Mk.

Die verheiratete Lehrerin. Herausgegeben vom Landesverein Preußischer Volksschullehrerinnen. Hermann Walther, Berlin, Kommandantenstr. 14. 80 S. 1 Mk.

Die 2. Generalversammlung der Gesellschaft für Soziale Reform. Mainz, 14. und 15. Oktober 1904. Gustav Fischer, Jena. 361 S. 1 Mk.

Die Welträtsel und Professor Ernst Haeckel. Von Ernst von Unruh. Buchhandlg. des Waisenhauses, Halle a. S. 79 S. 1 Mk.

Heimatschutz und Volkswirtschaft. Von Carl Joh. Fuchs. Gebauer & Schwetschke, Halle a. S. 23 S. 0,40 Mk.

Ein Sieger. Von Edouard Rod. Autor. Übersetzung von M. Toussaint. Hüpeden & Merzyn, Berlin, Leipzig, Paris. 445 S. 5 Mk.

Fabelhafte Geschichten aus der Welt des Aldebaran. Von Rudolf Dülfer, Görlitz. 47 S. 0,60 Mk.

Handbuch der Friedensbewegung. Von Alfred H. Fried. Reichenbachsche Buchhandlung (Westermann & Staeglich), Leipzig. 464 S.

Heiterer Liederabend. 60 heitere Lieder. P. J. Tonger, Köln a. Rh. 224 S. 0,50 Mk.

Helen Keller, Die Geschichte meines Lebens. Mit einem Vorwort von Felix Hollaender. Deutsch von R. Seliger. Robert Lutz, Stuttgart. 347 S. 5,50 Mk.

In der Gewalt Jesu. Von Gustav Benz. Ein Jahrgang Predigten in 5 Lieferungen. Friedrich Reinhardt, Basel. Geh. 4 Mk., eleg. geb. 5 Mk. Lieferung 1.

Kaiser Tod. Von Walter Frensdorff. Curt Wiegand, Leipzig-Berlin. 60 S.

Mumuksha. Von Curt Kamlah. Mit 28 Bildern von Otto Boyer. Curt Wiegand, Leipzig-Berlin. 209 S.

Orient und Occident. 10 Aufsätze von Dr. Ph. Kroner. F. Sommer, Berlin W., Potsdamerstr. 113. 72 S.

Religionsgeschichtliche Volksbücher. Herausgegeben von Friedr. Mich. Schiele, lic. theol. 1. Das apostolische Zeitalter. Von Prof. Dr. von Dobschütz-Straßburg. 2. Die Paulusbriefe. Von Prof. D. Eberhard Vischer-Basel. 3. Paulus. Von Prof. D. W. Wrede-Breslau. 4. Seelenkämpfe und Glaubensnöte vor 2000 Jahren. Von Prof. D. Dr. Max Löhr-Breslau. 5. Welche Religion hatten die Juden, als Jesus auftrat? Von lic. Dr. G. Hollmann-Halle a. S. Gebauer & Schwetschke, Halle a. S. Jedes Bändchen etwa 80 S., 0,40 Mk.

Briefkasten

O. Be. Die Adresse unseres Zeichners in der „Zeit" ist: Kunstmaler Felix Schulze, Leipzig, Lößnigerstr. 18. Fragen Sie selbst bei ihm an, wenn Sie Illustrationen brauchen!

Dr. G. Selbstverständlich müssen wir bitten, die Besprechung der Bücher, die wir Ihnen auf Ihren Wunsch geschickt haben, uns recht bald einzusenden.

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 10

Nationalsoziale Wochenschrift

Sonntag, den 12. März 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Bebel bewilligt Militärforderungen — Die Zukunft der Arbeiterversicherung — Aus Lippe — Die badischen Landtagswahlen — Die sächsischen Landtagswahlen — Giolitti) — **Naumann:** Nochmals die Niederlage des Liberalismus — Volkswirtschaftliches — **Professor v. Schulze-Gaevernitz:** Englische „Vergeltungszölle". II. — **Weinhausen:** Die deutschen Genossenschaften im Jahre 1904 — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — **G. Traub:** Verwunderung — **Naumann:** Das neue Geschäftshaus — **Hilda Fuhm:** Ellen Key — **Harald Kidde:** Untreu — Büchertisch — Allerlei — Briefkasten.

Politische Notizen

Bebel bewilligt Militärforderungen. In der Budgetkommission des Reichstags meinte gelegentlich der Debatte über die neue Militärvorlage der Abg. Bebel:

„Was zur wirklichen Kriegsausbildung nötig sei, daran wollten wir Sozialdemokraten nichts streichen; dazu gehörten natürlich auch große Manöver. Aber wir kämpften gegen die Auswüchse des heutigen Systems, die vielfach den eigentlichen Zweck geradezu illusorisch machten. (Bericht des Vorwärts.)"

Bebel ging für die großen Manöver derartig ins Zeug, daß der Kriegsminister v. Einem erklärte:

„Dem Abgeordneten Bebel sei er äußerst dankbar, daß er für die großen Manöver eingetreten sei, er hätte dies sehr schön gemacht, besser hätte er (der Minister) die Manöver nicht mal vertreten können."

Bezeichnend ist, daß der „Vorwärts" die Worte des Kriegsministers dem souveränen Volke vorenthält und die Ausführungen Bebels nur in sehr verwässerter Form wiedergibt. Tatsächlich hat Bebel bei dieser Militärvorlage im Gegensatz zu früheren Äußerungen etwa vom alten Standpunkt der freisinnigen Volkspartei aus ausgesprochen: solche Forderungen zu bewilligen, die man aus technischen Gesichtspunkten für angebracht hält. Entwickelt sich die Sozialdemokratie in dieser Richtung weiter, so darf man erwarten, daß sie auch in der Prüfung von Wehrfragen weniger eng und spießbürgerlich vorgehen wird, als diejenigen, die der Arbeiterpartei die traditionelle Militärfeindschaft vererbt haben. Vorläufig wird ja diese vernünftigere Haltung in militärischen Einzelfragen wieder ausgeglichen durch die grundsätzliche Ablehnung des Gesamtetats. Es ist jedoch kaum zu erwarten — und das ist schon von hervorragender sozialdemokratischer Seite gesagt worden —, daß die Sozialdemokratie auf die Dauer, durch Ablehnung des Etats des Gegenwartsstaates, ins Blaue hinein weiter demonstriert. Sieht aber die Sozialdemokratie ein, daß sie allmählich ihre Haltung in Wehrfragen ändern muß, dann kann die Fortsetzung der antimilitaristischen Agitation in der alten rabiaten Form für die Parteiführer werden. Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion hat bereits nach ihrer Stimmenthaltung in der Hererofrage erfahren müssen, daß man unter Umständen die einmal gerufenen Geister nicht los wird. Übrigens wird den Sozialdemokraten die Umkehr dadurch erleichtert, daß die bürgerliche Militärgegnerschaft im Erlöschen begriffen ist, und somit von dieser Seite der Sozialdemokratie eine agitatorische Konkurrenz nicht mehr droht.

Die Zukunft der Arbeiterversicherung. Die deutsche Arbeiterversicherung ist ein außerordentlich komplizierter Mechanismus. Krankenversicherung, Unfallversicherung, Invaliditäts- und Altersversicherung sind fast völlig voneinander getrennte Einrichtungen. Die Krankenversicherung ist in etwa 23 000 Krankenkassen zersplittert. Die Unfallversicherung gliedert sich in 113 Berufsgenossenschaften mit 930 Sektionen. Die Invaliditäts- und Altersversicherung ist in 31 Landesversicherungsanstalten geordnet. Bei der Krankenversicherung zahlen die Arbeitnehmer $^2/_3$ der Beiträge, bei der Invaliditäts- und Altersversicherung die Hälfte, bei der Unfallversicherung nichts. Bei jeder der drei Einrichtungen ist neben einem gewaltigen Stab von fest angestellten Beamten ein Heer von Menschen in „Ehrenämtern" als Vertrauensmänner, Beisitzer usw. tätig. Mit jeder Ausdehnung des Versicherungswesens wird der Apparat unübersichtlicher. Die Landarbeiter harren der Krankenversicherung, die Dienstboten der Kranken- und Unfallsversicherung, die Privatbeamten der Invaliditäts- und Altersversicherung. Die Nationalliberalen fordern gar schon die Ausdehnung der Invaliditäts- und Altersversicherung auf die selbständige Handwerker. Sicher wird 1910 die Witwen- und Waisenversicherung in Kraft treten, weil dazu ein gesetzlicher Zwang vorliegt. Es ist begreiflich, daß sich angesichts des wachsenden Chaos, als das sich unser Versicherungswesen darstellt, dem verantwortlichen Leiter unserer Sozialpolitik, dem Grafen Posadowski, am 2. März im Reichstag das Bekenntnis aufdrang: so wie bisher geht es nicht weiter! Die Maschine wird zu kompliziert, das Reichsversicherungsamt als Kopf des Ganzen wird zum Wasserkopf, die unteren Behörden können die Versicherungsarbeit im Nebenamt nicht mehr sachgemäß erledigen. Die Versicherung muß vereinheitlicht werden! Ihre Zersplitterung ist ja auch kein logisches, sondern lediglich ein chronologisches Ergebnis. Dem Reichsversicherungsamt muß seine Arbeit dadurch erleichtert werden, daß ein gemeinsamer Unterbau für alle Zweige der Arbeiterversicherung in Gestalt besonderer Körperschaften erster Instanz geschaffen wird. Eine gewaltige Vereinfachung und damit auch Verbilligung der Verwaltung würde die natürliche Folge sein. Jeder Sozialpolitiker muß sich dessen freuen, daß Posadowsky jetzt, wo die unfruchtbare Arbeit der Verschlechterung der Handelspolitik für ihn erledigt ist, seine große Kraft und Erfahrung in den Dienst dieser Riesenaufgabe stellen will: Unifizierung der deutschen Arbeiterversicherung. Man darf zu ihm das Vertrauen haben, daß er an diese Aufgabe in einem anderen Geist herantreten wird, als ihn die „große" sozialpolitische Rede des freisinnigen Volksparteilers Mugdan atmete, jene Rede, die, von blindem Haß gegen die Sozialdemokratie diktiert, in einer Diskreditierung der Selbstverwaltung ausklang.

Aus Lippe schreibt man uns: Hier hat eine unter recht eigenartigen Umständen stattgefundene Ersatzwahl zum Landtage mit einem glänzenden Siege des Kandidaten der, dem Wahlverein der Liberalen angeschlossenen, Lippeschen Volkspartei geendet. Bei den im vorigen Herbst stattgefundenen verfassungsmäßigen Neuwahlen zum Landtage hatte Dr. Neumann-Hofer bekanntlich den Abg. Meier-Jobst, der Lippe zugleich auch im Reichstage vertritt, nach hartem Kampfe besiegt. Trotz der Mehrheit von 150 Stimmen bemühten sich die Anhänger Meier Jobsts, die Wahl Neumann-Hofers für ungültig zu erklären, und zwar auf Grund einer geradezu gewaltsamen Interpretation des Wahlgesetzes. Doch damit nicht genug. Es wurde auch noch künstlich versucht, die Kassierung der Wahl bis

zum Sommer, wo etwa 10 000 wahlberechtigte Ziegler und Maurer außerhalb Lippes weilen, hinauszuschieben, weil die in Lippe recht reaktionären führenden Elemente in der freisinnigen Volkspartei und ihre konservativen Freunde im Landtage genau wissen, daß die Wanderarbeiter nicht mehr zu ihren Anhängern gehören. Diesen Machenschaften kam Neumann-Hofer zuvor, indem er sein Mandat freiwillig niederlegte und noch einmal an die Wählerschaft appellierte. Der Erfolg war ein glänzender. Neumann-Hofer erhielt fast die dreifache Stimmenzahl wie im Dezember, nämlich 1412, während der Sozialdemokrat über die Hälfte und Meier-Jobst gegen die letzte Stichwahl annähernd 250 Stimmen weniger erhielt.

Die badischen Landtagswahlen. Nachdem von dem Vorstand der nationalliberalen Partei und dem Landesausschuß der Nationalsozialen Badens ein Abkommen dahin getroffen wurde, daß für die kommenden Landtagswahlen die Nationalsozialen auf Aufstellung eigener Kandidaten in Heidelberg-Stadt 1 und 2 verzichten, während für den Bezirk Mannheim-Land als einziger liberaler Kandidat ein Nationalsozialer aufgestellt wird, wurde Herrn Betriebsassistent A. Raupp-Mannheim die Kandidatur angeboten und von diesem angenommen.

Die sächsischen Landtagswahlen. Der Vorstand des nationalsozialen Vereins Leipzig hat beschlossen, bei dem Vorstand des sächsischen Landesverbandes den Antrag zu stellen, daß die sächsischen nationalsozialen Ortsvereine sich an den diesjährigen Landtagswahlen aktiv beteiligen. Wo keine eigenen Kandidaten aufgestellt werden können, sollen Liberale aller Parteirichtungen unterstützt werden, damit die konservative Vormacht einmütig bekämpft werde.

Giolitti, der italienische Ministerpräsident, hat alle Welt mit seinem Rücktritt überrascht. Vielleicht sind die Gesundheitsrücksichten, die ihm das Entlassungsgesuch diktiert haben, wirklich allein ausschlaggebend gewesen; jedenfalls kränkelte er schon seit Monaten. Vielleicht hat aber auch die Aussicht auf die überaus schwierige Lage der Regierung bei den bevorstehenden Kammerverhandlungen den Rücktritt mit veranlaßt. Die ungemein wichtige Eisenbahnvorlage, deren Beratung und Durchsetzung ohnedies sehr schwierig gewesen wäre, weil allzu viele wirtschaftliche Interessen mächtiger Privatpersonen und Privatgesellschaften dabei mitspielen, scheint nach dem Obstruktionskampf der Eisenbahner parlamentarisch gefährdet zu sein. Den Radikalen und Sozialisten war das Streikverbot in dem Regierungsentwurf eine solche soziale Ungeheuerlichkeit, daß sie mit allen gesetzlichen Mitteln in der Kammer dagegen aufzutreten drohten; und die Republikaner sowie die bürgerlichen Reaktionäre wurden durch die letzten Wirren so sehr gegen die Aufbesserungen eingenommen, die die Regierungsvorlage den Eisenbahnern zubilligt, daß sie gleichfalls mit allen Kräften gegen die Vorlage angekämpft hätten. In dieser äußerst schwierigen Situation ist nun Giolitti vom Kampfplatz abgetreten. Mit ihm ist einer der klügsten und geschicktesten Staatsmänner Italiens abgegangen, der für die Forderungen der Zeit immer ein feines Gehör hatte. Unbekümmert um den Lärm kurzsichtiger Philister und konfliktslüsterner Scharfmacher hat er vor 1½ Jahren den Sozialisten eine Vertretung in seinem Kabinett — leider vergeblich! — angeboten, und bei dem letzten großen Generalstreik hat er in auffälliger Weise Militär und Polizei zurückgehalten. Die Auflösung des Parlaments unter der Nachwirkung des verunglückten Generalstreiks und sein soziales und freiheitliches Wahlprogramm waren diplomatische Meisterwerke, verschafften sie ihm doch eine erhebliche Verstärkung seiner Regierungsmehrheit, ohne sein freiheitliches Renomee zu schädigen. Auf Giolittis Einfluß dürfte es auch zurückzuführen sein, daß die Eisenbahnvorlage den Wünschen der Eisenbahner so weit entgegen kommt. Nichts ist deshalb verfehlter, als wenn jetzt die Leitung der Eisenbahnerorganisation und das sozialdemokratische Zentralorgan „Avanti" den Rücktritt des Ministerpräsidenten als einen Erfolg ihres Obstruktionskampfes ausgeben. Selbst wenn wirklich ein Zusammenhang zwischen beiden Ereignissen vorhanden wäre, hätten die Eisenbahner und die italienischen Sozialisten allen Anlaß, den Rücktritt Giolittis zu bedauern. Bei der gegenwärtigen Zusammensetzung der italienischen Kammer ist kein freigesinnterer, wohl aber ein reaktionärerer Nachfolger Giolittis wahrscheinlich. Dieser Befürchtung haben die Eisenbahner ja auch kurzerweise sofort durch Beendigung ihrer Obstruktion Rechnung getragen. Was soll also ihr Jubel über Giolittis Rücktritt?

Nochmals die Niederlage des Liberalismus

Unser Artikel über die Niederlage des Liberalismus ist verschiedentlich beachtet worden und veranlaßte die „Freie Deutsche Presse" zu folgender Antwort:

„Als Lehrmeister des Liberalismus tritt wieder einmal Pastor Naumann auf im Bunde mit seinem Freunde von Gerlach in der „Berliner Zeitung". Er verlangt unter einem Schwall von allgemeinen Redensarten über Idealismus und nationale Gesinnung Einigung aller Liberalen. Naumann bezweifelt aber, daß dieses Heil von Berlin kommen könne, man müsse daher von den Provinzen aus in den dortigen Hauptstädten durch Veranstaltung allgemeiner liberaler Versammlungen auch die Berliner zur Einigung zwingen. Wenn Naumann wenigstens seine Predigten als Einigungsapostel einstellen wollte. Mit seinem und seiner Nationalsozialen Eintritt in die Freisinnige Vereinigung ist dort erst recht die Zwietracht aufgelodert. Naumann führt als Muster der Einigung Baden und Bayern an. Die jetzige Einigung dort ist unbeschadet aller besonderen Parteiorganisationen nur eine taktische Einigung für die dort bestehenden Landtagswahlen zur Verhinderung von klerikalen Landtagsmehrheiten. Sie hat sich vollzogen auch unter Gutheißung der Berliner Parteileitung. Aber Naumann in seiner Schwärmerei begreift nicht die nüchterne Wirklichkeit. Er ist eben nur Schönredner und für die praktische Politik gänzlich unbrauchbar."

Daß ich persönlich von der Schriftleitung der „Freien Deutschen Presse" als „für praktische Politik völlig unbrauchbar" bezeichnet werde, hat nicht viel zu sagen. Ich könnte sehr leicht auch meinerseits Herrn Müller-Sagan, dem Vertreter Eugen Richters, eine ähnliche ungünstige Zensur ausstellen, vermeide es aber, da mir an der Einigkeit der Liberalen wirklich etwas liegt und ich glaube, daß diese Einigkeit durch nichts so erschwert wird als durch die Art, wie in dem Hauptorgan der freisinnigen Volkspartei die Personen anderer liberaler Gruppen behandelt werden. Mit etwas mehr allgemein menschlichem Takt ließe sich die politische Arbeit nicht unwesentlich erleichtern. Was aber wichtiger ist als dieser Mangel an schriftstellerischer Feinheit, ist die Gesinnung, die aus den Worten der „Freien Deutschen Presse" hervorgeht. Da ist offenbar kein Wille zur Einheit vorhanden. Das ist es, was wir von neuem leider feststellen müssen. Deshalb sagen wir: Die Provinzen müssen die Berliner Leitung zwingen, das notwendige zu tun. Wir wissen, daß in vielen Provinzialstädten auch die Mitglieder der freisinnigen Volkspartei den heutigen Zustand der Disziplinlosigkeit und Zerrissenheit für unerträglich ansehen. Überall, wo noch irgend ein Funke von Hoffnung auf Neubelebung des Liberalismus nach seiner jetzigen schweren Niederlage vorhanden ist, begreift man nicht, daß die Not dieser Erlebnisse nicht zum Entschluß der Besserung treibt. Es ist gar keine Frage, daß es in allen Teilen des Vaterlandes Leute gibt, die nur zusammen zu treten brauchen, um sich darüber ohne viele Worte klar zu sein, daß der Liberalismus jetzt tot, ganz tot ist, wenn nicht ein neuer Anfang gemacht wird. Diese Leute rufen wir auf, daß sie sich regen. Ob sie sich zu uns rechnen oder zu welcher anderen Partei, ist dabei ganz gleichgültig. Jeder mag in der Organisation bleiben, zu der er gehört, und in ihr wirken! Wir denken nicht daran, einen kleinen Kaperkrieg empfehlen zu wollen. Und vor allem weisen wir Nationalsozialen mit aller Entschiedenheit den Vorwurf zurück, daß wir Zwietracht in die Freisinnige Vereinigung getragen haben. Nichts ist unrichtiger als das. Der Verlauf unseres Parteitages hat den vollgültigen Beweis gebracht, daß unsere Partei zwar klein, aber in allen Hauptfragen einig ist. Wer jetzt nach diesem Parteitag etwas anderes sagt, der kennt einfach die Sachlage nicht. Die Darlegungen unseres verehrten Vorsitzenden Abgeordneten Schrader haben unter allgemeiner Zustimmung das Vorhandensein der Einigkeit konstatiert, und zwar auf einem Parteitag, der nicht hinter verschlossenen Türen stattfand und wo niemand gehindert war, seine andersartige Meinung zu sagen. Von keiner Seite wurde bezweifelt, daß bei uns

Digitized by Google

das zum Parteibestand nötige Maß von Einigkeit vorhanden ist. Das muß der „Freien Deutschen Presse" bekannt sein, ist ihr auch bekannt. Daß es Parteimitglieder gibt, die lieber etwas mehr nach links oder etwas mehr nach rechts drängen möchten, ist natürlich wahr, aber das ist in jeder Partei ebenso. Jede Partei, sei sie groß oder klein, hat einen rechten und einen linken Flügel. Und daß wir im Reichstag bei den Handelsverträgen eine abweichende Minderheit gehabt haben, ist auch wahr, aber das darf uns die Freisinnige Volkspartei am wenigsten verwerfen, denn auch sie war ja bei der Abstimmung gespalten. Wir müssen diese Schwierigkeit tragen, wie wir so manches tragen müssen, um politisch etwas Nützliches zu erreichen. Es ist nicht leicht, heute, gerade jetzt, für neuen Liberalismus in Deutschland zu werben, heute, wo alles zerbrochen am Boden liegt. Aber soviel ist sicher, daß diejenigen, die an die Zukunft glauben, die einzigen sind, die in dieser Zeitlage überhaupt etwas Wertvolles zu bringen haben. Die „Freie Deutsche Presse" glaubt nicht an Zukunft und Auferstehen des Liberalismus, oder wenn sie daran glaubt, dann sollte sie anders handeln als sie jetzt tut. Naumann.

Volkswirtschaftliches

Wie rentiert die deutsche Industrie? Der Reingewinn einer großen Unternehmung drückt sich annähernd in deren Dividenden aus. Der durchschnittliche Reingewinn einer Gruppe von Unternehmungen entspricht also der durchschnittlichen Dividende der einzelnen Unternehmungen. Faßt man die 466 größten deutschen Aktiengesellschaften als typische Vertreterinnen unserer Industrie auf, so ergeben sich für den industriellen Reinertrag Deutschlands von 1895—1904 folgende Ziffern:

Jahr	Berücksichtigtes Gesamtkapital Mill. Mk.	Berechnete Dividendensumme Mill. Mk.	Dividendenziffer pCt.
1895	1576,02	115,57	7,34
1896	1691,19	152,47	9,02
1897	1766,72	164,68	9,32
1898	1748,54	171,61	9,82
1899	2649,15	263,55	9,94
1900	2618,81	276,52	10,56
1901	2374,22	169,48	7,06
1902	2433,68	161,57	6,64
1903	2511,72	180,88	7,20
1904	2554,15	204,56	8,01

Nach Jastrows Arbeitsmarkt.

Die Krise von 1901/02 kann also als nahezu überwunden gelten, wenn auch die Prosperität der günstigsten Jahre 1896—1900 noch nicht wieder erreicht worden ist. Am stärksten war im letzten Jahre der Aufschwung in der chemischen Industrie, am geringsten in der Textilindustrie.

Die Handelspolitik des verratenen Vaterlandes. Kaum sind die neuen Handelsverträge unter Dach und Fach, da äußern sich schon deren, von uns vorausgesagte, schlimme Wirkungen. Die „Leipziger Neuesten Nachrichten" brachten in der vergangenen Woche folgende Inserate:

1. „Österreich bietet gerade jetzt, in Anbetracht des neuen Zolltarifes, günstige Gelegenheit zur Fabriksgründung. Fertiges Fabriksobjekt, direkt an der Bahnlinie gelegen, ist billigst zu verkaufen. Nähere Auskünfte durch C. Scheithauers Zeitungsagentur in Duz, Böhmen.

2. Neuer Zolltarif Österreichs. Industrielle, die infolge des neuen österreichischen Zolltarifs oder aus anderen Gründen bewogen sind, in Österreich Zweigniederlassungen und dergleichen zu errichten, offeriert das konzessionierte Makler-Bureau Schöbel, Aussig, billiges Fabriksbauland, sowie bereits bestehende Fabriksgebäude an der Elbe oder anderwärts."

Genau in der gleichen Linie liegt ein Rundschreiben, das jetzt von dem Prager Zentralkomitee „zur Beförderung der Erwerbstätigkeit der böhmischen Erzgebirgsbewohner" versandt wird. Darin stehen die Sätze:

„Nachdem mit 1. Januar 1906 der neu abgeschlossene Zoll- und Handelsvertrag zwischen Deutschland und Österreich in Wirksamkeit tritt und hierdurch einzelne industrielle Positionen namhaften Erhöhungen unterworfen sind, so dürfte eine starke Einwanderung reichsdeutscher Industrien in Österreich zur Errichtung von Zweigfabriken zu erwarten sein. Da unser böhmisches Erzgebirge die besten Unterlagen für Errichtung derartiger Zweigfabriken bietet, die vielfachen Bahnanschlüsse namentlich sächsischerseits eine bequeme, billige und rasche Überwachung von den Hauptfabriken aus ermöglichen, und zudem Wasser- und Arbeitskräfte reichlich und verhältnismäßig billig vorhanden sind, erlauben wir uns, auf dieses Gebiet ganz besonders aufmerksam zu machen" usw.

Endlich wird der Frankfurter Zeitung aus Sachsen geschrieben, daß:

„vor kurzem die Fabrikanten der Präge- und Kartonnagen-Industrie und Luxuspapierfabrikation des sächsischen Erzgebirges in Verhandlungen eingetreten sind, um gemeinsam eine große Fabrik auf österreichischem Gebiete zu errichten. Diese Fabrik soll den österreichischen Markt mit Papeterien, Prägeartikeln usw. versorgen, zugleich aber auch auf den Export eingerichtet werden; so wird sie mit der deutschen Industrie in Wettbewerb treten und diese beeinträchtigen."

Das sind die Früchte der agrarischen Handelspolitik. Unsere Zollerhöhungen auf die österreichische Einfuhr haben Österreich zu Gegenmaßnahmen gegen unsere Ausfuhr veranlaßt. Ganze deutsche Industriezweige flüchten über die österreichischen Zollmauern, um sich halten zu können. Der deutsche Arbeiter verliert damit an Beschäftigung, das deutsche Volk an Unternehmungslust, die deutsche Volkswirtschaft an Steuerkraft. E. S.

Englische „Vergeltungszölle"

II.

Daß es nicht unter allen Umständen aussichtslos ist, die natürlichen Konkurrenzbedingungen durch Vergeltungsmaßregeln wiederherstellen zu wollen, hierfür bietet die jüngste Vergangenheit ein Beispiel. Nirgends wurde die Verschleuderung ausländischer Produkte auf englischem Markte stärker betrieben als auf dem Gebiete des Zuckers; sie ist hier bekanntlich auf Betreiben Englands durch internationalen Vertrag beseitigt worden. Kurzsichtigerweise haben die englischen Freihändler, im Interesse der zuckerverarbeitenden Industrien und der Verbraucher, die Brüsseler Zuckerkonvention bekämpft, während doch nichts den Freihandel so stärkt, als die Verbreiterung seines Anwendungsgebietes. In dieser Hinsicht aber bedeutet die Brüsseler Zuckerkonvention vielleicht den wichtigsten Erfolg des Freihandels seit Jahrzehnten.

Bekanntlich hat der russische Finanzminister Witte sowie der italienische Minister Luzzatti auf die Möglichkeit hingewiesen, die Grundsätze der Brüsseler Zuckerkonvention auf analoge Fälle anzuwenden. In England hat Drage, in Frankreich Yves Guyot, in Deutschland Gothein diesen Weg empfohlen.

In der Tat hat England auf der Brüsseler Zuckerkonferenz nicht nur die direkten Ausfuhrprämien bekämpft, sondern auch die indirekten, nicht nur die staatlichen, sondern auch die privaten. Art. 1 der Konvention besagt: „Die vertragsschließenden Staaten verpflichten sich von dem Zeitpunkte an, wo dieses Abkommen in Kraft tritt, die direkten und indirekten Prämien aufzuheben. . . . Es fallen unter diese Bestimmungen . . . die Vorteile, die sich aus jedem Überzoll ergeben, dessen Höhe die in Art. 3 normierte Grenze überschreitet. Art. 3: der Überzoll . . . ist auf den Höchstbetrag von 6 Frcs. für 100 kg raffinierten und mit diesem gleichhaltigen Zucker zu begrenzen." Die Konvention also wendet sich ausdrücklich auch gegen diejenigen Ausfuhrerleichterungen, welche ein Zuckerzoll und ein auf seinem Boden aufgebautes Zuckerkartell gewährte. In ihrer Gegenagitation haben die deutschen Zuckerindustriellen nicht so sehr die Aufhebung der direkten Exportprämie, als die Herabsetzung des Zuckerzolls bekämpft, welche das Kartell zurückschnitt und die wichtigeren indirekten Exportprämien beseitigte. Ihr Widerstand war verständlich, wenn man erfuhr, daß das Zuckerkartell in neun Monaten gegen 60 Millionen Mark verdient hat.

Setzen wir statt des Zuckers Eisen, so sind die Tatsachen in mancher Beziehung ähnlich gelagert.

1. Die Interessen, welche in England geschädigt werden, sind beim Eisen zweifellos stärker als beim Zucker. Beim letzteren handelte es sich um den westindischen Pflanzer; beim Eisen steht eine der wichtigsten englischen Stapelindustrien in Frage.

2. Das Druckmittel, dessen sich England bedienen könnte, ist beim Eisen nicht weniger vorhanden als beim Zucker: der englische Markt ist für die Eisenindustrie und die Eisen weiter verarbeitenden Industrien des Auslandes von größter Bedeutung, wenn auch vielleicht nicht ganz so unentbehrlich wie beim Zucker. Immerhin nimmt der englische Markt gegenwärtig etwa 1,1 Millionen Tonnen Eisen und Eisen-

Digitized by Google

fabrikate von Deutschland auf, etwa ein Drittel der gesamten deutschen Eisenausfuhr und fast ein Fünftel der Maschinenausfuhr.

3. Dafür sind die den englischen Wünschen parallel gehenden Interessen des Auslandes beim Eisen stärker als beim Zucker. Zuckerzoll und Zuckerkartell schädigten lediglich den Konsumenten, der daran gewöhnt ist, allgemeiner Prügelknabe zu sein. Eisenzoll und Eisenkartell belasten die das Eisen weiter verarbeitenden Industrien des Auslandes. Insbesondere erinnere ich an die Klagen einer der wichtigsten deutschen Industrien, des Maschinenbaues.

4. Das technische Verfahren, das beim Zucker eingeschlagen wurde, könnte möglicherweise für das Eisen nachgeahmt werden. Nur ein Mittel gab es, die indirekten Exportprämien der Zuckerkartelle zu beseitigen: die Herabsetzung der Zuckerzölle, welche durch Art. 3 der Konvention an eine obere Grenze gebunden wurden. Jeder Versuch, diese Grenze auch nur versteckterweise heraufzuschieben, etwa durch staatliche Kontingentierung der Produktion, ist als vertragswidrig abgelehnt worden. Auch die Stellungnahme der internationalen Kommission gegen den russischen Zucker bezog sich nicht auf direkte Ausfuhrprämien, sondern auf indirekte, welche aus der Differenz zwischen hohem Inlands- und niederem Auslandspreise erwuchsen.

5. Die englische Regierung hat sich schon gelegentlich des Zuckers auf den Standpunkt gestellt, daß Ausgleichszölle gegen offene wie versteckte Ausfuhrprämien keine Verletzung der bestehenden Meistbegünstigungsverträge enthalten. So erhebt die indische Regierung tatsächlich Ausgleichszölle gegen die versteckten Ausfuhrprämien des russischen Zuckers, ohne daß die russische Regierung darum die Meistbegünstigung mit Indien gekündigt hätte.

Wollte die englische Regierung den beim Zucker als erfolgreich erprobten Weg weiter beschreiten, so müßte ihr Vorgehen sich etwa in folgenden Linien halten: Sie hätte zu erklären, daß sie gegen die Einfuhr von Eisen und Eisenfabrikation aus denjenigen Ländern, deren Eisenzoll eine bestimmte Höhe überschreite und damit versteckte Exportprämien möglich mache, in Zukunft Ausgleichszölle erheben werde. Die Höhe dieser Ausgleichszölle wäre ungefähr durch die Differenz der Preise bestimmt, zu welchem Eisen in seinem Erzeugungslande und in England verkauft wird. Daß eine solche Feststellung praktisch durchführbar ist, führt der kanadische Finanzminister, William S. Fielding, in seiner ausgezeichneten Budgetrede vom 7. Juni 1904 aus. Er weist darauf hin, daß die Marktpreise des Erzeugungslandes ohnehin von den kanadischen Zollbehörden bei Berechnung aller Wertzölle festgestellt werden müßten. Wollte England an freihändlerischer Politik wirklich festhalten, so hätte es des weiteren etwa folgendes zu erklären: Die Ausgleichszölle fallen gegen denjenigen Staat von selbst hinweg, welcher seine Eisenzölle auf ein bestimmtes Niveau herabgesetzt, das wesentliche Unterschiede zwischen inländischem und ausländischem Eisenpreise unmöglich macht.

Zweifellos würden hierauf zwar Proteste erfolgen, welche die handelspolitische Meistbegünstigung für verletzt erklärten. Trotz dieser Proteste aber dürfte die ungeheure Bedeutung des englischen Marktes die leitenden Industrieländer von Repressalien fernhalten; müßten sie sich doch sagen, daß der britische Freihandel, an dessem Fortbestande sie selbst interessiert sind, hier seinen Daseinskampf kämpfe und mit Zollkriegen endgültig zu Ende wäre. Möglicherweise würde der eine oder andere betroffene Staat seine Eisenzölle alsbald herabsetzen, um gegenüber dritten, schutzzöllnerisch mehr festgelegten Mitbewerbern auf englischem Markte vorzustoßen. Früher oder später müßte es sich jedenfalls auch hier zeigen, daß es unsinnig ist, die Ausfuhrpreise einer Ware herabzusetzen, wenn diese Preisherabsetzungen durch Ausgleichszölle vom Einfuhrlande aufgehoben werden. So sagte schon einmal die „Rheinisch-Westfälische Zeitung", welche der deutschen Eisenindustrie nicht ferne stehen soll: „Deutschland müßte, um dem drohenden Abschluß Großbritanniens entgegenzutreten, seinerseits seine Tore öffnen, die Schutzmauer einreißen, seinen Zoll England und dessen Kolonien gegenüber bedeutend ermäßigen."

Vielleicht könnte, wenn andere Staaten auf englischem Markte nicht zurückbleiben wollten, eine internationale Festlegung der Eisenzölle das Endergebnis sein — eventuell in direkter Angliederung an die Brüsseler Zuckerkommission.

Alles dieses sind Möglichkeiten, über welche sicheres nicht vorherzusagen ist. Aber die bloße Möglichkeit ist in diesem Falle schon eine wichtige Tatsache. Britische Vergeltungspolitiker in der Art Balfours müßten — wenn anders sie ihren Freihandel ehrlich meinen — diesen Weg beschreiten und ihn erst ungangbar befunden haben, ehe sie sich dem Schutzzoll in die Arme werfen.

Die von Parteirücksichten unabhängige indische Regierung steht dem Standpunkt „reiner Vergeltung" am nächsten. Man vergleiche das Schreiben der indischen Regierung an den Staatssekretär für Indien vom 22. Oktober 1903. Dieses Schriftstück atmet durchaus Freihandelsgeist, aber erklärt wirksamere Methoden zu seiner Durchführung zu verfechten, als die des alten, einseitigen Freihandels. Um seine Absatzmärkte zu sichern und zu erweitern, verlangt Indien freie Hand in der Androhung und Anwendung, aber auch in der Aufhebung von Ausgleichszöllen, und lehnt daher jede Bindung durch Differentialzölle an die übrigen Reichsteile ab. Denselben Standpunkt vertrat wiederholt der frühere Staatssekretär für Indien, Lord George Hamilton.

Anders die beiden großen politischen Parteien Englands. Parteipolitische Hindernisse sind es, welche der Beschreitung des bezeichneten Weges entgegenstehen.

Zu ihrem eigenen Schaden verharren die englischen Liberalen auf dem Boden der alt-überlieferten Orthodoxie und drücken damit ihrem Gegner die besten Waffen in die Hand. Es ist kaum zu erwarten, daß eine liberale Regierung den Bann der Überlieferung soweit durchbreche, um mit Ausgleichszöllen gegen fremde Kartelle und Trusts vorzugehen. Wenigstens sind die Stimmen, die man als Vorboten einer derartigen Wendung ansehen könnte, auf liberaler Seite zurzeit noch durchaus vereinzelt.

Die Finanzreformer dagegen verschmähen, von ihrem Standpunkte aus durchaus folgerichtig, einen Weg, welcher, wenn erfolgreich, den Freihandel festigen, sein Anwendungsgebiet verbreiten und damit von ihren eigenen, imperialistischen Zielen abführen würde. Offenbar nämlich sind reine Ausgleichszölle und innerbritische Vorzugszölle unversöhnbare Gegensätze. Ziel der Ausgleichszölle ist es, wegzufallen, wenn sie ihren Zweck erreicht haben, womöglich gar nicht in Kraft zu treten, indem ihr Zweck schon durch bloße Androhung erreicht wird. Wenn man dagegen, um die Entwickelung der Kolonien zu beschleunigen, Nahrungsmittelzölle erstrebt, so muß man auch Industriezölle als ihre notwendige Ergänzung ins Auge fassen, und zwar als dauernde Einrichtung. Ein Nahrungsmittelzoll ohne Industriezoll ist in England sachlich unmöglich, politisch undurchführbar.

Stellt man jene imperialistischen Ziele in die erste Linie und sucht „dumping" lediglich dafür nutzbar zu machen, so kommt man zu folgender Forderung: England bedarf eines dreifachen Zolltarifes, eines autonomen oder Maximaltarifes, eines Vertragstarifes für das zollbefreundete Ausland, eines Vorzugstarifes für die britischen Kolonien. So denken sich die nationalökonomischen Gelehrten der Finanzreform, z. B. die mit deutscher Wissenschaft durchtränkten Professoren Ashley und Hewins, die handelspolitische Zukunft ihres Vaterlandes. Ähnliches nehmen die leitenden kolonialen Politiker für die ihnen anvertrauten Wirtschaftsgebiete in Aussicht.

Selbstverständlich wäre England damit beim Schutzzoll angelangt, auch wenn man ihn unter dem Namen von „retaliation" einführte. Dieser Schutzzoll könnte durch Handelsverträge zwar ermäßigt, aber keineswegs mehr beseitigt werden.

Bei dem passiven Verhalten der Liberalen fällt die ganze Entrüstung über die Ausfuhrpolitik fremder Kartelle und Trusts heute in die Wagschale des Chamberlainismus. Die Vergeltungspolitiker werden, ohne es zu wollen, wichtigster Vorspann einer Entwickelung, die weit vom Freihandel abführt. Abschließend also kann man sagen: sollte Chamberlains Finanzreform siegen, so haben die deutschen Kartelle und die amerikanischen Trusts das entscheidende Stimmungsmaterial zu diesem Umschwung zusammengetragen; sie sind in letzter Linie die mächtigsten Hilfstruppen des britischen Imperialismus. Ihnen wäre es zu verdanken, wenn der deutschen Industrie der Zugang zu ihrem besten Markte erschwert würde. Wenn dagegen der Freihandel siegreich aus den ihm bevorstehenden Kämpfen hervorgeht, so wird

Digitized by Google

er immer von neuem um sein Dasein zu kämpfen haben, solange er nicht mit jenen gefährlichsten Gegnern siegreich die Waffen gekreuzt hat.

Freiburg i. B. Schulze-Gaevernitz.

Die deutschen Genossenschaften im Jahre 1904

Der verdiente Sekretär des Zentralverbandes Deutscher Konsumvereine, Heinrich Kaufmann, hat auf dem ersten ordentlichen Verbandstag in Hamburg im Sommer des verflossenen Jahres einen vortrefflichen Vortrag über die Konsumgenossenschaften nicht nur, sondern über die gesamte deutsche Genossenschaftsbewegung gehalten, den das Jahrbuch (Jahrbuch des Zentralverbandes Deutscher Konsumvereine, Hamburg 1904. 672 Seiten, fein gebunden 6 Mk.) im Wortlaut wiedergibt. Da wir seither für die Kenntnis des deutschen Genossenschaftswesens lediglich auf das Studium der umfangreichen und oft all zu fachmännischen Jahresberichte der drei großen Zentralverbände angewiesen waren, nämlich des allgemeinen Verbandes der deutschen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften, Sitz Berlin, des Reichsverbandes der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften in Darmstadt und des Generalverbandes der ländlichen Genossenschaften in Neuwied, so ist die abgekürzte und mehr populär gehaltene Zusammenstellung Kaufmanns über die gesamte deutsche Genossenschaftsbewegung ein besonders verdienstliches Werk.

Am 1. Januar 1904 bestanden in Deutschland insgesamt 22131 Genossenschaften mit 3208324 Mitgliedern. Sie verteilten sich auf folgende Gruppen:

	Zahl der Genossenschaften		Zahl der Mitglieder	
Kreditgenossenschaften	13 686		1 818 624	
Unternehmer-Genossenschaften	121		8 771	
Verwertungs-Gen., gewerbliche	53	580	1 880	31 915
Bezugs-Genossenschaften	527		30 035	
Verwertungs-Gen., landw.	3 209	5 134	233 435	368 067
Bezugs-Genossenschaften	1 925		134 632	
Arbeiter-Gen., gewerbliche	38	40	3 531	3 648
„ „ landw.	2		117	
Konsumvereine	1 741		818 915	
Wohnungsgenossenschaften	538	2 348	106 479	939 829
Vereinshäuser	51		5 173	
Konsumenten-Produktiv-Gen.	18		9 262	

Die stärkste Entwickelung zeigen die Kreditgenossenschaften, deren Mitglieder, wie sich aus der Statistik der großen Zentralverbände ergibt, in der Mehrzahl der landwirtschaftlichen Bevölkerung angehören. Selbst der allgemeine Verband der deutschen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften, der ganz wenig auf dem Lande und fast ausschließlich in den Städten verbreitet ist, zählt unter seinen Mitgliedern 28,5 pCt. selbständige Landwirte, 24,5 pCt. Handwerker und nur 9,9 pCt. selbständige Kaufleute und Händler. Das Drängen der landwirtschaftlichen Bevölkerung zu den Kreditgenossenschaften braucht aber keineswegs als ein Beweis für die schlechte Lage der Landwirtschaft angesehen zu werden. Im Gegenteil! Die Erfahrung lehrt, und die Statistik zeigt, daß in den fortgeschrittensten und rentabelsten Teilen der deutschen Landwirtschaft der genossenschaftliche Kredit am meisten, in den zurückgebliebenen Gegenden dagegen am wenigsten in Anspruch genommen wird. Hier vertritt noch vielfach der Wucherer und heimliche Geldverleiher die Stelle der kreditgewährenden Genossenschaft, die für faule Zahler in der Tat auch recht unbequem ist. Im Interesse einer gesunden, aufblühenden deutschen Landwirtschaft muß die Weiterentwickelung der Kreditgenossenschaften lebhaft gewünscht werden.

Daß der Genossenschaftsgedanke besonders unter der ländlichen Bevölkerung starke Wurzeln geschlagen hat, beweist auch die zweitstärkste Gruppe unter den deutschen Genossenschaften, die landwirtschaftlichen Verwertungs- und Bezugsgenossenschaften. Ihre Ziffer würde noch größer sein, wenn man auch die zahlreichen Kreditgenossenschaften, namentlich fast alle Raiffeisengenossenschaften mit einrechnen wollte, die sich mit dem genossenschaftlichen Einkauf befassen. In der Wirklichkeit zeigt sich denn auch eine fortwährende, starke Zunahme des Verständnisses für genossenschaftliche Einkäufe und Verkäufe. Nicht nur die Besitzer großer und mittlerer Güter tun sich zum Bau von Zuckerrübenfabriken, Molkereibetrieben und ähnlichen großen Verwertungsanstalten zusammen, sondern auch die kleinen und kleinsten Bauern fangen an zu begreifen, daß sie sich gut dabei stehen, wenn sie ihren geringen Bedarf an guter Saatfrucht, an künstlichem Dünger und an landwirtschaftlichen Maschinen genossenschaftlich decken. Sie bekommen durch Ausschaltung des gerade auf dem Lande oft recht erheblichen Kleinhändlerprofits für dasselbe Geld weit bessere Waren als früher. Und da auf diesem Wege die neuesten Errungenschaften der landwirtschaftlichen Industrie leichter und sicherer ihren Einzug halten können, als bei dem früheren System des Einzelkaufs und des Borgs, so trägt die Ausbreitung des Genossenschaftsgedankens auf dem Lande auch ganz erheblich zur Modernisierung des landwirtschaftlichen Betriebes mit bei. Mag hier und da einmal eine landwirtschaftliche Bezugs- oder Verwertungsgenossenschaft infolge unglücklicher persönlicher Verhältnisse Pleite machen, mag sie gelegentlich die Verwertung eines bestimmten landwirtschaftlichen Produktes durch Ausschaltung der Konkurrenz monopolisieren (Berliner Milchring!), so darf das für liberal und sozial denkende Leute noch kein Grund sein, die landwirtschaftliche Genossenschaftsbewegung im ganzen zu diskreditieren. Im Gegenteil, sie muß mit allen Kräften gefördert werden; das wird sich auch politisch lohnen, denn auf die Dauer können unsere genossenschaftlich erzogenen und arbeitenden Bauern keine konservativen und antisemitischen Mittelstandspolitiker bleiben. Sie können nicht die moderne Wirtschaftsweise, die sie sich selbst zunutze machen, auf die Dauer so gröblich mißverstehen, wie es die Feinde der Warenhäuser und der Konsumgenossenschaften tun.

Wie schwach der Genossenschaftsgedanke noch in Handwerkerkreisen heimisch ist, beweisen die Ziffern über die gewerblichen Verwertungs- und Bezugsgenossenschaften. Was wollen 580 Vereine mit 32 000 Mitgliedern in dieser Hinsicht bedeuten, wenn man sie über das ganze Deutsche Reich verteilen muß? Freilich liegt die genossenschaftliche Rückständigkeit des Handwerks nicht sowohl an dem geringen Wirtschaftsverständnis der einzelnen Handwerker, als im Wesen ihrer Genossenschaften. Mögen sie Bezugs- oder Verwertungsgenossenschaften gründen, immer müssen sich die einzelnen Mitglieder untereinander als Konkurrenten ansehen. Und da es außerdem bei der handwerksmäßigen Produktion viel mehr als bei der fabrikmäßigen oder gar bei der landwirtschaftlichen auf Intelligenz und Geschicklichkeit des einzelnen Produzenten ankommt, so ist es begreiflich, wenn auch nicht erfreulich, daß der etwas nivellierende Genossenschaftsgedanke in Handwerkerkreisen nicht recht heimisch werden kann.

Die kleinste Gruppe unter den Erwerbsgenossenschaften bilden die Arbeiter-Produktivgenossenschaften. Ihre 40 Vereine und 3648 Mitglieder spielen tatsächlich im deutschen Erwerbsleben keine Rolle. Mangel an Kapital, an Disziplin und oft auch an geeigneter Leitung macht sie häufig dem Privatunternehmer gegenüber konkurrenzunfähig. Und da, wo sie durch Anschluß an den organisierten Konsum die obengenannten Mängel zu überwinden suchen, verlieren sie, wie in England, vielfach ihre Selbständigkeit dadurch, daß sie in eine Produktivabteilung einer Großeinkaufsgesellschaft umgewandelt werden.

Die kleine Gruppe der Unternehmergenossenschaften läßt sich nicht mit einigen kurzen Worten abtun. Kaufmann sagt im „Jahrbuch" darüber, es sei nicht genau festzustellen gewesen, ob alle hier aufgeführten Genossenschaften wirklich solche von Unternehmern gewesen seien, oder obr sich unter ihnen auch kleine Konsumentenvereine, landwittschaftliche Verwertungsgenossenschaften u. dergl. befunden hätten. Im übrigen ist diese Gruppe ja so klein, daß sie weder für das deutsche Erwerbsleben noch für die genossenschaftliche Entwickelung in Deutschland etwas bedeutet.

Die stärkste Gruppe nach den Kreditgenossenschaften stellen die Konsumentengenossenschaften dar. Unter ihnen stehen die Konsumvereine an Mitgliederzahl obenan. Hier ist es vor allem der Zentralverband deutscher Konsumvereine, der die Entwickelung bestimmt. Seit der großen Exkommunikation von Kreuznach (3. September 1902), wo 98 Vereine aus dem allgemeinen

Digitized by Google

Verband deutscher Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften ohne sachlich stichhaltige und rechtlich zutreffende Begründung ausgeschlossen wurden, hat es dieser Verband bereits auf rund 700 Vereine mit mehr als 600 000 Mitgliedern, 16 000 Verkaufsstellen und einem Jahreserlös von 148 Mill. Mark gebracht. Der Zentralverband ist in lockerer Organisation um die Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine in Hamburg als gemeinsame Einkaufszentrale gruppiert. Neben dem Verband existieren weitere 1052 Konsumvereine mit rund 22 000 Mitgliedern, so daß sich die Konsumvereinsbewegung in Deutschland gegenwärtig auf rund 2000 Vereine mit zusammen einer Million Mitglieder stützt. Im Vergleich mit England, das bereits rund 2 Millionen Konsumgenossenschaftler zählt, und 1152 Millionen Mark Jahresumsatz erzielte, steht die deutsche Konsumvereinsbewegung noch ganz am Anfang ihrer Entwickelung. Aber dieser Anfang ist vielversprechend und sollte nicht ständig durch törichte Sozialistenfurcht gestört und beeinträchtigt werden. Noch ist die deutsche Konsumgenossenschaftsbewegung politisch neutral, und wenn hier und da auch eine gewisse Personalgemeinschaft in der Führung zwischen Sozialdemokratie und Konsumgenossenschaft besteht, so hält die Masse der Mitglieder unter dem Zwang des gesetzlich vorgeschriebenen Genossenschaftsstatuts sehr streng auf politische Unabhängigkeit. Jede törichte Verketzerung eines Konsumvereins als „sozialdemokratische Rekrutierungsschule" schreckt ängstliche Nichtsozialdemokraten vom Eintritt ab und weist die Organisation tatsächlich auf die politisch (sozialdemokratisch) gebildeten Arbeiter als Hilfsmannschaft hin. Dagegen wird jeder intelligentere Nichtsozialdemokrat, der einem Konsumverein beitritt, bei dem heute noch herrschenden Mangel an befähigten Leitern sicher und schnell zu Einfluß gelangen und an seinem Teil dazu beitragen können, daß die falsche Mähr von den sozialdemokratischen Konsumgenossenschaften zerstört wird, die politisch und wirtschaftlich gleich gefährlich für die jung aufstrebende Bewegung ist.

Die Baugenossenschaften haben sich gerade in den letzten Jahren in erfreulicher Weise entwickelt und vermehrt. Leider fehlt ihnen bis jetzt noch die zusammenfassende Zentrale für ganz Deutschland. Wohl bestehen bereits einzelne Verbände von Baugenossenschaften. Aber sie sind nicht imstande, das zu leisten, was eine gemeinsame Zentrale leisten könnte und notwendig leisten müßte: Den straffen Zusammenhalt und den lebhaften Austausch der gemachten praktischen Erfahrungen. Auf keinem Gebiete liegt die Entwickelung der einzelnen Gnossenschaften so verschiedenartig und darum so schwierig, wie bei den Baugenossenschaften: Zusammensetzung und Ansprüche der Mitglieder, Preis des Grund und Bodens, der Baumaterialien und Arbeiterlöhne, Anforderungen an Straßen und Verkehrsgelegenheiten sind oft schon in benachbarten Orten so absolut verschieden, daß wenigstens ein lebhafter Austausch der wenigen gemeinsamen Erfahrungen aller Baugenossenschaften vor vielen Schäden bewahren könnte.

Alles in allem zeigt die deutsche Genossenschaftsentwickelung ein überaus erfreuliches Bild. Auf allen Gebieten geht es vorwärts, und überall erfreuen sich die Genossenschaften noch ziemlich weitgehender politischer Unabhängigkeit und wirtschaftlicher Tüchtigkeit. Je stärker sie werden, je mehr wächst ihr Einfluß auf das Wirtschaftsleben der Gegenwart, und um so mehr wird die Politik und Sozialpolitik mit ihr rechnen müssen. Darum ist es notwendig, beizeiten die Entwickelung dieser hoffnungsvollen, zukunftsreichen Bewegung mit Aufmerksamkeit zu verfolgen.

Weinhausen.

Unsere Bewegung

Die badischen Parteigenossen haben sich in den Bezirken Mannheim und Heidelberg mit den übrigen liberalen Gruppen verständigt. Zu den bevorstehenden Landtagswahlen haben sie auf einige Kandidaturen verzichtet, dafür wird unser Kandidat in Mannheim-Land von allen Liberalen unterstützt. Die Parteigenossen in Leipzig wollen bei den sächsischen Landtagswahlen ähnlich vorgehen, nur daß dort Liberale „aller Parteien" unterstützt werden sollen, wozu ja nicht nur diejenigen gehören, die sich ausdrücklich „liberal" nennen. Im übrigen haben wir in dieser Woche wieder über eine ganze Anzahl erfolgreicher Versammlungen zu berichten. Die wirksame Durchkreuzung der antisemitisch-mittelständlerischen Agitation in Ostfriesland (durch unseren Freund Kuhlmann) weist die Wege, die jetzt von unseren Parteigenossen in allen Landesteilen eingeschlagen werden müssen. Quacksalber finden immer Opfer, und das größere Schichten des städtischen Bürgertums auf die Rezepte jener Marktschreier hineinfallen, muß gerade von uns mit aller Kraft verhindert werden. In den sehr zahlreichen Versammlungen der Antisemiten, Mittelständler usw. sollten nach Möglichkeit auch unsere Parteigenossen zu Wort kommen, ganz abgesehen davon, daß die jenen zugänglichen Volksschichten von uns in eigenen Versammlungen aufgeklärt werden müssen. — Auch heute müssen wir wieder über zu lange Vereinsberichte klagen. Wir bitten dringend, auf die Bedürfnisse derjenigen Rücksicht zu nehmen, welche mehr Artikel und kürzere Vereinsberichte lesen wollen.

Umzüge unserer Mitglieder aus einer Stadt nach einer andern bitten wir stets dem Parteisekretariat (Berlin SW., Dessauerstr. 1) anzumelden. Die Herren Vorsitzenden oder Schriftführer der Vereine sollten es nie versäumen, derartige Mitteilungen nach Berlin weiterzugeben. Häufig kann dann von der Zentrale aus entweder dieses Mitglied mit dem Lokalverein seines neuen Wohnortes in Verbindung gesetzt werden oder, wo noch kein solcher Lokalverein besteht, kann es mit Unterstützung des Parteisekretariats eine Organisation ins Leben rufen.

Oldenburg-Ostfriesland wird gegenwärtig von einem deutschsozialen Bauernfänger bereist, der unter der Firma „Mittelstandsbewegung" parteipolitische Beute zu machen hofft. In Emden fand er tatsächlich einige Harmlose als Opfer. Nun wollte er auch in Norden sein Glück probieren, mußte aber unangenehme Erfahrungen machen. Es hatten nämlich die dortigen Freisinnigen für diesen Abend den Sekretär der freisinnigen Vereinigung, Herrn Kuhlmann aus Oldenburg nach Norden gerufen. Kuhlmann trat den antisemitischen Mätzchen (der Herr aus Hamburg führte Musterkoffer mit Reklameartikeln aus Warenhäusern mit sich, die er nach Art der Schaubudenbesitzer demonstrierte) mit ruhiger Sachlichkeit entgegen und führte namentlich in bezug auf die Warenhausfrage aus, daß das Großkapital im allgemeinen, nicht allein die Warenhäuser, den Existenzkampf des kleinen Geschäftsmannes und Gewerbetreibenden gefährden. Unsere zahlreichen großen Spezialgeschäfte seien von diesem Gesichtspunkte aus eine ebenso große Gefahr für den kleinen Gewerbetreibenden, wie die Warenhäuser. Als einziges wirksames Mittel, dieser Gefahr zu steuern, sei nur die Selbsthilfe anzusehen, d. h. der Zusammenschluß zu Wirtschaftsgenossenschaften usw. Es sei feststehende Tatsache, daß schon seit vielen, langen Jahren Schulze-Delitzsch mit seinen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften für den Mittelstand mehr getan, als alle antisemitischen und konservativen Fraktionen mit ihrer Phrasendrescherei zusammengenommen. Dem wirksamen Entgegentreten des Herrn Kuhlmann gelang es, einerseits die Bildung einer deutsch-sozialen Parteigruppe in Norden zu verhindern, andrerseits aber 15 Herren zur Bildung eines Ausschusses betreffs Gründung eines Wahlvereins der Liberalen in Norden zu gewinnen. Für unsere politischen Verhältnisse in Ostfriesland sind diese antisemitischen Wühlereien in Emden und Norden schon darum recht interessant, weil dieser Reichstagswahlkreis bisher von dem konservativen Fürsten zu Jun- und Knyphausen vertreten wird. Es ist eine bekannte Tatsache, daß diese Wahl meistenteils der persönlichen Beliebtheit zuzuschreiben ist. Im letzten Reichstagswahlkampfe stand in diesem Bezirke mit den günstigsten Aussichten der der freisinnigen Vereinigung angehörende Kaufmann Gerrels aus Hamburg mit dem Fürsten in der Stichwahl. Die Liberalen Ostfrieslands haben also das lebhafteste Interesse, diesen antisemitischen Wühlereien beizeiten das Wasser abzugraben.

Die „Weserzeitung" urteilt über unsere Tätigkeit in der Nordwestecke des Reiches:

„Nachdem die Nationalsozialen sich mit der freisinnigen Vereinigung vereinigt hatten, entwickelten sie bei dem letzten Landtagsersatzwahlkampfe im Fürstentum Lübeck (Eutin) eine rege Tätigkeit, um diesen Landtagswahlbezirk aus der rein agrarischen Vertretung in ihre Hände zu bekommen. Dieses Ziel erreichten sie, wenn auch zu diesem Behufe ein Wahlkompromiß mit der Sozialdemokratie geschlossen und ihr ein Mandat überlassen werden mußte. Dieser nationalsoziale Flügel der freisinnigen Vereinigung stellte nun einen eigenen Sekretär an und ließ es sich ganz besonders angelegen sein, für die bevorstehenden Wahlkämpfe eine Einigung aller liberalen Elemente im Oldenburger Lande zu erlangen. Man muß ohne jeden Zweifel dieser oldenburgischen Gruppe der Freisinnigen Vereinigung den Ruhm lassen, daß sie für die Erreichung

Digitized by Google

dieses Endzieles, das im wahren Interesse des gesamten Oldenburger Landes, im Interesse aller bürgerlichen Parteien liegt, unablässig tätig ist. Allerdings sind hier auf diesem Gebiete namentlich in der Stadt Oldenburg selbst, wie auch im ersten Wahlkreise, noch eine große Menge von Schwierigkeiten zu beseitigen, man darf aber hoffen, daß bei den einzelnen bürgerlichen Parteien der einfache Selbsterhaltungstrieb diese Einigungsbestrebungen zu einem glücklichen Ende führen wird."

Hamburg, 24. Februar. In der Bezirksversammlung des Liberalen Vereins, Gruppe Eimsbüttel-Hoheluft, referierte Parteisekretär Haupt über die Entwickelung und gegenwärtige Bedeutung der Gewerkschaften. Redner erörterte an den letzten großen Streiks die Leistungsfähigkeit der Gewerkschaften in der Gegenwart. Ohne Eingreifen der Gesetzgebung wird das Ringen der Arbeiter um bessere Arbeitsbedingungen in Zukunft mehr und mehr erschwert werden. Der Kampf der Gewerkschaft gegen Syndikate und Trusts wird, wie Carlyle sagt, sein „wie ein Kampf mit Pfeilen gegen ein Panzerschiff". Die Gewerkschaften sind die wirtschaftliche Vertretung der Hälfte des deutschen Volkes. Es ist Pflicht des Liberalismus, diese Hälfte aller Deutschen von dem kleinen Ausnahmegesetz, das die Handhabung des § 153 der Gewerbeordnung heute diktiert, getreu dem liberalen Grundsatze „Gleiches Recht für alle", befreien zu helfen. In der folgenden Diskussion beleuchtete Herr Dr. Heckscher den Unterschied der englischen von den deutschen Gewerkschaften nach eigenen Beobachtungen. Die Herren Dr. Ahlgrimm und Dr. Nölldeke griffen einzelne Punkte des behandelten Themas zur weiteren Erörterung der Gewerkschaftsbewegung heraus. Ersterer gab dem Wunsche Ausdruck, daß die Siebenerkommission der rheinisch-westfälischen Grubenarbeiter als erster Anfang für ein gedeihliches Zusammenarbeiten der verschiedenen Gewerkschaftsgruppen bestehen bleiben möge. Mehrere neue Mitglieder wurden gewonnen. — Eine Bezirksgruppe für Barmbeck-Uhlenhorst wurde am Sonntag nachmittag nach einem Vortrag Haupts über „Liberalismus im Reich, Staat und Gemeinde" gegründet. Auf Anregung des Herrn Dr. Petersen beschloß man, sich vorwiegend mit Hamburgischer Politik zu beschäftigen. Den bis jetzt bestehenden Bezirksgruppen Bergedorf, Eimsbüttel-Hoheluft und Barmbeck-Uhlenhorst sollen sich bald weitere Gruppen anschließen. Die von den Gruppen zunächst in Angriff zu nehmende Kleinarbeit wird die vorhandenen arbeitslustigen Kräfte schulen für größere Aufgaben.

Bergedorf-Sande. In unserm neugegründeten Zweigverein des „Liberalen Vereins Hamburg" referierte am 28. Februar unser Parteisekretär H. Haupt in gut besuchter Versammlung über „Die Bedeutung der Handelsverträge für Hamburg". Die außerordentliche Gefahr für den Hamburger Handel, die durch die voraussichtliche Kündigung der Meistbegünstigungsverträge mit Nord-Amerika, Argentinien, England, u. a. L. heraufsteigt, trat uns deutlich vor Augen, und der warme Appell, deswegen organisierend und aufklärend zu arbeiten und nicht zu ruhen, fand lebhaften Beifall. Wir erhielten wertvollen Zuwachs besonders aus kaufmännischen Kreisen. Die nächste Versammlung, in der Herr Pusch-Hamburg über Bodenreform sprechen wird, wird am Dienstag, den 28. März, im „Vierländer Hof" stattfinden. Jeden Dienstag abend Stammtisch in demselben Lokale.

Dortmund. Der Nationalsoziale Verein für Dortmund und Umgegend hielt am 2. März eine sehr gut besuchte Mitgliederversammlung ab, in der Herr Pfarrer Lic. Traub vor einer gespannt lauschenden Zuhörerschaft einen glänzenden Vortrag hielt über: „Der Kultusminister und der geistige Fortschritt". Er kritisierte mit treffenden Worten die traurige Haltung des Ministers in der Frage der konfessionellen Verbindungen den Studenten gegenüber, die sich formell allerdings im Unrecht befunden hätten, wie auch bei den Verhandlungen über die geistliche Schulaufsicht, den Fall von Rottenburg und den betr. D. Fischer. Der Redner begrüßte die energische Zurückweisung, die der Minister bei den genannten Punkten von seiten der Redner der Nationalliberalen und der freisinnigen Volkspartei erfahren habe, bedauerte aber, daß gerade diese Liberalen ihrer freiheitlichen Überzeugung untreu würden, sobald es sich darum handle, der Masse des Volkes die Freiheit zuzuerkennen. Zum Schluß richtete der Referent einen warmen Appell an die Anwesenden, der von seiten der Reaktion drohenden Gefahr entgegenzuarbeiten und alle Kräfte für die geistige Freiheit anzuspannen. — Lebhafter Beifall folgte der Rede, deren Wirkung sofort dadurch bewiesen wurde, daß eine Anzahl neuer Mitglieder dem Vereine beitraten.

Marburg. Am 26. Februar erstattete Herr v. Gerlach in der zweitgrößten Stadt seines Wahlkreises, in Frankenberg, seinen Rechenschaftsbericht. Die Versammlung war stark besucht, namentlich auch aus den Dörfern der Umgegend. Bis zwei Stunden weit waren manche Wähler gekommen. Das Auftreten einer konservativen Gruppe, die eine lebhafte Diskussion hervorrief, diente nur dazu, den Erfolg zu sichern. Der Führer der Konservativen erklärte öffentlich, daß er nicht die Hoffnung hege, irgend einen der Gerlachschen Anhänger zu bekehren. Am 27. Februar sprach Herr v. Gerlach über „Bauern, Arbeiter und Politik" in Oberasphe, einem kleinem Dorf, das im Kreise Biedenkopf unmittelbar an der Grenze von Marburg gelegen ist. Die Versammlung war von einem Landwirt aus dem Kreise Marburg, der auch den Vorsitz führte, vorbereitet worden. Etwa 300 Männer waren aus der ganzen Gegend, aus den Kreisen Marburg und Biedenkopf, herbeigeeilt. Ihr Beifall bewies, wie gerade in der ländlichen Bevölkerung die Ideen, die zum Siege in Marburg geführt haben, immer festeren Fuß fassen. Gegenüber pessimistischen Äußerungen, die hier und da über die Zukunft des Wahlkreises Marburg laut werden, ist es von Interesse, einmal auf eine Stimme hinzuweisen, die sicher nicht als voreingenommen zugunsten Gerlachs angesehen werden kann. In den deutschsozialen Blättern, dem Organ Liebermann v. Sonnenbergs, waren verschiedene Korrespondenzen — immer von demselben Mann — aus dem Wahlkreis Marburg abgedruckt worden, die unter beschimpfenden Ausdrücken die Behauptung aufstellten, Herr v. Gerlach habe „seine Rolle ausgespielt". Er sei „von seinen Treuesten verlassen". In allen Kreisen „herrsche nur ein Verlangen: fort mit Gerlach!" Dem gegenüber schreibt ein Deutschsozialer aus Marburg an das Liebermannsche Blatt, er müsse gegen solche Behauptungen „leider energisch protestieren, weil sie den tatsächlichen Verhältnissen durchaus zuwider seien". Richtig sei, daß einzelne einsichtige (?) Wähler, Pastoren, Lehrer (?), vielleicht auch Landwirte eingesehen hätten, sie hätten mit Gerlachs Wahl eine Dummheit begangen. Wörtlich fährt der Schreiber, ein Kandidat der Theologie, dann aber fort: „Aber ebenso richtig ist es, daß große Scharen von Kaufleuten, Mittel- und Kleinbauern, Handwerkern und Arbeitern noch immer treu zu ihm halten. Eine eingehende Umfrage während der Weihnachtstage in etwa 10 Dörfern bei Leuten aus diesen Volksschichten, die teils in verwandtschaftlichen teils in freundschaftlichen Beziehungen zu mir stehen, hat mir das vollauf bestätigt. Die wollten von einem „Fort mit Herrn v. G.!" durchaus nichts wissen." Weiter wird dann ausgeführt, wie es „nicht leicht sein, sondern großer Anstrengungen und ernster Arbeit bedürfen werde, um den Wahlkreis der antisemitischen Sache zurückzuerobern". Als Meinungsäußerung aus dem Munde eines Antisemiten recht lehrreich!

Frankfurt a. M. Der letzte Diskussionsabend, der das Zusammengehen der entschiedenen Liberalen in hiesiger Stadt behandelte, brachte eine lebhafte freundschaftliche Auseinandersetzung mit demokratischen Gästen. Nachdem der Referent, Graveur Haag, die allmähliche Annäherung der in Betracht kommenden liberalen Gruppen geschildert und zur gegenseitigen Verständigung gemeinsame Diskussionsabende vorgeschlagen hatte, wiesen die Nationalsozialen, Rechtsanwalt Dr. Sinzheimer und Dr. Ernst Cahn noch auf die Notwendigkeit der politischen Kleinarbeit und die Vertiefung des liberalen Gedankens. Stadtverordnetenvorsteher Dr. Roeßler, ein besonderer Förderer der liberalen Einigung in den Reihen der Demokratie, erinnerte an die Heilbronner Resolution seiner Partei vor bald zwei Jahren und sprach sich u. a. neben der Notwendigkeit des Zusammenschlusses, der weiter sei als man im allgemeinen annehme, für ein gutes Verhältnis mit der Sozialdemokratie aus. Ein Redakteur von der Frankfurter Zeitung beleuchtete treffend die Ursachen, aus welchen der wirtschaftliche Liberalismus die von ihm erhofften Erwartungen nicht erfüllt habe; im übrigen gebe es jetzt schon unter den liberalen Gruppen weniger prinzipielle als bloße Parteiunterschiede. Nachdem noch von nationalsozialer Seite Oberlehrer Nierhaus und Hr. Rodenbacher gesprochen, konnte der Referent im Schlußwort seine Freude über die weitgehende Übereinstimmung auf beiden Seiten ausdrücken, besonders auch in betreff gemeinsamer Diskussionsabende. Den Nationalsozialen sei es in erster Linie, wie sie schon bewiesen haben, nicht um die Sonderinteressen ihrer Partei, sondern um die liberale Sache zu tun. — Der schöne Abend wird seine guten Früchte tragen.

Jena. Die von uns angeregte Sammlung für die Bergleute ergab mit allen Nachträgen die Summe von 763,50 Mk. — Am 3. März hatten wir die Freude, unseren Reichstagskandidaten Adolf Damaschke hier wieder zu begrüßen. In einer Bodenreformer-Versammlung sprach er über: „Ruhrkohlenarbeiterstreik und Südwestafrika, zwei bodenreformerische Mahnungen". Seine außerordentlich fesselnden Ausführungen fanden lebhaftesten Beifall. Gegner waren leider nicht gekommen. Trotzdem Damaschke die Fusion nicht mitgemacht hat, halten wir doch an seiner Kandidatur fest. Einen neuen Kandidaten aufstellen oder das Feld Herrn Lehmann allein überlassen, hieße den Wahlkreis rettungslos den Sozialdemokraten preisgeben. Und das wollen wir nicht, wenn man auch nach der letzten rednerischen Leistung unseres jetzigen Abgeordneten diesem gegenüber den Sozialdemokraten als das kleinere Übel ansehen wird.

Nürnberg. Nationalsozialer Verein. In der Mitgliederversammlung vom 2. März, die uns wieder einen Zuwachs an Mitgliedern brachte, wurde als ständiger Versammlungstag der erste Donnerstag jeden Monats bestimmt; außerdem ist jeden Dienstag abend zwanglose Zusammenkunft im Café National (Hauptmarkt), wo „Hilfe" und „Freistatt" aufliegen. Nach Erledigung des geschäftlichen Teils fand eine äußerst lebhafte Besprechung des „Handelsvertragswerkes" statt. Der erste Vorsitzende, Herr Expeditor Zembsch, gab ein kurzes Referat über die Stellungnahme des Parteitags zur Handelsvertragsfrage, verbreitete sich sodann über die schädigende Wirkung derselben auf unser gesamtes Erwerbsleben und unterzog schließlich die Haltung der drei links-

Digitized by Google

liberalen Parteien im Reichstag (bei der endgültigen Abstimmung) einer Kritik. Referent wie sämtliche Diskussionsredner waren einhellig der Ansicht, daß hier eine entschiedene einmütige Ablehnung unbedingt am Platze gewesen wäre. Bei Fragen von solch grundlegender Bedeutung müsse man unter allen Umständen einen prinzipiellen Standpunkt einnehmen und auch nach diesem handeln. Lebhaft bedauert wurde infolgedessen die Haltung eines Teiles der freisinnigen Vereinigung, ganz besonders mit Rücksicht auf den zukünftigen politischen Wahlkampf, der durch eine solche Taktik ungemein erschwert wird. Einige Herren beleuchteten die ungünstige Einwirkung der neuen Verträge auf einen großen Teil der Nürnberger Exportindustrie.

Stuttgart. Unser 7. Vortragsabend fand unter zahlreicher Beteiligung am 24. Februar statt. Zunächst sprach Fräulein Dr. med. Prosé-Charlottenburg über „Die körperliche Erziehung der Mädchen". Sie führte hierbei aus, daß bei der heute üblichen Erziehung der Mädchen die Rücksicht auf die Gesundheit in jeder Hinsicht zu kurz kommt. Scharf verurteilte sie besonders die Art und Weise des Betriebs des Mädchenturnens und übte Kritik an der heutigen Kleidung der Mädchen. Im Anschluß hieran behandelte unser Vorsitzender, Gemeinderat Dr. med. Bauer, Privatdozent an der Königlichen Technischen Hochschule hier, die Schularztfrage. Er verstand es, dieses Thema von großen Gesichtspunkten aus aufzufassen, indem er den Nachweis von der Notwendigkeit der Anstellung von Schulärzten aus rassenhygienischen und volkswirtschaftlichen Gründen erbrachte. Aus den sonstigen Ausführungen des Redners, die eine Fülle hochinteressanter Gedanken brachten, sei nur noch erwähnt, daß sich der Referent das Verhältnis des Schularztes zum Lehrer als das eines guten Kameraden denkt; unter keinen Umständen dürfe für die Lehrer durch die Schulärzte zu der geistlichen Schulinspektion noch eine hygienische kommen. In Anbetracht der Aufgaben des Schularztes komme man ganz von selbst zu der Forderung, daß dieser vollamtlich angestellt werde. — Unser nächster Vortragsabend findet am 16. März statt. Lehrer Weber-München wird über „Die allgemeine Volksschule" sprechen..

Nationalsozialer Preßverein. Wir quittieren mit bestem Dank über die Beiträge aus: Bergenhusen (Schleswig), Sch. I. 5 Mk.; London, E. H. II. 100 Mk.; Schramberg, J. V. III. 5 Mk.

Zusammen 110,— Mk.
Dazu laut Ausweis in Nr. 9 2341,— Mk.

Insgesamt 2451,— Mk.

Letzten Sonnabend haben wir wieder besondere Mitteilungen an unsere „Hilfe"-Freunde versandt. Wir hoffen, daß sie die nötige Beachtung finden und damit weitere Erfolge erringen helfen.

Berlin-Schöneberg, Hohenfriedbergstraße 11.

Die Geschäftsleitung.

Soziale Bewegung

Der Obstruktionskampf der italienischen Eisenbahner ist ergebnislos geblieben. Selbst wenn das Zentralkomitee der Eisenbahner mit der Behauptung recht haben sollte, daß der italienische Ministerpräsident Giolitti wegen eben dieses Kampfes sein Entlassungsgesuch eingereicht habe, so wäre das kein Erfolg, sondern ein Mißerfolg der letzten Eisenbahnerbewegung. In Wirklichkeit zeigte sich schon sehr bald, daß die Sympathien des Publikums sich ebensowenig dauernd auf Seite der Obstruktionisten, wie früher auf Seite der Generalstreikler halten ließen. Die Störung im Verkehr, in Handel und Wandel war ähnlich groß und fühlbar, wie die Störung durch einen Generalstreik; dabei pflegt der letztere wenigstens immer einen imponierenden Eindruck von gewaltiger Kraftaufwendung zu machen, während die Obstruktion naturgemäß mehr den Charakter einer kleinlichen Chikane annimmt. So mußten denn die Eisenbahner ihre eigenartige Kampfestaktik schon bald auf den Güterverkehr beschränken, und auch hier wurde sie allmählich so nachsichtig angewandt, daß sie wohl aus Mangel an Erfolg zu Ende gegangen wäre, wenn nicht in demselben Augenblick der Rücktritt Giolittis dem Zentralkomitee der Eisenbahner die erwünschte Gelegenheit zu allgemeiner Beendigung gegeben hätte. Aber natürlich ist weder mit dem Kampfmittel der Obstruktion, noch mit dem Mißerfolg, den seine Anwendung offenbar gehabt hat, irgend etwas über Recht oder Unrecht des Streikverbotes klargestellt worden. Diese Frage ist vielmehr von grundsätzlicher Bedeutung und kann deshalb auch nur grundsätzlich entschieden werden.

Das Ende des großen Bergarbeiterstreiks im Ruhrgebiet macht sich nun auch insofern geltend, als die Einstellung der Geldsammlungen von der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands angeordnet wird. Zwar sind noch mehrere tausend gemaßregelte Mitglieder zu unterstützen, aber das soll Aufgabe der Bergarbeiterorganisationen sein. Diese haben durch den Streik offenbar soviel Mitgliederzuwachs bekommen, daß sie jetzt bereits wieder außerordentliche Kassenaufwendungen machen können.

Kleinliche Rechenkünste. Nachdem der große, einmütig geführte Kampf der Ruhrbergleute beendigt ist, setzen sich kleine Geister mit spitzen Federn hin und berechnen, welcher Organisation die Gesamtbelegschaft den meisten Dank für die ausgezahlten Unterstützungen schulde. Und sie rechnen heraus, es habe aufgebracht:

die polnische Vereinigung für jedes Mitglied	0,80 Mk.
der christliche Gewerkverein	6,50 „
der alte Verband	23,60 „
der Gewerkverein der Bergarbeiter . . .	150,— „

Was soll mit solchen Ziffern bewiesen werden? Etwa daß die 670 organisierten Hirsch-Dunckerschen Bergarbeiter mit ihren guten Kassen die Opferwilligsten unter den Streikenden gewesen seien? Oder daß der sozialdemokratische alte Verband finanziell allein den Streik ermöglicht habe? Vergißt man denn ganz, daß die Gesamtheit der Arbeiter und die Gesamtheit der sozialdenkenden „Bürgerlichen" erheblich bei den Sammlungen beteiligt war? Daß es oft nur eine Frage des Zufalls war, ob die gesammelten Unterstützungsgelder an eine sozialdemokratische oder eine christliche Adresse abgeliefert wurden? Will man die ungeheure moralische Unterstützung vergessen machen, die für die Streikenden darin lag, daß die christlichen Bergarbeiterführer sich unbedenklich an die Spitze der Bewegung schieben ließen und die Verantwortung vor der Öffentlichkeit in erster Linie trugen? Wenn man das alles aber nicht will, wozu dann eigentlich die nachträgliche kleinliche Rechnerei?

Unbegreifliche Streikurteile. In der (sozialdemokratischen) „Bergarbeiterzeitung" findet sich unter der Überschrift „Streikjustiz" eine Zusammenstellung von Gerichtsurteilen anläßlich des letzten großen Bergarbeiterstreiks, die für das Rechtsempfinden des deutschen Volkes schlechthin unverständlich sind. Wenn über bisher unbestrafte Bergleute, die Arbeitswillige „mit Worten bedroht", „angespuckt", „tätlich angegriffen" haben, Gefängnisstrafen bis zu 9 Monaten verhängt wurden, so ist man an derartig harte Urteile bereits durch eine längere Spruchpraxis der meisten unserer Gerichte leider so sehr gewöhnt, daß man ohne sonderliche Aufregung mit einfachem Kopfschütteln darüber hinweggeht. Wenn dagegen ein Bergmann zu Gefängnis verurteilt wird, nur weil er zu einem Arbeitswilligen sagt, er solle auch lieber zu Hause hinter dem Ofen bleiben, als zur Grube gehen, so ist das schon keine alltägliche Strenge mehr. Und wenn gar ein Bergarbeiter, der zwei arbeitswillige Kameraden zur Miete bei sich wohnen hat, mit 5 Tagen Gefängnis bestraft wird, weil er den Zechenbeamten verbot, sein Haus (zwecks Abholung der Arbeitswilligen) zu betreten, so ist das schlechthin unverständlich. Die ganze Rechtsunsicherheit der gewerkschaftlichen Aufklärungsarbeit wird aber am drastischsten durch das Streikurteil gegen die „Bergarbeiterzeitung" selbst beleuchtet. In dieser war den Streikenden auseinandergesetzt worden, sie hätten gegen den Willen der Organisationsleiter den Ausstand begonnen, nun müßten sie auch Stand halten, bis die Siebener-Kommission die Parole zum Anfahren gäbe. Wer zuerst nach dem Streik geschrieen habe, nachher aber nicht der Parole folge, der sei ein „Maulheld" und „Feigling". In diesen Ausdrücken sah das Gericht eine Verrufserklärung und verurteilte den verantwortlichen Redakteur unter ausdrücklicher Anerkennung, daß der ganze Artikel zu Ruhe und Ordnung mahne, zu einem Monat Gefängnis! — Wer findet es nach solchen Erfahrungen nicht erklärlich, wenn das bedauerliche Vorurteil, daß die Arbeiter in einem Klassenstaate unter Ausnahmerecht leben müßten, immer weiter Verbreitung findet?

Eine bedeutsame Einigung der landwirtschaftlichen Genossenschaften Deutschlands ist am 9. Februar 1905 zu Erfurt durchgeführt worden. Von den 17 162 eingetragenen landwirtschaftlichen Genossenschaften des Jahres 1903 waren 16 230 in 10 Verbänden organisiert. Von diesen Verbänden sind drei über ganz Deutschland verbreitet: Der Generalverband der ländlichen Genossenschaften Raiffeisenscher Organisation (Sitz Neuwied), der Reichsverband der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften (Sitz Darmstadt, früher Offenbach) und der Revisionsverband des Bundes der Landwirte (Sitz in Berlin). Der schwächste dieser drei zentralisierten Verbände ist der letztgenannte, mit nicht ganz 350 Einzelvereinen. Die beiden anderen großen Verbände haben einen Warenumsatz von mehr als 110 Millionen Mark und einen Geldverkehr von 2225 Millionen Mark. In diesen gewaltigen Ziffern tritt uns die außerordentlich wirtschaftliche Bedeutung der beiden genossenschaftlichen Hauptzentralen greifbar vor Augen. Daß sie jetzt den Boden für einheitliche Taktik und gleichmäßige Verwaltungspolitik geebnet und die gegenseitige Konkurrenz ausgeschaltet haben, macht ihren Einfluß für die Zukunft nur um so bedeutungsvoller. Die Ausgleichung des in der Raiffeisenorganisation verkörperten Zentralisationsgedankens mit der Dezentralisation, auf die der Reichsverband aufgebaut ist, wird zu einer auf der Höhe der Zeit stehenden Verwaltungstechnik führen, die dem landwirtschaftlichen Genossenschaftswesen neue Kraft einflößen wird. Ebenso wird der Ausgleich zwischen dem Prinzip der Selbsthilfe, das die Raiffeisenleute immer stark betont haben, und der Notwendigkeit der Staatshilfe, die der Reichsverband von jeher gepredigt hat, gute Früchte tragen.

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Eugen Katz in Berlin. — Druck von Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 12.

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 10. Berlin, 12. März 1905

Verwunderung

Wer Gott ehrt, ist hoch zu halten; denn er wird nie im Schlechten walten.
Sprichwörtlich.

Hätten wir doch wieder mehr die Gabe, uns zu wundern! Stand da an der Straßenecke ein kleiner Junge. Eben ging die Sonne leuchtend unter. Das hatte sein junges Auge noch nie gesehen. Er starrte und wollte nicht weitergehen. Scheu und andächtig kam es über seine Lippen: „Was ist das?“ Sein kleines Herzchen zitterte wohl über dem Neuen, das ihm nun offenbar werden sollte. „Was denn?“ meinte das Kindermädchen und zog den Jungen unwillig weiter. Daß man noch so dumm sein kann, einer untergehenden Sonne nachzusehen! Das ist ja so was ganz Gewöhnliches. Man hat es dazu noch in der Schule gelernt und fühlt sich recht als Herr dieser Naturerscheinung. Aber mein kleiner Junge ist wieder um eine Erfahrung reicher und eine Hoffnung ärmer. Er wollte sich wundern über ein Großes und war so selig ängstlich dabei. Doch die großen Menschen wundern sich ja nicht mehr. Also ist es das Zeichen eines erwachsenen Jungen, so etwas nicht mehr zu tun. Sicher ist ja das alles ganz selbstverständlich. Es muß so sein, die Schule bestätigt ihm später dieses „Muß“. Wir haben es hier mit einer ganz natürlichen Erscheinung zu tun. Der Junge lernt Physik und Geographie und Astronomie, von jedem ein Stückchen, erhält sein gutes Zeugnis und wundert sich schließlich, daß man sich über Dinge wundern kann, die man doch versteht.

Arme Menschen, die meinen, wissen sei verstehen! Das Leben schenkt uns Hunderttausende von Bildern. Wir müssen uns in dieser Überfülle zurecht finden. Da hat unser Verstand seine Rahmen mitgebracht, rund und eckig, schwarz und grün, poliert und roh. Nun geht die Arbeit an. Alle Bilder werden für diese Rahmen zurecht geschnitten. Der Mensch „kennt“ sie, sobald er sie aufgehängt hat. Sie stehen ihm nicht mehr im Wege; er ist ihrer Herr geworden. Aber die Bilder sagen ihm auch nichts mehr; sie hängen an der Wand. Der ganze Mensch hat wenig, bedauernswert wenig vom Leben, wenn er es nur erfaßt mit einer Hand, dem Verstand. Man muß alles mit beiden Händen anfassen, mit Herz und Verstand. Dann fängt die selige Stunde wieder an, daß wir uns wundern und aus einer Verwunderung in die andere fallen. Denn so tief unser eigener Herzensbrunnen ist, so dunkel sind auch die Tiefen alles Lebens um uns herum.

Daß wir uns doch wieder wundern könnten! Alles Forschen fängt an mit der Verwunderung. Alles Ahnen ist heiliger Dienst an göttlicher Wissenschaft. Das Wundern steigt, je umfangreicher das Wissen wird. Die Innenseite aller Dinge und Kräfte reizt unser sinnendes Empfinden. Unglückliche Menschen, die sich des Wunderns schämen! Laßt uns aufs Feld gehen und der Sonne nachschauen, laßt uns ins Leben gehen und den Menschenschicksalen nachdenken, so ahnen wir Gott. Das behütet uns vor vielem Schlechten, jedenfalls vor dem Tod des Lebens, dem Hochmut.

Traub.

Das neue Geschäftshaus

Man spricht eben jetzt in Berlin ziemlich viel von der Architektur des Geschäftshauses. Es gibt eine ganze Anzahl neuer Geschäftshäuser, die den Beschauer vor die Frage stellen, ob nicht wirklich durch sie etwas wie ein neuer Stil von selber kommt. In allererster Linie steht dabei natürlich das nun (bis auf weiteren Zuwachs dieses schönsten Bazars der Neuzeit) vollendete Wertheimhaus, aber es ist keineswegs allein. Neue große Kaufhäuser, Konfektionslager, Restaurationen sind überall im Werden oder vor kurzem geworden. Wir wollen und können sie nicht im einzelnen beschreiben; das ist Sache der Fachblätter. Aber was wir versuchen wollen, ist eine Darlegung des Unterschiedes der älteren und der neueren Geschäftsbauten:

1. Man merkt, daß wir wieder ein wohlhabenderes Volk werden. Wie das ausgehende Mittelalter seine Tuchhallen, Markt- und Rathäuser zu schmücken wußte, so kommt jetzt endlich nach langen mageren Jahrhunderten eine Periode, wo Deutschland wieder Geld für Schönheit nützlicher Bauten hat. In dieser Hinsicht hat der allgemeine Geschäftsaufschwung der Jahre 1895 bis 1900 viel getan. Die Banken fingen schon vorher an, sich mächtige Bauten zu gönnen; sie konnten es auch zuerst. Aber die Bankbauten brachten im allgemeinen wenig wirklich Neues. Sie waren schwer, solid, normal. Warum? Erstens, weil es meist Aktiengesellschaften sind, die durch ihre Direktoren und Aufsichtsräte arbeiten und deshalb auf mancherlei Geschmack Rücksichten nehmen müssen, die der große Einzelunternehmer nicht nötig hat, und zweitens, weil es der Bank im allgemeinen gleichgültig sein kann, ob sich dem Beschauer ein schöner Architekturgedanke einprägt, während der Kaufmann, der mit dem breiten Publikum zu arbeiten hat, den Bau selbst als Reklame benutzt. Die Kunst im Warengeschäft hat denselben Wert wie die Farbe der Blumen und das Gefieder der Vögel: Anlockungskunst. Das ist kein Tadel. Es ist viel besser, wenn eine Million in Baukunst geworfen wird, als wenn sie im Annoncengeschäft versinkt, denn nur im ersteren Falle dient sie der Nachwelt.

2. Das architektonisch Neue ist, daß für das Geschäftshaus der Grundsatz der verschiedenen getrennten Stockwerke aufgegeben wird. Das Miet- und Wohnhaus wird noch lange Zeit brauchen, ehe es mit dem Gedanken der Lichthöfe, um die sich die Wohnzimmer wie staffelweise gruppieren, Ernst machen kann. Am ersten werden große Hotels das starre Stockwerkssystem brechen können. Das Kaufhaus aber kann von vornherein als große Einheit behandelt werden, besonders da der Fahrstuhl das Treppenwerk vermindert. Von der inneren Einheit des Hauses aber fließt reicher Segen nach außen, denn nun erst ist es berechtigt und möglich, das Haus im ganzen nicht als Übereinanderstellung von vier oder fünf Parterre-Wohnungen, sondern als einen zusammenhängenden Körper zu behandeln. Das, was man bisher nur bei Kirchen und Bahnhöfen kannte, die organische Einheit des Gesamtwerkes, wird jetzt im Geschäftshaus möglich. Damit bekommen diese Gebäude bei aller ihrer Größe etwas im Grunde Einfaches und Trauliches. Jetzt erst empfindet man, wie sehr man unter der üblichen Fensterwand gelitten hat. Auch die neuen Häuser haben viel Glas, aber dieses Glas ist nicht mehr Unterbrechung der Wand, sondern wird selber ein Wandbestandteil.

3. Erst im neuen Geschäftshaus zeigt sich der Eisenbau in seiner ganzen Freiheit. Er kann spielend leicht die Weite der Hallen vergrößern und die Wucht der Zwischenbauten

Digitized by Google

verkleinern. Weite und Leichtigkeit werden zu Kennzeichen des Geschmackes. Man sehe die Pfeiler der eingebauten Zwischenlager und denke dabei an die schweren Wölbungen alter Kaufhäuser! Nicht immer glückt es hierbei, das rechte Maß zu finden, da unsere Augen noch zu wenig an Eisen gewöhnt sind und deshalb vorerst geschont sein wollen. Es ist aber etwas Glückliches in dieser neuen Herstellungsweise, etwas Elastisches und den Menschen Aufmunterndes. Das Holz wird zum Hilfsgegenstand und zum Kunstmaterial. Das ist es ja auch im Wohnhaus schon zu einem guten Teil geworden, aber erst im Geschäftshaus tritt dieser Umschwung deutlich zutage.

4. Das Geschäftshaus ist freier von Überlieferung und Tradition als irgend ein anderes Haus, weil es eben Geschäftshaus sein will und gar nicht beansprucht als ein Schloß angesehen zu werden. Die meisten unserer Wohnhäuser leiden noch daran, daß sie nichts als geringere Nachahmungen fürstlicher Schlösser sein wollen. Jeder beliebige Privatier will einen letzten Rest vom Glanz eines französischen Königs besitzen. Das trifft besonders den Westen von Berlin. Das Geschäftshaus verzichtet auf korinthische Säulen und Muschelformen, und deshalb wirkt es als Befreiung. Es kann gar keinen überflüssigen Innenschmuck brauchen, da die Waren selbst sein Schmuck sein wollen, und muß übersichtlich bleiben, wenn das Publikum sich zurecht finden soll. Es muß aus praktischen Gründen alle dunklen Ecken und kleinen Winkel vermeiden, und bekommt damit eine Unberührtheit von falscher Kleindekoration, die sehr wohltuend ist. Dadurch wirkt es in gewissem Sinne deutscher als die meisten unserer herkömmlichen Wohnhäuser, weil es eben kein „Renaissancebau" ist.

Naumann.

Ellen Key

Seit Wochen ist der Name Ellen Keys auf aller Lippen. Die große schwedische Schriftstellerin, deren Werke: „Mißbrauchte Frauenkraft", „Essays", „Das Jahrhundert des Kindes", „Über Liebe und Ehe" gerade in Deutschland ungeheures Aufsehen gemacht und die Gemüter in Liebe und Haß erregt haben, sprach zum erstenmal in Berlin. Alle die, welchen ihre Schriften zu Quellen neuen, vertieften Lebens geworden sind, alle die, welche in ihr die Reaktionärin sehen, und nicht zum wenigsten die Menge derer, die überall dabei sein müssen, um ihre „Bildung" zu zeigen, und die sich fast selbst ein bißchen berühmt vorkommen, wenn sie mit einer Berühmtheit eine Stunde lang dieselbe Luft geatmet haben, — sie alle strömten in ungeheuren Scharen herbei, um Ellen Key persönlich ihre Anschauungen über „Evolution der Seele", „Liebe und Ehe" und „Individualität des Kindes" entwickeln zu hören. Wohl wenige sind fortgegangen, ohne einen Eindruck fürs Leben empfangen zu haben: den Eindruck, nie einem gütigeren, reineren, wundbareren Menschen begegnet zu sein als dieser Frau. Wenn sie in ihrem Vortrag über die Evolution der Seele den neuen „Adelsmenschen", den „Seelenvollen" so schildert: „Güte strahlt von ihm aus wie ein helles Licht, das alle und alles um ihn mit seinem verklärenden Schein umleuchtet", so stand sie selber da als ein lebendiger Beweis dafür, daß sie nicht nur Utopien träumt, wie ihre Gegner ihr vorwerfen. Ellen Key zeigt der Menschheit hohe Ideale. Sie selbst sagt in ihrer letzten Arbeit: „Diejenigen, die an eine durch und für die Liebe vervollkommnete Menschheit glauben, müssen lernen, mit Jahrtausenden, nicht mit Jahrhunderten, noch weniger mit Jahrzehnten zu rechnen"; aber der Same, den diese Vollblutidealistin mit so verschwenderischer Hand ausstreut, wird wachsen und reiche Frucht bringen. Den Lebenswillen des neuen Menschen, des „Lebenskünstlers", erklärt Ellen Key mit den Worten: „Ganz und heiß ergreift er all den Reichtum des Lebens; groß und still beugt er sich unter die Notwendigkeit; frisch und freimütig wirkt er für die Zukunft."

Wenn Ellen Key hier die Entwickelung des Seelenlebens, die größtmögliche Steigerung der Seelentätigkeit als Grundbedingung für die gesamte Entwickelung der Menschheit fordert, so stellt sie sich hiermit in schroffsten Gegensatz zu den Anschauungen derjenigen „führenden Geister", welche die Kultur als Selbstzweck betrachten. Einen starken Sturm der Entrüstung haben ihre Ansichten über die Frauenfrage bei einem Teil der Frauenrechtlerinnen hervorgerufen. Kein Wunder — bekennt doch Ellen Key frei und offen: „Der Mann wird stets die erste Stelle einnehmen auf dem Gebiete des Intellekts; die Frau dagegen ist ihm weit überlegen an Tiefe des Gemüts und Kraft der Seele. So soll die Frau bestrebt sein, ihre fraulichen Eigenschaften zu höchster Blüte zu entwickeln, und nicht versuchen, den Wesensunterschied zwischen Mann und Frau, der nun einmal besteht, aufheben, den Gesetzen der Natur Zwang antun zu wollen." Keinenfalls will Ellen Key der Frau das Recht auf Arbeit rauben, wie man ihr vorgeworfen hat. Auf den Vorwurf, sie wolle die Frau in den früheren erniedrigenden Zustand zurückbringen, sie zwingen, in der „stillen Welt des Heims eingemauert zu sitzen und auf einen Mann zu warten", antwortet sie: „Man sollte meinen, in einer Zeit, wo der Kampf ums Dasein eine solche Höhe erreicht hat, daß die Mehrzahl der Frauen die Wahl hat, entweder zu hungern oder irgend welche Arbeit zu ergreifen, würde diese Ansicht keinem denkenden Menschen mehr zugetraut werden können, am allerwenigsten denen, die, wie ich, an eine Zukunft glauben, in der kein einziges Mitglied der Gesellschaft sich der Arbeitspflicht mehr entziehen darf. Ohne zu arbeiten, erreicht die Frau, ebensowenig wie der Mann, eine allseitige intellektuelle und ethische Entwickelung, und die Frau bedarf deshalb der Arbeit weit mehr, als die Arbeit der Frau bedarf. Die zur Arbeit untaugliche Frau gerät immer in ein erniedrigendes Abhängigkeitsverhältnis, und das erniedrigendste ist die Ehe, aufgefaßt als Versorgung. Die arbeitsunlustige Frau füllt die Leere ihres Lebens aus mit einem Kultus des Dilettantismus, der Bagatellen und Abenteuer, von denen das gefährlichste die Ehe ist, aufgefaßt als Zeitvertreib. Ich wende mich also nicht gegen die Arbeit der Frau. Es ist ein großer Irrtum der Frauenemanzipation gewesen, daß sie das Hauptgewicht auf die Arbeit der Frau gelegt hat und nicht auf ihr Arbeitsgebiet. — — Ich bedaure die Frauen, die nicht wählen können, sondern aus Brotnot gezwungen sind, die erste beste Arbeit zu ergreifen, die sich anbietet, wie wenig Neigung sie auch dazu verspüren. Aber ich richte mich gegen die Frauen, die sich, völlig frei, ihren Lebensberuf aussuchen können, und die dennoch mit keinem Gedanken daran denken, so zu wählen, daß das Weibliche in ihrer Natur in der Arbeit Verwendung findet."

Das Motto für „Mißbrauchte Frauenkraft" heißt: „Des Weibes Geschichte ist die Liebe". Von frühester Jugend an wurde Ellen Key, deren Eltern und Großeltern in idealster Liebesgemeinschaft lebten, in dem Bewußtsein von der großen Liebe als dem höchsten Lebenswert auferzogen. Ihr war und ist Liebe Andacht, Gottesdienst, und gerade ihr hat das Geschick nur Dornenkronen gereicht. „Jahrelang", sagt ihre Biographin Frau L. Nyström-Hamilton, „fühlte sie ihr Leben wertlos bis zur Versuchung der Selbstvernichtung." Heute ist Ellen Key eine alte Frau mit weißem Haar und strahlenden Kinderaugen, und sie wird nicht müde, die Glücklicheren zu lehren, ihre Rosen zu pflegen. Es ist ein grausamer Widerspruch des Geschickes, daß es diese Frau mit den seltensten Gaben des Herzens, den reichsten Schätzen, die ein Frauengemüt nur umschließen kann, bedacht hat, um ihr das höchste Glück, das der Gattin und Mutter, zu versagen. Daß diese Frau trotzdem nicht verbittert geworden ist, sondern sich das Gefühl für die größten Werte des Lebens rein bewahrt hat, anderen von ganzem Herzen gönnend, was sie selber nicht besitzt, ist ihre große Stärke. In der Ehe fordert Ellen Key völlige gegenseitige Gleichheit und Freiheit. Liebe ist die einzige Berechtigung zur Ehe, und möge man im krausen Wechselspiel des Lebens zu mancherlei Kompromissen gezwungen sein, hier gibt es kein Zugeständnis.

Einsam ist Ellen Keys Leben — wie reich hat sie es gemacht. Ströme des Segens sind von ihr ausgegangen; tausende und aber tausende danken ihr Erweckung zu persönlichem Leben.

Ihr äußeres Leben ist sehr einfach gewesen. Am 11. Dezember 1849 wurde Ellen Key auf Sundsholm geboren als „erstes Kind junger und glücklicher Eltern". Ihr Vater, Emil Key, stammt aus einer vornehmen, uralten schottischen Familie, ihre Mutter war eine Gräfin Posse. Als reicher und vornehmer Leute Kind aufgewachsen, war sie im Alter

Digitized by Google

von 30 Jahren gezwungen, als Volksschullehrerin ihr Brot zu verdienen, da ihre Familie durch unglückliche Umstände gänzlich verarmte. Lange Jahre hat sie ihren schweren Beruf neben ihrer großen literarischen und sozialen Tätigkeit geübt. Seit kurzem hat sie ihren Wohnsitz in Stockholm aufgegeben, um, ihrer nie überwundenen Sehnsucht nach der verlorenen Heimat folgend, auf dem Lande zu leben.

Hilda Fuhm.

Untreu

Erzählung von Harald Kidde.
Aus dem Dänischen von Hermann Kiy.

Auf dem Fjeld war's hoch oben zwischen den Höhen.

Sie saß im Lehnstuhl hinter den vom Mond beschienenen Scheiben und stierte hinaus in die Bergeinöde mit all dem Schnee. Bald schwand der Schnee unter den Schatten der treibenden Wolken; bald leuchtete er auf und weitete sich bis hin zu den fernen Bergen, deren blauende Gipfel sie ganz da draußen gewahrte, wo die Grenze der Hochebene war, und wo der Weg mündete, der aus den Tälern kam. Verschlossen, leer stierte ihr starkzügiges Antlitz unter den schwarzen Haaren hinaus in das eisige Schweigen. Von Zeit zu Zeit glänzten ihre großen Hände auf den Lehnen des Stuhles aus dem Dunkel hervor; von Zeit zu Zeit traf ein blasser Mondstreif auch die schweren Möbel im Zimmer. Ihr zu Füßen stand die Wiege, und das Kind lag darin, lag tief unten in den Kissen mit geschlossenen Augen, den Kopf zur Ruhe niedergepreßt. Sie waren zu zweien im Zimmer, doch nur ein Atem erklang in der Grabesstille.

Draußen in der Einöde wechselten Licht und Schatten der Nacht — wie ein Auge, das sich öffnet und schließt. Bald starrte es herein zu ihr mit seinem harten, weißen Blick, bald senkte es sich in verstecktem Lauern, und hinter ihr starrte derselbe weiße Blick, lauerte dasselbe versteckte Auge. Und nun, wenn das Schneeland da draußen sich erhellte, so war's, als schiebe sich eine Luke zur Seite, und dasselbe Schneeland schien ins Zimmer hinein. Und erlosch das Land draußen, so schob die Luke sich zu.

Die Stunden der Nacht entflohen; groß und unbeweglich saß sie da, belauert von den Blicken von vorn und von hinten. Saß steif, unbeweglich und steif. Bis sie auf einmal den Kopf zur Scheibe neigte, als wolle sie ein lebendes Wesen hervorspähen aus der weißen Bergöde, einen Laut hervorlauschen aus dem ewigen Stummsein. Vornübergebeugt blieb sie sitzen, bis weit, weit drüben ein schwarzes Pünktchen vorkroch aus den blauenden Bergen; und dann jagten wieder Wolken hin über den Mond, ihre Schatten überflogen die Ebene, und Pünktchen und Berge vergingen. Doch als das Licht wieder kam und die Ebene neu auftauchen ließ, da war das Pünktchen über die Schneefläche vorwärts geeilt, auf das hohe, einsame Fenster zu. Und während das Licht kam und schwand, eilte das Pünktchen näher und näher und wurde vom Pünktchen zum Punkt, vom Punkt zur Kugel und von der Kugel zu einem Mann zu Pferde, der dahinjagte durch bläuliche Dämmerung und schneidenden Glanz.

Und nun erhob sie sich, schob den Stuhl zurück und ging ins Zimmer; jäh hielt sie inne, den Blick auf den Spiegel geheftet, wich zur Seite und sah hinein.

Da drinnen jagte der Reiter heran; vorgebeugt saß er, das weiße Gesicht halb vom Hute versteckt; eine Wolke von Schnee wirbelte auf, um ihn und das Pferd. Jetzt erhob er den Kopf und sah zu dem Fenster empor; sie aber stand verborgen im Dunkel und folgte ihm in dem Spiegel. Ihre Augen wurden starr und verglast, die großen Hände verflochten sich ineinander, und den Leib krümmte ein Krampf. Nun schwenkte der Reiter im Spiegel und verschwand — in demselben Augenblick quoll das Dunkel vor, und das Auge erlosch.

Hochaufgerichtet ging sie zurück ans Fenster und saß unbeweglich und wartete.

Eine Weile verging; dann erschollen eilige Schritte in den hintersten Zimmern des Hauses. Die Tür wurde aufgerissen, und nun strömte das Mondlicht auch zu dem Fenster des Nebenzimmers herein.

„Guten Abend, Ursula."

Die Tür schloß sich, die Hälfte des Lichtes verschwand. Sie wandte den Kopf nicht.

„Guten Abend."

Unsicher, zaudernd trat er näher; jetzt stand er im Mondschein am Fenster.

Er sah sie an; sein Gesicht unter den schwarzen Strichen des Bartes, dieses Gesicht mit den zwei schwarzen, zitternden Augen war kreideweiß.

„Na, Ursula, du bist noch nicht zu Bett?"

„Bin ich jemals zu Bett gegangen, eh' du nach Hause kamst?"

„Nein, nein, Liebste," seine Stimme wurde brüchig und freundlich, „aber warum bleibst du denn nur auf all die Nächte lang? Du weißt doch, wie die Krankenbesuche sich hinziehen können — — auch diesmal wieder — ich hatte gehofft, gestern wieder zu Hause zu sein; aber es ist ja auch keine Kleinigkeit, einziger Arzt zu sein in meilenweitem Umkreis für die Fjelde und Bergöden. — — Liebe Ursula, du solltest dich wirklich zur Ruhe legen, wenn ich so lange ausbleibe —"

Zögernd kam er näher, neigte sich vor in dem erneuten Lichte, wie um den Arm um sie zu legen. Eine frische Woge von Fjeldschnee und Nachtluft schlug ihr entgegen; doch noch eine andere, ganz andere Luft war darunter — nur wenig, aber deutlich zu spüren. Sie starrte ihn an — und schon wich er zurück. Seine Lippen schlossen sich in hoffnungsloser Pein.

Dann begann sie, mit tiefer, monotoner Stimme zu sprechen, während das Dunkel von dem Zimmer Besitz ergriff:

„Gurrik Olson war gestern morgen hier —"

Er fuhr zusammen.

„Gurrik! Gurrik — o, ihn hatt' ich ja ganz vergessen —"

„Er wollte bloß sagen, daß sein Weib und sein Kind, daß die jetzt gestorben wären."

„Gestorben —" er stöhnte auf, seine Hände zerknüllten den Vorhang.

„Heute nachmittag kam Arent Bentson oben von der Schneegrenze mit seinem zwölfjährigen Jungen, dem hatte ein Bergsturz die Beine zerschmettert — sie haben ihn da drinnen aufs Operationsbett gelegt und fünf Stunden gewartet — da ist der Junge gestorben."

Die Stimme schwieg; er preßte den rauhen Stoff des Vorhangs gegen die Stirn, sein Atem war ein Stöhnen — der ihre war kaum zu hören.

Plötzlich befreite er sich mit einem Ruck und wandte sich ihr zu:

„Ja Ursula, es ist fürchterlich, fürchterlich — aber was soll ich tun? Ich kann doch nicht überall sein! Vorgestern abend mußt' ich ja ganz unten ins Tal, und als ich auf dem Rückweg mich beeilte und beeilte, da hielt man mich auf an dem Abhang, da" — seine Stimme wurde gleichgültig, „bei Rengaard und holte mich hinein zu — du weißt —"

Sie hieß ihn schweigen mit einem Blick, und unwillkürlich wich er ihr aus.

„Aber das Kind! Der Junge!" fuhr er auf, „Ursula, unser Kind! Wie geht es dem Jungen denn? Er war ja krank, als ich fortging — aber jetzt — —"

Auf den Knien lag er neben der Wiege.

„Nun schläft er ja so gut. Siehst du, wie überflüssig besorgt du warst, als du nicht aufhören wolltest mit Bitten, ich möcht' schnell wieder nach Hause kommen. Gelt, Arne? — Vaters Arne."

Das Licht erschien.

„Arne!" Mit einem plötzlichen Ruck beugte er sich tiefer hinab.

Wieder begann die Stimme:

„Drei Tote also vergiß nicht zu verzeichnen. Zum Schlusse hab' ich zu berichten, daß Doktor Aspelins —"

Digitized by Google

Ein Geheul durchgellte das Zimmer: er riß die Decken beiseite, riß das Kind an sich in seine Arme. Da fiel es hintenüber, schwer und schlaff, der Kopf sank in die Kissen.

„— daß Doktor Aspelins Sohn Arne seit gestern nachmittag um 6 Uhr tot ist."

Versteint lag er da, den stieren Blick auf die weißgekleidete Kinderleiche in seinen Armen geheftet. Nun ließ er plötzlich los, und der kleine Leichnam fiel in schräger Lage in die Wiege zurück, die sich knarrend in Gang setzte.

„Das wäre also der vierte Tote", schloß die Stimme.

Irr blickte er sie an, seine Augen trafen ihre festen, verschlossenen Züge. Im Dunkel tappte er um sich und brach nach vornüber zusammen, sich an sie klammernd, seine Arme um ihre Hüften pressend, sein Antlitz in ihre Röcke bohrend.

„Ursula, sprich, sprich zu mir! Hilf mir! Ursula!" schrie er.

Sie rührt sich nicht; unbeweglich, rank sitzt sie da, den schluchzenden Mann zu Füßen, und starrt hinaus in des Hochfjelds Winternacht. Licht und Dunkel wechseln, die beiden Augen gehen auf und zu.

Büchertisch

Ellen Key. Ein Lebensbild von L. Nyström-Hamilton. Biographien bedeutender Frauen. Band III. Verlag von E. Haberland, Leipzig-Reudnitz. 108 Seiten mit 10 Abbildungen. Preis geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Die Daten zu dem vorstehenden Aufsatz über Ellen Key sind der Biographie von Frau Nyström entnommen. Das Buch sei allen Verehrern der großen Schwedin auf das allerwärmste empfohlen, denn die Verfasserin hat es verstanden; ein außerordentlich klares Bild von dem inneren und äußeren Werdegang der seltenen Frau sowie von ihrem Schaffen und Wirken zu geben. In langen Jahren engster Freundschaft hat sie Gelegenheit gehabt, Wesen und Eigenart Ellen Keys gründlich zu studieren, und sie findet warme Herzenstöne, um uns ihre Beobachtungen zu vermitteln, ohne jedoch sich in einseitige Bewunderung und Anschwärmerei zu verlieren. F.

Bericht über die Feststellungen betreffend die gewerblich beschäftigten Breslauer Volksschulkinder. Erstattet im Auftrag und unter Mitwirkung der Kinderschutzkommission des Breslauer Lehrervereins von Karl Fischer, Lehrer. Breslau, Verlag von Priebatschs Buchhandlung, Lehrmittelinstitut. 48 S.

Der Bericht gibt das Ergebnis zweier Erhebungen, die im Dezember 1903 und März 1904 veranstaltet worden sind: die erste, um vor allem die Lehrerschaft mit der Arbeitstätigkeit ihrer Schulkinder, deren Umfang festgestellt werden sollte, bekannt zu machen und das Gesetz in persönliche Beziehung zu ihren Schülern zu setzen, die zweite, um die augenblickliche Wirkung des Kinderschutzgesetzes zu beobachten. Als besonders wertvoll betrachte ich die Einzelbeispiele, die zahlreich gegeben sind. Denn was sagt die Tatsache, daß 685 Kinder mit Nähen, Stricken usw. beschäftigt sind, dem oberflächlichen Leser? Dagegen höre er: „12jähr. Knabe, drei Stunden täglich Knopflöcher nähen, durch Überanstrengung augenkrank geworden", „11jähr. Knabe, macht wochentags in der schulfreien Zeit künstliche Blumen, leidet an starker Wirbelsäulenverkrümmung, sieht elend aus" usw. Der interessante Bericht sei namentlich allen Lehrern warm empfohlen, die ihn unter Umständen als Vorbild benutzen können. Denn es bleibt richtig, was Konrad Agahd, der warmherzige Vorkämpfer des Kinderschutzes, in seinem Gesetzeskommentar geschrieben hat: „Eine wirksame Durchführung des Gesetzes ohne die Schule ist unmöglich." Denselben Standpunkt hat Graf Posadowsky seinerzeit im Reichstag eingenommen. Nicht allein die Volksschullehrer, aber sie in erster Reihe sind berufen, an der Lösung dieser wahrhaft kulturellen Frage mitzuarbeiten. M.

Erich Neuhaus: Die Flottenfrage unter den wirtschaftspolitischen und technischen Voraussetzungen der Gegenwart. Leipzig, Felix Dietrich, 1904. 4°. 1 Mk.

Eine ausgezeichnete Schrift, die auf 59 Seiten alles Wesentliche über die Flottenfrage klar und anschaulich zusammenstellt. Ohne oberflächlich zu werden, behandelt der Verfasser in zehn knappen Kapiteln: I. Die Anfänge der neudeutschen Seemacht. II. Die Kriegsflotte im „saturierten" Deutschland. III. Küstenschutz und Hochseekampf. IV. Das Wachstum der deutschen Seeinteressen und die beiden Flottengesetze. V. Deutschland in der internationalen Politik. VI. Die Kriegsflotte des Reiches in ihrem augenblicklichen Zustande. VII. Die Seemacht Deutschlands und die der Konkurrenzmächte. VIII. Der ostasiatische Krieg und die „Jeune école". IX. Die baupolitischen Aufgaben der deutschen Marine. X. Die Deckungsfrage. — Am erfreulichsten scheint mir, daß sich diese Broschüre bemüht, die technischen Probleme, die für den Ausbau unserer Flotte von Bedeutung sind, auch dem Laien verständlich zu machen. Die Deckungsfrage löst der Verfasser in entschieden liberalem Sinne, indem er mit Wärme für eine Reichserbschaftssteuer eintritt. C. Wilhelm.

Allerlei

Bülows Büste.

A.: Was wird wohl Bülow zur Kaiserbüste gesagt haben?
B.: Er hat gesagt: Wohin soll ich sie stellen?
A.: Vorläufig stellt er sie ins Reichskanzlerhaus.
B.: Aber dann?
A.: Er wird sich ein Schloß bauen müssen.
B.: Dazu hat er ja die Hamburger Erbschaft.
A.: Das reicht nicht!
B.: Also braucht er eine Dotation.
A.: Diese wird aber nur nach siegreichen Kriegen bewilligt.
B.: Also braucht er für seine Büste einen siegreichen Krieg.
A.: Ob sich wohl der Kaiser das dabei gedacht hat?
B.: Nein, denn er will ihn vor dem Kriege gehen lassen.
A.: Wozu dient also später die Büste?
B.: Zu Gedanken und Erinnerungen.

Ein Sonnabendsgast. Sonnabends Gäste? Solch unzeitgemäßer Besuch dürfte wohl schwerlich willkommen sein. Am Wochenschluß drängt so manches nach Erledigung, und die Hausfrau mit dem Schrubber in der Hand und in hochgestecktem Kleide würde in schöne Verlegenheit geraten. — Dem ist nicht so. Sie empfängt ihre Gäste ohne Zeichen der Überraschung. Ihr Kommen ist nämlich Regel. Dafür werden sie gleich auf dem Flur, auf der Treppe, vor der Haustür abgefertigt. Und dieses abgekürzte Verfahren tut den gefühlvollen Ausbrüchen der Hochachtung, der Freude und des Dankes keinen Abbruch, wenn sie nur ihre Stulle, ihr Ei oder ihren Fünfer erhalten. Die ortseingesessenen Krüppel und Armen, Männlein und Weiblein! Das sind unsere Sonnabendsgäste. — Im allgemeinen glaubt man: Bettler ist Bettler. Da gibt's keinen Unterschied. Sie stehen alle gleich, nämlich auf der untersten Gesellschaftsstufe. Auf das Landstreichertum mag das zutreffen. Es hat das Bewußtsein gesellschaftlicher Gleichheit, und das Solidaritätsgefühl ist bei ihm stark entwickelt. Beim ansässigen Armenvolk gibt es genau wie in den höheren Schichten Differenzierungen. Bei genauerem Zusehen hat die soziale Stufenleiter immer noch einige Sprossen abwärts. Unter unsern Stammgästen beansprucht eine Frau in erster Linie berücksichtigt zu werden. Sie fühlt sich als Bettlerkönigin. Nicht weil sie die ärmste oder gar die würdigste wäre. Sie hat sehr viel auf dem Kerbholze. Aber das Gefühl der Überlegenheit gegen andere hat sie, und von ihresgleichen wird sie so lange respektiert, wie sie zugegen ist. Jetzt ist sie ein altes, abgehetztes Weib. Früher war sie der Schrecken der Dörfer, eine richtige Landplage. Was sie nicht gutwillig erhielt, stahl sie oder nahm es gewalttätig. Blieb sie dabei der schwächere Teil, so wurde sie meist gewaltig durchgeprügelt; hatte sie die Überhand, so wanderte sie dafür später ins Gefängnis oder Zuchthaus. Schaden hatte sie auf alle Fälle. Das hinderte nicht, daß sie jahrelang sich über Gesetz und Recht setzte. Der Begriff Eigentum mochte ihr nicht eingehen. Furcht und Scham über solche Dinge kannte sie nicht. Als sie in gesetztere Jahre kam, änderte sie ihre Taktik. Sie kämpfte nicht mehr mit den Fäusten, sondern mit dem Munde. Wurde sie irgendwo abgewiesen, so schimpfte sie in gemeinster Weise. Dafür mußte sie noch ein paarmal ins Loch. Das wurde ihr mit der Zeit lästig. Nun spionierte sie die Privatverhältnisse aus und den Klatsch. Dabei war sie nicht so leicht zu fassen; aber die Methode war für ihren Zweck außerordentlich ergiebig. Die Bauern wurden ihr wegen ihrer Unverbesserlichkeit gewissermaßen tributpflichtig. Man nannte sie „Speckminna". Für einen Riegel Speck hatte sie nämlich ein tiefes Gefühl. Der diente zum Schmelzen des Essens für ihre zahlreiche Familie. Sie selbst brauchte für sich wenig, fast gar nichts. Alles trug und raffte sie zusammen für Mann und Kinder. Die haben nun mittlerweile wieder Familie. Um so angestrengter und umfassender übt sie ihre Tätigkeit aus. Wie eine alte Wölfin sorgt sie für ihre Sippe. Schon ein Vierteljahr vor Weihnachten bestellt sie für ihre Enkelkinder den heiligen Christ: hier eine Mütze vom jungen Herrn, dort eine Jacke, ein Paar Strümpfe, ein Paar abgelegte Schlittschuhe. Eine sorgsamere Mutter und zärtlichere Großmutter gab es gewiß selten. Ihrem Manne ist sie in allen Ehren treu geblieben. In ihrer Residenz, dem Armenhause, führt sie das Zepter. Sie teilt aber den Genossen gern mit, wenn sie in Not sind, und übernimmt freiwillig die Krankenpflege für Leute, die man hinter dem Zaune gefunden hat. Nun ist sie alt und mürbe geworden und gibt nur noch gute Worte. Sie kommt geschlichen, und auf der Treppe geht ihr der Atem aus. Am letzten Sonnabend drang sie, als niemand hörte, bis ins Allerheiligste, der „guten" Stube, wo gewischt wurde. „Ob ich wohl im Himmel so ein schönes, geräumiges Plätzchen kriege?" „Ein viel schöneres." Mit Erstaunen: „Meinen Sie wirklich, daß ich in den Himmel komme?" „Gott ist ja den Sündern gnädig." „Na, wenn ich auch unten hin komme. Wenn man mich nur in Ruhe läßt, ich tue niemand mehr etwas zu leide." F. F.

Briefkasten

E. Der Verfasser des Buches: „Der Primat des Petrus" heißt nicht Erit, wie leider versehentlich in unserem Verzeichnis steht, sondern Grill.

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 11

Nationalsoziale Wochenschrift

Sonntag, den 19. März 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Das Fiasko der preußischen Polenpolitik — Die freisinnigen Parteien in klerikaler Beleuchtung — Die liberale Einigung — Nationalliberale Stammgäste — Professor Jastrow) — **Naumann**: Ein kritischer Tag der Weltgeschichte — **Friedrich Weinhausen**: Der Streiklohn der Bergarbeiter — Arbeitersekretär **A. Erkelenz-Düsseldorf**: Spitze Federn — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — Büchertisch — **Dr. Julian-Marcuse-Mannheim**: Die Bekämpfung der Tuberkulose — **G. Traub**: Wahrheit — **Else Lüders**: Frauenbewegung und Arbeiterinnenfrage — Durchschaut — Kunst — Büchertisch — Allerlei — Eingegangene Bücher — Briefkasten.

Politische Notizen

Das Fiasko der preußischen Polenpolitik. Die preußischen Steuerzahler haben alljährlich für die sogenannte Ostmarkenpolitik viele Millionen aufzubringen. Es sind insgesamt 450 Millionen bewilligt worden, mit denen polnischer Grundbesitz in deutsche Hände übergeführt werden soll. Selten aber hat sich mit solcher Klarheit gezeigt, daß Ausnahmegesetze nur Märtyrer schaffen, ohne ihren eigenen Zwecken zu nützen, als in der preußischen Polenpolitik. Seit 1886 hat die Ansiedelungskommission ungefähr 262000 ha in den polnischen Gebietsteilen erworben. Anfänglich kaufte sie in der Hauptsache aus polnischen Händen. Unter den polnischen Besitzern jedoch galt es bald als Ehrensache, der deutschen Ansiedelungskommission entgegenzuarbeiten. So kam es, daß wesentlich nur solche polnischen Besitzer verkauften, mit denen es so wie so schlecht stand, die aber durch die preußischen Taler instand gesetzt wurden, neue Güter zu kaufen und so ihre Existenz zu befestigen. Und an Deutschen, die verkaufen wollten, war kein Mangel, da die preußische Ausnahmegesetzgebung eine heftige Verbitterung zwischen Polen und Deutschen schuf, und viele deutsche Grundbesitzer inmitten polnischer Umgebung die Kraft verloren, auf ihrem Posten auszuharren. In den letzten Jahren aber erwirbt die Ansiedelungskommission nur wenig Land mehr aus polnischen Händen. Im Jahre 1903 stammten nur 7,3 pCt. des erworbenen Landes in Westpreußen und Posen von polnischen Besitzern, im Jahre 1904 sind es 10,5 pCt. gewesen. Alles andere ist aus deutschen Händen erworben, es ist vorwiegend Rittergutsland, und das erklärt auch das Interesse der preußischen Großgrundbesitzer an dieser „Germanisierung". Die Ansiedelungskommission kauft ihnen zu unverhältnismäßig hohen Preisen ihr Land ab, und die Kosten hat die Allgemeinheit zu tragen. Die Großgrundbesitzer betreiben auch hier wieder „nationale" Ziele zu ihrer Bereicherung. Selbst wenn das Streben der Ansiedelungskommission, deutsche statt polnische Besitzer anzusetzen, erfolgreicher wäre: ist das ein Weg zur Germanisierung? Wenn auch die Besitzer Deutsche sind — die Arbeiter und Handwerker, die das eigentliche Volk ausmachen, bleiben polnisch, und bleiben es desto mehr, je mehr sie durch unsere Ostmarkenpolitik gereizt werden. Wenn man das Deutschtum fördern will, dann tue man mehr für die Schulen im Osten. Und vor allem arbeite man planmäßig hin auf Schaffung günstiger Lebensbedingungen für deutsches Bauerntum. Den landwirtschaftlichen Großbetrieb mit Zöllen und Fideikommissen stärken, das heißt die Ausdehnung der Polen künstlich befördern. Diese und die Tätigkeit unserer Ansiedelungskommission haben dem Deutschtum im Osten unsäglich geschadet. Die polnische Bewegung aber fühlt sich ähnlich wohl, wie die Sozialdemokratie in der letzten Zeit des Sozialistengesetzes.

Die freisinnigen Parteien in klerikaler Beleuchtung. Die Kölnische Volkszeitung, das lesbarste Organ der Zentrumspartei, widmet stets einen überraschend großen Teil ihres Raumes dem entschiedenen Liberalismus. Nicht ohne politisches Interesse ist ein Artikel dieses Blattes vom 5. März, dessen Schluß wir wiedergeben wollen:

„Von der Leitung der freisinnigen Partei wird zu unserem großen Bedauern Herr Richter durch Krankheit ferngehalten und die „Kleinen von den Seinen" drängen sich vor, so der unsympathische Müller (Meiningen). Die „freisinnige" Presse aber tritt für Freiheit und Duldsamkeit gewöhnlich mit dem Zusatze ein: „die Katholiken ausgenommen", und ist zurzeit neben der Presse des Evangelischen Bundes und dem Reichsboten die hauptsächlichste Vertreterin der antikatholischen Hetze. Unter diesen Umständen hat unser Interesse an dem Fortbestand des Freisinns sich erheblich vermindert, obschon wir auch manche Ausnahmen machen, mit denen wir gerne noch weiter zusammen arbeiten möchten und die wir nur mit Bedauern in der kulturkämpferischen Gesellschaft sehen, zu der sich der Freisinn neuerdings zu entwickeln scheint. Mit ganz besonderer Genugtuung würden wir die Genesung des verdienten Abgeordneten Eugen Richter begrüßen. Ein Mann von seiner Klugheit und seinem Weitblick, der sich nicht von jeder schnell aufleuchtenden und ebenso rasch wieder verschwindenden Agitation des Tages hinreißen läßt, gehört zu den Staatsmännern, die wir im politischen Leben Deutschlands nicht gut entbehren können."

Daß wir jemals nach Art der Kulturkämpfer der katholischen Bevölkerung zu nahe getreten wären, ist direkt unwahr. Wir haben stets, gegenüber dem Jesuitengesetz und bei ähnlichen Gelegenheiten, den Standpunkt Rickerts vertreten, der bekanntlich an der Beseitigung von § 2 des Jesuitengesetzes hervorragend mitgearbeitet hat. Nicht die Katholiken bekämpfen wir, sondern das Zentrum, dessen politische Machtstellung wir allerdings für ein vaterländisches Unglück halten. In diesem Sinne ehrt es uns, daß das geistig führende Zentrumsorgan gerade unsere Politik mit ausgesprochener Gehässigkeit bekämpft. Es ist nur die Frage, ob das Zentrum zu diesem Zweck nötig hat, dieselben Mittel anzuwenden, die ihm das Zusammenhalten seiner Herden erleichtern. Auf den Schwindel von der „Gefährdung der Religion" gehen nicht alle Leute ein.

Die liberale Einigung in Schleswig-Holstein macht gute Fortschritte. Auf dem Boden des zwischen den beiden freisinnigen Parteien abgeschlossenen Einigungsprogrammes sind fünf liberale Vereine gegründet worden. Es ist erfreulich, daß jetzt in Plön, Eutin, Malente, Heikendorf und Labe Organisationen bestehen, in denen auch Vertrauensmänner der freisinnigen Volkspartei mitwirken. Besondere Verdienste um die Einigung hat der Kieler Abgeordnete Wolgast, Hospitant der freisinnigen Volkspartei.

Nationalliberale Stammgäste. Die Wormser Zeitung des Freiherrn v. Heyhl beschwert sich bitterlich darüber, wie schlecht die Nationalliberalen von der Regierung behandelt würden. Sie seien doch immer die „Stammgäste" der Regierungspolitik gewesen, während das Zentrum, das ihnen jetzt vorgezogen würde, sich so oft wetterwendisch und ungeberdig betragen habe. — Der politische Stammgast der Wormser Zeitung könnte sich schnell davon überzeugen, daß Stammgäste, die sich alles bieten lassen, auch in Wormser Wirtshäusern schlecht behandelt werden. Wären die National-

Digitized by Google

liberalen schon in der ersten Zeit nach der Reichsgründung steifnackiger gewesen, so hätte sich nicht Bismarck verbitten können, daß sie „mit aus der Schüssel essen". Inzwischen freilich haben sie gegenüber der Reichswirtschaft in allen Lagen sich zustimmend verhalten, so daß man mit Recht über ihre Wünsche zur Tagesordnung überzugehen sich erlauben konnte. Übrigens unterscheiden sich die Wünsche der nationalliberalen Stammgäste nur wenig mehr von denen der bevorzugten Zentrumsleute.

Professor Jastrow. Endlich wird Privatdozent Dr. Jastrow in Berlin nach 20jähriger Wartezeit außerordentlicher Professor. Das würde an sich nicht das öffentliche Interesse beanspruchen, das jetzt erregt ist, denn es hat schon mancher Privatdozent lange warten müssen, besonders, wenn er israelitischen Ursprungs war. Jastrow aber erlebt an seinem Leibe etwas von der Geschichte der sozialen Bewegung im ganzen. Er ist der Wissenschaftler und Statistiker des „Arbeitsmarktes". Das ist eine große und ganz selbständige Leistung, etwa so wie wenn ein Physiker eine neue, wichtige Entdeckung macht. Er hat die tatsächliche Erkenntnis der Gegenwart in bestimmt nachweisbarer Weise vermehrt. Das Deutsche Reich übernahm seine Arbeitsweise als es das „Reichsarbeitsblatt" gründete. Der Mann aber, der die Arbeitsweise in einem stillen und opfervollen Leben erfunden hatte, mußte warten, bis — Herr Ministerialdirektor Althoff so gütig war, ihn endlich zum außerordentlichen Professor zu machen. Er soll über Verwaltungswissenschaften vortragen. Hoffentlich fordert der Justizminister von allen jungen Juristen, die in Berlin sich auf Staatsverwaltung vorbereiten, daß sie bei Jastrow hören. Das könnte den zukünftigen Hilfskräften der Herren Landräte sehr nützlich sein, denn Jastrow ist ein unerbittlicher Darsteller der statistisch erfaßbaren Wirklichkeiten.

Ein kritischer Tag der Weltgeschichte

Es ist möglich, daß es seit der Schlacht von Sedan kein Ereignis gegeben hat, das so große weltgeschichtliche Folgen nach sich zieht, wie die Schlacht von Mukden. Wie bedeutend diese Folgen sein werden, wird man freilich erst in späteren Jahren wissen, gerade so wie man im September 1870 noch nicht ermessen konnte, was die Umzingelung der französischen Armee und die Gefangennahme Napoleons bedeutete. Uns, die wir rückwärts schauen, ist das Ereignis von damals mit jedem Jahrzehnt größer geworden. Es war in der Tat die Entscheidung zwischen Deutschland und Frankreich und damit eine Umschiebung und Veränderung der politischen Gruppierung aller europäischen Staaten. Nur wenige Männer haben das im Augenblick des Geschehens klar gesehen. Es ist bemerkenswert, daß es damals unter anderen der türkische Staatsmann Ali Pascha war, der am schärfsten die neue Lage voraussagte. Er beantwortete die Nachricht vom Sieg der Deutschen über die Franzosen mit dem Ausruf: „Nun halte ich den Fürsten Carl (von Rumänien)!" und begründete seine veränderte Stellung zum rumänischen Königtum damit, daß Rußland nun nicht mehr mit alter Sicherheit auf Preußen rechnen könne:

„Preußen werde bemüht sein, sich in Österreich einen Verbündeten zu erwerben. Daraus aber ergebe sich für die Pforte der Schutz, dessen sie solange entbehrt hätte."

Diese vom Grafen Prokesch-Osten aufgezeichneten Äußerungen Ali Paschas sind nicht nur ein Beweis für die Klugheit ihres Urhebers, sondern vor allem ein Zeichen dafür, in wie abgelegene Verhältnisse eine große Schlacht einwirkt. Es ist so gekommen, wie er gesagt hat: durch Sedan hat das türkische Reich einen Schützer bekommen, hat sich Rumänien halten können usw. Und wer vermag aufzuzeigen, wo überall sonst in der Menschenwelt das Blut des 1. Septembers 1870 gewirkt hat? Die Reichsgründung, die Aufhebung der Sperrung des schwarzen Meeres für russische Kriegsschiffe, der Zug der Franzosen nach Hinterindien sind nur gewisse, fast zufällig herausgegriffene Stücke. Es wurde ein schwerer Stein ins Menschenwasser hineingeworfen und lange Wellen erzählten den fernsten Gestaden von der Wucht seines Falles.

An diese zentrale Geschichtsbedeutung der Schlacht von Sedan glauben wir uns erinnern zu müssen, wenn wir heute von der Entscheidungsschlacht zwischen Rußland und Japan sprechen. Noch sind die Einzelheiten der Schlacht nur ungenügend bekannt, aber von diesen Einzelheiten hängt die geschichtliche Wirkung nicht ab. Ob sich ein größerer oder geringerer Teil des russischen Heeres hat retten können, ist für die Verlängerung des Krieges vielleicht von Bedeutung aber, wie es scheint, nicht mehr für seinen endlichen Ausgang. Daß nach dieser Niederlage das russische Heer nochmals zur Höhe eines siegenden Körpers emporsteigt, ist nach menschlicher Erfahrung ausgeschlossen. Selbst eine Neubelebung der militärischen Energie, wie sie 1870/71 durch Gambetta hervorgerufen wurde, ist unwahrscheinlich, denn erstens ist im Zarenreiche kein Platz frei für einen radikalen Organisator vom Schlage Gambettas, und zweitens ist das heutige Rußland nicht der Hintergrund, von dem aus sich ein Kampf im Geist der Kämpfe um Orleans abheben könnte. Damals war der Deutsche ins Herz von Frankreich eingedrungen, was aber bedeutet für die Mehrzahl des russischen Volkes die Mandschurei? Man kann noch viele Wagenladungen von Menschen nach Charbin transportieren, aber ein Heer, mit dem man die Japaner wieder ins Wasser wirft, aus dem sie aufgestiegen sind, wird man aus allen diesen Menschen nicht machen können. Jede große Niederlage ermattet. Und bewiesen scheint, daß die Russen mit ihrer eingleisigen Eisenbahn auch in Zukunft nicht viel größere Heeresziffern werden erhalten können als es den Japaner ihrerseits möglich ist. Die Tatsache der schweren russischen Niederlage darf also wohl schon jetzt als ein Stück Weltgeschichte gebucht werden.

Und was werden die Folgen sein? Es ist nur möglich, etliche nächste Folgen zu vermuten:

1. Rußland hört für lange Zeit auf, ein kräftiger Mitbewerber um das chinesische Erbe zu sein. Damit verschiebt sich die bisherige Gemeinschaft der Engländer und Japaner, die nur solange den Charakter einer gewissen Verbrüderung tragen kann, als beide zusammen einen dritten bekämpfen. England wird von jetzt an den Russen in Ostasien mit größerem Wohlwollen und den Japaner mit größerer Zurückhaltung behandeln müssen. Das Verhältnis Englands zu Japan gleicht in gewisser Weise dem Verhältnis, das bis 1871 Rußland zu Preußen hatte.

2. Rußland wird für lange Zeit auf eine ernstliche Eindämmung des englischen Einflusses in Persien und Tibet verzichten müssen, denn ganz Asien wird wissen, daß es einen russischen Einmarsch nach Indien zwischen heute und 25 Jahren nicht geben wird. Die dunkle Gefahr für Englands indisches Reich ist beseitigt, ohne daß die Engländer viel zu tun brauchten. Das ist ein Hauptergebnis dieser jetzigen blutigen Tage. England wird den persischen Golf von nun an als sein Gebiet betrachten und die asiatische Welt wird noch englischer werden als sie es schon ist.

Frankreich wird den Wert des französisch-russischen Bündnisses in Zukunft noch geringer einschätzen als bisher, denn die Wahrscheinlichkeit, daß Rußland ihm zu einer Revidierung des Frankfurter Friedens hilft, ist offenbar kleiner geworden. Damit ist neuen Versuchen auf dem Gebiet der hohen Politik Tor und Tür geöffnet, sei es einer Vergrößerung der englisch-französischen „Freundschaft", sei es neuen Gedanken von der Einheit der lateinischen Rasse.

4. Solange Rußland als kriegsschwach zu betrachten ist, vergrößert sich der Lebensspielraum der österreichisch-ungarischen Monarchie und vielleicht selbst der der Türkei. Das kann bei beiden Mächten den Gedanken, an Deutschlands Macht gebunden zu sein, merkbar vermindern, für uns keine Erleichterung unserer an sich sehr schweren Lage, denn wir tauschen die etwas größere Sicherheit unserer Ostgrenze mit neuen anderen Unsicherheiten in Europa ein.

Bei allen diesen wahrscheinlichen Folgen ist aber immer der Bestand des russischen Staates selbst als fest angenommen. Wieweit diese Annahme aber heute zutrifft, ist eine völlig dunkle Frage. Daß die Niederlage den Staat nicht festigt, ist bei russischen Verhältnissen das wahrscheinlichere, doch gerade wir Deutschen sollten nicht vergessen, daß für uns oder wenigstens zunächst für Preußen die Niederlage von 1806 einen Anfang zur Besserung bedeutete. Es ist theoretisch denkbar, daß jetzt in der inneren Verwaltung Rußlands die Zeit eines Freiherrn v. Stein anbricht, nur sind fast dieselben Gründe, die wir vorhin gegen einen russischen Gambetta anführten, auch gegen einen russischen Freiherrn v. Stein da. Herr v. Stein fand wenigstens eine Zivilverwaltung vor, mit der sich arbeiten ließ, und eine Bevölkerung, die nicht revolutionär war. Beides ist in Rußland viel weniger der Fall. Dort kocht und gärt es in allen größeren Städten und jeder neue Tag kann neue Schrecken bringen. Eins freilich darf dabei nicht außer Augen gelassen werden: einen

Digitized by Google

russischen Staat wird es in irgend einer Form immer geben, und selbst wenn er in seiner äußeren und inneren Politik noch so sehr geschwächt wird, bleibt das Volk von 120 Millionen ein großer Faktor aller Politik. Dieses Volk kann zeitweise von der bisherigen Machtstellung verdrängt werden, aber es wird immer wieder eine Art seines politischen Wirkens finden. Ob man mit dem Zaren für alle Zukunft rechnen soll, kann zweifelhaft sein, mit den Russen als Volk muß man aber rechnen, und zwar in dem Maße mehr, als man die Steigerung der englischen Macht empfindet.

Naumann.

Der Streiklohn der Bergarbeiter

Endlich ist die während des Bergarbeiterstreiks vom Reichskanzler und vom Handelsminister wiederholt feierlich versprochene Novelle zum Berggesetz dem preußischen Abgeordnetenhaus zugegangen. Mit einem Aufatmen der Erleichterung ist die Vorlage allgemein begrüßt worden: die Regierung hat also doch wenigstens Wort gehalten! Die Gerüchte der letzten Zeit, daß „wegen der großen entgegenstehenden Schwierigkeiten" vorläufig von einer Gesetzesvorlage zugunsten der Bergarbeiter abgesehen werden müsse, sind erfreulicherweise irrig gewesen. Daß sie überhaupt geglaubt wurden, ist gewiß kein Vertrauensbeweis für unsere gegenwärtige Regierung.

Um so bemerkenswerter ist die Tatsache, daß die Regierung in ihrer Vorlage wirklich alle die Versprechungen berücksichtigt hat, die sie noch während des Streiks den Bergarbeitern machte. Freilich bleibt noch immer ein großer Unterschied zwischen den Bergarbeiterwünschen und dem, was der Regierungsentwurf bietet. Sehr wichtige Grundforderungen der Arbeiter sind überhaupt nicht berücksichtigt worden, obwohl an ihrer Berechtigung und an ihrer Durchführbarkeit kein Zweifel bestehen kann. Andere Wünsche sind in Formeln erfüllt worden, die sehr vieldeutig sind und daher noch oft zum Zankapfel zwischen Unternehmern und Arbeitern werden können. Schließlich enthält die Regierungsvorlage auch eine Reihe von Zugeständnissen, die starke Verwässerungen des guten Arbeiterweines bedeuten. Man kann deshalb vielleicht im ersten Augenblick zweifelhaft sein, ob unter solchen Umständen der seitherige Zustand nicht besser war als der neue mit seinen halben Reformen. Wer sich jedoch das gewaltige Ringen der Ruhrbergleute im letzten Generalstreik noch einmal ins Gedächtnis zurück ruft, der wird angesichts der Riesenmacht des koalierten Unternehmertums den vorgeschlagenen gesetzlichen Reformzwang unter allen Umständen als einen Fortschritt zugunsten der Arbeiter begrüßen.

Das ergibt sich auch aus einem genaueren Studium der einzelnen Bestimmungen des Regierungsentwurfs.

Da wird zunächst das Wagennullen in der seitherigen Form verboten. „Genügend und vorschriftsmäßig beladene" Fördergefäße dürfen künftig nicht mehr genullt, „ungenügend und unvorschriftsmäßig beladene Fördergefäße müssen insoweit angerechnet werden, als ihr Inhalt vorschriftsmäßig ist." Das ist eine glatte Erfüllung lang ersehnter Bergarbeiterwünsche. Daß diese Bestimmung trotz der etwas dehnbaren Formulierung vom „vorschriftsmäßigen Inhalt" durchaus den Arbeitern zugute kommt, dafür sollen ihre gewählten Vertrauensmänner sorgen, die nach dem Gesetz das Verfahren bei der Förderung und Lohnbewegung im Auftrage der Belegschaft zu überwachen haben. Solche Vertrauensmänner hatten sich bekanntlich die Streikenden vergeblich zu erkämpfen gesucht; nun werden sie ihnen gesetzlich zugebilligt.

Die Bestimmungen über die Geldstrafen entsprechen nicht ganz den Arbeiterwünschen. Sie hatten gefordert, daß die Gesamtstrafen eines Arbeiter nicht mehr als 4 Mk. in einem Monat betragen, d. h. also die Höhe eines durchschnittlichen Schichtlohnes nicht übersteigen dürften. Der Regierungsentwurf läßt dagegen Geldstrafen „im Gesamtbetrage des doppelten durchschnittlichen Tagesarbeitsverdienstes für einen Monat zu. Dieser Unterschied zwischen Arbeiterforderung und Regierungsvorlage wird auch dadurch nicht ausgeglichen, das künftighin die Strafgelder ausschließlich zum Besten der Arbeiter des Bergwerks verwendet werden müssen. Das geschieht nämlich heute schon vielfach und dennoch klagen die Arbeiter über die Strafgelder und deren Verwendung, weil sie nämlich kein Mitverwaltungs- und Mitbestimmungsrecht haben. Ein solches wird aber auch nach der neuen Novelle den Bergarbeitern nur in sehr beschränktem Umfange zugestanden.

Am meisten wird die Werksbesitzer die obligatorische Einführung von Arbeiterausschüssen erbittern. Durch sie wird ja das absolutistische Regiment der Grubenherren vom konstitutionellen System verdrängt. Würde also die Regierungsvorlage uneingeschränkt für alle Bergwerksarbeiter Ausschüsse verlangen, die durch direkte, geheime Wahlen der Belegschaften zustande kämen, so würde in der Tat die Novelle ein ganz erheblicher praktischer und theoretischer Fortschritt in der Sozialpolitik bedeuten. In Wirklichkeit sollen aber nur für Gruben mit mindestens 100 Arbeitern Ausschüsse vorhanden sein, und — was viel schlimmer ist! — diese geheim und direkt zu wählenden Ausschüsse können auch durch die Vorstände bestehender Kassen, durch die Knappschaftsältesten und durch die vor dem Jahre 1892 schon eingeführten Arbeiterausschüsse ersetzt werden. Alle diese Ersatzkörperschaften sind aber nicht reine Arbeitervertretungen und daher nur allzuoft gefügige Organe der Werksverwaltungen! Sie haben seither schon häufig die Arbeiterwünsche unberücksichtigt gelassen, wenn nicht gar in ihr Gegenteil verkehrt, und werden in Zukunft natürlich an dieser „bewährten Taktik" festhalten. Wenn an der Regierungsnovelle irgendwelche Verbesserungen notwendig sind, so vor allem hier an dieser Stelle! Es müßten alle Arbeiterausschüsse einheitlich aus direkten und geheimen Wahlen der Belegschaften hervorgehen. Außerdem müßte die Bestimmung gestrichen werden, daß die Mitglieder der Ausschüsse nur „der Mehrzahl nach" von den Arbeitern gewählt werden sollen. Ein Ausschuß, der zu $^5/_9$ aus Arbeitervertretern und zu $^4/_9$ aus Beauftragten der Verwaltung besteht, wird in der Regel zu ungunsten der Arbeiter entscheiden.

Die Befugnisse der Arbeiterausschüsse sind dahin erweitert, daß sie auch Anträge, Wünsche und Beschwerden der Belegschaft zur Kenntnis der Bergwerksbesitzer bringen können und sich darüber gutachtlich zu äußern haben. Auf die Entscheidung der Verwaltung haben sie nachher freilich keinen Einfluß. Sie sind nicht ein Teil der Verwaltung, sondern sie sind lediglich das Sprachrohr der Grubenbelegschaft. Am bedauerlichsten ist, daß sie nicht zur Grubenkontrolle herangezogen werden sollen. Das hatten aus gutem Grunde die Arbeiter seither immer gefordert, daß Ihresgleichen, Kameraden, die aus jahrelanger Arbeit alle Schäden der Gruben genau kennen, zu Kontrolleuren ernannt würden. Die jetzigen Kontrollbeamten hielten sie ihrer ganzen sozialen Herkunft nach nicht für unbefangen und unabhängig genug. Diese Grundforderung der Bergarbeiter ist in der Regierungsvorlage leider ganz unberücksichtigt geblieben. Hoffen wir, daß die aus geheimer, direkter Wahl hervorgehenden Arbeiterausschüsse die Vorläufer der Arbeiterkontrolleure werden.

Die Regelung der Arbeitszeit entspricht wohl am wenigsten den Hoffnungen und Erwartungen der streikenden Bergarbeiter. Nur in Steinkohlenbergwerken unterirdisch beschäftigte Arbeiter sollen vom 1. Oktober 1905 ab in Gruben mit einer Temperatur von mehr als + 22° C. höchstens $8^1/_2$ Stunden, vom 1. Oktober 1908 ab höchstens 8 Stunden (einschließlich Einfahrt, ausschließlich Ausfahrt) arbeiten dürfen. Die Streikenden hatten verlangt, daß für alle Steinkohlengruben die Schichtzeit ohne Rücksicht auf die Temperatur 8, resp. $8^1/_2$ Stunden (einschließlich Ein- und Ausfahrt) nicht übersteigen solle. Auch dadurch, daß die Bergbehörde erst zu bestimmen hat, welche Betriebe für diese besondere Bestimmung in Frage kommen, und daß sie noch auf zwei weitere Jahre Ausnahmen zulassen kann, ist der Wert des „sanitären Arbeitstages" stark abgeschwächt. Da die Temperatur in den Gruben außerdem schnell wechseln kann und jedenfalls von der Bewetterung stark abhängt, so werden die Bergbeamten oft keinen sanitären Arbeitstag einführen oder ihn nur vorübergehend anordnen, wo die Arbeiter ihn dauernd für notwendig halten werden. Eine Quelle ständigen Streites! Immerhin muß auch hier anerkannt werden, daß wenigstens der Anfang zu einer grundsätzlichen Regelung der Arbeitszeit im Bergwerksbetriebe gemacht ist. Wer den hartnäckigen Widerstand (nicht nur der Bergindustriellen!) gegen

Digitized by Google

jede Art von gesetzlicher Normierung der Arbeitszeit kennt, wird den sanitären Arbeitstag wenigstens insofern als Vorläufer des Normalarbeitstages und als einen nicht unerheblichen Fortschritt begrüßen. Gespannt kann man sein, ob das Zentrum, wie Herr Spahn im Reichstag versprochen hat, den sanitären Arbeitstag zugunsten des achtstündigen Maximalarbeitstages (einschließlich Ein- und Ausfahrt) bekämpfen wird.

Auf die Stellung der Parteien zu diesem Gesetzentwurf kann man überhaupt gespannt sein. Die Zeitungen der verschiedenen Parteien (mit Ausnahme der freikonservativen) haben den Regierungsentwurf nicht allzu unfreundlich aufgenommen; aber dadurch sind die Fraktionen selbst noch keineswegs festgelegt. Unter den Nationalliberalen werden zweifellos zahlreiche Gegner erstehen, und die konservativen Parteien haben längst keinen Zweifel darüber gelassen, daß sie die Novelle „mit gewissenhafter Sorgfalt" prüfen wollen. Was das heißt, weiß man zur Genüge aus der Zeit der Kanalrebellion her. Von der mehr oder minder entschiedenen Haltung des Zentrums im preußischen Dreiklassenparlament wird die Zukunft der Regierungsvorlage stark abhängen.

Freilich, das Abgeordnetenhaus hat nicht allein zu entscheiden. Auch die reaktionärste aller Kammern, das preußische Herrenhaus, muß die Novelle annehmen, wenn sie Gesetz werden soll. Wenn man an diese Perspektive denkt, kann man die Befürchtung nicht loswerden, daß die Bergarbeiter des Ruhrreviers schließlich doch noch um den Lohn ihres einmütigen, energischen und wohldisziplinierten Kampfes, um den gesetzlichen Bergarbeiterschutz, geprellt werden. Mögen die angekündigten Beratungen des Regierungsentwurfs durch die Nächstbeteiligten, die Siebener-Kommission und — den bergbaulichen Verein, diesen Ausgang verhindern!

Weinhausen.

Spitze Federn

Herr Arbeitersekretär Erkelenz schreibt uns aus Düsseldorf:

Sie kritisieren in ihrer letzten Nummer die „kleinen Geister mit spitzen Federn", die, nachdem „der große einmütig geführte Kampf der Ruhrbergleute beendigt ist", sich hinsetzen und berechnen, welche Organisation wohl am meisten Dank verdiene. Da auch ich in diesem Sinne zu den „kleinen Geistern" gehöre, im Gegensatz zu sonst, wo man mich gern den „theoretischen Phantasten" nennt, gestatten Sie mir wohl einige Worte. Zunächst einige Feststellungen. Zuerst war es die sozialdemokratische Presse, die mit den hohen Unterstützungsgeldern, die beim alten Verband eingingen, als „aus sozialdemokratischen Freundeskreisen" kommend, prunkte. Danach berechnete Hué, wieviel Unterstützungsgelder pro Mitglied der polnische Verein, der christliche Gewerkverein und der alte Verband aufgebracht hätten. Diese Berechnung habe ich sofort übernommen und sie ergänzt durch die Leistungen der deutschen Gewerkvereine. Soweit mein Verschulden. Dabei muß ich noch feststellen, daß schon bei Beginn des Kampfes der „Vorwärts" sofort von den christlichen und freisinnigen Arbeitern sprach, die von sozialdemokratischen Groschen ernährt werden müßten.

Nun will ich zugestehen, daß dem, der die Arbeiterbewegung von draußen sieht, der das einhellige, kraftvolle Aufbäumen der 200 000 sah, daß dem solche Rechnungen kleinlich vorkommen, ja, auch mir kommen sie kleinlich vor, wenn ich mich auf den Standpunkt eines idealen Einigkeitstraumes stelle; aber wir haben doch, wie mir scheint, nicht bloß die Aufgabe, einen idealen Bau zu bewundern, sondern näher liegt die Aufgabe, an dem Bau mit zu zimmern und zu arbeiten, d. h. etwas zu machen, den Bau auszustatten, und wenn man das tut, ja, dann kann und muß man freilich mal hin und wieder die gigantische Größe des Baues nicht beachten und Mörtel oder Steine herbeischaffen. Das Brett mit den 50 Ziegelsteinen drauf, das drückt freilich in den Nacken, und mancher keuchende Handlanger am Berliner Dom mag oft vergessen haben, woran er mithalf. In derselben Nummer der „Hilfe", wo unsereins als „kleiner Geist" bezeichnet wird, bespricht Naumann „Das neue Geschäftshaus". Er hat wohl das neue Wertheimsche Gebäude an der Leipzigerstraße im Auge. Gewiß ein herrlicher Anblick, dieses Gebäude, „der Eisenbau in seiner ganzen Freiheit". Wer nun mit Naumann die äußere Herrlichkeit bewundert, mag mit mir mal ganz kurz die Entstehung dieser Dinge durchgehen. Große Eisenträger, die mit ihren scharfen Kanten schwer die Schulter des Arbeiters drücken. Große Feuer mit heißer Glut, um die Träger zu erwärmen und in Formen zu bringen. Die Bohrknarre, je nach der Art die Stanze, bohren und pressen Löcher in die Träger. Der Kran zieht sie hoch. Auf luftigem Gerüst soll das Ganze zusammengebaut werden. Da, die Löcher passen nicht, die Biegung ist nicht korrekt. Jetzt wird gefeilt, gehämmert. Nach mehr oder minder langer Zeit ist alles fertig, geputzt und bemalt, und so bewundern es alle Menschen. Käme nun einer und sagte, ja, aber da oben in dem linksseitigen Träger, da muß das eine Loch nachgearbeitet werden, dann sagen die meisten Bewunderer: sieh, den „kleinen Geist mit der spitzen Feder", der Bau war doch so schön, und der will ihn jetzt besser machen und fängt mit solchen „kleinlichen Rechenkünsten" an. Und wenn wir nun mal bei Wertheim bleiben wollen, dann ziehen wir gleich die Moral: Ein Baumeister war da, der das große Werk erdachte, dann kamen so und so viel „kleine Geister", die alles machten, was heute da ist. Das Werk selbst wäre nicht ohne Baumeister entstanden, aber auch nicht ohne „kleine Geister".

Halt, ganz genau so ist es in der Arbeiterbewegung! Das Riesenwerk wurde zusammengefügt aus Tausend und Millionen Kleinlichkeiten. So war es bisher, so wird es in Zukunft sein. Viele Liberale haben gedacht, das Werk zu verschönen, da begannen sie in den rohen Mauern Bildwerke berühmter Meister aufzuhängen. Nachher, da kamen dann die Stukkateure, um den Putz zu machen, sie hängten natürlich die Bilder ab und stellten sie bis auf weiteres in eine Ecke. „Kleine Geister" riefen derb die, welche die Bilder aufhingen. Die aufgehängten Bilder waren in diesem Sinne die von sozialdenkenden Liberalen gegebenen Unterstützungen für eine einige Arbeiterbewegung, und die Geber hatten gewiß nicht verdient, daß eine Richtung, der alte Verband, die Bilder jetzt in seine Salons hängt. Es trifft das ein, was wir auf privatem Wege manchem dieser Geschenkgeber schon während des Kampfes sagten, ohne Erfolg freilich, weil die Leute bloß den ganzen Dom sahen, aber nicht daran dachten wie er zustande kam.

Wir können offen gestehen, daß wir auch einmal zu denen gehörten, die immer nur das Ganze sahen. Wir haben dabei so viele Püffe empfangen, daß wir uns schließlich sagten: es ist richtiger, an einer Stelle fest und unter allen Umständen mitzuarbeiten, als alle mit gleicher Liebe zu umfassen und nichts fertig zu bringen. Und wir unterstreichen hier nochmals: Wer eine einige Arbeiterbewegung will, muß eine Richtung unter allen Umständen stärken, muß mithelfen am Schutt wegräumen, muß Mörtel tragen usw. Nur so wird der ganze Dom einmal fertig, nicht indem man vor lauter Bewunderung überall hinsieht und nirgendwo Platz hat anzufassen. Mit dem Gedanken trösten wir uns über „die kleinen Geister". Und das man mal im Liberalismus aller Schattierungen anfing einen Meter selbst gebauter Mauer höher zu schätzen, als ein im Geist aufgetürmtes gigantisches Gebäude, dem diente unsere Berechnung, dem diente unsere Kritik an den „Illusionisten", veröffentlicht in der „Badisch-Pfälzischen Volkszeitung", dem werden wir wohl noch weitere Aufsätze widmen. Die Zeit der gleichen Liebe aller Gruppen muß im sozialen Liberalismus überwunden werden, um der großen Sehnsucht willen darf nicht vergessen werden das Werkzeug, womit man tausend Einzelne gewinnt, um mit ihnen die Sehnsucht zu erfüllen. Hand ans Werk, nur das hilft. Man mag uns deshalb kleinlich nennen, radikale Nurpolitiker mögen in dem allen sogar den versumpfenden Einfluß der gewerkvereinlichen Kleinarbeit sehen. Schadet nichts, wir sind es in der Arbeiterbewegung aller Richtungen gewöhnt, gegen Lob und Tadel unempfindlich zu sein. Wer etwas gewinnen will, muß um sich hauen. Schade, daß so viele treffliche Leute, die mit den Arbeitern denken und fühlen, vor lauter Idealen nicht den Platz sehen, wo sie hingehören, und so ziemlich fruchtlos arbeiten. Schade, jammerschade. Die Sozialdemokraten sind nicht gewachsen, weil sie einen idealen Staat erträumten, sondern diesen Traum benutzten sie nur als Grundlage, um Macht aufzubauen. Von diesem Gesichtspunkt ausgehend, umfaßten sie nicht alles mit gleicher Liebe, sie waren Parteileute, und wenn sie mit einer Kleinigkeit ihrer Partei dienen konnten, taten sie es mit voller Energie. Sie sammeln auch ihre Gelder nur für sich, ohne träumerische Sentimentalitäten, und was bei ihnen einlief, nutzen sie aus, ohne auf die Liberalen Rücksicht zu nehmen, die das Geld mit zusammengetragen. In dem Sinne der vorigen Hilfenummer sind also sie die allerkleinsten unter den kleinen Geistern, aber ihre Partei und ihre Gewerkschaften sind dabei mächtig geworden. Mehr Selbstbewußtsein könnte also auch dem Liberalismus gar nicht schaden. Möge man also schwärmen, soviel jeder vertragen kann, das scheint mir unumstößlich festzustehen: Die „kleinen Geister" sind die, welche Einfluß und Macht erringen.

A. Erkelenz.

Unsere Bewegung

In Lippe hat ein Landesparteitag stattgefunden, zu dem unsere 3000 Lippischen organisierten Parteigenossen 250 Delegierte entsandt hatten. Herr Weinhausen, der die Zentrale des Wahlvereins der Liberalen vertrat, konnte ein erfreuliches Bild von der Arbeitsfreudigkeit und Opferwilligkeit unserer dortigen Freunde mit nach Berlin nehmen. Überhaupt beginnt es im Westen, sich wieder kräftig

Digitized by Google

zu regen. Hat Lippe erst sein nun beschlossenes Parteisekretariat, und sind die Personalschwierigkeiten, welche die Anstellung des hessischen Sekretärs immer noch verzögern, überwunden, dann beginnt die Reihe unserer west- und nordwestdeutschen Sekretariate sich allmählich zu schließen. In Rostock sprach Dr. Barth. Sein glänzender Versammlungserfolg bewies, daß die Legende von der „Verstimmung" der Seestädte nur ganz verbohrten Leuten einigen Trost gewähren kann. In Schleswig-Holstein geht unter dem Zeichen der Einigung des Liberalismus die Arbeit voran. Diese Provinz, von der man früher annahm, daß sie up ewig ungedeelt nur entschieden Liberale in den Reichstag senden würde, war mit Ausnahme weniger Kreise im letzten Jahrzehnt nur wenig bearbeitet worden. Hoffen wir, daß sie mit der neuen Tätigkeit der beiden freisinnigen Gruppen dem entschiedenen Liberalismus wieder die alten Erfolge bringen wird! — Alle Anfragen und Geldsendungen in Parteiangelegenheiten gehen an das Bureau des Wahlvereines der Liberalen, Dessauerstraße 1 Berlin SW.

Rostock. In einer außerordentlich stark besuchten Vereinsversammlung sprach hier Dr. Theodor Barth über die Wiederbelebung des Liberalismus. Obgleich es uns unter dem reaktionären mecklenburgischen Vereinsrecht unmöglich ist, öffentliche Versammlungen außer der Wahlzeit abzuhalten, hatten sich doch mehr als 600 Personen zusammengefunden, welche Dr. Barths Vortrag mit größtem Beifall aufnahmen. Selbst die liberale Rostocker Zeitung, die lange Zeit speziell unsere Politik erbittert bekämpft hat, schreibt nach einem sehr sympathisch gehaltenen Bericht: „Der Vortrag Dr. Barths dürfte zur Kräftigung des liberalen Gedankens hier in Rostock ein gut Teil beitragen." Aus dem Inhalt der Ausführungen sei hervorgehoben: Die beiden großen Ziele des Liberalismus müssen heißen Fortschritt und Persönlichkeit. „Wie ich beharre, bin ich Knecht." Was verbesserungsfähig ist, muß für den Liberalismus auch verbesserungsbedürftig sein. In dem unbedingten Eintreten des Liberalismus für den Fortschritt auf allen Gebieten, liegt sein hauptsächlicher Gegensatz gegen Konservative und Klerikale. „Höchstes Glück der Erdenkinder ist nur die Persönlichkeit." Der Liberalismus darf sich nicht bei der Theorie des „freien" Arbeitsvertrages beruhigen, sondern muß sich mit ganzer Kraft, im Interesse der Masse der Persönlichkeiten, der Arbeiterschutzgesetzgebung zuwenden.

In Lippe hat sich vor fünf Jahren eine Parteigruppe gebildet, die mit ihrem Führer auf dem Boden der modernen sozialliberalen Bestrebungen steht. Dem Niedergang des Liberalismus, soweit er durch die Vernachlässigung der Wähler in Verbindung mit dem Fehlen jedweder liberalen Organisation auf dem platten Lande entstanden ist, hat diese Parteigruppe durch die Gründung von etwa 100 Ortsvereinen begegnet, die zusammen 3000 Mitglieder zählen, und in denen im allgemeinen frisches politisches Leben herrscht. Am letzten Sonntag hat die Partei in Horn ihren Parteitag abgehalten, der von 250 Delegierten und vielen Parteianhängern besucht war. Nach Behandlung lokaler Fragen hielt Abgeordneter Neumann-Hofer einen längeren Vortrag über die politische Lage des Lippischen Heimatlandes und Herr Weinhausen-Berlin ein Referat über die Lage des Liberalismus im Reiche. Wichtig ist, daß die Partei beschloß, einen besoldeten Parteisekretär anzustellen und eine periodisch erscheinende Parteischrift herauszugeben. Daß von Vorstands- und anderen Mitgliedern wiederholt dem Wunsche nach einer Einigung des Liberalismus Ausdruck gegeben wurde, und daß allgemein eine sehr begeisterte und kampfesfrohe Stimmung herrschte, mag als ein Zeichen dafür angesehen werden, wie die dem Wahlverein der Liberalen angeschlossene Lippische Landespartei dem Liberalismus nützt. — Der Parteitag beschloß unter allseitigem lebhaftesten Beifall die Absendung eines Huldigungstelegrammes an den Grafregenten Leopold und eines Begrüßungstelegrammes an den Vorsitzenden der Gesamtpartei, Reichstagsabgeordneter Schrader Berlin, dem auch „das Gelöbnis treuer Mitarbeit an der gemeinsamen Sache des sozialen Liberalismus" übermittelt wurde.

Biedenkopf, den 12. März. Seitdem die entschiedenen Liberalen nur begonnen haben, sich im hiesigen Kreise etwas zu rühren, scheint den Christlich-Sozialen außerordentlich bange geworden zu sein. Im Herbst hielt ihr Abgeordneter D. Stöcker eine Anzahl Versammlungen im Kreise ab und jetzt bereist Lic. Mumm die Dörfer. Auf Wunsch vieler hiesiger Wähler trat unser Freund Redakteur Nuschke-Marburg in Dautphe und Engelbach Herrn Mumm entgegen. In der Dautpher Versammlung, die fast nur von Arbeitern besucht war, fanden Nuschkes Ausführungen fast allseitigen Beifall, während nach dem Referat des Herrn Mumm sich keine Hand erhob. Ein Arbeiter bezeichnete noch in der Diskussion die Rede des Herrn Mumm als schön, die des Herrn Nuschke jedoch als schöner. In Engelbach entwickelte in der Diskussion vor der ausschließlich aus Kleinbauern bestehenden Versammlung Redakteur Nuschke unseren Standpunkt in der Zollfrage und erntete auch hier Zustimmung. Herr Mumm nahm darauf gleich das Schlußwort. Er ging mit keinem Worte auf die sachlichen Ausführungen Nuschkes über die Zollfrage ein, mußte aber anerkennen, daß Nuschkes Ausführungen rein sachlich gewesen waren. Den Bund der Landwirte bezeichnete er unter offenem Wiederspruch einer Anzahl Bauern als die Organisation der Bauern, die den Zoll gewünscht habe. Dann brachte er es fertig, den Nationalsozialen die Abstimmungen der ehemaligen — deutsch-freisinnigen Partei vorzuwerfen. Der Gipfel aber war, daß er ausgerechnet uns Nationalsozialen Virchows Abrüstungsrede am Vorabend des deutsch-französischen Krieges anzuhängen versuchte. Daß dieses Manöver selbst auf die schlichten Leute in der Versammlung einen höchst ungünstigen Eindruck machte, dürfte Herrn Mumm wohl nicht verborgen geblieben sein. Er schloß denn auch schnell und bat „alle, die mit ihm zur christlich-sozialen Sache halten wollten, in ein Hoch einzustimmen". 9 Mann standen auf. Tableau!

Oldenburg i. Gr. Auf den Einfall der Antisemiten in Ostfriesland ist nun ein Angriff des mit diesen gesinnungsverwandten Bundes der Landwirte in Oldenburg erfolgt. Es sind eine ganze Reihe von Versammlungen in Aussicht genommen. Unser Freund Kuhlmann nebst treuem Begleiter war natürlich auf dem Posten und vertrat unsere Anschauungen in wirksamer Weise trotz der ihm auferlegten Redebeschränkung. Infolgedessen überging man denn auch den 4. Punkt der Tagesordnung: „Aufnahme neuer Mitglieder" und machte lieber gleich Schluß. Das wird hoffentlich das Ergebnis der übrigen Versammlungen auch sein. — Neben dieser Arbeit ging unsere eigene Landagitation natürlich wie gewöhnlich weiter.

Hamburg, 10. März. Am 6. d. M. fand die Generalversammlung des Liberalen Vereins statt. Aus dem Jahresbericht ist hervorzuheben, daß die Schwierigkeiten, die der Anstellung eines Sekretärs entgegen standen, glücklich überwunden wurden. Die Tätigkeit des Vorstandes, des Agitationsausschusses und des Hauptvereins war eine sehr starke; im Mittelpunkt standen die fünf wissenschaftlichen Vorträge Naumanns über die Politik der Gegenwart. Vom 1. Dezember 1904 bis 1. März 1905 sind 170 neue Mitglieder gewonnen und drei Bezirksgruppen gegründet worden. Die ausscheidenden Vorstandsmitglieder wurden sämtlich wiedergewählt. — Dr. E. Petersen referierte über die Generalversammlung des Wahlvereins der Liberalen in Berlin. Die scharfe Stellungnahme der Generalversammlung gegen die Handelsverträge, die zur Forderung der Ablehnung führte, billigte der Referent und beklagte die Stellung der Minderheit der Fraktion in dieser Frage. Reichstagsabgeordneter Pastor Hoeck verteidigte seine Haltung. Eine lebhafte Diskussion über diese Frage füllte den Rest des Abends. Die Mitglieder werden dringend gebeten, sich vom Sekretär H. Haupt, Laeiszstr. 17 (vom 1. April an Rentzelstr. 17) die Broschüre Naumanns über die Politik der Gegenwart in Kommission schicken zu lassen und mit dieser Schrift eine lebhafte Propaganda zu entfalten.

Dresden. Im Januar gab Herr Dr. von Mangold in einer Vereinsversammlung ein Referat über die Zweifrontentheorie. — Am 2. Februar sprach Herr Dr. Breitscheid in einer öffentlichen Versammlung über „Die wirtschaftliche und soziale Bedeutung des Bergarbeiterstreiks im Ruhrgebiete". In einer einstimmig gefaßten Resolution brachte die Versammlung ihre Sympathie für die Streikenden zum Ausdruck und forderte besonders zur finanziellen Unterstützung der Bergarbeiter auf. Das Fernbleiben der übrigen bürgerlichen Parteien von dieser Versammlung zeigte wieder einmal deren geringes Verständnis für Arbeiterfragen. — In einer Vereinsversammlung des „Pädagogischen Vereins (Dresdener Lehrervereins)" sprach Herr D. Naumann über das Thema „Die deutsche Volkswirtschaft und deutsche Schule". Der mit großem Beifall begrüßte Redner führte aus: Durch die kapitalistische Gestaltung des Wirtschaftslebens und durch die wachsende Industrie ist die Volksschule eine Notwendigkeit geworden. Da Deutschland auf dem Weltmarkte nur bei einer Steigerung der Qualität seiner Waren konkurrieren kann, so muß auch die Qualität des einzelnen Menschen gesteigert werden. Die Volksschule soll daher das moderne industrielle Wirtschaftsleben im Unterricht besonders berücksichtigen. — Die mit überreichem Beifall aufgenommenen Ausführungen bildeten noch lange den Gesprächsstoff in den einzelnen Lehrerkollegien. — Am 23. Februar referierten die Herren Horn und Cajus in einer Mitgliederversammlung über die Generalversammlung des Wahlvereins der Liberalen.

Leipzig. Der zahlreiche Besuch des Diskussionsabends am 7. ds. M. bewies, daß die Naumann-Versammlung das Interesse der Mitglieder und Freunde des Vereins neu belebt hat. Nach einigen geschäftlichen Bemerkungen berichtete Dr. Large über den Verlauf der Generalversammlung. In der Diskussion brachte Herr Stadler noch einige ergänzende Mitteilungen dazu bei; ferner sprach Herr Meißgeier, endlich begründete Dr. Bernstein mit lebhaften Worten die Ablehnung der Handelsverträge. Auf Anregung des Herrn Rechtsanwalts Jacobsen wurde eine Resolution gefaßt des Inhalts: „Die Mitgliederversammlung des Leipziger nationalsozialen Vereins erklärt ihr volles Einverständnis mit der Haltung der Leipziger Delegierten, die auf dem Berliner Parteitage mit der Mehrheit die Ablehnung der Handelsverträge empfohlen haben." Die Besprechung des geistigen Ertrages der Naumann-Versammlung vom 22. Februar leitete Dr. Mittelstenscheid durch eine kurze Wiedergabe des Inhalts

Digitized by Google

der Raumannschen Rede ein. Die Diskussion gestaltete sich recht lebhaft und behandelte unsere Taktik gegenüber dem Zentrum, die Stellung der Arbeiter im Liberalen Wahlverein und das politische Denken der Masse im Gegensatz zum politischen Denken der einzelnen. Um die Debatte machte sich u. a. Herr Rechtsanwalt Gottschalck vom Liberalen Verein verdient.

Dortmund. Nationalsozialer Verein. Am 11. ds. Mts. referierte Herr Oberlehrer Dr. Kauer-Elberfeld in der ersten diesjährigen Wanderversammlung zu Hörde über: „Der Kampf gegen die Reaktion, kein Verteidigungs- sondern ein Angriffskampf". Neben den am Orte und in der Umgegend wohnenden Mitgliedern waren zahlreiche Gäste aus dem Bürger- wie aus dem Arbeiterstande herbeigeeilt. Der Redner stellte nach einem geschichtlichen Überblick über die Machtverhältnisse des Liberalismus einen Vergleich an zwischen der politischen Lage der Jahre nach Gründung des Reiches und der Jetztzeit, sprach sein Bedauern über die Notwendigkeit aus, daß sich die Regierung augenblicklich auf die reaktionären Mehrheitsparteien stützen müsse und wies in überzeugender Weise nach, daß der Liberalismus seinen alten Fehler, stets sich auf die Defensive zu beschränken, ablegen und statt dessen zum energischen Angriff übergehen müsse; denn die neuesten Vorgänge böten Gelegenheiten in genügender Menge hierzu. Der Referent endete nach Erläuterung der materiellen und idealen Forderungen, die der entschiedene Liberalismus stellen müsse, unter stürmischem Beifall der Versammlung. — Es folgte eine äußerst interessante Diskussion, in der die Herren Prof. Dr. Guttmann, Pfarrer Lic. Traub, Lehrer Daubenspeck und Pfarrer Bartels-Hörde besonders die agitatorische Seite des liberalen Vorstoßes behandelten. Auch diese Sitzung hatte den Erfolg, daß viele neue Mitglieder und „Hilfe"-Leser gewonnen wurden. Künftig wird der Verein jeden Monat eine Wanderversammlung in den umliegenden Ortschaften abhalten.

Der nationalsoziale Preßverein konstatiert mit Freude und Dank den Anfangserfolg seiner neulichen Bitte. Es gingen ihm Beiträge zu aus Auerbach i. V., Th. I. 5 Mk.; Bayreuth, G. R. I. 5 Mk.; Berlin, A. H. I. 5 Mk.; Darmstadt, K. H. I. 5 Mk.; Dortmund, G. R. III. 5 Mk.; Dresden, K. S. III. 5 Mk.; Essen (Ruhr), K. L. I. 5 Mk.; Göppingen, R. L. III. 5 Mk.; Göttingen, De. III. 15 Mk.; J. S. II. 5 M; Hamburg, E. A. H. L. II. 5 Mk.; Hannover, H. E. I. 5 Mk.; Karlsruhe, E. O. I. 5 Mk.; Magdeburg, F. B. I. 5 Mk.; Mannheim, E. G. I. 5 Mk.; Metz, Sch. I. 5 Mk; München, F. D. I. 5 Mk.; Plauen i. V., Le. I. 5 Mk.; Posen, C. O. I. 5 Mk.; Rostock (Mecklbg.), Wi. II. 5 Mk.; Straßburg (Elsaß), Ma. außerordentlicher Beitrag 5 Mk.;

Zusammen 115,— Mk.
Dazu laut Ausweis in Nr. 10 2451,— Mk.

Insgesamt 2566,— Mk.

Für alle Beiträge herzlichen Dank, an die anderen Empfänger unserer Mitteilungen aber nochmals die Bitte: Gehet zur Post und tut desgleichen!

Berlin-Schöneberg, Hohenfriedbergstr. 11.

Die Geschäftsleitung.

Soziale Bewegung

Beherzigenswerte Lehren aus dem Generalstreik der Bergarbeiter zieht das Zentralblatt der christlichen Gewerkschaften Deutschlands. Nachdem es die bekannten Quertreibereien sozialdemokratischer Parteifanatiker gebührend gekennzeichnet und zurückgewiesen hat, schreibt es: „Bei all der Entschiedenheit, mit der in Zukunft aber auch die christlichen Bergleute ihre erprobten Grundsätze aufrechterhalten und in die Massen tragen werden, soll unsererseits alles aufgeboten werden, um das Band der Solidarität, welches der Kampf um die verschiedenen Organisationen schlang, vor dem Zerreißen zu bewahren. Von diesem Bestreben dürfen uns nur Tatsachen, die ein Zusammenarbeiten unmöglich machen, niemals aber Preßstimmen oder Versammlungsentgleisungen abhalten. Der erschütternde Ernst des Streiks erweckte den alten Geist der Kameradschaftlichkeit, der nirgends mehr als bei den Bergleuten zuhause ist. Die Tag für Tag unter der Erde dem Tod ins Auge schauen, haben gelernt, sich auch über Tag in Zeiten höchster Gefahr brüderlich zu vertragen, und so mög's auch bleiben." „Als des Volkes Stimme hallt aus den Massen der Mahnruf zur Einigkeit wider. Wir wollen sie als Gottes Stimme achten und dem Bündnis treu bleiben, möge man aber auch auf der anderen Seite in Zukunft nicht mehr seine persönlichen Wünsche zur Volksstimmung machen, sondern in ehrlicher Neutralität mit den übrigen Vereinigungen zusammenarbeiten" „Vorbedingung des uns zukommenden Einflusses auf die Bergarbeiterbewegung ist aber Zunahme an Mitgliedern und Füllung der Gewerkvereinskassen, kurz, gewerkschaftliche Machterwerbung. Diese äußere Erstarkung muß jedoch von einer entschiedenen Aufklärung und Schulung begleitet sein, denn die Vergangenheit hat gezeigt, welche große Rolle Prinzipien und Arbeitererziehung in den sozialwirtschaftlichen Kämpfen spielen. So faßt sich denn unser Aktionsprogramm für die nächste Zeit in den drei Worten zusammen: mehr Agitationseifer, mehr Opfermut und vor allem mehr gewerkschaftliche Erziehung."

Eine lehrreiche Ausstellung von Erzeugnissen der Hausindustrie ist für den Herbst dieses Jahres in Berlin in Vorbereitung. Auf dem Heimarbeiter-Schutzkongreß war bereits von den sozialdemokratischen Gewerkschaften eine derartige Ausstellung, allerdings in flüchtiger Weise, veranstaltet worden; sie zeigte aber bereits, welchen agitatorischen Wert derartige Ausstellungen haben, denn eindringlicher als alle Vorträge und Schriften es vermögen, kann auf diesem Wege das Elend der Heimindustrie vorgeführt werden. Deshalb plant man jetzt eine umfassendere und auf ganz neutraler Grundlage aufgebaute ähnliche Ausstellung, zunächst für Berlin, vielleicht dann aber auch wandernd für andere deutsche Großstädte. Es haben sich zu diesem Zweck Vertreter fast aller Arbeiterorganisationen, in deren Bereich Heimarbeiter und Heimarbeiterinnen fallen, zu gemeinsamem Wirken vereinigt, und zahlreiche bürgerliche Sozialreformer, die „Gesellschaft für soziale Reform" an der Spitze, haben ihre Mitwirkung zugesagt. Im Kuratorium der Ausstellung arbeiten auch mehrere unserer nächsten Freunde. Gelegentlich werden wir weiter über die Angelegenheit berichten.

Der Gewerkverein der Ziegler in Lippe hat vor wenigen Tagen in der Stadt Lemgo seine 10. Generalversammlung abgehalten. Die devote Haltung der Leitung dieser Organisation nach oben hat ihr das Wohlwollen der Regierung und des Regenten — wenigstens äußerlich — erhalten. Der Minister ließ sich durch einen Regierungsrat vertreten, und der Regent Leopold drahtete dem Vorsitzenden Panneke, daß er dem „braven, lippischen Zieglerstande seine eifrigste Fürsorge angedeihen lassen werde". Der Jahresbericht des Geschäftsführers Ellerkamp konnte sachlich nichts Erfreuliches melden. Ein wesentlicher Rückgang der Mitgliederzahl ist auch im letzten Jahre zu verzeichnen gewesen. Während sie noch vor vier Jahren etwa 4000 betrug, waren am 1. Januar d. J. nur noch 1474 vorhanden. Der Vorstand führt den andauernden Verlust auf die Erhöhung der Beiträge zurück, die jetzt pro Jahr 2,40 Mk. betragen. Weite Kreise der Mitglieder machen aber dafür Herrn Ellerkamp verantwortlich, dem man zum Vorwurf macht, daß er mehr an die außerlippischen Ziegler und deren Organisierung als an seine Landsleute denke. Die Entwickelung ist denn auch in der Tat so, daß die außerlippischen Vereine wachsen und gedeihen, die Lippischen dagegen stagnieren und zum Teil ein kümmerliches Dasein fristen. Die eigenartigen Verhältnisse der Lippeschen Ziegler lassen es für absehbare Zeit ausgeschlossen erscheinen, daß hierin eine grundsätzliche Änderung eintritt. Zu diesen Schwierigkeiten hat sich im letzten Jahre noch eine andere gesellt: die Loslösung der Ziegelmeister vom Gewerkverein und die Gründung einer selbständigen Ziegelmeister-Organisation für Rheinland-Westfalen. Diese ernste Spaltung hat die verschiedensten Gründe. Die Führer der Meister, insonderheit der Zieglermeister Döhmer, ein sehr gewandter Redner, schieben die ganze Schuld auf Ellerkamps angebliche Zweideutigkeit und seinen wetterwendischen Charakter; die Ziegler dagegen, und unter ihnen der sogar Ellerkamp an Einfluß überragende sozialliberale Ziegler Kreiling, glauben, daß die Ursachen auf wirtschaftlichem Gebiete liegen und durch den Widerstreit der sozialen Interessen hervorgerufen sind. Die auf der Generalversammlung versuchte Einigung beider Kategorien scheiterte. Über die Arbeitszeitverkürzung hielt der Ziegler Kreiling ein treffliches Referat. Für unumgänglich notwendig hierbei hielt er die Mitarbeit der Meister. Da die letzteren auf ihrer Generalversammlung eine die Verkürzung der Arbeitszeit fordernde Resolution angenommen haben, steht zu hoffen, daß die neue Kampagne eine kleine Besserung bringt. Das Elend der 14 stündigen Arbeitszeit ganz zu beseitigen, wird aber wohl erst der Reichsgesetzgebung gelingen. Erwähnenswert ist noch, daß die Gewerkvereinsfirma in „Gewerkverein deutscher Ziegler" umgewandelt wurde. Wieber-Duisburg und eine Reihe von Vertretern katholischer Vereine plädierten mit Feuereifer für eine „christlich-nationale" Firma. Nachdem Ziegler Kreiling aber darauf hingewiesen hatte, daß das Wort „christlich" Anstoß erregen und zu einer Verwechselung mit reaktionären Organisationen führen könnte, während die Lipper seit jeher freidenkende Leute gewesen sind, wurde die Bezeichnung „christlich" abgelehnt.

Einen erheblichen Aufschwung der deutschen Gewerkschaftsbewegung konstatiert der Rechenschaftsbericht der Generalkommission für das Geschäftsjahr 1904: Am Schluß des zweiten Quartals 1904 hatten die Zentralverbände die erste Million Mitglieder erreicht und die Jahresdurchschnittsziffer wird mehr als eine Million betragen. Daß der innere Ausbau und die finanzielle Stärkung der Verbände mit der äußeren Ausdehnung Schritt gehalten habe, behauptet die Generalkommission auch für das letzte Geschäftsjahr; „trotzdem hat es im verflossenen Jahre nicht an Äußerungen gefehlt, nach denen die Gewerkschaften dem vereinigten Unternehmertum gegenüber nichts zu erreichen vermochten, wie die Niederlagen zeigen, welche die Arbeiterschaft in großen, langandauernden Kämpfen erlitten haben, so bei den Aussperrungen der Textilarbeiter in Krimmitschau und der Metallarbeiter in Berlin. Diese Anschauung ist ebenso unrichtig, als es die vor einem Jahrzehnt weitverbreitete war, nach welcher die Gewerkschaften in Deutschland nie zu einer nennenswerten Bedeutung kommen sollten. Je umfangreicher die Organisationen der Arbeiter und der Unternehmer werden, je größer infolgedessen die Zahl der Arbeiter wird, die an den einzelnen

Digitized by Google

Kämpfen beteiligt ist, um so geringer wird die Aussicht, einen unmittelbaren Erfolg für die Arbeiter bei einem Streik zu erzielen. Es wird, wenn die Kräfte der Kämpfenden gleichwertig sind, immer mehr zu Vereinbarungen kommen, und absolute Siege des einen oder anderen Teils werden immer seltener werden. Für eine solche Vereinbarung ist aber bei dem Unternehmertum genügendes Verständnis und die Absicht erforderlich, die Gewerkschaft als Vertreterin der Arbeiter anzuerkennen. Beides muß den Unternehmern, besonders denen in der Metall- und Textilindustrie, erst anerzogen werden. Dies geschieht am allerwenigsten dadurch, daß man in einem Kampfe die Kräfte der Gewerkschaft völlig erschöpft, sondern es wird am zweckmäßigsten durch eine Reihe *wiederholter* Kämpfe erreicht."

Büchertisch

Gebildete Hebammen? Ein Beitrag zur Frauenberufsfrage. Von Hulda Maurenbrecher.

Die Verfasserin wirft die Frage auf, ob der Hebammenberuf auch für gebildete Frauen geeignet sei. Selbst Tochter einer Hebamme, hat sie mit großem Interesse diesen Beruf verfolgt. Sie hörte von dem im letzten Jahrzehnt auftauchenden Ruf mancher Ärzte nach gebildeten Hebammen und entschloß sich, demselben zu folgen. Sie hat eine der üblichen Lehranstalten besucht und ist durch ihre Verbindung mit den bedeutendsten Kämpfern um gebildete Hebammen: Brennecke-Magdeburg, Dahlmann-Magdeburg, Fritsch-Bonn usw., sowie durch Heranziehung aller einschlägigen Literatur wohl imstande, ein abgerundetes Bild der Sachlage zu geben, um daran ihre persönliche Antwort auf die Frage „Gebildete Hebammen?" zu knüpfen: Die Statistik hat erwiesen, daß seit der Einführung der Antisepsis in die Geburtshilfe ein Sinken der Erkrankung und Sterblichkeit von Wöchnerinnen nur in den Kliniken stattfand, während besonders auf dem Lande fast alles beim alten blieb. Schuld daran trägt die Unfähigkeit des jetzigen Hebammenstandes, die wichtigen Lehren der Desinfektion sich anzueignen. Dadurch entstand der Ruf nach gebildeten Frauen, die mit vollem Verständnis und mit dem Bewußtsein ihrer ganzen Verantwortung den Kampf gegen das Kindbettfieber aufzunehmen vermögen. Dieser Kampf müßte die gebildeten Frauen vor allem an die gefährdetsten Stellen führen, zu den Armen und aufs Land. Für eine arbeitsfreudige, intelligente, sozialdenkende Frau ist dieser Ruf so lockend, daß sie beim Eintreten in den Beruf die zuerst auftauchenden Schwierigkeiten wohl überwinden kann, die tiefe, soziale Stellung des mit einem „peinlichen Odium belasteten" jetzigen Hebammenstandes und die völlig ungenügenden wirtschaftlichen Aussichten. Abschreckender ist schon der Mangel an guten Lehranstalten. Die Verfasserin schildert ziemlich ausführlich ihre eigenen Erfahrungen: die Schülerinnen zahlen zwar für ihren Unterhalt in der Lehrzeit, werden aber trotzdem als Dienstmädchen zum Kochen, Scheuern, Putzen, zur persönlichen Bedienung der Ärzte benutzt, was ihnen den größeren Teil des Tages nimmt. Die Zahl der Unterrichtsstunden ist dagegen minimal; im praktischen Dienst der Wochen- und Säuglingspflege wird der Schülerin die Station mit so ungenügender Anweisung übergeben, daß sie es dort treiben kann, wie sie will. Die Einteilung des Nachtdienstes bedeutet für die Schülerin eine starke Überbürdung und so fort. Überall wird nicht das Interesse der Schülerin gewahrt, sondern es wird alles getan, sie auszunutzen und dadurch zu sparen. Doch die Ausbildungszeit ist vorübergehend; entscheidend ist das eigentliche Berufsleben. Die behördlichen Bestimmungen für Hebammen sind auf den Stand der jetzigen ungenügenden Ausbildung zugeschnitten. Jede Verantwortung wird der Hebamme geraubt; als sachverständige Wache wird sie an das Gebärbett gestellt mit der Weisung, bei der geringsten Regelwidrigkeit einen Arzt zu holen, bei normalen Fällen aber jede Geschäftigkeit und Hilfeleistung zu meiden, da „am besten die Naturkräfte allein arbeiten". Die daraus entstehende unwürdige Abhängigkeit vom Arzt könnte nur aufgehoben werden, wenn der vereinzelte Vorschlag von Professor Freund sich verwirklichte, wonach eine neue Klasse von Hebammen geschaffen werden soll, die, wie Ärzte, Geburtshilfe gelernt haben und auszuüben verstehen. Aber dazu besteht vorderhand keine Aussicht. Die Tendenz auch des neusten preußischen Lehrbuches für Hebammen ist: Beschränkung der Befugnisse und strengste Kontrollierung, wodurch das jetzige Niveau des Hebammenstandes nur noch tiefer heruntergedrückt werden kann. Alles liegt ungünstig für die gebildete Frau: die soziale Stellung, die pekuniären Aussichten, die Zeit der Ausbildung und die Möglichkeit, den Hebammenberuf auszuüben. Die Folgen liegen klar auf der Hand: da die gebildeten Frauen nicht Mitkämpferinnen des Arztes gegen Kindbettfieber und Krankheit bei den Armen und auf dem Lande sein können, da für sie die Unmöglichkeit eines befriedigenden Berufslebens besteht, so kommen sie überhaupt nicht. Die wenigen von ihnen, die jetzt im Beruf stehen, kommen nicht in betracht; sie sind entweder Leiterinnen von Anstalten oder haben sich lediglich aus Gelderwerbsrücksichten in die reichste Praxis der Städte begeben, wo nie ein Arzt fehlt, und wo sie zwar eine Annehmlichkeit für die reichen Leute darstellen, nicht aber an der Lösung der sozialen Aufgabe mithelfen, die in dem Ruf nach gebildeten Hebammen liegt. Die jetzigen ungebildeten Hebammen werden nie und nimmermehr genügen. Den Armen bleibt dann nichts übrig, als Entbindungsanstalten aufzusuchen, um einer richtigen Behandlung sicher zu sein. Diese müßten aber auch erst in genügender Zahl gegründet werden.

Die Broschüre ist durchaus sachlich und ruhig geschrieben; sie kann viel zur Aufklärung einer für die ganze Frauenwelt bedeutungsvollen Frage bieten, wenn man auch nicht mit allen Schlüssen der Verfasserin einverstanden sein wird. Speziell über die Ausbildung in großen Lehranstalten ist noch wenig an die Öffentlichkeit gedrungen.

A. B. Z.

Über Bodenrente und Bodenspekulation in der modernen Stadt. Von Dr. *Adolf Weber* (Bonn), Leipzig bei Duncker und Humblot, 1904, 4,40 Mk.

Der Verfasser gibt hier zunächst eine historische Skizze der Bodenreformbewegung, sodann im Hauptteil eine wissenschaftlich gründliche Erörterung der städtischen Grundrente und Bodenspekulation. Dabei verfügt Dr. Weber über ein reiches, namentlich auch ausländisches Material. Die Schrift geht an verschiedenen Stellen — und das wird hier besonders interessieren — auf die Forderungen unserer deutschen Bodenreformer ein, die sie zum Teil für berechtigt anerkannt; öfters allerdings führt das Material des Verfassers zu anderen Ergebnissen, als die durch die Bodenreformbewegung beeinflußte Meinung annimmt; vgl. den Abschnitt über die Terraingesellschaften. In einem Schlußkapitel skizziert Weber die „Mittel im Kampfe gegen die Steigerung der Grundrente", auch hier teils im Einklang (Erbschaftssteuer, Enteignung), teils im Widerspruch (Wertzuwachssteuer mit den Bodenreformen. Jedenfalls lehrt das Studium dieses inhaltreichen Buches — das nur empfohlen werden kann — daß diese Frage des städtischen Bodenproblems noch lange nicht theoretisch erschöpfend erörtert sind. Man darf daher der angekündigten Fortsetzung des Weberschen Werks mit Interesse entgegensehen. M.

Die Bekämpfung der Tuberkulose.

Seit nunmehr zwei Jahrzehnten ringt die wissenschaftliche Medizin mit einem Problem, das, je näher man seiner Lösung zu kommen scheint, in um so weitere Ferne rückt, von undurchdringbarem Nebel umzogen. Und da sich in diesem Problem alle Kraft und alle Schwächen moderner Krankheitserforschung und Krankheitsbekämpfung offenbart haben, wird es zum Kriterium der Leistungsfähigkeit der Medizin an sich. 1882 entdeckte Robert Koch den Tuberkelbazillus und schuf damit das Dogma, daß dieser der alleinige und ausschließliche Erreger der Tuberkulose sei. Sein Name bannte jeden Widerspruch, und als wissenschaftlich abgetan galt jeder, der an Kochs und seiner Schüler Lehrsätzen zu deuten sich vermaß. Der Kontagionismus (die Lehre von der Ansteckung) machte, gestützt auf die unantastbare Autorität seines geistigen Führers, Schule; von allen Kathedern schallte die unverfälschte Lehre Kochs herab. Man hatte mit allem gebrochen, was ernste Denker und scharfe Beobachter seit Jahrhunderten behauptet und gesehen: es gab keine Disposition, keine krankhafte Veranlagung, keine Vererbung; es gab nur einen Bazillus als Ursache für das Zustandekommen der Krankheit. Über die tausendfältige Erfahrung, daß die Tuberkulose eine Familienkrankheit sei, daß sie durch Generationen derselben Familie hindurch sich fortpflanze, daß ein besonders gearteter Körperbau sie begünstige, half man sich leicht hinweg mit der Hypothese, daß die Infektion nicht vor oder mit der Geburt, sondern nach derselben erfolge und durch die kranke Umgebung vermittelt werde. Quantität und Qualität des tuberkulösen Giftstoffes waren nach extrem-kontagionistischer Auffassung allein maßgebend für das Zustandekommen der Ansteckung.

Die Begriffe „Anlage" und „Disposition" wurden aus dem wissenschaftlichen Sprachgebrauch ausgemerzt; sie waren abgetan. Und diesen Auffassungen gemäß gruppierten sich die Reihen zur Bekämpfung nicht der Tuberkulose, sondern vor allem des Tuberkelbazillus. Man suchte seiner habhaft zu werden, wo immer es nur möglich war, und ihn zu vernichten, bevor er mit der Einatmung in die Lungen gelangte. Karbolsäure und Spucknapf waren die Fallen, die man ihm stellte. Für die Lungenschwindsüchtigen selbst errichtete man Heilstätten, die einmal den heruntergekommenen Organismus wieder widerstandsfähig machen und weiterhin seinen Träger zu einem „hygienischen" Leben erziehen sollten, eine „Gleichung mit mehreren Unbekannten", wie sich bald herausstellte.

Das physikalisch-diätetische Heilverfahren, wie sein Begründer, der Görbersdorfer Arzt Brehmer, es nannte, beansprucht als unumgängliche Voraussetzung eines Dauer-

Digitized by Google

erfolges, daß dem Kranken zu Hause ungefähr gleiche Verhältnisse sich bieten, wie sie die Heilstätte aufweist. Fehlen diese, dann sinkt jegliche Aussicht auf Bestand der relativen Heilung. Ein Blick auf die Ergebnisse der von den deutschen Versicherungsanstalten eingeleiteten Heilverfahren beweist dies. Aus den im Jahre 1897 mit Erfolg behandelten Tuberkulösen waren im Jahre 1898 bereits 42 pCt., im Jahre 1899/1900 29 pCt. und im Jahre 1901 schließlich 25 pCt. geworden, bei denen der 1897 eingeleitete Heilerfolg standgehalten hatte, mithin ein Fallen von 61 pCt. auf 25 pCt. in einem Zeitraum von vier bis fünf Jahren.

Schon bevor dieses ungünstige Ergebnis offenbar geworden, war der kritische Unwille der vom Kontagionismus und seinen Schlüssen eine Zeitlang in Erstarrung versetzten Praktiker hervorgebrochen. War der Bazillus wirklich die alleinige und erste Ursache der Tuberkulose, so war die Krankheit wieder zu einer jener allmächtigen Wesenheiten geworden wie zu den Tagen Sydenhams, losgelöst von den alle Funktionen beeinflussenden Lebensreizen. Die theoretische Ausmerzung dieser war ein verhängnisvoller Irrtum; denn man übersah ihr Weiterwirken nach der Entlassung aus der Heilstätte und überlieferte schutzlos den Pflegling den ihn von neuem umgebenden Lebensbedingungen: Luft, Licht, Temperatur, Ernährung und anderem. Während man den einen Reiz, das Bakterium, als universellen auffaßte, wurden Zelle und innerer Aufbau des Moleküls sowie Konstitution und Organismus als gleichgültig oder unwichtig angesehen. Man begab sich des Einflusses auf die den Kranken treffenden Lebensreize, auf die Welt, in der er lebte, und die Wirkung war das Fiasko des Heilerfolges. Experiment und Deduktion hatten wieder einmal, unbeeinflußt vom pulsierenden Schaffen ihre Theoreme ausgeklügelt; allein das wirtschaftliche Leben hatte alle Berechnungen zuschanden gemacht. Die nahe, unaufhörliche Berührung des Tuberkulösen mit seiner Umgebung in engen, schlecht gelüfteten, lichtlosen Räumen, die Unterernährung weiter Volkskreise, die ungünstigen zehrenden Arbeitsbedingungen, — alle diese und noch andere Momente erstickten jede Regung des Organismus nach aufwärts. Daß dies geschehen könne, war nie zum Bewußtsein der Bakteriologen gekommen, für die die Allgegenwart des Tuberkelbazillus das alleinige ursächliche Moment ihrer Maßnahmen war. Die Einsicht von der Konstitution des Moleküls und dessen Abhängigkeit von den umgebenden Bedingungen kam endlich, und sie brachte in die Unfruchtbarkeit der Anschauungen einen neuen Antrieb. Aber da zeigte sich, wie unendlich schwer gegenüber dem sozialen Gefüge der modernen Gesellschaft das Tuberkuloseproblem zu behandeln ist, und wie die meisten der als notwendig erkannten Schutzmaßregeln sich ohne völlige Umwälzung der bestehenden Verhältnisse als unausführbar erweisen. Die Grenzlinie zwischen wissenschaftlicher Erkenntnis und auf dieser aufgebauter Seuchenbekämpfung war gefunden; nun kam es darauf an, sie zu überschreiten. Ob der moderne Staat den Willen und die Kraft dazu haben wird?

Während so auf der einen Seite die ursprüngliche Lehre von der Ansteckungsfähigkeit der Tuberkulose mehr und mehr ihren Charakter änderte, kam von einer anderen her der Begriff der Konstitutionspathologie wieder zur vollen Geltung. Behring, dessen Arbeiten in den letzten Jahren die gesamte Fach- wie Laienwelt durch die Kühnheit ihrer Schlüsse überraschten, ist es, der der alten Auffassung wieder zum Bürgerrecht verhalf.

Zwar sind für ihn auch die sozialen Lebensbedingungen des Individuums nur hinzutretende, die Krankheit fördernde Umstände — diese Geringschätzung bleibt auch in seinem System ein wunder Punkt —; allein seine Anschauungen stehen und fallen doch mit der im frühesten Alter erworbenen Gefäßveränderung und Giftempfindlichkeit, die zusammen mit später eintretender Infektion das Bild der Tuberkulose erzeugt. Also nicht angeborene sondern *erworbene Disposition als wesentlichster Faktor*, Neuinfektion im späteren Leben als entscheidendes Moment. Aber auch für die erste Gefäßveränderung und funktionelle Störung ist die veranlassende Ursache der Tuberkelbazillus, der aber nicht mehr allgegenwärtig durch Einatmung aufgenommen, sondern mit der Säuglingsmilch in die Verdauungsorgane überführt und, deren Schleimhäute durchdringend, den Blutbahnen einverleibt wird. Man sieht hieraus den fundamentalen Unterschied der Behringschen Anschauungen von denen der Kochschen Schule und die tief einschneidende Bedeutung der ersteren für ein praktisches Handeln. Für Behring sind die Tuberkulosesanatorien keine Heil- sondern höchstens Heimstätten; in seinem System, das den Säugling giftfest, den erkrankten Erwachsenen durch Impfung heilen will, bedarf er ihrer nicht mehr.

Seine Theorie ist blendend; sie baut sich auf Experiment und umfassenden pathologischen Beobachtungen auf. Aber vorläufig ist sie auch nichts weiter als eine geistvolle theoretische Schlußfolgerung, deren Wurzeln in seinen Tierversuchen ruhen. Hier hat er allerdings praktisch so ungeheuer viel geleistet, daß man seine auf den Menschen übertragenen Schlüsse, als von einem ernsten Forscher stammend, ohne Bedenken hören kann. Aber vorläufig nur hören, bis die Nachprüfung sie als richtig erwiesen hat. Behrings Leistungen in der Veterinärmedizin sind als gültig längst angenommen: ist es ihm doch gelungen, durch sein Immunisierungsverfahren weite Bezirke vor der Perlsucht zu schützen. Perlsucht- und Tuberkulosebazillen sind aber nach ihm artgleich; also ist die Schutzimpfung des Rindes die erste Etappe auf dem Wege der Bekämpfung der menschlichen Tuberkulose. Denn gelingt es, die in der Milch hochimmunisierter Kühe vorhandenen Schutzstoffe auf den Menschen zu übertragen, dann ist das Problem des Schutzes vor der tuberkulosen Ansteckung gelöst. Die Ähnlichkeit seines Verfahrens mit der Pockenerkrankung und der Jennerschen Schutzimpfung liegt danach klar zutage. Doch ob diese Immunmilch, die einen wesentlich höher zu schätzenden Tuberkuloseschutzstoff darstellt als den seinerzeit von Koch angegebenen Bakterieneiweißstoff Tuberculin, die Erwartungen erfüllen wird, kann erst die Zukunft lehren. Von wesentlichstem Interesse dagegen ist der Satz, der die wichtigste Stütze von Behrings Behauptungen darstellt, und der da lautet: „Die Säuglingsmilch ist die Hauptquelle für die Schwindsuchtsentstehung!“. Demzufolge fordert er eine von bakteriellen Keimen freie Milch, und diese Keimfreiheit glaubt er durch eine Verbindung der Milch mit einem chemischen Körper erzielen zu können. Die bisher geübte Sterilisierung verwirft er, da durch das Kochen bis zur Siedehitze natürliche Schutzstoffe vernichtet würden. An die Stelle der sterilisierten Milch tritt bei ihm die ungekochte Formolmilch. Daß das planlose Milchkochen durch chemische Umsetzungen innerhalb der Milch selbst ungünstig auf die Verdauungsorgane des Säuglings wirken könne, haben schon vor Behring Lahmann und Schweninger behauptet. Aber es fehlte in der Reihe ihrer Einwände der genaue chemische Nachweis und die abhängig hiervon sich äußernden pathologischen Erscheinungen. Behring glaubt ihn erbracht zu haben, und im Glauben hieran stößt er den Fundamentalsatz moderner Milchhygiene ohne Zögern um. Ob dies im Augenblick, wo These gegen These steht und es noch im Schoße der Zukunft verborgen ist, zu wessen Gunsten sich die Wage der Erkenntnis neigt, richtig war, möchte ich bezweifeln. Denn seine apodiktischen Leitsätze, die vom Publikum nur halb verstanden werden können, müssen Verwirrung hervorrufen und den bangen Zweifel, was nun eigentlich richtig sei. Diesem berechtigten Empfinden hat ja auch der Breslauer Hygieniker Flügge in seiner jüngsten Kritik, in der er rundweg die Formolmilch als nicht unbedenklich ablehnt, energischen Ausdruck verliehen. Ein abschließendes Urteil ist also auch in diesem Punkte nicht möglich; Kritik und Gegenkritik beherrschen die gegenwärtige Auffassung.

Das Tuberkuloseproblem schwankt, wie man sieht, zwischen praktischen und experimentellen Vorstellungen hin und her, bei denen die ersteren immer noch den kürzeren gezogen haben. Aber im Streit der Meinungen, der heftiger als je tobt, ist auch ein Ergebnis zu erhoffen, ein Boden, auf dem wissenschaftliche Erkenntnis und folgerichtiges Handeln sich zusammenfinden. Eine Bestärkung in dieser Hoffnung ist das siegreiche Vordringen der Idee, daß die Wurzeln *aller* Volkskrankheiten in den wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen eines Volkes liegen, und daß die Gesundung der *besitzlosen* Klassen die Bedingung der Gesundheit aller übrigen ist.

Mannheim. **Dr. Julian Marcuse.**

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Eugen Katz in Berlin. — Druck von Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 12.

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 11. Berlin, 19. März 1905

Wahrheit

Die Wahrheit ist ein Riese, der am Weg liegt und schläft. Die vorübergehen, sehen seine Gestalt wohl, aber ihn können sie nicht sehen. Claudius. † 1815.

Es sind stets ungemütliche Zeiten, wenn der Riese Wahrheit, der am Weg liegt und schläft, sich reckt und dehnt und aufzustehen droht. Ängstlich gehen die Menschenkinder in weitem Kreis um die Stelle. Scheu fragen sie sich, was wohl werden würde, wenn er wirklich mit seinen Füßen das Feld zerstampfte. Sie zittern über den unheimlichen Gast im Land. Doch möchten sie ihn gern sehen. Wie er wohl aussieht? Großmutter hat im Stuhl sitzend von ihm erzählt; wie sie ganz jung war, da hat er sich einmal auf die Seite gedreht und einen Augenblick die Augen weit aufgetan. Einige Leute haben ihn damals gesehen. Sie seien aber blaß und krank geworden und bald gestorben. Man habe ihnen zugesetzt doch zu erzählen, wie es alles war. Sie wollten auch berichten; aber jedesmal konnten sie nicht. Es war alles zu schwer für die Zunge und zu scharf für weiche Menschenlippen, was sie hätten verkünden müssen. So sind sie drüber gestorben, und der Riese liegt heute noch da, und keiner weiß so recht, wie sein wahres Gesicht ist. In jedem Jahrhundert regt er sich einmal gewaltig und will aufspringen, weil er meint, seine Zeit sei gekommen. Da versuchen es die einen mit Ketten, ihn zu fesseln, und die anderen mit Liebe, ihn zur Rücksicht zu mahnen. Einige wollen ihn ersticken, indem sie ihn bedecken, andere ihn besänftigen, indem sie ihm schöne Denkmale setzen. Er aber wird betrübt. Er verachtet dieses armselige Menschengewimmel, das vor keinem Teufel sich zu fürchten vorgibt, aber vor der Wahrheit in Boden sinkt. Er schläft weiter. Seine Zeit ist noch nicht gekommen.

Nur einige Wenige schleichen sich in der Stille hinaus und halten stumme Zwiesprach mit der Wahrheit. Ehrfürchtiger Schrecken überkommt sie vor der mächtigen Gestalt. Sie empfinden es deutlich, daß alles, alles anders würde, wenn der da käme und herrschte. Es wäre keine Tyrannei, was er bringen würde: eitel Erlösung, Befreiung, Frieden und Seligkeit wären seine Gaben. Der Verstand mit seinen Guckfensterchen würde den Reichtum tiefer Erkenntnis, der nun in das Menschenherz hereinflutete, gar nicht fassen. Neue Menschen würden erstehen: starke Männer und weise Frauen, welche den Mut hätten, ihr eigenes Innere bis in die verstaubten Ecken hinein wirklich zu sehen und alles, was draußen ist, so zu fassen, wie es tatsächlich ist. Man würde merken, daß das Leben bis dahin ein Spielen mit eingebildeten Gedanken und ein Knien vor selbstgemachten Götzen war. Alle Verhüllungen wären entschwunden. Die Größe ewiger Gottesgedanken in Welt und Geschichte erschiene helleuchtend wie die Sonne am Firmament. Sie redete nichts, die Wahrheit; sie schwiege. Aber sie wärmte und belebte und schaffte und pflegte. Tau wäre vom Himmel gefallen; Gottes Bote erschien in der Wahrheit.

Ein neues Jahrhundert geht in die Welt. Wir sehen, wie der Riese den Boden schüttelt und rüttelt. Daß er doch aufwachte und Gott seine Erde segnete!

Traub.

Frauenbewegung und Arbeiterinnenfrage

Die politischen Gegensätze, die unser Parteileben bewegen, machen sich auch in der deutschen Frauenbewegung stark geltend. Auch hier finden wir zwei getrennte Gruppen, die sogenannte „bürgerliche" und die sozialdemokratische Frauenbewegung. Ein Kampf im eigentlichen Sinne kann allerdings zwischen diesen Gruppen nicht stattfinden. Zum Kampf gehören zwei Gegner, und niemals hat die bürgerliche Frauenbewegung der anderen Gruppe gegenüber eine feindselige Stellung eingenommen. Eine desto schärfere Kampfstellung nehmen aber die Sozialdemokratinnen — oder richtiger gesagt, einige wenige, aber maßgebende Führerinnen — der bürgerlichen Frauenbewegung gegenüber ein.

Ein beliebtes Schlagwort ist das von der „unüberbrückbaren Kluft", die angeblich zwischen der sozialdemokratischen und der bürgerlichen Frauenbewegung besteht. Sieht man sich aber die Forderungen der Frauen in beiden Lagern an, z. B. Arbeiterinnenschutz, wirtschaftliche Befreiung der Frau, politische Gleichberechtigung, so sind die meisten genau dieselben in beiden Gruppen. Der prinzipielle Unterschied liegt allerdings darin, daß die Sozialdemokratinnen die Durchsetzung ihrer Forderungen erst im sozialistischen Zukunftsstaat für möglich halten. Daher beruht ihr Kampf in letzter Linie auf dem kommunistischen Manifest von Carl Marx. Die Vertreterinnen der bürgerlichen Frauenbewegung dagegen glauben, ihre Forderungen schon innerhalb der bestehenden Gesellschaftsordnung erlangen zu können; sie erstreben daher durchgreifende soziale Reformen, ohne sich sozial-revolutionär zu geberden.

Jedoch wäre trotz dieses Unterschiedes in der Weltanschauung, der in keiner Weise verwischt zu werden braucht, auf den meisten Gebieten ein Hand-in-Handarbeiten möglich und wünschenswert. Diese Spaltung nach Rücksichten des marxistischen Klassenkampfes tritt übrigens, gerade wie in der allgemeinen Politik so auch in der Frauenbewegung, nur in unserem Lande so kraß in die Erscheinung. In der Schweiz, Italien, England findet ein Zusammenarbeiten von Frauen aller Klassen statt; es kommt darin der richtige Gedanke zum Ausdruck, daß die Frauenbewegung als solche über Partei- und Konfessionsunterschiede fortsehen muß, daß es gewisse Forderungen der Frauen gibt, welche Männer und Frauen aller Klassen, aller Religionen und aller Nationen angehen. Auch findet sich in keinem Organ der sozialistischen Frauen anderer Länder ein so scharf gehässiger Ton den bürgerlichen Frauen gegenüber wie in dem Blatt der deutschen Sozialdemokratinnen, der von Frau Zetkin redigierten „Gleichheit".

Wir müssen jedoch zugestehen, daß an dieser scharfen Spaltung nicht nur die sozialdemokratischen Führerinnen schuld sind. Wohl wird der Kampf, wie wir oben ausführten, nur von einer Seite geführt. Die bürgerliche Frauenbewegung hat keine direkten Begehungssünden der Arbeiterinnenfrage gegenüber ausgeführt; aber sie hat zahlreiche „Unterlassungssünden" begangen, und diese sind in in ihren Folgen oft viel verhängnisvoller. Als das Geburtsjahr der bürgerlichen Frauenbewegung sieht man das Jahr 1865 an, als in Leipzig die Gründung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins vollzogen wurde. Auf Jahrzehnte hinaus haftete der deutschen Frauenbewegung der Charakter einer eng begrenzten Mittelstandsbewegung an; erst Ende

Digitized by Google

der achtziger Jahre macht sich eine immer stärker werdende sozialpolitische Strömung bemerkbar. Ein Versuch von Schulze-Delitzsch, die Frauen in die Genossenschaftsbewegung hineinzuziehen, schlägt fehl (1869), ebenso versucht Marianne Menzer vergeblich, die bürgerlichen Frauen für die Arbeiterinnenfrage zu gewinnen. Die verhängnisvollste Unterlassung geschieht noch im Jahre 1894. Damals wurde der Bund Deutscher Frauenvereine gegründet; aber aus schwächlicher Sorge, mit den Vereinsgesetzen in Kollision zu kommen, beschließt die Majorität, keine sozialdemokratischen Arbeiterinnenvereine aufzunehmen. Nur eine kleine Minderheit von sechs Frauen (Cauer, Gebauer, Gyzicky, Mießner, Morgenstern, Schwerin) protestieren gegen diesen Beschluß.

Allerdings wurde bei der Gründung des Bundes sofort eine Kommission gebildet, welche die Arbeiterinnenfrage zu behandeln hatte; es war die Kommission für weibliche Fabrikinspektion, die sich später zu einer „Kommission für Arbeiterinnenschutz" gestaltete. Es ist mit der Wirksamkeit dieser Kommission zuzuschreiben, daß die bürgerliche Frauenbewegung in Deutschland nicht in den Fehler verfallen ist, den ein Teil der Frauenrechtlerinnen in England, Norwegen, Holland usw. begeht, in falscher Übertragung des Freiheits- und Gleichheits-Ideals gegen eine gesonderte Arbeiterinnenschutz-Gesetzgebung Front zu machen. Im Gegenteil zeigt sich in dieser Frage in Deutschland das erfreuliche Bild, daß diejenigen Frauen, die überhaupt auf diesem Gebiet arbeiten, welcher Richtung der Frauenbewegung sie auch sonst angehören, den Segen und die Notwendigkeit des Arbeiterinnenschutzes anerkennen.

Aber was uns in Deutschland fehlt, oder wozu erst ganz kleine Anfänge vorhanden sind, das ist das gemeinsame Arbeiten der bürgerlichen Frauen mit den Arbeiterinnen zur Förderung der Arbeiterinnen-Interessen. Ein solches gemeinsames Arbeiten sucht der „linke Flügel" der bürgerlichen Frauenbewegung anzubahnen; namentlich ist es das Bestreben der vom Verbande fortschrittlicher Frauenvereine geschaffenen „Zentralstelle für Arbeiterinnen-Organisation", die bürgerlichen Frauen für diese Aufgabe zu gewinnen und sie theoretisch und praktisch gründlich dafür zu schulen. Gewiß kann man keiner Frau, die einen anderen politischen Standpunkt hat, zumuten, sich an der politischen Agitation für die Sozialdemokratie zu beteiligen. Aber die Gewerkschaftsbewegung und die Genossenschaftsbewegung müssen sich aus taktischen und praktischen Gründen immer mehr zu politischer Neutralität hindurchringen, und es ist eine der wichtigsten sozialpolitischen Aufgaben, die breite Masse der Arbeiterinnen in diese Bewegungen zu ziehen.

Hierzu ist eine unendlich mühevolle Agitation, eine stille, unermüdliche Kleinarbeit vonnöten. Wie von den Sozialdemokratinnen selbst zugestanden wird, herrscht großer Mangel an Arbeitskräften auf diesem Gebiet, und gerade hier könnten die bürgerlichen Frauen sehr wichtige Dienste leisten, so wie die englische Gewerkschafts- und Genossenschaftsbewegung der Mitarbeit von Frauen anderer Klassen eine großartige Förderung verdanken.

Doch wie gesagt, auf dem Felde solcher gemeinsamen Arbeit sind in Deutschland erst ganz kleine, schwache Spuren zu verzeichnen, und die Frauen, die in dieser sozial fortgeschrittensten Arbeit stehen, haben wahrlich keinen leichten Stand. Nach links hin, d. h. unter der Arbeiterschaft, haben sie das von den sozialdemokratischen Führerinnen planmäßig gesäete Mißtrauen zu überwinden; nach rechts hin haben sie gegen die Gleichgültigkeit und die Vorurteile der eigenen Klasse anzukämpfen, bei der sie erst das soziale Gewissen wachrufen müssen. Aber die Schwierigkeiten können und müssen überwunden werden in dem Gedanken, daß man mitarbeitet an der Erhöhung des gesamten Kulturniveaus unseres Volkes, wenn man die geistigen und wirtschaftlichen Interessen der Arbeiterinnen zu fördern sucht. Auch ist die gemeinsame Arbeit ein gutes Mittel, die unheilvollen Gegensätze zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft in unserem Volke zu überwinden.

Berlin. **Else Lüders.**

Durchschaut

Dralle in Wentorf, genannt der „große" Dralle, zum Unterschiede vom Eck-, Buten-, Schaper-, Schimmel-, Barg- und Humpel-Dralle (es drallt sich da alles), Christoffer Dralle also, der Große, der Vollmeier und Schulvorsteher. Zum Finanzminister hätte er gepaßt. Auf alles Fragen antwortet er immer verbindlich: „Jau!" und die scharfen Falten längs des Mundes glätten sich ein wenig. Wenn's aber irgend auf den Beutel abzielt, stopft er die Hände in die Hosentaschen, zieht das Maul schief und grunzt, ungemütlich, mit Entschiedenheit: „Nee!" Damit Punktum. Dennoch hat er sein sterblich Fleckchen. Seinen berühmten Dünger loben, um den ihn alle Welt beneidet, kann ihn gnädig stimmen. Nämlich auf seine Kunst rationellen Mistmachens tut Christoffer Dralle sich etwas zugute, und sein Hauptkraftspruch, den er immer im Munde hat, lautet: „Wo der Mistwagen nich hinkommt, da Gottes Segen auch nich, Herr P'stohr!" Christoffer Dralle hat durchaus nur Sinn fürs Praktische, und fürnehmlich alles, was mit Wort und Schrift zusammenhängt, bemißt er äußerst niedrig; die ganzen Wentorfer leider mit ihm, und deshalb haben sie ihren großen Christoffer Dralle auch zum Schulvorsteher gewählt. Man gut, Wentorf hat seinen alten Schullehrer Hermann Stühmke noch immer, eine brave Seele aus der alten Welt, genügsam, ein Märtyrer der Kultur.

Am besten lernen seine Lämmer Singen und hübsche „Liederverse" bei ihm; doch auch im „Katissen" sind sie auf der Konfirmandenprüfung ja immer leidlich beschlagen. Fürs wichtigste im praktischen Leben, die Rechenkunst, braucht der Wentorfer keinen Schulmeister; das kann er aus sich selber, denn die Wentorfer haben „Grips" von Natur. Was will man also mehr? Die 250 Taler Gehalt für „Schulmeisters Vater" hält jeder im Dorf für ein wahres Sündengeld. Nun aber soll man gar noch zulegen. Befehl von oben, Regierungsbeschluß: 300 Taler voll nunmehro endlich als geringsten Satz für eine Schulstelle in preußischen Landen. Jawohl, endlich! Die Wentorfer aber schimpfen entrüstet: „Keinen Pfennig! Die Kinder lernen so genug fürs Geld, „überleidig" — wozu jetzt noch durchaus für 50 Taler mehr, wozu? Narrenspossen! Und gar noch extra Schulvorstandssitzung deswegen, mit dem Herrn Landrat selber? Ha, lat'n man kamen, hei kann sick up'n Proppen setten!" Christoffer Dralle will's auf sich nehmen und ihnen oben schon weisen, „wat 'ne Harke is".

Herr Landrat von Pufendorf in Isenhagen ist jedoch ein guter Stratege und kennt seine Wentorfer. Zeitig macht er sich am festgesetzten Tage auf den Weg, und eine volle Stunde vor Beginn der Sitzung hält die landrätliche Kutsche vorm Dralleschen Anwesen. „Der alte Sappermenter, bleibt's bei seinem „„Nee"", so ist alle Mühe vergeblich für diesmal," seufzt der Herr Landrat, indem er aussteigt. „Hm, also der Düngerhaufen . . ." Freundlich begrüßt er darauf den großen Christoffer Dralle und schüttelt ihm die Hand: „Sieh da, lieber Dralle, wollt' Sie schon lange mal besuchen und mir Ihren schönen Hof ansehen. Wetter ja, Dralle, wahrhaftig, der reine Weizenboden! Steht ausgezeichnet alles in Wentorf, der Roggen, Hafer, die Kartoffeln — wohin man blickt, und bei Ihnen am besten, Dralle! Ja, und alles haben Sie schön um den Hof, wie sagt doch der alte Bauernspruch: Das Land, das den Hahnenschrei nicht hört, taugt nichts!" „Jau — nich so slimm."

Der Herr Landrat schwägt weiter: „Wirklich famos alles im Stande bei Ihnen, Dralle, famos, prachtvoll, großartig, jawohl! Die schöne Scheune, sagen Sie, Dralle, die haben Sie wohl neugebaut?" „Jau — heww ick!" — „Sieh und die vielen Gänseküken auf dem Grashofe, die Obstbäume zum Brechen voll — köstlich, wie einen das Alles anlacht! — hm, das wirft im Herbst was ab, will ich meinen!" Und weiter bei der Schweinebucht bleibt der Herr Landrat stehen: „Nein, Dralle, solche Prachtferken, Ihre! Der beste ungar'sche Schlag — dicken Kopf, kurzbeinig, feinknochig, und wie schön sie fressen! Die setzen Speck an, da machen Sie 'n Geschäft mit, Michaelismarkt, Dralle!" „Jau — sei gelt man nix vandag." Ein Blick darauf in den Kuhstall: „Was tausend, wie viele Köpfe — 8, 12, 14, 15 und der stattliche Bulle — ist wohl Holsteiner, was? — Die beiden Mastochsen, ja, 'n wahrer Staat! Das gibt wieder Prämien, Tierschau, Dralle, ich wette! So'n Hof aber auch!" Der Bauer schweigt und macht ein Gesicht wie eine Kruke Essig.

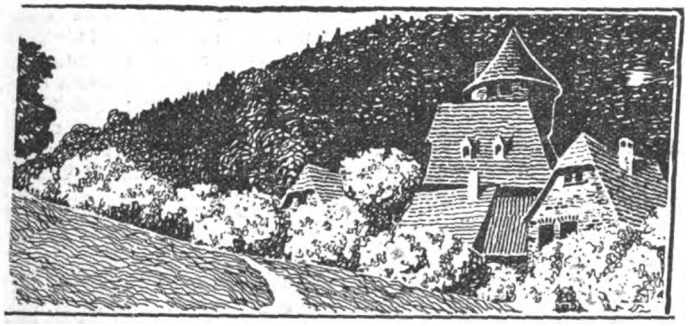
Mutter Dralle aber, die auch mit herumgeht und aufschließt, ärgert sich über ihren unhöflichen Mann und pufft ihm heimlich in den Wanst: „Büst doch 'n ganzen ollen, isdranigen Hund, Mann! Dau't Mul up un segg doch ok mal wat, lat 'n Herrn Landrat nich ümmer egal weg alleene snacken!" „Ich sehe, Dralle," spricht voller

Digitized by Google

Freundlichkeit der Herr Landrat darauf wieder im Weitergehen: „Die Wentorfer können's, hm, in der Tat, reiche Gemeinde, sind ja noch so Stücker 7, 8 Vollhöfe da! Doch gut, daß ich mich in Wentorf endlich mal genauer umsehe."

Und auf die Düngerstätte inmitten des Hofes steuert er nun in langen Schritten, setzt eine großartige Kennermiene auf, räuspert sich und will ausholen zum letzten Streich — da aber tritt Christoffer Dralle ihm in den Weg, spitzt pfiffig das Maul und spricht: „Herr Landrat, is all gaud, Sei sünd so wiet 'n ganzen gemeinen (umgänglichen) Menschen, äwerst deswegen kriegt unse Schaulmester doch nich mehr! Nee!"

(Aus Karl Söhle, Schummerstunde. Bilder und Gestalten aus der Lüneburger Heide). B. Behrs Verlag, Berlin.



Kunst

Die Kunst im Nichtkönnen. Bei Keller & Reiner hängen die Wände voll von Arbeiten eines begabten Einsiedlers, denn mag der Maler Carl Max Rebel vielleicht auch als Mensch ein geselliges Wesen sein, als Künstler ist er sicher eine Art Mönch, Weltverneiner, Kunstverächter. Man fühlt es seinen Bildern an, daß er von der Tageskunst nichts sehen will. Das wäre an sich noch nicht merkwürdig, denn das tun in gewissem Sinn alle stärkeren Talente, solange sie nicht selber den Geschmack beeinflussen. Er verwirft nicht nur die Mode sondern, wenn man so sagen darf, auch die Methode der heutigen Kunst. Die Probleme der Raumdarstellung und Lichtwirkung scheinen für ihn nicht zu existieren; er hat keine verstandesmäßig ausgedachte Luftperspektive (alles liegt fast nebeneinander); er hat keine bestimmten Vorstellungen über Ausgangspunkt und Verbreitungsweg des Lichtes (bei klarstem italienischem Himmel weiß man kaum, wo die Sonne steht); er hat keine Anatomie (es gibt gelegentlich verwachsene Schönheiten) — was aber hat er dann, weshalb bleiben die Leute halbe Stunden vor seinen Bildern? Er hat die wunderbare und ergreifende Mystik des Nichtkönnens zu fassen gewußt. Was aber ist diese „Mystik des Nichtkönnens?" Es verlohnt sich wohl, ihrer merkwürdigen Macht über die Seelen nachzugehen. Vielleicht aber ist es gut, dabei von etwas sehr einfachem auszugehen: von dem Wohlgefallen an altem Bauernhausgerät, das sich heute bisweilen bei sehr verwöhnten Damen findet. Diese Damen haben alle Stile bis zum Überdruß gesehen. Auch das neueste ist ihnen geläufig, sobald es im Schaufenster auftaucht. Was kann ihrer Ungeduld noch geboten werden? Uralte, schlichte Stücke, die in ihrer massiven Kindlichkeit allen modernen Kram überragen, wie Bauernbrot ein feines Diner! Nicht als ob sie nun ewig beim Bauerngestühl aushalten wollten! Aber es ist eine Flucht vor der Überkunst zum alten, braven, durchsichtigen Handwerk. So flieht der Maler Rebel aus unseren Gemälde-Ausstellungen und setzt sich in Florenz und Siena zu den Füßen alter handwerksmäßiger Maler, die noch vor der Raffaelischen Verweltlichung gelebt haben. Er macht es damit ähnlich wie die Nazarener im vorigen Jahrhundert, nur ist es weniger die Frömmigkeit, die er bei den alten Meistern sucht, als die Kindlichkeit ihrer Naturbetrachtung. In aller Stille kopiert er ein altes Bild nach dem anderen, wie wenn jemand in einer kleinen Kirche für sich allein solange Choräle singt, bis er in Sprache und Ton der alten Musik ganz eingetaucht ist, so daß er auch draußen auf der Straße ganz von selber einen festen cantus firmus anstimmt, ja daß er Choräle erfindet, als lebte er vor dreihundert Jahren. Seine Seele hat ihren Platz irgendwo in der Vergangenheit gefunden, und dieser Platz ist von überraschender Glücklichkeit voll, denn er erlebt das Wort: so ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen! Er hat die Unberührtheit und Unverdorbenheit einer technisch harmloseren Periode in sich aufgenommen und besitzt dabei doch aus seiner eigenen modernen Jugend genug neue Eindrücke, daß er das, was die Alten mit schwerer Mühe aus sich herausholten, mit viel größerer Leichtigkeit ihnen freischaffend nachmachen kann. Er ist keineswegs bloß ein Nachahmer, verhält sich vielmehr zu seinen steifen und ehrwürdigen Meistern etwa wie ein heutiger Pantheist zu Spinoza. Er wählt ganz neue Stoffe, malt Landschaften, die es in den alten Galerien gar nicht gibt, aber sein Auge ist zurückdatiert. Das ist es, was vor seinen Bildern sovielzu denken gibt. Sie sind für unser Gefühl sehr wesenhaft, weil die alte Zeit überhaupt die Dinge fester angriff als wir. Es fehlt die Abschleifung der Realität durch das Denken. Seine Bäume und Menschen sind noch nicht von der Zivilisation durchdrungen. Sie stehen oder liegen in harter Vollkommenheit, und wenn er blaue Berge malt, dann sind sie nicht duftig und zerflossen, sondern fest, wie von Blei. Er hat es verlernt, durch die Dinge hindurchzuschauen. Dieses Nichtkönnen aber ist seine Kunst. Y.

Rembrandts Hundertguldenblatt. Rembrandts größte Radierung, das „Hundertguldenblatt" genannt, weil man schon zu Lebzeiten des Künstlers 100 Gulden dafür zahlte — 1902 freilich stieg einer der neun besten Abdrücke auf 35 000 Frcs.! — wird inhaltlich meist auf „Christus als Heiland der Kranken" gedeutet, und man denkt als Unterschrift gern an das große Wort aus dem 11. Matthäuskapitel: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken." Aber es ist schon manchem aufgefallen, daß der inmitten alter Mauern stehende Herr die Kranken, die heranhumpeln und herangeschoben werden, durchaus nicht willkommen heißt, daß er vielmehr von ihnen weg nach der anderen Seite blickt und die linke, ihnen zugewandte Hand wie abwehrend hebt. Wir finden Jesus statt dessen mit Pharisäern, mit Frauen, mit Kindern in Unterhaltung. Alles dies deutet vielmehr auf die Erzählung Matthäus 19. Als Christus aus Galiläa zurück kam, hatte er mit den Pharisäern eine Debatte über Moses' Scheidebrief; im Anschluß daran fragten ihn die Jünger, ob es nicht besser sei, ehelos zu bleiben, worauf Jesus ihnen das tiefsinnige Wort von den Verschnittenen sagt. «In diesem Augenblicke nun brachten Mütter ihre Kinder zu ihm, daß er sie segne. Es war der denkbar ungeeignetste Moment. Diese Jünger härten sich eben das Herz gegen frühere Träume von Haus und Heim und glühen im Gedanken der Entsagung — da kommen Weiber mit Kindern heran und wollen den Segen dessen, der eben die Ehelosen pries. Nie hat sich Jesus so kraftvoll als Nichttheoretiker erwiesen wie in diesem Augenblick. Er sieht Kinderaugen glänzen und junge Beinchen strampeln; keinen Moment zaudert er, diese knospenden Lebensgedanken zu segnen, und das war ihm wichtiger als all das Elend und Gewimmer auf der anderen Seite. Einen doppelseitig ummauerten Weg kommt Christus herab; es muß gegen Abend sein, er nähert sich nach langer Wanderung endlich dem alten Stadttor. An der Biegung der Straße, wo sie den Talboden erreicht, hat man auf ihn gewartet. Mit den Jüngern und Pharisäern kommt er angewandert, müde von mancher Stunde und manchem Wort. Aber das Tagewerk ist noch nicht getan. Mit schwerer Wucht stößt der Zug der Kranken mit den Wanderern zusammen. Jesus muß stehen bleiben; ein gichtisches Weib liegt vor ihm am Boden, Hände heben sich, Stimmen rufen, es wälzt sich die Masse der Hilflosen heran. Jesus findet sich sofort in die Situation. Er gehört nicht zu denen, die sich vom Augenblick überraschen lassen. Nach all den Debatten mit den Juristen und Theologen tut ihm das Kinderauge wohl. So schenkt er freudig allen Segen über das Junge, das man ihm bringt. Es sind nicht gleich ganze Scharen von Kindern, wie in der Sonntagsschule; nur drei Kinder. Über deren kleinen Herzen spricht Jesus das weltgeschichtliche Wort: Ihrer ist das Himmelreich. Er sagt's zur Scham den Pharisäern und wohl auch den Jüngern. Mit dem Wort bricht in dieser Abendstunde neben all dem Menschenelend ein helles Licht auf — die Welt ist um eine kostbare Perle reicher geworden. Nun verstehen wir den hellen Schein, der auf der linken Seite des Blattes leuchtet. Auch die verknöcherten Juristen dürfen daran teil haben. Gnädig hüllt der tiefe Schatten der Klagemauer den anderen Zug ein. Da sehen wir Krüppel, Blinde, Gelähmte, ausgetrocknete, frierende Greise und tappende Frauen — wir ahnen mehr, als wir sehen, und das ist gut. Ja, das ist die Welt des Alltags, das sind die Menschen der Straße, der Hütten, der armen Stadtviertel. Der Ruf: „Der Medizinmann kommt", hat selbst den Krüppeln Beine gemacht. Wie bei Weinsberg schleppen die Frauen ihre Männer und Söhne heran. Auch eine vornehme Negerin steht hochmütig dabei, und ein riesiges Kamel reckt seinen langen Hals hoch über all das Menschenpack. Gewiß wird Jesus helfen, aber mit seufzender Seele. Wo so viel Not und Tod ist, da ist sein Wort vom Sinne des lebendigen Lebens ohnmächtig. Wie kann man zu denen, die um jede Lebensstunde und jeden Atemzug ringen, von der Größe des Lebensinhaltes reden? Wie oft mag den Heilenden die Masse der Kranken erdrückt haben! Wie wohl mußte ihm da Kinderlachen tun. Hat er nicht wie jeder Pädagoge gedacht: an die Kinder muß man sich halten, bei den Alten ist es zu spät?

Rembrandt hat gern und oft die Enterbten und die Bettler gemalt und gezeichnet. Nicht nur, weil sie malerischer aussehen als die seidenen Kavaliere, sondern weil ihm alles Menschentum und Erdentum Vergehen, Abbröckeln, Seufzen und Ringen war. Der Menschheit ganzen Jammer wollte er in so einem Verlumpten darstellen. Er selbst hat es an sich erfahren, daß das Fest des Lebens kurz und die sauren Wochen lang sind. Als er starb, nannte er nur das Hemd auf dem Leibe sein eigen. So ist alles, was er von den Enterbten erzählte, erschütternd wahr. Aber auf unserem Blatt sind sie nicht das eigentliche Thema, sondern nur Folie. Wie die schwarze Wand, die gähnend und drohend hinter ihnen liegt, sind sie die leibhaftigen Schatten des Schicksals. Es gehört Mut dazu, all dies Dunkle nicht zu sehen und den kleinen Schimmer im Kinderauge allein in das eigene Auge zu nehmen. Das Blatt

Digitized by Google

entstand im Jahre 1643, als Rembrandt seine Saskia verloren hatte, als sein kleiner Sohn Titus sein einziger Trost war. Sein Haus lag im Judenviertel, und über die Straße sah er oft den Zug der Humpelnden ziehen. So verwebt sich unwillkürlich das Blatt mit Rembrandts eigenem Leben. Die rechte Seite der Radierung ist sehr schwarz, die linke sehr blond. Man hat wohl gemeint, das Blatt sei nicht vollendet. Wie sollte Rembrandt seine größte Platte, die er immer wieder neu ätzte, nicht vollendet haben! Vielmehr war es sein künstlerischer Wille, Hell und Dunkel ähnlich in Gegensatz zu bringen, wie Wagner im Tristan die Nacht und den Tag. Der Philosoph Wagner sieht das Treue, Echte und Wahre in der heiligen Nacht; der Lichtmaler Rembrandt sucht das Lebendige da, wo die Sonne ihre Lebensbefehle hinschickt.*) **Paul Schubring.**

Büchertisch

Karl Söhle, Schummerstunde. B. Behrs Verlag, Berlin. 251 S. Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Ein neues Buch von dem Verfasser der „Musikantengeschichten", die seinerzeit berechtigtes Aufsehen und herzliche Freude erregten, Freude über die gesunde, frische Luft, die in ihnen weht, über die Wahrheit des Fühlens und Denkens, die uns entgegentritt. Und ebenso freuen wir uns an seiner „Schummerstunde". Karl Söhle, der, ehe er unter die Poeten ging, Lehrer in einem Dorf der Lüneburger Heide war, führt uns hinein in die kerndeutsche, niedersächsische Art mit ihrer Knorrigkeit und Derbheit, ihrer Treuherzigkeit und Schalkhaftigkeit und liefert uns den Beweis, daß der Humor, wie er uns in Fritz Reuter so herzerquickend entgegentritt, in deutschen Landen noch nicht ausgestorben ist, daß er gerade da seine Stätte behalten hat, wo der Mensch in heimischem Boden wurzelt, die heimische Scholle lieb hat. Dazu kommen prächtige Naturschilderungen, fein empfundene Stimmungsbilder. Wir werden wie an Fritz Reuter so auch an Sohnrey, an Bernhardine Schulze-Smidt erinnert, und doch ist's ein Eigener, ein in sich Geschlossener, der uns in Karl Söhle entgegentritt. Wir können nur sagen: Es ist ein gutes, ein echt deutsches Buch, dem wir in den weitesten Kreisen, bei Jung und Alt viele Leser wünschen. Mit Genehmigung des Verlegers bringen wir heute eine Probe und freuen uns, noch weitere in Aussicht stellen zu dürfen. **Spr.**

Detlev von Liliencron. Von Dr. J. Löwenberg. Mit einem Bildnis Liliencrons. Gutenberg-Verlag. Dr. Ernst Schulze, Hamburg. 30 Seiten. Preis geh. 50 Pf., geb. 1 Mk.

„Über das tiefste Wesen eines echten Dichters ist eine Erklärung nie möglich." Das Wort bleibt gewiß zu Recht bestehen. Soweit es aber einem geistvollen und feinfühligen Menschen möglich ist, Wesen und Eigenart einer so widerspruchsvollen und dennoch wieder so geschlossenen Persönlichkeit wie Liliencron zu erkennen und der Allgemeinheit zu vermitteln, soweit ist es dem Verfasser in geradezu mustergültiger Weise gelungen. Zu Liliencrons 60. Geburtstag sind wir mit einer Fülle von Biographien, Vorträgen, Essays überschüttet worden; ich habe keine einzige Schrift gelesen, die annähernd unserem größten lebenden Lyriker als Mensch und Dichter so gerecht geworden wäre. Nicht mit dem grübelnden, zersetzenden Verstande, nicht nach dem Schema des Ästhetikers und Literaturprofessors wird hier geurteilt, sondern aus warmem, dankerfülltem Herzen und feinstem Verstehen. Der Verfasser würdigt zunächst außerordentlich anschaulich die Bild- und Sprachkraft, die Phantasie und den Humor des Dichters; sodann macht er uns mit Poggfred und dem Mäcen bekannt und zeigt uns zum Schluß in begeisternden Worten die ganze Größe des Dichters an seinen Kriegsnovellen und seiner Lyrik. Dazwischen tritt uns immer wieder der Mensch Liliencron in seiner ganzen Herzensgüte entgegen, nicht „Übermensch" sondern „Höhenmensch".

Die Sprache ist durchweg von großer Anschaulichkeit und eindringlicher Klarheit, getragen von schöner Begeisterung. Man merkt dem Buche nicht zu seinem Schaden an, daß es nur die Niederschrift eines Vortrages ist, den der Verfasser in der literarischen Gesellschaft zu Hamburg gehalten hat; das geschriebene Wort hat in hohem Maße die Lebendigkeit des gesprochenen festgehalten, und so ist dieses kleine Buch allen Freunden Liliencrons sowohl wie auch denen, die bis jetzt kein reines und getreues Bild von ihm erhalten haben, auf das allerwärmste zu empfehlen. **Jn.**

*) Eine Abbildung des Hundertguldenblattes kann man für 25 Pf. kaufen (Kunstwart-Verlag). In dem Heft mit 38 Radierungen Rembrandts, das die „Hilfe" für 25 Pf. abgibt, hat das Blatt die Nr. 20.

Allerlei

Schillerfeier. Die Sozialdemokraten führen die Räuber auf, die Polen den Demetrius, die freisinnige Volkspartei Kabale und Liebe, das Zentrum Maria Stuart, die Nationalliberalen Don Carlos, die Konservativen aber lesen die Klage der Ceres. Der Verein Frauenstudium dellamiert die Würde der Frauen, die naturforschende Gesellschaft den Taucher, und der Kriegerverein veranstaltet einen Abend mit Wallensteins Lager. Die Spiritisten nehmen den Geisterseher, der Dürerbund die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes und der Verband russischer Staatsbürger den Fiesko oder die Verschwörung zu Genua.

Eingegangene Bücher

Von den uns zur Besprechung zugesandten Büchern und Broschüren führen wir folgende hier an (die mit einem * bezeichneten sind bereits zur Besprechung vergeben):

Abweichende Ansichten. Von F. von Brangell. Georg Wigand, Leipzig. 166 S. 1,50 Mk.

An den Grenzen von China und Tibet. Von H. Hackmann. Illustriert von Alfr. Meßner. Gebauer-Schwetschke, Halle a. S. 382 S. 8 Mk.

Aus Leben und Einsamkeit. Gedichte von E. L. Schellenberg. Curt Wigand, Leipzig-Berlin. 95 S.

Aus tiefer Not. Ein Lebensschicksal von Bernhard Dommes. Strecker & Schröder, Stuttgart. 222 S. Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.

*Das goldne Wiener Herz. Von Max Winter. Band 11 der Großstadt-Dokumente, herausgegeben von Hans Ostwald. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig und Berlin. 96 S. 1 Mk.

Der Absatz der Plauener Spitzen. Eine Studie über Handel von Max Georg von Loebau, Dr. der Staatswissenschaft. O. V. Böhmert, Dresden. 189 S. 3,60 Mk.

Der praktische Geistliche. Zwanglose Briefe von Johannes Haase, Superintendent in Georgs-Marienhütte. Gustav Schloeßmann (Gustav Fick), Hamburg. 375 S. Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Der russisch-japanische Krieg in seinen Rückwirkungen auf den Weltfrieden. Von Julius Maurer, k. k. Offizier a. D. Gebauer-Schwetschke, Halle a. S. 110 S. 2 Mk.

Die Bhagavadgita, aus dem Sanskrit übersetzt, mit einer Einleitung über ihre ursprüngliche Gestalt, ihre Lehren und ihr Alter. Von Richard Garbe. H. Haessel, Leipzig. 158 S. 4 Mk.

Die Gewinnbeteiligung der Arbeit, ihre soziale Bedeutung und Durchführbarkeit. Von Wilhelm Stiel, Dipl.-Ing. O. V. Böhmert, Dresden. 114 S.

Die Wahrheit über Ernst Haeckel und seine „Welträtsel". Nach dem Urteil seiner Fachgenossen beleuchtet von Dr. phil. E. Dennert. Volksausgabe. C. Ed. Müllers Verlagsbuchhandlung (Max Grosse), Halle a. S. 148 S. 0,75 Mk.

Entwickelung. Neue Wege und Abwege in der modernen Theologie. Von Dr. F. W. Harnisch, Superintendent. Richard Mühlmann (Max Grosse), Halle a. S. 72 S. 0,80 Mk.

*Erster internationaler Bericht über die Gewerkschaftsbewegung 1908. Herausgegeben von dem internationalen Sekretär der gewerkschaftlichen Landeszentralen. Verlag der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands (C. Legien), Berlin. 112 S. 1,50 Mk.

Familienväter. Tragische Komödie in 3 Aufzügen von Dietrich Eckart. Curt Wigand, Leipzig-Berlin. 162 S.

Frauenkalender für 1905. Herausgegeben vom Deutsch-Evangelischen Frauenbund. Edwin Runge, Gr.-Lichterfelde. 202 S. 1,20 Mk.

Held und Holdin. Improvisation von Walter Rabl. Curt Wigand, Leipzig-Berlin.

Briefkasten

Frau Dr. Es war etwas anders, als Sie denken. Sohm und Naumann trafen sich 1895 auf dem Kongreß für Innere Mission in Posen, und Sohms dortige Rede hat die Trennung des politischen und religiösen Arbeitsgebietes sehr befördert.

Dr. Dl. Leipzig. Ihre Anregungen sind, wie Sie gesehen haben werden, von uns befolgt worden. Herzlichen Dank!

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

Die Hilfe

Nationalsoziale Wochenschrift

NUMMER 12

Sonntag, den 26. März 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Minister v. Hammerstein † — Rußland — Heil Arendt, — Die Kohlenherren, — Der Rückgang der deutschen Auswanderung) — **H. v. Gerlach, M. d. R.:** Rußland im Reichstag — **Erich Neuhaus:** Die Zukunft der Flotte. I. — **Dr. Eugen Katz:** Militärvorlagen und Steuerfragen — **Franz Schneider:** Politische Vertreter von Handlungsgehilfen — **Naumann:** Der wachsende Volksbedarf — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — Arbeitersekretär **A. Erkelenz-Düsseldorf:** Zum neuen Bergarbeitergesetz — **G. Traub:** Vergebung — **Erich Schlaikjer:** Psychologie und öffentlicher Kampf. I. — **A. Sönnichsen:** Heidemaren — Kunst — Allerlei — Briefkasten.

Politische Notizen

Minister v. Hammerstein †. Im Alter von 62 Jahren starb der bisherige preußische Minister des Innern, der vor 5 Jahren als Erzieher der Landräte bezeichnet wurde, dem es aber nur wenig gelungen ist, den altpreußischen Staatsgedanken gegenüber konservativer Parteipolitik der Verwaltungsbeamten zu stärken. Dazu war Herr v. Hammerstein selbst viel zu konservativ. Das, was er in höherem Grade verstand, war die Beschränkung der Selbstverwaltung der Städte. Besonders die Hauptstadt Berlin hat unter seinem Ministertum zu leiden gehabt. Das Problem der großstädtischen Verwaltung unter Staatshoheit war überhaupt das letzte, was ihm beschäftigte, und seine Reise nach London und Paris stand im Dienste dieses Gedankens. Ob er für diese Frage der rechte Mann gewesen sein würde, kann bezweifelt werden. Friede seiner Asche!

Rußland. „Kuropatkin auf der Flucht", das geflügelte Wort, mit dem schon vor Weihnachten in den Berliner Straßen ein artiges Kinderspielzeug angepriesen wurde — wird künftig in „Linjewitsch auf der Flucht" umgeändert werden müssen. Denn es ist sicher, daß es auch dem allergeschicktesten russischen General nicht mehr gelingen kann, mit den versprengten und entmutigten Trümmern des einst so stolzen russischen Heeres irgendwelche nennenswerten Erfolge über die Japaner davonzutragen. Eine Truppe, die im mehrtägigen blutigen Ringen einer gewaltigen Völkerschlacht aufgerieben, zersprengt, verfolgt und mit Mühe und Not wieder gesammelt wurde, konnte selbst Napoleon I. nicht wieder zum Siege führen! Wieviel weniger werden die Linjewitsch und Kaulbars und Kuropatkin mit all den Großfürsten und Generalstäblern, die ihnen noch zu Hilfe geschickt werden sollen, dem Elan der sieggewohnten Japaner stand zu halten vermögen! Die russische Kriegspartei, die trotz aller Niederlagen noch immer den maßgebenden Einfluß beim Zaren hat, versucht sich und andere mit dem Hinweis auf neue Mobilmachungen zu trösten; aber selbst wenn die jetzt schon aufs äußerste erbitterte russische Bevölkerung noch einmal eine neue Aushebung dulden sollte, so wird es viele Monate dauern, bis frische Truppen auf der sibirischen Bahn nach Charbin zur Front gelangen können. Inzwischen haben voraussichtlich sowohl die Japaner wie die Revolutionäre im Innern Rußlands längstens den Frieden erzwungen. Die russische Revolutionsbewegung gewinnt nämlich noch ständig an Ausdehnung und Bedeutung. Die Arbeiter, die vor etlichen Wochen lediglich zur Erringung besserer Arbeits- und Lebensbedingungen streikten, ziehen heute mit politischen Forderungen durch die Straßen. Sie verbünden sich aufs engste mit der russischen Bildungsschicht, mit Studenten, Ärzten, Rechtsanwälten, Professoren und Adelsvertretern, die die Aufhebung des absolutistischen Systems und moderne Verfassungsreformen verlangen. Gefährlicher noch ist der allgemeine Bauernaufstand, der jetzt in den entlegeneren Teilen des Reiches allgemein zu werden scheint. Raubend, mordend, sengend und brennend ziehen bewaffnete Bauernhorden auf die großen Güter und fordern „ihren" Anteil an Land, Vieh und Wald. Mündet diese Aufstandsbewegung in absehbarer Zeit in die allgemeine, freiheitliche Bewegung ein, so werden alle Bajonette des Absolutismus gegen diese elementare Volksgewalt nichts ausrichten; gelingt es dagegen den verdächtigen Werkzeugen der augenblicklichen Regierungsgewalt, die aufgeregten Bauern gegen die Vertreter von Bildung und politischer Freiheit aufzuhetzen, so kann ein Bürgerkrieg im Innern entbrennen, gegen dessen Furchtbarkeiten selbst der russisch-japanische Feldzug verblassen müßte. Unter Berücksichtigung all dieser Umstände ist es uns schwer, Partei zu ergreifen für Fortsetzung oder baldige Beendigung des russisch-japanischen Krieges. Fortsetzung bedeutet Hinschlachtung vieler Zehntausende unglücklicher Soldaten, aber auch Hoffnung auf Sieg der freiheitlichen Bestrebungen im Innern des Reichs. Sofortiger Friedensschluß bedeutet gewaltsame blutige Niederschlagung aller freiheitlichen Bestrebungen und vielleicht Verlängerung des Zarismus auf mehrere Menschenalter hinaus. Was von beiden ist das Schlimmere?

Heil Arendt, dem Retter des Liberalismus! Er reißt sein brennendes Herz aus der Brust und zeigt den Weg aus der Nacht des Urwalds. Die Zukunft des Liberalismus liegt bei den Konservativen! Nur eine kleine Umtaufe ist nötig. Die Freisinnigen müssen schutzzöllnerisch, kulturkämpferisch, scharfmacherisch, vielleicht auch antisemitisch werden. Dann drückt sie Otto Arendt an seinen silbernen Busen, alle politischen Gegensätze sind beseitigt, und der alte preußische Adel wird mit bewährter Großherzigkeit die Erben Hoverbecks im Besitz ihrer Mandate lassen. Vielleicht wird Kopsch Universitätsprofessor, Mugdan Kriegsminister und der Königsberger Kommunalfreisinn Ehrenmitglied des Bundes der Landwirte. Aber denken wir zunächst nicht an solche Aussichten, sondern lesen wir, was Otto Arendt, der freikonservative Abgeordnete, im „Tag" schreibt:

„Es ist vom historischen Standpunkt aus gleichsam ein Akt ausgleichender Gerechtigkeit, daß Eugen Richter vor seiner schweren Erkrankung durch seine Haltung gegenüber der Obstruktion bei den Zolltarifkämpfen noch die Wendung seiner Partei mit anbahnen konnte, die diese wieder lebenskräftig machen und ihr eine Zukunft sichern wird."

Die neue Lebenskraft der freisinnig-konservativen Zukunftspartei hat sich bekanntlich sofort in den Reichstagswahlen bewährt. Nicht nur, daß man acht Abgeordnete, die der Zukunftspartei vielleicht im Wege gestanden hätten, verlor, nein man stärkte auch in den Stichwahlen den rechten Flügel, indem man den Konservativen 20 Wahlkreise schenkte.

Digitized by Google

Eine so erfolgreiche Vertretung liberaler Gedanken wünscht Dr. Arendt auch fernerhin:

„Die Zukunft der Freisinnigen beruht darauf, daß sie rechtzeitig erkennen, daß sie nicht mehr gegen die Rechte, sondern nur noch im Bunde mit der Rechten Mandate gewinnen können. — Also nicht den Tod und das Ende der Freisinnigen erstrebe ich, sondern ihr Erstarken zum Leben — aber zu einem neuen Leben."

Im Ernst: Nicht das ist von Wichtigkeit, daß ein Freikonservativer solches Zeug schreibt, sondern daß er nach der neueren Entwickelung der freisinnigen Volkspartei die Berechtigung zu haben glaubt, so schreiben zu können.

Die Kohlenherren, die bekanntlich im Bergbaulichen Verein organisiert sind, haben durch ihren Vorstand und Ausschuß, wie das nicht anders zu erwarten war, in scharfer Weise gegen die Berggesetznovelle der Regierung protestiert. Wie unbegründet ihr Protest ist, kann man unter anderem daraus erkennen, daß behauptet wird, die Regierungsvorschläge in bezug auf die Arbeiterausschüsse seien geeignet, das Großpolentum zu fördern! Abgesehen davon, daß die Novelle die Nichtdeutschen ausdrücklich von der Wählbarkeit zu den Ausschüssen ausschließt, gehört auch ein ganz ungewöhnlicher Grad von Kühnheit dazu, ausgerechnet die Polengefahr an die Wand zumalen, da es doch feststeht, daß gerade die Kohlenherren seither unter dem Widerspruch der deutschen Bergarbeiterbevölkerung, der Regierung und aller nationaler Volkskreise die Polen, Galizier und Italiener in Massen nach Rheinland und Westfalen importiert haben! Die Drohung des Bergbaulichen Vereins, daß mit der Annahme des Gesetzes eine Verteuerung der Selbstkosten des Bergbetriebes und dadurch wiederum eine erhebliche Steigerung der Kohlenpreise verursacht werden würde, braucht kaum ernst genommen zu werden; die Herren wissen recht gut, daß nichts in der Welt die Verstaatlichung des Kohlenbergbaues mehr fördern könnte, als die Bekämpfung eines so gerechtfertigten Bergarbeitergesetzes mit Kohlenpreissteigerung!

Der Rückgang der deutschen Auswanderung. Wie das Barometer auf die Witterung, so reagiert die Auswanderungsziffer auf die wirtschaftliche Konjunktur. Die Krise, welche vor 4 Jahren das deutsche Wirtschaftsleben zu erschüttern begann, hat eine Zunahme der Auswanderung bewirkt. Der bessere Geschäftsgang, der im Jahre 1903 eingesetzt hat, beschränkte sofort die Zahl der Auswanderer. Am Beginn des 20. Jahrhunderts stand bekanntlich die deutsche Auswanderungsziffer so tief, wie vorher in Jahrzehnten nicht; auf diesem glücklichen Tiefstand sind wir noch nicht wieder angelangt, aber die Besserung ist doch augenscheinlich. Es wanderten Deutsche aus in den Jahren: 1901: 22 073, 1902: 32 098, 1903: 36 319, 1904: 27 984. Wer glaubt aber, daß die Besserung noch anhalten wird, wenn erst einmal die neuen Handelsverträge ihre unheilvolle Wirkung äußern?

Rußland im Reichstag

Die zweite Lesung des Etats des Reichskanzlers hatte, wie vorauszusehen war, zum Hauptinhalt eine Debatte über unser Verhältnis zu Rußland. Schon die erste Lesung vor Weihnachten war zum großen Teil davon beherrscht gewesen. Die zweite Lesung stellte nur eine zweite, allerdings, wie offen anerkannt werden muß, teilweise ein wenig verbesserte Auflage dar.

Die Bülowschen Äußerungen im Dezember klangen ostentativ, um nicht zu sagen prononziert, russenfreundlich. Er sprach von einer „wohlwollenden" Neutralität Rußland gegenüber. Das war ein Herzenston, aber ein diplomatischer Lapsus, da wohlwollende Neutralität nach dem diplomatischen Sprachgebrauch mehr als das ist, was man im gewöhnlichen Leben unter Neutralität versteht. Im Stenogramm wurde denn auch eine „vollkommen legale" Neutralität daraus. Japan wurde damals kaum erwähnt. Diesmal wurde die „strikte und legale" Neutralität auch Japan gegenüber betont. Diesmal wurde mit Genugtuung ein amtliches Schriftstück produziert, das die guten Absichten der japanischen Regierung Deutschland gegenüber, namentlich im Hinblick auf Kiautschou, feststellte. Diesmal wurde versichert, daß man der Unterbringung einer japanischen Anleihe in Deutschland kein Hindernis in den Weg legen werde. Seitdem der Kaiser nach dem Fall Port Arthurs Sieger und Besiegten mit so vollendeter Unparteilichkeit gleichmäßig bedacht hat, scheint auch Graf Bülow besonderen Wert darauf zu legen, selbst den Schein zu vermeiden, als ob sein Herz für den einen wärmer schlüge als für den anderen.

Nachdem von maßgebender deutscher Stelle feierlich erklärt worden ist, daß die Japaner ruhig eine Anleihe auf dem deutschen Markt unterbringen können, läßt sich unter dem internationalen Gesichtspunkte nichts mehr gegen die 500-Millionen-Anleihe einwenden, die Rußland in Deutschland aufgelegt hat. Denn es ist ja nun einmal — leider! — bisher Grundsatz des Völkerrechts, daß in neutralen Staaten Kriegsanleihen aufgenommen werden dürfen. Man kann sich gar keinen größeren Widersinn denken, als daß die Lieferung von sonstigem Kriegsmaterial als Neutralitätsbruch angesehen wird, die Lieferung des wichtigsten Kriegsmaterials jedoch, des Geldes, als ein politisch indifferenter Akt. Nichts würde mehr zur Verkürzung der Kriege beitragen, als wenn die kriegführenden Staaten grundsätzlich auf ihre eigenen finanziellen Hilfsmittel beschränkt würden. Aber — soweit sind wir nun einmal in der Entwickelung des Völkerrechts noch nicht gediehen.

Je weniger sich vom internationalen Standpunkt gegen die Duldung der Russenanleihe einwenden läßt, um so mehr vom nationalen. Eduard Bernstein führte mit Recht aus, daß es eine Gefährdung eines erheblichen Bruchteils deutschen Volksvermögens darstelle, wenn man einem de facto bankerotten Staate, wie es Rußland sei, 500 Millionen aus Deutschland herauszuholen gestatte. Graf Bülow blieb demgegenüber doch sehr an der Oberfläche, wenn er auf das „Vertrauen" hinwies, das die Börse noch immer Rußland entgegenbringe, und das sich in dem relativ hohen Kurse der russischen Rente zeige. Als wenn es keine Interventionskäufe gäbe! Als wenn man nicht genau wüßte, aus welchen Gründen die Banken mit allen Mitteln den russischen Kredit zu halten suchen! „Innere" Gründe für den heutigen Stand der russischen Papiere gibt es überhaupt nicht. Darüber, daß Rußland in dem Augenblick zahlungsunfähig ist, wo es nichts mehr geborgt bekommt, sind sich alle Sachkenner einig. Eben hat ja noch der Reichsbote, also ein gewiß nicht russenfeindliches Blatt, auf Grund russischen amtlichen Materials dargelegt, daß Rußland in den letzten 10 Jahren genau so viel Anleihen aufgenommen hat, wie es zur Bezahlung seiner Schuldenzinsen brauchte. Mit anderen Worten: Rußland bezahlt seine Zinsen an das Ausland mit dem Gelde, das ihm das Ausland immer von neuem borgt. Das geht natürlich nur solange, als ihm noch geborgt wird. Stoppen die ausländischen Kapitalisten, so ist die Pleite da.

Graf Bülow konnte die russische Anleihe verhindern, ohne daß Rußland dies als unfreundlichen Akt hätte auffassen müssen. Er führte ja selbst an, daß Bismarck über die Zulassung oder Nichtzulassung derartiger Anleihen von Fall zu Fall entschied. Er mußte es verhindern, daß Hunderte von Millionen deutschen Kapitals vielleicht auf Nimmerwiedersehen nach Rußland wanderten. Aber er wollte es nicht verhindern. Warum? Teils dieserhalb, teils außerdem! Auf der einen Seite ist nun einmal die Bülowsche Politik eine Kette von Gefälligkeiten gegen Rußland. Und dann wird wohl mit Recht angenommen, daß Rußland dem neuen Handelsvertrage nur deshalb zustimmte, weil ihm die Zulassung der Anleihe in Aussicht gestellt wurde.

Von vertrauenswürdiger Seite wurde mir mitgeteilt, Rußland habe schon vor dem Abschluß des Handelsvertrages mit deutschen Banken wegen der Aufnahme einer Anleihe verhandelt. Damals seien jedoch von der zuständigen amtlichen Stelle die Bankiers ersucht worden, vor dem Zustandekommen des Handelsvertrages sich auf nichts einzulassen. Ist diese Mitteilung zutreffend — und ich habe nach ihrer Quelle keinen Grund, daran zu zweifeln —, so ist es klar, daß die deutsche Regierung mit der Zulassung der 500-Millionen-Anleihe nicht nur dem Zaren einen Dienst erweisen, sondern auch die Ziele ihrer eigenen Politik fördern wollte.

Das ist ja das Bedenklichste an unserer Russenpolitik, die sich äußerlich nur als eine ununterbrochene Reihe von Gefälligkeiten gegenüber dem russischen Zarismus darstellt, daß sie von der Regierung empfunden wird als ein notwendiger Bestandteil des reaktionären deutschen Regierungssystems.

Preußen und Bayern haben 1885 mit Rußland Auslieferungsverträge abgeschlossen, die als Unika auf diesem Gebiete zu bezeichnen sind. Sie enthalten nämlich die Bestimmung, die in den Auslieferungsverträgen aller Kulturstaaten fehlt, daß auch wegen aller politischen Vergehen die Auslieferung zu erfolgen habe. Sie bedeuten also nicht nur eine völkerrechtliche Anomalie, sondern geradezu eine völkerrechtliche Unmoral. Trotzdem erklärte

Digitized by Google

Frhr. v. Richthofen gegenüber dem sozialdemokratischen Antrag, der die sofortige Kündigung dieser Verträge verlangte, daß die Regierung daran gar nicht denke. Was er zu ihrer Verteidigung sagte, kann man beim besten Willen kaum ernst nehmen. So, wenn er anführte, daß es doch für deutsche politische Verbrecher, die sich nach Rußland flüchteten, nach Ansicht der Antragsteller eine Rechtsgarantie sein müsse, wenn sie nicht von russischen, sondern von deutschen Gerichten abgeurteilt würden. Als wenn irgend ein politischer „Verbrecher" jemals auf den absurden Gedanken kommen könnte, sich nach Rußland, ausgerechnet nach Rußland, zu flüchten! In Wirklichkeit hält die Regierung an beiden Verträgen natürlich ausschließlich im gemeinsamen Interesse der deutschen Reaktion und des russischen Zarismus fest. Sie weiß, daß eine reichsgesetzliche Regelung des Auslieferungswesens, die allein sinngemäß wäre, zur Beseitigung der Auslieferung wegen politischer Vergehen führen müßte. Das will Rußland nicht. Das will aber auch die gesinnungsverwandte preußisch-deutsche Regierung nicht.

Für die russischen Auswanderer, die Preußen passieren, sind Kontrollstationen eingerichtet. Zu sanitären Zwecken, heißt es. Sehr schön! Aber was hat es mit den sanitären Verhältnissen zu tun, ob jemand 2. oder 4. Klasse fährt, ob er einen Paß hat oder nicht, ob er Deutschland per Schiff oder per Eisenbahn zu verlassen gedenkt? All das spielt aber eine Rolle in den Verordnungen, die die Untersuchung in den Kontrollstationen regeln. Im Reichstag wurde eine Fülle von Material vorgebracht, das den Verdacht begründen muß, daß mit dieser sanitären Kontrolle politische Nebenzwecke verbunden werden. Gegen Deserteure und politische Flüchtlinge kehrt sich die Spitze der preußischen Auswanderungspolizei. Sie zur Rückkehr nach Rußland zu nötigen, das entspricht zwar nicht den Geboten der politischen Moral, wohl aber den Wünschen der Reaktionäre diesseits und jenseits der östlichen Grenze.

Gefühls- wie verstandesmäßig besteht eine Interessengemeinschaft zwischen der preußisch-deutschen Reaktion und der russischen Autokratie. Wenn die Konservativen im Reichstag und sonst Feuer und Flamme für den Zarismus sind, so würde das ihrem politischen Verstande alle Ehre machen, falls es nicht etwa bloß instinktmäßig geschähe. Der Königsberger Staatsanwalt hatte vollkommen recht, als er den russischen Absolutismus als den Hort des Konservatismus in Europa bezeichnete. Bricht er zusammen, so kann das ähnliche politische Wirkungen gen Westen haben, wie sie die große französische Revolution gen Osten hatte.

Die außerpolitischen Gründe, die bis vor kurzem vielleicht dazu führen konnten, über alle Bedenken hinweg Deutschland seinen Platz neben Rußland anzuweisen, sind durch den russisch-japanischen Krieg erschüttert. Um so freier können sich die deutschen Liberalen Rußland gegenüber von innerpolitischen Erwägungen leiten lassen.

H. v. Gerlach.

Die Zukunft der Flotte

I.

Das Flottengesetz vom Jahre 1900, durch welches der Sollbestand der deutschen Kriegsflotte auf 38 Schlachtschiffe, 14 große und 36 kleine Kreuzer festgesetzt wurde, war ein Provisorium. Einmal, weil eine Anzahl schon damals nahezu kriegsunbrauchbarer Fahrzeuge, wie die vier alten Ausfallkorvetten der Sachsenklasse, der Fehlbau „Oldenburg" und die acht kleinen Küstenpanzer der Siegfriedklasse, aus Gründen parlamentarischer Zweckmäßigkeit auf den geforderten Bestand in Anrechnung kamen, und die damals sogenannte Auslandsflotte (sechs große und sieben kleine Kreuzer) vom Zentrum abgelehnt wurde; besonders aber weil durch die inzwischen eingetretenen Veränderungen in der Gruppierung der Mächte und die Rüstungen der möglichen Gegner, das Gesetz nicht mehr ausreicht, die Verwirklichung der Absichten, aus denen es entstand, zu gewährleisten. Von diesen Vorgängen der letzten fünf Jahre seien als die wichtigsten die Beschleunigung des Ausbaus der nordamerikanischen Flotte und das englisch-französische Mittelmeerabkommen erwähnt. Dieses ermöglicht nicht nur Frankreich seine bisher zwecks einer Offensive gegen England im Mittelmeer gebundenen Hauptstreitkräfte im Bedarfsfalle nach der Nordsee zu werfen, sondern es hat auch eine in der Tagespresse viel besprochene, ausschließlich gegen Deutschland gerichtete Verschiebung der englischen Flotte zur Folge gehabt. Dem steht für uns eine Entlastung durch die russischen Schiffsverluste im japanischen Kriege keineswegs gegenüber, da diese Verluste die europäischen Flottenteile des Zarenreiches noch gar nicht berührt haben, sofern man überhaupt Einbußen des fast einzigen für uns in einem Seekriege in Betracht kommenden Verbündeten als eine Entlastung bezeichnen will.

Durch den Lauf der Dinge in den letzten Jahren sind wir demnach in unserer Seegeltung nicht so wie es 1900 gehofft wurde, vorwärts gekommen und die rascheren Rüstungen der anderen Mächte stellen uns für die nächste Zukunft sogar vor die Gewißheit eines relativen Rückganges. Hierfür einige Zahlen:

Stärkevergleich der vier größten Seemächte an Linienschiffen und großen Kreuzern über 5000 t. (Die eingeklammerten Zahlen bedeuten bei den Linienschiffen solche über 10000 t, bei den großen Kreuzern: Panzerkreuzer).

	am 1. April 1904				am 1. April 1908			
	Linienschiffe 1880 und später vom Stapel gelaufen		Große Kreuzer 1885 u. später vom Stapel gelaufen		Linienschiffe 1884 und später vom Stapel gelaufen		Große Kreuzer 1889 u. später vom Stapel gelaufen	
	Zahl	Deplacem.	Zahl	Deplacem.	Zahl	Deplacem.	Zahl	Deplacem.
England	55 (50)	724956	64 (26)	562684	61 (60)	852760	75 (38)	745695
Frankreich	28 (18)	279969	21 (15)	181466	29 (22)	325842	24 (20)	232698
Vereinigte Staaten*)	13 (11)	139077	6 (2)	48723	26 (25)	346570	18 (15)	210368
Deutschland	16 (14)	167759	10 (4)	72975	23 (22)	266141	13 (7)	101475

*) Bereits durch Indienststellungen des Jahres 1905 wird das Verhältnis zu den Vereinigten Staaten bedeutend zu Deutschlands Ungunsten verschoben, besonders an Panzerkreuzern (der Verf.).

Dabei steht Deutschland nach dem Umfange seiner Seeinteressen, sowohl was die Größe seiner Handelsflotte als seines Gesamthandels betrifft, unter den Nationen an zweiter Stelle, und nicht weniger als zwei Drittel unserer Einfuhr und Ausfuhr gehen über See.

Es bedarf keines besonderen Hinweises, welche Katastrophe eine durch feindliche Blockade bedingte dauernde Unterbrechung dieser Tauschbeziehungen, von denen die Ernährung der Massen und das Gedeihen der Industrie in entscheidender Weise abhängig sind, hervorrufen müßte, welche Schädigung der deutschen Zahlungsbilanz es schon allein bedeuten würde, wenn diese Transporte nur mehr auf fremden Schiffen und über neutrale Häfen zu uns gelangten. Es herrscht daher bei allen an historische Betrachtung der Dinge Gewohnten und bei der großen Mehrzahl der Politiker aller Richtungen in Deutschland über die Notwendigkeit eines militärischen Schutzes dieser von übelwollenden Konkurrenten gefährdeten Beziehungen heute kein Zweifel und ebensowenig darüber, daß, je schwächer wir sind, je mehr unsere Gegner versucht sein werden, den längst gepredigten Präventivkrieg gegen uns zu beginnen. —

Fraglich ist nur, inwieweit wir bei dem als notwendig erkannten weiteren Ausbau unserer Kriegsflotte mit den im Gesetz von 1900 niedergelegten Grundsätzen auf richtigem Wege sind oder ob etwa aus jüngster Zeit technische Veränderungen bezw. kriegerische Erfahrungen vorliegen, die eine veränderte Richtung unserer Baupolitik notwendig machen.

Diese Frage ist deshalb auch innerpolitisch von erheblicher Bedeutung, weil mit ihr die Kostenfrage und damit wieder das Problem der Reichsfinanzreform aufs engste verknüpft ist. Wir sehen heute unter den Flottenpolitikern, Fachleuten wie Laien, im allgemeinen drei ziemlich scharf geschiedene Meinungen vertreten.

Die erste, ausschließlich in Laienkreisen sich findende Anschauung, geht dahin, daß Deutschland, „da wir eine Flotte wie England ja doch niemals unterhalten können" — was beiläufig auch noch nie von irgend wem gefordert worden ist —, lediglich einer Flotte zur Küstenverteidigung bedürfe. Darauf ist zu erwidern, daß dieser Standpunkt zunächst schon durch die einfache Tatsache überholt ist, daß mindestens 80 pCt. aller bei uns seit 10 Jahren für Kriegsschiffbauten verausgabten Gelder die Schaffung einer Hochseeflotte zum Ziele hatten. Wollte man auf den Bau einer solchen nun plötzlich verzichten, so wäre das hier investierte nach Hunderten von Millionen zählende Anlagekapital nach wenigen Jahren gänzlich verloren. Außerdem bleibt es unklar, was diese Politiker unter einem reinen Küstenschutz sich eigentlich denken. Der Schutz gegen an unserer Küste gelandete feindliche Truppen ist Sache der

Digitized by Google

Landheeres, und gerade diejenigen Staaten, mit denen wir am ehesten zur See zusammengeraten können, werden so töricht nicht sein, sich in dessen Bereich zu wagen. Zudem genügen bei der Konfiguration unserer Küsten die Strandbatterien und Minensperren im Verein mit Torpedo- und vielleicht Unterseebooten, um solche Landungen zu äußerst riskanten Unternehmungen zu machen; dazu bedürfte es einer Flotte im eigentlichen Sinn überhaupt nicht.

Wenn aber vielfach gesagt wird, wir brauchen nur eine Küstenverteidigungsflotte, „um eine Blockade unserer Häfen zu hindern", so liegt dem eine etwas vorsintflutliche Auffassung des Begriffes Blockade zugrunde. Eine solche würde heute über unsere Häfen verhängt werden, ohne daß der Gegner mehr als ein paar kleine und schnelle mit Apparaten für drahtlose Telegraphie ausgerüstete Fahrzeuge in Sicht der deutschen Küste zu zeigen brauchte. Die eigentliche Blockadeflotte aber, Schwärme von Kreuzern auf Schlachtschiff-Geschwader gestützt, würde den Kanal und die nordwestlichen Ausgänge der Nordsee abpatrollieren und dadurch den Aus- wie Eingangsverkehr unserer Häfen so gut wie vollständig zu unterbinden imstande sein. Einer solchen Flotte aber würde man mit dem eigentlichen Küstenverteidigungs-Apparat nicht das mindeste anhaben können. Minen und Forts kämen nicht in Betracht, und nach den Erfahrungen von Port Arthur, wo während einer Blockade von 11 Monaten mehr als 20 russische Hochseetorpedoboote kein einziges Schiff der Blockadeflotte zu verletzen vermochten, erscheint es ausgeschlossen, daß unseren Booten eine Diminuierung des Gegners gelingen würde. Bei Tage können sie nicht auf Treffweite heranlaufen, ohne abgeschossen zu werden, bei Nacht, würden sie den mit abgeblendeten Lichtern in Fahrt befindlichen, von eigenen Kreuzern und Torpedofahrzeugen umschwärmten Feind schwerlich zu finden vermögen und außerdem von ihrer Basis abgeschnitten zu werden Gefahr zu laufen. Dem Unterseeboot, wie es heute ist, verbietet, abgesehen von seinen sonstigen Mängeln, vor allem der noch äußerst beschränkte Aktionsradius und die unzureichende Geschwindigkeit Erfolge von nennenswertem Umfange zu erringen. Küstenpanzer aber würden bei ihrer durch die geringe Größe bedingten Unterlegenheit sämtlicher Gefechtseigenschaften von den feindlichen Linienschiffen alsbald zusammengeschossen. Es würde also die eigentliche Küstenverteidigung zur Verhinderung der Blockade eben dieser Küsten nicht das mindeste beitragen können. Es ist daher anzunehmen, daß das bei den Etatsberatungen noch immer gehörte Lied vom bloßen Küstenschutz mit wachsender Erkenntnis allmählich verstummen wird. **Erich Neuhaus.**

Militärvorlage und Steuerfragen

Die Art, in der jetzt Militärfragen im Reichstage behandelt werden, wird nicht genügend beachtet. Zum erstenmal wird eine Militärvorlage, die einen erheblichen Mehraufwand für Truppenverstärkung einschließt, von allen „bürgerlichen" Parteien gegen die Stimmen der Sozialdemokratie angenommen. So wenig uns im allgemeinen eine politische Isolierung der Sozialdemokratie gefällt, gegen diese besondere Situation haben wir nichts einzuwenden. Die keineswegs logische Haltung der Sozialdemokratie in Wehrfragen gewann stets eine moralische Rückendeckung durch die Militärgegnerschaft der bürgerlichen Linken. Diese fällt allmählich fort, und damit wird es der Sozialdemokratie agitatorisch leichter, aus ihrer veränderten Haltung zum Gegenwartsstaat auch für Heeres- und Flottenfragen die Konsequenzen zu ziehen. Diesmal freilich sprach Bebel noch ganz als Demokrat alter Schule. Mit derselben Weisheit, die kurz vor 1870 einen Abrüstungsantrag stellte, führte er aus, daß gegenwärtig die politische Lage außerordentlich friedlich sei, und daß uns die Schwächung Rußlands für lange Zeiten von militärischen Sorgen befreien müßte. Mit Aussprüchen von dieser Güte verdarb er sich die Wirkung durchaus berechtigter Ausführungen über unzweckmäßige Uniformierung und vor allem über die skandalöse Deckung der Militärausgaben. Die Last der indirekten Steuern drückt immer schwerer auf die unbemittelten Volksschichten. Die Reichseinnahmen bleiben hinter den Ausgaben zurück, so daß Deutschland darauf angewiesen ist, auch in Zukunft laufende Ausgaben durch Anleihen zu bestreiten, wenn nicht neue Quellen erschlossen werden. Bei den ausschlaggebenden Stellen sind die Meinungen über die Art einer Finanzreform geteilt. In der Reichsregierung scheint mehr Stimmung für direkte Reichssteuern zu bestehen als jemals früher, während Preußen, auch hier als Ballast des Fortschritts, die üblichen Bedenken geltend macht und Bier oder Tabak mehr herangezogen zu sehen wünscht. Einerlei, wie diese Frage jetzt erledigt wird, und wenn die preußische Regierung es selbst erreichen sollte, daß dem armen Volke noch mehr das Blut ausgesogen wird: auf die Dauer kommt man um direkte Reichssteuern nicht herum. Ein Land, das auf einer gewissen industriellen Entwicklungsstufe angelangt ist, braucht bei starken Ausgaben das finanziell ergiebigste System der progressiven Steuern. Diese Erfahrung wird sich bei uns durchsetzen, genau so, wie sie sich in Frankreich durchsetzt. Es ist allerdings nicht erfreulich, daß sich sozialpolitische Fortschritte häufig erst dann einstellen, wenn sie im Interesse der Staatsfinanzen notwendig sind. Aber es ist immer so gewesen — man denke an die Zeit der Bauernbefreiung und der ersten Fabrikgesetzgebung — und es wird auch bei einer zukünftigen Reichsfinanzreform so sein. Freilich befreit uns dieser Trost nicht von der Notwendigkeit, mit aller Kraft für den Abbau der Zölle und Verbrauchssteuern zu arbeiten. Eine niedrige Erbschaftssteuer, die auf unser indirektes Steuersystem aufgepfropft wird, verändert an sich nur wenig am Charakter der Ungerechtigkeit, welcher die Masse des deutschen Volkes unserm ganzen Heereswesen nicht freundlich gegenüberstehen läßt. Eine Reichsfinanzreform, die uns in nationaler und sozialer Hinsicht befriedigt, darf nicht allein aus neuen Steuern bestehen. Sie muß vor allem auf eine gerechtere Verteilung der Steuerlast gerichtet sein.

Eugen Katz.

Politische Vertreter von Handlungsgehilfen

Der Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband ist, wie er selbst zugibt, von Haus aus eine antisemitische Parteigründung, dazu bestimmt, dem Antisemitismus und seiner Wirtschaftspolitik in den Städten größeren Anhang zu verschaffen. Daß aber die Verbindung zwischen antisemitisch-konservativ-agrarischer Interessenvertretung und einer Interessenvertretung der Handlungsgehilfen im Grunde unnatürlich ist, konnten die denkenden Gehilfen immer dann beobachten, wenn die Interessen der Handlungsgehilfen mit der Propaganda der Mittelstandsbewegung in Widerspruch gerieten. Es versteht sich von selbst, daß die politische Interessenvertretung der Agrarier und Mittelständler in Deutschland, das immer mehr Industrie- und Handelsstaat wird, immer sehnsüchtiger die Vergangenheit festhalten will und deshalb rückschrittlich und damit antisozial ist. Man kann sagen, daß sie Sozialpolitik gerade so weit treiben, als sie glauben, liberale Arbeitgeber damit ärgern zu können. Vor dem Hervorkehren aller prinzipiellen Momente, sei es auf dem Gebiet der Koalitionsfreiheit, sei es auf dem der staatlichen Schutzgesetzgebung, schrecken sie zurück. Schon deswegen, weil sie Angst haben, solche Sozialpolitik könne dann auch auf die Landarbeiter ausgedehnt werden und diese aus unterdrückten zu gleichberechtigten Staatsbürgern machen. Die Kaufmannsgerichte hat man mitgenommen, aber die Gewerbegerichte werden verdächtigt. Vor allem aber: man fordert für die „nationalen" Handlungsgehilfen nie mehr, als die Arbeiter bereits erreicht haben. Denn gäbe man der „Begehrlichkeit" der Arbeiter in dem, was die Handlungsgehilfen durchgesetzt haben, ein neues Ziel — dann, nun dann wäre man nicht mehr antisemitisch-agrarisch-konservativ. Glauben die deutsch-nationalen Handlungsgehilfen durch die Wucherzölle für ihre Treue entschädigt zu werden?

Ihr wahres Gesicht haben die Reaktionäre jetzt wieder gelegentlich des Antrags auf Neueinteilung der Reichstagswahlkreise gezeigt. Die jetzige Wahlkreiseinteilung beruht auf dem Gesetz vom 31. Mai 1869. Seitdem hat sich unsere Bevölkerung sehr stark und vor allem unterschiedlich vermehrt, sodaß der politische Einfluß eines wahlberechtigten Handlungsgehilfen in Charlottenburg nur $^1/_{19}$ so groß ist, wie der

Digitized by Google

eines Bauern in Schaumburg-Lippe, und daß ein Handlungsgehilfe in Hamburg nur den achten Teil des Einflusses auf die Volkswirtschafts- und Sozialpolitik besitzt, den ein Wähler von Neustettin hat. Solche Beispiele sind beliebig vermehrbar. Der Handlungsgehilfenstand ist seinem ganzen Wesen nach ein städtischer Stand. Seine Wirtschaftsinteressen decken sich mit den Interessen der großen städtischen Bevölkerungsmasse, die aber infolge der veralteten Wahlkreiseinteilung, welche aus dem gleichen Reichstagswahlrecht zugunsten einer ländlichen Minderheit, ein Pluralwahlrecht gemacht hat, nicht zu Wort kommt. Hier zeigten die Antisemiten und Konservativen ihre wahre Volksfreundschaft. Dem Abg. Böckler, der in den Versammlungen des D. H. V. öfter redet, blieb es vorbehalten, den Antrag auf gerechte Wahlkreiseinteilung mit dem Hinweis auf die in den Städten wohnenden „Zuhälter und Juden" zu bekämpfen. Mit ihm stimmte die antisemitische wirtschaftliche Vereinigung, die Fraktion der Liebermann, Lattmann, Raab usw. Sie wollten kein gleiches Wahlrecht, sie denken keinen Augenblick daran, daß hier auch Handlungs-Gehilfen-Interessen auf dem Spiele stehen. Die Handlungsgehilfen sind eben nur als Wähler und vor allem als Geldgeber geachtet, im Zweifelsfalle aber haben sie sich den agrarischen Interessen unterzuordnen.

Franz Schneider.

Der wachsende Volksbedarf

Die vorhergehenden Aufsätze stehen in Nr. 1—4 dieses Jahrganges.

V. Getreide.

Der Bedarf an Brotgetreide ist teils ein direkter, teils ein indirekter, das heißt: Roggen und Weizen werden teils vom Menschen in Form von Brot, Semmel, Kuchen, Speisemehl genossen, teils als bestes Viehfutter benutzt und somit in Form von Fleisch an die Menschen gebracht. Beide Arten von Verbrauch lassen sich statistisch nicht scharf auseinanderhalten, wie denn überhaupt die Abschätzung der vorhandenen inländischen Getreidebestände zu den schwierigsten Kapiteln der Statistik gehört. Die Berechnungsweise der Reichsstatistik ist erst seit 1893 auf eine feste Grundlage gekommen, und alle früheren Zahlen helfen uns deshalb beim Vergleich nur wenig. Wir lassen sie darum hier außer betracht. Das, was festgestellt werden kann, ist: wie groß war der direkte und indirekte Gesamtverbrauch (Aussaat abgerechnet) auf den Kopf der Bevölkerung?

Bei Roggen schwankt der Bedarf pro Kopf zwischen 138 und 158 kg im Jahr. Der Durchschnittsverbrauch ist ziemlich genau 150 kg. Diese Bedarfshöhe darf als ziemlich feststehende Größe angenommen werden, keinesfalls sind große Verminderungen zu erwarten, denn selbst in schlechten Zeiten wird weniger an Brot gespart als an anderen Dingen. Daraus ergibt sich, daß die erforderliche Quantität in längeren Zeiträumen stets steigen muß, auch wenn sie in einzelnen Jahren schwankt. Sie betrug

1893/94	8 061 000 t
1902/03	9 212 000 t

und wird nach obiger Durchschnittsziffer im Jahre 1925 nicht weniger als 12 Mill. Tonnen ausmachen. Die Beschaffung dieser 12 Mill. Tonnen ist die Frage der Zukunft. Wieviel davon wird inländisches Erzeugnis sein können, und wieviel wird von außen eingeführt werden müssen? Bei Roggen ist bis jetzt die fremde Einfuhr verhältnismäßig nicht allzu groß. Sie betrug (abzüglich der Ausfuhr) im Jahre 1903 ungefähr 600 000 t Getreide, die aber durch fast 90 000 t ausgeführtes Roggenmehl noch weiter verkleinert wird. Wenn man die Aussaat nicht vom Ernteertrag abziehen müßte, hätte in diesem Jahre der deutsche Boden den Roggenbedarf gedeckt. Immerhin aber hat, selbst bei dieser günstigen Lage, das Jahr 1903 uns etwa 72 Mill. Mark ans Ausland gekostet. Diese Ausgabe ans Ausland wächst in dem Maße, als der inländische Ertrag der Steigerung der Bevölkerung nicht nachkommen kann. An sich ist natürlich auch ohne Vermehrung der für Roggen jetzt verwendeten Ackerfläche die Intensität noch weiterer Steigerung fähig. Daß die Zölle diese Steigerung fördern, ist nach den bisherigen Erfahrungen nicht anzunehmen. Eher könnte das Gegenteil gelten, da erfahrungsgemäß in der Zeit der Caprivischen Handelsverträge die Steigerung der Ackerleistungen größer war als vorher. Gerade das von uns eben besprochene Jahr 1903 zeigte sehr hohe Ergebnisse. Da aber Wetter und Wärme nicht in der Hand der Menschen liegen, und auch sonstige Besserungen nicht von vornherein berechnet werden können, müssen wir leider darauf verzichten, über den Auslandsbedarf an Roggen im Jahre 1925 irgend etwas bestimmtes zu sagen.

Etwas klarer, aber sachlich viel ungünstiger, liegt die Sache beim Weizen (mit Spelz und Emer). Hier schwankt der Bedarf pro Kopf zwischen 83 und 100 kg im Jahr. Als Durchschnitt ist 90 kg anzusetzen. Der berechnete Gesamtbedarf im Jahre 1902/03 war 5,8 Millionen Tonnen. Eingeführt wurden (Ausfuhr abgerechnet) 1,75 Millionen Tonnen Getreide und noch reichlich 5000 t Mehl. Diese Einfuhr kostete im ganzen etwa 230 Millionen Mark. Dabei ist die Neigung zur Steigerung der einheimischen Erträge weniger sicher als bei Roggen. Wir werden uns also darauf rüsten müssen, daß wir von den 7,2 Millionen Tonnen, die wir voraussichtlich im Jahre 1925 brauchen werden, fast die Hälfte werden einführen müssen. Was das kostet, hängt von den Preisen ab, die dann vorhanden sein werden, und die heute zu bestimmen eine Vermessenheit sein würde, da man nicht sagen kann, welche Produktionsflächen dann dem Weltbedarf an Weizen zu Gebote stehen werden.

Was ferner Gerste und Hafer anlangt, so ist die Lage des Hafers der des Roggens, die der Gerste aber der des Weizens vergleichbar. Die Hafereinfuhr kostete im Jahre 1903 ungefähr 38 Millionen Mark, während für Gerste fast 100 Millionen Mark verausgabt wurden. Daß die Produktion an Gerste je wieder mit dem Bedarf Schritt halten kann, ist ausgeschlossen, besonders wenn wir an das denken, was wir über Schweinezucht und Bierverbrauch gesagt haben, obwohl an sich die Neigung zur Vermehrung der Erträge vorhanden ist. Es wird keine Getreideart geben, in der wir trotz aller Zollmauern uns selbst genügen. Je mehr Menschen, desto mehr Einfuhr, desto größere Zahlungen ans Ausland.

Dieses alles sich zu überlegen, ist sehr niederschlagend in einem Zeitpunkt, wo die Reichsgesetzgebung für die lange Zeit bis zum Jahre 1918 den inneren Preis des Getreides künstlich erhöht hat, denn diese innere Preiserhöhung hilft uns gar nichts gegenüber der Notwendigkeit gesteigerter Einfuhren, verhindert uns aber, diese Einfuhr zu bezahlen, indem sie unsere Waren verteuert und uns fremde Märkte verschließt. Es ist eine volkswirtschaftliche Übeltat ersten Grades, die jetzt an unserem Volke begangen wird, eine Tat, deren schwere Folgen langsam, aber unentrinnbar zutage treten werden.

Naumann.

Unsere Bewegung

In Süddeutschland wird fleißig gearbeitet. Leider müssen wir in Zukunft auf die vortreffliche Tätigkeit des bisherigen Münchener Parteisekretärs Bayer verzichten, da es gesundheitliche Verhältnisse diesem verdienten Parteifreunde unmöglich machen, seine Reisetätigkeit fortzusetzen. Wir danken ihm auch an dieser Stelle für alle seine Mühe, die er in wichtiger Zeit und unter schwierigen Verhältnissen dem süddeutschen Verbande geleistet hat. An seine Stelle tritt Graf v. Bothmer. In Baden wird die Einigkeit der Liberalen immer vollkommener. In Mannheim-Land wird unser Kandidat von Demokraten und vor allem von den Nationalliberalen unterstützt, wie denn überhaupt die badischen Nationalliberalen sich der Einigkeit mit dem entschiedenen Liberalismus zuwenden. In Württemberg wird Naumann in nächster Woche vier Versammlungen halten, die der Einigung der Liberalen dienen sollen. Auch außer Süddeutschland steigt der Wunsch nach der neuen Linken. Naumann hat im Nordwesten und v. Gerlach im Rheinland geredet, während Potthoff in Berlin über Mittelstandsbewegung gesprochen hat. In Magdeburg ist ein Verein in Vorbereitung. Es wächst. Möge es weiter wachsen!

Die **Angst vor Naumann** scheint bei unseren Parteigenossen in Ostpreußen eine merkwürdige Höhe erreicht zu haben. Durch fast alle Blätter geht folgende Notiz:

Pfarrer Naumann, der einem hiesigen Komitee unter Führung von Herrn Dr. Dullo sein Erscheinen in Königsberg für den

Digitized by Google

Monat Mai zugesagt hatte, hat, wie uns Herr Dr. Dullo mitteilt, diese Zusage zurückziehen müssen, nachdem der Vorstand der hiesigen Ortsgruppe der Freisinnigen Vereinigung dagegen Einspruch erhoben hat. Wie wir von dem Vorstande der Freisinnigen Vereinigung erfahren, ist er dabei von dem Standpunkt ausgegangen, daß Pfarrer Naumann, als Mitglied des Gesamtvorstandes der Freisinnigen Vereinigung, nur der Einladung der lokalen Parteiorganisation, nicht aber dem Rufe eines außerhalb dieser stehenden Komitees Folge leisten könne.

Der Sachverhalt ist richtig. Naumann war bereit, in Königsberg zu reden, und ist durch seine eigenen Parteigenossen daran gehindert worden. Inwiefern sein Auftreten der freisinnigen Vereinigung in Königsberg hätte schaden können, ist uns völlig unerfindlich. Ob aber der jetzige Vorgang der Ablehnung Naumanns der freisinnigen Vereinigung in Königsberg nützt, ist eine andere Frage. Was hat man abgelehnt? Doch sicher nicht die Person Naumanns, die man kaum kennt, sondern seinen sozialen Liberalismus. Um der Partei-Einigkeit willen bedauern wir, daß solche Verstöße gegen die Kameradschaftlichkeit zu einer Zeit vorkommen, wo alles auf Einigung des Liberalismus gerichtet sein sollte.

Süddeutscher Verband nationalsozialer Vereine. Der seitherige Parteisekretär H. G. Bayer tritt am 31. d. M. aus Gesundheitsrücksichten von seinem Posten zurück; diesen übernimmt ab 1. April Karl Graf von Bothmer, an welchen von Ende März ab daher alle für den Südd. Verband bestimmten Zuschriften zu richten sind. Das Bureau des Parteisekretärs befindet sich nach wie vor in München 23, Ohmstr. 7/0; Telephon 2775.

Die Leser der „Hilfe" im Großherzogtum Baden, die bis jetzt keiner dem Wahlverein der Liberalen angeschlossenen Organisation angehörten, werden freundlich gebeten, ihre Adresse Herrn Dr. R. Knittel-Karlsruhe in Baden mitzuteilen.

Magdeburg. Nach wiederholten Vorbesprechungen hat sich hier eine Gruppe liberaler und nationalsozialer Parteifreunde entschlossen, am Montag, den 27. d. Mts., abends 8 Uhr, in der „Freundschaft", Prälatenstraße, zur Gründung eines sozialliberalen Vereins zusammenzutreten. Alle Hilfeleser aus Magdeburg und nächster Umgegend sind zu dieser Sitzung hiermit herzlich eingeladen!

Berlin. Über das Thema „Alter und neuer Mittelstand" sprach am 16. März Herr Reichstagsabgeordneter Dr. Potthoff in einer gut besuchten öffentlichen Versammlung des sozialliberalen Vereins. Der Redner führte aus, es sei ein Irrtum anzunehmen, daß der Mittelstand im Untergang begriffen sei, numerisch sei er sogar erheblich gestiegen. In den großen Städten bilde immer mehr die Klasse der Privatangestellten den Kern des neuen Mittelstandes, und diese Klasse sei stark im Wachsen. Dies sei im wesentlichen eine Folge des Großbetriebes, der auch für die weitere Entwickelung dieses Standes am günstigsten sei. Dieser Stand der Privatangestellten habe ein großes Interesse an einer energischen Sozialpolitik, da er an jener Hebung der unteren Schichten direkt oder indirekt partizipiere; es handele sich darum, die sozialen Arbeitergesetze sinngemäß auf den neuen Mittelstand zu übertragen. In erster Linie sei dabei zu denken an Versicherungsgesetze, die der unsicheren Wirtschaftslage dieses Standes entsprächen. Aber wenn der neue Mittelstand etwas erreichen wolle, müsse er sich organisieren und sich recht vernehmlich melden. Es sei zuzugeben, daß dem neuen Mittelstand eine Anzahl von Schäden anhafteten, die zu pessimistischen Betrachtungen über seine Zukunft geführt hätten, so vor allem seine große Abhängigkeit; aber diese Schäden seine keine notwendige Begleiterscheinung, sie ließen sich großenteils abstellen, und dann sei der neue Mittelstand dem alten völlig gleichwertig. Der Arbeiter sei heute politisch am unabhängigsten, er sei unabhängiger als z. B. der kleine Kaufmann, der Beamte, der Lehrer, das sei das Resultat seiner Organisation. Daher müsse auch der neue Mittelstand sich immer vor Augen halten, daß Organisation Macht und Unabhängigkeit schaffe. Die von außergewöhnlicher Sachkunde zeugenden Ausführungen des Redners fanden lebhaften Beifall und riefen eine lebhafte Debatte hervor, an der sich unter anderen Rechtsanwalt Gottschalk, Bankangestellter Giese, Abg. v. Gerlach, Herr Franz Schneider und Frl. Else Lüders beteiligten. Die Erklärung des Vorsitzenden Dr. Breitscheid, daß demnächst die Mittelstandsfrage in einer Handwerkerversammlung behandelt werden soll, fand allseitige Zustimmung.

Schwiebus-Crossen. Am Sonnabend und Sonntag hat in unserem Wahlkreis, und zwar in den Orten Griesel, Doberfaul und Beutnitz Generalsekretär Weinhausen aus Berlin drei Versammlungen abgehalten. Seine Ausführungen über Liberalismus und Sozialdemokratie, Großgrundbesitzer und Bauern, Vaterland und Freiheit fanden in allen drei Orten gespannte Zuhörer und allgemeinen Beifall. Gegner traten nirgends auf, obwohl alle drei Versammlungen auch von konservativen Wählern besucht waren. Der neuangestellte liberale Parteisekretär des Wahlkreises, Herr Mendel, begleitete Herrn Weinhausen auf seiner Vortragsreise.

Oldenburg-Ostfriesland. Unsere Naumannwoche ist glänzend verlaufen und hat zu einer erfreulichen Stärkung unserer Bewegung in der Nordwestecke Deutschlands geführt. Präludiert wurde die politische Arbeit durch einen ästhetischen Abend in Oldenburg, wo Naumann im Verein der Lehrerinnen über den Freiheitsdichter Schiller sprach. Dann kam Leer in Ostfriesland, wo unser Führer die Ursachen darlegte, warum sich so wenig von den Idealen des Liberalismus verwirklicht hat und weshalb dieser Liberalismus selbst zurückgegangen ist. Der Appell zu neuer Arbeit mit neuen Gedanken verhallte nicht ungehört, denn 52 Herren entschlossen sich an dem Abend, nicht nur „Liberale des Wortes" sondern auch „Liberale der Tat" zu werden und dem neugegründeten „Allgemeinen Liberalen Verein für den 1. hannoverschen Wahlkreis" beizutreten. Einen ähnlichen Erfolg hatte Naumanns Rede in einem zweiten Orte des Wahlkreises, in Norden. Hier, in dem Bereich des hochkonservativen Vertreters dieses Kreises, des Fürsten Edgar von Inn- und Knyphausen, wirkte besonders der Hinweis auf den vollständigen Zusammenbruch des konservativen Systems in Rußland. Dort herrscht ungeschwächt die konservative Devise „Autorität, nicht Majorität" und dort erblicken wir eine moralische und militärische Deroute ohne gleichen. Die Wilhelmshavener, die zu dritt an die Reihe kamen, hörten zum erstenmal Naumann. Infolgedessen war denn auch der Riesensaal der „Burg Hohenzollern" bis auf den letzten Stehplatz besetzt. Hier meldete sich auch die Sozialdemokratie und drückte durch den Mund des Abgeordneten Hug ihren Zweifel an der Möglichkeit einer Erneuerung des Liberalismus aus. Naumann brachte demgegenüber seine Hoffnung auf eine politische Renaissance beredt zum Ausdruck. Am vierten Abend weilte Naumann noch einmal in Oldenburg, an der Stätte so mancher Kämpfe des Wahljahres 1903. Seine alten Freunde waren in großer Zahl erschienen und dankten ihm mit jubelndem Beifall für die immer neue und fesselnde Art seiner Betrachtung der inneren und äußeren Lage Deutschlands. Die vergangenen Tage haben uns alle in Oldenburg und Ostfriesland gestärkt zu neuer Arbeit im Dienste unserer entschieden liberalen Sache und haben uns erfüllt mit neuem Glauben an den endgültigen Sieg derselben.

Solingen, Sozialliberaler Verein für den oberen Kreis Solingen, Vorsitzender Dr. med. Kronenberg, Blockstr. In einer trotz ungünstiger Verhältnisse sehr gut besuchten Versammlung sprach am 11. ds. Mts. Herr Abgeordneter v. Gerlach im Hotel Monopol über „Die deutsche Handelspolitik und die Aufgaben des Liberalismus". An der Debatte beteiligte sich der Sozialdemokrat Redakteur May (Reichstagskandidat für Krefeld), der den Ausführungen v. Gerlachs im ganzen und großen zustimmte und unser Auftreten in Solingen begrüßte und ihm besten Erfolg wünschte. Ein christlich-sozialer Arbeiter und ein Architekt derselben Richtung traten für die Handelsverträge und den Bund der Landwirte ein. Unser Mitglied Lehrer Marschall und im Schlußwort Herr v. Gerlach widerlegten unter großem Beifall spielend die christlich-sozialen Einwände. Herr Fabrikant Giesmann, ein Freisinniger der älteren Richtung, forderte seine politischen Freunde zur regen Mitarbeit auf und trat unserem Verein bei. Die zahlreich anwesenden Nationalliberalen, über und unter 40 Jahre, schwiegen sich aus. Nach privaten Äußerungen sollen sie im allgemeinen mit den Ausführungen einverstanden gewesen sein, wenn sie auch schmerzlich berührt wurden von dem Bild ihrer Fraktion, das der Redner ihnen enthüllte. Die Mitgliederzahl wuchs wieder beträchtlich und unsere Schriften wurden tüchtig gekauft.

Elberfeld. Am Sonntag, den 12. März, sprach in einer vom sozialliberalen Verein einberufenen Versammlung Herr von Gerlach auf seiner Rundreise durchs Rheinland über die Frage „Tod oder Auferstehung des Liberalismus?" Der Redner führte aus, daß der Liberalismus aus seinem heutigen Tiefstand nur dann emporkommen könne, wenn er seine Prinzipien konsequent durchzuführen den Mut habe, auch da, wo es vorläufig parteipolitisch wenig nütze. Ein solcher Liberalismus sei der heutige Nationalliberalismus nicht mehr. Die klaren und überzeugenden Ausführungen ernteten reichen Beifall. In der Diskussion versuchte zunächst ein Vertreter der freisinnigen Volkspartei vergeblich die berühmte Zweifrontentheorie zu verteidigen; darauf bemühten sich drei Redner der nationalliberalen Jugend den Liberalismus ihrer Partei zu beweisen und dichteten ihren hiesigen Vertretern so viele gute Eigenschaften an, daß Herr von Gerlach glaubte, sie als weiße Raben bezeichnen zu müssen. Überzeugt wurde aber das Publikum durch die Ausführungen der Nationalliberalen nicht. Die Versammlung hinterließ einen vortrefflichen Eindruck und führte uns eine Anzahl neuer Mitglieder zu.

Kassel, 18. März 1905. In unserer gestrigen auch von Gästen zahlreich besuchten Monatsversammlung hielt unser Vorstandsmitglied Herr Kaufmann Zucker einen sehr gehaltvollen und fesselnden Vortrag über die Bedeutung der deutschen Konsumvereine. Gestützt auf ein sehr reichhaltiges statistisches Material führte der Redner die großen wirtschaftlichen und ethischen Vorteile der Konsumvereine vor, und widerlegte mit Geschick die gegen die Konsumvereine von den Mittelständlern erhobenen Einwände. In der sehr lebhaften, sich bis 1/2 1 Uhr nachts hinziehenden, Debatte waren die Ansichten geteilt über die Zweckmäßigkeit und wirtschaftliche Notwendigkeit der Konsumvereine. An der Diskussion beteiligten sich die Herren Brandau, Künzel, Worms, Bacharich, Köhler und Bovensiepen. Der an

Digitized by Google

Schluß ausgesprochene Wunsch des Vorsitzenden Assessor Bovensiepen an das als Gast anwesende Vorstandsmitglied, der hiesigen freisinnigen Volkspartei, Herrn Lynker, auf freundschaftliches Zusammenwirken der Nationalsozialen und der Freisinnigen fand allgemeine Zustimmung. Die nächste Vereinssitzung soll unter Einladung aller Mitglieder des Wahlvereins der freisinnigen Volkspartei einer Beratung über die Einheit des Liberalismus und ein Zusammengehen der beiden hiesigen entschieden liberalen Vereine gewidmet sein. Unser Verein gewinnt stetig an Mitgliedern, viel versprechen wir uns auch von der am 27. März hier stattfindenden Gerlachversammlung.

Marburg. Am Sonntag, den 26. März 1905, 11 Uhr vormittags, findet in der „Alten Post", Steinweg 35, eine Vorstandssitzung bezw. Mitgliederversammlung des westdeutschen Verbandes nationalsozialer und liberaler Vereine statt, in der u. a. folgende Fragen behandelt werden: 1. Feststellung eines Agitationsplanes; 2. Anstellung des Parteisekretärs; 3. Neuwahl des Vorstandes; 4. Abänderung der Satzungen; dazu sind alle Mitglieder angeschlossener Vereine und alle Einzelmitglieder des Verbandes herzlich willkommen.

München. Der hiesige Verein hielt in den letzten Wochen eine Reihe von öffentlichen Versammlungen in verschiedenen Vorstädten und Stadtbezirken ab. In der Vorstadt Au sprach Wolf Dohrn über „Liberalismus und Zentrum", in Haidhausen Graf von Bothmer über „Entschiedener Liberalismus", im Bahnhofsviertel derselbe über den „Kampf des Liberalismus gegen das Zentrum", in Schwabing sprach Herr Gustav Bayer über „Die brennenden Tagesfragen der inneren Politik". Die Versammlungen waren sehr stark besucht. Doch ermöglichten sie uns die Gründung von Bezirksgruppen, da eine Reihe von Mitgliedern geworben werden konnte.

Stuttgart. Am 16. März sprach Lehrer und Schriftsteller Ernst Weber aus München über „Die allgemeine Volksschule". Er behandelte die vielfach erörterte Frage nicht bloß von pädagogischen, sondern in erster Linie von sozialpolitischen Gesichtspunkten aus. Entscheidend für ihn ist der Gedanke, daß der Staat, die Nation, beim Konkurrenzkampf der Zukunft das höchste Interesse daran hat, alle Intelligenzen aus allen Ständen zu fördern, um die bei den immer schärfer sich zuspitzenden wirtschaftlichen Verhältnissen so nötige Unterlage für Qualitätsarbeit zu haben, der einzigen, mit der Deutschland auf lange Zeit hinaus vor anderen eindringliche Werte schaffen kann. Der geistig hochstehende Vortrag wurde sehr beifällig aufgenommen. — Zu unserer großen Freude ist es uns gelungen, Friedrich Naumann für einige Vorträge in Württemberg zu gewinnen. Er wird innerhalb unserer Vortragsreihe über Schulfragen am Donnerstag, den 30. März, in Dinkelackers Saalbau, das Thema „Die Schule der Zukunft" behandeln und am folgenden Abend (31. März) über „Die Einigung des Liberalismus" reden. Über das gleiche Thema spricht er am 28. März in Ulm, während er am 27. März über „Die politische Lage nach Annahme der Handelsverträge" in der Handelsstadt Heilbronn reden wird. — Der uns für 25. März von Lehrer Beyhl in Würzburg zugesagte Vortrag über „Geistliche Schulaufsicht" muß leider ausfallen; wir haben aber als Ersatz Lehrer Tews-Berlin gewonnen, der voraussichtlich am 19. April unseren Schulfragenzyklus mit diesem Thema schließen wird.

Plauen i. V. Wir haben über mehrere Versammlungen zu berichten: Am 14. Februar erstattete Herr Oberlehrer Weidauer ein Referat über die Generalversammlung des Liberalen Wahlvereins. Nach vielen Verschiebungen und an einem sehr ungünstigen Tage (24 Febr) sprach in öffentlicher Versammlung Herr Dr. Breitscheid über „Die Handelsverträge und die Industrie". Er führte aus, welch' große Schäden der neue Tarif mit sich brächte, besonders für die Plauener Industrie; die Plauener Handelskammer habe ja auch die Ablehnung der Verträge empfohlen. Die Versammlung nahm schließlich eine Resolution an, in der sie die Annahme der Verträge lebhaft bedauerte. — Leider war es unmöglich, die beabsichtigte Sammlung für die Bergarbeiter im Ruhrgebiet zu verwirklichen, da auf Grund einer neuen Verfügung des sächsischen Ministeriums über jede Sammlung, deren Erträgnis außerhalb Sachsens verwendet werden soll, erst nach Dresden berichtet werden muß. Eine Antwort ist dem Berichterstatter bis heute noch nicht bekannt geworden. — Schließlich hatten wir am 13. März Gelegenheit, einen der konservativen Führer zu hören, Geheimrat Opitz, der sich zwei Stunden lang fast ausschließlich über den Landtagsabgeordneten Plauens, den Freisinnigen Günther, aufregte. Dabei fielen nebenher einige interessante Bemerkungen. So rief Opitz großes Gelächter hervor durch die Behauptung, die konservative Partei erfreue sich wachsender Beliebtheit in Sachsen. Als Opitz sagte, Günther bezeichne ihn als den rückständigsten Reaktionär, wollten die Zurufe: „Sehr richtig" kein Ende nehmen. Ganz nebenbei ließ Opitz seine Bedenken gegen die konstitutionelle Staatsverfassung durchblicken. — Die Debatte blieb im ganzen auf dem Niveau des Persönlichen, nur unser Sprecher, Herr Landrichter Leo, suchte grundsätzlich die Schäden der konservativen Politik zu zeigen und vertrat gegenüber den reaktionären Anschauungen des Referenten den Standpunkt, die Arbeiterbewegung als solche sei eine Kulturbewegung. Daß einer der konservativen Redner daraus machte, Herr Leo bedauere, daß die sozialdemokratischen Ideale noch nicht verwirklicht seien, zeigt, wie sehr einzelne Plauener Konservative an sachlichen Kampf gewöhnt sind. Noch einige solche Versammlungen und die konservative Partei hat in Plauen endgültig ausgespielt, zumal O. mit keinem Worte auf die Anfrage einer hiesigen Zeitung, wie er sich zu den Schiffahrtsabgaben stelle, die für Sachsens Industrie so verhängnisvoll wären, geantwortet hat.

Der nationalsoziale Preßverein wächst in erfreulichem Maße. Das zeigt auch der Ausweis folgender Beiträge, für die wir unseren besten Dank sagen: Berlin, F. P. I. 5 Mk.; Breslau, P. S. I. und einige Hilfefreunde 5 Mk.; Hannover, Ba. I. 10 Mk.; K.... I, R. G. außerordentlicher Beitrag 5 Mk.; Kiel, Str. Zur Feier des 18. März. 5 Mk.; Königstein (Taunus), Ko. III. 5 Mk.; Leipzig, A. G. III. 5 Mk.; Mainz, S. M. III. 5 Mk.; Oberstein, W. B. I. 5 Mk.; Oberweid (Rhön), B. H. I. 5 Mk.; Rhens (Rhein) M. L. — H. II. 5 Mk.; Rudolstadt, E. W. I. 5 Mk., K. W. I. 5 Mk; R. W. I. 5 Mk; Tübingen, Th. B. I. 5 Mk.; Wolfenbüttel, Br. I. 5 Mk.

Zusammen 85,— Mk.
Dazu laut Ausweis in Nr. 11 2566,— Mk.
Insgesamt 2651,— Mk.

Möge die Opferfreude für recht viele ein Ansporn sein. Unsere Mitgliederliste hat noch Raum für viele.

Berlin-Schöneberg, Hohenfriedbergstr. 11.

Die Geschäftsleitung.

Soziale Bewegung

Die Berggesetznovelle findet in der sozialdemokratischen Presse und in den sozialdemokratischen Versammlungen fast ausschließlich Widerspruch. Nun haben wir zwar bei der ausführlichen Besprechung der Regierungsvorlage in voriger Nummer keinen Zweifel darüber gelassen, daß auch wir wesentliche Ergänzungen und Verbesserungen für notwendig halten. Aber von sachlicher Kritik bis zu parteifanatischer Verdammung ist doch noch ein weiter Weg. Was soll man dazu sagen, wenn die sozialdemokratischen Zeitungen des Ruhrreviers vom Gesetzentwurf der Regierung nur reden als von „Komödie", „Marionettenspiel", „unverschämtem Betrug", „jämmerlichem Flickwerk", mit dem „die Hoffnungen der Bergleute verraten und betrogen" würden? Oder wenn in einer Dortmunder Versammlung ein Genosse den unverantwortlichen Ausspruch tut: „Ich freue mich, wenn aus der bevorstehenden Novelle nichts wird; unsere Bergleute werden dann um so eher Sozialdemokraten!" Solche Stellungnahme liefert nur Wasser auf die konservativen und nationalliberalen Scharfmachermühlen, die schon jetzt lebhaft zu klappern beginnen. Man könnte diese reformfeindlichen Parteifanatiker noch verstehen, wenn der große Generalstreik der Bergarbeiter nicht schon geschlagen wäre, sondern erst bevorstände. Nachdem aber die Kraftprobe der Arbeiter eben erst so völlig versagt hat, ist es unverantwortlich, die wesentlichen Erleichterungen des Bergarbeiterloses, die die Regierungsvorlage unter allen Umständen bringt, durch eine verbohrte sozialdemokratische Parteitaktik von vornherein zu diskreditieren und damit ihre parlamentarische Annahme und Verbesserung aufs schwerste zu gefährden.

Sicherheitsmaßregeln bei künftigen Bergarbeiterstreiks soll ein Geheimerlaß des eben verstorbenen Ministers v. Hammerstein vorgesehen haben. Die Sicherheitsmannschaften sollen künftig bei Arbeiterausständen nicht mehr nach und nach, sondern plötzlich und mit einem Schlage an allen Punkten des Streikgebietes in genügender Anzahl vorhanden sein. Wenn solche Bestimmungen wirklich jetzt erlassen sein sollten, so würden sie den sozialpolitischen Unverstand des reaktionären preußischen Regierungskurses trefflich illustrieren. Hat denn nicht eben gerade der große Generalstreik der Bergarbeiter bewiesen, daß die Zusammenziehung von Gendarmen und Schutzleuten im Ruhrrevier höchst überflüssig, und daß die Arbeiterkontrolle durch die Streikenden selbst die allerbeste und billigste Sicherheitsgarantie war? Soll darüber hinaus noch etwas zur Verhütung von etwaigen Streikunruhen geschehen, so könnte nur eine gründliche und energische Berggesetzreform in Frage kommen.

Die feindlichen Brüder. Die Hauptführer der christlichen und sozialdemokratischen Bergarbeiter haben sich über sechs schwebende Beleidigungsprozesse außergerichtlich geeinigt! Im Einigungsprotokoll erklärt unter anderem der christliche Führer Rürup: „Ich habe mich davon überzeugt, daß ein Zitat des Inhalts: Der Mensch stammt vom Affen ab, — Der Arbeiter darf nicht an Gott glauben, — niemals in der Bergarbeiterzeitung gestanden hat; ich schenke der Versicherung Glauben, daß die Leitung des alten Bergarbeiterverbandes dem verläumderischen Flugblatt gegen August Brust völlig fern steht!" — Andererseits erklärt die Leitung des Bergarbeiterverbandes, daß sie nicht daran glaube, daß Herr Brust von den Unternehmern Geld erhalten habe, oder daß der Gewerkverein christlicher Bergarbeiter

Digitized by Google

durch einen „Goldonkel" unterstützt werde. Welche Lappalien im gewerkschaftlichen Konkurrenzkampf zu Beleidigungsprozessen führen! Wie müssen sich die Scharfmacher freuen!

Arbeiterausschüsse sollen auf den preußisch-hessischen Staatsbahnen jetzt allgemein eingeführt werden, nachdem die in Berlin, Cöln und Frankfurt a. M. gesammelten Erfahrungen durchweg günstig ausgefallen sind. Die Wahl der Ausschußmitglieder ist geheim und erfolgt durch Stimmzettel. Die Gewählten müssen das dreißigste Lebensjahr überschritten und eine fünfjährige Dienstzeit hinter sich haben, in der Regel auch mindestens ein Jahr lang auf ihrem Bahnhof beschäftigt gewesen sein. Die Ausschüsse sollen nicht nur Anträge, Wünsche und Beschwerden der Arbeiter beim Dienststellenvorsteher vorbringen und sich gutachtlich darüber äußern, sondern auch ihr Gutachten über Fragen, welche das Arbeiterverhältnis angehen, auf Anfordern abgeben. Werden sie von beiden Teilen angerufen, so sollen sie auch Streitigkeiten der Arbeiter untereinander schlichten. Man sieht, daß diese Arbeiterausschüsse, mit denen die gewiß nicht übersoziale preußische Eisenbahnverwaltung so günstige Erfahrungen gemacht hat, im allgemeinen dieselben Befugnisse haben, die den Bergarbeiterausschüssen in der neuen Regierungsnovelle zuerteilt werden sollen. Die Herren des Kohlensyndikats protestieren aber gegen solche Zumutung und behaupten, daß sie lediglich der Sozialdemokratie zugute käme!

Gewerkschaftliche Unterrichtskurse. Auf Antrag des Verbandes der Lithographen und Steindrucker hat der letzte (Stuttgarter) Gewerkschaftskongreß der Generalkommission die Einrichtung gewerkschaftlicher Unterrichtskurse empfohlen. Unser Freund Tischendörfer hat im vorigen Jahre in einem viel beachteten ausgezeichneten Aufsatz des Korrespondenzblattes der Generalkommission diese Empfehlung mit eingehender Begründung und Kritik wieder aufgefrischt. Jetzt hat der Redakteur der Sattlerzeitung, Sassenbach, einen genau formulierten Vorschlag zur Einrichtung solcher gewerkschaftlichen Unterrichtskurse ausgearbeitet und die Frage neuerdings in Fluß gebracht. Er will, daß die Generalkommission die Kurse in Berlin einrichtet, die 4 Wochen dauern und werktäglich 5 Vorlesungen und 2 Diskussionsstunden umfassen sollen. Teilnehmen sollen die besoldeten Gewerkschaftsbeamten und Arbeitersekretäre und in zweiter Linie alle von einer Organisation auf deren Kosten entsandten Gewerkschaftler. Die Lehrtätigkeit soll Theorie und Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung, ihre verschiedenen Strömungen und die ausländische Gewerkschaftsbewegung umfassen; ferner die Versicherungsgesetzgebung, die Arbeiterschutzbestimmungen, die Gewerbeordnung, die Kartelle und Unternehmervereinigungen, statistische Übungen und Einführung in die Nationalökonomie und neue Gewerkschaftsliteratur. Diese Vorschläge Sassenbachs werden nun im Korrespondenzblatt zur öffentlichen Diskussion gestellt und einleitend dabei mitgeteilt, daß über das Bedürfnis und die teilweise Durchführbarkeit solcher Unterrichtskurse keine erheblichen Meinungsverschiedenheiten beständen, wohl aber darüber, inwieweit der Nutzen derselben den aufzuwendenden Mitteln entspricht und wie die Kurse im einzelnen einzurichten wären. Hoffentlich trägt die öffentliche Diskussion zur Überwindung der noch vorhandenen Schwierigkeiten bei.

Friedenshorte sind die Gewerkschaften nach dem amtlichen Jahresbericht der badischen Fabrikinspektion für 1904. Es heißt dort: „Den im großen und durch Berufsvertreter geleiteten Bewegungen kommt eine nicht zu unterschätzende Bedeutung besonders deshalb zu, weil durch sie eine mitunter große Zahl von meist aussichtslosen Einzelkämpfen mit einer Unsumme von Enttäuschungen vermieden bleibt." Der Bericht spricht auch noch sehr anerkennend vom Nutzen der Tarifverträge, die in immer weiteren Kreisen der Arbeitnehmer und der Arbeitgeber richtig eingeschätzt und energisch angestrebt würden. „Wo es sich darum handelt, auf einer für beide Teile gerechten Basis die Möglichkeit gesicherter Arbeitsbedingungen zu schaffen, muß daß Eingreifen der Arbeiterorganisation unzweifelhaft als nützlich allgemein anerkannt werden." Die badische Fabrikinspektion knüpft an diese erfreuliche Beurteilung der gewerkschaftlichen Bestrebungen noch die sehr ernste und notwendige Mahnung, daß beide vertragschließende Parteien ehrlich die getroffenen Vereinbarungen innehalten sollten. In der Tat schafft nichts so sehr Verbitterung und Haß als Illoyalität der vertraglich gebundenen Parteien gegeneinander.

Arbeitgeberterrorismus. In keinem Gewerbe wird so sehr von den Arbeitgebern über den Terrorismus und Fanatismus organisierter Arbeiter gegen unorganisierte und Arbeitswillige geklagt, wie im Baugewerbe. Diese Klagen werden nun prächtig beleuchtet durch die Empfehlung des Arbeitgeberterrorismus in der „Baugewerkszeitung". Dort wird der Koalitionszwang — gegen den die Staatsanwälte bekanntlich neuerdings mit dem Erpressungsparagraphen rücksichtslos einschreiten, wenn es sich um Arbeiter handelt — folgendermaßen gepredigt: „Es ist durchaus nicht unbedingt notwendig, daß die verschiedenen Arbeitgeber sich der Arbeitgeberorganisation ganz freiwillig anschließen. Überall im Baugewerbe gibt es Arbeitgeber, welche eine sozialdemokratische Vereinigung derjenigen zum Arbeitgeberverband vorziehen. In solchen Fällen darf der Vorstand des Arbeitgeberverbandes nicht vor der rücksichtslosen Anwendung aller ihm zur Festigung seiner Organisation zu Gebote stehenden Mittel, z. B. Materialiensperren, zurückschrecken. Ein Mitglied des Arbeitgeberverbandes darf unter keinen Umständen mit einem außerhalb stehenden Handwerksmeister zusammenarbeiten bezw. von demselben Arbeiten ausführen oder ihm Material liefern! Die Anwendung dieser dem Laien vielleicht rigoros scheinenden Mittel zieht unfehlbar einen festen Zusammenschluß der Arbeitgeber nach sich." — Es ist nicht zu glauben, wie diese Arbeitgeber gerade dasjenige für ihre Mitglieder empfehlen, was sie für verwerflich bei den Arbeitern halten!

Zum neuen Bergarbeitergesetz

In verschiedenen Blättern wird die Novelle zum Berggesetz besprochen, die den Arbeitern einen Teil ihrer Wünsche erfüllen soll. Es sei mir gestattet, auf eine Bestimmung aufmerksam zu machen, die bisher in der Öffentlichkeit wie mir scheint übersehen, bezw. unrichtig gewürdigt wurde. Ich greife nur eine Bestimmung heraus, weil wohl im allgemeinen dem Berliner Bergarbeiterkongreß es vorbehalten ist, sich zu den Einzelheiten zu äußern. Das Nullen der Wagen soll unmöglich gemacht und zur Kontrolle der geförderten Kohle soll ein Arbeitervertreter mitwirken, dessen Lohn der Bergwerksbesitzer zu zahlen hat, jedoch kann er den bei ihm beschäftigten Leuten den Lohn des Arbeiterkontrolleurs vom Verdienst abhalten. Sehen wir uns diese Bestimmung an. Was soll der Arbeiterkontrolleur sein? Es gibt zwei Wege. Entweder er ist Unparteiischer zwischen Arbeiter und Arbeitnehmer oder er ist positiv Vertreter der Arbeiterinteressen. Nach meiner Ansicht ist nur das letztere möglich. Den Werksvertretern, die auch einseitige Interessen wahren, ist ein Arbeitervertreter gegenüberzustellen. Ist man sich darüber klar, dann ist es von entscheidender Bedeutung, wer dem Arbeiterkontrolleur seinen Lohn zahlt. Der Unternehmer zahlt ihn und er kann um diese Summe den Arbeiterlohn kürzen. Soweit wir die in Frage kommenden Unternehmer kennen, werden sie aus den Kontrolleur im Laufe der Zeit eine Wohlfahrtseinrichtung machen, d. h. sie werden ihm seinen Gehalt aus der Werkskasse zahlen, ohne sich an den Arbeitern schadlos zu halten. Für uns unterliegt es keinem Zweifel, daß ein solcher Kontrolleur bald eine Marionette in Händen des Unternehmers wird. Man könnte sagen wieso. Aber selbst wenn der Unternehmer dem Kontrolleur direkt nichts anhaben kann, ihn nicht entlassen darf usw., wird er ihm doch eine Unmenge Schwierigkeiten in den Weg legen können. Weil sich aber der Kontrolleur abhängiger von ihm als von den Arbeitern fühlt, wird er so handeln, daß die Freundschaft mit dem Direktor usw. tunlichst nicht in die Brüche geht. Bald würden sich Differenzen zwischen Belegschaft und Kontrolleur herausbilden, und beim nächsten Streik würden die Arbeiterkontrolleure Gutachter gegen die Arbeiter sein. Die Unternehmer würden sich hinter dem Manne decken und sie hätten auf ihrer Seite das gewaltige Prestige, daß die Arbeitervertreter den Unternehmer verteidigten. Nach außen würde das die Arbeiterforderungen stets als eminent aufgebauscht und unberechtigt erscheinen lassen.

Mir scheint demgegenüber, daß Wert darauf gelegt werden muß, alles abzuwehren, was den Arbeiterkontrolleur in eine scheinbare oder tatsächliche Abhängigkeit vom Unternehmer bringen könnte. Peinlichst muß ihm der Charakter als Arbeitervertreter gewahrt werden. Wären die Bergarbeiterorganisationen um 10 Jahre weiter in der Entwickelung, würde ich vorschlagen, die Arbeiter bezahlen ihrem Vertreter den Lohn, ohne Inanspruchnahme des Werksbesitzers. Heute geht das nicht. Aber man wird sich unbedingt darüber klar werden müssen, ob nicht im Gesetz diese Möglichkeit offen zu lassen ist, und heute schon dem Unternehmer die Verpflichtung auferlegt wird, den Lohn des Kontrolleurs der Belegschaft einzuhalten. Damit wäre soweit als möglich, der gezeichneten, sicher nicht wünschenswerten Entwickelung vorzubeugen. Wir haben Wohlfahrtseinrichtungen genug.

Ant. Erkelenz.

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Eugen Katz in Berlin. — Druck von Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 12.

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 12. Berlin, 26. März 1905

Vergebung

Das Gewissen kann nicht Sünden vergeben.
Klaus Harms. 1817.

Man mag über das Gewissen denken, was man will, stets wird man in der Welt gewissenhafte und gewissenlose Menschen unterscheiden. Gerade unsere Zeit, die alles nur nach kaufmännischem Buchwert schätzt, sollte soviel wissen, daß Gewissenhaftigkeit noch immer das rentabelste Geschäft verbürgt. Freilich mag manchmal peinliche und überlegende Treue augenblickliche Opfer fordern; dann erscheint die Gewissenhaftigkeit erst recht in ihrem unbezahlbaren Wert. Nicht das Kontobuch zeigt uns unseren Menschenwert, sondern das ewige Lebensbuch. Jedem Menschen gehört darin sein Blatt; wie er das beschreibt, so ist er. Unser Gewissen zeigt uns dort die vielen Schreibfehler und Unsauberkeiten, die wir einzeichneten. Seine Aufgabe besteht darin, uns aufmerksam zu machen auf unsere Sünde.

Sünde empfinden nur die großen Menschen. Nicht die kleinen Kopfhänger sind es, welche die Sünde ernst nehmen. Obgleich sie immer davon schwatzen und stets wie unter einem Joch gebeugt dahergehen, haben sie doch keinen Begriff von der Macht der Sünde. Sie gewöhnen sich und andere an diese Stickluft. Nein, der ernste Mensch, der das Leben mit fester Faust anpacken will, der empfindet allein den Druck eines beschwerten Gewissens. Denn seine Arbeit, in die er seine Seele legen möchte, wird festgehalten, daß sie nicht vorwärts geht, aufgehalten von jenen unreinen Mächten, die eine Freude daran haben, alles zu zerstören. Nur der Reine schafft. Wo etwas nicht im Reinen ist, da hilft aller übrige gute Wille nichts. Die höchsten Ideale, die wahrsten Gedanken, die besten Motive helfen uns nichts, wenn wir in uns selbst kein gutes Gewissen haben. Dann wird all' unsere Arbeit uns zur Müh', und andere ziehen daraus nicht den Segen, den sie verdient hätte. Glück im Innern und Erfolg nach außen schenkt nur ein gutes Gewissen.

Diese Gabe können wir uns selbst nicht geben. Die Ernsten sind darüber einig, jene, die im Ernst die Geschichte auch nur einen Steinwurf weiter vorwärts schieben möchten. Gerade sie werden leicht zerrieben zwischen der Sehnsucht nach dem Guten, die ihr Herz füllt, und der Menge Fehler, die das Gewissen uns selbst zeigt. Über diesen Zwiespalt hebt keine eigene Kraft allein hinweg. Es ist nicht möglich, daß wir uns gegen uns selbst versichern oder uns auf Gegenseitigkeit untereinander versichern lassen könnten gegen die Macht des Gemeinen, Häßlichen, Gewöhnlichen. Diese Mächte sind wirklich. Sie würden unser spotten, wenn wir sie einfach durch Vertrag als nicht existierend betrachten wollten. An diesem Punkt setzt die Religion mit ihrem Rechte ein. Wir hätten ja Religion gar nicht nötig, wenn sie uns nicht aus solchem Zwiespalt helfen wollte. Aber die Gewißheit eines Gottes, der nicht vom Bösen besiegt werden kann, schafft fröhlichen Glauben, daß auch in uns das Böse keinen endgiltigen Sieg erlangen kann. Solange es unsere Kraft lähmt, tragen wir selbst die Schuld. Das Böse kann nicht mehr hemmen. Denn wer Gottes ist, der steht grundsätzlich darüber. Es kann ihn nicht mehr quälen; es kann ihn nur zum Guten reizen.

Traub.

Psychologie und öffentlicher Kampf

I.

Der alte Björnson hat ein Drama geschrieben, das, wenigstens in Deutschland, nie zu seinem Recht gekommen ist. Es heißt „Paul Lange und Thora Parsberg" und zeigt, wie eine feine, aber schwache Natur durch eine wilde Zeitungshetze zum Selbstmord getrieben wird. Paul Lange ist von unten heraufgekommen; er hat sich fügen und den Menschen auf den Mund sehen müssen. Als nun sein Name von der Verleumdung durch alle Gossen geschleift wird, schaudert er zurück, fühlt sich entehrt und geschändet und entflieht dem politischen Kampf, dem er nicht gewachsen ist. Da er in jenen Tagen des Schreckens das Augenmaß für die Dinge verloren hat, macht er gleich etwas gründliche Arbeit: ihn nehmen die dunklen Schatten auf, in die der Lärm der Welt nicht mehr hineindringt. Der Dichter hat ihm eine Frau gegenübergestellt, die einen reizvollen Gegensatz zu ihm bildet. Während er fein, still und tief ist, ist Thora Parsberg reich, glänzend und unerschrocken. Thora ist von aristokratischer Herkunft und gewohnt, in einem Leben großen Stils tonangebend zu sein, findet sie für die rasende Menge leicht die Verachtung, die dem Sohn der Menge nicht beschieden ist. Paul Lange kommt nicht hinüber und muß sterben, und am Ende wäre es doch allzu billig, ihn mit einem verächtlichen „zu schwach" der Erde zu überlassen.

Es ist uns durchaus bekannt, daß der öffentliche Kampf, im besonderen der politische, die Leidenschaften entfesseln muß. Es ist kein Kampf der verschiedenen Meinungen, sondern ein Kampf der Interessen, oft genug der allerempfindlichsten, und wer ums Leben kämpft, wird ja leicht rasend. Es ist kein erhebender Anblick, wenn in solchem Fall alle Instinkte des Hasses wie Bluthunde von der Kette gelöst werden und den Gegner zerfleischen. Erhebend aber oder nicht erhebend, es ist ein notwendiger Vorgang, mit dem wir uns abzufinden haben, sofern die Verwilderung nicht jedes Maß übersteigt. Es soll auch gern zugegeben werden, daß ein solcher Kampf nicht nur Männer mordet, sondern auch Männer schafft und härtet. Der Krieg ist ein barbarisches Handwerk, auch der politische, und uns liegt es ganz und gar fern, nach der Art der alten Weiber darüber zu greinen. Wir verstehen sehr wohl, daß jemand in der Hitze des Handgemenges, nur um die schmerzhafte Spannung in der eignen Brust zu lindern, den Gegner schärfer trifft, als er es am Ende menschlich und sachlich-objektiv verantworten kann. Wir wollen um so weniger Moral predigen, als wir gar nicht wüßten, an welche bestimmte Adresse wir uns zu richten hätten; es wird in allen Lagen und von allen Parteien gesündigt. In einem heißen Kampfe der Interessen muß man tolerant sein; wer mitkämpft, steht eben nicht über, sondern in der Sache, und selbst einem Philosophen würde die Gelassenheit ausgehen, wenn man mit einer gewissen zähen Ausdauer versuchte, ihm den philosophischen Schädel zu zertrümmern. Man wird hier zufrieden sein müssen, wenn der politische Fechter von seinem Standpunkt aus und unter Würdigung seiner Motive eine respektable Klinge führt. Geht der Hieb tiefer, als er eigentlich sollte, muß man es der sachlichen Leidenschaft zugute halten, und wir sind um so eher dazu bereit, als auch unserer Feder Worte entflossen sind, die verletzt haben, und die, ehrlich gestanden, auch verletzen sollten. Daneben laufen aber doch Angriffe, die mit einem gewissen Gleichmut der Seele, ja sogar nicht ohne innere Kälte, immer wieder ausgeführt werden und ein Recht auf

freundliche Beachtung haben. So sehr man den offenen Hieb in offener Schlacht sympathisch finden kann, so wenig angenehm sind die raffinierten Konstruktionen, Fälschungen und Entstellungen, mit denen im Gegner nicht die Sache, sondern der Mensch getroffen und vernichtet werden soll. Es ist wohl ein Fehler, aber doch ein sympathischer, wenn man sich von der Sache zu weit hinreißen läßt; aber all diese Angriffe sind lauernd, berechnet, vergiftet und ohne den heißen Atem der Leidenschaft. Es scheint mir durchaus geboten, ihrem Wesen einmal in einer allgemeinen Betrachtung nachzugehen und so nach bescheidenen Kräften die Öffentlichkeit gegen ihr Gift immun zu machen. Das Arsenal der Verleumdung hat nun freilich einen Vorzug: es stellt in seiner Feinheit und seinem unendlichen Reichtum der menschlichen Intelligenz das glänzende Zeugnis aus, das es der menschlichen Noblesse verweigert. Dieser Vorzug an Erfindungsgabe und feiner Technik macht es unmöglich, alle Arten der landläufigen Verleumdung auch nur zu streifen. Wir müssen uns damit begnügen, bestimmte Gruppen zu betrachten, und uns im übrigen darüber klar zu werden suchen, auf welchem allgemeinen Prinzip diese Angriffe beruhen. Es soll noch besonders betont werden, daß wir es mit den persönlichen Angriffen, die auf wirklichen, kompromittierenden Tatsachen beruhen, gar nicht zu tun haben; wir wollen nur Lügenkünste und trügerische Effekte näher besehen.

Die Angriffe, die wir hoffentlich nun klar genug bezeichnet haben, finden sich in der Presse; es liegt mithin in der Natur der Sache und in ihrer eigenen Natur, daß sie einerseits (was das seltenere und harmlosere ist) auf die Leichtgläubigkeit, andererseits aber auf die vollendete Urteilslosigkeit der Menge spekuliert. Was der Menge leicht eingeht, eben weil es nur mit einigem Nachdenken in seinem Zusammenhang begriffen werden kann, ist der willkommenste Stoff dieser infamen Zunft. Die Psychologie des Plebejers ist das A und O ihrer Wissenschaft, und so plump dieses Material zu sein scheint, so fein und geschickt wissen sie damit umzuspringen. Man kann ruhig behaupten, daß einige ihrer Leistungen einen bestimmten Kunstwert haben, wenn auch keinen beneidenswerten. Den sozialdemokratischen Politikern gegenüber wird immer wieder ein alter Ladenhüter hervorgeholt und immer wieder zum vollen Preis der Verleumdung abgesetzt, von dem man eigentlich annehmen müßte, daß seine Fadenscheinigkeit nachgerade auch von ungeübten Augen zu bemerken wäre: man erzählt einfach, daß dieser „Führer der Enterbten" ein reicher Mann ist, und bringt dann kleine „pikante" Einzelheiten über seine Villa und sonstige Lebenshaltung. Der Plebejer denkt dann so: „Dieser Mensch nimmt all das Unangenehme auf sich, das sozialdemokratische Gesinnung mit sich bringt; einen persönlichen Vorteil hat er davon offenbar nicht. Da nun aber jeder (das wissen gerade die Plebejer am besten) seinem persönlichen Vorteil nachgeht, müssen andere dunkle Absichten dahinter liegen, und somit lügt er, wenn er für die Armut spricht. Er ist ja selber reich." Der ganze Gedankengang ist natürlich in seinen Grundlagen und in seinen Konsequenzen falsch. Daß der Mensch nur seinem persönlichen Vorteil nachgeht, ist natürlich ein Satz, der auch heute noch an jedem neuen Tage vom wirklichen Leben widerlegt wird; für vornehmere Naturen scheidet er ja ohnehin aus. Was das naive Empfinden einem reichen Sozialdemokraten allenfalls sagen könnte, wäre dies: „Du willst den Armen helfen, so gehe hin und verteile alle deine Güter." Eben dies aber könnte und müßte der Sozialdemokrat unter Berufung auf seine wissenschaftliche und politische Überzeugung einfach ablehnen. Die Sozialdemokratie hat am allereifrigsten (und von ihrem Standpunkt aus sehr mit Recht) den Satz propagiert, daß Wohltaten einmal dem Meer von Elend gegenüber machtlos sind, und daß zum andern die Arbeiter keine Wohltaten, sondern rechtlichen Anspruch wollen. Ein Sozialdemokrat, der seine Güter an die Armen verteilte, wäre vielleicht (ausgemacht ist es noch gar nicht) ein sympathischer Mensch; irgend eine Forderung seiner Partei würde er damit nicht erfüllen, so wenig er gegen irgend eine verstößt, wenn er sich nicht darauf einläßt. Die Erkenntnis, daß die historische Zukunft bei der Arbeiterklasse liegt, daß die nationalen Gegensätze von den Klassengegensätzen verschlungen werden, daß der Übergang von der privatkapitalistischen Wirtschaftsweise zur sozialistischen ein historischer Zwang absehbarer Zukunft sei — diese Erkenntnis kann sehr wohl falsch sein, und ich halte sie dafür, aber von persönlichem Reichtum und persönlichem Wohltun ist sie völlig unabhängig. Ein Schwärmer kann zu ihr gelangen, aber ein kalter kapitalistischer Rechner auch, ja, dem letzteren liegt sie sogar näher, da sie mehr als zulässig alle Geschichte in ökonomische Rechenexempel auflöst. Es erübrigt sich nur kurz zu sagen, daß natürlich auch Luxus und verfeinerte Lebensweise dem Geist der Sozialdemokratie nicht widersprechen. Die Sozialdemokratie hat wirklich niemals die Askese gepredigt, und niemand hat ein Recht, sie von ihren Anhängern zu verlangen. Im Gegenteil predigt sie den irdischen Genuß und die Verallgemeinerung der irdischen Güter. Das alles aber wird nicht hindern, daß Bebels Villa noch oft in der Presse figurieren wird, die sich für staatserhaltend hält, weil sie vom gegenwärtigen Staat erhalten wird.

Erich Schlaikjer.

Heidemaren

Skizze von A. Sönnichsen.

Man erzählt sich da oben in jener Gegend an der großen Heide, die sich früher in noch weit größerem Umfang nördlich und westlich von dem daranliegenden Dorfe ausdehnte, von einer alten Frau, die in einem Häuschen weit, weit draußen in der Heide wohnte, daß sie in ihrem ganzen Leben nur zweimal ins Dorf gekommen sei: das erste Mal, als sie ihren Mann zur letzten Ruhe geleitete, und das andere und letzte Mal, als man sie selbst auf den Kirchhof brachte.

Ganz so einsam und weltfremd lebte nun zwar Heidemaren nicht. Doch lag ihr Häuschen auch etwa eine Stunde von den nächsten menschlichen Behausungen entfernt, weit draußen in der Heide. Aber im Frühjahr erfuhr sie wenigstens von dem alten Moritzen, der in ihrem Moore Torf stach, und hin und wieder auch von den Bauern, die vor dem Beginn der Heuernte kamen, um den fertigen Torf zu holen, was hier und dort im Dorfe und in der Welt vor sich ging. Im Hochsommer aber begannen die Nachrichten schon spärlicher zu kommen, höchstens, daß dann und wann noch ein Nachzügler kam, um zwischen Heu- und Kornernte ein Fuder Torf nach Hause zu holen. Wenn dann aber im August die Heide rings um ihr Häuschen her zu blühen anfing und die Luft sich mit süßem Duft und Bienengesumme erfüllte, dann kam niemand mehr. Wenn hinten am Horizont die erhitzte Luft zitterte, daß es aussah, als wenn dort Kobolde in unabsehbarer Menge im Kreise herumwandelten, dann sah sie drüben am Rande der Heide die Erntewagen halten, die mit gelben goldigen Schätzen beladen wurden; sie sah sie ins Dorf fahren und in schneller Fahrt wieder zurückkehren. Sie konnte aber die Lustigkeit, in der die Leute drüben sich von der Hitze nicht stören ließen, nicht vernehmen. Sie war ganz allein, allein auf ihrer Insel im Blütenmeere, allein als Zuhörer des Konzertes, das die summenden Bienen und die trillernden Lerchen draußen an jedem Tage mit unverminderter Frische gaben. Das waren freilich Vorzüge und Reize ihrer Einsamkeit, die ihr als etwas Besonderes wohl nie zum Bewußtsein gekommen waren, die vielmehr, ohne daß Maren besonders auf sie achtete, ihrer Seele das tiefe Heimatsgefühl gaben, das sie mit unzerreißbaren Ketten an diese Scholle fesselte.

Der Herbst und der Winter brachten wenig Abwechselung, seltene Besuche im Dorfe, um die nötigen Einkäufe zu besorgen; das war alles.

Wenn dann Ende Februar oder Anfang März die Sonne die Erde aus den Klammern des Frostes erlöste und ihre warmen Strahlen gegen das Strohdach des Häuschens auf der Heide richtete, daß von dem feuchten Stroh ordentlich der Dampf aufstieg, dann rüstete Maren sich zu einem wichtigen Gang. Sie mußte nun ja wieder an ihren Erwerb, die Ausbeutung ihres Torfmoores, denken. Sie schloß also die Tür ihrer Hütte hinter sich ab und humpelte über die Heide dem Dorfe zu, wo der alte Moritzen wohnte, der schon seit zwanzig Jahren das Torfstechen für sie besorgte.

Jeder Bauer im Dorfe aber, der sie von der Heide heruntersteigen sah, ging flugs auf seine Hofstelle, riß das Tor des Wagenschuppens weit auf, daß die Spinnen entsetzt in ihre Schlupfwinkel fuhren, und musterte seine Pflüge und

Digitized by Google

sonstigen Ackergerätschaften, ob sie tauglich wären, am folgenden Tage in Dienst gestellt zu werden. Dann ging er wohl in die Stube, um durch sein unruhiges Benehmen seine Frau zu der erstaunten Frage zu veranlassen, was denn los sei. „Nun, Heidemaren ist über die Höhe gekommen." Worauf die Frau eilig in die Küche ging und dem Dienstmädchen zurief: „Schnell, Trina, die Ackerstiefel des Bauern geschmiert; morgen wird gepflügt!"

Wenn Heidemaren dann wieder über ihre Höhe zurückstieg, dann stand unten im Dorf der alte Moritzen vor seiner Haustür, blies aus seiner Pfeife mächtige Rauchwolken in die Lüfte hinaus und sah Maren nach, bis sie seinen Blicken entschwunden war. Dann ging er langsam in die Kammer neben dem Stall und langte den Torfspaten hervor, versuchte mit dem Finger an der Schneide, wie sehr dieser des Schleifens bedürftig sei, stellte ihn dann wieder beiseite und ging hinein. Es hatte ja noch einige Wochen Zeit.

Maren aber ging langsam über die Heide ihrem Häuschen zu. So wiederholte sich alles in regelmäßigem Gange jahrein, jahraus seit zwanzig Jahren. Wenn Maren draußen wieder anlangte und ihre Tür aufschloß, dann sah ihr altes Gesicht so ruhig drein, als wenn nichts in der Welt jemals ihren Frieden und die Regelmäßigkeit ihres Lebens gestört hätte. Und doch war auch in diese Einsamkeit „ein Klang der aufgeregten Zeit" gedrungen.

Damals brauchte Maren nicht den Gang ins Dorf zu dem alten Moritzen zu machen. Die Bearbeitung des Torfmoores besorgten ihr Mann und ihr Sohn. Die Arbeit war schwer und der Verdienst nicht reichlich; aber man schlug sich durch.

Da war es eines Tages geschehen, als Vater und Sohn die fertigen Torfsoden zum Trocknen in Haufen gestellt hatten, daß der Vater zum Sohne gesagt hatte:

„Du, Hans, weißt du wohl, wo Kalifornien liegt? Es soll ein gutes Land sein."

„Was," sagte Hans, „Kali . . . . Kalifornien?"

„Ja, Kalifornien, Mensch, Junge, sag's gleich! Du hast ja in der Schule einen guten Kopf gehabt!" Damit war er auf seinen Sohn zugesprungen, wobei er die im Wege stehenden Torfhaufen einfach umstieß, hatte diesen am Kragen gepackt und ihn mit den Worten geschüttelt: „Sag's, Junge, da gräbt man Gold, was?"

Und ehe der Junge sich hatte besinnen können, hatte der Vater sich auf einem Fuße mit einer Fixigkeit herumgedreht, die Hans noch nie an ihm beobachtet hatte, mit den Fingern geknipst und fortwährend gerufen:

„Da gräbt man Gold, Gold, Gold, keinen Torf, nein Gold, Gold, Gold!"

Der Sohn war darauf ins Haus gelaufen, um die Mutter zu holen, weil ihm das Benehmen des Vaters doch unerklärlich schien; und als sie herauskam, da stand der Vater und warf mit Torfsoden nach den noch stehenden Haufen, wobei er immer rief: „Keinen Torf, nein Gold — Gold — Gold!"

Alles Zureden hatte aber nichts gefruchtet. Er führte wunderliche Reden, die sich immer um die beiden Worte „Kalifornien" und „Goldgraben" drehten. Dann begab er sich hinein, zog seine Sonntagsjacke an und ging pfeifend über die Heide ins Dorf. Mutter und Sohn bemühten sich, die Unordnung, die er angerichtet hatte, wieder gut zu machen. Da aber war's auch auf einmal über den Sohn gekommen. Er hielt mit der Arbeit inne und träumte vor sich in die Frühlingsluft hinein, und als seine Mutter ihn an die Arbeit wies, fragte er mit vor Aufregung zitternder Stimme: „Mutter, sollte es wirklich so 'was geben wie Goldgraben?"

Da wurde sie zornig und sagte, er solle sich um den Torf kümmern. Aber was half es? Als der Vater abends, da die beiden schon zu Bett gegangen waren, heimkehrte, da schlief er noch nicht. Er machte sich seinem Vater bemerkbar und sagte ihm, daß er mitgehen wolle nach Kalifornien.

Die beiden setzten dann der Mutter mit vereinten Kräften durch Zureden und Vernachlässigung der Arbeit im Torfmoor solange zu, bis sie sich sagte, es gehe so nicht mehr weiter, und nachgab. — —

Von dem Tage an, wo sie endlich das Versprechen gegeben hatte mitzugehen, ging sie wie im Traume umher. Es war ihr, als habe sie ihr eigenes Selbst aufgegeben, so daß sie sich mitunter wunderte, daß noch rings um ihr Häuschen die Heide da war, und daß sie in diesem Häuschen noch ihren alten Verrichtungen nachging. Wenn morgens die Sonne über die Höhe, die gegen das Dorf lag, emporstieg und ihr wie gewöhnlich ihre Strahlen als Gruß in die Küche schickte, dann blickte sie wohl mit Kopfschütteln hinaus auf das Blitzen und Flimmern der Tautropfen, die draußen an den Kräutern hingen, als sollte das alles eigentlich gar nicht mehr sein.

Und dann war der Tag gekommen. Das Häuschen und der größte Teil des Moores waren nicht verkauft sondern nur verpachtet worden. Peter Moritzen sollte es haben. Und vielleicht war es ja auch besser, daß es noch ihr Eigentum blieb; denn sie konnten doch vielleicht, wenn es ihnen drüben nicht gefallen sollte, zurückkehren wollen.

Und so wanderten denn die drei über die Heide. Es war im September, und die Heide blühte noch. Sie zogen aus, um das Glück zu suchen. Maren war wie betäubt. Und wie sie nun so dahinwanderten, da regte es sich rings in der blühenden Heide, als wenn unsichtbare Wesen sich vom Schlaf erhoben, die Hände über die Augen deckten und den Dreien nachschauten. Und leise und verwundert fragten sie: „Wohin denn, wohin?" Und Marens Mann schwärmte in Gedanken von Glück und Gold: „Wir werden's schon finden, wir werden's schon finden." Aber aus den Kelchen der Millionen Heideblüten hauchte es: „Ihr werdet's nicht finden; ihr laßt es ja hier!" Von den Dreien aber vernahm dies nur Maren. Sie erwachte wieder nach langer Zeit zum klaren Bewußtsein, und das Herz krampfte sich ihr zusammen. Sie rang und rang. Aber immer deutlicher vernahm sie es: „Ihr laßt es ja hier, ihr laßt es ja hier!" Da gab sie endlich nach. Und als sie an den Rand der Heide kamen, begegnete ihnen Peter Moritzen, der den Schlüssel zum Häuschen haben wollte. Der wunderte sich, wie er Maren sah, daß sie so hoch aufgerichtet und festen Blickes daherkam. Noch mehr aber staunte er, als sie stehen blieb und fest und mit unerbittlicher Entschlossenheit zu ihrem Manne sprach: „Ich bleibe hier." — —

So gingen denn nur zwei auf die Suche nach dem Glück.

Peter Moritzen hatte die Pacht gern aufgegeben und war wieder ins Dorf gezogen. Nur in jedem Frühjahr kam er heraus, um für Maren das Torfstechen zu besorgen. Und das ging nun schon zwanzig Jahre lang so.

In den ersten zehn Jahren hatte Maren wohl oft über die Heide hinausgeschaut in die Richtung, wo sie einst zwei Männer daherkommen zu sehen hoffte. Aber es waren nur Briefe gekommen, und sie hatten fast alle denselben Inhalt: Sie hatten's noch nicht gefunden, aber es würde schon kommen. Und dann wollten sie wieder nach ihrer Heide zurück. Seit zehn Jahren waren aber auch die Briefe ausgeblieben, und in dieser Zeit war Maren alt und ihr Haar weiß geworden.

Als noch ein paar Jahre verflossen waren, da hatte sie das Hoffen verlernt, und im nächsten Frühjahr stieg sie nicht mehr über die Höhe ins Dorf, sondern sie legte sich zum Sterben. Und das war gut für sie; denn einige Wochen später, als der alte Moritzen draußen mit dem Aufschichten des Torfes beschäftigt war, da kam von der anderen Seite jemand über die Heide gegangen, aus einem Dorfe jenseits der Heide. Der war vor mehr als zehn Jahren dabei gewesen, als drüben in Kalifornien das Unglück mit Marens Mann geschah, der über dem Goldsuchen den Verstand verloren hatte und nun tot war. Er wollte auch Maren erzählen, daß ihr Sohn vielleicht noch am Leben sei, daß er aber damals gleich nach dem Tode des Vaters fortgegangen, um nach der Heimat zu reisen, aber ohne jegliche Mittel gewesen sei.

Als der Fremde dem alten Moritzen das alles berichtet hatte, da wischte dieser sich mit der rauhen Hand über die Augen und sprach: „Ins Häuschen brauchen Sie nicht zu gehen. Die Alte ist tot; Gott sei Lob dafür."

Kunst

Die „Bürger von Calais". Das Thorwaldsenmuseum haben wir mit ästhetischem Unbehagen verlassen. Jetzt schlendern wir, vom Marktplatz her, den Tivolipark entlang. Ein Frühsommernachmittag: hoher und ganz blauer Himmel steht über Kopenhagen. Vom Glockenspiel des Rathausturmes lösen sich wundervolle Akkorde in die warme, lauschende Luft; unvermittelt brechen sie ab wie die Sehnsucht, die vor sich selber erschrickt. Nur wenige Menschen sind

Digitized by Google

unterwegs. — Dort steht, in grellem Sonnenlicht, auf niedrigem Sockel eine erzene Wand, sechs Männer, Auguste Rodins „Bürger von Calais". Es erzählt der Chronist: Englands König Eduard III. bedrängte Calais und ließ von ihm, bedingend, sechs der vornehmsten Bürger sollten sich, auf Gnad' und Ungnad', in seine Hände geben. Und aus dem Volke treten die Sechs hervor, die die Kraft in sich fühlen zum Sterben; mit einem Hemde bekleidet, um den Hals einen Strick gelegt, gehen sie zum feindlichen König. Dieser Aufbruch, dieses stille, gemeinsame Weggehen aus Leben und Zukunft ist in der Seele des Künstlers zum Bilde gewachsen. Er sah sechs Männer zusammentreten, in der schweren Luft des Meeres, wie sie sich zu dem letzten Gang anschickten. Er bildete sie groß, nackt und ihren Schritt, der sich langsam von Glück und Arbeit löst. Den Alten, der müde ist, und den sein Schicksal überwunden. Der, der den Schlüssel hält, dessen Schmerz und Trotz weinen möchten; aber die Tränen sind dem harten Antlitz unbekannt. Und die anderen. Und den Mann, der voranschreitet, der mit dem rechten Arm in die Luft greift, als suche er noch was, oder als werfe er vieles von sich. Er stellte die Männer, von denen jeder sein eigenes Leben geführt, seinen eigenen letzten Weg gefunden, getrennt, einzeln nebeneinander und verband sie durch die Atmosphäre, die er zwischen sie bannte. Und gab der Gruppe eine schwere, schleppende Bewegung. — — — Es ist nicht gut, von den bildnerischen Vorzügen dieses Werkes zu reden. Alles Ästhetisieren vor ihm ist klein. All dies: technische Einzelheiten, Behandlung des Nackten, die geradezu geniale Komposition, Rhythmus der Berührungen fällt einem erst nachher ein. Man empfindet bloß den unendlichen, seelisch erdrückenden Schmerz dieser Geberden und das stille Heldentum dieser Männer, die für ihre Mitbürger in den Tod gehen. Das Denkmal derer, die sich aus Pflicht und Liebe heraus opfern. — Als wir weiterschritten, haben wir lange geschwiegen. Die Straßen waren fast leer, und hoher und blauer Himmel stand über Kopenhagen. Aus der Ferne des Parkes kam Musik herüber. Da gingen wir langsam über den Platz und dachten an den Künstler und den Menschen Rodin.

Th. H.

Dürers „Hände" und der „betende Knabe". Es liegt etwas merkwürdig Ergreifendes in der Dürerschen Zeichnung von einem Paar betender Hände. Alte verarbeitete Hände sind es. Die ursprünglich zarte Form ist ein wenig verdorben durch Adern und Runzeln und steif gewordene Finger. Aber grade dadurch fesseln sie unsere Aufmerksamkeit, — man versucht, sich den dazu gehörigen Menschen vorzustellen, und die Phantasie schafft einen, der körperlich und seelisch gelitten hat. Ein oberflächlicher Mensch betet nicht mit dieser selbstvergessenen Innigkeit! Wie die Hände zusammengelegt sind in heißem Flehen und doch mit Gelassenheit! So betete ein frommer Christ im Glauben der Väter zu Dürers Zeit. Das Heidentum betete anders, das Heidentum mit seinem sündenlosen Besitz aller Güter dieses Lebens. „Sie fleheten laut empor mit erhobenen Händen." Dieses Flehens schönste Darstellung ist die Statue des betenden Knaben. Da ist nichts von Demut. In vollem Bewußtsein von Schönheit und Kraft strecken sich die Hände gen Himmel, „daß die unsterblichen Götter sie füllen möchten mit allen süßen Gütern des blühenden Lebens." Was für eine Wandlung dem Göttlichen wie dem Irdischen gegenüber spricht sich in dieser äußeren Handhaltung des betenden Christen und des betenden Griechen aus. Viel mehr „Schönheit" naives Lebensgefühl und unbefangener Lebensgenuß prägten sich in der Stellung des schöngliedrigen Knaben mit den geöffneten Händen aus. Aber von viel mehr Tiefe und Lebensbewußtsein reden die schlicht zusammengelegten Hände des christlichen Mannes. Er verzichtet, wenn es sein soll, auf jeden Besitz des Lebens; in Liebe und freiwilliger Gebundenheit überantwortet er sich der Macht des Geistigen, Göttlichen.

Bertha Göring.

Allerlei

Adolf Wagner feiert am 25. März seinen 70. Geburtstag. Seine Freunde und Schüler benutzten diesen Tag, um ihm Dankbarkeit und Verehrung auszusprechen, und auch wir, denen er oft harte Stöße versetzt hat, sind doch froh, ihm Glück und langes Leben wünschen zu können, denn dieser Hochschutzzöllner, dem die jetzige Brotverteuerung noch nicht hoch genug ist, ist im übrigen ein Mann von stärkstem und freiestem sozialem Gerechtigkeitsgefühl. Mag sich das für uns schlecht miteinander vertragen, die Tatsache selber liegt doch vor, daß dieser rechte konservative Professor der Gegenwart immer auf unserer Seite gestanden hat, sobald Arbeiterrechte in Frage kamen. Mit welcher herzerquickenden Kraft und Schärfe hat er noch vor kurzem beim Bergarbeiterstreik gesprochen! Und immer wenn er spricht, hat man den Eindruck eines ganzen Mannes und Charakters, der zwar Geheimrat heißt aber bis an seinen letzten Tag frei von Geheimrätelei bleiben wird. Er hat auf den evangelisch-sozialen Kongressen stets alle Hörer für tapferen Patriotismus freier deutscher Männer und für ernste Sozialreform begeistert. In diesem Sinne ist er national-sozial. Ihn grüßen wir heute: er möge leben!

Fuchskauten. Wissen Sie, wer oder was Fuchskauten ist oder bedeutet? Wirklich nicht? Nein, diese Unbildung! .... Na, seien Sie mir nicht böse: offen gestanden, ich wußte es bis gestern auch nicht, aber da hörte ich es, daß man Fuchskauten eigentlich schon in der Elementarschule, und nicht einmal erst im obersten Jahrgange, als etwas ganz unbedingt zu Wissendes und Bekanntes voraussetzt. Die Eltern eines noch nicht ganz zwölfjährigen Mädchens, das die Volksschule besucht, fragten mich gestern nach Fuchskauten. „Fuchskauten? Was ist denn das?" fragte ich erstaunt zurück. „Ja, so 'ne Stadt oder so was." „Fuchskauten? Nicht möglich, oder wenigstens ist es ein kleines Nest irgendwo hinter Posemuckel." „Nein, unsere Else hat es in der Schule gehabt und hat es, ich weiß nicht wievielmal abschreiben müssen." „Fuchskauten?" „Ja, Fuchskauten" „Na," sage ich, „es wird wohl eine englische oder amerikanische Stadt sein, deren Namen sie falsch ausgesprochen hat." „Nein, es muß wohl 'ne deutsche sein." „Unmöglich!" „Else! Else! komm' doch mal her! Was hast du doch gestern Abend so oft schreiben müssen?" Else kommt verlegen: „Ich habe 30 mal schreiben müssen: Fuchskauten liegt im Westerwald." Da schlag' aber doch ein lahmer Esel lang hin! Ich bin selbst Rheinländer, hab' mich immer für Geographie interessiert und weiß alle Nebenflüsse des Rheins auf beiden Seiten von der Quelle bis zur Mündung und umgekehrt, alle Gebirge und eine Unmenge Städte und Dörfer, kenne ja eine ganze Anzahl persönlich — aber Fuchskauten, trotz schärfster Anstrengung meines Schädels — will nicht. „Ja, es steht auch in unserem Atlas," sagt Else ungefragt, als sie mein offenbar sehr erstauntes Gesicht bemerkt. „Im Atlas? Na, dann hol' den doch mal" .... Da kommt sie mit ihm heran, schlägt auf: „Deutschland, Gebirgs- und Flußkarte", und — ich traue meinen Augen nicht — richtig: Fuchskauten liegt im Westerwald, ist zwar keine Stadt, aber ein Berg, wahrscheinlich der höchste im Westerwald. Zu meiner Zeit allerdings, vor 20 Jahren, da gab's ihn noch nicht — Verzeihung, es muß ihn ja wohl schon gegeben haben; aber die geographischen Pädagogen hatten ihn noch nicht entdeckt, hatten wenigstens noch nicht die unbedingte Regel gefunden, daß man unter allen Umständen von jedem Gebirge den höchsten Berg mitlernen müsse, koste es, was es wolle. Wir waren in unserer allerdings ja dem dunklen Mittelalter beträchtlich näher liegenden Jugend noch ausgekommen mit: „Der Westerwald liegt zwischen Lahn, Rhein und Sieg"; heute heißt es: „Der Westerwald liegt zwischen Lahn, Rhein und Sieg, und der höchste Berg in ihm heißt Fuchskauten!" Na, also wieder mal was dazugelernt. Man wird doch alle Tage klüger! .... „Sag' mal' Else, ich denke, du warst doch hoffentlich die einzige in der Klasse, die diesen Berg nicht kannte?" — „Nein, es haben noch 22 andere es schreiben müssen. Der Lehrer hatte aufgegeben, wir sollten die ganze Rheinprovinz lernen, wie sie auf der Karte steht, und das hatten wir noch nicht gehabt, und da haben wir's nicht behalten." „Nun ja, Else, tröste dich, es ist so schlimm nicht. Sieh mal, jetzt weißt du auch für dein ganzes späteres Leben: Fuchskauten ist der höchste Berg im Westerwald." Ich will aber wetten, daß die meisten der Kinder, die 30 mal haben schreiben müssen: „Fuchskauten liegt im Westerwald", von den Bergen, die auf ein bis zwei Stunden vor ihrer Nase liegen, die Namen nicht wissen, geschweige auf sie mal selbst hinaufgeklettert sind. Das wäre ja Beinarbeit, und die ist doch etwas Überwundenes; denn bekanntlich braucht man nur dann was in den Beinen zu haben, wenn man nicht genug im Kopfe hat. Darin haben wir aber eben heute genug, folglich .... ok ..

Briefkasten

K. in Plauen. Besten Dank für die Mitteilung, daß infolge der österreichischen Zollerhöhungen auch mehrere Fahrrad- und Nährmittelfabriken jenseits der Grenze Filialen zu errichten gezwungen sind. Das ist „Schutz der nationalen Arbeit". Sie tun recht, wenn Sie daran arbeiten, die Industriellen den Kartellparteien zu entfremden.

K. in Cöln. Die Verse stammen aus Lenaus Savonarola und heißen:

„Behalten will ich seine Worte.
Nur wird die Feder sacht und fein
Verschieben sie von ihrem Orte,
Aus Nein wird Ja, aus Ja wird Nein.
Die Sätze will ich schlau verwickeln,
Hier schneiden ab zu falschem Schluß,
Dort weiterspinnen mit Partikeln;
So, daß dies Pfäfflein sterben muß."

W. Elberfeld. Antwort folgt, sobald es uns möglich ist. Besten Gruß!

G. Berlin. Das Buch: „Gebildete Hebammen" von Hulda Maurenbrecher ist im Verlage von Felix Dietrich, Leipzig, erschienen. 43 S. 1 M.

Cöln. Ihr Bericht mußte zurückgestellt werden, da er viel zu lang ist. Gruß! Red.

E. B. Wenn Sie Exlibris zu tauschen wünschen, so wenden Sie sich an Herrn P. Wulfhorst, Berlin, Siboldstraße 2.

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

Die Hilfe

Nationalsoziale Wochenschrift

NUMMER 13

Sonntag, den 2. April 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Wilhelm II. — Der Bergarbeiterschutz im preußischen Dreiklassenparlament — Klerikale Sozialpolitik — Staatserhaltende Unmoral — Der Bund der Landwirte — Der Geburtenüberschuß des Jahres 1903 ist zurückgegangen — Die italienische Ministerkrisis) — **Naumann**: Die Einigung des Liberalismus — **Erich Neuhaus**: Die Zukunft der Flotte. II. — Dr. **Wilhelm Cohnstaedt**: Ein gutgesinntes Lehrbuch der Sozialpolitik — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — **G. Traub**: Erkenntnis — Dr. **Paul Schubring**: Peter Cornelius — **Erich Schlaikjer**: Psychologie und öffentlicher Kampf. II. — Büchertisch — Allerlei.

Politische Notizen

Wilhelm II. Der Kaiser hat in Bremen eine Rede gehalten, die als Abschluß seiner inneren Entwickelung erscheint, wenn man sie mit früheren Reden vergleicht. Das Ideal einer militärischen Machterweiterung ist aufgegeben. Eben daraus, daß es so offen aufgegeben wird, sieht man, daß es irgendwie vorhanden gewesen sein muß. In wie hohem Grade der Gedanke der „öden Weltherrschaft" den Erben der Moltkeschen Armee und den Schöpfer der neuen deutschen Flotte beschäftigt hat, wird niemand genau sagen können. Es ist selbstverständlich, daß der Mann, der über die erste Landarmee Europas verfügt, sich im Glanze großer Manöver gefragt hat, was er mit dieser Waffe machen könne, wenn er wolle. Alles Militärhandwerk ist von Phantasien künftiger Schlachten durchzogen. Für welche Entscheidungen läßt man Hunderttausende exerzieren? Zu welchem Zweck ersetzt man alternde Generäle durch jüngere Kräfte? Wozu fordert man neue Linienschiffe? Man nennt den Zweck die Verteidigung, aber indem man dieses Wort spricht, weiß man, wie flüssig der Unterschied zwischen Angriff und Verteidigung ist. Angegriffen wird jeder Staat jeden Tag, denn jeden Tag geschieht etwas, was irgendwo den Spielraum seiner Bürger verengt. Es fragt sich nur, ob aus den kleinen Tagesreibungen große Militärkämpfe gemacht werden. Das aber hängt zu einem Teil von der seelischen Verfassung der verantwortlichen Personen ab. Ein deutscher Kaiser wird notwendigerweise vor Entscheidungen gestellt, in denen er für sich allein darüber klar werden muß, ob er den Kampf will. Es kann ebenso falsch sein, ihn nicht zu wollen, wie ihn zu wollen. Die einzelne Entscheidung aber ist nichts einzelnes, sondern fällt so, wie die zum Charakter gewordene innere Neigung des Herrschers es mit sich bringt. Als Wilhelm II. jünger war, kann es Gelegenheiten gegeben haben, wo ihm seine nächsten Ratgeber sagten, daß er — die Hand am Schwertknopf und den Schild auf der Erde — ruhig stehen müsse. Jetzt sagt er es sich selber und sagt es dem deutschen Volke. Während Rußlands Macht zerbricht, verkündet er den goldenen Frieden. Während England wächst, bezeichnet er sein Ziel: außenhin begrenzt, im Innern unbegrenzt. Er ist mit dem bisherigen Flottenplane, wie es scheint, zufrieden; zufriedener als man noch im vorigen Jahre annahm. Hat dabei die veränderte Weltlage mitgesprochen? Ist die Resignation durch den Zwang der Verhältnisse nahe gelegt? Jedenfalls ist sie da, und wir müssen ihr recht geben. Seit England und Frankreich sich über ihre auswärtige Politik verständigt haben, eine Verständigung, die allerdings jetzt in der Marokkofrage sich nicht ganz zu bewähren scheint, und seit Rußland aus der europäischen Politik für lange Zeit ausgeschaltet ist, haben wir doppelte Vorsicht nötig. Wir würden bei jedem gewagten Schritt allein stehen. Wir dürfen unsere Reibungsfläche nicht vermehren. Dazu kommt der Eindruck, was es heißt, im Blute zu schwimmen. Die Entsetzlichkeiten der Mandschurei wirken dämpfend auf jedes soldatische Temperament, denn vom obersten Kriegsherrn bis zum letzten Mann fühlt man, daß der Krieg der Neuzeit fast über die Kraft zivilisierter Völker geht. Also laßt uns inneren Lorbeer suchen! Wir sind das Salz der Erde! Sind wir es? Sind wir im Innern unbegrenzt? Es klingt wie Wehmut und Sehnsucht, uns in der Zeit der neuen Konfessionalitätsstreite, der Zölle und der kleinherzigen Mittelstandsretterei das Salz der Erde nennen zu hören. O daß wir es sein könnten, daß wir den Geist der Menschheit bei uns wohnen hätten! Resignation nach außen — Hoffnung im Innern? Wir wollen die Hoffnung gern haben, aber bis heute ist auch im Innern Gebundenheit und Bann. Kaiser Friedrich III. wollte ein freies Volks- und Geistesleben. Möge sein Denkmal in Bremen, jenes künstlerisch und menschlich hochstehende Denkmal von Tuaillon, uns ein Symbol der inneren Hoffnungen werden!

Der Bergarbeiterschutz im preußischen Dreiklassenparlament. Die Einführung der Novelle zum Berggesetz in das preußische Abgeordnetenhaus war noch kläglicher als die Aufnahme, die ihr von den konservativen und nationalliberalen Abgeordneten bereitet wurde. Graf Bülow führte denselben Eiertanz auf, den man während des Bergarbeiterstreiks bald im Reichstag bald im preußischen Abgeordnetenhaus über sich ergehen lassen mußte. Verdammnis der „Hetzer und Wühler" unter den Arbeitern, wohlwollend sanfte Kritik an den Kohlenbaronen, pathetische Kriegserklärungen gegen die Sozialdemokratie und wiederholte Versicherungen, die Reformpläne der Regierung seien gar nicht so ernst, als daß die Scharfmacher Grund zur Sorge hätten. Der Handelsminister Möller tanzte im gleichen Takt. Er versuchte zwar im einzelnen die Bestimmungen der Berggesetznovelle zu rechtfertigen; aber er tat das immer mit dem Refrain: Unsere Novelle ist gar nicht so gefährlich und tiefgreifend, wie es die Gegner von ihr behaupten! Die Diskussion des ersten Verhandlungstages ergab auf konservativer und nationalliberaler Seite erbitterte Gegnerschaft, bei den Freisinnigen und Zentrumsleuten warme Zustimmung. Das Schicksal des Entwurfs schwebt noch im Dunkeln. Wenn es der jetzt eben in Berlin versammelten Siebenerkommission nicht gelingt, die öffentliche Meinnng und die parlamentarische Stimmung noch einmal erheblich zugunsten der Vorlage zu beeinflussen, dann sind die Hoffnungen auf eine einigermaßen befriedigende Erledigung sehr gering.

Digitized by Google

Klerikale Sozialpolitik. Das Hauptorgan der im Zentrum organisierten Arbeiter, die „Westdeutsche Arbeiterzeitung", verlangt neuerdings mehr Landarbeiterschutz. In einem Artikel, der an die Adresse der Zentrumspartei gerichtet ist, wird eine Organisation für die Landarbeiter gefordert und auf eine Resolution hingewiesen, welche die christlichen Gewerkschaften 1902 zur Landarbeiterfrage beschlossen haben. Diese Resolution hatte damals, nach einem guten Referat von Giesberts, in anerkennenswerter Weise zusammengefaßt, was für wirtschaftliche Hebung, Rechtsschutz und Bildung der Landarbeiter zu erstreben ist. Aber schon die Münchener Verhandlungen bewiesen, daß die Landarbeiterfrage einen der wunden Punkte klerikaler Sozialpolitik bildet. Kaum hatten einige Gewerkschaftler über Notstände der landarbeitenden Bevölkerung Klagen erhoben, als der Bergarbeiterführer August Brust die Diskussion brutal abschnitt. Das war vom parteipolitischen Standpunkt aus klug gehandelt, da in der Landarbeiterfrage der Gegensatz der Arbeiterinteressen gegenüber der Agrarpolitik des Zentrums zu klar zutage treten mußte, vom Standpunkt des Arbeiters aus war diese Handlungsweise unverantwortlich. Ein Jahr darauf saß Brust als klerikaler Abgeordneter im preußischen Landtag. In dieser Eigenschaft wandte er sich unter dem Beifall der Junker gegen das Koalitionsrecht der Landarbeiter. Zwar hatte er so die Beschlüsse des Frankfurter Arbeiterkongresses schwer verletzt, aber damit handelte er schließlich nicht anders als seine ganze Fraktion, die ja mit dem preußischen Kontraktbruchgesetz bedenklich geliebäugelt hat. Und das preußische Zentrum ist um kein Haar schlimmer wie das bayerische. In Bayern haben die Klerikalen die Klinke der Gesetzgebung schon lange in der Hand; aber die Landarbeiter sind auch dort Staatsbürger dritter Klasse, Arbeiter, die minderen Rechtes sind als ihre städtischen Brüder. Die Wünsche der klerikalen Gutsbesitzer dagegen finden beim Zentrum eine immer wohlwollendere Berücksichtigung, mögen sie noch so rheinisch-brutal, bayerisch-grob, schlesisch-rückständig sein. Deshalb, so sehr wir die Anregung der „Westdeutschen Arbeiterzeitung" begrüßen, wir erwarten nur recht wenig von ihrer Wirkung.

Staatserhaltende Unmoral. Es finden sich immer wieder Gerichte, die das Odium nicht scheuen, durch ihre Praxis auf Widersprüche von Moral und Rechtsordnung hinzuweisen. Bekanntlich wurde unser verdienter Parteifreund Stärcke, der Berliner Vertreter der Lippischen Landeszeitung, acht Tage in Zeugniszwangshaft behalten, weil er sich weigerte, den Verfasser einer „staatsgefährlichen" Depesche zu nennen, die in seiner Zeitung erschienen war. Schließlich entließ man ihn, da man scheinbar daran verzweifelte, aus einem anständigen und pflichttreuen Menschen einen Schubiack zu machen. Das war in Detmold. In Berlin unternimmt man jetzt die zweite Auflage des feinen Versuchs. Max Stärcke ist wieder in Zeugniszwangshaft genommen und von neuem zu einer Geldstrafe von 300 Mk. verurteilt worden. Das Ansehen des preußischen Justizministers wächst andauernd.

Der Bund der Landwirte fühlt sich nach seinem handelspolitischen Siege in wohliger Erschlaffung. Die bündlerische Presse und mehrere Agrarierhäuptlinge bieten der Regierung die Friedenspfeife an, unter der Bedingung, daß Bülow sich auch in der Börsenreform und der Durchführung der Viehpolitik weiter unterkriegen läßt. Die bündlerischen Erfolge nähern sich ihrem Höhepunkt. Ob es dann bergab geht? Aus Hessen und Oldenburg schreibt man uns schon jetzt, daß der Bund der Landwirte ein agitatorisches Fiasko nach dem anderen erleidet. Es kommt nur darauf an, daß seine bauernfreundlichen Gegner den Zeitpunkt nicht versäumen, aufs Land zu gehen.

Der Geburtenüberschuß des Jahres 1903 ist zurückgegangen. Die Veröffentlichungen über die Bevölkerungsbewegung des Jahres 1903 im ersten diesjährigen Vierteljahrsheft zur Statistik des Deutschen Reiches ergeben, daß das Berichtsjahr für den Bevölkerungszuwachs überhaupt ein wenig günstiges gewesen ist. Im Jahre 1903 wurden insgesamt 463 150 Ehen geschlossen (1902: 457 208), die Zahl der Geborenen betrug 2 046 206 (2 089 414), die Zahl der Gestorbenen 1 234 033 (1 187 171). Im Vergleiche zur Gesamtbevölkerung ist gegenüber dem Jahre 1902 die Eheziffer nur um ein geringes zurückgegangen (von 7,92 auf 7,91 auf 1000 Einwohner); erheblicher ist der Rückgang der Geburtenziffer (von 36,19 auf 34,94 vom Tausend), dem eine Erhöhung der Sterbeziffer (von 20,56 auf 21,07 vom Tausend) gegenübersteht. Der Geburtenüberschuß, der im Jahre 1902 absolut und relativ namhaft gestiegen war (von 857 824 oder 15,09 vom Tausend des Jahres 1901 auf 902 243 oder 15,63 vom Tausend), ist im Jahre 1903 etwas geringer, hat aber immer noch die beträchtliche Höhe von 812 173 oder 13,87 vom Tausend. Das Alter der Heiratenden war bei den Männern in 43,7 vom Hundert der Fälle 25 bis 30 Jahre, bei den weiblichen Personen in 56,0 vom Hundert der Fälle unter 25 Jahren. An den Sterbefällen sind besonders stark die Kinder, insbesondere die Säuglinge, beteiligt. Nicht weniger als 404 529 oder 34,5 vom Hundert (1902: 33,0 vom Hundert) aller Gestorbenen des Jahres 1903 waren noch nicht ein Jahr alt; indes im Verhältnisse zu den Geburten (ohne Totgeburten) betrachtet, starben nicht mehr als 20,4 vom Hundert im Säuglingsalter.

Die italienische Ministerkrisis, die infolge der Eisenbahner-Obstruktion entstand, ist doch viel schwieriger und tiefgreifender, als bei Giolittis Abgang zu erwarten war. Die Sitzungen der italienischen Kammer in der vergangenen Woche haben dem führerlosen Kabinett Giolittis allerdings eine Mehrheit von fast 200 Stimmen gebracht, so daß die Vertagung in der Hoffnung beschlossen werden konnte, dieses Rumpfkabinett werde nunmehr mit Hinzuziehung des Abg. Fortis die Regierungsgeschäfte definitiv übernehmen. Aber die Ernennung Fortis zum Premierminister und die Vorstellung des neuen Kabinetts hat tatsächlich bis heute noch immer auf sich warten lassen. Die Schwierigkeiten bestehen eben nicht nur in der verworrenen politischen und sozialpolitischen Gesamtlage und den ganz unsicheren Mehrheitsverhältnissen der Kammer, sondern auch in allerlei parteipolitischen und persönlichen Interessengegensätzen, die einer klaren Politik im Wege stehen. Ob diese durch die Verschleppung der Kabinettskrisis leichter zu überwinden sein werden, ist sehr zweifelhaft.

Die Einigung des Liberalismus

Die Frage der Einigung des Liberalismus fängt an in Fluß zu kommen, und alle böswilligen Hemmungsversuche der Berliner Zentralstelle für fortschrittliche Rückständigkeiten werden daran nichts mehr ändern, daß man überall im Land den jetzigen Zustand für unerträglich hält und bereit ist, den alten, elenden Fraktionskram über Bord zu werfen, der den Liberalismus fast bis an den Rand des politischen Todes gebracht hat. Und es sind keineswegs wir viel angefochtenen Leute vom Wahlverein der Liberalen allein, die die Einigung des Liberalismus betreiben. Auch ohne uns würde der im Laufe der Zeit bergehoch gewachsene Widerwille gegen die Kleinlichkeit der bisherigen Fraktionsstreitereien zum Ausdruck kommen und sich Beachtung erzwingen. Dafür sind zwei Schriften ein erfreulicher Beweis, die gleichzeitig aus dem Norden und dem Süden, aus der nationalliberalen und aus der demokratischen Partei heraus erscheinen.

1. Landgerichtsrat W. Kulemann in Bremen: „Zusammenschluß der Liberalen!" 93 Seiten, bei O. V. Böhmert in Dresden. 0,70 Mk.

2. Rechtsanwalt Dr. Ludwig Haas in Karlsruhe: „Die Einigung des Liberalismus und der Demokratie". 20 Seiten, bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. Preis?

Die Schrift von Kulemann ist, ganz abgesehen von ihrer nützlichen Tendenz, im gegenwärtigen Zeitpunkt geradezu unentbehrlich durch ihre Zusammenstellung alles Materials, das man kennen muß, wenn man über die Einigung des Liberalismus mitreden will. Wir bitten alle unsere Vereine und agitatorisch tätigen Mitglieder, sich diese Schrift kommen zu lassen. Der Anhang des Kulemannschen Heftes enthält folgende wichtige Schriftstücke:

„Coburger Resolution des Nationalvereins vom 3. bis 4. September 1860. — Programm der Deutschen Fortschrittspartei vom 9. Juni 1861. — Programm der Nationalliberalen Partei vom 13 Juni 1867. — Programm der Deutschen Fortschrittspartei vom 24. bis 26. November 1878. — Programm der Nationalliberalen Partei vom 29. Mai 1881. — Programm der Deutschen Freisinnigen Partei vom 5. März 1884. — Heidelberger Erklärung vom 23. März 1884. — Programm der Freisinnigen Volkspartei vom 24. September 1894. — Programm der Deutschen Volkspartei vom 21. September 1895. — Grundlinien des Nationalsozialen Vereins. — Nationalsoziale Leitsätze über die Stellung zum Liberalismus. — Wahlprogramm der Vereinigten Liberalen und Demokraten Bayerns für die Landtagswahl 1905. — Entwurf eines gesamtliberalen Programms."

Schon aus dieser Aufzählung liberaler Programme ersieht man, daß Kulemann der richtigen und gesunden Ansicht

Digitized by Google

ist, daß man ohne gründliche Programmarbeit nicht zur Einigung gelangen kann. Damit wird die Frage von vornherein auf die einzig verständige Grundlage gestellt. Eine Einigung ohne Klärung der vereinigenden Gedanken und Prinzipien müßte ihrer Natur nach phrasenhaft bleiben und könnte keinen Erfolg versprechen. Wir müssen die Mühe auf uns nehmen, das ganze Gedankenmaterial des älteren und neueren Liberalismus durchzuarbeiten. Wir müssen das Verständnis dessen, was Liberalismus ist, erst in der Bevölkerung wieder wecken. Der Programmentwurf, den Kulemann selbst vorschlägt, bietet unseres Erachtens die erforderliche Klarheit des liberalen Gedankens noch nicht. Es fehlt die grundsätzliche Behandlung der Frage des Liberalismus im Großbetriebssystem der Industrie. Es fehlt sozusagen die erkennbare Generalidee, ohne die ein neues werbendes Programm nicht stark genug ist. Die zwei Grundgedanken: technischer Fortschritt und persönliche Freiheit! müssen noch reiner herausgearbeitet werden. Aber im übrigen ist auch dieser Entwurf ein guter Beitrag zu der notwendigen allgemeineren Diskussion.

Tiefer in das Wesen des liberalen Gedankens führt die kleinere Schrift von Rechtsanwalt Haas. Sie kann als passende Ergänzung der Kulemannschen Arbeit gelten. Haas hat das lebhafte Gefühl, daß eine Erneuerung des Liberalismus nicht denkbar ist ohne neue leuchtende Ideale. Diese sucht er in der Demokratisierung des kommenden Industriestaates. So kurz seine Ausführungen sind, so warm pulsiert in ihnen das Blut der neuen Zeit. Er ist ein neugeborener Sohn der alten süddeutschen Demokratie, rückhaltlos und freudig und voll Blick für das Problem des Maschinenzeitalters. Er erkennt ohne alle Nebenzüge an, daß man Industriepolitik großen Stiles nicht ohne die industrielle Masse treiben kann, und bemüht sich, die Zusammenhänge des sozialdemokratischen und liberalen Denkens aufzuzeigen. Alles, was er in dieser Richtung sagt, kann einfach von uns übernommen werden, und solchen Nationalsozialen, denen es schwer wird, an den ehrlichen sozialen Eifer älterer liberaler Parteien zu glauben, legen wir besonders nahe, sich mit diesem Schriftchen zu befassen. Es bezeichnet noch nicht den Standpunkt aller süddeutschen Demokraten, aber es ist doch weit mehr als eine bloße Privatschrift, denn es erscheint als „Flugschrift der Deutschen Volkspartei, herausgegeben vom engeren Ausschuß". Was die „Frankfurter Zeitung" journalistisch zu vertreten pflegt, findet hier parteimäßigen Ausdruck. Die „Heilbronner Resolution" vom Jahre 1903 beginnt Früchte zu tragen.

Zwei Druckschriften sind an sich nicht viel. Wieviel wird gedruckt, das morgen wieder verweht ist! Aber diese zwei Druckschriften sind sicher nur Vorboten weiterer Kundgebungen aus den Kreisen des älteren Liberalismus. Es wird Frühling. Da helfe mit, wer helfen kann!

Naumann.

Die Zukunft der Flotte

II.

Eine zweite Anschauung ist die der in Frankreich am Ruder befindlichen jeune école. Auch sie legt großen Wert auf die eigentliche Küstenverteidigung, besonders in Gestalt des Unterseebootes, fügt aber noch ein mehr offensives Moment hinzu, indem sie durch den Bau vieler schneller Panzerkreuzer von großem Aktionsradius den feindlichen Handel zu vernichten und dem Gegner die Zufuhren abzuschneiden versuchen will.

Dieses Programm verdankt sein Entstehen hauptsächlich der Zwangslage, in der Frankreich sich England gegenüber indem befindet, es bei seiner stagnierenden Bevölkerung und seinen vergleichsweise beschränkten Geldmitteln sich außerstande gesetzt glaubt, neben seinem Landheer eine der englischen auch nur annähernd gewachsene Hochseeflotte zu unterhalten. Man sah sich daher in Frankreich darauf angewiesen, die weniger Geld und Mannschaft erfordernden Schiffstypen zu bevorzugen, d. h. sich auf die Verteidigung der Küste durch Mengen von Torpedo- und Unterseebooten und den Bau zahlreicher schneller Kaperkreuzer in der Hauptsache zu beschränken. Man wies mit einem gewissen Recht darauf hin, daß bei einem englisch-französischen Konflikt der reine Kaperkrieg — ein annähernd gleiches Kräfteverhältnis an Kreuzern vorausgesetzt — für Frankreich ungleich größere Chancen und für England ungleich größeres Risiko böte, da England, im Gegensatz zu Frankreich, für seine Volksernährung und Industrie auf die Seezufuhr entscheidend angewiesen ist und der Tonnengehalt der englischen Handelsflotte den der französischen um fast das Zehnfache übertrifft.

Trotz dieser nicht zu leugnenden Umstände erscheint es zweifelhaft, ob nicht im Ernstfalle die englische Schlachtflotte alle französischen Stützpunkte so wirksam blockieren könnte, daß die ausgesperrten Kaperkreuzer aus Mangel an Kohlenzufuhr das Verhängnis ereilen müßte, um so mehr als auch in bezug auf die Panzerkreuzer die Engländer nach Anzahl und Qualität überlegen sind.

Für Deutschland jedenfalls wäre dieses französische Rezept so ungeeignet wie möglich, sogar schon rein finanziell, denn nach unserem jetzigen Materialbestande sind wir den möglichen Gegnern an Panzerkreuzern noch weit mehr unterlegen als an Linienschiffen, und da wir befestigte Stützpunkte und Kohlenstationen außerhalb der heimischen Gewässer in nennenswertem Umfange nicht besitzen, so wären die deutschen Kaperkreuzer, auch wenn es ihnen gelänge die hohe See zu gewinnen, doch von vornherein verloren oder zum mindesten aufs höchste gefährdet. Vor allem würde auch die schönste Kaperflotte eine in oben angedeuteter Weise durchgeführte Blockade unserer Häfen unter keinen Umständen zu verhindern vermögen. Wenn trotzdem neuerdings von einem Kapitän-Leutnant a. D. Rust in einer Broschüre wieder versucht worden ist, das Verfahren der jeune école als das für Deutschland allein Erfolg versprechende anzupreisen, so steht dem die vorstehend wiedergegebene Meinung aller in der Praxis stehenden Fachleute gegenüber. Schon die tendenziöse Art, wie die Schrift des genannten Verfassers den Tatsachen des ostasiatischen Krieges Gewalt antut, um sie im Sinne der von ihm wiederholten Anschauungen zu verwerten, erübrigt eine Widerlegung seiner einzelnen Behauptungen. —

Ein Land, welches jährlich für 8 Milliarden Mark Waren über See verkauft und bezieht, kann seiner Flottenrüstung keinen Kriegsplan zugrunde legen, der in einer durch den Umfang der eigenen Hilfsquellen keineswegs gerechtfertigten Resignation die Eventualität einer feindlichen Blockade als unvermeidliches Übel hinnimmt; es muß, was glücklicherweise die in unseren leitenden Kreisen herrschende Ansicht ist, dem Gegner mit gleichen Waffen gegenübertreten, und dazu ist Deutschland um so eher in der Lage, als es nicht entfernt in dem Maße wie etwa England, Frankreich, Nord-Amerika und Rußland seine Seestreitkräfte über weite Teile des Erdballs zu verzetteln braucht und daher in der Nord- und Ostsee einem Gegner mit Aussicht auf Erfolg in kürzester Zeit sich entgegenstellen kann, ohne doch dieselbe Gesamtbelastung zu tragen wie jener.

Auf der Grundlage des handelspolitischen Bedürfnisses des heutigen Deutschland und angesichts der einmal gegebenen Gruppierung der Mächte können solche militärisch-technischen Erwägungen also nur zu dem Resultate führen, daß Deutschland — zunächst abgesehen von der Besetzung der auswärtigen Stationen — in den Besitz einer Schlachtflotte von soviel erstklassigen Linienschiffen, schnellen, gepanzerten Aufklärungskreuzern sowie Hochseetorpedobooten gelangen muß, daß es jeder Seemacht zweiten Ranges gewachsen ist und ein Krieg mit uns, auch für die stärkste Seemacht, ein zur Vorsicht mahnendes Risiko einschließt.

Im Sinne vorstehender Ausführungen hat denn auch der Unterstaatssekretär des Reichsmarineamts jüngst bei der Kommissionsberatung des Flottenetats die Aufgaben der Baupolitik unserer Marine zusammengefaßt und sich dabei für die in dem ostasiatischen Kriege bezüglich der Bedeutung der einzelnen Schiffstypen ergebenden Erfahrungen auf das übereinstimmende Urteil der bedeutendsten marinetechnischen Autoritäten aller Länder berufen; im speziellen machte er über den Inhalt der für nächsten Herbst zu erwartenden neuen Vorlage die Mitteilung, daß er sich bezüglich der Zahl (6) der großen Schiffe im Rahmen der 1900 abgelehnten zu halten und außerdem 7 Hochseetorpedobootdivisionen (42 Boote) zu fordern

Digitized by Google

gedenke. Aus dem weiteren Inhalt der Kommissionsverhandlungen ging hervor, daß bei den neu zu fordernden bezw. auf Grund des geltenden Gesetzes weiterhin zu bauenden Panzern bezüglich der Geschwindigkeit, der Artillerie und des Unterwasserschutzes (Vermehrung der Wände und Böden sowie Unterwasserpanzerung zur Verminderung der Torpedogefahr) den Fortschritten der Technik Rechnung getragen werden soll, was eine entsprechende Vergrößerung der Deplacements und damit der auf das einzelne Schiff zu verwendenden Kosten bedeutet. Inwieweit etwa sonst noch die kommende Vorlage auf dem Boden des alten Flottengesetzes Verstärkungen unserer maritimen Wehrkraft anbahnen will, ist noch unbekannt; es wäre dabei in erster Linie an eine Herabsetzung des jetzt im Gegensatz zu allen Erfahrungen auf 25 Jahre festgesetzten Lebensalters der Schlachtschiffe und an beschleunigten Ersatz der kriegsunbrauchbaren Statisten der „Sachsen-" und „Siegfried-" klasse, die den Namen von Linienschiffen niemals verdienten, zu denken. Sollten dahingehende Forderungen nicht erhoben werden, — es ist behauptet worden, daß der Unterstaatssekretär der Marine seine ursprünglich weitergehenden Absichten bei der Leitung unserer auswärtigen Politik mit Rücksicht auf die „Beziehungen" zu unseren englischen Freunden nicht habe durchsetzen können —, so würde, was die Zahl der Stapellegungen betrifft, mit der Bewilligung der sechs neuen Panzer lediglich die Fortsetzung des bisherigen Bautempos ermöglicht werden; allerdings unter Verbesserung der militärischen Qualität der einzelnen Bauten und damit unter Erhöhung der Kosten.

Sicher ist also jedenfalls, daß infolge der einmal gegebenen technischen und kommerziellen Entwickelung der Schutz unserer im Überseehandel liegenden Reichtumsquellen in naher Zukunft bedeutend erhöhte finanzielle Anforderungen an den Reichssäckel stellen wird. Hierin aber liegt die weit über das eigentlich militärische Gebiet hinausragende Bedeutung, welche die Flottenfrage für unsere gesamte innere Politik in steigendem Maße gewinnt. Die für ein Reich mit so vielen unerschlossenen Hilfsquellen nachgerade unhaltbar gewordene Defizitwirtschaft läßt sich schlechterdings nicht in bisheriger Weise, d. h. nach den Gesetzen des beschleunigten Falles, fortführen, und die vom Zentrum in notgedrungener Rücksicht auf seine Arbeiterwähler ausgesprochene Weigerung, den erhöhten Ausgabebedarf durch weitere einseitige Anspannung der indirekten Abgaben decken zu lassen, hat die Frage der „großen" Reichsfinanzreform ins Rollen gebracht. Wie einst die drohende Verschlechterung des Rekrutenersatzes zu unserer Fabrikgesetzgebung den Anstoß gab, so scheint auch jetzt wieder die unausweichliche militärische Notwendigkeit zu einer großen Reform die Wege ebnen zu sollen. Spricht man doch schon jetzt davon, daß die politische Unmöglichkeit anderweitiger Deckung des steigenden Marinebedarfs den Widerstand der maßgebenden Kreise gegen direkte Reichssteuern gebrochen habe.

Erich Neuhaus.

Ein gutgesinntes Lehrbuch der Sozialpolitik

Sogar ein sehr gutgesinntes Lehrbuch. „Grundzüge der Sozialpolitik" heißt es und ist geschrieben von Dr. R. v. d. Borght, einstigem Professor der Nationalökonomie, heutigem Präsidenten des Kaiserlichen Statistischen Amtes. (Leipzig, C. L. Hirschfeld, 1904.) Man weiß, daß innerhalb der Regierung verschiedene sozialpolitische Strömungen bestehen. Als dieses Lehrbuch zuerst vor uns lag, hofften wir, es werde wenigstens einer etwas vorwärtsstrebenden Strömung angehören. Es werde zwar die bisherige Sozialpolitik der Regierung loben, wie sich das für einen „gutgesinnten" Beamten ziemt; aber es werde doch auch darauf hinweisen, daß den nächsten Jahren immerhin noch einiges zu tun bleibe, manches Bestehende fortzubilden und manches Neue in Angriff zu nehmen. Darin haben wir uns getäuscht. Herr v. d. Borght ist so gutgesinnt, daß sein hoher Chef, Graf Posadowsky, bei der Lektüre des Buches, nicht gerade respektvoll, gelächelt und sich recht radikal vorgekommen sein wird.

Herr v. d. Borght erklärt zu Anfang, er wolle dem Zwecke des Lehrbuches zuliebe seine persönliche Auffassung zurückstellen und nur die Tatsachen reden lassen. Gewiß könnte auch eine einfache Zusammenstellung der Tatsachen alles dessen, was bisher sozialpolitisch geleistet ist, bei uns wie im Auslande, gewiß könnte auch das eine sehr wertvolle Arbeit werden. Jedoch diese Arbeit würde vielleicht lehren, die Tatsachen zu kennen, aber nicht, sie zu verstehen. Und dies ist es, was wir für gewöhnlich von einem Lehrbuche verlangen. In Wahrheit denkt Herr v. d. Borght gar nicht daran, nur die nackten Tatsachen nebeneinander zu stellen. Denn wenn er mit Recht glaubt, bei jedem sozialpolitischen Gesetz die Erwägungen und Absichten des Gesetzgebers darlegen zu müssen, dann hätte er auch das nicht verschweigen dürfen, was gegen diese Erwägungen und Absichten angeführt wurde. Auch geht er über solche einseitige Erklärung der tatsächlich getroffenen Maßnahmen weit hinaus, indem seine persönliche Auffassung teilweise offen ausgesprochen wird, teilweise deutlich genug zwischen den Zeilen zu lesen ist. Aber merkwürdig! diese persönliche Auffassung stimmt in sämtlichen Fragen beinahe bis auf den letzten I-Punkt mit der Auffassung des jeweiligen Gesetzgebers überein. Was ist „die Auffassung des Gesetzgebers"? Das ist ein Kompromiß zwischen den maßgebenden Stellen der Reichsregierung, ein Kompromiß zwischen den einzelnen Bundesstaaten, ein Kompromiß zwischen den verschiedenen Parteien des Reichstages, schließlich ein Kompromiß zwischen Reichstag, Bundestag und Regierung. Die persönliche Auffassung eines bestimmten Menschen soll stets mit diesen Auffassungen des wechselnden Gesetzgebers, stets mit allen diesen Kompromissen übereinstimmen? — Ist das psychologisch denkbar?

Wir behaupten selbstverständlich nicht, daß Herr v. d. Borght aus irgendwelchen Opportunitätsgründen seine eigene Auffassung immer mit den Auffassungen des Gesetzgebers in Übereinstimmung bringt; wir würden eine solche Behauptung nicht beweisen können. Es bleibt deshalb keine andere Erklärung, als daß Herr v. d. Borght sich dem suggestiven Eindruck des Geschehenen so wenig zu entziehen vermag, daß es ihm eben dadurch, daß es geschehen ist, als das allein Richtige erscheint. Solche Menschen sind nicht vereinzelt. Sie werden durch die Kraft, mit der irgend eine Bestrebung sich durchgesetzt hat, gleichsam hypnotisiert. Die psychischen Hemmungen, die in ihrem eigenen Innern dieser Bestrebung entgegenstehen, werden einfach weggeschwemmt. Vielleicht ist es Unrecht, sich über diese Leute gar zu sehr zu entrüsten, die stets erklären, mit dem jeweiligen Stand der Dinge sei das Endziel aller Entwickelung erreicht. Vielleicht muß es auch diese Schriftsteller geben, die man freiwillige Offiziöse nennt.

Eine offiziöse Darstellung der Sozialpolitik, die sich offen offiziös nennt, und die berechtigt ist, sich offiziös zu nennen, auch das könnte eine interessante und wertvolle Arbeit sein. Aber eine offiziöse Darstellung unter dem Mantel der Wissenschaft, gar eine offiziöse Darstellung, die sich als Lehrbuch gibt, dagegen müssen wir auf das Schärfste protestieren. Eine derartige Darstellung gibt dem Lernenden ein durchaus unvollständiges und unwahres Bild von alledem, was der Begriff Sozialpolitik umfaßt.

Und weiter: der Lernende, das ist der Student. Dem Studenten die Kenntnis der Tatsachen zu vermitteln, das kann erst die zweite Aufgabe eines Lehrbuches sein. Seine erste Aufgabe ist, den Studenten denken zu lehren, selbständig zu forschen und selbständig zu urteilen. Ein Buch, wie das des Herrn v. d. Borght, scheint uns dazu vollkommen ungeeignet zu sein. Ein Buch, das nirgends die intellektuelle Kraft besitzt, sich über die zufällig bestehenden Tatsachen zu erheben; ein Buch, das dem obersten Gesetze der Wissenschaft, intellektueller Freiheit und Ehrlichkeit, widerspricht, ein solches Buch ist als Lehrbuch unbedingt zu verwerfen. Der Gelehrte, der Lehrer mag konservative, liberale, sozialistische Grundsätze haben, welche er will. Aber Grundsätze soll er haben und sie offen bekennen! Sonst muß gegen seine Lehrbücher protestiert werden im Interesse der studierenden Jugend und im Interesse der Wissenschaft selbst.

Digitized by Google

Dieser Protest scheint uns prinzipiell notwendig zu sein. Um so notwendiger deshalb, weil an den sachlichen Einzelheiten des Buches vieles zu loben ist.

Da Arbeiterschutz und Arbeiterbildungswesen in besonderen Werken derselben Sammlung (Frankenstein, v. Heckel) behandelt sind, so beschränkt sich v. d. Borght auf die Darstellung der Arbeiterwohlfahrtspolitik. Nach einer weitgreifenden Einleitung beschäftigt er sich zuerst mit der Arbeitslosigkeit und ihrer Bekämpfung.

Er bespricht dann des weiteren: den Arbeitsvertrag, das Arbeitseinkommen, die Gewerbegerichte und die Koalitionen. Besonders anzuerkennen ist das Kapitel über die Arbeiterversicherung. In knapper Darstellung ist hier alles Wesentliche und Wissenswerte klar und anschaulich zusammengefaßt. Man erhält ein ausgezeichnetes Bild von dem, was auf den verschiedenen Gebieten der Versicherung und in den verschiedenen Ländern geschehen ist. Das ist überhaupt einer der großen Vorzüge des Buches, daß es sich nicht auf die Wiedergabe unserer eigenen sozialpolitischen Tätigkeit beschränkt, sondern stets die Leistungen aller in Betracht kommenden Nationen übersichtlich zusammenstellt. Der Versicherungsfrage folgt die Arbeiterwohnungsfrage; die soziale Tätigkeit der Unternehmer, der Gemeinden und der gemeinnützigen Vereine wird behandelt; schließlich die genossenschaftliche Selbsthilfe der Arbeiter. In einem letzten Teile beschäftigt sich der Verfasser mit den Privatbeamten und den Dienstboten. Eine beigegebene Bibliographie ist von Herrn Dr. Lippert bearbeitet und wird, trotz mancher Lücken, den meisten Bedürfnissen genügen.

Im einzelnen sei zuerst auf das Kapitel über die Kostendeckung in der Sozialpolitik hingewiesen. Darin lehrt Herr v. d. Borght, es herrsche das Streben, die Verteilung der sozialpolitischen Lasten je nach der Verantwortlichkeit der verschiedenen Parteien zu bemessen. Nun zahlt aber bei der Invalidenversicherung der Unternehmer ebensoviel wie seine Arbeiter, während er bei der Krankenversicherung nur die Hälfte zu zahlen hat. Soll man also den Unternehmer, wenn einer seiner Arbeiter invalide wird, stärker verantwortlich machen, als wenn der Arbeiter erkrankt wäre? — soweit sich in diesen Dingen überhaupt von Verantwortlichkeit oder Schuld, sei es des Arbeiters, sei es des Unternehmers, reden läßt (was auch v. d. Borght einschränkend hinzufügt). Gewiß gibt es Fälle genug, in denen die Art der Arbeit oder ihre übermäßige Länge dazu beigetragen hat, den Arbeiter frühzeitig invalide zu machen. Aber wahrscheinlich haben diese selben Übelstände zuvor auch schon Erkrankungen des Arbeiters verursacht. Bliebe deshalb ganz unverständlich, wie der Unternehmer für das eine haftbar sein soll, für das andere nicht! — Ebenso sind nach v. d. Borght die Zuschüsse des Reiches zu der Alters- und Invaliditätsversicherung darin begründet, daß das Eintreten dieser Übelstände „zu einem erheblichen Teil von allgemeinen Verhältnissen" abhängt. Aber wird denn nicht auch ein sehr erheblicher Teil der Krankheiten durch allgemeine Verhältnisse verursacht? Und doch fühlt sich hier das Reich zu keinem Zuschuß verpflichtet. Diese ganze Verantwortlichkeitstheorie ist in solcher Allgemeinheit offenbar haltlose Konstruktion. Wenn auch seinerzeit ein Teil der Gesetzgeber derartige Motive geltend gemacht hat, so darf das für ein Lehrbuch noch lange nicht bestimmend sein, solche oberflächlichen und falschen Erklärungen dem Lernenden vorzusetzen. In Wahrheit richtet sich die Lastenverteilung nach dem Grundsatze, daß jeder in demselben Maße mitbezahlen muß, indem er mitbestimmen will; und im Hintergrunde ist schließlich das Ganze nicht zum wenigsten eine Machtfrage.

Recht geringe Sachkenntnis beweist das Kapitel über die Dienstboten. So teilt Herr v. d. Borght stolz mit, das Züchtigungsrecht, das die Gesinde-Ordnung der Dienstherrschaft gegeben habe, sei durch das Einführungsgesetz zum B. G.-B. beseitigt. Allerdings, dieses Einführungsgesetz hebt jedes Züchtigungsrecht auf. Nur hat die Dienstherrschaft auch nach der Gesinde-Ordnung niemals ein Recht auf Züchtigung besessen. Wohl aber bestimmt § 77 der noch geltenden G.-O. von 1810, daß die Herrschaft für „geringe Tätlichkeiten" nicht bestraft werden kann. Und diese Straffreiheit ist auch durch das B. G.-B. nicht aufgehoben; was der preußische Minister des Innern in einer Allgemeinen Verfügung vom 11. August 1898 ausdrücklich festgestellt hat. Übrigens hätte Herr v. d. Borght diese Tatsache leider auch aus der Gerichtszeitung der letzten Jahre entnehmen können. Den Dienstboten selbst wird es vermutlich sehr gleichgültig sein, unter welche juristische Kategorie die Züchtigung fällt, die sie sich unter Umständen auch heute noch müssen gefallen lassen.

Zuletzt sei noch festgenagelt, wie Herr v. d. Borght die Frage der Proportionalwahl zum Gewerbegericht behandelt. Er meint: dieses System „kann in den Bezirken, in denen die sozialdemokratischen Arbeiter nicht die absolute Mehrheit haben, dazu führen, daß sozialdemokratische Beisitzer in die Gewerbegerichte einrücken, ohne indes den maßgebenden Einfluß zu gewinnen; es kann aber in den Bezirken, in denen bisher die sozialdemokratische Mehrheit alle Beisitzer aus dem Arbeiterstande bestimmte, den übrigen Arbeitern zu einer ihrer Stärke entsprechenden Vertretung in den Gewerbegerichten verhelfen und dadurch den sozialdemokratischen Einfluß abschwächen. Was im einzelnen Bezirk eintreten wird, ist eine reine Tatfrage." Und dies ist alles, was Herr v. d. Borght zu einem so wichtigen Punkte zu sagen hat. Die Sozialdemokraten reden sehr gerne davon, daß die bürgerliche Gesellschaft Sozialpolitik nur zu dem Zweck betreibe, den Vormarsch des Sozialismus zu hindern oder doch zu verlangsamen. Wenn der Präsident des Kaiserl. Statistischen Amtes sich berufen fühlt, ihnen dafür einen neuen Beweis zu liefern, so ist das natürlich seine Privatsache. Aber in einem Lehrbuche haben parteipolitische Gesichtspunkte gar nichts zu suchen!

So ist mancherlei in den einzelnen Kapiteln auszusetzen. Jedoch, wie klein werden alle solche Mängel gegenüber dem ganzen System dieser Arbeit, das wir zu Beginn gekennzeichnet haben. Man lese Stellen wie jene, wo v. d. Borght von den Wohlfahrtsanstalten der Unternehmer spricht. Da meint er ganz richtig, der Unternehmer habe ein Interesse an sozialpolitischer Fürsorge für seine Arbeiter „nur solange, als sie in seinem Unternehmen tätig sind", und fährt dann fort: „Daraus können aber Härten entstehen, namentlich dann, wenn die Arbeiter an den Kosten beteiligt sind. In solchen Fällen ist denn auch häufig Vorkehrung getroffen, daß dem austretenden Arbeiter die Ansprüche gewahrt bleiben, die er aus seinen eigenen Beiträgen erworben hat."

Wie bedauerlich, daß daraus Härten entstehen können! Und doch wie beruhigend, daß dagegen häufig Vorkehrungen getroffen sind! Um so beruhigender, wenn man schonend verschweigt, daß noch häufiger, nämlich in der Regel, solche Vorkehrungen nicht getroffen sind.

Ähnlich erklärt Herr v. d. Borght, wie sich das Zusammenschließen der Arbeiter zu Koalitionen rechtfertigen läßt: „Da im wirtschaftlichen Leben ganz naturgemäß jede Partei ihre Interessen zu wahren bestrebt ist, kann es auf diese Weise dazu kommen, daß die Arbeitsbedingungen manche berechtigten Wünsche der Arbeiter nicht berücksichtigen." Es kann dazu kommen! Nach der Darstellung dieses Lehrbuches sicher ein ganz seltener Fall. Aber wenn es dazu nur kommen kann, und wenn es nicht, wie man bisher annahm, zu diesem Zwiespalt der Interessen tatsächlich fast überall kommt, — ja, zu was brauchen wir dann überhaupt Sozialpolitik?

Wenn der Herr Reichskanzler im Parlament den Wohlfahrtsanstalten unserer Industriellen Lobeshymnen singt, so hat man dafür vielleicht die Erklärung (wir sagen nicht die Entschuldigung!), daß ihm die Tatsachen in dieser Frage ebenso unbekannt sind, wie in manchen anderen Fragen. Herr v. d. Borght kann solche Einrede nicht geltend machen. Der Präsident des Statistischen Reichsamtes, der frühere Professor der Nationalökonomie, der weiß, warum es sich hier handelt. Der weiß, daß die Mehrzahl der Unternehmer durch das, was er „sozialpolitische Arbeit" nennt, nicht irgend eine sittliche oder gesellschaftliche Pflicht erfüllen will. Sondern, daß die Herren als gute Geschäftsleute mit dieser „Arbeit" nur den einen Zweck verfolgen, billige und gefügige Arbeitskräfte sich zu schaffen und sich zu erhalten. Der weiß, daß durch solche Einrichtungen für einen Teil unserer Arbeiter Freizügigkeit und Koalitionsrecht beinahe beseitigt sind. Daß Zehntausende nicht kündigen können, ohne auf einen Teil ihres Lohnes verzichten zu müssen, den man vielleicht gegen ihren Willen seit Jahren zurückgehalten hat. Daß Zehntausende nicht streiken können, ohne von dem, der ihnen Brotherr und Hausherr zugleich ist, auf die Straße gesetzt zu werden. Der weiß, daß manche von jenen Unter-

Digitized by Google

stützungskassen so „praktische" Statuten haben, daß sie in möglichst seltenen Fällen gezwungen sind, den in Not geratenen Arbeitern wieder etwas herauszuzahlen. Der weiß, daß mancher Betrieb diese Kassen benutzt, um einen Teil seiner Reserven bei zuweilen recht guter Verzinsung sicher anlegen zu können. Der weiß, daß schließlich die Arbeiter selbst von solchen Anstalten zumeist gar nichts wissen wollen.

Das alles weiß Herr v. d. Borght. Er ist nicht etwa auf die Tiraden irgend eines freikonservativen Leitartikels hereingefallen. Denn was man auch sonst gegen ihn einwenden mag, Herr v. d. Borght ist unbestreitbar ein gescheidter und kenntnisreicher Mann. Er weiß sehr wohl, daß ein großer Teil jener Wohlfahrtsanstalten unter die Kategorie des sozialpolitischen Humbugs fällt. Kein Mensch wird daran zweifeln, daß er das weiß. Sein Lehrbuch aber wird in dem Lernenden genau den gegenteiligen Eindruck erwecken. Er sagt nicht etwa das Gegenteil. Beileibe nicht! Er versteht sehr gut, sich nach allen Seiten zu decken. Er wird gegenüber jeder Kritik, sie mag von rechts oder von links kommen, irgend einen vereinzelten Satz als entkräftenden Gegenbeweis anführen können. — Und die Behandlung der sozialpolitischen Unternehmertätigkeit ist charakteristisch für das Wesen des ganzen Buches. Gerade durch diese scheinbare Objektivität sucht der Verfasser um so sicherer von der Vortrefflichkeit jener Einrichtungen zu überzeugen; vielleicht wird er damit bei manchem, der sich hier vertrauensvoll zu belehren wünscht, Erfolg haben.

Solche Methode der Darstellung macht Herrn v. d. Borght gewiß sehr brauchbar zum Regierungsbeamten. Sie macht ihn ebenso unbrauchbar zum Abfassen eines wissenschaftlichen Lehrbuches.

Wir sehen in diesen Tagen mancherlei drohende Wetterzeichen für die Freiheit der Wissenschaft. Wieder einmal hat man gegen Hochschullehrer ein Kesseltreiben veranstaltet, weil sie zu stolz und zu ehrlich waren, ihre politische Überzeugung zu verschweigen. In Preußen hat man den Versuch gemacht, die akademische Freiheit in Frage zu stellen. Der alte Geist scheint neu zu erstarken, der die Wahrheit unter das Interesse der Herrschenden beugen möchte. Da wird es der Wissenschaft mehr als je zur Pflicht, ihre Stube rein zu halten. Alles von sich zu weisen, was nicht einzig nach der Wahrheit strebt, sondern nach anderen, mehr irdischen, Zielen.

Der Sozialpolitiker mag fortschrittlich oder reaktionär sein; immer kann er dabei Wissenschaftler bleiben. Aber wird er zum freiwilligen Offiziösen und scheut sich trotzdem nicht, den Mantel der Wissenschaft umzulegen, dann sind wir gezwungen, offen und entschieden gegen ihn zu protestieren!

Wilhelm Cohnstaedt.

Unsere Bewegung

Unsere Führer, vor allem Naumann und v. Gerlach, sind mit Agitationsreisen nahezu überlastet. Die Parteivereine sind zum größten Teil in diesem Winter tätiger gewesen als jemals früher. Die Organisation macht Fortschritte. Dagegen wird auf die Verbreitung unserer Presse noch zu wenig Gewicht gelegt. Vergleicht man die Zahl unserer organisierten Freunde mit unserer Abonnentenziffer, so leuchtet ein, was hier noch geschehen könnte, besonders von den Vereinen aus. Es ist doch das mindeste, was verlangt werden muß, daß jedes Mitglied der uns nahestehenden Vereine Leser der „Hilfe" sei. Schließlich kommt das ja auch den Vereinen selbst wieder zugute. Also werbet für die „Hilfe". Dasselbe möchten wir den im Lande zerstreuten und nicht organisierten Lesern unseres Blattes zurufen. Helft mit, durch Verbreitung unserer Gedanken an einer neuen und großen Zeit zu bauen!

Leipzig. Der nationalsoziale Verein wird bei den bevorstehenden Landtagswahlen den Kandidaten der vereinigten Liberalen, Herrn Fabrikbesitzer Friedrich Gontard, unterstützen. Dieser rechnet sich zwar zu den Nationalliberalen, steht aber in allen liberalen und sozialen Forderungen ganz auf unserem Boden. Seine großen Verdienste auf allen Gebieten der Sozialreform (Arbeitslosenversicherung, Wohnungsreform, Arbeitsnachweis usw.) sind unseren Freunden so bekannt, daß wir mit gutem Gewissem für ihn eintreten können. Bei der Wahl wird viel Kleinarbeit erforderlich sein, und wir bitten schon jetzt unsere Freunde, dem Rufe zu eifriger Mitarbeit Folge zu leisten. Über die Gerlach-Versammlung s. Anzeige! Der hiesige Liberale Verein, welcher Mitglieder der verschiedenen liberalen Richtungen umfaßt, hat kürzlich nach einem Vortrage des Herrn Justizrat Dr. Haber, der scharf die Zersplitterung des Liberalismus geißelte, seinen Anschluß an den Wahlverein der Liberalen in Berlin vollzogen. Herr Reichsgerichtsrat a. D. Boethke gab bei dieser Gelegenheit wieder seiner Freude über die Fusion mit den Nationalsozialen Ausdruck. Die neue Schattierung, die der Liberalismus dadurch erhalten habe, werde diesem zu einer neuen, schönen Zukunft verhelfen. Mehrfach wurde auch der Wunsch nach einem Zusammenschluß mit dem hiesigen nationalsozialen Verein ausgesprochen.

Liberale Vereinigung für den Wahlkreis Hanau-Gelnhausen-Orb. Nach längerer Vorarbeit, in der u. a. von seiten des Wahlvereins der Liberalen Dr Arndt-Eschersheim sich besonderes Verdienst erwarb, wurde in einer gut besuchten Versammlung in Bockenheim am 24. März 1904 obige Vereinigung gegründet. Sie bezweckt den Zusammenschluß aller entschieden liberalen Männer des Wahlkreises zu gemeinsamer politischer Arbeit zwecks Erkämpfung der in den Satzungen niedergelegten gemeinsamen Ziele. „Geistige, wirtschaftliche, politische und soziale Freiheit, Erhaltung und Erweiterung der Volksrechte, gesunde Sozialreform, Wahrung der Unabhängigkeit und des Ansehens des Vaterlandes." Unabhängig von den bestehenden Parteiorganisationen, will sie weder den Fortbestand derselben im Wahlkreise in Frage stellen, noch die Neugründung solcher hindern. Mit der liberalen Vereinigung soll deshalb keine neue Partei geschaffen werden, sondern es sollen die vorhandenen entschieden liberalen Parteien zu gemeinsamer Arbeit gewonnen und vor allen Dingen denjenigen entschieden liberalen Männern, die bisher einer politischen Partei nicht angehörten und sich einer solchen nicht anschließen wollten, Gelegenheit geboten werden in diesem weiteren Rahmen für die freiheitliche und soziale Sache tätig zu sein. Eine große Zahl Mitglieder aus dem Lager der Freisinnigen Volkspartei, der Freisinnigen Vereinigung einschließlich der Nationalsozialen, sowie der Demokraten traten sofort der Vereinigung bei. Der Vorstand besteht zunächst aus 17 Herren in verschiedenen Teilen des Wahlkreises, die das Recht der Kooptation bis zur Höchstzahl von 36 Mitgliedern haben. Demnächst wird die Vereinigung ihre Agitationsarbeit durch Einberufung großer öffentlicher Versammlungen nach Bockenheim und Hanau beginnen. Anmeldungen als Mitglied sind bis auf weiteres an Herrn Stadtverordneten Emil Goll Frankfurt a. M. = Bockenheim zu richten. — Was in Elsaß-Lothringen bereits in so trefflicher Weise gelungen ist hier im engern Rahmen eines Reichstagswahlkreises ebenfalls in die Wege geleitet und wird hoffentlich bald für eine Reihe benachbarter Wahlkreise, in denen die Pflege des entschiedenen „sozialen Liberalismus" vernachlässigt oder ganz aufgegeben worden, vorbildlich sein.

Vergedorf-Sande. Am 21. März sprach in unserem Zweigverein des „Hamburger Liberalen Vereins" in gut besuchter öffentlicher Versammlung Herr Dr. C. Petersen, M. d. B., über „Liberale Politik in Einzelstaat und Gemeinde". An den Erfahrungen des Liberalismus im Reiche, das führte uns der Redner in glänzender Weise vor Augen, sollen wir lernen, den unteren, zum Lichte strebenden Schichten gegenüber in Einzelstaat und Kommune echt liberal zu sein. Nicht ihnen die Tür zu Stadt- und Staatsparlament verschließen, sondern sie durch praktische Mitarbeit von ihren Utopien abziehen und zu vernünftiger Teilnahme an der Gesetzgebung erziehen! — das ist liberale Parole! Die Versammlung brachte uns wie die früheren erfreulich vorwärts. Wir gewannen eine ganze Anzahl neuer Mitglieder und setzten wieder viele Druckschriften ab. Die nächste Versammlung, in der Herr Pusch-Hamburg über „Vorortsbahn und Grundrente" sprechen wird, wird am Dienstag, den 4. April im „Vierländer Hof" stattfinden. Alle „Hilfe"-Leser aus Vergedorf und Umgegend bitten wir dringend, sich unserem rührigen, neugegründeten Vereine anzuschließen.

Hamburg, 31. März. Wenn man vor einem Jahre noch zweifelhaft war, ob es möglich sei in Hamburg eine erfolgreiche politische Agitation für den Liberalismus zu entfalten, so können wir jetzt, am Schlusse des zweiten Winterquartals, mit den erzielten Erfolgen sehr zufrieden sein. Im Monat März wurde zunächst nach einem Vortrage Haupts über „Aufgaben des Liberalismus" eine Bezirksgruppe für den Stadtteil St. Georg und Umgebung gegründet. Es folgte dann, nach einem vortrefflichen Vortrage des Herrn Dr. Braband über das Thema: „Wie kann der entschiedene Liberalismus Einfluß auf die Politik Hamburgs gewinnen?", die Gründung der Bezirksgruppe für „Eppendorf-Winterhude". Wertvolle Kräfte wurden in beiden Versammlungen als Mitglieder wie als Redner und für die Leitung der Bezirksgruppen gewonnen. Die Zahl der Bezirksgruppen beträgt nunmehr fünf. — In der Versammlung der Gruppe Barmbach sprach Haupt über „Das Schulprogramm des Wahlvereins der Liberalen". — Alle Bezirksgruppen entfalten eine rührige Tätigkeit und gewinnen an Mitgliederzahl. Diese Kleinarbeit scheint uns der richtige Weg zu sein, um die zum Teil aller politischer Arbeit entfremdeten Hamburger zu gewinnen.

Digitized by Google

(Dieselbe Art der Arbeit dürfte sich auch für andere große Städte empfehlen. Red.) Die Adresse des Sekretariats ist jetzt Rentzelstr. 17, I.

Cöln, 16. März 1905. Am Montag, den 13 März, sprach im großen, vollbesetzten Saale des hiesigen Kolosseums vor über 500 Bürgern der verschiedensten Parteien Herr R.-Abg. v. Gerlach über das Thema: „Liberalismus und Zentrum". Ausgehend von dem natürlichen Gegensatze, der zwischen Zentrum und Liberalismus in der Weltanschauung bestehe, entwickelte der Redner in ¾ stündiger, meisterhafter Rede, aus welchen Gründen das Zentrum eine so ausschlaggebende Stellung sich erobert hätte. Durch kluge Benutzung der sozialen Strömungen im deutschen Volksleben, durch immerhin in gewissen Grenzen sich bewegende freiheitliche Anschauungen, durch die außerordentlich geschickte Taktik, Großgrundbesitzer und Landarbeiter, Fabrikbarone und Industriearbeiter durch das Band einer religiösen Weltanschauung zu vereinigen, habe es, in Verbindung mit den ostelbischen Junkern, sich zu der dominierenden Partei emporgeschwungen. An dieser überaus traurigen politischen Entwickelung seien in erster Linie die Nationalliberalen schuld, welche wegen opportunistischer Wahlerfolge und infolge politischer Sättigung immer mehr von den alten liberalen Bahnen abgewichen seien. Und nun folgte eine überaus kräftige Kritik der nationalliberalen Partei, welche in erster Linie die hiesigen Jungliberalen beherzigen mögen, die ja zuerst in der Schulkompromißfrage gegen die Altliberalen aufgetreten sind. Schulkompromiß, plutokratische Ausgestaltung des kommunalen Wahlrechts, Ablehnung der liberalen Anträge auf geheime Wahl zum Landtage und gerechtere Abgrenzung der Reichstagswahlkreise — diese letzten Sünden des Nationalliberalismus wurden in die gebührende Beleuchtung gerückt. Gegen diese engherzigen, absolut unliberalen Anschauungen habe der entschiedene Liberalismus Front zu machen. Dann erst werde der Liberalismus die ihm gebührende Stellung wieder zurückerobern, wenn er klar und bestimmt sich für Trennung von Kirche und Staat, arbeiterfreundliche Ausgestaltung der sozialen Gesetzgebung, freiheitliche Entwickelung des gesamten politischen Lebens entscheide. Rauschender, anhaltender Beifall folgte der glänzenden, bei aller Schärfe des Gedankeninhalts in der Form vornehm bleibenden Rede. An der Diskussion beteiligten sich sämtliche Parteien. Das Zentrum hatte zwei schlecht einexerzierte Rekruten geschickt, über deren Blößen wir den Mantel schweigender Nächstenliebe decken wollen. Sehr geschickt wurde die Sozialdemokratie durch die Herren Dr. Erdmann und Dr. Michels (Marburg) vertreten, von denen ersterer in scharfer Weise die Sozialpolitik des Zentrums angriff, während der letztere in längerer Rede den Nachweis zu bringen versuchte, daß der Liberalismus tot, der Sozialismus der lachende Erbe sei, woran auch das anerkennenswerte, entschieden liberale und soziale Auftreten des Herrn v. Gerlach und seiner politischen Freunde nichts ändern könne. Sehr enttäuscht waren wir durch die Ausführungen der jungliberalen Redner, Parteisekretär Zimmermann und Lövenich, welche gegen die scharfen Angriffe auch gar nichts zu erwidern wußten. Die klägliche Haltung der Nationalliberalen in der Schulkompromißfrage suchte Herr Zimmermann mit dem einen Worte „Disziplin" zu entschuldigen. Mit dialektischer Meisterschaft und spielender Leichtigkeit konnte Herr v. Gerlach, der erst nach 12 Uhr zum Schlußwort kam, die einzelnen Vorwürfe zurückweisen. Für unseren sozialliberalen Verein bedeutet der Abend einen vollen Erfolg, den wir in erster Linie Herrn v. Gerlach verdanken, wofür ihm auch an dieser Stelle nochmals unser herzlicher Dank abgestattet wird.

Straßburg i. Els. Am 13. März hielt Herr Privatdozent Dr. Kraft im Liberalen Verein einen Vortrag über Wohnungshygiene, in dem er eine sachkundige Darstellung der Straßburger Wohnungsverhältnisse gab und Mittel und Wege besprach, die zur Beseitigung wirklich grauenhafter Mißstände, unter denen wir hier leiden, führen können. Leider sind unserer Stadtverwaltung, die seit einer Reihe von Jahren mit allen Kräften bemüht ist, dem Übel zu steuern, durch eine sozial rückständige Landesgesetzgebung die Hände gebunden. Da es der Regierung sowohl wie dem Landesausschuß an sozialem Verständnis fehlt, so steht eine Änderung der landesgesetzlichen Bestimmungen in weiter Ferne. Acht Tage darauf, am 20. März, versammelten sich die Freunde der Hilfe zu einer Besprechung der städtischen Wohnungspolitik. Von berufener Seite wurden in einem trefflichen Referat die Ziele einer modernen Wohnungspolitik aufgestellt und an diesem Vorbild die wohnungspolitischen Einrichtungen und Bestrebungen Straßburgs gemessen. Auch hier wurde hervorgehoben, daß für die wichtigsten Maßnahmen auf dem Gebiete der Bauordnung und des Steuerwesens die landesgesetzliche Handhabe fehle, die Änderung der Landesgesetzgebung daher als eine der dringendsten sozialpolitischen Aufgaben betrachtet werden müsse. Die Diskussion beschäftigte sich hauptsächlich mit den Fragen des Erbbaurechts und der Zuwachssteuer. Bezeichnenderweise wurde gerade von mehreren alten Bodenreformern, welche die Fragen eingehend studiert und auch praktische Erfahrungen auf dem Gebiete gesammelt haben, vor Überschätzung dieser gepriesenen Allheilmittel gewarnt. Es fehle noch die Erfahrung, um über die allseitige Wirkung dieser bodenreformerischen Maßregeln ein endgültiges Urteil abgeben zu können. Der nächste Hilfeabend findet Montag, den 3. April, statt. Thema: **Gewinnbeteiligung der Arbeiter.**

Der nationalsoziale Preßverein bestätigt wieder mit bestem Dank den Eingang neuer Anmeldungen und Beiträge aus: Breslau, R. III. 5 Mk.; Dresden, P. H. I. 5 Mk.; Glauchau (Sa.), R. V. I. 4,65 Mk.; Ludwigshafen, H. V. II. 5 Mk.; Marburg (Bez. Cassel), H. V. I. 5 Mk.; München, W. G. III. 5 Mk.; Radewell (Prov. Sachsen), S., Teilzahlung 1 Mk.

Zusammen 30,65 Mk.
Dazu laut Ausweis in Nr. 11 2651,— Mk.
Insgesamt 2681,65 Mk.

Wir hoffen auf weiteren Zuwachs. Unter achthundert Mitgliedern wollen wir doch dieses Jahr nicht bleiben. Darum immer wieder: Schließt euch an und werbet neue Freunde! Beitrittserklärungen versenden wir gern.

Berlin-Schöneberg, Hohenfriedbergstr. 11.

Die Geschäftsleitung.

Soziale Bewegung

Die Bergarbeiterfrage steht noch immer im Vordergrund der politischen und gewerkschaftlichen Erörterungen. Man sieht jetzt erst, wie tiefgehend die Wirkung des Generalstreiks der Ruhrbergleute doch gewesen ist. Die Beratungen über die Bergarbeiterschutznovelle im preußischen Abgeordnetenhause, die bevorstehende Konferenz der Siebenerkommission in Berlin, die Auseinandersetzungen über die Lehren und Früchte des Streiks in den politischen und gewerkschaftlichen Blättern, die vermehrte Agitationstätigkeit der verschiedenen Bergarbeiterverbände, die Veröffentlichungen der offiziellen Untersuchungskommissionen über die angeblich nicht vorhandenen Mißstände auf den einzelnen Kohlengruben, die kritische Würdigung dieses unfruchtbaren Untersuchungsverfahrens durch den deutschen Bergarbeiterverband: das alles sind Einzelbeweise für das tiefgehende Interesse, das weite Volkskreise an der Bergarbeitersache gewonnen haben. Daß von den Organisationen die gegenwärtige Situation fleißig ausgenutzt wird, ergibt unter anderem ein Bericht über die Konferenz des Gewerkvereins der Bergarbeiter in Wanne, die am vorigen Sonntag zusammengetreten war. Dieser Gewerkverein mit seinen wenigen Freunden und niedrigen Mitgliederziffern hat sich während und nach dem letzten Generalstreik an Zahl verdoppelt. Nun soll auch noch ein dritter Beamter angestellt und das Vereinsorgan verbessert, die Beiträge für das Ruhrrevier auf 25 Pfg, für die übrigen Reviere auf 20 Pfg. hinaufgesetzt werden. Es wurde außerdem eine rührige, wenn auch stille Agitation und Organisation, eine rücksichtslose Kritik an den Zechenmißständen und die Herausgabe eines besonderen Flugblattes zur Entfachung neuen Tätigkeitseifers beschlossen. Aus alledem geht hervor, daß auch die beteiligten Gewerkschaften selbst von den Nachwirkungen des Generalstreiks noch andauernd erheblichen Nutzen haben. Das muß immer wieder denen vorgehalten werden, die im angeblichen Arbeiterinteresse über die hohen Summen zu jammern pflegen, die jeder Streik nun einmal den Arbeitern kostet.

„Allgemeine Mißstände sind nicht vorhanden." Mit diesem Satze schließen in der Regel die amtlichen Kommissionen zur Untersuchung der Mißstände auf den rheinisch-westfälischen Kohlengruben ihre Berichte, die der „Reichs-Anzeiger" publiziert und die Unternehmerorgane eifrig nachdrucken. Wie wenig gerechtfertigt dies optimistische Urteil aber ist, das ergibt sich aus der eingehenden Kritik, die die Untersuchungen in der gesamten Arbeiterpresse übereinstimmend finden. Der Vorstand des deutschen (sozialdemokratischen) Bergarbeiterbandes hat soeben eine 30 Seiten starke Broschüre veröffentlicht, die den einzelnen Klagen der Bergarbeiter und den Befunden der Untersuchungskommission nachgeht und natürlich zu wesentlich anderen Ergebnissen gelangt. Auch der christliche „Bergknappe" kommt nach eingehender Prüfung des amtlichen Untersuchungsverfahrens zu einer völligen Ablehnung der Resultate desselben. Die Kommissionen sind aus interessierten Aufsichtsbeamten, Lokalbehörden und Unternehmervertretern zusammengesetzt, die sich alle selbst ins Gesicht schlagen müßten, wenn sie grobe und veraltete Mißstände aufdecken wollten. Es kommt hinzu, daß die Arbeiter oft Dinge als schwer drückende Mißstände empfinden, die den Unternehmerbeamten und Bureaukraten gar nicht als solche erscheinen, weil sie sich aus Mangel an notwendigem psychologischem Verständnis nicht in die Stimmung der Arbeiter hineinversetzen können. „Unsere Bergleute im Ruhrrevier sind keine stupiden Gesellen, in ihnen regt sich das hohe Gefühl: ich bin ein Mensch, und sie fühlen sich auch da noch bedrückt, wo auf dem Papier alles glänzend ist." Besonderer Unwille herrscht über die Wiederkehr der Formel „allgemeine Mißstände sind nicht vorhanden". Es ist ja nie behauptet worden, daß auf allen Gruben genau dieselben, d. h. „allgemeine" Mißstände vorhanden seien, sondern es ist (auch während des Generalstreiks) oft genug in den Versammlungen festgestellt worden, daß es Zechen mit erträglichen Verhältnissen und gleich daneben Bergwerke mit himmelschreienden Mißständen gibt. Außerdem sind diese Mißstände so verschieden wie die Zechen selbst; „hier werden Wagen genullt, die nicht genügend gefüllt oder nicht rein sind, dort hat der Brückenkontrolleur eine bestimmte Anzahl

Digitized by Google

von Wagennullungen pro Tag, an anderen Stellen werden sogar solchen Arbeitern Wagen genullt, die an dem betreffenden Tage gar nicht auf der Zeche sind, oder es werden einer Kameradschaft mehr Wagen genullt, als sie ausgetan hat". Da kann man freilich nicht von „allgemeinen" Mißständen, wohl aber von sehr empfindlichen Einzelmißständen reden. Die Vertreter der Arbeiter, die zu Untersuchungen hinzugezogen werden, müssen Belegschaftsmitglieder sein; sie sind oft von Natur schon zaghafte nachgiebige Charaktere, sehr häufig spielt aber außerdem noch die Befangenheit vor den versammelten „hohen Herren" und die Sorge um spätere Maßregelungen eine ausschlaggebende Rolle. Die Unternehmervertreter sind dagegen selbstbewußte, in derartigen Verhandlungen wohlerfahrene, mit den zugezogenen Bergbehörden oft verschwisterte und verschwägerte Leute. Wer will sich unter diesen Umständen, auch wenn er am guten Willen der Untersuchungskommission nicht zweifelt, noch wundern, daß nichts herauskommt?

Glänzend gerechtfertigt stehen die in der sozialdemokratischen Presse so stark angefeindeten sozialdemokratischen Bergarbeiterführer nach folgendem Urteil des gewerkschaftlichen Agitationskomitees für Rheinland-Westfalen da: „Die Gau- und Agitationsleiter von Rheinland-Westfalen erklären sich mit der Haltung des Bergarbeiterverbandes vor, während und nach dem Generalstreik vollständig einverstanden, da eine andere Haltung für die Gewerkschaft unter den gegebenen Verhältnissen nicht möglich war." An dieser Erklärung haben mitgewirkt die Vertreter der Buchbinder, Maurer, Bauhilfsarbeiter, Metallarbeiter, Holzarbeiter, Zimmerer, Transportarbeiter, Textilarbeiter, Maler und Anstreicher, Schmiede, Schuhmacher und Steinsetzer. Die erfahrenen Männer der gewerkschaftlichen Praxis haben also die Taktik der Bergarbeiterführer durchaus als richtig anerkannt. Das fällt weit schwerer ins Gewicht als der Tadel einiger sozialdemokratischer Parteifanatiker. Wie eifrig diese übrigens am Werke sein müssen, läßt sich aus einer offiziellen Kundgebung des Vorstandes des alten (sozialdem.) Bergarbeiterverbandes schließen, worin die Mitglieder vor Beeinflussung durch Außenstehende gewarnt werden und eingeschärft bekommen: „Nichtmitglieder haben in unseren Versammlungen keinen Zutritt, und in Konferenzen der Vertrauensleute haben nur diese oder ihre Stellvertreter Sitz und Stimme." Es scheint demnach das denkbar gespannteste Verhältnis zwischen Bergarbeiterverband und westfälischer Sozialdemokratie zu herrschen.

Die Gegner der Konsumgenossenschaften setzen alle Hebel in Bewegung, um der modernen Organisation des Wareneinkaufs das Leben schwer zu machen. Mit Petitionen und mit Streitschriften überschwemmen sie Behörden, Regierungen und Parlamente, und nur zu oft wird von den Beamten gefordert, daß sie sich rücksichtslos in den Dienst der Konsumvereinsfeinde stellen. Dem gegenüber sollten nun auch die Konsumvereine ihre aufklärende Tätigkeit verdoppeln und an alle Behörden, Parlamente, Stadt- und Gemeindevertretungen ihre vorzüglichen Aufklärungs- und Werbeschriften verteilen. Gewiß gehört ein großes Kapital dazu, aber es ist anzunehmen, daß sich das reichlich verzinsen würde.

Die Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine, diese zusammenfassende Spitze der deutschen Konsumvereinsbewegung, hat ihren Umsatz im verflossenen Jahre 1904 wieder ganz erheblich gesteigert und damit bewiesen, daß die Konsumgenossenschaftsidee in Deutschland fortgesetzt in erfreulichem Aufschwung begriffen ist. Der Umsatz der Großeinkaufsgesellschaft im Jahre 1902 betrug 21½ Millionen Mark, im Jahre 1903 schon 26½ Millionen Mark und im letzten Jahre 34 Millionen!

Die Schottische Großeinkaufsgesellschaft erzielte im Jahre 1904 einen Umsatz von 3 562 859 £ 16 s, das ganze Geschäftsjahr 6 801 272 £ 8 s 8 d Umsatz. Die Zunahme betrug trotz der allgemein schlechten Geschäftslage 6,3 pCt. Der Reingewinn nach Abzug aller Abgaben, Verzinsungen und Abschreibungen stellt sich auf 161 426 £ 10 s 11 d.

Die rührigste Gruppe in der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinsbewegung, die der rheinisch-westfälischen Reformer, will Ostern in M.-Gladbach einen Delegiertentag des Rh.-Westf. Ausbreitungsverbandes abhalten. Auf der Tagesordnung steht die wichtige Zeitungsfrage, ein Referat über Gewerkvereine und Politik und ein Bericht über die wirtschaftlichen Wahlen, für die bis jetzt in Arbeiterkreisen leider noch ein viel zu geringes Interesse vorhanden ist. Der Delegiertentag der rührigen Gruppe wird zweifellos gut besucht sein. Mögen seine Beratungen und Beschlüsse so aufklärend und fruchtbringend für die gesamte Gewerkvereinsbewegung wirken wie seine bisherige Tätigkeit.

Das gewerbliche Zwangsschiedsgericht ist jetzt für alle australischen Staaten gesetzlich eingeführt worden. Das Gesetz tritt nur dann in Wirksamkeit, wenn sich die gewerblichen Konflikte über mehrere Bundesstaaten ausdehnen. Für die Einzelstaaten besteht meistens schon das Zwangsschiedsgericht.

Eisenbahnminister von Budde und die Konsumvereine. Herr von Budde hat es für notwendig gehalten, seine von Freund und Feind viel angegriffene Stellungnahme zur Konsumgenossenschaftsbewegung neu zu präzisieren. Aus dem stenographischen Bericht des preußischen Abgeordnetenhauses vom 10. März d. J. ergibt sich, daß der Minister „keinen Anlaß sieht, Beamten der Staatseisenbahnverwaltung die Beteiligung an der Verwaltung von Konsumvereinen, soweit diese sich auf die Verfolgung lediglich privatwirtschaftlicher Zwecke in einer für Beamte angemessenen Form beschränken, zu untersagen; nur dürfe den Beamten in Rücksicht auf solche Nebenämter eine Einschränkung ihrer dienstlichen Aufgaben nicht zugestanden werden und fiskalische Räumlichkeiten, die man den Konsumvereinen ausnahmsweise zur Verfügung stelle, müßten ortsüblich vergütet werden". „Im allgemeinen ist es erwünscht, wenn der Warenbezug seitens der Bediensteten der Staatseisenbahnverwaltung möglichst überall durch Vermittlung des Klein- und Zwischenhandels vor sich geht." „Ich kann den Beamten den Eintritt in die Konsumvereine nicht verbieten, muß aber andererseits darauf halten, daß auch die Konsumvereine durch Staatseinrichtungen nicht besonders bevorzugt werden." — Der Minister glaubt zweifellos, mit diesen Ausführungen seine völlige Neutralität gegenüber den Konsumvereinen bewiesen zu haben. In Wirklichkeit ergibt der oben mitgeteilte Wortlaut, daß es zum mindesten eine unfreundliche Neutralität ist, wenn der Minister besonders „wünscht", daß die Eisenbahnbediensteten möglichst überall und ausschließlich vom Zwischenhandel kauften. Indessen, wenn nur die einzelnen Eisenbahndirektionen ebenso strikte wie der Minister selbst den Grundsatz vertreten wollten, daß keinem Eisenbahner der Eintritt und die Mitwirkung bei Konsumvereinen verboten werden könne, so wäre schon heute ein wesentlicher Fortschritt erzielt. Nach amtlicher Unterstützung haben die Konsumvereine nie ausgeschaut; strikte Neutralität war immer das einzige was sie von den Behörden verlangt haben.

Das Wohnungselend in den Städten findet in dem Geschäftsberichte des preußischen Landesverbandes städtischer Haus- und Grundbesitzervereine seine Bestätigung. Die preußische Regierung hat im vorigen Jahre bekanntlich einen Entwurf zu einem Wohnungsgesetze eingebracht; wenn er auch keine Umstürzung der bestehenden Verhältnisse bringt, so doch manchen Fortschritt. Daß sich Hausbesitzer mit Händen und Füßen gegen diese geplante Wohnungsreform sträuben, ist selbstverständlich. Um nun die Undurchführbarkeit des geplanten Wohnungsgesetzes darzutun, haben die Hausbesitzervereine im Hinblick auf die in dem Gesetzentwurfe enthaltenen Forderungen einer eignen Kochstelle, eines eignen Abortes, eines eignen Ausgusses und Wasserhahnes (sofern in dem Gebäude Kanalisation und Wasserleitung vorhanden) eine Prüfung der bestehenden Wohnungen vorgenommen. Und das Resultat? In Breslau würden 50 000 bis 60 000 Wohnungen, in Halle a. S. 22 000 von den vorhandenen 30 000, in dem kleinen Altdamm 1570, in Küstrin 80 pCt., in Görlitz 20 pCt. usw. der vorhandenen Wohnungen unbenutzbar werden! Eine niederschmetternde Feststellung, für die Regierung aber beweist das die zwingende Notwendigkeit, kräftig in diese verlotterten Zustände einzugreifen.

Eine Petition mit 75 009 Unterschriften ist vom Verbande deutscher Post- und Telegraphenassistenten dem Reichstag überreicht worden. Die Unterzeichner bitten darin um Verbesserung der Bestimmungen über die Pensionierung und die Witwen- und Waisenversorgung der Reichsbeamten. Anlaß zu der sehr sorgfältig ausgearbeiteten und bis in alle Einzelheiten wohldurchdachten Petition hat die neue Vorlage eines Pensionsgesetzes für die Offiziere gegeben. In der Petition ist nachgewiesen, daß dieselben Gründe, die für Aufbesserung der Offizierspensionen ins Treffen geführt werden, in noch höheren Grade für die Beamten zutreffen, da der Beamte nur pensioniert wird, wenn er tatsächlich vollkommen leistungsunfähig ist, während der Offizier meist noch im Vollbesitz seiner Kräfte ist, wenn ihm der blaue Brief zugeht. Erwähnt zu werden verdient, daß mit Ausnahme von zehn Postdirektoren unter 314 höheren Beamten, die überhaupt unterschrieben haben, Beamte vom Ober-Postinspektor aufwärts nicht vertreten sind. Und doch haben sie mit dem großen Heer der übrigen Beamten zusammen genau dasselbe große Interesse an einer Aufbesserung der Bezüge für Hinterbliebene aus ihren Kreisen. Neben etwa 30 000 mittleren Postbeamten haben mehr als 40 000 Unterbeamte und etwa 4000 Reichseisenbahnbeamte, außerdem eine Anzahl von Beamten der übrigen Reichsbehörden und aus den Reichsämtern die Petition unterschrieben. Leider haben sich die preußischen Beamten zu einem entsprechenden Vorgehen in Preußen nicht zusammengefunden. Wozu auch? Das Dreiklassenparlament bewilligt wohl mit größter Eile Gratifikationen von enormer Höhe für einzelne Fürstenfamilien und Repräsentationsgelder für die Minister — eine einigermaßen auskömmliche Besoldung und gar Hinterbliebenenversorgung der Beamten ist ihm eine der überflüssigsten Sachen von der Welt. Mögen die Unterbeamten sehen wie sie sich mit 72 Mk. Wohnungsgeld jährlich einrichten; die Aufbesserung dieser erbärmlichen Bezüge kann Jahr um Jahr verschoben werden, eilt durchaus nicht, wenn nur die Fürsten und Minister auf Kosten der Steuerzahler glänzende Feste feiern können! An der völlig unsozialen Gesinnung der preußischen Minister und ihrem Einfluß scheitert jeder Versuch zum Fortschritt. Auch die Reichsbeamten werden sich bei ihnen zu beklagen haben, wenn sich die Hoffnungen nicht erfüllen sollten, die sie an die Einreichung ihrer Petition knüpfen.

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Eugen Katz in Berlin. — Druck von Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 12.

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 13. Berlin, 2. April 1905

Erkenntnis

Man lernt nichts kennen, als was man liebt.
Jacobi 1812.

Wer die Natur und ihre Kräfte kennen lernen will, muß sie lieben. Erst jahrelange, sorgsame Beobachtung hat dem forschenden Auge enthüllt, wie Ameisen arbeiten, Bienen Staaten gründen, Spinnen ihre Fäden ziehen. Nichts darf dem Naturforscher zu gering sein. Im Kleinen sieht er Welten. Aber solches Schauen gelingt ihm erst in liebender Versenkung. Auch der Techniker von heute weiß davon zu erzählen, daß Geduld und Achtung die unentbehrlichen Voraussetzungen jeglichen technischen Erfolges sind. Wer sich nicht die Mühe nimmt, dem Eisen seine geheimsten Neigungen abzulauschen, wird ein schlechter Maschinenbauer werden. Wer den kleinsten Teilen und Kräften keine Aufmerksamkeit schenkt, bringt nie eine große Anlage fertig. Das kleinste Werkzeug fordert sorgsame Liebe beim Gebrauch, und die große Lokomotive hat ihre Launen, die der Führer verstehen muß, will er sie leiten.

Wer vollends Menschen kennen lernen will, muß sie lieb haben. Alle Eigenart des einzelnen, jeden Charakterzug eines Volkes verstehen wir nur, wenn wir uns mit nachahmender Treue darein einleben. Was man so gewöhnlich von den Menschen versteht, das sind ihre Schwächen. Diese sind leicht entdeckt. Sie sind nur ein Spiegelbild der eigenen Mängel. Auch das Gute, das wir am Nachbar finden, messen wir doch an unserer Art. Ein eigenes Herz voll verstehen — das bringt nur Liebe fertig. Langsam tastet sie sich an allen Ecken und Kanten vorbei. Nirgends fühlt sie sich verletzt. Überall findet sie etwas Bemerkenswertes, hört einen Pulsschlag des Lebens. Je fremder gar dieses Leben ist, desto größere Sorgfalt und Achtung verlangt es von dem, der es begreifen will.

Wollen wir gar Gott erkennen? Wohlan, wir wollen es! Aber nur durch Liebe. Verstand dringt nicht ins Verborgene. Von innen her sehen wir die Dinge nur, wenn Willen und Gemüt auch ein Wort mitreden. Und wenn wir die Welt in uns und um uns so recht von innen her erfassen wollen, stoßen wir überall auf Gott, der alles wunderbar geordnet hat. Das braucht aber geduldige, ehrfürchtige Liebe. Kein Mensch und kein Menschengeschlecht hatte Gott als festen Besitz; alle suchten und suchen und schieben etwas von dem schweren Mantel zurück, der das Bild Gottes in seiner Schöpfungswelt zudeckt. Je reicher die Liebe wird, desto näher tritt Gott unverhüllt an uns heran. Daß doch unsere Liebe heiß würde, geduldig ihren Weg ginge und vor allem und allen schuldige Achtung lehrte!

Traub.

Peter Cornelius

Es handelt sich nicht um den Maler, sondern um dessen jüngeren Verwandten, den Poeten und Musikus. Es handelt sich nicht um einen Meister der großen Linien und großen Kartons, sondern um einen Meister der Reime und der Töne, der Lieder und Gesänge. Nicht Rom und Casa Bartholdi heißt die geistige Heimat dieses Mannes, sondern Weimar und München.

Nur ein kleiner Kreis kannte bisher die Kompositionen und Dichtungen von Cornelius. Gewiß werden seine Braut- und Weihnachtslieder viel gesungen, auch sonst steht sein Name auf den Programmen der Sänger. Aber schon die feine, unbeschreiblich humorvolle und sinnige Oper: „Der Barbier von Bagdad" ist nicht allen denen unter unseren Lesern bekannt, die musikalisch sind und das Gute zu hören suchen. Es ist ein zartfeines Gebilde; und seine Komik edel darzustellen, will nur Kapazitäten gelingen. Von den zwei anderen Opern Cornelius wird der „Cid" kaum aufgeführt, da er trotz reicher Schönheiten keine eigentliche Bühnenkraft hat; und über der dritten Oper, Gunlöd, hat den erst 50jährigen Meister der Tod überrascht.

Dreißig Jahre nach seinem Tode fängt die Welt an, sich näher mit diesem feinen Geist zu beschäftigen. Die Lieder wurden in diesem Jahre verlagsfrei und flattern nun überall auf wie flügge Vöglein. Man wird es nächsten Winter auf den Programmen der Konzerte merken und bald auch bei der Hausmusik. Vier dicke Bände Gedrucktes liegen außerdem jetzt vor, die seine Briefe, seine Aufsätze, seine Gedichte enthalten. Der so schwer mit dem Leben ringende Mann hatte das Bedürfnis, sich und anderen die Nöte und auch die Wonnen aufzuschreiben. So sehen wir jetzt in seine Seele wie in einen großen, klaren, sauberen Spiegel. Vor uns steht eine Dichternatur mittönender, heiterer, stillvergnügter Seele, die tapfer dreißig Jahre lang gegen böse Schranken angeht, in Kummer und Hunger den Humor nicht verliert, trotz aller Liebesenttäuschungen die Knie immer aufs neue beugt, bis er die treue Liebesfrau gefunden, und als einer der Intimsten des Wagner-Liszt'schen Kreises seine Lebensarbeit in Gemeinschaft mit den besten Künstlern leisten darf. War uns der Musiker und der Poet stets teuer und ungemein sympathisch, so wird uns jetzt der Mensch Peter Cornelius im tiefsten Sinn ein Freund. Denn durch ihn können wir lernen, schwere Stunden heiter zu durchleben, saures tapfer durchzuhalten, vor allem aber dem Zwang und der Kraft der eigenen Natur nicht auszuweichen, sondern zäh an sich festzuhalten, auch wenn die größten Gönner warnen.

Ich kann hier nicht die ganze Lebensgeschichte erzählen. Farbig und eindrucksvoll ist sie auf jeder Seite. Ein Mainzer Kind, hat Cornelius in Weimar, im Liszt'schen Kreis, den Mittelpunkt seiner künstlerischen Arbeit gefunden; seine umfassende Bildung, die er rastlos zu vertiefen suchte, half ihm, in Neu-Weimar, wo man nicht nur musikalisch sein durfte, zu bestehen. Hier fand denn auch 1858 die erste Aufführung seines „Barbiers" unter Liszts Leitung statt. Intriguen, die fast an die Pariser Tannhäuser-Aufführung von 1860 erinnern, zwangen ihn dann, den Wanderstab weiter zu setzen, zuerst nach Wien, dann nach München, wohin ihn der Freund Richard Wagner bald nach der eigenen Berufung durch den König rief. Die zehn Münchener Jahre waren nun freilich nicht weniger bewegt als die Wanderzeit vorher. Denn die schweren Erschütterungen und Anfeindungen, die Wagner zu bestehen hatte, brachten auch die Existenz seiner Freunde ins Schwanken. Als endlich gesicherte Verhältnisse eintraten, riß den Lebensfreudigen 1874 eine tückische Krankheit aus dem reinsten, noch so jungen Familienglück und aus noch so vielen Plänen weg.

Die Jahre mit Wagner in München sind die dramatischsten seines Lebens und auch seiner Biographie. Die Briefe berichten hier treuer als alle bisherigen Darstellungen. Ich gestehe, daß ich hier Wagner noch besser kennen lernte als aus den Wesendonckbriefen. Diejenigen, welche zu Wagners Art kein Vertrauen fassen können, finden hier wieder genug

Digitized by Google

Material zu Anklagen. Umgekehrt finden die Freunde so ergreifend rührende Züge, soviel Wärme, Treue und Echtes und zugleich den Schlüssel für manches Unbegreifliche. Wagner kann nicht familiär gemessen werden. Wer trägt es Bismarck nach, daß er die Menschen ausnutzte und die ausgepreßten Zitronen dann wegwarf? Für die Betroffenen ist es hart; aber sie dürfen sich sagen, daß sie einem höheren Organismus dienen. Cornelius war aber mehr als Wagners Freund und Gesinnungsgenosse. Er war durchaus selbständig, durch und durch ein Charakter, wie in der Musik, so im Leben. Das, was ihn mit Wagner verband, war die tiefe Überzeugung, daß alles künstlerische Schaffen aus der Wärme der erregten Seele hervorgehen müsse, als persönlichstes Bekenntnis, für die das ganze Wesen haftbar sei. Diese Überzeugung trennte ihn auch vom „objektiven" Brahms, der ihm zu kalt war. Er kann es nicht begreifen, wie man ein Requiem mit „mittelalterlichen Worten" dichten könne, statt selbst die Trauer der eigenen Tage zu dichten. Von Wagner trennt ihn bei aller Bewunderung vieles; ihm erscheint vieles allzu pathetisch, dessen Pracht als hoher Stil uns erst seit den Bayreuther Aufführungen verständlich geworden ist. Aber er fühlt sich im Innersten doch ganz zu ihm gehörig und weiß, daß da die Zukunft liegt. Vor allem bewundert der Musiker den Musiker. Das muß man heute betonen, wo es Mode wird, sich von Wagner zurückzuziehen, „weil man zu musikalisch sei". So sprechen müde, ausgebrannte und zaghafte Menschen, die nur das abgeleitete Wässerchen kennen oder nicht mehr den Mut haben, ihrer Seele Erschütterungen zuzumuten. Wer nicht brennen will, der bleibe der Flammenpracht fern. Auch für einen anderen Punkt kann man aus Cornelius lernen. Man spottet bisweilen über den Bühnenzauber Wagners und vergleicht diese „indianische Prachtliebe" mit Makart. Cornelius verlangt nicht weniger Pracht für seinen orientalischen Bagdader, denn der Orient ist eben ein Märchen, das man sehen soll. Nun lese man all die Briefe, in denen von der Natur und ihren Mächten die Rede ist. Wird man solchem Gast der Wiesen und der Wälder banausische Prachtliebe zutrauen? Bei Wagner war das Naturempfinden ebenso stark — es gehört denn doch eine grenzenlose Armut dazu, das Waldweben im „Siegfried" als Regiewitz hinzustellen!

Der Briefwechsel, der an manchen Stellen eher zu breit als zu knapp vorgelegt wird — der Sohn, dem die Auswahl zufiel, hatte nicht nur für den Leser, sondern auch für den künftigen Biographen auszusuchen —, berührt manches, über das Bayreuth noch immer den offiziellen Schleier zieht. Ob das nötig ist, kann ich nicht beurteilen. Erst 1913 werden wir Wagners Selbstbiographie zu erwarten haben, wenn nicht noch später. Wir haben ein Anrecht darauf, auch in die düsteren Tage Wagners, in die Kämpfe, in die Nöte und die Verschlingungen hineinzusehen. Cornelius spricht von diesen Dingen mit schöner Deutlichkeit. Bisweilen häuft sich Rätsel auf Rätsel. Aber dann erhellt ein späteres Blitzlicht die ganze dunkle Zeit. Es ist erhebend, die Treue zu sehen, mit der Cornelius auch dann an Wagner festhält, als dieser mit ihm unwirsch umgeht. Man scheint heut in Bayreuth den Wert zu unterschätzen, den Wagner selbst auf Cornelius gelegt hat. Da bringen die Selbstzeugnisse dieser Briefe eine heilsame Korrektur. Leider waren viele Briefe an Wagner nicht mehr auffindbar. Bei dem Wanderleben, das Wagner sechzig Jahre lang geführt hat, ist vieles verloren gegangen, manches ist wohl auch verbrannt worden. Aber des Erhaltenen ist genug. Ein Stück deutscher Geistesgeschichte aus den Jahren 1840—74 verdeutlicht sich uns. Der Rhein, Weimar, Wien, München sind der Schauplatz. Wie Cornelius selbst ein reicher Geist war, so pflog er Verkehr mit vielen Bedeutenden. Auch da, wo er mehr nahm als gab, schenkte er stets die köstliche Gabe der munteren Heiterkeit, die in allerschlimmsten Tagen als Galgenhumor aussprudelt. Manche meinen, er sei noch mehr Poet als Musikus gewesen. In jedem Fall war er eine echte Künstlernatur, welche die Dinge des Kosmos als lebendige Einheit ergreift. Er übte genug Selbsterziehung an sich, um auch das Entlegene, Versteckte heranzuholen und das Vergangene gegenwärtig zu machen. Sein Leben war hart und an Entbehrungen reicher als an Ruhmestagen. Und doch leuchtet von ihm der helle Glanz des Sonntagskindes; denn sein Reichtum war seine helle, lautere Seele.*)

Paul Schubring.

Psychologie und öffentlicher Kampf

II.

Ich weiß nicht, wer das Sprichwort: „Ein Mann, ein Wort!", in die Sprache eingeführt hat. Er hat es indessen sicher in der besten Absicht gethan, und der markige Klang bringt ja auch sinnfällig den markigen Inhalt zum Ausdruck. Der Frau mag man oder muß man sogar einige oder mehrere Worte frei geben, ohne allzu ängstlich an die Folgen zu denken; die Natur hat sie in diesen wie in anderen Dingen verschwenderisch ausgestattet, und wer viel hat, soll ja gern geben. Dieser weiblichen Art gegenüber zeigt das Sprichwort den knappen und verbindlichen Modus, nach dem sich der Mann einrichten soll, wenn er nicht gerade lyrischer Dichter, Barbier, Weinreisender oder Kandidat für den Reichstag ist. Die genannten Berufe sind im Sprichwort ja nicht besonders ausgenommen, aber wenn der Erfinder nicht eben ein kaltherziger Tyrann war, wird er hier Milderungsgründe bewilligen müssen. Damit könnte alles in der schönsten Ordnung sein, wenn nicht der Philister den an sich so ehrenwerten Spruch in den verkehrten Hals bekommen hätte. Er verlangt nun in seiner treuen und biederen Art, daß ein „Mann" immer nur „ein" Wort habe, von den Tagen der Jugend an bis in die Dämmerung des Greises hinein. Wer vor zwanzig Jahren „ja" gesagt hat und nach zwanzig Jahren wieder „ja" sagen wird, ist in den Augen dieser Philister ein Charakter, wenn er dabei auch zehnmal ein Kerl von Leder ist. Daß alle Menschen, auch die besseren Jahrgänge der Philister, in der weichen Jugend anders denken als im harten Mannesalter, wird im privaten Gespräch vielleicht anerkannt; in der öffentlichen Diskussion ist es wie weggeblasen. In der öffentlichen Diskussion macht es noch immer einen eminenten Eindruck, wenn man einem Menschen die ganz erklärliche, bis zu einem gewissen Grade sogar selbstverständliche Tatsache nachweist, daß er vor fünfzehn Jahren in einem anderen Lebensalter, unter anderen Lebensbedingungen, in einer anderen politischen Situation, etwa das Gegenteil von dem gesagt hat, was er heute vertritt. Ich fürchte sehr, daß mein Ruf bei den Philistern ohnehin nicht der beste ist, und so soll es mir auf eine Ketzerei mehr oder weniger nicht ankommen: es gibt in ästhetischen Dingen, bei denen sozusagen begriffsmäßig das Interesse doch kaum in Frage kommt, nur ganz wenige, am Ende auch gar keine Fragen, denen ich heute noch mit den Gedanken von 1890 gegenüberstehe. In der politischen Entwickelung, in der die ursprüngliche Klassenlage, die traditionelle Gesinnung des Elternhauses, die Befangenheit des Blicks und der ewige Fluß der Dinge eine viel größere Rolle spielen, sind die Wandlungen auch ganz naturgemäß häufiger und schroffer. Das merkwürdige ist nur, daß man sie gerade auf diesem Gebiet, wo sie ihre eigentliche Heimat haben und bei jedem nachzuweisen sind, am allerwenigsten verzeiht. Merkwürdig ist auch das freilich nur vom Standpunkt der abstrakten Erkenntnis aus; im übrigen erklärt es sich aus dem einfachen, wenn auch nicht angenehmen Umstand, daß in dem vergifteten Interessenstreit der Politik jeder Dolch Anwendung findet, der nur zu töten verspricht. Wandlungen sprechen natürlich bei jedem Menschen, ganz im besonderen aber beim Politiker, viel mehr *für* die Gesundheit der Seele, als daß sie *dagegen* sprächen. Der Politiker muß unter dem Eindruck bestimmender Ereignisse seine Meinung oft genug in kurzen Zwischenräumen ändern; er kann sie, und wenn ich gesteinigt werden sollte, sogar von heute auf morgen wechseln müssen. Im allgemeinen pflegen nur die Parteien in bezug auf Wandlungen eine begreifliche, aber nicht glänzende Aus-

*) Peter Cornelius, Literarische Werke. 4 Bände. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1905. Band I und II: Briefe. Band III: Aufsätze. Band IV: Gedichte.

Digitized by Google

nahme zu machen: sie nehmen den gewandelten X, der zu ihnen kommt, mit reinem Herzen auf und betrachten nur den gewandelten Y, der zum politischen Nachbar geht, mit dem finsteren Blick des Mißtrauens. Wer für die Komödie des Lebens einigen Sinn hat, kann auf diese Weise zu vergnügten Stunden kommen, und ich im besonderen habe die Komödianten oft gesegnet. So weit ich blicke, sehe ich nur eine Partei, die sich von dieser unwürdigen Schauspielerei in der gelungensten Weise ferngehalten hat. Ein Teil des Liberalismus hat den Lorbeer der reinen politischen Unbefangenheit erworben, als er selbst eine Entwickelung zum Liberalismus mit unwirschen Zitaten begleitete. Mir liegt die Lust zum Scherzen völlig fern, nicht weil mir die Sache zu ernst, eher weil sie mir zu trist ist; ich will abschließend nur sagen, daß viel gewonnen wäre, wenn kein Leser sich mehr durch Wandlungen abschrecken ließe. Sachlich kommt es lediglich darauf an, ob sich in dem Wandel der Meinungen der Wandel der Zeiten spiegelt, und persönlich müßte in der genauesten Weise untersucht werden, ob denn wirklich Tatsachen vorhanden sind, die den Wandel psychologisch in einem fragwürdigen Licht erscheinen lassen könnten. Mit den Wandlungen an sich sollte man nur Kinder und geistig Unmündige ins Bett jagen können.

Etwas in Mißkredit gekommen, aber noch lange nicht genug, ist die Methode, einem Autor aus losgerissenen Einzelheiten einen Strick zu drehen. Ich will mit dieser Methode alles beweisen, was man von mir begehrt; ich will den Verfasser sachlicher Widersprüche zeihen, ich will ihn zu einem besinnungslosen Stürmer, einem zahmen Byzantiner, einem mordlustigen Chauvinisten oder zu einem weichherzigen Sozialdemokraten machen — ganz nach Wunsch und Willen. Es kommt in jedem Fall nur eben darauf an, daß ich das Passende ausschneide, fein säuberlich aufklebe und den geistigen Zusammenhang des Ganzen unterschlage. Wer das Verfahren unverfroren anwendet, macht auch auf solche Leute Eindruck, die derartige Dinge sonst mit Mißtrauen zu lesen pflegen. So bin ich vor einiger Zeit selbst von einem solchen Zitierkünstler hereingelegt worden. Der ehrliche Mann hatte in etwa vierzig Zeilen eine Perlenschnur von derben Worten, zum Teil auch von ganz gewöhnlichen Jargonausdrücken, zusammengestellt. Er wollte damit in seiner angenehmen Art beweisen, daß der zitierte Schriftsteller ein wilder Schimpfer sei, und wenn man die peinliche Häufung von vulgären Worten durchlas, mußte man ihm auch ohne weiteres recht geben. Man setzte natürlich, sozusagen gefühlsmäßig, voraus, daß die Ausdrücke einem Artikel entstammten, aber darin hatte man leider die Rechnung ohne den gütigen Wirt gemacht. Es stellte sich schließlich heraus, daß die Worte nicht nur aus einem Jahrgang, sondern sogar aus mehreren Jahrgängen zusammengesucht waren, und daß mithin eine Verleumdung, nicht aber ein Beweis vorlag. Ein Jargonausdruck, sei er auch noch so gewöhnlich, kann ja sehr wohl eine sprachliche Schönheit sein; nur wer damit fortgesetzt seine Rede spickt, kann sehr leicht geschmacklos werden, und eben die Häufung, also eben das Entscheidende, war hier gefälscht. Mißtrauen ist den losgerissenen Zitaten gegenüber also immer am Platz, es sei denn, daß der Verfasser genau angibt, wo und in welchem Zusammenhang er sie gefunden. Die Kunst der Verleumdung ist aber so fein ausgebildet, daß man sehr scharf hinsehen muß, doppeltscharf, wenn der Artikel gehässige Zwecke verfolgt. Es gibt übrigens besonders geübte Meister, denen „Wandlungen" und „losgerissene Einzelheiten" an sich nicht genügen, und die darum beides zu vereinen wissen. Sie stellen die Wandlungen fest und rücken sie dann in eine falsche Beleuchtung, indem sie sie durch vereinzelte Zitate belegen, die das Ganze der politischen Gesinnung nicht erkennen lassen. Mit einigem Erfolg werden von der Verleumdung auch vertrauliche Briefe zitiert und zwar als öffentliche Dokumente, die sie nie waren und nie sein sollten. Es gibt einen Stand der Notwehr, in dem man um das Zitieren privater Briefe nicht herum kommt; dann aber soll man es gefälligst in einem Geiste tun, der dem Geist eines privaten Briefes nicht entspricht. Wir alle lassen im Verkehr mit Freunden, auch im brieflichen, Worte fallen, die wir öffentlich weder verantworten können noch wollen. Die Verleumdung unterschlägt nun das Moment der Vertraulichkeit und gibt unseren Worten eine Atmosphäre der Berechnung und des Hasses, die sie niemals hatten, und durch die sie in infamer Weise vergiftet werden. Was würde man zu einer Regierung sagen, die so finster und gewalttätig wäre, daß sie ihre Spione in den Wohnstuben unterhielte, um harmlose Menschen durch vertrauliche Worte ins Gefängnis zu bringen. Nicht anders aber handeln die Henkersknechte der öffentlichen Meinung, die ihre Spione in vertrauliche Briefe schicken, und eben darum ist diese Methode der Verleumdung unter allen die ehrloseste. Um zum Schluß zu kommen, sei schließlich noch der Trick erwähnt, der zwei unabhängige Tatsachen so dicht aneinander bringt, daß ein unzulässiger kausaler Zusammenhang zwar nicht ausgesprochen, aber doch sichtbar wird. Die Methode hat unter anderem den Vorzug, daß ihr der Strafrichter nicht leicht beikommen kann, und daß sie um ihrer dunklen Andeutungen willen nicht nur wirkt, sondern darüber hinaus einen pikanten Beigeschmack bekommt. Wir sind natürlich nicht zu Ende, können aber auch nicht zu Ende kommen, weil die Künste der Verleumdung eben ohne Ende sind. Wir wollten unsere Leser einfach warnen, und das ist uns hoffentlich gelungen.

Erich Schlaikjer.

Büchertisch

Kunst auf dem Lande, ein Wegweiser für die Pflege des Schönen und des Heimatsinnes im deutschen Dorfe, herausgegeben von Heinrich Sohnrey. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 235 Seiten, mit 174 Abbildungen und 10 farbigen Beilagen, elegant kartoniert 7,00 Mk., eleg. Halbfranzband 8,50 Mk.

Das ist ein erfreuliches Buch. Sohnrey, der unermüdliche und vortreffliche Kenner des Landes und seiner Bewohner, hat sich einen Mitarbeiterkreis gesucht, wie er für diesen Zweck nicht besser sein kann. Es schreiben:

Ministerialdirektor Dr. Thiel: Einleitung.
Robert Mielke-Charlottenburg: Das Dorf.
Geh. Oberreg.-Rat Lutsch: Die Dorfkirche.
Robert Mielke-Charlottenburg: Der Dorffriedhof.
Architekt Kühn-Dresden: Gemeindebauten.
Dir. Dr. Peter Jessen-Berlin: Haus und Wohnung in alter Zeit.
Oberbaurat Schmidt-Dresden: Neuzeitliches Bauen auf dem Lande.
Prof. Schultze-Naumburg: Der Garten auf dem Lande.
Oskar Schwindrazheim-Hamburg: Bäuerlicher Hausfleiß.
Derselbe: Tracht und Schmuck.
Robert Mielke-Charlottenburg: Das Bild im Bauernhause.
Sohnrey: Nachwort.

Besser als alle Schriftstellerei ist aber der reiche Bestand an Bildern. Wer diese Bilder ansieht, wird aufs Dorf versetzt und fängt an, es zu lieben. Für Neubauten findet man praktische Grundrisse, für Hausgerät Zeichnungen, die jeder Dorftischler begreift. Allen Geistlichen, Lehrern, Gemeindevorständen und lesenden Gutsbesitzern zu empfehlen! N.

Ein Wort zur Simultanschulfrage von Prof. Dr. Thränd orf in Auerbach. 15 Seiten. Dresden. Bleyl & Kämmerer. 0,40 Mk.

Eine freundliche Kritik der zwei Schriften von Tews und Naumann. Der Verfasser steht auf dem Boden der Dörpfeld-Reinschen Schulverfassung und will den Eltern das Bestimmungsrecht über die religiöse Erziehung zugestehen. Von da aus bekämpft er nun aber nicht die Staatskonfessionsschule, sondern die Simultanschule, während doch sein Ideal durch die Masse der Staatskonfessionsschulen viel mehr gestört wird als durch den kleinen Rest von Simultanschulen, den wir jetzt gern vor der Vernichtung retten möchten. Es ist das bei ihm wie auch bei Prof. Rein sehr auffällig, daß sie nicht anerkennen, daß heute der Kampf für die Simultanschule in Preußen zum Kampf für religiöse Lehrfreiheit überhaupt geworden ist.

Digitized by Google

Mag die Simultanschule gebrechlich und unvollkommen sein, so ist doch das, was man uns an ihre Stelle setzen will, bei weitem nicht das Ideal der Zillerschen Gesinnungsschule. Selbst wer die Simultanschule pädagogisch verwirft, muß im Gegensatz gegen zwangsweise Staatskonfessionalität auf unserer Seite stehen, falls er wie Thrändorf für persönliche Religiosität Sinn und Verstand hat. Würde die Simultanschule als einzig mögliche Schulform gefordert, so könnten wir Rein und Thrändorf eher verstehen. Sie würden dann in der Konfessionsschule ein Element der Freiheit vom Schematismus erblicken. Jetzt aber, wo alles auf Tod und Leben verkonfessionalisiert werden soll, jetzt gehören solche Kräfte wirklich nicht auf die andere Seite. R.

Allerlei

Aus dem Tagebuche eines deutschen Diplomaten.

Die Kunst der Militärs besteht darin, auf kriegerischem Wege Erfolge zu erzielen, diejenige des Diplomaten, auf friedlichem Wege Mißerfolge zu vermeiden.

* * *

Wer sich allen Nationen anfreundet, hat keine zum Freund.

* * *

Kirchen besiegen ebensowenig den Atheismus, wie Heiligenbilder den Japaner.

* * *

Daß man noch nie daran gedacht hat, auch die Diplomaten mit Heiligenbildern auszurüsten!

* * *

Der Diplomat soll in allen Künsten erfahren sein, nur nicht in der Kunst. Denn die Kunst schleift ab und macht konziliant.

* * *

„Die Sprache ist dem Menschen gegeben, um seine Gedanken zu verbergen," sagt Talleyrand. Der moderne Diplomat muß sprechen, auch wenn er keine Gedanken zu verbergen hat. J. Knopf.

* * *

Im Ried. Träge schleicht das Wasser in den schnurgeraden Gräben hin, die das Wiesenland der Länge und Breite nach durchziehen. Gurgelnd, glucksend dringt es an dieser Stelle in den Boden; [illegible] quillt und quirlt es wieder auf. Wage sich jetzt keiner [illegible]. So sehr sie sich den Anschein [illegible] hat der Frühjahrs- und Herbstabenden hüllt der schwermütige Erdgeist sein altes Machtbereich in dichte Nebel, über denen gespenstig die Baumkronen schwimmen. Dabei hat er die Grenzen gegen fremdes Gebiet fast linienscharf gezogen, als ob er hartnäckig und pedantisch auf seinem Rechte bestehen wollte. Dann ist's unheimlich im Ried. Auf dem Baume kreischt der Kauz, und die Nebel ballen sich zu Riesenleibern und richten sich drohend auf. Schweigend und heimtückisch zieht sich das Moor am Pfade hin. Flüchtigen Fußes enteilt der späte Wanderer. Aber am Tage mit der Sonne herrscht hier der Mensch. Die Kühe ziehen die hochbeladene, schwankende Heufuhre von der Wiese auf den festen Weg. Bis an die Knöchel geht der Sumpf. Einen Schuh ließ der Bauer im Morast stecken. Er ist ein „flämischer Bengel". Schadenfroh hinter dichtem Gebüsch lacht ein alter Riedschrat. Richard Leyser.

Erinnerungen an das Schillerfest von 1859. Herr Museumsdirektor Aldenhoven aus Köln schreibt uns als Antwort auf einen Brief, der ihn bat, über das Schillerfest von 1859 zu schreiben, folgendes: Es tut mir sehr leid, daß ich ihrer freundlichen Aufforderung nicht folgen kann Nach langer Krankheit bin ich eben erst Rekonvaleszent. Im Schillerjahr war ich zuerst in Ratzeburg. Das Herzogtum Lauenburg stand damals unter dänischer Herrschaft oder eigentlich unter den orthodoxen Pastoren, welche die schleswig-holsteinischen Revolutionäre bekämpften mit dem Spruch: Ihr sollt der Obrigkeit untertan sein, die Gewalt über euch hat." In der Eulenspiegelstadt Mölln predigte Pastor Moraht gegen den „Kultus des Genius". Später hörte ich, daß in Ratzeburg niemand gefeiert hatte als der „Pariser Meier", ein Sattler, der in Paris gewesen war und für einen Kommunisten galt. Der hatte eine Gipsbüste Schillers mit Lorbeerkranz in sein Ladenfenster gestellt. Er sollte übrigens auch Heide sein! Den Schillerzug sah ich in Hamburg. Wie gut das Volk seinen Dichter kannte, zeigte mir ein Erlebnis. Neben mir stand eine Frau mit einem Knaben auf dem Arm. Als die Buchdrucker mit ihrer Fahne kamen, auf der Gutenberg dargestellt war, rief der Knabe: „Kiek, Mutter, da is Schiller." Die Mutter aber sagte: „Ne, Jung, Schiller hett kenen Bart." — Tiefen Eindruck machte mir die Ruhe und Ordnung der Volksmassen bei der abendlichen Illumination. Eine kleine Wirtschaft in einer Nebenstraße hatte das schöne Transparent:

Füllt die Gläser voll und immer voller!
Es lebe unser großer Friedrich Schiller!

Zur Schillerfeier

„Denn er war unser! ..." Goeth.

Du bist und bleibst des deutschen Volkes Dichter!
Das zeigt der heut'ge Tag der Menschheit klar;
Hinausgewiesen sind die Splitterrichter
Aus deinem Tempel, der uns heilig war.

Er wird's auch ferner sein! Denn wunderbar
Erklingen alle deine großen Worte
Wie Heerruf nun aus dem geweihten Orte
Und künden allen, was unsterblich war.

Zu lang' ertrugen wir das kecke Treiben
Der kleinen Geister, deren Unverstand
Mutwillig zerrend griff an dein Gewand.

Heut endlich soll dein Volk mit Riesenhand
An jenen Tempel deinen Namen schreiben,
Und „unser Schiller" sollst du ewig bleiben!

F. A. Fedderſen.

Briefkasten

[illegible] Form wird uns der Artikel will-

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 14

Nationalsoziale Wochenschrift

Sonntag, den 9. April 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Ein mißglückter Vorstoß gegen Dr. Rohrbach — Reichstag, Regierung und Reichsfinanzen — Die Politik der bayerischen Sozialdemokratie — Die Einigung des französischen Sozialismus — Über das Ende der Berliner Zeitung) — **Naumann:** Wilhelm II. in Marokko — **Friedrich Weinhausen:** Die Einheitlichkeit der deutschen Gewerkschaftsbewegung — Der Wert der Persönlichkeit in der modernen Kriegsführung — **Richard Charmatz:** Die Erweiterung der österreichischen Arbeitergesetzgebung — **Heinrich Theodor Rimpel:** Von der preußischen Volksschule — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — **G. Traub:** Freie Bahn — **Arthur Westphal:** Schlaikjers „Berliner Kämpfe" — **Harald Kidde:** An dem Gefängnistor — **Paul Schubring:** Apollo und Marsyas — **Richard Koch:** Neue Gedichte — Büchertisch — Allerlei — Briefkasten.

Politische Notizen

Ein mißglückter Vorstoß gegen Dr. Rohrbach. Am Freitag abend brachte die „Tägliche Rundschau", deren Gehässigkeit gegen unseren Freund Rohrbach bekannt ist, die Aufsehn erregende Nachricht, es sei gegen ihn das Disziplinarverfahren mit dem Ziele der Amtsentlassung eingeleitet worden. Der Nachricht waren nähere Angaben beigefügt. Trotzdem stellte sie sich alsbald als eine Tatarennachricht heraus. Die offiziöse „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" ließ ihr prompt ein glattes Dementi folgen. Aber die „Tägliche Rundschau" beharrte zunächst bei ihrer Meldung. Inzwischen scheint sie jedoch eines Besseren belehrt worden zu sein. Wenigstens gibt sie in ihrer Montagsnummer bereits die Möglichkeit eines „Mißverständnisses" zu. Wie wir auf Erkundigung an der allein zuständigen Stelle, d. h. bei der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes, erfahren haben, handelt es sich allerdings um ein sehr gröbliches „Mißverständnis". Das, was der ganzen Geschichte zugrunde liegt, sind verhältnismäßig untergeordnete Differenzen in bezug auf die Siedlungsgesellschaft, deren Politik Dr. Rohrbach in Privatbriefen auf Grund anscheinend irriger Informationen scharf kritisiert hat. Die Kolonialabteilung hat jedoch niemals an ein Disziplinarverfahren, geschweige denn an ein Verfahren mit dem Ziel der Dienstentlassung, gedacht. Im Gegenteil mißt sie nicht nur der bisherigen Tätigkeit Rohrbachs großen Wert bei, sondern wünscht auch dringend, daß ihm seine amtliche Wirksamkeit in seinem jetzigen Wirkungskreise erhalten bleibe.

Reichstag, Regierung und Reichsfinanzen. Schlechte Finanzen verderben gute Sitten. Das zeigt sich nicht nur bei Privatleuten, wo der pekuniäre Niedergang sehr oft einen moralischen im Gefolge hat, sondern auch bei Staaten. Je schlechter die Reichsfinanzen geworden sind, um so skrupelloser ist die Regierung in der Aufstellung des Reichsetats geworden. Wir sind natürlich noch sehr weit von den russischen Zuständen entfernt, wo man sich nicht scheut, ein riesiges Eisenbahndefizit aus dem Etat einfach fortzulügen. Aber von dem geraden Wege sind wir doch bereits abgewichen. Der gerade Weg — das ist die strikte Innehaltung der Verfassung. Nach der Verfassung darf eine Anleihe nur in den Fällen eines „außerordentlichen" Bedürfnisses aufgenommen werden. Trotzdem verlangte und — erlangte die Regierung im Etat für 1903/04 eine sogenannte Zuschußanleihe, d. h. eine Anleihe zur Deckung laufender Bedürfnisse. Die Schwäche, die der Reichstag in diesem Falle gezeigt hatte, machte der Regierung Mut zu neuen Verfassungswidrigkeiten. Im Jahre 1904 beantragte sie wiederum eine Zuschußanleihe. Der Reichstag aber, der die Verfassungsverletzung wohl als einmalige Ausnahme gelten ließ, sie aber nicht zum Gewohnheitsrecht werden lassen wollte, sagte nein. Trotzdem kam die Reichsschatzverwaltung dies Jahr nicht nur mit einer neuen Zuschußanleihe, sondern mit einer größeren als je zuvor: 51 Millionen! So groß war jedoch die Reichsfinanzmisere, daß neben der offenen Zuschußanleihe noch eine versteckte vorhanden war. Ausgaben in Höhe von 46 Millionen Mark für Handwaffen, Feld- und Festungsgeschütze waren ins Extraordinarium gestellt, d. h. von vornherein zur Deckung durch Anleihen bestimmt, obwohl sie ihrer Natur nach ins Ordinarium gehörten, also aus den laufenden Einnahmen zu bestreiten waren. Der Reichstag ging mit erfreulicher Schonungslosigkeit gegen die offene und die maskierte Verfassungsverletzung vor, für die übrigens Frhr. v. Stengel, der Reichsschatzsekretär, wohl nur gezwungen die Verantwortung trägt. Die Matrikularbeiträge wurden von der Budgetkommission und vom Plenum ruhig auf 80 Millionen Mark fixiert statt der 24 Millionen, die die Einzelstaaten eigentlich nur tragen wollen. Vergeblich appellierten Nationalliberale und Konservative, vergeblich Frhr. v. Stengel und Frhr. v. Rheinbaben an das hohe Haus, mit den notleidenden Einzelstaaten Mitleid zu haben. Das ausschlaggebende Zentrum blieb fest. Die Einzelstaaten müssen die schwere, wenn auch vorläufig gestundete, Last der 80 Millionen auf sich nehmen. Wenn das kein Wink mit dem Zaunpfahl ist, sie möchten schleunigst einer Reichsfinanzreform mit wirksamen direkten Reichssteuern zustimmen, so hat es nie einen solchen gegeben. Gewiß, der heutige Zustand ist für die Einzelstaaten auf die Dauer unerträglich. Aber in ihrer Hand liegt ja auch die Besserungsmöglichkeit.

Die Einigung des französischen Sozialismus ist seit dem internationalen Sozialistenkongreß in Amsterdam, wo Bebel sich sehr für diesen Gedanken erwärmt hat, nicht mehr aus der öffentlichen Diskussion verschwunden. Im April soll ein gemeinsamer Parteitag aller französischen Sozialdemokraten stattfinden und über ein gemeinsames Programm beraten. Jedenfalls scheint die Einigung an dem Widerstand der gemäßigten Sozialisten, deren Führer Jaurès ist, nicht zu scheitern. Diese Parteigruppe, für die bei den letzten Wahlen etwa 344 000 Stimmen abgegeben wurden, hat sich jetzt auf einer Tagung in Rouen für einen gemeinsamen Verband aller sozialistischen Fraktionen in Form einer Landespartei ausgesprochen. Aber innerhalb der „Jaurèsisten" gibt es Meinungsverschiedenheiten. Jaurès wollte, seit der Ministerpräsident Combes durch Rouvier ersetzt wurde, vom Block der Linken zurücktreten, während sein Faktionskollege Briand, der energischste Kulturkämpfer im französischen Parlament, es durchgesetzt hat, daß die Mehrheit der französischen Sozialisten im Parlament mit der bürgerlichen Linken weiter gemeinsam arbeitet. Möglich, daß diese Haltung von Jaurès ein geschickter Schachzug zur Förderung der Einigung gewesen ist!

Die Politik der bayerischen Sozialdemokratie wird von Herrn v. Vollmar in der Berliner sozialistischen Wochenschrift „Die Neue Gesellschaft" dahin formuliert, daß der Liberalismus „sowohl von der Sozialdemokratie wie vom Zentrum mit voller Wucht und

Digitized by Google

der ausgesprochenen Absicht der Vernichtung des Liberalismus als Partei von Einfluß angegriffen wird." Nun, die bayerische Sozialdemokratie muß sich ja darüber klar sein, was sie zu erwarten hat, wenn erst einmal die absolute Herrschaft des Zentrums etabliert sein wird. Herr v. Vollmar bezeichnet als Ursache des Einvernehmens von Zentrum und Sozialdemokratie die Wahlrechtsfreundschaft des Zentrums. Der Zufall will nun, daß Herr Heinrich Braun, der Herausgeber der „Neuen Gesellschaft", unmittelbar vor dem Vollmarschen Aufsatze über das preußische Zentrum schreibt: Der Abgeordnete Dr. Karl Bachem habe „in seiner berühmten Apostatenrede vom Jahre 1904" das Reichstagswahlrecht „verraten". Übrigens hat der Abg. Pichler aus Passau, der intelligenteste Führer des bayerischen Zentrums, erst ganz vor kurzem sich im Reichstag der Neueinteilung der Reichstagswahlkreise widersetzt und der Sozialdemokratie nahegelegt, am Reichstagswahlrecht nicht zu rütteln, da sonst leicht die „Kanone nach der verkehrten Richtung losgehen könne". Das zeigt, welch ehrlicher Freund des Wahlrechtes der Masse doch das bayerische Zentrum ist.

Über das Ende der **Berliner Zeitung** schreibt die sozialdemokratische Sächsische Arbeiterzeitung: Die Berliner Zeitung geht, wie schon kurz mitgeteilt, am 1. April ein. Die politische Richtung dieses geschickt redigierten Blattes kann man als sozialliberal bezeichnen. Der leitende Redakteur war Herr v. Gerlach. Die Herbeiführung einer liberalen Vereinigung betrachtete das Blatt als seine Hauptaufgabe. Es war in der Berliner Zeitung mehr sozialpolitisches Verständnis zu finden, wie in allen anderen freisinnigen und liberalen Blättern zusammengenommen.

Wilhelm II. in Marokko

Als Kaiser Wilhelm II. im Jahre 1898 seinen Einzug in Damaskus hielt, sagte er dort, der deutsche Kaiser sei der „Freund aller Mohammedaner". Er ist in den Augen aller Mohammedaner der „Freund des Kalifen". Auch dort, wo die Araber unter französischer Herrschaft sitzen, wie in Tunis und Algier, ehren sie den deutschen Kaiser als einen heimlichen Verbündeten. Ich besinne mich sehr deutlich, mit welcher Wärme mir ein Araber auf einer langen kalkweißen Mauer in Tunis die Politik der deutsch-mohammedanischen Freundschaft auseinandersetzte. Wenn er das Wort „unser Sultan" brauchte, so meinte er noch immer den Oberherrn von Konstantinopel. Der kranke Mann ist noch heute von Oran bis Bagdad eine moralische Macht. Und der Bruder des kranken Mannes ist es heute, dem der „preußische Sultan" Ehre erweist, der Herrscher von Marokko. Mag der Besuch zu kurz ausgefallen sein, um die Schaulust der Bewohner von Tanger und seines Hinterlandes zu befriedigen (was wir, wenn es wahr ist, bedauern würden, denn die Augen sind im Orient noch mehr die Tür zur Seele als bei uns), so steht doch soviel fest, daß von jetzt an in der ganzen mohammedanischen Welt die Auffassung vom Bunde der Deutschen und der Anhänger des Propheten gestärkt sein wird. Sie bedarf etwas der Stärkung, da wir nicht imstande und auch nicht willens gewesen sind, die Italiener von Tripolis abzuhalten. Werden wir aber jetzt dem Sultan von Marokko wirklich helfen können, oder wird sich der Kaiserbesuch in Tanger neben die Depesche an Ohm Krüger stellen? Beide Vorgänge haben eine sehr deutliche Verwandtschaft. Es handelt sich in beiden Fällen um eine Selbständigkeitsbewegung gegen eine europäische Großmacht, die von Deutschland aus gefördert wird, ohne daß wir die Garantie übernehmen können, im Momente aktueller Gefahr für unsere „Freunde" eintreten zu können. Aber selbst wenn wir die volle Garantie nicht übernehmen können, den Marokkanern in jedem Fall gegen Frankreich zur Seite stehen zu können, so ist es doch ebenso möglich, daß sich aus den jetzigen asiatischen Vorgängen Dinge entwickeln, bei denen es sehr erwünscht sein würde, die Spannkraft der Mohammedaner nicht vorzeitig erlahmen zu sehen. Der Kampf um Arabien kommt sichtlich näher, je mehr England in Hinterindien, Tibet, Afghanistan, Persien und Ägypten die Vorgebiete seines indischen Besitzes in die Hände bringt. Damit kann der Zeitpunkt der letzten geschichtlichen Anstrengung des mohammedanischen Gesamtkörpers herankommen. Mit dieser Möglichkeit rechnet Kaiser Wilhelm seit vielen Jahren. Deshalb haben wir die Armenier nicht schützen können, weil wir weltgeschichtlich zu Parteigängern der Türkenherrschaft geworden sind. Das hat seine peinlichen Seiten. Auch in Marokko kann es sie haben: wir stärken den Sultan in seinem Gegensatz gegen die Franzosen und damit zugleich in seinem Gegensatz gegen die Reformen. Reform ist Übergang vom Mohammedanismus zum Kapitalismus, von der mittelalterlichen Wirtschaft zur Zivilisation. Als Handelsvolk müssen wir die Reformen wünschen, als politische Macht müssen wir aber den Sultan stärken. Wir treten für seine „Freiheit" ein, das heißt für die Freiheit, keine Straßen bauen zu müssen, keine französische Finanzkontrolle anzunehmen, keine französischen Offiziere in sein Heer einstellen zu müssen. Wir erklären feierlich und offenbar ganz ehrlich, daß wir den Sultan nicht beherrschen, das heißt, daß wir ihn nicht kapitalistisch zivilisieren wollen, wir wollen ihn nur frei erhalten. Es ist bei dieser Sachlage sehr begreiflich, wenn berichtet wird, der Sultan habe bei der Nachricht von dem Besuche des deutschen Kaisers eine barbarische Freude kundgegeben. Auch das ist begreiflich, daß marokkanische Untergrößen bis hin zu den zweifelhaftesten Zwischenformen zwischen Beamten und dem, was wir in unserer abendländischen Sprache Räuber nennen, sich zur Begrüßung Wilhelms II. gedrängt haben. Er verkörpert ja für sie das Verharren im alten Zustand, die Erhaltung von Sitte, Religion und Unkultur. Mit allem Glanze, der vom Schiffe des Kaisers sich über die Nordspitze von Marokko verbreitet, wird Altertum erhaltend angestrahlt. Das sagen wir nicht, um gegen den Kaiserbesuch zu schreiben, sondern nur, um ihn in seiner Gesamtwirkung darzustellen.

Wenn es die Engländer wären und nicht die Franzosen, die jetzt Marokko „beschützen" wollen, so würde die Sache für uns etwas anders liegen, und zwar in einer Hinsicht besser und in einer anderen Richtung schlechter als jetzt. Besser würde sie insofern liegen, als der Engländer dem deutschen Handel leichteren Zugang zu gewähren pflegt als der Franzose. Zwar haben auch die Franzosen für 30 Jahre Offenheit der marokkonischen Häfen zugestanden, aber damit allein können unerschlossene Landgebiete nicht für unseren Export und Import besetzt werden, solange ein französischer Verwaltungsapparat dem deutschen Kaufmann und Ansiedler alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg legt. Man sieht ja, wie wenig der Deutsche in Algier und Tunis bedeutet. Selbst deutsches Geld kann kaum bei der Bank gewechselt werden und selbst deutsches Bier wird nur unter französischer Firma ausgeschenkt. Der Engländer ist weitherziger, großzügiger und darum günstiger vom Standpunkt des Kaufmanns aus. Der Franzose kultiviert für sich und nicht für die Kulturwelt im ganzen. Was wir also möglicherweise durch unser deutsches Eintreten hemmen, sind nicht nur Reformen, sondern französische Engigkeiten im Handel. Politisch ist aber der Franzose längst nicht so gefährlich als der Engländer, weil er schwächer ist und keinen genügenden Nachwuchs hat, die Kolonien zu bevölkern, die er verwaltet. Wenn wir ihn hindern, sich in Marokko festzusetzen, so tun wir Deutsche das nicht aus Furcht vor seiner Übergewalt. Im Gegenteil: er wachse, blühe und gedeihe, nur habe er Stellen, wo er fühlt, daß er nicht ohne uns und nicht gegen uns vorwärts kommen kann! Als solche Stelle ist Marokko ausgezeichnet. Ohne viel unmittelbare Kosten stärkt die deutsche Regierung das einheimische Regiment und hat damit eine Stelle, die man als Gegenstück zu Elsaß-Lothringen betrachten kann: wollt ihr unser Elsaß, so wollen wir euer Marokko! Mit anderen Worten: Der französische Minister des Äußeren, Herr Delcassé, soll Deutschland nicht „vergessen", wenn er Weltpolitik treibt. Das verlangt von ihm sein Kollege v. Bülow und kann es jetzt verlangen, weil Rußland nichts mehr für Frankreich zu tun imstande ist. Als die Engländer in Südafrika beschäftigt waren, verlangten und erreichten wir freie Tür am Jangtsekiang und nun, wo die Russen in der Mandschurei festliegen, melden wir uns in Marokko. Das sind keine Eroberungen großen Stils, aber immerhin, es sind Vorteile, die man mitnehmen muß.

Formell ist Bülow dabei in günstiger Lage. Er versichert: wir sind die Erhalter des jetzigen Zustandes, und über unser Vorgehen kann sich nur der beunruhigen, der aggressive Zwecke verfolgt; wir wissen offiziell gar nichts davon, daß Marokko von Frankreich aus regiert werden soll, und deshalb verkehren wir in marokkanischen Angelegenheiten nur direkt mit dem Sultan von Marokko. Bülow will solange den Sultan als souverän behandeln, bis er offiziell davon verständigt wird, daß es mit dieser Souveränität zu Ende sei. Eine offizielle

Digitized by Google

Erklärung aber ist es gerade, was die Franzosen vermeiden wollen. Sie wollen sich die wirkliche Macht nehmen und dem Sultan den Schein der Majestät lassen. Dieses an Ägypten erinnernde Spiel durchkreuzt die deutsche Politik. Möge ihr Vorgehen heilsam sein! **Naumann.**

Die Einheitlichkeit der deutschen Gewerkschaftsbewegung

Ein namhafter Gewerkschaftsführer erzählte mir auf dem ersten preußischen Bergarbeiterkongreß mit sichtlicher Genugtuung, daß die deutsche Gewerkschaftsbewegung am Mittwoch voriger Woche ein historisch bedeutsames Erlebnis zu verzeichnen gehabt hätte: Die drei Führer der gewerkschaftlichen Hauptrichtungen — Legien, Dr. Hirsch und Giesberts — seien zu gleicher Zeit im Kongreßlokal bei der gemeinsamen Beratung gewerkschaftlicher Dinge anwesend gewesen. Solange es eine deutsche Gewerkschaftsbewegung gäbe, wäre eine solche Erscheinung noch nicht beobachtet worden. Dieses zufällige Zusammentreffen ist in der Tat nicht bedeutungslos, und die freudige Genugtuung, mit welcher der erprobte und besonnene sozialdemokratische Gewerkschaftsführer mir Mitteilung davon machte, war überaus bezeichnend. Überall auf dem Kongreß, bei den sozialdemokratischen, den „christlichen" und den Hirsch-Dunckerschen Teilnehmern, wurde man zu allererst gefragt: Was sagen Sie zu dieser Einmütigkeit und Einheitlichkeit der Verhandlungen und Beschlüsse? Ganz offensichtlich waren die Delegierten selbst ebenso überrascht durch die friedliche, gründliche und fruchtbare Tagung wie die Zuschauer. Unter dem jahrzehntelangen Gezänk der verschiedenen Richtungen war der Glaube an die Möglichkeit einheitlicher Gewerkschaftsarbeit offenbar ganz abhanden gekommen. Die Überraschung darüber, daß ein so gründlicher Wandel eingetreten war, und gerade bei den Bergarbeitern, bei denen noch vor wenigen Jahren das Wort „Todfeind" für „Gegner" geprägt worden ist, war um so größer.

Das zeigte sich auch in der wiederholt aufgeworfenen bangen Frage: Wird noch ein zweiter derartiger Kongreß möglich sein? Je nach Temperament und persönlicher Erfahrung bezweifelten oder bejahten das die Delegierten. Daß zu übertriebenem Optimismus in dieser Richtung noch kein Grund vorlag, ergab sich ja aus der Schlußabstimmung über den Antrag Bartels, der die bisher bestehende Siebenerkommission des Ruhrreviers durch Delegierte aus anderen Gegenden zu einer Vertretung aller organisierten Bergarbeiter in Preußen erweitern und dann dauernd beibehalten wissen wollte. Der Antrag entsprach durchaus der Stimmung des Kongresses, aus der er herausgewachsen war. Die Interpretation, die ihm Hué gab: „Wir wollen sein ein einig Volk von Bergarbeiterbrüdern, nicht nur für diesen Kongreß, sondern für alle Zeiten", erfreute sich des lebhaftesten Beifalls an allen Tischen und bei allen Gruppen. Trotzdem rieten gerade die einflußreichsten Führer zur Zurückziehung des Antrags! Sie begründeten diesen Rat mit formellen Bedenken, dachten aber offenbar dabei an die Masse der Mitglieder, die einer so schnellen Schwenkung in der gewerkschaftlichen Taktik voraussichtlich nicht hätten folgen können. Man begnügte sich also mit der gegenseitigen Versicherung vollständiger Übereinstimmung in den Zielen und mit der Zusage weiteren gemeinsamen Zusammenarbeitens bei Behandlung allgemeiner Berufsfragen.

Aber auch diese Versicherung ist schon wertvoll, und der Eindruck, den der bis zuletzt stimmungsvoll und einheitlich verlaufene Kongreß hinterlassen hat, wird nicht nur in den Kreisen der Bergleute, sondern in der ganzen gewerkschaftlich organisierten Arbeiterschaft überaus tief und nachhaltig sein. Zweifellos geht schon seit Jahren nicht nur bei den Sozialdemokraten, sondern auch bei den christlichen und Hirsch-Dunckerschen Arbeitern ein aufrichtiges Sehnen nach friedlicher Zusammenarbeit durch die Mitgliederreihen. In zahllosen kleinen örtlichen Streiks und Aussperrungen hat sich die Berechtigung dieser Sehnsucht und die praktische Durchführbarkeit und der Nutzen einheitlicher Taktik ergeben. In den großen Niederlagen, die neuerdings das gut organisierte Unternehmertum den Arbeitern ohne Rücksicht auf ihre gewerkschaftliche Organisationszugehörigkeit beigebracht hat, ist die Einigungsstimmung mächtig gewachsen. Der Riesenkampf in der rheinisch-westfälischen Kohlenindustrie, die Unterstützung der Streikenden aus einer einzigen großen, gemeinsamen Kasse, die von den politischen Parteien unabhängige Leitung des Aufstandes durch die Siebenerkommission und zu guterletzt der erste preußische Bergarbeiterkongreß in Berlin hat die Einigungsmöglichkeit und die Einigungsnotwendigkeit vor aller Welt aufs deutlichste zum Ausdruck gebracht. Was Wunder, wenn jetzt auch die zurückhaltenden und durch langjährige Praxis mißtrauisch gewordenen Führer ein Morgenrot der Gewerkschaftsbewegung zu sehen vermeinen, das sie einen neuen, besseren Tag erhoffen läßt?

Wird der bessere Tag anbrechen? In gewerkschaftlichen Dingen prophezeien zu wollen, ist mindestens so schwierig und undankbar, wie das Prophezeien in der Politik. Aber es hieße freilich am gesunden Sinn der deutschen Arbeiterschaft und an allen praktischen Anzeichen einer beginnenden Verständigung verzweifeln, wenn man die Hoffnung auf eine einheitliche Gewerkschaftsbewegung dauernd aufgeben wollte. Die arbeiterfeindlichen Mächte, die auf jedem anderen Gebiet der gewerkschaftlichen Entwickelung leicht alle Berechnungen über den Haufen werfen können, sind in unserem Fall höchstens widerwillige Förderer der Einigungspläne! Gerade der Verlauf und die Folgen des erbitterten Bergarbeiterkampfes zeigen, daß nichts die streitenden Gewerkschaftsgruppen so schnell und nachhaltig einigt, als brutale Nichtbeachtung der Arbeiterwünsche. So pessimistisch man also in mancher Hinsicht der weiteren Entwickelung des gewerblichen Kampfes zwischen Unternehmertum und Gewerkschaften entgegensehen mag, um so optimistischer wird man in bezug auf gewerkschaftliche Verständigung der Arbeitnehmer untereinander sein dürfen.

Sie kommt gewiß nicht von heute auf morgen. Sie fängt auch zweifellos nicht mit einer Verschmelzung bisher selbständig und feindselig einander gegenüberstehender Verbände an. Aber sie kommt! Vielleicht zuerst ähnlich wie bei den Bergarbeitern, als Kartell gegen die wachsenden Gefahren von seiten eines rücksichtslosen Unternehmertums. Der neueste Plan dieser Scharfmacher, die Arbeiterschaft eines Berufes bei entstehenden Differenzen in der Reihenfolge der Buchstaben des Alphabetes über ganz Deutschland hin auszusperren und auszuhungern, würde ein solches Gefahrenkartell in seiner Entstehung und Befestigung beschleunigen. Vielleicht kommt die Einigung auch in anderen Bahnen. Sicher ist nur, daß sie von dem letzten preußischen Bergarbeiterkongreß ihren Ausgang nehmen wird, und nicht etwa von dem nationalen Gewerkschaftskongreß in Frankfurt a. M., von dem es übrigens neuerdings erfreulicherweise recht still geworden ist!

Was eine solche gewerkschaftliche Einigung wirtschaftlich für die Arbeiter bedeuten würde, braucht nicht erst im einzelnen aufgezählt zu werden. Je geschlossener die Arbeitnehmer im Kampf um Verbesserung ihrer Gesamtlage dastehen, um so widerstandsfähiger sind sie gegenüber dem koalierten Unternehmertum, und um so größere Werbekraft können sie auf die unorganisierten Kameraden ausüben.

Vor allem würde aber auch in politischer und sozialpolitischer Hinsicht eine Verständigung der verschiedenen Gewerkschaftsrichtungen untereinander außerordentlich erfreulich wirken. Die Vergiftung des gewerkschaftlichen Kampfes durch parteipolitische Ansprüche, wie sie z. B. während des Bergarbeiterstreiks von sozialdemokratischen Parteiblättern geltend zu machen versucht wurde, wird dann aufhören. Wirtschaftliche Gesichtspunkte werden für die Gewerkschaften allein maßgebend sein. Agitatorische Rücksichten, die nur zu oft die gewerkschaftlichen Erfolge in Frage stellen, können erheblich in den Hintergrund treten. Und die verschiedenen politischen Parteien können dann in ganz anderer Weise als heute für die sozialen Arbeiterforderungen gewonnen werden. Das sozialpolitische Wettrennen zwischen Zentrum und Sozialdemokratie, das in seiner lächerlichen Ausartung den gesetzlichen Ausbau der Sozialreform mehr schädigt als fördert, würde verdrängt werden von einem gesunden Wettbewerb aller Parteien um die Gunst der dann unpolitischen deutschen Gewerkschaftsbewegung. Kurz, eine Entwickelung der deutschen Arbeiterbewegung würde anheben, die gegen heute in vielfacher Hinsicht Gesundung bedeuten würde.

Digitized by Google

Ist das alles nicht Grund genug zur Herbeiwünschung einer einheitlichen deutschen Gewerkschaftsbewegung? Und zur rechtzeiten und ehrlichen Mitarbeit an ihrer Durchführung?

Weinhausen.

Der Wert der Persönlichkeit in der modernen Kriegsführung

Wir haben schon öfters auf die Tatsachen hingewiesen, die Professor Delbrück in den „Preußischen Jahrbüchern" als Ursachen der russischen Niederlagen anführte. Im Aprilheft dieser Zeitschrift finden wir wieder folgende bemerkenswerte Betrachtungen, diesmal im Anschluß an die Schlacht von Mukden:

„In den früheren Schlachten haben wir als die Eigentümlichkeit der Russen kennen gelernt, daß sie noch immer in möglichst geschlossenen Massen kämpfen. Das moderne Gefecht, wie es am vollendetsten im Burenkriege in die Erscheinung getreten ist, beruht auf der Ausnützung des Feuergewehrs und der Anpassung an das Gelände durch jeden einzelnen Mann; auch die Russen kennen das Tirailleurgefecht, so daß es sich nicht um absolute Gegensätze, sondern nur um graduelle Verschiedenheiten handelt. Die Graddifferenz ist aber doch so groß, daß man von einem prinzipiellen Gegensatz sprechen darf. Bei den Russen lebt noch immer der Geist Suwarows und seine Angreifung das Bajonetts; einer der glänzendsten Vertreter der heutigen russischen Armee, der General Dragomirow, ist nicht müde geworden, den Satz zu predigen: man schlage nicht mit gespreizten Fingern, sondern mit der geballten Faust; das sei die einzige dem russischen Soldatengeist entsprechende Kampfesmethode. Dieses taktische Prinzip wirkt zurück auf die Strategie. General von Caemmerer hat in dieser Zeitschrift überzeugend dargelegt, daß Kuropatkin seine beiden ersten Schlachten verloren hat, weil er seine Truppen zu eng zusammenhielt und, im Interesse des Zusammenhaltens, seine Reserven hinter der Mitte seiner Front aufstellte, statt sie, wie es heute in der deutschen Armee vorgeschrieben ist, hinter den Flügeln womöglich hinauszustaffeln. Zu eng zusammengehaltene Truppen werden durch einen Gegner, der sich, wenn auch nicht numerisch stärker, weiter ausbreitet, umfaßt und von zwei Seiten unter Feuer genommen. Zu Napoleons Zeiten ging das für gewöhnlich nicht so, weil der konzentrierter Stehende in der Lage war, die zu dünn werdende Front des Gegners zu überrennen und zu durchstoßen. Heute aber ist die Defensivkraft der modernen Waffen so groß, daß auch eine sehr dünne Front von überlegenen Kräften nicht so leicht durchbrochen werden kann, und das schafft im modernen Kriege der Umgehung den großen Vorzug, da sie durch den Angriff von zwei Seiten die Feuerüberlegenheit gewinnt. Die große Frage war nun, ob die Russen nach den üblen Erfahrungen nicht nur der beiden großen Schlachten bei Liaujang und am Schaho, sondern auch der zahlreichen Einzelgefechte, noch während des Krieges zu einer Änderung und Modernisierung ihrer taktischen und strategischen Gepflogenheiten kommen würden. Es ist gewiß interessant, daß Dr. Daniels aus früheren Schriften Kuropatkins festgestellt hat (Pr. Jahrb., Februarheft, S. 319), daß dieser die theoretische Einsicht in das Richtige schon längst vor dem Kriege gehabt und ausgesprochen hat. Aber von dieser Einsicht bis zur Ausführung ist ein weiter Weg. Nicht etwa bloß die Gewohnheit des Offizierkorps und der Armee steht im Wege, sondern, wie wir in diesen Blättern wiederholt ausgeführt haben, das Wesen des russischen Staates und Volkes: moderne Taktik heißt Individualität, das russische Staatswesen aber beruht auf der Unterdrückung der Individualität durch die kirchliche und staatliche Autorität. Der russische Soldat soll so wenig selbständig denken, wie der russische Staatsbürger: Das ist das Gesetz des heiligen Rußland und nicht nur des heiligen, sondern auch des herrschenden Rußland, denn ein volles Drittel in diesem Staatskörper sind ja gar nicht Russen, sondern unterjochte Völkerschaften, die nur mit der äußersten Gewalt in diesem Zusammenhang festgehalten werden. Wie sollen diese Polen, Esthen, Georgier, Armenier, Kalmücken, Tschuwaschen und wie sie alle heißen, dazu gebracht werden, für Rußland zu kämpfen, wenn nicht in fest disziplinierten und fest zusammenhaltenden Körpern? So sahen wir denn, daß in dieser Schlacht bei Mukden die Russen genau ebenso fehlerhaft taktisch wie strategisch verfahren sind, wie im ersten Jahre des Krieges. Die Japaner aber übertreffen in der Ausbildung der individuellen Feuertaktik sogar uns, indem sie das offensive Vorgehen mit der Spatenarbeit verbinden, die bei uns nur defensiv verwendet wird: wie die Schlangen kriechen die so gewandten wie tapferen Soldaten vor und graben sich liegend an Stellen ein, von wo sie, nunmehr selber gut gedeckt, die Schußwaffen mit Erfolg verwenden können. Im Bewußtsein dieser ihrer taktischen Kunst wagten die Japaner diesmal strategisch das Äußerste."

Ein unfreies Volk siegt ebenso schwer in der Schlacht wie im friedlichen Wettbewerb.

Die Erweiterung der österreichischen Arbeitergesetzgebung

Die österreichischen Mühlen mahlen langsam. Fast ein Vierteljahrhundert ist seit der bedeutungsvollen Botschaft Kaiser Wilhelms I. vom 17. November 1881 verflossen und erst vor kurzem ist in Österreich ein „Programm für die Reform und den Ausbau der Arbeiterversicherung" veröffentlicht worden, das den Pflichten des Staates gegenüber der Arbeiterschaft einigermaßen gerecht zu werden versucht. Wohl wurde in Österreich schon gegen Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die Kranken- und Unfallversicherung obligatorisch eingeführt, aber der Kreis der Versicherten war ein so enger und die Gesetze hatten so viele Mängel, daß die berechtigten Klagen von Jahr zu Jahr wuchsen. Besonders das Fehlen der Invaliditätsversicherung wurde von den unteren Bevölkerungsgeschichten schwer empfunden. Schon im Dezember 1892 forderte der Gewerbeausschuß des Abgeordnetenhauses die Regierung auf, „die Vorarbeiten für die Einführung einer zwangsweisen Invaliditäts- und Altersversicherung tunlichst zu beschleunigen und über den Stand derselben ehestens Bericht zu erstatten", aber zwei Jahrzehnte mußten vergehen, ehe etwas geschah, um das in Thron- und Ministerreden feierlichst gegebene Versprechen einer ausreichenden Sozialversicherung seiner Verwirklichung entgegenzuführen. Allerdings ist es für Österreich viel schwieriger als für jeden anderen Staat, auf dem Wege der Arbeiterfürsorge rüstig vorwärts zu schreiten. Zisleithanien lebt mit Ungarn in einer unglücklichen Wirtschaftsehe und beide Reichshälften bilden ein einziges Zoll- und Handelsgebiet. Die österreichische Sozialpolitik belastet aber bloß die österreichischen Unternehmer, während die heute schon scharfe Konkurrenz machenden, ungarischen Industriellen und Gewerbetreibenden von den finanziellen Opfern befreit bleiben, da die Arbeiterfürsorge in Transleithanien in den Kinderschuhen steckt. Dieser Umstand mag erklären, wenn auch nicht entschuldigen, warum die österreichischen Staatslenker auf ihre Pflichterfüllung so lange warten ließen.

Der vorerst nur zur leichteren, öffentlichen Diskussion ausgearbeitete Gesetzentwurf sucht die Kranken- und Unfallversicherung auf eine neue Basis zu stellen und durch die Invaliditäts- und Altersversicherung zu ergänzen, dabei aber das ganze Versicherungswesen zu vereinheitlichen. Diese einheitliche Gestaltung ist der große Vorzug des österreichischen Gesetzesvorschlages gegenüber der reichsdeutschen Gesetzgebung; allerdings hat Herr von Körber, aus dessen Amtszeit das neue Programm herrührt, gerade mit diesem Vorzuge einige Maßnahmen verquickt, die — wie wir noch sehen werden — den Versicherten erhebliche Nachteile zufügen würden. Doch vorerst seien einige Details angeführt. Die Versicherungspflicht für die Kranken- und Invalidenversicherung erstreckt sich auf „alle Personen, welche auf Grund eingegangener Arbeits-, Dienst- oder Lohnverhältnisse nicht in eigenen Betriebsstätten Dienste oder Arbeit gegen Entgelt verrichten", soweit sie nicht mehr als 200 Kronen monatlich verdienen. Doch wurden die Tagelöhner, die landwirtschaftlichen Arbeiter und die Seeleute von der obligatorischen Versicherung ausgeschlossen.

Digitized by Google

Weshalb beispielsweise nur die landwirtschaftlichen „Dienstboten" und das „Gesinde" versicherungspflichtig sind, während die agrarischen „Arbeiter" leer ausgehen, begründet der Motivenbericht des Programms in einer für ein sozialpolitisches Gesetz höchst sonderbaren Weise. Auf Seite 106 wird ausgeführt, daß es „die dauernd ungünstige ökonomische Lage der Landwirtschaft nicht rätlich erscheinen ließ, ihr die Lasten der Versicherung mit einem Male aufzuerlegen". Das Gesinde wurde jedoch deshalb berücksichtigt, weil die Sonderstellung gegenüber den nichtagrarischen Dienstboten die „Landflucht" nur noch vermehren würde. Allenfalls vermehrt der Gesetzentwurf die Zahl der zwangsweise versicherten von $2^1/_2$ Millionen auf 5 Millionen Personen. Doch muß bemerkt werden, daß in dem Programm die Schaffung zweier Kategorien von Versicherten für den Krankheitsfall vorgesehen ist: es soll nämlich „Vollversicherte", die auf ein Krankengeld, auf ärztliche Pflege und Arzneimittel Anspruch erheben können, sowie „Teilversicherte", die lediglich ärztliche Hilfe und Medikamente beigestellt erhalten, geben. Allerdings werden zu den „Teilversicherten" hauptsächlich die Dienstboten, das Gesinde und Leute, die einen Lohn in barem nicht erhalten, gerechnet, allein aus diesem Kreise entstammt der Hauptstock des Zuwachses der Versicherten. Der Krankenversicherung wurde eine Lohnklasseneinteilung zugrunde gelegt, die um eine Staffel mehr als die reichsdeutsche Lohnklassengliederung enthält und für alle Zweige der neuen Sozialversicherung gilt.

Die Alters- und Invalidenversicherung ist dem reichsdeutschen Gesetze vom 13. Juli 1899 in den Hauptzügen nachgebildet, doch soll die Altersrente in Österreich schon nach der Vollendung des 65. Jahres behoben werden können; auch ist ein bedeutend höherer Staatszuschuß als in Deutschland in Aussicht gestellt, da in Österreich aus öffentlichen Mitteln für jede Rente jährlich 90 Kronen zugeschossen würden. (In Deutschland beträgt der Staatszuschuß 50 Mk., also etwa 60 Kronen). Für die „Privatbeamten" ist eine separate Altersversicherung geplant.

Die Unfallversicherung würde im ganzen und großen ihren bisherigen Wirkungskreis beibehalten; neu einzubeziehen wären die Bergarbeiter, dagegen fallen die bei land- und forstwirtschaftlichen Maschinenbetrieben tätigen Arbeiter aus. Für diese hätten die zu schaffenden landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften zu sorgen. Im übrigen soll die Umwandlung der Unfallversicherung in ein „reines Renteninstitut" angebahnt werden. Zu diesem Behufe wird die Haftpflicht der Krankenkassen von 20 Wochen auf die Dauer des Heilverfahrens ausgedehnt, und zwar bei Vollversicherten auf höchstens 1 Jahr bei den Teilversicherten auf ein halbes Jahr. Erst nach Ablauf der Beitragsleistungen der Krankenversicherungsanstalten erwächst der Anspruch auf den „Schadenersatz", auf die Unfallsrente. Diese Entlastung der Unfallversicherung und die Mehrbelastung der Krankenversicherung hat eine Verschiebung in der Aufteilung der Beitragsleistungen zur Folge. Heute entfällt bei der Krankenversicherung $^1/_3$ der Beitragsleistung auf den Unternehmer, indes $^2/_3$ Teile von den Versicherten beigesteuert werden müssen. Künftighin werden die Beiträge für diesen Versicherungszweig und auch für die Altersversicherung zwischen den Unternehmern und Versicherten halbiert. Für die Unfallversicherung haben die Unternehmer in Zukunft ganz aus eigenen Mitteln aufzukommen, obgleich sie jetzt $^1/_{10}$ des Beitrags auf die Arbeiter überwälzen können.

An die Einführung der Witwen- und Waisenrenten-Versicherung wird gegenwärtig nicht gedacht; — wie der Motivenbericht ausführt, wegen der „bedeutenden Kosten". „Als Ersatz hierfür" wurde „die Versicherung von mäßigen Kapitalien zugunsten der Hinterbliebenen" in Vorschlag gebracht. Das heißt: beim Tode einer der Invaliditätsversicherung angehörenden männlichen oder weiblichen Person werden den Hinterbliebenen einmalige Abfertigungsbeträge ausbezahlt (neben den Begräbniskostenbeiträgen der Krankenkassen usw.), die das Dreifache des Grundbetrages der Rente, auf die der Verstorbene ein Anrecht gehabt hat oder erwerben hätte können, nicht übersteigen dürfen.

An die Spitze des ganzen Versicherungswesens wird eine staatliche Invalidenkasse in Wien gestellt; die vorhandenen Unfallversicherungsanstalten in den Kronländern bleiben bestehen. Die Grundlage der gesamten Sozialversicherung werden die Krankenkassen abgeben, und zwar sowohl die Bezirkskrankenkassen als auch die Betriebs-Genossenschafts-Vereinskrankenkassen und Bruderladen. Doch wird der von der Arbeiterschaft getadelten Zersplitterung in der Weise Einhalt geboten, daß der Bestand einer Krankenkasse künftighin von dem Vorhandensein einer Minimalmitgliederschaft (1000 bezw. 500) abhängen soll. Durch die Bestellung der Krankenkassen zu den untersten Organen der Versicherung erfährt der Verkehr eine außerordentliche Vereinfachung, da eine einmalige Anmeldung bezw. Abmeldung des Versicherten für alle Zweige in Betracht kommt und die Einhebung der Beitragsleistungen für die verschiedenen Gruppen der Versicherung gleichzeitig und einheitlich erfolgen kann. Aus dieser Erleichterung des Verfahrens entspringt aber auch der Plan der Regierung, die Verwaltung der Krankenkassen völlig zu reorganisieren.

Die Arbeiterschaft würde nach dem Gesetzentwurfe nicht mehr im allgemeinen $^2/_3$ der Verwaltungsorgane erwählen, sondern sie wäre gezwungen, ihrem Selbstverwaltungsrechte zu entsagen und die Leitung der Kassen mit den Arbeitgebern zu teilen. Der Motivenbericht des Programms gibt dieser Maßnahme den Anschein, als erfolge sie „im Dienste des sozialen Friedens" und er beklagt bitter, „daß die Wahlen in die Krankenkassen immer mehr und mehr die Bedeutung politischer Wahlen erhalten". Das ist nicht zu leugnen. Aber lassen sich denn die Unternehmer nicht ebenso wie die Arbeiter von „politischen" Rücksichten leiten, spalten sie sich nicht auch in liberale oder antisemitische, in deutsche oder tschechische, in radikalnationale oder gemäßigtnationale Gruppen? Der Motivenbericht findet keinen zwingenden Grund für die Zerstörung des Arbeitereinflusses auf die Versicherung, und es bleibt nur die eine Annahme übrig: die Regierung wollte die Arbeiterorganisationen empfindlich treffen. Natürlich werden die Arbeiter diesen Angriff abzuwehren wissen. Allein noch ein zweiter Vorstoß wird gegen die Krankenkassen unternommen und zwar gegen ihre Autonomie. Der „leitende Beamte" jeder Krankenkasse soll von der staatlichen Invalidenkasse beigestellt und von ihr in der Regel besoldet werden; ihm obliegt die Aufsicht darüber, daß die Beschlüsse des Vorstandes in Angelegenheiten der Krankenversicherung nur soweit durchgeführt werden, als sie den Statuten entsprechen. Außerdem hat er alle Geschäfte, die der Krankenkasse für die Unfall- und Invalidenversicherung zufallen, nach den Weisungen der staatlichen Versicherungsanstalt und der territorialen Unfallversicherungsanstalten durchzuführen. Kurz: die Krankenkassen würden Agenden im „eigenen" und übertragenen Wirkungskreis zu besorgen haben. Doch nicht nur für die letzterwähnten, auch für die erstgenannten Geschäfte beansprucht der Staat das Recht unmittelbarer Kontrolle durch ein von ihm abhängiges Mitglied des Beamtenkörpers.

Die jährlichen Gesamtbeiträge für die Sozialversicherung werden von der Regierung mit 155 Millionen Kronen veranschlagt, wovon ungefähr $93^1/_2$ Millionen den Unternehmern und $61^1/_2$ Millionen Kronen den Versicherten zur Last fallen. Der Staat würde für die Invaliditätsversicherung im ersten Jahre 2 Millionen, nach 10 Jahren 20 Millionen und nach 70 Jahren 43 Millionen Kronen beisteuern. Hoffentlich wird aus dem Gesetzentwurfe, der, obgleich vielfach verbesserungsbedürftig, doch im ganzen und großen eine recht brauchbare Beratungsunterlage darstellt, baldigst ein segenspendendes Gesetz werden. Herr von Gautsch, der neue österreichische Ministerpräsident, kann sich hier einen bleibenden Namen schaffen, denn man würde ihm als Gesetzesvollender ebenso Dank spenden, wie nachträglich Herrn von Körber, der den Mut und den guten Willen hatte, dem Staate zu zeigen, was seine längst fällige Pflicht gegenüber den Besitzlosen ist.

Wien. Rich. Charmatz.

Digitized by Google

Von der preussischen Volksschule

Die Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses über den Kultusetat haben die schulpolitische Lage in Deutschlands größtem Bundesstaate hell beleuchtet. Der Herr Kultusminister und seine Räte Schulter an Schulter mit den Reaktionären, aber im schroffen Gegensatz mit der Lehrerschaft, mit einem Teil der Geistlichen, mit Hochschulprofessoren und der freiheitlich gesinnten akademischen Jugend. Die Geister der Gegner sind mit einer Schärfe, wie wir sie seit Jahren nicht vernommen, aufeinandergestoßen. Seit dem 13. Mai 1904 hatte sich der Zündstoff immer mehr gehäuft — die gefüllten Bomben mußten platzen. Ein Vorpostengefecht für die im Herbst d. Js. zu erwartenden Beratungen über ein Schulunterhaltungsgesetz. Regierung und Mehrheitsparteien sind verstimmt über die Erfolglosigkeit ihres Liebeswerbens bei der Lehrerschaft für die reaktionären Schulkompromißvorschläge. Mit vollen Lungen gaben sie ihrer Verärgerung beredten Ausdruck. Das Zentrum hat sich auffällig still verhalten. In den Vorjahren übernahm diese Partei die Führung bei den Kultusdebatten. Sie überschüttete den Kultusminister mit einer Menge von Wünschen und Klagen — heute hält sie die „Zeit der Ernte“ für gekommen.

Wie sich doch die Zeiten ändern! Männer wie Bosse und Dr. Kuegler mußten einem Dr. Studt und Schwartzkopff weichen! Das bedeutet nicht nur einen Personen-, sondern einen Systemwechsel. Die kirchliche Orthodoxie ist im preußischen Kultusministerium Trumpf! Der Geist der korrekten Bureaukratie, die der Volks- und Schulentwickelung den Weg mit kleinlichen Paragraphen und Statuten weisen will, kennt die Eigenart des deutschen Volksempfindens nicht. Heute wird sich angesichts der rückschrittlichen Machenschaften der Mehrheitsparteien und der Staatsregierung leider der Sturm der Entrüstung von 1892 nicht wiederholen. Viele Vertreter des Freiheitsgedankens sind durch die Erfolge auf der anderen Seite schwach geworden. Sie sagen: „Unsere Gegnerschaft hat keine Aussicht auf praktischen Erfolg,“ darum: „Gewehr bei Fuß.“ Wie töricht! Nur Schwächlinge geben den Kampf von vornherein für verloren! Und ist nicht den überzeugungstreuen oft der Kampf für eine gerechte Sache teuerer als ein schon gewonnener Sieg!

„Auch für die Volksschule und die Volksschullehrer die Bahn frei! Herr Minister!“

Dieses Wort des verewigten Ministerdirektors Dr. Kuegler kann man heute, angesichts der Februarverhandlungen im Abgeordnetenhause, nicht oft genug denen entgegenrufen, die sich als Hemmschuh für alle idealen Forderungen des Lehrerstandes erweisen. Dr. Bosse und Dr. Kuegler verstanden die geistigen Regungen der preußischen Lehrerschaft. Beide hatten einige Beziehungen zu den ihnen unterstellten Lehrern, saßen oft mit ihnen zusammen und kannten darum deren Bedürfnisse aus eigener Anschauung. Sie machten den Lehrern die Bahn frei, soweit sie es vermochten. Darum folgt ihnen die Dankbarkeit der Lehrer über das Grab hinaus. Heute weht ein anderer Wind im preußischen Kultusministerium!

Wenn ein Stand sich auf Kosten anderer oder entgegen seiner eigentlichen Mission in Eigendünkel aus den bisher ihm gezogenen Grenzen herauszudrängen versucht, dann haben die leitenden Staatsmänner, die das Wohl des Ganzen stets im Auge behalten sollen, die Pflicht, solchen Extravaganzen entgegenzutreten und die gestellten Forderungen auf das rechte Maß zu beschränken. Das ist richtig. Aber entspringt das Verlangen der Lehrer auf Beseitigung der nebenamtlich geführten Schulaufsicht, auf bessere Besoldung, auf Vertiefung ihrer Vorbildung der Selbstsucht? Nein und tausendmal nein! Der so lange Jahrzehnte, oft mit Gewalt, in seinem Vorwärtsstreben zurückgehaltene, für die gesamte Kulturentwickelung so wichtige Stand der Volksschullehrer besitzt zurzeit noch nicht die ihm mit Recht gebührende soziale Stellung! Die Volksschule gilt noch nicht als ein selbständiger Erziehungsfaktor im öffentlichen Leben! Bei besonderen Gelegenheiten preist man wohl die Arbeit der Volksschullehrer in hohen Tönen, aber bei der Probe aufs Exempel, das ist die Umsetzung der Worte in die Tat, versagt das Wohlwollen so oft! Da gibt es tausend „Wenn“ und „Aber“ und „Es ginge wohl, aber — es geht nicht!“

Auch für den Volksschullehrer die Bahn frei!

Die diesjährigen Verhandlungen über die Volksschule im preußischen Abgeordnetenhause haben die Macht unserer Gegner deutlich gezeigt. Wer nun nicht sehen will, dem ist nicht zu helfen. Die Mehrheitsparteien sind gewillt, ihre Machtstellung ohne Rücksicht auf das entgegengesetzte Empfinden weiter Volkskreise auszunutzen. Ein Hemmschuh für fast alle Lehrerforderungen. Und der Herr Kultusminister Dr. Studt, dem man sonst großes persönliches Wohlwollen und eine vornehme Gesinnung nachrühmt, steht mit seinen Räten Schulter an Schulter mit den Gegnern einer freien Volksschule! Minister und preußischer — (deutscher) Lehrerverein in ihren Ansichten über das Wohl der Volksschule schroff im Gegensatz auf der ganzen Front! Der Lehrerstand erstrebt eine durchgreifende Revision des Lehrerbesoldungsgesetzes. Das ist kein Materialismus. Auch die Minister fordern mit Recht auskömmliche Gehälter und — erhalten sie. Es handelt sich bei der Lehrerbesoldungsfrage nicht nur um einen Ausgleich der Härten und Ungerechtigkeiten. Tausende von Lehrern amtieren bei den beschämenden Mindestsätzen von 1897, die sie dem Gehalte nach in die Reihen der Unterbeamten verweisen. Der Herr Minister hat auf die vielen diesbezüglichen Klagen der Lehrer nur die etwas ironisch klingende Antwort, daß er einzelne Härten abzustellen bereit sei und daß ein Ausgleich der Gehälter nur „nach unten“ stattfinden könne. So gibt er die Bahn für eine durchgreifende Neuregelung der Lehrerbesoldung nicht frei.

Seit fünfzig Jahren weist die Lehrerschaft die Unzulänglichkeit der geistlichen Schulaufsicht nach. Im Interesse der Schule, des Standes und der Kirche fordert sie die Fachschulaufsicht. Zahlreiche Geistliche und ganze Synoden, die Freikonservativen, Nationalliberalen, Freisinnigen und Sozialdemokraten stehen hier der Lehrerschaft zur Seite. Der Herr Minister hält an der veralteten Einrichtung fest, ja er bezeichnet die Gegnerschaft gegen die nebenamtlich geführte Schulaufsicht als einen Ausfluß von Verhetzungen und eine Maulwurfsarbeit. Die reaktionären Parteien jubeln ihm deshalb zu; denn ihnen ist der Geistliche als Schulinspektor ein willkommener Hemmschuh für eine freiheitliche Ausgestaltung der Volksschule. Auch hier keine freie Bahn!

Die Lehrer wollen eine Vertiefung ihrer Vorbildung. Man öffne ihnen auch in Preußen die Universität, wie es bereits einige deutsche Staaten getan haben. Dieses Bildungsstreben der Lehrer ist der erfreulichste Beweis für ihre hohe Auffassung ihres Berufes; es entspringt dem reinsten Idealismus. Der Herr Minister sollte an solchem Bildungshunger seiner Lehrer helle Freude haben. Aber er gibt die Bahn nicht frei. Er zeiht die Lehrer vielmehr der Undankbarkeit, weil sie sich mit den neuen Lehrplänen für Seminar und Präparande vom Jahre 1901 nicht genügen lassen. Diese neuen Bestimmungen, ein ureigenstes Werk Dr. Kueglers, hat die Lehrerschaft freudig begrüßt. Die Kueglerstiftung ist ein beredter Beweis für die dankbare Gesinnung der Lehrer. Aber diese Juliverfügungen von 1901 bedeuten doch nur eine auf halbem Wege stecken gebliebene Maßnahme. Die Lehrerschaft fordert freie Bahn für Ganzreform.

Und nun der Kampf um die Schulkompromißanträge! Aus pädagogischen, nationalen und sozialen Gründen will die Lehrerschaft die gesetzliche Gleichberechtigung der Simultanschule mit der Konfessionsschule. Sie will ja das gesamte preußische Volksschulwesen zurzeit gar nicht simultanisieren, sondern nur bestehendes Recht aufrecht erhalten wissen. Sie fordert ein Schulunterhaltungsgesetz ohne das konfessionelle Anhängsel. Der Herr Minister will mit Zentrum und Konservativen die konfessionelle Kirchenschule unter staatlicher Oberaufsicht. Die Universitäten, höheren Lehranstalten, Mittelschulen, Vorschulen sind simultan, aber für die Volksschule muß das Konfessionalitätsprinzip entscheidende Geltung für die Organisation haben. So wird die Bahn für eine zweckmäßige Ausgestaltung vieler Schulen, wie sie eine gesunde Pädagogik erfordert, und für eine gemeinsame Erziehung der Volksjugend, wie sie die wahren Interessen des Vaterlandes erheischen, nicht frei.

Demgegenüber können wir nicht laut genug mit Dr. Kuegler rufen:

Die Bahn frei, Herr Minister!

Die Volksschule muß die Beachtung und Wertschätzung im Staatsleben beanspruchen, die ihr mit Recht gebührt. Sie will selbständig und frei sein. Die Volksschullehrer sind die treuesten Hüter und Mehrer der nationalen Kulturgüter. Man löse nur die sie noch niederhaltenden Fesseln!

Mehr Brot und Recht, mehr Bildung und Freiheit für sie!

Auch für die Volksschullehrer die Bahn frei, Herr Minister!

Heinrich Theodor Wimpel.

Unsere Bewegung

In Heilbronn hat Naumann in einer Versammlung gesprochen, die von dem demokratischen Landtagsabgeordneten Betz geleitet wurde; im Berliner sozialliberalen Verein fand der demokratische Reichstagsabgeordnete Storz eine warme Aufnahme. Derartige gemeinsame Veranstaltungen vertiefen natürlich die Einigungsbestrebungen. Naumanns württembergische Vortragsreise ist befriedigend verlaufen, und es wird nun Sache unserer dortigen Parteigenossen sein, das für unsere Gedanken neu erweckte Interesse nicht verfliegen zu lassen. v. Gerlach hat aus seinem Wahlkreis wieder erfreuliche Eindrücke mitgebracht, ebenso Gothein. Beide werden natürlich von den Agrariern, deren gefährlichste Gegner sie sind, bis aufs Messer bekämpft. — Im Buchverlag der „Hilfe“ wird demnächst eine neue Broschüre: Was ist Liberalismus? von Dr. Barth erscheinen. Mitteilungen und Geldsendungen gehen an den Wahlverein der Liberalen, Dessauerstraße 1, Berlin SW.

Digitized by Google

Berlin. Am 31. März hatten wir die Freude, Herrn Reichstagsabg. Storz von der süddeutschen Volkspartei als Referenten im sozialliberalen Verein begrüßen zu können. Herr Storz sprach über die Stellung des Liberalismus zu den schwebenden politischen Tagesfragen in einer Weise, die bei den Berliner Parteigenossen die angenehmsten Eindrücke hinterließ. Der süddeutsche Liberalismus, der da zu Worte kam, ist frei von Dogmen und Schlagwörtern, modern und durchdacht; die Stellung zur liberalen Einigung und zur Sozialdemokratie ist bei den Demokraten nicht anders als bei uns. Und wir dürfen es aussprechen, daß wir allen Grund haben, den Demokraten für ihre Einigungsbestrebungen auf Grund der Heilbronner Resolution dankbar zu sein. Als ein eifriger Verfechter dieser Resolution trat auch Storz auf. Er widmete der württembergischen Vortragsreise Naumanns warme und herzliche Worte. „Wir sehen sie nicht als Einbruch in unsere Wahlkreise an, sondern als Stärkung des entschiedenen Liberalismus im Süden, für den Naumann solche Kreise wiedergewinnt, auf welche die deutsche Volkspartei leider seit Jahren verzichten mußte." Gewiß sind zwischen der Auffassung von Storz über Wehrfragen und derjenigen der freisinnigen Vereinigung quantitative Unterschiede vorhanden. Aber auch Storz führte aus, die süddeutsche Volkspartei wisse, daß auf kräftige Machtmittel nicht verzichtet werden kann und daß man die Armee technisch so schlagfertig als möglich halten muß; demgemäß habe auch die Volkspartei jüngst im Reichstage die Mehrforderungen an Artillerie usw. bewilligt und sei für die Besserstellung der Unteroffiziere eingetreten. Es läßt sich sehr wohl auch in Heeresfragen ein gemeinsamer Boden finden, hieran braucht die Einigungsarbeit nicht zu scheitern, um so mehr als Demokraten und freisinnige Vereinigung mit aller Entschiedenheit für die Demokratisierung der Heereseinrichtungen, gegen die Soldatenmißhandlungen und gegen die ungerechte Verteilung der Heereslasten kämpfen. Auch in der Südwestafrika-Angelegenheit ist Einstimmigkeit vorhanden: Die süddeutsche Volkspartei hat die Kredite bewilligt, hat aber mit Entschiedenheit gegen die Assessorenwirtschaft Front gemacht. Storz sprach weiter über die neuen Handelsverträge und begründete wirkungsvoll die ablehnende Haltung seiner Parteifreunde, behandelte die Kartellfrage in unserem Sinne; über die Arbeiterfrage führte er aus: mit der formellen Gleichberechtigung sei es nicht getan, man müsse positive Sozialpolitik treiben, und insofern er die praktische Arbeit der Sozialdemokratie anerkenne, sei er kein prinzipieller Gegner dieser Partei. Er schloß unter lebhaftem Beifall mit einem Appell an die Einigkeit aller entschiedenen Liberalen. — Einige Größen des fortschrittlichen Vereins „Waldeck" versuchten, mit Zitaten aus dem geistigen Eigentum ihres Lehrers Kopsch die Diskussion auf ein möglichst niedriges Niveau zu ziehen und erregten damit an ihrem Tische großen Applaus. Die überwältigende Mehrheit der Versammlungsbesucher schien aber der Ansicht zu sein, daß den meisten von jenen Herren neben der geistigen Reife, die zu ernsthaften Diskussionen notwenig ist, auch die Gabe fehle, sich anständig zu benehmen. Der Mann, nach dem der Verein „Waldeck" sich nennt, würde an solcher Aufführung wenig Freude gehabt haben. Unsere Freunde vom sozialliberalen Verein, darunter der Abg. v. Gerlach, die in großer Zahl und mit Geschick, Lebhaftigkeit und Versöhnlichkeit den Standpunkt der freisinnigen Vereinigung vertraten, fanden fast allseitige Zustimmung.

Heilbronn. Am 27. März sprach Naumann hier vor 1000 Menschen über „Die politische Lage nach Annahme der Handelsverträge". Unsere hiesigen nationalsozialen Freunde hatten mit der Volkspartei, den Jungliberalen (die dem Reichsverband nicht angeschlossen und stark mit Naumannschem Geiste durchsetzt sind) und der jungen Volkspartei ein gemeinsames Komitee gebildet. Thema und Redner hatten diesmal auch unsere vielen Großindustriellen, Großkaufleute und Beamte, die sich hier leider wenig sonst um Politik bekümmern, herbeigelockt. Ein Führer der deutschen Volkspartei, Landtagsabgeordneter Betz, eröffnete die Versammlung mit einer herzlichen Begrüßung Naumanns, dessen Verdienste um den Liberalismus er würdigte. Naumann, lebhaft begrüßt, sprach unter größter Aufmerksamkeit der Zuhörerschaft, über zwei Stunden. Von der weltpolitischen Situation, von der Bremer Kaiserrede und ihrer Bedeutung für unser innerpolitisches Leben. Und dann von den drei großen reaktionären Mächten: dem Agrarier, dem Syndikatsherrn, dem Priester. Was über den Unterschied von schwerer und leichter Industrie gesagt wurde, fand in Heilbronn, wo bedeutende Qualitätsindustrien sitzen, viel Interesse, lebhafte Zustimmung die Forderung einer liberalen gegenseitigen Annäherung. Der Sozialdemokratie steht man zudem weit unbefangener gegenüber als im Norden. — Der Vortrag entfesselte einen wahrhaften Beifallssturm. Die Diskussion war ganz unwesentlich. Der Vorstand des jungliberalen Vereins, Rechtsanwalt Göhrum, schloß die Versammlung mit dem Wunsche, daß der Abend auch praktische Früchte zeitigen möge. Der Eindruck der Veranstaltung ist ein außerordentlicher; die gesamte Presse, namentlich auch die demokratische, feiert Naumann aufs wärmste. Unsere Freunde sind gewillt, auch weiterhin mit den anderen Gruppen zusammen zu arbeiten; hat doch gerade in unserer Industrie- und Handelsstadt der entschiedene Liberalismus eine besondere Aufgabe zu erfüllen.

Frankfurt a. M. Der letzte Diskussionsabend brachte eine Aussprache über die „Bevölkerungsfrage". Der Referent, Oberlehrer Nierhaus, bekannte sich als entschiedenen Gegner jeder künstlichen Einschränkung der Volksvermehrung und führte weiterhin aus, welche Konsequenzen das riesige Wachstum der deutschen Bevölkerung nach sich ziehe: Ausdehnungspolitik in Verbindung mit starkem Schutz der vaterländischen Interessen. Der gediegene Vortrag führte zu einer lebhaften Diskussion, an der sich auch anwesende Gäste, hauptsächlich von der Demokratie, beteiligten. Umgekehrt hatten am letzten demokratischen Diskussionsabend mehrere Nationalsoziale teilgenommen, so daß der Vorschlag gemeinsam zu veranstaltender Diskussionsabende der hiesigen liberalen Parteien ganz von selbst allmählich praktisch wird.

Marburg. Herr v. Gerlach benutzte die Zeit, ehe die landwirtschaftliche Arbeit ländliche Versammlungen unmöglich macht, zu Versammlungen am 25. und 26. März in zwei Dörfern seines Wahlkreises, in Münchhausen und Thalitten. Die erste Versammlung wurde dadurch gestört, daß strömender Regen herniederging. Sie war infolgedessen nur mäßig besucht. Doch waren einzelne Anhänger aus allen benachbarten Ortschaften erschienen. Sehr erfreulich war dagegen die Teilnahme an der Versammlung in Thalitten trotz des andauernden schlechten Wetters. Die Umgegend war stark vertreten. Gerade aus diesem Bezirk hatte ein Antisemit im Laufe des Winters wiederholt die Nachricht in die antisemitische Presse gelangen lassen, daß Herr v. Gerlach sogar „von seinen Getreuesten verlassen sei". Die Versammlung in Thalitten bewies, daß diese Meldung einfach Schwindel gewesen war. Der tapfere antisemitische Märchenerzähler hatte natürlich vorgezogen, nicht zu erscheinen.

Kassel, 29. März 1905. Am Montag, den 27. März, sprach in glänzend besuchter Versammlung Reichstagsabgeordneter v. Gerlach über „Die gegenwärtige politische Lage und die Aufgaben des Liberalismus". In meisterhafter Weise zeichnete der Redner ein Bild der politischen, wirtschaftspolitischen und kulturellen Reaktion. Die Lage ist grau in grau, kaum bricht ein Hoffnungsschimmer durch. Trostloser und erbärmlicher war nie die Lage des Liberalismus wie als er sich selbst durch seine Abstimmung bei den Handelsverträgen in zwei Hälften spaltete. Das einzige Heil liegt in dem Zusammenschluß aller entschieden sozial und liberal Gesinnten zu einem großen einheitlichen Block der deutschen Linken, so wie er schon in Baden und Bayern für die dortigen Landtagswahlen sich verwirklicht hat. Was sich in Frankreich so bewährt hat, muß auch bei uns möglich sein. Ob freilich die Nationalliberalen zu einem solchen Zusammenschluß zu haben sind, ist, wenigstens in Norddeutschland, bei ihrer dortigen scharfmacherischen und agrarisch-konservativen Verseuchung, nicht anzunehmen. Die Einheitsbestrebungen müssen von der Provinz aus von der Masse der Wähler in die Hand genommen werden, in Berlin ist an einer gewissen Zentralstelle der Widerstand noch zu groß. Stürmischer Beifall des dichtbesetzten großen Saales im Palais-Restaurant dankte dem Redner. In der Diskussion vertrat Herr Jakobs den Standpunkt der hessischen Rechtspartei, Herr Haberlandt den der Sozialdemokratie, die Herren Schwarz und Heinemann brachten die alten, abgedroschenen, antisemitischen Phrasen vor und erregten dadurch die herzliche Heiterkeit der Versammlung. Es geht hier mit raschen Schritten voran, die gemütliche Nachversammlung brachte uns eine stattliche Zahl neuer Mitglieder. Unsere ausgelegten Bücher wurden flott gekauft.

Mannheim. Nationalsozialer Verein. Am Freitag, den 24. März, sprach bei uns in gut besuchter öffentlicher Versammlung Herr Emele aus Karlsruhe über „Das kommende Steuergesetz und die Bodenreform in Baden". Im ersten Teile seines Vortrages besprach der Redner die Verhandlungen und Erörterungen, die in der badischen Kammer und in der Öffentlichkeit über die Steuerreform bisher gepflogen wurden. Im zweiten Teile begründete er die Forderungen, die die Bodenreformer an eine solche Steuerreform stellen. Die vielen der Wirklichkeit entnommenen Beispiele gestalteten den Vortrag sehr anregend. In der Diskussion ergänzte Herr Syndikus Landmann die Darlegungen des Referenten noch nach verschiedenen Richtungen hin.

Hamburg, 30. März. „Die Notwendigkeit der politischen Organisation" bildete das Thema Dr. Petersens in der gut besuchten Versammlung der Bezirksgruppe Eimsbüttel-Hoheluft. An das Referat knüpfte sich dann eine lebhafte Diskussion, aus deren Verlauf man feststellen konnte, wie das Interesse der Mitglieder an politischer Betätigung wächst. Wir hoffen binnen kurzem noch zwei weitere Bezirksgruppen gründen zu können. Die Adresse des Sekretariats ist: H. Haupt, Rentzelstr. 17, I.

Auerbach i. V. In gut besuchter Mitgliederversammlung sprach am 1. April Herr Dr. Ehrentraut aus Plauen i. V. über „Von der Hauswirtschaft zur Weltwirtschaft". In der lebhaften Debatte, die sich bis weit über Mitternacht hinzog, und an der sich außer dem Referenten u. a. die Herrn Prof. Dr. Trändorf, Handelsschullehrer Bauer, Kaufmann Brauer, Lehrer Brauer beteiligten, ging man auf einzelne Punkte: Handelsverträge, Einheitsschule, Warenhaus, Einkaufsgenossenschaften, Konsumvereine u. a. noch besonders ein. — Angeregt wurde, den Vorstand des sächsischen Landesverbandes zu ersuchen, der Anstellung eines Sekretärs für Sachsen näher zu treten. — Die Gelegenheit, den Sozialdemokraten in einer öffentlichen Volksversammlung am 2. April entgegen-

Digitized by Google

zutreten, wurde uns leider genommen, da die Versammlung kurz nach Eröffnung zum großen Erstaunen und unter lautem Protest plötzlich polizeilich aufgelöst wurde. Der Reichstagsabgeordnete unseres Kreises, Hoffmann, wollte über „Die russischen Zustände, die göttliche Weltordnung und die politische Lage" sprechen. Die Angelegenheit soll im Reichstag zur Sprache gebracht werden.

Greifswald-Grimmen. Seit Wochen hat sich gegen den Abg. Gothein wegen seiner vernichtenden Kritik der Mißhandelsverträge aus der Konservativen Provinzialpresse eine wahre Schlammflut von Schmähungen und persönlichen Beschimpfungen ergossen. Ein in tendenziösester Weise zusammengestutztes Flugblatt, die Erwiderungen der parlamentarischen Gegner des Abg. Gothein enthaltend, wurde in ganz Pommern verbreitet. In allen bündlerischen und konservativen Versammlungen gab man sich das feierliche Versprechen, nicht zu rasten und zu ruhen, bis Pommern von dem liberalen „Schandfleck" befreit, d. h. bis der Abg. Gothein aus seinem Wahlkreise Greifswald-Grimmen herausgedrängt sei. Das Greifswalder konservative Blatt veröffentlichte einen Hetzartikel nach dem anderen, die derart von persönlichen Invektiven strotzten, daß selbst ein aus dem Kreise der Antisemiten hervorgegangener konservativer Redner sie in einer Versammlung mißbilligen mußte. Mit der von den Bündlern erhofften „Reinigung" der Provinz Pommern vom Liberalismus hat es allerdings noch gute Wege. Am vergangenen Sonnabend fand in Greifswald eine von über 1000 Personen besuchte liberale Wählerversammlung statt, die sich zu einem glänzenden Vertrauensvotum für den parlamentarischen Vertreter des Kreises, der schon bei seinem Erscheinen mit stürmischem Jubel begrüßt wurde, gestaltete. Abg. Gothein hielt mit seinen Gegnern, von denen trotz vorheriger Einladung kein einziger das Wort ergiff — die Angriffe aus dem Hinterhalt liegen ihnen bequemer — scharfe Abrechnung. Durch ihre maßlos gehässige Kampfesweise haben die Agrarkonservativen in Pommern genau das Gegenteil von dem erreicht, was sie erhofften. Sie haben den kleinen Landwirten die Augen geöffnet über die einseitige Interessenpolitik der agrarischen Großgrundbesitzer und so fruchtbaren Boden geschaffen für weitere Wahlerfolge des Liberalismus in Pommern.

Der nationalsoziale Preßverein quittiert auch heute dankend über neue Beiträge opferwilliger Freunde der „Hilfe" in Berlin, Sozialwissenschaftlicher Studentenverein 4,65 Mk.; Brandenburg a. H. G. I. 5 Mk.; Frankfurt (Main) E. C. I. 5 Mk.; Greifswald Be. I. 5 Mk.; Halle a. S. T. E. I. 10 Mk.; Leipzig E. B. I. 5 Mk.; Marburg f. C. I. 5 Mk.; Mühlhausen (Thür.) Ungenannt II. 5 Mk.

Zusammen 44,65 Mk.
Dazu laut Ausweis in Nr. 13 2681,65 Mk.
Insgesamt 2726,30 Mk.

Soziale Bewegung

Die Einigung der landwirtschaftlichen Genossenschaften, auf die wir kürzlich schon aufmerksam gemacht haben, hat sich ohne Zwischenfall vollzogen. Im Reichsverband der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften gab es überhaupt keine Opposition und im Generalverband ländlicher Genossenschaften (Raiffeisenorganisation) hat nur ein hessischer Unterverband gegen die Einigung gestimmt. Aus den veröffentlichten Reden, die auf den Generalversammlungen beider Verbände gehalten wurden, geht hervor, daß die Einigung wegen des scharf zugespitzten Konkurrenzkampfes der Organisationen untereinander zuletzt dringend notwendig geworden war. Sie ist bekanntlich in der Weise erfolgt, daß die Raiffeisenorganisation das System der großen, selbständigen Provinzial- und Landesverbände vom Reichsverband übernommen hat. Die Einigung wird vermutlich bald zur Verschmelzung führen. Einstweilen gestaltet sich, nach einer offiziellen Bekanntmachung des Reichsverbandsanwaltes das Verhältnis folgendermaßen: Die seitherigen zwölf Filialbezirke der Raiffeisenorganisationen werden neue selbständige Landes- und Provinzalverbände, von denen jeder seinen Verbandsdirektor als stimmberechtigtes Mitglied in den Gesamtausschuß des Reichsverbandes entsendet. Dasselbe tut die Zentraldarlehnskasse in Neuwied. Aus der Zahl der Neuwieder Vereine empfängt der Verwaltungsrat einen stellvertretenden Anwalt und zwei Mitglieder des im ganzen aus siebengliedrigen Ausschusses. In den einzelnen Provinzen und Landesteilen werden Verabredungen zwischen beiden Organisationen über Wahrung des Besitzstandes und Neugründung von Genossenschaften getroffen. Auch über Jahresbeiträge und Geschäftsbedingungen wird Übereinstimmung angestrebt. Die einheitliche Vertretung der beiden Zentralinstitute mit ihren 40 Landes- und Provinzialverbänden, 68 Zentralgenossenschaften und 15650 Vereinen mit 1200000 Mitgliedern übernimmt der Reichsverband. Man sieht, wie nahe die Fusion schon bei einer Verschmelzung angelangt ist. Daß diese dem landwirtschaftlichen Genossenschaftswesen insgesamt zum Vorteil gereichen und erhöhten Aufschwung verleihen wird, ist zweifellos und höchst erfreulich zugleich.

Gegen das preußische Wohnungsreformgesetz macht der Bund der Berliner Grundbesitzervereine in einer Resolution die übrigen deutschen Hausbesitzervereine mobil. Es heißt darin: „Der Bund betrachtet die Verbesserung der Wohnverhältnisse als ein erstrebenswertes Ziel. Der preußische Entwurf ist nach der Meinung der Berliner Hausbesitzer aber nicht geeignet die angestrebte Verbesserung herbeizuführen. Seine Bestimmungen über die Benutzung der Wohnungen und über die Wohnungsaufsicht bedeuten eine überaus starke Belastung der Mieter, weil sie die Wohnungen erheblich verteuern und den Zweck des Gesetzes vereiteln müssen. Vom Hausbesitzerstandpunkt aus ist insbesondere zu beklagen, daß die Bestimmungen des Entwurfs sich nicht auf Neubauten beschränken, daß ungerechterweise eine Begünstigung der Baugenossenschaften vorgesehen, ist, und daß jede Familienwohnung einen eigenen Abort, eine eigene Kochstelle und einen eigenen Ausguß haben soll. „Eine Verbesserung der Wohnverhältnisse kann zweckmäßig nur unter Mitwirkung der städtischen Hausbesitzer in die Wege geleitet und durchgeführt werden." Diese Resolution spricht für sich selbst, jede Kritik würde ihre Wirkung abschwächen! Wichtig ist sie auch um deswillen, weil ihre Darlegungen nicht nur die Meinung der 14000 Berliner organisierten Hausbesitzer wiedergeben, sondern auch den Standpunkt so ziemlich aller preußischen Hausbesitzervereine.

Glänzende Solidarität haben die Buchdrucker im verflossenen großen Bergarbeiterstreik bewiesen. Obwohl aus 127 Druckorten die Unterstützungsziffern nicht ermittelt werden konnten, ergab sich doch aus den übrigen Orten, daß die Mitglieder des Verbandes deutscher Buchdrucker und Schriftgießer 99310 Mk. aufgebracht haben. Da der Verband am Schluß des Jahres 1904 insgesamt 38219 Mitglieder zählte, so hat jedes in Arbeit stehende Mitglied mindestens 3 Mk. aufgebracht. Bei gleichen Leistungen aller übrigen organisierten deutschen Arbeiter ($1^1/_2$ Millionen) müßten rund 4 Millionen Mk. zusammengekommen sein! Die Leistung der organisierten Buchdrucker ist um so anerkennenswerter, als diese Arbeiter durchaus nicht zu den höchst gelohnten zählen und außerdem für eigene Organisationszwecke noch erhebliche Opfer zu bringen haben. Es bestätigt sich hier wieder die alte Erfahrung, daß Opferwilligkeit nicht angeboren wird, sondern anerzogen werden muß.

Die süddeutschen Gewerkvereinler wollen ebenso wie die rheinisch-westfälischen während der bevorstehenden Ostertage einen ordentlichen Delegiertentag abhalten. Der Ausbreitungsverband der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine Süddeutschlands beruft ihn nach Biebera a. d. R. ein und stellt unter anderem die beiden wichtigen Fragen Verbandsorgan und Beamtenanstellung zur Beratung. Es ist erfreulich, daß auch in Süddeutschland das frühere Stilleben in den Gewerkvereinen einem rührigen Arbeitseifer und gesunden Organisationsausbau gewichen ist.

Professor Adolf Wagner ist anläßlich seines 70. Geburtstages auch von den katholischen Arbeitervereinen und der christlichen Gewerkschaftsbewegung gefeiert worden als „der Mann, der mit dazu beigetragen hat die christlichnationale Arbeiterbewegung zu schaffen, weil er in ihr eine Notwendigkeit sah". Es wird besonders an seiner Rede auf dem Bochumer Bergarbeitertag (31. Januar 1897) erinnert, die ihm eine beispiellose Hetze der Scharfmacherprozesse eintrug. Er antwortete seinerzeit in einer Reihe sozialpolitisch und polemisch mustergültiger Artikel, die in der damaligen Tageszeitung „Die Zeit" erschienen. Ohne Adolf Wagners Rede wäre jener christliche Bergarbeitertag zweifellos sehr viel weniger beachtet worden und wäre vermutlich auch die christliche Gewerkschaftsbewegung erst viel später in die Erscheinung getreten.

Ein Bund für Mutterschutz ist in Berljn und München ins Leben getreten, um „ledige Mütter und deren Kinder vor wirtschaftlicher und sittlicher Gefährdung zu beschützen". Diese Aufgabe will der Bund dadurch erfüllen, daß er den ledigen Müttern zu wirtschaftlicher Selbständigkeit verhilft, Mutterheime und eine allgemeine Mutterschaftsversicherung ins Leben ruft, und die rechtliche Lage der unehelichen Mütter und ihrer Kinder zu verbessern trachtet. Das sind Aufgaben, die über den Rahmen der seitherigen Wohlfahrtsbestrebungen in bezug auf ledige Mütter und uneheliche Kinder weit hinausgehen. Wie notwendig die ernsthafte Erfüllung dieser Aufgaben angestrebt werden muß, bedarf für den Kenner unserer modernen Volksentwickelung keiner eingehenden Begründung. Möge der Bund, der wirklich einem dringenden Bedürfnis entgegenkommt, bald über ganz Deutschland ein Netz hilfsbereiter, opferwilliger und leistungsfähiger Vereine schaffen, die den Mutterschutz auch tatkräftig zur Durchführung bringen können

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Eugen Katz in Berlin. — Druck von Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 12.

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 14. Berlin, 9. April 1905

Freie Bahn

Verschiedene Dinge sind ihrer Natur nach so beschaffen, daß ein Regent nie seine Macht bis auf sie muß ausdehnen wollen. Darunter gehören hauptsächlich: Religion und Liebe.
Friedrich II. 1786.

Mein Weg führte mich durch Frühlingswald. Man sah die Knospen sich füllen und hörte das Wachsen im Holz, wie man abends die Wassertropfen im Bach fallen hört. Blumen und Vögel wiegten sich im Wind. Sie hatten ihn nötig, diesen linden, lebenweckenden Atem des Frühlings. Ohne Luft können sie nicht leben, ohne Blick in die Weite hinauf nicht gedeihen. Nimm Sonne und Sturm, leichte und schwere Wolken weg, und du hast ihr Leben bald getötet. Freie Luft erheischt die Natur, freie Bahn ihre Geschöpfe. Geistiges Leben hat Freiheit nötiger, wie Tier und Blüte. Es fängt geradezu dort an, wo der Mensch sich über seinen kleinen Bezirk hinauswagt. Aber da kommen sie von allen Ecken und Enden, raten, bitten, fordern, zwingen, befehlen. Sie verstehen nicht, daß geistiges Wachstum Freiheit braucht. Nenne es wie du willst: Freiheit, Bewegung, Tiefe, Höhe, Weite, Liebe, Verständnis — alles ist dasselbe; es ist die freie Luft, die das Leben nötig hat. Hier gibt es nichts Schädlicheres als Zwang. Massen kann man befehlen, Heere kommandieren; geistiges Leben lacht der Regel und spottet der Rangordnung. Es liegt darin eine große Gefahr, genau dieselbe, welche der Frühling ängstlichen Gemütern einjagt. Er ist tatsächlich ein unbändiger Geselle; denn er *lebt*. Und wo das Leben sich regt, da fordert es Glauben und Vertrauen. So laßt doch wachsen, ihr Väter und Mütter, laßt es wachsen im Leben eurer Kinder. *Macht* nichts daraus, sondern freut euch dessen, was daraus *wird*. Laßt doch wachsen, ihr Regierungen über Kirche und Staat, laßt es wachsen im Leben eurer Völker. Spannt es nicht in Zwang und Rahmen! Gott hat das Leben ausgegossen; ihr habt es nur zu achten! Lernt vom Frühling, wie „unvernünftig" er ist, wie die Sonne tausende Keime lockt, auch wenn nicht alle zum Ziel kommen, und hunderte Blüten ruft, die vielleicht vor der Zeit verblühen. Lebt mit dem Frühling und nützet ihn nicht als bloße Redefigur. Er sei unser Lehrmeister, der uns freie Bahn schafft für alles geistige Leben. Gott segnet die Erde in diesen Tagen. Merkt nur, *wie* Gott segnet!

Traub.

Schlaikjers „Berliner Kämpfe"

(Georg Calwey, München. Preis 2 Mk.)

Es ist ganz charakteristisch für den raschen Pulsschlag unserer Zeit, daß man schon heute, kaum zwei Jahrzehnte nach den künstlerischen Revolutionen der 80er und 90er Jahre, eben diese Revolutionen unter dem Gesichtswinkel historisch-kritischer Betrachtungsweise anzuschauen beginnt. Man ist in beiden Lagern ruhiger geworden, und wenn wir heute die Bilanz der Moderne ziehen, wissen wir uns frei von den Überschwenglichkeiten und naiven Übertreibungen jener stürmischen Jahre. Aber deshalb dürfen wir nicht ungerecht sein gegen die Stürmer und Dränger von damals. Eine ehrliche Kritik, die sich in der erdrückenden Fülle von Tageserscheinungen den ruhigen Blick und die sichere Hand gewahrt hat, soll uns zeigen, was wir jenen Zeiten des erbitterten Kampfes an positiven Ergebnissen zu danken haben.

Berliner Kämpfe! Schlaikjer hat die in dem vorliegenden Bande enthaltenen Aufsätze unter diesem Titel zusammengefaßt und damit dem Buche seine Richtung gegeben. Frischer, ehrlicher Kampf für die Sache ernster Kunst! Aus jeder Seite seines Buches weht uns die scharfe Luft von damals entgegen, da die Jugend aufstand und um das Evangelium einer neuen Zeit rang, da die vereinigte Tugend und das in Kolonnen aufmarschierte gute bürgerliche Philistertum schreiend ausriß vor dem nicht immer rosig duftenden Naturalismus, da würdige Männlein und Weiblein wehklagend die Köpfe schüttelten über die große Verderbnis der Zeiten. Mit Absicht ist die Geschichte von dem langen Jakobiner aus dem Berliner Norden („Die Jungen") an die Spitze des Buches gerückt. Es ist richtig, sie faßten nicht immer mit behandschuhten Fingern an, die jungen Poeten, die die Götzen eines morsch gewordenen Epigonentums umwarfen und die auszogen, den neuen Menschen zu suchen in rauchigen Proletarierkneipen, hinter schwarzen Fabrikschloten und im Kreise der traurigsten Prostitution. Aber es war gut, daß es so kam und wir schelten sie deshalb nicht. Denn die Saat, die damals gelegt wurde, verspricht noch viel gute Frucht zu tragen. Und es ist kein Zweifel: Wir sind seitdem ein gut Stück vorwärts gekommen. Unter den ketzerischen Angriffen prasselten die alten längst inhaltslos gewordenen Formen zusammen wie morsches Holz, man räumte grimmig auf mit aller Verlogenheit und süßlicher Gartenlaubenromantik. Es war Pionierarbeit für eine neue Zeit, eine neue Kunst, die damals getan wurde. Und die Arbeit ist ganz gewiß nicht umsonst gewesen. Wie manches von dem, was damals mühsam Schritt vor Schritt erkämpft werden mußte, ist heute längst Allgemeingut geworden. Aber gerade deshalb dürfen wir den Zoll der Dankbarkeit jenen Kämpfern gegenüber nicht vergessen. Sie sind ja selbst längst nicht mehr so rauflustig wie damals. Sie sehen nicht mehr in jedem, der etwa seine Lyrik in die Formen antiker Versmaße gießt oder gar Sonette und Gambendramen niederschreibt, einen verächtlichen Reaktionär. Sie haben Kritik auch an sich selbst zu üben gelernt und fangen an, das Edelmetall von den Schlacken zu sondern.

Auch Schlaikjers Buch gibt eine derartige kritische Sichtarbeit. Aus dem etwas wüsten Trümmerhaufen, den die Stürmer und Dränger zurückließen, sucht er ein neues Gebäude zu errichten und damit gewissermaßen eine Ästhetik der Moderne zu geben. Und es ist kein Zweifel: Er hat damit greifbare, konkrete Resultate erzielt. Das hebt sein Buch in erfreulicher Weise ab von der Fülle moderner Kritiken, die es sich genug damit sein lassen, die alten Formen niederzulegen und lächerlich zu machen, die aber, wo es gilt, etwas Positives zu geben, völlig versagen oder sich in müßigen Phantastereien und fleischlosen Abstraktionen verlieren. Schlaikjer hat den Mut, an Stelle des Alten wirklich etwas Neues zu setzen. Er verliert sich nirgends in das Reich verschwommener Ideale und Illusionen, er rechnet mit der konkreten Wirklichkeit wie sie faktisch ist und nicht, wie sie sich die Phantasie erdentrückter Schwärmer träumt. Es ist durchaus notwendig, daß die neuen Wahrheiten einmal in der ehrlichen und siegesfrohen Art gesagt werden, wie es hier geschieht. Man lese nur Aufsätze wie: „Die Furcht vor dem Nackten" oder „Das Unmoralische und Häßliche in der Kunst" oder „Die Poetischen", und man wird sich

Digitized by Google

freuen über die persönliche, frische Art, mit der hier gegen Mucker und Dunkelmänner zu Felde gezogen wird. Schlaikjer setzt sich mit den verschiedenartigsten Tageserscheinungen auseinander. So sucht er das vielumstrittene Problem der „Heimatskunst" nicht im Sinne dieses totgehetzten literarischen Schlagwortes, sondern aus einem bewußt subjektiven Gefühl heraus praktisch zu vertiefen. — Aber Schlaikjers Ästhetik sucht nicht nur mit mehr oder minder wichtigen Tagesfragen fertig zu werden. Vor allen Dingen rückt sie den eigentlichen künstlerischen Problemen einer neuen Zeit ernstlich auf den Leib. Die Aufsätze, die sich mit den Grundbedingungen der modernen Kunst im allgemeinen und mit dem Begriff des Tragischen im modernen Drama im besonderen befassen, sind ohne Frage die wertvollsten Beiträge dieses Buches. Die geistigen Kämpfe der letzten Jahrzehnte haben den modernen Menschen gelehrt, die Dinge ganz anders anzusehen als seine Väter und Großväter. Wir sind zu einer gewissen Voraussetzungslosigkeit gekommen. Begriffe wie der von der „sittlichen Weltordnung" sind insbesondere für den Künstler inhaltslos geworden. Er sucht das Wesen der Dinge im modernen Sinne zu erfassen. Die Auffassung vom Tragischen im modernen Drama ist wesentlich verschieden von der, mit der frühere Generationen operierten. Schlaikjer bringt den Begriff des Tragischen auf die einfache Formel: „Die mit tiefem Schmerz gemischte Erkenntnis einer noch tiefer begründeten, von sittlichen Wertschätzungen unabhängigen Notwendigkeit." Über seinen Versuch, den aristotelischen Begriff vom erhebenden Moment in der Tragödie — allerdings in einem anderen Sinne — auch für das moderne Drama zu retten, könnte man vielleicht streiten. Er sieht das erhebende Moment in dem Erkennen einer naturgesetzlichen Notwendigkeit. Worauf er hinauswill, das tritt in dem Aufsatze „Streitende Gedanken aus Hebbels kritischen Schriften" viel deutlicher zutage. Hebbel verlangt vom Dramatiker, daß er seine Zeit durchschaun und in ihrem Verhältnis zur Ewigkeit ermesse. „Das Schicksal eines Berliner Schusters," sagt Schlaikjer im Anschluß daran, „wenn man es sub specie aeternitatis betrachtet, gibt ein historisches Drama sogut wie das Schicksals Cäsars." Aber gerade dies Betrachten sub specie aeternitatis ist ja der wunde Punkt im modernen Drama. Man hat heute über allerlei psychologische Kleinarbeit oft genug den richtigen Maßstab verloren, und es ist deshalb im Hinblick auf manche mit lärmendem Applaus begrüßte Tageserscheinungen recht beschämend, wenn Hebbel unserem künstlerischen Selbstbewußtsein die Forderungen der großen dramatischen Kunst entgegenhält. „Das höchste Genre der Kunst soll die Welt in ihrer Totalität spiegeln." Die verschiedenartigen Versuche, das historische Drama zu neuem Leben zu erwecken, sind unendlich charakteristisch für das, was unseren modernen Dramatikern fehlt. Schlaikjer gesteht rückhaltslos zu, daß wir noch immer auf das große Drama warten. Er soll erst kommen, der große Könner, der mit starker Künstlerhand das „große gigantische Schicksal" vor uns aufrollt und der die letzten Erschütterungen und damit auch „Erhebungen" fertig bringt, wie sie uns aus Shakespeares Dramen oder aus Beethovens Symphonien entgegenstürmen. Er soll alles das aussprechen, was, zum Teil noch unklar und wirr, in Tausenden von Herzen nach Befreiung schreit. Schickt die Kunst aufs Land, damit sie rote Backen bekommt! Was sollen uns die hysterisch schrillen Schreie müder Caféhausjünglinge und widerwärtiger Frauenzimmer! Was soll uns diese Kunst, die ihre totale Impotenz mühselig hinter der ekelhaften Schminke eines sogenannten Individualismus versteckt! Schickt sie aufs Land und lehrt sie, die aus ihrem sogenannten Leben eine jammervolle Pose macht, erst das wirkliche Leben kennen und lieben. Lehrt sie Gesundheit, Bejahung, Positivismus, Andacht vor den Wundern einer lebendigen Unendlichkeit. Wir haben Gott sei Dank noch soviel ursprüngliche Kraft, um wirksam gegen die Bankerotterklärung unserer Kultur zu protestieren und dem ewigen Negieren nervöser Schwächlinge ein jauchzendes „Ja" entgegenzusetzen.

Dies starke Begehren nach Gesundheit, Kraft und Leben, ist der Grundton dieser „Berliner Kämpfe". Es geht etwas Sieghaftes durch das ganze Buch, eine ehrliche, bewußte Sieghaftigkeit. Und wenn in unserem Falle die im allgemeinen undankbare Aufgabe, kritisch über ein kritisches Buch zu berichten, dem Kritiker wesentlich erleichtert worden ist, so liegt es eben an der lebendigen Subjektivität dieses Buches. Hier spricht keine mühsam zusammengesuchte Studierstubenweisheit zu uns, sondern ein praktisch erprobtes ästhetisches Kredo. Denn das ist das Geheimnis dieses Buches: Sein Verfasser ist nicht nur ein Kritiker, sondern selbst schaffender Künstler, der an sich glaubt und dem die Sache, für die er ficht, ureigenste Herzenssache ist. Schlaikjer hat die ehrfürchtige Liebe zur Kunst, ohne die es keine ehrliche Kritik geben kann. Mit diesem seinem Künstlertum ist ihm aber zugleich das Recht verbürgt, seine Klinge zu führen gegen alles, was seinem tiefsten Wesen zuwider ist, gegen Unnatur, Heuchelei, Manier, philiströse Gespreiztheit und spekulierende Frechheit. Diese „Berliner Kämpfe" sind mutige Kämpfe für Freiheit, Schönheit und Wahrheit, und deshalb sind sie auch ganz gewiß mehr als ein „Beitrag zur ästhetischen Kleinarbeit" wie der Verfasser sie in der Vorrede nennt. Neben allem anderen sind sie in ihrem ausgeprägten Subjektivismus vor allen Dingen wertvoll für die kritische Würdigung ihres Verfassers als künstlerischer Persönlichkeit.

Den Lesern der „Hilfe" braucht über die Vorzüge der Schlaikjerschen Schreibweise nichts gesagt zu werden. Nur das eine sei noch hervorgehoben: Es stehen Sätze in diesem Buche, von denen man wünschen könnte, daß sie so, wie sie sind, einer leider recht verbreiteten Menschengattung täglich einigemale unter die Nase gehalten würden.

Arthur Westphal.

An dem Gefängnistor

Von Harald Kidde.

Tanzend kam sie die Gartenmauer entlang im blauen Schatten. Über ihrem Haupte tropften die goldenen Büschel des Goldregens, schwollen die lilablauen Kolben der Syringen, roter Schnee flatterte von den Rotdornkronen hernieder, und der Jasmin entsandte seinen schweren Duft; drinnen im Laube surrten die Bienen. Am Mauerkamm entlang dunkelten die Ranken des Efeus. Tanzend und sich wiegend kam sie daher auf braunen Schuhen, die Hände auf dem Rücken und den Nacken zurückgeneigt; mit geweiteten Nasenflügeln und halboffenem Munde atmete sie den Wohlgeruch des Gartens — das goldblonde Haar umflimmerte ihre geröteten Wangen, und die dunkelblauen Augen schmachteten in sorglosem Träumen. Ein Rotdornzweig blühte an ihrem offenen Mieder und die weißen Blondenärmel rauschten um ihre entblößten Ellbogen. Luftige Wolken dampften unter dem tiefen Himmelsgewölbe dahin, und ein erfrischender Windhauch brachte Kühlung vom nahen Sunde herüber.

Hinter den Schierlingspflanzen des Grabens weiteten sich die üppigen Wiesen grün und leer im Lichte der Sonne, nur der Schwalben beschwingte Schatten glitten zuweilen darüber hin, wie Fischschatten über den Seegrund — tief im Horizont drüben blaute eine gezackte Linie. Rauchsäulen stiegen von da wie aus Ofen empor und vereinigten sich oben in bräunlichem zitternden Schleier, und darunter lag die große Stadt, begraben in Nebel und Dampf.

Hin und her tanzte sie nach der Bienen wechselndem Schwirren.

Vorn, den Kiesweg versperrend, erhob, dunkel und verschlossen in all der Sommerwärme, das Gefängnis sein flaches Schieferdach; die lange Reihe vergitterter Fensterlöcher und die harten gelben Mauern schauten finster herüber.

Und sie heftete ihre Augen auf das grüne Tor unter dem vergoldeten königlichen Wappen des Mauerbogens —

Digitized by Google

soviel Felder in dem Tore waren, soviel Schritte würde sie noch zu tanzen haben, bis sie seine Schwelle erreichte — nun war sie fast dort — nur noch über den grünen Grasfleck und den rotbraunen Streifen Kies, der ihn wie der Strom eine Insel umfloß, aber da — das Tor knarrte, die hohen, schweren Flügel schwankten — — wie — sollten sie sich wirklich einmal auftun?

Die Hand am Kleide blieb sie mitten auf der Grasinsel stehen mit großen hellen Augen — und zwei lange Schatten strichen über sie hin — majestätisch öffneten sich die gewaltigen Flügel — wie ein paar Adlerfittiche, die langsam ausgebreitet werden — und da stand sie nun und sah ganz bis hinein über das leere Pflaster des sonnbeschienenen Gefängnishofes.

Aber durch das Tor, ihr entgegen, kam ein kleiner Trupp Männer marschiert mit festem Tritt — die blanken Helme glitzerten — die vergoldeten Knöpfe glänzten — es waren Polizeibeamte, schwere, mächtige Kerls — und doch alle so sonderbar klein unter der schattenreichen Tannenwölbung.

Ein taktsicherer Tritt — und sie wichen auseinander, zwei nach jeder Seite, und zwischen ihnen hervor trat einer, den sie bisher verborgen hatten — ein grauer kleiner Mann, ein seltsamer Zwerg, der sich mit schlaffen Knien und vorhängendem Kopfe vorwärtsschleppte, ein geblümtes Bündel schief unter den Arm gesteckt.

War das — Gott — das war doch kein — atemlos spähte sie — war doch kein Gefangener — —

Es durchzuckte sie scharf — sie war zwei Augen begegnet, den grauschimmernden, flackernden Augen jenes Mannes — wie zwei Nebelströme trafen die ihr Gesicht — aber — nein, bang war ihr gar nicht zumute — und sieh, wie er jetzt den Nacken aufrichtete, plötzlich — wie eine Blume in der Sonne — und wie er mit einmal die platten Füße aufsetzte — wie heiter und launig seine Miene wurde — als wolle er eben ein Stücklein pfeifen — nein, das war kein Gefangener, Gott sei Dank — —

Froh atmete sie auf und lächelte, wie ein Korallenzweig im Schaume wiegte der Rotdorn sich zwischen den weißen Spitzen ihres Kleides — und sie wandte sich auf ihrer Grasinsel um — sie wollte doch lieber gehen —

Da schnarrte eine heisere, grobe Stimme los:

„Na, Jonas Bi, lauf deiner Wege und sieh zu, daß du ordentlich wirst, damit dichs Zuchthaus nicht wiedersieht."

Hastig, entsetzt drehte sie sich um — da aber ertönte ein Schrei — ein Schrei, so gellend wild wie der Schrei eines Tieres — und sie sprang einen Schritt vor, in den Kies, und wortlos starrend verharrte sie dort.

Da drinnen in dem schattigen Tore sah sie ein Wirrwarr blutroter Gesichter und dreinhauender Fäuste, das Gewölbe dröhnte von Rufen und sich tummelnden Menschenleibern — klirrend rollte ein Polizistenhelm auf die Fliesen — nun tat sich das Gewirr für einen Augenblick auf — der kleine Mann hing am Halse eines der Beamten fest, und der Angegriffene zappelte und fauchte wie eine Katze — wieder schlug die Menschenwoge zusammen — ein graues Bündel wurde zu Boden geschleudert — das war er, o, er — und sie griff sich mit den bebenden Händen nach dem Kopfe — ein Beamter lief nach vorn — die Torflügel bewegten sich kreischend und knarrend und schlugen dann krachend zu — wie zwei grüne Walkiefer, die über der Beute zusammenprallen — dahinter erschollen wirre Stimmen, wilde Flüche und ein schleifender Ton übers Pflaster hin.

Dann war alles still, mäuschenstill und sommerlich warm — drüben in den schweren Blütenschwärmen des Goldregens surrten die Bienen, vom Sund wehte die Brise herüber, voll betäubenden Wohlgeruchs nach des Gartens Jasmin, dunkle Wolkenschatten flogen dahin über das üppige Sonnenlicht der Wiesen.

Sie stand mitten im Lichte der Sonne auf dem Wege vor dem schweigenden grünen Tore — unverstehend, hilflos schaute sie hinüber, mit zuckenden Fingern — denn warum hatte der kleine Mann — warum hatte er doch nur in aller Welt — so auf einmal — —?

(Aus dem Dänischen von H. Kiy.)

Apollo und Marsyas

Es ist bekannt, daß die Griechen von Apollo erzählten, er habe den Silen Marsyas schinden und ihm die Haut abziehen lassen, als dieser im musikalischen Wettkampf gegen ihn unterlag. Wie kommt der Lichtgott zu solcher Grausamkeit, zumal sie einen dummen Waldmenschen traf, der es eben nicht besser verstand? Nun, die Sache hat ihren tiefen Sinn. Wenn es in der griechischen Mythologie blutig hergeht, so handelt es sich jedesmal um etwas Schrilles, um einen Superlativ. Wenn die tanzenden Mänaden Hirschkälber und Zicklein im wilden Tanz zerreißen, so ist damit der Riß gemeint, der in die Natur fährt, wenn sie vom sommerlichen Leben in das winterliche Sterben muß. Das ist kein stilles Welken, sondern ein jähes Ende. Aber freilich, das geschieht in bacchantischer Lust; ist Apoll nicht der Gott höherer Ordnung, die auf dem Gleichmaß beruht?

Athena hatte sich Flöten aus dem Schilf geschnitten. Sie probiert sie am Wasser und sieht, daß ihr Gesicht sich beim Spiel entstellt Schnell wirft sie die Flöten weg. Marsyas hascht diese, obwohl gezüchtigt, bläst er voller Wonne, Monat auf Monat. Durch die Wälder bläst er fröhlich. Zu seinem Spiel tanzen die Satyre und Silene, die Nymphen und Najaden, die Cureten und Dryaden. Dionysos nennt ihn in seinem Thiasos willkommen und heißt ihn blasen beim nächtigen Schwärmen. Schrill und hoch mögen die Rohre geklungen haben; wild und regellos quollen die Töne. Aber es tanzte sich herrlich dabei und wie die Weise, so schlang sich der Tanz regellos wild, heiß und schnell. Wonnen des heißen Erdenlebens sprangen auf, wo Marsyas mit dicken Backen blies.

Da wurde Marsyas allzu stolz und verkündete: er mache bessere Musik als der Kitharöde Apoll. Dessen goldene Harfe klang freilich anders. Kluge Finger griffen in die offenen Saiten zu seltenen Akkorden. Fein und zart klangen die gezupften Töne; heilige Stille rings forderte der Gott, wenn er zur Kitharis griff. Dann lauschte Ohr und Herz; die Seelen fühlten sich frei und leicht und spannten ihre Flügel aus. Lange noch schwebte der Ton in den gehobenen Herzen, wenn die Saiten längst verklungen waren. Wohl tanzten auch hier bewegte Gestalten, aber einen feinen Reigen. Die Musen reichten sich leicht die Hände und schwebten mit nackten Sohlen wie feiner Nebel über den lächelnden Blumen. In die stillschöne Musik klang ihr silbernes leises Lachen.

Und nun wagt sich Marsyas auf seinem Rohr mit dem Kitharisten zu messen! Gelassen zeigt sich der Gott; kein scharfes Wort verrät die innere Erregung. Nur eine Bedingung stellt er: Der Unterliegende wird geschunden. Schon erscheint der Skythe mit dem Messer — ein Grieche gibt sich zu einer solchen Exekution nicht her. Zuerst spielt Apoll; ruhig, innig und golden rauschen die Akkorde. Der Wind steht still und die Wasserköpfchen lauschen. Die Töne dringen tief ins Herz, und niemand denkt mehr an die blutige Entscheidung, alles gibt sich der goldenen Klarheit hin. Dann ruhen die göttlichen Hände. Gelassen setzt Apollo sich hin, die geliebte Harfe im Schoß, und blickt ruhig herüber zu dem Waldmenschen, der nackt dasteht mit seinem Rohr. Marsyas beginnt, daß die Rohre zu brechen drohen. Schrill, wütend, rasend laufen die Töne. Immer jäher jagen sich die Schreie, die Pfiffe, immer verzerrter blähen sich die Backen des Blasenden. Endlich bricht er ab, mit einem höchsten, schärfsten Ton. Und dann geht der Skythe an sein grauenvolles Amt und Apollo schenkt keine Gnade.

Denn der Gott ist in tiefster Seele zornig. Was jener dort wollte, ist wohl Drang und Stärke, ist wohl Jubel und Weh, aber die Töne sind nicht heilige Gebundenheit. Der Kosmos, die zarte Ordnung fehlt, die die Seele läutert, nicht nur erregt. Wie lange hatte es gedauert, bis Apollo selbst das Maß gefunden und die eigene Hitze gedämpft hatte! Jetzt, wo es gelungen, haßt er die tiefere Stufe und fordert ihren Untergang. Es ist der Kampf des Apollinischen mit dem Dionysischen, den uns Nietzsche so schön geschildert hat. Hier wilde, heiße Kraft, Urdrang und zügelloses Leben, dessen Schönheit die Hitze ist; dort Maß und Ruhe, Klarheit und Verhaltenheit, eine gebundene gelenkte Kraft. Und das Zweite ist der Todfeind des Ersten.

Als die Griechen diese Sage dichteten, da lag das Dionysische schon weit hinter ihnen und das Apollinische hatte gesiegt. So stellt sich die Sage ganz auf Apollos Seite. Die Griechen ahnten selbst nicht, daß in späteren Jahrhunderten, als das Apollinische vergangen und blaß geworden war, die starke wilde Kraft des Dionysischen sich aufs neue, ungebrochen erheben sollte. Wir wissen heute, daß der Gegensatz Apoll und Marsyas die Kunst aller Zeiten durchdringt. Stets wird das vornehme Gleichmaß mit den Formen starken Brausens um den Preis ringen. **Paul Schubring.**

Digitized by Google

Neue Gedichte

Es regnet bald.
Die Bäume ragen riesengroß
Mit fahlem Laub
Vom feuchten Moos
Zum Himmel auf.

Wie Menschenleid, so ernst und bang
Und angstvoll rauscht's,
Als ob ein Klang
Hier Sünde sei.

Leis zittert schwaches Buchenlaub
Und klammert sich am Kiefernast.
Kein Vogellaut, kein Menschentritt.
Und klagt nicht alles gestorbene Leid,
Sünde und Tod aus dem stillen Wald?
Seele, du lügst.
Es regnet bald. —

* * *

Ich habe mit dir ins Feuer gesehen.
Es glühten die lodernden Flammen.
Wir haben beide zusammen
In lodernde Flammen gesehen.

Und als das Feuer zerfallen,
Da wurde dein Antlitz fahl,
Da wurde es mir zur Qual,
Dir weiter zu gefallen.

Wo uns die Flamme gesprühet,
Da sehe ich dich nun wieder,
Da singe ich dir Lieder,
Auf Asche zu Tode geglühet.

* * *

Das war ein blüteschwerer Tag im Mai,
Des Abendfriede nun die Menschen feiern.
Und wie auf Wunder wartend sitzen wir
In unsres alten Garten Abendschatten.
Und atmen tief zum erstenmal im Jahr
Den Duft von Erde, die wir selbst begossen,
Und sehen von den Blättern Tropfen fallen
Und freuen uns des aufgeblühten Flieders,
Der schweren Weihrauch zu uns niedersendet,
Als ob die Welt ein Tempel worden wäre.

Am Gartentore gehen die Menschen langsam
Und fromm vorbei.
Wie wenn sie alle wüßten,
Daß heute jede recht gelebte Stunde
Dem vollen Leid, das uns das Leben bringt,
Versöhnend und gerecht die Wage hält.

Richard Koch.

Büchertisch

Grenzen der Gewerkschaftsbewegung. Unter diesem Titel hat im „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik" Dr. Max Prager, München, eine ganz vorzügliche Studie über den gegenwärtigen Stand der deutschen Gewerkschaftsbewegung veröffentlicht. Auf Grund der offiziellen Jahresberichte, der in den Fachzeitschriften verstreuten Artikel und der neuesten selbständigen Gewerkschaftsliteratur wird hier mit wissenschaftlicher Unerschrockenheit und Gründlichkeit ein überaus klares und anziehendes Bild der gewerkschaftlichen Gesamtbewegung gegeben. Natürlich läuft, wie sich das bei einer ernsten, wissenschaftlichen Arbeit von selbst versteht, neben der Darstellung fortgesetzt die Kritik einher; aber nirgends stört sie die Freude am Lesen, vielmehr macht sie erst die Studie auch für den Kenner der deutschen Gewerkschaften recht wertvoll. Wir haben hier die beste und zuverlässigste objektive Darstellung der gegenwärtigen deutschen Gewerkschaftsbewegung. Schade, daß der Preis (man muß das ganze 2. Heft des XX. Bandes der Zeitschrift zum Preise von 7 Mk. kaufen) der weiten Verbreitung so hinderlich ist. Die Arbeit verdiente einen sehr großen Leserkreis; sie ist auch für den wissenschaftlich ungeübten Arbeiter verständlich und anziehend geschrieben. Als Einleitung hat der Verfasser in Anknüpfung an verschiedene Artikel Weinhausens in der „Hilfe" und „Nation" auch einen kritischen Überblick über die Literatur des Themas „Grenzen der Gewerkschaftsbewegung" gegeben und der Schluß läuft in einen Ausblick in die künftige Entwickelung aus. Wir empfehlen die Arbeit dringend allen denen zum Studium, die sie sich im Buchhandel kaufen, oder auf einer Bibliothek zugänglich machen können. W.

Selbsterkenntnis und Selbstzucht von K. Rudolf, Verlag Kontinent-Berlin. 45 S. Diese Broschüre gehört in die Reihe politischer Mahnpredigten, welche mit der Moral des einzelnen die Politik eines Volkes zu verbessern glauben. Obgleich der Verfasser das Problem der Sozialdemokratie verkennt, finden sich in seiner Schrift viele vernünftige Einzelbemerkungen, um deretwillen wir sie empfehlen können. L.

Allerlei

Nochmals die Schillerfeier 1859. Sie wünschen, wie ich aus Nr. 13 der „Hilfe" ersehe, Mitteilungen über die Schillerfeier 1859 von einem, der „dabei war". Vielleicht darf ich dienen!

Die Schillerfeier 1859 trug, bei aller äußerlich bewahrten Ruhe, ein eminent politisches Gepräge, besonders bei uns in Schleswig-Holstein, aber auch sonst. Es lag damals politische Stickluft über den Völkern Europas. Da hub ein erstes Wetterleuchten in Italien an. Unser Religionslehrer in der Prima zu Altona trat eines Morgens leuchtenden Auges in die Klasse und teilte mit: Jetzt werde der Prinz von Preußen (spätere Kaiser Friedrich III.) sich an die Spitze einer Armee stellen und Italien zur Einheit und Freiheit verhelfen. Wir jubelten! Ein preußischer Prinz „vielleicht" sogar späterer deutscher Kaiser, zieht an der Spitze einer deutschen Armee die alten deutschen Kaiserwege! — Es wurde damals noch nichts. Aber nun kam die Schillerfeier wie eine sehr wohltuende Erlösung nach all der schmerzlichen Spannung und Enttäuschung jener Tage. Der 10. November 1859 sah über Nacht ein wirklich einiges Volk, was alle Schützen- und Verbrüderungsfeste nicht hatten zuwege bringen können; ein „einig Volk von Brüdern", so innerlich einig in dem einen Namen Schiller, wie es selbst auch ein Bismarck nicht wieder herstellen konnte, und wie wir es nun heuer vielleicht noch einmal erleben werden ... Unsere Prima feierte das Fest — dem Dänen zum Trotz — glänzend. Der Primus erschien in Wichs mit dem Schläger hoch zu Roß und hielt angesichts der alten Hochschule Altonas eine begeisterte Rede an uns Schüler und — an das zahlreich versammelte „deutsche Volk"! Der alte würdige Direktor erwiderte freundlich und dankend mit einer Gegenrede. — Um dieselbe Zeit führten wir Primaner à la Schillers „Räuber" einen wahren politischen Freibeuterzug aus nach dem benachbarten Hamburg. Es wurde dort im Theater ein deutschpolitisches Stück gegeben, dessen Spitze gegen Dänemark gerichtet war. Wir erschienen in corpore nach berühmtem Muster Jenenser Musensöhne im Parterre und erzwangen durch anhaltendes Getrampel, daß die Musik nach dem ersten Aktschluß das damals so verpönte „Schleswig-Holstein meerumschlungen" anstimmte. Das ganze anwesende Publikum, das wir als stillen Bundesgenossen auf unserer Seite wußten, fiel mit uns ein, und ein wahrhaft dröhnender Gesang erschütterte das Haus ... Merkwürdigerweise geschah uns Schülern von seiten der dänischen Behörden — die Hamburger hatten wir nicht zu fürchten — nichts. Auch unser alter lieber Direktor hat uns kein Wort der Rüge — auch freilich nicht des Lobes — gesagt. Ein stilles Schmunzeln zeigte uns aber doch, daß er innerlich ganz auf unserer Seite stehe. Er hätte auch seine Primaner, wenn's zu einem Konflikt gekommen wäre, nicht im Stich gelassen. Damals existierte vielleicht mehr „akademische Freiheit" in deutschen Landen, als zu unseren Zeiten. Aber auf Schiller zurückzukommen: wie war's doch eigentlich? Dieser nämliche Schiller war unser zweiter heimlicher Bundesgenosse! Sein gigantischer Schatten war über ganz Deutschland aufgestiegen, bis tief ins Schleswig-Holsteinland hineinragend, und deckte auch uns. Bei der hochgehenden patriotischen Erregung der Gemüter, die der Name Schiller ganz besonders auch in dem geknechteten und „verlassenen" Bruderstamm hervorrief, wagte man es offenbar nicht, hier die bekannte feste Hand nach uns auszustrecken ...

Ich schließe hier meinen Bericht und zeichne in aller Freundschaft Ihr ganz ergebener **F. J. Feddersen.**

Briefkasten

W. in K. Wenn Sie sich über den Geist, der in den russischen Oppositionsparteien herrscht, unterrichten wollen, dann lesen Sie das eben erschienene Buch von Professor v. Reusner (Gebauer und Schwetschke, Halle).

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 15

Nationalsoziale Wochenschrift

Sonntag, den 16. April 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Marokko — Die Arbeiter im Heer — Bethmanns Debüt — Laßt alle Hoffnungen fahren — Der englische Etatsentwurf) — **Naumann:** Wohnungen und Einkommen — **Dr. E. Katz:** Kautsky als Revisionist — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — Professor **Ferdinand Tämies:** Schiller und der Genius seiner Zeit — **G. Traub:** Sonntag — **Erich Schlaikjer:** Proletarische Verse — Pollos Begräbnis — Kunst — Allerlei — Eingegangene Bücher — Briefkasten.

Politische Notizen

Marokko. Die erste Aufregung über die Kaiserreise ist vorüber. Man gewinnt allmählich Einblick in das Werk, das im Gange ist, und das Bild erscheint nicht unbefriedigend. Vor einem Jahr war die Situation für uns sehr heikel. Eine Isolierung Deutschlands hatte tatsächlich stattgefunden, und die damalige sehr verbittert klingende Rede des Kaisers, die nach der Westgrenze gerichtet war, konnte die schlimmsten Besorgnisse erwecken. Das zwischen Frankreich und England abgeschlossene Marokkoabkommen war mehr als eine Gefährdung deutscher Handelsinteressen, es war eine schwere Schlappe, die das deutsche Prestige erlitten hatte. Einerlei, woher die Isolierung kam, von unserer agrarischen Handelspolitik, von der Ungeschicklichkeit unserer Junkerdiplomatie, von der Wirkung natürlicher Konkurrenzverhältnisse — sie war da, und im Volke herrschte das denkbar größte Mißtrauen gegenüber der Leitung unserer auswärtigen Politik. Inzwischen ist Rußlands Macht gestürzt und Frankreich dadurch schwächer geworden. Und in dieser Hinsicht brachte uns der Bankrott des Zarenreiches, der uns, soweit er die englische Weltherrschaft stärkt, keineswegs günstig ist, schätzenswerte Vorteile. England verlor das Bedürfnis der Anlehnung an Frankreich, wir standen Frankreich gegenüber stärker da. In England überlegte man wieder, daß französische Kolonialherrschaft den fremden Kaufmann benachteiligt, und die Anhänger der Pitt'schen Politik erinnerten sich, daß man Frankreich als Seemacht nicht aufkommen lassen dürfe. In Frankreich aber fand Delcassés deutschfeindliche Politik unter fast allen Parteien heftigen Widerstand, sobald sie durch das jüngste zielbewußte Vorgehen Deutschlands bloßgestellt war. Naive Leute meinen, daß Bülow schon unmittelbar nach Abschluß des englisch-französischen Marokkoabkommens dasselbe durch gütliche Vorstellungen in Paris hätte erreichen können. Diese Meinung ignoriert die Machtverschiebungen, die im letzten Jahre stattgefunden haben. Bülow hatte nicht Unrecht, als er sich verteidigte, daß er seine Marokkopolitik der Veränderung der Situation angepaßt habe. Ohne Zweifel ist in diesem Falle der Erfolg auf seiner Seite, denn es ist ein Erfolg, wenn nun die im vorigen Jahre gegenüber Deutschland geschehene Brüskierung von Delcassé als „Mißverständnis" bezeichnet wird, und wenn sich unsere wirtschaftlichen Aussichten in Marokko täglich verbessern. Damit ist auch unser auswärtiges Prestige wieder im Wachsen. Dies müßten besonders diejenigen einsehen, die im vorigen Jahre lebhaft und mit Recht über die Isolierung Deutschlands geklagt haben.

Die Arbeiter im Heer. Es ist ein alter Kniff der Agrarier zu behaupten, daß die Industriebevölkerung für das Heer nichts wert sei. Sie wollen ihre Zölle dadurch empfehlen, daß sie die industriellen Soldaten herabwürdigen. Dieses traurige Handwerk wird ihnen jetzt durch einen unserer allerersten Militärs glücklicherweise sehr erschwert. Feldmarschall Graf v. Häseler schreibt:

„Die Bevölkerung des Ruhrgebiets steht mir besonders nahe, denn aus ihr rekrutiert sich größtenteils das XVI. Armeekorps. An Umsturz denken diese Leute nicht. Sie sind durch und durch königstreu. Das ist kein blindes Vertrauen, sondern meine durch langjährige Beobachtung erworbene feste Überzeugung. Die Gedienten des Ruhrreviers sind tüchtige, ehrliebende Soldaten. Wir können uns im Kriegsfall fest auf sie verlassen. Im vorigen Sommer hatte der Verein der 131er in Witten an der Ruhr mich zu seiner Fahnenweihe eingeladen, die mit einem „Korpsappell" verbunden war. Etwa 10 000 Gediente des XVI. Armeekorps standen in Parade unter der Leitung eines ihrer Genossen. Die Haltung war musterhaft; alle waren Soldaten geblieben; ich schied mit dem Gefühl: Lieb Vaterland, magst ruhig sein!"

Ob „Genosse" hier soviel wie Sozialdemokrat bedeuten soll, kann zweifelhaft sein, aber sicher sind unter den so lebhaft belobten Soldaten viele Sozialdemokraten. Königstreu sind sie insofern, als sie unter dem Oberbefehle des Königs das Vaterland zu verteidigen bereit sind. Es ist gut, daß Graf Häseler dem Worte „königstreu" den Beigeschmack von allgemeiner Unterwürfigkeit genommen hat. Wer nicht an Umsturz denkt, ist königstreu, er mag sonst radikal sein, streiken, gegen die vorübergehenden Minister protestieren: eine für einen Feldmarschall sehr anerkennenswerte Freiheit des Urteils.

Bethmanns Debüt. Der neue preußische Minister des Innern hat die erste beste Gelegenheit im preußischen Abgeordnetenhause benutzt, um eine Rede zu halten, die wie eine Programmrede klingt. Und zwar — man höre und staune! — wie die Programmrede eines sozial empfindenden maßvollen Liberalen. Als Herr v. Bethmann-Hollweg noch Abgeordneter war, saß er auf den Bänken der Rechten. Jetzt als Minister gab er Ansichten Ausdruck, wie man sie nur von links her zu hören gewohnt ist. Oder hat man jemals einen Konservativen gekannt, der der Meinung war, daß man „das Beste von der freien Tätigkeit des Volks zu erwarten habe"? Im Gegensatz zu den Kreisen, denen er parlamentarisch nahe stand, ist Herr v. Bethmann ein Freund weitgehender Volksbildung. Erklärt er doch geradezu, „die Zukunft unseres Vaterlandes stehe und falle mit der Frage, ob es möglich sei, eine **mens** hervorzurufen, die das Bildungsbedürfnis nicht mit der letzten Klasse der Volksschule abschließe". Und daß er dabei nicht etwa nach konservativem Schema die ländlichen Verhältnisse außer Betracht lassen wollte, geht daraus hervor, daß er gleich darauf von den „Lücken in der Fürsorge für die schulentlassene Jugend namentlich auf dem platten Lande" sprach. Er scheint also ein Freund der obligatorischen Fortbildungsschule selbst für das Land zu sein! Was wohl die Agrarier dazu sagen werden, wenn der Herr Minister daran geht, das, was scheinbar sein Programm ist, in die Wirklichkeit umzusetzen? Herrn v. Bethmann freilich schreckt das nicht. Proklamiert er doch als sein Prinzip die „Unabhängigkeit von politischen, religiösen und sozialen Vorurteilen". Ja, er ist so vorurteilsfrei, bei den Vagabunden auf der Landstraße nicht mehr Schuld zu finden, als bei den „Arbeits-

Digitized by Google

losen im eleganten Anzuge". Alles in allem: seinen Worten nach hat noch kein preußischer Minister des Innern der Linken so gefallen können wie er. Aber freilich, auf die Taten kommt es schließlich an. Wie wäre es, wenn Herr v. Bethmann das noch uneingelöste Versprechen, der Thronrede von 1904, das Vereinsgesetz zu verbessern, schleunigst zur Tat werden ließe? Denn nach ihren Vorlagen soll man die Minister beurteilen, nicht nach ihren Reden. Sind die Vorlagen Bethmanns aus modernem Geist geboren, wie es seine Antrittsrede zweifellos war, so sollen sie uns willkommen sein, obwohl sie von einem Manne der Rechten kommen, vielmehr, sie sollen uns doppelt willkommen sein, weil sie von einem vorurteilsfreien Manne der Rechten kommen.

Laßt alle Hoffnungen fahren, so predigt die sozialdemokratische Presse Tag aus Tag ein den Bergarbeitern im Hinblick auf die Kommissionsverhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses. Es ist ja wahr, daß die Regierungsvorlage in der ersten Lesung von der Kommission in einer Weise verhunzt worden ist, wie es selbst den konservativen und freikonservativen Arbeiterfeinden niemand zugetraut hätte. Keine obligatorischen Arbeiterausschüsse, kein sanitärer Arbeitstag, Drohungen mit „Arbeitswilligenschutz" für die zweite Lesung! Gewiß, wenn das die endgiltige Fassung der Kommission bliebe und vom Plenum gebilligt würde, müßte die Regierung unter allen Umständen den Gesetzentwurf zurückziehen. Aber selbst in diesem Falle müßten die Bergarbeiter noch nicht hoffnungslos pessimistisch sein, sondern mit allem Nachdruck die Regierung auffordern, das vom preußischen Landtag verballhornisierte Gesetz in neuer, verbesserter Auflage dem Reichstag vorzulegen. Wenn die gesamte arbeiterfreundliche Presse, wenn vor allem auch die Organe der christlichen Gewerkschaften und Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine in dieser Forderung einmütig und energisch sind, dann wird sich ihnen die öffentliche Meinung anschließen, und Regierung und Reichstag werden dann gemeinsam einen besseren Bergarbeiterschutz schaffen, als ihn das preußische Dreiklassenparlament je schaffen kann. Aber vielleicht sind diese Erwägungen ganz überflüssig und das preußische Abgeordnetenhaus gibt bei den Plenarverhandlungen nach Ostern die Beschlüsse seiner einseitig zusammengesetzten Kommission preis. Vielleicht! Im Augenblick, da diese Zeilen in Druck gehn, weiß man nicht einmal genau, wie die Regierungsvorlage von der Kommission in zweiter Lesung behandelt werden wird. Viel weniger kann man mit einiger Sicherheit voraussagen, was Regierung und Plenum des Abgeordnetenhauses nach Ostern tun werden.

Der englische Etatsentwurf, der eben dem Unterhause vorgelegt worden ist, zeigt nach einem Berichte des „Vorwärts" eine günstigere finanzielle Entwicklung, als allgemein erwartet wurde. Die wirkliche Einnahme des letzten Jahres betrug 143 370 400 Pfd. Sterling. (Fast genau soviel, nämlich 143 390 000 Pfd. Sterling hatte der vorjährige Etat vorgesehen!) Im einzelnen gestaltete sich die Einnahme folgendermaßen:

Zölle	35 730 000	Pfd. Sterl.
Einkommensteuer	31 250 000	„ „
Verbrauchssteuer	30 750 000	„ „
Posteinnahmen	16 100 000	„ „
Erbschaftssteuer	12 350 000	„ „
Stempelsteuer	7 000 000	„ „
Telegraph	3 830 000	„ „
Boden- und Haussteuer	2 750 000	„ „
Verschiedenes	1 910 400	„ „
Zusammen	143 370 400	Pfd. Sterl.
Voranschlag	143 390 000	„ „
Fehlbetrag	19 600	Pfd. Sterl.

Die Einnahme schließt demnach mit einem Fehlbetrage von weniger als 20 000 Pfd. Sterl., was bei einem so enormen Etat, wie dem britischen, sicherlich verschwindend wenig ist. Der Gesamtetat zeigt indes einen Überschuß von 1 477 000 Pfd. Sterl., da die Ausgaben geringer waren als die im Voranschlage berechneten. Sie wurden beim Einbringen des verflossenen Etats auf 142 984 000 veranschlagt, stellten sich in Wirklichkeit aber nur auf 141 893 000 Pfd. Sterl. — Ebenso günstig dürfte sich der Gesamtetat für das kommende Finanzjahr gestalten. Die einzelnen Ausgabeposten sind bereits bekannt und belaufen sich insgesamt auf 141 252 000 Pfd. Sterl., und da die letztjährige Einnahme dem neuen Etat zur Grundlage dient, so läßt sich auf einen bedeutenden Überschuß schließen, der wahrscheinlich zur Herabsetzung mancher Steuerlasten dienen wird. Die einzelnen Ausgabeposten für das Jahr 1905/06 sind wie folgt:

Schuldendienst	27 000 000	Pfd. Sterl.
Zivilliste, Richtergehälter 2c.	3 000 000	„ „
Armee	29 813 000	„ „
Flotte	33 390 000	„ „
Verwaltung	28 614 000	„ „
Zoll-, Steuer- und Abgabendienst	19 435 000	„ „
Veranschlagte Gesamtausgabe	141 252 000	Pfd. Sterl.
Letztjährige Gesamteinnahme	143 370 000	„ „
Überschuß	2 118 000	Pfd. Sterl.

Mehr noch als die Rückwirkung dieser Finanzlage auf die Politik und Wirtschaftsentwickelung Englands interessiiert uns ein Vergleich mit den entsprechenden Posten des deutschen Haushaltungsplanes. Darauf wird gelegentlich im einzelnen noch zurückzukommen sein.

Wohnung und Einkommen

Die Bodenreformer gewinnen von Jahr zu Jahr an Ansehen. Seit der Erlaß der drei preußischen Minister vom 19. März 1901 die Gemeinden auf eine Bodenpolitik hingewiesen hat, die nicht nur Grundbesitzervertretung ist, steigt die Zahl der Kommunalverwaltungen, die ein gewisses Verständnis für die dringliche Größe der Bodenfragen bekunden. Baugenossenschaften sind in allen Orten mit starkem Bevölkerungszuwachs im Entstehen und Gedeihen. Die Zahl der gemeinnützigen Bauvereine wird auf 570 angegeben. Männer der Wissenschaft wie Wagner, Bücher, Brentano sprechen sich mit zunehmender Wärme für prinzipielles Anfassen der Wohnungs- und Bodenfrage aus. Der Frankfurter Wohnungskongreß hat trotz seines nicht völlig erwünschten Verlaufes die allgemeine Stimmung günstig beeinflußt, und vor allem hat die Unermüdlichkeit des Deutschen Bundes für Bodenreform unter Führung unseres Freundes A. Damaschke mit jedem Jahr an Wirkung gewonnen. Mit dieser erfreulichen äußeren Entwickelung geht ein gewisser Umformungsprozeß im geistigen Gehalte der Bodenreformer vor sich. Nicht als ob das Wesen der Bodenreform selber sich änderte, aber die Ausdrucksweise wandelt sich. Die ganz allgemeine Theoretisiererei über ewiges Anrecht aller Menschen auf den Mutterboden und die allgemeine Ertränkung aller anderen Wirtschaftsfragen durch das eine und einzige Bodenproblem verschwindet und macht einer vertieften, gründlichen Darstellung der Wirklichkeit und ihrer Nöte Platz. Der Unterschied älterer und neuerer Literatur ist groß, und wir haben der heutigen Literatur gegenüber nicht mehr das Recht, die älteren Bedenken und Vorwürfe festzuhalten. In der Bodenreform haben die Revisionisten über die Theoretiker gesiegt, und der Leser erhält das Gefühl, daß er heute nicht mehr einen Ableger ausländischer Verhältnisse und Spekulationen vor sich hat, sondern ein normales deutsches Gewächs, die notwendige Folge des Bevölkerungszuwachses und des Industrialismus, die sich ihr Sachen- und Personenrecht nach ihrem Bedürfnis schaffen müssen. Und wo es etwa an Schärfe der volkswirtschaftlichen Fragestellung noch fehlen sollte, da helfen Arbeiten wie das neue Buch von A. Weber über „Bodenrente und Bodenspekulation in der modernen Stadt" dazu, noch peinlicher und genauer das zu bezeichnen, was man angreifen und ändern will. Auf dieses Buch wird man noch öfters zurückkommen müssen. Heute liegt uns daran, die neue Vierteljahrsschrift Damaschkes anzuzeigen:

Jahrbuch der Bodenreform, Vierteljahrshefte, herausgegeben von A. Damaschke; Jena bei Gustav Fischer. Einzelheft 2 Mk. Preis jährlich 5 Mk.

Mit Herausgabe dieser Vierteljahresschrift erhebt sich die Bodenreform zur Höhe einer Bewegung, die es wagt, einen wissenschaftlich durcharbeiteten Hintergrund zu besitzen. Es wird teils Untersuchung, teils Tatsachenmitteilung geboten. Der erste Aufsatz des ersten Heftes stammt vom Fabrikanten H. Freese, dem Manne der Praxis und Theorie zugleich, dessen zwei Lebenssterne Gewinnbeteiligung und Bodenreform heißen. Was er hier bietet, ist von ganz allgemeinem Interesse. Er hat im Jahre 1893 in Conrads Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik eine Arbeit veröffentlicht, die sich mit genauen Darlegungen des Verhältnisses von Einkommen und Wohnung bei den Arbeitern seiner Fabrik beschäftigte. Diese ältere Darlegung setzt er nun mit neuen Ziffern fort. Er hat eine sorgfältige und schulgerechte Privatenquete veranstaltet, die sich auf 170 Arbeiter, Arbeiterinnen und Angestellte erstreckt, von denen 96 zum Berliner Betrieb

Digitized by Google

Freeses gehören, die anderen in seinen Filialen in Hamburg, Breslau und Leipzig beschäftigt sind. Der Umfang dieser Privatuntersuchung ist an sich etwas klein, aber anders als im eigenen Betriebe lassen sich derartige Feststellungen nicht exakt durchführen. Auch gehört die Freiwilligkeit der Arbeiter dazu, um sie überhaupt zu ermöglichen. Es gibt wenig Betriebe, die so klar über ihre eigenen Lebensbedingungen sein werden, ein Erfolg des seit 20 Jahren bewährten Freeseschen Systems der Arbeitervertretung im Betriebe.

Freese also untersucht: welchen Anteil des Lohnes nimmt die Miete für sich in Anspruch? Dabei muß er feststellen: wie waren die Löhne? Wie hoch waren die Mieten? Wie verhält sich beides? Daß bei jeder dieser Fragen allerlei Schwierigkeiten und Nebengesichtspunkte auftauchen, versteht sich für jeden, der statistische Arbeiten kennt, von selbst. Freese hat Fehlerquellen nach Möglichkeit auszuschalten versucht. Über den Lohn gibt er aus den Büchern seiner Fabrik eine wertvolle Übersicht vom Jahre 1874 an. Es verdiente wöchentlich im Durchschnitt ein

	1874	1878	1884	1890	1898	1903
	Mk.	Mk.	Mk.	Mk.	Mk.	Mk.
Jalousiearbeiter .	31,09	25,83	27,82	28,63	31,25	34,93
Tischler	26,07	27,09	21,52	25,87	30,39	33,86
Einsetzer . . .	26,07	30,42	25,41	28,19	29,74	32,94
Maler	38,99	31,92	37,89	34,93	30,02	39,46
Anstreicher . .	18,96	23,26	21,55	21,75	19,82	20,21
Kreissägenschneider	—	—	22,21	24,93	30,14	33,57
Metallarbeiter .	—	—	23,34	30,56	24,85	31,09
Näherin . . .	—	—	12,57	14,54	11,50	13,12

Schon dieser knappe Auszug veranlaßt vielerlei Gedanken. Wie wechselnd ist doch das Schicksal selbst nah verwandter Arbeitszweige. Auch wenn man zugibt, daß die Einzelziffer bei einem verhältnismäßig nicht sehr großen Betriebe zufällig sein kann, so ist doch soviel ganz offenbar, daß die Flut und Ebbe des Wirtschaftslebens die Wellenhöhe auch in diesen Betrieben steigen und fallen ließ. Erfreulich ist, daß das letzte Jahr so günstig ist. Erst jetzt ist teilweis die Höhe der Zeit des Gründerglückes von 1874 wieder erreicht. Es geht aufwärts, die Löhne steigen, aber — und nun kommt das zweite Ergebnis: gleichzeitig steigen die Mieten. Es betrug die Miete für den

	1892	1903
Arbeiter . . .	14,44 pCt.	16,53 pCt. des Einkommens
Beamten . .	16,47 „	14,94 „
Unternehmer .	6,67 „	5,49 „

In diesen Ziffern liegt der Kern der Freeseschen Arbeit. Es ist unmöglich, hier darzustellen, wie diese Zahlen gewonnen sind. Sie erscheinen uns richtig und im allgemeinen typisch, das heißt: es besteht große Wahrscheinlichkeit, daß nicht nur bei Freese, sondern überhaupt die Entwickelung ungefähr so läuft, daß die schneller steigenden Einkommen der Geschäftsbeamten und des Unternehmers die Erhöhung der Mieten ohne besondere Schwierigkeit überwinden, daß aber der Arbeiter bei langsam steigendem Einkommen einen immer höheren Bruchteil seiner Arbeit auf Wohnung verwenden muß. Freese findet dafür die sehr einleuchtende Formel: im Jahre 1892 waren $43\frac{1}{3}$ Arbeitstage für Bezahlung der Wohnung erforderlich, im Jahre 1903 aber $49\frac{3}{5}$ Arbeitstage. Etwas über 6 Tage, also eine Woche, verlangt der Mietspreis heute mehr als vor 10 oder 12 Jahren. Anders ausgesprochen: der Gewinnanteil, den die Freesesche Fabrik ihren Arbeitern zahlt, wird fast ganz durch Erhöhung der Wohnungsausgabe aufgesogen. Das aber heißt, daß überall dort, wo es diese besondere Einrichtung nicht gibt, der Aufstieg der Löhne an sich solange eine Sache von zweifelhaftem praktischen Werte ist, als es dem Grund- und Hausbesitzertum gelingt, sich in den Genuß der Lohnerhöhungen zu setzen. Es muß also neben der Lohnbewegung der Arbeiter eine bodenreformerische Tätigkeit einhergehen, wenn nicht das Ergebnis dieser Lohnbewegung zwar einerseits eine Belastung der Industrie, aber nicht andererseits eine Hebung der Qualität der Arbeiter werden soll.

Damit ist nur in den allergröbsten Strichen angedeutet, was Freese klar und fein vor Augen führt. Er beweist auch durch viele Einzelangaben, daß nicht etwa die Erhöhung des Wohnungspreises daher kommt, daß jetzt der Arbeiter mehr Wohnraum benutzt. Das ist in der Tat nicht der Fall. Er wohnt viel zu eng, und für diese ungenügende Wohnung zahlt er mit dem Ertrag von fast 50 Arbeitstagen, also mit zwei Monaten seiner Kraft. Stube und Küche ist das Normalmaß des gewöhnlichen Arbeiters. Erfreulich ist dabei nur, daß der Mißbrauch der Aftervermietungen etwas nachzulassen scheint.

Ein interessanter Nachtrag zu Freeses Ausführungen bildet ein Hinweis auf den Zusammenhang von Steuerpolitik und Wohnungspreis. — Die Steuerlast der Arbeiter ist von 1892 bis 1903 verhältnismäßig nicht gewachsen, während die des Unternehmers recht beträchtlich gestiegen ist. Daraus ergibt sich, daß jetzt Wohnung und Steuern zusammen für alle Gruppen der Fabrik fast gleich hoch stehen, und zwar folgendermaßen:

	die Steuern	die Miete	beides zusammen
Arbeiter . .	0,92 pCt.	16,07 pCt.	16,99 pCt.
Beamte . . .	1,75 „	15,32 „	17,07 „
Unternehmer .	11,92 „	5,49 „	17,42 „

Dabei darf freilich nicht vergessen werden, daß die indirekten Steuern und Zölle bei dieser Art Zusammenstellung fehlen. Immerhin ist soviel gesagt, daß die direkte Steuerkraft der Arbeiter und Beamten dadurch lahm gelegt wird, daß sie unter der Privatsteuer der steigenden Bodenrente leiden. Der Grundbesitzer nimmt das weg, was der Gesamtheit dienen könnte.

Mit dem allen ist das Problem neu ins Bewußtsein gehoben: der Druck der Rente. Ob dieser Druck ein Naturvorgang ist, dem man sich nicht entziehen kann, oder ob er ganz oder teilweise Folge zurückgebliebener Gesetzgebung ist, darin besteht die wissenschaftliche Aufgabe der Bodenreformer. Möge es dem neuen Jahrbuch der Bodenreform gelingen, eine nützliche Aufklärung zu schaffen. **Naumann.**

Kautsky als Revisionist

Über die Lehren des Bergarbeiterstreiks hat Karl Kautsky in Nr. 24 der „Neuen Zeit" einen Aufsatz geschrieben, der zwischen den politischen Tagesereignissen nicht untergehen sollte. Keineswegs weil er sachlich viel Neues brächte! Was Kautsky sagt, haben vor ihm mit einigen Unterschieden Bernstein und Weinhausen schon gesagt, aber daß dieser Theoretiker des marxistischen Klassenkampfes es sagt, das ist für die Beurteilung der sozialdemokratischen Gedankenwelt von nicht geringer Wichtigkeit. Hören wir zunächst Kautsky selbst:

Der Bergarbeiterstreik mußte auf alle Fälle mit einer gewerkschaftlichen Niederlage enden. „Denn die Position der Unternehmer ist eine so starke, daß sie mit rein gewerkschaftlichen Machtmitteln nicht zu erschüttern ist." Gegenüber Arbeitgebern, die sich in einer solchen Monopolstellung befinden, versagen alle gewerkschaftlichen Machtmittel alten Stiles. „Harmoniepolitiker", wie Lujo Brentano, haben die Bedeutung der Gewerkschaften überschätzt. Zunächst kann die Gewerkschaftsbewegung für den eigentlichen Klassenkampf, den Kampf um den Besitz der Produktionsmittel, gar nichts tun. Dann aber kann die gewerkschaftliche Organisation nur eine „Elite oder Aristokratie" der Arbeiterschaft umfassen. Vor allem jedoch: „je stärker wir werden, desto stärker werden auch unsere Gegner". Die Zunahme der Unternehmerverbände, die unter den Arbeitgebern die Konkurrenz ausschalten, macht es den Gewerkschaften immer schwerer, Zugeständnisse zu erzwingen. Teilweise verlegen sich daher die Gewerkschaften auf den Abschluß von Tarifverträgen, die rein konservativ wirken, ohne den Arbeitern neue Vorteile zu bringen. Aber dieser „soziale Friede" ist nur eine einzelne Erscheinung. Die meisten Unternehmerverbände sind Scharfmacherverbände, vor allem in denjenigen Produktionszweigen, die von Syndikatsbildungen beherrscht werden und die „schlimmsten Konsequenzen eines Produktionsausfalls auf die Konsumenten abwälzen". Der Scharfmacher ist der modernste unter den Kapitalistentypen, nicht ein Produkt der Vergangenheit. Ihm gehört vielmehr die Zukunft. Diesem absoluten Herrscher, der seine Riesenunternehmungen nicht selbst leitet und zu ihnen keinerlei persönliche Beziehungen hat, diesem Mann der hohen Finanz sind die Menschen nichts anderes als Zahlen in einem Rechenexempel, dessen Lösung der möglichst hohe Profit bildet. Dieses Scharfmachertum „bemächtigt sich immer mehr des gesamten ökonomischen Lebens" — „bis das Proletariat stark genug geworden ist, es zu stürzen, damit aber den Kapitalismus überhaupt unmöglich zu machen". Bleibt nun dem Proletariat, dessen politische Aktion ebenfalls durch die wachsenden Anstrengungen der Gegner erschwert wird, nichts anderes übrig, „als das Harren auf den großen Tag der Erlösung"?

Zum Glück ist dem nicht so. „Eine der bemerkenswertesten Erscheinungen im jüngsten Bergarbeiterstreik waren die großen Sym-

Digitized by Google

pathien, denen er in bürgerlichen Kreisen begegnete. Man darf ihre Wirkung nicht überschätzen — sie dauerten gerade nur solange, als der Streik dauerte, und haben eine kaum nennenswerte praktische Hilfe gebracht. Man darf in diesen Sympathien auch nicht etwas Unerhörtes sehen. In England äußerte sich derartiges bürgerliches Wohlwollen bei ähnlichen Streiks mitunter viel stärker, aber auch in Deutschland hatten wir schon solche Sympathiekundgebungen bei früheren Streiks zu verzeichnen. Wenn wir aber näher zusehen, so finden wir diese Äußerungen auf zwei Kategorien von Streikenden beschränkt: einmal solche, die dem Lumpenproletariat nahe stehen, völlig unfähig scheinen, aus eigener Kraft sich zu helfen, die also nie der bürgerlichen Gesellschaft als Masse gefährlich zu werden drohen, die nicht zum kämpfenden, sondern nur zum leidenden Proletariat gehören, wie etwa Heimarbeiterinnen. Dann aber die Arbeiter in einem monopolisierten Betriebszweig, der durch sein Monopol die Gesamtmasse der Konsumenten aufs unverschämteste ausbeutet und dadurch seine Profite ungebührlich erhöht. So zum Beispiel die Arbeiter bei Straßenbahnen oder die Kohlengräber. Bei einem Streik dieser zweiten Kategorie kommt aber nicht bloß die Sympathie der ausgebeuteten Konsumenten mit den ausgebeuteten Produzenten in Betracht — das ist, wie gesagt, eine sehr wenig wirksame Kraft —, sondern vor allem die große Unbequemlichkeit, ja Schädigung, die die Konsumenten durch den Streik erleiden. Wir haben ja gesehen, daß die Unangreifbarkeit der Unternehmer der Monopole gegenüber einem Streik gerade darin beruht, daß dessen Schäden weit mehr die Konsumenten als sie selbst zu tragen haben. Je umfassender ein solcher Streik ist, je mehr er aus einer lokalen zu einer nationalen, das ganze Volk berührenden Angelegenheit wird, desto näher liegt es dann, daß die Gesetzgebung eingreift, um den Streit zu schlichten, und daß sie den Bergarbeitern gibt, was diese nicht imstande sind, direkt den Unternehmern abzutrotzen. Die bürgerliche Gesellschaft hat keine Ursache, sich für diese besonders kräftig ins Zeug zu legen, die ihr selbst das Fell über die Ohren ziehen; sie ist in diesem Falle eher als sonst geneigt, auf gesetzlichem Wege den Arbeitern Konzessionen zu bewilligen, deren Kosten ja nur eine Unternehmerschicht zu tragen hat, die innerhalb der Kapitalistenklasse eine privilegierte Aristokratie darstellt. Je größer die Schädigung, die der Streik dem allgemeinen Produktionsprozeß der Gesellschaft zufügt, desto leichter wird die Gesetzgebung bereit sein, die Forderungen der Arbeiter zu bewilligen." Die Streiks, vor allem in den Monopolbetrieben, müssen also immer mehr politischen Charakter annehmen. Dazu ist eine starke Vertretung von Arbeiter-Abgeordneten in den Parlamenten erforderlich, damit die Gesetze die richtige Gestalt bekommen. „Nicht nach der Neutralisierung der Gewerkschaften, nicht nach der Isolierung von der politischen Bewegung geht die Tendenz der Entwickelung, sondern nach stärkerer Annäherung, nach engem Zusammenwirken politischer und gewerkschaftlicher Organisationen." Das nennt Kautsky dann „konsequente zielbewußte Klassenpolitik" treiben im Gegensatz zu der „Harmoniedusselei" und der „engherzigen, bornierten Berufspolitik von Fall zu Fall".

Zu diesen Darlegungen, die wir in größtmöglicher Ausführlichkeit wiedergegeben haben, läßt sich sehr, sehr vieles sagen. Wir wollen hier nicht lange in den Streit über die „Grenzen der Gewerkschaftsbewegung" eintreten, sondern zu diesem Kapitel nur bemerken, daß Kautsky den Einfluß der monopolistischen Riesenbetriebe auf die moderne Arbeitsverfassung überschätzt. Es ist nicht so, daß die Arbeitsverhältnisse der Syndikatswirtschaft allgemein bestimmend werden müssen. Die entgegengesetzte Tendenz, die in der Erkenntnis der Unternehmer von dem Nutzen des konstitutionellen Betriebssystems liegt, gewinnt doch zusehends an Kraft. Die meisten Unternehmer aber müssen erst zu dem Glück, das ihnen schließlich aus der Anerkennung der Gleichberechtigung der Arbeiter erwächst, gezwungen werden, und hierzu sind starke Gewerkschaften, die „bornierte Berufspolitik" treiben, d. h. an politischer Neutralität festhalten und für ihre Taktik rein wirtschaftlich-berufliche Gesichtspunkte gelten lassen, eine unentbehrliche Voraussetzung. Können auch die Gewerkschaften infolge der wachsenden Organisation der Arbeitgeber immer weniger Überrumpelungsversuche durchführen, können sie auch immer schwerer solche Streiks gewinnen, die bei Zugrundelegung des beiderseitigen realen Stärkeverhältnisses eigentlich hätten verloren gehen müssen, so vermag die Taktik isolierter Streikbewegungen, auch wenn die Arbeiter formell unterliegen, dennoch sehr wirksam zu sein. Der Guerillakrieg, der nun bald jahrelang die Berliner Metallindustrie nicht zur Ruhe kommen läßt, führt schließlich herbei, daß die Forderungen der Arbeiter auf Verkürzung der Arbeitszeit und Anerkennung der Tarifgemeinschaften erfüllt werden, und doch hatten im großen Streik von 1903 die Arbeiter wegen Erschöpfung ihrer Mittel nachgeben müssen. Und gerade so geht es in anderen Gewerbszweigen. Vielfach könnten die Arbeiter durch bessere Organisation eine weit durchschlagendere Wirkung erzielen. Es gibt sehr gute Gewerkschaftskenner, die behaupten, daß, abgesehen vom Buchdruckerverband, keine deutsche Gewerkschaft den organisatorischen Vergleich mit englischen Gewerkschaften auszuhalten imstande sei. Also diese ganzen riesigen Zukunftsaussichten deutscher Gewerkschaftstätigkeit sollte man nicht mit ein paar Worten abspeisen! Der unpolitischen Arbeit der Gewerkschaften bleibt ein viel weiteres Gebiet als die konservative Tätigkeit der Verteidigung errungener Rechte.

Gewiß liegt in der — nennen wir sie kurz — schweren Industrie die Tendenz, über ihr Gebiet hinauszugreifen. Wirtschaftlich, indem die Produzenten der Halbfabrikate (Hochöfen) sich zum Teil auch der Verarbeitung (Maschinenfabriken) zuwenden, sozial, indem die Syndikatsherren wissen, daß sozialpolitische Fortschritte außerhalb ihrer Domänen nach den allgemeinen Gesetzen des Arbeitsmarktes schließlich wieder ihren engeren Wirkungskreis beeinflussen, und indem sie demgemäß eine reaktionäre Gesamtpolitik treiben. Aber hieraus folgern zu wollen, daß diesem „Typ des neuen Scharfmachers" die Zukunft in der ganzen Industrie gehört, ist eine unzulässige Verallgemeinerung. Diejenigen Syndikate mit ihrem Anhang, die in die Arbeitsverhältnisse statt der Gleichberechtigung der Arbeiter eine durch Wohlfahrtseinrichtungen bittersüß verzuckerte Hörigkeit zu bringen bestrebt sind, bleiben nur auf einen Teil der Industrie beschränkt, dessen Koalitionsfeindschaft aus seinen ihm eigentümlichen Produktionsbedingungen zu erklären ist. In den kombinierten Betrieben der Montanindustrie, deren Lebensbedingung planmäßiges Ineinanderarbeiten ist, denen wohlvorbereitete Betriebsstockungen immensen Schaden zufügen, ist das Streben der Unternehmer nach feudalistischen Arbeitsverhältnissen wohl verständlich. In jenen Betrieben, die auch in die Produktion selbst ein feudalistisches Element, ein Element der Gebundenheit hineingetragen haben, wertet man auch die Menschen kaum anders, als früher der „arme pauer" gewertet wurde; die Leiter dieser Riesenbetriebe in ihrer ungeheueren Macht und ausgerüstet mit dem Apparat geistiger Überlegenheit, hassen und verachten ganz naturgemäß alle selbständigen Regungen der Arbeiterschaft, als da sind Koalitionen, Arbeiterausschüsse, Tarifgemeinschaften. So ist die Stimmung der Herren von Kohle und Eisen in allen Ländern, besonders auch in den Vereinigten Staaten, wo die montanindustriellen Unternehmer mit ihrem Gewerkschaftshaß gleichsam eine Insel darstellen inmitten der Anerkennung der Arbeiterorganisationen in anderen Gewerbszweigen. Auch bei uns bildet das „neue Scharfmachertum" eine solche Insel, die allerdings zu wachsen droht, aber dem läßt sich entgegenarbeiten.

Auch „Harmoniepolitiker" wie Brentano wissen, daß in den eigentlichen Monopolbetrieben die wirtschaftliche Arbeiterbewegung isoliert nicht vorwärts kommt. Uns dünkt sogar, daß diese „Harmoniepolitiker" auf die von den Syndikaten der Arbeiterbewegung drohenden Gefahren bereits hingewiesen haben, als noch die Freunde des Herrn Kautsky mit großer Seelenruhe jene Monopolbildungen als Vorfrucht des Sozialismus begrüßten. Aber — schließlich hat es keinen Zweck, um die Priorität zu streiten — hier soll zunächst etwas anderes konstatiert werden, nämlich daß Kautsky selber unter die „Harmonieapostel" gegangen ist. Spekuliert er doch auf die Sympathien bürgerlicher Kreise. Und führt er doch sehr logisch aus, daß jene Sympathien einen recht realen Untergrund haben.

Wenn Max Schippel über den Bergarbeiterstreik schreibt daß die Sozialdemokraten bisher „die Kompaktheit der einen arbeiterfeindlich-reaktionären Masse viel zu hoch einschätzten", so ist dies weiter nicht wunderbar. Wenn aber Kautsky, für den bisher nur ein proletarisches Links und ein bürgerliches Rechts existierte, den Gewerkschaften ausdrücklich den Rat erteilt, ihre Politik auf jene Sympathien zuzustutzen: so ist dies etwas Neues, ein Ereignis, das für die sozialdemokratische Auffassung vom Klassenkampf bedeutungsvoll sein kann. Denn man darf doch wohl erwarten, daß Kautsky den moralischen Mut besitzt, aus seinen Ausführungen die Konsequenzen zu ziehen. Bei der Bedeutung, die Kautsky der Ausbreitung des „neuen Scharfmachertums" zuschreibt, ist natürlich die Bedeutung des Zusammenwirkens von Arbeiterschaft und bürgerlichen Kreisen von ungeheurer Wichtigkeit. Nachdem Kautsky also den Standpunkt, daß die

Digitized by Google

Befreiung der Arbeiterklasse nur deren eignes Werk sein kann, verlassen hat, wird es für ihn recht schwierig sein, aus Rücksichten des „Klassenkampfes" beispielsweise gegen Wahlbündnisse mit bürgerlichen Parteien zu eifern.

Wir haben gegen Kautskys politische Schlußfolgerungen gewiß nichts einzuwenden. Entsprechen sie doch ziemlich genau dem, was Weinhausen einmal in der „Hilfe" (1903 Nr. 49) über die „Grenzen der Gewerkschaftsbewegung" geschrieben hat, obwohl wir, wie gesagt, lange nicht so pessimistisch über die Gewerkschaftsarbeit denken wie Kautsky. Aber wir möchten bei dieser Gelegenheit einiges feststellen, das sich aus diesem Artikel Kautskys für die sozialdemokratische Auffassung vom Klassenkampf ergibt.

Was ist der eigentlich marxistische Klassenkampf? Kautsky selbst hat ihn einmal bezeichnet als den Kampf der Gesamtheit des Proletariats um die mächtigste der gesellschaftlichen Organisationen, den Staat. In dem vorliegenden Artikel sagt Kautsky, daß alle gewerkschaftlichen Erfolge den Klassengegensatz und Klassenkampf für das Proletariat wohl günstiger gestalten aber nicht aufheben können. Am Schlusse aber meint er, daß sein „politischer Streik" „zielbewußter, konsequenter Klassenkampf" sei. Also dieser politische Streik, der nichts anderes bezweckt, als auf dem Wege des Parlamentarismus in der heutigen Gesellschaftsordnung die Lebensbedingungen der Arbeiter zu verbessern, ist auch Klassenkampf? Auch das Bürgertum, das sich an diesem „politischen Streik" beteiligt, treibt im Interesse der Arbeiter Klassenkampf? Bisher hieß es doch stets, daß der Klassenkampf sich zwischen Proletariat und Bürgertum abspielt? Unter dem Begriff Klassenkampf muß also Kautsky die allerverschiedensten Dinge verstehen. Das muß er tun, wenn er sich nicht selbst widersprechen soll, und das tut er auch und das tun sehr viele Sozialdemokraten, welchen die Verwischung des Begriffes „Klassenkampf" gut in den Kram paßt.

Man muß doch sehr unterscheiden zwischen dem Kampf um bestimmte Klassenforderungen, welche die Arbeiter an den Gegenwartsstaat stellen, und jenem großen „Klassenkampf" um irgend eine im Dunkel der Zukunft liegende Gesellschaftsordnung, von dem die offizielle Sozialdemokratie ihre ganze Taktik abhängig macht. Daß jene erstgenannten Klassenforderungen auch von Angehörigen des Bürgertums unterstützt werden können, ist klar und muß jetzt auch Kautsky zugeben. Dieser Klassenkampf ist nichts anderes als der Kampf der Arbeiterschaft um die Gleichberechtigung; er erweckt widerstrebende Interessen in der bürgerlichen Gesellschaft, ist aber nicht derart, daß sein Ausgang mit dem Siege der Arbeiterschaft irgendwie die Lebensbedingungen dieser Gesellschaft antastete. Im Gegenteil: fast jede sozialpolitische Errungenschaft fördert die Produktivität und stärkt somit den Kapitalismus. Die bürgerliche Gesellschaft kann also der zweiten Art von Klassenkampf, wie er in der „bewährten und siegesgekrönten" Taktik der Sozialdemokratie zum Ausdruck kommt, mit um so größerer Ruhe entgegenblicken, je reaktionärer sie ist, während wir mit Bedauern sehen, wie die Arbeiter mit dem Kopf gegen den Felsen des Kapitalismus anrennen.

Zieht Kautsky die Konsequenzen aus den Klassenanschauungen, die er in seinem Bergarbeiterartikel vertritt, so muß er zu denselben Schlüssen kommen. Indem Kautsky seine alten Anschauungen über Klassenbildung und Klassenkampf, wie er sie früher entwickelt hat, logisch preisgibt, macht er sehr vieles von dem, was er bisher als Politiker gepredigt hat, wanken. Hiervon das nächste Mal.

Eugen Katz.

Unsere Bewegung

Berlin. Die Diskussionsabende des sozialliberalen Vereines erfreuen sich andauernden Interesses. Bedauerlich ist aber, daß der Prozentsatz der organisierten Parteigenossen unter den Teilnehmern ein recht geringer ist, wie überhaupt ein großer Teil der Berliner Parteifreunde die Teilnahme an Veranstaltungen, die der stillen Arbeit gewidmet sind, sehr leicht nimmt.

Dresden. Am 6. April sprach Herr R.-Abg. v. Gerlach über das Thema „Deutschland und Rußland". Er wies an der Geschichte des 19. Jahrhunderts nach, daß Deutschland Rußland nicht zum Danke verpflichtet sei, daß es aber trotz der „russischen Freundschaft" zu kostspieligen Rüstungen genötigt wurde. Die übertriebenen Liebesdienste der deutschen Regierung, wie der Abschluß des völkerrechtswidrigen Auslieferungsvertrags, die harte Behandlung russischer Auswanderer, der Königsberger Prozeß, machten Rußland nur noch anspruchsvoller. Graf Bülow vertrete nicht nur eine derartige Politik, sondern er verhinderte trotz der trostlosen Finanzen Rußlands nicht einmal die letzte Anleihe. Rußlands Finanzen seien ständig schlechter geworden. Nachdem man die russischen Bauern durch übermäßige Steuern an den Bettelstab gebracht hätte, versuchte Witte Rußland in einen Industriestaat umzuwandeln, um so neue Einnahmequellen zu erschließen. Auch dieser Versuch mißlang; und seit 1899 verschleiere man die ungünstige Finanzlage durch gefälschte Budgets. Die wirtschaftliche Notlage, die Bestechung in allen Beamtenkreisen, die schwankende Haltung des Zaren triebe die Industriearbeiter und die Vertreter der Intelligenz zur Revolution. Mit einem solchen Staate könne Deutschland kein Bündnis schließen. Die wohlwollende Neutralität müsse sich in eine wirkliche verwandeln. Der Deutsche solle den russischen Freiheitskämpfern Sympathie entgegenbringen; denn ihr Sieg bedeute einen Fortschritt im Kampfe gegen die deutsche Reaktion. — Die Versammlung begrüßte den Vortrag mit reichem Beifall und nahm einstimmig folgende Resolution an: „Die von dem nationalsozialen Verein für Dresden und Umgegend am 6. April in Meinholds Saal einberufene Volksversammlung protestiert gegen die zahllosen, mit der deutschen Würde wie mit den deutschen Interessen unvereinbaren Liebesdienste gegen Rußland und fordert, daß an Stelle der wohlwollenden eine wirkliche Neutralität trete, damit wir uns nicht mit einem moralisch und finanziell bankrotten System kompromittieren; sie begrüßt die russische Freiheitsbewegung und spricht ihr ihre vollen Sympathien aus."

Leipzig. Die öffentliche Versammlung des nationalsozialen Vereins am 7. April, in der Fräulein Dr. Käthe Windscheid und Herr v. Gerlach über die Frauenbewegung sprachen, war von etwa 1000 Personen besucht, wovon etwa die Hälfte Frauen waren; Fräulein Dr. Windscheid sprach in klarer, akademisch ruhiger Weise über Entwickelung und Stand der bürgerlichen Frauenbewegung: von ihrer Entstehung aus wirtschaftlichen Ursachen und geistig sittlichen Motiven, und von der sozialen Bedeutung der Frauenarbeit in der Öffentlichkeit; von den Kämpfen um die Ausbildung, die nun fast durchgefochten sind, und den Kämpfen um die Stellung im öffentlichen Leben, die zurzeit die wichtigsten sind; von den errungenen Positionen als Ärztin, Lehrerin, in der Armenpflege, der Ziehkinderaufsicht, der Gewerbeinspektion; endlich von den nächsten Aufgaben: Eintritt in die Schulaufsicht, kommunales und kirchliches Wahlrecht, verbesserte Rechtsstellung, Freigebung der Advokatur und des Richteramtes. Herr v. Gerlach legte seinen Worten die Formel zugrunde: Die Frau der oberen Stände hat zu wenig, die der unteren zu viel zu tun. Er forderte freie Bahn für die Frau in allen Berufen, und sozialen Schutz der Arbeiterinnen; verspottete die Engherzigkeit des Staates, der für Männerausbildung alles, für Frauenbildung fast nichts tut, der den Mädchengymnasien die Lebensluft beschränkt, und von Fortbildungsschulzwang für Mädchen nichts wissen will; trat endlich lebhaft für das politische Stimmrecht der Frauen ein, das zurzeit zwar unerreichbar, aber das wirksamste Ideal für die Propaganda sei. Die Diskussion war lebhaft und vielseitig. Frau Dunker verschwendete als Vertreterin der proletarischen Frauenbewegung das Feuer ihres Temperamentes an eine unfruchtbare Bekämpfung der bürgerlichen Kampfgenossinnen, und gab ein Beispiel dafür, auf welcher Seite die Ursache der Feindschaft beider Strömungen liegt. Herr Dr. Barge wies auf die Notwendigkeit und Möglichkeit des Zusammengehens hin. Die Worte von Fräulein v. Welczek vom Bund für Frauenstimmrecht, die mit Eifer und Sachlichkeit für die Ziele ihres Bundes eintrat, fanden leider nicht die Aufmerksamkeit, die sie verdienten, da die Zeit zu weit vorgerückt war, und die Stimme der Rednerin nicht ausreichte. — Die Schlußworte von Fräulein Dr. Windscheid wie von Herrn v. Gerlach waren ungemein glücklich und zündend. — Die Versammlung gewann uns 14 neue Mitglieder.

Stuttgart. Unsere beiden Naumann-Versammlungen waren trotz Eintrittsgeldes gut besucht. Das Thema des ersten Abends bildete „Die Zukunft der Schule". — Das Thema des zweiten Abends bildete wie drei Tage vorher in Ulm „Die Einigung des Liberalismus". Der Besuch dieser Versammlung war noch stärker als am Abend vorher; es mögen gegen 1000 Personen anwesend gewesen sein. Vor allem war der Vortrag von demokratischer Seite gut besucht; eine stattliche Anzahl Landtagsabgeordneter war dazu erschienen. Naumann erntete mit seinen Ausführungen großen Beifall, eine Debatte kam jedoch nicht zustande. Unser hiesiges nationalliberales Organ, der „Schwäb. Merkur" wußte, wie immer, an Naumann sehr viel zu bemängeln, während der Beobachter, das Organ der Südd. Volkspartei, den Vortrag in einem sympathisch gehaltenen Leitartikel besprach. — In beiden Versammlungen haben sich die neuen Hilfe-Blocks gut bewährt; es gelang uns, etwa 70 Hilfeabonnements, teils auf Probe, teils fest zu gewinnen.

Nürnberg. Parteisekretär Graf Bothmer sprach am Sonntag, den 2. April, in Neustadt an der Aisch vor einem größtenteils

Digitized by Google

aus Bauern bestehenden Auditorium über das Thema „Wie verhält sich der Liberalismus zu Handel, Gewerbe und Landwirtschaft?" Die äußerst gut besuchte Versammlung zollte den vorzüglichen Ausführungen des Redners lebhaften Beifall.

Karlsruhe. Nationalsozialer Verein. Mittwoch, den 22. März, sprach in sehr gut besuchter Versammlung Stadtpfarrer Dr. Lehmann-Hornberg über „Sozialismus und Bildung". Die Aufgabe der Volksschule und die Volksschulbewegung stand im Mittelpunkt der Ausführungen des Redners, die in der Versammlung starken Widerhall fanden. — Mittwoch, den 5. April, besprachen wir in geschlossener Sitzung die Aussichten der nationalsozialen Kandidatur in Mannheim-Land. Dieselben sind durchweg gut, wenn auch ein harter Wahlkampf zu erwarten sein wird. An alle Parteifreunde in und außerhalb Badens richten wir die Bitte, diese erste nationalsoziale Kandidatur im Süden in geeigneter Weise zu unterstützen.

Straßburg i. E. Die Versammlung von Freunden der „Hilfe", die am Montag abend im „Bratwurstglöckle" stattfand, war überaus zahlreich besucht; der Leiter einer hiesigen Fabrik erstattete das Referat über die Frage der Beteiligung der Arbeiter am Gewinn. Er legte die historische Entwickelung der Frage und die in mehrjähriger Praxis gewonnenen Erfahrungen dar und gelangte zu dem Ergebnis, daß die Gewinnbeteiligung im Einzelfalle vorzügliche Resultate zeitigt, daß ihre allgemeine staatliche Einführung aber keine praktischen Vorteile bringen könnte. Die übersichtlichen, objektiven und erschöpfenden Ausführungen des Referenten führten bei allen Hörern zu einer klaren Auffassung des an sich sehr schwierigen und im allgemeinen verschiedenartig bewerteten Problems. Dies zeigte sich in der lebhaften Diskussion, die dadurch besonders wertvoll war, daß neben Theoretikern auch Praktiker zum Worte kamen, die in andersartigen Betrieben ähnliche Erfahrungen gemacht hatten.

Solingen, 4. April. (Sozialliberaler Verein für den oberen Kreis Solingen.) Einen sehr schlechten Aprilscherz gestattet sich das „Solinger Kreis-Intelligenzblatt". Es teilt seinen Lesern mit, der sozialliberale Verein habe sich unter Bildung eines gemeinsamen Vorstandes mit den Jungliberalen und dem nationalliberalen Wahlverein behufs Erkämpfung des Reichstagsmandates vereinigt. Natürlich sind eine ganze Menge Leute auf diesen „Scherz", welcher auch die Runde durch die Presse macht, hereingefallen. Da uns von befreundeter Seite daraufhin vielfach zum Vorwurf gemacht wird, daß wir uns von den Nationalliberalen des Kreises hätten ins Schlepptau nehmen lassen, so sei auch an dieser Stelle die erwähnte Nachricht des Solinger Kreis-Intelligenzblattes als wenig geschmackvolle Erfindung gekennzeichnet. Wir denken selbstverständlich nicht daran, unsere Selbständigkeit im mindesten aufzugeben. In einer späteren Nummer klärt das genannte Blatt seine Leser über die Nachricht denn auch auf, fügt aber hinzu, der darin ausgesprochene Gedanke werde sich später einmal doch wohl in irgend einer Form verwirklichen lassen. Der Hoffnung sind auch wir; allezeit werden wir bereit sein, mit allen liberalen Männern auf der Grundlage eines entschiedenen Liberalismus und einer energischen Vertretung der sozialen Bestrebungen zusammen zu arbeiten. Darauf hinzuwirken, soll auch hier unsere vornehmste Aufgabe sein. Im übrigen können wir mit Befriedigung wahrnehmen, daß unsere Sache hier fortdauernd in guter Entwickelung begriffen ist.

Oldenburg im Großherzogtum. Unsere Winterkampagne ist sowohl in der Stadt, wie auf dem Lande beendet. Zwei interessante Abende gab es zum Schluß noch im Diskussionsklub, an deren einen Lehrer Carlo einen fesselnden Bericht seiner Orientreise gab, während an dem anderen Oberlehrer Pfannkuche an der Hand der Schriften von Landesgerichtsrat Kulemann und des süddeutschen Volksparteilers Dr. Haas ein Referat über die liberalen Einigungsbestrebungen gab. Sodann schlossen sich die Pforten des Diskussionsklubs bis zum nächsten Herbst. Der Zusammenhang unseres hiesigen Freundeskreises wird während dieser Pause durch gemütliche Stammtischabende allwöchentlich am Donnerstag im Vereinslokal am Markt bewahrt werden. Nicht so erfreulich war der Abschluß der Winterarbeit auf dem Lande. Die Bündler versuchten noch zu guterletzt einige Bauern an ihren Junkerbund anzugliedern. Unser Freund Kuhlmann machte natürlich diese Reisen zum großen Ärger des bündlerischen Agitators mit und verteidigte dabei die Wirtschaftsauffassung der Linken. Konnten Gründe unsere unangreifbare Position nicht erschüttern, so suchte der Bundesredner durch geradezu wüste Schimpfereien auf die Liberalen für sich und seine Richtung Stimmung zu machen. Daß er hiermit auf den weitaus größten, einsichtigen Teil der Bevölkerung keinen für sich günstigen Eindruck machte, das konnten wir in allen den Versammlungen erfahren, die wir jedesmal in den von den Bündlern heimgesuchten Orten veranstalteten. Zum Dank für diese im Interesse des Gesamtliberalismus geleistete Arbeit wurden wir aber — und das ist das Unerfreuliche an der Sache — von einigen unentwegten Volksparteilern, die sich natürlich in das Kampfgewühl nicht hineingetraut hatten, in der häßlichsten Weise angeödet. Da sind für liberale Einigungsbestrebungen natürlich wenig erfreuliche Aussichten.

Liberaler Verein für Neumühlen, Dietrichsdorf, Wellingdorf und Umgegend. 1. Vors.: Zimmermeister Heitmann, Wellingdorf. In der letzten Monatsversammlung unseres Liberalen Vereins hielt Herr Czarnetzki-Kiel, Führer des Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereins, einen sehr beifällig aufgenommenen Vortrag über: „Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Berufsorganisationen." An der Hand der Geschichte zeigte Redner in klarer Weise die Entstehung und Entwickelung der Berufsvereine, ihre Bestrebungen und ihre Ziele. Wenn auch die Zahl der organisierten Arbeiter (ca. 1500000) verhältnismäßig nur klein ist gegenüber der gesamten Arbeiterbevölkerung, so steckt in ihr doch eine große Summe von Intelligenz, Strebsamkeit und Tüchtigkeit. Der erzieherliche Wert dieser Arbeiterorganisationen ist für die Kulturentwickelung unseres Volkes von unberechenbarem Nutzen. Hunderttausende werden durch sie zu logischem Denken, zur Vernunft und Einsicht erzogen. Aus Revolutionären werden Evolutionäre. Darum hat unser Volk ein großes Interesse an der gesunden Weiterentwickelung der Arbeiterberufsvereine, zumal die radikale Richtung derselben immer mehr einsieht, daß es besser ist, wie die Hirsch-Dunckerschen Vereine es von ihrer Gründung an betonten, mit den Arbeitgebern eine Verständigung zu suchen, als den Krieg bis aufs Messer zu führen. Die Forderung des kollektiven Arbeitsvertrages, die gemeinsame Festsetzung von Arbeitslohn und Arbeitszeit, das Mitbestimmungsrecht an allen das Arbeitsverhältnis betreffenden Angelegenheiten muß den Arbeitern und ihren Organisationen von den Unternehmern zugestanden werden. Von der Regierung fordert die gesamte Arbeiterschaft mit vollem Recht ein wirklich freies Koalitionsrecht und die Anerkennung ihrer Organisationen. Das endlich zu erreichen, solle jeder an seinem Teile mitwirken. Mit dieser Versammlung schloß die erfolgreiche Winterarbeit unseres Vereins. Es sprachen in diesem Winter: 1. Herr Dr. Struve-Kiel: („Die Einigung der Liberalen"). 2. Herr Bergrat Gotheim, M. d. R.: („Die politische Lage"). 3. Herr Ingenieur Stellter: („Über Geschichte und Wesen der Feuerbestattung"). 4. Herr Rentner Pohlman: („Die Grundzüge und Gedankengänge der Bodenreform"). Eine sechste Versammlung war den geschäftlichen Angelegenheiten des Vereins gewidmet. Alle Versammlungen waren gut besucht. Dem regen Vereinsleben entsprach auch das Wachstum: die Mitgliederzahl stieg von etwa 160 auf 230.

* * *

Im Anschluß an unsere Bücherbesprechung in Nr. 13 der Hilfe erhalten wir folgende Erklärung:

„Erklärung: Die Unterzeichneten halten es für einen verhängnisvollen Irrtum, wenn man den Kampf für die Simultanschule zu einem Kampf für die Lehrfreiheit zu machen sucht. Eine Simultanschule, die ihrem Wesen und ihrer Bestimmung nach beständig auf die Forderung der jedem Fortschritt feindlichen katholisch-ultramontanen Kirche Rücksicht nehmen muß, kann weder der wissenschaftlichen Entwickelung noch der nationalen Gesinnung in rechter, ungehinderter Weise dienen. Zwangssimultanschule und Staatskonfessionsschule stehen prinzipiell beide auf demselben Standpunkte. In beiden wird dem Staate, d. h. der am Ruder befindlichen Partei, das Recht eingeräumt, den Geist der Schule zu bestimmen. Die Schule wird also in den Dienst der Politik gestellt. Dagegen wollen die Vertreter der „freien Schulgemeinde" alle Schul- und Erziehungsfragen von der Politik unabhängig machen. Bei der Bestimmung des Geistes der Schule sollen Elternhaus, Gemeinde, Staat und Kirche gleichmäßig zu ihrem Rechte kommen, und in bezug auf Methode soll vor allem die Stimme der pädagogischen Wissenschaft gehört werden. Nur so kann unserem Schulwesen eine gedeihliche Entwickelung gewährleistet werden als vom Standpunkt einer wahrhaft liberalen Denkweise aus.

Professor Dr. Thyrändorf. Professor Dr. Rein."

Diese Erklärung bringen wir gern zum Abdruck als Stimme treuer politischer Freunde, die gegen das System der Simultanschule ernste Bedenken haben, können aber nur wiederholen, daß der heutige Kampf für die Rechte der Simultanschule in Preußen auch vom Standpunkt der Unterzeichner aus als ein Kampf für den freien Unterricht angesehen werden müßte, da die zwangsweise Konfessionalisierung, die uns bevorsteht, das Ideal der freien Gesinnungsschule noch viel weiter in die Zukunft hinausrückt. Auch scheinen die Herren Unterzeichner die Gefahren der systematischen Trennung der Konfessionen sehr zu unterschätzen. Wir brauchen die Idee der deutschen Einheitskultur, denn nur mit ihr können wir das Zentrum überwinden. **D.**

Dem nationalsozialen Preßverein überwiesen, Heilbronn, M. 100 Mk.; Homberg (Bez. Kassel), G. K. I. 5 Mk.; Leipzig, N. S. V. 50 Mk.; O. W. II. 8 Mk; Straßburg i. E., Kn. L. 5 Mk.

Zusammen 168,00 Mk.
Dazu laut Ausweis in Nr. 14 2726,30 „
Insgesamt 2894,30 Mk.

Allen Gebern herzlichen Dank!

Letzten Sonnabend haben wir wieder besondere Mitteilungen an unsere „Hilfe"-Freunde versandt. Wir hoffen, daß sie die nötige Beachtung finden und damit weitere Erfolge erringen helfen.

Berlin-Schöneberg, Hohenfriedbergstraße 11.

Die Geschäftsleitung.

Digitized by Google

Soziale Bewegung

Die Tagesordnung des 7. deutschen Gewerkschaftskongresses, der vom 22. bis 27. Mai im Gürzenichsaal zu Köln abgehalten werden soll, enthält unter anderem folgende Punkte: Agitation unter den Arbeiterinnen; unter den fremdsprachlichen Arbeitern; Streikunterstützung und Streikstatistik, Heimarbeit, Beseitigung des Kost- und Logiszwangs beim Arbeitgeber; die Stellung der Gewerkschaften zum Generalstreik; die Gewerkschaften und die Maifeier; Gewerkschaften und Genossenschaften; Arbeitskammern oder Arbeiterkammern? — Aus den eingelaufenen Anträgen läßt sich schon teilweise vorhersagen, wie die Verhandlungen über die einzelnen Punkte laufen werden. Unter den fremdsprachlichen Arbeitern machen die Italiener in Rheinland-Westfalen und in Lothringen anscheinend die meisten Sorgen. Sie sollen durch gut ausgestattete Fachblätter in ihrer Landessprache für die deutsche Organisation gewonnen werden. Bei der Streikunterstützung sollen in Zukunft große Streiks in geordneter Weise aus allgemeinen Mitteln bedacht werden; die Generalkommission der Gewerkschaften, so wünscht es eine ganze Reihe von Anträgen, soll zu diesem Zweck von jedem Zentralverband einen nach der Mitgliederziffer bestimmten festen Beitrag als außergewöhnlichen Kampffonds einziehen und verwalten. Überschüsse, die nach beendigtem Streik noch einlaufen, sollen in dieselbe allgemeine Kasse fließen und nicht mehr, wie in Crimmitschau, zur Bereicherung eines einzelnen Gewerkschaftsverbandes dienen. Die Abschaffung von Kost und Logis soll zwar energisch, aber doch mit Rücksicht auf die einmal gegebenen Verhältnisse angestrebt werden. Vorträge in Gewerkschaftsversammlungen und Aufsätze in der Fachpresse sollen die Arbeiter und das Publikum aufmerksam machen auf die unhaltbaren Zustände, die mit Kost- und Logiszwang häufig verquickt sind; strikte Einhaltung der bestehenden sanitären Vorschriften, Neueinführung von solchen, Sammlung statistischen Materials, Aufklärung der öffentlichen Meinung, der Volksvertretungen und Regierungen, gelegentlich auch der Streik soll den Kost- und Logiszwang beseitigen helfen. Zur Maifeier liegen nur 3 Anträge auf Beibehaltung vor; die Gegnerschaft des Gewerkschaftskongresses hiergegen ist aber in Stuttgart (wenn auch in geheimer Sitzung) so offenkundig zutage getreten, daß in Köln vermutlich keine Änderungen der seitherigen Taktik beschlossen werden wird. Die Genossenschaftserörterung, die Herr v. Elm einleiten wird, dürfte ein innigeres Zusammenarbeiten von Gewerkschaften und Genossenschaften zur Folge haben. — Alles in allem verspricht der fünfte Kongreß der (sozialdemokratischen) Gewerkschaften Deutschlands interessante Debatten und praktisch wichtige Beschlüsse.

Nichts gelernt und nichts vergessen haben unsere Scharfmacher. Sie schreiben in der „Post", den „Hamburger Nachrichten" und all den anderen Schleifsteinen heute noch genau wie vor einem Jahrzehnt, als der selige Freiherr v. Stumm der geheime Chefredakteur dieser Blätter war. In der Schlesischen Zeitung (31. 3.), einem führenden konservativen Scharfmacherblatt, wird ein fulminanter Leitartikel gegen die „Helfershelfer der Sozialdemokratie" losgelassen, zu denen außer Barth, Naumann, von Gerlach auch die Katheder-sozialisten und ein Mann wie der Landgerichtsrat Kulemann, ja sogar „so manche Gewerbeaufsichtsbeamten" gerechnet werden. So hat vor kurzem ein württembergischer Gewerbeinspektor den vollen Beifall der sozialdemokratischen „Schwäbischen Tagwacht" erlangt, weil er in einem Vortrage über die Arbeitgeberverbände bewiesen haben soll, daß es ihm gelungen sei, „die Gewerkschaftsorganisation in ihrem Wesen, ihrer Bedeutung, ihrer Taktik zu verstehen und objektiv zu beurteilen", während er vor zehn Jahren „mit nicht sehr geklärten sozialpolitischen Anschauungen" in den Dienst der Gewerbeinspektion getreten sei. „Wem die Sozialdemokratie ein solches Zeugnis ausstellt", jammert die Schles. Ztg., „der muß es tatsächlich verdient haben." — Was soll man zu solchem sozialpolitischen Unverstand sagen?

Arbeiteraussperrungen nach dem ABC hat in der Vorstandssitzung des Vereins deutscher Arbeitgeberverbände der Landtagsabgeordnete Menck-Altona empfohlen. Die bisherigen Massenaussperrungen seien für die Unternehmer eine sehr zweischneidige Waffe, weil sie die Betriebe gänzlich stilllegten und damit empfindlich schädigten. Die teilweisen Aussperrungen träfen meist junge Leute, die gar nicht ungern ihr Ränzel schnürten und nach auswärts wanderten. Man müsse deshalb eine neue Kampfesmethode suchen, die alte und junge Leute zugleich treffe und die Organisation empfindlich schädige. Herr Menck schlug vor, die Aussperrungen künftighin durch ganz Deutschland für die einzelnen Berufe vorzunehmen, aber immer erst diejenigen Arbeiter auszusperren, deren Name mit A beginnt, dann die B-Leute und schließlich die C-Arbeiter. Durch ihren Namen seien diese Leute ohne jede Kennzeichnung sofort allen Arbeitgebern Deutschlands in derselben Branche als Ausgesperrte bezeichnet und müßten also auf Wiedereinstellung verzichten. Sie seien dann einfach gezwungen, entweder arbeitswillig zu werden oder von ihren Gewerkschaften vollen Lohnersatz zu fordern, der dreimal so hoch sei als das gewöhnliche Streikgeld. Auf diese Weise würden die Gewerkschaften zur Nachgiebigkeit gezwungen werden. — Der Plan hört sich zunächst raffiniert verständig an. In Wirklichkeit hat aber seither die Erfahrung immer noch gelehrt, daß jedes mechanische Aussperrungssystem der Unternehmer die Arbeiter scharenweise in die Gewerkschaften hineintreibt und den gewerblichen Krieg verewigt. Man braucht also noch nicht ans Ende der Arbeiterbewegung zu glauben, selbst wenn man annimmt, daß die in der Theorie verteufelt gescheiten Menckschen Pläne in der Praxis überall glatt durchführbar wären.

Soziale Auskunftsstellen nach dem Muster der Arbeitersekretariate und katholischen Volksbureaus zu schaffen, will sich bekanntlich jetzt die Behörde angelegen sein lassen, nachdem früher regelmäßig alle Unterstützungsgesuche der Arbeiterschaft um staatliche oder städtische Zuschüsse zu diesen ihren Einrichtungen barsch abgelehnt wurden. Bis jetzt haben freilich die Behörden mit diesen ihren neuesten Bestrebungen noch wenig Freude erlebt. Dagegen hat hier und da das sozialdenkende Bürgertum mit seinen Auskunftsstellen und ähnlichen freiwillig übernommenen Einrichtungen recht gute Erfahrungen gemacht. In Bremen wurde nach der letzten Reichstagswahl der „Bürgerliche Volksverein" gegründet mit einer Rechtsauskunftsstelle für Gewerbe- und Arbeiterrecht, Krankenversicherung, Unfallversicherung, Alters- und Invalidenversicherung, Mietsrecht, Kaufrecht, Eherecht, Vormundschaftssachen, Erbschaftsangelegenheiten, Steuergesetzgebung und Militärgesetzgebung. Diese gemeinnützige Rechtszentrale geht außerdem Vereinen und Genossenschaften, Handwerkern und Lehrlingen, Kranken- und Sterbekassen bei Gründungen, Satzungsentwürfen, Verträgen und Beschwerden hilfreich zur Hand, in gegebenen Fällen wird sie durch Vorträge und Schriften aufklärend wirken und Anregung zum weiteren Ausbau allgemeiner sozialer Fürsorge geben. Dieser Bürgerliche Volksverein hat sich heute schon im ersten Jahre seines Bestehens vortrefflich bewährt. Er zählt bereits weit mehr als 5000 Mitglieder aus allen Schichten der Bevölkerung; jedes Mitglied hat mindestens 1 Mk. jährlich zu entrichten. Im ersten Jahre hat die Rechtsauskunftsstelle bereits 807 Personen mit Rat und Tat unterstützt. Man sieht daraus deutlich, daß die Gründung einem wirklichen Bedürfnis entgegengekommen ist. Genauere Nachrichten über Satzungen, Leistungen und Erfolge dieses gemeinnützigen Vereins erhält man von seiner Auskunftsstelle in Bremen, Schüsselkorb 35. Uns schienen die günstigen Erfahrungen, die gerade in Bremen mit dem Bürgerlichen Volksverein gemacht worden sind, besonders beachtenswert, weil in zahlreichen gleich großen und kleineren Städten die Verhältnisse für Nachahmung des guten Beispieles eigentlich noch günstiger liegen. In Lübeck macht man unter tätiger Mitwirkung unserer dortigen Parteifreunde gerade gegenwärtig ähnliche Gründungsversuche.

Schiller und der Genius seiner Zeit

„Man ist ebensogut Zeitbürger als man Weltbürger, Staatsbürger, Herrscher ist." Schiller an den Herzog von Augustenburg, 13. Juli 1793 (Deutsche Rundschau, Mai 1876; Briefe von E. Jonas. III. Seite 329).

I.

Wenn wir überlegen, wie die neueren Jahrhunderte aus den früheren, die wir so unpassender- wie bequemerweise das Mittelalter nennen, sich entwickelt und erhoben haben, so lassen die Veränderungen und Gegensätze sich auf eine Reihe von Formeln bringen, die aber hier nicht auseinandergesetzt werden sollen. Wir halten uns an die augenfälligen und allgemein bekannten Tatsachen. Da ist zuerst die gerade für Deutschland so unermeßlich wichtige und folgenreiche Kirchentrennung: „die gesamte klassische Literatur der Deutschen trägt ganz überwiegend ein protestantisches Gepräge, wenn auch keineswegs in einem konfessionellen Sinne. Die Vergleichung mit Frankreich lehrt, daß ein freigeistiges aufklärendes Schriftum auch innerhalb des Rahmens der alten Kirche aufkommen und sogar zu viel schärferen und mehr explosiven Wirkungen gelangen konnte. Aber es bleibt darum doch sehr bedeutungsvoll, daß im Gebiete des heiligen römischen Reiches die protestantischen Territorien und Städte einen unverhältnismäßig viel größeren Anteil an dem ganzen Geistes- und Kunstleben, insbesondere der zwei letzten Jahrhunderte genommen haben; wenn auch Wien seinen Rang als die bedeutendste Stadt, um nicht zu sagen Hauptstadt des Reiches behauptete und eine Zeitlang durch seine Dichter wie durch seine Bühne einen nicht geringen Einfluß auszuüben vermochte.

Das geistige Leben der neueren Zeit ist aber auch durch seinen bürgerlichen Charakter bezeichnet. Wir müssen dabei

Digitized by Google

nicht im engen Sinne an das städtische Bürgertum denken, obwohl dessen Wesen allerdings der ganzen Bewegung zugrunde liegt, sondern an den Sinn, den es hatte, daß im Beginne der französischen Revolution der „dritte Stand" sich für die Nation erklärte, daß er — nach dem Ausdrucke des Abbé Sièyes — „alles" zu sein in Anspruch nahm. In diesem Sinne nahmen auch starke Schichten der alten herrschenden Stände, des Adels (mit Einschluß der Fürsten) und des Klerus (der ja auch Fürsten in seinen Reihen hatte) an den Fortschritten des Bürgertums und des bürgerlichen Bewußtseins tätigen und lebhaften Anteil. Vor allem aber sind diese Fortschritte bestimmt durch die Vermehrungen des Wissens, insonderheit der Naturerkenntnis, und daher durch die Mitwirkung einer gelehrten, der Förderung des Wissens sich widmenden gesellschaftlichen Klasse. Hierin beruht der Einfluß, den gerade in Deutschland zumal die Universitäten geübt haben, mehr aber noch, und besonders von den anderen Ländern her, der Einfluß des freien Schriftstellers und Literaten.

Das bürgerliche Bewußtsein ist ein überwiegend verständiges oder, wie es selber sich lieber nennt, „vernünftiges" Bewußtsein. Als solches ist es in erster Linie analytisch, d. i. auflösend, unterscheidend — es will Licht und Klarheit, „Aufklärung" der Dunkelheit oder „Finsternis", die in Köpfen und in Institutionen angetroffen wird. Nachdem so die Vorurteile zerstreut, der Aberglaube vernichtet ist, will die Vernunft richtige Begriffe aufbauen und eine neue Ordnung begründen. Die neuen Begriffe und die neuen Ordnungen werden einfacher und klarer sein als die bunten, krausen, verworrenen Begriffe und Ordnungen, die überliefert worden sind.

Es liegt in dieser Vernunft nicht nur eine Absage an die Herrschaft der Gefühle, der Phantasie, der Gewohnheit und der Sitte, des seiner Heimat nicht bewußten Glaubens, sondern — und eben darum — auch eine Tendenz in Gegnerschaft gegen die Kunst. Die Vernunft ist auf das Nützliche gerichtet, die mechanischen „Künste" sind ihr Bereich, wenn möglich als unmittelbare Anwendungen der Wissenschaft und Theorie. Die schönen Künste müssen sich an ihr rechtfertigen; sie sind als loses, kindisches Spiel verdächtig. Das Schöne kann als eine Art des Nützlichen gelten, insofern als es ergötzt, erfreut und als Belustigung und Zerstreuung für heilsam und ersprießlich geachtet wird. Es kann aber ferner nützen, insofern als in ihm Lehren enthalten sind, sei es, daß die gefällige Form irgendwelchen Wahrheiten leichteren Eingang verschafft, sei es insonderheit, daß sie zur moralischen Besserung des Menschen dienen sollen. Keine Kunst braucht sich dagegen zu sperren, daß ihr so mannigfache und hohe Zwecke gesetzt werden, aber alle Kunst wird doch in eine gewisse Abhängigkeit vom wirtschaftlichen Geiste dadurch gebracht, daß sie ausdrücklich darauf angewiesen war, zu etwas zu dienen; sie verliert etwas von ihrer glücklichen Unbefangenheit und selbstverständlichen Majestät, sie verliert an ihrer Freiheit. Der wissenschaftliche Geist — denn das ist doch eine Vernunft — hat aber auch auf das Wesen der Kunst einen gefährlichen Einfluß, zumal wenn er den Künstler selber beseelt oder doch von ihm als maßgebend anerkannt wird. Er strebt dahin, die freien Künste den mechanischen Künsten anzuähnlichen, indem er ihnen Regeln vorschreibt, nach denen sie sich richten sollen, um einer bestimmten Idee, die wenn möglich auf ihren Zweck bezogen wird, zu entsprechen.

Nun ist — auch im Jahrhundert der Aufklärung — der Rationalismus, der so oft als platt, nüchtern, langweilig, geradlinig verschrieen ist, und dem doch kein moderner Mensch sich entziehen kann, niemals zu uneingeschränkter Herrschaft gelangt, so wenig als der ihm im Innersten verwandte Absolutismus der Fürsten. Einmal ist der künstlerische Geist in einem gewissen Maße immer seine eigenen Wege gegangen; er hat mit dem wissenschaftlichen Geiste gerungen und sich ihn zunutze gemacht, anstatt sich zu seinem Diener erniedrigen zu lassen. Und sodann laufen mit der reinen rationalistischen Tendenz, so überstark sie in die Erscheinung tritt, andere Entwickelungen des Denkens parallel, die sie vielfach hemmen, einschränken und modifizieren, zumteil solche, die unmittelbar aus ihr hervorgehen und äußerlich gleichen Wesens mit ihr sind. Da ist vor allem aber der religiöse Geist des vergangenen Zeitalters, der fortlebt und neue Blüten und Früchte treibt. Auch er ist der Kunst nur in bedingter Weise günstig und teilweise in ausgesprochenster Weise feindlich, aber als Geist und Denkungsart ist er dem künstlerischen Geist im Innersten verwandt und wesensgleich. Sodann ist die gelehrte und mit wissenschaftlichen Absichten zusammenhängende Beschäftigung mit fremder und alter Kunst, für unser Zeitalter namentlich mit der griechisch-römischen Kultur, eine unmittelbare Anregung zur Nachahmung bewunderter Muster und hat fortwährend so gewirkt. Ferner aber trägt jede Art von Herrschaft, sobald sie als Tyrannei empfunden wird, die Elemente der Empörung in ihrem Schoße.

Die Herrschaft der bürgerlichen Vernunft verkörpert sich gleichsam in Voltaire, die Empörung dagegen in Rousseau, durchtränkt wie er selber ist mit ihrem Fluidum.

In Rousseau mischen sich mannigfache Motive eines leidenschaftlichen Widerstrebens gegen die Herrschaft des Verstandes und einer Kultur, die er als durch und durch künstlich — im Sinne von „unnatürlich" — auffaßt und anklagt. Darin beruht ein großes Stück seiner unermeßlichen Wirkungen, daß drei ganz verschiedene Richtungen ungetrennt in seinem Geiste nebeneinander liegen:

1. die Vertretung des Landes, des Dorfes, der Ursprünglichkeit gegen die Stadt mit ihrer Verfeinerung und Verderbnis, ihrer Verweichlichung und Verkünstelung — denn dies ist der eigentliche Sinn seiner Verherrlichungen des Naturzustandes, seiner Anklagen gegen Künste und Wissenschaften;

2. die Erhebung der Gesellschaft über den Staat, die radikale Geltendmachung des Prinzips, das in dem Worte „sozialer Kontrakt" ausgedrückt liegt, die republikanische Gesinnung, die weit über das Ideal Montesquieus, der sonst das politische Denken des 18. Jahrhunderts ausfüllte, hinausweist. Der Zusammenhang mit dem ersten Gedanken liegt darin, daß die Gesellschaft sich und ihren Willen als „natürliche Ordnung", daß hingegen der selbständige Wille, die „Einmischung des Staates" als unnatürlich verstanden und gedacht wird. Das freie Gewerbe und der freie Handel drängen über ihre Grenzen, ringen mit ihren Fesseln;

3. die Verkündigung der Interessen und des Rechtes der Armen gegen die Reichen, der Unterdrückten gegen ihre Unterdrücker, die Hinweisung auf die Ungleichheit unter den Menschen und die unermeßlichen Übel, die aus ihr entspringen.

Um diese Richtungen in politischen Begriffen, die hier durchaus angebracht sind, zu bezeichnen, so kann man sagen: die erste Richtung ist konservativ, die zweite ist liberal, die dritte sozialistisch. — In allen dreien sind die stärksten Antriebe zu gefühlsmäßigen und phantastischen Ideen, zur Hingebung an große Träume und an den Rausch der Illusion. Man erinnere sich zu 1. an den Zauber des Landlebens, der Schäferpoesie, des Volksliedes, des Idylls; zu 2. an das Ideal der Freiheit, den kühnen weltbürgerlichen Zug der Gemüter; zu 3. endlich erhebt sich das sittliche Gefühl in Mitleid und Gerechtigkeitssinn, in Entrüstung über Frivolität und Luxus der Großen, in der Liebe zu den Menschen, d. h. zu den leidenden, bedrängten, ihrer Menschenwürde beraubten, in der Schwärmerei für Gleichheit und Brüderlichkeit.

Alle diese Beweggründe und Gefühle drängen zum Singen und Sagen, zur Beredsamkeit, zur Darstellung. Die deutsche Literatur, von der Mitte des 18. Jahrhunderts ab, ist von ihnen erfüllt; in „Sturm und Drang" erhebt sich die Volksseele, schaffend und genießend. Weit über der Literatur in Büchern und Zeitschriften, die sich rasch und stark vermehren, erhebt sie von der Bühne ihre Stimme. Der unklare Drang nach Umwälzung, nach Neuerung entladet sich in der Satire und in der Darstellung tragischer Schicksale, die in ungesunden, unnatürlichen Zuständen beruhen. Die politischen Machthaber werden angegriffen in der Gestalt fingierter Personen oder in anschaulichen Bildern der Greuel, die eine despotische Staatskunst über das Menschengeschlecht verhängt hat. — Die revolutionäre Stimmung der gebildeten, und besonders der bürgerlichen, so oft noch vom Adel malträtierten Klasse ist der Boden, der besonders im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts den Schritten der bedeutenden Männer ihren Widerhall gab, die so zahlreich und jugendfroh ein neues Zeitalter ankündigten, Köpfe und Herzen mit sich fortreißend.

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Eugen Katz in Berlin. — Druck von Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 12.

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 15. Berlin, 16. April 1905

Sonntag

Etliche disputieren also vom Sonntag, daß man ihn halten müsse, stellen Form und Maß, wiefern man am Feiertag arbeiten mag. Was sind aber solche Disputationes anders denn Fallstrick des Gewissens? Augsburg. Konfession. Art. XXVIII.

Der Sabbat lag auf der Juden Rücken wie eine schwere Last. Gottes sollte man sich freuen; statt dessen mußte man die Schritte zählen, um das Gesetz nicht zu brechen, und die Hände behüten, daß sie ja keine Arbeit verrichteten. Da kam der Sonntag in die christlichen Gemeinden. Es war ihre freie Tat, daß sie sich ihren eignen Tag zum Gottesdienst wählten. Sie folgten keinem göttlichen Gebot. Sie waren die Herren des Sonntags. Weil man sich des Lebens aus Gott freute, genoß man den Sonntag. Man versammelte sich zum feiernden Gottesdienst; nachher ging man an die Arbeit. Aus der Quelle trank man frischen Trunk, und dann nahm man den täglichen Weg fröhlich unter die Füße. Der Sonntag war nicht Ruhetag, sondern Kultustag. Erst der Staat war es, der offiziell die Sonntagsfeier auf das alte Sabbatgebot gründete. Der Kaiser Konstantin erließ sein berühmtes Sonntagsgesetz. Weil der Tag nämlich auch dem Sonnengott heilig war, sollten am christlichen Sonntag die weltlichen Geschäfte still stehen, die Gerichte nicht verhandeln, die staatlichen Behörden ruhen und der Soldat in der Kaserne keine Übungen haben. Und von da an vergaß man in der Kirche, daß Sonntag etwas ganz anderes war als Sabbat; Regeln und Verordnungen umzäunten den Tag, weil es Gottes Gebot so verlange. Der Sabbat erwachte wieder und mit ihm die ängstliche Frage gewissenhafter Frommen, welche Arbeitsart und welches Arbeitsquantum am Sonntag erlaubt wäre. Man quälte die Gewissen.

In der Reformation besann man sich wieder auf die Höhe christlicher Freiheit. Man empfand, daß Frömmigkeit sich nicht an Tage bindet, und Heiligkeit keine einzelne Feier auszeichnen darf. Die Woche wird leicht unheilig, wo nur der Sonntag als heiliger Tag gilt. Aus dieser Stimmung heraus tönt das Zeugnis der Augsburgischen Konfession, das wir oben lesen. Wir sind Herren des Sonntags und halten ihn hoch als Tag der Gemeindefeier, aber nicht im Geist knechtischer Angst sondern voll Fröhlichkeit. Mitten in aller Arbeit des Lebens soll Sonntag wohnen im Herzen, und fromm sein heißt; sich nie unterkriegen lassen von der Last des Tages. Auch diese freien und frommen Gedanken waren zu groß für die christliche Masse. Nur wenige Kreise, die Brüdergemeinde voran, hielten die freie Überzeugung fest, daß nicht der Tag als solcher den Menschen heiligt, und auch der Mensch nicht einen Tag heiligen soll. Wieder siegte der Sabbat. —

Nur um des Nächsten willen dringen wir auf Sonntagsruhe. Fromme Pflicht der Nächstenliebe ist es, zu sorgen, daß der Mensch aufatmen kann. Von hier aus verlange vom Staat, daß er Sonntagsruhe schenke und verbreite! Das gehört zur vierten Bitte des Vaterunsers. Aber die Kirche, die sich als Gottes Dolmetsch weiß, kennt keinen Zwang. Sie muß die Botin der Freiheit bleiben und nicht Menschliches mit Göttlichem verquicken. Wer Gott hat, für den ist das ganze Leben Sonntag. Wer Gott nicht hat, dem bringt ihn keine gesetzliche Sonntagsfeier.

Traub.

Proletarische Verse

Aus engen Gassen. Gedichte von Otto Krille. Berlin. Johann Sassenbach, 0,50 M.

Ein junger Arbeiter hat in der harten Fron der Fabrik eine Anzahl von Gedichten geschaffen, die er in einem Bande von 54 Seiten herausgibt. Zu dem schlanken Bändchen hat Frau Clara Zetkin eine Vorrede geschrieben, und diese Vorrede ist leider das Anfechtbarste an der ganzen Veröffentlichung. Wer die sozialdemokratische Presse auch nur einige Jahre verfolgt hat, kennt die Leute, die auf alle Fragen nur eine Antwort haben: das Proletariat. Mag sein, daß dieser Fanatismus eine notwendige Begleiterscheinung der ganzen Bewegung ist, sympathisch ist er nicht. Die religiösen Fragen, die die Menschheit bewegen, werden mit dem Sieg des Proletariats umgehend erledigt. Alle Konflikte, die sich aus dem Verhältnis des Mannes zum Weibe ergeben, die in der Literatur der ganzen Welt ihren Widerhall finden, lösen sich im Reich des Proletariats in hellen Jubel auf. Wenn nur das Weib des Zukunftsstaates durch diesen Zustand der reinen Seligkeit nicht einen energischen Strich macht. Das Weib hat sonderbare Rücken, und ich fürchte sehr, daß sie auch das proletarische Regime überdauern werden. Wollt ihr ein gutes Mittel gegen Revolutionen? Es gibt kein besseres als das Proletariat. Das Proletariat wird zwar selbst eine Revolution machen; aber das wird denn auch die letzte sein. Der Zustand der Menschheit erfordert keine Revolutionen mehr. Also bemerkte zur Feier des 18. März der „Vorwärts“, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn die Menschen der Zukunft sich nicht danach richten wollten. Oder sehnt ihr euch nach goldenen Jahren der Kunst? Auch das messianische Zeitalter der Kunst kommt mit dem Schwerterklang des proletarischen Emanzipationskampfes, sagt Frau Zetkin. Ihr braucht es nur zu glauben.

Besser ist es freilich, wenn ihr's nicht glaubt. Wenn man diesen untergeordneten Propheten glauben wollte, bräche mit dem Sieg des Proletariats ein Zustand herein, der eben um seiner konfliktlosen Seligkeit willen in Sumpf und Verzweiflung enden müßte. Was im besonderen die Kunst betrifft, glaube ich nicht daran, daß die Arbeiter einen großen, unmittelbaren Einfluß ausüben werden. Ihr mittelbarer Einfluß freilich ist sehr groß. Der historische Grund für die relativ guten Kunstzustände, deren wir uns heute erfreuen, ist doch wohl in der kulturellen Gesinnung zu suchen, die die drohende Arbeiterbewegung in die bürgerliche Welt gebracht hat. Wer dieser Ansicht ist, wird nicht leichten Sinnes von „Kunst und Arbeiter“ denken, wenn ihm bei bestimmten renommistischen Gewohnheiten auch die Galle überlaufen kann. An einen direkten Einfluß glaube ich, wie gesagt, nicht. Selbstverständlich können aus der Arbeiterklasse Dichter und andere Künstler hervorgehen. Das geschieht heute, das geschah gestern und kann morgen wieder geschehen. Ich glaube aber nicht, daß die „Enterbten in wachsender Reife mit eignen Idealen als Schöpfer neuer Werke“ auftreten werden; an eine besondere Arbeiterkunst, an die historische Erscheinung, glaube ich. Die proletarische Revolution ist ja eine Revolution der Besitzlosen, und darin allein liegen ihre künstlerischen Grenzen. Franz Mehring meint in seiner „Geschichte der Sozialdemokratie“, daß man eine neue Kunstblüte erst von dem endlichen Sieg des Proletariats erwarten dürfe, wodurch ja in anderer Form dem künstlerischen Einfluß der Arbeiterbewegung

Digitized by Google

in der heutigen Welt auch die Grenzen gezogen sind. Von der kommenden Zeit nun, von dem sogenannten „Zukunftsstaat“ kann man natürlich neues künstlerisches Leben „erwarten“; es spricht ja manches dafür, obwohl fast nichts so dunkel erscheint wie die historischen Bedingungen der Kunst. Bestimmt weiß es jedenfalls nur Frau Zetkin. Und das ist leider keine zuverlässige Garantie.

Es soll der fragwürdigen Vorrede gern eingeräumt werden, daß sie aus einem warmen Herzen stammt. Weibliche Begeisterung hat sie geschrieben; sie hätte etwas männlichen Verstand enthalten können. Wie sie nun einmal ist, schadet sie dem Dichter, dem sie nützen will, in ganz erheblicher Weise. Es ist fade Renommisterei und nichts weiter, wenn Frau Zetkin anhebt: „Seine Gedichte sind nicht gereimte politische Leitartikel; sie sind farben- und duftreiche, saftgeschwellte Früchte eines sehr starken Talents und eines großen dichterischen Könnens.“ Der Hymnus geht dann in derselben Tonart noch eine ganze Strecke weiter, und man bedarf seines ganzen Fleißes, um nach diesem Gesang noch durch die paar Verse hindurchzukommen. Gehen wir etwas nüchterner zu Werk! Die Vorrede enthält auch etwas Gutes, nämlich zwei biographische Daten. Otto Krille wurde 1878 in Sachsen geboren und schrieb die meisten der vorliegenden Gedichte in einer Fabrik in Dresden von 1895—1900. Nach einer schlichten bürgerlichen Rechnung war er also 17 Jahre, als er anfing, und 22, als er endete. Danach wollen die Gedichte beurteilt sein; es sind Anfängerarbeiten. Von der sozialistischen Weltanschauung enthalten sie keine Spur, so eifrig Frau Zetkin in ihrer ästhetischen Volksversammlungsrede es auch beteuert. Sie enthalten Leid, Hoffnung, Trotz und Grimm des modernen Fabrikarbeiters. Wenn Frau Zetkin das aber für die sozialistische Weltanschauung hält, gerät sie in den dringenden Verdacht, sie selbst nicht zu kennen. Der moderne Arbeiter erhält durch die Geburt einen bestimmten Klasseninstinkt, wie der Bankiersohn auch. Die proletarische Weltanschauung fliegt ihm so wenig von selber an, wie etwa dem Bankiersohn die bürgerliche Bildung. Dem Bankiersohn pauken sie in den meisten Fällen nicht einmal Gymnasium und Universität ein. Wenn man nun erwägt, daß Krille siebzehn Jahre war, als er die Niederschrift dieser Gedichte begann; wenn man ferner sein schweres, allzu schweres Lebensschicksal erwägt, wäre es zu viel verlangt, daß er sich damals schon die sozialistische Weltanschauung nicht nur sollte erarbeitet haben, sondern daß er sie auch poetisch sollte aussprechen können. Das Heft enthält von Weltanschauung nichts; es enthält proletarische Stimmungen, und das ist auch völlig genug, um eine Anzeige an dieser Stelle zu rechtfertigen. Unter den 66 Gedichten sind etwa 11, denen man künstlerischen Wert nachrühmen darf; das übrige bleibt in mehr oder minder klangvoller Rhetorik stecken. Auch Anklänge finden sich, so auf Seite 35 unten eine Heinenachahmung. Aber um der 11 Gedichte willen möchte ich gerade unsern Lesern doch die Lektüre des Bändchens empfehlen. Im „Gesang der Jungen“ findet der Dichter starke Worte für seine Hoffnung wie für seinen Trotz, und in dem Gedicht „In tiefster Schmach“ schlägt er ergreifende Töne des Elends an. In der „Ermutigung“ pulst tröstend die Zugehörigkeit zur großen Arbeiterbewegung, die ihn in sonnenarmen Tagen trägt, und in der „Arena des Lebens“ beweist er plastische Kraft und eine bemerkenswerte Stärke der Bitterkeit. Das Bild, das er wählt, ist natürlich, objektiv gesehen, nicht richtig. Es ist ja nicht so, daß die Bourgeoisie frech und satt zuschaut, wie die Arbeiter in der Arena als Gladiatoren fechten; es ist keineswegs so. Objektivität ist indessen nicht des Dichters Sache. Die Stimmung der Bitterkeit und des Hasses, die in dem Gedicht lebt, ist das eigentlich Reale. Das Bild, das er wählt, soll nur dem Leser diese Stimmung mit zwingender Gewalt suggerieren, und das tut es. Zu den besten Gedichten der Sammlung gehört „Das Proletarierkind“; in dem zweiten Gedicht der „Verlassenen“ findet sich ein Motiv, das wohl nur ein Arbeiter finden konnte. Ein Arbeiter steht im surrenden Maschinensaal; einem Mädchen ist bange, daß plötzlich die Räder still stehen könnten, und daß die Stille ihm sagen könnte, wie sehr ihr Herz für ihn schlägt. Das Gedicht ist nicht sonderlich stark, aber das Motiv ist wunderbar, wenn man ihm ein wenig nachsinnen will. Alles in allem: Otto Krille ist ein Dichter, der gelegentlich eine eigne Sprache verrät und dann Laute des tiefsten Wehs heraufholt; in dem Stadium, in dem er sich befindet, empfehle ich ihn der wärmsten Unterstützung meiner Leser, wenn sich über seine zukünftige Entwicklung auch noch nichts Bestimmtes sagen läßt. Hoffentlich bereiten ihm seine Klassengenossen das Schicksal, das er verdient. Hoffentlich! Vorläufig ist es eine bürgerliche Dame, die ihn aus dem Tiefsten herausgezogen hat.

Erich Schlaikjer.

Pollos Begräbnis

Eine Hundegeschichte.

„Jürn regiert“, plinken sich die Nachbarn zu.

So ist's, Jürgen Prielop in Sprackensehl, der große Vollmaier und Kirchenvorsteher, bringt seine Leute auf den Schwung; keine Arbeit ist ihm zu dank, und als sie ihr Teil weg haben, die Knechte und Mägde, geht's schändlichermaßen auch noch über das liebe Vieh, dessen doch der Gerechte sich erbarmt: dem täppischen kleinen Pollo — einen barschen Fußtritt versetzt er ihm für sein Wedeln und freundlich Tun. Das unschuldige Hündlein, sechs Wochen alt, ist ja allein schuld, daß Vater Jürgen heute seinen bösen Kopf auf hat. Seines bloßen Daseins halber. Nämlich der alte Pollo, Pollo der Große, der nie Besiegte, der Einzige, Unvergleichliche — an der Räude mußte er in der Nacht elendiglich verrecken. So'n Endel Einen solchen Hund sieht die Welt nicht wieder! Echte Schäferhundrasse, langhaarig, graubraun; eine prachtvolle wahre Fuchsrute hinten, buschig und schön, aufrechte Ohren wie ein Wolf, Löwenmähne, Bärenpranken; ah und die treuen, klugen, die tiefen, stolzen, braunen Augen, der verständige Blick — der Blick, der unvergeßliche Blick!

Wie soll man sich den Jürgen nun ohne seinen Pollo denken? Groß ist sein Schmerz. Allein muß er nun schmöken und im Kalender lesen, allein sich im Lehnstuhl bedenken und frühstücken und vespern, in den Krug und Nachbarn besuchen gehn, allein zu Felde und nach dem Land sehn, allein sich högen und allein sich gnitten. Und die verlassenen Schafe! — Hin ist hin. Pah, der Thronfolger, jeder andere Köter: keinen Schuß Pulver wert sind sie, alle miteinander.

Mittag ist's, und die Kohlsuppe wird aufgetragen, und da endlich setzt sich Vater Jürgens Schmerz, und er faßt einen verwegenen Plan. Pollo erhält ein ehrenvoll Begräbnis ganz nach Verdienst und Würdigkeit. In geweihter Erde, hinter einem feierlichen Wachholderbusch, wenn auch bescheiden abseits am Zaune. Da der Friedhof in Prielops Gerechtsame liegt, ließ sich's unauffällig machen. Niemand im Dorf hat eine Ahnung davon, und der Bauer lacht sich was in die hohle Hand: das sollten sie man wissen, der Küster und der Pastor.

O weh, der geprellte Küster aber kommt bald dahinter, rennt spornstreichs zur Pfarre und lamentiert: „Sünde und Schande, Herr Pastor, kein Christentum mehr in der Gemeinde — auf'm Hund, buch — stäb — lich! Herr Pastor, und das will Kirchenvorsteher sein, will Beispiel geben!“

Stracks wird Vater Jürgen gerufen. „Aber Prielop, was soll das heißen? Nein, das kann nicht sein! Freilich, so lieb man auch einen guten Hund haben kann, habe selber zwei, Sie wissen —“ „Och, Herr P'stohr, Sei verstaht ja da wat van; das was Sei kein gewöhnlichen Hund, min Pollo! So'ne klauke Vismacholl (Physiognomie), ick segg Sei, liek as'n Avkat. Hei harr mehr Grips in'n Kopp, as de ganzen Sprackensehler tausam, wi beide utgenamen; mit minen ollen Pollo, Herr P'stohr, harrn Sei up Latinsch snaken könnt. De Hund verstünn de Kunst („der Hund versteht die Kunst“: er kann Schafe hüten), hei was'n ganzen staatschösen Schaperhund, Herr P'stohr, ganz mordschen! Bautz ümmer rann: un rum de Schape, un anfaten dä hei nich, un nich rut ut de Foor (Grenzfurche), ümmer up un dahl, hachel, hachel — de Tunge lang ut'n Hals, nich: „sett dick mal“, un nich: „kiek mal weg“, keinen Ogenblick. Allens mak hei richtig. Ganz alleene künn ick'n bi de Schlape laten. Wenn ick'n morgens de Koppel wiesen dä un sä: „Kiek, Pollo, düsse Koppel hasta vandag afftauhäuen, bet Vespertied, Klock söß. Nu paß up, dat se ornlich wat in de Knaken kriegt. Man nich tau hilde (eilig), lat sei nich tau rasch de Koppel rup, de ollen Schape, nahst sünd se denn quälfretsch (wählerisch), un du hest man blot dinen Gnitt dabi'. Tweemal: „Blaff! Blaff!“ antwurt hei mick dunn, un ick könn ruhig nah Hus gahn. Nee, min Pollo!“

„Der Pollo! hab' ihn gekannt, freilich!“ nickt Hochwürden, und Vater Jürgen schwögt weiter: „Och, un ok'n wachsamen Hofhund, Herr P'stohr! Wo sick man wat rögen dä bi Dag un bi Nacht, hei gung daup los, as Paulus up de Korinther! Pottsdeuker,

Digitized by Google

un Appell harr hei, un wenn ick sä: „Pollo, such, Apport!“ — allens finn hei wedder. Ja un ok bi de Jagd was hei tau bruken. Nahwer Drenkmanns Karo äwerst, Herr P'stohr, dei fleut't un högt sich sicher wat, dat hei nu dod is. Jeja, nich rüken könn'n de beiden sick; liek heil und deil äwerslucken woll ümmer furns de ein den annern; Pollo äwerst kreeg den Karo regelmäßig dahl. Ja un irst lange de besten Fründ; woher dünn mit ein Mal de Wut up 'nanner? n oll Hamelbein was da schuld an.“

Hochwürden wird ungeduldig, Vater Jürgen aber läßt ihn nicht zu Worte kommen: „Blot ein Laster, da was hei nich van aff tau bringen, de Pollo. In Behren, bi Förster Schrager, harr hei 'ne Brut sitten, un wenn hei an dei denken dä, was't vörbi: furn (sofort) henn, up de Städ, da gaww't kein Stüren un Holen, Herr P'stohr, da könn'n Se'n liek nu dod wammsen. Klöternatt mannichmal wedder trügg, haue dünn, und melankolschen oft, 'ne ganze Tied, äwerst —“ „Schon gut, Prielop —“ „Och un Musche (Monsieur) Karo — Herr P'stohr, dat mudd ick Sei noch vertellen: de harr denn würklich mal gegenbuhlerische Affsichten, au Kinners —“ „Schon gut, Prielop, schon gut!“ Hochwürdens Geduld ist nun erschöpft. „Ein Hund, Prielop, bleibt ein Hund. Mit Unterschied, gewiß, freilich. Der brave Pollo, aber's hilft nichts, 'raus muß er wieder.“ „Och, Herr P'stohr, hei liggt da ja nu mal un slöppt in Frieden; un 'n nu wedder utkuhlen, minen Pollo, nee, dat bring ick nich äwert Hart! Herr P'stohr, Sei widd mick doch ok nich vor dat ganze Dörp blamieren, dat ick dat dann soll?“ Der Pastor zuckt die Achseln. „Ja so, Herr P'stohr,“ tritt ihm Jürgen darauf näher, vertraulich, wichtig, „ja so, dat harr ick bienah vergeten, Pollo hat de Karke ok wat vermakt: twintig Daler, jawoll, un teihn Daler för'n Armenblock.“ Hochwürdens Lippen kräuseln sich gutmütig, und schleunig verschwindet der Bauer: „Adjüs ok, Herr P'stohr, ick bedank mick ok veelmals!“

Tage vergehn. Pollos Grab bleibt, wie es ist. Endlich aber reißt dem Küster die Geduld. „Herr Pastohr,“ sagt er, als er Sonnabend den Kirchenzettel zu holen kommt, „Herr Pastohr, der Köter liegt ja da immer noch? Und nu gar noch mit 'nem Kranz drauf.“ „Was Sie sagen, mein Lieber? Da muß ich Prielop doch fragen, was das bedeuten soll. Wie, aber den Pollo jetzt noch ausgraben, pfui, in der Verwesung, das gute Tier? Will Ihnen 'was sagen, mein Lieber: mag in Gottes Namen Gras darüber wachsen, freilich, das wird das beste sein. Hören Sie, er will sich's auch was kosten lassen, der Alte, für die Gemeinde. Na, so drücken wir denn 'mal 'n Auge zu, Pollo hat's verdient, freilich, gönnen wir ihm den stillen Wächterplatz am Zaun.“

Nach langen Wochen, da, eines Nachmittags, begegnet Hochwürden dem Alten. Man klöhnt über das gute Heuwetter und wie die Saaten schön stehen, und als man sich endlich vorm Pfarrgarten trennen und der Bauer die Mütze lüften und „inklappen“ will in die ihm freundlich dargebotene Hand, da fragt Hochwürden: „Nun, Prielop, Sie lassen ja gar nichts darüber verlauten, wie steht es denn eigentlich mit Pollos Testament?“ Der Alte — ganz unschuldig und überrascht tut er: „Wo? Wat? Dat Testament, Herr P'stohr? Jeja, dat verflixte Testamen! Herr P'stohr, wer harr dat van 'n ollen Bengel dacht — nu is't lutwöhrig worr'n: dat was Sei 'n Lork, jawoll, de harr Kneep (Kniffe) in 'n Kopp! Wat deit hei? Drei Dage vor sinen Tod hat hei sick anners besunnen, da hat hei de dörtig Daler sine Brut vermakt, un weg sind se. Adjüs ok, Herr P'stohr!“

(Aus Karl Söhle, Schummerstunde. Behr's Verlag, Berlin.)

Kunst

Menzels Lebenswerk. Die Nationalgallerie veranstaltet eine Ausstellung aller erreichbaren Arbeiten Menzels. Es ist so viel, daß man damit sofort ein ganzes Menzelmuseum ausstatten könnte. Er ist 90 Jahre alt geworden und immer gesund und fleißig gewesen. Tag für Tag hat er gezeichnet oder gemalt, und nun türmt sich die Fülle seiner Gesichte fast bis zur Unabsehbarkeit, und man wandert durch die Zimmer, als spräche man: immer derselbe, immer Menzel! In welchem Jahre er dieses oder jenes gearbeitet hat, wird dabei dem Beschauer ziemlich gleichgültig. Von ein paar Jugendarbeiten abgesehen, bleibt Menzel sich im ganzen gleich. Gelegentlich merkt man einmal, wie ein Kunstproblem, das eigentlich nicht für ihn paßt, ihn packt. Er greift es dann auf, zeigt, daß er es versteht, und wirft es von sich. So hat er Lichtstudien, Tierstudien, Stimmungslandschaften, die an sich ganz nett sind, aber für ihn selber nichts Großes bedeuten. Auch seine dekorativen Arbeiten kann man noch hierher rechnen, wiewohl der dekorative Zug tief in ihm drin sitzt. Das, was ihn beschäftigt, ist die Historie im weitesten Sinn des Wortes. Er kann einen Altar, ein Gemäuer, ein Grab oder eine Festung auf das Papier bringen, als sei er Archäologe, einen Markt, eine Straße der Weltstadt, eine Wagenfahrt, ein großes Eisenwerk, als sei er Kulturgeschichtler, eine Truppengattung, ein Militärpferd, eine Parade, ein Gefecht, als sei er Kriegsschriftsteller, und vor allem, er kann die Fürsten und ihre Damen und Generäle vergegenwärtigen, als sei er gleichzeitig Memoirenschreiber und Politiker. Als Historiker lebt er im preußischen Königswesen, und zwar nicht wie ein Hofmaler, sondern wie ein unsichtbarer Gast, der immer dabei war, wo seit 200 Jahren etwas geschah, und der nichts anderes beabsichtigt, als zu sagen, was gewesen ist. Man wird ganz unruhig, wenn man sich vergegenwärtigt, wie viele Köpfe er in Farbe und Strich modelliert hat. Die Schädel aller namhaften Preußen der Königszeit waren ihm offenbar. Er ist weniger ein Erfinder als ein Auffinder von Wirklichkeit. Wie wunderbar ist doch so ein Menschenkopf, der ganze Generationen in sich verarbeitet! Er hat viele tausend Menschen auf Papier und Leinwand festgelegt, bekannte und unbekannte. Was er von sich aus in sie hineingegeben hat, ist nicht übermäßig viel. Sein Geist arbeitete mit der Ruhe und Sicherheit einer Maschine, er photographierte als lebendiger Apparat. Darin liegt seine Größe und seine Grenze. Man steht nicht unter dem Bann eines schöpferischen Helden, der seine Gegenstände nach sich umformt. In vollendeter geistiger Disziplin läßt er sie durch sich wortlos hindurchgehen, höchstens das eckige und spitze an Gestalt und Bewegungen etwas hervorsuchend. Er erzählt Geschichte, nicht wie ein Epiker mit hohem Klange runder Formen, nicht Übermenschen aus der Tiefe hebend, nicht alle Seligkeiten und Leiden der Sterblichen ausschöpfend, er erzählt mit fabelhafter Treue und nie versagender gleichmäßig fließender Phantasie, als hätte er ein Buch vor sich, das ohne Gram und Jubel zur Mehrung der Erkenntnis der Wahrheit gelesen werden sollte. Er erzählt und hört nicht auf, und wenn Menschen 200 Jahre alt werden könnten, so würde seine Fülle kein Ende nehmen. Es ist, als ob man Ranke mit ihm vergleichen müßte. Auch Ranke war unerschöpflich sachlich. Vielleicht war Ranke als ordnender, die Jahrhunderte verbindender Geist größer als Menzel, aber das, was der eine literarisch und der andere künstlerisch geschaffen haben, ist doch in sich verwandt. Sie saßen in der Ecke und ließen die Weltgeschichte Schritt für Schritt vorüberschreiten. Nun sind sie beide tot, zwei Köpfe aus den Tagen, die dem deutschen Freiheitskriege folgten. **M.**

Allerlei

Schiller-Anekdoten. Unter diesem Titel veröffentlicht Theodor Mauch im Verlage von Robert Lutz, Stuttgart, ein Buch, das unter der Fülle der Schiller-Literatur unserer Tage sich durch Eigenart auszeichnet. Es bietet nicht kleine Einzeldarstellungen, wie man aus dem Titel schließen könnte, sondern eine „organische Zusammenstellung bedeutenderer Einzelheiten“, ist also eine „Art anekdotischer Lebenserzählung“. — Wir geben nachstehend eine kurze Probe, aus welcher hervorgeht, wie der Herausgeber seine Aufgabe erfaßt: „So oft wir Goethes „Wahrheit und Dichtung“ lesen, dürfen wir beklagen, daß es Schiller nicht vergönnt war, uns ebenfalls eine seiner Eigenart entsprechende Autobiographie zu hinterlassen, dadurch, daß er den Gedanken, eine „Geschichte seines Geistes“ zu schreiben, hätte zur Ausführung bringen können. Daß er einmal die Absicht hierauf hatte, geht deutlich aus einem Briefe von Jena hervor (4 Febr. 1790), in welchem er seinen Vater bat: ihm alles zu senden, was sich unter dessen Papieren von seinen frühesten Arbeiten und Poesien etwa finden möchte. „Diese Dinge interessieren mich jetzt“, schreibt er, „und ich brauche sie als Belege zur Geschichte meines Geistes.“ Der alte Herr kam dem Wunsche mit großer Lebhaftigkeit entgegen und erwiderte am 6. März 1790: „Die Geschichte Seines Geistes kann interessant werden, und ich bin begierig darauf. Kommen zarte Entwicklungen der ersten Begriffe mit hinein, so wäre nicht zu vergessen, daß Er einmal den Neckarfluß gesehen und sonach im Diminutivo jedes kleines Bächgen ein Neckarle geheißen. Wiederum hat Er einen Galgen bei Schorndorf, als Mama mit Ihm nach Schw.-Gmünd gefahren ist, einer Mausefalle verglichen, weil Er vor diesem Mäusefallen gesehen, die einem Galgen glichen. Sein Predigen in unserm Quartier, der Herberge zur Sonne in Lorch, da man Ihm statt Mantel einen schwarzen Schurz und statt Überschlags ein Predigt-Lümpgen hat antun müssen, und dann die äußern Umstände Seiner Eltern, da Er lernen, vornehmen und tun mußte, gerade das und so viel, als diese Umstände erlaubten. Endlich Sein Übergang in die Herzogliche Militär-Akademie, woselbst Er erstlich als Theolog, nachher als Jurist und zuletzt als Arzt Sein Studium angefangen. Wie Er Sein erstes Trauerspiel „Die Christen“ in Seinem 13. Jahre geschrieben. Was für lateinische Distichen, Carmina und Epistolae Er verfertigt usw.“ — Mit diesen Erinnerungen des Vaters ist so ziemlich die ganze äußere und innere Welt umgrenzt, innerhalb welcher der Knabe Schiller bis zu seinem Eintritt in die Militär-Akademie (16. Januar 1773) während der Lorcher und Ludwigsburger Zeit lebte, aus welcher er seine ersten Eindrücke und Anregungen schöpfte.“

Digitized by Google

Grauen. Er ist schon seit mehreren Jahren verschwunden, der Ort des Grauens, von dem ich erzählen will, und niemand vermutet heute, daß an dieser Stätte, wo jetzt in verhältnismäßig hellen und luftigen Arbeitshallen die Menschen rege schaffen, einst das dumpfste Entsetzen gewaltet hat. Mir aber steht er noch lebendig vor der Seele, als sähe ich ihn noch heute. — Im Winter war's, und auf der „Wiesche", wie die Stelle in unserem Platt genannt wurde, lud uns die Eisbahn zu fröhlichem Treiben ein. Sie war ungefährlich, denn das künstlich — zur Eisgewinnung — hereingelassene Wasser stand nur etwa einen Fuß hoch, und da erlaubten auch ängstliche Eltern unbekümmert das Schlittschuhlaufen. Besonders einladend war allerdings die Umgebung nicht; denn das rasch sich erweiternde Walzwerk, in dessen Nähe die Eisbahn lag, schickte oft den Qualm seiner wohl mehr als zwanzig Schlote über sie hin. Aber was kümmerte das einen Knaben, der die moderne Hygiene doch noch nicht eingehend studiert hatte, und dessen gute Lungen auch ein ziemliches Quantum Kohlendunst nicht gleich übel nahmen, wenn's nur nicht allzu sehr stank. Und die Fabrik hatte doch auch ihr Gutes. Auf halbem Wege zwischen Elternhaus und Eisbahn fand sich bei ihr außen an einer Maschinenraum-Mauer ein Rohr, das verbrauchten Dampf entweichen ließ; wie konnte man sich an dem so schön die kalten Hände wärmen! Ja, schön war's damals doch, als die „Wiesche" noch da war! Alles fort — auch auf ihr hämmern und feilen jetzt tätige Menschen ... Aber ich wollte ja von dem Ort des Grauens erzählen. Der lag auf dem Wege zwischen diesem warmem Rohr und der „Wiesche". Es war der obere Restteil einer Straße, die ehemals von unserem Dorfe seitwärts zur Stadt führte. Der untere Abschnitt war schon von der Fabrik in Beschlag genommen; Dampfleitungen zogen sich über ihn hin nach den auf der anderen Seite liegenden Bauten, und der Verkehr war schon gesperrt. Dort waren also die alten Wohnhäuser schon weg, hier dagegen, im oberen Teil, waren sie noch da, drei oder vier, und Linden standen vor ihnen, denn es war früher ein schöner Baumweg gewesen. Wenn man nun hindurchging, lag rechts und nach vorn die große Fabrik, links aber — ja was ist denn das da für ein entsetzlich qualmender, hoher, langgestreckter, graubrauner Haufen, aus dessen schwelenden Dämpfen im Dunkel glühende Stellen so unheimlich hervorleuchten? Das ist der große Aschenberg der Fabrik; der brennt nun schon seit ein paar Jahren und findet noch lange nicht sein Ende damit. Und sieh, gerade in dieser Sackgasse zwischen Aschenberg und Fabrik liegt das idyllische Fleckchen Erde eingekeilt. Der Wind mag wehen, wie er will, es ist in Rauch und Gestank gehüllt: ein Glück noch, wenn's der Qualm aus den zwanzig Essen und nicht der Höllenhauch des Aschenberges ist. Sieh dir doch mal die Linden an: sie strecken nur verdorrte Äste traurig in die Luft; ihnen ist der Lebenstrieb längst ausgegangen. Und jetzt schau auch mal nach den Häusern! Wer steht da am Fenster, wer kommt da aus der Tür, wer wohnt und lebt da? Ja, sieh, die Bäume gehen hier kaput, die Menschen halten aus! Triumph des Lebens, hahaha! Ja ja, der Mensch ist nicht so leicht unterzukriegen! — Oder doch? Verraten diese triefenden Augen, diese eingefallenen Brüste, dieser kraftlose Gang, dieser Schmutz, diese Mischung von Schwäche und Gemeinheit der ganzen Gestalten doch etwas davon, wer hier der Sieger bleibt? Schon damals liefen wir Jungen rasch durch diese Gegend des Todes und der Hölle; nachher wurde es wieder besser, wenn man Fabrik und Aschenberg hinter sich lassen konnte. Und noch heute möchte sich mein Herz zusammenkrampfen, wenn ich daran denke, daß das millionenreiche Werk die Menschen in diesen Häusern verkommen lassen konnte, nur damit die paar Groschen Miete einkamen in der kurzen Zeit bis zum völligen Abbruch — es hatte den Raum nötig zur Erweiterung, und er gehörte ihm schon lange. Es ist jetzt alles fort, und das ist gut. Aber es wäre auch gut, wenn die Vorstände und Vertrauensmänner des heimatlichen „nationalen Wahlvereins", die im Kampfe gegen die Sozialdemokratie — noch vor zehn Jahren hätte man solche Verhältnisse dort für unmöglich gehalten — fast die Hoffnung verlieren, wenn diese Leute alle auf ihrer Stube zum täglichen Studium ein Bild von jener Stätte an der Wand hätten; dann wäre ihnen immer ein zwar sehr krasses, aber darum auch deutliches Beispiel zur Hand, an dem sie sehen könnten, wo ihnen ihre Feinde erwuchsen, und wo sie sich zugleich die sittlichen Waffen für ihre Bestrebungen geholt haben. H. R.

Eingegangene Bücher

Von den uns zur Besprechung zugesandten Büchern und Broschüren führen wir folgende hier an (die mit einem * bezeichneten sind bereits zur Besprechung vergeben):

Ein Prophet in dunkler Zeit. Aus dem Leben des Johann Amos Comenius. Von L. Gregor. Bischof & Klein, Lengerich i. W. 100 S.

*Gewerbliche Friedensdokumente. Entstehungs- und Entwickelungsgeschichte der Tarifgemeinschaften in Deutschland. Von Fanny Imle. Gustav Fischer, Jena. 566 S. 10 Mk.

Heilig Kreuz. Von H. von Redern. Bischof & Klein, Lengerich i. W. 99 S.

Heimgefunden. Die Geschichte eines Menschenkindes, dem christlichen Hause erzählt und ausgelegt. Von Nathanael Jünger. Ludwig Ungelenk, Dresden-A. 303 S. Kart. 2,80 Mk., geb. 3,60 Mk.

Jesus. Ein Roman von Pierre Nahor (Emilie Lerau). Autorisierte Übersetzung von Walther Bloch. B. Behr, Berlin. 304 S. Geh. 5 Mk., geb. 6,50 Mk.

Internationaler Kongreß der Föderation zur Bekämpfung der staatlich reglementierten Prostitution in Dresden im September 1904. Herausgeg. von Kath. Scheven. Dresden 1905, Angelikastr. 23. 39 S. 0,30 Mk.

Ist die Kindertaufe eine Wiedergeburt? Von Fr. Saul, Pastor. Ludwig Ungelenk, Dresden-A. 32 S. 0,40 Mk.

Josef Kainz. Von Ferdinand Gregori. 2. Auflage. Gose & Tetzlaff, Berlin. 19 S. 0,50 Mk.

Kaiser Tod. Von Walter Frensdorf. Curt Wigand, Leipzig-Berlin. 60 S.

*Kartelle und Trusts. Von Prof. Dr. Robert Liefmann. Ernst Heinrich Moritz, Freiburg i. Br. 143 S. Brosch. 0,80 Mk., geb. 1 Mk.

Lehr und Wehr fürs deutsche Volk. Eine Sammlung von volkstümlich-wissenschaftlichen Abhandlungen, Heft 7—12. Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg. Jedes Heft 14—16 S., 0,10 Mk.

Leitsätze. Wegweiser zu Glück und Wohlstand. Von Paul Togo. Th. Schröter, Leipzig und Zürich. 23 S. 1 Mk.

Luthers Werke. Herausgegeben von Buchwald, Kawerau, Köstlin, Rade, Schneider u. a. 3. Auflage. 1. Folge: Reformatorische Schriften. C. A. Schwetschke & Sohn, Berlin. 420 S. Brosch. 2,50 Mk., geb. 3,25 Mk.

Lyrischer Reigen. Band 7: Inbrunst des Sturms. Von Ludwig von Ficker. Curt Wigand, Leipzig-Berlin. 46 S. 1,50 Mk.

Moderne Plastik. Von Max Osborn. Gose & Tetzlaff, Berlin. 36 S. 0,50 Mk.

Ernst Häckels Naturphilosophie. Von Hans Bélart. Franz Wunder, Berlin. 64 S. 1 Mk.

Österreichische Strafanstalten. Von Stefan Großmann. Wiener Verlag, Wien und Leipzig. 154 S.

Persönliches Leben. Predigten von Ernst Rolffs, Pastor in Osnabrück. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen. 189 S. Geh. 2,50 Mk., geb. 3,50 Mk.

Rechte an beweglichen Sachen. Von Professor Dr. Bernhöft, Rostock. 2. Abt. von: Sachenrecht. Ernst Heinrich Moritz, Stuttgart. 124 S. Geb. 1,50 Mk.

Religion und Kultur. Zeitgemäße Betrachtungen eines katholischen Theologen. Von Paul Warberg. Stahelsche Verlagsanstalt, Würzburg. 88 S. 1,50 M.

Friedrich von Schiller. Ein Gedenkblatt zu seinem 100. Todestage. Von Hermann Petrich. Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg. 16 S. 0,15 Mk. 10 Hefte 1,25 Mk., 20 Hefte 2 Mk., 50 Hefte 4,50 Mk., 100 Hefte 8 Mk., 1000 Hefte 70 Mk.

Friedrich von Schiller, sein Leben und Dichten. Von Hermann Petrich. Mit zahlreichen Abbildungen. Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg. 96 Seiten. Kart. 0,80 Mk., 10 Exemplare 7,50 Mk., 50 Exemplare 32,50 Mk. Eleg. geb. 1,50 Mk., 10 Exemplare 14 Mk., 20 Exemplare 26 Mk., 100 Exemplare 110 Mk.

Friedrich von Schiller, unser Lieblingsdichter. Von Dr. Richard Siegemund, Bürgerschuldirektor. Alexander Köhler, Dresden und Leipzig. Reich illustriert. 176 S. 1 Mk. 10 Exemplare 9 Mk., 50 Exemplare 40 Mk., 100 Exemplare 75 Mk.

Schulrat Weller. Komödie in 3 Aufzügen. Von Rolph Scherer. Curt Wigand, Leipzig-Berlin. 126 Seiten.

Karl Johann Philipp Spitta. Von H. von Redern. Bischof & Klein, Lengerich i. W. 74 S.

Stille Wasser. Novellen von H. Aeckerle. Gutenberg-Verlag, Dr. Ernst Schultze, Hamburg. 170 S., Geh. 2 M., geb. 3 M.

Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser? Kritische Untersuchungen und Folgerungen eines deutschen Weltpolitikers. J. Schweitzer (Arthur Sellier), München. 225 S.

Unserm Kinde. Aphorismen zur Erziehung und Charakterbildung. Th. Schröter, Zürich. 64 S. 1 Mk.

Was ist Wahrheit? Tagebuchblätter eines Mönches auf Ponape. Von Hildegard Daiber. Strecker & Schröder, Stuttgart. 175 S. Geh. 2,40 Mk., geb. 3 Mk.

Welchen Wert hat die preußische Verfassung für unser Volk? Von Politikus. Rudolf Düfser, Görlitz. 39 S. 0,60 Mk.

Wider das Jesusbild der religionsgeschichtlichen Volksbücher. Von Pastor Franz Hering. Richard Mühlmann, Halle a. S. 34 S. 0,50 Mk.

Wie predigen wir dem modernen Menschen? Von Lic. theol. F. Niebergall. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen. 180 S. Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Briefkasten

N. C., London. In mehreren Großstädten.

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 16

Nationalsoziale Wochenschrift

Sonntag, den 23. April 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Berlepsch im Reichstag — Soziales Königtum — Unliberales — Die Wirkungen der neuen Handelsverträge — Italien, das klassische Land der Eisenbahnerstreiks) — **H. v. Gerlach**, M. d. R.: Bergarbeitertrutz — **Eugen Katz**: Kautsky als Revisionist — Dr. phil. **Ernst Födeker**: Der deutsche Bauer und die Industrie — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — Briefkasten — **Paul Schubring**: Constantin Meunier — **Erich Schlaikjer**: Ein neues Talent — Büchertisch — Allerlei.

Politische Notizen

Berlepsch im Reichstag? Im Gegensatz zu fast allen anderen preußischen Ministern, deren öffentliche Tätigkeit mit ihrer Inaktivierung ein Ende zu nehmen pflegt, ist Frh. v. Berlepsch eigentlich erst nach seiner Pensionierung so recht in den Vordergrund des öffentlichen Interesses getreten. Mit einer Unermüdlichkeit und einer Entschiedenheit wirkt er namentlich für die Gesellschaft für soziale Reform, daß der Haß begreiflich wird, mit der ihn die gesamte Scharfmacherclique agrarischer wie industrieller Prägung beehrt. Eben ist es ihm sogar gelungen, in dem sozial so rückständigen Bremen eine Ortsgruppe der Gesellschaft für soziale Reform aus der Taufe zu heben mit einer Rede, die den lebhaftesten Widerspruch der Sozialistenfresser herausgefordert hat. Je schärfer die antisozialen Elemente hinter dem ehemaligen preußischen Handelsminister her sind, um so lebhafter wird der Wunsch weiter sozialreformerischer Kreise, ihn an einflußreicherer Stelle als bisher, d. h. im Reichstag, wirken zu sehen. Dieser Wunsch verdichtete sich kürzlich zu dem Vorschlag der „Kölnischen Volkszeitung", das Zentrum möchte zu seinen, des Protestanten, Gunsten auf eine eigene Kandidatur verzichten, etwa in einem Saarkreis. Der Gedanke ist nicht übel. Nur würde gerade das Saarrevier nicht der geeignete Boden für seine Kandidatur sein, weil er bei den dortigen fiskalischen Bergarbeitern sich durch sein Verhalten als Minister während des großen Streiks von 1893 nicht gerade ein gutes Andenken gesichert hat. Dagegen wäre ein Wahlkreis wie Mülheim-Duisburg wie geschaffen für ihn. Die Arbeiterschaft gibt dort den Ausschlag. Sie ist in ihrer Mehrheit noch nicht sozialdemokratisch. Jetzt wird der Kreis durch den nationalliberalen Scharfmacher Beumer vertreten, der sich durch sein Verhalten in der Bergarbeitersache bei jedem vernünftigen Arbeiter unmöglich gemacht hat. Das Zentrum brachte 1903 fast 22000 Stimmen auf. Es hat also ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale zu werfen. Ist es ihm Ernst mit dem Wunsche, Frhr. v. Berlepsch im Reichstag zu sehen, so soll es versuchen, ihn zur Annahme einer Kandidatur als „Wilder" für Duisburg zu gewinnen. Sein Sieg dort wäre fast absolut sicher.

Soziales Königtum. In seiner Zeitschrift „Die neue Gesellschaft" erinnert der Sozialdemokrat Braun an Bebels neuliche Ausführungen gegenüber Bülow über die Sozialdemokratie und das soziale Königtum:

„Wenn weiter der Herr Reichskanzler die Hoffnung aussprach, es werde dem sozialen Königtum in Preußen gelingen, allmählich die Gegensätze auszugleichen und damit der Sozialdemokratie das Wasser abzugraben, so kann ich ihm erklären, daß wir uns sehr freuen werden, wenn dieses sogenannte soziale Königtum sich endlich als ein wirkliches soziales Königtum herausstellen sollte. (Sehr richtig! links.) — Alsdann werden wir dieses soziale Königtum auf das entschiedenste unterstützen. Der Herr Reichskanzler dürfte uns dann sehr oft an seiner Seite als Bundesgenosse haben, während er die Herren auf der rechten Seite des Hauses als seine entschiedensten Gegner sich gegenüber hätte. (Sehr wahr! sehr richtig! bei den Sozialdemokraten)."

Heinrich Braun knüpft daran folgende interessante Bemerkungen:

Da Graf Bülow erklärte, wenn die Regierung die Unterstützung der Sozialdemokraten in Betracht ziehen solle, dann müßten sich diese „nicht nur mausern, sondern eine ganz andere Haut anschaffen", und da Bebel seinerseits erklärte, nicht daran zu denken, die letzten Ziele preiszugeben, so ist die erörterte Frage zwar nicht aktuell. Gleichwohl ist die offene, unter dem Beifall der Fraktion abgegebene Erklärung Bebels, die Sozialdemokratie werde ein wirklich soziales Königtum bei der Durchführung seiner Aufgaben auf das entschiedenste unterstützen, von Bedeutung. Mag doch das Königtum einmal ernsthaft versuchen, durch tiefgreifende Reformen der werktägigen Volksmasse eine sozial-menschenwürdige und politisch-gleichberechtigte Existenz zu verschaffen. Uns hätte es dabei auf seiner Seite. Und sollte es ihm auf diesem Wege gelingen, die Mehrheit des Volkes davon zu überzeugen, daß die Monarchie die beste Staatsform sei, gut, so hätte es die Partie ja gewonnen. Denn gegen den Willen der Mehrheit die Republik einzuführen, daran denkt die Sozialdemokratie doch nicht. Das wäre ja auch unmöglich. Also könnten beide Teile, unbeschadet ihrer weiteren gegensätzlichen Prinzipien, das Werk tiefgreifender sozialer Reform gemeinsam in Angriff nehmen. Die Sozialdemokratie ist dazu bereit, die Regierung nicht! Wem liegt also die Not der Masse am meisten am Herzen? Wem steht die soziale Reform um ihrer selbst willen am höchsten? Wem geht das Wohl des Volkes über alles? —

Braun vergißt nur, daß das „Königtum" sich erst dann auf eine Demokratie stützen kann, wenn diese aufhört, sich als staatspolitischen Faktor auszuschalten.

Unliberales. Ein Teil der liberalen Presse ist wieder überzeugt, daß das bayerische Zentrum einen schweren Schlag erlitten habe. Was ist der Grund der Freude? Freiherr von Hertling, einer der über die agrardemagogischen Allüren seiner Parteifreunde verärgerten Zentrumsadligen, gab seinen Empfindungen in einer katholischen Monatsschrift Ausdruck. Der betreffende Artikel war zwar in der Form rein theoretisch gehalten, nannte das bayerische Zentrum nicht ausdrücklich, wandte sich aber deutlich gegen die neuere Politik dieser Partei, die von einem regierungsfähigen Konservativismus abführe. Freiherr von Hertling schrieb unter anderem auch von einem „Hausknecht der Fraktion", der an sich notwendig sei, sich aber nicht zum Herren der Fraktion aufschwingen dürfe. Ein führendes bayerisches Zentrumsblatt fand sofort heraus, daß mit dem Hausknecht der durch seine parlamentarischen Derbheiten bekannte Dr. Heim gemeint sei und blies Sturm gegen diesen infamen Freiherrn von Hertling, und die ganze Zentrumspresse blies mit. Was aber tat Freiherr von Hertling? Statt sich zu seiner Überzeugung zu bekennen, erklärte er, mit seinem Artikel nur wissenschaftliche Zwecke verfolgt zu haben. Das wird man dem Freiherrn, der in München als Professor ein berühmtes Kolleg über Logik liest, selbstverständlich glauben. Die Behandlung, die er nach diesem Auskneifen in der Zentrumspresse erfuhr, war hart, aber wohl verdient. Doch nun nimmt sich ein Teil des Liberalismus, insbesondere des bayerischen, seiner an. Man lasse doch dieses törichte und zwecklose Kokettieren mit dem Zentrumsadel! Es ist rein unbegreiflich, wenn man sieht, wie sehnsuchtsvoll der Liberalismus — ausgerechnet der Liberalismus! — zu der klerikalen Gentilhommerie aufblickt. Jene Leute sind mit dem Zentrum nur

Digitized by Google

deshalb unzufrieden, weil es ihnen noch zu demokratisch, zu wenig reaktionär ist. Der Liberalismus würde viel besser daran tun, sich an der ländlichen Genossenschaftstätigkeit von Dr. Heim ein Beispiel zu nehmen. Hätte nur der Liberalismus recht viele solcher Hausknechte, die infolge ihrer wirtschaftlichen Verdienste in der bäuerlichen Bevölkerung tief Wurzel gefaßt haben! Dann wäre es bedeutend leichter, das Zentrum zu bekämpfen. Der Versuch aber, den katholischen Adel gegen das Zentrum mobilisieren zu wollen, erinnert an den famosen Streich der Fortschrittspartei, die sich einmal gegenüber Bismarck auf die Legitimität der Fürsten berief.

Die Wirkungen der neuen Handelsverträge auf unsere Industrie kommen nun nach und nach zutage. Erst gaben die Männer der Wissenschaft ihr Verdammungsurteil ab, nun die Männer der Praxis. Wir zitierten bereits in Nr. 12 der Hilfe eine Nachricht der Frankfurter Zeitung, der zufolge die Präge- und Kartonage-Fabriken des sächsischen Erzgebirges in Verhandlung eingetreten sind, um gemeinsam in Österreich eine große Filiale zu gründen. Die Verhandlungen haben folgendes Resultat gezeitigt: Die Firma Heinrich Wilhelm Gutberlet, Prägeanstalt für Papp-Sarg-Verzierungen, Reklameartikel, Spielwaren usw. in Dresden, hat nach einer Mitteilung der „Sächsischen Industrie" in Gemeinschaft mit der Firma F. Oskar Brauer die Fabrikation ihrer Erzeugnisse für Österreich-Ungarn nach Aussig a. E. verlegt und daselbst die Prägeanstalt des Herrn Heinrich Dörre käuflich erworben. Die drei vereinigten Betriebe werden von nun an unter der Firma Brauer & Gutberlet, Aussig a. E., betrieben werden. In einem Schreiben an den Verband sächsischer Industrieller bezeichnet die Firma den ungünstigen Handelsvertrag mit Österreich-Ungarn als Beweggrund dieser Geschäftsverlegung. Gleichzeitig veröffentlicht die Handelskammer von Plauen im Vogtlande ein ausführliches Gutachten über die Wirkung der neuen Handelsverträge auf die Industrie des Kammerbezirkes. Diese Denkschrift verdient in mehrfacher Beziehung Beachtung. Zunächst ist es für die kraftlose politische Haltung der deutschen Industrie höchst bezeichnend, daß der Bericht in der Einleitung von der Bevorzugung der deutschen Landwirtschaft wie von einem unabwendbaren Schicksal spricht, das man mit Sanftmut und Geduld zu tragen habe. Dann folgt eine eingehende, recht sachliche Begründung der Ablehnung der neuen Handelsverträge, insbesondere der Verträge mit Österreich und Rußland, dann auch der mit Rumänien, Serbien und der Schweiz abgeschlossenen. Es heißt da: Wenn auch für einzelne Spezialitäten des Kammerbezirks, wie für die Perlmutterindustrie, in dem Vertrage mit Österreich, gewisse Erleichterungen erreicht worden sind, so sind doch die für den Kammerbezirk hauptsächlich in Betracht kommenden Ausfuhrwaren der Eisenindustrie, der Holz- und Papierindustrie und namentlich der für den Kammerbezirk maßgebenden Textilindustrie in einer derartigen Weise durch die neuen Tarifverträge belastet worden, daß eine Erweiterung oder auch nur Aufrechterhaltung des in den Vorjahren erfreulich gestiegenen Exports kaum zu erwarten ist, vielmehr eine Verringerung desselben befürchtet werden muß. Das Gesamturteil über die Verträge wird dahin zusammengefaßt, daß diese der Industrie, zumal bei der voraussichtlich erheblichen Belastung der Arbeiterbevölkerung durch die Verteuerung der Lebensmittel, eine Erleichterung für den Export nicht gewähren, daß vielmehr ein verschärfter Konkurrenzkampf auf dem inländischen Markte Platz greifen wird, der leicht dazu führen kann, daß deutsche Industrien teilweise in das Ausland verpflanzt werden. Was werden nun die deutschen Industriellen tun? Haben sie genug politisches Mark in den Knochen, um im nächsten Jahrzehnt eine Agitation gegen die neuen Verträge zu entfalten, wie sie bisher der Bund der Landwirte gegen die Caprivischen gemacht hat? Vorläufig beschränken sie sich darauf, auf ihr gutes statistisches Material hinzuweisen. Politik, und besonders die jetzige deutsche Politik, richtet sich nicht nach den Ergebnissen der Statistik. Die Agrarier haben oft falsche Zahlen und erreichen, was sie wollen. Die deutsche Industrie muß in den nächsten Jahren die harte Lehre begreifen, daß sie bessere Handelsverträge nur aus der Hand der Arbeiter bekommen kann. So lange sie aus Furcht vor der Arbeiterbewegung für die gegenwärtige Handelspolitik zu haben ist, um den Anschluß nach rechts zu erreichen, wie dies jetzt wieder auf der Hauptversammlung des Vereins deutscher Maschinenbauanstalten ausgesprochen worden ist, wird sie keine guten Verträge bekommen. Es braucht aber Zeit, sehr viel Zeit, ehe unsere Industriellen soviel politisches Denken lernen.

Italien, das klassische Land der Eisenbahnerstreiks, ist durch das neue Eisenbahngesetz des Ministeriums Fortis-Tittoni abermals einem Verkehrsstreik preisgegeben. Das neue Ministerium will unter allen Umständen die Weiterführung der seitherigen Privatbetriebe, die der Staat vertraglich am 1. Juli d. J. übernehmen muß, sicherstellen. Es hat deshalb einen Gesetzentwurf eingebracht, der das schwierige italienische Eisenbahnproblem noch nicht endgültig lösen, sondern zunächst nur einmal auf ein Jahr erträglich gestalten soll. Von den einzelnen Bestimmungen interessiert der Artikel 17 am meisten, durch den alle Eisenbahnangestellte als öffentliche Beamte erklärt werden, so daß für den Fall einer Arbeitsniederlegung die scharfen Bestimmungen des italienischen Strafgesetzes gegen widerspenstige Staatsbeamte in Anwendung kommen. Darüber hinaus enthält die Regierungsvorlage noch eine Bestimmung, die der Gesetzgebung des australischen Staates Viktoria entlehnt ist: „Diejenigen Eisenbahner, welche aus eigenem Antrieb den Dienst im Stiche lassen, oder nicht antreten, oder welche die Stetigkeit und Regelmäßigkeit des Dienstes unterbrechen oder stören, werden als entlassen betrachtet." Man sieht, daß hier die gleiche, nur etwas anders formulierte Gewaltpolitik angedroht wird, die schon Giolitti gesetzlich festlegen wollte. Damals waren die Eisenbahner noch mächtiger als der italienische Ministerpräsident. Inzwischen haben sie sich aber durch ihren Obstruktionskampf die Sympathien der Bevölkerung und der Parlamentarier so sehr verscherzt, daß diesmal die Regierung höchstwahrscheinlich ihr Ziel erreichen wird. Selbst die sozialistischen Abgeordneten setzen der Regierungsvorlage keinen sehr lebhaften Widerstand entgegen. Die Stimmung gegen die Eisenbahner wird noch erheblich verschlechtert durch die bestimmt auftretende Behauptung, daß die großen Eisenbahngesellschaften hinter den ewigen Verkehrsunruhen ständen, um die rechtzeitige Verstaatlichung zu verhindern. Die Regierung hatte diesmal ihre Vorkehrungen so gut getroffen, daß keine einschneidende Verkehrsstockung bei Ausbruch des Streiks eintrat. Einige Züge weniger am Tage, nachts Verkehrsstillstand, das war alles. Unter diesen Umständen wird der jahrelange Kampf zwischen Eisenbahnern und Staatsgewalt diesmal voraussichtlich bis zur Entscheidung geführt werden, leider zu einer für die Arbeiter ungünstigen Entscheidung.

Bergarbeitertrutz

Man kann es den Arbeitern wahrhaftig nicht übelnehmen, wenn sie allmählich allesamt von dem tiefsten Mißtrauen gegen das bestehende Regime erfüllt werden. Selbst der vertrauensseligste Arbeiter muß stutzig werden, wenn er die parlamentarische Komödie sieht, in die der Riesenstreik der Kohlengräber auszumünden droht.

Ein Stein fiel allen denen vom Herzen, die in der gähnenden Kluft zwischen dem heutigen Staat und dem Gros der Arbeiterschaft ein nationales Verhängnis erblicken, als mitten im Ruhrstreik die Regierung eine schleunige Vorlage zum Schutz der Bergarbeiter ankündigte. Freilich warnten schon damals nicht bloß Sozialdemokraten, sondern auch vorsichtige bürgerliche Sozialpolitiker: trau, schau, wem? Wenn es der Regierung wirklich ernst war mit dem Bergarbeiterschutz, so mußte sie eine Vorlage an den Reichstag bringen. Dort war guter Wille vorhanden. Dort hatte sie eine sichere Mehrheit für die dringendsten Wünsche der Bergarbeiter. Dort war ein in Gesetzesparagraphen formulierter Entwurf eines Sachkenners ersten Ranges, wie es Bergrat Gothein ist, gleichmäßig vom Zentrum und von der Sozialdemokratie als geeignete Verhandlungsbasis anerkannt worden. Dort war eine rasche Erledigung der Sache absolut sicher. Nur ein bißchen guter Wille seitens der Regierung, und wir hätten wahrscheinlich schon jetzt ein Bergarbeitergesetz unter Dach und Fach, das den sozialen Frieden mehr gefördert hätte als alle von Sozialpolitik triefenden Reden Bülows zusammengenommen. Nicht einmal der fadenscheinige Kompetenzeinwand konnte mit einem Schein des Rechts erhoben werden. Der Bergarbeiterschutz ist nicht nur aus Zweckmäßigkeitsgründen als Reichssache anzusehen, sondern er gehört auch seiner Natur nach in die Reichsgewerbeordnung hinein, wie auch der Antrag Gothein ergab, der in Form einer Novelle zur Gewerbeordnung abgefaßt war und sich zwanglos dem Hauptgesetz einfügte.

Aber die Regierung wollte nicht. Es ist ja ein Charakteristikum der Bülowschen Politik, daß sie den Schwerpunkt nach Preußen zu verlegen sucht. Wo es irgend angeht, schaltet man den Reichstag aus. Ob es sich um den Auslieferungsvertrag mit Rußland oder um die Regelung des Vereins- und Versammlungsrechtes, um die Schiffahrtsabgaben oder um die Fremdenpolizei, um die Bestrafung des Kontraktbruches oder um die Wohnungsreform oder um

Digitized by Google

den Bergarbeiterschutz handelt, immer wendet man sich nach Preußen. Man hat eben Angst vor den Erwählten des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts. Man fürchtet, daß der Reichstag Regierungsvorlagen zu wirklichen freiheitlichen und sozialen Fortschritten ausgestalten könnte. Davor ist man bei den Männern des Dreiklassenwahlrechts und den „Herren" des Herrenhauses natürlich sicher. Bei denen kann man ruhig sozialpolitischen Eifer bekunden. Man weiß ganz genau, daß die Regierungsvorlagen höchstens nach rückwärts revidiert werden.

Aber gerade weil man das weiß, darum war es unverantwortlich von der Regierung, daß sie den Bergarbeiterschutz überhaupt an den preußischen Landtag brachte, falls sie ihn ernstlich wollte. Sie hat damit den bösen Schein hervorgerufen, daß sie ihre Vorlage nur gemacht hat, um ihre Hände in Unschuld waschen zu können. Denn daß vom preußischen Landtag ein vernünftiger Arbeiterschutz zu erwarten sei — für so naiv die Regierung zu halten, wird man selbst dann Anstand nehmen, wenn man die denkbar geringste Meinung von ihren geistigen Fähigkeiten hat. Maximilian Harden wollte lieber für einen Schweinehund gehalten werden, als für einen Dummkopf. Ich weiß nicht, welche Verurteilung der Regierung lieber ist, die ihrer Intelligenz oder die ihrer Moral. Jedenfalls kann sie einem vernichtenden Urteil nach der einen oder anderen Richtung nicht entgehen, wenn sie sich nicht im letzten Augenblick noch zu einer Flucht in den Reichstag entschließt.

Die Ankündigung der Bergarbeitervorlage hat den Abbruch des Streiks beschleunigt. Nie wäre es den Arbeiterführern gelungen, ihre Leute so rasch und so geschlossen zur Arbeit zurückzuführen, wenn sie nicht auf das Versprechen der Regierung hätten hinweisen können. Dies Versprechen *muß* eingelöst werden, wenn die Regierung nicht das letzte Quentchen Vertrauen verlieren soll. Wildeste Empörung müßte nicht bloß die Bergarbeiter, sondern alle Arbeiter und alle Arbeiterfreunde, ja jeden ehrlichen Menschen erfassen, wenn die Regierung sich etwa mit dem abfände, was die Kommission des Abgeordnetenhauses aus ihrem Entwurf gemacht hat.

Die Regierungsvorlage selbst kann natürlich nicht schon als Einlösung des Versprechens gelten. Gewiß, die Vorlage ist leidlich. Sie enthält nicht alles, was die Arbeiter fordern können, aber sie enthält viel Gutes: Verbot des Nullens, sanitären Maximalarbeitstag, obligatorische Arbeiterausschüsse. Aber die Regierung muß die Vorlage nicht bloß *einbringen*, sondern *durchbringen*. Und sie kann sich nicht etwa darauf berufen, daß ihr der Landtag den Gehorsam versagt habe. Das stand ja von vornherein zu erwarten. Sie hat die Instanz, die ihr die Durchbringung der Vorlage garantiert, den Reichstag. Appelliert sie nicht an diese Instanz, so trifft *sie* in erster Linie der Vorwurf des Verrats der Arbeiterinteressen.

Als die Kommission des Abgeordnetenhauses in ihrer ersten Lesung das Bergarbeiterschutzgesetz zu einem Bergarbeitertrutzgesetz umgearbeitet hatte, da hörte man selbst von arbeiterfreundlicher Seite hier und da die Vermutung äußern, das solle nur eine Art Schreckschuß für die Regierung sein. Die zweite Lesung solle man nur ruhig abwarten. Die werde ganz anders ausfallen.

Als wenn die Beschlüsse der ersten Lesung nicht der genaue Ausdruck der Herzensmeinung der konservativen Krautjunker und der nationalliberalen Schlotbarone gewesen wären, die das Abgeordnetenhaus beherrschen!

Tatsächlich ist ja das Ergebnis der zweiten Lesung auch nicht besser, sondern schlimmer als das der ersten.

Für den Fall des Vertragsbruches soll die Verwirkung des Lohnes bis zum Betrage eines durchschnittlichen Wochenlohnes ausbedungen werden können. Und das, obwohl selbst der Minister an der gesetzlichen Zulässigkeit einer solchen Bestimmung zweifelte! Der sanitäre Maximalarbeitstag ist einfach gestrichen und durch die Bestimmung ersetzt worden, daß die Oberbergämter die Arbeitszeit einschränken können. Und das, obwohl diese Bestimmung längst im Berggesetz steht, aber, wie die Erfahrung gelehrt hat, einfach ein toter Buchstabe ist! Die Arbeiterausschüsse sind wieder obligatorisch geworden, was sie nach der ersten Lesung nicht waren. Aber was ist aus diesen Arbeiterausschüssen geworden? Nach der Regierungsvorlage waren sie Instrumente des Arbeiterschutzes und der sozialen Versöhnung. Nach den Beschlüssen der Kommission sollen sie Werkzeuge brutaler Arbeitervergewaltigung sein. Von allen anderen Verschlechterungen abgesehen — Heraufsetzung des aktiven Wahlalters auf 25, des passiven auf 30 Jahre, Verknüpfung des Wahlrechts mit einer 2jährigen, der Wählbarkeit mit einer 4jährigen Beschäftigung auf dem Werke usw. — ist vor allem das geheime Wahlrecht der Regierungsvorlage in ein *öffentliches* verwandelt worden. Mit anderen Worten: das ganze Wahlrecht soll zur Farce erniedrigt werden. Die Arbeiter sollen nicht mehr wählen können, wie *sie* wollen, sondern wie die *Unternehmer* wollen. Aus dem, was als das Recht der Arbeiter geplant war, ist ein Recht der Unternehmer geworden, ihre Arbeiter auf ihre „Zuverlässigkeit" hin zu kontrollieren.

Aber selbst die Infamie des öffentlichen Wahlrechts genügte den Scharfmachern der Kommission noch nicht. Sie setzten für die Arbeiterausschüsse folgende Normen:

> Der Arbeiterausschuß ist verpflichtet, in seiner Gesamtheit und durch seine einzelnen Mitglieder darauf hinzuwirken, daß das Einvernehmen innerhalb der Belegschaft und zwischen der Belegschaft und den Arbeitgebern nicht gestört wird und daß insbesondere Vertragsverletzungen und Vergewaltigungen vermieden werden.
>
> *Mitglieder eines ständigen Arbeiterausschusses*, die die ihnen in dieser Eigenschaft obliegenden Pflichten insbesondere durch *politisch-agitatorische Tätigkeit* verletzen, gehen ihrer *Mitgliedschaft verlustig*.
>
> Eine politische Betätigung ist den Arbeiterausschüssen untersagt. Zuwiderhandlungen ziehen die Auflösung des Arbeiterausschusses nach sich. Daneben kann der Bergwerksbesitzer auf die Dauer von höchstens drei Jahren von der im Absatz 1 bezeichneten Verpflichtung entbunden werden. Die Entscheidung über diese Maßregeln steht dem Oberbergamt zu.

Liebe Leute, diese konservativen und nationalliberalen Arbeiterfreunde, nicht wahr? Das, was als eine Vertretung der Arbeiterinteressen gedacht war, wird hier konstituiert als Schutz gerade für Unternehmer und Streikbrecher. Mehr noch. Wer einem solchen Ausschuß angehören will, muß sich als minoris juris, als Staatsbürger zweiter Klasse, feierlich abstempeln lassen. Jeder Mensch im Deutschen Reich kann „politisch-agitatorisch" auftreten. Ein Mitglied der Landwirtschaftskammer, dem man es verwehren wollte, für den Bund der Landwirte Brandreden zu halten, ein Handwerkskammermitglied, das man hindern wollte, gegen die Warenhäuser zu hetzen, ein Handelskammermitglied, dem man in der Betätigung von arbeitsfeindlicher Scharfmacherei Schwierigkeiten in den Weg legte, würde mit den Brustton der Überzeugung gegen diese Vernichtung seiner Staatsbürgerrechte protestieren. Und das mit vollem Recht. Aber was allen anderen Menschen recht ist, soll den Bergarbeitern nicht billig sein. Ihnen gegenüber scheint jedes Unrecht als erlaubt zu gelten.

Natürlich müßte ein Bergarbeiter, der unter solchen Bedingungen in den Arbeiterausschuß einträte, ein Idiot oder ein Hundsfott sein. Entweder er ist zu dumm, um zu wissen, was er tut, oder er ist ein bewußter Verräter seiner Kameraden. Nicht bloß der Sozialdemokrat, auch der Hirsch-Dunckersche und der Zentrumsarbeiter wird es selbstverständlich mit seiner Arbeiter- und Staatsbürgerehre für unvereinbar halten, sich irgend eine politische Fessel anlegen zu lassen.

Minister Möller hat die Bestimmungen über die Arbeiterausschüsse für unannehmbar erklärt. Aber sonst war seine Haltung in der Kommission überaus schwächlich. Verschiedene andere Verschlechterungen der Regierungsvorlage sah er als diskutabel an. Jedenfalls war sein Auftreten nicht dazu angetan, um in der Kommission den Eindruck zu erwecken, daß die Regierung in ihrem Entwurf ein Minimum von Arbeiterschutz erblicke, von dem sie sich nichts abhandeln lassen würde. Auch im Plenum wird die Mehrheit auf ihren Willen bestehen, wenn die Regierung nicht von vornherein erklärt: entweder ihr werft alle Kommissionsbeschlüsse um und schluckt die Regierungsvorlage, wie sie ist, oder — wir gehen an den Reichstag. Dann könnten sie vielleicht die Dreiklassenmänner mürbe kriegen, aber auch nur dann. Vorläufig scheint ihr der Ernst der Situation noch nicht klar geworden zu sein, wenigstens wenn man nach den schwachmütigen Erklärungen in der offiziösen Presse urteilen soll.

Auf die Regierung kommt es an. Darum muß bis zum Beginn der Plenarverhandlungen alles getan werden, um auf die Regierung einen Druck auszuüben. Die

arbeiterfreundlichen Parteien, die gegen die geschändete Vorlage gestimmt haben, Freisinnige und Zentrum, müssen die Zwischenzeit ausnützen, um teils als Parteien, teils durch die ihnen nahe stehenden Arbeiterorganisationen, die Hirsch-Dunckerschen und die christlichen, gegen die Regierung mobil zu machen. Daß die Sozialdemokraten und die freien Gewerkschaften auf dem Platz sein werden, ist selbstverständlich. Vielleicht bekunden auch die Jungliberalen, daß sie liberal sind, wie sie immer behaupten, indem sie gegen ihre nationalliberalen Landtagsabgeordneten Front machen, die mit den Junkern an Arbeiterfeindlichkeit nicht nur konkurriert, sondern sie sogar darin noch übertroffen haben, indem sie den brutalsten Antrag, den auf Öffentlichkeit der Wahl, zu stellen sich zur nationalliberalen Ehre rechneten. Die Jungliberalen hatten um so mehr Anlaß zu einem solchen und zwar schleunigen Vorgehen, als nach den Auslassungen des offiziellen Organs der nationalliberalen Partei die Fraktion hinter den Beschlüssen ihrer Kommissionsvertreter zu stehen scheint.

Es gilt, in den nächsten Wochen Haß und Verachtung gegen eine Gesetzgebung zu schüren, die unter dem Schein des Arbeiterschutzes Arbeitertrutz darbietet, Haß und Verachtung gegen ein Parlament, das einen Teil der Arbeiter unter ein infamierendes Ausnahmegesetz zu stellen sich anschickt, Haß und Verachtung gegen eine Regierung, die es dulden würde, daß die Bergarbeiter, die ihrem Versprechen getraut haben, so schmählich getäuscht werden.

Haß und Verachtung gegen die Regierung also zunächst nur hypothetisch. Gibt sie dem Sturm der öffentlichen Meinung nach, wird sie weich gegenüber dem Drängen der Arbeiter und Arbeiterfreunde und hart gegen die Scharfmacher, hart gegen das Dreiklassenparlament, so kann ihr viel verziehen werden.

H. v. Gerlach.

Kautsky als Revisionist

Wir wiesen unter diesem Titel in der vorigen Nummer darauf hin, daß Kautsky in seinem Aufsatz über „die Lehren des Bergarbeiterstreiks" Klassenanschauungen vertritt, die sich mit dem Marxismus nicht vereinbaren lassen. Präzisieren wir, was sich daraus für die Theorie des Klassenkampfes und die politische Taktik der Sozialdemokratie ergibt.

Kautsky stellt einen ganz neuen Begriff der „bürgerlichen Gesellschaft" auf. Bisher verstand der Marxist unter der bürgerlichen Gesellschaft oder der Bourgeoisie: die Eigentümer der Produktionsmittel, welche den Arbeiter expropriiert haben und den Mehrwert seiner Arbeit einziehen. Die bürgerliche Gesellschaft, das war die Gesamtheit der Ausbeuter mit dem einheitlichen gegen die Arbeiterschaft gerichteten Klasseninteresse. „Je mehr die kapitalistische Produktionsweise die herrschende wird, desto konservativer wird die Kapitalistenklasse, desto mißtrauischer gegen jeden Fortschritt, desto weniger Bedenken hat sie dagegen, sich mit jenen Mächten zu verbinden, die sich jedem Fortschritt entgenstemmen und die ihre tiefste ökonomische Wurzel in den Interessen des Großgrundbesitzes haben" (Karl Kautsky in der „Neuen Zeit" 1903, S. 171). Jetzt aber schreibt Kautsky: „Die bürgerliche Gesellschaft hat keine Ursache, sich für diese besonders ins Zeug zu legen, die ihr selbst das Fell über die Ohren ziehen." Früher hieß es, daß die bürgerliche Gesellschaft anderen Leuten das Fell über die Ohren zieht. Jetzt soll ihr selbst das Fell über die Ohren gezogen werden, und zwar nicht von den Ausgebeuteten, sondern von einer neuen Schicht von „Ausbeutern". Kautsky sieht innerhalb der industriellen Unternehmer eine neue Klasse, der gemeinsame Klasseninteressen der „bürgerlichen Gesellschaft" und der Arbeiterschaft gegenüberstehen. Die Folge ist, daß nach seinen Ausführungen die Arbeiter und ein Teil der Unternehmer einen gemeinsamen „Klassenkampf" gegen die „privilegierte Aristokratie" der Syndikate führen können.

Kautsky sagt, daß es innerhalb der Arbeiterschaft eine Aristokratie gibt: „Die gewerkschaftliche Organisation wird stets nur eine Elite oder Aristokratie der Arbeiterschaft umfassen." Es ist spaßhaft, wie Kautsky mit dem Begriff „Aristokratie" hantiert, weil er nicht „Klasse" zu sagen sich getrauen darf. Unter „Aristokratie" versteht man eine kleine Schicht von Bevorzugten inmitten einer Masse von minder Beglückten. Die in den Gewerkschaften organisierte Arbeiterschaft ist aber doch absolut schon zu zahlreich, um als Aristokratie bezeichnet werden zu können. Wir werden in Deutschland bald 2 Millionen gewerkschaftlich organisierter Arbeiter haben. In England ist ein Viertel bis ein Fünftel der gesamten Arbeiterschaft (mit Einschluß der Landarbeiter) gewerkschaftlich organisiert. Also auch im Verhältnis zur Gesamtheit der Lohnarbeiter ist es falsch, von den in den Gewerkschaften organisierten Arbeitern als von einer „Aristokratie" zu sprechen. Richtiger wäre, sie als eine Klasse zu bezeichnen, deren Interessen vielfach andere sind, als diejenigen der übrigen Arbeiterschaft. Kautsky selbst wird dies zugeben müssen, denn er begründet ja die Organisationsfähigkeit der Arbeiter auf Vorgänge im Produktionsprozeß, indem er davon spricht, daß nur die gelernten, qualifizierteren Arbeiter aus technischen Gründen in Gewerkschaften zusammengefaßt werden können. Die verschiedenartige Stellung aber, welche die gelernten und organisierten Arbeiter einerseits und die ungelernten und unorganisierten Arbeiter andrerseits im Produktionsprozeß einnehmen, führt oft genug zu Differenzen zwischen diesen beiden Schichten. Die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung ist schon reich an Gegensätzen organisierter Arbeiter gegenüber den Ungelernten oder den Arbeiterinnen. Oft genug hat es schon Zwistigkeiten zwischen der politischen Sozialdemokratie und den Gewerkschaften gegeben, wenn die Partei für die Interessen der unteren Arbeiter, die Gewerkschaften für diejenigen ihrer Mitglieder eintraten. Solche Fälle würden viel häufiger sein und könnten der Öffentlichkeit viel weniger entgehen, wenn nicht die meisten unserer regierenden Körperschaften durch eine gegen alle Arbeiter gerichtete Klassenpolitik die innerhalb der Arbeiterschaft vorhandenen Klassengegensätze verkleisterten. Dieser Kleister wird sich aber gegenüber der Entwickelung gerade so wenig dauerhaft erweisen, wie der Kitt, mit dem die Sozialdemokratie alle Arbeiterschichten zusammenzuhalten versucht. Es ist sehr wichtig, daß gerade Kautsky auf jene Verschiedenheit der Interessen hinweist.

Folgt man also Kautskys neuerdings entwickeltem Gedankengang, dann gibt es allein innerhalb der gewerblich tätigen Bevölkerung 4 Klassen: 1. die Syndikate, 2. alle anderen der „bürgerlichen Gesellschaft" zugehörigen Unternehmer, 3. die in Gewerkschaften organisierbare Arbeiterschaft, 4. die ungelernten Handarbeiter. Tatsächlich ist ja die Klassenbildung viel komplizierter, aber halten wir uns an Kautskys Darlegungen! Diese vier Klassen können in allen denkbaren Kombinationen mit- oder gegeneinander stehen und kämpfen; sie können sich untereinander in den verschiedensten Frontstellungen befehden, aber auch — das wäre denkbar — gemeinsam das Industrieinteresse gegenüber der Landwirtschaft vertreten.

Man könnte vielleicht annehmen, dies alles seien akademische Fragen, die für die Politik der Sozialdemokratie ohne Belang erscheinen. Nichts wäre falscher. Man darf nicht vergessen, daß der ganze politische Charakter dieser Partei durch bestimmte, die Klassenbildung und den Klassenkampf betreffende Theorien wesentlich beeinflußt wurde. In ihrer Gesamtpolitik wird die Sozialdemokratie noch immer von dem marxistischen Klassenkampfgedanken (der, wie wir sahen, mit dem rein gewerkschaftlichen Klassenbewußtsein gar nichts zu tun hat), beherrscht. Man gründet seine Siegeshoffnungen darauf, daß der Kapitalismus infolge der wirtschaftlichen und sozialen Wirkungen, die von ihm ausgehen, in sich schwächer wird und zerfällt. Man hofft für die Zukunft des Proletariats, nicht weil es die Sache der Gerechtigkeit auf seiner Seite habe, sondern weil man annimmt, es würde ein solcher materieller Machtfaktor werden, daß es eines Tages eine gesellschaftliche Notwendigkeit wird, daß ihm die Zügel der Produktionsleitung zufallen. Alles dies aber hat zur Voraussetzung, daß nur eine Klasse von Proletariat entsteht, die im Kapitalismus nicht aufsteigen kann, daß es nur eine Klasse von Unternehmern gibt, die in allen Punkten andere Klasseninteressen haben als die Arbeiter. Die Sonderorganisation und isolierte Klassenpolitik der Sozialdemokratie, welche die ganze Dynamik unseres politischen Lebens zuungunsten aller freiheitlichen und sozialen Bestrebungen beeinflußt, hat nur dann eine Berechtigung, wenn diese Sonderorganisation Aussicht hat als Klassenkörper zu siegen. Die Aussicht bestand für die Sozialdemokratie, solange sie an die marxistischen Klassenideen mit allen ihren Folgerungen

Digitized by Google

glauben konnte. Jetzt aber wird das Fundament des marxistischen Gebäudes von einem seiner Baumeister zerstört.

Ob Kautsky den Gedanken, die er in seinem Artikel über den Bergarbeiterstreik ausgesprochen hat, weiter nachgeht? Er hat öfters geglaubt, sich über die Revisionisten moquieren zu müssen, weil sie in ihren Gedanken und Taten zu wenig konsequent seien. Die Konsequenzen von Kautskys neuen Klassenideen liegen theoretisch in der Richtung eines sozialen Liberalismus. **Eugen Katz.**

Der deutsche Bauer und die Industrie.

Wenn ich vom Bauer und der Industrie spreche, so denke ich zunächst nicht an die Beziehungen, welche darin bestehen, daß ein, freilich nur kleiner, Teil unserer heimischen Industrie landwirtschaftliche Maschinen für den wachsenden Gebrauch auch der entlegensten Dörfer herstellt. Es soll damit auch nicht einer weitergehenden direkten Beteiligung der Bauern an den sogenannten landwirtschaftlichen Industrien das Wort geredet werden, in Form von Genossenschaften und Gesellschaften. Denn obwohl diese unmittelbare Verbindung in der deutschen Zuckerindustrie, und zwar in den Rohzuckerfabriken, eine herrschende geworden ist und als ein glücklicher Zustand bezeichnet werden muß: so hat sie sich doch auf keinen anderen landwirtschaftlichen Industriezweig auch nur annähernd gleich erfolgreich ausdehnen lassen. Vielmehr wird genossenschaftlicher Zusammenschluß der Bauern zwecks industrieller Verarbeitung von Wirtschaftserzeugnissen immer mehr ein Notbehelf und Übergangszustand sein, der freilich oft genug geeignet erscheint, einer Industrie die Wege zu ebnen. Wenn zum Beispiel in der Konservenfabrikation versucht wird, Feldgemüsebauern zur Errichtung von Genossenschaftsfabriken zu veranlassen, so haben Unternehmen dieser Art nicht nur die Bedeutung, die Konservenindustrie über die Grenzen des Ursprungsgebietes hinaus zu verbreiten, sondern auch die Grundlagen zu schaffen für Ausdehnung sachgemäßen Anbaues und Lieferung der Feldgemüse, sowie für die hier besonders notwendige Verständigung bezüglich jährlicher Anpassung der Rohproduktion an die Fabrikation.

Die nachfolgenden Ausführungen wollen diejenigen Erscheinungen hervorheben, welche den bäuerlichen Wirtschaften erwachsen sind und fernerhin erwachsen werden aus der — bei der andauernden Vervollkommnung von Verkehrsstraßen und Verkehrsmitteln — zunehmenden Neigung einer größeren Gruppe von Industrien, sich mit ihrem Sitze nicht mehr an die großen Wirtschaftszentren, die Städte, zu binden; oder mit anderen Worten: ich will die Frage erörtern, *was die bäuerlichen Wirtschaften von einer Industrialisierung des platten Landes zu erwarten haben*. Diese größere Gruppe von Industrien ist treffend mit einem Sammelnamen als Landindustrie bezeichnet; es gehören dazu außer den eigentlichen landwirtschaftlichen Industrien (wie Zuckerfabrikation, Gärungsgewerbe und Stärkefabrikation, Milchwirtschaft, Obstverwertung, Torfverwertung, Müllerei, Tabaksindustrie) namentlich die Holzindustrie, Tonwaren-, Ziegel- und Zementindustrie, Glasindustrie, Konservenfabrikation, Textilindustrie, Lederindustrie, manche Zweige der Metallindustrie, besonders Kleineisenindustrie, Bergbau, vornehmlich auf Salze und Kohlen, Herstellung künstlicher Düngemittel, Industrie der landwirtschaftlichen Maschinen, Elektrotechnik, namentlich soweit sie sich mit der Anlage von Zentralen für die Versorgung ländlicher Bezirke befaßt, Verkehrswesen, Anlagen zur Ausnutzung von Naturkräften. Eine eigene Zeitschrift „*Die Landindustrie*“ (Organ für alle auf dem Lande sowie für das Land tätigen Industrien und Gewerbe, herausgegeben von Dr. Gustav Fischer, Professor der Maschinenkunde an der Landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin, Deutsche Landbuchhandlung Berlin SW., Bezugspreis, vierteljährlich 4 Mk., erscheint am 1. und 15. jeden Monats) hat sich in den Dienst dieser Neigung gestellt, welche schließlich am Werke der inneren Kolonisation unseres Vaterlandes am kräftigsten mitarbeitet.

Was haben die bäuerlichen Wirtschaften von dieser Industrialisierung zu erwarten? — Einzelne bäuerliche Wirtschaften werden zeitweise gewissen Benachteiligungen, die jedoch bald zu überwinden sein werden, nicht entgehen; die eine oder andere bäuerliche Wirtschaft wird von der Bildfläche verschwinden; die Gesamtheit des alten Bauernstandes aber kann dadurch allein die Aussöhnung mit der modernen Entwickelung des Wirtschafts- und Gesellschaftslebens vollziehen, die wiederum einzig und allein die Erhaltung eines gesunden deutschen Bauerntums verbürgt.

Wenn der deutsche Bauer schon gegenwärtig manchem Zweige der Industrie die guten Seiten abgewonnen hat und immer mehr abgewinnen wird, so ist er doch stets geneigt, ihr als Gesamtheit, bezw. den Städten, die Schuld an den schlechten landwirtschaftlichen Arbeiter- und Gesindeverhältnissen beizumessen. Er folgert aber nicht logisch weiter, daß mit dem Hinausziehen der Industrie auf das platte Land auch ihm wieder Arbeitskräfte, die in den Städten so oft im Überfluß vorhanden sind, zur Verfügung stehen. Die Landgemeinden suchen die Industrieen nicht selten geradezu von ihrer Feldmark auszuschließen und sich durch irgend welche Maßnahmen vom Leibe zu halten, unter anderem auch, weil sie die Furcht beseelt, daß ihnen der Grund und Boden, die Grundlage des Wirtschaftens, eingeengt und entzogen würde. Ein für den ländlichen Bildungsstand leider oft bezeichnendes Beginnen angesichts der Tatsache, daß eigentlich alle rein bäuerlichen Gemeinden an Bodenüberfluß leiden, wie das Verschwinden größerer und kleinerer Ödflächen erst nach dem Einzuge von Industrien beweist. Die Flächen, welche aufkommenden industriellen Unternehmungen überlassen sind, können meist vollkommen entbehrt werden. Mit dem Erlös aber tritt eine Erhöhung des Betriebskapitals ein, so daß in der Folge die Wirtschaft kräftiger und rentabler sein kann. Die bessere Nutzung aber des Grund und Bodens (der für weite Gebiete noch sehr viel leistungsfähiger gemacht werden kann) durch innere Kolonisation ist abhängig von der Zuführung frischen Blutes in das vielfach in Stagnation geratene Leben des platten Landes, indem man die Industrie aufs Land bringt.

Man schaue nur auf viele weltentlegene Dörfer, welche gerade so dahin vegetieren: trotz aller auch dort eingezogener Fortschritte des Landwirtschaftsbetriebes war ihre Lage vor einem Menschenalter doch nicht annähernd so rückständig im Vergleich zur übrigen Welt, damals als die allgemein verbreitete Hausindustrie des Webens, Spinnens usw. vielseitigere Arbeits- und Verdienstgelegenheit gewährte. Auch schon industrialisierte Dörfer fallen oft genug wieder in vergangene Fehler zurück, wenn sie, wie gegenwärtig in der Provinz Hannover der Kaliindustrie die Ausbreitung dadurch erschweren, daß die Bauern aus Unkenntnis der Verhältnisse allzu mißtrauisch, allzu uneinig und neidisch auf den etwaigen größeren Vorteil des einen oder anderen sind.

Ein Schreckensgespenst bildet für den Bauer und die Landgemeinde die Steuerbelastung aus der Ansiedelung von Industriearbeitern; aber schließlich steht sich dabei die bäuerliche Wirtschaft ebensowenig ungünstig als bei der Landeinbuße. Die Gemeinde ist bald in der Lage, industrielle Unternehmungen (die häufig für Verbesserung der Wege usw. freiwillig zahlen) heranzuziehen. Oft findet die Gemeinde schon im Ausbau von Verkehrsstraßen, Benutzung neuer Betriebsmittel in besserer Verwertung der Wirtschaftsprodukte und ähnlichem ein Entgelt. Es ist ja nicht ausgeschlossen, daß dabei ein bestimmter Hof, dessen Länderei in bezug auf die industrielle Entwickelung des Ortes ungünstig liegt, von den Vorteilen anfänglich wenig oder nichts genießt, aber nicht lange, und auch er wächst in den Einfluß der neuen Zeit hinein infolge allgemeiner Wertsteigernng des Grund und Bodens. Wie die einzelne Wirtschaft, so erfährt auch die ganze Landgemeinde Schwierigkeiten bei zunehmender Industrialisierung, die aber dennoch nicht dazu führen dürften, sich nach den alten Verhältnissen zu sehnen. Gleichwie der Landstraßenbau, gegen den sich auch manche Landgemeinde ablehnend verhalten hat, um die Jahrhunderte alten wirtschaftlichen und sozialen Zustände des Ortes möglichst zu konservieren, dem platten Lande zu unendlichem Segen geworden ist, so wird demselben auch das Hinausziehen der Industrie Vorteile bringen, dem Bauer namentlich ermöglichen, für die jüngeren Kinder, ohne Schaden für den Fortbestand der Wirtschaft besser zu sorgen und sie durch die mannigfachen Verbindungen mit der Industrie in gute Stellung zu bringen.

Es kann nicht bestritten werden, daß die eine oder andere bäuerliche Wirtschaft von der Industrie ausgekauft, eingehen

Digitized by Google

wird. Aber wir finden anderseits gerade in den weltfremdesten Dörfern, daß die Zahl alter Bauernwirtschaften abnimmt, daß statt dessen, ebenso wie in industrialisierten Dörfern, neue Landwirtschaftsbetriebe aus eigentlich andersartigen Unternehmungen (Handwerksbetrieb, Fuhrgeschäft usw.) hochkommen, die oft als Musterwirtschaften gelten können; ferner liegen dort zuweilen ganze Bauernhöfe wenig genutzt da, wenn minderjährige oder sonstwie behinderte Erben vorhanden sind, ein Zustand, der hier bei größerer Begehrtheit von Äckern und Wiesen, von Lager- und Wohnräumen, nicht eintritt. Das großindustrielle Werk der Ilseder Hütte bei Peine (Prov. Hannover) hat seinen Sitz inmitten eines kleineren bäuerlichen Dorfes; von den wenigen im Verlauf eines Menschenalters aufgekauften Bauernhöfen nutzt es einen landwirtschaftlich weiter, die Mehrzahl aber der alten bäuerlichen Landwirtschaftsbetriebe bestehen fort, und zwar als hochintensive Wirtschaften. Die Eisensteingruben und sonstigen Anlagen der Ilseder Hütte erstrecken sich über mehrere Dorffeldmarken; die zahlreiche Arbeiterbevölkerung verteilt sich auf einen ansehnlichen Umkreis von Dörfern. Sämtliche bäuerliche Wirtschaften dieser Orte haben auf die eine oder andere Weise nur Vorteile von dem Vorhandensein dieser Landindustrie, wie am offensichtlichsten aus dem durchweg vorzüglichen Verhältnis hervorgeht, in dem die Dorfverwaltungen und Bauern mit der Hüttenleitung und deren Beamten usw. stehen. Namentlich geht hier die landwirtschaftliche Arbeiterfrage einer immer günstigeren Lösung entgegen, indem der Landwirt sich Arbeitskräfte aus den, in den Dorfgemeinden wohnenden, Familien der Hüttenarbeiter stets zu sichern vermag. Wollte man annehmen, daß alle Vorteile der Industrialisierung des platten Landes auf die im Rahmen dieses Artikels eben nur hingedeutet werden kann, aufgewogen würden durch mancherlei Schädigungen, die ohne Frage vorhanden sind, wenn das Übergangsstadium vom alten Landleben zur modernen Wirtschaftsweise zu lange dauert: so würde allein der Einfluß der Versorgung des platten Landes mit einer umfangreichen Arbeiterbevölkerung genügend sein, um den Wunsch zu rechtfertigen, die Neigung bestimmter Industrien sich mehr und mehr auf dem Lande anzusiedeln, von allen Seiten, nicht zuletzt auch vom deutschen Bauer, gefördert und unterstützt zu sehen. In der wachsenden Landindustrie gewinnt auch der Landbewohner die größere Arbeits- und Verdienstmöglichkeit wieder, die früher in den jetzt verschwundenen ländlichen Hausindustrien vorhanden war und infolge des Vorhandenseins regelmäßiger Arbeitsgelegenheit keinen Mangel an landwirtschaftlichen Arbeitern aufkommen ließ.

In meinem Wohnort Lehrte, — vor 50 Jahren ein altes Dorf, — hat sich infolge der Anlage eines Eisenbahnknotenpunktes eine ganze Reihe ländlicher Industrien angesiedelt. Der Umfang des bewirtschafteten Landes der Bauernhöfe ist seitdem reichlich verdoppelt worden, gleichfalls ihre Nutzviehhaltung. Die Leistungen des Nutzviehes kann man als verdreifacht rechnen, die Erträge der Feldfrüchte verdoppelt und die Summe der Arbeitsaufwendungen pro Flächeneinheit mehr als vervierfacht. Trotzdem halten die bäuerlichen Wirtschaften an Gesinde nicht mehr wie vor einem Menschenalter. Von der Arbeit der landwirtschaftlichen Maschinen ganz abgesehen: die intensive Wirtschaftsführung, die teilweise fast gärtnerischer Kultur sich nähert, wird nur ermöglicht durch die zahlreichen Angehörigen von Eisenbahn- und Fabrikarbeitern und durch diese selbst, die gern Aushilfe- und Gelegenheitsarbeit in der Landwirtschaft übernehmen. Das gleiche gilt von den umliegenden Dörfern die den Wohnsitz von Industriearbeitern bilden, welche in Lehrte ihre Arbeitsstätte haben. Hier kommen wir auf einen Punkt, der für die Landarbeiterfrage von ganz besonderer Bedeutung ist. Das landwirtschaftliche Gesinde, das heute ausschließlich der bäuerlichen Haus- und Viehwirtschaft zu dienen hat, kann reichlichen Ersatz in Nachkömmlingen jugendlichen Alters aus den Arbeiterfamilien der Landindustrie finden. Denn letztgenannte halten auf dem Lande gern Vieh in vorhandenen Ställen (Ziege und Schwein) und pachten dazu etwas Land, wodurch die Kinder in ländliche und landwirtschaftliche Beschäftigung um so eher hineinwachsen. Wenn dann der Bauer seine mancherlei Beziehungen, etwa zur Aktienzuckerfabrik, zur Eisenbahnverwaltung des Ortes usw., benutzt, m Dienstboten nach Verlauf von einigen Jahren, wenn junger Nachwuchs in die Stellung tritt, dort anzubringen, wird die Wirtschaft mit Leuten versorgt bleiben. Früher war immerhin den Dienstboten Gelegenheiten offen, im Rahmen der dörflich-bäuerlichen Landwirtschaft einen eigenen Hausstand zu gründen. Da diese Möglichkeit heute fast gänzlich verloren gegangen ist, ein wesentliches Moment für die Frage der landwirtschaftlichen Dienstbotennot, so muß der Bauer eine andersartige Fürsorge eintreten lassen, die unzweifelhaft wieder ein Angebot kräftigeren und tüchtigeren landwirtschaftlichen Gesindes im Gefolge haben wird. Die Außenarbeit in Flur und Feld wird in immer größerem Umfange mit Aushilfe- und Gelegenheitsarbeitern aus der ausdehnungsfähigen Landindustrie bewältigt werden müssen. Die Landindustrie wird in vielen Fällen in der Lage sein, mit der Verwendung von Wanderarbeitern, zu der auch die bäuerliche Wirtschaft schon greift, aufzuräumen.

Gerade diese letzten Punkte sind es, in denen sich die Interessen von bäuerlicher Wirtschaft und Arbeiterbevölkerung mehr begegnen, als meist beachtet wird. Daß die industriellen Arbeiter und ihre Angehörigen durch landwirtschaftliche Beschäftigung in beiden genannten Formen eine Erhöhung der Lebenserhaltung, sowie ein Gegengewicht gegen die schädigenden Einflüsse der Fabrikarbeit gewinnen, daß fernerhin durch Ausdehnung der Landindustrie eine glückliche Verteilung der Arbeitermassen erreicht wird, diese und weitere Fragen hier zu erörtern, geht über den Rahmen des Artikels hinaus.

Lehrte. Dr. phil. Ernst Hübner

Unsere Bewegung

In der nächsten Woche wird unser Verlag die Broschüre von Dr. Theodor Barth „Was ist Liberalismus?“ versenden können. Dr. Barth hat in dieser Broschüre die Grundsätze formuliert, die ein entschiedener Liberalismus gegenüber den politischen Fragen der Gegenwart einzunehmen hat. Diese Broschüre, die mit außerordentlicher Präzision und Schärfe geschrieben ist, und sich vorzüglich liest, kann nicht genug unseren Parteigenossen zur Agitation und zur Lektüre empfohlen werden. — Anfragen parteipolitischer Art und Geldsendungen gehen an Herrn Weinhausen, Berlin SW., Dessauerstr. 1.

Berlin. Friedrich Weinhausen hielt im sozialliberalen Verein einen vielseitig interessanten Vortrag über Folgeerscheinungen des Bergarbeiterstreiks. An seine, mit lebhafter Zustimmung aufgenommen Ausführungen schloß sich eine Diskussion, an der sich ein radikaler Sozialdemokrat, ein sozialdemokratischer Gewerkschaftler und von unseren Freunden die Herren Dr. Theodor Barth, Tischendörfer und Dr. Etzk beteiligten. Es wurde über die Grenzen der Gewerkschaftsbewegung und Fragen des Klassenkampfes debattiert. Erst gegen Mitternacht kam Weinhausen zu seinem Schlußwort.

Hamburg, 10. April. In der Bezirksversammlung des Liberalen Vereins in St. Georg-Hohenfelde referierte H. Haupt über „Liberale Forderungen in der äußeren Politik“. Eine lebhafte Diskussion schloß sich dem kurzen Referat an. Auch dieser Abend führte zur Verstärkung unserer Mitgliederzahl.

Kiel. In der Liberalen Vereinssitzung vom 14. April unter dem Vorsitz von Professor Titius förderte die Besprechung über das Ergebnis der letzten Stadtverordnetenwahl, in der die Sozialdemokratie gesiegt hat, das interessante Moment zutage, daß verschiedene Redner, unter anderem auch ein im Vorstande des Haus- und Grundbesitzervereins sitzender Stadtverordneter ihre Befriedigung darüber ausdrückten, daß endlich auch die Arbeiter eine Vertretung im Stadtparlament hätten und daß man den Sozialdemokraten Ed. Adler nach Ablauf des Mandats einfach wiederwählen müsse: so tüchtig sei er, und es wäre nur gerecht, wenn man es täte. — Dann wurde nach einem Referat der Herrn Lehrer Hoff und Dr. med. Strube einstimmig beschlossen, den Magistrat zu bitten, baldmöglichst eine Zuwachswertsteuerordnung einzuführen! Die Bedenken einzelner Stadtverordneter wurden durch die rege Debatte so beschwichtigt, daß die Herren nicht mehr gegen den Antrag stimmten. Es geht also auch in Kiel vorwärts: sowohl politisch wie auf rein kommunalem Gebiet!

Schwiebus-Crossen. Am 14. und 15. April hatte der Generalsekretär des Wahlvereins der Liberalen, Herr Weinhausen aus Berlin, in den beiden politisch wichtigsten Städten unseres Wahlkreises vertrauliche Besprechungen mit den führenden Parteifreunden. An beiden Orten war eine unerwartet große Zahl der Einladung des Vorsitzenden gefolgt und zeigte eine überaus reges Interesse für

Digitized by Google

Agitation und Organisation. Es wurden praktische Vorschläge erörtert und Beschlüsse gefaßt, die auf eine Neubelebung der politischen Tätigkeit am Ort und im Wahlkreis hinauslaufen. Künftighin wird man in beiden Städten regelmäßige Zusammenkünfte der Vereinsmitglieder abhalten und in den Landorten auf andere Weise politisches Interesse wecken und pflegen.

Nürnberg. Am Freitag, den 14. April, sprach Graf Karl v. Bothmer über „Die Grundlage der deutschen Wehrkraft". Der Vortragende hatte es sich zur Aufgabe gemacht, einer leider sehr verbreiteten Anschauungsweise über diesen Gegenstand einmal energisch entgegenzutreten. Die agrarische Anschauungsweise betrachtet als Grundlage der deutschen Wehrkraft die Landwirtschaft und folgert daraus nicht nur die Berechtigung, sondern sogar die Notwendigkeit einer extrem agrarischen Wirtschaftspolitik. Die rein sachlichen Ausführungen des Referenten, der seiner Beweisführung die bayerischen Verhältnisse unter Benutzung des vorhandenen amtlichen Ziffernmaterials zugrunde legte, ergaben die vollkommene Haltlosigkeit jener agrarischen Argumente. Nicht einmal für Bayern, das so gerne als ein reiner Agrarstaat bezeichnet wird, gilt jener Satz von der Wehrkraft des „Bauernstandes", auch hier ruht die Wehrkraft, die physische und die finanzielle, auf den Schultern der nichtlandwirtschaftlichen Bevölkerung. Graf Bothmer erntete für seine überzeugenden Ausführungen den lebhaften Beifall der gut besuchten Versammlung.

Schwenningen, Württ., 8. April. Die hiesige nationalsoziale Vereinigung hielt gestern abend ihre regelmäßige Monatsversammlung. Ein Vortrag von Mitglied Lehrer Kröner hier über den zweiten Teil von Demokratie und Kaisertum orientierte die anwesenden 30 Herren gut über die politischen Gedanken und Ziele Naumanns, diese fanden unwidersprochen Anklang. An den Vortrag schloß sich noch eine kurze Aussprache einiger Herren an. Unsere Arbeit kann hier nur sehr langsam Erfolge erzielen, da die Interesselosigkeit der nicht sozialdemokratischen Einwohner hindernd ist. Wir vertrauen aber, auch wenn die Versammlungen nicht gut besucht sind, auf die werbende Kraft unserer Gedanken, welche wir in den hiesigen Lokalblättern durch periodische Berichte und Notizen dem größeren Publikum beibringen können.

Düsseldorf, 12. April. Heute wurde, nach einem Vortrage unseres Parteisekretärs Dr. Wilhelm Waltz, beschlossen, einen Ortsverein zu gründen. Ein Ausschuß von mehreren Herren ward beauftragt, das Weitere vorzubereiten. Der Verein wird demnächst mit etwa 30 Mitgliedern an die Öffentlichkeit treten. Als höchst erfreulich ist zu bemerken, daß die Düsseldorfer Arbeiterschaft unserer entschieden liberalen und sozialen Bewegung große Sympathie entgegenbringt. Die Mehrzahl der Mitglieder dürfte sich aus Arbeiterkreisen zusammensetzen. — Auch in dem benachbarten Krefeld sind schon seit langem Vorbereitungen im Gange, die auch hier bald zur Gründung einer neuen Ortsgruppe führen dürften.

Kray b. Essen, 9. April. In der Monatsversammlung unseres hauptsächlich aus Bergarbeitern bestehenden Vereins sprach heute Herr Dr. W. Waltz aus Elberfeld über die Aufgaben des Liberalismus und die innerpolitische Lage. Mit besonderem Interesse wurden seine Ausführungen über den Streik und die Berggesetznovelle entgegengenommen. An den Vortrag schloß sich eine kurze Diskussion an.

Siegen. Alle Freunde unserer politischen Richtung im Siegerland werden gebeten, ihre Adressen an unseren Parteisekretär Dr. Wilhelm Waltz, Elberfeld, Dorotheenstr. 8, gelangen lassen zu wollen. Die bestehenden Organisationen müssen gekräftigt und neue Vereine gegründet werden.

Dortmund. Im Nationalsozialen Verein für Dortmund und Umgegend behandelte am 13. ds. Mts. Herr Pfarrer Lic. Traub in zahlreich besuchter Versammlung das Thema: „Was lehrt uns der Zwischenfall in Marokko?" Zunächst verlieh der Redner seiner Entrüstung über die Verstümmelung des neuen Bergarbeiterschutzgesetzes in der Kommission des Dreiklassenparlaments Ausdruck und gab dann, zu seinem eigentlichen Vortrage übergehend, ein anschauliches Bild der Land- und Völkerverhältnisse sowie der politischen und wirtschaftlichen Lage in Marokko. „Sehr interessant waren die Angaben über die Heeresbeziehungen Marokkos. Die Kaiserreise und die mit ihr verbundene Politik „der offenen Tür", die wir mit Nachdruck in diesen Ländern weiter betreiben müßten, begründete der Referent und wies den engen Zusammenhang zwischen einer solchen Politik und der Notwendigkeit nach, für einen schnellen Ausbau unserer Wehrmacht zu Wasser und zu Lande einzutreten. Die Rede wurde mit großem Beifall aufgenommen, und es gelang auch dieses Mal, einige neue Mitglieder zu gewinnen. An der Diskussion, die sich in den Grenzen der Sozial- und Kommunalpolitik bewegte, nahmen teil die Herren Dr. Vorländer-Solingen, Hildebrand, Deg und Wiese.

Der nationalsoziale Preßverein erfreut sich fortgesetzt des Beitritts neuer Freunde und Beiträge: Bad Aibling, Liberaler Verein, I. 5 Mk., Greifswald, W. Sp., I. 5 Mk., Ingenheim b. Hochfelden (U. E.) H. E., I. 5 Mk.

Zusammen 15,00 Mk.
Dazu laut Ausweis in Nr. 15 2894,30 „
Insgesamt 2909,30 Mk.

Die Notiz der vorigen Nummer betreffend den Versand unserer „Mitteilungen" beruht auf einem Versehen der Druckerei. Unsere „Hilfe"-Freunde wollen sich bitte noch etwa 10 Tage gedulden.

Berlin-Schöneberg, Hohenfriedbergstraße 11.
Die Geschäftsleitung.

Soziale Bewegung

Der nationalliberale Abgeordnete Franken, Mitbegründer und langjähriges Vorstandsmitglied des „Evangl. Arbeiterbundes", hat sein Vorstandsamt in dieser Organisation niedergelegt und den Schritt in einem ausführlichen Schreiben begründet. Er sei ein Gegner der Berggesetznovelle, insbesondere der darin geforderten Arbeiterausschüsse. Solche Ausschüsse seien ein Zwing-Uri für jede Betätigung evangelischer und sozialer Gesinnung innerhalb der Bergarbeiterschaft, Organisationen, von denen nur die Sozialdemokraten Nutzen haben würden. Er halte es für ganz außerordentlich bedenklich, daß einer wüsten sozialdemokratischen Agitation die Wege geebnet, der Umsturzpartei die Ausgaben für ein ganzes Heer von Agitatoren abgenommen werden solle. — Ein freikonservativer Scharfmacher, der Abgeordnete Menck oder der verstorbene Freiherr von Stumm, hätte das auch nicht schöner sagen können! Daß in Bayern auf jeder Grube, die mindestens 20 Arbeiter beschäftigt, längstens Arbeiterausschüsse obligatorisch mit allerbestem Erfolg eingeführt sind, geniert diese „praktischen" Sozialpolitiker nicht. Uns interessiert der ganze Fall Franken darum besonders, weil es bekanntlich vor Jahren innerhalb der Evangelischen Arbeitervereine einen erbitterten Streit für oder gegen Franken gab, der gleichbedeutend mit einem Streit für oder gegen Naumann war! Herr Quandel, der berühmte Chefredakteur des nationalliberalen Rheinisch-westfälischen Tageblattes in Bochum, setzte es damals durch, daß Herr Franken, als er bei der Vorstandswahl Naumann unterlag, die gekränkte Leberwurst spielte und einen eigenen evangelischen Arbeiterbund gründete, der sich vom Gesamtverband ablöste. Wie sich jetzt herausstellt, haben sich neben den nationalliberalen Fabrikanten und Redakteuren wirklich auch noch evangelische Pastoren gefunden, die Führerstellen in diesen sogenannten Arbeitervereinen annahmen. Herr Franken hat jetzt den Vorsitz niedergelegt; er hätte aber vermutlich ebensogut bleiben können. Die von ihm und Quandel geführten Arbeitervereine hätten gegen seine oben skizzierte Auffassung der Arbeiterausschüsse zweifellos nicht protestiert. Diese Arbeiter protestieren überhaupt gegen nichts!

Politische oder neutrale Gewerkschaften? Während Verlauf und Ausgang des großen Bergarbeiterstreiks aufs klarste erwiesen hat, daß nur neutrale Gewerkschaften in der Lage sind, in Stunden der Gefahr die gesamte Arbeiterschaft eines Berufs zusammen zu fassen und zugleich auf die Solidarität aller Arbeiter und weiter bürgerlicher Kreise sich zu stützen, finden sich immer noch Gewerkschaftsblätter, die seit dem großen Millionenfieg der Sozialdemokratie unverhüllt und ungestraft ihr sozialdemokratisches Antlitz zur Schau tragen zu dürfen glauben. Die „Holzarbeiterzeitung", die auch früher schon bei anderen Gelegenheiten bewiesen hat, daß sie sich von taktischer Klugheit recht weit entfernt hält, schreibt in einer Polemik gegen die christlichen Gewerkschaften: „Wir sträuben uns doch nicht, wenn man uns sozialdemokratische Gewerkschaften nennt, im Gegenteil, wir sind stolz auf diese Bezeichnung." Die sogenannte freie Gewerkschaftsbewegung als „sozialdemokratische" zu bezeichnen, galt noch bis vor kurzem als erbärmliche Verleumdung! Es sind wohl auch nur wenige Gewerkschaftsführer, die sich die Weisheit der „Holzarbeiterzeitung" zueigen machen werden; immerhin ist es bezeichnend, daß eine der größten und einflußreichsten Gewerkschaften in ihrem Fachorgan die Neutralität so offen mit Füßen treten läßt.

Der deutsche Metallarbeiterverband gehört zu den mitgliederreichsten Zentralorganisationen der sozialdemokratischen Gewerkschaften. Im Jahre 1904 hatte er 191762 männliche und 7202 weibliche, insgesamt also 198964 Mitglieder, gegen das Jahr 1903 ist das eine Mitgliederzunahme um 38829. Man sieht, wie sich auch im gewerkschaftlichen Leben der alte Satz bewährt: „wo Tauben sind, fliegen Tauben zu". Freilich erinnert auch in anderer Hinsicht der große Metallarbeiterverband an einen Taubenschlag: Im Laufe des Jahres traten sehr viele neugewonnene Mitglieder wieder aus. Von den in den Monaten Januar bis Dezember aufgenommenen 112000 sind nur 38000 wirklicher Zuwachs gegen das Vorjahr! Der Verband hat eine Reineinnahme von 3,31 Mill. Mk. und eine Gesamtausgabe von 2,3 Mill. Mk. gehabt. Für Reisegeld wurden 192000 Mk. bezahlt, für Arbeitslosenunterstützung 400000 Mk., für Streikunterstützung 829000 Mk., für Rechtsschutz 58000 Mk., für besondere Notfälle 128000, Umzugsunterstützungen 20000 Mk. Das Verbandsvermögen ist auf 1½ Millionen Mk. gestiegen und beträgt pro Mitglied 7,75 Mk. Der Größe der Organisation entsprechend ist diese Summe freilich für ernsthafte Kämpfe noch sehr gering.

Das städtische Wohnungsamt Stuttgart hat einen statistischen Jahresbericht für das Jahr 1904 erstattet, aus dem sich ergibt, daß in der württembergischen Residenz die Einzimmerwohnungen und die Dreizimmerwohnungen spürbar, alle übrigen aber um ein geringes oder überhaupt nicht zugenommen haben. Die

Digitized by Google

Mietpreise betrugen durchschnittlich für die Einzimmerwohnung 167 Mk., für die Zweizimmerwohnung 309 Mk., für die Dreizimmerwohnung 474 Mk., für die Vierzimmerwohnung 726 Mk., für die Fünfzimmerwohnung 1003 Mk. und für die Sechszimmerwohnung 1308 Mk. Im vorigen Jahre wurden in derselben Reihenfolge die nachstehenden Mieten gezahlt: 163, 304, 466, 724, 995, 1297 Mk. Nach dieser Statistik wären Mietssteigerungen zwar überall, aber nirgends erheblich in die Erscheinung getreten. Das städtische Wohnungsamt Stuttgart betreibt außer statistischen Arbeiten auch einen öffentlichen Wohnungsnachweis und übt die Wohnungsaufsicht aus. Sein Wirken ist vorbildlich für alle größeren Städte. Ein starker Hausbesitzerverein und eine lebendige Mieterorganisation sorgen dafür, daß das Wohnungsamt immer rege in Anspruch genommen wird.

Die Lage der Berliner Arbeiter ist durch eine Umfrage des Statistischen Amtes der Stadt Berlin festgestellt worden, an der auch Vertreter der Gewerkvereine und Gewerkschaften tatkräftig mitgearbeitet haben. Aus den interessanten Ermittelungen führen wir hier nur die über Löhne und Arbeitszeiten an: Bei den gelernten Gesellen und Gehilfen betrug der durchschnittliche Wochenlohn in der Regel 22½—27½ Mk., bei den ungelernten Arbeitern 20—22½, bei den Arbeiterinnen 10—12½ Mk. Der Jahresarbeitsverdienst der gelernten wie der ungelernten Arbeiter bewegte sich meist zwischen 1000 und 1250 Mk., häufig aber auch zwischen 750 und 1000 Mk.; derjenige der Arbeiterinnen lag meist zwischen 500 und 700 Mk. Das höchste Einkommen unter den gelernten Arbeitern hatten die Maurer-, Zimmerer- und Steinsetzpoliere, die Putzer, Ofensetzer und Maßzuschneider; ihr Jahresverdienst belief sich auf 1750 bis 2000 Mk. Nach unten hin bilden die Tritt- und Fabrikweber, Korbmacher, Pfefferküchler und Zuckerarbeiter mit einem Jahreseinkommen zwischen 500 und 750 Mk. und die Weber und Wirker mit Handbetrieb und Damenhutmacher mit einem Jahreseinkommen von weniger als 500 Mk. Von den ungelernten Arbeitern verdienen nur wenige mehr als 1250 Mk. im Jahre; dagegen fanden sich nicht weniger als 21 Branchen, die nur 750 bis 1000 Mk. Jahresverdienst hatten. Noch weiter herunter gehen die Versilberer, Kistenkleber und Wickelmacher. Die Arbeiterinnen bringen es nur in 12 Berufen auf 750 bis 1000 Mk, alle anderen bleiben unter 750 Mk. In 26 Branchen kommen sie sogar nur „bis gegen 500 Mk." Daß mit solchem Einkommen nicht einmal alleinstehende Mädchen und Frauen in Berlin menschenwürdig leben können, viel weniger aber solche, die noch für irgendwelche Anverwandten zu sorgen haben, unterliegt keiner Frage. — Auch die Arbeitszeiten sind nicht glänzend in Berlin. Am häufigsten war der 10—12 stündige Arbeitstag, die kürzeste Arbeitszeit (8 Stunden hatten Ofensetzer, Lithographen und Maschinensetzer). Barbiere und Friseure waren 15 Stunden täglich beschäftigt, im Schlächtergewerbe gab es Arbeitstage von 16 und 17 Stunden und im Restaurationsbetriebe mußten Küchendiener und Küchenmädchen bis 18 Stunden täglich tätig sein. Am allerwenigsten versteht man, daß in der Glaserei Lehrlinge 13 bis 16 Stunden täglich beschäftigt wurden. Auf alle Fälle ist das Gesamtbild der Berliner Lohn- und Arbeitszeitverhältnisse kein sehr verlockendes für auswärtige Arbeiter.

Die Gegner der Konsumvereine benutzen die unglaublichsten Gelegenheiten, um gegen diese Genossenschaftsart Stimmung zu machen. In Erfurt hat nach der „Konsumgenossenschaftlichen Rundschau" der bekannteste publizistische und agitatorische Vertreter einer kurzsichtigen „Mittelstandspolitik", Herr Professor Suchsland allen Ernstes behauptet, die Konsumvereine seien an dem letzten großen Bergarbeiterstreik schuld gewesen! Auf den Kohlenwerken bestünden überall Konsumvereine, die man als Hilfsquellen für die Streikenden benutzen zu können gehofft habe und auf diese Hoffnung gestützt, seien die Bergleute unter Kontraktbruch in den Streik eingetreten! Daß gerade im Ruhrrevier die Konsumgenossenschaften der Arbeiter noch sehr jung und unbedeutend sind, weiß vermutlich der Herr Professor gar nicht. Das Konsumvereinsorgan macht übrigens darauf aufmerksam, daß die Welt demselben Herrn Suchsland auch schon die bahnbrechende Entdeckung verdanke, daß die Konsumvereine die Eisenbahnunfälle verschuldeten; ein Geistesverwandter von ihm habe sogar den Aufstand in Deutsch-Südwestafrika auf die Konsumsvereinsbewegung zurückgeführt! Nachgerade scheint den Gegnern der Konsumvereine keine Behauptung mehr zu dumm zu sein, um sie nicht im Kampfe zu verwenden.

Eine ausgewachsene Zuchthausvorlage hat die schwedische Regierung der Landesvertretung zur Genehmigung vorgelegt. Arbeiter, die ohne gesetzlichen Grund unter Umständen streiken, die Gefahr für Leben und Gesundheit oder grobe Gefahr für das Eigentum nach sich ziehen könnten, sollen mit hohen Geldstrafen, wenn die Schädigung wirklich eintritt, mit Gefängnis bestraft werden! Diese kautschukartigen Gesetzesbestimmungen ermöglichen natürlich ganz willkürliche Handhabung. Die schwedischen Gewerkschaften haben durch Versammlungen und Straßenumzüge öffentlichen Protest eingelegt. Ob das etwas helfen wird, ist noch fraglich.

Die Verwaltung der Post-, Spar- und Darlehnsvereine wird in einer so bureaukratischen Weise betrieben, daß sie die öffentliche Kritik herausfordert. Die Bestrebungen der Postbeamten, die Vereine in modernem Sinne umzugestalten, werden von der Postverwaltung leider andauernd scharf bekämpft, obwohl durch eine größere Beteiligung der Betriebsbeamten an der Verwaltung ihres Vermögens die hohe sozialpolitische Bedeutung der genannten Vereine nur gewinnen könnte. Fast sämtliche Angehörigen der Postverwaltung sind Mitglieder dieser Vereine, die genau entsprechend der Organisation der Postverwaltung an den Sitzen der 41 Ober-Postdirektionen des Reichspostgebietes eigentlich als eine Abteilung dieser Behörden ihre Zentralen haben. Die Oberaufsicht führt das Reichspostamt; dagegen ist durchaus nichts einzuwenden, vielmehr haben die Postbeamten allen Anlaß, sich über eine so segensreich wirkende Einrichtung zu freuen. Daß die Spareinlagen und Abträge auf erhaltene Darlehen monatlich vom Gehalt abgezogen werden, ist ein sanfter Zwang, ein berechtigtes Mittel, auch weniger feste Naturen zu wirtschaftlichem Leben anzuhalten. Wie aber bei fast allen behördlichen Mitteln, sind auch hier wieder alle Rechte auf seiten der Verwaltung, auf seiten der Vereinsmitglieder dagegen nur alle Pflichten. Die Verwaltung dieser Vereine, die jährlich mit vielen Millionen arbeiten, liegt fast ganz in den Händen weniger höherer Beamten, die die Vorstandsämter bekleiden. Alle 3 Jahre treten sie zu sogenannten Generalversammlungen zusammen, d. h. durch amtlichen Druck wird es dahin gebracht, daß einige dieser Vorstandsmitglieder durch Stimmenübertragung Bevollmächtigte von vielen tausend Mitgliedern werden und dann einfach alles beschließen, was der Verwaltung gerade paßt. So ist es bisher in allen Bezirken mit Ausnahme von Berlin gewesen. In Berlin hat der amtliche Druck nichts geholfen. Dort nehmen die Mitglieder ihre Interessen bei der Generalversammlung selbst wahr und sind nicht mit einem Konzessions-Schulze oder Müller im Vorstand zufrieden, der als einziger Postassistent oder Postschaffner diese zahlreichsten Beamtenklassen im Vorstande vertreten soll. Die Verwaltung des Berliner Vereins ist daher eine viel einsichtsvollere und den Wünschen der Beamten weit entgegenkommendere als in allen übrigen Teilen des Reiches. Wie es im Reich aussieht, mag nur ein Beispiel beweisen. Bei der kürzlich in Dresden abgehaltenen Generalversammlung vertraten 71 Beamte 6203 Mitglieder. Von einigen beherzten Mitgliedern war beantragt worden, daß sämtlichen Mitgliedern ein Exemplar der Satzungen auszuhändigen sei, ferner Herabsetzung des Zinsfußes für Darlehen von 5 pCt. auf 4 pCt. (wie er in Berlin bereits seit 10 Jahren üblich ist), Abschluß und Geschäftsbericht über das Konsumgeschäft, das einen jährlichen Umsatz von etwa ¼ Million Mark aufweist, jährlich zu veröffentlichen sowie die Abhaltung von jährlichen Generalversammlungen, deren Tagesordnungen mindestens 4 Wochen vor der Abhaltung bekannt zu machen sind. Diese bescheidenen Wünsche, deren Erfüllung für jeden geordneten Betrieb selbstverständlich sein müßte, wurden mit etwa 1800 gegen 4400 Stimmen auf die geschilderte Weise abgelehnt! Ähnlich geht es überall her. Trotzdem hoffen wir, daß Herr Krätke, der an sozialpolitischem Wollen seine beiden Vorgänger ohne jede Frage weit überragt, auch in der Verwaltung der Postsparvereine allmählich mehr Luft und Licht schaffen wird, damit die Beamten endlich merken können, daß sie außer ihren vielen Pflichten auch einige bescheidene Rechte besitzen.

Briefkasten

J. in F. Besten Dank für ihre Mitteilungen. Der Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie hat sich trotz seiner „20 000" Mitglieder, auch im Sinne der Scharfmacher als ein so stumpfes Instrument erwiesen, daß es keinen Zweck hat, sich länger mit ihm zu beschäftigen.

Th. B. Für ihre Zwecke eignet sich sehr gut das empfehlenswerte Buch von Bajkić über die französische Handelspolitik (Cotta 1904).

Die „Nation" XXII. Jahrg. No. 29 enthält:

Politische Wochenübersicht. — **R. Schrader,** M. d. R.: Der Toleranzantrag. **Prof. v. Liszt:** Das preussische Schulrecht. **Wilhelm Freder:** Süddeutschland und der Plan der Betriebsmittelgemeinschaft der deutschen Staatseisenbahnen. **G. Traub:** Marx-Studien. **Michael Cohn:** Krieg und Typhus. **Gustav Mayer:** Erinnerungen an Constantin Meunier. **Raimund Pissin:** Zu Wilhelm von Polenz' letztem Roman. **Cyrano de Bergerac:** Liebesbriefe. **Bücherbesprechungen: Fritz Stahl:** Wie sah Bismarck aus? **Anna Schapire:** Singende Bilder. Bespr. von Anselm Heine. **Ludw. Hercher:** Großstadterweiterungen.

Probenummern gratis durch die Geschäftsstelle der Nation. Berlin W., Lützowstraße 107/108.

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Eugen Katz in Berlin. — Druck von Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 12.

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 16. Berlin, 23. April 1905

Constantin Meunier

Im Alter von 74 Jahren ist in der vorigen Woche der belgische Bildhauer Constantin Meunier gestorben. Wenn man an ihn dachte, so sah man die schwarzen, schweren, bronzenen Arbeiter von Charleroi im belgischen Kohlenbecken vor sich stehen, den Puddler, die Arbeiterfrau, den Mann mit der Zange und den Hammermenschen, jenes keuchende, schweratmende Geschlecht der Schächte und Kohlen, der Grubenlichter und der Hundewagen. Männer, die im kalten Frühlicht zur Grube eilen und am späten Tag noch bleicher wieder aus der schwarzen Tiefe heraufkommen. Frauen, die daheim Kindern das Leben gaben, sie nährten und kleideten und nun dem Manne nacheilen in den gleichen dunkeln Schlund der Erde. Diesen Männern und Frauen werden bei solchem Leben die Augen leer und die Wangen hohl, die Haare fallen aus, und die Hände können heißes Eisen ruhig anfassen. Das sind Meuniers Modelle. Wie mancher Reisende und Menschenfreund kam erschüttert aus diesen Kohlenzonen und sah noch lange und bang in den Träumen das bleiche Bild schwarzer, schweratmender Menschen. Meunier sah hier etwas anderes. Er entdeckte in diesen Enterbten Helden und sah Größe, wo andere Würdigkeit sehen. Zunächst hat er wohl einfach mit dem Auge des Beobachters die große Silhouette des auf seinen Hammer gestützten Arbeiters gesehen, die sich dunkel, ernst und groß gegen den hellen Himmel abhob. Diese Silhouette war gewaltig, ob auch das Herz des Menschen, der sich so abzeichnete, todesmatt war. Und weiter sah Meunier, daß solche nackten Oberkörper über schweren, nassen, schmutzigen Arbeiterhosen sich wie edle Gebilde aus unedlem Unterbau heraushoben. Die schlechte, alte Hose wurde nun wertvoll für den Rhythmus der Menschenfigur. Staunend mögen die ersten Arbeiter stillgehalten haben, als Meunier sie zeichnete, froh über die paar Sous, die sie verdienten, aber stumpf für das Geschenk, das sie selber mit ihrem Leib anboten. Dann kam der erste Guß, und die Arbeiter sahen sich in Bronze, so wahr, so müde, so traurig, so lastend, wie sie es alle nun schon so lange fühlten. Dann mag Meunier die Männer und Frauen gerufen und ihnen gedankt haben, gedankt für den großen neuen Gedanken des Arbeiterhelden, den er durch sie der Kunst zugeführt hatte.

Dieser Gedanke war so groß und so neu, daß er ein Leben ausfüllen konnte; sicher aber die 20 Arbeitsjahre eines Bildhauers, der erst mit 52 Jahren zum Meißel griff, nachdem er bis dahin ein mittelmäßiger Maler gewesen war. Draußen in der Welt wirkten seine schwarzen Männer wie eine Überraschung. Aber wir verstanden Meunier sofort. Er hatte einem Gedanken, der in der Luft lag, monumentale Form gegeben. Das Monumentale liegt bei ihm im Typischen, in der gebundenen Vereinfachung. Geistreich ist Meunier nicht, und im Technischen sind ihm viele über. Zu eben der Zeit, als Frankreichs größter Bildhauer, Rodin, eine neue Art der Steinauflockerung predigte, schritt Meunier unbekümmert zu einer Großzügigkeit im Zusammenfassen der Steinmasse, die an Michelangelo erinnert. Freilich hat Meunier nicht Stein sondern Bronze bearbeitet. Denn dies harte Material schien ihm bei den schwarzen Arbeitern eher am Platz als der schmeichelnde, schönschimmernde Marmor. Viele Männer haben den Arbeiter als Helden gefeiert, seine schweren Stunden verstanden und die Halle der Maschinen ein heiliges Haus genannt. Ich brauche nur an Naumanns und Göhres erste Bücher zu erinnern. Aber Meunier hat all diese Worte in Bronze gegossen und der Welt statt flüchtiger Reden ein bleibendes Denkmal geschenkt. Wenn einmal die Zeit der Industriekämpfe und der Maschinen vorüber sein wird, die Welt ein anderes Gesicht bekommen hat, wenn die Ideale und die Nöte gewechselt haben, dann werden die Menschen der kommenden Zeit nachdenklich vor diesen Bronzen stehen bleiben, die vielleicht wie ein schauriges Märchen in hellere Tage hineinstarren. Gut, wenn glücklichere Menschen der armen Brüder nicht vergessen, die ihnen zu besserem Lose mit eigener Not verholfen haben.

Daß Meunier den Mut hatte, so unmittelbar in die Gegenwart zu greifen, ist vielleicht kein Verdienst, da diese Gegenwart sich ihm aufdrang und ihn zwang zu solcher Gestaltung. Aber man muß unwillkürlich an Menzel denken, der — trotz seines Eisenwalzwerks! — so gefliffentlich allem Sozialen auswich. Menzel war Historiograph der Vergangenheit und Gegenwart; er nahm nicht gern Partei. Daß er in einer Zeit lebte, deren Gegensätze überschroff, deren Kämpfe nur zu blutig, deren Wunden nur zu schwer sind, ahnt man nicht aus seinen Bildern. Meunier sagt ein einziges, offenes, klares Bekenntnis zu dem Hauptproblem unserer Tage. Aber nicht genug, daß er sich zu der Arbeiterfrage bekennt, er adelt die Gedanken der Kohlenmänner. Ob wohl Stinnes in seinem Garten eine Meunier-Bronze stehen hat? Ich bezweifle es. Die Mystik der Berge, die einst Prometheus und Rübezahl bestritten, hat eine neue Verdeutlichung erfahren. Aus der Tiefe kommen die Gestalten heute herauf, aus dem Wunderland der schwarzen Diamanten, und stellen sich mit schwerem Schritt und wuchtender Waffe vor die erschreckten Menschen; wie jene einst, so fordern diese heute Ehrfurcht und Bewunderung.

Paul Schubring.

Ein neues Talent

Stille Wasser. Novellen von Helene Kreckerle. Hamburg, Gutenberg-Verlag (Dr. Ernst Schultze).

Vor etwa fünf Jahren, als ich das Feuilleton der „Hilfe" leitete, erschien eines Tages in meinem Bureau eine junge Dame. Nun sind auch Redakteure Menschen, und ich im besonderen habe mich vom Menschlichen nie recht emanzipieren können; ich kam der neuen Erscheinung daher mit all der chevalereskten Galanterie entgegen, die mir in gehobenen Augenblicken zu Gebote steht. Das Ende der Unterredung war dann, daß ich ein Manuskript mehr auf meinem Schreibtisch hatte, und ich sann eine Weile darüber nach, warum im Leben gerade das Schöne immer so melancholisch ausgehen muß. —

Dann las ich das Manuskript natürlich, wie es meine Pflicht war, und als ich es aus der Hand legte, war ich wieder mit meinem Berufe versöhnt. In den beschriebenen Blättern, die da vor mir auf dem Tische lagen, steckte Talent — junges Talent, ohne Sicherheit, aber auch ohne das allzu Bewußte, daß sich mit dem sicher gelernter Handwerk leider so häufig einzustellen pflegt. Derartige Arbeiten haben etwas Unberührtes und Neues; sie wirken wie das

Digitized by Google

schüchterne Geständnis eines lange gehegten Geheimnisses, und dem jungen Poeten, der zu einem Redakteur geht, ist auch immer so zumute, als gebe er etwas preis, das er im Grunde nur einem vertrauten Freund verraten dürfte. Der Redaktnur, der darüber einen schlechten Witz machen kann, soll gehängt werden: er hat kein inneres Verhältnis zur Kunst. Wehe dem Schriftsteller, dem auch in späteren Jahren nicht das Gefühl bleibt, daß er in einem neuen Buch ein neues persönliches Geheimnis verrät. Er ist zum Gaukler herabgesunken oder (ich will keinen ehrlichen Seiltänzer verletzen) zum Routinier, zu einer „öffentlichen" Persönlichkeit, in einem sehr schlechten Sinne des Wortes.

Das war damals, und nun legt dieselbe junge Dame mir und der Kritik im allgemeinen ein Buch auf den Tisch, in dem ihr junges Talent zu sicherem künstlerischem Können gereift ist. Von dem Buch ist zunächst zu sagen, daß es seinen Titel „Stille Wasser" wirklich verdient: es sind nicht nur stille Charaktere, die darin behandelt werden; es ist auch sonst ein stilles Buch. Nur wer den Lärm der literarischen Welt aus nächster Nähe im Ohr hat, weiß am Ende ganz, was damit gesagt ist. Man sagt von einem Buch viel, wenn man von ihm sagen darf, daß es ein stilles Buch ist. Jeder will mit seiner Stimme gern gehört werden; das ist menschlich so tief begründet, daß es keines näheren Beweises bedarf. Es beweist Vertrauen in sich selber, wenn man sie darum doch nicht lauter erhebt, als der eigenen Natur angemessen ist. Der unechte Streber greift nach dem „Aktuellen"; er will seine Stimme mit dem lauten Chor der Zeitungen, mit dem allgemeinen Gespräch verbünden, um ganz sicher gehört zu werden. Der Virtuose, dem es an Innerlichkeit und darum auch an Vertrauen in die Innerlichkeit fehlt, sucht aufregende Situationen, schrille Effekte, spannende Handlung. Er hat das sichere Gefühl, daß er nur gehört wird, wenn er ins Anormale geht; er kann das Normale nicht beseelen, und das Normale muß eben beseelt werden, wenn es Interesse finden soll. In diesem Zusammenhang ist es eine Garantie des Talents und nicht minder eine Gewähr für den künstlerischen Charakter, wenn jemand mit einem stillen Buch debütiert: in der Bescheidenheit liegt eben das Bewußtsein der ruhigen Kraft; er weiß, daß seine Stimme gehört werden wird, wenn nicht morgen, so übermorgen, wenn der Lärm der anderen sich ausgetobt hat.

Doppelt erfreulich aber ist es, wenn man von einem epischen Buch sagen darf, daß es still ist. Alle großen Epiker haben einen stillen Stil, wie tief auch sonst die Empfindungen reichen. Um ein edles Beispiel zu wählen: in dem glänzenden und stürmischen Stil, in dem Schiller seine „Ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts" geschrieben hat, kann ich mir kein Epos denken, wohl aber ein Drama, am besten natürlich die Schillerschen selber. Unbeschadet des großen Namens, den ich eben nannte, glaube ich überhaupt, daß der Stil seine feinsten und tiefsten Wirkungen in der Stille entfaltet; Goethe ist ja gleich viel stiller als Schiller. Dem Tagesschriftsteller darf man es freilich nicht übelnehmen, wenn er die Stille preisgibt, um Eigenschaften dafür einzutauschen, die weniger vornehm, aber mehr „durchschlagend" sind. Er kann und darf nicht in stiller Ruhe schreiben, und so muß man ihm auch schon den eigenen Stil belassen. Immerhin gibt es auch unter den Tagesschriftstellern einige, die ihrem Stil die vornehme Stille zu wahren wissen. Mauthner im „Berl. Tageblatt" ist beispielsweise einer von ihnen.

Wie nun aber auch die Frage im allgemeinen liegen mag (in der Ästhetik soll man nicht schematisieren, und ich persönlich neige gar nicht dazu): in der besonderen Gattung des Epischen spricht die Erfahrung doch wohl für eine stille Form des Ausdrucks. Im stillen Fluß der Rede entfaltet sich das malerische Bild vor dem inneren Auge, und von der Stille werden wir am ehesten in den magischen Bann eines Buches gezogen. Daher finden sich stilistische Blender auch so selten bei den großen Epikern; sie würden mit ihrer bengalischen Beleuchtung nur die natürlichen Farben des Bildes zerstören.

Es ist also ein gutes Zeichen, daß Frl. Aeckerle in stillen Formen erzählt, um so mehr als ihre stille Weise sich nicht im Idyll erschöpft, sondern auch die menschliche Tiefe ermißt. „Dimitris Liebe", die umfangreichste Erzählung, die von den 170 Seiten des Buches allein 121 füllt, ist die bedeutendste Leistung. Neben ihr versinken die kleineren Sachen, obwohl auch jede von ihnen ihren besonderen Wert hat. Die Dichterin ist eine Deutsch-Russin; ihr Vater wurde meines Wissens durch die Regierung des Zaren aus den Ostseeprovinzen vertrieben; er hatte das Unglück, ein Deutscher zu sein. Bei dieser Herkunft wäre der Einfluß Dostojewskys, den ich wahrzunehmen glaube, beinah etwas Selbstverständliches. Frl. Aeckerle hätte sich dann einen Meister ausgesucht, der ihr viel nützen und nie schaden kann: viel nützen, da er nur Großes und Tiefes lehrt, und nie schaden, da sie ihre eigene Individualität nie an ihn verlieren wird. Die Vermutung künstlerischer Lehrer ist indessen immer eine eigne Sache; es kann sehr wohl sein, daß der Verfasserin aus dem umgebenden russischen Volkstum unmittelbar zugeströmt ist, was für mich, den Schleswiger, auf literarischen Einfluß zu deuten scheint. Es ist ja schließlich auch gleichviel; genug, daß etwas Gutes und Selbständiges da ist. Wie es entstanden ist, ist ja eine Frage dritten Ranges. Eine Inhaltsangabe würde bei der psychologischen Art des Buches zu nichts führen. Nur soviel im besonderen, daß sich in „Dimitris Liebe" eine Kraft der Leidenschaft und ein Äußerstes der Verzweiflung zeigt, das man in der modernen Literatur selten genug trifft, zumal bei weiblichen Talenten.

Erich Schlaikjer.

Büchertisch

Der Stufen-Bau und die Gesetze der Weltgeschichte von Kurt Breysig, Professor an der Universität Berlin. Verlag von Georg Bondi. Berlin 1905. IV, 123 S. 1,50 Mk., geb. 2.50 Mk.

(Inhalt: 1. Die Formen der Welt-Geschichts-Schreibung; 2. Geist und Gesellschaft der Urzeit-Völker; 3. Altertums-Reiche; 4. Außereuropäische Mittelalter; 5. Die Völker-Gruppen der höchsten Stufen: alt- und neueuropäische Geschichte; 6. Der Aufbau der Welt-Geschichte; 7. Gesetze der Welt-Geschichte. — 1—5 sind Aufsätze, die 1902—04 in der „Zukunft" bereits erschienen und hier nur „mit wenigen Zusätzen und Änderungen" versehen sind; 6 und 7 wurden 1903 geschrieben.) B. ist einer der wesentlich auf dem Studium der Prähistorie und Ethnologie fußenden Gruppe von Universalhistorikern, welche als Vertreter der „Methode einer wissenschaftlichen (nicht künstlerischen) Bewältigung des allgemeinen Tatsachenzusammenhanges" versuchen, systematisch vergleichend im weitesten Sinne, „bis auf die psychische Basis alles geschichtlichen Lebens" hinabgehend, eine „Geschichte des Seelenlebens menschlicher Gemeinschaften" (Karl Lamprecht) zu bieten. Im Gegensatz zu anderen verwandten Darstellungsversuchen sagt B. (S. 8): „Nicht Zeit-, noch Orts-, noch Bluts-Gemeinschaft leistet die beste Gewähr für übersichtliche Zusammenfassung sondern der Gedanke der sachlichen Zusammengehörigkeit gewisser Völker-Zustände, der nicht an Ort, an Zeit, an Verwandtschaft gebunden ist." Er erörtert kurz, wie „lange Weg-Strecken" die verschiedenen Völker „durchlebt haben" in der „Folge von Zuständen", „die sich bei allen Völkern und Völker-Teilen in gleichem Nacheinander aufweisen läßt", indem er die Bezeichnungen Urzeit, Altertum, frühes und spätes Mittelalter, Neuzeit und neueste Zeit als Stufen-Namen (im Sinne ihrer Anwendung in der germanischen Geschichte) wählt. Als für den Werdegang der Gesellschaft maßgebendste Erscheinung (Entwickelungs- oder Geschichts-Reihe), als „das Rück-Grat im Glieder-Bau der Welt-Geschichte" wird die staatliche oder staatähnliche Ordnung erklärt, die Verfassung, die Staats-Form im Zusammenhang mit der Familien-Verfassung, bezw. der Klassen-Ordnung, denn (S. 12) „soviel Mühe es auch kosten mag, die Kunst eines Volkes oder einer Völker-Gruppe aus einer der Wirklichkeit fernen in eine der Wirklichkeit nahe umzuwandeln, viel härteren Widerstand bieten doch die Jahrhunderte alten und von der zähen Selbstsucht herrschender Geschlechter oder Klassen verteidigten Einrichtungen der Staaten". Aktueller Natur sind mancherlei verstreute Bemerkungen über Rußland und Japan. Von besonderem Interesse für die Freunde der von der „Hilfe" vertretenen Anschauungen dürften die noch ausstehenden Bände des Werkes von B. „Kulturgeschichte der Neuzeit. Vergleichende Entwickelungsgeschichte der führenden Völker Europas und ihres sozialen und geistigen Lebens" sein (Band I und II, 1—2, die Einleitung zu dem Thema des Titels enthaltend, erschienen 1900 bis 1901 in Berlin), in dessen Vorwort (Bd. I, S. VIII) B. als sein Glaubensbekenntnis angibt, „daß nur das soziale oder, wenn man will, sittliche Verhalten der Menschen untereinander, auf seine letzte und allgemeinste Formel gebracht, den ewig alten, immer neuen Stoff historischer Betrachtung darbieten kann, daß die Beziehungen, die den Einzelnen, d. h. jeden Menschen . . . mit festen und lockeren Banden umspannen und an den Nächsten fesseln, das wichtigste Problem der Historie sind. Denn diese Beziehungen schließen uns entweder zu ungreifbaren geistigen oder zu sehr realen politischen

Digitized by Google

oder wirtschaftlichen, immer aber zu unsäglich mächtigen Einungen zusammen, und sie beherrschen unser Leben von der Wiege bis zum Grabe in jedem Augenblick. Ich meine, Persönlichkeit und Gemeinschaft in ihrem Verhältnis zueinander zu erkennen, die stets fließende Geschichte dieses Verhältnisses aufzudecken, das ist die Aufgabe".

E. Ukch.

Joh. Orth, Geh. Med.-Rat Professor: Aufgaben, Zweck und Ziele der Gesundheitspflege. Stuttgart, E. H. Moritz, 1904. 55 S. Geb. 1 Mk.

Dieses Büchlein sollte eigentlich die Bibliothek der Gesundheitspflege, die der Verlag aus kleinen, volkstümlich im besten Sinne des Wortes geschriebenen Monographien unserer ersten Hygieniker und Therapeuten zusammenzustellen sich entschlossen hat, eröffnen. Von den 20 Bändchen dieser Bibliothek ist er aber als einer der letzten erschienen. Doch last, not least. Bietet auch diese Bibliothek, die unter der Ägide von Männern wie Buchner und Rubner steht, im allgemeinen wohl gute Beiträge — dem Referenten sind freilich nur einige Bändchen bekannt —, so verdient diese Einführungsschrift von Orth wirklich besonderes Lob sowohl wegen der Form der Darstellung als auch wegen des Inhalts. Erkenntnis ist der erste Schritt zur Besserung. Das gilt wohl für die Gesundheitspflege am ersten. Orths Büchlein aber vermittelt in seinem engen Rahmen dem Laien eine Fülle grundlegender Erkenntnis und wirkt darum wie ein tüchtiger Erzieher zur Hygiene, ohne daß es irgendwie Verhaltungsmaßregeln diktiert. Es weckt vor allem das Nachdenken über hygienische Probleme. Daß es dabei denjenigen „Rassehygienikern", die nichts von einem „Schutz der Schwachen" wissen wollen, zwischen den Zeilen eine Lektion erteilt, verdient vermerkt zu werden; denn solche Anschauung ist ja fast nicht mehr modern.

Dr. W. Z.

Aus der Dorfkirche. Zehn Predigten von K. Hesselbacher. J. C. B. Mohr, Tübingen 1905. Geheftet 1,50 Mk., geb. 2,40 Mk.

Daß die Predigtliteratur sich neuerdings auch dem Dorfe zuwendet, ist ein Zeichen der Zeit und eine erfreuliche Erscheinung. Frenssen und Erwin Gros machen Schule. Während nun bei Fr. mehr der Dichter noch als der Dorfprediger spricht, so haben wir hier den schlichten Dorfredner. „Wer gibt uns Muster der Dorfpredigt, schlicht in Sprache und Ton und zugleich überzeugend durch die Wucht der Gedanken?" So schloß der Verfasser voriges Jahr einen Aufsatz: „Neue Bahnen für die Dorfpredigt." (Monatsschrift für praktische Theologie, IV, I.) Ein Jahr hat er gewartet und eröffnet nun selbst den Reigen in den vorliegenden zehn Predigten, und wahrlich, gemessen an seinem eigenen Maßstab (a. a. O.), sind sie mustergültig und halten vollauf, was man vom Verfasser erwarten durfte. Er wird wirklich „den Bauern ein Bauer", d. h. der Stimmung der Landbevölkerung gerecht. Seine Predigten sind zugeschnitten auf die sozialen und kulturellen Verhältnisse seiner Gemeinde. — Es sind Leute, meist Tagelöhner oder Kleinbauern, die unter dem Druck der Nahrungssorgen sich weidlich plagen müssen und doch wenig Erfolg von ihrer Arbeit sehen, bis der Pachtzins bezahlt ist. Meisterhaft weiß er ihre besonderen Lebensverhältnisse zu verwerten, wenn er redet vom Pachtzins, von den leeren Schubladen nach Martini, den Ackersorgen, Weinbergsorgen usw. Wie er's fordert, sind die Bilder, die er braucht, einfach, klar, leicht faßlich, nie ohne Ausdeutung auf das innerliche Geschehen. Da ist kein Operieren mit religiösen Begriffen, die zwar in ihrer uralten Prägung landläufig, aber abgenützt sind wie alte Münzen, nichts mehr gelten und sagen, nicht mehr einschlagen. Statt solche Begriffe (wie Buße, Bekehrung, Sünde, Versöhnung, Erlösung usw) direkt zu verwerten, prägt er sie um in brauchbare Münze, ersetzt die ethische Kraft, die diesen Begriffen innewohnt, durch einfache Bilder und Exempel aus dem täglichen Leben, die faßlich und greifbar sind für den realistischen Bauer. Er hat, wie Luther sagt, „dem gemeinen Mann auf den Mund gesehn", und darin liegt der Hauptwert dieser köstlichen Sammlung; deshalb kann man von diesem Bändchen unendlich mehr lernen als von vielen anderen dicken Predigtbänden. Auch die Sprache ist kasuell bedingt und zugeschnitten auf die örtlichen Verhältnisse, öfters sich dem Idiom anpassend. — So läßt der Verfasser „Heimatkunst" über seine Hörer kommen, wenn er die Umgebung seines Dorfes mit ihren Eigentümlichkeiten in Natur und historischen Erinnerungen zur Geltung kommen läßt. (Es ist die Heimat des Götz von Berlichingen!) Daß die Predigten von gesundem sozialem Geist getragen sind, braucht nach dem gesagten nicht besonders ausgeführt zu werden. Möchten recht viele Prediger und Laien nach dem Büchlein greifen!

T. Z.

„Die höhere Mädchenschule in Deutschland." Von Marie Martin, Königl. Seminaroberlehrerin. Verlag v. B. G. Teubner in Leipzig. 130 S. 1,25 Mk.

Die Frage der Frauenbildung steht heutzutage im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Die Zeiten sind glücklicherweise überwunden, in denen die Frau nur entweder zur Salondame oder zur Haushälterin prädestiniert erschien, und Betrachtungen über „Höhere-Töchter-Bildung" in Presse und Parlament nur mit herablassendem Humor angestellt wurden. In denkenden Kreisen hat man allgemein begriffen, daß die Bildung der größeren Hälfte unseres Volkes eine ernste Sache ist, und hegt wohl den Wunsch, sich über die einschlägigen Fragen zu unterrichten. Diesem Bestreben kommt das kleine Buch entgegen, welches in der Teubnerschen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" (Bd. 65) erschienen ist. Als Ziel der Frauenbildung wird darin zunächst richtig gefunden „die allseitige Kraftbildung zur Persönlichkeit", und die Notwendigkeit einer solchen Bildung namentlich mit dem Hinweis darauf motiviert, daß aus der Mädchenschule die künftigen Mütter Deutschlands hervorgehen sollen. Der nun folgende geschichtliche Überblick gibt vielleicht den meisten Anlaß zu Ausstellungen. Die Verfasserin steht der historischen Entwickelung der höheren Mädchenbildung nicht unbefangen gegenüber, sondern betrachtet sie nur allzusehr unter dem Gesichtswinkel der modernen Frauenrechtlerin. Da erscheint natürlich fast alles, was von den ältesten Zeiten bis in die neuesten Tage geschehen ist, als eine unendliche Reihe von „Irrungen und Wirrungen, von Kämpfen um das geistige Existenzrecht der Frau". Die Erscheinungen werden zu wenig als Ergebnisse eben ihrer Zeiten gewürdigt, und es wird dabei vergessen, daß die moderne Frauenbewegung mit ihren Forderungen auch erst ein Resultat der modernen politischen und sozialen Verhältnisse ist. Sachlicher und gediegener dargestellt werden dann die Zustände der gegenwärtigen öffentlichen höheren Mädchenschule, und besonders lehrreich ist ein Vergleich einerseits mit der Privatschule, andererseits mit den Schuleinrichtungen fremder Staaten. Unter den letzteren werden diejenigen von der Verfasserin mit besonderem Wohlwollen bedacht, die den Frauen größeren Einfluß auf die Mädchenbildung gewähren. Der letzte Teil des Büchleins „Die Zukunft der höheren Mädchenbildung in Deutschland" bringt nicht das, was die Überschrift erwarten läßt, ein System der Zukunftsmädchenschule — glücklicherweise. Denn ein solches System — wie es die Verfasserin vielleicht auch für ihren Privatgebrauch sich zurechtgelegt hat — wäre auch nur eins von vielen und könnte auf allgemeine Gültigkeit keinen Anspruch erheben. Statt dessen enthält dieser Abschnitt eingehende Betrachtungen über das Verhältnis von Schule und Haus und über die persönlichen Beziehungen zwischen Lehrenden und Lernenden. Hier ergreift die tüchtige Lehrerin das Wort, die aus dem reichen Schatze ihrer persönlichen Erfahrungen vieles mitzuteilen hat. Und so sei denn noch ganz besonders wegen dieses letzten Abschnittes das kleine Werk allen denen empfohlen, die für die höhere Mädchenbildung in Deutschland ein warmes Interesse haben, auch solchen, die der modernen Frauenbewegung fremd oder ablehnend gegenüberstehen.

M.

Der Detailhandel der Großstadt (Preis 0,30 Mk.) und **Das genossenschaftliche Warenhaus** von Franz J. Aug. Achilles, Bücherrevisor in Hamburg. 1904. (Preis 0,35 Mk.).

Die Detailisten sollen durch Anteilscheine eine Genossenschaft gründen, die den Betrieb von Warenhäusern übernimmt und gleichzeitig die Vorteile des Einkaufes und des großen Lagers den Einzelgeschäften sichert. Also Kombination einer Zentralverkaufsgenossenschaft mit einer Einkaufsgenossenschaft. Vorbildlich für die Verkaufsstelle ist das Warenhaus von Gillrot in Hagen in W., wo das Prinzip der öffentlichen Markthalle auf den Kleinhandel aller Art angewendet ist. Die Darstellung ist zu kurz, um erschöpfend sein zu können.

H.

Wilhelm von Scholz. Von Dr. Edgar Alfred Regener. Magazin-Verlag Jacques Hegner. Leipzig und Berlin. 57 S.

Der Verfasser hat großen Fleiß und heißes Bemühen an eine sehr undankbare Aufgabe gesetzt. Wilhelm von Scholz ist gewiß eine höchst eigenartige und interessante Erscheinung; vielleicht behält Regener recht, und er wird einmal ein ganz Großer; vielleicht verschwindet er auch wieder von der Bildfläche, ohne daß die meisten Menschen, auch die landläufig literarisch gebildeten, je seinen Namen gehört haben. Wilhelm von Scholz ist eben ein Werdender, und der Allgemeinheit wird er kaum nahe gebracht werden können. Der Verfasser, selber ein „Moderner", bei dem alles Stimmung, Gefühl, „Traumland" ist, hat hier eine geistesverwandte Seele gefunden; er wird nicht müde, Worte zu suchen für das, was eben nur empfunden nicht geschildert werden kann — und dieses Bestreben, das Unsagbare zu sagen, hat leider auch ihn häufig dazu verführt, wunderliche Wortgebilde zu schaffen, so sehr er sonst die Sprache beherrscht. Man darf auf seine angekündigte Übersetzung Mussetscher Novellen gespannt sein.

Fu.

Digitized by Google

Allerlei

Karfreitag.

Da Jesus in den Garten gieng
und sich sein bitter Leiden anfieng,
da trauert alles das da was,
es trauert alles Laub und Gras.
Die falschen Juden in ihrem Zorn
schlugen ihn mit gar scharfem Dorn.
Sie schlugen ihm in einer Stund
viel mehr denn über tausend Wund.
Maria die hört ein Hämmerlein klingen:
O weh, o weh, mein's lieben Kind's!
O weh, o weh, mein's Herzens Kron!
Es will verlassen mich mein Sohn.
Maria kam unters Kreuz gegangen,
sie sah ihr liebes Kind vor ihr hangen
an einem Kreuz, zum Tod betrübt,
ihr Kind, das sie so sehr geliebt.
„Johannes, liebster Diener mein,
laß dir meine Mutter befohlen sein:
nimm sie zur Hand, führ sie hintan,
daß sie nit seh mein Marter an!"
„Das will ich gerne tun, o Herr,
ich will sie trösten all so sehr,
ich will sie trösten also wol,
wie ein Kind seine Mutter trösten soll."
Nun bieg dich, Baum, nun bieg dich Ast!
Mein Kind hat weder Ruh noch Rast:
nun bieg dich, Laub und grünes Gras,
laßt euch zu Herzen gehen das.
Da kam ein blinder Jud gegangen,
er führt ein Speer an seiner Stangen,
er führt ihn hinauf an Gottes Seit,
stach gegen sein Herz eine Wunde breit.
Die Feigenbäume, die bogen sich,
die harten Felsen zerkloben sich,
die Sonne verlor ihren klaren Schein,
die Vöglein ließen ihr Singen sein.
Hört zu, ihr Frauen und ihr Mann':
wer dieses Liedlein singen kann,
der sing es Gott zu Ehr all Tag,
auf daß sein Seel bleib ohne Klag!

Deutsches Volkslied.

Wie Schiller arbeiten mußte. In einem Aufsatz von Eduard David über „Schiller und die Schule" (Schillernummer des „Vorwärts") lesen wir: Der froh bejahende Freiheits- und Fortschrittsidealismus ist es, der die Dichtungen Schillers der gesunden Jugend so nahe rückt, sie ihr so faßbar und lieb macht. Wie ein berauschender Trank geht ihr der poesieverklärte Lebensoptimismus ein, der aus der Tiefe seiner Seele quillt. Wie groß muß das Maß von idealistischer Lebensbejahung in Schiller gewesen sein, daß es in dem jahrelangen bitteren Tageskampf gegen materielle Not und Sorge nicht versiegte. Man wird Schiller nie gerecht, wenn man sich nicht des Druckes bewußt bleibt, der auf der besten Zeit seines Schaffens lastete. In dem Briefe, den er Ausgang des Jahres 1791 an Jens Baggesen anläßlich des hochherzigen Anerbietens seiner beiden nordischen Gönner schrieb, zieht er den Schleier von der Misere seiner Dichterexistenz weg. Er schreibt dort: „Unreif und tief unter dem Ideal, das in mir lebendig war, sehe ich jetzt alles, was ich zur Welt brachte; bei aller geahnten möglichen Vollkommenheit mußte ich mit der unzeitigen Frucht vor die Augen des Publikums eilen, der Lehre selbst so bedürftig, mich wider meinen Willen zum Lehrer der Menschen aufwerfen. Jedes unter so ungünstigen Umständen nur leidlich gelungene Produkt ließ mich nur desto empfindlicher fühlen, wie viele Keime das Schicksal in mir unterdrückte. Traurig machten mich die Meisterstücke anderer Schriftsteller, weil ich die Hoffnung aufgab, ihrer glücklichen Muße teilhaftig zu werden, in der allein die Werke des Genies reifen. Was hätte ich nicht um zwei oder drei stille Jahre gegeben, die ich, frei von schriftstellerischer Arbeit, bloß dem Studieren, bloß der Ausbildung meiner Begriffe, der Zeitigung meiner Ideale hätte widmen können? Zugleich die strengen Forderungen der Kunst zu befriedigen und seinem schriftstellerischen Fleiße auch nur die notwendigste Unterstützung zu verschaffen, ist in unserer deutschen literarischen Welt, wie ich endlich weiß, unvereinbar. Zehn Jahre habe ich mich angestrengt, beides zu vereinigen; aber es nur einigermaßen möglich zu machen, kostete mir die Gesundheit." Diese ergreifende Klage läßt verstehen, was Schiller als Mensch gelitten.

„Aquis submersus." Auf dem schleswigschen Heiderücken liegt das Dorf; etwas abseits vom Dorfe die Kirche. Sie ist sehr alt, aber nicht unfreundlich. Gleich beim Eintritt fällt dem Besucher eine Reihe alter Porträts in Öl auf: ein Mann und eine Frau in mittleren Jahren, eine lieblich erblühte Jungfrau und ein ziemlich herangewachsener Knabe mit stillen, blassen Zügen, letzterer stehend, in ganzer Figur (die anderen sind Kniestücke), in der Kavalierstracht früherer Jahrhunderte, eine dunkelrote Nelke in der Hand. Die Bilder, eine längst vorstorbene Predigerfamilie, Vater, Mutter, Sohn und Tochter darstellend, sind gut gemalt, die Hände der in kostbare Gewänder gehüllten Frauen außerordentlich fein modelliert, wie man's auf van Dyckschen Gemälden sieht. Über dieser Predigerfamilie und um die hier erwähnten Bilder schwebt ein dunkles Geheimnis. Die Unterschrift unter der Gestalt des Knaben läßt uns einen Einblick in dasselbe tun. Dort stehen hinter dem Namen des Kindes die Worte:

„Incuria servi aquis submersus",

also zu deutsch: „Von den Wassern verschlungen durch die Unachtsamkeit des Dieners". Theodor Storm, mit meinem Vetter Harro Feddersen, dem nachmaligen Prediger des Ortes verschwägert und vom nahen Husum häufig herüberkommend, entdeckte sozusagen neu diese traurige Geschichte und hat ihr den Titel einer seiner schönsten Novellen „Aquis submersus" entlehnt. — Als ich nach meinem Besuch der Kirche wieder im Dorfe anlangte, führte mich der alte Wirt des Gasthauses neben dem Pastorat nach einer zum letzteren gehörigen nahe gelegenen Wiese und zeigte mir dort den von einer uralten mächtigen Eiche geheimnisvoll überschatteten Teich, in welchem jenes Unglück geschehen, über das mehrere sagenhafte Legenden noch in der Gemeinde erhalten sind. An dem dunkelschattigen, tiefen Teich sollen damals auch Kirschbäume gestanden und gleichfalls ihre Zweige weit übers Wasser hingestreckt haben. Der Predigersohn soll epileptisch gewesen sein, weshalb ein Diener zur Aufsicht ihm beigegeben war. In einem unbewachten Augenblick (incuria servi) ersteigt der Knabe, den die süßen Früchte gelockt haben mögen, schnell einen der herüberhängenden Äste, fällt ins Wasser und ertrinkt ... Als wir zurückgingen, lugte ich durchs dunkle Gezweig, das ihn umhegt, in den Pastoratsgarten hinein. In diesem Garten hatte ich als Kind gespielt, als dazumal meiner Mutter Bruder hier Pastor war. Die mächtigen Rüstern und Eichen in dem unabsehbar großen Gehege rauschten geheimnisvoll aus den schattigen Tiefen zu mir herüber. Und durch diese dunklen Tiefen glaubte ich die blasse, feine Gestalt des kranken Predigersohnes huschen zu sehen, wie sie, von dem in angemessener Entfernung folgenden Diener begleitet, in der Richtung auf den noch dunkleren Teich zu eilt, über welchem die süßen Früchte hangen ... Und dann war mir's, als hörte ich von jenem ominösen Teich her einen gellenden Schrei bis zu jener Laube im Garten dringen, wo der Herr Pastor „Bonichius" nebst Frau Pastorin und Fräulein Tochter ahnungslos beim Kaffee sitzen ....

F. A. Feddersen.

Ein Frühlingsmärchen. Es war einmal eine kleine, bescheidene Hütte, die kauerte still zu den Füßen einer großen, stolzen Burg, die von riesigen Pappeln, ihren steifen, starken Leibgardisten, umstellt war. Das Hüttchen aber lag ganz geborgen unter blühenden Bäumen, und in ihm wohnte ein Mann mit seinem jungen, dunkelgelockten Weibe. Die Frau liebte die Blüten, denn sie waren schön und rein wie sie selbst. Tagtäglich kam sie zu ihnen, sog ihren Duft ein, lächelte sie an. Manchmal fuhr sie liebkosend mit einem Zweige über ihre Wange, und wenn der Wind einen Tropfen im Kelche zu trocknen vergessen hatte, so küßte sie ihn hinweg; denn sie konnte niemand weinen sehen. — Und heute kam sie nicht. Die Blüten warteten schon so lange. Sie klopften an das Fenster, aber niemand antwortete. Sie spähten durch die Scheiben; ein Vorhang war heruntergelassen. Sie strömten ihre süßesten Wohlgerüche aus, und das verstanden die Vögel in den Zweigen. Die schmetterten ihre lustigsten, lockendsten Lieder. Das hörten die Wolken oben und traten bescheiden zur Seite, um die Sonnenstrahlen alle, alle vorbeileuchten zu lassen. Aber sie kam immer noch nicht. Da wurden die Blüten traurig, ließen ihre Köpfe hängen und fingen an zu klagen über ihre Sehnsucht, über ihr hartes Los, über ihre Vergänglichkeit. Eine von ihnen aber sprach: „Wie mögt ihr doch so kleinmütig und verzagt sein und so undankbar, da doch der Schöpfer unserem Geschlechte solch hohe Gnade hat zuteil werden lassen." Sie horchten alle auf und fragten: „Welche?" Da sagte die Blüte: „Wisset, daß in jedem Frühling einmal ein Engel kommt und eine Knospe bricht. Die trägt er hin zu einem frommen jungen Paar und legt es da auf weiße Kissen in die Wiege. Das wird dann solch ein Kindlein, von dem die Menschen sagen: „Wie eine Blütenknospe sieht es aus". Und solches Kind blüht dann empor im Sonnenschein; dem Lichte zugewandt bleibt es sein Leben lang. Kein Maifrost darf die eisigen Finger nach ihm ausstrecken, kein Sturm es brechen. Wenn der Regen es trifft, so geschieht das ihm zur Stärkung; wenn der Wind an ihm zaust, wird es nur desto fester. Und wenn es reichliche Frucht getragen hat, so kommt der Engel wieder und sammelt es ein in die himmlischen Scheuern." Jetzt schwieg das zarte Stimmchen, und eine feierliche Stille lag ringsumher. Tief neigten sich die Blüten, und erschauernd spürten sie den leisen Flügelschlag des Engels. Da horch! Aus dem Hüttlein heraus welch ungewohnte Laute! Der erste Schrei eines Menschenkindes! Nun wußten die Blüten Bescheid.

Hedwig Marr.

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 17

Nationalsoziale Wochenschrift

Sonntag, den 30. April 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Besser als ihr Ruf — Die Zentrumskandidatur von Berlepsch — Herr Delcassé — Der italienische Eisenbahnerstreik verloren — Einfrontentheorie in Österreich — Parteientwickelung — Redakteur Max Stärcke — Der Arbeitsmarkt) — **Chr. Tischendörfer:** Das Organisationsstatut der Sozialdemokratie — Dr. med. **Struve:** Vom Liberalismus in Schleswig-Holstein — **Wolf Dohrn:** Russischer Brief — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — **Dr. Waldemar Zimmermann:** Macht und Recht — **Ferdinand Tönnies:** Schiller als Zeitbürger — **G. Traub:** Religiöse Anlage — **Naumann:** Das Porträt — **Else Hasse:** Bildungshygiene (Schluß folgt) — **Karl Ewald:** Der gute Mann — Allerlei.

Politische Notizen

Besser als ihr Ruf soll die soziale Energie der preußischen Regierung sein. In dem Ministerrat, der gleich nach Schluß der Kommissionsverhandlungen die Bergarbeiterschutznovelle aufs neue erörterte, soll nach offiziösen Versicherungen eine ganze Anzahl von Kommissionsbeschlüssen für unannehmbar erklärt worden sein; auch hätte schon bei der zweiten Lesung in der Kommission selbst Herr Möller viel nachdrücklicher opponiert, als die allgemein verbreiteten Zeitungsberichte das ersehen ließen. Sonderbar, höchst sonderbar! Bisher hat während der ganzen Tragikomödie immer die offiziöse Presse den Mund sehr voll genommen, und bei den Verhandlungen selbst hat nachher die Regierung stets die antisozialen Gegner der Vorlage ruhig gewähren lassen. Sollte das Spiel nicht so weiter gehn? In der Tat klammert sich der letzte Rest von Hoffnung der Bergarbeiter längst nicht mehr an die preußische Regierung, sondern an das stark engagierte Zentrum. Wenn von ihm nicht die schmählich verhunzte Regierungsvorlage im Reichstag neu aufgegriffen und als Novelle zur Gewerbeordnung wiedereingebracht wird (so wie es der Antrag Gothein von vornherein wollte!) dann ade Bergarbeiterschutz.

Eine Zentrumskandidatur von Berlepsch wird weiterhin von dem führenden Parteiblatt am Rhein, der Köln. Volkszeitung, ernsthaft behandelt. Sie erörtert unseren Vorschlag, Herrn v. Berlepsch im Wahlkreis Mühlheim—Duisburg aufzustellen, und sagt dazu: „Auch wir halten von den bisher in Betracht gezogenen Wahlkreisen den Wahlkreis Mühlheim — Duisburg für den geeignetsten." Die Frage werde zu gelegener Zeit sicher wieder auftauchen! Gewiß wird sie das. Hoffentlich bleibt bis dahin die Kölnische Volkszeitung fest auf ihrem jetzt so gefeierten „Prinzip der ausgleichenden Gerechtigkeit" stehen.

Herr Delcassé ist isoliert. Auch nach der geschickten Demissionskomödie bleibt er in seinem eigenen Parlament isoliert. Die von Deutschland angeregte internationale Konferenz, deren Vereitelung allein der englischen Diplomatie möglich, doch auch von ihr kaum zu erwarten ist, wird trotz des leisen Stimmungsumschlags der französischen Presse kaum verweigert werden. England hat in dem Abkommen vom April 1904 darauf verzichtet, den Franzosen die Vorrechte und Vorteile, die sie in Marokko sich verschaffen können, streitig zu machen. Es wird aber nichts dagegen haben, wenn dort durch die Initiative der deutschen Regierung wiederum freie Bahn hergestellt wird; nicht im ausschließlichen Interesse Deutschlands, sondern zugunsten aller aktiven Wirtschaftskörper, also auch des englischen. — Herrn Delcassés Politik (das Bündnis mit Rußland, der Vertrag mit England) war von jeher durch den Gegensatz zum deutschen „Erbfeind" beherrscht. Durch ein politisches Prinzip, das der Vergangenheit seine Existenzberechtigung entlehnt, das in Gegenwart und Zukunft keine solide Basis besitzt. Das französische Volk beginnt allmählich einzusehen, daß man nicht für die Väter Politik macht, sondern für die Kinder. Herr Delcassé, der Leiter seiner auswärtigen Politik, ist im Rückstand, er muß sich belehren lassen, daß seine gegenwärtige Aufgabe ist, die Interessen der gegenwärtigen Generation zu vertreten, nicht die der Generation von 1870. Daß ihm die öffentliche Meinung Frankreichs so einmütig diese Lehre erteilt hat, das ist vielleicht das interessanteste Ergebnis dieser marokkanischen Angelegenheit. Ein wohlverdienter Triumph für Herrn Jaurès, den systematischen Zerstörer der Revanche-Hypnose!

Der italienische Eisenbahnerstreik verloren, das neue Eisenbahngesetz der Regierung mit 289 gegen 15 Stimmen angenommen, das Kabinet Fortis stark bei allen Parteien gefestigt — das ist das Ende der jahrelangen Kämpfe zwischen Eisenbahnern und Regierung in Italien. In der Tat hat Ministerpräsident Fortis außerordentlich klug operiert, als er mit Energie und dabei doch mit einer gewissen Jovialität vorging. Die Zusicherung völliger Straflosigkeit, mit der er den Streikenden zuletzt die goldene Brücke des Rückzugs baute, hat ihm zwar noch einen erregten Auftritt im Senat eingetragen, aber auch dort wurde sein Bahngesetz schließlich mit großer Mehrheit angenommen. Die Organisation der italienischen Eisenbahner und vermutlich auch die Arbeiterbewegung Italiens insgesamt wird die politischen Kosten der Niederlage zu zahlen haben.

Einfrontentheorie in Österreich. In Deutschland hat es die famose Zweifrontentheorie zuwege gebracht, daß bei Reichstagsstichwahlen liberale Leute lieber einem Reaktionär als einem Sozialdemokraten zum Siege verhelfen, und daß in Städten wie Elberfeld freisinnige Männer mit Konservativen und Klerikalen ein Kartell schließen, um nur ja die Sozialdemokratie vom Rathause fern zu halten. In Österreich hat der, dort gerade wie in Deutschland vorhandene, Niedergang des Liberalismus etwas eher als bei uns zu der Erkenntnis geführt, daß die Reaktion unter allen Umständen das größere Übel sei. In Wien sind deshalb die Liberalen schon wiederholt bei den Wahlen, wo sie selbst nichts erreichen konnten, von vornherein für die Sozialdemokraten gegen die Luegerianer in die Schranken getreten. Auch in der Provinz scheinen diese gesunden Grundsätze immer mehr um sich zu greifen, wie zwei Vorkommnisse aus der neuesten Zeit beweisen. In Linz, der Hauptstadt Oberösterreichs, fanden Anfang April die Gemeinderatswahlen für die IV. Kurie, die des allgemeinen Stimmrechts, statt. Drei Parteien kamen in Frage: Sozialdemokraten, Klerikale und Deutschfreiheitliche. Die Klerikalen boten den Deutschfreiheitlichen ein Kompromiß an, wobei sie nur wenige Sitze für sich in Anspruch nahmen. Die Deutschfreiheitlichen lehnten jedoch jedes Entgegenkommen an die Reaktion ab und ließen lieber von den zwölf Mandaten zehn an die

Digitized by Google

Sozialdemokratie fallen, ehe sie mit den Klerikalen paktierten. Bei der Reichsratsersatzwahl in Bruck-Leoben, einem Landgemeindebezirk Steiermarks, traten die Liberalen in der Stichwahl zwischen dem Klerikalen und dem Sozialdemokraten sogar geschlossen für die Sozialdemokratie ein und verhalfen ihr so zur Eroberung eines Sitzes. — Wenn man bei uns für eine gleiche Taktik Propaganda macht, dann ist man in den Augen gewisser Leute ein „Illusionist".

Parteientwickelung. Die „Münchener Neuesten Nachrichten" widmen der „Geschichte der Nationalsozialen" unseres Freundes Wenck einige freundliche Worte der Anerkennung und knüpfen daran folgende Ermahnung: Die Geschichte der Nationalsozialen, die Entwicklungsgeschichte des Politikers Naumann zeigt bedeutsame und tiefgehende Wandlungen in der Auffassung der wichtigsten nationalen und wirtschaftlichen Fragen unserer Zeit. Naumann hat sich von Anschauungen, die er heute bekämpft, durch eine immer intensivere Beschäftigung mit Wissenschaft und Praxis zu der heutigen Bestimmtheit und Klarheit seiner Auffassung und Lehre hindurchgerungen. Vielleicht trägt die Erkenntnis, daß jede Klarheit nur durch tiefes, im Dunkeln vor sich gehendes Ringen um die Klarheit erkauft wird, auch zu der Einsicht bei, daß das, was die nationalsoziale Partei zu ihrem Programm geführt und geklärt hat, nämlich praktische und theoretische Wandlungen, anderen Parteien nicht übel genommen werden möge, in deren Wesen und Entwickelungstendenz nicht minder als in der Entwickelungstendenz des sie umgebenden Lebens die Notwendigkeit der Wandlung liegen muß." — Ganz gewiß sind die Nationalsozialen die letzten, die anderen Parteien Wandlungen praktischer und theoretischer Natur verübeln wollen. — Mit Recht weist der gütige Rezensent der „M. N. N." auf unsere eigene Vergangenheit. Aber er vergesse eines nicht: Alle Wandlungen der Nationalsozialen — und auch das ist aus Wencks Darstellung und Naumanns Vorwort zu ersehen — waren getragen von dem Willen nach Erkenntnis. Man nannte uns deshalb Ideologen. Wenn bei nahestehenden Parteigruppen der gleiche ähnliche Wille bemerkbar ist, werden wir gewiß die ersten sein in deren Anerkennung und Förderung. Und soweit sind wir ja auch inzwischen gediehen: das Bewußtsein der Notwendigkeit solcher Wandlung ist im Liberalismus erwacht. Mögen auch die „M. N. N." ihre schönste Pflicht darin sehen, dieser Entwicklung zu dienen!

Redakteur Max Stärcke von der „Lippeschen Landeszeitung" wurde zum zweiten Male aus der Haft entlassen; das gegen ihn gerichtete Zeugniszwangsverfahren ist durch Beschluß der Strafkammer des Landgerichts I in Berlin eingestellt. Die Begründung dieses Beschlusses konstatiert ausdrücklich, daß die nochmalige Bestrafung Stärckes in Berlin ungesetzlich war, da ihn schon das Amtsgericht Detmold wegen des gleichen Delikts zu 300 Mk. verurteilt hatte. Auch die nochmalige Verlängerung der Zwangshaft sei „nicht sachgemäß, zumal da der Beschwerdeführer bereits am 9. Januar 1905 eidlich bekundet hat, daß ihm das Telegramm nicht durch einen Post- oder Telegraphenbeamten mitgeteilt oder zugänglich gemacht ist, und daß seines Wissens die Person von welcher der Beschwerdeführer das Telegramm erhalten habe, auch mit einem derartigen Beamten nichts zu schaffen habe". In der Tat ist einfach unverständlich, daß das Amtsgericht I in Berlin erstens noch nie etwas von dem Satze „ne bis in idem" gehört haben soll, und daß es zweitens glauben konnte, durch ein paar Wochen Haft Herrn Stärcke zu veranlassen, daß er seine eidliche Aussage selbst abändern, sich also freiwillig des Meineids bezichtigen würde. Wir haben für die in beiden Fällen bewiesene Naivität des Berliner Amtsgerichts keine Erklärung; denn daß man nur die Presse etwas chikanieren wollte, das ist doch ganz gewiß ausgeschlossen!

Der Arbeitsmarkt trägt nach den halbmonatlichen Mitteilungen der Jastrowschen Zeitschrift „alle Anzeichen einer aufsteigenden Konjunktur an sich". Die in jedem Frühjahr festzustellende Besserung des Arbeitsmarktes hat diesmal schon im Februar eingesetzt, während sie in wirtschaftlich ungünstigen Jahren erst im März mit einem plötzlichen Ruck einzutreten pflegt. „Gegenüber dem Vorjahr ist die Besserung nicht so erheblich, wie von 1903 auf 1904, immerhin noch stark genug, um eine sichtliche Besserung des gewerblichen Beschäftigungsgrades zum Ausdruck zu bringen. Im März vorigen Jahres kamen nämlich auf 100 offene Stellen 115,2, oder gerade 5 Arbeitsuchende mehr als 1905. Die erhebliche Besserung des Arbeitsmarktes im März des laufenden Jahres resultiert ausschließlich aus der starken Vermehrung der offenen Stellen. Eine Verminderung der Arbeitsuchenden wie im Vorjahr ist nicht eingetreten; sie sind im Gegenteil gegenüber 1904 erheblich gewachsen." Auf dem platten Lande wird durch dieses Anhalten des wirtschaftlichen Aufschwunges der Zug nach der Stadt erheblich verstärkt werden. Noch gefährlicher ist für die deutsche Landwirtschaft, daß in diesem Jahre von der Viertelmillion russisch-polnischer Wanderarbeiter, die alljährlich zu uns herüberkommen, infolge des Krieges möglicherweise ein beträchtlicher Teil ausbleiben wird. „Aus allen diesen Gründen hat die Landwirtschaft sich auf ein Jahr besonderer Arbeiterknappheit einzurichten." Naturgemäß wird sich die Leutenot in Ostelbien viel stärker geltend machen, als in den west- und süddeutschen Bauerngebieten. Beispielsweise kamen in Ostpreußen bei den landwirtschaftlichen Arbeitsnachweisen bereits im Februar auf 100 Angebote nur 8 Stellengesuche. „In Schleswig-Holstein glichen sich Angebot und Nachfrage aus. In Hessen-Nassau und der Rheinprovinz zeigte sich sogar ein kleines Überangebot." Wie weitblickend und weise ist es doch, daß sich unsere Gesetzgeber bemühen, soviel an ihnen liegt, die Vermehrung des Großgrundbesitzes zu fördern!

Das Organisationsstatut der Sozialdemokratie

Das jetzt bestehende Organisationsstatut der Sozialdemokratie wurde im Jahre 1900 in Mainz beschlossen. Aber schon nach wenigen Jahren hat sich dessen Unzulänglichkeit herausgestellt. Schon im Jahre 1903 lagen dem Dresdener Parteitag 23 Abänderungsanträge vor, welche dem Parteivorstand mit dem Auftrage überwiesen wurden, einen Entwurf für ein neues Organisationsstatut auszuarbeiten. Dieser Entwurf hat nun kürzlich das Licht der Welt erblickt und wird dem nächsten Parteitag zur Beschlußfassung vorgelegt werden.

Die an dem bisherigen Organisationsstatut vorgenommenen Änderungen sind für das Verständnis der sozialdemokratischen Entwickelung nicht unwichtig, so daß es sich wohl lohnt, etwas genauer auf sie einzugehen. Auch die in den Parteiblättern hervortretende Kritik des Entwurfs enthält manche interessante Bemerkungen.

Zunächst handelt es sich um die Ausschlußfrage, die das alte Statut mit 13 Zeilen erledigt hatte. Im neuen Statut sind 37 Zeilen nötig geworden, weil Vorkehrungen getroffen werden mußten, Ausschlußanträge die von einzelnen Parteigenossen ausgingen, zu verhindern. Jetzt kann nur eine Parteiorganisation die Einsetzung von Schiedsgerichten zwecks Ausschluß von Mitgliedern beantragen. Sie stellt dann auch die Hälfte der Beisitzer, welche jedoch nur aus Parteigenossen des Bezirksverbandes, dem der Wohnort des Angeschuldigten angehört, bestehen dürfen. Mit den fabrikmäßig hergestellten Ausschlußanträgen gegen beliebige Parteigenossen Deutschlands ist es nun vorbei. Dem Ausgeschlossenen wird das Recht auf ein schriftliches Urteil zugebilligt und die Aussicht eröffnet, durch den Parteitag wieder einmal aufgenommen zu werden.

Diese Änderungen lassen darauf schließen, daß ein besserer Schutz der Mitgliedsrechte notwendig geworden war. Das gegenseitige Einvernehmen regelt sich eben nirgends ganz von selbst, auch wenn die „Brüderlichkeit" noch so oft betont wird.

Die nächsten Änderungen drehen sich um den Ausbau der Organisation. Jeder Parteigenosse hat dem sozialdemokratischen Verein des Ortes, in dem er wohnt, anzugehören, „sofern ihn nicht zwingende Gründe daran hindern". Die kategorische Form dieser Forderung legt die Vermutung nahe, daß man dem so oft bedauerten Mißverhältnis der Parteivereine zu den Gewerkschaften energisch abhelfen will. Wie und wo dies geschieht, muß die Zukunft lehren. Dadurch vermehren sich natürlich auch die Mitgliederbeiträge, deren Festsetzung den Bezirksverbänden überlassen wird. Von den Gesamteinnahmen müssen jedoch mindestens 25 pCt. an die Zentralkasse abgeliefert werden. Es läuft also der Ausbau der Organisation nicht in letzter Linie auf eine bedeutsame Stärkung der Kriegskasse hinaus. Crimmitschau und das Ruhrrevier haben bewiesen, welche Summe bei großen Aktionen der Gesamtarbeiterschaft auch für die Sozialdemokratie in Betracht kommen, wenn auf Erfolg gerechnet werden soll. Die Partei hatte bis jetzt keine materiellen Sorgen. Sie sieht aber jedenfalls gewaltige Kämpfe voraus, die große Mittel erheischen.

Der Ausbau der Vertrauensmännerorganisation läßt auf denselben Ernst schließen. Alljährliche Berichte an den Parteivorstand über Art und Umfang der entfalteten Agitation und über die Zahl der im Wahlkreise organisierten Parteigenossen, die Ablieferung der Höhe des von den Mitgliedern entnommenen Parteibeitrages, die Angabe der Summe der gesamten Einnahmen und die Art der Ver-

Digitized by Google

wendung der dem Wahlkreise verbliebenen Gelder werden zur Pflicht gemacht. Diesen Abrechnungseifer sollten sich auch andere Parteien zum Vorbild nehmen.

Schließlich findet sich im Entwurf noch ein Satz von Wichtigkeit, eine lex Göhre. Sie lautet: „Der Parteivorstand entscheidet über Differenzen, die sich bei der Aufstellung von Reichstagskandidaturen zwischen den Genossen eines Wahlkreises und den Bezirks- oder den Vorständen der Landesorganisationen ergeben." Wie harmlos das klingt! Wo gibt es wohl keine Differenzen bei Aufstellung von Reichstagskandidaturen? Sie wurden bisher durch Majoritätsbeschlüsse in den einzelnen Wahlkreisen entschieden, denn, so hieß das oberste Gesetz der Partei bisher: „Die Reichstagswahlkreise sind bei der Aufstellung ihrer Kandidaten souverän." Von diesem Recht hat aber ein sächsischer Wahlkreis Gebrauch gemacht, indem er Göhre aufstellte. Daraufhin hat zunächst die dortige Landesorganisation eingegriffen, und nun soll auch noch der Parteivorstand „entscheiden" können. Wo bisher keine Differenzen vorgekommen sind, können doch auch solche veranlaßt werden, um Abgeordnete auszuschalten. Ein bemerkenswerter Schritt zur gewaltsamen Vereinheitlichung der Anschauungen in der sozialdemokratischen Fraktion! Parteiorthodoxie wird also später noch weit mehr als seither erste Vorbedingung jeder Reichstagskandidatur sein.

Diese „Sicherung" genügt aber vielen Genossen, voran der „Leipziger Volkszeitung", keineswegs. Der Parteivorstand hat nämlich sämtliche Mitglieder der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion in ihrer bisherigen Eigenschaft als stimmberechtigte Mitglieder des Parteitages belassen. Hiergegen wird der lebhafteste Protest erhoben. Die Reichstagsfraktion soll nur durch Delegierte vertreten sein, deren Zahl den vierten Teil ihrer Stärke nicht übersteigt! Alle sieben dahingehenden Anträge wurden aber, wie die „Leipziger Volkszeitung" bemerkt, „schnöde ignoriert." Während sonst immer betont wird, daß die höchste Ehre, die die Partei zu vergeben hat, eine Reichstagskandidatur sei, wird jetzt dort von den Abgeordneten in dieser Zeitung gesagt:

„Längst ist der illegitime Einfluß, den die Fraktion im Parteileben auszuüben sich gewöhnt, unangenehm aufgefallen und hat sich in parteischädlicher Weise geltend gemacht."

Und später:

„Wir haben es bei den Wahlen von 1898 erlebt, daß da eine Reihe von Kandidaten auftauchte, die man bis vor kurzem im gegnerischen Lager gesehen hatte, und die eben erst in die Partei hineingerochen hatten. Auch Göhre soll im 20. sächsischen Wahlkreis so gut wie aufgestellt sein. Die Partei muß sich aber gegen derartige Elemente schützen, und kann sie auch ihre Vertretung in der Fraktion nicht verhindern, so muß sie doch dafür sorgen, daß sie aus der obersten Vertretung der Partei, dem Parteitag, nach Möglichkeit ferngehalten werden."

Die Träger der „höchsten Ehre" können demnach im Reichstag gelegentlich namens der „Dreimillionenpartei" die Welt in die Schranken fordern, dürfen aber auf dem eigenen Parteitag nicht erscheinen, weil — einige von ihnen bekanntermaßen nicht immer parteiorthodox gewesen sind. Eine umfangreiche Debatte über die Beteiligung der Reichstagsfraktion an den Parteitagen ist nach solchen Darlegungen auf dem nächsten Parteitag wohl sicher.

Der Organisationsentwurf bedeutet eine Verstärkung der Zentralgewalt auf Kosten der Einzelmacht, wenn auch das einzelne Mitglied gegen die Willkür Übelwollender besser geschützt wird. Ebenso kommt der Grundsatz, daß, wer keine regelmäßigen Beiträge zahlt, „nix to seggn" hat, in verstärktem Maße zum Ausdruck. Dagegen ließe sich nicht allzuviel einwenden, wenn nicht gerade die Sozialdemokratie ähnliche Gepflogenheiten anderer Parteien bisher arg herabgesetzt hätte. Sie wird natürlich nach wie vor behaupten, daß die Freiheit der Individualität einzig und allein in der sozialdemokratischen Partei zu ihrem Recht gelange. Es wird dies aber nur derjenige glauben, der mit der Praxis der Sozialdemokratie nicht genügend vertraut ist.

Chr. Eschendörfer.

Vom Liberalismus in Schleswig-Holstein

Die liberale Partei Schleswig-Holsteins entstand 1867, als unsere Heimatprovinz zum erstenmal zum Norddeutschen Reichstag wählen sollte. In Preußen tobte damals der Kampf zwischen der Fortschrittspartei und den Nationalliberalen. Wir waren davon unberührt geblieben. Kein Wunder also, daß von den Gründern der liberalen Partei, von denen wir den greisen, jugendfrischen Geheimrat Professor Hänel heute noch als Führer unter uns haben, von vornherein die einheitliche Zusammenfassung aller Liberalen zum leitenden Punkt des Programms gemacht wurde! Und an diesem Programm haben die Schleswig-Holsteiner bis auf den heutigen Tag festgehalten, und seiner beharrlichen Durchführung sind Erfolge nicht ausgeblieben. Das lehrt ein Blick auf die Ergebnisse der einzelnen Reichstagswahlen.

Bis zum Jahre 1881 sind von den neun schleswig-holsteinischen Reichstagswahlkreisen acht liberal vertreten. Nur in Ploen-Oldenburg wird — von einer Ausnahme (1871) abgesehen — in ununterbrochener Reihenfolge bis 1903 der Konservative gewählt. Und im Grenzkreis im Norden stets der Däne. Das Jahr 1884 brachte für das übrige Deutschland die Verschmelzung des linken Flügels der Nationalliberalen unter Rickerts Führung mit der alten Richterschen Fortschrittspartei. An dieser Einigung hatte ein Hauptverdienst Professor Hänel. Aus seinem Tagebuch sei hier eine Stelle vom 25. Januar 1884 angeführt:

„Es sei unmöglich, daß eine Partei die Niederlage der Liberalen bei den künftigen Wahlen auf wesentliche Verantwortlichkeit nähme, sie müsse auf mehrere Schultern verteilt werden. Kurz, es handelt sich um Einleitung von Verhandlungen zur Verschmelzung beider Parteien, und zwar voll und ganz durch gemeinschaftlichen Namen, gemeinschaftliches Programm und durch gemeinschaftliche Organisationen von oben bis unten. Ich übernehme es, diese Verhandlungen einzuleiten und Richter fortlaufend, ohne Rückhalt davon in Kenntnis zu setzen."

Aus dieser Einigung ging, wie bekannt, die Deutschfreisinnige Partei hervor und es war selbstverständlich, daß die liberale Partei in Schleswig-Holstein auch diesen Namen annahm. Aber das Ziel, die Einheitsbestrebungen und die leitenden Gedanken blieben dieselben! Und die Wahlerfolge desgleichen!

Im Jahre 1884 werden neben 2 Nationalliberalen 5 Freisinnige gewählt. Insgesamt werden 47 194 freisinnige Stimmen abgegeben. Altona geht an die Sozialdemokraten verloren, die das Mandat bis heute behaupten. Es kommen die Kartellwahlen 1887, die dem Freisinn in Deutschland eine unerwartete Niederlage bereiten; von 68 Abgeordneten werden nur die Hälfte — 34 — wieder gewählt! Anders bei uns! Da sind neben 3 Nationalliberalen wieder 4 Freisinnige gewählt und die Gesamtstimmenzahl steigt von 47194 auf 56 584. Das war also ein glatter Erfolg im Gegensatz zu dem höchst unerfreulichen Ergebnis der Wahlen im Reiche! 1890 wird in Flensburg der Nationalliberale Reeder Jebsen gewählt; Pinneberg-Elmshorn wird von den Sozialdemokraten erobert und bleibt in deren Besitz, in den übrigen Kreisen Freisinnige: Lorenzen in Schleswig, Seelig in Tondern, Thomsen in Dithmarschen, Hänel in Kiel und Berling in Lauenburg!

Da kommt das Jahr 1893. Im Reichstag heftige Kämpfe über die Militärvorlage Caprivis, auch innerhalb der freisinnigen Partei. Rickert und Dr. Barth stehen derselben vermittelnd gegenüber, Richter strikte ablehnend. Aber sein Antrag, die Fraktion solle sich binden, daß über die Friedenspräsenzstärke von 1891 kein Mann und kein Groschen bewilligt werde, wird von 22 Mitgliedern seiner Fraktion nicht mit unterschrieben. Am 6. Mai kommt der Kompromißantrag Huene, das letze Zugeständnis Caprivis, zur Abstimmung. Er wird abgelehnt mit 210 gegen 162 Stimmen. Mit der Minderheit stimmen auch 6 Freisinnige!

Für den Abend desselben Tages berief Richter eine Fraktionssitzung und erklärte kurzerhand, entweder gingen die sechs oder er! Mit 27 gegen 22 Stimmen fand der Antrag Annahme. Zur Minorität gehörten mit Hänel sämtliche Schleswig-Holsteiner. Sie hielten damit ihrem Progamm:

einheitliche Zusammenfassung der Liberalen, die Treue; sie durften es nicht zugeben, daß wegen einer abweichenden Abstimmung sechs tüchtige und erprobte Liberale (Brömel, Hinze, Maager, Dr. Alexander Meyer, Siemens und Dr. Schröder) ausgeschlossen wurden.

Der Reichstag war am gleichen Tage aufgelöst worden; was brachten nun die Neuwahlen? Richter hatte seine „Volkspartei" einen scharfen Ruck nach „links" machen lassen, es wurde auf das lebhafteste agitiert! Und der Erfolg? Nicht ein einziges Mandat durch die Hauptwahlen! Die Stichwahlen brachten nur 24. 1890 hatte der Freisinn in Deutschland 1 159 915 Stimmen auf sich vereint, 1893 die Volkspartei nur 666 439!

Ganz anders in Schleswig-Holstein! Hier beharrte man auf dem alten, oft erprobten Programm. Am 14. Mai wurde auf dem Parteitag in Neumünster der Beschluß gefaßt: den Namen und die Gesamtorganisation der Deutsch-freisinnigen Partei trotz der parlamentarischen Zersplitterung unverändert festzuhalten. Und die Wählerschaft hat diese Treue mit Treue gelohnt! Die schleswig-holsteinischen deutsch-freisinnigen Kandidaten erhielten insgesamt 56 572 Stimmen: das ist im Gegensatz zum Reich noch ein Mehr gegen 1890! Die Sonderkandidaten der Volkspartei vereinigten auf sich nur 3226 Stimmen. So glänzend und so lebendig zeigte sich der starke, bewußte Gedanke von der Notwendigkeit des Zusammenhaltens aller Liberalen!

Aber in den Parlamenten blieben die Gegensätze; sie wurden durch die Preßerörterungen, wer schuld sei am rapiden Niedergange des Liberalismus, noch stärker.

So wurden die Jahre bis zur neuen Wahl 1898 dazu benutzt, die beiderseitigen Organisationen weiter auszubauen. Da zeigte sich, das muß rückhaltlos anerkannt werden, die Volkspartei als der bessere Organisator, und das war Richters ureigenstes Verdienst! Aber der Ausfall der Wahlen ist wiederum äußerst lehrreich! Neben das Heer von Vertrauensmännern, das die schleswig-holsteinische Deutsch-freisinnige Partei seit alters in allen Städten und Ortschaften der Provinz unterhielt, treten volksparteiliche Lokalvereine auf. Und dieses Miteinander und Gegeneinander hat die Wählerschaft ungünstig beeinflußt. Die Volkspartei brachte es zwar auf 19 403 Stimmen, ein großer Zuwachs gegen 1893! Aber die gesamtfreisinnigen Stimmen betrugen nur 38 293, zum ersten Male also ein beträchtlicher Rückgang! Und dabei war in einzelnen Kreisen nicht ohne Erfolg gearbeitet worden! Im Kieler Kreise zum Beispiel, wo sich auf den Namen Hänels in alter Weise alle Freisinnigen vereinigten, da hatte man sogar noch etwa tausend Stimmen mehr aufgebracht als 1893. Aber das gute Einzelresultat konnte an dem Gesamtmißerfolg nichts ändern!

Die Schleswig-Holsteiner wissen zwar den Gegensatz zwischen freisinnig und nicht freisinnig gut zu würdigen, das haben sie Wahl um Wahl jedermann bewiesen, aber nichts ist ihnen so zuwider, als der Streit freisinniger Fraktionen untereinander! Sie halten sich dann abseits, wenn solche Kämpfe die politische Schaubühne verdüstern. Es gingen 1898 nicht weniger als 82 522 Mann nicht zur Wahl!

Auch wenn wir die 7708 nationalsozialen Stimmen hinzuzählen, so fehlen immer noch über 10 000 Stimmen an der Wahlziffer von 1893!

Und 1893 war der Freisinn bei uns im Wachsen! Die Wahlergebnisse von 1903 sind bekannt. Abgegeben wurden 46 402 freisinnige und 5958 nationalsoziale Stimmen. Eine Betrachtung der einzelnen Wahlkreise, die hier zu weit führen würde, ergibt an der Hand der Statistik, daß in keinem schleswig-holsteinischen Wahlkreise, mit alleiniger Ausnahme vielleicht von Dithmarschen, irgend eine freisinnige Richtung eine gesicherte Aussicht auf Erfolg hat, wenn nicht alle Liberalen von vornherein planmäßig einheitlich zusammengefaßt werden.

Und es ist schon mancherlei zu diesem Zwecke geschehen! Die Volkspartei hat in Flensburg im Oktober 1904 ihre Bereitwilligkeit zu einem gemeinsamen Handeln ausgedrückt. Es sind Verhandlungen zwischen ihr und der Deutsch-freisinnigen Partei gepflogen, über die aber der größeren Öffentlichkeit nichts Sicheres bekannt geworden ist. Die Deutsch-freisinnige Partei hat ihrerseits in einer Vertrauensmännerkonferenz am 14. Januar 1905 in Kiel, nach einem begeistert aufgenommenen Vortrage von Professor Hänel, die alten Einheitsbestrebungen wieder aufgenommen, ihren geschäftsführenden Ausschuß durch Kooptation des Führers der Nationalsozialen Prof. Titius und des Landtagsabgeordneten Wolgast verstärkt, überall im Lande Versammlungen abgehalten, liberale Vereine neugegründet und erfolgreiche Sammlungen veranstaltet. Der Vorstand des schleswig-holsteinischen Bezirkes der Volkspartei hat daraufhin in Hamburg eine Resolution gefaßt, die sich gegen diese „Kieler" Bestrebungen der „sogenannten" Deutsch-freisinnigen Partei ausspricht.

Diese Resolution hat aber keine Antwort von seiten der Deutsch-freisinnigen Partei gefunden! — Vielmehr ist am 15. April eine vertrauliche Besprechung zwischen Vertretern der Volkspartei und der Leitung der Deutsch-freisinnigen Partei in Kiel zustande gekommen, in der, wie der offizielle Bericht sagt, die volle Anerkennung der Gleichberechtigung beider Parteien von allen Seiten als selbstverständlich vorausgesetzt worden ist. Die politische Wahlarbeit soll schon jetzt in allen Kreisen in voller Harmonie miteinander ausgeführt worden. Und zur Stärkung des Gesamtliberalismus soll die Agitation in den einzelnen Kreisen auf beide Parteien unter Anerkennung des Besitzstandes verteilt werden: in allen Kreisen werden die einzelnen Gruppen zu reger Mitarbeit unter Leitung der bestehenden Organisationen aufgefordert! Eine Verständigung über die Landtagswahlkreise ist in Aussicht genommen. Man sieht, das ist für den Anfang nicht wenig!

Die Deutsch-freisinnige Partei hat nun in diesen Tagen ihren Parteitag auf den 30. April nach Neumünster berufen, auf dem neben Organisationsfragen interner Natur diese Kieler Abmachung und deren weiterer Ausbau den Mittelpunkt der Erörterungen bilden wird.

Was der Parteitag bringt, wissen wir nicht! Aber eins kann man heute schon sagen, der feste Wille zur Einigung ist in weiten Kreisen Schleswig-Holsteins vorhanden!

Der schleswig-holsteinische Freisinn wird sich auf sich selbst besinnen und deshalb zusammenhalten! Dann wird er wachsen! Andernfalls zurückgedrängt werden!

Die Deutsch-freisinnige Partei vertritt diese Einigung. Sie ist ihr erstes und oberstes Ziel! Die Einladungen nach Neumünster ergehen an alle Freisinnigen ohne Unterschied: sowohl an die Volkspartei, wie an die alten Nationalsozialen! Wer will da die Verantwortung auf sich nehmen, bei Seite stehen zu bleiben?

Kiel. Dr. med. Struve.

Russischer Brief

Sie baten mich, Ihnen von meiner letzten russischen Reise etwas zu erzählen und meine Eindrücke zu schildern. Ich will es versuchen, schicke aber voraus, daß ich, wegen nicht genügender Kenntnis der Sprache, nicht viel Gelegenheit hatte, anderer Leute Meinungen im Lande zu erfahren. Wenn ich trotzdem Ihrem Wunsche nachkomme, so wesentlich deshalb, weil ich auf dem Lande gewesen bin und nicht in den Städten. Wir in Deutschland aber, mit dem schnellen Nachrichtendienst, den Telegrammen und Korrespondenzen aus Petersburg, Moskau, Warschau usw., sind allzusehr geneigt, die Ereignisse in diesen Städten für die „Vorgänge in Rußland" zu halten und das, was dort geschieht, als das Wesentliche und eigentlich Wichtige anzusehen.

Doch wer einmal „drüben" war — man kann dies Wörtchen heutzutage mit viel mehr Recht von Rußland als von Amerika gebrauchen — wer drüben war, weiß, welche endlose Weiten eine Stadt von der anderen scheiden, wie eine Tagesreise in einem Eisenbahnzug dazu gehört, die „nächste" Stadt zu erreichen, wie langsam Post und Telegraph arbeiten. Er begreift, daß die Ereignisse einer Stadt, bis sie in der Umgegend bekannt werden, längst die agitatorische Kraft des Neuen eingebüßt haben. Wie war es doch damals in Gomel bei den Unruhen der Juden? Das Gut, auf dem ich gewesen bin, liegt 100 km von dieser

Digitized by Google

Stadt, täglich verkehrt stromaufwärts ein Dampfer, und die Dampferstation liegt 30 km vom Gut. Wir aber erfuhren von den Metzeleien nach einer Frist von drei bis vier Wochen! Wer soll sich darüber noch erregen? Man schüttelt den Kopf, bespricht wohl die Dinge, kritisiert und schilt, aber, um handelnd einzugreifen, fehlt das dringende Gebot des Augenblicks. Es ist gewesen. So stirbt der Impuls, noch ehe er geweckt wurde. Man muß sich diese Verhältnisse klar machen und vor Augen halten, daß 80 pCt. der russischen Bevölkerung dergestalt unerreichbar auf der unendlichen russischen Ebene, in kleinen, schmutzigen Dörfern, behütet von Popen, verstreut wohnen, um die geringe Bedeutung des Lebens der Städte für Rußland zu ermessen. Ist in Paris, so ist in Frankreich Revolution. In Petersburg und Moskau aber kann man Arbeiter, Künstler und Gelehrte mißhandeln und niederschießen, auf der weiten russischen Ebene verhallt ihr Notschrei ungehört. Gottergeben, zarenfreundlich treibt der russische Muschik seinen schlechten Pflug durch den Boden. Er läßt sich im Herbst, wenn die Ernte gewesen ist, den mühseligen Ertrag seiner Arbeit von den Regierungsbeamten abnehmen, damit er in dem unergründlichen Rachen des Absolutismus verschwinde. Der Bauer ist in Not. Sich und sein Vieh hungert er mit Geduld und Gebeten durch den Winter. Wenn es aber Frühjahr wird, ist das Vieh so mager geworden, daß er es kaum ohne Sorge auf die Weide schicken kann, und oft kommt es vor, daß es entkräftet zu Boden fällt und auf frischer Weide stirbt. Der Bauer aber erträgt diese Not, weil er es nicht anders weiß, und weil ihm schlechterdings die Fähigkeit fehlt, den Zusammenhang der Dinge zu erkennen. Wie sollte er auch? Wir können uns in unserer jahrhundertealten Volksschultradition nicht vorstellen, wie weit das Denken eines Volkes bereits entwickelt sein muß, um zu begreifen, daß eine Staatsverfassung an dem Übel schuld ist, dem Übel, das alle kennen, das aber jedem in konkreter individueller Gestalt gegenübertritt. Nein, denkt der russische Bauer, schuld ist nicht der Zar nicht die Regierung, schuld ist dieser und jener Steuer- oder Polizeibeamte, weil er stiehlt, schuld ist jener Richter, weil er bestochen ist, und schuld an allem sind die Gutsbesitzer, denn sie haben viel Land, viel Korn, viel Pferde. Woher haben sie das? Hätte ich von alledem nur einen Teil — wie anders wollte ich arbeiten! Klee soll ich bauen, rät mir der Gutspächter. Wie soll ich Klee bauen? Das paßt nur für die Großen. Hätte ich mehr Land. Ja dann wäre das wohl anders . . . Aber eigentlich warum habe ich nicht mehr Land? Es ist richtig, die Gemeinde ist groß, unser Gemeindeland aber ist verteilt seit vielen Jahren. Es wird nicht mehr, und unsere Kinder müssen auswandern, entweder nach Süden, in die Bergwerke und Fabriken, oder nach Osten, nach Sibirien; es kommen aber immer wieder Kinder, und das Land ist immer zu wenig. Ich habe es gut gedüngt, besser als je mein Vater es getan hat. Aber es trägt doch zu wenig, und wenn ich nicht im Winter im Gutsforst durch Holzarbeit noch einige Kopeken verdiente, ich wüßte nicht, wie ich Kind und Vieh ernähren sollte, wie im harten Winter nicht erfrieren. Und warum dies alles? Warum? Hat uns nicht Zar Alexander Land gegeben? Er nahm es von den Gutsbesitzern, die zuviel haben. Und er tat recht, es den armen Bauern zu geben, warum tut es Zar Nikolaus nicht auch so? Der Gutsbesitzer hat viel Land. Woher hat er es? Das Land gehört doch eigentlich den Menschen und nicht dem Gutsbesitzer. Gehört denn mein Acker mir? Nein, es ist Gemeindeland. Warum aber hat der Gutsbesitzer sein eigenes Land? . . .

So denkt der Bauer, und aus diesem Gedanken entwickelt sich dann, wenn er Hunger fühlt, wenn die Aushebungskommission die arbeitsfähigen Männer wegnimmt und niemand zurückbleibt, das Land zu bestellen — nicht etwa der Notschrei der Intelligenz und der Arbeiter nach einer Verfassung, sondern nach Brot. So geht der Bauer auf die Güter und fordert Korn. Gibt man es ihm und ist nicht gerade Feiertag und er schwer betrunken, so ist er damit zufrieden und geht wieder nach Hause. Das ist die Psychologie der russischen Bauernunruhen. Mir sagte ein alter erfahrener Pächter, alles käme nun darauf an, wie die Regierung die neue Militäraushebung ins Werk setze. Nimmt sie aus jedem Dorf nur ganz wenige, so bleibt alles ruhig. Nimmt sie viele, so sagen die Bauern — man kann es schon jetzt von ihnen hören —: „nimmt uns die Regierung die Menschen, so nehmen wir den Gutsbesitzern das Korn, denn wovon sollen unsere Frauen und Kinder leben?"

Man begreift aber, daß dieses die Kernfrage ist des großen russischen Rätsels. Hat die Regierung vom Bauer nichts zu fürchten, so kann sie gewissenlos die Entwickelung der Dinge abwarten. Sie wird ihr Spiel von Versprechen und Versagen noch lange weitertreiben, indessen die russische Jugend in den Städten, aus ihrer ruhigen Entwickelung herausgeworfen, einen Haß großzieht, der erst in späteren Jahrzehnten Ernte trägt. Diese Wahrheit ist hart für die vielen, die in Rußland der Freiheit ihr Leben verschrieben haben. Welch kostbarer Menschenstoff steckt in ihnen! Der Russe liebt sein Land mit einer merkwürdig heiligen, schwermütigen Liebe. Man kann etwas davon nachfühlen in den russischen Landschaften, in den Volksliedern. Auf der großen weiten Ebene schläft schwer und düster die Zukunft. Wo aber ist in Rußland der Mann, sie zu wecken? . . .

Wolf Dohrn.

Unsere Bewegung

Die Osterferien und die Osterreisen haben an einer Reihe von Orten Parteifreunde zusammengeführt, die bis dahin einander noch gar nicht kannten. Dabei haben gelegentlich eifrige Ferienreisende versucht, in politisch stillen Gegenden durch Besuche und gemeinsame Aussprachen neues Interesse hervorzurufen. Das sollte in Zukunft noch viel allgemeiner als bisher getan werden! Vom Parteisekretariat in Berlin (Dessauerstr. 1, part.) erhalten Mitglieder jederzeit auf Anfrage Adressen von Gesinnungsgenossen bestimmter Städte oder Wahlkreise. Die kleine Organisationsarbeit darf auch nach Ostern nicht ganz ruhen, wenngleich die eigentliche Versammlungstätigkeit vorüber ist. — Auch Broschüren, Flugblätter und praktische Ratschläge für parteipolitische Arbeit sendet das Parteisekretariat jederzeit gerne. — Geldsendungen gehen an den Schatzmeister der Partei, Herrn Bankdirektor Monumsen, Berlin.

Aue, Erzgebirge. In einer Mitgliederversammlung unseres Vereins (15. April) gab Herr A. Leißner einen längeren Bericht über die Berliner Generalversammlung, der durch die Mitteilung persönlicher Eindrücke besonders fesselnd war und zahlreicheren Besuch verdient hätte.

In Schleswig-Holstein hat am 14. April zwischen den Vertretern der deutsch-freisinnigen Partei Schleswig-Holsteins und der freisinnigen Volkspartei eine Konferenz stattgefunden. An derselben nahmen teil aus Berlin Abgeordneter Rektor Kopsch, aus Hamburg Fabrikant von Eicken und Kaufmann Aug. Dohrmann, aus Altona Justizrat Dr. Warburg, aus Marne Kaufmann H. Möller, aus Elmshorn die Stadtverordneten Fabrikant Carstens und Kaufmann Schwarz, aus Neumünster Rechtsanwalt Werner Springe, aus Kiel Geheimrat Dr Hensen, Chefredakteur A. Niepa, Professor D. Titius, Reichstagsabgeordneter Dr. Leonhart und Landtagsabgeordneter Lehrer Wolgast, aus Eckernförde Stadtrat Spethmann, aus Flensburg Dr. Duus und Lehrer Otto Müller. Den Vorsitz führte Abg. Wolgast-Kiel. Der Zweck der Zusammenkunft war, eine Einigung herbeizuführen über die politische Arbeit in den einzelnen Wahlkreisen Schleswig-Holsteins. Nach etwa vierstündiger Beratung wurde folgende Resolution einstimmig angenommen: Zur Stärkung des Gesamtliberalismus in Schleswig-Holstein und der Herbeiführung von Wahlen liberaler Abgeordneter bei den Reichs- und Landtagswahlen verpflichten sich die Leitungen der deutsch-freisinnigen Partei Schleswig-Holsteins und der freisinnigen Volkspartei in Schleswig-Holstein zu folgendem: Die Reichstagswahlkreise Flensburg-Alpenrade, Schleswig-Eckernförde, Eiderstedt-Husum-Tondern, Elmshorn-Pinneberg bleiben inbezug auf Aufstellung der Kandidaten und Organisation der freisinnigen Volkspartei, die Reichstags-Wahlkreise Dithmarschen-Steinburg, Kiel-Rendsburg, Oldenburg-Plön-Segeberg, Lauenburg der deutsch-freisinnigen Partei vorbehalten. Die gegenseitige Unterstützung erfolgt nach Verständigung der Parteileitungen mit den Vorständen in den einzelnen Wahlkreisen. Eine Verständigung über die Landtags-Wahlkreise soll später stattfinden.

Elberfeld, 5. April. In einer sehr stark besuchten Protestversammlung sprach Herr Dr. Cauer über „Stellungnahme gegen das Kartell bei den Stadtverordnetenwahlen". Für unsere auswärtigen Freunde dürfte es interessant sein, zu hören, daß in unserer Stadt für die Kommunalwahlen ein Kartell unter Beteiligung von folgenden Parteien besteht: Konservative, Zentrum, Nationalliberale und Freisinnige Volkspartei. Zweck dieses Kartells ist Fernhaltung der Sozialdemokratie aus dem Rathaus. Dies Kartell

Digitized by Google

wurde für die nächsten Stadtratswahlen verlängert, nicht ohne heftige Kämpfe bei den Nationalliberalen wie auch bei der Freis. Volkspartei. Der freisinnige Stadtverordnete Ungemach trat energisch für Kündigung des Kartells ein. „Der Hauptgrund, das Kartell zu kündigen, ist für den Stadtv. Ungemach, daß die Freisinnigen wieder als echt liberale Partei auftreten müssen. Wenn das Kartell weiter bestehen bleibe, so komme man schließlich dazu, daß man gar nicht mehr freisinnig sei. Unter dem Kartell müsse der Liberalismus Einbuße erleiden, die Partei an politischem Halt verlieren." („Neust. Nachr.") Diesen Worten hätten wir nur noch hinzuzufügen, daß es auch nicht freisinnig ist, sich an einem Abkommen zu beteiligen, das als Hauptzweck hat, die Masse der Bürgerschaft, die Arbeiterschaft, die nun einmal großenteils in der Sozialdemokratie organisiert ist, von eigener Vertretung fernzuhalten, und dazu ein unliberales Dreiklassenwahlrecht durch ein unliberales Abkommen geradezu in eine Ungerechtigkeit zu verwandeln. Hoffentlich erkennen noch eine Anzahl Nationalliberale und Freisinnige den wahren Charakter dieses Kartells; unsere Arbeit wird treu, unseren liberalen Grundsätzen, einem energischen Kampfe gegen dies reaktionäre Kartell gewidmet sein.

Frankfurt a. M. Der national-soziale Stammtisch wird jeden 1. und 3. Freitag eines Monats im Restaurant z. Stadtgarten vor dem Eschenheimertor abgehalten. Die nächste Zusammenkunft ist Freitag, den 5. Mai.

Köln. In gut besuchter Vereinsversammlung des Sozialliberalen Vereins für Köln u. Umgegend sprach am 18. April Herr Dr. Waltz über „Bevölkerungsbewegung und Volkswirtschaft". Treffend wurde dargelegt, wie Deutschland sich infolge seiner Bevölkerungszunahme vom Agrarstaat zum Industriestaat habe entwickeln müssen, und vor welche Aufgaben politischer und wirtschaftlicher Natur die Gegenwart durch diese Entwickelung gestellt werde. Der Vortrag fand lebhaften Beifall und bot vielen Stoff zu anregender Debatte. — Als besonderen Erfolg des Abends können wir ansehnlichen Mitgliederzuwachs und guten Absatz unserer Literatur verzeichnen. — Am 2. Mai, 8½ Uhr abends veranstaltet unser Verein im Krystall-Palast, Schildergasse 109, eine öffentliche Versammlung, in welcher Herr Lic. Traub über „Bürgerliche und sozialistische Frauenbewegung" sprechen wird. Wir bitten unsere Freunde, für den guten Besuch dieser Versammlung recht eifrig Propaganda zu machen.

Soziale Bewegung

Eine unangenehme Auseinandersetzung hat die von uns bereits gerügte gegenseitige Nachrechnerei der Opferwilligkeit beim letzten großen Bergarbeiterstreik im Gefolge gehabt. Die „Deutsche Bergarbeiterzeitung" des Abgeordneten Hué hat an den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinsführer Erkelenz-Düsseldorf die Frage gerichtet, wo denn die übrig gebliebenen Sammelgelder hingekommen seien, die nach der Berechnung des „Gewerksvereinsboten" 150 Mk. pro Mitglied = 150 000 Mk. betragen haben müßten, während nur 3000 Mk. an die Zentralsammelstelle abgeliefert seien. Herr Klavon, der Berliner Generalsekretär der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine, habe doch in der ersten Vertrauensmännerkonferenz während des Streiks die Erklärung abgegeben, der Hirsch-Dunckersche Bergarbeiterverein werde seine Mitglieder statutgemäß aus der Vereinskasse unterstützen und deshalb alle etwa einkommenden Sammelgelder den anderen Verbänden überlassen! Diese anderen Verbände hätten also guten Grund, nachträglich die angeblich eingelaufenen 150 000 — 3000 = 147 000 Mk. von den Hirsch-Dunckerianern einzufordern! — Demgegenüber berichtigt zunächst Herr Klavon, daß er in jener Revierkonferenz nur erklärt habe, das vom Zentralrat gesammelte Geld fließe nicht in die allgemeine Kasse, sondern werde zur Unterstützung der noch nicht bezugsberechtigten und neu aufgenommenen Gewerksvereinskameraden verwandt; dagegen leisteten die Hirsch-Dunckerschen Bergarbeiter auf alle Sammelgelder der anderen Verbände Verzicht. Und Herr Erkelenz verteidigt sich und seine Berechnung mit folgendem Exempel: Der Gewerkverein der Bergarbeiter hatte Ende 1903 541 Mitglieder und an Sammlungen gingen insgesamt bei Hirsch-Dunckerschen Sammelstellen 85 000 Mk. ein; das betrage 157,10 Mk. auf den Kopf des Gewerkvereinlers. Damit hat Herr Erkelenz die formelle Richtigkeit seiner Abrechnung überzeugend nachgewiesen. Aus seinen Darlegungen geht aber außerdem noch hervor, daß leider allerlei unliebsame Erörterungen über die Gabenverteilung hinter den Kulissen gespielt haben. Und weiter wird dabei bekannt, daß auch nach Beendigung des Streiks noch mancherlei über die Verteilung der Unterstützungen zu sagen wäre. Herr Erkelenz rechnet, nachdem er seine Verteidigung gut geführt hat, der Sozialdemokratie vor, daß bis jetzt rund 20 000 Mk. nachträglich eingelaufener Sammelgeldern der Parteikasse überwiesen seien! Und dem Düsseldorfer Gewerkschaftskartell stellt er die Alternative, entweder reumütig alle Angriffe gegen die Kassengebahrung der Gewerkvereine zurückzunehmen, oder sich auf eine öffentliche Gegenüberstellung der vom Kartell vereinnahmten und verausgabten Unterstützungssummen gefaßt zu machen! Das sind sehr unerquickliche Erörterungen, wenig geeignet, um in künftigen Fällen die allgemeine Solidarität aller sozial Denkenden abermals zu Opfern anzufeuern!

Die weibliche Gewerbeaufsicht war im preußischen Abgeordnetenhaus Gegenstand der Verhandlung. Der freisinnige Abg. Dr. Hirsch trat für die Anstellung weiterer weiblicher Gewerbeinspektoren und für die Hinzuziehung von Assistenten aus der Arbeiterklasse ein. Die Regierung verhielt sich diesen Wünschen gegenüber ablehnend. Obgleich seit Jahren Assistentinnen der Gewerbeaufsicht ihres Amtes walten, weiß sie noch immer nicht, ob der „Versuch" mit der Verwendung von Frauen geglückt ist. Ein besonderer Erfolg der Neuerung habe sich nicht gezeigt. Die sozialdemokratische Frauenzeitschrift „Gleichheit" bemerkt dazu: Gewissenhaft, wie der Herr sie in seinem Zorn geschaffen, kann die preußische Regierung sich nicht entschließen, auf dem eingeschlagenen Wege weiter fortzuschreiten. Angehörige der Arbeiterklasse will sie erst recht nicht bei der Gewerbeaufsicht verwenden. Einmal, weil diese keine Autorität bei den Arbeitgebern besäßen — als ob der Staat ihnen diese Autorität nicht leichtiglich verleihen könnte! —, dann aber, weil ihr Wirken nur der Sozialdemokratie fruchten würde. Ähnliche Erklärungen waren schon in der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses gefallen, als dieses über die Gewerbeinspektion verhandelte. In diesem Parlament und im Munde dieser Regierung sind sie nur natürlich. Dornen können keine Feigen und Disteln keine Trauben tragen.

Eine Selbstkritik der evangelischen Arbeitervereine verdanken wir Pastor A. Schowalter, dem Ausschußmitglied des pfälzischen Verbandes Evangelischer Arbeitervereine: „Es ist geradezu beschämend zu sehen, schreibt er, wie bedeutungslos im öffentlichen Leben die evangelischen Arbeitervereine trotz ihres verhältnismäßig starken Aufgebotes und ihrer langjährigen Organisation bisher gewesen sind. Petitionen und Resolutionen allein geben weder Selbstbewußtsein, noch Kraft, weder Befriedigung, noch Zielbewußtsein. Und ein Verein, der einmal 15 oder gar 20 Jahre evangelischer Arbeiterverein gewesen ist, ohne direkt an entscheidenden Fragen des sozialen Lebens mitgearbeitet zu haben, wird müde, und seine Aufgabe erschöpft sich schließlich in der Sorge für die Selbsterhaltung. Er hat sich allerdings im Laufe der Jahre ein Anrecht auf ein Jubiläum oder die Vorbereitung dazu erworben; Stiftungsfest, Vergnügungs- und Familienabende füllen das Jahresprogramm immerhin noch aus, und Kranken- und Sterbekasse bilden ein nicht leicht zerreißbares Band. Was einmal eine Zeitlang besteht, wird zur Gewohnheit und vermag auch ohne neuen Antrieb sich in alten Geleisen weiterzubewegen .... Die Existenz eines Vereins an und für sich bedeutet nichts, wenn daraus nicht energisches Handeln fließt. Öffentliche Bedeutung gewinnt nur, was als „Bewegung" empfunden wird; was die Bedeutung einer Konkurrenz zu gewinnen droht; was als ausschlaggebende Macht in die Wagschale geworfen werden kann." — Das ist ein hartes, aber durchaus berechtigtes Urteil! Um so verwunderlicher ist der Optimismus dieses Herrn Schowalter, der mit seinen evangelischen Arbeitervereinen „das deutsche Partei- und politische Leben sanieren, veredeln" zu können glaubt. Wie wenig gegenwärtig wenigstens die evangelischen Arbeitervereine zu dieser Mission geeignet sind, ergibt sich neben anderem auch daraus, daß die Quandelschen Vereine tatsächlich, wie wir vorausgesagt haben, Herrn Franken mitteilen ließen, daß sein Austritt aus dem Vorstand wegen höchst reaktionärer Anschauungen über Arbeiterausschüsse ganz unnötig gewesen wäre, und daß sie hofften, ihren Franken in irgend einer Form wiederzubekommen!

Die Konsumgenossenschaften wollen ihren zweiten ordentlichen Genossenschaftstag am 19., 20. und 21. Juni in Stuttgart abhalten. Auf der Tagesordnung steht neben den üblichen Berichten die Beratung der Statuten einer Unterstützungskasse, die Umsatzsteuerfrage und eine Erörterung über die weitere Entwickelung des genossenschaftlichen Arbeitsverhältnisses. Mit dem Genossenschaftstag will der Zentralverband deutscher Konsumvereine eine Warenausstellung verbinden, die aber rein genossenschaftlichen Charakter tragen soll. Zugelassen werden nur Produktivgenossenschaften und Konsumvereine, welche Eigenproduktion treiben (Müllerei, Bäckerei, Fleischerei, Weinkelterei usw.). Auch ein Beweis für die Erstarkung und Selbständigkeit der deutschen Konsumgenossenschaften.

Die Steuer nach dem gemeinen Wert ist endlich auch in Berlin eingezogen. Die Berliner Stadtverordneten haben mit 71 gegen 26 Stimmen einer Magistratsvorlage zugestimmt, nach der die Gemeinde-, Grund- und Gebäudesteuer künftig nicht mehr nach dem Nutzungswert, sondern nach dem gemeinen Wert erhoben werden soll. Dabei darf nicht übersehen werden, daß diese Steuerart vorläufig die Einnahmen der Stadt Berlin nicht erhöht, sondern nur die Steuerlast der Hausbesitzer zuungunsten der Eigentümer unbebauter Terrains vermindert. Es soll nicht mehr Geld aus der neugefaßten Steuerquelle fließen, wie aus der seitherigen alten. Vorläufig wenigstens nicht! Später wird man wohl zu höherer Veranlagung dieser Steuer kommen. Besonders dem unbebauten Boden gegenüber wäre eine schärfere Anspannung der Steuerschraube durchaus gerechtfertigt.

Digitized by Google

Streikunterstützung der Arbeitgeber. Die Hauptstelle der deutschen Arbeitgeberverbände hat nach wiederholten Besprechungen die Grundsätze aufgestellt, nach denen die Gewährung von Streikunterstützung künftig gehandhabt werden soll. Eine wirkliche Streikunterstützung wird nach ihnen nicht beabsichtigt. In jedem Fall soll der Arbeitgeber verpflichtet sein, selbstverantwortlich seinen Arbeitern und seinen Berufsgenossen gegenüber ernstlich zu prüfen, ob die Wünsche seiner Arbeiter berechtigt und erfüllbar sind und ob er selbst sich dabei mit den gemeinsamen Berufsinteressen seiner Kollegen im Einklang befindet. Auch der Vorstand des Arbeitgeberverbandes behält sich eine Prüfung vor, ob das einzelne Mitglied seinen Pflichten gegen die Arbeiter nachgekommen, aber zugleich auch, ob es die allgemeinen und gemeinsamen Interessen der Berufsgenossen den Arbeitern gegenüber ernsthaft vertreten habe. Wenn diese Voraussetzungen zutreffen, soll der Verband den Arbeitgeber sofort finanziell ausreichend unterstützen. Man sieht auch an diesen Bestrebungen wieder, wie ernst es den Arbeitgebern mit dem Ausbau ihrer Organisation ist.

Grauenhaftes Wohnungselend. In Danzig hat kürzlich der Verein für öffentliche Gesundheitspflege eine Versammlung abgehalten, in der drei Medizinalräte ihre Erfahrungen über Danziger Wohnverhältnisse zum besten gaben. Medizinalrat Dr. Haaß fand in Danzig Wohnungen mit einer Höhe von 1,75—1,80 m in denen er nicht habe aufrecht stehen können. Eine Näherin habe er bei einem Besuche bitten müssen, aus ihrem „Zimmer" herauszukommen, da zwei Menschen darin unmöglich Platz gehabt hätten; das „Zimmer" hatte eine Breite von 1,20 bis 1,30 m und eine Höhe von 1,75 m. Gang und gäbe sei es in Danzig, die Dienstboten auf den Böden schlafen zu lassen, die für solche Schlafgelegenheit ursprünglich gar nicht eingerichtet seien. In Langgarten habe die Polizei bei einer Gelegenheit über 20 Wohnungen geschlossen, in denen sich das Klosett direkt neben dem Herd befand, ohne daß auch nur der Versuch gemacht war, diese Lokale abzuschließen. So klein war die Küche, daß die Frau genötigt war, Geschirr, das sie beim Kochen aus der Hand setzen mußte, auf dem Klosett zu postieren, und die Klosetts wurden von Hausgenossen verschiedenen Geschlechts und Alters benutzt! In der Debatte wurde festgestellt, daß in Danzig über **1000** Wohnungen zu je einem Zimmer sich befinden, in denen Familien wohnen, die bis zu **15** Personen stark sind! In Allenstein befinden sich ebenfalls solche Brutstätten der Degenerierung. Gelegentlich einer Hausagitation wurden etwa 50 Wohnungen angetroffen, wo in einem Zimmer zwei Familien wohnten, kochten und schliefen. Um in eine Wohnung zu kommen, mußte der Vertrauensmann, ähnlich einer Katze, hineinkriechen. In einem Zimmer wurden nicht nur zwei Familien angetroffen, sondern dort stand zwischen den beiden Ehebetten noch ein drittes, worin ein etwa 16 Jahre altes Mädchen lag und dem Vertrauensmann zurief: „Wollen Sie mir denn nicht gratulieren zu meinem prächtigen Jungen?" Zwischen diesen Betten, wenn solche überhaupt da sind, lagern auf Stroh oder alten Lumpen die übrigen Kinder und oft auch noch Logisleute. Diesen grauenhaften Wohnverhältnissen entsprechen natürlich unerschwingliche Mietspreise! Und mit dem trostlosen Elend stehen natürlich auch die Arbeitslöhne im richtigen Verhältnis: In Allenstein verdienen die sonst überall hochgelohnten Bauhandwerker 2,50 Mk. bis 3 Mk. pro Tag, und die ungelernten Arbeiter 1,25 Mk. für 12 Stunden. In der Großstadt Danzig verdienen die Bauhandwerker 36—48 Pfg. pro Stunde (Berlin 60!), die ungelernten Arbeiter 18—28 Pfg. Dabei sind die Lebensmittel in den genannten Städten ebenso teuer wie in Berlin, Hamburg und Hannover ....

Macht und Recht

Wenn heute so oft und so nachdrücklich Klage über die ungerechte, von Klasseninteressen verfärbte Rechtsprechung ertönt, so sind zwei Ursachen dafür zu unterscheiden: Die eine, die den Massen am härtesten aufs Herz fällt, ist in der ungleichen Anwendung der Gesetze durch die Richter zu suchen, denen sich die rechtlichen Tatbestände, je nachdem organisierte Arbeiter oder unorganisierte, militärische Vorgesetzte oder Untergebene, vornehm auftretende Kavaliere oder arme, verhungerte Schlucker darin die Delinquentenrolle spielen, häufig sehr verschieden darstellen. Psychologische Beeinflussungen, denen jeder Mensch unterliegt, mischen sich da mit sozialer, aus dem Herkunfts- und Verkehrskreis erklärlicher Befangenheit in all den gesellschaftspolitischen Fragen, und überdies vielfach mit einem hervorragenden Unverständnis in Arbeiterfragen, die durch die Rechtsprechung der Gewerbegerichte ganz dem Urteilskreise der ordentlichen Richter entzogen sind, und für diesen darum in Erpressung, Körperverletzung, Diebstahl usw. sich erschöpfen. Auf diese eine Ursachenreihe ist das Wort „Klassenjustiz" mit Recht geprägt worden.

Die andere Ursache hat ihre Wurzeln nicht so sehr in der sozialen Psychologie der Zeit, sondern stützt sich in allem auf ältere Entwickelungsstufen, auf politische und wirtschaftliche Traditionen, die für unser gesamtes Staats- und Gesellschaftsgefüge charakteristisch und ausschlaggebend sind, auf die gewaltigen Kontraste der Machtverteilung im Volksverbande, die in den Gesetzen einen adäquaten Niederschlag gefunden haben: auf die Klassengesetzgebung. „Might is right", das gilt nicht nur — hier unbestritten, ja mit Stolz betont — für die Regelung internationaler Streitigkeiten und Rechtsfragen, sondern dieser Geist wandelt auch, seit es Gesetze gibt, durch unsere Spruchbücher und rechtsbildenden Institutionen und spukt auch heute noch, während wir im Verfassungsstaate das Schlagwort von der Gleichheit und Gleichberechtigung immerwährend wiederholen, in den bestehenden Gesetzen. Nicht etwa bloß in der Gesindeordnung, in dem Militäranrecht, in dem Strafrecht und anderen in ihren Grundzügen zumeist aus patriarchalischer Zeit noch datierenden Gesetzen, sondern auch in den modernsten Rechtsordnungen, die wir an der Schwelle des neuen „sozialen Jahrhunderts" uns unter Mitwirkung des gesamten im Reichstag repräsentierten Volkes gegeben haben. Selbstverständlich steht in diesen Gesetzen direkt nichts von einer Rechtsungleichheit: Nein, nach dem Buchstaben des Gesetzes sind sie alle, alle, Bettler und Edelmann, gleich. Aber dieser Buchstabe eben ist es, der die wahrhaftige Rechtsgleichheit tötet, da dasselbe Maß, auf einen Riesen bezogen, naturgemäß ein anderes Resultat liefert, als auf einen Zwerg angewendet. Und wirtschaftliche Riesen und Zwerge laufen in unserem Volke leibhaftig in Massen nebeneinander herum.

Diesen Gedanken, daß dasselbe Recht, gegen ungleiche Rechtssubjekte gehandhabt, zu einem herben Unrecht für die Schwachen werden kann, hat Anton Menger in seinem berühmten Buche: Das bürgerliche Recht und die besitzlosen Volksklassen, das kürzlich in dritter Auflage (Tübingen, H. Laupp) erschienen ist, mit meisterlicher Klarheit und kritischer Schärfe erbarmungslos dargelegt. Obgleich das Buch in seiner ersten Gestalt (1890) als eine Streitschrift gegen den damals vorliegenden Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich auftrat und auch in der neuesten Auflage nicht allen gesetzlichen Neuerungen Rechnung getragen hat, so ist und bleibt es doch ein Standardbuch für die Kämpfer für Rechtsgleichheit, das immer wieder studiert zu werden verdient, und das als ein Ferment weiter wirken wird. Wenn heute unsere Gesetzgeber mehr und mehr auf den Standpunkt sich stellen, daß bei jedem neuen Gesetze in erster Linie geprüft werden muß, wie es auf die in sozialem Sinne Schwachen wirken würde, so ist das zu einem guten Teile mit die Frucht der Mengerschen Schrift.

Daß diese Rücksicht auf die Schwachen sich trotzdem in den neuesten deutschen Gesetzen noch nicht zur Genüge durchgesetzt hat, ist bei unserer derzeitigen sozialen Machtverteilung freilich nur zu begreiflich. Professor Menger spricht sich in der Vorrede zu der neuen Auflage darüber selbst sehr klar aus:

„Seit der Veröffentlichung der zweiten Auflage dieser Schrift sind drei große Gesetzeswerke erschienen, die mit ihr in engem Zusammenhange stehen. Vor allem wurde im Jahre 1896 Das deutsche bürgerliche Gesetzbuch kundgemacht, gegen dessen ersten Entwurf die vorliegende Kritik gerichtet war. Als die Schöpfung eines aristokratischen Militärstaates, dessen Heere in dem letzten Menschenalter überall siegreich geblieben sind, trägt es einen ausgesprochen konservativen Charakter; kaum in irgend einem anderen Gesetzbuch der neuesten Zeit haben die herrschenden und besitzenden Klassen ihre privatrechtliche Machtstellung so vollständig wie in diesem behauptet. Den gerade entgegengesetzten Standpunkt nimmt der für eine rein demokratische Republik bestimmte Vorentwurf eines schweizerischen Zivilgesetzbuches (1900—1901) ein; während noch das Schweizer Obligationenrecht vom Jahre 1881 überwiegend an die römisch-germanischen Überlieferungen festhält, hat der Vorentwurf die in diesem Buch vertretenen Ideen eines demokratischen Privatrechts schon zum großen Teile durchgeführt. Endlich sind auch noch die österreichischen Prozeßgesetze von 1885 und 1896 zu erwähnen, welche die in diesen Blättern aufgestellten Grundsätze einer volkstümlichen Zivilrechtspflege in vielen Punkten verwirklicht haben, während die im Jahre 1898 durchgreifend umgearbeitete deutsche Zivilprozeßordnung auch auf dem Gebiete des Verfahrens die alten, den höheren Volksklassen so günstigen Vorurteile festgehalten hat." Und gegen den naheliegenden Einwand, daß Deutschlands soziale Gesetzgebung diese rechtlich feudale Rückständigkeit hinter der Schweiz und gar noch Österreich wieder gut mache, wendet sich Menger mit dem richtigen Wort: „Man möge nicht allzusehr auf den mildernden Einfluß der Sozialgesetzgebung vertrauen, deren wohltätige Wirkungen sich nach der Natur der Sache nur auf vergleichsweise enge Lebenskreise erstrecken können, während durch das bürgerliche Recht der soziale Zustand aller Staatsbürger bestimmt wird. Ein einseitiges bürgerliches Gesetzbuch, welches die Gerichte täglich und stündlich nötigt, den besitzlosen Volksklassen Unrecht zu geben, muß diese allmählich verbittern." —

Mengers Buch geht die ganze Reihe der bürgerlichen Rechtsnormen durch, vom „Allgemeinen Teil" an, über das Familien- und Sachenrecht zu dem Recht der Schuldverhältnisse und dem Erbrechte, und flicht allenthalben Bemerkungen über die prozessualischen Mittel der Rechtsverfolgung ein, um die Hilflosigkeit des Schwachen gegenüber dem geltenden Recht noch eindrücklicher zum Bewußtsein zu bringen.

Ein Musterbeispiel für die kritische Analyse des großen Rechtsforschers sind die Ausführungen über den Lohn- und Dienstvertrag. Dieses Rechtsverhältnis, das für die Masse des Volkes das allerwichtigste, über Leib- und Lebenswohlfahrt entscheidende ist, behandelt das Bürgerliche Gesetzbuch, meint Menger, gerade so wie etwa den Kaufkontrakt. So wie der Verkäufer nichts als das verkaufte Paar

Digitized by Google

Schuhe, der Käufer nichts als den bedungenen Kaufpreis zu gewähren hat, so soll sich die Verpflichtung des Dienstherrn auf den Lohn, die des Arbeiters auf die vereinbarten Dienste beschränken. In Wahrheit aber müssen doch die Dienstverpflichteten nicht nur ihre ganze Arbeitskraft nach den Anordnungen des Lohnherrn verwenden, sondern sie müssen für seine Interessen oft genug auch ihre kostbarsten persönlichen Güter: das Leben, die Gesundheit, die Arbeitskraft, ja die Ehre und Sittlichkeit in Gefahr bringen. — Und was hilft es der armen Mäntelnäherin, wenn der Arbeitsvertrag, den sie einging, vor der Rechtsordnung (gemäß § 138 des B. G.-B.) unwirksam ist? Treibt sie nicht der Hunger, sich den Bedingungen des Konfektionspaschas um jeden Preis zu unterwerfen?

Grelle Seitenlichter läßt Menger bei Erörterung dieser Rechtsnormen auf den Gesindedienstvertrag fallen, während er andererseits natürlich auch nicht vergißt, gebührend den durch die Gewerbeordnung den Fabrikarbeitern eingeräumten Sonderrechtsschutz hervorzuheben. Aber gerade dieser Gegensatz von Minder- und Mehrberechtigung zweier unter der Herrschaft des Lohndienstvertrages stehenden sozial verwandten Gruppen liefert nach Menger auch den Blindesten den vollgültigen Beweis dafür, daß die Macht das Recht diktiert. Die vereinzelt dastehenden, ohne öffentlichen Einfluß auf sich angewiesenen Dienstboten haften unter der alten Rechtlosigkeit. Die lebendig aufwärts strebende, durch unablässigen Kampf zu einer Macht gewordene Fabrikarbeiterklasse hat sich eine rechtliche Vorzugsstellung gegenüber den bloßen Dienstvertragsbestimmungen des bürgerlichen Gesetzbuches errungen, und erreicht Jahr für Jahr neue Rechtszugeständnisse für sich. Die Organisationen der Arbeiter erzwingen sich die günstigste Interpretation der zivilrechtlichen Normen zunächst in der Praxis, der dann auch die gesetzliche Festlegung folgen muß. Durch ihre Rechtsschutzeinrichtungen und Arbeitersekretariate gewähren sie ferner dem in seiner Vereinzelung hilflosen Arbeiter die Möglichkeit, die bestehenden Rechtssätze sich zur Stütze zu machen und seine Interessen bei der Rechtsverfolgung energisch wahrzunehmen, und bereichern ihn damit außerordentlich in seiner ganzen rechtlichen Stellung. Wie die politische Arbeiterbewegung die öffentlich rechtliche Stellung des Arbeiters hebt und seinen Einfluß auf die Gesetzgebung verstärkt, das sei nur am Rande vermerkt. Denn wo die Macht wächst, da wächst auch das Recht.

Dr. Waldemar Zimmermann.

Schiller als Zeitbürger

Unter diesem Titel wird zum Hundertjahrestage des frühen Hinscheidens unseres Dichters eine kleine Schrift im Buchverlage der „Hilfe" erscheinen: sie nimmt die vor kurzem hier gedruckte Betrachtung über Schiller und den Genius seiner Zeit in sich auf und ist darauf basiert. Ihre Grundgedanken sind nämlich folgende: daß Schiller eine sehr bedeutende Wandlung seiner Denkungsart und Dichtungsart durchgemacht hat, ist bekannt genug und kann niemandem entgehen; besonders nicht, daß eine tiefe Kluft seine späteren dramatischen Werke von den früheren scheidet. Ich versuche zunächst, diese Wandlung auf einen knappen Ausdruck zu bringen. Ich mache darauf aufmerksam, daß schon der frühere Schiller das Herz des deutschen Volkes erobert hatte, daß also ein ganz anderer Mann und Dichter es war, der sich später darin befestigt hat. Kein Wunder, daß die Unterschiede oft verkannt werden, daß man vom ganzen Schiller oder gar ausdrücklich vom späteren aussagt, was nur für den früheren gilt; kein Wunder, daß die Eigenschaften des späteren oft verkannt und mißverstanden werden. Man wird Schillers eigentümlichen Wert sowohl als die Grenzen seines ungeheuren Geistes um so besser erkennen, je mehr man lernt, den früheren und den späteren Schiller auseinander zu halten und die echte Gestalt jedes von beiden zu begreifen.

Der Hauptgesichtspunkt meiner Schrift schließt sich der in der Hilfe abgedruckten Charakteristik des Rousseauschen Geistes an. Es läßt sich bemerken, daß Schiller von der dritten Richtung dieses Geistes auf die zweite, und von dieser in einem gewissen Maße auf die erste zurückgegangen ist. Dabei ist er der Rousseauschen Grundidee immer treu geblieben, die zugleich die Grundidee aller sozialistischen Bestrebungen ist, so mannigfach sie auch ausgeprägt werden mag: der Naturzustand der Menschheit ist unschuldig und glücklich; die Kultur — wie sie uns in der Erfahrung vorliegt — ist Verderbnis dieses Zustandes; das Ideal liegt in der Zukunft, es bedeutet Rückkehr zur Natur auf einer erhöhten Stufenleiter — eine Synthese von Natur und Kultur, sie hat den Durchgang durch die bisherige Kultur zur Voraussetzung.

Aber nur der frühere Schiller macht seine Dichtung zum Organ seiner Gesinnung, seiner politischen Ideen. Das republikanische Drama, die soziale Tragödie lassen in ihm einen Vorkämpfer der Revolution erkennen. Davon ist jede Spur in den späteren Werken ausgelöscht. Dort tritt uns zuerst die dritte, dann die zweite Richtung des Rousseauschen Geistes, die sozialistische und die liberale, entgegen; die erste ist auch bei Rousseau wesentlich poetisch, und so tritt bei Schiller, nachdem er seinen ganzen Ehrgeiz darein gesetzt hat, nur Dichter, ganz und gar Künstler zu sein, die Richtung auf die Idylle hervor, der er aber zugleich einen idealen Gehalt zu geben beflissen ist. Das unpolitische Denken berührt sich hier — wie überall — mit dem konservativen Denken.

In Schillers künstlerischer Entwickelung reflektiert sich seine Lebensgeschichte, in seiner Lebensgeschichte die Zeitgeschichte. Die Einwirkungen der französischen Revolution und ihrer Folgen, soweit der Dichter sie erlebte, sind in dieser Hinsicht vorzüglich merkwürdig. Die bedeutsamste Urkunde für Schillers Verhältnis zur Revolution ist uns — darauf will ich ganz besonders hinweisen — erst vor 30 Jahren eröffnet worden; sie liegt in der originalen Fassung der Briefe an den Prinzen, späteren Herzog von Augustenburg vor, die als „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen" später, stark redigiert, in den „Horen" erschienen. An der Vergleichung des originalen mit dem redigierten Texte zeige ich, zugleich mit Hilfe anderer Zeugnisse, aus Briefen, wie sich Schiller allmählich von dem Glauben an die Revolution wegentwickelt hat, wie das, was ich seine Entzeitlichung nenne, fortschritt. Als er den Wallenstein auf die Bühne brachte, den er selber bekennt, mehr mit dem Verstande als mit dem Herzen verfaßt zu haben, ist dieser Prozeß vollendet.

Dennoch versteht sich von selbst, daß eine Seele, Schillers Seele, niemals aufgehört hat, über seine Zeit, also auch über politische Dinge, zu denken. Ein Freidenker ist er in dieser wie in jeder Hinsicht geblieben. Aber er wehrte sich dagegen, seine Ansichten und Wünsche unmittelbar in seinen Dichtungen niederzulegen. In der Tat läßt sich von jenen nur weniges mühsam aus diesen entziffern. Mit Bestimmtheit aber läßt sich sagen, daß er seine kosmopolitische — und das hieß damals zugleich: französische — Gesinnung mehr und mehr abgestreift, daß er, wenn so zu sagen erlaubt ist, sein national-deutsches Herz schließlich entdeckt hat. Um die Wende des Jahrhunderts 1800/01 scheint ihm der Wert des Deutschtums und der deutschen Nationalliteratur am lebhaftesten zum Bewußtsein gekommen zu sein. Es wirkt dann in die letzten Werke fort, die aber mehr wider seinen Willen als seinem Willen gemäß zu Heroldrufen des deutschen Patriotismus in den Befreiungskämpfen und in der ganzen politischen Leidensperiode, die darauf folgte, geworden sind. Da Schillers beharrender, wenn auch anfänglich kosmopolitischer, Liberalismus also nationale Farbe annahm, so kann man mit Grund sagen, daß er der dichterische Prophet des National-Liberalismus geworden ist. Und als solcher ist er, wenn auch der Name und die Partei noch nicht vorhanden waren, im Jahre 1859, als sein Säkularleben begann, verstanden und gefeiert worden.

Heute stehen wir Schiller ferner, und eben dadurch stehen wir ihm objektiver, also auch kritischer gegenüber. Wir sehen — ich versuche in meiner Schrift es zu zeigen —, daß er als Dichter gerade im Verhältnis zu politischen Ideen zu tiefe Wandlungen durchgemacht hat, als daß man seinem poetischen Charakter eine irgendwie bestimmte politische Farbe zuschreiben dürfte. Mit mehr Recht und Grund, als der Nationalliberalismus den späteren, kann der Radikalismus und Sozialismus den früheren Schiller für sich in Anspruch nehmen und seinen Schiller nennen. Denn in der Tat steht der ganze und wirkliche Schiller diesem ursprünglichen doch näher als jenem.

Ferdinand Tönnies.

Anmerkung zu dem Aufsatz in Nr. 15. In dem Motto ist statt „Herrscher" „Hausvater" zu lesen. Im 3. Absatz, Zeile 7, sollen die Anführungszeichen fehlen. Im 4. Absatze, Zeile 4: statt „in Gegnerschaft" „der Gegnerschaft"; daselbst Zeile 9: statt „ar ihr" „vor ihr"; daselbst Zeile 19: statt „wirtschaftlichen" „wissen schaftlichen"; Zeile 21: statt „war" „wird"; Zeile 24: statt „ein Vernunft" „jene Vernunft".

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Eugen Katz in Berlin. — Druck von Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 12.

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 17. Berlin, 30. April 1905

Religiöse Anlage

Der Mensch wird mit der religiösen Anlage geboren wie mit jeder anderen.
Schleiermacher.

Man versucht neuerdings, die Anlage zur Religion auf gleiche Stufe zu stellen wie die Anlage zur Musik oder Kunst, und behauptet dann, daß man zur Religion nur erziehen dürfe, wenn man die Anlage dazu entdeckt habe. Wie es für das unmusikalische Kind grausam sei, es mit Klavierunterricht zu quälen, so auch für das unreligiöse Kind, es mit Religionsunterricht zu langweilen. Was wollen wir dazu sagen? Selbstverständlich kann manchem Menschenkind der religiöse Sinn fehlen. Das wird allgemein zugegeben. Es handelt sich nur darum, wie man solchen Zustand beurteilt. Das Fehlen des musikalischen Gehörs wird zwar der Musikverständige als unersetzlichen Mangel beurteilen; für die sonstige Tüchtigkeit eines Menschen verschlägt es nichts. Dagegen wird der Mangel an sittlichem Sinn schon rein wissenschaftlich als „sittliche Krankheit" bezeichnet. Hier begnügt man sich also nicht mehr damit, nur die Fehler festzustellen; man bedauert ihn auch nicht bloß, sondern man sieht in ihm eine Krankheit, eine Verkümmerung und Rückbildung des Gesunden. Jede Krankheit schwächt den ganzen Menschen. Sie vermehrt in seinem Körper die Möglichkeiten des Erliegens. Deshalb fragt es sich, ob man das Fehlen der religiösen Anlage, das unzweifelhaft vorkommt, ebenso als Krankheit beurteilen darf, gegen die man dann doch kämpfen muß, oder ob man darin einen Entwicklungsfehler sieht, der ohne weitere Folgen für die gesamte Haltung des Menschen bleibt.

Um die Frage nicht weiter zu erschweren, sehen wir von der unterrichtlichen Seite ab. Wir halten uns an den erwachsenen Menschen. Ein unmusikalischer Mensch, der Wert auf Bildung legt, wird zwar nie zu einem Genuß an Musik gelangen können; er wird sich aber hüten, den Wert der Musik deshalb zu leugnen, weil sie in ihren innersten Tiefen ihm verschlossen bleibt. Er wird als Glied der Gemeinschaft sich lächerlich machen, wenn er den Strom von Freude, der in den Tönen durch die Welt rauscht, nicht sehen wollte. Noch ganz anders liegt es in religiöser Beziehung. Von einem erwachsenen Menschen kann man verlangen, daß er sich über den Sinn seines Lebens als Ganzes besinnt, daß er sich über das gesamte Menschenleben, dessen Zweck und Ziel, Ursprung und Tiefe Gedanken macht, daß er in Ehrfurcht vor der Fülle des Geschaffenen und ewig Quellenden steht und den Geist anbetet, dessen winziges Teilchen sein kleines Hirn umschließt. Mann und Weib wissen zudem etwas von Fall und Schuld. Das Böse ist kein Gedanke von Pfaffen sondern Wirklichkeit und Macht. Woher dieser Riß? Wozu dieser Kampf? Wohin mit dem Gewissen? Wozu dieses fortdauernde Geborenwerden und Sterben? Was war, ehe wir waren, und wo werden wir sein, wenn wir nicht mehr sind? Das alles sind Lebensfragen. Sie gehen dem Menschen nahe, sie greifen ihm ans Herz. Ein Feigling oder ein Philister ist der, der sich nie damit beschäftigt, lange und innerlich, mit ganzem Wollen und tiefem Empfinden. Kein ganzer Mensch, der sich nicht aus dem Ganzen verstehen will! Kein wahrer Mensch, der sich nicht nach Wahrheit sehnt! Keine Seele, die nicht nach ihrem Vater fragt und dürstet nach Trunk aus ewigem Quell! Der Antworten mögen verschiedene sein. Aber das Fragen, das Rufen, das Suchen und Sehnen reißt ihr nicht aus dem Herzen des Menschen, wenn es anfängt, sich selbst zu verstehen. Freut euch der religiösen Anlage, pflegt sie, entwickelt sie! Mensch und Gott gehören zusammen.

Traub.

Das Porträt

In Berlin ist in den letzten Zeiten die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde durch zwei wertvolle Ausstellungen auf die Porträtmalerei hingelenkt worden. Die erste dieser Ausstellungen im Künstlerhause haben wir leider nicht sehen können, die zweite bei Keller & Reiner steht noch heute und ermöglicht es jedem, sich einmal ganz einseitig in das Gebiet menschlicher Bildnisse zu vertiefen. Man ist von etwa 120 Köpfen, Brustst[illegible], Familiengruppen und ähnlichem umgeben und steht bald so unter dem Zwange dieser schönen, aber einseitigen Umgebung, daß man alle Anwesenden ganz von selbst nur daraufhin ansieht, wie sie wohl porträtiert werden müßten, ob von vorn, von der Seite, mit Hintergrund, auf glatter Fläche, in Öl, in Pastell, als Skizze, als ausgeführte Tafel. Soviel wird hier in dieser Luft nämlich ganz von selber klar, daß jeder Mensch, wie er nur ein Gesicht hat (wenigstens zu einer Zeit seines Lebens), auch im Grunde nur ein wirklich vollkommenes Porträt finden kann. Alle neuen Bülowbildnisse sind beispielsweise nur immer neue Versuche, das eine Gesicht der Nachwelt vollkommen zu übergeben. Jeder Maler oder sei es, wie im neuesten Bülow-Falle, eine Malerin, will „den Bülow" malen. Dazu gehört: Ist bei ihm der Kopf das wesentliche oder sind es die Hände oder der ganze Bau des Menschen? Ist dieser Kopf merkwürdig durch seine feinen kleinen Einzelheiten, oder müssen alle diese Einzelheiten verschwinden, um eine starke Einheitswirkung hervorzubringen? Welche Stellen gehören zum Wesen des Mannes? Sind seine Haare wesentlich oder die glänzenden Lichter auf der Stirn? Soll man zeigen, wo die Knochen liegen? Oder ist die Knochenlosigkeit die Wahrheit? Sind es die Augen, die alles beherrschen, oder ist das Auge nur ein Teil des Lebens? So fragt sich bewußt oder unbewußt jeder Maler, der ihn verewigen will, und der gute Maler findet durch Übung und Gabe den einen Bülow, den er sucht. Er findet aber eben nicht den Bülow an sich, sondern den Bülow, wie er ihm erscheint. Darin liegt die Qual und Grenze aller Porträtmalerei. Auch der beste Künstler malt nur seinen Eindruck. Er will die Wesenheit des Gemalten fassen, die Seele des anderen aber verbirgt sich hinter seine Außenseite, und diese Außenseite ist ihrer Natur nach materiell. Das Getriebe der Innenwelt soll in Hautfalten, Augenschatten, Lippenlinien, Halswendungen sich ausdrücken lassen. Eine ganz merkwürdige Aufgabe, eine der verwickeltsten Aufgaben, die es gibt, eine Aufgabe, wo alle ausgeklügelte Methodik verschwindet und nur das unmittelbare Gefühl für den Zusammenhang von Leibesform und

Digitized by Google

Seele die letzten Erfolge hervorbringt! Dieses Gefühl entzieht sich jeder schulmäßigen Darstellung. Es kann nicht anerzogen werden, wo es nicht da ist, und wirkt, wo es in voller Lebendigkeit vorhanden ist, mit überraschender Gewalt. Was erzogen werden kann, ist nicht das Innerste der Kunst, aber ohne Erziehung wirkt dieses Innerste nicht, denn das Gefühl für die Ausstrahlung der Seele im Leibe kann nur von dem recht in sichtbare Kunst umgesetzt werden, der die Technik des handwerksmäßigen Abmalens mit spielender Fertigkeit beherrscht, und der durch Anschauen vorhandener Meisterwerke eine Nachempfindung dafür gewonnen hat, wie die Großen unter den Porträtisten ihre Menschen zu treffen und zu finden pflegten. Gerade dieses innere Suchen nach dem einzigen Porträt jeder gemalten Person macht eine Ausstellung von Porträts so spannend. Welche von diesen Bildern mögen „das Porträt" sein?

Nicht jeder Kopf kann von jedem Maler gut gemalt werden. Es gibt Maler, die keine harmlosen Menschen malen können, weil sie selber problematische Naturen sind. Ihnen fehlt das Mitklingen ihrer eigenen Seele bei der einfachen unzerbröckelten Unschuld und Gesundheit. Andere können keine innere Tragik erfassen, da sie zu geradlinig sind, um das Echo der inneren Klüfte zu vernehmen. Es müßte also eigentlich jeder, der gemalt sein will, wandern, bis er irgendwo in der Welt seinen Maler findet. Da er aber diesen langen Weg meist nicht macht und nicht machen kann, es auch selber nicht weiß, wer ihn trifft, so ist das Porträtieren meist wie die Verlobung: etwas Seelengemeinschaft scheint da zu sein und man hofft, daß die Liebe im Zusammensein wachsen wird. Tut sie es nicht, so gibt es ein kaltes Bild, das als Kunstleistung gut sein mag, als Porträt aber ein Mißgriff ist. Zahllose Bilder sind ohne Seelengemeinschaft gemalt, wahrhaft glücklich aber machen nur diejenigen, wo der Maler sich mit dem Gemalten eingelebt hat. In dem vollen Zusammenfließen von Kunst und Seelengemeinschaft liegt beispielsweise der tiefe, feine Zauber, den Steinhausens durchsichtiges Bild seiner Gattin enthält. Aber freilich, damit Seele gemalt werden kann, muß Seele da sein. Das ist oft nicht in dem gewünschten Maße der Fall. Dann muß der Maler, wenn er Künstler ist, entweder der armen Seele, die er malen soll, etwas Spiritus zugießen, oder er muß ihre Kleider oder ihren Hintergrund interessant machen. In diesem Falle hört das Porträt als Porträt auf und das Genrebild oder Dekorationsgemälde beginnt.

Damit gute Porträts entstehen können, müssen also Menschen da sein, die zu verewigen einen Zweck hat. Das Porträt eines gleichgültigen Durchschnittsphilisters ist trotz vieler Kunst nur eine Art Photographie, da der Durchschnittsmensch durch die verfeinerte Abbildungsmaschine hinreichend gut dargestellt wird. Man soll doch nicht mehr sagen, daß die Photographie nichts Schönes herstellen könne! Sie hat sich so vervollkommnet, daß sie längst alle milden Abtönungen, Lichtwirkungen und Kontraste sich zu eigen gemacht hat. Es gibt Photographien, die durchaus ein mittelmäßiges Bildnis in Öl ersetzen. Und wie lange wird es noch dauern, dann wird die Photographie auch Herrin der Farbe werden! Dann beengt sie den Kreis der persönlichen Kunst noch mehr als jetzt. Es wird aber auf diesem Gebiete wie auf den anderen Produktionsgebieten bleiben: die höchsten Leistungen sind nie und nirgends mechanischer Art. Man vervollkomme die Photographie noch weiter, so wird man den Mangel und Hunger der unvollkommenen Maler vermehren, dort aber, wo hohe Anforderungen gestellt werden, bleibt heute und allezeit der lebendige Mensch mit seiner lebendigen Gabe ohne Konkurrenz. Freilich er muß enormes leisten, um oberhalb der besten Photographien zu schwimmen. Die Maschine steigert ihn. Ist er nicht besser als sie, so sinkt er rettungslos in die Tiefe. Das handwerksmäßige Porträt geht unter.

Trotz dieses harten Kampfes ums Dasein, den Künstler und Apparat zu kämpfen haben, glauben wir an eine Zukunft der deutschen Porträtkunst. Das Porträt hat seine eigentliche Heimat in germanischen Gebieten. Es hat auch große romanische Porträtisten gegeben. Man braucht bloß Velasquez zu nennen, aber das eigentliche Gebiet dieser Kunst war doch in der Vergangenheit Holland und England. Dort, wo der Einzelmensch sich für würdig hält, die Zeiten zu überdauern, blüht die Kunst des Menschenbildnisses. Dort, wo man in seinem Hause sich auslebt und darstellt, bezahlt man Bilder. Italien lebt vor dem Hause, der Franzose hat schon mehr Häuslichkeit, der Mensch an der Nordsee ist aber erst der Hausmensch, der tausend Mark zahlt, um seinen Vater oder seine Mutter immer vor sich zu haben. Die Deutschen der früheren Zeit waren für diesen Familienluxus im allgemeinen zu arm. Nur alte Schlösser und Akademien machen eine Ausnahme. Jetzt erst wächst bei uns die Schicht heran, die Familienbilder zahlen kann, wenn sie dazu angeleitet wird. Diese Anleitung ist der praktische Zweck der Ausstellungen, von denen wir geredet haben.

Naumann.

Bildungshygiene

Von Else Hasse.

Wir wissen viel über die Hygiene des menschlichen Körpers und kennen genau seine allgemeinen und besonderen Wohlfahrtsbedingungen: das rechte Maß für die Zufuhr von Nährstoffen und thermischer Energie, das rechte Verhältnis von Ausarbeitung und Ruhe usw. In Rücksicht auf die Hygiene des Geistes aber begnügen wir uns meist mit Allgemeinheiten und sagen: der Geist muß ernährt werden, er braucht Gymnastik, um seine Fähigkeiten zu entwickeln, er soll keine einförmige Kost erhalten. Allein über das Maß des einen und anderen, über die beste Pflege der einzelnen Seelenvermögen und darüber, welche Bildungsstoffe sich in Kraft umsetzen, wissen wir nicht viel; wir bemerken es erst nach längerer Zeit an den Mißbildungen und Krankheiten der Seele, wenn Fehler gemacht worden sind.

Man darf heute darüber klagen, daß der Verstand vorwiegend ausgebildet wird, die Gemütskräfte dagegen, auf denen die Entwickelung des sittlichen Bewußtseins und des Charakters beruht, in Rückbildung begriffen sind. Und das wird erklärlich, wenn man das moderne Kulturtreiben in Betracht zieht, welches alle Sinne und Kräfte des Menschen nach außen zerrt und also das für die Orientierung und Selbstbehauptung im äußeren Leben geeignetste Vermögen, den Verstand, vornehmlich entwickelt.

Der Verstand bleibt an der Anschauung haften; er ist das am meisten nach außen gekehrte Geistesvermögen, trefflich geeignet, die Oberfläche der Dinge zu erkennen, aber stumpfer werdend, sobald er in größere Tiefen eindringen soll. Das verstandesmäßige Denken vollzieht sich im Lichtkreis des Bewußtseins; dort, wo es dunkler wird, an den Grenzen und im Bereich des Unbewußten, verliert der Verstand seine Kraft. Darum senkt auch die Gedankensaat, die aus dem Verstande kommt, ihre Wurzeln nicht tief hinein in die Seele und hindert den Menschen, sich hinunterzufühlen bis in die untersten Gründe seines Wesens und also in jeder Sphäre desselben heimisch zu werden. Jeder tiefereindringende Gedanke muß vom Gefühl getragen werden, bis endlich, angesichts der höchsten Fragen, das Denken verstummt und nur das Gefühl noch leise zu flüstern wagt mit den Geheimnissen des Ich und des Du und der weiten Welt.

Die tiefsten Schichten der Seele bleiben also vom Verstandesleben unberührt. Gefühl und Wille — als Ur-Inhalt unserer Seele, der die Tiefen des Unbewußten erfüllt — begleiten zwar schattenhaft auch jeden Denkvorgang; allein die Bewußtseinshelligkeit des Verstandes erregt und überreizt sie und macht sie jenen Leidenschaften dienstbar, deren der Verstandesmensch bedarf: Ehrsucht, Eitelkeit, Machtgier usw. In dieser verwandelten Form werden sie dem gesunden Gefühlsleben feindlich und helfen mit, die Zugänge zu unserem tiefsten Ich abzusperren.

Denn nur im unvermischten Gefühl erhebt unser tiefstes Ich seine Stimme; es ist bei allen reinen Gefühlszuständen (die wir ja nicht von uns ablösen, denen wir nicht teilnahmlos gegenüberstehen können), gegenwärtig und beteiligt — und nicht nur das eigene Ich, auch die Menschheit spricht zu uns durch unser Gefühlsleben. Ist doch die Gefühlssphäre gleichsam der Aufbewahrungsort für die geistige Vergangenheit des Menschengeschlechts. Das, was aus dunklen Trieben geboren, einst von der Vernunft ergriffen und in klare Gedankenform gegossen wurde, das sank allmählich wieder in die Gefühlssphäre hinab und nahm dort feinere, triebartige Gestalt an. Geistesgeschichtliche Reichtümer lagern in unserer Gefühlssphäre wie der Nibelungenhort im Rhein; ästhetische, ethische, religiöse Gefühle gehen auf solche Vererbungen zurück; sie wandeln sich kaum mit dem

Digitized by Google

Wandel des Denkens. Aber wenn sie hinter dem Verstande an Entwickelungsgeschwindigkeit zurückstehen, so haben sie mindestens das vor ihm voraus: daß sie unserem Wesen Gewicht und Halt geben und es mit einem Hauch von Ursprünglichkeit, Kindlichkeit, Frische umhüllen, daß sie uns verbinden mit allen tiefsten Erfahrungen entlegener Zeiten und Geschlechter, und daß von ihnen her der warme Odem der Ehrfurcht, Andacht, Begeisterung hinaufweht in unser Verstandesleben. Sie *tragen* dasselbe, sie sind unser Anker, daß wir im Sturm und Wetter des entfesselten Denkens uns nicht verlieren und untergehen.

Ist das Gefühl dauerhaft, so steht der Verstand im Zeichen der Unbeständigkeit. Loslösung von allem Vergangenen, Opposition, Selbstherrlichkeit, ungestümes Vorwärtsdrängen gehört zu seinem Wesen. Er fühlt sich als Träger des Fortschritts und marschiert immer an der Spitze; jedoch ist er nicht schöpferisch, nur erfinderisch; er hat eine grenzenlose Sehnsucht nach dem Neuen; während er sich in den mannigfachsten Kombinationen ergeht, vermag er auch jede Wahrheit spielend zu verdrehen und sophistisch in ihr Gegenteil zu verkehren, und als ein nervöser Springinsfeld ergreift er heute dies und morgen jenes, um ihm die verschiedensten Seiten abzugewinnen. Der Verstand ist das kritische, zersetzende Vermögen, und es ist ihm gegeben, alle Dinge in ihre kleinsten und nichtigsten Bestandteile zu zerlegen. Er liebt die Unruhe und Schnelligkeit, und es ist ein Hochgefühl für ihn, wie ein Sturmwind zerstörend dahinzurasen über altehrwürdigen Besitz.

Daher also, weil wir soviel Verstandesmenschen züchten, die moderne Skepsis, Zweifelsucht und Kritik um der Kritik willen; daher, weil das Verstandesauge lediglich nach außen blickt, die anwachsende Bedeutung der Außenwelt für den modernen Menschen, die Aufmerksamkeit für Äußerlichkeiten und Eitelkeiten; daher, weil das Verstandesleben die Bewußtheit verstärkt, das zunehmende Selbstbewußtsein (das mit dem Erleben des tiefsten Ich zu wenig zu schaffen hat!) und die Abnahme feinerer Instinkte und Herzensregungen.

Einseitige Verstandesbildung wirkt also schädigend. Das Problem, wie man *sämtlichen Seelenkräften des Menschen*, abwechselnd oder auch gleichzeitig, durch gleichsam chemisch miteinander verbundene Lehrstoffe gesunde Nahrung zu reichen hat, dies Problem sollte für den Menschenbildner immer das erste und unterste sein. Für das frühe Kindesalter ist es gelöst. Wir haben Methoden, die den Sondersphären des Fühlens, Wollens, Denkens gleichzeitig Anregung bieten, die also eine doppelte und dreifache Bildungswirkung ausstrahlen. *Pestalozzi* und nach ihm *Fröbel* haben versucht, durch die Sinne auf den Geist des Kindes zu wirken, indem sie ihm zugleich sittliche und künstlerische Bildung vermitteln. Als Beispiel seien nur die Fröbelschen Bewegungsspiele genannt mit ihrer Vereinigung von rhythmischer Körperbewegung, Gesang und anschaulicher Darstellung von Naturvorgängen und Handwerkertätigkeit, wobei dem Kinde wichtige sittliche Elementarbegriffe vermittelt werden: Unterordnung und Anpassung an gleichberechtigte Gefährten, Verträglichkeit, Herzlichkeit, Zucht und Ordnung — und dies alles, während das Kind sich frei in seinem Lebenselement, einer reinen Heiterkeit, bewegt. Die gewonnenen Eindrücke werden durch Gefühle von Lust und Liebe verstärkt, so daß alle Fähigkeiten miteinander und durcheinander leicht und leise zu arbeiten anfangen und die künstlerische, sittliche und geistige Empfänglichkeit gleichmäßig anwächst. (Schluß folgt.)

Der gute Mann

Von *Karl Ewald*.

Es war einmal ein Mann, der war so entsetzlich gut, daß er es nicht aushielt in diesem Leben und in dieser Welt. Wohin er sah, sah er nichts als Hader und Zank unter den Menschen. Ein jeder sorgte für sich und suchte den Nachbar zu übervorteilen. Krieg tobte zwischen den Königen und Krieg zwischen den Völkern und Krieg auch zwischen den Krämern drüben an der Ecke. Keiner half dem anderen. Keiner verzieh dem andern. Schließlich bekam der Mann die Welt so satt, daß er beschloß, sich irgendwo weit draußen auf dem Lande anzusiedeln, um so wenig wie möglich mit den Menschen zu tun zu haben. Gesagt, getan. Er suchte sich ein erstaunlich kleines Haus irgendwo in einem fernen Tannenwalde, dicht am Meer. Das mietete er von dem Bauern, dem es gehörte, und zog auf der Stelle hinein. Und da wohnte er nun und rauchte seine Pfeife und saß am Strande und blickte aufs Meer hinaus und dachte, jetzt solle sein gutes Herz nicht wieder gekränkt werden von Schlechtigkeit und Grausamkeit.

Nun hatte der Mann neben manchen anderen guten Dingen einen prächtigen, mildgesalzenen Schinken mitgenommen, der im Keller stand, damit er nicht verdürbe. Eines Tages bekam der Mann in aller Unschuld Lust auf ein Stückchen Schinken. Doch als er ihn im Keller holen wollte, war der Schinken nicht mehr da, d. h. der Knochen lag noch im Keller, sonst aber auch nichts. Und als er sich im Keller umsah, gewahrte er noch eben den Schwanz einer Maus, die in einem Loche verschwand. Das war eine überaus ärgerliche Geschichte. Und damit es mit dem nächsten Schinken nicht genau so ablief, ging er zu dem Bauern hin, von dem er das Haus gemietet hatte. Auf des Bauern Hoftor saß des Bauern Katze und spann. Die grüßte er und sagte: „Hör' mal, Kätzchen — in meinem Keller sind Mäuse." „Ah," sagte die Katze. „Willst du sie mir fressen?" „Ja," sagte die Katze. Da gingen er und die Katze in das kleine Haus hinüber, und es dauerte nicht lange, so war die Maus gefressen. „Schönen Dank," sagte der Mann. „Miaumank," sagte die Katze.

Am folgenden Tage ging der Mann in den Tannen spazieren. Er ging zu einem Vogelnest hin, das ein Ende über der Erde erbaut war, und in dem drei niedliche kleine Goldammern lagen. Oft schon hatte er dagestanden und die Jungen betrachtet; nur zu dicht war er nie herangetreten, damit die Mutter nicht erschrecken und davonfliegen solle. Da er nun an das Nest kam, war es leer, ganz leer. Er begriff wohl, daß ein Unglück geschehen sein mußte; denn die Jungen waren noch lange nicht flügge gewesen. Die Goldammernmutter saß denn auch im Wipfel der Tanne und piepste gar jämmerlich. Als der Mann eben traurigen Sinnes fortgehen wollte, gewahrte er die Katze des Bauern, die auf dem Zaune saß und spann. „Hör' mal, Kätzchen," sagte er. „Gestern lagen drei Goldammernjunge im Nest." „Ah," sagte die Katze. „Die hast du gefressen." „Ja," sagte die Katze. „Und darum wirst du jetzt Schläge kriegen." „Lügen," sagte die Katze. Der Mann ergriff einen Stein und warf nach ihr, traf sie aber nicht. Denn wupps! war sie auf einen Baum geklettert. Da saß sie nun und grinste ihn an. „Ich kann dir nicht sagen, wie dein Benehmen mich traurig macht," sagte der Mann. „Vor der Menschen Bosheit und Grausamkeit bin ich in die friedliche Natur geflohen und stoße da auf einen Banditen wie dich. Hast wahrlich kein Herz im Leibe; denn du erfreutest dich nicht an den kleinen unschuldigen Goldammern, die eben zur Welt gekommen waren, und an ihrer Mutter, die so glücklich darüber war. Ehrgefühl kennst du auch nicht . . . . ziemt denn das einer alten ergrauten Katze, drei winzig kleine Vogeljunge zu morden?" Er griff wieder einen Stein und warf, traf aber auch diesmal nicht. Die Katze lief höher in den Baum hinauf. „Hör' auf mit den Steinen," sagte sie, „du könntest einmal fehlwerfen und mich treffen. Setz' dich nur auf den Zaun, so will ich dir etwas erzählen."

„Hast du etwas zu deiner Entschuldigung anzuführen, so soll's mich freuen," sagte der Mann. „Ich denke gar nicht daran, mich zu entschuldigen," sagte die Katze. „Ich habe nichts anderes getan, als was ich tun darf; dagegen will ich dich angreifen, heuchlerischer Patron du." „Was sagst du?" rief der Mann und setzte sich auf den Zaun. „Ja," sagte die Katze, „du bist mir in jeder Hinsicht ein nettes Bürschchen. Gestern kamst du zu unserem Hof hinüberspaziert und holtest mich, damit ich die Mäuse in deinem Keller fräße. Da meintest du, ich wäre eine prächtige Katze und eine gute Katze und gerade so, wie eine Katze sein soll. Als ich mit der Arbeit fertig war, an die du mich gesetzt hattest, da streicheltest du mich und lobtest mich. Keinen Augenblick fiel es dir ein, mich einen Banditen zu nennen. Und heute schiltst du und schimpfst du nach Herzenslust, weil ich drei rotzige Goldammernjunge gefressen habe." „Die Maus hatte meinen Schinken verzehrt," sagte der Mann. „Und damit glaubst du, wär's gut?" sagte die Katze. „Darf ich fragen . . . was bekamst du gestern zu Tisch?" „Es gab junge Hähnchen," sagte der Mann. „Die gab es," sagte die Katze. „Ich habe selber gehört, wie du beim Bauern warst und sie bestelltest. Und mit diesen meinen Augen sah ich, wie die Magd ihnen den Kopf abdrehte. Willst du nicht so liebenswürdig sein, mir zu erzählen, ob auch die Hähnchen deinen Schinken verzehrt oder dir sonst etwas Böses zugefügt haben?" „Nei—n, nein," sagte nachdenklich der Mann. „Brüderlein," sagte die Katze. Der Mann ließ den Stein fallen, den er der Katze hatte nachwerfen wollen, und saß mit der Hand unterm Kinn da und dachte nach. Aber die Katze hörte nicht auf, ihn zu necken: „Vielleicht hast du auch die Freundlichkeit, mir zu erzählen, woher der Schinken stammte, den du für deinen eigenen Magen bestimmt hattest, und der in den Magen der Maus kam?" Der stammte von einem Schwein," sagte der Mann. „Ganz recht," sagte die Katze. „Ich kannte das Schwein wohl . . . es hauste drüben auf unserem Hof und grunzte und fraß und krümmte keiner Katze ein Haar. Ich sah auch, wie sie es schlachteten. Darf ich mir die Frage erlauben: Was hat das Schwein dir Böses getan, daß du den Schinken verzehren wolltest?" „Du hast eigentlich recht," sagte der Mann. „So

Digitized by Google

bist du," fuhr die Katze fort. „Mich lobst du, wenn ich Mäuse fresse, und schiltst mich, wenn ich Goldammernjunge verzehre. Du selbst aber machst dich mit gutem Gewissen über Schweine und Hähnchen her. Und du bist doch ein Mensch und willst klüger sein als wir Tiere."

Der Mann sah wohl ein, daß er mit der Katze nicht fertig würde. Da ging er in sein Häuschen und setzte sich hin und sann nach über die Dinge. Doch er hatte das alles satt. Denn es war gar häßlich anzuhören, wie die Goldammernmutter im Tannenwipfel jammerte und schrie. Und auch die Hähnchen hatten eine Mutter, die jetzt unbeschützt und ihnen nachtrauerte. Und die Maus hatte vielleicht Kinderchen, die Hungers starben, weil niemand mehr da war, um für sie zu sorgen. Und auch das war nicht von der Hand zu weisen, daß trauernde Hinterbliebene das Schwein beweinten. Dem Manne wurde ganz weh um sein gutes, gutes Herz, wenn er daran dachte. Und als er eine Zeitlang nachgedacht hatte, erhob er sich und schlug auf den Tisch. „Ich will nie mehr Fleisch essen," sagte er.

Aber all der Kummer und das Grübeln hatten ihn über die Maßen hungrig gemacht. Er ging darum in seinen Garten, um sich eine Handvoll Salat und ein paar Radieschen zu holen und dann einen Teller mit Erdbeeren zu füllen. Wie er sich da nun niederbeugte und schon die Hand um ein paar prächtige, saftige Salatpflanzen gelegt hatte, da ertönte eine Stimme, die rief: „O Gott! o Gott! muß ich jetzt sterben?" Der Mann wich zurück und stierte entsetzt auf den Salat. „Bist auch du lebendig?" fragte er. „Warum sollt' ich denn nicht?" sagte der Salat. „Etwa, weil ich nicht fliege wie ein Vogel oder laufe wie eine Maus oder miaue wie eine Katze? Siehst du nicht, wie ich wachse und gedeihe? Ich nehme Nahrung auf mit meinen Wurzeln wie du mit deinem Munde und verarbeite sie in meinen Blättern wie du in deinem Magen. Ich freu' mich der Sonne sogut wie der Vogel und du. Läßt man mich am Leben, so treibe ich Blüte und Samen, und die Samen sind meine Kinder. Aber jetzt muß ich also sterben." „Nie und nimmermehr," sagte der Mann. „Nicht um alles in der Welt will ich dir ein Leids antun. Ich begnüge mich eben mit den Radieschen." Er machte, daß er zum Radieschenbeet hinüber kam, und zog eines der größten heraus. „O weh!" seufzte das Radieschen, und dann starb es. Mit einem Schrei ließ der Mann es los. „Warst du auch lebendig?" sagte er. Darauf konnt' es selber nicht antworten, denn es war tot. Doch eins von den anderen, die auf dem Beete standen, nahm das Wort. „Natürlich sind wir lebendig," sagte es. „Was denn sonst? Aber wir wissen wohl, daß wir sterben müssen. Wir sind bloß ausgesät, um zu wachsen und einst den Menschen als Nahrung zu dienen . . . diesen fürchterlichen Essern, die nie an etwas anderes als an Magenzufuhr denken und alles verzehren, was in ihre Nähe kommt. Schlimmere Räuber und Mörder gibt es nicht in der ganzen Welt." „Ich bin kein Räuber und Mörder," sagte der Mann. „Ich werde auch niemals mehr essen. Ich will meinen Hunger mit ein paar Erdbeeren stillen . . ." „Natürlich," sagte das Radieschen. „Mord muß sein. Glaubt er, törichtes Menschenkind, daß die Erdbeeren etwa nicht lebendig sind?" Der Mann lief aus dem Garten ins Haus und setzte sich in seine Stube und weinte. Er meinte, sterben zu müssen vor Hunger, da er nicht zum Mörder werden wollte seines guten Herzens wegen. Doch da er nicht gleich starb und der Hunger immer stärker wurde, ging er an seinen Schrank und ergriff einen wunderschönen roten Apfel, den er den ganzen Winter über verwahrt hatte. „Den werde ich essen können," sagte er. Doch kaum hatte er die Zähne angesetzt, als der Apfel tief und wehmütig zu seufzen begann. „Ach ja, ach ja," sagte der Apfel. „Dacht' ich es mir doch. Ich wußt' es schon damals, als die Mörder mich vom Baume herunterrissen. Nun ißt man mich, und meine Kerne kommen in den Spucknapf anstatt in die gute, schwarze Erde. Niemals werden sie zu niedlichen Apfelbäumchen werden." Der Mann ließ den Apfel fallen, so daß der durchs Zimmer rollte. Eine Weile saß er und starrte dem Apfel nach.

Dann blickte er auf; drüben vom offenen Fenster her ertönte Geräusch. Es war die Katze, die auf das Fensterbrett gesprungen war. Sie machte sich's bequem; den Schwanz hatte sie um die Pfoten gewunden, und ihre boshaften Augen schielten. „Na?" sagte sie. „Wie geht es? Hast du was zu essen gekriegt?" „Nei—n," sagte der Mann. „Brüderlein," sagte die Katze. „Ich habe nicht genug Kraft, um nach dir zu werfen", sagte der Mann. „Nein," erwiderte die Katze, „die hast du nicht. Über ein Veilchen bist du Hungers gestorben. Du bist der größte Tor, den je die Welt gesehen. Was spekulierst du dich dumm? Lebe, wie der Herrgott dich geschaffen. Tu' du das deine, und laß den andern das ihre. Die Maus frißt den Schinken, wenn man sie gewähren läßt, und die Katze frißt die Maus, wenn sie sie erwischen kann. Das Leben ist Krieg und Kampf und sonst nichts." Einen Augenblick lang starrte der Mann die Katze an. Dann sprang er auf, öffnete die Küchentür und rief: „Ane . . . Ane . . . koch' mein Mittagessen, geschwind . . . ich bin am Verhungern. Erst will ich Radieschen haben . . . und dann ein Stück von dem neuen Schinken . . . und dann Hähnchen wie gestern . . . mit Salat natürlich . . . und dann eine große, große Portion Erdbeeren . . . mach' schnell, Ane!" Als er dem Mädchen Bescheid gegeben, nahm er den Apfel vom Boden auf und verschlang ihn in drei Bissen. Das Kerngehäuse warf er der Ka nach und traf sie direkt in die Visage, so daß sie niesen mußte u schleunigst den Rückzug antrat.

(Autorisierte Übertragung von H. Kitz.)

Allerlei

Schiller im Urteil des zwanzigsten Jahrhunderts ist Titel eines Buches, das im Verlage von Hermann Costenoble Jena erschienen ist (Preis 4 Mk.). 122 Männer und Frauen Gegenwart geben ihre Stimme ab über den Einfluß Schillers unser Volk. Es kommen hierbei folgende Gesichtspunkte in Betra Schiller als politischer Erzieher, als Verkörperung der deutsc Volksseele, als Befreier, als Christ, als Erzieher zur Persönlich als Träger und Erwecker des Idealismus, als Jungbrunnen, männlicher Geist, als Geleit durchs Leben, auf der Bühne, Künstler, als Historiker, — Schiller und die Volksbildung, Sch und die Frauen, Schiller und die Lehrer, Schiller und die Univers Schiller und Goethe, Schiller und die Moderne — Schillers Zuk Es ist jedenfalls eine interessante Kundgebung, auf die wir durch aufmerksam machen möchten.

Die alte Bilderschieblade. Sie hatte ihren Platz im mittl Teile eines alten Wandschrankes und galt uns Kindern als eigentliche Heiligtum des Hauses. An Sonntagnachmittagen stattete der Vater den Zugang zu demselben. Die Schieblade r alsdann aus dem Schrank entfernt und auf einen großen in Nähe befindlichen Tisch gestellt. Und nun stand uns ein Kn genuß bevor, von dem wir Kinder urteilten, daß es etwas Höh und Schöneres in dieser Art auf der Welt überhaupt nicht g könne. Ein „Kunstblatt" nach dem anderen, fast alle an Größe Format dem Umfange der Schieblade entsprechend, ward sorgi herausgenommen, der Reihe nach auf den Tisch gebreitet und gehend gewürdigt, kritisiert und erklärt, letzteres besonders, wenn fr Kinder dabei gegenwärtig waren, denen wir die Kunstschätze des Ho zeigten. Die Blätter waren sehr verschiedenen Inhalts, wie es kindlichen Geschmack besonders zusagt: Genre, Landschaft, Histor alles bunt durcheinander, meistens Lithographien. Einige der letz waren hinterher mit pompösen grellen Farben illuminiert, und Ruhm dieser Farbenkünstlerschaft genossen wir selbst beim j maligen Anschauen mit innigem Behagen; denn niemand a als wir selbst waren die Urheber dieser genialen Kleckse reien. im modernen Geiste übte hier die Farbe an sich eine sou Herrschaft aus; über die Natur setzte man sich mit lustigen Spr hinweg, und so gab es denn (außer einigen wirklich bra auch blaue, gelbe und grüne Bärte und Haarfrisuren. Für di genannte Farbe wiesen wir, wenn man uns Einwendungen m einfach auf den weltbekannten Ritter „Blaubart" hin, und da gleichfalls weltbekannte Nixenhaar „grün" sei, so grün wie dafür gab es doch in der Botanik gleichfalls sprechende Beispi Eins der Kunstblätter stellte alle in Schillers „Räubern" kommenden Personen nebeneinander stehend dar. Einer der F heißt bekanntlich „Roller". Dieser Name, in Verbindung m Charakter seines Inhabers als Räuber, brachte in uns die liegende Ideenverbindung von wild rollenden Augen hervo so malten wir denn diesem Augen-„Roller" mit pompejanische ein Paar sehr vergrößerte Augen in seinen lithographierten K kopf, die uns in unserer Phantasie wie gerollte Feuerräd schienen. — Ein anderes der Blätter, an dem wir allerdings zu verschönern fanden, da es schon als Buntdruck reich ill war, erregte dennoch unser höchstes Interesse. Es war ei sammenstellung sämtlicher damals herrschender Könige und ginnen der Welt in farbigen Porträts. Ei, wie uns die bl Sterne und Diademe, die leuchtenden breiten Ordensbänder sonders auf den frischen Gesichtern die roten Backenflecke gefielen, selber mit all unserer Kunst gar nicht schöner hätten herstellen kön eine dieser königlichen Frauen mit den schönen, geschminkten Wan war die Königin von Griechenland) war ich wirklich eine heimlich ein wenig verliebt. Als ich aber dann später in der mit so viel „Griechisch" geplagt wurde, erlosch dies Noch ein drittes Blatt der Schieblade muß ich erwähnen. aus der jüngsten Vergangenheit einen Pariser Barrikadenkampf Revolution dar. Besonders die Gestalt eines blutjunge dem Knabenalter entwachsenen Kämpfers, der mit klaffende und sterbend auf der Barrikade zusammensinkt, hinterließ u bleibenden Eindruck. Ich faßte die ernste Bedeutung d gestellten Gegenstandes sehr wohl. Denn in meinem Ve Schleswig-Holstein gingen ja zur selben Zeit die Wogen de befreiung sehr hoch, ohne doch leider hier zu irgend einem werten Erfolg zu führen . . . . „Nun packt eure hübsch ein und stellt alles wieder an seinen Ort, wie's ist!" erscholl die Stimme meines Vaters vom Nebe Und alles — die blauen, grünen und gelben Bärte, die roten, Feueraugen des Räubers, die Königin von Griechenland französische Revolution — wanderte wieder in die Schieblade Schrank, die nun bis zum nächsten Sonntag Ruhe hatten, alles Geschaute und Genossene wieder neu erschien und gezeig

F. A. Fredd

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 18

Nationalsoziale Wochenschrift

Sonntag, den 7. Mai 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Sozialistengesetz statt Bergarbeiterschutz — Scharfmacher-Kultur — Radikale Komödie — Die Torheit der württembergischen Sozialdemokratie) — **Naumann:** 100 Jahre — **Dr. Wilhelm Cohnstaedt:** Zur Marokkofrage — **H. v. Gerlach, M. d. R.:** Die französische Sozialdemokratie — **Franz Haldhäuser:** Trennung von Staat und Kirche in Frankreich — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — **G. Traub:** Zweifel — **Dr. Robert Prill:** Schillers Idealismus — **Else Hasse:** Bildungshygiene (Schluß) — Allerlei — Eingegangene Bücher.

Politische Notizen

Sozialistengesetz statt Bergarbeiterschutz, das ist das Zeichen, in dem augenblicklich die Verhandlungen über die Bergarbeiternovelle stehen. Der Abgeordnete von Zedlitz hat die neue Parole ausgegeben. Dieser eifrige Verfechter der Sammelpolitik um jeden Preis will den Regierungsentwurf zum Bergarbeiterschutz in sein Gegenteil verkehren, ähnlich wie er die Kanalvorlage der Regierung schließlich zu dem Monstrum umgestaltet hat, das kürzlich definitiv Gesetz geworden ist. Er will die Hauptschwierigkeit einer Verständigung zwischen Regierung und Mehrheitspartei, die sich auf das Verbot politisch-agitatorischer Tätigkeit der Arbeiterausschüsse bezieht, durch ein Kompromiß aus der Welt schaffen. „Jede agitatorische Tätigkeit im Dienste der Sozialdemokratie" soll verboten werden, andere nicht. Freiherr von Zedlitz hofft damit den Widerspruch des Zentrums und dadurch auch den der Regierung zu besiegen. Für diese Hoffnung kann er sich auf einen offiziösen Artikel der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung berufen, in dem zugestanden war, daß ein Hetzen gegen die bestehende Ordnung bei den Mitgliedern der Arbeiterausschüsse allerdings nicht geduldet werden dürfe. Man sieht also, daß Herr von Zedlitz gesetzgeberisch formuliert hat, was die amtliche Publikation weniger klar andeutete. Die Gefahr, daß aus der Bergarbeiternovelle noch ein kleines Sozialistengesetz wird, läßt sich aus der Zusammenarbeit des einflußreichen Parlamentariers mit den Regierungsoffiziösen unschwer erkennen. Bei unseren Scharfmachern ist heute kein Ding unmöglich! Wenn trotzdem der saubere Plan im letzten Augenblick scheitern sollte, dann wird man das dem lebhaften und energischen Widerstand des Zentrums und der bürgerlichen Sozialreformer zu danken haben, die die Zedlitz'schen Kompromißpläne mit Entrüstung zurückweisen.

Scharfmacher-Kultur. Als Richard Roesicke vor zwei Jahren starb, war man sich fast in der gesamten Presse, vom „Vorwärts" bis zur „Deutschen Tageszeitung", darüber einig, daß das deutsche Volk einen seiner besten Männer verloren habe, einen praktischen Idealisten oder, wenn man lieber will, einen idealen Praktiker, wie uns nur ganz wenige beschieden worden sind. Aber dieser vorbildliche Arbeitgeber, der im Arbeiter in erster Linie den Menschen erblickte, dieser Liberale, der auch der Sozialdemokratie gegenüber die Gerechtigkeit wahrte, ist natürlich für die unsauberen Geister, die die Scharfmacherei als Gewerbe betreiben, ein ständiger stummer Vorwurf. Seiner Seelengröße gegenüber kommt ihnen ihre niedrige Gemeinheit so recht zum Bewußtsein. Darum schimpfen sie noch hinter seiner Bahre her. Darum schreibt die „Post", die ja schon manchmal gezeigt hat, daß sie nicht einmal auf den Schein des Anstandes Wert lege, in einem Artikel über die rheinischen Brauer:

„Seit der Brauereidirektor Roesicke, der später durch seinen Dauermarsch hinter der Leiche des Sozenhäuptlings Liebknecht eine gewisse traurige Berühmtheit erlangt hat, in Berlin mit den ausständigen Arbeitern den faulen Frieden schloß usw."

Ob nicht selbst die feudalen Leser des einstigen Botschafterorgans beim Lesen solcher Roheit das instinktive Verlangen empfinden, dem Verfasser einen kräftigen Fußtritt auf seinen verhältnismäßig edelsten Körperteil zu versetzen?

Radikale Komödie. Württemberg ist das Land der sozialdemokratischen Mitläufer. In Stuttgart gibt es weit mehr sozialdemokratische Wähler als wählende Arbeiter. Fast das ganze Land steht unter der Signatur des Kleinbürgers und Kleinbauern. Es sind unzählige Zwischenstufen zwischen Arbeiter, Bauer und Bürger vorhanden. Die Klassengegensätze treten lange nicht so scharf hervor wie im Norden. In Württemberg sind 1903 etwa 100000 sozialdemokratische Stimmen zum Reichstag abgegeben worden. Mit der Propaganda des Klassenkampfes hätten die Sozialdemokraten es nie zu diesem Erfolg gebracht. Die ganze Agitation der Sozialdemokratie war eben auf einen Ton gestimmt, dem Erwägungen zugrunde lagen, von denen Wilhelm Keil nach den Reichstagswahlen in der „Neuen Zeit" (S. 519) erzählte:

„Eine entschieden radikale bürgerliche Linke hätte vielleicht in Deutschland und ganz besonders in Württemberg, dessen Bevölkerung noch vom Geiste der achtundvierziger Demokraten zehrt, selbst heute noch einen Boden. Das darf ausgesprochen werden ohne Rücksicht darauf, ob uns eine solche Partei angenehm wäre oder nicht. Sie könnte uns angenehm sein, insofern sie zur Demokratisierung des öffentlichen Lebens sehr viel beizutragen vermöchte, unangenehm, da sie unser Wachstum einigermaßen beeinträchtigen würde."

Jedenfalls eignete man sich in der Agitation durchaus den Ton einer „entschieden radikalen bürgerlichen Linken" an. Der Revisionismus blühte. Und die süddeutsche Volkspartei unterstützte seine Wahlerfolge, indem sie — diesen Vorwurf können wir ihr ehrlich nicht ersparen — ähnlich wie der entschiedene Liberalismus im Norden, durch mangelnde Fühlung mit ihren Wählern ein gewisses demokratisches Erschlaffen aufkommen ließ, das allerdings nach dem entschiedenen Auftreten ihrer Reichstagsvertreter vom letzten Winter uns jetzt überwunden erscheint. Nun aber schwoll der württembergischen Sozialdemokratie der Kamm. Man vergaß, daß man seine Wahlerfolge wesentlich dem Umstand verdankte, daß man mit dem Programm der Volkspartei, wenn nicht gar Wahlbündnisse mit ihr geschlossen hatte. Die Vertreter der radikalen Phrase unter dem Zeichen von Clara Zetkin bekamen Oberwasser. Und da rabiate Leute noch leichter zu organisieren sind als nachdenkliche, so gelang es ihnen, den Einfluß des revisionistischen Hildenbrand zu verdrängen. Bei den Stadtverordnetenwahlen in Stuttgart brach man mit dem Bündnis mit der Demokratie, wobei man allerdings einen glänzenden Hereinfall erlebte. Und nun will man auf der ganzen Linie die bürgerliche Demokratie, der Württemberg verdankt, daß es vielleicht der freiheitlichst regierte Bundesstaat ist, bekriegen. Am Ostersonntag faßte der sozialdemokratische Landesparteitag eine Resolution, nach der die süddeutsche Volkspartei gleich — dem Zentrum und den Bündlern bekämpft werden soll. Paul Singer, den man sich aus Berlin dazu hatte kommen lassen, bewies im üblichen Brustton, daß dies einzig und allein sozialdemokratischen Grundsätzen entspreche, während der praktische Herr Keil argumentierte, daß von 12 aussichts-

Digitized by Google

reichen Landtagswahlkreisen 10 im Besitze der Volkspartei seien. Was ist die Folge dieses Beschlusses? Die im besten Einvernehmen befindlichen Klerikalen und Bündler, die in Württemberg im Vordringen sind, können nur durch ein planmäßiges Zusammenarbeiten von Volkspartei und Sozialdemokratie in Schach gehalten werden. Fällt die Sozialdemokratie der Volkspartei in den Rücken, dann kann sie diese wohl schädigen, wird aber selbst am Schlusse, wenn sie isoliert der Reaktion gegenüber steht, am schlechtesten abschneiden. Daneben winkt ihr noch die Aussicht, die volksparteilichen Wähler nach rechts zu drängen und so die Sympathie der öffentlichen Meinung für Arbeiterforderungen erheblich herabzumindern. Und bei alledem wird sie nicht daran denken, mit kommunistischer Agitation aufs Land zu gehen. Das ist der Radikalismus, an dessen Theorien seine Vertreter selbst nicht kaum glauben, mit dem man aber nun Parteigeschäfte zu machen hofft und der schließlich sein Fiasko erleiden wird, wie jede innerlich unwahrhaftige Politik.

Die Torheit der württembergischen Sozialdemokratie erregt bei den Zweifrontenpolitikern unbändige Freude. Die Zeitung Eugen Richters schreibt: „Das ist also von neuem eine Absage an die Illusionspolitik derer um Naumann, wie sie deutlicher und schärfer nicht sein kann." Die Breslauer Zeitung meint: „Die Einfrontentheorie, der zufolge die freisinnigen Parteien nur nach rechts kämpfen, sich aber von links, von den Herren Sozialdemokraten, geduldig alles Wasser abgraben lassen sollten, hat nunmehr auch in Süddeutschland endgültig Fiasko gemacht." Und die Weserzeitung triumphiert: „Mit diesen Leuten soll der Freisinn zusammengehen!" Also in der Unvernunft reichen sich, wie so oft, die intimsten Gegner die Hand: Die Sozialdemokraten freuen sich, daß sie jetzt nach Art eines wütenden Stieres ziellos um sich stoßen werden. Und die Liberalen, aus Freude, daß nun auch ihre Brüder im Süden unentwegt die Hörner zu kosten bekommen, bemühen sich den roten Lappen zu schwingen. Was weiter aus der deutschen Linken wird, scheint allmählich den Herren gleichgültig geworden zu sein. Als ob es das Prinzip des Liberalismus sein könnte, unbekümmert um die Aussichten seiner Ziele zur Torheit seiner Gegner hinabzusteigen! Daß wir jemals vorgehabt hätten, auf den Kampf mit Sozialdemokraten zu verzichten, wo wir in Wahlen als Gegnern mit ihnen zu tun haben, das gehört zu den Entstellungen, die gewisse Zweifrontenpolitiker unermüdlich im Lande verbreiten, die aber durch ihre Wiederholung nicht wahrer werden. Wir arbeiten, wo es nötig ist, auch gegen die Sozialdemokratie, und zwar mit mehr organisatorischem Eifer, als wir bei manchen Besserwissern jemals beobachten konnten. Aber die Sozialdemokratie ist nicht mit einer Politik des Marasmus zu bekämpfen, sondern nur mit einer ganz entschieden demokratischen und sozialen Politik, die geeignet ist, Mitläufer der Sozialdemokratie zurückzugewinnen und das Desertieren von weiteren liberalen Wählern zu verhindern. Für eine solche Politik jedoch ist die Stimmung welche die Zweifrontentheoretiker gegenüber der Arbeiterbewegung beherrscht, recht wenig geeignet. Aber, auch wenn der Liberalismus gezwungen wird, im Kampfe mit der Sozialdemokratie die Klingen zu kreuzen, so darf er doch nie vergessen, daß diesem Kampfe zwischen zwei Gegnern, die eigentlich Verbündete sein müßten, die Reaktion hohnlachend zusieht. Es ist erfreulich, daß die demokratische „Frankfurter Zeitung", ganz in Übereinstimmung mit uns, in einem Artikel über die württembergischen Vorgänge schreibt:

„Aber das Entscheidende bleibt doch, daß man das letzte Ziel, eine wirklich freiheitliche Entwickelung oder Wiedergeburt des öffentlichen Lebens im Reich sowohl wie in den Einzelstaaten, nicht aus dem Auge verliert."

Das heißt, daß man auch den Kampf gegen die Sozialdemokratie nicht in solchen Formen führen darf, die in Zukunft ein Einvernehmen des Liberalismus mit den Arbeitern verhindern. Auf diese Verständigung verzichten, das heißt keinen Ausweg sehen aus einer Entwickelung, in der alle vorwärtsstrebenden Volkskräfte politisch an die Wand gedrückt werden. Gewiß ist einiges Rückgrat erforderlich, um durchzuhalten inmitten des chaotischen Anblicks, wie ihn die deutsche Linke, nicht zum wenigsten infolge sozialdemokratischer Verblendung, gewährt. Wann aber sind große Ziele ohne Mühen und Opfer erreicht worden?

100 Jahre

Hundert Jahre liegen zwischen Schiller und uns. Er hat sie wunderbar gut überdauert. Von ihm lebt nicht nur der große Name noch, sondern viel mehr. Manches freilich wird wenig gelesen, und wenn es gelesen wird, so ist es fremd. Das gilt teils von seinen geschichtlichen, teils von seinen philosophischen Arbeiten. Je mehr er Gelehrter sein wollte, desto vergänglicher wurde er, und je mehr er Dichter war, desto unzerbrechlicher wurden die Gestaltungen seiner Hände.

Vieles ist anders geworden in diesen hundert Jahren. Neue Interessen haben die alten verdrängt; wir sind materieller und praktischer geworden, haben nach Schiller und Goethe den Bismarck erlebt, und können uns nur schwer eine Vorstellung machen, wie unberührt von unseren Tagesfragen das damalige Weimar war. Damals war die Dichtung nicht nur eine Nachspeise zum übrigen geistigen Leben, wenigstens nicht dort, wo Schiller dichtete. Die praktische Beeinflussung des Lebens war weniger wichtig als die vollendete Darstellung. Menschen erziehen wollte Schiller. So rein ästhetisch, daß er gar nichts gewollt hätte als erleben und darstellen, war er nicht, selbst dann nicht, als er sich theoretisch dieser rein ästhetischen Auffassung am meisten näherte. Er war Menschenbildner. Zu was aber wollte er sie bilden? Zum Menschentum, zur Freiheit, zur Größe der Seele! Es war nichts Bestimmtes, Praktisches, was er im Auge gehabt hätte. Er arbeitete ins Allgemeine hinein, ins Uferlose. Und doch hat er hundert Jahre gut überdauert. Das Allgemeine bleibt nämlich viel länger als das Besondere.

Ob Schiller ein guter Deutscher war? Man sagt es. Was wäre denn aber geworden, wenn er nach Paris oder Kopenhagen gezogen wäre? Das zweite davon lag ja nahe genug. Er war, wie wir heute sagen würden, ein sehr internationaler Mensch, beständig mit ausländischen Stoffen beschäftigt, wenigstens von Mannheim an. Man sehe nur, wo seine Dramen spielen! Während sich die französische Macht rüstet, nach Osten zu stürmen, singt er in seiner Jungfrau von Orleans dem einstigen Entstehen dieser Macht ein zauberisch gewaltiges Lied. Er las soviel in fremden Sprachen und handhabte sie so gut! Und doch ist es richtig, ihn als guten Deutschen zu bezeichnen, denn durch ihn bekam das Deutsche Klang und Rhythmus, und zwar sowohl die Sprache wie der Geist. Aus allen Ländern holte er sich Stoffe, aus Rom und Paris holte er sich Form, aber er machte dann alles deutsch, nicht weil er ein bewußter Nationalist gewesen wäre, sondern weil die deutsche Naturanlage in ihm unendlich stärker war als aller fremde Kultureinfluß. Er bezeichnet in der deutschen Kulturgeschichte den letzten großen Einfluß romanischer Kultur. Er gehört viel mehr zur romanischen Kultur als Goethe. Man denke an seine Vorliebe gerade für den lateinischen Dichter Vergil, an den fast lateinisch kunstvollen Strom seines Satzbaues, an den Sinn für Glanz, Prunk, Würde, der in allen seinen Arbeiten vorhanden ist! Man denke an seine geistige Abhängigkeit von Rousseau, bis er Kant fand! Er war für uns die letzte, schönste Blüte der Renaissance, der letzte große Lateiner, den unsere Literatur gehabt hat, der es aber fertig brachte, den Schmuck und hohen Ton der alten Weltsprache so restlos, so großartig deutsch zu machen, daß seit Schiller aus dem Lateinischen nichts Neues mehr für unser deutsches Schrifttum zu holen ist. Er hat das Beste herübergeholt, was dort zu suchen war. Seit Schiller hat auch die deutsche Sprache Marmorglanz. Es war, als hätte Schiller die deutsche Sprache genommen und ihr eine römische Vergoldung gegeben. Es blieb die deutsche Sprache, aber sie war so strahlend, so jubelnd geworden, daß man sie kaum wiedererkannte. Da wir von Kind auf mit der durch Schiller vergoldeten Sprache vertraut sind, wissen wir es nicht mehr zu schätzen, welchen Rausch Schillers Klänge bei denen hervorbringen mußten, die sie zuerst mit Verständnis vernahmen. Meist freilich mußten die Ohren sich erst an diese Musik gewöhnen, denn Schillers Sprache war in ihrem Entstehen mindestens so neu wie Richard Wagners Musik oder Böcklins Farben. Es ist nicht ohne Absicht, daß wir diese beiden nennen. In ihnen pulsiert der eine Teil von Schillers Blut weiter. Es sind die Nicht-Naturalisten, die großen bunten Phantasten, die Seelen, die sich ein

Digitized by Google

Welt denken und die dabei etwas Römerklang brauchen, die von Schiller stammen. In der Politik waren die meisten Redner des Jahres 1848 mit einem Echo Schillerscher Töne gefüllt. Die ganze öffentliche Beredsamkeit bis zu Bennigsen und Lassalle ist Schillerisch. Erst mit Bismarck fängt eine neue Art der Rede an, die jenes große farbige Pathos verliert, ohne dadurch arm und formlos zu werden. Noch heute aber ist keine große Zeitung ohne etwas Schillerfarbe möglich. Es ist wunderbar, wie dieser eine Mann uns hundert Jahre lang in seinen Rhythmen festhält, ohne daß wir es fühlen!

Und inhaltlich? Wir bekennen alle, daß wir von Darwin gelernt haben, und viele von uns bekennen, daß sie von Marx gelernt haben. Darwin und Marx sind aber ganz etwas anderes als Schiller, viel verwandter mit Goethe, Naturalisten und nicht Moralisten, Leute, die nicht mit dem beginnen, was sein soll, sondern mit dem, was ist. Und doch ist die marxistische Sozialdemokratie eifrigst darauf aus, Schiller für sich in Anspruch zu nehmen. Sie müßte ihn einen bürgerlichen Ideologen nennen, von dem kein klassenbewußter Proletarier ein Stück Brot nimmt. Daran denkt sie aber gar nicht, denn auch die Moral Schillers hat etwas Unverwüstliches. Sie ist die Naturmoral der kräftigsten Aufklärungszeit, vielleicht die beste und kräftigste Moral, die seit dem Evangelium verkündet worden ist, die Moral, die ihrer selbst gewiß ist, nach keinem Priester fragt, unter Umständen einen Geßler tötet, an die ewigen Rechte glaubt, und dabei zart, menschenfreundlich und arbeitsam das Leben zu verbessern trachtet, keine aristokratische Herrenmoral, die das Volk verachtet, keine pietistische Mönchsmoral, die der Welt aus dem Wege geht, keine Spießbürgermoral, deren Gott der Justizrat ist, eine Anfeuerung aller Willenskräfte durch einen wundervollen alles überwindenden Optimismus. — Nach dieser Schillerschen Moral dürsten wir trotz alles dessen, was inzwischen an moralischem Regen über uns niedergegangen ist. Und dabei sehen wir den unvergeßlichen Menschen vor uns, der mit Mangel und Krankheit gekämpft hat und sozusagen aus der Krankenstube heraus unsterblich geworden ist. Dieser deutsche Moralist lebt noch länger als der deutsche Stilist Schiller. Was sind für ihn 100 Jahre?

Und er lebt nicht allein. Seht ihn dort sitzen, das blasse Gesicht mit der hohen Stirn! Da quillt es von Gestalten, die nicht tot zu machen sind. Er stellt Menschen hin, die es nie gegeben hat, und diese „Kinder seiner Einbildungskraft" sind dauerhafter als die Lebenserinnerungen der meisten wirklichen Menschen. Es schadet gar nichts, wenn dem Wallenstein, der Jungfrau, dem Tell nachgewiesen wird, sie seien nicht historisch. Darüber lachen sie. Was ist Historie? Wer macht Historie? Leute wie Schiller machen rückwärts wie vorwärts Historie. Rückwärts warf er sein Licht auf Perioden, von denen ohne ihn der ungelehrte Durchschnittsdeutsche überhaupt nichts wissen würde. Den Schweizern gab er das schönste Stück ihrer „Geschichte". Aus der Nacht der Vergangenheit ruft er Geister, und weil er sie ruft, kommen sie, setzen sich an die Tafel, essen, lieben, kämpfen, philosophieren und werden die Lebensgenossen von Hunderttausenden. Was würden die Protestanten dafür geben, wenn Schiller ihnen den Luther aus der Gruft der Theologie herausgehoben hätte! Welche Gestalten, die nun nie leben werden, sind vor 100 Jahren mit Schiller schlafen gegangen!

Wir heutigen Menschen sehen mehr als die Menschen damals. Schiller ist nie an die See und nie nach der Schweiz gekommen. Stuttgart, Mannheim, Dresden, Weimar, Berlin, das ist seine Geographie, für damals immerhin etwas, aber doch nichts für den Mann, der aller Zonen Taten vor sich schauen wollte, und der selbst ein Drama über die Schiffahrt auf der Liste der noch zu vollbringenden Arbeiten hatte. Vom kleinen Raume aus umspannte er die große Welt. In seiner Stube ließ er die Könige und Generäle spazieren gehen. Im Verkehr mit wenigen lieben Menschen, aber mit zahllosen Büchern baute er sich seine dichterischen Burgen. Und das eben ist das merkwürdige: er griff in die Luft und die Luft wurde fest! Aus Phantasie entsteht eine Wirkung, der wir alle unterliegen. Es ist doch wahr, daß die großen Dichter neben dem Schöpfer und Donnerer Zeus sitzen. Er wenigstens hat da gesessen. Von da aus half er mit, unsere Historie machen, die Geschichte eines hundertjährigen Ringens um die Freiheit. Wo in aller Welt Freiheitskämpfe sind, wird er irgendwie dabei sein. Alle seine Gestalten drehen sich um das ewige Thema: die Freiheit der Menschen von fremder und eigener Knechtschaft, die Freiheit des Willens. Das ist sein Beitrag zur Weltgeschichte. Er wird noch abermals 100 Jahre nötig sein.

Naumann.

Zur Marokkofrage

Was heute in Marokko vorgeht, was über Marokko verhandelt und erörtert wird, das ist für uns Deutsche nicht nur aus dem Gesichtspunkt unserer marokkanischen Interessen heraus von Bedeutung. Es kann vielleicht noch größere Wichtigkeit gewinnen im Zusammenhange unserer gesamten auswärtigen Politik. Das, was man die Marokkofrage nennt, liegt ja einfacher und für die öffentliche Meinung übersehbarer vor uns, als in der Regel internationale Fragen zu liegen pflegen.

Im Sommer 1880 verhandelten die in Betracht kommenden Staaten zu Madrid über Stellung und Schutz ihrer Angehörigen in Marokko. Diese Verhandlungen fanden damals nicht allzu große Beachtung; teilweise deshalb, weil das öffentliche Interesse sich mehr der gleichzeitigen Konferenz zur Regulierung der griechisch-türkischen Grenze zugewandt hatte, zum anderen aber auch, weil es sich auf der Madrider Konferenz wirklich nur um Fragen zweiten Ranges handelte. Das Ergebnis dieser Konferenz war eine, von allen Teilnehmern unterzeichnete, Konvention, aus der heute ein einzelner Artikel grundlegende Bedeutung gewinnt, da in ihm Marokko allen Staaten gleichmäßig das Recht auf Meistbegünstigung zuerkennt. Die selbstverständliche, von niemandem angezweifelte, Basis dieser Meistbegünstigung wie der ganzen Konvention war die vollständige Unabhängigkeit der marokkanischen Regierung.

Seitdem sind fünfundzwanzig Jahre verflossen; in den Beziehungen zwischen Deutschland und Marokko hat sich nichts geändert. Wir können uns also gegenüber jedem neuartigen Anspruch darauf berufen, daß wir (was dem Diplomaten alter Schule das höchste der Gefühle schien) „auf dem Boden der Verträge" stehen. Dem entgegen antwortet Frankreich mit Recht, diese Verträge seien veraltet oder bedürften zum mindesten der Ergänzung, weil die Verhältnisse, die ihnen zugrunde lagen, sich geändert haben. In der Tat sind während dieses Vierteljahrhunderts die Marokko-Interessen der europäischen Wirtschaftskörper außerordentlich gewachsen. Europa schickt sich an, die Nordwestecke Afrikas kapitalistisch zu erschließen; seine Erschließung findet eine vorläufige Schranke an der Unsicherheit des Landes. Die muß beseitigt werden, und es läßt sich nicht bestreiten, daß die Nachbarn im Osten, die Franzosen, die nächsten dazu sind, in Marokko Ruhe und Ordnung herzustellen. Daß sie für diese Polizeitätigkeit eine Vergütung verlangen, das läßt sich begreifen; nur darf der Polizist, wenn wir seinen Schutz akzeptieren sollen, nicht gleich unser ganzes Portemonnaie als Vergütung einstecken.

Bereits im Sommer 1902 versuchte Frankreich sich mit den Spaniern in das Sultanat Marokko zu teilen. Es ist nicht ganz klar, wie Herr Delcassé sich das im einzelnen dachte, ob er glaubte, dabei auf vorheriges Einvernehmen mit der englischen und der deutschen Regierung verzichten zu können und warum schließlich aus der ganzen Sache nichts wurde. Jedenfalls wandte man sich später an England; das höflich genug war, gegenüber den kriegerischen Gebirgsstämmen Marokkos, Herrn Delcassé den Vortritt zu lassen. Und praktisch genug, das Recht auf „vorherrschenden Einfluß", das es selbst nicht oder doch nur als Teilhaber besaß, um den teueren Preis der Verzichtleistung Frankreichs auf seine ägyptischen Ansprüche zu verkaufen. Eine gleichartige Vereinbarung, wie diese englische vom 8. April 1904, traf man ein halbes Jahr darauf mit Spanien.

Es wäre die naturgemäße Fortsetzung dieser Aktion gewesen, wenn man nunmehr mit Deutschland, dem dritten Staate, der wesentlich in Betracht kam, Verhandlungen eröffnet hätte. Das unterblieb; denn durch die in der Tat sehr geschickte Kombination des französisch-russischen Bündnisses und des französisch-englischen Abkommens war

Digitized by Google

Deutschland isoliert. Herr Delcassé glaubte, eines der herrlichsten Ziele seiner Politik erreicht zu haben. Er hatte Deutschland in der Zwickmühle; kam es zu Land, so hatte er's zwischen sich und den russischen Bajonetten, kam es zur See, so hatte er's zwischen sich und den britischen Panzern. Der Erwerb Marokkos, ohne Deutschland zu fragen und abzufinden, sollte die erste Frucht dieses Erfolges sein. Man glaubte, Deutschland werde diesmal, aus Not, so bescheiden sein, wie es 1881 bei der sehr ähnlichen Aktion gegen Tunis, aus freiem Willen und aus kluger Berechnung, bescheiden war.

In der Tat, der Erwerb von Tunis läßt sehr deutliche Parallelen erkennen; Parallelen, die in derselben, und Parallelen, die in der entgegengesetzten Richtung laufen, wie die Vorgänge in dieser marokkanischen Angelegenheit.

Bevor damals die französische Regierung ihre entscheidenden Schritte gegen Tunis tat, erkundigte sie sich, welche Stellung Deutschland zu ihrem Vorgehen einnehmen werde. Bismarck soll versprochen haben, den Franzosen keine Schwierigkeiten in den Weg zu legen; wie es ja überhaupt seine Politik war, die Besiegten von 1871 zu kolonialen Ausflügen zu ermuntern, um sie den Verlust von Elsaß-Lothringen vergessen zu machen. Frankreich fürchtete damals, in Tunis von den Italienern wirtschaftlich überflügelt zu werden. Man nahm deshalb eine tatsächliche oder angebliche Grenzverletzung des tunesischen Stammes der Krumirs zum Anlaß, den General Bréart mit einer Heeresabteilung in das Land einrücken zu lassen. Ohne die Proteste der Pforte, deren Souzeränität man nicht anerkannte, zu beachten, wurde am 12. Mai 1881 die Hauptstadt besetzt. Der General erschien mit einem „Garantievertrag" und mit einer Abteilung Kavallerie im Palast und drohte, wie später der Bey wehmütig an seinen Konstantinopeler Oberherrn meldete, nicht eher den Palast räumen zu wollen, als bis „Son Altesse" den Vertrag unterschrieben habe.

Son Altesse unterschrieb. Frankreich übernahm in diesem Garantievertrag die Verpflichtung, Person und Dynastie des Bey zu schützen, Ruhe und Ordnung im Lande zu wahren. Dafür erhielt es das Recht zur militärischen Besetzung aller Orte, die ihm gut schienen, — solange, bis die lokalen Behörden imstande seien, die Ruhe allein aufrecht zu halten. Frankreich übernimmt die Vertretung von Tunis im Auslande, überhaupt die Leitung seiner ganzen auswärtigen Beziehungen. Es verpflichtet sich, die Verträge des Beys mit europäischen Staaten auszuführen; der Bey selbst darf nicht mehr selbständig mit fremden Mächten in Verbindung treten. Auch überläßt er den Franzosen Feststellung und Kontrolle der finanziellen Grundlagen seines Staatswesens. Die Durchführung dieses Vertrages zu überwachen, wird ein französischer Ministerresident in Tunis eingesetzt.

Ist das nicht ganz derselbe Weg, den allem Anscheine nach heute Herr Delcassé in Marokko einzuschlagen versucht? Auch damals erklärte der Minister Barthélemy-St.-Hilaire den anderen Mächten ausdrücklich: kein Teil von Tunis werde annektiert werden, Rechte und Verträge der fremden Nationen würden durchaus respektiert, Frankreich habe nicht die Absicht, „sich der Souveränität Tunesiens zu bemächtigen". — Versteht sich, daß solche Zusicherungen den naturgemäßen Verlauf der Dinge nicht hindern konnten. Ein paar Jahre später wurde die Konsulargerichtsbarkeit aufgehoben. Und vor allem konnte die Meistbegünstigung der übrigen Staaten nicht dauernd aufrecht erhalten werden; sie wurde allmählich durch Sondervereinbarungen auf die nichtfranzösischen Länder beschränkt, von Deutschland im November 1896. Heute ist Tunis für die europäische Volkswirtschaft eine französische Provinz.

Unsere Handelsinteressen waren in Tunis nicht allzu groß, und Bismarck konnte, da es ihm aus politischen Gründen gut schien, der französischen Volkswirtschaft gerne die Vorhand lassen. In Marokko liegt das anders. Unsere Fähigkeit und unser Bedürfnis wirtschaftlicher Expansion ist in diesen vierundzwanzig Jahren rapide gewachsen. Eine Hamburger Korrespondenz der „Frankfurter Zeitung" macht mit Recht darauf aufmerksam, daß unser Marokko-Handel bedeutend größer ist, als sich aus der Statistik ersehen läßt, da er zu einem beträchtlichen Teile über London und Antwerpen geht. Marokkos Ausfuhr nach Deutschland ist größer, als die nach Frankreich. Und vor allem bietet die bevorstehende kapitalistische Erschließung des Landes unserer Volkswirtschaft ein höchst fruchtbares Arbeitsfeld. Wir können uns also schon aus wirtschaftlichen Gründen nicht aus Marokko herausdrängen lassen, wie es, trotz des Versprechens der „Handelsfreiheit", Herrn Delcassés Absicht ist. Es kommt hinzu, daß dieser französische Minister durch die vollkommene Ignorierung Deutschlands bei seiner marokkanischen Aktion uns so offen und unbestreitbar brüskiert hat, daß diese Brüskierung von der geschlossenen öffentlichen Meinung seines eigenen Landes anerkannt und bedauert wurde. Es gibt aber zweifellos eine Grenze, hinter der selbst der geduldigste „Heimatspolitiker" sich nicht mehr vor den Kopf stoßen läßt.

Als die deutsche Regierung auch nach dem Abschluß der spanisch-französischen Übereinkunft (Oktober 1904) von den Delcasséschen Absichten nicht anders unterrichtet wurde, als durch die Tagespresse, machte am 1. November der diplomatische Vertreter Deutschlands in Tanger den dortigen französischen Gesandten offiziell darauf aufmerksam, daß Deutschland keine amtliche Mitteilung von den beiden französischen Verträgen erhalten habe, daß deshalb in den Beziehungen zwischen der deutschen und der marokkanischen Regierung keinerlei Veränderung eingetreten sei. Darauf erfolgte weder in Tanger noch von Paris aus eine Antwort. (Mr. Harris, der Times-Vertreter in Tanger, hat diese Tatsachen mitgeteilt, ohne dementiert zu werden.) Der Kaiserbesuch erscheint nunmehr als die konsequente Fortsetzung dieser selbstverständlichen Politik. Herr Delcassé aber muß seinem eigenen Ministerpräsidenten jene Tatsache verschwiegen haben; denn wie hätte der sonst behaupten können, daß erst die Schlacht bei Mukden uns den Mut zu selbständigem Vorgehen gegeben habe. Übrigens eine Tatsache, die, wenn sie wahr wäre, auch nur blinden Chauvinisten oder ebenso blinden Sozialdemokraten als Vorwurf erscheinen könnte.

Wir wissen noch nicht gewiß, ob die deutsche Gesandschaft, die sich unter Leitung des Grafen Tattenbach auf dem Wege nach Fez befindet, die Aufgabe hat, mit Marokko einen Vertrag abzuschließen (für den das Wort Handelsvertrag wohl eine zu enge Bezeichnung wäre). Jedenfalls aber wird sie bestimmt sein, die beiderseitigen Ansichten und Absichten so zu präzisieren, daß diese ihre Feststellung vertragsähnlichen Wert besitzt. Unser Streben kann natürlich nicht dahin gehen, der französischen Politik in allen Beziehungen zu Marokko den Vorrang abzulaufen. Wenn die Franzosen in jenen Gebieten Ruhe und Ordnung herstellen, wird uns das gewiß sehr lieb und nützlich sein. Mögen sie sich auch für diese politisch-militärische Arbeit bezahlt machen! aber nicht höher, als ihre Arbeit der Allgemeinheit von Wert ist. Gegenüber allen unliebsamen Konsequenzen des englisch-französischen Abkommens uns zu sichern, ist der Zweck der Tattenbachschen Mission; die Erreichung dieses Zweckes wird hoffentlich und vermutlich, weder England noch Frankreich verhindern können. Wir haben deshalb kein unmittelbares Interesse an einer internationalen Konferenz. Wenn eine solche von unseren Offiziösen angeregt wurde, so geschah das möglicherweise in der Voraussicht, daß sie vielleicht bald von anderer Seite gewünscht wird, und daß wir dann auf die Priorität unserer Anregung hinweisen können.

Der stärkste Schachzug, der Frankreich gegen uns zu Gebote steht, ist militärisches Einrücken in Marokko, wofür sich durch das übliche Provozieren von Aufständen und Grenzunruhen ein Vorwand mit Leichtigkeit schaffen läßt. Diese Maßnahme zu verhindern, wäre Deutschland, trotz der Kaiserrede, nicht in der Lage, da sie durch die englische Übereinkunft und damit durch die englische Flotte gedeckt wird. Dagegen würde die Eroberung und Pazifizierung Marokkos sich zu einer so ungeheuren Aufgabe auswachsen, daß ihr gegenüber die Schwierigkeit des Erwerbs und der Sicherung von Algier (die sechs Milliarden und gegen 200 000 Mann gekostet hat) oder gar von Tunis weitaus zurücktreten müßte. Eine solche Aufgabe neben gleichzeitiger dauernder Entzweiung mit Deutschland zu erfüllen, übersteigt die Kräfte der französischen Nation.

Selbst wenn die Franzosen auf jede militärische Aktion in Marokko verzichten, werden wir gezwungen sein, Frankreichs Politik in Fez und Tanger dauernd zu kontrekarrieren. Die französische Diplomatie mag in Zukunft noch so geschickt verfahren, unser Vorgehen dort wird ihr ohne Zweifel erheblichen Abbruch tun. Auch die von England nach Fez

Digitized by Google

dirigierte Gesandtschaft kann das wohl nicht verhindern, falls sie es überhaupt als ihre einzige Aufgabe betrachtet, den diplomatischen Feldzug des Herrn Delcassé zu unterstützen. Politisch haben die Engländer ja gewiß nichts gegen diesen deutschfeindlichen Feldzug einzuwenden, was König Eduard mit seiner Pariser Reise von neuem bezeugt. Aber wirtschaftlich wird es ihnen vielleicht nicht ganz unangenehm sein, durch Deutschlands Vorgehen das Kaufgeld für den unbestrittenen Besitz Ägypten zurückzubekommen, ohne daß sie die gekaufte Ware wieder herausgeben müssen. Herr Taillandier hatte sich in Fez gerühmt, ganz Europa zu vertreten. Es wird seine Autorität gegenüber der marokkanischen Regierung nicht verstärken, daß außer Deutschland nun auch England und gar Spanien durch Sondergesandtschaften mit dem Maghzen in Verbindung treten. Es erscheint daher nicht ausgeschlossen, daß die Franzosen in ihrem eigenen Interesse noch einmal auf die Konferenzidee als auf den gangbarsten Ausweg zurückkommen.

Die Marokko-Angelegenheit mag nun ausgehen, wie sie will, uns Deutschen sollte sie jedenfalls eine sehr eindringliche Lehre sein. Vor der tunesischen Aktion hatte sich die französische Regierung nach des Fürsten Bismarcks Meinung erkundigt; bei der marokkanischen Aktion hat man den Grafen Bülow ignoriert. Man tröste sich nicht mit dem Seufzer: Bülow ist kein Bismarck. Der Unterschied liegt tiefer.

Vor einem Vierteljahrhundert ruhte der Schwerpunkt der internationalen Politik auf dem Kontinent. Wir waren die angesehenste Landmacht. Das gab uns das Recht, im Rate der Völker den Vorsitz zu führen. Heute liegt jener Schwerpunkt irgendwo außerhalb Europas. Wenn die weltpolitischen Fragen in Südafrika, in Ostasien oder in Marokko entschieden werden, dann genügt es nicht mehr erstklassige Landmacht zu sein, um bei solchen Entscheidungen eine achtunggebietende Rolle zu spielen.

Es ist die Frage, ob wir diese Entwickelung früh genug verstanden und berücksichtigt haben. Es ist die Frage, ob Bismarck, wäre er zwei Dezennien jünger gewesen, nicht schon in den achtziger Jahren jene Flottenpolitik als notwendig erkannt hätte, die dann Wilhelm II. durch seine Hamburger Rede inauguriert hat. Nach dieser Richtung hin kann uns die Marokkofrage einiges zu denken geben. Mögen wir imstande sein, heute und morgen gut zu machen, was wir gestern versäumt haben! **Wilhelm Cohnstaedt.**

Die französische Sozialdemokratie

Wo es Sozialdemokraten gibt, da gibt es Radikale und Revisionisten. Die Bezeichnungen sind verschieden in den verschiedenen Ländern. Aber die Unterschiede sind überall vorhanden. Und sie lassen sich im Grunde immer auf die Frage zurückführen, worauf mehr Wert gelegt werde, ob auf das Ziel oder auf den Weg. Je weniger Bedeutung die Sozialdemokratie in einem Lande hat, um so schroffer pflegen die Gegensätze innerhalb der Partei zutage zu treten. Ja in fast all den Staaten, wo die Sozialdemokratie überhaupt noch keine Macht ist, zerfällt sie in zwei oder mehr getrennte, einander in der Regel bitter befehdende Parteien. In den Ländern dagegen, wo die Sozialdemokratie mit Hunderttausenden oder gar Millionen von Stimmen auf dem Plan erscheint, in Belgien, Italien, Dänemark, Österreich, Deutschland, sind zwar verschiedene Richtungen zu erkennen, aber die mangelnde Einheitlichkeit gefährdet nicht die Einheit der Partei.

Das einzige Land, das bisher eine Ausnahme von dieser Regel bildete, war Frankreich. Hier gab es Wählermassen, fast vier Dutzend parlamentarische Vertreter, dabei aber eine Parteizerrissenheit innerhalb der Sozialdemokratie, als wenn es sich um einen in den Kinderschuhen der Parteibildung steckenden Räuberstaat gehandelt hätte. Das schmerzt die internationale Sozialdemokratie, die deutsche zumal. Auf die Einigkeit der englischen oder ungarischen Sozialdemokratie wird sie kein sonderliches Gewicht legen. Denn selbst wenn sich Labour Party und Social Democratic Federation, wenn sich die ungarländische Sozialdemokratie und die „reorganisierte" sozialdemokratische Partei Ungarns zusammenschlössen, so gäbe das nicht viel mehr, als wenn man zwei Nullen addierte. In Frankreich dagegen kann eine geeinte Sozialdemokratie bei richtiger Politik geradezu die ausschlaggebende Partei des Landes werden.

Darum hielt es der vorjährige internationale Arbeiterkongreß in Amsterdam für seine oberste Aufgabe, der französischen Sozialdemokratie geradezu den Befehl zur Einigung zu geben. Und darum erklärt es Bebel für eines der größten Ereignisse seines Lebens, daß jetzt, nach noch nicht Jahresfrist, diese Einigung tatsächlich vollzogen worden ist. Alle irgendwie nennenswerten sozialdemokratischen Gruppen haben vom 23. bis 25. April einen gemeinsamen Kongreß in Paris abgehalten. Und das Resultat dieses Kongresses ist die einstimmige Annahme eines Einigungsstatuts. Von jetzt an sitzen Guesde und Jaurès so gut in einer Partei, wie bei uns Kautsky und Bernstein.

Die Einigung stellt scheinbar einen vollen Sieg des Radikalismus dar. Vollzog sie sich doch auf der Grundlage des Dresdener Taktikbeschlusses, den sich der Amsterdamer Kongreß zu eigen gemacht hatte. Voraussetzung für die Einigung war, daß die Jauresisten aus dem republikanischen „Block" austraten. Die Mehrheit mußte sich der Minderheit, die drei Dutzend parlamentarischen Freunde von Jaurès dem einen Dutzend Guesdisten fügen. Jaurès selbst, der größte Redner Frankreichs, vielleicht der Welt, ein Politiker hors concours, dem das ganze ehrlich republikanische Frankreich huldigt, kapitulierte vor einem verbohrten Doktrinär wie Guesde, der außerhalb einer fanatisierten Sekte niemals irgendwelchen Einfluß ausüben kann. Die Einigung bestand in der Unterwerfung des stärkeren Teils unter den weitaus schwächeren. Die Selbstverleugnung der Majorität ging soweit, daß sie sich auf dem Einigungskongreß mit der Minderheit der Mandate — 117 von dem Parti Socialiste Français Jaurès gegen 148 von dem Parti Socialiste de France Guesdes — abspeisen ließ, daß sie in dem ständigen Verwaltungsausschuß sich mit sieben Sitzen gegen 11 begnügte, daß sie, von dem nächsten Kongreß abgesehen, darauf verzichtet, daß die Zahl der Wählerstimmen irgend einen Einfluß auf die Zahl der Mandate zum Kongresse habe, was für sie bei ihrer weit größeren Stimmenzahl eine fühlbare Einbuße bedeutet. „Wir wollen keine Wahlenpartei sein", rief einer der Radikalen aus. Mit gutem Grunde! Die Radikalen sind eben in der französischen Wählerschaft wenig beliebt. Sie haben Angst, daß die maßvollen sozialdemokratischen Kandidaten, die von sehr vielen Mitläufern gewählt werden, ihnen bei den Wahlen stark den Rang ablaufen. Darum die völlige Ausscheidung des Gesichtspunktes, der für eine politische Partei der eigentlich maßgebende sein müßte. Auch dem fügten sich die Gemäßigten, Jaurès an der Spitze, fast ausnahmslos.

Woher diese Selbstverleugnung? Es ist undenkbar, daß Jaurès dieselbe Politik, die er all die Jahre hindurch seit Waldeck-Rousseaus Ministerpräsidentschaft unzähligen Angriffen französischer und ausländischer Sozialdemokraten zum Trotz mit einer Beredsamkeit ohne gleichen verteidigt hat, nun plötzlich für falsch halten sollte. Gewiß, die politische Situation hat sich etwas modifiziert. Rouvier, der jetzige Ministerpräsident, steht etwas mehr rechts als sein Vorgänger Combes. Aber auch er hat doch bisher die Blockpolitik fortgesetzt. Auch er hat Reformen größten Stils wie die Trennung von Staat und Kirche, die Einführung der Einkommensteuer, die Schaffung einer Altersversorgung für die Arbeiter, teils fortgeführt, teils ins Auge gefaßt, Reformen, die, je nachdem sie mit der äußersten Linken oder mehr mit gemäßigten Elementen gemacht werden müssen, sehr verschieden ausfallen können. Die nationalistische Reaktion ist allerdings keine dringende Gefahr mehr. Aber sie war schon von Waldeck-Rousseau völlig niedergeworfen. Um der Rettung der Republik willen konnte die Blockpolitik unter Waldeck-Rousseau verteidigt werden. Unter Combes schon nicht mehr. Da war sie nur noch ein Mittel zur Durchführung radikaler Reformen. Als solches hätte sie noch heute denselben Wert. Austritt aus dem Block bedeutet für die Sozialdemokratie Gefährdung, wenn nicht der Reformen selbst, so doch ihrer schleunigen Durchführung und energischen Ausgestaltung.

Gründe der allgemeinen französischen Politik können also für Jaurès unmöglich bestimmend gewesen sein. Nur Gründe des engeren Parteiinteresses können in Frage kommen.

Digitized by Google

War es vielleicht der Respekt vor dem Amsterdamer Beschluß, der Jaurès veranlaßte, die Götter zu verbrennen, die er eben noch angebetet hat? Man kann seine Achtung vor der — höchst willkürlich zusammengesetzten — Vertretung der Internationale recht hoch einschätzen, und wird ihm doch nicht zuzutrauen brauchen, daß er sich wider bessere Überzeugung dem Beschluß einer Zufallsmehrheit gegen eine sehr ansehnliche Minderheit ohne weiteres gefügt haben würde. Nachdem die internationalen Kongresse schon soviel Arbeit pour le roi de Prusse geleistet haben, hätte es auch Jaurès in diesem Fall leicht gehabt, den Beschluß unausgeführt zu lassen, ohne selbst den Schein der Widersetzlichkeit zu erwecken. Schon durch bloße Verschleppung hätte sich die Sache erledigen lassen.

Aber Jaurès **wollte** mit dem bisherigen Zustand ein Ende machen. Der Amsterdamer Beschluß war für ihn vermutlich nur der äußere Anstoß dazu, auf einem neuen Wege eine Reform des französischen Sozialismus an Haupt und Gliedern anzubahnen. Nicht weil er seine bisherige Taktik für falsch hielt, sondern, obwohl er sie für richtig hielt, fügte er sich der Einigung unter — vorläufiger — Aufopferung dieser Taktik. Jede Teilnahme an einer Regierungsmehrheit bringt neben allen möglichen Vorteilen auch ihre Nachteile mit sich. Man ist mitverantwortlich für sämtliche Taten und, was oft noch schlimmer ist, für alle Unterlassungen der Regierung. Sozialisten, die eine bürgerliche Regierung unterstützen, und wäre sie die vorurteilsfreieste und reformfreundlichste, werden immer den Ungeduldigeren ihrer Anhänger gegenüber einen schweren Stand haben, weil nun einmal auch die berechtigten Arbeiterforderungen nicht mit einem Schlage erfüllt werden können. Übrigens würde es vermutlich einer rein sozialistischen Regierung gerade so gehen. Die Sache ist nur noch nicht praktisch erprobt. Je länger Jaurès das Blockministerium unterstützte, um so mehr Material, wirkliches wie scheinbares, erhielten seine Gegner innerhalb der Sozialdemokratie gegen ihn. Alle Vernunftgründe dafür, daß es ohne die Unterstützung des Blocks viel schlimmer für die Arbeiter stehen würde, konnten die Gefühlsmomente nicht überwinden, die gegen manche Taten der Ministerien sprechen. Gewiß war es nur eine Minderheit der Sozialdemokraten, die die Intransigenz forderte. Aber diese Minderheit war in der Kritik stark genug, um allmählich den Sozialismus zu diskreditieren, mindestens aber seine Werbekraft zu vernichten. Die Minderheit konnte nicht theoretisch, sondern nur praktisch widerlegt werden, indem man sich wenigstens vorübergehend auf ihren Boden stellte und so den Beweis erbrachte, daß die Arbeiter bei der Isolierung der Sozialdemokratie schlechter führen als bei der Blockpolitik.

Das, worunter jetzt Jaurès auf dem Einigungskongreß in Paris sein Siegel gedrückt hat, soll der Tatbeweis für die Richtigkeit seiner bisherigen Taktik sein. **Man verläßt den Block, um die Notwendigkeit des Blocks zu beweisen.** Argumentum e contrario! Das ist nicht etwa Unehrlichkeit. Alles andere eher als das. Sollte sich wider Erwarten herausstellen, daß die neue Taktik für die Arbeiter mehr durchsetzt, so ist Jaurès vorurteilsfrei genug, um dabei zu verharren, um zuzugeben, daß er unrecht, daß Guesde recht hatte. Zeigt sich aber, was weitaus wahrscheinlicher ist, daß man mit dem Opportunismus besser fährt als mit dem Doktrinarismus, so wird Jaurès natürlich seinerzeit die nötigen Konsequenzen ziehen. Es sind dadurch vielleicht ein paar Jahre für den französischen Arbeiter verloren worden. Jaurès wird dann aber den Arbeitern gegenüber noch eine ganz andere Autorität für seine alte Taktik haben als jetzt. Zunächst kann er jedenfalls mit seiner ganzen imponierenden Persönlichkeit, die etwa eine Vereinigung von Bebelschem Temperament und Vollmarscher Besonnenheit darstellt, in der gesamten französischen Sozialdemokratie wirken. Er traut sich wohl nicht mit Unrecht die suggestive Macht zu, um sie in ihrer übergroßen Mehrheit, von einigen verbissenen Dogmatikern und revolutionären Exaltados abgesehen, auf seine Seite zu ziehen. Kommt es dann wieder einmal zur Blockpolitik, so tritt er in sie ein nicht als Führer nur einer Fraktion, wenn auch der größten der französischen Sozialdemokratie, sondern als Chef der Gesamtpartei, dem nur einige Unbelehrbare als unbeachtliche Outsiders die Gefolgschaft verweigern.

Das geht, ohne daß man auch nur die Grundlagen der Einigungsstatuten umzuwerfen braucht. Einige kleine Amendements würden genügen. Schon jetzt sind, wie ausdrücklich festgestellt wurde, nur **Allianzen** mit bürgerlichen Parteien **verboten, Koalitionen** jedoch **gestattet.** Kein connubium, aber commercium! Eheverbot, aber Erlaubnis zum Kuhhandel und zum „Verhältnis".

Immerhin wäre das Pariser Einigungsprotokoll eine unerfreuliche Erscheinung in den Augen aller derer, die in der Entwickelung der Sozialdemokratie zu einer machtvollen Partei der Linken eine der Hauptaufgaben der Zukunft erblicken, wenn der, der es unterschrieben hat, nicht gerade Jaurès wäre. Bei einem Manne wie ihm kann man fast sicher sein, daß bei jedem Vertrag, den er unterzeichnet, **sein** Geschäft prosperieren wird.

S. v. Gerlach.

Trennung von Staat und Kirche in Frankreich

Es hängt mit dem in Deutschland noch immer fühlbaren Mangel an Interesse für auswärtige Politik überhaupt zusammen, daß nur die geräuschvollen Ereignisse des Auslandes bei uns einigermaßen Beachtung finden. Dinge, die sich etwa in ordentlichen Parlamentssitzungen auswärtiger Staaten abspielen, vermögen, selbst wenn sie an sich recht wichtig sind, das Interesse weiterer Volkskreise nur sehr schwer zu fesseln. Wenn sie nun gar erst langwierige Vorbereitungsstadien durchlaufen, wie es der Entwurf der französischen Regierung auf Trennung von Staat und Kirche tun mußte, so halten selbst unter den großen deutschen Zeitungen nur wenige ihre Leser andauernd auf dem laufenden. Und doch verdienen die Vorgänge in Frankreich, die auf eine radikale Scheidung von Staat und Kirche hinauskommen, nicht nur kirchenpolitisches, sondern auch politisches und kulturelles Interesse.

Die Bestrebungen auf Trennung von Staat und Kirche sind in Frankreich schon alt. Im Parlament hat man sich neuerdings darüber gestritten, ob nicht schon der kirchenfeindliche Konvent und sogar der erste Napoleon eine Scheidung von Staat und Kirche geplant hätten. Wenn schließlich Napoleon, statt einer Trennung, das Bündnis zwischen Paris und Rom vertragsmäßig festlegte, das erst jetzt gelöst werden soll, so braucht das natürlich kein Ausfluß seiner inneren Meinung über das richtige Verhältnis zwischen Staat und Kirche gewesen zu sein. Sicher ist, daß schon im Jahre 1872 die reformierte Generalsynode Frankreichs grundsätzlich ihr Einverständnis mit einer Trennung von Staat und Kirche aussprach. Und seitdem im Jahre 1882 der Religionsunterricht aus den offiziellen Staatsschulen entfernt und den Geistlichen zugewiesen wurde, haben die Aussichten auf Trennung von Staat und Kirche fortgesetzt an Boden gewonnen.

Seit den letzten sechs Jahren haben die Kämpfe zwischen Staat und katholischer Kirche die innere Politik Frankreichs in hohem Maße bestimmt. Unter dem Ministerpräsidenten Combes, der mit einer bewundernswerten Virtuosität den Kampf des Staates um Befreiung von der Herrschaft der katholischen Kirche geführt hat, nahmen die Bestrebungen auf Trennung feste gesetzgeberische Formen an, und Rouvier, der Nachfolger Combes, glaubte sich durch nichts besser bei den Mehrheitsparteien einführen zu können, als durch energische Fortsetzung des Combesschen Trennungswerkes. Allen parlamentarischen Fährlichkeiten zum Trotz wurde also am 21. März die Beratung der Vorlage in der französischen Deputiertenkammer begonnen, und bis zum Karfreitag war sie so ernsthaft gefördert worden, daß die grundlegenden vier ersten Artikel bereits zur Annahme gelangt sind, keine ernsten Hindernisse mehr zu befürchten sind.

Die Bedeutung der gesetzgeberischen Aktion geht klar aus dem Wortlaut der Regierungsvorlage hervor. Wir geben deshalb hier einige Hauptartikel aus ihr wieder:

Artikel 2. Die Republik **anerkennt weder noch besoldet** unterstützt sie irgend einen Kult. **Infolgedessen werden** vom 1. Jan an, der auf die Verkündigung dieses **Gesetzes** folgt, **Staats-, Departements- und Gemeindebudgets,** die sich die Unterhaltung der Kulte beziehen, **unterdrückt.**

Digitized by Google

Artikel 3. Die Etablissements, deren Aufhebung im Artikel 2 ausgesprochen ist, setzen ihre Funktion in Gemäßheit ihrer bisherigen Befugnisse fort, bis ihre Güter an die im vierten Teil vorgesehenen Vereine übergegangen sind, spätestens aber bis zum Ablauf der im folgenden angegebenen Frist.

Artikel 4. Innerhalb eines Jahres von der Veröffentlichung des gegenwärtigen Gesetzes an werden die beweglichen und unbeweglichen Güter der bischöflichen Mensen, der Kirchenfabriken, Presbyterialräte, Konsistorien und anderen öffentlichen Kultusanstalten mit allen auf ihnen haftenden Lasten und Verpflichtungen und mit ihrem besonderen Bestimmungszwecke von den gesetzlichen Vertretern dieser Anstalten den Gemeinschaften übertragen, die sich unter Anpassung an die Regeln der allgemeinen Organisation des Kultus, dessen Ausübung sie zu sichern beabsichtigen, nach den Bestimmungen des Artikels 17 für die Ausübung dieses Kultus in den ehemaligen Bezirken der genannten Anstalten gesetzmäßig gebildet haben werden.

Artikel 9. Die Kultusdiener, die ein vom Staat, den Departements oder den Gemeinden besoldetes Amt fünfundzwanzig Jahre lang bekleidet haben, von denen wenigstens zwanzig Jahre im Staatsdienst zugebracht sein müssen, erhalten auf Lebenszeit eine jährliche Pension, die der Hälfte ihres Gehaltes gleichkommt; jedoch darf diese Pension nicht unter 400 und nicht über 1200 Franken betragen. Die Departements und die Gemeinden können unter den gleichen Bedingungen wie der Staat den Kultusdienern, die gegenwärtig von ihnen besoldet werden, Pensionen oder Entschädigungen auf gleicher Grundlage und für die gleiche Dauer bewilligen.

Artikel 10. Die aus der Zeit vor dem Konkordat stammenden Gebäude, die der Ausübung des Kultus oder der Unterbringung der Kultusbeamten dienen, also Kathedralen, Kirchen, Kapellen, Tempel, Synagogen, erzbischöfliche Paläste, Pfarrhäuser, Seminarien, ferner die dazu gehörigen Grundstücke, sowie die Mobiliareinrichtung, die sich in den Gebäuden befand zu der Zeit, als sie zur Verfügung des Kultus gestellt wurden, sind und bleiben Eigentum des Staates, der Departements oder der Gemeinden; sie müssen aber zwei Jahre lang, von der Verkündigung des Gesetzes an, den kirchlichen Anstalten oder Vereinen, die sich zur Ausübung des Kultus in den Bezirken der aufgehobenen kirchlichen Etablissements gebildet haben, unentgeltlich zur Benutzung überlassen werden.

Staat, Departements und Gemeinden haben die gleiche Verpflichtung bezüglich derjenigen Gebäude, die aus der Zeit nach dem Abschluß des Konkordates stammen und deren Eigentümer sie sind, einschließlich der protestantisch-theologischen Fakultäten.

Man ersieht aus diesen Bestimmungen, daß die Franzosen sich ernstlich bemühen, den sozialdemokratischen Programmsatz: „Religion ist Privatsache", staatspolitisch durchzuführen. Nicht Kirchenfeindschaft oder politische Leidenschaftlichkeit — das ergibt sich übrigens auch aus den Kammerdebatten und den sonstigen Einzelvorgängen —, hat das Gesetz diktiert, sondern die Rücksicht auf die freiheitlichen Grundsätze der Republik und des modernen Lebens. Man hat eine Lösung gesucht, die allen Religionsbekenntnissen und religiösen Überzeugungen diejenigen Freiheiten und Rechte gewährleistet, die ein freies modernes Staatswesen geben kann. Das Wort und der Begriff Kirche soll aus der französischen Gesetzgebung künftighin ausscheiden. Öffentliche Mittel sollen für Kultuszwecke nicht mehr verwandt werden. Freie Kultusvereine, die, wie irgendwelche andere Vereine, der Vereinsgesetzgebung unterstellt werden, treten an die Stelle der Kirchen. Der Staat stellt sich den religiösen Kulten gegenüber auf den Standpunkt radikalster Neutralität.

So klar aus dem Wortlaut des Gesetzes hervorgeht, was die Tendenz desselben ist, so unklar und zweifelhaft bleibt es einstweilen, ob sich die Absichten des Gesetzes verwirklichen lassen werden.

Trotz eingehender, jahrelanger Debatten haben weder Freunde noch Gegner überzeugend nachweisen können, ob das Gesetz Frankreich den ersehnten religiösen Frieden bringen wird oder nicht. Sicher ist, daß die letzte große kirchenpolitische Reform, die Beseitigung des Religionsunterrichts aus den Staatsschulen, den erhofften religiösen Frieden bis jetzt nicht gebracht hat. Die klerikalen Elemente, die früher fortgesetzt über den kirchenfeindlichen Religionsunterricht der Lehrer klagten, jammern heute mit derselben Lebhaftigkeit über die materialistische Verderbnis des religionslosen Schulunterrichts! Sicher ist auch, daß in den letzten 15 Jahren die religiöse Gleichgültigkeit in weiten Kreisen des französischen Volkes gewachsen ist.

Unter Freunden und Gegnern findet die Zukunft ganz verschiedene Beurteilung. Die einen glauben, daß das Volk, wenn es selbst erst Opfer bringen müsse für seine Priester, Gotteshäuser und sonstigen Kultuserfordernisse, dann auch erst zu einer Wertschätzung derselben gelangen werde. Andere fürchten, daß die Opferwilligkeit der Gläubigen schon heute nicht mehr groß genug sei, um die erforderlichen Mittel für Kultuszwecke freiwillig aufzubringen, und daß sie auf keinen Fall lange genug vorhalten werde, um den Weiterbestand in seitheriger Art zu garantieren. Auf jeden Fall werden die religiösen Gemeinschaften aller Art in Frankreich künftighin auf eine Probe ihrer Lebensfähigkeit gestellt, wie sie sie seither noch nirgends durchzumachen hatten. Wenn in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gleichfalls keine Staatsmittel für Kultuszwecke aufgewandt werden und die religiösen Gemeinschaften trotzdem gut dabei bestehen, so darf man hierbei nicht vergessen, daß es sich um Kultusgemeinschaften handelt, die sich von vornherein auf Freiwilligkeit der Gläubigen aufbauten, während in Frankreich durch die Entziehung der Existenzmittel seither staatlich privilegierte Kirchen betroffen werden. Darin besteht die Einzigartigkeit des französischen Experiments! Und seine Tragweite zugleich! Sollte sich herausstellen, was auch orthodoxe Kirchengläubige zu hoffen wagen, daß die Kirchen sich in die neuen Zustände hineinfinden und vielleicht gar noch Fortschritte machen werden, so werden andere Staaten das erprobte französische Experiment früher oder später nachmachen. Sollte sich dagegen herausstellen, daß das privilegierte Kirchentum beim Aufhören der staatlichen Protektion rapide verfällt und alle eigene Lebenskraft in unserer Zeit vermissen läßt, so wird die Abkehr der Massen von diesem privilegierten Kirchentum auch außerhalb Frankreichs noch energischer als heute bemerkbar werden.

Politisch war bei den Beratungen die Stellung der jetzt geeinten französischen Sozialdemokratie hochinteressant. Der sozialistische Abgeordnete Aristide Briand als Berichterstatter der Separationskommission und der bekannte Jean Jaurès haben neben Combes und dem Kultusminister Bienvenu Martin das Hauptverdienst am Zustandekommen der Vorlage! In letzter Zeit waren die Schwierigkeiten, die ihnen von Links, von den radikalsten Sozialisten, gemacht wurden, noch viel größer als die Schwierigkeiten von klerikalen Gegnern. Da ist die staatsmännische Ruhe bewundernswert, mit der Briand den Heißspornen aus seinen eigenen Reihen im Parlament entgegentrat:

Wir werden uns nicht irre machen lassen; wir wissen, daß wir, treu unseren ersten Versprechungen, in dem Augenblicke, wo wir eine Reform von solcher Tragweite verwirklichen, die Pflicht haben, sie liberal zu machen. Sie können ein Gesetz machen, das wie ein Revolver gegen die Kirche gerichtet ist; aber wenn die Kirche sich dagegen empört, wenn man in allen Gemeinden ernsthafte Vorwände hat, um aus der Trennung Ihnen einen Vorwurf zu machen, und wenn auf Grund der nächsten Wahlen, gedrängt und geschlagen durch die Argumente unserer Gegner, die Kammer nicht mehr mit einer republikanischen Majorität zurückkehrt, — welche Gefahr für die Republik, welche Verantwortlichkeit für unser Gewissen! (Lebhafter Beifall.) Als Republikaner und als Sozialist kann ich die Dinge nicht mit dieser Leichtfertigkeit betrachten. Ich habe gesagt, daß der Entwurf der Kommission eine kluge, gerechte, liberale Trennung verwirklicht, und daß wir über eine Frage der Güter (Artikel 4), die keine ewige ist, uns nicht trennen sollten.

Unwillkürlich fordern solche verständigen Äußerungen zum Vergleich zwischen französischen und deutschen Sozialisten heraus! Jean Jaurès und Briand haben gerade bei den letzten Debatten wieder bewiesen, daß sie in bezug auf staatsmännische Klugheit ihres gleichen unter den Führern der deutschen Sozialdemokratie nicht haben!

Mehr noch als dieser Vergleich drängt sich aber dem aufmerksamen Beobachter der Vorgänge in Frankreich ein solcher auf zwischen der politischen Macht des Katholizismus drüben und bei uns. Im protestantischen Deutschland ist Zentrum Trumpf, im katholischen Frankreich gibt es keinen nennenswerten katholischen Machteinfluß. Bei uns sind die Minister zu jedem Entgegenkommen gegen den Katholizismus bereit, in Frankreich (sagt selbst die katholische „Köln. Volks-

Digitized by Google

War es vielleicht der Respekt vor dem Amsterdamer Beschluß, der Jaurès veranlaßte, die Götter zu verbrennen, die er eben noch angebetet hat? Man kann seine Achtung vor der — höchst willkürlich zusammengesetzten — Vertretung der Internationale recht hoch einschätzen, und wird ihm doch nicht zuzutrauen brauchen, daß er sich wider bessere Überzeugung dem Beschluß einer Zufallsmehrheit gegen eine sehr ansehnliche Minderheit ohne weiteres gefügt haben würde. Nachdem die internationalen Kongresse schon soviel Arbeit pour le roi de Prusse geleistet haben, hätte es auch Jaurès in diesem Fall leicht gehabt, den Beschluß unausgeführt zu lassen, ohne selbst den Schein der Widersetzlichkeit zu erwecken. Schon durch bloße Verschleppung hätte sich die Sache erledigen lassen.

Aber Jaurès **wollte** mit dem bisherigen Zustand ein Ende machen. Der Amsterdamer Beschluß war für ihn vermutlich nur der äußere Anstoß dazu, auf einem neuen Wege eine Reform des französischen Sozialismus an Haupt und Gliedern anzubahnen. Nicht weil er seine bisherige Taktik für falsch hielt, sondern, obwohl er sie für richtig hielt, fügte er sich der Einigung unter — vorläufiger — Aufopferung dieser Taktik. Jede Teilnahme an einer Regierungsmehrheit bringt neben allen möglichen Vorteilen auch ihre Nachteile mit sich. Man ist mitverantwortlich für sämtliche Taten und, was oft noch schlimmer ist, für alle Unterlassungen der Regierung. Sozialisten, die eine bürgerliche Regierung unterstützen, und wäre sie die vorurteilsfreieste und reformfreundlichste, werden immer den Ungeduldigeren ihrer Anhänger gegenüber einen schweren Stand haben, weil nun einmal auch die berechtigten Arbeiterforderungen nicht mit einem Schlage erfüllt werden können. Übrigens würde es vermutlich einer rein sozialistischen Regierung gerade so gehen. Die Sache ist nur noch nicht praktisch erprobt. Je länger Jaurès das Blockministerium unterstützte, um so mehr Material, wirkliches wie scheinbares, erhielten seine Gegner innerhalb der Sozialdemokratie gegen ihn. Alle Vernunftgründe dafür, daß es ohne die Unterstützung des Blocks viel schlimmer für die Arbeiter stehen würde, konnten die Gefühlsmomente nicht überwinden, die gegen manche Taten der Ministerien sprechen. Gewiß war es nur eine Minderheit der Sozialdemokraten, die die Intransigenz forderte. Aber diese Minderheit war in der Kritik stark genug, um allmählich den Sozialismus zu diskreditieren, mindestens aber seine Werbekraft zu vernichten. Die Minderheit konnte nicht theoretisch, sondern nur praktisch widerlegt werden, indem man sich wenigstens vorübergehend auf ihren Boden stellte und so den Beweis erbrachte, daß die Arbeiter bei der Isolierung der Sozialdemokratie schlechter führen als bei der Blockpolitik.

Das, worunter jetzt Jaurès auf dem Einigungskongreß in Paris sein Siegel gedrückt hat, soll der Tatbeweis für die Richtigkeit seiner bisherigen Taktik sein. **Man verläßt den Block, um die Notwendigkeit des Blocks zu beweisen.** Argumentum e contrario! Das ist nicht etwa Unehrlichkeit. Alles andere eher als das. Sollte sich wider Erwarten herausstellen, daß die neue Taktik für die Arbeiter mehr durchsetzt, so ist Jaurès vorurteilsfrei genug, um dabei zu verharren, um zuzugeben, daß er unrecht, daß Guesde recht hatte. Zeigt sich aber, was weitaus wahrscheinlicher ist, daß man mit dem Opportunismus besser fährt als mit dem Doktrinarismus, so wird Jaurès natürlich seinerzeit die nötigen Konsequenzen ziehen. Es sind dadurch vielleicht ein paar Jahre für den französischen Arbeiter verloren worden. Jaurès wird dann aber den Arbeitern gegenüber noch eine ganz andere Autorität für seine alte Taktik haben als jetzt. Zunächst kann er jedenfalls mit seiner ganzen imponierenden Persönlichkeit, die etwa eine Vereinigung von Bebelschem Temperament und Vollmarscher Besonnenheit darstellt, in der gesamten französischen Sozialdemokratie wirken. Er traut sich wohl nicht mit Unrecht die suggestive Macht zu, um sie in ihrer übergroßen Mehrheit, von einigen verbissenen Dogmatikern und revolutionären Exaltados abgesehen, auf seine Seite zu ziehen. Kommt es dann wieder einmal zur Blockpolitik, so tritt er in sie ein nicht als Führer nur einer Fraktion, wenn auch der größten der französischen Sozialdemokratie, sondern als Chef der Gesamtpartei, dem nur einige Unbelehrbare als unbeachtliche Outsiders die Gefolgschaft verweigern.

Das geht, ohne daß man auch nur die Grundlagen der Einigungsstatuten umzuwerfen braucht. Einige kleine Amendements würden genügen. Schon jetzt sind, wie ausdrücklich festgestellt wurde, nur **Allianzen** mit bürgerlichen Parteien **verboten, Koalitionen** jedoch **gestattet.** Kein connubium, aber commercium! Eheverbot, aber Erlaubnis zum Kuhhandel und zum „Verhältnis".

Immerhin wäre das Pariser Einigungsprotokoll eine unerfreuliche Erscheinung in den Augen aller derer, die in der Entwickelung der Sozialdemokratie zu einer machtvollen Partei der Linken eine der Hauptaufgaben der Zukunft erblicken, wenn der, der es unterschrieben hat, nicht gerade Jaurès wäre. Bei einem Manne wie ihm kann man fast sicher sein, daß bei jedem Vertrag, den er unterzeichnet, **sein** Geschäft prosperieren wird.

S. v. Gerlach.

Trennung von Staat und Kirche in Frankreich

Es hängt mit dem in Deutschland noch immer fühlbaren Mangel an Interesse für auswärtige Politik überhaupt zusammen, daß nur die geräuschvollen Ereignisse des Auslandes bei uns einigermaßen Beachtung finden. Dinge, die sich etwa in ordentlichen Parlamentssitzungen auswärtiger Staaten abspielen, vermögen, selbst wenn sie an sich recht wichtig sind, das Interesse weiterer Volkskreise nur sehr schwer zu fesseln. Wenn sie nun gar erst langwierige Vorbereitungsstadien durchlaufen, wie es der Entwurf der französischen Regierung auf Trennung von Staat und Kirche tun mußte, so halten selbst unter den großen deutschen Zeitungen nur wenige ihre Leser andauernd auf dem laufenden. Und doch verdienen die Vorgänge in Frankreich, die auf eine radikale Scheidung von Staat und Kirche hinauskommen, nicht nur kirchenpolitisches, sondern auch politisches und kulturelles Interesse.

Die Bestrebungen auf Trennung von Staat und Kirche sind in Frankreich schon alt. Im Parlament hat man sich neuerdings darüber gestritten, ob nicht schon der kirchenfeindliche Konvent und sogar der erste Napoleon eine Scheidung von Staat und Kirche geplant hätten. Wenn schließlich Napoleon, statt einer Trennung, das Bündnis zwischen Paris und Rom vertragsmäßig festlegte, das erst jetzt gelöst werden soll, so braucht das natürlich kein Ausfluß seiner innersten Meinung über das richtige Verhältnis zwischen Staat und Kirche gewesen zu sein. Sicher ist, daß schon im Jahre 1872 die reformierte Generalsynode Frankreichs grundsätzlich ihr Einverständnis mit einer Trennung von Staat und Kirche aussprach. Und seitdem im Jahre 1882 der Religionsunterricht aus den offiziellen Staatsschulen entfernt und den Geistlichen zugewiesen wurde, haben die Aussichten auf Trennung von Staat und Kirche fortgesetzt an Boden gewonnen.

Seit den letzten sechs Jahren haben die Kämpfe zwischen Staat und katholischer Kirche die innere Politik Frankreichs in hohem Maße bestimmt. Unter dem Ministerpräsidenten Combes, der mit einer bewundernswerten Virtuosität den Kampf des Staates um Befreiung von der Herrschaft der katholischen Kirche geführt hat, nahmen die Bestrebungen auf Trennung feste gesetzgeberische Formen an, und Rouvier, der Nachfolger Combes, glaubte sich durch nichts besser bei den Mehrheitsparteien einführen zu können, als durch energische Fortsetzung des Combesschen Trennungswerkes. Allen parlamentarischen Gefährlichkeiten zum Trotz wurde also am 21. März die Beratung der Vorlage in der französischen Deputiertenkammer begonnen, und bis zum Karfreitag war sie so ernsthaft gefördert worden, daß die grundlegenden vier ersten Artikel bereits zur Annahme gelangt und keine ernsten Hindernisse mehr zu befürchten sind.

Die Bedeutung der gesetzgeberischen Aktion geht klar aus dem Wortlaut der Regierungsvorlage hervor. Wir geben deshalb hier einige Hauptartikel aus ihr wieder:

Artikel 2. Die Republik anerkennt weder noch besoldet und unterstützt sie irgend einen Kult. Infolgedessen werden vom 1. Januar an, der auf die Verkündigung dieses Gesetzes folgt, **Staats-, Departements- und Gemeindebudgets,** die sich auf die Unterhaltung der Kulte beziehen, **unterdrückt.**

Digitized by Google

Artikel 3. Die Etablissements, deren Aufhebung im Artikel 2 ausgesprochen ist, setzen ihre Funktion in Gemäßheit ihrer bisherigen Befugnisse fort, bis ihre Güter an die im vierten Teil vorgesehenen Vereine übergegangen sind, spätestens aber bis zum Ablauf der im folgenden angegebenen Frist.

Artikel 4. Innerhalb eines Jahres von der Veröffentlichung des gegenwärtigen Gesetzes an werden die beweglichen und unbeweglichen Güter der bischöflichen Mensen, der Kirchenfabriken, Presbyterialräte, Konsistorien und anderen öffentlichen Kultusanstalten mit allen auf ihnen haftenden Lasten und Verpflichtungen und mit ihrem besonderen Bestimmungszwecke von den gesetzlichen Vertretern dieser Anstalten den Gemeinschaften übertragen, die sich unter Anpassung an die Regeln der allgemeinen Organisation des Kultus, dessen Ausübung sie zu sichern beabsichtigen, nach den Bestimmungen des Artikels 17 für die Ausübung dieses Kultus in den ehemaligen Bezirken der genannten Anstalten gesetzmäßig gebildet haben werden.

Artikel 9. Die Kultusdiener, die ein vom Staat, den Departements oder den Gemeinden besoldetes Amt fünfundzwanzig Jahre lang bekleidet haben, von denen wenigstens zwanzig Jahre im Staatsdienst zugebracht sein müssen, erhalten auf Lebenszeit eine jährliche Pension, die der Hälfte ihres Gehaltes gleichkommt; jedoch darf diese Pension nicht unter 400 und nicht über 1200 Franken betragen. Die Departements und die Gemeinden können unter den gleichen Bedingungen wie der Staat den Kultusdienern, die gegenwärtig von ihnen besoldet werden, Pensionen oder Entschädigungen auf gleicher Grundlage und für die gleiche Dauer bewilligen.

Artikel 10. Die aus der Zeit vor dem Konkordat stammenden Gebäude, die der Ausübung des Kultus oder der Unterbringung der Kultusbeamten dienen, also Kathedralen, Kirchen, Kapellen, Tempel, Synagogen, erzbischöfliche Paläste, Pfarrhäuser, Seminarien, ferner die dazu gehörigen Grundstücke, sowie die Mobiliareinrichtung, die sich in den Gebäuden befand zu der Zeit, als sie zur Verfügung des Kultus gestellt wurden, sind und bleiben Eigentum des Staates, der Departements oder der Gemeinden; sie müssen aber zwei Jahre lang, von der Verkündigung des Gesetzes an, den kirchlichen Anstalten oder Vereinen, die sich zur Ausübung des Kultus in den Bezirken der aufgehobenen kirchlichen Etablissements gebildet haben, unentgeltlich zur Benutzung überlassen werden.

Staat, Departements und Gemeinden haben die gleiche Verpflichtung bezüglich derjenigen Gebäude, die aus der Zeit nach dem Abschluß des Konkordates stammen und deren Eigentümer sie sind, einschließlich der protestantisch-theologischen Fakultäten.

Man ersieht aus diesen Bestimmungen, daß die Franzosen sich ernstlich bemühen, den sozialdemokratischen Programmsatz: „Religion ist Privatsache", staatspolitisch durchzuführen. Nicht Kirchenfeindschaft oder politische Leidenschaftlichkeit — das ergibt sich übrigens auch aus den Kammerdebatten und den sonstigen Einzelvorgängen —, hat das Gesetz diktiert, sondern die Rücksicht auf die freiheitlichen Grundsätze der Republik und des modernen Lebens. Man hat eine Lösung gesucht, die allen Religionsbekenntnissen und religiösen Überzeugungen diejenigen Freiheiten und Rechte gewährleistet, die ein freies modernes Staatswesen geben kann. Das Wort und der Begriff Kirche soll aus der französischen Gesetzgebung künftighin ausscheiden. Öffentliche Mittel sollen für Kultuszwecke nicht mehr verwandt werden. Freie Kultusvereine, die, wie irgendwelche andere Vereine, der Vereinsgesetzgebung unterstellt werden, treten an die Stelle der Kirchen. Der Staat stellt sich den religiösen Kulten gegenüber auf den Standpunkt radikalster Neutralität.

So klar aus dem Wortlaut des Gesetzes hervorgeht, was die Tendenz desselben ist, so unklar und zweifelhaft bleibt es einstweilen, ob sich die Absichten des Gesetzes verwirklichen lassen werden.

Trotz eingehender, jahrelanger Debatten haben weder Freunde noch Gegner überzeugend nachweisen können, ob das Gesetz Frankreich den ersehnten religiösen Frieden bringen wird oder nicht. Sicher ist, daß die letzte große kirchenpolitische Reform, die Beseitigung des Religionsunterrichts aus den Staatsschulen, den erhofften religiösen Frieden bis jetzt nicht gebracht hat. Die klerikalen Elemente, die früher fortgesetzt über den kirchenfeindlichen Religionsunterricht der Lehrer klagten, jammern heute mit derselben Lebhaftigkeit über die materialistische Verderbnis des religionslosen Schulunterrichts! Sicher ist auch, daß in den letzten 15 Jahren die religiöse Gleichgültigkeit in weiten Kreisen des französischen Volkes gewachsen ist.

Unter Freunden und Gegnern findet die Zukunft ganz verschiedene Beurteilung. Die einen glauben, daß das Volk, wenn es selbst erst Opfer bringen müsse für seine Priester, Gotteshäuser und sonstigen Kultuserfordernisse, dann auch erst zu einer Wertschätzung derselben gelangen werde. Andere fürchten, daß die Opferwilligkeit der Gläubigen schon heute nicht mehr groß genug sei, um die erforderlichen Mittel für Kultuszwecke freiwillig aufzubringen, und daß sie auf keinen Fall lange genug vorhalten werde, um den Weiterbestand in seitheriger Art zu garantieren. Auf jeden Fall werden die religiösen Gemeinschaften aller Art in Frankreich künftighin auf eine Probe ihrer Lebensfähigkeit gestellt, wie sie sie seither noch nirgends durchzumachen hatten. Wenn in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gleichfalls keine Staatsmittel für Kultuszwecke aufgewandt werden und die religiösen Gemeinschaften trotzdem gut dabei bestehen, so darf man hierbei nicht vergessen, daß es sich um Kultusgemeinschaften handelt, die sich von vornherein auf Freiwilligkeit der Gläubigen aufbauten, während in Frankreich durch die Entziehung der Existenzmittel seither staatlich privilegierte Kirchen betroffen werden. Darin besteht die Einzigartigkeit des französischen Experiments! Und seine Tragweite zugleich! Sollte sich herausstellen, was auch orthodoxe Kirchengläubige zu hoffen wagen, daß die Kirchen sich in die neuen Zustände hineinfinden und vielleicht gar noch Fortschritte machen werden, so werden andere Staaten das erprobte französische Experiment früher oder später nachmachen. Sollte sich dagegen herausstellen, daß das privilegierte Kirchentum beim Aufhören der staatlichen Protektion rapide verfällt und alle eigene Lebenskraft in unserer Zeit vermissen läßt, so wird die Abkehr der Massen von diesem privilegierten Kirchentum auch außerhalb Frankreichs noch energischer als heute bemerkbar werden.

Politisch war bei den Beratungen die Stellung der jetzt geeinten französischen Sozialdemokratie hochinteressant. Der sozialistische Abgeordnete Aristide Briand als Berichterstatter der Separationskommission und der bekannte Jean Jaurès haben neben Combes und dem Kultusminister Bienvenu Martin das Hauptverdienst am Zustandekommen der Vorlage! In letzter Zeit waren die Schwierigkeiten, die ihnen von Links, von den radikalsten Sozialisten, gemacht wurden, noch viel größer als die Schwierigkeiten von klerikalen Gegnern. Da ist die staatsmännische Ruhe bewundernswert, mit der Briand den Heißspornen aus seinen eigenen Reihen im Parlament entgegentrat:

Wir werden uns nicht irre machen lassen; wir wissen, daß wir, treu unseren ersten Versprechungen, in dem Augenblicke, wo wir eine Reform von solcher Tragweite verwirklichen, die Pflicht haben, sie liberal zu machen. Sie können ein Gesetz machen, das wie ein Revolver gegen die Kirche gerichtet ist; aber wenn die Kirche sich dagegen empört, wenn man in allen Gemeinden ernsthafte Vorwände hat, um aus der Trennung Ihnen einen Vorwurf zu machen, und wenn auf Grund der nächsten Wahlen, gedrängt und geschlagen durch die Argumente unserer Gegner, die Kammer nicht mehr mit einer republikanischen Majorität zurückkehrt, — welche Gefahr für die Republik, welche Verantwortlichkeit für unser Gewissen! (Lebhafter Beifall.) Als Republikaner und als Sozialist kann ich die Dinge nicht mit dieser Leichtfertigkeit betrachten. Ich habe gesagt, daß der Entwurf der Kommission eine kluge, gerechte, liberale Trennung verwirklicht, und daß wir über eine Frage der Güter (Artikel 4), die keine ewige ist, uns nicht trennen sollten.

Unwillkürlich fordern solche verständigen Äußerungen zum Vergleich zwischen französischen und deutschen Sozialisten heraus! Jean Jaurès und Briand haben gerade bei den letzten Debatten wieder bewiesen, daß sie in bezug auf staatsmännische Klugheit ihres gleichen unter den Führern der deutschen Sozialdemokratie nicht haben!

Mehr noch als dieser Vergleich drängt sich aber dem aufmerksamen Beobachter der Vorgänge in Frankreich ein solcher auf zwischen der politischen Macht des Katholizismus drüben und bei uns. Im protestantischen Deutschland ist Zentrum Trumpf, im katholischen Frankreich gibt es keinen nennenswerten katholischen Machteinfluß. Bei uns sind die Minister zu jedem Entgegenkommen gegen den Katholizismus bereit, in Frankreich (sagt selbst die katholische „Köln. Volks-

Digitized by Google

zeitung") „sind die Instinkte der Regierung kirchenfeindlich". Im protestantischen Deutschland ist die Autorität der katholischen Geistlichen im Volke ungebrochen, im katholischen Frankreich steht „die große Mehrheit der Bevölkerung der Kirche feindselig, oder mindestens gleichgültig gegenüber". Die katholische Presse, im protestantischen Deutschland von ausschlaggebender Macht, hat im katholischen Frankreich so gut wie keine politische Bedeutung, und ist selbst in der so wichtigen Trennungsfrage schwankend.

Kurz und gut, nichts führt uns greller das Mißverhältnis zwischen Volkstum und Zentrumsmacht in Deutschland vor Augen, als ein genaues Studium der französischen Kirchenpolitik im gegenwärtigen Augenblick! Und deshalb seien die kirchenpolitischen Vorgänge, die auch den französischen Senat noch lebhaft beschäftigen werden, hiermit der allgemeinen Beachtung dringend empfohlen.

Franz Haidhäuser.

Unsere Bewegung

In der Osterwoche hat die Vereinsarbeit geruht. Sie muß nun mit um so größerer Regsamkeit einsetzen, je mehr die bürgerlichen Parteien in den bei ihnen so beliebten Sommerschlaf versinken. Daß in Bayern und Baden, wo Landtagswahlen vor der Tür stehen, kräftig gearbeitet wird, ist selbstverständlich. Aber auch im ganzen Reiche sind Pflichten zu erfüllen. In den Landesteilen, wo Sekretariate in Aussicht genommen sind, muß endlich auf eine Beschleunigung der Vorarbeiten gedrungen werden, damit im Herbst durchdachte Agitationspläne, zweckmäßige Flugschriften und genügend Versammlungsredner vorhanden sind. Die Einigung des Liberalismus in Schleswig-Holstein legt die Frage nahe, ob nicht auch in anderen Landesteilen durch zeitige Verabredungen mit nahestehenden Organisationen die nächsten Wahlen rechtzeitig vorbereitet werden können. Im Augenblick ist von ganz besonderer Wichtigkeit, daß man im Lande weiß, wie unsere Freunde zu der schmählichen Behandlung der Bergarbeiter im preußischen Landtag stehen. Es darf nicht den Anschein haben, als ob neben der Sozialdemokratie das Zentrum allein für die Bergarbeiter eintritt. Daher gilt es, solange die Versprechungen der Regierung noch nicht eingelöst sind, mit den besten Kräften überall Versammlungen abzuhalten, um die Regierung zu belehren, wie die öffentliche Meinung denkt.

Berlin. Der sozialliberale Verein veranstaltet am 9. Mai eine Schillerfeier. Den Vortrag des Abends wird Friedrich Naumann halten. An den Festvortrag schließt sich eine gemütliche Unterhaltung. Wir können unseren Mitgliedern und Gästen nur raten, recht frühzeitig zu erscheinen, da der Andrang voraussichtlich ein ungewöhnlich starker sein wird. Lokal: Alter Askanier, Anhaltstraße. Beginn 8½ Uhr.

Detmold, 30. April. Für Lippe und die angrenzenden Gebiete ist vom Wahlverein der Liberalen und der Lippischen liberalen Volkspartei ein Parteisekretariat begründet worden, dem die Erledigung der umfangreichen Geschäfte der lippischen Landesorganisation und die Ausbreitung der Gedanken des modernen Liberalismus in den Nachbarwahlkreisen obliegen soll. Die erste offizielle Veranstaltung des neuen Sekretariats bestand in der Einrichtung eines sozialliberalen Diskussionsabends nach dem Muster des Berliner Vereins. Der Erfolg war gleich ein guter. Am ersten Abend beteiligten sich über 30 Herren, die sich zu einer regelmäßigen Teilnahme verpflichteten und fast sämtlich zum Ausdruck brachten, daß sie in der Diskussion über die verschiedenen politischen Fragen und Probleme eine wichtige Aufgaben erblickten und von ihr mannigfache Anregungen für die Vereinsarbeit erwarteten. Die Abende sollen alle 14 Tage stattfinden. Den nächsten Vortrag wird Herr Stärcke über die gegenwärtige Lage des modernen Liberalismus in Deutschland halten. Danach soll über eine Reihe lippischer Fragen diskutiert werden. Die lippischen Leser der „Hilfe" werden gebeten, ihre Adressen dem Sekretariat in Detmold, Paulinenstr. 39, einzureichen.

Stuttgart. Mit dem Tema: „Der Kampf gegen die geistliche Schulherrschaft, über das am 19. April Lehrer Tews-Berlin referierte, fand unser Schulfragenzyklus seinen wirkungsvollen Abschluß. Der Redner wußte seine Zuhörer in hohem Maße zu fesseln und erntete mit seinen Ausführungen reichen Beifall. Das hiesige sozialdemokratische Organ bringt einen sehr ausführlichen, objektiven Versammlungsbericht und bemerkt einleitend: „Tews ist ein vorzüglicher Redner, der nicht nur Viel und Wohldurchdachtes seinen Zuhörern zu sagen hat, sondern auch die Form der Rede meisterhaft beherrscht". Am Schluß der Debatte über den Vortrag drückte der Vorsitzende des hiesigen Bezirkslehrervereins dem Nationalsozialen Ortsverein Stuttgart im Namen der Stuttgarter Lehrerschaft seinen Dank aus für den Schulfragenzyklus, durch den manches gute Samenkörnlein ausgestreut worden sei, das wohl auch manche gute Frucht zeitige. Sein Urteil über den Zyklus faßte er in das Wort zusammen: „Ende gut, alles gut!"

Soziale Bewegung

Der bevorstehende 5. deutsche Gewerkschaftskongreß in Köln beschäftigt die gewerkschaftlichen Kreise sehr lebhaft. In verschiedenen Zeitschriften hat der Vorsitzende der Generalkommission, Legien, Betrachtungen über den vermutlichen Verlauf angestellt, die auf recht friedliche Debatten schließen lassen. Die Agitation unter den Arbeiterinnen soll aktiv gefördert werden durch Anstellung eigener Beamten für diesen Zweck. Fremdsprachliche Arbeiter sollen durch Ausbau ihrer fremdsprachlichen Fachpresse noch lebhafter als seither für den Anschluß an die Gewerkschaftsorganisationen interessiert werden. Die Regelung der Streikunterstützung wird nach Legiens Ansicht erst später möglich sein, wenn mehr Erfahrungen als heute vorliegen. Zum erstenmal soll die Beseitigung des Kost- und Logiszwanges beim Arbeitgeber in den Kreis der Erörterungen eines Gewerkschaftskongresses gezogen werden. In bezug auf die Maifeier „wird voraussichtlich eine Verständigung unschwer zu erreichen sein, wenn auch nicht zu verkennen ist, daß in den letzten Jahren die Meinungen über die Zweckmäßigkeit, die Maifeier durch Arbeitsruhe zu begehen, sehr weit auseinander gegangen sind". Lange Diskussionen wird nach Legiens Meinung die Entscheidung „Arbeitskammer oder Arbeiterkammern" hervorrufen, dagegen werde Einmütigkeit im Urteil der Beratung über den Generalstreik herrschen. „Soweit sich die Sache übersehen läßt, scheint die Organisation der Gewerkschaftsverbände gegen den Generalstreikbazillus immun zu sein."

Unternehmer-Terrorismus. Es ist viel die Rede vom Terrorismus der Arbeiter, der durch Drohungen, Verrufserklärung, Belästigungen aller Art andersdenkende oder gleichgültige Kollegen in die Organisationen zu treiben sucht. Kein ernsthafter Sozialpolitiker wird solchen gewalttätigen Zwang billigen, selbst wenn sich manche mildernde und entschuldigende Umstände auffinden lassen. Gegen solchen Terrorismus schreiten Behörden und Gerichte mit den Strafmitteln des § 153 G. O. oder mit den noch schärferen Bestimmungen des Strafgesetzbuchs ein. Was aber geschieht, so fragt mit Recht die „Soziale Praxis", den Arbeitgebern, wenn sie die Arbeiter zum Verlassen ihrer Organisation zu nötigen versuchen? Gerade in der letzten Zeit ist es wieder häufiger bekannt geworden, daß Arbeitgeber die Kündigung androhen oder verhängen, wenn die Arbeiter nicht aus ihrer Organisation austreten und sich schriftlich verpflichten, keinem Verbande anzugehören. Der Arbeitgeber bedient sich allerdings anderer Mittel; er braucht nicht Drohungen, Verrufserklärungen, Schläge usw. anzuwenden. Er kündigt einfach. Das ist sein Recht. Und doch ist es eine Gewalttat, ein Akt des Terrorismus, wenn er, der für sich alle Vorteile der Organisation in Anspruch nimmt, die Arbeiter vor die Wahl stellt, entweder auf die Ausübung eines durch Reichsgesetz gewährleisteten Rechts zu verzichten oder die Fabrik zu verlassen und mit Weib und Kind der Arbeitslosigkeit mit ihren Schrecken und Nöten entgegenzugehen. Verläßt der Arbeiter seine Organisation, so handelt er gegen die Arbeiterehre und die Solidarität; er schwächt den Verband und beraubt sich seines besten Schutzes und Rückhalts. Aber auf der Seite muß ihn der Gedanke, sich und die Seinigen der sicheren Existenz, des täglichen Brotes, der Heimat zu berauben, aufs äußerste bedrängen. Wir meinen, solch seelische Qualen, die ein Arbeitgeber verhängt, weil seinem Herrentrotz die auf dem Boden des Gesetzes stehende Organisation der Arbeiter nicht paßt, sind ebenso schlimm wie die Belästigungen durch Schimpfworte und Püffe, die ein gewerkschaftlicher Fanatiker gegen andere Arbeiter ausübt. Sittlich steht der Terrorismus des Arbeitgebers zum mindesten ebenso tief wie der des Arbeiters. Aber strafbar ist er zurzeit nicht. Hier ist einer der Fälle, wo das Recht höchstes Unrecht ist. Sicher wird noch die Zeit kommen, wo der Arbeiter durch das Gesetz vor solchen Willkürakten der Entlassung geschützt und der Arbeitgeber wegen zwangsweiser Verhinderung der Arbeiter an der Ausübung des Koalitionsrechts gestraft wird.

Der Streik der Fabrikschuhmacher in Weißenfels, der mit beispielloser Erbitterung geführt wurde, ist nach zehnwöchiger Dauer zuungunsten der Arbeiter beendet worden. Am Gründonnerstag vormittag war es noch zweifelhaft, ob der einmütig geführte Kampf um Tarifverträge noch vor Ostern beendet sein würde, aber bereits am Nachmittag gab es die Gewißheit, daß die Fortsetzung des Streiks in dem Hauptziel als aussichtslos erschien. Die Führer und Vertrauensleute traten zusammen und faßten den inhaltsschweren Beschluß, die Wiederaufnahme der Arbeit auf der ganzen Linie zu proklamieren, den Lohntarif zurückzuziehen und durch die Fabrikausschüsse in mündliche Unterhandlungen mit den einzelnen Fabrikanten zu treten, wie es schon am 28. März die Tarifkommission in Vorschlag brachte, damals aber von den Ausständigen abgewiesen wurde. So wurde denn am Karfreitag mit den meisten Fabrikanten verhandelt. Die Betriebsleiter kamen ihren alten Arbeitern nicht unfreundlich entgegen. Alle Schärfen sollen bei den Einstellungen vermieden bleiben. Am Sonnabend vor Ostern wurden die Streikposten eingezogen, und am Dienstag oder Mittwoch nach dem Fest wurde die Arbeit wieder aufgenommen.

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Eugen Katz in Berlin. — Druck von Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 12.

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 18. Berlin, 7. Mai 1905

Zweifel

Wenn du bist, Allmächtiger, und wenn du allgegenwärtig bist, dann bitte ich dich, zeige mir, wer du bist! Othlo. 11. Jahrh.

In der Klosterzelle von St. Emmeran zu Regensburg sitzt ein Mönch. Es hatte ihn mit unwiderstehlicher Macht „aus der Welt" getrieben. Seine Eltern ahnten nichts von seinem Schritt, seine Verwandten stimmten nicht zu. Aber ihn hatte himmlische Sehnsucht gefaßt: er wollte ein echter, frommer Mönch werden, Gott dienen, ihm sein ganzes Leben weihen. Und da überfielen ihn in der stillen Einsamkeit die Zweifel. War es recht gewesen, daß er fortgelaufen war? Leisteten ihm hier diese Mauern Bürgschaft dafür, daß er Gottes Gnade an solchem Ort finden würde? Narr, daß er das geglaubt hatte! Er wurde ein unglücklicher Mensch. Er schalt sich über seine Zweifel und wurde sie doch nicht los. Seine starke Jugendkraft, die sich an Amt und Arbeit nicht zerreiben konnte, suchte die himmlischen Gedanken zu umspannen und Gottes Herr zu werden. Aber wo findet er Gott? In der heiligen Schrift; so hat er es gelernt; so hat er mit fester Überzeugung geglaubt. Aber wer bürgt denn für die Wahrheit dieses Buches? Wer? Die Zweifel werden größer, tiefer. Stoßweis bricht sich aus des Mönches angstvoller Seele der Ruf: Gibt es einen Gott? Die Wände staunten, die Mauern starrten. Daß so etwas Unerhörtes hier gesprochen wurde, hier in der heiligen Stille, wo die Vögelein Gott ihr Loblied singen und wilde Rosen sich um das Fensterkreuz winden. Aber er muß alles durchdenken bis zum letzten, letzten Schluß. Es läßt ihn nicht ruhen. Nur kommt er nicht zu Ende, und müde verwirrt sich seine Seele in sich selbst. Er faltet die Hände. Er will beten; er soll ja beten. Aber zu wem? Er hatte ja eben den vom Thron gestoßen, zu dessen Füßen er sich niederwerfen will. Aber wirklich — er betet! Langsam, versonnen kommt es über seine Lippen: „Wenn du bist, Allmächtiger, und wenn du allgegenwärtig bist, dann bitte ich dich, zeige mir, wer du bist!" Solch' ergreifenden Ton hatten die Lüfte noch nicht gehört. Sie hielten still den Atem an. Hier rang ja eine Seele um Gott. Scheinbar war's ein verfluchtes Gebet, das sie zum Himmel tragen sollten, das Widerspiel jeden Gebets. Und doch lag in ihm solch' heiße tiefe Andacht wie in tausend anderen Gebeten nicht, die sie sonst widerwillig zu hören bekamen. Es lohnte oft nicht, das wertlose Zeug vor Gott zu bringen; aber dies Gebet trugen sie sorgsam vor Gottes Thron, und er hörte darauf. Er, der Mächtigste, kämpft gern mit Kräftigen und nicht mit Schwachen, die volle Persönlichkeit will anerkannt sein, nicht von Menschlein, die nur nachbeten und nachreden, sondern von ganzen Personen. Das „Du", das zum Himmel sich wendet, muß kommen aus dem Munde eines „Ich." Wer sich zu Gott wagt, der findet.

Othlo, der Mönch von St. Emmeran, tat „Buße" für diese Stunden, die er als „Versuchungen" des Bösen auffaßte und in eigener Schrift beschrieb. Und doch stand er damals Gott näher, als wenn er später in katholischem Eifer für Rechtgläubigkeit und Kirche stritt. Denn nicht der Zweifel ist Sünde. Es fragt sich allein, ob man mit seinem Zweifel ein mehr oder weniger geistreiches Spiel treibt, oder ob der Zweifel unser innerstes Wesen erschüttert. In diesem Fall ist Zweifeln dasselbe, was der Frühlingswind für den Winter wird: umgestaltende neue Kraft!

Traub.

Schillers Idealismus

In der Schule haben wir gelernt: Goethe ist Realist, und Schiller ist Idealist. Es war uns natürlich erwünscht, die beiden größten deutschen Dichter so bequem kategorisieren zu können, aber gedacht haben wir uns dabei nichts oder doch nicht viel. Und das konnte auch gar nicht anders sein, denn um wirklich zu verstehen, inwiefern Goethe ein Realist und warum Schiller ein Idealist genannt werden muß, dazu gehört doch etwas mehr, als halbwüchsige Jungen aufzubieten vermögen. Ich will heute versuchen, den Satz von Schillers Idealismus etwas näher zu begründen. Es wird sich dabei herausstellen, daß man darunter verschiedenes verstehen kann und nicht alles davon gleichen Wert hat.

Man heißt jemanden einen ideal angelegten Menschen, wenn er weniger auf materielle Genüsse und seinen materiellen Vorteil, als darauf bedacht ist, edle Gesinnung zu pflegen und ihr gemäß zu handeln. Dieser Lebens-Idealismus war Schiller eigen und zwar in hohem Maße. Es war einfach seine Natur, enthusiastisch zu sein, d. h. der Idee des Guten mit Affekt zu folgen. Treffend hat ihn Kuno Fischer charakterisiert: „Seine Gemüts- und Denkart hatte die angeborene Höhenrichtung, den Zug in das Große und Gewaltige, mit einem Wort den Charakter des Erhabenen. Es war ihm Hochgenuß, sich innerlich zu erheben und alles Kleine und Niedrige tief unter sich im Staube zu sehen. In diesem Bedürfnis und kraftvollen Drange bestand der natürliche und dichterische Pulsschlag seines Wesens, das in seiner Vollendung kein Ausdruck je schöner und treffender bezeichnet hat als das Goethische Wort: „Und hinter ihm im wesenlosen Scheine lag, was uns alle bändigt, das Gemeine." Aus diesem eingeborenen Idealismus heraus entstanden die tragischen Figuren der ersten Schillerschen Dramen von Karl Moor bis Posa.

Es war natürlich und besonders in jener philosophisch gerichteten Zeit natürlich, daß Schiller mehr und mehr auch das Bedürfnis fühlte, die Ideen, die er in seinem Inneren vorfand, philosophisch zu begründen: der Lebens-Idealismus seines Wesens sollte mit philosophischem Idealismus fundiert werden. Und da war es wiederum selbstverständlich, daß er zu Kant griff, denn dessen Ruhm überschattete bereits alle anderen. Schiller war 28 Jahre alt, als er zum ersten Male eine Schrift Kants las. Schon vorher hatte er viel von ihm gehört, besonders durch Körner, dann auch durch Reinhold, aber erst im Jahre 1787 las er zwei Abhandlungen Kants, die „Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" und den „Mutmaßlichen Anfang der Menschengeschichte". Diese geschichtsphilosophischen Abhandlungen befriedigten Schiller sehr, besonders die erstere, da er in ihr Gedanken fand, die er selber gehegt hatte, und er schrieb damals an Körner: „Daß ich Kant noch lesen und vielleicht studieren werde, scheint mir ziemlich ausgemacht." Das geschah dann in der Tat, und von allen Schriften Kants hat ihn am meisten diejenige gefesselt, welche die Ästhetik behandelt, die „Kritik der Urteilskraft", denn hier fand er die Theorie dessen, was er intuitiv in seinen Dramen geschaffen hatte. Von dieser Schrift schreibt Schiller 1791 an Körner, daß sie ihn „hinreißt durch ihren lichtvollen, geistreichen Inhalt" und ihm „das größte Vergnügen beigebracht" hat, sich „nach und nach in seine Philosophie hineinzuarbeiten". So kam Schiller zu seinem philosophischen Idealismus. Es ist aber sicherlich nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, daß Schillers philosophischer Idealismus von demjenigen Kants in einigen Punkten abgewichen ist und gerade in

Digitized by Google

diesen Punkten einer kritischen Prüfung nicht standhält. Ich will zwei dieser Differenzen hervorheben: sie betreffen das „radikal Böse" in der Menschennatur und das Verhältnis des ästhetischen zum moralischen Menschen.

Kant war Schiller nur insofern ähnlich, als auch er ein edler Charakter gewesen ist, im übrigen aber waren die beiden grundverschieden. Schiller war eben doch, trotz seiner philosophischen Neigungen, in erster Linie und vor allem anderen Künstler, Kant dagegen ist eine ziemlich unkünstlerische Natur gewesen. Dafür aber war er ein Logiker, wie ihn die Welt nicht wieder gesehen hat. Seinem Verstande mußte sich alles offenbaren, was der menschliche Verstand zu durchdringen vermag, und die feinsten Unterschiede, die von anderen übersehen wurden und werden, hat Kant bemerkt. Diese eminent logische Vernunft hat uns das philosophische System gegeben, das man kritischen Idealismus nennt. Hierzu gehört auch die Schrift über „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft". Schiller bekennt, daß diese Schrift ihn tief ergriffen hat, aber die darin enthaltene Lehre vom radikalen Bösen in der Menschennatur fand er empörend. Auch Goethe sprach sich damals ähnlich aus und scheute sogar das Wort nicht, Kant habe seinen reinen Philosophenmantel freventlich mit dem radikal Bösen beschlabbert. Aber Kant hat sich gar nicht beschlabbert, sondern eine einfache logische Konsequenz gezogen, die, kurz gesagt, in folgendem besteht: Der Mensch hat die Tendenz, stets seiner Neigung, seinem Glücksstreben entsprechend zu handeln, und nur sofern er seiner Neigung die Befolgung des Sittengesetzes abringt, handelt er jener Tendenz entgegen; der empirische Mensch ist also im Grunde, in der Wurzel, in der Radix ein nach Neigungen handelndes, ein amoralisches Wesen — seine Natur ist „radikal böse". Dagegen läßt sich, wie man bei näherer Untersuchung einsehen kann, nichts Stichhaltiges einwenden, und wenn Goethe und Schiller den Gedanken des radikal Bösen nicht anerkennen konnten, so lag das nicht an diesem Gedanken, sondern daran, daß sie ihn nicht anerkennen wollten; Goethe hauptsächlich wohl seiner spinozistischen Richtung wegen, Schiller aber aus ästhetischer Abneigung. Schiller fühlte sich eben in seinem ästhetischen Harmoniebedürfnis durch Kants moralischen Rigorismus verletzt, wenn er ihm auch in vielem zustimmte, und so schrieb er noch 1799 an Goethe, gerade in bezug auf das radikal Böse, er habe sich nie mit Kants Entwickelung versöhnen können. Auch im übrigen versuchte Schiller dem Rigorismus der Kantschen Moral Grenzen zu ziehen: er unternahm es in der Abhandlung über „Anmut und Würde, die Pflicht mit der Neigung in der sittlichen Grazie zu versöhnen. Kant antwortete in der zweiten Auflage seiner Schrift über die Religion auf diese „mit Meisterhand verfaßte Abhandlung" und meint, wenn sie sich „nur untereinander verständlich machen könnten" würde zwischen ihnen keine Uneinigkeit bestehen. Aber das darf wohl bezweifelt werden, denn in den „Briefen über die ästhetische Erziehung" wich Schiller noch weiter von Kant ab. Hier wird der Unterschied bereits zu einem prinzipiellen. Kant hat von einem Primat der praktischen Vernunft gesprochen, was zwar nicht seiner Ableitung, aber dem ganzen Zusammenhange nach besagen soll, daß über die letzten Zwecke des Menschen uns nur die praktische Vernunft belehrt, die uns das Wesen der Moral und Religion enthüllt. Bei Schiller dagegen kann man geradezu von einem Primat der ästhetischen Urteilskraft sprechen, denn bei ihm ist der ästhetische Mensch einerseits Bedingung und Vorstufe, andererseits aber auch Vollendung des moralischen Menschen. Das ist jedoch irrig. Die Moral ist ein ursprüngliches Element unserer Vernunft und unabhängig von ästhetischer Erziehung. Wo käme denn bei all denen, die eine solche Erziehung nicht genossen haben, die moralische Kraft her? Wenn auch bei vielen von ihnen eigentliche Moral nicht beobachtet wird — wissen wir nicht, daß manche unter ihnen mehr moralische Kraft haben als ästhetisch gebildete Menschen? Damit soll nicht gesagt sein, daß die Ästhetik die Moral nicht fördern könne; aber eine Bedingung der Moral ist sie nicht. Ebensowenig ihre Vollendung. Aber gerade darauf geht Schiller hinaus. Sowohl aus seinen theoretischen Schriften wie aus seinen philosophischen Gedichten, besonders aus „Das Ideal und das Leben" ist zu ersehen, daß für Schiller das Endziel die ästhetische Freiheit, die reine begierdelose Betrachtung ist, ihre Herstellung aus den Gebundenheiten des Lebens durch den Einfluß der Schönheit und Kunst. Dies ist Schillers theoretischer Idealismus. Wohin der aber führt, hat er selber präzis in einem Epigramm über die idealische Freiheit gesagt:

„Aus dem Leben heraus sind der Wege zwei dir geöffnet;
Zum Ideale führt einer, der andere zum Tod.
Siehe, wie du bei Zeiten noch frei auf dem ersten entspringest,
Ehe die Parze mit Zwang dich auf dem andern entführt!"

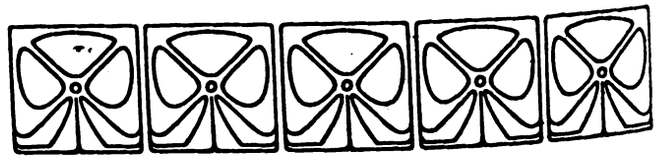
„Aus dem Leben heraus . . ." Kant aber hat gar keinen Zweifel darüber gelassen, daß dies nicht unsere Aufgabe ist — daß uns nicht das ästhetische Ideal aus dem Leben heraus, sondern das praktische Ideal durch das Leben hindurch führen soll . . .

In Jubiläumszeiten werden leicht Fehler zu Tugenden gemacht, und deshalb mag es wohl nicht überflüssig sein, darauf hinzuweisen, daß Schiller auch in einige Irrtümer geraten ist. Es mag sogar nötig sein, da es schon ohne Jubiläum kritiklose Bücher gibt, die zu erzählen wissen, Schiller habe Kant „fortgebildet", und da auch die Neigung zu „ästhetischer Weltanschauung" weit verbreitet ist. Im übrigen beweisen aber die Mängel des theoretischen Idealismus Schillers natürlich gar nichts gegen den Dichter, sondern wiederum nur das eine, daß Kunst und Wissenschaft inkommensurabel sind. Der große Künstler ist Genie oder richtiger: hat Genie, d. h. die angeborene Gemütsanlage, durch welche die Natur der Kunst die Regel gibt. Das ist eine Gabe der Natur und läßt sich nicht erlernen, auch durch alle philosophischen Studien der Welt nicht, weshalb es denn für den Künstler Schiller nichts ausmachte, daß seine theoretischen Arbeiten nicht einwandfrei sind. Umgekehrt ist die logische Haltbarkeit das erste Kriterium für den Wert einer wissenschaftlichen Leistung, über die man gar nichts, nämlich einen Unsinn sagt, wenn man sie „genial" nennt.

Schiller ist zu seinem theoretischen Primat der Ästhetik sicherlich nur deshalb gelangt, weil eben seine ganze Natur vor allem ästhetisch war, nicht aber, weil er etwa dem damaligen Despotismus die Konzession gemacht habe, die praktische Befreiung der Menschen bis nach der ästhetischen Ausbildung, also auf unabsehbare Zeit hinauszuschieben. Diesen Zusammenhang zwischen Despotismus und Schillers Idealismus behauptet allen Ernstes die Geistesverirrung, die sich materialistische Geschichtsauffassung nennt, aber es lohnt nicht, darüber ein Wort zu verlieren. Dagegen ist es wichtig, noch darauf hinzuweisen, daß Schiller selber durch seine Taten seine Theorie widerlegt hat. Was ist es denn, was uns alle an Schillers Dramen erhebt? Ihre nie versagende Wirkung wäre ganz unerklärlich, wenn ihr Schönes keinen objektiven Charakter hätte. Nun gibt es aber nur einen Fall der objektiven Schönheit: das Moralische. Die Wahrnehmung des Moralischen ist stets mit ästhetischer Lust verbunden, hier liegt notwendige, apriorische Schönheit vor; bei allem übrigen kann dem einen ästhetisch gefallen, was dem anderen mißfällt. Schiller hat lange nach dem objektiven Charakter des Schönen gesucht — hier ist er, im Moralischen. Und im Moralischen, nämlich in den moralischen Ideen der praktischen Freiheit und Menschenwürde, die in allen Dramen Schillers von den Räubern bis zu Tell verkörpert werden, liegt auch das Zwingende ihrer Wirkung, selbst denjenigen gegenüber, die vielleicht unter rein ästhetischen Gesichtspunkten manchem widerstreben würden. Das aber bedeutet: Schiller hat theoretisch das Primat der Ästhetik behauptet, durch die Tat jedoch intuitiv das Primat der praktischen Vernunft wieder hergestellt.

Und weil er dies tat, weil er in seinen Dramen schließlich immer wieder seinen Lebens-Idealismus, nicht seinen theoretischen, sprechen ließ, sind sie so unsterblich wie die Ideen, die sie darstellen, und dem einfachsten Manne verständlich. Immer wieder erheben sie uns, weil sie selber erhaben sind.

Dr. Robert Prill.



Digitized by Google

Bildungshygiene

Von Else Hasse.

(Schluß.)

Diese auf genialer Kenntnis der rechten Bildungshygiene beruhenden Methoden erfahren indessen in den höheren Unterrichtsstadien nicht einen Ausbau sondern eine fortschreitende Abschwächung, und ihr Prinzip ist für den fortbildungsbedürftigen erwachsenen Menschen fast in Vergessenheit geraten. Es ist merkwürdig, wie eng man da heutzutage den Bildungsbegriff faßt. Nur Kenntnisse erwerben, auf dem Laufenden sein, alle jüngsten Wahrheiten sich gewissenhaft einverleiben, alle neuesten Bücher lesen, über alle brennenden aktuellen Fragen unterrichtet sein, an der Spitze der Zeitgemäßheit marschieren — daß indessen dabei das wichtigste vernachlässigt wird: das Verständnis für die scheinbar unzeitgemäßen, aber ewigen Wahrheiten, das Eindringen in die großen geistigen Zusammenhänge, die sich über das Gesamtleben und -streben der Menschheit ausbreiten, das Aufblicken zu den obersten bedingenden Normen unserer sittlichen Entwickelung — das sagt man sich nicht.

Wenn man in der Wintersaison die Vortragsprogramme der Vereine, Volkshochschulkurse, Arbeiterbildungsschulen, Diskussionsgesellschaften usw. durchliest, so stößt man auf das bunteste Gemengsel, in welchem Erörterungen von Tagesfragen, wissenschaftlichen Funden und sonstigen neuen Errungenschaften absolut vorherrschen: drahtlose Telegraphie, neue Ausgrabungen, Agrarpolitik, moderne Stile, Heilserumstherapie, Kolonialpraxis u. s. f.; daneben auch, seit Okkultismus, Theosophie und die Bewegungen für einheitliche Weltanschauung sich vor der Öffentlichkeit aussprechen, Themen wie: der Sinn des Lebens, kosmologische Spekulationen, der neue Gott usw. Und überall aufmerksame Zuhörer, so daß man angesichts der regen Beteiligung frohlocken zu müssen glaubt, „wie wir's so herrlich weit gebracht", wie Verständnis und Interesse vor keiner Schwierigkeit Halt machen.

Es zeigt sich aber bald, daß die meisten ebenso nüchtern und geistig unbelebt von dannen gehen, wie sie gekommen sind, höchstens durch einige im Gedächtnis hängen gebliebene Brocken bereichert. Keine Steigerung ihrer Lebenskraft, keine Vertiefung der Lebensanschauung, keine Festigung und Läuterung des Wollens. Woran liegt das? Es fehlt doch oftmals nicht an Empfänglichkeit, an den vorbereitenden Kenntnissen und entgegenkommenden eignen Gedanken, an der Fähigkeit, das Neuerlernte dem Alten anzugliedern? — Gleichwohl hindert uns die einseitige Arbeit und Inanspruchnahme des Verstandes, jene hinzuerworbenen Kenntnisse praktisch werden zu lassen, sie umzusetzen in Empfindungen, Willensantriebe und Taten. Theoretisches Wissen geht nicht in Fleisch und Blut über. Aufgesammelter Wissensstoff aber, der sich nicht irgendwie ins praktische Leben hinein entladen kann, muß zerstörend wirken, wenn auch nur in der Weise, daß er im Besitzer geistigen Hochmut, Bildungsdünkel, Besserwissenwollen aufkommen läßt, wodurch sein Gefühlsleben abgekühlt und sein Zusammenhalt mit anderen Menschen gelockert wird. Was aus diesen (oft nur zufällig erhaschten) wissenschaftlichen Belehrungen in die Praxis hineingelangt, ist meist etwas rein Methodisches, was außerhalb der Studierstube Schaden anrichten kann: nämlich jene gleichmütige theoretische Betrachtungsweise, die nur nach dem Sein und nicht nach dem Wert der Dinge fragt, die keine Unterschiede aufstellt, und für die auch das Nebensächliche zum Ereignis wird. Diese Betrachtungsweise, so unerläßlich sie für gelehrte Studien ist, hat keine Berechtigung im lebendigen Leben draußen, wo es gilt, den Wert der Dinge richtig zu unterscheiden. Ja, wenn es ein Hauptkennzeichen wahrer Bildung ist, daß man fähig wird, „Hauptsächliches und Nebensächliches auseinanderzuhalten", so muß ein Mangel an Unterscheidungskraft, ein Maß von Verstehen, das zuviel Ja sagt, eine Haltung, die dem Menschen etwas apathisch Beschauliches gibt und ihn zum Eingreifen und Handeln ungeschickt macht, geradezu als Unbildung gelten. —

Nun es sich gezeigt hat, daß die Gemütskultur kein bloßes Nebenprodukt der Verstandesbildung ist, und daß theoretisches Wissen und Aufklärung nicht veredelnd zurückwirken auf unser Gefühls- und Willensleben, so hat man sich wieder — lose anknüpfend an Pestalozzi und Fröbel — mit der Bildung des Gemüts als mit einer Sache für sich beschäftigt. Da sind z. B. die Vereine zur Pflege der künstlerischen Bildung, welche die Kunst bekanntlich auch in das Leben des Volkes sowie in die Schulstube und Kinderstube einführen wollen. Sie gehen von dem richtigen Gedanken aus, daß die Erkenntnis des Schönen eine Gefühlserkenntnis ist und daß schöne Farben, Formen und Töne ihren Weg ins Innere des Menschen nicht durch den Verstand nehmen. Allein auch das Schönheitsempfinden entfaltet seine ganze bildende Kraft erst in einem bereits vorgebildeten Gemüt, welches die Schönheit als ein Symbol höheren Lebens zu erfassen vermag; wenn es sich nicht mit tieferen Gedanken und Gefühlen vermählt, dann bleibt das Schönheitsempfinden zu eng an die Sinne gebunden und verstärkt nur noch die Sinnlichkeit. Dadurch wird der Genußsucht Vorschub geleistet, und aus dem immerwährenden Streben nach Lustgefühlen, dem Aufgehen in ästhetischen Sensationen kann nur eine noch stärkere Erweichung des Charakters folgen.

Für die Belebung der Gefühlswelt tun einiges die Weltanschauungs-Bewegungen — man kann beobachten, wie da verschmachtete Gemüter, die das dumpfe Bewußtsein ihrer einseitigen Verstandesbildung haben, mit heißem Eifer jedes Tautröpfchen auffangen, wie ein schlichtes Wort da einen raschen Widerhall und warme Kraftgefühle wecken kann, nicht weil es den Erkenntnistrieb befriedigte, sondern weil es das Herz aufschloß. Indessen handelt es sich bei den Darbietungen jener Vereine zumeist doch um Anregung der sogenannten „intellektuellen" Gefühle: Interessegefühle, Geltungs- und Übereinstimmungsgefühle usw., und das kurze Aufflammen der Erkenntnisfreude teilt sich nicht dem ganzen Menschen mit. Auch bleibt die schwärmerische Naturbegeisterung — der religiöse Ausklang des intellektuellen Lebens jener Kreise — nicht ohne Gefahr für das Willensleben; denn der Begriff „Natur" sanktioniert alles, während der Begriff „Gott" nur das Gute sanktioniert.

Was die Kirche, die ja den uralten, köstlichen Gemütsbesitz der Menschheit verwaltet, durch Anrufung der heiligsten Gefühle für die Charakter- und Gemütsbildung leistet, ist noch bedeutend genug; allein sie findet es doch schwierig, sich mit dem Verstande, der ihr entgegen ist, in ein neues Verhältnis zu setzen und ihm ihre Glaubens- und Lebenswahrheiten in einer Form darzureichen, die er annehmen muß. Darum haben sich die Wirkungen der Kirche überall dort abgeschwächt, wo das Verstandesleben vorherrscht.

Die Kirche braucht Vermittler, die Verbindungsfäden ziehen zwischen Kirchenlehre und Leben, Fäden, die auch durch den Verstand hindurchgehen und für seine spitzigsten Werkzeuge unzerstörbar sein müssen. Ein solcher berufener Vermittler ist uns in Dr. F. W. Foerster erschienen, einem hervorragenden Pädagogen, dem Verfasser der „Jugendlehre" (ein Buch für Eltern, Lehrer und Geistliche. Berlin 1904. Georg Reimer) und „Lebenskunde" (ein Buch für Knaben und Mädchen. Ebenda), dessen Methode des ethischen Unterrichts darauf hinzielt, unter Mitwirkung des Verstandes alle diejenigen Gedanken in den Menschen einzuführen, welche geeignet sind, das Gefühls- und Willensleben zu wecken und zu stärken.

Hier haben wir, was wir heute suchen: eine Fortsetzung dessen, was Pestalozzi und Fröbel geleistet haben, eine Fortbildungsmethode für das reifere Kindesalter, die kein Seelenvermögen unberücksichtigt läßt, sondern allen die gedeihlichste Kost verabreicht und Verstand, Gefühl und Wille zu vereinter Tätigkeit zusammenzwingt. Foerster ist sich klar darüber, daß alles Erlernte erst dann eine Beziehung zum wirklichen Leben und zur Gesamtkraft der Seele erhält, wenn die Bildung des Verstandes der Charakterbildung untergeordnet wird. Mit feiner, vornehmer Klugheit weiß er das Wissen fruchtbar zu machen für das Gewissen und die Ergebnisse der realistischen Lebensbeobachtung zur Unterstützung der sittlich-religiösen Wahrheiten heranzuziehen. Weil er erkannt hat, daß wir nicht bilden können ohne zu erziehen und nicht erziehen können, wenn wir nicht die freie Selbstentschließung und den Wunsch nach Selbsttätigkeit wecken, darum läßt er die Jugend unter seiner unmerklichen Leitung das oft so fremdartig anmutende Sittengesetz erst entdecken, und zwar als den Inhalt ihres eigenen, tiefsten Wollens entdecken. Durch verständnisvolles Eingehen auf seine Schwächen und Interessen, Vorlieben und Vorurteile wird das heranwachsende Kind in der wirksamsten, fröhlichsten

Digitized by Google

und anschaulichsten Weise für Selbsterkenntnis, Selbstbeherrschung, Mitleid, Menschenliebe, Demut, Tapferkeit, kurz für alle diejenigen Regungen gewonnen, welche den Menschen in seine Tiefen einführen. Erst dadurch aber wird religiöse und ästhetische Kultur möglich gemacht.

Foersters Methode enthält die Grundsätze einer wahren Bildungshygiene. Im Hinblick auf die Erfolge seiner Lehrtätigkeit wird der Wunsch rege, daß diese Methode für die Volksbildungspraxis weiter ausgebaut werden möchte. Soll die Verteilung von Wissen fördernd einwirken auf die Volksbildung und Volkssittlichkeit, so wird man pädagogischer zu Werke gehen, die tiefsten Bedürfnisse der Menschennatur besser bedenken und eine Gedankensaat in die Seelen hineinstreuen müssen, die der Gesamtbeschaffenheit des Bodens entspricht, die ihn nicht einseitig ausnutzt, sondern alle Kräfte und Vermögen tätig werden läßt.

Allerlei

Nur immer langsam. Die vernünftige Idee war heute wirklich umgezogen, sehr ungezogen! Sie wollte durchaus im hellen Sonnenschein vor aller Augen spazieren gehen! „Aber ich bitte dich," sagte die Tante Heuchelei, weißt du denn nicht, wie sehr der Onkel Stumpfsinn so etwas haßt? Und wenn es der Vetter Bückling erfährt! Nein, mein Kind, du bist noch zu jung; bleibe ruhig zu Haus! Du erinnerst dich doch, daß der Onkel neulich erst gesagt hat, du kämst ihm hier im Hause manchmal ganz verständig vor! Und der Vetter erklärte jüngst, du seiest ihm im Grunde sogar lieb hier so unter uns! Aber draußen — nein, das geht nicht! Also sei lieb und bleibe hübsch hier!" Aber die vernünftige Idee hatte heute ein eigensinniges Kribbelköpfchen. Und so witschte sie heimlich aus der Tür und sprang mitten unter die Leute. Heiliger Strohsack, machten die dumme Gesichter! Wie angenagelt blieben sie stehen und schüttelten die dicken Köpfe. Einige riefen auch nach der Polizei. — Leichtfüßig eilte die kleine Kecke weiter und ließ die guten Bürger gucken, soviel sie wollten; sie hatte es sich fest vorgenommen, heute auch gleich vor die Augen des regierenden Fürsten des Liliputländchens zu gelangen und ihm mal unter den die Stirn fast verdeckenden wallenden Federbusch zu blicken, den berühmten Federbusch, den der Hofmarschall täglich sehr sorgfältig am Hute befestigte. Weiß der Himmel, fast wäre es ihr geglückt! Aber gottlob, als sie sich verdrängte beim Herannahen der Hofequipagen, faßte sie noch gerade zur rechten Zeit ein vorsorglicher Höfling am Arm und zog sie energisch und rasch zurück. Und da stand sie und seufzte betrübt: „Vielleicht hätte ich ihm ganz gut gefallen!" „Himmel, das wäre ja gerade das Unglück!" flüsterte wütend neben ihr der Höfling. — Die vernünftige Idee blickte scheu zur Seite, und ein Tränchen rollte von der rosigen Wange in den grauen, erstickenden Sand. „Weine nicht, Kind," sagte ein alter guter Mann, „weine nicht! Du bist wirklich zu früh in den Sonnenschein gesprungen. Geh' nach Hause und warte! Und wenn du erst eine alte würdige Dame bist, paß mal auf, wie sie dir dann zujubeln! Dann haben sie dich alle schon längst gekannt und geliebt! Geh nach Hause, mein Kind, und warte!" Und die vernünftige Idee machte ihrem Namen Ehre und tat also. —

Wir haben diese Erzählung vollständig abgedruckt, weil wir dadurch am besten die Aufmerksamkeit der Leser zu erregen hoffen für ein Buch, das solche Aufmerksamkeit in hohem Grade verdient. Auf dem Titelblatt lesen wir: **Mumuksha von Kurt Kamlah.** Mit 28 Bildern und Umschlagzeichnung von Otto Boyer. Leipzig-Berlin. Modernes Verlagsbureau Kurt Wigand. 1905. Um beim Äußeren anzufangen, so sei rühmend die Sorgfalt hervorgehoben, welche der Verleger auf Druck und Papier, überhaupt auf die äußere Ausstattung gewendet hat, wenn wir auch nicht verschweigen wollen, daß die Bilder in ihrer Gesamtheit wohl nur einen aufs allermodernste gestimmten Geschmack entzücken werden. Auch dem Titel gegenüber haben wir unsere Bedenken; er klingt dem großen Publikum zu fremdartig, um noch anziehend zu wirken. Wir Deutschen verachten freilich gern, was „nicht weit her" ist. Dieser scheint uns aber zu weit hergeholt: er stammt nämlich aus dem Sanskrit. Freundlicherweise hilft uns der Verfasser, das seltsame Wort zu verstehen, indem er auf der zweiten Seite des Buches sagt: „Sind denn nicht alle echten, auch die kleinsten und anspruchlosesten Schöpfungen unseres Geistes nur der Ausdruck des „Mumuksha", wie es im Sanskrit heißt, unseres Verlangens nach Befreiung?" Damit kommen wir nun in das Innere des Buches und finden in demselben auf etwa 200 Seiten 28 Erzählungen, Skizzen, Stimmungsbilder, die immer geistreich gedacht, immer tief empfunden, immer in vollendeter Form dargestellt sind. Die Sprache ist dem Inhalt mit so wundervoller Feinfühligkeit angepaßt, daß sie ganz einfach und natürlich erscheint: der Künstler verschwindet hinter dem Kunstwerk. Es ist schwer, Einzelheiten hervorzuheben. Als besondere Perlen möchten wir bezeichnen: „Der ewige Student", „Rückkehr", „Ach ja, es waren doch selige Zeiten", „O zarter Hauch der reinen Jugendliebe", „Wenn der Mensch Lokalgröße wird". Es ist ein Buch, das man gern immer wieder in die Hand nimmt, und an dem man sich immer von neuem erfreut. Fp.

Melodie.

Hast du es nicht auch empfunden,
Was so oft uns drückt und hemmt?
In den besten deiner Stunden
Sind dir alle Menschen fremd.

Andre können dir nicht geben,
Was du selber werden magst;
Hart und grausam ist das Leben,
Niemand kümmert's, wenn du klagst.

Einen Cäsar sah die Erde
Werden, walten und vergeh'n,
Und um dich wird diese Erde
Ganz gewiß nicht stille steh'n.

In dem großen Musizieren
Bist du nur ein leiser Hauch,
Nur ein Ton, der kaum zu spüren;
Wie ein Ton verklingst du auch.

Wirst dich ohne Spur verlieren,
Dich zermalmt der Zeiten Schritt;
In dem großen Musizieren
Klingst du leise, ewig mit.

Karlernst Kantz.

Eingegangene Bücher

Von den uns zur Besprechung zugesandten Büchern und Broschüren führen wir folgende hier an (die mit einem * bezeichneten sind bereits zur Besprechung vergeben):

Abessinien und die evangelische Kirche. Von Karl Paul, Pfarrer. Ludw. Ungelenk, Dresden-A. und Leipzig. 148 S.

Achter Bericht des Frauenbundes zu Frankfurt a. M. für das Jahr 1904. Frankfurt a. M., Langestr. 36.

Arbeiter-Sekretariat Breslau. Jahresbericht, 5. Geschäftsjahr. Selbstverlag des Arbeiter-Sekretariats Breslau. 63 S.

Aufsätze über den Streik der Bergarbeiter im Ruhrgebiet. Gustav Fischer, Jena. 128 S. 0,80 Mk.

Aus dem Leben eines Dorfpfarrers. Von D. theol. Karl Mommert. E. Haberland, Leipzig-R. 482 S.

Aus den Tagen der Götterdämmerung. Aufzeichnungen eines Kämpfers. Hermann Seemann Nachfl., Berlin und Leipzig. 101 S.

***Bücher der Weisheit und Schönheit.** Herausgeg. von J. E. Freiherrn von Grotthuß. Greiner und Pfeiffer. Stuttgart. 1. Serie. 12 Bände. Preis des Bandes (etwa 300 S.) geb. 2,50 Mk.

Christentum und Kultur. Von D. Dr. E. W. Mayer, Professor der Theologie. Trowitzsch & Sohn, Berlin. 63 S.

Das Evangelium der natürlichen Erziehung. Von Dr. Ewald Hauke. K. G. Th. Scheffer, Leipzig. 94 S.

Das Leben Oberlins. Von Kommandeur W. Elwin Oliphant. Verl. der Heilsarmee-Grundstücksgesellschaft. Berlin, Blücherplatz 1. 130 S.

Das neue Weltalter und seine Propheten. Von einem Protestanten. E. Pierson, Dresden. 136 S. 2,50 Mk.

Das Problem der Mutterschaftsversicherung. Von Else Lüders. E. S. Mittler & Sohn, Berlin. 15 S. 0,30 Mk.

Das sechste Jahr in deutschen Landerziehungsheimen. Von Hermann Lietz. Schloß Bieberstein, Haubinda und Ilsenburg 1904. 59 S.

Der Lehrer in der Literatur. Von Dr. Wohlrabe. A. W. Zickfeldt, Osterwieck (Harz). 480 S. Geh. 6 Mk., geb. 7 Mk.

Deutsch-Amerika. Gedichte von Marie Raible. In Kommission der Osiander'schen Buchhandlung, Tübingen. 215 S. Geb. 4 Mk.

***Deutscher Glaube.** Von Lic. Fr. Michael Schiele. Dürr'sche Buchhandlung, Leipzig. 8 Mk.

Die Bekämpfung der Infektionskrankheiten. Von Erich Wernicke, Professor der Hygiene. Merzbachsche Verlagsanstalt, Posen. 19 S. 0,30 Mk.

Die Entwickelung des deutschen Wirtschaftslebens im 19. Jahrhundert. Von L. Pohle. 57. Bändchen der Sammlung: Aus Natur und Geisteswelt. B. G. Teubner, Leipzig. 132 S. Geb. 1,25 Mk.

Die gegenwärtige Krisis in der modernen Gemeinschaftsbewegung. Von Paul Fleisch, Pastor coll. in Kloster Loccum. H. G. Wallmann, Leipzig. 45 S. 0,75 Mk.

Die Hygiene des Geistes. Von Dr. Paul Marc. Krüger & Comp., Leipzig. 100 S. Geh. 1,50 Mk., geb. 2 Mk.

Die im evangelischen Deutschland geltenden Ordinationsverpflichtungen, geschichtlich geordnet von Pastor Georg Löber. Georg Wigand, Leipzig. 89 S. 1,50 Mk.

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 19

Nationalsoziale Wochenschrift

Sonntag, den 14. Mai 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Marokko — Der letzte Königsberger Akt — Not der Landwirtschaft — Wilhelm Freiherr v. Hammerstein — Trennung von Religionsunterricht und Volksschule — Die Kirche und die untere Schicht — Scheinliberalismus — Die Nationalzeitung — Die Berggesetzkommission des preußischen Abgeordnetenhauses) — **Dr. E. Katz**: Reichserbschaftssteuer — **H. v. Gerlach, M. d. R.**: Schwurgerichte oder Schöffengerichte? — **Dr. Struve**: Parteitag der Deutschfreisinnigen Partei in Schleswig-Holstein — **Dr. Wilhelm Walk**: Gewerkvereinskongreß — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — **Lic. E. Traub**: Zielbewußt — **Naumann**: Venedig I. — **Helene Christaller**: Bilder aus einem Dorfe — Kunst — Allerlei.

Politische Notizen

Marokko. Das wichtigste Ereignis der vergangenen Woche bilden die von Frankreich dem Sultan überreichten Reformvorschläge. Mit Hilfe eines Pariser Bankinstituts soll eine marokkanische Staatsbank errichtet werden, welche die Erhebung der Steuer- und Zolleinnahmen und endlich die Kontrolle über die Privatschatulle des Sultans übernimmt. Diese Bank verwaltet allen marokkanischen Regierungsbesitz und ist allein berechtigt, dem Sultan Anleihen zu gewähren. Überschüsse aus den Moscheenbesitz verwendet sie im Interesse der Verbreitung französischer Sprache. Also ein marokkanisches Schatzamt in französischen Händen! Daneben verlangt Frankreich Aufenthaltssteuern für Fremde und Einführung neuer Abgaben für Küsten- und Binnenhandel. Diese französischen Forderungen bedeuten nichts anderes als den Ausschluß alles nicht französischen Handels und Einflusses von Marokko. Der Londoner „Standard", im Einvernehmen mit dem überwiegenden Teil der englischen Presse, schürt die französischen Ansprüche, indem er meint: „Deutschland möge sich nur nicht einbilden, daß seine Handelsbeziehungen in Marokko über den Einfluß von Privatpersonen hinausgehen würden". Nun hat ja der Sultan erklärt, auf die von Frankreich vorgeschlagenen Reformen nur dann einzugehen, wenn sie im Einverständnis mit allen Mächten durchgeführt würden. Und Deutschland, das sich mit allen Mächten außer Frankreich, England, Spanien zu gemeinsamem Vorgehen geeinigt hat, kann natürlich diesen Reformen niemals zustimmen. Es ist nur die Frage, wie lange der Sultan unter dem Drucke seiner nächsten Nachbarn und deren lieben Freunde fest bleiben wird. Sicher ist, daß die neuerliche Haltung Englands unsere Situation nicht leichter gemacht hat. Sachlich hat England dieselben Interessen der offenen Tür in Marokko wie Deutschland. Es scheint aber nun plötzlich zu meinen, es sei zweckmäßig dort Opfer zu bringen, um im Bunde mit dem rastlosen Delcassé der verhaßten deutschen Konkurrenzmacht im Ganzen Hindernisse in den Weg zu legen. Der offenherzige englische Admiral Fitzgerald schrieb, er sähe den Entscheidungskampf um Weltmarkt und Weltmacht „lieber morgen" als später, wenn Deutschland im Besitze einer größeren Flotte sei. Natürlich weist das offizielle England diesen Heißsporn von sich ab. Aber Fitzgerald hat doch die Stimmung von Leuten getroffen, die auf die englische Politik nicht ganz einflußlos sein können. Jedenfalls liegt das Terrain des marokkanischen Streites außerhalb Marokkos. Hoffentlich bleibt die öffentliche Meinung in Frankreich fest! Bisher scheint sie ja im Gegensatz zu Delcassé einzusehen, daß es nicht im französischen Interesse liegen kann, mit einem englischen Bündnis Deutschland schwächen zu wollen!

Der letzte Königsberger Akt. Das Reichsgericht hat am 6. Mai die Revision gegen das Urteil des Landgerichts Königsberg i. Pr. in dem berüchtigten Russenprozeß zurückgewiesen. Von beiden Seiten war Revision eingelegt worden. Die Revision der Angeklagten wandte sich gegen ihre Verurteilung wegen Geheimbündelei. Die Revision der Staatsanwaltschaft versuchte, die Freisprechung der Angeklagten von der Beschuldigung des Hochverrats gegen Rußland umzustoßen. Daß die Revision der Angeklagten wegen ihrer Verurteilung in einem Nebenpunkt verworfen wurde, tritt völlig in den Hintergrund gegenüber dem politischen Ereignis, das die endgültige Niederlage der Staatsanwaltschaft darstellt. Man kann der Staatsanwaltschaft das Zeugnis nicht versagen, daß sie bis zum letzten Atemzuge für den Zarismus gekämpft hat. Der Reichsanwalt scheute sich sogar nicht, ein politisches Moment in sein Plaidoyer hineinzutragen. Er vertrat den ungemein bedenklichen Standpunkt, es sei möglich, daß die Ausbeutung des Königsberger Strafverfahrens seitens der politischen Presse die Richter vielleicht ein wenig nach der anderen Seite hin drängte. Das Reichsgericht wahrte jedoch die Würde der deutschen Justiz in mustergültiger Weise, indem es sich auf den allein korrekten Standpunkt stellte, daß die Verurteilung der Angeklagten wegen Hochverrats deshalb ausgeschlossen ist, weil die Gegenseitigkeit durch Rußland nicht verbürgt ist. Das hatten die Verteidiger immer gesagt. Das sagte jede juristische Logik, von dem gesunden Menschenverstand ganz zu schweigen. Nur die preußische Justizverwaltung stellte sich auf einen anderen Standpunkt. In ihrem Namen hatte Minister Schönstedt im vergangenen Winter im preußischen Abgeordnetenhaus erklärt, daß das, was die Revisionsschrift des Staatsanwalts besage, sein höchst persönlicher Standpunkt sei. Es war außerordentlich bedenklich, daß Herr Schönstedt durch eine derartige Meinungsäußerung in ein schwebendes Strafverfahren eingriff. Tun Abgeordnete oder Zeitungen ähnliches, so pflegen sie vom Regierungstische aus ordentlich gerüffelt zu werden. Vor allem hat Herr Schönstedt durch seine unvorsichtigen Äußerungen im Landtage jedoch das erzielt, daß der jetzige Spruch des Reichsgerichts für ihn eine geradezu vernichtende persönliche Niederlage darstellt. In anderen Ländern würde ein Minister aus einer solchen Blamage seine Konsequenzen ziehen. In Preußen freilich dient ja jede Niederlage eines Ministers durch die öffentliche Meinung nur dazu, seine amtliche Stellung zu befestigen.

Not der Landwirtschaft — gibt's ja gar nicht! Das ist die neueste Offenherzigkeit der Deutschen Tageszeitung. Nur „in einigen Kreisen", meint sie, könne man von solcher Not sprechen. Im allgemeinen rentiert sich die Landwirtschaft. Sie rentiert sich nur nicht hoch genug. Das Ziel der agrarischen Bewegung sei, die landwirtschaftliche Rente ungefähr so hoch zu treiben, wie sich das in Industrie und Handel gesteckte Kapital verzinse. — Schade, ewig schade, daß das Hauptorgan des Bundes der Landwirte sich nicht schon vor ein paar Monaten so wahrheitsgetreu geäußert hat. Haben nicht sehr viele Abgeordnete nur deshalb den neuen Handelsverträgen zugestimmt, weil sie glaubten, sie könnten dadurch der „Not der Landwirtschaft" steuern? Die gesamte Agitation des

Digitized by Google

Bundes der Landwirte für die höheren Getreidezölle ist auf das Schlagwort von der „Not der Landwirtschaft" basiert worden, das man jetzt, wo man die Beute eingeheimst hat, mit einer Art Zynismus selbst als Schwindel preisgibt. Noch sind die höheren Zölle nicht in Kraft. Treten sie erst in Wirksamkeit, so werden sie nicht der „Not" steuern, wie die Agrarier jahrelang dem Volke vorgelogen, sondern die schon vorhandene nicht unerhebliche Grundrente steigern, wie Liberale und Sozialdemokraten stets wahrheitsgemäß behauptet haben. Und wenn das bündlerische Blatt scheinheilig hinzufügt, man könne es den Landwirten nicht verargen, wenn sie dieselbe fette Rente wie Industrielle und Kaufleute beziehen wollten, so vergißt es die Kleinigkeit, daß kein Kaufmann und kein liberaler Industrieller der Allgemeinheit Opfer zumutet, um seine eigenen Einnahmen zu steigern. Der Unterschied zwischen beiden Teilen ist der, daß die einen sich eine möglichst gute Revenue durch ihre Arbeit, die anderen durch Staatssubventionen sichern wollen.

Wilhelm Freiherr v. Hammerstein. Das ist der Titel einer eben veröffentlichten Schrift von außerordentlichem politischen Interesse. Hans Leuß, einst Redakteur im Stöckerschen „Volk", dann antisemitischer Reichstagsabgeordneter, jetzt sozialdemokratischer Schriftsteller, ist mit der Herausgabe des literarischen Nachlasses des einstigen Chefs der „Kreuzzeitung" betraut worden. Er war wegen seiner persönlichen Beziehungen zu Hammerstein und den anderen besonders in Betracht kommenden Personen zu dieser Aufgabe berufen, wie kaum ein anderer, und hat sich ihrer in geschicktester Weise entledigt. Auf den Inhalt der Schrift wird später näher einzugehen sein.

Trennung von Religionsunterricht und Volksschule verlangte am 1. Mai eine von 500 Lehrern und Lehrerinnen besuchte Versammlung in Bremen. Über die Vorgeschichte dieses Beschlusses, auf die hier nur kurz eingegangen werden kann, schreibt man uns:

„Bremen hat Schulverhältnisse, die, was die Bewegungsfreiheit der Lehrer, insbesondere im Religionsunterricht, anbetrifft, Preußen als Vorbild dienen können. Doch gibt es seit einigen Jahren für die bremischen Volksschullehrer eine Schulinspektion, unter der sie nach preußischer Art schon manches zu leiden hatten. Besonders der Schulinspektor Köppe aus Erfurt versuchte vermittels einer in Bremen ungewohnten Gesinnungsriecherei, die den Religionsunterricht erteilenden Lehrer in den Bahnen dogmatischer Enge festzuhalten. Es regnete Vermahnungen und Vorladungen. Zwei Lehrern wurde der Religionsunterricht entzogen, ein dritter wurde vor den Schulinspektor zitiert und einem direkt inquisitorischen Verfahren über seine religiöse Überzeugung unterworfen. Dieser letzte Fall erregte in Bremen einen Sturm der Entrüstung. Die ganzen Verhältnisse des verpreußten Religionsunterrichtes gelangten in der bremischen Bürgerschaft und dann in einer allgemeinen Versammlung bremischer Lehrer und Lehrerinnen zur Sprache. Diese Versammlung wählte eine Kommission, die sich nach folgender Resolution richten soll: „Die Versammlung ist der Ansicht, daß der Religionsunterricht aus der Schule entfernt werden muß und beauftragt die zu erwählende Kommission, diesen Punkt in geeigneter Weise zu vertreten."

Fände die bremische Lehrerschaft in ihrem mutigen Vorgehen zahlreiche Nachfolger, dann würden diejenigen, die in der Entfernung des Religionsunterrichtes aus der Schule die einzig richtige Lösung erblicken, mit dieser Forderung bei manchen politischen Parteien mehr Verständnis finden.

Die Kirche und die untere Schicht. Aus Baden schreibt man uns: Daß das Urchristentum von Jesus und Paulus bis zu den ersten Christengemeinden der griechisch-römischen Weltstädte im wesentlichen eine religiöse Bewegung der unteren Schicht war, ist sicher. Ebenso sicher ist, daß in Deutschland die kirchlichen Vertretungskörper der Gegenwart wesentlich plutokratischen Charakter haben: Die „besseren" Leute bilden, namentlich in den Städten, die erdrückende Mehrheit in den Presbyterien und größeren Vertretungen. Der kirchliche Liberalismus hat hier dieselben Sünden auf dem Gewissen, wie die Orthodoxie. Ja er hat in vielen Fällen den Unfug geduldet, daß religiös indifferente gut situierte Stumpfbolde, deren einzige kirchliche Leistung die mit der selbstverständlichen Hoffnung auf eine anständige Leichenrede gezahlte Kirchensteuer war, zu Repräsentanten von religiösen Körperschaften gewählt wurden. Demgegenüber muß mit großer Anerkennung hervorgehoben werden, daß soeben der Badische Oberkirchenrat in seinem Bescheid auf die Synodenbeschlüsse des Jahres 1904 die Wahl von kirchlichen Gemeindevertretern auch aus den unteren Schichten des Volkes dringend empfiehlt:

„Sie sind", sagt der Bescheid, „vor allem dazu geeignet, sich selbst und auch die Kirche und die Geistlichen von dem Verdacht zu reinigen, als hielte es die offizielle Kirche mit den Reichen, mit den Besitzenden. Sie können diejenigen, denen sie durch ihren Beruf und ihre Lebenshaltung gesellschaftlich am nächsten stehen, zu vertrauensvoller Stellung gegenüber der Kirche zurückbringen. Die Geistlichen aber haben die ernstliche Pflicht, den vielen Grollenden der unteren Schichten mit verdoppelter Treue entgegenzukommen und ihnen menschlich fühlende Teilnahme an ihren Freuden und Leiden zu bezeugen".

Treffliche Worte, würdig der altbadischen liberalen Tradition!

Scheinliberalismus. Es gibt eine Art von Liberalismus, der es nicht nicht wohl ist, wenn sie sich nicht von Zeit zu Zeit bis auf die Knochen blamiert. So hat der geeinigte Liberalismus in Königsberg, bestehend aus Nationalliberalen und Freisinnigen, schon seit geraumer Zeit alles mögliche getan, um nicht nur der ostpreußischen Sozialdemokratie den besten Agitationsstoff zu geben, sondern auch bei anständigen Liberalen an politischem Kredit zu verlieren. Was soll man zu der Rede sagen, die jüngst wieder der volksparteiliche Landtagsabgeordnete Gyßling vor seinen Königsberger Wählern hielt? Der Herr meinte über das Bergarbeiterschutzgesetz:

„Am 10. Mai werden im Abgeordnetenhaus die Verhandlungen von neuem aufgenommen, und es sei noch gar nicht abzusehen, wann sie zu Ende sein würden, da niemand das Schicksal der Berggesetz-Novelle kenne, die man doch nicht mutwillig einfach dem Reichstag zuschieben könne."

Und über die sozialpolitische Tätigkeit der Parlamente urteilte er:

„Die lange Dauer der Sessionen rührt auch aus dem Umstande her, daß sich in den Parlamenten mehr und mehr eine Popularitätshascherei geltend macht. Insbesondere in der Sozialpolitik. Einer will immer sozialpolitischer sein wie der andere! Das ist der ungünstige Einfluß der Sozialdemokratie, die unserem parlamentarischen Leben überhaupt die tiefsten Wunden geschlagen hat."

Also Herr Gyßling fühlt sich verpflichtet, den Konservativen im preußischen Landtag gegenüber Regierung, Zentrum und — Freisinnigen den Rücken zu stärken. Er findet, daß im preußischen Landtag sozialpolitische Popularitätshascherei herrscht. Er bedauert, daß das Hervortreten der Sozialpolitik dem parlamentarischen Leben die tiefsten Wunden geschlagen hat. Das ist der Liberalismus, der am liebsten noch reaktionärer wäre wie das Junkertum, wenn nicht zufällig seine Sonderinteressen bei der Handelsfreiheit lägen! Was aber haben die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine zu diesem Freisinnsvertreter zu sagen?

Die Nationalzeitung wird, wie die „Nationalliberale Korrespondenz" schreibt, nicht in konservatives Fahrwasser einlenken. Es ist bezeichnend, daß das amtliche Organ der nationalliberalen Partei, verschiedenen Gerüchten gegenüber, dieses ausdrücklich betonen muß. Noch während der Zollkämpfe hatte die Nationalzeitung ganz energisch gegen die Rechtsbrüche der Reichstagsmehrheit Front gemacht; bis etwa zum Anfange des Jahres 1904 hatte sie überhaupt zu den, leider nicht mehr sehr zahlreichen, liberalen Blättern gehört, die, unbekümmert um Fraktionsmeinungen oder Geschäftsinteressen, eine unabhängige liberale Überzeugung besitzen. Seitdem ist die Nationalzeitung immer mehr nach rechts gerückt, sie hat das reaktionäre Schulkompromiß verteidigt und poltert heute ähnlich gegen den entschiedenen Liberalismus, wie irgend ein freikonservatives Blatt. Ob die Nationalzeitung eingeht, ob sie unter liberalem Namen weiter besteht oder ob sie sich endgültig konservativ nennt, das kann dem entschiedenen Liberalismus gleichgültig sein.

Die Berggesetzkommission des preußischen Abgeordnetenhauses zeigt anscheinend einen unheimlichen Arbeitseifer. Sie ist acht Tage später wie das Plenum in die Osterferien gegangen, und hat jetzt, acht Tage früher, die Arbeit wieder aufgenommen. Diesmal beschäftigt sie sich mit der zweiten Berggesetznovelle, die das seitherige Zechenstillegen verhindern soll. Während freikonservative und nationalliberale Abgeordnete in heißem Wetteifer bemüht sind, auch dieser Novelle die Giftzähne auszubrechen, die dem Grubenkapital gefährlich werden könnten, schlagen sich Konservative und Zentrumsanhänger ziemlich einheitlich und energisch auf die Seite der Regierung. Infolgedessen sind bis jetzt unter teilweiser Zustimmung der beiden freisinnigen Kommissionsmitglieder die Hauptparagraphen des Regierungsentwurfes nahezu unverändert angenommen worden. Hoffentlich erlebt nicht auch diese Novelle in der zweiten Kommissionsberatung noch eine ähnliche Verschlechterung wie die über den Bergarbeiterschutz. Wie es heißt, sollen beide Novellen gleichzeitig an das Abgeordnetenhaus zurückkommen, nachdem sie von der Kommission vorher zweimal gelesen sind. Wir würden also frühestens Mitte nächster Woche die Berggesetze im preußischen Dreiklassenparlament wieder auftauchen sehen.

Digitized by Google

Reichserbschaftssteuer

Im nächsten Herbst wird dem Reichstag eine neue Finanzreform vorliegen. Die Regierung hat, volkswirtschaftlich betrachtet, zwei Möglichkeiten, um die Finanznot des Reiches für einige Zeit zu beseitigen. Sie kann entweder durch Erhöhung der Bier- und Tabakbesteuerung die Masse des Volkes stärker belasten, oder sie kann durch eine Reichserbschaftssteuer die großen Vermögen, die vom Reiche bisher geschont wurden, mehr heranziehen. Eine Erhöhung der Verbrauchsbesteuerung wünschen Konservative und Bündler. Dagegen tritt das Zentrum jetzt mit ungeahnter Lebhaftigkeit für eine Reichserbschaftssteuer ein.

Politisch angesehen, erscheint es wahrscheinlicher, daß die Regierung den zweiten Weg gehen wird. Steht doch gleichzeitig mit der Finanzreform eine neue Flottenvorlage in Aussicht! Es ist nicht anzunehmen, daß das Zentrum, ohne dessen Hilfe beide Vorlagen keine Mehrheit finden, für die Deckung neuer Ausgaben durch neue Verteuerung der Lebenshaltung stimmen wird. Schließlich besitzt auch die gegenwärtige Regierung wohl reaktionäre Gesinnung, aber kaum reaktionäre Energie genug, um mit der Parole vor die Wähler zu treten: „Baut neue Schiffe mit teurem Bier und teurem Tabak!" Man tut also gut, sich mit dem Gedanken einer Reichserbschaftssteuer, die über kurz oder lang kommen wird, vertraut zu machen. Vor allem haben die linksstehenden Parteien alle Ursache, sich über die Prinzipien klar zu werden, mit denen man vom Standpunkt sozialer Gerechtigkeit an diese Frage herantreten muß.

Eine zeitgemäße Veranlassung, uns mit dieser Frage zu beschäftigen, bietet die Haltung der „Freien Deutschen Presse" Eugen Richters. Bekanntlich hat ein der Regierung nahestehendes Organ gemeldet, es liege gegenwärtig dem preußischen Staatsministerium ein Gesetz vor, das eine Reichserbschaftssteuer mit einem voraussichtlichen Ertrag von 100 Millionen enthält; von diesen 100 Millionen solle den Einzelstaaten zur Entschädigung für die Aufhebung ihrer Erbschaftssteuern 20 Millionen gewährt werden. Hierzu bemerkt das in der freisinnigen Volkspartei maßgebende Blatt:

„Es wird abzuwarten sein, ob sich diese Nachricht bestätigt. Vorerst erscheint uns dieselbe unglaubwürdig, einmal wegen des Gedankens, aus den Mitteln einer Reichssteuer die Einzelstaaten für die Aufgabe ihrer besonderen, sehr verschiedenartigen Landessteuer zu entschädigen, sodann auch wegen der Absicht der Ausdehnung der Steuerpflicht auf Ehegatten, Deszendenten und Aszendenten (Erbfälle zwischen Eltern und Kindern). Mit Ausnahme von Elsaß-Lothringen sind gegenwärtig in ganz Deutschland die Erbschaften in direkter Erbfolge steuerfrei, und wiederholte Versuche der Regierung, in Preußen (!) die Steuerpflicht nach dieser Richtung auszudehnen, sind gescheitert. In der freisinnigen Volkspartei wird, abgesehen davon, gegenwärtig eine Reichserbschaftssteuer umsoweniger angezeigt erachtet, als sich aus einer Reform der Branntweinbesteuerung mindestens 60 Millionen Mark ohne neue Belastung der Gesamtheit erzielen lassen würden."

Sollte diese Ablehnung das letzte Wort der freisinnigen Volkspartei zu einer brauchbaren Reichserbschaftssteuer sein?

Denn daß eine Reichserbschaftssteuer, die das Erbe der Kinder und Ehegatten frei läßt, nur einen Schlag ins Wasser bedeutet, ist doch klar. Wenn die Steuer wirklich ergiebig sein soll, so kann man nicht die weit überwiegende Zahl der Erbschaften von ihr ausnehmen! Es ist das beste Kennzeichen der Erbschaftssteuer in den meisten deutschen Einzelstaaten, daß sie fast nichts einbringt, weil man jene Erbschaften frei läßt. Will man aber Härten vermeiden, so lasse man nicht die Erbschaften aller Ehegatten und Kinder (auch Schenkungen, Stiftungen usw.) frei, sondern man gewähre allem Erbvermögen bis zu einer gewissen Höhe Steuerfreiheit! In England sind Erbschaften bis zur Höhe von 4000 Mk. der Besteuerung nicht unterworfen und die britische Erbschaftssteuer trägt mit ihren Ergänzungen jährlich etwa 280 Millionen Mark ein. Wir sind gewiß nicht so reich wie die Engländer. Werden aber wirklich die Einnahmen aus einer deutschen Erbschaftssteuer auf 100 Millionen Mark veranschlagt, so zeigt dies, daß wir gegenüber englischen Verhältnissen es mit einem viel geringeren Steuersatz zu tun haben.

Die Erbschaftssteuer, wenn sie richtig ausgebaut wird, besitzt neben der Ergiebigkeit den Vorzug größter Gerechtigkeit. Sie ist ergiebig und gerecht, wenn die größeren Vermögen progressiv stärker herangezogen werden als die kleineren, wenn die Erbschaften von entfernter Verwandtschaft mehr besteuert werden als die von naher Verwandtschaft. Gladstone verteidigte seinerzeit in England die Erbschaftssteuer damit, daß sie „niemanden drückt". Den Erblasser drückt sie gewiß nicht! Aber die Erben? Nun, Erbschaften pflegen auch dann nicht ausgeschlagen zu werden, wenn ein geringer Prozentsatz der Gesamtheit zugute kommt. Erkennt man dem Staate die Befugnis zu, Eigentum und Erbrecht zu schützen, erkennt man somit ein Privileg des Besitzes an, so ist es nicht mehr als billig, zu verlangen, daß den Rechten des Besitzes auch Pflichten entsprechen. Sich dieser Logik entziehen, das heißt, die Junker rechtfertigen, die an den historischen Privilegien des Grundbesitzes festhalten, obwohl sie keinerlei feudale Verpflichtungen anerkennen.

Es wird zuweilen eingewandt, daß die Unternehmungslust unter eine Erbschaftssteuer zu leiden habe. Nun, man kann wohl nicht behaupten, daß der englische Unternehmungsgeist durch jene von Liberalen eingeführte Steuer besonders herabgemindert worden sei. Und Deutschland wird dem großen Kapital sobald nicht zu nahe treten. Wir überlassen es dem englischen Vetter, Erschaften von einer Million Pfund unter Nichtblutsverwandten mit 18 pCt. zu besteuern. Die „Freie deutsche Presse" beklagt sich fast täglich darüber, daß die deutschen Arbeiter einer Klassenpartei folgen. Wenn die englischen Arbeiter anders handeln, so geschieht dies zum guten Teil deswegen, weil sie nicht unter einer drückenden Klassenbesteuerung seufzen müssen.

Gewiß wäre es wünschenswert, wenn die Liebesgaben aus der Branntweinsteuer dem Reiche zugute kämen. Aber wie utopisch ist die Hoffnung, daß die Regierung, mit der wir es zu tun haben, um dieser Reform willen es mit den Agrariern aller Richtungen verdürbe! Präsentiert jedoch die Regierung eine Reichserbschaftssteuer, der vom Großgrundbesitz schon genügend Schwierigkeiten gemacht werden, dann würde der Liberalismus einen geradezu unverantwortlichen Fehler begehen, wenn er hier nicht in seiner Gesamtheit die Regierung gegen die Rechte unterstützte.

Wir werden niemals zu der Reichseinkommens- oder Vermögenssteuer gelangen, wenn nicht vorher durch die Erbschaftssteuer eine Brücke geschlagen ist. Bisher wurden von den Mehrheitsparteien und den Regierungen die direkten Reichssteuern aus angeblichen Verfassungsrücksichten bekämpft. Man konstruierte, die indirekte Besteuerung sei wesentlich dem Reiche, die direkte aber den Einzelstaaten vorbehalten. Man verbarg hinter diesem formalen Vorwand die sachliche Gegnerschaft gegen progressive Reichssteuern überhaupt und schob hinter solchen Ausreden dem Volke fast die ganze Last der Reichssteuern zu. Nun fügt es sich aber, daß die Erbschaftssteuer zu den indirekten Steuern gehört. Wird sie doch nicht auf Grund von Veranlagungen, sondern gelegentlich gewisser Handlungen, bei dem Vermögensverkehr durch Erbfall, erhoben. Infolgedessen wagt es selbst die eifrigste Befürworterin neuer Verbrauchssteuern, die „Kreuzzeitung", gar nicht, die Erbschaftssteuer als direkte Reichssteuer zu bekämpfen, sondern sie eifert gegen diesen „Systemwechsel" in der Reichsbesteuerung. Ein Systemwechsel allerdings: Inmitten des Systems allgemeiner Ungerechtigkeit in den Reichsfinanzen plötzlich eine neue Steuer voll denkbar sozialer Gerechtigkeit!

Sind erst einmal die politischen und technischen Schwierigkeiten überwunden, die der Erbschaftssteuer im Wege stehen, gewinnt das Reich einen einheitlichen Maßstab zur Erfassung des in den Einzelstaaten vorhandenen Vermögens, dann sind wir der Verwirklichung von veranlagten (direkten) Reichssteuern erheblich näher gerückt. Die Finanznöte des Reiches und die Mißerfolge der, mit den Verbrauchssteuern verbundenen, Schutzzollpolitik werden eines Tages jene Steuern geradeso zur Notwendigkeit machen, wie heute die Reichserbschaftssteuer als Notwendigkeit erscheint.

Man sorge dafür, daß dann das Fundament vorhanden sei, auf dem ein Gebäude von direkten Steuern errichtet werden kann. Daß wir zu direkten Reichssteuern kommen müssen, ist eine Forderung, die in der Provinzpresse der freisinnigen Volkspartei fast täglich vertreten wird. Und dies vom

Digitized by Google

Standpunkte der freisinnigen Volkspartei aus mit Recht! Sie verlangt in ihrem Programm: „Entlastung der notwendigen Lebensmittel und unentbehrlichen Verbrauchsgegenstände von Steuern und Zöllen.“ Womit sollen aber die Kosten unserer Wehrmacht, die ja auch die freisinnige Volkspartei „erhalten“ will, gedeckt werden, wenn jene Steuern und Zölle wegfallen? In seiner letzten Flottenrede hat der Abgeordnete Müller-Sagan ausgeführt: „Wir müssen uns von der grundsätzlichen Gegnerschaft, wie sie hier im Hause geäußert wurde, fernhalten. Das deutsche Volk muß ein kräftiges Schwert führen können.“ Hiernach ist es für die freisinnige Volkspartei schwer, eine finanzielle Vogelstraußpolitik zu treiben und gegenüber jeder „neuen Steuer“ den Kopf in den Sand zu stecken, mag sie gerecht sein oder nicht. „Möglichst wenig Steuern zu zahlen,“ meint Barth in seiner neuen Broschüre, „mag das Ideal eines liberalen Philisters sein, kann aber niemals das Ideal eines liberalen Fortschrittsmannes werden. Überflüssige Aufwendungen vermeiden, nützlichen Aufwendungen nicht widerstreben, die Steuerlasten nach der Leistungsfähigkeit der Steuerträger abstufen — das ist steuerpolitischer Liberalismus“.

Will die Regierung eine Reichserbschaftssteuer, dann darf ihr aus wirtschaftlichen, sozialen und politischen Rück- die Unterstützung des gesamten Liberalismus nicht fehlen. Einigung auf die Reichserbschaftssteuer! das wäre eine wirklich erfreuliche liberale Einigung.

Eugen Katz.

Schwurgerichte oder Schöffengerichte?

Vor kurzem sind die Beschlüsse der von der Regierung eingesetzten, aus Juristen, höheren Beamten und Parlamentariern bestehenden Kommission zur Reform des Strafprozesses in der Deutschen Juristenzeitung veröffentlicht worden. Da diese Beschlüsse die Grundlage für die Neugestaltung des Gerichtsverfassungsgesetzes und der Strafprozeßordnung bilden werden, womit sich zunächst der Bundesrat und dann der Reichstag zu beschäftigen hat, so wird die öffentliche Meinung gut tun, rechtzeitig dazu Stellung zu nehmen. Es ist leichter, die Gestaltung von Regierungsvorlagen vor ihrer Einbringung beim Reichstag zu beeinflussen als ihre Abänderung zu bewirken, wenn sie erst der Bundesrat mit Mühe und Not im Wege unzähliger Kompromisse fertig gestellt hat.

So wichtig viele der Beschlüsse sind, so überragt sie doch alle an grundsätzlicher Bedeutung weitaus der eine Beschluß, der unsere Gerichtsverfassung von Grund aus ändert, indem er Strafkammern und Schwurgerichte abschafft und das Schöffengericht zum Alleinherrscher macht.

Bisher baute sich unsere Strafjustiz folgendermaßen auf: Alle Übertretungen und geringen Vergehen gehörten vor das mit einem Amtsrichter und zwei Schöffen besetzte Schöffengericht. Gegen die Schöffengerichtsurteile gab es Berufung an die Strafkammer. Die schweren Vergehen wurden von der mit 5 Richtern besetzten Strafkammer, die Verbrechen von dem Schwurgericht abgeurteilt. Das Schwurgericht bestand aus 12 Geschworenen, die die Schuldfrage zu entscheiden, und 3 Richtern, die die Höhe der Strafe festzusetzen hatten. Weder gegen die Urteile der Strafkammer noch gegen die der Schwurgerichte gab es Berufung, sondern nur Revision. Da die Revision nur auf die Verletzung des Gesetzes begründet werden kann, so konnte die Revisionsinstanz lediglich die juristische Seite der Sache prüfen, durfte aber, im Gegensatz zum Berufungsverfahren, in eine neue Feststellung des Tatbestandes der angeblich strafbaren Handlung nicht eintreten.

Die bisherige Dreiteilung entbehrte jeder logischen Begründung. Weder läßt sich ein vernünftiger Grund dafür anführen, warum die geringfügigsten Straftaten von Laien und Juristen, die mittleren nur von Juristen, die schwersten nur von Laien abgeurteilt werden sollen, noch dafür, daß die Berufung, d. h. die größere Rechtsgarantie, gerade nur bei den leichtesten Delikten und den niedrigsten Strafmaßen zugelassen ist. Das, was bei uns im Strafverfahren jetzt Rechtens ist, ist allerdings ein Gesetz. Aber niemand wird sich wundern können, wenn eine spätere Generation dies Gesetz einmal als ein unsinniges bezeichnen sollte.

Die Beschlüsse der Justizkommission, um sie kurz so zu nennen, stellen demgegenüber mindestens einen gewaltigen logischen Fortschritt dar. Das System unserer Strafjustiz würde sich danach folgendermaßen gestalten:

1. ein Amtsrichter als erste Instanz für Übertretungen;
2. ein Amtsrichter und zwei Schöffen als kleines Schöffengericht erster Instanz für die geringen Vergehen;
3. ein Landrichter und 2 Schöffen als Berufungsgericht gegen das Urteil des Amtsrichters in Übertretungssachen;
4. drei Richter und 4 Schöffen als mittleres Schöffengericht erster Instanz für die schwereren Vergehen (und als Berufungsgericht gegen Urteile des kleinen Schöffengerichts;
5. drei Richter und 6 Schöffen als großes Schöffengericht erster Instanz für die Verbrechen und Berufungsgericht gegen die Urteile der mittleren Schöffengerichte;
6. drei Richter und 8 Schöffen als Berufungsgericht gegen die Urteile der großen Schöffengerichte.

Dieser Aufbau ist logisch unanfechtbar. Für die Bagatellsachen ist der geringste Apparat vorgesehen. Sie können am raschesten erledigt werden, wenn nur ein Berufsrichter damit befaßt wird. Bei allen ernsthaften Straftaten wirken Laien und Berufsrichter zusammen, und zwar immer nach demselben Prinzip: die Laien sind in der Majorität. Je schwerer die Straftat, um so stärker ist die Besetzung des Gerichts. Die Rechtsgarantie der Berufung kommt allen Verurteilten gleichmäßig zugute.

Diese Durchführung des Prinzips der Berufung ist die Erfüllung einer der volkstümlichsten Forderungen des Liberalismus. Sie stellt einen ebenso großen Fortschritt dar, wie ihn die Beseitigung der rein juristischen Strafkammern bedeutet. Die Strafkammern waren es ja, deren Urteile in politischen Prozessen bisher im allgemeinen die größten Bedenken hervorgerufen haben. Die Streitfrage ist nur die, und um sie wird sich voraussichtlich der Hauptkampf bei der Strafprozeßreform überhaupt entspinnen, ob der Ersatz der Schwurgerichte durch die großen Schöffengerichte nicht einen politischen Rückschritt darstelle, und wenn ja, ob dieser Rückschritt nicht so groß sei, daß er selbst durch die allgemeine Einführung der Berufung und durch die Beseitigung der Strafkammern nicht ausgeglichen werden kann.

Die Schwurgerichte haben von jeher als integrierender Bestandteil des liberalen Programms gegolten. In England sind sie seit der Magna Charta von 1215 unveräußerliches Eigentum des gesamten Volkes. In Frankreich gehörten sie zu den Hauptforderungen der großen Revolution von 1789. Die Frankfurter Nationalversammlung nahm sie 1848 in die Grundrechte des Volkes auf. Von Holland und Dänemark abgesehen, haben sie alle Kulturstaaten, selbst Rußland, nach und nach eingeführt. Als die deutsche Regierung bei der großen Justizreform in den 70er Jahren keine Schwurgerichte, sondern die jetzt von der Justizkommission empfohlenen großen Schöffengerichte in ihren Entwurf aufgenommen hatte, zwang sie der Druck der öffentlichen Meinung zum Nachgeben. Lange hat es geschienen, als sei ein Liberaler, der nicht auf die Schwurgerichte eingeschworen sei, überhaupt kein richtiger Liberaler.

Trotzdem wird der Liberalismus jetzt von neuem mit vollem Ernst in die Prüfung der Frage einzutreten haben, ob er nicht den Vorschlägen der Justizkommission zustimmen könne. Politische Dogmen darf es ja für ihn nicht geben. Und es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß das, was er Jahrzehnte-hindurch vertreten, mit Recht vertreten hat, unter veränderten Verhältnissen durch etwas anderes ersetzt werden kann. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Sind die Erfahrungen mit den deutschen Schwurgerichten derart, daß man sie als noli me tangere ansehen muß? Gewiß, in einem Punkte haben sie tadellos funktioniert, bei Preßprozessen. Nur schade, daß sie in dem überwiegenden Teil Deutschlands für die Preßvergehen nicht zuständig sind. Nur Bayern, Württemberg und Baden haben es durchgesetzt, daß man ihnen die von alters her bestehende Zuständigkeit der Schwurgerichte dafür auch nach dem 1. Oktober 1874 beließ. Von der Preßpraxis der Schwurgerichte in Süddeutschland abgesehen, wird man keineswegs mit ungemischten Gefühlen auf die Tätigkeit der deutschen Schwurgerichte zurückblicken. Gerade bei politischen Prozessen haben sie wiederholt in der krassesten Weise gegen das verstoßen, was die öffentliche Meinung für Recht hielt. Man braucht nur an den Meineidsprozeß des Bergmanns Schröder, an das Löbtauer Bluturteil und an den Güstrower Prozeß zu erinnern. Die Beispiele ließen sich — leider! — stark vermehren. Gewiß im Durchschnitt wird

Digitized by Google

man von der Tätigkeit der Schwurgerichte einen besseren Eindruck haben, als von der der Strafkammern. Aber ob die Schöffengerichte sich im allgemeinen politisch vorurteilsvoller gezeigt haben als die Schwurgerichte, ist mindestens sehr zweifelhaft. Es fehlt da freilich an dem genügenden Vergleichsmaterial. Noch zweifelhafter muß es erscheinen ob nicht große Schöffengerichte mit einer größeren Zahl von Laien noch zuverlässiger funktionieren würden als die zwei Schöffen, die heute mit einem Berufsrichter zusammengespannt sind.

In der Theorie sind jedenfalls Schöffengerichte den Schwurgerichten vorzuziehen. Es ist unnatürlich, daß bei den Schwurgerichten andere Leute über die Schuldfrage, andere über die Strafe zu entscheiden haben. Warum sollen nicht die Juristen den Laien mit ihrer Rechtskenntnis bei der Entscheidung der Frage zu Hilfe kommen, unter welchen Paragraphen ein bestimmter Tatbestand fällt? Warum sollen andererseits die Laien, die sich darüber schlüssig machen müssen, ob jemand schuldig oder unschuldig sei, gar nicht mitzureden haben, wenn es sich fragt, welches Maß von Schuld vorhanden und welche Strafe darum festzusetzen sei? Die Logik hat jedenfalls mit dieser Zerreißung von Schuldfrage und Strafmaß nichts zu tun.

Nun meint man freilich, die Laien urteilten nur dann unbefangen, wenn sie unter sich wären. Säßen sie mit den Juristen zusammen, so würden sie von deren Rechtskenntnis und Dialektik zu stark beeinflußt. In der Tat haben die Berufsrichter vor den Schöffen — die „Schöpsen" pflegt man sie dort vielfach zu nennen — keinen großen Respekt. Aber einmal werden 6 oder 8 Laien einer Minderheit von Juristen gegenüber eher sich zu genügendem Selbstbewußtsein gegenseitig stärken können, als wenn es ein Richter mit zwei Laien zu tun hat, von denen er nur einen „einzuwickeln" braucht, um machen zu können, was er will. Sodann ist zu bedenken, daß fortschreitende Volksbildung und vor allem zunehmende politische Bildung den Laien das Rückgrat gegenüber den Juristen stärken muß. Je rückständiger ein Volk ist, um so eher werden die Schöffen bloße Nullen sein. Bei uns in Deutschland sind wir im allgemeinen weit genug gediehen, um den Laien zutrauen zu können, daß sie sich von einer Minderheit von Juristen nicht ohne weiteres von ihrer besseren Überzeugung abbringen lassen. Man muß nur das richtige Material zum Schöffenamt heranziehen.

Das ist der springende Punkt. Bisher sind die Angehörigen bestimmter Parteien, namentlich der Sozialdemokratie, und die Glieder bestimmter Berufe, insbesondere. des Arbeiterstandes, oder auch die sogenannten kleinen Leute überhaupt, fast ausnahmslos dem Schöffenamt ferngehalten worden. Das Gros der Leute mit politischem Rückgrat und mit sozialen Anschauungen, die von denen der herrschenden Klasse abweichen, hatte in unserer Strafjustiz „nix to seggen". Kein Wunder also, daß das, womit die Schöffenrichter zu tun hatten, ihnen meist wie weiches Wachs vorkam.

Schöffen, ohne jede Partei- und Standesrücksicht aus dem ganzen Volk genommen, werden gerade so gut und gerade so unabhängig mit Berufsjuristen zusammen urteilen können, wie wenn sie als Geschworene unter sich wären. Sie werden von der überlegenen Rechtskenntnis der beisitzenden Richter außerdem profitieren.

Solche Schöffen werden sogar besser urteilen als die bisherigen Geschworenen. Denn darüber soll man sich doch keinen Illusionen hingeben: unsere heutigen Schwurgerichte sind alles andere eher als Volksgerichte. Für die Zusammensetzung unserer Schwurgerichte sind politische, wirtschaftliche, gesellschaftliche und konfessionelle Rücksichten ausschlaggebend. Für die übergroße Mehrheit unserer Volksgenossen sind sie hermetisch verschlossen. Wer sich die Geschworenenlisten ansieht, wird regelmäßig, wenigstens in Nord- und Mitteldeutschland, finden, daß der „bessere" Mittelstand fast ausschließlich vertreten ist. Der Grund dafür liegt auf der Hand. Bei dem Filtrierverfahren (Urliste, Vorschlagsliste, Jahresliste), durch das die Geschworenenbank zustande kommt, sind freigewählte Vertreter des Volkes überhaupt nicht beteiligt, sondern nur Richter, Verwaltungsbeamte und sogenannte Selbstverwaltungsorgane, in denen die übergroße Mehrheit der Bevölkerung entweder gar nicht vertreten oder doch zur einflußlosen Minderheit verdammt ist. Die Schwurgerichte sind deshalb heute weiter gar nichts wie Klassengerichte. Der Liberalismus hat keinen Grund, von Süddeutschland abgesehen, wo die Verhältnisse anders liegen, für die Schwurgerichte in ihrer heutigen Zusammensetzung auch nur eine Hand zu rühren.

Steht die Frage so: „Schwurgerichte wie bisher oder Schöffengerichte mit Garantien dafür, daß die gesamte Bevölkerung ohne Unterschied der Partei, des Berufs und der Konfession gleichmäßig herangezogen wird!", so müßte jeder Sozialliberale solchen Schöffengerichten den Vorzug geben. Handelt es sich dagegen darum, Schwurgerichte mit Klassencharakter durch Schöffengerichte mit Klassencharakter zu ersetzen, so hieße das allerdings, gegen etwas Schlechtes etwas vielleicht noch Schlechteres eintauschen.

Ob Schwurgericht, ob Schöffengericht, das ist eine Frage zweiten Ranges. Ersten Ranges ist die Frage: wie können wir bei der Justizreform dafür sorgen, daß die Laienrichter aus Klassenrichtern zu Volksrichtern werden?

H. v. Gerlach.

Parteitag der Deutsch-freisinnigen Partei in Schleswig-Holstein

Unser Parteitag fand am 30. April in Neumünster statt. Er hat gehalten, was wir uns von ihm versprachen, ja, er hat mehr gebracht: Einen vollen Erfolg für die in unserer Heimat mit alter Beharrlichkeit und Beständigkeit stets bewahrte Tradition der einheitlichen Zusammenfassung aller liberalen Kräfte! Zum ersten Male seit jener unglückseligen Zersplitterung der freisinnigen Fraktionen zu Berlin, am 6. Mai 1893, haben die offiziellen Vertretungen der freisinnigen Volkspartei des Bezirkes Hamburg in Einmütigkeit an einem Parteitage des Schleswig-Holsteinischen Freisinns in Neumünster teilgenommen. Durch ihren Vorsitzenden, den sympathischen Herrn v. Eicken, ließen sie erklären, daß auch sie von der Notwendigkeit des Zusammenhaltens aller Liberalen durchdrungen seien, daß der Bruderkrieg endlich aufhören müsse und daß das Ziel die eine, einige freisinnige Partei sei! Bei diesem Wort wurde der Redner unterbrochen — von einem minutenlangen Beifallssturm der Parteitagsmitglieder, erst die Glocke des Vorsitzenden mußte Ruhe schaffen! Da konnte niemand mehr im Zweifel sein, daß auch bei allen führenden Elementen der Einigungsgedanke jetzt den Ausschlag gibt, wie er es in den großen Massen unserer Wählerschaft zu jeder Zeit, wie unsere Geschichte lehrt, getan hat! Das war eine späte, aber eine goldige Genugtuung für den Beschluß vom 14. Mai 1893, auch in Neumünster, wo von den 350 in der Liste eingetragenen Delegierten mit allen gegen 3 Stimmen die einheitliche Organisation aller Schleswig-Holsteinischen Freisinnigen trotz der Scheidung der parlamentarischen Fraktionen festgehalten wurde! Und das ist der erste Erfolg der Parole, die unser Führer Naumann am 5. März 1905 ausgegeben hat: Provinzweise muß der Zusammenschluß und die Erneuerung des Liberalismus erfolgen. Von Berlin aus wird diese Einigung nicht gemacht.

Der Wortlaut des Abkommens zwischen den beiden freisinnigen Parteien ist bekannt. Die Annahme erfolgte einstimmig!

Fast wichtiger als die Form des Abkommens war der Inhalt, den Geheimrat Hänel durch seine mit lebhafter Bewegung aufgenommene Begründungs- und Erläuterungsrede der Vereinbarung gab. Gegenseitiges volles Vertrauen, Verzicht auf jede einseitige Interpretation, Anerkennung der Gleichberechtigung beider Parteien, Wahrung des Selbstbestimmungsrechtes der Wählerschaften in jedem Wahlkreise, das seien die Voraussetzungen, welche den Wert und die Lebenskraft des Abkommens erst bedingten. Und im Namen der Volkspartei die Erklärung durch Chefredakteur Platen: wir sind Wort für Wort einverstanden, wir werden die Vertragstreue halten.

Darauf einstimmige Annahme der Ausführungsbestimmungen des Abkommens.

Das Werk des letzten Winters ist also gelungen: in Schleswig-Holstein ist der Freisinn zu einem festen, klaren, unzweideutigen Schutz- und Trutzbündnis zusammengeschweißt. Nicht von einzelnen Delegierten: in vollster Öffentlichkeit von den Trägern des liberalen Gedankens in unserer Heimat! Die Zahl der Teilnehmer betrug über 300, alle Gegenden der Provinz waren vertreten und, was noch wichtiger alle Stände! In erster Linie Landleute und Handwerker, dann Fabrikanten und Arbeiter, Kaufleute und Beamte neben den Vertretern der „liberalen" Berufe, die selbstverständlich auch zahlreich zur Stelle waren!

Zum ersten Male hatten die liberalen Vereine der Provinz besondere Delegierte nach Neumünster gesandt, die schon am frühen Morgen den Organisationsentwurf des geschäftsführenden Ausschusses prüften und zu vervollkommnen suchten. Nach eingehender Debatte einigten auch sie sich bis zum Mittage und hatten auch auf dem Parteitage selbst die Genugtuung, daß ihre Änderungen und Zusätze stets der Ver-

Digitized by Google

sammelten Billigung fanden. Noch nie ist auf einem Parteitage bei uns soviel abgestimmt worden; die außerordentlich geschickte Geschäftsführung unseres Vorsitzenden Wolgast ließ aber Schwierigkeiten hierbei gar nicht erst aufkommen. Unser Organisationsstatut, das wir jetzt haben, ist gut. Daß wir es jetzt mit Leben und Macht anfüllen müssen, dazu hat uns in markiger Rede Professor Titius verpflichtet, der die Notwendigkeit einer straffen Organisation für eine zielbewußte Einheitsbewegung scharf in den Vordergrund stellte. Weiter arbeiten, immer wieder arbeiten und wissen, wozu wir arbeiten: das klang durch seine Worte! Reicher Beifall dankte ihm; rege Arbeit wird, das hoffen wir, sein bester Lohn werden.

Möge dieser Parteitag ein Markstein in der Geschichte des aufsteigenden Liberalismus Schleswig-Holsteins sein, so schließt ein volksparteiliches Blatt seinen Bericht; ich tue — desgleichen.

Kiel. Dr. Struve.

Gewerkvereinskongress

Für die deutsche Gewerkschaftsbewegung im ganzen ist ein imponierendes Anschwellen der Mitgliedermassen bezeichnend. Für eine der drei großen Organisationen aber trifft das nicht zu, nämlich für die 1868 von den Freisinnigen Hirsch und Duncker gegründeten „Deutschen Gewerkvereine". Es kann an dieser Stelle nicht weiter erörtert werden, welchen Ursachen diese Stagnation zuzuschreiben ist. Nur soll bemerkt sein, daß auch bei den Gewerkvereinen in Süd- und Westdeutschland neues Leben einzuziehen scheint, daß man alte Unterlassungssünden mit frischer Energie wieder gut zu machen bestrebt ist. Besonders die bekannte „Düsseldorfer Richtung" der „Rheinisch-Westfälische Ausbreitungsverband der Deutschen Gewerkvereine" tat sich in diesem Streben hervor; nicht ohne scharfe Kämpfe mit den Berliner Zentralleitungen will er neue, eigene Wege gehen, die zu einer Wiederbelebung der lange danieder liegenden Bewegung führen sollen. Diese Richtung hielt am 23. und 24. April in München-Gladbach ihren 5. Delegiertentag ab.

Zwei Fragen beherrschten die Tagung, die Schaffung einer Tageszeitung für Rheinland und Westfalen und die Stellung der Gewerkvereine zur Politik. Arbeitersekretär Erkelenz-Düsseldorf skizzierte in seinem Tätigkeitsbericht die angebahnten inneren Reformen, die ein Fortschreiten der Bewegung und besonders ihre innere Festigung zur Folge hatten. Das rheinisch-westfälische Industriegebiet mit seinen zusammengehaltenen Arbeitermassen und seiner rastlosen Entwickelung biete für alle Organisationen ein ergiebiges Arbeitsfeld, wie kein anderes; hier werde auch der Schauplatz für die beginnende Einigung der Arbeiterbewegung liegen. Der Zusammenschluß und die wachsende Macht der Unternehmer, einheitliche Bewegungen, wie der Bergarbeiterstreik, und eine allgemeine Metall- Bauarbeiterbewegung, die über kurz oder lang kommen werde, müßten zu diesem Ziele führen, das energisch zu fördern die Gewerkvereine in der Lage nur gewillt seien. Von diesem Gesichtspunkt aus müsse nicht nur auf Vergrößerung der Ziffer, sondern auch vor allem auf eine Stärkung der Fähigkeiten auf geistigem Gebiete hingewirkt werden. Notwendig zur Erreichung dieser Ziele sei eine Tagespresse. Es erübrigt sich, an dieser Stelle auf die betreffenden Ausführungen des Referenten einzugehen, die Leser der „Hilfe" sind unter „Soziale Bewegung" von diesen Vorgängen unterrichtet worden. Erkelenz wies darauf hin, daß das Projekt durch Aufgabe des Berliner Plans an Aussichten gewonnen und daß die im Dezember begonnene Sammlung der Geldmittel trotz des Kohlenstreiks befriedigend verlaufen sei. 5000 Sammelkarten à 5 Mark Minimum seien bereits ausgegeben, davon etwa 3000 an Mitglieder abgesetzt. Nach Ostern soll eine energische Agitation zur Beschaffung der nötigen Mittel beginnen.

Die für weitere politisch und sozial interessierten Kreise bemerkenswerten Verhandlungen wurden eingeleitet durch ein vorzügliches Referat von Erkelenz über: „Die Gewerkvereine und die Politik", an das sich ein temperamentvoller Vortrag von Czieslick-Duisburg über „Die Gewerkvereine und die wirtschaftlichen Wahlen" organisch anschloß. Erkelenz unterschied das gesamte Gebiet der Politik in zwei Teile, das der „reinen Politik" und das im wesentlichen wirtschaftlichen Interessen gewidmete der „Arbeiterpolitik". Die Arbeiterinteressen als solche würden nicht unmittelbar berührt durch rein politische Streitfragen, wie „Monarchie oder Republik", „Stellung des Staates zur Kirche" u. a., wohl aber seien alle Arbeiter an einer anderen Gruppe politischer Fragen gleich interessiert, so an Handelspolitik (Industrie oder Agrarstaat, Zollfrage), Sozialpolitik, Schulpolitik. Damit natürlich verbunden sei notwendiges Eintreten der gesamten Arbeiterschaft für ein parlamentarisches Regime und das allgemeine Stimmrecht. Nur so könne die Arbeiterschaft zusammenwirkend mit gleich gerichteten politischen Parteien ihre Wünsche und Ziele durchsetzen. — Wenn die Unternehmer im wirtschaftlichen Kampfe unterliegen würden, kämen zweifellos reaktionäre Versuche, der Arbeiterschaft auf politischem Gebiete unter der Firma „Sozialdemokratie" (Sozialistengesetz, Zuchthausvorlage, Wahlrechtsverschlechterung) beizukommen. Hiergegen gelte es, sich zu rüsten und Aufgabe der Organisationen sei es, diese allgemeinen Arbeiterinteressen zu propagieren. Das gäbe den Vereinen, die vielfach ziemlich ideallos geworden seien, einen Impuls, das halte die fähigsten Köpfe, die sich jetzt manchmal abwenden, bei ihren Fahnen und das komme so auch unmittelbar der Bewegung zugute. Keine bestimmte Parteiparole für die Gewerkvereine, im Verein politische Neutralität, Beobachtung und Mitwirkung bei allen politischen Arbeiterfragen. Außerhalb der Vereine aber sei es Pflicht jedes einzelnen, parteipolitisch sich kräftig zu betätigen. Die beste Schulung für die Mitglieder bilde praktische Mitarbeit zunächst bei den wirtschaftlichen, besonders den Kommunalwahlen. Erkelenz faßte seine Gedanken in folgende Resolution zusammen:

„Die stetige Vergrößerung der Mitgliederzahlen der wirtschaftlichen Arbeiterbewegung, wie auch die Entwickelung unserer gesamten wirtschaftspolitischen Verhältnisse, die Schutzzollpolitik, die Zusammenballung der Kapitalien in wenigen Händen usw. erfordern gebieterisch eine Emporhebung der Arbeiterbewegung über den engen Rahmen der Berufsinteressen, auf weite allgemeine Ziele, im Sinne einer toleranten, sozialen, fortschrittlichen Demokratie. Eine kaum zehnjährige weitere Entwickelung der wirtschaftlichen Arbeiterbewegung wird genügen, um allgemein erkennen zu lassen, daß nur wenige Gebiete staatlicher Politik vorhanden sind, an deren Förderung wir nicht als Arbeiter ein weitgehendes Interesse haben. Das erfordert, wie uns noch bis in die jüngsten Tage hinein die Behandlung der Bergarbeiterschutznovelle im preußischen Landtage lehrt, die Gewinnung politischer Macht neben und als Ergänzung der wirtschaftlichen Machtentfaltung.

Kraftproben und Machthunger der Unternehmer werden in absehbarer Zeit eine organische Verbindung der einzelnen Organisationsrichtungen herbeiführen. Die so geeinte Arbeiterschaft wird dann auf politischem Gebiet genau so parallel laufende Interessen ausfechten, wie schon heute auf wirtschaftlichem Gebiet, und auch hier wird Druck und Widerstand des Unternehmertums unter Führung der Rohstoffe- und Halbfabrikate-Unternehmer sich geltend machen, um so mehr, da dieselben nach dem Unterliegen im wirtschaftlichen Kampf als ultima ratio (letztes Mittel) ihre politische Macht zur Knebelung der Arbeitermassen benutzen werden. Das wird auch eine Verständigung auf politischem Gebiete bei uns bedingen.

Diese wird kaum auf dem Boden einer der jetzt bestehenden großen politischen Parteien liegen, da diese Weltanschauungskämpfe in die Arbeiterbewegung tragen, die auszuschalten Vorbedingung jeder Einigung in der deutschen Arbeiterbewegung ist. Es wäre müßig, heute Betrachtungen darüber anzustellen, wie die Einigung auf politischem Gebiet vor sich geht; in der wirtschaftlichen Arbeiterbewegung muß die Theorie stets Folge der Praxis sein, nicht umgekehrt. Nur so ist die Entstehung hindernder Dogmen unmöglich. In diesem Sinne ist die Arbeiterbewegung eine reine volkswirtschaftlich-wissenschaftliche.

Wir erkennen die Aufgabe der deutschen Gewerkvereine innerhalb der heutigen Arbeiterbewegung in der Ebenung des Weges zu dem vorstehend angedeuteten Ziele. Durch Klärung der Anschauungen über volkswirtschaftlich gerechtfertigte Forderungen der wirtschaftlichen Arbeiterbewegung an die Gesetzgebung, durch energische Aufrüttelung der noch den Organisationen fernstehenden Massen, durch Anstrebung einer engeren Verbindung von Wissenschaft und Arbeiterbewegung hoffen wir unsere Aufgabe zu erfüllen und erzieherisch auf alle Organisationsrichtungen zu wirken.

Das alles aber erfordert Betätigung in der politischen Praxis. Inwieweit Mitglieder dies auf dem Gebiete der Reichs- und Landespolitik tun wollen, muß zunächst ihrem freien Ermessen anheim gestellt werden. Die wirtschaftlichen Arbeiterorganisationen aber müssen heute schon als reif genug bezeichnet werden, auf kommunalem Gebiete eine einheitliche, selbständige Arbeiterpolitik im weitesten Sinne zu betreiben. Deshalb ersucht der Delegiertentag alle Ortsvereine und Ortsverbände des Verbandsbezirks, sich eifrig an den kommunalen Wahlen durch Aufstellung eigener Kandidaten zu beteiligen. Um dieses Vorgehen zu fördern, wird der Vorstand beauftragt, ein Kommunalprogramm auszuarbeiten und dem nächsten Delegiertentag vorzulegen."

Diesem Verhandlungsgegenstand wurde von seiten der Berliner Zentralleitung offenbar nicht ohne Besorgnis entgegengesehen. Das zeigte die anschließende lebhafte Diskussion. Wußte man doch, daß eine politische Tätigkeit dieser Gruppe keineswegs allein der freisinnigen Volkspartei zugute kommen könnte, zu der in diesen Kreisen nur zeitweise lockere Verbindung bestanden hatte. Hier hatte die süddeutsche Demokratie früher zahlreiche Anhänger. Man fürchtete nur, daß auf dieser Tagung die Gewerkvereine sich auf eine bestimmte politische Richtung festlegen wollten. Das geschah natürlich nicht, aber um auch event. Mißdeutungen vorzubeugen, brachte ein Generalrat eine Resolution ein, die die von Erkelenz ersetzen sollte, etwa des Inhalts: Es sei vorläufig als ein Fehler zu erachten, wenn innerhalb der Vereine für eine bestimmte politische Partei Propaganda gemacht werde; jedoch sei es Pflicht jedes einzelnen Mitgliedes, sich als Staatsbürger zur Erreichung ihrer Ziele politisch zu betätigen. Nachdem beide Resolutionen angenommen waren, war die Einigkeit zwischen Berlin und Düsseldorf wieder hergestellt.

Digitized by Google

Der Zentralvertreter Klabon erklärte es ebenfalls als Pflicht des einzelnen, sich als Staatsbürger parteipolitisch zu betätigen, bei welcher Partei, müsse jedem einzelnen überlassen bleiben. Er wünsche, daß eine solche Partei vorhanden sei, der sie sich anschließen könnten, leider gäbe es keine solche.

Als Ergebnis des nun folgenden Referats von Czieslick wurde untenstehende Resolution angenommen:

„Der Delegiertentag des rheinisch-westfälischen Ausbreitungs-Verbandes erkennt die Beteiligung der Gewerkvereine an den wirtschaftlichen Wahlen als dringend notwendig an. Durch dieselbe ist es möglich, weiten Bevölkerungsschichten die Ideen unserer Organisation zugänglich zu machen, und auf diese Art und Weise die Agitation zu fördern. Er ersucht die Ortsvereine und Verbände dringend, sich an solchen Wahlen, d. h. Stadtverordneten-, Gewerbegerichts- und Krankenkassenwahlen, mittels Aufstellung eigener Kandidaten zu beteiligen und die Vorbereitungen dazu nie aus der Hand zu lassen. Speziell die Einrichtung eines Bezirksvertrauensmännersystems ist energisch in die Hand zu nehmen, wie auch zeitig auf die Herbeischaffung der nötigen Geldmittel Bedacht zu nehmen ist. Zu letzterem Zwecke sind Wahlfonds mit regelmäßigen Beiträgen und dem stetigen Vertrieb von Wahlfondsmarken zu errichten.

Die Frage von Kompromissen mit anderen Gruppen bei Wahlen entscheidet sich in erster Linie nach agitatorischen Gesichtspunkten. Kompromisse mit irgendwelchen prinzipiellen Gegnern, meist abgeschlossen aus Mandatshunger, sind stets verwerflich. Im allgemeinen muß sich das innerhalb des angedeuteten Rahmens, nach den örtlichen Verhältnissen richten, jedoch ist vor der Entscheidung der Vorstand des Ausbreitungsverbandes gutachtlich zu hören.

Die stärkste Macht im Wahlkampf bildet die Presse und ist auch von diesem Gesichtspunkt aus, dieselbe zu fördern, um so mehr, da es, laut unseres Projektes, an Orten mit größerer Abonnentenzahl möglich sein wird, die zur Förderung der Wahlbeteiligung notwendigen Arbeitersekretariate zu errichten."

Wenn man auf den gesamten Verlauf des Kongresses zurückblickt, so kann man vom Standpunkt eines Freundes der Arbeiterbewegung nur seiner Freude Ausdruck geben. Es zeigte sich, daß hier Leben und Streben in den Gewerkvereinen vorhanden ist, und ein Nachwuchs, der die Fähigkeiten besitzt, für die Arbeiterbewegung Tüchtiges zu leisten. Auch die Vertreter des Zentralrats und der Generalräte schienen sich diesem Eindruck nicht entziehen zu können: Die „Düsseldorfer Fronde" die früher und auch noch auf dieser Tagung heftige Angriffe von Berlin abzuweisen hatte, ward jetzt den andern Ausbreitungs-Verbänden als Muster hingestellt. Auch in der Gewerkvereinsbewegung scheint also der Anstoß zu einer Wiederbelebung von den Provinzen ausgehen zu müssen, nicht ohne Widerspruch mit den Zentralleitungen in Berlin, die hier wie dort der Entwickelung nicht gleichen Schrittes folgen und die neuen Ziele und Wege ihrer Anhänger nicht mehr verstehen und darum nicht billigen können. —

Es wäre interessant, diese Vorgänge vom theoretischen Standpunkte gegenüber der Arbeiterbewegung noch näher zu erörtern, jedoch wird sich hierüber in einigen Jahren mit mehr Sicherheit reden lassen. Bis dahin wollen wir uns damit genügen lassen, daß die bestehende Verbindung der verschiedenen Arbeiterorganisationen mit politischen Parteien zwar ein Schaden für die Bewegung ist, daß es aber vorläufig keinen Ausweg gibt, und daß es vornehmste Aufgabe der Organisationen sein muß, diesen Schaden in seinen Wirkungen möglichst zu mildern. Wie das zu machen ist, hat der Bergarbeiterstreik gezeigt. **P. Walk.**

Unsere Bewegung

Der westdeutsche Verband unserer Parteivereine schreibt eine Sekretärsstelle aus, über deren Bedingungen der Inseratenteil der „Hilfe" näheres mitteilt. In Karlsruhe hat mit Unterstützung des Wahlkartells der liberalen Parteien unser Freund Dr. Knittel ein Stadtverordnetenmandat errungen. Parteisekretär Haupt leistet in Hamburg die notwendige Kleinarbeit, ohne die alle formale Einigung des Liberalismus ein blutleeres Gebilde bleibt. Das wissen auch unsere Freunde im benachbarten Schleswig-Holstein, die nach der hocherfreulichen Einigung der freisinnigen Parteien mit ganzer Kraft an die Vorbereitung der nächsten Wahlen herangehen. Im Fürstentum Birkenfeld hat Freund Bizer die Ruhe unserer Parteigenossen mit einer erfolgreichen Versammlung unterbrochen. — Wir bitten unsere Freunde, für eifrige Verbreitung der neuen Verlagsbroschüren (Barth und Tönnies) Sorge zu tragen.

Cöln. Am Dienstag, den 2. Mai, sprach im vollbesetzten Saale des Kristallpalastes Herr Lic. Traub-Dortmund in fesselnder Weise über das Thema: „Bürgerliche und soziale Frauenbewegung". Redner setzte zunächst die Verschiedenheit beider Bewegungen in den Motiven und Ausgangspunkten auseinander. Beiden Bewegungen sei gemeinsam die geistige Revolutionierung, wodurch die Frauen aus beiden Lagern noch mehr über ihre harte Lage klar geworden seien. Die proletarische Frau müsse zusammen mit dem Manne arbeiten — um sich über Bord zu halten — Frauenüberschuß im allgemeinen und Rückgang der Heiraten, zwinge schon seit langem auch die bürgerliche Frau zur selbständigen Arbeit. Um so mehr müßten beide Bewegungen darauf sehen, nicht Lohndrückerinnen für die männliche Arbeit zu stellen. Selbstverständlich entsprächen gleichen Pflichten gleiche Rechte. Es wäre unverantwortlich, auf die Dauer den Frauen das Wahlrecht vorzuenthalten. Das Deutsche Reich würde wahrlich nicht aus den Fugen gehen, wenn auch die Frauen zu den Gewerbe- und Kaufmannsgerichten wählen dürften. — So sympathisch wir diesen Bestrebungen gegenüberstänen — die Frauen dürfen aber nicht vergessen, daß die Hausarbeit von ihnen selbst gemacht werden müsse; daß es ferner nicht angehe, nur Frauenkultur zu schaffen. Unsere Kultur enthalte nicht Männer- oder -Frauen-Gedanken, sondern Gedanken. Mit großem Beifall, — ganz besonders von den zahlreich erschienenen Frauen, — wurde der vollendete Vortrag ausgezeichnet. In der Diskussion sprach zuerst Dr. Cauer-Elberfeld. Dann entwickelte Frau Rechtsanwalt Sander in vorzüglicher Weise den Wert der Frauenarbeit im Hause. Recht geschickt und temperamentvoll stattete den Dank der Frauen Fräulein Christmann-Cöln unserem Vereine ab. Wir konnten wieder neue Mitglieder aufnehmen.

Hamburg, 30. April. Unsere politische Arbeit beschränkte sich im April ausschließlich auf die Tätigkeit in den Bezirksgruppen. Das Resultat ist ein langsames, läßt sich aber doch feststellen als stetiges Wachstum der Mitgliederziffer und die stärkere Beteiligung Mitglieder. Die Versammlung in Winterhude, in welcher Dr. Braband über den Staat als Arbeitgeber sprach, brachte eine weitere willkommene Stärkung dieser aufstrebenden Gruppe. In der am 27. April stattgefundenen Versammlung in St. Georg trat mit Herrn Rechtsanwalt Treplin eine neue Kraft in die Reihe unserer Versammlungsredner ein. Mit dem Thema „Die Wohnungsfrage unter besonderer Berücksichtigung der Hamburgischen Verhältnisse", fesselte er das Interesse der Versammlungsbesucher. Auch diese Bezirksgruppe hat jetzt Mitgliederzuwachs zu verzeichnen. In Eimsbüttel sprach unser Vorsitzender Herr Landrichter Dr. Nöldecke, über den „Kampf um die Schwurgerichte". Redner hält zwar die Schwurgerichte in ihrer gegenwärtigen Gestalt für reformbedürftig, wendet sich aber entschieden gegen das Zurückdrängen des Laienelements in den geplanten sogenannten großen Schöffengerichten. Heute bestehen die Schwurgerichte aus 3 Richtern und 12 Geschworenen, in Zukunft sollen nach dem Kommissionsentwurf an ihre Stelle Schöffengerichte mit 3 Richtern und 6 Schöffen treten. Herr Rechtsanwalt Dr. Türkheim gab wertvolle Ergänzungen zu den hochinteressanten Ausführungen Dr. Nöldeckes. Der Parteisekretär Haupt begann am 26. April einen Zyklus von Vorträgen über die Entstehung, Verfassung und Entwickelung des Deutschen Reiches vor einem unpolitischen „Gehilfenverein" mit einem Vortrag über die Vorgeschichte der Reichsgründung und die Jugend- und Leidenszeit des Liberalismus. Auch fand er Gelegenheit, die Stellung des Liberalismus zu der Mittelstandsfrage in einer auswärtigen Versammlung klarzulegen.

Karlsruhe, 6. Mai. Bei den hiesigen Kommunalwahlen, bei denen die liberalen Parteien geschlossen auftraten, wurde heute als unser Vertreter Dr. Richard Knittel, z. Zt. Vorsitzender des Landesausschusses der Nationalsozialen Badens, in den Stadtverordnetenausschuß gewählt.

Obertiefenbach, (Fürstentum Birkenfeld). Am 30. April fand hier eine Zusammenkunft nationalsozialer Freunde in der Wagnerschen Wirtschaft statt, in welcher Graveur Bizer aus Oberstein über den Verlauf der Generalversammlung des Wahlvereins der Liberalen berichtete und die Anwesenden zur Betätigung für einen entschiedenen Liberalismus ermahnte. Herr Lehrer W. Becker forderte zum Beitritt in den Wahlverein der Liberalen und zur Gründung eines Nationalsozialen Vereins für Obertiefenbach auf. Zum Beitritt meldeten sich sofort zahlreiche Anwesende. Mögen unsere Freunde im übrigen Fürstentum diesem Beispiele folgen!

Straßburg i. Els. Die Zusammenkunft von Freunden der „Hilfe", die am 1. Mai im „Bratwurstglöckle" stattfand, erfreute sich wieder eines regen Besuches. Nach Erörterung von Organisationsangelegenheiten, wobei unter anderem beschlossen wurde, eine Anzahl sozialer und sozialhygienischer Gesellschaften zu unterstützen, berichtete Herr Dr. Spiro über den Stand der Alkoholbekämpfung in der Schweiz und in Amerika. Die lebhafte Diskussion, bei der auch einige Abstinenzler zum Wort kamen, zeigte, daß auch in dieser wie in anderen sozialen Fragen, nicht so sehr über das Endziel, als über Maß und Tempo der Bewegung eine Einigung schwer zu erzielen ist. Einig war man aber mit dem Referenten darin, daß eine sozial gesinnte Mäßigkeitsbewegung als Hauptziel hat, das durch so vielerlei Bedingungen hervorgerufene Alkoholbedürfnis der großen Masse zu bekämpfen.

Der nationalsoziale Preßverein bringt sich hiermit den Freunden der „Hilfe" wieder in empfehlende Erinnerung. Seit der letzten Veröffentlichung gingen ihm folgende Beiträge zu, über die

Digitized by Google

mit herzlichem Dank quittiert wird: Athen, L. C. II. 10,— Mk.; Berlin, H. v. G. III. 5,— Mk.; Dortmund, F. W. I. 5,— Mk.; Flensburg, E. R. I. 5,— Mk.; Heringen (Helme), W. L. I. 5,— Mk.; Straßburg i. E., B. W. I. 5,— Mk.

Zusammen 35,00 Mk.
Dazu laut Ausweis in Nr. 16 2909,30 „

Insgesamt 2944,30 Mk.

Berlin-Schöneberg, Hohenfriedbergstr. 11.

Die Geschäftsleitung.

Soziale Bewegung

Schiller in der Gewerkschaftspresse. Es ist ein gutes Zeichen für die Kulturhöhe der gewerkschaftlichen Arbeiterliteratur, daß sie nicht achtlos am Schillergedenktag vorbeigeht. Die Art, wie sie Schiller feiert, hängt freilich vom Bildungsgrad und Geschmack der einzelnen Redaktionen stark mit ab. Deshalb sei hier eine Probe aus einem der bestredigierten Blätter, aus der „Bergarbeiter-Zeitung" Hués mitgeteilt: „Es ist natürlich nicht möglich, Schiller irgend einer der jetzigen politischen Parteien als den ihrigen zuzuerkennen. Dazu sind die heutigen von den Verhältnissen, unter denen Schiller lebte, zu sehr verschieden. Schiller ist überhaupt keiner politischen „Fraktion" zugehörig, aber er gehört allen Menschen, die freiheitsliebenden Sinnes und gewillt sind, für die Befreiung der Völker von jedweder Tyrannei zu kämpfen! Er ist der Sänger der befreienden Tat — „Tell" erlöst mit seinem Geschoß das Schweizerland von dem Landvogt Geßler, Karl Moor übt an den hochstehenden Gaunern Vergeltung für ihre den Armen angetane Schandtaten, „zu Dionys, dem Tyrannen, schlich Möros, den Dolch im Gewande", um die Stadt vom Tyrannen zu befreien — mit Verlaub, geschah dem Geßler etwas anderes, als was der russische Freiheitskämpfer Jegor Sasanow der Landplage Plehwe antat?! Das allerfeinste Publikum wird zur Schillerfeier dem „Tell" wie den „Räubern" stürmischen Beifall zollen, aber dasselbe Publikum verfolgt und schmäht die Tells des 20. Jahrhunderts, die doch auch nur das Volk von der kapitalistischen Tyrannei befreien wollen. Im Festtheater werden die Spitzen der Gesellschaft die kraftgenialen Anklagereden Karl Moors gegen das „Jahrhundert der Kastraten" hören, applaudieren dem Wutschrei gegen die „Gesetzmäßigkeit" — als Schöffen, Amtsrichter, Landrichter, Staatsanwälte halten dann diese Schillerverehrer fürchterliche Musterung über harmlose Belästiger von „Arbeitswilligen" beim Generalstreik . . . Wo sich Lichtfeinde, Scharfmacher, Kriecher und feile Knechte versammeln, da weht kein Hauch Schillerschen Geistes. Bleibt deshalb fern jenen Stätten, wenn ihr Friedrich Schiller wahrhaft ehren wollt. Beteiligt euch nicht an der Entwürdigung unseres Dichters! Laßt die Leute unter sich, die in einem Athem Schiller zu feiern und die Arbeiterrechte zertrümmern zu können glauben. Laßt sie unter sich! Feiert Schiller im Kreise freiheitdurstiger Gesinnungsgenossen. Wer das nicht kann, der nehme des Dichters Meisterwerke zur Hand und genieße andächtig, was der Unsterbliche uns geschenkt. Und neue Kraft, neuer Mut, neue Begeisterung wird dann ausströmen von unserem Schiller auf alle, die Kämpfer sein wollen für die Sache der Freiheit."

Gewerkschaften und Genossenschaften, so heißt ein Punkt der Tagesordnung des nächsten Gewerkschaftskongresses, den der Reichstagsabgeordnete von Elm in den Sozialistischen Monatsheften bereits ausführlich bespricht. Er stellt fest, daß sich das Interesse der Gewerkschaftler am Gedeihen der Genossenschaften hauptsächlich seit der Krügerschen Gewalttat von Kreuznach und der damit zusammenhängenden Selbständigkeit der deutschen Konsumvereine wesentlich gehoben habe. Die Frage sei jetzt nur noch, in welcher Weise die Gewerkschaften die Genossenschaftsbewegung zu fördern und zu beeinflussen versuchen sollten. Vielfach werde in Arbeiterkreisen die Genossenschaft noch immer für eine „kapitalistische" Unternehmung „wie andere auch" gehalten. Demgegenüber betont von Elm ihren „demokratischen" Charakter und weist nach, daß der Geist der Genossenschaften von der richtigen Wertschätzung durch die Arbeitermassen abhänge. Infolgedessen müßten die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter vor allen Dingen Mitgliederrechte in den Genossenschaften erwerben. Das sei besser, als die Genossenschaften wie irgendwelche Privatbetriebe zu behandeln, denen man mit dem Streik drohe, wenn sie die gewerkschaftlichen Forderungen nicht erfüllen wollten. Falsch sei auch der Anspruch vieler Gewerkschaftler, daß der ganze genossenschaftliche Überschuß von rechtswegen den Arbeitern und Angestellten gehöre, durch deren Arbeit er entstanden sei. Mit Recht weist v. Elm daraufhin, daß nicht so sehr die allerdings notwendige Tüchtigkeit der Angestellten, als vielmehr der organsierte Massenkonsum jene Überschüsse hervorbringe, die allen Genossenschaftsmitgliedern gleichmäßig zufallen müßten. Viel häufiger sei freilich in Arbeiterkreisen das rücksichtslose Drängen auf hohe Dividenden, die oft genug direkt auf Kosten der Angestellten und Arbeiter gingen. „Ein Teil der sächsischen Konsumvereine führen Zigarren 4 Stück 10 Pfennig und 3 Stück 10 Pf. Bei auch nur einigermaßen ausreichenden Löhnen diese Zigarren herzustellen ist ganz unmöglich, sie werden entweder in Zuchthäusern, Strafanstalten oder zu unerhörten Hungerlöhnen angefertigt. Die Konsumvereine führen diese Zigarren, weil die Mitglieder sie verlangen. Die Arbeiter selbst sind es also, welche in diesem Fall Zuchthausarbeit, Heimindustrie und Hungerlöhne durch ihren Kauf unterstützen. Dasselbe trifft zu bei einer ganzen Reihe anderer Artikel: Kleider, Schuhe, Bürsten, Pinsel usw. usw." Hier könne nur durch Aufklärung der Arbeitermassen Besserung erzielt werden. Konsumgenossenschaftliches Verständnis sei für die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter unerläßlich. Vor allem müßte die finanzielle Zusammenarbeit in Form einer Zentralgenossenschaftsbank erreicht werden. Dem heutigen Übelstand, daß mit Arbeitergeldern kapitalistische Aktiengesellschaften gespeist werden, könne nur auf diesem Wege abgeholfen werden. Auch die Entwicklung der genossenschaftlichen Eigenproduktion in Deutschland werde von dem Interesse der Gewerkschaften an derselben abhängen; nur auf Grundlage des organisierten Absatzes könnten genossenschaftliche Fabrikbetriebe errichtet werden, nicht aber könne man erst Fabriken bauen und dann den Absatz organisieren. Wenn der Kölner Gewerkschaftskongreß diese wichtigen Fragen mit der nötigen Ruhe und Sachkenntnis behandle, werde er hoffentlich zwischen Genossenschaft und Gewerkschaft eine ideale Ehe schaffen, in welcher jeder Partner die Individualität des andern achtet und seine Arbeit fördert, während beide herzlich ihre Kräfte vereinigen, um ihr gemeinsames Ziel zu fördern: Den auf Kooperation gegründeten Staat.

Die diesjährige Maifeier hat den Parteifanatikern innerhalb der Sozialdemokratie wenig Anlaß zur Freude gegeben. Das Korrespondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften stellt fest, daß nie geringere Einheitlichkeit hinsichtlich der Form der Demonstration geherrscht habe, als in diesem Jahre. „Die großen Massen der Arbeiterschaft können, von den Großstädten abgesehen, eben die Arbeitsruhe leider nicht in dem Umfange durchsetzen, der den Tagesveranstaltungen ihren demonstrativen Wert verleiht. Wo im Vorjahre die sonntäglichen Versammlungen von Tausenden und Zehntausenden besucht waren, da kamen diesmal nur Hunderte und Tausende zu den Vormittagsappellen; die andern entschädigten sich dafür durch Besuch von Versammlungen vor und nach der Arbeit. Das offizielle Gewerkschaftsorgan sucht diese bittere Pille dadurch schmackhafter zu machen, daß es der Vermutung Ausdruck gibt, „der Umfang der Teilnahme dürfte kaum zurückgegangen sein." Da es aber nachher selbst zugesteht, hierüber noch sehr dürftig und lückenhaft informiert zu sein, so ist dieser Trost einstweilen nur eine Ausrede.

Der zweite soziale Ausbildungskursus des Gesamtverbandes evgl. Arbeitervereine ist Ostern in Frankfurt a. M. eröffnet worden. Der Kursus wird gemeinsam veranstaltet vom Bureau für Sozialpolitik, von der sozialen Geschäftsstelle für das evangelische Deutschland, vom evangelisch-sozialen Kongreß, von der freien kirchlich-sozialen Konferenz und vom Institut für Gemeinwohl in Frankfurt a. M. Im ganzen waren 30 ordentliche Kursusteilnehmer angemeldet, und zwar 4 vom schlesischen, 6 vom rheinisch-westfälischen, 1 vom nordelbischen, 1 vom sächsischen, 1 vom kurhessischen, 1 vom württembergischen und 8 vom mittelrheinischen Verband außerdem 3 von den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen, 3 vom christlichen Bergarbeiterverband, 1 vom christlichen Textilarbeiterverband und 1 Teilnehmer vom sozialen Museum in Frankfurt a. Main. An dem Kursus nehmen auch 40 Hospitanten teil. Eine kleine Rivalität zwischen christlichen und Hirsch-Dunckerschen Teilnehmern wurde gleich zu Beginn des Kursus gütlich wieder beigelegt.

Es geht vorwärts in den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen, so weit sie sich auf sich selbst besinnen und dem neuzeitlichen Fortschrittsgeist Einlaß gewähren. Der süddeutsche Ausbreitungsverband, neben dem rheinisch-westfälischen der rührigste innerhalb der ganzen Hirsch-Dunckerschen Bewegung, hat auf seiner Ostertagung nunmehr ebenfalls die Anstellung eines eigenen Beamten beschlossen und als solchen den Arbeiterführer Bleicher-Augsburg gewählt. Herr Bleicher gilt als ein äußerst geschickter, erfahrener und weitblickender Gewerkvereinler, von dem man sich noch viel versprechen darf. Es ist demnach zu hoffen, daß die Gewerkvereinsbewegung in Süddeutschland von ihm einen erfreulichen Anstoß zu neuem Aufwärtsstreben erhält.

Der Hirsch-Dunckersche Gewerkverein der Bergleute will Pfingsten in Eickel seine siebente Generalversammlung abhalten. Dabei will er eine wesentliche Erhöhung des Beitrags durchsetzen. Jetzt erhebt er 10 Pf. Wochenbeitrag und monatlich 10 Pf. für den alle 14 Tage in kleinem Format erscheinenden „Bergarbeiter." Dieses Vereinsorgan soll künftig wöchentlich herausgegeben werden. Der Hirsch-Dunckersche Gewerkverein, der eben einen zweiten besoldeten Beamten angestellt hat, besitzt in ganz Deutschland bis jetzt leider nur 1281 Bergarbeiter-Mitglieder, davon 912 im im Ruhrgebiet.

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Eugen Katz in Berlin. — Druck von Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 12.

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 19. Berlin, 14. Mai 1905

Zielbewusst

Man kann nicht mit den Händen an der einen Sache arbeiten und mit dem Gehirn an der anderen.
Michelangelo.

Michelangelo saß in seiner Werkstatt und war müde. Nicht, weil er nicht gern viel gearbeitet hätte. Was ihn ermattete, das war das Vielerlei, das sein Auftraggeber, der Papst, von ihm verlangte. Die Grabmäler des Lorenzo fertig zu machen, war seine Sehnsucht. In einem großen Wurf sein ganzes Können und Denken ausschütten, das war sein Ziel. Aber heute sollte er rasch ein Schränkchen entwerfen und morgen einen Gebäuderiß zeichnen und übermorgen über einen neuen Auftrag nachdenken. Seine Kraft wurde zersplittert und er war betrübt.

Vielen, vielleicht den meisten Menschen geht es ähnlich. Wenn sie am Ende ihres Laufes stehen, haben sie nichts von dem erreicht, was sie wollten. Und doch wollten sie so gern ein Ganzes schaffen. Es war nicht nur so eine flüchtige Stimmung, die sie trug; nein sie waren selbst ganz dabei bei dem festen Willen, ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Da kam ein Freund und bat um einen Liebesdienst. Selbstverständlich unterbrach man den Weg. Dann kam eine Gelegenheit zu verdienen, rasch und viel. Das konnte man doch nicht vorbeigehen lassen. Einmal konnte man's ja tun und es forderte ja nicht viel Zeit. Inzwischen dehnte sich das Geschäft. Man kam nicht recht vorwärts. Auch diese und jene Nebenaufgabe mußte erledigt sein. Alles mögliche wuchs an den Mann heran, wovon er sich gar nichts hatte träumen lassen. Und all die Kleinigkeiten mußten getan sein. Er wollte sie doch richtig erfüllen. Dazu zwang ihn die eigene Gewissenhaftigkeit, trieb ihn gerade die Liebe zu seiner großen Arbeit, die ihm am Herzen lag und der gegenüber er doch ein gutes Gewissen bewahren wollte. Endlich war die Zwischenstufe überschritten. Jetzt konnte er das eigentliche Werk beginnen. Aber wo lag es eigentlich? Wie sah es aus? Es lag so weit in der Ferne. Die Gedanken waren so langsam, es wieder klar und bestimmt zu fassen; die Hände waren so müde geworden und der Gang so matt. Die Kraft lag unterwegs in Fetzen zerrissen; ihr Ziel konnte sie nicht mehr erreichen.

Unsere Zeit hat eine glänzend verführerische Art: sie zersplittert die Kraft. Sie gibt uns hundert Dinge, aber kein einziges ganz; sie führt tausend Eindrücke an unserem Gemüt vorbei, aber bei keinem kommen wir zur Ruhe. Unserer Zeit fehlt die Zeit. Stille stehen, Kräfte sammeln, ein Ziel sich stecken, dann laufen ungehindert und ungehemmt: wer das fertig bringen könnte! Scheltet diejenigen nicht, die keine ganze Lebensarbeit machten. Sie **wollten** es einst auch in der Jugend mit feurigem Mut; aber sie wurden anders geführt. Sorget lieber, daß das Leben mehr Raum für Stille und Ruhe berge! Wer nicht in Tiefen tauchen kann, hat kein Verständnis für Höhe; wer nicht gehen kann, ohne immer von rechts und links unterbrochen zu werden, der kommt nie ans Ziel. Zielbewußt sein, ist ein großes Ding; noch größer ist es, vielen Licht und Luft und Raum zu schaffen, daß sie sich ein wirkliches Lebensziel stecken können.

Traub.

Venedig

I.

Nach allen Mühen eines Winters voll politischer Arbeit nach mehr als 50 meist recht großen Versammlungen, fuhr ich zur Osterzeit wieder einmal der Sonne entgegen, der alten, lieben, südlichen Sonne, die in 14 Tagen mehr Erholung gibt als ein nordisches Wetter in einem ganzen Monat. Den Anfang machte ich an der dalmatischen Küste. Von dort aber ist nichts zu sagen als was von jeder Küste gilt, wo steiles Gestein in blaue Flut hineinsteigt. Auch wollte ich nichts denken, nichts schreiben, nur einmal Ruhe und freien Himmel haben. Nicht einmal das habe ich zu ergründen versucht, ob es wirklich die Venetianer gewesen sind, die diese Gebirge so trostlos unfruchtbar gemacht haben, indem sie alten Waldbestand vernichteten. Möglich ist es, denn die alten Venetianer waren keine Gefühlsmenschen. Ihre Herrlichkeit fing mit den Sklavenhandel an und ihre Größe ist durchsetzt mit rücksichtsloser Herrschsucht. Mag heute Venedig als die Heimat ruhiger, grau und golden gewordener Schönheit erscheinen, der Marmor und das Gold wurde ohne allzugroße Güte gewonnen und in den Dienst der Kirche gestellt, damit alle Heiligen ihren Mantel über alle Unheiligkeiten decken sollten. Es war ein hartes Kolonisatoren- und Händlergeschlecht, das sich mit allen Mächten seiner Zeit zu streiten wußte, mit den Byzantinern, den Ungarnkönigen, den Päpsten, den Ungläubigen, wer weiß mit wem? Aber Kultur hatten sie doch. Sie schleppten die Säulen Griechenlands an ihren Kanal und waren, wenn man so sagen darf, in ihrer Glanzzeit die letzten Römer. Zu ihren Palästen wollte ich also fahren, wohl wissend, daß viel schwache Zeiten hinter der einstigen Größe gefolgt sind und daß das heutige Venedig keine geschichtliche Macht mehr ist.

Es war abends als das Schiff in Fiume abfuhr. Eine Weile wurde mit einem deutschen Freunde über Österreich und seine religiösen und politischen Verhältnisse gesprochen, und dann sank die Schiffsgesellschaft in Schlaf. Es ist so eigen, wenn die Menschen schlafen und nur das Meer rauscht. Bis Mitternacht las ich Wallenstein. Wer liest jetzt nicht Schiller? Dann aber saß ich allein oben auf der Höhe des Schiffes unter den Sternen, über dem Wasser. Vorn bewegten sich die wenigen Männer, die das Schiff regierten, hier aber war die Nacht in ihrer Pracht: Milchstraße, etwas Mond, Sterne, einige Leuchttürme, lange, schlürfende Wellen. Da dachte ich an Schiller und Kant, an Kant, der die Sterne oben und das Gewissen in der Brust als seine zwei Erweise der Gottheit bekannte, und an Schiller, dessen Schweizer Bürger ihre Rechte von den ewigen Sternen herabholen wollen, und dessen Wallenstein die Sterne fragt, was sie zu unseren Menschengeschichten wohl sagen. Ist es unsere Schuld, daß wir von den Sternen nichts anderes wissen, als was die Astronomen schreiben? Wir können nicht anders. Die Welt ist unendlich weit und mathematisch geworden, unsere ganze Welt, nicht bloß die da oben. Ziffern und Massen! Die alten Venetianer mögen hart gewesen sein, aber zu den Sternen standen sie sicher vertraulicher als wir. Mit aller ihrer Rücksichtslosigkeit gehörten sie doch in die Geisteswelt der alten Harmlosigkeiten, dunkele Menschen auf goldigem Mosaik.

Wie das Wasser sich hebt und beugt! Als wären es tausend Köpfe, die einmal leben und dann versinken. So kommen sie, so gehen sie; so kommen wir, so gehen wir.

Digitized by Google

So kamen die Dogen von Venedig, wie Wellen, die eine Weile im Lichte des Schiffes blinken. Hier fuhren sie, noch ohne Dampfmaschinen, mit großen Segeln und langen Reihen von rudernden Sklaven. Man kann die Welt auch ohne Maschinen beherrschen; man konnte es. Dann aber muß man Menschen zu Maschinen machen. Wer redet von den Menschen allen, die der Untergrund von Venedigs hohen Zeiten waren? Von den Holzstämmen redet man, auf denen die Stadt ins Meer hinein gebaut ist, die Menschen aber, die dieses Holz herbeischleppten, einrammten, Steine fuhren, Marmor brachen, die zahllosen, die das unsichtbare taten, was waren sie anders als Wellen, Wellen, immer wieder Wellen, die ein wenig leuchten, ehe sie sinken?

So kommt der Morgen und mit ihm die Müdigkeit. Die Wellen bringen den Schlaf, und schon gibt es grüne Striche, Türme, Kasernen, als ich erwache. Das also ist der Lido, die lange Düne vor Venedig! Und nun kommt die Stadt selbst. Die Gondeln, die man so oft auf Bildern gesehen hat, umschwirren das Schiff. „Haben Sie etwas zu verzollen?“ — „Nichts!“ Wie bequem es sich in einer solchen schwarzen Barke sitzt! Man schaukelt in die Märchenstadt hinein. Lauter Licht spielt auf dem Wasser und die Häuser sehen aus, als gingen auch sie mit auf und nieder. Dieser erste Eindruck ist nicht so zart wie der erste Blick auf das blütenweiße Algier, nicht so majestätisch wie die Einfahrt in Konstantinopel, aber alle guten Geister weicher Gelassenheit umschweben diese Einfahrt, bis die Wirklichkeit sich meldet: Venedig ist überfüllt! Wo findet man Wohnung?

Aber wozu soll ich erzählen, wie ich mich an einen Mann hängte oder er sich an mich, welche Gassen wir durchschritten, über welche Brücken wir stiegen, welche Wege wir vorwärts und rückwärts machten, bis ich die Witwe fand, die in dieser überfüllten Zeit für fünf Lire täglich ein Zimmer mit Bett hergab? Daß ich mit diesem Gelde die schöne Aussicht bezahlt hätte, kann ich nicht gerade sagen: es war der Schacht im Gemäuer, den man hier für eine Straße ansieht. Aber da ich nicht zum ersten Male im Süden bin, finde ich das alles nicht schlimm. Es gibt aber Leute, die solche kleine Freuden nicht mit Geduld zu tragen wissen. Als ich Kaffee trank, hörte ich ihre Stimme aus dem Nebenzimmer. Es sei eine Lodderwirtschaft, daß nicht für Wohnungen gesorgt sei! Alle Italiener seien Betrüger. Der Kellner im „Goldenen Stern“ oder sonst irgendwo habe falsches Kupfergeld herausgegeben. Die Gondelführer seien faul und verständen nur italienisch. Aber das Pilsener Bier von gestern abend sei doch sehr gut gewesen, auch die Betten seien anständig. Aber die Italiener, die Italiener!

Jeder Italienfahrer kennt diese Sorte. Sie ist unerfreulich, aber, der Leser verzeihe, sie ist volkswirtschaftlich nützlich. Was die geduldigen Menschen nicht fertig bringen, erzwingt im Laufe der Zeit diese Art von Weltreisenden. So kam früher der Engländer gewöhnlicherer Art zu uns. Der feine Engländer suchte uns zu verstehen, der gewöhnliche Engländer aber verlangte, daß er seine Gewohnheiten einfach fortsetzen dürfe. Er kam mit mehr Selbstbewußtsein als Lebensformen und half mit, unsere Gasthöfe zu reformieren und englische Artikel bei uns einzuführen. So sind die Herren im Nebenzimmer wahrscheinlich auch unter einem allgemeinen Gesichtspunkt ganz nützliche Erscheinungen, aber freilich zur Märchenstadt passen sie ebenso schlecht wie ein prustendes Motorboot zwischen die gleitenden Gondeln.

Doch lassen wir sie ihren Zweck erfüllen und gehen wir dem nach, was man in Venedig sucht und nicht überall in der Welt! Da ist also der berühmte Platz, da steht die Markuskirche! Der erste Eindruck entscheidet gar nicht, wo Jahrhunderte gebaut haben. Man geht ein erstes Mal vorüber, als ob man nur eben grüßen wollte. Eins aber ist sofort klar: in der Markuskirche spricht der Osten, spricht Konstantinopel deutlicher als irgendwo sonst in Italien. Es ist eine Moschee! Der Ausdruck ist zwar nicht richtig, denn die Vorbilder dieses Baues waren damals, als er gebaut wurde, noch gar keine Moscheen, sind es erst später geworden, aber doch bleibt das Wort auf der Zunge: Die Moschee mit Bildern! Im Osten haben die Bilderstürmer gesiegt, und zwar in der Form des Mohammedanismus, hier aber lebt etwas vom alten Ostrom dicht bei uns. Die Staatsgebäude des großen Platzes gehören zu Westrom, die Kirche zu Ostrom, Venedig zu beiden.

Am Palast der Dogen vorbei gelangt man von der Markuskirche auf die lange steinerne Straße, wo einst Sklaven verkauft wurden und wo jetzt der Gondelführer sich dem Nordländer für billiges Geld anpreist. Die einstigen Barbaren spazieren hier als Herren, und Venedig nennt diesen Zustand seine neue Blüte. Um der Fremden willen wird der Schmuck der Vorzeit erhalten und wieder hergestellt, für die Fremden öffnen sich alle Pforten der alten trotzigen Herrensitze, den Fremden zeigt man die Bilder in den Kirchen und die marmornen Löwen. Ist es nicht schön? O ja, sehr, sehr schön! Für die Fremden wird mitten im unübersehbaren Gedränge alter gotischer, klassischer und nachklassischer Renaissancekunst auch noch eine ganz moderne Bilderausstellung eröffnet, ein Konkurrenzunternehmen gegenüber München. Und diese Ausstellung sollte eben an dem Morgen eröffnet werden, wo ich in Venedig meinen ersten Kaffee getrunken hatte. Schon stand allerlei Volk aus Italien, England und sonstigen Ländern an den Brüstungen der Brücken und auf den Steinen am Wasser, denn die Eröffnung wurde in Venedig naturgemäß zum Wasserfest. Seht wie sie gezogen kommen, Barke nach Barke, wie Fische, die zur Speise schwimmen! Auch italienische Minister sind dabei und städtische Exzellenzen. Da kommt der Prinz von Aosta! Wichtiger aber als die Würde der Insassen ist im Augenblick die Buntheit des Schauspiels. Die Gondeln, die sonst alle schwarz sein müssen, haben heute das Recht festlicher Umkleidung. Es ist wie ein schöner Maskenzug durch hellblaues Wasser. Ganze Reihen von Gondelführern stehen rudernd auf langen Kähnen, in ihrer Farbe dem Kahne sich anpassend. Ein Fahrzeug ist mit allem, was zu ihm gehört, gelb. Diesem würde ich den Lorbeer gegeben haben, denn Gelb war gerade hier die Farbe, die wie eine Trompete des Glückes wirken mußte. Doch nicht das Einzelne ist das Schöne, sondern die Gesamtheit. Diese Feste sind offenbar oft schon ähnlich gewesen und spielen sich mit der lustigen Sicherheit ab, wie wenn Altheidelberg noch einmal gegeben wird. Erst bewundert man die Hinfahrt und dann freut man sich der Rückfahrt. Venedig spielt sein Altvenedig: so fuhren sie einst, die Tizian malte, so fuhr man, als Gustav Adolf drüben in Padua studierte, als Goethe hier klassische Kirchen bewunderte, so wird man fahren, — solange Engländer und Deutsche diese Fahrten preisen werden.

Und als das Stück verrauscht war, da kamen aus dem Menschenhaufen, der in Venedig von Palast zu Palast und von Museum zu Museum gleitet, zwei freundliche, süddeutsche Gesichter heraus: Wir essen zusammen! Mögen diese Zeilen den beiden ein Gruß sein! Das Essen war natürlich nur der Anfang und Übergang zur alten Kunst. Wir werden Tintoretto sehen. Wer nicht in Venedig ist, hat es frei, wieviel oder wie wenig er von Tintoretto weiß oder wissen will, hier aber gehört er zum Geist des Ortes. Er ist hier das, was in Antwerpen Rubens ist. Zu ihm führen alle Wege in die großen Kirchen und Paläste. Jetzt ist es die Schule des heiligen Rochus, den die Italiener Rocco nennen, das Prunkgebäude der Brüderschaft, zu der Tintoretto gehörte, wo wir ihn aufsuchen wollen. **Naumann.**

Bilder aus einem Dorfe

Skizzen von Helene Christaller.

I.

Wie er zum erstenmal erbaulich war.

Der Pfarrer von Waldhausen war schon ein alter Mann und er tat nichts mehr, aber er hatte sich's in den Kopf gesetzt, im Amt zu sterben. Das wünschen sich ja viele Pfarrer, aber das hohe Konsistorium schüttelt den Kopf und versetzt die alten Veteranen im Interesse des Amtes in den Ruhestand. Mit dem Pfarrer von Waldhausen aber machte es eine Ausnahme, und das kam daher, weil er ein gar geschickter Lehrmeister für die jungen Vikare war. Er hatte seine eigene Methode; viel schulmeistern war nicht seine Sache und er ließ sie schalten und walten nach Herzenslust. Aber am Abend mußten sie in das Studierzimmer kommen. Dann saß der Alte im lederbezogenen Lehnstuhl, aus dem das Roßhaar heraushing, die Pfeife im Mund, und der Junge mußte Rechenschaft ablegen von seinem Tagewerk.

Digitized by Google

Und da gab dann so ein Wort das andere. Wenn dann der also Geprüfte Punkt zehn Uhr zur Nachtruhe entlassen wurde, dann fühlte er sich wie ein Kind, das wohlgewaschen im Bette liegt und über das die Mutter eben das Nachtgebet gesprochen hat.

Am liebsten schickte das Konsistorium dem Alten ganz junge Kandidaten zu, die gerade das erste Examen gemacht hatten, oder aber die unsicheren Heerespflichtigen. Besonders an diesen machte der alte Pfarrer Wörner sein Meisterstück. Sie kamen mit düsteren Mienen, blaß und hohläugig vom vielen Denken, oder auch von schlechter Verdauung, den Kopf mit Nietzsche und Schopenhauer gefüllt, das Herz von dunkeln Trieben und unnennbaren Sehnsüchten geschwellt. Und wenn ein Jahr oder so herum war, dann waren feste Männer aus ihnen geworden, die ihren Weg kannten, oder frische Jünglinge, die mit einem Hops über Zäune setzten, wenn es gerade niemand sah. Dann aber hatte man für sie andere Verwendung, sie mußten den Stab weiter setzen, um dem Nachwuchs Platz zu machen.

Was den alten Pfarrer so geschickt zum Berater und Freund der Jungen machte, das war sein starker Sinn für Persönlichkeiten. Sie durften alle ihre Art behalten, keiner wurde in eine Glaubens- oder Arbeitsschablone hineingezwängt, ihre Art wurde nur gepflegt und veredelt. Im übrigen beeinflußte seine starke fromme Persönlichkeit und der freie liebevolle Geist seines Hauses die jungen Männer mehr, als alle Predigten, die er ihnen hätte halten können.

Dazu kam noch Anna, seine Tochter, die dem verwitweten Vater den Haushalt führte. Sie war schon Ende der zwanzig und dachte nicht ans Heiraten, denn sie trug eine Liebe im Herzen, die für dieses Leben ohne Aussicht war. Wer Anna Werner zum erstenmal sah, wußte nicht, ob sie schön oder häßlich, alt oder jung sei. Was ihm zuerst auffiel, war der Ausdruck reiner Güte in ihrem Gesicht. Dann später fand er heraus, daß sie schöne strahlende Augen und eine anmutige Gestalt hatte, ungewöhnlich viel Verstand und einen bei Frauen seltenen Humor. Die Waldhäuser auf jeden Fall erklärten ihr Fräulein für bildsauber und hätten das bei Gelegenheit auch mit den Fäusten verfochten. Sonderbarerweise erinnerte sie immer an jemanden; den einen an seine Mutter, den anderen an eine jung gestorbene Schwester, den dritten an ein geliebtes Kind, aber immer an etwas, das in geheimer Verbindung mit ewigen Quellen stand.

Das erste, was der jeweilige Vikar in Waldhausen zu tun pflegte, war — sich in Anna zu verlieben. Die Art, wie sie das aufnahm, war ganz ihrer Natur entsprechend. Sie war weit davon entfernt, den neuen Verehrer als willkommene Beute an ihren Triumphwagen zu fesseln, auch dachte sie nicht daran, ihn entrüstet und prüde in herber Jungfräulichkeit von sich zu stoßen, sondern sie blickte ihn dann so recht gut an, faßte seine Hand, die sie in der ihren behielt, und sagte ihm, daß sie jemand Treue halten wolle, daß sie ihm aber herzlich gut sei, und daß sie einander beistehen wollten als gute Freunde. Das Beistehen fiel in der Regel dann ihr zu, aber das schien dem Mädchen ein Vorzug, für den sie dankbar war.

Der Vikar fand dann, er sei tollkühn gewesen zu hoffen, daß Anna ihn erwählen werde, und *sie* bot sich mit einem humoristischen Lächeln an, ihm seinen Knopf anzunähen, den Schirm, oder was gerade notwendig war, zu flicken, denn der Vikar hatte den Anspruch „gespeist, gewaschen und geflickt" zu werden. Auf diese Weise war man wieder auf dem Boden der Wirklichkeit angelangt, auf dem in der Folge manch wertvolles Verhältnis entstand.

Die Waldhäuser ließen sich die stets wechselnden Vikare ganz gern gefallen, das gab immer wieder neuen Gesprächsstoff im Wirtshaus oder in der Spinnstube, wo die Frauen und Mädchen sich abends versammelten, wenn auch der Strickstrumpf fast ganz das Spinnrad verdrängt hatte. Das stets gleichbleibende Gute im Wechsel war ja noch der alte Pfarrer und das Annele, wie man die Pfarrerstochter aus alter Gewohnheit seit ihren Kinderjahren nannte.

Der alte Reffel mit dem schlauen Bauerngesicht, der ein „kritischer Mann" war, meinte: „Es isch reacht gut, daß allbott wieder ein anderer kommt, in sechs Woche hent die Bürschle ihren Kropf ausgeleert, und was dann kommt, sell isch meist ufgewaimt." Dann nahm er eine Prise und blickte mit seinen hellen, harten Augen die Kollegen vom Gemeinderat an, die er alle beherrschte. Es wagte auch keiner zu widersprechen, nur der jüngere Schöller, der hübscheste Mann im Dorf, der ritterlichste, wenn er auch hinterm Pfluge ging, der meinte gutmütig: „Junge Leut' hent no net viel Sach."

Das war in dem Jahre, als der junge Lederer Vikar war, ein frischer Junge, gerade von der Universität gekommen, mit einem hellen Gesicht, man hätte ihn in Mädchenkleider stecken können. Anna hatte noch nie solch einen wohlerzogenen Schützling gehabt; sie brauchte ihm nicht erst mit sanfter Hand einige Lebensart beizubringen; er wischte sich die Schuhe ab, wenn er von der schmutzigen Dorfstraße kam, und tat alles, was Frauen von einem feinen Manne erwarten.

Als Seelsorger kämpfte er aber noch mit einer unüberwindlichen Schüchternheit, denn er konnte keine Phrasen machen, und andererseits standen seine wenigen eigenen Erlebnisse ihm nicht so gebrauchs- und ausdrucksfertig zur Verfügung. Seine Gelehrsamkeit aber kam ihm höchstens hindernd zwischen die Beine, so daß er über die Köpfe wegpredigte.

„Sauber isch er, und liab au," sagte die Missionsgret, „aber noch arg unverständig." Und die alten Weiber nickten und guckten ihm mit mütterlichen Augen nach.

Waldhausen lag in einem schmalen Tal in den Ausläufern des Schwarzwaldes, und bald hinter dem Dorf fing der Wald an. Die Leute waren nicht reich, aber sie hatten Verdienst in den großen Uhrenfabriken der benachbarten Stadt, wo fast alle jüngeren Leute hingingen. Man heiratete früh, und meist war die Kindtaufe ein bißchen zeitiger als üblich, aber selten war's daß man ein Mädchen sitzen ließ, wenn's mal soweit gekommen war; das galt für schlecht und ehrlos und kam eigentlich nur bei reichen Bauernsöhnen vor.

An einem nebligen Septembernachmittag läuteten die Glocken zu einer Beerdigung. Ein kleiner Zug Weiber und Mädchen und wenige Männer bewegte sich die Dorfstraße herunter und schritt würdevoll durch den aufspritzenden Schmutz.

„Der Franz'l laßt sich net sehn," sagte die dicke Rosine, die das Amt der weisen Frau bekleidete, zu der schmächtigen Frau des Schultheißen, der sie zehnmal im Lauf der Jahre in der schweren Stunde beigestanden hatte, und immer war's am Ausgehn mit ihr gewesen die letzten Male.

„Er wird wissen warum," erwiderte diese, und über ihre zerfurchte Wange rollte eine Träne.

„So fort zu müsse von seine Kinn." Sie dachte mehr an sich und ihre Kleinen, als an das Mädchen, das man von seinem Kind wegtrug in die dunkle Gruft.

„In der Haut von seine Eltern möcht' i heut' net stecke, die sin mit schuld."

„O, meinst dees druckt die? Da kennsten Lammwirt schlecht; wir sin von der Nachbarschaft, der hat statt dem Herz en Geldsack."

Sie waren am Schulhaus angelangt und der Zug stand. Der Lehrer, der an der Spitze mit seinen Schülern marschierte, einen ehrwürdigen Zylinder auf dem noch ehrwürdigeren Haupte, drehte sich nach den Leidtragenden um. Die jungen Männer, Schulkameraden der Verstorbenen, stellten den Sarg, den sie getragen hatten, nieder, der Lehrer hob den Taktstock, und die Kinderstimmen klangen frisch und unbekümmert durch das verstummte Dorf: „Himmelan, nur himmelan, soll der Wandel gehn." Der Lehrer sang mit einem etwas rauh gewordenen Baß die Begleitung und die Frauen führten die großen weißen Sacktücher, die sie in der Hand hielten, an die Augen. Nachdem ein Vers gesungen war, ging es weiter, am Pfarrhof vorbei, den steilen Kirchberg hinauf. Die Obstbäume hingen schwer von gelben und roten Früchten und bei einem Windstoß prasselten ein paar kleine grüne Mostbirnen auf die Leidtragenden.

Der Schöller blickte zu dem hohen Baum im Pfarrgarten auf und sagte entschuldigend zum Talmüller, der ein Verwandter der Leiche war: „Das Annele hat schon nach mir geschickt, morge tun wir's Obst runter."

„Na wär' i au Liebhaber, so fünf Zentner tät i nehme; 's isch net teuer dies Jahr."

„Un guet isch's."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Kunst

Paris. Paris wiederzusehen, ist immer ein Geschenk; Paris im Frühling ist ein zartes Märchen. Dieser erste grüne Flaum, der sich über alles legt, ohne satten Ton, wie ein feines, schmeichelndes Aperçu, paßt in seiner hingehauchten Poesie so wunderbar zum Wesen des Pariser. Sie haben jetzt dort auf der Höhe des Montmartre die Sacre-coeur-Kirche errichtet, von Sous-Spenden kleiner Leute bezahlt. Es ist ein weißer Felsendom, ganz ohne Farbe, wie Montsalvatsch auf der Höhe schimmernd. Man sieht diese weiße Marmorkirche überall; Paris ist ja so wunderbar angelegt, daß jede Straße ihren Prospekt hat. Bis nach St. Cloud grüßt sie herüber und weiht das dunkle Massengetriebe unter sich. Die Empfindungen, die sie erregt, sind ähnliche wie bei der Madeleine. Hier erschauern schöne Sünderinnen, deren Auge bei solcher Reue doppelt leuchtet. Hier gibt sich die vornehme Welt ein kirchliches Rendezvous. Nicht Weihrauch, sondern Patschouli erfüllt den Raum. Von dieser wie von anderen Kanzeln erschallt manche Predigt von der Güte Gottes, von seiner unendlichen Nachsicht, von der Freude über Bußfertige, — vergebens warten wir auf ein kräftigeres Wort, das nicht schmeichelt und weint, sondern frisch in die Welt blickt mit offenem Auge. All dies Geschmeichel ist doch recht kraftlos; einige Tage wird man wohl betört, aber dann kommt die Reaktion. Paris ist bei den Zwischentönen angelangt; ein Purpurrot und ein kräftiges Blau sind verpönt. Gewiß steigern sich nun alle Differenzierungen; aber manchmal mutet das Ganze wie ein Destillationsprozeß an, der alles Feste auflöst. Überall schmeichelt es, girrt es, lispelt es, liebenswürdig bis zum x, charmant und najadenhaft; aber wer kann denn dies ewige Dessert vertragen! Ein deutscher Magen nicht. „Die Franzosen sind sehr trockene Menschen, die Italiener sind saftig" — so drastisch drückte sich eine Dame aus, die damit den Nagel auf den Kopf traf: nicht nur die Italiener der Renaissance auch die der Gegenwart sind Vollblutrasse gegenüber dem glatten, kleinen, feinknochigen, eleganten Pariser von heute. Aus den italienischen Bildern schlägt uns die Freude an der fortezza der Lebensgluten, der Jubel über starkes Rauschen animalischer Wirklichkeiten entgegen; bei den Franzosen ist alles Geschmack, Gehaltenheit, delicatesse, heure bleue. Die blaue Stunde ist für Paris gekommen. Von einer langen, herrlichen Kultur sind sie in feine Höhen getragen, von denen sie mit gerechtem Abscheu in die Niederungen deutscher Barbarei blicken. Aber der Einschuß der roten Wärme und Leidenschaft fehlt ihrer Gegenwart. Aus der Retorte aber erst hat mal ein Homunculus, aber keine lebendige Wirklichkeit. Neben diesem Eindruck von der Blässe der französischen Kultur der Gegenwart prägte sich aber immer aufs neue der tiefste Respekt vor dem, was erreicht ist. Namentlich der allgemeine Geschmack ist so reif und erfreulich. Wohin man blickt in den Straßen, gute Architektur; die Straßen mit gleichmäßigen Häuserfronten, kein albernes Individualisieren wie bei uns. Einen modernen Stil haben die Franzosen nicht und auch keinen Grund, ihre alten Herrlichkeiten einzupacken. Die „Hotels" werden noch immer im Louis XV.-, Louis XII.-Stil gebaut. In diese Räume passen Porträts von Gainsborough und Romney besser als moderne Bilder, obwohl diese sehr gut sind. Ein Gang durch den Salon im Grand palais des beaux arts prägt wesentlich andere Eindrücke als Moabit. Es wird tapfer gearbeitet und tapfer gehungert; es dauert lange, bis das Niveau erreicht ist, das als Voraussetzung für alles andere gilt. Und vor allem sorgt eine weitverbreitete, jeden erfassende Kultur dafür, daß derbere Mißgriffe und Geschmacklosigkeiten der Halbbildung nicht vorkommen. Es ist alles diskutabel. Aber freilich drängt alles auf Finessen und seltene Reize. Technische Studien werden aber nicht ausgestellt. An der Seine gilt Whistlers Wort: „Ein Kunstwerk ist vollendet, sobald jede Spur der Mittel, die zur Herstellung nötig waren, verwischt ist."

Paul Zschubring.

Allerlei

Jeder, der sich für einen Herrn anderer hält, ist selbst ein Sklave. Ist er es auch nicht immer wirklich, so hat er doch sicher eine Sklavenseele, und vor dem ersten Stärkeren, der ihn unterjocht, wird er niederträchtig kriechen. — Nur derjenige ist frei, der alles um sich herum frei machen will.

* * *

Man kann viel wissen, viel studieren, viel lesen, viel hören und ist doch nichts weiter. Man läßt durch Schriftsteller oder Redner sich bearbeiten und sieht mit behaglicher Ruhe zu, wie eine Vorstellung in uns mit der anderen abwechselt. Sowie die Weichlinge des Orients in ihren Bädern durch besondere Künstler ihre Gelenke durchkneten lassen, so lassen diese durch Künstler anderer Art ihren Geist durchkneten, und ihr Genuß ist um weniges edler als der Genuß jener.

* * *

Meine schriftstellerische Grundregel ist: schreibe nichts nieder, worüber du vor dir selbst erröten müßtest; und die Probe, die ich hierüber mit mir anstelle, die Frage: könntest du wollen, daß dein Zeitalter und, wenn es möglich wäre, die gesamte Nachwelt wüßte, daß du das geschrieben hast?

J. G. Fichte.

(Der Verlag von Eugen Diederichs [Jena und Leipzig] hat jetzt eine verdienstliche Auswahl von J. Gottlieb Fichtes Werken aus der Feder von Max Rieß gebracht. Dem sehr fein ausgestatteten Buche sind die obenstehenden Zitate entnommen.)

Die Gräuel des modernen Krieges bilden jetzt wieder ein beliebtes Thema. Triumphierend zeigt man auf die Kämpfe in der Mandschurei: Wir habens ja immer gesagt! Verluste und Schrecken der heutigen Schlachten wachsen so beispiellos, daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo der Krieg sich selbst unmöglich macht; wo die technische Vollendung des Mordwerkzeuges den ewigen Frieden erzwingt. Die Tagespresse arbeitet aus anderen Gründen zumeist in ähnlicher Richtung. Mit sensationsfrohem Eifer verschwendet sie ihren ganzen Farbentopf auf die Ereignisse im fernen Osten, bevor sie auch nur einigermaßen zuverlässige Kenntnis von den tatsächlichen Vorgängen hat. Schaudernd erfährt der Leser, solche Furchtbarkeiten habe kein Geschlecht vor unseren Zeiten erlebt. Wie hat man jüngst wieder nach der Schlacht bei Mukden sich nicht genug tun können an Erzählen und Dozieren: ganz ohne Beispiel seien die Gräuel des modernen Krieges gewachsen; ganz ohne Beispiel vor allem auch die zahlenmäßigen Verluste! Nun wird gewiß kein Mensch bestreiten, daß die Verluste dieses mehr als vierzehntägigen Kampfes außerordentlich hohe gewesen sind. Aber daß noch nie in früheren Tagen dergleichen zu verzeichnen war, das ist die alte Stammtischphrase, mit der jeder Skandalprozeß und jede Steuererhöhung registriert wird. Ja, die gute alte Zeit! und in hundert Jahren werden sie sich nach der guten alten Zeit des Jahres 1905 zurücksehnen. Was aber die Verluste der Schlacht bei Mukden angeht, so gibt das „Militär-Wochenblatt" eine Aufstellung, nach der die russischen Verluste vom 26. Februar bis 14. März betrugen:

an Toten	26 500
„ Verwundeten und Kranken .	63 500
„ Gefangenen	40 000
rund	130 000

Es würden somit für den Fall, daß die Russen zur Schlacht ihre Sollstärke voll erreicht hätten, die Verluste ein starkes Drittel ihres ganzen Bestandes betragen. Nehmen wir die Iststärke aber nur auf 300 000 Mann an, so steigen die Verluste auf etwa 43 pCt. Vergleichen wir diese Zahlen mit den Verlustziffern der Besiegten früherer Schlachten, so finden wir, daß verloren haben (einschl. Gefangene):

bei Zorndorf	die Russen	50	pCt.
„ Kunersdorf	„ Preußen	48	„
„ Aspern	„ Franzosen	49,3	„
„ Waterloo	„ Franzosen	42,9	„
„ Königgrätz	„ Österreicher	20,6	„
„ Wörth	„ Franzosen	41,1	„
„ Sedan	„ Franzosen (in der Schlacht)	42,2	„
„ Mukden	„ Russen	43	„

Die Japaner lassen sich nicht in diesen Vergleich einbeziehen, da wir über ihre Stärke nicht genügend unterrichtet sind. Den eigenen Verlust geben sie auf 41 222 Mann an. „Selbst wenn diese Zahl sich schließlich auf über 50 000 steigern sollte, erscheint sie nicht außergewöhnlich hoch." Schließlich weist das „Mil.-Wbl." darauf hin, „daß der moralische Eindruck, der in ihrer Gesamtheit gewaltigen Verluste bei der Dauer der Kämpfe, die einen Zeitraum von über zwei Wochen umfassen, nicht ein derartiger gewesen sein kann, wie in den oben erwähnten Schlachten, in denen diese Verluste in 6 bis 21 Stunden eintraten." Das scheint uns nur teilweise richtig. Vielleicht hatte die kürzere und in ihrer Kürze oft wildere Schlacht der Vergangenheit stärkere Macht, die Seele des Einzelnen durch ihren plötzlichen Stoß zu erschüttern. Es wird erzählt, daß nach Solferino (wo die Verluste viel geringer waren), als das österreichische Heer zurückging, ohne eigentlich durch die Gewalt der feindlichen Waffen gezwungen zu sein, und als dann Benedek an nächsten Morgen den Kampf wieder aufnehmen wollte, daß der Kaiser Franz Joseph ausgerufen habe: „Lieber eine Provinz verlieren, als noch einmal so gräßliche Dinge erleben!" Es mag sein, daß die psychische Wirkung einer vierzehntägigen Schlacht sich nicht so schnell und deutlich äußert. Aber deshalb muß ihr Eindruck auf Nerven und Bewußtsein nicht geringer sein; er ist nur anderer Art. Nerven und Bewußtsein verlieren durch diese unaufhörliche Anspannung ihre Elastizität; sie werden abgehärtet, abgestumpft. Der Gesamteindruck wird für den zivilisierten Europäer vielleicht schwerere und bleibendere Folgen haben. Uns scheint, daß es einen Kompagniechef auf die Dauer mehr „mitnehmen" wird, wenn er zwei Wochen hindurch einen Tag wie den anderen ein halbes Dutzend seiner Leute fallen sieht, als wenn er in kurzem Sturm die Hälfte seiner Mannschaft verliert. Natürlich wird selbst eine solche Verschärfung des Kriegsschreckens nicht hindern können, daß auch in Zukunft Schlachten geschlagen werden. Schließlich wurde schon vor Jahren in den „Preuß. Jahrb." ausgeführt, es möge selbst der Technik gelingen, Schlachten unmöglich oder nur bis zur Verzweiflung riskant zu machen; Krieg könne und werde man trotzdem führen. Auch Friedrich der Große hat die Schlacht nur als letzten Notbehelf betrachtet. Das hat ihn nicht abgehalten vier Kriege zu führen; mit dem Kriegsziele, den Gegner durch Ermattung niederzuzwingen.

F. C.

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 20

Nationalsoziale Wochenschrift

Sonntag, den 21. Mai 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Unsere Stellung zu England — Tripolis — Reichserbschaftssteuer — Disharmonieen im Zentrum — Scheinliberalismus — Elsaß-Lothringen als Bundesstaat? — Eine sonderbare Inspektionsreise — **Naumann**: Freiherr von Hammerstein — **Franz Haidhäuser**: Hanseatische Reaktion — **Dr. Heinz Potthoff**, M. d. R.: Ein deutscher Privatbeamtentag — **Dr. W. Waltz**: Was ist Nationalliberalismus? — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung.

G. Traub: Ich — **Naumann**: Venedig II. — **Dr. Otto Juliusburger**: Alkohol und Verbrechen — **Helene Christaller**: Bilder aus einem Dorfe — Kunst — Allerlei — Briefkasten.

Politische Notizen

Unsere Stellung zu England. In der neuen Wochenschrift „Europa" schreibt Eduard Bernstein über Deutschlands Verhältnis zu England und leugnet, daß eine „natürliche Gegnerschaft" vorhanden ist, sieht vielmehr die auf beiden Seiten steigende Gegensätzlichkeit als Ergebnis von Unvorsichtigkeiten und von leichtfertiger Stimmungsmache an. Wir stimmen nun praktisch darin absolut mit ihm überein, daß wir alles vermeiden müssen, was die Erregung steigern könnte, und verurteilen alle Gehässigkeiten gegen England auf das Bestimmteste, schon deshalb, weil es bei der heutigen politischen Gesamtlage sehr zweifelhaft ist, ob uns eine weitere Schärfung des Gegensatzes nicht schwere politische Niederlagen bringen könnte und müßte, aber wir halten es für falsch, das Anwachsen der gegensätzlichen Stimmung an sich nur als etwas Zufälliges zu erklären. Selbst wenn Bernstein darin recht hat, daß die industrielle Konkurrenz für sich allein nicht ausreicht, zwei große auf Güteraustausch angewiesene Völker zu entzweien, so steht doch außer Frage, daß in England jeder Versuch Deutschlands, als politische Macht außerhalb Europas aufzutreten, als Eingriff in das englische Vorrecht der Weltherrschaft aufgefaßt wird. Bernstein sagt auch seinerseits, daß die Engländer es den Deutschen verübeln, wenn sie gegenüber Frankreich in Marokko auftreten. Es gibt keinen Schritt zur politischen Machterweiterung, den England nicht als deutsche Begehrlichkeit auffassen wird. Es sind keineswegs die von deutschem Wettbewerb bedrängten englischen Industriellen allein, die gegen Deutschland in Gedanken mobil machen. Und auf unserer Seite ist es unrichtig, die großen Tatsachen nicht zu sehen, die in Deutschland das Gefühl der Bedrücktheit durch Englands Steigen hervorrufen. Englands Macht vervollständigt sich in einer geradezu unheimlichen Weise. Die Besetzung Afrikas mit englischer Herrschaft ist ein Ergebnis der letzten 25 Jahre, und alle Anzeichen sprechen dafür, daß jetzt nach Schwächung der Russen England den ganzen Süden Asiens verwalten wird. Dieser Machtausdehnung kann man nur dann gleichgültig gegenüberstehen, wenn man staatliche Macht als etwas volkswirtschaftlich Wertloses ansieht. Das tut aber Bernstein im allgemeinen nicht. Er weiß, daß sich jede klug verwendete Macht in Rente umsetzt. Er weiß auch, daß unser ganzer auswärtiger Handel vom Wohlwollen Englands abhängt, solange es kein politisches Gegengewicht gegen die englische Seeherrschaft gibt. Die letzte Folge der Bernsteinschen Darlegungen würde der Satz sein: überlaßt den Engländern das Herrschen, und alle mit dem Herrschen verbundenen Vorteile, und begnügt euch, England als Käufer eurer Waren zu haben! Mit anderen Worten: begnügt euch mit der Rolle der Belgier! Diese Auffassung kann richtig sein, wenn die deutschen Kräfte zu nichts Größerem ausreichen, sie aber als selbstverständliche Auffassung zu geben, ist falsch. Ein bewußter Verzicht auf Herrschaft ist nie selbstverständlich, weder für eine Klasse, noch für ein Volk.

Tripolis. Die Besprechung, die vor etwa 2 Wochen der italienische Minister des Äußeren, Herr Tittoni, in Venedig mit dem Leiter der äußeren Politik Österreichs gehabt hat, beginnt ihre günstigen Folgen zu zeigen. Italien hat wieder einen festen Ton in seiner Auslandspolitik bekommen. Zeitweise wußte man nicht, ob der Gegensatz gegen Österreich oder die Abneigung gegen Frankreichs afrikanische Pläne größer war. Es gibt stets in Italien eine Anzahl Patrioten, denen die nördliche Sprachgrenze wichtiger ist als der südliche Kolonialbesitz, und im allgemeinen kann man sagen, daß die Gefühle viel eher für Frankreich warm gemacht werden können als für Österreich, selbst wenn der Verstand noch so sehr gegen Frankreich und für Österreich redet. Der Verstand hat aber wieder einmal über die Gefühle gesiegt. Italien hört auf, gegen Österreich im stillen mobil zu machen und tritt desto gesicherter dafür ein, daß die Franzosen sich nicht in Tripolis festsetzen dürfen. Die bevorstehende Flottenvermehrung wird mit den Mittelmeerinteressen begründet, das heißt mit dem Anspruch, daß auch Italien eine nordafrikanische Macht sein will. Zwar heute soll Tripolis nicht formell genommen werden. Minister Tittoni sagt in auffälliger Offenheit:

„Wenn Italien *jetzt* ein der Türkei gehöriges Gebiet besetzte, so hieße dies ein Beispiel schaffen und jenen eine Ermutigung geben, die das Ende dieses Reiches beschleunigen wollen, und dies würde *nicht zulässig sein in einem Augenblicke, wo die Integrität der Türkei eine Grundlage der italienischen auswärtigen Politik ist.*"

Man muß hier jedes Wort für sich lesen. Italien verzichtet nur jetzt auf Besetzung von Tripolis, weil jeder grundsätzliche Angriff auf den türkischen Besitzstand jetzt dazu führen muß, daß England Ägypten formell an sich zieht und Arabien und Palästina besetzt. Englands Hände sind eben jetzt so frei wie seit langer Zeit nicht. Es muß also alles vermieden werden, was ihm den Schein des Rechtes gibt, den Sultan in Konstantinopel als aufgegebene Größe zu betrachten. Man findet mit Recht die Einwirkung Deutschlands und Österreichs in dieser Hervorhebung der jetzigen Unverletzlichkeit des türkischen Reiches. Aber für die Zukunft verlangt Italien ohne alle Umschweife den Besitz von Tripolis und behandelt schon heute dieses Küstenland wie seine verbriefte Interessensphäre. Tittoni sagt:

„Es ist klar, daß ein *Vorzugsrecht auf Tripolis für die Zukunft uns jetzt* den Anspruch eines Vorzugsrechts auf das dortige Wirtschaftsgebiet geben muß, das Recht, unsere Kapitalien dahin zu schicken und die kommerziellen Strömungen oder die Initiative auf industriellem und landwirtschaftlichem Gebiet daselbst zu ermuntern. Wir gedenken das vor allem in vollem *Einvernehmen mit der Pforte* zu tun, mit der wir ausgezeichnete Beziehungen unterhalten, und die Pforte hat das größte Interesse, dieses auf Frieden hinzielende Vorgehen italienischer Zivilisation zu erleichtern. Der Sultan hat zu wiederholten Malen bewiesen, daß er von Gefühlen wahrer Freundschaft für Italien und dessen König erfüllt ist; es ist aber nötig, daß auch *die ottomanischen Beamten Tripolitaniens*

Digitized by Google

sich mehr von diesen freundschaftlichen Gefühlen leiten lassen. Diese Beamten handeln manchmal aus nicht angebrachtem Eifer durchaus gegen die Absichten des Sultans und zeigen gegenüber Italien ein Mißtrauen, das nicht gerechtfertigt ist, und das wir nicht dulden können."

In der Form der schönsten Seelenharmonie mit dem Sultan wird den Beamten desselben ihre Abhängigkeit von Italien zu Gemüte geführt. Die Deutlichkeit dieser Sprache wurde dadurch nötig, daß in den letzten Wochen Italien von Gerüchten beunruhigt wurde, als sei eine französische Gesellschaft ermächtigt worden, den Hafen von Tripolis auszubauen. Jetzt ist klar, daß die Franzosen ihn nicht bauen werden, ob er aber gebaut wird, ist zweifelhaft, denn nun lautet der offizielle Ausdruck, der Sultan wolle ihn selber bauen lassen. Das aber ist eine etwas vielsagende Wendung. Das Ende wird sein: Italien baut den Hafen. Nur fehlt es den Italienern trotz ihres sichtbaren Aufschwunges noch immer an Geld.

Reichserbschaftssteuer. Die Freie deutsche Presse gewinnt mit ihrer Bekämpfung einer brauchbaren Reichserbschaftssteuer die intimste Freundschaft der konservativen Großgrundbesitzer. Gegen diesen Standpunkt „wird sich nicht viel einwenden lassen", schreibt die Kreuzzeitung. Warum auch? Die Freie deutsche Presse beklagt sich, daß die Sozialdemokratie bei der Erbschaftssteuer ihre Opposition gegen die Regierung aufgäbe, weil es gegen die „Besitzenden" ginge. Die Freie deutsche Presse aber hat bei den Handelsverträgen, wo es gegen die Besitzlosen ging, ihre Opposition preisgegeben. Nun trägt sie geschäftig Material gegen die Erbschaftssteuer zusammen. Natürlich im Namen der kleinen Leute, des freisinnigen „Volkes". Wie lächerlich sind ihre Argumente! Stuft man die Erbschaftssteuer nach der Größe der Erbschaften und der Nähe des Verwandtschaftsgrades progressiv ab, so kann man die kleinen Erbschaften (etwa bis 4000 Mk.) überhaupt frei lassen und doch große Erträge haben. Das weiß auch die Berliner Leitung der freisinnigen Volkspartei ganz genau. Doch glaubt sie vielleicht im Interesse der „besitzenden" Ordnungsphilister so handeln zu müssen, auf die sie immer mehr ihre Politik zugeschnitten hat. Dem aber sollten sich die Freisinnigen im Lande, die in Wahlzeiten für ihre Partei eintreten müssen, auf das entschiedenste widersetzen. Mit der Verteidigung der Steuerfreiheit großer Erbschaften erwirbt man sich vielleicht die Liebe feudaler Gutsbesitzer, aber niemals die Achtung des Volkes.

Disharmonien im Zentrum. Es ist „Praxis" des Reichstages, daß das Plenum den Beschlüssen der Wahlprüfungskommission beitritt. Die meisten Abstimmungen bei den Wahlprüfungen sind lediglich Formensache. Die Reden dazu werden pour le roi de Prusse gehalten. Das ist schon um deswillen der Fall, weil eine große Zahl von Abgeordneten bei diesen Reden nicht zuhört, die Berichte der Wahlprüfungskommission aber erst recht nur von einer kleinen Anzahl studiert werden. Die meisten müssen deshalb so stimmen, wie es ihnen ihre Fraktionskollegen in der Kommission vorgemacht haben. Um so größer war die Überraschung am 11. Mai, als das hohe Haus mit überwältigender Mehrheit einen Beschluß der Wahlprüfungskommission ohne lange Diskussion umstieß. Es handelte sich um die Wahl des freikonservativen Abgeordneten Pauli in Oberbarnim, übrigens eines der sympathischsten Mitglieder der Rechten. Der Wahlaufruf für Pauli war von einigen Bürgermeistern und Amtsvorstehern, also von Personen mit Polizeigewalt, mit ihrem Amtstitel unterzeichnet worden. Nach der bisherigen Praxis der Wahlprüfungskommission und des Plenums ist in solchen Fällen ausnahmslos ohne weiteres auf Ungültigkeit erkannt worden, wenn, was hier zutraf, die Mehrheit für den Abgeordneten dadurch fortfällt, daß man ihm die Stimmen in den Orten abzieht, deren Bürgermeister und Ortsvorsteher den Wahlaufruf unterschrieben haben. Entgegen dieser ständigen Praxis erklärte jedoch die Kommission die Wahl Paulis nicht für ungültig, sondern beschloß auf Anregung der Rechten unter Zustimmung des Vorsitzenden Wellstein Beweiserhebung darüber, ob die Unterschriften der Bürgermeister und Amtsvorsteher mit ihrem Wissen und Willen unter den Aufrufen gekommen seien. Notabene: im Verlauf dieser fast 2 Jahre hat keiner der Herren gegen den Gebrauch seines Namens protestiert! Im Plenum verteidigte Herr Wellstein unter dem stürmischen Hohngelächter der Linken den Standpunkt der Kommissionsmehrheit mit der Behauptung, es handle sich um keine prinzipielle Neuerung. Als es zur Abstimmung kam, zeigte es sich, daß Herr Wellstein in seiner eigenen Fraktion fast völlig isoliert dastand. Nur drei Zentrumsherren schlugen sich auf seine Seite. Alle anderen stimmten für Kassierung des Paulischen Mandats, die dann auch mit 128 gegen 67 Stimmen erfolgte. In parlamentarischen Kreisen nahm man mehrfach an, daß Herr Wellstein eine solche Desavouierung durch seine Fraktion mit dem Verzicht auf den Vorsitz in der Wahlprüfungskommission beantworten werde. Das scheint jedoch nicht der Fall zu sein. Jedenfalls läge es im Interesse des Zentrums ebenso sehr wie in dem der Freiheit und Gerechtigkeit, wenn die Wahlprüfungskommission wieder zu der musterhaften Geschäftsgebahrung zurückkehrte, die ihr unter Spahns Vorsitz zum Ruhme gereichte.

Scheinliberalismus. Unter diesem Titel haben wir in der vorigen Nummer die eigenartige Haltung des Abgeordneten Gyßling von Königsberg zum Bergarbeiterschutz charakterisiert. Dies veranlaßt die „Königsberger Hartungsche Zeitung", eine Vertreterin des Richterschen Flügels der freisinnigen Volkspartei, zu einer gereizten Erwiderung. Das Blatt schreibt unter anderem: „Was soll man aber dazu sagen, wenn die „Hilfe" dem Abg. Gyßling im Gegensatz zu ihrem eigenen Zitat in den Mund legt, er habe bedauert, daß das Hervortreten der Sozialpolitik dem parlamentarischen Leben die tiefsten Wunden geschlagen habe, während er von der Sozialdemokratie gesprochen hat. Was soll man dazu sagen, daß die „Hilfe" die Äußerung über die sozialpolitische Popularitätshascherei auf das preußische Abgeordnetenhaus bezieht, während in ihrem eigenen Zitat von „den Parlamenten" die Rede ist, und obwohl sie wissen muß, daß über den sozialpolitischen Wettlauf im Reichstage allenthalten bittere Klage geführt wurde. Was sich die "Hilfe" hier leistet, sind Unterstellungen, zu denen soviel böser Wille gehört, daß auch nicht der Schein von Liberalismus mehr übrig bleibt." — Wenn Herr Gyßling von Parlamenten gesprochen hat, in denen sozialpolitische Popularitätshascherei herrscht, so ist anzunehmen, daß er neben dem Reichstag noch ein Parlament im Sinne hatte. Und da der Bergarbeiterschutz nicht im schwedischen Reichstag oder im Bückeburger Landtag, sondern im preußischen Abgeordnetenhause beraten wird, so nahmen wir in unserem schlichten Verstande an, daß selbst die preußische Sozialpolitik Herrn Gyßling schon zu weit geht. Dies paßte übrigens harmonisch in das klägliche Gesamtbild, welches der Königsberger Bourgeosliberalismus (städtische Wahlverschlechterung, Beschneidung der Versammlungsfreiheit! usw.) der Außenwelt zu bieten sich berufen fühlt. Herr Gyßling klagt über sozialpolitische Popularitätshascherei, hervorgerufen durch den ungünstigen Einfluß der Sozialdemokratie, die überhaupt dem parlamentarischen Leben die tiefsten Wunden geschlagen habe. Man darf also wohl meinen, daß Herr Gyßling die „sozialpolitische Popularitätshascherei" als Wunde empfindet. Wenn das Königsberger Blatt zu diesem Schluß nicht fähig ist, dann fehlen ihm die geistigen Qualitäten, um wirklichen Liberalismus vertreten zu können. Es ist ja immerhin erfreulich, daß die Hartungsche Zeitung noch den Trieb hat, jene Äußerungen verleugnen zu wollen. Wenn sie aber von Popularitätshascherei spricht, so möge sie sich erinnnern, daß die Forderungen der Gewerkvereine von vor 35 Jahren zum großen Teil noch immer unerfüllt sind.

Elsaß-Lothringen als Bundesstaat? Der schon angekündigte Antrag auf verfassungsrechtliche Änderung der Stellung des Reichslandes ist nunmehr beim Reichstag eingegangen. Von den 15 reichsländischen Abgeordneten haben ihn nur drei — die klerikal gerichteten Herren Delsor und Vandensheer und der Demokrat Blumenthal — nicht unterschrieben. Sonst stehen friedlich nebeneinander unter dem Antrag der freikonservative Hoeffel und der freisinnige Riff, der extreme Klerikale Wiltberger und der unbedingt gouvernementale Zentrumsgegner v. Jaunez, der nationalliberale Schlumberger und der katholische Demokrat Preiß. Da zur Einbringung eines Antrages mindestens 15 Unterschriften nötig sind, so mußten die Antragsteller sich nach Unterstützung umsehen. Sie fanden sie reichlich beim Zentrum, das 32 Unterschriften geliefert hat. Der Antrag ist also parlamentarisch sehr ernst zu nehmen. Prinzipieller Widerspruch dagegen ist weder von der Rechten, noch von der Regierung zu erwarten. Dagegen wird die Linke ihn allerdings mit aller Entschiedenheit ablehnen müssen. Wenn ein reichsländischer Liberaler ihn unterstützt, so ist das nur aus dem alles andere in den Hintergrund drängenden Wunsche des Elsaß-Lothringers zu erklären, um jeden Preis seine Heimat aus der unwürdigen Stellung eines bloßen Objektes der bundesrätlichen Gewalt zu einem allen anderen Teilen des Reiches gleichberechtigten Faktor der Gesetzgebung zu machen. Für die nichtreichsländischen Mitglieder der Linken müssen dagegen natürlich die Fragen der allgemeinen Reichspolitik den Ausschlag geben. Und da steht der Annahme des Antrages

Digitized by Google

das unüberwindliche Hindernis entgegen, daß er den Einfluß Preußens vermehren würde. Der Antrag bestimmt nämlich, daß Elsaß-Lothringen durch stimmberechtigte Bevollmächtigte im Bundesrat vertreten sein soll, die von dem Kaiser als Landesherren für Elsaß-Lothringen ernannt werden. Zu den 17 Stimmen Preußens im Bundesrat würden also noch weitere hinzukommen, die dem König von Preußen in seiner Eigenschaft als deutscher Kaiser und Landesherr für Elsaß-Lothringen zustünden. Schon jetzt ist Preußens Einfluß auf die Reichspolitik unheilvoll groß. Nachdem Braunschweig durch die Hohenzollernregentschaft zur Dépendence Preußens geworden ist, auch noch das Reichsland zur Quelle der Machterweiterung für Preußen machen, das kann niemand verantworten, der gegenwärtig die Zurückdrängung des preußischen Einflusses für eine Hauptaufgabe fortschrittlicher Politik hält. Unbegreiflich vom liberalen Standpunkt aus ist übrigens, warum der Antrag nicht einmal den Ersatz des bisher für den reichsländischen Landesausschuß geltenden skandalösen Wahlrechts durch das Reichstagswahlrecht fordert.

Eine sonderbare Inspektionsreise hat die Berggesetzkommission des Abgeordnetenhauses zwischen erster und zweiter Lesung der Stillegungsnovelle ins Ruhrgebiet unternommen. Mußte es schon auffallen, daß die zu Informationszwecken besuchten Gruben fast ausschließlich zu den erstklassigen gehörten und alte, minder gut eingerichtete Schächte ängstlich gemieden wurden, so wuchs das Staunen noch, als nach unwidersprochenen Mitteilungen aus Arbeiterkreisen bekannt wurde, daß die Grubenverwaltungen noch das ihrige dazu getan haben, um den preußischen Parlamentariern Potemkinsche Dörfer zu zeigen. Sie haben in rührender Zuvorkommenheit dafür gesorgt, daß die Temperatur in den besuchten Gruben für die älteren Abgeordneten keine allzu hohe, gesundheitsschädigende war, und daß auf verschiedenen Strecken die augenfälligsten Mängel vorher beseitigt wurden. Gleichzeitig verbreitete die „Werkspresse" geschäftig die Nachricht, es sei die Informationsreise zur höchsten Befriedigung aller Teilnehmer ausgefallen, und Herr Spahn habe voller Entzücken von einer Arbeiterkolonie erklärt, daß er „so etwas noch nicht gesehen habe"; einige sonnverbrannte konservative Agrarier hätten sogar vor einem Ort mit 24 Grad Wärme erklärt, daß sie sich das „viel schlimmer vorgestellt" hätten, in Wirklichkeit seien ja die Erntearbeiten in der Sommerhitze weit anstrengender! Wenn man zu dieser gut organisierten Stimmungsmache noch die fortgesetzten scharfen Angriffe einflußreicher Industrieller gegen die Regierung hinzunimmt, wie sie z. B. der nationalliberale Abgeordnete Dr. Beumer in der zu Düsseldorf abgehaltenen 34. Hauptversammlung des Vereins zur Wahrung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen in Rheinland und Westfalen unter „lebhaftem anhaltenden Beifall" formuliert hat —, so braucht man sich nicht zu wundern, daß die Berggesetzkommission in der zweiten Lesung die Stillegungsnovelle um eine Nuance verschlechtert hat. Die Rechtsmittel des Bergwerkseigentümers gegen die Entscheidung des Oberberggerichts wurden weiter ausgedehnt, die Anzeigepflicht sechs Monate vor der Stillegung auf Betriebe mit mehr als 100 Arbeitern beschränkt, und der grundlegende § 65 des Entwurfs auf nationalliberalen Vorschlag folgendermaßen formuliert: „Der Bergwerkseigentümer ist verpflichtet, das Bergwerk insoweit zu betreiben, als der Unterlassung oder Einstellung des Betriebes überwiegende Gründe des öffentlichen Interesses entgegenstehen, sofern die Eröffnung der Fortsetzung des Betriebes Gewinn verspricht." — Die Regierung hat diesen Formulierungen sehr energisch widersprochen. Was sie aber tun wird, wenn das Plenum sich bei beiden Berggesetznovellen auf den Boden der Kommission stellt, ist nicht ganz sicher, nach den seitherigen offiziösen Verlautbarungen freilich auch für die Arbeiter keineswegs sehr hoffnungsvoll. Die Sozialdemokratie hat bereits beschlossen, eine entsprechende Vorlage im Reichstag einzubringen, und das führende Organ des Zentrums, die „Germania" schreibt: „Die Regierungsvorlage ist das Minimum, was wir für jetzt als Bergarbeiterschutz absolut verlangen müssen; also auch den sanitären Maximalarbeitstag von 8 Stunden. Im Reichstag ist uns diese Sache sicher. Daher sehen wir auch den kommenden Dingen ziemlich ruhig entgegen." Nach alledem darf man auf die weitere Entwickelung dieser Angelegenheit sehr gespannt sein.

Freiherr von Hammerstein

Nachdem der frühere Redakteur der „Kreuzzeitung", Herr von Hammerstein und seine tüchtige und tapfere Gattin, nach Ausgang seiner Zuchthausstrafe gestorben sind, hat ein Stiefsohn des Verstorbenen, Herr von Gloeden, die Papiere Hammersteins in die Hände von Hans Leuß gegeben, dessen tragische Gefängnisstrafe unseren Lesern im Gedächtnis sein wird und an dessen muntere Jugendarbeit im Stöckerschen „Volk" sich einige von uns erinnern. Wieviel Papiere Hammersteins existieren und welcher Art sie sind, wissen wir nicht. Das, was geboten wird, ist viel weniger, als was erwartet werden durfte, wenn einmal die Kammern Hammersteins sich öffneten. Die Schrift heißt: „Wilhelm Freiherr von Hammerstein, 1881—1895 Chefredakteur der „Kreuzzeitung", und ist bei H. Walther in Berlin erschienen (Preis 3 Mk.). Sie hinterläßt als literarische Arbeit leider einen schlechten Eindruck. Leuß kann, wenn er will, viel feiner und übersichtlicher arbeiten. Hier hat er sich zu leicht mit seiner Aufgabe abgefunden. Es war für ihn nötig, die Geschichte der konservativen Partei von 1876 bis 1895 mit sicherer Hand darzustellen, um die Gestalt Hammersteins in diesen Hintergrund hineinzuzeichnen. Was Leuß aber bietet, ist fast nur die kleine Geschichte der Machenschaften hinter den Kulissen. Auch diese ist wichtig, denn sie zeigt, wie Politik gedrechselt wird, aber es fehlt viel, daß das verworrene Gewebe der sich bekämpfenden Strömungen am Hof und in der konservativen Politik nun klar vor Augen liege. Immerhin wollen wir versuchen, das Wesentliche herauszuheben.

Die Konservativen waren von Haus aus eine preußische Partei. Es gab zwar auch in den anderen deutschen Staaten konservative Gruppen, aber diese sind nur zum kleinen Teil zur heutigen konservativen Partei gelangt. Sie wurden in Hannover zu Welfen, gingen in Schleswig-Holstein auf dem Wege über die Augustenburger zum Fortschritt, schlossen sich in Bayern und überall sonst, wo Katholizismus ausschlaggebend ist, dem Zentrum an. In Württemberg und Baden waren es fast nur protestantisch-kirchliche Kreise, die konservativ wurden und in Berlin Anschluß suchten. Nur im Königreich Sachsen gelang es restlos, den alten partikularistisch-konservativen Bestand an die Konservativen Preußens anzugliedern. Während also der Liberalismus, insbesondere der Nationalliberalismus, seit 1866 und 1871 reichsdeutsch war, vollzog sich der Übergang der Konservativen zu einer Reichspartei genau genommen erst 1876. Damit hing das Bedürfnis der Aussöhnung mit Bismarck zusammen. Die Altkonservativen waren dem Reichskanzler innerlich entfremdet und hatten 1875 in einem großen Stoß, den die „Kreuzzeitung" im Juni 1875 führte, noch einmal ihre ganze Energie ihm entgegengeworfen, Bismarck aber war stärker geblieben und hatte die „Kreuzzeitung" zur politischen Bedeutungslosigkeit herabgedrückt, indem er eine neukonservative Regierungspartei begünstigte, deren Organ eine Zeitlang das „Deutsche Tageblatt" und deren Führer Herr v. Helldorf wurde. In dieser Lage tritt v. Hammerstein in den Vordergrund, und zwar gelingt es ihm, diesen Bismarckischen Versuch zu vereiteln, Herrn v. Helldorf beiseite zu schieben und das „Deutsche Tageblatt" so zu bedrängen, daß er es schließlich aufkaufen kann. Er tut das alles, nachdem er formell seinen Frieden mit Bismarck geschlossen hat und indem er diesen bei seiner Wendung zur staatssozialistischen Reformpolitik und zur Schutzzöllnerei unterstützt, überhaupt den Gedanken des konservativen Reichsregimentes stärkt, aber ohne sich an Bismarck hinzugeben. Man kann sagen, daß Eugen Richter links und v. Hammerstein rechts die Grenzen Bismarckischen Einflusses in den achtziger Jahren bezeichnen. Um aber Bismarck gegenüber eine selbständige Größe sein oder werden zu können, mußte v. Hammerstein den konservativen Geist als eine besondere und ihres eigenen Wertes bewußte Macht ins Leben stellen. Er ist der Neuschöpfer der konservativen Partei-Idee.

Die altkonservative Tradition war schwach geworden. Sie hatte im Gegensatz gegen die liberale „Revolution" oder den Parlamentarismus an sich bestanden, bewegte sich in den Gedankengängen Friedrich Wilhelms IV., Stahls und v. Gerlachs, und war preußisch gegenüber dem modernen „Nationalitätsschwindel". Von dieser alten Tradition wird nun alles abgestoßen, was inzwischen unmöglich geworden war. Der Konservative wird als solcher „national" und fängt an, den Parlamentarismus zu seinem Vorteil zu benutzen. Er ist nicht mehr antiparlamentarisch an sich, sondern nur stets geneigt, den Demokraten ihre parlamentarischen Rechte zu verkürzen. Wo der Parlamentarismus geeignet erscheint, gegenüber der Krone, dem Reichskanzler oder dem liberalen Kapitalismus als Machtmittel benutzt zu werden, nehmen ihn von nun an die Konservativen fest in Anspruch. Damit bekommt ihre früher mehr aristokratische Politik einen demagogischen Zug. Der Unterschied von demagogisch und demokratisch besteht darin, daß der Demokrat innerlich auf dem Boden der Volksrechte steht, der Demagog aber sie nur als

Digitized by Google

Mittel für seine Zwecke verwendet. Das tat von Hammerstein mit kalter Klarheit. In dieser Hinsicht stellt ihn Leuß ganz richtig dar. Auch Hammersteins Verhältnis zu Stöcker wird von hier aus deutlich. Was ihn zu Stöcker zog, war dessen große und unermüdliche Agitationskraft. Was Stöcker dem Volke sagte, war für Hammerstein im Grunde gleichgültig, wenn schließlich nur konservative Wähler gewonnen wurden. Auch der Vorstoß Hammersteins, den er mit Stöcker und Kleist-Retzow für größere Freiheit der evangelischen Kirche unternahm, hatte für Hammerstein nur oder fast nur demagogischen Wert. Seine wirklichen Interessen lagen auf dem Gebiet des Gegensatzes gegen Kapitalisten und Demokraten. Er bekämpfte im Kapitalisten nicht den Herrenmenschen, sondern den Überwinder der Agrarherrschaft, und im Demokraten nicht den Gegner der Industrieherren (diesen sah er nicht ungern), sondern den Proletarier, der Subjekt der Gesetzgebung werden will. Mit Bismarck war er einig im Gegensatz gegen den Demokraten, beide aber trennten sich in ihrer Stellung zum Kapitalisten. Bismarck war kapitalistischer Junker geworden, Hammerstein war und blieb trotz aller seiner eigenen Geldgeschäfte in seiner ganzen Gefühls- und Willenswelt der antikapitalistische Junker, der der Neuzeit den Krieg ansagt. Als solcher brauchte er die Pastoren, Handwerker und christlichen Arbeiter. Er selbst aber gehörte nicht zu ihnen. Man kann sich denken, daß Bismarck, wenn er nicht in die Laufbahn des diplomatischen Staatsdienstes hineingekommen wäre, etwas ähnliches hätte werden müssen wie Hammerstein. Durch seinen diplomatischen Dienst wurde Bismarck der Atmosphäre enthoben, in der die Willenskraft Hammersteins sich ausleben mußte.

Daß Hammerstein eine Natur war, die herrschen konnte, versichern alle, die ihn gekannt haben, und schon sein äußerer Eindruck gab ein Gefühl von der trockenen Zähigkeit dieses Willens. Er war im Jahre 1890 soweit, daß er sich auf dem Tivoliparteitag der Konservativen als Führer der nach seinen Gedanken neuentstandenen konservativen Partei betrachten konnte. Wenn er auf Wunsch Stöckers einen Satz, der staatliche Zwangsmaßregeln gegen die Sozialdemokratie forderte, stillschweigend streichen ließ, so war das, wie Leuß richtig sagt, keine sachliche Nachgiebigkeit. Er hielt von Programmen wenig und fühlte sich stark genug, die Konservativen trotz aller Parteitage im Ernstfall zu jeder Ausnahmegesetzgebung gegen die Sozialdemokratie zu nötigen. Sein Wille ging dahin, nach Bismarcks Ausscheiden aus seinen Ämtern, die Regierung durch einen befreundeten Reichskanzler führen zu lassen. Er selbst war durch den Tageskampf zu kompromittiert, stand zu wenig im Beamtenmechanismus drin und hatte zuviel Kritik am Monarchen auf seinem Konto, um selbst als einer der Nachfolger Bismarcks in Betracht zu kommen. Als seine Ministerkandidaten galten zu verschiedenen Zeiten Graf Waldersee und Graf Eulenburg. Um sie in die leitende Stelle zu bringen, ist von 1890 bis 1894 ein Kampf der Hofinteressenten ausgefochten worden, der nie ganz offen vor den Augen des Beschauers liegen wird, der aber auch schon heute in seinen Einzelheiten sehr gleichgültig geworden ist. Leuß bemüht sich, in das Dunkel etwas Licht zu schaffen, aber das, was er bringt, ist zu wenig. Die ganze Rolle Waldersees und seine Praktiken werden nicht erhellt, und auch die Angelegenheiten beim Sturze Caprivis sind nur halb verständlich gemacht. Es zeigt sich, daß man mit zufällig zusammengetragenem Material nicht Geschichte darstellen kann. Leuß hätte hier mit Eifer alles durchsuchen müssen, was in der damaligen Literatur vorliegt, wenn er auch nur Hammerstein und seine Art zu arbeiten, genügend darstellen wollte. Sachlich sind wir überzeugt, daß Leuß im ganzen recht hat, und v. Gerlachs persönliche Erinnerungen, die er in der „Nation" ausspricht, stimmen mit Leuß darin überein, daß in der Tat Graf Eulenburg eine Zeitlang glaubte, Reichskanzler zu werden und daß er dazu eine zeitweilige Aufhebung des Reichstagswahlrechtes haben wollte. So wenigstens hat es Hammerstein damals dargestellt, und es ist schwer auszudenken, weshalb er in einer so schwierigen und weittragenden Sache seinem eigenen engsten Freundeskreise falsche Angaben gemacht haben sollte. Er war gewiß imstande zu lügen, wenn er es für nötig hielt, aber hier fehlt jeder Schimmer eines vernünftigen Zweckes, wenn Eulenburg ihn nicht beauftragt hat. Das, was jetzt Leuß und v. Gerlach berichten, ist seinerzeit auch von Oberwinder im „Volk" veröffentlicht, aber wenig beachtet worden. Heute bestreitet Graf Eulenburg die ganze Sache. Wo ist nun die Wahrheit? Wer hat falsch gesprochen? Nimmt man an, daß damals Hammerstein nicht log, so bleibt doch unsicher, ob der Gedanke des Eulenburgischen Reichsstaatsstreiches daran gescheitert ist, daß Hammerstein nicht imstande war, den Stöckerschen Flügel der Konservativen für ihn zu gewinnen, oder ob nicht schon aus anderen Gründen der Kaiser zum Fürsten Hohenlohe sich gewendet hatte. Die Mitteilungen, Eulenburg hätte Statthalter in Straßburg werden wollen, brauchen nicht falsch zu sein, beziehen sich nur auf ein späteres Stadium des ganzen Vorgangs der Verschiebung in den höheren Regionen. Ganz sicher ist, daß mit dem Eintreten Hohenlohes in das Amt des Reichskanzlers endlose und gefährliche Geheimzettelungen abgeschnitten wurden. Hammerstein war von neuem in seine „allergetreueste Opposition" zurückgeworfen und würde in ihr noch viele Proben seiner offenen und geheimen Leistungsfähigkeit abgelegt haben, wenn ihn nicht sein Geschick ereilt hätte, das heißt wenn er nicht als Privatmensch zusammengebrochen wäre. Politisch war er keineswegs tot, als er den Schauplatz seiner Taten schleunigst verlassen mußte, im Gegenteil ist anzunehmen, daß Hammerstein das unerwartet starke Ansteigen des Bundes der Landwirte sehr für seine Zwecke benutzt haben würde, wenn er es noch in seiner alten Stellung hätte erleben können. Hammerstein war das, was jetzt Herr v. Oldenburg zu werden versuchte. Der politische Kopf, der die große Wirtschaftsbewegung politisch aufmaschieren läßt. Die Kröcher, Manteuffel und wie sie sonst heißen, reichen an das Maß von disziplinierter Verwegenheit nicht heran, das auch in Bismarck vorhanden war und das die Stärke Hammersteins ausmachte. Die Übertragung dieser Verwegenheit auf privatrechtliches Gebiet war sein Unglück.

Leuß bemüht sich darzutun, daß Hammerstein geschädigt worden ist, weil er widerrechtlich von Italien ausgeliefert und von Griechenland abgeschoben worden sei. Gab es dafür kein Reichsgericht, wenn Leuß hierin recht hat? Aber bei keinem Menschen wirkt es weniger, ihn zu beklagen, daß er nicht formell korrekt nach dem geltenden Recht behandelt wurde, als bei Hammerstein, dem alle Rechte der Bevölkerung nur Machtfragen waren. Er würde ohne Zucken jeden großen Rechtsbruch im Staat mitgemacht haben, sobald er nur Teilnehmer fand. Sollte er wirklich die Rechtlosigkeit mitten im Rechtsverfahren durchgekostet haben, so würde an ihm wenigstens im kleinen das Wort sich erfüllt haben: mit welchem Maß ihr messet, wird euch gemessen werden!

Naumann.

Hanseatische Reaktion

Das Kanzlerwort „Preußen in Deutschland voran", das ja im allgemeinen für alle Arten von Reaktion zutrifft, muß künftighin wenigstens für die Rückwärtsrevidierung der Wahlrechtsformen umgeändert werden in: „Hamburg und Lübeck in Deutschland voran!" Was beide freien Städte in dieser Hinsicht planen, ist so reaktionär, daß es auf den ersten Augenblick geradezu unglaublich klingt.

In Hamburg wie in Lübeck ist das Wahlrecht an den Erwerb eines Bürgerschaftsrechtes gebunden. In Hamburg muß man fünf Jahre gewohnt und ununterbrochen mindestens 1200 Mk. Einkommen versteuert haben, um in die Zahl der Bürger aufgenommen zu werden; in Lübeck sind die Aufnahmebedingungen derart, daß seither die Sozialdemokraten noch keinen einzigen Vertreter in die Bürgerschaft entsenden konnten. In Hamburg gehen überdies von den 160 Mitgliedern der Bürgerschaft nur 80 aus allgemeinen Wahlen hervor, während 40 von den Grundbesitzern und 40 von den „Notabeln" (Mitglieder der Gerichte, der Verwaltungsbehörden und der Handelskammer) gewählt werden! Eine sozialdemokratische Mehrheit ist hier also ganz undenkbar.

Trotzdem glauben beide Republiken, am Vorabend einer sozialdemokratischen Schreckensherrschaft zu stehen, denn sie beeilen sich, ihre ohnedies gut verwahrten Bürgerschaftstüren mit neuen, dicken Riegeln gegen den etwaigen Einbruch der Sozialdemokraten zu verrammeln.

In Hamburg hat der Senat nach langwierigen geheimnisvollen Ausschußsitzungen folgendes Monstrum von Wahlrechtsreform vorgelegt:

Digitized by Google

Die Notabeln- und Grundeigentümerwahlen bleiben bestehen; in den allgemeinen Wahlen wählt künftighin die Stadt 72 Abgeordnete, das Land 8 Abgeordnete; die Wahlberechtigten der Stadt werden in drei Gruppen nach der Höhe des Einkommens abgestuft, und zwar bis zu 3000 Mark, bis zu 6000 Mark und über 6000 Mark. Jede Gruppe wählt 24 Abgeordnete, und zwar nach dem System der Proportionalwahlen. Alle drei Jahre findet eine halbschichtige Erneuerung statt, jede Gruppe wählt zwölf Abgeordnete auf sechs Jahre. In den Landbezirken bleibt das bisherige Wahlrecht bestehen; den Beamten wird das passive Wahlrecht verliehen.

In Lübeck soll nach dem Vorschlag der jetzigen Bürgerschaftsmehrheit die Herrschaft des Geldsacks womöglich noch unverhüllter als in Hamburg in die Erscheinung treten. Hier soll das seitherige allgemeine Wahlrecht der Bürger ebenfalls durch ein Klassenwahlrecht ersetzt werden, bei dem das Einkommen von 2000 Mk. die Grenze bildet. Die glücklichen Nutznießer eines Einkommens von mehr als 2000 Mk. sollen künftig 110 Abgeordnete wählen dürfen, die Bürger mit geringerem Einkommen — 10 Vertreter! Der Vorschlag, dann wenigstens das Proportionalwahlrecht einzuführen, soll nicht für die erste, wohl aber für die zweite Wählerklasse gnädigst akzeptiert werden, um die Wahl sozialdemokratischer Abgeordneter noch mehr zu erschweren!

Ist es zu viel gesagt, wenn man solche Wahlentrechtungen in unserer aufgeklärten Zeit, im Säkularjahr Schillers, für schlechthin unmöglich hält? Ausgerechnet die hanseatischen Seestädte mit ihrer alten, großen, freiheitlichen Tradition sollen künftig das Dorado aller Wahlrechtsverschlechterer Deutschlands abgeben! Die riesigen Erfolge der Sozialdemokratie bei der Rückwärtsrevidierung des sächsischen Wahlrechts schrecken die hanseatischen Reaktionäre nicht — ihre Reichstagswahlkreise sind ja, so meinen sie, heute schon hoffnungslos den Sozialdemokraten verfallen. Die ernsthaften Bemühungen um Modernisierung des Wahlrechts in Süddeutschland ermutigen sie nicht. Wie hypnotisiert starren sie auf den möglichen Ansturm der Sozialdemokratie gegen die Bürgerschaftssessel, die nach Jahrhunderte alter Tradition den „nach Bildung und Besitz maßgebenden" hanseatischen Bürgern vorbehalten waren und deshalb auf ewige Zeiten vorbehalten bleiben müssen. Privilegium necesse, libertas non est!

Daß die wahrhaft freigesinnten Elemente Hamburgs und Lübecks mit solchen Plänen nicht sympathisieren, nicht einmal kompromisseln können, ist selbstverständlich. Jeder „Verbesserungsvorschlag" würde den Vätern dieser ungeheuerlichen Wahlentrechtung die Wege ebnen helfen. Jedes stillschweigende Ertragen hieße die Meinung begünstigen, daß nur die Sozialdemokraten bereit seien, einer Schmälerung der Volksrechte energisch entgegenzutreten, daß alle nichtsozialdemokratischen Elemente tatsächlich eine einzige reaktionäre Masse bildeten! Diese Meinung darf im sogenannten Kleinbürgertum und unter den zahlreichen nichtsozialdemokratischen Arbeitern Hamburgs und Lübecks nicht aufkommen! Darum tut lauter und deutlicher Protest gegen die hanseatische Reaktion bitter not. Liberale Hanseaten können den reaktionären Ausgeburten lächerlicher Sozialistenfurcht nur eine einzige Parole entgegensetzen: Werft das Scheusal in die Wolfsschlucht!

Franz Haidhäuser.

Ein deutscher Privatbeamtentag

Ungefähr um die Jahrhundertwende hat in Deutschland eine Bewegung eingesetzt, die in unserer sozialen Entwickelung einen Wendepunkt bedeutet. Die Bewegung für eine allgemeine staatliche Pensions- und Hinterbliebenen Versicherung der Privatangestellten, d. h. jener obersten Schicht der Arbeitnehmer, die geschaffen ist durch die moderne großkapitalistische Entwickelung, die als ein neuer Mittelstand zwischen Unternehmern und Arbeitern steht und die mit diesen die wirtschaftliche Unselbständigkeit, das Angestelltsein teilt, mit jenen vielfach die allgemeine und fachliche Vorbildung, die gesellschaftlichen Anschauungen, teilweise auch die soziale Stellung. Die Bewegung ist insoweit erfolgreich gewesen, als sie zu einem Zusammenschlusse der wichtigeren Fachvereine in einem „Hauptausschusse" (Sitz in Hamburg) geführt hat, ferner zur Gründung von über 100 örlichen Wetrbevereinen oder Werbeausschüssen, die teilweise eine recht anständige Mitgliederzahl aufweisen und sich zu Landesverbänden in Rheinland, Westfalen, Bayern, Mitteldeutschland und dem Königreiche Sachsen zusammengeschlossen haben. Durch die Organisationen sind Vorschläge für die Versicherung nach österreichischem Muster ausgearbeitet und ist durch eine große Umfrage statistisches Material beschafft worden. Der Reichstag hat sich einstimmig für die Bestrebungen ausgesprochen, und die Regierung läßt die 200000 Fragebogen, die durch jene private Enquete zusammengebracht sind, amtlich bearbeiten. Insofern sind also die besten Aussichten für eine allmähliche Verwirklichung des Planes vorhanden.

Die Bedeutung dieser Bewegung liegt nun weniger in dem sachlichen Inhalte ihrer Forderung als in ihren Folgewirkungen. Ganz abgesehen von der Veränderung, die eine Sicherung der Zukunft aller Privatbeamten auf das Verhältnis dieses Standes zum „alten Mittelstande", Handwerk und Kleinkaufmann, und zur öffentlichen Beamtenschaft ausüben wird, bedeutet diese Pensionsbewegung einmal den Beginn einer staatlichen Privatbeamtenpolitik, zum anderen den Beginn einer sozialen Privatbeamtenbewegung.

Die Sozialpolitik des Reiches war ursprünglich Arbeiterpolitik, und hat allmählich einzelne Teile der Arbeiterfürsorge auf andere Gruppen, darunter auch auf einzelne Teile der Privatbeamtenschaft, ausgedehnt. Hier zum ersten Male ist eine Forderung nur für Angestellte, und zwar für alle Angestellten, erhoben worden. Ihre Erfüllung wird eine Erweiterung der Arbeiterpolitik zu einer allgemeineren Arbeitnehmerpolitik nach sich ziehen.

Die sozialen Bestrebungen der Angestellten sind bisher von den einzelnen Berufsvereinen getragen worden. Jede Gruppe, kaufmännische, technische, landwirtschaftliche, Bureaubeamte usw. sind selbständig, ohne Zusammenhang mit einander, vorgegangen. Meist ist es auch nicht einmal möglich gewesen, zwischen den verschiedenen Verbänden derselben Berufsgruppe eine Verständigung zu erzielen, sondern diese haben einen großen Teil ihrer Kraft in gegenseitiger Bekämpfung verbraucht. Hier wird zum ersten Male eine Forderung von allen Berufsgruppen und den meisten ihrer Verbände gemeinsam vertreten; in den örtlichen Vereinen und Ausschüssen wirken, ebenso wie im Hauptausschusse, Mitglieder der sonst feindlichen Organisationen einträchtig zusammen. Das muß zu einer dauernden allgemeinen Standesbewegung der Privatbeamtenschaft führen, die erst allmählich sich ihrer Zusammengehörigkeit, der sozialen Gleichheit ihrer Gruppen und ihrer Unterschiede zu anderen Schichten bewußt wird. Schon zeigen sich bedeutsame Ansätze dazu: Eine Reihe von Ortsvereinen hat das Programm von vornherein weiter gesteckt und auch andere allgemeine Standesfragen hineingezogen. Auf Anregung des Ausschusses der Privatbeamtenvereine von Berlin und Umgebung beschäftigen sich alle Gruppen jetzt mit dem sogenannten Schmiergeldunwesen, d. h. der Bestechung von Angestellten in Privatunternehmungen durch Lieferanten. Demnächst wird die Frage der Arbeitskammern und der Vertretung der Angestellten darin in den Vordergrund des Interesses rücken. Der Berliner Ausschuß hat ein umfangreiches Programm für gemeinsame Arbeit aufgestellt. (Vergl. Heft 2 und 3 des „Privatbeamten", herausg. von A. Kamecke, Quedlinburg, 1905.) Auch der Hauptausschuß hat es auf meinen Antrag für wünschenswert erklärt, daß allgemeine Standesfragen außer der Pensionsfrage in seinem Schoße erörtert werden. Daneben laufen Bestrebungen, eine Verständigung der einzelnen Berufsgruppen und ein Hand in Hand Arbeiten bei gemeinsamen Interessen zu erzielen. Alles drängt langsam, aber unaufhörlich zu dem Endziele eines Bundes deutscher Privatbeamtenvereine, der in ähnlicher Art wie ein Gewerkschaftskartell eine Zentralstelle bilden soll, in der die Vertrauensleute der Berufsvereine sich über die Grundzüge eines einheitlichen Vorgehens aller Vereine in gemeinsamen Standesfragen einigen. Für die Vollendung dieses Werkes ist die Gegenwart noch nicht reif, für die Vorbereitung aber ist sie (aus Gründen, deren Erörterung hier zu weit führen würde) außerordentlich geeignet.

Deshalb ist es mit Freuden zu begrüßen, daß der Mitteldeutsche Verband für staatliche Pensionsversicherung in Quedlinburg an den Hauptausschuß den Antrag gerichtet hat, im kommenden Spätsommer im Harze einen allgemeinen Deutschen Privatbeamtentag zu veranstalten. Hoffentlich kommt der Hauptausschuß dem Antrage nach, denn eine solche Tagung muß, richtig eingeleitet und durchgeführt, der Bewegung von großem Nutzen sein. Was wird sie bringen? Was kann sie

Digitized by Google

bringen? — Nicht den Bund! Nichts wäre verfehlter, als die Entwickelung zu überstürzen und vor der Zeit eine Gründung ins Leben zu rufen, zu der die natürlichen Vorbedingungen noch nicht vorhanden sind. Aber einen Schritt auf dem Wege zu dieser Organisation kann der Privatbeamtentag bringen. Das Zusammensein von einigen hundert Angestellten aus den verschiedensten Berufen und Landesteilen, ihre Beratungen über gemeinsame Fragen müssen das Solidaritätsgefühl und Standesbewußtsein stärken. Die Pensionsfrage kann eine sehr wertvolle Klärung und Förderung erfahren: Die Vorschläge des Hauptausschusses, die von verschiedenen Seiten kritisiert sind, bedürfen eines weiteren Ausbaues. Verschiedene Verbände, die zunächst von der Bewegung sich ferngehalten haben, weil sie in die Durchführbarkeit oder Zweckmäßigkeit Zweifel setzten, oder weil sie schon andere Wege verfolgten, auf denen sie schneller zum Ziele zu kommen hofften, haben sich inzwischen überzeugt, daß alle Bestrebungen auf Sicherung der Zukunft durch Selbsthilfe nicht ausgeschaltet werden durch die staatliche Versicherung, sondern neben ihr die alte Bedeutung behalten und ihren Wirkungskreis erweitern werden. Sie sind deshalb geneigt, durch Anschluß an den Hauptausschuß die allgemeine Bewegung zu unterstützen. Für diesen Anschluß gibt es nun keine günstigere Gelegenheit als einen Privatbeamtentag, für den Kongreß keine glücklichere Einleitung als die Verstärkung durch neue Bundesgenossen. Dieser Zusammenschluß allein würde den Tag schon lohnen.

Aber er hat auch wichtige organisatorische Aufgaben. Er könnte ein System in die örtliche Organisation bringen. Heute zeigen die 100 Ortsvereine alle möglichen Formen: Besondere Vereine (sogenannte Freie Vereinigungen) aus Einzelmitgliedern, Ausschüsse der Berufsvereine, Mischungen aus beiden. Ebenso verschieden ist das Programm, das bald nur die Pensionsversicherung, bald auch einzelne andere, bald alle Standesfragen umfaßt. Diese Buntscheckigkeit wird sich später störend bemerkbar machen, weil diese Ortsvereine sich zum Teil nicht in einen Bund eingliedern lassen. Deswegen wäre es sehr wertvoll, wenn der Privatbeamtentag eine Grundregel brächte, nach der künftige Lokalorganisationen zu bilden, bestehende allmählich umzubilden wären. Über die beste Form der Organisation kann meines Erachtens kein Zweifel obwalten. Das Ziel ist eine einheitliche Gesamtorganisation; diese kann nur als Kartell der Berufsvereine ins Leben treten, weil nur einzelne Standesfragen allen Gruppen der Angestellten gemeinsam sind, daneben Handlungsgehilfen, Techniker usw. noch zahlreiche besondere Schmerzen und Wünsche haben. Wenn die bestehenden örtlichen Vereinigungen den Unterbau dazu abgeben sollen, so muß ihren Kern ein Ausschuß der am Platze bestehenden Berufsvereine (Bezirksvereine usw.) bilden. Daran können sich dann in beliebiger Form auch Einzelmitglieder schließen, da das ein regeres Interesse und bessere Kassenverhältnisse bringt. Zugleich muß das Arbeitsgebiet dieser Ortsvereine sich erweitern, und solange die Pensionsfrage ruht, müssen andere allgemeine Standesfragen dazu dienen, die Zusammengehörigkeit aller Gruppen zu zeigen, den Stand vorwärts zu bringen.

Kommt eine Einigung über diese beiden Punkte zustande, gelingt es dann vielleicht auch noch den Zusammenschluß zu Landesverbänden auf die noch nicht organisierten Teile Deutschlands auszudehnen, so hat der Privatbeamtentag fruchtbare Arbeit im Dienste des neuen Mittelstandes getan und dessen künftige Entwickelung ein gutes Stück gefördert.

Charlottenburg. Dr. Heinz Potthoff, M. d. R.

Was ist Nationalliberalismus?

Diese Frage wird besonders aktuell durch einen Leitartikel eines führenden nationalliberalen Organs, der „Kölnischen Zeitung", über „Die großliberale Partei". Inhalt und Form, die beide, wie es scheint mit Absicht, gleich beleidigend und gehässig unserer Bewegung gegenüber gehalten sind, entheben uns der Notwendigkeit einer weiteren Beschäftigung mit jenem Elaborat. Jedoch verlangen zwei Pflichten von uns ihre Erfüllung. Eine große Anzahl von Jung- und Nationalliberalen stehen uns nahe: in Süddeutschland arbeiten wir gemeinsam mit ihnen an der Einigung und Kräftigung des wirklichen nationalen Liberalismus. Als treue Bundesgenossen haben wir die Pflicht, unsere Mitkämpfer gegen den Verdacht zu wahren, daß sie mit dem „Nationalliberalismus", wie er in der „Köln. Ztg." zutage trat, irgendwie etwas gemeinsam hätten. Dies zu betonen, gebietet uns auch die weitere Pflicht der eigenen nationalen und liberalen Selbstachtung; sie würde es uns verbieten, auch nur den Schein einer politischen Gesinnungsverwandtschaft mit solchen „Nationalliberalen" aufkommen zu lassen.

Zur Illustration dieser Sätze geben wir unseren Lesern ein kleines Stimmungsbild von der nationalliberalen Partei in Köln nach Berichten des „Stadtanzeigers", einer Beilage der „Köln. Ztg." Im Kampfe gegen manche „Nationalliberale" wird dises Bild unseren Freunden gute Dienste leisten und sie auch die treibenden Kräfte erkennen lassen, denen Artikel, wie der über „Die großliberale Partei", ihre Entstehung verdanken.

Im März behandelte der Kölner „Nationalliberale Verein" „Die beiden Berggesetznovellen". Der Referent, Herr Oberlandesgerichtsrat E. Neukamp, ein Altliberaler, führte dabei u. a. aus: „Für uns, die Angehörigen der nationalliberalen Partei, ist diese Stellungnahme besonders dadurch erschwert, daß sich in unseren Reihen zahlreiche und höchst angesehene Mitglieder befinden, die als Bergwerksbesitzer oder sonstige Industrielle direkt zu den Beteiligten gehören und bei den naturgemäßen bis zu einem gewissen Grade vorhandenen Interessengegensätzen zwischen Bergwerksbesitzern und Bergarbeitern zu einer objektiven (im „Stadtanzeiger" gesperrt gedruckt) Beurteilung der Sachlage kaum in der Lage sind." Alle Gründe, die gegen das Bergarbeiterschutzgesetz von den Arbeitgebern geltend gemacht werden, erkannte der Referent nicht als stichhaltig an und schloß mit den Worten: „Geben wir ein gutes Beispiel, zeigen wir, daß uns das Staatsinteresse, das allgemeine Wohl, höher steht, als alle Sonderinteressen einzelner Stände, suchen wir auch unserseits den sozialen Frieden zu fördern, indem wir die berechtigten Wünsche der Arbeiter mit derselben Energie befürworten, wie wir ihre unberechtigten ablehnen." Eine Resolution des Redners forderte die Fraktion auf, beiden Novellen ihre Zustimmung zu erteilen.

Als erster Diskussionsredner aber trat Herr Dr. Johannes, der Generalsekretär der nationalliberalen Partei, auf. Hier beginnt der offizielle Wind zu pfeifen. Er erkennt „den schönen sozialpolitischen und „echt nationalliberalen" Geist an, der die Ausführungen des Referenten erfüllt habe; er wünscht, daß die Resolution die aus den Kreisen der Arbeitgeber vorgebrachten sachlichen Bedenken möglichst berücksichtige. Bei der Beurteilung des großen Kohlenstreiks seien wohl alle Anwesenden darin einig, daß er eine außerordentliche volkswirtschaftliche Schädigung, abgesehen von seinen trüben sozialen Nebenerscheinungen, bedeute und daß eine Wiederkehr nach Kräften zu verhüten sei. Dazu gehöre natürlich zunächst die Beseitigung der Ursachen, die ihn hervorgerufen, der angeblichen großen Mißstände in den Gruben. Aber hier stoße man schon; denn die tatsächlich von der Enquete aufgedeckten Mißstände rechtfertigten den Ausbruch des Ausstandes keineswegs. Sonderbar berühre es jedenfalls, daß die Bergnovelle eingebracht wurde, ehe die Enquete abgeschlossen war. Dadurch, daß sie zur Beendigung des Streiks dienen sollte, kennzeichne sie sich als eine Art von Gelegenheitsgesetzgebung, man möge sonst zu ihr stehen, wie man wolle. Ein warmes sozial empfindendes Herz sei gewiß notwendig bei der Beurteilung der Arbeiterfragen; aber hier gelte es vor allem, auch für größere Rechtssicherheit zu sorgen (!?). Der Streik im Ruhrrevier sei aber unter Kontraktbruch begonnen worden und hätte damit eigentlich jeden Anspruch auf öffentliche Sympathien verloren." Nachdem Dr. Johannes bezügl. der Siebenerkommission etwa den Standpunkt des Bergbaulichen Vereins vertreten hatte, fährt der Bericht fort: „Redner könne auch nicht die von den bergbaulichen und industriellen Vereinen geäußerte Sorge auf die leichte Achsel nehmen, daß die Arbeiterausschüsse der Sozialdemokratie und dem Großpolentum nützen würden .... Bei allem „sozialen Geist" dürfe man in Deutschland nicht die Gefahr der ihn mißbrauchenden Sozialdemokratie übersehen und wenn die Industriellen in dieser Beziehung bei der Bergnovelle große Bedenken hegten, so ist es eine unerläßliche Pflicht, bei aller Arbeiterfreundlichkeit in eine sachgemäße Erwägung zu ziehen. Das sei eine Forderung der Gerechtigkeit, der sich die nationalliberale Partei nicht entziehen dürfe." Soweit Herr Dr. Johannes. Wir müssen erwähnen, daß Herr Professor Wirminghaus diesen Ansichten entgegentrat und einen Standpunkt vertrat, wie wir ihn stets vertreten haben. Herrn Dr. Johannes aber sprang noch Herr Gottlieb Lang „im Namen der Industriellen dieses Bezirkes bei: „Dr. Johannes habe als praktischer und erfahrener Mann für die Sachlage richtigen Worte gefunden."

Zum allgemeinen Verständnis nationalliberaler Sozialpolitik müssen wir aber noch eines kleinen Nachspiels gedenken

Digitized by Google

das jene Versammlung hatte. Im „Verein der Industriellen des Regierungsbezirks Köln“ kamen „die Verhandlungen des Kölner nationalliberalen Vereins vom 27. März über die Berggesetznovellen zur Sprache, wobei lebhaft bedauert wurde, daß der Berichterstatter und die meisten Redner in dieser Versammlung einen geradezu industriefeindlichen Standpunkt eingenommen hätten ..... Der Kölner nationalliberale Verein habe in der Frage aber auch eine abweichende Stellung gegenüber der nationalliberalen Partei selbst eingenommen, die bekanntlich in den Verhandlungen des Landtags die Regierungsvorlage als eine schwere Schädigung der Industrie bezeichnet und lebhaft bekämpft habe. Es werde von mehreren Seiten empfohlen, aus der Haltung des hiesigen nationalliberalen Vereins die Folgerungen zu ziehen, und sich an dessen Bestrebungen nicht mehr zu beteiligen.“

Die Herren dürften sich aber schon beruhigt haben, denn in der „Ordentlichen Hauptversammlung des Nationalliberalen Vereins“ gab Herr Dr. Johannes im Geschäftsbericht die Erklärung ab: „Leider hat diese Versammlung einen auf mißverständlicher Auffassung beruhenden Angriff des Vorstandes des Vereins der Industriellen des Regierungsbezirks Köln erfahren, dem gegenüber der Vorstand am 25. April einmütig festgestellt hat, daß die dem nationalliberalen Verein vorgeworfene Industriefeindlichkeit weder hier vorhanden, noch in der von ihm gefaßten Resolution in irgend einer Weise zum Ausdruck gekommen sei. Im übrigen aber wurde betont, daß der Verein sich das Recht wahren müsse, stets in seinen Versammlungen die aktuellen Tagesfragen einer eingehenden Besprechung zu unterziehen.“

Der erste Teil dieser Erklärung ist uns nicht recht verständlich. Die Industriellen erblickten die „Industriefeindlichkeit“ des nationalliberalen Vereins in seiner Befürwortung der Berggesetznovellen. Der Vorstand erklärt: von „Industriefeindlichkeit“ könne keine Rede sein. Aber es wurde doch eine industriefeindliche Resolution angenommen, die die Novelle empfahl. Sollte diese Auffassung der Resolution auch ein Mißverständnis sein? Im übrigen erfreut es ein liberales Herz, daß der Vorstand sich wenigstens nicht eine „eingehende Besprechung“ aktueller Tagesfragen verbieten lassen will. Es gibt doch noch Männerstolz vor industriellen Königsthronen!

Allerdings der weitere Verlauf der Hauptversammlung dürfte dem „Verein der Industriellen“ wieder weniger gefallen haben. Herr Rechtsanwalt Georg Fischer unterzog nicht nur die offizielle Haltung der Nationalliberalen in der Schulfrage einer gehörigen Kritik („Wir dürfen uns nicht mit den Worten begnügen lassen, daß die Simultanschule erhalten bleibt, sondern unwandelbar an unseren Prinzipien festhalten“), nein, auch die leidige Berggesetzfrage schnitt er wieder an, und zwar wirklich in echt liberaler Weise:

„Die Berggesetzgebung hat leider in der Kommission einen sehr unglücklichen Verlauf genommen, so daß, wenn die Kommission diesen Rest vor das Plenum bringen wird, unsere Partei diesem Torso von Gesetz nicht mehr zustimmen kann. Wenn der Handelsminister Möller noch den Mut hat, den traurigen Rest zu vertreten, so müssen wir von der nationalliberalen Partei verlangen, daß sie gegen den Rest stimmen wird. Dem, was der Verein der Industriellen getan hat, muß ich noch betonen, ist vom Vorstand nicht scharf genug entgegengetreten worden. Es ist eine Anmaßung, sich so in die politischen Angelegenheiten des Vereins einzumischen. Es zeigt sich, daß wir es in der Partei nicht mehr mit allgemeinen, sondern mit Sonderinteressen zu tun haben, das ist es auch, was zum Verfall des Parlamentarismus überhaupt geführt hat. Es ist außerdem eine Beleidigung, wenn behauptet wird, wir seien industriefeindlich. Wir beschäftigen uns auch mit etwas anderem noch, als mit der Industrie, auch mit den Arbeitern, mit denen sich auch andere Parteien beschäftigen. Wenn uns der Verein der Industriellen dies vorgeworfen hat, so ist es kennzeichnend dafür, daß er nur an sich selbst denkt. Wenn es uns nur gelänge, diese Sonderbestrebungen, diese Fraktiönchen innerhalb der Partei zu beseitigen und die großen Parteien hervorzubringen, die die Grundlage des Parlamentarismus bilden, eine große reaktionäre und **eine liberale Partei, mit allem was links steht, Demokraten und Volksparteilern,** dann könnten wir etwas erreichen. Darum ist die **Zweifrontenpolitik** sehr **unglücklich**; wir werden zermalmt und erreichen nichts.“

Wir haben von unserem Standpunkt aus diesen Worten nichts hinzuzufügen.

Der Vollständigkeit halber sei hier auch noch die „Außerordentliche Hauptversammlung des Nationalliberalen Vereins“ am 9. Mai erwähnt. Dr. Neukamp vertrat einen Antrag aus Bonn in allen Wahlkreisen pro Stimme 5 Pfennig zu erheben: „denn es sei schon vor einiger Zeit in sehr unangenehmer Weise hervorgetreten, daß die Partei in **Geldsachen** sehr abhängig sei von gewissen Gruppen, die es sogar hätten merken lassen wollen.“ Herr Dr. Neukamp behandelte dann auch die Frage des Anschlusses an andere politische Parteien und empfahl, soweit es sich um nationale Ideen handele, um die Stärkung der Wehrkraft, den Anschluß nach rechts, soweit aber **liberale** Ideen in Frage kommen, den Anschluß nach links. Leider sei man beim Schulkompromiß und bei der Beratung der Berggesetznovellen diesen Weg nicht gegangen, und es sei notwendig, daß der liberale Standpunkt auch weiterhin vom Kölner Verein wie bisher in beiden Fragen energisch gewahrt werde.“

Rechtsanwalt Dr. Fischer betonte nach einigen beschwichtigenden Ausführungen des Generalsekretärs: „Wenn man hofft ..... uns einzulullen, so werden wir Widerstand leisten. Wir müssen energisch gegen das Schulkompromiß protestieren, denn wir haben die ganze politische Welt in Aufregung versetzt, und werden uns vor aller Welt blamieren, wenn wir nicht an unseren Beschlüssen festhalten.“ — „Professor Moldenhauer gab die Versicherung ab, daß er nicht locker lassen werde; Gelegenheit zur Aussprache werde sich bieten, sonst werde sie sich mit elementarer Gewalt Bahn schaffen. Er glaube, daß ein Zwiespalt nicht eintreten werde.“

Arme „Kölnische Zeitung“ und armer Nationalliberalismus Deines Schlages! Philister über Dir!

W. Walt.

* * *

Nachschrift der Redaktion: Die Ausführungen unseres rheinischen Mitarbeiters finden eine kleine Ergänzung in Nr. 5 des offiziellen Organs der Nationalliberalen Jugend. Wir lesen da folgende hübsche Notizen:

Ein preußisches Kartellgesetz? Wie wir von durchaus zuverlässiger Seite erfahren, beabsichtigt die Regierung, dem Abgeordnetenhause einen Gesetzentwurf über das Kartellwesen vorzulegen. Die Vorlage regelt nicht allein die volkswirtschaftliche Seite der Syndikatsbetriebe, sie entbehrt auch nicht der politischen — Pikanterie; der erste Paragraph lautet nämlich:

„Zur Regelung der Beziehungen zwischen der königlichen Staatsregierung und den in Syndikaten zusammengefaßten Betrieben wird ein Syndikatsausschuß gebildet.

Der Syndikatsausschuß ist verpflichtet, in seiner Gesamtheit und durch seine einzelnen Mitglieder darauf hinzuwirken, daß das Einvernehmen innerhalb der Kartellbetriebe und zwischen der Staatsregierung und den Betriebsinhabern nicht gestört wird und daß insbesondere Vertragsverletzungen und Vergewaltigungen vermieden werden (Bestimmung zum Schutze arbeitswilliger Zechenbesitzer gegen den Terrorismus organisierter Stillleger).

Mitglieder eines ständigen Syndikatsausschusses, die die ihnen in dieser Eigenschaft obliegenden Verpflichtungen verletzen, gehen ihrer Mitgliedschaft verlustig (Ausnahmegesetz gegen die Umsturzbestrebungen nationalliberaler und freikonservativer Zechenbesitzer).“ —

Diese Gesetzesbestimmung ist der Initiative des Handelsministers Möller entsprungen, freilich nicht sein geistiges Kind, sondern eine sklavische Nachbildung des in der Kommission der Berggesetznovelle gestellten Antrages von Heydebrand, von Zedlitz und Dr. Friedberg. — Exzellenz Möller hat in rührender Anhänglichkeit an seine früheren Fraktionsfreunde diesmal das Odium eines Ausnahmegesetzes auf sich genommen.

Das politische Handbuch für nationalliberale Wähler wird, wie wir auf verschiedene Anfragen mitteilen können, in nicht allzuferner Zeit in neuer Auflage erscheinen. Natürlich wird es umgearbeitet werden. Ob angesichts der Beratungen über die Berggesetznovelle der Satz aus dem ersten Parteiprogramm vom 12. Juni 1867, unterzeichnet von Bennigsen, Simson, Lasker, Haumacher u. a. — keiner lebt mehr von ihnen in der Partei —: „Das innerste Wesen des Liberalismus besteht darin, die Zeichen der Zeit zu beachten und ihre Ansprüche zu befriedigen“ wieder abgedruckt wird, wissen wir natürlich nicht. — Veranlaßt durch den Antrag Schmieding-Dr. Voltz auf öffentliche Wahl zu den Bergarbeiterausschüssen verweisen wir auf Seite 576 des Handbuches, allwo die Antragsteller finden können: „Die nationalliberale Partei darf für sich in Anspruch nehmen, daß sie die beste Hüterin der großen Errungenschaft des allgemeinen, gleichen, direkten, geheimen Wahlrechtes ist.“ —

Hiernach scheint die Stimmung der anständigen Jungliberalen gegenüber ihrer Parteivertretung keine sehr freundliche zu sein. Ob es aber nicht angebracht wäre, anstatt zu ulken, bei solcher Gelegenheit den Liberalismus mehr mit Taten zu beweisen?

Unsere Bewegung

Das Hauptinteresse des Liberalismus ist jetzt die Vorbereitung der Landtagswahlen in Bayern und Baden. Selbst wenn dort besondere Erfolge nicht errungen werden, ist die Einmütigkeit des Arbeitens aller liberalen Parteien erfreulich. Unsere Aufgabe kann nur sein, die Einigkeit zu stärken und für warme Vertretung der sozialen Gedanken innerhalb des Liberalismus zu sorgen. Glücklicherweise

Digitized by Google

wird die Frage der Einheit und politischen Leistungskraft der Linken vielfach erörtert. Der kleinliche Spott der Stellvertreter Eugen Richters reicht nicht aus, den starken Trieb der Liberalen im Lande nach freier und einheitlicher Betätigung zu ersticken. Auch Dr. Barths Schrift „Was ist Liberalismus?“ wird viel besprochen. Die Wahrheit, daß der bloße Fraktionsliberalismus tot ist, dringt vor. Es ist neuer Geist nötig, wenn sich überhaupt Mühe und Opfer noch verlohnen sollen. Der Verlauf der Schillerfeiern hat diesen Geist verstärkt. Wie klein erscheint der bloße öde Wahlkreisschacher vor solchem Idealismus, der eine Welt erneuern möchte! Der Liberalismus wird wieder Wahlkreise finden, wenn er zunächst einmal reine Gesinnungsweckung treibt. Erst muß er in sich selbst wieder gesund werden, dann wird er schon Wirkungen zeigen. Freilich enthebt uns dies nicht der Pflicht rastloser Organisationsarbeit. Ohne Vorbereitungen gibt es auch später keine Erfolge.

Der heutigen Nummer liegt eine Subskriptionsliste für **„Demokratie und Kaisertum“** bei. Den meisten Lesern wird Naumanns Handbuch für innere Politik schon bekannt sein. Das Werk hat ungeheures Aufsehen erregt. In kürzester Zeit sind etwa 14 000 Exemplare verkauft worden. Das Buch behandelt die gegenwärtige politische Lage von vaterländischem und sozialem Standpunkt aus. Wenn durch den Streit der Parteien viel Unklarheit hervorgerufen wird, so beleuchtet das Werk die Masse politischer Fragen von großen, einheitlichen Gesichtspunkten aus und wird dadurch zu einem politischen Bildungsmittel von größter Bedeutung, vor allem auch für die Jugend. Wer sich ein klares politisches Urteil bilden will, greife zu „Demokratie und Kaisertum“. Darum bitten wir aber diesmal nicht allein. Es genügt der Absicht dieses Werkes durchaus nicht, daß ein Teil oder ein erheblicher Teil der „Hilfe“-Leser das Buch kauft und liest. Jedem, der am politischen Leben Interesse nimmt, oder der für politische Mitarbeit gewonnen werden kann, soll es angeboten werden. Darum die Subskriptionsliste und die Bitte an alle „Hilfe“-Leser, fordert alle Freunde zur Bestellung auf und sorgt, daß der Inhalt von Demokratie und Kaisertum zum Gemeingut unseres Volkes wird.

Marburg, den 13. Mai. Am 5. Mai hielt unser Verein eine Mitgliederversammlung ab, in der zunächst Redakteur Ruschke über die Generalversammlung des Wahlvereins berichtete. Er tadelte dabei, daß die Berichte aus den einzelnen Bezirken in öffentlicher und nicht in vertraulicher Verhandlung erstattet worden seien. Oft lauteten solche Berichte zu günstig und erweckten bei den Gegnern die falsche Vorstellung, daß sehr viel schon getan worden sei, was oft nicht in dem Maße der Fall gewesen ist. Im übrigen betonte jedoch der Berichterstatter, daß er mit äußerst günstigen Eindrücken und froher Zuversicht für die Zukunft von Berlin geschieden sei. Hierauf sprach Prof. Sieveking in eindrucksvoller, höchst interessanter Weise über Bergarbeiterstreik und -schutz, sowie über die neuen Handelsverträge. In der Debatte wurde an Beispielen aus dem Praktischen die mittelstandsfeindliche Tendenz der neuen Handelsverträge dargetan. Es wurde beschlossen, von jetzt ab monatliche zwanglose Zusammenkünfte abzuhalten. — Am 30. April trat in Dillenburg unser Freund Ruschke dem christl.-soz. Abg. Burckhardt mit Erfolg entgegen.

Leipzig. In einer vom Verband deutscher Handlungsgehilfen einberufenen öffentlichen Versammlung sprach am 10. Mai unser Parteifreund Abgeordneter Dr. Potthoff über „Die Aufgaben der Handlungsgehilfen in der sozialen Bewegung der Privatangestellten“. Seine Ausführungen fielen auf guten Boden und fanden allseitig lebhafte Zustimmung. Seine Gedanken insbesondere über alten und neuen Mittelstand verdienten in weitesten Kreisen bekannt zu werden.

Soziale Bewegung

Der 5. Kongreß der Gewerkschaften Deutschlands, der nächste Woche in Köln zusammentritt, wird von Gästen nicht ganz so formlos besucht werden können wie frühere ähnliche Veranstaltungen. Der Zutritt zu dem Kongreßlokal, dem „Gürzenich“, ist nach den bestehenden Bestimmungen nur denen gestattet, die im Besitz einer, von dem Magistrat der Stadt Köln abgestempelten Zutrittskarte sind. Solche Karten, auf den Namen des Inhabers ausgefertigt und zur Teilnahme an den Verhandlungen des Kongresses während der ganzen Dauer berechtigend, werden vom Lokalkomitee („Glückaufhalle“ Laurenzplatz 4) ausgegeben. Nach Beginn des Kongresses sind nur Zutrittskarten für die einzelnen Sitzungen am Eingang des Kongreßlokales nach vorheriger Einzeichnung in eine ausgelegte Liste erhältlich.

Sommerurlaub. Die gegenwärtige Jahreszeit richtet die soziale Aufmerksamkeit wie alljährlich auf den Sommerurlaub für Beamte und für Privatangestellte. Die Postbeamten und Postunterbeamten haben in einer neuerlichen Verfügung des Reichspostamts eine erhebliche Verbesserung ihrer seitherigen Urlaubsansprüche begrüßen können. Die Beamten, die bis dahin nur im allgemeinen bis 14 Tage Erholungsurlaub auf Kosten der Postkasse erhalten konnten, sollen jetzt, je nach dem Alter, bis zu drei und vier Wochen in Ferien gehen können. Die Postunterbeamten, die früher bis zu 10 Tagen beurlaubt werden konnten (Postboten und Postillione nur ausnahmsweise, in besonders begründeten Fällen!), haben jetzt Anspruch auf 14 oder 10 Tage Urlaub, je nachdem sie die Altersgrenze von 45 Jahren überschritten oder noch nicht erreicht haben. Postboten und Postillione, die mehr als fünf Jahre Dienstzeit hinter sich haben, sollen sieben Tage Sommerurlaub erhalten, in besonders begründeten Fällen auch ihre Kollegen mit weniger Dienstjahren. Das alles bezieht sich auf den Sommerurlaub, für den Winterurlaub sind die seitherigen Bestimmungen geblieben und nur die Urlaubszeiten um eine Woche verlängert. In den Kreisen der Postbeamten und Postunterbeamten ist diese Verfügung überall dankbar zur Kenntnis genommen worden.

Für die Privatangestellten bemühen sich einzelne Vereine mit entsprechenden Rundschreiben an die Prinzipale um Gewährung eines ausreichenden Erholungsurlaubs. In einzelnen Städten haben sich auch die verschiedenen Kategorien von Privatangestellten zu losen Vereinigungen zwecks gemeinsamer Propaganda für Sommerurlaub zusammengeschlossen. Eine Regelung dieser Frage auf gesetzgeberischem Wege — im Zusammenhang mit der Regelung der Arbeitszeit in Kontoren — wird zwar angestrebt, liegt aber noch in weitem Felde. Bis dahin soll man versuchen, die öffentliche Meinung für den Sommerurlaub der Privatangestellten zu interessieren. Das kann nicht so schwer sein, da die gesundheitlichen und sozialen Gründe, die für Gewährung einer ausreichenden Erholung im Sommer sprechen, so handgreiflich sind, daß niemand sie ignorieren kann. So haben denn auch in den neueren Tarifverträgen, die zwischen gewerblichen Unternehmern und Arbeitern abgeschlossen worden sind (beispielsweise in den Brauereien von Culmbach), Bestimmungen über Gewährung von Sommerurlaub Aufnahme gefunden; und zahlreiche Gemeindeverwaltungen haben für ihre Beamten und Arbeiter feste Normen für Gewährung von Erholungsurlaub aufgestellt. Große Geschäftshäuser und angesehene Privatbetriebe (Druckereien usw.) setzen schon längst eine Art Ehre darein, ihrem Personal regelmäßigen Sommerurlaub zu gewähren. Je mehr diese Praxis bekannt wird, um so zahlreicher werden die Privatangestellten sein, die von ihr profitieren. Möge daher jeder Leser dieser Zeilen, der Gelegenheit dazu hat, mithelfen, daß der Sommerurlaub der Privatangestellten bald Gewohnheitsrecht werde!

Der Bund der Industriellen ist drauf und dran, Material gegen die Gewerbeinspektion, sowie gegen den gesetzlichen Arbeiterschutz zu „sammeln“. Von dem in einem Unternehmerblatte jedenfalls unvorsichtigerweise veröffentlichten Fragebogen zeigen folgende Punkte wohin die Fahrt gehen soll. Frage 4: Zeigte der Gewerbeinspektor die gleiche Bereitwilligkeit zur Vertretung Ihrer Interessen als Arbeitgeber wie gegenüber den Arbeitnehmern? Frage 6: Vermied der Gewerbeinspektor, Ihnen unnötige Opfer oder zwecklose Beschränkungen aufzuerlegen? Frage 7: Unterstützte der Gewerbeaufsichtsbeamte Sie bereitwillig bei Geltendmachung der Anforderungen der Gewerbeordnung bzw. förderte er Sie in der Ausführung von Einrichtungen, welche auf die Verbesserung der Lage der Arbeiter innerhalb und außerhalb des Betriebes abzielen? Frage 8: Sind Ihnen Nachteile wirtschaftlicher oder gesellschaftlicher Art durch die Anordnungen und das Verhalten des Gewerbeinspektors erwachsen? Frage 9: Haben Sie sonstige Beschwerden über die Gewerbeinspektion vorzutragen oder ist deren amtliche Tätigkeit in jeder Beziehung im Sinne des Gesetzes? Frage 10: Welche bisherigen, auf Grund des § 120e der Gewerbeordnung erfolgten Anordnungen der Gewerbeinspektion bezw. der Orts- und Polizeibehörde oder des Bundesrates haben sich als zweckmäßig, welche als nachteilig für die Industrie erwiesen, welche neuen Anordnungen wären zu vermeiden? — Die Frage klingt in Verbindung mit den übrigen wie Hohn.

Eine genossenschaftliche Unterstützungskasse will der Zentralverband deutscher Konsumvereine demnächst ins Leben rufen. Sie soll den Angestellten der Konsumvereine auch nach ihrer im Beruf eintretenden Invalidität, sowie bei hohem Alter eine gesicherte Lebenslage bieten. Da man vorläufig aus naheliegenden Rücksichten den vom Gesetz verlangten Sicherheitsfonds nicht ansammeln will, so soll die Versicherung den Charakter der Unterstützung haben. Es sind aber weitgehende Vorkehrungen im Statutentwurf getroffen, um den Unterstützungscharakter nicht ausarten zu lassen, zu einer bloßen Wohltätigkeitssache. Es sollen nur dauernd gegen Lohn oder Gehalt beschäftigte Angestellte, Arbeiter und Arbeiterinnen der Konsumvereine zur Mitgliedschaft zugelassen werden. Lehrlinge, jugendliche Arbeiter, Gelegenheitsarbeiter, weibliche Angestellte und Arbeiterinnen, die das 25. Lebensjahr noch nicht erreicht haben, nebenamtlich Beschäftigte sind von vornherein ausgeschlossen. Im großen und ganzen zeigt der Statutentwurf, der erst noch vom zweiten ordentlichen Genossenschaftstag in Stuttgart gutzuheißen ist, daß auch in den bestgeleiteten sozialen Organisationen sehr viel mit Wasser gekocht werden muß.

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Eugen Katz in Berlin. — Druck von Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 12.

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 20. Berlin, 21. Mai 1905

Ich

Vergiß Dein Ich!
Dich selbst verliere nie!
Herder.

Wer das fertig bringen würde, sein „Ich" zu vergessen und sich doch nicht selbst zu verlieren, das wäre ein Lebenskünstler! Und diejenigen, die es annähernd leisteten, sind erstaunt, wenn man ihnen solche Anerkennung zollt: sie wissen so wenig darum, wie die Sonne um ihre Schönheit.

Der Mensch hat zwei Ich. Das eine besieht sich gerne im Spiegel; das lebt nur von Schein und Oberfläche. Von außen will es bewundert sein, in der Gesellschaft will es glänzen; von anderen gesehen, von anderen beurteilt werden, gilt als der Höhepunkt. Es ist das Ich, womit sich der Mensch hervordrängt. Alle anderen sollen ihm dienen und sein Bild bekränzen. Dieses Ich lebt nur von vielen und vielem. Daneben steht ein anderes Ich. Das versteckt sich und ist unsichtbar wie Luft und Duft. Es wurzelt tief, wächst langsam, ist nie fertig. Es liebt sein eigenes Haus, aber nur, weil es darin das Schönste und Beste hineinlegen will. Sein Genuß ist Selbstkritik. Je strenger der Maßstab, desto lebhafter der Trieb, weiter zu kommen, besser zu werden, höher zu steigen. Dieses Ich lebt nur von wenigem, meistens nur von einem einzigen „Du": es zieht seine Nahrung aus Brunnentiefen, verborgen und doch klar, tief und mächtig, und diese Brunnentiefen heißen Ewigkeit.

Stets kämpfen die beiden miteinander. Sie wenden jede Kriegslist an. Man kann sie oft kaum voneinander scheiden, und der Mensch weiß manchmal nicht, welches das Kleid des anderen geborgt hat. Aber im Innersten empfinden wir's doch deutlich und handgreiflich, wem wir in dem entscheidenden Augenblick, da wir handelten, eigentlich dienen wollten. Wir kennen uns zu genau, als daß wir nicht wüßten, was uns im Entschluß am nächsten lag: Erfolg oder Gesinnungstreue, Gewinn oder Dienst, Nutzen oder Liebe. Gewiß, die Grenzen kannst du mit dem Verstand nie unwidersprochen ziehen; immer können wir einen anderen Beweggrund vermuten, und je schlechter wir sind, desto mehr finden wir überall nur eigennützige Motive. Aber das beweist nichts für das Leben in seinem großen Zug.

Das innerste Menschenherz ist voll starker Sehnsucht. Dort will jedes Ich befriedigt sein. Es ringt nach Licht und Größe. Der Ekel, der uns überkommt, wenn wir nur um das eigene Götzenbild tanzen, ist der beste Bürge für die stärkere Anziehungskraft, die das andere Ich für uns hat. Seid eigene Menschen aber nicht eigensüchtige! Seid wirkliche Ichs und nicht eingebildete! Vergiß dein Ich und gewinne dich selbst! Wenn wir uns wegwerfen in Not und Gefahr, überwinden wir sie, und werden selbst groß. Der Egoist wagt nichts; er rechnet nur. Der Lebendige glaubt, hofft. Deshalb hat nur der ein wirkliches „Selbst", der es ganz auf eine Ewigkeit hin wagt; dem anderen bleibt sein Ich — inhaltlos, hoffnungslos. Denn es vergeht, wie alles um ihn.

Traub.

Venedig

II.

Als ich noch Schüler oder Student war und zuerst von Tintoretto erfuhr, war es nur ungünstiges, was über ihn gesagt wurde. Palma Vecchio und vor allem Titian wurden erhoben, alles aber, was nach ihnen kommt, ward in die Grube geworfen. Jetzt scheint für ihn etwas besseres Wetter zu werden. Das Interesse wendet sich von Titian aus rückwärts zu Giovanni, den beiden Bellini und Giorgione, und von ihm aus vorwärts zu Paolo Veronese und Tintoretto. Es ist etwas sehr merkwürdiges, dieses Wechseln der Interessen selbst in den bestgeschulten Kunstkreisen zu beobachten. Die tausend und aber tausend Menschen, die Bildung und Geld genug haben, um Kunst methodisch zu genießen (wieviele es sind, ahnt man nur in Italien), sind längst nicht mehr im ersten Stadium der Begeisterung für das rein Klassische in Architektur, Skulptur und Malerei. Natürlich bringen sie vor den anerkannten Hochwerken der Kunst den Zoll der Verehrung dar, aber in irgend einem Winkel ihres Gemütes bleibt das Gefühl, daß weder die reine Bauform, wie sie hier in Venedig von Sansovino und Palladio vertreten wurde, noch die Malerei der reinen Renaissance sie ganz befriedigt. Sie wollen lieber in den Voralpen wohnen als im Hochgebirge und ziehen sich deshalb nach verschiedenen Richtungen entweder in die Gotik oder bis in die Täler des Barockstiles zurück. Auf diese Weise findet der eine da und der andere dort ein schönes Plätzchen, dessen Herrlichkeiten er lobt, und ein alter Meister nach dem anderen wird mit liebenden Händen aus der grauen Vergessenheit herausgehoben. Dabei wirkt mit, daß alles, was wir an Malerei und anderer Kunst um uns herum neu entstehen sehen, von der kalten Musterhaftigkeit des großen Stiles sich absichtlich fern zu halten sucht. Wer bei uns in die Sezession geht, der kann kein reines Verhältnis zu Raffael haben. Und wer von uns geht nicht in die Sezession? Wir suchen nach besonderen Effekten, eigentümlichen Lichtwirkungen und Vertiefungen in das Einzelne, Zufällige und Augenblickliche, während uns das Monumentale, Allgemeine, Erhabene kalt läßt. Wir sehen die einzelne Welle, die einzelne Bewegung, nicht aber die Komposition einer ganzen Wand. Diesen modernen Zug befriedigen die späteren Maler aus einer gewissen Raffiniertheit ihres virtuosen Könnens heraus und gleichzeitig die älteren, weil sie noch nicht die ganze Wand beherrschen und deshalb treu und innig im Einzelwerke sind. Tintoretto gehört zu den Virtuosen, die mit dem Pinsel alles können. Er ist unerschöpflich in Gestalten. Man kann diese Malerei theatralisch nennen. Die älteste Malerei war für Kapellen, dann kam eine Malerei für Dome, dann eine solche für Prunkräume, für Schlösser und majestätische Altäre. Erst ein Gebet, dann eine Messe von Palästrina, dann eine Oper religiösen und weltlichen Inhaltes.

Das ist freilich eine etwas lange Einleitung zum Besuch der Schule des heiligen Rochus geworden, länger als der Weg, den muntere Buben verkürzten, die für etwas Kupfergeld die schönsten Purzelbäume zu schlagen nur allzu bereit waren. Jeder will etwas Anteil am Segen der Fremden haben. Hier ist die Pforte, ein edles, vornehmes Steinwerk und hinter ihr sind nicht weniger als 56 Bilder von Tintoretto. Aber was sind diese 56 inmitten des fabelhaften Fleißes dieses einen Mannes? Nachdem er einmal die Handwerks-

Digitized by Google

schwierigkeiten seines Faches überwunden hatte, flossen die Gestalten wie Wasser aus seinen Händen. Nicht alles kann wertvoll sein und manches hat auch an Farbe verloren, daß er aber nicht nur ein Massenverfertiger von bunter Leinwand war, beweist die schöne, große Kreuzigung Christi, die ein Werk persönlicher und künstlerischer Vertiefung darstellt. Man sagt, Tintoretto sei naturalistisch. Er ist dramatisch und hat Sinn für breite Lichtwirkungen. Dazu kommt, daß er unter Umständen einen warmen Ton der menschlichen Oberfläche findet, der dem seiner besten Vorgänger ähnelt. Ich habe später in den Sälen der Akademie und im Dogenpalaste und in allerlei Kirchen noch vieles von ihm gesehen. Es haftet nicht so fest im Gedächtnis wie etliches von Titian, Paolo Veronese und Bellini, aber für die Betrachtung dessen, was eine menschliche Phantasie alles tragen kann, ohne sich zu zerstören, ist Tintoretto beinah unvergleichlich. Mir scheint, daß nur Rubens ihn auch darin übertrifft.

So gingen wir also von Wand zu Wand auf glattem marmornen Boden, und ein altes Männchen stand an den Ecken und wartete, ob man seiner Auskunft bedürfe. 24 Jahr verbringt er schon zwischen diesen Bildern, ein dienender Bruder vom heiligen Rochus, der lebendig wurde, als wir vor einem Bilde des jetzigen Papstes stehen blieben: ich stamme aus demselben Ort, er ist vier Jahre älter als ich, er gehört zu unserer Brüderschaft, ich habe ihn gesehen wie er seine Stiefel auszog, weil Barfußgehen billiger ist, hier ist das Bild seiner Mutter und da ist seine Unterschrift; er ist ein guter und treuer Mensch! So floß es von seinen Lippen. Da dachte ich, was es doch wert sei, eine monarchische Leitung auf demokratischer Grundlage haben zu können. Dieser Papst hat Freunde, die keine Fürsten sind. Er stieg von der Hütte bis in den Vatikan und wenn er keine neue Epoche seiner Kirche bedeutet, so bedeutet er sicher eine Stärkung ihrer volkstümlichen Kraft. Und wir haben Landesbischöfe, die im Purpur geboren wurden, wir, die Kirche des reinen Evangeliums!

Der Schule gegenüber ist die Kirche San Rocco. Mit ihr beginnt der Besuch zahlloser Kirchen. Venedigs alte Kultur war eben eine kirchliche. Diese Kirchen waren alles in allem, die Stätten der Demut und des Stolzes, des Gottesdienstes und des Glanzes, Volkshallen, Ruhmesstätten und auch Museen. In ihnen legte sich das Leben von Jahrhunderten nieder. Was haben wir, das unserer Zeit in gleicher Weise entspräche?

Es ist ein anderer Tag geworden, leichte Wolken und leichte Wellen bringend, ein munterer Tag, der zur längeren Wasserfahrt ladet. Soll ich gestehen, daß wir mit einem Motorboot gefahren sind? Es paßt nicht in die Landschaft, aber die elektrische Bahn paßt ja auch nicht ins alte Nürnberg und man benutzt sie doch. Erst geht es durch den berühmten großen Kanal. Das ist dieser Palast, das ist jener, hier wohnt die Duse, da wohnt Don Carlos, da — wird vielleicht einmal Bülow wohnen. Dann wird auch er ein Motorboot haben und auch eines Tages am Kirchhof vorbei, der im Wasser zu schwimmen scheint, nach der kleinen Insel Torcello fahren, wo das allerälteste Venedig halb ruinenhaft im Grünen liegt. Der Dom von Torcello soll im 7. Jahrhundert begonnen worden sein und seine jetzige Gestalt etwa im Jahre 1000 bekommen haben. Die Einzelheiten sind mir gleichgültig geblieben, aber die lange, schwarze Mutter Gottes auf Goldgrund hoch oben über dem Altar prägte sich tief ins Gedächtnis. In aller Unbeholfenheit hat sie eine durchdringende schlichte Majestät. Von diesen alten byzantinischen Madonnen bis zu unseren modernsten entgöttlichten Marienbildern ist ein weiter Weg und irgendwo auf diesem Wege liegen die rührend feinen, ruhig seligen Madonnen Bellinis, von denen es in Venedig so viele gibt. Natürlich ist die alte, hohe Gottesmutter Steinmalerei, wenn man für Mosaik dieses Wort benutzen darf. Wir sind ja an Murano vorbeigefahren, wo diese Kunst zu Hause war und ist. Rückwärts aber fuhr vor uns ein ganzer Schwarm netter kleiner Töchter Italiens, die ihr in der Schule gelerntes Deutsch sehr richtig verwendeten: Bitte, mein Herr, welche Uhr ist jetzt? Und da sie von einem kleineren Schiff der königlichen Marine befördert wurden, konnten sie nur solange winken, als wir mit unserem Motor nicht allzusehr zurückblieben. Wir strichen durchs weiche graue Wasser. Da ist ein Turm, da eine Mauer, dort eine Pinie über der Flut, da ein rotes Segel, da noch eins, dort in der Ferne ein Haufen weißer Möwen! Alle Reize der See umschlingen die Geschichte der Menschen und ihrer Kunst. Da fährt ein kleiner Eisenbahnzug auf dunkler Fähre! Es sind Güterwagen, Industriegüter von oder für Murano. Schließlich öffnen sich wieder die Kanäle. Von Haus zu Haus schiebt sich das Fahrzeug vorwärts, unter Brücken gleiten wir durch, bis es heißt: viel Dank und gute Nacht!

Zwar ehe man zu Bett geht, ist es nötig, ein paarmal auf dem Markusplatze auf und ab zu schreiten, auf der großen Abendpromenade der Venetianer. Der Platz mit seinen ungezählten Säulen und Fenstern ist gleichsam ein großer Saal, und Licht und Musik lassen lange Reihen von Menschen sich durcheinander bewegen. Eben wird Richard Wagner gespielt, der nicht weit von diesem Platze am großen Kanal gestorben ist. Auch er ist sicher oft auf den Steinen vor der Markuskirche gegangen. Ob er sie geliebt hat, weiß ich nicht, halte es aber für möglich. Venedig als Ganzes muß ihm angenehm gewesen sein. Der Übergang vom Tagesleben zur vielgestaltigen Kunst erscheint hier so leicht. Es ist viel Szenenwechsel in dem Verlauf: vorn der helle Platz, hinten die dunklen, tiefen Gassen mit ihren vereinzelten Laternen und schwarzen Wassergängen, drüben das Meer mit seinen Schiffen, droben der Himmel und die Sterne, rings um uns die würdigen Denkmale alter Macht, dazu das Getön von allerlei Sprachen und jenes glückliche Durcheinander von Feinheit und Masse, wie es sich nur unter dem gütlichen Einfluß dieser warmen Fremde möglich macht, wo die tadellosesten englischen Kleider direkt an die dünnen schwarzen Mäntelchen der venetianischen Stickerinnen streifen. Es rollt und schwirrt ein Volk aus aller Welt hier hin und her, bis endlich der letzte Ton verklingt und die einen in die Hotels gehen und die anderen in ihre Gassen. Ich gehöre heute zu diesen, denn noch wohne ich bei der laut sprechenden Witwe.

Naumann.

Alkohol und Verbrechen

Wenn es wahr ist, daß die Gesellschaft die Verbrechen verdient, die sie hat, so ist es ebenso wahr, weil folgerichtig, daß eine Gesundung von Verbrechen nur denkbar ist, wenn die Gesellschaft selbst gesundet. — Diese einfache Wahrheit wird aber vermutlich gerade wegen ihrer Einfachheit noch lange nicht genug erfaßt, und wir sind bedauerlicherweise noch weit davon entfernt, sie in Fleisch und Blut der Gesamtheit übergegangen und damit zum lebensvollen Willensakt werden zu sehen. So tut es not, immer wieder die Aussichtslosigkeit des heutigen Verfahrens, in dem Verbrecher das Verbrechen sühnen zu wollen, darzutun. Man muß immer aufs neue zeigen, daß noch lange nicht das Verbrechen beseitigt ist, wenn hinter dem für schuldig Befundenen die Kerkertüren in das Schloß gefallen sind. Man hat eben nur wieder einen Menschen aus der Gemeinschaft gestoßen, vielleicht ein verkümmertes, verkommenes Subjekt. Aber wenn seine Natur widerstandskräftig genug ist, wird er dereinst gebessert und fähig gemacht sein, wieder unter Menschen zu leben, in unsere Gemeinschaft zurückzukehren? Was hat sich denn geändert? Doch rein gar nichts. Die Gesellschaft ist die alte geblieben, aus der er entsprossen, und blieb er auch jahrelang interniert, seine Persönlichkeit hat man nicht angefaßt oder nicht umzuändern versucht; die Faktoren sind die gleichen geblieben, warum sollte sich das Produkt ändern? Gelegentlich des vielbesprochenen Falles des Fähnrichs Hüssner habe ich in meiner Schrift „Gegen den Alkohol“ in scharfer Gegenüberstellung die Forderung erhoben: „nicht Gefängnis, sondern Heilanstalt“, d. h. systematische Erziehung zu einem neuen, nämlich alkoholfreien Leben. — Diesen Gedanken will ich in folgendem wieder aufnehmen und weiter ausführen; zuvor aber sei es mir gestattet, auf ein paar lehrreiche Fälle kurz hinzuweisen. Vor mir liegt eine Aufzeichnung aus den Lebenserinnerungen eines verstorbenen Superintendenten. Es handelt sich um das Geschick eines Kuhmannes. Nach der Schilderung des Superintendenten war er von Haus aus ein frommer, ordentlicher Mann, der mit seiner ersten Frau in einer glücklichen Ehe gelebt hatte. Nach ihrem Tode verheiratete er sich mit einer ganz unfähigen, schmutzigen Frau, welche die Kinder erster Ehe furchtbar vernachlässigte und ihre eigenen Kinder ebenso, welche dem fleißigen Manne, der früher nie ins Wirtshaus gegangen

Digitized by Google

war, das Haus verleidete und ihn zum Gelegenheitstrinker machte. An einem Tage, an welchem es wieder eine häusliche Szene gegeben hatte, betrank er sich aus Verzweiflung. Da riet ihm ein Vagabund, er solle seiner Frau ein Pulver in die Suppe mischen, welches ihm der böse Verführer gleich übergab. In betrunkenem Zustande tat er das, darauf legte er sich schlafen. Als er erwachte, war er in Todesangst, ob auch die Suppe noch unberührt sei; sie war gegessen, und seine Frau rang mit dem Tode. Der Kuhmann hatte sich aber nicht nur um seinen Verstand, sondern auch um seinen Kopf getrunken, den er für seine unselige Tat zu Ratibor auf das Schafott legen mußte. Kehren wir von den Toten rasch zu den Lebenden! Ich greife in meine Mappe und ziehe folgende Notiz heraus. Im November wurden zwei Brauereiarbeiter wegen Störung eines Gottesdienstes statt zu vier Monaten Gefängnis, die der Staatsanwalt beantragte, nur zu zwei Wochen Gefängnis verurteilt, indem der Gerichtshof erwog, daß die Angeklagten, die sonst ganz ordentliche Leute sind, unter dem Einflusse des Alkohols gestanden haben. Und noch einmal blättere ich in meinen Notizen und lese, daß im September ein Musketier zu fünf Jahren drei Monaten Gefängnis und Entfernung aus dem Heere verurteilt wurde, weil er in angetrunkenem Zustande in der Wachstube Kameraden und Vorgesetzte mit Worten und Tätlichkeiten beleidigte und verletzte. Mit dieser Blütenlese werde ich mich begnügen, da jedermann die Zahl der einschlägigen Fälle durch Lektüre der Tageszeitungen unschwer selbst erhöhen kann.

Es ist ja schon vielfach erörtert und nachdrücklich darauf hingewiesen worden, daß unser heutiges Strafsystem völlig verbraucht und wirkungslos ist. Wie sollte auch eine einfache Internierung und bloße Abschließung von der Gesellschaft bessernd, veredelnd wirken? Um ein solches Ziel einigermaßen zu erreichen, muß erzieherisch vorgegangen werden. Lediglich durch Abschreckung wirken zu wollen, ist ein Wahn, von dem man endlich zurückkommen sollte. Das Verlangen nach Sühne ist nur ein brutal egoistisches Bedürfnis; den Täter dingfest zu machen, bedeutet nur einen schnell vorübergehenden Schutz der Gesellschaft. Die Gesundung der gesamten sozialen Verhältnisse einerseits, die Ausmerzung aller das Keimplasma (Lebensstoff) schädigenden Einflüsse und die Entfaltung der vorhandenen guten Eigenschaften im Individuum andererseits gibt die einzige Gewähr, die Entstehung des Verbrechens durch Vernichtung seiner Lebensbedingungen zu verhindern. Das heutige Strafverfahren nimmt aber auf keinen der Faktoren Rücksicht. Nur durch eine systematische Erziehung in geeigneten Anstalten, die von sozial ethischem Geiste durchweht sein müßten, wäre Aussicht vorhanden, nutzbringend die Menschen zu beeinflussen, die auf dem schlüpfrigen Pfade des heutigen Lebens gestrauchelt sind. Wer noch immer an der Notwendigkeit des heutigen Strafsystems festhalten wollte, müßte notgedrungen seine Meinung ändern, wenn er folgende Tatsachen in Erwägung zieht. Nach der Kriminalstatistik für das Jahr 1901 betrug im Jahre 1882 die Zahl der Vorbestraften nur etwas über ein Drittel der zum erstenmal Bestraften, 1901 betrug sie drei Viertel. Von der Gesamtzahl der Vorbestraften waren 1882 einmal vorbestraft 42 pCt., zweimal vorbestraft 22 pCt., drei- bis fünfmal vorbestraft 25 pCt., sechsmal und öfter 9 pCt. (Rest unbekannt wie oft vorbestraft). 1901 aber waren von der Gesamtzahl der Vorbestraften 36 pCt. nur einmal vorbestraft, 19 pCt. zweimal, 27 pCt. drei- bis fünfmal, 18 pCt. sechsmal und öfter. Der Anteil der mehr als fünfmal Bestraften an der Gesamtzahl der Vorbestraften hat sich also in den zwanzig Jahren verdoppelt. — Die in diesen Zahlen zum Ausdruck kommende erschütternde Tatsache ist das Todesurteil über das heutige Strafverfahren. Nun ist es ja bekannt und die oben von mir erwähnten Fälle geben eine kleine Erläuterung, welch enge Beziehung zwischen Alkohol und Verbrechen besteht. Unter 30 041 männlichen Gefangenen aus 49 Zuchthäusern, 32 Gefängnissen und 21 Korrektionshäusern waren nach Baer 43,9 pCt. dem Trunke ergeben. Unter 2796 weiblichen 18,1 pCt. Loeffler in Wien konnte bei 258 Personen, die wegen Widerstandes gegen obrigkeitliche Personen verurteilt wurden, in 198 Fällen Trunkenheit zur Zeit der Tat nachweisen und ebenso in 75 von 130 Fällen wegen schwerer Körperverletzung Verurteilten. Aschaffenburg weist darauf hin, daß in Deutschland die Distrikte mit den meisten gefährlichen Körperverletzungen, nämlich Bromberg mit 317, Oberbayern mit 325 und Niederbayern mit 360 und die Pfalz mit 421 auf 10 000 strafmündige Zivilpersonen — während der Reichsdurchschnitt von 10 Jahren 163 beträgt — den drei Zentren des Schnaps-, Bier und Weinkonsums entsprechen. Zu beachten ist, daß in dieser Trias Bromberg mit dem Schnaps nicht an oberster, sondern an unterster Stelle steht. —

Dr. Otto Juliusburger.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus einem Dorfe

Skizzen von Helene Christaller.

(Fortsetzung.)

Sie waren am Friedhof angelangt, wo ihnen der Vikar entgegen kam, um die Leiche zu empfangen.

„Arg verschrocke schaut er aus," tuschelte die Gerbermarie der Krämerin zu, als sie sein blasses Gesicht erblickte.

„Glaubst, daß er was sagt?"

„O nei, der schämt sich."

Und die Gerbermarie behielt recht, er sagte „nichts". Nichts davon, wie schwer der Rausch der Jugend hier gebüßt wurde, nichts davon, daß Geiz und Hochmut mitgeholfen hatten, diese junge Menschenblume in den Staub zu treten, nichts davon, wie ein Mann zu seinen Taten stehen soll, und wie er nicht die verlassen darf, die ihn zu sehr geliebt. Auch nicht einmal davon redete er, wie Eltern ihre Kinder auf guten Weg führen und festhalten sollen, statt wie hier sie davon abzubringen, zu verhindern, daß Übereiltes wieder gut gemacht werde. Recht mäßig fand man die Predigt, und er spürte es selber, wie flach seine Worte neben der Wucht der Tatsachen wirkten.

Die Schulkinder sangen über dem Gräberfeld, auf dem die bunten Astern auf und ab schwankten, der Wind streute gelbe Birkenblätter und geflügelte Samen über die Trauernden, und die altgewohnten Worte der Liturgie wehten nur halb gehört, wie ein ferner Klang aus einer anderen Welt, über die gesenkten Köpfe dahin.

„Er aber, der Gott des Friedens, heilige euch durch und durch, und euer Geist, ganz samt Seele und Leib, müsse bewahret werden unsträflich auf die Zukunft unseres Herrn Jesu Christi. Getreu ist er, der euch rufet, er wird's auch tun."

Langsam gingen die Trauernden auseinander. Als der Sarg heruntergelassen wurde, hatte die Mutter laut geheult, wie sich's gehörte, und die Geschwister hatten geschluchzt, und nun war der Kirchhof leer. Der Totengräber schaufelte langsam das Grab zu; er war schon alt. Bei jedem Spatenstich betete er eine Bitte des Vaterunser, und wenn er fertig war, fing er wieder von vorne an. Es war aber kein Plappern, es war eine Andacht voll kindlicher Einfalt. Dabei wunderte er sich, daß der Herr Pfarrer gar nicht aus der Kirche zurückkomme, wohin er sich zurückgezogen hatte, um den Chorrock abzulegen, und er ging schließlich nach der Sakristei, um zu sehen, ob ihm etwas zugestoßen sei.

Als er aber an dem verstaubten, bleigefaßten Fenster vorbeikam, sah er den jungen Mann an einem alten, ausgedienten, großen Kruzifix lehnen, die Stirn fest an das wurmzerfressene Holz gedrückt. Er sah aus, als ob er jetzt keinen Zeugen brauchen könne, denn er war sehr niedergeschlagen über seine Unzulänglichkeit und seinen heutigen Mißerfolg, und der alte Mann, der ein feines Empfinden für Schicklichkeit hatte, zog sich leise zurück, ohne daß jener es merkte.

Als er wieder zum halbvollendeten Grabe gehen wollte, sah er eine Männergestalt, die sich auf den gelben Lehmhügel geworfen hatte und mit verzweifeltem Blick in die Gruft starrte. Das war der Franzel vom Lammwirt. Zum Begräbnis hatte er sich nicht herbeigetraut, aber er hatte im Winkel des Kirchhofs hinter dem Tannengebüsch gelauert, bis alles zu Ende war. Manchmal war die Stimme des Predigers zu ihm herübergeweht in abgebrochenen Worten, der Gesang war auf sanften Schwingen in seine Einsamkeit gekommen und ihm war so entsetzlich zu Mute gewesen, wie noch nie in seinem Leben. Er hatte so ein Gefühl, als müßte er selbst vor sich ausspucken, und als ob er nie mehr froh werden könnte in seinem Leben mit dieser Last auf seinen Schultern.

Digitized by Google

Wenn seine Marie als seine Frau gestorben wäre, daß wär' ja auch sehr hart gewesen, aber er hätt's annehmen können als Gottes Schickung; es hätte nicht immer eine unerbittliche Stimme in seiner Brust gesagt: Deine Schuld, deine Schuld. Und das verschärfte den Schmerz ins Unerträgliche.

Der alte Totengräber blickte mitleidig auf den zusammengesunkenen Mann, der ihn nicht bemerkte, und wischte sich mit der erdigen Hand die rasch zu Tränen bereiten Greisenaugen.

„Da will i unserm Herrgott net ins Handwerk pfusche," murmelte er leise und verließ den Kirchhof durch ein Seitenpförtchen.

Es war ganz still, nur von fern brüllte eine Kuh und knarrte ein Wagen auf der Landstraße. Dumpfes, tränenloses Schluchzen und Stöhnen kam vom Grabe her und traf das Ohr des Pfarrers, der mit hastigen scheuen Schritten, wie einer, der auf fremdem Eigentum ertappt ist, an ihm vorbei wollte. Die seltsamen Laute ließen ihn zögern, er erkannte den Verführer des gestorbenen Mädchens. Schüchternheit, Abneigung gegen den Mann und seine Tat, und Mitleid kämpften in seinem Herzen. Sein unschuldiges Knabengesicht wurde bald blaß, bald rot; langsam trat er näher.

Franzel blickte auf mit ganz hohlen, verstörten Augen.

Der Vikar sagte nichts und sah verlegen ins halbgefüllte Grab, in dem noch ein Eckchen des Sarges zu sehen war

„'s war e guets Maidle," murmelte endlich der Bursch und schaute an ihm vorbei.

„Ja, sie hätt' ein anderes Schicksal verdient," nickte der Pfarrer. (Fortsetzung folgt.)

Kunst

Natur und Kunst. Die große Berliner Kunstausstellung enthält in diesem Sommer etwa 1200 Ölgemälde und viele andere künstlerische Darbietungen. Das ist viel, aber doch glücklicherweise etwas weniger als die Fülle einiger früheren Jahre. 1200 Eindrücke! Wer kann die in sich aufnehmen? Wir behaupten, daß jeder das kann, sobald es Natureindrücke sind. Schon allein der Weg von Schöneberg bis in die Ausstellung bietet auch bei mangelnder Aufmerksamkeit mehrere hundert verschiedene Bilder: Häuser, die ihre Besonderheit haben, Dächer, die sich vom blauen Himmel abheben, grüne Bäume, die das steinerne Grau unterbrechen, Balkone mit buntem Frühlingsschmuck, Kaufläden, Wagen, Damen in weißen Kleidern, Straßenjungen, Brücken, Denkmäler, ein Stück Tiergarten, Wasser, Kähne, Bahnhof, Familiengruppen auf einer Treppe, einen merkwürdigen Hund, ein paar fabelhaft feine Hände in weißen Handschuhen, einen alten Herrn, der längst wert wäre, porträtiert zu sein. Alle diese Bilder sieht man ohne alle Mühe, und nun fürchtet man sich plötzlich vor den 1200 Eindrücken, als ob sie etwas ganz anderes wären. Laßt es uns doch versuchen, ebenso harmlos durch die Ausstellung zu wandern, wie bis in sie hinein! Versuchen kann man es, aber es gelingt nicht, denn die Arbeit, Menschenwerk zu sehen ist größer als die Mühe, Naturwerk zu betrachten. Naturwerk? Als ob die Potsdamerstraße Naturwerk wäre! Sie ist doch gerade so gut mühevolle Kulturarbeit wie hier die Bilder! Warum also kann man sie leichter ansehen? Weil sie kein willkürliches Allerlei bietet? Aber auch das Nebeneinander eines Uhrladens, eines Delikatessengeschäftes und einer Buchhandlung ist kaum weniger zufällig als die Nachbarschaft einer gemalten Schlacht, einer Mittagsruhe von Strandvögeln und einer Burg bei Vollmond. Die eigentliche Mühe liegt doch darin, daß die Potsdamerstraße drei Dimensionen hat, daß sie Höhe, Breite und Tiefe besitzt, während die 1200 Eindrücke der Ausstellung nur zwei Dimensionen aufweisen: Höhe und Breite. Das Auge oder der Geist, der hinter dem Auge ist, muß alles aus den zwei Dimensionen in die drei Ausdehnungen zurückversetzen. Das ist es, was ihn so entsetzlich müde macht. Er ist gezwungen, sich in der Phantasie beständig neuen Raum herzustellen und zu füllen. Sich selbst aber immer neu mit gedachtem Raum auszustatten, spannt ab. Deshalb seht ihr die Besucher müde in den Sesseln liegen: sie können nicht mehr übersetzen! Sobald sie ins Freie kommen, können sie wieder Eindrücke aufnehmen. Da ist es, als ob ein Bann von ihnen genommen sei, der Zwang, die Wirklichkeit aus der Fläche herauszulesen. Schon im Saal der Bildhauer zeigt sich das Gemüt erleichtert. Hier sind drei Dimensionen! Es fehlt nur, daß die Körper sich bewegen. Die steinernen Augen sind so gräßlich starr. Wer möchte immer unter Statuen leben? Und doch kommen die Menschen hierher. Sie wissen, daß sie sich müde sehen werden, und kommen doch. Es muß also in der zweidimensionalen Darstellung irgend etwas sein, was in der dreidimensionalen Wirklichkeit nicht ist. Sollte dieses Etwas, was die Menschen hier suchen, vielleicht gerade jene Arbeit sein, über deren Müdigkeit sie dann klagen, die Arbeit des Übersetzens? Es ist nicht das einzelne Bild, was die Leute hierher lockt. Was ist hier das einzelne Bild? Es ist die Gewohnheit, Bilder sehen zu müssen, die im Laufe der Zeit zum Durst wird. Viele dieser Menschen wollen den Vorgang des „Beschauens" erleben, das heißt den Vorgang der „Einbildung" eines Bildes. In diesem Vorgang selbst liegt der Genuß und gut sind diejenigen Bilder, die ihn in uns wecken. J.

„Ein etwas kindliches Vergnügen." Im dritten Saal der großen Ausstellung hängt ein Gemälde von Carl Langhammer, das ein Frühlingsgewitter über dem italienischen Städtchen Albano darstellt. Vor diesem Bilde war ich stehen geblieben. Nicht als ob es gar keine erkennbaren Schwächen hätte! Aber was schaden Schwächen, wenn nur Inhalt da ist? Die bloße Korrektheit macht weder in der Religion noch in der Kunst selig; es muß „Glaube" dabei sein, Innerlichkeit, Mitfreude, Hoffnung und Angst. Und das schien mir hier und bei dem gegenüber hängenden anderen italienischen Gemälde Langhammers der Fall zu sein. Es mag sein, daß ich besonders empfänglich war, weil ich eben aus Italien kam. Aber es ist doch schließlich für italienische Bilder kein schlechtes Zeichen, wenn jemand, der noch etwas südliche Luft in der Brust hat, vor ihnen aufgemuntert wird. Da aber erschienen zwei junge Herren, die Bild für Bild kurz betrachteten und sagten zu diesem Bilde: „ein etwas kindliches Vergnügen!" Damit gingen sie weiter. Das Bild hatte für sie keinerlei ernsten Wert. Wenn es nur bloße Schwätzer waren, so wog ihr Wort keinen halben Pfennig. Deshalb ging ich ihnen einige Minuten nach. Nein, sie waren ungefähr das, was wir auch gewesen sind, als wir etwa 22 Jahr alt waren. Sie sprachen ernsthaft wie junge Leute, die gern sehr klug sein möchten, dabei aber noch keine rechte Sicherheit haben. Was also hat sie an Langhammers Bild abgestoßen? Es schien mir zur Erkenntnis der gebildeten Jugend nicht unwesentlich, ihnen nachempfinden zu können. Daß es gewisse Mängel technischer Art, eine unnötige Kälte und Glätte einzelner Wolkenpartien oder etwas ähnliches gewesen ist, was sie störte, ist unwahrscheinlich. Derartige Mängel nennt man nicht ein „kindliches Vergnügen". Es muß im ganzen liegen, was sie nicht vertragen konnten, in der Idee, über das sonnige, weich beleuchtete Städtchen dunkle Wolken wie einen Vorhang vom Himmel herabfallen zu lassen. Daß es in der Natur so vorkommen kann, wird nicht zu bestreiten sein, aber gemalt wirkt es allerdings etwas theatralisch, etwas herausgesucht, wie eine künstliche Steigerung im Drama. Es ist in dem Bilde etwas, das gut in die Woche des Schillerfestes paßt. Wieviel stärker war früher der theatralische Zug in der Landschaft! Als wir so alt waren wie diese zwei jungen Herren, bewunderten wir in München Rottmanns griechische Landschaftsdichtungen. Nur ein bescheidener Nachklang dieser farbigen Akkorde für Orchester ist bei Langhammer zu finden, und dieser Rest von Schillertum genügt, daß ihn ein Teil der Jugend überhaupt nicht sieht! Oder ist es falsch, die Erklärung des zufälligen Wortes so weit zu suchen? Sind die zwei jungen Herren in jenem Stadium jugendlicher Intoleranz, wo jede größere Komposition verworfen wird und nur solche Bilder Gnade finden, die ein Haus, eine Kuh und eine Wolke enthalten? J.

Allerlei

Englische Wetterbetrachtung.

1. Engländer: Es ist gut Wetter auf dem Weltmeer. Der Seekrieg im Osten hilft uns gewaltig. Auf jeden Fall werden fremde Schiffe vernichtet.

2. Engländer: Wünschen Sie einen schnellen Sieg der Japaner?

1. Engländer: O im Gegenteil! Ich wünsche, daß beide Flotten sich gegenseitig aufzehren. Es wäre aber gut, wenn es noch irgendwo einen zweiten Flottenkrieg gäbe.

2. Engländer: Können wir nicht helfen, daß er entsteht?

1. Engländer: Da wir den Bündnisvertrag mit Japan halten werden, können wir leider die Franzosen nicht in einen Neutralitätskrieg verwickeln. Leider!

2. Engländer: Was aber machen wir, wenn die anderen schwächer geworden sind?

1. Engländer: Das versteht sich doch von selbst: wir sichern uns Suez!

2. Engländer: Dazu gehört Arabien und Syrien.

1. Engländer: Und Persien!

2. Engländer: Das Wetter ist gut — — —, sehr gutes Wetter!

Briefkasten

R. Jede Anzeige, die etwas anpreist, ist irgend jemandem unbequem. Zeigt jemand eiserne Bettstellen an, so ist das dem Tischler gegen den Strich, und empfiehlt er Versendung von Schinken, so ist das ein Angriff auf den Metzger. Soll man nun deshalb alle Anzeigen unterlassen? Überlegen Sie die Folgen! Es ist schwer genug, ein Blatt mit politischer Gesinnung in die Höhe zu bringen. Lieber helfen als hindern!

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 21

Nationalsoziale Wochenschrift

Sonntag, den 28. Mai 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (In Südwestafrika — Neue Hoffnungen für die Polen — Die Hamburger Wahlrechtsverschlechterung — Nationalliberale Wahlrechtsfeinde — Der Schacher um den Bergarbeiterschutz — Die einige französische Sozialdemokratie) — **Naumann**: Die Ritterschaft vom heiligen Grabe — **Dr. Eugen Katz**: Politisches zum Gewerkschaftskongreß — **Dr. Farge**: Der sächsische Landtag und die nächsten Wahlen — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — Büchertisch.

G. Traub: Nach dem Tode — **Naumann**: Venedig III. — **Helene Christaller**: Bilder aus einem Dorfe (Fortsetzung) — Kunst — Allerlei — Eingegangene Bücher.

Politische Notizen

In Südwest-Afrika geht der Kleinkrieg noch immer fort. Jetzt sind Geldpreise auf die Köpfe der Hauptgegner gesetzt. Diese Aussetzung von Preisen sieht einer Verlockung zum Verrat allzu ähnlich, um gern gehört zu werden. Daß der Kampf bis zu Ende geführt werden muß, ist zweifellos, aber wie groß ist die Verantwortung derer, die an dieser langen und blutigen Mühsal einen Teil Mitschuld haben! Sobald der Krieg zu Ende ist, muß der Reichstag eine Kommission zur Untersuchung der Kriegsursachen einsetzen. Er darf sich nicht mit einer bloßen Interpellation an Bülow begnügen. Das deutsche Volk muß Klarheit bekommen, welche Fehler unseres Kolonialwesens vorhanden gewesen sind, damit es Änderung und Besserung fordern kann. So würde wenigstens ein Reichstag handeln, dessen nationale Parteien auf ihr parlamentarisches Recht etwas geben.

Neue Hoffnungen für die Polen. Der opfervolle Kampf der russischen Revolutionäre ist nicht vergeblich. Der Zar tut einen Schritt nach dem anderen, um seine gute Gesinnung vor allem Volk zu erweisen. Den Finnen wird mildere Behandlung zugesagt und den religiösen Gemeinschaften wird durch den Glaubenserlaß Bewegungsfreiheit verkündet, nun aber geschieht etwas, was geschichtlich viel größere Wirkungen haben kann: den Polen und Litauern wird ein bedeutendes Stück Selbstverwaltung eingeräumt. Von jetzt an können die Polen in Rußland ihre Adelsvertretung selber wählen, was ihnen seit ihrer letzten Revolution 1863 genommen war. Sie werden wieder ein eigener politischer Körper innerhalb Rußlands. Gleichzeitig wird in Volks- und Mittelschulen die polnische und litauische Sprache zugelassen und die Beschränkung des Landerwerbs für Polen wird aufgehoben. Alles dieses zusammen bedeutet eine so große Erfüllung polnischer Wünsche in Rußland, daß dadurch die großpolnische Bewegung ohne Zweifel wachsen muß. Der Glaube, daß man durch revolutionäres Drohen die alte polnische Herrlichkeit wiederherstellen könne, wird sich befestigen. Im Augenblick ändert das an der deutschen Polenfrage nichts, aber man soll sich darüber nicht täuschen, daß es immer schwerer wird, die Zwangsgermanisierung fortzusetzen, wenn die Russen nachgiebiger sind als die Preußen. Preußen wird genötigt sein, mit Rußland auch im Abschaffen von Zwang einigermaßen gleichen Schritt zu halten, wenn es nicht russische Erscheinungen bei sich zeitigen will.

Die Hamburger Wahlrechtsverschlechterung. Wozu nützt es nun, daß die Hamburger mit England und Amerika verkehren, wenn sie sich ihre politischen Grundsätze aus Pommern holen? Es ist für alle diejenigen, die für Freiheit und Flotte eintreten, ein tief schmerzliches Gefühl, sich nicht auf die Freiheitlichkeit unserer ersten Handelsstadt berufen zu können. Die Großindustrie ist reaktionär geworden, das wußte man; aber daß Hamburg, Hamburg sein Wahlrecht verschlechtert, ist schlimmer. Noch ist ja das letzte Wort nicht gesprochen, aber die Gefahr ist groß, daß es schließlich heißt: „Dummheit, du siegst!" Wir berichten an anderer Stelle von der großen liberalen Versammlung, in der Dr. Goldfeld als einziger „Liberaler" für den Verschlechterungsentwurf eingetreten ist, in der aber sonst alles, was liberal ist, in tosender Einmütigkeit seiner Empörung gegen den Wahlrechtsraub Ausdruck gab. Volkspartei und Liberaler Verein vergaßen ihren alten Hader und der Sozialdemokrat Bürgerschaftsmitglied Meyer erklärte: in diesem Kampfe gehören wir alle zusammen! Die Sozialdemokraten sehen ein, daß sie die sonst verspotteten Liberalen brauchen. Alles sozialdemokratische Protestieren ist gegenüber dem Senatsantrag völlig wertlos, was etwas nützen kann, ist die liberale Agitation, die die unentschiedenen Mitglieder der Bürgerschaft beeinflußt. Ob es ihr aber gelingen wird? Jedenfalls sollen und werden unsere Freunde tun, was sie können.

Nationalliberale Wahlrechtsfeinde. Es ist ein öffentliches Geheimnis, daß einer großen Anzahl nationalliberaler Führer das Reichstagswahlrecht ein Greuel ist. Jetzt hat auch der Abg. Schmieding, ein Vertreter des berüchtigten Kohlen- und Eisenbahnliberalismus, am 19. Mai im preußischen Landtag erklärt:

„Ich bin ein überzeugter Anhänger des öffentlichen Wahlrechts. Der Abg. Trimborn, der gestern die geheime Wahl befürwortete, hat uns nicht gesagt, wo sich diese bisher bewährt hat. Wollen Sie denn behaupten, daß sie sich gut bewährt hat? (Sehr richtig rechts!) Der Klassenhaß der Sozialdemokratie hätte nie den großen Umfang erreicht, wenn wir auch bei den Reichstagswahlen die öffentliche Stimmabgabe hätten. Wir hätten, glaube ich, gut getan, damals dem Fürsten Bismarck zu folgen, der ja die Vorlage machte mit dem öffentlichen Wahlrecht im Reichstage; ich glaube, es wäre besser gewesen, ihm zu folgen, als daß die Majorität des Reichstages leider die geheime Wahl eingeführt hat." (Lebhafte Zustimmung rechts.)

Ein Stück ähnlicher Art leistet sich die nationalliberale „Elberfelder Zeitung", die angeblich den Jungliberalen nahe stehen soll. Das „Stuttgarter Tageblatt" brachte vor kurzem eine Zuschrift von jungliberaler Seite, in der das Verhalten der preußischen Nationalliberalen zum Berggesetz als „weder national noch liberal" bezeichnet wurde. Hierzu bemerkt nun die „Elberfelder Zeitung":

„Sonderbare Träumer, diese Stuttgarter Jungliberalen! Wenn ihnen die nat.-lib. Partei so sehr mißfällt, wie sie es hier schildern, so sollten sie doch einen Exodus veranstalten und vielleicht zur freis. Vereinigung übertreten!"

Aber bei dieser reinigenden Abschüttelung sozial und liberal denkender Elemente beruhigt sich das Blatt nicht, es geht dem Übel an die Wurzel, indem es fortfährt:

„Die Schädigungen, die nun einmal mit dem schrankenlosen Reichstagswahlrecht verbunden sind, zwingen leider die Parteien, insbesondere das „mächtige" Zentrum, vor der blöden Masse (Ist damit die gesamte oder nur die Berg-Arbeiterschaft gemeint?) auf dem Bauch zu rutschen, um mit der noch mehr bauchrutschenden Sozialdemokratie zu konkurrieren."

Digitized by Google

Also fort mit dem allgemeinen Wahlrecht, das die „blöde Masse“ begünstigt! Mit dieser zynischen Frechheit hat kaum noch ein konservatives Blatt das Reichstagwahlrecht angegriffen. Was aber haben die Nationalliberalen zu dieser Leistung der „Elberfelder Zeitung“ zu sagen?

Der Schacher um den Bergarbeiterschutz. Als die Kommission des preußischen Abgeordnetenhauses vor Ostern aus der Bergarbeiterschutznovelle ein Bergarbeitertrutzgesetz gemacht hatte, da warnten allzu vertrauensselige Politiker vor einer „vorzeitigen“ Aufregung und vertrösteten auf die Plenarverhandlungen. Nun hat das Plenum in zweiter Lesung gesprochen. Und siehe da! Der brutalste Teil der Kommissionsbeschlüsse ist aufrecht erhalten worden. Mit 24 Stimmen Mehrheit ist in namentlicher Abstimmung das öffentliche Wahlrecht für die Arbeiterausschüsse beschlossen worden. Ein Teil der Nationalliberalen, namentlich der rheinisch-westfälischen, hat es für seine liberale Pflicht gehalten, mit den Konservativen zusammen der deutschen Arbeiterschaft diesen Schlag ins Gesicht zu versetzen. Auch Herr Beumer war darunter, den die Arbeiter Duisburgs in den Reichstag geschickt haben, auch Herr Franken, den evangelische Arbeiter jahrelang als ihren Vertrauensmann angesehen haben! Die Regierung opponierte nur sehr lau. Graf Bülow hielt sich durch Wiesbadener Regierungsgeschäfte für genügend entschuldigt, und die Herren Möller und Schönstedt sympathisierten nicht nur innerlich mit der arbeiterfeindlichen Majorität. Was nun? So, wie das Gesetz jetzt aussieht, kann die Regierung es nicht akzeptieren, so gern sie vielleicht möchte. Sie ist durch öffentliche Versprechungen gebunden. Andererseits möchte die Mehrheit des Abgeordnetenhauses es auf jeden Fall vermeiden, daß der Appell an den Reichstag nötig werde. Darum wird zwischen der zweiten und dritten Lesung zwischen ihr und der Regierung eifrig hin und her verhandelt werden — nicht darüber, was im Interesse der Bergarbeiter nötig sei, sondern darüber, wie man scheinbar die Schutzversprechungen einlösen könne, ohne die arbeiterfeindlichen Instinkte der Konservativen und Nationalliberalen zu verletzen. Frhr. v. Zedlitz, der Meister des politischen Schachers, ist schon jetzt am Werk. Er macht im „Tag“ Vorschläge, wie man die Öffentlichkeit der Wahl ermöglichen kann, ohne sie doch in das Gesetz einzufügen. Der Schacher ist diesmal schwierig. Von heut auf morgen ist das Geschäft nicht abzuschließen. Darum erklärt Herr v. Zedlitz: „Eine möglichst weite Hinausschiebung der dritten Lesung ist unter diesen Umständen natürlich geboten“. Auf die endgültigen Entschließungen der Regierung kann man gespannt sein. Sie ist sich hoffentlich darüber klar, daß die Bergarbeiter in der Regierungsvorlage kein Schacherobjekt erblicken, sondern das Minimum ihrer Ansprüche, und daß sie in jeder Herabminderung dieses Minimums einen Wortbruch finden würden.

Die „einige“ französische Sozialdemokratie. Vor einem Monat hat die gesamte französische Sozialdemokratie sich geeinigt und damit Bebel, wie er selbst erklärt hat, einen der schönsten Tage seines Lebens verschafft. Skeptiker, die die Geschichte des französischen Sozialismus kennen, warfen sofort die Frage auf, wie lange wohl diese Einigung vorhalten würde. Daß sie nur einen Monat dauern würde, haben freilich selbst die ärgsten Zweifler nicht für möglich gehalten. Und doch — heute noch von einer „einigen“ französischen Sozialdemokratie zu sprechen, wäre eine kindische Torheit. Jeden Tag liest man von neuen Austritten aus der „geeinigten“ Partei. Gérault-Richard, der einflußreiche Chef der angesehenen sozialdemokratischen Tageszeitung „Petite République“, einst der Intimus von Jaurès, Augagneur, Bürgermeister von Lyon, einer der tüchtigsten Praktiker der Partei, der Dichter Cloris Hugues, Paschal-Grousset und andere bekannte Abgeordnete haben bereits ihren Austritt vollzogen. Von anderen wie von Briand, dem trefflichen Referenten der Vorlage über die Trennung von Staat und Kirche, ist der Austritt täglich zu erwarten. Selbst der „Vorwärts“ gibt zu, daß schon 12 sozialdemokratische Abgeordnete außerhalb der 28 „geeinigten“ sozialistischen Parlamentarier stehen. Jaurès selbst, die treibende Kraft der ganzen Einigungsaktion, kann natürlich das kaum vollzogene Werk nicht ohne weiteres preisgeben. Aber er wird wohl schon eingesehen haben, daß er sich gründlich verrechnet hat. Zweierlei hat er aber bei der Einigungsaktion anscheinend unterschätzt: einmal die Vernunft seiner eigenen Leute und dann die Unvernunft der Intransigenten. Er duldete es, daß in dem genannten Verwaltungsausschuß der Partei nicht nur die parlamentarisch ohnmächtigen Intransigenten die Mehrheit erhielten, sondern daß sie auch Leute wie Gustave Hervé in diese einflußreichste Körperschaft entsendeten. Dieser Hervé hat die erste Gelegenheit nach der Einigung benutzt, um zu erklären, selbst im Fall eines Verteidigungskrieges würde er den Generalstreik der Reservisten und die Volkserhebung proklamieren. Da Herr Hervé trotz dieser verbrecherischen Theorie — er sieht die Bezeichnung „antipatriotisch“ als Ehrentitel an! —, nicht nur in der Partei, sondern sogar in seinem einflußreichen Ehrenamt belassen werden sollte, so wandten die besten Elemente des Jaurèsismus der „einigen“ Sozialdemokratie den Rücken, um in der Kammer als vernünftige Sozialdemokraten wieder Blockpolitik zu treiben. In Frankreich ist eben die politische Entwickelung dadurch, daß die Sozialdemokraten schon an der Regierung teilgenommen haben, soweit gediehen, daß Revisionisten und Radikale nicht mehr zusammengehen können. Charakteristisch für unsere Zustände ist übrigens, daß der bekanntlich ultraradikale „Pariser Korrespondent“ des Vorwärts die perfide Verdächtigung in die Welt setzt, für die „allermeisten“ der Sezessionisten sei die Beibehaltung des Deputiertenmandats um jeden Preis das Hauptmotiv.

Die Ritterschaft vom heiligen Grabe

In Metz, dort wo sich Deutschland und Frankreich scheiden und wo alle Ohren für deutsch-französische Angelegenheiten dreifach scharf zu hören pflegen, hat Fürstbischof Kardinal Kopp dem deutschen Kaiser den Orden der Ritterschaft vom heiligen Grabe überreicht. Der katholische Patriarch Piavi wollte vor seinem Tode dem Kaiser ein sichtbares Zeichen seiner dankbaren Erinnerung an die Landschenkung und Begrüßung des Jahres 1898 übergeben, und wenn nur dieser Patriarch von Jerusalem und der Kaiser in Betracht kämen, so könnte man über seine etwas altfränkische Liebenswürdigkeit zur Tagesordnung übergehen, denn was ist uns heute die Ritterschaft vom heiligen Grabe? Wilhelm II hat soviele Orden, weshalb nicht auch diesen? Aber ganz so einfach liegt die Sache nicht, denn der katholische Patriarch würde nicht auf seine Idee gekommen sein, wenn nicht vorher der orthodoxe Patriarch von Jerusalem etwas ähnliches gemacht hätte, und er würde seine Idee nicht ausgeführt haben, wenn der Papst sie nicht besonders gebilligt und ihr damit den Wert einer allgemeinen katholischen Auszeichnung Deutschlands gegenüber Frankreich gegeben hätte.

Fangen wir also bei dem orthodoxen Patriarchen an! Er heißt Damianos und ist einesteils der Konkurrent des orthodoxen Patriarchen in Konstantinopel und anderenteils der Konkurrent des katholischen Patriarchen in Jerusalem, von dem wir sprechen. Als Konkurrent des Patriarchen von Konstantinopel will sich Herr Damianos als eine Art Papst oder Oberbischof der gesamten orientalisch-rechtgläubigen Kirche hinstellen und benutzte dazu unter anderem den Beginn des russisch-japanischen Krieges, indem er im März 1904 den Statthalter Alexejew, dem er eine glorreiche Überwindung der Heiden zutraute, zum „Ritter des heiligen Grabes des Herrn“ ernannte. Dieser seltsame Schritt, Jerusalem zur Stätte weltgeschichtlicher Ehrenverteilung zu machen, war es, der den katholischen Patriarchen nicht schlafen ließ. Auch er brauchte einen Ritter des heiligen Grabes des Herrn, von dem die Welt redet, und niemand erschien dazu geeigneter als „der Freund der 200 Millionen Mohammedaner“. Es liegt etwas wie Laune des Schicksals drin, den Landesbischof der evangelischen Landeskirche Preußens in seinen buntwechselnden Religionsbeziehungen zu verfolgen. Dieses Mal also ist er der katholische Ritter des heiligen Grabes, und wenn er und Alexejew sich in Jerusalem treffen würden, so müßten sie in verschiedenen Teilen der Grabeskirche den frommen Pflichten ihrer Ritterschaft genügen, denn unter der großen Kuppel ist man dort orthodox, aber in den Hallen des linken Seitenschiffes ist man katholisch.

Digitized by Google

Wie kommt eigentlich Wilhelm II dazu, katholischer Ritter vom heiligen Grabe zu werden, obwohl er doch Protestant ist? Die Antwort lautet: Das Protestantische an ihm wird im Orient und auch sonst vielfach im Ausland absolut nicht empfunden, sondern er ist teils der Freund des Sultans und teils der des Papstes. Merkwürdige Sachlage! Als Freund des Papstes steigt er im Ansehen, weil kein katholischer Fürst vorhanden ist, der sich gut zum treuesten Sohne der Kirche eignen würde. Zwar ist der greise Kaiser von Österreich gut katholisch, aber er bedeutet im Orient nichts und macht keine große Politik, da er froh ist, wenn er in allen seinen eigenen Schwierigkeiten nicht gestört wird. Der König von Spanien ist keine geschichtliche Potenz und Leopold von Belgien ist aus sehr verschiedenen Gründen nicht zu verwenden. Die alte Schutzmacht der Katholiken aber hat nicht nur keinen Herrscher, der das Erbe Napoleons III antreten könnte, sondern Frankreich ist in einen so scharfen Gegensatz zur römischen Kurie geraten, daß nun in Rom zeigen will, daß es auch ohne Frankreich geht. Um den Franzosen eine Lehre zu geben, mußte Kardinal Kopp in Metz als feierlicher Ordensträger zu Wilhelm II kommen. Der Vorgang heißt: Der römische Stuhl legt keinen Wert mehr auf das alte Ehrenrecht der Franzosen, für die orientalischen Katholiken politische Vormacht zu sein!

Wieviel reellen Wert dieses alte Ehrenrecht hat, ist schwer zu sagen. Es handelt sich um eine sehr alte Tradition. Im Jahre 1535 schloß König Franz I. von Frankreich einen Bund mit dem Sultan, dessen Hauptzweck die Bekämpfung Kaiser Carls V. war. Um diesen unchristlichen Bund etwas erträglicher für sein Gewissen und für die öffentliche Meinung zu machen, vereinbarte er bei dieser Gelegenheit den französischen Schutz der Christen in der Türkei. Dabei kamen ebensogut die im Orient ansässigen lateinischen Christen wie die zahlreichen Pilger wie die Kaufleute in Betracht. Von da an gelten alle Abendländer in der Türkei als „Franken". Oft hat im Laufe der Jahrhunderte Frankreich Geld und Schiffe für diese Zwecke geopfert. Richelieu gab allein im Jahre 1621 die große Summe von 400 000 Franken zur Herstellung der heiligen Stätten. Die französischen Gesandten haben unendliche Mühe mit dem Schutz der Christen gehabt, aber freilich waren sie eben dadurch auch die ausschlaggebende christliche Macht in Konstantinopel. Sie hatten stets die Möglichkeit, sich drohend einzumischen und verstanden es, Glaube und Handel gemeinsam zu treiben. Alle Orientpässe wurden bis etwa 1830 in Marseille ausgestellt. Durch das Schutzrecht drückte Frankreich die Venetianer zur Bedeutungslosigkeit herab und schuf sich in der Türkei ein versprengtes, aber nicht unbeträchtliches zweites Frankreich. Napoleons I ägyptischer Feldzug wird erst auf diesem Hintergrunde ganz verstanden. Seine Niederlage bezeichnet den Anfang des Niedergangs des französischen Werbens um den Orient, aber auch Louis Philipp und Napoleon III haben vieles getan, um die syrischen Christen zu schützen. Selbst die französische Revolution, so antikirchlich sie in der Heimat war, hatte es für nötig gehalten, die christliche Tradition in der Türkei aufrecht zu halten, und ist für die Jesuiten im Orient eingetreten. Es hat lange gedauert, ehe das französische Volk die Idee, das Erbe der Kreuzzüge verwalten zu sollen, aufgegeben hat. Im Krimkrieg spielte sie noch eine große Rolle. In gewissem Sinn gehört auch noch der Bau des Suezkanales durch die Franzosen in diesen Zusammenhang hinein. Erst als die Engländer Ägypten an sich gebracht hatten, erlosch der Zauber des östlichen Orientes für die Franzosen, und Algier und Tunis ersetzten den einstigen Traum von der französischen Kolonisierung und Kultivierung der Länder am Libanon und Nil.

Der heutige Zustand nun ist der, daß England keinen Zweifel darüber läßt, daß es Ägypten besitzt und Syrien und Palästina an sich nehmen will. Die Aussichten, daß die vielen französischen Opfer in diesen Ländern noch je Zinsen tragen werden, sind sehr gering geworden. Andererseits bedeuten in Konstantinopel der russische und der deutsche Botschafter praktisch mehr als der französische. Die alte französische diplomatische Führung in der sogenannten orientalischen Frage kehrt nicht wieder. Was bedeutet also jetzt das Schutzrecht über die Katholiken? Es kann Verpflichtungen enthalten, die vom französischen Standpunkt aus zu große Aufwendungen verlangen. Immerhin gibt kein Staat gern alte Bevorzugungen formell aus den Händen.

Was nun die Deutschen im letzten Jahrzehnt übernommen haben, ist nicht der Schutz der Katholiken überhaupt. Deutschland vertritt den Standpunkt, daß jeder Staat seine Angehörigen schützt. Das scheint sehr klar und einfach, ist es aber nicht, da es sich oft gar nicht um den Schutz von Einzelpersonen handelt, sondern um Verteidigung der Rechte von Stiftungen, Klöstern, Wallfahrtskirchen, also um sachliche Rechte, die ihrer Natur nach weder deutsch noch französisch noch italienisch sind. Auch fallen bei diesem System die zahlreichen syrischen Christen, die keine europäische Staatszugehörigkeit besitzen, völlig aus dem Schutzverhältnis heraus. Praktisch waren auch diese früher unter der Vormundschaft Frankreichs, und die schwierigsten Hilfsaktionen sind noch unter Napoleon III gerade für sie unternommen worden. Der Katholizismus als Ganzes darf sie nicht fallen lassen. Die jetzige deutsche Formel ist also nur ein ungenauer Ausdruck dafür, daß die betreffenden Fragen im Fluß sind.

Nun kann man wohl sagen, ein Massenmord eingeborener Christen sei jetzt nicht wahrscheinlich. Wir wollen es hoffen, aber das, was den Armeniern geschehen ist, kann eines Tages auch den Syrern begegnen, und zwar am meisten dann, wenn die Leidenschaft des Mohammedanismus durch einen Kampf der Pforte gegen Rußland oder England zur Flamme aufgeblasen wird. Erst dann, wenn der letzte Lebenskampf des Islam beginnt, wird der Schutz der Christen wieder sehr brennend. Dann aber ist es sehr fraglich, ob Deutschland nicht gerade der Bundesgenosse der Türken sein wird. Wird dann der „Freund der Mohammedaner" gleichzeitig der „Ritter vom heiligen Grabe" sein können? Hier fängt das Dunkel an, das niemand zu durchschauen vermag. Für uns Deutsche ist aber auch schon für die unmittelbare Gegenwart wichtig, festzustellen, wie sich im Zentrumszeitalter ein Band nach dem anderen zwischen der päpstlichen Universalkirche und dem Deutschen Reiche knüpft. Wer hätte das vor 30 Jahren für möglich gehalten? Die Hohenzollern werden Schritt für Schritt in eine geschichtliche Lage gebracht, die sich sehr von ihrer Vergangenheit unterscheidet, und es ist offenbar weniger die persönliche Neigung des Kaisers, die diese Veränderung hervorbringt, als der Mangel einer politischen Linken, die es dem Kaiser ermöglichen würde, auch ohne Rom zu regieren.

Naumann.

Politisches zum Gewerkschaftskongress

In Köln tagt jetzt die Vertretung von mehr als einer Million organisierter Arbeiter. Verbunden durch eine Geschichte und einen Druck, durch gleiche Interessen und gleichen Geist, stellen diese Männer die gewaltigste deutsche Massenorganisation vor. Ohne ihre Mitwirkung ist jede wirkliche und tragkräftige Volksbewegung heute in Deutschland unmöglich, daher hat der demokratische Politiker die Verpflichtung, sich mit dem Geiste der Gewerkschaftsbewegung genau vertraut zu machen. Wir sehen ja auch, welches Interesse dem Kölner Kongreß von den Zeitungen der verschiedensten Parteien entgegengebracht wird! Jeder, der politisch tätig ist, achtet genau auf die Vorgänge innerhalb der deutschen Gewerkschaften, sofern er über den gegenwärtigen Tag hinauszudenken imstande ist.

Die Mitglieder der freien Gewerkschaften zählen sich fast ausnahmelos zur sozialdemokratischen Partei. Sie unterstützen also eine politische Organisation, deren Politik im Grunde von der Idee beherrscht wird, alle Lohnarbeit überhaupt zu beseitigen. Dieser Zukunftswunsch ist noch heute in der Sozialdemokratie so stark, daß ihm oft Gegenwartsinteressen der Arbeiterschaft geopfert werden, wenn sie mit ihm in Konflikt geraten. Von anderen Gesichtspunkten gelenkt wird die Gewerkschaftsbewegung. Sie geht von der Lage des Arbeiters in der Gegenwart aus und erstrebt seine Hebung unter der kapitalistischen Gesellschaft im Rahmen des Arbeitsverhältnisses. Die deutsche Gewerkschaftsbewegung hat sich, seitdem sie überhaupt etwas bedeutet, von revolutionären Zielen immer weiter entfernt. Dem

Digitized by Google

Kölner Kongreß hat die Generalkommission, die man als den Generalstab der Gewerkschaftsbewegung bezeichnen kann, einen Rechenschaftsbericht vorgelegt, in dem gesagt wird: „Je umfangreicher die Organisationen der Arbeiter und der Unternehmer werden, je größer infolgedessen die Zahl der Arbeiter wird, die an den einzelnen Kämpfen beteiligt ist, um so geringer wird die Aussicht, einen unmittelbaren Erfolg für die Arbeiter bei einem Streik zu erzielen. Es wird, wenn die Kräfte der Kämpfenden gleichwertig sind, immer mehr zu Vereinbarungen kommen, und absolute Siege des einen oder anderen Teils werden immer seltener werden. Für eine solche Vereinbarung ist aber bei dem Unternehmertum genügendes Verständnis und die Absicht erforderlich, die Gewerkschaft als Vertreterin der Arbeiter anzuerkennen. Beides muß den Unternehmern, besonders denen in der Metall- und Textilindustrie, erst anerzogen werden. Dieses geschieht am allerwenigsten dadurch, daß man in einem Kampfe die Kräfte der Gewerkschaft völlig erschöpft, sondern es wird am zweckmäßigsten durch eine Reihe wiederholter Kämpfe erreicht." Das heißt also: wir streben nach dem korporativen Arbeitsvertrag und dem konstitutionellen Betriebssystem; wenn es nicht anders geht, durch Kampf; aber solche friedliche Vereinbarungen sind unser Endziel. Damit hat sich die Gewerkschaftsbewegung vollkommen auf den Boden der Gegenwart gestellt und anerkannt, daß sich, ohne Bruch mit der auf dem Privateigentum an den Produktionsmitteln beruhenden Gesellschaftsordnung, für den Arbeiter sehr vieles erreichen läßt. Wir haben es hier mit einem Dokument zu tun, das für die Geschichte der Arbeiterbewegung von größter Bedeutung ist.

Die deutsche Gewerkschaftsbewegung hat sich entwickelt mit Unterstützung der Sozialdemokratie, aber im inneren Gegensatz zu ihren Zielen. Das Ziel der Sozialdemokratie war, immer größere Massen zu organisieren, um mit ihnen die politische Macht über den angeblich schwächer werdenden Kapitalismus zu erringen. Die Gewerkschaften aber bewirken, ganz unabhängig vom Willen ihrer Mitglieder, eine innere Festigung des Kapitalismus. Verteidigen doch die Gewerkschaften selbst ihre Forderungen nach Verkürzung der Arbeitszeit, Lohnerhöhungen oder Tarifverträgen damit, daß ihre Erfüllung auf mannigfache Weise dem Unternehmer wieder Vorteil brächte. Erwarten sie doch mit Recht von ihnen eine Steigerung der Produktivität der Arbeit. Steigt aber die Produktivität der Arbeit und hebt sich gleichzeitig die Lage der Arbeiter, so ist dies das genaue Gegenteil der Entwickelung, von der die durch Marx und Engels geschulte Sozialdemokratie ihren politischen Sieg erwartete. Denn durch die steigende Produktivität der Arbeit bei gleichzeitiger Verelendung der Massen sollte ja der Kapitalismus in jene immer stärker werdenden Krisen hineingetrieben werden, die schließlich die Beseitigung des Privateigentums zur Notwendigkeit machten.

Die radikale Sozialdemokratie hat für diese Tendenz der Gewerkschaftsbewegung immer Verständnis bewiesen. Solange die Gewerkschaften im wesentlichen als Rekrutenschulen der Partei angesehen wurden, liefen sie so nebenher. Als sie aber zu Beginn der neunziger Jahre ihren ersten größeren Aufschwung nahmen, suchte man ihre Bedeutung hinweg zu disputieren. Und als sie, statt an revolutionärer Energie zu gewinnen, immer mehr auf den, durch den korporativen Arbeitsvertrag garantierten, gewerblichen Frieden hinarbeiteten, da machte man ihrer Tätigkeit, besonders dem Abschluß von Tarifverträgen, die größten Schwierigkeiten. Aus allen diesen Streitereien gingen die Gewerkschaften als Sieger hervor. Ihre in der materiellen Entwickelung tief begründete Arbeit riß die Masse der Partei mit, mochten die radikalen Formeljäger noch so unwillig knurren. Und wenn nun der marxistische Radikalismus den Gewerkschaftskongreß zu einer Auseinandersetzung über Maifeier und Generalstreik nötigt: nun, so antwortet der Kongreß formell höflich, aber sachlich präzis, daß es nicht Aufgabe der Gewerkschaften sein kann, durch Unterstützung inhaltsloser Demonstrationen den Arbeitern ein trügerisches Bild von ihrer realen Macht vorzuspiegeln. —

Es gehört zu den gröbsten Fehlern des Liberalismus, daß er nicht zeitig genug eine Stellung zur Gewerkschaftsbewegung fand, deren Forderungen stets unsozialdemokratisch gewesen sind. Alles, was die Gewerkschaftsbewegung heute erstrebt, wurde schon vor länger als 30 Jahren von Männern formuliert, die ihrer ganzen Stellung nach zum Liberalismus gehörten. Von ihnen sind vor allem zu nennen: Friedrich Albert Lange und Lujo Brentano. Lange, dessen treffliche „Arbeiterfrage" leider nur wenig mehr gelesen wird, starb allzu früh im Jahre 1875; Brentano wirkt noch heute mit frischer Jugendkraft unter uns und sieht die Arbeit eines Menschenalters Früchte tragen. Beide lernten voneinander. Sie befürworteten die Organisation nach dem Muster der Gewerkvereine. Auf Grund dieser Organisation forderten sie eine „konstitutionelle Verfassung der Fabrik" bis hinauf zu Arbeitskammern. Brentano verlangte bereits auf der Tagung des Vereins für Sozialpolitik von 1873 solche Einigungsämter, wie sie noch heute den fortgeschrittensten Sozialpolitikern als Ideal vorschweben.

Aber F. A. Lange kannte seine Liberalen. Er wußte, daß sie damals nichts anderes waren, als eine Klassenpartei des „besitzenden und gebildeten" Bürgertums, die im besten Falle mit Quacksalbereien der Arbeiterfrage nähertrat. Daher sagte er mit richtigem Instinkt voraus, daß erst nach langen Kämpfen diese Organisation der Arbeit „auf lebendige Weise" gewonnen werden könnte, gerade wie im „kampfesfrohen England". Wir sehen heute, daß erst das Gefühl für die gegenseitige Macht Arbeiter und Unternehmer zum Friedensschluß bewegt. Die damaligen Liberalen aber haben das ihrige getan, um die Klassengegensätze auf lange Zeit hinaus politisch wirksam zu machen. Mit der verblendeten Selbstüberschätzung der modernen Zweifrontenpolitiker kämpften sie nach rechts und verärgerten gleichzeitig die Arbeiter. Zwar duldete man, nachdem sich Schulze-Delitzsch nach langen Wehen zur Koalitionsfreiheit bekannt hatte, daß Max Hirsch seine Gewerkvereine gründete. Aber nur die einflußloseren Elemente in der Fortschrittspartei nahmen die Arbeiterfrage von dieser Seite. Das Gros schimpfte mehr über die „Begehrlichkeit". Die Arbeiter wurden in einer geist- und gemütlosen, beschämenden Bevormundung gehalten. Während man ihnen erzählte, daß ein jeder den Fabrikantenstab in der Tasche trage, verweigerte man ihnen den Eintritt in den Nationalverein, ließ man sich das allgemeine Wahlrecht von dem Junker Bismarck abpressen. Wie aber der weiter rechtsstehende Liberalismus die Arbeiterfrage empfand, beleuchtet am besten ein Wort von Prince-Smith, das gegen die Sozialdemokratie im Parlament gerichtet war: „Der Volkshaushalt ist ein kaufmännisches Geschäft, erfunden von den Besitzenden und von ihnen auf eigene Rechnung und Gefahr betrieben. In dem Maße, als die Erübrigungen und Verfügungen der besitzenden Geschäftsunternehmer die Mittel zur wirtschaftlichen Verwendung von Menschenkräften vorbereiteten, haben Nichtbesitzende sich vermehren können."

So wurden die Arbeiter zu Lassale und später zu der sozialdemokratischen Arbeiterpartei geradezu gepeitscht. Und dort stieg langsam der Gewerkschaftsgedanke empor. Was tat es, daß der Lassallesche Verein anfänglich die Gewerkschaften als Verrat an der Arbeiterklasse brandmarkte? Die Sozialdemokratie erst gab dem „Arbeiterstande" seine „Idee". Hier wurde der Geist erzeugt, der von revolutionärer Schwärmerei über Mühen und Opfer zur Berufssolidarität führte, der aus einer armen, gedankenlosen, wilden Menschenmasse die geschulten, disziplinierten, bildungsdurstigen Arbeiter machte. Ohne diese Schulung war und ist eine korporative Organisation der Arbeiter ein Ding der Unmöglichkeit. Die Arbeiter aber fanden diese Erziehung bei der Sozialdemokratie und nicht bei den Gewerkvereinen, die gleich den Genossenschaften von Anbeginn an spießbürgerlichem Krämergeist laborierten. Und als zu Beginn der siebziger Jahre von der Sozialdemokratie Gewerkschaften gegründet wurden, da schienen sie sich schnell zu entwickeln. In diesem Stadium der Arbeiterbewegung regte sich viel gesunder Geist, ordnete man sich nur wenig dem von Liebknecht propagierten Marxismus unter, sondern trat unter Bebels Initiative allem Doktrinarismus zuwider für praktischen Arbeiterschutz ein. Ein Gewerkschaftskongreß zu Erfurt beschloß bereits 1872 politische Neutralität der Gewerkschaften. Da fiel der Reif des Sozialistengesetzes auf die junge und hoffnungsvolle Saat. Die Gewerkschaften wurden zu politischen Vereinen erklärt, aufgelöst, ihre Führer gehetzt wie die wilden Tiere. Nur die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine durften fortbestehen, aber sie entäußerten sich selbst ihres Einflusses auf breite Arbeitermassen, indem sie jenen schimpflichen Revers einführten, der ihre Mitglieder zwang, sich als Nichtsozialdemo-

Digitized by Google

kraten zu bekennen. So retteten sie ihre Kassen, überließen aber die großzügige Werbekraft anderen Leuten. Diese aber wurden unter dem Ausnahmegesetz zu verbitterten Revolutionären, bei denen der Haß größer wurde als die Einsicht.

Heute hat sich der Liberalismus daran gewöhnen müssen, daß die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter abseits gehen. Ihrer geschlossenen Macht gegenüber haben die liberalen Gewerkvereine, die zu spät Einkehr hielten, nur geringe Bedeutung. Es sind aber die Besten unter den alten Liberalen gewesen, die ihre früheren Fehler gegenüber der Arbeiterbewegung eingesehen haben. Wir freuen uns, mit ihnen arbeiten zu können, denn wir wissen, daß ohne die Unterstützung des fortgeschrittenen Bürgertums die Arbeiterbewegung noch auf lange hinaus von der Reaktion zu Boden gehalten werden kann. Aber unsere Pflicht ist es, den gesamten Liberalismus auf sein Verhältnis zur Gewerkschaftsbewegung hinzuweisen. Die Geschichte dieser Bewegung ist ein Schulbeispiel dafür, wie Forderungen, die ihrem Wesen nach liberal sind, vom Liberalismus verschmäht wurden, während andere Parteien mit diesen Forderungen gegen den Liberalismus die Initiative ergriffen und damit Erfolge errungen haben. Die Sozialdemokratie häufte mit der Vertretung des unsozialdemokratischen Gewerkschaftsgedankens einen Sieg auf den anderen. Zwar hat dies bewirkt, daß die Partei unter der Last der wesensverschiedenen Gewerkschaftsbewegung sich ändert, bis ihr vielleicht einmal die Gewerkschaften vollkommen den Stempel aufdrücken. Es wird aber nicht wenig vom Verhalten des entschiedenen Liberalismus beeinflußt, ob die Arbeiter aus dem inneren Gegensatz von Sozialdemokratie und Gewerkschaften jemals weitere Konsequenzen ziehen. **Eugen Katz.**

Der sächsische Landtag und die nächsten Wahlen

Seit der übelberüchtigten „Reform" des sächsischen Landtagswahlrechtes im Jahre 1896 ist das politische und geistige Niveau der zweiten sächsischen Kammer sehr ähnlich dem jener spätmittelalterlichen „Herren-Stände" geworden, die, jedem Fortschritt feind, ihren staatlichen Einfluß ausschließlich im Dienste ihrer Standesinteressen und -privilegien auf Kosten der Gesamtheit des Volkes geltend machten. Neun Jahre sind seit jener Wahlrechtsänderung ins Land gegangen, und im Verlaufe dieser Zeit sind die schlimmen Erwartungen, die damals Einsichtige hegten, durch die tatsächliche Entwickelung noch überboten worden. Die Konservativen, die in der Masse der Bevölkerung kaum irgendwo fest Wurzel geschlagen haben, sind dank einer sinnigen Wahlkreis- und Wahlzensusgeometrie im Besitze einer Zweidrittel-Majorität. Die Geschicke eines Landes, dessen Bewohner nur noch zu 15 pCt. landwirtschaftlich tätig sind, bestimmt eine kompakte agrarische Mehrheit. Die Rittergutsbesitzer, treulich sekundiert von dem Chore der Dorfschulzen und der strebsamen Hofkonservativen, gaben in der zweiten Kammer bei allen wichtigen Fragen der inneren sächsischen Politik den Ausschlag. Und so fest fühlen sie sich in ihrer Position, daß sie ihre agrarischen Gelüste gar nicht erst noch mit dem Mäntelchen gemeinnütziger Scheinmotive zu verhüllen für nötig halten. So wurde die kostspielige und völlig unproduktive Bahn Wilsdruff-Gadewitz nur zu dem Zwecke erbaut, um den im Landtage einflußreich vertretenen Rittergutsbesitzern jener Gegend die Abfuhr ihrer Zuckerrüben in bequemer Weise zu ermöglichen. Die Zuschüsse der Regierung zur Hebung des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens sind in Sachsen während der letzten Jahre auf über 5 Millionen Mark angewachsen, während zur Förderung der Industrie nichts geschah — vollends zu schweigen von den Arbeitern und ihren Interessen. Der Rittergutsbesitzer Töpfer-Böhlen, dessen eigenartiges Auftreten freilich auch seine konservativen Parteigenossen gelegentlich peinlich berührte, erklärte offen, der Landwirtschaft könne es gleichgültig sein, ob die sächsische Industrie prosperiere oder nicht. Derselbe trat für die Aufhebung der Fleischbeschau bei Hausschlachtungen ein. Niemand würde, wenn dieser Antrag Gesetz geworden wäre, dafür haben garantieren können, daß nicht das ländliche Gesinde so und so oft das Fleisch kranker Tiere zu essen bekommen hätte.

Bei dem geistigen Tiefstande, wodurch die Reden der Abgeordneten gekennzeichnet sind, und dem Fehlen aller weiten politischen Gesichtspunkte konnte es nicht ausbleiben, daß alsbald tödliche Langeweile in den Sitzungssaal der zweiten Kammer ihren Einzug hielt. Ein gewisses Schamgefühl bemächtigte sich angesichts dieses Zustandes selbst konservativer Kreise; man empfand, daß das, was man sich selbst zusammengebraut hatte, beim besten Willen nicht mehr eine sächsische Volksvertretung zu nennen sei. An ihrem eigenen Produkt hatten die sächsischen Wahlrechtsänderer wenig Freude. Und alsbald zeigten sich Symptome der Unzufriedenheit mit den neuen Verhältnissen auch im Lande. Sie dokumentierte sich zunächst in einer allgemeinen Interesselosigkeit gegenüber allem, was im sächsischen Landtage vorging. Die ohnedies dürftigen und kurzen Berichte über die Verhandlungen las niemand. Bei Neuwahlen war die Beteiligung der Wähler in der 3. Klasse erschreckend gering. Nur einmal drohten die Konservativen eine gewisse Popularität zu erlangen, als sie im Jahre 1902 den Finanzminister von Watzdorf zu Fall brachten. Die Vertrauensseligkeit weiter sächsischer Volkskreise war damals so groß, daß man glaubte, ausschließlich sachliche Motive hätten die Konservativen in ihrer ablehnenden Haltung gegen den Minister bestimmt. In Wahrheit hat von Watzdorf sein entschiedenes Eintreten für eine ertragreiche Vermögenssteuer, das seinerzeit den lebhaften Widerspruch der konservativen Fraktion und ihres Führers Dr. Mehnert hervorgerufen hatte, zu Fall gebracht. Die billig erworbene Popularität der konservativen Landtagsmehrheit verflog indessen völlig, als sie die auf des verstorbenen Königs Georg persönliche Initiative zurückzuführenden Wahlrechtsvorschläge der Regierung, die den plutokratischen Charakter des Wahlrechtes von 1896 abzumindern strebten, kaltblütig fallen ließ. Für all das ihm widerfahrene Unrecht quittierte das Volk in seiner Weise bei den letzten Reichstagswahlen: von 23 Reichstagswahlsitzen fielen 22 als willkommene Beute der Sozialdemokratie anheim.

Durch diesen Gang der Dinge ist keine Partei schwerer geschädigt worden, als die nationalliberale. Bitter hat es sich an ihr gerächt, daß sie im Jahre 1896 bei der Verschlechterung des Landtagswahlrechtes den Konservativen Handlangerdienste leistete. Damals begrub sie mit einem Male selbst den letzten Rest liberalen Prestiges, den sie in der freiheitlich gesinnten Bevölkerung noch besessen hatte. Mit ihrer Abstimmung vom 6. März 1896 warfen die Nationalliberalen Sachsens im entscheidenden Augenblicke, wo es Gesinnungsfestigkeit zu bewähren galt, die guten freiheitlichen Traditionen früherer Tage über Bord. Wenn sie gehofft hatten, von den erledigten sozialdemokratischen Sitzen ihrerseits welche zu erobern, so sahen sie sich bald bitter enttäuscht. Von ihrem Fabrikantenliberalismus wollte niemand im Lande etwas wissen. Und zu den Angriffen von links her gesellte sich bald eine offenkundige — freilich nach allem, was vorhergegangen war, nur zu wohl verdiente — Geringschätzung von rechts. Die konservativen Agrarier wußten, daß sie beim Verfolgen ihrer Sonderwünsche entschiedene Willenswiderstände seitens dieser Partei nicht zu befürchten brauchten. Denn jede Entschlossenheit der Nationalliberalen wurde gelähmt durch die Rücksicht auf das unglückselige Kartell, das sie für die Reichstagswahlen mit den Konservativen geschlossen hatten. Übrigens mußten sie sich zum Danke für das von ihnen bewiesene Übermaß der Loyalität und des Entgegenkommens noch obendrein vom Finanzminister Rüger brüskieren lassen, der sie in einer Landtagssitzung nicht wie Abgeordnete, sondern — in der Nachwirkung seiner früheren Berufstätigkeit als sächsischer Generalstaatsanwalt — wie Angeklagte apostrophierte.

Es hat einer schweren Schule der Demütigung bedurft, bis den Nationalliberalen zum Bewußtsein gelangte, wie unwürdig ihr Abhängigkeitsverhältnis von den Konservativen sei. Erst in letzter Zeit haben sie sich entschlossen, diesen die Gefolgschaft klipp und klar zu kündigen. Das seit fast zwei Jahrzehnten bestehende Wahlkartell zwischen Nationalliberalen und Konservativen ist gesprengt worden, und in der Wahlagitation für die im Herbst bevorstehenden Landtagswahlen stehen beide Parteien schroff einander gegenüber. Diese Wendung der Dinge wird man vom entschieden liberalen Standpunkte aus immerhin mit

Digitized by Google

Genugtuung begrüßen können. Die Absage an die Konservativen hat dazu geführt, daß die Nationalliberalen mit Entschiedenheit Front gemacht haben gegen die agrarische Gesamtpolitik, die das Rittergutsbesitzer- und Bauernparlament im industriellen Sachsen treibt. Insbesondere ist der sich im wesentlichen aus nationalliberalen Fabrikanten rekrutierende Bund der sächsischen Industriellen, der in einem sehr geschickten Sekretär eine gute agitatorische Kraft besitzt, unabläßig bemüht, die Gegensätze zum konservativen Agrariertum scharf herauszuarbeiten. Parallel damit gehen die Versuche der Jungnationalliberalen, dem steif gewordenen nationalliberalen Parteikörper wieder etwas liberalen Lebensodem einzuhauchen. Daß freilich die Nationalliberalen — auf sich allein gestellt — große Wahlerfolge erzielen werden, bezweifeln wir. Einerseits verstärken sie, indem sie schärfer ihren industriellen Charakter betonen, namentlich auf dem Lande die reaktionären Widerstände, insbesondere der hochmögenden Wähler der ersten Klasse. Andererseits ist ihre Zusammensetzung doch nicht von der Art, daß die Masse des Volkes zu ihnen Vertrauen fassen könnte.

Denn das dürfen sich die entschieden Liberalen nicht verhehlen, daß die sächsischen Nationalliberalen noch weit davon entfernt sind, auf dem Boden einer wirklich freiheitlichen politischen Gesamtanschauung zu stehen. In ihrer Mehrheit sind sie entschieden unsozial. Daran ändert nichts die sympathische Haltung, die in sozialen Fragen eines ihrer Hauptorgane, das „Leipziger Tageblatt", neuerdings häufig einnimmt. Käme in Sachsen — wie jetzt in Preußen — ein Bergarbeiterschutzgesetz zur Verhandlung: wir würden dasselbe Schauspiel erleben wie dort, daß nationalliberale Fabrikanten Arm in Arm mit konservativen Reaktionären die Arbeiterinteressen zu schmälern suchten. Gelegentlich der Verhandlungen über den Krimmitschauer Streik im sächsischen Parlament trat dies Manko von sozialer Gesinnung bei den Nationalliberalen deutlich zutage. Auch in der Wahlrechtsfrage lassen sie die nötige Entschlossenheit vermissen. Als ihre eigentliche Domäne betrachten die sächsischen Nationalliberalen den Kampf gegen das übermächtige Zentrum. Aber so sehr auch dies Thema die entschieden Liberalen beschäftigt — wie eindringlich hat nicht Naumann in Dutzenden von Versammlungen die lähmenden Wirkungen der Zentrumsherrschaft in Deutschland auseinandergesetzt! —, so erweckt doch die rein kulturkämpferische Tonart, die die sächsischen Nationalliberalen anschlagen, schwere Bedenken. Zudem wird man dabei das peinliche Gefühl nicht los, daß gerade in dem Bundesstaate, wo das Zentrum den Ausschlag gibt, in Bayern, die Verfassung freiheitlicher, das Wahlrecht volksfreundlicher, die Meinungs- und Gedankenfreiheit besser garantiert ist als in Sachsen.

Gewiß erscheint ein Kompromiß der entschieden Liberalen mit den Nationalliberalen grundsätzlich nicht ausgeschlossen, wenn diese sich zu angemessenem Entgegenkommen bereit erklären. So treten Liberale aller Schattierungen in Leipzig-Süd vereint für die Kandidatur Friedrich Gontards ein, eines Mannes, dessen echt soziale und liberale Gesinnung niemand bezweifeln kann. An anderen Orten sind die freisinnigen Volksparteiler auf eigene Faust vorgegangen, mit gutem Grunde namentlich im 22. städtischen Wahlkreis (Treuen-Langenfeld), wo vielleicht gerade dadurch, daß Freisinnige und Nationalliberale getrennt maschieren, der Konservative Opitz, einer der gefährlichsten Reaktionäre, zu Fall gebracht werden kann. Ein entscheidender Gewinn wird freilich bei alledem für den Liberalismus nicht herausspringen.

Zweifellos ist für diesen die Lage dadurch erschwert, daß gerade in Sachsen die Sozialdemokratie von revisionistischen Stimmungen sehr wenig berührt ist und dem äußersten radikalen Flügel der Gesamtpartei zugehört — wobei freilich nicht zu vergessen ist, daß die ihr zuteil gewordene Behandlung diesen Radikalismus zum guten Teil erzeugt hat. Vorerst empfinden die bürgerlichen Elemente ein geheimes Grauen bei dem Gedanken an die Einführung des allgemeinen, gleichen, geheimen, direkten Landtagswahlrechtes, das zu einer Majorität der Sozialdemokraten im Landtage und damit zu einer Erschütterung der gesamten öffentlichen Ordnung führen müsse. Angesichts dieser Besorgnisse sei auf eine Ausführung hingewiesen, die über diese Eventualität der Reichstagsabgeordnete Geyer als Referent auf der Landtagsversammlung der sozialdemokratischen Partei Sachsens am 25. April d. J. in Chemnitz getan hat. Sie lautet:

„Es ist schon früher erwogen worden, was geschehen würde, wenn die Sozialdemokratie die Mehrheit hätte. Diese Mehrheit würde sich in der zweiten Kammer befinden; denn in der ersten Kammer haben wir keine Vertretung. Zwischen diesen beiden Kammern würden Kämpfe entstehen, die auf dem Wege des Ausgleichs zum Abschluß von Kompromissen führen müßten. Diese Differenzen haben bisher schon bestanden und sind durch den Ausgleich, oft durch Nachgeben der zweiten Kammer, manchmal auch durch Nachgeben der ersten Kammer, beseitigt worden.

Die Beschlüsse der Mehrheit der zweiten Kammer würden öfters zurückgeschraubt werden, ein Teil der Forderungen müßte aber gewährt werden, wenn man es nicht auf einen Bruch ankommen lassen wollte, der für die bürgerlichen Parteien gefährlicher werden könnte, als es auf den ersten Fall scheinen möchte. Daß es infolge der Differenzen der beiden Kammern zu blutigen Auseinandersetzungen im Lande kommen würde, glaube ich nicht, die übergroße Mehrheit des sächsischen Volkes würde es nicht dazu kommen lassen. Daß wir in Sachsen den Zukunftsstaat etablieren könnten, einer derartigen Utopie haben wir uns niemals hingegeben."

Sicherlich beachtenswerte Worte! Offen ist hier ausgesprochen: die Sozialdemokraten würden, in der zweiten Kammer zu führendem Einfluß gelangt, Obstruktionsgelüsten nicht Raum geben und unter Anerkennung des in Sachsen bestehenden Verfassungszustandes, insbesondere auch der Institution der ersten Kammer, praktische Reformarbeit treiben. In dem Maße, als solche Grundsätze innerhalb der sächsischen Sozialdemokratie an Ausbreitung gewinnen, wird auch auf ihrer Seite die Einsicht zunehmen, daß ein Zusammengehen mit bürgerlichen Elementen — natürlich unzweideutige freiheitliche und soziale Garantien vorausgesetzt — möglich und geraten erscheint. Schon jetzt hat derselbe Abgeordnete Geyer — im Unterschied von der bisher beobachteten Haltung der sozialdemokratischen Wahlmänner — in einer Leipziger Parteiversammlung die Unterstützung von Kandidaten als möglich erklärt, die für das allgemeine, gleiche, geheime, direkte Landtagswahlrecht eintreten. Rein wahlgeometrisch betrachtet, könnte auf diese Weise den reaktionären Parteien eine ganze Reihe von Sitzen mit Leichtigkeit genommen werden.

Groß sind die Nöte, in denen sich alle freiheitlich und sozial Gesinnten Sachsens befinden. Früher oder später muß ihnen daraus das Bewußtsein der gemeinsamen sachlichen Nötigungen erwachsen.

Leipzig. Hermann Jarge.

Unsere Bewegung

Wer Mitglied des Wahlvereins der Liberalen werden will, meldet sich bei Sekretär Weinhausen, Berlin SW., Dessauerstr. 1. Wer die „Hilfe" helfen will, schickt etwas für den Preßverein. Wer Gesinnungsgenossen werben will, verschenkt oder verborgt „Demokratie und Kaisertum". Wer die „Hilfe" unregelmäßig erhält, beschwert sich bei der Post, beim Buchhändler oder Agenten.

Dortmund. (P. Dey, Neuer Graben 62.) Im Gewerbeverein an der Kuhstraße tagte unsere erste Maiversammlung, die trotz der außerordentlich milden Frühlingsluft gut besucht war. Herr Fr. Wilhelm referierte über „Die Einigung des Liberalismus". In einem geschichtlichen Überblick entrollte er ein Bild des werdenden und versinkenden Liberalismus. Es zeigte sich, daß überall da, wo ein Stillstand im Gedankengang der sich liberal nennenden Parteigruppen stattfand, ein Machtniedergang die Folge war, und daß auch jetzt der Liberalismus nur dann Aussicht auf politische Erfolge hat, wenn er es unterläßt, sich an verwelkten Lorbeerkränzen zu berauschen und sich den Bedürfnissen der Gegenwart mehr als bisher anpaßt. Die Alten haben zu ihrer Zeit recht getan und Großes geleistet; dem neuen Geschlecht stehen neue Aufgaben bevor. Darum fort mit dem Kleinkram der Parteigängerei, um für große einigende Gesichtspunkte Raum zu schaffen! Der Vortrag wurde sehr beifällig aufgenommen und gab Veranlassung zu einer lebhaften Aussprache, in welcher Herr Howe eine Parallele zog zwischen dem wirtschaftlichen und dem politischen Leben. Auf beiden Gebieten zeigt sich der Zug der Zeit, die kleinen Betriebe aufzusaugen, die großen beherrschen die Zeit. Von allgemein politischen ging die Verhandlung auf lokale Erörterungen über, und man will versuchen für die nächsten Stadtverordnetenwahlen mit anderen Parteien eine Einigung zu erreichen. Es wird dann noch beschlossen, daß die nächste Wanderversammlung am 27. Mai in Linnen stattfinden soll. Alle Leser der Hilfe sind dringend dazu eingeladen: Linnen, Gastwirt

Digitized by Google

Neuschmidt, Langestraße, Sonnabend Abend 9 Uhr! Referent unser Parteisekretär Dr. Walz aus Elberfeld. Thema: „Liberale Grundgedanken". Bitte zahlreich zu kommen!

Leipzig. Am 17. Mai fand eine gemeinsame Sitzung der Vorstände des nationalsozialen und des liberalen Vereins statt, die sich mit den Bedingungen des Zusammenschlusses der beiden Vereine beschäftigte. Nach langer und offener Aussprache wurde einstimmig beschlossen, in Kürze in den beiden Ortsvereinen Generalversammlungen einzuberufen und den Mitgliedern die Fusion zu empfehlen. Wir bitten unsere nationalsozialen Freunde, zu der in den nächsten Tagen stattfindenden Versammlung, in der Dr. Barge und Dr. Dinkler berichten werden, ja vollzählig zu erscheinen.

Hamburg. Der Kampf ums Wahlrecht beginnt immer weitere Kreise zu ziehen. Am Sonnabend, den 20. Mai, traten auch wir mit der ersten öffentlichen Versammlung in denselben ein. Man mag gegen den Senatsentwurf noch so starke Einwände erheben, eins muß man ihm lassen: es steckt in ihm etwas von der Kraft, die das Böse will, aber das Gute schafft. Eine so imposante Einigungskundgebung der Liberalen Hamburgs hätten wir ohne gütiges Hinzutun eines hohen Senats auch bei intensivster Parteitätigkeit und unermüdlicher Organisationsarbeit in Jahren nicht erreicht. Da waren dem gemeinsamen Aufruf des Vereins der freisinnigen Volkspartei und des Liberalen Vereins so viele gefolgt, daß der Marmorsaal bei Sagebiel bis auf den letzten Stehplatz der Galerien gefüllt war. „Unser Vorsitzender, Herr Landrichter Dr. Nölde ke, eröffnete die Versammlung mit einer Ansprache, in der er auf die große Bedeutung der geplanten Wahlverschlechterungen hinwies. Herr von Rappard als Redner der Volkspartei bezeichnete den Entwurf als das Produkt der Angst, die die oberen Zehntausend vor der Arbeiterschaft beseelt. Das rote Schreckgespenst verfange nicht mehr so wie früher. Würden wir diesen Wahlrechtsraub ohne Protest über uns ergehen lassen, so bedeute das politische Feigheit. Herr Dr. S. Heckscher als Redner des Liberalen Vereins führte aus: „Unser Senat stand noch unter der Erinnerungsfeier für Schiller, er zollte dem Dichter der Freiheit seinen Tribut und brachte diesen Entwurf heraus. Man weiß nicht bestimmt, ob Herr Dr. Semler der Vater des Entwurfes ist. Wäre schon möglich, da dieser schon vor Jahren ganz ungeniert gegen das Reichstagswahlrecht loszog. Jedenfalls kann man den Entwurf mit vollem Rechte eine lex Semler nennen. Hoffentlich fegt die öffentliche Meinung sie weg wie die selige lex Heinze. Wir haben bisher alle, auch die Arbeiter, mit Ehrfurcht auf unseren Senat geblickt. Dieser Entwurf ist jedoch nicht geeignet, diese Ehrfurcht zu befestigen. Die Väter des Gesetzes sagen: Die Raten kommen, verrammelt die Türen zum Rathaus. Aber gleichzeitig verurteilen sie die kleineren und mittleren Bürger zur politischen Ohnmacht. Nach dem neuen Entwurf werden zu den 80 Vertretern der besitzenden Klasse weitere 24 (die Erwählten aus der Klasse über 6000 Mk.) kommen, so daß die Plutokratie dann 104 Sitze einnimmt. Von allen Blättern außerhalb Hamburgs hat nur die „Kreuzzeitung" den Entwurf gerühmt. Da möchte man zitieren: Es tut mir in der Seele weh, daß ich dich (den Senat von Hamburg) in der Gesellschaft seh'. Wir haben fast den Eindruck, als wolle man mit diesem Entwurf hier in Hamburg das Vorpostengefecht zur Schlacht ums Reichstagswahlrecht kämpfen. Ich hoffe aber, daß wir Liberalen gemeinsam mit der Sozialdemokratie den Reaktionären zeigen, daß der liberale Gedanke noch eine Macht bedeutet in Hamburg. Daher auf zum Protest gegen diesen Entwurf, der unseren sozialen Frieden und die wirtschaftliche und politische Entwickelung unserer lieben Vaterstadt Hamburg aufs äußerste gefährdet. (Stürmischer Beifall.) Vor Beginn der Diskussion gelangt folgende Resolution zur Verlesung: „Die heute von dem Verein der Freisinnigen Volkspartei und dem Liberalen Verein einberufene Versammlung protestiert entschieden gegen die in der Senatsvorlage vorgeschlagene Abstufung der politischen Rechte der Bürger nach Einkommensklassen, um so mehr, als bereits die Hälfte aller Sitze der Bürgerschaft privilegierten Wahlen vorbehalten ist. Sie erwartet daher, daß jedes liberale Mitglied der Bürgerschaft die Vorlage ablehnt." Für die Senatsvorlage sprach Herr Dr. Goldfeld, gegen dieselbe die Herren Dr. Lürkheim, Hoffmann, Platen, Winter, Berg, Metzer und viele andere. Obige Resolution wurde von den etwa 1500 Anwesenden unter stürmischem Beifall gegen die Stimme des Herrn Dr. Goldfeld angenommen. Nun beginnen wir die intensivste Arbeit in allen Teilen der Stadt, in den Bürgervereinen und anderen Organisationen. Unsere eben erst gegründeten Bezirksvereine werden jetzt die Probe ihrer Leistungsfähigkeit ablegen müssen.

Soziale Bewegung

Die Gewerkschaftsstatistik des Jahres 1904 liegt diesmal auffallend früh vor. Sie ergibt für die sozialdemokratischen wie für die christlichen Gewerkvereine ein ganz überraschendes Wachstum. Die Mitgliederzahl im Jahresdurchschnitt 1904 stieg bei den sozialdemokratischen Verbänden von 887 000 auf 1 652 108, bei den christlichen Organisationen von 91 000 auf 107 000. Am Schluß des Jahres 1904 waren in der Kasse der sozialdemokratischen Gewerkschaften 16,1 Millionen Mark, in denen der christlichen 690 000 Mk. Diese Gegenüberstellungen zeigen übrigens auch besser als spaltenlange Auseinandersetzungen das Stärkeverhältnis beider Verbände zueinander. Allerdings rechnet die christliche Statistik noch mit rund 100 000 Eisenbahnern und Postunterbeamten, die „dem Gesamtverband nicht angeschlossen" sind. Aber selbst wenn diese Verbände, wie die christlichen Gewerkschaftsführer hoffen, demnächst wirklich ihren Anschluß vollziehen sollten, so würden sie damit noch keine Gewerkschaftler im strengen Wortsinn. Sie fühlen sich ihrem Arbeitgeber „Staat" gegenüber, auch abgesehen von den bestehenden Gesetzen, so abhängig, daß sie im günstigsten Fall nur gut fundierte gewerkschaftliche Kassenvereine werden könnten. In Staaten, wo das Zentrum herrschende Partei ist, wie in Bayern, werden dann vielleicht gelegentlich auch die Vorstände einmal eine gewerkschaftliche Forderung riskieren; das werden aber immer Ausnahmen bleiben. Deshalb wird sich auch die Hoffnung kaum verwirklichen, die den Staatsangestellten jetzt so zuversichtlich sagt, ihre Verbände würden sich weit günstiger entwickeln, wenn sie Anschluß an die christliche Gesamtbewegung nähmen. — Die sozialdemokratische Gewerkschaftsstatistik, die in der Form eines Rechenschaftsberichtes der Generalkommission dem diese Woche tagenden V. allgemeinen Gewerkschaftskongreß in Köln vorgelegt wurde, betont mit einem gewissen Stolz die lebhafte Unterstützung, die sie der offiziellen Reichsstatistik hat zuteil werden lassen. Diese Unterstützung scheint freilich nicht immer mit dem wünschenswerten Entgegenkommen vom Reichsamt des Innern beantwortet zu sein. Auf eine Eingabe der Vorstände der Gewerkschaftsverbände um Beseitigung jener statistischen Fragen aus dem offiziellen Frageformular, die den Gewerkschaftlern eine intensive Mitarbeit verleiden, ist keine Antwort eingegangen. „Man mag, sagt der Bericht, angesichts des sonstigen Verhaltens der Reichs- und Staatsbehörden gegenüber den Gewerkschaften diesem statistischen Zusammenarbeiten keine allzugroße Bedeutung beilegen; das eine ist jedoch sicher, daß, wenn die Hilfe der Gewerkschaften von Reichsbehörden in Anspruch genommen wird, man diesen Organisationen die rechtliche Anerkennung auf die Dauer nicht wird versagen können." — In den christlichen Gewerkvereinen wird zwar noch immer über Niedrigkeit der Beiträge geklagt, aber doch auch hervorgehoben, daß in einer ganzen Reihe von Vereinen die Beitragsziffer in den letzten Jahren erheblich höhergeschraubt wurde. Monatsbeiträge erheben nur noch die Bergarbeiter, Krankenpfleger und Heimarbeiterinnen, während die Ziegler gar einen Jahresbeitrag einziehen; sonst werden überall Wochenbeiträge erhoben. — Die christlichen Gewerkvereine waren im Jahre 1904 an 291 Lohnbewegungen mit 14818 Mitgliedern beteiligt; 92 waren Angriffsstreiks, 25 Abwehrstreiks und 26 Aussperrungen. Da die christlichen Gewerkvereine nur 74 Aktionen selbständig und allein unternommen haben, so dürfen sie noch immer das Lob besonderer Friedfertigkeit für sich in Anspruch nehmen, wenn auch das Unternehmertum grundsätzlich schon lange keinen Unterschied mehr in der Bekämpfung sozialdemokratischer und christlicher Gewerkschaften macht. „Zehn Jahre", so sagt der christliche Jahresbericht, „reich an Arbeit und Opfern, an Enttäuschungen und Kampf, aber nicht minder an hoffnungsfrohen Erfolgen, liegen hinter uns. Man wollte uns totschreiben, totdrücken, totstreiken. Alles vergebens! Mit neuem Mut, mit neuer Begeisterung und idealer Hingabe für unsere Sache muß nun das zweite Dezennium christlicher Gewerkschaftsarbeit begonnen werden."

Die Wahlen zu den Kaufmannsgerichten, die in 147 Orten des Deutschen Reiches zum ersten Male stattgefunden haben, gaben sowohl den Prinzipalsvereinen wie den Gehilfenorganisationen erwünschten Anlaß zur Belebung ihrer Vereinstätigkeit. Da hier zum erstenmal das Proportionalwahlsystem allgemein zur Anwendung kam, haben auch alle Organisationsgruppen ihre Vertretungen bekommen; bis zum Erscheinen der offiziellen Statistik streiten sie sich nun noch herum, welche sich als die kräftigste erwiesen habe. Besonders interessant ist die Tatsache, daß bei den Beisitzerwahlen der Arbeitgeber Berlins die sozialdemokratische Liste nur 78 von insgesamt 4400 abgegebenen Stimmen erhielt. In anderen Großstädten wird diese Ziffer noch geringfügiger sein.

Das Handwerk am Scheidewege, mit diesen Worten kennzeichnet der bekannte konservative Handwerkervertreter Jacobsstötter in der „Kreuzzeitung" die Bedeutung des nächsten Handwerks- und Gewerbekammertages, der vom 10. bis 12. August in Köln zusammentreten wird. Auf ihm soll über die alte große Streitfrage des Befähigungsnachweises die Entscheidung fallen. Im vorigen Jahre hat der Innungs- und Handwerkertag in Magdeburg gegen den Rat des offiziellen Berichterstatters sich für den allgemeinen Befähigungsnachweis einstimmig ausgesprochen, während der Verbandstag deutscher Gewerbevereine in Straßburg nach eingehendem Referat und lebhafter gründlicher Debatte ihn einstimmig verwarf und der Handwerks- und Gewerbekammertag in Lübeck nur den Befähigungsnachweis für das Baugewerbe empfahl, dagegen zur Ausarbeitung eines Gesetzentwurfs für den allgemeinen Befähigungsnachweis eine Kommission aus sieben Kammern wählte, die sämtlich Freunde der Sache waren. Jacobsstötter weist eingehend und überzeugend nach, wie wenig das Ergebnis dieser Kommission den Wünschen der Handwerker entspricht. Nur derjenige soll danach ein Handwerk treiben, der

Digitized by Google

24 Jahre alt ist und die Meisterprüfung in irgend einer einzelnen Gewerbegruppe bestanden hat. — Also selbst die enragiertesten Freunde des allgemeinen Befähigungsnachweises haben nicht mehr den Mut, ihn „allgemein", d. h. für jeden einzelnen Erwerbszweig ohne Einschränkung zu fordern. Wohin man mit dieser Forderung käme, das schildert Jacobskötter drastisch mit folgenden Sätzen: „Man würde also einen Tüncher oder Maurer auf dem Lande, welche im Winter an manchen Orten das Hausschlachten besorgen und sich davon redlich nähren, zur Strafe heranziehen können, ebenso einen Schneidergesellen, der in der sog. Gurkenzeit bei dem Arbeitgeber keine Beschäftigung findet und seinen Logiswirt oder einem sonstigen Bekannten einen Anzug macht! Strafen ohne Ende! Armes Handwerk, das solcher Mittel bedarf, um sich lebensfähig zu erhalten!" — Jacobskötter teilt nun mit, daß sich am 13. Februar in Erfurt 27 Handwerks- und Gewerbekammern auf Forderungen vereinigt hätten, „die ebenso maßvoll wie wohlüberlegt und vor allem durchführbar sind, zweifellos aber den Erfolg versprechen, das Handwerk technisch zu fördern und das Standesbewußtsein zu heben. Diese Forderungen lauten in der Hauptsache: 1. Nur der Meister darf lehren. 2. Der geprüfte Meister hat bei allen öffentlichen Arbeiten, sonstige Gleichwertigkeit vorausgesetzt, den Vorzug. 3. Ebenso bei der Bestellung von Sachverständigen aller Art. 4. Ebenso bei der Wahl oder Ernennung von Vorständen und Kuratorien der staatlichen und städtischen Fach- und Fortbildungsschulen. — Jacobskötter beklagt, daß diese Vorschläge in Handwerkerkreisen zum Teil sehr scharfen Widerspruch, ja sogar Beschimpfung und Verdächtigung hervorgerufen hätten. Die kurzsichtigen Schreier, die sich durch Radikalismus in ihren Forderungen gegenseitig zu überbieten versuchten, schädigten die gedeihliche Entwickelung des Handwerkerschutzes auf das allerempfindlichste. Man müsse deshalb mit allen Kräften für die bevorstehende entscheidungsvolle Augusttagung auf Mäßigung und Einheitlichkeit der Forderung dringen. Herr Jacobskötter wird voraussichtlich diesmal mit seinen relativ vernünftigen Ansichten ebensowenig bei seinen zünftlerischen Berufsgenossen durchdringen, wie in all den verflossenen Jahren, in denen er ihnen gedient hat.

In Lippe hatte sich am 10. Januar d. J. der Rheinisch-westfälische Verband lippischer Ziegelmeister konstituiert, der im Gegensatz zum Gewerkverein lippischer Ziegler gegründet worden ist, weil der Geschäftsführer Ellerkamp sich mit den Meistern überworfen und scharfe persönliche Gegensätze provoziert hatte. Am letzten Sonntag hielt dieser Verband in Bochum seine zweite Generalversammlung ab, in der die Erörterungen über die Stellungnahme zum Gewerkverein den wesentlichsten Bestandteil der Verhandlung bildeten. Prinzipiell wichtig ist der folgende Beschluß: „Die Vereinigung rheinisch-westfälischer Ziegelmeister beschließt, dem Gewerkverein deutscher Ziegler nicht beizutreten. Es bleibt jedem einzelnen Mitgliede aber überlassen, dem Gewerkverein als Einzelmitglied anzugehören." Die scharfe Tonart gegen die Gewerkvereinsleitung (Ellerkamp) läßt es ausgeschlossen erscheinen, daß es in absehbarer Zeit zu einer Wiederherstellung des früheren freundnachbarlichen Verhältnisses kommt. Damit ist aber die Stagnation des Gewerkvereins unter Ellerkamps Leitung besiegelt. Über den Antrag des Zentralvorstandes des Gewerkvereins, aus beiden Verbänden eine je sechsgliedrige Kommission zu bilden, die die Arbeitszeitverkürzungsfrage besprechen und für beide Teile geltende Normen aufstellen sollte, wurde überhaupt nicht verhandelt. Mittlerweile breitet sich der Meisterverband aus; seine Kassenverhältnisse sind gute.

Der Buchdruckerverband. Die nach verschiedenen Seiten hin vorbildliche, ausgezeichnete deutsche Arbeiterorganisation der Buchdrucker und Schriftgießer hat im Jahre 1904 einen Zuwachs von 3288 neuen Mitgliedern zu verzeichnen gehabt. Das ist bei dem hohen Prozentsatz der bereits organisierten Berufsangehörigen eine sehr stolze Ziffer. Praktisch erfreulicher ist freilich noch, daß am 1. April 1904 insgesamt 41 483 Gehilfen in 1382 Druckorten bei 4559 Firmen zu tarifmäßigen Bedingungen arbeiteten. Trotz äußerlicher und innerlicher Schwierigkeiten der Organisation sind die großen Vorteile des Verbandes für die einzelnen Mitglieder unverkennbar. Während 1886 bei 18 800 Gehilfen 6700 Lehrlinge gezählt wurden und Ende 1894 bei 35 000 Gehilfen 18 000 Lehrlinge, standen im Jahre 1903 den rund 40 000 Gehilfen nur 9222 Lehrlinge gegenüber. Die Hauptkasse steigerte ihre Gesamteinnahmen von 1 065 188 Mk. im Jahre 1895 auf 2 262 806 Mk. im Jahre 1904, ihre Gesamtausgaben von 712 268 Mk. auf 1 834 823 Mk, ihren Überschuß von 352 920 auf 427 983 Mk. Es wurde gezahlt: 193 627 Mk. Reiseunterstützung, 514 401 Mk. Arbeitslosenunterstützung, 55 129 Mk. Reise- und Umzugskosten, 674 736 Mk. Krankengeld und 191 509 Mk. Invalidengeld, sowie 293 060 Mk. Begräbnisgeld — alles in dem einen Jahr 1904. Am Schluß desselben zählte der Buchdruckerverband 40 580 Mitglieder, in den letzten 10 Jahren hat er sich nahezu verdoppelt. In diesen 10 Jahren sind aus der Hauptkasse des Verbandes und an Unterstützungen für andere Arbeiter aus Mitgliederkreisen rund 14 Millionen Mark verausgabt worden.

Büchertisch

Robert Liefmann. Kartelle und Trusts. Stuttgart. Verlag von Ernst Heinrich Moritz. 1905.

Robert Liefmann ist derjenige unter den deutschen Nationalökonomen, der mit dem größten Recht als Spezialist des Kartellwesens bezeichnet werden kann. Keiner außer etwa Steinmann-Bucher besitzt die gleiche Kenntnis des gesamten Materials und der einschlägigen Spezialliteratur. Von diesem Standpunkt aus ist er sicherlich geeignet, ein zusammenfassendes populäres Handbuch der Kartellfragen zu geben. Und da sein neues Werkchen nicht die etwas übertriebene Systematisierung seiner „Unternehmerverbände" aufweist und klar geschrieben ist, kann es allen denen, die eine gute Einführung in dies wichtige Gebiet der volkswirtschaftlichen Organisation wünschen, warm empfohlen werden, trotz der Ausstellungen, die die Kritik an manchen Teilen nicht unterlassen kann. Wenn wir vorhin Liefmann den Spezialisten des Kartellwesens nannten, so haben wir damit seine Stärke und Schwäche genannt. Er fällt leicht ab, wenn er auf andere Gebiete hinübergreift. Das hat sich am deutlichsten in seiner leider so ganz verfehlten Schrift über Schutzzoll und Kartelle gezeigt, das gilt trotz einiger Berichtigungen auch für die handelspolitischen Teile der vorliegenden Schrift. Da sich der Verfasser aber in anderer Beziehung deutlich bemüht hat, frühere Irrtümer zu korrigieren, wird er hoffentlich noch einmal diese Fragen unter einem weniger engen Winkel ins Auge fassen und dabei die Ergebnisse der handelspolitischen Theorie und Geschichte in genügendem Maße berücksichtigen. Für eine etwaige zweite Auflage des Buches wäre noch eine genauere Einhaltung einer sachgemäßen gewerblichen Nomenklatur erwünscht, gleichgültig, ob der Verfasser die m. E. im ganzen sehr brauchbare Sombartsche oder irgend eine andere, auch eigene wählt. Dagegen erscheint es zum mindesten als Verschwendung von Energie, wenn er denen, die eine andere Anwendung des Ausdrucks Trust befürworten, „vollkommene Unkenntnis der deutschen wirtschaftlichen Verhältnisse" vorwirft. Ich weiß nicht genau, gegen wen dieser Angriff gerichtet ist, genügend begründet erscheint er jedoch keinesfalls.

Theodor Vogelstein.

Stefan Großmann. Österreichische Strafanstalten. Wiener Verlag. Wien. 155 Seiten. Preis geheftet 1,50 Mk.

Schauernde Blicke läßt uns der Verfasser in die Zustände der österreichischen Strafanstalten tun, er schildert uns aus eigener Wissenschaft — er hat sie sämtlich eingehend besichtigt — die Beschäftigung der Gefangenen, ihre ganz mangelhafte Beköstigung, auch ihr Innenleben sowie ihre Straftaten. Wir ersehen, daß dieselben Übel des Strafvollzuges, die in Deutschland herrschen, auch in Österreich ihre verheerende Wirkung ausüben: Schablonisierung, nicht genügende Berücksichtigung der Individualität der Delinquenten, ihre ungenügende Beschäftigung, die sie zum Kampf ums Dasein draußen im Leben ganz ungeeignet macht, und nicht zuletzt die elende, auszehrende Unterernährung. Aber die schlimmsten Bilder des Zuchthauslebens, die der Verfasser uns malt, sind doch lange nicht so schlimm wie die blutigen Orgien des Strafvollzuges in Deutschland, wie sie uns Hans Leuß in seinem ergreifenden Buche „Aus dem Zuchthaus" schildert, ich meine das ekelerregende Durchpeitschen und den Lattenarrest. Auch dieses Buch wird dazu beitragen, in uns Unbefangenen den Willen zu stärken, im Sträfling nicht rein den verabscheuungswürdigen Verbrecher, sondern den Mitmenschen, den gefallenen Bruder, zu erblicken. In der Hervorrufung dieses Willens erblicke ich die ethische Bedeutung der jetzt so massenhaft hervorschießenden Literatur über den Strafvollzug.

Kassel. **P. Sorenstein.**

Lic. H. Hackmann. Vom Omi bis Bhamo. Wanderungen an den Grenzen von China, Tibet und Birma. Illustriert von A. Weßner. Halle. 382 S. 8 Mk.

Es liegt vor uns der Bericht über die letzten 10 Monate einer mehrjährigen Reise durch das westliche China, den uns der langjährige Geistliche der evangelischen Gemeinde in Schanghai geschenkt hat. Hackmann ist ein genauer Kenner chinesischer Eigenart und chinesischen Volkslebens, ja, diese Eigenart ist ihm so vertraut geworden, daß man mitunter erstaunt ist, das alles als selbstverständlich betrachtet zu sehen. Man wünschte wohl gelegentlich eine etwas ausführlichere Darstellung. Von besonderem Interesse für den Geographen sind die Schilderungen der weniger bekannten Berg- und Grenzgegenden mit ihrer alteingesessenen, nicht chinesischen Bevölkerung (Lolo, Mosso). Man sieht wieder einmal, welch überraschend großen Fortschritt die chinesische Kultur hier im Südwesten des Reiches gebracht hat und bringt. Alles das wird in rein sachlichen, beinahe allzu knappen Worten gezeigt. Des Verfassers Hauptinteresse galt den religiösen Verhältnissen. Hier ist dem Nichtfachmann jedes Wort wertvoll, fast jedes Wort neu. Man darf mit Recht gespannt sein auf die versprochene ausführlichere Darlegung der Zustände im Buddhismus. Aber auch hier vermeidet Hackmann jede breitere Schilderung. So ist das Buch, dessen Illustration geradezu mustergültig zur Erläuterung des Textes beiträgt, von Anfang bis Ende voll von höchst wertvollen Mitteilungen, und man kann nur dringend raten, es langsam und wiederholt zu lesen.

Martin Ehrentraut.

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Eugen Katz in Berlin. — Druck von Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 12.

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 21. Berlin, 28. Mai 1905

Nach dem Tode

Dieses Leben ist die Wiege eines zweiten. Jean Paul.

Ernsten Menschen ist es heutzutage sehr erschwert, über das sich auszusprechen, was nach dem Tode erwartet wird. Denn man macht sich dabei sofort des Verdachts schuldig, wissenschaftlich rückständig zu sein. Man befürchtet, daß man nur aus kirchlichen Rücksichten derlei Fragen aufwerfe, und wird das Mißtrauen schwer los, als ob man gar für bestimmte Glaubenssätze werben wollte. So ist es gekommen, daß die Frage: was nach dem Tode sein wird? scheinbar aus der Welt verschwunden ist. Man redet nicht gern darüber. „Man weiß ja doch nichts Sicheres. Und wozu sich den Kopf zerbrechen über unnötige Fragen?" Mit derlei geistreichen Wendungen wird alles abgemacht, worüber Märchen und Sage, Lied und Glaube sprachen und sannen.

Ich kann mir nicht helfen: ich traue solchem vornehmen Reden nicht, wenn es sich über diese Frage erhaben dünkt. In der Stille rückt sie manchmal ziemlich nah an uns heran; wir hören deutlich, wie es uns ins Gesicht ruft: du feiges Menschenkind, das du die Tiefen der Erde und die Weiten des Himmels durchsuchst, dem jede zarte Nervenregung und jede kleinste Empfindung des Studiums wert ist, du wagst dich nicht heran, und magst dich nicht lange und ernsthaft besinnen, was mit und nach dem Tode sein wird!

Der Tod ist das sicherste Datum des Lebens; alles vorher bleibt ungewiß. Deshalb hat das Denken aller Völker auch den Tod mit Gedanken und Wünschen umsponnen und man hielt sich nicht für einen Weisen, wenn man diese Fragen einfach bei Seite legte. Leben können, ist wohl eine Kunst; sterben können, eine größere; die größte, sich über beider Sinn klar sein.

Der Fehler, der viele Menschen von ähnlichen Betrachtungen abschreckt, liegt darin, daß man bestimmte Ausmalungen des Raumes fordert, über dem die Todesinschrift steht. Was darin die Phantasie an Bildern des Schreckens und des Lebens entworfen hat, wird stets ein erschütterndes Zeugnis für die Sehnsucht des menschlichen Herzens bleiben. Aber darum handelt es sich gar nicht. Nur muß der Tod in den Lebenszweck hereingerechnet werden können; er darf nicht einfach als Abbruch erscheinen, sondern muß einen Lebenssinn haben. Innerlich fertig mit dem Tode ist doch nur der, der auch in ihm, wie in allem anderen, ein Mittel zum Leben, einen Reiz zur Lebensentwickelung entdeckt hat. Was uns ergreift, ist nicht der Gedanke, daß e t w a s nach dem Tode kommt, sondern die Gewißheit, daß Leben unzerstörbar ist. In Feld und Wald, Luft und Wolken geht kein Stoff verloren; er wird nur verwandelt. Geistige Kraft sollte zerfallen, Seele vergehen?

Leben wiegt ein anderes Leben; Keime treiben Frucht.

Traub.

Venedig

III.

Es ist mir, als hätte ich noch gar nichts beschrieben, denn das, was ich gesehen habe, ist sehr viel mehr als was ich sagen kann. Man braucht ja auch nicht alles zu Papier zu bringen! Es ist nicht nötig, daß ich erzähle, wie ich eine Gondel nahm und nach der größeren Kirche vom heiligen Georg fuhr, um dort vom Turm die Übersicht über ganz Venedig zu genießen, die früher der Turm auf dem Markusplatze bot, auch nicht nötig, daß ich sage, wie schön das blaue Meer mit seinem schneeweißen Schaum draußen am Außenrande des Lido ist, auch nicht, daß ich von der interessanten Fahrt ins armenische Kloster rede, auch nicht, daß ich von den Löwen spreche, die in Marmor vor dem Arsenale Wache halten. Noch weniger aber ist es denkbar, jeden Augenblick festzuhalten, wo der Fuß still stand, weil in irgend einer Linie oder Farbe ganz etwas Besonderes zu finden war. In Venedig gibt es die allerseltsamsten Bilder von Giebeln, Türen, Treppen, Brücken. Ich bin durch die armen Teile gegangen, wo der Fremde sonst nichts zu suchen hat, obwohl auch in dieser Hinsicht von Venedig mehr als von anderen Orten gilt, daß die Grenze besserer und geringerer Stadtteile eine völlig flüssige ist. Ganz draußen, im alten Judenviertel oder weiter hin, trifft man plötzlich einzelne Häuser, die noch heute aller Achtung wert sind. Man geht ein paar Gassen rechts und links hin und durch die Höfe und sieht die Kinder um sich und die Kleider an Bindfaden hängend in der Luft über sich, da sitzt mitten drin auf einer Steinstufe irgend eine Dame mit gelben Schuhen nnd blauem Schleier und malt in Wasserfarben eine steinerne Pforte, die zu sagen scheint: auch hier war es einst schön! Und während sie malt, hocken vier bis sechs Jungen um sie herum und begutachten die vor ihnen entstehende Arbeit. Nur ganz böswillige Buben stellen sich dabei zwischen die Malerin und ihren Gegenstand, um einen Soldo für ihr Weggehen zu erzwingen. Es ist aber besser, man wartet und gibt nichts, denn sonst kann niemand garantieren, daß nicht ein junger Held nach dem anderen dasselbe versucht. Ich wenigstens habe früher mit derartigen kleinen Geschäften allerlei Erfahrungen gemacht. Mit etwas Geduld und Sinn für Spaß ist alles zu erreichen, selbst wenn die Sprache nicht ganz ausreicht, sich mit den Herren Buben richtig zu verständigen, da sie ja nicht wie Kaufleute und Kellner sorgfältig ihre Worte so wählen, daß der Fremde sie leicht fassen kann.

Der volkswirtschaftliche Haupteindruck ist, daß auch hier, wie im ganzen oberen und mittleren Italien, der Wohlstand und die Solidität im Wachsen ist, daß es aber bei Venedig viel länger dauern wird als bei Genua und Mailand, bis die Zeit der volkswirtschaftlichen Ebbe vorbei ist. Eine Wasserstadt wie Venedig läßt sich nicht umwandeln wie die beiden genannten Landstädte, weil man keine neuen Straßenzüge anlegen und keinen Vorortsverkehr einführen kann. In vielen Gassen dachte ich bei mir: o wenn doch der ganze Kram erst einmal abbrennen wollte! Aber wie soll es brennen? Es ist ja fast alles aus Stein gebaut, und Wasser zum Löschen gibt es in betrübender Masse. Es bleibt also nichts anderes übrig, als daß die alten Häuser immer weiter gebraucht werden. Alte Häuser aber, selbst wenn sie schöne Gesimse und Brüstungen haben, sind von einem gewissen Zeitpunkt an ein Fluch für ihre Inwohner. Man kann sie nicht vollständig säubern, und jeder neue Umbau pflegt sie noch verwickelter zu machen als sie an sich schon sind. Um

Digitized by Google

beispielsweise zur laut sprechenden Witwe zu gelangen, mußte ich in den ungepflasterten dunklen Flur des Nebenhauses gehen, fand dann eine Tür, die unten durch die Brandmauer gebrochen war, und sah nun erst eine ganz anständige Treppe vor mir, von der aus man wieder in zwei Häuser gelangen konnte. Venedig baut nicht neu, es baut nur um. Dieser Satz, der den Zustand seiner Hintergassen erklärt, ist gleichzeitig der erste Lehrsatz bei Betrachtung der höchsten architektonischen Kunstleistungen dieser Stadt. Die Geschichte des Markusplatzes ist die Geschichte seiner Umbauten. In ganz besonderer Weise gilt das von der Markuskirche selber, diesem wunderlichen halborientalischen Schmuckstück, um das sich alles andere gruppiert.

Es gibt eine sehr schöne Arbeit von Professor Neumann über die Markuskirche, die zuerst in den Preußischen Jahrbüchern gestanden hat, und von der nur wunderbar ist, daß sie in den Buchhandlungen von Venedig nicht ausliegt. Hier kann auch der Nichtfachmann auf etwa 60 Seiten die Geschichte der Kirche kennen lernen. Allerdings muß man sie dabei vor sich haben, um Schritt für Schritt ihre Veränderungen verfolgen zu können. Erst durch die geschichtliche Belehrung bekommt sie Leben, denn nun werden auch ihre Wunderlichkeiten wichtig. Es war eine Backsteinkirche mit byzantinischer Anlage, die im Laufe der Jahrhunderte innen und außen mit einem Schleier von Mosaik und einem Panzer von Marmor umkleidet wurde. Wo die Venetianer einen wertvollen Stein finden, kaufen oder nehmen konnten, brachten sie ihn dem heiligen Markus. Die Einheit des Stiles liegt also gar nicht in irgendwelcher Schulform. Die bunteste Wahl der Säulen und ihrer Köpfe ist vielmehr das Gegenteil aller geordneten Einheit. Die Einheit liegt in dem sicheren Geschmacke, mit dem das Erbe der Zeiten zusammengebaut wurde. Es ist in dieser Kirche ein wunderbarer Rhythmus, vor allem im Innern, ein Rhythmus wie in einer alten Gedichtsammlung, wie in einer Schatzkammer, an der Generationen in Liebe, Lust und Stolz gesammelt haben. Die untere Hälfte des Innenraumes ist von rötlichbraunem Marmor beherrscht, die ganze obere Hälfte besteht aus goldschimmerndem Mosaik. Erst wenn man den Versuch macht, einen Teil dieses vielverzweigten Innenraumes zu zeichnen, merkt man, was alles in ihn hineingebaut und hineingekünstelt worden ist. Eins habe ich nicht erlebt, nämlich eine volle Beleuchtung der Kirche. Sie ist nur dann ganz verständlich, wenn man sie sich abends voll wirbelnder Menschen und voll von tausend Kerzen, Lichtern, Lampen denkt. Dann fängt der Goldgrund an, alle seine blinkenden Zauberkünste spielen zu lassen, aber freilich, wer es nicht gesehen hat, der muß es sich denken. Wie arm und kalt erscheint der neue Dom der Hohenzollern gegenüber dieser Kirche der Dogen von Venedig!

Und doch sind die Dogen nicht mehr am Leben, und der Hohenzoller fährt eben auf weißem Schiff in Venedig ein. Ich habe offenbar Glück: erst die Eröffnung der Ausstellung und nun Wilhelm II! Schon seit einigen Tagen sind die Zeitungen voll von der deutschen Kaiserreise. Als Abschluß soll also auch in diesem Jahre Venedig dienen. Da kommen sie, drei deutsche Schiffe! Der übrige Hafen flaggt und das Heer der Gondeln umflattert den weißen Adler. Der Kaiser steht oben auf seinem Schiff und grüßt, und nun betrachten er und die Gondelfahrer sich gegenseitig. Im Anfang ist das ganz schön, allmählich aber wird es für beide Teile langweilig, so daß es fast wie Erleichterung erschien, als der Kaiser noch einmal seine weiße Mütze sehr offensichtlich abnahm und dann verschwand. Am zweiten Abend gaben ihm die Venetianer eine Serenade, eine Wasserfahrt mit Lichtern und Musik. Wenn ihm das besonders gefallen hat, dann ist er trotz seiner hohen Stellung von bescheidener Nachsicht. In unseren Augen war es zu sehr kleine Operette, als daß der Kaiser sich dazu bereit finden lassen sollte. Aber die ganze Mittelmeerfahrt will ja gar nichts anderes sein, als sonnige Unterhaltung. Da mag es dazu gehören, daß es dem Kaiser im Großen geht wie jedem von uns im Kleinen: man hat es nicht immer in der Hand, wo unser Vergnügen zum Vergnügen des Italieners wird. Das etwas kindliche Fest wird vergessen sein, sobald morgen der Schnellzug den Kaiser über die Alpen gebracht hat. Und auch mir enden sich die Stunden. Noch ein Tag in Padua, bei den hohen Kirchen mit den vielen Kuppeln, und dann ist für dieses Mal der Süden vorbei. **Naumann.**

Bilder aus einem Dorfe

Skizzen von Helene Christaller.

(Fortsetzung.)

Die Lippen des Burschen zitterten. Er erhob sich von dem Hügel und stand neben dem Pfarrer. „Herr Vikar, Sie wisse net, wie mir's zu Mut isch, i tät lieber da unte liege. Wenn i's nur wieder guet mache könnt, es verbrennt mir's Herz, daß i die Marie nimmer sehe soll, daß i nimmer zu ihr sage kann: I verlaß die net, Du wirst mei Weib vor Gott und Mensche."

Die Stimme wurde ihm rauh. Dem jungen Pfarrer schwand das Gefühl der Abneigung; er streckte dem Burschen die Hand hin und behielt sie in der seinen.

Und dann sah er nicht mehr den einzelnen Fall, er sah eine große Schuld, die Schuld seines Geschlechts, und er fühlte sich als einer, der daran mitzutragen hat. In buntem Wirbel zogen Bilder aus der Studentenzeit an ihm vorüber, eine ganze Kette von Mädchen, die er und seine Freunde gekannt hatten, und er verstand jetzt wie ein Frauengesicht, das schönste und beste, seine Jugend behütet hatte bis heute, das war das Antlitz seiner Mutter. Ohne sie? Er schauerte zusammen und sagte leise: „Wir sind alle Sünder."

Eine Sekunde blickte Franzel überrascht auf und suchte in dem jungen, kummervollen Gesicht vor ihm, dann schüttelte er den Kopf und erwiderte: „'s isch en Unterschied; i häb jetzt mein Bündel und muß ihn selbst schleppen, wer keins hat, soll froh sein."

„Nein, Franzel, alle für einen und einer für alle."

Der Bursch verstand ihn nicht, fühlte aber die Gutheit heraus.

„Einer für uns alle" — wiederholte der Vikar leise und blickte gedankenvoll ins Tal hinunter, wo die Häuser sich drängten.

„Ist's ein Bübchen?" fragte er nach längerem Schweigen.

Der Franz nickte. Er verstand ihn gleich. „So a schön's", setzte er mit einem Anflug von Stolz hinzu, „'s ganze Köpfle voll schwarze Haar'."

„Wirst du auch nicht vergessen, daß du der Vater bist?"

„Sell vergiß i net, 's isch's oanzig, was i der Marie noch zu Liab tun kann. Ihr' Leut' hent nix für's übrig, die hent selber net genug."

Nach einer Pause, in der der Pfarrer nach Worten suchte, begann der Franz wieder:

„I dank Ihne au, daß Sie mi ans Büble erinnert hent; wenn i no was für die Marie tun kann, und wenn's au ebbes schwer's isch, wurd mir's leichter, als mit dem Würgen und Brennen im Herz, und man muß still halten und kann nix mache."

Der junge Pfarrer vermutete, daß das „stillhalten" auch etwas sei, das gelernt werden müsse, aber er konnte keine erbaulichen Gespräche führen, darum drückte er zum Abschied dem Franz nur die Hand wie mit einem Schraubstock und ging mit großen Schritten heim.

Auch der Franzel brach auf; am Kirchhofstor begegnete ihm der alte Totengräber und grüßte ihn.

„I glaub, 's will regne," meinte er.

Der Bursch prüfte den Himmel. „'s kunnt scho sei," antwortete er bedächtig.

„Gehst no auf'n Acker?"

„Nei," sagte der Bursch und gab sich einen Ruck, „i geh' zu meiner Marie ihre Leut' und hol' mein Buben und bring ihn meiner Mutter."

Der Totengräber ließ kein Erstaunen merken. „Die Lammwirtin isch kei beese Frau," sagte er ruhig und blickte ihn freundlich an. „Behüt' di Gott, Franzel."

Am Abend saß die dicke Lammwirtin mit einem verheulten roten Gesicht auf der Ofenbank, und auf dem Schoß hatte sie ein dreitägiges Kindchen. Neben ihr stand der Sohn und hatte den Arm um die Mutter gelegt.

Das Kleine krapste mit seinem welken, gelben Händchen nach dem dicken Finger der Großmutter und hielt ihn fest. Ein mütterlicher Schein ging über das Gesicht der alten Frau, und sie sagte zum Sohn: „Wie er dir gleicht, der Klein Franzel."

„Mutterle," sagte er weich, „so machet wir zwei guet, was wir noch könne, gell?"

Digitized by Google

Die Frau nickte und ein paar Tränen rollten über ihre Wangen und blieben auf dem Kinderköpfchen liegen.

Der Totengräber hatte recht gehabt, die Lammwirtin war keine böse Frau. Vom Vikar aber behauptete der Franzel kühnlich, er habe so erbaulich mit ihm geredet; und als die Mutter ihn fragte, was er denn gesagt habe, antwortete er: „Gesagt hat er eigentlich net viel, aber so erbaulich war's, er hat mich ganz getröstet."

II.

Wie der Richard arbeiten lernte.

Der Totengräber Birk war einer der frömmsten Männer in Waldhausen, nur bis zum Sektierer hatte es ihm nicht gereicht, dazu war er zu autoritätsunterwürfig. Seine Kirche, sein Herr Pfarrer und seine Herren Vikare, die standen in leuchtender Größe an seinem Horizont, und er pflegte den Methodistenbrüdern zu sagen: „Tent no emol erscht, was unser Pfarrer sagt, do hent Ihr zu schaffe dran bis zu euerm Tod und brauchet net andre nachz'laufet."

Er war schon in den siebziger Jahren, und seine Kleidung sah ebenso alt aus wie er selbst. Sie bestand Werktags aus sehr weiten, ehemals kaffeebraunen Hosen, die über und über mit viereckigen kunstlosen Flicken bepflastert waren, und einem grünlichen Rock, der seinen ausgemergelten Körper umschlotterte. Er war klein und krumm vor Alter und hatte solch ein paar herzensgute blaue Augen in dem schlechtrasierten, faltigen Gesicht, daß man versucht war, ihn „Vater" zu nennen, und so riefen ihn auch die Dorfkinder.

„Vatta Birk, send deine Pfläumle scho reif?"

„Vatta Birk, hat's Minele scho die Küchle bache?"

Das Minele war seine Tochter, ein fünfzehnjähriges strammes Mädel, dem ein dicker schwarzer Zopf in den Rücken hing, und das ihm die Wirtschaft führte, denn die Mutter war tot. Außerdem hatten sie noch ein Waisenkind, den Richard, den der Armenrat der Nachbarschaft in ländliche Pflege gegeben hatte. Das war ein unnützer Bub und faul und dumm dazu, und so sehr der Totengräber auch mit seiner Strenge und den Hieben renommierte, die er ihm gab, es dachte kein Mensch daran, ihn der Härte zu zeihen. Der Junge war mit Läusen behaftet und das magere Gesicht mit Ausschlag bedeckt, zu ihm gekommen, und ehe ein Jahr herum war, hatte er rote Backen und einen kindlichen Ausdruck und trottelte dem Vater überallhin nach, in den Stall und auf den Acker und guckte ihm zu.

An einem schönen Samstagsmorgen im Juni saß der Vater Birk auf seinem Kirschenbaum; es waren von den großen schwarzen Herzkirschen und besonders gut geraten dieses Jahr. Der neunjährige Richard saß unten im Gras und fing die Kirschen auf, die der Alte ihm herunterwarf; er war schon bis an die Ohren mit Kirschensaft beschmiert.

Der Totengräber sinnierte auf seinem luftigen Platz; die Sonne wärmte ihm die mürben Knochen, die Süßigkeit der Kirschen klebte an seinen Händen, unter ihm dehnten sich saftgrüne Wiesen, die zum Schnitt reif waren. Er fand, daß der liebe Gott seine Sache dieses Jahr recht gut gemacht habe, und er hätte gern einen Menschen gehabt, der sich mit ihm gefreut hätte. Er warf dem Buben eine ganze Hand voll Kirschen zu, so daß dieser jubilierte; es war zum erstenmal, daß das arme Stadtkind so in Süßigkeit schwelgen durfte.

Vom Dorf her auf dem hellen Weg, der durch die Felder führte, kam eine Männergestalt in schwarzem Rock.

„Lueg Büeble, wer da kommt, i gsieh's net reacht."

„Der Herr Vikar isch's, Vatta."

Vikar Lederer kam näher. Er war an seiner Sonntagspredigt, und da ihm gar keine guten Gedanken kommen wollten, hatte das Annele ihn spazieren geschickt. Nun ging er mit gesenktem Kopf durch die blühende Flur, schaute nicht rechts und links und bemühte sich, keinen Käfer zu zertreten. Als er beim Totengräber ankam, rief der Alte ihm aus dem Laubwerk zu:

„Wollet Se net raufkomme und meine Kirschte koschte?"

„Warum nicht," antwortete der junge Mann, zog seinen langschößigen Rock aus und kletterte die Leiter hinauf.

„Der kann's so gut wie i," dachte Richard bewundernd und spuckte vor Staunen einen Kirschkern aus. Das war nämlich in Waldhausen nicht Sitte, denn es füllte ja sonst nicht recht den Magen; nur den ganz kleinen Kindern machten die Mütter den Stein heraus. Der Vikar saß bequem auf einem gegabelten Ast und ließ sich die Früchte schmecken.

„Spucket Se no die Stein aus, 's hat ja so viel Kirschte," ermunterte der Alte seinen Gast, der nicht daran gedacht hatte, sie hinunterzuschlucken.

„Die sind aber gut," lobte er.

„Sell isch wohr, Herr Vikar, grad vorich häb i denkt: „„Sehet und schmecket, wie freundlich der Herr ist."" 's isch doch guet, daß mer's au schmecke ka."

Der junge Mann nickte und aß weiter.

„Überhaupt," fuhr der Totengräber oben auf seiner Kanzel fort, „wir Mensche send gar e unglaubigs, undankbars Volk, wie Israel selbigsmal; Sie werdet scho wisse, was i mein, Herr Vikar."

„Ja gewiß," erwiderte dieser eilig und spuckte drei Kerne auf einmal aus.

Nach einer Pause fing der Alte wieder an: „Wenn unser Heiland uns so a scheens reichs Jahr schenkt, mueß i immer ans tausendjährig' Reich denke, wie's da sein wird. Sie dürfet mi net auslache, aber i denk mir ällbott, do geit's Äpfel, so grauß wie en Mannskopf, und Kirschte wie mei Faust."

Dem Richard lief das Wasser im Mund zusammen bei der Vorstellung von faustgroßen Kirschen.

Dem Totengräber wurde es immer gottseliger zu Mute. Das junge Blut da unten hörte ihm auf seinem Ast so geduldig zu, er mußte einmal alle seine Schätze auspacken, die er sich in seinem mühseligen Leben gesammelt hatte. Dem Vikar kam dabei seine Predigt wieder in den Kopf, und der alte, arme, einfältige Mann da oben mit seinem warmen, starken Herzen war die schönste Illustration dazu.

„Jetzt schwätz' i immerfort," sagte der Totengräber plötzlich schuldbewußt, „saget Sie do au ebbes, Herr Vikar."

Dem brach bei dieser Aufforderung der Angstschweiß aus, und er sagte stockend:

„Ha — jetzt hab' ich gerade keine Zeit, jetzt muß ich Kirschen essen." —

Als der Vikar an diesem Morgen heimkam, da hatte er die Predigt schon im Kopf, und die Missionsgret meinte am Sonntag auf dem Heimweg zu ihrer Tochter: „Der macht sich, er lernt's; i häb mi fast erbaut."

Einmal hatte der Vikar noch Schreibereien wegen des Totengräbers Richard. Die Armenbehörde war immer auf Ersparnis aus und schrieb eines Tages, das Kind solle in die Stadt kommen, in ein billigeres Kosthaus. Sie rechneten damit, daß die Zieheltern, anhänglich an den Buben geworden, ihn nicht so einfach fahren ließen. Die Nachbarn aber und das Minele lagen dem Alten in den Ohren, er solle den Jungen nur gehen lassen, die Stadt solle zusehen, ob sie ihn ebensogut und billiger unterbringen könne. Der Alte sträubte sich und verwehrte sich um den Buben.

„Wenn er no au ebbes schaffe tät," schmollte das Minele.

„Und sich Müh' in der Schule gäbe," warf der Unterlehrer ein. Der Alte sah nur immer den flachsblonden Buben an, der ängstlich den Verhandlungen folgte.

„Totengräber," sagte der Schultheiß ernst, „vielleicht ist's dem Buben sein Glück; Ihr seid viel zu gut, Ihr werdet alt. Der braucht eine Zucht, daß er net wird wie seine liedrige Mutter, und der Vater wird auch net besser gewesen sein."

Das traf den Alten, daß man seine Erziehungsfähigkeit bezweifelte, er war so bescheiden, daß er anderen immer eher glaubte, als sich selbst.

„Mueß i di wirkli hergebe, Büeble," sagte er mit seiner zitternden Stimme. „Wie's Gott's Wille ist," seufzte er, „i will net dem Büeble sei Unglück sein; aber härt isch's, härt isch's."

Der Richard war sehr schweigsam an diesem Abend; er saß auf dem Hackblock vor der Scheuertür und schnipfelte an einem Stöckchen herum, indes das Minele die Kuh molk, und sah den Arbeitenden zu, dachte aber nicht daran, selbst anzugreifen. Der Totengräber schnitt Klee auf der Futterschneidemaschine und keuchte, denn mit dem Atem ging es manchmal schwer.

„Kannst dein Vers für morgen?" fragte der Alte und trocknete sich den Schweiß von der Stirn.

Der Richard nickte und fing mit lauter Stimme an herzusagen:

Digitized by Google

„So sei nun, Seele, seine;
Und traue dem alleine,
Der dich geschaffen hat.
Es gehe, wie es gehe,
Dein Vater in der Höhe,
Der weiß zu allen Sachen Rat."

„Vatta, gelt, in der Stadt gibt's keine Kirschte und Biern und Nüss'?" fügte er in einem Atemzug noch hinzu.

„Mer schicke dir emol 'nei, wann's Minele uf de Markt geht."

Es entstand wieder eine Pause, in der man nur das Ratschen der Schneidemaschine hörte und das Zischen der Milch, die in dünnem Strahl in den Holzeimer schoß.

Dann fing der Bub wieder an:

„Vatta, i moin älleweil, d' Stadtleut hauet ärger als d' Baureleut."

Dem Mann tat das Herz weh. War's wirklich Gottes Wille? „Es send net alle gleich," sagte er tröstend.

Das Minele war fertig und rief zum Abendbrot. Der Bub sprang hinein, und würdevoll gelassen folgte der Alte.

Es war acht Tage später an einem Sonntag, als mit dem Lokalzügle in Waldhausen ein Weib ankam und beim ersten Haus nach dem Totengräber fragte. Sie sah äußerst sonderbar aus, mit einem großen Kapottehut, auf dem ein zerzauster Vogel thronte, mit einem verschabten kurzen Samträdchen, das den dicken Körper kaum verhüllte, und mit dem grellgrünen Kleid, unter dem ein roter schmutziger Unterrock heraussah, wenn sie es zusammenraffte, um über eine Pfütze zu kommen. Die Kinder, die aus der Sonntagsschule heimschlenderten und ihr neugierig ins Gesicht sahen, liefen eilig davon, und das kleine Helnle, das noch nicht so rasch auf den Beinen war, fing jämmerlich an zu heulen.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst

Der Segen der Tradition. In einer an alter und bester Kunst reichen Stadt Mitteldeutschlands erwartete ich eines Abends einen Bekannten im Café. Die Räume waren im modernen Stil erbaut, und der erste Blick verriet, daß hier einem Architekten Freiheit gelassen war, etwas Bestimmtes und Einheitliches zu geben. In der Tat wirkte der Rhythmus des Raumes gut. Durch Hoch- und Tiefparterre waren Abteile erreicht, ohne den Zusammenhang der Anlage zu unterbrechen. Nicht nur die Vorhänge, auch alle Beschläge und das sehr gute Büfett waren auf dieselbe Tonart gestimmt. Tische und Stühle kamen freilich aus einer allzubekannten Fabrik — so weit hatte der Idealismus des Bestellers nicht gereicht. Da der Freund ausblieb, machte ich mich etwas näher mit den Präsenten der Wände vertraut. Da sah ich denn zu meiner Betrübnis, daß ich mich zu früh gefreut hatte. Diese weißen, flachen Schnörkelbänder liefen auf der ebenfalls weißen Oberwand ganz ratlos und ohne Zweck herum. Jedes Profil war ängstlich vermieden; nur zur Rhythmisierung der Fläche, wohin es nicht hingehört, war es fleißig verwandt. Von den runden Reifen der Leuchter hingen dünne Fäden zu den Birnen herüber; sie genügen in der Tat zur elektrischen Stromleitung, und es ist ja der Stolz der modernen Formen, das Technische eher zu betonen als zu respektieren. Leider hatte der Erfinder aber dicke, goldene Kugeln in der Mitte dieser dünnen Fäden angebracht, die strotzend wie die Halskrause des Hamburger Geistlichen um das dünne Hälschen hingen. Am betroffensten aber machte mich folgendes: Dieser Diener der Linie, der kein höheres Ziel als die straffe oder starke Strichführung kannte, hatte es nicht vermocht, in sein Liniensystem die winzige Linie einzubeziehen, die an der Decke körperlich vorhanden war: die Linie der elektrischen Rohrzuleiter. Diese Rohre liefen über alles Geflüster und Getue der Wände mit dickem, faulem Behagen hinweg. Da, wo sie nun in der Mitte der Decke senkrecht in die Krone einbrachen, war kein Zentrum, nichts, was diesen plötzlichen Entschluß des Halsstarrigen erklärt hätte. Die Decke war im übrigen leicht wie ein Zelttuch behandelt, und niemand verstand, warum aus der Mitte dieses luftigen Hängebodens plötzlich ein dicker, goldener Strahl ausbrach.

Es handelt sich hier keineswegs um Sünden des modernen Stils, sondern um schlimme Oberflächlichkeiten des hier tätigen Architekten, Entgleisungen, die dieser natürlich nie zugeben würde. Aber mir wurde in diesem Café klar, wie viel die alte Kunst dem Segen einer festen Tradition zu verdanken hatte. Zu alten Zeiten waren die Künstler nur technisch geschult, und diejenigen, welche eigene Ideen hatten, gehörten zu den Ausnahmen. Man mutete diesen geschickten, übertüchtigen Männern keineswegs neue Erfindungen zu, ebensowenig wie man von den Geistlichen verlangte, daß sie jeden Sonntag etwas Neues wissen und eine Predigt halten sollten. Man forderte eine saubere Anwendung altbewährter Regeln und gestattete nur im einzelnen eine mutigere Neubildung. Bei uns dagegen wird eine Freiheit gestattet, die schlechthin verhängnisvoll wird. Von unseren Künstlern wird eine Höhe der inneren Durchbildung, ein Feuer persönlichen Denkens und eine Abgeklärtheit des Urteiles verlangt, das nur der ganz Begabte besitzt. Nietzsche nennt es einmal ein Kennzeichen unserer heutigen Bildung, daß sie leider immer technischer werde, daß Männer in die höchsten Stellen hineinrückten, die zwar trefflich funktionierten, aber als Ganzes genommen Nullen seien. Nun, die Masse der Künstler und Architekten können gar nicht alle Persönlichkeiten sein. Ist aber eine feste Tradition da, so finden die Techniker innerhalb des Programmes nicht nur ihren guten Platz, sondern ihr ganz besonderes Feld. Denn technisch weiter zu bilden, zu verfeinern und zu entwickeln, das verstehen sie gut. Diesen Künstlern ist es zu wünschen, daß sie aus einer Zeit der Freiheit wieder erlöst werden, die ihnen nur Verlegenheit bereiten kann. Sie brauchen feste Seile, um hochzuklimmen. Bis jetzt hat der moderne Stil viel Negation verraten und daneben mehr Willkür als Regel. Trotzdem freuen wir uns an dem frischen, neuen Gebahren, denn wir glauben, daß es zu gutem Ende führen wird. Aber das eine kann er von den alten verhöhnten Stilen immer noch lernen, daß ein fester Bestand an Undiskutabelem die Voraussetzung aller Freiheit und aller Tüchtigkeit ist. **Paul Schubring.**

Allerlei

In der Ofen-Ausstellung. In Berlin kann man eine Kachelofen-Ausstellung sehen, deren Gesamteindruck etwa der ist, daß die Öfen gut, die Ausstellungseinrichtungen aber schlecht sind. Das ist ja immer noch weit besser als der umgekehrte Fall, aber doch auch nicht besonders erfreulich. Dem Katalog, diesem Grundbestandteil jeder Ausstellung, fehlt alle systematische Ordnung. Kein Mensch, der nicht von vornherein Fachmann ist, kann hier erfahren, welche Heizungssysteme miteinander ringen und welches die Vorzüge des einen und des anderen sind. Auch fehlt alle Literatur, die den Verbrauch an Kachelöfen und die in dieser Industrie beschäftigten Unternehmungen und Arbeitskräfte ersehen läßt. Das beste in dieser Hinsicht ist ein Aufsatz, den die Aussteller aus dem berühmten Kachelofenort Velten verteilen lassen. Velten allein liefert jährlich etwa 100 000 Öfen, deren Güte als allgemein anerkannt vorausgesetzt werden kann. Das Lehrreiche an der Ausstellung ist die kunstgewerbliche Vervollkommnung der Formen. Die Öfen fügen sich in Farbe und Gestalt den verschiedenen Zimmerausstattungen an und bieten sehr nette Aufgaben für ornamentale Wirkungen. Glücklicherweise ist der Ofen, der sich mit einer gewissen Anmaßung wie ein Denkmal für irgend einen verstorbenen General protzig ins Zimmer stellt, fast vorüber, und auch der langweilige Schmuck glattglasierter Engel ist hinweg. Das Flächenornament hat gesiegt und bietet schöne Abwechselungen und oft sehr feine geschickte Färbungen. Auch finden sich gute Kacheleinkleidungen für Zentralheizungen.

Eingegangene Bücher

Von den uns zur Besprechung zugesandten Büchern und Broschüren führen wir folgende hier an (die mit einem * bezeichneten sind bereits zur Besprechung vergeben):

Die Inquisition der russisch-orthodoxen Kirche. Von A. S. Prugawin. Mit einem Geleitwort von Professor von Reusner. Friedr. Gottheiner, Berlin-Charlottenburg. 123 S.

Die Krankheit des Wirtschaftskörpers. Von Michael Flürscheim. Karl Konegen (Ernst Stülpnagel), Wien. 68 S.

Die neuere Entwickelung der Wohnungsverhältnisse in Deutschland. Von Prof. Dr. L. Pohle. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen. 34 S. 1,40 Mk.

Die soziale und politische Bedeutung der Schulreform vom Jahre 1900. Von Dr. Adolf Matthias, Geh. Ober-Regierungsrat. Alexander Duncker, Berlin. 36 S. 0,75 Mk.

Elf Jahre Freimaurer! Von Dr. Albert Ludwig Daiber. Strecker & Schröder, Stuttgart. 82 S.

Freie Bahn. Von Anna Behnisch-Kappstein. Carl Reißner, Dresden. 366 S. 4 Mk.

*Für und wider Karl Marx. Von Dr. August Koppel. G. Braunsche Hofbuchhandlung, Karlsruhe. 135 S. 2,70 Mk.

Fundament eines neuen Staatsrechts. Von Josef Popper. Carl Reißner, Dresden. 86 S. 2 Mk.

Gedichte. Von Paul Wilfert. Jos. C. Huber, Diessen (Bayern). 101 S.

Handbuch der Friedensbewegung. Von Alfred H. Fried. Reichenbachsche Buchhandlung, Leipzig. 464 S.

*Herder und Kant. Von Dr. Heinrich Meyer-Benfey. Gebauer & Schwetschke, Halle a. S. 114 S.

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 22

Nationalsoziale Wochenschrift

Sonntag, den 4. Juni 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Der nationalliberale Parteitag — Die Krisis im Flottenverein — Die Einigung des Liberalismus — Die Hochzeit des deutschen Kronprinzen — Unser Freund Dr. Rohrbach — Eine russisch-japanische Seeschlacht) — **Naumann**: Deutschland und England — **Dr. E. Katz**: Die Gewerkschaften in Köln — **H. v. Gerlach, M. d. R.**: Das Ende des Bergarbeiterschutzes — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — **E. Traub**: Jesus Christus — **Dr. Otto Julius Bierbaum**: Alkohol und Verbrechen (Schluß) — **Helene Christaller**: Bilder aus einem Dorfe (Fortsetzung) — Kunst — Allerlei — Briefkasten.

Politische Notizen

Der nationalliberale Parteitag. Es war eine kurze Freude, die sich die Nationalliberalen in Dresden gegönnt haben. Den größten Teil der Zeit verbrachten sie fürsorglicherweise mit Organisationsfragen. Dann kam eine lange und in ihrer Art inhaltreiche Rede Bassermanns über die ganze äußere und innere Politik und dann kam, soweit man aus den etwas dürftigen Berichten schließen kann, eine Debatte ohne feste Zielpunkte, in der einige jungliberale Stimmen recht tüchtig kritisierten, durch die aber dem Übel der Programmlosigkeit nicht abgeholfen werden konnte. Bassermann will gegen Zentrum und Sozialdemokratie kämpfen. Daß er gegen die Konservativen kämpfen will, sagt er nicht. Hat er es nur zufällig vergessen? Wer ist für den Nationalliberalen der schlimmere Feind, der Sozialdemokrat oder der Konservative? Für Bassermann ist es der Sozialdemokrat. Das aber scheidet diesen sonst zweifellos begabten Führer von dem Geist, der auch innerhalb der nationalliberalen Partei bei der Jugend immer mehr an Boden gewinnt. Bassermann ist in Schulfragen liberal und unterscheidet sich merkbar vom preußischen Landtag. Die Kompromißformel, die man in Schulsachen annahm, verdeckt die Meinungsverschiedenheit nur oberflächlich. Bassermann will liberale Geisteskultur. Aber wer soll ihm dabei helfen? Der Bund der Landwirte! Oriola und Hackenberg bedeuten zwei Arme, die der Nationalliberalismus nach rechts hin ausstreckt; die jungliberalen Verbände sind mehr geneigt, nach links hin sich zu wenden. Und die Partei selbst ist mehr durch Gewohnheit der Wähler zusammengehalten als durch eine einheitliche Richtung. Daß sie deshalb bald zerfallen wird, glauben wir aber nach den Ergebnissen der letzten Reichstagswahl nicht, denn die alte Tradition ist ein Kapital, das sich nur langsam aufzehrt. Immerhin sind Stimmen zu beachten wie die des bekannten badischen Nationalliberalen Junghans in Konstanz. Von ihm berichtet die nationalliberale „Konstanzer Zeitung", daß er in einer Versammlung des nationalliberalen Vereins am 19. Mai aufgetreten ist und seiner Partei eine scharfe Warnung hat zukommen lassen. Es heißt dort:

„Herr Staatsanwalt Junghans geißelte in scharfer Satire das Verhalten der nationalliberalen Partei in Preußen, die alles andere, nur nicht liberal sei. Für Leute, die in der Schulfrage und in Sachen der Bergarbeiterschutznovelle eine so rückschrittliche Stellung einnehmen, wie die liberalen Mitglieder des preußischen Abgeordnetenhauses, sei kein Platz mehr in einer wirklich liberalen Partei. Das müsse offen und rückhaltslos ausgesprochen werden: entweder mögen *sie* aus der Partei ausscheiden und hingehen, wohin sie gehören, oder *wir* gehen hinaus. (Mächtiger Beifall.)"

Einen solchen Nationalliberalen kann man sich gefallen lassen, und er steht im deutschen Süden nicht allein.

Die Krisis im Flottenverein. Der Kaiser hat den Flottenverein in arge Störungen versetzt, indem er durch ein Telegramm die schärfere Tonart der Flottenagitation mißbilligte und dadurch die zwei Hauptvertreter dieser Tonart, die Generalmajore a. D. Menges und Keim, veranlaßte, kurz vor der Tagung des Flottenvereins in Stuttgart ihren Vorsitz niederzulegen. Da wegen des Himmelfahrtsfestes in dieser Woche die „Hilfe" zeitiger als sonst gedruckt werden muß, können wir den Verlauf dieser Tagung noch nicht fertig überblicken. Soviel man bis jetzt sehen kann, ist eine Form gefunden worden, die als öffentliche Beilegung der Spannung zwischen Kaiser und Flottenverein gilt, aber was geschehen ist, ist eben doch geschehen: Der „Flottenkaiser" hat die allergetreuesten Vertreter seines Gedankens abgewiesen, weil sie ihm etwas über die Grenze hinaus weitergedacht hatten, als es dem Kaiser politisch erwünscht war. Der Kaiser verlangt eine wohltemperierte Flottenbegeisterung. Er wünscht die Flottenagitation, aber nur im Rahmen dessen, was als Regierungsvorlage bevorsteht. *Damit ist dem Flottenverein seine selbständige Bedeutung genommen.* Bis jetzt kämpfte er trotz aller offiziellen Beimischung für die Idee der großen Flotte an sich. Oft hat man ihm nachgesagt, er tue es nur dem Kaiser zuliebe. Wie oft ist der Flottenverein als bloßer Höflingsverein verspottet worden! Diesen Vorwürfen gegenüber wirkte der Rücktritt der zwei Generale, die den Vorsitz führten, sehr wohltuend. Sie haben bewiesen, daß sie Grundsätze besitzen. Das Seltene ist geschehen, daß hochgestellte Offiziere a. D. sich nicht einfach gebeugt haben. Aber gleichzeitig ist das andere geschehen, daß sie nicht im Flottenverein und mit ihm protestiert, sondern sich persönlich zurückgezogen haben. Der Verein als solcher kann von jetzt an nicht mehr eigene Flottenideen vertreten, auch wenn die zwei Generalmajore wieder eintreten. Das aber ist ein großer politischer Verlust. Wer wird jetzt an die freie Überzeugung derer glauben wollen, die immer gerade und genau das wollen, was Tirpitz will? Wir fürchten, die alte Freudigkeit der Flottenfreunde ist trotz aller Versöhnung und Ausgleichung des Konfliktes nicht wieder herzustellen. Und das hat tragischer Weise Wilhelm II. bewirkt! Warum? Wie kam es? Alle Welt zerbricht sich darüber den Kopf. Es gibt drei Erklärungen:

1. Admiral Hollmann, der frühere Staatssekretär und Admiral, soll den Wunsch gehabt haben, sich an die Stelle von Keim und Menges zu schieben. Dazu kam ihm eine Stimmung des Kaisers gerade recht, die in der allzulauten Flottenpropaganda Schwierigkeiten sah. Diese Auffassung wird in der in diesem Fall, wie es scheint, gut unterrichteten Zeitschrift „Europa" vertreten.

2. Das Zentrum verbittet sich Agitationen, die über das Maß dessen hinausgehen, was es zu bewilligen bereit ist. Die Herrschaft des Zentrums über die Flotte soll durch Ertötung weitergehender Ansprüche befestigt werden. Diese Auffassung wird durch einen Artikel der „Kölnischen Volkszeitung" unterstützt, indem von politischer Konfliktsluft die Rede war.

Digitized by Google

3. Die englische Regierung verbittet sich Flottenbauten, die über den einmal angenommenen Plan hinausgehen, und droht mit Repressalien. Um dieser Drohung willen muß in Deutschland die Flottenstimmung gedämpft werden. Diese Auffassung gründet sich auf keine beweisbaren Tatsachen, wird aber vielfach geglaubt.

Welche dieser drei Erklärungen mehr Wahrheit enthält als die beiden anderen, vermögen wir nicht zu sagen, machen nur darauf aufmerksam, daß die Dämpfung des Flotteneifers nicht erst mit dem neuesten Telegramm begonnen hat. Schon die letzte Rede des Kaisers in Bremen und das Auftreten des Herrn v. Tirpitz in der Kommission des Reichstages ließen genügend erkennen, daß wir nicht mehr mit Volldampf fahren. Es handelt sich nicht bloß um die oft besprochene „Impulsivität" im Wesen des deutschen Kaisers, sondern um einen politischen Vorgang allgemeinerer Natur, der nur durch den ehrenwerten Schritt der zwei Generale der Öffentlichkeit schärfer zum Bewußtsein gekommen ist. Deshalb wird sachlich auch kaum etwas geändert durch die inzwischen erfolgte Wiederwahl der beiden Generäle in den Vorstand des Flottenvereins.

Die Einigung des Liberalismus zu praktischer Arbeit macht Fortschritte. Während die „Freisinnige Zeitung" in jeder Woche mindestens einmal die bösen Nationalsozialen als unverbesserliche Störenfriede zu brandmarken versucht, sind sie überall, wo ein Zusammenschluß liberaler Gruppen zu ernsthafter Arbeit gelingt, nicht nur Mitbeteiligte, sondern oft genug auch Urheber. Wir wissen nicht von wem in Frankfurt a. M. der Anstoß zum Zusammenschluß ausgegangen ist, freuen uns aber der folgenden Meldung: Vertreter des Demokratischen Vereins, des Vereins der Fortschrittspartei und des Nationalsozialen Vereins haben kürzlich die Richtlinien festgestellt, nach denen im kommenden Winter gemeinsame Diskussionsabende für die Mitglieder und Freunde dieser Parteiorganisationen abgehalten werden sollen. Zur Erörterung werden gemeinsame und grundlegende liberale Programmpunkte oder politische Tagesfragen gestellt, die im Vordergrund des allgemeinen Interesses stehen. Zunächst sind für den kommenden Winter vier Diskussionsabende mit Zwischenräumen von etwa sechs Wochen in Aussicht genommen."

Die Hochzeit des deutschen Kronprinzen. Politisch wichtig ist an der Heirat des Kronprinzen, daß es eine deutsche und protestantische Fürstenfamilie ist, mit er der sich verbindet. Eine Verbindung mit einem politisch größeren Hause würde nach der Auffassung der älteren Hofpolitik viel für sich gehabt haben, aber erstens ist die Auswahl nicht groß und zweitens zeigt die Geschichte, daß die Familienbriefe der Fürstinnen an Bedeutung verlieren. Wichtig ist auch, daß Frankreich die Gelegenheit dieser Hochzeit benutzt, um trotz des marokkanischen Wettlaufens die zahlreichen Liebenswürdigkeiten Kaiser Wilhelms freundlich zu beantworten. Möge der Eintritt der jungen Frau des Thronfolgers dem deutschen Kaisertume Glück und Segen bringen!

Unser Freund Dr. Rohrbach beschäftigt wieder einmal die Zeitungen. Dr. E. Th. Förster, Groß-Lichterfelde, veröffentlicht eine Erklärung, in der er dem Konsul Vohsen Abbitte leistet, weil er ihm, dem Geschäftsleiter der Südwestafrikanischen Siedelungsgesellschaft grundlos Ausbeutung der Viehteuerung im Schutzgebiet vorgeworfen habe. Dieser Vorwurf sei auf Grund eines Privatbriefes Dr. Rohrbachs erhoben worden. Als erhebliche Zweifel an der Berechtigung des Vorwurfs aufgestiegen seien, habe Dr. Rohrbach die Aufforderung Försters zur Begründung seiner Mitteilungen damit beantwortet, daß er jede weitere Korrespondenz über diesen Punkt mit Rücksicht auf seine vorgesetzte Behörde verweigert habe. Dr. Förster läßt durchblicken, daß Rohrbach nicht „richtig gehandelt" habe, wenn er nachträglich mit Rücksicht auf seine Behörde den Beweis für die privaten Mitteilungen nicht angetreten und auch keine besondere Entschuldigung deswegen vorgebracht habe. Nun muß man sich aber diesem Vorwurf gegenüber daran erinnern, daß gerade die mißbräuchliche Verwendung dieser Privatmitteilungen in der Öffentlichkeit von Rohrbachs vorgesetzter Behörde mißbilligt worden ist. Herr Dr. Förster möchte zwar jetzt glauben machen, daß Rohrbach den Inhalt seiner Privatmitteilungen an die Presse erwartet habe. Das halten wir aber für gänzlich ausgeschlossen. Wollte Dr. Rohrbach der Presse etwas mitteilen, so hatte er von früher her genug intime Beziehungen nicht nur zu unserer Wochenschrift, sondern auch noch zu einer ganzen Reihe sehr angesehener Tageszeitungen, Wochenblätter und Monatsschriften. Er hätte also dazu wohl nicht erst den Umweg eines Privatbriefes an Dr. Förster, mit dem er unseres Wissens früher gar nicht verkehrt hat, zu wählen brauchen. Daß er sich aber gar noch angesichts der Unannehmlichkeiten, die ihn aus der Veröffentlichung seiner Privatmitteilungen erwachsen sind, bei Herrn Dr. Förster entschuldigen sollte, ist wirklich mehr als man verlangen kann. Es kann also auch in diesem Falle nur Voreingenommenheit einen Vorwurf gegen Dr. Rohrbach erheben.

Eine russisch-japanische Seeschlacht in der Koreastraße soll mit einer empfindlichen Niederlage der Russen geendet haben. Im Augenblick, wo wir dies schreiben, sind die Nachrichten noch nicht bestimmt genug, um längere Betrachtungen daran anknüpfen zu können. Bezeichnend ist nur, daß die unbestimmten Berichte über eine russische Niederlage sofort von jedermann ernst genommen werden, während die in letzter Zeit verbreiteten Gerüchte über japanische Verluste zur See kaum der Registrierung für würdig befunden wurden. Die von Petersburg ausgehende, betriebsame Stimmungsmache zu Gunsten der sogenannten zweiten und dritten russischen Flotte ist also erfolglos geblieben. Tatsachen wie die, daß die Japaner seither nicht nur zu Lande, sondern noch viel mehr zur See ihre überlegene Kriegskunst den Russen gegenüber erwiesen haben, und daß die Schiffe der nachgesandten russischen „Flotten" in Wirklichkeit alte Kästen sind, die durch die unendlich lange Seereise sicherlich nicht seetüchtiger werden, lassen sich auch durch die raffinierteste Stimmungsmache eben nicht aus der Welt schaffen.

Deutschland und England

Schon häufig hat sich die „Hilfe" mit dem Verhältnis Deutschlands und Englands beschäftigen müssen, und stets hat sie dabei einen Teil ihrer Leser unbefriedigt lassen müssen, denn die Ansichten über diesen Punkt fangen an, sich in Deutschland so schroff gegenüberzustehen, daß jede Meinungsäußerung da oder dort als peinlich empfunden wird. Man kann geradezu sagen, daß hier das neue Problem unserer nationalen Kreise herauskommt, an sich nicht neu, aber neu in seiner gegenwärtigen Schärfe. Jeder, der über dieses Problem öffentlich redet, fühlt jetzt in viel höherem Grade als jemals früher, daß aus Worten Gesinnungen, und aus Gesinnungen Handlungen hervorgehen können, und daß deshalb unter allen Umständen die Frage ohne Erregung und Übertreibung behandelt werden muß. Wir können in dieser Hinsicht den nachfolgenden teutonischen Brief nicht als absolutes Muster hinstellen, denn er ist leidenschaftlich englandfreundlich, so englandfreundlich, daß er unsere einfachen und sachlichen Bemerkungen in der vorletzten Nummer bereits als „Geschimpf" empfindet, was völlig unberechtigt ist, aber wir drucken ihn dennoch ab, weil er das Problem selbst in seiner ganzen Tiefe berührt und das, worüber wir uns streiten, auf eine kurze, sehr verständliche Formel bringt. Der Brief hat zum Teil einen etwas merkwürdigen teutonischen Sprachgebrauch, aber auch diesen wollen wir unverändert lassen, damit die Stimmungsfarbe nicht abgeschwächt wird. Der Brief also lautet:

„Hochgeehrter Herr Doktor! Alter und eifriger Hilfeleser, bin ich natürlich oft anderer Meinung als Sie, aber noch nie haben Sie mir so wider's Innerste geschrieben, wie in Ihrer Bemerkung über unser Verhältnis zu England. Das Geschimpf wider England kommt mir genau vor, wie in den sechziger Jahren das Geschimpf in Süddeutschland gegen Preußen. Preußen hat naturgemäß seine Macht auch oft gegen die schwächeren deutschen Staaten verwendet und ebenso naturgemäß damit Haß erregt — ebenso naturgemäß aber mußte jeder Machtzuwachs an Preußen, als an den stärksten deutschen Staat, in letzter Reihe dem Deutschtum zugute kommen. Genau so ist's mit England und Deutschland. England als der unvergleichlich viel stärkere Staat benützt natürlich seine Macht auch gegen die schwächeren germanischen Staaten, aber ebenso natürlich muß jeder Machtzuwachs an England in letzter Reihe dem Germanentum zugute kommen.

Wir Deutsche befinden uns zu England genau im selben Verhältnis wie seinerzeit die süddeutschen Staaten gegenüber Preußen. Und dasselbe Mittel, welches jenen Zuständen geholfen hat, aber auch nur dieses und kein anderes, kann den englisch-deutschen Mißverständnissen abhelfen: eine Vereinigung, welche den zusammentretenden Staaten im Innern volle Freiheit läßt, soweit nicht der Zweck der Vereinigung unbedingt Gebundenheit fordert. Zweck der Vereinigung aber sei: Einheit gegen außen!

Eine solche würde uns, ohne Mehrbelastung für uns, Flotte und Kolonien mit allen Erfahrungen einer jahrhundertlang bewährten Kolonialmacht geben, den Engländern, ohne Mehrbelastung

Digitized by Google

für sie, ein Landherr mit allen Erfahrungen einer jahrhundertlang bewährten Landmacht. Es würde uns aller Sorgen der Zungenlage zwischen Frankreich und Rußland entheben, die Engländer aller Sorgen hinsichtlich Asiens im weiteren und Indiens im besonderen.

Durch seine bloße Massenwirkung würde ein deutsch-englischer Verein die übrigen germanischen Staaten an sich ziehen, und rund um die Erde von Frisko bis Kiautschou läge ein Bund germanischer Staaten und Stätlein, jedes im Innern sich selber verwaltend, nach außen nichts kennend als das germanische Fellettling, vielleicht in Gothland oder sonst an einem geschickten Platz; vielleicht Neufundland.

Die Vereinigung wird nicht leicht sein, aber ich halte am letzten Ende immerhin Blut dicker als Wasser — obendrein sind die Vorteile den Nachteilen gar zu überlegen. Auch sind hundert Jahre im Völkerleben nur eine Spanne.

Man muß die Spanne aber nicht künstlich am Auseinanderklappen hindern, und deshalb hat mir Ihre Äußerung in meinem Lieblingsblatt wehgetan — bisher hatte ich die Empfindung, daß auch Ihnen bei „nationalsozial" weder das Volkhafte noch das Gemeine (= Soziale) mit den Grenzen des heutigen Deutschen Reiches sich beschlösse.

Die Geschichte lebt von Wiederholungen: Genau denselben Fehler, welchen England mit seinem Eintreten für Dänemark gegen Schleswig-Holstein, mit seinem Auftreten gegen die geburterstrebende deutsche Flotte gemacht hat, genau denselben Fehler machte der in manchem beste Teil des deutschen Volkes mit seinem Eintreten für die Buren gegen England und macht ihn mit seinem Widerstand und Geschimpf gegen englische Ausbreitung. Nützen konnte solches Beginnen früher nichts und kann's heutzutage ebensowenig. Nur Haß kann's säen, und die Früchte, die Ernte der einmal doch nötigen Vereinigung verzögern. Genau wie damals alles förmliche d. h. sogenannte Recht auf Seiten Dänemarks war und kein Pünktlein gerechten d. h. wirklichen Rechts, so war im Burenkrieg alles förmliche d. h. sogenannte Recht auf seiten der Buren und kein Pünktlein gerechten d. h. wirklichen Rechts.

Wir aber haben den abscheulichen Fehler Englands, unbelehrt durch die Geschichte, wiederholt und die natürliche Folge war, daß wir den Schaden unserer neulichen Stellungnahme von der stets unerbittlichen Weltgeschichte ebenso auferlegt bekommen haben, wie England seine Sünde gegen Schleswig-Holstein.

Der weitblickende staatsmännische Chamberlain, er: Bismarcks Erbe — hat einmal von der großen germanischen Verbrüderung gesprochen: Der große Gedanke fand ein kleines Geschlecht bei Ober- und Nieder-Germanen — — aber einmal wird er seine Mannen finden, denn er ist richtig, mehr: er ist natürlich, also notwendig.

Keiner glaube, ein guter Deutscher, Engländer, Schwede, Yankee usw. sein zu können, ohne ein guter Teutone zu sein. Das wäre ein Widerspruch in sich!

Ich hoffe, Sie lesen meinen Brief ohne Abneigung, und ich würde mich teutonisch freuen, wenn mit Zuneigung.

Ihr aufrichtiger . . ."

Lassen wir bei Überlegung dieses Briefes einmal die Sätze über das Verhalten Englands in der schleswig-holsteinischen Frage und ihre Vergleichung mit dem Verhalten, zwar nicht der deutschen Regierung, sondern nur der populären Stimmung Deutschlands zur Burensache, außer Betracht, denn dieser Vergleich ist für das Ganze nicht wesentlich und bietet in sich selbst sehr viele Unklarheiten, die zu entwirren, sich kaum genügend verlohnt! Halten wir uns an den Hauptgedanken, daß Deutschlands Stellung zu England in der Gegenwart genau dieselbe sei wie vor 40 Jahren die Stellung der Süddeutschen zu Preußen, und daß Chamberlain ein Bismarck auf größerem Theater werden könne, der das englisch-germanische Weltreich herstellt, falls nicht erst einem seiner Nachfolger diese weltgeschichtliche Aufgabe vorbehalten bleibt!

Diese Art der Fragestellung hat vor den gewöhnlichen Aufsätzen über eine Freundschaft zwischen England und Deutschland den großen Vorzug, daß sie das politische Wesen dieser Freundschaft einigermaßen genau bestimmt. Es handelt sich um „volle Freiheit im Innern, soweit nicht der Zweck der Vereinigung unbedingt Gebundenheit fordert". Der Zweck der Vereinigung aber soll sein: Einheit der äußeren Politik, also doch wohl Einheit der Diplomatie, des Heeres und der Zollpolitik. Das entspricht aber nicht dem Verhältnis, das 1871 zwischen Preußen und Süddeutschland hergestellt wurde, sondern dem Verhältnis, das jetzt in Österreich-Ungarn eine sehr schwere Krisis durchmacht. Der schwerste Punkt der österreichisch-ungarischen Krisis ist der, daß die Kosten der gemeinsamen Veranstaltungen von den einzelnen Teilnehmern des Verbandes getragen werden müssen, daß es also keine Reichsfinanzen gibt. Bismarck kannte die Wichtigkeit dieses Punktes und machte deshalb das Reich finanziell von der Beschlußfassung der Landtage unabhängig. Damit hat er aber die Freiheit der Einzelstaaten finanziell dem Willen Preußens untergeordnet. Eine solche Unterordnung liegt notwendig auch im Hintergrund des oben ausgesprochenen Gedankens, wenn er überhaupt einen greifbaren Sinn haben soll. Eine „einheitliche" auswärtige Politik heißt, daß unsere Steuern und unsere Mannschaftsleistungen, unsere Zölle und unsere Heerführung wesentlich in London bestimmt werden, denn der allgermanische Volkstag auf irgend welcher Insel ist natürlich Poesie. Keine führende Regierung läßt sich ein Parlament irgendwo im Wasser zur Seite setzen. Die Hauptaufgaben unseres Reichstages würden in London erledigt werden, zwar mit unserer Mitwirkung, aber doch an der Themse. Da würde der Einfluß der deutschen Delegierten etwa dem der Siebenbürger in Budapest gleichen. Vom Wahlrecht des englisch-germanischen Weltparlamentes wollen wir gar nicht erst reden. Wenn die Inder mitreden dürfen, so haben sie die Mehrheit. Da man sie aber nicht wird mitreden lassen können, so ist damit die Gleichheit der Vertretungen von vornherein erschwert. Ausgeschlossen ist, daß zwar die Deutschen vertreten sind, aber nicht die (anderen) englischen Kolonien. Doch das sei späteren Zeiten überlassen! Sehr auffällig aber würde es sein, wenn die deutschen Kaiser sich in die neue Rolle hineinfügen würden, etwa Bundesfürsten unter dem Präsidium eines zukünftigen Königs und Kaisers Eduard zu sein. Keinesfalls tun sie es freiwillig. Vor allen solchen Plänen liegt die absolute deutsche Niederlage. Selbst die süddeutschen Staaten waren 1870 nur willig, weil der preußische Sieg von 1866 vorhergegangen war. Ein politisches Zusammenfließen zweier großen Mächte ohne Bruch der Souveränität des einen von ihnen durch die Waffengewalt des anderen ist geschichtlich unmöglich. Will der Briefschreiber diese Niederlage? Und wenn er sie zur Erreichung größere Zwecke für nötig hält, glaubt er an diese Niederlage? Glaubt er, daß England die deutsche Macht so demütigen kann, daß sie in ein gezwungenes Bundesverhältnis eintritt? Das eben ist der Unterschied der Lage der deutschen Kleinstaaten von einst und des Deutschen Reiches von jetzt. Die deutschen Kleinstaaten konnten es, auch wenn sie wollten, nicht auf eine Waffenprobe ankommen lassen. Was aber würde uns England tun können? Es kann im schlimmsten Fall unsere Kolonien nehmen und unseren Seehandel auf lange Zeit lahm legen und damit unsere ganze Volkswirtschaft sehr stören, aber vor Berlin werden niemals englische Heere lagern und die Schlösser von Potsdam werden keinem Engländer in derselben Weise dienen wie 1870 die von Versailles dem König Wilhelm dienten.

Viele Leser werden sagen, es sei von vornherein unnötig, sich mit solchen Phantasien herumzuschlagen. Wir glauben das nicht. Es gibt in der Tat Leute genug, die an ein politisches Zusammengehen mit England denken, ohne sich jemals die Sache staatsrechtlich und politisch bis zu Ende überlegt zu haben. Der ganze internationale Gedanke der Sozialdemokratie läuft im Grunde auf politische Einordnung in das englische Weltreich hinaus. Natürlich macht dabei der Sozialdemokrat die Zusatzbemerkung, daß dann vorher auch der englische Staat noch mehr demokratisiert sein muß als er heute ist. Wer aber sagt, ob er das jemals wird? Ein großer Teil der Kritik an unserer gegenwärtigen deutschen auswärtigen Politik geht stillschweigend von ähnlichen Voraussetzungen aus wie unser Briefschreiber. Man soll aber Gedanken, die von so vielen Mitbürgern irgendwie geteilt werden, nicht unterschätzen, sondern vielmehr diese Mitbürger nötigen, ihre Ideen so deutlich zu formulieren, daß sie diskutierbar werden.

Daß die große englische Macht und Kultur auf deutsche Gemüter einen Eindruck macht, ist gar nicht zu vermeiden. Viel Englandfeindschaft ist bei uns nur in den Kreisen, die von England sehr wenig zu wissen pflegen. Aber Anerkennung der englischen Leistungskraft und Größe braucht in keiner Weise dazu zu führen, daß wir den Druck nicht sehen, den England auf die Entwickelung des Deutschtums ausübt, und sich Träumen einer Verbindung hinzugeben, bei der wir das Schicksal Finnlands erleben würden, nämlich das der früheren oder späteren Überwältigung durch die Präsidialmacht.

Naumann.

Digitized by Google

Die Gewerkschaften in Köln

Die Versammlung, der wir im Gürzenich, dem alten Kölner Zunfthause, beiwohnten, gewährte ein von den sozialdemokratischen Parteitagen grundverschiedenes Bild. Es wurde sachlicher und mit einem erfreulichen Verzicht auf Schlagworte verhandelt. Sagte man sich auch hier und da mit gesunder Derbheit die Meinung, so fehlte doch jene Nervosität, die selbst den Bremer Parteitag der Sozialdemokratie beherrscht hat. Von der inneren Unsicherheit, welche für die gegenwärtigen Parteiverhältnisse der Sozialdemokratie bezeichnend ist, war auf dem Kongreß der Gewerkschaften gar nichts zu merken, vor allem so lange man über eigentliche Gewerkschaftsfragen sprach. Nur, wenn Parteiverhältnisse die Debatte berührten, erzitterte ein leichter Reflex von jener Unruhe. Aber auch dann entstand kein Bild, das so aussah, als geriete der sichere Vormarsch der Gewerkschaften irgendwie ins Wanken.

Im Augenblick, da diese Zeilen entstehen, ist der Kongreß noch nicht zu Ende. Daher halten wir mit unserem abschließenden Urteil zurück und beschränken uns heute auf die Schilderung von Eindrücken.

Der Charakter der deutschen Gewerkschaftsbewegung spiegelt sich ab in der Person des Mannes, der den Kongreß geleitet hat, des früheren Maurers Bömelburg. Wir haben kaum einen eindringlicheren Redner gehört. Wenn die Kunst der Rede darin besteht, den Hörer nicht nur verstandesmäßig zu überzeugen, sondern in ihm auch die Empfindung zu wecken, daß der Redner für seine Worte einzutreten bereit und imstande ist: dann kann Bömelburg als Vorbild eines Redners dienen. Dabei denkt er sicher nicht daran, rhetorisch glänzen zu wollen. Er ist Verächter von allem, was ohne Zweck, der Form zuliebe geschieht. Von den sozialdemokratischen „Literaten" hält er nichts, weil sie seiner Ansicht nach von der praktischen Arbeiterbewegung nichts verstehen, wahrscheinlich auch, weil er von Literatur nichts versteht. Und doch ist er der bessere Politiker. Er kennt die Arbeiter wie sie sind, nicht wie sie marxistisch destilliert werden. Aus eigener Anschauung und einem feinen Instinkt hat er mehr Verständnis für das Wesen des Kapitalismus, als gewisse tonangebende Leute, die es als persönliche Unverschämtheit auffassen, wenn die Entwickelung der Dinge ihre philosophischen Weisheiten ignoriert. Dabei macht er den Eindruck einer wahrhaftigen und innerlich geschlossenen Natur. Im Herzen Idealist, schreckt er nicht zurück, das, was ist, auszusprechen. So scheint er unter vielen anderen zum einflußreichen Arbeiterführer befähigt.

Braucht denn die Gewerkschaftsbewegung an ihrer Spitze Persönlichkeiten? Gewiß weniger als eine politische Partei! Denn der Einfluß von Menschen zerschellt an harten und unbiegsamen Tatsachen: der Stärke der Organisationen, der Größe der Kassen oder der Lage der Konjunktur. Der größte Teil der gewerkschaftlichen Tätigkeit löst sich in Kleinarbeit auf, und man braucht weniger Leute die genial sind, als die Dispositionsvermögen besitzen, gute Organisatoren, geschickte Rechner sind. Darin aber liegt eine gewisse Gefahr für die politische Energie der Arbeiterschaft. Gewiß ist es ein Vorteil, wenn die finanzielle Verantwortung allmählich den Arbeitern die Augen öffnet über die genialen aber falschen Rechenexempel der Sozialdemokratie. Nur ist die Frage, ob wir damit nicht unter Umständen vom Regen in die Traufe kommen, ob nicht aus politischen Utopisten Zünftler werden. Würde das politische Interesse in der Elite der deutschen Arbeiterschaft erlahmen, so wäre dies ein Unglück für unser Vaterland. Daher hat auch die Gewerkschaftsbewegung solche Führer nötig, die starke Persönlichkeiten sind und die Fähigkeit haben, die politische Macht der in den Gewerkschaften organisierten Arbeiter richtig zu verwerten.

Wollte man die politische Stimmung der Masse der Teilnehmer des Kongresses auf eine Formel bringen, so hieße die nicht: „wir sind Sozialdemokraten", sondern: „wir sehen in der Sozialdemokratie unsere parlamentarische Vertretung." Offiziell leugnete man natürlich die gegenüber der Partei bestehende Mißstimmung. Dies zu leugnen waren vor allem diejenigen Gewerkschaftsführer verpflichtet, welche die Partei durch Übertragung von Ehrenämtern an sich gefesselt hat. Trotzdem traten die Gegensätze gegen die Partei in Köln klar zutage. Nachdem wir in Nr. 21 der „Hilfe" deren Ursachen erörtert haben, und nachdem der Kölner Kongreß unsere Ansichten bestätigt hat, gilt es nun darauf einzugehen, wie jene Gegensätze zum Ausdruck gelangten.

In der sozialdemokratischen Partei hat sich eine nicht geringe Anzahl von Führern für den Gedanken des politischen Massenstreiks erwärmt, der unter dem Namen „Generalstreik" propagiert wird. Mit ihm liebäugeln nicht nur Leute wie Kautsky oder Clara Zetkin, sondern auch sogenannte Revisionisten wie Bernstein oder v. Elm. Wir begrüßen diese Debatten über den Generalstreik, nicht weil etwas dabei herauskäme, sondern weil sie stattfindet. Diese Debatte ist nämlich geeignet, die sozialdemokratischen Arbeiter von allen Illusionen über ihre wirkliche politische Macht zu befreien. Daß die Radikalen den Gedanken des Generalstreiks aufgegriffen haben, ist weiter nicht wunderbar. Nachdem die Arbeiter aufgehört haben, im Traume von einer zukünftigen Revolution das Nachdenken über die Gegenwart zu vergessen, brauchen die Radikalen ein anderes Mittel, um die Masse bei sich festzuhalten. Die Revisionisten sympathisieren aber aus einem anderen Grund mit dem politischen Massenstreik. Sie hofften durch eine den Zeitverhältnissen angepaßte Taktik für die Sozaldemokratie die politische Macht zu erringen. Nun sehen sie, daß unter Umständen, durch ein Attentat auf das Reichstagswahlrecht, ihre ganzen sauber ausgearbeiteten Pläne im Handumdrehn zerstört werden können. Gegenüber dieser Vorstellung versagt ihr sonst so kühler Kopf und sie proklamieren: Massendemonstrationen, so riesenhaft, wie sie nur in Verbindung mit einem Generalstreik möglich sind, um diese Schandtaten abzuwehren! Wie verhielten sich aber die Gewerkschaften, auf deren Mitwirkung bei einem Generalstreik es doch vor allem ankäme? Absolut ablehnend! Mit etwa sechssiebentel Mehrheit wurde eine Resolution Bömelburg angenommen, deren wesentlicher Teil lautet:

> Der Kongreß hält alle Versuche, durch die Propagierung des politischen Massenstreiks eine bestimmte Taktik festlegen zu wollen, für verwerflich; er empfiehlt der organisierten Arbeiterschaft, solchen Versuchen energisch entgegenzutreten. Den Generalstreik, wie er von Anarchisten und Leuten ohne jegliche Erfahrung auf dem Gebiete des wirtschaftlichen Kampfes vertreten wird, hält der Kongreß für undiskutabel; er warnt die Arbeiterschaft, sich durch die Aufnahme und Verbreitung solcher Ideen von der täglichen Kleinarbeit zur Stärkung der Arbeiterorganisation abhalten zu lassen.

Man liest wohl, sagte Bömelburg, daß an „wirksame" Demonstrationen gedacht wird. Glauben Sie, daß unsere Gegner nicht über solche Demonstrationen lachen würden? Will man etwas erreichen, dann muß man suchen, das ganze Vaterland vor eine öffentliche Kalamität zu stellen. Das aber geht nicht, vor allem nicht, weil wir nicht imstande sind, den Verkehr zum Stillstand zu bringen. Bömelburg und andere bewiesen aus ihrer ganzen gewerkschaftlichen Erfahrung und aus der Erfahrung des Auslandes, wie jeder Generalstreik wirkungslos verpuffen muß, wie er nur dazu führt, unentschiedene bürgerliche Elemente vollends ins reaktionäre Lager zu drängen. Bömelburg legte Wert darauf, zu betonen, daß die belgischen Sozialdemokraten nicht durch den Generalstreik, sondern nur durch ein Zusammengehen mit den Liberalen einiges erreicht hätten. Als v. Elm einwandte, daß vielleicht die Hamburger Arbeiter durch einen Massenstreik Stimmung gegen die Wahlrechtsverschlechterung hätten machen können, erwiderte Bömelburg mit Recht, daß dies eine noch größere Mehrheit für diese verwerfliche Tat ergeben hätte. Einem Vertreter des Berliner Radikalismus und anderen Verteidigern des Generalstreiks aber rief Bömelburg zu:

> Also wir führen in Zukunft die Revolution im Sonntagsanzug mit den Händen in den Hosentaschen; wir rühren uns nicht, wir sehen zu! Ja, Teufel noch einmal, meinen sie denn, daß das so möglich ist? Glauben sie denn, daß, wenn die Tausende auf der Straße stehen, daß das die Behörde nicht provoziert. Dann sagen wir den Arbeitern: Laßt euch ruhig übers Kreuz hauen, das schadet nichts; nur ruhig sein, die Hände in den Hosentaschen! Da ist Kloth wenigstens konsequent, wenn er empfiehlt, sich nicht um die Gesetzlichkeit in diesem Falle zu kümmern. Allerdings, wenn es so weit kommt, kann man sich um Gesetzlichkeit nicht mehr kümmern. Der Zweck des Ganzen ist dann doch die Revolution. Etwas anderes kann nicht herauskommen bei der Geschichte. Nun ist es doch eine durch die Geschichte festgestellte Tatsache, daß man Revolutionen nicht im voraus machen kann. Revolutionen können sich nur aus den Verhältnissen heraus entwickeln.

Digitized by Google

Ich habe Rußland absichtlich nicht erwähnt; daß ist vorläufig noch ein Rätsel in der Geschichte. Aber was sich dort vollzieht, das hat sich aus den Verhältnissen heraus entwickelt; kommandieren könnte man das nicht. Es heißt doch immer: wir müssen prüfen, studieren. Ja, haben wir denn gar keine praktischen Erfahrungen? Wenn es an der Zeit, daß ein großer Streik ausbrechen will, ist niemand imstande, die Arbeiterschaft zurückzuhalten. Ja, die Unorganisierten sind dann oft kampfeslustiger als die, welche seit Jahren der Organisation angehören. Wenn die politische Reaktion gegen uns das Äußerste wagt, und sich nichts rührt, wenn die Versammlungen nur halb gefüllt bleiben, so mag man noch so viel — und noch so gut, Genosse v. Elm! — für den Generalstreik reden, man zwingt ihn nicht herbei! Wenn aber auf unseren Ruf die Massen herbeiströmen, wenn die Massen die Führer vorwärts drängen, dann ist die Zeit da, wo wir den Kampf führen müssen. Wir brauchen nicht über den Generalstreik noch lange zu diskutieren; auch das Schreiben darüber in den Zeitungen hört einmal auf, weil es niemand mehr liest.

Aber dann kam eine Schwäche in Bömelburgs Rede. Er gestand nicht prinzipiell zu, daß die Arbeiterschaft aus eigener Kraft nicht imstande ist, das Wahlrecht zu schützen. Er meinte vielmehr, daß die Arbeiter auch nach Entziehung des Wahlrechts oder gar des Koalitionsrechtes durch rastlose Agitation noch Mittel genug besäßen, um schließlich durchzudringen. „Welche Mittel denn?“ wurde ihm mit Recht entgegengerufen. Hier ist der Punkt, wo die Gewerkschaftsbewegung beim Kritisieren der sozialdemokratischen Parteipolitik nicht stehen bleiben darf. Sie muß erkennen, daß in der politischen Sonderorganisation für die Arbeiter die Gefahr liegt; daß die Arbeiter, wenn sie auf die politische „reinliche Scheidung“ hindrängen, selbst dabei am schlechtesten fahren; daß in der politischen Isolierung der Arbeiter ihre Schwäche liegt. Wir wollen nicht wünschen, daß erst furchtbare Schläge erforderlich sein müssen, um die Gewerkschaften zu der Einsicht zu bringen, wie die reine politische Klassenvertretung ihren gerechten Klassenforderungen auf die Dauer eher schadet als nützt.

„Die Maifeier ist nur eine Form des Generalstreiks“ meinte nicht übel der Vertreter der Seeleute. Die Maifeier ist natürlich etwas viel Harmloseres als der Generalstreik, teilt aber mit diesem eine gewisse Verwandtschaft des Charakters. An sich ist ja der Gedanke, ein Maifest der Arbeit zu begehen, schön und würdig. Aber dies auf dem Wege der völligen Arbeitsruhe zu bewerkstelligen und so den Klassenkampf zu symbolisieren, wenn es auch den Arbeitern Nachteile bringt: dafür erwärmen sich die Scharfmacher in der Sozialdemokratie, die Gewerkschaften tun es längst nicht mehr. Kann doch auch von einer ansehnlichen Durchführung der Arbeitsruhe gar nicht die Rede sein. Was die sozialdemokratische Presse über die Beteiligung an der Maifeier schreibt, ist stark übertrieben. Dies wurde mehrfach auf dem Kongreß konstatiert. Vor allem sind die Arbeiter in den Großbetrieben nicht imstande sie durchzusetzen. Die Gewerkschaften empfinden, daß die Unterstützungsgelder gelegentlich von Maßregelungen, die auf die Arbeitsruhe am ersten Mai zurückzuführen sind, einen unwirtschaftlichen Aufwand darstellen. Mehrere Gewerkschaften haben daher die Aufwendungen für Ausgesperrte vom ersten Mai abgeschafft, wodurch natürlich der Maifeier noch mehr Abbruch getan wird. Aber für alles dies hat die politische Sozialdemokratie kein Verständnis. Sie hat noch im vorigen Jahre auf dem Amsterdamer Kongreß ihr Mögliches getan, durch internationalen Beschluß die Gewerkschaften auf Durchführung der Arbeitsruhe, wo es ohne allzu große Schädigung der Arbeiterschaft geschehen könne, festzulegen. Hatte nun schon der Bremer Parteitag gezeigt, wie unzufrieden die Gewerkschaften mit jenem, unter Hilfe der bulgarischen, serbischen und japanischen „Genossen“ zustandegekommenen, Beschlusse sind, so bedeuteten die Verhandlungen des Gewerkschaftskongresses ein geradezu vernichtendes Urteil über die gegenwärtige Form der Maifeier. Man kann sagen, daß sich die besten Gewerkschaftler mit den heftigsten Worten gegen diese inhaltslose Demonstration wandten. Den Rest gab ihr aber einer ihrer Anhänger, der auch parteipolitisch bekannte Hoffmann-Hamburg, der am Schlusse seiner Rede ganz naiv meinte, er sei froh, wenn man sich auf die Maifeier niemals eingelassen habe. Wenn die Maifeier-Resolution von Robert Schmidt, welche die Stimmung der überwiegenden Mehrheit des Kongresses wiedergab, zurückgezogen wurde, und wenn der Kongreß beschloß, überhaupt nicht abzustimmen: so war dies einfach ein Höflichkeitsakt gegenüber den Taten der deutschen Sozialdemokratie von Amsterdam. Sachlich hat der Gewerkschaftskongreß klar genug ausgedrückt, wie er die Haltung der Sozialdemokratie zur Maifeier empfindet.

Was der Kölner Kongreß an eigentlich gewerkschaftlicher Arbeit geleistet hat — und das war sehr vieles — soll erörtert werden, sobald ein Überblick auch über die letzten Verhandlungen, die sich auf die so wichtigen „Grenzstreitigkeiten“ erstreckten, möglich ist. Heute nur noch eine politische Bemerkung:

Ich hatte selten so, wie auf diesem Kongreß, den Eindruck von der innerlichen Zerfallenheit der deutschen Linken. Der Partei der drei Millionen mit ihren 78 Abgeordneten geht es um kein Haar besser als dem entschiedenen Liberalismus. Seit einigen Jahren hat sich die sozialdemokratische Partei einer Politik verschrieben, der schon längst der Boden unter den Füßen zusammengebrochen ist. „Von der Utopie zur Wissenschaft!“ — das klingt wie ein Hohn, wenn man weiß, wie über diese Wissenschaft selbst in sozialdemokratischen Kreisen gedacht wird. Die deutsche Sozialdemokratie wird heute wesentlich von philosophischen Scholastikern beherrscht, die mit Hilfe wirkungsvoller Traditionen und mit Unterstützung einer jakobinischen Organisation es verstehen, an die Massen zu appellieren. Aber die Gewerkschaftsbewegung, der tragkräftigste Teil der Arbeiterbewegung, der nicht anders kann als auf dem Boden der Wirklichkeit zu stehen, wird ihr immer mehr entfremdet. Natürlich glauben wir im Moment nicht an eine politische Trennung von Sozialdemokratie und Gewerkschaften. Denn das, was sich heute außerhalb der Sozialdemokratie den Gewerkschaften parteimäßig bietet, ist nicht so verlockend, als das seinetwegen die Gewerkschaften es wagen könnten, den Sprung ins Dunkle zu tun. Auch kommt es immer wieder zu Kompromissen. Und man denke an die Personalunion der Führer!

Die Gewerkschaftsbewegung macht auf wirtschaftlichem Gebiete Fortschritte. Aber der politische Körper der Arbeiterbewegung, der über die Klassenpartei von Industriearbeitern nicht hinauskommt, verliert an Aktionskraft. Es mag ihm gelingen, den Rest von Arbeitern, die sich noch bei bürgerlichen Partei befinden, zu dezimieren. Er mag so unter dem bestehenden Wahlrecht noch weitere äußere Erfolge erringen; damit legt er aber die Axt an die Wurzel dieses Wahlsystemes selbst. Denn in demselben Maße, in dem den bürgerlichen Parteien die Arbeiter entschwinden, werden sie reaktionär und wahlrechtsfeindlich. Was ist dagegen zu tun? Die Debatten über den Generalstreik ließen die Frage offen. Man steht allem Anschein nach in Gewerkschaftskreisen der allgemeinen Politik sehr resigniert gegenüber. Darf dieser Zustand andauern? Gewiß nicht, denn die Gewerkschaften werden immer darauf angewiesen sein, daß ihnen eine politische Macht zur Seite steht, welche die Gesetzgebung in ihren Dienst stellt.

Die Gewerkschaften kommen allmählich dazu, darüber nachzudenken, ob ihnen die Sozialdemokratie wirklich diese Macht sein kann. Bei der reinen Kritik aber dürfen sie es nicht bewenden lassen. Niemand hängt mehr ab von einer aktionsfähigen deutschen Linken als die Gewerkschaften. Und umgekehrt: ohne Unterstützung der Gewerkschaften gibt es keinen neuen Liberalismus. Wer Ohren hat, der höre!

Eugen Katz.

Das Ende des Bergarbeiterschutzes

Überfüllte Tribünen, ein volles Haus, die Ministerbank komplett — das preußische Abgeordnetenhaus stand am 26. Mai äußerlich wirklich auf der Höhe. Der „innere Wert“ der Verhandlungen freilich war gleich Null.

Programmäßig ergriff Graf Bülow als erster das Wort. Jetzt, wo keine Krise mehr zu befürchten war, gestatteten ihm seine sonstigen Amtspflichten endlich auch, den Verhandlungen über den Bergarbeiterschutz beizuwohnen. Er sprach, inhaltsleer wie immer, wenn er sich über Fragen der inneren Politik äußert. Alles ging nach Schema F. Eine Verbeugung vor den Konservativen, mit denen zusammenzuwirken er seit Antritt seines verantwortungsvollen Amtes gewünscht habe. Ein Fußtritt gegen die „verfassungswidrige, revolutionäre und staatsfeindliche“ Sozialdemokratie. Eine ernste Verwahrung gegen den Verdacht, als ob das

Digitized by Google

geheime Wahlrecht für ihn ein „Dogma" — wer das wohl geglaubt hat! — sei. Aber die Versicherung, daß bei den Bergarbeiterausschüssen auf der geheimen Wahl bestanden werden müsse, da die Autorität der Regierung durch ihr Versprechen engagiert sei. Er halte noch immer an der Hoffnung fest, daß man nicht umsonst an dieses hohe Haus — „mit Betonung", würde man in der Regieanweisung für die Schauspieler sagen — appelliert habe. Avis au lecteur! Es gibt eben noch ein anderes „hohes Haus", an das sich die Regierung gerade so gut oder vielmehr noch besser hätte wenden können. Schließlich der feierliche Verzicht auf die Regierungsvorlage und die ebenso feierliche Adoption der Kompromißanträge Friedberg-Hitze-Zedlitz, von denen er erst in dem Augenblick, wo er den Saal betrat, Kenntnis erhalten habe. Graf Bülow muß ein fabelhaft rasches Fassungsvermögen haben, wenn die wenigen Minuten genügt haben, ihn über die Tragweite dieser ihm vorher ganz fremden Anträge zu vergewissern.

Doch das nebenbei. Die Hauptsache war: nach den letzten Worten des Ministerpräsidenten wußte jedermann im hohen Hause, daß der Schacher perfekt, die Krisis vermieden, die Hoffnung auf ein gutes Bergarbeitergesetz endgültig gescheitert sei.

Friedberg-Hitze-Zedlitz, d. h. national-liberal-klerikal-freikonservatives Kartell. Die Deutschkonservativen, die härteste Fraktion des Hauses, waren vor der Tür geblieben. In ihrem Namen sprach alsbald der greise Graf Limburg-Stirum, gen. Ebers, der immer vorgeschickt wird, wenn eine Geschichte einen feierlichen Anstrich kriegen soll. Man muß es den konservativen Junkern lassen, daß sie auch diesmal wieder sich als ganze Kerle gezeigt haben. Sie waren die einzigen im Hause, die sich nichts hatten abhandeln lassen. Wie mag man ihnen in den letzten Tagen zugesetzt haben! Aber nicht um Haaresbreite wichen sie von ihrem reaktionären Standpunkte ab. Aut — aut: entweder wir kriegen das öffentliche Wahlrecht oder wir lehnen die ganze Vorlage ab! Man kann diese Leute hassen, aber imponieren muß einem ihre Festigkeit. Allen Schmeichelreden Bülows, allen Überredungskünsten, allen Versuchen, die Autorität der Regierung oder gar der Monarchie auszuspielen, setzen sie die brüske Erwiderung entgegen: die Autorität der Regierung ist doch geschädigt, möge die Vorlage angenommen oder abgelehnt werden. Sie ist geschädigt durch die Einbringung der Vorlage. Nur das öffentliche Wahlrecht würde ihnen die Vorlage gerade eben noch genießbar machen. Denn dies öffentliche Wahlrecht ist den Konservativen Herzenssache. Das sprach Graf Limburg-Stirum mit einer schönen, uns sehr nützlichen Offenheit wieder einmal unumwunden aus. In ihm erblicken sie das geeignete Mittel zur „Ausbildung der politischen Selbstständigkeit und des Charakters". Von dem geheimen Wahlrecht müsse sich erst zeigen, ob neben ihm die Monarchie auf die Dauer bestehen könne.

Die Deutschkonservativen sind wahrhaftig nicht die einzigen prinzipiellen Gegner des geheimen Wahlrechts im Abgeordnetenhause. Sie haben sehr viele Gesinnungsgenossen links von ihnen. Aber sie sind die einzigen, die den Mut haben, die Konsequenzen ihres Standpunktes zu ziehen. Die Freikonservativen sind in ihrer Mehrheit zwischen der zweiten und dritten Lesung umgefallen. Frh. v. Zedlitz, der Vater aller Kompromisse, motiviert es, warum seine Freunde als Freunde des öffentlichen Wahlrechts jetzt mit einem Male für das geheime eintreten. Aber alles, was er darüber sagt, kann man auf sich beruhen lassen. Tatsächlich hat diese Herren doch nur die blasse Angst vor dem Reichstag dazu bewogen, der Regierung entgegenzukommen. Je eifriger Herr v. Zedlitz glauben zu machen versucht, die Regierung hätte niemals an den Reichstag appellieren können, um so deutlicher hört man heraus, für wie wahrscheinlich er einen solchen Appell hält, falls es bei den Beschlüssen der zweiten Lesung bliebe. Man akzeptiert ein Übel, um ein größeres, ein gutes Reichsbergarbeitergesetz, zu verhüten. Natürlich vollzieht sich dieser Umfall unter der Versicherung, daß man den Deutschkonservativen prinzipiell an reaktionärer Gesinnung durchaus ebenbürtig sei. Bedingungslos erklärte sich Frh. v. Zedlitz für die öffentliche Wahl, sobald es sich um politische Wahlen handelt. Immer wieder kommt er auf diese Frage zurück. Er scheint den Augenblick kaum erwarten zu können, wo er mit seinen Freunden dem Reichstagswahlrecht den Garaus machen kann.

Nach Zedlitz Spahn. Daß das Zentrum weich geworden sei, hatte man ja schon aus der Bülowschen Rede entnehmen können. Aber noch immer konnte man sich nicht recht vorstellen, daß dieselbe Partei, deren Presse noch bis in die letzten Tage hinein die Regierungsvorlage als ein Minimum bezeichnet, deren Fraktionsredner Trimborn bei der zweiten Lesung die vernichtendste Kritik an dem geübt hatte, was in den Kompromißanträgen enthalten ist, daß diese Partei Mann für Mann sich binnen drei Tagen aus einem sozialpolitischen Paulus in einen Saulus zurückmausern würde. Und doch — kaum hatte Herr Spahn von dem berühmten „schweren Herzen" gesprochen, da wußte man mit aller Sicherheit: die Bergarbeiter haben nichts zu hoffen mehr.

Herr Trimborn hatte am 18. Mai noch wie ein wirklicher Sozialpolitiker gesprochen. Er wies überzeugend nach, daß das, was man aus dem Gesetz gemacht habe, ernsthafter Sozialpolitik Hohn spreche. Man höre nur seine Worte:

„Abgelehnt wurde die Regelung der Gedingefestsetzung, abgelehnt wurden die Anträge auf günstigere Gestaltung der Bedingungen der Wahlberechtigung, abgelehnt wurde die alte Zentrumsforderung des allgemeinen Achtstundenarbeitstages der Bergarbeiter, abgelehnt wurde die Forderung, daß auch ein Schutz der Arbeiterausschußmitglieder gegen Beeinträchtigungen in der Wahrnehmung ihrer Funktionen durch den Bergwerksbesitzer geschaffen werde. Meine Herren, alle diese Bestrebungen, auf die wir den größten Wert legten, haben mit einem negativen Ergebnis geendigt.

Der wesentliche Teil des sanitären Maximalarbeitstages, wie ihn die Regierungsvorlage vorsah, ist gefallen. Die eine Bestimmung, die hineingekommen ist, daß nämlich die Ein- und Ausfahrt, soweit sie über eine halbe Stunde reicht, in die Arbeitszeit eingerechnet werden soll, ist bedeutungslos, solange nicht die Arbeitszeit festgelegt wird. Die Ermächtigung des Oberbergamtes, den sanitären Maximalarbeitstag bezirksweise einzuführen, hat ja einen gewissen Wert, aber ein Ersatz für den maximalen Arbeitstag, wie ihn die Regierungsvorlage vorsah, können wir in dieser Bestimmung nicht erblicken, um so weniger, als gegen die Einführung dieses Maximalarbeitstages, soweit die einzelne Grube davon betroffen wird, das Verwaltungsstreitverfahren eröffnet werden ist. Der Instanzenzug, der in der Kommissionsvorlage eröffnet wird, nämlich der des Verwaltungsstreitverfahrens, erscheint uns durchaus ungeeignet. Die erste Instanz würde der Bezirksausschuß sein; der bietet uns in dieser Materie nicht die Garantie völliger Unbefangenheit. . . . . Das Über- und Nebenschichtenwesen ist überhaupt nicht geregelt worden usw."

So der Sozialpolitiker des Zentrums. Ihm hätte es verdammt schwer fallen müssen, in der dritten Lesung das anzubeten, was er in der zweiten verketzert hatte. Für solche Zwecke ist Herr Spahn da, der diplomatisierende Jurist, der alles hinter den Kulissen macht. Er scheute sich nicht, eine Vorlage zu empfehlen, deren Wert für die Arbeiter schon dadurch charakterisiert wird, daß ein so ausgesprochener Arbeiterfeind wie Frh. v. Zedlitz sie befürwortet.

An dieser Stelle braucht nicht besonders ausgeführt zu werden, daß die Regierungsvorlage wirklich nur ein Minimum ernsthafter Sozialpolitik darstellte, und daß das, was am 26. Mai angenommen worden ist, von den Bergarbeitern nicht als eine Erfüllung, sondern als eine Verhöhnung ihrer Forderungen angesehen werden wird.

Die Regierungsvorlage brachte drei wesentliche Verbesserungen: Verbot des Nullens, Maximalarbeitstag, obligatorische Arbeiterausschüsse.

Von diesen drei Dingen ist nur das verhältnismäßig geringfügigste, das Verbot des Nullens, unverändert geblieben.

Der gesetzliche Maximalarbeitstag ist ausgemerzt. An seine Stelle ist eine Ermächtigung des Oberbergamtes zur Einschränkung der Arbeitszeit getreten, die bereits im alten Berggesetz vorhanden war, aber niemals benutzt worden ist.

Die Arbeiterausschüsse sind zur Karikatur verzerrt worden. Die Regierungsvorlage sah überhaupt keine Beschränkung für das aktive Wahlrecht vor. Jetzt ist es an einjährige, ununterbrochene Beschäftigung auf derselben Grube geknüpft. Im Durchschnitt wechselt aber jeder Bergmann in Westfalen im Jahre 1½ mal seinen Beschäftigungs-

Digitized by Google

ort! Also Wahlentrechtung für das Gros! Das passive Wahlrecht war in der Regierungsvorlage an eine einjährige Tätigkeit auf der Grube und an das Alter von 25 Jahren gebunden. Jetzt ist ein Lebensalter von 30 Jahren vorgeschrieben. Reichstagsabgeordneter kann man mit 25 Jahren werden. Die Geschäfte des Arbeiterausschusses scheinen demnach als schwieriger zu gelten als die der Gesetzgebung für das Deutsche Reich. Jetzt werden ferner drei Jahre ununterbrochener Beschäftigung auf derselben Grube verlangt. Mit Recht hat der Abgeordnete Wolff von der freisinnigen Vereinigung bei der zweiten Lesung darauf aufmerksam gemacht, wie das wohl im Falle eines Streikes wirken würde. Da wird die Arbeit allgemein unterbrochen. Ein Jahr lang dürfen die Streikenden nicht wählen, drei Jahre lang nicht gewählt werden. Die Streikbrecher, die traurigsten Elemente der Arbeiterschaft, würden dann die Arbeiterausschüsse jahrelang beherrschen. Wie soll man jetzt, nach dem großen Streik, die Arbeiterausschüsse im Ruhrrevier überhaupt besetzen? Diese Beschlüsse über die Dauer der Arbeitszeit lassen die Arbeiterausschüsse als Farce, ja als Schlimmeres, als Instrumente des Streikbrechertums erscheinen. Zu allem Überfluß hat schließlich das Dreiklassenparlament noch zweierlei in die Regierungsvorlage eingefügt: Die Arbeiterausschüsse haben die Pflicht, darauf hinzuwirken, daß „das gute Einvernehmen zwischen der Belegschaft und dem Arbeitgeber erhalten bleibt oder wiederhergestellt wird." Eine Kautschukvorschrift, die zum Mißbrauch gegen die Arbeiter geradezu einladet! Die Arbeiterausschüsse können aufgelöst werden, wenn sie ihre Befugnisse überschreiten, sie können nach wiederholter Auflösung aber auch einfach auf ein Jahr suspendiert werden. Eine „Ungeheuerlichkeit" nannte Herr Trimborn am 18. Mai diese Suspendierung. Und am 26. Mai stimmte seine ganze Partei für diese Ungeheuerlichkeit!

Warum dieser ungeheuerliche Umfall des Zentrums? Man kann ihn nur so erklären, daß das Zentrum, als es die Festigkeit der Konservativen sah, um jeden Preis für das Zustandekommen der Vorlage im Landtag sorgen wollte. Im Reichstag fürchtete es, von der Sozialdemokratie übertrumpft zu werden. Der Versuch, für den 25. Mai die Bergarbeitervorlage auf die Tagesordnung des Reichstages zu bringen, muß nunmehr allerdings als Komödie erscheinen. Wollte das Zentrum ernsthaft gründlichen Schutz der Bergarbeiter, so mußte es im Landtag gegen die Verhunzung der Regierungsvorlage opponieren und dann, sobald im Landtag nichts zustande kam, die Regierung zwingen — bei seiner Macht kann es das —, an den Reichstag zu gehen. Aber erst große Worte machen und gar im Reichstag den Schein einer Haupt- und Staatsaktion erwecken, dann aber im Landtag ohne irgend einen zwingenden Grund ins Mauseloch kriechen, das muß den Glauben an die Ehrlichkeit der Sozialpolitik des Zentrums stark erschüttern.

Nachdem das Zentrum umgefallen war, blieb für die Freisinnigen bei ihrer numerischen Einflußlosigkeit natürlich kaum etwas anderes übrig, als unter Wahrung ihres prinzipiellen Standpunktes zu nehmen, was sie kriegen konnten.

Sehr zufrieden wird Graf Bülow sein. Die „Krise" ist wieder glücklich vermieden. Denn daß das Herrenhaus trotz aller zu erwartenden Scharfmacherreden der Grafen Mirbach und Genossen wirklich Späne machen sollte, ist nicht anzunehmen. Noch zufriedener freilich kann die Sozialdemokratie sein. Ihr bewährtes „Schweineglück" ist wieder einmal da. Das Zentrum hat ihr selbst das Netz in die Hand gedrückt, mit dem sie die christlichen Bergarbeiter einfangen kann. **F. v. Gerlach.**

Unsere Bewegung

Nun kommen die stilleren Zeiten. In Bayern ist die Lebendigkeit wegen der Landtagswahlen noch am größten. Unsere Nürnberger Freunde sind aus dem Verbande der dortigen Liberalen ausgetreten, weil die Nationalliberalen ohne vorherige Vereinbarung sich mit konservativen Mittelständlern in Verbindung gesetzt hatten. Im übrigen Bayern besteht die Vereinbarung unverändert weiter. — Anmeldungen an den Wahlverein der Liberalen, Berlin SW., Dessauerstr. 1.

Auerbach i. V. Am 24. Mai hielt der nationalsoziale Verein seine 7. Mitgliederversammlung ab. Herr Pastor Bergsträßer aus Plauen i. V. sprach über „Unsere Gewerkschaften". Er bezeichnete zum Schlusse als unsere Aufgabe, den verschiedenen wirtschaftlichen Gruppen gegenüber strenge Neutralität zu bewahren, unsere Sympathie mit der Gewerkschaftsbewegung als solcher zu betätigen, sie dabei aber nicht politisch zu beeinflussen suchen. An den klaren, äußerst interessanten Vortrag schloß sich eine sehr rege Debatte an, an der sich außer dem Referenten u. a. die Herren Prof. Dr. Thrändorf und Dr. Burk beteiligten. — Die nächste Versammlung soll im Juni in Falkenstein stattfinden. Das erste Hundert der hiesigen Hilfeleser ist überschritten. Nun tapfer an die Erfüllung des zweiten!

Bayern. Man schreibt aus: Die heute, den 23. Mai 1905, in München zusammengetretene Landeskonferenz der Nationalsozialen Bayerns nimmt von den Vorgängen in Nürnberg Kenntnis und bedauert, daß es dem Nürnberger nationalsozialen Verein durch die örtlichen Verhältnisse unmöglich gemacht wurde, auf dem Boden des Wahlprogramms die gemeinsame Wahlarbeit fortzusetzen. Die Landeskonferenz erklärt die Angelegenheit für eine lokale, ohne Rückwirkung auf die Verhältnisse in den übrigen Landesteilen.

Elberfeld. Hier hielt am 24. April der Abgeordnete der Freisinnigen Volkspartei Müller-Sagan einen Vortrag über „Drohende neue Reichssteuern." Da unsere Elberfelder Freunde annahmen, Herr Müller-Sagan wolle entsprechend der Haltung seines Blattes (Freie Deutsche Presse) gegen eine Reichserbschaftssteuer sprechen, da sie ferner wußten, daß in Elberfelder freisinnigen Kreisen viel Stimmung für eine solche Steuer vorhanden sei, so besuchten sie diese Versammlung, um die Ansichten der freisinnigen Wählerschaft auszudrücken. Der Abg. Müller-Sagan hielt einen sehr geschickten Vortrag, der einen erfreulichen freiheitlichen und sozialpolitischen Radikalismus atmete, also im genauen Gegensatz zu der Haltung des von ihm redigierten Blattes stand. Unsere Freunde verfehlten auch nicht, im allgemeinen seine Ausführungen mit sichtlichem Beifall zu begleiten. Da er aber in der Frage der Reichserbschaftssteuer nicht Farbe bekannte, vielmehr Äußerungen derart tat wie: „er hielte den gegenwärtigen Zeitpunkt nicht für geeignet", so meldeten sich mehrere unserer Freunde, darunter auch unser Parteisekretär Dr. Waltz, zum Wort und legten in ruhiger, feiner und versöhnlicher Weise ihren Standpunkt dar. Sofort nach unserem ersten Diskussionsredner ergriff Müller-Sagan das Wort und versuchte in der bekannten versteckt-heimtückischen Weise seiner Zeitung einen allgemeinen Gegensatz zwischen „Sozialliberalen" und Freisinniger Vereinigung zu konstruieren, sowie zu behaupten, die „alte" freisinnige Vereinigung teile in der Reichserbschaftssteuer seinen Standpunkt. Natürlich wurde ihm darauf hin, aber ebenfalls in ruhiger und sachlicher Weise erwidert, daß wir uns diese Friedensstörungen verbitten müssen; in unserem Elberfelder Verein sei beispielsweise kein einziger früherer Nationalsozialer; auch trete die ganze Presse der Freisinnigen Vereinigung für die Reichserbschaftssteuer ein. Wir könnten uns aber auch nicht einverstanden erklären mit der Haltung Müller-Sagans zur Sozialdemokratie, die er dahin präzisierte: „Mit der Sozialdemokratie gibt es kein Bündnis." In seinem Schlußwort deutete Herr Müller-Sagan mit keiner Silbe an, daß er gegen den Ton der Sozialliberalen etwas einzuwenden habe. Umso verwerflicher ist es, wenn nun die Freie Deutsche Presse behauptet, es habe sich um eine Radauversammlung gehandelt; und wenn Herr Müller-Sagan nun in seinem Blatte, wo er sich hinter der Anonymität verstecken kann und nicht Rede stehen muß, die Tatsachen fälscht, indem er z. B. Ausführungen, die ein Nationalliberaler machte, der Freisinnigen Vereinigung in die Schuhe schiebt. Als eine naive Unverfrorenheit aber muß man es bezeichnen, wenn die Freie Deutsche Presse sich über das würdige Auftreten unserer Elberfelder Freunde zu beschweren sucht. Sie hat wohl ganz vergessen, daß Herr Kopsch es sich seit bald 2 Jahren zur Aufgabe macht, im ganzen Lande herumzuziehen, um überall gegen die Freisinnige Vereinigung zu hetzen und Einigungsaktionen des Liberalismus zu hintertreiben? Sollen wir Herrn Kopsch an gewisse Vorgänge z. B. in Dessau, einem Wahlkreis der freisinnigen Vereinigung, erinnern? Wahrlich, solcher Feigheit und Heuchelei hat sich die Leitung der freisinnigen Volkspartei nicht bedient, solange Richter noch die Parteigeschäfte besorgte! Das weiß man auch in Elberfeld, wie im ganzen Rheinland-Westfalen sehr genau, und wir sind uns bewußt, nicht gegen den Willen guter und alter Freisinniger in Elberfeld gehandelt zu haben.

Hamburg. Protest aus dem Hamburger Landgebiet gegen die hamburgische Wahlrechtsverschlechterung. Mit dem Senatsentwurfe beschäftigte sich am Dienstag, den 23. Mai, eine vom Liberalen Verein von Bergedorf und Umgegend einberufene, sehr gut besuchte Volksversammlung. Der Vorsitzende, Herr Matthiesen, eröffnete die Versammlung mit dem Hinweise, daß sich die gesamte Presse, von den nationalliberalen bis zu den am weitesten links stehenden Organen, in der Verurteilung des Entwurfs einig wäre. Dann referierte Herr Dr. S. Heckscher unter großem Beifall über den Senatsantrag. Es ist sehr bezeichnend, daß sich aus der Versammlung keine

Digitized by Google

Stimme für den Senatsentwurf erhob. Einstimmig wurde folgende Resolution angenommen: „Die heute abend im „Vierländer Hof" tagende, stark besuchte Versammlung des Liberalen Vereins von Bergedorf verurteilt entschieden die in der Senatsvorlage vorgeschlagene Abstufung der politischen Rechte der Bürger nach Einkommensklassen, umsomehr, als die Hälfte aller Sitze der Bürgerschaft privilegierten Wahlen vorbehalten ist. Sie beauftragt den Vorstand, die Bürgerschaftsmitglieder von Bergedorf und Vierlanden von ihrem Beschluß in Kenntnis zu setzen und erwartet von ihnen, daß sie gegen den Wahlrechtsentwurf stimmen. Herr Parteisekretär Haupt richtete an die Versammelten einen beifällig aufgenommenen Mahnruf zur Organisation, dem auch verschiedene Herren folgten. Unser Verein, den Herr Haupt zu Anfang Dezember v. J. auf Anregung einiger Bergedorfer Herren als 1. Bezirksgruppe des Hamburger Liberalen Vereins gründete, ist jetzt schon sehr stark. Der gute Anfang erhöht den für unsere Sache vorhandenen Optimismus.

Lübeck. Nationalsozialer Verein. — Lübeck steht jetzt im Zeichen der Reaktion. Eine Vergewaltigungspolitik will die Wahlentrechtung der Arbeiterschaft und des Kleinbürgertums zum Gesetz erheben. Von den gegenwärtig etwa 8000 Bürgern sollen 2100 Bürger in der ersten Abteilung 105 Vertreter, 5900 Bürger in der zweiten Abteilung 15 Vertreter, d. h. mit dürren Worten auf je 20 erstklassige Bürger kommt ein Abgeordneter. Zweiklassige Bürger dagegen gehen 393 auf ein Bürgerschaftsmitglied. Da aber die Zahl der Wähler in Abteilung II noch bedeutend wachsen wird, weil der Zensus von 1200 Mk. fällt, so muß man hier in Wirklichkeit 600—700 einsetzen. Schon in der Versammlung vom 18. März wurde dieser Entwurf als jedem Liberalismus Hohn sprechend einstimmig abgelehnt. Es wurden unsererseits mit allen gegen 1 Stimme die Proportionalwahlen in Vorschlag gebracht und beschlossen, in den Kommunalvereinen für dieses System einzutreten. — Der jetzt vorliegende Senatsantrag verwirft die Einführung des Proporz und beharrt bei seinem Vorschlag. Es gelangte deshalb in der erneut einberufenen Protestversammlung folgende Resolution einstimmig zur Annahme: „Der nationalsoz. Verein Lübeck protestiert entschieden gegen die am kommenden Montag, den 29. Mai in der Lübecker Bürgerschaft zur Tagesordnung stehende Vorlage wegen Abänderung des Bürgerrechts und erwartet eine glatte Ablehnung der Vorlage von jedem liberalen Bürgerschaftsmitglied."

Kassel. Unsere Ortsgruppe verhandelte in der gutbesuchten Versammlung am 26. Mai über das Thema: Was ist Liberalismus? Herr Brandau wußte seine Zuhörer durch seine fesselnden Ausführungen, die sich auf die betreffenden Broschüren Barth's und Kuhlemanns stützten, zu begeistern. Der Vortrag, sowie ein Referat von Herrn Köhler über eine achttägige Agitationsreise in Waldeck, das Herrn Köhler als praktischen Landagitator zeigte, veranlaßten eine rege Besprechung, an der sich besonders Apotheker Reinhard aus Münden, sowie die Herren Sandrock, Berneburg, Zucker, Greb, Bacherach, Worms usw. beteiligten. Der bisherige erste Vorsitzende, Assessor Bovensiepen, der dem Vereine 3½ Jahre vorstand, hat leider sein Amt niedergelegt. Wir dürfen ihn indes auch hinfort zu unseren treuesten Anhängern rechnen. Lehrer Kimpel widmete ihm in der Sitzung warme Worte der Anerkennung. Bovensiepen verkörpere die nationalsozialen Ideale und sei begeistert für unsere Bestrebungen. Unter seiner Leitung sei der nationalsoziale Verein zu Kassel aus einem Pflänzlein zu einem starken Baume herangewachsen. — Den Vorsitz des Vereins übernahm für die nächste Zeit Lehrer Kimpel, Blücherstraße 3

Köln. Hier sprach in einer Generalversammlung des sozialliberalen Vereines Herr Dr. Katz aus Berlin über die Einigung des Liberalismus. Katz betonte, daß überall, wo die Einigung auf entschieden liberaler Grundlage möglich sei, unsre Freunde sich daran beteiligen sollten. Freilich müsse man sich die in Betracht kommenden Parteigruppen vorher genau ansehn. Könne doch der Zweck dieser Einigungsbestrebungen nicht sein, die vorhandenen liberalen Parteien mit dem alten programmatischen und agitatorischen Schlendrian rein mechanisch zusammenzufassen. Eine wirklich erfreuliche liberale Einigung müsse geschehen auf Grund eines neuen Programmes, mit neuen Kräften und müsse auch auf die Jugend Rücksicht nehmen. Die Ausführungen von Herrn Dr. Katz wurden sehr beifällig aufgenommen, die Anwesenden erklärten sich damit ganz einverstanden; ebenso mit seiner Auffassung von der Gewerkschaftsbewegung, deren Kongreß gerade hier tagt.

Soziale Bewegung

Die evangelischen Arbeitervereine machen wieder einmal von sich reden. Der Vorsitzende des Gesamtverbandes, Pfarrer Liz. Weber, hat zur Vermählungsfeier des Kronprinzen eine künstlerisch ausgeführte Adresse gesandt, die mit den Worten schließt: „Das wünschen und erbitten 72 000 deutsch-evangeliche kaiser- und reichstreue Arbeiter." Unterzeichnet ist die Adresse allein von Pfarrer Liz. Weber. Mit Recht wird es in weiten Kreisen auffällig bemerkt, daß diese Huldigung nicht besser vorbereitet und den 72 000 deutsch-evangelischen Arbeitern persönlich zur Unterschrift vorgelegt worden ist. Da alle in Vereinen und Verbänden organisiert sind, wäre es ein leichtes gewesen, in verhältnismäßig kurzer Zeit alle Unterschriften zusammenzubringen. Hielt man die Übergabe eines solchen umfangreichen Werkes für unangebracht, so hätte man wenigstens die Adresse von den anderthalb hundert Vereinsvorsitzenden unterschreiben lassen sollen. Jedenfalls hätte ein Versuch gemacht werden müssen, die einzelnen Vereine und Mitglieder wirklich für die Adresse an den Kronprinzen zu interessieren. Jetzt hat man dagegen den Eindruck, als ob die 72 000 deutsch-evangelischen kaiser- und reichstreuen Arbeiter erst durch die Zeitungen etwas davon erfahren, daß Pfarrer Liz Weber dem Kronprinzen des Deutschen Reiches versichert, sie alle vereinigten sich in Wünschen und Gebeten für das Wohl des jungvermählten Paares! Allerdings werden sie nicht gerade durch diese Entdeckung überrascht sein, denn sie sind schon daran gewöhnt, das Pfarrer Liz. Weber in ihrem Namen alle möglichen Kundgebungen erläßt. Wenn es sich sonst um Aktionen handelt, die überraschend auftreten und sehr schnelle Erledigung fordern, kann man sich noch gefallen lassen, daß der Vorsitzende des Gesamtverbandes evangelischer Arbeitervereine allein das Wort als solcher in der Öffentlichkeit ergreift, ohne vorher alle einzelnen Mitglieder darüber verständigt zu haben. Hier lag aber gar keine Nötigung vor, so vorzugehen. Seit Monaten war der Termin der Kronprinzenhochzeit bekannt. Es wäre also eine Überraschung der Verbandsmitglieder in der von Pfarrer Liz. Weber beliebten Weise nicht nötig gewesen. Und das kronprinzliche Paar wie die Öffentlichkeit hätte überzeugender, als das jetzt geschieht, benachrichtigt werden können, daß es ziffernmäßig zweiundsiebenzigtausend wirkliche Arbeiter sind, die ihre Wünsche und Bitten am 3. Juni vereinigen.

Die Strafe der Kohlenherren für den Generalstreik der Bergarbeiter lastet noch heute schwer auf den Organisationen. Der Gewerkverein christlicher Bergarbeiter teilt mit, daß er noch jede Woche rund 1000 Mk. Unterstützung an Gemaßregelte zu zahlen habe. Natürlich werden die Opfer, die der sozialdemokratische Bergarbeiterverband tragen muß, noch größer sein. Man sieht, wie unrecht es wäre, diesen Kohlenherren zuzutrauen, daß sie nach der Niederwerfung ihrer Arbeiter menschlichen Erwägungen zugänglicher als vor dem Kampfe und während desselben wären.

August Brust, der Landtagsabgeordnete des Zentrums, kann sich noch immer nicht der Einmischung in die Bergarbeiterverhältnisse des Ruhrreviers enthalten, die während seiner Leitung des christlichen Gewerkvereins bekanntlich so unheilvoll verfahrene waren. In die Verhandlungen einer Monatsversammlung der Filiale Altenessen des christlichen Bergarbeiterverbandes griff er in so turbulenter Weise ein und brachte derartige Unruhe hervor, daß, wie der „Bergknappe" berichtet, der überwachende Beamte die Versammlung auflösen mußte. Hoffentlich wird der Vorgang mit dazu beitragen, den Einfluß des christlichen Gewerkvereins-Papstes immer mehr einzuschränken.

Kurzen Prozeß wollte die Bäckerinnung zu Gehren in in Schwarzburg-Rudolstadt mit den konkurrierenden Konsumgenossenschaften machen. Sie beantragte bei der Staatsregierung, den Konsum- und Produktivvereinen ein für allemal das Herstellen von Backware zu verbieten. Den gesetzkundigen Bäckermeistern mußte von der Regierung klar gemacht werden, daß Genossenschaften auf reichsgesetzlicher Grundlage errichtet seien, so daß die einzelnen Bundesregierungen nicht gegen sie vorgehen könnten.

Die Auswanderung aus Deutschland ist im Jahre 1904 zurückgegangen. Es wurden nämlich in diesem Jahre nur 27 984 deutsche Auswanderer befördert, gegen 36 310 im Jahre vorher und 32 098 im Jahre 1902. Agrarische Organe bringen den Rückgang der Auswanderungsziffer mit der Hoffnung auf bessere Landwirtschaftsverhältnisse infolge der neuen Zoll-Gesetzgebung in Verbindung! Wie wenig dieses Argument zutrifft, beweist allein schon der Umstand, daß auch die Zahl der auswandernden Ausländer erheblich gefallen ist, nämlich von 158 618 im Jahre 1903 auf nur 119 352 im Berichtsjahr 1904.

Der deutsche Werkmeisterverband, eine der stärksten gewerblichen Organisationen, die sich weit von der Sozialdemokratie entfernt hält, zählte am Ende des vorigen Jahres 44 000 Mitglieder und besaß ein Vermögen von 1 300 000 Mk. In der Sterbekasse befanden sich ungefähr 4½ Millionen Mark. Für sie wie für den Verband überhaupt wurde die Altersgrenze für die Beitrittsberechtigung von 40 auf 45 Jahre erhöht. Auch die übrigen zum Teil vortrefflichen Kasseneinrichtungen des Verbandes befinden sich in erfreulicher Entwickelung. Auf dem letzten Delegiertentage in Dresden wurde beschlossen, eigene Frauenvereine zu gründen, um das Interesse der Werkmeisterfrauen am Verbande und seiner Ausgestaltung wach zu rufen und gleichzeitig Pflegerinnen für unterstützungsbedürftige Werkmeisterswitwen zu gewinnen. Es soll ein deutsches Werkmeisterheim gegründet und ein akademisch gebildeter Verbandsbeamter angestellt werden. Für später ist auch die Einrichtung einer Pensionskasse in Aussicht genommen. Der Werkmeisterverband mit seinen segensreichen Einrichtungen könnte einer vernünftigen „Mittelstandsbewegung" sehr gut zum Muster dienen.

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Eugen Katz in Berlin. — Druck von Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 12.

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 22. Berlin, 4. Juni 1905

Jesus Christus

Es macht dir graue Haare, unsern Herrn Christus verkannt und verachtet zu sehen. Seinetwegen brauchst du dir keine wachsen zu lassen. Er wird wohl bleiben, was er ist. Claudius.

Die Menschen haben eine sonderbare Art zu ehren. Es ist ihnen nie wohl, wenn sie in die Ehre, die sie anderen erzeigen, nicht etwas von eigenem Lob beigepackt haben. Das kann so geschickt gemacht werden, daß man es kaum merkt. Da ging z. B. ein Großer über die Welt hin, ruhig und still. Seine Schritte waren so weit, daß den Kleinen der Atem ausging, sobald sie nachlaufen wollten; sein Haupt überragte die Menge und sein Herz kannten nur wenige. Aber man mußte sich doch ein gutes Zeugnis ausstellen, indem man sich's anmerken ließ, daß man auch etwas von der Größe des Großen verstände. So rechnete man ihn zur eigenen Partei und gab ihm Titel und Namen; jeder, der ihn so nicht anerkannte, dem bestritt man das Recht, ihn zu verstehen, ja auch nur zu ihm zu gehen. So haben es die Menschen immer gemacht. Sie ertragen das Große nicht; so zerkleinern und zerspalten sie es, und sind dann stolz darauf, daß sie der Erscheinung Herr wurden, die anfangs so drohend erhoben vor ihnen stand. Dann wird gekämpft um Namen, Titel, Worte, mit denen man ewige Kraft umspannt, und kämpft dabei letzthin nur um seine eigene Ehre. Er wäre ja eine Schande, wenn die Partei, zu der man jenen Großen rechnete, sich eingestehen müßte, daß Er größer ist, als ihr eigener Kreis. Man würde sich ja schämen müssen, wenn man sich in der Ehrbezeugung vergriffen hätte, die man austeilte und für richtig befand.

Die Menschen meinen immer, sie ehrten Geist und Natur, indem sie ihnen Rang und Namen geben. Weit, weit gefehlt! Nicht wir teilen Ehren aus; wir ehren uns selbst, wenn wir ehrfürchtig stille stehen vor dem wirklich Großen, was in Natur und Geschichte uns hingestellt worden ist. Kein Großer unter denen, die Gott schickte, wird größer durch die Ehre, die wir ihm antun. Orden zeichnen meßbare Verdienste aus. Wer Unvergleichliches gegeben, den ehren wir nicht, indem wir ihm etwas geben, sondern indem wir uns von ihm geben lassen. Es ist zum Lachen, daß fromme Einfalt denkt, sie mache Gott größer, indem sie ihn mit bestimmten Namen und nach vorgeschriebenen Formen ehrt. Das ist immer ein gut Teil Götzendienst vor dem eigenen Ich und seinen Gedanken.

Es gab nicht viele Zeiten, in denen man Jesus Christus dermaßen voll stiller Ehrfurcht anerkannt hat, wie in unseren Tagen. Ja man verzichtet auf viele Begriffe und manche Titel, mit denen man ihn schmückte. Aber Hunderte und Tausende gehen zu ihm in scheuer Freude und danken ihm für freundliche Antwort auf Herzensfragen oder auch nur für einen Augenblick ferner, seliger Ausschau in ein Land, da man, erlöst von eigener und fremder Schuld, alles in Kraft und Liebe taucht. Jesus Christus ist heute eine weit stärkere Macht, als vordem. Man sucht ja ihn selbst und begnügt sich nicht mit dem, was man über ihn lernte. Man gibt sich nicht mit einem Blick auf seine Kleider zufrieden, sondern will etwas von ihm selbst. Nicht die Künstler können und sollen über ihn reden, sondern jedes Menschenherz, das die Fähigkeit besitzt, Gott zu danken für die großen Augenblicke in der Geschichte, da wieder einer der Menschen über die Erde ging, die den Himmel im Herzen trugen.

Die Großen auf Erden, jene Boten und Meister ewiger Kraft, — sie bleiben stets, was sie sind. Die Frage, um die es sich allein handelt, ist die: ob wir das werden, was jene waren, oder nur bleiben, wie wir sind. Traub.

Alkohol und Verbrechen

(Fortsetzung und Schluß.)

Besonders bezeichnend für den Zusammenhang von Alkohol und Verbrechen sind die Ergebnisse des Untersuchungsrichters Lang in Zürich. Im Jahre 1891 wurden 141 Personen vor dem Bezirksgericht Zürich wegen Körperverletzung verurteilt. Die Tat war verübt worden am Sonnabend von 18 Verurteilten, am Sonntag von 60, am Montag von 22, an einem anderen Tage, aber nachts oder in Wirtschaften 25, zur Tageszeit am Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag je 4. Im selben Jahre wurden 61 Personen wegen Eigentumsbeschädigung bestraft, die Tat war verübt worden: am Sonnabend von 13 Verurteilten, am Sonntag von 15, am Montag von 7, an anderen Tagen von 7, erwiesenermaßen nachts oder in Wirtschaften von 19. Zu ähnlichen Ergebnissen gelangten auch eine Reihe von anderen Autoren. Die Arretierungen wegen Trunkes zwischen 8 Uhr vormittags am Sonntag und 8 Uhr vormittags am Montag waren in Edinburg in den zwei Jahren vor der Sonntagsschließung 1357, in den zwei Jahren nach derselben 328, und 1895/96 223 trotz der Steigerung der Einwohnerzahl. In Irland erreichten die Verhaftungen wegen Trunksucht Sonntags 1877/78, d. h. im Jahre vor der Sonntagsschließung die Zahl von 4555, 1885/86 betrugen sie 2506, trotzdem diese Schließung nicht vollständig durchgeführt war. Über das nach Indien verlegte englische Militär äußert sich Sir Richard Temple in einem dem Prinzen von Wales gewidmeten Werke: „Wenn die Soldaten nur das Trinken lassen könnten, wären sie von Verbrechen und militärischen Vergehen verhältnismäßig frei." Hilty, Oberauditeur der eidgenössischen Armee sagt: „Gelänge es, den Alkohol aus den Kasernen zu schaffen, so könnte man die Militärjustiz aufheben." Über diese interessanten Tatsachen verweise ich auf das große Werk des Dr. Helenius „Die Alkoholfrage". Sehr bedeutsame Angaben über das Verhältnis der Verbrechen zur Trunksucht finden wir in dem berühmten Buche Baers „Der Alkoholismus". Die Roheits- und Gewalttätigkeitsverbrecher weisen auch die höchste Prozentzahl der Alkoholisten auf. Unter 954 wegen Unzucht und Notzucht zu Zuchthaus verurteilten Männern waren 60,2 pCt. Trinker. Unter den rückfälligen Verbrechern sind die Opfer des Alkohols besonders zahlreich. Baer fand in Zuchthäusern für Männer unter 5655 zum erstenmal Bestraften 49,8 pCt., unter 4733 mehrmals Bestraften 55 pCt. In Gefängnissen für Männer sah er unter 1276 zum erstenmal Bestraften 62,3 pCt., unter 194 mehrfach Bestraften 77,6 pCt. Die Rückfälligkeit bei Verbrechern, die im trunkenen Zustande das Verbrechen begangen, sagt Baer, ist viel größer unter Gefängnisgefangenen, als unter den Zuchthäuslern, besonders aber bei Frauen wächst mit der Größe der Rückfälligkeit die Größe der Trunksüchtigkeit in einem viel höheren Grade als bei Männern. So waren in den Zuchthäusern und Gefängnissen für Weiber unter 570 zum erstenmal Bestraften 17 pCt. unter 534 mehrfach Bestraften 46 pCt. Trinker. Für die Sach- und Fachkundigen aus der Gefängnisverwaltung

Digitized by Google

der meisten deutschen Gefangen- und Strafanstalten, äußert sich Geheimrat Baer, gilt es als ganz zweifellos, daß der Alkoholismus, wie kein anderes Moment, eine Hauptquelle und eine Haupturſache für die Entstehung der Verbrechen und für die Rückfälligkeit der Verbrecher abgibt.

Wenn wir im Angesicht dieser schlimmen Tatsachen stehen, dann werden wir das ernste und düstere Wort Liszts von Grund aus verstehen: Unsere Strafen wirken nicht bessernd und nicht abschreckend, sie wirken überhaupt nicht präventiv, d. h. vom Verbrechen abhaltend, sie wirken vielmehr geradezu als eine Verstärkung der Antriebe zum Verbrechen. Wollen wir uns nun diese Mahnung des erfahrenen Kriminalisten zunutze machen, so müssen wir die Wurzel des Verbrechens zerstören. Vor allen Dingen müssen wir, was am leichtesten gehen wird, eine Hauptquelle des Verbrechens zuschütten, d. h. den Alkohol aus unserer Gesellschaft verbannen. Freilich darf man nicht übersehen, daß das ganze soziale Milieu, materielles Elend, Wohnungsnot, intellektueller Tiefstand und ethische Unkultur leider der allzu fette Boden ist, auf dem der Alkoholismus üppig wuchern kann, und jeder ehrliche und weitdenkende Alkoholgegner muß daher ein warmherziger Freund jeglicher sozialen und ethischen Reform sein. Immerhin ist das soziale Milieu nicht die letzte Wurzel des Alkoholismus; wird doch das soziale Elend oft genug erst durch den Alkohol hervorgerufen, und das vorhandene Übel durch ihn noch gesteigert. Zudem betäubt der Alkohol die Menschen, raubt ihnen den Blick für das Elend, macht sie gleichgültig und stumpf, er unterdrückt in ihnen die Sehnsucht nach einer besseren Zeit, und läßt nicht den Mut aufkommen, Großes zu wollen, mit Gleichgesinnten den Bund zu schließen, um neue Wege zu gehen und neue Mittel zu neuen Zielen zu finden. Auch sehen wir, daß eine Hebung in wirtschaftlicher Hinsicht keine Gewähr gegen den Alkoholmißbrauch gibt, sofern nicht gleichzeitig eine allgemeine Hebung des Kulturzustandes eintritt. Das gilt für den einzelnen wie für eine Gemeinschaft. Es bleibt eben als Hauptübel bestehen, das Vorurteil für die alkoholischen Getränke, der Aberglaube an ihren Nährwert und an ihre Stärkungskraft und all dies genährt und großgezüchtet durch die tyrannische Macht der allherrschenden Trinksitte. Mit dem Tage, wo dieser Götzen zerschellt am Boden liegen wird, wird das Verbrechertum in seiner Grundfeste erschüttert sein. Darum gilt es einerseits, die sozialen Reformen zu unterstützen, andererseits mit aller Macht den Alkoholaberglauben zu beseitigen und den Trinkzwang zu brechen. Man fange endlich an, schon in den Schulen über das wichtige Thema zu unterrichten. Freilich sieht es hierin noch übel genug aus. Erst in jüngster Zeit hat man den Versuch gemacht, einen Schularzt zu maßregeln, weil er das erschreckende Ergebnis seiner Untersuchungen veröffentlicht hatte, wonach schon unter der Schuljugend der Alkoholgebrauch in bedenklicher Weise um sich greift und zur Herabsetzung der Leistungen führt. Abgesehen aber von dem Kampfe gegen den Alkohol, den ich hier nur gestreift haben will, müssen wir unser Verhalten denjenigen Menschen gegenüber von Grund aus ändern, die der Alkohol vor Gericht gebracht hat.

Ich betrachte es prinzipiell für gleichgültig, ob jemand infolge von Alkoholgenuß ruhestörenden Lärm verursacht, oder zu gewalttätigen Ausschreitungen sich hinreißen läßt, oder in seinem sexuellen Triebleben erhitzt, ein Attentat auf ein erwachsenes oder jugendliches Wesen unternimmt. Wenn man die Leute einfach einsperrt und ihnen lediglich den Alkohol wegnimmt, so wird man eine wesentliche Beeinflussung ihrer Natur nicht erreichen. Erhalten sie den Alkohol gewissermaßen nur aus Bestrafung nicht, so bleibt ihre ganze Sinnes- und Denkungsart unverändert. Vielmehr muß an Stelle der Strafe und bloßen Internierung die eingehende und eindringliche Erziehung zur lebenslänglichen Enthaltsamkeit von jeglichen alkoholischen Getränken treten. Den Leuten muß beigebracht werden, daß der Alkohol auch ihr Verderber war, aber man vermeide jede einseitig moralisierende Lehrweise. Statt dessen führe man sie, dem jeweiligen Auffassungsvermögen entsprechend, in unsere Kenntnisse über die Wirkungen des Alkohols ein. Man erteile einen prinzipiellen Unterricht über die Alkoholfrage, man rüste sie vollständig mit den Waffen unserer Wissenschaft aus, vor allen Dingen flöße man ihnen aber allmählich das Bewußtsein ein, daß sie zurückgekehrt in die menschliche Gesellschaft, nun ihrerseits die Aufgabe und Verpflichtung haben, mitzuwirken an der Niederzwingung des Alkoholismus. Das ist der Weg, wie man überhaupt Trinker mit Erfolg retten kann, und das muß auch der Weg sein, um durch den Alkohol abgeirrte Menschen auf den rechten Weg zurückzuführen. Wissen müssen wir in die Köpfe bringen und gleichzeitig soziales Empfinden und soziale Begeisterung suggestiv erzeugen. Naturgemäß kann nicht ein gewöhnlicher Gefangenwärter hierfür den Lehrmeister abgeben; überzeugungstreue Abstinente müssen die Leitung haben oder wenigstens in der Umgebung der Zöglinge sein, vielleicht werden auch die heutigen Strafanstalten wohl besser in Erziehungshäuser umgewandelt werden. Dann wird auch das Strafmaß hinfällig erscheinen, und der Aufenthalt in der Anstalt von der Zeit abhängig gemacht werden, in der die erziehliche Beeinflussung nutzbringend eingewirkt hat. Das kann nur von der Individualität des Zöglings abhängen. Von der Willkür des Strafmaßes und von dem damit verbundenen Schematismus wird man übergehen müssen zur individuellen Auslese. Wer durch den Alkohol zu irgend einer antisozialen Handlung getrieben wurde, muß zunächst auf unbestimmte Zeit in die Erziehungsanstalt. Von seiner Empfänglichkeit für die abstinente Lebensauffassung, von der Kraft, mit der diese in ihm Wurzel schlägt, von seiner Sinnesänderung und Umwandlung seiner Persönlichkeit wird die Dauer seines Aufenthaltes abhängig gemacht werden müssen, und hierüber kann nur die sachverständige Leitung der Anstalt das Urteil abgeben. Mögen auch hierbei Irrtümer nicht ausgeschlossen bleiben, so ist dieser Weg doch der einzig richtige, weil er der wahrhaft logische ist, er steigt zu den Quellen des Übels hernieder; gelingt es, diese zu verschütten, so kann der trübe Strom des Verbrechens nicht mehr durch die Gesellschaft fließen.

Dr. Otto Juliusburger.

Bilder aus einem Dorfe

Skizzen von **Helene Christaller.**

(Fortsetzung.)

Beim Totengräber mußte sie sich bücken, um durch die Türe zu kommen. Der Richard war gerade aus der Kirche gekommen und alle hatten sich mit bestem Appetit zu Tisch gesetzt, auf dem das sonntägliche Festessen, Sauerkraut mit Speck, stand. Da trat das fremde Weib ein und stellte sich als Lydia Meyer vor. Sie zog ein Papier heraus, aus dem hervorging, daß sie die neue Pflegemutter des Richard Roth sei.

Der Totengräber sah forschend in die verwüsteten Züge der Frau, die tückischen Augen, die gerötete Nase, den furchtbaren Ausdruck ärgster Gemeinheit um den Mund.

Der Alte seufzte tief auf, zog die Brille heraus und musterte umständlich das Schriftstück. Aber da stand es schwarz auf weiß, es war kein Zweifel. Das Minele stocherte im Kraut und wagte den Buben nicht anzusehen.

„Geh und eß," ermahnte Lydia Meyer den versteinerten Buben, „in einer Stund' geht der Zug, das Mädle packt derweil dein' Sach'n." Sie zog sich unaufgefordert einen Stuhl herbei, und das Minele schlich hinaus, um das Bündel zu schnüren.

„Er isch kei beeser Bu, der Richard," begann der Totengräber.

Ein entsetzliches Lächeln zog über des Weibes Gesicht. „Wenn er's wär, i ch würd' fertig mit ihm." Dabei zeigte sie ein paar große, knochige Hände, neben denen die verarbeiteten des alten Mannes wie Frauenhände erschienen.

„Kannst auch fleißig schaffen?" wandte sie sich an den stillen Buben.

Der schüttelte den Kopf.

„Na, das wirst du bei mir lernen. Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen," setzte sie triumphierend mit einem Blick auf den Totengräber hinzu, an dem sie den Mucker zu riechen vermeinte.

Das Gestältchen des Kindes sank noch mehr zusammen. Es kroch ganz in sich hinein. Der alte Mann legte ein großes Stück Speck auf Richards Teller, aber er rührte ihn nicht an. Endlich war das Minele fertig und kam mit dem Bündel herein. Die Pflegemutter erhob sich sofort.

„Jetzt komm her, Bub, und nimm dein Bündel."

Digitized by Google

Der Kleine rührte sich nicht.

Sie schüttelte ihn heftig an der Schulter. „Ob du gehorchst!“ schrie sie ihn an.

Richard hob die hellblauen Augen verängstigt zu dem harten Gesicht und versuchte darin zu lesen. Dann aber stieß er einen lauten Angstschrei aus, sprang auf und stürzte sich dem Totengräber in die Arme.

„I will net fort, i bleib bei dir! Vatta, Vatta, helf mir.“ Ein entsetzliches Angstgeschrei entrang sich der Kehle des Kindes. Das Minele stellte sich kampfbereit neben den Buben, dem Vater Birk stürzten die Tränen aus den alten Augen. Er richtete sich entschlossen auf.

„'s isch Gottes Will, der Bub bleibt.“

Lydia Meyer wütete. Der Richard schlupfte unter des Pflegevaters schwarzen Sonntagsrock, das Minele reckte seine starken jungen Arme.

„Jetzt wann i a Bueb wär',“ sagte sie, und hätte gar zu gern den häßlichen Gast die Treppe heruntergeworfen.

Endlich ging sie, und der Richard setzte sich getröstet an seine kalt gewordene Mahlzeit, während der Totengräber immer mit zitternden Lippen sagte: „'s war Gottes Will, 's war Gottes Will, da kann unsereins nix mache.“

Als am Abend die Sonne sinken wollte und Vater Birk in den Stall ging, da hörte er aus der Scheuer ein Geräusch: Ratsch, ratsch, ratsch.

Er ging hinein. Da stand der Richard mit glühendem Gesicht auf einem umgestülpten Milchkübel und drehte an der Kurbel der Futterschneidemaschine. Als er den Alten sah, sprang er herunter und rief freudestrahlend:

„I glaub 's Futter langt jetzt für morge früh; jetzt gang i an Brunne und hol Wasser fürs Minele.“ Und spornstreichs lief er davon, der faule Richard, daß seine nackten Füße auf der feuchten Straße klatschten.

Der Alte aber schaute gerührt das ungeschickt geschnittene Futter an und sagte andächtig mit gefalteten Händen: „Er hot älleweil widder en Weg, wo i kein sieh. I glaub' doch jetzt, der Bu wird recht, au bei mir.“

Und dann schneuzte er sich ins sonntägliche Taschentuch und fütterte seine Kuh.

III.

Zigeunertaufe.

„Zigeuner sind im Dorf,“ kündeten die Kinder an, als sie von der Schule kamen, „zwei grüne Wage stehn am Pappelplatz beim Bäckermichel. Und a Kleins hent se, heunt Nacht hat mer die Rosine derwege herausgeklopft.“

Die Waldhäuser merkten bald, daß die Zigeuner ein Kleines hatten, denn ein Strom von Weibern, Kindern und Männern ergoß sich in die Gehöfte und Häuser, und das „Kleine“ war eine gute Gelegenheit, die Mildtätigkeit der Weiber anzufeuern.

„Chanz nackt, chanz nackt,“ seufzte eine hübsche braune Frau in Lumpen mit einem grellroten Kopftuch, in ihrer fremdartigen Sprache. „Nix Hemd, nix Tuch, nix warm.“ Sie hielt die leeren Hände hin und senkte den Kopf, um die Hilflosigkeit des jungen Weltbürgers anzudeuten.

Was konnte Schöllersrike anders tun, als an die stark strapazierten Wäscheüberbleibsel ihrer vier Kinder zu gehen und eine notdürftige Bekleidung für das Zigeunerkind zusammen zu suchen? Mit der Missionsgret verhandelte ein altes Weib, dem die grauen Haarsträhnen über das hexenhafte verrunzelte Gesicht hingen.

„Armes Frau, fast gestorben in Nacht, so viel Schmerzen und gar nix Essen, acht Kinder und so krank jetzt. Keine Haus und keine Bett, nur Lumpen, so ...“ sie zeigte dabei auf ihre zerfetzte Kleidung.

Die Missionsgret dachte an ihre eigenen zwei Töchter. Sogar ein altes Huhn hatte sie das letzte Mal geopfert, als die Mine mit den Zwillingen niederkam. Während sie so dachte, hatte sie auch schon einen Brotlaib aus dem Schrank gelangt und dem Weib ein paar Eier in den Korb gelegt.

Gleich darauf klopfte ein bildhübsches halbwüchsiges Mädchen an die vorsichtig geschlossene Tür der Schmiede. Der älteste Sohn machte ihr auf; er war rußig und im Schurzfell, und das Feuer lohte gespenstisch hinter ihm auf als er heraustrat. Die Zigeunerin schlug die schwermütigen großen Augen zu ihm auf und erhob bittend die schmalen braunen Hände. In singendem Ton begann sie: „Bitte gute, schöne Mann,“ der Hannes grinste geschmeichelt, „kleine Kind gar nix Milch, immer weinen. Maruschka singen la la la, aber nix helfen. Gute Mann so viel Kuh hat . . .“ Dabei hielt sie ihm einen riesigen Topf hin, aus dem man zwanzig Säuglinge einen ganzen Tag hätte speisen können, und lächelte ihn süß und flehend an.

„So 'ne Hex,“ brummte der Hannes und nahm den Topf, „gute, schöne Mann — — —.“ Er strich sich über den breiten Mund mit den spärlichen rotblonden Bartstoppeln, um sein Wohlgefallen zu verbergen, guckte scheu nach dem Haupthaus und stieg dann in den Keller, wo er den größten Milchhafen seiner Mutter in den Zigeunertopf leerte.

Die kleine Hexe benutzte seine Abwesenheit, um schnell die Augen herumlaufen zu lassen und einen herrenlosen Hammer ins Mieder zu stecken. Mit dem harmlosesten und süßesten Kinderlächeln aber nahm sie gleich darauf die Milch in Empfang und trippelte mit ihren flinken nackten Füßen davon.

Das ganze Dorf wurde durch das Familienglück der Zigeuner in Mitleidenschaft gezogen, auch das Pfarrhaus. Nachdem es mehrfach um leibliche Segnungen angegangen worden war, kam am anderen Morgen feierlich der älteste Zigeuner, ein graulockiger, ungemein schmutziger, malerischer Mann, und bat um die Taufe für sein jüngstes Enkelkind.

„Sind Sie evangelike oder katolike Pfarrer?“ fragte er den alten Pfarrer Werner. „Evangelisch.“ —

„Hm,“ sinnierte der Alte, „aber Christ sein Sie dok trotzdem?“ — „Allerdings,“ lächelte der Befragte. — „Nun, dann taufen Sie das Kind Christ; wann dürfen wir kommen?“ „In zwei Stunden in die Kirche.“ — Der Zigeuner machte eine tiefe Verbeugung. Werden wir sein alle da.“

Zwei Stunden später gab es Lärm und Getümmel auf der Straße; Geigen sangen, Klarinetten flöteten und die ganze Gasse lief zusammen. Es war der Taufzug. Voran die jungen Männer mit Musikinstrumenten, dahinter ein ganzes Rudel brauner Kinder, wohl zwanzig Stück, alle barfuß und zerlumpt, aber Blumen in dem wirren Schwarzhaar und in den Händen. Danach vier bis fünf junge Mädchen, die Weiber waren bei der Wöchnerin geblieben. Die kleine Hammerdiebin trug den Täufling. Sie hatte sich ein wenig herausstaffiert, um die Hüfte flatterte eine rote Schärpe und brennende Geranien leuchteten in ihren wilden Locken.

Der ganze Zug bewegte sich im Tanzschritt das Dorf hinunter. Die Kinder jauchzten und hüpften, die Mädchen wiegten sich anmutig und tanzten mit den zierlichen nackten Füßen im weißlichen Staub der Straße, daß die goldenen Ringe an ihren Ohren klingelten.

Die Waldhäuser, wenigstens die frommen, waren eigentlich empört. „Wenn's wenigstens en Choral spiele täte,“ meinte die Missionsgret. „A gottlos Volk, tanzt zur heiligen Tauf' als ob Kirwe wär',“ bruttelte der Gerberfritz.

Der alte Pfarrer übernahm selbst die Taufe, seinen jungen Vikar wollte er sie nicht ins Gewissen schieben, hatte doch selbst die Hebamme sich geweigert mitzugehen in dem heidnischen Taufzug.

Aber es ging alles gut. Die Männer benahmen sich mit der Würde spanischer Granden, die Weiber beugten die Köpfe wie holde Büßerinnen, und daß eine von ihnen etwas Taufwasser stibitzte zu irgend einem abergläubischen Zweck, wurde milde vom Pfarrer übersehen. Nur der Meßner spottete über das leer gebliebene zinnerne Opfertellerchen, seine Frau belehrte ihn aber, daß er froh sein könne, daß die Taufgesellschaft das Tellerchen nicht mitgenommen habe und das sah er ein und gab sich zufrieden.

Die Zigeunermütter hatten unterdessen den zusammengebettelten Taufschmaus bereitet, und zum Ärgernis der Waldhäuser Alten und zum Ergötzen ihrer Kinder ertönte bis spät in die Nacht ein Geigen, Singen und Tanzen aus den zwei grünen Wagen, das erst aufhörte, als der „Schütz“ spät am Abend Ruhe heischend in den lustigen Kreis trat.

Am anderen Morgen aber erschienen im Pfarrhaus zwei wild aussehende, schöne, junge Männer mit Geigen im Arm und begehrten den Herrn Pfarrer und seine Familie zu sprechen. Als Annele und ihr Vater eintraten, verbeugten sich die beiden Burschen voll Würde und der ältere begann eine schwer verständliche Rede, aus der der Pfarrer entnahm,

Digitized by Google

daß sie aus Dankbarkeit für den gespendeten Segen der Kirche, das Pfarrhaus durch ein Konzert erfreuen wollten.

Nach einer kurzen Verständigung untereinander, setzten sie die Geige ans Kinn und ein wunderbar klarer zweistimmiger Ton schwebte lang anhaltend durch das Zimmer, und dann perlte es unter ihren Händen hervor, ein Haschen von Tönen, ein Sichfinden, ein Jauchzen und Trillern, und dem Anneke hüpfte das Herz mit. (Fortsetzung folgt.)

Kunst

Ein Langobarde. Es ist immer eine Ehre, kann aber ein Unglück sein, wenn ein Maler in der großen Ausstellung ein eigenes Zimmer für seine Arbeiten bekommt, das Zimmer aber gerade für seine Malweise zu klein ist. Von den 11 Bildern, die Willy Hamacher ausstellt, können nur zwei oder drei wirklich genossen werden, da man sich für sie durch die offenen Türen die richtige Ferne herstellen kann. Sie alle sind nämlich mit dem großen Pinsel gemalt, ja man möchte im ersten Ansehen sagen, mit einem etwas groben Pinsel, ganz als ob Norwegen in seiner Wildheit und unverarbeiteten Größe geschildert werden sollte, aber nicht das alte sonnige Kulturland Oberitalien. Die Küste der Riviera, die Schifferflotte von Chioggia bei Venedig, Riva am Gardasee und ähnliches ist von jemand dargestellt, der mit seinem massiven Germanenschädel nur gastweise in diesem Lande weilt, und wenn er es noch solange bewohnt. Italien ist, wenn der Ausdruck nicht zu kühn erscheint, mit holländischem Auge gesehen. Nicht das wird dargestellt, was für Italien charakteristisch ist, sondern das, was man in Holland darstellt, weil man dort nichts anderes hat: schwere Kähne, breite Segel, große Wolken, graue Töne, feste Formen. Es scheint, als sei der Maler nur aus Versehen ins Land der reineren Klarheit gekommen. Und doch scheint es nur so, denn in aller Schwere liegt unendlich viel Hingabe an den Zauber des Südens, leise, verborgen, im Unbewußten der Schöpfung. Da ist ein blaues Meer unter harten Wolken, die noch viel härter sind als Kallmorgens bleierne Wolken über dem Hamburger Hafen, aber das Meer selbst ist von solcher dunkelblauen und glänzenden Pracht, daß es unter seinen Wolken geradezu ruft: ich pflege Himmel zu trinken! Und über dem Hafen von Genua steht eine Sonne in roter Nebelstrahlung, als sei ein Bild vom Nordkap hier, aber der Maler hat doch recht: es gibt in Italien ungezählte Eindrücke, die an den Norden erinnern. Der Maler pflegt natürlich nicht sie darzustellen, sondern die, welche ihm italienisch erscheinen. Hamacher sucht in Italien die durch Sonne verklärte Heimat etwa so wie einst die Germanen in der Langobardenzeit zu ihren Weibern sagten: Siehst du die Sonne? So war sie, als wir noch dort hinten an der Elbe saßen. Wie schön ist diese Sonne, weil es die Heimatsonne ist! Und lange sahen der Langobarde und seine Frau gerade in diese Sonne. H.

Eine gemalte Familiengeschichte. Wenn ich August Scherl wäre, was ich glücklicherweise nicht bin, so würde ich jetzt ein Preisausschreiben ergehen lassen, bei dem es sich nicht um das Aussuchen der 10 beliebtesten Tondichter handelt oder um das Zusammenstellen von 20 Worten aus 12 Buchstaben, sondern um eine Idee, die jedem im Volke zugänglich und doch sehr schwer richtig zu finden ist. Ich würde nämlich eine recht gute und genaue Abbildung des Ölgemäldes von Otto Heichert in Königsberg bringen, das im sechsten Saal der großen Ausstellung hängt und sich „Familie Jernberg" nennt, und dann würde ich den Lesern eine Kutsche mit zwei Pferden als ersten Preis versprechen für die beste Antwort auf die Frage: „Was sagt jetzt die Mutter?" Das Bild ist nämlich so fabelhaft lebendig, daß man denkt, man höre die drei Menschen reden und wisse ganz genau, was sie reden, nur in dem Augenblick, wo man es sagen will, was sie sprechen, da ist es weg! Vater, Mutter und Töchterlein gingen also in den grünen Wald und verliefen sich, und die Mutter sagte — nein, alle drei gingen erst zusammen, dann behauptete die Mutter, ihr Weg sei näher und ging ihn allein; der Vater aber und das Mädel kamen eher, die Mutter aber sagte — nein; die Mutter hat blaue Blumen am Schirm und behauptet steif und fest, diese Blumen seien — nein, die Mutter hatte gesagt, sie würde nie müde, und nun ... also es sind keine philosophischen Geheimnisse, die herausgebracht werden sollen, sondern nur eine Sonntagnachmittagsgeschichte voll Lust und Charakter. Vater und Tochter sind eine Sorte, lachende, urgesunde, laute Menschenkinder, denen alles in der weiten Welt zum Spaß werden kann; dabei sind sie die Oberflächlichen. Der gründliche Teil ist die Mutter in ihrer mageren Zähigkeit und pflichttreuen Festigkeit. Sie hat es langsam gelernt, Spaß zu verstehen, und kann es nun, aber ihr Spaß ist weniger laut, es ist der brandenburgische Spaß, der wie die Kiefer auf dem Sandfeld wächst. So „öden" sich beide Teile gegenseitig an und zeigen dabei zehnmal mehr von ihrem Wesen, als wenn die Familie monatelang vor dem Maler steif gesessen hätte und monumental verewigt worden wäre. Diese Familie ist als Familie charakterisiert, nicht nur als drei Köpfe. Das ist eine große und sehr seltene künstlerische Leistung, ein Muster für freiere Porträtkunst, eine Freilichtstudie dreier Gemüter. Alle drei Personen werden sich in diesem Bilde bis an ihr Ende gern wiederfinden. Sie sind in ihrer ganzen Natürlichkeit gegriffen und ringsherum ist frischer, froher Wald. Man möchte zu gern bei ihnen sein, schon allein, weil man neugierig ist, zu wissen, worüber Vater und Tochter lachen. Die Mutter sagt ganz trocken irgend etwas, was wir wissen müssen. Ich höre den Ton und weiß doch nicht, was es ist. Was sagt wohl die Mutter? H.

Allerlei

Bülow.

A. Alle Achtung vor Bülow! Er kann es! Er kam, redete und siegte! Wie beim Zolltarif!

B. Es ist seine Besonderheit, seinen Kollegen zu zeigen, daß er selber nötig ist.

A. Immer findet er die Tür, die vorher niemand sah! Er hat Erfindungsgeist!

B. Und was erfindet er? Wie man einen guten dritten Akt macht!

A. Der dritte Akt entscheidet!

B. Wenn die zwei vorhergehenden Akte Inhalt gehabt haben. Sonst nicht!

A. Warum sonst nicht?

B. Weil er sonst der glanzvolle Abschluß von Nichtigkeiten ist. Wenig Stoff mit schöner Aufmachung!

A. Aber das imponiert ja den Leuten!

B. Das tut es.

Hoher Besuch.

Wenn Visiten kommen,
Wird in Putz genommen
Und gesäubert schleunigst Hof und Haus.
Waren Küch' und Kammer
Vordem auch ein Jammer,
Nach der Wäsche seh'n sie wohnlich aus.

So im Ruhrreviere
Hat man auch die Schmiere
Und den Zechenunrat fortgeschwemmt. —
Kam doch Staats-Visite
In der Maienblüte,
Und dann zeigt man sich nicht gern im Hemd. —

Alle Gruben waren,
Wo man eingefahren,
Denn auch tadellos in vollem Wichs. —
Wo sonst Kot und Pfützen
Ihre Jauchen spritzen,
Konnte tanzen man nun augenblicks. —

Wunderbare Wandlung
Zeigt der Ort der Handlung,
Wo man die Besucher „hingeführt"!
Und die Staats-Visite,
In der Maienblüte
War von all der Pracht denn auch gerührt. —

Wie ganz anders hatte
Man sich doch die „schwatte"
Köhlerei vordem zu Haus gedacht. —
Nein, das war ja prächtig,
Und ganz niederträchtig,
Wem das Herz dabei nicht froh gelacht. —

Nun wird Preußens Landtag,
Den man auch schon „Schandtag"
Hat genannt, vollzieh'n den „Zechenschutz". —
Sind's doch „Mustergruben",
Und nur böse Buben
Schleudern frech darauf Verleumdungsschmutz. —

(Bergarbeiterzeitung.)

Briefkasten

W. H. Oldenburg. Es ist richtig, daß der Abg. Müller-Sagan in Elberfeld so gesprochen hat. Seine Ausführungen lauteten unter anderem wörtlich: „Der „Gemeinnützige" mit seinem Herausgeber Allmers ist seit einem Jahr abgeschwenkt und ins gegnerische Lager übergeschwenkt."

An X. Es ist sehr nett und freundlich von Ihnen, mir zu empfehlen, was ich lesen oder ansehen soll! Der Gebrauch, mir etwas derartiges zu empfehlen, hat aber so zugenommen und wird teilweis in so offenkundiger Absicht, eine Besprechung hervorzurufen, geübt, daß ich wie Bädeckers Handbuch erklären möchte: Empfehlungen sind auf keine Weise zu erlangen! Ich kann niemals alles lesen, was mir zugesendet wird, versuche es gar nicht und fühle keine Verpflichtung, eine Schrift, die nicht in meinem Arbeitsplane liegt, nur deshalb zu lesen, weil der Vetter des Verfassers mein Freund ist. Nichts für ungut! Besten Gruß! F.

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 23

Nationalsoziale Wochenschrift

Sonntag, den 11. Juni 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Die Arbeiter müssen sich die Akademiker erziehen — Die Einigung marschiert — Das Herrenhaus — Gegen eine Reichserbschaftssteuer — Der evangelisch-soziale Kongreß — Der Kampf um Plötzensee) — **Naumann**: Die Vernichtung der russischen Flotte — **H. v. Gerlach, M. d. R.**: Die Guillotionierung des Reichstages — **Dr. E. Katz**: Gewerkschaftliche Wandlungen — Der Kölner Gewerkschaftskongreß im Lichte sozialdemokratischer Parteiblätter — **R. Ziller**: Akademische Unfreiheit — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — **G. Traub**: Pfingsten — **George Sand**: Die Frau in der Politik — **Immanuel Weitbrecht**: Planck — **Helene Christaller**: Bilder aus einem Dorfe (Schluß) — Kunst — Allerlei — Briefkasten.

Politische Notizen

Die Arbeiter müssen sich die Akademiker erziehen. Was sind die Akademiker und Schriftsteller in der proletarischen Bewegung? Sind es Führer oder Beauftragte? Vor etwa einem Jahre brachte die „Leipziger Volkszeitung" eine Reihe von Artikeln, in denen das „klar denkende Proletariat" als der Auftraggeber der Theoretiker dargestellt wurde, die nichts anderes zu tun haben sollen, als mit ihrer wissenschaftlichen Schulung den Willen des Proletariates zu vertreten. Wo sie diesem Willen nicht genügen oder ihn durch Zweifel stören, sollen sie durch eine feste proletarische Kritik in ihre bescheidenen Schranken zurückgewiesen und, wenn nötig, aus der Front abgeschoben werden. Und nun hat das klar denkende Proletariat auf der großen Gewerkschaftstagung in Köln den radikalen Literaten ihre Lektion erteilt. Es ist genau das geschehen, was damals die „Leipziger Volkszeitung" forderte. Die Masse der Lohnarbeitenden hat durch ihre Delegierten unzweifelhaft festgestellt, daß sie vom Generalstreik der Theoretiker, ja selbst von der Maifeier der internationalen Kongresse, auf denen die mehrsprachlichen, also höher geschulten Genossen, zu herrschen pflegen, nichts wissen will. Da fangen aber nun die Akademiker in der „Leipziger Volkszeitung" und anderen Blättern an, sich über den Willen des Proletariates zu beschweren und ihn herabzusetzen. Genosse Leimpeters hat im Sinne des klar denkenden Proletariers gesagt: „Die Beschlüsse des internationalen Kongresses binden uns nicht; die Chinesen und Botokuden können nicht bestimmen, was wir ausführen sollen." Er war in der Form des Ausdrucks etwas schärfer als die anderen, aber es war der Geist der Masse, der aus ihm sprach. Auch aus Bömelburgs Referat sprach derselbe Geist. Und was geschieht nun: Die Theoretiker setzen sich aufs hohe Pferd und bringen dem Proletarier bei, was „proletarisch" sei! Es fällt ihnen gar nicht ein, vor der Meinung der organisierten Arbeiterschaft sich zu beugen. Ihnen empfehlen wir folgende Worte aus der „Leipziger Volkszeitung" vom 4. Mai 1904:

„Nicht die Akademiker müssen die Arbeiter erziehen, sondern die Arbeiter müssen sich die Akademiker erziehen, die sie brauchen. Ein Akademiker, der sich durch dies Verhältnis bedrückt fühlen sollte, würde dadurch nur beweisen, daß er noch mehr oder minder in bürgerlichen Vorurteilen steckt."

Das sollte einmal die Bernstein, Heine, Göhre treffen und nun trifft es die Mehring, Kautsky, Zäck und Luxemburg. Die Arbeiter müssen sich ihre Akademiker erziehen! Eine besonders leichte Arbeit wird es nicht sein, denn diese Akademiker sind ja voll von dem „bürgerlichen Vorurteil", mehr zu wissen als die Proletarier von Köln.

Die Einigung marschiert. In der freisinnigen Volkspartei vollzieht sich anscheinend eine erfreuliche Sinnesänderung. Während man in ihren leitenden Kreisen bisher nur mißfällig den Bestrebungen zusah, welche eine Einigung des wirklichen Liberalismus verfolgen, scheint man nun nach harter Selbstprüfung zu einer anderen Meinung gekommen zu sein. Der Zentralausschuß der freisinnigen Volkspartei faßte auf einer Berliner Tagung folgende Entschließung:

„Der Zentralausschuß würdigt die Bedeutung der Bestrebungen, die wirklich liberalen Elemente zu stärken, erachtet aber als unabweisbare Voraussetzung für etwaige Vereinbarung mit den anderen liberalen Gruppen die Wahrung der eigenen politischen Selbständigkeit nach Maßgabe der im Eisenacher Programm ausgesprochenen Grundsätze. Unter Wahrung dieser Selbständigkeit wird die freisinnige Volkspartei bereit sein, mit anderen liberalen Gruppen eine Verständigung zu bestimmten Zwecken, insbesondere bei den Wahlen, herbeizuführen."

Dieser Beschluß ist ohne Zweifel die Antwort auf Vorgänge im Lande. Schon seit langem haben lokale Verbände der freisinnigen Volkspartei eingesehen, daß es mit der alten Zersplitterung nicht weiter geht. Auch das Verlangen nach „wirklichem" Liberalismus ging wohl ursprünglich von dieser Seite aus. Nun also hat auch die freisinnige Volkspartei auf die Heilbronner Resolution die Antwort gefunden. Möge aus diesem Berliner Beschluß neues Blut und Leben die Adern der freisinnigen Volkspartei durchströmen, in Reich und Einzelstaaten, und besonders auch in den Kommunen und in der Presse! Dann wird es dem wirklichen Liberalismus an nichts fehlen.

Das Herrenhaus. Als Bülow bei der Einweihung des neuen Gebäudes an der Leipziger Straße dem Herrenhause das Wort Bismarcks ins Gedächtnis rief, daß die hohe Körperschaft der geborenen Gesetzgeber der „Regulator und Ballast des Staatsschiffes" sei, lag etwas freundliche Ironie in seinen höflichen Worten. Freiherr von Manteuffel aber griff diese Worte auf: „Die Marschroute, die der Fürst Bismarck dem Herrenhause gegeben hat, möge von ihm stets befolgt werden!" Und nun steht Bülow in dem glänzenden Saale und bittet, daß man sein Bergarbeitergesetz in milder Nachsicht passieren lasse. Herr von Manteuffel aber holt ein altes Blättchen heraus, auf dem steht: „Die mehrsten Revolutionen werden von oben gemacht." Das soll sich Bülow merken, der „Revolutionär"! Man würde den sozialen Entwurf von vornherein ablehnen, wenn nicht Bülow bei den Handelsverträgen sehr brav gewesen wäre. Da er aber bei dieser Gelegenheit so gut gearbeitet hat, soll mit seiner sozialen Schwäche menschlich verfahren werden, und man will mit ernsthafter Prüfung an eine weitere Verschlechterung seines Berggesetzes herantreten. Inzwischen wird es Sommer und Herbst werden: Die Bergarbeiter können warten! Diese Bergarbeiter verdienen kein Mitgefühl, denn Herr v. Burgsdorff erzählt ja, daß schon jetzt das Übermaß sozialer Fürsorge so groß ist, daß der Arbeiter sich freut, wenn er aus einem Unfall einen Knacks zurückbehält, der ihm eine Rente sichert! Wir erziehen uns ja schon jetzt Faulenzer und Simulanten! „Wir kommen schließlich dahin,

Digitized by Google

daß wir jedem Arbeiter ein Abonnement auf die große Staatskrippe in die Wiege legen." Als ob nicht das Abonnement auf die Staatskrippe längst in den Wiegen derer läge, die in Fideikommissen geboren werden! Herr v. Burgsdorff ruft den Arbeitern das Bibelwort zu: Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen! Wem sagt das die Bibel? Nur dem geringen Volke! Was dem Redner an der Bibel gefällt, sind Worte aus der Sklavenzeit wie dieses: „Ihr Knechte seid untertan mit aller Furcht den Herren, nicht allein den gütigen und gelinden sondern auch den wunderlichen." Gegenüber solch urkonservativer Herrenstimmung war es viel zu schwach, was Oberbürgermeister Zweigert von Essen und Professor Schmoller für das Gesetz vorbrachten. Zweigert sagte: „Die Vorlage ablehnen, hieße einen noch viel größeren Fehler setzen auf den Fehler, der mit der Vorlage gemacht worden ist." Schmoller war natürlich grundsätzlich für die Vorlage, aber ihm fehlt das Maß-Temperament, was der Vertreter der volkswirtschaftlichen Wissenschaft inmitten dieses Haufens wohlfrisierter Unbildung haben müßte. Das beste Wort sprach Generalfeldmarschall Graf Häseler, der die Bergarbeiter in der Armee kennen gelernt hat. Er ist fast der einzige, der sie überhaupt in diesem Hause kennt. Er bestreitet, daß sie Sozialdemokraten sind. Dem Buchstaben nach hat er unrecht, was er aber sagen will, ist richtig: es sind tüchtige deutsche Menschen, über deren Leben und Hoffen hier wie über krankes Vieh verhandelt wird. Und Bülow? Er bittet: laßt mich nicht stecken, ich bin ja euer lieber, guter Bülow!

Gegen eine Reichserbschaftssteuer wird von den preußischen Granden unaufhörlich mobil gemacht. Daß der Reichsschatzsekretär diese Steuer in seiner geplanten Finanzreform vorgesehen hat, steht jetzt ziemlich fest. Mehr beachtet aber sollte werden, wie die in Preußen ausschlaggebenden Elemente dem Reichsschatzsekretär entgegenarbeiten. Herr v. Rheinbaben, der konservative preußische Finanzminister intriguiert insgeheim. Die armen Steuerbedrückten des Herrenhauses haben eben seine Minierarbeit durch einen öffentlichen Protest unterstützt. In welche Gesellschaft ist die Parteileitung der freisinnigen Volkspartei geraten! In diesem Augenblick nicht mit Nachdruck für eine ergiebige Reichserbschaftssteuer arbeiten: das heißt Wasser gießen auf die Mühlen der Wucherer am Verbrauch der Masse!

Der evangelisch-soziale Kongreß wird in der Pfingstwoche in Hannover tagen. Wir sind mehr als je zuvor von der Notwendigkeit dieses Kongresses überzeugt, weil wir sehen, wie schwach das soziale Empfinden und Denken der gebildeten Kreise Deutschlands ist. Eben jetzt wird der Bergarbeiterschutz vor Landtag und Herrenhaus in eine Festfeier für antisoziale Gemüter verwandelt und was regt sich dabei im gebildeten Deutschen? Ihm sind die Hunderttausende von deutschen Bergarbeitern so gleichgiltig wie afrikanische Völker. Um auch nur die Reste seiner Vorlage durchzubringen, muß Bülow sie als scharfes Kampfmittel gegen die Sozialdemokratie hinstellen, denn wenn er sie als eine Forderung der Gerechtigkeit, Billigkeit, Menschlichkeit empfehlen würde, so würde das ebensoviel Wert haben, wie wenn ein Patronatspfarrer der gnädigen Herrschaft predigt: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! Die Kraft der moralischen Beweggründe ist in unserem öffentlichen Leben erschreckend schwach. Wenn trotzdem die Kirche sich noch immer als das Gewissen der Völker bezeichnen will, so wird sie den Gründen dieser Wirkungslosigkeit ihrer hohen Verkündigung der Gerechtigkeit und Liebe nachdenken müssen. Es ist anzunehmen, daß der Vergleich der Buddhistischen und christlichen Moralkultur den Kongreß tief in diese Frage hineinführen wird und daß der Vortrag über unsoziale kirchliche Einrichtungen die Einzelbelege für unsere soziale Rückständigkeit auch im Religionsbetrieb beibringt. Der Kongreß hat nichts zu beschließen, er will nur beraten. In derartigen Fragen aber ist auch die Erörterung alles und der feierliche Beschluß nichts, denn es handelt sich um einen innerlichen Erneuerungsvorgang, der von einzelnen getragen sein muß, nachdem die Seelen dieser einzelnen bewegt worden sind.

Der Kampf um Plötzensee. Man muß manches Jahr in der Geschichte der deutschen Rechtsprechung, bis in die Zeiten der berüchtigten Brausewetterei, zurückgehen, um ein Seitenstück zu dem Prozeß zu finden, der sich jetzt schier endlos in Moabit vor der IV. Strafkammer abspielt. Zur Debatte stehen angebliche Mißstände des Strafvollzuges in Plötzensee. Das materielle Ergebnis des Prozesses wird zweckmäßigerweise erst nach seinem Abschluß gewürdigt. Die formelle Seite verdient dagegen schon jetzt eine Kritik. Wer die Prozeßberichte genau verfolgt, wird zu einem vernichtenden Urteil über das Verfahren der Staatsanwaltschaft kommen, die ohne irgendwie haltbaren Grund das Rubrum der Sache nachträglich so änderte, daß die Angeklagten anderen Richtern entzogen und künstlich vor die Strafrichter gebracht wurden, die als die schärfsten in rebus politicis gelten. Nichts kennzeichnet die Sachlage besser als der Ausspruch des Vorsitzenden Oppermann: „Ich bin einer gegen acht." „Gegen?" fragte mit Recht einer der acht Verteidiger. Als eine Neuheit selbst in der preußischen Justiz dürfte es nämlich angesehen werden können, daß der Vorsitzende des Gerichtshofes sich als Gegner der Verteidiger ansieht. Der ständige Kampf zwischen Herrn Oppermann und den Verteidigern dreht sich darum, daß der eine die Beweisaufnahme strikte darauf zu beschränken sucht, ob in den unter Anklage gestellten Artikeln irgend eine falsche Behauptung zu finden sei, während die anderen auf den Nachweis bringen, daß die Mängel des Strafvollzuges, gegen die sich die Tendenz der Artikel wandte, tatsächlich vorhanden seien. In diesem „Kampf" zwischen Vorsitzendem und Verteidigern ist natürlich der „Sieg" von vornherein entschieden: Dank der Bestimmungen unserer Strafprozeßordnung ist der „Eine" mächtiger als acht mal acht Verteidiger. Für den unbefangenen Beobachter muß freilich nicht nur die Einschränkung des Beweisthemas als ein Kardinalfehler, sondern auch die unerhörte Schärfe in der Ausnützung der gesetzlichen Handhaben gegen die Verteidiger einen höchst unerfreulichen Eindruck machen. Die Art und Weise, wie die Sachverständigen ausgewählt, die Zeugen befragt, die Angeklagten behandelt, die Verteidiger in ihrem Fragerecht verkürzt, die Maxima der „Ungebühr"strafe alle Augenblicke verhängt wird, muß in jedem Leser der Verhandlungen den Gedanken wachrufen: Gnade Gott dem Berliner Preßsünder, dessen Name mit K anfängt, oder der durch irgend eine Rubrizierung vor die K = Kammer gebracht werden kann. Wie auch der Prozeß ausgehen mag, das Urteil der öffentlichen Meinung über die Prozeßführung des Herrn Oppermann steht schon heute fest.

Die Vernichtung der russischen Flotte

Die Seeschlacht in der Koreastraße ist in ihrem Verlauf so überwältigend und in ihren Folgen so schwerwiegend, wie selten ein geschichtliches Ereignis. Schon nach der Schlacht von Mukden sagten wir und fast alle deutschen Beurteiler, daß dieser kritische Tag der Weltgeschichte hinter der Schlacht von Sedan das folgenreichste geschichtliche Vorkommnis sei. Damals hielten wir den ernsten Angriff der baltischen Flotte in Ostasien nicht für wahrscheinlich. Sie lag bei Madagaskar und schien nur zur Demonstration ausgesendet zu sein. Inzwischen zeigte es sich, daß sie doch ernste Absichten hatte. Es war ein langer Weg zum Tode, eine noch nie vorgekommene Anstrengung mit einem noch kaum erlebten erschreckenden Schluß. Jetzt hat Rußland keine Flotte mehr zu versenden und vier der großen russischen Schiffe werden bald die japanischen Seekräfte stärken. Die einzigen Kriegsschiffe von Bedeutung, die Rußland hat, schwimmen im Schwarzen Meer und dürfen nicht aus dem geschlossenen Wassergebiet hinaus, denn England wird peinlich auf Erhaltung der alten Verträge dringen, die den Durchzug durch die Straße der Dardanellen verbieten. Aber selbst wenn diese Schiffe frei ausfahren dürften, was können sie jetzt noch tun? Eine größere Probe als sie jetzt gemacht worden ist, kann nicht wieder gemacht werden.

An dieser Seeschlacht werden unsere Seetechniker und Politiker lange zu studieren haben. Jetzt sind die Nachrichten noch zu ungenau, um den Verlauf genau beurteilen zu können. Es scheint, soweit ein Laie in diesen Dingen etwas sagen darf, daß folgende Fragen in Betracht kommen:

1. War es die größere Fernwirkung der japanischen Geschosse oder die größere Zahl ihrer Torpedoboote oder ihre taktisch bessere Führung, was in erster Linie den Sieg herbeigeführt hat? Wird das Linienschiff dem Torpedo weichen? Wird das Riesenpanzerschiff mit den schweren Kanonen die entscheidende Waffe bleiben? Man weiß, daß auch die deutsche Marine zwischen diesen beiden Auffassungen geschwankt hat. Seit dem Eintritt Kaiser Wilhelms II. haben wir uns für Linienschiffe entschieden, ohne allerdings bis zu den äußersten Größen, wie sie England neuerdings bau vorzugehen. Es wird nötig sein, nach Feststellung de

Digitized by Google

Schlachtverlaufes unseren deutschen Flottenbauplan neu zu prüfen.

2. Ist es in Zukunft denkbar, daß wir unsere Pachtung Kiautschou verteidigen, falls sie von den Japanern angegriffen werden sollte, ohne daß wir englische Hilfe haben? Wir werfen diese Frage nur deshalb auf, um zu zeigen, wie schwer es für uns sein kann, bei etwaigen Friedensverhandlungen aktiv hervorzutreten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß unser Platz an der Sonne von jetzt an die größte Aufmerksamkeit fordert.

3. Unsere politische Gesamtlage ist durch die russische Niederlage verschlechtert, denn die Möglichkeit einer Gegenwirkung gegen die englische Seeherrschaft auf der Erdkugel ist auf lange Zeit hin völlig vernichtet. Bestimmter als nach der Schlacht von Mukden müssen wir jetzt sagen, daß die Siege der Japaner mehr noch als diesen selbst den Engländern zugute kommen. Was werden wir und mit uns Österreich tun können, wenn jetzt England die türkischen Fragen in seinem Sinn zu lösen unternimmt?

Es ist also kein sehr erfreuliches Zukunftsbild, das sich für unsere deutsche Politik darbietet. Volkswirtschaftlich werden wir von der ungeheuren Materialvernichtung zunächst Nutzen haben, denn irgendwie wird Rußland mit oder ohne Friedensschluß seine Flotte wieder herstellen müssen, und alle anderen Seemächte, besonders Nordamerika, werden neuen Eifer im Schiffsbau entwickeln, schon um ältere, langsame Schiffe auszumustern, da das eine Ergebnis, daß langsame Schiffe dem Tod in die Arme fahren, ganz sicher ist. Wieviel wir auf deutschen Werften vom neuen Gesamtbedarf werden bauen können, ist ungewiß. Es wird vielleicht nicht allzuviel sein, aber die Eisenproduktion im ganzen wird doch gesteigert werden. Oberflächlich wird jetzt der russische Materialschaden auf 300 Millionen Mark geschätzt. Man sieht zum erstenmal in großem Maßstab, daß die Seekriege kapitalistische Kraftproben sind. Die Kehrseite aber ist die, daß Rußland nur dann Schiffe bauen kann, wenn es Geld geborgt bekommt, und daß die Verzinsung und Rückzahlung dieser Gelder ein dunkles Kapitel ist. Heute tun unsere Banken noch so, als sei Rußlands Kredit eine ewige Größe, aber man soll sich doch darüber nicht Träumen hingegeben, daß irgendwann ein Zeitpunkt kommt, wo es unmöglich wird, alte Schulden mit neuen Anleihen zu verzinsen. Dann verliert das deutsche Wirtschaftsleben vielleicht einmal in wenigen Tagen, was es jetzt durch Steigerung der Eisenproduktion gewinnt. Unser Ideal müßte sein, daß wir zwar an der Produktion beteiligt sind, aber nicht an der Darbietung der Gelder. Doch das wird leider wohl ein frommer Wunsch bleiben. Unsere Kapitalisten sind von einer tollen Vertrauensseligkeit gegenüber den russischen Finanzen. Niederlage kommt auf Niederlage, und in Worten sagt jedermann, daß Rußland am Rande des Abgrundes steht; die Taten unserer finanziell leitenden Kreise entsprechen aber diesen Worten keineswegs. Es scheint wirklich so zu sein, wie uns ein in solchen Dingen sehr erfahrener älterer Herr vor wenig Tagen sagte: „Ein Bankier ist ein Mensch, dessen Klugheit immer nur bis morgen reicht."

Die Rückwirkung der Niederlage auf die russische Politik ist bis jetzt nicht abzuschätzen. Es ist wahrscheinlich, daß nun eine Art Volksvertretung einberufen wird, aber die bloße Einberufung sagt an sich sehr wenig, solange die Rechte des Vertretungskörpers völlig unbestimmt sind. Der Zar ist offenbar ohne eigenen Halt, bald von den einen, bald von den anderen beeinflußt, eingeengt vom Schrecken der Anarchisten, ein Spiel eines gräßlichen und wilden Zufalles. Er beruft eine Versammlung ein und verurteilt sie, wenn es dann gerade geht, zur Untätigkeit, beugt sich aber auch vor ihr, wenn nichts anderes übrig bleibt. Und dieses Parlament selbst? Wer kann wissen, ob es in sich selbst nicht ebenso ziellos und zerbrochen ist wie der Friedenszar, der sich nicht entschließen kann, Friede zu machen? Das wahrscheinlichste ist folgendes:

Der Krieg wird fortgesetzt, weil in Rußland keine Macht da ist, die den Mut hat einen demütigenden Frieden zu schließen, und weil außer Rußland keine Macht da ist, die den Japanern Mäßigung in ihren Forderungen aufzwingen kann. Rußland blutet also weiter, ohne Aussicht auf Besserung seiner Lage. Russen und Japaner ringen um das Land, das sie beide eben verwüsten. Es kann übers Jahr noch fast ebenso stehen wie heute, nur daß die Schlachtfront um etliche hundert Kilometer mehr ins Land hineinrückt. Aber was sind 500 km in jenen Gefilden? Und mit jedem weiteren Monat steigt im europäischen Rußland der breite Groll, der alles bedroht, was an Bildung und Kultur in die moskowitische Barbarei hineingetragen worden ist.

Naumann.

Die Guillotinierung des Reichstages

Seitdem der Reichstag am 10. Mai wieder zusammengetreten ist, waren naturgemäß die ersten Fragen, welche die Abgeordneten untereinander austauschten, die: Was wird? Wie lange tagen wir? Was soll noch erledigt werden? Werden wir geschlossen oder vertagt werden? Jeder fragte, keiner wußte eine Antwort. Auch die Eingeweihtesten oder sonst am eingeweihtesten sich Gerierenden zuckten mit den Achseln. Der Seniorenkonvent wurde nicht einberufen. Authentisches war nicht zu erfahren. Man sondierte bei Ballestrem. Auch da Achselzucken. Er wollte mit Bülow sprechen. Aber selbst Bülow schien nicht zu wissen, was die Regierung wolle. Tag um Tag wurde der Reichstagspräsident hingehalten. Der Reichstag lebte von der Hand in den Mund. Mit Fiebereifer arbeiteten die Kommissionen, um Beratungsstoff fertig zu stellen. Die unglücklichen Referenten der Kommissionen wurden angepeitscht, um in durchwachten Nächten ihre voluminösen Berichte für das Plenum zusammenzustellen. Alles ließ darauf schließen, daß man entweder jetzt noch längere Zeit zusammenbleiben oder sich doch bis zum Herbst vertagen werde. Als gar das Börsengesetz auf die Tagesordnung gesetzt wurde, schien jeder Zweifel ausgeschlossen. Die bündlerische „Deutsche Tageszeitung" ließ sich denn auch von ihrer bestunterrichteten parlamentarischen Seite am 29. Mai schreiben, daß die Vertagung des Reichstages bis zum Oktober beschlossene Sache sei.

Am 30. Mai aber wurde der Reichstag geschlossen! Wie ein Blitz aus heiterem Himmel fuhr die kaiserliche Botschaft nieder, die von der urplötzlichen Entschließung des Bundesrates Kunde gab.

Nichts in den Verhandlungen des letzten Tages wich von dem Schema F jedes Reichstagsschlusses ab. Herr v. Normann dankte dem Präsidenten für seine Geschäftsführung. Graf Ballestrem bedankte sich für diesen Dank und brachte das Hoch auf den Kaiser aus. Alles wie immer. Aber wer die Privatgespräche der Abgeordneten hörte, die in ihrer Erregung die Reden der bedauernswerten Redner vollkommen übertönten, der konnte feststellen, daß durch alle Parteien das Gefühl heller Empörung ob der schmählichen Behandlung des Reichstages gegenüber den anderen gesetzgebenden Faktor ging. Zwei parlamentarische Musterknaben, der freikonservative Dr. Otto Arendt und der nationalliberale Führer Paasche, haben denn auch inzwischen im „Tag" ihrem entrüsteten Herzen Luft gemacht. In den Reihen gerade der Reichsparteiler und der Nationalliberalen läßt man sich ja viel von der Regierung gefallen. Aber diesmal wurde selbst die Milch ihrer frommen Denkungsart in gärend Drachengift verwandelt.

Es ist ja auch toll, was sich der Bundesrat dem Reichstag gegenüber gestattet hat. Daß er formell im Rechte war, sei vorweg bemerkt. Aber das erfolgreiche Funktionieren des Reichsgesetzgebungsapparates beruht doch nicht allein auf dem Kleben am Buchstaben der Verfassung, sondern hat auch zur Voraussetzung die verständnisvolle Rücksichtnahme der einen Körperschaft auf die andere. Diese Rücksichtnahme ist vom Reichstag fast immer geübt worden, manchmal sogar in übertriebener Weise. Der Bundesrat hat dagegen schon unendlich oft dem Reichstag seine Mißachtung bekundet. Man denke nur an die Frage der Diäten und der Freifahrkarten! Diesmal, wo es sich um gar keine sachliche Differenz handelte, sondern einfach darum, so höflich und rücksichtsvoll zu sein, wie das anständige Leute einander schuldig sind, gibt es für das Verhalten des Bundesrats überhaupt keine Erklärung, geschweige denn eine Entschuldigung. Denn was offiziös darüber geschrieben worden ist, ist einfach dummes Zeug.

Digitized by Google

„Konstitutionelle" Gründe sollen dagegen sprechen, daß der Reichstag „in Permanenz" erklärt werde. Das entspreche nicht der Verfassung. Dies klingt beinahe so, als wenn die Vertagung des Reichstages zur Irritierung des parlamentarischen Regimes geführt hätte. Natürlich gibt es keine absurdere Vorstellung. Die „Macht" des Reichstages ist genau dieselbe, ob er den Sommer über vertagt oder geschlossen ist, da er auf keinen Fall aus eigener Machtvollkommenheit zusammentreten kann. Die Bestimmung der Verfassung, daß der Reichstag alljährlich berufen werden soll, ist nur eine Schutzwehr gegen absolutistische Gelüste. Ob die Session ein, zwei, drei Jahre oder länger dauert, ändert an der Kräfteverteilung zwischen Bundesrat und Reichstag nicht das Mindeste. Vernünftigerweise sollten für die Frage, ob Vertagung oder Schließung, ausschließlich praktische Erwägungen den Ausschlag geben.

Die aber sprachen diesmal sämtlich für Vertagung. Denn die Behauptung, daß bei der Vertagung allerlei gesetzgeberischer Ballast mit in die nächste Tagung hinübergeschleppt werde, erweist sich bei näherem Zusehen als inhaltsleere Redensart. Gewiß ist manche Resolution und mancher Initiativantrag noch rückständig, die ohne Schaden in die Versenkung hätten verschwinden können. Aber einmal können alle Anträge sofort bei Beginn der neuen Session wieder eingebracht werden, so daß der „Ballast" gleich wieder da ist. Und dann wirken diese Rückstände überhaupt nicht lähmend, da vernünftige Vereinbarungen zwischen dem Präsidenten und den Senioren stets dahin führen, das Dringende voranzustellen, das Nebensächliche in den Hintergrund zu schieben und das ganz Veraltete stillschweigend zu begraben. Soviel gesunder Menschenverstand ist denn doch im Reichstag vorhanden, daß man niemand ernsthaft mit dem „Ballast" graulich machen kann.

Das Verhängnisvolle an dem brüsken Schluß des Reichstages ist dagegen, daß zusammen mit dem sogenannten Ballast eine Unsumme nützlicher Arbeit unter den Tisch fällt. Alles, was an Kommissionsarbeit für das Börsengesetz, das Militärpensionsgesetz, den Toleranzantrag, die Banknotenvorlage, die Eichungsnovelle, die Kamerunbahn geleistet worden ist, wandert nunmehr in den Papierkorb. Man braucht nur die 88 Seiten des Hagemannschen Berichtes über die Börsennovelle sich anzusehen, um an einem Beispiel zu ermessen, welche Unsumme von Arbeit des Plenums, der Kommissionsmitglieder, der Regierungsvertreter und vor allem des Berichterstatters auf diese Weise vollkommen sinnlos annulliert wird. Alles muß von vorn anfangen, mit der ersten Lesung im Plenum. Alle Reden müssen von neuem gehalten, alle Anträge von neuem gestellt und diskutiert werden. Jede neue Tagung bringt neue Aufgaben. Hätte man die dringenden, gut vorbereiteten Reste dieses Sessionsabschnittes in die Herbsttagung hineingerettet, so hätten sie bequem in 14 Tagen erledigt sein können. Jetzt braucht man Monde dazu, belastet unnütz die neue Tagung, hemmt ihre neuen Aufgaben, davon ganz zu schweigen, daß durch die unnötige Verschleppung ganze Schichten der Bevölkerung — man denke an die Militärpensionsgesetze! — materiell schwer geschädigt werden.

Der Bundesrat hat also durch sein Verfahren nicht nur den Reichstag vor den Kopf gestoßen, sondern auch Volksinteressen verletzt und die Erledigung der Reichsgeschäfte behindert. Und warum das alles? Eben damit die Immunität der Abgeordneten unterbrochen, damit ein paar sozialdemokratische Redakteure wegen irgend einer Preßbeleidigung eingesteckt werden? Oder damit die Freifahrkarten erlöschen? Natürlich wird niemals zugegeben werden, daß so elende Beweggründe den Ausschlag gegeben hätten. Aber mangels vernünftiger Motive wird der Verdacht nicht verschwinden, daß eine gewisse Animosität gegen die „Kerls" eine Hauptrolle gespielt hat.

Eins muß man freilich sagen: jeder wird nur so behandelt, wie er es sich gefallen läßt. Wenn die Regierung den Reichstag en canaille traktiert, so veröffentlichen die Herren Arendt und Paasche je einen Protestartikel. Dabei hat es dann sein Bewenden. Bekommt der Reichstag eine Ohrfeige, so erklärt die Mehrheit, das sei eine grobe Rücksichtslosigkeit. Kommt die Regierung drei Tage später mit einem dringenden Wunsch, so beeilt man sich, ihn zu erfüllen. Ist es ein Wunder, wenn die Regierung nachgerade glaubt, dem Reichstag alles bieten zu können? An demselben Tage, an dem der Bundesrat den Reichstag wie einen dummen Jungen nach Hause schickte, stand ein Antrag auf der Tagesordnung, der es mit einer Verfassungsverletzung zu tun hatte. Die Immunität des Abgeordneten Jessen war durch ein preußisches Gericht in skandalöser Weise ignoriert worden. Das ganze Haus protestierte dagegen. Aber nicht ein Vertreter der Regierung war erschienen, um sich zu dem Vorkommnis zu äußern, um Entschuldigung zu bitten, Remedur zuzusagen. Deutlicher konnte die Regierung gar nicht ihre Mißachtung der Rechte des Reichstages dartun. Herr Büsing von den Nationalliberalen tadelte das scharf. Aber glaubt ein Mensch im Deutschen Reich, daß die nationalliberale Fraktion in der nächsten Session mit dem Grafen Bülow deshalb ernsthaft ins Gericht gehen wird?

Selbst in einem nicht parlamentarisch regierten Staate, wie Deutschland, hat doch die Volksvertretung nur die Regierung, die sie verdient. Daß die Mehrheit des Reichstages durch ihre unbegrenzte Rücksichtnahme auf die Regierung die grenzenlose Rücksichtslosigkeit der Regierung nicht verdient hätte, wird man schwerlich zu behaupten wagen.

H. v. Gerlach.

Gewerkschaftliche Wandlungen

Was hat der Kölner Kongreß für die wirtschaftliche Taktik der freien Gewerkschaften Neues gebracht?

Zunächst das Ende der gewerkschaftlichen Neutralität! Als Bömelburg 1902 den Stuttgarter Gewerkschaftskongreß schloß, rief er: Sozialdemokratie und Gewerkschaften sind eins. Dies hielt man damals vielfach für einen falschen Zungenschlag. Wurde doch nicht nur von den Gewerkschaften, sondern auch von namhaften sozialdemokratischen Parteiführern — man denke an die Rede Bebels zur Eröffnung des Berliner Gewerkschaftshauses! — die politische Neutralität der Gewerkschaften als Notwendigkeit propagiert. Jetzt aber, 1905 in Köln, schließt Bömelburg mit den Worten: „In Stuttgart habe ich gesagt, Sozialdemokratie und Gewerkschaften sind eins. Ich wiederhole diese meine Ansicht. (Bravo!) Sie sind und werden eins bleiben. Ich bitte darum, es stets in den Versammlungen zu sagen: „Sozialdemokratie und Gewerkschaften sind eins." Wie ist dieser endgültige Verzicht auf die politische Neutralität der Gewerkschaften zu erklären? Vielleicht hat man früher gehofft, auf dem Wege der Neutralität den christlichen und Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen am besten das Wasser abgraben zu können. Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Machen jene Organisationen auch bloß einen Bruchteil, etwa $^1/_5$ der freien Gewerkschaften, aus, so bilden sie doch infolge Konzentration auf bestimmte Gebietsteile eine im gewerkschaftlichen Kampfe nicht zu unterschätzende Macht. Die christlichen Gewerkvereine nehmen stark zu; auch bei den Hirsch-Dunckerschen sind neuerdings wieder Ansätze zu einer großzügigeren Entwicklung vorhanden. Und die Masse der unorganisierten Arbeiter ist eine noch so große, daß für jede der drei großen Berufsorganisationen noch Spielraum genug bleibt. Dies scheint man auch in der freien Gewerkschaftsbewegung erkannt zu haben, indem man den Kampf der „Weltanschauungen" in den Vordergrund stellte. Teils geschah dies in der albernen Form, mit der Legien Religion und Vernunft als Gegensätze hinstellte, teils in würdigerer Weise. Ist diese Entwickelung zu bedauern?

Insoweit sie Klarheit schafft, gewiß nicht. Ehrlichkeit ist stets die beste Politik. Bei den meisten Verbänden, die Buchdrucker und Bergarbeiter vielleicht ausgenommen, ist die zur Schau getragene Neutralität immer mehr eine Farce geworden. Angehörige der freien Gewerkschaften, die sich außerhalb der Sozialdemokratie politisch betätigen, hatten einen immer schwierigeren Stand. So haben leider die freien Gewerkschaften dazu beigetragen, daß die Zersplitterung der deutschen Arbeiterbewegung weiter besteht. Nun erkennt ihr Kongreß offen an, was ist, und verzichtet auf die Neutralität.

Sollen wir dies bedauern? Wir können es auch aus einem anderen Grunde nicht tun. „Sozialdemokratie und Gewerkschaften sind eins!" Heißt das nicht, daß auch die Sozialdemokratie ohne die Gewerkschaften nichts bedeutet? Heißt das

Digitized by Google

nicht auch, daß die Gewerkschaften für die politische Bewegung die stärkste Säule bilden? Daß man mit der Unterschicht in der Arbeiterschaft und mit desperatem Kleinbürgertum wohl Versammlungen füllen, aber niemals eine große und tragfähige politische Bewegung machen kann? Bleiben aber auf die Dauer die Gewerkschaften stärker als die Partei, indem sie sich auf den Boden der Wirklichkeit stellen, dann wird die Partei zur parlamentarischen Vertretung der Gewerkschaften, oder sie muß sich von jenen trennen, und das hält sie nicht aus. Neben einzelnen bürgerlichen Parteien hätte es vor allem die Regierung in der Hand, durch mehr Entgegenkommen gegenüber den Gewerkschaften eine solche Entwickelung zu beschleunigen. Der neue Bülow-Kurs freilich ist das beste Mittel, um die sozialdemokratischen Parteierfolge zu konservieren.

Die Gewerkschaftsbewegung an sich wird trotzdem immer realpolitischer. Der Kölner Beschluß über Streikunterstützung ist nur erfreulich. Man hat es abgelehnt, mit einem Generalstreikfonds einen Anreiz zu unbedachtsamen Streiks zu schaffen. „In bezug auf die Streikunterstützung ist mit ganzer Entschiedenheit an dem Grundsatze festzuhalten, daß wie die Führung der Streiks, so auch die Beschaffung der Mittel zu ihrer Unterstützung Aufgabe jeder einzelnen Gewerkschaft selbst, und die allein richtige Beschaffung der Mittel die Erhebung ausreichend hoher Mitgliederbeiträge ist." Der Kongreß wies die Gewerkschaften von neuem auf eine Erhöhung der Beiträge hin. Eine solche ist auch mehrfach in Aussicht genommen. So gedenken die Bergarbeiter ihre Mitgliederbeiträge um etwa hundert Prozent zu erhöhen. Natürlich schließt dies nicht aus, daß bei unerwartet großen Streiks oder Aussperrungen die finanzielle Hilfe der gesamten organisierten Arbeiterschaft erforderlich wird. Aber auch da soll in Zukunft die regellose Sammeltätigkeit aufhören. „In solchen außerordentlichen Fällen soll deshalb die Generalkommission ermächtigt sein, auf Antrag der betreffenden Gewerkschaft unter Zustimmung der übrigen Zentralvorstände die Beschaffung finanzieller Mittel eventuell durch Vornahme allgemeiner Sammlungen zu veranlassen. Die Gewährung jeder derartigen Unterstützung hat zur Voraussetzung, daß der Generalkommission von der betreffenden Gewerkschaft über die Leitung des Kampfes und alle taktischen Maßnahmen bis zu seiner Beendigung das Mitbestimmungsrecht eingeräumt wird. Über die zweckmäßige Verteilung der gesammelten Gelder hat die Generalkommission zu entscheiden. Alle solche Gelder sind aus diesem Grunde an die Generalkommission abzuführen."

Die Erweiterung der Vollmacht der Generalkommission ist nur vernünftig. Man kann zu der Erfahrung dieses Kollegiums das Vertrauen haben, daß es die gewerkschaftlichen Kräfte wirklich zum Vorteil der Arbeiter dirigiert. Übereilte Kämpfe, die sich regelmäßig als verderblich für den Fortschritt der Organisationen herausgestellt haben, werden so vermindert. Ausgeschaltet werden vor allem Streiks mit politischer Nebenabsicht. In der Durchführung von Streiks schwindet der Einfluß politischer Scharfmacher. Für notwendige und berechtigte Arbeitskämpfe aber bietet die Neuordnung der Dinge eine Gewähr größerer finanzieller Sicherheit und größerer Planmäßigkeit.

Von nicht geringem Interesse war auch die Debatte über Gewerkschaften und Genossenschaften. Sie hatte den Zweck, einmal die Gewerkschaftler zu regerer Beteiligung an den Genossenschaften zu bestimmen, und dann die gewerkschaftlichen Forderungen gegenüber der Genossenschaftsbewegung zu erörtern. Die Genossenschaften waren anfänglich in der Arbeiterbewegung noch weniger auf Rosen gebettet als die Gewerkschaften. Aber wie jene, so setzten sich auch die Konsumvereine in Deutschland erst wirklich durch, als die politische Arbeiterbewegung sich ihrer annahm. Doch bleibt die Organisation der Arbeiter als Konsumenten heute noch weit hinter ihrer Organisation als Produzenten zurück. Neben wirtschaftlichen Ursachen kommen noch andere, im politischen Wesen der Sozialdemokratie liegende, in Betracht, welche diese Erscheinung erklären. Es gibt eine Masse kleinerer sozialdemokratischer Führer, die, nachdem sie aus dem Arbeitsverhältnis ausgeschieden sind, sich vom Kleinhandel ernähren. Diese sind naturgemäß privatwirtschaftlich Gegner der Konsumvereine. Führende Parteiblätter wie die „Leipziger Volkszeitung" haben verschiedentlich bewiesen, daß sie auch für diesen Matrialismus Verständnis besitzen, indem sie zur Stütze ihres historischen Materialismus und aus Haß gegen die Gegenwartsarbeit der Konsumvereine an die kleinbürgerlichen Instinkte sozialdemokratischer Führer appellierten. Solche Anschauungen fanden natürlich auf dem Kongreß der Gewerkschaften keinen Boden. Aber man hatte andere Beschwerden gegen die Konsumvereine, und die betrafen ihre Arbeiterpolitik. Die Konsumvereine können auf doppelte Weise sozialpolitisch wirken, im Verhalten gegen ihre eignen Angestellten und in der Vergebung ihrer Lieferungen. Nach beiden Seiten hin wurden auf dem Kongreß Klagen erhoben: Die Konsumvereine gewährten ihren Angestellten vielfach schlechte Arbeitsbedingungen und sie bezögen Waren auch von solchen Unternehmungen, welche die gewerkschaftlichen Forderungen nicht erfüllten. Diese Klagen erwiesen sich aber auch dann als größtenteils unberechtigt, wenn man den Genossenschaften noch etwas erbliche Belastung aus der Zeit Schultze-Delitzscher Dividendenjägerei zugute hält. Die Vertreter der Genossenschaften konnten beweisen, daß ihre Arbeitsbedingungen im Durchschnitt bedeutend besser sind als diejenigen der Privatbetriebe. Und sie machten mit Recht darauf aufmerksam, daß auch die Genossenschaften dem Gesetze der Konkurrenz unterliegen, daß sie, um konkurrenzfähig zu werden, ihre Produktionskosten nicht unverhältnismäßig über die der Privatbetriebe steigern können. Je machtvoller die Genossenschaftsbewegung, je sicherer ihr Absatz wird, desto mehr kann sie natürlich Rücksicht nehmen auf die Forderungen der Gewerkschaften. Daher war es ein glücklicher Schritt des Kölner Gewerkschaftskongresses in derselben Resolution, welche die Einzelforderungen der Gewerkschaften ausdrückte auch zur Mitarbeit am Genossenschaftswesen aufzufordern. Beide Bewegungen müssen Hand in Hand gehen. Schade nur, daß die ausgezeichnete Resolution des Herrn v. Elm formal etwas verunstaltet wurde. Die ganze Diskussion aber war dazu angetan, das Verständnis der Gewerkschaften für den Kapitalismus bedeutend zu heben.

Das wichtigste Ergebnis dieses Kongresses war vielleicht die unwidersprochene Anerkennung der Tarifbewegung. Die Äußerung, die wir neulich aus dem Rechenschaftsbericht der Generalkommission widergegeben haben, kann man füglich als Motto über den Kölner Kongreß setzen. Worüber man sich noch in Stuttgart erhitzte, darüber wurde gar nicht mehr diskutiert. Aus der Genossenschaftsdebatte, aus den Umbreitschen Ausführungen über Arbeitskammern und auch sonst klang das energische und einmütige Verlangen: wir wollen friedliche Vereinbarungen mit dem Unternehmertum!

Damit sei über die Kölner Verhandlungen genug gesagt. Die Debatten über die Grenzstreitigkeiten hatten kein Ergebnis von allgemeinerer Bedeutung. „Arbeitskammern oder Arbeiterkammern?" — das ist eine Doktorfrage, solange man nicht weiß, wie das Wahlrecht aussieht und welches Institut unter Umständen einer reinen Arbeiterkammer entgegengesetzt wird. Lesenswert aber wird im Protokoll des Kongresses sein, was über Heimarbeit und Wohlfahrtseinrichtungen ausgeführt worden ist.

Die Auffassung des Kölner Kongresses seitens der sozialdemokratischen Partei beleuchten die nachfolgenden Preßstimmen. Wir sind mit seinem Gesamtergebnis zufrieden. Jeder, der sich von den Dogmen und der Verbitterung und dem Parteiegoismus der politischen Sozialdemokratie frei weiß, muß erkennen, daß die gewerkschaftlich organisierte Arbeiterschaft Deutschlands auf einer guten Straße zieht.

Eugen Katz.

Der Kölner Gewerkschaftskongress im Lichte sozialdemokratischer Parteiblätter

Vorwärts: Die Gegensätze zwischen Partei und Gewerkschaften sind zweifellos vorhanden. Das muß ausgesprochen werden, um jeder Selbsttäuschung aus dem Wege zu gehen. Aber das Gefühl der Gemeinsamkeit besitzt bei alledem solches Maß, daß man dem offenen Kampfe, dem Bruderkrieg gern aus dem Wege ging. Und ein wirklicher Beschluß auf Abschaffung der Arbeitsruhe

Digitized by Google

hätte einen solchen herbeigeführt. Zu wessen Gunsten dieser Kampf ausgefallen wäre, ist nicht vorauszusehen. Ganz sicher war der Sieg der Arbeitsruhegegner nicht. Der Riß zwischen Partei und Gewerkschaften zieht sich nicht auf der Grenze zwischen beiden hin. Er schneidet einen nicht unerheblichen Teil der Gewerkschaftler selbst von ihren übrigen Mitkämpfern ab.

Bremer Bürgerzeitung: Auf keinem seiner Vorgänger sind solche zünftlerischen und parteifeindlichen Äußerungen gefallen; er hat deutlich gezeigt, daß ein tiefgehender Gegensatz zwischen den beiden Teilen der deutschen Arbeiterbewegung besteht, darüber täuschen die Versicherungen von der Einheit am Anfang und am Schluß des Kongresses nicht hinweg. Wie kann ein Arbeitervertreter so banal reden wie Leimpeters, als er sagte: „Die Beschlüsse des internationalen Kongresses binden uns nicht. Die Chinesen und Botokuden können nicht bestimmen, was wir ausführen sollen." So kann nur die krasse Unwissenheit oder ein Gegner des internationalen kommunistischen Befreiungsgedankens sprechen. Und das beklagt sich noch, wenn auf den sozialdemokratischen Parteitagen diese Denkungsart scharf verurteilt wird. Gegensätzliche Meinungen werden nicht nur in den Gewerkschaften stets gegen die Partei laut werden, sie werden hoffentlich auch nie in der Partei selbst verschwinden; sie geben Kunde von der geistigen Regsamkeit und von vielen Ungleichartigkeiten, die in der Natur der Dinge und Personen liegen. Wenn aber absichtlich herabsetzende und höhnende Äußerungen fallen, dann sind das Zeichen tiefgehender Gegensätze, die man ja nicht verschleiern sollte.

Brandenburger Zeitung: Bömelburgs Referat verriet ein Absehenwollen von jeder Theorie, von der der klassenbewußten Arbeiterschaft so notwendigen und ihr seit den „Literaten" Marx und Engels so förderlich gewesenen theoretischen Vertiefung, das einfach erschreckend wirken könnte. Da muß mit allem Nachdruck ausgerufen werden: Besinnt euch darauf, was die moderne Arbeiterbewegung groß gemacht hat! Es war nicht nur, daß in ihr die Masse der „schwieligen Fäuste" zusammenkam, es war auch das, daß sie ruhte auf dem Felsengrunde eines proletarischen Gedankenbaues sondergleichen. Würde, was wir freilich nicht befürchten, auf dem Wege dieser Theorieverachtung fortgeschritten, dann würden diese deutschen Gewerkschaftler dort endigen, wo die englischen Trades' Unions jetzt sind, und die deutschen Arbeiter könnten politisch noch mal von vorn anfangen, oder aber — hätten politisch und damit auch, dessen sind wir sicher, gewerkschaftlich im Sinne klassenkämpferischer Auffassung ausgespielt.

Elberfelder Freie Presse: In letzter Zeit ist die Befürchtung wieder öfters aufgetaucht, daß die deutsche Gewerkschaftsbewegung in die Bahnen der englischen Trade Unions geleiten könnte. Wir haben diese Befürchtung immer als grundlos bezeichnet, aber wenn man verschiedene, auf dem Gewerkschaftskongreß zutage getretene und ineinandergreifende Ansichten sich vergegenwärtigt, so braucht man diejenigen nicht als Bösewichter zu schelten, die eine solche Befürchtung aussprechen.

Breslauer Volkswacht: Über die grauen Zukunftsaussichten hilft man sich mit der Phrase, im entscheidenden Augenblick werden die Arbeiter wissen, was sie tun sollen, und sie werden siegen. Sonderbar, heute werden aus ihrem Ungeschick und ihrer Unerfahrenheit Krawalle entstehen beim kleinsten Generalstreik, heute müssen wir uns vor der Anwendung desselben wie vor seiner Propagierung fürchten, kommt aber einmal der große Raub, dann sind sie alle erleuchtet, und jeder weiß, wie er sich zu wehren hat. Das nennen wir eine Vogelstraußpolitik, verbunden mit Selbsttäuschung, die viel gefährlicher ist als selbst unvorsichtige Generalstreikpropaganda.

Mannheimer Volksstimme: Die Gewerkschaften sind durch ihre fortdauernde praktische Kleinarbeit abgestumpft für die Wirkungen demonstrativer Kundgebungen, sie sehen in der Maifeier nur eine willkürlich herbeigeführte Konfliktsgefahr, die ihren Kassen gefährlich werden kann. Das ist falsch, wie es überhaupt falsch ist, bei so mächtigen Kulturbewegungen das System der Rechenmaschine allzusehr in den Vordergrund treten zu lassen.

Sächsische Arbeiterzeitung: Der Appell an die schwielige Faust, der in der Debatte noch vergröbert wiederkehrte, ist immer ein bedenkliches Symptom. Wohin die Verachtung der Theorie führt, zeigt der jammervolle Zustand der englischen Arbeiterbewegung.

Leipziger Volkszeitung: Das Referat, mit dem Genosse Bömelburg seine Resolution begründete, stand rein rethorisch — soweit man aus den papiernen Stimmungsberichten darüber ein Urteil fällen kann — zweifellos an der Spitze aller bisherigen rednerischen Leistungen des Kongresses, um so tiefer stand es inhaltlich. Ja, man kann sagen, daß mit ihm der Tiefstand der Debatte erreicht wurde. Dieser Umstand ist nicht zufällig. Eine „schöne" Rede muß immer einen gehörigen Schuß Banalität und Oberflächlichkeit haben, sonst ist sie eben nicht „schön" und stellt zu große Anforderungen an die Hörer. Marx hatte bekanntlich eine instinktive Abneigung gegen „schöne" Redner, und die „schönen" Redner revanchieren sich im allgemeinen dafür durch eine instinktive Abneigung gegen Marx. — Durch übergroße Ängstlichkeit schafft man die Gefahren nicht aus der Welt, und die Idee des politischen Massenstreiks wird nicht dadurch beseitigt, daß man ihr den Rücken wendet und unwillig über sie einige unverständliche Phrasen vor sich hinmurmelt. Die Staatsmänner der großen französischen Revolution verstanden sich auf revolutionäre Taktik und sie bebten nicht vor dem Gedanken zurück, das Vaterland in Gefahr zu bringen, um eben dadurch das Vaterland zu retten. — Aus einer immerhin nicht ganz geringen Zahl von Reden sprach ein Geist, der viel mehr von den Schatten- als von den Lichtseiten der gewerkschaftlichen Bewegung verriet und der, wenn er in ihr je das Übergewicht erhielte, wie er es glücklicherweise noch nicht hat, dem Emanzipationskampfe des deutschen Proletariats schwere Hindernisse bereiten könnte.

Akademische Unfreiheit

Der Streit um die akademische Freiheit hat sich nach einer bestimmten Richtung hin als ein Prüfstein für die Betätigung wahrer liberaler Gesinnung erwiesen. Freilich: soweit sich der Kampf gegen die Bestrebungen des Kultusministeriums richtet, eine Reglementierung der akademischen Freiheit vorzunehmen und damit diese überhaupt zu vernichten, stehen fast alle Parteien zusammen, sowohl die Freisinnigen, wie die Nationalliberalen, die Zentrumsanhänger und selbst solche, die den Konservativen nahestehen. Über die Berechtigung der Bewegung nach dieser Seite hin Worte zu verlieren, erübrigt sich.

Darüber aber herrscht selbst in der entschieden liberalen Presse nicht volle Einigkeit, in welcher Weise im Verkehr der studentischen Verbindungen untereinander die akademische Freiheit zu verwirklichen ist. Hier heißt es für die wirklich Liberalen, gründlich zu untersuchen, ob nicht der Kampf gegen die konfessionellen Verbindungen lediglich ein Kampf einer bestimmten Richtung unter den studentischen Verbindungen gegen eine andere jedenfalls nicht minder berechtigte ist und die Unterdrückung der letzteren unter Schädigung der akademischen Freiheit bezweckt.

Dem objektiven Beobachter kann es nicht zweifelhaft erscheinen, daß durch das Vorgehen gegen die konfessionellen Verbindungen tatsächlich die akademische Freiheit gefährdet wird.

Das Vorgehen gegen die konfessionellen Verbindungen wird in der Hauptsache damit verteidigt, daß sie nicht bloße Zusammenkünfte zur Pflege religiösen Lebens geblieben, sondern vielmehr über die Bedeutung des Wortes „konfessionell" hinaus zu Kampfesorganisationen geworden seien, die den blinden Autoritätsglauben der katholischen Kirche zum Panier erhoben haben und die Unduldsamkeit gegenüber Andersgläubigen zu fördern bestimmt sind. Dies sei, so führt man weiter aus, ein Mißbrauch der akademischen Freiheit, und hiergegen vorzugehen, sei ein Gebot der Notwehr. Die von dem Verbandstage deutscher Hochschulen aufgestellten Grundsätze über die akademische Freiheit legen dem Studenten ausdrücklich die Pflicht auf, die Freiheit nicht zu mißbrauchen, und erläutern dies weiter dahin: „Mißbrauch der Freiheit sei es, wenn man sich zu geschlossenen Korporationen rein politischer oder konfessioneller Natur von der übrigen Studentenschaft absondert."

Es ist nun zunächst widersinnig, dem Studenten, der doch ein erwachsener Mensch ist, dasjenige verbieten zu wollen, was sonst jedem Staatsbürger gestattet ist, sofern er nur in seiner Handlungsfähigkeit nicht beschränkt ist. Sodann hat insbesondere in den Zeiten nach den Befreiungskriegen die politische Betätigung der Studenten, obgleich von den Machthabern mit allen Mitteln bekämpft, doch reiche Früchte getragen; die Gründung des deutschen Reiches ist nicht zum geringen Teil der unermüdlichen Arbeit der freiheitlich gesinnten Studentenschaft zu danken. Wollen diejenigen, die solche Erfolge errungen haben, jetzt kleinmütig aus Furcht vor den Machthabern sich durch engherzige Auslegung des Begriffs „studentischer Freiheit" der Möglichkeit berauben, einmal wieder, wie in den besten Zeiten, auch für die politische Freiheit zu kämpfen? Was aber für die Beschäftigung mit der Politik und selbst mit der Vereinigung von Studenten zu politischen Zwecken gilt, das gilt doch gerechter Weise auch für die Beschäftigung mit religiösen Dingen und der Vereinigung zu konfessionellen Bestrebungen.

Aber die Verbindungen, welche jetzt an der Spitze der Bewegung gegen die konfessionellen Verbindungen marschieren, verletzen selber in vollem Maße die Grundsätze, die sie selber aufgestellt haben. Ist es etwa im Prinzip etwas anderes,

Digitized by Google

ob sich Studenten in Korps zusammenschließen, deren Panier der blinde Glaube an die Allmacht des bureaukratischen und womöglich absoluten Staates ist, die sich von dem „Gesindel" der nichtinkorporierten Studentenschaft hermetisch abschließen und den Standesdünkel mit ödem Sauf- und Paukkomment an Stelle wissenschaftlicher Bildung fördern, oder ob sich Studenten zu den bezeichneten konfessionellen Verbindungen zum Zwecke der Förderung der kirchlichen Unduldsamkeit vereinigen? Eigentümlich muß es auch berühren, daß eine Verbindung, wie der „Wingolf", sich offenbar auch an dem Kampfe gegen die konfessionellen Verbindungen beteiligt hat. Als ob der „Wingolf" nicht in demselben Maße, wie die katholischen Verbindungen, konfessionell ist! Ob oder in welchem Maße die übrigen Verbindungen Verteidiger und Förderer der Kriecherei des Wortchristentums und falscher Herrenmoral sind, möge hier dahingestellt bleiben.

Aber glaubt man denn wirklich, daß man mit dem Versuche, die konfessionellen Verbindungen zu unterdrücken, irgend einen Erfolg haben wird? Man wird sie nicht unterdrücken können, da sie ja von den Machthabern, der Ära Studt-Althoff, der orthodoxen Geistlichkeit und der verknöcherten Bureaukratie, unterstützt werden. Der Kampf gegen die konfessionellen Verbindungen ist, solange nicht das Übel an der Wurzel gefaßt wird, aussichtslos und inkonsequent. Wenn zugleich die Geistlichkeit ihren Einfluß auf die Schule behält, diesen sogar mit Hilfe derselben Nationalliberalen, die in dem Kampfe gegen die konfessionellen Verbindungen das große Wort geführt haben, weiter festigen und vermehren, ja ihn weiter auf die Pflanzstätten der klassischen und höheren technischen Bildung ausdehnen, da ist der Kampf gegen die konfessionellen Verbindungen doch ein Kampf gegen Windmühlen. Und das Pikante an der Sache ist, daß hier Don Quijote die Windmühlen selbst hat errichten helfen. Ein Kampf mit geistigen Waffen ist freilich immer, so auch gegen die Tendenzen der konfessionellen Verbindungen angebracht; denn nur mit geistigen Waffen kann in der Regel ein Kampf um geistige Güter geführt werden. Darum ist die erste Forderung, die ein konsequenter Liberaler stellen muß und vor der alle anderen Forderungen zurücktreten müssen, Befreiung der Schule und damit überhaupt der Pflanzstätten des Geistes von dem Einfluß sowohl der Geistlichkeit, wie der Bureaukratie, mögen diese nun katholischer oder evangelischer Konfession sein. Will man lediglich die konfessionellen Verbindungen unterdrücken, so wird man denselben Erfolg erzielen, wie seinerzeit die Nationalliberalen mit dem Kulturkampf und die Hakatisten mit der Ostmarkenpolitik: Dem Drachen, dem sie das Haupt abschlugen, wuchsen zwei neue Köpfe wieder.

Die Berufung auf das Recht der Notwehr ist verfehlt. Gewiß gibt es Fälle, wo auch der Liberale in der Politik zur Notwehr greifen muß. Dazu gehört aber vornehmlich, daß ein anderes Mittel keinen Erfolg verspricht, und zweitens, daß gerade das Mittel der Notwehr einigermaßen Aussicht auf Erfolg gewährt. Das ist aber hier nicht der Fall. Auch kann von einer Gemeinschädlichkeit der konfessionellen Verbindungen trotz ihrer unduldsamen Tendenzen keine Rede sein, um so weniger als Studenten keine Kinder sind, die besonders vor schädlichen Einflüssen zu schützen wären.

Weshalb aber werfen sich die auf dem Verbandstage vertretenen Verbindungen so ins Zeug für die von ihnen begrifflich so eng wie möglich gefaßte akademische Freiheit? Einerseits, weil sie ihren im Volke verblaßten Nimbus auf billige Weise etwas auffrischen wollen, und andererseits, weil sie wissen, daß die von ihnen aufgestellten Grundsätze über das Wesen der akademischen Freiheit ihnen gegenüber mit Rücksicht auf ihre gute reaktionär-politische oder orthodox-kirchliche Gesinnung von den Machthabern nicht zur Anwendung gebracht werden würden.

Ihr Kampf ist im Grunde nichts anderes als der Kampf der einen reaktionären Gewalt gegen die andere; sie sind zum guten Teil Anhänger des durch und durch reaktionären und unmoralischen Herrengedankens und wollen günstigen Falles an die Stelle der einen schrankenlosen Autorität des religiösen Dogmas die Autorität des freiheitsfeindlichen Staates oder einer anderen reaktionären Gewalt setzen, und das ist von Übel.

F. Ziller.

Unsere Bewegung

Heute machen wir die Parteifreunde besonders aufmerksam auf den Wunsch unseres Hamburger Parteisekretariats, wie er in dem unten stehenden Versammlungsbericht ausgesprochen ist. Wir bitten, die Hamburger in ihrem schweren Kampfe gegen die Wahlrechtsfeinde auf das nachdrücklichste zu unterstützen. Von den Hamburgern erwarten wir dann, daß sie ihre so gewonnenen Erfahrungen wieder den Parteigenossen anderer Landesteile zugänglich machen. — Im übrigen wird fleißig gearbeitet. Besonders rührig sind die Sozialliberalen in Rheinland-Westfalen. Das Bild unserer Bewegung würde ein besseres werden, wenn sich einzelne Organisationen, insbesondere in Süddeutschland, an pünktlichere Berichterstattung gewöhnen wollten. Es gibt einige Vereine, deren Begeisterung für die Sache zweckmäßig durch etwas mehr Beständigkeit ergänzt würde. — In Leipzig erscheint der liberale Bruderzwist nun endgültig beseitigt. Jetzt weist die Fusion nicht mehr den kleinsten Schönheitsfehler auf.

Hamburg. Der Kampf gegen die Wahlrechtsvorlage des Senats hält uns noch immer in voller Tätigkeit. Das erste Ziel, die Verweisung der Vorlage an eine Kommission, ist erreicht, freilich damit der Wahlentrechtungsentwurf durchaus nicht beseitigt. Wie wichtig eine gutgegliederte Organisation ist, hat sich jetzt gezeigt; unsre Bezirksorganisationen haben die Probe auf ihre Leistungsfähigkeit abgelegt. Wir waren in Winterhude, Referent Rat Bleichen über „Die Steuer nach dem gemeinen Wert", und in Barmbeck, Referent Haupt über „Mittelstandsbewegung und Liberalismus", in die Maiversammlungen eingetreten, als uns die Senatsvorlage überraschte. Sofort traten wir, zuerst mit der großen Protestversammlung des Liberalen Vereins und der Freisinnigen Volkspartei, in den Kampf ein. In den Sitzungen der Bürgerschaft übten die Herren Dr. Blunck und Dr. Petersen scharfe Kritik an dem Entwurf. In den Bürgervereinen drängten unsere Freunde auf Ablehnung oder Verweisung der Vorlage an eine Kommission seitens der von den betreffenden Vereinen gewählten Bürgerschafts-Vertretern. Die Bezirksgruppen Bergedorf, Ref. Dr. Heckscher; St. Georg, Ref. Oberlehrer Berg; Inneres Stadt, Ref. Haupt; Eimsbüttel, Ref. Dr. Blunck, trugen den Kampf gegen die reaktionäre Wahlrechtsvorlage in immer weitere Kreise. Dabei wurden wir von einem Teil der Presse in dankenswertester Weise unterstützt. Ganz entschieden gegen die Vorlage nahmen Stellung: Neue Hamburger Zeitung, Generalanzeiger, Hamburgischer Correspondent, Neueste Nachrichten. Aber die Feindschaft um jeden Preis gegen die Sozialdemokratie ist zu stark, hat zu weite Kreise ergriffen, als daß wir heute schon sagen dürften: Dieser reaktionäre Angriff wird abgeschlagen werden. Heute richten wir an die Parteigenossen in solchen Großstädten, besonders in Sachsen, in welchem ein früheres freies Wahlrecht durch Klassenwahlrecht ersetzt wurde, die Frage: wie hat dies dort gewirkt? Wie sind die Kleinbürger, soweit sie nicht Grundeigentümer oder Sozialdemokraten sind, früher vertreten gewesen und wie jetzt? Wie setzen sich die Klassen zusammen? usw. Ganz besonders wichtig sind Angaben darüber, wie die Wähler aus bürgerlichen Kreisen vor Einführung der Klassenwahlen und danach gewählt haben — mit den sogenannten Ordnungsparteien oder sozialdemokratisch, oder ehrlich liberal. Wer während seiner Pfingstferien uns mit solchen Aufstellungen Material schaffen will, tut eine gute Tat. Zuschriften bitten wir zu richten an Sekretär H. Haupt, Hamburg, Rentzelstr. 17.

In Chemnitz war der Ausschuß des Landesverbandes nationalsozialer Vereine Sachsens am letzten Sonntag versammelt, um gemeinsame parteipolitische Landesangelegenheiten zu besprechen. Alle Orte, in denen nationalsoziale Organisationen sind, waren vertreten, auch einige Parteifreunde aus der Diaspora waren anwesend. Nach eingehender Besprechung der Gesamtlage kam man zu einmütigen Beschlüssen über die Stellung zu den übrigen liberalen Parteien und zur bevorstehenden Landtagswahl. In bezug auf die parteipolitische Tätigkeit wurden Entscheidungen von weitgehender Bedeutung getroffen. Mit Arbeitseifer und Hoffnungsfreudigkeit trennten sich am Abend die Teilnehmer dieser erfreulichen Tagung, an der auch die Berliner Parteileitung durch ihren Sekretär Herrn Weinhausen vertreten war.

Leipzig. Die Generalversammlung des Nationalsozialen Vereins hat am 2. Juni: „Der Nationalsoziale Verein zu Leipzig erklärt sich, gemäß dem Antrag des Liberalen Vereins vom 5. Mai, bereit, seine selbständige Organisation aufzugeben und sich mit dem Liberalen Verein zu verschmelzen, unter der Bedingung, daß 1. sämtliche Mitglieder des Nationalsozialen Vereins als vollberechtigte Mitglieder des Liberalen Vereins übernommen werden und 2., daß für dieses Jahr der jetzige Vorstand des Nationalsozialen Vereins dem Vorstand des Liberalen Vereins hinzutritt."

Digitized by Google

Dortmund. Am 27. d. Mts. hielt der nationalsoziale Verein eine Wanderversamlung in Lünen a. d. Lippe ab, die für die außer in Wahlzeiten sehr wenig mit Politik sich beschäftigenden Bürger des genannten Ortes ein Ereignis bedeutete. Dank der energischen Propaganda der dortigen „Hilfe"-Leser konnten wir denn auch über einen sehr guten Besuch von seiten der Bürger- und Arbeiterschaft quittieren, die den interessanten und nach jeder Richtung hin glänzenden Ausführungen unseres Parteisekretärs, des Herrn Dr. Waltz-Elberfeld, der über „Liberale Grundgedanken" sprach, den lebhaftesten Beifall zollte. An der Diskussion, in der u. a. auf die klägliche Haltung der Nationalliberalen insbesondere in der Schulfrage hingewiesen wurde, beteiligten sich die Herren Meyer, Landgrebe, Daubenspeck, Dr. Waltz und Dr. Flume, von denen der letztere im Namen der Anwesenden unserem Verein seinen Dank für die lehrreiche Veranstaltung aussprach. Auch hier gelang es uns, eine Anzahl neuer Mitglieder und „Hilfe"-Leser zu gewinnen.

Essen. Unser im letzten Winter gegründeter nationalsozialer Verein macht die erfreulichsten Fortschritte. Kürzlich gewann wieder Herr Liz. Traub aus Dortmund in einer Versammlung 48 neue Mitglieder. Sein Vortrag über den neuen Kurs im Kultusministerium wurde in der hiesigen Zeitungswelt angelegentlich diskutiert. Die „Essener Volkszeitung", das bekannte Organ der Zentrumspartei, macht besonders für uns Reklame. Unser hiesiger Anhang setzt sich aus allen Kreisen der Bevölkerung zusammen. Günstig für unser Vorwärtskommen ist, daß sich mehrere, durch ihr liberales und soziales Wirken bekannte Stadtverordnete dem nationalsozialen Verein angeschlossen haben.

Tübingen, 27. Mai. In gut besuchter Versammlung sprach Pfarrer Planck über „der Kampf ums Recht und um die deutsche Einheit". Der Redner zeigte an der Geschichte wie das Recht von den verschiedenen Gesellschaftsklassen als ein Herrschaftsrecht verfochten wurde und noch wird. Heute geht der Kampf vornehmlich um das soziale Recht der Arbeiterklasse gegenüber Staatsgewalt und Manchestertum, um die Organisation der Arbeit. Das Ziel solcher Bewegung ist, durch alle Berufsschichten eine organische Arbeitsgemeinschaft herauszuarbeiten. Damit ist auch die wahre deutsche Einheit gewonnen. Der Vortrag und die lebhafte Aussprache, an der sich besonders auch unsere jungen Akademiker beteiligten, war durchweht vom Geiste unseres schwäbischen Denkers, K. Chr. Planck, dessen 25. Todestag wir jetzt begehen.

Dem nationalsozialen Preßverein traten wieder einige neue Mitglieder bei. Wir quittieren heute mit herzlichstem Danke über folgende Beiträge: Barmen-Wichlinghausen, E. L. I. (5 Mk.; Dresden, A. Sch. I. 5 Mk.; Göttingen b. Sarnau Hessen-Nass.), P. G. I. 5 Mk.; Hatten (Els.), E. L. III. 5 Mk.; Hornberg (Baden), Dr. E. L. III. 5 Mk.; Kiel, L. I. 5 Mk.; Ludwigshafen a. Rh.-Mundenheim, Dr. M. M. I. 5 Mk.; Magdeburg, 24. 5. 05, I. 5 Mk.; Sebnitz (Sachsen), Dr. R. G. I. 10 Mk.; Straßburg (Els), Freunde der Hilfe II. 12 Mk. 60 Pfg. Zusammen 62,60 Mk.
Dazu laut Ausweis in Nr. 19 2944,30 „

Insgesamt 3006,90 Mk.

Weitere Beiträge nimmt gern entgegen

Die Geschäftsleitung.
Berlin-Schöneberg, Hohenfriedbergstr. 11.

Soziale Bewegung

Die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine befinden sich fortgesetzt auf dem Wege innerer Reformen. Oft müssen sie dazu von einzelnen Personen oder einzelnen Gruppen gedrängt werden, aber regelmäßig erweist sich dann die Notwendigkeit der Organisationen fortschrittsstärker als der Widerstand kurzsichtiger Führer. Der größte deutsche Gewerkverein, derjenige der Maschinenbauer, wird in wenigen Wochen in Chemnitz seinen Delegiertentag halten. Dort steht auch der wichtige Antrag von 9 Ortsvereinen auf der Tagesordnung: „Zur Prüfung der Geschäfte und Erledigung von Beschwerden über den Generalrat ist eine Kommission von 5 Mitgliedern zu wählen". Aus diesem Antrag ersieht man erst, wie wenig die Organisationen der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine in demokratischem Sinne mit der Zeit fortschreiten. Die anfänglich durchaus wünschenswerte Zentralisation der Leitung hat allmählich zu einer Herrschaft der obersten Vereinsbeamten geführt, die ein frisches Leben in der Gesamtbewegung nicht mehr aufkommen ließ. Selbstherrlich untersuchten und richteten zugleich die höchsten Vereinsinstanzen alle aufkommenden „Fälle". Jetzt soll endlich eine Beschwerdeinstanz geschaffen werden, die ihren Sitz nicht in Berlin haben darf und dem Delegiertentag untersteht. Das wird den reformerischen Geist, der neuerdings in die Gewerkvereinsbewegung einzieht, stärken.

Die zweite internationale Arbeiterschutzkonferenz, die am 8. Mai in Bern zusammengetreten war, hat sich erfreulicherweise nicht nur mit Beratung über die beiden Verhandlungsgegenstände Phosphorverbot und Frauen-Nachtarbeit beschäftigt, sondern auch Beschlüsse gefaßt. Allen Schwierigkeiten zum Trotz einigten sich die Delegierten auf ein vom 1. Januar 1911 ab gültiges Verbot der Herstellung, Einfuhr und des Verkaufs von Zündhölzern mit weißem (gelbem) Phosphor. Auf den nachträglichen Beitritt Japans, das auf der Konferenz nicht vertreten war, zu diesem Beschluß, wird besonderes Gewicht gelegt, weil Japan eine starke Produktion und Ausfuhr von Phosphor-Zündhölzern hat. — Über die industrielle Nachtarbeit der Frau einigte man sich auf folgende grundsätzliche Bestimmungen: Die industrielle Nachtarbeit der Frau soll verboten sein in allen industriellen Unternehmungen, in welchen mehr als 10 Arbeiter und Arbeiterinnen beschäftigt sind. Jeder der Vertrag schließenden Teile hat den Begriff „Industrielle Unternehmungen" festzustellen, unter allen Umständen aber Bergwerke, Steinbrüche, die Bearbeitung und Verarbeitung von Gegenständen einzubeziehen. Die Nachtruhe hat eine Dauer von mindestens 11 aufeinander folgenden Stunden, worin der Zeitraum von 10 Uhr abends bis 5 Uhr morgens in allen Staaten einzubeziehen ist. Auch hier soll das Verbot am 11. Januar 1911 in Kraft treten und nur für Rübenzuckerfabriken, Schafwollspinnereien und Bergwerksarbeiten über Tage noch sieben weitere Jahre hinausgeschoben werden. — Die Resultate der zweiten internationalen Regierungskonferenz für Arbeiterschutz sind, wie man sieht, bescheiden, aber Bundesrat Dr. Deucher hatte doch nicht unrecht, als er bei der Schlußsitzung in Beantwortung der Ansprachen von amerikanischer, französischer, englischer und deutscher Seite erklärte: „Das Eis ist gebrochen, der Anfang gemacht; bei solchen Bestrebungen internationaler Natur reifen die Früchte langsam, aber sie sind um so wertvoller, je größer das Kulturgebiet ist, das sie umfassen." Wenn die Vertreter der einzelnen Staaten bei ihrer Heimkehr die Berner Beschlüsse in ihren Ländern und bei ihren Parlamenten durchsetzen, dann bedeutet in der Tat dieser zweite Kongreß einen erfreulichen Schritt vorwärts gegenüber den akademischen Erörterungen der ersten internationalen Regierungskonferenz, die bekanntlich im Frühjahr 1890 in Berlin tagte.

Streikarbeit und Moral. Über dieses Kapitel läßt sich Professor Philipp Lotmar, unter dem Titel Moralwidrige Arbeit im ersten Band seines „Arbeiterrechts", S. 117 und 118, wie folgt aus: „Ein besonders bemerkenswerter Fall wider ein Moralgebot verstoßender Arbeit ist diejenige, durch welche eine Koalitionspflicht übertreten wird. Für die Koalitionen der unter die Gewerbeordnung fallenden Arbeitgeber und Arbeitnehmer ist die Erfüllung der hier obwaltenden Moralpflichten um so dringender, als diese Koalitionen nicht rechtlich zusammengehalten werden. Das Gewicht dieser Moralpflichten ist über den juristischen Partei-, wie über den sozialen Klassengegensatz der Arbeitgeber und Arbeitnehmer erhaben. Denn zahlreiche Vorkommnisse lehren, daß die auf der Arbeitgeberseite herrschende Moral die Nichterfüllung der mit dem Beitrit zu einer Arbeitgeber-Koalition übernommenen Pflichten eben so sehr mißbilligt, als die Arbeitnehmermoral dem koalierten Arbeiter verbietet, seiner Koalition zu schaden. Das formale Gebot der Erfüllung der Koalitionspflichten ist ein allgemein anerkanntes, nicht einer „partikulären Moral" angehöriges. Es haben daher koalierte Arbeitgeber gegeneinander und koalierte Arbeitnehmer gegeneinander die moralische Pflicht, zur Erreichung des Koalitionszweckes — Erlangung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen — beizutragen, z. B. durch Aussperrung, bezw. durch Streik, selbstverständlich unter der Bedingung, daß der zu Unterstützende nicht etwas Rechtswidriges, z. B. den Bruch eines Tarifvertrages, verfolgt. Wie auf der Arbeitgeberseite diese moralisch gebotene Solidarität in der Nichtanstellung von Arbeitern, die durch Koalitionsgenossen ausgesperrt worden sind, so kann sie auf der Arbeitnehmerseite in der Nichtleistung sogenannter Streikarbeit bestehen, das heißt in der Nichtausführung von Arbeiten, die infolge der Arbeitsniederlegung von Koalitionsgenossen deren früherer Arbeitgeber nicht ausführen zu lassen vermag. Wird den stehengebliebenen Arbeitern eines anderen Betriebes diese Ausführung von ihren Arbeitgebern zugemutet, so wird damit eine Arbeit von ihnen verlangt, die sie ohne Verletzung einer allgemeinen Moralpflicht nicht leisten können. Die Koalitionsmoral verbietet Handlungen, die den Koalitionsgenossen schädlich sind. Mag immerhin die nämliche Moral dem Arbeitgeber gebieten, den eigenen Genossen zu helfen, indem er die Streikarbeit ausführen läßt, so liegt doch die hierauf gerichtete Anordnung außerhalb der auch von ihm anzuerkennenden Moralschranken; er muß daher den Widerstand seiner Arbeitnehmer gelten lassen. Die Befolgung seiner Direktive kann gültig verweigert werden, es wird damit nicht verweigert, einer nach dem Arbeitsvertrag obliegenden Pflicht nachzukommen. (§ 123, 3 G.-O.) Diese Weigerung ist kein Entlassungsgrund."

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Eugen Katz in Berlin. — Druck von Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 12.

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 23. Berlin, 11. Juni 1905

Pfingsten

Geist gibt es nur für den Geist.
Rothe.

Wer keinen Geist gelten läßt, stellt sich nur selbst ein Armutszeugnis aus. Er besitzt kein Organ, ihn zu fassen. Geist gibt es nur für den Geist. Eine geistvolle Rede bleibt unverständlich für den, der nur an Markt- und Kurswert denkt. Feinheiten bemerkt man nur mit feinem, nachempfindendem Geist. Die Glut eines Märtyrers, die Überzeugung eines Gläubigen, die Freude eines Entdeckers kann nur der Mensch nachfühlen, der mehr besitzt, als bloße Verständigkeit. Unser Verstand sieht nur einzelnes. Er kann nur Flächen schauen, nicht Körper. Er bringt nur Ordnungen in alle Vorstellungen unseres Gehirns. Aber er schafft nichts; er benennt nur, was er sieht. Ein Ganzes zu erfassen, innerlich zu begreifen, ist ihm unmöglich, weil ihm stets nur die Teile durch die Hand laufen. Wo man nicht mehr berechnen und wägen, nicht mehr tasten und fassen kann, da hört er auf und versucht manchmal seine Ohnmacht dadurch zu verdecken, daß er selbstherrlich verkündigt: anderes gibt es nichts, als was vor meinem Tribunal gerichtet werden könnte. Alles Große in der Welt ist aber geschaffen nicht durch Verstand, sondern durch Geist. Mancher hat einen großen Kopf und doch einen kleinen Geist. Denn der Mensch lebt nicht vom Verstand allein, sondern von dem, worin er mit der Ewigkeit zusammenhängt.

Der Mensch lebt im Geist. Pfingstpredigt klingt aus Mauer und Busch, aus Höhen und Tiefen und heißt: Mensch, freue dich deines Geistes! Du bist mehr, als du weißt! Du kannst ein Ganzer werden; du kannst mit deinem Willen eine Welt schaffen und ändern; du kannst mit deinem Empfinden horchen auf Töne, die durch die Schöpfung klingen, fühlen nach Leben, das in seiner Mächtigkeit dich erschauern läßt. Wo die Großen auf der Erde wandelten, merkten die Menschen Fußspuren des Geistes. Ein einziges Wort von Gut und Böse, von Recht und Gerechtigkeit, von Glaube und Liebe ist mehr wert, als alle Maschinen und Kabel, Münzen und Kohlen, Schiffe und Wagen. Wirkliche Kraft ruht nur im Geist, der Quelle aller Kraft.

Und Pfingsten redet von heiligem Geist. Denn es kennt keine Geistesaristokratie in dem Sinne, daß sie gebannt wäre an Studium und Wissen, Feinheit der Sprache und Gewandtheit der Rede. Wo tüchtiges, gutes Leben ist, da weht gesunde, ewige Luft. Der Geist lebt nicht von den Geistreichen; er wird getragen von all den Tausenden, die trotz bescheidener Verhältnisse ihr Haupt in die Höhe richten und ihr Herz in seiner Sehnsucht nicht klein kriegen lassen vom Alltag. Am Geistesleben arbeitet das Taglöhnerweib, das am Waschfaß steht, ihre Kinder um sich auf dem Boden, und mit derber Hand das Leben zwingt, daß sie nicht untergeht und trotz vieler Versuchungen reine Hand und reines Herz behält. Es arbeitet daran der Arbeiter, der auf die Zukunft hofft und Pflicht erfüllt und Recht erkämpft und ein heiliges Hoffen pflegt auf bessere Gerechtigkeit. Es arbeiten daran alle, die unbefleckt und nicht befleckend ihren Weg gehen: im Guten offenbart sich Geistes Macht, erscheint die Kraft des Guten, Gott. Darum liegt der Geist nicht in Wissen und Denken bloß: Geist hat, wer ein reines Herz besitzt.

Traub.

Die Frau in der Politik

von George Sand

Aus: Souvenirs et Idées de Georges Sand, ouvrage posthume. Paris, Calman Léoch 1904. Ein Brief an das Zentral-Komitee von George Sand. Eine Leserin stellt uns die nachfolgende Übersetzung freundlichst zur Verfügung. Der Brief stammt aus der Zeit nach der Revolution von 1848 in Frankreich. Es handelt sich um ein in unseren Tagen so gut wie unbekanntes Dokument der Frauenbewegung.

Sie haben meinen Namen auf zirka 40 Listen des Zentral-Komitees gesetzt — aber ich habe keineswegs die Absicht, Ihnen dafür zu danken. Daß sie mich damit haben ermuntern wollen, eine ganz unmögliche Kandidatur anzustreben, an die ich nie gedacht habe — das zu glauben, gestattet mir meine Selbsterkenntnis nicht. Vielmehr beabsichtigen Sie wohl damit ein Prinzip zu verherrlichen, das Sie, wie es scheint, zu dem Ihrigen gemacht haben. Erlauben Sie mir nun, Ihnen über dieses Prinzip einige Betrachtungen zu unterbreiten, für die jetzt vielleicht der Moment gekommen ist, sie zu erörtern und ernsthaft zu erwägen.

Es ist mir immer unmöglich vorgekommen, daß Mann und Frau zwei vollkommen verschiedene Wesen sein sollen. Wohl ist in der Organisation ein Unterschied vorhanden, aber das ist auch die ganze Verschiedenheit zwischen ihnen. So bestände also Gleichheit und nicht allein Gleichartigkeit. Physiologisch betrachtet, lasse ich gelten, daß der Charakter ebenso wie der Körper, Geschlecht hat, aber die Intelligenz hat dies nicht. Ich halte die Frauen ebenso befähigt für alle Wissenschaften, für alle Künste, und selbst für alle Berufe, wie die Männer. Aber ich glaube, daß ihr Charakter, der mit der Organisation zusammenhängt, ihnen innerlich immer irgend einen eigenen Anstrich geben wird in ihren Betätigungen, in der Wissenschaft, in der Kunst und im Beruf. Und daran wäre nichts Schlimmes. Die Kunst, die Wissenschaft und die berufliche Tätigkeit könnten nur gewinnen, wenn sie ein Feld für beide Geschlechter würden.

Es ist durchaus notwendig, daß die Frau ihr Geschlecht behauptet und von Gewohnheiten und Beschäftigungen nichts unterdrückt, was es offenbaren kann. Es wäre ungeheuerlich, wenn sie aus ihrem Leben und aus ihren Pflichten die Sorge für das Haus und für die Familie streichen wollte. Ich möchte im Gegenteil dieses Reich für sie erweitern, da ich es viel zu begrenzt finde. Ich möchte, daß sie sich mehr mit der Erziehung ihrer Kinder beschäftigen, daß sie die ihrer Töchter vervollständigen und ihre Söhne auf die Erziehung, die dieselben in einem gewissen Alter vom Staat erhalten sollen, vorbereiten könnte. Ich möchte, daß die Frauen in bestimmte, besonders große Geduld und Fleiß erheischende Berufe des Rechnungswesens zugelassen würden, da sie mir mehr Arbeiten und Beschäftigungen für Frauen zu sein scheinen, als solche für Männer. Ich möchte, daß die Frauen die Medizin die Chirurgie und die Pharmazie erlernen und ausüben könnten. Sie erscheinen mir von der Natur ganz besonders für diese Berufe begabt zu sein, und die öffentliche Moral, die Schamhaftigkeit dünken mich, es beinahe zu fordern, daß junge Mädchen und junge Frauen nicht von Männern ausgefragt, untersucht und befühlt werden.

Wollte man darüber nachsinnen, würde man noch viele andere Berufe finden, zu denen die Frauen von der Natur

Digitized by Google

und der Vorsehung berufen sind; handelt es sich aber darum, ihnen politische Rechte zuzuerkennen, in der gleichen Art wie den Männern — so muß darüber noch vielerlei gesagt werden — dafür wie dagegen. —

Sollen die Frauen eines Tages an dem politischen Leben teilnehmen? Jawohl, eines Tages, das glaube ich, ebenso wie Sie, aber ist der Tag nahe? Nein, das glaube ich nicht, und um die Stellung der Frau in jener Art umgestalten zu können, muß die gesellschaftliche Ordnung ebenfalls von Grund aus umgewandelt werden. In diesen beiden Punkten sind wir vielleicht schon einig, aber es zeigt sich ein dritter. Einige Frauen haben folgende Frage aufgestellt: Ist es nicht wünschenswert, daß die Frau, damit die bürgerliche Gesellschaftsordnung eine andere werden kann, schon heute staatskundig in die öffentlichen Angelegenheiten eingreift? Ich möchte behaupten, daß dies nicht der Fall ist, und zwar, weil die sozialen Verhältnisse solcher Art sind, daß die Frauen ein politisches Mandat nicht auf ehrenhafte und loyale Weise auszuüben vermöchten.

Da die Frau durch die Ehe unter der Vormundschaft des Mannes steht und in dessen Abhängigkeit sich befindet, ist es gänzlich unmöglich, daß sie irgend welche Garantie für politische Unabhängigkeit bietet, es sei denn, daß sie als einzelne und ohne Rücksicht auf Gesetze und Sitten diese Vormundschaft bricht, die Gesetze und Sitten so heilig hält.

Es erscheint mir infolgedessen töricht, und ich bitte diejenigen meiner Geschlechtsgenossinnen, die in dieser Weise vorgehen zu müssen glaubten, deswegen um Verzeihung — da anzufangen, wo man endigen müßte, um wahrscheinlich da einst zu endigen, wo man hätte anfangen sollen.

Aber nun bedenken Sie, was so ein Anfang für Zeit, für Überlegung, für neue Anschauungsweisen und für Vorwärtsschreiten in den Sitten beanspruchen wird!

Sollte ich nun auch über den Ausgangspunkt der Emanzipation der Frau einer Meinung mit denen sein, die sich zu ihren Vorkämpfern aufwerfen? Ich glaube nicht, und vor allem müßte man sich sehr gewissenhaft über diesen Hauptpunkt auseinander setzen.

Was verstehen jene Damen unter der Emanzipation der Frau? Sind sie mit Saint-Simon, Enfantin und Fourrier einverstanden? Wollen sie das Sakrament der Ehe zerstören und die Promiskuität proklamieren? Wenn dem so ist, dann gut — ich finde die Frauen ganz logisch in ihren Forderungen das politische Leben betreffend, aber ich erkläre, daß ich mich für meine Person von ihrer Partei lossage, und zwar gänzlich, da sie mich von dieser Seite fremdartig berührt. Dann habe ich nichts mehr zu antworten und nichts mehr zu erörtern. Ich ziehe mich zurück und überlasse es der öffentlichen Moral über diese bedauerliche Phantasie zu Gericht zu sitzen. Und nun versteht Ihr mich, Bürger, nicht wahr, daß ich nicht den geringsten Anteil an einer Sache haben möchte, von der man meine Ansicht nicht kennt. Die Stimmen, die ihr mir gebt, werden für mich zur Beleidigung und ich klage Euch in Eurer Gewissenhaftigkeit an, daß ihr sie ohne mein Wissen für mich gesammelt habt.

Aber ich glaube es nicht, daß dem so ist, das hieße, weiß Gott, denen nur zu sehr recht geben, die uns vorwerfen, daß wir als Sozialisten die Zerstörung der Familie wollen. Nein, nein, diejenigen Frauen, die unbedachterweise die Frage über ihre politischen Rechte aufgeworfen, werden nicht im Namen Fourriers um Eure Stimmen werben, während sie die schmutzige Lehre von der Promiskuität, in den Falten ihrer Kleider versteckt halten. Wenn sie, wie ich glaube, die Heiligkeit der irdischen Liebe nicht zerstören wollen, so müssen sie sich fragen, ob sie nicht einen etwas kühnen Wahlfeldzug unternommen haben, und ob dieser Versuch das war, was sie tun mußten, um zu beweisen, daß sie ebensoviel Verstand und Logik wie die Männer besitzen.

Um keinerlei Zweifel über die Betrachtungen, die ich hier mache, aufkommen zu lassen, werde ich meine ausführliche Meinung über die berühmte Emanzipation der Frau, über die man in letzter Zeit so viel geredet hat, noch weiter darlegen. Ich halte letztere für leicht und schnell realisierbar, und zwar innerhalb der Grenzen der bestehenden Sittengesetze.

Es handelt sich vor allem darum, der Frau die Zivilrechte wiederzugeben, die die Ehe ihr nimmt, und die, auf der anderen Seite, die Ehelosigkeit ihr bewahrt; es ist dies ein abscheulicher Mißgriff unserer Gesetzgebung, der tatsächlich die Frau in die bedauerlichste Abhängigkeit vom Manne bringt und aus der Ehe einen Zustand unaufhörlicher Demütigung macht, so, daß die Mehrzahl der jungen Mädchen sich nicht entschließen würden, sich zu verheiraten, wenn sie in dem Alter, in dem sie ihren Rechten entsagen, die geringste Ahnung von der Beschaffenheit der bürgerlichen Gesetzgebung besäßen. Merkwürdig ist es, daß die Verfechter der alten Ordnung sich immer mit Vorliebe in ihren lügnerischen Wahlsprüchen an die Worte Familie und Eigentum anklammern, nachdem der Vertrag der Ehe, so wie sie ihn gut heißen und ihn verkünden, die Eigentumsrechte des einen ganzen Geschlechts vollständig zertrümmert. Entweder ist das Eigentumsrecht keine geheiligte Sache, trotzdem sie es versichern, oder die Ehe ist ebenfalls nicht heilig, und umgekehrt. Zwei so heilige Dinge können doch nicht eins das andere zugrunde richten. (Fortsetzung folgt.)

Planck

Darf man diesen Namen so ganz ohne nähere Bezeichnung an die Spitze eines Hilfe-Artikels setzen und dabei gewiß sein, wenigstens von der Minderzahl der Leser verstanden zu werden? Ich möchte es hoffen dürfen und fürchte doch, die Frage verneinen zu müssen. Vor mir liegt ein Buch von 180 Seiten, das soeben den Mohrschen Verlag in Tübingen verlassen hat: Deutsche Geschichte und deutscher Beruf. Es sind sechs Aufsätze und Reden von Karl Christian Planck, zur Erinnerung an die 25. Wiederkehr seines Todestages, 7. Juni 1880, herausgegeben und eingeleitet von dem Sohne Reinhold Planck. Ein anderes Buch, das hinterlassene Hauptwerk Karl Chr. Plancks, vor 24 Jahren der Öffentlichkeit übergeben, habe ich daneben gelegt; es hat den vierfachen Umfang des neuen und führt den gewaltigen Titel: „Testament eines Deutschen. Philosophie der Natur und der Menschheit". Vor Zeiten setzte ich ein Lessingwort auf das Titelblatt, genau 100 Jahre vor Plancks Tod geschrieben (§ 86 in „Die Erziehung des Menschengeschlechts"), und ich wüßte, so für sich genommen, noch heute kein treffenderes: „Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des neuen Bundes versprochen wird." Und vor mir steht in schlichtem ernsten Rahmen ein kleines Bildnis, das die Züge des unvergeßlichen Mannes trotz der Spuren der bleichenden Zeit ergreifend wiedergibt und mir die vier schönen Jahre auf das lebendigste vor die Seele ruft, da wir, freilich noch zu jung für das volle Verständnis seiner Gedankenwelt, zu den Füßen des Philosophen saßen, dort in dem stillen Felsental der schwäbischen Alb, das mit seinem mächtigen blauen Quell aus Mörikes Historie von der schönen Lau bekannt ist, in den alten Klosterhallen von Blaubeuren. Wie hat er uns das Herz abgewonnen mit seiner tragenden Güte, mit dem Adel seiner reinen, großen Seele, mit dem sittlichen Ernst seines männlichen Charakters, mit seiner selbstlosen Treue in der Berufsarbeit, mit dem weit offenen Blick für das bleibend Wahre und für das echt Schöne! Von dem Reichtum seines Geistes hatten wir wohl auch damals, vor dem Abgang zur Hochschule, eine dämmernde Ahnung; sie wurde zur rückhaltlosen Bewunderung, als wir später seine Geistesaussaat einigermaßen überblicken lernten; und wenn wir das Verzeichnis seiner Schriften, alles in allem wohl achtzig an der Zahl, worunter eine ganze Reihe umfangreicher Werke, durchforschen und gewahr werden, wie er auf den verschiedensten Gebieten, dem theologischen und philosophischen, dem rechtlichen, sozialen und politischen, dem naturwissenschaftlichen und historischen, dem pädagogischen und literarisch-ästhetischen, wissenschaftlich zu Hause gewesen ist, und zwar wissenschaftlich im allerernstesten und höchsten Sinn, dann fragen wir uns, ob es heute wohl einen Deutschen von gleicher oder auch nur annähernder Universalität der Geistesbildung geben kann. Aber so reich Plancks Leben an tiefem Geistesglanz und stiller Herzensglut war, so reich war es an Enttäuschungen. „Alle die besten und kräftigsten Jahrzehnte seines Lebens hindurch, ~~bis in sein Alter~~ hinein, hat ihm das Vaterland ja nicht einmal den Beruf gegönnt, dessen unauslöschliches Siegel trotz der Hindernisse sein ganzes Leben und Wirken trug, und die eigene engere Heimat hat noch vor kurzem erst das beginnende fünfte Jahrhundert ihrer Hochschule damit eingeweiht, daß sie ihre einzige schöpferisch philosophische Kraft vom Lehrstuhle ausschloß." Diese eigenen Worte Plancks aus seinem Vorwort zum „Testament" sind für die, welche ihn kennen, keineswegs der Ausdruck ungesunden Selbstgefühls; sie atmen den vollen Schmerz des einsamen Denkers, der sich von seiner Zeit unverstanden sieht und nur von der Zukunft weiß, daß sein Wort den Widerstand der stumpfen Welt besiegen wird.

Ich muß es mir, aus bloßen Raumrücksichten, versagen, den Lebensgang und die Weltanschauung Plancks auch nur einigermaßen

Digitized by Google

hier darzulegen. Was wir schwäbischen Schüler und Verehrer Plancks wünschen müssen, das ist, daß, ganz besonders auch im Norden unseres Vaterlandes, diejenigen Politiker und Nationalökonomen, die auf wissenschaftliches Denken Anspruch machen, und daß die sozial denkenden Männer der Gegenwart sich mit der Geistesarbeit Plancks nachgerade ernstlich zu beschäftigen anfangen sollten, so schwer ihnen die Zumutung dünken mag, sich in ein System einzuleben, das in so durchaus eigenartigen Gedankengängen auftritt und zum Teil auch sprachlich nicht geringe Anforderungen an den Lernenden stellt. Als Lernenden aber wird man sich Planck gegenüber immer fühlen. Er war ein Meister im abstrakten Denken; aber er hat die Ergebnisse seiner Gedankenarbeit durch die Glut seines deutschen Herzens gehen lassen (in diesem Stück vielleicht am meisten mit Fichte verwandt) und hat alle Kraft seines Wortes, des geschriebenen und des gesprochenen, daran gesetzt, um die von ihm errungene Erkenntnis in das Gesamtdasein der deutschen Nation hineinzuleiten und unser religiös-sittliches, rechtlich-soziales und politisch-nationales Leben dadurch zu erneuern. Gerade die Freunde der „Hilfe", gerade nationalsozial gerichtete Leute müßten der geistig befähigte Kreis sein, die Lebensarbeit Plancks durchzudenken und sich darüber klar zu werden, ob nicht dieser schwäbische Denker ihnen mächtige Fundamente biete für ein umfassenderes Bauen, und ob er nicht berufen wäre, sowohl im Nationalen wie im Sozialen eigentümlich befruchtend auf unsere bisherigen Anschauungen zu wirken, Richtlinien vertiefend, wohl auch ändernd, Ziele erhöhend und erweiternd.

Wie nun aber? Zwar erscheint mir die Sammlung von Reden und Aufsätzen, die bisher da und dort in Zeitschriften zerstreut oder auch noch ungedruckt waren, sehr verdienstvoll, und ich möchte wünschen, daß die Sammelausgabe fortgesetzt werden könnte: man lese nur den 1861 in den „Grenzboten" erschienenen Aufsatz: „Das industrielle Deutschland als Übergang vom humanistischen zum frei bürgerlichen und nationalen" mit seiner geistvollen Beziehung auf den Abschluß von Faust II und auf Wilhelm Meisters Wanderjahre; oder aus demselben Jahre den in Ulm gehaltenen Vortrag über „Die nationale Bewegung der Neuzeit nach ihrem Verhältnis zur bürgerlichen und sozialen" mit seinem weiten, freien Blick auf Welt und Zeitgeschichte; oder das Bruchstück des 1875 entstandenen „Manchestertum und deutscher Beruf" mit seinen Ausführungen über die innere Unzulänglichkeit des bisherigen Gesellschaftsprinzips, der bloßen Erwerbs- und Verkehrsfreiheit und seiner positiven Begründung des tieferen Gesellschaftsprinzips, der organisch rechtlichen Berufsordnung, die auf der Berufspflicht beruht und sowohl im national begrenzten Berufsstaat als auch innerhalb der internationalen Verhältnisse zur Gestaltung gelangt; oder endlich „Die soziale Frage auf deutschem Boden" (dritter Teil), wo (wohlgemerkt schon 1854) die Eigenart des deutschen Sozialismus im Unterschied vom französischen und englischen in überraschend treffender Weise charakterisiert wird.

Trotz der selbstverständlichen Anerkennung von „Deutsche Geschichte und deutscher Beruf" (den Schluß bildet ein Aufsatz über „Goethes dichterischen Entwickelungsgang") möchte ich ganz dringend empfehlen und weiß mich darin mit dem Herausgeber eins, sich durch die bei einigem Ernst der Vertiefung sicher eintretenden Anregungen weiter führen zu lassen zu dem großen abschließenden Werk Plancks, dem Vermächtnis seiner ganzen Lebensarbeit, dem „Testament eines Deutschen". Wohl wird der an leichtere Geisteskost gewöhnte „moderne" Mensch sich schwer hindurcharbeiten durch den grundlegenden naturwissenschaftlichen Teil, der über die Hälfte des ganzen Werkes ausmacht und zu dem Ergebnis führt, daß bei aller naturgesetzlichen Bedingtheit des geistigen Lebens dennoch der Mensch eine unsinnlich geistige Freiheit und universelle Anlage besitzt; aber wer durch das Stahlbad dieser Deduktionen gegangen ist, der wird mit Staunen erkennen, wie sich von hier aus — ein Werk aus einem Guß, in vielen Partien des zweiten und dritten Teils voll lichter Klarheit und hinreißenden Schwungs — eine geradezu großartige Geschichtsbetrachtung ergibt, die Gesetz und Gang der Menschheitsentwicklung klarlegt, an der christlichen Kulturentwickelung den unwahren Dualismus des Religiösen und Weltlichen, des Geistigen und Natürlichen aufzeigt und die jetzige Veräußerlichung der Bildung, der Weltanschauung, des Rechts- und Staats-, des Erwerbs- und Kunstlebens in einer Weise kennzeichnet, daß die Notwendigkeit einer Neugestaltung von dem wahrhaften geistig-sittlichen Zentrum aus sich unabweislich aufdrängt, analog dem der Naturentwickelung zugrunde liegenden Gesetz der Konzentrierung. Und hier nun setzt das „Evangelium der Menschheit" ein, dessen Träger auf Grund seiner Geschichte und seines Berufs das deutsche Volk ist, dazu bestimmt, die Menschheit zum Ziel und zur Vollendung zu führen. Den Kern dieses dritten, aufbauenden, praktisch gerichteten Teils bilden die Abschnitte über die universelle Rechts-, Gesellschafts- und Staatsordnung auf der Grundlage des wahren, religiösen und sittlichen Bewußtseins. Dem prüfenden und vergleichenden Leser wird es nicht entgehen, daß Einzelnes heute wohl anders zu fassen wäre, da immer hier die Anzeichen einer inneren Wiedergeburt des deutschen Volkes sich seit Plancks Tod eher gemehrt als vermindert haben; aber man lege ruhig den Maßstab schärfster Kritik an Planck: der im besten Sinne moderne Charakter dieser „Menschheitsphilosophie" bleibt unverwischbar und Plancks Programm im wesentlichen heute so zeitgemäß, wie vor 25 und 30 Jahren. Oder sind wir eigentlich hinausgekommen über „die traurigste Ernüchterung und Veräußerlichung des ganzen Bewußtseins", über „die tiefste Erschlaffung des schaffend idealen Sinnes" unseres ganzen Volkslebens in Politik, Recht, Wirtschaftsordnung? Sind wir enthoben der „rächenden inneren Not", die bald nach Aufrichtung des Reiches, nach diesem fast beispiellos großen nationalen Aufschwung, bei uns eingekehrt ist? Sind wir gewachsen an Gemeinsamkeit der Geister, wir Deutsche mit unserer furchtbaren sozialen und konfessionellen Zerklüftung? Ist es nicht immer noch an dem, daß der aus idealistischer Innerlichkeit früherer Zeiten erwachte Deutsche erst noch heimisch werden muß in der Wirklichkeit, und daß er in diesem Drang, das, was ihm zur höchsten menschlichen Gemeinsamkeit fehlt, zu ersetzen sucht durch die äußerliche Masse alles dessen, was ihm die Zeit mit der Mannigfaltigkeit ihrer Verkehrsmittel bietet, mit dem Reichtum dessen, was überallher aus Natur- und Erdkunde, aus Geschichte und Literatur, aus Industrie und Technik ihm zuströmt, und vor allem mit den Kämpfen und Interessen dieses seines neugegründeten nationalen Daseins selbst? Dürfen wir uns nicht mit heiligem Ernste erinnern lassen an die jetzt kaum geahnte „Größe und Würde echt menschlicher Rechtsbedingungen und den Reichtum ihrer schaffenden, über Länder und Völker verzweigten Berufsgemeinschaft, das Band eines Alle umfassenden menschlich würdigen Daseins, das aus selbstischem Widerstreit entfesselter Eigeninteressen, aus zerstörenden Greueln nationaler Feindschaft und Eifersucht, sie vereinigen wird zu lebendigen Gliedern eines Leibs?" Muß nicht „statt des niedrig stumpfen Gepräges mechanischer Nützlichkeit oder sinnlich materiellen Reizes, das jetzt allen Formen des Lebens noch aufgedrückt ist, endlich das versöhnende, sehnsuchtstillende Licht des menschlich Schönen anbrechen?" Und ist nicht „all dies gesteigerte nationale Bewußtsein mit seinem bloß verständigen Eigenstreben nur ein dürftiger, äußerer Schatten von dem Größten und Besten, was einst als Inbegriff des unpraktisch Deutschen und seiner träumenden Innerlichkeit galt, was jetzt unscheinbar und tief zurückgedrängt ist: der Macht eines Alle durchdringenden Gemeinbewußtseins?" Müssen nicht alle wahren Patrioten, und die Liberalen ganz in Sonderheit, die an eigener trauriger Zerrissenheit kranken, mit aller Glut der Seelen dafür einstehen, daß das tötende Prinzip rechnender Gewinnsucht und Eigensucht, das zur schnöden gegenseitigen Ausbeutung führt, auf nationalem wie internationalem Gebiete Platz machen muß der Erkenntnis wahrhafter Rechts- und Berufspflicht gegen das Ganze? Wer davon durchdrungen ist, daß das Selbstisch-Nationale wiedergeboren werden muß nicht nur aus dem Religiös-Sittlichen, sondern gleichzeitig aus dem Menschlich-Rechtlichen, und wer ein Verständnis für den Beruf des deutschen Volkes besitzt, ein Reich des Rechtes und des Friedens bis an der Welt Ende zu werden, der kann und darf an Planck nicht mehr vorübergehen.

Immanuel Weitbrecht.

Bilder aus einem Dorfe

Skizzen von **Helene Christaller.**

(Fortsetzung und Schluß.)

Auch der Vikar hatte sich herbeigeschlichen und stand hinter Annas Stuhl, und die Magd horchte an dem Türspalt. Da trat der jüngste Zigeuner einen Schritt vor und sagte mit einer wunderhübschen ritterlichen Kniebeugung, um die der Vikar ihn brennend beneidete:

„Ein Lied, allein für das schöne Fräulein."

Einen Augenblick sann er nach; der andere ließ die Geige sinken. „Er ist ein Improvisatore," sagte er, stolz auf den Gefährten, zu den Hörern.

Nun begann der Junge, den nackten braunen Fuß ein wenig vorgesetzt, die brennenden Augen fest auf das Mädchen gerichtet. Und die schmale Hand entlockte der kleinen Geige wunderbare Töne. Das flötete wie Nachtigallen in warmer Juninacht, das schluchzte vor Leid und jubelte vor Glück, der ganze Bursche mitsamt seiner Geige wurde zum berauschenden Liebeslied. Mit einigen wehmütig gehauchten Akkorden schloß er.

Das Mädchen erwachte wie aus einem Traum. Sie erhob sich. „Ich danke euch," sagte sie leise und bot beiden die Hand. Dann winkte sie der Magd, die den Zigeunern ein Glas Südwein bot; auch die anderen nahmen eins und Annele stieß mit den Musikanten an. Der freundliche Blick aber, den sie dabei dem Improvisatore schenkte, machte dem Vikar eine schlaflose Nacht, und er war froh, als er durch die Stille das Knarren der grünen Reisewagen vernahm, die das Dorf verließen.

Am anderen Tage vermißte der Vikar seinen Regenschirm und behauptete steif und fest, die Zigeuner hätten ihn mit-

Digitized by Google

genommen, was die Pfarrerstochter leidenschaftlich bestritt, indem sie ihn darauf hinwies, daß schon zwei seiner Schirme sich auf Nimmerwiedersehen in der Gegend herumtrieben, und daß dieser dritte schon fünfmal von Dorfleuten seinem Herrn zurückgebracht worden sei, worauf der Vikar nichts erwidern konnte, denn es war wirklich wahr.

Kunst

Die neue Sezession. Aus der früheren Berliner Sezession ist der „Deutsche Künstlerbund" geworden und von der Kantstraße ist man zum Kurfürstendamm gewandert, und beide Veränderungen müssen erst innerlich überwunden sein, ehe man ein gutes und ruhiges Wort über die diesjährige Ausstellung sagen kann. Es hat nicht an freudiger Zustimmung zum neuen Zustande gefehlt: Die Räume haben sich erweitert, der Kreis bedeutender Künstler ist größer geworden, die diesjährigen Bilder sind mindestens so gut wie die vorjährigen usw. Das ist alles richtig, und doch hat man zunächst Heimweh nach dem kleineren Haus im grünen Garten, das für die Kunstbildung vieler Menschen unvergeßlich bleibt, bis sie sterben. Gerade weil es „Sezession" war, eine Kunst der Protestierenden, der Ungebundenen, war das alte so tiefgreifend. Aber wie es in der Welt geht, die Angefochtenen werden allmählich anerkannt und die Grenzen zwischen Protest und Herkommen verschieben sich. Damit werden die Ausstellungen sachlich wertvoller, aber ärmer an Zauber und Bewegung. Jetzt ist aus der Sezession ein sehr kluges und wohlgeordnetes Unternehmen geworden, ein Syndikat der Leistungskräftigen und ihrer Schützlinge. Während der ersten halben Stunde hat man Lust, einfach wegzulaufen. Später gewinnt der Verstand die Oberhand und sagt: siehe, diese Räume sind korrekt beleuchtet und wenn die Ventilation auch schlecht ist und wenn auch kein Grün durch die offene Türe lacht, so soll dich das nicht hindern anzuerkennen, daß nicht nur Liebermann, Korinth, Leppius, Leistikow, Slevogt, Spiro, Baluschek hier zu finden sind, sondern auch Halder, Stuck, Trübner, Uhde, v. Hofmann, Reiniger und vor allem Kalckreuth! Ein Teil derer, die wir als „auch vorhanden" bezeichnet haben, sind in der früheren Sezession schon dagewesen, aber sozusagen als Gäste, die man gern sah, obwohl sie eigentlich nicht ganz in die Berliner Sezession paßten. Jetzt sind sie hier zu Haus und das ist das neue. Der Verstand also bezeichnet die Vermehrung dieser vortrefflichen Kräfte als Gewinn. Verstand, du hast natürlich recht! Das Gefühl aber will antworten, daß es ihm nicht auf die Menge der Berühmtheiten ankommt, sondern auf den einheitlichen Geist des Suchens. Ganz einheitlich war zwar auch dieser nie, denn zwei oder drei ernsthaft suchende Menschen suchen stets etwas verschiedenes, aber immerhin war mehr Einheit da. Die vier Bilder von Stuck gehören nach München, die dreimal gemalte alte feine Dame von Kalckreuth gehört nach Hamburg oder Dresden oder München — es ist zuviel Unberlinisches in der neuen Zusammenstellung. Niemand denke, daß das Berlinische der oberste Gipfel der erreichbaren Kunst sei! Aber es war eben darüber, sich in der Sezession als Charakter zu finden. Und nun haben wir eine allgemeine deutsche Auswahl, in der Berlin ertrinkt. Die Provinz hat gesiegt! Das ist nicht unerfreulich, aber immerhin, auch Berlin hat das Recht einer „Heimatkunst." Und nun wird Munch, der zwar als Nordländer geboren, aber Berliner geworden ist und dessen Bilder am ersten Entstehen der Sezession recht sehr beteiligt waren, nicht mehr gesehen, statt dessen aber ziehen die Mystiker ein: Klimt aus Wien und Hodler aus Genf, unter sich sehr verschieden, einig nur in der Entfernung vom nüchternen Wirklichkeitssinn, der gerade hier seinen Tempel gehabt hat. Berlin ist eine nüchterne Stadt und wenn Berlin Kunst hervorbringen will, die Heimatgeist atmet, so muß es Kunst der reinen Gegenständlichkeit sein, nicht Kunst der sogenannten seelischen Erfassung. Damit ist dieser letzteren nichts von ihrer Würde genommen. Sie hat ihr Recht, soll uns nur nicht auch diejenigen Orte überschwemmen, wo die Kunst der Gegenständlichkeit zu Hause ist. **H.**

Allerlei

Der Einzug.

A. Sah die kleine Prinzessin nicht reizend aus?
B. Und sie freute sich so über das Volk!
A. Über das gute, liebe, geduldige Volk!
B. Über das Volk, das sich von der Polizei alles gefallen läßt!
A. Über das Volk, das Geld dafür bezahlt, seine Prinzessinnen sehen zu dürfen!
B. Über das Volk, das wie ein Märchen aussieht in seiner Unerschöpflichkeit!
A. Über das königstreue Volk von Berlin!
B. Über dieses Volk freute sie sich, denn das andere Volk sah sie nicht.

Eine Episode aus den Kämpfen in Südwestafrika. Im „Militärwochenblatt" (Nr. 61) finden wir einen außerordentlich packenden Bericht über die Kämpfe, die um die Jahreswende von der Truppe des Majors Meister bei Groß-Nabas geführt wurden. Wir geben daraus folgende Stelle wieder: „Obwohl die Sonne glühend heiß herniederbrannte, hatte die Gefechtsfähigkeit der Truppe nicht gelitten, da es möglich war, sie tagsüber mit frischem Wasser zu versehen. Allein im Laufe des Nachmittags begannen sich die Wassersäcke und Wagen zu leeren. Gegen 5 Uhr nachmittags wurde der letzte Trunk Wasser gereicht — dann war's zu Ende, und nun stellte der schrecklichste Feind südafrikanischer Kriegführung, der Durst, die Widerstandskraft der braven Truppen auf eine harte Probe. Mit Einbruch der Dunkelheit wurde das Feuer auf beiden Seiten schwächer, um wieder aufzuflackern, sobald irgendwie Bewegung beim Gegner bemerkt wurde. Es konnte etwas Brot in der Schützenlinie gereicht werden, aber keiner vermochte es zu schlucken, die Zunge klebte allen am Gaumen. Vor allem litten die Verwundeten unter dem Wassermangel. Solange der Feind nicht von der besetzten Wasserstelle verjagt wurde, bestand jedoch keine Möglichkeit, auch nur einen Tropfen Wasser zu erhalten. Gegen 10 Uhr abends bezog sich der Himmel mit schweren, dunklen Wolken, es schien ein Gewitter niedergehen zu wollen. Um den erhofften Regen aufzufangen, wurden alle Zeltbahnen ausgespannt. Der Morgen des dritten begann kaum zu grauen, als das Gefecht auf beiden Seiten lebhaft von neuem entbrannte. Ein heißer Tag hatte wieder begonnen; die Sonne brannte auf die am Boden liegenden Schützen glühend hernieder und vermehrte die Qualen des Durstes. Schon in den ersten Morgenstunden wurden einzelne Leute vor Erschöpfung und Durst in der Schützenlinie bewußtlos. Im Laufe des Vormittags gestaltete die Lage sich immer ernster. Die Geschützmunition begann auszugehen, die Bedienung der Geschütze war stark gelichtet, und nur noch von Zeit zu Zeit feuerte eins von ihnen. Das feindliche Feuer nahm an Heftigkeit zu, der Gegner schien über eine große Munitionsmenge zu verfügen. Die Verluste steigerten sich namentlich bei der 5. Kompagnie und der Batterie. Alle irgend entbehrlichen Pferdehalter wurden zur Ausfüllung der Lücken in die Front geholt. Der Zustand der in der prallen Sonne in nahezu 30stündigem, ununterbrochenem Kampfe liegenden halbverdursteten Schützen begann bedenklich zu werden. Mehrere Leute hatten bereits angefangen, das aufgefangene Blut getöteter Pferde zu trinken. Eine Anzahl Hitzschläge war schon eingetreten, einzelne Leute wurden vor Durst wahnsinnig; hier und dort stürzten sie, delirierend und Gebete ausstoßend, vor, um die Wasserstelle allein zu stürmen. Sie büßten diesen Versuch mit dem Leben, am nächsten Tage fand man ihre Leichen vor der Front. Der Feind höhnte noch obendrein die Halbverdursteten, indem er, die eigenen, wohlgefüllten Wassersäcke emporhaltend, laut hinüberrief: „Deutschmann sehr durstig — gutes Wasser hier." Als Major Meister gegen Mittag die Kompagnieführer zu einer Besprechung zu sich befahl, rannte der Oberleutnant v. Bockelberg, der vor Durst und Erschöpfung in irren Zustand verfallen war, trotz des Zurufs seiner Leute, delirierend in den Feind und wurde am 4., von mehreren Kugeln durchbohrt, tot aufgefunden. Am meisten hatten die Verwundeten zu leiden, die noch nicht hatten in Sicherheit gebracht werden können und nun in der glühenden Sonne verschmachteten. Einzelne Verwundete boten in ihren wüsten Delirien Unsummen für einen Schluck Wasser. Der Feldprediger Schmidt, der die Abteilung begleitet hatte, stand den Verwundeten und Sterbenden voll Aufopferung bei, sprach ihnen zu und suchte sie zu beruhigen. Um Mittag erschien dem Major Meister die Lage sehr ernst. Kampffähige Leute aus der Schützenlinie zu nehmen, um nach Wasser zu suchen, war bei der Überlegenheit des Feindes nicht möglich, hier war jedes Gewehr dringend nötig. Durch Versprechen sehr reicher Geschenke gelang es ihm schließlich nach vieler Mühe, einige Eingeborene zu bewegen, im Flußtal weiter rückwärts nach Wasser zu suchen. Es trat ein Zustand fast bewußtloser Erschöpfung ein, und die Widerstandskraft der mit dem Mute der Verzweiflung Ringenden schien gebrochen. Da endlich, in der höchsten Not, nahte die Rettung. Es war den auf die Wassersuche gesandten Eingeborenen geglückt, etwa 1½ Stunden rückwärts, unweit Witkrans, eine Rinne angestauten Regenwassers zu finden. Ein mitgesandter Wasserwagen wurde gefüllt und zur Truppe vorgeführt. Als die ersten Wassersäcke in die Schützenlinie gebracht und becherweise gespendet wurden, da kehrten den ermatteten Kriegern neues Leben, Mut und Kraft zurück."

Briefkasten

O. W. Warum wir das Buch von Dr. Meyer-Benfey über Raumann nicht besprechen? Wir geben zu, daß es ein Mangel ist, wenn es die „Hilfe" nicht tut, aber soll der Herausgeber sich in seinem eigenen Blatte photographieren lassen? Das Buch von Dr. Meyer-Benfey, bei Vandenhoeck & Ruprecht erschienen, ist voll Klugheit und Wohlwollen, eine feine literarische Arbeit, für die wir dem Verfasser herzlich und freundschaftlich danken, auch wenn wir eine längere Auseinandersetzung an dieser Stelle für schwer möglich halten. **H.**

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 24

Nationalsoziale Wochenschrift

Sonntag, den 18. Juni 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Die Marokkofrage — Die Vermehrung der Kleinstaaterei — Kreuzzeitung und Freie Deutsche Presse — Der Wahlaufruf der Nationalliberalen Badens — Die auswandernde Industrie — Bergbauverstaatlichungen) — **Naumann**: Minister Delcassé — **Dr. Theodor Barth**: Die Kontingentierung der Opposition — **Dr. Erich Mittelstenscheid**: Das Schlußstück — Büchertisch — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — **George Sand**: Die Frau in der Politik — **G. Traub**: Regierung — **Erich Schlaikjer**: Die Krankheit des Niederganges. I. — **George Sand**: Die Frau in der Politik (Schluß) — **Hermann Weinheimer**: Don Manuél — Allerlei — Briefkasten.

Politische Notizen

Die Marokkofrage ist mit dem Sturze Delcassés noch nicht gelöst. Zwar bedeutet der Ministerwechsel für uns, daß wir nun nicht mehr mit einem Frankreich zu rechnen haben, dessen auswärtige Leitung um jeden Preis unsere Interessen böswillig zu verletzen strebt. Das ist deswegen von besonderer Wichtigkeit, weil Delcassé, in der Absicht, uns zu schädigen, auch vor weitergehenden Kombinationen, die außerhalb der Marokkofrage lagen, nicht zurückgeschreckt war. Nun ist die Affäre, zum großen Ärger englischer Blätter, wirklich auf die sachlichen Interessengegensätze in Nordwestafrika zurückgeführt. Diese aber sind nach der Überzeugung der Regierungen in Paris und Berlin nicht so groß, als daß sich kein Ausgleich finden ließe. Ob ein solcher Ausgleich auf dem Wege einer internationalen Konferenz zustandekommt oder durch eine engere Vereinbarung zwischen Frankreich und Deutschland, ist keine Kardinalfrage. Nachdem der Sultan die französischen Forderungen, wie zu erwarten war, abgelehnt und zu einer internationalen Konferenz aufgefordert hat, hat jedenfalls Deutschland sich zu der Konferenzidee sympathisch geäußert. Die deutsche Regierung hat aber klar zu verstehen gegeben, daß sie auch anders, als unter Vermittelung einer Konferenz, mit sich reden läßt. — Der bisherige Verlauf der Marokkoangelegenheit hat gezeigt, wie die öffentliche Meinung in Frankreich einen erheblichen Faktor der internationalen Politik darstellt. Und gerade wir können uns freuen über die Art, in der sie zum Ausdruck gelangt ist. Das republikanische Frankreich hat die Revancheidee vergessen und will mit uns gemeinsam die Aufgaben erfüllen, die den beiden Kulturvölkern gestellt sind. Wir haben aber auch kennen gelernt, auf welche Gründe in letzter Linie der Sieg der französischen Friedensliebe zurückgeht. Als ultima ratio stand hinter unseren Ansprüchen die gefürchtete Wehrmacht. An dieser Klippe haben sich die französisch-englischen Pläne Delcassés gestoßen; diese Klippe hat das französische Volk richtig eingeschätzt und es hat verzichtet, dagegen anzurennen. Das war es in letzter Linie, was der Kaiserreise und der Gesandtschaft des Grafen Tattenbach ihre Basis gab. Das war es, was mit Hilfe einer, in diesem Falle geschickten, Diplomatie unser im Vorjahr erschüttertes Prestige wiederhergestellt hat. Man erfüllt also seine vaterländische Pflicht nicht nur damit, daß man im Kriegsfall die Flinte auf die Schulter nimmt. Sorgt man beizeiten dafür, daß genügend Flinten vorhanden sind, dann treibt man eine bessere vaterländische Friedenspolitik, als mit allem Theoretisieren über den Weltfrieden. Sintemalen die Völker immer noch nicht zur reinen Vernunft in der Erledigung internationaler Angelegenheiten emporgestiegen sind!

Die Vermehrung der Kleinstaaterei. Die demokratischen Norweger, deren Gesamtzahl 2 Millionen nur etwas übersteigt, haben den Entschluß gefaßt, ein Staat für sich sein zu wollen, indem sie die geringe staatsrechtliche Verbindung, die sie mit Schweden hatten, ihrerseits lösen. Da Schweden nicht daran denkt, sie mit Waffengewalt zur Gemeinsamkeit zu zwingen, wird wohl trotz des Protestes von König Oskar sich im Laufe der Zeit der diplomatische Verkehr der übrigen Staaten daran gewöhnen, daß in Christiania die äußere Politik Norwegens gemacht wird. Die innere Politik ist schon immer dort gemacht worden. Schwedens Gesamtpolitik verliert an der norwegischen Armee nicht viel, da diese noch nach altem Zuschnitt eingerichtet ist und in Friedenszeiten auch nach neuerlicher Aufbesserung nur 21 000 Mann beträgt, was freilich $^1/_3$ der bisherigen Gesamtmacht bedeutet. Eine Kriegsflotte, die über etwas Küstenverteidigung hinausreicht, haben die Norweger nicht. Man muß diese militärischen Verhältnisse beachten, wenn man die Ruhe verstehen will, mit der sich die Schweden in das Unvermeidliche schicken. Bei Schweden-Norwegen handelt es sich nicht, wie bei Österreich-Ungarn, um den Zerfall einer auf eigenen Füßen stehenden politischen Macht. Schweden zahlt an militärischen Leistungen jährlich 76 Millionen Mark, Norwegen nur 16 Millionen. Um diese Hilfsmacht widerwillig bei sich zu erhalten, ist jeder Krieg zu teuer. Beide Staaten verdanken ihren Bestand der Gunst ihrer geographischen Lage, und da der einzige Feind, den sie fürchten, Rußland, jetzt ungefährlich scheint, so können sie den europäischen Kämpfen mit einer gewissen nordischen Kühle zusehen und es sich gestatten, dem Triebe zur Kleinstaaterei nachzugeben. Es ist derselbe Kantönligeist, der als Vorläufer modernerer Demokratie sich dem Territorialsystem der alten Fürstenpolitik widersetzte und sie zersprengte, wo nicht große nationale Einheiten vorhanden waren. Ob dann die kleinen politischen Einheiten sich halten können, ist geschichtlicher Zufall. Norwegen kann seinen Kleinstaat in das Firmenregister der Weltgeschichte eintragen lassen, ohne daß die Gesamtbilanz eine andere wird.

Kreuzzeitung und Freie Deutsche Presse eifern, eine jede auf ihre Art, aber mit gleicher Geschäftigkeit gegen die Reichserbschaftssteuer. Beide Blätter entrüsten sich über die „Hilfe", weil sie die Steuerangst der „ausgepowerten" Herrenhäusler und die ihnen von dem konservativen Minister Rheinbaben und der Leitung der freisinnigen Volkspartei geleisteten, schätzbaren Dienste entsprechend charakterisiert hat. Von den Bundesbrüdern verdient aber der konservative Teil entschieden die größere Achtung. Die Konservativen haben den Mut ihrer Ueberzeugung und sagen klar heraus, daß die Masse dienen und steuern soll, auf daß ihnen selbst ein standesgemäßes Leben blühe. Die Kreuzzeitung erklärt prinzipiell, daß sie für jede indirekte und gegen jede direkte Steuer eintritt. Anders das von Herrn Müller-Sagan herunterredigirte Zentralblatt der freisinnigen Volkspartei. Mit den erbärmlichsten Ausflüchten, die selbst der Praxis der freisinnigen Volkspartei

Digitized by Google

(Zuckersteuer!) direkt ins Gesicht schlagen, verleugnet diese Zeitung das Steuerprogramm ihrer Partei, indem sie Herrn v. Rheinbaben moralisch stützt und Herrn v. Stengel in den Rücken fällt. Wie werden die konservativen Intriganten jubeln, daß sie sich gegen die Linke und das Zentrum auf „freisinnige" Männer berufen können! Wirklich ein netter Liberalismus, der immer mehr seine Aufgabe darin erblickt, der Reaktion den Steigbügel zu halten! Wofür ihm dann ab und zu ein freundschaftlicher Klaps mit der Reitpeitsche winkt. —

Der Wahlaufruf der Nationalliberalen Badens. Man schreibt uns: Sonntag, den 4. Juni hat in Offenburg die Landesversammlung der Nationalliberalen getagt und den Wahlaufruf für die Landtagswahlen festgesetzt. Der Name Offenburg hat in der politischen Geschichte Badens einen guten Klang — so oft die Liberalen ein volkstümliches Pronunziamento vorhatten, versammelten sie sich in Offenburg. Das hat sich auch diesmal bewährt, und an manchem Wort, das dort gesprochen wurde, und an mancher Forderung des Aufrufs konnte jeder Liberale seine Freude haben. Die Jungliberalen gewinnen merklich an Einfluß, auch auf den Parteitagen. Aber naturgemäß geht es nicht allzu schnell mit dem Herauskommen aus den alten Gleisen, in denen sich auch hier der Liberalismus festgefahren hatte. Der Parteichef Wilckens erklärte in seiner programmatischen Rede: „Davon, daß die Sozialdemokraten in den Block aufgenommen würden, ist nie die Rede gewesen und konnte auch nach dem Verhältnis, in dem die Nationalliberalen zur Sozialdemokratie stehn, keine Rede sein." Wir denken, hier wird die Wahlkampagne belehrend wirken und beiden Seiten — denn auch die Sozialdemokraten verhalten sich völlig ablehnend — die Erkenntnis bringen, daß sie auf einander im Kampfe gegen das Zentrum angewiesen sind. — Erfreulich war wiederum das Auftreten von Junghans-Konstanz, der auch auf dem Parteitag betonte, daß man sich fragen müsse, ob man mit den preußischen Parteifreunden bei ihrer Stellung zur Bergarbeitervorlage und Schulfrage noch in der gleichen Partei bleiben könne. Seine Rede fand stürmischen Beifall und veranlaßte den Parteichef Bassermann zu der Erklärung, daß auch nach seiner Ansicht, die Partei entweder sozialreformfreundlich oder gar nicht sein werde. (Bassermann kann auch anders reden. Red.) — Das Wahlabkommen mit den liberalen Parteien, bei dem die Nationalliberalen im wesentlichen die Gebenden sind, fand debattelos einstimmige Annahme. Aus dem Programm heben wir hervor, daß auch die Nationalliberalen gegenüber dem bekannten Regierungsentwurf sich für eine Personaltarifreform aussprechen, die die Sätze unseres Kilometerhefts verallgemeinert, die Schnellzugszuschläge und Rückfahrkarten aber wegfallen läßt. Gegen die Einführung der vierten Wagenklasse in Baden wird namentlich vom sozialen Standpunkt aus Protest erhoben. — Es ist zu vermuten daß nunmehr bei uns die Wahlkampagne rasch in Fluß kommen wird.

Die auswandernde Industrie. Es ist notwendig, jetzt schon die Wirkung der kommenden Handelsverträge zu verfolgen und aufzuzeichnen. Die Industriellen beginnen, ihre Geschäftsverhältnisse den veränderten Zöllen anzupassen und es ergibt sich nicht selten die Notwendigkeit, um rentabel wirtschaften zu können, ganz oder teilweise mit der Produktion ins Ausland zu gehen. Das, was die Linke tausendmal in Parlament, Presse, Volksversammlung prophezeit, fängt an Wirklichkeit zu werden. Früheren Belegen, namentlich aus Sachsen, fügen wir heute einige weitere bei: In der „Deutschen Tageszeitung" vom 30. Mai liest man:

„Wie verlautet, beabsichtigt der Kommerzienrat Kunze in Buchholz von seiner Fabrik für Papp-Präge-Artikel eine Filiale im benachbarten Böhmen errichten zu lassen, um nach Einführung der neuen Verträge den hohen Zoll nach Österreich sparen zu können. Die Zweigfabrik wird in der Grenzstadt Weipert errichtet. Nachdem die Prägefabriken der Firmen F. Oskar Brauer und Heinrich Wilhelm Gutberlet vor einigen Monaten schon mit der Errichtung von Zweigfabriken in Österreich vorgegangen waren, ist dies im laufenden Jahre schon die dritte Niederlassung, welche von Buchholz aus in Österreich errichtet wird."

Der Jahresbericht der größten deutschen Farbwerke, F. Bayer & Co., Elberfeld, enthält folgende Sätze:

„Wir werden infolge der geänderten Zollverhältnisse an einen weiteren Ausbau unserer Fabriken im Auslande herantreten müssen. Unserer einheimischen Fabrikation erwächst durch diese Dezentralisierung unserer Betriebe ein großer Ausfall, sehr zum Nachteil nicht bloß unseres Geschäftes, sondern der deutschen Teerfarben-Industrie überhaupt, sowie der darin beschäftigten Arbeiter."

Namentlich der Vertrag mit Österreich, was von jeher konstatiert wurde, erweist sich als besonders industriefeindlich. Der Geschäftsgang leidet unter dem erschwerten Absatz und dem unwirtschaftlichen Auseinanderreißen des Betriebes, der heranwachsenden Generation entschwindet in großem Maße die Arbeitsgelegenheit. Wahrlich, der „Schutz der nationalen Arbeit" beginnt herrliche Früchte zu tragen.

Bergbauverstaatlichungen. Das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat, in dessen Hand es liegt, den Preis der Kohle nach Belieben zu steigern oder herabzusetzen, bedeutet nicht allein für privatwirtschaftliche Betriebe eine Gefahr und Hemmung. Die Einzelstaaten selber sind für ihren Eisenbahnbetrieb Kohlenkonsumenten in größtem Umfange und sie sind daran interessiert, sich dies Material nicht übermäßig verteuern zu lassen. Preußen ist bekanntlich im Besitze großer Kohlenfelder und strebt nach deren Ausdehnung. Nun beschäftigen sich auch die süddeutschen Regierungen immer eindringlicher damit, sich von solcher Beherrschung durch einen „Staat im Staate" freizumachen, durch Sicherung eigener Kohlengruben. In Süddeutschland selber fehlt es an einer brauchbaren Steinkohle, und die Staaten sind so gezwungen, sich nach Norddeutschland zu wenden. Von bayerischer Seite sind diese Bestrebungen nicht neu; die „Hilfe" hat darüber bereits früher einmal berichtet. Jetzt scheinen die Verhandlungen ihrem Abschluß näher zu rücken; die bayerische Regierung hat wieder einen Sachverständigen nach den rheinischen und westfälischen Kohlenbergwerken entsandt und es sind für absehbare Zeit Ankäufe zu erwarten. Auch Württemberg ist mit Zechenbesitzern in Verhandlungen eingetreten. — — Die Preispolitik der Syndikatsherren drängt so die Regierungen zur Gegenaktion der Verstaatlichung. Dabei ist bloß zu wünschen: daß die Staaten, sofern sie Kohlenfelder über den Bedarf ihres Eisenbahnbetriebes erwerben, nicht ihrerseits die volksfeindliche Preisgebahrung aufnehmen, und daß ihre Arbeiterpolitik im eigenen Betriebe den Forderungen sozialer Gerechtigkeit entspricht. Wie sehr aber gerade hier ein weitgehender Skeptizismus leider berechtigt ist, haben erst wieder die neulichen Verhandlungen in Trier, beim Prozeß des Bergmanns Krämer, klar zutage treten lassen. In Süddeutschland ist die Bevölkerung an dem Vorgehen der Regierungen um so mehr interessiert, als in weiten Kreisen die Verbilligung der Fracht- und Personentarife angestrebt wird. Es liegt auf der Hand, daß solches zum großen Teile fromme Wünsche bleiben, solange der Fiskus durch allzu hohe Kohlenpreise übermäßig in Anspruch genommen wird. Das wird sich jetzt hoffentlich zum Besseren wenden.

Minister Delcassé

Herr Theophile Delcassé war erst 46 Jahre alt, als er im Juni 1898 die Leitung der auswärtigen Politik Frankreichs übernahm. Von Haus aus war er Philosoph und Literarhistoriker, wurde dann Journalist, bearbeitete in der Zeitung „La republique française" die auswärtigen Angelegenheiten, ließ sich 1889 zum Deputierten wählen, vertrat vor allem den Gedanken des Kolonialreiches und sprang aus seinem bürgerlich-literarischen Entwickelungsgange dann nach dem Ausscheiden des bisherigen Ministers Hanotaux sofort auf die leitende Stelle, in der er mit den aristokratischen Diplomaten aller Staaten um die Macht seines Vaterlandes zu ringen hatte. Als Minister des Äußeren hat er im Kabinett Brisson angefangen, wurde vom Kabinett Dupuy übernommen, ging in das Ministerium Waldeck-Rousseau über, blieb unter Combes und erhielt sich unter Rouvier bis jetzt. Schon diese knappe äußere Lebensgeschichte spricht sehr für die ganz hervorragende Begabung des persönlich schlicht auftretenden Mannes. Er suchte in der Politik nicht den Schein der Macht, sondern die Macht selbst. Man sagt, er sei eitel und eigensinnig geworden. Es mag wahr sein, ist aber menschlich leicht verständlich. Mitten im Wechsel der Regierungen war er der feste Punkt geworden und hielt sich für unentbehrlich und unersetzbar. Er wurde in der Republik auf seinem Gebiet ein Autokrat, der auch danach wenig mehr fragte, ob er im Einzelfall eine populäre Politik machte. Er verlangte, daß man seinen schwierigen Wendungen Vertrauen entgegenbrachte, auch wenn er nicht imstande war, ihre Ursachen öffentlich darzulegen. So wurde er zum einsamen Manne, und heute, wo er stürzt, lassen ihn alle fallen, fast alle. Ob er noch einmal wieder aufsteigen wird, kann man in Frankreich nicht wissen, für jetzt ist er erledigt.

Ob es ein Zufall war, daß Minister Delcassé an dem Tage stürzte, wo Bülow zum Fürsten erhoben wurde? Es gibt Stimmen, die einen sehr nahen Zusammenhang zwischen diesen beiden Vorgängen feststellen wollen. Delcassé habe den Bismarck der Neuzeit spielen wollen, habe auch die Rücksichtslosigkeit, die Bismarck zeigen konnte, sich angeeignet und dadurch den diplomatischen Konflikt, der zwischen Deutschland und Frankreich über Marokko besteht, so zugespitzt, daß sein weiteres Verbleiben einen Krieg zwischen uns und Frankreich notwendig gemacht haben würde. Deshalb sei er von der friedliebenden französischen Nation fallen

Digitized by Google

gelassen worden. Sein Sturz, so heißt es, bedeute das Einlenken Frankreichs, den Sieg Bülows und die Anbahnung besserer Verhältnisse zwischen Paris und Berlin.

Wieweit das richtig ist, läßt sich nach dem jetzt vorliegenden Nachrichtenmaterial nicht beurteilen. Wir würden es nur dann für richtig halten, wenn wir einem so klugen Manne wie Delcassé zutrauen könnten, daß er einen Krieg Frankreichs gegen Deutschland in der gegenwärtigen Lage für gewinnbar hielt. Ein siegreicher Krieg gegen Deutschland ist ja das Größte, was ein Politiker vom Schlage des Herrn Delcassé sich träumen kann, aber eben nur träumen! Wenn die von uns angedeuteten Gerüchte Wahrheit enthalten, dann enthalten sie noch nicht die ganze Wahrheit, denn dann verschweigen sie, mit welcher Macht zusammen Delcassé den Schlag wagen wollte. Rußland kann offenbar diese Macht nicht sein, und daß England sie sein will, ist unwahrscheinlich. Es fehlt also der Legende bis jetzt der reale Hintergrund, und es empfiehlt sich deshalb, sie *nicht zu glauben*, sondern einfach anzunehmen, daß Delcassé selbst sah, daß er sich in der Marokkofrage zu unvorsichtig hervorgewagt hatte, als er über dieses längst begehrte Land zu verfügen begann, ohne sich mit Deutschland zu verständigen.

Wir sagten, er habe sich unvorsichtig hervorgewagt. An sich ist Unvorsichtigkeit nie der Fehler Delcassés gewesen. Im Gegenteil! Seine ganze Tätigkeit ist voll von Vorsicht, die das fast Unmögliche schlau erreicht. Als er in sein Amt eintrat, gärte und kochte der Dreyfushandel, er aber hielt sich außer Schußweite und verstand es, diese gefährliche Spionage-Angelegenheit von der auswärtigen Politik fern zu halten. Einen Monat nach seinem Eintritt in das Ministerium kam Marchand in Faschoda an, Europa schien im Herbst 1898 vor einem großen Kriege zu stehen, Delcassé aber gab nach, zog zurück, brachte sein nervöses Franzosenvolk dazu, die peinliche Erfahrung stillschweigend zu tragen und erreichte, daß wenige Jahre nach Faschoda Frankreich und England einen schiedlichen Friedenstraktat über Afrika schlossen. Als die Handelsbeziehungen zu Italien schwierig wurden, brachte er sie wieder in Ordnung, als die Türkei einige sehr anfechtbare Privatforderungen nicht bezahlen wollte, drohte er mit Kriegsschiffen, ließ seine Kreuzer aber sofort zurückfahren, als der Sultan in dem Hauptpunkt nachgab. Als die europäischen Mächte sich in China ihre Plätze an der Sonne zu suchen begannen, schaffte er für Frankreich einen nützlichen Anteil an der Kontrollierung des südlichen China. Er brachte es fertig, sich an der China-Expedition zu beteiligen, ohne daß Frankreich dadurch zu stark belastet worden wäre, kurz, dieser Mann ist kein blinder Draufgänger gewesen, der sich selbst und seines Staates Macht nicht kennt. Es ist fast etwas unfranzösisches in seiner nüchternen Energie, wie er denn auch in seinem Auftreten in der Kammer das Gegenteil eines Theaterhelden war. Ich habe es zufällig mit angehört, als er im Sommer 1900 in der französischen Kammer die Chinakredite beantragte und verteidigte. Es ging damals bei uns französischer zu als in Paris.

Wie also kommt dieser Mann dazu, sich jetzt von Bülow in der Marokkofrage matt setzen zu lassen? Die Erklärung scheint in der unvorhergesehenen Umgestaltung aller französischen Politik durch die russischen Niederlagen zu liegen. Als Delcassé das marokkanische Gewebe zu flechten anfing, war das russisch-französische Bündnis noch eine Wirklichkeit, heute aber ist es eine Erinnerung. Delcassé glaubte, er könne Deutschland als Macht zweiten Grades behandeln, weil er es für undenkbar hielt, daß Deutschland einem Vertrage gegenüber, den Frankreich unter dem Segen Rußlands mit England schloß, irgend etwas tun könne. Er glaubte, uns soweit isoliert zu haben, daß wir schweigen mußten. Und, seien wir offen, diese Berechnung war vor ein Jahr noch richtig! Wir wären bei jedem Versuche, unsere Vertragsrechte in Marokko aufrecht zu erhalten, bei der früheren Situation einfach erdrückt worden. Nicht bloß auf die marokkanischen Rechte kommt es dabei an, sondern auf unsere von Delcassé klug herbeigeführte Zwangslage überhaupt. Jetzt ist der Bann für uns gebrochen und Delcassés Spekulation ist zu Wasser geworden. So wahr es einerseits ist, was wir neulich sagten, daß alle unsere überseeischen Weltmachtgedanken jetzt ferner als je erscheinen, weil Englands Flotte die widerspruchslose Herrin der Meere geworden ist, ebenso wahr ist, daß auf dem europäischen Festland unsere Landarmee an Gewicht gewinnt, seit es keine andere Landarmee mehr gibt, von der man hätte denken können, daß sie uns überwältigen könne. *Alle Staaten, die für uns zu Lande erreichbar sind, sind genötigt, uns nach den Schlachten in Ostasien mit größerem Respekt zu behandeln.* Wir sind um einen Platz hinaufgerückt, weil unser Nachbar sein Examen schlecht bestanden hat. Das ist es, was Delcassé nicht vorhergesehen hat und worüber er gefallen ist.

Und derjenige, der nach ihm Frankreichs äußere Schicksale leiten soll, mag es Herr Rouvier sein oder sonst wer, findet eine schwere Aufgabe vor, nämlich Frankreich daran zu gewöhnen, daß es ohne Rußland auskommen muß. Wie Rußlands Zukunft ist, weiß man nicht, aber daß es für die nächste Zeit als Landmacht in Europa null ist, unterliegt keinem Zweifel. Frankreich ist also in Wirklichkeit bündnislos. Das aber heißt, daß es weder im Orient noch in Marokko, noch in Hinterindien etwas wagen kann, was entweder England oder Deutschland entschieden mißbilligt. Es wird lernen, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, und wir Deutschen müssen ihm seine Position erleichtern, denn wir haben unsererseits gar kein Interesse an der politischen Demütigung Frankreichs, gar keins. *Es ist nichts, was wir von Frankreich wollen, als daß es den im Jahre 1871 geschaffenen Zustand als endgültig anerkennt.* Gelingt es, diese Anerkennung ohne nochmaligen Waffengang zu erreichen, gelingt es, die Revanchedrohung wirklich zu beseitigen, so ist das höchste erreicht, was unsere Diplomatie von Frankreich je wünschen kann. Wir wollen kein zerbrochenes Frankreich! Darüber sind alle deutschen Parteien einig. Unser Wunsch ist ein befreundetes Frankreich. Es ist möglich, daß wir diesem Wunsche jetzt um einen merkbaren Schritt näher kommen, wo der Mann von der Bühne verschwindet, dessen große Begabung nur solchen Kombinationen gewidmet war, in denen Frankreich und Deutschland sich gegensätzlich gegenüberstanden. **Naumann.**

Die Kontingentierung der Opposition

Unser Parteifreund Rechtsanwalt Petersen hat in der Hamburger Bürgerschaft bei der Debatte über die geplante Wahlrechtsverschlechterung ein treffendes Wort geprägt. Er bezeichnete den Grundgedanken der Senatsvorlage mit dem Ausdruck: Kontingentierung der Opposition. In der Tat geht ja die Tendenz der Hamburger „Wahlreform" zugestandenermaßen darauf hinaus, den gesetzgeberischen Einfluß der sozialdemokratischen Partei in Hamburg dauernd derart nach oben zu begrenzen, daß die Hamburger Notabeln in allen hamburgischen politischen Angelegenheiten von dem roten Gespenst nicht weiter beunruhigt werden. Von 160 Bürgerschaftsmandaten will man der Sozialdemokratie zwei Dutzend gnädigst überlassen, und auf diese politische Munifizenz tut man sich noch etwas zugute, denn das preußische und das sächsische Wahlsystem haben bekanntlich dafür gesorgt, daß die Parlamente dieser beiden Bundesstaaten völlig sozialistenrein sind.

Dieser Gedanke der Kontingentierung des Einflusses der Sozialdemokratie ist vielleicht dazu bestimmt, in Deutschland Schule zu machen. Wer mit feinerem Ohr die Stimmen der öffentlichen Meinung über diesen Kontingentierungsplan verfolgt hat, der wird bemerkt haben, daß nicht bloß alles, was rechts von den Freisinnigen steht, einschließlich der gesamten nationalliberalen Partei, die Idee sehr glücklich findet, sondern daß auch in der freisinnigen Presse die grundsätzliche Ablehnung dieses Kontingentierungsgedankens nur vereinzelt zutage tritt. Man bekämpft zwar zumeist die Hamburger Form seiner Verwirklichung, aber läßt mit mehr oder weniger Deutlichkeit durchblicken, daß, in demselben Maße wie sich die sozialdemokratische Partei in einem Parlament der Mehrheit nähert, eine gesetzgeberische Aktion gerechtfertigt sei, die der Geltendmachung wirklicher Macht seitens der Sozialdemokratie in den Parlamenten einen Riegel vorschiebt. Gelegentlich wird der Sozialdemokratie sogar die freundliche Warnung mit auf den Weg gegeben sich gefälligst des weiteren Wachstums ihrer parlamentarischen

Digitized by Google

Macht zu enthalten, da sie sonst die Gefahr der Wahlentrechtung unweigerlich heraufbeschwören werde. Es liegt auf der Hand, daß diese Haltung, selbst eines Teils der freisinnigen Presse, die grundsätzliche Preisgabe des allgemeinen Wahlrechts bedeutet.

Die Idee der Kontingentierung der Opposition heißt aber noch viel mehr, nämlich die Preisgabe des modernen Parlamentarismus überhaupt. Die Kontingentierungsidee ist eine Reaktionserscheinung, die sich in unserem wirtschaftlichen Leben seit geraumer Zeit Geltung verschafft hat. Sie bedeutet dort: Hinderung der natürlichen Entwickelung, Beschränkung der Produktion. Unsere Branntweinsteuergesetzgebung kennt eine Kontingentierung zu dem Zweck, ein paar tausend Großschnapsbrennern, der Branntweinaristokratie, möglichst unauffällig ein Geschenk von jährlich 40 Millionen Mark zuzuführen. Das westfälische Kohlensyndikat kennt die Kontingentierung der Kohlenproduktion, um die Macht und das Gedeihen der Bergwerksplutokratie sicherzustellen. Jetzt geht man dazu über, den Kontingentierungsgedanken unserer Branntweinsteuergesetzgebung und der Kohlensyndikate auf das politische Gebiet zu übertragen.

Zunächst ist dabei die Sozialdemokratie der leidende Teil. Aber es ist schlechterdings nicht einzusehen, weshalb die Kontingentierungsidee auf eine einzelne politische Partei beschränkt sein soll. Wenn es zulässig erscheint, daß die herrschende Minorität, um dem wachsenden Einfluß einer ihr besonders gefährlich erscheinenden Partei entgegenzuwirken, die Macht dieser Partei kontingentiert, — weshalb sollte sie nicht dasselbe jeder anderen aufsteigenden Partei gegenüber tun, die ihr vielleicht in einer näheren oder ferneren Zukunft einmal gefährlich werden könnte? Was der Hamburger Plutokratie recht ist, wird den preußischen Junkern billig erscheinen. Im preußischen Abgeordnetenhause gibt es allerdings noch keine Sozialdemokratie, aber es hat einmal eine sehr starke liberale Partei daselbst gegeben, und man kann nie wissen, ob so etwas nicht einmal wiederkommt. Der kluge Mann beugt vor. Und der Junker ist ein kluger Mann. Weshalb sollte er nicht nach dem Muster der Hamburger Senatsvorlage daran denken, seinen gegenwärtigen Einfluß durch eine parlamentarische Kontingentierung des Liberalismus dauernd sicherzustellen? Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß ein gescheiter Mann, wie z. B. der Freiherr von Zedlitz-Neukirch, ohne erhebliche Schwierigkeiten eine Wahlrechtsreformvorlage konstruieren könnte, die diesem Zweck völlig Genüge leisten würde. Man brauchte nur das Muster der Wahlrechtsprivilegien der Hamburger Notabeln auf die preußischen Verhältnisse zu übertragen, und die Sache wäre im Handumdrehen gemacht.

Die Kontingentierung der Opposition bedeutet in Wirklichkeit nichts mehr und nichts weniger als die Schaffung politischer Fideikommisse. Die politische Macht wird ein für allemal bestimmten Klassen der Bevölkerung übertragen, und der Rest, mag er numerisch auch noch so groß sein und sich in beständiger Entwickelung befinden, bleibt dauernd zur Einflußlosigkeit verdammt. Wie zum Hohn gibt man diesen Bürgern zweiter Klasse zwar die Möglichkeit, sich durch eine Anzahl von Vertretern in den Parlamenten rednerisch zu ergehen. Da man aber den Herrschenden jede Besorgnis, daß die Partei dieser Redner ihren parlamentarischen Einfluß ausdehnen könnte, genommen hat, so ist diesen Reden von vornherein die Wirkungslosigkeit gesichert, und der ganze Parlamentarismus wird zu einer widerlichen Farce. Unter allen Formen, in denen die Demoralisation des Parlamentarismus auftritt, ist die Kontingentierung der Opposition die verwerflichste. **Theodor Barth.**

Das Schlusstück

Der Nationalsoziale Verein zu Leipzig hat am 7. Juni in seiner Generalversammlung einstimmig beschlossen, seine selbständige Organisation aufzugeben, und sich mit dem Leipziger Liberalen Verein zu verschmelzen. Das Ende eines der ältesten, stärksten und rührigsten nationalsozialen Vereine als selbständiger Größe hat auch über die lokale Bedeutung hinaus einiges Interesse, als ein neuer Beweis dafür, daß die alten nationalsozialen Kreise sich durchaus als Teile der gesamtliberalen Bewegung fühlen. Das bedeutet einen bemerkenswerten Fortschritt der politischen Erkenntnis, wenn man beachtet, daß die meisten Leipziger sich vor zwei Jahren dem Wahlverein der Liberalen mit wenig spontaner Freudigkeit und viel schweigender Fügung ins Notwendige angeschlossen haben.

Der Liberale Verein zu Leipzig ist vor wenigen Jahren als Sammelpunkt für alle Liberalen der Stadt gegründet worden, und hat besonders bei der letzten Reichstagswahl, bei der eines seiner Vorstandsmitglieder, Reichsgerichtsrat Boethke, als liberaler Kandidat aufgestellt wurde, einen Aufschwung zu größerer Mitgliederzahl genommen. Er umfaßt Mitglieder des Wahlvereins, Anhänger der freisinnigen Volkspartei, süddeutsche Demokraten und auch solche Liberale, die sich zur nationalliberalen Partei rechnen. Nationalsoziale sind seit Jahren Mitglieder des Vereins und auch im Vorstande vertreten. Dieser Verein, dessen Grundtendenz: „Einigung der Liberalen", sich schon in seiner Zusammensetzung ausspricht, hat sich nun im Februar dem Wahlverein der Liberalen angeschlossen, mit Zustimmung auch der Mitglieder, die sich persönlich anderen Parteien zurechnen. Man sieht daraus, daß auch in solchen Kreisen, denen vor allem die Pflege allgemeiner liberaler Stimmung und Gesinnung am Herzen liegt, die Erkenntnis durchdringt, daß man sich einer parteipolitischen zentralistischen Organisation anschließen muß, wenn man leben will. Daß nur der Wahlverein in Frage kommen konnte, kann als Beweis dafür angesehen werden, daß gerade seine klar gezeichnete Politik ihn zum Kristallisationskern einer liberalen Einigung geeignet macht.

Natürlich war es auf die Dauer schwer möglich, daß an demselben Orte zwei dem Wahlverein angeschlossene Organisationen nebeneinander bestanden, und der Gedanke, beide zu vereinigen, bisher hauptsächlich auf nationalsozialer Seite gepflegt, wurde nun auch bei dem anderen Teile lebhaft. Es bleibe unerörtert, wieviel dazu das plötzliche starke Wachstum des nationalsozialen Vereins in den letzten vier Monaten, hervorgebracht durch zwei erfolgreiche öffentliche Versammlungen, beitrug. Daß auf der anderen Seite bei den Nationalsozialen selbst stellenweise die Meinung laut wurde, man sehe doch, daß man auch selbständig existieren könne, ist begreiflich.

Man muß nämlich beachten, daß die Verschmelzung nur in der Weise durchgeführt werden konnte, daß der Nationalsoziale Verein sich selbst aufgab und in dem Liberalen Verein aufging. Denn der Liberale Verein ist eben ein Verein aller Liberalen, dem die Nationalsozialen als historische Vertreter einer liberalen Teilströmung gegenüberstehen. Der Entschluß, den eigenen Verein mit seinem Namen und den Erinnerungs- und Gefühlswerten, die an ihm haften, aufzugeben, fiel also manchem unserer Freunde schwer.

Aber diese Bedenken mußten zurücktreten. Der Liberale Verein gehört der Partei an, in der wir selbst heimisch sind. Zu ihm gehören Männer, die in ihrer Person schon ein soziales Programm verkörpern. Allein ständen die Nationalsozialen in Gefahr, zu einer Art Sekte sich zu entwickeln, in der neuen Verbindung können sie, wirksamer als je, den entschiedenen Liberalismus in die Öffentlichkeit tragen. Dies alles gab den Ausschlag, und der politische Sinn zeigte sich bei den Mitgliedern so stark, daß alle ohne Ausnahme beistimmten, als in der Generalversammlung Dinkler und Barge überzeugend darlegten, daß der Verzicht auf die eigene Organisation im Interesse der politischen Arbeit in Leipzig, wie auch vor allem von einem höheren und allgemeineren Standpunkte aus, notwendig ist. Dr. Barge zeigte, wie Liberalismus und Nationalsozialismus tief innerlich nähergekommen sind, indem die bei diesem ursprünglich vorhandenen antikapitalistischen Motive in den Hintergrund traten, bei jenem das Verständnis für die sozialen Aufgaben und das nationale Machtproblem verstärkt wurden. — Man kann die Verwandtschaft der beiden Gedankensysteme vielleicht noch etwas enger fassen. Den nationalen Grundton hat der Nationalsozialismus mit allem bodenständigen Liberalismus gemein. Seine sozialen Forderungen aber sind im Grunde durchaus liberaler Natur, denn sie zielen auf freie Entfaltung der einzelnen Persönlichkeit ab. Und schon § 4 der alten „Grundlinien" erwartet, im Gegensatz zu „sozialistischen Utopien", „die Vergrößerung des Anteils, den die Arbeit an dem Gesamtertrag der deutschen Volkswirtschaft hat, von fortgesetzter politischer, gewerkschaftlicher und genossenschaftlicher Arbeit" — d. h. also von der Anwendung des Rüstzeugs, das der Liberalismus geschaffen hat. Es ist mithin nur logische Konsequenz, wenn die nationalsoziale Entwickelung auch in Leipzig in den Gesamtliberalismus einmündet, von dem sie ein Stück und eine zeitgemäße Weiterbildung ist.

Es mußte jedem, der hieran mitgearbeitet hat, eine besondere Genugtuung sein, daß unser verehrter Professor Sohm seine ausdrückliche Zustimmung zu diesem Schritt gegeben hat. Sollte es in Leipzig noch Nationalsoziale geben, die Bedenken haben, so wird dies Beispiel sie gewiß belehren.

Es ist kein Zweifel, daß die Generalversammlung des Liberalen Vereins den nationalsozialen Beschluß annehmen wird. In einem Punkte, nämlich wegen der Aufnahme der weiblichen Mitglieder des nationalsozialen Vereins, hörten wir freilich von liberaler Seite Bedenken. Aber gewiß wird man sich dort noch überzeugen, daß ein liberaler Verein nicht engherziger sein darf, als das sächsische Vereinsgesetz, und daß der Liberalismus, der die große Gelegenheit,

Digitized by Google

sich die Arbeiterbewegung anzugliedern, verpaßt hat, die Frauenbewegung nicht ebenfalls vergebens an seiner Türe anklopfen lassen darf.

Jedenfalls wird, wenn durch die Verschmelzung der beiden Vereine alle die vielen kleinen Reibungsflächen beseitigt sind, erst eine wirksame und einheitliche Arbeit in Leipzig möglich sein, und dadurch wird auch die Anstellung eines sächsischen Landessekretärs des Wahlvereins in greifbare Nähe gerückt.

Leipzig. **Erich Mittelstenscheid.**

Büchertisch

Kraftprobe im Ruhrgebiet. Von Arbeitersekretär Anton Erkelenz. Preis 80 Pf. Verlag des Ausbreitungsverbandes der deutschen Gewerkvereine, Düsseldorf.

Wir haben schon verschiedentlich auf die frische Bewegung hingewiesen, die sich in Rheinland-Westfalen unter den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen vollzieht. Die Seele dieser Bewegung bildet der jugendliche Arbeitersekretär Erkelenz, dessen geistigem Einfluß der Düsseldorfer Ausbreitungsverband den größten Teil seiner Erfolge verdankt. Erkelenz ist uns schon öfters als begabter Schriftsteller begegnet. Der von ihm redigierte „Gewerkvereinsbote" gehört ohne Zweifel zu den bestgeschriebenen Arbeiterblättern, und auch nach gelegentlichen Aufsätzen, die er in der Münchener „Freistatt" veröffentlicht hat, kann man vom literarischen Standpunkt nur bedauern, daß dieser Gewerkschaftsführer nicht regelmäßig für ein weitverbreitetes Organ arbeiten kann. Die vorliegende Broschüre gibt auch dem ungeschulten Leser einen guten Begriff von den Verhältnissen des Ruhrbergbaus, den Gründen des großen Bergarbeiterausstandes und seinem Verlaufe. Mit den gewerkschaftlichen Anschauungen von Erkelenz können wir uns einverstanden erklären, ebenso mit den Forderungen, die er vom Arbeiterstandpunkt an die Behandlung der Syndikate seitens des Staates stellt. Zwar scheint uns das, was er über Verstaatlichung des Bergbaus schreibt, noch nicht endgültig durchgedacht. Im ganzen aber ist die vorliegende Broschüre auf das wärmste zu empfehlen, nicht nur den Arbeitern unter unseren Lesern, sondern auch ganz besonders denen, die noch mehr Einsicht in die kulturellen Werte der modernen Arbeiterbewegung zu haben wünschen.

Der soziale Ultramontanismus und seine katholischen Arbeitervereine von Dr. Alexander Tille. Otto Elsner. Berlin 1905. 80 Seiten. Preis 1 Mk.

Es handelt sich um eine Denunziationsschrift, anscheinend dazu bestimmt, die Unternehmer gegen die katholischen Arbeitervereine scharf zu machen. Herr Alexander Tille, einer der bestbezahlten Verweser des Königreichs Stumm, entrüstet sich über das „Gift Moralin", das vom „sozialen Ultramontanismus" in das Arbeitsverhältnis getragen wird. Wem schon die Ehre zuteil wurde, sich mit der Person des Herrn Tille näher beschäftigen zu müssen, wird ohne weiteres von der Ehrlichkeit dieser Entrüstung überzeugt sein.

Wir Riesenunternehmer und wir Hofstaat derselben, wir sind die feinste „Rasse", haben durch Zuchtwahl die „Intelligenz" erworben, mit der die Plebs beherrscht werden muß! Streik? Dumm oder frivol! Organisationen? Zwecklos oder frech! Recht des Arbeiters auf Existenz? Giebt's ja gar nicht! Und wenn er hungert? „Das kommt in jedem Stande vor!" Die Masse ist dumm. Ihr Wohl liegt darin, daß wir sie hindern, Seitensprünge zu machen.

Solche Gedanken werden mit jener Schnoddrigkeit und Würdelosigkeit vorgetragen, deren nur ein wissenschaftlicher Charlatan fähig ist. Wenn wir diese Schrift erwähnen, dann geschieht es, um den Geist zu kennzeichnen, welcher gewisse Machthaber der schweren Industrie erfüllt. Das bischen Sozialpolitik der katholischen Arbeitervereine bringt sie derart in Harnisch, daß sie in jenen niedrigen Kulturkampf verfallen, der nichts anderes ist als der Kampf um die Rente, deren Schmälerung man im Moment von ultramontaner Seite befürchtet.

Katz.

Unsere Bewegung

Anmeldungen zum Wahlverein der Liberalen und parteipolitische Mitteilungen gehen an Herrn Weinhausen, Berlin S.W., Dessauerstraße 1.

Marburg, 11. Juni. Bei uns herrscht jetzt ein Leben, als ständen wir vor einem Wahlkampfe. Ein gewisser Herr Dr. Karl Böhme aus Berlin ist plötzlich im Wahlkreise aufgetaucht und präsentiert sich als Kandidat für die nächste Reichstagswahl. In den ersten Versammlungen drückte er die Hoffnung aus, daß die Rechtsparteien sich auf seine Kandidatur einigen werden. Inzwischen haben aber von den im Kreise in Betracht kommenden Rechtsparteien sowohl die Konservativen wie die Reformer die Hoffnungen des Herrn Dr. Böhme geknickt. Die ersteren erklären sich die Aufstellung eines eigenen Kandidaten vorbehalten zu wollen und die Reformer wettern in der „Staatsbürgerzeitung" über die „Quertreibereien Dr. Böhmes". Herr Dr. Böhme bekannte sich in der Versammlung in Vöhl als **Liebermannscher Antisemit.** Er glaubt besonderen Eindruck damit zu machen, daß er alle Forderungen in „sein Programm", wie er es stolz nennt, aufgenommen hat, die sich nur ausdenken lassen. Für alle Forderungen des Bundes der Landwirte, der Mittelstandsvereinigung, der christlich-nationalen Arbeiterbewegung und noch für eine Portion andere „tritt" Herr Böhme „ein". Unser Freund Ruschke heftete sich auf Wunsch unserer Parteifreunde aus dem Wahlkreise dem antisemitischen Wunder- und Wanderdoktor an die Fersen. Aber schon nach der zweiten Versammlung wollte der tapfere Antisemit keine Redefreiheit mehr geben. In der Versammlung in Frankenau erklärte er noch pathetisch, als auf einen Vorwurf Redakteur Ruschke sofort kurz antworten wollte, daß köune ja in den nächsten Versamlungen geschehen. Am anderen Morgen sandte er aber unserem Freunde einen Brief, in dem er mitteilte, daß in den weiteren Versammlungen keine Redefreiheit gewährt werde. In einer geharnischten Erklärung in der Hessischen Landeszeitung nagelte Redakteur Ruschke den antisemitischen Wortbruch fest. Auch in Marburg versucht Herr Dr. Böhme sein Glück. Hier mußte er wohl oder übel Redefreiheit gewähren und in über dreiviertelstündiger Rede unterzog Redakteur Ruschke hier die Böhmischen Firlefanzen einer scharfen Kritik, der fast die gesamte Versammlung durch lebhaften Beifall zustimmte, trotzdem der V. D. St. vollständig für B. aufgeboten worden war. In dieser Versammlung wies Redakteur Ruschke auf einen Bericht der „Deutschsozialen Blätter" hin, demzufolge die Antisemiten in Otterndorf eine gegnerische Versammlung gesprengt hatten, weil es keine Redefreiheit gegeben. Er bat Herrn Dr. Böhme, im Hinblick hierauf für seine Partei doch nicht den Grundsatz „Zweierlei Maß" aufzustellen. Aber vergebens. Herr Dr. Böhme erklärte, in ländlichen Versammlungen würden nur Ortsansässige das Wort erhalten, Herr Ruschke aber nicht. Nun, bessere Gegner können wir uns gar nicht wünschen. — In zwei Orten, in Cappel und in Mellnau erstattete Ruschke Bericht über die Reichstagstätigkeit des Herrn von Gerlach. Auch in diesen Orten konnte konstatiert werden, daß unser Abgeordneter die lebhaftesten Sympathien und das Vertrauen der Bevölkerung genießt.

Aus Greifswald-Grimmen. Die vernichtende Kritik, welche der Abg. Gothein im Reichstag an den Handelsverträgen geübt hatte, war den Agrariern arg auf die Nerven gefallen und hatte sie zu wütenden Angriffen gegen denselben angestachelt. In ganz besonderem Maße tat sich dabei die konservative Kreisblattpresse im Wahlkreis des Angegriffenen (Greifswald-Grimmen) hervor. Und da dieselbe sachlich nichts vorzubringen wußte, griff sie zu Verdrehungen und Entstellungen der Ausführungen des Abg. Gothein, zu Verleumdungen und Beschimpfungen desselben; sie führte den Kampf mit der ihren agrarischen Neigungen eben am meisten entsprechenden Waffe, die man nur sehr euphemistisch als „Heugabel" bezeichnen kann. Eine in Greifswald stattgehabte öffentliche Versammlung in der der Abg. Gothein seinen Standpunkt und die Gründe für seine Bekämpfung der Handelsverträge darlegte, gestaltete sich zu einer imposanten Protestkundgebung der Wählerschaft gegen die unqualifizierbaren Angriffe, welcher der von ihnen erwählte Abgeordnete ausgesetzt gewesen war. Der größte Saal der Stadt war schon lange vor Beginn der Versammlung bis auf den letzten Platz gefüllt, und bei seinem Erscheinen wurde der Redner mit nicht enden wollenden Hochrufen begrüßt. Die Anwesenden folgten der reichlich zwei Stunden dauernden Rede, die häufig von stürmischem Beifall unterbrochen wurde, mit gespannter Aufmerksamkeit. Von den erschienenen Gegnern wagte — trotz wiederholter Aufforderung — niemand das Wort zu ergreifen; ihr Mut hatte sich augenscheinlich in den anonymen Angriffen erschöpft. Nachdem die Versammlung mit einem stürmischen Hoch auf den Abgeordneten geschlossen war, fand im kleineren Kreise der Mitglieder des Greifswalder Liberalen Wahlvereins und einiger Gäste noch eine etwa zweistündige höchst angeregte Diskussion über die verschiedensten politischen, wirtschaftlichen und sozialen Fragen statt. Der Verlauf der Versammlung dürfte auch die Gegner belehrt haben, daß ihre Kampfesweise die liberale Bewegung im Kreise Greifswald nicht zu schädigen, sondern nur zu fördern vermag. Leider haben wenige Wochen darauf die Liberalen des dortigen Kreises durch den völlig unerwartet, infolge eines Schlaganfalls, eingetretenen Tod des in jener Versammlung noch den Vorsitz führenden Professors Dr. Cohn einen herben Verlust erlitten. Die mit Festigkeit gepaarte unvergleichliche Liebenswürdigkeit des hoch angesehenen Gelehrten gewann der liberalen Sache gar manchen Anhänger und war gerade im Wahlkampf von ganz unschätzbarem Wert.

Dresden, 22. Mai. In einer öffentlichen Versammlung des Nationalsozialen Vereins sprach Herr Dr. Zimmermann, Redakteur an der „Sozialen Praxis" über das Thema „Zweierlei Maß in unserer Rechtsprechung". Der Redner wies darauf hin, wie in allen Kreisen Mißstimmung über die verschiedene Auslegung der Gesetze herrsche, besonders aber bei den Arbeitern. Am schärfsten zeige sich der Unterschied in der Rechtsprechung bei dem Vereins- und Versammlungsrecht. Arbeiterorganisationen und Gewerkschaften würden als politische Vereine angesehen, während die Versammlungen rechtsstehender politischer Vereine oft gar nicht kontrolliert würden. Das Streikpostenstehen unterdrücke man nach Kräften, die Übergriffe der Arbeitgeber dagegen, wie die Aufstellung „schwarzer Listen", die Versagung eines Entlassungsscheines, würden meistens geduldet. Die strenge Bestrafung derer, die Streikbrecher beleidigten, stehe im schroffen Gegensatz zur

Digitized by Google

milden Behandlung der Kartelle bei Vergehen gegen die Arbeiterschutzgesetze. Zur Beseitigung dieser Mißstände forderte der Redner die Teilnahme von Arbeitern an Schöffen- und Geschworenengerichten. — In der sich anschließenden Debatte bedauerte Herr von Mangoldt die Entfremdung der Richter gegenüber den niederen Volksschichten, die ihren Grund vor allem im „Karrieremachen" habe. Herr Berndt, Vorsteher der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine in Dresden, erinnerte daran, daß sich die Arbeiter in den Gewerbegerichten gut bewährt haben. Herr Baumeister Hartwig versuchte nachzuweisen, daß die Hauptschäden in der Rechtsprechung „die vollkommen freie, richterliche Überzeugung" und die Überbürdung der Richter seien. Herr Baumeister Hartwig war auch der einzige, der gegen die am Schlusse gefaßte Resolution stimmte, in der die Heranziehung von Arbeitern zu Schöffen- und Geschworenengerichten verlangt wurde.

Heidelberg, 11. Juni. Dem Amerika-Abend und dem Japan-Abend des letzten Winters ließen wir am 5. d. M. einen Rußland-Abend im „Tannhäuser" folgen. Der Saal war trotz der tropischen Hitze wieder überfüllt. Herr Univ.-Professor Dr. Hettner sprach über „Das europäische Rußland. Volk, Staat und Kultur." In meisterhafter Weise zeichnete die 1½ stündige Rede die Vorbedingungen, das Werden und das Wesen der heutigen russischen Kultur; in seinem politischen Schlußwort nahm Referent dann vom Standpunkte eines energisch deutschen und sozialen Liberalismus Stellung zum russischen Problem. Aus der Debatte ist besonders bemerkenswert eine längere Rede von Professor Max Weber, der das Programm der konstitutionell-demokratischen Partei Rußlands einer geistvollen Kritik unterzog. Der Abend bedeutete wieder einen starken Erfolg. —

Straßburg in Elsaß. Montag, den 5. Juni, wurde bei den Freunden der Hilfe über Arbeitsnachweis verhandelt. Der Verwalter der städtischen Arbeitsnachweisstelle, Herr Friedrich, legte in einem übersichtlich gestalteten Vortrag die Bedeutung des städtischen Arbeitsnachweises dar. Derselbe vermittelt unentgeltlich. Die Interessen der Parteien werden von einer paritätischen Aufsichtskommission gewahrt. Neuerdings haben sich Elsaß-Lothringen, Baden, die Pfalz, Württemberg, die Schweiz und Luxemburg zu einem einheitlichen Arbeitsgebiet zusammengeschlossen, sodaß jeder Arbeitnehmer und Arbeitgeber in der Lage ist, sich für seine Branche schnell über die Lage des Arbeitsmarktes in weiten Gebieten Süddeutschlands zu orientieren.

Soziale Bewegung

Ziffern zum Einprägen. Die eben erschienene ausführliche Statistik der deutschen Gewerkschaften für das Jahr 1904 werden wir demnächst ausführlich würdigen. Heute seien aber schon die Gesamtziffern der Mitglieder aus den verschiedenen Verbänden hier wiedergegeben, die man sich merken muß, um einigermaßen über den Umfang der deutschen Gewerkschaftsbewegung orientiert zu sein.

Es zählten im Durchschnitt des Jahres 1904:

Zentralverbde. d. freien Gewerkschaft.	1052108	Mitgl.	(1903: 887698)
Lokalvereine	20686	„	(„ 17577)
Hirsch-Dunckersche Gewerkvereine .	111899	„	(„ 110215)
Gesamtverbd. d. christl. Gewerkschaft.	207484	„	(„ 192607)
Unabhäng. Vereine modern. Tendenz	74458	„	(„ 68724).

Heute sind überall diese Ziffern schon wieder stark gestiegen.

Partei und Gewerkschaft. Dieses Kapitel hat der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Bock-Gotha in seiner Berichterstattung vom Kölner Kongresse mit besonderer Bezugnahme auf den Buchdruckerverband behandelt und dabei ausgeführt: „Wenn eine Gewerkschaft wie der Buchdruckerverband durch Tarif das Lehrlingswesen regeln wolle, sodaß nur eine bestimmte Zahl eingestellt werden könne, so sei dies zünftlerisch und reaktionär. Würden das alle tun, so wäre das eine große Gefahr für die Arbeiter, indem dadurch ein fünfter Stand, das Lumpenproletariat, durch die Arbeiter selbst geschaffen würde. Solche Zustände kämen aber nur dort vor, wo sich einzelne Führer der sozialdemokratischen Partei zu sehr entfremdet hätten." — Dazu bemerkt das Buchdruckerorgan, der „Correspondent": „Nun weiß jeder Buchdrucker, welcher der ‚Partei' angehört, was er im Verbande zu tun hat, will er sich nicht der Gefahr aussetzen, als Schöpfer des Lumpenproletariats zur Verantwortung gezogen zu werden. Und zwar vom Minister für Handel und Gewerbe, Bock, Exzellenz."

Seifenblasen. Auf dem Kölner Kongresse der sozialdemokratischen Gewerkschaften sagte Herr Legien, nachdem bei dem Rechenschaftsbericht der Generalkommission die meisten Redner gegen die christlichen Gewerkschaften vom Leder gezogen hatten, ihm scheine man überhaupt der christlichen Arbeiterbewegung viel zu große Bedeutung beizumessen. Im Westen konzentriere sich gewissermaßen die ganze Kraft der Christlichen, aber ihr Erfolg bleibe weit hinter ihren Erwartungen zurück. „Hätten wir eine Stelle, wo sich unsere Kraft konzentriert, dann dürfte überhaupt keine Organisation gegen uns aufkommen." Zu diesen etwas ruhmredigen Worten schreibt das Organ der Christlichen (Giesberts): „In Berlin haben neben der Generalkommission noch mehr sozialdemokratische Verbände ihren Sitz, als es insgesamt christliche Organisationen gibt, und trotzdem sind dort noch etwa 25000 Arbeiter außerhalb der sozialdemokratischen Zentralverbände organisiert. Im Rheinland und Westfalen, worauf, nach Herrn Legien, die christlichen Gewerkschaften ihre ganze Kraft konzentrieren, haben die sozialdemokratischen Verbände mehr besoldete Beamte (allein in Köln 18), als die christlichen Gewerkschaften in ganz Deutschland. Besser läßt sich die Hohlheit der Legienschen Ausführungen wohl nicht kennzeichnen."

Die Konsequenzen, die sozialdemokratische und scharfmacherische Organe aus der bejammernswerten Behandlung des Bergarbeiterschutzes im preußischen Landtag ziehen, kann sich jedermann ungefähr ausmalen. Die christlichen Arbeiter argumentieren in ihrem „Bergknappen" folgendermaßen: „Die Arbeiter müssen sich mehr politisch betätigen in den bürgerlichen Parteien. Sie müssen dafür sorgen, daß tüchtige Kollegen aus ihren Reihen in alle gesetzgebenden Körperschaften gewählt werden, und wo man diese Forderung abschlagen sollte, müssen sie sich selbe zu erzwingen suchen. Doch mit dem Erstarken der christlich-nationalen Arbeiterbewegung sind diejenigen Parteien, die Stimmen von dem Arbeiterstand erwarten, von selbst angewiesen, demselben auch eine seiner Stärke entsprechende Vertretung zuzusichern. Auf diesem Gebiete überall auf der Wacht zu sein, müssen sich die Kameraden beider Konfessionen viel mehr als seither angelegen sein lassen. Dann können die christlichen Arbeiter ihre materiellen Interessen wirksam vertreten, ohne deshalb, weil sie religiös gesinnt sind, sich von Sozialdemokraten als unvernünftige Menschen beschimpfen zu lassen, wie das Herr Legien, der erste Beamte der sozialdemokratischen Gewerkschaften, wieder auf dem Kölner Kongreß getan hat." — Das Zentrum hat in Essen an Stelle des verstorbenen ehemaligen Bergarbeiters Stötzel den bedeutendsten Kopf in der christlichen Arbeiterbewegung, den Arbeitersekretär Giesberts aufgestellt!

Der Handel der Welt. Das englische Handelsamt hat eben die Statistik des Welthandels für das Jahr 1904 herausgegeben. An der Spitze steht der englische Handel mit 781858000 Lstrl. Die zweite Stelle nimmt Deutschland ein mit 578174000 Lstrl. und an dritter Stelle stehen die Vereinigten Staaten mit 512845000 Lstrl. Der Wert der Importe nach England wuchs gegen das Vorjahr um 8013000 Lstrl., während der Wert der Exporte nur um 1018000 Lstrl. stieg. Es ist demnach eine Gesamtsteigerung des englischen Handels um 9031000 Lstrl. zu verzeichnen. In demselben Jahre war eine Steigerung des deutschen Handels um 22308000 Lstrl. zu verzeichnen, von denen 14415000 Lstrl. auf Importe und 7893000 Lstr. auf Exporte kommen. Die Vereinigten Staaten hatten ein schlechtes Handelsjahr. Der Wert der Importe wuchs zwar um 8419000, Lstrl., aber die Exporte gingen um 6646000 Lstrl. zurück. Wir geben nachstehend die Statistik des englischen Handelsamtes wieder:

Einfuhr:

	1903: Lstrl.	1904: Lstrl.
Deutschland	300184000	314540000
Belgien	101680000	104758000
Frankreich	192048000	181458000
Schweiz	46366000	48406000
Spanien	33971000	33355000
Italien	74478000	74325000
Oesterreich-Ungarn	78213000	85211000
Ägypten	17189000	21096000
Vereinigte Staaten	207895000	215814000
Japan	32102000	37588000
Indien	54646000	63652000
England	478027000	481049000

Ausfuhr:

	1903: Lstr.	1904: Lstr.
Deutschland	250732000	258625000
Belgien	79875000	82211000
Frankreich	170090000	179020000
Schweiz	35276000	35334000
Spanien	33437000	33913000
Italien	60697000	64608000
Oesterreich-Ungarn	88741000	86220000
Ägypten	20048000	21353000
Vereinigte Staaten	303677000	297031000
Japan	28994000	38011000
Indien	95392000	105007000
England	290800000	300818000

Endlich vernünftig! Bekanntlich ist von seiten der Eisenbahnverwaltung mehrfach die Aufforderung an die Beamten ergangen, ihre Mitgliedschaft in Konsumvereinen aufzugeben, wenn diese von Sozialdemokraten geleitet werden. Demgegenüber ist folgende höchst bemerkenswerte und interessante Mitteilung aus dem Jahresbericht der Handelskammer für das Großherzogtum Oldenburg sehr erfreulich:

„Ein der Kammer zugesandtes Schreiben eines früheren Kammermitgliedes in Brake, worin dieses darüber klagt, daß die dortigen unter sozialdemokratischer Leitung stehenden Konsumver-

Digitized by Google

zahlreiche Zoll-, Bahn- und Postbeamte beigetreten sind, ohne von ihren vorgesetzten Behörden etwa gehindert zu werden, gab der Kammer Veranlassung, in der Vollversammlung vom 1. Dezember eine längere Besprechung über diese Angelegenheit zu führen. Der anwesende Herr Regierungsvertreter führte dabei aus, daß man bei Betrachtung dieses Gegenstandes folgende Gesichtspunkte beachten müsse:

1. Die Mitgliedschaft von Beamten zu Vereinen sei reine Privatangelegenheit der Beamten, in die die Staatsregierung niemals eingreifen könne.

2. Konsumvereine, auch wenn sie sozialdemokratisch geleitet würden, würden dadurch niemals politische Vereine, sondern blieben stets wirtschaftliche Vereine, und es würde ungeheuer bedenklich sein, Vorschriften über die Zugehörigkeit zu diesen wirtschaftlichen Vereinen zu machen.

3. Ein derartiges Verbot würde ganz eigenartige Konsequenzen auf anderen Gebieten haben. Er wolle nur einmal eine Organisation des öffentlichen Rechtes herausgreifen, wenn der Vergleich auch nicht vollständig passe, nämlich die Krankenkassen. Es sei bekannt, daß eine Reihe von Krankenkassen sozialdemokratisch geleitet werden. Die Beamten nun in den unteren Stellungen seien zum Teil verpflichtet, diesen Krankenkassen beizutreten, und es würde doch nicht möglich sein, sie von dieser Verpflichtung zu befreien.

Nach längerer Debatte wurde beschlossen, von irgendwelchen Anträgen beim Großherzoglichen Staatsministerium Abstand zu nehmen und die Angelegenheit als durch Besprechung erledigt anzusehen." — Wie sehr die Beamten selbst über diese Auffassung erfreut sind, ergibt sich aus der Anmerkung des „Anzeiger für Gemeindebeamte": „Man wird den Worten des oldenburgischen Regierungsvertreters seine lebhafte Zustimmung nicht versagen können. Es wäre nur zu wünschen, wenn auch die anderen Regierungen, besonders aber die preußische, sich diesen durchaus loyalen Standpunkt zu eigen machen wollten! Auch diejenigen Gemeindeverwaltungen, die sich durch ihre bisherige Gegnerschaft gegen die Beteiligung der Beamten an den Konsumvereinen auszeichneten, mögen diese Worte beherzigen." — Ganz unsere Ansicht! Übrigens sollen die Klagen über die Beteiligung von Beamten an der Verwaltung von Konsumvereinen die preußische Regierung zu einer Enquete veranlaßt haben, die sich auf die Beteiligung der unmittelbaren Staatsbeamten, der Kommunalbeamten, der Geistlichen und der Lehrer erstreckt. Die umfangreichen Erhebungen haben offiziöser Verlautbarung zufolge in allen beteiligten Verwaltungen übereinstimmend zu dem Ergebnis geführt, daß zu einem generellen Verbot der Beteiligung von Beamten usw. an der Verwaltung von Konsumvereinen und ähnlichen Vereinigungen kein Anlaß vorliegt, daß es in manchen Fällen sogar erwünscht sein kann, wenn sich Beamte, Geistliche oder Lehrer solcher Tätigkeit, selbstverständlich unbeschadet ihrer dienstlichen Obliegenheiten, unterziehen.

Der 2. Soziale Ausbildungskursus des Gesamtverbandes Evangelischer Arbeitervereine, der von Anfang bis Ende Mai in Frankfurt a. M. stattfand, zeichnete sich gegenüber seinem Berliner Vorgänger dadurch aus, daß nach Möglichkeit jede für Andersdenkende verletzende Tendenz vermieden und die verschiedenen Zweige der Sozialwissenschaften usw. rein sachlich zur Behandlung kamen. Freilich war die Vorbereitung zu dem Kursus, der in Berlin völlig unter christlich-sozialem Einfluß stand, vom Frankfurter Sozialen Museum ausgegangen, und der diesjährige Leiter des Kursus, Pfarrer Schmitt-Höchst, war bemüht, keinerlei Einseitigkeit aufkommen zu lassen. Überdies waren einige der bedeutendsten Referate in die Hände von Mitgliedern des Evangelisch-sozialen Kongresses gelegt und Professor Harnack selbst hielt den Hauptvortrag. So konnten auch drei Vertreter der Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften neben den christlichen Gewerkschaftern an dem Kursus teilnehmen. Eine kleine Differenz zwischen beiden Richtungen, hervorgerufen am Begrüßungsabend durch taktlose Propaganda für die christlichen Gewerkschaften durch einige evangelische Arbeitervereinler, wurde gütlich beigelegt.

Soldaten als Aushilfs-Arbeiter. Über dieses von uns schon oft kritisierte gewerkschaftliche Kapitel schreibt die „Soziale Praxis": „Gelegentlich eines Falles der Verwendung von Soldaten als Aushilfsarbeiter für eine Zuckerfabrik haben die preußischen Minister für Handel und Gewerbe und des Innern sich dahin geäußert, sie müßten Wert darauf legen, daß, wenn überhaupt ausnahmsweise Beurlaubungen von Soldaten zur Aushilfe bei dringenden Privatarbeiten in Gewerbebetrieben stattfänden, keine geringeren als die für Arbeiter ortsüblichen Löhne gezahlt würden. Das Kriegsministerium hat darauf verfügt, daß die Gestellung militärischer Aushilfe zu Privatarbeiten so lange wie irgend möglich vermieden werden muß und jedenfalls nur dann eintreten darf, wenn alle Versuche, Zivilarbeiter zu irgend annehmbaren Lohnsätzen zu erhalten, gescheitert sind und nur so ein wirtschaftlicher Notstand vermieden werden kann." Einen wirtschaftlichen Notstand, von dem die preußischen Ressortminister des Handels, des Innern und des Krieges bei etwaiger Unmöglichkeit, Zivilarbeiter zu irgend annehmbaren Lohnsätzen zu erhalten, sprechen, vermögen wir, sagt mit Recht das Organ der Buchdrucker, der Correspondent, nicht anzuerkennen. Mögen die Arbeiten noch so dringend sein, es werden sich Hilfsarbeitskräfte finden lassen, wenn nur ordentlich dazu getan wird. Deshalb darf das Militär nur zur Hilfeleistung bei plötzlichen allgemeinen Notfällen, wie Überschwemmungen, Einstürzen usw. Verwendung finden. Immerhin aber bedeutet die Vorschrift, daß die ortsüblichen Löhne auch für die militärischen Aushilfsarbeiter gezahlt werden müssen, doch eine Besserung gegenüber dem gegenwärtigen Zustande und die Anordnung, daß derartige Beurlaubungen so lange wie irgend möglich vermieden werden müssen, eine Einschränkung der der freien Arbeit durch beurlaubte Soldaten drohenden Konkurrenz. Wir vermissen aber das ausdrückliche Verbot der Verwendung von Soldaten zu Streikbrecherdiensten, in dieser Beziehung sind wir von dem Erlasse gänzlich unbefriedigt.

Die Aussperrung nach dem ABC, die in allen Scharfmacherkreisen des Unternehmertums so freudig begrüßt worden ist, hat der Vater des sauberen Planes, der ehemalige nationalliberale Abgeordnete Menck-Altona, bereits in Paragraphen gefaßt. Sie werden von der „Arbeitgeberzeitung" empfehlend abgedruckt. Hier sind die wichtigsten Paragraphen:

„§ 6. Durch den Aussperrungsbeschluß werden alle Arbeiter, deren Namen mit einem bestimmten Buchstaben des Alphabets beginnt, ausgesperrt. Der Aussperrungsbeschluß kann sich auf Arbeiter erstrecken, deren Namen mit verschiedenen Buchstaben des Alphabets beginnen. Der oder die betreffenden Anfangsbuchstaben der Namen der auszusperrenden Arbeiter müssen im Aussperrungsbeschluß bekannt gegeben werden. In keinem Betriebe des Gesamtverbandes, mit Ausnahme derjenigen, zu deren Schutze die Aussperrung vorgenommen wurde, dürfen die ausgesperrten Arbeiter vor Beendigung der Aussperrung beschäftigt werden.

§ 9. Jede Firma hat die Aussperrung in ihrem Betriebe unverzüglich, unter Beobachtung der etwa bestehenden Kündigungsfristen, vorzunehmen.

§ 10. Diejenigen Mitglieder, welche den Vorschriften des § 9 wissentlich zuwiderhandeln, zahlen für jeden Arbeiter, den sie entgegen dem Beschlusse des Gesamtverbandes nicht ausgesperrt haben, für die Dauer der unterlassenen Aussperrung pro Kalendertag eine Strafe von zehn Mark an die Kasse des Gesamtverbandes."

Es scheint also wirklich, als ob es mit der Aussperrung nach dem ABC-System ernst werden soll. Die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter sehen dem Versuch einstweilen kaltblütig entgegen. Sie haben zwar ihrerseits keine besondere Waffe, mit der sie diesen Angriff parieren könnten, sie glauben aber, daß auch die größten Arbeitgeber nicht so schematisch verfahren können, wie es dieses System verlangt. Immer wird es Arbeiter geben, die durch ihre Geschicklichkeit und Zuverlässigkeit so unentbehrlich sind, daß ihre Arbeitgeber nicht geradezu planvoll ihre Entfernung betreiben würden. Wenn solche zufällig unter dem auszusperrenden Unglücksnamen sein sollten, wird, so hofft man, eine Ausnahme mit ihnen gemacht werden. Das „System" wird also ein Loch bekommen.

Der deutsche Verein für Wohnungsreform hat seinen VII. Jahresbericht herausgegeben. Er knüpft an den ersten allgemeinen deutschen Wohnungskongreß an, der zwar in manchen Beziehungen die Erwartungen der Wohnungsreformer weit übertroffen, in anderen aber nicht ganz erfüllt habe. Weniger lange Tagesordnungen, Besprechung praktischer Themata, Einladungsbeschränkung auf Anhänger der Wohnungsreform: das sind Wünsche, die der Jahresbericht an die Leitung eines künftigen Wohnungskongresses richtet. Seine Mitteilungen über die theoretischen und praktischen Fortschritte der Wohnungspolitik im letzten Jahre sind lehrreich und wissenswert.

Die Frau in der Politik

von George Sand.

(Fortsetzung und Schluß.)

Aus: Souvenirs et idées de Georges Sand, ouvrage posthume. Paris, Calman Léoch 1904. Ein Brief an das Zentral-Komité von George Sand. Eine Leserin stellt uns die nachfolgende Übersetzung freundlichst zur Verfügung. Der Brief stammt aus der Zeit nach der Revolution von 1848 in Frankreich. Es handelt sich um ein in unseren Tagen so gut wie unbekanntes Dokument der Frauenbewegung.

Die Umgestaltung der Zivilrechte scheint mir nicht unmöglich, ich habe im Gegenteil die Überzeugung, daß sie nahe bevorsteht. Es ist eine der ersten Fragen, womit sich eine soziale Republik zu befassen haben wird, und es ist nicht ersichtlich, wie so das Bestreben nach Gleichheit der Geschlechter der ehelichen Treue und der häuslichen Harmonie den geringsten Eintrag tun kann — es sei denn, daß man die Gleichheit als eine Art von Ausschweifung oder auch als eine Art von Zankapfel anzusehen gewillt ist. Wir

Digitized by Google

sind vom Gegenteil überzeugt, und die Humanität hat in gleicher Weise darüber entschieden.

Man fragt nun, was wird aus dem Autoritätsprinzip, dessen die Familienexistenz bedarf, wenn die Autorität zwischen Vater und Mutter gleichmäßig verteilt ist? Darauf antworten wir: die Autorität soll nicht von dem beschlagnahmt werden, der ungestraft immer unrecht haben kann, sondern sie soll von einem zum anderen übergehen, dem Urteil des Gefühls und der Vernunft gemäß, und wenn es sich um das Interesse der Kinder handelt, sehe ich nicht ein, warum man der Entscheidung der Mutter mißtrauen sollte, nachdem man doch anerkennt, daß sie diejenige ist, welche die stärkste und selbstloseste Liebe zum Kinde hat.

Im übrigen, frägt man, wie kann eine eheliche Gemeinschaft bestehen, in welcher der Mann nicht unumschränktes Oberhaupt und Schiedsrichter in letzter Instanz ist, so ist das genau so, wie wenn man frägt, wie der freie Mensch ohne Herrn und die Republik ohne König auskommen kann. Gegenüber dem göttlichen Recht kann sich das unkontrollierte persönliche Autoritätsprinzip nicht behaupten. Und im allgemeinen sind die Männer gar nicht so grausam gegen die Frauen, wie es einige von ihnen bei jeder Gelegenheit zu wiederholen belieben. Je nach Ursache trifft das vielleicht ein- oder zweimal zu im Leben, aber die Frauen würden der Wahrheit und der Gerechtigkeit um vieles näherkommen, wenn sie anerkennen wollten, daß die Mehrzahl der Männer heutzutage sehr dazu geneigt ist, ihr Glück auf eheliche Gleichheit zu gründen. Alle sind ja nicht logisch genug, um diese Gleichheit auch in der Theorie gelten zu lassen, wenn sie auch unglücklich wären, diese Gleichheit in ihrer eigenen Häuslichkeit entbehren zu müssen; doch ist von diesem Gleichheitsbedürfnis schon viel in unsere Sitten gedrungen, und der Mann, der seine Gefährtin mißhandelt oder demütigt, wird von anderen Männern mißachtet. Sicher aber ist es, daß, solange das Gesetz diese eheliche Gleichheit nicht gelten läßt, unglaublicher und unerträglicher Mißbrauch mit der ehelichen Autorität getrieben wird. Sicher ist es auch, daß die Familienmutter, die noch mit 80 Jahren unmündig ist, sich in einer lächerlichen, erniedrigenden Lage befindet. Die despotische Gewalt ist es ferner, welche dem Ehemann die Befugnis verleiht, seine Einwilligung bei wichtigen Rechtsgeschäften, von denen das Glück seiner Frau und seiner Kinder abhängt, zu verweigern. Sie gestattet ihm ferner den Ehebruch außerhalb des ehelichen Wohnsitzes und gibt ihm auf der anderen Seite, im Fall der Untreue ihrerseits, das Recht der Tötung der ungetreuen Ehefrau. Sie gibt ihm das Recht, die Erziehung seiner Kinder, unter Ausschließung seiner Frau, zu leiten und sie durch schlechtes Beispiel und durch schlechte Grundsätze zu verderben, indem er ihnen seine Geliebten zu Erzieherinnen gibt, wie das in den vornehmsten Familien vorgekommen ist. Sodann hat der Ehemann das Recht, im Hause zu herrschen und der Dienerschaft zu befehlen und kann seinen Untergebenen sogar gebieten, die Hausfrau zu beschimpfen; er ist berechtigt, die Eltern der Frau zu vertreiben und ihr die seinigen aufzubürden, er kann seine Frau zu Entbehrungen zwingen, während er mit Dirnen das Einkommen oder das Kapital, über die er die Verfügung hat, verpraßt. Weiter steht ihm das Recht zu, seine Frau zu schlagen und ihre Klagen von einem Gerichtshof zurückweisen zu lassen, wenn sie keine Zeugen beibringen kann oder vor dem Skandal zurückschreckt. Endlich ist der Ehemann auch berechtigt, seine Frau durch ungerechtfertigte Verdächtigungen zu entehren oder sie für vorhandene Fehler bestrafen zu lassen. Alles das sind außergewöhnliche, grausame, unmenschliche Rechte und sind, ich wage es zu behaupten, die einzigen Ursachen der Treulosigkeiten, der Skandale und der Verbrechen, welche so oft das Heiligtum der Familie entehrt haben, und die es weiter entehren werden, o ihr armen Sterblichen, bis ihr zugleich den Verbrecher vom Schaffot und den Ketten des Kerkers und die Frau vom Schimpf und Schande der häuslichen Sklaverei, und, wenn sie untreu war, vom Gefängnis und der öffentlichen Schande befreit.

Bis dahin wird die Frau immer die Untugenden der Unterdrückten, d. h. die Untugenden der Sklavin haben, und diejenigen von Euch, die keine Tyrannen sein können, werden das sein, was die Männer heutzutage in so großer Anzahl sind, nämlich lächerliche Sklaven ihrer rachedürstenden Sklavinnen! Ja, die Frau ist Sklavin im Prinzip, und weil sie anfängt, es nicht mehr in Wirklichkeit zu sein, und weil es für sie kaum eine Mittelstraße gibt, zwischen einer Sklaverei, die sie erbittert, und einer Tyrannei, die ihren Mann in ihren Augen herabwürdigt, so ist der Moment gekommen, wo man ihre Rechte an die bürgerliche Gleichheit im Prinzip anerkennen und dieselben in der Entwickelung, die die Zukunft bringen wird, — und dies zwar bald — der sozialen Gesetzgebung ans Herz legen muß. Da wir auf dem Punkt angekommen sind, daß in den meisten Familien die Frau herrscht, und da mit dieser errungenen Macht von den Frauen, vermöge ihrer Geschicklichkeit, Hartnäckigkeit und List, großer Mißbrauch getrieben wird, so ist nicht zu befürchten, daß die Gesetzgebung allzu voreilig in die bestehenden Verhältnisse eingreift. Im Gegenteil, meiner Meinung nach ist sie damit sehr im Rückstand. Die Frau ist durch die Usurpation der Macht, die man ihr versagte und die sie sich widerrechtlich angeeignet hat, verdorben. Der Sklave Mann kann sich seinem Herrn widersetzen und offen und ehrlich seine Freiheit zurückgewinnen, die Sklavin Frau kann ihren Herrn nur betrügen und nur auf heimtückische und hinterlistige Weise eine ihrem wahren Ziel zuwiderlaufende Freiheit und Würde erlangen. Und wie ist es mit dieser Freiheit bestellt, die die Frau sich nur durch Betrug erringt? Es ist die Freiheit, die der Ehebruch ihr gewährt. Und welche Macht kann die Frau auf Kosten der Würde ihres Mannes erlangen? Eine falsche Macht ihrer, für sie wie für ihn, lächerlichen Herrschaft. Dieser Mißbrauch muß aufhören und der gute, nachsichtige Gatte darf nicht mehr den Typus eines Trottels vorstellen, den man zum Narren hält und über den seine Freunde sich in Gemeinschaft mit seiner Frau moquieren. Und so darf auch die loyale und fromme Frau als Dank für ihre Aufopferung nicht betrogen, tyrannisiert und ausgenutzt werden. Ferner soll auch die einmal durch Leidenschaft hingerissene, schuldige Frau, nicht öffentlich gebrandmarkt und gestraft, nicht in den Augen ihrer Kinder entehrt werden, da man es ihr auf diese Weise unmöglich macht, zum Guten zurückzukehren, während man sie zwingt, den Urheber ihrer Züchtigung und Schande zu hassen.

Die Bestrafung des Ehebruchs — auf diesen delikaten Punkt, einen der ernstesten und doch von der öffentlichen Meinung viel zu wenig ernsthaft genommenen, kann man nicht genug Wert legen — die Bestrafung des Ehebruchs ist ein grausames Gesetz und bewirkt nur, den Ehebruch zu einem immer häufigeren und ganz alltäglichen Vorkommnis zu stempeln.

Der Ehebruch trägt in sich selbst seine Strafe, Gewissensbisse und unauslöschbare Reue. Es muß ein genügender Grund zur Scheidung oder Trennung für den Ehemann sein, der die ihm durch denselben angetane Schmach nicht erdulden darf.

Aber das Gesetz, das dem Mann gestattet, seine entehrte und von ihm ins Gefängnis geworfene Gattin, wieder bei sich aufzunehmen, das Gesetz, das die Frau zwingt, zu ihrem Manne zurückzukehren, um Tropfen für Tropfen das Martyrium ihrer Entehrung durchzukosten und dies zu jeder Stunde in Gegenwart ihrer Kinder zu erdulden, das ist ein abscheuliches, infames Gesetz, das noch mehr den Mann entehrt, der es anruft, als die Frau, die es trifft. Das ist ein Gesetz des persönlichen Hasses und der persönlichen Rache. Und die Resultate, die dessen Anwendung zeitigen, sind Skandale und Familienschande, welche für die Zukunft der Kinder zu unaustilgbaren Flecken werden.

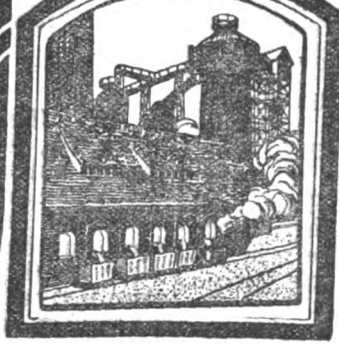
Besser noch ist dann das Gesetz, welches dem Mann gestattet, seine in flagranti überraschte Frau zu ermorden, noch besser das der Orientalen, die ihre Weiber in einen Sack genäht ins Meer oder in einen tiefen Brunnen werfen dürfen. Denn der Tod bedeutet nichts im Vergleich mit der Existenz einer Sklavin, die dazu verdammt ist, die Umarmungen ihres Herrn zu ertragen, der sie zuvor mit Füßen getreten hat.

(Schluß im Beiblatt.)

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Eugen Katz in Berlin. — Druck von Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 12.

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt



11. Jahrgang. Nr. 24. Berlin, 18. Juni 1905

Regierung

Hinweg mit der neuen Hexenlehre, die uns zuruft: der Starke soll herrschen, der Schwache soll dienen. Eine höhere Stimme ruft: der Gerechte soll herrschen und der Freie wird gehorchen.

Herrschen und Starksein ist eins. Kein Schwacher herrscht. Das Auge wird manchmal getäuscht, weil man sich gewöhnt hat, unter Stärke nur körperliche, brutale Kraft zu verstehen, und dann allerdings schwer begreifen kann, wie mancher scheinbar Schwache doch weithin regiert. Sieht man genauer zu, so entdeckt man hinter dem schwachen Körper einen starken Geist, hinter Einfalt Verschlagenheit, hinter bloßer Liebenswürdigkeit festen Willen. Es ist nur traurig, daß die Menschen, die so sehr klugen Menschen, sich nicht ernstlich auf die tiefsten Wurzeln ihrer Kraft besinnen wollen.

In der Tat: es ist eine Hexenlehre, daß der Starke herrschen soll und der Schwache dienen. Damit hat man jeder Rücksichtslosigkeit und Ungerechtigkeit in Handel und Wandel Tür und Tor geöffnet. Denn unter jenen Starken verstand man nur diejenigen, die sich um nichts kümmern, am wenigsten um die anderen Menschen. Stark erschien der, der niedertrat, einerlei wie und wo, der durchbrach, und mochten noch so viele fallen, der sich Bahn machte, sich ganz allein. Und bei den Schwachen fragte man gar nicht lange, warum sie so gedrückt erscheinen, ob ihnen nur andere Luft und Licht stahlen, oder ob sie selbst zu faul oder untüchtig gewesen sind. Sie schienen einer genauen Untersuchung gar nicht wert. Das Dogma herrschte: die Schwachen verdienen nichts Besseres. Als diese Lehre ersonnen war, hatte der Teufel seine Hand im Spiel. Denn es liegt eine Wahrheit darin, nur ist sie so ganz verdeckt mit Trug. Und das ist das alte Spiel, womit man Menschen und Zeitalter blenden kann: ein bischen Wahres und viel Falschheit.

Die Wurzel der Stärke ist Gerechtigkeit. Wer auf die Dauer herrschen will, muß dauerhafte Genossen haben. Regieren kann man die Zeit nur mit ewigen Grundsätzen. Läßt man sich von ihrer auf- und abwogenden Mannigfaltigkeit reizen und wählt seine Mittel nur nach dem Augenblick, dann hat man sich an die Zeit verkauft, geht mit ihr in die Höhe und mit ihr unter. Aber das, was nicht von heute und vorgestern stammt, was du auch morgen und übers Jahr noch nicht erfüllt hast, daß hat ewigen Bestand. Mit diesen Kräften schließe starken Bund, dann wirst du wirklich Herrscher sein.

Solchen Königen ist es wohl nur unter Gleichgesinnten. Über Sklaven herrschen ist keine Freude und hat auf die Dauer keinen Despoten befriedigt. Freie regieren, diese Kunst ist eine Lebensarbeit wert. Erzwungener Gehorsam widert an. Maschinen arbeiten wohl, aber sie antworten nicht. Wer Menschen zu Maschinen macht, die dem Druck seiner Hand folgen, bekommt nie die Antwort eines Menschenherzens auf seine Fragen zu hören. Er lebt in einer gefälschten Welt und erschrickt eines Tages, wie arm und elend er geworden, weil er überall nur sich selbst, seinen Willen, seine Gedanken, seine Wünsche durchgesetzt hat. Wo freie Menschen gehorchen, da ist Leben und Fortschritt. Sorgt für Freiheit unter den Menschen! An Freiheit ist noch kein Volk zugrunde gegangen, wohl aber an Knechten. Der Gerechte soll herrschen und der Freie wird gehorchen.

Traub.

Die Krankheit des Niederganges

I.

In der litterarischen Diskussion fällt öfter das Wort Décadence. Die es anwenden, verbinden damit nicht gerade etwas Schmeichelhaftes, und diejenigen, auf die es angewandt wird, erwidern, indem sie ihren Gegnern pausbäckige Gesundheit vorwerfen, womit sie ungefähr sagen wollen, daß der Appetit bei ihnen gut entwickelt sei, während die Intelligenz damit nicht gleichen Schritt gehalten habe. Es liegt uns persönlich fern, uns in diesen Streit der Parteien einzumischen. Wir wollen vielmehr, jenseits aller Parteien, versuchen, das Wesen der Décadence zu erkennen. Es könnte die Frage aufgeworfen werden, inwiefern es sich lohne, einer Krankheit auf den Grund zu kommen; denn die Décadence ist ja ohne Zweifel eine Krankheit. Zunächst beschäftigt sich der menschliche Geist aber mit den Krankheiten überhaupt, und wenn dabei nichts weiter herausspränge, als eine Vermehrung seiner theoretischen Erkenntnis, so wäre dieser eine Umstand allein ein hinreichender Grund zur Forschung. Mit der theoretischen Erkenntnis geht aber ein praktischer Nutzen Hand in Hand. Die Erkenntnis der Krankheit schützt mindestens bis zu einem gewissen Grade vor der Ansteckung und erleichtert in jedem Falle den Heilungsprozeß. Das gilt von jeder Krankheit, von jeder gewöhnlichen Krankheit des Körpers. Die Décadence aber ist in hohem Grade auch eine Krankheit der Seele. Wenn es sich also überhaupt verlohnt, sich mit den Mysterien des menschlichen Innern zu beschäftigen — und das tut im letzten Grunde ja alle Kunst —, dann muß es auch seinen bestimmten Wert haben, sich mit dem Zustand der Seele zu befassen, der Décadence heißt. Es kommt hinzu, daß die Décadence eine Krankheit ist, die nicht individuell, sondern epidemisch auftritt. Man darf daraus schließen, daß sie nicht in bestimmten Personen, sondern in bestimmten allgemeinen Zuständen wurzelt, daß sie mithin keine individuelle Krankheit, sondern eine Zeitkrankheit sei. In der Décadence spiegelt sich das Wesen unserer Zeit, wenn auch nur wie in einem Zerrspiegel. In der Décadence steckt ein Stück Gesellschaftskritik, und auch unter diesem sozialen Gesichtspunkt lohnt sich die Beschäftigung mit ihr. Wenn die Décadence eine Krankheit ist, die in der Zeit wurzelt, müssen wir uns notgedrungen erst die Zeit in einigen Zügen vergegenwärtigen, aus der sie fließt. Das Neue, das in unsere Zeit getreten ist, das ihr ihren besonderen Charakter verleiht, das sie von den vorhergegangenen Zeiten abhebt, dieses Neue ist die Industrie. Die Industrie hat ganze Schichten des Volkes entwurzelt und in den Abgrund der Lohnarbeit hinabgeworfen. Die Massen der Lohnarbeiter aber, die an keinem Besitz hängen, weil sie keinen Besitz haben, sind für die Gesellschaft ein sehr unruhiger Untergrund. Als erstes Moment, das die Industrie in die neue Zeit hineingetragen hat, tritt uns also die Unruhe entgegen. Es kommt zu diesem ersten Moment aber noch eine ganze Reihe anderer Momente. Man produziert nicht mehr wie früher für einen lokalen Markt, dessen Bedürfnisse ziemlich fest umrissen und ziemlich genau bekannt waren. Man produziert für einen sehr erweiterten Markt, dessen Bedürfnisse auch von dem gescheitesten Kopfe nicht ganz überschaut werden können. Und diese Produktion ins Ungewisse hinein bringt hinwiederum ein Moment der Unruhe in die neue Zeit. Der sehr erweiterte Markt bringt weiter mit sich, daß man mit der ganzen Welt in wirtschaftlichem Zusammenhang steht. Die Zeit ist vorüber, wo man

Digitized by Google

in einem friedlichen Winkel eine stille, auf sich selbst gesetzte Existenz führte. Die Kette des wirtschaftlichen Zusammenhanges reicht um die ganze Erde. Ereignisse, die in Amerika geschehen, zittern in Berlin in den Geschäftsräumen und den Haushaltungen der Arbeiter nach. Es können Katastrophen hereinbrechen, die völlig Ahnungslose und völlig Unschuldige in Mitleidenschaft ziehen. Auf diese Weise wird das Gefühl der Ruhe im Einzelnen zerstört und das Idyll aus der Welt gescheucht. Zu diesem wirtschaftlichen Zusammenhang kommt aber noch ein geistiger Zusammenhang mit der ganzen Welt. Die Tage sind vorüber, in denen man sich mit dem Nachbar über den Zaun oder über die Straße unterhielt. Die Ereignisse der Familie oder die Ereignisse der Stadt, in der man lebt, füllen das Interesse nicht mehr aus. Die französischen Kammerberichte, die politischen Morde in Rußland, der Krieg in Ostasien, der Krieg in Deutsch-Südwest-Afrika, ein Riesenstreik in Amerika, all das stürmt auf den modernen Menschen ein und läßt sein Herz schneller klopfen, sei es nun in banger Erwartung oder in fröhlichem Stolz. Dieses Partizipieren an den Ereignissen der ganzen Welt, das durch einen fieberhaften Depeschendienst ermöglicht wird, scheucht natürlich wiederum die Ruhe fort und trägt in die moderne Welt Unruhe hinein. Wenn man die moderne Zeit im Gegensatz zu der verflossenen charakterisieren will, kann man sagen: die Welt ist von Unruhe erfüllt. Welche Folge hat nun das für den Menschen? Zunächst sind es natürlich die Nerven, die sehr in Anspruch genommen werden. Der Daseinskampf und die unruhvoll bewegte Gegenwart zerren an den Nerven und machen sie mürbe. Dann aber spiegelt sich die Unruhe der äußeren Welt auch im menschlichen Innern. Mit anderen Worten: die innere Sammlung geht verloren, und an ihre Stelle tritt eine unruhvolle, gärende, nach steter Abwechselung verlangende Psyche. Das wäre also die seelische Disposition des modernen Menschen, die aus dem Charakter der modernen Zeit folgt. Jede Wirkung aber ist in der unendlichen Kette der Ereignisse zugleich eine Ursache. Die unruhvolle Psyche, die von der Zeit bewirkt wurde, bewirkt wiederum an ihrem Teil eine veränderte Lebensweise. Der moderne Mensch wird in hohem Grade unfähig zu durchgeistigter Erholung. Erholung in geistigem Genuß setzt eine Anspannung der Nerven voraus. Aber die Nerven sind erschöpft. Erholung in geistigem Genuß setzt innere Sammlung voraus, aber die innere Sammlung ist einer fieberhaften Unruhe gewichen. Auf diese Weise ist der moderne Mensch in sehr geringem Grade für den geistigen Genuß disponiert und in sehr hohem Grade für das, was man Amüsement nennt. Wohin man in größeren und selbst in kleineren Städten blickt, wird der Feierabend vom Amüsement beherrscht. Die Bühnen müssen einen Teil ihrer Zeit in den Dienst des Amüsements stellen, indem sie das ganz leichte Genre pflegen, indem sie durch Ausstattung, durch Beleuchtung und durch hübsch ausgezogene Choristinnen zu wirken versuchen. Man verstehe mich nicht falsch. Ich will die Arbeit der modernen Theater nicht herabsetzen. Ich weiß so gut wie einer, wie ernsthaft und wie tüchtig an vielen Bühnen gearbeitet wird. Ich sage auch nur, daß die Bühnen, dem Zuge der Zeit folgend, einen Teil ihrer Zeit in den Dienst des Amüsements stellen müssen. Und diese Tatsache wird mir kein Bühnenkundiger bestreiten. Neben den Bühnen, die dem Amüsement dienen, finden wir dann noch den Zirkus. Und neben dem Zirkus die Variété-Bühnen, und neben den Variété-Bühnen die Damenkapellen, und neben dem allen und in dem allen und mit dem allen den biederen Alkohol. Die stillere Art der Unterhaltung ist eine verklungene Sage geworden. Die stille Art der Unterhaltung war eine leichte Bewegung des Innern. Das Innere des modernen Menschen ist aber bewegt, und so schlägt das Amüsement ganz logisch die inneren Kräfte tot, wenigstens für einige Stunden. Es betäubt sie, um es ganz korrekt zu sagen. Das Amüsement ist die Unterhaltung einer Zeit, der die innere Ruhe verloren ging. Es ist, wenn man mich mit einem Körnchen Salz verstehen will, eine Erholung mit schlechtem Gewissen. **Erich Schlaikjer.**

Die Frau in der Politik

von **George Sand.**

(Schluß aus dem Hauptblatt.)

Ja, Gleichheit im bürgerlichen Recht, Gleichheit in der Ehe, Gleichheit in der Familie, das ist es, was ihr Frauen erstreben und fordern müßt. Aber ihr müßt dabei das tiefste Bewußtsein von der Heiligkeit der Ehe, der ehelichen Treue und der Familienliebe haben. Strebt es an, gleichberechtigte Gefährten eurer Männer zu werden, um nicht mehr der Gefahr ausgesetzt zu sein, sie infolge eurer haltlosen Leidenschaften und eures zerstörten häuslichen Lebens zu betrügen und zu verraten. Werdet ihnen ebenbürtig, um dem feigen Vergnügen entsagen zu können, eure Männer durch List zu beherrschen. Seid ihresgleichen, um mit Freuden den Schwur der Treue halten zu können, der das Ideal der Liebe und ein Bedürfnis des Gewissens ist, in einem auf Gleichheit ruhenden Bunde. Stellt euch gleich mit ihnen, um einen Moment der Verirrung verzeihen und wiederum auch eurerseits Verzeihung annehmen zu können, was eine viel schwierigere Sache ist. Wollt gleiche Rechte, um jenes christlichen Gefühls der Demut willen, das nichts anderes bedeutet, als die Achtung vor der Gleichberechtigung eures Nächsten.

Es gibt nichts Hoffärtigeres als den Sklaven, nichts Gemeineres als den Bedienten, nichts Frecheres als das Weib, das regiert und dabei Gehorsam heuchelt. Ein Mann soll seiner Frau gegenüber nicht folgsam sein, das ist greulich; ein Mann soll seiner Frau nicht befehlen, das ist feige. Mann und Frau sollen die gegebenen Schwüre halten, und der Maßstab ihres Handelns soll ihre Ehre, ihre Vernunft und ihre Liebe zu ihren Kindern sein. Das sind geheiligte Bande, höhere Mächte gegenüber den Versuchungen unserer Hoffahrt und der Gewalt menschlicher Leidenschaften. Von dem Augenblick an, wo die Frau vermöge dieser heiligen Gesetze die Natur und die bürgerliche Gesellschaft wieder in Ansehen bringen wird, von dem Moment an wird die Treulosigkeit in der Ehe eine ungleich ernstere Rolle spielen. Dann findet dieselbe keine Entschuldigung mehr, man wird sie nicht mehr Schwachheit nennen, sondern Verbrechen. Sie wird für Dichter und Romanschreiber nicht mehr ein interessanter Stoff sein, nicht mehr das Verlangen der Lebemänner und Müßiggänger reizen, und die Grausamkeit des Ehemanns, der sich rächt, wird keine Rechtfertigung mehr für die büßende Frau sein. Ein ewig währender Schmerz, um so tiefer, je verborgener er ist, wird sich im Herzen der Frau festsetzen, die ihre Treue verraten und gegen ihre Pflichten gefehlt hat. Vorher aber erwartet nicht, daß eure korrumpierte Gesellschaft sich bessern wird. Je mehr ihr euch auf die hemmenden Gesetze beruft, je mehr fordert ihr eine Mißachtung der Moralgesetze heraus. Je mehr ihr gegen den Ehebruch loszieht, je mehr verspottet ihr damit euch selbst, denn wer verübt den Ehebruch, wer stört den häuslichen Frieden, wer betrügt seinen besten Freund, wer folgt den Herausforderungen der galanten Frauen, wer profitiert von der Unerfahrenheit der unschuldigen Frau, wer spottet über den betrogenen Gatten, wenn nicht ihr es seid, ihr Menschen ohne Treue und Glauben?

Aber vielleicht mögt ihr es lieber, daß die Verhältnisse bleiben wie sie sind, ihr Weltkinder, die ihr untätig seid und ausschweifend, befriedigt von der Zeit, in der ihr lebt, die ihr die Frau eures Nächsten ins Verderben lockt und mit der Ehre der eigenen Frau ein gutes Geschäft macht, denn ihr nehmt sie nicht, oder habt nicht die Absicht, sie wegen ihres eigenen Wertes zu nehmen, sondern wegen dem ihres Geldes — ihr werdet es wohl sein, die sich am meisten dagegen auflehnen werden, wenn man an euch das Ansinnen stellen wird, die Gleichheit der Geschlechter anzuerkennen. Aber ich glaube mit Bestimmtheit, daß das Volk sich anders dazu verhalten wird, und daß es die Würde und die Sicherheit der Familie ernster nehmen wird, wie ihr.

Und was euch, ihr Frauen betrifft, die ihr mit der Forderung, politische Rechte ausüben zu wollen, beginnt, erlaubt mir, euch noch einmal zu wiederholen, daß es eine Kinderei ist, mit der ihr euch da befaßt. Euer Haus brennt, euer häuslicher Herd ist in Gefahr, und ihr wollt euch dem Spott und der öffentlichen Beschimpfung aussetzen, während

Digitized by Google

es sich darum handeln würde, euer Haus zu verteidigen und die gröblich beleidigten Penaten wieder einzusetzen. Was für eine wunderliche Laune treibt euch zu parlamentarischen Kämpfen, ihr, die ihr nicht einmal eure persönliche Unabhängigkeit dabei einzusetzen vermögt?

Wie denkt ihr euch das? — soll euer Mann in den Verhandlungen auf dieser Bank sitzen? — euer Geliebter vielleicht auf jener? und ihr begehrt, etwas vertreten zu wollen, wo ihr doch nicht einmal imstande seid, euch selbst zu vertreten? Zu was für lächerlichen Angriffen, zu was für schmutzigen Skandalen würde eine solche Neuerung führen? Die Vernunft weist sie zurück und der Stolz, den euer Geschlecht haben sollte, macht den Gedanken, daß ihr dieser Schande Trotz bieten wollt, beinahe zum Verbrechen.

Vergebt mir, daß ich mit solcher Heftigkeit zu euch rede, mein reifes Alter und vielleicht einige Dienste, die ich der Frauensache durch zahlreiche Schriften erwiesen habe, gibt mir das Recht, euch diese Vorstellungen zu machen. Und selbst, wenn ich dieses Recht euch gegenüber nicht hätte, so habe ich es meiner eigenen Person gegenüber. Ja, ich habe das Recht, als Frau, und zwar als Frau, die die Ungerechtigkeit der Gesetze und der Vorurteile lebhaft empfunden hat, mich zu ereifern, wenn ich die Genugtuung, die man uns schuldet, sich durch unvernünftige Bestrebungen verzögern sehe. Da ihr Frauen ja genug Talente habt, da ihr zu schreiben versteht, Journale herausgebt, da ihr, wie man sagt, eine gewisse Gabe zum Reden besitzt, veröffentlicht eure Ansichten, besprecht sie mit euren Freunden, oder in Versammlungen, die nicht politisch und offiziell zu sein brauchen, aber wo man euch zuhört, ohne Vorurteile. Aber stellt nicht eure Frauenkandidaturen auf, denn sie können nicht ernsthaft genommen werden. Und wenn ihr mit Problemen kommt, die die öffentliche Meinung sich zu prüfen weigert, bringt ihr diese, die doch schließlich Herrscherin über Menschheit und Zukunft ist, da sie allein in letzter Instanz über den Wert aller Reformen entscheidet, in eine entsetzliche, unheilvolle Verwirrung.

Wenn ihr in euren Schriften für die bürgerliche Gleichheit plädieren wolltet, so würde man euch sicherlich die nötige Aufmerksamkeit schenken. Es gibt eine Menge aufrichtiger Männer, die eure Fürsprecher werden würden, weil ihr aufgeklärtes Gewissen in diesem Punkt von der Wahrheit und Notwendigkeit durchdrungen ist. Aber wenn man merkt, daß ihr die Ausübung politischer Rechte im Sturm erobern wollt, glaubt man, daß ihr noch anderes erstrebt — nämlich Freiheit für eure Leidenschaften — und sofort stößt man jegliche Reformidee zurück. Ihr seid somit schuld, indem ihr seit 20 Jahren die Emanzipation der Frau ohne Scharfsinn, ohne Geschmack und ohne Einsicht predigt, daß die allgemeine Begutachtung dieser Frage sich unendlich verzögert, und weit hinausgerückt ist. Obwohl ich weiß, daß der Spott selten einer wahren Überzeugung entstammt, daß er immer, wenigstens etwas, übertrieben ist und deswegen wenig Bedeutung hat, und seine Wirkung nicht von langer Dauer ist, fühle ich mich ganz einer Meinung mit jenen, die über alles das, was in euren Bestrebungen albernes und schamloses war, spotten. Und ich wiederhole euch, daß ich immer auf dieser Anschauung beharren werde und daß keinerlei Stichelcien je meine Meinung mildern werden. —

Don Manuél

Ein Bild aus der argentinischen Steppe von Hermann Weinheimer.

Don Manuél könnte ich nicht günstiger einführen, als indem ich erzähle, daß ich vom ihm mein Pferd gekauft habe, und daß mich Manuél bei diesem Geschäft nicht betrogen, sondern mir meinen trefflichen „Jenatsch“ zu sehr anständigem Preise gelassen hat. Wer je, sei es in Europa oder Amerika, mit dem Pferdehandel etwas zu tun gehabt hat, wird durch diese Mitteilung von der Vortrefflichkeit Manuéls überzeugt sein. Und er täuscht sich nicht. Es war wirklich ein feiner Kerl. Ich sehe ihn noch vor mir auf seinem starknochigen Apfelschimmel sitzen. Er mochte wohl zwischen fünfzig und sechzig sein, Haar und der lange Bart waren schon stark angegraut, aber straff und aufrecht saß er im Sattel und ritt wie ein Junger. Ich trabte oft die anderthalb Meilen hinaus zu seinem Rancho. Dieser Weg war auch Jenatsch der liebste. Je näher er den Feldern kam, wo er sich als junges Füllen herumgetrieben hatte, desto rascher wurde sein Galopp und die letzte scharfe Ecke nahm er mit solcher Geschwindigkeit, daß es kein Wunder gewesen wäre, wenn wir uns beide überschlagen hätten. Schon halten wir an der Hecke, die den peinlich sauber gehaltenen Platz um den Rancho umzäunt und es ertönt das übliche Hundegeheul. Aber hier heißt's aufpassen, denn el kasique, wie die Bestie heißt, hat die üble Gewohnheit, bis an den Sattel heraufzuspringen und zu beißen, weshalb sich Jenatsch rasch herumdreht und die gut beschlagenen Hufen zeigt. Aber schon hat Manuél den Kasiken gefaßt und legt ihn an die Kette. Dann kommt er, um mich mit wahrhaft patriarchalischer Freundlichkeit zu begrüßen, worauf die stereotype Frage kommt: „que tal el pingo?“ (wie gehts dem Gaul?), und er seinen früheren Pflegling, den Jenátsch (er betont das Wort hinten) einer eingehenden Musterung unterzieht, die zugunsten von Pferd und Besitzer ausfällt: Gut geputzt, Ernährungszustand sehr gut, kein Satteldruck, die Fesseln ohne jede Schwellung, nur das Eisen am linken Vorderfuß, an der linken Hand, wie der Gaucho sagt, wird wohl nicht mehr lange halten. Ich glaube, wenn Don Manuél sich heute noch nach mir erkundigt, kommt das hauptsächlich davon her, weil ich meinen Gaul gut gehalten habe. Aber wir waren auch sonst gute Freunde, obwohl an Alter, Nation, Erziehung, und allen nur denkbaren Dingen so verschieden wie möglich.

„Trinken Sie Mate, deutscher Herr“! eine Einladung, die ich niemals ausgeschlagen habe, und bald sitzen wir im Schatten der hochstämmigen Weiden auf Ochsenschädeln, die von der Sonne gebleicht sind, und ein dunkles Mädchen aus der Pampa serviert den maté zimmarón, den äußerst erfrischenden Paraguaytee, der aus einer ausgehöhlten Fruchtschale mit einer silbernen Röhre getrunken wird. Mit der angenehmen Reitmüdigkeit so dazusitzen, maté zu trinken und über die weite, sonnbeschienene Steppe hinauszublicken, ist eine der angenehmsten Arten, faul zu sein.

Doch die Sonne brennt so stark, daß es sogar unter den Weiden ungemütlich wird. Es ist Februar, und wenn auch die Nächte glücklicherweise schon wieder kühler werden, die Nachmittage haben eine ganz hübsche Wärme an sich und wir ziehen uns ins Innere des Ranchos zurück. Manuéls Rancho ist noch einer von den alten, richtigen. Er ist aus Pampaerde aufgeführt, und das ist nicht das schlechteste Material, denn diese Lehmwände dauern Jahrhunderte, halten im Winter recht schön warm und im Sommer kühl. Die Stadtwohnungen haben in Argentinien, wie überhaupt in heißen Ländern, etwas sehr Ungemütliches, aber in so einem richtigen Rancho, da kann sich der Mensch behaglich und wohl fühlen.

Vollends wenn es Manuéls Rancho war; der war das reinste Raritätenkabinett. Die ganze Dekoration zeigte, daß der Hausherr schon ziemlich herumgekommen war. Da waren Beutestücke aus dem unheimlichen Feldzug in Paraguay, Indianerwaffen, Bogen und Pfeile mit Widerhaken, Flinten, merkwürdige Vogelnester und Schlangenhäute. Obwohl sich alles in ziemlicher Ordnung befindet, entschuldigt er sich doch fortgesetzt, es sei eben jetzt nicht mehr alles so in Ordnung wie damals, als seine Frau noch dagewesen sei. Halb verdeckt in der Ecke hängt auch eine Guitarre, und der Alte spielt ganz gerne. So hat er auch jetzt bald sein Instrument im Arm, er spielt wirklich gut und singt nicht übel dazu; eine starke musikalische Anlage und sicheres Spiel ohne jede Notenkenntnis, wohl noch Erbteil der Abenteurer, die vor vierhundert Jahren aus Kastilien und Andalusien herüberkamen und Gründer der südamerikanischen Rasse wurden. Heute spielt Don Manuél lustige Weisen, „relaciones“, eine Art Schnadahüpfel, wie sie beim gato, einem Nationaltanz, Tänzer und Tänzerin in lebhaftem Wechselgesang sich zuwerfen. Aber bald kehrt er zu den schwermütigen Weisen zurück, in denen die ganze Öde der Pampas zu schlummern scheint, und schließt mit seinem Lieblingslied, dem alten Lied von der Untreue. Der alte Payador mit der Guitarre in seinem abgelegenen Rancho ist selber die beste Illustration zu seinen Liedern. Einmal, spät mittags, die Sonne war schon hinunter und es wird rasch so dunkel, daß man das Gesicht des anderen nicht erkennt und das eigene Mienenspiel unbeobachtet weiß — da hat er mir sein Schicksal erzählt, ein alltägliches, wenn man will, und doch ein besonderes. Er war ver-

Digitized by Google

heiratet gewesen und hatte, nach seinen eigenen Worten, sein Weib geliebt „como al a virgen santisima“, wie die allerheiligste Jungfrau selbst. Und mit einem Schlag war sie weg, mit einem Menschen, den er kaum kannte. Er hat sie nie wiedergesehen. Jetzt lebt er bald mit dieser, bald mit jener, behauptet, es gehe auch so, aber ein Blinder kann sehen, daß er sich nichts weniger als glücklich dabei fühlt.

„Zum Teufel mit dem Instrument, wenn es Sie traurig macht.“ „Ja, Sie haben recht.“ Ein neuer maté wird aufgesetzt, eine neue Zigarette angezündet und ein neues Thema „angeschnitten“, besser gesagt das Thema — Pferde.

Mit den Details dieser Unterhaltung möchten wir unsere Leser nicht behelligen, können aber versichern, daß sie sehr interessant war, denn Manuél war und ist noch einer der geschicktesten Danadoren, d. h. Bereiter von noch nicht zugerittenen Pferden. Seine Erlebnisse bei dieser Tätigkeit waren mir ein stets willkommener Stoff, wie auch seine Leistungen bei den carreras criollos, den ländlichen Pferderennen, und beim Ringstechen. „Und Sie Germán, sind doch in Ihrem Land gewiß auch viel geritten?“ „Niemals.“ „Und wie haben Sie gelernt?“ Dann erzählte ich ihm als bescheidene Gegengabe für seine Reiterstücke, wie ich auf einer Estancia im Süden das Reiten lernte, vielmehr einfach auf einen Gaul gesetzt wurde. Es war aber gleich wunderschön. Am anderen Tage machten wir fünf oder sechs einen Ausflug. Einer meiner Freunde hatte aus Versehen ein Pferd bekommen, das maniero war, d. h. Launen hatte, und wild war. Es warf ihn glatt ab, worauf er sich weigerte, es wieder zu besteigen. In der ersten Begeisterung für die neugewonnene Kunst bot ich mich sofort an, den Gaul zu reiten. Kaum war ich droben, als er auch schon mit mir davonfegte, wie die wilde Jagd. Weg ging's wie der Blitz über Gräben und Hecken. Obwohl ich jeden Augenblick dachte, jetzt fliegst du runter, fühlte ich das wunderbar Schöne der rasenden Bewegung. Mit solcher Schnelligkeit begabt, kommt man sich wie ein anderes Wesen vor, befreit von aller Schwere. Endlich erscheint ein rancho am Horizont und kommt mit großer Geschwindigkeit näher; ich lenke darauf zu und bringe endlich den Renner zum Stehen. Ich hatte die legua in ein paar Minuten geritten. —

„Heute nacht habe ich auch einen ordentlichen Galopp vor,“ sagte Don Manuél.

„So, wohin denn?“

„Nach Estancia ‚Paraiso chico‘ (kleine Akazie). Ich habe eine Koppel Pferde hinzubringen.“

„Da müssen Sie ja beinahe die ganze Nacht durchreiten, und sollten doch zum mindesten jetzt Siesta schlafen!“

„Ich brauche sehr wenig Schlaf.“

„Si señor,“ beteiligte sich jetzt die China, die bisher schweigend ab und zu gegangen war, am Gespräch: „Don Manuél steht fast immer um zwei oder drei Uhr morgens auf, macht sich einen maté, trinkt so ein paar Dutzend davon und reitet dann in den Kamp. Ich könnte das nicht aushalten.“ „Ich auch nicht.“

„Jetzt sollte übrigens der Junge kommen, wir müssen die Koppel zusammentreiben.“

Aber es kam kein Junge und schon neigte sich die Sonne und vom Dache aus suchten Manuéls Falkenaugen den Weg ab, den der Erwartete kommen sollte.

„Al fi-y al cabo (endlich und zuletzt) dahinten kommt was.“ (Schluß folgt.)

Allerlei

Fürst Bülow! Wenn er einmal des Amtes Last und Würden von sich werfen wird, dann werden die Würden ihm bleiben, dann wird er als Durchlaucht, Ehrendoktor und Inhaber aller europäischen und außereuropäischen Adler in Venedig Gondel fahren, und das alles wird ihm ein kleines freundliches Vergnügen machen, wie wenn jemand einen Spazierstock mit goldenem Griff hat, den er gern in die Hand nimmt und als notwendige Vervollkommnung seiner wohlgepflegten Gesamtpersönlichkeit immer im Vorzimmer stehen hat. Dann wird er erzählen, daß er erst nicht Fürst werden wollte, weil ein Fürst ohne Vermögen einem Kronleuchter gleicht, für den das Zimmer zu klein ist, daß aber die Hamburger Erbschaft die nötige Grundlage hergestellt hat, auf der sich der Fürstentitel in ästhetischer Abrundung erheben konnte. Auch Bismarck war Fürst, nun ist Bülow zu ihm in den Salon getreten, in die dritte Kammer der irdischen Größen, denn die erste Kammer, wo die regierenden Familien sich an den Wänden gruppieren, und die zweite Kammer, wo die gewesenen Souveränitäten zwischen hohen Goldspiegeln sitzen, ist ihnen beiden verschlossen. Ob sie beide aber in dieselbe Kammer der weltgeschichtlichen Walhalla kommen werden, ist noch keinesfalls sicher. Es ist möglich, daß Bismarck dort in die große Rotunde der Unvergänglichen kommt und Bülow in einen der Säle, wo seines politisches Kunsthandwerk aufgestellt wird. Was war es eigentlich, warum er Fürst wurde? Hat er Deutschland aus großer Not errettet, hat er seiner Politik Bahnen für hundert Jahre gewiesen? Er hat einen halben Kanal fertig gebracht, einige Handelsverträge, die man 1918, vielleicht aber auch schon früher, abschaffen wird und eine Konferenz über Marokko, deren Inhalt und Ausgang noch unbestimmt ist. Das alles aber hat er sehr geschickt gemacht. Es ist wie damals, wo Bellachini vom guten alten Kaiser Wilhelm dekoriert wurde. Nein, es ist etwas mehr, aber es ist kein Ereignis. Jetzt wird man in der Wilhelmstraße wieder sagen: der Fürst! Aber es wird nicht ganz so klingen, wie wenn es einst hieß: der Fürst arbeitet in seinem Zimmer!

Bücher kaufen und nicht leihen!, diese schon oft gehörte Mahnung erhebt Rosegger im „Heimgarten“ in seiner witzigen Art und richtet sie ganz besonders an die besitzenden Klassen: „Wenn ich eines meiner Bücher in der Leihbibliothek finde, da schlage ich die Hände zusammen: Kind! Kind! Wie weit ist es mit dir gekommen! Es hat ein graues Kommißkleid an und am Rücken eine Nummer. Armer Arrestant! Die Sträflingstracht wäre für den Philosophen noch zu verwinden, Hauptsache ist doch die Reinheit des Innern. Aber leider, auch die läßt zu wünschen übrig! Die Leserinnen mögen ja recht feine Fingerchen gehabt haben, wie die bräunlichen, zartgestreiften Abdrücke zeigen. Die abgegriffenen Blattecken mit den gelblichen Feuchtigkeitsspuren lassen die intimen Beziehungen ahnen, die zwischen Leserin und Buch bestanden haben müssen. Indessen wollte ich doch einmal wissen, welches Publikum sich meine literarischen Kinder von der Leihbibliothek aus erobert haben. Man muß ja eigentlich froh sein, daß solche Anstalten es auch unbemittelten, aber bildungsbedürftigen Leuten möglich machen, ihren Lesehang zu befriedigen. Gegen die Leihbibliotheken als solche ziele ich gar nicht. Ich spähte also einmal ein wenig nach. Es kamen Frauen von kleinen Beamten, Studenten, Dienstmädchen, mancherlei Leute. Aber es kamen in die Leihbibliothek auch livrierte Diener von Baroninnen und Gräfinnen, um für die hohen Herrschaften Lesefutter zu holen! Ei der Tausend! Also ins Boudoir schöner aristokratischer Damen kommen meine literarischen Kinder im Kommißrödel! Herrschaften, denen solche Bücher in der Buchhandlung selbstverständlich zu plebejisch sind, finden sie erst genießbar, wenn eine Köchin sie mit Unschlitt oder anderem Fett erst zubereitet hat. Man sieht, unsere Vornehmen sind durchaus nicht so hochmütig verwöhnt, wie die böse Welt manchmal zu behaupten die Dreistigkeit hat.“

Heerweg. Mitten durch den Wald führt er. Wohl grasübersponnen, aber noch heute breiter als unsere Landstraßen, so breit, daß drei Wagen bequem nebeneinander Platz haben. So breit bauten die römischen Legionäre, als ob in alle Ewigkeit die Menschen darauf wandern sollten, und doch liegt heute die Heerstraße wie verzaubert in schweigender Waldeinsamkeit, und statt des Schrittes der Gepanzerten hört man nur das Rascheln der Eidechse. Wie viele Heersäulen sind hier schon gezogen! Nach den Römern die Germanenstämme. Dann der Heerbann der Ritter der Burgen, die heute noch auf jeder Bergspitze kleben. Dann die Rotten des Bauernkrieges, geführt von dem merkwürdigen Mann, der unten im Tal Bürgern und Bauern ihre Kirchen baute, mit eleganten Gewölben, feinem Maßwerk und zierlichen Blumen. Aber als die Empörung aufflammte, war er der erste, der Burgen brach und Zwingmauern niederriß. Er baute und zerstörte, beides für das Volk, das den Namen Hans Wunderers noch kennen würde, auch wenn er nicht an so vielen Kirchen eingemeißelt wäre. Dann wieder sah der Heerweg wilde Scharen im dreißigjährigen Krieg, wie sie beutegierig streiften. Dort aus dem Hof, der heute so friedlich eingebettet liegt in den Blütenschnee der Kirschbäume, drang das Kreischen der Weiber. Und endlich in den Erbfolgekriegen ritten Franzosen und Österreicher wieder auf dieser Straße. Und heute? Manchmal reitet eine Offizierspatrouille den Weg, um festzustellen, daß Tal und Hochfläche viel zu eng sind, um die riesige Heermasse der Gegenwart auch nur im Kriegsspiel darauf ausbreiten. Die Gegenwart braucht andere Schlachtfelder. — Die Schatten der dunkelgrünen Fichten werden länger. Schon liegt der Heerweg im Dämmer. Ob sie nicht doch noch einmal vorbeiziehen, eine Kohorte, oder ein Fähnlein? Da, es knackt im Gebüsch — drei Rehe brechen durch die Zweige und setzten mit raschen, schlanken Sprüngen über den Weg. Dann ist wieder alles still, und auf Wald und Heerweg sinkt die Nacht. J.

Briefkasten

W. H. in Essen. Lesen Sie den Tätigkeitsbericht des Vorstandes und Ausschusses des rheinisch-westfälischen Ausbreitungsverbandes der deutschen Gewerkvereine für 1904 verlegt in Düsseldorf.

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 25

Nationalsoziale Wochenschrift

Sonntag, den 25. Juni 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Zentrum und Konservative — Die gescheiten Literaten und die dummen Arbeiter. — Die Folgen des Plötzenseeprozesses — Wieder mal ein Reinfall der „Freien deutschen Presse" — Frieden in Sicht?) — **Eugen Katz**: Frankreich und Deutschland — **H. v. Gerlach, M. d. R.**: Christlich-soziale Taktik — **Naumann**: Der evangelisch-soziale Kongreß — **Friedrich Weinhausen**: Gewerkschaften und Genossenschaften im Jahre 1904 — **Theodor Heuß**: Verfassungsreform in Würtemberg — Unsere Bewegung Soziale Bewegung — Büchertisch — **Gottfried Traub**: Anno dazumal — **Temme**: Schafft frohe Jugend! — **Erich Schlaikjer**: Die Krankheit des Niederganges. II. — **Hermann Weinheimer**: Don Manuél (Schluß) — Kunst — Allerlei — Briefkasten.

Politische Notizen

Zentrum und Konservative haben jüngst einen Zeitungskrieg geführt, aus dem naive Leute schließen mochten, es würden die Schwarzen demnächst gegen die Blauen mobil machen. Leider aber scheint so ziemlich der ganzen deutschen Presse entgangen zu sein, daß das Zentrum hinter einiger demokratischer Schaumschlägerei lediglich eine Schwenkung in der Frage der Reichsfinanzreform verborgen hat. Die klerikale „Kölnische Volkszeitung" hat wohl entdeckt, daß sie keine Veranlassung habe, die indirekten Steuern schärfer zu bekämpfen als es die Freisinnige Volkspartei tut, und sie hat sich jetzt gegen eine Reichserbschaftssteuer, die auch das Erbe der Eltern und Kinder ergreift, ausgesprochen. Damit dürfte entschieden sein, daß wir so bald mit einem brauchbaren Erbschaftssteuergesetz nicht zu rechnen haben. Denn Herr v. Stengel dürfte kaum Lust spüren, sich die Finger an der preußischen Reaktion zu verbrennen, wenn er sich nicht auf eine große Volksbewegung stützen kann. Nachdem aber die Linke, dank der genialen Taktik der volksparteilichen Parteileitung, glücklich wieder gespalten ist, nachdem so auch das Zentrum keine Veranlassung mehr sieht, sich in Unkosten zu stürzen, ist der beste Boden geschaffen für eine Vermehrung der indirekten Besteuerung. Neue Einnahmen sind notwendig, um das Deutsche Reich aus seiner Schuldenwirtschaft herauszubringen. Eine Wehrsteuer wäre gerade so verwerflich wie unergiebig. Bleibt eben, wenn keine ergiebige Reichserbschaftssteuer zustande gebracht wird, das Bier oder der Tabak oder beides als Objekt der Belastung. Sollte es soweit kommen, dann wird sich das deutsche Volk beim Zentrum und seinen Helfershelfern bedanken können. Der Klerikalismus, gleichzeitig da er in Essen dem Volke einen Paradearbeiter vorstellt, verrät die wichtigsten Lebensinteressen der arbeitenden Klassen an die Junker.

Die gescheiten Literaten und die dummen Arbeiter. Der Streit in der Sozialdemokratie um Partei oder Gewerkschaft geht weiter. Der Ton und die Art, mit der ein Teil der sozialdemokratischen Presse den Kölner Kongreß beurteilt und dabei einzelne Gewerkschaftsführer zensiert, veranlaßt mehrere gewerkschaftliche Blätter zu entschiedenem Protest. Besonders der neuerliche Versuch sozialdemokratischer Theoretiker, die Gewerkschaftler gegen ihre Beamten scharf zu machen, erfährt eine bestimmte Zurückweisung. Die berühmte schwielige Faust hatte diesmal der „gesunde Sinn, der auch heute noch in dem überwiegenden Teil der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter herrscht," geheißen. Gegenüber dieser wohl geklügelten Politik schreibt die Bergarbeiterzeitung: „Wir sind von unseren Grubenkönigen gewöhnt, die Arbeiter als „zu dumm", zu wenig „theoretisch vorgebildet" abgewiesen zu sehen, selbst dann, wenn, wie bei der Grubeninspektion, eine tüchtige Praxis zur Ausübung der Funktion vorzüglich geeignet macht. In der Sache ist es natürlich ganz egal, ob uns ein „theoretisch" gebildeter Bourgeoissprößling, der im Bourgeoislager steht, Dummkopf schilt oder ob das ein „Theoretiker" besorgt, der aus dem Bourgeoislager in die Arbeiterbewegung übersiedelte und hier den einzig echten Verzapfer „unverfälschter proletarischer Gesinnung" spielt. Wir besitzen Humor genug, um uns über diese „proletarischen" Gesinnungsathleten zu amüsieren . . . ., daß die Auflösung der gewerkschaftlichen Disziplin, d. h. der Zerfall der Gewerkschaften, schließlich die Folge solcher Appellationen sein kann, mag freilich diejenigen Theoretiker nicht stören, die in der ganzen Gewerkschaftstätigkeit nur Sisyphusarbeit erblicken. Aber wir Arbeiter werden unsere gewerkschaftlichen Organisationen gegen jeden Angriff verteidigen, mag er kommen, woher er will . . . . Wir protestieren entschieden gegen diesen Verdächtigungsfeldzug und warnen diejenigen, die ihn führen . . . . Also mäßige man sich gefälligst in der Herabsetzung der „borrierten" Gewerkschaftler, im anderen Falle müßte den Literaten erst deutlich begreiflich gemacht werden, wie das Wort zu verstehen ist: „Die Befreiung der Arbeiterklasse kann nur das Werk der Arbeiter selbst sein!" Wie man sieht, eine recht kräftige Sprache gegenüber den scharfmacherischen Quertreibereien einiger Parteihäupter. Das Satyrspiel daran ist, daß die „übergesiedelten" Partei-Ideologen wieder einmal als die berufenen Tempelhüter und Polizeidiener des proletarischen Klassenbewußtseins fungieren, während ihnen die Arbeiter selber mit dem Grundsatz aller marxistischen Politik abwinken.

Die Folgen des Plötzenseeprozesses. Der Abbruch des Plötzenseeprozesses stellt einen Frieden zwischen Anklagebehörde und Angeklagten dar, wie er selten in solcher Reinlichkeit abgeschlossen worden ist. Die Anklagebehörde zieht den Strafantrag zurück, weil die angeblichen Beleidigungen einzelner Personen, wegen derer angeblich das ganze Verfahren nur eingeleitet worden ist, von den Angeklagten zurückgenommen werden. Die Angeklagten ihrerseits übernehmen die Kosten des Verfahrens und geben Personen eine Ehrenerklärung, die sie nach ihrer Behauptung von Anfang an nicht haben kränken wollen. Dagegen stellen sie in ihrer Erklärung fest, daß das, worauf es ihnen von vornherein allein angekommen sei, bereits gelungen sei, nämlich der Nachweis der dringenden Reformbedürftigkeit des Strafvollzuges. Bei diesem ehrlichen Vergleich hat sich keiner von beiden Teilen etwas vergeben. Der politische Erfolg freilich war allein auf Seite der Angeklagten. Um so unbegreiflicher ist es, daß die „Leipziger Volkszeitung" auch diesen Anlaß benutzte, um auf die armen Vorwärtsredakteure loszupauken, und daß ein Teil der liberalen Presse, der erst ganz korrekt den Ausgang des Prozesses als eine scharfe Verurteilung des Strafvollzugswesens gekennzeichnet hatte, im Anschluß an das röteste Blatt der Sozialdemokratie sich plötzlich gegen die Angeklagten wandte. Was hätte es denn für einen Sinn gehabt, wenn diese Männer unnötigerweise sich einer sehr langen Freiheitsentziehung ausgesetzt und sich oder ihre Partei mit einer geradezu ungeheuerlichen Kostenlast beschwert hätten? Die Fortsetzung des Kampfes bloß um des Kampfes willen wäre eine — sehr kostspielige! — doktrinäre Schrulle gewesen. Wenn die Angeklagten politisch dachten, so mußten sie handeln, wie sie gehandelt haben. Hatten sie doch alles erreicht, was sie zu erreichen irgend hoffen konnten. Das bisherige System des Strafvollzuges ist in

Digitized by Google

einer Weise bloßgestellt worden, daß der Reichstag mit besseren praktischen Gründen als je zuvor ein Reichsgesetz über den Strafvollzug wird fordern können. Das ist immerhin ein Ergebnis, für das man den Angeklagten und ihren tapferen Verteidigern Dank wissen sollte.

Wieder mal ein Reinfall der „Freien deutschen Presse". Daß das Blatt, das leider die Führung der freisinnigen Volkspartei vertritt, etwa zehnmal mehr Eifer und zehnmal mehr Raum auf die Bekämpfung unserer Freunde als auf die der Agrarier verwendet, ist oft genug nachgewiesen worden. Wie weit es in seinem blinden Hasse geht, davon hat es jetzt eben ein humoristisch wirkendes Pröbchen abgelegt. Es benutzt nämlich die Tatsache, daß Herr v. Gerlach in Stettin über ein wirtschaftliches Spezialthema gesprochen hat, zu einer Reihe von Angriffen gegen Gerlach, von denen natürlich die Organe des Bundes der Landwirte, wie üblich, schmunzelnd Notiz nehmen. Wie gleichfalls üblich, wird es so dargestellt, als ob Herr v. Gerlach eigentlich Sozialdemokrat wäre. „Auf mehr Gegenliebe der Sozialdemokraten könnte Herr v. Gerlach selbst dann nicht Anspruch erheben, wenn er der sozialdemokratischen Partei schon in aller Form als Mitglied beigetreten wäre," heißt es wörtlich in dem Hauptorgan der freisinnigen Volkspartei. Augenscheinlich ist es dem Blatt nicht bekannt gewesen, daß den Vorsitz in der Gerlachschen Versammlung der Führer der freisinnigen Volkspartei und Vorsitzende ihrer dortigen Organisation, O. Landsberg, geführt hat!

Frieden in Sicht? Während die Japaner sich anschicken, dem russischen Oberkommandierenden Linjewitsch das Schicksal Kuropatkins zu bereiten, setzen die ersten Vorverhandlungen über einen eventuellen Friedensschluß ein. Präsident Roosevelt hat nach vorheriger Sondierung der kriegführenden Parteien und der übrigen Großmächte eine gleichlautende Aufforderung nach Petersburg und Tokio gerichtet, den Krieg im Interesse der Menschlichkeit und des Kulturfortschrittes zu beendigen; er hat für etwaige Friedensunterhandlungen seine Vermittlerdienste angeboten. Darauf hat Japan mit einigen knappen Sätzen seine Bereitwilligkeit ausgesprochen, seinerseits Unterhändler zur Besprechung der Vorbedingungen eines Friedensschlusses zu entsenden; nur der eine Vorbehalt wurde gemacht, daß die Verhandlungen lediglich zwischen den beiden beteiligten Mächten gepflogen würden. Rußland hat sich dagegen in fast komischer Art umständlich gespreizt, ehe es sich zu gleicher Antwort bequemte und Entsendung von Beauftragten zusagte. Nun sollen die russischen und japanischen Bevollmächtigten demnächst in Washington zusammentreffen. Bis sie jedoch dort ankommen, ihre Bedingungen formulieren und auf Grund derselben ernsthaft über die Friedensmöglichkeit verhandeln, werden noch Wochen vergehen. Und ob ihre Verhandlungen nachher zum Frieden führen werden, ist auch noch keineswegs sicher. Man wird also gut tun, sich mit Mißtrauen und Geduld zu wappnen, wie das seither schon so oft für die Zuschauer des ostasiatischen Dramas nötig war. Inzwischen scheinen die kriegerischen Aktionen in der Mandschurei ruhig ihren Fortgang zu nehmen. Die Frage eines Waffenstillstandes ist bis jetzt ernsthaft noch gar nicht erörtert worden. Nach alledem ist es also einstweilen überflüssig, schon Betrachtungen über den möglichen Friedensschluß anzustellen.

Frankreich und Deutschland.

„Wir wollen nicht, daß Frankreich ein Instrument Englands gegen Deutschland oder Deutschlands gegen England werde. Wir wollen nicht, daß es ein Ball werde, den die Raketts der beiden Spieler einander zuschleudern." Dieser treffende Vergleich, den Jaurès jüngst zur Kennzeichnung der außerpolitischen Lage Frankreichs gebrauchte, verdient festgehalten zu werden. Beleuchtet er doch am klarsten die Wendung, die sich während des letzten Jahres im Verhältnis zu den Westmächten vollzogen hat.

Im April 1904 hatte Deutschlands Situation eine fatale Ähnlichkeit mit derjenigen von Preußen zur Zeit des Krimkrieges. Das englisch-französische Einvernehmen in seiner bewußten Nichtachtung früherer Verträge, an denen Deutschland mitgewirkt hatte, bedeutete für uns einen schweren Schlag. Darüber waren sich nicht zwei verständige Menschen in Deutschland uneinig. Man erblickte in jenem Einvernehmen nicht mit Unrecht einen Erfolg gewisser englischer Politiker, die seit Jahren bemüht sind, eine auswärtige Konstellation gegen Deutschland zusammenzubringen. Nachdem sie es vergeblich mit Rußland versucht hatten, schienen sie mit Hilfe Delcassés ihren Bestrebungen näher zu kommen. Man weiß noch, welche Mühe sich die englisch-französische Allianz gleich in ihren Anfängen gab, um zersetzend auf den Dreibund einzuwirken, um vor allem Italien auf französische Seite zu bringen. Von den linksstehenden Parteien in Deutschland wurde damals hervorgehoben, daß die Bülowsche Politik für die Schädigung des deutschen Prestiges nicht unverantwortlich sei; die agrarische Handelspolitik, die Junkerdiplomatie und die Verbeugungen vor dem Vatikan, kurz alle unsere Taten der letzten Jahre, müßten notwendig die Westmächte, mit Einschluß von Italien, gegen uns koalieren und aufbringen. Daß diese Befürchtungen im Augenblick grundlos geworden sind, kann nicht in erster Linie als Verdienst unserer auswärtigen Politik gelten. Vielmehr ist es dem Zusammenbruch Rußlands zuzuschreiben, der die deutsche Landmacht wieder zur Geltung kommen ließ, indem er Frankreich seines Bundesgenossen beraubte, und so die Regierung der Republik zu etwas mehr Vorsicht gegenüber Berlin zwang. An dieser Wandlung der internationalen Machtverhältnisse ist man im Berliner Palais und im Auswärtigen Amte unschuldig. Dagegen muß die Art und Weise, wie die deutsche Regierung es verstanden hat, auf Grund der veränderten Machtverhältnisse ihr Prestige wiederherzustellen, als äußerst glücklich bezeichnet werden. Dieser Meinung sind wir vom Beginn des sogenannten Marokkokonflikts an gewesen. Alle scharfe und grundsätzliche Gegnerschaft gegen die innere Politik der gegenwärtigen Regierung, sie darf uns nicht verhindern, uns zu freuen über die durch die Reise des Kaisers nach Tanger mit bestimmte Wendung der auswärtigen Dinge.

Daß man in Frankreich von alledem nicht gerade erbaut ist, nimmt nicht Wunder. Frankreich befindet sich tatsächlich im Moment in der Lage eines Balles zwischen Deutschland und England. Die französische Politik aber trägt allein die Schuld an ihrer Hilflosigkeit, indem sie zuerst unter Delcassé sich mit England gegen uns verband, dann aber nicht die Nerven besaß, aus diesem Schritte die Konsequenzen zu ziehen. Wären die vagen und grundlosen Gerüchte von einem deutsch-englischen Kriege zur Wahrheit geworden, dann hätte es keine französische Neutralität geben können. Ganz abgesehen davon, daß gerade die Delcasséssche Politik imstande war, diesen Gerüchten eine Unterlage zu geben: es kann sowohl politisch als militärisch nicht zweifelhaft sein, daß Deutschland, wenn Frankreich nicht mit ihm ist, an französischer Neutralität ein bedeutend geringeres Interesse hat, nachdem infolge der russischen Niederlagen die Furcht vor einem Landkrieg nach zwei Fronten für uns abgetan ist.

Wenn Frankreich mit der Person auch das System Delcassé fallen läßt, wird es wieder zu derjenigen politischen Selbständigkeit gelangen, die wir ihm wünschen. Es scheint ja, als ob man in Paris diesen Weg gehen und die Niederlage des Augenblicks auf sich nehmen wird, um nicht eine schlimmere Niederlage zu riskieren. Herr Rouvier, Delcassés Nachfolger, gewährt eine gewisse Garantie für einen solchen friedlichen Gang der Dinge. Ein Artikel des regierungsoffiziellen Pariser „Temps", der diesen Hoffnungen Berechtigung gibt, ist beachtenswert genug, um folgendes daraus wiederzugeben:

„Man hat die Frage aufgeworfen, ob England uns die Regelung unseres Streites mit Deutschland erleichtern oder ob es im Gegenteil durch seinen Widerstand oder seine Obstruktion diese Regelung erschweren werde. Auf diese Frage kann man zweifellos antworten, daß ein Teil der englischen öffentlichen Meinung vielleicht einen baldigen Krieg gewünscht hätte, um Deutschland zur See noch vor seiner vollen Entwickelung zu schlagen, und daß eine Unterstützung seitens Frankreichs in einem solchen Kriege für England nützlich wäre. Aber wenn England einen solchen Plan wirklich gefaßt hätte, so müßte es sich doch sagen, daß eine große Nation wie Frankreich Herrin ihrer Entschließungen ist und sich nicht in einen Krieg einlassen könnte, um die Geschäfte einer dritten Macht zu besorgen. Darüber kann es in Frankreich nur eine einzige Ansicht geben, und wenn wir über die gütliche Regelung unserer kolonialen Schwierigkeiten mit England erfreut waren, so konnte dieses genau umgrenzte Abkommen uns nicht weiter fortreißen, da ja überdies die englische Allianz nach dem Geständnis der Engländer selbst nicht imstande wäre, uns kontinentale Bürgschaften zu leisten, welche wir anderwärts suchen müssen. Übrigens ist England in keiner Weise berechtigt, uns Verlegenheiten zu bereiten. Das Ab-

Digitized by Google

kommen vom 8. April 1904 ist ehrlich durchgeführt worden. Es ist nicht die Schuld Englands, wenn wir bisher daraus keinen Nutzen gezogen haben. Man kann unmöglich gestatten, daß England uns auf dem ohnehin schwierigen Wege zu der friedlichen Regelung der marokkanischen Angelegenheit noch Hindernisse auftürmen will."

Auf diese Absage an die englische Politik ist, gleichsam postwendend, soeben aus England die Antwort gekommen. Diese heißt: Englands Ablehnung einer Marokkokonferenz trage „nicht den amtlichen und bestimmten Charakter, der ihr zugeschrieben worden sei". Was kann England auch anderes tun? In der fröhlichen Hoffnung, daß Frankreich auch fernerhin steifnackig bleiben würde, hatte der britische Vertreter in Fez die englische Mitwirkung an einer internationalen Neuregelung der marrokkanischen Verhältnisse rund abgelehnt. Nun besinnt sich Frankreich. Wenn es Deutschland in Marokko entgegenkommen will, dann kann England seine Mitwirkung an einer Konferenz kaum versagen. Denn, nachdem England seine eigenen Ansprüche in Marokko aufgegeben hat, würde eine englische Weigerung, die nicht von Rücksichten auf französische Interessen diktiert wird, gegenüber Deutschland feindseliger wirken, als es unter friedlichen Verhältnissen möglich wäre. Die Schwenkung der französischen Politik zwingt aber wieder auch die Engländer mit Unliebenswürdigkeiten gegen Deutschland sparsamer umzugehn.

So werden schließlich die Sensationsblätter der Boulevards verstummen müssen, die das Pariser Volk Tag für Tag mit Kriegsgeschrei verängstigen. Wir wünschen, daß auch die Verbitterung wiche, welche die Herzen achtungswerter *französischer Patrioten* erfüllt, derselben Männer, die sich aus nationalen Interessen verpflichtet gefühlt haben, Herrn Delcassé zu beseitigen. Deutschland war es seinem außerpolitischen Kredit schuldig, bei der ersten Gelegenheit sich von dem vorjährigen, ihm von Delcassé angetanen, Tort zu reinigen. Deutschland hat aber alles Interesse daran, mit einem politisch unabhängigen Frankreich in Freundschaft zu leben. Und die deutsche Regierung hat es in der Hand, bei der Neugestaltung der französisch-deutschen Beziehungen in der Marokkofrage, zu der dauernden Befestigung ihrer neuen und günstigen Position beizutragen. Hoffen wir das Beste!

Eugen Katz.

Christlich-soziale Taktik

Als am 3. Januar 1878 in der berühmten Eiskellerversammlung in Berlin die christlich-soziale Arbeiterpartei begründet wurde, da nannte sich die neue Partei nicht nur Arbeiterpartei, sondern wollte auch eine Arbeiterpartei sein. Ihr eigentliches Ziel war, die Arbeiterschaft für Christentum und Monarchie zu gewinnen, indem man sich die „berechtigten" Forderungen der Sozialdemokratie zu eigen machte. Wer die Reden Stöckers aus jener Zeit und die Artikel des damaligen Parteiorgans der Christlich-Sozialen nachliest, wird oft erstaunt sein über ihren sozialen Radikalismus. In der Tat schlossen sich damals auch eine ganze Menge Arbeiter den Christlich-Sozialen an, darunter freilich auch recht unlautere Elemente. Und Stöcker konnte nicht ganz ohne Grund einen Augenblick die Hoffnung hegen, den zweiten Berliner Wahlkreis mit sozialdemokratischer Hilfe im Reichstag zu vertreten. Die Unterhandlungen zwischen den Christlich-Sozialen und den Sozialdemokraten darüber, ob die sozialdemokratischen Stimmen in der Stichwahl nicht gegen Virchow für Stöcker abgegeben werden könnten, schienen eine Zeitlang gar nicht aussichtslos.

In den nunmehr 27 Jahren, seit denen Stöcker über das Schicksal der christlich-sozialen Partei entscheidet, hat die Taktik der Partei die mannigfachsten Wandlungen durchgemacht. Da es sich rasch herausstellte, daß nicht die Arbeiter, sondern kleinbürgerliche Elemente den eigentlichen Stamm der Partei bildeten, so wurde der Name „Arbeiter"-partei aufgegeben. Gleichzeitig vollzog sich ein Frontwechsel gegenüber den Konservativen. Bei der Reichstagswahl von 1878 waren die christlich-sozialen Kandidaten im Gegensatz zu konservativen Kandidaturen aufgestellt worden. Ein paar Jahre später gelangte Stöcker mit konservativer Hilfe in den Reichstag und in das preußische Abgeordnetenhaus. Seine Anhängerschaft in Berlin aber wurde die treibende Kraft der sog. Berliner Bewegung, die den Zwecken der konservativen Partei diente. Wer Mitglied der christlich-sozialen Partei war, stand damit eo ipso in engem Verhältnis der konservativen Gesamtbewegung. Stöcker war Mitglied der konservativen Fraktionen, Jahre hindurch auch Mitglied des Elferausschusses, der obersten Instanz der konservativen Partei. Selbst als 1896, sehr wider den Willen Stöckers, unter dem Einfluß jüngerer christlich-sozialer Elemente der offizielle Bruch mit den Konservativen erfolgte, gab er sich die erdenklichste Mühe, von vornherein ein freundnachbarliches Verhältnis zwischen Christlich-Sozialen und Konservativen zu sichern. Seine Idee war: Trennung höchstens zum Zwecke der Arbeitsteilung! „Sie das Land, wir die Städte". Konnte man nicht mehr miteinander arbeiten, so wollte man wenigstens nebeneinander, auf keinen Fall aber gegeneinander operieren. In der Tat hat er sich seit 1878 aufs peinlichste gehütet, selbst dem unsozialsten Konservativen gegenüber als Gegner zu erscheinen. Kandidierte er einmal, wie in Neustettin, in einem Kreise, in dem auch ein Konservativer aufgestellt war, so beeilte er sich, den Konservativen zu versichern, seine Kandidatur habe allein den Zweck, den Sieg eines Rasseantisemiten wie Ahlwardt oder Paul Förster zu verhüten.

So sehr sich Stöcker, von den Anfängen seiner politischen Tätigkeit abgesehen, stets bemüht hat, die Konsequenzen seiner konservativen Grundstimmung zu ziehen, so wechselvoll hat sich seine Politik außerhalb dieses einen festen Poles gestellt. Mit den Rasseantisemiten hat er oft in schärfstem Kampfe gestanden. Zeitweise bemühte er sich jedoch, die Deutsch-Sozialen Liebermanns v. Sonnenberg mit den Christlich-Sozialen zu einer christlich-deutsch-sozialen Partei zu verschmelzen, und ganz neuerdings sitzt er mit einer Anzahl von Rasseantisemiten in derselben Fraktion, der wirtschaftlichen Vereinigung, zusammen. Das Christentum ist ihm im allgemeinen als die beste Grundlage seiner Parteibildung erschienen. Vorübergehend fand er jedoch diese Basis zu schmal und ließ stürmische Propaganda für eine „sozial-monarchische Vereinigung" machen. Als religiös-soziales Agitationsinstrument schuf er sich erst den weitherzigen evangelisch-sozialen, dann den ziemlich engen kirchlich-sozialen Kongreß. Die evangelischen Arbeitervereine hat er lange fast unbeachtet gelassen. Mit einem Male setzte er seine ganze Person für die Berliner evangelischen Arbeitervereine ein, zu dessen Gunsten er ein Jahr oder zwei fast dieselbe Versammlungstätigkeit entfaltete, wie einst für die christlich-soziale Partei. Jetzt ist auch das längst passé. Neue Eisen sind ins Feuer gelegt. Stöcker sorgt dafür, nicht nur zwei, sondern möglichst immer drei oder vier Eisen zugleich im Feuer zu haben.

Seit einigen Jahren ist eine auffällige Annäherung der Christlich-Sozialen an das Zentrum zu konstatieren. Die Brücke bildeten die interkonfessionellen christlichen Gewerkschaften. Stöcker hat früher das Zentrum und die zu romfreundliche Richtung unserer Politik so energisch kritisiert, daß das Zentrum selbst bei der Stichwahl in Siegen gegen ihn Stellung genommen hat. Aber seitdem er anscheinend endgültig darauf verzichtet hat, auf die konservative Partei entscheidenden Einfluß zu gewinnen, betont er die Notwendigkeit des Zusammenstehens aller „gläubigen" Elemente gegen die ungläubige Sozialdemokratie und gegen den halbgläubigen Liberalismus mit solcher Ausschließlichkeit, daß heutzutage kein protestantischer Politiker vom Zentrum auch nur annähernd so gut behandelt wird wie er. Das Zentrum sieht in ihm das stärkste Gegengewicht gegen den evangelischen Bund und zugleich den besten Förderer der christlichen Gewerkschaften. Diese Gewerkschaften sind eine katholische Gründung. Sie allein bieten dem Zentrum eine gewisse Aussicht, noch länger Arbeiterscharen an seine Fahne zu fesseln. Als rein konfessionelle Organisation würden sie rasch bei der Arbeiterschaft diskreditiert sein. Darum war es ein Akt großer politischer Klugheit, daß die Sozialpolitiker des Zentrums jeden Versuch von katholischer Seite, spezifisch katholische Berufsorganisationen zu gründen, im Keime zu ersticken bemüht sind. Sie proklamieren die Parität innerhalb der christlichen Gewerkschaften, und sie stützen sich dabei auf die Hilfe, die ihnen von christlich-sozialer Seite zuteil wird. Nichts kann dem Zentrum willkommener sein, als daß die evangelischen Christlich-Sozialen die Sache der christlichen Gewerkschaften

Digitized by Google

als ihre eigene ansehen, so gering auch der Prozentsatz der evangelischen, christlich organisierten Arbeiter sein mag.

Auf dem Boden der gemeinschaftlichen Arbeit in den Berufsorganisationen knüpften sich die Bande, die schließlich auch zu rein politischem Zusammengehen führten. Mit überraschender Klarheit dokumentierte Stöcker sein neues Verhältnis zum Zentrum, als er seine — kaum vorhandenen — Anhänger in Straßburg-Land aufforderte, gegen den protestantischen Demokraten Blumenthal für den elsässischen Klerikalen einzutreten. Die Aufforderung Stöckers hatte freilich lediglich den Erfolg, den Sieg Blumenthals noch leichter zu machen. Aber als erste offizielle Bekundung einer neuen politischen Konstellation war sie immerhin von Bedeutung.

Auch die Vorgänge, die sich jetzt bei der Reichstagsersatzwahl in Essen abspielen, sind als Ausfluß dieser Konstellation anzusehen. Dort gab es 1903 drei große politische Gruppen: Zentrum mit 35000, Sozialdemokraten mit 22000, Mittelparteiler mit 20000 Stimmen. Diesmal haben die sog. Mittelparteien dem Vorsitzenden des nationalsozialen Vereins, dem Rechtsanwalt Niemeyer, die Kandidatur überlassen. Niemeyer, der eben noch als Verteidiger in dem Prozeß gegen den Bergmeister Engel sich von neuem die Sympathien aller sozial und freiheitlich gerichteten Leute erwerben mußte, ist ein Mann von so tüchtiger sozialpolitischer Gesinnung, daß er am ehesten auf Gewinnung einzelner Arbeiterstimmen aus dem Zentrums- wie aus dem sozialdemokratischen Lager rechnen konnte. Jedenfalls haben die Mittelparteien ein gewisses Opfer gebracht, als sie, um den Wahlkreis weder in die Hände des Zentrums noch in die der Sozialdemokratie fallen zu lassen, einen Mann auf den Schild erhoben, dessen Ansichten ihnen vielfach bedenklich erscheinen müssen. Niemeyer schien mit sehr guten Aussichten in den Wahlkampf zu treten. Da warfen ihm die Christlich-Sozialen einen Knüppel zwischen die Beine, indem sie ihren Herrn Behrens aufstellten. Im Arbeiterinteresse lag diese Kandidatur sicher nicht. Denn arbeiterfreundlicher als Niemeyer kann man nicht sein. Die Behrenssche Kandidatur, selbst völlig aussichtslos, kann nur den Zweck verfolgen, Niemeyer aus der Stichwahl zu bringen und wieder zur Stichwahl zwischen Zentrum und Sozialdemokratie zu führen, wobei dann das Zentrum mit christlich-sozialer Hilfe siegen soll.

Gleichzeitig mit dieser neuen Bekundung der zentrumsfreundlichen Taktik der Christlich-Sozialen erfolgt durch ihr Parteiorgan ein Angriff gegen den Reichskanzler, wie er perfider noch nie gegen ihn gerichtet worden ist. Bülow wird natürlich nicht wegen seiner politischen Fehler wegen des Zolltarifs oder der Berggesetznovelle angegriffen. Die Verteuerung der Lebenshaltung ist ja von den Christlich-Sozialen mit Begeisterung mitgemacht worden. Überhaupt geht man ihm nicht sachlich zu Leibe. Der ganze Angriff gipfelt in nachstehenden Sätzen, um derentwillen er überhaupt nur gebracht ist:

„Das Seltsamste an diesem „geschmeidigen" Manne ist die Art, wie er den „autokratischen" Kaiser zu nehmen versteht. Wilhelm I. meinte einst gütig lächelnd von Bismarck, daß dieser „seine Intentionen so gut zu erraten und zu — leiten" verstehe. Diese schwierige Kunst, einen Monarchen mit starkem selbstherrlichem Willen doch zur Anerkennung des Gesetzes vom Möglichen zu bringen, ist Bülow in besonderem Maße zu eigen. Schon der alte Kaiser hatte gesagt, sein auswärtiger Minister und sein Kriegsminister wolle er selber sein, worauf Bismarck erwiderte: „Heutzutage kann der fähigste Landrat seinen Kreis nicht verwalten ohne einen intelligenten Kreissekretär und wird immer einen solchen halten; die preußische Monarchie bedarf des Analogen in viel höherem Maße." Dieselbe Auseinandersetzung hat es auch zwischen dem Enkel und Bernhard v. Bülow gegeben, ohne daß sie in Worten ihren Ausdruck zu finden brauchte; und Wilhelm II. gab ritterlich nach."

Wer die Natur des Kaisers kennt, weiß, daß nichts einen Minister eher in Ungnade bringen kann als solche Auslassungen. Der Schreiber des Artikels gegen Bülow, der natürlich den Kaiser sehr genau kennt, wollte den Reichskanzler vernichtend treffen. Warum? Können nicht die Christlich-Sozialen mit der Politik Bülows sehr zufrieden sein, wenn ihnen auch seine vorurteilsfreien Anschauungen auf dem Gebiet der Kunst und Religion noch so unangenehm sein mögen? Was könnten die Christlich-Sozialen bei einem Sturz Bülows profitieren?

Der Außenstehende vermag das Gewebe dieser Intrigue nicht zu durchdringen. Jedenfalls handelt es sich bei diesem taktischen Vorstoß der Christlich-Sozialen um einen weitausschauenden Plan. Sie wittern Morgenluft. Die Freundschaft mit dem Zentrum gibt ihnen Relief.

H. v. Gerlach.

Der evangelisch-soziale Kongress

Der evangelisch-soziale Kongreß in Hannover war in seiner äußeren Anordnung etwas von den früheren Kongressen verschieden, da seine ganze Arbeit auf den knappen Raum von 24 Stunden zusammengepreßt wurde. Das war ein Versuch, den Besuchern die Opfer an Zeit und Geld zu erleichtern, aber wir und wohl die Mehrzahl der alten Kongreßbesucher wünschen, daß die frühere Einrichtung wieder gewählt werde, da bei diesem jetzigen Verfahren die Debatten über Gebühr verkürzt werden mußten und somit eine genügende Durcharbeitung des dargebotenen Stoffes nicht erfolgen konnte. Es war einfach zuviel, was wir von Dienstag nachmittag bis Mittwoch mittag in uns aufzunehmen gezwungen waren, denn wir haben in dieser Zeit drei schwere Themata und außerdem 6 oder 7 Reden des Volksabends in uns verarbeiten müssen. Aber abgesehen von diesem einen fühlbaren Mangel war alles übrige gut und lebendig. Der Besuch war sehr erfreulich, die Stimmung einmütig und frisch, die geistige Höhe der Referate und Debatten so tüchtig wie sonst bei den besten Versammlungen. Man hörte von allen Seiten, daß der Kongreß gerade jetzt als Notwendigkeit empfunden werde, wo durch offiziellen Druck der soziale Geist innerhalb der evangelischen Kirche herabgestimmt wird. Die Verhandlungen des Herrenhauses über das Bergarbeiterschutzgesetz standen im Hintergrund des Kongresses, und Männer und Frauen wollten ihre Kraft dafür einsetzen, daß wir eine öffentliche Meinung bekommen, die sich die Demütigung der Regierung durch einen egoistischen Herrenklub und die gewaltsame Verbitterung der deutschen Arbeiterschaft nicht weiterhin gefallen läßt. Die Kirche soll nicht Partei sein, aber eine Weckerin der Gewissen, eine Verkündigerin des Rechtes der Abhängigen. Wenn unser Christentum keine soziale Volksmoral mehr aus sich hervorbringen kann, dann fragt es sich, welche Zukunftsaussichten ihm überhaupt noch in unserem Volke bevorstehen.

Solche und ähnliche Gedanken wurden zuerst geweckt durch das religionsgeschichtliche Referat von Pfarrer Lic. Hackmann aus London. Hackmann hat in Göttingen seine theologische Laufbahn begonnen, ist aber dann lange in Ostasien gewesen und hat die Unterschiede des Buddhismus und des Christentums als Geistlicher in Schanghai fachmännisch studiert. Was er uns bot, war ein Vergleich der sozialen Wirkungen des Buddhismus und des Christentums. Vielleicht war seine Darstellung des Buddhismus etwas zu schulmäßig theoretisch, ähnlich der, die Oldenberg früher gegeben hat. Es war so, wie wenn jemand, um das Wesen des Christentums darzustellen, eine biblische Theologie vorträgt. Das, was eben jetzt noch mehr interessiert, nämlich die praktische Frage, wie die Erfolge der Japaner mit ihrem Glauben zusammenhängen, kam zu kurz. Immerhin wurde vieles klar, was uns Abendländern sonst im Dunkel zu liegen pflegt, und wir können den Ankauf des Kongreßprotokolles schon um dieses Vortrages willen empfehlen. Der Buddhist kann sich der abendländischen Kultur nicht öffnen, ohne einige seiner alten, festen Gesetze zu brechen. Von irgend einem Punkte an hat er die Wahl, richtiger Buddhist oder Glied der modernen Zivilisation zu sein. Besonders wichtig ist dabei das absolute Verbot des Tötens der Tiere, da offenbar die ganze Maschinenkultur auf Fleischgenuß gegründet ist. Das Christentum besitzt größere Beweglichkeit, da es keine formulierten ewigen Gebote hat, außer dem allgemeinen Gebot der Liebe. Diese größere Anpassungsfähigkeit an den Wandel der Zeiten ist sein Freibrief für die Zukunft. Gern hören wir als Christen diesen Vorzug preisen, können nur dabei eine gewisse Sehnsucht nicht unterdrücken, daß die Anpassungsfähigkeit des Christentums an die Bedürfnisse der Zeit auch bei uns zur Tat und Wahrheit werde.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

Das Referat von Professor Sieveking aus Marburg über „Die Bedeutung der Arbeiterorganisationen für Wirtschaft und Kultur", war auch für diejenigen von uns, die den Gewerkschaftsfragen nahe stehen, von hohem Interesse. Es ist im allgemeinen nicht leicht, über Gewerkschaften etwas Neues zu sagen. Sieveking brachte aber soviel Material aus englischen und amerikanischen Erfahrungen und soviel Überblick über allgemeine Wirtschaftsgeschichte, daß man die Organisationen der Arbeiter als etwas notwendiges und von der Wirtschaftsentwickelung direkt gefordertes vor sich aufsteigen sah. Sieveking erkannte an, daß die Grundlage der Gewerkschaften politisch ist (was können Gewerkschaften unter einem Sozialistengesetz tun?), bedauert aber die Zerspaltung der von den Gewerkschaften getriebenen Politik, die darin liegt, daß sich die größten Organisationen der Sozialdemokratie, große Bestandteile aber dem Zentrum und dem Liberalismus anschließen. Er vertrat den Neutralitätsgedanken, ohne auszuführen, wie das politische Auftreten wirklich neutraler Gewerkschaften auf deutschem Boden aussehen könnte. Der Radikalismus der Gewerkschaftler ist die Antwort auf Einseitigkeiten und Härten, denen sie ausgesetzt sind. Der Hamburger Senat hat keine Zeit für Arbeitertagungen, aber sehr wohl für Hundeausstellungen usw. Eine Hamburger Versammlung wurde aufgelöst, weil ein Redner das von der Poesie oft behandelte Thema des günstigen Leibesumfanges mancher Bäckermeister streifte. Die rechtliche Anerkennung der Berufsvereine und die Ausdehnung der Tarifverträge sind die nächsten vollkommen berechtigten Ziele der Arbeiterorganisationen.

Die Debatte zum Sievekingschen Vortrag wurde von Tischendörfer und Dr. Zimmermann in kräftiger, wirkungsvoller Weise eröffnet, mußte aber dann, wegen des schon oben besprochenen Zeitmangels, viel zu schnell zur Fünfminutenrede übergehen. Von diesem Übergang an kann aber erfahrungsgemäß nichts ordentliches mehr geleistet werden. Das einzelne, was Tischendörfer und Zimmermann vorbrachten, kennen unsere Leser aus der „sozialen Bewegung", Fälle der Ungerechtigkeit vor Polizei und der Ungleichmäßigkeit vor Gericht. Es machte auf die Versammlung einen tiefen Eindruck, den Kampf der Arbeiterorganisationen in der Nähe sehen zu können. Man erinnerte sich, wie viel kühler und vorsichtiger vor 11 Jahren in Frankfurt dieselbe Frage auf dem Kongreß behandelt wurde. Durch zwei Mitglieder der christlichen Gewerkvereine wurde der Kongreß aufgefordert, diesen Organisationen sein besonderes Interesse zuzuwenden. Es wäre gut gewesen, wenn man über diese Frage, die auf den evangelisch-sozialen Kongreß gehört, sofort eingehend hätte sprechen können. Die allgemeine Stimmung schien aber mehr für die freien als für die christlichen Gewerkschaften zu sein. Der Vorsitzende versprach die eingehende Behandlung der Stellung zu den christlichen Gewerkvereinen für einen der nächsten Kongresse.

Das letzte Referat von Professor Baumgarten über Kirchliche Einrichtungen, die antisozial wirken, war von wohltuender Offenheit ebensowohl in seiner Kritik an der Klassenkirche wie in der Begrenzung eines religiösen Sozialismus durch das protestantische Recht der Einzelpersönlichkeit. In letzterer Hinsicht ging er manchem von uns zu weit, und Professor Gregory trat beispielsweise für gemeinsamen Konfirmandenunterricht aller Kinder und für durchgeführte Demokratisierung der kirchlichen Vertreterwahlen ihm gegenüber. Im Hintergrunde der Erörterung lag das Problem der Staatskirche. Baumgarten ist für Abschaffung der Patronatsvorrechte, aber nicht mit gleicher Entschiedenheit für Beseitigung des Amtes der Landesbischöfe. Er warnt vor der „Freikirche", da sie gerade von den Wohlhabenden abhängig sein werde. Für Pastoren und Gemeindekirchenräte ist sein Vortrag eine geradezu notwendige Lektüre, da er das wohlüberlegte Wort eines Praktikers ist, der mitten im kirchlichen Leben steht.

Naumann.

Gewerkschaften und Genossenschaften im Jahre 1904

Es ist ein erfreulicher Zufall, daß fast gleichzeitig zuverlässige und umfassende Erhebungen über den Stand der Gewerkschaftsbewegung und der Genossenschaftsbewegung im Jahre 1904 erschienen sind. Indem man sich beide Bewegungen in ihrer Größe und Bedeutung gleichzeitig klar macht, erkennt man erst den weitreichenden Einfluß dieser wirtschaftlichen Strömungen auf die politische Arbeiterbewegung Deutschlands. Ob sie mit der Zeit die Politik der Arbeiterklasse selbständig in ihre Hand nehmen, oder nur wie bisher neben ihr hergehen und sie in steigendem Maße beeinflussen werden, das sind taktische Erwägungen, über die sich zunächst die unmittelbar Beteiligten die Köpfe zerbrechen mögen.

Die gewerkschaftlich organisierte Arbeiterschaft umfaßte im Jahre 1904 insgesamt 1 466 625 Mitglieder, hatte also im Laufe eines einzigen Jahres einen Zuwachs von fast 200 000 Personen erfahren. Die Ziffer ist heute bereits wieder erheblich gewachsen und dürfte 1½ Millionen stark überschreiten. Sehr bedeutsam ist, daß ⅔ von ihr, nämlich mehr als eine Million Mitglieder, unter dem Banner der sozialdemokratischen Gewerkschaften stehen. Nach dem Gesetz von der Anziehungskraft der Masse erhöht sich dieser Prozentsatz sozialdemokratischer Gewerkschaftler in der Gesamtbewegung noch fortgesetzt. Nimmt man hinzu, daß auf der anderen Seite die wirtschaftliche Entwickelung und die zunehmende Kampfesstimmung des Unternehmertums die Arbeiter der verschiedenen Gewerkschaftsgruppen immer mehr einander annähern, so ergibt sich mit einer Art Naturnotwendigkeit für einen bestimmten Punkt in der Zukunft der Zusammenschluß aller gewerkschaftlichen Organisationen zu einer einheitlichen gewaltigen Macht. Ob dann die einzelnen Gruppen noch selbständig wie heute nebeneinander marschieren, oder sich völlig miteinander verschmelzen werden, mag der Zukunft überlassen werden. Heute scheint nur festzustehen, daß auf absehbare Zeit hinaus die traurige Selbstzerfleischung der gewerkschaftlichen Gruppen untereinander ein Ende haben wird — trotz aller anmaßenden Redensarten des letzten sozialdemokratischen Gewerkschaftskongresses! Einheitliche Bekämpfung des gemeinsamen Widersachers, wird lauter wie die Parole im wirtschaftlichen Kampfe sein. An ein Zerschneiden des Tischtuches werden die Hirsch-Dunckerschen und die christlichen Gewerkvereine den sozialdemokratischen gegenüber jetzt weniger denn jemals früher denken können, trotz nationaler Arbeiterkongresse und parteipolitischer Anstrengungen des Zentrums und der Christlichsozialen.

Welche ungeheuren Geldsummen die deutschen Gewerkschaften aufbringen, ergibt sich allein daraus, daß die Jahreseinnahme der christlichen und der sozialdemokratischen Organisationen zusammen 21½ Millionen Mark betragen hat. (Die Verwaltung der Riesenverbände, deren Mitglieder über ganz Deutschland verbreitet sind, bedeutet also auch rein finanztechnisch eine ansehnliche Leistung.) Je mehr aber die wirtschaftlichen Kämpfe in Zukunft Machtentscheidungen und damit Geldfragen werden, um so größer werden die Summen sein müssen, über die die Gewerkschaften verfügen. Um so größer wird auch die Verantwortlichkeit der Führer und der einzelnen Mitglieder beim Ausbruch dieser Kämpfe werden. Ohne daß die Gewerkschaften geradezu nur Kassenvereine, Geldverwaltungsinstitute werden, müssen sie dennoch unter dem wachsenden Gewicht ihrer finanziellen Last freiwillig oder unfreiwillig in ruhigen Entwickelungsbahnen bleiben.

Wie weit noch eine Steigerung der finanziellen Leistungsfähigkeit, die sich bereits in den letzten Kämpfen als dringend notwendig herausstellte, möglich ist, darüber kann sich jeder ein Urteil bilden, der die heutige Beitragsleistung der einzelnen Gewerkschaftsmitglieder überschaut. Jährlich brachten je auf: Der gewerkschaftlich organisierte Notenstecher 111 Mk., der Buchdrucker 54 Mk., der Formstecher 44,80 Mk., der Bildhauer 38,90 Mk., der Vergolder 32,25 Mk., der Porzellanarbeiter 30,89 Mk., der Steinsetzer 39,35 Mk., der Hutmacher 27,35 Mk. usw. bis herunter zum Wäschearbeiter und Bergarbeiter mit 9,21 Mk. und zu den Blumen- und Federnarbeiterinnen mit 5,02 Mk. Bedenkt man, daß die Holzarbeiter ihre Beitragsleistung pro Kopf in den letzten zehn Jahren von 7,27 Mk. auf 24,15 Mk. erhöht haben, die Maurer von 6,85 auf 19,76 Mk., die Metallarbeiter von 7,62 auf 18,78 Mk. und die Zimmerer von 8,59 auf 22,44 Mk., und daß jetzt auch die Bergarbeiter ihre Beiträge verdoppelt, so ergibt sich noch eine weite Perspektive für die finanzielle Leistungsfähigkeit der Gewerkschaften.

Allerdings werden sie auch in Zukunft wie bisher allerlei wirtschaftliche und sozialpolitische Rückschläge zu verzeichnen

Digitized by Google

haben; aber die außerordentlich günstige Entwickelung des letzten Jahrzehnts scheint doch dafür zu garantieren, daß ein wesentlicher Rückgang an Zahl und Kraft nicht mehr zu befürchten steht. Die gewerkschaftliche Zukunft, äußerlich betrachtet, berechtigt also zu den erfreulichsten Hoffnungen.

Mit noch größerer Sicherheit kann man dieses günstige Prognostikon der Genossenschaftsbewegung stellen. Hier müssen wir freilich von vornherein die äußerst wichtigen und umfangreichen Gruppen der Kreditgenossenschaften und der landwirtschaftlichen Genossenschaften aus dem Spiele lassen, wenn wir eine Parallelbewegung zur gewerkschaftlichen Entwickelung schildern wollen. Denn die Kreditgenossenschaften und die landwirtschaftlichen Genossenschaften werden im allgemeinen Angehörige der Arbeiterklasse nur in verschwindender Zahl unter ihren Mitgliedern haben.

Auch in den Konsumvereinen spielen die Lohnarbeiter nicht eine so ausschlaggebende Rolle, wie man leicht anzunehmen geneigt ist, wenn man von „Arbeiterkonsumvereinen" spricht und fälschlicherweise ihren sozialdemokratischen Charakter betont. Im Zentralverband deutscher Konsumvereine, der seit, der törichten Kreuznacher Verzweiflungstat des freisinnigen Genossenschaftsanwalts Dr. Crüger, die unbestrittene Führung in der deutschen Kosumgenossenschaftsbewegung hat, waren im Jahre 1904, so weit berufsstatistische Angaben vorliegen, vereinigt: 359465 Lohn- oder Gehaltsempfänger, aber auch 44263 selbständige Gewerbetreibende, 10289 selbständige Landwirte, 30122 Angehörige freier Berufe, Staats- und Gemeindebeamte, und 36376 Personen ohne bestimmten Beruf. Aus diesen Ziffern geht freilich hervor, daß der Lohnarbeiter dem Zentralverband deutscher Konsumgenossenschaften das charakteristische Gepräge gibt, daß aber daneben doch auch die selbständigeren Berufe recht stark ins Gewicht fallen.

Der Aufschwung und die Entwickelung dieser jungen genossenschaftlichen Organisation ist verhältnismäßig noch imponierender als derjenige der Gewerkschaften. Der Zentralverband deutscher Konsumvereine berichtet für das Jahr 1904 über 760 angeschlossene Vereine mit 649588 Mitgliedern, 1840 Verkaufsstellen 8281 angestellte Personen, 202646189 Mk. Jahresumsatz, 16767778 Mk. Reingewinn. Die Jahreszunahme an Mitgliedern betrug 13 pCt., an Reingewinn 14 pCt., an Verkaufsstellen 15 pCt., an eigenem Kapital 11 pCt. und an fremdem Kapital 15 pCt.

Mit der kaufmännischen Entwickelung sind aber die Ruhmestaten dieser Bewegung noch keineswegs erschöpft. Man muß wissen, daß der Zentralverband eine äußerst rührige Agitation zur Abwehr gegnerischer Angriffe durch eigene Zeitungsorgane, genossenschaftliche Unterrichtskurse, Herausgabe zahlreicher Broschüren und Flugblätter, unentgeltliche Auskunfterteilung in genossenschaftlichen Angelegenheiten und andere zweckentsprechende Maßnahmen entfaltet hat. Man muß ferner wissen, daß das Zentralorgan des Verbandes wöchentlich in 6400 Exemplaren die Kenntnis konsumgenossenschaftlicher Ereignisse in weiteste Kreise hinausträgt, daß das „Frauengenossenschaftsblatt" in einer Auflage von 146000 Exemplaren erscheint, um nicht nur für die Konsumgenossenschaften, sondern zugleich für eine gesunde und gediegene Unterhaltungslektüre schlechthin Propaganda zu machen. Man muß die genossenschaftlichen Volksbücher gelesen haben, die Professor Staudinger, Dr. Riehn und andere verfaßt haben, man muß vor allem die Masse von guten Unterhaltungsschriften, Bildern und Werken gesehen haben, die von der Zentralstelle aus verbreitet werden, um die tiefgehende kulturelle Wirksamkeit der konsumgenossenschaftlichen Bewegung würdigen zu können.

Über die wirtschaftliche Kräftigung und Erziehung, die die Konsumgenossenschaft dem einzelnen Arbeiter, seiner Familie und seiner ganzen Klasse bringt, braucht hier nicht ausführlich mehr geredet zu werden. Nicht nur die Erziehung zur Barzahlung, sondern auch die genossenschaftliche Versicherung gegen minderwertige Ernährungsmittel, die Aufspeicherung von Notgroschen, die Einrichtung von Arbeitslosenunterstützung u. a. m. macht die Genossenschaftsbewegung in der aufsteigenden Entwickelung des Arbeiterstandes zur gleichwertigen Schwester der Gewerkschaftsbewegung. Den Gewerkschaften und den Konsumgenossenschaften schaden die unvernünftigen Angriffe sozialpolitischer Rückschrittler und kurzsichtiger Behörden heute nicht mehr, sondern fördern sie nur. Darum werden auch Gewerkschaften und Genossenschaften, allen kommenden Eventualitäten zum Trotz, in der deutschen Arbeiterbewegung ihre hervorragende Stelle immer behaupten. Und sie werden in steigendem Maße werden, was sie heute teilweise schon sind: wichtige Stützen und einflußreiche Faktoren der politischen Arbeiterbewegung.

Friedrich Weinhausen.

Verfassungsreform in Württemberg

Ein Jahr ist vergangen, seit von der württembergischen Kammer der Standesherren die Schulgesetznovelle der Regierung, die dem rückständigen Schulwesen Württembergs einige Verbesserung bringen sollte, abgelehnt wurde. Aus der Entrüstung über solches Vorgehen erwuchs das Verlangen nach einer durchgreifenden Änderung der Verfassung, nach der Abschaffung der ersten Kammer. Der König schien sich selber auf die Seite des Volkes zu stellen und die Regierung versprach, das ihrige zu tun. Am 15. Juni hat nun ganz unvermittelt der Ministerpräsident der Kammer der Abgeordneten den Entwurf einer neuen Verfassung vorgelegt, der noch im Laufe dieses Sommers erledigt und zum Gesetz erhoben werden soll. Was aus den kreisenden Bergen kam, ist ein ziemlich unscheinbares Mäuschen geblieben. Die Regierung konnte sich nicht entschließen, wie man gehofft, die erste Kammer fallen zu lassen: die Beibehaltung des Zweikammersystems ist für sie die Voraussetzung jeglicher Änderung.

Betrachten wir zunächst die wichtigsten Einzelheiten der neuen Reform! Die Kammer der Abgeordneten setzt sich bisher zusammen aus 93 Vertretern, davon 63 von den Oberamtsbezirken, 7 von den sogenannten „guten Städten", gewählt nach allgemeinem, direktem und geheimem Wahlrecht. Die übrigen 23 verteilen sich auf die schwäbische Ritterschaft, die zwei Kirchen, die Universität. Diese „Privilegierten" sollen jetzt aus dem Abgeordnetenhause ausgeschieden werden, so daß dieses nunmehr eine reine Volkskammer darstellen wird. Die Zahl der gewählten 70 Volksvertreter wird auf 75 erhöht, dadurch, daß Stuttgart statt des bisherigen einen Abgeordneten in Zukunft deren sechs erhält, die, im Unterschiede zum Lande, nach dem System der Proportionalwahl gewählt werden. Für das übrige Königreich ist das System der Stichwahl aufgehoben und ersetzt durch einen zweiten Wahlgang, in welchem die relative Mehrheit siegt. In der Kammer der Standesherren sitzen zurzeit 26 erbliche Mitglieder (5 Prinzen, 19 Standesherren, 2 erblich ernannte) und 6 auf Lebenszeit vom König berufene Staatsbeamten. Dieses hohe Haus soll erweitert werden durch 6 Mitglieder der schwäbischen Ritterschaft, 4 protestantische Prälaten, 2 katholische Geistliche, je 1 Vertreter der Landesuniversität und der technischen Hochschule sowie je 2 Vertreter von Industrie und Landwirtschaft (letztere 4 vom König ernannt) Dabei ist der Eintritt in die Kammer nunmehr von einem Wohnsitz in Württemberg abhängig gemacht. Das berüchtigte Recht der Stimmübertragung von abwesenden Mitgliedern ist aufgehoben bezw. auf Stellvertretung durch Agnaten beschränkt. Das Budgetrecht der ersten Kammer wurde erweitert, jedoch nicht in dem Maße, als man vielfach befürchtete: Die Kammer kann über einzelne Kapitel des Etats Beschluß fassen, und diese Kapitel müssen in der Abgeordnetenkammer nochmals zur Beratung kommen. Bei Ablehnung des Gesamtetats findet eine Durchzählung statt, wobei der Wille der Mehrheit entscheidet.

Man kann nicht sagen, daß der Regierungsentwurf einen besonders kräftigen und großzügigen Eindruck mache. Man hat glücklich ein ganzes Jahr dazu gebraucht, bis das Echo der Volksstimme „weg mit der ersten Kammer!" in allen Geheimratskanzleien und parteipolitischen Advokatenbureaus verhallt war, um dem Volk einen solchen Kompromiß vorzulegen und zu bedeuten, daß die mediatisierten Herren trotz alledem die geborenen Lenker des württembergischen Volkes sind und bleiben müssen. Viele liberale Forderungen, die Hoffnung, Württemberg werde der erste größere deutsche Staat sein, der zu reinlichem Parlamentarismus übergeht und Abrechnung mit der ehrwürdigen Geschichte gestorbener Zeiten hält, sind vernichtet. Die Formel, die jetzt in Umlauf gesetzt wird, heißt: Das „Mögliche" unter den gegebenen Umständen ist erreicht. Das Gegenteil kann man ja nie beweisen, aber man soll sich nicht der Täuschung hingeben, als ob die Regierung einen ernsthaften Kampf geführt hätte, den Willen des Volkes in der entscheidenden Frage zum Ausdruck zu bringen. Die Motive zur Vorlage sagen es ja selber, daß die Reform „von der Sorge um die Wahrung der berechtigten konservativen Interessen diktiert wurde". Vor wem berechtigt? Die öffentliche Meinung, die Presse, das ganze Volk hat seine Ansicht über die Berechtigung der standesherrlich-bischöflichen Politik unzweideutig geäußert.

Und doch — einiges bringt der Entwurf! Er schafft eine reine Volkskammer und das ist viel wert. Es ist nun etwas mehr die Möglichkeit geboten, dem Willen des Volkes einen weniger gefälschten Ausdruck zu verschaffen. Freilich, gefälscht bleibt er durch die Verschiedenheit der Wahlkreise. Die Entwickelung der Städte hat man geflissentlich nicht gesehen, mit der einen Ausnahme von Stuttgart. Man hat die veraltete Bevorzugung der sieben guten Städte gelassen, wonach das Landstädtchen Ellwangen, eine Zentrums-

Digitized by Google

domäne mit 5000 Einwohnern, die gleiche politische Bedeutung besitzt wie der gewerbliche Bezirk Göppingen mit etwa 60 000 Einwohnern oder die bedeutende Handel- und Industriestadt Heilbronn mit 40 000. Wenn hier nicht ernstlich versucht wird, Wandel zu schaffen und womöglich zu erreichen, daß die periodische Neueinteilung der Wahlkreise mit ins Gesetz kommt, dann kann es geschehen, daß das Zentrum mit seinem sicheren Besitzstand die ausschlaggebende Macht im Lande wird. Daß das System der Proportionalwahl auf Stuttgart beschränkt bleibt, richtet sich scheinbar gegen die Sozialdemokratie; im Entwurf 1897 war es für das ganze Land vorgesehen, wurde nun aber aufgegeben wegen angeblicher Lockerung des Bandes zwischen Wählern und Gewählten, um den Einfluß der Parteileitungen nicht zu steigern und aus sonstigen „Gründen". Die Abschaffung der Stichwahlen eröffnet unnatürlichen Wahlbündnissen und der politischen Trägheit die weitesten Perspektiven. Möge sich die Demokratie für alle solche Fälle die neuliche Wahl in Eßlingen als Warnungszeichen dienen lassen!

Es ist nicht ganz leicht, über die Aussichten des Entwurfs den Propheten zu spielen: die bürgerlichen Mittelparteien und die Konservativen werden ihm zustimmen, das Zentrum wird ihn ablehnen. Die Entscheidung liegt bei ein paar Privilegierten und der Sozialdemokratie. Wie diese sich stellen wird, ist noch nicht zu sagen; ein „Unannehmbar" hat sich, soweit wir sehen, bis jetzt trotz aller berechtigten Kritik nicht ergeben. Wir erwarten namentlich von der Demokratie, daß sie alle Kraft daran wenden wird, Einzelbestimmungen in liberalem, volkstümlichem Geiste umzugestalten. Die reine Volkskammer ist aber ein zu großer Gewinn, als daß man wegen der Beibehaltung der Ersten Kammer das Gesetz scheiten lassen dürfte. Die Aussichten, später einmal Verfassungsänderung in Württemberg zu machen, sind nicht sehr groß. Der katholische Thronfolger und seine Familie stehen völlig unter klerikalem Einfluß; das ist ja gerade die Nummer, auf die Herr Gröber und seine Getreuen ihre Hoffnungen bauen. Es steckt wenigstens der eine große Fortschritt in dem Entwurf. Hieran müssen alle fortschrittlich gerichteten Parteien festhalten, wenn sie in der Kammer ihr endgültiges Votum abzugeben haben.

Theodor Heuß.

Unsere Bewegung

Wir bitten unsere Freunde, des nationalsozialen Preßvereines etwas mehr zu gedenken. Wer zur Ausbreitung der „Hilfe" beitragen will, muß uns helfen, möglichst große Propagandamittel flüssig zu machen. Das ist der Zweck des nationalsozialen Preßvereines, an den alle Beiträge gehen, die uns zu „Hilfe"zwecken zur Verfügung gestellt werden. Die „Hilfe" ist unser bestes und wirkungsvollstes Kampfmittel. Neben der Neubestellung am Beginn des neuen Quartals, neben der Lesergewinnung ist jetzt die Unterstützung des Preßvereines die wichtigste Aufgabe unserer Freunde. Wir haben das Vertrauen, daß wir uns in dem Interesse unserer Freunde für die Sache und in ihrer Opferwilligkeit nicht täuschen.

Die Redaktion der Hilfe ist durch den Eintritt von Herrn Theodor Heuß aus Heilbronn um eine, unseren tätigen Parteifreunden nicht unbekannte, Kraft verstärkt worden.

Berlin. Wir pflegen gewöhnlich nicht über die Diskussionsabende des sozialliberalen Vereines zu berichten. Nun aber, da der Berliner Diskussionsabend zum zweitenmal in die Sommerferien geht, sei seiner in kurzen Worten gedacht. Diese von den Herren Dr. Breitscheid und Dr. Katz geleitete Veranstaltung erfreute sich seit ihr Gründung einer erfreulichen Steigerung der Teilnehmerzahl. Es gelang, eine ganze Anzahl von Anfängern und ungeschulten Kräften rednerisch vorwärts zu bringen. Als besonders zweckmäßig erwies sich, daß auch einzelne Angehörige gegnerischer Parteien teilnahmen, was zur Belebung der Diskussion beitrug. In den letzten Monaten hatte sich der Diskussionsabend hauptsächlich mit der Stellung des Liberalismus zu Einzelfragen der Politik beschäftigt. Nun tritt er in die Sommerruhe ein. Am 24. Juni wird das letzte Referat gehalten. Aber auch in den Sommerwochen soll für regelmäßige Zusammenkünfte der Mitglieder gesorgt werden.

Dem nationalsozialen Preßverein gingen folgende Beiträge zu, über welche wir hiermit dankend quittieren: Heidelberg, P. B. L. 25 Mk.; Leipzig, Dr. H. B. (außerordentlich) 10 Mk.; O. Sch. L. 5 Mk. Zusammen 40,00 Mk.

Dazu laut Ausweis in Nr. 23 3006,90 „

Insgesamt 3046,90 Mk.

Wir erwarten, daß sich unsere Freunde die Agitation für den Preßverein auch fernerhin angelegen sein lassen.

Berlin-Schöneberg, Hohenfriedbergstr. 11.

Die Geschäftsleitung.

Soziale Bewegung

Der württembergische Landesverband evangelischer Arbeitervereine. Man schreibt uns: Wie in allen Verbänden der evangelischen Arbeitervereine, so war auch in den württembergischen schon längere Zeit die Frage brennend: wie stellen wir uns zu den Gewerkschaften? Sie fand auf dem diesjährigen Vertretertag in Göppingen ihre Beantwortung durch folgende einstimmig angenommene Erklärung: „Der Vertretertag der evangelischen Arbeitervereine Württembergs ist überzeugt, daß gewerkschaftliche Organisationen als die notwendigen Mittel zur wirtschaftlichen und rechtlichen Sicherstellung des Arbeiterstandes und evangelische Arbeitervereine als Pflanzschule der sozialen, vaterländischen und evangelischen Gesinnung einander nicht ausschließen, sondern ergänzen. Daher legt er seinen Mitgliedern die Pflicht der gewerkschaftlichen Organisation aufs neue dringend ans Herz und stellt zugleich die Wahl der Organisation dem Einzelnen nach seinen persönlichen, beruflichen und örtlichen Verhältnissen frei." Diese Erklärung war das Ergebnis eines Vortrags von Arbeitersekretär Fischer über „Arbeiterbildung und Fachorganisation", sowie einer gründlichen Aussprache. An letzterer beteiligten sich besonders auch Vertreter der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine und der christlichen Gewerkschaften. Beide betonten, daß ihre Organisationen die von allen Rednern verlangte Neutralität in politischen und religiösen Fragen durchführen. Freilich widersprach sich der christliche Gewerkschaftler dabei selbst, indem er gleichzeitig hervorhob, daß seine Organisation auf dem Boden der christlichen Weltanschauung stehe. Die Stimmung neigte sichtlich zu den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen hin. Ausdrücklich hervorgehoben wurde übrigens, daß es auch nichts schaden könne, wenn wirklich gefestigte Vereinsmitglieder in freie Gewerkschaften eintreten. Sie könnten dort durch Eintreten für Neutralität nur Gutes wirken und dadurch, daß sie sich gewerkschaftlich zuverlässig erweisen, den sozialdemokratischen Arbeitern Achtung auch vor anders Denkenden abnötigen. — Der württembergische Landesverband ist auch äußerlich in neuem Aufschwung begriffen. Seit Oktober letzten Jahres ist ein Arbeitersekretär angestellt, der nicht nur drei neue Vereine gegründet, sondern auch in viele alte Vereine neues Leben hineingebracht hat. Der Verband zählt z. Z. 50 Vereine mit 4130 Mitgliedern. Wie sehr er bestrebt ist, die Sache der Arbeiter wesentlich durch die Arbeiter selbst führen zu lassen, geht u. a. daraus hervor, daß nicht nur im Landesverbandsvorstand von 8 Beisitzern 7 Arbeiter sind, sondern nun auch zum zweiten Verbandsvorsitzenden einen Arbeiter (Voß-Heilbronn) gewählt wurde. Der erste Vorsitz ging von Stadtpfarrer Weitbrecht-Heilbronn, der unwiderruflich seinen Rücktritt erklärte, auf Professor Dr. Schöll-Stuttgart über.

Ein wichtiges Friedensdokument im gewerblichen Kampfe ist das Rundschreiben des Verbandes der Baugeschäfte von Berlin und Vororten an die hier bauenden Behörden. Es wird darin den „hohen bauenden Behörden" zunächst mitgeteilt, daß es den im Verband vertretenen Arbeitgebern nach langjährigen Verhandlungen gelungen sei, die Tarifverträge mit den Maurern, Zimmerern und Bauarbeitern wiederum auf zwei Jahre zu verlängern. Dann heißt es wörtlich weiter: „Der Verband der Baugeschäfte sieht seine Hauptaufgabe darin, unter pflichtmäßiger Wahrnehmung der Interessen der Allgemeinheit und seiner Mitglieder, sowie unter gerechter Würdigung der Forderungen der Arbeitnehmer den Frieden im Baugewerbe nach Möglichkeit zu fördern und zu erhalten. Diese Aufgabe kann er nur erfüllen, wenn er seine Mitglieder, wie bisher, zur genauen Innehaltung der Vertragsbestimmungen und Durchführung seiner Beschlüsse anzuhalten vermag." Hierfür erbittet er sich die Hilfe und Unterstützung der Behörden beim Bauen.

Diese Kundgebung eines starken Arbeitgeberverbandes, der sich obendrein noch auf mehrjährige gute Erfahrungen mit den tariflichen Vereinbarungen berufen kann, ist gerade gegenwärtig von besonderer Bedeutung, wo eine Anzahl „Kraftproben" von tarifgegnerischen Unternehmern verschiedener Berufe eingeleitet sind. Die rheinisch-westfälischen Bauherren haben eine allgemeine Sperre über das Baugewerbe verhängt, weil die Arbeiter sich weigerten, einzelne Bautensperren aufzuheben. Mehr als 15 000 organisierte Maurer und Zimmerer sind von dieser Maßregel betroffen, und Arbeitgeber wie Arbeiter versichern, daß noch vier bis sechs Wochen vergehen würden, ehe man überhaupt an Einigungsverhandlungen dächte.

Noch bedeutsamer ist die Massenaussperrung, die der Arbeitgeberverband des Baugewerbes für München und Umgebung ins Werk setzen will. Er verlangt, weil er sich mit den Arbeitern über tarifliche Festsetzung eines Minimallohnes nicht hat einigen können, Unterschreibung eines Reverses, der Anerkennung der bestehenden Arbeitsordnung und Versicherung der Nichtzugehörigkeit zur Bauarbeiterorganisation enthält. Allem Anschein nach ist dieser Kampf gegen die Organisation der Arbeiter die Hauptsache. Das zeigt auch das Vorgehen des Bayerischen Metallindustriellen-Verbandes, der über das ganze Land hin 13 000 Metallarbeiter ausgesperrt hat, weil er sich über den Neuabschluß des am 1. Mai abgelaufenen Tarifs für Maschinenbauer in München mit den Arbeitnehmern nicht einigen konnte. Auch hier wird die Unterzeichnung eines

Digitized by Google

Reverses verlangt, worin sich die Arbeiter zum Austritt aus ihrer Organisation verpflichten sollen. In einem ausführlichen Rundschreiben an die Presse weist der Industriellenverband noch ausdrücklich den Gedanken eines Tarifvertrages mit den alten längst widerlegten Einwänden gegen tarifliche Vereinbarungen zurück.

Den Austritt aus der Organisation verlangen auch die 25 dem Arbeitgeberverband angehörigen Zigarettenfabriken Dresdens von ihren Arbeitern und Arbeiterinnen. Auch hier ist die Massenaussperrung durch eine an sich unbedeutende Lohnbewegung der Arbeiter und Arbeiterinnen hervorgerufen. Die Absicht der Zertrümmerung der Organisation ist aber so offenkundig, daß die Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands im Einverständnis mit den Vorständen aller Gewerkschaftsverbände eine öffentliche Sammlung bei der organisierten Gesamtarbeiterschaft Deutschlands einleitet, um die kämpfenden Arbeitsgenossen zu unterstützen.

Man erkennt aus dieser kurzen Übersicht, wie weit entfernt wir gegenwärtig noch von friedlichen Zuständen im gewerblichen Leben sind. Man sieht ferner, daß tarifliche Vereinbarungen noch lange nicht den Frieden für alle Zeiten bedeuten, sondern daß auf beiden Seiten starke Organisationen und redlicher guter Wille vorhanden sein müssen, um abgelaufene Verträge in billiger Weise zu erneuern. Gegenüber dem planmäßigen Vorgehen der organisierten Arbeitgeber gegen das Koalitionsrecht der Arbeiter wäre eine weitere Verbreitung des vorbildlichen Verhaltens der Berliner Baugeschäftsleiter dringend wünschenswert.

Die rheinisch-westfälische Gruppe der Hirsch Dunckerschen Gewerkvereine ist unermüdlich tätig, um die Mitgliederziffer und das gewerkschaftliche Ansehen der alten Hirsch-Dunckerschen Verbände zu heben. Wie sehr ihr das gelingt, beweist u. a. der eben erschienene Tätigkeitsbericht des Vorstandes des rheinisch-westfälischen Ausbreitungsverbandes der deutschen Gewerkvereine über die Zeit vom 1. Januar bis 31. Dezember 1904. Mit rücksichtsloser Offenheit werden hier die wunden Stellen in der Bewegung bloßgelegt, aber auch die schönen Erfolge aufgezählt, die der Ausbreitungsverband gehabt hat. Der innere Zusammenhang zwischen den einzelnen Ortsvereinen ist jetzt endlich hergestellt, und die gemeinsame Veranstaltung von Ausbildungskursen, Versammlungen, Agitationsreisen und grundsätzlichen Aussprachen in Konferenzen und Zeitungen hat eine starke Befruchtung der Gewerkvereinstätigkeit in Rheinland-Westfalen bewirkt. Dem Ausbreitungsverband, der vor drei Jahren nur 73 Vereine umfaßte, gehören heute 183 Organisationen an. Die letzte Zeit hat er seine Agitationstätigkeit besonders durch Herausgabe von Broschüren und Flugblättern betätigt, die auf Massenverbreitung zugeschnitten sind. Das neueste Flugblatt (Nr. 5), das die Frage behandelt: „Christliche oder neutrale Gewerkvereine", wird auch viele unter unseren Lesern lebhaft interessieren, die diese Frage schon seit Jahren in den evangelischen Arbeitervereinen diskutiert haben. Der Ausbreitungsverband (Anton Erkelenz, Düsseldorf, Immermannstraße 38a) versendet diese und andere Aufklärungsschriften jederzeit gern an alle Nachfragenden.

Der Kampfcharakter der christlichen Gewerkschaften wird durch die Rücksichtslosigkeit der Arbeitgeber immer schärfer herausgearbeitet. Die Zeiten, da diese Gewerkschaftsrichtung sich Arbeitgebern und Arbeitern mit einem Hinweis auf ihre Friedfertigkeit besonders empfehlen zu können glaubte, sind unwiederbringlich dahin, seitdem die Unternehmer in zahllosen Fällen bewiesen haben, daß sie in der Behandlung keinen Unterschied zwischen christlichen und sozialdemokratischen Gewerkschaften machen. Mit einem gewissen Stolz weist schon der letzte offizielle Jahresbericht der christlichen Gewerkschaften darauf hin, daß sie immer mehr Kampfcharakter erhalten haben. Und der Aufruf, den jetzt eben der Zentralverband christlicher Bauhandwerker und Bauhilfsarbeiter Deutschlands „an die christlichen Freunde im rheinisch-westfälischen Industriebezirk" richtet, weil von den 20000 ausgesperrten Bauarbeitern Rheinland-Westfalens gut die Hälfte dem christlichen Zentralverband angehören, unterscheidet sich nach Form und Inhalt durch nichts mehr von ähnlichen sozialdemokratischen Sammelaufrufen. Wenn also neunmalweise konservative Sozialpolitiker vom Schlage des rührigen Generalmajors v. Jagwitz versichern, die christlichen Gewerkschaften würden demnächst das Tischtuch zwischen sich und den freien Gewerkschaften zerschneiden, so kündigen die Tatsachen des praktischen Gewerkschaftslebens einen entgegengesetzten Gang der Ereignisse an. Die in so manchem kleinen Kampf erprobte und im Generalstreik der Bergarbeiter so glänzend im großen bewährte Taktik des getrennt Marschierens und vereint Schlagens wird immer selbstverständlicher werden.

Eine wohlriechende Genossenschaft ist die der Rosenzüchter im oberhessischen Orte Steinfurth bei Bad Nauheim. Es dürfte in weiteren Kreisen kaum bekannt sein, welchen großen Umfang die Rosenzucht dort angenommen hat. Sie ist zu einem allgemeinen Erwerbszweig geworden; vom Gutspächter bis zum kleinsten Landwirt pflanzt alles Rosen. Ein weiterer Aufschwung steht nun für die Rosenzucht bevor durch die vor kurzem gegründete Rosenzüchter-Genossenschaft, welcher 130 Mitglieder angehören. Die Genossenschaft hat ein Gut zu 40 Mk. pro Morgen gepachtet, um es mit Rosen zu bepflanzen. Das Gelände umfaßt etwa 800 Morgen; die seitherigen Pächter zahlten nur 22 Mk. pro Morgen. Die Rosenzucht wurde hier in den 70 er Jahren vom Gutspächter Schultheis eingeführt. Die Rosenplantagen sind von Jahr zu Jahr vergrößert worden, und jetzt sind etwa 1000 Morgen Landes in Verwendung. Der Versand erfolgt größtenteils nach Nord-Deutschland, England, Rußland, Schweden, Paris usw. Gegenwärtig regen sich hunderte fleißiger Hände, um die Stämmchen zu verpflanzen und zu beschneiden.

Büchertisch

Bodenreformerisches. Die Geschichte der Nationalökonomie von Adolf Damaschke, dem bekannten Vorsitzenden des Bundes der deutschen Bodenreformer, ist jetzt bei Gustav Fischer in Jena in zweiter Auflage erschienen (Preis 2,50 Mk.). Wir haben geglaubt, seinerzeit die erste Auflage auf das Beste empfehlen zu können und wiederholen dies auch gelegentlich der zweiten Auflage. Ein auf hübsches Papier gut gedrucktes Büchlein, das sich zu Geschenkzwecken sehr wohl eignen kann, ist: Adolf Damaschke, Das verkaufte Paradies. (Verlag von Johannes Räde in Berlin.) Werden in dem erstgenannten Werke dem Leser die Ziele der Bodenreform in mehr wissenschaftlicher Art nahe gebracht, so geschieht dies hier in mehr unterhaltsamer Weise. Von allen Essays, die unter dem genannten Titel von Adolf Damaschke glücklich zusammengestellt sind, scheint uns am bemerkenswertesten das kleine Stück von Bernard Shaw. Man sieht hieraus, wieviel wir noch von den Engländern in der volkstümlichen und literarischen Darstellung politischer Fragen lernen können. E. F.

Wilhelm Schwaner, Germanen-Bibel. Berlin, Volkserzieher-Verlag.

Zweimal steht der alte Name des deutschen Volkes auf diesem Titelblatte; es sieht nach Tendenz aus, nach Kampf. Ich hätte das schöne Buch wohl bescheidener getauft, schon aus Klugheit. Aber Schwaner ist ein Draufgänger, er zieht in seiner Zeitschrift seit langen Jahren mit offenem Visier zu Felde gegen alles, was ihm undeutsch erscheint, und so ist es begreiflich, daß er jetzt die Frucht seiner Kämpfe zweimal germanisch stempelt. Sein heißes Temperament ist seine Stärke und seine Schwäche zugleich. Es hat ihn befähigt, Tausende von wißbegierigen Volkslehrern an sich zu fesseln und für hohe Ziele zu begeistern; es verleitet ihn auch oft, über die Schnur zu hauen und in mittelmäßigen Künstlern und Führern Genies zu sehen. Aber auch der Inhalt widerspricht unserer Vorstellung von der Bibel. Das Alte wie das Neue Testament erzählt Geschichten und wendet sich damit an alle Menschen; denn Geschichten hören alle gern. Schwaner schafft kein eigentliches Volksbuch, wie es etwa Grimms Märchen geworden sind oder auch Schillers dramatische Werke; er stellt nur Geistessplitter zusammen, die dem geübten Verstande wohl reiche Nahrung bieten, nicht aber den hungrigen Sinnen der geistig Armen. Das eben war und bleibt das Geheimnis der Bibel, daß sie ewig unser inneres Auge und Ohr beschäftigt und daß nur, wie von ungefähr, unser Charakter dabei gespeist wird. Wer die Bibel liest, merkt gar nicht, daß er belehrt werden soll. Der Bilderreichtum, der durch die Beschäftigung mit den biblischen Geschichten vermittelt wird, wuchert durchs ganze Leben im Gemüte. Das Kind will was zum Anschauen haben, wenn es sich was merken soll. Und wir sind ja in dieser Hinsicht unser Leben lang Kinder und — Künstler. Es scheint, als spräche ich gegen Schwaners Sammelbuch, aber ich spreche nur gegen die falsche Parallele mit der Religionsbibel. Die Schriften, aus denen die goldenen Worte dieser Anthologie entnommen sind, halten sich gewiß auf der Höhe der jüdischen Schriftsteller, ja sie ragen fast durchweg weit über jene hinaus; aber Schwaner gibt uns ja die Schriften nicht selbst, sondern nur einen Extrakt. Er kann das auch gar nicht, weil ein einziges, noch so dickes Buch sie nicht faßte, und er braucht das auch nicht zu tun, weil sie um kleines Geld zu kaufen sind. Er will aber unseren Gaumen danach lüstern machen und den Gaumen seiner jungen Freunde, die in Dörfern sitzen, weltabgeschieden, ohne Führer. Und hierin liegt die Bedeutsamkeit seiner Tat, seiner langwierigen, aufopfernden Arbeit. Ich spüre, ob auch kein Wort das verrät, die hohe Freude des Sammlers auf jeder Seite des reichen Werkes. Er hat sich selbst die Originale schwer erschließen müssen; hat mit den philosophischen Schriften eines Leibniz, Kant und Hegel ernst gerungen, ehe sie ihn segneten. Und dieses unablässige Schaffen an sich selbst und für seine Mitstrebenden nötigt uns Bewunderung ab. So ist ihm sein Buch wirklich zur Bibel geworden, denn ihm erzählt es Geschichten von Kampf und Sieg, und wir dürfen ihn und uns beglückwünschen, daß nach kurzen Wochen schon die zweite Auflage nötig geworden ist. Möge ihm die Kraft bleiben, das universell gedachte Werk, das schon im 1. Bande Reformatoren, Pädagogen und Dichter, Könige Philosophen und Politiker vereint, reicher und reicher auszugestalten!

Wien. Ferdinand Gregori.

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Eugen Katz in Berlin. — Druck von Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 12

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 25. Berlin, 25. Juni 1905

Anno dazumal

Herr verzeih' mir meine Sünde, stärke mir den Glauben, segne mein Vermögen.
Inschrift eines Hauses in Goslar. 1688.

Das war zu der Väter Zeiten. Die Fenster des Hauses blinkten so hell wie heute. Die unzähligen Scheiben luden die Sonne wetteifernd im Spiele ein, sich drin zu begucken. Leise schob sich ein Stockwerk über das andere vor, um freundlichst die unteren Räume zu schützen und zugleich neugierig alles zu besehen, was unten auf der Gasse begegnete. Und innen im Haus schaltete der alte, ehrbare Herr, fest und aufrecht, und neben ihm regierte die ehrsame Frau mit ihrem Schlüsselbund am Gurt, Knecht und Magd zur Arbeit spornend, Gäste willkommen heißend, Kinder in frommer Zucht erziehend. Sie hatten das Haus neu erbaut. Es war das schönste in der Runde, ein Schmuck der Bürgerstadt. Nun sollte man's schmücken mit zierlichem und kernigem Spruch. Der Meister sann, Frau Meisterin riet. Der eine gefiel, der zweite besser. Endlich wählte man und schrieb für Kind und Kindeskind jene drei Bitten, — auch ein Vaterunser, wenn auch in anderer Form und Reihe. Heute stehen Menschen anderer Zeiten vor dem Haus, lesen die alten Schriftzeichen und empfinden etwas von der naiven, kräftigen, selbstbewußten Frömmigkeit alter Tage.

Wo mochte wohl die Sünde stecken bei diesen Menschen, die hatten, was sie brauchten, Stiftungen machten, wo sie konnten, recht und schlecht ihre Wege gingen? Sie machen wahrhaftig keinen zerknirschten Eindruck auf ihren alten Bildern, diese Ratsherren und geachteten Frauen alter Städte. Aber doch war es nicht bloß Sitte und Herkommen, was in jener ersten Bitte sich ausdrückte. Man wollte Frieden haben mit Gott und Kirche. Es gab so viel unbezwungene Mächte in der Welt, so viel Zufälle und unvorhergesehene Schickungen. Da war es gut, sich im Bund mit einer überweltlichen Macht sicher zu fühlen, darum mußte die Sünde weggeschafft werden. Sie trug man zu Pfarrer und Priester und versicherte sich dort der Huld der göttlichen Macht.

Doch was sollte die zweite Bitte? Glaubenszweifel kannte man nicht. Man wußte nichts anderes, als was das Gesangbuch sagte und das Konfirmandenbüchlein vorschrieb. Aber es lag ein Schutz darin, den rechten Glauben zu haben. Es hob den Menschen in der Gemeinschaft und sicherte ihm Hilfe in Not und Tod. Mit dem Glauben wollten sie nicht Gott und Welt bezwingen und ihrer tausend Herzensfragen Herr werden; sie wollten gern treue Untertanen sein, die ihres Herrn Reich verteidigen gegen alles, was nicht in Ordnung ist.

So hatte man ein Recht zur dritten Bitte: segne mein Vermögen. Ja diese Leute schämten sich nicht, auszusprechen, was sie dachten. Sie sahen keine Frömmigkeit darin, gegen Geld und Gut zu schelten und es doch heimlich zu begehren. Sie freuten sich der Goldgulden, welche Erz und Gewürz ins Land brachten und dachten wohl, daß der reiche Gott des Himmels auch seine Freude haben müsse an dem Schatz, den sie in der Truhe bargen. Ein gut Stück fröhlicher Offenheit liegt in dem Schluß, ein Nachhall jener Worte, die Luther alle in die vierte Bitte vom Vaterunser hineingelegt hat.

Die Alten sind gegangen. Sie liegen unter den mächtigen Linden, die damals noch junge Bäumchen waren. Ein neues Geschlecht ist gekommen. Es hat viel verloren von jener herben Frische früherer Glaubenszeiten. Aber sein Glaube ist feiner geworden, als jene Zeit es dachte, sein Sündenempfinden schärfer, seine Haltung zu Gold und Gut unsicherer, die Besitzformen haben gewechselt und die Umgebung ist gänzlich verändert. Und doch denke ich, daß immer die alte Sonne herabscheint in die Fenster des Hauses und die Scheiben sich ihres Glanzes freuen. Denn Gottes Liebe und Herrlichkeit bleibt immer dieselbe, mögen die Menschen viel oder wenig davon sich zu eigen machen. Aller Glaube kommt nicht von uns, sondern kommt von Gott.

Traub.

Schafft frohe Jugend!

(Eine Buchbesprechung)

Unsere heutige Schule ist auf dem besten Wege zur Drillschule, zur einfachen Lernanstalt herabzusinken und doch haben unsere besten Schulmänner — Herbart, Pestalozzi — so begeistert von ihren erzieherischen Aufgaben gesprochen. Man frage die Lehrer landauf, landab, man wird immer wieder die Klagen über Stoffüberladung finden. „Die Masse kann man nur durch Masse zwingen", das scheint der Grundsatz der heutigen Pädagogik zu sein. Und wer tiefer in den Schulbetrieb schauen kann, der findet, wie die Arbeitslust bei Lehrern wie bei Schülern bedenklich schwindet und das ist bei beiden menschlich begreiflich. „Schafft frohe Jugend", tönt es da von mehreren Seiten. Damit ist nicht gemeint die Gassenfreiheit der Kinder des niederen Volkes, das keine Heimat mehr hat und keine „Familie" mehr haben kann, das, von Mietskaserne zu Mietskaserne getrieben, allen sittlichen und gemütlichen Halt verliert. „Schafft frohe Jugend", so schreiben die beiden Lehrer Henck-Traudt, „das soll heißen: Gebt ihr ein helles, gemütvolles Heim, laßt ihr darin den Segen der Erziehung in der Familie, reißt sie bei ihrem Eintritt in die Schule nicht aus allen Himmeln, sondern nehmt von jetzt ab nur alle Kräfte in Übung und leitet sie nach einem schönen, heitern Ziel. Richtet keine Klassenmenschen ab, keine Alleswisser, keine Hirnmaschinen, richtet sie nicht ab, entweder nur herrschen oder nur dienen zu können, sondern erzieht sie, daß sie sich selbst bewältigen können". Den Lesern der „Hilfe" wird schon öfters der enge Zusammenhang zwischen Schulbetrieb und wirtschaftlicher Entwickelung eines Volkes klar geworden sein. Die wirtschaftlichen Umwälzungen, das Anwachsen der Großstädte muß seinen Einfluß ausüben nicht nur auf den äußeren Unterricht, sondern auch in der inneren Gestaltung der werdenden Menschenmassen.

Es ist die Gefahr vorhanden, daß wir immer weiter von den heilsamen Einflüssen der Natur abkommen und in eine Buchstabenpädagogik hineingeraten, die Leib und Seele der Jugend ruiniert und den Lehrer durchaus unbefriedigt läßt. „Wir preisen einen Bake, Comenius und Pestalozzi, weil sie an Stelle des Buchstabens die Sache gesetzt und allen Unterricht auf Anschauung gebaut haben; aber wir liegen in den Schulen doch vor den Buchstaben, den ‚schwarzen Teufeln', auf dem Bauch und schablonisieren nach den neuesten Methoden." Wer die Anklagen des „Hauslehrers" von Berthold Otto und der „Blätter für deutsche Erziehung" von dem trefflichen Arthur Schulz kennt, der wird in dieser Sache den Verfassern durchaus recht geben müssen.

Digitized by Google

Wir müssen wieder mehr wahren Naturunterricht pflegen, die heimatliche Welt, das uns umgebende Natur- und Menschenleben in den Mittelpunkt des erziehenden Unterrichts stellen. Hinaus in die Felder und Wälder, in die Werkstätten, in die Museen mit ihrem überreichen Anschauungsmaterial. Die Kraft der Heimat soll die Kraft des Kindes wecken und nähren. Heimatkraft ist individuelle Kraft, und nur die individuelle Kraft im Menschen ist das allein Respektgebietende. „Nur durch Hinleitung zur Produktivität, Selbstschöpfung, Tätigkeitslust führen wir den Geist empor, den Menschen zur Sittlichkeit und Religion."

Sicher ist es ja schwer, beim Massenunterricht erziehenden Unterricht treiben zu können, was aber die genannten Verfasser als Reform vorschlagen, wird bei der Mehrzahl der Lehrer lebhafte Zustimmung finden: Nicht Worte, sondern Sachen, los von der Fibel, los vom Rechendrill, hinein in die Natur, Pflege der körperlichen Entwickelung durch Jugendspiel, Turnen, Eislauf, Schwimmen usw. Besonders den Volkswirtschaftlern möchte ich dies Buch in die Hand drücken, damit sie lesen, welche tapferen Worte die Verfasser über unser heutiges Staatsleben finden. Nationalsoziale Gedanken sind es: „Je mehr der Staat die Verödung des Familienlebens durch Ausbeutung der Kraft von Mann und Frau, gesundheitswidrige Wohnungen und Ausstoßung aus dem Lebenskreise derer, die besser Leib und Geist pflegen können und zu pflegen wissen, zuläßt, jemehr entzieht er den Kindern die Heimat und damit der Schule und dem Lehrer die rechten Anknüpfungspunkte. Keiner unserer verflossenen Staatsmänner hat die Entwickelung unseres Industrialismus nur auf die nächste Zeit vorausgesehen und mit fester Hand Vorsorge getroffen, daß die Interessen des Staates nicht gefährdet würden, und Schritt um Schritt darauf gesehen, daß die, welche die Menschen in großen Zentren vereinen, auch erst dafür Garantie leisten mußten, daß reichlich für ein menschenwürdiges Dasein in geistiger wie leiblicher Hinsicht gesorgt war und würde. Allerdings geschah das in keinem Lande, allerdings würde das die Unternehmergewinne geschmälert, die Konkurrenzfähigkeit vielleicht geschädigt haben; aber der Vorteil für das Volk wäre ein enormer gewesen, und es ist noch nicht festgestellt, ob nicht am Ende doch der gut wohnende, sich gut nährende, der gut gebildete Arbeiter der endlich auch das Ausland besiegende gewesen wäre. Erreicht ist ja eigentlich nur, daß auf der einen Seite enormer Reichtum, auf der anderen dagegen arg in die Breite gehende Armut steht, abgesehen von der unendlich schweren Schädigung der Volkskraft, der Moral und Lebensfreudigkeit." —

Es kann hier nun nicht weiter ausgeführt werden, wie die Verfasser die Kunst in der Schule pflegen, wie sie sich die Reform des Religionsunterrichtes denken. Bezüglich der Schularbeit nur eine Stelle: „Das einseitige Hasten und Jagen im Lesen und Schreiben (der untersten Klassen) die nüchternen Betrachtungen über den Ofen, den Tisch, den Stuhl und dergleichen „„interessante"" Dinge wirken wie rauher Reif auf junges Frühlingsgrün. Wenn die drei Eisheiligen unserer heutigen Treibhauspädagogik, Mamertus (Lesen), Pankratius (Schreiben) und Servatius (Rechnen) von allem Anfang an ihr Szepter schwingen, dann kann von Kunsterziehung keine Rede sein."

Das gilt den Fachleuten, und die Lehrer wissen von der Hetzjagd besonders in den untersten Klassen ein weiteres Lied zu singen. Ebenso wahr und treffend endlich ist das, was die Verfasser über die Erziehung des Hauses sagen: „Eine rohe Vergnügungssucht ist ein Zeichen der Zeit. Kein Sonntag vergeht, an dem nicht dieser oder jener Verein sein Kränzchen, Stiftungsfest und wie alle die unschuldigen Namen für die Gelegenheit ausgelassenen Genusses heißen, hat. Männer, Frauen, Knaben und Mädchen, alles strömt in die bierdunstigen, qualmigen Räume, verderblich für die armen Kinder in körperlicher, geistiger und sittlicher Beziehung. Es ist für den gewissenlosen Vater ein erhebendes Gefühl, wenn er den anderen seinen Kleinen vorführen kann, wie er einen „Halben hebt", oder einen Schnaps „hinter die Binde gießt". Mitternacht naht oder ist vorüber. Da erhebt sich die Familie allmählich zur Heimkehr in die Wohnräume. Die Kinder sind schlaftrunken, und mit Puffen und Stößen, durch Ziehen und Zerren, unter Fluchen und Schimpfen werden sie bis zum elterlichen Heim und ins Bett gebracht.

Was schon Pestalozzi nicht mehr vermochte: die Bildung des Volkes in die Hand der Mütter zu legen, wir können es erst recht nicht mehr, und den Lehrer, der es ernst meint mit seinem Volke, erfüllt ein tiefes Schmerzgefühl, wenn er unser Familienleben betrachtet, wenn er schier verzweifeln möchte, daß es nicht mehr möglich zu sein scheint, was Bodenstedt ausruft:

„Schafft frohe Jugend euren Kindern,
Des Lebens Heimsuchung zu lindern!
Wer jung schon viel erfahren Gutes,
Trägt auch das Schlimmste guten Mutes,
Doch wem kein freundliches Erinnern
Zurück bleibt aus der Jugendzeit,
Dem fehlt der frische Trieb im Innern
Zur rechten Lebensfreudigkeit."

Nordhausen. **Temme.**

Die Krankheit des Niederganges

II.

Aber auch das Amüsement, das wir als eine Wirkung der Zeit vor uns sahen, wird in der Kette der Ereignisse sofort wieder zu einer Ursache, und zwar zu einer Ursache, die vielleicht langsam, dafür aber mit unheimlicher Sicherheit wirkt. In Anspruch genommen werden durch das Amüsement im wesentlichen die Sinne. Amüsement ist vornehmlich sinnlicher Genuß, wie verfeinert er auch auftreten möge. Der sinnliche Genuß aber schöpft aus der sinnlichen Kraft, und wenn keine Unterbrechung eintritt, oder wenn durch Arbeit kein Gegengewicht oder zum mindesten kein genügendes Gegengewicht geboten wird, dann lebt der Mensch vom Kapital. Und dann tritt ein, was auch im bürgerlichen Leben einzutreten pflegt: eines Tages ist das Kapital erschöpft. Die Sinne sind müde geworden, und der Mensch ist bankerott. Die gewohnten Reize, die sonst so leicht den bunten Rausch des Amüsements verschafften, versagen. Die Sinne reagieren nicht mehr auf das, was ihnen bisher geboten wurde. All das Flittergold, das so verlockend und reich und schön aussah, ist fahl und grau geworden. Die Augen, die in der Variétéloge sonst so leicht zu entzücken waren, blicken trübe und sehen allerlei Fatales, Unangenehmes, Verwesendes da, wo sie früher nur Glanz und Freude sahen. Mit dieser Erschöpfung der Sinne kommen wir zum ersten Symptom der Krankheit, von der wir handeln. Erschöpfte Sinne sind das erste Stadium der Décadence. Eine Natur aber, die an den steten Reiz der Sinne gewöhnt ist, hört in ihrem Verlangen nicht auf, weil die Sinne erschöpft sind. Wenn die bisherigen Mittel ihren Dienst versagen, nun dann muß eben zu schärferen Mitteln gegriffen werden. Wenn das Variété langweilig geworden ist, läßt sich am Ende noch in öffentlichen Ballsälen leben. Und wenn der gewöhnliche Alkohol keine rechte Freude mehr bietet, ist ja immer noch der Absinth da. Wenn aber die scharfen und die schärfsten Mittel erschöpft sind, wenn der ganze Umkreis der normalen Welt durchmessen ist, nun, dann bleibt immer noch das Anormale, das Perverse, das Vergiftete, um zu einer Sensation zu kommen. Wie verbreitet die Décadence in unserer Zeit ist, in wie hohem Grade sie eine Zeitkrankheit und keine individuelle Erscheinung ist, geht unter anderem auch daraus hervor, daß das Anormale sich in geradezu erschreckender Weise verbreitet. Es vergeht ja fast kein Tag, an dem die Zeitungen nicht irgendeine Anormalität des Geschlechtslebens, irgend eine Anormalität des Genusses unter die Leute bringen. Die erschöpften Sinne im ersten Stadium der Décadence, führen mit logischer Notwendigkeit zum zweiten Stadium, zur Gier nach allem Überreizten, nach allem Perversen, nach allem Unnatürlichen. Hier ist der Punkt, von wo aus man eine Erscheinung versteht, die sehr häufig in der Décadence beobachtet werden kann. Ich meine den Kultus, der mit der rohen Kraft getrieben wird. Dieser Kultus, an sich widerspruchsvoll genug, da er ja von Schwächlingen ausgeht, wird von hier aus leicht psychologisch verständlich. Einmal soll die rohe Kraft der anderen die eigenen trägen Sinne stacheln, und zum zweiten ist es der Kultus dessen, nach dem man sich sehnt. Es gibt Décadente, die den Kultus der rohen Kraft so weit treiben, daß sie im

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

Typus des Verbrechers, im Typus also der wilden, ungezähmten, verderbenbringenden Kraft etwas Verehrungswürdiges sehen. Schließlich aber erschöpft sich alles. Erst die normale Welt, dann die Welt des Scharfen und Überreizten, und zuletzt die Welt des Anormalen und Unnatürlichen. Und dann bleibt nichts mehr zurück. Wenn dann die Welt ganz leer geworden ist, wenn selbst aus den dunklen Höhlen des Perversen und des Schaurigen nichts mehr zu holen ist, dann tritt das dritte Stadium der Décadence ein. Das Volk hat dieses Stadium in einem etwas derben Sprichwort sehr treffend bezeichnet. Ich will das Sprichwort umschreiben, indem ich sage, daß junge, lebenslustige Damen nicht selten alte Betschwestern werden. Wenn die Welt völlig erschöpft ist, wenn selbst aus ihren schaurigsten Abgründen nichts mehr zu holen ist, dann greift die Sehnsucht *über die Welt hinaus*. In diesem Stadium finden sich die décadenten Leute, wie beispielsweise in Paris, in geheimen Konventikeln zusammen und treiben einen mystischen Kultus, eine Art geistiger Unzucht mit der Anbetung des Satans. In diesem Stadium kokettieren sie mit dem Katholizismus. Wohl gemerkt — ich will die Empfindungen keines ehrlichen Katholiken verletzen — sie *kokettieren* damit. In diesem Stadium graben sie alte mystische Schriften aus und verkünden diese als die letzte Weisheit und lästern die moderne Welt, an der sie gescheitert sind. In diesem Stadium werden sie, die ganz Raffinierten und die ganz Komplizierten, übereinfach und sehnen sich nach kindlicher Einfalt zurück. In diesem Stadium schließt sich der Ring. Das Amüsement, das erst von allem Geistigen abführte, hat die Sinne zerstört und führt nun zu einem mystischen Kultus des Geistigen und Übersinnlichen zurück. In diesem Kreislauf liegt die Décadence beschlossen. Erschöpfte Sinne, daraus folgend eine Sucht und eine Gier nach allem Überreizten, nach allem Anormalen, nach allem Perversen. Daraus wieder folgend eine schließliche Erschöpfung auch der stärksten Reize, auch der stärksten Unnatur. Und daraus endlich und zuletzt folgend, eine Abkehr von der Welt und eine Hinneigung zu allem Mystischen, sei es zu allem Mystischen der oberen oder der unteren Welt, und eine Flucht aus der Welt, die selbst in ihren dunkelsten Abgründen nichts mehr zu bieten hat.

Nachdem wir so Verlauf und Wesen der Décadence kennen gelernt haben, entsteht die Frage, auf welchem Gebiete des öffentlichen Lebens sie am deutlichsten in Erscheinung tritt. Es muß leider die Antwort gegeben werden: auf dem Gebiet der Kunst. Um Mißverständnisse auszuschließen, muß hier zunächst eine einschränkende Bemerkung gemacht werden. Das Verhältnis eines Dichters zur Décadence kann ein subjektives und ein objektives sein. Ein gesunder Dichter kann einen décadenten Stoff behandeln, weil er an der Zeitkrankheit der Décadence Interesse hat, und weil er sie in einem Spiegel zeigen will. Es versteht sich von selbst, daß alle Dichter, denen die Décadence nur Stoff ist (Garborg, Ibsen), ihr gegenüberstehen, wie allen anderen Stoffen. Wir wollen uns nicht mit der Kunst befassen, die die Décadence darstellt, sondern vielmehr mit jener, die alles mögliche andere darstellt, die aber an sich décadent ist. Es wird mir im folgendem gestattet werden müssen, mich auf die Kunst zu beschränken, die mir persönlich am nächsten liegt, auf die Dichtkunst. Ich muß es einmal aus Gründen des Raumes und kann es um so eher, als ja alle Künste untereinander verwandt sind, so daß die Erscheinungen auf dem Gebiete der Dichtkunst sich in mehr oder weniger ähnlicher Form auch auf dem Gebiet der anderen Künste finden.

Erich Schlaikjer.

Don Manuél

Ein Bild aus der argentinischen Steppe von Hermann Weinheimer.

(Schluß.)

Und es kam auch richtig etwas, ein Pferd mit jemand darauf; es war aber kein Junge, sondern eine Frau. Kaum war sie, wie sich herausstellte, die Mutter des erwarteten Jungen, abgestiegen, als sie mit großer Zungenfertigkeit das große Unglück erzählte, ihren Ramón habe eine Viper gebissen und er könne nicht kommen. Manuél fluchte. Er müßte seine Koppel abliefern, gehe es wie es wolle. Trotz der allgemeinen Aufregung blieb aber immer noch Zeit zur Erzählung von Schlangengeschichten, eine immer unheimlicher, als die andere.

Alle Erzählungen aber halfen Manuél nicht aus seiner Verlegenheit. Allein konnte er die Koppel nicht treiben, bis ich endlich als letzten Ausweg meine laienhafte Hilfe anbot.

„Soll ich mit, Manuél? Ich glaube bloß nicht, daß ich die Treiberei genügend verstehe?"

„Natürlich verstehen Sie's! Sie tun mir einen Gefallen, wenn Sie mitreiten".

Gesagt, getan. Die Gäule werden eingefangen, es war gerade ein Dutzend, die yegna madrina (Leitstute) voraus, dann die Gäule, Manuél und ich als Schluß. Selten brach eine Stute aus, die dann Manuél zur Raison brachte, gewöhnlich ritten wir ruhig nebeneinander.

Bing, bing, bing, klingelte das Glöckchen der madrina, die in schönem langem Trab vorauslief, gefolgt von den anderen, die Mühe hatten, den Schritt dem ihrigen anzupassen. Wir kamen mäßig rasch vorwärts als Leute, die einen Weg vor sich haben, und ihre Kräfte schonen. So galoppierten wir ruhig und gleichmäßig, hielten die Pferde eher zurück, als daß wir sie antrieben, und plauderten von hundert Dingen. Der Weg war sehr trocken, in verhältnismäßig gutem Zustande und wir ritten mit der unbewußten, innigen Befriedigung, die die rasche, aber weiche und gleichmäßige Bewegung des galoppierenden Pferdes auslöst.

Es mochte gegen 9 Uhr sein, und die Dunkelheit war schon ziemlich vorgeschritten, als wir an einem Gehöft von ein paar Ranchos vorbeikamen. Kurze Rast. Ein paar in Eile genommene matés. Das Nachtlager, das man mit der selbstverständlichen Gastfreundschaft des Kampbewohners anbietet, wird dankend abgelehnt. Weiter!

Die madrina wiehert, ihr Glöckchen klingelt, fast lautlos traben die Gäule auf dem weichen Sand wie Schemen der Nacht über die schweigende Fläche.

Unser Gespräch ist verstummt. Wie im Traum geht es vorwärts. Der Himmel ist bewölkt und nur von einzelnen Sternen erhellt, am klarsten das Kreuz, das gerade vor uns steht. Es mochte gegen elf Uhr sein, als es hell wird. Der Mond geht auf, zwar schon stark im Abnehmen, aber doch ist mit einem Schlag die Gegend wie verwandelt. Jetzt sieht man jede Bewegung der Tiere, ihre nickenden Köpfe und wehenden Schweife. Schon kommen wieder vereinzelte Waldbestände, und wie von Silber übergossen glänzt Busch und Baum. Eine märchenhafte Stimmung kommt über einen wie in Eichendorffs „prächtiger Sommernacht". Und was man früher nur nachfühlen und sich vorträumen konnte, wird nun erlebt.

Weiter! Alle zwei Stunden wird Halt gemacht, abgesattelt, Pferde gewechselt, gesattelt und wieder geht's weiter mit frischen Pferden und frischer Kraft. Die Unterhaltung schläft allmählich ganz ein. Jeder hängt seinen eigenen Gedanken nach, wenn man bei diesem traumhaften Zustand noch von Gedanken reden kann. Von Zeit zu Zeit blitzt ein Streichholz auf und eine Zigarette wird in Brand gesetzt.

Bing, bing, bing, klingelt unermüdlich das Glöckchen, dazwischen der Trab der ledigen Pferde und der der unsrigen. Weiter und weiter zieht sich der Weg, manchmal hart und trocken, manchmal feucht und weich, dann wieder kommt ein pantano, eine sumpfige Stelle, die sogar im Sommer nicht austrocknet, und schnaubend gehen die Gäule bis an die Knie im weichen Lehm. Sonst kein Laut ringsum. Nur bisweilen der dumpfe verschlafene Zuruf Manuéls an die Pferde: Wie eine Gespensterkarawane trabt der Zug.

Ich erinnere mich, daß wir drei- oder viermal Pferde gewechselt haben, daß es durch einen Fluß ging mit sehr steilen Abhängen und wenig Wasser. Dann habe ich noch eine ganz dunkle Erinnerung, daß mein Pferd, das übrigens nicht so weich ging, wie Jenatsch, stark stolperte und hingefallen wäre, wenn ich es nicht mit einem starken Ruck hochgerissen hätte. Manuéls Gratulation zu dieser Geistesgegenwart war zwar sehr unverdient, da es reine Reflexbewegung gewesen war, aber ich war schon so müde, daß ich nichts entgegnete.

Weiter ging's in einem apathischen Zustand zwischen Schlafen und Wachen. Endlich wird es im Osten hell, und weit, hinter dem Paraná, zieht das Frührot herauf. Ein empfindlicher Frost schüttelt mich und ich rücke mich im Sattel

Digitized by Google

zurecht. Und wie aus einem Schlaf erwacht, sehe ich immer noch dasselbe Bild vor mir: Die Steppe, den Weg, die Gäule und die Leitstute mit ihrem Gebimmel.

Die letzte Meile! Schon erscheint am Horizont die eben heranwachsende Waldanlage der Estancia. Die ersten Strahlen der Sonne beleuchten das niedliche weiße Herrenhäuschen. Wir sind am Ziel.

„No sabia, que Vd. seatan vaqueano.“ (Ungefähr: ich dachte nicht, daß Sie so gut durchhalten würden); mit diesem Lob Manuels stellte ich meine durcheinandergeschüttelten Knochen wieder auf festes Erdreich.

Kunst

Ein Jagdbild. In der diesjährigen Ausstellung der Münchener Sezession hängt ein großes Bild von Angelo Jank, dem bekannten Zeichner der „Jugend“. Am Abend eines Herrenjagens: zwei Reitknechte, auf prächtigen Füchsen, blasen das Halali, die Meute duckt sich zu den Füßen der Pferde. Am Waldrand hinten sammelt sich die Jagdgesellschaft. — Das Merkwürdige an dem Bild ist die unerhörte Leuchtkraft, mit der es den ganzen Saal beherrscht. In dem hellen, starken Licht eines klaren Herbstabend steht und flammt alles. Der Künstler hat das Bild aus der Skala eines intensiven Rots herausgearbeitet: die Fräcke der beiden Reiter im Mittelpunkt, die Pferde, Hunde, der Boden, die bewegten Gruppen, der Wald, alles leuchtendes Rot. Zunächst überwältigt und betäubt das Bild mehr als es gewinnt und fesselt, und man kann ihm wegen seiner unbekümmerten Derbheit Unfeinheit oder Kraftmeierei nachsagen. Das tut gar nichts. Jank will keine „Stimmung“ geben oder eine schöne Abendsonne. Er will uns bloß sagen: seht wie die roten Röcke in dem starken Licht noch mehr leuchten und was die Sonne und die Luft an einem Herbstabend aus einem Stück Heide machen können. Ein malerisches Experiment, an dessen robuster Kühnheit man seine helle Freude hat. Noch ein anderes steckt darin: Jank hat als Illustrator begonnen. Illustrieren heißt aber einen bestimmten sachlichen Vorgang zu sinnlicher Darstellung, zu erhöhtem Ausdruck bringen. Der Zeichner strebt nach einfacher und einheitlicher Wirkung. Er arbeitet in weit höherem Grade als der sonstige Künstler unmittelbar für das beschauende Publikum, in dem er vor allem auch ein stoffliches Interesse auslösen will. Diese frühere Arbeit spürt man bei Jank — und bei anderen — auch in den großen Gemälden. Die sind himmelweit von der sonstigen Zurückgezogenheit und Verschlossenheit des gewöhnlichen Staffeleibildes. Auch sie erscheinen wie große Illustration, frisch und keck auf den Eindruck gemalt. Der Künstler hat dabei seine ganze eigene stoffliche Freude in den Pinsel gelegt. Diese lachende menschliche Freude geht auf uns über und wir lassen alles Ästhetisieren fahren. Darin liegt das Geheimnis der Wirkung. **J.**

Allerlei

Heimatgefühl. Mitten zwischen den öden, überladenen Steinmassen der Weltstadt, in den durchlärmten Straßen, unter den hastenden Menschen fällt es mir ein und ich ich sehe dies alles: die hohen, ehrwürdigen Giebelhäuser, die krummen, dämmerigen Gassen, den faulen, grünen Fluß, die Rebhügel, die sich in mannigfaltiger Bewegung zum Tale schieben. Ich schlendere meines Weges und grüße hier den Nachbar und da den Freund des Vaters, man schüttelt sich die Hände, fragt wie es geht und steht und was man die Zeit her alles getrieben. Und daß es zu Hause doch immer am schönsten sei — — — Ach, es ist nicht immer angenehm, wenn die Macht der Erinnerung und Träumerei einen überfüllt, wo Hände und Willen der Arbeit gehören. Und doch: wir möchten sie nicht missen. Die Möglichkeit, die Heimat als etwas einzig Teures zu empfinden, ist eine Kraft, die tief beseligt. Ohne jegliche „Sentimentalität“. Weniger den Menschen als der Landschaft gehört solche Sehnsucht. In der Landschaft und ihren Zufälligkeiten leben die Jugend, ihre Spiele und Taten. Jeder kennt das merkwürdige, scheue und freudige Gefühl, wenn man, nach langem Fernsein, zum erstenmal wieder die Wege geht, Täler durchstreift, Berge erklimmt und an den stillen Seen steht, wo die Jugend zu Gast war. Sie alle leben voll Liebe und Erinnerung. Das naive, rein persönliche Verhältnis, das die Kinderjahre zur Natur, zur Umgebung gewannen, erwacht und wächst wieder in der Seele und hebt das Gefühl warmer Liebe zum Bewußtsein. Darin liegt das Wertvolle solchen naturbeseelenden Heimatgefühles. Nirgends ist der Mensch so mit der Natur verknüpft als am heimatlichen Boden. Hier ruhen Wurzeln einer lebensfreudigen und lebensernsten Persönlichkeit — — — Ich muß an die Kinder denken, die irgendwo in Berlin N. oder O. geboren werden, aufwachsen und ihre Jugend verleben. Wo ist ihre Heimat?

Zensorenstriche und -streiche. Man täuscht sich sehr, wenn man glaubt, die Zensur diene dem Schutz und der Erhaltung von deutscher Sittlichkeit, Religion, gesinnungstüchtiger Vaterlandsliebe oder gar der wahrhaften Kunst. Die Dummheit, mit der sie gehandhabt wird, schadet allen diesem weit mehr als sie nützt. Es ist an hoher Zeit, daß man das atavistische Institut aus Metternichschem Überkommen aus der Welt schaffe. Man begibt sich damit fröhlicher Stunden und gesunden Ärgers, aber man tut's gerne, um unsere Kultur von solchem Schönheitsfehler zu befreien. Wie liegt denn die Sache in unseren Tagen? Der verehrliche Zensor erscheint fast durchweg als geheimer Verbündeter der mäßigen Schriftsteller und schlechten Stücke, für die seine roten Striche Lebensblut bedeuten, und wenn er einmal endgiltig tot ist, wird ihn im Ernst niemand vermissen denn diese. Heyse, Dreyer, Bernstein, Engel, Blumenthal — was danken sie nicht alle der liebevollen Arbeit ihres Freundes. Wer Spaß daran hat, kann das in Mark und Pfennig umrechnen. Heute das alte Lied! Er hat sich wieder einmal betätigt und ein Schauspiel „Geben und Nehmen“ von Martin Langen aufs ergötzlichste um ein Zehntel gekürzt. Der Autor wollte mit diesem Torso nicht an die Öffentlichkeit gehen und ließ die nicht verbesserte Arbeit in Berlin vor einem geladenen Publikum spielen. Ich muß über das Stück etwas sagen und ich würde gerne etwas Gutes sagen, weil es so gut gemeint ist; aber ich kann es beim besten Willen nicht. Die Sache ist ein mäßiges Theaterstück. Es handelt sich um ein „soziales Drama“ mit einem Streik im Mittelpunkt und sein prononzierter Naturalismus besteht darin, daß, wie man so sagt, Licht und Schatten gleichmäßig verteilt sind und ohne Verkürzung Leitartikel der „Arbeitgeberzeitung“ und der „Leipziger Volkszeitung“ gegeneinander losgelassen werden. Außerdem hält noch einer — ausgerechnet ein Assessor — eine radikal-demokratische Programmrede, die gleichfalls sehr brav gemeint war, aber künstlerisch denkbar ungeschickt und deshalb das gute Berliner Publikum zu einem wütenden Beifallssturm veranlaßte. (Freilich, als nachher ein Dienstmädchen dasselbe Programm und dieselbe Empfindung mit weniger tönenden Worten sagte, ging eine merkliche Abkühlung durch die schönen Seelen der ästhetischen Berlinerinnen.) Wir müssen darauf verzichten, eine Analyse des Stückes zu geben; der Autor befand sich in dem Irrtum, ein billiger Zeitungsnaturalismus sei Kunst. Er hat ein paar hübsche Szenen herausgebracht, aber es fehlt ihm das Gefühl für künstlerischen Takt, für dramatische Balance, wenn ich so sagen darf, denn sonst hätte er diese weinerliche und tragikomische Ammengeschichte nicht mit solch ernster Sache wie einem Streik verknüpft. Kurz so: der Fabrikant hat ein todkrankes, schwaches Enkelkind, das notwendig eine Amme braucht. Nirgends ist eine zu finden. Nur das hinausgeworfene frühere Dienstmädchen kommt in Betracht, ein Arbeiterkind. Die will das Kind nähren und vom Tode retten, wenn der Fabrikant die Forderungen der Streikenden erfüllt. Darum dreht sich das Stück und die teilnahmsvolle Erwartung des Beschauers. Also die Quasi-Amme, die dem sterbenden Fabrikantenenkel die Brust verweigert, als Vertreterin des klassenbewußten Proletariats — man kann sich wahrhaftig ärgern! Ob der Zensor das getan hat, bezweifle ich, denn er erachtete das Stück nicht für innerlich schlecht, sondern für verbesserungsfähig. Er nahm seinen Rotstift fest in die Hand, stockte mit ihm durch das Buch spazieren und wo er stolperte, schlug er ein. Mit dem heiligen Eifer, mit dem die Knaben die gelben Blumen des Löwenzahns köpfen. „Dreckige Schnauze.“ Strich. „Nadiges Aas.“ Strich. „Örtlich den Hintern versohlt.“ Strich. Warum auch nicht? Arbeiter mit Kgl. Preußischer Volksschul- und Kommißausbildung könnten wohl ein anständigeres Deutsch reden. Einer sagt die alltäglichste Plattheit: „Watt eener hat, dett is er; und wer nischt hat, der is ooch nischt! — Recht is Mumpitz! Recht is Jeld!“ Mit einem Strich wird die soziale Ordnung gerettet. Ein Arzt, auf vergeblicher Ammensuche, schimpft: „Diese Frauenzimmer scheinen alle den Sittlichkeitsraptus gekriegt zu haben.“ Strich. Deutschlands Töchter sind vor mancherlei Unheil bewahrt. Die Beispiele lassen sich mehren. Wir können's uns schenken. Das Klägliche und Kleinliche von solcher Arbeit liegt auf der Hand. Aber es hat keinen Sinn, pathetisch zu werden und Verdammungsworte zu reden. Die Sache wird an ihrer eigenen Lächerlichkeit sterben, wenn sie noch ein paarmal das Vaterland gerettet hat. — Wenn du aber, lieber Leser, in deinem Schrank die Werke von Heinrich Heine stehen hast, so hol dir den Band heraus: „Ideen. Das Buch Le Grand.“ Dort wirst du ein sehr schönes Kapitel finden, das anhebt: „Die deutschen Zensoren — — — — —.“ **J.**

Briefkasten

T. in Jena. Sie beklagen sich darüber, daß die „Hilfe“ das studentische Vorgehen gegen die katholischen Studentenverbindungen nicht billigt, und nennen unsere Haltung geschmackvoll „Falschspielerliberalismus“! Wir wollen nicht mit Ihnen darüber streiten, was Liberalismus ist. Wir meinen aber, daß die von Ihnen befürwortete Parole „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ besser für einen Negerfürsten paßt, als für jemanden, der sich ernsthaft darüber besonnen hat, wie man den Ultramontanismus überhaupt bekämpfen kann.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 26

Nationalsoziale Wochenschrift

Sonntag, den 2. Juli 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Frankreich — Barrikadenkampf — Die holländischen Kammerwahlen — Unser Parteifreund Tischendörfer — Lizentiat Traub — Vom Steuerschnüffler und dem bang besorgten Vater — Die Zweifrontentheorie — Dr. Max Hirsch — Wahlrechtsfeinde in Hessen — Landarbeiterrecht) — **Naumann**: Deutschland und Österreich — **H. v. Gerlach**, M. d. R.: Neue und alte Aristokratie — Arbeitersekretär **A. Erkelenz**: Die deutschen Gewerkvereine — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — Briefkasten — **Gottfried Traub**: Vorsicht — **Erich Schlaikjer**: Die Krankheit des Niederganges. III. — **Paul Schnbring**: Die Propheten Michelangelos — **Hermann Kurz**: Den Galgen! sagt der Eichele — Büchertisch — Allerlei.

Politische Notizen

Frankreich. Der Pariser „Figaro" hat einen Korrespondenten nach Berlin gesandt, um Näheres über die in Deutschland herrschende kriegerische Stimmung zu erfahren. Monsieur Huret war aber nicht wenig erstaunt, als er seinem Blatte schreiben mußte, Berlin schlummere in friedlicher Sonnierruhe, ja, wie er sich ausdrückt, es befände sich in „politischer Lethargie". In Paris freilich scheint man gänzlich den Kopf verloren zu haben. Die Pariser Börse, die ja bekanntlich noch nie einen Schwindel hat vorübergehen lassen, ohne auf ihn einzugehen, geriet infolge der Kriegsgerüchte aus einer Panik in die andere. Die Boulevardblätter, welche die geistige Kost der Masse des Pariser Volkes bilden, bringen unermüdlich nach englischen Sensationsnachrichten die tollsten Meldungen von Mobilmachungen auf beiden Seiten der Vogesen. Und in französischen Parlamentskreisen fing man gar an, den armen Ministerpräsidenten Rouvier zu bedauern, weil er von der herrschenden Aufregung allmählich selbst angesteckt worden sei. Daß die Behauptung, Rouvier hätte seine Festigkeit verloren, unwahr ist, geht aus Äußerungen eines, Herrn Rouvier nahestehenden, Politikers hervor, die der „Frankfurter Zeitung" übermittelt werden. Der französische Ministerpräsident arbeitet hiernach mit voller Ruhe und Klarheit an einer friedlichen Lösung des Marokkokonfliktes. Wie eine solche möglich ist, vor allem möglich ist, ohne einen dauernden Mißmut gegen uns in Frankreich zu hinterlassen, das hängt jetzt zum guten Teil von der deutschen Diplomatie ab. Die Dinge scheinen tatsächlich so zu liegen, daß Frankreich an einem Wendepunkt seiner auswärtigen Politik steht. Es ist nicht ausgeschlossen, daß das französische Staatsschiff aus seinem englischen Kurse endgültig herauskommt. Dazu gehört aber nicht allein der kräftige Steuerdruck, sondern auch die Geschicklichkeit, die das Schiff wieder in den richtigen Wind stellt. Mit anderen Worten: unsere spezifisch marokkanischen Interessen sind in letzter Linie weniger wichtig als die Sicherheit, Frankreich endgültig aus Delcasséschen Kombinationen ausgeschaltet zu wissen. Man kann sich heute darüber klar sein, daß Frankreich, ohne kräftigen Druck von unserer Seite, auch weiterhin ein Werkzeug englischer Pläne gegenüber Deutschland geblieben wäre. Es gibt aber einen Punkt, an dem man auf das französische Selbstgefühl Rücksicht nehmen muß, um nicht die ganze Nation, mit Einschluß der Sozialisten, zu einer Politik der Verärgerung zu reizen. Besser, wir lassen Frankreich für seine Pazifizierung Marokkos ein entsprechendes Entgelt und begnügen uns mit der Garantie, daß Deutschlands Kapital und Arbeit daselbst den französischen gleichberechtigt seien, als daß wir auch bei denjenigen Franzosen, die eine Verständigung mit uns wünschen, den Eindruck politischer Demütigung vermehren.

Barrikadenkampf. In den Revolutionen von 1789 und 1848 spielt die Barrikade eine große Rolle. Auf die Barrikade! war der Kriegsruf der Freiheitskämpfer. Inzwischen ist der Barrikadengedanke auch von den radikalsten Revolutionären aufgegeben worden, weil es unmöglich ist, gegenüber den modernen Waffen mit einer kleinen Gelegenheitsfestung etwas zu erreichen. Es gibt heute kein Mittel, dem Militär eine revolutionäre Truppe gegenüberzustellen. Diese Erkenntnis, die Engels innerhalb der Sozialdemokratie schon vor mehr als 20 Jahren klar zum Ausdruck gebracht hat, findet jetzt, soviel man aus den bisher lückenhaften Berichten sehen kann, eine neue Bestätigung durch die blutigen Vorgänge in Lodz. Die Arbeiterschaft von Lodz ist offenbar ganz in der Stimmung, in der frühere Revolutionen gemacht worden sind, sie macht Demonstrationen, kauft Revolver und geht dem Tode kühn entgegen. Es fehlt auch offenbar nicht an Leitung, denn Barrikaden in Höhe von zwei Stockwerken entstehen nicht ohne leitenden Willen. Es hilft aber nichts. Die Volksfestungen werden von den Kosaken gestürmt. Das kurze Wort des Telegramms „die Artillerie ist bereits da" sagt alles. Rein militärisch ist die Barrikade ein untaugliches Mittel des Widerstandes geworden, und es fragt sich nur, wie lange es Truppen gibt, die auf Barrikaden schießen wollen. Der Kern der Revolutionsfrage liegt also heute weniger als früher darin, ob die Truppen oder die Revolutionären siegen, sondern darin, ob die Truppe sich der herrschenden Regierung zur Verfügung stellt. Eine Regierung, die der Mehrzahl ihrer Offiziere und Soldaten gewiß ist, kann tun, was sie will. Rußlands politische Zukunft wird also wahrscheinlich nicht auf den Straßen, sondern in den Kasernen entschieden. Noch ist von allgemeiner Militärrevolte nichts an die Oberfläche getreten, es ist aber möglich, daß man im Rate des Zaren den Krieg deshalb fortsetzen will, weil man sich vor den heimkehrenden Truppen fürchtet.

Die holländischen Kammerwahlen sind diesmal in mehrfacher Hinsicht auch für deutsche Politiker von Interesse. Äußerlich stand das Schicksal der gegenwärtigen katholisch-calvinistischen Regierung und ihres geschickten Ministerpräsidenten Dr. Kuyper zur Entscheidung; in Wirklichkeit handelte es sich um die zukünftige Entwickelung Hollands in sozialer und handelspolitischer Beziehung. Wenn die seitherige Kammermehrheit wiederkehrt, so ist ganz zweifellos Holland die längste Zeit das Freihandelsland par excellence gewesen, und die Sozialpolitik wird noch langsamer als bisher vorwärtsschreiten. Parteipolitisch handelte es sich bei der gegenwärtigen Wahl um die Frage: Soll Holland klerikal-reaktionär, oder soll es liberal-fortschrittlich regiert werden? Es hatten sich demgemäß die liberalen Gruppen des Landes zusammengetan und eine äußerst rührige Wahlagitation entfaltet. Auch die Sozialdemokraten

Digitized by Google

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

hatten im voraus schon mit den Liberalen einen Pakt gegenseitiger Stichwahlhilfe geschlossen. Das Ergebnis der Hauptwahlen ist nun ein sehr erfreuliches: Die Regierungsmehrheit erhielt im ersten Wahlgang nur 44 Vertreter (gegen 52 bei der Wahl vor vier Jahren), die Freisinnigen 16 (mit zahlreichen guten Chancen für die noch ausstehenden 40 Stichwahlen). Nur die Sozialdemokraten scheinen geschwächt aus der Wahl hervorzugehen, da sie von ihren seitherigen acht Sitzen zwei verloren, die übrigen sechs und einen neuen siebenten in Stichwahl gegen Regierungskandidaten verteidigen müssen. Leider scheinen die Liberalen die den Sozialdemokraten früher zugesagte Stichwahlhilfe nicht unter allen Umständen halten zu wollen. Die Gruppe der konservativen Altliberalen hat ihren Anhängern nachträglich freigestellt, den „im Prinzip all zu sehr vom Programm der liberalen Wähler abweichenden Sozialdemokraten" ihre Stimme zu geben oder zu versagen. Andere angesehene liberale Führer freilich betonen fortgesetzt die Notwendigkeit, daß ausnahmslos alle Oppositionsparteien bei der Stichwahl für einander eintreten. So weit sich das Ergebnis der Stichwahlen voraussehen läßt, wird die Kuyper-Partei allein die Kosten der Wahl zu tragen haben; wenn die Regierung in der neuen Kammer überhaupt eine Mehrheit erhält, wird sie voraussichtlich nur ungefähr vier (gegen früher 16) Stimmen betragen, also sehr problematisch sein. Die holländische Sozialdemokratie erzielte diesmal 65 743 Stimmen, gegen 38 279 im Jahre 1901 und 13 035 Stimmen im Jahre 1897. Sie ist mit diesem Stimmenausfall sehr unzufrieden und behauptet, „in sehr vielen Kreisen Stimmen zugunsten der Freisinnigen verloren" zu haben.

Unser Parteifreund Tischendörfer ist aus der Organisation der freien Gewerkschaften ausgetreten. Er hat an die Berliner Verwaltung des Vereins der Lithographen und Steindrucker Deutschlands folgendes Schreiben gerichtet:

„Vor 3 Jahren wurde der Gewerkschaftskongreß in Stuttgart mit der Parole geschlossen: „Gewerkschaften und Sozialdemokratie sind eins." Seit dieser Zeit war ich in meiner Eigenschaft als Nichtsozialdemokrat im Verein einer steigenden Bekämpfung ausgesetzt. Nachdem die Stuttgarter Parole auf dem Kölner Gewerkschaftskongreß eine verstärkte Wiederholung gefunden hat, ist eine Änderung dieser Praxis nicht mehr zu erhoffen. Es bleibt vielmehr dabei, daß ein nichtsozialdemokratisches Mitglied des Vereins, das sich pflichtmäßig betätigen will, weder auf die Gewährung der vollen Gleichheit, noch auf die der gleichen Freiheit rechnen kann. Damit ist der Verein von den Richtlinien für eine fruchtbare Gewerkschaftsarbeit abgewichen, wie sie selbst Bebel vor mehreren Jahren in einer Berliner Versammlung der Lithographen und Steindrucker unter dem Beifall aller Kollegen vertreten hat. An diese Entwickelung des Vereins zu einer sozialdemokratischen Gewerkschaft reiht sich die gröbliche Verletzung des höchsten Arbeiterrechts, der Koalitionsfreiheit der Arbeiter, durch den Verein. Die hierauf bezüglichen, von mir in Nr. 28 der „Soz. Praxis" besprochenen Vorgänge und die späteren Beschlüsse kann meines Erachtens kein Mitglied verantworten, das auf dem Boden der Koalitionsfreiheit aller Arbeiter steht. Unter diesen Umständen ist es mir zu meinem Bedauern nicht mehr möglich, dem Verein anzugehören und ich erkläre daher meinen Austritt. Es zeichnet Ergebenst

Chr. Tischendörfer."

Wir stehen am Ende eines langen und dornigen Weges, den Tischendörfer innerhalb der freien Gewerkschaften zurückgelegt hat. Niemand kann ihm nachsagen, er habe seine gewerkschaftlichen Pflichten nicht mit voller Hingabe erfüllt. Hatten ihn doch seine eigenen Berufskollegen mit an die erste Stelle in seiner Gewerkschaft gestellt. Trotzdem war er steigenden Anfeindungen ausgesetzt. Warum? Weil er den Begriff „Neutralität der Gewerkschaftsbewegung" nicht als Lüge, sondern als Wahrheit betrachtete, und in seinem politischen Leben außerhalb der Gewerkschaftsbewegung sich als Nichtsozialdemokrat betätigte. Seine politische Arbeit war aber bekanntlich der Art, daß sie mit den sozialpolitischen Bestrebungen der Gewerkschaften auch nicht im geringsten in Widerspruch geraten konnte. Trotzdem war er in steigendem Maße allen denjenigen Chikanen ausgesetzt, die aus planloser Verhetzung und innerer Haltlosigkeit hervorzugehen pflegen. Er scheidet, wie wir hören, ohne jede Bitterkeit aber in der festen Überzeugung, daß die sogenannte Neutralität der freien Gewerkschaften eine Farce ist und nichts anderes. Das ist das Unerfreuliche in der gewerkschaftlichen Entwickelung, die vor uns liegt. Möge sie nicht zu schweren politischen Krisen führen!

Lizentiat Traub in Dortmund wird von dem christlich-sozialen „Reich" heftig angegriffen, wegen seiner Stellung zur Beteiligung evangelischer Arbeiter an den christlichen Gewerkschaften. Freilich, zu einer statistischen Feststellung in diesem Streite können sich die Leute, an denen es wäre, nicht entschließen. In diesem Zusammenhang schreibt das „Reich", die Dortmunder Synode habe sich beschlußmäßig für die christlichen Gewerkschaften erklärt; diese Mitteilung erweckt den Eindruck, als ob man Traub mit seiner prononcirten Stellung der Synode gegenüber isolieren wolle. Es ist dem gegenüber festzustellen, daß ein solcher Beschluß gar nicht gefaßt worden ist; es wurde auf der Synode überhaupt nicht über Gewerkschaften debattiert, sondern es liegt — nach dem Protokoll — nur eine private Äußerung des Referenten vor, über die weder diskutiert noch irgendwie abgestimmt wurde. — Die Synodalmitglieder werden erstaunt sein, wenn sie im „Reich" lesen, daß sie „beschlußmäßig für die christlichen Gewerkschaften eingetreten" sind. Die Mitteilung des „Reich" aus Dortmund entstammt wohl derselben Quelle, wie das Bülow-Zeugnis des „Volk"!

Vom Steuerschnüffler und dem bang besorgten Vater. Herr Müller-Sagan, der Nachfolger von Eugen Richter, bekämpft unermüdlich in allen ihm zugänglichen Organen, die Reichserbschaftssteuer. Jetzt schreibt er in der „Breslauer Zeitung", nach den üblichen niedlichen Verleumdungen der Nationalsozialen (u. a. wir träten für eine Wehrsteuer ein!) folgendes:

„Als ob eine Erbschaftssteuer nur die vermögenden Klassen träfe! Im Falle einer Erbschaftssteuer pflegen aber doch die Steuerschnüffler nicht vor der Schwelle einer Hütte Halt zu machen, wo ein Vater in banger Sorge für die Zukunft seiner Kinder auch nur ein paar Groschen zurückgelegt hat."

Da haben wir das ehrbare Biedermeiertum der Berliner Zimmerstraße! Herr Müller-Sagan will vielleicht die armen Leute, denen er vor 3 Jahren den Zucker mit verteuert hat, jetzt entschädigen? Wunderbar ist nur, daß dann die Leitung der freisinnigen Volkspartei nicht für eine Erbschaftssteuer eintritt, die auch die Erbschaften in direkter Linie besteuert. Dann würden nämlich so hohe Erträge herauskommen, daß man bei geeigneten Progressionen kleinere Erbschaften im Betrage von ein paar Tausend Mark überhaupt steuerfrei lassen könnte. Für eine solche Ausgestattung der Erbschaftssteuer haben wir uns eingelegt und tun es auch fernerhin. Es kommt uns nicht darauf an, daß eine neue Steuer eingeführt wird, sondern darauf, die kleineren Einkommen vor künftiger Mehrbelastung zu schützen. Das weiß natürlich Herr Müller-Sagan ganz genau. Aber das bildet bei ihm kein Hindernis, die Sache anders darzustellen.

Die Zweifrontentheorie scheint nichts weniger als ein felsenfester Untergrund für praktische Betätigung freisinniger Politik zu sein. Wer sich an die leidenschaftliche Verteidigung dieser Politik durch gewisse führende liberale Blätter noch im letzten Winter erinnert, der wird gegenwärtig aufs angenehmste überrascht durch die entschiedene Empfehlung der — Einfrontenpolitik im Landtagswahlaufruf der freisinnigen Volkspartei Sachsens. Selbst das „Berliner Tageblatt", dessen Schwankungen in dieser wichtigen Frage noch allgemein erinnerlich sein werden, hat angesichts der sächsischen Verhältnisse und des entschiedenen volksparteilichen Wahlaufrufes wieder einmal den richtigen Zipfel erwischt und schreibt jetzt sehr überzeugend: „Man mag theoretisch allerlei Möglichkeiten ausklügeln, wo das liberale Bürgertum auch gegen den Radikalismus von links zu kämpfen habe; aber wenn es zum Klappen kommt, dann heißt es immer, der Feind steht rechts!" Indessen soll sich niemand zu früh über diese vernünftige Wandlung freuen. Schon scheint es nämlich, als ob die verspätete Einsicht in den Kreisen der Zweifrontenpolitiker wieder gefährlich ins Wanken käme. Weil nämlich die sächsische Sozialdemokratie ihre eigenen Wähler auffordert, dafür zu sorgen, daß es „dem manchesterlichen Freisinn nicht gelinge, sich auf Kosten der Sozialdemokratie auszubreiten" glauben die Oberpriester des Zweifrontendogmas den sächsischen Parteigenossen schon wieder die alte Parole in empfehlende Erinnerung bringen zu müssen, „den Kampf nach zwei Fronten zu führen".

Dr. Max Hirsch, der Gründer der deutschen Gewerkvereine ist im Alter von 72 Jahren in Homburg v. d. H. gestorben. Er war bis zuletzt ein Mann von überzeugter liberaler Gesinnung, wenn er auch seit Jahren nicht mehr hellsorgenug für die Forderungen der neuen Zeit gewesen ist. Auf seinen starren Formalismus ist es vor allem zurückzuführen, daß die von ihm gegründete Gewerkschaftsrichtung seit zwei Jahrzehnten innerlich und äußerlich nicht mehr vorwärts kam. Zuletzt sahen das freilich die Freunde des Verbandsanwalts selbst ein; es hatte etwas Tragisches, zu sehen, wie der greise Führer bis in die letzten Tage seines Lebens hinein mit unermüdlichem Eifer für die Gewerkvereine tätig sein wollte.

Digitized by Google

wie diese aber seiner Fürsorge nicht mehr recht froh wurden. Daß sein Tod in der Gewerkvereinsbewegung jetzt keine fühlbare Lücke mehr hinterlassen wird, ist im Interesse eben dieser Bewegung erfreulich, wenn es von dem ehemaligen Begründer und führenden liberalen Sozialpolitiker auch oft schmerzlich empfunden worden sein mag. Übrigens hat Dr. Max Hirsch auch um die Förderung und Popularisierung der Wissenschaft durch Gründung der Humboldtakademie in Berlin sehr erhebliche Verdienste. Als Mitglied der volksparteilichen Fraktion vertrat er unter seinen Kollegen und im Parlament häufig genug als Einziger die gerechte Sache der Arbeiter warm und überzeugend. Von ihm mag wie selten von einem Verstorbenen das Wort gelten: „in magnis voluisse sat est". In der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung bleibt sein Name in der Bezeichnung „Hirsch-Dunckerscher" Gewerkverein.

Wahlrechtsfeinde in Hessen. Verfassungsfragen standen und stehen zurzeit im deutschen Süden im Vordergrund der politischen Kämpfe. Mit Ausnahme von Württemberg handelt es sich hierbei immer um Einführung des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts (das Schwabenland besaß es schon lange als einziger Bundesstaat). Nun sollen auch die Hessen es bekommen, wie die Badenser im verwichenen Jahre. Die Regierung und das Abgeordnetenhaus haben sich geeinigt, aber die Herren, die sich in der Ersten Kammer als geborene und berufene wie als unberufene Gesetzgeber betätigen, wollen nicht. Ihnen ist das Reichtagswahlrecht ein Greuel. Weiter verwunderlich ist das ja nicht, wenn es auch als ein Unfug betrachtet werden muß, daß ein feudaler Prinz Löwenstein, der noch an ein paar anderen Stellen gelegentlich in Gesetzgebung macht, über Volksrechte zu beraten hat. Von weiterem Interesse ist nur, daß der bekannte nationalliberale Reichstagsabgeordnete und „Sozialpolitiker", Freiherr Heyl zu Herrnsheim, der ebenfalls in dem erlauchten Hause sitzt, sich zum Wortführer der Reaktion machte und es als ein Glück bezeichnete, wenn die hessische Wahlrechtsreform überhaupt nicht zustande komme. Diese Leute sollten sich doch abgewöhnen das Wörtlein Liberalismus zu schänden, indem sie es im Munde führen! — Der Erfolg solcher Bemühungen war, daß man die Budgetfrage in der Regierungsvorlage zugunsten der Ersten Kammer erheblich verschlechterte, damit die Bremse gegenüber dem Fortschritt nicht zu kurz komme.

Landarbeiterrecht. Bei den Arbeitsnachweisen der Landwirtschaftskammern besteht die Übung, daß man in den Kontrakten die Arbeiter verpflichtet, Beschwerden über ihre Arbeitgeber usw. nicht vor die Gerichte zu bringen, sondern sich an die Kammern selbst als Entscheidungsinstanz zu wenden. Natürlich sind alle solche Kontraktbestimmungen gesetzwidrig. Man sollte nun meinen, daß die Landwirtschaftskammern, wenn sie schon trotz ihres amtlichen Charakters andauernd gegen die Gesetze verstoßen, daß sie dann wenigstens als öffentliche Institute Wert darauf legen, das Befolgen ihrer Arbeitsvertragsbestimmungen garantiert wissen wollen. Dem ist aber nicht so — natürlich nur soweit Verpflichtungen der Arbeitgeber in Betracht kommen. Ein ungarischer Landarbeiter in Ostpreußen machte unlängst die Probe auf seinen Kontrakt, der ihm von der ostpreußischen Landwirtschaftskammer ausgestellt war. Lohn, Nahrung und Behandlung entsprachen keineswegs den von dieser Kammer gesicherten Bedingungen, und dem Fortlaufen hatte der Gutsherr dadurch vorgebeugt, daß er 25 Mk. von der Entlöhnung als Kaution zurückbehielt. Im Namen seiner Gefährten beklagte sich der Arbeiter wiederholt bei der Kammer über ihre elende Lage; der nächste Erfolg seines zweiten Schreibens war, daß man, ohne Zuziehung der Arbeiter, sich beim Gutsbesitzer und Inspektor Auskunft geben ließ, der zweite, daß die Arbeiter wegen ihrer Beschwerde jämmerliche Prügel erhielten. Mit solchen Mitteln bezeugen und üben die Junker deutsche Humanität und deutsche Rechtlichkeit! Herr Dr. Ortel könnte diese Geschichte als Gleichnis für seine erbaulichen Sonnabend-Betrachtungen in der „Deutschen Tageszeitung" gelegentlich verwerten.

Deutschland und Österreich

Im Jahre 1871 schrieb der Geschichtsschreiber H. von Treitschke einen denkwürdigen Aufsatz über „Österreich und das Deutsche Reich", der in der Sammlung „Zehn Jahre deutscher Kämpfe" enthalten ist. Wir heben aus diesem Aufsatz folgende Gedanken heraus:

„Es ist ein unheimlicher Anblick: ein großes Reich, das vom Glauben seiner eigenen Völker verlassen wird! — Der Zerfall Österreichs wäre eine in der gesamten Geschichte beispiellose Revolution, die uns in unabsehbare Kriege zu verwickeln und das Gedeihen friedlicher Gesittung auf lange hinaus zu zerstören droht. — Die deutschen Schwärmer an der Donau reden von dem Zerfalle Österreichs so leichthin, als ob eine Großmacht kurzweg im Erdboden versinken könnte. Wir im Reiche dagegen fragen, was denn nach dem Untergange des Gesamtstaates aus den Ländern der Stephanskrone werden solle; und weil wir hierauf eine beruhigende Antwort schlechterdings nicht finden können, darum wünschen wir die Fortdauer des österreichischen Staates. — Mag unser deutscher Stolz sich dawider sträuben, unnatürlich können wir es nicht finden, daß die Ungarn schließlich die politische Führung in diesem dualistischen Reiche übernommen haben. Jene 6 Millionen Magyaren, denen die 2 Millionen ungarischer Deutschen fast willenlos zu folgen pflegen, bilden die zahlreichste geschlossene politische Gruppe des Donaureiches. Sie haben den festen Rechtsboden einer althistorischen Verfassung unter ihren Füßen, ein ungeheurer Vorteil gegenüber dem chaotischen Zustande des zisleithanischen Staatsrechtes. Sie allein unter den Völkern Österreichs haben sich ihre Freiheit in harter Arbeit selbst erobert, sie übertreffen alle anderen an politischer Bildung und Erfahrung.

Eine Großmacht besteht nicht auf die Dauer, wenn sie der Lebenskraft entbehrt, wenn sie nicht ihrem eigenen Volke als ein Segen oder doch als eine notwendige Ordnung gilt. — Der Absolutismus ist unzweifelhaft die natürliche Staatsform für ein solches Mischreich. Ein unumschränkter Fürst kann eine neutrale Haltung behaupten über seinen hadernden Völkern, er kann sein Land in glücklichen Tagen in behaglichen Schlummer einwiegen, um zur Zeit der Not das eine Volk gegen das andere auszuspielen. Aber diese alten Künste verfangen längst nicht mehr. Der Absolutismus der Hofburg hat sich in jeder möglichen Form versucht, um schließlich überall seine vollendete Unfähigkeit zu erweisen. Der Parlamentarismus hat hier wie überall die nationalen Gegensätze verschärft.

Auch die Armee ist nicht mehr eine völlig zuverlässige Stütze des Staates; sie hat seit dem Tage von Königgrätz unleugbar verloren. Ein Staat, der selbst dem Lager Wallensteins gleicht, kann nur durch heimatlose Söldnerheere große Siege erfechten. — Bräche dereinst das Unglück der Zerstörung über Österreich herein (und es wäre ein Unglück auch für Deutschland), dann muß unser Reich bereit und fertig sein, den Stürmen des Geschickes zu trotzen, das Deutschtum an der Donau aus den Trümmern zu erretten. Reif sein ist alles — sagt das Dichterwort."

Wie langsam arbeitet doch die Geschichte: Man merkt kaum, daß diese Worte Treitschkes schon 34 Jahre alt sind. Alle Hauptsachen liegen heute noch genau so wie damals. Diese Langsamkeit des geschichtlichen Werdens müssen wir uns gegenwärtig halten, wenn wir die brennenden Tagesfragen der österreichisch-ungarischen Gesamtmonarchie nicht überschätzen wollen. Die Auflösung des habsburgischen Staates steht schon so lange auf der Tagesordnung, daß man wohl glauben kann, sie werde auch noch ein halbes Jahrhundert von ihr nicht verschwinden. Das würde natürlich in dem Augenblick anders sein, wo entweder ein benachbarter Staat den Zerfall Österreichs absichtlich fördern würde oder wo die katholische Kirche den Zerfall der habsburgischen Monarchie ihrerseits proklamierte. Beide Fälle aber liegen heute nicht vor. Rom hat Zeit und denkt nicht daran, sich zu übereilen. Es läßt die Gegensätze kochen, aber verhindert bis jetzt durch den Zusammenhalt der Priester den Zerfall der Nationalitäten. Es ist denkbar, daß einmal eine Lage kommt, in der Rom das Doppelprogramm einer Aufrichtung des katholischen Polenstaates und einer Katholisierung des Deutschen Reiches für reif erachtet, dann wird es die Habsburger rücksichtslos fallen lassen, und dann wird es keine Möglichkeit mehr geben, den Gemeinschaftsgeist der Donauvölker zu erhalten. Heute ist diese Politik in Rom noch nicht durchgedrungen und wir haben alle Ursache, uns vor ihr zu fürchten, selbst wenn sie mit dem Geschenk der Reichsvergrößerung an uns herantreten sollte. Heute ist Rom noch die geistige Schutzmacht des Habsburgertums und glättet in der Stille die Risse, die durch den Parlamentarismus der Nationalitäten entstehen. Und heute will kein Nachbarstaat den Zerfall. Auch Italien will ihn nicht, wie die Zusammenkunft der Minister in Venedig neuerdings bewiesen hat. Italien will Anerkennung der italienischen Sprache im Süden und freie Hand in Albanien und Montenegro. Das aber sind keine Forderungen, an denen

Digitized by Google

Österreich-Ungarn stirbt. Es ist also bei allen seinen Nöten in der angenehmen Lage, seine inneren Streite sich ruhig oder unruhig abspielen lassen zu können, auch den neuesten Streit der Krone mit dem ungarischen Parlament.

Die Lage in Budapest ist sehr gespannt. Am liebsten würden die Ungarn es ebenso machen wie die Norweger und ihrem König einen eingeschriebenen Brief schicken, in dem sie mit Dank für bewiesene Wohltat das bisherige Verhältnis kündigen. Es geht nur nicht, denn der Kaiser in Wien ist zwar ein alter Herr, der seines Lebens lange Last auf müden Schultern trägt, aber mehr als König Oskar ist er doch. Er kann nicht auf die Geschichte seines Hauses verzichten, ohne an die Waffen zu appellieren, und er und die Ungarn wissen, daß er sieghaft sein wird, wenn er das tut. Wenn selbst im Jahre 1849 die ungarische Revolution nicht stark genug war, den Militärbann Österreichs zu brechen, so wird sie es heute noch weniger sein, da inzwischen die Slaven und Rumänier in Ungarn an Selbstbewußtsein gewonnen haben, und da noch heute die ganze Artillerie österreichisch und nicht ungarisch ist. Man merkt es allen Schritten der Andrassy, Kossuth, Apponyi, Banffy an, daß sie es nicht auf einen Waffengang ankommen lassen wollen. Sie wollen die unmilitärische Revolution, aber nicht mehr als diese; eine unmilitärische Revolution ist aber in sich selber eine halbe und tote Sache, denn alle ihre Hoffnungen beruhen auf der Nervenschwäche der Krone. Ist die Krone entschlossen, sich mit Gewalt durchzusetzen, so helfen zarte Mittel wie Resolutionen und vereinzelte Steuerverweigerungen nichts. Daß aber die Steuerverweigerung allgemein werden kann, muß nach den bisherigen Erfahrungen der politischen Geschichte bezweifelt werden. Es genügt die militärische Besetzung einiger besonders oppositioneller Städte und die Erhebung starker Strafgelder, um das übrige Land in Gehorsam zu halten. Natürlich würde ganz Ungarn über ein solches Verfahren laut zum Himmel schreien, aber so lange keine fremde Macht sich einmischt, hilft alles Geschrei nichts, das wissen und fühlen die Ungarn und deshalb werden sie einzulenken wissen. Die Krone aber wird ihnen das Einlenken erleichtern, soweit sie irgend kann, da es unter allen Umständen für jede Regierung peinlich ist, sich als kriegführende Macht gegen eigene Staatsgenossen einzuführen, während man sonst die Ideen der Harmonie und Loyalität im Munde führt, und da der letzte Rest von außerpolitischer Macht auf dem Spiele steht, wenn das Heer im Bürgerkrieg verwendet werden muß. Die heutige Gespanntheit der Lage kann deshalb nur als beiderseitige Drohung, aber noch nicht als gegenseitige Kriegserklärung aufgefaßt werden. Gerade weil die Ungarn ein politisch denkendes Volk sind, wird ihre Revolution eine Grenze in sich selber haben.

Natürlich nehmen wir dabei an, daß keine besonderen Unvorsichtigkeiten begangen werden, durch die alle Besonnenheit über den Haufen geworfen wird. Wir nehmen an, daß Österreichs finanzieller Kredit die jetzige Erschütterung zu ertragen imstande ist und daß eine Form gefunden wird, die Handelsverträge trotz innerer Differenzen irgendwie unter Dach und Fach zu bringen. Die Finanz und die deutsche Reichsverwaltung müssen fortfahren, die österreichisch-ungarische Monarchie als vorhanden zu betrachten. Tun sie das nicht mehr, dann versinkt drüben an der Donau alles in eine unheimlich verworrene Nacht. Dann tritt das Unberechenbare ein, vor dem uns Gott behüten möge! Gerade deshalb erinnern wir an Treitschkes Worte, um die Reichsdeutschen zu stärken in ihrer wohlwollenden und brüderlichen Neutralität gegenüber dem schwer ringenden Nachbarstaat. **Naumann.**

Neue und alte Aristokratie

Das war eine tolle Geschichte, die Maximilian Harden seinen staunenden Lesern auftischte: ein Zehnmillionengeschenk sollte dem Kaiser zur silbernen Hochzeit überreicht werden, damit er von den Zinsen dieses Fonds an Leutnants aus armen adligen Familien eine Zulage gewähre. Als „Donatoren" seien eine Anzahl von Herren der Hochfinanz gedacht, und zwar solle volle Parität gewahrt bleiben, das christliche wie das jüdische Kapital gleichmäßig zugelassen werden. Fürst Guido Henckel von Donnersmarck, der Vertrauensmann des Kaisers, sei der Erfinder, Reichsbankpräsident Koch, der Vertrauensmann des Reichskanzlers, der eifrigste Vertreter der Idee. Schon sei man zusammengekommen, in den Räumen der Reichsbank, freilich mit überwiegend negativem Erfolge.

Das klang fast noch toller als das Märchen von der Kaiserinsel, mit dem der Vorwärts irgend einem „Gewährsmann" aufgesessen war. Und doch war es kein Märchen, sondern geschichtliche Wahrheit. Von allen Seiten wurde Hardens Erzählung bestätigt und in Einzelheiten ergänzt. Man erfuhr, daß kein jüdischer, sondern ein urgermanischer Bankier Wortführer der Opposition gewesen sei und es als auffällig bezeichnet habe, daß man Juden, deren Söhne vom Offiziersberuf ausgeschlossen seien, dafür in Kontribution setzen wolle, um dem Adel den Offiziersdienst zu erleichtern. Man hörte, daß auf diese Rede hin, anscheinend die einzige verständige, die bei der ersten Zusammenkunft gehalten worden ist, mit Zuckerbrot und Peitsche gearbeitet worden ist. Fürst Donnersmarck habe ziemlich deutlich durchblicken lassen, daß man für die Millionenspende wohl einige Konzessionsjuden in der Armee eintauschen werde, während ein christlicher Bankier regierungsfrommster Richtung drohend darauf hingewiesen habe, daß man auch ohne jüdisches Geld auskommen kann. Aber weder Versprechungen noch Drohungen haben verfangen. Auch die Wiederholung des Konventikels nützte nichts. Vergebens wohnte Herr Goldberger, der vielgenannte, den Verhandlungen bei, vergebens legte sich Herr Ballin, der einflußreiche, ins Zeug. Nachdem ein mutiger Mann einmal das ausgesprochen hatte, was die meisten der Anwesenden in ihres Herzens tiefstem Schreine bargen, da war der schöne Plan eigentlich schon ins Wasser gefallen. Ein paar lumpige Millionen sollen ja gezeichnet sein. Aber damit kann man dem Kaiser natürlich nicht kommen, nachdem einmal die Summe von 10 Millionen genannt worden ist. Im Herbste will man wieder zusammentreten. Von der öffentlichen Meinung wird es in der Hauptsache abhängen, ob die Unternehmer der Sache überhaupt die Kühnheit besitzen werden, noch einmal ernsthaft darauf zurückzukommen.

Mit erfreulicher Einmütigkeit hat man sich von links bis rechts gegen den Versuch gewandt, die Sammelprinzipien des Frhrn. v. Mirbach vom kirchlichen auf das militärische Gebiet zu übertragen. Soweit ich sehe, hat sich nicht ein einziges Organ gefunden, um die Herren Donnersmarck, Koch und Genossen in Schutz zu nehmen. Die Zeitungen, die diesen Herren politisch und gesellschaftlich am nächsten stehen, schweigen wenigstens klüglich.

Mit öffentlich vertretbaren Gründen läßt sich aber der Plan der Finanzierung des adligen preußischen Leutnants durch die haute finance jeglicher Konfession nicht rechtfertigen. Empfand es Fürst Henckel wirklich als patriotischen Mißstand, daß das preußische Junkertum zu arm sei, um genügenden Offizierersatz zu liefern, so mußte es ihm natürlich unbenommen bleiben, auf Abhilfe zu sinnen. Er konnte entweder eine lebhafte Propaganda für die Erhöhung der Leutnantsgehälter auf gesetzmäßigem Wege entfalten oder er konnte die potentesten seiner Standesgenossen zusammenberufen, um aus dem Überfluß des reichen Adels eine Zehnmillionenstiftung für die Söhne des armen Adels zustande zu bringen. Die deutsche Adelsgenossenschaft und ihr Hilfsverein bewilligen ja bereits seit Jahrzehnten Stipendien für solche Zwecke. Nur daß ihre Mittel sehr beschränkt sind. Wollte Fürst Henckel nicht von den 85 Millionen, die er dem Plutus zufolge besitzt, selber 10 Millionen opfern, um zu zeigen, daß auch einmal ein preußischer Junker für Standesinteressen so generös sein kann, wie es die amerikanischen Milliardäre für öffentliche Zwecke ununterbrochen sind, so brauchte er nur die Herzöge von Ratibor und von Ujest, den Fürsten von Pleß, die Grafen von Schaffgotsch, von Tiele-Winkler und von Ballestrem und noch ein halbes Dutzend anderer zur Zeichnung aufzufordern. Der schlesische Adel allein hätte spielend die 10 Millionen aufgebracht. Eine Stiftung vom Adel für den Adel — wer hätte die Herren daran hindern können oder auch nur hindern wollen?

Gewiß, über die Notwendigkeit einer solchen Stiftung hätte man zweierlei Meinung sein können. Gerade die Offizierslaufbahn ist unter allen „standesgemäßen" Karrieren

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

die billigste. „Der Junge muß Offizier werden," heißt es unendlich oft in den armen adligen Familien. „Wir haben's leider nicht dazu, ihn studieren zu lassen oder ihm gar ein Gut zu kaufen." Es gäbe ja freilich Berufe, wo man noch weniger brauchte, wo man vielleicht sogar Geld verdienen könnte. Z. B., wenn man Kaufmann oder Techniker würde! Aber das würde die Familie als Schande ansehen, mindestens als Deklassierung. Man hat dem preußischen Junkertum oft einen Ruhmestitel daraus zurecht gemacht, daß es sich nicht dem Erwerbe hingegeben, sondern seine Kräfte in dem wenig einträglichen Staatsdienst aufgeopfert habe. Die Tatsache ist, von Ausnahmen abgesehen, richtig. Ganz verkehrt aber wäre es, sich deshalb für die Junker zu erwärmen. Gegen das Geldverdienen an sich haben sie nie etwas einzuwenden gehabt, und mit ihrer „Bodenständigkeit" ist es fast immer in dem Augenblick aus, wo sich ein erfolgreicher Güterhandel abschließen läßt. Wenn sie trotzdem Industrie und Handel fast wie die Pest gemieden haben, so ist das, neben dem Mangel an Befähigung dafür, auf Standeshochmut zurückzuführen. Man dünkt sich zu gut dazu. Nur der Staatsdienst gilt als ehrenvoll. Er gibt außerdem zugleich Macht und gesellschaftliche Stellung. Jeder Landrat ist ein kleiner König. Jeder Leutnant ist als Leutnant hoffähig.

Natürlich vermehrt man weder als Landrat noch als Leutnant sein Vermögen. Aber wenn eine Kaste die Armee und den Zivildienst beherrscht, so bringt das doch seine recht wertvollen, unter Umständen in Mark und Pfennigen ausdrückbaren, Früchte. Als Landrat setzt man vielleicht zu. Aber die Landratskammer sorgt für die Aufhebung der Grundsteuer, die mit einem Schlage der Klasse, aus der die Landräte hervorgehen, Millionen über Millionen in den Schoß wirft. Niemand versteht es besser als das Junkertum, sich nicht nur um das Zahlen zu drücken, sondern sich sogar direkt von der Allgemeinheit subventionieren zu lassen. Eben hat es durchgesetzt, daß die Getreidezollerhöhungen den Wert seines Grundbesitzes um Hunderte von Millionen steigerten. Kaum war die fette Beute auf Kosten des gesamten brotkaufenden Volkes in Sicherheit, so holte die Crême des Junkertums, die sich im preußischen Herrenhause zusammengefunden hat, zu einem vernichtenden Streich gegen die Reichserbschaftssteuer aus. Für jede Liebesgabe wird damit quittiert, daß man die Steuerlast der anderen zu vermehren sucht.

Den Junkern ist aus solcher Politik, so unmoralisch und gemeinschädlich sie auch ist, ein viel geringerer Vorwurf zu machen als den anderen, die sie sich gefallen lassen. Ja, nicht nur gefallen lassen, sondern geradezu herausfordern. Wenn es die Vorfahren unserer Junker, die Raubritter, für ihr gutes Recht hielten, die „Pfeffersäcke" auf der Landstraße in Kontribution zu nehmen, so wehrten sich die Kaufleute wenigstens, wenn es irgend ging. Jetzt sind wir weiter. An die Stelle des Straßenraubes ist der Raub im Wege der Gesetzgebung getreten. Aber die Auszuraubenden setzen sich zum großen Teil nicht zur Wehr, sie protestieren nicht einmal, sie rechnen es sich im Gegenteil zur hohen Ehre an, mit ihrem Scherflein den Luxus der Herrschenden zu bestreiten.

Nichts wird von unseren Junkern mit so dämonischem Hasse verfolgt und mit so vollendetem Unverstand bekämpft wie die Börse. Aber wenn man die Herren der Börse einladet, etliche Millionen ihren bittersten Feinden zur Verfügung zu stellen, damit der Adel im Offizierskorps einen breiteren Raum einnehme als das Bürgertum, dann findet sich — ein Mann der Börse, der dagegen Widerspruch erhebt.

Der Präsident der Reichsbank ist gewiß eine einflußreiche und hochgestellte Persönlichkeit. Aber er könnte alle Minen springen lassen, nie würde er einen Sohn, und wäre er der schneidigste und klügste Offizier, in einem der „vornehmsten" Regimenter, etwa bei den Gardes du Corps oder im ersten Garderegiment, unterbringen können. Ja, wenn er geadelt würde oder sich adeln ließe! Herrn v. Koch ständen alle Regimenter offen. Herr Koch muß sehen, wo er Unterschlupf findet.

Trotzdem plädiert Herr Koch mit schönen Eifer für die Millionenspende zugunsten der adligen Offiziere. Und Herr Ballin, der genau weiß, daß die Juden gesetzwidrig vom Offiziersstand ausgeschlossen werden, übertrifft ihn fast noch an Eifer. Diese Selbstlosigkeit wäre edel, fast erhaben zu nennen, wenn sie nicht dazu führte, den Standesdünkel des Junkertums, seine blinde Überhebung, noch zu verstärken, seine Mißachtung für das Bürgertum noch weiter zu steigern. Wenn ein armer Teufel von Landhandwerker aus Angst vor dem Druck des „Herrn Barons" Mitglied des Bundes der Landwirte wird, so ist das verzeihlich. Er kennt seine Abhängigkeit. Aber die Herren von der Hochfinanz brauchen sich den Kuckuck um die Gunst des Junkertums zu scheren. Sie stehen so unabhängig da wie nur irgend ein Mensch. Sie könnten Herren sein genau wie ihre Standesgenossen in England oder Amerika. Aber freiwillig ducken sie sich und bieten den Herren mit der Partikel vor dem Namen ihre Dienste an.

Es ist der schlimmste Mangel unseres öffentlichen Lebens, daß wir kein selbstbewußtes Bürgertum haben. Zwischen der klassenbewußten Arbeiterschaft auf der einen Seite und der herrschenden Junkerkaste auf der anderen klafft eine gähnende Lücke. Unser Bürgertum enthält eine überreiche Fülle an Intelligenz und wirtschaftlicher Tatkraft. Aber es fehlt ihm der Respekt vor sich selbst und der Wille zur Macht. Willig beugt sich die neue Aristokratie unter die alte.

Das ist das wirklich Bedeutungsvolle an der Geschichte von der Zehnmillionenspende. Viel weniger wichtig ist die staatsrechtliche Seite der Frage, die der „Vorwärts" in den Vordergrund schiebt. Ob der geplante Fonds verfassungsmäßig wäre oder nicht — gewiß, es läßt sich darüber streiten. Natürlich wäre es verfassungswidrig, wenn der Kaiser als Kaiser aus Privatmitteln Ausgaben für das Heer leistete. Aber wenn ihm als Privatmann ein Fonds überwiesen wird, den er vom Hausministerium verwalten läßt, so kann er damit machen was er will, auch Offizieren Zulagen gewähren.

Die Zehnmillionenspende der Börse wäre, wenn sie zustande käme, ein Denkmal der Schande für die deutsche Bourgeoisie.

H. v. Gerlach.

Die deutschen Gewerkvereine

Die deutschen Gewerkvereine, gewöhnlich die „Hirsch-Dunckerschen" genannt, nahmen in der ersten Zeit nach ihrem Gründungsjahr 1868 einen mächtigen Aufschwung. Anfang 1870 zählten sie bereits 30 000 Mitglieder. Von da ab ging es abwärts, zunächst veranlaßt durch den Krieg, dann durch Schwierigkeiten in den gegründeten Hilfskassen, nicht zuletzt auch durch Widerstände aus der Fortschrittspartei, der Herr Dr. Max Hirsch selbst angehörte, diese Schwierigkeiten knüpfen sich besonders an den Namen Harkort. So verminderte sich die anfängliche Begeisterung der Gewerkvereinsmitglieder. Allmählich, ganz allmählich nur stiegen die Vereine wieder; was aber das Schlimmste war, sie gerieten in einen Zustand geistiger Versumpfung; die meisten Intelligenzen zogen sich zurück, die welche blieben, wurden geheimnt, schärfste Zentralisation kam zur Durchführung, und die Ortsvereine verfügten kaum selbständig über größere Geldbeträge. Wer einmal die Geschichte der deutschen Gewerkvereine schreibt, muß ein besonders dunkles Bild der sozialpolitischen Kraftlosigkeit des deutschen Liberalismus in den siebziger und achtziger Jahren zeichnen. Mit Jammer und Wut erfüllt es uns heute, wenn wir auf jene versäumte Zeit zurückblicken, wo die deutsche Arbeiterschaft wie ausgetrockneter Ackerboden nach Pflege und Bewirtschaftung dürstete, wie ein Feld in unermeßlicher Größe da lag und doch kaum beackert wurde, oder besser gesagt, mit ganz unzulänglichen Mitteln bearbeitet wurde. Kein großzügiger Geist leitete die Arbeit.

Wenn man noch vor 5 bis 6 Jahren das agitatorische Arbeiten der Gewerkvereine mit dem der freien Gewerkschaften verglich, so war der Unterschied ähnlich wie der zwischen gewerblichem Klein- und Großbetrieb. Die Gewerkvereinsführer arbeiteten zum größten Teil nach dem Schema des Handwerkers, des kleinen Geschäftsmannes, während man in den sozialistischen Gewerkschaften nach technischen und kaufmännischen Gesichtspunkten voranging. Da war ein großer Beamtenstab, der Ende 1904 660 angestellte Personen umfaßte, man warf große Mittel für die Presse aus und für Flugblätter, man erhob hohe Beiträge, und in der Aus-

Digitized by Google

zahlung von Unterstützungen ging man, wo es angebracht schien, weit über den Rahmen des Statuts hinaus. Charakteristisch ist z. B., daß man aus Konkurrenzorganisationen die Mitglieder mit weitestgehenden Rechten übernahm, daß man stundenweise Arbeitslosenunterstützung auszahlte, daß der Metallarbeiterverband bei der Iserlohner Aussperrung, trotzdem er nur mit wenigen Mitgliedern beteiligt war, die Aufbringung des Löwenanteils der Unterstützungen übernahm.

Anders in den Gewerkvereinen. Beamtenanstellungen in den Provinzen wurden abgelehnt, weil sie „das Vertrauen zum Hauptvorstande untergraben", das Preßwesen blieb jahrzehntelang auf demselben Niveau, niedrige Beiträge hielt man für das Allheilmittel, der „Gewerkvereinsgroschen" erlangte eine Berühmtheit. Wir sind heute nicht mehr geneigt, die Schuld daran dem Anwalt der deutschen Gewerkvereine Herrn Dr. Hirsch allein aufzuladen. Er hat es in seinen jüngeren Jahren anders gewollt, freilich besaß er nicht die Kraft, um gegen den sozialpolitischen Unverstand seiner Parteifreunde aufzukommen.

Ende 1900 setzte in den Gewerkvereinen eine mächtige Opposition gegen das alte System ein. In Düsseldorf wollten diejenigen, die an einer Modernisierung der Gewerkvereine arbeiteten, ein Arbeitersekretariat errichten. Der Zentralrat verweigerte jegliche Mittel dazu und warnte die Mitglieder, freiwillige Beiträge zu zahlen. In die dadurch entstandene Erregung fiel Dr. Hirschs Rede im Abgeordnetenhaus zum Berliner Straßenbahnerstreik, wo Hirsch im Auftrage der freisinnigen Volkspartei dem Minister für seine Haltung das Vertrauen aussprach. Das schlug dem Faß den Boden aus. Ein Sturm der Entrüstung ging durch die Reihen der Mitglieder. Die „Düsseldorfer" gründeten sich ein eignes Wochenblatt, den „Gewerkvereinsboten". Flugs wurde vom Generalrat der Maschinenbauer der Redakteur ausgeschlossen. Dennoch verbreitete sich die Bewegung über ganz Rheinland-Westfalen aus. Ortsvereine wurden aufgelöst, Vorsitzende abgesetzt usw. Es half aber nichts, der Stein war im Rollen, die Gewerkvereinler erwachten zum gewerkvereinlichen Klassenkampf. In den maßgebenden Gewerkvereinen fiel der Revers, der jeden sozialdemokratisch Gesinnten von den Gewerkvereinen ausschloß, mit dem Einfluß der freisinnigen Volkspartei innerhalb der Gewerkvereine ging es bergab.

Die hauptsächliche Opposition ging im Gewerkverein der Maschinenbau- und Metallarbeiter vor sich, der die zweitstärkste Metallarbeiter-Organisation in Deutschland ist und voraussichtlich mit jetzt 50 000 Mitgliedern auch bleiben wird. Schon auf dem Delegiertentag dieses Vereins von 1902 mußte er der modernen Strömung große Konzessionen machen, unter anderem in der Anstellung besoldeter Agitationsbeamter, die man freilich vorläufig noch nicht in die Provinz setzte, sondern entsprechend dem Prinzip der Zentralisation von Berlin aus nach Bedarf wegsandte. Mit dieser Konzession waren die Oppositionellen nicht zufrieden. Es entstanden neue Gegensätze, die mit den schärfsten Waffen ausgekämpft wurden, besonders in Rheinland-Westfalen. Anfang 1904 entstand an der Zentrale eine Palastrevolution, die den bisher leitenden Generalsekretär Rob. Mauch hinwegfegte. An seine Stelle traten neue Männer und aus dem Boden, den die Opposition vorbereitet, zogen diese „jüngeren Kräfte", an ihrer Spitze Gust. Hartmann, Joh. Trabert und Wilh. Gleichauf neue Nahrung. Obwohl wir auch mit ihnen in den Kampfeszeiten heftige Sträuße ausgefochten, erfordert es die Gerechtigkeit, heute, im Morgenrot glänzender Erfolge der Opposition, ihrer zu gedenken als wesentlicher Mithelfer. Schon Anfang 1904 fand sich ein Weg, wie man zunächst ohne Generalversammlung dem Drängen nach angestellten Agitationsbeamten gerecht werden konnte und was als Provisorium sich schon gut bewährt, das hat der in der Pfingstwoche in Chemnitz abgehaltene Delegiertentag befestigt und, in vor zwei Jahren noch ungeahnter Weise, ausgebaut. Es ist meine Aufgabe, die hauptsächlichsten Beschlüsse und ihre Bedeutung an dieser Stelle zu skizzieren.

Ein besonderer Punkt der Tagesordnung war: Die Stellung des Gewerkvereins in der Arbeiterbewegung. Die Behandlung dieses Themas war nötig, und wenn sie auch nicht vollständig das ergab, was man hätte erwarten dürfen, so können wir doch allen, die die Arbeiterbewegung und die anscheinend oft widerspruchsvolle Haltung einzelner Glieder derselben verstehen wollen, nur dringend empfehlen, diese Verhandlungen zu studieren. Die Existenz mehrerer Richtungen in der deutschen Arbeiterbewegung ist nun einmal Tatsache. Man kann das bedauern, aber nicht ändern und muß so damit rechnen, was wir gerade dem Teile des deutschen Liberalismus empfehlen möchten, der den Arbeiterfragen Verständnis entgegenbringt. Die verschiedenen Richtungen streiten um die Vorherrschaft, was zu unangenehmen Kämpfen führt. Von gegenseitigem Nachgeben ist da keine Rede. Lange waren die Gewerkvereine die Friedfertigen, die aus dem Gefühl allgemeiner Arbeitersolidarität heraus alles mitmachten. Wie grausam wurden wir enttäuscht! Die freien Gewerkschaften als Bundesgenossen pflegen mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, wenn sie für sich einen Sondervorteil herausschlagen können, auf Verträge und Abmachungen mit den Bruderorganisationen zu pfeifen. Daß sie einen allgemein als verloren anerkannten Streik noch wochenlang aufrecht erhalten, bloß um die minderstarke mitkämpfende Konkurrenzorganisation finanziell zu ermatten und sie dann zu zertrümmern, wenigstens den Versuch dazu zu machen, beweist uns in der neuesten Zeit Weißenfels. Und daß sie Lohnbewegungen, wo andere Organisationen mitbeteiligt sind, insgeheim von langer Hand vorbereiten, dann plötzlich dem anderen die Pistole auf die Brust setzen und von ihm verlangen, du mußt mitmachen, kommt täglich vor. Und lehnt dann die andere Richtung ab, weil sie doch an keiner Vorarbeit teilgenommen, mit anderen Worten verlangt sie mit zu entscheiden und nicht bloß kommandiert zu werden, dann kommt der ganze Preß- und Agitatorenstab der freien Gewerkschaften, redet von Streikbruch, Arbeiterverrat, Unternehmerschutztruppe usw. Und viele Leute der Bildungsschicht lassen sich betören und glauben dem Geschrei. Das waren die Gesichtspunkte, die dem genannten Referat zugrunde lagen und mit der Annahme folgender Resolution endeten:

„Der immer mehr vor sich gehende Zusammenschluß der Unternehmer zu festen Verbänden und die sich hierin äußernde verstärkte Widerstandskraft der Unternehmer gegenüber den zeitgemäßen Forderungen der Arbeiterschaft, die in letzter Zeit besonders häufig in die Erscheinung tretenden Massenaussperrungen von Arbeitern durch die Unternehmerverbände und die hierdurch hervorgerufene gewaltige Erschütterung unseres gesamten wirtschaftlichen Lebens, führen unbedingt dahin, daß Einrichtungen geschaffen werden müssen, durch welche auf gleichberechtigter Grundlage beide Produktionsfaktoren auf dem Wege der Verhandlung miteinander in nähere Verbindung treten, um möglichst stabile Verhältnisse zu schaffen.

Diese Einrichtungen sind mit wenig Mühe und Kosten als Schlichtungskommissionen bei Einführung von Tarifen zu treffen. Es ist daher eine der Hauptaufgaben des Gewerkvereins der Deutschen Maschinenbau- und Metallarbeiter, gemäß der bereits auf den Verbandstagen der Deutschen Gewerkvereine in Magdeburg 1898 und Hannover 1904 beschlossenen Resolutionen über die Besserung der Arbeits- und Lohnverhältnisse, für die Verwirklichung von Tarifgemeinschaften einzutreten.

Unter Hinweis auf die angeführte Resolution von 1898 erklärt der 13. ordentliche Delegiertentag des Gewerkvereins der Deutschen Maschinenbauer und Metallarbeiter:

1. daß bei allen Unternehmungen zur Verbesserung der Arbeitsverhältnisse oder zur Abwehr von Verschlechterungen unter allen Umständen zuerst der Weg der Verständigung und Einigung beschritten werden muß;
2. daß bei Erfolglosigkeit friedlicher Versuche, nach genauer Prüfung der etwaigen Chancen und bei dem Vorhandensein genügender Geldmittel nur mit Zustimmung des Generalrats bezw. der Hauptleitung in den Ausstand eingetreten werden darf;
3. daß der Gewerkverein überall, wo seine Mitglieder an irgendwelchen Bewegungen anderer Organisationen beteiligt sind, von vornherein auch das Recht der Mitberatung für sich in Anspruch nimmt;
4. daß sich der Gewerkverein das Recht vorbehält, überall dort, wo er von anderen Organisationen nicht als gleichberechtigt anerkannt wird, die Unterhandlungen mit den Unternehmern selbständig zu führen.
5. Die Mitglieder werden ersucht, nach Maßgabe dieser Grundsätze für Verbesserung der Arbeitsverhältnisse energisch einzutreten. Der Generalrat, als Leitung des Gewerkvereins, wird mit der Durchführung dieser Bestimmungen beauftragt."

Damit hat der Gewerkverein wieder betont, daß er auf dem Boden des Lohnkampfes steht, den Streik aber nur benutzen will als letztes Mittel. Ferner aber, und das ist der wichtigste Teil, er ist bereit mit allen Organisationen Schulter an Schulter zu kämpfen für Verbesserung der Arbeitsverhältnisse, verlangt aber von vornherein mit zur Vorberatung herangezogen zu werden und an allen Verhandlungen mit teilzunehmen. Glaubt eine Konkurrenz-

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

organisation Vorberatungen und Verhandlungen allein führen zu können, will sie den Gewerkverein nicht anerkennen, dann führe sie auch ohne unsere Hülfe die Bewegung allein durch. Der Gewerkverein beteiligt sich nicht und zieht alle Konsequenzen daraus.

Wenn eine Arbeiterorganisation größere Aufwendungen für Agitation machen will, muß sie zuerst ihre Einnahmen stärken, d. h. die Beiträge erhöhen. Jahrzehntelang herrschte in den Gewerkvereinen der 10 Pfg.-Beitrag, nachdem man vor 1876 einen Groschen, also 12 Pfg. erhob. Bissig veranlagte Leute sagen, man hätte damals mit dem neuen Gelde noch nicht rechnen gekonnt, sonst hätte man die Beiträge nicht noch ermedrigt. Erst 1898 kam man zu einer Erhöhung auf 15 Pfg., 1903 auf 20 Pfg. pro Woche, wesentlich wegen der Folgen der wirtschaftlichen Krise. Das Vermögen betrug 1901 die Summe von 506 435,82 Mk., sank in 1902 auf 466 326,11 Mk., um mit Schluß 1904 auf 527 077,64 Mk. oder 12 Mk. pro Kopf zu steigen. Um bessere Agitationseinrichtungen schaffen zu können, wurde jetzt der Beitrag auf 25 Pfg. erhöht. Leider ging der Betrag von 30 Pfg. nicht durch, er erhielt nur $^1/_6$ der Stimmen. Als Grund wurde nicht unzutreffend angeführt, daß die Gewerkvereine mehr als irgend eine andere Organisation Mitglieder in ländlichen Industrieorten haben, die man mit allzu hohen Beiträgen abstößt. Es sei besser, zunächst diese festzuhalten und auf der nächsten Tagung 1908 auf Grund einer einzubringenden Vorlage Staffelbeiträge einzuführen. Der Gedanke der Staffelbeiträge erwirbt sich überhaupt mehr und mehr Anhänger. Es sei hier gleich erwähnt, daß die beschlossenen Ausgaben in spätestens ein bis zwei Jahren eine weitere Steigerung der Beiträge nötig machen, wogegen dann auch kaum noch ein ernstlicher Widerspruch auftauchen dürfte.

Der wichtigste Beschluß war der, zwölf Bezirksleiter in den einzelnen Teilen Deutschlands anzustellen. Um dies Prinzip drehten sich wesentlich die jahrelangen Kämpfe. Diese Bezirksleiter sind die selbständig arbeitenden Vertreter des Hauptvorstandes. Sie reisen fortgesetzt in den Vereinen herum, feuern Vorstände und Mitglieder an, leiten die Wahlen und vor allem die Lohnbewegungen. Für letzteres Gebiet werden sie sich wohl als Spezialisten ausbilden. In jedem Jahre, mindestens einmal, treten diese Beamten mit dem Hauptvorstand in Berlin zu einer Sitzung zusammen, wo vor allem taktische Fragen zur Beratung gelangen. Das Gehalt beträgt monatlich 150 Mk. von Jahr zu Jahr um 10 Mk. steigend bis 200 Mk. Höchstgehalt. Das Anfangsgehalt ist jedenfalls zu gering, da die meisten anzustellenden Beamten in ihrem Arbeitsverhältnis mehr verdienten. Die Dinge beweisen aber die Hohlheit des Geredes von den sich „mästenden" Arbeiterführern. Der gesamte Kostenpunkt dieser Anstellung beträgt rund 60000 Mk. pro Jahr.

Die Verwaltungsarbeiten in einer modernen Arbeiterorganisation sind aber so groß, daß größere Zahlstellen schon einen Beamten für sich gebrauchen. Eine übersichtliche Buchführung, die Einziehung der Beiträge, die Austeilung der Fachblätter, die Indienststellung eines weitverzweigten Vertrauensmännersystems in allen Werkstätten erfordern eine derartige Menge Arbeit, daß man sie im Nebenamt nicht mehr verrichten kann. Schon bisher war es möglich, und zwar seit Anfang 1904, solche Lokalbeamte anzustellen. In zehn Fällen, und zwar meist im Westen Deutschlands, war davon Gebrauch gemacht worden, und die Hauptkasse trug von diesen, mit je etwa 3500 Mk. Kosten pro Jahr verbundenen Anstellungen, zwei Fünftel. Auf Grund der Erfahrungen wollte man einen Anreiz zur Erweiterung dieses Systems schaffen, und so trägt in Zukunft die Hauptkasse drei Fünftel der Kosten. Mit einigem Optimismus kann man annehmen, daß nach Ablauf von drei Jahren der Gewerkverein der Maschinenbauer einen Beamtenapparat von 50—60 Personen hat. Als Vergleich sei hier der Metallarbeiterverband angezogen, der Ende 1904 im ganzen 104 angestellte Beamte hatte.

Über einen wesentlichen Punkt wunderte man sich, wenn man sich bisher in den Gewerkvereinen umsah, nämlich über das geringe Verständnis, wenn nicht gar über die Verständnislosigkeit, mit der man der Presse gegenüber stand. Das Organ des Gewerkvereins der Maschinenbauer, des größten und kapitalkräftigsten, machte einen geradezu kläglichen Eindruck. Kein anfeuernder Artikel, kein weiteres Ziel im Auge, Nachricht an Nachricht, Roman an Roman, ellenlange technische Briefkasten nahmen den Raum weg. Der Redakteur war ein alter, in Ehren grau gewordener Mann, der nichts anderes war als ein Denkmal alter Zeiten. Das allgemeine Vorwärtsstreben hat auch hier zu einer Änderung geführt. Das Blatt wird vom 1. Januar 1906 ab wesentlich vergrößert, und als Redakteur fungiert in Zukunft ein lange verborgenes schriftstellerisches Talent, Wilh. Gleichauf. Wenn er das Blatt in Flor zu bringen weiß, wird es erst die Tätigkeit der Agitationsbeamten lebendig machen können.

So wurden noch manche treffliche Beschlüsse gefaßt, die im einzelnen darzulegen hier zu weit führen würde. Wir gingen mit wesentlichen Wünschen nach Chemnitz, abgesehen von Einzelheiten blieb nichts unerfüllt. Manche Unterstützungsarten wurden erhöht und verbessert. Ein moderner Geist fließt durch den Gewerkverein der Maschinenbauer und wird sich von da aus auf die übrigen Gewerkvereine verbreiten. Einige allgemeine Bemerkungen über diese neuere Entwicklung seien uns in einem weiteren Artikel gestattet.

Düsseldorf. A. Erkelenz.

Unsere Bewegung

Anmeldungen und Anfragen betr. Organisation gehen an den Wahlverein der Liberalen zu Händen des Herrn Friedrich Weinhausen, Berlin SW., Dessauerstr. 1 ptr.

Auerbach i. V. Am 25. d. M. hielten wir unsere erste Wanderversammlung in Falkenstein ab, die von Mitgliedern, Hilfelesern und Gästen sehr zahlreich besucht war (unter ihnen auch der nationalliberale Landtagsabgeordnete Bleyer). Herr Weidauer aus Plauen sprach in überaus klarer, begeisternder Weise über: „Was fordert die politische Gegenwart vom Staatsbürger?" Nach einem Rundblick über die gegenwärtige politische Situation der äußeren und inneren Politik beleuchtete er die Stellung und Ziele der politischen Parteien und kam zu dem Ergebnis, daß nur durch den Liberalismus, die große deutsche Linke, der Weg zu einer besseren politischen Zukunft gebahnt werden könne. Den Anwesenden empfahl er angelegentlichst den Beitritt zum Liberalen Wahlverein. Nach stürmischem Beifall führte der Vorsitzende, Herr Bauer, aus, daß der Liberalismus nichts vermöge, wenn die liberale Bevölkerung sich nicht organisiere, und forderte zum Beitritt zum Nationalsozialen Verein Auerbach i. V. und zum Lesen der „Hilfe" auf. Wir gewannen denn auch eine ganze Reihe neuer Mitglieder und Hilfeleser. An der Debatte beteiligten sich die Herren Prof. Dr. Thrändorf, Lehrer Nigrini und Fabrikant Kapp. Der Bücher- und Schriftenverkauf war wiederum ein reger. Wir können jedem Verein nur raten, sich ein Kommissionslager der Schriften aus dem Hilfeverlag beizulegen. Der Erfolg lohnt die geringe Mühe.

Plauen i. V. Eine gutbesuchte Mitgliederversammlung unseres Kreisvereins am 21. d. M. im „Tunnel" bewies, daß wir nicht in politischen Sommerschlaf versunken sind. Weidauer sprach über die innerpolitische Lage mit besonderer Berücksichtigung der bevorstehenden sächsischen Landtagswahlen; Dr. Ehrentraut beleuchtete die insbesondere durch den Verlauf des russisch-japanischen Krieges geschaffenen Veränderungen in der Weltpolitik. Schriften des Hilfeverlages fanden starken Absatz. Der Verein beschloß seinen Beitritt zum Nationalsozialen Preßverein. — Auch die künftigen Mitgliederversammlungen sollen im „Tunnel" stattfinden, die nächste am Mittwoch, den 5. Juli. — Die „Hilfe" liegt aus im „Tunnel", Café Trömel und in Pöschels Restaurant.

Hamburg. Der erste Akt des Trauerspiels „Kampf ums Wahlrecht gegen bürgerliche Reaktion" ist zu Ende. Die Senatsvorlage wurde einem Ausschuß überwiesen. Nur drei entschiedene Gegner der Vorlage sind in den Ausschuß gewählt, 1 Sozialdemokrat und 2 Bürgerliche; außerdem 10 Anhänger der Vorlage. Wie der Entwurf vom Ausschuß zurückkommen wird, ist klar. Fraglich ist, wann die Kommissionsberatungen zu Ende sein werden. Mit der Parole „Jetzt oder nie!" ist der Entwurf vom Senat eingebracht worden; es ist möglich, daß die Mehrheit der Kommission mit der größten Beschleunigung zu arbeiten versucht und daß die Mehrheit der Bürgerschaft den Entwurf zu Beginn der Herbstsession mit Hurra durchzudrücken versucht. Da werden wir immer auf dem Posten sein müssen. Leider verfällt das sozialdemokratische Echo, das sich während der ersten Phase des Kampfes gemäßigt und objektiv verhielt, in den alten Fehler, im Liberalismus den Feind zu sehen und die liberalen Gegner der Vorlage anzugreifen. Damit sinken die Aussichten, die bürgerliche Opposition zu verstärken. So verringert die Sozialdemokratie die Möglichkeit, den Arbeitern das jetzige Wahlrecht ungeschmälert zu erhalten. In den letzten Wochen war unsere Tätigkeit vorwiegend in die Bürgervereine verlegt. In Großborstel protestierte der dortige Verein nach einem Referat unseres Mitgliedes Oberlehrer Berg einstimmig gegen die Wahlrechtsänderung. Im Bürgerverein Hoheluft referierte ein

Digitized by Google

hervorragender Vertreter der Wahlentrechtung unter Assistenz anderer bürgerschaftlicher Wahlrechtsfeinde. Da traten Dr. Petersen und Berg gegen ihn auf, brachten seine Resolution zur Ablehnung und eine den Entwurf verwerfende Resolution zur Annahme. In einer öffentlichen Versammlung unserer Bezirksgruppe St. Georg-Hohenfelde sprach Dr. Petersen in außerordentlich klarer und maßvoller Weise über „Liberalismus, Bürgertum und Wahlrecht". Die Versammlung war stark von Mitgliedern der Bürgervereine besucht und erklärte sich einstimmig gegen die Wahlentrechtung. — Im Liberalen Verein zu Altona hielt Haupt einen Vortrag über den Evangelisch-sozialen Kongreß, insbesondere über den Vortrag Dr. Sievekings: „Die Bedeutung der Arbeiter-Organisationen für Wirtschaft und Kultur". Durch die liberale und sozialdemokratische Presse geht ein größeres Referat über einen Vortrag Haupts im Hamburger Mieterverein: „Mittelstand und Wohnungsfrage". — Nun wollen auch wir die Versammlungsarbeit einschränken und versammeln uns jeden Montag abend (siehe Inserat) in der „Alsterlust". Auswärtige Freunde, die Hamburg berühren, sind uns dort herzlich willkommen.

Soziale Bewegung

Die evangelischen Arbeitervereine Deutschlands haben in Breslau ihre diesjährige, wenig beachtete Gesamtverbandstagung abgehalten. Nach Lic. Webers bekannten summarischen Angaben sollen dem Gesamtverband zurzeit 500 Vereine mit 81000 Mitgliedern angehören. Sie haben im ganzen Jahre 9775 Mk. für den Verband aufgebracht, d. h. ziemlich genau 12 Pfg. pro Kopf. Da außer den Verbandsbeiträgen den allermeisten Vereinen (dank wohlhabender Freunde und Ehrenmitglieder!) keine weiteren nennenswerten Beitragslasten erwachsen, ersieht man schon aus diesen geringen Leistungen die unzureichende Kraft der evangelischen Arbeiterbewegung. Die Hauptstärke des Verbandes besteht denn auch immer noch in zahlreichen Petitionen seines rührigen Vorsitzenden an den Reichstag, den Bundesrat, die Regierungen und Landtage der Einzelstaaten und alle möglichen anderen Behörden. Daß aber selbst in diesen Kreisen, das heißt freilich unter den in Breslau versammelten weitsichtigeren Vertretern der Gesamtbewegung, gewerkschaftliches Empfinden mit Gewalt einzieht, das beweist der Umstand, daß ein aus der Mitte der Versammlung gestellter Antrag auf Ausschluß der ländlichen Arbeiter vom Koalitionsrecht abgelehnt wurde! Worüber alle großen und kleinen konservativen Blätter natürlich höchst erbost sind.

Die nichtsozialdemokratischen Bergarbeiter-Organisationen haben infolge des großen Bergarbeiterstreiks mehr und mehr dasselbe Gepräge bekommen, wie der sozialdemokratische Bergarbeiterverband. Der Gewerkverein christlicher Bergarbeiter hat am Sonntag auf seiner letzten Generalversammlung dieselbe verurteilende Stellung zum neuen preußischen Berggesetz eingenommen, wie es vor Kurzem in Berlin die sozialdemokratische Richtung des „alten Verbandes" tat. Am auffälligsten ist die Wendung gegen das „unzeitgemäße" Prinzip des patriarchalischen Arbeitsverhältnisses" in der Resolution der christlichen Generalversammlung. Von solcher Auffassung des Arbeitsverhältnisses bis zu dem in der Sozialdemokratie üblichen, von der christlichen Arbeiterbewegung bis jetzt aber immer perhorreszierten Kampfstandpunkt ist nur ein kleiner Schritt. Übrigens hat sich die christliche Bergarbeiterorganisation infolge des Generalstreiks nahezu verdoppelt und zählt heute mehr als 80000 Mitglieder. — Die Hirsch-Dunckerschen Bergarbeiter haben am 11. und 12. Juni zu Eickel i. W. ihre siebente Generalversammlung abgehalten, zu der 20 Vertreter aus dem Ruhrgebiet, Sauerland, Siegerland und Schlesien erschienen waren. Die Mitgliederzahl hat sich auch in dieser Bergarbeiterorganisation seit der letzten Generalversammlung mehr als verdoppelt und beträgt jetzt 1530. Lebhaft geklagt wurde über Maßregelungen durch Grubenbeamte und unlautere Konkurrenzmanöver Andersorganisierter. Während des Generalstreiks ist an die beteiligten Mitglieder 5 Wochen lang die volle Streikunterstützung gezahlt worden. Die Generalversammlung beschloß mit großer Mehrheit, den Hauptvorstand zur Einrichtung einer Streikunterstützungskasse mit freiwilligem Markenvertrieb aufzufordern. Der Beitrag wurde von 10 auf 25 Pfg. für das Ruhrgebiet, und auf 20 Pfg. wöchentlich für die anderen Distrikte erhöht. Die Arbeitslosenunterstützung soll in Zukunft nach einjähriger Mitgliedschaft 6 Mk., nach 3jähriger 10 Mk. betragen, verheiratete Gemaßregelte sollen 12 Mk., ledige 10 Mk. erhalten. Man sieht, daß auch diese schwächste unter den Bergarbeiterorganisationen nach dem letzten großen Generalstreik einen Anlauf zu neuer Arbeit und größeren Erfolgen nimmt.

Der zweite ordentliche Genossenschaftstag des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine der in der Stuttgarter „Liederhalle" letzte Woche mit 428 Vertretern versammelt war gab einen wirkungsvollen Eindruck von der aufstrebenden Macht des Konsumvereinswesens in Deutschland. Daß Graf Posadowsky die Entsendung eines Kommissars für „nicht angängig" erklärte, ist zwar nach den unliebsamen Debatten, die sich in sozialdemokratischen und gewerkschaftlichen Blättern an die offizielle Beteiligung beim Stuttgarter allgemeinen Gewerkschaftskongreß geknüpft haben, begreiflich; immerhin hätte jedoch auch das Reichsamt des Innern dieselbe Weitherzigkeit wie die württembergische Staatsregierung und die Stuttgarter Stadtvertretung beweisen dürfen, die trotz der gleichen früheren Erfahrungen auch diesmal wieder vertreten waren. Ein charakteristisches Gepräge verleihen der Konsumgenossenschaftstagung in der Regel die zahlreichen ausländischen Gäste und ihre langen Ansprachen. Auch diesmal war es so. Man hat ihnen sogar eine ganze Abendsitzung einräumen müssen. Die Verhandlungen der folgenden Tage drehten sich im übrigen hauptsächlich um Organisations- und Geschäftsfragen, die für den Genossenschaftler natürlich sehr wertvoll, für die Allgemeinheit dagegen nicht immer interessant sind.

Aus der Privatbeamtenbewegung. Über die Vertretung der Angestellten in Arbeitskammern sprach kürzlich in einer vom Ausschusse der Privatbeamtenvereine von Berlin und Umgebung veranstalteten Versammlung der Reichstagsabgeordnete Dr. Potthoff. Er ging dabei von den zwei Voraussetzungen aus: 1. daß es sich hier um eine Frage des gesamten Standes handele, um eine möglichst geschlossene Vertretung aller Gruppen der Angestellten; 2. daß heute weder besondere Angestelltenkammern noch einseitige Arbeiterkammern zu erlangen seien; daß also die Frage heute praktisch laute: Wie ist eine gute Vertretung der Angestellten im Rahmen der zu schaffenden paritätischen Arbeitskammern möglich? Dr. Potthoff kam zu folgenden Ergebnissen: eine gerechte Vertretung der Angestellten ist nicht möglich in Arbeitskammern, die den heutigen Gewerbegerichten angegliedert werden. Es müßte zunächst das Gewerbegericht gründlich umgestaltet und seine Zuständigkeit auf sämtliche technischen Angestellten ausgedehnt; für diese müßten besondere Abteilungen geschaffen werden und möglichst auch Gewerbe- und Kaufmannsgericht vereinigt und zu einem Arbeitsgerichte ausgestaltet werden. Möglich ist die Vertretung der Angestellten in selbständigen, unabhängigen Arbeitskammern, wenn diese aus drei Abteilungen: Arbeitgeber, Angestellte, Arbeiter bestehen. Einfacher, billiger und gerechter aber wäre es, wenn man die bestehenden Handelskammern zu solchen paritätischen, dreiteiligen Arbeitskammern umbildete. Wichtig waren auch besonders folgende Hinweise des Redners: In einer solchen paritätischen Vertretung haben die Angestellten wichtige Aufgaben zur Förderung des sozialen Friedens. Ihre Beteiligung führt zu einer Stärkung des Standes, seines Einflusses, aber auch seiner Anteilnahme am wirtschaftlichen und sozialen Leben. Beides liegt im allgemeinen Interesse. Voraussetzung für eine gedeihliche Wirksamkeit der Angestelltenvertretung ist eine starke, zielbewußte Organisation der verschiedenen Gruppen, ohne die den Beisitzern die nötige Festigkeit nach oben und nach unten fehlen würde.

Städtischer Mietszuschuß für Arbeiter. Frankfurt a. M., das in kommunaler Fürsorge an der Spitze der deutschen Städte marschiert, hat neuerdings seine vorbildliche Arbeitsordnung für die Gemeindearbeiter noch verbessert. Wir finden dort vorgesehen: Lohnfortzahlung an Wochenfeiertagen, bei Krankheit, Unfall, militärischer Übung und bei Erholungsurlaub, ferner Unterstützung der Hinterbliebenen, Sterbegeld, aktives und passives Wahlrecht. Besonders bemerkenswert ist aber die bisher nur noch in Straßburg erprobte Zubilligung eines Mietszuschusses für die städtischen Arbeiter. Er soll nur den ständigen, mit größerer Kinderzahl gesegneten Arbeitern zugute kommen, und zwar in Höhe von monatlich 5 Mk., sofern und solange sie 3 oder 4 Kinder, die das 15. Lebensjahr noch nicht vollendeten, zu ernähren haben, in Höhe von 10 Mk. monatlich bei fünf oder mehr Kindern. Dabei wird kein Unterschied zwischen ehelichen und unehelichen Kindern gemacht. Die beiden einzigen Schönheitsflecke an dieser Arbeiterfürsorge: daß sie nur von ständigen Arbeitern und auch von ihnen nicht als einklagbares Recht beansprucht werden kann, werden hoffentlich mit der Zeit noch verschwinden.

Briefkasten

München. Es ist wieder versäumt worden, uns einen Bericht über die Versammlung zu senden, in der Naumann gesprochen hat. Läßt sich nicht eine pünktliche und zuverlässige Berichterstattung einführen? Wie lange soll es noch so weiter gehen!

Kaufmann L. in Hamburg. Sie haben uns zum Quartalswechsel 23 neue Leser gewonnen? Alle Achtung! An eine solche Wirkung der „Hilfe"ansichtskarten hätten wir selbst nicht geglaubt.

Dr. v. B. in Hagen. 1. Natürlich wissen wir, daß wir viele stille Anhänger haben, die erst herausgehen, wenn eine Organisation gegründet ist. 2. Ihr Wunsch wird wahrscheinlich in Erfüllung gehen.

Monteur R. in Stuttgart. Der betreffende Aufsatz ist Engels' letzte Arbeit gewesen.

A. in Dresden. Anonymes wandert in den Papierkorb.

R. F. in Breslau. In Betracht kommt § 119 B. G. B.

Landwirt M. in Wolfersdorf. Sie halten nichts mehr von den Antisemiten? Da haben Sie schwer recht. Man wird Ihnen desto mehr Gehör schenken, je besser Ihre Genossenschaft floriert.

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Eugen Katz in Berlin. — Druck von Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 12.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES
Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 26. Berlin, 2. Juli 1905

Vorsicht

Die „Pfaffenlehre" von der moralischen Verruchtheit aller Ungläubigen hat sich in der Erfahrung nicht bestätigt. F. A. Lange.

Sie saßen zusammen in einem frommen Verein. Ein Redner aus der Großstadt war gekommen. Er schilderte die Sünden der Masse in grellen Farben: „Die Jugend ist durchaus verderbt und verkommen; die Leute glauben nichts mehr; Sitte und Zucht geht dahin; alles kommt herunter; die alten Zeiten mit ihrer Frömmigkeit und Ehrbarkeit sind verachtet; wir treiben dem Abgrund zu." So floß ihm die Rede geläufig vom Mund und sie hörten ihm andächtig zu. Es war so schaurig schön. Ach! zu diesen Leuten gehörte man selbstverständlich nicht! Es ist so prickelnd, die Sünde anderer zu sehen, und sie mit gieriger Hand zu betasten. Und nachher geht man hinaus in die Mondnacht und bleibt der alte Mensch und — sündigt.

Alle, welche Menschen erlösten, glaubten an sie. Sie trauten dem gefallenen Weib noch Gutes zu und sahen in dem Gefangenen stets den Menschen. Wer retten und gewinnen will, muß nicht schlagen, sondern ziehen, nicht schelten, sondern anerkennen, nicht niederwerfen, sondern Mut machen und aufheben. Das wirklich Schlechte ist so schlecht, daß es nicht einmal die Kraft hat, auf die Dauer eine abschreckende Wirkung auszuüben. Wie hat man sich im Volk gewöhnt, die krassesten Beschreibungen der menschlichen Schlechtigkeit in Predigt und Unterricht mit anzuhören, ohne daß dadurch etwas gebessert worden wäre. Ich möchte beinahe sagen: man genießt sie. Je schärfer die Worte, desto sauberer meint man nachher selbst zu sein. Sittliche Wirkung übt im letzten immer nur das Gute. Wovon man viel redet, das wird immer als Macht respektiert. Man stärke darum die Achtung vor der wirklichen Macht des Guten, und schenke der Schlechtigkeit gar nicht die Ehre, sie immer in ihrer scheinbaren Mächtigkeit zu stärken. Holt das Gute aus den Kindern und den Alten! Es ist genug Gold in die Herzen gelegt von Gott, ihrem Vater; ihr müßt nur schürfen.

Vor allem aber Vorsicht im Urteilen über Massen, Stände, Berufe! Nichts bequemer, als über „die" Jugend schelten, „das" Kapital verdammen und „die" Arbeiter verachten. Man enthebt sich damit der schweren Aufgabe, wirklich zu studieren, die Einzelheiten zu sehen, zu vergleichen, zu messen. Die meisten dieser Massenurteile rechnen auf wenig Bildung, noch weniger Geschmack und am wenigsten auf Liebe. Ehe man die Seele eines Standes, den Charakter eines Volkes mit einer sittlichen Note zu versehen sich erkühnt, denke man an seine eigenen Kinder und Freunde, nicht aus Schwächlichkeit, sondern aus Christensinn. Denn Jesus erhob, ermutigte, erfreute; so gewann er die Welt. **Traub.**

Die Krankheit des Niederganges

III.

Die Frage, die wir also zunächst zu beantworten hätten, wäre folgende: Wie äußert sich das Décadente in der Dichtung? Es kann darauf geantwortet werden, daß die ästhetischen Äußerungen der Décadence sich ziemlich eng an den Verlauf der eigentlichen Krankheit anschließen. Im ersten Stadium der Décadence, im Stadium der erschöpften Sinne, finden wir eine raffinierte Spielerei mit allerlei angenehmen Sensationen, die dazu dienen sollen, die Sinne zu stacheln. Die Erotik dieser Dichter ist sehr schwül, sehr prickelnd, mit einem starken Duft der Demimonde, und verliert sich in den schlimmsten Fällen ins Perverse und Widernatürliche. Die Beispiele, besonders in der modernen Lyrik, sind so zahlreich, daß sie vermutlich jedem von selbst einfallen. Es gibt ja eine geradezu erschreckende Menge von lyrischen Gedichten, auch solche von Frauen, in denen Sadismus, Masochismus und andere Dinge ihr Wesen treiben. Natürlich soll gar nicht geleugnet werden, daß diese décadente Kunst auch über gewisse Vorzüge verfügt. Jedes Ding auf Erden hat ja zwei Seiten, und schließlich hat selbst die Pest ihre Vorzüge, da sie den Menschen ja ohne Zweifel an die Gewalt des Todes gewöhnt und ihn die Nichtigkeit alles Irdischen lehrt. Wenn aber selbst die Pest ihre Vorzüge hat, warum sollte die décadente Kunst keine haben? Man findet in diesem Stadium der dekadenten Produktion eine weitgehende sinnliche Verfeinerung. Die Sinne, die von normalen Reizen nicht mehr berührt werden, schärfen natürlich den Blick für die Nuancen, schärfen den Blick für die komplizierteren Reize. Die erotische Wirkung gewisser Farbenzusammenstellungen, die erotische Wirkung gewisser Gerüche, die Darstellung des bunten, sinnlichen Rausches, all das vermag sich in jener Kunst in einer Feinheit zu finden, die der gesunden Kunst verschlossen ist, eben weil sie gesund ist. Dem Raffinement, das dem Décadenten überhaupt eigentümlich ist, entspricht auch häufig ein gewisses Raffinement der Technik. Wenn nun auch Raffinement der Technik an sich ein Vorzug von sehr zweifelhafter Art ist, so kann das Raffinement doch einen Beitrag zur Kenntnis der Technik und zur Erweiterung der wirklich guten Technik bilden. Selbstverständlich läuft neben diesem Vorzug des technischen Raffinements auch ein Nachteil einher, der Nachteil nämlich, daß die Arbeiten der décadenten Poeten sich in technische Spielereien verlieren. Im letzten Stadium der Décadence endlich, im Stadium der Weltflucht und der Hinneigung zum Mystizismus, zeichnen sich ihre Produktionen durch eine hervorragende Unklarheit aus. Die Hinneigung zum Mystizismus ist vorhanden, da aber die Kraft der Darstellung wie jede andere Kraft verfallen ist, kommt es nur zu unklar einhertreibenden Stimmungen. Der eigentliche Tummelplatz der Décadence ist daher das Feld der Kunst, auf dem sich am ehesten von Stimmungen, und nur von Stimmungen, von Einzelheiten, und nur von Einzelheiten, leben läßt. Ich meine das Gebiet der Lyrik.

Die Frage wäre nun, wie soll man sich zu der décadenten Kunst stellen? Ich antworte zunächst: ohne jede Moralisiererei. Wir haben bereits gesehen, daß die Décadence nicht in der Disposition eines einzelnen, geschweige denn in der Schuld eines einzelnen, daß sie vielmehr in bestimmten allgemeinen Zeitzuständen wurzelt, so daß wir nach meiner festen Überzeugung alle miteinander mehr oder weniger décadent sind. Für eine Erscheinung aber, die zum Charakter der Zeit gehört, kann man den einzelnen nicht verantwortlich machen, und darum soll man auch den décadenten Poeten gegenüber jede Splitterrichterei und jede Sittenrichterei unterbleiben lassen. Im übrigen hat man in bezug auf ihre Werke einfach zu fragen: bereichern sie die Kunst? und inwiefern bereichern sie sie? Wenn man feststellen kann, daß sie von allerlei seltsamen Seelenzuständen Kunde geben, daß sie aus den tiefsten und dunkelsten Regionen der Seele manches

Digitized by Google

heraufholen, das sonst vielleicht nie ans Tageslicht gelangt wäre, wenn sie Reize übermitteln, die dem Empfinden der naiven Seele fremd sind, die aber doch auch den Menschen kennen lehren, wenn sie in verfeinerter Technik brillieren, kurz, wenn sie etwas bringen, von dem unter Umständen auch die gesunde künstlerische Entwickelung profitieren kann, muß man es ebenso anerkennen, wie man alles andere anerkennen muß, was die Entwickelung der Kunst bereichert. Nicht zu übersehen ist natürlich, daß man die Minuswerte in Abzug bringen muß. Man darf nie vergessen, daß die Décadence ein Raub an dem hellen, gesunden und kräftigen Leben der Gegenwart ist. Denn die helle, gesunde und kräftige Gegenwart findet sich nicht in den Büchern der Décadence, die ja aus den Krankheitsquellen der Gegenwart steigen. Es soll ferner nicht vergessen werden, daß sie versucht, alle festen Formen der Kunst aufzulösen, weil sie ja selbst ein Auflösungsprozeß ist, und endlich und zuletzt soll nicht vergessen werden, daß durch ihre Schöpfungen die Keime der Décadence auch in sonst gesunde Seelen getragen werden können. Wenn nach all diesen Abzügen aber noch zugunsten des décadenten Dichters ein Plus bleibt, wird man ihn ohne jede Voreingenommenheit zu schätzen haben, wie man jeden schätzt, der ein künstlerisches Plus bietet. Es sei mir zum Schluß noch gestattet, auf die historischen Bedingungen der Décadence hinzuweisen, so sehr es mir auch bewußt ist, daß ich diesen Punkt nur streifen, nicht erschöpfen kann. Fichte sagt an einer Stelle, daß die Sittenverderbnis im Verhältnis des höheren Standes zunimmt. Man beachte das furchtbare „im Verhältnis." Nicht nur also, daß die Sittenverderbnis in den höheren Ständen größer ist, sondern sie nimmt im Verhältnis des höheren Standes zu. Es besteht also ein kausaler Zusammenhang zwischen der Sittenverderbnis und dem höheren Stande. Wenn man dieses Wort liest, fragt man sich unwillkürlich, ob es nicht von einem heiß entflammten Agitator stamme, aber es hat schon seine Richtigkeit, es stammt vom Philosophen Fichte. Man fragt sich nun staunend: Wie ist es möglich, daß eine sorgfältige Bildung, gewählter Umgang, ästhetische Verfeinerung, kurz, alle die Güter, die den oberen Ständen zur Verfügung stehen, wie ist es möglich, daß sich diese in den Dienst der Sittenverderbnis stellen! Und Rousseau'sche Zweifel können einem ankommen, ob denn die ganze Kultur wirklich nicht nur zur Verderbnis der Natur führt. Ein anderer Mann aber hat dem Satz Fichtes seine historische Begründung und seinen historischen Sinn gegeben. Dieser Mann war Lassalle. Lassalle sagt, daß jene Sittenverderbnis in den höheren Ständen, von denen Fichte spricht, immer dann eintritt, wenn sich ein Gegensatz zwischen den herrschenden Klassen und dem Fortschritt der Kultur herausgebildet hat. In diesem Falle müssen sich die oberen Klassen von allen geistigen Dingen ablenken, weil die geistigen Dinge dem Fortschritt der Kultur dienen und somit ihnen selbst schaden. Die Freude an der Verbreitung geistiger Güter muß ihnen abhanden kommen, weil die geistigen Güter ihren Gegnern von unten Waffen liefern. Es ist nicht meine Aufgabe, zu untersuchen, inwieweit diese Begründung Lassalles auf unsere heutige Epoche zutrifft. Jenseits aller Parteipolitik liegt aber in dem Lassalleschen Ausspruch ein Trost. Wenn Lassalle recht hat, entsteht die Sittenverderbnis, die in diesem Falle nur ein anderer Ausdruck für Décadence ist, immer erst dann, wenn bereits die Kräfte im Schoße der Gesellschaft sich regen, die sie überwinden sollen. In diesem Zusammenhang ist die Décadence zwar ein Herbst, aber der Herbst ist nur eine Station auf dem Wege zum Frühling. Mag es also herbsteln, wo es immer herbsteln muß. Auflösung und Verwesung sind schließlich auch Formen des ewigen Werdens, und im Wechsel der Ereignisse ist der Weg des Todes, der Weg nach unten, schließlich immer zugleich ein Weg des neuen Lebens. Und in der Gewißheit dieses Satzes sage ich, wenn ich auf die Erscheinungen der Décadence hinblicke, mit meinem Landsmann Storm: „Es ist der Sommer nur, der scheidet; was geht denn uns der Sommer an?"

Erich Schlaikjer.

Die Propheten Michelangelos

Die Propheten, die Michelangelo an der sistinischen Decke im Vatican gemalt hat, galten von je als das Größte, was er überhaupt gemacht hat. Seltsam, daß der Mann, der erklärte, nichts als Bildhauer zu sein, sich selbst und seine Steine mit diesen großen Freskenschatten noch überholt, wie ja auch das andere Hauptstück seines Lebens, die Peterskuppel, nicht vom Bildhauer, sondern vom Architekten erdacht ist. Mit diesen Propheten hat er ein Geschlecht geschaffen, neben dem alles bisherige puppenhaft wirkt und wie Marionetten erscheint. Gewiß ist auch dieses Werk nicht ohne Vorstufe; bei Gestalten Giovanni Pisanos, Jacopo della Quercias und Massaccios kommt michelangeleske Ahnung durch. Aber was früher blitzartig, wie aus dem Zorn der Gebundenen, aufschießt, das strömt hier breit und schwer wie entlassene Fülle. Es sind nicht die Kolosse der ägyptischen Dynastien und nicht die Titanen der hellenischen Mythologie. Es sind Übergestalten, in denen Leib und Seele gleich mächtig ist, bei denen das Verhaltene stärker ist, als das, was zum Ausdruck kommt. In Tabernakeln sitzen die heiligen Männer isoliert; sie bilden keine Gruppe, die das Bündnis stark macht, sondern jeder eine Welt für sich. Der, mit dem sie sprechen, schwebt über ihnen. Wie Wächter sitzen sie um die Schöpfungsbilder, die in der Mitte der Decke gemalt sind. Es scheint, als sei all dies Kosmische der Traum ihrer Nächte. Ahnte Michelangelo, daß Jesaias und Joel älter sind, als die Berichte der Mosesbücher? Und daß in der Genesis Jehovas Walten so geschildert wird, wie die Propheten es glaubten? Dann wäre hier die Wellhausensche These um 300 Jahre vorausgenommen!

Ursprünglich sollte Michelangelo — so wollte es Papst Julius II. — 12 Propheten hinsetzen. Er zog es vor, zu 7 Propheten 5 Sibyllen zu bringen. Denn auch dem Gewaltigsten drängt sich das Gespenst der Wiederholung auf. Auch blieb er nicht in der kanonischen Reihe. Der erste Prophet ist Jonas. Also nicht das Schriftstellern entschied — denn das Buch Jonas erzählt von ihm, es ist aber keine Selbstbiographie —, sondern der große Ruf des Predigers an die dumpfe Masse.

Goethes Worte (in der italienischen Reise) über die sistinische Kapelle sind nicht das, was wir hier erwarten dürfen. Solchen Manifestationen gegenüber, die ihres Gleichen in der Welt nicht haben, erwarten wir aus Goethes Munde stärkere Worte. Das Prophetische war nicht seine Sache. Die klassischen Gäste der Sistina wären Shakespeare und Beethoven gewesen. Beide haben den Raum nie betreten.

Das Außerordentliche dieser heiligen Gottesmänner äußert sich zunächst in der Bildung des Leibes und der Kraft der Gesten. Das hat dazu verführt, diese Männer als Gymnastiker zu nehmen. Selbst Burckhardt, der freilich Michelangelo nicht liebte, spricht hier von dem „Motiv als solchem". Das soll heißen, Michelangelo hätte einen schönen, starken, nackten Arm zeigen wollen und darum Jesaias nach dem Buch greifen lassen. Also handelte es sich im Grunde um eine Palästra? Wie aber, wenn es sich ergäbe, wie es Carl Justi gelang, daß Michelangelo die Bibel vorgenommen hat und jeden Propheten als Individium erfaßte? Gemeinsam ist allen der Drang und der Zwang der Begeisterung. Aber ihr Gebahren ist höchst persönlich; Alter und Jugend, Schweigen und Reden, Brüten und Hadern, Träumen und Lesen wechseln ab. Michelangelo ist seinem Thema auf den Leib gerückt; er blieb nicht bei dem allgemeinen Wort „Prophet" stehen, er prägte die Männer gründlich durch. Eigentlich ist das selbstverständlich; aber vor ihm hatte es keiner getan. Auch heute findet man Statuen von Evangelisten und Propheten genug, aber sie sind meist langweilig, weil sie allgemein bleiben und nicht die Gebundenheit persönlicher Art aufweisen, die allein lebendig wirkt.

Jonas beginnt, wie gesagt. Er ist nicht wie ein Prophet gekleidet, sondern er ist nackt. Er thront nicht ex cathedra, sondern er räkelt seine Riesenglieder auf einer Rasenbank. Er predigt nicht Buße, sondern er hadert mit Gott. Ein Lümmel, so scheint es, brüllt gegen die Sonne. Scheu hören es die himmlischen Knaben der Lüfte; und selbst der Walfisch scheint dem nie gehörten Rufe zu lauschen. In der antiken Sage bezaubert Orpheus die Tiere mit goldenem Saitenklang; hier ist es ein wild zorniger Mann, der schauerlich über das Meer ruft. Das Ungetüm hat ihn ausgespieen nach dreitägiger Finsternis. Nun sieht er das Licht wieder und wir erwarten einen Sang wie den der erweckten Brunhilde; „Heil dir Sonne, heil dir Tag." Nichts davon. In den Katakombenmalereien ist Jonas das Urbild für Christus, der drei Tage im Schoß der Erde schlief. So hoffte auch die gläubige Seele nach kurzem Schlaf wieder zu erstehen. Also ein Auferstehungsgedanke: fiat lux. Hier bei Michelangelo nicht zitternde Lichtfreude, sondern trotziger Haß. „Billig zürne ich bis an den Tod." Will der Künstler damit sagen, daß aller Anfang tieferen Erkennens im Zorn liegt?

Neben diesem nackten Athleten sitzt tief vergrämt und versunken Jeremias. Ein Bild tiefsten Jammers! Wie froh leuchteten diese Augen, als sie „den neuen Himmel und die neue Erde" sahen. Wie kraftvoll trat diese Brust dem Feind des Landes entgegen. Nun sind die Tage des Weinens über rauchenden Trümmern da. Eine seitlich herabhängende Rolle enthält die Aufschrift Alef var; das deutet auf die Threnoi, die Klagelieder. Der Alte liest nicht, spricht nicht, sinnt nicht. Sein Leben ist zu Ende, selbst die Klage

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

ist nun verstummt, nachdem sie aufgeschrieben. Es gibt Momente, in denen die Last der Kümmernisse zu groß wird. Wie das Auge gegen zu starkes Sonnenlicht sich durch dunkle Flecke schützt, so die Seele gegen Überspannung. Sie wird tot. Viele Menschen, die meisten Menschen, werden müde im Alter, den Stumpfen rauscht das bunte, schöne Lebensspiel ungenossen vorbei. Jeremias gehört nicht zu denen, die das graue Weib, „Frau Nichts", von der Plutarch erzählt, erblickten, sondern zu denen auf der anderen Seite, die zu viel sahen und erlebten. Diesen Tiefstand fühlt man, wenn man den langen Bart ansieht. Er ist welk und ohne Form; er würde sich nicht sträuben, wenn die Scheere ansetzte. Wie matt stützt die rechte Hand das alte Haupt; nicht das Kinn greift sie, sie liegt direkt unter der Nase über dem Mund, als wollte sie ihn ewig schließen. Die linke Hand hängt schlaff herunter. Zeige- und Mittelfinger teilen sich und verlieren sich in den Falten des Mantels. Dasselbe Motiv hatte Michelangelo früher bei der Pietà, beim toten Christ gegeben und damit einen letzten Schein des Lebens angedeutet. Auch hier ein letzter Rest des Lebens, aber in wie ganz anderem Sinn!

Diesem steinalten Patriarchen unter den großen Propheten folgt der jüngste des erlauchten Quartettes, Daniel. Er ist stets jung gebildet worden — in diesem Fall berührt sich Michelangelo einmal mit der Tradition, die er sonst entschlossen bei Seite schiebt. Er ist der einzige Prophet, welcher schreibt. Diese Funktion war eigentlich eine Spezialität der Evangelisten. In köstlicher Abstufung war früher dafür gesorgt, daß Matthäus den Gänsekiel schnitzte, Markus eintauchte, Lukas schrieb, Johannes dem Engeldiktat lauschte. Man hörte auf den alten Wänden den spitzen Kiel über das Pergament rascheln oder knistern. Unser Daniel hat keine Gänsefeder — obwohl das Tintenfaß nicht fehlt — sondern ein kurzes Stückchen Kreide. Mit dem schreibt er auf eine steilgestellte Tafel mit der Rechten, während er mit der Linken ein großes aufgeschlagenes Buch gegen den Leib stemmt. Er excerpiert; er rechnet die Jahrwochen um. Hastig ist sein Rechnen; während er das arithmetische Resultat hinschreibt, denkt er schon an das Folgende. Überhaupt will der jugendliche, kühne Leib wenig zum Mathematikprofessor taugen. Auch ist das rechte Bein zurückgesetzt, er wird gleich aufspringen und über das Land gehen, dessen Schicksal sich ihm furchtbar deutet. Dieser junge, blühende Mensch scheint wie geschaffen zu heiterem Schritt. Aber das Wort des Herrn fiel auf ihn; und so muß er sich im höheren Dienst verzehren. Es leuchtet um das junge Haupt wie Flammenlicht; so erfüllt sich an ihm die eigene Prophetie: Die Lehrer werden leuchten wie Himmelsglanz. **Paul Schubring.**

(Fortsetzung folgt).

Den Galgen! sagt der Eichele

Erzählung von Hermann Kurz.

Item, einsmals hatten die Beutelspacher und die Bopfinger einen Span miteinander. Derselbige hatte sich erhoben wegen eines Zolles, mit welchem die Bopfinger den Beutelspachern den Weg verlegt hatten. Nun wäre es zwar das beste gewesen, wegen solchen Zolles eine Einung miteinander aufzurichten; allein so viele Einungen auch dazumal gemacht wurden, so schossen doch die Zweiungen reichlicher und lustiger ins Kraut. Auf beiden Seiten standen mannhafte und streitbare Helden, die ihr heißes Blut in etwas abkühlen wollten. Also beschlossen sie den Krieg und schickten einander Absagebriefe, die fein langsam und deutlich geschrieben waren.

Damals aber war in deutschen Landen ein sonderlicher Brauch: wenn zween Teile miteinander stößig wurden und ein Krieg zwischen ihnen anging, so griffen sie, ehe denn sie das Schwert zogen, zu mancherlei vorgängigen Tathandlungen, um warm zu werden und förderlich in Harnisch zu geraten. Die Beutelspacher fingen's züchtig an: sie fuhren hin, hieben den Bopfingern ihre Bäume um und zogen wieder heim. Da gingen die Bopfinger auch nicht müßig, rückten her und schnitten den Beutelspachern die Weinberge aus, trieben auch ihre Ziegen hinein, welche die jungen Schösse fressen mußten fürs kommende Jahr; dann zogen sie gleichfalls wieder heim. Nun war es den Beutelspachern schon ein wenig heiß um die Leber geworden; sie machten sich auf, legten sich in einen Hinterhalt nicht weit von einer Aue, wo die Frauen und Töchter der Bopfinger lustwandelten, fielen in sie und schleppten dieselbigen gefangen hinweg, einen ganzen Schwarm; ihrer etliche aber ließen sie ohne Gürtel wieder ziehen, darum daß sie, wie sie fürgaben, böse Mäuler hätten. Solches verdroß die Bopfinger über alle Maßen sehr; sie brachen den Beutelspachern in ihre Landschaft und sengten und brannten, daß die Vögel aus der Luft gebraten herunterfielen und die Engel im Himmel ihre Füße hinaufziehen mußten. Dieses Fürnehmen war den Beutelspachern unleidlich, sammelten ihr Volk und jagten mit einem reisigen Zuge den Bopfingern nach, legten eine Wagenburg um ihre Stadt und Gezelte und begannen sie zu belagern und schwerlich zu berennen.

Die Bopfinger aber hielten sich stattlich und ließen die Feinde nicht hinein, außer wen sie mit ihren langen Haken über die Mauern in die Stadt zogen, und selbige wären lieber draußen geblieben bei den Ihrigen. Die Beutelspacher wurden auch nicht laß und wollten nimmermehr von dannen weichen, bis daß sie die Stadt bezwungen hätten. Am Ende gedieh es dahin, daß auf beiden Seiten alles, was die Zähne brechen oder malmen konnten, aufgezehrt war und eine Wurst nicht für Gold zu haben gewesen wäre, weder im Lager, noch in der Stadt. Da versah man sich wohl, wer den anderen niederhungern könnte, würde Meister sein. Die Bopfinger aber waren gar zäh, schnürten sich Stricke um den Leib, auf daß sie den Magen, wenn er knurrte, in der Botmäßigkeit erhielten, und tat ihnen der Hunger allzu weh, so machten sie grimmige Gesichter von ihren Mauern herunter, wie vor lauter Streitlust. Die Beutelspacher dagegen hatten größere Mägen denn die Bopfinger, darum geschah ihnen vom Hunger zwier so viel weh, konnten sich auch zuletzt nicht mehr fristen, sondern beschlossen, ihr Letztes zu wagen, einen erschrockenlichen und sorgfältigen Sturm. So taten sie auch, aber der Sturm geriet ihnen übel, denn sie fielen aus Magenschwäche wie auch von den Stößen der Bopfinger haufenweise die Leitern herab und sahen, daß sie diese harte Nuß unzerschroten lassen müßten.

Da hielten sie einen Kriegsrat und wurden eins: weil die Feinde müde und hinfällig sein würden vom Streit, so wollten sie versuchen, ob sie dieselbigen nicht durch Schrecken und Überfahrung des Gemüts bezwingen könnten. Schickten also zween Herolde unter die Mauern und ließen sie auffordern, von Stund an ihre Stadt einzugeben, sonst wollten sie stürmen, daß man den Schall und Tos bis vor Gottes Thron hören müsse, wollten auch des Kindes im Mutterleib nicht schonen, und noch andere grausame Reden mehr. Die Bürger aber ließen sich nicht bedräuen, riefen von den Mauern herab, sie wollten die Stadt nicht übergeben, nicht einen Stein, und einer von ihnen, er hieß Eichele, ein kecker, frohmütiger Gesell, der allezeit gar fromm unter den Vordersten gestritten hatte, schrie spöttlich hinunter: „Ja, den Galgen, den könnet ihr han!"

Die anderen riefen's ihm nach und lachten die Herolde aus.

Damit ritten die Herolde wieder davon und berichteten im Lager getreulich, was ihnen abseiten der Stadt anbefohlen worden war. Die Beutelspacher konnten's nunmehr mit Händen greifen, daß sie für diesmal das Spiel verloren hätten, und schickten sich ohne fernere Umschweife zum Abzug an. Wie sie aber am Galgen vorüberkamen, der im freien Felde stund — die Bopfinger hatten vergessen, eine Schildwache bei ihm zurückzulassen — da gedachten sie der Antwort, die ihre Herolde überbracht hatten, und deuchte ihnen geraten, solch ehrlich Erbieten nicht von der Hand zu weisen. Trugen also den Stock und Galgen ab, um doch nicht ganz unpreislich heimzukommen, sondern wenigstens ein Denkmal mitzubringen, und richteten ihn hernach in ihrem eignen Gebiete wieder auf.

Nachdem sich aber beide Teile in etwas gestärkt hatten, brachen sie von neuem gegeneinander hervor. Die Bopfinger hatten ihre Helfer versammelt, eine weidliche Schar; die Beutelspacher hatten auch ihre Bundesgenossen um Hilfe gemahnt, und so trafen beide Heerhaufen auf einem Felde zusammen am Tage Allerseelen und stritten miteinander den ganzen Tag. Da gab es ein großes Geschläg. An diesem Tage kämpfte auch der Eichele mit, der den Beutelspachern den Galgen zum Schmerzengeld angeboten hatte, und ihm zur Seite stund ein Söhnlein seines Stadtmeisters, so nannte man den Bürgermeister; dasselbe hatte der Herr Stadtmeister ihm in seine Obhut und Fürsorge gegeben, weil er bekannt war für einen tapfern und zuverlässigen Mann. Das junge Herrlein war aber sehr unmüßig und fürwitzig und suchte sich allenthalben vorzudrängen in seinem grünen Wappenröcklein, so daß der Eichele seine liebe Not, Mühe und Arbeit mit ihm hatte. Da wurde er mit eins von den zween Herolden angerannt, die er mit

Digitized by Google

Unehren von der Stadtmauer fortgewiesen hatte, und während er sich gegen dieselben zur Wehr setzte, wischte das Herrlein von ihm weg, um auch mit jemand auf dem Blachfelde anzubinden. Da stieß es auf einen langen Beutelspacher, der stand mitten im Feld allein, hatte Feierabend und sah dem Getümmel zu. Das Herrlein machte sich an ihn, begann höhnisch mit geschwungenem Schwert um ihn herumzutanzen und rief: „Du langes Krokodil, beiß' in mein Schwert und bück' dich nicht!" — Diese Rede war dem Reisigen beschwerlich, und er hob seinen Streitkolben, der mit spitzigen Stacheln beschlagen war. „Du kleiner Grashupfer, küß' meinen Morgenstern und streck' dich nicht!" sagte er und schlug das Herrlein zwischen die Ohren, daß es erbärmiglich zappelnd auf den Boden fiel. Unterdessen entstrickte sich der Eichele seiner beiden Widerwärtigen und gedachte dem Stadmeisterlein beizuspringen, aber er kam zu spät, seinen Freund, der ihm anvertraut war, zu erledigen, und konnte nichts weiter als den langen Schlagetot zu ihm in den roten Klee werfen, was er auch mit einem einzigen Hieb zuwege brachte. Das arme Herrlein reichte ihm vom Boden herauf die Hand, radbrechte noch ein paar Worte, befahl ihm einen letzten Gruß an seinen Vater und löste sein Halsgeschmeide, um es seinem getreuen Schirmer und Rächer in Gedächtnisweise zu verlassen. (Fortsetzung folgt.)

Büchertisch

Der Insel-Verlag (Leipzig) beschert uns eine **„Großherzog-Wilhelm-Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker"**, von der bis jetzt zwei Bändchen Goethe (Romane und Novellen, erste Abteilung) und Schiller (Dramen, erste Abteilung) erschienen sind. Es handelt sich hier um die für Deutschland neue Verwendung von sehr dünnem, fast undurchsichtigem Papier, so daß eine bedeutende Raumersparnis erzielt wird. Man sieht es diesen zierlichen, geschmackvoll ausgestatteten Bändchen nicht an, welche reiche Fülle köstlichen Inhalts in ihnen geborgen ist. Mit dem zweiten Bande der Goethe-Ausgabe, die von Suphan, Schüddekopf und Gräf besorgt wird, sollen sämtliche Romane und Novellen vorliegen. Im nächsten Jahr wird die Schiller-Ausgabe, die Max Hecker anvertraut wurde und in 6 Bänden vollständig ist, abgeschlossen werden (Schopenhauer, Körner, Mörike u. a. folgen später). Daß der klar gedruckte Text peinlich genau durchgesehen wurde, versteht sich bei den philologisch geschulten Herausgebern von selbst. Die innere Ausstattung soll nach uns zugegangenen Mitteilungen immer noch mehr verbessert und verfeinert werden, so daß auch der verwöhnteste Bücherliebhaber befriedigt wird. — Der Insel-Verlag erfreut sich bei einem gewählten, für ästhetische Buchausstattung interessierten Kreis schon lange eines verdienten Wohlwollens. Wenn seine neue Klassiker-Ausgabe das hält, was die beiden fertiggestellten Bände erwarten lassen, so wird er jetzt auch in der weiteren Öffentlichkeit immer mehr bekannt werden. Denn der Preis für beide, über 600 Seiten starke Bändchen ist mit Rücksicht auf die ihnen zugewandte technische Sorgfalt niedrig zu nennen (geb. in Leinen 4 Mk., geb. in Leder 4,50 Mk.).

Wir fügen hier einen kurzen empfehlenden Hinweis auf die schöne Auswahl der Gedichte Goethes an, die O. Harnack in chronologischer Folge zusammengestellt hat (Fr. Vieweg & Sohn, Braunschweig, geb. 3 Mk., in Leder 4 Mk.). Sie ist wertvoll durch die erläuternden Anmerkungen, die in ihrer prägnanten Kürze das wichtigste biographische Material und die notwendigsten ästhetischen Richtlinien geben, doch ohne dadurch den poetischen Genuß zu stören oder gar zu beeinflussen. Es soll nur eine breite Basis zur eigenen Herausarbeitung des dichterischen Gehalts dargeboten werden. **M. B.**

Der Lehrer in der Literatur. Beiträge zur Geschichte des Lehrerstandes von Rektor Dr. Wohlrabe. 3. vermehrte Auflage. Osterwieck-Harz. Verlag von A. W. Zickfeldt. 1905. Geb. 5,50 Mk.

Das Buch macht sich zur Aufgabe, mittels Proben zu zeigen, wie sich der deutsche Lehrer, vor allem der Volksschullehrer, in unserer biographischen, erzählenden und dramatischen Literatur seit der Mitte des 18. Jahrh. spiegelt. Dem Lehrerstand soll damit ein Dienst geleistet werden. Das Urteil des Verfassers in den einführenden und ergänzenden Bemerkungen ist maßvoll und die Auswahl, die künftighin auch „Krauskopf", „Gottfried Kämpfer" und „Ernst Reiland" zu berücksichtigen haben wird, nicht einseitig. So kommt ein auch kulturgeschichtlich wertvolles Gemälde heraus. Wir auf unserem Standpunkt begrüßen jedes fleißige Buch, das in das Werden und Sein des Lehrerstandes Licht bringt. Denn wir sind überzeugt, daß in der wachsenden Gewinnung dieses Standes für vertiefte Bildung und für volkserzieherische Arbeit in unserem Sinne ein gut Teil deutscher Zukunft liegt. **W.**

Militia Christi. Die christliche Religion und der Soldatenstand in den ersten 3 Jahrhunderten von Adolf Harnack. Tübingen 1905. 129 Seiten.

Harnack bereichert hier unsere von ihm hauptsächlich geförderte Kenntnis der ersten christlichen Jahrhunderte durch eine Darstellung des Verhaltens der Christen zum römischen Heerwesen, indem er einesteils den Einfluß militärischer Gedanken auf Sprache und Gedankengang der Christen verfolgt, dann aber besonders von den Gewissenskonflikten und Märtyrerleiden redet, die sich aus der Zugehörigkeit von Gläubigen zum heidnischen Heere ergaben. Erst dadurch, daß Konstantin das Kreuzeszeichen an seine Fahnen heftete, wurden diese Konflikte beseitigt, und zwar zum Wohl des römischen Staates, aber nicht ohne starke Einbuße der Reinheit urchristlicher Gedanken. Das Ganze ist für jeden politisch denkenden Theologen sehr interessant zu lesen. Gelegentlich denkt man an das Eindringen demokratischen Geistes in moderne monarchische Heere. **J.**

Allerlei

Manöverbild.

Ein Fähnlein Lanzenreiter,
Die Rosse auf der Weide,
Ein Lied aus rauhen Kehlen
Von zwanzig treuen Seelen
Und rings die stille Heide.

Ein Pirol pfeift am Hange,
Die Stare zieh'n in Scharen; —
Da rast vorbei mit Brausen,
Mit Stürmen, Fluch und Sausen
Ein bunter Schwarm Husaren.

Und wieder schweigt die Heide;
Die Reiter zieh'n im Tale.
Nur fernes, leises Singen
Und schwaches Waffenklingen
Und dumpfe Hornsignale.

J. J. Horschik.

Aus „Lieder des Wanderers". Verlag C. F. Amelang, Leipzig.

Jugend. Unter dem vorspringenden Dache meines Hauses haben sieben Starpärchen ihre Nester gebaut und einen großen Teil meines Tages bringe ich damit zu, die heruntergefallenen Jungen wieder ins Nest zurückzustopfen. Jeden Augenblick fällt eines der Kleinen hinunter in den Sand, d. h. sie sind eigentlich alles andere als klein. In der Übergangsperiode befinden sie sich, sind völlig befiedert und rennen tapfer vorwärts auf ihren Beinen, wenn ich sie greifen will. Paßt ihnen das Essen nicht, vollführen sie einen fürchterlichen Lärm, denn über die Zeit sind sie hinaus, wo man alles mögliche in sie hineinpfropfen kann. Aber fliegen können sie noch nicht und sind daher vom starlichen Standpunkte betrachtet, noch unter dem gesetzlichen Strafalter. Helfe ich ihnen nicht, dann nimmt sie die Katze oder unser Hund, dessen Jagdinstinkt noch sehr gut erhalten ist, oder auch der Iltis, der schon längst die ganze Tannenschonung von sämtlichen Vogelnestern säuberte und nun gezwungenermaßen mit Mäusen vorlieb nehmen muß.

So bin ich denn also die Vorsehung der Stare, finde aber allerdings, daß sie mich ein wenig mißbrauchen. Sie lassen die Kinder furchtbar leichtsinnig herunterfallen und bin ich nicht augenblicklich zur Stelle, mahnt ein ohrenbetäubendes Geschrei der ganzen kleinen Gesellschaft mich an meine Pflicht. Stecke ich einen heruntergefallenen Sprößling in ein verkehrtes Nest, schmeißen sie ihn sofort wieder raus und während ich mich abmühe, die wirkliche Heimstätte des Jungen zu finden, bekleckern die dankbaren Tiere meinen Hut in der anstößigsten Weise. Auf diese Weise gewinne ich einen vorzüglichen Einblick in die Zufälligkeiten der Vorsehung und es fällt mir ein, daß es den Eltern eigentlich nicht erlaubt sein sollte, mehr Kinder in die Welt zu setzen als Raum für sie vorhanden ist. Ich werde demnächst den Reichstagsmitgliedern diese Frage unterbreiten, die ohne Zweifel einmal eine brennende werden wird. Indessen schon die Gegenwart gibt zu denken. So verfolgte ich z. B. heute morgen einen meiner jungen Freunde bis ganz hinunter an den Strand. Er will sich nicht greifen lassen . . . . . wir anerkennen ja so selten die guten Absichten der Vorsehung. Jetzt spaziert er, meiner Treu, direkt in die Wellen hinaus und dort steht er und schaut mich an mit seinem jungen, entschlossenen Antlitz. Ich setze mich in den Sand und schaue ihn ebenfalls an. Es ist mir unmöglich, ihm meine Anerkennung zu versagen. Nicht jeder junge Star von drei Wochen läuft in den Fjord hinaus, um sein Selbstbestimmungsrecht zu behaupten. Aus dem wird sicher noch einmal etwas, wenn er nicht ertrinkt. Und ertrinkt er . . . . . Welches Recht habe ich eigentlich, mich in seine Angelegenheiten zu mischen? Weiß ich denn, ob er nicht davongelaufen ist, weil ihm das Leben in einem reaktionären Heim unerträglich wurde? Vielleicht verbietet ihm sein Alter, nach sieben Uhr auf dem Dache zu spazieren? Vielleicht ist er unglücklich über eine gar zu verfrühte Verlobung? Vielleicht möchte er die Würmer in einer anderen Sauce serviert haben? . . . . . vielleicht will er fliegen oder flöten nach einer ganz neuen Methode? . . . . . Alle meine Jugenderinnerungen stürmen auf mich ein. Und ich entferne mich und überlasse den jungen Burschen seinem eigenen Schicksal. **Carl Ewald** (deutsch v. L. Heldt).

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 27

Nationalsoziale Wochenschrift

Sonntag, den 9. Juli 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Rußland — Die Marokkokonferenz — Der Ausfall der holländischen Wahlen — Herrenhaus-Zeitvertreib — Budde als Reformator — Ein dunkles Blatt) — **Dr. Theodor Barth**: Deutschland und die Vereinigten Staaten von Amerika — **Dr. Max Prager**: Die Tarifbewegung in der bayerischen Metallindustrie — Arbeitersekretär **A. Erkelenz**: Die deutschen Gewerkvereine. II. — **Theodor Heuß**: Der württembergische Verfassungsentwurf vor dem Landtag — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — Büchertisch — Briefkasten — **Gottfried Traub**: Schwäche — **Dr. Hellmuth Wolff**: Die Schönheit des Nützlichen — **Dr. Paul Schubring**: Die Propheten Michelangelos. II. — **Hermann Kurz**: Den Galgen! sagt der Eichele. (Fortsetzung.) — Allerlei.

Politische Notizen

Rußland. Es kocht und gärt überall, aber kein Mensch ist mehr imstande, die Wirklichkeit zu erkennen, denn die Revolutionäre und ihre tausend Freunde übertreiben offenbar bei ihren Nachrichten, sprechen von wahren Schlachten, wo es sich um kleine Zusammenstöße gehandelt hat, vergrößern die Brände, Verluste, Blutströme, Schandtaten, aber noch viel unwahrer vertuschen die öffentlichen Kundgebungen und Telegramme den Sachverhalt, so daß ganz Rußland von schreckhafter Lüge und Phantasie umsponnen erscheint. Eins nur wird täglich deutlicher, daß an ein gewöhnliches Einschlafen und Versanden der revolutionären Bewegung nicht mehr zu denken ist. An allen Orten schlagen Flammen aus dem Schutt heraus. In dieser Woche war es Odessa, das zum Schauplatz eines der merkwürdigsten Zwischenspiele des Revolutionsdramas wurde. Die Benutzung eines großen Kriegsschiffes als Revolutionswaffe ist eine Überraschung auch für die, welche sonst schon über die Mittel einer Volkserhebung nachgedacht haben. Kriegsschiffe sah man bisher als neutralen Boden an. Auch wir haben oft erklärt, daß sie für die innerpolitischen Machtfragen nicht in Betracht kämen. Jetzt belehrt uns die Besatzung des Panzerschiffes Potemkin, daß jede Waffe, auch die Kriegsflotte, an der Entscheidung der Herrschaftsfrage beteiligt ist, ja daß einige hundert Matrosen unter Umständen im innerpolitischen Krieg mehr bedeuten können, als die gleiche Zahl von Infanteristen. Gegen diese Auffassung spricht es keineswegs, wenn sich herausstellen sollte, daß es zunächst nur Fragen der Schiffsernährung und Schiffsdisziplin waren, die den Herrschaftswechsel im Schiff hervorgebracht haben, denn solche inneren Schiffsangelegenheiten wachsen sich nur deshalb zu einem Kampf um Tod und Leben aus, weil die allgemeine Revolution in der Luft liegt. Auf allen Flotten wird jetzt ohne Zweifel das Vorkommnis von Odessa diskutiert, und es ist gut, daß es diskutiert wird, denn nur so wird die Erkenntnis lebendig, daß alle Macht, auch die Seemacht, im entscheidenden Augenblick von der Seelenstimmung der Abhängigen abhängt. Ob der Vorgang von Odessa nur ein Einzelvorgang war, oder das Anzeichen der Abwendung der Reste der russischen Flotte vom Zaren, läßt sich heute noch nicht sagen. Ebenso dunkel ist, welche Bedeutung es hat, wenn Offiziere der Landarmee aussprechen, daß sie nicht mehr „Henker des Volkes" sein wollen.

Die Marokkokonferenz scheint nun gesichert. Die deutschen Waffen haben einen friedlichen Sieg errungen, denn es ist zweifellos, daß es nur das militärische Übergewicht Deutschlands gewesen ist, was unserer Diplomatie die Kraft gab, ihre Stellung zu behaupten. Wieviel die Marokkokonferenz als solche handelspolitisch für uns bedeuten wird, ist eine Frage zweiten Grades gegenüber der Feststellung, daß Deutschland sich nicht bei Seite schieben läßt. Im Augenblick ist natürlich darüber bei den Franzosen etwas Verstimmung vorhanden, aber in Wirklichkeit wird die Kraftprobe um Marokko, nachdem sie gut beendet ist, den Frieden sichern und eine größere Annäherung von Deutschland und Frankreich herbeiführen, um so mehr als England die Zeit der russischen Schwäche benutzt, um in der Türkei neue Erwerbungen vorzubereiten, ein Punkt, über den wir später genauer werden reden müssen. Englands Bemühungen um Arabien und Mesopotamien nötigen Frankreich und Deutschland, in Konstantinopel gemeinsam vorzugehen.

Der Ausfall der holländischen Wahlen hat die kühnsten Erwartungen der Liberalen noch übertroffen. Sie haben nicht nur eine ansehnliche Steigerung ihrer Stimmen und Abgeordnetensitze, sondern sogar die Mehrheit in der Kammer erlangt, wenn sie mit den Sozialdemokraten zusammengehen. Bei den Wahlen und Stichwahlen war dieses Zusammengehen von Liberalismus und Sozialismus allerdings schon vorbereitet; immerhin ist es gut, daß die beiden Gruppen auch für die künftige Politik gänzlich auf einander angewiesen sind. Die Liberalen verfügen insgesamt nur über 45 Mandate und müssen also, um die 48 Anhänger der seitherigen reaktionären, katholisch-kalvinistischen Regierung überstimmen zu können, mit den sieben sozialdemokratischen Abgeordneten gemeinsame Sache machen. Diese ihrerseits sind natürlich ohne die liberale Hilfe erst recht zu fruchtloser Opposition verurteilt. Beide Gruppen haben aber so einsichtige Führer (Dr. Troelstra, Tack u. a.), daß man auf eine gute Verständigung in der praktischen Politik hoffen darf. Worauf letztere hinausgehen soll, wird man erst sagen können, wenn an Stelle des jetzt durch die Wahlen gerichteten Ministeriums Kuyper ein neues, vermutlich rechtsliberales Ministerium da ist. Sicher läßt sich annehmen, daß der von der klerikal-reaktionären Regierung eingebrachte Schutzzoll-Gesetzentwurf unter den Tisch fallen wird. Für die Weiterentwickelung des historischen Freihandelslandes Holland ist das von großer Wichtigkeit. Und bei dem regen Handelsverkehr mit Deutschland hat es auch für uns erhebliche Bedeutung.

Herrenhaus-Zeitvertreib. Das Herrenhaus hat den Bergarbeiterschutz geschluckt. Es hat sich aber davon überzeugt, daß dieser „Schutz" so minimal ist, daß man ruhig aus Angst vor dem Reichstag und dem Reichskanzler zu Liebe die Kleinigkeit mit in Kauf nehmen könne. Nur Graf Tiele-Winkler und etliche Genossen haben wie die Löwen bis zum Schluß dagegen gekämpft. Aber, so ernst ein Mann wie Tiele-Winkler auch zu nehmen ist, seinen Kampf konnte man schließlich kaum für ernsthafter halten als den des Bundes der Landwirte gegen den Zolltarif. Denn gerade ihm hätte nichts peinlicher sein können, als

Digitized by Google

wenn sich die Regierung gezwungen gesehen hätte, an den Reichstag zu appellieren. Übrigens wurde den Mitgliedern des Herrenhauses, die dem sogenannten Bergarbeiterschutz zustimmten, die Zustimmung dadurch erleichtert, daß der so rasch berühmt gewordene Herr v. Burgsdorff in einer Resolution beantragte:

„Die königliche Staatsregierung zu ersuchen, sobald als möglich und mit allem Nachdrucke Maßregeln zu ergreifen, welche geeignet sind,

1. die rechtswidrige Auflösung des Arbeitsvertrages, insbesondere da, wo ein öffentliches Interesse obwaltet, unter Strafe zu stellen;
2. der Aufforderung durch Wort und Schrift zu rechtswidriger Auflösung des Arbeitsvertrages entgegenzutreten;
3. den Arbeitswilligen denjenigen Schutz zuteil werden zu lassen, auf welchen sie einen berechtigten Anspruch haben."

Die Resolution vereinigte natürlich eine riesige Mehrheit auf sich. Für den Arbeitswilligenschutz, also für eine Zuchtshausvorlage in neuer Auflage, stimmten sogar die meisten Professoren und Oberbürgermeister. Trotzdem wird man von dieser Resolution sagen können: legt's zu dem Übrigen! Daß Fürst Bülow keine Neigung hat, sich im Reichstag eine Kontraktbruchs- oder Arbeitswilligenvorlage „verscharren" zu lassen, kann man ohne weiteres annehmen. Bei dem andauernden Stimmenrückgang der Sozialdemokratie bei den Ersatzwahlen liegt ja auch gar kein äußerer Anlaß für eine so hochpolitische Aktion vor. Die einzige wirkliche sozialpolitische Gefahr, die in absehbarer Zeit im Reiche droht, ist die angekündigte „Reform" der Krankenversicherung. Zu ihr wird sich der Reichskanzler um so eher entschließen, als er sich dabei auf die Anregung und das Material eines seitdem von der gesamten reaktionären Presse über den Schellendaus gelobten freisinnigen volksparteilichen Abgeordneten berufen kann.

Budde als Reformator. Das preußische Abgeordnetenhaus hat seine letzte Sitzung in dieser Session einer freikonservativ-nationalliberalen Interpellation über die Eisenbahn-Tarifreform gewidmet. Die Interpellation war bestellte Arbeit. Herr v. Budde dankte den Interpellanten, daß sie ihm Gelegenheit gegeben hätten, sich zu der Sache zu äußern, und die Interpellanten wiederum brachten dem Herrn Minister ihren Dank für seine — ihnen wohl schon vorher nicht ganz unbekannte — Auskunft dar. Das einzige Neue an den Buddeschen Auslassungen — alles andere wußte man schon aus der offiziösen Presse — war die überraschende Mitteilung, daß die Betriebsmittelgemeinschaft der deutschen Eisenbahnverwaltungen keineswegs gleichzeitig mit der Tarifreform in Kraft treten, ja vielleicht überhaupt nicht zustande kommen werde. Damit verliert die Tarifreform den Hauptteil ihrer nationalpolitischen Bedeutung. Man kann sie, losgelöst von allen anderen Erwägungen, einfach unter dem Gesichtspunkt prüfen: hat das Publikum einen Vorteil davon oder nicht? Und da muß die Antwort an der Hand der Zahlen des Ministers lauten: für einen erheblichen Teil des Publikums bedeutet die sogenannte Reform eine direkte und unter Umständen auch erhebliche Verteuerung des Reisens. Es wurde viel mit der nationalen Phrase gewirtschaftet. Aber es fragt sich doch sehr, welchen nationalen Interessen gedient sein soll, wenn das Publikum dadurch künstlich unzufrieden gemacht wird, daß man den Preußen ihr Freigepäck, den Badenern ihr Kilometerheft, den Württembergern ihre Landeskarte nimmt. Auch ob die Eroberung der meisten süddeutschen Staaten durch das spezifisch preußische Marterinstrument der IV. Klasse eine moralische Eroberung Preußens darstellt, darf billig bezweifelt werden. Das Schlimme an der „Reform" ist, daß ihr jeder große Gesichtspunkt fehlt. Enthielte sie weiter nichts als die Abschaffung der Rückfahrkarten und die Einführung der halben Sätze der Rückfahrkarte für die einfache Fahrkarte, so wäre zwar nicht viel erreicht, aber wenigstens nichts verschlechtert. Doch der preußische Fiskalismus, der sich gar nicht vorstellen kann, daß 15½ Millionen Mark „rechnungsmäßigen" Ausfalls durch die Steigerung des erleichterten Verkehrs überreichlich wieder eingebracht werden, steht solcher glatten Reform im Wege. Den Konservativen freilich geht selbst Herr v. Budde zu weit. Frhr. v. Erffa stellte ihn ernstlich zur Rede, wie er es wagen könne, die Sonntagsfahrkarten aufrecht zu erhalten, die doch nur der in Deutschland grassierenden „Reisesucht" dienten. Jedenfalls gewann man auch aus den Verhandlungen vom 1. Juli wieder den Eindruck, daß es nur ein Radikalmittel gegen die deutsche Verkehrsmisere gibt: Reichseisenbahnen!

Ein dunkles Blatt. Der sogenannte Hunnenprozeß gegen den sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Kunert muß auf jeden nationalgesinnten Deutschen einen deprimierenden Eindruck machen. Nicht, als ob es für die deutsche Armee ehrenrührig wäre, daß sie auch einzelne sehr unlautere Elemente enthält. Auch über die Ahndung der Schändlichkeiten, die in China vorgekommen sind, ist kein Wort zu verlieren. Sie ist sehr streng gewesen. Das Kommando trifft kein Vorwurf. In der Beziehung ist alles in Ordnung. Aber über das Quantum der groben Ausschreitungen muß man erschrecken. Und noch peinlicher berührt es, daß das Gericht gar nicht das Bestreben gezeigt hat, die Mißstände in vollem Umfange klarzustellen. Im Gegenteil, es hat den Angeklagten aufs stärkste in seiner Verteidigung behindert, die wichtigsten Zeugen überhaupt nicht geladen, und die Zeugen, deren der Angeklagte habhaft werden konnte, in ihren Bekundungen sehr beschränkt. Unter diesen Umständen bilden die drei Monate Gefängnis, zu denen Kunert verurteilt worden ist, kein Material gegen die Sozialdemokratie, sondern prachtvolles Agitationsmaterial für sie gegen die deutsche Justiz.

Deutschland und die Vereinigten Staaten von Amerika

Zwischen dem Kaiser Wilhelm II. und dem Präsidenten der Vereinigten Staaten Theodor Roosevelt bestehen freundschaftliche Beziehungen. Man benutzt beiderseits gern und oft die Gelegenheit zu telegraphischen Freundschaftsversicherungen. Es kann dem deutschen Volke nur zur Befriedigung gereichen, daß der deutsche Kaiser mit dem Präsidenten der großen amerikanischen Republik in gutem Einverständniß lebt. Nur soll man die politische Tragweite dieses persönlichen Freundschaftsverhältnisses nicht überschätzen. Die Stellung des Präsidenten in der amerikanischen Verfassung wird in Deutschland vielfach verkannt. Der Präsident ist ein mächtiger Mann; aber sein Einfluß speziell auf die Gesetzgebung seines Landes ist verhältnismäßig gering.

Die Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika ist in weit höherem Grade als die Verfassung irgend eines anderen konstitutionell regierten Landes auf theoretischen Grundlagen errichtet. Die Ideen Montesquieus von der Notwendigkeit einer Trennung der ausübenden, der gesetzgebenden und der richterlichen Gewalten waren bei der Gründung der Union maßgebend. Demgemäß hat die amerikanische Verfassung die Gesetzgebung den Einflüssen der Exekutive soweit entzogen, wie dies nur irgend möglich ist. Die Unionsregierung kann in dem aus Senat und Repräsentantenhaus bestehenden Kongreß kein Gesetz einbringen, nicht einmal ein Etatsgesetz. Jedes Gesetz muß aus der Initiative der Volksvertreter hervorgehen. Selbst die Bill of appropriations, die alljährlich festsetzt, welche Mittel und für welche Unionszwecke diese der Regierung zur Verfügung gestellt werden, wird wie jeder andere Gesetzesvorschlag von Volksvertretern entworfen und eingebracht. Natürlich wirken die Kabinetsminister des Präsidenten dabei unter der Hand mit; aber unmittelbar hat die Exekutive keinerlei Recht, die Gesetzgebung zu dirigieren. Auch die jährlichen Botschaften des Präsidenten enthalten nur seine persönlichen Ansichten über wünschenswerte gesetzgeberische Reformen, können aber nicht von eigenen Gesetzesvorschlägen begleitet werden. Die Minister des Präsidenten können ferner ebensowenig wie er selbst im Kongreß erscheinen und dort reden; da die Exekutive nicht das Recht hat, Gesetze vorzuschlagen, kann sie logischerweise auch keinen Gesetzesvorschlag in den gesetzgebenden Körperschaften verteidigen oder bekämpfen. Endlich kennt die amerikanische Verfassung kein Recht der Exekutive zur Auflösung des Parlaments.

Wenn deshalb Deutschland mit der Regierung der Vereinigten Staaten irgend einen Vertrag abschließt, der von

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

den gesetzgeberischen Faktoren der amerikanischen Republik ratifiziert werden muß — speziell die Rechte des Bundessenats sind in dieser Beziehung sehr weitgehend —, so hat man sich stets zu vergegenwärtigen, daß die Macht eines amerikanischen Präsidenten, solche internationalen Verträge zur gesetzlichen Anerkennung zu bringen, recht beschränkt ist. Wenn der Präsident bei seinen Abmachungen nicht der Unterstützung des Bundessenats gewiß ist, so stehen alle seine Verabredungen völlig in der Luft. Es gibt keine Auflösung des Unterhauses und keinen Pairsschub in das Oberhaus. Er muß die gegebenen Majoritätsverhältnisse im Kongreß als für ihn maßgebend akzeptieren.

Dies muß man sich vor Augen halten, wenn man die Chancen eines Handelsvertrages, eines Tarifvertrages oder eines Reziprozitätsvertrages, zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten richtig abschätzen will. Der gegenwärtige amerikanische Bundessenat hat eine eingefleischte schutzzöllnerische Mehrheit, die dem Abschluß von Handelsverträgen auch in der Form der sogenannten Reziprozitätsverträge recht ungünstig gegenübersteht. Das weiß die Regierung des Präsidenten Roosevelt natürlich sehr genau, und deswegen ist ihre Neigung, sich auf weitgreifende Handelsvertragsverhandlungen mit europäischen Staaten einzulassen, nur gering. Die Aussichten für einen richtigen Tarifvertrag zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten sind deshalb schlecht.

Andererseits ist Deutschland in Konsequenz der Bülowschen Handelspolitik gezwungen, das Abkommen vom Jahre 1900, durch das der Warenaustausch zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten zollpolitisch geregelt ist, zum 1. März 1906 zu kündigen. Da in diesem Abkommen eine dreimonatliche Kündigungsfrist vorgesehen ist, muß diese Kündigung spätestens am 30. November 1905 erfolgen. Erfolgte die Kündigung nicht, so hätten die Vereinigten Staaten auch nach dem 1. März 1906 für ihren Export nach Deutschland einen Anspruch auf die deutschen Zollsätze, die durch die Caprivischen Handelsverträge festgesetzt sind. Diese sind aber bekanntlich erheblich niedriger als die deutschen Zollsätze, die mit Eintritt der Bülowschen Handelsverträge im Verkehr mit den meistbegünstigten Ländern maßgebend werden, und bedeutend niedriger als die Sätze des deutschen Generalzolltarifs, die vom 1. März 1906 an, allen fremden Ländern gegenüber Platz greifen sollen, denen das Recht der Meistbegünstigung nicht gesichert ist.

Die Frage ist nun: was wird geschehen, wenn die Kündigung des Handelsabkommens von 1900 erfolgt ist und eine Verständigung zwischen beiden Ländern über einen neuen Handelsvertrag nicht zustande kommt. Man nimmt vielfach an, daß dann die Bestimmungen der alten Verträge, die vor Zeiten zwischen den Vereinigten Staaten und einzelnen deutschen Regierungen abgeschlossen sind, wieder in Kraft treten, insbesondere der Handelsvertrag zwischen der amerikanischen Union und Preußen vom Jahre 1828, den man in wohlwollender Interpretation seiner Absichten auch nach der Gründung des Deutschen Reiches stillschweigend auf alle deutschen Bundesstaaten ausgedehnt hatte.

Aber selbst wenn man diese staatsrechtlich ziemlich verwegene Theorie der Wiederauflebung des alten Vertrages von 1828 gelten lassen will, bleibt die handelspolitische Situation höchst unklar. Das Recht der Meistbegünstigung, das in dem Vertrage von 1828 ausgesprochen war, hat im Laufe der Zeiten eine sehr zweideutige Auslegung erfahren. Um dieser Zweideutigkeit zu entgehen, wurde gerade das Handelsabkommen von 1900 abgeschlossen. Die Regierung der Vereinigten Staaten war es, die sich wiederholt um eine volle Anerkennung des Rechts der Meistbegünstigung herumgedrückt hat. Deutschland könnte nach diesen Vorgängen nun auch seinerseits die Meistbegünstigungsbestimmung des Vertrages vom Jahre 1828 in einem einschränkendem Sinne interpretieren.

Unsere Agrarier wie ein einflußreicher Teil unserer schutzzöllnerischen Industriellen fordern von der Reichsregierung, daß sie diesen Weg beschreiten und die Vereinigten Staaten resolut vor die Alternative stellen solle: entweder macht ihr uns Zollzugeständnisse für den Import deutscher Waren nach Amerika oder wir verweigern euch für euren Export nach Deutschland die Zollsätze, die wir unseren Nachbarstaaten beim Abschluß der jüngsten Tarifverträge zugesichert haben, und stellen euren gesamten Export unter die Sätze unseres neuen Generalzolltarifs. Die Handelskammer in Düsseldorf hat jüngst in einer besonderen, für die Reichsregierung bestimmten, Resolution diesen Standpunkt mit Nachdruck vertreten, und in der Debatte, die dieser Resolution vorausging, auch rundweg anerkannt, daß damit voraussichtlich ein Zollkrieg zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten hervorgerufen würde, ein Zollkrieg, den man aber nach Ansicht der Düsseldorfer Handelskammer nicht zu scheuen brauche. Wer die politischen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten auch nur oberflächlich kennt, kann darüber nicht den geringsten Zweifel hegen, daß der Versuch, den Export der Vereinigten Staaten nach Deutschland unter unseren Generalzolltarif zu stellen, von diesen als handelspolitischer casus belli behandelt und sofort mit den rücksichtslosesten Retaliationsmaßregeln beantwortet werden würde.

Man sieht, wie kompliziert die Lage der handelspolitischen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten ist. Es wird große Geschicklichkeit und großen politischen Takt erfordern, um die Interessen der deutschen Volkswirtschaft zwischen all diesen Klippen hindurchzulotsen. Eins steht dabei ganz fest: wer da glaubt, dem amerikanischen Volk mit der Politik des „Friß, Vogel, oder stirb!" imponieren zu können, der hat keine Ahnung vom amerikanischen Nationalcharakter. Die Tolpatschpolitik, wie sie unsere Agrarier und verschiedene handelspolitische Bramarbasse unserer Industrie fordern, würde uns im Handumdrehen in einen Zollkrieg verwickeln, bei dem nicht bloß unsere Industrie, sondern auch unsere Reederei sehr viel Haare lassen müßte.

Die Vorstellung, daß bei einem derartigen Zollkriege der Staat im Vorteil sei, der dem anderen mehr Waren abkauft, beruht auf einer völlig falschen Voraussetzung. Nicht die Höhe des Imports, sondern die Natur der importierten Waren ist entscheidend. Die Hauptartikel, die Deutschland von den Vereinigten Staaten bezieht, in erster Linie Baumwolle, kann es aber ohne die schwersten Schädigungen seiner eigenen Volkswirtschaft gar nicht unter einen Zollkriegstarif bringen. Das ist natürlich auch den Amerikanern nicht verborgen. Aber selbst wenn es ihnen verborgen wäre, würde sie das nicht hindern, einen Zollkrieg aufzunehmen, der dadurch hervorgerufen wäre, daß man versuchte, die Vereinigten Staaten zollpolitisch zu differenzieren.

Theodor Barth.

Die Tarifbewegung in der bayerischen Metallindustrie

Eigentlich ist die Überschrift falsch und es wäre richtiger zu sagen: Die Gegentarifbewegung der bayerischen Metallindustriellen. Oder man könnte auch sagen: Der Kampf der bayerischen Metallindustriellen gegen die bayerische Regierung. Denn die bayerische Regierung steht der Tarifbewegung sehr freundlich gegenüber. Sie ist nicht nur dem Beispiel der württembergischen gefolgt und hat angeordnet, daß bei Vergebung amtlicher Druckaufträge tariftreue Druckereien bevorzugt werden sollen, sondern sie hat auch am 2. März d. J. einen eigenen „Tariferlaß" an die Gewerbeaufsichtsbeamten ergehen lassen, worin sie den Tarifvertrag als „eines der erfolgreichsten Mittel zur Besserung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse und zur Herbeiführung des so erwünschten Einvernehmens zwischen Unternehmern und Arbeitern anerkannt" und es als eine der vornehmsten Aufgaben der Gewerbeaufsichtsbeamten bezeichnet hat, im Benehmen mit den Organisationen der Unternehmer und Arbeiter auf das Zustandekommen solcher Tarifvereinbarungen hinzuwirken. Kurze Zeit nach Bekanntwerden dieses Erlasses trat der Metallarbeiterverband in Bayern in eine Tarifbewegung ein. Man weiß, daß es noch nicht lange her ist, seit in diesem Verband der rein gewerkschaftliche Gedanke des Tarifvertrags über den Radikalismus der Streikfanatiker den Sieg davongetragen und seit man im Zusammenhang damit den Standpunkt: „Akkordarbeit ist Mordarbeit" aufgegeben hat. Alle Freunde einer friedlichen Entwickelung der deutschen Arbeiterbewegung haben es als ein

Digitized by Google

höchst erfreuliches Ergebnis dieses „Mauserungsprozesses" begrüßt, als der Verband im Sommer vergangenen Jahres mit einem überaus höflich und maßvoll gehaltenen Schreiben an die Arbeitgeberverbände der Metallindustrie herantrat und einen motivierten Plan zur Neuorganisation des Arbeitsverhältnisses in der Metallindustrie auf dem Boden der Tarifgemeinschaft entwickelte. Die Antwort, welche die Arbeitgeber erteilten oder vielmehr nicht erteilten, ließ freilich alle Hoffnungen, welche sich etwa an das Vorgehen des Metallarbeiterverbandes geknüpft hatten, sofort wieder in nichts zerfließen. Trotzdem war niemand darauf gefaßt, daß die Arbeitgeber der Metallindustrie den Friedensplan der Gewerkschaften — als casus belli benutzen würden. Man hielt die Generalsekretäre der Arbeitgeberverbände für zu klug, als daß sie sich auf den Kampf gegen eine Idee versteifen würden, die so sehr zeitgemäß ist, daß sie anfängt, in bayerischen Regierungskanzleien begriffen zu werden und für die auch das Nürnberger Programm der bayerischen Liberalen eintritt. Trotzdem ist es so. Die Strategen des bayerischen Arbeitgeberverbandes für die Metallindustrie reiten ihre Attacke gegen das Koalitionsrecht und die Gleichberechtigung der Arbeiter auf dem moorigen Grund prinzipieller Gegnerschaft gegen Tarifverträge.

Folgendes sind die Tatsachen:

In der Maschinenfabrik Hirschau des Reichsrats Ritter von Maffei bestand seit Oktober 1904 für die im Tender- und Rahmenbau beschäftigten Arbeiter ein Tarifvertrag mit Mindestlöhnen, welcher damals nach 9tägigem Streik durch Vermittelung des Gewerbegerichts München als Einigungsamt zustande kam. Gelegentlich der Verhandlungen über Erneuerung dieses Vertrages suchte nun der Verband anfangs April d. Js. den neunstündigen Arbeitstag, zehnprozentige Stücklohnerhöhung und Garantie eines Mindestverdienstes bei Akkordarbeit für alle Arbeiter des Maffei-Werkes durchzusetzen. Ähnliche Anträge gingen gleichzeitig an die drei anderen größeren Firmen der Münchener Metallindustrie. Alle vier lehnten es ab, mit den Organisationen der Arbeiter zu unterhandeln, und unterbreiteten den Fall ihrer eigenen Organisation, die Tarifverträge grundsätzlich ablehnte und nur im Punkte der Arbeitszeit ein geringfügiges Entgegenkommen gestattete. Infolgedessen kam es bei den Firmen Maffei, Landes und Rathgeber Mitte April zu partiellen Streiks in Verbindung mit erheblichen Maßregelungen. Die Arbeiter der Firma Rathgeber riefen das Gewerbegericht als Einigungsamt an. Die Unternehmer weigerten sich aber „prinzipiell", mit ihren Arbeitern außerhalb der Fabrik und gar „mit dritten Personen" zu verhandeln. Die Firma Maffei begründete ihre Ablehnung der Einigungsverhandlungen damit, „daß nach den bisherigen Erfahrungen bei Differenzen zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern Verhandlungen vor den Gewerbegerichten größtenteils auf Kosten der Industriellen zu einer Verständigung führten". Auch gütliches Zureden des Verkehrsministers von Frauendorfer, des besten Kunden der bayerischen Metallindustriellen, führte keine Geneigtheit zu Verhandlungen herbei.

Am 22. Mai waren bereits 1002 Arbeiter an der Bewegung beteiligt; davon 426 Streikende, 576 Ausgesperrte. Am 26. Mai drohten auch die bisher unbeteiligten größeren Firmen der Metallindustrie mit der Aussperrung ihrer Arbeiter, ja der Metallarbeiter in ganz Bayern, wenn die Arbeit nicht bis Freitag, 2. Juni, morgens 6 Uhr, bedingungslos wieder aufgenommen werde.

Dieser Bekanntmachung, die wirkungslos blieb, folgte am 2. Juni eine weitere, worin die Arbeiter bei Meidung sofortiger Aussperrung zur Unterzeichnung folgenden Reverses aufgefordert wurden:

„Ich Unterzeichneter erkläre hiermit, daß ich nicht Mitglied einer Arbeiterorganisation bin und das Vorgehen der sogenannten Arbeiterführer aufs schärfste verurteile, weil beide nur Unfrieden zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern säen und gleich schädliche Folgen für Industrie und Arbeiterschaft hervorrufen. Ich erkläre, daß ich weder streikende, noch ausgesperrte Arbeiter mit Beiträgen unterstützen werde und genehmige ausdrücklich die Veröffentlichung dieser meiner Erklärung und Unterschrift."

Nur wenige Arbeiter unterzeichneten den Revers. Am 5. Juni wurden daher, wie angedroht, sämtliche größere Betriebe der Münchener Metallindustrie geschlossen. Etwa 3000 waren nunmehr an dem Streik, bezw. der Aussperrung, in München beteiligt. Jetzt griff die Bewegung auch auf Augsburg und Nürnberg über. Dort war es bereits früher wegen ähnlicher Forderungen, in der Maschinenbauaktiengesellschaft (vormals Kramer-Klett) zum Ausstand gekommen. Am 10. Juni sperrte diese Gesellschaft den Rest ihrer Arbeiter — 2400 an der Zahl — aus. Gleichzeitig wurde bekannt gegeben, daß, für den Fall die Streiks in Nürnberg und München nicht bis zum 17. Juni beendet sein sollten, an diesem Tage die bereits angekündigte Massenaussperrung in ganz Bayern stattfinden werde.

Die Metallarbeiter suchten dieses Äußerste abzuwenden, indem sie nochmals Verhandlungen mit den Unternehmern anbahnten. Solche Verhandlungen fanden denn auch am 14. Juni in München unter Umgehung des Gewerbegerichts und ohne Anerkennung der Organisationen der Arbeiter seitens der Unternehmer statt, führten aber zu keiner Einigung, obwohl die Arbeiter ihre wichtigsten Forderungen, Tarifverträge und Mindestlöhne, fallen ließen. Am 21. Juni abends schlossen sodann sämtliche dem Arbeitgeberverband angehörigen Firmen ihre Betriebe. Seitdem sind in Nürnberg, Fürth, Pegnitz, Augsburg und München, den Hauptstandorten der bayerischen Metallindustrie, 16 000 Metallarbeiter ausgesperrt. Die Regierung bemüht sich seit einigen Tagen aufs Lebhafteste, eine Einigung herbeizuführen. Zurzeit ist es indessen noch ungewiß, von welchem Erfolge ihre Bemühungen begleitet sein werden. Verschärft hat sich die Situation noch dadurch, daß inzwischen der Arbeitgeberverband für das Baugewerbe dem Beispiele der Metallindustriellen gefolgt ist, und am 23. Juni abends alle Bauarbeiter ausgesperrt hat, die sich weigern, einen Revers zu unterzeichnen, der den Wortlaut hat: „Unterzeichneter erklärt hiermit, daß er nicht Mitglied einer Arbeiterorganisation ist und verpflichtet sich, weder streikende, noch ausgesperrte Arbeiter mit Beiträgen zu unterstützen." So stehen wir in Bayern inmitten eines wirtschaftlichen Kampfes von bisher nicht erlebter Ausdehnung und Tragweite.

Die Schwierigkeiten, mit welchen die bayerische Industrie zu kämpfen hat, sind bekannt. Ihre Verkehrslage zu den Gebieten, aus welchen sie ihre wichtigsten Rohstoffe zu beziehen hat, und nach welchen sie einen namhaften, wenn auch keineswegs „den größten Teil" ihrer Produkte absetzt, ist ungünstig. Doch würde diese Ungunst der Verkehrslage, wie sie in der Vergangenheit die Entwickelung einer sehr kräftigen Industrie gerade auf dem Gebiete der Metall- und Maschinenindustrie in Bayern so wenig wie in der Schweiz gehemmt hat, auch die künftige Konkurrenzfähigkeit dieser Industrie nicht in Frage stellen, wenn nicht zu den natürlichen erhebliche künstliche Schwierigkeiten hinzukämen. Denn was sich in Bayern der Überwindung jener natürlichen Schwierigkeiten durch eine rationelle Handels-, Gewerbe- und Verkehrspolitik entgegenstellt, das ist der Umstand, daß ein total veraltetes Wahlrecht in Staat und Gemeinde agrarischen und sogenannten mittelständlerischen Einflüssen eine geradezu verhängnisvolle Macht verleiht. Zum Beleg hierfür sei nur an die reaktionäre Gewerbesteuerreform von 1899 und an die, die Interessen der bayerischen Industrie gröblich verletzenden, Bülowschen Handelsverträge erinnert. Hätten die bayerischen Industriellen auch nur einen Teil der Rücksichtslosigkeit, welche sie jetzt darauf verwenden, ihren Arbeitern einen gegen die guten Sitten verstoßenden Verzicht auf ihr Koalitionsrecht abzutrotzen, auf die Reform des Wahlrechtes in Bayern und auf die Bekämpfung der Schutzzölle im Reich verwendet, so hätten sie jetzt nicht nötig, die Manen des Rodbertus und die Satzungen einer der rückständigsten englischen Gewerkschaften zur Verteidigung ihres unhaltbaren Angriffs auf den Tariferlaß der bayerischen Regierung ins Feld zu führen. In einer Zuschrift, welche die liberale Presse bedauerlicherweise ohne Kommentar aufgenommen hat, gebärden sich die Herren, als verletzte es die heiligsten Menschenrechte, daß die Arbeiter sich weigern, auch unter dem Druck steigender Lebensmittelpreise der bayerischen Industrie ihre Unternehmergewinne in der bisherigen — zum Teil sehr beträchtlichen Höhe — zu

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

garantieren. Sie können es anscheinend gar nicht begreifen, daß die Arbeiter, welche den Zolltarif mit aller Macht bekämpft haben, die Prämie für die Rentenversicherung der größten Monopolisten des Reiches aus ihren ohnedies bescheidenen Löhnen nicht bestreiten wollen. Sie betrachten anscheinend den Unternehmergewinn als eine ganz unantastbare Größe und darum sind die von der kgl. bayerischen Regierung empfohlenen Tarifverträge für sie „der ausgeprägteste Sozialismus"! Sie bedenken nicht, daß der schwache innere Markt Bayerns, über den sie sich beklagen, hoffnungslos wird, wenn sie den Arbeitern die Möglichkeit nehmen, steigenden Anteil an den Erträgnissen ihrer Arbeit zu gewinnen, und daß auch die politischen Machtverhältnisse, über welche sie sich beschweren, dauernde sein werden, wenn sich der Gegensatz zwischen Großbourgeoisie und industrieller Lohnarbeiterschaft noch weiter verschärft. Es muß denken machen, daß das Bündnis der politischen Arbeiterbewegung mit der konservativsten Partei in Bayern, dem Zentrum, jetzt auch auf wirtschaftlichem Gebiete sein Analogon gefunden hat, indem Gewerkschaften und Regierung sich zur Aufrechterhaltung des gewerblichen Friedens verbünden müssen gegen die übereifrigen und allzu kampflustigen Generalsekretäre der Arbeitgeberverbände.

Es ist nicht nur das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen. Auch unsere Unternehmer, deren volkswirtschaftliche und technische Leistungen nicht verkleinert werden sollen, werden es schließlich ertragen müssen, daß sich zwischen sie und „ihre" Arbeiter ein geschriebenes Papier in Form des Tarifvertrages „als eine zweite Vorsehung" eindrängt.

München. **Max Prager.**

Die deutschen Gewerkvereine

II.

Wir schilderten in der vorigen Nummer die neuere Entwickelung innerhalb der deutschen Gewerkvereine, welche von diesen eine kräftigere Betätigung als bisher erwarten läßt. Untersuchen wir nun, welchen Einfluß die Gewerkvereine auf die gesamte Arbeiterbewegung gewinnen können. Ursprünglich lag es, wenigstens theoretisch, in ihrer Macht, die wirtschaftliche Arbeiterbewegung vor verhängnisvollen Irrwegen zu bewahren. Das wäre geschehen, wenn die deutschen Gewerkvereine sich den sozialistischen Organisationen gegenüber behauptet hätten. Der ursprüngliche Gegensatz wurde in Chemnitz sehr treffend als der zwischen Staats- und Selbsthilfe bezeichnet. Darin haben die Gewerkvereine eine Niederlage erlitten. Die Selbsthilfe, wie man sie damals verstand, zählt heute in Deutschland kaum noch eine große Zahl Anhänger. Bei den Gewerkvereinen bestand aber auch von vornherein der Grundsatz parteipolitischer Neutralität. Aber dies Prinzip wurde nie sonderlich in den Vordergrund geschoben, und nur wenige Kämpfe hat man darum geführt.

Heute sind nach rechts und links zwei große Konkurrenzorganisationen entstanden. Die sozialistischen Gewerkschaften mit mehr als einer Million Mitglieder, die Zentrumsgewerkschaften mit rund 200 000 Mitgliedern. Die Gewerkvereine sind also mit 115 000 zahlenden Mitgliedern an die dritte Stelle gerückt, wenn auch einzelne Berufsverbände noch die zweite Stelle wahren. Beide Richtungen wären heute den Gewerkvereinen selbst dann noch überlegen, wenn letztere den gleichen Agitationsapparat hätten wie jene. Neben der Masse beruht die Überlegenheit der freien Gewerkschaften in der Verbindung mit der politischen Partei, insbesondere mit der Parteipresse. Die zahlenmäßige Überlegenheit der christlichen Gewerkschaften ist nicht groß. Aber besonders für die katholischen Gegenden kommt die nahe Berührung mit der Zentrumspresse und den katholischen Arbeitervereinen zu großer Bedeutung. Kein christlicher Gewerkschafter zahlt als solcher einen Pfennig zu christlichen oder katholischen Arbeitersekretariaten, diesen großen, unzweifelhaft enorm agitatorisch wirkenden Instituten. Kosten tragen die katholischen Arbeitervereine und der katholische Volksverein. Für beide Richtungen kommt noch die intellektuelle Mithilfe stark in Frage, die den freien Gewerkschaften durch die sozialdemokratischen Theoretiker, den christlichen durch die Geistlichkeit und hauptsächlich die Agitation des Volksvereins ersteht. Man betrachte bloß die angesichts der kurzen Zeit des Bestehens christlicher Gewerkschaften umfangreiche Aufklärungs- und Streitliteratur, mit der sie arbeiten.

Von allem dem haben die Gewerkvereine fast gar nichts. Keine Hilfe aus irgendwelchen Nebenvereinen, alle Auslagen fließen aus den Organisationskassen. Die Blätter, die sich herbeilassen, die Bewegung der deutschen Gewerkvereine zu fördern, sind an den Fingern abzuzählen. Ich kenne nur eine Tageszeitung in Deutschland, die jede Zuschrift aus den Gewerkvereinen aufnimmt. Und was den Gewerkvereinen an intellektueller Mithilfe geboten wird, ist bis jetzt sehr matt. Die Theorie der deutschen wirtschaftlichen Arbeiterbewegung ist fast ausschließlich von liberalen Gelehrten geschrieben worden. Und doch kenne ich solche, die im Innern zu neunzehntel für freie Gewerkschaften sind. Dafür allein die genannten Leute verantwortlich zu machen, liegt mir fern, da ich weiß, wie sehr diese Stellung mit der gewerkvereinlichen Entwickelung selbst zusammenhängt. Die Leitung der Gewerkvereine hat es vernachlässigt, sich nach Bundesgenossen umzusehen. Die Mitglieder selbst haben es versäumt, allerwegs sich einzuschieben, sich nützlich zu machen, und so Einfluß zu gewinnen. Nie lag das offener zutage als zur Zeit der Sammlungen für die streikenden Bergarbeiter. Die Sammelgelder aus bürgerlichen Kreisen gingen alle an den alten Verband, statt an die Gewerkvereine. Wie von Rheinland-Westfalen aus energisch gedrungen wurde auf eine innere Reform der Gewerkvereine, so werden wir ihnen auch eine andere Position in der öffentlichen Meinung zu schaffen suchen, mit dem Ziele, alle sozial denkende Kräfte des deutschen Bürgertums wachzurufen und für die Gewerkvereinsbewegung einzusetzen. Die Zukunft wird zeigen, ob uns hier mehr Verständnis begegnet als unseren Vätern vor einigen Jahrzehnten.

Kehren wir zum Ausgangspunkte zurück, der Situation, in der die Gewerkvereine gegenüber ihren Konkurrenzorganisationen stehen. Wer sie oberflächlich betrachtet, wird uns sagen: ja, euer Streben ist recht schön, aber ihr seht ja selbst, die anderen sind an Hilfsmittel stärker wie ihr. Viel Wert hat also die ganze Arbeit nicht. So kann man tatsächlich urteilen und sich dabei noch als kluger Realpolitiker vorkommen. Wir rechnen anders. So gewiß wie wirtschaftliche Verhältnisse aus einem politisch zerrissenen Deutschland dem einigen Deutschen Reich die Wege ebneten, so sicher wird aus der zerklüfteten deutschen Arbeiterbewegung ein einiges Heer werden. Alles, was man da an trennenden Schranken aufbaut, wird hinweggeschwemmt werden, keines Menschen Hand vermag das zu verhindern, höchstens hinauszuschieben. Und im Grunde genommen haben es die Arbeiter satt, sich gegeneinander hetzen zu lassen. Im Bergarbeiterstreik hätte mal jemand von Trennungspunkten, von Gegensätzen reden sollen. August Brust mußte die Organisation verlassen, die er gegründet und hochgebracht, weil er systematischer Zersplitterer war. Und kein Arbeiterführer wagt es heute noch, sich im Prinzip für die Zersplitterung auszusprechen. Hier in Rheinland-Westfalen, wo alle drei Richtungen stark sind, redet jeder von der späteren Verschmelzung, nur draußen im Lande, wo immer eine Richtung herrscht, sind große Worte im Schwung. Wenn das Streben der Arbeiter nach Einigkeit sich noch nicht stärker geltend macht, dann, weil die Masse noch nicht systematisch denkt und weil sie sich, wenn sie vor plötzliche Ereignisse geführt wird, zu Kämpfen verleiten läßt, die der Arbeiterschaft im Grunde fernliegen. Für uns ist die schließliche Einigung aller Arbeiter eine feste und sichere Erwartung.

Das Wie ist freilich eine andere Frage. Selbstverständlich erscheint, daß diese Einigung nur auf religiös und parteipolitisch völlig neutralem Boden vor sich gehen kann, und zwar ist das erstere wichtiger als das letztere. Die Frage ist also, besteht für eine solche neutrale Sammelstelle ein Ansatz? Die freie Gewerkschaftsbewegung. Man ist sich seit Köln darüber einig, daß sie weniger neutral sein wird, daß sie immer enger sich an die politische Sozialdemokratie anschließt. Ob das politisch gut ist oder nicht, beschäftigt uns hier nicht, dem sachlichen Interesse der wirtschaftlichen Arbeiterbewegung von heute ist es ein unzweifelhafter Schaden. Ehe die Sozialdemokratie auf dem Wege der

Digitized by Google

Beeinflussung durch die Gewerkschaften zu einer radikalen Reformpartei umgewandelt wird, vergeht noch ein gutes Stück Zeit, das für die wirtschaftliche Arbeiterbewegung verloren ist, weil es der Selbstzerfleischung dient. Auch die christliche Gewerkschaftsbewegung war in ihren Anfangsstadien der Neutralität näher wie heute.

Geht also die Entwickelung dieser geschilderten beiden Richtungen weiter wie bisher, ohne eine dritte Richtung, so stehen sich die Extreme gegenüber, beide Teile werden sich in ihren Gegensätzen verschärfen und es ist kein Ende abzusehen. Hier haben die Gewerkvereine einzusetzen, die sich weder auf die „christliche" noch auf die „unchristliche" Weltanschauung festlegen, die den Arbeitern das Ideal der einigen Organisation und die Wege dazu lehren, und so die Brücke zwischen den Extremen bilden. Ein stetiges Bitten um Neutralität war die Übung der Vergangenheit. Solche frommen Wünsche sind aber ohne Wirkung, nur die große Zahl und die damit gegebene Macht wird es möglich machen, auch christliche und freie Gewerkschaften auf den Boden der Einigkeit aller zu führen. Haben die Gewerkvereine mit der Propaganda geschilderter Art Erfolg — und ich zweifle daran nicht —, so kann das nicht ohne Einwirkung auf die anderen bleiben. Entweder diese sperren sich gegen das Neutralitätsprinzip und ernten die Früchte, oder sie machen ihm Konzessionen und dann ist eines Tages die Bahn zur Einigung frei.

Weil ich also glaube, daß die Gewerkvereine in dieser Aufgabe von der zukünftigen Entwickelung getragen werden — vorausgesetzt, daß sie sich ihr anpassen —, fürchte ich nicht für den Erfolg, trotzdem wir an Hilfsmitteln zur Zeit schwächer sind, als die beiden anderen Richtungen.

Von solchen Gesichtspunkten aus fällt also in der modernen Arbeiterbewegung den Gewerkvereinen eine große Aufgabe zu, die sie erkennen müssen und die sie erfüllen können, wenn sie sich in der Energie zur Vertretung von Arbeiterinteressen von keiner Seite übertreffen lassen. Es sei mir gestattet, auch hier einige der Wege zum Ziel anzudeuten. Das Werk innerer Reform ist noch lange nicht beendet. Wie es bei den Maschinenbauern zur Durchführung gelangt, so muß es auch in allen übrigen Gewerkvereinen zur Entfaltung kommen. Teilweise sind sie noch klein, z. B. zählt der Gewerkverein der Textilarbeiter nur 4000 Mitglieder. Aber für die meisten dieser kleinen Vereine ist noch ein weites Feld vorhanden, wie ein Blick in die Statistik ergibt. Die Hauptsache aller inneren Reform liegt aber auf ideellem Gebiet, und hier ist das meiste zu leisten. Heute ist noch zu wenig an einheitlicher Grundanschauung in den Gewerkvereinen vorhanden. Auf Mißstände in Betrieben, auf Wünsche nach Lohnaufbesserungen allein ist keine große Arbeiterbewegung aufzubauen. Eine großzügige ethische und volkswirtschaftliche Grundanschauung gilt es zu entwickeln, die imstande ist, Arbeiter zu begeisterten Kämpfern zu machen. Eine Hauptrolle dabei muß das Ideal der neutralen Berufsorganisation bilden. Was hier nur ganz kurz angedeutet werden kann, ist eine mächtige Arbeit, zu deren Inangriffnahme leider heute nur wohl wenige Kräfte sich finden.

Mehr als je erfährt aber heute auch ein Agitations- und Bildungsmittel in den Gewerkvereinen volle Wertung, die Tagespresse. Besonders in allen Kämpfen mit den anderen Richtungen findet man, wie sehr den Gewerkvereinen gerade diese Waffe fehlt. Aus der Masse entstanden so bei uns die Bestrebungen, aus eigener Kraft tunlichst ein solches Organ zu schaffen. Mehr als 150 Vertrauensleute, unterstützt von mehr als 200 Bezirkskassierern, mühen sich in Rheinland-Westfalen, in kleinen und kleinsten Beiträgen eine Summe von 40 000 Mk. zu sammeln, die den Grundstock zu einem Preßunternehmen bilden soll. Wer in Arbeiterkreisen erfahren ist, weiß, daß solche Kapitalansammlungen ihre große Schwierigkeiten haben, insofern es doch immer nur verhältnismäßig wenige sind, die für Dinge, welche sie noch nicht sehen können, schon Opfer bringen. Und selbst wenn wir nur den vorgesehenen Mindestbetrag von 25 000 Mk. erreichen, kann man keinen zweiten Fall in Deutschland aufzählen, wo für einen ähnlichen Zweck auf ähnlichem Wege solche Summen aufgebracht wurden. Haben wir das Machtmittel Tagespresse in der Hand, so sind wir annähernd den anderen Richtungen auf gewerkschaftlichem Gebiet gewachsen.

Nach meiner Ansicht liegt es im Interesse aller fortschrittlich denkenden Volkskreise, die neuere Entwickelung in den deutschen Gewerkvereinen mit Interesse zu verfolgen und, wo es geht, sie zu fördern. Vieles könnte da vor allem die sozialdenkende fortschrittliche Presse tun, die heute noch meist indifferent, sogar vielfach direkt gegnerisch der Arbeiterbewegung gegenübersteht.

Düsseldorf. J. Erkelenz.

Der württembergische Verfassungsentwurf vor dem Landtag

Im Halbmondsaal zu Stuttgart hat in der letzten Woche der Kampf der Parteien um den Verfassungsentwurf der Regierung begonnen. Die Verhandlungen, denen das Interesse des ganzen politischen Deutschlands gehörte, sind wichtig genug, auch an dieser Stelle in kurzen Zügen gewürdigt zu werden. Mit dem wesentlichen Inhalt des Entwurfes sind unsere Leser bekannt. Die Ouvertüre der Generaldebatte hatte der demokratische Führer C. Haußmann übernommen, aber er verließ das Programm und gefiel sich in plötzlichen Capricci und eigenartigen Läufen, daß nicht nur die Hörer ob solcher Melodik überrascht waren, sondern auch der Komponist am Ministertisch bedenklich das Haupt schüttelte. Haußmann, im vergangenen Jahre der „realpolitische Bremser", verlangte auf einmal, die Regierung solle auf das Gesetz vom 1. Juni 1849 zurückgreifen, das ein Einkammersystem vorsah, aber 1850 wieder durch eine Notverordnung aufgehoben war. Die strittigen staatsrechtlichen Einzelfragen müssen hier unerörtert bleiben. Es war damit überhaupt die Rechtmäßigkeit und Kompetenz des Landtags in Frage gestellt. Parteien und Regierung wehrten sich gegen solche Forderung nur Gröber, der schlaue Parlamentarier, war so geschickt, diese „akademische Anregung" zum Antrag zu formulieren: die Angelegenheit solle der staatsrechtlichen Kommission zur Untersuchung gegeben werden. Man merkte die Absicht, und Haußmann war Politiker genug, sein schönes Streitroß gegen die Erste Kammer abzusatteln. Für die Sozialdemokratie hielt Keil eine als Agitationsbroschüre gedachte Rede, aber wohlgemerkt erst, nachdem die Haußmannsche Anregung und der Gröbersche Antrag, die die Grundlage für eine radikale Umgestaltung hätten geben können, in der Versenkung verschwunden waren. Weshalb sie post festum mit Gemütsruhe Haußmann angreifen konnte. Zweifellos wurde der sozialdemokratische Abgeordnete in seiner über zweistündigen Rede zum eigentlichen Sprecher der Mehrheit des württembergischen Volkes (von verschiedenen Partei- und Privatliebhabereien abgesehen), wenn er sich zum beredten und entschiedenen Anwalt des Einkammersystems machte und die spießbürgerliche Angstmeierei vor einer „Radikalisierung" des Volkslebens zurückwies. Gegen die Vermehrung der Ersten Kammer und die sonstigen Unzulänglichkeiten des Entwurfes fand er gute Worte. Aber wichtiger als all das war die Erklärung, daß die Sozialdemokratie bereit sei, an der Verbesserung des Entwurfes mitzuarbeiten. Die Privilegierten sind noch nicht entschlossen, bis jetzt haben sich nur die protestantischen Prälaten und ein protestantischer Ritter bereit erklärt, dem Entwurf zuzustimmen; die übrigen scheinen dies von entsprechenden Kompensationen, Verstärkung der Ritterbank in der Ersten Kammer, abhängig zu machen.

Die Stellung des Zentrums lag nach dem ersten Trick, der, wie Herr Gröber versicherte, sehr ernst von ihm gemeint war, klar zutage. Aber die brutale Offenheit, mit der in seiner Hauptrede der Zentrumsführer das allgemeine, gleiche Wahlrecht fahren ließ, überraschte doch. In demselben Augenblick, in dem er der Regierung Unbeständigkeit zum Vorwurf machte, gab er die alte Programmforderung des Zentrums: reine Volkskammer preis. Es müsse dem Radikalismus der Sozialdemokratie, der nach seiner Ansicht Württemberg zu verschlingen droht, entgegengewirkt werden. Er will deshalb berufsständische Vertretung als konservatives Gegengewicht in die Kammer, eine Forderung, die dem Geist des Parlamentarismus geradezu ins Gesicht schlägt. Seine Taktik dabei war, die Ritter gegen den Entwurf scharf zu machen (um die Novelle schon in dieser Kammer zum Falle zu bringen), und der Regierung das rote Gespenst an die Wand zu malen, das eines Tages den Etat, die Forderungen für Kultur und Kirche, nicht mehr bewilligen werde.

Die Regierung hielt sich demgegenüber erfreulich vernünftig. Der Kultusminister sagte, daß er vor der Zukunft gar keine Angst habe, und der Minister des Innern meinte, es ginge doch nicht an, Männern mit radikaler Gesinnung einen politisch „weiten Blick" abzusprechen. Der Ministerpräsident Breitling stellte sich ebenfalls kräftig hinter seinen Entwurf, nach rechts und nach links. Das Lob, das er ihm gab und das im Munde eines Ministers anderen deutschen „Staatsmännern" gegenüber immerhin bemerkenswert ist, Württemberg werde nunmehr das freisinnigste Wahlrecht haben, darf nur relativ genommen werden; Forderungen und Zukunftsaufgaben gibt's noch mancherlei. Gegen Herrn Gröber führte

Digitized by Google

eine recht scharfe Klinge, erklärte die Berufsvertretung für absolut unannehmbar und warf dem Zentrum ziemlich unverblümt Prinzipienverrat vor. Die Regierung bedauere das Wachstum der Sozialdemokratie, denke aber nicht im geringsten daran, durch gesetzliche Maßnahmen entgegenzuwirken: „Gerechte Forderungen erfüllen heißt die Sozialdemokratie bekämpfen." (Eine sehr brauchbare Waffe scheint uns der Entwurf jedoch nicht zu sein.) Wichtig ist, daß sich die Regierung bereit erklärt, in der Kommission an einer entsprechenden Vermehrung der Abgeordneten mitzuwirken, um das Verhältnis zur Ersten Kammer (nach dem Entwurf 75:48) besser zu gestalten. Am besten wäre es m. E., den Städten über 10—15000 Einwohnern einen eigenen Vertreter zuzugestehen und die Zahl der königlichen Prinzen in der Ständekammer gesetzlich festzulegen.

Am 1. Juni ist der Entwurf einer 16gliedrigen Kommission übergeben worden. Es bleibt vorderhand abzuwarten, wie er daraus erstehen wird. Über die Aussichten der Reform ist sich noch jeder ungewiß. Wir glauben, daß durch das Auftreten des Zentrums Parteien und Regierung einander näher gebracht sind, und hoffen, dies möge dem Schicksal des Entwurfes wie der Reform förderlich sein.

Theodor Heuß.

Unsere Bewegung

Trotz der sommerlichen Hitze sind unsere Freunde da und dort noch rührig an der Arbeit. In der kommenden Ferien- und Reisezeit bitten wir, die „Hilfe" nicht zu vergessen, und sie oft und nachdrücklich auf Bahnhöfen, in Gasthäusern usw. zu verlangen. Die Erfahrung lehrt, daß auf diese Weise häufig Abonnenten und Anhänger gewonnen werden. So kann jeder ohne Mühe ein kleiner Agitator werden und etwas für seine „Hilfe" tun. Wer die Erneuerung seines Abonnements versäumt hat, kann es jetzt noch bequem nachholen.

Anmeldungen und Anfragen betr. Organisation gehen an den Wahlverein der Liberalen zu Händen des Herrn Friedrich Weinhausen, Berlin SW., Dessauerstr. 1 ptr.

Nürnberg. Am 29. Juni sprach Herr Dr. Breitscheit aus Berlin in einer trotz der heißen Witterung sehr gut besuchten Versammlung über das Thema „Die Mittelstandsbewegung". Die fast zweistündigen, ungemein interessanten Ausführungen des Redners über die Entwickelung und den gegenwärtigen Stand der Mittelstandsfrage gipfelten in der Feststellung, daß die von den sogenannten Mittelstandsvereinen aufgestellten Forderungen des Befähigungsnachweises, der hohen Besteuerung der Konsumvereine, der Bekämpfung der Warenhäuser usw. im hohen Grade rückschrittlicher Natur seien und für die große Masse des konsumierenden Volkes, mögen es nun Arbeiter, Angestellte oder Beamte sein, nur von Schaden sein könne. Der Nutzen, der dazu noch recht zweifelhafter Natur sei, komme einem verschwindenden Bruchteile der Bevölkerung zugute. Der Liberalismus, dessen Prinzipien nach Barth Persönlichkeit und Fortschritt seien, müsse sich daher wohl hüten, mit den Mittelständlern, wie es in Nürnberg geschehen sei, eine Ehe zu schließen, die auch nach erfolgter Scheidung ihn in unheilvollster Weise kompromittieren werde. An den Vortrag, der mit demonstrativem Beifall aufgenommen wurde, schloß sich eine äußerst lebhafte Diskussion, an der sich die Herren Degelmann, Arnold (Präsident des koburgischen Landtages), Dr. Uhlfelder, Löhr und Lederer beteiligten. Bis auf den deutschnationalen Handlungsgehilfen Herrn Degelmann, erklärten sich alle Diskussionsredner mit den Ausführungen des Referenten vollständig einverstanden. Herr Degelmann, der das Unglaubliche leistete, eine Interessengemeinschaft zwischen den selbständigen Mittelständlern und den abhängigen Handlungsgehilfen zu konstruieren, kam dabei und besonders in dem Schlußwort des Herrn Dr. Breitscheid böse unter die Räder. — Wir dürfen auf den Abend, der uns übrigens auch neue Mitglieder brachte, mit großer Befriedigung zurückblicken.

Hamburg. In der Bezirksgruppe St. Georg-Hohenfelde des Liberalen Vereins sprach am 29. Juni Sekretär Haupt über „Die gegenwärtige politische Lage in Hamburg". Die Angst vor der Sozialdemokratie hat einen Teil des Bürgertums in die Arme der Reaktion getrieben und so die politische unerquickliche Notwendigkeit gebracht, daß Bürger gegen Bürger kämpfen. Der Liberalismus muß bei seinem Bestreben, sich feste Grundlagen in den breiten Schichten des Volkes zu schaffen, die wachsende Zahl der Unterbeamten an sich ziehen. Die Herrschaft der Reaktion hat die gute Wirkung, daß vielen erst die Augen geöffnet werden für die Wichtigkeit politischer liberaler Betätigung. Eine Fraktion der Liberalen in der Bürgerschaft muß der Mittelpunkt der Arbeit und des Vertrauens im Kampf gegen die Wahlrechtsvorlage werden. Die nächsten Wahlen werden dem entschiedenen Liberalismus viele neue Kräfte zuführen. Die Hoffnung auf ein völliges Scheitern der Vorlage braucht noch nicht aufgegeben zu werden. Der bürgerschaftliche Ausschuß wird, bei dem vielen Material, die Bearbeitung des Entwurfes vor Beginn der Session kaum bewältigen können. An der lebhaften Aussprache beteiligten sich die Herren Dr. Bornemann, Rechtsanwalt Treplin, Bröcker und Küster. Haupts Schlußwort beleuchtete namentlich das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer.

Schwenningen i. Württbg. Über die beiden letzten Versammlungen der hiesigen nationalsozialen Vereinigung sei an dieser Stelle kurz berichtet, daß solche am 13. Mai mit Vortrag von Pfarrverweser Völter über „Die religiös-sittliche Gedankenwelt der Judustriearbeiter" und am 24. Juni mit Votrag von Buchhalter Stolle über „Englische Ausdehnungspolitik" stattfanden. Beide genannte Herren sind, wie unsere bisherigen Vortragenden, Mitglieder unserer Vereinigung. An jeden Vortrag schloß sich wieder eine rege Aussprache der anwesenden Herren an.

Metz (Lothr.). (Leider verspätet.) Neben Straßburg und Colmar hat nun auch Metz seinen Hilfe-Abend. Vor ein paar Wochen waren durch die Presse alle Anhänger und Freunde Naumanns eingeladen worden. Der Anfang war gut und vielversprechend. Oberlehrer Buchrücker begrüßte die Erschienenen und legte den Zweck der Zusammenkünfte dar. Im Anschluß daran sprach cand. jur. L. Weil über „Wohnungsnot und Wohnungsfürsorge in den Städten", wobei die theoretische und praktische Seite dieser Frage zur eingehenden Erörterung kam. Der Referent kam zu diesen Forderungen: Schaffung einer städtischen Wohnungskommission und eines Wohnungsnachweises, Zuwachssteuer und vor allem Gründung einer Baugenossenschaft. An die klaren, beifällig aufgenommenen Darlegungen schloß sich eine rege Aussprache. Die Bücher des Hilfeverlages fanden guten Absatz. — An einem der nächsten Abende soll die Frage der hiesigen Organisation behandelt werden.

Den **nationalsozialen Preßverein** erfreuten wieder folgende Beiträge: Bodersweier, M. M. (außerordentlich) 1 Mk.; Leipzig, R. S. (außerordentlich) 100 Mk.; Plauen (Vogtl.), Nationalsozialer Kreisverein I. 5 Mk.; Sofia, Frh. v. F. I. 120 Mk.; Steglitz, Sch. I. 5 Mk.; Straßburg (Els.), Freunde der „Hilfe" II. 44 Mk.; Wittenberg (Bez. Halle), Seminargemeinschaft (außerordentlich) 1 Mk.

Zusammen 276,— Mk.
Dazu laut Ausweis in Nr. 25 3046,90 Mk.

Insgesamt **3322,90 Mk.**

Den fröhlichen Gebern unseren herzlichsten Dank.

Berlin-Schöneberg, Hohenfriedbergstr. 11.

Die Geschäftsleitung.

Soziale Bewegung

Die scharfmacherischen Aussperrungen gegen organisierte Arbeiter nehmen noch immer an Umfang und Bedeutung zu. In München ist jegliche Bauarbeit dadurch lahm gelegt worden, daß die Großlieferanten von Baumaterialien (Steine, Eisen, Kalk, Zement) die Lieferungen eingestellt und neue Verträge nicht abgeschlossen haben. In Bremerhaven haben die Werften, um sich der „planmäßigen Angriffe der Arbeiter" zu erwehren, Tausende von Werftarbeitern ausgesperrt. Wenn die Kesselschmiede, die das Karnickel sein sollen, in den nächsten Tagen nicht zur Arbeit zurückkehren, so sollen die Aussperrungen immer umfangreicher werden und zunächst 12000 Arbeiter umfassen. In Rheinland-Westfalen sind noch immer rund 20000 Bauarbeiter ohne Arbeit. Die Arbeiter behaupten allerdings, daß es weit weniger Ausgesperrte gäbe, und daß diese auf jeden Fall bis zuletzt zusammenhalten würden. Ein größerer Bierboykott in Rheinland-Westfalen ist allem Anscheine nach für die Arbeiter verloren.

Tischendörfers Austritt aus der sozialdemokratischen Gewerkschaftsbewegung hat, wie vorauszusehen war, in der Presse allerlei Kommentare gezeitigt, die sich natürlich, wie ebenfalls zu erwarten war, auch auf die nationalsoziale Politik beziehen. Wer aber mit den Dingen und Persönlichkeiten in der sogenannten freien Gewerkschaftsbewegung einigermaßen vertraut war, der weiß, daß Tischendörfers Entscheidung nur ein formaler Abschluß mehrjähriger heftiger Kämpfe gewesen ist. Wenn er trotz dieser langwierigen Kämpfe bis auf die neueste Zeit auf seinem Posten ausgehalten hat, so beweist das wohl zur Genüge, daß die Gegner keinen Grund haben, auf einmal allerlei neue Entdeckungen zu feiern und grundsätzlich politische Betrachtungen anzustellen. Sie haben um so weniger Ursache, über Tischendörfers Austritt zu jubilieren, als unser Freund nach wie vor entschlossen ist, seine ganze Arbeitskraft und seine reichen Erfahrungen den deutschen Gewerkschaften zu widmen.

Digitized by Google

Die Mietervereine haben überall dort, wo sie lebendig und rührig die Interessen ihrer Mitglieder wahrnehmen, praktische Vorschläge zur Linderung der Wohnungsnot (im weitesten Sinne des Wortes) formuliert. Unter ihren Forderungen pflegt mit Recht die Einrichtung städtischer Wohnungsämter obenan zu stehen. Die Hausbesitzervereine setzen aber gerade dieser Forderung einen unverständlichen Widerstand entgegen. Sie gehen nämlich von der Voraussetzung aus, daß ein behördlich eingerichtetes, unabhängiges Wohnungsamt soviel Mißstände aufdecken könnte, daß den Hausbesitzern aus ihrer Beseitigung erhebliche Unkosten entstehen würden. In Wirklichkeit trägt das städtische Wohnungsamt in der Regel wesentlich zur besseren Erziehung der Mieter bei, wirkt also auch im Hausbesitzerinteresse. Das städtische Wohnungsamt in Stuttgart hat gerade eben eine Bekanntmachung erlassen, in der die Gründe für die Feuchtigkeit so vieler Wohnungen dargetan werden. Die Schuld liegt danach sehr häufig in der falschen Behandlung der Wohnungen, in einer schlechten Ventilation besonders in Verbindung mit den häuslichen Verrichtungen des Kochens, Waschens, Wäschetrockens in den Wohnungen. Das Amt gibt eine Reihe von Vorschriften zur Verhinderung des Feuchtwerdens, das auch das Erwärmen im Winter erschwert. Auch in der kalten Jahreszeit sollte danach so oft wie möglich gelüftet werden, insbesondere aber nach dem Aufstehen, nach dem Mittagsessen und vor dem Zubettgehen. Wenn in einem Zimmer gewaschen wird, wenn beim Kochen sich starker Dampf entwickelt, so sollte wenigstens der obere Fensterflügel geöffnet werden, damit der Dampf abziehen kann; nach der Wäsche ist gründlich zu lüften. Das Trocknen nasser Wäschestücke im Zimmer soll vermieden werden, auf jeden Fall aber nach dem Trocknen und unter allen Umständen abends vor dem Zubettgehen gelüftet werden. Der Waschzuber ist sofort nach dem Gebrauch auszuleeren. Natürlich sind Unordnung und Unsauberkeit, wie sie die Wohnungsinspektion leider oft feststellen mußte, einer der schlimmsten Schäden; Staub, Schmutz und Speisereste müssen täglich beseitigt werden. — Man sieht aus diesen Darlegungen, wie aufklärend und segensreich das städtische Wohnungsamt zu wirken berufen ist.

Die Krankenkassen im Jahre 1903. Soeben erscheinen die Ziffern über die Fortentwickelung der Krankenversicherung im Jahre 1903. Die Zahl der Versicherten ist nun auf mehr als 10 Millionen gestiegen (1903: 10 224 297; 1902: 9 858 066); es wurde Krankengeld oder Behandlung im Krankenhause an 71 726 598 Tagen gewährt. Etwa jedes dritte Mitglied erkrankte, und im Durchschnitt kamen auf jeden Fall 7,02 Krankheitstage. Die Krankheitskosten betrugen nicht weniger als 180 841 677 Mk., also über ½ Million täglich! Diese Summe verteilt sich wie folgt:

1.	Krankengelder	79 113 677 Mk.
2.	Ärztliche Behandlung	40 765 699 „
3.	Arznei und sonstige Heilmittel . .	28 905 813 „
4.	Anstaltsverpflegung	23 658 831 „
5.	Sterbegelder	5 388 897 „
6.	Wöchnerinnenunterstützung	2 851 355 „
7.	Fürsorge für Rekonvaleszenten . .	157 405 „

Die Fürsorge für Erholungsbedürftige steckt, wie man sieht, erst in den Kinderschuhen und ist doch, um dauernde Gesundung zu erzielen, so wichtig. Bei einem Gesamtvermögen von 180,5 Millionen Mark könnte es auf diesem Felde wohl schneller vorangehen, insbesondere die Betriebskrankenkassen, die allein 80,2 Millionen Mark Vermögen haben, könnten für Erholungszwecke häufiger in den Beutel greifen. Was die Einzelformen der Kassen anlangt, so gehen die Orts- und Betriebskrankenkassen stark voran, die eingeschriebenen Kassen auffällig zurück. Die Gesamtentwickelung der Krankenkassen ist also nach dieser Angabe eine durchaus gesunde und günstige. Schon aus diesem Grunde, abgesehen von allen sozialpolitischen Erwägungen, muß deshalb aufs allerschärfste protestiert werden gegen die beabsichtigte Rückwärtsrevidierung des Krankenkassengesetzes. Leider ist ja nach den bestimmten Andeutungen, die Fürst Bülow im preußischen Abgeordnetenhaus bei Beratung der Berggesetze gemacht hat, kein Zweifel mehr möglich, daß die arbeiterfeindliche Verschlechterung des Krankenkassengesetzes den Scharfmachern und Reaktionären als Belohnung für die Annahme des verwässerten Bergarbeiterschutzes versprochen worden ist. Ziffern, wie die vorstehend mitgeteilten, sollten aber vor so gefährlichen Experimenten warnen.

Das „Soziale Museum" in Frankfurt a. M. veröffentlicht seinen zweiten Jahresbericht für das Jahr 1904. Diese Zentrale zur Förderung praktischer sozialer Arbeit und freier wissenschaftlicher Betätigung hat ihren Wirkungskreis auf die städtische und ländliche Wohlfahrtspflege von Hessen und Nassau beschränkt und stellt das natürliche und notwendige provinzielle Organ der Landeswohlfahrtszentralen und des jetzt für Preußen in Aussicht genommenen Landeswohlfahrtsamtes dar, welches die ins Riesenmaß gewachsene freie Wohlfahrtstätigkeit, die in Tausenden von Vereinen und Verbänden ohne einheitlichen Zusammenhang soziale Arbeit leistet, systematisch organisieren soll, ohne selbst die verantwortliche Leitung in die Hand zu nehmen. Das „Soziale Museum" gibt vierteljährlich Mitteilungen heraus, die auch an einen größeren Kreis von interessierten Personen verschickt werden, und die neben einer Darstellung der geschäftlichen Tätigkeit seiner sozialen und Rechtsauskunftsstelle größere Abhandlungen über wichtige soziale Vorgänge aus der Provinz bringen oder praktische Fragen aus der sozialen Gegenwart behandeln. Vier solcher Abhandlungen bilden auch den Anhang des neuen Geschäftsberichtes 1904: Neuere Lohnsysteme, Stellenlosenversicherung der kaufmännischen Angestellten, die Arbeitslosigkeit und deren Bekämpfung, die Arbeiterorganisationen und das Genossenschaftswesen in Hessen-Nassau und im Großherzogtum Hessen. Alle diese Artikel atmen den Geist strengster Objektivität und Unparteilichkeit. Die wöchentlichen Eingänge werden außer an die Dozenten der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften noch an eine Reihe anderer Organisationen gesandt, die in der gleichen Weise den Austausch üben. Die soziale Auskunftsstelle wurde von staatlichen und städtischen Behörden und Beamten, Parlamentariern usw. zu Vorträgen, wissenschaftlicher Arbeit oder zu gesetzgeberischen Zwecken in Anspruch genommen. Die soziale Bibliothek umfaßt etwa 900 Nummern und wird fortlaufend ergänzt.

Den Versicherungszwang für Privatbeamte hat nun auch der rührige und einflußreiche deutsche Bankbeamtenverein, der heute 42 über ganz Deutschland verbreitete Zweigvereine umfaßt, auf seine Fahne geschrieben. Die kürzlich in Halle abgehaltene Hauptversammlung nahm nach zwei inhaltreichen Referaten des Reichstagsabg. Dr. Potthoff und des Vereinsvorsitzenden Fürstenberg eine Resolution an zugunsten eines Gesetzes, „nach dem jeder Privatbeamte versichert oder in einer vom Reichsversicherungsamt anerkannten Kasse eingekauft sein muß".

Unverkennbare Nebenabsichten müssen neuerdings zur Begründung von exemplarischen Bestrafungen unvorsichtiger Gewerkschaftsredakteure herhalten. In Meißen wurde der Redakteur des „Hafenarbeiter" wegen Aufnahme eines Eingesandts, durch das sich ein dortiger Schiffseigner beleidigt fühlte, verurteilt, weil er zwar in Wahrnehmung berechtigter Interessen gehandelt, doch auch die unverkennbare Nebenabsicht gehabt habe, Arbeiterschichten, die bisher zufrieden und in gutem Einvernehmen mit ihren Arbeitgebern gelebt haben, zu verhetzen. Wenn diese Motivierung gerichtlicher Bestrafung von Preßsündern Schule machen sollte, können wir uns noch auf gar manche Eigenartigkeit gefaßt machen.

Kriegervereine und Konsumvereine. Seither war es bloß unstatthaft, daß Mitglieder der Kriegervereine gleichzeitig einem Konsumverein angehörten. Neuerdings wird aber auch derjenige schon aus dem Kriegerverein herausgeworfen, dessen Ehefrau Mitglied eines Konsumvereins ist. So zu lesen in einer Verfügung (des Landeskriegerverbandes?) an den Vorstand des Kavallerievereins in Weißenfels.

Büchertisch

Materialien zur württembergischen Verfassungsrevision. Von Dr. J. Gmelin. Scheufele, Stuttgart 1905. 88 S. 1,20 Mk.

Fast etwas zu spät erscheint dies Büchlein, dessen theologischer Verfasser einer der gründlichsten und fleißigsten Kenner der schwäbischen Verfassungsfragen ist. Er gibt hier ein Bild der standesherrlichen Familien und eine vergleichende Darstellung der württembergischen zur hessischen, badischen, bayerischen Verfassung. Auf Einzelheiten brauche ich hier nicht einzugehen. Betont wird vor allem die unerträgliche Vernachlässigung der Städte in der zweiten und der Industrie in der ersten Kammer. Wer sich eingehender mit der Frage zu beschäftigen wünscht, wird sicher viel Belehrung finden. **S.**

Herr Dr. Heinrich Pudor-Steglitz teilt uns in einem Schreiben mit, daß er vom 1. Oktober ab eine illustrierte Monatsschrift „Kultur der Familie" herausgeben wird und bittet uns, davon unsere Leser in Kenntnis zu setzen. Dem durchschnittlichen flachen Familienblatt will er eine Zeitung gegenüberstellen, die die wichtigen Fragen der Familienhygiene, Erziehung, Wohnung usw. unter der Devise „Schutz der Familie" behandeln soll. Er wird dabei einen antimalthusianischen Standpunkt vertreten.

Briefkasten

M. H. Berlin. Der volle Titel usw. des neulich angezeigten Buches ist: „Schafft frohe Jugend" von Henck-Traudt. Zur Reform des Elementarunterrichts. Mit vielen Illustrationen. Thüringer Verlagsanstalt, Jena. 3 Mk. Dazu Fibel „Fröhliches Lernen". 0,75 Mk.

F. in L. Wir können uns unmöglich mit lokalen politischen und künstlerischen Ereignissen befassen, wenn sie nicht von hervorragendem allgemeinem Interesse sind.

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: J. V. Theodor Heuß in Berlin. — Druck von Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 12

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES
Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 27. Berlin, 9. Juli 1905

Schwäche

Keine Torheit der Menschen ist so groß, als nie das zu sein, was sie sind. Herder.

Eine große Schwäche ist die, daß man immer etwas anderes sein möchte, als das, was man ist. Der Kleinkaufmann klagt, daß er eben nicht an der rechten Stelle stehe; würde er die Fähigkeiten zur Direktion eines Warenhauses besitzen, ja dann! Der Arbeiter wollte gern alle trefflichen Tugenden ausüben, sobald er eben nicht mehr Arbeiter wäre. Der Theologe würde viel freier und größer werden, wenn er nicht mehr in der Kirche wirkte. Wo wir hinhorchen, überall dasselbe Lied. Es scheint fast so, als hätte unser Herrgott, wie er die Menschen nebeneinander stellte in der Welt, nichts als einen einzigen großen Mißgriff gemacht. Denn jeder ist überzeugt, daß er ein ganzer Kerl wäre, ja wenn er eben wo anders stände und daß er Gaben besitzt in Hülle und Fülle, aber nur gerade zu dem Beruf nicht, in dem ihn das Leben hat aufwachsen lassen, ja daß er eben verkannt ist, nicht am rechten Platz stehe. So lebt man sich ein in das Gefühl des Unverstandenseins. Das ist so süß und behaglich. Sich von der Vorsehung unrecht behandelt wissen, das gehört zu den verbreitesten Überzeugungen der Menschen. Man wäre alles; aber man will nichts sein!

Laßt uns nicht träumen, sondern schaffen. Sie mögen uns manche behagliche Stunde verschaffen, jene gaukelnden Bilder einer anderen Zeit, eines anderen Landes, einer anderen Stellung, eines Zustandes, in dem das Wörtlein „wenn" keine Rolle mehr spielt. Man gebärde sich nicht als Pharisäer, indem man diese träumerischen Stunden verachtet! Wir kennen sie alle und lieben sie. Aber die Grenze ihres Rechts liegt dort, wo sie anfangen wollten, uns an der Arbeit zu hindern. Nehmen sie uns die Freude an unserer Stellung, saugen sie uns die Kraft aus den Nerven, die wir für unsere Aufgaben nötig haben, dann werden sie unser Fluch. Immer schauen wir aus nach anderen Mustern, möchten andere Gaben haben, fremde Aufgaben erfüllen, neue Gärten pflanzen und weite Fluren besitzen. Einstweilen verwüsten wir das eigene Land, lassen unsere Gaben, die wir besitzen, verkümmern, sehen alles Große, Schöne nicht, das uns umgibt. Wir stellen uns in den Schmollwinkel und das Leben rauscht an uns vorbei, statt daß wir zugreifen mit beiden Händen, und es zwingen.

Wirke, wo du stehst! Arbeite, was du vor dir liegen hast! Nimm deine Gaben; sie sind tausendmal mehr wert, als die des anderen; denn sie sind dein Eigentum und du weißt nicht, ob du die des anderen tragen und verstehen, ob du dich in des anderen Kleid nur halbwegs so wohl fühlen würdest. Rechenschaft verlangt man nur von deinem Besitz. Was der andere anfängt, ist zunächst nicht deine Sache. Jeder steht und fällt für sich selbst. So möge der Mut wachsen, zu sein, was wir sind! Was wir am anderen anstaunen, verachten wir oft in uns selbst. Jeder ist ein Samenkorn, aus der Ewigkeit in die Zeit geworfen, zu wachsen an seiner kleinen Stelle auf dem Ackerland. Er kann sich nicht verpflanzen. Aber er kann sorgen, daß er Regen und Sonnenschein trinkt und sich pflegt und alle Kräfte entwickelt, die der Keim ihm mitgab. Das Recht der Person ist ein Urrecht des Menschen. Ihm entspricht die Pflicht, eben an der Stelle, wo wir stehen, mit den Mitteln, die uns gegeben sind, zu zeigen, daß wir Personen sind. Wir leben heute und leben hier. Heute schaffen, hier arbeiten — so segnen wir uns und andere.

Traub.

Die Schönheit des Nützlichen

Max Eyth, der vielgereiste Techniker, sagte auf der Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure zu Frankfurt a. M. am 6. Juni 1904 in seinem Vortrage über „Poesie und Technik": „Wer von uns Älteren erinnert sich nicht der Zeit, in der den Ständern von Regulatoren die Form gotischer Fenster gegeben, in der Schwungräder mit Rokokoverzierungen geschmückt werden mußten. Ich selbst denke reumütig daran, wie ich den Balancier einer Woolfschen Maschine zu einer dorischen Säule machte . . ." „Es führt immer zu kläglichen Geschmacksverirrungen, den Schmuck für unser (technisches) Schaffen auf anderen Gebieten zu suchen. Die Schönheit muß aus der Sache selbst herauswachsen." Demselben Gedanken gibt der alte Wiener Nationalökonom Herrmann Ausdruck, wenn er die Ausschmückung des Nichtalltäglichen oder die Überschmückung des Alltäglichen als bizarren Genuß bezeichnet.

Wo finden wir das Schöne? Zuerst in der Natur selbst, dann in der Kunst. Es gibt aber noch das weite Gebiet der alltäglichen Umgebung, die sich der Mensch mit seiner Hand für seinen Bedarf geschaffen hat; die unzähligen Produkte seines technisch-ökonomischen Lebens. Das Haus, in dem er wohnt, die Wohnungseinrichtung, die Werkstätte, die Verkehrsmittel, die ihn zur Arbeitsstätte bringen und zur Wohnung zurück, die Straße, durch die sein täglicher Geschäftsgang ihn führt: das sind einige der wichtigsten Rüststücke, die den erwerbstätigen Menschen während seines ganzen Erdenseins umgeben; das sind lauter Dinge, die zur Ausübung seiner volkswirtschaftlichen Aufgabe ihm nützlich, ihm unentbehrlich sind. Sie alle gehören zu dem großen materiellen Komplex, der das Nützliche im Menschenleben umfaßt.

Sollte dieser Komplex, sollte das tägliche Leben, die alltägliche Umgebung eines Genußmomentes entbehren, das Natur und Kunst in so reichem Maße gewähren, ja, muß nicht auch in den von Menschenhand für Menschen geschaffenen Einrichtungen Schönheit liegen, und dem wirtschaftlichen Leben edle Freude abgerungen werden können? Muß nicht ganz allgemein das Nützliche, das Zweckmäßige schön sein?

Künstler haben hellere Augen für das Schöne als wir anderen. Menzel hat sein „Eisenwalzwerk" schon vor drei Jahrzehnten geschaffen, das ist zu einer Zeit, wo selbst der großen Menge der Künstler das volle künstlerische Verstehen der industriellen Anlagen noch fehlte. Als dann aber Deutschlands Industrie in nie geahnter Weise sich hob, und der Wert der industriellen Entwickelung in das Bewußtsein der breiten Massen gelangte, da schwelgte die Kunst in industriellen Motiven. Man sah und suchte überall Schönheit zwischen den Maschinen.

Betrachten wir zuerst den Hausbau als die früheste Äußerungsform von Nützlichkeitseinrichtungen. Der Bauer der ältesten Zeit hat seinen Hof wohl ebenso gern betrachtet, wie der moderne Rentner seine Villa. Der Spessarter Bauer fühlt sich beim Anblick seines Häuschens wohl, weil Haus, Hof und Stall nach seinen Verhältnissen und seinen Wünschen beisammen sind. Die Talstraße verlangt den Stall auf ihrem Niveau; deshalb ist der Stall an die Straße gesetzt. Der geringe Raum, der dem einzelnen zur Verfügung steht, zwingt ihn, die Wohnräume auf den Stall zu setzen. Das typische Kleinbauernhaus im Spessart, im Odenwald ist fertig. Umgekehrt zeigt der Schwarzwald sein Schwarzwälder Haus. Hier führt die Straße vom Feld in das Dach des Hauses; darum ist der Dachraum zum

Digitized by Google

Stall bestimmt. Wieder anders im Kaiserstuhl; ein Haus in seinem Dorf ohne großen sichtbaren Kellerbau erscheint dem Kaiserstühler unvollständig, unschön. Wo sollte er auch die Fülle seines Weines bergen, wenn nicht die Keller wären.

Was würde der Frankfurter sagen, wenn ihm auf die „Zeil" derartige Häuser gesetzt würden? Weil so ein Bauernhaus nicht in eine moderne Straße hineinpaßt, weil der städtische Bürger eine Zweckmäßigkeit solcher Bauten für seine städtischen Bedürfnisse nicht zu erkennen vermag, deswegen gefällt ihm das schönste Schwarzwälderhaus in der Stadt nicht. Und wenn die ganze Straße und die ganze Stadt so angelegt wäre, und nur Schwarzwälder Bauern hineingesetzt würden, so dürften selbst diese sich nicht wohl fühlen. Die unbewußte Empfindung für das Unzweckmäßige der Anlage ließe ein Gefallen, ein Schönheitsgefühl, nicht aufkommen.

Nicht anders ist es mit der Anwendung mittelalterlichen Haus- und Burgenstils, der uns am „rechten" Ort gut gefällt. Rothenburg ob der Tauber versetzt uns in die Zeit zurück, wo das Mittelalter lebte. Manche Burg an den Uferbergen des Rheins ruft Erinnerungen an die Vergangenheit wach. Wenn die topographische Lage einen massiven Trutzbau wahrscheinlich macht, dann läßt man sich ein solches Ganzes gefallen; wenn aber in einer wohl planierten Straße zwischen die bürgerlichen Häuser mit ihrem friedlichen Habitus ein festungs- oder burgähnliches Gebilde hingesetzt wird, da schüttelt gar mancher den Kopf und fragt sich, wozu dieser störende Bau. Naumann hat hier ausgeführt, daß das neue Geschäftshaus seine eigne Architektur bekomme, daß man sich von der Imitation der mittelalterlichen Stilarten endlich emanzipiere, und das moderne Geschäftshaus seiner Besonderheit gemäß aus- und aufbaue. Hier ist dem Grundgedanken der richtige Ausdruck gegeben, die Erkenntnis von der Zweckmäßigkeit: Nützlichkeitsmotive leiten Feder und Lineal des Architekten. Wenn Naumann meint, daß solche Bauten noch besonderer Ausschmückung bedürfen, um schön zu sein, so können wir ihm nicht beipflichten. Der Wertheimbau in der Leipziger Straße in Berlin gefällt, obgleich er sich auf ein sehr geringes Maß dekorativen Bauwerks beschränkt; und wir können uns vorstellen, daß unter günstigeren Baubedingungen, als es die Zweifassadenseite des Neubaues am Leipziger Platz mit sich brachte, ein noch wirksameres Warenhaus mit geringerem Beiwerk hätte erstellt werden können. Schmuck ist bei Nutzschöpfungen nur notwendig, wo die höchste Zweckmäßigkeit nicht erreicht ist. Die Schönheit nützlicher Bauten beruht nicht auf der Ausschmückung, sondern auf der Erreichung der höchsten Zweckmäßigkeit. Diese wird oft verlangen, daß eine kunstgewerbliche Leistung vollbracht wird (zwecks Anpassung an gegebene Räume, zwecks Unterbrechung langer Warenreihen). Das Kunstgewerbe behält also seine Berechtigung in der Architektur und Innenarchitektur; ganz abgesehen davon, daß es auch auf vielen anderen Nützlichkeitsgebieten sich mit Erfolg einbürgert. Sombart teilt den Fortschritt im Kunstgewerbe ein nach Beachtung des Stoffes, der Form und der Zweckmäßigkeit. Er will mit dieser Reihenfolge ein Nebeneinander der Wertschätzung ausdrücken; dem Wesen des Kunstgewerbes ist aber näher, die Zweckmäßigkeit als das Fundament des Betätigungsgedankens aufzufassen und Stoff und Form als diesem dienende Momente unterzuordnen. Eines der bezeichnendsten Beispiele, welches Sombart unter dem Titel „Verfeinerung des Bedarfs" gibt, spricht ganz für die Wichtigkeit der Zweckbevorzugung im Kunstgewerbe. „Weil die amerikanischen Möbel so praktisch sind, weil ihre Silberservice, ihre Eisenarbeiten usw. so zweckmäßig sind, darum erscheinen sie uns schön, darum sind sie schön," zitiert er W. Bode. Auf gleichem Boden steht Schultze-Naumburg. Seine Gegenüberstellungen vom Zweckmäßigen, wie es in seiner Vollendung schön wirkt und in seiner Unvollkommenheit den Schönheitssinn beleidigt, sind mustergültig, ob er nun von einem Gartenzaun, einem Frauenkleid oder einem Stiefel spricht. (Schluß folgt.)

Aschaffenburg. **Hellmuth Wolff.**

Die Propheten Michelangelos

II.

Auf Jeremias und Daniel, den Greis und den Jüngling, folgen die beiden anderen „Großen": Ezechiel und Jesaias. Ezechiel ist der Feuergeist, der Vertreter der höchsten Leidenschaft, die neben dem dumpfen Brüten und schweren Zittern der beiden Vorgänger doppelt hell aufflammt. Er ist als Orientale gekleidet, wie sie Michelangelo mehrfach in Venedig gesehen haben mochte. Vielleicht erinnerte der Künstler sich auch jener seltsamen Sarazenen-Evangelisten aus Marmor, die er in Bologna am Grabe des hl. Domenico gesehen hatte, die dort ein Süditalienер aus Bari phantastisch gebildet und mit Fischernetzen gegürtet hatte, um diese „predigend Reisenden" als Wanderer und Seemänner zu charakterisieren. Ezechiel hat aber nichts mit der See zu tun. Seine nackten Füße gehen über Land und unruhig sucht sein Geist im Flammen der Morgensonne höhere Deutung. Gequält und beschwert hat er sich wieder einmal niedergelassen und an der langen Rolle entziffert und geschrieben. Da plötzlich leuchtet höheres Licht! Ein Brausen, ein Rauschen hebt an. Einer der begleitenden Engel wendet angstvoll die erschreckten Augen ab, ein anderer dreht ebenfalls den Kopf und weist dabei hin in die Ferne in die Höhe. Außerordentliches begibt sich dort! Der Prophet reißt eilig den Kopf herum, drängt den Hals vor, mit glühend geöffneten und heißen Augen dringt er in die Weite. Nach all der Qual des Suchens endlich die Erscheinung, die Deutung! Und langsam, langsam öffnet sich ihm unbewußt die bisher krampfhaft geschlossene rechte Hand, ein Zeichen des Verstehens, des Begreifens. Der Wind fährt über den starken Mann und will ihm den Mantel nehmen; der achtet's nicht und blickt nur leidenschaftlich beglückt in das hellleuchtende Ereignis.

Was sah der Prophet? Man ist geneigt, an die berühmte Vision des Totenfeldes (Kap. 37) zu denken, den dichterischen Höhepunkt des Buches. Aber das Aufstehen der Knochenleiber aus den Gräbern macht betroffen und still, nicht glücklich. Die Antwort scheint mir in diesem Fall Raffael zu geben mit dem bekannten Bilde der „Vision Ezechiels" im Pallazzo Pitti in Florenz. Hier erscheint nämlich Jehova selbst, getragen von den vier bekannten Geschöpfen, die später den Evangelisten zugestellt wurden: Adler, Löwe, Stier und Engel. Durch die Wolken geht der Flug der gewaltigen Gruppe. Hoch hebt Jehova die Arme: „Wenn der uralte, heilige Vater mit gelassener Hand aus rollenden Wolken Blitze über die Erde sät". . . . . .

Ezechiel hat nicht Zeit, niederzufallen und anzubeten oder gar „den letzten Saum seines Kleides zu küssen". Er ist ganz Auge. Seltsam, gerade über dieses Propheten Haupt ist Evas Erschaffung gemalt. Da wird ein Weib geboren, die, kaum dem Licht gegeben, schon gleich die Hände hebt, um demütig den Schöpfer anzubeten. Allzu schnell findet sie sich zurecht. Der Prophet ist dagegen im Bann des Gesichtes. Er darf den Ewigen mit eigenen Augen sehen! Das war Jeremias und Daniel nicht gewährt worden. Während die Engel anstoll sich abwenden in höchster Ehrfurcht, wollen die Augen des Propheten immer tiefer und heller eindringen in die lichte, einzige Vision. Also der Seher ist gemalt. Er hat hier seine besondere Pflicht. In seiner Nähe sitzen nämlich zwei alte Sibyllen, die eine weitsichtig, die andere kurzsichtig. Die mühen sich mit den Buchstaben der Bücher ab. Hier bei Ezechiel ist weder weite noch kurze Sicht, hier ist Schauen mit dem Feuerblick. Es war sehr klug von Michelangelo, die Vision selbst zu verbergen und nur den Seher zu malen. Raffaels kleines Bild gibt ewige Räume und große Gestalten auf engstem Raum. Aber noch mächtiger ist unsere Ahnung. „Einem Sturme gleich fliegen die Sonnen ihre Bahnen; das ist ihr Wandeln."

Den folgenden Propheten Jesaias hat Carl Justi den „Kataleptiker" genannt. Ist Ezechiel ganz stürmische Erregung, die bei dem Weißbart doppelt eindrucksvoll ist, so sitzt Jesaias, jugendlicher und bartlos, fast unbeweglich da. Es ist ein Zwischenzustand des Wachens und Schlafens, kein Schlummern, aber auch kein waches Bewußtsein. Den Propheten überfiel das Wort des Herrn; mühsam kämpft die Stirn, kämpfen die schweren Augenlider gegen den überstarken Andrang der göttlichen Nähe an. Seinem Vorgänger tat sich der Himmel offen; den suchte Ezechiels Auge mit offenstem Auge einzufangen. Hier drängt alles in das innere Auge; Ewigkeiten strömen in das kleine Gehirn. Zitternd hält der Mensch still dem solche Segnung zu teil wird. Die erhobene Hand bleibt schlaff in der Bewegung stehen, leise senkt sich der Kopf und willenlos bietet der Mensch sich der Manifestation dar. Es ist dieselbe Stimmung, die bescheidener Maria in ihrem Mädchenstübchen überfällt und ihr das „ecce ancilla domini" abpreßt. Vielleicht dachte Michelangelo an das Nachtstück Jesaias (Kap. 21), das Duhm uns wieder besonders teuer gemacht hat, als er Jesaias so darstellte. — Unser Blick geht zurück zum ersten Propheten, wo Haß, Trotz, Aufbäumen sich Bahn brach. Hier ist das Gegenbild des Jonas: Stumm und tapfer hält der Erwählte aus, wenn Gott es befiehlt. Sein großes Buch ist zugeklappt; noch aber halten die Finger die Seite offen, wo Jesaias zuletzt gelesen hatte. Später wird er ruhiger weiterlesen; aber er ist ein Anderer inzwischen geworden. Die Stunde des Erschauerns hat ihn hell-

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

sichtig gemacht. Alles Vergängliche scheint ihm jetzt nur ein Gleichnis, seit das Unbeschreibliche Ereignis geworden.

Joel und Zacharia schließen das Septett. Seltsam, daß gerade sie die Erwählten unter den „kleinen Propheten" außer Jonas sind. In unserer Bibelfolge stehen Hosea und Maleachi am Anfang und Ende dieser Reihe. Die Septuaginta setzt Joel erst an die vierte Stelle. In Wahrheit ist das Buch recht spät, erst um 400 verfaßt. Das konnte natürlich Michelangelo nicht wissen. Ihn muß Joels Hauptthema angezogen haben, das ist die Heuschreckenplage. Über dem Kopf Joels, etwas seitlich, ist die Sintflut gemalt; dazu paßt der Plagenprophet am besten. Die Heuschrecken spielen im Süden noch immer eine schlimme Rolle. Zudem kennt sie jeder italienische Bube; denn die Bürschlein haschen sie und beißen ihnen den Kopf ab, der als Delikatesse gilt. So sehen wir es bei dem Giovannino des Berliner Museums, der als Michelangelos Jugendarbeit bewundert wird. Zudem hatte Joel zuerst vom Tal Josaphat, d. h. dem jüngsten Gericht, gesprochen. Solch ein Droher paßte gut in die Gegend der „Sintflut". All' dies hatte Michelangelo von Savonarola erfahren, der einst über Joel und Micha in den neunziger Jahren des 15. Jahrhunderts gepredigt und zu seinen Zuhörern auch den zwanzigjährigen Michelangelo gezählt hatte. Aber der Joel Michelangelos ist kein Prediger; er liest. Wie Johannes der Täufer immer wieder sein Band vornimmt und mit heißen Augen den Gottesbefehl aufs neue durchliest, so gibt sich auch Joel wieder an seine Rolle. Er ist noch ganz im Anfang seines Manuskripts, da wo die schlimme Plage angedroht wird: „Wehe über den Tag," „der Tag Jehovas kommt, er steht nahe bevor." „Feuer hat die Auen der Trift verzehret, und Flammenglut alle Bäume des Feldes versengt. Auch die Tiere des Feldes schreien auf zu dir, weil die Wasserbäche versiegt sind, und Feuer die Auen der Trift verzehrt hat." Der dies liest, hört neben sich nicht Feuersgluten prasseln, sondern Wasserströme auf Ströme rauschen, um alles Menschliche in der großen Flut zu ertränken. — Wie schon Savonarola gedeutet hatte, war „der aus dem Norden" der französische Feind. Wirklich war Carl VIII. und Ludwig XII. gekommen; und niemand anders als der Papst Julius II. war ihnen entgegengetreten. Joels Figur war also an dieser Decke mehr als zeitgemäß.

Mit Sacharja-Zacherias schließt die große Gruppe ab. Er kommt dem Bild, das wir uns von den alttestamentlichen Schriftstellern machen, am nächsten. Ein Greis, in die Lektüre vertieft. Freilich, nicht ruhig versenkt. Er blättert; er sucht nach dem Ende des Buches. Auch hier sind es Erinnerungen an Savonarolas Fastenpredigten, die Michelangelos Wahl bestimmten. Justi fand noch einen besonderen Sinn für diesen am unteren Ende des langen Prophetentisches einsam Präsidierenden. Zacharias betreibt den Neubau des Jerusalemer Tempels. So hatte auch Savonarola gepredigt: „Zaccaria profeta la edificazione del tempio." Die Beziehung auf die Gegenwart lag nahe genug. Draußen vor den Toren des Vatikans und der sistinischen Kapelle hatte man mit dem Neubau St. Peters begonnen. Der Zentraltempel der katholischen Christenheit sollte an der alten, heiligen, von Märtyrerblut geweihten Stelle sich erheben. Es ist eine Huldigung für den Papst, wenn Michelangelo denjenigen Propheten das Schlußwort sprechen läßt, der den Neubau des Tempels befiehlt. Und das eilige Blättern paßt gut zu dem ungestümen Drängen des Kirchenfürsten, der in der kurzen Spanne seiner alten Tage (er starb tatsächlich ein Jahr später) noch die ganze Fülle seiner Pläne zu verwirklichen suchte. Gerade unter dem Propheten befindet sich das Wappen der päpstlichen Tiara mit den beiden Schlüsseln.

Wir dürfen zu Michelangelo sagen: „Du führst die Reihe der Lebendigen an mir vorbei. Nicht kalt staunenden Besuch erlaubst du mir, vergönnest mir in ihre tiefe Brust, wie in den Busen eines Freundes zu schauen." Mit dem Geschlecht dieser Propheten hat Michelangelo eine Höhe erreicht, die nicht die des humanistischen Renaissance-Ideales ist. Galt dieses dem klaren und scheidenden Geist, der selbstgewählten Betätigung freien Schaffens auf Grund der Belehrung, die die antike und attische Kultur gegeben hatte, so kennt Michelangelo eine höhere Weisheit: Die Not und die Leidenschaft der innerlichst geschüttelten Seele, die, überwältigt von der Gottesnähe und dem religiösen Schauen nicht mehr sich selbst zu behaupten, sondern in einen höheren Dienst einzugehen sucht. Jonas hatte das andere noch versucht, aber er steht mit seinem Trotz allein; höher als alle Vernunft blickt die Seele, die in Gottes Feuerschein zittert und alles menschliche Gebahren nur als Abglanz einer höheren Gewalt begreift. **Paul Schubring.**

Den Galgen! sagt der Eichele

Erzählung von Hermann Kurz.

(Fortsetzung.)

Dieser drückte ihm die Augen zu und eilte in das Getümmel zurück, wo er ungebärdig unter die Feinde schlug. Es war aber alles vergebens. Da der Tag sich neigte, neigte sich der Sieg auf die Seite der Beutelspacher, die Bopfinger samt ihren Eidgenossen wurden aufs Haupt geschlagen und flohen eilends heim, ein jeglicher in seine Hütte. Doch brachten sie ihre Toten ehrlich von der Walstatt mit hinweg und ließen den Feinden nichts denn einen alten, wollenen Kappenzipfel, welchen ein Pfahlbürger auf der Flucht verlor. Der durfte wohl des Fersengelds nicht sparen vor den Beutelspachern, denn wenn sie ihn gefangen hätten, so hätten sie ihm beide Augen ausgestochen, weil er ihnen zuvor verbürgert war und hatte ihnen geschworen, war aber ein unverrechneter Amtmann, der sich nicht getraute, seine Rechnung abzulegen, und hatte sich darum von ihnen entfremdet und war Pfahlbürger worden bei den Bopfingern. Die Beutelspacher aber hielten den erbeuteten Kappenzipfel gar hoch als ein großes Siegeszeichen, ja nicht weniger denn wie wenn sie ein ersiegtes Fähnlein zuhanden gebracht hätten, setzten ihn auf eine Stange und verwahrten ihn in der Kirche, wo sie ihre Toten begruben, und in der Inschrift zu deren Häuptern, worin Tag und Stunde geschrieben stand, wann diese Biedermänner ehrlich und ritterlich erschlagen worden, denen Gott eine fröhliche Urständ verleihen möge, gedachten sie auch des Kappenzipfels mit den Worten: „Und auf die Stund' wurd' dieser Kappenzipfel in Fähnleinsscham den Feinden abgewonnen."

Es waren aber bei der Geschichte auf beiden Seiten viele Gefangene gemacht worden. Und obwohl die Bopfinger feldflüchtig geworden waren, so war es doch nicht not, daß ihre Gefangenen mit ihnen geflohen wären, denn damals war es Brauch, wer im Streit zu Gefängnis gedrungen worden war, der leistete Feldsicherheit und konnte ohne weiteres auf freien Fuß zu den Seinigen kehren. Nach der Schlacht aber wurden von beiden Teilen diejenigen, die sie auf solche Weise gefangen und gesichert hatten, bei ihren Eiden eingemahnt und mußten sich bei dem Feinde stellen und in offener Herberge bei ihm verbleiben mit starkem Leidwesen und allda ihr Hab und Gut verzehren und durften ohne sein Wissen und Willen nicht von dannen kommen. Da erhub sich auf beiden Seiten groß Wehklagen der Weiber und Kinder von Armuts wegen, auch erkannten beide Teile, daß ihnen dieser Krieg in vieler Weise schädlich gewesen sei, und ließen es zu, daß Freunde dazwischen traten mit wohlbedachtem Mute und gutem Willen, die schieden und verrichteten und vertrugen den Streit und machten zwischen beiden eine friedliche Stallung, und wurde auch zuletzt ein steter und fester und ewiger Friede geschlossen, mit dem Beding, daß sie ihn halten sollten, so lang' es ihnen anstehen würde. Denn das war der Brauch in deutschen Landen allzumal.

Wer sich aber des Friedens wenig zu erfreuen hatte, das war der Eichele. Der wurde von dem gestrengen Herrn Stadtmeister gar übel empfangen und hart angelassen, darum daß er seines Söhnleins nicht besser gewartet habe. Er wollte ihm den Kopf vor die Füße legen lassen; da aber namhafte Zeugen gesehen hatten, wie er angegriffen wurde und ihm das Herrlein derweil entlief, so mußte der Stadtmeister von solchem Vorhaben zurückstehen. Er erdachte also einen anderen Weg, um seinen unversöhnlichen Grimm zu sättigen, und da der Eichele das geschenkte Halsgeschmeide frei öffentlich sehen ließ, wie er auch mit gutem Gewissen tun konnte, so zog er ihn vor Gericht und klagte ihn an, daß er seinem Söhnlein freventlich einen alten unveräußerlichen Erbschmuck abgestohlen habe. Dagegen schwur zwar der Eichele hoch und teuer, das Herrlein habe ihm den Schmuck zu eigen gegeben, aber niemand von seinen Freunden war zu der Stunde im Streit an seiner Seite gewesen, und der Stadtmeister wußte vieles vorzubringen, um seine Aussage unglaublich zu machen. Die Herren vom Rat, da sie sahen, daß der Stadtmeister von seinem Willen nicht lassen und dem Eichele an Leib und Leben gehen wollte, so ließen sie der Sache ihren Lauf. In der Gemeinde dagegen hatte er viele Freunde, die auf seine Unschuld schwuren und mit Gut und Blut zu ihm stehen wollten. Es war ohnehin eine Spaltung zwischen der Bürgerschaft und ihrem Rat entstanden; denn die Zünfte, die bei den unaufhörlichen Kriegsläuften in Wehr und Harnisch freisam geworden waren, wollten sich die Herrlichkeit der Geschlechter, die im Gericht und Rate saßen, nicht allewege mehr gefallen lassen. Die Mißhellung wurde je länger, je größer, und wußte man oft kaum mehr zu

Digitized by Google

sagen, ob es ein Rechtshandel sei des Stadtmeisters mit dem Eichele oder eine Sache zwischen Rat und Bürgerschaft.

Darüber verzog sich der Entscheid, aber der Rat, der im langen Herkommen des Regiments gewitzt war, machte sich den Frieden zunutze, um sich zu befestigen, und wie er allmählich seine Macht wieder erlangt hatte, so wagte er's doch zuletzt und sprach das Todesurteil, daß der Eichele wegen ehrbrüchiger Bestehlung eines Kampfgefährten zwischen Himmel und Erde an seinen Hals gehenkt werden solle.

Da nun das Armensünderglöcklein grillte, machte sich alles Volk auf und zog zum Tor hinaus, um den Eichele auf seinem letzten Gange zu begleiten. Niemand unterstand sich, ihm zu helfen, aber sie riefen ihm Abschiedsgrüße zu und sahen ihn traurig an, denn er war ein treuer, kühner, fröhlicher Gesell. Fröhlich und aufrecht schritt er auch bei diesem sauren Gang einher, also daß sich männiglich über ihn verwunderte; ja es schien zuweilen, als ob er sich Gewalt antun müßte, um sich das Lachen zu verbeißen. Zu seiner Rechten ging ein Pfaffe, zu seiner Linken sein Prokurator und Rechtsanwalt, der seine Sache vor Gericht geführt hatte.

Endlich, als sie zur Richtstätte gelangten, sah sich alles Volk um, still und verwundert; aber bald brachen sie in ein großes Gelächter aus, denn es war ihnen auf einmal klar, warum ihr Freund solche fröhliche Zuversicht blicken ließ. Die Bopfinger hatten, erst über dem Kriegslärmen, dann über dem Rechtshandel, ganz und gar vergessen, was mit ihrem Galgen vorgegangen und wie ihnen derselbige von den Beutelspachern weggebrochen worden war. Nun erst, als sie im Eifer daherkamen und ihn nicht mehr auf seinem Platze sahen, gedachten sie daran, und waren die Gerichts- und Ratsherren fast sehr erbost und befahlen, daß alsbald ein neuer Galgen aufgerichtet werden solle. Da trat Eicheles Prokurator hervor und sprach: „Mitnichten, edle Herren, das wäre wider Recht und Gesetz; habt ihr den Galgen nicht mehr, so habt ihr auch die Gerechtigkeit verloren, denn sonst könnte ein jeglicher, der etliche Balken aufeinander zu zimmern vermag, den Blutbann ausüben; wollet ihr aber henken nach wie vor, so müsset ihr entweder das eurige bei den Beutelspachern oder aber einen neuen Freibrief für Galgen und Stock und alles Hochgerichte, auch was das Blut und Leib und Gut betrifft, bei dem Kaiser holen."

Was der Prokurator gesprochen hatte, das wurde von dem ganzen Volke mit einer Stimme für Recht erkannt, und der Rat mußte sich, wiewohl mit widerhärigem Herzen, darein fügen. Der Stadtmeister wollte zwar den Eichele als einen stinkenden Ruffianer, der den Blutbann meineidig, ehrlos, loblos, treulos an den Feind verraten habe, von der ganzen Gemeinde zu Tode steinigen lassen, konnte aber nicht durchdringen, sondern der Eichele wurde dieser Schuld halber freigesprochen. Auch legten seine Freunde eine große Sicherheit und Bürgschaft für ihn dar, daß er bis zum Austrag der ganzen Sache auf freien Fuß gestellt werden mußte.

Nun wurmte es jedoch den Geschlechtern und Zünften und allem Volk und auch dem Eichele selbst, daß die Beutelspacher ihren Stock und Galgen haben sollten. Schickten demnach zu ihnen und ließen ihr dreibeiniges Eigentum zurückfordern. Die Beutelspacher lachten und antworteten, sie seien nicht gewohnt, ein geschenktes Gut wieder herauszugeben; wenn man den Galgen mit Gewalt holen wolle, so sei solches nicht verwehrt; in Minne aber werden sie ihn nun und nimmer lassen.

(Schluß folgt).

Allerlei

Hermann Kurz. Der Dichter, von dem die „Hilfe" zur Zeit eine kleine Humoreske bringt, wird den meisten unserer Leser unbekannt oder doch nur Name ohne Anschauung sein. Der Mann, der sein schweres Leben fast unbeachtet durch die deutsche Literatur ging, scheint, nun er schon über drei Jahrzehnte tot, auch des Nachruhms beraubt zu bleiben. Wer kennt ihn über den Grenzen seiner Heimat (wieviele kennen ihn selbst dort)? Und er gehört doch zu unseren kräftigsten, wahrhaftigsten Epikern. Künstlerische Großtaten, Werke aus einem Guß, hat er nicht geschaffen, nicht schaffen können aus der Not seines Lebens heraus, daß sich zwischen wissenschaftlicher Forschung und Tagesjournalistik, zwischen Brotsorgen, Nervenleiden und — Dichten zerrieb. Theologisches Studium, mühevolle Berufsschriftstellerei, Redaktionsjahre am demokratischen „Beobachter" in Stuttgart, in der schwierigsten Zeit, 1848—54, ohne Heimat, und dann der Rest des Lebens an einer Bibliothek — das ist so die Biographie. Er ist der klassische Schilderer des schwäbischen Volkslebens und Volkscharakters mit allen Ecken, Tiefen und allem Überzwerchen. Vielleicht ist das die Schuld, daß man ihn nicht kennt; er ist der typische Schwabe und lokal begrenzt und begründet. Ein „Heimatkünstler" wie keiner. Aber trotzdem — —. Es geht aus vom historischen Kulturroman, ist aber viel tiefer und reicher als Hauff und die anderen, ich möchte ihn am ehesten neben den Schlesier Wilibald Alexis stellen. Seine künstlerische Note ist ein außerordentlicher Wirklichkeitssinn, kräftige Sprache, seltenes Verständnis für das kleine Leben, Leiden und Lachen des Volkes, überraschende Psychologie. Sein Bestes ist der „Sonnenwirt". Die kompositionelle Kraft erlahmt bisweilen am großen Stoff und geht zu sehr ins Kleine. Als Humorist scheint er mir in manchen Sachen, wie auch in unserem Stück, auf keinen geringeren als Gottfried Keller hinzuweisen. Er blieb immer Schwabe in seinem Dichten. Er haftet am Boden, an bestimmten Menschen und Erlebnissen. Aus diesen heraus arbeitet er. Er selber schrieb gelegentlich: „Das Erlebte will ich, und die Wahrheit ist mein Signalwort." Darin liegt die Grenze und Größe seiner Kunst. J.

Wandlungen. In der Nordwestecke der Stadt steht verwittert und trotzig das alte, hochragende Schloß, umgeben von zerfallendem Mauerwerk, das von üppigem Efeu überwuchert wird. Der Bau stammt aus dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. Einfach, gewaltig, mit spitzem Giebeldache, an den Seiten von Türmen flankiert, die das Ganze nicht überragen. Trotzdem erscheinen sie von imponierender Höhe, da die vielen kleinen, übereinanderlagernden Fenster und Luken den Raumsinn täuschen. Überhaupt läßt die ganze Anlage der Fensterviereckе darauf schließen, daß man sich mehr auf Kampf und Verteidigung als auf Glanz und Feste einrichtete. Nur im Mittelgeschoß gibt's Fenster von auffallender Größe und reicherer Gliederung, die zeigen, daß hier der Festsaal lag. Möglich, daß sie, einem späteren Bedürfnisse entsprechend, auch späteren Ursprungs sind. Zunächst war die Burg die Schutz- und Trutzveste eines fehdelustigen Grafengeschlechtes, dem der Kampf Lebensbedürfnis war, und das seine begründeten oder angemaßten Hoheitsrechte selbst gegen Kaiser und Kirche durchzusetzen wußte. Damals hallte der Hof wieder vom Gewieher stolzer Streithengste, auf dem Pflaster klirrten die Sporen der Ritter und Knappen, und in den Treppennischen des Turmes saßen auf steinernen Bänken Ritterfrauen und Ritterfräulein und spannen. Diese Treppe ist das unzerstörbare Prachtstück des ganzen Gebäudes. In entzückender Serpentine windet sie sich bis in die obersten Schloßräume hinauf. Sie ist mit einem Bindematerial gefestet, das im Laufe der Zeiten Granithärte angenommen hat, so daß sie wie aus einem Stück besteht. Ein paar Jahrhunderte später. Das Schloß ist der Witwensitz der reichen, frommen Gräfin. In Zucht und Ehren verlebt sie hier die mehr als fünfzigjährige Dauer ihrer Witwenschaft. Durch einflußreiche verwandtschaftliche Verbindungen ist sie während des dreißigjährigen Krieges der Schutzengel der Stadt. Die Hof- und Stadtgeistlichkeit sind ihr liebster Umgang, der Gesang frommer Lieder und die täglichen Erbauungsstunden mit dem Hofgesinde ihre angenehmste Beschäftigung. Steif und aufrecht sitzt sie in der starren Seide des schwarzen Kleides, die Augen streng, die dünnen Lippen asketisch verschlossen. Durch Stiftungen und Vermächtnisse sorgt sie für die Aufrechterhaltung der reinen, unverfälschten Lehre Luthers. Nach ihr wird das Schloß nur noch vorübergehend als Residenz benutzt, und schließlich steht es ganz leer, fünfzig Jahre, hundert Jahre. Man weiß nichts mehr mit ihm anzufangen. Soll man's abbrechen? Das ist zu beschwerlich, diese Mauern stehen wie für die Ewigkeit gegründet. „Wozu der unnütze Steinhaufen?" fragen die Menschen wie die Sperlinge in der Fabel. Da machten sie es zu einem Getreidespeicher. Sie rissen die Täfelungen von den Decken, überpinselten die gemalten Wände mit weißer Tünche und verschlugen die Fenster mit Brettern. Mit schlafenden Augen stand es nun da und merkte nichts mehr von den Veränderungen und dem Flusse der Zeit. Ein verwunschenes Schloß der Wirklichkeit. Seinem Zwecke hat es bis in diese Tage gedient. Mancher Fremdling, der vorüberkam, stand erstaunt still und betrachtete es mit Wohlgefallen und Teilnahme. Es konnte trotz seiner Vernachlässigung und Verschandelung die edle Abkunft nicht verleugnen. Endlich sahen sie ein, welch schweres Unrecht ihm angetan worden war. Es sollte nur wenigstens sein altes äußeres Aussehen wieder erhalten. Sie entfernten die Bretter von den Fenstern, und Luft und Licht haben wieder freien Zutritt. Nur befürchte ich, sie werden nicht Halt machen. Hatten sie früher zu wenig, so haben sie, scheint's, jetzt zuviel Pietäts- und Stilgefühl. Die Fensteröffnungen sind bedeutend erweitert worden. Sie sollen doch nicht etwa „stilvoll" hergerichtet werden? Nein, laßt nur die vielen kleinen Fenster in der grauen, dicken Mauer, sie bringen einen freundlichen Zug in ihre ernste, trockene Miene. Und wie mannigfaltig und schön sind die vielen Luginslande. Hier zu Füßen die roten Ziegeldächer des Städtchens, dort draußen die gelbe Sommerwonne auf den Feldgebreiten und dahinter die dunkelgrünen Wälder des Harzes. H. Leyser.

THE UNIVERSITY OF
Digitized by Google

XI. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 28

Nationalsoziale Wochenschrift

Sonntag, den 16. Juli 1905

· Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Trennung von Staat und Kirche in Frankreich — Mittelstandsrettung und kein Ende — Der sozialdemokratische Parteitag — Der Vormarsch des Zentrums — Freisinn und Mittelstandsbewegung) — Naumann: Eine ungehaltene Rede — H. v. Gerlach, M. d. R.: Der russische Gärungsprozeß — Dr. Wilhelm Cohnstaedt: 1859. I. — Dr. F. Epiro: Krankheitsverhütung und soziale Gesetzgebung — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — Eingegangene Bücher — Briefkasten — Gottfried Traub: Selbsterkenntnis — Dr. Hellmuth Wolff: Die Schönheit des Nützlichen. (Schluß). — Theodor Heuß: Ferdinand Hodler — Hermann Kurz: Den Galgen! sagt der Eichele. (Schluß.) — Allerlei.

Politische Notizen

Trennung von Staat und Kirche in Frankreich. Die Linke hat im Parlament ihr Kirchentrennungsgesetz mit Majorität angenommen und man könnte damit zufrieden sein, wenn nicht gleichzeitig eine ganz überflüssige Kränkung religiöser Gefühle verbunden wäre. Als solche ist die offizielle Abschaffung der Namen der christlichen Feste anzusehen. Himmelfahrtsfest soll Frühlingsfest heißen und Weihnachten soll Familientag genannt werden! Das ist einfach geschmacklos, so dumm, wie wenn man den Berg Pilatus morgen Grauhorn nennen wollte und die Peterskirche Zentralhalle. Mit solchen geschichtslosen Verletzungen der christlichen Sitte graben sich die Liberalen in Frankreich ihr eigenes Grab. Wir Deutschen haben es an unserem Kulturkampf erlebt, daß jeder zu weit gegangene Schritt wieder rückwärts getan werden muß. Es hätte vollständig genügt, die finanziellen Verbindungen zwischen Staat und Kirche zu lösen, das heißt, die jährlichen 40 Millionen des Kultusetats zu streichen und den Schulzwang für alle Kinder unter Freilassung eines Tages für religiösen Unterricht zu beschließen. Es mußte der Schein eines Ausnahmegesetzes gegen die Priester vermieden werden, wie er darin liegt, daß sie besonderen Strafen ausgesetzt sind, wenn sie die Republik beleidigen. Es ist abzuwarten, ob der Senat an dem von der Deputiertenkammer angenommenen Gesetz noch etwas ändern wird. Sehr wahrscheinlich ist es nicht. Wir bedauern jeden Übergriff über eine strenge und klare Neutralität des Staates gegenüber der Kirche, weil er es auch bei uns nur schwerer macht, für den vernünftigen Gedanken schiedlicher Scheidung beider Organisationen zu werben.

Mittelstandsrettung und kein Ende. Wie Pilze schießen die Vereinigungen zur Rettung des Mittelstandes in die Höhe. Selbst den patentierten Mittelstandsrettern muß angst und bange werden, wenn sie das Gewirr überblicken, in dem sich schließlich niemand mehr zurecht findet. Am ernstesten zu nehmen ist wohl noch die Mittelstandsvereinigung, die in Hannover eine geschickte und rührige Zentrale besitzt. Sie scheint eine städtische Filiale des Bundes der Landwirte darzustellen. Ihre Intimität mit dem Bunde der Landwirte wurde bei der Reichstagsersatzwahl in Hameln offenkundig. Die Mittelstandsvereinigung drängt sich so ziemlich an alle Berufsorganisationen heran. Sogar den Verband der Waren- und Kaufhäuser hatte sie die Naivität, zum Beitritt einzuladen! Von den organisierten Fleischermeistern und Gastwirten hat sie sich offizielle Körbe geholt. Doch ist nicht zu verkennen, daß sie in manchen Orten sich nicht unerheblichen Einfluß erkämpft hat. Das bedauerliche Kompromiß, zu dem sich die Nürnberger Liberalen mit ihr herbeiließen, ist ein Beweis dafür. In den letzten Wochen macht ihr übrigens ein deutscher Mittelstandsbund auf Tod und Leben Konkurrenz. Da der Mann, der diesem Mittelstandsbunde seine geschätzten Dienste als Geschäftsführer widmet, früher Beamter der Mittelstandsvereinigung war, aber von ihr in Unfrieden schied, so kann man sich denken, wie groß die gegenseitige Zuneigung beider Vereinigungen sein wird. Die Frage ist nur die: wer rettet den Mittelstand besser, die Mittelstandsvereinigung, oder der Mittelstandsbund oder welche Organisation sonst? Der arme Mittelstand, der partout gerettet werden soll, wird schließlich in seiner Verzweiflung gar nicht mehr wissen, welcher Mittelstandsvereinigung er sich anschließen soll, und sich am Ende keiner anschließen — was vielleicht noch nicht das Dümmste wäre!

Der sozialdemokratische Parteitag ist auf 17. September nach Jena einberufen. Die provisorische Tagesordnung ist nur insofern bemerkenswert, als die Sozialdemokratie scheinbar überhaupt darauf verzichtet, politische Fragen, die die Zeit bewegen, auf ihren Parteitagen noch zu behandeln. Fast überall in Deutschland Wahlrechtskämpfe, sozialpolitische Regierungsprogramme von größtem Gewicht („Reform" der Krankenkassen), eine völlig veränderte Lage in der Weltpolitik — die deutsche Sozialdemokratie geht wie blind zwischen all dem durch, um sich von August Bebel einen Vortrag über den politischen Massenstreik halten zu lassen. Wohl damit das Proletariat eine Verschreibung erhält, wie es sich übermorgen die politische Macht erobert. Die Generalinstanz der größten Partei begibt sich freiwillig der Möglichkeit, durch Erörterung und Votum klärend und bestimmend auf die politische Situation der nächsten Zeit einzuwirken. Man behandelt wieder in der Hauptsache innere Angelegenheiten, wobei auch Vollmar als Referent (Parteiorganisation) vorgesehen ist. Ob es dabei nach den weidlichen Schimpfereien zu einer Auseinandersetzung zwischen den Leuten vom „Vorwärts" und den Herren Mehring und Jäckh kommen wird, bleibt abzuwarten. Die Verhandlung über die Maifeier soll wohl eine Korrektur der Kölner Tagung ergeben. Ob man sich nach dem vielen Preßgezänke über die Frage des politischen Massenstreiks einigen wird, erscheint uns sehr zweifelhaft; immerhin ist dies der einzige interessante Punkt der Tagesordnung.

Der Vormarsch des Zentrums. Das Zentrum hat einen stolzen Sieg zu verzeichnen. Der badische Reichstagswahlkreis Donaueschingen, der noch niemals im Besitz des Zentrums war, ist ihm jetzt bei einer Ersatzwahl im ersten Wahlgang zugefallen. Das Zentrum kann seiner Natur nach nur Wahlkreise mit katholischer Mehrheit beherrschen. Um so größeres Gewicht muß es natürlich darauf legen, alle Wahlkreise mit einer solchen Mehrheit zu besitzen. Denn nur dann kann es die Identität von katholisch und Zentrum verkünden. Gerade darum empfand es den Wahlkreis Donaueschingen bisher als einen Pfahl in seinem Fleisch. Ein zu 83 pCt. katholischer Bezirk, der nationalliberal vertreten war — einen schlimmeren Affront für die Zentrumsdoktrin konnte es kaum geben. Jetzt ist dieser „Schandfleck" beseitigt. Seit 1903 sind die Zentrumsstimmen um 1200 gewachsen, die nationalliberalen

und sozialdemokratischen zusammen etwa um ebensoviel zurückgegangen. Der Rückgang der sozialdemokratischen Stimmen ist nichts Auffälliges mehr, nur ein Glied in der Kette der Niederlagen seit dem Dresdener Parteitag. Das eigentlich Charakteristische ist der Abmarsch einer ganzen Anzahl einst nationalliberaler Katholiken in das Zentrumslager. Die nationalliberale Partei erweist sich eben auch in ihrem Musterkulturkampfslande — man denke nur an ihren fanatischen Kampf gegen die Zulassung der Männerklöster! — als ungeeignet, auf die Dauer dem Zentrum katholischen Boden abzuringen. Das Zentrum wird auf der Basis der Geistesfreiheit ohne Polizeimaßregeln besiegt werden oder — es wird dauernd weiter Triumphe feiern.

Freisinn und Mittelstandsbewegung. Ein ähnliches Manöver, das die „Freie Deutsche Presse“ neulich gegen Herrn v. Gerlach inszenierte, wiederholt sie jetzt gegenüber der Versammlung, die unsere Nürnberger Freunde mit Herrn Dr. Breitscheid-Berlin als Redner veranstalteten. Die Nürnberger Nationalsozialen waren bekanntlich aus dem liberalen Kartell ausgetreten, als dies auf die Mittelstandsretter ausgedehnt wurde, und es war natürlich und notwendig, daß sie diesen Schritt vor der Öffentlichkeit rechtfertigen wollten. Nun jammert die freisinnige Zeitung, die Nürnberger Nationalsozialen fallen damit der Einigung des Liberalismus in den Rücken, daß sie den „unbekannten nationalsozialen Agitator“ (der jedoch nie zur nationalsozialen Partei gehörte) reden ließen. Mit nichten. Daß ein unnatürliches Bündnis mit der Reaktion, die sich noch kurz vorher durch die Herren Bruhn, Rahardt usw. in Nürnberg gegiemend empfohlen hatte, gehörig beleuchtet wird, kann dem Liberalismus nimmer schaden. So fand Dr. Breitscheid auch in einem Führer der Thüringischen Volkspartei, den Präsidenten des koburgischen Landtages, Arnold, einen energischen Sekundanten. Dieser Ausfall der Freien deutschen Presse gegen den Kampf wider liberale Helfershelferei der Mittelstandsretter wirkt um so verwunderlicher und grotesker, wenn man sieht, wie dieses Blatt zurzeit seine Spalten selber mit Angriffen auf die Mittelständlerei füllt. Unde illae lacrimae?

Eine ungehaltene Rede

Fürst Bülow hat das Halten der Rede des französischen Abgeordneten Jaurès verboten, nur das Halten, nicht das Abfassen und Drucken, denn es gibt kein Verbot des Druckes ausländischer Reden. Der „Vorwärts“ bringt die ganze lange Rede und alle Welt kann sie lesen und sich fragen: Weshalb hat wohl diese Rede gedruckt, aber nicht gehalten werden dürfen? Die Rede ist gut, schwungvoll, ein volltönendes Bekenntnis zu einem maßvollen internationalen Sozialismus, an einigen Stellen etwas reichlich optimistisch, aber sonst sehr staatsmännisch, fast von Bülowscher internationaler Freundlichkeit. Daß Jaurès die Diplomatie der kapitalistischen und feudalen Regierungen „unklug, fruchtlos und hinterlistig“ nennt, daß er von der „Raubluft“ Rußlands spricht, daß er vom Krieg als der Tat des Hasses, Mordes und Blutvergießens redet, das sind doch wahrhaftig keine Sachen, bei deren Anhörung ein so alter weltersahrener Kopf wie der Bülows die Seekrankheit bekommt. Auch Jaurès arbeitet ja etwas stark mit der älteren politischen Phrase, aber selbst Bülow wird nicht leugnen, daß die zünftige Diplomatie, der russische Zarismus und der Krieg ihre sehr schweren, dunklen Seiten haben. Also wozu eine Rede verbieten, die im übrigen der deutschen Staatskunst wie gerufen kommen mußte, da sie den vollen Verzicht auf Rache für 1870 im Namen der französischen Arbeiter in der Hauptstadt des Deutschen Reiches aussprechen und die nähere Freundschaft der zwei getrennten Nationen in hohen Tönen empfehlen wollte? Um so großer Vorteile willen hätte Bülow, selbst wenn er gar nicht liberal dachte, sondern nur diplomatisch-zünftlerisch, einen kleinen Privatbrief an den Berliner Polizeipräsidenten schreiben müssen: Verehrtester Herr Präsident! Ich habe die Ehre, Ihnen streng vertraulich mitzuteilen, daß es im Interesse des auswärtigen Dienstes liegt, daß die beabsichtigte Rede des französischen Deputierten J. Jaurès in keiner Weise behindert wird!

Aber, so sagt man, Bülow konnte ja nicht wissen, daß Jaurès so maßvoll und verständig reden würde! Für den liberalen Beurteiler ist das ganz gleich: Jaurès hätte auch radikaler reden dürfen! Aber wir versetzen uns absichtlich auf den Standpunkt der Reichskanzlei. Diese hat in auswärtiger Politik eine begreifliche Abneigung gegen wilde Reden, da sie ja die Wäsche wieder plätten muß, die von den Rednern zerknittert wird. Es ist von ihr nicht zu verlangen, daß sie für Zarenbeleidigungen oder sonstige Auslandskränkungen eingenommen ist, selbst wenn sie formell den Rednern nichts anhaben kann. Aber unser auswärtiges Amt wußte, daß Jaurès so reden würde, wie er es in seiner gedruckten Rede tut. Auch Bülow hat nicht gezweifelt, daß Jaurès als Politiker und nicht als blinder Agitator auftreten würde. Der volle Beweis dafür liegt in der ausgeklügelt vornehmen Weise, in der dieses Redeverbot an Jaurès gebracht wurde, und in den hohen Komplimenten, mit denen Bülow sein Verbot begleitet. Es ist ganz ausgeschlossen, daß man einen Mann so ungewöhnlich auszeichnet, wenn man ihn für einen gewöhnlichen „lästigen Ausländer“ hält. Noch nie ist ein Sozialdemokrat von unserer obersten Staatsbehörde so sehr als gleichberechtigter Ehrenmann behandelt worden wie jetzt Jaurès. Die Sozialdemokraten haben gar nicht unrecht, wenn sie diese Ehrung als einen Beweis der geschichtlichen Fortschritte ihrer Bewegung buchen. Und Bülow ist doch in der Formensprache der Staatszunft gerieben genug, um das vorher zu wissen. Er wollte sich dadurch sichern, daß man ihn nicht für ungebildet, für barbarisch, kosakisch oder sonst etwas halten sollte, er hatte das Bedürfnis, sich wortreich zu entschuldigen, denn er verbot die Rede nicht aus Angst vor Jaurès, sondern aus Angst vor den deutschen Sozialdemokraten.

Das erscheint unglaublich und ist doch so. Es bleibt nichts anderes übrig. Unglaublich erscheint es deshalb, weil ja durch das Verbot kein einziger deutscher Sozialdemokrat gehindert wird, sein Herz öffentlich auszuschütten. Kann etwa jemand die Rede hindern, die Bebel Ende November im Reichstag über Rußland halten wird? Oder kann heute der „Vorwärts“ gehindert werden, über Marokko oder Odessa zu schreiben, was er will? Mußte sich Bülow nicht sagen, daß die Versammlung in der Hasenheide auch ohne Herrn Jaurès stattfinden werde und daß dann bloß die deutschen Sozialdemokraten dort reden würden?

Vermutlich lautete die Überlegung im Auswärtigen Amt etwa so: die deutschen Genossen reden natürlich mit und ohne Jaurès, was sie wollen und was ihnen innerhalb der bestehenden „Redefreiheit“ möglich ist, aber ihre Worte werden erst durch die Anwesenheit des großen Franzosen öffentlichen Wert bekommen. Jetzt ist es die gewöhnliche Agitation, von der niemand viel Aufhebens macht, dann aber wird in alle Welt telegraphiert: in Gegenwart von Jaurès sagte Genosse X, daß — und nun kommt das Schreckliche, was man fürchtete, daß vor aller Welt gesagt werden könnte. Bülow fürchtete sich vor öffentlicher sensationeller Aussprache nicht etwa des alten marxistischen Programms (das kennt alle Welt), sondern ganz bestimmter Sätze über die augenblickliche Lage. Man wird seine Angst vor Jaurès erst dann begreifen, wenn man zu ergründen sucht, welche Sätze er fürchtete. Er wollte zweierlei nicht ausgesprochen wissen:

1. Daß die Beilegung des Marokkohandels dadurch zustande gekommen sei, daß die deutsche Regierung von der Sozialdemokratie gezwungen sei, auf Krieg zu verzichten. Mit anderen Worten, er wollte seine Kriegsdrohung nicht nachträglich durch die Mitteilung entwertet wissen, daß es eine leere Drohung gewesen sei, da das deutsche Heer doch nicht marschiert sein würde.

2. Daß die Meuterei in der russischen Flotte und im russischen Heer ein Vorbild sei für das Vorgehen der deutschen Sozialdemokratie gegenüber künftigen Kriegen.

Beides hängt unter sich zusammen und kann gemeinsam besprochen werden. Daß Bülow in dieser Richtung fürchtete, ist in seiner Zuschrift an den deutschen Botschafter in Paris nur andeutungsweise ausgesprochen, aber jede ruhige Überlegung der Sachlage muß in diese Richtung führen. Es versteht sich von selber, daß alle europäischen Heeresleitungen jetzt nervöser sind als sonst. Die merkwürdige Geschichte des Schiffes Potemkin wird in allen Admiralitäten erörtert. Die Frage der Zuverlässigkeit der Armee ist die Sorgenfrage aller Regierenden geworden. In dieser politischen Temperatur hätte eine unbesonnene sozialdemokratische Rede die unberechenbarsten Folgen haben können, teils in der diplomatischen Abschätzung der verschiedenen Heeresstärken, teils in der innerpolitischen Behandlung der „Umsturzpartei“.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

Es konnte im schlimmsten Fall ein Kursſturz des deutſchen militäriſchen Anſehens und ein Wetterumſchlag der deutſchen inneren Politik erfolgen. Dieſe dunklen Möglichkeiten ſcheint, wenn unſere Vorausſetzungen richtig ſind, der deutſche Reichskanzler gefürchtet zu haben. Nur ſo iſt in ſeinem Vorgehen etwas wie politiſche Logik zu finden. Man hat aber die Pflicht, einen ſo kunſtvoll gearbeiteten Schritt, wie dieſes merkwürdige diplomatiſche Redeverbot, nicht mit einer beliebigen Polizeiverordnung zu verwechſeln. Es kann nicht ohne Nachdenken entſtanden ſein, denn ohne Nachdenken würde es von anderer Stelle aus erledigt worden ſein.

Nehmen wir aber einmal an, daß wir den Inhalt der Bülowſchen Angſt richtig dargeſtellt haben, ſo müſſen wir nun unſererſeits ſagen, daß dieſe Art Angſt gegenſtandslos iſt. Ich würde gar nicht ſo offen und ohne alle Scheu über den Kern dieſer Angſt reden, wenn ich nicht als vaterländiſcher Mann, der die Entwickelung der deutſchen Sozialdemokratie ſeit Jahrzehnten kennt, mir in dieſer Frage ein gewiſſes Urteil zutrauen dürfte. Aber auch abgeſehen von dieſer meiner perſönlichen Überzeugung, die ja für andere nichts verpflichtendes hat, beweiſt der ganze Verlauf der Verſammlung, in der Jaurès nicht redete, daß die deutſche Sozialdemokratie gar nicht daran denkt, die Heeresdisziplin zum Angriffspunkt ihrer Arbeit zu nehmen. Wenn ſie es wollte, ſo würde jetzt der Zeitpunkt geweſen ſein, es auszuſprechen. Der Abgeordnete Fiſcher, der an Stelle von Jaurès redete, kannte den Ernſt der Frage recht gut. Man merkte genau, wie ſorgfältig ſeine Worte gewählt waren, wenn er auf die Art des demokratiſchen Einfluſſes auf die äußere Politik zu ſprechen kam. Er betonte mit erkennbarer Abſicht, daß dieſer Einfluß auf dem Wege der Geſetzgebung geübt werden ſoll. Dagegen kann weder Bülow noch ſonſt jemand etwas haben. Dazu iſt der Reichstag da, daß er über Krieg und Frieden berät, denn in ſeinen Händen liegt die dazu nötige Bewilligung der Mittel. Wer es der Sozialdemokratie oder einer anderen Partei verübelt, ihren parlamentariſchen Einfluß in einer beſtimmten Richtung geltend zu machen, der ſteht nicht auf dem Boden der Reichsverfaſſung. Und da in Wirklichkeit der ſozialdemokratiſche Einfluß friedlichen Tendenzen dienen will, ſo kann vom Standpunkt einer Staatsleitung, deren friedliche Abſichten oft verkündigt worden ſind, ein Gegenſatz gegen die Benutzung der verfaſſungsmäßigen Mittel zur Förderung des Weltfriedens nicht beſtehen. Etwas anderes aber würde es ſein, wenn es in der Abſicht der Sozialdemokratie läge, das Inſtrument der Vaterlandsverteidigung durch abſichtliche Lockerung der notwendigen Disziplin in Heer und Marine zu ruinieren. Es handelt ſich nicht um den Wunſch, die Soldatenmißhandlungen zu beſeitigen. Dieſer Wunſch iſt nach vielen Ausſagen ebenſo bei der Regierung wie bei der Sozialdemokratie vorhanden und kann keinesfalls als Störung der Vaterlandsverteidigung gefaßt werden. Es handelt ſich auch nicht darum, daß die Sozialdemokratie eine andere Heeresorganiſation wünſcht als die gegenwärtige. Das mag an ſich falſch ſein, iſt aber kein vaterlandsloſes Handeln, ſolange die Überzeugung vorhanden iſt, daß die andere Organiſation beſſer ſein wird als die gegenwärtige. Wir ſtehen zu dieſem Punkte bekanntlich anders als die Sozialdemokratie, aber das Recht der politiſchen Vertretung eines anderen Organiſationsplanes der Armee können wir der Sozialdemokratie nicht an ſich abſprechen. Das alles ſind Einwirkungen auf Geſetzgebung und Verwaltung, die kein Reichskanzler als Übergriffe in die Sphäre des kaiſerlichen und königlichen Oberbefehls wird betrachten dürfen, und wir trauen dem gegenwärtigen Reichskanzler zu, daß er über die verfaſſungsmäßigen Rechte nicht nur der Krone, ſondern auch aller Staatsbürger zu wachen bereit iſt. Der Eingriff in die Rechte des Oberbefehls tritt erſt dann ein, wenn mit Umgehung des parlamentariſchen Weges die Demokratie den Zuſammenhalt und die Leiſtungskraft des Heeres zu ſchädigen verſucht oder dieſen Verſuch wenigſtens proklamiert. Das iſt es, was nach unſerer Auffaſſung der Lage Bülow gefürchtet hat und worin er ſich geirrt hat. Für einen Kenner der ſozialdemokratiſchen Literatur müßte allein ſchon die Behandlung dieſer Frage auf dem Bremer Parteitag hinreichende Klarheit geben. Es gibt einzelne Genoſſen und wird immer geben, die in einem zielloſen Radikalismus ſtaatsgefährliche Pläne haben, die Sozialdemokratie als Ganzes aber hat dieſe Pläne nicht gefördert, ſondern ihrerſeits abgewieſen und unterdrückt. Wenn wir keine Sozialdemokratie hätten, dann würden wir ruſſiſche Zuſtände befürchten müſſen, denn dann würde jeder ungeſchulte Radikalismus beliebig ſich ſein Angriffsfeld ſuchen können. Es wird nötig ſein, daß in der Reichskanzlei die Sozialdemokratie beſſer ſtudiert wird. Das wird vor Fehlern bewahren, wie jetzt einer vom Fürſten Bülow gemacht worden iſt.

Naumann.

Der ruſſiſche Gärungsprozeß

Endlich hat Nikolaus II. ſeinen Knjäs Potemkin wieder. Sehr ſtolz braucht er nicht auf dieſen „Erfolg“ zu ſein. Denn die meuternden Matroſen befinden ſich ſämtlich in Sicherheit. Und das Schiff ſelbſt hätte Rußland ohne die freundnachbarliche Hilfe Rumäniens vielleicht nie wieder bekommen. Zum zweiten Male in kritiſcher Lage war das große Rußland auf einen Liebesdienſt des kleinen Rumänien angewieſen.

Im letzten ruſſiſch-türkiſchen Kriege gab es ein paar Wochen, wo das ruſſiſche Heer geradezu von einer Kataſtrophe bedroht ſchien: Osman Ghazi hatte in Plewna alle Stürme der Ruſſen abgeſchlagen. Von Süden her rückte der Löwe Suleiman Paſcha heran, und im Oſten drängte Ejub Paſcha vor. Die Hauptmacht der Ruſſen, durch ewige Niederlagen faſt demoraliſiert, wurde vor Plewna feſtgehalten. Bekam ſie nicht Luft, ehe die anderen türkiſchen Armeen heranwaren, ſo ſtand das Schickſal des Feldzuges und mehr als das in Frage. In dieſer dringenden Not wandte ſich Alexander II. an ſeinen lieben Vetter Carol. Und der ſchickte ſchleunigſt ſeine Garde zu Hilfe, die die Griwitzaredoute erſtürmte und ſo den Weg nach Plewna für die Ruſſen frei machte. Rumänien war der eigentliche Sieger in dem ruſſiſch-türkiſchen Kriege. Merkwürdigerweiſe hat das militäriſche Preſtige Rußlands unter dieſer Tatſache nur ganz vorübergehend gelitten.

Auch diesmal ſtand viel für Rußland auf dem Spiel. Es gab keine ſchlimmere Demütigung für das große Reich, als daß Tag um Tag verging, ohne daß die Flotte des Zaren auch nur einen Angriff auf das Meutererſchiff wagte. Sein Anſehen in der ganzen Welt wurde ſchlimmer dadurch bloßgeſtellt als durch die Niederlagen in der Mandſchurei. Sein Kredit ging zurück. Sein Handel auf dem Schwarzen Meere war lahmgelegt. Zitternd lagen ſämtliche Hafenſtädte da, des Bombardements gewärtig. Alle Handelsſchiffe harrten der Kaperung. Der Geiſt des Aufruhrs mußte ſich auf die anderen Kriegsſchiffe, ja auf die Garniſonen in den Küſtenplätzen ausdehnen, wenn die allenthalben nur widerwillig dienenden Mannſchaften ſahen, wie die Matroſen des mächtigſten Kriegsſchiffes ſich ungeſtraft ihrer Offiziere entledigen und ſich zu Herren des Meeres aufwerfen konnten.

Rumänien hat durch ſeine ruhig-korrekte Haltung dieſem unerhörten Zuſtand ein Ende gemacht. Als die ruſſiſchen Kriegsſchiffe in Conſtanza erſchienen, um den Potemkin zu „ſuchen“, da konnte ihnen die rumäniſche Behörde lächelnd den Beſcheid geben: Bitte, Sie brauchen ſich gar nicht zu bemühen. Wir haben bereits alles in Ordnung gebracht.

Sehr anerkennenswert von Rumänien und ſehr — charakteriſtiſch für Rußland.

Es gibt überhaupt kaum etwas, was die Zuſtände in Rußland beſſer kennzeichnet als der Verlauf der Potemkinaffäre. Kennzeichnend für beide Teile, für die oben wie die unten, für die Inhaber der Staatsgewalt von heute und für die, die ſie morgen haben möchten, vielleicht übermorgen haben werden.

Als der Zar die Nachricht von dem Abfall des Potemkin bekam — ſehr verſpätet übrigens, ſpäter als wir in Berlin; mit ſolchen Botſchaften an den Zaren beeilen ſich ſeine Diener nicht —, geriet er, wie immer, in große Aufregung. Er befahl, die Rebellen „tot oder lebendig“ zur Stelle zu ſchaffen. Admiral Krieger ließ dieſen Befehl ſeines kaiſerlichen Herrn bekanntlich auf ſich beruhen, da er wohl wußte, daß ſeine Soldaten eher ihn ſelbſt als die „Rebellen“ töten würden. Als das dem Zaren gemeldet wurde, geriet er

Digitized by Google

natürlich in noch größere Aufregung. Ihr Ausfluß war der Befehl, den Matrosen der Schwarzmeerflotte das Band des heiligen Georg zu entziehen. Diesem Befehl konnte leichter Folge gegeben werden.

Wenn man sich vergegenwärtigt, was es für einen Monarchen bedeutet, in solcher Situation an eine solche Anordnung zu denken, so wird man selbst den phantastisch klingenden Nachrichten über die geistige Verfassung des Zaren Glauben schenken dürfen. Sie kommen übrigens in solcher Übereinstimmung von so verschiedenen Seiten, daß man nicht mehr daran zweifeln kann, daß der militärisch-politisch-finanzielle Zusammenbruch Rußlands von dem geistigen Zusammenbruch seines Herrschers — der übrigens wahrhaftig nie ein starker Geist war — noch übertroffen wird. Die in Berlin erscheinende esthnisch-russische Zeitschrift Edu, die sich guter Beziehungen erfreuen soll, berichtet neuerdings darüber folgendes:

„Der Zar soll infolge der letzten Ereignisse geistig ganz heruntergekommen sein. Er habe oft Halluzinationen, besonders abends, dann sehe er Heiligenbilder vor seinen Augen lebendig werden. Er höre auch Stimmen von Heiligen. Besonders oft höre er die Stimmen der russischen Heiligen Otez Feodosie aus dem Kloster Sarow und Nikolaus des Wundertäters aus Petschur.

Oft soll er wie ein Kind weinen und lebhafte Angst vor Vergiftung äußern. Stundenlang soll er vor seinen Halluzinationen knieend beten und sich gleich einem gläubigen Bauern immer wieder bekreuzigen.

Gleich nach dem Frühstück rufe er per Telephon den Diktator Trepow an und erkundige sich, wie es in Petersburg und im Reiche steht. Trepow ist der einzige Mensch, dem der Zar volles Vertrauen schenkt."

Man wird diese Schilderung kaum noch für übertrieben halten können, wenn man sich die Kundgebungen des Zaren selbst genau ansieht. Sie stellen ein Gemisch von Geistesschwäche, religiösem Wahnsinn und Autokratengelüst dar. Mit am deutlichsten bringt das die Antwort zum Ausdruck, die Nikolaus II. kürzlich einer Deputation der russischen Konservativen erteilte. Die reaktionären Kreaturen, die den Zaren nach ihren Wünschen lenken, hatten glücklich ein paar Leute aufgetrieben, die den Zaren baten, den Krieg fortzuführen und die Volksvertretung auf altrussischer Grundlage zu organisieren. Darauf erklärte er:

„Ich danke Ihnen allen aufrichtig für die Gefühle und Ansichten, die Sie zum Ausdruck gebracht haben. Ich bin insbesondere glücklich, zu sehen, daß Sie von der Anhänglichkeit an die alten Traditionen unseres Landes geleitet sind. Ein Staat kann nur stark und fest sein, wenn er seine alten Traditionen treu bewahrt. Wir selbst haben in diesem Punkte gesündigt und vielleicht hat uns Gott deshalb gestraft. Ich muß Ihnen sagen, daß das Leben selbst uns die Wege weisen wird, wie die Fehler und Irrtümer zu beseitigen sind, welche bei dem großen, von mir zum Wohle meiner Untertanen geplanten Werke unterlaufen können. Ich bin sicher, daß Sie alle, und zwar jeder von Ihnen in seinem Kreise, mir helfen, den Frieden und die Ruhe in unserem Lande wiederherzustellen, und mir hierdurch den Dienst erweisen, den ich von allen meinen Untertanen erwarte, und ich hoffe zuversichtlich, daß Gott Sie hierin unterstütze."

Ein Mensch, der das Unglück Rußlands als Strafe Gottes dafür ansieht, daß die alten Traditionen aufgegeben worden seien — wo eigentlich? —, kann selbstverständlich nicht mehr als normal angesehen werden. Und dabei ist der Text der Zarenrede der offizielle, wie sie die Petersburger Telegraphenagentur verbreitet!

Der Geisteszustand des Zaren macht es begreiflich, daß einerseits die Revolutionäre sein Leben ängstlich schonen, da niemand besser als er ihre Geschäfte besorgen kann, und daß andererseits die paar bewußten Reaktionäre am Zarenhof dessen gedenken, wie einst Peter III. und Paul I. geendet haben. Eine reaktionäre Verschwörung, von der neulich die Rede war, wäre wohl begreiflich. Denn daß der Absolutismus durch Nikolaus II. ruiniert werden muß, liegt auf der Hand. Irgend ein Großfürst, ein energischer Blutmensch, könnte vielleicht das autokratische Rußland noch ein Jahrzehnt konservieren.

Die Sache ist nur die: wo ist dieser energische Großfürst? Der Zarismus hat so demoralisierend gewirkt, daß er jetzt in dieser seiner kritischsten Zeit nicht einmal einen Mann auf die Beine zu stellen vermag. Kein Großfürst, der es wagte, auf dem Schlachtfelde seinen Kopf zu riskieren, um den Beweis zu erbringen, daß Autokraten wenigstens kämpfen können. Nur Leute, die ein Lotterleben führen. Alle Großfürsten — Schmarotzer. Und auch sonst unter den Freunden des Absolutismus nicht eine Persönlichkeit. Ein paar Unteroffiziersnaturen wie Trepow. Aber nicht ein General, nicht ein Staatsmann, der Führerqualitäten hätte. Dieselbe intellektionelle Öde und moralische Erschlaffung wie zu den Zeiten Ludwigs XVI.

Der Unterschied ist nur der: als das ancien régime zu Grabe getragen wurde, da waren wenigstens Männer da, die es ablösen konnten. Der alte Geist war fertig, absolut fertig. Aber 100 neue Männer standen bereit, um die Posten auszufüllen, die die anderen leer gelassen hatten. Zwischen die beiden Genies Mirabeau und Danton eingerahmt eine solche Fülle von Talenten, Männer des Wortes und der Tat, des Schwertes und der Gesetzgebung, Männer höchster geistiger Kultur wie Angehörige der untersten Bildungsstufe in solcher überreichen Zahl zur Führerschaft befähigt, daß sie sich erst untereinander abtun mußten, weil ihrer zu viel waren. Die große Revolution konnte nicht bloß Frankreich neu erbauen, sondern die ganze Kulturwelt erobern, weil sie vielleicht das glänzendste Menschenmaterial hatte, das je ein Volk zu einem bestimmten Zeitpunkt besessen hat.

In Rußland aber sieht es unten fast genau so trübe aus wie oben. Jeden Tag bricht irgendwo in dem Riesenreiche ein neues Revolutiönchen aus. Der Zündstoff ist über das ganze Land hin gelagert. Aber noch scheint kein Mensch da zu sein, der die 1000 Feuerchen zu einem verheerenden und doch zugleich reinigenden Feuerbrande zu vereinigen verstände. Keine Organisation großen Stils, keine einheitliche Leitung, kein Plan, kein Führer. Was haben sich die Matrosen des Pobjedonossez gedacht, als sie erst ihre Offiziere an Land setzten und dann plötzlich ohne äußeren Zwang wieder kuschten? Was wollte die Bemannung des Torpedobootes, das 10 Tage lang den Potemkin treulich Gefolgschaft leistete und dann freiwillig in den Rachen des Löwen, nach Sebastopol, zurückfuhr? Was hat sich selbst die Mannschaft des Potemkin bei ihren Kreuz- und Querfahrten gedacht? Das Schwarze Meer gehörte den Rebellen, und sie wußten nicht, was sie mit ihrer Macht anfangen sollten.

Nirgends eine Hoffnung. Die russische Intelligenz, der Adel an der Spitze, will eine Neuordnung der Dinge. Aber sie ist eine Schülerin des einzigen großen Revolutionärs Rußlands, Tolstois. Und Tolstoi hat seit 20 Jahren nur das eine gepredigt: Müde Resignation, buddhistische Ergebung, sündlose Passivität. Die Revolutionäre von 1789 waren die Schüler der Enzyklopädisten, Rousseauische Feuergeister, Tatmenschen. Sie konnten Führer sein und Neues schaffen, weil sie Voltaires Geist durchdrang. Tolstoianer werden vielleicht edlere, reinere Menschen sein. Aber wer von dem Schöpfer der Kreuzersonate inspiriert ist, dem fehlt die Zeugungskraft und der Zeugungswille.

Uud auch aus den Tiefen, die unter dem Druck der orthodoxen Kirche schmachten, bricht nichts Gewaltiges hervor. Der russische Sozialismus ist ein Importartikel, der die Massen nicht in Bewegung bringen kann. Als der Priester Gapon die Tausende von Arbeitern unter frommen Gesängen mit Heiligenbildern voran zum Zaren führte, da konnte man einen Augenblick glauben, jetzt sei die russisch-nationale Revolution da, jetzt sei der Führer gefunden, den die Massen verständen, weil er sie verstand. Aber es war nur ein Traumbild, rasch verflogen. Auch Gapon ist kein Revolutionär großen Stils, sondern nur eine passive slavische Natur.

Die russische Revolution ist bisher nichts, nicht weil das Volk nicht reif dafür wäre, sondern weil es niemand gibt, der dies Volk zu erlösen versteht. Als 1789 in Frankreich die Flammen aufloderten, da war auch dies Land ein Agrarstaat, bevölkert fast ausschließlich von unwissenden Bauern. Aber in Paris und in ein paar großen Provinzstädten waren die Männer vorhanden, die die Massen in ihren Bann zu zwingen wußten.

Niemand weiß, was in acht Tagen aus Rußland geworden sein wird. Aber noch sieht man überall nur die Zeichen fauliger Gärung, nirgends das Anzeichen einer Gärung, die aus minderwertigen Rohstoffen ein neues, goldklares Erzeugnis zutage fördert. **F. v. Gerlach.**

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

1859

I.

Der Wiener Kongreß hatte sich die Aufgabe gestellt, die beiden großen Revolutionen des achtzehnten Jahrhunderts ungeschehen zu machen: die liberale Revolution des Bürgertums in Frankreich und die militärstaatliche Revolution Friedrichs des Großen gegen Deutschlands Vormacht, das Haus Habsburg. Für ein paar Jahrzehnte hatte der Kongreß Ruhe geschaffen, aber auf die Dauer war das System Metternich doch schwächer als jene beiden revolutionären Kräfte. Sie haben schließlich beide gesiegt, und ihrem Siege verdankt das deutsche Volk seine Einigung, die Schaffung des neuen Reiches.

Für den Liberalismus war die deutsche Einheit ein wesentlicher Teil seines grundsätzlichen Programms. Für den preußischen Staat war der Reichsgedanke Mittel zum Zweck. Der Zweck war die europäische Großmacht Preußen. Wenn man die preußische Geschichte seit Friedrichs II. oder gar seit dem Großen Kurfürsten als Vorbereitung des Deutschen Reiches von heute betrachten will, dann war das eine durchaus unbeabsichtigte und unbewußte Vorbereitung.

Der Liberalismus suchte das Reich durch die Kraft seiner Ideen zu schaffen. Der preußische Staat versuchte dasselbe mit seinen Soldaten. Aber obwohl auf dem Wege zur deutschen Einheit die Soldaten viel später antraten als die Ideen, kamen sie doch früher ans Ziel. An den Kosten dieses verlorenen Wettlaufes hat der Liberalismus noch heute zu zahlen. Dagegen darf man nicht vergessen, daß Preußen niemals einen starken und dauernden Reichskörper hätte schaffen können, hätte nicht der Liberalismus zuvor und zugleich das Reichsbewußtsein und den Reichsgeist geschaffen, die dem staatlichen Körper erst Leben gaben.

Im Jahre 1848 schien die Zeit gekommen, das System Metternich zu stürzen. Mit kühner Hand suchte das Bürgertum die Wiener Schlußakte aus dem Völkerleben zu streichen. Doch man war zu schwach. Die alte Ordnung wurde wieder hergestellt, wenn auch nicht alle liberalen Verfassungsflecken sich wieder entfernen ließen. Jedenfalls war der Liberalismus so kräftig zu Boden geschlagen, daß nach zehn Jahren erst ihm Leben und Bewußtsein wiederkehrten. Auch der preußische Staat zeigte sich noch nicht stark genug, gegen den ganzen Kontinent seine eigene preußisch-deutsche Politik zu treiben; in Olmütz wurde er ohne viel Mühe wieder an die Kette des alten Bundestages gelegt.

Der nächste Stoß gegen das Werk des Wiener Kongresses kam von Süden. Frankreich und Sardinien griffen im Jahre 1859 die Österreicher an, um sie aus Italien hinauszuwerfen. Prinz Wilhelm, Preußens Regent, hielt sich zuerst neutral, war dann aber bereit, dem Kaiser Franz Joseph beizustehen, wenn man die Truppen des Deutschen Bundes seinem Kommando unterstellte. Doch Österreich fürchtete diesen Vorteil Preußens in der deutschen Frage mehr als den Verlust der Lombardei; es beeilte sich, mit Napoleon Frieden zu schließen.

Im Zusammenhange der deutschen Einheitsbewegung ist zwischen den Gipfelpunkten der Jahre 48, 66 und 70 die Bedeutung des Jahres 1859 für das Bewußtsein unseres Volkes stärker verblaßt, als das seiner tatsächlichen historischen Wirkung entspricht. Das Jahr 1859 hat endgültig bewiesen, daß eine der beiden Großmächte aus Deutschland verschwinden mußte. Es hat jedem, der sich die Tatsachen nicht durch Stimmungsnebel verhüllen ließ, gezeigt, daß nur Österreich dieser abzutrennende Staat sein konnte. Es hat gezeigt, daß diese Trennung nicht ohne Waffengewalt sich werde durchführen lassen. Es hat also gezeigt, daß die deutsche Einheit nicht im Kampfe der Parteien, sondern im Kampfe der Staaten zu schaffen war.

In Preußen hatte das Volk am tiefsten in dem politischen Starrkrampf des letzten Jahrzehnts gelegen. Aber schon 1858, seitdem Prinz Wilhelm für seinen königlichen Bruder die Regentschaft übernommen, begann auch hier das öffentliche Leben wieder zu erwachen. Jetzt, als der französische Erbfeind und der österreichische Bundesbruder Miene machten, auf einander loszugehen, da regte sich alles, was unser Volk an politischem Sinn besaß. Wie ein Windstoß fuhr der italienische Krieg durch die dumpfe Schwüle des deutschen Bundes, und wie dem Windstoß das Leben und Fruchtbarkeit weckende Wetter folgt, so erhob sich unter den denkenden und stets den Aufbau des Einheitsstaates erwägenden Deutschen ein heftiges, aber fruchtbares und zukunftsfrohes Kämpfen, welchen Weg man jenen europäischen Ereignissen gegenüber einschlagen solle.

Diesen Federkrieg, der weniger blutig, aber für Deutschlands Zukunft kaum weniger fördernd war, als für die italienische Einheit das gleichzeitige Schlachten auf den Feldern der Lombardei, diese deutschen Zeitungs- und Flugschriftenkämpfe schildert ein unlängst erschienenes Buch von Dr. Annie Mittelstaedt: „Der Krieg von 1859, Bismarck und die öffentliche Meinung in Deutschland". (Cotta. 1904. 184 S. 3,60 Mk.)

Die deutsche Publizistik über jene Frage darzustellen, ist deshalb besonders schwierig, weil man sich in Orientierung und Aufbau nicht an die politischen Parteien der Zeit anhalten kann. Sämtliche Parteien zeigen an dieser Stelle einen Riß. Unter den Konservativen, den Liberalen, den Demokraten wie den Vätern der Sozialdemokratie gab es Freunde Österreichs, die von Preußen und den übrigen Einzelstaaten verlangten, man dürfe die österreichischen Bundesbrüder nicht in der Not verlassen. Gelänge Napoleon die Verdrängung Österreichs aus Italien, so werde sein nächstes Ziel die Eroberung des linken Rheinufers sein. Dem solle man zuvorkommen, und es müsse am Po der Rhein verteidigt werden. Ganz Süddeutschland lag im Banne dieser großdeutschen Gesinnung.

In Preußen war die öffentliche Meinung von einer zweiten Partei beherrscht, die nicht einzusehen vermochte, warum Deutschland für undeutschen Besitz der reaktionären Habsburger die Waffen ergreifen, warum es die Bildung des italienischen Nationalstaates verhindern solle, der genau soviel Berechtigung habe, wie die von allen ersehnte deutsche Einheit. Preußen und Deutschland solle Gewehr bei Fuß dem Waffenspiele zusehen und nur dann eingreifen, wenn Napoleon das Bundesgebiet verletze. Diese von den Kleindeutschen vertretene Politik war es, die auch das preußische Kabinett durchzuführen sich bemühte. Schließlich gab es eine, an Zahl geringe, ausgesprochen preußische Gruppe, die Österreichs Verlegenheit zur Aufrichtung von Preußens Vormacht in Deutschland ausnutzen wollte. Wenn möglich durch den Druck drohender Stellungnahme, wenn nötig im Bunde mit Frankreich durch Waffengewalt.

Die Publizistik dieser drei Richtungen wird von Dr. Mittelstaedt im ganzen ausgezeichnet und in anregender Form dargestellt. Immerhin ist mir einiges als verbesserungsbedürftig aufgefallen. Die Broschüre „Po und Rhein" von Friedrich Engels ist mit Recht unter den großdeutschen Schriften aufgezählt; es wird aber ihr Inhalt dahin zusammengefaßt, daß er „vorsichtig vor dem kriegerischen Eingriff des außerösterreichischen Deutschlands warne". Damit ist die Tendenz der Flugschrift genau auf den Kopf gestellt, und ich möchte den Irrtum schon deshalb berichtigen, weil dieser Punkt auch für die Geschichte des Sozialismus interessant und wichtig ist.

Engels tritt in der Tat für die nationale Befreiung und Einigung Italiens ein. Er beweist auch aufs Eingehendste, daß die Mincio- und Etschlinie für Deutschland durchaus entbehrlich ist. Zuletzt aber kommt er zu dem Ergebnis,

„daß die Frage um den Besitz der Lombardei eine Frage zwischen Italien und Deutschland ist, nicht aber zwischen Louis Napoleon und Österreich. Gegenüber einem Dritten wie Louis Napoleon, ... handelt es sich um die einfache Behauptung einer Provinz, die man nur gezwungen abtritt ...; werden wir angegriffen, so wehren wir uns. Wenn Louis Napoleon als Paladin der italienischen Unabhängigkeit auftreten will, so ... möge er seinem Onkel Viktor Emanuel vorerst Korsika abtreten, vielleicht lassen wir dann auch mit uns reden."

„Soll aber die Karte von Europa (auf Grund des Nationalitätsprinzips) revidiert werden, so haben wir Deutsche das Recht zu fordern, daß es gründlich und unparteiisch geschehe, und daß man nicht, wie es beliebte Mode ist, verlangt, Deutschland allein solle Opfer bringen, während alle anderen Nationen von ihnen Vorteil haben, ohne das Geringste aufzugeben. ... Das Endresultat aber dieser ganzen Untersuchung ist, daß wir Deutsche einen ganz ausgezeichneten Handel machen würden, wenn wir ... den ganzen italienischen Plunder vertauschen könnten gegen die Einheit, die uns vor einer Wiederholung von Warschau und Bronzell schützt, und die allein uns nach innen und außen stark machen kann. Haben wir diese Einheit, so kann die Defensive aufhören. Wir brauchen

Digitized by Google

dann keinen Mincio mehr; „unser Genie" wird wieder sein „zu attakieren"; und es gibt noch einige faule Flecke, wo dies nötig genug sein wird."

Es ist also durchaus falsch, zu behaupten, daß Engels der Neutralität des außerösterreichischen Deutschland „damals so sehr das Wort redete". Er wollte auf die Lombardei und Venetien verzichten, wenn als Kompensation auch Deutschland seine nationalen Grenzen erhalte; das kann nur bedeuten, wenn es Schleswig-Holstein von der dänischen Herrschaft befreie. Jedenfalls aber gehe das die Franzosen gar nichts an, und ihre unberechtigte Einmischung müsse ganz Deutschland mit der Waffe beantworten.

Wie tief gesunken sind heute die Literaten jener Partei gegenüber diesem warmen Eintreten ihres alten Meisters für Ehre und Machtstellung seines deutschen Vaterlandes! — Kinderkrankheiten! antwortet Herr Mehring.

Wilhelm Lohnstadt.

Krankheitsverhütung und soziale Gesetzgebung*)

Selbst wenn man mit dem rosigsten Optimismus die Welt und ihre Bewohner anschaut, muß man sich darüber klar werden, daß es Kranke gegeben hat, solange es Menschen gibt. Auch der erste Mensch hat dem Altwerden seinen Gesundheitstribut zahlen müssen, auch er wird schon von mancherlei krankmachenden lebenden und leblosen Schädlichkeiten umgeben gewesen sein, ja bei den Anthropologen hat es bis vor kurzem einen Streit gegeben, ob die Knochen des Neandertalmenschen, also eines Vorgängers der heutigen Menschengeneration, krankhafte Veränderungen aufweisen oder nicht.

Wenn es also auch immer kranke Menschen gegeben hat, so hat man doch die Krankheiten zu verschiedenen Zeiten verschieden angesehen. Mystische Wahnlehren träumten von Teufelsspuk oder der Strafe von Göttern. Erst langsam wird sich werktätige Liebe für die armen Kranken gefunden, erst langsam der Wille zum Heilen und die Kunst des Heilens ausgebildet haben. Jahrhunderte hindurch aber hat man sich bei fast allen Völkern — nur die Hellenen bilden auch hier wieder eine leuchtende Ausnahme, die den Zusammenhang von Hygiene und Kultur nur um so deutlicher hervortreten läßt — damit begnügt, die Krankheit oder auch nur den einzelnen Kranken zu behandeln!

Aber wie ganz allgemein im modernen Kulturleben der Staatsgedanke den Individualismus zurückgedrängt hat, wie in der Politik neben die ethischen Forderungen ökonomische Betrachtungen gerückt sind, so hat man auch erkannt, daß die Volkskrankheiten nicht nur dem einzelnen Schaden zufügen, sondern für das Staatsganze einen immensen Verlust darstellen, eine wirtschaftliche Schädigung, die alljährlich viele Millionen bedeutet.

Ergibt sich schon daraus, daß die Abwehr der Krankheiten nicht bloß Sache des einzelnen, sondern größerer kommunaler oder staatlicher Gemeinwesen ist, so weisen die ungeahnten Erfolge, die größere Verbände in der Verhütung von Krankheiten erreicht haben, direkt darauf hin, daß es auch Pflicht ist, hier einzugreifen. Man braucht nur auf das grandiose Beispiel hinzuweisen, das Pettenkofer in München mit der Typhusbekämpfung gegeben hat: eine einzige große Maßregel, die niemals ein einzelner, sondern immer nur eine Gemeinde ausführen konnte, hat aus einem Typhusnest eine gesunde Stadt gemacht.

Nun ist die konstante und mächtige Bevölkerungszunahme ein Faktor von grundlegender ökonomischer Bedeutung, sie verlangt eine zunehmende Industrialisierung Deutschlands, und damit muß natürlich, das ist eine ethische und ökonomische Forderung, die staatliche Fürsorge namentlich gegen die Krankheiten eingreifen, die für die Industriebevölkerung besonders gefährlich sind. Von den furchtbaren Geißeln des Menschengeschlechts gilt das für keine so, wie für die Tuberkulose. Eine englische Statistik aus den Jahren 1880/82 ergab, daß von 1000 Männern im Alter von 25 bis 65 Jahren an Schwindsucht 220 starben; für die einzelnen Berufe aber waren die Zahlen: Seefischer 108, ländliche Bevölkerung 115, Krämer 167, Schneider 285, Tuchhändler 301, Buchdrucker 461. Auch nach anderen Statistiken kann es gar kein Zweifel sein, daß die Industriebevölkerung gegenüber der ländlichen durch die Tuberkulose in höherem Grade heimgesucht wird.

Die zunehmende Industrialisierung verlangt sozialhygienische Maßnahmen; an solchen hat es bekanntlich nicht gefehlt und wir dürfen mit Stolz auf das Geleistete schauen. Hier konnte die umfangreichste Wohltätigkeit nicht ausreichen, hier mußte soziale Gesetzgebung eingreifen. Im folgenden wollen wir kurz das Erreichte zusammenstellen und auf seine Zulänglichkeit prüfen.

Von den drei großen Versicherungszweigen kommen für die Tuberkulosebekämpfung nur die Kranken- und die Invalidenversicherung in Betracht. Die Krankenversicherungen gewähren einmal Krankengeld, dann haben sie — und das ist sehr wichtig — Erholungsstätten eingerichtet und die Genesendenfürsorge organisiert. Zwar können die Leistungen der Krankenkassen auf diesen Gebieten sich nicht entfernt mit denen der Invalidenversicherung messen — schuld hieran trägt offenbar ihre leidige Zersplitterung —; es verdient immerhin rühmend hervorgehoben zu werden, daß z. B. in den Erholungsstätten in der Nähe von Berlin, wo nur vorgeschrittene Fälle bisher behandelt wurden, allein im Jahre 1903 im ganzen 92 231 Verpflegungstage gewährt wurden. Auch die Genesendenfürsorge, die in Sachsen, namentlich aber in Baden, von Ortskrankenkassen eingerichtet wurde, leistet Vortreffliches.

Dennoch kann sich das alles nicht entfernt mit dem vergleichen lassen, was die Invalidenversicherung im Kampf gegen die Tuberkulose getan hat. Das mag wohl in erster Linie daher rühren, daß für sie der Kampf gegen die Tuberkulose eine Existenzfrage ist. Bis zum Alter von 35 Jahren leidet mehr als die Hälfte aller industriellen männlichen Invalidenrentner an Lungenschwindsucht, in den jüngeren Altersklassen nahezu $^2/_3$.

Eine andere Statistik zeigt uns, wie mörderisch zudem diese verbreitetste Krankheit ist: von 100 nicht tuberkulosen männlichen Rentenempfängern im Alter von 25 bis 29 Jahren lebten 1 Jahr nach Rentenbeginn noch 69, von tuberkulosen aber nur 17, nach 4 Jahren nur noch 4. Da nun die Invalidenversicherung natürlich ein Interesse daran hat, daß ihre Mitglieder möglichst lange erwerbsfähig bleiben, weil mit der Erhaltung der Erwerbsfähigkeit an Rente gespart wird, hat sie großartige Vorsorgemaßregeln getroffen, zu denen sie zwar befugt, aber durchaus nicht verpflichtet ist. Nahezu 100 Heilstätten sind in Deutschland entstanden, in denen Tuberkulöse im ersten Stadium mit allen Hilfsmitteln der modernen Medizin und Hygiene behandelt werden. Von dem Umfang der Tätigkeit dieser Heilstätten kann man sich aus den Zahlen Bielefeldts einen Begriff machen. Im Jahre 1903 wurden 14 937 Männer (und 5211 Frauen) an 1 107 993 (431 115) Tagen verpflegt, es kostete ein Mann 373,84 Mk. (Frau 350,30 Mk.), im Tag pro Mann 5,04 Mk. (Frau 4,23 Mk.). Im ganzen hat das Reichsversicherungsamt schon mehr als 29 Millionen Mark nur für Heilstätten, 148 Millionen Mark für hygienische Bestrebungen und 118 Millionen Mark für Arbeiterwohnungen ausgegeben.

Das sind Zahlen, die für sich selbst sprechen, neben ihnen bleibt aber doch die Frage bestehen, ob sie vom Standpunkt der sozialen Hygiene ausreichen, ob damit die so wünschenswerte und im Prinzip zu erstrebende soziale Gleichstellung der Tuberkulösen erreicht ist?

Leider ergeben sich da schon aus unserer heutigen sozialen Gesetzgebung Bedenken. Bis jetzt steht im Kampf gegen die Tuberkulose die Invalidenversicherung voran: ihr Ziel ist aber nur Abwendung der Invalidität, nur zu diesem Zwecke kann sie die Kosten der Krankenpflege ihrer Versicherten übernehmen. Von Tuberkulösen kommen daher nur solche in Frage, die sich in den allerersten Anfängen der Krankheit befinden; bei einigermaßen schwerer Kranken würde die durch die Pflege erreichte Besserung doch neuen Berufsschädigungen gegenüber nicht standhalten, eine Abwendung der Invalidität würde also nicht erreicht, zur Ablehnung solcher Kranken sind daher die Versicherungsanstalten sogar verpflichtet. Nur die Überschüsse dürfen unter gewissen Kautelen zu anderen als den im Gesetz vor-

*) Nach einem in der Vereinigung der Hilfefreunde in Straßburg gehaltenen Vortrage.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

gesehenen Leistungen im wirtschaftlichen Interesse der Rentenempfänger, Versicherten und ihrer Angehörigen verwendet werden: ein dahingehender Beschluß der Landesversicherungsanstalt der Hansestädte wurde aber im Jahre 1900 vom Bundesrat nicht genehmigt; im hygienischen Interesse ist das sehr zu bedauern, weil ein Kampf gegen die Tuberkulose in der Familie der Kranken und namentlich bei ihren Kindern gerade außerordentlich segensreich wirken würde. (Schluß folgt.)

Straßburg. **E. Fyxa.**

Unsere Bewegung

Anmeldungen zum Wahlverein der Liberalen sind zu richten an das Sekretariat Berlin W., Dessauerstr. 1.

Lübeck. Nationalsozialer Verein. Am 24. Juni ist in der Monatsversammlung einstimmig der Anschluß an die Deutsch-freisinnige Partei für Schleswig-Holstein beschlossen worden. Wir erwarten von diesem Zusammenschluß eine Stärkung des entschiedenen Liberalismus im Norden unseres Vaterlandes. — Am 2. Juli sprach Herr Haupt-Hamburg in Neisse über die innere und äußere Politik. Herr Düring referierte über die Lübecker Wahlentrechtung. Die gut besuchte Versammlung stimmte der Stellungnahme der Lübecker Freunde zum Wahlrecht zu. Die nächste größere Versammlung ist zum Oktober zugesagt. — Unser Verein hat mit diesem Quartalswechsel einen herben Verlust zu beklagen. Unser bewährter Schriftführer Herr Inspektor Th. Immisch ist nach Rostock verzogen. Wir verlieren in Herrn Immisch nicht nur einen treuen Berater und eifrigen Mitarbeiter, sondern auch einen geschätzten Redner. Auch an dieser Stelle sei ihm unser Dank ausgesprochen.

Essen. Unser Verein hält seit Pfingsten jeden Montag Mitglieder-Versammlungen ab, die gut besucht sind. Das Interesse am politischen Leben ist infolge der bevorstehenden Reichstagsersatzwahl sehr rege, um so mehr, als unser Vorsitzender, Rechtsanwalt Dr. Niemeyer, von dem Nationalen Verein einstimmig zum Reichstagskandidaten aufgestellt ist. Am letzten Montag, den 3. Juli, sprach Herr Rachel, Pfarrer der hiesigen altkatholischen Gemeinde, über „Die ultramontane Gefahr". Vortragender setzte zunächst die Gegensätze von Ultramontanismus und dem modernen Staat auseinander und legte unter Hinweis auf den Syllabus dar, daß es dem Zentrum gar nicht möglich sei, eine im eigentlichen Sinne nationale Partei zu sein. Herr Rachel wies dann auf die Schwäche der Regierung gegenüber klerikalen Wünschen hin und gab der Hoffnung Ausdruck, daß wie im Jahre 1892 auch der jetzige reaktionäre Schulantrag fortgefegt werde. Aus nationalen und pädagogischen Gründen müsse man energisch für die Simultanschule eintreten. Der Redner schloß mit der Aufforderung, alle freiheitlich Gesinnten müßten sich zusammentun, um so geschlossen für die geistigen Güter einzutreten. Reicher Beifall lohnte Herrn Rachel seine interessanten Ausführungen. Eine Anzahl Herren ließen sich als Mitglieder aufnehmen. Seit der letzten Traub-Versammlung haben bereits wieder über 30 Neuaufnahmen stattgefunden. Am Dienstag, den 18. Juli, abends 8½ Uhr, wird Herr Dr. Niemeyer im großen Saale des Hansarestaurants, Steelerstraße, in einer öffentlichen Vereinsversammlung über den „Toleranzantrag des Zentrums" reden.

Leipzig. Nun hat auch der Liberale Verein in einer außerordentlichen Generalversammlung einstimmig beschlossen, sich mit dem Nationalsozialen Verein zu verschmelzen. Dr. med. Langerhans und Justizrat Dr. Haber wiesen in ihren Ansprachen darauf hin, daß die beiden Vereine seit Jahren Vertreter der gleichen politischen Gedanken seien und innerlich längst zusammen gehörten. Eine Verschmelzung liege nicht nur im Interesse der liberalen Sache in Leipzig und Sachsen, sondern auch im Interesse der Entwickelung des Gesamtliberalismus, der sich durch seine Unduldsamkeit und seine Zersplitterung bisher selbst zur Einflußlosigkeit verurteilt habe. Dr. Haber erkannte dankbar an, daß die Nationalsozialen bei dieser Verschmelzung das größere Opfer gebracht, indem sie ihren liebgewordenen Namen opferten. Rechtsanwalt Dr. Gottschalk trat sehr warm für die Aufnahme der Frauen ein, deren politische Betätigung man vor allem aus sozialen Gründen wünschen müsse. So fand auch dieser Punkt, über den die Ansichten anfangs auseinander gingen, noch einstimmige Annahme. Der Vorstand des Nationalsozialen Vereins tritt vollzählig in den des Liberalen Vereins ein. Die erste gemeinsame Sitzung, in der voraussichtlich Herr Reichsgerichtsrat Boethke, unser gemeinsamer Kandidat bei den letzten Reichstagswahlen, sprechen wird, soll im September stattfinden. Dann mit altem Eifer und alter Treue an neue Arbeit! Unser Landessekretär, Herr Redakteur Wunschmann, wird am 15. August seine Tätigkeit beginnen.

Hamburg, 3. Juli. Der Liberale Verein hielt am Freitag in Barmbeck eine Bezirksversammlung ab, in welcher Parteisekretär Haupt über die nächsten Aufgaben des Liberalismus referierte. Er ging aus von der häufigen politischen Gleichgültigkeit bürgerlicher Wähler, die besonders dadurch, daß sie am Wahltag von der Urne wegbleiben, der Reaktion Vorschub leisten. Dadurch, daß man den Liberalismus in politisch tätigen Bezirksgruppen organisiert, wird es allmählich möglich werden, das politische Leben durch solche heut schlummernden Kräfte zu stärken. Ein Vorbild mag die politische Teilnahme der Arbeiterklasse sein. Die Aufgaben liegen vor allem auf kommunalem Gebiete, denn trotz fähiger und fleißiger Köpfe steht gerade hier Hamburg gegenüber manchen anderen Städten zurück. Wir haben noch keine allgemeinen Fortbildungsschulen, keinen Haushaltungsunterricht, keine volkstümlichen Theatervorstellungen, keine paritätischen Arbeitsnachweise, keine Markthallen, das primitivste Abfuhrwesen, das man sich für eine Großstadt denken kann, schlechte und teure Verkehrsverhältnisse, ja über den Rahmen der Kommunalverwaltung hinaus eine im Verhältnis zu kleineren Handelsstädten verspätete und unzulängliche Postzustellung. Wird die Wahlvorlage Gesetz, so werden all diese Forderungen noch mehr als bisher auf die lange Bank geschoben. Es handelt sich um Aufklärung des Bürgertums über die nationale und kulturelle Bedeutung solcher wirtschafts- und sozialpolitischer Fragen, die vielfach völlig verkannt wird. Reicher Beifall lohnte den Redner.

Soziale Bewegung

Aussperrungen und Streiks sind in diesem Sommer besonders häufig. Der große Kampf in der bayerischen Industrie ist zu Ende (s. u.), die Dresdener Zigarettenfabrikanten verstanden sich dazu, die Organisation ihrer Arbeiter anzuerkennen und Frieden zu schließen, und die Schwierigkeiten im rheinisch-westfälischen Braugewerbe wurden durch gegenseitige Verständigung behoben. Dafür haben die Aussperrungen auf den Weserwerften größere Dimensionen angenommen und die Bauarbeiter von Greifswald und Stralsund sind in Ausstand getreten. Der Kampf im Münchener Baugewerbe dauert unvermindert fort, da sich die Arbeiter nicht dazu hergeben, den vorgelegten Revers zu unterzeichnen; die Arbeitgeber suchen neuerdings, ihn auf das Schreinergewerbe auszudehnen. Eine merkwürdige Episode hat die Aussperrung der rheinisch-westfälischen Bauarbeiter gezeitigt: im vergangenen Jahre war durch Vermittelung des Oberbürgermeisters Zweigert-Essen daselbst ein Tarif vereinbart worden, und als jetzt die Arbeitgeber durch die Aussperrung „kontraktbrüchig" wurden, erklärte Zweigert, er werde sämtliche städtischen Arbeiten sofort in städtischer Regie auf Kosten der Unternehmer fertigstellen lassen und die Mehrkosten von den Arbeitgebern einklagen, und er beabsichtige, zur Unterstützung der ausgesperrten Arbeiter 20 000 Mk. in der Stadtverordnetenversammlung zu beantragen. Man darf auf den Ausgang dieses sozialpolitischen Experiments einigermaßen gespannt sein.

Die Metallarbeiteraussperrung in Bayern ist durch Vermittelung der bayerischen Regierung beigelegt. Nachdem die zwischen Vertretern der Unternehmer und Vertretern der Ausgesperrten unter Zuziehung von Vertretern des Metallarbeiterverbandes im Ministerium des königlichen Hauses und des Äußern getroffenen Vereinbarungen von den Metallarbeitern in München, Augsburg und Nürnberg durch Mehrheitsbeschluß gebilligt worden sind, wird voraussichtlich am Dienstag, am Tage nach den Landtagswahlen, die Arbeit in allen gesperrten Betrieben wieder aufgenommen werden. Die Arbeiter sind, wie vorauszusehen war, mit ihren meisten Forderungen unterlegen. Die Zugeständnisse der Unternehmer — 58stündige Arbeitswoche, Aufbesserung der Stundenlöhne der niedersten Lohnstufen und das Versprechen weiterer „wohlwollender Prüfung der Löhne" — sind recht geringfügiger Natur, wie daraus erhellt, daß beispielsweise in München die 57stündige Arbeitswoche längst durchgeführt ist. Immerhin bedeutet es einen moralischen Erfolg der Arbeiter, daß die Unternehmer sich verpflichtet haben, „die bisher ausgefertigten Reverse zurückzugeben". Daß sie im übrigen an ihrem intransigenten Standpunkt gegenüber den Organisationen festzuhalten entschlossen sind, ergibt sich daraus, daß die Maschinenbauaktiengesellschaft Nürnberg, die größte der in Betracht kommenden Unternehmungen, in einer Zuschrift an die Presse auf die Konstatierung Wert legt, daß die gemachten Zugeständnisse nur die Wiederholung einer von den Unternehmern vor der Aussperrung einseitig abgegebenen Erklärung sind. Von einer „Vereinbarung" oder einem „Vertrag" könne keine Rede sein. Den Herren scheint nachträglich das Bedenken gekommen zu sein, daß der von ihnen geschlossene Friedensvertrag am Ende als — ††† Tarifvertrag aufgefaßt werden könnte. Was er in Wirklichkeit auch ist. — **Prager.**

Eine Würdigung der Gewerkschaftsarbeit Tischendörfers, die sich vorteilhaft von der Kritik so mancher anderen Blätter abhebt, finden wir im „Evangel. Arbeiterboten". An die Mitteilung

Digitized by Google

des Austritts aus den sozialdemokratischen Gewerkschaften knüpft das Organ folgende Betrachtung: „Sollen wir uns dieses Scheiterns freuen? Nein! Einmal Tischendörfers selbst wegen nicht; er ist eine der freundlichsten Erscheinungen im öffentlichen Leben, er hat Jahre der Arbeit und Hoffnung an ein hohes Ziel gesetzt und macht jetzt die bittere Erfahrung, daß es unerreichbar ist. Überkluge Leute sagen jetzt natürlich: ich hab's mir ja gleich gedacht! Denn Tischendörfers Versuch war keineswegs von vornherein aussichtslos. Dann aber ist das zweite Unerfreuliche, daß die Redensart von der Neutralität der Gewerkschaftsbewegung eine offenbare Lüge ist. Eine neutrale Gewerkschaftsgruppe gibt es nicht mehr; sehr zum Schaden der deutschen Arbeiterbewegung, die nur losgelöst von aller Politik zu wirklichen dauernden Erfolgen kommen kann."

Verbrüderung mit der Sozialdemokratie hatte die „Post" in einem echten Scharfmacherartikel den christlichen Bergarbeitern wegen der Vorgänge und Beschlüsse der letzten Generalversammlung vorgeworfen. In einem temperamentvollen Aufsatz weist der „Bergknappe" diesen Vorwurf und die anderen Unterstellungen des Berliner Schleifsteins zurück, indem er u. a. schreibt: „Über das Bündnis mit der Sozialdemokratie und die Verschwesterung mit derselben, wovon die „Post" phantasiert, brauchen wir nicht viel zu sagen. Der beste Beweis vom Gegenteil ist der, daß die Sozialdemokraten mit unserer Generalversammlung ebenso unzufrieden sind, wie die „Post", nur bleiben sie in ihrer Polemik anständiger, als das Blatt von „Bildung" und „Besitz" es getan hat. Soviel ist aber sicher: Weisen die Unternehmer auch auf die Dauer die gerechten Wünsche der Arbeiter mit kaltem Hochmut zurück, so wird der Gewerkverein zusammen mit dem alten Verbande nach Prüfung der Dinge diejenigen Maßregeln ergreifen, welche notwendig sind."

Eingegangene Bücher

Von den uns zur Besprechung zugesandten Büchern und Broschüren führen wir folgende hier an (die mit einem * bezeichneten sind bereits zur Besprechung vergeben):

Moderne Essays: Moderne Plastik. Von Max Osborn. Gose & Tetzlaff, Berlin 1905. 36 S. 0,50 Mk.

Moderne Essays: Kainz. Von Ferdinand Gregori. Gose & Tetzlaff, Berlin 1905. 0,50 Mk.

*Novellenbuch, 1. Band. Aus der „Hausbücherei" der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Hamburg 1904. 194 S. 1 Mk.

Ausgewählte Briefe von Schiller. Eingeleitet von Prof. Dr. Kühnemann. 2 Bände. Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg 1905. 530 S. 2 Mk.

Bücher der Weisheit und Schönheit: Brüder Grimm. Von Prof. M. Koch. Greiner & Pfeiffer, Stuttgart. 266 S. 2,50 Mk.

Bücher der Weisheit und Schönheit: Beethoven. Von Dr. Karl Storck. Greiner & Pfeiffer, Stuttgart. 330 S. 2,50 Mk.

Zur Geschichte der evangelisch-kirchlichen Selbständigkeitsbewegung. Von D. Th. Woltersdorf. Schwetschke, Berlin 1905. 75 S. 1,25 Mk

*Puppenspiele. Von Joh. Benda. Janssen, Hamburg 1904. 143 S. 3 Mk.

Die weltliche konfessionslose Schule. Von Dr. R. Penzig. Kampf-Verlag, Berlin 1905. 32 S.

Die Sächsische Evangelisch-soziale Vereinigung im Jahre 1904 Ungelenk, Dresden. 48 S. 0,60 Mk.

Das evangelische Deutschland. Herausgegeben von Dr. G. Meyer. Bertelsmann, Gütersloh. Jährlich 5 Mk.

Was wir uns von der deutschen Flotte erzählt haben. Gespräche mit meinen Schuljungen. Von Lichtenberger. Neuderben a. d. E. 16 S.

Luthers Werke: Reformatorische und polemische Schriften II. Schwetschke, Berlin 1905. 482 S. 2,50 Mk.

*Marterln und Votivtaferln. Von R. Greinz. Staackmann, Leipzig. 98 S. 3 Mk.

Das Erbe Bismarcks. Von Dr. W. Ohr. Paalzow, Halle 1905. 15 S.

Berliner Schwindel. Von Dr. J. Werthauer. Seemann Nachfolger, Berlin. 119 S. 1 Mk.

Unbewußtes Christentum. Von D. Martin Rade. Mohr, Tübingen 1905. 23 S. 0,40 Mk.

Die wehrpflichtige Jugend Bayerns. Von Dr. A. v. Vogl, Generalstabsarzt z. D. Lehmann, München 1905. 96 S. 2,40 Mk.

*Des Angelus Silesius Cherubinischer Wandersmann. Eingeleitet von W. Bölsche. Diederichs, Jena 1905. 248 S. 5 Mk.

Der christliche Gottesglaube. Von D. Oskar Holtzmann. Töpelmann, Gießen 1905. 80 S.

Kirche, Staat und Schule. Von Prof. Dr. W. Rein. Panverlag, Berlin 1905. 29 S. 1 Mk.

Soziales Museum. Zweiter Jahresbericht. Frankfurt 1905. 45 S.

Zur preußischen Schulpolitik. Von Dr. P. Machale. Priebatsch, Breslau 1905. 74 S. 1,20 Mk.

Philosophie und Religion. Von Prof. Dr. R. Richter. Wunderlich, Leipzig 1905. 23 S. 0,40 Mk.

Schiller und die Kunsterzieher. Von P. Schulze, Berghof. Wunderlich, Leipzig 1905. 147 S. 2 Mk.

Herder und die deutsche christliche Gegenwart. Von E. Heyn. Wunderlich, Leipzig 1905. 152 S. 2 Mk.

Tätigkeitsbericht des rheinisch-westfälischen Ausbreitungsverbandes der deutschen Gewerbevereine für 1904. Düsseldorf 1905. 52 S.

*Das ewige Licht. Von Peter Rosegger. Volksausgabe. Staackmann, Leipzig. 424 S. 1. bis 8. Lieferung à 0,35 Mk.

Aktenstücke zur Angelegenheit des Pfarrers D M. Fischer. Schwetschke, Berlin 1905. 51 S. 1 Mk.

Arbeiterinnenfrage. Von E. Gnauck-Kühne. M.-Gladbach 1905. 96 S. 1 Mk.

Das rote Lachen. Von Leonid Andrejew. Scholz, Berlin. 112 S. 1,20 Mk.

Philosophische Bibliothek. Dürr, Leipzig. Bd. 33: Hegel, Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften. 522 S. 3,60 Mk. Bd. 36: Hume, Dialoge über natürliche Religion. 165 S. 1,50 Mk. Bd. 46: Kant, Schriften zur Logik und Metaphysik. 5,20 Mk. Bd. 51: Physische Geographie. 386 S. 2,80 Mk. Bd. 109: Goethes Philosophie aus seinen Werken. Von M. Heynacher. 428 S. 3,60 Mk.

20 Jahre deutscher Literatur. Von Hermann Hölzke. Sattler, Braunschweig. 225 S.

Japans geschichtliche Entwickelung. Von H. van den Bergh. Gebauer-Schwetschke, Halle. 80 S. 1,20 Mk.

Nieder mit dem Absolutismus. Von R. Bérefina. Union Dresden. 48 S. 0,50 Mk.

Kleinhaus und Mietskaserne. Von A. Voigt und P. Geldner. Springer, Berlin. 324 S. 6 Mk.

Pestalozzi und die Frauenbildung. Von P. Natorp. Dürr, Leipzig. 47 S. 0,60 Mk.

Bulletin des Internationalen Arbeitsamts. Bd. III. 9—12. Fischer, Jena.

Trinkerausreden. Von Dr. F. Schönenberger. Flensburg. 15 S. 0,10 Mk.

Die deutschen Schutzgebiete. Von A. Seidel. Duncker, Berlin 1905. 107 S. 1,50 Mk.

Schule und Kulturstaat. Von Dr. A. Kalthoff. Voigtländer, Leipzig. 48 S. 0,80 Mk.

Krieg und Menschen. Von Prof. K. Larsen. Lipsius, Kiel. 60 S.

Akademische Freiheit. Von Prof. Dr. E. Horn. Trowitzsch, Berlin. 1905. 117 S. 1,50 Mk.

Gesetz und Individuum. Von Dr. J. Speck. Claus, Hanau. 143 S. 3 Mk.

Das steuerfreie Existenzminimum. Von Dr. F. Sardemann. Hirschfeld, Leipzig. 58 S. 1,80 Mk.

Das neue Landtagswahlrecht in Baden. Von E. Eichhorn. Geck, Offenburg. 53 S. 0,50 Mk.

Kunsterziehung im Geiste L. Richters. Von K. Rösener. Bertelsmann, Gütersloh. 130 S. 1,20 Mk.

Entstehung der Preußischen Landeskirche. Von E. Förster. Mohr, Tübingen. 1. Bd. 428 S. 7,60 Mk.

Briefkasten

Nach Elberfeld. Die Angriffe der „Elberfelder Zeitung", drei Stück an einem Tage, haben uns weiter nicht gerührt. Die Geschichten mit der „blöden Masse", mit dem „nationalsozialen Hirngespinst" und vollends den nationalsozialen Demagogen waren so ungeschickt und herzhaft unbedeutend, daß es sich wirklich nicht lohnt, weiter darauf einzugehen.

cand. jur. R. in Stuttgart. 1. Lesen Sie Hebbels Tagebücher. Dort werden Sie manches finden. 2. Joseph Edmund Jörg „Geschichte der sozialpolitischen Parteien in Deutschland". Freiburg i. Br. 1867. Gruß.

„Alter Freund". Sie müssen sich schon noch ein wenig gedulden, bis wir Ihre Wünsche erfüllen können.

S. in Frankfurt. Das Protokoll des evangelisch-sozialen Kongresses erscheint bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen.

M. in Berlin. Beruhigen Sie sich. Das macht die Hitze. Der ist auch ein agrarischer Schädel nicht gewachsen und so kommt die große Mitteilung der Deutschen Tageszeitung zusammen, Herr v. Gerlach sei nun zur Sozialdemokratie übergetreten. Neben der Hitze war der Wunsch der Vater des Gedankens. Uns hat die Sache viel Spaß gemacht und wir bitten Sie, solche Enten nicht weiter tragisch zu nehmen.

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: J. V. Theodor Heuß in Berlin. — Druck von Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 12.

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 28. Berlin, 16. Juli 1905

Selbsterkenntnis

Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Goethe.

Es gab Zeiten, in denen man es als Höhepunkt pädagogischer Weisheit rühmte, in ausführlichen Tageblättern sich über seine eigene Entwickelung Rechenschaft abzulegen. Bald überzeugte man sich, wie ungesund solche Selbstbeobachtung wirkt. Man entdeckte nämlich nie sich selbst; man bespiegelte nur sein liebes Ich. Eine Menge Fehler entdeckte man sicherlich. Aber man erstaunte im geheimen nur über die eigene Wandlungsfähigkeit und genoß die Kunst, sich selbst zu zergliedern. Es ist unglaublich, wie lieb man sich selber hat. Alles langweilt, aber das Ich kommt sich immer wieder wichtig genug vor. Der Träger alles Guten und Bösen wirkt tausendmal interessanter, als dies Schlimme und Schöne selbst. Man urteilt, vielleicht scharf, aber man verurteilt sich selbst doch nicht.

Unser innerstes Wesen lernen wir kennen im Handeln. Wie oft erstaunen wir darüber, daß wir zu einer Handlung fähig waren, die fertig hinter uns liegt. Wir tun, was wir uns gar nicht zugetraut hätten. Aus den Spalten des Herzens strömen die Wasser bald erquickend hell, bald erschreckend trüb. So werden wir gewahr, was wir eigentlich sind. Kein Gedanke schiebt sich zwischen uns, unser Tun, kein Spiegel vergrößert oder verkleinert. Wir sehen, was wir wollen, an unserer Tat. Alles erkennen wir an unserem Wirken. Wasser, Luft, Feuer, Erde umgeben unser Leben; was sind sie eigentlich? Ihr Wesen wird umschrieben in gelehrten Formeln, welche dem Laien nichts sagen. Wir kennen ihr Wesen an dem, was sie wirken. Tag und Nacht, Morgen und Abend lehren uns ihre Gewalt. So ist es überall. Das Leben versteckt sich. Es bietet uns nur seine Gaben und zwingt uns, den Geber zu ahnen.

Deshalb ist es töricht, sich selbst mit Beobachtungen zu quälen. Wir sehen doch nur, was wir sehen *wollen*. Der unbestechliche Zeuge unserer Gedanken sind unsere Taten. Zeige mir, was du tust und ich sage dir, wer du bist. Reden, nachdenken, schreiben, überlegen wiegt manchen in falsche Sicherheit. Er meint ein Mann zu sein, der mit sich selbst strenge ist. Da wird er vor einen Entschluß gestellt. Er bringt es nicht fertig. Dies gefällt ihm und jenes. Gründe kennt er die Menge und Gegengründe nicht weniger. Er *weiß* viel und *kann* nichts. So bleibt er schwach. Sein Wille zerfasert und entgleitet, wie die Welle sich im Schaum zerspritzt. Mutige Menschen haben gelernt zu handeln. Sie machten vieles falsch. Aber sie erprobten dadurch schließlich die Sicherheit des Gleichgewichts. Turmhoch stehen sie über den Zweiflern und Selbstanklägern. Sie fassen das Leben an, damit sie nicht erdrückt werden. So lernen sie sich und die Welt kennen. **Traub.**

Die Schönheit des Nützlichen

(Schluß.)

Ein anderes Nützlichkeitsgebiet bilden die Verkehrseinrichtungen. Das Zeitalter der Postkutsche hat andere Landschaftsideale als das Zeitalter der Schnellzüge (Naumann). In der Tat wirkt eine Postkutsche neben einem Eisenbahnzuge, unter dem Gesichtswinkel des Nützlichen angesehen, fast komisch; wir bedauern die Altvordern, die auf solches Verkehrsmittel angewiesen waren. Dagegen wäre eine Verkehrsschilderung vergangener Zeiten unvollkommen, wenn die Postkutsche darin fehlte. Ein moderner Ozeandampfer steht in deutlichstem Gegensatze zu einem Warägerschiff; jener gefällt, weil er dem Massenverkehr zur See gerecht wird, dieses, weil es nur für wenige Mann bestimmt war. Der Dreiruderer des Altertums erfreute die griechischen Kolonisten mindestens ebensosehr, wie den Hansekaufmann seine schwerbeladenen Segler, oder den Hamburger Reeder der Anblick seiner qualmenden Seedampfer. Der Südseeinsulaner sieht das Ideal eines Verkehrsmittels in seinem gehöhlten Einbaum; er fürchtete sich vor dem Segler, auf dem Cook seine Endeckungsreisen machte, und vor den Schnelldampfern, die Australien und Südamerika verbinden. Der Nord-Ostseekanal gefällt dem Ingenieur besser als der bäuerlichen Bevölkerung, die sich nur schwer an dieses Verkehrs„hindernis" gewöhnt.

Für die Industrie ist schon auf Menzels Walzwerk hingewiesen. Nicht wenige haben nach ihm die Schönheit der Nützlichkeitsschöpfungen gepredigt. Von Kampmanns Werken sei hier besonders sein „Stürmisches Wetter" — eine kaum sichtbare Fabrikanlage mit großen Schornsteinen, deren Rauch vom Winde gedrückt wird — hervorgehoben. Kampmann müßte kein Künstler sein, wenn ihm nicht die Stimmung — stürmisches Wetter — bei dieser Schöpfung die Hauptsache gewesen wäre. Aber das Gefühl für die Zweckmäßigkeit der Fabrikschornsteine hat er, wenn auch unbewußt, wohl gehabt, als er den Stift ansetzte. Daß die Schornsteine den Horizont kräftig gliedern, ist für den Künstler vielleicht ein weiterer Beweggrund zur Darstellung des Vorwurfs gewesen. Doch nicht jedem ist es vergönnt, Farbe und Form, Stimmung und Auffassung künstlerisch zu sehen oder als Künstler zu haben. Dem Fabrikanten sind seine Schornsteine schön, weil sie nach seinem Ermessen ihren Zweck voll erfüllen. Den Alltagsmenschen mögen die nackten Schlote abstoßen, so lange er an nichts anderes denkt, als an den Rauch, den sie ihm zuweilen in die Kehle treiben, und der seinen hellen Sommeranzug beschmutzt. Naumann sagt vom Fabrikschornstein, daß er „vor 30 Jahren geradezu ein Sinnbild der Verunzierung der Gegend war". „Und heute? Die Maler greifen eifrig nach den hohen Essen und malen sie in alle ihre Stadtbilder hinein. Die Esse selbst ist aber auch inzwischen eine andere geworden als sie früher war. Einst war sie eine geradlinige Aufeinanderschichtung von Backsteinen, Stein auf Stein, tot und hohl." Die Fabrikesse war verachtet und gehaßt. Heute aber erfreut sie die Welt. Auf das weshalb antwortet Naumann: „Es fehlte die innere Elastizität im Linienbau der Esse. Ohne daß das weitere Publikum viel davon gemerkt hat, ist sie gekommen. Was für kleine Abweichungen schaffen hier Schönheiten!" Naumann sieht die Abweichungen gegen die frühere Bauart darin, daß die heutigen Schornsteine schlanker sind. In der Tat baut man die Fabrikessen nicht mehr so massig, aber auch nicht mehr so massiv wie einst.

Digitized by Google

Sollte das Schönheitsgefühl für Fabrikschornsteine wirklich allein aus dem schlankeren Bau zu erklären sein? Ich glaube nicht. Die Esse vor 30 Jahren hat dem großen Publikum wohl weniger deswegen mißfallen, weil sie nicht schlank war, sondern weil dasselbe Publikum damals noch nicht das genügende Verständnis für den praktischen Wert der hohen Esse besaß. Die Fabrikindustrie war damals jung; der hohe Schornstein ein ungewohntes und unverstandenes Bauwerk. Und darum dies Widerstreben, ihn schön zu finden. Den Technikern, den Kennern, hat auch schon damals der Schlot gefallen und Auge und Herz erfreut. Was Naumann von den modernen Eisentechnikern sagt: „Jeder Techniker aber weiß, wie viel Ästhetik in seinen vollkommensten Instrumenten liegt, und wie die Linien seiner Apparate zu Grundlinien seiner Seele werden," das hat wohl auch ebensosehr für die Männer der 60er und 70er Jahre Geltung gehabt.

In den technischen Anlagen *drinnen* gibt es des Nützlichen die Fülle. Die Arbeitsverrichtung ist das, was den Zuschauer erfreut, das geschaffene Werk das, was vor allem den Schöpfern gefällt. Hier kommt mir Karl Biese „Im Stahlwerk bei Krupp" in das Gedächtnis zurück. Die mächtig genietete Schmelzbirne läßt die Arbeiter darunter fast verschwinden; vollendete Zweckmäßigkeit spricht aus dem Aufbau der Stahlschmelze und ihrem Größenverhältnis zu den sie bedienenden Menschen. Aber auch die einfache Werkstätte des Handwebers übt ihren Reiz auf uns aus, sobald wir uns in die Zeit zurückzusetzen vermögen, wo noch die Handweberei blühte, und zwar blühte, weil es noch keine zweckmäßigere Form des Webens gab. Warum nun die Freude am Anblick der Arbeit, warum ein Schönheitsempfinden für moderne Häuser, für zeitgemäße Verkehrseinrichtungen, für Industrieanlagen, warum das Gefallen an Bauernhäusern auf dem Lande und das Mißfallen an ähnlichen Bauten in der Stadt?

Weil wir die Kulturstufe verstehen, aus der und in der diese menschlichen Erzeugnisse hervorgegangen sind, und weil wir keinen Zweck mehr sehen, wenn eine Burg oder ein Bauernhaus deplaziert sind. Bei sämtlichen Nützlichkeitseinrichtungen ist — zuerst vielleicht oft unbewußt, später immer bewußt — die Erkenntnis des Nützlichen, des Zweckentsprechenden der Anlaß, an dem Erzeugnis der Menschenhand Gefallen zu haben, es schön zu finden.

Die alltägliche Umgebung des Menschen birgt in den unendlich vielen Nützlichkeitseinrichtungen des Erhebenden, des Schönen, in reichem Maße. Und das Erkennen der höchsten Zweckmäßigkeit ist, das Leben auf einfache und edle Weise zu verschönen. Die Technik kommt diesem Zweckmäßigkeitsstreben entgegen, indem sie auf dem Prinzip der Wirtschaftlichkeit aufbaut.

Das Schönheitsideal schwankt; es hat sich bisher für die Nützlichkeitseinrichtungen nach dem Prinzip der Zweckmäßigkeit, der höchsten Vollendung gestaltet, es wird sich auch in Zukunft danach einstellen. Die Technik hat, so weit sie für das wirtschaftliche Leben arbeitet, die Gestaltung des Schönheitsideals für das Nützliche in der Hand. Sie ist es, die dem Alltagsmenschen, der großen Menge, die neuzeitliche Ästhetik in jedem einzelnen Stück ihrer Erzeugnisse vermitteln kann. Je mehr die Nützlichkeitsprodukte ihrem Zwecke entsprechen, desto leichter und desto gründlicher wird der allgemeine Geschmack gehoben werden. *Durch die Darbietung der Schönheit des Nützlichen wird dem Arbeiter seine Werkstätte, dem Bürger sein Heim freundlicher erscheinen.* Wer die Schönheit des Nützlichen bringt, der bringt edlen Lebensgenuß, der wirkt mit an der Rückdrängung der niedrigen Lebensfreuden, denen die sonst so seelenlose Fabrikarbeit gar leicht ihre Menschenmassen zuführt (J. Ruskin).

Zweifellos hat Förster recht, wenn er schreibt: „Da stehen wir vor der Tatsache, daß die Technik selber, obwohl ruhend auf großen geistig-sittlichen Errungenschaften der gesellschaftlichen Entwickelung und davon zehrend, doch heute in ihren Ergebnissen zu einer großen Gefahr für die sittliche Kultur geworden ist und immer mehr werden wird, wenn nicht rechtzeitig große ideelle Gegenwirkungen aus den Tiefen der Menschenseele emporkommen und mächtig organisierend ins Leben eingreifen." Wenn er deshalb verlangt, daß der Techniker sich seiner sozialen Verantwortlichkeit gegenüber dem Arbeiter in Hinsicht auf die Beschäftigungsart und den Arbeiterschutz bewußt werde und bleibe, und der Techniker nicht bloß als Fachmann, sondern als Mensch auf der Höhe der Kultur stehe, so stimmen wir ihm gern bei. Förster hat sich nicht darüber ausgelassen, wieviel im speziellen der Techniker gebraucht, um sich auf dieser Höhe zu halten. *Ohne vollste Anerkennung der ästhetischen Forderung der Schönheit des Nützlichen* dürfte er überhaupt nicht auf die wünschenswerte und notwendige Höhe gelangen und dürfte es ihm nicht gelingen, daß „die Linien seiner Apparate zu Grundlinien seiner Seele werden."

Aschaffenburg. **Helmuth Wolff.**

Ferdinand Hodler

Die Leute, die den Brauch üben, die Kunst in zwei oder drei „Richtungen" einzuteilen, werden in einiger Verlegenheit sein, in welche Schublade sie den Genfer Maler Ferdinand Hodler legen sollen. Der oberflächliche Betrachter mag ihn Allegoriker, Symboliker, Mystiker nennen und sich damit begnügen, je nachdem er zur sog. gedanklichen Kunst überhaupt sich stellt. Wer der Ansicht ist, daß sich der Maler nur mit der künstlerischen Erfassung und Schilderung der Natur zu befassen habe, mag ihn als Verirrung ablehnen. Aber es hat noch nie viel Sinn gehabt, sich über die Aufgaben und Grenzen der Kunst zu streiten. Wichtiger und dankenswerter ist der Versuch, einen Künstler in seinen Bedingtheiten, Zielen, Äußerungen zu verstehen. Von Ferdinand Hodler sind im deutschen Künstlerbund zu Berlin zwölf Bilder vereinigt und es besteht so die Möglichkeit, den Versuch zu wagen. Leicht ist er hier nicht. Wenn man von den Sachen eines Liebermann oder Slevogt weg in den Saal des Genfers tritt, steht man wie vor fremder Welt. Starrer und steifer Archaismus scheint von den Wänden zu blicken, und es ist als ob die „spirituale" Kunst neu erstanden: man denkt an Präraffaeliten, Boticelli, Lippi, an die Härte und Keuschheit altdeutscher Meister. An große, eckige, buntleuchtende Glasgemälde in den Domen der hinuntergegangenen Jahrhunderte. Die Form der Bilder hat Altes, Altertümliches, und man kann sich mit einigem Rechte gegen den Künstler wehren, weil sein Primitivismus Absicht. Alle Entwickelungen, Eroberungen von Auge und Pinsel in diesen langen Jahren scheinen an ihm vorbeigegangen. Er will sie nicht sehen. Merkwürdig: er kann malen mit außerordentlicher Feinheit („Nacht"), aber die meisten Bilder sind hart, brutal in der Malerei, er hat ein helles Auge für die Landschaft, aber in seinen großen Tafeln mißhandelt er sie. Seine Farben sind stark, rein und von größter Leuchtkraft und Eindrücklichkeit, hingesetzt teilweise in vergröbertem Pointillismus Segantinischer Herkunft. Die helle, klare Luft des Hochgebirges ruht über ihnen. Diese Formen, die scheinbar in alten Traditionen hängen, sind das Gefäß eines modernen Geistes. Ein Mensch unserer Tage, im tiefsten Sinn, ringt in ihnen, dem Leben seiner Seele künstlerischen Ausdruck zu schaffen. Das sind ganz persönliche Erlebnisse und Geständnisse. Man soll sich nicht durch die Namen der Bilder beirren lassen und von Hodler mystische, symbolische Offenbarungen erwarten: Worte haben mit der Kunst fürs Auge wenig zu tun und Benennungen sind nur Wege, häufig genug Irrwege. Wir treten ohne philologische Deutungsabsichten vor den Künstler, wir beschauen seine Linien und Farben, und er mag sich uns erschließen. Es können hier nicht die einzelnen der zwölf Gemälde besprochen werden. Wir wollen versuchen, aus ihnen die künstlerische Persönlichkeit Hodlers herauszuholen und sie in ein paar Linien zu umziehen.

Zunächst, was ganz äußerlich vorkommen mag: Hodlers Kunst drängt zu dekorativer, zu monumentaler Gestaltung. Große Formate, einfache Farben, starke Umrisse. Der Raum soll leben. Die Größe eines Bildes ändert an seinem seelischen Wert; welches Gefühl dafür Hodler hat, zeigt, daß er ein Bild „Empfindung" zweimal malte, ziemlich gleich, bloß verschieden im Umfang. Damit ist die Stimme des Bildes eine andere geworden. Den großartigsten Ausdruck findet dieses Streben zum Monumentalen in einem Bild, das wohl die stärkste Leistung im diesjährigen Münchener Glaspalast ist, in dem „Rückzug von Marignan". Linien, Farben, Komposition sind von drückender Kraft. Es ist ein Landsknecht dabei, der in der Großartigkeit der Pose und in seiner seelischen Schwere neben Werken von Dürer und

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

Klinger steht. Aber diese monumentale Ausdrucksfähigkeit, dieser Sinn für Verteilen und Beherrschen der Fläche, ist nur ein Stück dieser Kunst. Das Entscheidende ist, daß Hodler der menschliche Körper nur das Gehäuse einer Seele ist. Er malt den nackten Körper nicht um seiner Schönheit willen, sondern weil er der unverschleierte Träger eines inneren Lebens ist. Gleichsam: er projiziert die seelischen Regungen in die Linien des Körpers. Er ist nicht Mystiker, sondern Psychologe. Das ist das Unsinnliche dieser Kunst: sie gibt Innenleben, innere Gesichte, und will nichts anderes geben. Gefühle, Stimmungen, die wir vielleicht lyrisch nennen würden, die unter der Schwelle des Bewußtseins leben, verdichten sich bei Hodler zu Anschauung, und die Größe seines Könnens liegt dort, wo er die Anschauung in Farbe und Linie überträgt. Ich denke an das Bild „Empfindung", das mir das Wertvollste scheint. Vier halbnackte, einzeln schreitende Frauen, füllen den großen Rahmen, sie gehen und halten den Kopf leicht vom Beschauer weggewandt, wie ins Innere dieses Bildes. Die Linien dieser Körper sind unerhört reich an seelischem Leben, Muskel, Haltung, Bewegung im Bann, im Zwang einer überwältigenden Empfindung. Vier Menschen, voll individuellen Lebens. Wie sich der Fuß vom Boden löst, wie sich die Arme über der Brust begegnen — die Linien beginnen zu reden. Diese Fähigkeit, den Körper zum Ausdruck der Seele zu steigern, ist das Bewundernswerteste an Hodler. Dazu kommt noch als drittes sein entwickeltes Gefühl für Rhythmus. In allen seinen großen Bildern (mit Ausnahme der „Nacht") steckt eine gewisse Symmetrie, die sie dem Auge leicht faßbar macht. Dadurch wirken sie tief und ruhig. Der seelische Ausdruck wird gesteigert, es entstehen Beziehungen, Gleichgewichte zwischen den Gestalten. Das Bild „der Tag" ist die Vollendung. Dort, wo er die „Nacht" malt, die seligen und wirren Träume, Gefühle, Ängste des Dunkels, fehlt die Harmonie der Gliederung. Das Chaos der Seele sprengt Form und Rhythmus. (Dies Bild ist wunderbar zart gemalt und verdient deshalb viel Lob, aber ich möchte es nicht das „Meisterwerk" nennen. Für mich hat es etwas Anekdotenhaftes.)

Es war auf engem Raum ein Versuch, die künstlerischen Äußerungen Ferdinand Hodlers in ihren Grundlagen aufzudecken. Bloß der Weg sollte gezeigt werden, wie man sich seinen Bildern m. E. zu nähern hat. In solchem liegt, wie ich glaube, einzig Sinn und Berechtigung einer „Kunstkritik", sofern sie nicht Historie ist. Um über des Künstlers Persönlichkeit, sein Wesen, seine Ziele etwas zu sagen, die hinter all den Bildern steht und wichtiger ist, müßte man ihn kennen. Er ist nicht bloß in einer Hinsicht ein Landsmann von Arnold Böcklin, wie sehr auch die Kinder ihres Künstlertums sich scheiden mögen. Hodler gehört zu denen, die sich von dem großen Kampf und Sieg um künstlerische Erschließung der Natur, der Außenwelt, fernhielten. Der Mensch und das Leben der menschlichen Seele ist das Maß aller seiner Dinge. Er lauscht ihren Regungen und Sehnsüchten. Mit Ernst und einer keuschen Lebensfrömmigkeit faßt und gestaltet er sie, und die Kraft seiner inneren Teilnahme hebt sie zum pathetischen künstlerischen Ausdruck.

Theodor Heuß.

Den Galgen! sagt der Eichele

Erzählung von **Hermann Kurz.**

(Fortsetzung und Schluß).

Dabei verwiesen sie auf den Richtungsbrief, der bei der Sühne aufgesetzt worden war, laut Urkund dessen die aufgewandten Kriegskosten jedem der beiden Teile an seinem Part zur Last fielen, dagegen aber auch beide Teile alles das behalten sollten, was sie in diesen Spänen und Stößen, Zweiungen, Kriegen und Aufläufen mit Gewalt zuhanden gebracht und sich zugeeignet, und sollte auch aller Unwille ab und tot sein und kein Teil dem andern nichts geahnden noch geäfern, weder Mord, noch Brand, noch Raub und Nahme, wes Namens es auch sein möge, weder mit Worten, noch mit Werken, noch mit Raten, noch mit Getaten, weder heimlich, noch öffentlich, noch in irgend einer Weise, ohne alle Arglist, ohne alle Gefährde.

Wäre es nun den Bopfinger Herren nach ihrem Sinn ergangen, so wäre abermals der Krieg entbrannt, und auch der Eichele hätte sich gern wieder frisch gehalten vor dem Feind, um die Scharte auszuwetzen, und hätte es ihm auch nachher den Hals gekostet; aber die Zünfte wollten keinen neuen Krieg und sagten, der vorige sei nur aus Eigennutz der Herren angesponnen worden, die die meisten Weinberge hätten und mit ihrem Zoll den Beutelspachern den Weinhandel hätten abstricken und für sich allein behalten wollen. Also waren die Herren genötigt, von ihrem Fürnehmen abzustehen.

Da wurde der Rat des Sinnes, an den Kaiser zu gehen und eine neue Galgengerechtsame von Vollkommenheit kaiserlicher Macht und Gnade zu erwirken; denn der Kaiser war für alle Schäden gut, wenn man an ihn kommen konnte. Nur war er nicht leicht zu finden, denn er zog das ganze Jahr im Reich umher und war bald da, bald dort. Also rüsteten sie mit großen Kosten Gesandte aus, die zogen dem Kaiser nach und fragten allenthalben nach ihm. Es währte aber lang', bis sie ihn fanden. Und als sie ihn gefunden hatten, konnten sie nicht gleich vor ihn kommen, denn es waren Botschafter und Verordnete aus allen Landen da, und jeder wollte etwas von ihm und hatte ihm etwas zu klagen, also daß er viel zu richten und zu schlichten hatte. Da blieben sie einstweilen bei ihm, bis daß sie Gehör erlangen sollten, und zogen mit seiner Hofhaltung von Ort zu Ort durch das ganze Reich. Und weil sie auf solche Weise ihren Reisepfennig verzehrten, so mußten sie jeweils einen aus ihnen gen Bopfingen heimschicken, um neue Wegzehrung für sie zu holen. Auch mußten sie allen die Hände schmieren und salben vom untersten Diener bis zu den obersten Erzämtern hinauf, um endlich zu dem Kaiser durchdringen zu können; und auch vor dem Kaiser selbst durften sie nicht mit leeren Händen erscheinen. Solches dauerte jahrelang, und haben die Bopfinger viel Gelds und Guts dabei zusetzen müssen.

Unter dieser Zeit begab sich's einmal, daß ein fremder Dieb zu Bopfingen auf handhafter Tat ergriffen wurde. Da saßen sie über ihn zu Gericht, und er bekannte ihnen frei, daß er um dieser und anderer Taten willen den Galgen reichlich verschuldet habe. Sintemal sie aber nicht hatten, woran sie ihn henken konnten, schämten sie sich sehr, gaben ihm fünfzig Gulden und sagten, er solle sich anderswo einen Galgen suchen. Der Dieb meinte, sie hätten das aus Verachtung seiner getan, ward sehr erbost, lief hin zu ihrer sauren Nachbarschaft, den Beutelspachern, und bot diesen die fünfzig Gulden, so sie ihm zu seinem Recht verhelfen wollten. Die Beutelspacher aber pochten und sprachen: „Was bedürfen wir eines Fremden? Dieser Galgen ist für uns und unsere Kinder." — Ließen ihn mit diesen Worten wieder laufen. Der zog auch lang' umher im Reich und konnte nicht zu seinem Rechte kommen, bis er zuletzt nach Westfalen geriet und hier der heiligen Feme zum Opfer fiel. Dieselbige erbarmte sich sein, henkte ihn an den nächsten Baum, wie es ihre Weise, Handhabung und Gewohnheit war, und steckte ihr Messer dazu. Denn dieses Gericht übte großen Fleiß, und nahm sich aller femwrogigen Missetaten an, die sonst in den Landen deutscher Zunge ihr Recht und ihren Strick nicht finden konnten.

Den Beutelspachern erwuchs inzwischen auch unmancher Segen von ihrem Galgen. Sie hatten ihn an einem ungereimten Ort aufgerichtet, und als sie auf einen Tag etliche Diebe, weiß nicht eigene oder fremde, daran gehenkt hatten, so trug es sich zu, wenn die Sonne dahinter stand, daß die Schatten der Gehenkten in die Häuser hereinfielen, an den Wänden hin und wieder spielend, und die Weiber, die mit einem Kinde gingen, zum Schaden ihres Leibes an dem Schattenspiel erschraken. Da besorgten sie sich schwerer Gefahr für ihre Nachkommenschaft, ja sie fürchteten gar, es möchten von diesen Dingen mit der Zeit Erbdiebe unter ihnen aufkommen; brachen daher den Galgen wieder ab und führten ihn an einem gelegeneren Orte auf, also, daß er ihnen auch nicht wenig Unlust, Zeit und Geld gekostet hat.

Nachdem nun die Gesandten der Bopfinger viele Jahre mit dem Kaiser umhergefahren waren, erdrangen sie endlich einen Brief von ihm, worin ihnen die Freiheit und Gewalt erteilt war, einen neuen Stock und Galgen aufzurichten und sich desselbigen zu gebrauchen. Und alsbald, da sie das Pergament mit dem kaiserlichen Siegel nach Hause brachten, ließ der Rat den Galgen zimmern und den Eichele hinausführen, um das vergilbte, aber noch rechtskräftige Urteil nunmehr durch die Hand des Meisters Hämmerling an ihm zu vollstrecken. Und abermals zog die Gemeinde traurig mit und getraute sich nicht, ihren Freund zu erretten. Der

Digitized by Google

aber war betagt und lebenssatt, und als sein Prokurator im Hinausziehen zu ihm sprach, diesmal werde ihm nicht mehr zu helfen sein, so antwortete er, es liege ihm auch nicht viel daran, und doch, so lang' er noch nicht von der Leiter gestoßen sei, könne sein Heil noch blühen und hätten seine Feinde keine Ursache, sich zu freuen. Da er nun auf der Leiter stand, so verlas ein Ratsherr mit lauter Stimme den kaiserlichen Freibrief vor der Gemeinde. Der Eichele hörte aufmerksam zu, und bei einer Stelle gab er seinem Prokurator einen Wink; dessen Gesicht aber sah mit einmal ganz freundlich aus, wie ein Herbsttag, wenn sich das Gewölke verzieht. Der Ratsherr, da er zu Ende war, wollte den Befehl zur Hinrichtung geben, und der Henker griff schon zu; da trat aber der Prokurator hervor und sprach: Edle, gestrenge, feste, wohlweise, fürsichtige Herren, ihr habt zwar von kaiserlichen Gnaden die Freiheit erlangt, Holz im Walde zu fällen und einen Galgen daraus zu zimmern, selbigen auch aufzurichten, nebst Bewilligung anderen Zubehörs an Eisen, Klammern, Nägel, Leiter und mehr, aber die Hauptsache ist von kaiserlicher Majestät übersehen und vergessen worden, nämlich die Gerechtigkeit, einen Strick an dem Galgen zu haben, da doch sonsten in dem Privilegio aller Punkten gar besonders gedacht wird und kein Jota mangelt, nur allein den Strick ausgenommen; bin derhalben gänzlich der Meinung, ihr müsset den Kaiser noch einmal beschicken und des Strickes wegen um ein vollständiges Privilegium einkommen, anheute aber und bis auf ein weiteres euch vorhabender dieser Exekution bemüßigen.

Über solchen Protest entstand ein unermeßliches Frohlocken in der Bürgerschaft, und der Eichele ward mit lachendem Munde von der Leiter herabgeholt. Der Rat wollte sich zwar dagegensetzen, aber er mußte die Satzung und den Rechtsbuchstaben ungescholten lassen, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als auf ein oberstrichterliches Erkenntnis anzutragen, bis zu dessen Findung und Fällung der Malefikant abermals gegen Bürgschaft seiner Freunde auf freien Fuß gesetzt werden mußte. Die Sache kam vor das löbliche Kammergericht, das jegliches Unrecht von Herzen scheute und darum ein Urteil in keinerlei Weise übereilte. Endlich aber erließ es doch sein Mandat und erkannte, daß der Rat allerdings den Kaiser erst um ein besonderes Privilegium, sich des Strickes zu bedienen, bitten müsse, und daß er, bevor ihm sotanes Privilegium erteilt sein würde, sich eines peinlichen Halsgerichts, wobei auf den Strick erkannt werde, in alle Wege zu enthalten habe.

Da nun der Spruch, nach welchem der Verurteilte den dürren Baum reiten sollte, nicht mehr zu ändern war, und seine Widersacher sich nicht unterstehen durften, ihn mit einer anderen Strafe anzusehen, so zogen die Gesandten wieder dem Kaiser nach und mit dem Kaiser im Reich umher; weil jedoch der Herr bei dem großen Drang des Regiments nicht gern von derselbigen Sache zweimal hören wollte, so hatten sie nun mit dem Strick noch viel mehr Kummer, Aufhalt und Hindersal, denn sie zuvor mit dem Galgen gehabt hatten. Da sie aber zuletzt doch ihre Werbung vollbracht hatten und mit der Gerechtigkeit des Strickes als alte eisgraue Männer nach Hause kamen, da fanden sie die Geschlechter vertrieben, die Zünfte in Rat und Gericht eingesetzt und die ganze Ordnung umgekehrt. Sie legten der neuen Obrigkeit Rechenschaft von ihrer Sendung ab, übereilferten die besiegelte Urkunde und erlangten freien Abzug, worauf sie eilends weiter reisten, um ihre alten Freunde aufzusuchen.

Der unversöhnliche Stadtmeister war am Tage, wo die Zünfte über den Rat obsiegten, vor Leid und Unmut gestorben, und auch der Eichele schlief schon längst, aller Todesangst überhoben, unter einem schönen Grabstein, den ihm seine Freunde aus den Zinsen des Bürgschaftsgeldes hatten setzen lassen. Nach alter Sitte war der Inschrift beigefügt: Ascensionem exspectans, und heißt das zu deutsch: Er harret seiner Erhöhung.

Auf solche Weise sind die Bopfinger endlich wieder zu ihrem Galgen und Strick gekommen. Es hat sich aber davon viele hundert Jahre lang in Bopfingen und Beutelspach ein Sprichwort erhalten. Nämlich wenn einer von einem anderen etwas Unbilliges, oder was diesem unbillig schien, begehrte, und der es ihm recht nachdrücklich abschlagen wollte, so schlug er's ihm ab mit den Worten:

„Ja, den Galgen!" sagt der Eichele.

Allerlei

Josef Kainz. Die Schauspielerei ist lange nicht mehr eine Angelegenheit von Stimme, Geste, Gedächtnis. Der erste Eindruck, den ich von Josef Kainz hatte, war, daß er ein sehr feiner und intelligenter Kopf ist. Man empfindet dies besonders stark, wenn man von der „deutschen Kunststadt" kommt. Die halbe Selbstverständlichkeit, daß der Schauspieler nicht die Worte des Dichters interpretieren solle, sondern den geistigen, seelischen Gehalt des Stückes, wird bei ihm, nach so vielem anderem, zu einem künstlerischen Erlebnis. All das: große Erscheinung, sympathische Züge, klangreiche Stimme, fehlt ihm, aber sein Intellekt ist stärker, sein künstlerisches Empfinden reicher und seine schauspielerische Bescheidenheit größer als bei den meisten seiner Mitstrebenden. Das Werk des Dichters ist ihm nicht Attrappe zum eigenen Können, sondern er macht sich zum Diener des Stückes und seiner Idee. Sein sicherer Verstand zeigt ihm das innere Wesen des Dramas, die Bedeutung seiner Rolle, die Höhepunkte in der Rolle selber. Wie in einem Gemälde eine einzige Linie, eine einzige Farbe den Schlüssel, die Seele bilden mag, so konzentriert er seine Kunst auf die Stellen seiner Rolle, die entscheidend sind. Dort fügt er sich mit bescheidener Sicherheit ein. Er scheint auf schauspielerischen Erfolg verzichten zu wollen. Bei seinem Oswald Alving in Ibsens Gespenster legt er alle Tragödie vor das Stück; er tritt als völlig Gebrochener auf die Bühne, gibt keine Entwickelung (welcher andere würde darauf verzichten, die fortschreitende Paralyse zu „spielen?"), was er gestaltet als eine wirre Linie ist die entsetzliche Angst vor dem Letzten, dem wieder zum Kinde werden. Freilich, solch ganz allgemeines Lob: ursprüngliches, wie traditionsloses Erfassen der Aufgabe, literarischer Verstand, künstlerischer Geschmack (Dinge, nicht allzu häufig erkennbar in der deutschen Schauspielerei unter dem schul- und handwerksmäßigen Ballast), müßte an Einzelheiten begründet werden und das kann hier nicht geschehen. Über die Mittel des Künstlers könnte ein Techniker Besseres sagen als wir. Meines Erachtens ist das Entscheidende die Sprechweise. Mit einer souveränen Raschheit gleitet er über Interpunktionen, Verse, Bilder weg (als Orest), um das Wesentliche zu finden und zu vertiefen. Er deklamiert nicht, er spricht. Daran gewinnen nicht allein der Sinn des Gesprochenen, sondern auch die Worte, die Sätze. Die mitunter fast monotone Gleichmäßigkeit, mit der er über ganze Partien geht, läßt das hörende Ohr die natürliche Schönheit der Laute und Bilder viel feiner und nachdrücklicher empfinden als die gespreizte Ausführlichkeit und „Deutlichkeit", mit der die Mittelmäßigkeit unterstreicht und „schön spricht". Die Stimme von Kainz ist nicht reich und rein, aber voll Lebendigkeit und Teilnahme. Die sachliche Klarheit seiner Sprache macht ihn bewundernswert. Seine Bewegungen sind rasch und geleitig. Die Wucht der Geste fehlt ihm. Er ist ziemlich zurückhaltend, aber er zeichnet mit einer raschen Bewegung des Armes, der Hand mehr inneres Leben als mit großen Posen. Ferdinand Gregori, der ein trefflicher Schauspieler wie ernsthafter Schriftsteller ist, sagt von seinem Freunde, daß er nach Stilisierung strebe und wir registrieren dies. Es mag zum vollständigeren Bild von Kainz gehören. Die Rollen von Oswald und Orest ließen das naturgemäß nicht erkennen. Aber ich glaube kaum, daß man das Wort „Stil" bei Kainz sehr betonen darf. Mir erscheint er eher ein Entdecker und Verkünder als Gestalter. Den ganzen schauspielerischen Realismus zu einem Stil umgeformt hat, soweit ich sehe und das verstehe, nur Albert Bassermann und das ist der größte deutsche Schauspieler. Eher mag man die Kunst von Kainz impressionistisch nennen. J.

Die Bücher des Arbeiters. Das Statistische Amt in Dresden hat in 87 Arbeiterhaushalten Inventaraufnahmen gemacht (veröffentlicht im Reichsarbeitsblatt 1905, Nr. 3). Es ergaben sich aus dieser Stichprobe, die natürlich in keiner Weise große Verallgemeinerung zuläßt, folgende Tatsachen, die nicht ohne weiteres Interesse sind. In 16 Haushalten fehlte jedes Buch; bei den übrigen fanden sich:

Politische Schriften . .	in 63	Haushalten	mit 25	Werken.
Literatur einschl. Musik	„ 52	„	„ 37	„
Gesundheitspflege . .	„ 45	„	„ 14	„
Juristische Bücher . .	„ 41	„	„ 19	„
Unterhaltungszeitschriften	„ 36	„	„ 15	„
Geschichte	„ 32	„	„ 11	„
Naturwissenschaften . .	„ 28	„	„ 13	„
Wörterbücher usw. . .	„ 24	„	„ 10	„
Technik	„ 16	„	„ 15	„
Romane	„ 16	„	„ 14	„
Volkswirtschaft . . .	„ 9	„	„ 6	„
Antireligiöse Schriften .	„ 8	„	„ 4	„
Fremdsprachliche Lexika	„ 6	„	„ 6	„
Geographie	„ 4	„	„ 4	„

Auffallend ist das Fehlen religiöser Bücher. Auch wäre eine Aufnahme der Zeitungsabonnements wünschenswert gewesen. In größerem Umfange ist solche Enquete von allergrößtem Interesse und es wäre ein großes Verdienst der Gewerkschaften, wenn sie ihrerseits einmal dieses mühsame Geschäft übernehmen würden. Daraus wäre zu ersehen, wie sich das geistige Interesse nach den einzelnen Berufen verteilt.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 29

Nationalsoziale Wochenschrift

Sonntag, den 23. Juli 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Witte als Friedensvermittler — Oberbarnim — Lübisches Wahlrecht — Zentrum und Konservative — Die Freisinnige Volkspartei von Südwestdeutschland — Auf nach Kamerun! — Der Aufmarsch der Parteien in Baden) — **Naumann:** Der Plan Delcassé's — **Dr. Walter Goetz:** Die bayerischen Landtagswahlen und die Nationalsozialen — **Dr. Wilhelm Cohnstaedt:** 1859. II. — **Dr. S. Spiro:** Krankheitsverhütung und soziale Gesetzgebung. (Schluß). — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — Büchertisch — **Gottfried Traub:** Am Strand — **Dr. Robert Prill:** Reform der sexuellen Ethik — **Hermann Weinheimer:** Predigt-Probleme — **Paul Haag:** Aus dem Vogelsberg — Kunst — Allerlei — Briefkasten.

Politische Notizen

Witte als Friedensvermittler. Endlich fängt man an, den Frieden zwischen Rußland und Japan für wahrscheinlich zu halten, da der beste Mann, den Rußland dafür hat, mit Vollmachten zur Friedenskonferenz nach Amerika fährt. Wir nennen Witte den besten Mann, obwohl wir alles dessen eingedenk sind, was Dr. Rohrbach über sein Finanzsystem geschrieben hat. Witte weiß, wie man es macht, vielleicht weiß er es etwas zu gut, aber seine Klugheit steht über allem Zweifel, und das erhebt ihn über das ganze Geschlecht derer, die jetzt in Rußland die Regierung vertreten. Es mag dem Zaren nicht ganz leicht geworden sein, ihn mit dem Friedenswerke zu betrauen, denn der Zar liebt ihn nicht und fürchtet sich, wie es scheint, überhaupt vor allzuklugen Leuten. Er flüchtet sich in seiner bodenlosen Verzweiflung zum alten Russengeist, dieser aber ist das Gegenteil von Wittes Europäergeist. Doch mit altem Russengeist kann man keine Friedensverhandlungen machen, bei denen die Hauptlosung ist: zahle und gib her! Beides, das Zahlen und das Hergeben, wird auch für Wittes Börsenfinger nicht leicht zu machen sein, denn gezahlt werden muß schließlich mit westeuropäischem oder amerikanischem Gelde und hergegeben werden muß wenigstens teilweis auf Chinas Rechnung. Die Insel Sachalin zwar ist russisch und kann infolgedessen einfach an Japan abgegeben werden, Korea ist so hilflos, daß es ohne viel Widerrede dem Stärkeren folgen muß, aber Port Arthur und das Kampfgebiet der Mandschurei sind formell chinesisch. Es wird sich zeigen müssen, ob die chinesische Regierung beim japanischen Sieg etwas für sich gewinnen will. Das Wollen wird vom Können abhängen und das Können vermutlich von der Politik der Vereinigten Staaten, die jetzt sich darüber klar werden müssen, ob sie die Schutzherrschaft über China nach Rußlands Fall übernehmen wollen oder nicht. Die Weltpolitik der Nordamerikaner steht vor ihrer ersten wahrhaft großen Entscheidung. Es ist sehr möglich, daß man sich entschließt, jetzt noch nichts zu tun und den Japanern freie Hand zu lassen. Was aber die Geldzahlungen anlangt, so wird es sich nach den bisherigen Meldungen darum handeln, die japanischen Anleihen in russische Anleihen zu verwandeln. Das bedeutet unter allen Umständen eine Verminderung der Sicherheit, die den Gläubigern geboten wird. Es wird sich fragen, ob bei heutiger Sachlage der Kredit Rußlands noch fest genug ist, um eine weitere Belastung von ein oder zwei Milliarden zu vertragen. Unmöglich ist es nicht, denn das Vertrauen der Geldkreise zu Rußlands Staatserhaltung ist bis jetzt ganz fabelhaft gewesen. Alle Welt sagt, daß Rußland übers Jahr eine Beute der Revolution sein kann, und alle Kenner Rußlands sagen, daß selbst wenn die Regierung sich erhalten kann, sie genötigt sein wird, ihre Zahlungen herabzusetzen, aber der Kredit ist noch keineswegs schlecht. Er wird künstlich hochgehalten, indem alte Schulden mit neuen Anleihen gedeckt und indem den Vermittlern hohe Provisionen gewährt werden, aber solche Künste können doch nicht immer fortgesetzt werden. Witte wird als Finanzmann vor einer Aufgabe stehen, die dem Laien als verzweifelt erscheinen muß. Was ihm hilft, ist aber der Wunsch aller Besitzer russischer Werte, den Staat weiter zu stützen, damit nicht alles verloren ist, denn die Revolution wird nicht daran denken, die Schulden des Zarentums zu bezahlen. Schulden wirken hier wie so oft als erhaltendes Element.

Oberbarnim. Die Reichstagsersatzwahl in Oberbarnim hat gezeigt, daß der ununterbrochene Rückgang der Sozialdemokratie seit Dresden selbst vor den Toren Berlins nicht Halt macht. Die Sozialdemokratie ist in Oberbarnim, wo sie 1887 zum erstenmal mit 27 Stimmen auftauchte, ziemlich rasch angewachsen. Sie hatte 1893 schon 4200, 1898 etwas über 5000 Stimmen und war 1903 mit 7200 bereits die stärkste Partei des Wahlkreises. Jetzt, zwei Jahre später, ist sie auf 6200 zurückgeglitten. Wie man hört, hat im Wahlkampf der wüste Artikel der „Leipz. Volkszeitung" gegen Eugen Richter „Ein Strolch noch im Sterben" eine sehr große Rolle gespielt. Selbst seine, anscheinend etwas allzu rücksichtsvolle, Abschüttelung durch Bebel konnte nicht verhindern, daß er zum Schaden der Sozialdemokratie in der Agitation aufs eifrigste ausgenutzt wurde. Zwischen den Freikonservativen und der Freisinnigen Volkspartei ist eine Stimmenverschiebung von über 600 Stimmen zugunsten der Freisinnigen eingetreten. Die Ursache davon war einmal, daß die Nationalliberalen zum Teil auf den Freisinnigen übergegangen sind, und dann, daß der freisinnige Kandidat Dr. Kollmann, übrigens ein langjähriger Mitarbeiter der Frankfurter Zeitung und der Nation, sich durch Eifer und Begabung auszeichnete. Trotzdem haben die Freisinnigen, die den Wahlkreis von 1890—93 besaßen, ihre Ziffer von 1898 noch nicht wieder erreicht. Daß die Stichwahl zugunsten des Freikonservativen Pauli ausfallen werde, nahmen die freisinnig-volksparteilichen Blätter Berlins als fast selbstverständlich an. Der Gedanke, daß es Pflicht wirklich freisinniger Männer wäre, für den Sozialdemokraten gegen den von Herrn Diedrich Hahn propagierten Agrarier Pauli einzutreten, kommt dieser Presse überhaupt nicht. Nicht einmal Stimmenenthaltung, die schon zum Siege des Sozialdemokraten genügen würde, wird proklamiert. Mit Seelenruhe hilft man von neuem zum Beweis der Richtigkeit des Diktums von der „einen reaktionären Masse".

Lübisches Wahlrecht. Die Hansastädte marschieren an der Spitze der Reaktion. Die Wahlrechtsvorlage des Senates in Lübeck hatte zwei Klassen vorgesehen, unter Beseitigung des bisherigen Zensus von 1200 Mk. Die Wähler mit über 2000 Mk. steuerpflichtiges Jahreseinkommen sollten 90, die unter 2000 Mk. 15 Vertreter

Digitized by Google

in die Bürgerschaft entsenden. Diese Vorlage erfuhr nun in der Kommission eine völlige Revision und Verschlechterung; was aus den Beratungen herauskam, erscheint geradezu als ein Hohn auf Volksrecht und Forderung des Volkswillens. Es heißt kurz so: der Zensus von 1200 Mk. wird beibehalten, die Grenze der Klassen von 2000 auf 2500 Mk. erhöht, das Wahlrecht vom 21. auf das 25. Lebensalter gelegt. In der I. Klasse (unter 2500 Mk.) werden von allen Bürgern 30 Vertreter gewählt, nach dem Proportionalwahlsystem, in der II. Klasse wählen die Vermögenden allein weitere 90 Bürgerschaftsmitglieder, nach dem relativen Mehrheitssystem. Wer also in der freien Republik Lübeck mit einem Jahreseinkommen von 2500 Mk. gesegnet ist, darf zunächst ¾ der Bürgerschaft allein wählen, und dann mit der großen Masse der weniger Glücklichen das übrige Viertel, er hat ein doppeltes Wahlrecht. Wahrscheinlich wird nun die Bürgerschaft doch lieber auf den unverbesserten Senatsentwurf zurückgreifen. Damit ist die Opposition auf 15 „kontingentiert". Daß diese 15 lauter Sozialdemokraten sein werden, ist mehr als wahrscheinlich: sie haben ja das beste Agitationsmittel bekommen. Der liberale Gedanke hat in einer Stadt, wo er eigentlich herrschen müßte, die allerschwerste Niederlage erlitten, und die agrarische Reaktion im Lande mag sich solcher städtischer Bundesgenossen triumphierend freuen.

Zentrum und Konservative. Als Graf Limburg-Stirum sein Landtagsmandat niederlegte, erklärte ein schlesisches Zentrumsblatt, sein Nachfolger solle ein Zentrumsmann sein. Das Reichstagsmandat von Breslau-Neumarkt könne von den Konservativen nur durch Zentrumshilfe gegen die Sozialdemokraten behauptet werden. Da sei es recht und billig, wenn diese Reichstagswahlhilfe durch ein Landtagsmandat bezahlt werde, genau wie das in dem oberschlesischen Wahlkreise Creuzburg-Rosenberg seit 20 Jahren geschehe. Die schlesischen Konservativen wurden etwas ärgerlich über diese Zumutung, an Stelle ihres bisherigen Fraktionsvorsitzenden einen Zentrumsmann in das Abgeordnetenhaus zu entsenden. Aber sie haben die Sache entschieden zu tragisch genommen. Das Zentrum denkt im Ernste gar nicht daran, in Breslau-Neumarkt wider den konservativen Stachel zu löcken. In Creuzburg-Rosenberg ist es imstande, aus eigener Kraft bei der Reichstagswahl zu siegen. Dort differierten seine Stimmenzahlen, als es noch selbständig vorging, kaum um ein paar Hundert vor den Konservativen. Es war beinahe ein Geschenk an die Konservativen, nur erklärlich durch die konservativen Neigungen der dortigen katholischen Großgrundbesitzer, daß das Zentrum für alle Zeiten auf das Reichstagsmandat und ein Landtagsmandat verzichtete, um sich das zweite Landtagsmandat zu sichern. In Breslau-Neumarkt dagegen kann das Zentrum für sich nichts erreichen. Es hat nur bei der unvermeidlichen Stichwahl zwischen Konservativen und Sozialdemokraten den Ausschlag zu geben. Dabei wird es auch ohne jede Kompensation Mann für Mann für den Konservativen eintreten, wenigstens solange der gouvernementale Kardinal Kopp die für das schlesische Zentrum ausschlaggebende Persönlichkeit ist. So nahe sich Zentrum und Konservative auch im übrigen Deutschland gerückt sind, der höchste Grad von Intimität ist doch in Schlesien erreicht. Und vor Kopp galt gerade in Schlesien die Unterstützung des Freisinns durch das Zentrum in den meisten Wahlkreisen fast für selbstverständlich! Was doch ein Mann machen kann.

Die Freisinnige Volkspartei von Südwestdeutschland tagte am 9. Juli unter dem Vorsitz des Abgeordneten Funck in Frankfurt a. M. und nahm nach einem Referate des Abgeordneten Müller-Meiningen eine Resolution an, die sich ganz im Sinn der bekannten Heilbronner Resolution der Deutschen Volkspartei ausspricht. Wir verzeichnen diese neue Kundgebung zur Einigkeit des Liberalismus mit vollkommener Genugtuung; sie ist wieder ein Zeichen, daß dieser politische Wille in den Wählerkreisen der Provinz, fern der Zentrale, wächst und eines Tages der Stärkere sein wird. Es heißt in der Frankfurter Resolution weiter:

„Er (der Parteitag) richtet im Hinblick auf die in diesen Bestrebungen zutage tretenden Stimmungen weiter liberaler Kreise an den Zentralausschuß und den geschäftsführenden Ausschuß der Partei die Aufforderung, mit anderen liberalen Gruppen in Verhandlungen zu treten, um über gemeinsames Vorgehen bei wichtigen politischen Fragen, vor allem bei Wahlen, eine Verständigung herbeizuführen, und die in der Presse und sonstwie auftretenden lokalen und persönlichen Differenzen zu beseitigen. Dem Parteitag ist bei seinem nächsten Zusammentritt über die in dieser Richtung geschehenen Schritte Bericht zu erstatten."

Wir freuen uns aufrichtig über diese kräftige, entschiedene Haltung, müssen aber leider über ihren Widerhall noch ziemlich skeptisch denken. Die „Freie deutsche Presse" stellt sich in einem kurzen Bericht so naiv, als ob sie glaube, es handle sich um irgend welche lokale Schwierigkeiten in Frankfurt. Ausgerechnet in Frankfurt, wo die Gruppen gewillt sind, zusammen zu arbeiten. Und zu einer Berichtigung hat sie weiter nichts zu sagen.

Auf nach Kamerun! Acht Reichstagsabgeordneten bietet sich die Gelegenheit zu einer Gratisferienreise nach Kamerun und Togo. Die deutsche Kolonialgesellschaft und die Woermannlinie tragen die Kosten des Unternehmens. Für die 8 Abgeordneten ist es natürlich interessant, ein Stück unseres Kolonialbesitzes kennen zu lernen. Selbst auf der flüchtigsten Reise lernt man eine Menge hinzu, falls man überhaupt fähig und geneigt ist, zu lernen. Natürlich werden die Herren, falls sie sich nicht lächerlich machen wollen, darauf verzichten müssen, auf Grund ihrer paar Wochen Aufenthalt in Afrika sich als Afrikakenner zu gerieren. Immerhin ist nicht zu verkennen, daß solche Reise geeignet sein kann, den Teilnehmern erhöhtes Interesse an der Kolonialpolitik einzuflößen. Gerade darum hätte die kolonialfeindlichste Partei, die Sozialdemokratie, nicht von der Einladung ausgeschlossen werden dürfen. Ob sie davon Gebrauch gemacht hätte, ist eine Frage für sich. Jedenfalls hätte das ganze Unternehmen von vornherein eine bessere Aufnahme in der Öffentlichkeit gefunden, wenn allen Fraktionen des Reichstags je eine oder zwei Karten zur Verfügung gestellt worden wären. Freilich, einen noch besseren Eindruck würde es machen, wenn von Reichs wegen es den Vertretern aller Parteien möglich gemacht würde aus eigener Anschauung unsere Kolonien kennen zu lernen. Ist es nicht im Grunde ein Unding, daß dem Reichstag Hunderte von Millionen für Südwestafrika abverlangt werden, ohne daß auch nur einer der Abgeordneten aus eigener Anschauung darüber urteilen kann, ob das Land die Aufwendungen lohnt oder nicht? Zu einer ernsthaften Kolonialpolitik gehören auch kolonialkundige Volksvertreter, wie sie England massenhaft und auch Frankreich in stattlicher Anzahl besitzt. Der deutsche Reichstag steht in der Beziehung am dürftigsten da, und die Regierung tut nichts, um diesem Mangel abzuhelfen.

Der Aufmarsch der Parteien in Baden. Über die Taktik der Sozialdemokraten wie der Nationalliberalen im bevorstehenden Wahlkampf verlautet nunmehr einiges mit größerer Bestimmtheit. Redakteur Kolb, der Führer des gemäßigten revisionistischen Flügels der Sozialdemokratie, hat in einer Versammlung, mit der die Sozialdemokraten das maßlos ungeschickte Vorgehen des badischen Ministers des Innern in Konstanz dankend quittierten — „Karlsruhe ist nur noch eine Filiale von Berlin" lautete das Leitmotiv —, auch über die Haltung seiner Partei im Wahlkampf gesprochen. Nachdem er wieder einmal öffentlich hervorgehoben, daß die Sozialdemokratie in Baden an keinen Umsturz denke, erklärte er, daß von einem Zusammengehen mit dem reaktionären Zentrum keine Rede sein könne, so verlockend auch dann die Chancen wären. Andererseits habe die Sozialdemokratie auch keinen Grund, dem „Block" aus selbstverschuldeten Verlegenheiten zu helfen. „Die Nationalliberalen proklamierten von vornherein den Kampf nach zwei Fronten, wodurch sie nicht nur sich selbst, sondern auch ihre Verbündeten in nicht geringe Schwierigkeiten brachten .... Zudem ist bei den Blockparteien über keine einzige der großen prinzipiellen Fragen Einigkeit vorhanden." Die Sozialdemokratie hat daher für alle 73 Wahlkreise Kandidaten aufgestellt und hofft auf mindestens 12 (bisher 6) Sitze. Über die Haltung der Partei bei den Stichwahlen schwieg Kolb sich diesmal aus und suchte die Aufmerksamkeit vielmehr auf die Gefahr abzulenken, daß eine Verständigung zwischen Zentrum und Konservativen dann eine klerikal-konservative Mehrheit bringen könne. Das ist irreleitend, denn von den 10 Wahlkreisen, in denen nach Kolbs ganz richtigen Berechnungen im zweiten Wahlgang das Zentrum, dem im ersten Wahlgang 23 Bezirke sicher sind, eine aussichtsvolle Stellung hat, kommen nur in zweien (Eppingen und Sinsheim) die Konservativen wirklich in Betracht. Sehr viel wichtiger wäre es daher zu erfahren, wie sich die Sozialdemokratie im Kampf zwischen dem reaktionären Zentrum und den Liberalen stellen wird. Daß die Liberalen doch noch an eine Verständigung denken, darf man vielleicht daraus schließen, daß in Wahlkreisen, wo eine Stichwahl zwischen Sozialdemokratie und Zentrum zu erwarten ist — z. B. in Ettlingen-Karlsruhe — von liberaler Seite ein Demokrat aufgestellt wird und kein Nationalliberaler, dem es die Prinzipien der immer noch maßgebenden alten Herren (vom rechten Flügel) nicht gestatten würden, bei der Stichwahl das Eintreten für den Sozialdemokraten zu proklamieren. — Wie dem auch sei, für die Blockparteien gilt es zunächst, einmal durch Aufbieten aller Kräfte ziffernmäßig zu erweisen, wie viel oder wie wenig der Liberalismus für sich allein noch in Baden zu leisten vermag!

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

Der Plan Delcassés

Die Marokkofrage ist glücklicherweise in den sicheren Hafen einer internationalen Konferenz eingelaufen. Sicher ist dieser Hafen nur deshalb, weil die viel schwerere Frage, ob es Frankreich auf einen Krieg ankommen lassen will, vorher entschieden ist. Frankreich will keinen Krieg; deshalb ist Delcassé entlassen worden. Er hielt den Krieg für möglich, ja vielleicht für gut. Das hat er in seinen Erklärungen an einen Pariser Zeitungsvertreter glatt und offen zugegeben. Mag es für die Diplomaten von Fach unbequem sein, wenn die Sitte sich einstellt, daß auch kleinere Diplomaten nach ihrem Ausscheiden aus dem Amt es machen wie Bismarck und selbst die Schleier von ihrer verborgenen Tätigkeit wegziehen, so ist es in diesem Fall gewiß nicht zu beklagen, daß nun ganz Europa weiß, um was es sich gehandelt hat. Delcassé wollte den Frankfurter Frieden einer Nachprüfung unterziehen. Das ist an sich das gute Recht eines verantwortlichen Leiters der französischen Politik. Er darf als solcher die Geschichte seiner Nation nicht nur nach Alltagsinteressen betrachten. Sein Blick muß rückwärts gehen bis zur großen Politik Ludwigs XIV., bis zur Gewalt Napoleons I., bis zum diplomatischen Einfluß Napoleons III., er muß wissen, daß es eine alte Herrschaftsnation ist, die ihm die Verwaltung ihrer äußeren Macht anvertraut hat, und er muß es fühlen, wie die Ahnen Frankreichs ihre Enkel fragen, was sie denn heute in der Welt bedeuten. Der einzelne französische Bürger mag ungeschichtlich denken und nur nach dem Kurs seiner Rente fragen, der berufsmäßige Geschichtsvertreter, denn das ist der Minister des Äußeren, kann sich nicht von den gigantischen Schatten der Vergangenheit losmachen, wenn er überhaupt ein Mann ist, dessen Geist für seinen Posten ausreicht. Es ist also, so sagen wir, Herrn Delcassé nicht übel zu nehmen gewesen, daß er auf irgend eine Weise eine Niederlage Deutschlands herbeiführen wollte. Die Frage war nur, ob es etwas Mögliches und Erreichbares war, was er wollte. Das läßt sich nicht vornherein theoretisch feststellen. Es lassen sich noch immer, auch nach Rußlands Zerfall, Kombinationen denken, die für Deutschland sehr gefährlich sind. Wir wollen den Teufel nicht an die Wand malen und wollen deshalb nicht aussprechen, was alles geschehen könnte. Wer die Vorgeschichte des Krieges von 1870 kennt, weiß, was damals von Napoleon III. beabsichtigt wurde. Aber soviel ist durch den Verlauf der Marokkofrage unzweifelhaft festgestellt, daß es heute eine hinreichend starke antideutsche Verbindung militärischer Mächte nicht gibt. Und schon diese Feststellung allein ist von sehr großem Werte, mag nun die Marokkokonferenz beschließen, was sie will. Deutschland sieht wieder für eine Zeitlang klaren Weg vor sich. Es ist europäische Inventur gehalten worden und unser Lagerbestand hat ausgereicht. Das ist eine Stärkung des deutschen Bewußtseins, die wir recht gut brauchen können, da gleichzeitig die Inventur der überseeischen Verhältnisse betrübende Resultate liefert, teils in dem Verlauf des südafrikanischen endlosen Krieges, teils in der offenen Ohnmacht aller anderen Flotten gegenüber England. Wir sind nach dem Zerbrechen der russischen Flotte zur See in derselben Lage, in der Frankreich uns gegenüber zu Lande ist, das heißt, wir müssen eingestehen, daß wir zu schwach sind, um an den uns unbequemen Herrschaftsverhältnissen etwas ändern zu können.

Frankreich stellte fest, daß ein französisches Bündnis mit England, welches Delcassé vorbereitete und welches, soviel man aus dieser Vorbereitung schließen kann, von seiten der englischen Diplomaten nicht für unmöglich gehalten wurde, nicht ausreicht, Frankreich kriegsfähig gegenüber Deutschland zu machen. Das ist das Ergebnis des französischen Ministerrates, der zum Ausscheiden Delcassés führte, und in dem nach den Enthüllungen der letzten Woche das englisch-französische Bündnis verhandelt und von der Mehrheit abgelehnt wurde. Nach Delcassés Meinung reichte es aus, diese Meinung aber blieb Minderheit und wird, soviel wir sehen können, nur von einem sehr kleinen Teil des französischen Volkes geteilt. Versuchen wir aber, den Gedankengang dieser Minderheit, deren Vertreter Delcassé war und ist, aus den Andeutungen zu konstruieren, die darüber in die Öffentlichkeit gelangt sind, so ist es die Idee, daß eine englische Blockierung der deutschen Häfen die Deutschen eher zum Friedensschlusse zwingen werde als ein deutscher Einmarsch in Nordfrankreich die Franzosen, daß also bei der Doppelheit des Kriegsschauplatzes die maritime Schwäche Deutschlands mehr ins Gewicht fallen werde als sein Übergewicht in der Landschlacht. Um die Sache am äußersten Fall klar zu machen: eine deutsche Belagerung von Paris muß aufgehoben werden, wenn Hamburg und Bremen nach der Seeseite hin abgeschlossen sind, weil Deutschland die Meerabgeschlossenheit weniger gut aushalten kann als Paris die Einschließung. Es würde, so etwa scheint Herr Delcassé zu denken, für Deutschland der Fall eintreten, daß es wie Österreich 1866 im Süden Provinzen herausgeben muß, weil es im Norden geschlagen wurde. Delcassé und die Engländer als Nachahmer des einstigen Bündnisses zwischen Cavour und den Preußen!

Es ist nicht zu leugnen, daß es für uns Deutsche nicht erfreulich ist, uns als Gegenstand derartiger Pläne denken zu müssen. Wir lebten so ruhig dahin, während Delcassé so böses Gewebe zu spinnen versuchte! Wir? Was wissen wir denn, was gleichzeitig von deutscher Seite aus versucht wurde? Das, was wir erfahren, ist doch nur ein Teil der Politik, die man in 30 Jahren erst ganz verstehen wird! Immerhin ist es nützlich, daß uns diese peinliche Aussicht so nahe gezeigt wird, damit wir uns nicht der Illusion hingeben, als sei die politische Luft jemals ohne Bazillen. Die ganze Geschichte der Vergangenheit beweist, daß stets Kriegsmöglichkeiten erwogen wurden, stets, in allen Zonen, daß es also ein Irrtum ist, die Luft je für frei zu halten, aber dieselbe Geschichte beweist, daß von 50 Möglichkeiten höchstens eine Wirklichkeit wird. Eben wird wieder eine solche „Möglichkeit" zu Grabe getragen, weil sie unmöglich war.

Aber warum haben denn die anderen französischen Minister den Plan des Herrn Delcassé nicht geglaubt? Hier hört alle Mitteilung auf und man kann nur die Gesichtspunkte zusammenstellen, die wahrscheinlich ausschlaggebend waren. Es können diese gewesen sein:

1. Selbst angenommen, der beabsichtigte Krieg verläuft genau nach dem vorhergesehenen Schema und führt zur Niederlage Deutschlands auf dem Seegebiete und damit zur Herausgabe von Elsaß-Lothringen, so würde dieser Gewinn der ungeheuren Opfer nicht wert sein, die gebracht werden müßten, denn der Besitz von Elsaß-Lothringen nützt an sich den Franzosen sehr wenig. Der Verlust dieser Provinzen war deshalb schmerzlich, weil er das offene Zugeständnis der militärischen Schwäche war. Der Gewinn würde nur dann von großem Wert sein, wenn er das Zeichen der wiedergewonnenen militärischen Übermacht Frankreichs wäre. Davon aber kann gar nicht die Rede sein, nachdem sich die Bevölkerungsziffern so sehr verschoben haben. Ein durch englische Macht an Frankreich geschenktes Elsaß-Lothringen würde für Frankreich gar keine Erneuerung seiner historischen Größe und damit der allgemeinen Leistungsfähigkeit des Volkes bedeuten, ganz abgesehen davon, ob die Elsässer selbst Lust haben würden, sich wie Venedig behandeln zu lassen. Und von dem Tage an, wo Frankreich durch England siegen würde, würde es auf Tod und Leben an England verkauft sein. Das hat wohl Delcassé gewußt und fast gewünscht, aber in diesem Punkte entfernte er sich zu weit von der altfranzösischen und napoleonischen Tradition, um bei seinem Volke Verständnis zu finden. Frankreich will lieber ohne Elsaß-Lothringen existieren als ein zweites Portugal werden.

2. Und wer garantiert, daß der Krieg wirklich nach dem von Herrn Delcassé vorgesehenen Schema verläuft? Ist es nicht möglich, daß Paris eher zerbricht als Hamburg? Die Schädigung der deutschen Volkswirtschaft durch eine englisch-französische Blockade würde ohne Zweifel sehr stark sein, aber wie stark kann kein Mensch sagen, denn niemand kann wissen, welche Bahnen sich unsere Einfuhr und Ausfuhr inzwischen sucht. Schon allein die Rolle der Holländer und Belgier ist nicht vorher zu bestimmen. Sie werden für uns kaufen und verkaufen, bis auch sie von den Engländern und Franzosen bekriegt werden. Damit aber verschieben sich schon die Machtverhältnisse. Und wer weiß, ob sich nicht, wenn einmal die Karte von Europa zur Diskussion steht, nicht noch andere Wünsche melden würden? Kurz, der Plan war eine Seifenblase viel zu unsicher, als daß die Minister Frankreichs darau,

Digitized by Google

hin die Gefahr wagen konnten, den Rest von Großmachtstellung ihrer Nation zu verlieren.

Und die Lehre von dem allen? Daß ein starkes Heer eine Sicherung des Friedens und eine produktive Anlage ist.

Naumann.

Die bayerischen Landtagswahlen und die Nationalsozialen

Als die bayerischen Nationalsozialen sich im Januar dieses Jahres mit den bayerischen Liberalen und Demokraten zusammenschlossen, wußten sie, daß ein Sieg des Liberalismus unmöglich sei. Ihre Stellungnahme zugunsten des Liberalismus geschah ohne Rücksicht auf Sieg oder Niederlage, und so bleibt auch heute die Haltung der bayerischen Nationalsozialen unberührt von dem Ausgang der Wahl. Das Ergebnis der Wahl ist durch die Tageszeitungen bereits bekannt gegeben. Finden auch erst heute, am 17. Juli, die eigentlichen Abgeordnetenwahlen durch die Wahlmänner statt, so liegt das Gesamtergebnis doch schon fest: das Zentrum wird mit etwa 102 Stimmen, die Liberalen mit 30 oder 32, die Bauernbündler mit etwa 12, die Sozialdemokraten ebenfalls mit rund einem Dutzend Stimmen in die bayerische Kammer einziehen. Dem Zentrum fehlen an der Zweidrittelmehrheit ein knappes halbes Dutzend Stimmen; die Sozialdemokraten werden bei der Wahlgesetzvorlage die nötige Zweidrittelmehrheit schaffen, aber in fast allen anderen Fragen werden Sozialdemokraten wie Liberale gleichmäßig zur Einflußlosigkeit verurteilt sein.

Die mehr als kurzsichtige Politik der bayerischen liberalen Landtagsfraktion hat ihre Früchte getragen. Als die Nationalsozialen diesen Ausgang vorhersagten, nannte man ihr Auftreten „primanerhaft". Jetzt muß es noch einmal in aller Freundschaft im Interesse des Liberalismus ausgesprochen werden, daß in erster Linie eine vollkommen unfähige Leitung des bayerischen Liberalismus diese nicht so bald zu verwindende Niederlage herbeigeführt hat. Der Kammerliberalismus kann jetzt gegen Wahlkreiseinteilung protestieren so viel er mag; er hat jetzt nur noch die Wahl, Ja zu sagen und ausgelacht zu werden, oder nochmals Nein zu sagen und damit den Gegnern auch für die nächste Landtagswahl den fetten Knochen des „Wahlrechtsraubes" hinzuwerfen. Diese Zwangslage nicht vorausgesehen zu haben bleibt unverantwortlich, und die Herren, die solche Führertalente gezeigt haben, besitzen nun hoffentlich die Einsicht zur vollkommenen Umkehr. Besser noch einmal ausgelacht werden und dann besser machen, als das dauernde ausgelacht werden zum politischen Prinzip erheben.

Unter der Niederlage des bayerischen Liberalismus müssen jetzt alle leiden, die unter seiner Fahne zu marschieren für eine unvermeidliche Notwendigkeit ansahen. Und bisher sind wir Nationalsozialen ja noch immer wieder auf die Beine gefallen; das dürfte auch diesmal der Fall sein. Die Leser der „Hilfe" haben seit langer Zeit von den bayerischen Nationalsozialen so gut wie nichts gehört. Die Eingeweihten wußten, daß der Grund dafür nicht in Untätigkeit lag. Es hatte keinen Zweck von dem zu sprechen, was sich eben erst entwickelt; auch waren alle Kräfte seit einem Vierteljahr aufs äußerste angespannt. Heute sei zusammenhängend Näheres berichtet.

Als die ersten Verhandlungen über ein Zusammengehen aller Liberalen und Demokraten eingeleitet wurden, haben die Nationalsozialen, zunächst nur für München, ein Programm vorgelegt, das eine ehrbare Grundlage für ein Zusammenwirken sein sollte. Während in München die Verhandlungen noch schwebten, legte der vorwiegend jungliberale Kreisverband der schwäbischen Liberalen (d. h. der bayerischen Provinz Schwaben und Neuburg) den sämtlichen Liberalen und Demokraten Bayerns ein Programm vor, das in den meisten Punkten mit unseren Münchener Vorschlägen übereinstimmte, so daß wir ruckhaltlos zustimmen konnten. Als dann in Nürnberg im Dezember und Januar dieses Programm von Vertretern aller liberaler Gruppen und der Demokraten mündlich durchberaten wurde, gelang es unsern Vertretern, überall unterstützt von den Schwaben, noch einige Verbesserungen durchzusetzen und Verschlechterungen abzuwehren. Nach allseitiger Annahme des Programms war es unsere Pflicht und unser Interesse, mit aller Kraft in den Wahlkampf einzutreten und zu zeigen, daß wir nicht nur zu kritisieren, sondern von der rechten Grundlage aus auch zu arbeiten und besser zu machen verstehen. Es ist bekannt, daß die Nürnberger Nationalsozialen durch ein illoyales Vorgehen einzelner Nürnberger Sammelpolitiker zum Austritt aus der Bundesgenossenschaft gezwungen worden sind; da dieser Vorfall auf Nürnberg eingegrenzt wurde, blieb den Nationalsozialen in Würzburg, Augsburg und München die Möglichkeit weiterer Mitarbeit. Es muß den Augsburger und Würzburger Freunden überlassen bleiben, ihre rührige Tätigkeit innerhalb der größeren Gemeinschaft bei Gelegenheit zu schildern; dem Münchener Verein fiel sowohl infolge der lokalen Verhältnisse wie der stärkeren Berührung mit den maßgegenden Faktoren der liberalen Wahlbewegung eine Aufgabe zu, von der etwas ausführlicher gesprochen werden darf.

Als sich in München die vereinigten Liberalen und Demokraten einen gemeinsamen Ausschuß gegeben hatten, wurde auf nationalsozialen Antrag hin ein Landagitationsausschuß eingesetzt, der die seit Jahrzehnten völlig vernachlässigte Agitation außerhalb Münchens, in den vielen schwarzen Bezirken Ober- und Niederbayerns, in die Hand nehmen sollte.

Seit Einsetzung dieses Ausschusses, in dem fast ausschließlich das junge Element — Nationalsoziale und Jungliberale — ihren Wirkungskreis fanden und an dessen Spitze ein Nationalsozialer gestellt wurde, begann in einer mühevollen Arbeit die Organisation der zerstreuten Liberalen Altbayerns, d. h. Ober- und Niederbayerns. Endlich einmal ein dem Liberalismus so fremd gewordenes tatkräftiges Handeln! Ein Vertretertag wurde noch im März einberufen, ein Kreisverband der liberalen Vereine Altbayerns gegründet — auch an seine Spitze wurde ein Nationalsozialer gewählt. — Die Gründung neuer Vereine, die Abhaltung von Versammlungen und Besprechungen, die planmäßige Bearbeitung der einzelnen Wahlkreise wurde begonnen. Man kann im Laufe eines Vierteljahres vor einer Wahl keine im großen leistungsfähige Organisation schaffen; aber man kann die Grundlagen eines gesunden Organismus zustande bringen. Es gelang, bis zur Wahl an 40 Vereine und Ortsgruppen mit rund 4000 Mitgliedern im Kreisverband zu vereinigen; es gelang, die Agitationsarbeit einheitlich zu gestalten und einen frischen Geist in weite Kreise hinauszutragen. Nationalsoziale und Jungliberale stellten fast ausschließlich die Agitatoren. Und das sei gleich hier zum Ausdruck gebracht: Das Zusammenarbeiten von Nationalsozialen und Jungliberalen bewährte sich in dieser ganzen Zeit. Das Gefühl, auf diesem völlig unbebauten Gebiete ungehindert für entschiedenen und sozialen Liberalismus eintreten zu können, gab die volle Harmonie der Arbeit; man konnte sich gegenseitig auf einander verlassen und einzelne Jungliberale, die allerdings gleichzeitig dem nationalsozialen Vereine angehören, haben an Arbeitswilligkeit und Opferfreudigkeit das Menschenmögliche geleistet.

Die eigene Tätigkeit des Münchener nationalsozialen Vereins stand dabei nicht still: vor Pfingsten beschäftigte er sich in öffentlicher Versammlung mit der preußischen Berggesetznovelle, und noch in der letzten Woche vor der Wahl sprach Dr. Prager in Augsburg und in München mit scharfen Worten über den Kampf in der bayerischen Metallindustrie. Aber das größte Ereignis des Vereinslebens war doch der Vortrag Naumanns in München am 19. Juni. Wir konnten uns leisten, was sich außer der Sozialdemokratie niemand in München getraut: den Kindl-Keller-Saal zu dieser Versammlung zu benutzen. Vor etwa 4000 Menschen — darunter wohl 1000 Frauen, wenig Arbeiter, aber ein geistig erlesenes Publikum — sprach Naumann über die bayerischen Landtagswahlen, und die Münchner Neuesten Nachrichten bezeichneten ihn am nächsten Tage als den politischen Führer des heutigen gebildeten Deutschlands. Wo sind die Zeiten hin, da die „Allgemeine Zeitung" von den „nationalsozialen Tiraden" dieses „Wanderpredigers" sprach? Auch diese unsere teure Freundin sieht es seit anderthalb Jahren nicht mehr für zweckmäßig an, sich an Naumann die Finger zu verbrennen. Besser wäre es freilich noch, wenn das wirkliche Einziehen Naumannschen Geistes in allen liberalen Zeitungen das Ergebnis der Bewunderungsverschwendung wäre. Bis dahin überschätzen wir die Erfolge nicht, die Naumann in der Presse erzielt.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

Aber es ist immerhin wesentlich, daß die öffentliche Meinung langsam zu seinen Gunsten umklappt. Jede derartige Versammlung bedeutet zudem eine beträchtliche Verstärkung unsres Vereins, und diesmal war das energische Auftreten zweier Diskussionsrednerinnen — Ika Freudenbergs und Lida Gustava Heymanns — zugleich ein erfreulicher Beweis für unser Zusammenarbeiten mit der Frauenbewegung. Naumann sprach am folgenden Tage in geschlossener Versammlung des nationalsozialen Vereins über unsre Stellung zum Liberalismus: eine scharf begründete Zustimmung zu unsrer Haltung in Bayern, ein klares Herausarbeiten der für uns notwendigen politischen Richtung.

Und nun am 10. Juli die Niederlage des bayerischen Liberalismus. Zerstört sie etwas von dem, was wir erarbeitet haben? Es ist eine Frage für sich, ob sich der bayerische Liberalismus von dieser Niederlage wieder erholen kann. Aber jedenfalls kann er sich jetzt eher innerlich erneuern, als wenn er durch einen Sieg oder durch eine geringe Einbuße in seinem alten Schlendrian bestärkt worden wäre. Hier setzt unsere Aufgabe ein. Das Feld ist günstiger für unsere Anschauungen als zuvor. Daß sich der Liberalismus mit der Sozialdemokratie zusammenfinden muß, wenn er das Zentrum zurückdrängen will, ist heute eine Binsenwahrheit. Sie gilt für den Liberalismus, aber nicht minder für die Sozialdemokratie. Das muß auf beiden Seiten früher oder später erkannt werden. Die notwendige Entwickelung geht in unserer Richtung. Beide Teile müssen, um sich zu finden, Zugeständnisse machen. Will der Liberalismus diese einzige Möglichkeit neuer Machtverstärkung ergreifen, so muß er sozial fordern. Er muß die Arbeiterbewegung verstehen und fördern, anstatt hie und da einmal mit ihr zu kokettieren und dann durch ein blödes Dreinfahren wieder alles zu zerstören. Manchem politischen Selfmademan im bayrischen Liberalismus wird diese Entwicklung schwer fallen; aber die allgemeine Stimmung kommt diesen unsern sozialen Forderungen jetzt ebenfalls stärker entgegen als zuvor. So sind durch die Niederlage die allgemeinen Möglichkeiten der jüngeren Generation besser geworden. Dazu kommt, daß wir unsere Brauchbarkeit gezeigt haben. Hätten wir abseits gestanden und wollten wir jetzt den geschlagenen Liberalismus reformieren, so würde niemand uns als ehrliche Freunde anzusehen vermögen. Nur Arbeit schafft Einfluß, nur gemeinsame Arbeit schafft Vertrauen. Vertrauen auf unsere Tatkraft und Leistungsfähigkeit haben wir uns erworben; unsere Ratschläge, deren Richtigkeit sich gezeigt hat, werden heute mehr Gehör finden als vor einem Jahre.

Für uns selber haben wir gewonnen, was ein Wahlkampf, und nur ein Wahlkampf, an Erfahrungen, an Schulung der Kräfte und an gesundem Selbstvertrauen geben kann. Wer diese Schule nicht durchgemacht hat, wird niemals wirklich kampfbereit dastehen. Das sind Ergebnisse, mit denen wir uns zu begnügen haben. Auf ein rasches Durchsetzen unserer Gedanken im großen rechnet niemand. Wir zählen von Fall zu Fall den Überschuß, den das Hinaustragen unserer Gedanken uns einbringt. Wer mehr verlangt, muß in ein anderes Zeitalter übersiedeln. Eine jede Generation erntet erst an der Schwelle des Alters, was sie in der Jugend gesät hat. Wo eine gute Saat ist, wird sie einmal aufgehen, Aber nur die werden schließlich ernten, die sich durch keinen Sturm von ihrem Feld vertreiben ließen.

München. **Walter Goetz.**

1859

II.

Vermißt habe ich in dem Mittelstaedtschen Buche eine kleine (anonym erschienene) Broschüre von Constantin Rößler „Nach dem Frieden". Dieses „Gespräch" beurteilt den Kaiser Napoleon noch freundlicher, als Rößler das schon zuvor getan; es hätte zum mindesten um seines Verfassers willen erwähnt werden sollen. Auch der bekannteren Flugschrift Rößlers „Preußen und die italienische Frage" wird Fräulein Dr. Mittelstaedt nicht vollkommen gerecht. Sie meint: „Diese ganze Gedankenreihe (Ausnutzung der österreichischen Verlegenheit zur Aufrichtung von Preußens Vormacht ohne moralische Bedenken gegen ein Zusammengehen mit Napoleon) ist Geist von Bismarcks Geist!" Aber der Praktiker Bismarck habe sich nie darüber getäuscht, daß Krieg mit Österreich der einzige Weg zu diesem Ziele sei. Der Theoretiker Rößler glaube hingegen, Preußens Widersacher durch Vernunftgründe überzeugen zu können.

Der Name Bismarck wird manchem bereits in dem Titel des hier besprochenen Buches aufgefallen sein; denn Bismarck hatte weder amtlich mit jener Frage etwas zu tun, noch hat er sich damals öffentlich darüber geäußert. Aber Bismarck hatte schon als Bundestagsgesandter seine Regierung für ein Zusammengehen mit Frankreich gegen den deutschen Rivalen zu beeinflussen gesucht. Jetzt, von St. Petersburg aus, setzte er diese Bemühungen fort, im wesentlichen durch Privatbriefe an Herrn v. Schleinitz, den Minister des Auswärtigen.

Fräulein Dr. Mittelstaedt argumentiert: Bismarck hat durch den Kampf mit Österreich die deutsche Einheit begründet; er hat, als Privatmann, im Jahre 1859 der preußischen Regierung dieselbe Politik angeraten. Folglich ist diese Politik durch die Tatsachen als einzig und unbedingt richtig erwiesen; an ihr muß jede Maßregel, jeder Vorschlag, jeder Gedanke gemessen werden. — So verfährt die vorliegende Schrift. Je mehr sich einer der Bismarckschen Ansicht nähert, desto besser zensiert ihn die Verfasserin, je weiter er sich von dem absoluten Ideal entfernt, um so schärferen Tadel, ja Spott muß er über sich ergehen lassen. Gewiß fehlt es nicht an Versuchen, auch andersgerichtete Vorschläge dem Leser verständlich zu machen. Aber schließlich bleibt Bismarck doch immer wieder der Maßstab, der mit etwas zu mechanischer Konsequenz überall angelegt wird. Durch ein wenig freiere Abwägung der verschiedenartigen Faktoren hätte uns die Verfasserin statt einer Darstellung eine Geschichte ihres Gegenstandes geben können. Indes hindert das nicht, ihr Buch, auch so wie es vorliegt, zu empfehlen.

Was nun Rößler anbetrifft, so verlangt er allerdings nicht den Krieg gegen Österreich, wie es etwa Lassalle tat (dessen Stellung zum italienischen Kriege vor einigen Monaten in der „Hilfe" besprochen wurde). Was konnte es für Wert haben, eine damals derartig aussichtslose Forderung öffentlich zu propagieren? Auch Bismarck hat ja seine Ansicht naturgemäß nur hinter den Kulissen der politischen Bühne vertreten. Und nichts gestattet die Vermutung, daß Rößler grundsätzliche Bedenken gegen ein kriegerisches Vorgehen würde geltend gemacht haben.

Doch nun die Hauptfrage. Ist dem Mittelstaedtschen Buche der Beweis gelungen, den zu liefern es sich eifrig bemüht: daß Bismarck schon 1859, wäre er bereits damals an leitender Stelle gewesen, mit den Waffen in der Hand die deutsche Frage gelöst hätte? Bewiesen ist, daß Bismarck seine Regierung zu diesem Schritt zu drängen suchte, daß er erst, als sich herausstellte: der Prinzregent und seine ganze Umgebung war noch viel zu legitimistisch gesinnt, um gegen das österreichische Kaiserhaus sich mit dem französischen Erbfeind, dem revolutionären Bonaparte zu verbinden, daß er erst dann für die offizielle Neutralitätspolitik eintrat, damit wenigstens nicht zugunsten der habsburgischen Sonderinteressen das preußische Schwert gezogen werde. In den „Gedanken und Erinnerungen" rechnet Bismarck das Jahr 1859 zu den „versäumten Gelegenheiten" der preußischen Geschichte.

> „Mein Gedanke war, immerhin zu rüsten, aber zugleich Österreich ein Ultimatum zu stellen, entweder unsere Bedingungen in der deutschen Frage anzunehmen oder unseren Angriff zu gewärtigen."

Nicht bewiesen scheint mir, daß Bismarck als Ministerpräsident genau das würde ausgeführt haben, was er als Privatmann von seinem politischen und diplomatischen Gegner Schleinitz glaubte fordern zu müssen. Der Opposition pflegen auch bei größter innerer Ehrlichkeit alle Verhältnisse in etwas anderer Perspektive zu erscheinen als der Regierung. Die Opposition kann erreichbare und notwendige Ziele aufstellen, aber sie kann in der äußeren Pottik zuweilen nur sehr unvollkommen die richtigen Wege zu diesen Zielen auswählen, und sie kann noch viel weniger für jeden einzelnen Schritt genau die Minute erkennen, in der er zu tun ist.

Sieben Jahre später hatte Österreich nur gegen uns und die Italiener zu kämpfen, während es 1859 auch mit Napoleon im Kriege lag, also scheinbar noch leichter und

Digitized by Google

entschiedener hätte besiegt werden müssen, als es dann 1866 besiegt wurde. Dieser Schein trügt. Bei der ersten Feindseligkeit Preußens würde Franz Joseph sicher mit Frankreich, vielleicht auch mit Sardinien, so schnell als möglich sich vertragen haben. Als Preußen nur den Oberbefehl über die Bundestruppen verlangte, um Österreich zu Hilfe zu eilen, da erschien diese Stärkung der preußischen Macht dem Habsburger so gefährlich, daß er, sie zu verhindern, leichten Herzens die Lombardei dahingab. Einem preußischen Angriff gegenüber hätte er für Napoleons Neutralität sicher nicht weniger gezahlt, wahrscheinlich, damit die Sardinier Ruhe hielten, diesen auch Venetien abgetreten. Denn Venetien wollten ja die Österreicher auch 1866 vor dem Kriege opfern, um das preußisch-italienische Bündnis zu sprengen.

Hatte aber die habsburgische Monarchie beide italienische Provinzen abgetreten, dann fiel für Napoleon jedes Interesse an ihrer weiteren Schwächung weg. Er würde sofort Frieden geschlossen und behaglich, aber aufmerksam dem deutschen Bruderkriege zugeschaut haben. Ja, Preußen hätte gewärtig sein müssen, nötigenfalls nach zwei Fronten zu kämpfen; denn es war nicht ganz unmöglich, daß die beiden Gegner des italienischen Krieges sich jetzt gegen den Dritten verbanden. Napoleon hatte zwar immer eine gewisse Sympathie für den preußischen Staat, er hätte ihm auch gerne einige Vergrößerungen gegönnt. Aber daß Preußen wirklich ein in sich selbst und nach außen kräftiges Deutschland schuf, das ging durchaus gegen sein Interesse; obwohl der kluge Mann dies verschiedene Male zu leugnen für gut fand. Schon damals erschien der Öffentlichkeit eine solche antipreußische Kombination nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit; obwohl tatsächlich kein genügender Grund dazu vorlag. Nach dem Frieden von Villa Franca „flogen bald wilde Gerüchte durch die Luft von dem Abschlusse, wenn nicht eines Bündnisses, so doch eines Einvernehmens zwischen Wien und Paris zur Züchtigung Preußens". Sybel fügt hinzu: „Es war, soviel wir wissen, grundlos, die Spannung aber besorglich genug."

Auch die militärischen Verhältnisse lagen für uns damals nicht günstiger als 1866; eher im Gegenteil. Bismarck erzählt einmal, daß nach Ansicht der militärischen Sachverständigen 1850 in einem Kriege mit Österreich „unsere Aussichten bedenklich sein würden." In den folgenden neun Jahren ist aber gar nichts Ernstliches zur Hebung des preußischen Heeres geschehen, und erst nach 1859 setzte Prinz Wilhelm die Armeereform durch. Auch hätten wir uns damals noch nicht so ruhig auf die russische Rückendeckung verlassen können, wie das 1866 dank Bismarcks Verhalten gegen die polnische Revolution möglich war.

Aber selbst wenn Preußen im Bunde mit Napoleon würde gesiegt haben, so wäre die aus diesem Sieg sich ergebende Reorganisation Deutschlands sicher nicht so vorteilhaft gewesen, wie die Lösung, die Bismarck 1866 und 1870 für die deutsche Frage gefunden hat. Wie hätten wir Elsaß-Lothringen zurückgewinnen sollen? Wie hätte sich je ein gesundes Verhältnis zu den Südstaaten ermöglichen lassen, wenn diese nicht nur von Preußen, sondern von einer Allianz des wenig geliebten preußischen Bruders mit dem französischen Erbfeind wären besiegt worden? Und hätte sich die Abtretung deutschen Bodens an den verbündeten Nachbar vermeiden lassen? Wie aber hätte diese Abtretung auf das deutsche Volk eingewirkt, und wie hätte ein Deutsches Reich stehen und dauern können, das um solchen Preis erkauft war!

Ergebnis: ich glaube, daß Bismarck als verantwortlich Handelnder weniger kriegslustig gewesen wäre, wie er das von St. Petersburg aus als unverantwortlicher Berater sein durfte. Und hätte er tatsächlich schon 1859 den Krieg gegen Österreich durchgesetzt, wer will heute mit Sicherheit von dessen Ausgang reden? Gewiß, darin gerade liegt Größe und Kühnheit einer Tat, daß sie über hundert solche Bedenken hinwegsetzt. Nur ist diese Kühnheit sehr viel leichter für Kritiker und Geschichtsschreiber im stillen Hafen des Schreibtischsessels als für den Staatsmann im Strom nie wiederkehrender Augenblicke.

Daß die preußische Neutralitätspolitik damals schwächlich und ungeschickt durchgeführt wurde, das ist eine Sache für sich. Aber will man ihr Prinzip als verfehlt beweisen, dann genügt es nicht, uns zu zeigen, daß ein noch so gescheidter Mann andere Möglichkeiten und Gedanken empfahl. Der Historiker kommt leicht in Versuchung, das politische Denken höher zu werten als die Ausführung des Gedachten. Vielleicht weil sein eigenes Werkzeug der Gedanke ist, vielleicht weil dieser dem Handeln zeitlich vorangeht. Aber im Leben gilt anderes Maß als am Schreibtisch. Da ist der Gedanke nichts, die Tat ist alles. An guten Ideen fehlt es selten; zumeist fehlt's am Ergreifen der rechten Idee im rechten Moment. Nicht damals hat Bismarck seine Größe begründet, als er den Gedanken jener Politik gefaßt hat, der in anderen Köpfen nicht später entstanden war wie in dem seinen, sondern damals erst, als er diese Politik zur Verwirklichung brachte. Ihren schönsten Kranz reicht die Geschichte nicht dem, der den neuen Weg findet, sondern dem, der ihn geht.

Es war in jenen Tagen, als man im Berliner Schlosse auf den Herrn v. Bismarck zu reden kam und wieder einmal erwog, ob er ins Ministerium zu berufen sei. „Das fehlte jetzt gerade noch, daß ein Mann das Ministerium übernimmt, der alles auf den Kopf stellen wird." Mit diesen Worten entschied der Regent die Frage, und die Berufung unterblieb.

Allerdings, der Herr v. Bismarck hat später doch noch die preußische Politik auf den Kopf gestellt, und die Stellung ist ihr nicht schlecht bekommen. Aber er selbst hatte ihr vorher als Minister des Auswärtigen den Boden geebnet, und mit dem Könige gemeinsam hatte er ihr die Waffen geschärft. So erst gewann bis 1866 die preußische Politik Kraft genug, daß sie in der Tat auf dem Kopf zu stehen vermochte: daß sie durch die Zerreißung Deutschlands die Einheit Deutschlands erzwang.

Wilhelm Cohnstaedt.

Krankheitsverhütung und soziale Gesetzgebung

(Schluß.)

Wie man sieht, ist trotz der großen Zahlen das Kampffeld bisher außerordentlich beschränkt und auch da sind die Leistungen nicht so, daß man von grundlegenden Erfolgen sprechen könnte. In ärztlichen Kreisen ist man gegen das Prunken mit den guten „Heil"resultaten der Heilstätten etwas skeptisch geworden. Manche sind es vielleicht von Anfang an gewesen, weil die Hurrastimmung der Kongresse, die hohe und höchste Protektion nicht sachverständiger aber klangvoller Namen, kurz die ganze mise en scène, wie sie nun mal im neuen Deutschen Reich Mode geworden, nicht nach jedermanns Geschmack ist. Man soll sich auch nicht darüber täuschen, daß der hygienische Unterricht in den Heilstätten, von dem ihre Freunde soviel erhoffen, nur sehr beschränktes leisten kann — aber wenn auch nicht alle Blütenträume reiften, auch in anderen medizinischen Statistiken sehen die „Heilungen" oft nicht besser aus, und wenn wirklich 20 pCt. der Kranken in den Sanatorien ihre Bazillen verlieren, wenn viele Kranke wieder auf Jahre hinaus arbeitsfähig werden, wenn die riesige Infektionsquelle auch nur zu einem ganz kleinen Teile versiegt, vom Standpunkte der Invalidengesetzgebung ist das ein schöner Erfolg.

Die Errichtung der Lungenheilstätten war eine Pflicht, seitdem Brehmer zum ersten Male der bis dahin für unheilbar gehaltenen Krankheit gegenüber die geschlossenen Anstalten angewandt hatte und unbestreitbare Erfolge erzielt waren. Daß aber auf diesem Wege nur relativ wenig erreicht werden kann, ergibt sich aus sozialen und medizinischen Gründen. Man sah früher in der Tuberkulose eine Krankheit, zu der im wesentlichsten Erblichkeit und namentlich Beruf, Lebenswandel disponierten; erst seit 1882 kennen wir den Tuberkelbazillus, und erst seit ganz kurzer Zeit wissen wir, eine wie große Rolle die Infektion auch bei dieser Krankheit spielt. In einer Stadt wie Marburg kommt ein Schüler Rombergs bei 3,7 pCt. der Tuberkulosefälle auf Heredität ohne Infektionsgefahr finden, während bei 96,3 pCt. Heredität und Infektionsgefahr nachweisbar war, aber auch bei 24,3 pCt. der Nichttuberkulösen elterliche Heredität, bei 48,64 pCt. sogar überhaupt Heredität vor, ohne daß es zum Ausbruch der Krankheit kam. Das

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

fand ein Schüler Brauers in zwei hochgelegenen Schwarzwalddörfern, auch hier war in 68,3 pCt. der Nichttuberkulösen Heredität vorhanden. Nicht die Heredität als solche bedingt also die Krankheit, sondern sie wird erst verderblich durch die Infektionsgefahr.

Weil aber die Tuberkulose (auch im Tierexperiment) so außerordentlich schleichend verläuft, können Nebenumstände eine so überwiegende Bedeutung vortäuschen. Nur ein sozial wichtiger Punkt sei hier hervorgehoben; die hohe Tuberkulosesterblichkeit des weiblichen Geschlechts zur Zeit seiner Entwickelung und Gebärtätigkeit: in Bayern z. B. betrug bei Mädchen von 10—15 Jahren die Tuberkulosesterblichkeit 45 pCt., bei solchen von 15—20 Jahren reichlich 50 pCt., um dann bis 30 noch zu steigen. Dabei gibt es viel weniger Lungenheilstätten für Frauen in Deutschland als für Männer, was leider hinreichend dadurch erklärt wird, daß so viele Frauen ihren Anspruch auf Invalidenrente bei ihrer Verheiratung mit einer einmaligen kargen Abfindung aufgeben!

Will man also für die Tuberkulose, um mit Virchow zu sprechen, das erreichen, was man für den Skorbut erreicht hat, so gilt es zunächst, die Infektionsgefahr zu unterdrücken, in zweiter Linie die Infizierten dauernd zu kräftigen, d. h. gute Wohnung und gute Ernährung dem Volke zu schaffen. Die ökonomisch-hygienische Notwendigkeit guter Ernährung kennt heute jedes Kind, und wenn man auch sieht, wie immer wieder Interessenten gegen diese einfache Wahrheit — zurzeit gerade mit gewaltigem Erfolg (Handelsverträge) — ankämpfen, der fundamentale Trieb des Menschen muß und wird hier den Sieg erringen. —

Anders steht es leider mit der Wohnungsfrage, auch hier gilt es einen Kampf gegen den Bodenwucher, einen Kampf, den die kolonisierten Hellenen kaum kannten, der aber in Rom zu Crassus Zeiten schon nötig war. Längst ist der Zusammenhang zwischen Wohnungsdichtigkeit und Tuberkulosemortalität ziffernmäßig nachgewiesen. Aber noch jüngst fand man in einer kleinen Stadt wie Marburg, daß bei dem ärmsten Fünftel der Bevölkerung etwa vier Fünftel aller aus den Totenlisten berechneten Lungentuberkulosen 4,7 pCt. sich fänden, während in den bessersituierten vier Fünfteln nur 0,2 pCt. erkrankten, und zwar kamen in 33,6 pCt. der von der ärmsten Bevölkerung bewohnten Häuser 4,2 pCt. aller Tuberkulosefälle vor.

Auch für eine größere Stadt wie Mannheim fand der ausgezeichnete Hygieniker Marcuse, daß die Wohndichte der Tuberkulosesterblichkeit proportional ist, die besser situierten Klassen sind 4 mal so gut daran als die ärmsten; bei 61,3 pCt. der Tuberkulösen waren die Räume in hygienischer Hinsicht völlig unzureichend, 30,7 pCt. verfügten nicht einmal über ein eigenes Bett. Die Tuberkulose ist zum guten Teil eine *Wohnungskrankheit des Proletariats!*

Was wollen diesem Elend gegenüber die Erfolge der Heilstätten besagen, alle ihre Bemühungen und alles, was die einzelnen Staaten, z. B. bezüglich der Desinfektion, getan haben in Ehren, gegen einen Feind wie diesen, reichen solche Mittel nicht aus. Man hat daher auch in Deutschland das französische Institut der dispensaires eingeführt, in denen die Kranken dauernd ärztlichen Rat und materielle Unterstützung finden sollen, gewiß ein sehr dankenswertes und auch Erfolg verheißendes Unternehmen, aber auch dies wird nicht zum endlichen Ziele führen, das können nur solche Bestrebungen, die den Kampf mit der Wohnungsnot aufnehmen. Versuche, die von einzelnen, z. B. der Ortskrankenkasse in Berlin, dem früheren Hallenser Stadtrat, jetzigem Berliner Charitédirektor E. Ritter, unternommen sind, zeigen, wie gangbar und wie Erfolg verheißend dieser Weg ist. Allgemeine Vorschriften wie die Schwerkranken unterzubringen und zu isolieren sind, wie namentlich für jene armen Kranken im vorgeschrittenen Stadium, die noch arbeitsfähig sind, zu sorgen ist, all dies wird von den örtlichen Bedingungen abhängen, darum ist ein ständiges Zusammenarbeiten von Kommunen und Ortskrankenkassen nötig, die eine mit verwaltungsmäßigem Charakter versehene Instanz zur ständigen Überwachung der Tuberkulose bilden sollten.

Nicht im Ehrenamt, sondern als Beruf müssen die Mitglieder dieser Instanz, bei der ausgebildete Frauen als Inspektorinnen einen vorzüglichen Wirkungskreis finden werden, ihre Tätigkeit ausüben. Nicht Armenpflege, die zur politischen Entrechtung führt, was schon Graf Posadowsky in gewiß dankenswerter Weise durch Verwendung von Stiftungsgeldern gerade bei Tuberkulösen zu umgehen angeregt hat, sondern hygienische Maßnahmen sind auszubilden.

Die Bekämpfung der Tuberkulose ist eine Aufgabe, deren die Krankenversicherung nicht allein Herr werden kann und die auch die Kräfte der Invalidenversicherung, die ja ganz andere Ziele verfolgt, bei weitem überschreitet. Es gilt, die Erkenntnis von der spezifisch-infektiösen Natur der Krankheit in die Tat umzusetzen, es gilt, die soziale Gesetzgebung auszudehnen, indem man auf sie wie auf andere Infektionskrankheiten die Erfahrungen der sozialen Hygiene anwendet!

In den politischen Kämpfen und Bestrebungen unserer Tage spielen hygienische Forderungen bei weitem nicht die Rolle, wie z. B. ökonomische und sogar ethische. Und doch lehrt ein Blick auf die Geschichte, daß die großen Männer, die wir als Religionsstifter oder Gesetzgeber feiern, auch Hygieniker im weitesten Maße gewesen sind, ja, daß sogar Hygiene und allgemeine Kultur so Hand in Hand gingen, daß die eine direkt als Maß der anderen dienen kann. Durch die Pflege allgemein-hygienischer Bestrebungen treiben wir daher nicht nur *soziale*, sondern auch *wahrhaft nationale Politik*, denn wir sorgen damit nicht nur für das *körperliche*, sondern auch für das *geistige Wohl und Gedeihen* des gesamten deutschen Volkes.

Straßburg. **E. Spirs.**

Unsere Bewegung

Bayern hat anläßlich der Landtagswahlen unsere Freunde bei fleißiger Arbeit gesehen. Über die einzelnen Versammlungen konnten wir naturgemäß nicht berichten. Einen unmittelbaren Erfolg haben wir, wie bekannt, nicht errungen, doch können wir sicher das beträchtliche Steigen der liberalen Stimmen und Wahlmänner in München zum großen Teil als das Ergebnis der Arbeit unseres dortigen Vereins und besonders der Naumannversammlung betrachten. In Wunsiedel hat unser Freund Jakob Beyhl-Würzburg viel Aussicht, gewählt zu werden.

Anmeldungen zum Wahlverein der Liberalen sind zu richten an das Sekretariat Berlin W., Dessauerstr. 1.

Stuttgart. Unsere Mitgliederversammlung vom 5. d. M. beschäftigte sich mit der württemb. Verfassungsrevision und sprach sich *gegen* die jetzige Regierungsvorlage aus, weil sie die I. Kammer quantitativ und qualitativ bedeutend stärkt statt abschafft, die II. Kammer wohl von Privilegierten reinigt, aber Ungerechtigkeiten in ihr bestehen läßt (Ellwangen mit 4700 Einw. bekommt 1, Stuttgart mit über 240 000 Einw. nur 6 Abgeordnete) und weil sie — was wir grundsätzlich bekämpfen — die *berufsständische* Vertretung, die man in Württemberg nicht kennt, in der I. Kammer neu einführt und das noch unter den schlechtesten Bedingungen!). Wir sehen in der Vorlage eine Kompromißarbeit, die nicht *unter allen Umständen* gutgeheißen werden darf. Leider zeigte sich auch bei den neulichen Verhandlungen in der II. Kammer, daß die Vorlage wahrscheinlich noch in konservativer Richtung, um diesen oder jenen Ritter zu angeln, verschlimmert wird. Wir sind daher gegen die Vorlage in ihrer jetzigen Gestalt, haben jedoch vor der Hand darauf verzichtet, eine Resolution in diesem Sinne zu fassen.

Soziale Bewegung

Kontraktbrüchige Arbeitgeber. Der Konflikt zwischen dem Essener Bauarbeitgeberverband und dem Oberbürgermeister Zweigert dauert fort. Der Verband erwiderte das energische Vorgehen Zweigerts mit der Verkündigung, er werde ihn strafrechtlich wegen Beleidigung belangen; der Bürgermeister hatte den Bauherren, die ihre Arbeiter aussperrten, „schnöden Kontraktbruch" vorgeworfen. Der Antrag, die städtischen Bauten in städtischer Regie ausführen zu lassen, die Mehrkosten einzuklagen, die ausgesperrten Arbeiter mit 20 000 M. zu unterstützen, kam in der Stadtverordnetensitzung zur Beratung und wurde zur weiteren Verfolgung der sozialen Kommission überwiesen. Zweigert begründete sein Vorgehen ausführlich: Da er den Tarifvertag als dritter Kontrahent unterschrieben, erwachse ihm das Recht und die Pflicht, für seine Wahrung zu sorgen. „Wenn man in einen Vertrag hineinschreibt, Maßregelungen wegen Zugehörigkeit zur Organisation sollen nicht stattfinden, und wenn man dann vierzehn Tage später beschließt, Arbeiter auszusperren, die der Organisation angehören, so ist das Kontraktbruch oder auch Wortbruch oder Treubruch. *Unsere Arbeiter haben*

Digitized by Google

durch die Stellungnahme der Stadtverwaltung hoffentlich erkannt, daß es noch heute Beamte gibt in Preußen, die nicht zu ihnen gehören und doch ihre Rechte wahren. Recht muß Recht bleiben!" Diese mannhaften Worte fanden lebhaften Widerhall in dem Kollegium und finden ihn drüber hinaus bei jedem rechtlich und freiheitlich empfindenden Menschen. Die Aktion des Oberbürgermeisters bedeutet bis jetzt einen völligen Sieg. Es bleibt abzuwarten, was der Arbeitgeberverband, der natürlich stark in Entrüstung macht, tun wird.

Ein interessantes Arbeiterparlament, das des Buchdruckerverbandes, tagte neulich in Dresden. In sozialpolitischen Kreisen sah man seinen Ergebnissen mit Spannung entgegen, weil dem Correspondentredakteur Rexhäuser eine „gründliche Abrechnung" prophezeit war. Indessen verlief die Debatte über die Presse durchaus kollegial, wenn auch hier und da schärfere Töne durchklangen. Rexhäuser verteidigte eingehend seinen Standpunkt; es stellte sich heraus, daß manche Beschwerden gegen ihn auf Mißverständnissen beruhten, andere erklärt werden konnten durch gegen die Redaktion gerichtete Angriffe, auf die Rexhäuser in Zukunft weniger ausgiebig und gereizt antworten solle, im Interesse der Gesamtbewegung. Rexhäuser wurde als Redakteur wiedergewählt, ebenso Döblin als Vorsitzender und die anderen Vorstandsmitglieder. Die Generalversammlung beschäftigte sich mit Tariffragen und Neuregelung des Verbandsstatuts. Wenn die Tarifgemeinschaft erneuert werden soll, will die Gehilfenschaft entsprechende Forderungen stellen. Bemerkenswert ist die von einer Delegiertenkommission ausgearbeitete und von der Generalversammlung einstimmig angenommene Gehalts-Skala. Danach erhalten an Gehalt:

Vorsitzender, Kassierer, Redakteur: $2700 + 15 \times 100$ Mk. (also eine jährliche Steigerung um 100 Mk.) = 4200 Mk.

Dem Vorsitzenden außerdem eine Zulage für besondere Ausgaben von jährlich 200 Mk.

Verwalter $2400 + 15 \times 100$ . . . . = 3900 Mk.
Hilfsbeamte $2000 + 5 \times 100 + 10 \times 50$ = 3000 Mk.

Derzeitige Gehälter und Zulagen:

Döblin (17 Jahre Dienstzeit)	$3000 + 200 + 300 + 200$	= 3700 Mk.
Eisler . (14 „ „)	$2900 + 300 + 200$ . .	= 3400 „
Beier . (17 „ „)	$2900 + 300$	= 3200 „
Rexhäuser . . (9 Jahre Dienstzeit)	$3000 + 300$ . .	= 3300 „
Konrad Eichler (9 „ „)	$2200 + 200$	
(Wegfall der seitherigen Benefizien)	. . . .	= 2400 „
W. Krahl (1½ Jahre Dienstzeit)	2200	= 2400 „
Schubert (15 „ „)	2400	= 2400 „

Die Beamten haben das Recht auf jährlich 14 Tage Ferien. In Krankheitsfällen zahlt der Verband das Gehalt auf die Dauer von drei Monaten weiter. Dieses Regulativ tritt mit 1. Januar 1906, die vorgeschlagenen Gehaltssätze für die derzeitigen Beamten dagegen mit 1. Januar 1905 in Kraft. Die Pensionsfrage soll später geregelt werden.

Gegen die geplante Rückwärtsrevidierung des Krankenkassengesetzes machen die zunächst Beteiligten, die Kassenmitglieder, bereits mobil. Auf verschiedenen Generalversammlungen wird das Reformthema eingehend erörtert. Dabei wird in der Regel auch die Frage der Verschmelzung der Kranken-, Unfall-, Alters- und Invalidenversicherung behandelt. In Quedlinburg beschäftigte sich kürzlich die Generalversammlung des Ortskrankenkassenverbandes des Bezirks Sachsen-Anhalt mit diesem Thema. Nach einem Referat des Vorsitzenden der Dresdener Ortskrankenkasse, Reichstagsabgeordneten Fräßdorf, gelangte eine Resolution zur Annahme, welche die Zusammenlegung der Kranken-, Unfall-, Invaliden- und Altersversicherung für erstrebenswert erachtet, wenn: a) der Kreis der Versicherten wesentlich erweitert wird, b) den schon jetzt versicherten Personen aus der Vereinigung Vorteile entstehen und ihre erworbenen Rechte nicht geschmälert werden, c) die Vereinigung die Unfallversicherung mit umfaßt, d) die Selbstverwaltung der neu zu schaffenden Organisation den Versicherten und ihren Arbeitgebern gemäß § 34 bis 39 des gegenwärtigen Krankenversicherungsgesetzes gewährleistet wird. Ohne Selbstverwaltung müsse jede Sozialreform verkümmern und den Charakter der Armenunterstützung annehmen. Aus diesem Grunde protestierte die Versammlung auch energisch gegen die vom Reichskanzler angekündigte Beschränkung der Selbstverwaltung der Krankenkassen. Politische Motive sind und werden bei Anstellung von Beamten usw. in den Krankenkassen weit weniger ausschlaggebend sein als in Reichs-, Staats- und Gemeindebetrieben. Den den Krankenkassen wiederholt zu Unrecht gemachten Vorwurf, einer bestimmten politischen Partei Vorschub zu leisten, wies die Versammlung als unberechtigt zurück. Schließlich trat die Versammlung der Petition des Zentralverbandes der Ortskrankenkassen im Deutschen Reiche um Zusammenlegung der Arbeiterversicherungszweige bei.

Niedriger hängen. Im Amtsblatt der Generaldirektion der sächsischen Staatsbahnen findet sich folgender Ukas: „In den letzten Monaten haben in Chemnitz, Dresden, Leipzig usw. mehrfach Arbeiter wegen Beteiligung an dem „Verbande der Eisenbahner Deutschlands" (Hamburg) aus dem Staatsbahndienste entfernt werden müssen. Unter den entlassenen Arbeitern befanden sich leider mehrere Mitgliedervertreter und Vorstandsmitglieder der Betriebskranken- und Arbeiterpensions-Kasse. Ein solcher Vertreter hatte es sogar mit seinen Pflichten als Arbeiter der Staatsbahnverwaltung für vereinbar gehalten, eine schließlich der polizeilichen Auflösung verfallene Versammlung von Mitgliedern jenes „Verbandes" in Leipzig als Vorsitzender mit zu leiten. Mit der Tätigkeit der Arbeiter als Vorstandsmitglieder usw. der Betriebskranken- usw. Kasse steht die Entlassung in keinerlei Zusammenhang. Unter Hinweis auf die früher erlassenen Verbote warnt die Generaldirektion nochmals vor jeder Beteiligung am „Verbande der Eisenbahner Deutschlands" und bemerkt, daß eine solche „unnachsichtlich die Entfernung aus dem Staatseisenbahndienste" zur Folge haben werde." Auf diese Weise respektieren staatliche Behörden das reichgesetzlich gewährleistete Koalitionsrecht der Arbeiter. Und nachher wundert man sich, wenn diese Arbeiter zum Vater Staat keine allzu große Liebe hegen.

Büchertisch

Alexander Cartellieri. Über Wesen und Gliederung der Geschichtswissenschaft. Jenaer akademische Antrittsrede. Leipzig. Dykesche Buchhandlung. 0,80 Mk.

Wie jedermann weiß, ist es im letzten Jahrzehnt unter den Historikern üblich geworden, daß sie über die logischen und inhaltlichen Voraussetzungen ihrer Wissenschaft nachdenken und von den Resultaten ihres Nachdenkens auch ihren Fachgenossen Kenntnis geben. Um aber über irgend eine Wissenschaft brauchbares sagen zu können, muß man, sofern man nicht ganz im Technischen stecken bleiben will, über die Grundfragen aller Wissenschaft orientiert sein, man muß philosophieren können. Denn nur, wenn man weiß, welches allgemeine Problem die Existenz der Wissenschaft überhaupt stellt, kann man das Spezialproblem, das eine Einzelwissenschaft aufgibt, erkennen und vielleicht lösen.

Ein Glück, daß die Philosophen diesen Fragen sich selbständig zugewandt haben. Was die Historiker von sich aus über die letzten Fragen ihrer Wissenschaft bisher zu sagen wußten, kann niemanden befriedigen, der nach tieferer Erkenntnis verlangt. Auch die vorliegende Schrift nicht. Wer, der den Titel: Über Wesen und Gliederung der Geschichtswissenschaft liest, erwartet hier nicht eine knappe und präzise Darlegung der logischen Momente, welche der Geschichtswissenschaft eigentümlich sind? Etwa in der Gestalt, wie sie Max Weber im Anschluß an Rickerts Grenzen usw. für die Sozialwissenschaft geboten hat. Nichts von alledem findet man hier. An verschiedenen Stellen spricht der Herr Verfasser von dem Wesen, der Aufgabe, der Eigenart der Geschichtswissenschaft, aber was denn nun eigentlich das Wesen, die Aufgabe sei, darüber werden wir nirgends belehrt. Da, wo ein Anlauf gemacht wird, die systematische von der historischen Wissenschaft zu scheiden (S. 19 f.), kommt eine solche Trivialität zutage wie die, daß die eigentlich geschichtliche Frage die Frage nach der Glaubwürdigkeit der Quellen sei. — Es ist möglich, daß wir die Tragweite dessen, was der Herr Verfasser hiermit sagen will, nicht durchaus verstehen. Vielleicht würde eine genauere Ausführung dieses Satzes wirklich Neues, Bedeutendes zutage fördern. Aber was dasteht, das heißt den Historiker zum Quellenforscher degradieren, heißt, die Arbeit der großen Geschichtsschreiber von Thukydides bis auf unsere Tage verkennen, genauer, sie ignorieren. Ebenso dürftig ist, was von der Aufgabe der Geschichtsphilosophie (S. 24) bemerkt wird. Sie soll es zu tun haben mit den „Bewirkern, den allgemeinen Bedingungen, den allgemeinen Gesetzen, den allgemeinen Zwecken der geschichtlichen Bewegung". Hier ist alles unklar, vage, verschwommen. Die Untersuchungen der letzten Jahre über den Gegensatz von Gesetzes- und Zweckwissenschaft haben den Herrn Verfasser offenbar nicht berührt, auch scheint uns aus dem Parallelismus der „Bewirker" und der „allgemeinen Bedingungen" keine selbständige und tiefe Auffassung von der geschichtlichen Bedeutung des Helden, des großen Mannes vulgär ausgedrückt, hervorzugehen.

Mit Nachdruck spricht es der Herr Verfasser zum Schlusse aus: „Keine Theorie wird uns Heil und Segen bringen, wenn sie sich nicht offenbart in einem groß angelegten Geschichtsbuche, das die Jahrhunderte hell erleuchtet und die Brücke schlägt zwischen ferner Vergangenheit und frischem Augenblicksgefühl" (S. 25). Gewiß; aber kein Theoretiker irgend einer Wissenschaft, sofern er Anspruch auf wissenschaftliche Bedeutung erhob, hat das bis jetzt gewollt. Etwas anderes ist die Praxis der Wissenschaft, etwas anderes die Untersuchung ihrer logischen Voraussetzungen. Ergibt man sich aber einmal Nachforschungen dieser Art, dann muß man auch mit dem nötigen Handwerkszeug versehen sein, und dies liefert uns die Philosophie. Und nur aus der Vernachlässigung dieser, der königlichen Wissenschaft erklärt es sich, daß der Anspruch des Herrn Verfassers, uns über Wesen und Gliederung der Geschichtswissenschaft zu belehren, so völlig gescheitert ist.

Gießen. **Dr. Albert Klein.**

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: J. V. Theodor Heuß in Berlin. — Druck von Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 12.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES
Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 29. Berlin, 23. Juli 1905

Am Strand

Da liegen die Menschen im Sand, alt und jung. Kinderhändchen spielen mit den Körnchen und Erwachsene graben in leichter Arbeit Burg und Grab. Ich hätte nie geglaubt, daß man so lange Sandkorn um Sandkorn durch die Finger rieseln lassen kann, ohne Langeweile zu empfinden. Freilich, die Menschen, die das tun, sind in der Stimmung zu hören und zu empfinden, wozu ihnen sonst die Zeit mangelt. So lauschen sie in der Sonntagsmorgensonne der Predigt des Sandes.

Wir kommen vom Gebirge her. Der Sturmregen warf uns herab. Wir rollten von Kluft zu Kluft. Jede Wunde, die uns geschlagen wurde, beleckte das Wasser und linderte den Riß. Es trug uns zur See. Kosend, stoßend, schiebend, drängend, werfend, rollend erzog uns die Flut. Wir waren so grob und ungeschlacht. Nun wurden wir rein und fein, rund und schmal. Es brauchte lange Arbeit. Aber das Wasser hat Zeit. Es rechnet nicht mit Stunde und Tag. Es spielt mit Jahrzehnt und Jahrhundert. Wenn die einen Wasser ihre Arbeit getan hatten, und gen Himmel fuhren, von der Sonne aufwärts getragen, dann strömten rasch andere herbei, dasselbe Werk weiter zu treiben. So zerrieb uns das geschmeidige Wasser, und was Eisen und Hammer nicht so leicht fertig bringen, der ruhelosen, stillen Arbeit der Welle gelingt's. Jetzt liegen wir am Strand zu Milliarden Körnchen. Aber nun sind wir die Herren. Wir dämmen das Meer. Wir setzen ihm die Grenze. Es hat sich seinen eigenen Herrn geschaffen. Wir haben von ihm gelernt, durch kleine Wirkung regieren. Wir bergen das fruchtbare Land und schützen die Flur. An uns bricht sich die Flut.

Was sollen wir euch predigen, ihr Menschenkinder? Geduld und nochmals Geduld! Ihr geht zu raschen Schritt. Es braucht alles seine Zeit. Warten können ist eine große Kunst, und alles gesunde Werden geht langsam. Nicht wir machen die Zeit, sondern Einer, der uns immer Sonne und Regen schickt durch all' die Jahrtausende hin; und der kennt dich und mich, und weiß, wohin wir gehören, welches unser Weg ist. Denke nicht, du seiest zu klein. Wie winzig sind wir kleine Körperchen hier und doch ist jedes eine Welt, jedes trägt die Stoffe in sich, die der Schöpfer allen mitgab. Und wir tragen sie in verschiedener Form und mannigfacher Gestalt. In einer Menschenhand liegen Hunderttausende unserer kleinen Wesen, scheinbar eine Masse, in Wirklichkeit alle verschieden. Laß dich's nicht verdrießen, die einzelnen zu sehen. Geduld, Geduld mit all' deinen Brüdern und Schwestern, du Menschenkind! Sie sind so wenig nur Masse, wie du selbst. Sie liegen alle nebeneinander, aber warten auf ein liebendes Auge, das sie erkennt und achtet in ihrer Art. Du mußt dir nur Zeit nehmen, sie zu sehen, sonst sind sie vorbeigegangen, wie der Sand zerfließt. Geduld, Geduld! die kleinen Milliardenheere am Strand rufen es laut, auch hinüber zur mächtigen, schäumenden See. Ungeduld bricht sich und zerschäumt. Nur die Geduldigen tragen die Ernte heim. Stille ewige Arbeit segnet Gott. Sie schuf uns Sandkörner und warf uns an den Strand, um den Menschen zu verkündigen den Erfolg zäher, kleiner Kraft.

Traub.

Reform der sexuellen Ethik.

Vor kurzem ist das erste Heft einer neuen Zeitschrift erschienen: „Mutterschutz". Sie soll im Sinne der Bestrebungen des „Bundes für Mutterschutz" für eine Reform der sexuellen Ethik wirken. „Mutterschutz" ist hier nur Teil-Name fürs Ganze, denn es sollen alle Fragen der Liebe, Ehe, Freundschaft, Elternschaft, Prostitution usw. von verschiedenen Seiten beleuchtet werden, und in letzter Linie handelt es sich um Gewinnung einer „neuen Ethik" überhaupt. Die erste Nummer dieser Zeitschrift enthält einen Programmartikel von ihrer Redactrice, Dr. phil. Helene Stöcker: „Zur Reform der sexuellen Ethik." Kurz und gut — eine neue Organisation, die uns Neues bringen will. Man muß dazu Stellung nehmen.

In ein Blatt, das so reformfreudig ist, wie die „Hilfe", wird sich nicht leicht einer verirren, der in konservativer Grundstimmung von Reformen wenig oder gar nichts wissen will. In der Tat darf ich auch von mir sagen, daß ich allem „Reformerischen" mit günstigem Vorurteil entgegenkomme. Aber etwas mehr Kritik, als heute an neuen Ideen und Bestrebungen geübt wird, ist denn doch dringend nötig. Unsere Zeit ist eine Zeit des Überganges. In gewissem Sinne kann man das freilich von jeder Zeit sagen, denn einen vollständigen Stillstand gibt es kaum in der Geschichte des europäischen Kulturkreises. Aber in unserer Zeit viel mehr, als in manchen anderen, macht sich deutlich bemerkbar, daß dies und jenes vom Alten nicht mehr bestehen kann und das Neue noch nicht feststeht. In einer solchen Zeit zu leben, hat viel Erfreuliches; man lebt nicht in den Tag hinein, sondern arbeitet mit am Bau einer wahrscheinlich besseren Zukunft. Aber es birgt auch Gefahren in sich: diejenigen, welche von den ungeklärten Verhältnissen sich bedrückt fühlen, und auch diejenigen, welche, ohne gerade selbst unter den Verhältnissen zu leiden, mit den Bedrückten fühlen, werden leicht dazu verleitet, von dem bloßen Wort „Reform" sich geradezu hypnotisieren zu lassen. Das ist zwar durchaus begreiflich, aber man braucht nicht alles Begreifliche einfach hinzunehmen.

Es ist z. B. wohl begreiflich, daß Intellektuelle heutige sexuelle Zustände übel empfinden und sie beseitigen wollen. Man wird ihnen ganz im allgemeinen auch gern beistimmen. Aber wenn daraus eine neue Richtung mit neuer Organisation, Zeitschrift usw. werden soll, dann ist Kritik nötig, damit nicht eventuell viele Kräfte unnütz verbraucht werden. Es bedarf einer Auseinandersetzung über die Tatsachen, das Ziel und die Möglichkeit seiner Verwirklichung.

Von dem Artikel Frl. Stöckers fällt aber alsbald folgender Satz auf: „Noch wissen wir über das Wesen der neuen Ethik nichts Endgültiges, Festes, noch sind ihre Gebote zum Glück nicht versteinert und drücken nicht mit der Gewalt jahrhundertelanger Tradition auf die Menschen." Frl. Stöcker erklärt also mit anderen Worten: „Ich weiß zwar nichts Sicheres von der neuen Ethik, aber diese neue Ethik ist das Ziel". . . . Wenn man übelwollend wäre, könnten bereits hier die Diskussion und die Akten geschlossen werden und die Stellungnahme erledigt sein. Denn kann man nicht sagen, was das Ziel, die „neue Ethik", ist, dann hört eben die Diskussion von selber auf. Aber die Sache ist zu wichtig, um an den paar leisen Andeutungen vorüberzugehen, die Frl. Stöcker dann doch gibt. Sie fährt an jener Stelle

Digitized by Google

fort: „Was wir schon von der neuen Ethik wissen, das ist, daß ihr Wesen nicht in düsterer Lebensentsagung und Verneinung bestehen kann, ebensowenig natürlich in roher, genußsüchtiger Willkür, sondern in freudiger Bejahung des Lebens und all seiner gesunden Kräfte und Antriebe.“ Einverstanden! Aber bedarf es dazu einer neuen Ethik? Frl. Stöcker ist dieser Meinung, da „die alte Ethik als schädlich, die alte Weltanschauung als unhaltbar nachgewiesen“ sei. Frl. Stöcker befindet sich aber da in einem bedauerlichen Irrtum. Es gibt nämlich überhaupt keine alte und keine neue, keine vergangene und keine künftige Ethik, sondern nur eine, die Ethik, und außerdem freilich noch eine ganze Reihe von Mißverständnissen der Ethik. Es ist nicht gerade leicht, aber jederman möglich, einzusehen, daß die Moralgebote zeitlos sind, daß sie vor Tausenden von Jahren dieselben waren, die sie in Tausenden von Jahren sein werden, und nur die moralische Urteilskraft sich entwickelt. Wer die heutige Situation der Philosophie einigermaßen überblickt, den wird der Irrtum Frl. Stöckers allerdings nicht wundern. Unter den tausenddreidrei Richtungen, die es gibt, die Wahrheit zu finden, ist wirklich keine Kleinigkeit. Ein bißchen sonderbar könnte es nur erscheinen, daß Frl. Stöcker gerade Nietzsche zu ihrem philosophischen Führer erwählt hat. Unter seinem Zeichen steht ihr Artikel, mit Wärme spricht sie von ihm, und gerne zitiert sie solche Scherze wie den: „Was gut und böse ist, das weiß noch niemand.“ Man kann es aber ganz genau wissen, sofern man sich nicht von Nietzsche irre machen läßt, dessen Negation aller Moral nur deshalb vielen so imponiert hat, weil sie in schöner und sophistisch ungemein geschickter Form gegeben wurde. Wenn man diese Form abstreifen und die Brutalität der Ideen Nietzsches nackt vorführen würde — mancher seiner Verehrer würde doch bedenklich werden. Und gar Frauenrechtlerinnen! Ach, wie bald wollten sie Nietzsche tödlich hassen, wenn man seine Lehre auf sie selber anwenden würde!

Wenn Frl. Stöcker für das Generalkennzeichen der „alten“ Ethik die „düstere Lebensentsagung“ hält, die im Geschlechtstrieb das Böse an sich sehe, so befindet sie sich wiederum im Irrtum. Nur eine Verzerrung der Ethik, teilweise hervorgerufen durch religiöse Mißverständnisse, ist lebenverneinend. Die richtig verstandene „alte“ Ethik weiß nichts davon. Ihr kann das Geschlechtsleben schon deshalb nicht das „Böse an sich“ sein, weil sie einsieht, daß gut und böse vom menschlichen Willen abhängen. Auf ihn kommt es an, er soll das Gute wollen und durchzusetzen suchen, soweit es die konkreten Verhältnisse nur irgend gestatten. Daß auf diesem Wege der Geschlechtsakt allemal ein Hindernis sei, ist eine ganz unzulässige Verallgemeinerung. Aber er kann allerdings eine böse Handlung sein, wie z. B. auch das Essen böse ist, wenn man neben sich einen verhungern läßt. Der Mensch muß eben auch wissen, wie er guten Willen unter den von den Tatsachen gegebenen Umständen am besten betätigt. Darum wird aber eine Richtung, die Ethik und sei es auch eine „neue“ Ethik kultiviert, darauf bedacht sein müssen, die in Frage kommenden Umstände richtig zu werten. In der Hinsicht läßt aber Frl. Stöckers Artikel auch zu wünschen übrig. (Schluß folgt).

Frankfurt a. M. **Robert Drill.**

Predigt-Probleme

Hauptfragen der heutigen Evangeliumsverkündigung. Von D. O. Baumgarten, Professor der Theologie an der Universität Kiel. Tübingen und Leipzig. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Es ist eine ziemlich allgemein zugestandene Tatsache, daß das Interesse an religiösen Fragen und die Diskussion darüber in lebhaftem Wachsen begriffen ist. Es hat fast den Anschein, als ob die Religion wieder eine Sache der Gebildeten werden könnte. Da wäre nun eigentlich zu erwarten, daß der gegebene Ort für die Erörterung religiöser Probleme, die Kirche, auch von den Gebildeten recht lebhaft besucht werden sollte. Die Zahl der Gebildeten, die nicht des Dekorums wegen, sondern aus innerem Interesse die Kirche besuchen, ist aber verschwindend gering. Der Grund hierfür liegt in den meisten Fällen in der Art, wie die Evangeliumsverkündigung noch betrieben wird. Schon rein formal mutet eine Phraseologie Paulinischer und altprotestantischer Herkunft, ein Hinundherwerfen von Begriffen und Denkformen vergangener Perioden den Hörer so fremd an, daß es ihm selten gelingt, sich persönlich berührt zu fühlen. Schwerer noch fällt es ins Gewicht, wenn der Inhalt der Predigt die Gegenwart nicht erfaßt hat, wenn die Predigt an den tausend Problemen, die den modernen Menschen bewegen, kalt vorübergeht oder so tut, als gäbe es vom Standpunkt rechten Glaubens aus keine Schwierigkeit, oder es sei alles von vornherein im Klaren. Wenn Fragen, wie die Entwickelungstheorie oder die Gerechtigkeit in der Weltgeschichte und ähnliches, einfach ignoriert oder mit hochmütiger Ablehnung beiseite geschoben werden, „dann geht jeder denkende Mediziner davon und der Historiker folgt ihm bald“.

Solche Probleme nicht bloß aufzuzeigen, sondern Wege durch sie hindurchzuweisen, ist die Absicht des vorliegenden Werkes des unseren Lesern wohlbekannten Kieler Theologieprofessors. Man glaube nicht, daß es nur eine Sache für Theologen sei. Bei seinem tiefen Erfassen der Probleme und doch voll sprudelnder Lebhaftigkeit, zuweilen mit Witz und Sarkasmus, ist es jedem zu empfehlen, wenn er nur zu den „besinnlichen Leuten“ gehört. Jungen, suchenden Theologen aber kann das Werk geradezu eine Befreiung bedeuten.

Mehr fachmännische Abschnitte wie: „Gemeindepredigt und Evangelisation“, „Thematische Predigt und Bibelstunde“ wechseln mit allgemein interessierenden. Zu diesen gehört vor allem der wirklich feine Abschnitt: „Langweilige und interessante Predigten“. B. geht aus von der veränderten Bildungslage unserer Zeit. Fortbildungsschule und Presse haben das geistige Niveau gehoben, der Gaumen der Hörer ist viel anspruchsvoller geworden. Die Predigt dagegen hat ihr altfränkisches Wesen mehr oder weniger behalten.

„Da kommt dann die Rede zustande: Man liest doch eigentlich besser ein gutes Buch zu Hause, wo man es sich auch nach seinem subjektiven Bedürfnis aussuchen kann. Man liest ein Stück aus Hiltys Glück oder eine Andacht von Naumann oder Peabody — die sind auch so vorteilhaft kurz —; man liest in Robertsons und Kingsleys Predigten, in Ruskins oder Emersons Essays, da und dort auch Kierkegaard. Und das ist wirklich meist gewinnreicher, als sich in die ausgefahrenen Geleise der Lithurgie und Predigt über die alten Perikopen hineinzuzwängen.“ Die einzelnen Winke, „wie man vielleicht zu interessanten Predigten kommt“, möge man an Ort und Stelle nachlesen. Nur zwei Proben, die Stil und Inhalt illustrieren mögen:

„4. Interessante Predigten sind heutigentags sozial. Wen die soziale Frage noch nicht angefaßt, wen das große Fragezeichen, das in dem Begriff, Menge „Masse“ steckt, noch nicht beunruhigt hat, der ist noch nicht reif, dem heutigen Geschlecht zu predigen. Heute gilt's, den einzelnen im Netz der Gesamtbeziehungen zu fassen. Sein Leben und Werden ist verwoben in das Leben und Werden der modernen Gesellschaft. . . . Aber der Sinn fürs Ganze fehlt noch, es wird noch ebenso individuell, individualistisch gesprochen und die sündige Seele ausgescholten, als ob man gar nichts erfahren hätte von der Einwirkung, die die Gesamtbildung auf die einzelnen wie auf die Gesamtheit ausübt. Wenn man in die Predigten hineinhorcht, wo findet man da eine Berücksichtigung dessen, daß unser Volk wesentlich in Gruppen und Ständen gegliedert lebt, und daß es für die Auffassung von Recht und Unrecht eine gesonderte Standesmoral gibt, und daß der einzelne nicht herauskann aus der Standeshaut, in die er hineingesetzt ist. Wenn man derartige, so unendlich einfache Dinge in einer Predigt berücksichtigt sieht, so findet man sie sofort interessant. Derartige Betrachtungen, auch über politische Moral — die Aufsätze und Reden von Treitschke, Sybel und Rümelin sollen keinem Theologen unbekannt bleiben — sind jedem historisch gebildeten Menschen ein Bedürfnis.“

Dann ein Wort über schwierige Probleme des religiösen Denkens: „Wer hat gesiegt in Südafrika? das Recht? die gute Sache? der fromme Glaube? Richtet der Erfolg? Ist Gott zu rechtfertigen aus der Geschichte? Wer hat über die Sachsen gesiegt? Wohl kaum die innere Kraft inneren Lebens; war's nicht die brutale Gewalt? Wo ist Gottes Gerechtigkeit in der Weltgeschichte? Wenn über diese Dinge geredet wird, sollen die Schwierigkeiten genannt und nicht abgestumpft werden. Gemeinhin führen wir mit Hilfe von Schriftzitaten die Zuhörer gerade über die Klippen hin; die Frommen aus der Gemeinde merken sie nicht, weil die Schrift sie sicher macht; dann kommt der geistliche Schlaf über sie. Die Welt ist voll solcher Schwierigkeiten, die es schwer machen, an eine gütige und gerechte Weltordnung zu glauben: wer es nicht fertig bringt, der ist nicht zu verurteilen, sondern man hat ihm zu begegnen aus dem Ton: „Dennoch halte ich stets an dir!“

Obwohl der Verfasser auf die wenig schulmäßige Form seiner Arbeit besonders aufmerksam macht, ist doch der Abschnitt „Biblisches und modernes Bewußtsein“ von großer prinzipieller Geschlossenheit. Wir möchten hier nur den einen Punkt herausheben, daß dem modernen Menschen der Respekt vor dem kausalen Zusammenhang alles Geschehens eine Gewissenssache ist. Wem Gott nicht ein Gott der Willkür, sondern der vollkommenen Gesetzmäßigkeit ist, der negiert das Allmachtswunder nicht mit schlechtem Gewissen, sondern um des Gewissens willen im Interesse der Religion.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

„Ordnung und stete Gesetzlichkeit der natürlichen und geschichtlichen Entwickelung spielt keinerlei Rolle im Denken und Empfinden Jesu oder der Apostel. Uns aber, uns Modernen, ist diese Ordnung des Geschehens, ihre Anerkennung und Eruierung einfach eine Gewissenssache; uns ist es nicht genug, die Wunder, die in der Schrift begegnen, nicht mehr zu betrachten als contra naturam gerichtet, etwa als Spuren einer höheren Naturordnung, uns ist es Pflicht, sie geradezu zu leugnen, soweit sie nicht physiologisch-psychologische Erklärungen oder Vermutungen zulassen, weil sie uns den kategorischen Imperativ des Respekts vor der Gesetzmäßigkeit des Natur- und geschichtlichen Geschehens zerstören. Es versteht sich für den modernen Menschen, modernen Naturforscher, einerlei ob er Häckel oder Weißmann oder Reinke heiße, von selbst, daß er die kausalen Zusammenhänge des Naturgeschehens, der Entstehung der Arten usw. nicht von außen durchbrochen denken kann."

Bei dieser Stellung ergeben sich den vorhandenen Texten gegenüber Schwierigkeiten. Wie diese ohne Unehrlichkeit zu überwinden sind, damit beschäftigen sich der genannte Abschnitt, sowie der letzte: „Die Festtatsachen und was an ihnen fest bleibt."

Es glaubt mancher Gebildete, der mitten drin steht in seiner praktischen Arbeit, mag er Mediziner sein, oder Jurist, oder Politiker, er sei fertig mit diesen doch mehr spekulativen Dingen, und in Wahrheit ist er doch nicht fertig damit; oder er glaubt, er habe kein Interesse dafür. Ja, das Interesse kommt ganz von selbst, wenn die Fragen in der richtigen Art angefaßt werden, nämlich nicht vom alten, kirchlichen Standpunkt aus mit all den Voraussetzungen, die der moderne Mensch nicht vollziehen kann, sondern auf voraussetzungslose und natürliche Weise. Und gerade das ist bei Baumgartens Buch der Fall. **Hermann Weinheimer.**

Aus dem Vogelsberg

Wanderbilder von **Paul Haag** (Frankfurt a. M.).

I.

20 Jahre sind's jetzt ungefähr, da wanderte nach langer Krankheit ein Handwerksmann aus der hochsommerlich durchglühten Frankfurter Altstadt ins Land hinaus, um wieder körperlich und seelisch in die Höhe zu kommen. Das Ziel war ungewiß, das Geld knapp. Erholungsheime und Waldkolonien für Unbemittelte gab's damals noch nicht. Also, hilf dir selbst, dann hilft dir Gott! Zunächst wird ein Urlaub herausgeschunden. Dann aber wohin?

Indes, man ist nicht umsonst als halbflügges Bürschchen auf der Walze gewesen und dann drei Jahre in der Kaserne. An einem schönen Augustmorgen geht's los, Ausrüstung halb Tourist, halb Kunde. Mit dem Glockenschlag fünf über die noch verödete Zeil durch die von stadtwärts strebenden Arbeitern und Fuhrwerken belebte endlose Bergerstraße. Dann auf dem Bornheimer Berg kurze Rückschau nach der Mainstadt, über deren Häusermassen schon die Sonne ihren Dunstschleier webt. Vom Domturm dröhnt herüber der schwere Schlag der sechsten Stunde durch das melodische Gewirr der übrigen Uhren, Fabriksignale pfeifen die Massen zum eintönigen Tagewerk in dumpfen Räumen. Hier draußen aber ist Morgenluft und Freiheit!

Das erste Dorf. Alles schon auf dem Feld, ein Händler hält vor einem stattlichen Hof, an der Schmiede beschlagen rußige Männer ohne Eile einen Gaul. Der Weg steigt. Mählich versinken Stadttürme und Schornsteine des industriellen Maintals. Auf alter Römerstraße den Höhenzug zwischen Main und Nidda im Sonnenbrand weiter durch breite, gelbe Kornflächen, in denen die Schnitter wie dunkle Pünktchen stehen; ringsum dehnt sich die fruchtbare, von tiefblauen Spessart- und Taunusbergen umrahmte Wetterau aus. Zur Mittagszeit Einkehr im Dorfwirtshaus bei einem von Fliegen stark begehrten Eierkuchen; die aufs Feld gehenden Mäher lassen sich die großen „Puddel" mit Schnaps füllen, „gut for die Hitz", widerlegen sie den zweifelnden Hygieniker. Nach der Mittagsrast in einsamem Gehölz winkt beim Weitermarsch inmitten hügeliger Felder wohlerhalten mit Turm und Graben die alte Ronneburg, einst die Zuflucht des mit seinem Pietistenhäuflein in Sachsen mißliebig gewordenen Grafen Zinzendorf. Erinnerungen und Betrachtungen wandern mit das Tal hinab. Die hinter Waldhügeln versinkende Abendsonne überleuchtet die verlassene Burg mit rosigem Schimmer, Sterne blitzen auf und die Lichter des alten, mit Stadtmauer, Tortürmen und Herrenschloß gesegneten Städtchens Büdingen schimmern durchs Dunkel. —

Der andere Tag sieht den Kulturflüchtling in den weltabgeschiedenen Tälern des Vogelsberges. Hier, in Wald und Wiesen und auf den aussichtsreichen, vom Bergwind bestrichenen Weideflächen, unter urwüchsigem Volk, findet er den erfrischenden Gegensatz zum aufreibenden Drängen und Treiben der Großstadt. Nach verschiedenem Hin- und Hersuchen erhält er bei einer kleinen Familie in einem sauberen Wirtshäuschen Aufnahme für längere Zeit. Im luftigen, hellen Saal, der zur Zeit leer steht, bezieht er Quartier.

Bald aber gehört der in das stille Tal Hereingeschneite mit zur Familie. Er ißt mit am Tisch die einfache, beinahe ganz fleischlose Bauernkost und hilft nach Kräften auf Wiesen und Feld, von den Jungen anfänglich ausgelacht, von dem alten Wirt aber geduldig angeleitet. Mit etwas Energie lernt sich sogar das Dreschen in der Scheuer an sonst unerträglichen Regentagen, wenn auch in der ersten Zeit die Knochen schmerzen wie zur Rekrutenzeit vom langsamen Schritt und von den Griffen im Kasernenhof.

Mittlerweile kann die Außenwelt, von der nur der täglich einmal erscheinende Briefbote hie und da Kunde bringt, tun, was sie will, und die Lektüre des Kreisblattes, der einzig erreichbaren Tagesliteratur, ist ein wahres Sanatorium für die Nerven. Aber etwas anderes fesselt allmählich das eingeschlafene volkswirtschaftliche und politische Interesse. Die Besitzverteilung dieses entlegenen Weltwinkels. Beim Durchstreifen der riesigen standesherrlichen Forsten und der von den verarmten Bauern zusammengekauften großen Güter sieht und hört der Erholung und Frieden Suchende von Willkür der fürstlichen Beamten, und lernt das kärgliche Leben der vom Feudalbesitz bedrängten Kleinbauern und der zu Tagelöhnern gewordenen freien Bauern kennen. Das scheinbare ländliche Idyll verwandelt sich in eine Welt sozialer Rückständigkeit und Ungeheuerlichkeit.

Wochen vergehen im Flug und der Städter muß wieder zurück in die alten Verhältnisse. Die wackeren Wirtsleute überlassen es dem „Frankfurter Mann", der so brav mitgeschafft hat, ob er überhaupt noch etwas hinzuzahlen will. Zum Abschied führt der Alte den Gast vor den Spiegel. Das braune, kräftige Männergesicht gleicht kaum mehr dem mageren, blassen Zugereisten. Die Vogelsberger Kur hat gut angeschlagen. Mit einer Fülle neuer Eindrücke kehrt der körperlich und seelisch Gesundete wieder in den aufreibenden Bannkreis der Stadt.

II.

Sonntagmorgen. Im mauerumschlossenen Friedhof erhebt sich die alte Dorfkirche, außen schmucklos, im Innern belebt durch die längs der Empore und über dem schlichten Altar aufgehängten Kränze der Konfirmanden, noch vom letzten Jahre her. In den Bänken vorn braune, arbeitsgewohnte Frauen und Mädchen, die Jüngeren in helleren Farben, die Älteren in dunklen Wollkleidern und Kopftüchern in halbstädtischem Schnitt. Hinten im Schiff die Männer in langen, schwarzen Tuchröcken, die braunen, faltigen Gesichter sauber rasiert; längs der Seitenwände die Schulkinder, auf der Empore einige jüngere Männer und Burschen. Die alte bresthafte Orgel fängt an, der Lehrer tut seine Schuldigkeit, so gut er kann. Schleppend und wenig zielsicher fällt der Gesang der Gemeinde ein. Vor dem Altar erscheint ein noch jugendlicher, robuster Mann im protestantischen Predigerkleid; er spricht mit breiter, dröhnender Stimme ein Gebet und verliest das Evangelium. Dann gibt er, nach nochmaligem Gemeindegesang, von der Kanzel seine säuberlich in drei Teile zerlegten Betrachtungen über die Sonntagsepistel. Während die Predigt durch den Raum schallt, sitzt die Jugend unter dem Auge des Lehrers geduldig mit niedergeschlagenen Augen da; die Lebhafteren machen von Zeit zu Zeit ungeduldige Bewegungen, schauen neugierig herum, besinnen sich aber rasch und halten aus auf der Marterbank. Von den wenigen jungen Burschen blickt ein Teil nach den zahlreichen, sittsam sich gebarenden Jungfrauen. Die Alten suchen mit hellen Augen der Predigt zu folgen, mehrere sind eingenickt. Durch ein offenes Fenster, durch das grüne Berge hereinschauen, ist ein Falter hereingeflogen, er schwirrt, von Kinderaugen verfolgt, über die Gemeinde, findet den Ausgang nach Licht und Freiheit nicht mehr und läßt sich endlich ergeben auf einen Vorsprung über der Kanzel nieder.

Digitized by Google

Weiter geht die Stimme des Predigers. Was er sagt, ist der dogmatischen Form entkleidet, für alle ohne Unterschied beherzigenswert. Die Gleichnisse und Sprüche, der unveränderlichen Natur und dem Leben des konservativsten Berufs, des Landmanns, entnommen, stehen nicht im Gegensatz zu seinem Tun und Treiben, wie in der Stadt, wo der Strom des Lebens unberührt an den alten Überlieferungen vorüberrauscht. Das Wort der frohen Botschaft klingt da außen, zwischen einfachen, geraden Menschen, wärmer und vertrauter als in den prunkenden Domen der Stadt.

Die alte Glocke mit dem hellen Ton ruft ins Land, und wir treten in den lachenden, sonigen Morgen hinaus.

(Fortsetzung folgt).

Kunst

Karikaturen. Man kann nicht sagen, daß die deutsche Karikatur unserer Tage, vom Simplizissimus und gelegentlichen Sachen der Jugend abgesehen, auf einem sehr hohen künstlerischen Niveau steht. Es gibt eine ganze Reihe tüchtiger und auch witziger Illustratoren, aber was sie fertigen, ist meist durchschnittliche Tagesjournalistik: geschickt und gefällig. Das ist aber auch alles. Ein Bemühen um künstlerischen Ausdruck findet sich nur selten. Man braucht bloß die Bebel und Bülow, die Stadthagen und Posadowsky anzusehen, die in den Witzblättern zu einer Formel, einem Symbol erstarrt sind, nicht unähnlich den alten Heiligen und Aposteln, bei denen die allegorische Zugabe meist das Wichtigste war. Es ist das zweifellose Verdienst von Olaf Gulbranssson, daß er die Karikatur, sofern sie sich mit dem Porträt befaßt, aus dieser Sphäre der Formeln und der gewaltsamen Verzeichnungen heraushob. Als er vor vielleicht anderthalb Jahren im Simplizissimus auftauchte, verblüffte er förmlich durch die reinliche Sicherheit und noch mehr durch die völlige Ahnenlosigkeit seines Striches. Als ein ganz Eigener und Fertiger trat er auf den Plan. Albert Langen vereinigt jetzt 32 seiner Blätter zu einem schönen Band, dem hoffentlich noch mehr folgen (Berühmte Zeitgenossen, 4 Mk.). Worin liegt die Bedeutung des Künstlers? Zunächst in der Technik. Sein fast ausschließliches Werkzeug ist die einfache Linie, Schatten, Tönungen braucht er nicht oder nur selten. Dieser Linie sieht man's an, daß sie mit fleißiger, ruhiger Berechnung gezogen ist. Gulbranssson hat nicht die genialen, wahllosen Striche wie vielleicht Wilhelm Busch, sondern er überlegt sich, wie seine Linien den Raum beleben, den Menschen charakterisieren. Dabei leitet ihn ein vollendeter Geschmack. Wichtiger ist der künstlerische Gehalt seiner Arbeiten. Die frühere Karikatur begnügte sich damit, das Charakteristische der äußeren Erscheinung, etwaige Anormalitäten, zu betonen, zu übertreiben, lächerlich zu machen. Darauf verzichtet Gulbranssson meist. Er karikiert nicht die Erscheinung des Menschen, sondern seine Seele, seine Persönlichkeit. Dem Wort „Karikieren" fehlt dafür die richtige Nuance. Er geht hin und demaskiert mit seiner Feder die Menschen. Nicht völlig. Auf dem Weg vom Erhabenen zum Lächerlichen bleibt er in der Mitte stehen, beim Lachen. So wirken die wenigsten seiner Bilder scharf oder verletzend. Er gibt seinen Leuten eine charakteristische Pose, aber seine Feder ist boshaft und spielt mit dieser Pose. Sie zieht an dem Heldenmantel, ob er nicht einen Aufschneider oder Schwächling deckt. Sie lächelt über die Würde, indem sie recht würdig ist, über die Milde, indem sie recht weich ist. Sie pointiert nicht die Erscheinung, sondern das innere Wesen, und nicht den Künstler oder Dichter, sondern den Menschen. Es ist außerordentlich genußreich, zu folgen, wie Gulbranssson dazu Körper, Kleidung, Raum benützt. Wir denken an den kleinen Halbe, an Gorki, Ibsen, Nansen. Welch herrliches Linienspiel ist das Bild der Duse. Eugen Richter als schwermütiger Kleinbürger. Und die anderen. Weil jedes dieser Bilder so voll individuellem Leben steckt, werden sie nie langweilig. Während ich sie jetzt zum so und sovielten Male überblättere, weiß ich nicht, was größer an ihnen ist und mehr des Bewunderns wert: die geistreiche, fröhliche Auffassung der Persönlichkeiten oder die kühne Einfachheit der Zeichnung. **J.**

Allerlei

Stürmische Fahrt. Das Wasser gluckst um die schwarzen, schweren Balken der Brücke, und die Wellen kommen in langen, hüpfenden, stürzenden Kämmen zum Ufer gezogen. Ins Boot hinein und das Segel hochgezogen. So. Und jetzt hinaus. Der erste Windstoß packt das Tuch und bläht es weit auf. Kreuzen gegen den Wind. Das Boot legt sich ganz schief, daß das Wasser bisweilen über Bord schlägt. So kommen wir rasch vom Ufer weg. Und nun geht's los. Der Wind prasselt in dem großen Segel, die Wellen sinken und steigen und steigen und sinken, Berge und Täler, und unser Boot tanzt und hüpft und hebt sich und neigt sich und da die erste Ladung — Pfui Kuckuck. Der Hut vom Kopf gerissen wirbelt draußen und Gesicht und Kleidung triefen vom Wasser. Und nun so weiter in dem Tempo — — je flotter die Fahrt, desto stärker brechen sich die Wellen an den Planken des Schiff's und Flut auf Flut überfällt uns. Immer stärker. Der Kragen welkt zusammen und das Wasser rieselt aufs angenehmste über die Brust. Im Kielraum des Bootes schaukelt bereits ein stattlicher See. Frisch weiter. Wenn der Wind in den Haaren zerrt und die Hand das Steuer umkrampft, wachen die törichtsten und schönsten Wikinggefühle der Knabenzeit auf. Hohe fröhliche Fahrt. Ein anderes Boot wird frei gemacht und an seinem Springen und Neigen verfolgen wir unser eigenes tolles und nasses Los. Ganz draußen ist's ruhiger. Wir stellen unser Boot in den Wind. Und nun merken wir auf einmal, wie schön es ist. Himmel und Luft zittern in zartem feuchten Grau. Ein paar feine Wolkenlinien zeichnen den Horizont. Beim Strande ducken sich die singenden, blaugrünen Binsen unter den Stößen des Windes. An den Uferhügeln hinauf stehen schlanke, zartrote Kiefernstämme wie Säulen, und durch das groteske Gewirr ihrer Arme und Äste webt ein verschleiertes Blau. Aber wie herrlich und reich an Schönheiten und Farben ist das Wasser! Mit keinem Element ist die Schönheit so untrennbar verknüpft. Welche Linien, Töne, Bewegungen, Lösungen! Ein Grau spielt ins Grün und ein Grün spielt weiter ins Weiß. Perlen tanzen. Ein Strudel. Und von der Ferne kommen unzählbare Wellen auf Wellen in stürzenden Kämmen. Sieh, wie die Wasser der Ferne leuchten in zartester Stärke, in einer Farbe, die das Auge nicht recht begreift. Ganz kurz draußen einmal Sonne auf einem Stück Wasser — das glänzt und lacht und blitzt. Dann wieder vorbei. Eine Bö, ein Wassersturz. Brrr. Aber nun kommt der Wind von hinten und treibt uns auf leichten sprühenden Rädern über die Fläche. Hei, das läuft. Ein Kanal zwischen Binsen durch, Sand und Land. Die Kleider hängen schwer und ekelhaft feucht am Leib. Jetzt einen sehr steifen Grog. — Soo.

J.

Leben und Bücher. Der Umgang mit Menschen schleift uns ab zu den Formen, die am verbreitetsten sind, und das anerkannte Gepräge macht uns zu einem gangbaren Menschen; der Lehrling der Bücher jedoch nimmt in der Gesellschaft eine ähnliche Stellung ein wie der Wilde, dessen unmittelbare Art ihm oft eigen ist. Aus Büchern kann man viel Gutes lernen, nicht aber das Gute, die Menschen zu behandeln zu wissen. Man kann Böses aus Büchern lernen, nicht aber die Bosheit, mit der die Erfahrung vertraut ist und die sie sich so oft und so gut zunutze zu machen weiß. Umgang mit Büchern kann eines Menschen geistige Gesundheit vernichten und einen zahlungsunfähigen Narren aus ihm machen, die Unzuverlässigkeit jedoch, die sich praktisch anwenden läßt, geben die Bücher nicht. Bücher können schlechte Gesellschaft sein, die man vermeiden sollte, aber sie machen kein Hehl aus den Dingen; ohne Trug bringen sie vor, was sie mitzuteilen haben. Vielleicht verschließen sie eines Menschen Sinn für vieles, was man wohl gebrauchen könnte, aber sie lehren einen nicht die Stimmungen hinter Schloß und Riegel legen. Sie gewöhnen ihre Leute daran, offen heraus zu reden. Es wird kein Diplomat aus einem, wenn er viel Verkehr mit Büchern pflegt; eher machen sie aufrichtig, wie das Zusammenleben mit Naturmenschen. Der Mann der Bücher ist ein kultivierter Wilder, dessen Hemmung darin liegt, daß er ein wuchtiges und feingekräuseltes Gehirn besitzt, das ihm nimmer erlaubt, auf Eingebung hin zu handeln.

Darum ist den Leuten seltsam zumute gegenüber demjenigen, der aus dem Urwald der Bücher herkommt. Sie wissen nicht, ob er kälter oder heißer ist als andere, aber weder seine Kälte noch seine Hitze ist von der gleichen Natur wie ihre eigene Kälte und Hitze. Die meisten kommen darin überein, ihn kalt zu nennen, indem sie nicht begreifen, daß der Brand seiner Seele an einer anderen Stelle sitzt als bei ihnen selbst. Jener hat den größten Teil seiner Lebenswärme in seinem Gehirn gesammelt, wo es vielleicht ebenso heiß ist wie im Blute dieser. Während aber die Wärme dieser Handlungen erzeugt, werden im Gehirn jenes von der Wärme Gedanken erzeugt.

Wer kann entscheiden, was wärmer ist: Gedanke oder Handlung?

Emil Ziertz.

Briefkasten

A. B. in Weimar. Ein solches Buch, das die wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Entwickelungen Deutschlands in den letzten Jahrzehnten in den ursächlichen Zusammenhängen erfaßt, gibt es unseres Wissens heute noch nicht. Einiges von dem, was Sie wünschen, steht wohl in Sombarts „Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert"; lesen Sie auch in Lamprecht nach.

R. in Breslau. Das genannte Buch ist in den „Münchener volkswirtschaftlichen Studien," herausgegeben von L. Brentano und W. Lotz, erschienen. Verlegt bei Cotta in Stuttgart.

Dr. M. in W. Diese Leute arbeiten nach dem bewährten Satz: Audacter calumniare .... Es ist absolut notwendig, ihre Machenschaften genau zu verfolgen. Im übrigen Dank und Gruß.

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

NUMMER 30

Die Hilfe

Sonntag, den 30. Juli 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Rußland sucht Geld — Das Attentat in Konstantinopel — Polnische Fortschritte — Vergrößerung der Linienschiffe — Fürth-Erlangen — Reichssteuerreform — Die württembergische Verfassungsrevision — Stummsche Tradition) — **Naumann:** Der Kaiser und der Zar — **Dr. Eugen Katz:** Was lehrt die bayerische Landtagswahl? — **Rudolf Springer:** Die österreich-ungarische Krise und die deutsche Nation — Eingabe des Nationalsozialen Vereins Dresden an den sächsischen Justizminister — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — Briefkasten — **Gottfried Traub:** Wunder — **Dr. Robert Drill:** Reform der sexuellen Ethik. (Schluß). — **Theodor Heuß:** Heimatschutz — **Paul Haag:** Aus dem Vogelsberg — Allerlei.

Politische Notizen

Rußland sucht Geld. Der russische Minister Witte hat auf seiner Friedensreise in Berlin mit dem Vertreter der großen Geldfirma Mendelssohn verhandelt und bespricht sich jetzt mit den Pariser Bankiers, auch sollen beim Reichskanzler in Norderney Besprechungen über Gestattung einer neuen russischen Anleihe in Deutschland stattgefunden haben. Es ist auffällig, wie gut sich die russischen Finanzen bis heute halten. Bernhard macht in einem bei Reimer erschienenen Heft „Armes reiches Rußland" darauf aufmerksam, daß die vierprozentige russische Staatsrente seit Ausbruch des Krieges nur um 12 pCt. gefallen ist, während die französischen Renten im Jahre 1870/71 um 30 pCt. und die englischen Staatsanleihen während des Burenkrieges um 25 pCt. fielen. Dieses günstige Ergebnis beruht nach Bernhards Darlegungen auf einer beständigen betrügerischen Verschleierung der Wahrheit durch die russischen Staatsbankberichte. Unsere Leser wissen, daß Dr. Rohrbach schon vor Jahren unermüdlich dasselbe gesagt hat. Damals haben Rohrbachs Warnungen wenig geholfen und jetzt werden Bernhards Rufe ungehört verhallen, denn das Kapital ist nicht so schlau und vorsichtig wie es oft dargestellt wird. Es leidet an der Verlogenheit seiner eigenen Presse, die es den Geldanlegern nicht sagt, was die russischen Prospekte in Wirklichkeit wert sind. Wir werden mit Frankreich zusammen der Gläubigerstaat Rußlands werden, sind es teilweise schon jetzt, und unsere Kapitalisten werden heulen und Gott und alle Welt verklagen, wenn Witte später einmal die russischen Finanzen saniert, das heißt den Gläubigern 50 pCt. oder 30 pCt. anbietet. Ob das Witte im Auftrag des Zaren oder der Revolution tun wird, läßt sich heute nicht vorher sagen. Es gibt aber gute Kenner dieses klügsten Ministers Rußlands, die behaupten, er habe sich deshalb ins Ausland schicken lassen, um fern vom Qualm der Bomben abzuwarten, ob sich das Zarentum werde halten können. Diese Vermutung ist an sich nicht unwahrscheinlich und könnte durch eine etwaige Verlängerung der Friedensverhandlungen nur gestützt werden.

Das Attentat in Konstantinopel. Die anarchistische Politik greift von Rußland nach der Türkei über. Der Sultan, dessen Leben so wie so seinem Ende entgegengeht, entrann nur eben der Vernichtung und ein Blutbad ergoß sich um die Mauern seiner zierlichen Prachtmoscheen. Ob es ein Armenier war, der die Bombe warf, oder wer es sonst war, läßt sich bis heute nicht sagen und wird vielleicht niemals aufgeklärt werden. Die Türken werden irgend jemanden bestrafen; ob den Richtigen, kommt bei der orientalischen Strafauffassung nicht so sehr in Betracht als bei der unserigen. Damit aber ist die Sache nicht erledigt, nämlich, daß der Sultan oder sein Nachfolger noch umgitterter leben müssen und deshalb von den Stimmungen der Außenwelt nichts Selbständiges wissen können. Ein Sultan, der abendländisch lebt und regiert, wird von den Altgläubigen getötet, und ein Sultan, der altgläubig regiert, muß bewacht werden als sei er Kaiser von Rußland, — sein Regieren erschöpft sich im Abwehren staatsgefährlicher Anschläge. Damit aber häuft sich überall die Unzufriedenheit und der wirtschaftliche Mangel. Auch Mazedonien gilt für unruhig. Wann aber hätte es in heißen Sommertagen nicht für unruhig gegolten?

Polnische Fortschritte. Ein Zeichen für die wachsende Selbständigkeit der russischen Polen ist der einmütige Beschluß sämtlicher Angestellten der Warschau-Wiener Bahn, die polnische Sprache als Dienstsprache zu benutzen. Falls man sie daran hindern sollte, wollen sie die Arbeit niederlegen. Hier tritt der Streik offen in den Dienst der politischen Propaganda des Großpolentums. Auch die Österreicher werden sich dieses Ereignis sehr zu überlegen alle Veranlassung haben.

Vergrößerung der Linienschiffe. In sehr bemerkenswerter Weise tritt das „Berliner Tageblatt" für Vergrößerung unserer Linienschiffe ein, da unsere größten Schiffe längst nicht mehr neueste Größe sind. Der Krieg in Ostasien habe bewiesen, daß die artilleristische Beherrschung weiter Flächen das entscheidende sei und daß die größten Schiffe vor Torpedos und Minen sicherer seien als kleinere Formen. In derselben Richtung schreibt das Flottenjahrbuch „Nautikus", daß nur das schwere panzerbrechende Geschütz des stark befestigten großen Linienschiffes Kriege günstig entscheiden können. Und das Militärwochenblatt sagt:

„Auf Grund der Kriegserfahrungen im fernen Osten und der heimischen Gedankenarbeit scheint man zu dem Entschluß gekommen zu sein, unseren Linienschiffen, die im Laufe der Zeit von der Sachsenklasse (1877 bis 1880) mit 7370 Tonnen Deplacement sich bis zu 13 200 Tonnen entwickelt hatten, ein noch größeres Deplacement zu geben. Dem Vernehmen nach wird man sich zu 16 000 Tonnen entschließen."

Auch 16 000 Tonnen sind kleiner als die neuesten englischen Formen. Wo die richtige Größe liegt, kann natürlich nur der Fachmann beurteilen, Volksinteresse aber ist, daß wir die besten Schiffe bekommen, die es gibt. Wir können keine große Flotte im Stil der englischen Flotte haben, aber daß unsere Flotte in ihrer relativen Kleinheit absolut gut und zeitgemäß sei, müssen wir verlangen und bereit sein, dafür Opfer zu bringen.

Fürth-Erlangen. Seit langer Zeit zum erstenmal wieder hat die Sozialdemokratie bei einer Reichstagsersatzwahl einen Gewinn an Wählern zu verzeichnen. Sie ist von 12 031 Stimmen im Jahre 1903 jetzt auf 14 106 gestiegen und hat damit sogar ihre Stichwahlziffer von 1903 (13 553 Stimmen) um 500 überholt. Freilich, einen Sieg hat ihr ihr Wachstum nicht eingebracht. Ist ihr doch der freisinnige Volksparteiler Barbeck immer noch um 500 Stimmen voraus. Die Scharte von 1903 ist also noch nicht ausgewetzt. Denn damals ging der 1898 mit 12 833 gegen 9554 Stimmen glänzend eroberte Wahlkreis wieder verloren. Immerhin

Digitized by Google

kann der sozialdemokratische Kandidat, der sehr maßvolle Arbeitersekretär Segitz, das Verdienst um seine Partei in Anspruch nehmen, daß er nach einer Reihe höchst blamabler Wahlen — man denke nur z. B. an die letzte Niederlage, die in Oberbarnim! — endlich wieder zu einer etwas hoffnungsvolleren Stimmung in der Partei Anlaß gegeben hat. Nach zahllosen trüben Tagen zwar immer noch kein Sonnentag, aber doch wenigstens ein Sonnenstrahl! Der Sieg Barbecks ist übrigens nicht etwa ein Erfolg des Liberalismus, sondern lediglich ein solcher des Mischmasches. Nationalliberale, Konservative, Mittelständler — alles, was es an Reaktionären in dem Wahlkreis gab, trat mit Begeisterung gleich im ersten Wahlgang für Barbeck ein. Herr Barbeck gehört nämlich zu den unsozialsten Elementen in der freisinnigen Volkspartei. Seine Äußerungen gegen die Warenhäuser hätten jedem Redner der „Mittelstandsvereinigung" Ehre gemacht. Darum das eigenartige Schauspiel, in dem sonst so parteizerrissenen Wahlkreis, daß der Kandidat der freisinnigen Volkspartei gleichzeitig der der vereinigten Reaktion war.

Reichssteuerreform. Über die Pläne der deutschen Regierungskreise, neue Steuereinnahmen zu schaffen, sickert wieder einiges durch zur Öffentlichkeit. Die erste direkte Reichssteuer, die wir bekommen sollten, die Reichserbschaftssteuer, dürfte danach einen wenig geeigneten Anfang und keine besondere Empfehlung zur Neuordnung unseres Steuersystemes bilden: dadurch, daß Ehegatten und Deszendenten von vornherein ausgeschlossen werden, ist die Ertragsfähigkeit dieser Steuer natürlich derartig eingeschränkt, daß sie den Bedarf des Reiches nicht entfernt decken wird. Dafür sollen dann wieder die „Luxusartikel" des Volkes bluten, durch eine Brausteuerreform und eine Tabaksteuer. Die Biersteuer will man dadurch mundgerecht machen, daß sie eine Staffelung zugunsten der kleineren Betriebe bringt: aber es ist klar, daß eine solche die Großbrauereien nur noch mehr zur Ausdehnung ihres Absatzes zwingen und dadurch die Wirkung dieser „sozialpolitischen" Maßnahme sich selbst wieder aufheben wird. Über die geplante Tabaksteuer verlautet noch nichts, ob sie in der Form eines Monopols oder sonstwie kommen wird. Im allgemeinen scheinen sich jetzt die bundesstaatlichen Regierungen geeinigt zu haben: Herr v. Stengel ist in Ferien gegangen, um der Erholung zu pflegen. Der Reichstag wird sich gleich beim Anfang der nächsten Session mit dieser Vorlage zu beschäftigen haben und es ist zu wünschen, daß bald Bestimmteres über die Regierungspläne an die Öffentlichkeit kommt.

Die württembergische Verfassungsrevision, die ursprünglich noch in dieser Session hätte erledigt werden sollen, ist nun doch auf Oktober vertagt worden. Die Kommission hatte mit Hochdruck gearbeitet, um in den Regierungsentwurf ein paar kleine Verbesserungen und ein paar große Verschlechterungen hineinzubringen. Aber man verzichtete darauf, sie gleich im Plenum zu beraten, um sich nicht zu übereilen und vorher einen schriftlichen Bericht — entgegen dem früheren Beschluß — ausarbeiten zu lassen. Der wahre Grund war wohl, daß es um die Reform nicht zum besten steht und man wollte sich Zeit verschaffen, die Ritter zu gewinnen. Außerdem sind zwei Landtagssitze frei geworden, die man erst wieder ersetzen will, da bei der Abstimmung jeder Mann eine Bedeutung erhält. Die Ergebnisse der Kommission, die leider hinter geschlossenen Türen tagte, sind nicht gerade erfreulich. Für die Zweite Kammer willigte die Regierung in einen Ersatz der ausgeschiedenen Glieder, und zwar durch Einführung des Kreisproporzes (17 Vertreter). Daß man den Proporz an die vier Kreise gebunden und nicht auf das ganze Land ausgedehnt, ist eine seltene Kurzsichtigkeit, denn man hat dadurch die sicheren Zentrumsdomänen vermehrt und das Wachstum der Bevölkerung, bei dem der Neckarkreis weit vorangeht, wiederum vernachlässigt. Gleich bedenklich ist die Durchführung des romanischen Wahlverfahrens schon im ersten Wahlgang (1/2 der abgegebenen Stimmen genügt zum Sieg); Erfolg davon haben nur die Parteien mit den disziplinierten Wählermassen, Zentrum und Sozialdemokratie. Der geteilte und politisch nicht so zugkräftige Liberalismus wird das Nachsehen haben. Ob nach der allmählichen Entwickelung der Dinge diese vielbeachtete württembergische Verfassungsreform überhaupt eine Besserung der heutigen Zustände bringt, wird immer zweifelhafter.

Stummsche Tradition. Die nationalliberale Scharfmachergruppe, die in der Saarbrückener Handelskammer vereint ist und die sich des betriebsamen Herrn Dr. Alexander Tille als des berufenen Sozialpolitikers bedient, hat wieder einmal eine Probe ihrer sozialpolitischen — sagen wir einmal: Kaltblütigkeit gegeben. Während sich Wissenschaft, öffentliche Meinung, verständiges Unternehmertum darüber einig sind, daß Tarifvereinigungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer dem sozialen Frieden und Fortschritt dienen, ist man in dem Saarwinkel anderer Ansicht. Eine Anfrage des Trierer Regierungspräsidenten, ob Beschränkung der Lehrlingszahl in der Druckerei wünschenswert sei, benützt die Kammer zu folgendem Ausfall:

„Die Saarbrücker Handelskammer verurteilt Tarifabkommen, wie dasjenige der Setzer und Drucker mit den Druckereiunternehmern, aufs schärfste wegen ihrer gleichmacherischen Tendenzen."

Diese Tendenzen stehen „im Widerspruch zu der natürlichen Verschiedenheit menschlicher Leistungen". Gut gebrüllt, Löwe! Bloß daß es keinem Menschen einfällt, dieser schönen Theorie, vollends von solchem Munde verkündet, zu glauben. Diesen Herren paßt es einfach nicht, daß man anderswo und in anderen Gewerben dazu gekommen ist, die Arbeitnehmer beim Abschluß des Arbeitsvertrages als gleichberechtigte Kontrahenten zu behandeln, und sie halten sich nun für die geeignete Instanz, dem sozialpolitisch verseuchten Deutschland zu zeigen — ausgerechnet am Buchdruckertarif mit seiner Berücksichtigung der Einzelleistung —, daß es auch noch „gesunde" Anschauungen über solcherlei Dinge gibt. Danach ist es weiter nicht verwunderlich, wenn derselbe Bericht unbekümmert der lohndrückenden und — wie die Erfahrungen lehren — meist inhumanen Lehrlingszüchterei die Tore öffnen möchte. Daß man dabei sich ruhig liberal nennt und im Notfall auch die Fahne des alten Liberalismus zu schönen Wahlreden schwenkt, versteht sich bei vaterländischen und gebildeten Leuten.

Der Kaiser und der Zar

Es ist nichts als ein Gedankenbild, von dem wir jetzt reden. Wir denken, daß wir sie beide gesehen hätten, wie sie zusammen allein im hellen Salon oben auf dem Schiffe saßen, in großen weichen Korbstühlen am vorderen Fenster, dort, wo am besten die ganze silberne Unendlichkeit der See vor Augen liegt. Der Kammerdiener hat Zigarren und Zigaretten zurechtgelegt und mitten in der blinkenden Helligkeit ein Licht zwischen die Zigarren auf das kleine polierte Tischbrett gestellt und ist dann verschwunden. Der Kaiser bietet Zigaretten an und nimmt selbst nachdenklich und fast feierlich eine der großen Zigarren. Leise Rauchwolken ziehen durch den Sonnenglanz und beide schauen hinaus ins Meer.

Der Kaiser: Siehst du das kleine Schiff da draußen .... es wird ein Däne sein ... dort ist noch eins! .... sollen wir ein Fenster öffnen, wir sind auch dann allein?

Der Zar: Allein ist man nie!

Der Kaiser: Hier sind wir allein.

Der Zar: Ich muß mit dir reden; es ist so viel, das auf mir liegt, und ich brauche jemand, der nichts von mir will.

Der Kaiser: Woher weißt du, daß ich nichts von dir will? Vielleicht will ich sehr viel! Bülow hat eine ganze Mappe voll Sachen, die ich dir gelegentlich mitteilen soll. Doch also, sprich dich aus! Du weißt, daß unsere Großväter wie Brüder gewesen sind und Leid und Freud gemeinsam getragen haben.

Der Zar: Willst du mir offen sagen, was ihr über unsere Position denkt?

Der Kaiser: Wir verfolgen mit Teilnahme alle eure Schritte und hoffen, daß die jetzige Zeit der Prüfungen bald vorüber sei. Selbstverständlich haben wir nach wie vor nur Gefühle wärmster Freundschaft ...

Der Zar: Du willst nicht verstehen! Mir ist oft so bang, als ob alles unter und über mir zusammenbräche. Jetzt bin ich ja ruhig. Ich habe mir vorgenommen, nicht bewegt zu sein, aber wenn ich allein bin oder ich sehe die Kinder .... sage mir, was du tun würdest!

Der Kaiser: Frieden schließen und die Revolution bändigen!

Der Zar: Witte fährt hinüber. Der Frieden wird zwar viele Opfer kosten, der Krieg aber auch. Ich wollte, ich wäre da draußen — gestorben! Ich habe den Krieg nicht gewollt, ich nicht, er ist mir aufgenötigt worden durch ein Unrecht ohne Gleichen. Der Tag mit der Nachricht von der Flotte war entsetzlich. Und dann Kuropatkin! Und das geht nun Monat für Monat. Manchmal denke ich, es ist alles nicht wahr ....

Digitized by Google

Der Kaiser: Meine Hamburger pflegen als gute Kaufleute zu sagen: Der erste Schaden ist der beste, denn er ist der billigste. Ihr müßt Frieden machen, dann habt ihr die Hände frei!

Der Zar: Und was tun wir dann?

Der Kaiser: Das ist sehr einfach: Du stellst dir vor, du wärest Nikolaus I.! Weißt du, was der getan hätte?

Der Zar: Das weiß ich, aber ich weiß nicht, wie er es gemacht hätte. Immer denke ich an Ludwig von Frankreich. Das war auch ein Mann wie ich. Und damals war die Revolution weniger gemein als jetzt. Stelle dir vor: unseren Sergius! Und die anderen alle! Jetzt soll auch gegen den alten ehrwürdigen Pobjedonoszew etwas geschehen sein! O es ist unmenschlich, barbarisch, heidnisch! Eine solche Hölle hat es noch nicht gegeben.

Der Kaiser: Desto fester mußt du sein! Unerbittlich! Das habe ich mir vorgenommen dir zu sagen, daß erst alle Rebellion zerdrückt sein muß, ehe du auch nur in etwas nachgibst. Wenn du dich schwach zeigst, dann bist du verloren!

Der Zar: Ich bin aber schwach.

Der Kaiser: Wir sind alle Menschen, ein Fürst aber muß sich selbst vergessen können und lieber auf der Schanze sterben als nachgeben! Wenn er gezeigt hat, daß er Herr ist, dann soll er den Wünschen der Untertanen entgegenkommen, soweit es angebracht ist, aber nicht vorher. Wir stehen alle auf gefährlichem Posten und keiner weiß, wann es ihn trifft. Das ist nicht bloß in Rußland so. Komm laß uns brüderlich und tapfer sein!

Der Zar: Ich danke dir! . . . Ich werde es erwägen.

Da wurde es eine Weile still. Der Kaiser sah nachdenklich und sehr ernst durch das Fenster, als wollte er mit den Augen die zwei kleinen Wolken greifen, die ganz draußen über dem weißen Horizonte schwammen. Der Zar aber sah vor sich in den Salon hinein, als hinge er an dem hellen Quadrat, das der Spiegel auf das Parkett warf. Schließlich sahen sich beide in die Augen.

Der Zar: Was macht ihr, wenn die Polen sich von mir lossagen?

Der Kaiser: Wir marschieren nach Warschau, um es dir wieder zu geben!

Der Zar: Tut ihr das für uns oder für euch?

Der Kaiser: Beides! Die Teilung Polens verbindet uns für alle Zeiten.

Der Zar: Und eure Soldaten? Was tun dann diese?

Der Kaiser: Sie werden marschieren.

Der Zar: Sie werden . . . . . ich weiß es nicht, ich glaube an gar nichts mehr in der Welt. Du weißt ja die Sachen von Odessa, du weißt sie . . . . .

Der Kaiser: Wünschest du noch eine Zigarette?

Der Zar: Nein, ich rauche wenig, ich danke.

Und wieder war es eine Zeitlang ruhig. Es schien, als ob der Zar getröstet wäre. Auch dieses Mal begann der Zar das neue Gespräch:

Der Zar: Welche Verfassung würdest du nach Bändigung der Revolution für angebracht halten?

Der Kaiser: Nach Bändigung der Revolution würde ich liberal sein.

Der Zar: Mir ist gesagt worden, die preußische Verfassung von 1816 sei geeignet für uns. Ich kenne sie nicht genau genug. Es waren ja wohl Provinzialstände, aber noch kein vereinigter Landtag.

Der Kaiser: Eine feste Regierung kann mit jeder Verfassung regieren.

Der Zar: Also auch mit einem revolutionären Wahlrecht?

Der Kaiser: Auch das, nur muß sie vorher gesiegt haben.

Der Zar: Und wenn ihr dazu die nötigen Männer fehlen?

Der Kaiser: Dann holt man sich die Männer aus irgend welchem Gouvernement. Es gibt sie, sie müssen nur gefunden werden!

Der Zar: Ich kenne so wenig Männer! Du ahnst ja nicht, wie verborgen ich lebe und was für Menschen es gibt. Oder du ahnst es! Was mich hält, ist die Pflicht, nicht die Hoffnung. Ich habe die Pflicht, das alte Rußland zu erhalten, so lange ich lebe.

Der Kaiser: Eine solche Pflicht gibt es nicht, es gibt für uns nur die Pflicht, die ererbte Macht zu erhalten. Alte Zustände kann niemand erhalten. Auch bei mir ist vieles anders geworden.

Der Zar: Ihr seid eben Westeuropäer und habt andere Gefühle in euch als wir! Rußland ist eine Welt für sich, und so müde ich von allem Elend bin, ich liebe diese Welt und möchte für sie sterben. Gebe ich das auf, dann bläst mich jeder Wind hinweg. Ich bleibe Russe und Gott wird Rußland schützen . . . . ich denke, er wird es.

Der Kaiser: Er möge dich schützen, dich und die deinen!

Der Zar: Ich danke dir.

Und beide erhoben sich langsam und der Kaiser öffnete das Fenster, da kam von draußen ein Hauch von der unendlichen Fläche, wie wenn die Ewigkeit die Worte verschlingen wollte, die hier gewechselt wurden. —

Naumann.

Was lehrt die bayerische Landtagswahl?

Der Wille des bayerischen Volkes hat einen Landtag geschaffen, der fast zu zwei Dritteln aus Klerikalen besteht. Es wäre ebenso unrichtig wie verfehlt, den Wahlausfall anderen Ursachen zuzuschreiben. Gewiß verdankt das Zentrum eine große Zahl seiner Mandate der sozialdemokratischen Unterstützung. Aber was ermöglichte denn den roten Schwabenstreich? Doch nur der Umstand, daß die bayerischen Arbeiter ihn mitmachten. Und sie haben ihn mitgemacht, bis in die kleinsten Provinznester hinein, mit einer Geschlossenheit, wie sie ihr Rufer in diesem Streite vielleicht nicht vorausahnte. Die Parole ihrer Führer wäre von den bayerischen Sozialdemokraten niemals in diesem Umfange befolgt worden, wäre sie nicht so volkstümlich gewesen. Der bayerische Liberalismus würde gegen seine eigenen Interessen handeln, wenn er sich verhehlen wollte, daß gerade seine ältere Führung dem Zentrum den Mantel der Freiheitsfreunde übergezogen hat. Indem sich die Liberalen, durch die Ablehnung des Wahlgesetzes und durch eine oft nicht einwandfreie Auffassung des Parlamentarismus, den Anschein von Feinden der Volksregierung gaben, verschafften sie dem Zentrum wie Herrn v. Vollmar die Parole, die beide brauchten.

Es gibt nicht wenige Leute, die gleichsam magnetisiert auf Herrn v. Feilitzsch starren, ob er morgen geht oder übermorgen. Wie lange der bayerische Minister des Innern noch im Amte bleibt, kann den Liberalen nunmehr sehr gleichgültig sein. Ein wirklich liberaler Minister kann sich heute in Bayern gar nicht halten. Die Zeiten, da der Liberalismus glaubte, sich mit Erfolg an die Regierung gegen den Landtag wenden zu können, sind vorüber. Das bayerische Zentrum wird nicht umhin können, von seiner jetzigen übergroßen Mehrheit einen energischen Gebrauch zu machen. Es wird seinen Einfluß auf die Beamtenschaft bis zu ihren höchsten Spitzen noch sehr vermehren. Einflüsse, die von Berlin kommen, dürften dem Zentrum kaum hinderlich sein. Der bayerische Liberalismus wird nicht viel Aussichten haben, wenn er um die Gunst der Regierung buhlt. Mehr als anderswo in Deutschland, ist in Bayern die Regierung darauf angewiesen, mit den starken Bataillonen zu marschieren. Diese aber wird der Liberalismus erst dann wieder bekommen, wenn er ein wirklicher Faktor des Volkslebens wird. Wir meinen, er ist fähig, es zu werden mit den Kräften und Ideen, die ihm dienstbar gemacht werden können. Wer nicht hoffen will, daß Bayern für alle Zeiten klerikal eingesargt bleibt, hat die Pflicht und Schuldigkeit, an diesem Ziele mitzuarbeiten. Es genügt nicht allein, daß der bayerische Liberalismus die politischen Fehler zukünftig vermeidet, die ihn auf den gegenwärtigen Stand der Dinge heruntergebracht haben. Er muß auch durch eifrigere Agitation dafür sorgen, daß man im ganzen Lande seine Stimme hört.

Das bayerische Volk: Das ist zu nicht geringem Teile die bayerische Sozialdemokratie. Wir haben seinerzeit bewiesen, wie die bayerische Sozialdemokratie, auf ihre eigenen Kräfte angewiesen, machtlos ist. Sie ist eben daran, durch ihre praktische Politik das Gleiche zu beweisen. Mit seltener Uneigennützigkeit hat sie — um den Preis eines Mandats! — das Zentrum derartig gestärkt, daß dieses jede Veranlassung verloren hat, gegenüber den Wünschen der sozialistischen Arbeiter Rücksicht zu üben. Sobald nun die bayerische

Digitized by Google

Sozialdemokratie dazu gezwungen wird, gegen das Zentrum schärfer Stellung zu nehmen — und das wird sie trotz ihrer Führung kaum vermeiden können —, erlebt Bayern eine belgische Zukunft. Es wird von der Kraft und der Ausbreitung der Liberalen abhängen, ob die Arbeiter Sklaven des Klerikalismus bleiben. Wir wissen, daß es selbst Abgeordnete der bayerischen Sozialdemokratie gibt, die sich über diese Zukunft sehr klar sind. Und mögen kleine Seelen über solche Gedanken, die dem Bild der Gegenwart allerdings nicht entsprechen, hundertmal spotten, so bleibt doch richtig, daß die bayerischen Arbeiter ohne den Liberalismus als Bundesgenossen gerade so machtlos sind, wie der Liberalismus ohne die Arbeiter. Wer nicht glauben kann, daß die Dummheit für alle Zeiten Siegerin bleiben wird, kann gar nicht daran zweifeln, daß unter der Not der Zeit diese natürlichen Bundesgenossen nicht vermeiden können, einander zu finden. Wird der bayerische Liberalismus im Sinne seines Nürnberger Programmes freiheitlich und sozial, so ist dies das geeignetste Mittel, die moralische Unterstützung zu gewinnen, die in diesem Wahlkampf das Zentrum von seiten der Sozialdemokratie gehabt hat.

Hinein ins Volk! Das ist die Parole, die jedem Freund des Wahlrechtes der Masse als selbstverständlich gilt. Hinein ins Volk! Das tönt als Lehre aus dem bayerischen Wahlergebnis allen denjenigen, die nicht politisch taub sind. Der bayerische Liberalismus zieht an Zahl zwar, aber nicht an Zuverlässigkeit geschwächt, in den neuen Landtag ein. Männer, wie Müller-Meiningen und Beyhl, bürgen für eine Verstärkung des Einflusses der entschiedenen Linken. Mögen die bayerischen Liberalen in ihrer Presse, ihrer parlamentarischen Vertretung und allen ihren Körperschaften sich darüber klar sein, daß sie von der Regierung und den feudalen Elementen nichts zu erwarten, von dem bayerischen Volke aber alles zu gewinnen haben. **Eugen Katz.**

Die österreich-ungarische Krise und die deutsche Nation.

Gewiß verfolgt der Deutsche im Reich die Nachrichten aus der Donaumonarchie mit regem Interesse und neben Marokko, neben Schweden und Norwegen beschäftigt ihn auch die Auflehnung der Magyaren gegen die überlieferte Reichseinheit und gegen die deutsche Armeesprache. Aber man vergleiche den Deutschen mit dem Franzosen; man stelle sich vor, in Frankreichs Nähe liege ein Staat von 19 Millionen Einwohnern wie Ungarn, das Offizierskorps dieses Staates sei französisch erzogen und dessen Heer französisch kommandiert und dem solle mit einem Male ein Ende gemacht werden: die ganze Bevölkerung Frankreichs würde sich der Frage mit aller Leidenschaft des Nationalgefühls bemächtigen! Von solcher Art ist die Teilnahme der Reichsdeutschen nicht — sie gleicht eher der kalten Neugier an fremden Wirren, mit denen man, Gott sei Dank, nichts zu schaffen hat. Oder stellt sich jemand jenseits von Bodenbach die Frage, ob diese deutsche Erziehung des Offizierskorps und diese deutsche Armeesprache in Österreich überhaupt eine deutsche Sache sei?

Nicht nur das Nationalgefühl der Deutschen im Reich scheint stumpf zu sein; verwunderlicher Weise reagiert der Deutsche in Österreich, dessen nationale Wachsamkeit ein jahrzehntelanger Kampf geschult hat, ebenso unentschieden auf diese Frage. Und auf den ersten Blick muß man gewiß darüber staunen, daß unsere Alldeutschen, die berufenen Wächter des Deutschtums in den südlichen Ostmarken, als das sie sich fühlen und gelten, den Magyaren nicht nur zwei Millionen ungarischer Deutscher, nicht nur das Offizierskorps und die Armeesprache bedingungslos preisgeben, sondern dieses begehrliche Volk noch mit zwei Königreichen und einem Herzogtum, mit Dalmatien, Galizien und der Bukowina, und mit der deutschen Universität Czernowitz aus freier Hand beschenken wollen. Der nationale Tugendwächter Georg Schönerer hat, wie man sieht, allezeit die Spendierhose an, und begeistert singt seine Gefolgschaft: „Das Vaterland muß kleiner sein!"

Woher diese Resignation?

Bei den Reichsdeutschen ist sie recht verständlich. Die organisierte deutsche Nation hat ihr erstes Recht, die auswärtige Politik, den preußischen Junkern in Kommission gegeben und, während in Frankreich Bürger und Arbeiter, Rouvier und Jaurès, miteinander die weltpolitischen Geschäfte ihres Volkes führen wie es einer mündigen Nation geziemt, wie es der Engländer, der Franzose, — was sag ich, der Magyare, der Norweger, der Serbe hält — hat die deutsche Nation als Nation noch nicht ihr unmittelbares Bürgerrecht in der Völkergemeinschaft erworben. Der deutsche Bürger ist politisch der begeisterte Hintersasse der Junker, und der deutsche Arbeiter wage es nicht, über den Kopf Bülows hinweg, mit Frankreich seinen Frieden zu machen, man wird es ihm polizeilich verbieten. Wir Deutsche, hüben und drüben, sind heute noch die unpolitische Nation, wie wir es immer waren, und werden sie bleiben, als die letzten, nachdem das russische Volk mündig geworden.

Und diese unpolitische Nation wird für Österreich-Ungarn nicht mehr aufbringen als das Interesse des Zeitungslesers, obwohl das Deutschtum durch tausend Jahre zu den Magyaren in wechselvollen politischen Beziehungen steht. Krieg und Friede, Sympathien und Antipathien, Bewunderung und Geringschätzung haben sich bei uns diesem Volke gegenüber oft und rasch abgelöst, nie aber haben wir seine Vorzüge und Schwächen, nie die Grenzen seiner Macht sachlich würdigen gelernt. Heute aber, wo bei den Reichsdeutschen eine einsichtslose Nichtachtung schon alles Österreichische trifft, ist man von einem objektiven, begründeten Urteil über das fernere Ungarn weiter denn je. Darum sei der Versuch gemacht, die historischen und heute wirkenden Tatsachen über Ungarns Verhältnis zu Österreich vorzuführen, auf Grund derer ein politisches Urteil erst möglich wird.

I. Der historische österreichische Staatsgedanke.

Die raison d'être eines Staates erst aufzeigen zu wollen, scheint ein überflüssiges Bemühen, seit der Gedanke des Nationalstaates allgemein anerkanntes Dogma geworden: Der Staat ist das Haus der Nation, ihre politische Verkörperung, das Instrument ihrer Macht.

Der Satz spricht der Donaumonarchie das Todesurteil, aber nicht ihr allein, auch der Schweiz, dem heutigen Rußland. Auf die Vergangenheit übertragen, negiert er die Geschichte; auf die Zukunft angewendet, fordert er wesentliche Veränderungen unserer Landkarte.

Auf Ungarn angewendet, bedeutet er nicht — wie man allgemein annimmt — den magyarischen Nationalstaat innerhalb der heutigen Grenzen, sondern die Zertrümmerung desselben, die Loslösung Kroatien-Slawoniens, des rumänischen Siebenbürgen, des von Slowaken bewohnten oberungarischen Berglandes. Der Nationalstaatsgedanke zerlegt Ungarn genau so wie Österreich — er allein hat die Magyaren nicht zu dem gemacht, was sie sind.

Irgend eine Idee aber — oder was dasselbe ist, eine zielbewußte, faktische Macht — muß Ungarn sowie Österreich, muß beide Länder zusammen getragen haben; sonst wären sie nicht Staaten und nicht ein Reich*). Den historischen Daseinsgrund der Monarchie müssen wir der Untersuchung vorausschicken, wir können ihn für jede der entscheidenden Epochen nur schlagwortartig charakterisieren, wobei uns nicht unbewußt bleiben darf, daß eine solche Charakterisierung nur das Allerwesentlichste hervorhebt und keine Epoche erschöpft.

Daß der habsburgischen Staatsschöpfung etwas wie eine Idee zugrunde liegen könnte, der Gedanke schon überrascht! Schwört doch schon jeder Mittelschüler in Österreich auf das Verslein: Bella gerant alii, tu felix Austria nube! Wir sind der zusammengeheiratete Länderbesitz einer Herrscherfamilie — so stellt sich Österreich und so das Ausland ungefähr die

*) Ein jetzt allgemein in Aufnahme gekommener Sprachgebrauch bezeichnet die beiden Teile der Monarchie als „die Staaten", ihre Gemeinschaft und die gemeinsamen Institutionen als „das Reich". Die Magyaren lehnen die Ausdrücke „Reich" und „Kaiser" für die Gemeinschaft beider ab. Die Gefahr der Auflösung der Monarchie in zwei Mittelstaaten hat Verteidiger der „Reichsidee" erweckt, unter denen Professor Friedrich Tezner der namhafteste ist. Seine kleine Schrift: „Die Wandlungen der österreichisch-ungarischen Reichsidee. Wien, Manz, 1905" gibt eine juristisch-politische Geschichte der gemeinsamen Institutionen seit 1867, dem Jahre des Ausgleichs. Für die Zeit vor 1867 seit der Erwerbung Ungarns und Böhmens (1526) dient als beste Informationsquelle „Bidermann, Geschichte der österreichischen Gesamtstaatsidee. Insbruck 1867—1889." Für das Studium der Monarchie sind beide Werke unerläßlich.

Digitized by Google

österreichische Reichsidee vor! Daß dieser Spruch die Vermählung Kaiser Max' mit Maria von Burgund und Philipps des Schönen mit Isabella von Kastilien, somit bloß die Erwerbung der Niederlande und Spaniens trifft, übersieht man. Auf Ungarn und Böhmen läßt sich wahrlich das „bella gerant alii" nicht anwenden. Böhmen ist in schweren Kriegen behauptet, Ungarn in jahrzehntelangen Feldzügen den Türken entrissen und nach wiederholten Aufständen wiederholt unterworfen worden. Die erheirateten Besitztümer Spanien und die Niederlande sind längst verloren, die Alpenländer, Böhmen und Ungarn aber bilden seit 1526, somit beinahe vierhundert Jahre, ein geschlossenes Herrschaftsgebiet, das vor hundert Jahren (1804) zum Kaisertum Österreich erhoben wurde. Solche mehrhundertjährige Staatsgebilde bedürfen gewiß einer ernsteren geschichtlichen Legitimation als sie die Ehebündnisse der Fürstenkinder und die Zufälle des Erbgangs liefern. Diese Legitimation kann wechseln, die Reichsidee kann wandeln, sie kann und wird wie alles in der Geschichte einmal erlöschen — aber dagewesen muß sie sein!

Es ist das große Verdienst Tezners (Der österreichische Kaisertitel, das ungarische Staatsrecht und die ungarische Publizistik. Wien 1899), diese Reichsidee der Habsburger, die freilich nurmehr in den Archiven des Hauses Habsburg auffindbar war, zuerst dort wieder ausgegraben und den magyarischen Geschichtslegenden entgegengestellt zu haben, zu einer Zeit, wo nur äußerst wenigen Staatsmännern erkennbar war, welchen Zielen die magyarische Politik zutreibt. Es gefällt nämlich den magyarischen Historikern in wahrhaft biblischer Unschuld — die bekanntlich die Kultur der Zivilisation zurückdatiert auf die ersten Menschen: „Als Adam pflügte, Eva spann" — den von Franz Josef I. 1867 Ungarn konzedierten konstitutionellen Parlamentarismus bis in die Anfänge des ungarischen Staates und die 1867 erreichte staatliche Selbstständigkeit des Landes bis 1526 zurückzukonstruieren, während Ungarn seit diesem Jahre eine ständisch vertretene, monarschisch regierte Provinz der Habsburger war wie jedes andere Kronland auch, freilich das größte und mächtigste aller. So haben sie für die magyarische akademische Jugend das Reich ex post hinwegkonstruiert und glücklich durchgesetzt, daß es keinen gebildeten Jungmagyaren gibt, der nicht zu schwören bereit wäre: Ungarn sei ein tausendjähriger, alle Zeit parlamentarisch regierter, souveräner Staat, der leider Gottes in der pragmatischen Sanktion 1723 seine Königskrone an eine fremde Herrscherfamilie weggeworfen habe; mit dem österreichischen Lande und Volke aber habe Ungarn nichts zu tun gehabt bis auf Franz Déak, der den Kaiser von Österreich vermocht habe, auch diesem armen, mißregierten Lande eine Konstitution zu geben, und der leider unter dieser Bedingung ein gemeinsames Heer und Zollgebiet zuzulassen (den Ausgleich 1867) bereit gewesen sei.

Die historische Wahrheit aber ist eine ganz andere! Die ungarische pragmatische Sanktion des Jahres 1723, beschlossen unmittelbar nach der endgültigen Befreiung der Magyaren von hundertfünfzigjähriger Türkenherrschaft, will nicht bloß der Dynastie einen unteilbaren Länderbesitz, sondern eine für alle denkbaren Fälle berechnete Union der Länder selbst schaffen, zur Sicherung Ungarns gegen jede ausländische Gewalt und gegen verhängnisvolle innere Unruhen (Tezner, Die Wandlungen, S. 6), sie will ein hochbedeutsames Friedensdokument sein, bestimmt, der Respublica Christiania, der europäischen Staatenwelt, Ruhe und beständigen Frieden zu sichern. (Ebd. S. 139.) Diese erste Deklaration der österreichischen Reichsidee bezeichnet das Reich als Bund (unio et mutua cointelligentia) von Ländern unter einem gemeinsamen Herrscher zur Erhaltung des inneren und äußeren Friedens und diesen Bund als ein Glied der Respublica Christiana: Österreich ein aus vielen Gliedern zusammengesetztes christliches Grenzreich gegen den Islam — das die Reichsidee der pragmatischen Sanktion.

Über diesen Gesamtstaat bricht der österreichische Erbfolgekrieg herein und vermag ihn nicht zu erschüttern, über ihn ergießen sich die Heeresmassen Napoleons und verstärken nur seine Einheit! Napoleon hatte sich zum Kaiser der Franzosen gemacht. Der alte römische Kaisertitel hatte den weltlichen Herrn der Christenheit bezeichnet und nur einer konnte ihn tragen. Die Annahme des Kaisertitels durch Peter den Großen schied die abendländische und morgenländische Christenheit und gab Europa zwei Kaiser. Noch ist die Tradition von Rom und Byzanz eingehalten. Napoleon erst schuf als Kaiser „der Franzosen" den nationalen Kaisertitel und inauguriert so die neue Entwickelung zum nationalen Einheitsstaat. Die früheren Zeiten fremde, moderne Nationalstaatsidee, die Idee des nationalen Königtums kündigt sich an. Da legt das Haus Habsburg die deutsche Kaiserkrone nieder und stiftet die österreichische. Bewußt setzen die Urkunden dieses Aktes diese Stiftung als Völkerkaisertum dem napoleonischen Nationalkaisertum gegenüber: Österreich soll die Vereinigung verschiedener Völker zur gemeinsamen Abwehr äußerer Feinde und zu gegenseitiger innerer Förderung sein, ein Völkerstaat. (Vgl. Tezner, ebd. S. 127.) Damals war Österreich zum ersten Male in der Situation von 1866, das ist aus Deutschland und Italien verdrängt und auf sich selbst zurückgeworfen, und damals bekannte es sich zum ersten Male direkt zu der ihm eigenen, durch die Natur diktierten Rolle. Und Ungarn schickte sich vollkommen darein: es gestattete ohne Widerrede, daß der Kaisertitel auch auf Ungarn radiziert werde, daß der König von Ungarn unter dem Kaiser von Österreich völkerrechtlich verschwinde, daß es ein Land neben den vielen anderen Ländern des Kaiserreiches sei. Das Reich schien sichtbar und in aller Form Rechtens begründet zu sein.

Aber Napoleon stürzt, der Wiener Kongreß stellt das größere, das Erbösterreich wieder her, das junge Reich greift wieder über nach Deutschland und Italien und wird verwickelt in die Kämpfe um den deutschen und italienischen Nationalstaat. Das internationale Kaisertum aber kann wohl Völkersplitter sammeln, kleine Völker unter seinem Dache schirmen, aber große Nationen auf ihren geschlossenen Territorien beherrschen kann es nicht. Diese Widersprüche entrollen sich plötzlich im Revolutionsjahre 1848. Ludwig Kossuth selbst, der spätere Heros der ungarischen Unabhängigkeit und des magyarischen Nationalstaats, spricht es am 3. März 1848 im Ständesaal zu Preßburg aus, daß die Zukunft der Dynastie nur durch das einträchtige Aneinanderschließen aller Stände (das ist Landtage) der Monarchie gesichert werden könne, also nicht durch die Teilung in zwei Staaten, sondern durch den Bund vieler Länder; der Kremsierer österreichische Reichstag (1848 bis 1849) beschließt eine Reichsverfassung, die jeder Nation ihre Freiheit, der Gesamtheit aber zugleich ausreichend Macht gibt, — die erste konstitutionelle Kodifikation des Reichsgedankens nach der absolutistisch-ständischen des Jahres 1804. Die Dynastie jedoch glaubt noch an ihre ererbten Besitzrechte in Deutschland und Italien und läßt in der allgemeinen Kontrerevolution das Verfassungsprojekt untergehen — sie kehrt unter Schwarzenberg-Thun zur römischen Kaiseridee zurück, in der eingeschränkten Form eines christkatholischen Kaisertums, welches ja Süddeutschland und Italien mit einschließen konnte, in der Form des Schwarzenbergschen „Siebenmillionenreiches."

Im Jahre 1859 weicht sie aus Italien; noch bleibt ihr Deutschland, sie nähert sich also der nationalen Kaiseridee. Schmerling ersinnt eine österreichische Reichsverfassung, welche die Aufgabe hat, das Land als deutsch oder wenigstens von deutscher Kultur beherrscht erscheinen zu lassen und gleichzeitig ein Vorbild für eine neue deutsche Bundesverfassung zu bilden, das Februarpatent. Wenn irgend eine, so war diese Verfassung der auswärtigen Politik des Staates, dem sie dienen sollte, angepaßt — dem inneren Aufbau Österreichs widersprach sie in allen Punkten. Königgrätz vereitelt alle Träume des Frankfurter Fürstentages und wirft das Kaisertum Österreich endgültig zurück auf sich selbst. Wieder befand sich das Land in der Situation des Jahres 1804, genötigt und befähigt, endlich mit seiner inneren Aufgabe Ernst zu machen, den Bund freier und gleicher Völker und Nationssplitter unter einer gemeinsamen Dynastie herzustellen, die Kaiseridee des Jahres 1804 zu verwirklichen. Das hatte inzwischen auch einer der größten Magyaren, Josef von Eötvös, in seinen 1859 erschienenen „Garantien der Macht und Einheit Österreichs", vertreten und gefordert, dazu schien sich jetzt auch Bach zu bekehren, jener vielleicht genialste, gewiß äußerlich und innerlich haltloseste Staatsmann Österreichs, den die Revolution geboren und die Kontrerevolution verbraucht hat. (Nach Mitteilungen unseres

Digitized by Google

größten zeitgenössischen Historikers Heinrich Friedjung. Bach hat nach Friedjung die von Dobrzanski nach seinem Sturze verfaßte Schrift „Programm der nationalen Autonomie" entscheidend beeinflußt; diese Schrift gebraucht m. W. zuerst den Ausdruck „nationale Autonomie" im Gegensatz zur Kronländerautonomie und ist darum ein wichtiges historisches Dokument.)

Aber das Phantom der deutschen Kaiserkrone ließ die Habsburger nicht los. Sie waren die Träger des historischen Kaisertums, der höchsten Würde der abendländischen Christenheit, gewesen; das neue Kaisertum drückte ein völlig anderes aus, die exklusiv-nationale Einheit. Zu jenem waren sie berufen, zu diesem aber als Landesherren eines Völkerkonglomerats nicht befähigt. Aber sie hielten die neue Krone für die ihnen gebührende Fortsetzung der alten. Das bei Königgrätz vermeintlich Verlorene sollte wieder gewonnen werden. Und diesem Zwecke der auswärtigen Politik, also abermals einer innerlich fremden, Österreich heteronomen Aufgabe, sollte die Verfassung dienen, die Beust Österreich zu geben berufen wurde. Beust akzeptierte bedingungslos die Reichsidee, die Déak konzipiert hatte, die innere Reichsidee des Dualismus. Der magyarische Nationalstaat Ungarn diktierte sie, er schob den österreichischen bewußt die österreichisch-ungarische Reichsidee unter, die Idee nicht des Bundes vieler gleichberechtigter Völker — das ist Österreich in den Tatsachen —, sondern des staatsrechtlichen Verbandes zweier Nationalstaaten, des deutsch-österreichischen Zisleithanien und des magyarischen Ungarn. Und diese Zweiheit ist heute Österreich dem Rechte nach. Tschechen und Polen sollten den Deutschösterreichern, Kroaten und Rumänen den Magyaren hörig und reichsmittelbar sein; als reichsunmittelbare Nationen waren nur Deutsche und Magyaren gedacht, sie allein sollten die Geschicke des Reichs bestimmen.

Glück und Ende dieser österreichisch-ungarischen Reichsidee stellt Tezner in seinem Buche dar. Unwiderleglich ist der von ihm und von Dautscher (Der staatsrechtliche Charakter der Delegationen, Wien 1903) erbrachte Beweis, daß die Déaksche Konzeption das Reich nicht auflösen, sondern erhalten, Ungarn nicht als souveränen Staat aus der Gesamtheit ausscheiden, sondern im Rahmen und der Beschränkung einer kräftigen Reichsgewalt selbständig machen wollte; der gemeinsame Monarch ist nach Déak auch in bezug auf Ungarn noch der österreichische Kaiser. Volle dreißig Jahre (1867—1897) stand diese Reichsverfassung in Wirksamkeit, unter ihr ist Ungarn mächtig und reich geworden, und ununterbrochen erfreute es sich der parlamentarischen Regierungsweise: Dreißig Jahre der glücklichsten Entwickelung haben die Magyaren bald die drei Jahrhunderte unseliger Kämpfe und Gefahren vergessen gemacht.

Aber die dualistische Verfassung war vom Hofe nur als Provisorium aus Rücksichten der auswärtigen Politik angenommen worden, als Rüstungsmittel zur Revanche an Preußen. Diese Revanchegedanken vernichtete Sedan rasch, und die Beschränkung auf sich selbst war endlich unzweifelhafte, anerkannte Notwendigkeit für Österreich. Die Situation von 1804 und 1866 war ein für allemal stabilisiert, und der österreichische Kaisergedanke als Prinzip der inneren Politik hätte jetzt einen weitblickenden Staatsmann drängen müssen, die Tradition des Jahres 1804 und des Kremsierer Verfassungsentwurfes wieder aufzunehmen, die Monarchie neu zu vermessen und neu zu organisieren, um allen künftigen Verfassungswirren vorzubeugen. Aber man war in Österreich müde, man war froh des Friedens und so blieb das dualistische System aufrecht: getragen von den zwei entwickeltsten Nationen, den Deutschen und Magyaren, und noch nicht zu entwurzeln von den übrigen Völkern. Das System lebte sich ein, die Generation, welche es geschaffen, starb aus und die lebende hat es übernommen wie es ist, kennt nichts anderes und hält es für den letzten Schluß der Reichsgeschichte: Fällt die österreichisch-ungarische, die deutsch-magyarische Reichsidee, so fällt das Reich!

Das Wunderbare, Unerklärte ist nun, daß die Magyaren, die Schöpfer und Nutznießer des dualistischen Reiches, es gerade sind, die es heute in Trümmer schlagen wollen. War es je erhört, daß man ein System stürzt, das einen groß und reich gemacht? Wer an die Politik den Gefühlsstandpunkt anlegt, müßte versucht sein zu sagen: Nie hat sich ein Volk so groben Undanks schuldig gemacht wie die Magyaren gegen Kaiser Franz Josef I. Was erklärt diese Wandlung? (Forts. folgt.)

Wien. **Rudolf Springer.**

Eingabe des Nationalsozialen Vereins Dresden an den sächsischen Justizminister

Ew. Exzellenz haben es selbst in der Verhandlung der II. Kammer am 1. Dezember 1903 ausgesprochen, „daß die Klagen über unvolkstümliche Aussprüche der Gerichte immer breiteren Raum einnehmen" und haben im Hinblick darauf damals erklärt, daß es sehr wünschenswert sei, durch die Remuneration der Referendare, die in Sachsen besteht, auch weiterhin den Zuzug junger Leute aus weniger bemittelten Schichten zum Juristenstande zu sichern, um so „für unsere Richter den Zusammenhang und die Fühlung mit diesen Volksschichten" zu erhalten.

Seit der Zeit, da Ew. Exzellenz dies ausführten, hat die Entfremdung zwischen Volk und Justiz infolge einer großen Zahl von richterlichen Urteilen bezw. Bestätigungen polizeilicher Verfügungen, die dem sozialen Rechtsempfinden weiter Schichten völlig unverständlich blieben, noch in verhängnisvollem Maße zugenommen. Eine Reihe leidenschaftlicher Diskussionen in den deutschen Parlamenten beweist, bis in wie weite Kreise auch des deutschen Bürgertums die Überzeugung gedrungen ist, daß unsere Rechtspflege infolge einseitiger Zusammensetzung des Richtertums aus den Kreisen des gesicherten Besitzes oder höherer sozialer Stellung den Interessen der aufstrebenden Volksschichten nicht mit genügendem Verständnis Rechnung trägt, so daß das beste Stück nationalen Kapitals, der Glaube des Volkes an die Gerechtigkeit der Staatsordnung und ihrer Hüter immer mehr geschädigt wird. Besonders hart von dieser volksfremden Rechtsprechung fühlt sich die gewerbliche Arbeiterschaft getroffen, deren Organisationsbestrebungen von den Gerichten fast immer nur nach ihren beklagenswerten Auswüchsen, selten aber nach den ihnen innewohnenden sittlichen und kulturellen Werten beurteilt werden. Wir sind gewiß, mit Ew. Exellenz einer Meinung zu sein, wenn wir aussprechen, daß diesen Millionen von Staatsbürgern, denen oft das Recht und die Ehre ihres aufstrebenden Standes allein das entbehrungsreiche Leben lebenswert machen, das Vertrauen zu der Rechtsprechung zu erhalten und neu zu befestigen, nicht nur eine der vornehmsten Aufgaben der Gerechtigkeit, sondern vor allem auch der Staatsraison und des nationalen Interesses ist.

Neben dem Erfordernis einer unbefangenen sozialpolitischen Durchbildung der Rechtsbeflissenen erscheint uns vor allem die Heranziehung der Arbeiterschaft zur Mitwirkung an der Rechtspflege ein wirksamer Schritt auf dem schweren Wege zu jenem erstrebenswerten Ziele.

Mit der Heranziehung der Arbeiter, und zwar ohne Rücksicht auf ihre gewerkschaftliche und parteipolitische Zugehörigkeit zum Beisitzeramt bei den Gewerbegerichten und den Schiedsgerichten der Arbeiterversicherung hat die gewerbliche und soziale Rechtspflege gute Erfahrungen gemacht. Zwei hervorragende Sachkundige, der erste Vorsitzende des Berliner Gewerbegerichts, M. von Schulz, und der frühere Präsident des Reichsversicherungsamtes, Dr. T. Bödiker, haben betont, wie diese positive Mitarbeit der Arbeiter an der Rechtsprechung sie zu einer leidenschaftslosen, vorurteilsfreien, sachgemäßen Würdigung der bestehenden Verhältnisse und der Rechte und Pflichten von Unternehmern und Arbeitern erziehe, die Gesetzeskunde in der Arbeiterschaft verbreite und ein starkes Vertrauen in die Richtigkeit der von diesen Standesgerichten gefällten Entscheidungen erwecke.

Die alte, jedem Deutschen eingeborene Rechtsforderung, von seinesgleichen gerichtet zu werden, die in den genannten Gerichten mit segensreichem Erfolge befriedigt wird, harrt indessen im Bereich der allgemeinen bürgerlichen Gerichtsbarkeit in bezug auf die Arbeiterschaft noch ihrer Erfüllung.

Ew. Exzellenz gestatten wir uns deshalb in aller Ehrerbietung die alte Forderung auf Mitwirkung der Arbeiter bei den Schöffen- und Geschworenengerichten aufs neue vorzutragen und Ew. Exzellenz zu bitten, die zuständigen Gerichtsbehörden anweisen zu wollen, die Wahl der Beisitzer zum Schöffen- und Geschworenenamt ohne Rücksicht auf Vermögensbesitz oder einen bestimmten formellen Bildungsgrad oder eine politische und konfessionelle Überzeugung vorzunehmen.

Eine solche Anweisung würde nur dem Geiste des Gerichtsverfassungsgesetzes entsprechen, das in dieser Beziehung keine Vorforderungen stellt, denen die Angehörigen der Lohnarbeiterschaft nicht genügten. Aber in der Praxis hat die bisherige Handhabung der Auswahlbestimmungen des Gerichtsverfassungsgesetzes zu bekannten Ergebnisse geführt, daß Arbeiter nur in ganz seltenen Ausnahmefällen zu dem Ehrenamte eines Schöffen oder Geschworenen berufen werden. Ungezwungen findet dies wohl darin seine Erklärung, daß in dem amtsgerichtlichen Ausschusse, in dessen Hände

Digitized by Google

die Auswahl der Schöffen und Geschworenen aus der Urliste liegt, die meisten Mitglieder, die sogenannten Vertrauensmänner, durch öffentliche Körperschaften bestimmt werden, zu denen der Zugang für die Arbeiter durch die bestehenden Wahlrechte entweder ganz versperrt oder doch wenigstens wesentlich erschwert ist.

Es erscheint beachtenswert, daß die Ausnahmefälle, in denen einmal ein Arbeiter Schöffe wird, jedesmal von der Gesamtarbeiterschaft des betreffenden Bezirks und von ihren Zeitungen mit freudiger Anerkennung begrüßt werden. In Preußen sind, der „Sozialen Praxis" zufolge, bereits 1896 und 1897 beim Amtsgericht in Itzehoe drei Schriftsetzer, dann 1900 ein Maschinenmeister in Hannover, 1902 zwei Arbeiter in Rathenow a. H., 1904 ein Arbeiter in Brandenburg, in Hessen 1901 und in Mainz ein Buchdrucker, in Bayern ein Schriftsetzer in Landau und ein Fabrikarbeiter in einem anderen Orte als Schöffen tätig gewesen. In Bayern ist auch im Jahre 1904 zum ersten Male ein Arbeiter, ein Zimmermann aus Schönberg bei Lauf, zum Geschworenenamt berufen worden. Aus Sachsen sind ähnliche Fälle nicht bekannt geworden.

Die Seltenheit aller dieser Fälle, welche die Presse als Merkwürdigkeiten registriert, beweist aber, wie die vom Gesetz eingeräumte formelle Anwartschaft der Arbeiter zu den gerichtlichen Ehrenämtern infolge der gekennzeichneten Wahlpraxis tatsächlich illusorisch ist. Die Kgl. Bayerische Staatsregierung hat angesichts dieser Verhältnisse im Juni 1904 sich veranlaßt gefühlt, durch eine Entschließung des Justizministeriums und des Ministeriums des Innern bezüglich der Herstellung der Listen und der Wahlen für den Schöffen- und den Geschworenendienst daran zu erinnern, daß die Fähigkeit zu diesen Ämtern weder vom Vermögensbesitz, noch von einem bestimmten Bildungsgrade abhängig sei. Auch dem vielfach vorgeschützten Einwand, daß mit der Ausübung des Amtes eines Geschworenen ein Aufwand verbunden sei, den nicht jedermann tragen könne, glaubte jene Entschließung sogleich die Gewichtigkeit absprechen zu sollen, weil ja die Dauer einer Sitzungsperiode 12 Tage nicht überschreite und durch eine Verordnung, die Vergütung der Reisekosten betr., den wirtschaftlichen Interessen der Geschworenen auch in anderer Beziehung Rechnung getragen sei. Die Entschließung betonte endlich ausdrücklich: es stünde demnach nicht im Einklang mit dem Gesetze, wenn Personen zum Amte eines Schöffen oder Geschworenen nur deshalb nicht berufen würden, weil sie zur Arbeiterklasse gehörten. Gesetzwidrig sei es übrigens auch, wenn bei der Berufung zum Amte eines Schöffen oder Geschworenen auf die Zugehörigkeit zu einer politischen Partei Rücksicht genommen würde.

Eine verwandte Verfügung für das Königreich Sachsen erlassen zu wollen, dahin geht auch das Gesuch, das wir uns hiermit gestatten Ew. Exzellenz ehrerbietigst zu unterbreiten, damit den bisherigen Verhältnissen, die entgegen dem Geiste des Gerichtsverfassungsgesetzes die Arbeiterschaft ausschließen, abgeholfen werde.

Zur Erleichterung der Wahl geeigneter Beisitzer-Kandidaten aus den Arbeiterkreisen gestatten wir uns zugleich Ew. Exzellenz Aufmerksamkeit auf die in Preußen und Bayern hie und da geübte Praxis zu lenken. In Rathenow a. H. und in Augsburg haben die Gewerkvereine verschiedener Richtungen und die Gewerkschaftskartelle der Arbeiterschaft Listen von geeigneten Arbeiterkandidaten den Amtsgerichten zur Orientierung für die Wahlen seitens des amtsgerichtlichen Ausschusses eingereicht, um dessen Interesse auf die Arbeiterschaft zu lenken. Eine wohlwollende Berücksichtigung dieser Listen im Rahmen der gesetzlichen Bestimmungen über die Listenprüfung und das Wahlverfahren würde wesentlich dazu beitragen, das Vertrauen der Arbeiterschaft zu den berufenen Richtern zu erhöhen.

Die von den verbündeten Regierungen geplante Erweiterung der Schöffengerichtsbarkeit wird eine starke Vermehrung des Bedarfs an geeigneten Laien-Beisitzern zur Folge haben. Professor Dr. Wach-Leipzig sprach bei Erörterung dieser Frage jüngst in der „Deutschen Juristenzeitung" die Befürchtung aus, daß es an dem erforderlichen Material an geeigneten Personen fehlen oder auch eine zu große Belastung des Volkes eintreten könne. Auch aus diesem Grunde empfiehlt sich die Heranziehung der in der Arbeiterschaft bisher unfreiwillig brachliegenden Kräfte, und zwar, wie wir noch ausdrücklich betonen möchten, bereits jetzt, nicht erst mit Inkrafttreten der geplanten Änderungen in der Gerichtsverfassung. Denn um den durch diese Änderungen zu erwartenden starken Mehrbedarf an Laienrichtern seinerzeit rechtzeitig decken zu können, ist es dringend notwendig, die in Rede stehenden neuen Wege bereits jetzt vorbereitend zu beschreiten.

Ausschlaggebend in dieser ganzen Sache soll und darf aber natürlich nicht dieser letztere rein praktische Nützlichkeitsgrund sein, sondern der Gedanke, daß es gilt auch auf dem Gebiete der Anteilnahme an der Rechtsprechung der Arbeiterklasse die Gleichberechtigung mit den anderen Ständen zu geben, auf die sie vollen Anspruch hat und die ihr wiederholt von hoher und höchster Stelle zugesagt worden ist. Wir sind überzeugt, daß auf keinem anderen Wege das Vertrauen des Volkes zur Rechtspflege wieder hergestellt werden kann und sind überdies davon durchdrungen, daß eine angemessene Anteilnahme der Arbeiterklasse an der Rechtsprechung eines der allerwirksamsten Mittel zur Förderung des sozialen Friedens bedeuten würde.

Indem wir uns endlich noch gestatten, in der Anlage Ew. Exzellenz Kenntnis zu geben von einer Resolution, welche in einer vom Nationalsozialen Verein für Dresden und Umgegend einberufenen öffentlichen Versammlung in Dresden am 22. Mai d. J. gegen eine Stimme angenommen worden ist, verharren wir

in größter Ehrerbietung

Der Vorstand des Nationalsozialen Vereins für Dresden und Umgegend.

Resolution.

Die am 22. Mai 1905 in Dresden, in den „Drei Raben" tagende, vom Nationalsozialen Verein für Dresden und Umgegend einberufene öffentliche Versammlung erklärt angesichts zahlreicher Gerichtsurteile der letzten Jahre das Mißtrauen, das nicht nur in unserer Arbeiterschaft, sondern auch in weiten Kreisen der oberen Klassen gegen unsere Rechtsprechung in Prozessen sozialpolitischer Natur Platz gegriffen hat, für berechtigt. Die Versammlung erblickt eine Hauptursache der Mißstände in der systematischen Fernhaltung der Arbeiter und anscheinend auch der Angehörigen der anderen ärmeren Klassen vom Schöffen- und Geschworenendienste, wodurch unsere Gerichte in die Gefahr geraten, zu Klassengerichten herabzusinken. Die Versammlung fordert deshalb, daß in Zukunft die Angehörigen des Arbeiterstandes und der verwandten Klassen ebenso zum Schöffen- und Geschworenenamte herangezogen werden, wie die der anderen Volksschichten, und zwar unter gleichmäßiger Gewährung von Tagegeldern an alle Schöffen und Geschworenen.

Unsere Bewegung

Im Kreise Wunsiedel ist unser Freund Beyhl zum bayerischen Landtagsabgeordneten gewählt worden. Wir gratulieren! Damit kommt ein Mann in den Landtag, der die notwendige soziale Erneuerung des bayerischen Liberalismus zu fördern sehr geeignet ist. Wir erwarten, daß er, scharf gegen das Zentrum und freundnachbarlich zur Sozialdemokratie, die Verhandlungen durch die Frische seines Temperaments beleben wird. Am Gesamtcharakter der Kammer kann natürlich ein einzelner nichts ändern.

Die Geschäftsstelle der „Hilfe" bereitet für August und September eine größere Propaganda vor, besonders in Baden, Westfalen, Braunschweig und Berlin. Wer es vermeiden will, daß er die „Hilfe" dabei zweimal bekommt, schreibe schnell seine Adresse als bereits gewonnener Hilfeleser an den Verlag! Wer dann aber trotzdem ein zweites Exemplar bekommt, was von hier aus nicht mehr abbestellt werden kann, wenn es ihm einmal durch die Post überwiesen ist, der benutze das zweite Exemplar stets sofort, um es an Bekannte weiter zu schicken!

Anmeldungen zum Wahlverein der Liberalen sind stets erwünscht und erfolgen beim Sekretariat Berlin W., Dessauerstr. 1.

Der nationalsoziale Preßverein quittiert heute über folgende Beiträge: Harburg a. E., G. L. 5 Mk.; Nordhausen (zum Geburtstage) 5 Mk.; Straßburg i. E., Dr. K. S. 28,70 Mk.

Zusammen 38,70 Mk.
Dazu laut Ausweis in Nr. 25 3322,90 Mk.

Insgesamt **3361,60 Mk.**

Herzlichsten Dank! Weitere Beiträge nimmt gern entgegen
Berlin-Schöneberg, Hohenfriedbergstr. 11.

Die Geschäftsleitung.

Soziale Bewegung

Die Essener Vorgänge betr. die Bauarbeiteraussperrung sind noch in der Schwebe. Die Soziale Kommission des Stadtverordnetenkollegiums hat beschlossen, sofort Einigungsverhandlungen einzuleiten, unter Zuziehung von je drei Vertretern der Parteien. Wenn die Einigungsbestrebungen ohne Erfolg bleiben, stellt die Stadt den Unternehmern für ihre Bauten ein Ultimatum von acht Tagen in Aussicht. — Unter den übrigen häufigen Lohnkämpfen ist einer besonders bemerkenswert, der plötzlich in dem Königl. Bergbaurevier Barsinghausen bei Hannover ausgebrochen ist. Von den etwa 2000 königlichen Bergarbeitern sind etwa 1500 in den Ausstand getreten, weil sie — neben der Behandlung — mit ihrem Lohne nicht zufrieden sind. Während nämlich ein Privatunternehmer, der die Gesteinsarbeiten dort vom Staat gepachtet hat, 4—5 Mk. pro Schicht zahlt, verweigert der Staat bis jetzt 3,50 Mk. Schichtlohn, die von den Streikenden gefordert werden. Die Ansprüche der Arbeiter haben bis jetzt eine schroffe Ablehnung erfahren. Dabei sind das sehr loyale Leute, die nur zu zwei Fünfteln den Sozialdemokraten wählten und angeblich bis jetzt von aller gewerkschaftlichen Organisation unberührt sind.

Digitized by Google

Streikbruch als Gewerbe. Mister James Farley ist ein ingeniöser Kopf und ein smarter Geschäftsmann. Er lebt und wirkt über dem großen Wasser drüben, in Amerika, war einmal einfacher Arbeiter, ist jetzt ein vermöglicher Mann, der Pferde laufen läßt. Er hat die Zahl der Berufe um einen vermehrt: er ist Unternehmer in Streikbruch. Als auf der Newyorker Hochbahn Differenzen mit den Angestellten bestanden und eine Stockung des Betriebes zu befürchten war, depeschierte die Verwaltung an Mister James Farley; der kam, machte einen Vertrag und ließ sich freie Hand zusichern. Hochdruckarbeit mit unbestimmten Inseraten, Bureaus, Arbeitsnachweisen. Als der Ausstand begann, brachte am anderen Tag Mister Farley Ersatz und die Verwaltung der Hochbahn siegte. Zurzeit wirkt er im gleichen Sinne bei dem großen Kutscherstreik in Chicago. Er hat 1000 Streikbrecher im Dienste, Abenteurer, Arbeitslose oder solche, die er durch gute Löhne aus ihren Stellungen lockt, 3000 andere führt er für den Bedarfsfall in Listen. Mit dieser Truppe stellt er sich dem amerikanischen Unternehmer zur Verfügung. Bis jetzt hat er nur im Verkehrsgewerbe Proben seiner Leistungsfähigkeit abgelegt; aber es liegt kein Grund vor, anzunehmen, daß sich der Betrieb nicht anderweitig ausdehnen ließe. Mister Farley scheidet im Kriegszustand seine Auftraggeber völlig aus und operiert auf eigene Rechnung und Gefahr. Er und seine Mannen machen dabei gute Geschäfte, allerdings mit dem Risiko, von Dolch oder Kugel gefunden zu werden. Aber denken wir einmal den Einzelfall weiter. Wird Farley Schule machen? Wird sich ein neuer Beruf bilden, der seine eigene Romantik hat und seine besondere Technik finden wird? Wird er Einfluß gewinnen auf unser Wirtschaftsleben? Es könnte einem bei der Vorstellung bange werden. Gott sei Dank trennt uns noch das große Wasser. Die Marke trägt amerikanische Prägung. Das Land, dessen Kultur an die wilde far-west-Romantik anknüpft, schafft sich bisweilen eine ähnliche industrielle Romantik. Aber es trennt uns nicht bloß das große Wasser: die Leute, die so was überhaupt fertig bringen, und was die Hauptsache ist: die moralischen bezw. unmoralischen Voraussetzungen dafür fehlen in unserem Volkstum.

Völlige Sonntagsruhe im Handelsgewerbe ist durch Beschluß der Stadtverordnetenversammlung für Frankfurt a. M. eingeführt worden. Bei einer Umfrage, die vorangegangen war, hatten sich bloß 271 Geschäfte gegenteilig geäußert. Der entscheidende Satz des Statutes lautet: „Im Handelsgewerbe dürfen, insoweit nicht durch die gesetzlichen Bestimmungen oder auf Grund derselben von den zuständigen Behörden Ausnahmen zugelassen sind, Gehilfen, Lehrlinge und Arbeiter an Sonn- und Festtagen nicht beschäftigt werden"; er wurde mit 41 gegen 7 Stimmen angenommen. Zugleich wurde an die Abgeordneten im Reichstag und Landtag das Ersuchen gerichtet, im Sinne einer völligen Sonntagsruhe im Handelsgewerbe zu wirken. Frankfurt a. M. hat durch diesen Schritt erneut den Beweis gebracht, daß es mit an der Spitze der deutschen Gemeinden marschiert, bei denen ein sozialpolitisches Verständnis zu Hause ist. Das Bedeutungsvolle wird sein, daß Vorurteile, die allenthalben noch gegen die volle Sonntagsruhe bestehen, nunmehr durch die Praxis zweifellos erledigt werden und andere Städte diesem Beispiel folgen. Bis irgendwann das Reich die Sache in die Hand nehmen wird.

Dr. Max Hirsch und die Bodenreform. In seiner „Deutschen Volksstimme" veröffentlicht Adolf Damaschke interessante Einzelheiten über die Stellungnahme des verstorbenen Gewerkvereins-Anwaltes Dr. Max Hirsch zur Bodenreform. „Hirsch gehörte zu unseren entschiedensten Gegnern. Als Damaschke vor 14 Jahren in den Kreisen der Gewerkvereine die Bodenreformsache zu vertreten begann, und es ihm gelang, 11 einflußreiche Berliner Ortsvereine zur Entschließung für die Bodenreform zu gewinnen, erklärte Max Hirsch in sehr erregten persönlichen Auseinandersetzungen Damaschke: „Damit ruinieren Sie das Werk meines Lebens!" Hirsch berief eine außerordentliche Zentralratssitzung der Gewerkvereine ein, in der dann eine offizielle Warnung vor der Bodenreform von ihm durchgesetzt wurde. Zu einem letzten Zusammenstoß zwischen Hirsch und Damaschke kam es im wissenschaftlichen Zentralverein vor 12 Jahren bei der Bergwerksfrage. Hirsch erklärte, daß Damaschke mit seinem Drängen auf Übernahme der Grubengerechtsame durch den Staat so gesprochen habe, als stände er im Solde der Kohlenbarone. Es wäre doch offenbar, daß die Kohle der Elektrizität gegenüber schnell an Wert sinken müsse, so daß den Besitzern der Kohlengruben nichts Besseres widerfahren könne, als eine Ablösung durch den Staat. — Was Hirsch zu den Lehren gesagt hat, die das letzte Jahrzehnt auf diesem Gebiet uns gebracht hat, wissen wir nicht. Er führte in einem wissenschaftlichen Vortrag seine Meinung dahin aus, daß das Charakteristischste der Wirtschaftsentwicklung unserer Zeit darin bestehe, daß die Grundrente ständig sinke, der Arbeitslohn ständig steige. Es ist das eine Ansicht, die bei einem Anwalt von mehr als 100 000 deutschen Arbeitern wunderbar anmutet; jeder Blick in ein Arbeitermietsbuch hätte ihn seinen Irrtum finden lassen können. Aber trotz alledem: Max Hirsch hat, wie wir fest glauben, ehrlich seine Meinung für Wahrheit gehalten." — Es ist bekannt, daß die reformerische Richtung in den Gewerkvereinen auch auf dem Gebiet der Bodenreform die entgegengesetzten Wege wandelt wie der verstorbene Verbandsanwalt.

Städtische Dienstboten-Vermittelungsanstalten kommen immer häufiger auf, weil sie sich fast ausnahmslos glänzend bewähren. Im Ergänzungsheft X der Zeitschrift für die gesamten Staatswissenschaften hat Dr. Franz Ludwig das interessante Material auf diesem Gebiete fleißig und übersichtlich zusammengestellt. (Die Gesindevermittelung in Deutschland, Tübingen. Lauppsche Buchhdlg. 4,50 Mk.). Wer von unseren Freunden in städtischen Kollegien eine Stimme oder gar einen Einfluß hat, möge zur weiteren Verbreitung dieser populären Forderung beitragen. Er tut Hausfrauen und Dienenden gleichermaßen einen wertvollen Dienst und schädigt nur unredliche Elemente unter den gewerblichen Stellenvermittlern.

Die Arbeitersekretariate wachsen an Zahl und an Bedeutung. Sie dienen in der Hauptsache zur Rechtsberatung und Rechtsvertretung, bilden aber naturgemäß auch feste Stützpunkte für die gewerkschaftliche und die politische Arbeiterbewegung. Sogar Herr Minister Möller gibt über sie, allerdings klagend, das Lob, daß ihre Tätigkeit (nach seiner Ansicht im Dienst der sozialdemokratischen Partei) „ungemein umfangreich, ungemein intensiv und ungemein wirkungsvoll" sei. Ein paar Mitteilungen über die Tätigkeit der Arbeitersekretariate im verflossenen Jahre 1904 mögen die ministerielle Anerkennung illustrieren. Die Zahl dieser Auskunftsstellen ist gegenüber dem Vorjahre von 36 auf 48 gestiegen, sie werden zum größten Teil von den lokalen Gewerkschaftskartellen errichtet, zwei werden von der Generalkommission unterhalten, eines vom Bergarbeiterverband und eines von einer Zeitung; das Sekretariat in Gotha bezieht als einziges sogar Staatszuschuß. Die Zahl der Auskunftsuchenden belief sich bei den 48 Stellen auf 226 260, davon 157 168 Arbeitnehmer (130 208 gewerkschaftlich organisierte gleich 58 pCt. aller). Die Prozentzahl ist in den letzten Jahren stark gestiegen. Die Mehrzahl der Sekretariate erteilen Auskunft an jedermann, 16 nur an organisierte oder nicht organisationsfähige Personen. Von den erteilten Auskünften entfallen auf Angelegenheiten der Krankenversicherung 14 278, Unfallversicherung 40 741, Invalidenversicherung 12 748, auf Arbeitsstreitigkeiten 25 578, Lehrlingswesen 2210, Gesindeverhältnisse 5697, Arbeiterschutzfragen usw. 4112, auf Forderungen 13 451, Ehe-, Vormundschafts- und Alimentensachen 14 128, Erbrechtsfragen 6487, Wohnungsangelegenheiten 13 863, Haftpflicht- und Zivilprozeßsachen 9075, Pfändung, Lohnbeschlagnahme usw. 9006, auf Strafsachen 15 526, auf Fragen der Arbeiterbewegung 3380, auf Steuersachen 6793, Gemeinde-, Staatsbürger- und Wahlangelegenheiten 6998, Armen- und Schulwesen 3822, Militärangelegenheiten 1910; ferner auf Gewerbewesen und Privatversicherung 5818 und auf Sonstiges 10 253 Auskünfte. Danach entfallen auf die Arbeiterversicherung 31,5 pCt, auf das bürgerliche Recht 30,1 pCt. der Auskünfte. Erforderlich waren im ganzen 1768 Vertretungen durch Arbeitersekretäre mit zumeist günstigem Erfolg. Sehr interessant ist ein Einblick in die finanzielle Organisation der Sekretariate. In 38 Orten wurden feste Beiträge von den Mitgliedern der angeschlossenen Gewerkschaften erhoben, in vier werden keine besonderen Beiträge bezahlt. Der niedrigste Jahressatz wird in Berlin gezahlt, nämlich 10 Pf. pro Mitglied, der höchste mit 2,60 Mk. in Göppingen. Sonst ist die Beitragsleistung folgende: Für vier Sekretariate 40, zwei 42, eins 44, zwei 48, eins 50, fünf 60, eins 72, sechs 80, eins 96, eins 100, vier 104, acht 120 Pf.

Die neue Berufs- und Gewerbezählung, die ursprünglich für dieses Jahr geplant war, soll nun 1907 bestimmt vorgenommen werden und man beginnt im Kaiserlichen Statistischen Amt mit Vorberatungen und Vorbereitungen. Es ist ja ein offenkundiger Mißstand, der von der Wissenschaft wie der Politik gleich peinlich empfunden wird, daß wir nicht öfter solche Querschnitte durch das soziale und wirtschaftliche Leben vornehmen, um daran die Linien der Entwickelung zu erkennen und zu prüfen — und politisch darnach zu handeln. Mit den alten Zahlen ist nicht mehr sehr viel anzufangen, und die neuen werden gerade unseren Gedanken neue Stoßkraft verleihen. An ein drastisches Beispiel der Verschiebungen erinnert die „Sozialpolitische Rundschau": Die Zählung von 1895 kennt in Deutschland 32 140 Buchdrucker, dagegen waren im verflossenen Jahre im Buchdruckerverband etwa 39 000, im Gutenbergbund 2700, zusammen also über 41 500 Buchdrucker allein organisiert, d. h. 30 pCt. mehr als die offizielle Statistik überhaupt kennt. Ähnliche Zahlen würden sich auch sonst vielfach ergeben. Zu hoffen ist, daß die neue Zählung alle Erfahrungen und die theoretischen Forderungen der Wissenschaft berücksichtigen wird, und zu wünschen, daß man die zugleich geeigneten Instanzen schaffe, die eine häufigere Prüfung der sozialen Entwickelung unseres Volkes ermöglichen.

Briefkasten

Hilfenummern. Die Geschäftsstelle wünscht einige Exemplare der 1. Nummer dieses Jahrgangs. Welche von unseren Lesern sind so freundlich, uns ihr Exemplar abzutreten? Besten Dank zuvor.

F. in Bremen. Bereits erledigt.

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: J. V. Theodor Heuß in Berlin. — Druck von Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 12.

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 30. Berlin, 30. Juli 1905

Wunder

Geheimnisse sind keine Wunder.
Goethe.

Kürzlich ging durch die Zeitungen die Nachricht, daß es wohl bald gelingen würde, den Ursprung des Lebendigen aus dem Leblosen nachzuweisen. Wie unglücklich müssen sich dabei alle diejenigen fühlen, die sich von der Naturwissenschaft bisher in den Traum hatten einwiegen lassen, daß solcher Nachweis nie gelingen könnte. An einem sichtbaren, deutlich bezeichneten Ort glaubten sie die Wunderkraft Gottes geborgen und über jeden Zweifel erhaben. Nun sollte Gott auch aus dieser Ecke vertrieben und das „Wunder" wieder um einen sicheren Platz ärmer werden. Aber es geschieht ihnen recht. Sie stützen ihren Glauben mit Krücken und bezeugen selbst damit, daß es sich um kranke, schwindsüchtige Patienten handelt. Starker, gesunder Glaube braucht keine Krücken; er hat nur festen Boden und weiten Blick nötig.

Man tut dem Wunderglauben keinen Dienst, wenn man einzelne scheinbar unerklärliche Tatsachen aus der Welt der Natur und Geschichte zusammenhäuft und sie als Kronzeugen für Gottes Wunderkraft verwertet. Ganz natürlich ist es, wenn die Wissenschaft, die auch solche Vorgänge zu erklären wagt, als gottlos erscheint. Aber nicht diese Wissenschaft ist gottlos, sondern jene Menschen, die das ganze natürliche Geschehen von Gott losgemacht haben und ihn nur in einigen Extraschaustücken prunkender Macht erblicken wollen. Wer Gott überall empfindet, ist fromm. Wer seine Wunder in der Muschel sieht, die von der Welle ans Land gespült wird, und im Kinderherzen entdeckt, das sich mit allen Eindrücken des Lebens füllt, wer sie ahnt in Wetter und Sturm, in Sonne und Glück, der kennt den Segen der Frömmigkeit. Ihm hat sich der wunderbare Gott geoffenbart als ein reicher, gnädiger Gott. Wer aber auf außerordentliche Dinge warten muß, um sich von Gottes Wunderkraft zu überzeugen, der ist arm und klein; er sieht nur den Gott, der nach seinem eigenen Befähigungsnachweis etwas gilt und das ihm vorgelegte Examen bestanden hat. Der Fromme läßt sich von Gott führen; der Rechtgläubige will Gott leiten. Menschen rechnen nach Mirakeln, Gotteskinder sehen überall Wunder.

Voller Geheimnisse ist alles Leben. Aber diese Geheimnisse sollen wir ergründen, verstehen, begreifen. Wo wir das nicht können, wissen wir doch, daß man sie verstehen kann mit besseren Mitteln der Erkenntnis, als wir sie haben. Rein Unbegreifliches ist Gottes unwürdig; nur Sinnloses als sein Werk ansehen, heißt sich an seiner Majestät vergreifen. Unser Gott offenbart sich in Sinn, Weisheit, Ordnung, Verstand. Gerade diese bilden die geheimnisvollste Größe. In ihnen liegt das eine Wunder. **Traub.**

Reform der sexuellen Ethik

(Schluß.)

In vorsichtiger Form, aber doch unverkennbar, bekundet Frl. Stöcker ihre Sympathie dem sogenannten „Verhältnis". Daß sie die Prostitution verurteilt, ist selbstverständlich, und darin kann man ihr ja nur beistimmen. Im übrigen: „Wenn die Askese als Heilmittel für die sexuellen Schäden in Wirklichkeit fortfällt und die Ehe aus wirtschaftlichen Ursachen noch nicht möglich ist, so bleibt das Verhältnis." Sie sieht zwar, daß das „Verhältnis" heute in der Regel nur eine mildere Form der Prostitution ist: der weibliche Teil wird für seine Dienste entlohnt. Aber sie meint, das könne doch anders werden, wenn man das Weib wirtschaftlich und geistig selbständiger mache; da erst würde ein eigentliches Freundschaftsverhältnis zwischen Mann und Weib möglich werden, und wenn das zu einem Liebesverhältnis sich verdichte, so könne es auch ohne formelle Eheschließung sittlicher sein, als manche Ehe. Das hört sich ganz gut an, wenn es auch nicht neu ist. Aber Frl. Stöcker bedenkt die Konsequenzen nicht. Ihr Artikel schließt, wiederum in Anlehnung an Nietzsche, mit einem Spruch für die Kinder: „Euer Kinder Land sollt ihr lieben! Diese Liebe sei euer neuer Adel! . . ." Schön, das soll gewiß gelten. Aber gerade unter diesem Gesichtspunkt ist es unmöglich, dem „Verhältnis" das Wort zu reden. Es ist statistisch erwiesen, daß die Sterblichkeit der unehelichen Kinder viel größer ist als die der ehelichen und daß die überlebenden unehelichen Kinder durchschnittlich den ehelichen in jeder Hinsicht nachstehen. Die Gründe dafür sind nicht schwer zu erraten. Die Mädchen wohlhabender Kreise, die auch uneheliche Kinder genügend versorgen könnten, haben in der Regel keine Verhältnisse und brauchen auch keine, selbst dann nicht, wenn ihre Ansichten kein Hindernis bilden würden, und das aus dem einfachen Grunde, weil ihr Vermögen ihnen gestattet, frühzeitig ein eheliches Heim zu gründen, auch in dem Falle, wenn der erwünschte Mann mit seinen Mitteln davon noch absehen müßte. Ein „Verhältnis" werden daher im allgemeinen nur Minderbemittelte eingehen, und hat das „Folgen", dann muß das Kind recht und schlecht irgendwo untergebracht werden, zumeist eben — schlecht. Es ist ganz unverständlich, wie man einerseits „der Kinder Land lieben" und andererseits dem „Verhältnis" gute Seiten abgewinnen kann. Eins schließt das andere aus. Oder will man vielleicht für das Verhältnis die neomalthusianischen Methoden empfehlen? Da sollte man doch bedenken, daß hierbei der eine den anderen als Mittel zum Zweck mißbraucht und dann von Moral, von alter oder neuer, überhaupt nicht mehr die Rede sein kann. Ich möchte keineswegs für einen Eiferer gehalten werden. Wenn zwei junge Leute einander zugetan sind, und ein Kind kommt, dann soll man wahrhaftig nicht die Augen verdrehen, sondern den Leuten helfen oder wenigstens sie in Ruhe lassen; sind sie Neomalthusianer, so mögen sie es vor sich verantworten, so gut sie können. Aber das „Verhältnis" mit allem, was so dazu gehört, öffentlich befürworten oder auch nur einigermaßen befürworten — das ist etwas ganz anderes! Denn dadurch wird es zum Richtpunkt einer Entwickelung. Ein solcher Richtpunkt aber kann das „Verhältnis" aus den angeführten Gründen nicht sein.

Derartige Bestrebungen einer „Reform der sexuellen Ethik", zu denen auch die Ideen von Ellen Key gehören, muten wie Anachronismus an, wenn man gewahrt, was in der sozialpolitischen Gruppe vorgeht, die ursprünglich am energischsten eine gründliche Umwandlung der Ehe und Familie gefordert hat. Ich meine die Sozialdemokratie. Man kann zwar nicht behaupten, daß die Tendenzen derer um Ellen Key und Helene Stöcker mit der Theorie, die z. B. Bebel in seinem Buche über die Frau dargestellt hat, sich vollständig decken. Es sind Unterschiede vorhanden, aber im Grunde liegt beides doch auf derselben Linie — in der Richtung, die man am kürzesten mit „freier Liebe„ bezeichnen kann, sofern man diesen Ausdruck in keinem

Digitized by Google

häßlichen Sinne gebraucht. Was aber ist aus dieser Richtung in der Sozialdemokratie geworden? Alle einsichtigeren Sozialdemokraten machen sich einfach über sie lustig, wenn man mit ihnen darüber spricht, ganz so, wie es neulich Edmund Fischer in den „Sozialistischen Monatsheften" offen getan hat. Aber was bedarf es der Meinungen, wenn die Tatsachen beweisen! Ich will hier ein Stück aus der Schrift „Prostitution und Prostituierte" von Dr. Willy Hellpach zitieren. Er weist darauf hin, daß das „Verhältnis" oft zur Prostitution beiträgt, daß keines der gegen sie vorgeschlagenen Mittel gründlich helfe, und fährt dann fort:

„Was bleibt dann übrig? Beim Angebot selber anfangen. In kurzen Sätzen: die Erziehung der Mädchen niederen Standes von Grund auf umzugestalten. Das Weib dieser Schichten der Arbeit zu entreißen und es dem Hause wiederzugeben. Sein ganzes Aufwachsen auf diese altmodische Dreiheit der Hausfrau, Gattin und Mutter zuzuschärfen. Gründlich alle jene Bedientenhaftigkeit auszumerzen, welche heute noch Hunderte von Mädchen es als eine Art Ehre erleben läßt, wenn der Mann höherer Stände sich mit ihm abgibt. Es hilft alles nichts — Verbürgerlichung der arbeitenden Massen muß das Programm sein. Bürgerliche Ehe, bürgerliche Lebenshaltung: wir sahen ja auf früheren Seiten, daß von dieser Plattform aus nur diejenigen zur Prostitution abstürzen, die ihr prädestiniert sind. Und die Probe aufs Exempel vollzieht sich sogar vor unseren Augen: allenthalben, wo das geistige und materielle Niveau des Arbeiterstandes steigt, nimmt dessen Beteiligung an der Prostitution ab, und jenes Steigen ist Ansteigen zu immer mehr bürgerlicher Existenz. Wer nicht dem Schwatz der Klassenphrase verfallen ist, der sieht, wo immer höhere Kultur im Proletariat keimt, keine „proletarischen" Ansätze, nichts unerhört Neues (wie es dereinst die bürgerlich-städtische Kultur gegenüber der agrarischen war), sondern hineinwachsen in bürgerliche Behaglichkeit und bürgerliche Ansprüche. Die Arbeiterehe in den höchsten Schichten der Arbeiterschaft löst sich nicht in die freie Liebe auf, von der es sich auf dem Papier so gut schwärmen läßt, sondern nimmt, horribili dictu, philiströs bürgerliche Ehrbarkeit an. Hier scheint mir überall für die Zukunft gesorgt zu sein."

Wer offene Augen hat, der sieht, daß die tatsächliche Entwickelung hier ganz richtig gezeichnet ist. Und zur selben Zeit, in der sich diese Verbürgerlichung derer vollzieht, die das Wesen der Familie radikal umzuwandeln gedachten, glauben andere, eine neue Ethik suchen zu müssen, deren Tendenz einem Traum aus den Kinderjahren der sozialistischen Bewegung verwandt ist und deren erste praktische Verwirklichung „Mutterschutz" sein soll. Ich will selbstverständlich nichts dagegen sagen, daß im Sinne dieses Mutterschutzes der Unehelichen, die ein Kind zur Welt bringt, möglichst weitgehende Hilfe zuteil werde; darüber kann man, wenn man nur ein bißchen Gefühl hat, gar nicht zweierlei Meinung sein. Aber wiederum muß aufs nachdrücklichste betont werden, daß es ein gewaltiger Unterschied ist, ob man bedauerliche Tatsachen, die nun einmal vorliegen, zu mildern sucht, oder ob man ihnen den Charakter des Bedauerlichen nehmen will. Mit den unehelichen Müttern und ihren Kindern soll man Mitleid haben und es betätigen. Man kann gewiß auch Mütterheime gründen, um eine gewisse Anzahl von unehelichen Müttern mit ihren Kindern unterzubringen — eine gewisse, beschränkte Anzahl, denn daß es möglich wäre, Mütterheime für 180 000 uneheliche Mütter und ihre Kinder zu gründen, das wird wohl niemand glauben. Aber das alles könnte doch nur sozusagen ein Notverband sein und nicht die Heilung selbst. Wenn dagegen durch die ganze Art der Agitation der — kaum unbeabsichtigte — Eindruck erweckt wird, als bestehe zwischen ehelicher und unehelicher Mutterschaft moralische Gleichberechtigung, dann muß dem widersprochen werden. Nicht etwa aus sexual-moralischen Gründen, sondern gerade wieder um „der Kinder Land" willen. Denn die uneheliche Mutter ladet die Schuld auf sich, ihrem Kinde den Vater und die feste Familiengemeinschaft nicht gesichert zu haben. Daß dies das Kind schädigt, unterliegt gar keinem Zweifel, und darum ist es eine Schuld. Diese Schuld kann im konkreten Falle sehr begreiflich und verzeihlich sein, aber sie dadurch begünstigen, daß man den Schuldcharakter leugnet, das vermag auch die allerneueste Ethik nicht zu rechtfertigen.

Das Sexual- und Familienleben ist wohl dasjenige soziale Gebiet, auf dem Reformen, die nach „unerhört Neuem" trachten, am wenigsten Aussicht auf Verwirklichung haben. Zu tief sind diese Fragen in der Ethik verankert, deren allgemeine Gebote sich nicht wandeln. Das hindert freilich nicht, die unzähligen Detailfragen zu diskutieren, die sich aus der Anwendung der Ethik auf das Leben ergeben. Aber um dies fruchtbar zu machen, dürfte man nicht mit dem großem Worte beginnen, daß eine neue Ethik geschaffen werden solle. Man wird dieses Versprechen nicht halten können, denn man wird schließlich doch darauf kommen, daß diese neue Ethik, die uns in Umrissen gezeigt wurde, so unhaltbar ist, wie Nietzsche, an den sie anknüpft. Ich wüßte da ein besseres Programm: Wir wollen erst einmal die „alte" Ethik richtig verstehen lernen.

Frankfurt a. M. Robert Prill.

Heimatschutz

Dies Wort ist ein Programm, das jeder gleich als gut und notwendig empfindet; aber nur schwer verdichtet sich das Gefühl zu Anschauung und zu Forderungen. Die Heimat soll geschützt werden, die landschaftlichen und architektonischen Schönheiten und Merkwürdigkeiten vor sinnloser Zerstörung und vor der meist noch sinnloseren Verschönerung, Renovation genannt. Wer mit offenen Augen durch deutsche Länder gewandert ist, weiß zur Genüge, wieviel Geschmacklosigkeit, technischer Unverstand, historischer Mißverstand, Fortschrittsrenommisterei bei uns in den letzten Jahrzehnten gesündigt haben. Es ist schlimmer Raubbau getrieben worden mit unserer Landschaft, Geschichte, Kultur, entsprungen einer sehr individuellen wirtschaftlichen Rücksichtslosigkeit und einem unglücklichen Streben nach Stil und Schönheit, was man so darunter verstand. Die Formel: „Den Forderungen der Jetztzeit und dem Komfort der Neuzeit entsprechend", sagt alles. In unseren Tagen nun erleben wir eine kulturelle Selbstbesinnung und eine gewisse Umwertung der Meinungen über ästhetische und wirtschaftliche Dinge. Man frägt nach Ursache und Ziel, nach Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit.

Diese Frage wird auch über die Wandlung unseres Landschaftsbildes aufgeworfen, und um der Antwort Nachdruck zu verleihen, hat man einen Bund gegründet. Hinter dem stehen in der Hauptsache die Leute vom Kunstwart und Dürerbund. Neben den „Mitteilungen" liegen jetzt zwei Flugschriften vor, von Prof. E. J. Fuchs-Freiburg über „Heimatschutz und Volkswirtschaft" und von Paul Schultze-Naumburg über „Die Entstellung unseres Landes" (verlegt bei Gebauer-Schwetschke, Halle a. S.). In diesen beiden Broschüren steht das Wesentliche drin, worum es sich für diesen Heimatschutzbund handelt, namentlich die von Schultze zeigt vermöge der zahlreichen, geschickt gewählten Illustrationen den Kern der Sache.

Als das Wichtigste in der ganzen Frage erscheint mir die Architektur und ihr maßloser Tiefstand, der aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts herstammt und jetzt erst allmählich von einem größeren Kreis Menschen empfunden wird. Ihn herbeizuführen, hat mancherlei zusammengewirkt. Der außerordentliche wirtschaftliche Aufschwung, das rasche Anwachsen der Bevölkerung, ihr Zusammendrängen in der Großstadt schuf eine Massennachfrage. Das Individuelle, das gerade das alte bürgerliche Haus so reizvoll macht, wurde notwendig ausgeschaltet. Aber die Architektur erwies sich nicht fähig, das neue Problem irgendwie künstlerisch zu erfassen. Die ganze Misere der Zeit hatte sie historisch gemacht wie das übrige Kulturleben, man ging um Jahrhunderte zurück, hier zur Gotik, dort zu Renaissance und nahm ihre Formen, die man für die mustergültigen hielt. Aber weil die Bauforderungen anders geworden, konnte man das Gefundene nicht einfach übertragen, und mußte sich begnügen, die Ornamente, die kleinen Zierate zu verwerten. So entstanden die scheußlichen „stilechten" Mißverständnisse, die das normale Straßenbild aller neuen Stadtteile bilden. Diese Freude am Stil führte dazu, alte Baudenkmäler „echt" zu renovieren und auszubauen. Das war gut, denn die Einsichtigen merkten nun, daß dies mißlang, daß alle Stilechtheit äußerlichste Abschrift war. Mittlerweile war aber die Architektur, früher eine Kunst oder doch ein Handwerk, durch die Massennachfrage ein Fabrikbetrieb geworden, der sich ausdrückt in den Baugewerbeschulen und stilvollen Zeichenvorlagen. Die ersten dienen dazu, einem beizubringen, wie man ein Stockwerk auf das andere setzt, ohne daß es am Schluß zusammenfällt, und die letzteren, daß man das so erbaute ohne Mühe schön machen konnte. Denn, wohlgemerkt, das Bedürfnis nach Schönheit war nie verloren gegangen, sondern es verfiel bloß durch den Zeitunverstand auf unglückliche Wege. Hier kam die Reaktion innerhalb der Architektur, aber es ist zweifelhaft, ob und was sie erreichen wird. Der Umsturz im Kunstgewerbe ist vorangegangen, aber wie wenig er erreicht, sehen wir an dem vielen greulichen „neumodernen" Zeug. Die Baugewerbler vermögen es, sich auch diesem „Stil" anzupassen und ihn zu verhunzen: statt Renaissance- oder Barockformen kleben sie nun ebenso gedankenlos schlecht stilisierte Pflanzen oder unmögliche farbige Ornamente an die Häuserfront und der marktfähige moderne Stil ist fertig. Während hier Heimatschutz gleich Heimatschönheit noch Zukunftsmusik, ist die Frage brennend, wo alte und neue Bauten zusammenstoßen. Hier halte ich nun die Forderung, dem Alten weit entgegenzukommen, für verfehlt, denn wenn wir es imitieren,

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

verderben wir es selber. Man soll ruhig modern bauen, natürlich anständig. Früheren Zeiten ist es in solchem Fall nie eingefallen, zu antikisieren. Der Witz dabei ist bloß, daß die mehr Raumgefühl besaßen, eine Sache, von der unsere Bauhandwerker und Dutzendarchitekten keine Ahnung haben. Diese Andeutung heißt grundsätzlich soviel (gegenüber mancherlei Unklarheit bei dem „Heimatschutz", wo das Wort gute Tradition eine ziemliche Rolle spielt): wir verzichten auf alle gute Überlieferung, auch auf den bürgerlichen Stil Schultzes, wir wollen, daß unsere Architekten für neue Bedürfnisse neue Lösungen suchen, aber sie dürfen dabei nicht die allgemeinsten Prinzipien der Schönheit und Raumwirkung verletzen. Heimatschutz hat mit Pietät gegen die Formen der Vergangenheit nichts zu tun, er ist eine Sache des künstlerischen Empfindens.

Über den Schutz der Landschaft ist weniger zu sagen. Der heißt kurz: Schutz vor den „Landschaftsgärtnern" und den lokalen Verschönerungsvereinen. Das wäre ein langes trauriges Kapitel über Psychologie. Ich kenne in einer Stadt meiner Heimat einen alten Friedhof, der war voll Schönheiten. Alleen ehrwürdiger Akazien, hohe Kiefern, in Büschen verborgen alte, efeuumsponnene Grabmäler. Ein Landschaftsgärtner im Stadtrat hat den Ehrgeiz, ihn zum Park zu modernisieren. Die alten Bäume fallen, die Heimlichkeiten werden „erschlossen", das „zerstörende" Efeu muß weg, die Mäler wandern ins Historische Museum — dafür gibt's die krummsten und sinnlosesten Wege zwischen schattenlosem Rasen, Verbotstafeln und andren Parkrequisiten. Ein ernster Fall sind auch die Verschönerungs- oder gar die Fremdenverkehrvereine. Die Leute vom Heimatschutz sollen sich mit denen ja nicht einlassen. Denn jeder Einsichtige weiß, daß die tausend Aussichtstürme, die Tännchenalleen, die poetischen Teiche einschließlich künstlichem Wasserfall (Sonntags von 11 bis 12 Uhr mit Militärmusik), die Rindenhäuschen, die romantischen Prügelbrücken und die steifen Eisenstege in dem seltensten Fall der Verschönerung der Landschaft dienen. Der Leser erfährt zugleich, um welcherlei Dinge es sich bei diesem Heimatschutz handelt.

Aber nun im Ernst: hier kann eine energische Vereinstätigkeit viel nützen, und zwar indem sie den öffentlichen Geschmak beeinflußt. Indem sie dem Publikum klar macht, warum ein modernes Geschäftshaus im „deutschen" Stil nicht schön, und warum ein Bauernhaus mit Akanthuslaub häßlich, und daß die Landschaft vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

Soweit wird, vom einzelnen abgesehen, jeder Verständige und Kunstsinnige mit dem Bund Heimatschutz ohne viel Bedenken gehen können. Schwierigkeiten ergeben sich, wo der Heimatschutz mit wirtschaftlichen Interessen zusammenstößt. Grundsätzliche, von dem jeweilig Betroffenen ganz abgesehen. Wunderbar: in der Broschüre von E. J. Fuchs findet sich der Satz: „Heimatschutz heißt also nicht nur Kampf gegen den Kapitalismus im Wirtschaftsleben — —." Dieser Satz wäre von einem Volkswirtschaftler in solcher Schroffheit besser nicht geschrieben worden. Denn sollte er mehr als bloß ein kräftiges, klangvolles Diktum bedeuten, so ist er, in seiner sicheren Allgemeinheit hingesetzt, unbedacht und gefährlich. Auch ganz unlogisch. Der Kapitalismus ist, in mehr als einer Hinsicht, ein Schöpfer von Schönheitswerten. Er bedeutet zunächst gar keine Gefahr für die Heimat. Wenn der Heimatschutz älter wäre, würde er gegen die Fabriken mit ihren Schlöten zum Kampf gerufen haben. Die vernichteten, nach der damaligen Ansicht, die landschaftliche Schönheit. Heute denkt man darüber meist anders und sieht, wie die hohen Essen das Bild einer Stadt oder einer Landschaft beleben können. Damit, daß dieser Satz von Fuchs grotesk ist, wird die Schwierigkeit der Angelegenheit jedoch keineswegs erledigt. Sie ist überhaupt nicht generell zu behandeln, sondern muß vor dem Einzelfall entschieden werden. Der ästhetische Mensch muß sich dabei sagen, daß wirtschaftliche Blüte die Grundlage des Fortschritts in der Kultur überhaupt bedeutet, und der wirtschaftliche muß begreifen, daß Schönheit ein Bedürfnis des Menschen ist wie jedes andere, und er muß die Zusammenhänge sich klar machen, daß und wie sich ästhetische Werte in wirtschaftliche umsetzen. Daß sie es tun, erscheint bei einigem Nachdenken außer allem Zweifel; aber die Fäden sind zu zahlreich, fein und verwickelt, um dargestellt oder berechnet zu werden. Die Frage, die auf diesem Gebiete die letzten Monate so stark bewegt hat, war bekanntlich: ob die Laufenburger Stromschnellen des Rheins einem großartig gedachten Kraftwerk — man erwartet 50 000 Pferdekräfte — zum Opfer fallen oder ob sie für den Naturfreund erhalten bleiben sollen. Da ich den „Lauffen" nicht kenne, verbietet sich eine bestimmte Stellungnahme. Doch durfte zweifellos kein Versuch unterlassen werden — man ist sich über die Möglichkeiten nicht einig —, die Zerstörung der Naturschönheit zu vermeiden. Unsere Technik feiert ja eben in solchen Anlagen ihre größten Triumphe. Es wird wahrscheinlich unterbleiben, da der Staat Baden die Industrialisierung jener Gegend für bedeutsamer hält. Darf ich hier erwähnen, daß derselbe Staat Baden, der sich darüber allerhand sagen lassen muß, vor einiger Zeit, wie ich mich erinnere, in einem Dürerblatt gelobt wurde, weil er eine Eingabe für die Kanalisierung des Neckars u. a. deshalb ablehnte, weil darunter die landschaftliche Schönheit leide. Heimatschutz ist nicht Selbstzweck, sondern ein beliebiges Stück im Kulturleben; ich möchte sagen, daß die Kanalisierung dieses Flusses, wenn auch unter Einbuße der Landschaft, eine zehnmal größere kulturelle Wichtigkeit hat als der ganze Streit um Laufenburgs Schönheit.

Wir mußten uns Beschränkung auferlegen, es hätte noch manches gesagt werden können. Wenn wir zusammenfassen: die Bedeutung des Heimatschutzes als einer organisierten Bewegung liegt darin, daß sie Stimmung erzeugt und Augen öffnet, um die skrupellose und unvernünftige Verschandelung unserer Heimat zu hintertreiben. In dem Erziehen zum Verständnis erblicken wir seine schwerste, aber zugleich zweckvollste Aufgabe. Denn es ermöglicht, die Heimat und ihr Wachstum als ein Glied in der Kulturentwickelung zu begreifen. Im einzelnen: die Versuche der Regierungen, Naturschönheiten, alte Bäume, Felsen u. a. unter ein besonderes Gesetz zu stellen, begrüßen wir. Freilich — und unter dieser Schwierigkeit leidet die ganze Bewegung — ein Normalmaß für Schönheit gibt es nicht. Und der Begriff der Schönheit ist Wandlungen unterworfen, zumal in der Landschaft.

Den Kompromiß mit dem „bürgerlichen Stil" vor hundert Jahren, wie ihn Schultze-Naumburg zu empfehlen geneigt ist, halten wir nur für eine neue Seite des alten Übels. Die Leute, die in jenen Häusern wohnten, stehen unserer Kultur im Grunde nicht viel näher, als die von zwei und drei Jahrhunderten früher. Ich meine, wir sollen den Heimatschutz so auffassen, daß wir den Kommenden eine Heimat zu schaffen suchen. Vornehmlich deshalb muß sich der Heimatschutz von aller Enge, aller wirtschaftlichen Romantik fernhalten, er ehrt dadurch vielleicht die Vergangenheit, sündigt aber an der Zukunft. Die wir wissen, wie sich gerne unter dem schönen Worte Heimat allerhand Reaktion vermäntelt — „Heimatpolitik" —, wir wünschen, daß der Heimatschutz bei solchen Konflikten aller sentimentalen Doktrin entkleidet sein und den Zusammenhang mit den Faktoren der Entwickelung, des Werdenden behalten möge.

Theodor Heuß.

Aus dem Vogelsberg

Wanderbilder von **Paul Haag** (Frankfurt a. M.).

(Fortsetzung.)

III.

An heißem Nachmittag über eine der weiten Hutweiden, wo unter Aufsicht genieteter Kinder das junge Vieh sich tummelt und weiter unten am Bach Gänse sich der Sonne freuen. Dann auf breitem Weg durch den großen, standesherrlichen Wald. Nach längerer Wanderung inmitten junger Fichten eine große Linde, rund herum ein moosbewachsenes Mäuerchen. Nicht weit davon erhebt sich eine von Brombeeren umrankte Ruine mit großen Fensterhöhlen. Am Wege rieselt aus brüchiger Röhre ein Wasser zur Labe.

„Guden Dach. Net woar, das Börnche dhut gut. Heut macht's wieder viel warm."

Der Wandrer sieht sich um und grüßt. Ein alter hagerer Mann, hemdsärmlig, mit treuherzigem, von weißen Haaren umrahmtem Gesicht, schaufelt am Wege, unweit grast eine Kuh.

„Ja, Ihr Wasser schmeckt herrlich. Sagen Sie, war das dort einmal eine Kirche?"

„Jawohl. Das seien euch aber schon viele Jahre her. Sehn se," der Alte deutete auf ein in der Nähe zwischen zwei Obstbäumen hervorschauendes Häuschen, „das is noch das einzig Haus vom Urt.[1]) Un' aich sein der letzt' Inwohner," setzt er mit einem gewissen Stolz hinzu.

„Ei! Wie ging denn das Dorf zugrunde? Durch Brand?"

Der Alte hört auf zu arbeiten und stützt sich auf seine Schaufel.

„Nein, lkewer Mann, das gung anners. Wen aich noch en junges Borsch sein gewes, sein hie noch fünf Höf gestann'. In vale Zeit war'n es vel mieh, mein Varrer selig hat mer oft davon verzeehlt, we es in seine junge Jahre is gewes. Die Bauern hun dem Graf seine Felder zackern[2]) und abernte musse un sonst noch for en geschaff. Wie's dann abgelöst sollt wern, wisse Se, unnerm Großvater vum jetzige Großherzog, hat die Gemein' das Geld naut[3]) bezahl'n gekunn. Mer hun denn unsern schönste Wald mitsams der Hut[4]) dem Graf musse verpänn. Es is ausgemacht worn, daß die Urtsberger[5]) wie seither hute un im Wald Holz hole gekunn. Es hat auch ewer naut lang gud gedhar.

„Wieso? Die Sache war doch ganz klar?"

---

[1]) Ort. [2]) pflügen. [3]) nicht. [4]) Weide. [5]) Ortsbürger.

Digitized by Google

„Ja, basse se off. Vor achtunverzig sein die schlechte Jahre gewes, un der Wildschade; mer kunn sich nix mehr verwehrn. Damals sein zuerst die geringe Leut fortgemacht, was die bessern Bauern sein gewes, die hum selwer naut gehabt. Jetzt haaßt's denn of eenmol, die Gemein' darf nix mehr in den Wald, was uns Wald is gewes! Das warn euch freilich 'n großes Onrecht, es warn ewer üwer die Rechte der Gemein' naut offgeschreib; die vele Leut, die es beschwörn gekunn, warn naut mieh am Lewe, un der jetzig Graf un seine Leut hun alles vergest. Se hun ons mit Gewalt aus 'm Wald un von der Hut gedriwe, un die Gemein hat geklagt. Mein Vater selig warn dazamal noch Vorjermaaster; a ich erinner mich, we er als hat zo mer gesahd: „Adam, wenn's der noch 'n Hergott im Himmel is, darf er so 'n gruß Unrecht naut zugelaßt!" Hat all naut gebatt,[8]) die Avokate hun das schöne Geld genemm' un der Graf hat Recht behaal!"

„Und die Regierung? Hat die denn alles zugegeben?"

„Die Regierung! No, aich well naut geseg. Es is jetzt besser worn un mer dhut eher gege die gruße Herrn sein Recht bekomm. Awer for uns Urt warn es zo spät. Die Höf warn ohne die Hut und den Wald nor noch die Hälft wert, die Bauern sein in Schulde eningekomm', un hun ihr Sach dem Graf verkaaft, weil sonst kaa Mensch was Orn'lichs gebote hat. Die Leut sein furtgemacht, nach Amerika, in die Fabrik oder so, die Häuser sein nachenanner abgerisse worn un off die Felder un üwerall sonst sein Fichtchern gepflanzt. Aach die Schaul[7]) is ingegang, die Kerch warn schunt lang ingesterzt, weil kaa Geld zom Repariern da warn. Mein Varrer selig is zuletzt noch in dem vale Not allaans Bauer gewes."

„Und jetzt haben Sie also auch keinen Hof mehr?"

„Schunt lang nimmer. We mein Vadder in der Schauer[8]) veronglückt is, hun mer die Bauerei offgegeb! Mein Brorrer[9]) is furt, un aich sein Straßewärter. We mein' Morrer[10]) nach gestorwe is, hun aich Aans vun meine Nichtcher zo mer genemm! Seh'n Se'n," und der Alte wies nach einem überwachsenen Fleck neben der Kirchenruine, „dort drüwe is der aal Dhotehof.[11]) Da solln se mich emal als Letzter hingeleg."

„Sie haben da außen viel Schweres erlebt?"

Der Alte richtet sich auf. „Jawoll, zu dem kann mer üwerall gekomm', net bloß in die gruße Städte. — So, alleweil muß ich heem. Danke aach schön for die Zigarre, ich roocke se am Sonndag. Vel Vergnüge nach em Vugelsbearg. Gehn' Se net urr, dort erim is der Weg. Hio — oh, Brr — auh!" treibt er seine Kuh an. — Der Wanderer tritt aus dem Wald. Die Sonne steht tief über fernen dämmrigen Bergen und übergießt das weite Land mit goldenem Lichte, in violetten Umrissen hebt sich der nahe Oberwald vom strahlenden Horizont. Weiter unten taucht aus grünem Tal ein Städtchen mit hochragendem Schloß, dessen Fenster aufflammen im Abendlicht. Dort sitzt der Nachkomme der ehemaligen Souveräne dieses Gebiets. Sie haben bei der Mediatisierung das meiste Land ihres ehemaligen Kleinstaates unveräußerlich für sich und ihre Nachkommen zum Privateigentum erhalten, und vermehren, von fossilen Gesetzen begünstigt, ihren Besitz stets noch weiter; sie vertreten in einer besonderen Kammer ihre Standesinteressen, vor denen oft genug die Staatsgewalt Halt macht.

IV.

Schrumm! Schrumm! N — da da, N — da da! Weit über die Felder schallen am Sonntagnachmittag die Klänge vom Dorfwirtshaus, neben dem im Freien der leicht gezimmerte, von Alten und Kindern umlagerte Tanzboden unter der drehenden Wucht der Tänzer bebt. Jetzt eine Pause. Die braunen, kräftigen Mädchengestalten in hellen, mit Bändern gezierten Kleidern reihen sich wieder mit erhitzten Gesichtern entlang der Wände; die Burschen, Hütchen oder Mützen verwegen auf den eckigen Köpfen, die sehnigen Körper in Wolljacken, einige in städtischen Röcken, sammeln sich in der Mitte des Tanzbodens, stecken Pfeifen und Zigarren an, trinken und bringen es den Mädchen zu. Dann beginnen Klarinette, Trompete und Brummbaß wieder ihr Stückchen. Die Tänzer gehen auf die Schönen los und ziehen die Erkorene ohne überflüssig. Komplimente einfach am Arm in den Tanzkreis. Körbe giebt's nicht. Wieder bebt der Bretterboden unter dem Drehen und Wiegen. Keine helle, fröhliche Lust wie im südlicheren Deutschland oder am Rhein; auf den Gesichten derselbe unbewegliche, beinahe harte Ausdruck wie bei der langen Arbeit. Der Tanz ist zu Ende. Horch, helle, frische Stimmen; die Mädchen haben ein Lied begonnen, eine alte, wehmütige Weise:

„Auf dieser Welt hab' ich kein' Freud,
Ich habe ein Schatz und der ist weit,
Mir wird so weh, so weh,
Dieweil mein Schatz muß Schildwach' stehn". . . .

Dann erwidern die Burschen. Das klingt schon selbstbewußter:

„Das Jagen ist ein lustig Leben,
Das Wildpret muß das Geld ergeben.
Das Jagen, das ist meine, meine Freud',
Drum jag ich's allezeit'. . . . ."

Gegen Abend leert sich der Tanzboden, Ortseinwohner mit ihren Gästen, den „Kerweleut", gehen zum Nachtessen heim. In der Dunkelheit hebt die Lust von neuem an. Auch die Alten wagen jetzt ein Tänzchen, während der gestrenge Ortslehrer die Kinder bald nach Hause schickt. Bei trüber Ölfunzel drehen sich dicht gedrängt die Paare auf dem schlechten Boden unter den Klängen einer weniger harmonischen als taktfesten Musik, mit einer Ausdauer, wie sie nur auf dem Lande möglich. Bier, auch Schnaps fließen, s' ist ja nur einmal im Jahr Kerb. Unter dem Schutz der Dunkelheit verlieren sich Verliebte zeitweilig vom Tanzboden. Schneller kreist das Blut der sonst so schwerfälligen Menschen, die Leidenschaften werden wach. Vom anderen Ort sind Burschen herübergekommen und suchen den Eingesessenen die Mädchen abzuspannen, jeden Augenblick droht eine Schlägerei. Jetzt großes Geschrei aus einem wirren Knäuel, während die Musikanten noch gleichgültig weiter blasen. Ein junger Bursche liegt am Boden, die Gegner schlagen mit ausgerissenen Stuhlbeinen und Lattenstücken auf ihn ein. Ein durchdringender weiblicher Ruf, ein Mädchen hat sich auf den am Boden Liegenden geworfen und deckt den Verletzten mit ihrem Körper. Noch eine Weile wüstes Durcheinander um die Gruppe, dann haben die Ortsburschen und -männer die fremden Störenfriede in die Flucht geschlagen. Die „Kerb" ist aus, das Nachspiel vollzieht sich vor dem Strafrichter. —

So artet manches Vergnügen aus. Wie bessern? Durch Verbieten und Einschränken kaum! Besser wär's, die Kirchweih ähnlich wie die Spinnstuben behutsam auf ein höheres Niveau zu heben, nicht alles den Wirten und jungen Burschen überlassen. Hier winken noch Aufgaben für Volkserzieher. Die neuerdings eingeführten Krieger- und Missionsfeste werden doch niemals volkstümlich. (Fortsetzung folgt.)

[8]) Genützt. [7]) Schule. [8]) Schauer. [9]) Bruder. [10]) Mutter. [11]) Friedhof.

Allerlei

Vom Geistreichen. Geist, geistreich ist einer von denjenigen kursierenden Begriffen, die sich jeder einzelne Mensch und jede Nation nach ihrem eigentümlichen Ideal und Bedürfnis modeln und auch gewissermaßen dazu befugt sind. Du hast die Idee nach deiner Art gefaßt, die im ganzen auch die meine ist, weil wir in dem, was wir fürs Höchste halten, übereinstimmen. Aber auch dem Franzosen müssen wir seinen Geist und seine Art des Geistreichen zugestehen, wenn wir unter Geist überhaupt dasjenige verstehen, was bei einem Geschäft über das Geschäft hinausgeht, was das freie Vermögen reizt und beschäftigt, was gleichsam einen subjektiven Gehalt und Überfluß zu dem streng objektiven gibt. Wir gebildeten und besonders ästhetisch gebildeten Deutschen wollen immer aus dem Beschränkten ins Unendliche gehen und werden also den Geist ernsthafter nehmen und in das Tiefe und Ideale setzen; der Franzose hingegen wird sich seines absoluten Vermögens mehr durch das freie Spiel der Gedanken bewußt und wird also schon mit dem Witz zufrieden sein. Aber auch der Witz nähert sich, sobald er konstitutiv wird, dem Genialen, ja ich glaube, daß manche luminöse und tiefe Wahrheiten dem Witz sich früher dargestellt haben, nur daß er nicht das Herz hatte, Ernst daraus zu machen, bis das Genie kam und wie eine edle Art von Wahnwitzigen sich über alle Rücksichten wegsetzte. Aus eben dem Grunde, weil wir Deutschen soviel von dem Geist fordern, haben wir so wenig; das Höchste macht sich am schwersten mit dem Gewöhnlichen gemein, daher bleibt uns so oft keine andere Wahl, als abwechselnd platt und erhaben zu sein. Des Zierlichen, Anmutigen, Geistreichen im gewöhnlichen Sinne ist jedes Geschäft, jedes Gespräch fähig und empfänglich; des Poetischen oder Idealen aber nicht oder doch nur in den höchsten Momenten.

Schiller an Körner, 19. März 1802.

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

NUMMER 31

Die Hilfe

Sonntag, den 6. August 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Das Erscheinen der englischen Flotte in der Ostsee — Eine Blüte des Anstands — Die Hausagrarier — Nationalsoziale und Gemeindewahlrecht — Ein Sozialdemokrat für den Etat) — **Naumann:** Veränderungen in der Kritik des Sozialismus — **R. Fembratowycz:** Zur Geschichte der russischen Zensur — **Rudolf Springer:** Die österreich-ungarische Krise und die deutsche Nation. II. — Das Programm der evangelischen Arbeitervereine — Büchertisch — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — Briefkasten — **Gottfried Traub:** Gebet und Wunder — **Erich Schlaikjer:** Gedichte — **Paul Haag:** Aus dem Vogelsberg (Fortsetzung). — Kunst — Allerlei.

Politische Notizen

Das Erscheinen der englischen Flotte in der Ostsee. Die Engländer haben starke Mittel zum Ausbau ihres Flottenhafens in Rosyth beschlossen und gleichzeitig eine Manöverfahrt von 12 Linienschiffen und fünf großen Panzerkreuzern in die Ostsee. Das ist ein sehr ernster Vorgang. Wir suchen den Ernst weniger in der Möglichkeit, daß die Engländer unsere Küsten erkunden wollen. Das läßt sich viel stiller machen und geschieht ohne Zweifel unablässig von beiden Seiten. Die Wichtigkeit liegt in der Schaustellung der englischen Macht inmitten eines Gebietes, das vom englischen Standpunkt aus als deutsch-russisch-nordischer Binnensee gelten müßte. England sagt: Ihr könnt nichts tun, ich beherrsche die Meere! Und England hat dabei leider recht! Es ist so: wir können nichts tun, denn es gibt keine Möglichkeit mehr, der englischen Flotte irgend eine gleichwertige Flotte gegenüberzustellen, seitdem die russische Flotte versunken ist, und solange die französische sich mit der englischen freundschaftlich begrüßt. Diesen Tatbestand wollen uns die Engländer in einer Weise zu Gemüte führen, die ihre Wirkung nicht verfehlen wird, sie wollen uns zeigen, daß der Sieg Japans bis nach Swinemünde reicht. Darüber mögen wir uns innerlich empören, aber es würde unpolitisch sein, solchen Gefühlen sehr freien Lauf zu lassen. Wir können nichts anderes tun, als nach dem Maß unserer Kräfte unsere Flotte, die $^1/_3$ der englischen bedeutet, wenigstens nicht schwächer werden zu lassen in ihrem relativen Verhältnis zur englischen Übermacht, und wir müssen alles vermeiden, was zu einer isolierten Auseinandersetzung zwischen England und Deutschland führen könnte. Alles! Das ist unsere oft ausgesprochene Ansicht und wir begreifen deshalb nicht, wie es Blätter geben kann, die da sagen, wir hetzten zum Kriege gegen England. Wir protestieren mit aller Entschiedenheit gegen jeden Versuch solcher Unterstellung. Wir wünschen den Krieg nicht, und raten zur geduldigen Ertragung der englischen Demonstration, wir raten in der peinlichen Überzeugung vom schweren Ernst der Lage zu aller Ruhe, die nur irgend möglich ist. Man soll die Engländer kommen lassen, als sei es etwas Alltägliches, daß sie sich in der Ostsee zeigen, man soll aber kein Spektakelstück aus ihrem Besuch machen. Was wir fürchten, ist die taktlose Neugier vieler unserer Landsleute. Diese muß bezähmt werden, wenn wir uns selber achten wollen.

Eine Blüte des Anstandes. Der gedankenärmere Teil der bürgerlichen Presse macht es sich neuerdings zur Aufgabe, jede sozialdemokratische Abweichung vom guten Ton sorgfältig zu registrieren. Wir lieben es gewiß nicht, daß der politische Kampf durch Ausbrüche eines unerzogenen Temperamentes in seiner Sachlichkeit verdunkelt werde. Wir haben auch oft genug gesagt, daß eine schimpfende Arbeiterbewegung zur politischen Macht nicht reif ist. Aber in der Entrüstung jener bürgerlichen Blätter steckt ein gut Teil Heuchelei. Mit einigen Ausnahmen schimpfen sie alle, von der Freien Deutschen Presse bis zur Deutschen Tageszeitung, nur nicht mit dem Genie, zu dem es die Mehringsche Schule im Schimpfen gebracht hat. Was ist zum Beispiel über die folgender Leistung zu sagen? Die „Korrespondenz des Bundes der Landwirte" nennt in ihrer Nr. 46 unsere Freunde Dr. Barth und v. Gerlach: Schmeißfliegen. Wir würden von dieser Roheit keine Notiz nehmen, wenn sich nicht der Bund der Landwirte ganz besonders als Hüter deutscher Sitte zu brüsten pflegte. Empfehlen Sie nicht die Prügelstrafe für Roheitsdelikte, Herr Dr. Oertel?

Die Hausagrarier haben in der klassischen Stadt der Bodenspekulation, in München, ihre alljährliche Tagung abgehalten. Die Töne, die man vernahm, sind alt, und schon oft gehört: man prophezeite die Proletarisierung der Hausbesitzer und klagte über die „Überhygiene", die in Staat und Gesellschaft modern würde. Der notleidende Hausbesitzer im Pelzrock! Interessant waren nur die Momente, wo der politische Charakter der Hausbesitzerorganisation durch die wirtschaftlichen Klagen durchblinkte: die Agitation des Bundes der Landwirte wurde als vorbildlich bezeichnet, und ein Redner verlangte den Anschluß an die „Mittelstandsvereinigung". Auch zog man mächtig gegen die Warenhäuser los, und wurde nicht müde, alle möglichen Steuern (die man ja sonst nicht so liebt) zur Rettung von Mittelstand und Hausbesitz der Öffentlichkeit anzupreisen. Hinter dem allem stand der Wunsch, in den städtischen Parlamenten kraft der Wahlgesetze die Übermacht für sich gesichert zu wissen. Um so mehr muß der soziale Liberalismus seinerseits für eine freiheitliche Ausgestaltung der kommunalen Wahlrechte eintreten.

Nationalsoziale und Gemeindewahlrecht. Unser Münchener Verein hat an die liberalen Stadtvertreter von München folgende Resolution gerichtet:

„An die Liberale Vereinigung der Gemeindekollegien! 1. Die Erweiterung des gegenwärtigen, nur den wohlhabenderen Klassen zugänglichen Gemeindewahlrechts ist zur unabweisbaren Notwendigkeit geworden. Sie bildet ein wesentliches Stück des Ausbaues der Gemeindeordnung im freiheitlichen Sinne, wie ihn das liberale Einigungsprogramm fordert. 2. Der Ausschluß der großen Mehrzahl der Reichstags- und Landtagswähler vom Gemeindewahlrecht muß diese Wähler der liberalen Partei entfremden, da die liberale Mehrheit in den Münchener Gemeindekollegien die Möglichkeit hat, ihnen durch Herabsetzung der Bürgerrechtsgebühren das Wahlrecht zu verschaffen. 3. Die Beschränkung des Gemeindewahlrechts begünstigt die Entstehung und den Einfluß rückschrittlicher Parteibildungen, wie der Mittelstandspartei, sowie die Sonderbestrebungen einzelner unter den Bürgerrechtsbesitzern unverhältnismäßig stark vertretener Schichten (Hausbesitzer). 4. Die Beibehaltung hoher Bürgerrechtsgebühren wäre daher ein illiberales und ungeeignetes Mittel, der liberalen Partei die Mehrheit in den Gemeindekollegien zu erhalten, sie müßte vielmehr zum Rückgang des Liberalismus führen. 5. Der Nationalsoziale Verein München fordert daher von den liberalen Mitgliedern der Gemeindekollegien, daß sie bei Beratung der vorliegenden Anträge auf Herabsetzung der Bürgerrechtsgebühren diesen

Digitized by Google

Gesichtspunkten Rechnung tragen, und empfiehlt, zum mindesten die Bürgerrechtsgebühr für Heimatberechtigte, entsprechend der durch die Heimatgesetznovelle bewirkten Abänderung der Heimatrechtsgebühr, also um etwa 40 Mk., herabzusetzen und in allen Fällen des gebührenfreien Heimatrechtserwerbs die Anrechnung der Heimatrechtsgebühr zuzulassen."

Dazu bemerken die Münchener Neuesten Nachrichten, daß innerhalb der „liberalen Vereinigung der Gemeindekollegien" ein „im Sinne dieser Anregung äußerst günstiger Beschluß" bereits zustande gekommen sei. Hoffen wir, daß es so ist! Es liegt durchaus im Interesse des Liberalismus, nicht auch bei Gemeindewahlen den Klerikalen und Sozialdemokraten eine gemeinsame Parole zu verschaffen.

Ein Sozialdemokrat für den Etat. Bei der Abstimmung über den württembergischen Staatshaushalt hatten sechs sozialdemokratische Abgeordnete den Etat gewohnheitsgemäß abgelehnt. Der siebente fehlte. Blumhardt, der bekannte frühere Pfarrer, Vertreter von Göppingen, war ferngeblieben, da er seinen Parteigenossen nicht in den Rücken fallen wollte. Er ist einer von den Sozialdemokraten, die ohne doktrinäre Voreingenommenheit im Gegenwartsstaat für das Proletariat arbeiten wollen, und die nicht engherzig genug sind, um die sozialen Bestrebungen anderer Parteien und hier und da auch der Regierungen anzuerkennen. Wie er diesem Gefühl neulich unverhohlenen Ausdruck gab, so redete er jetzt auch der Annahme des Etats das Wort. Die ewige Ablehneret ist für ihn eine Kinderkrankheit, der die Sozialdemokratie allmählich entwachsen sein müßte; das sprach Blumhardt klipp und klar aus. Natürlich ohne Erfolg. Zwar handelt es sich im württembergischen Etat vorzugsweise um direkte Steuern und Kulturausgaben, doch das stört die prinzipientreuen Männer weiter nicht. Aber zur gleichen Zeit, da Blumhardt wieder einmal seine eigene politische Meinung vertritt, kommt die Nachricht in die Öffentlichkeit, daß es mit seiner politischen Tätigkeit nun bald aus sein soll: die Göppinger Genossen haben bereits jetzt als den Kandidaten für die nächste Landtagswahl ihren Vertreter im Reichstag, Dr. Lindemann, aufgestellt. Blumhardt sei durch die Verwaltung des ihm gehörenden „Bad Boll" zu sehr in Anspruch genommen. Hinter die Kulissen kann man ja nicht sehen, aber der bedauerliche Eindruck bleibt, daß man Blumhardt mit sanfter Gewalt abschieben will.

Veränderungen in der Kritik des Sozialismus

Wir wollen auf einige Verschiebungen aufmerksam machen, die sich einerseits in der Kritik der Sozialisten an der bürgerlichen Gesellschaft und andererseits in der Kritik der bürgerlichen Kreise an den Sozialdemokraten zeigen. Der gemeinsame Grund dieser Verschiebungen ist, daß heute ein Teil der sozialistischen Ideale von der bürgerlichen Gesellschaft im Gegensatz zur Arbeiterbewegung verwirklicht wird. Die Veränderungen zeigen sich in folgenden Punkten:

1. Von bürgerlich liberaler Seite wurde der Sozialdemokratie herkömmlich vorgeworfen, daß sie die Vernichtung der wirtschaftlichen Freiheit anstrebe. Die alte liberale Kampflitteratur entrüstet sich über den Zuchthausstaat, in dem alles von einer Zentralstelle aus geregelt sein werde. Das war der Kern der viel gelesenen Broschüren Eugen Richters, und im engsten Umkreise Richters kommt es auch heute noch vor, daß ähnliche Gedankengänge verfolgt werden. Auch bei Antisemiten und anderen kleinbürgerlichen Bekämpfern der Sozialdemokratie kann man den Vorwurf der Vernichtung der wirtschaftlichen Freiheit noch hören, aber im großen und ganzen ist er aus der öffentlichen Polemik verschwunden. Warum wohl? Warum beschäftigen sich die eigentlichen großen Gegner der Sozialdemokratie nicht mehr mit diesem Vorwurf und überlassen ihn den politischen Brockensammlern? Weil sie selbst es sind, die die alte Wirtschaftsfreiheit des einzelnen vernichten! Vor 20 Jahren war „die Regelung der Produktion" eine sozialdemokratische Parole, damals war es eine böswillige Kritik der Umsturzpartei, daß sie von „schädlicher Ordnungslosigkeit der Produktion" redete, jetzt aber gehören diese Worte in den Sprachschatz jedes Syndikatsmitgliedes und jedes Handelsteiles einer geldkräftigen Zeitung. Man hat auf bürgerlicher Seite aufgehört, von der wirtschaftlichen Freiheit des einzelnen zu sprechen, seit man von dem Wachstum der Berliner Großbanken, von der Ausdehnung der großen Schiffahrts-Gesellschaften, von der Wirksamkeit des Stahlwerksverbandes und des Kohlensyndikates zu berichten sich gewöhnt hat, und seit das Ideal des leistungsfähigsten Bürgertums nicht mehr die freie Konkurrenz ist, sondern der Preisbildungsverband. Wenn man es scharf ausdrücken will, so kann man sagen: Das Bürgertum übernimmt die Anbahnung des „Kollektivismus der Besitzenden", ruiniert damit den alten liberalen Gedanken vom unabhängigen Personalbesitz, und ist deshalb nicht mehr imstande, der Sozialdemokratie ihre kollektivistische Theorie vorzuwerfen.

2. Darin liegt gleichzeitig, daß die Sozialdemokratie ihre Vorwürfe gegen das Bürgertum verändern muß. Es hat keinen Zweck mehr, daß die Sozialdemokraten die Vereinheitlichung und Regelung der Produktion fordern, da sich diese ganz offenbar ohne sie schnell und gründlich vollzieht. Die Überwindung der privatwirtschaftlichen individualistischen Wirtschaftswelt scheidet aus den Idealen der Sozialdemokratie aus. Es hat schon heute wenig Sinn mehr, den Handwerkern und Kleinfabrikanten zu beweisen, daß sie sowohl im Materialbezug wie in der Preisbildung wie in der Lohnzahlung wie in der Miete gebundene Leute sind, die von größeren unpersönlichen oder überpersönlichen Wirtschaftskörpern abhängen, und mag es auch in der Kleinagitation noch nötig sein, diese Lehre vom alles umfassenden Zwange der geregelten Produktion vorzutragen, so ist sie sicher kein besonderes Stück proletarischer Weisheit mehr und verliert damit den Charakter eines Programmstückes der Oppositionspartei gegenüber der bürgerlichen Gesellschaft. Der Streit verschiebt sich. Er wird zum Gegensatz zweier Ideale verwandten Wesens. Der Kollektivismus der Masse stellt sich fordernd vor den Kollektivismus der Besitzenden, das heißt, die Sozialdemokratie sagt: Eure neue bürgerliche Gesellschaftsform, die Wirtschaftsform der Syndikate, können wir als solche nicht angreifen, wir verlangen nur an ihrer Beherrschung teilzunehmen! Damit aber ist der theoretische und agitatorische Charakter der Sozialdemokratie in hohem Grade verändert, denn nun ist sie

a) nicht mehr die einzige und besondere Trägerin des organisatorischen Gedankens, der im Worte Sozialismus liegt,

b) nicht mehr Vertreterin einer wirtschaftlichen Weltanschauung, die der bürgerlichen Anschauung direkt widerspricht,

c) statt dessen aber ist sie innerhalb des neuen Systems ein weit stärkerer Faktor, als sie innerhalb des alten sein konnte, da jetzt erst die Bedingungen für einen einheitlichen Kampf um die Macht im Produktionssystem vorhanden sind.

3. Die Verschiebung besteht also darin, daß die Arbeiterbewegung das neue Produktionssystem als solches anerkennt, etwa so, wie der alte Liberalismus den konservativen Staat anerkannte, den er umgestalten wollte. Das neue Produktionssystem soll demokratisiert werden. Das ist es, was vom alten Gesamtprogramm der Sozialisten heute als das besondere Programm der Arbeiterbewegung noch übrig bleibt, die „neue Gesellschaftsordnung" wird zur Schwergewichtsveränderung innerhalb der bereits entstehenden Gesellschaftsform. Das bedeutet theoretisch eine Verminderung der beiderseitigen Entfernung, praktisch aber vielleicht eine Schärfung der Art des Kampfes. Alle Energie des Kampfes wird sich um den alten Gegensatz von aristokratischer und demokratischer Gestaltung der menschlichen Gemeinschaft in neuer Weise konzentrieren. Das Sozialistische im engeren Sinne des Wortes scheidet aus dem Streite aus, denn das vollzieht sich beiderseits von nun an von selbst. Auf beiden Seiten vergrößern sich die Verbände und verstärkt sich die Abhängigkeit aller einzelnen von den Zentralstellen. Das demokratische Prinzip, das Prinzip des Willens der Masse und der Mehrheit gegenüber dem Prinzip der aristokratisch-monarchischen Führung, ist die Fahne, die jetzt hochgehalten wird, damit nähert sich die Sozialdemokratie dem älteren Liberalismus, während gleichzeitig viele Liberale auf die antidemokratische Seite übergehen. Die Folge davon ist, daß die Kritik der bürgerlichen Kreise an der Sozialdemokratie je länger desto mehr eine Wiederholung der alten konservativen Kritik am Liberalismus wird, und daß umgekehrt der Sozialdemokrat mehr als je sich auf den Gedankengehalt zurückziehen muß, den einst Rousseau verkündigte, als er den Staat für die Menge in Anspruch nahm.

4. Eine der merkwürdigsten Veränderungen, die mit dieser Verschiebung des beiderseitigen Aufmarsches zusammen-

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

hängen, ist die Änderung des beiderseitigen Verhältnisses zur Staatsgewalt. Diese Veränderung ist erst in ihren Anfängen zu kontrollieren, und ist etwas schwer darzustellen, da sie nicht einfach ist in ihrem Verlauf. Der Ausgangspunkt dabei ist die sinkende Bedeutung der Staatsmacht gegenüber den Syndikaten. Es entsteht in den Syndikaten und den mit ihnen verbundenen Großbanken und Arbeitgeberverbänden eine neue Regierung, die sich den alten Staatsapparat dienstbar macht, wo sie es ohne Mühe kann, die aber je länger desto mehr auch ohne ihn und selbst gegen ihn zu arbeiten in der Lage ist. Die Regierung der Produktion gestattet von sich aus keine Erweiterung der Staatsbefugnisse mehr, weder eine Vermehrung des Staatssozialismus noch eine Vermehrung der Staatseingriffe in den Kampf des aristokratischen und demokratischen Prinzips innerhalb der Produktion. Man wird schon heute sagen können, daß das Zeitalter der staatssozialistischen Ideale vorbei ist. Es ist möglich, daß noch einzelne Bergwerksverstaatlichungen geduldet werden, aber nur, wenn der Staat als Arbeitgeber sich unter die Syndikatsregierung stellt. An eine allgemeine Verstaatlichung der Bergwerke oder der Walzwerke oder der Großbanken ist gar nicht mehr zu denken. Dazu ist der Staat zu schwach geworden, denn seine kapitalistischen Mittel stehen unter denen der neuen Wirtschaftsregierung, und sein Beamtenapparat ist im Vergleich zur Anstellung der Produktionsbeamten so schlecht bezahlt, daß die besten Kräfte von der neuen Macht der alten Macht weggenommen werden. Wir bekommen Minister der Besitzverwaltung, die dem Staatsminister mit etwa denselben Gefühlen die Hand drücken, wie der Direktor eines Elektrizitätswerkes einen Schuldirektor grüßt. Das aber verschiebt einerseits die Stellung der Staatsbeamten zur aristokratischen Produktionsleitung, andererseits, und darauf kommt es hier an, die sozialdemokratische Kritik gegenüber dem Staat. Während früher der Staat als die absolute Macht erschien, deren Eroberung ohne weiteres die Gewalt über das Wirtschaftsleben in sich schloß, während Bebel früher formulierte, daß man die politische Macht gewinnen müsse, um durch sie die ökonomische Macht zu haben, sinkt die Idee von der Eroberung der politischen Macht etwas in ihrem Werte. Nicht, als ob sie nicht mehr vorhanden wäre! Aber sie wird zur Unterfrage im Kampf um die Produktionsleitung. Ein äußeres Zeichen dafür ist, daß die Idee der politischen Revolution durch die Idee des Generalstreiks verdrängt wird. Darin liegt einerseits eine Anerkennung, daß der Staat zu stark ist, um im revolutionären Anlauf genommen werden zu können, andererseits aber das Gefühl, daß er gar nicht mehr die Hauptfestung des Gegners ist. Das aber gibt der sozialdemokratischen Kritik des Staates eine andere Farbe. Man kritisiert ihn, damit er zum Bundesgenossen werde, man hält ihm seine Abhängigkeit vor, damit auch er sich auf die Seite der Unzufriedenen stelle, man will ihn gelten lassen, weil er immerhin ein Gegengewicht gegen den Hauptgegner ist. Dieses alles ist nicht klar herausgearbeitet, und wird unter den lauten Bekenntnissen der herrschenden Marxisten nicht recht offenbar, aber es ist kein Zweifel, daß unter der Oberfläche heute der Staat die Sozialdemokratie für nötig hält, und die Sozialdemokratie den Staat. **Naumann.**

Zur Geschichte der russischen Zensur

In jüngster Zeit wurde ziemlich viel von der russischen Zensur geschrieben und auch die Geschichte dieser großartigen Institution geschildert. Es ist aber merkwürdig, daß das Geburtsjahr dieser mächtigsten Stütze der russischen Autokratie in keinem einzigen Falle richtig angegeben wurde. Während man das Entstehungsjahr der Zensur in den meisten Fällen um die Mitte des 19. Jahrhunderts sucht, ist sie in der Tat bereits zu Anfang des 18. Jahrhunderts erfunden worden, und zwar von dem berühmten russischen Reformator Peter dem Großen. Dieser Herrscher, der bemüht war, die Pforten Europas für Rußland zu erschließen und sein Reich in die Reihe der europäischen Mächte zu stellen, sah ein, daß dieses sein Reich durch einen breiten Gürtel von Europa getrennt sei. Diesen Gürtel zu lockern oder teilweise zu beseitigen, war sein Lebenszweck. Das war jedoch ohne operativen Eingriff nicht möglich. Die baltischen Provinzen mit ihrer ausgesprochen deutschen Kultur, Polen, Litauen und die ruthenischen Länder (die Ukraine) — das war kein schwacher Damm.

Nur auf den Trümmern dieser Staatengebilde und Länder konnte sich die zarische Herrlichkeit erheben und Rußland zu einer den europäischen Westen mit dem asiatischen Osten verbindenden Weltmacht werden. Die unselige Politik Polens den Ruthenen gegenüber, die bereits Mitte des 17. Jahrhunderts den ruthenischen Hetman Chmelnyckyj in die Arme Rußlands getrieben, beschleunigte die Verwirklichung der großen Pläne des russischen Reformators.

Ebenso wie Peter der Große die deutschen Provinzen an der Ostsee in einen Trümmerhaufen verwandelte, vernichtete er mit allen zu Gebote stehenden Mitteln die ruthenische Kultur in der Ukraine. Dort bestanden damals zahlreiche Schulen, freie Druckereien usw. Die Ukraine besaß eine im Vertrage vom Jahre 1654 garantierte Selbstverwaltung; das Oberhaupt (Hetman) sowie alle höheren Organe wurden gewählt. Peter der Große beschloß nun, die nationalen und politischen Unterschiede zwischen der Ukraine und seinem Reiche auszugleichen. Die ruthenische Kirche unterwarf er der russischen „heiligen Synode", die unter seiner Leitung stand, und nach der Niederwerfung Mazeppas entfaltete er seine Nivellierungsarbeit mit aller Energie.

Im Jahre 1720 rief der erste „Zar der gesamten Reußen" eine Kulturinstitution ins Leben, die unter dem Namen „russische Zensur" wohl bekannt ist und in der zivilisierten Welt einen verdienten Ruf genießt. Zar Peter I. erließ nämlich einen Ukas am 5. Oktober 1720, durch welchen die freien ruthenischen Druckereien in Kijew und Tschernigow der Kontrolle der heiligen Synode in Moskau unterstellt wurden. Ferner verfügte der Ukas, daß in den genannten Druckereien nur noch Kirchenbücher gedruckt werden dürfen und selbst diese nach russischem Muster, „damit keine andere Sprache sich in den Büchern einbürgern könne". Das ist also die erste, den Druck von Büchern betreffende Verordnung in Rußland. Charakteristisch ist es aber, daß dieses erste Preßgesetz im Zarenreiche gerade die Ukraine und die ruthenische Sprache betrifft.

Das ruthenische Volk in Rußland ist jedoch viel widerstandsfähiger als die galizischen Ruthenen. Die Ukrainer schmachteten nicht unter der 500jährigen Schlachzitzenherrschaft und Leibeigenschaft, sondern zeigen vielmehr Schöpfungskraft. Sie brachten die ruthenische Renaissance hervor, die später auch die österreichische Grenze überschritt.

Die Wiedergeburt der nationalen Literatur, die im Jahre 1798 beginnt, zog wieder unendliche Repressalien, Verschickungen usw. nach sich.

Die Repressalien der beiden bedeutendsten Kulturinstitutionen Peters des Großen — der Zensur und der heiligen Synode — weisen oft Spuren der bureaukratischen Humoristik auf. So verbot man beispielsweise im Jahre 1863 die von der Akademie der Wissenschaften in Petersburg genehmigte ruthenische Übersetzung der Bibel aus dem einfachen Grunde, weil der Metropolit darin eine Profanation der heiligen Offenbarung und der Chef der Gendarmerie eine radikale Vernichtung der bisherigen Bemühungen der Regierung, ruthenische Länder zu russifizieren, erblickte.

Bezeichnend ist es, daß panslavistische Blätter, die ähnliche Maßnahmen der Regierung verteidigen, sich auf die Traditionen Peters des Großen berufen. Im Jahre 1876 wurde diesen „Traditionen" die Krone aufgesetzt. Es wurde nämlich ein Ukas erlassen, der jedwede Betätigung auf dem Gebiete der ruthenischen Literatur in Rußland unmöglich macht. In dem Ukas heißt es: 1. Der Import von den im Auslande herausgegebenen ruthenischen Büchern und Druckschriften ist untersagt; 2. innerhalb der Monarchie wird das Drucken und Herausgeben von Originalwerken und Übersetzungen in ruthenischer Sprache — mit Ausnahme von belletristischen Werken und historischen Dokumenten — verboten; 3. ebenso sind Bühnenvorstellungen jeder Art und Vorträge in der ruthenischen Sprache verboten.

Während also in Rußland georgische, armenische, jakutische, tatarische, finnische, litauische, polnische u. a. Blätter existieren, darf nunmehr daselbst keine Zeitung in ruthenischer Sprache herausgegeben werden. Ebenso sind die Übersetzungen von Homer, Shakespeare, Schiller — verboten. Für die Ruthenen besteht also eine ganz andere Zensur als für die anderen Völker des Zarenreiches.

Nun entbrannte aber auf der ganzen Linie ein Kampf gegen die Schöpfung Peters des Großen — die Zensur, deren Existenz tatsächlich zum Schwanken gebracht wurde. Es wurde bekanntlich eine Kommission eingesetzt, die sich mit der Revision der russischen Preßgesetze und mit der Prüfung der ruthenischen Preßfrage befassen soll.

Niemand wagt es heute in Rußland, die Zensur zu verteidigen. Nur die heilige Synode sträubt sich gegen die Entfernung ihrer Schwester, der altehrwürdigen Gesinnungsgenossin — und Pobjedonoszew warnt den Zaren vor jedweder Reform. . . .

Wien. **R. Sembratowycz.**

Digitized by Google

Die österreich-ungarische Krise und die deutsche Nation.

II. Der Wandel des ungarischen Staatsgedankens.

Großartig sind die politischen Erfolge des magyarischen Volkes: Weniger zahlreich als der Stamm der Deutsch-Österreicher, selbst als der Stamm der Tschechoslaven, hat es seinen Staat behauptet. Die Tschechen sind einmal, am Weißen Berge, niedergeschlagen worden und haben ihren Staat nicht wieder aufgebaut, die Magyaren sind wiederholt blutig niedergeworfen worden und haben sich wieder erhoben. Was erklärt diese Zähigkeit, diese Erfolge?

Es gibt in Europa kaum einen Volksstamm mit solch hoher politischer Begabung, mit so lebendigem Nationalgefühl, so unerschüttertem Selbstvertrauen. Nicht die eiserne Disziplin der Preußen besitzen sie — der Pußtensohn liebt anarchische Freiheit; nicht die wirtschaftliche Kraft des Briten, der frei ist, weil er es versteht reich zu sein — die magyarische Gentry liebt ein Leben nach Art der polnischen Rittergutsbesitzer; die Magyaren sind kein Volk von Dichtern und Denkern, kein Volk von Malern und Sängern — Bismarck hat sie ein Volk von Advokaten und Husaren genannt; ja sie geben sich nicht mit ganzer Seele dem einen, unteilbaren Vaterland hin — ihre Geschichte ist voll von Empörung, Bürgerkrieg und Verrat. Ihre Stärke ist die Politik: Jung und alt, arm und reich lebt und webt in der Politik, sie ist ihr Glück und Unglück zugleich. Sie erhebt sie aus dem tiefsten Fall, indem sie sie einig macht, sie zerfleischt sie im Glück, indem sie sie spaltet. In der Politik sind sie groß, kühn, gewaltig wie Cromwell und kniffig, verschlagen, betrügerisch wie der schlimmste Jesuit; sie beherrschen das ganze Register der politischen Mittel und so bestehen sie den Kampf gegen zwei Fronten siegreich, gegen oben, die Krone, und gegen unten, die niedergehaltenen Nationen und Klassen. Niemand ist mehr „der freie Mann" vor seinem König und vor dem Ausländer, niemand mehr der brutale Herr gegen den Nichtmagyaren, den Handwerker, Arbeiter und Ackerknecht als der Magyar. Lange vor Nietzsche hat der Magyar zwischen ember (Mensch) und ur-ember (Herrenmensch) unterschieden. Der soziale Abstand zwischen beiden ist nirgends so unüberbrückbar groß wie im Ungarlande, wo der Arbeiter dem Gutsherrn, zuweilen der Bauer noch dem Gerichtsbeamten die Hand küßt. Dieses Volk versteht das Gebieten wie kein anderes, das Gehorchen weniger als eines. Es besitzt vom Staatssinn, von der politischen Freiheit nur die eine Hälfte — wenn Aristoteles recht hat, der sagt, die Freiheit sei zum Teile gebieten, zum Teile gehorchen.

Dieser einzige, bewunderungswürdige Nationalcharakter erklärt nicht alles, er ist selbst mehr die Folge der historischen Erziehung als die Ursache der Historie. Die Jahrhunderte haben dieses Volk zur Revolte gegen oben und zur Herrschaft gegen unten erzogen, wie sie uns Österreichern das Gebieten ab- und das Gehorchen angewöhnt haben. Unsere Resignation und jene Überhebung sind das Resultat einer verdammten Anpassung, die wir beide cis und trans spät verlernen werden. Die Magyaren erhoben, die Deutsch-Österreicher gebeugt hat die Macht von Tatsachen, die jenseits der Willkür und Selbstbestimmung liegen. Sie vorzuführen ist jetzt unsere Aufgabe.

Im Germinal des heutigen Europa, im Jahre 1848, bewegen drei beherrschende Ideen die Kabinette und die Völker: der Monarchismus als Staatsidee — der Absolutismus — sucht die alte Landkarte nach außen und die alte Kabinettsherrschaft im Innern zu behaupten. Die alte Landkarte verwirft der Nationalismus, die alte Kabinettsherrschaft der Parlamentarismus: Jede Nation ein Staat! Die Staatsgewalt der Volksvertretung! Die nationale konstitutionelle Monarchie wird endlich die Plattform, die alle drei Strömungen vereinigt und die Gewalt zwischen Volk und König teilt, Stämme und Herrscher vereinigt zur Nation; man kann sie das Staatsprinzip des abgelaufenen Jahrhunderts nennen, und dieses herrscht noch heute, obwohl sich Konturen anderer Prinzipien langsam im Strom der Entwickelung abheben.*)

Die Konstitution war das Losungswort der Völker im Jahre 1848 auch in Österreich, und für dieses Losungswort trat vor allen der Magyar in die Schranken; Österreich, ganz Europa bewunderte den Freiheitskampf der Magyaren. Der Magyar war der Held Europas — im Jahre 1848. Bis dahin das Musterland der ständischen Privilegien, ward Ungarn nun der Vorkämpfer des Konstitutionalismus.

Aber die Konstitution sollte auch eine nationale sein! Nach dem ersten Rausch der Freiheit, nachdem die Achtundvierziger Verfassung Ungarns errungen war, welche heute das Ziel und Ende der Politik der magyarischen Reichsratsmehrheit ist, da sah der Kroate, der Rumäne, der Slowake Ungarns zu seinem Entsetzen, daß sie national sein Ende bedeute, denn die Konstitution war die des magyarischen Einheitsstaates: Die Kossuthsche Staatsidee, die erste Kossuths, die erste Ungarns — das Land hatte früher keine Konstitution —, rief die Hälfte Ungarns zur Empörung. Gegen diese politische Freiheit, die für alle, außer den Magyaren, den nationalen Tod bedeutete, war der absolute Kaiser in Wahrheit ein Befreier. Alle politische Freiheit war sinnlos, wenn sie nicht national war. Der Absolutismus vor 1848 war nationslos, er ermöglichte keine nationale Entwickelung, aber er konservierte die Nationen: das Pester Parlament war schlimmer als der Wiener Hof, und es war politisch geschlagen und moralisch vernichtet, als dieser Wiener Hof in der oktroierten Verfassung des Jahres 1849 — sie war freilich nicht ernst gemeint — neben der Konservierung der Nationalitäten einige politische Freiheit verhieß.

In diesem Konflikt ging die unabhängige Verfassung Ungarns, die magyarische Nationalstaatsidee, die erste Konzeption Kossuths, unter. Zu spät bekehrte sich der ältere Kossuth, zu spät kamen seine Freiheitsverheißungen an die ungarischen Nationalitäten am Debrecziner Reichstag 1849, sie fanden keinen Glauben mehr. Der Appell an den ungarischen Staatsgedanken — der vom magyarischen sehr verschieden ist —, die Idee der magyarischen Führung der in ihren Städten und Komitaten freien Nationen, entsprang verspäteter Einsicht, erzwungener Bescheidenheit, war offenbar unaufrichtig —, denn der Magyar erkennt neben sich nichts Gleiches an.

Aber der Wiener Hof, einmal Sieger, vergaß seine Versprechungen rasch. Mit der unerhörtesten Felonie ging er gegen Kroaten und Slawen vor. Nicht die Kaiseridee des Jahres 1804, nicht das Programm von Kremsier, nicht das Projekt von 1849, die römisch-katholische Kaiseridee der absolutistisch-bureaukratischen Unfehlbarkeit und die deutsche Kaiseridee erfüllten in holder Abwechselung das Bachsche Regime. Das moralische Kapital der Krone ward nun in Ungarn während zehn Jahren völlig vertan. Alles, mit Ausnahme der ungarischen Deutschen, lehnte sich gegen die deutsche, das protestantische und griechische Ungarn gegen die katholische, der letzte Mann gegen die absolutistisch-bureaukratische Idee auf, und die Jahre 1859 und 1866, Solferino und Königgrätz führten alle drei politischen Maximen ad absurdum.

In dieser Katastrophe diktiert Franz Deák Ungarn seinen Staatsgedanken: Rechtlich knüpft er an Kossuth in Preßburg und Pest, politisch aber an Kossuth in Debreczin und an das Ungarn der pragmatischen Sanktion an. Er warnt seine Landsleute vor der Überspannung des Magyarentums, vor dem Versuch, die anderen Nationen gewaltsam zu magyarisieren, er setzt ein Nationalitätengesetz durch, das den Nationalitäten die nationale Lokalverwaltung im Munizipium, die nationale Gemeinde-, Schul- und Kultusverwaltung, Kroatien und Slawonien aber die administrative Selbständigkeit garantiert. So nach unten. Nach oben aber sichert er die Eingliederung Ungarns in das Reich. Er lehnt nicht den österreichischen Kaiser, nicht den Gesamtstaat ab, sucht die einheitliche, deutsch geführte Armee für Ungarn. Nach den Erfahrungen von 1849 verstanden Deák und seine Zeitgenossen nach unten bescheiden zu herrschen und gegen oben selbstbewußt zu gehorchen. Lange widerstrebte die magyarische Nation und nie hat sie sich ganz in die Rolle, die ihr nicht liegt, gefunden; aber die magyarische

*) Diese „Prinzipien" sollen nichts anderes als faktische Entwickelungen in obersten Abstraktionen kurz benennen, es soll durch sie die zeitgenössische Geschichte nicht in abstrakte Prinzipienkämpfe aufgelöst werden. Sie sind nichts als Namen für programmatisch fixierte konkrete Interessen, die jeder kennt, die hier nicht entwickelt zu werden brauchen.

Digitized by Google

Gentry, die sie — auf Grund von Wahlprivilegien — vertrat, die damals herrschende Klasse, besaß die politische Klugheit, Déak zu folgen, der ungarische Staatsgedanke Déaks ward verwirklicht, und dreißig segenvolle Jahre waren der Lohn. Denn Franz Josef I. fand durch Déak das gesichert, was ihm, wie jedem Habsburger vorher, das Wichtigste war: die Möglichkeit einer einheitlichen Politik nach außen auf Grund einer einheitlichen Diplomatie und eines einheitlichen Heeres — Aufgaben der inneren Politik haben Habsburg nie interessiert! Die Deutsch-Österreicher, aus Ungarn zurückgetrieben, meinten in dem „kleineren Vaterland" leichter ihrer Nationalitäten Herr zu werden. Und so willigten die Krone und die Deutschen ein, daß die Magyaren damals das erstemal mit den zwei Königreichen Kroatien und Slawonien und dem Großfürstentum Siebenbürgen beschenkt wurden, auf die sie zwar — wie auf alles — Ansprüche erhoben, aber vorher faktisch keinen Einfluß zu üben vermocht hatten, da diese Länder von Wien aus regiert waren. Erst durch dieses Präsent — Herr Schönerer möchte ihnen noch ein solches machen — wurden die 7½ Millionen Magyaren Herren über 18 Millionen und über ein Gebiet, das mehr als die Hälfte der Monarchie mißt, erst so konnte eine Nation, welche den sechsten Teil der Einwohner des ehemaligen Kaiserstaates ausmachte, die Hälfte desselben als seinen Teil beanspruchen und die andere Hälfte (mit 24 Millionen) den 10 Millionen Deutschen überantworten. Und so begründete und behauptete Déak und die Gentry den Dualismus, die Zweiteilung des vielgliederigen Reiches.

Die Gentry beherrscht heute Ungarn nicht mehr und Déaks Werk ist tot. Ein anderes Ungarn steht vor uns und es steht einem anderen Österreich gegenüber. Die innere, soziale und nationale Evolution der beiden Länder in den letzten drei Jahrzehnten des Reichsfriedens, die sich dem oberflächlichen Auge entzieht, gilt es zu zeichnen — erst dann können wir begreifen!

Wien. **Rudolf Springer.**

Das Programm der evangelischen Arbeitervereine

Das Programm der evangelischen Arbeitervereine soll einer Revision unterzogen werden, was an sich sehr berechtigt ist, da es vor mehr als zwölf Jahren angenommen wurde, und in dieser Zeit die soziale Lage sich nicht unwesentlich verschoben hat. Der neue Programmentwurf schließt sich eng an das alte Programm an und lautet:

I. Allgemeiner Teil.

Wir stehen auf dem Grunde des evangelischen Christentums.

Das Ziel unserer sozialen Arbeit ist die Entfaltung der welterneuernden Kräfte evangelischen Christentums auch in dem Wirtschaftsleben der Gegenwart. Wir sind der Überzeugung, daß dieses Ziel nicht erreicht werden kann durch planlose Verknüpfung aller möglichen christlichen und sozialen Gedanken, auch nicht durch Feststellung eines ökonomischen Ideales nach christlichen Grundsätzen, sondern allein durch organische, geschichtlich vermittelte Umgestaltung unserer Verhältnisse gemäß den sittlichen Ideen evangelischen Christentums. In diesen finden wir das unveräußerliche Recht zu rückhaltloser Kritik an den wirtschaftlichen Zuständen, wie auch Neuordnungen im wirtschaftlichen Leben zu fordern. Solche sind gesund, wenn sie die höchste technische Leistungsfähigkeit und zugleich die Entwickelung selbständiger sittlicher Persönlichkeiten ermöglichen. Die wirtschaftliche Rentabilität hängt von der gleichmäßigen Entwickelung dieser beiden Faktoren ab. Wir vermeiden es, unsere Forderungen aus irgend einer einzelnen nationalökonomischen Theorie herzuleiten. Dagegen erkennen wir eine unserer Hauptaufgaben darin, unsere Freunde vollständig und vorurteilslos über die schwebenden wirtschaftlichen Fragen aufzuklären. Unsere Forderungen werden wir formulieren von Fall zu Fall nach dem Maße der fortschreitenden Entwickelung des Wirtschaftslebens.

II. Besonderer Teil.

Zurzeit stellen wir im einzelnen folgende Forderungen auf:

1. Für den Großbetrieb.

Wir erkennen die hauptsächlich durch die Fortschritte der Technik hervorgerufene Großindustrie als wirtschaftlichen Fortschritt an, halten es aber für unsere Pflicht, die im Großbetrieb beschäftigten Arbeiter im Streben nach Erhöhung und Veredelung ihrer Lebenshaltung, nach größerer ökonomischer Sicherheit und nach Schutz ihrer persönlichen Güter in Leben und Gesundheit, Sittlichkeit und Familienleben zu unterstützen.

Als Stärkungsmittel sehen wir an:

1. Die bisherige staatliche Arbeiterversicherung, deren Ausbau sowie ihre Ausdehnung auf Witwen- und Waisen, wie auf Arbeitslose wir wünschen;
2. die bisherige Arbeiterschutzgesetzgebung, deren Ausgestaltung wir fordern in bezug auf:
   a) angemessene Kürzung der Arbeitszeit,
   b) Einführung einer ausreichenden Sonntagsruhe,
   c) Berücksichtigung aller hygienischen Anforderungen, insbesondere gesunde Arbeitsräume,
   d) Einschränkung aller dem Familienleben, der Gesundheit und Sittlichkeit schädlichen Frauen- und Kinderarbeit,
   e) Verbot der Nachtarbeit, außer für solche Industriezweige, die ihrer Natur nach den aus Gründen der öffentlichen Wohlfahrt fortlaufenden Betrieb nötig machen,
   f) staatliche Förderung des Kleinwohnungswesens;
3. die Sicherung des vollen Koalitionsrechtes der Arbeiter;
4. die gesetzliche Anerkennung der Berufsvereine und Verleihung der Rechtsfähigkeit an diese;
5. Arbeiterausschüsse in den einzelnen Betrieben, welche durch geheime, direkte Wahl geschaffen werden, sowie die Einrichtung staatlicher Arbeitskammern für größere Bezirke;
6. die Umgestaltung der Staatsbetriebe in Musterbetriebe.

2. Für den Kleinbetrieb, sowie Handel und Gewerbe.

Wir sind der Meinung, daß die Erhaltung eines gesunden Mittelstandes eine unbedingte Notwendigkeit für unser gesamtes Staats- und Volksleben ist, wir erkennen die Notlage, in der sich viele Mitglieder derselben befinden. Ohne auf Einzelforderungen einzugehen, erklären wir, daß wir jede Maßnahme des Staates zur Förderung derselben tatkräftig unterstützen werden.

Im allgemeinen Teil ist ein Absatz über den Materialismus der Sozialdemokraten weggefallen, was wahrscheinlich damit begründet wird, daß heute von einer einheitlichen materialistischen Weltanschauung der Sozialdemokraten nicht mehr gut geredet werden kann. Weggefallen ist ferner ein Satz über die Schädlichkeit der Konzentration des Kapitals in wenigen Händen. Daß dieser Satz beseitigt wird, ist nicht falsch, denn er kann wie eine grundsätzliche Ablehnung des Syndikatswesens erscheinen, was seine ursprüngliche Absicht nicht war. Es würde aber gut sein, ihn nicht einfach fallen zu lassen und dadurch das Programm inhaltloser zu machen, sondern einen Satz einzusetzen, der die Konzentration der Betriebsleitungen als Tatsache anerkennt, aber für Anteil der Arbeiter an Leitung und Ertrag eintritt. Das paßt vollständig zu den späteren Einzelforderungen und gehört in den grundsätzlichen Teil. Die übrigen Änderungen sind von geringerer Bedeutung und enthalten keine Verschlechterung, vielleicht eher kleine Verbesserungen.

Im besonderen Teil sind im ersten Abschnitt keine Streichungen gemacht, sondern nur drei durch den Druck hervorgehobene Zusätze, die ohne weiteres zu billigen sind. Der zweite Abschnitt ist stark geändert und besagt in der jetzt vorliegenden Form gar nichts Greifbares. Die alte Form lautet:

Für den Kleinbetrieb, sowie Handel und Gewerbe.

Die Vereine sind nicht der Meinung, daß der gesamte Kleinbetrieb dem Untergange verfallen ist. Sie treten daher für ihn ein, soweit er sich durch Ansätze energischer Selbsthilfe als lebensfähig erweist. Sie fordern:

1. Für das Handwerk die Einführung einer korporativen Organisation und die Begründung und Förderung genossenschaftlicher Vereinigungen;
2. für den redlichen Handel und Gewerbebetrieb Schutz durch Beschränkung und Beaufsichtigung des Hausierhandels und der Abzahlungsgeschäfte, sowie durch Beseitigung der Wanderlager und Schleuderbazare;
3. eine Börsenordnung, durch die alle Börsengeschäfte, soweit als möglich, wirksamer staatlicher Aufsicht unterstellt werden, und durch die besonders dem Mißbrauch der Zeitgeschäfte als Spielgeschäfte, namentlich in den für die Volksernährung wichtigen Artikeln, entgegentreten wird.

Diese alte Form muß geändert werden, denn erstens ist inzwischen die Organisation des Handwerks soweit gesetzlich geregelt worden, als es überhaupt möglich ist, und zweitens hat sich das Börsengesetz, das den hier ausgesprochenen Wünschen entgegenkommt, als Ruin gerade der kleineren Geldgeschäfte erwiesen. Es ist kein Schaden, wenn die ganze Aufzählung einzelner Maßnahmen wegfällt, da sie doch nur kleine und teilweis nutzlose, ja schädliche Forderungen enthalten kann. Der neue Satz aber ist sachlich schlechter als der bisherige Einleitungssatz, da er den ganz unklaren

Digitized by Google

Begriff des „Mittelstandes“ in ein sonst klares Programm einführt an Stelle des viel sichereren Begriffes der „Kleinbetriebe“, und da er in Bausch und Bogen verspricht, Mittelstandsforderungen zu unterstützen, was einfach zu einer Täuschung wird, sobald es sich um Konsumvereine handelt, deren Unterstützung durch die evangelischen Arbeitervereine eine an vielen Orten feststehende Tatsache ist. Der Vorzug der alten Form ist, daß sie die Handwerker auf den genossenschaftlichen Weg weist, und damit das Recht der Arbeiter auf Genossenschaften als selbstverständlich voraussetzt. Unser Vorschlag würde sein, den zweiten Absatz überhaupt wegzulassen oder ihn in Anlehnung an den alten Einleitungssatz besser zu formulieren. N.

Büchertisch

Lebende Worte und Werke. Bd. 6: Alte deutsche Kinderlieder. 231 S. Bd. 7. M. Claudius-Auswahl. 208 S. Jeder Band 1,80 Mk.

K. R. Langewiesche in Düsseldorf fügt seiner bekannten Sammlung diese zwei neuen Bände bei, die sich vollkommen auf der Höhe der früheren halten. Die Ausgabe der Kinderlieder, von Lokalem und Philologischem gänzlich frei, ist als äußerst glücklich zu bezeichnen; auch der Erwachsene, sofern er noch innere Beziehung zu seiner Kinderzeit hat, wird sie gern mit fröhlicher Erinnerung lesen. Ein Hauptwert der Sammlung scheint mir, neben ihrem ersten Zweck, Müttern und Kindern zu dienen, daß sie ein reiches Material zur Psychologie des Kindes bringt. Den etwa 500 Texten sind 110 Melodien beigegeben. — Die Claudius-Auswahl „Bei den Demütigen ist Weisheit“ enthält manches kluge und feine Wort, das hier der Vergessenheit entzogen wird; denn daß jemand heute sich den alten Asmus vornimmt, möchte ich füglich bezweifeln. Mitunter ist seine Weisheit ziemlich billig. Aber den Lyriker soll man nicht unterschätzen. Ich sehe dabei von den prächtigen humoristischen Sachen ganz ab. Claudius findet z. B. für den Tod Verse von bewegender Kraft und Innerlichkeit, so daß der ganz überrascht ist, der ihn bislang — und taten wir es nicht fast alle? — bloß für einen braven Menschen, aber nicht für einen großen Dichter hielt. — (Die Ausstattung ist bekanntlich, zumal bei dem billigen Preis, recht gut.) B.

Nauticus, Jahrbuch für Deutschlands See-Interessen. Berlin 1905. 580 S. (Mit 22 Tafeln, 50 Skizzen und 1 Kartenbeilage.) 5,60 Mk.

Dieses Jahrbuch ist seit sechs Jahren bekannt und beliebt genug, um keiner Empfehlung mehr zu bedürfen. Nur auf das, was es diesmal an neuen Aufsätzen bietet, sei kurz hingewiesen. Daß der gegenwärtige Seekrieg im Osten ausführlich geschildert wird, versteht sich von selbst; die Darstellung, die bis nach der Schlacht von Tsuschima reicht, ist außerordentlich klar und anschaulich. Als Ursache der andauernden russischen Niederlagen erscheint auch hier ungenügende Vorbereitung und ungenügende Ausbildung. Wichtig ist, daß Nauticus, der bisher für mittlere Deplacements eingetreten ist, offen erklärt, es sei heute nötig, diesen Standpunkt zu verlassen und anderen Seemächten in der Vergrößerung des Deplacements der Linienschiffe zu folgen; das heißt: größere Schiffe zu bauen, um mehr Geschütze schwersten Kalibers aufnehmen zu können. Die letzte Schlacht sei ein Schulbeispiel für die überwiegende Bedeutung „des großen, stark armierten und gut geschützten Linienschiffes“. Die bisherigen Erfahrungen des russisch-japanischen Krieges werden dann zu eingehenden und sehr interessanten Betrachtungen über die wichtigsten marinetechnischen Fragen verwandt („Artillerie und Panzer in ihren Beziehungen zum Schiffstyp“; „Torpedo und Mine“; „Die Bekohlung der Kriegsschiffe auf offener See“). Ein Aufsatz über die Dampfturbine kommt zu dem Ergebnis, daß die Aussichten dieses Motors zur Fortbewegung kleiner Kreuzer „nicht ungünstig“ seien. Über die Verwendung der Turbine für größere Kriegsschiffe enthält sich Nauticus des Urteils, teilt aber mit, daß die allgemeine Einführung der Schiffsturbine in der englischen Marine wahrscheinlich sei. Aus dem wirtschaftlichen Teile des Jahrbuches heben wir eine Abhandlung über das Verhältnis der Kartelle zum Schiffbau hervor. Danach betrachten die deutschen Werften diesen Zusammenschluß ihrer Materiallieferanten als besonderen Vorteil für sich selbst, da für sie die Rücksicht auf den Preis hinter den technischen Rücksichten zurücktritt. Aber es ist zweifelhaft, ob diese Freundschaft anhalten würde, wenn das Reich die zollfreie Einfuhr von Schiffsbaumaterialien einmal beseitigen sollte oder wenn die Stahlindustrie zu internationaler Kartellierung überginge. Dagegen hält der Verfasser dieser Abhandlung die Syndizierung der Werften selbst für wenig aussichtsreich, weist die Interessengemeinschaft von Werften und Reedereien nach und hält für die Organisationsform der Zukunft den kombinierten Betrieb nach Art der Firma Krupp mit ihrer Germaniawerft. Zuletzt möchte ich mit besonderem Nachdruck auf eine vortreffliche Erörterung der Fragen des Seekriegsrechts hinweisen. Darin ist, nicht zum ersten Male, aber mit besonderer Anschaulichkeit gezeigt, wie auf diesem Gebiete die Interessen Englands denen aller anderen Nationen durchaus entgegengesetzt sind. Ein Beispiel: da England in allen Teilen der Welt eigene Stützpunkte hat, so ist es im Kriegsfalle auf die Benutzung neutraler Häfen viel weniger angewiesen, als irgend eine andere Nation. England sucht deshalb das Seerecht dahin fortzuentwickeln, daß der Aufenthalt kriegführender Schiffe in neutralen Häfen immer mehr erschwert und abgekürzt werde. Die englische Presse hat es sehr gut verstanden, diese Sonderinteressen als Forderungen der Humanität und Zivilisation hinzustellen, und leider Gottes ist ihr ein großer Teil unserer deutschen Presse, immer geneigt auf ethische Phrasen hereinzufallen, auch diesmal in die Falle gegangen. M. E.

H. Moser, Wandlungen der Gedichte C. F. Meyers. Verlag von H. Haessel in Leipzig. Geb. 5 Mk.

A. Langmesser, C. F. Meyer. Sein Leben, seine Werke und sein Nachlaß. Mit Porträt. Berlin, Wiegandt & Grieben. Geb. 7,50 Mk.

H. Frey, C. F. Meyer. Sein Leben und seine Werke. Stuttgart. J. G. Cotta. Brosch. 6 Mk., geb. 7 Mk.

B. Meyer, C. F. Meyer. Berlin, Verlag von Gebrüder Pätel. Brosch. 5 Mk.

Es gewährt einen künstlerisch erhebenden und ästhetisch bildenden Genuß, die verschiedenen Entwickelungsphasen eines so bewußt reflektierend schaffenden Dichters wie C. F. Meyer in ihrem gegenseitigen Verhältnis vergleichen und abschätzen zu können. Dazu bieten uns Moser und Langmesser reiches Material. Moser stellt die früheren Niederschriften der später in der vollständigen Gesamtausgabe gebrachten Gedichte zusammen, so daß der Besitzer dieser Sammlung leicht imstande ist, selbst die mannigfachen Metamorphosen aufzufinden und in eigener Gedankenarbeit verstehen zu lernen. Hierzu gibt übrigens Moser willkommene Anleitung, indem er in gedrängter Form darstellt, wie sich im einzelnen Meyers Kunstschaffen in rein poetisch-artistischer Hinsicht vervollkommnet, aber auch in ethischer und psychologischer Beziehung immer mehr vertieft. Man sieht so in das innerste Getriebe der künstlerischen Produktion hinein und erstaunt über die hier geleistete wuchtige Gedanken- und Phantasiearbeit. Es verfeinert die poetische Genußfähigkeit und den künstlerischen Geschmack, wenn wir nachtastend und nachempfindend den mitunter langwierigen Weg des immer aufs neue feilenden Dichters nochmals von den ersten Anfängen an gehen und dabei allmählich in die höchsten Regionen gelangen:

„Allüberall ist Firnelicht,
Das große stille Leuchten. —

Mosers gründliche und wohldurchdachte Studie wird aufs glücklichste ergänzt durch Langmessers großangelegtes Werk, dessen bleibende Bedeutung in der erstmaligen Veröffentlichung der nachgelassenen novellistischen Fragmente besteht. Verschafft uns Moser einen wertvollen Einblick in das lyrische Arbeitsfeld Meyers, so erhalten wir bei Langmesser interessante Aufschlüsse über die charakteristische Eigenart der verschiedenen Prosaarbeiten des Meisters. Bedeutend sind zwei vollständig abgedruckte Kapitel eines großzügig angelegten Entwurfs der „Richterin“. Der Herausgeber bedauert, daß der so glücklich und sicher begonnene Plan der jetzt vorliegenden Relation weichen mußte. Jenes fein ausgearbeitete Bruchstück verlegt die erzählten Begebenheiten in die Zeit Friedrichs II.; später entschloß sich Meyer, den chronologischen Hintergrund noch weiter zurück zu suchen und wählte das Zeitalter Karls des Großen. Es ist das ein charakteristisches Beispiel für die abwägende Sorgfalt, mit der Meyer seine „historischen“ Novellen in einem passenden Milieu zu verankern suchte. Die gebotenen Stücke des Nachlasses werden anschaulich illustriert durch die reichliche Verwendung von Meyers Briefwechsel mit J. Rodenberg, L. v. François, D. v. Liliencron u. a. Langmesser durfte diesen reichen Schatz zuerst ausnutzen. Wie klar Meyer schuf und schwierige Zusammenhänge deutlich übersah, zeigt ein in seiner prägnanten Kürze unübertrefflicher Brief an H. v. Lingg, in dem das so verwickelte Problem des „Heiligen“ meisterhaft in seiner psychologischen Struktur dargelegt wird.

Da Langmesser der umfangreiche Briefwechsel zur Verfügung stand, fügt das von ihm vorausgeschickte Lebensbild der klassischen Biographie A. Freys manchen wichtigen Zug hinzu. Ihr ganz besonderer Wert bleibt aber dadurch ungeschmälert. Man wird auf dieses Buch immer wieder zurückgreifen müssen, um die biographischen Daten in möglichster Vollständigkeit und übersichtlicher Anordnung zu finden. Der vornehme Stil und die anschauliche, das Wichtige geschickt heraushebende Art der Erzählung sind zu rühmen. Der entscheidende Nachdruck liegt auf dem ausführlichen Lebensbild mit allen äußeren Veränderungen und auch unbedeutenden Einzelheiten. Deutlich ist das allmähliche Wachsen der künstlerischen Befähigung und Betätigung und das langsame Sichdurchsetzen im allgemeinen Urteil der literarischen Kritik herausgearbeitet. Neben der rein menschlichen Individualität wird auch die dichterische Eigenart Meyers mit wohlwollender Liebe gewürdigt, allerdings ohne ausführliche Analyse der einzelnen Werke, wie sie Langmesser oft zu weitschweifend gibt.

Das intimste Buch über den Dichter schenkte uns B. Meyer, die ihm während seines ganzen Lebens mit Rat und Tat ver-

Digitized by Google

ständnisvoll zur Seite stehende Schwester. Über das Ganze ist eine zarte Wehmut und verhaltene Resignation gebreitet. Manche bei Frey nur angedeutete Linien werden schärfer ausgezogen und so das sympathische Charakterbild Meyers vervollständigt, das aber kaum durch wirklich neue Züge Frey gegenüber bereichert wird. Da die feinsinnige Schwester an den literarischen Arbeiten des Bruders schon früh lebhaften Anteil nahm, so hören wir auch manche wertvolle Bemerkung über die Art seiner dichterischen Konzeption und Produktion. **W. Becker.**

Unsere Bewegung

Unsere Münchener Freunde haben sich sofort nach den Landtagswahlen kommunaler Arbeit zugewandt. In Baden beginnen jetzt erst die heftigsten Kämpfe um den Landtag, und unsere dortigen Parteigenossen haben in erster Linie mit der Kandidatur Raupps zu tun. Hocherfreulich ist, daß Herr Hofrat Aldenhoven in Köln, ein erprobter Veteran des entschiedensten Liberalismus, sich nach langer Krankheit wieder kräftig genug fühlt, unsern rheinischen Parteifreunden mit Rat und Tat beizustehen. Die Versammlung in Ohligs, die sich auch mit der Essener Reichstagswahl beschäftigte, verlief sehr befriedigend. Wir bitten unsere Parteifreunde, die unten stehenden Mitteilungen des süddeutschen Parteisekretariats recht eifrig zu lesen.

Aus Baden. In Seckenheim, einem der größten Orte unseres Landtags-Wahlkreises Mannheim-Land, fand Sonntag, den 23. Juli eine Sitzung des durch Vertreter der örtlichen Wahlorganisationen verstärkten Landesausschusses statt. Aus dem Bericht unseres Kandidaten, Herrn Betriebsassistenten Raupp, und dem der Vertrauensmänner ging hervor, daß schon mit großem Eifer und gutem Erfolg gearbeitet worden ist. Die mehr als dreistündige, äußerst interessante Debatte tat das ihrige, alle Anwesenden zu rastloser Weiterarbeit anzuspornen. So können wir mit Zuversicht dem eigentlichen Wahlkampf entgegensehen; er wird uns wohlgerüstet finden.

München. Während in unserer Stadt immer noch Leute sind, die die Besprechung des Wahlergebnisses für die wichtigste Aufgabe der Liberalen halten, sind unsere Freunde einen Schritt vorwärts gegangen und haben begonnen sich eingehend mit der kommunalen Gemeindewahl zu beschäftigen. Die Liberalen haben in beiden Münchener Gemeindekollegien die absolute Mehrheit, bisher aber sich gegenüber jedem Antrag auf Ermäßigung der Bürgerrechtsgebühren ablehnend verhalten. In der Mitgliederversammlung vom 27 d. M. hat Staatsanwalt Pfister ein eingehendes Referat über diese Frage erstattet. Der Verein beschloß bei der bevorstehenden Gemeindewahl nur dann mit den übrigen Liberalen zusammen zu gehen, wenn die Bürgerrechtsgebühren erheblich herabgesetzt werden. Unser Vorstandsmitglied Gemeindebevollmächtigter Barth billigte die Haltung des Vereins und empfahl noch eine entsprechende Resolution, welche einstimmig angenommen wurde.

Metz (Lothr.). Nachdem der erste hiesige Hilfeabend im Mai hatte erkennen lassen, daß regelmäßige Zusammenkünfte von Freunden der nationalsozialen Bestrebungen in hiesiger Stadt einem Bedürfnis entsprechen, beschloß man von nun an regelmäßig jeden Monat einen Hilfeabend zu veranstalten. — Am 6. Juni und 18. Juli fanden wieder Hilfeabende statt, an denen von Herrn Referendar E. Hochschild über den „Öffentlichen Arbeitsnachweis" und Herrn E. Liebler über Wencks „Geschichte der Nationalsozialen" Referate erstattet wurden. An dem letzten Hilfeabend im Juli wurde sodann noch die Frage der Organisation behandelt, die einen regen Gedankenaustausch betreffs der hier zu unternehmenden Schritte hervorrief. Da die Frage aber verschiedener Umstände halber noch nicht spruchreif erschien, wurde die Entscheidung auf den nächsten im September stattfindenden Hilfeabend vertagt. —

Ohligs, 24. Juli. Heute fand hier im Saale des „Hotel Kanzler" eine gut besuchte Vertrauensmännerversammlung der „Sozialliberalen Vereinigung für Rheinland und Westfalen" statt. Auf der Tagesordnung stand neben mehr lokalen Fragen („Die Reichstagsersatzwahl in Essen" und „Unsere Winterarbeit") eine Beratung über ein „Kommunalprogramm". Nach einem Referat des Herrn Dr. Cauer, Elberfeld, wurde folgende Resolution angenommen: „Der Delegiertentag empfiehlt den Ortsvereinen, sich die Besprechung kommunalpolitischer Fragen angelegen sein zu lassen und dabei den Entwurf eines Kommunalprogramms der Süddeutschen Volkspartei zugrunde zu legen." — Außerdem wurde eine Kommission gewählt mit dem Auftrage, die Abhaltung eines Provinzialparteitages im Spätherbst (während der Anwesenheit D. Naumanns) vorzubereiten und auch hier die Frage des Kommunalprogramms auf die Tagesordnung zu setzen. — Die Leitung der Delegiertenversammlung lag in den Händen der Herren Pfr. Stark, Krefeld, und Hofrat Aldenhoven, Köln, der nach langer Krankheit zum ersten Male wieder unter den politischen Freunden weilen konnte.

Schwenningen in Württemberg. In der hiesigen nationalsozialen Vereinigung hielt am 24. d. M., anläßlich eines Ferienaufenthaltes, Herr Paul Haag aus Frankfurt a. M. einen dankbar und beifällig aufgenommenen Vortrag über: „Rückblicke auf unsere Bewegung und Ausblicke über deren voraussichtliche Entwickelung." Besonders interessant war eine Charakteristik Naumanns und Barths, die den Zuhörern diese unsere Führer nahe brachte. Wir wünschten, öfters durch Besuche auswärtiger Parteifreunde beehrt zu werden, um von ihnen zu lernen.

* * *

Angelegenheiten des Süddeutschen Verbandes. Zunächst habe ich den Mitgliedern des Süddeutschen Verbandes einige geschäftliche Mitteilungen zu machen: Das Sekretariat befindet sich nicht mehr Ohmstr. 7/0, sondern Siegfriedstr. 13, IV; die Telephonnummer ist 3360. Ferner sind die Parteifreunde und Hilfeleser von folgender Vereinbarung mit der Berliner Geschäftsstelle in Kenntnis zu setzen: Alle Zuschriften in Parteiangelegenheiten sind ausnahmslos an die Münchener Geschäftsstelle zu richten, die allein den Verkehr mit der Parteizentrale in Berlin vermittelt. Auch werden die verehrlichen Vereine und Ortsgruppen gebeten, ihre Beiträge für den Süddeutschen Verband als für den Wahlverein an den süddeutschen Parteisekretär abzuliefern, der dann mit Berlin abrechnet. Die Berliner Geschäftsstelle erledigt von sich aus in Zukunft keinerlei Zuschriften aus Süddeutschland, sondern gibt dieselben an das süddeutsche Parteisekretariat weiter. Durch diese Geschäftsvereinbarung wird zweierlei erreicht: Einmal eine wesentliche Vereinfachung in der Geschäftsführung, und zweitens eine einheitliche Regelung aller süddeutschen Parteiangelegenheiten. Es kann also nicht vorkommen, daß die Geschäftsstelle des Wahlvereins der Liberalen und das Sekretariat des Süddeutschen Verbandes ein und dieselbe Angelegenheit verschieden erledigen. Ich kann nur hoffen, daß der Verkehr zwischen den einzelnen Vereinen und dem Sekretariat in Zukunft sich reger gestalten möge, und daß die Vereine weniger säumig seien in der Erfüllung ihrer Beitragspflichten.

Die nächste Aufgabe des Sekretärs besteht in der Unterstützung des Badischen Landesverbandes bei dem kommenden Wahlkampf. Ich werde deshalb während der Monate August und September nach Mannheim übersiedeln. Bei dieser Gelegenheit möchte ich an alle Parteifreunde die Aufforderung richten, unsere Freunde in Baden nach Kräften zu unterstützen. Wer in der Zeit von Mitte August an in die Nähe Mannheims kommt und befähigt ist, im Wahlkampfe eine rednerische Verwendung zu finden, der stelle sich zur Verfügung.

Gleich nach Beendigung der badischen Landtagswahlen soll der Delegiertentag des süddeutschen Verbandes abgehalten werden. Wiewohl ich vor vielen Wochen in einem Zirkular an die Vereine Wünsche und Anträge zu diesem Delegiertentag erbeten habe, sind solche doch äußerst spärlich eingelaufen. Die Mehrzahl der Württemberger Freunde hat die Beantwortung meiner Zirkulare überhaupt für unnötig gehalten. Anträge, die nicht bis spätestens 15. August einlaufen, können nicht mehr bei der Festsetzung der Tagesordnung berücksichtigt werden. Es ist nicht an dem, daß wir nichts zu beraten hätten. Zunächst sind es wichtige Organisationsfragen, die der Erledigung harren.

Dann müßte man sich aussprechen über die Erfahrungen, welche man in Bayern und Baden bei dem taktischen bezw. programmatischen Zusammengehen mit den übrigen liberalen Gruppen gemacht hat. Die wichtigste Aufgabe dieses und der folgenden süddeutschen Parteitage ist die eingehende Besprechung und Klärung aller „süddeutschen Fragen". Wir müssen eine klare Antwort geben können auf die Frage: Wo liegen die wirtschaftlichen Interessen der süddeutschen Bauern und der süddeutschen Industrie? Wir müssen sagen können, wie die Regierungen der süddeutschen Bundesstaaten im Bundesrate zu stimmen haben, wenn sie etwas anderes sein wollen als willenlose Werkzeuge in den Händen preußischer Junker. Und dies alles nicht nur, um zu zeigen, wie die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der süddeutschen Bundesstaaten gehoben werden kann, sondern weil wir niemals vergessen dürfen: die Donau fließt nach Balkan und die Schienenstränge, auf denen unsere Güterzüge rollen, führen nicht nur nach Berlin und Hamburg, sie können auch fahren nach Innsbruck und Wien. Alles, was jetzt geschieht in der Beantwortung dieser Fragen, in der Formulierung und Erfüllung solcher Wünsche, ist eine planmäßige Vorbereitung für jenen Augenblick, in dem die auswärtige Politik Deutschlands nicht ohne den Süden gemacht werden kann, wenn jene süddeutsche Frage beantwortet werden muß, die 1866 zurückgestellt wurde.

Unser Arbeiten muß planmäßig und zielbewußt werden, muß einheitlichere Formen finden. Die Voraussetzung dazu ist gegeben: Das gemeinsame Ziel. Darum schließe ich mit der Bitte: In der Arbeitsfreudigkeit nicht nachzulassen, und das Sekretariat in jeder Hinsicht zu unterstützen.

Der Parteisekretär für Süddeutschland: Graf von Bothmer.

Digitized by Google

Soziale Bewegung

Aussperrung in der sächsischen Textilindustrie. Die Wolke, die sich seit ein paar Wochen über Glauchau-Meerane zusammenzog, ist nun zur Entladung gekommen. Es bestanden schon geraume Zeit in einigen Färbereibetrieben Lohndifferenzen, die zu partiellen Streiks und Aussperrungen führten. Die Arbeiter verlangten einen Mindestwochenlohn von 15 Mk. (2,50 Mk. im Tag); die Färbereikonvention erklärte, nicht über 14 Mk. hinausgehen zu können, wenn sie nicht die Blüte ihrer Industrie gefährden wollte. Die Gegensätze spitzten sich immer mehr zu, aber da auf 31. Juli die allgemeine Aussperrung angekündigt war, bemühte man sich auf beiden Seiten bis zum Schluß, zu einer Einigung zu kommen. Vergeblich. Keiner der beiden Teile gab nach und so wurden zu den bisherigen 800 streikenden und ausgesperrten Arbeitern am 31. Juli weitere ca. 12—13000 Färber ausgesperrt, denen am 7. August weitere 30000 Weber folgen sollen. Wie eine Katastrophe ist das über das sächsisch-thüringische Textilgebiet gekommen, weit bedeutsamer als vor zwei Jahren der Kampf in Krimmitschau. Wir hoffen, daß man diesmal früher zu einer Einigung kommen möge, die die wahrhaftig nicht glänzende Entlohnung der dortigen Arbeiter um ein erhebliches steigern wird. Ersichtlich ist, daß durch die Macht und Rigorosität der Unternehmerverbände lokale oder auf eine bestimmte Branche beschränkte Lohnstreitigkeiten weit leichter eine territoriale Ausdehnung gewinnen und auf andere verwandte Gewerbe überspringen als dies früher der Fall war, da nur die Arbeitnehmer den Lohnkampf organsiert begannen. So werden in diesen Kampf der Färber durch die Bestimmungen des Arbeitgeberverbandes 30000 Arbeiter des sächsisch-thüringischen Webereiverbandes in Mileidenschaft gezogen. Die Form des Großbetriebes ist auch bei Lohnkämpfen im Wachsen begriffen. Bedauerlich ist in dem vorliegenden Fall besonders, daß in der Weberei jener Gegend eine Industrie ergriffen wurde, bei der gerade in letzter Zeit starke Bestrebungen zum Abschluß eines Tarifvertrages vorhanden waren. Deren Erfüllung wird nun auf lange Zeit vertagt sein.

Für den Abschluß von Tarifverträgen treten jetzt auch die „Ältesten der Kaufmannschaft" in Berlin ein, Es heißt in ihrem „Berliner Jahrbuch für Handel und Industrie" S. 137 u. 138:

„Die Arbeitsverträge werden um so dauerhafter sein je sicherer man ist, daß ihr Inhalt den Meinungen der beiderseitigen Organisationen entspricht. So ergibt der sogenannte „kollektive Arbeitsvertrag" (Tarifvertrag, Platzordnung usw.), gewissermaßen das Schema, das dem einzelnen Arbeitsvertrage zugrunde gelegt wird und dessen Anwendung die Gewähr dafür bieten soll, daß die beiderseitigen Organisationen nicht störend eingreifen. Jeder einigungsamtliche Vergleich, der im Falle eines Streiks oder einer Aussperrung auf Grund Abschnitt III des Gewerbegerichts-Gesetzes zwischen zwei Organisationen zustande kommt, ist ein derartiger „kollektiver Arbeitsvertrag". Bewährt sich der kollektive Arbeitsvertag in solchen Fällen als Mittel gegen den Wiederausbruch von Konflikten, so wäre es wenig weise gehandelt, nicht von dem nachträglichen Heilmittel zum Vorbeugungsmittel fortschreiten zu wollen. In der Tat mehren sich in unserem Korporationsbezirk die Fälle, in denen Arbeitgeber- und Arbeiterorganisationen, ohne vorausgegangenen Zusammenstoß und ohne Dazwischenkunft einer Behörde, sich im voraus darüber verständigen, welche Bedingungen über Lohn, Arbeitszeit, Kündigungsfrist, Zeit und Art der Lohnung u. a. m. während einer bestimmten Periode gelten sollen."

Das klingt anders als die saarabischen Torheiten, die wir letzthin wiedergaben. Der Zug der Vernunft läßt sich eben nicht aufhalten, weder von sozialdemokratischen noch von konservativen oder „liberalen" Scharfmachern.

Bei der Bauarbeiteraussperrung in Rheinland-Westfalen findet sich erfreulicherweise fast die gesamte öffentliche Meinung auf seiten der Arbeiter gegenüber dem Kontraktbruch der Unternehmer. Daß den letzteren die Arbeitgeberzeitung hilfreich zur Seite springt, ist nicht verwunderlich. Sie schreibt:

„Haben demnach die Mitglieder des rheinisch-westfälischen Arbeitgeberverbandes für das Baugewerbe mit ihren Arbeitern Sonderverträge geschlossen, so beruht deren Durchführung seitens der ersteren selbstverständlich auf der stillschweigenden Voraussetzung, daß diese neueren Verträge zurückstehen müssen gegenüber den älteren, in den Statuten des Verbandes enthaltenen Vertragsverpflichtungen. Denn anderenfalls hätte ja die ganze Organisation überhaupt keinen Wert."

Der Konflikt heißt also: Welche Abmachung steht vor der anderen, die der Unternehmer unter sich oder die mit den Arbeitern. Die Arbeitgeberzeitung nimmt an, daß die stillschweigende Voraussetzung bei Tarifverträgen ist, sie gelegentlich zugunsten der einzelnen Verbände brechen zu dürfen. Moralisch mag man diese Voraussetzung verschieden einschätzen, rechtlich liegt die Sache zweifellos so: ein Tarifvertrag ist ein Rechtsgeschäft, dessen Innehaltung einklagbar ist, während nach dem § 152 der Gewerbeordnung für Arbeitgeberverbände und Gewerkschaften gilt, daß die Mitgliedschaft nicht rechtsverbindlich ist. Der Kontraktbruch der Arbeitgeber kann also nicht juristisch beschönigt werden. Was die derzeitige Sachlage anbetrifft, so ist eine Änderung der Verhältnisse noch nicht zu verzeichnen.

Erfahrungen der englischen Regierung mit dem Achtstundentag. Ein neuer, glänzender Beweis dafür, daß eine Verkürzung der Arbeitszeit die Menge und Güte der geleisteten Arbeit nicht beeinträchtigt, ist soeben wieder in England erbracht worden. Wir entnehmen hierüber der „Sozialen Praxis" das Folgende:

„Im Jahre 1894 sind in England die Arbeitsstunden von ungefähr 43000 Arbeitern in gewissen Regierungsfabriken und Werkstätten auf durchschnittlich 48 in der Woche herabgesetzt worden. Dabei war neben der Marineverwaltung vornehmlich das Kriegsdepartement in verschiedenen Anstalten mit 18641 Arbeitern im Jahre 1894 beteiligt, die zumeist in Woolwich beschäftigt wurden. Die Verkürzung der Arbeitszeit betrug hier wöchentlich 5¾ Stunden. Jetzt, nach mehr als zehnjähriger Erfahrung veröffentlicht das Kriegsministerium einen Bericht über seine Wahrnehmungen in betreff des Achtstundentages, aus dem die „Labour Gazette" (Juliheft 1905) einen längeren Auszug mitteilt, der folgendermaßen lautet: Als die 48-Stundenwoche eingeführt wurde, nahm das Kriegsministerium an, es würde damit eine Zeitersparnis durch Wegfall des Aufhörens und Wiederbeginnens der Arbeit bei der Frühstückpause, da die Arbeit erst nach dem Frühstück anfängt, und ebenso eine Ersparnis von Licht und Feuerung eintreten. Ebenso wurde erwartet, daß der spätere Beginn der Arbeit eine größere Regelmäßigkeit des Antretens der Arbeiter, eine Verbesserung des körperlichen Befindens der Leute und eine Steigerung ihrer Leistungsfähigkeit bewirken werde. Die Tatsache, daß die Verkürzung der Arbeitszeit weder die Produktionsmenge vermindert noch die Produktionskosten erhöht hatte in denjenigen Privatfabriken, wo man den Versuch damit gemacht hatte, veranlaßte das Kriegsministerium zu der Annahme, daß auch in seinen Werkstätten die Kosten der Herstellung sich nicht erhöhen würden. Jetzt wird amtlich festgestellt, daß diese Erwartungen sich als berechtigt erwiesen haben. Es hat sich gezeigt, daß keine Erhöhung der Kosten infolge der Arbeitszeit-Verkürzung eingetreten ist, ebensowenig hat sich die Produktion verringert. Andererseits hat sich der durchschnittliche Wochenlohn der Arbeiter, die meist in Stücklohn arbeiten, nicht merklich verändert, obwohl die Akkordsätze nicht erhöht worden sind. Die im Zeitlohn stehenden Arbeiter erhielten eine Erhöhung der Stundensätze, um ihren Verdienst in der 48-Stundenwoche gleich dem in der 54-Stundenwoche zu machen. Die Zahl der in Zeitlohn arbeitenden Leute zu erhöhen, war nicht notwendig."

Ähnliche Resultate ergaben sich auch aus der Verkürzung der Arbeitszeit in der englischen Marineverwaltung. Sehr treffend schreibt die „Soziale Praxis": „Daß man den Achtstundentag, wie noch jüngst mehrfach in den preußischen Landtagsdebatten über das Berggesetz, als eine spezifisch sozialdemokratische Forderung oder eine sozialistische Einrichtung bezeichnet, wird im Kriegsministerium und in der Admiralität Großbritanniens wohl nur ein spöttisches Lächeln hervorrufen." Bekanntlich ist es der Häufigkeit solcher „sozialistischen Einrichtungen" kaum zuzuschreiben, daß es dort in England keine Sozialdemokratie gibt, während die preußische Regierung in ihrem charaktervollen Widerstand gegen sozialistische Einrichtungen mit Millionen sozialistischer Menschen zu rechnen hat.

Briefkasten

Pfarrer S. in B. Material über „die Umgestaltung der Dörfer" gibt es nicht viel in gesammelter Form. Das meiste und beste stellt Sombart in einem vorzüglichen Kapitel seins „Kapitalismus" (Bd. 2) zusammen. Für Ihre Gegend empfiehlt sich das Studium eines sehr elegant geschriebenen Büchleins von Pfarrer Butte aus Melbach (Gießen 1803), das sich im Besitze der Gießener Universitätsbibliothek befindet. Riehl wird Ihnen nicht viel nützen. Treiben Sie vor allem Statistik! Beste Grüße!

Arbeitersekretär J. in Essen. Natürlich sind die Behauptungen des Christlich-sozialen Behrens über die Redaktion der „Hilfe" samt und sonders Unwahrheiten, die er sich zugunsten der lieben Zentrumskandidatur aus den Fingern saugt. Schade nur, daß das erfindungsbegabte Herrchen keine Gelegenheit bietet, ihm noch deutlicher zu bescheinigen, was es mit der „Korrespondenz" auf sich hat. Es gibt mancherlei Hilfstruppen des Klerikalismus, achtungswerte und — solche, die um ein Mandat alles preisgeben.

K. in Calw. Besten Dank. Den zweiten Beschluß erfuhren wir bei der ungenügenden Berichterstattung leider erst, nachdem eine Änderung zu spät war. Danach stellt sich also die Leistung der württembergischen Verfassungsreformkommission so dar: eine zweite Lesung hat die von uns getadelten Beschlüsse der ersten Lesung bereits wieder aufgehoben, die 17 Ersatzabgeordneten werden durch Landes-, nicht Kreisproporz, gewählt und das Stichwahlverfahren bleibt beibehalten. So ist's wenigstens einigermaßen vernünftiger. Gruß.

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Eugen Katz in Berlin. — Druck von Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 12.

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 31. Berlin, 6. August 1905

Gebet und Wunder

Dein Wille geschehe.

„Und dann soll ich noch beten können, wenn Gott keine ‚Wunder' mehr tut? So hat das Gebet allen Sinn verloren. So nimmst du dem Christenglauben sein Leben." Derart sprechen alle die, welche ihren Glauben auf einen Gott stützten, der seine Macht durch große oder kleine Mirakel beweisen und sich den Menschen durch solche Schaustücke wieder ins Gedächtnis rufen muß. Hat denn wirklich das Gebet seinen Sinn verloren, wenn Gott nicht mehr durch sinnlose Unverständlichkeiten, sondern durch die wohldurchdachte Ordnung des gesamten Weltlaufs wirkt?

Eine bestimmte Art des Gebets ist allerdings unnütz geworden. Wer meint, daß Gott um seinetwillen etwas im Weltlauf ändere, der bete nicht. Der Sinn des Betens liegt nicht darin, daß Gott sich oder die Welt ändert, sondern daß wir uns ändern. Wer betet, der versteht in der Ruhe der Andacht, was er im Getriebe der Arbeit nicht begriff; er lernt horchen auf Töne ewiger Welt, die er im Hasten des Alltags bisher überhört hatte. Der Betende findet sich in das, was ihm begegnet, weil er Gott darin findet. Aber niemals zwingt er Gott mit seinem Gebet zur eigenen Meinung. Es wäre geradezu ein entsetzlicher Gedanke, daß wir Gottes Willen formen könnten mit unserer törichten Kinderhand. Wer vom Gebet eine magische Einwirkung auf göttliche Macht erwartet, der betet zu Puppen, die er selbst angekleidet hat, nicht zu dem Gott, in dessen Hand alles und alle ruhen. Ruhe und Trost gibt uns nur ein Gott, der stärker ist als unsere Wünsche, weiser als unser Denken, größer als unser Rechnen. Das Gebet, das Gott umändern und ihn zu unvorhergesehenen Eingriffen in den Lauf der Geschicke zu unseren Privatgunsten zwingen will, ist heidnische Sitte. Es richtet sich an Menschengötter in ihrer Laune und schmeichelt ihnen ein lockendes Gut ab.

Der Christ betet: Dein Wille geschehe. Er gewinnt durch das Sprechen mit Gott die Einsicht in seinen Willen. Er fühlt sich sicher und geborgen in ewigem Ratschluß, und durch sinnendes oder stürmisches Gebet sucht er den Spalt der Türe zu erweitern, durch welchen er mit dankbarem Blick in die Welt liebender Gottesgedanken hineinsieht. Die betende Stimmung wird zur Lebensgewohnheit, wenn man in allem Gottes wunderbare Hand empfinden gelernt hat. Sie wird stark und innig, je weniger wir Mirakel nötig haben. Denn diese töten den Glauben, statt ihn zu wecken. Dein Wille geschehe, und nicht der unsere. Gott gibt, Menschen nehmen; Gott lenkt, Menschen gehen. Das Gebet öffnet uns langsam die Augen für die Wunder göttlicher Welt.

Traub.

Gedichte

„Meine grüne Erde."
Gedichte von Gustav Schüler.
Dresden. Karl Reißner.

Die Lyriker haben im allgemeinen kein gutes Los gezogen; sie dringen schwer durch, und ihre Gemeinde bleibt in den meisten Fällen klein. Wenn nicht ihr Genre in eine mächtige Zeitschrift hineinpaßt, etwa in den Simplizissimus, oder wenn nicht sonst ein günstiger Umstand zu Hilfe kommt, lastet die Gleichgültigkeit des Publikums schwer und dunkel auf diesem Gebiet. Und dieses Schicksal der Lyrik ist nicht leicht zu überwinden, da es mit ihrer eigenen Natur zusammenhängt. Die Lyrik ist so innerlicher Art und bietet so wenig äußere Reize (beispielsweise Reize der Spannung), daß sie einem großen Teil des Publikums ewig fremd bleiben muß. Die Sprache eines Gedichts verlangt ein sehr feines Gehör, und die knappe Art, in der etwa Naturstimmungen festgehalten werden, eine rege Phantasie. Dazu kommt noch, daß das eigentliche Leben des Verses, mithin der eigentliche Adel der Lyrik, den gewöhnlichen Lesern ein Geheimnis ist. Ich rede natürlich nicht von den Banausen, für die alles, was sich einigermaßen reimt, auch schon ein Vers ist — sie kommen zwar nicht für die Lyrik, ebensowenig aber für eine andere Gattung der Kunst in Frage. Selbst aber unter den Menschen, denen sonst ein gutes Buch keineswegs gleichgültig ist, finden sich viele, die sich durch gefälligen Singsang (Baumbach) und andere billige Effekte in der fröhlichsten Weise düpieren lassen. Die seelische Belebung des Rhythmus, das Wogen und Atmen der Menschenbrust, das im Vers vernehmbar wird, die Freude am stillen, tiefen Klang — all diese Feinheiten und Tiefen der Lyrik kennen sie nicht. Um so mehr scheint es mir eine kritische Pflicht zu sein, sich der jungen Lyriker anzunehmen und immer wieder auf den Reiz des lyrischen Genusses hinzuweisen — viel mehr als hinweisen freilich kann man nicht. Vermitteln läßt sich das Verständnis für Lyrik weniger als alles andere, am allerwenigsten aber durch theoretisches Umschreiben. Lyrische Spezialuntersuchungen, die wenigstens für mich einen hohen Reiz haben, können das Verständnis außerordentlich vertiefen, sind aber schließlich doch nur für den geschrieben, der bereits lyrisches Empfinden hat — ganz abgesehen davon, daß sie in eine Zeitschrift allgemeiner Natur gar nicht hineingehören. Es soll sich darum auch heute nur um einen Hinweis handeln, um einen kleinen Spaziergang durch die talentvolle Sammlung Schülers und um ein gelegentliches Verweilen bei dieser und jener Schönheit.

Der Dichter hat sein Buch dem Andenken seines verstorbenen Vaters zugeeignet. Gleich das erste Gedicht ist an den Toten gerichtet:

Du bist ein Jahr zu Haus. Ich rufe dich,
Wenn man die Abgeschiednen rufen kann.
Ich habe wehe Fragen. Höre mich!
Ich habe keinen andern. Hör' mich an!

Schon diese wenigen Zeilen verraten den Dichter. Einmal in der Sicherheit, mit der die Strophe gebaut ist, die sich wohltuend vom Tasten des Dilettanten abhebt, dann in dem belebten rhythmischen Gang und endlich in den „wehen Fragen", die in eine warme Menschenbrust zurückführen. Gleich die nächste Seite bringt dann ein Gedicht, das den guten Eindruck befestigt und im besonderen auch eine schöne Naturstimmung enthält:

O Morgenröte, schöne, heil'ge Glut,
Wie deine Fülle auf den Bergen liegt.
Wie sich in deiner feiervollen Flut
Ein Völkchen rosafarbener Wolken wiegt.
So weihe mich. Beseele mir den Tag.
In seinen Kelch gib deinen roten Wein.
Und all mein Werk und meiner Pulse Schlag
Wird gläubig groß von deinen Gnaden sein.

Man erkennt hier bereits etwas von der Art des Dichters; man spürt, daß er kein Rhetoriker ist, sondern die lyrische Einfachheit besitzt, die am schwersten zu erreichen und eben darum am seltensten zu finden ist. Am schwersten zu

Digitized by Google

erreichen; denn in der Einfachheit müssen natürlich Tiefe und Empfindung und stiller Glanz zu finden sein. In der ersten Strophe stört übrigens ein Klangfehler, den der Dichter vielleicht ausmerzen könnte. Nach der „feiervollen Flut" des dritten Verses hebt der vierte mit einem „Völkchen rosafarbener Wolken" an. Man hat den dreifachen F-Laut noch im Ohr (f, v, F) und schon wird einem der vierte zugemutet, wobei es noch erschwerend ins Gewicht fällt, daß „Völkchen" auch sonst sehr stark an das „voll" der dritten Zeile anklingt. Das Ohr, das einen neuen Klang erwartete, wird durch eine Wiederholung nicht angenehm überrascht und der Leser wird im Anschauen gestört, weil er sich erst den matten Klang aus dem Ohre schaffen muß. In „feiervoller Flut" ist der F-Laut bereits reichlich vertreten, wird aber durch einen schönen Wechsel der Vokale (ei — e — o — u) aufgehoben. Rein und schön klingt dann die zweite Strophe. Da in der ersten Strophe durch den Klangfehler gerade die Naturstimmung gestört ist, will ich gleich ein paar Verse hersetzen, in denen eine andere Naturstimmung rein und voll zum Ausdruck kommt. Das Gedicht „Sphinx" schildert eine düsteschwere Frühlingsnacht. Eine der Strophen heißt:

Und rote Tulpen, als ob's Mittag wär',
Blühn in den vollen Mond mit heißer Blume.
Parkbäume, schlank getrieben, stehen rings
Wie Säulenwald in einem Heiligtume.

Die Farben brennen in dieser Strophe; wahrscheinlich weil der „Mittag" der hellen Mondnacht zur Hilfe kommt, ohne sie zu zerstören. Aus einem Gedicht geht hervor, daß Schüler von Bauern stammt, und es schließt dann mit diesen Worten:

So bleib' ich dir, du Erde,
Dein treuer, starker Sohn,
Und lege die Hände der Sehnsucht
Um Gottes goldenen Thron.

Die Schönheit der Schlußzeilen wird hoffentlich von jedem ohne weiteres empfunden werden. Im zweiten Vers verlangt die Sprache nach meiner Meinung „ein treuer, starker Sohn", um so mehr, als es dem Klang nicht schaden, sondern ihm sehr zugute kommen würde. Ich darf vielleicht den Leser bitten, aus derartigen kleinen Anmerkungen mehr auf meinen Fleiß, als auf eine Neigung zu kleinlicher Kritisiererei zu schließen. Um den Poeten ist mir dabei gar nicht bange. Es hat nie einen Dichter gegeben, der nicht für einen konkreten Hinweis dankbarer wäre, als für eine ganze Handvoll allgemeiner Ausführungen. Dabei komme ich indes von meinem eigentlichen Ziel ab — ich habe die Verse aus ganz anderen Gründen zitiert. Man sagt, daß Bauernart kräftig ist und hat damit wohl im allgemeinen recht. Kraft aber wäre Schüler sehr zu wünschen, wenigstens habe ich den bestimmten Eindruck, daß er sie noch verdammt wird brauchen müssen. Es geht ihm offenbar nicht gut. Ob das an äußeren Umständen liegt oder ob es in seiner inneren Natur begründet ist, kann ich natürlich nicht sagen, da ich von seinen Lebensumständen wenig oder gar nichts weiß. Man hat aber das Gefühl, daß er sehr im Werden, sehr im Ringen, sehr im Kampf begriffen ist, und zwar in einem Kampf, in dem vorläufig die Stimmungen des Übergangs noch überwiegen. Es ist viel Weh in seinem Buch, auch viele Tränen, jung und heiß, denen man Erlösung wünschen möchte, und so kann es nicht wundernehmen, daß Schatten in seine Lyrik fallen:

Schwermut, meine Königin,
Dulde, daß ich bei dir bin. —

Als dein letzter Edelknabe,
Weil ich keine Krone habe.

Keinen prahlerischen Schmerz,
Nur ein ganz zerbrochnes Herz

Bereits in seiner ersten Gedichtsammlung, die ich in der „Zeit" anzeigte, fielen diese dunklen Töne auf. Mir ist, als ob in der neuen mehr feste Klänge wären, aber das Dunkle überwiegt immer noch. Ob es sich nun um einen inneren Zwiespalt handle, oder ob es sich um Mißlichkeiten des äußeren Lebens handle; gleichviel, ich habe den Eindruck, als ob Schüler zu sehr auf sich selbst angewiesen und zu sehr in sich selbst zurückgeworfen sei. Wenn ich die Macht hätte, würde ich ihn nach Berlin oder in eine andere Großstadt bringen. Wir anderen meiden die Stadt, wenn wir uns erholen wollen. Für ihn aber wäre das Klima der Friedrichstraße vielleicht gesünder, als das der Alpen. Daß er zu überwinden versteht, beweist sein Buch. Was ihm auch immer entgegenstehen mag: er weiß sich schon heute weit und frei über sein persönliches Schicksal zu erheben. Was er von seiner Jugend singt, wird wahrscheinlich jedem zu Herzen gehen.

Meine Jugend war ein weher Schrei
Nach Glück. Doch ging das Glück vorbei.

Nach Liebe fleht ich. Sie ging vorbei,
Als ob ihr mein Schatten quälend sei. —

Nun hält mich seltsam Träumen umrankt:
Ich mußt' sehn, wo einer krankt,

Wo Unschuld weint und Schönheit fällt,
Wo der Glaube tote Kreuze hält,

Ich mußte von Lust und Liebe sagen
So innig, als hätten sie mich getragen.

Mir ist es, als hätte man hier eins jener Gedichte, bei denen man nicht weiß, ob man den Dichter oder den Menschen höher stellen soll. Auch in den Liebesliedern sind die tragischen Klänge, wie es sich ja bei der ganzen Natur des Mannes von selbst versteht, am stärksten. Mitunter gelingt ihm ein stimmungsschwerer Balladenton wie in „Ach, fragt des Klees Blumen", in „Nachtwächters Tochter", im Liede von der „Braut" und in anderen Sachen. Im allgemeinen ist mir aber doch, als ob die „reine Lyrik" (was man so nennt, die Grenzen fließen ja) sein eigentliches Gebiet wäre. Es soll keineswegs verschwiegen werden, daß sich auch schwache Stücke in der Sammlung finden; das teilt sie ja mit fast allen Sammlungen. Aufs Ganze gesehen aber muß man sagen: ein wirklicher Dichter, der die Aufmerksamkeit der Kritik und der Leser verdient. Das kleine Gedicht auf Seite 44 hätte ich gerne vermißt. Es klingt sehr stark an einen Vierzeiler von Storm an, der besser ist und darum Schüler zum Nachteil gereicht. Ich bitte übrigens, mich nicht mißverstehen zu wollen. Es handelt sich um einen ganz vereinzelten und belanglosen Fall, den ich mehr um des Dichters, als um des Publikums willen notiere. Es gibt Kritiker, die auf „Anklänge" geradezu fahnden, was sie dann wieder durch eine weitgehende Schwerhörigkeit für originelle Wendungen gut zu machen pflegen — denen möchte ich mit diesen Zeilen den Stoff entziehen. Schülers Gedichte sind wirklich im eigenen Garten gewachsen. Das beweist ganz allein sein herrliches „Gebet an den Sonntag", das diese Anzeige beschließen mag.

Allen, die in Trübe irren,
Sollst du eine Heimat sein.
Nimm sie aus den grauen Wirren
In dein strahlend Schloß hinein.

Allen Müden, die die schwere
Sorgendunkle Woche brach,
Sei mit deinem Seraphsheere
Ein entglühter Siegestag.

Allen, die nach Liebe gingen
Sechs verarmte Tage lang,
Sollst Du sieben Leuchten bringen,
Sieben Harfen voll von Klang.

Alle, die nach Hause wollen,
Nimm an deine weiche Hand.
Zeig du uns die wundervollen
Berge von dem andern Land.

Erich Schlaikjer.

Aus dem Vogelsberg

Wanderbilder von Paul Haag (Frankfurt a. M.).

(Fortsetzung.)

V.

Frühmorgens. Vor dem stattlichen Flecken auf den Wiesen am Bach ein Gewimmel von Menschen, Tieren und Wagen. Von weitem schallt das Gebrüll des Viehes, das Grunzen und Quieken der Schweine. Händler in langen, hellen Überröcken, die braunen, schlauen Gesichter unter der Schirmmütze halb verdeckt, führen mit Peitsche und Prügel das zum Verkauf gebrachte Vieh umher oder schließen einen Handel ab. Dabei bildet sich allemal ein Ring von Zuschauern, die durch Rat und Zuruf eingreifen. Mit

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

großem Wortschwall redet der Händler auf den vorsichtig zurückhaltenden Bauern ein, und faßt ihn vertraulich an der Schulter, er kann für dessen Kuh nicht mehr geben als er geboten, sonst wäre er ein schlechter Kerl gegen seine Familie, der nächste Schluck Bier soll ihm Gift sein, wenn's nicht wahr ist. Unter lautem Händeschlag kommt schließlich ein Geschäft zustande. Daneben bietet ein Händler ein junges Rind zum Verkauf; er verlangt eine weit über den Wert gehende Summe, die ihm schon heute früh geboten worden sei. Der Mann spricht die Wahrheit, nur hat er das Gebot von seiner eigenen Frau machen lassen. So geht's hin und her; ein Handel, bei dem alle Schliche und Kniffe aufgeboten werden. Ähnlich ist's auf dem Schweinemarkt daneben, wo Holzgestelle mit eingezwängten Ferkeln abgeladen und die größeren Schweine unter ohrenzerreißendem Geschrei an den Hinterbeinen herausgezogen werden. Hier, wo größtenteils Bauer mit Bauer handelt, tritt der Vermittler, der „Schmuser", besonders lebhaft in Tätigkeit. Selbst das Ortsoberhaupt, ein knochiger Bauer, befaßt sich damit, ebenso der uniformierte „Ortsdiener" und der Gendarm, der vorsichtig mit schönen weißen Handschuhen die schmutzigen Ferkel betastet.

Die Sonne steht höher, das Vieh wird weggetrieben und der „Leutemarkt", bestehend aus einigen Krambuden, geht los. Ein gerissener Kerl lockt, auf einer Kiste stehend, die Leute an und bietet seine Artikel unter derben Witzen aus. „'s is kaa Reinlichkeit mehr uff dr Welt!" ruft er pathetisch, als die Seife, für die er zuerst zwei Mark gefordert, für 10 Pfennige keine Abnehmer finden will. Dann bringt er Kopftücher, „e gut Waar, e nobel Waar, echt englisch Raff', aich mußte se eigentlich selbst behaale, vill ze goud for die Bauern, Fünf Ma'k — zwaa Ma'k — aa Ma'k — furt damit — fuffzig Penning — on wenn aich kaput giehn — verzig Penning." Ein Wetzstein, der König unter den Wetzsteinen, auf dem man Messer schleift, mit welchem man dann alles schneiden kann, das kälteste Messer „dorch und dorch"; Hosenträger, zum Aufhängen von Elefanten geeignet, beliebt an allen Höfen Europas. Die Bauern umdrängen die Kiste, lachen riesig über die uralten, eingebürgerten Witze und kaufen schließlich das Zeug. Daneben stehen Feldgeräte, Haushaltungsgegenstände und primitives Spielzeug zum Verkauf. Das meiste noch vom Verkäufer selbst angefertigt, mit viel bunter Bemalung, echte und rechte Bauernkunst, wie sie nur noch in entlegenen Gegenden anzutreffen.

Der Markt ist zu Ende, die Leute gehen nach Haus. Ein Bauer verschwindet mit einer Kuh in einem stattlichen, alten Hof von auffälliger Bauart. Ein hochgiebliger Fachwerkbau mit originellem Schnitzwerk auf Balkenverkröpfungen und Türpfosten, auf den Mörtelflächen zwischen dem Gebälk seltsam naive Verzierungen eingeritzt, als Wetterfahne über dem First eine schwebende, menschliche Figur in wunderbaren Proportionen. Aber das Auffallendste an dem ganzen Gebäude ist der Spruch über dem Eingang, dessen Sinn wenig mit dem sonstigen, heiteren Charakter des Gebäudes harmoniert:

„Die Lieb' ist in den Himmel geflogen,
Die Treu' ist übers Meer gezogen,
Die Wahrheit ist ganz und gar vertrieben,
Die Lügen sind auf Erden geblieben."

Was der alte Hof über seine Bewohner wohl alles erzählen könnte?

VI.

Ein Dörfchen in dem von Fichtenwäldern umsäumten, sanft eingeschnittenen Wiesental der Bracht, die sich vom Oberwald nach der Kinzig schlängelt. Von der Gemarkung hat die Isenburgische Standesherrschaft im Laufe der Zeit den größten Teil an sich gezogen und ein Vorwerk errichtet, auf dem die Nachkommen der ehemals freien Bauern als Knechte schaffen. Die Verheirateten darunter haben der Herrschaft gehörige Häuschen mit Garten und Kartoffelland inne, die Tagelöhner werden neben den Wanderarbeitern von heimischen Kleinbauern gestellt, deren Land nicht mehr für den eigenen Unterhalt reicht. Wirklich unabhängige Bauern sind nur noch der Bürgermeister und der Wirt. Von ersteren, einem alten, krumm geschafften Bauern, ist wenig zu sagen; der letztere bietet mit seiner Familie mehr Stoff.

Der Wirt sitzt auf kleinem, sauberen, von Stall und Scheuer getrennten Häuschen, das kaum an eine Wirtschaft gemahnt und wohin sich selten in der Woche ein Dorfbewohner oder Hausierer zu einem Schnäpschen verirrt, da, wenn die Feldarbeit drängt, das Haus tagsüber geschlossen ist. Die Wirtsleute machen sich überhaupt nicht viel aus Gästen, die „Bauerei" ist die Hauptsache. Der hoch in den Sechzig stehende Alte, der kaum einmal über seine Berge hinausgekommen, ist eine kostbare Mischung von Naivität und Schlauheit. Naiv erscheint er, wenn er von der das Tal beherrschenden Hochheimer Höhe ernsthaft meint, von dort aus könne man „die ganze Welt" sehen; seine Schlauheit zeigt sich, wenn er mit würdiger Haltung einem Händler eine nicht ganz hasenreine Kuh aufhängt. „Dumm sein mehr uff'm Land, awer pfiffig sein mer aach", charakterisiert er sich selbst und seine Landsleute. Er und seine etwas jüngere Frau, die vor Zeiten in der Kreisstadt gedient hat und noch allein im Ort die alte Tracht, den glockenförmigen, kurzen Faltenrock mit weißen Strümpfen trägt, sind eigentlich die zufriedensten Menschen dieses Planeten. Die Leute haben ihr Auskommen auf ihren acht Morgen Acker und Wiesen, können zwei Kühe nebst Schweinen und Geiß halten, verkaufen Eier und Butter, bauen und backen ihr Brot und kaufen sich höchstens einmal für den Sonntag ein Stück Rindfleisch. Die Frau spinnt den langen Winter noch Flachs, der Mann ersetzt durch seine Geschicklichkeit im Reparieren an Haus und Gerät eine Reihe Handwerker. Sie brauchen sich, wie sie sagen, vor niemand zu fürchten als vor dem Herrgott, selbst vor dem Fürst von Isenburg und seinen Verwaltern nicht. Dutzendmal im Tag preisen sie den Bauernstand ihrem jüngsten, noch im Haus gebliebenen Sohn als den schönsten und freiesten in der Welt. Auf den halbwüchsigen Burschen, einen Spätling, macht dies wenig Eindruck. Der wird von großer Wißbegierde getrieben und durchstöbert alle erreichbaren Bücher und Kalender. Besonders in der Bibel ist ihm vieles nicht klar, und seine Fragen bringen Pfarrer und Lehrer in Verlegenheit. Weht der Zufall einen Gast aus der Fremde herein, macht er sich an diesen und fragt nach großen Städten, hohen Türmen und Toren, nach dem Meer und seinen großen Schiffen. Er möchte auch hinaus, den beiden Geschwistern nach, von denen der Bruder schon jahrelang als Diener eines Bankiers, „beim reichsten Mann in Frankfurt" ist, wie der Alte mit Stolz sagt, während die einzige Tochter im Dienst draußen sich etwas sparen und dann einen Bauern heiraten soll.

Es ist ein einförmiges Leben auf solchem Bauernwesen in entlegenem Ort. Und doch wieder reich im Verkehr mit der wechselvollen, Segen spendenden Natur. Abwechselung bringt auch der sonntägliche Kirchgang nach dem nächsten größeren Dorf. Dann noch die „Kerb" oder ein Markt in der Nähe. Mit den Jahren werden die alten Leutchen zurückgezogener und weniger zufrieden; sie lassen auch das bißchen Wirtschaft beinahe eingehen. Von dem in das stille Tal eindringenden Fortschritt wollen sie nichts wissen, weil so viel „Teufelswerk" darunter; früher war's doch schöner als jetzt, wo die Eisenbahn bis in den nahen Marktflecken kommt. Deshalb leben sie auch in Unfrieden mit dem jungen Lehrer, der die Kinder viel zu viel lehrt und hoffärtig macht, daß sie nicht mehr bei der „Bauerei" bleiben wollen. Sie erleben es an ihren eigenen Kindern. Der Alte zankt sich mit dem noch im Haus gebliebenen jüngeren Sohn, der ihm jetzt über den Kopf wächst, seine Anordnungen kritisiert und Vorwürfe über seine Rückständigkeit macht, mit der er es zu nichts gebracht. Über seinen Kummer hilft dem Alten die schwere Arbeit hinweg und der Schnaps. „Alls emol en Korze (kleines Gläschen), da geahts werrer." Und der hagere, sonngebräunte Greis mäht in glühender Augustsonne noch einen ganzen Tag Korn.

Endlich macht der alte Wirt für immer Feierabend. Sein zweiter Sohn läßt sich jetzt auch nimmer halten, er zieht den Dienst in der Stadt der schweren Arbeit auf eigenem Wesen vor. Die Tochter ist in der Stadt an einen Hausburschen hängen geblieben, der mit ihrem Ersparten einen Gemüsekram mit Flaschenbierhandel aufmacht, und der Älteste, der immer weniger von sich hören ließ, hat sich an eine Witwe mit Geld gemacht und ist zum Herrschaftskutscher vorgerückt. Die noch rüstige, jetzt ganz allein stehende Witwe hat das Feld an die am meisten bietende fürstliche Verwaltung verkauft, und das Häuschen an ein junges Tagelöhnerpaar, bei dem sie noch das Einliegerrecht bis zu ihrem Tode besitzt.

Digitized by Google

Mit diesem typischen Verschwinden einer alten Bauerngeneration bereitet sich das Ende des Örtchens vor. Die fürstliche Verwaltnng läßt die Schule eingehen, deren Unterhalt ihr schließlich als beinahe alleiniger Grundbesitzerin zu viel wird; die Kinder müssen in den nächsten Ort. Dann löst sie auch den schon längst nur dem Namen nach noch bestehenden Gemeindeverband auf und wieder einmal verschwindet ein Dorf in Deutschland von der Landkarte.

(Schluß folgt).

Kunst

Caspar David Friedrich. In der retrospektiven Landschaftsausstellung in Moabit, die eine Übersicht über die Entwickelung der deutschen Landschaft von 1800—1880 geben will, gibt es manche Überraschungen und wehmütige Erkenntnisse, die uns lehren, daß unsere Zeit genau so ungerecht wie die früheren Jahrhunderte gegen Männer ist, die mit ihrer Begabung nicht hausieren gingen, sondern ruhig hofften, sich mit der schlichten Betätigung ernsten Strebens durchzusetzen. Zu den Opfern der Verkennung gehört der Weimarer Landschafter Karl Buchholz, der ebenso begabt wie fleißig war, aber mit 40 Jahren noch kein Bild verkauft hatte und sich deshalb erschoß. Bei der Auktion gerieten seine Bilder in die Hände der kleinen Schuster und Schneider von Weimar; aus den niedrigen Stuben sind sie jetzt herausgezogen und hängen, eine würdige edle Gruppe, in gutem Licht auf ruhigem Grund; ungemein schlicht in Thema und Behandlung, ohne jede bengalische Frisur, ohne romantische Stutzerei. Die Schlichtheit ergreift auch den, der von dem erschütternden Lose des armen Künstlers nichts weiß. Unter den Augen des Weimarer Hofes, der Weimarer Gesellschaft, die ihm zuerst Mittel zur Verfügung stellte, ist dieser Hochbegabte gestrandet.

Eine noch stärkere künstlerische Überraschung bietet Caspar David Friedrich, geboren in Greifswald 1774, gestorben in Dresden 1840. Lichtwark hat ihn entdeckt. Zwar hängen drei Bilder von ihm in der Nationalgalerie seit 30 Jahren; aber niemand hat sie ordentlich angesehen. In seiner pommerschen Heimat und in Kopenhagen hat er das Malen gelernt. Dann verließ er die Ostsee, die vor seinen Augen den Bruder beim Eislauf verschlungen hatte, und ging nach Dresden, wo er sogar Akademielehrer wurde. Er ließ sich hier aber nicht in den romantischen Kreis der Schlegel-Novalis hineinziehen, sondern blieb ein schwerblütiger Flachländer, heiratete ein schlichtes Bürgermädchen und ging einsam und melancholisch seiner Kunst und seiner Natur nach. Man hielt ihn für einen Sonderling. Neben dem viel jüngeren Buchholz erscheint er fast romantisch. Aber diese Romantik ist keine gestohlene und nicht aus der Literatur bezogene, sondern sie ist geschaut und erlebt beim Anblick der dunkelblauen Wogen der Ostsee und in den Tälern des Harzes. Tiefempfundenes Leben der Welle und Wolke, des fernen Horizontes und majestätischer Segelflügel, mit leisem Einschlag des bebenden Herzens, das das All rauschen hört und glühen sieht und auch in der Düne Gesetze des ewigen Wachstums erkennt. Es ist so leicht gesagt: „Dies Bild ist empfunden", und sagt doch in Wirklichkeit ungeheuer viel. Denn nicht nur die Wärme, Tiefe und Klarheit des empfindenden Künstlers muß wach sein, auch sein Geist willig und stark, das Empfundene überzeugend vorzutragen. Dazu gehört viel edle Selbstzucht; denn ein Überschwang wirkt hohl und allzugroße Zurückhaltung ist falsch. Es ist eine Frage des Taktes, jener so schwer zu erlernenden Tugend, in der die Deutschen mit Vorliebe irren.

Über die Ausstellung ließe sich noch manches Interessante sagen. Den edlen Carl Blechen behalte ich mir für ein andermal vor. Im allgemeinen überwiegt auch in dieser Ausstellung die Geschicklichkeit, die Mache, das Arrangement. Ich weiß nicht, ob man dem 80jährigen Achenbach einen Geburtstagsgefallen tut, wenn man ihn massenhaft vorführt. Er verträgt das nicht. Ein Erfreuliches sei aber hervorgehoben: neben vielen Prospektlandschaften, romantischen Veduten und pompösen Felsmythologien ist das schlichte Thema des Waldsees, der Winterwiese, des Baumterzetts häufiger als man denkt. Nur daß man oft auch gerade bei dieser Schlichtheit den Verdacht der Spekulation nicht los wird. Hoffentlich irre ich mich.

Paul Schubring.

Allerlei

Über Freundschaften. Wenn du Paul den Peter rühmen hörst, so wirst du finden, rühmt Peter den Paul wieder, und das heißen sie dann Freunde. Und ist oft zwischen ihnen weiter nichts, als daß einer den anderen kratzt, damit er ihn wieder kratze, und sie sich so einander wechselweise zu Narren haben; denn wie du siehst, ist hier wie in vielen anderen Fällen ein jeder von ihnen nur sein eigener Freund und nicht des anderen. Ich pflege solch Ding „Hollunderfreundschaften" zu nennen. Wenn du einen jungen Hollunderzweig ansiehst, so sieht er fein stämmig und wohl gegründet aus; schneidest du ihn aber ab, so ist er inwendig hohl, und ist so ein trocken, schwammig Wesen darin. So ganz rein geht's hier freilich selten ab, und etwas Menschliches pflegt sich wohl mit einzumischen; aber das erste Gesetz der Freundschaft soll doch sein, daß einer des anderen Freund sei. Und das zweite ist, daß du's von Herzen feiest und Gutes und Böses mit ihm teilest, wie's vorkommt. Die Delikatesse, da man den und jenen Gram allein behalten und seines Freundes schonen will, ist meistens Zärtelei; denn eben darum ist er dein Freund, daß er mit untertrete und es deinen Schultern leichter mache. Drittens laß du deinen Freund nicht zweimal bitten. Aber wenn's not ist, und er helfen kann, so nimm du auch kein Blatt vors Maul, sondern gehe und fordere frisch heraus, als ob's so sein müßte und gar nicht anders sein könnte. Hat dein Freund an sich, das nicht taugt, so mußt du ihm das nicht verhalten und es nicht entschuldigen gegen ihn. Aber gegen den dritten Mann mußt du es verhalten und entschuldigen. Mache nicht schnell jemand zu deinem Freund, ist er's aber einmal, so muß er's gegen den dritten Mann mit allen seinen Fehlern sein. Etwas Sinnlichkeit und Parteilichkeit für den Freund scheint mir zur Freundschaft zu gehören. Denn wolltest du an ihm nur die ehr- und liebenswürdigen Eigenschaften ehren und lieben, wofür wärst du denn sein Freund; das soll ja jeder wildfremde unparteiische Mann tun. Nein, du mußt deinen Freund mit allem, was an ihm ist, in deinen Arm und in deinen Schutz nehmen; das „granum salis" versteht sich von selbst, und daß aus einem Edlen kein Unedles werden müsse. Es gibt eine körperliche Freundschaft. Nach der werden auch zwei Pferde, die eine Zeitlang beisammen stehen, Freunde und können eins des anderen nicht entbehren. Es gibt auch sonst noch mancherlei Arten und Veranlassungen. Aber eigentliche Freundschaft kann nicht sein ohne Einigung; und wo die ist, da macht sie sich gern und von selbst. So sind Leute, die zusammen Schiffbruch leiden, und die an eine wüste Insel geworfen werden, Freunde. Nämlich das gleiche Gefühl der Not in ihnen allen, die gleiche Hoffnung und der eine Wunsch nach Hilfe einigte sie; und das bleibt oft ihr ganzes Leben hindurch. Einerlei Gefühl, einerlei Wunsch, einerlei Hoffnung einigt; und je inniger und edler dies Gefühl, dieser Wunsch und diese Hoffnung sind, desto inniger und edler ist auch die Freundschaft, die daraus wird. Aber denkst du, auf diese Weise sollten ja alle Menschen auf Erden die innigsten Freunde sein? Freilich wohl! Und es ist meine Schuld nicht, daß sie es nicht sind. Es gibt einige Freundschaften, die im Himmel beschlossen sind und auf Erden vollzogen werden.

(Aus dem „Wandsbecker Boten" des Matthias Claudius.)

Mondnacht. Die Wasser ziehen ihre leisen Wege und über der weiten Fläche ruht der milde, dämmernde Glanz des späten Abends. Stille Kähne rudern hinaus zu den Inseln und Buchten der Einsamkeit und der Liebe, dann und wann rauscht ein menschenschwerer Dampfer vorbei mit viel Schall und Schwall und vom Deck herüber lärmen und schmettern die Weisen guter Menschen und schlechter Musikanten. Lange Linien ziehen sich vom Schiffe zum Ufer und schlagen plätschernd an den Strand. Da ist es Nacht geworden und die Wasser liegen schwarz, wie tot. Nur kurze Zeit. Über dem Wipfelsaum des Kiefernwaldes steigt der Mond herauf, langsam, eine große, rotleuchtende Scheibe. Und es beginnen die stillen, spielenden Heimlichkeiten. Da und dort, draußen, glitzert ein Streifen auf, zwei, drei, eine ganze Fläche, der Wind, den das Licht wie aus dem Schlafe geweckt, scheucht sie und lockt sie wieder. Wie sich der Mond höher hebt, aus dem Dunst heraus, sinken die roten Schleier und das silberne Licht strömt breit in voller Kraft hernieder. Ein neues Leben hat begonnen, der Spiegel des Wassers schimmert, in der Ferne zerfließt das Licht in weiße Nebel. Die Kähne erhalten Umriß, Tiefe; schwarze Schatten begleiten ihren Weg. Und das Ufer, Strand, Bäume, Büsche, die vorhin noch wie in traumhafter Vergessenheit standen, bekommen Leben, Zeichnung, Formen und Farben von merkwürdiger Kraft. — Welche Fülle der Schönheit birgt das Licht des Mondes, aber wer sieht sie? Die schlechten Lyriker und die klugen Banausen haben uns die Mondnacht verdorben, wer sie liebt und in der Einsamkeit sucht, ist ihnen ein dummer Schwärmer. Mein Gott, laßt alle Gefühle zu Haus, aber macht draußen die Augen auf. Schaut euch einmal um, was das Mondlicht aus den Dingen macht. Alles Nahe wird tiefer, plastischer. Denkt an die nächtigen Gassen mit den überhängenden Giebeln; welche Konturen und wechselreiche Hebungen zeichnet in ihnen der Mond, die der Tag verschleiert. Der Waldrand da drüben. Das Laub wiegt sich leise hin und her, jedes Blättchen trägt Licht. Dahinter ist Dunkel. Am Tage hat alles sein eigenes Licht, auch in Regen und Schatten. Bei Nacht empfindet man alle Helligkeit als Helligkeit des Mondes. Sein Licht ist oberflächlicher, es zeichnet nur eine Seite. Es wandelt die Farben. Rot und Grün und Blau werden Erinnerungen des Tages, sie tragen einen fremden Ton. Sie erscheinen zusammengeschoben, einander näher gebracht. Es ist unendlich fesselnd und dankbar, allen diesen Nüancen nachzugehen. Das Auge muß erst lernen. Und die Fernen. Die Mark kennt sie nicht. Aber ich muß daran denken, wie das Mondlicht über den Hügeln und Wäldern meiner Heimat liegt. Die mannigfachen Unregelmäßigkeiten und Krümmungen des Bodens werden zu ganz zarten Linien, die Dörfer schieben sich in die Berge, die Täler, in denen die weißen Straßen ziehen, dehnen sich ins Breite, in der Luft lebt ein bannendes Licht und die fernen Höhen fließen in das Graugrün des Himmels — — —

Wir müssen uns die Schönheit der Mondnacht mit den Augen erobern.

S.

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

NUMMER 32

Die Hilfe

Sonntag, den 13. August 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (England, Deutschland und Dänemark — Die Marokkofrage — Einberufung des Reichstags! — Ein Zentrumsmann als Regierungskandidat — Der Nachweis der Befähigung, — Gemeindewahlrecht in München — Die Schatten der Handelsverträge) — **Eugen Zabe**: Die Vossische Zeitung — **Naumann**: Die politische Bedeutung der Bevölkerungsvermehrung — **Martin Wenck**: Ein zweites Krimmitschau? — **Rudolf Springer**: Die österreich-ungarische Krise und die deutsche Nation. III. — Soziale Bewegung — **Gottfried Traub**: Südwestafrika — **Paul Schubring**: Rembrandts Simsonbild in Frankfurt — **Dr. Zurk**: Die soziale Frage in Prima — **Paul Haag**: Aus dem Vogelsberg (Schluß). — Allerlei — Briefkasten.

Politische Notizen

England, Deutschland und Dänemark. Welche Haltung der dänische Staat bei etwaigen politischen Schwierigkeiten zwischen England und Deutschland einnehmen würde, wird im Anschluß an die Kaisertage in Kopenhagen mehrfach erörtert. Die „Frankfurter Zeitung" bringt folgende Mitteilung:

„Auch die Frage der dänischen Neutralität im Falle eines Konfliktes zwischen Großbritannien und dem Deutschen Reiche dürfte ihrer Klärung näher geführt worden sein. Das dänische Verteidigungssystem beschränkt sich bekanntlich auf den Schutz der Hauptstadt und läßt das übrige Land vollständig offen. Wer zuerst sich an der Westküste Jütlands festsetzen würde, könnte das ohne jegliche Störung von dänischer Seite tun. Die Wahrscheinlichkeit spräche ja immerhin dafür, daß Deutschland flinker wäre. Offen ist nach der dänischen Neutralitätsinterpretation vom Jahre 1903 nur noch die Frage der Staatslotsen durch den großen Belt. Dänemark kann solche Lotsen stellen, muß aber nicht. Es liegt Grund zur Annahme vor, daß in einem Kriege zwischen zwei so nahen europäischen Mächten wie England und Deutschland, die dänische Regierung sich weigern würde Lotsen zu stellen, was zwar keinerlei Neutralitätsbruch zugunsten Deutschlands bedeuten, aber sicher Deutschland zustatten kommen würde. Denn dann ist die Ostsee und damit die deutsche Ostseeküste vollständig aus dem Kampfgebiete ausgeschaltet und alle Kräfte könnten auf die Nordsee konzentriert werden. Die strikte Durchführung der dänischen Neutralität liegt also im Interesse Deutschlands, und es ist, wie gesagt, Grund zur Annahme vorhanden, daß diese strikte Durchführung zugesagt worden ist."

Wenn diese Mitteilung richtig ist, dann ist sie sehr erfreulich und vermehrt die Garantien des Friedens in beträchtlicher Weise. Wir unsererseits müssen alles begrüßen, was als Hemmungsvorrichtung gegen einen Krieg wirken kann, für den bei uns gar nichts und gegen den so unendlich vieles spricht. Die Verkleinerung des maritimen Kriegsschauplatzes müßte der Stärke der deutschen Flotte zugute kommen. Glücklicherweise scheinen sich die Wolken zu verziehen. Wir haben Grund anzunehmen, daß in England die Aussichten der Liberalen, zur Regierung zu kommen, im Steigen sind und daß die Liberalen sich als Gegner des Krieges beweisen werden, der selbst im Falle des englischen Sieges für England nicht ohne unberechenbare Opfer möglich wäre.

Die Marokkofrage befindet sich jetzt wieder in einem Stadium, in dem man tatsächlich an die Erledigung marokkanischer Fragen geht. Nachdem die Wogen internationaler Erregung sich geglättet haben, machen die Vorarbeiten zu der von Deutschland durchgesetzten Marrokkokonferenz Fortschritte. Herr Rouvier hat der deutschen Reichsregierung eine Denkschrift zugehen lassen, in der die französischen Forderungen abgegrenzt werden. Wie man hört, sind diese Forderungen bedeutend gemäßigter, als das seinerzeit unter Herrn Delcassé dem Sultan vorgelegte Reformprogramm. Die deutsche Regierung wird nicht umhin können, Frankreich in Marokko diejenige Sonderstellung einzuräumen, die seiner Bemühungen um die Befriedung dieses afrikanischen Staatswesens entspricht. Berücksichtigt man die militärischen Schwierigkeiten, die Frankreich aus einem solchen Vorgehen erwachsen würden — ein hervorragender französischer Offizier hat sie eben seinen Landsleuten in „La France militaire" geschildert — so sehen wir keinen Anlaß, Frankreich um dieser Vorzugsstellung willen zu beneiden. Die Hauptsache für Deutschland ist nach wie vor, daß sein Handel dem französischen gleichberechtigt bleibt.

Einberufung des Reichstags! Die „Kölnische Volkszeitung" verlangt baldigst Einberufung des Reichstags wegen der neuesten Truppensendungen nach Südwestafrika. Das Wesentliche an diesem Vorgang ist, daß gerade das führende Blatt des westdeutschen Zentrums diese Forderung erhebt. Das Zentrum will als Regierungsfaktor nicht beiseite geschoben werden, und es ist wohl verständlich, wenn es auf seinen parlamentarischen Rechten besteht, teils deshalb, weil dieses Recht nicht nur Zentrumsrecht, sondern deutsches Volksrecht überhaupt ist, teils deshalb, weil es zur völligen Interesselosigkeit des Volkes an der äußeren Politik führen muß, wenn die Volksvertretung nicht gefragt wird. Es ist zwar noch nicht ganz klar, ob die neueste Truppensendung wirklich eine neue Bewilligung nötig macht, denn es fehlt bis jetzt jede klare amtliche Zusammenstellung der ausgesendeten und zurückgerufenen Mannschaften, und es ist also denkbar, daß auch die neueste Aussendung noch in den Rahmen der alten Bewilligung hineinfällt. Aber schon der Umstand, daß dieses so unklar ist, zeigt, wie wenig sorgsam die Reichstagsrechte gewahrt werden. Die Regierung hat bis heute nicht erklärt, daß sie auf Grund der vorliegenden Beschlüsse arbeitet, obwohl sie von allen Seiten daraufhin angegriffen worden ist. Es liegt ihr offenbar nichts daran, ob man ihr Vorgehen für korrekt hält oder nicht. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" schreibt über alles Mögliche, aber sie schweigt über die Rechtsgrundlage der Truppenbewegungen. Man muß den Eindruck haben, daß eine Verachtung der Verfassung vorliegt, ein selbstherrliches Regieren, als sei der Reichstag eine Art Generalversammlung, der man nachträglich mitteilt, was geschehen ist, damit sie Decharge (Indemnität) erteilt, das heißt, damit sie erklärt: wir sind einverstanden, daß ohne uns regiert wird!

Sachlich ist es keine große Angelegenheit, um die jetzt gestritten wird. Es handelt sich um ein paar hundert Soldaten. Diese paar hundert Soldaten würden ganz sicher bewilligt werden, denn alle Welt ist einig, daß wir die traurige Kriegführung in Südwestafrika möglichst schnell zu einem erträglichen Ende führen müssen. Außer den Sozialdemokraten wird niemand gegen die Aussendung stimmen, aber in solchen kleinen Angelegenheiten zeigt sich die Lage der gesetzgebenden Mächte im ganzen: Der Reichstag ist politisch gesunken! Bismarck war gewiß kein Mann, der sich an geschriebene Statuten mit allzu feiner Peinlichkeit hielt, aber so ist er nicht vorgegangen. Er gehörte noch zu der Zeit, in der man

Digitized by Google

Verfassungsrechten einen bestimmten Wert beimaß. Er hätte die Macht gehabt, auch über den Kopf des Reichstags hinweg zu regieren, aber er hielt es für unpolitisch, seine Macht in dieser Weise auszunutzen. Erst Bülow lernte es bei der ihm vom Fürsten Hohenlohe hinterlassenen China-Angelegenheit, die Bitte um nachträgliche Zustimmung (Indemnität) so lächelnd und oberflächlich auszusprechen, daß der ganze schwere Ernst, den in den sechziger Jahren der Indemnitätsstreit hatte, wie eine überflüssige Aufregung erschien: Reichstag?! Ach ja, den gibt es ja auch noch! Das hatten wir ganz vergessen! Meine Herren, Sie dürfen das nicht übel nehmen, wir haben soviel wichtigere Dinge zu tun! Reichstag?! Ach ja, das ist die liebe und brave Gesellschaft, die schließlich doch immer Ja sagen muß, ein feines Kollegium, das man nur freundlich zu behandeln braucht, um es in Vormundschaft nehmen zu können! Reichstag?! Wer hat eigentlich noch Furcht vor dem Reichstag?

Ja, in der Tat: wer hat eigentlich noch Furcht vor dem Reichstag? Politische Mächte müssen gefürchtet sein, wenn sie etwas gelten sollen. Der ungarische Reichstag, der schwedische Reichstag haben gezeigt, daß sie leben, aber der deutsche Reichstag weiß nicht, wie er es machen soll, um seine Rechte zu erhalten. Er kann keine Minister beseitigen, denn die Minister werden von der Krone oder vielmehr der Reichskanzler wird vom Kaiser eingesetzt und entlassen. Es ist sehr wohl denkbar, daß ein Reichskanzler gerade deshalb gehalten wird, damit sein Sturz nicht als Nachgiebigkeit gegen den Reichstag erscheint. Es gibt im Deutschen Reiche keine Ministerverantwortlichkeit, und wenn sie vorhanden wäre, so würde sie wohl nicht viel bedeuten. Die einzige Stelle, wo der Reichstag den Reichskanzler fassen kann, ist die Geldfrage. Er kann ihm Mittel verweigern, weil er nicht verfassungsmäßig vorgeht. Obwohl wir sachlich für die Aussendung der Soldaten sind, würden wir ein für allemal dafür eintreten, daß nichts bewilligt wird, was nicht verfassungsmäßig beschlossen ist. Der Forderung aber, daß der Reichstag bald einberufen werde, können wir uns nur rückhaltlos anschließen, weil es den nationalen Sinn ruiniert, wenn die äußere Politik unter Übergehung der Volksvertretung gemacht wird.

Ein Zentrumsmann als Regierungskandidat. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", das offiziöse Organ der Reichsregierung, beschäftigt sich freundlich wohlwollend mit der Essener Zentrumskandidatur. Während Dr. Niemeyer und der Sozialdemokrat Gewehr nur vorübergehend genannt werden, ist in langen und teilnehmenden Ausführungen von dem „mitten im Arbeiterleben stehenden" Giesberts die Rede, und etwas unmutig wird erwähnt, daß der katholische Bauernverein gegen Giesberts einen „heftigen Kampf angezettelt" habe. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" macht es sich schon lange zur Aufgabe, jede Woche die bürgerlichen Parteien gegen die Sozialdemokratie zu einigen. Daß sie aber in Essen bestrebt ist, Herrn Giesberts vor Herrn Dr. Niemeyer, der doch von den früher so vielgeliebten „nationalen Parteien" unterstützt wird, sichtlich zu bevorzugen — das ist ein nicht wenig charakteristisches Zeichen der Zeit.

Der Nachweis der Befähigung, eine vernünftige gewerbliche Politik zu treiben, ist der antisemitischen „Staatsbürgerzeitung" mit ihrem großen Tamtam für den alleinseligmachenden Befähigungsnachweis noch nicht gelungen. Die kleinen Mittel der Handwerksretterei passen ihr nicht mehr, und mit großem Posaunenschwall sucht sie gerade in letzter Zeit ihre Scharen um die Forderung des allgemeinen Befähigungsnachweises zu sammeln. Aber o weh, die die Botschaft hörten, denen fehlt der Glaube. Trotz der Fülle von Unklarheit, in der sich der Mittelstand leider heute bewegt, fällt er auf diesen Schwindel nicht mehr unbedingt hinein, und täglich mehren sich die erfreulichen Kundgebungen aus Handwerkerkreisen gegen den allgemeinen Befähigungsnachweis. Alle drei badischen Handwerkskammern, sowie der Zentralverband der Bäckerinnungen, hinter dem 50 000 Mitglieder stehen, haben diese Forderung jetzt wieder aufs schärfste verurteilt. Die Staatsbürgerzeitung kann einem in ihrer Unentwegtheit fast leid tun. — Mit reiner Demagogie und der nötigen Geschicklichkeit ist es wohl möglich, vorübergehend politische Erfolge zu erzielen. Doch der Grad des Vorhandenseins von Ideen und innrer Ehrlichkeit ist schließlich das Ausschlaggebende. Daher kommt es, daß die Geschichte über die verschiedenen Blasen antisemitischer und mittelständlerischer Arbeit allmählich zur Tagesordnung übergehen wird.

Gemeindewahlrecht in München. Leider haben die liberalen Vertreter in den Münchener Gemeindekollegien sich nicht entschließen können, nach der Resolution unseres Münchener Vereins zu handeln, die wir in letzter Nummer mitgeteilt haben, sondern haben sich mit einer von vornherein verfehlten halben Maßnahme begnügt, die den Liberalen selbst sicher am wenigsten Freude machen wird. Es zeigt sich, daß der Geist, der die Sozialdemokratie durch Benachteiligung der Minderbemittelten im Wahlrechte vom Einfluß in den Städteparlamenten fernhalten möchte, auch im Süden zu finden ist und daß die Lehren der letzten Landtagswahlen noch nicht von allen bayerischen Liberalen begriffen werden. Wir werden auf die Sache noch zurückkommen.

Die Schatten der Handelsverträge wachsen. Fast jeder Tag bringt neue Hiobsbotschaften und Klagen von sächsischen Industriellen und Handelskammern. Der Pessimismus in diesen Kreisen ist aufs höchste gestiegen, und man macht sich mit dem Inkrafttreten der Verträge auf eine Krisis gefaßt, wie noch keine das Land heimgesucht hat. In einer Erhebung des „Verbandes sächsischer Industrieller" kommen all diese Befürchtungen deutlich zum Ausdruck. Für die sächsische Seifenindustrie scheint die Ausfuhr völlig unmöglich gemacht, und die blühende Fabrikation von gutem Papier ist aufs tiefste getroffen; bei manchem ihrer Artikel wurde der Zoll um 100 pCt. erhöht. Der Ausweg der Industriellen wird sein, daß sie ins Ausland übersiedeln, Arbeiterentlassungen werden durch Betriebseinschränkung notwendig werden und damit das ganze Volksleben, besonders auch der geschützte Mittelstand, in Mitleidenschaft gezogen. Es ist klar, daß die Industrien unserer Nachbarländer sich bemühen werden, den Absatzmarkt der deutschen Industrie möglichst rasch zu erobern und dann dauernd zu behaupten. Fürst Bülow freilich meinte, die Sache gehe ab „ohne unerträgliche Opfer für die Industrie". Er wird an den Früchten seiner Taten erkennen müssen, daß Wirtschaftspolitik eine ernsthaftere Sache ist als parlamentarische Erfolge der „mittleren Linie".

Die Vossische Zeitung

Seitdem die Nationalsozialen dem liberalen Wahlverein beigetreten sind, bekämpft uns die Vossische Zeitung fortgesetzt und mit ausgesuchter Gehässigkeit. Zunächst betrieb sie das so, daß sie auf Grund früherer Äußerungen Naumanns oder Gerlachs die Entdeckung in die Welt trug, unsere Führer hätten vor Jahren andere Ansichten gehabt als heute. Wenn wir solche Weisheiten lasen, haben wir uns öfters gefragt, ob sich denn die Person des leitenden Redakteurs der Vossischen Zeitung legitimiert fühle, mit ihren Fingern die politische Vergangenheit anderer Leute betasten zu dürfen. Im übrigen haben wir darüber gelacht. Denn wir sagten uns und machten auch dementsprechende Erfahrungen, jeder vernünftige Liberale, selbst wenn er den meist unrichtigen Inhalt dieser Stänkereien glaubte, würde sich nur freuen, daß aus früheren Gegnern Mitkämpfer geworden seien. Schließlich hörten auch die reaktionären Blätter auf, ihre Leser damit zu unterhalten, wie die Vossische Zeitung die politische Linke zerfleischen hilft. Da änderte unser Angreifer seine Taktik. Sachlich war er natürlich unfähig, uns vom entschieden liberalen Standpunkt aus zu bekämpfen. Also ließ er den Rest von Anstand fallen und setzt sein Intriguenspiel fort, indem er fast täglich Erfindungen und Unwahrheiten gegen uns verbreitet. Wir geben im folgenden einige Proben und überlassen das Urteil darüber der Öffentlichkeit:

1. Die Vossische Zeitung schrieb am zweiten August: „Herr Naumann geht in Weltpolitikphantastereien, imperialistischen Schwärmereien und Sehnsucht nach einem Kriege mit England noch über die Alldeutschen hinaus." Obgleich die Vossische Zeitung ganz genau weiß, daß wir immer die Alldeutschen bekämpft haben und diese uns, nennt sie uns geflissentlich und wiederholt in einem Atem mit einer Gruppe, über deren Gefährlichkeit in unseren Reihen kein Zweifel herrscht. Durch dieses Manöver soll natürlich dem Bürgertum die Meinung beigebracht werden, wir seien jederzeit bereit, um irgend welchen Unsinns willen die friedliche Entwickelung unseres Vaterlandes zu gefährden. Doch damit nicht genug. Im Sinne dieser edlen Absicht wird Naumann persönlich verleumdet: er hetze zum Kriege

Digitized by Google

gegen England. Genau das Gegenteil ist wahr. Naumann bemüht sich, seit der letztjährigen internationalen Spannung, bei jeder Gelegenheit darzulegen, daß es unbedingt im deutschen Interesse liegt, einen Krieg mit England zu vermeiden. Er schrieb zum Beispiel in der „Hilfe" vom einundzwanzigsten Mai: „Wir stimmen praktisch darin absolut mit Bernstein überein, daß wir alles vermeiden müssen, was die Erregung steigern könnte, und verurteilen alle Gehässigkeiten gegen England auf das Bestimmteste, schon deshalb, weil es bei der heutigen politischen Gesamtlage sehr zweifelhaft ist, ob uns eine weitere Schärfung des Gegensatzes nicht schwere politische Niederlagen bringen könnte und müßte." Diese Auffassung zieht sich durch sämtliche auswärtige Artikel Naumanns, kommt unter anderem noch scharf am dreiundzwanzigsten Juli zum Ausdruck. Wenn auch Naumann als Publizist die internationale Lage so darzustellen hat wie er sie sieht, so ließ er doch keine Gelegenheit vorübergehen, ohne der Kriegshetze gegen England entgegenzutreten. Es ist keinesfalls denkbar, daß der Redakteur der „Vossischen Zeitung", der unser Blatt sehr genau zu lesen pflegt, dies nicht wissen sollte.

2. In der „Hilfe" vom dreißigsten Juli wurde über die Ersatzwahl von Erlangen-Fürth berichtet. Es hieß da, der Sozialdemokrat Segitz könne um seine Partei das Verdienst in Anspruch nehmen, durch die Vermehrung der sozialdemokratischen Stimmenzahl die Hoffnungen dieser Partei wieder gesteigert zu haben. Und es wurde fortgefahren, immer vom Standpunkt des Herrn Segitz: „Nach zahllosen trüben Tagen zwar immer noch kein Sonnentag, aber doch wenigstens ein Sonnenstrahl." Was macht nun die Vossische Zeitung daraus? Sie fälscht wie gewöhnlich — es gibt gar kein anderes Wort! — unsere Ausführungen, indem sie den Anfang wegläßt, mit der Wendung vom „Sonnentag" beginnt und uns so über die sozialdemokratische Zunahme hell jubeln läßt. Nach einigen Tagen hieß es in der gesamten Richterschen und reaktionären Presse, wir hätten die sozialistische Stimmenvermehrung einen „Sonnenstrahl" genannt. Das ist nur eines von den vielen Beispielen, welche die Ehrlichkeit der „Vossischen Zeitung" beleuchten.

Natürlich ist das Blatt sehr erzürnt, daß wir uns über den „liberalen" Sieg des Herrn Barbeck nicht eitel begeistern können. Wer ist denn dieser „freisinnige" Herr Barbeck? Es sind noch keine zwei Jahre her, da forderte er als Abgeordneter der freisinnigen Volkspartei in Lauf bei Nürnberg: Bekämpfung der Warenhäuser. Also der Schützling der Vossischen Zeitung arbeitet gegen dieselben Warenhäuser, welche sie selbst mit Gut und Blut verteidigt. Wie siegte denn Herr Barbeck? Als Schleppenträger des „Reichsverbandes zur Bekämpfung der Sozialdemokratie", jenes Scharfmachervereines, der die politische Verrohung und Verrottung im deutschen Bürgertum mit Siebenmeilenstiefeln fördert. Nach dem Siege des Herrn Barbeck hat sein „freisinniges" Wahlkomitee an den Reichsverband folgendes Dankschreiben gerichtet:

„Zu dem glücklichen Ausfall der Wahl haben auch Sie ungemein viel beigetragen, indem Sie durch Verteilung von Flugschriften und vor allen Dingen durch die ersprießliche Agitation der drei [von Ihnen entsendeten Redner in äußerst wirkungsvoller Weise den Kampf gegen die Umsturzpartei förderten. Für diese ihre tatkräftige Mithilfe sprechen wir Ihnen unseren wärmsten Dank aus, sowie unsere Anerkennung für die Gewandtheit und Geschicklichkeit, mit der Ihre Herren Vertrauensmänner die Sache des Bürgertums (!) vertreten haben. Daß durch Aufklärung des Bürgertums über die wahren Bestrebungen der Sozialdemokratie der Kampf gegen dieselbe in der durchgreifendsten Weise geführt wird, das beweist auch wieder die Reichstagswahl] in unserem Kreise. Wir wünschen Ihnen zu Ihren Bestrebungen ferner den besten Erfolg."

Selbst Herr Müller-Sagan hat auf seine Art etwas wie Schamgefühl geäußert, indem er diesen kaum glaublichen Beweis liberaler Degeneration seinem Publikum vorenthalten hat. Wahrhaftig, wir überlassen der Vossischen Zeitung die Begeisterung für den Nürnberger-Fürther Freisinn, der jetzt in ständiger Liebe mit der fatalsten Sorte süddeutscher Mittelständler, Konservativer und Antisemiten lebt. Hat es sie doch damals schon mit großer Entrüstung erfüllt, als unsere Nürnberger Parteigenossen der „liberalen" Einigung mit der äußersten Reaktion bei den letzten Landtagswahlen nicht beigetreten sind. Freilich hat sie ihre Leser niemals darüber aufgeklärt, warum sie mit denselben Leuten Politik machen will, deren Anschauungen sie mit der üblichen Überzeugung befehdet.

3. Die Vossische Zeitung geniert sich nicht, Naumann als Antisemiten zu bezeichnen. Kürzlich schrieb sie: „Herr Naumann, erst christlich-sozial, dann nationalsozial, jetzt (!) evangelisch-sozial, verteidigt den gesellschaftlichen Antisemitismus." Ich meine, einer der Hintermänner dieser Angriffe, ausgerechnet ein jüdischer Redakteur, muß ein gerütteltes Maß von moralischen Unbeschwerden besitzen. Die Vossische Zeitung selbst ist es gewesen, die sich vor dem gesellschaftlichen Antisemitismus in den Staub warf und ihm untertan wurde, damals als sie Herrn Marx nicht verantwortlich zeichnen ließ, weil er Jude war. Herr Marx fand dann bei August Scherl eine vorurteilsfreiere Aufnahme. Sein jüdischer Nachfolger aber denkt, es mit seinem guten Glauben vereinbaren zu können, einen Mann, der gegenüber dem Antisemitismus politisch, journalistisch, gesellschaftlich hundertmal mehr moralischen Mut bewiesen hat als die Vossische Zeitung, einen solchen Mann bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit als Antisemiten zu stigmatisieren. Damit ist dieser Fall wohl abgetan.

Und damit soll es überhaupt genug sein. Es gibt nun einmal Geschöpfe, die merklich an Courage schwellen, je weniger man sich gegen sie wehrt. Weil aber Insektenstiche schließlich lästig werden, sahen wir uns einmal genötigt, die politische und journalistische Ehrlichkeit und die persönliche Honorigkeit der geistigen Leitung jenes liberalen Blattes niedriger zu hängen. **Eugen Zak.**

Die politische Bedeutung der Bevölkerungsvermehrung

Wie verschieden wachsen die Völker! Professor Hickmann bietet in seinem Universal-Taschenatlas (Ausgabe 1904) eine schöne und interessante Karte, die die Bevölkerungsgeschichte der Kulturländer im letzten Jahrhundert darstellt. In violetter Farbe steht die Staatengesellschaft von 1800, in grüner die von 1850 und in roter die von 1900 vor uns und es zeigt sich folgende Reihenfolge der größeren Mächte (Volkszahl in Millionen):

1800		1850		1900	
Rußland	39	Rußland	62	Rußland	112
Frankreich	27	Frankreich	35	Ver. Staaten	76
Österreich-Ung.	23	Deutschland	35	Deutschland	56
Deutschland	21	Österreich-Ung.	31	Österreich-Ung.	45
Italien	18	Großbritannien	27	Großbritannien	41
Großbritannien	16	Italien	24	Frankreich	39
Spanien	11	Ver. Staaten	24	Italien	32
Ver. Staaten	5	Spanien	14	Spanien	18

In einer kleinen Sache weichen wir absichtlich von Hickmann ab. Da er nämlich die heutigen Landesgrenzen auch für die Vergangenheit zugrunde legt und also Elsaß-Lothringen schon 1800 und 1850 zu Deutschland rechnet, ergibt sich für ihn bereits 1850 ein gewisser Überschuß der deutschen Ziffer (35,4) gegenüber der französischen (35,3). Im übrigen ist seine kleine Tabelle geradezu eine Lehrstunde der Weltgeschichte. Sie zeigt folgendes:

Es ist nicht die Bevölkerungsziffer allein, die den politischen Wert der Staaten bestimmt, aber sie ist ein gewaltiger Faktor. Höher als seine Ziffer steht politisch in allen Zeiten des 19. Jahrhunderts England, weil es zu seiner europäischen Zahl mächtige außereuropäische Ziffern hinzuzufügen imstande ist, weil es militärisch fast unangreifbar ist und weil es eine vortreffliche politische Leitung und Verfassung hat. Etwas unter seiner neuesten Ziffer mag politisch Österreich-Ungarn stehen, weil die Einheit seines Staatskörpers weniger sicher ist als die Einheit des französischen Staates. Nicht ganz zur politischen Wirkung kommt die erdrückende Größe der russischen Ziffer, weil die Kulturhöhe geringer und damit, auch ganz abgesehen von den russischen Nöten nach 1900, die militärisch-politische Leistung dieses Staates eingeschränkt ist. Es ist nicht zu leugnen, daß Rußland nicht in so überragender Weise die Politik des letzten Jahrhunderts bestimmt

Digitized by Google

hat, wie es nach der obigen Tabelle anzunehmen wäre, aber daß Rußland von 1800 bis 1900 eine europäische Größe ersten Ranges war, beweist die ganze Geschichte Europas und insbesondere Deutschlands.

Die Tabelle zeigt als die zwei größten und merkwürdigsten Verschiebungen den Abstieg Frankreichs und den Aufstieg der Vereinigten Staaten. Die drei romanischen Staaten sind am Ende des Jahrhunderts in der Reihe der Großmächte unten angekommen, obwohl auch sie Volksvermehrung aufweisen, weil sie in der Vermehrung nicht Schritt halten konnten. Frankreich ging um 4 Stufen abwärts, Italien um 2, Spanien um 1 Stufe. Letzteres steht bereits am Übergang der Großstaaten zu den Kleinstaaten. Die Tabelle der europäischen Kleinstaaten ist folgende:

1800		1850		1900	
Belgien	3,0	Belgien	4,5	Belgien	6,8
Portugal	2,9	Rumänien	4,2	Rumänien	5,9
Rumänien	2,7	Schweden	3,5	Portugal	5,3
Schweden	2,3	Portugal	3,4	Niederlande	5,2
Niederlande	2,1	Niederlande	3,0	Schweden	5,2
Schweiz	1,7	Schweiz	2,4	Schweiz	3,4
Dänemark	1,0	Dänemark	1,5	Griechenland	2,6
Griechenland	0,9	Griechenland	1,4	Serbien	2,6
Norwegen	0,9	Norwegen	1,3	Dänemark	2,5
Serbien	0,8	Serbien	1,2	Norwegen	2,3

Auch hier sind natürlich die heutigen Grenzen zugrunde gelegt, also ist beispielsweise Dänemark schon 1800 ohne Schleswig-Holstein berechnet. An dieser Tabelle fällt zunächst auf, wie groß der Sprung von der letzten „Großmacht", Spanien, zum ersten Kleinstaat, Belgien, ist. Der politische Mittelstand ist nicht lebensfähig geblieben. Es fällt ferner auf, daß die Verschiebungen innerhalb der Kleinstaaten an sich geringer sind als im Bereich der Großstaaten. Gewonnen haben die Balkanstaaten, und zwar Serbien 2 Stufen, Rumänien und Griechenland 1 Stufe, und die Niederlande 1 Stufe (Belgien hat nur deshalb nicht eine neue Stufe, gewonnen weil es von vornherein an erster Stelle stand). Verloren haben die Ostseestaaten, und zwar Dänemark 2 Stufen, Norwegen und Schweden 1 Stufe, und Portugal 1 Stufe. Unverändert blieb die zwischen Germanen und Romanen liegende Schweiz. Nun ist es bei den Kleinstaaten an sich viel schwerer, ihre politische Bedeutung abzuschätzen als bei den Großstaaten, da diese Bedeutung keine selbständige ist und sein kann, immerhin aber ist es offenbar, daß die Politik der Ostseestaaten schwächer und die der Balkanstaaten stärker geworden ist, daß also auch hier Volkszahl und Macht in sichtbarem Zusammenhange stehen.

Bei keinem Staate freilich ist dieser Zusammenhang so offenbar wie bei den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Leider fehlen uns die entsprechenden Ziffern für die anderen amerikanischen Staatsgebilde, sie ändern aber nichts daran, daß in den Vereinigten Staaten Macht und Machtwille in genauem Verhältnis zur Bevölkerungsmenge gewachsen ist. Diese Menge kommt teils aus Geburtenüberschuß, teils aus Einwanderung. Diese letztere Quelle der Macht ist für die europäischen Nationen kaum vorhanden. Was bei uns entscheidet, ist der Geburtenüberschuß. Bei uns gilt das schon früher von mir ausgesprochene Wort: Die Mütter machen die Weltgeschichte, die Mütter sowohl als Herstellerinnen wie als Erhalterinnen der Kinder.

Die Geschichte der romanischen Völker ist die Geschichte ihrer Mütter. Daß Frankreich, Italien, Spanien, Portugal geschichtlich verloren haben, ist, und zwar in verschiedenem Grade, der Abneigung der Frau gegen die Kinderlast zuzuschreiben. Die politische Geschichte Deutschlands, Frankreichs und Österreichs, die sich in den Verschiebungen der ersten Tabelle ausspricht, ist sehr wesentlich Kinderstubengeschichte. Die Frauen sind es, die die Heere machen, sie nicht allein, aber sie in erster Linie. Alles, was jemals die Frauen auf irgend einem Gebiet der Produktion leisten können, ist gering gegen die majestätische Leistung der Mütter vorwärtsschreitender Völker, und es kann keine gesunde Volksmoral geben, die diese erste geschichtsbewegende Leistung der Frau verkürzt, hindert oder mißachtet. Völker, die keinen Sinn für Mutterschaft haben, müssen zurückgehen. Mit Absicht weisen wir gerade jetzt, wo der Mutterschutz zur Debatte steht, auf diese geschichtliche und politische Betrachtung der Frauenfrage hin. Die Frage des Mutterschutzes ist in keiner Weise eine Privatfrage der einzelnen Mütter. Ob die einzelne Frau Mutterschaftsgeist hat, ist Nationalangelegenheit. Und ohne irgendwie der weiteren Aussprache dieses schwierigsten Grundproblems des Volkstums vorgreifen zu wollen, die in nächster Nummer beginnen wird, bekenne ich persönlich, daß ich mich nur für solche Erörterungen interessiere, die den Blick auf die oberste historische Aufgabe der Frau zu lenken geeignet sind. Schon das Wort „Mutterschutz" ist, wenn es richtig verstanden wird, ein Beitrag zur nationalen Pflichtenlehre. **Naumann.**

Ein zweites Krimmitschau?

Wieder, wie vor anderthalb Jahren, ziehen sächsische Industrieverhältnisse die Aufmerksamkeit ganz Deutschlands auf sich. Damals war Krimmitschau in Aller Mund. Heute redet man von den benachbarten Städten Glauchau, Meerane und dem sich anschließenden sächsisch-thüringischen Industriekreis, der nach Gera und Greiz hinüberreicht. Damals verfolgte man das beispiellos hartnäckige Ringen einer Arbeiterschaft von etwa 8000 Köpfen mit dem übermächtigen Verband sächsischer Textilindustrieller. Heute interessiert nicht nur der Streik von 11—1200 Färbereiarbeitern, der seit Mitte Juli ausgebrochen ist, — nein, vor allem erregt die öffentliche Aufmerksamkeit die bevorstehende, zu einem Teil sogar schon ausgesprochene Aussperrung von 40—50000 Arbeitern, die von den vereinigten Industriellen der Färbereikonvention und den sächsisch-thüringischen Webereien als Gegenschlag gegen die streikenden Färbereiarbeiter eingeleitet ist und noch in größerem Umfange eingeleitet werden soll. Und dazu tritt das Interesse, welches das Streitobjekt an sich für alle sozialpolitisch interessierten Kreise haben muß. Kurzum — es ist wichtig, an dieser Stelle den Arbeitskampf im sächsisch-thüringischen Textilindustriegebiet ausführlich zu behandeln.

Wer nur irgendwie mit der Textilbranche in Verbindung steht — sei es in Deutschland, Frankreich, England oder Amerika —, der kennt die beiden Städte Glauchau und Meerane. Obwohl jede von ihnen nur an 25000 Einwohner zählt, so genießen sie einen Weltruf, der in der trefflichen Erzeugung und Bearbeitung von Damenkleiderstoffen begründet ist, auf die sich die dortige Industrie namentlich von dem Augenblick an konzentrierte, als sich ihr der amerikanische Markt erschloß. Zu ihren Gunsten verzichtete man auf die früher gepflegte Fabrikation von Tüchern, Ponchos usw., und der reiche Absatz, den man alsbald über das Meer hinaus fand, schien diesen Wandel in der Fabrikation glänzend zu rechtfertigen. Es entstanden bedeutende Häuser, die mit einem großen Heere von Agenten, Reisenden und Angestellten arbeiteten. Daneben wurden die Einkäufer großer amerikanischer Firmen regelmäßige Gäste jener beiden sächsischen Städte, die durch diesen amerikanischen Verkehr einen geradezu amerikanischen Aufschwung erlebten. In der Hauptsache fertigte man dabei nicht billige Dutzendware, sondern eben gerade feinere und teuere Stoffe, die nicht eigentlich fabrikmäßig auf dem noch wenig vollkommenen mechanischen Webstuhl hergestellt wurden, sondern ihre Anfertigung auf dem Handwebstuhl fanden. Die Firma lieferte den Webern das Material, das diese in ihrer eigenen Werkstätte auf ihrem eigenen Webstuhl verarbeiteten. Dazu war eine mehrjährige Lehrzeit erforderlich. Mit ihrer Hilfe konnte der Handweber bei andauerndem Fleiß auf ein leidliches Auskommen rechnen, zumal unter Mithilfe der Familie beim Spulen des Garnes und der Reinigung der fertigen Arbeit. Auch die zahlreichen Hilfsbetriebe, Färbereien und Appreturen, nahmen an diesem Aufschwung teil und mit ihnen die Arbeiter, wenn auch die Hochsaison die anstrengende Arbeit der Überstunden erforderte.

Auf diese Blütezeit der Glauchau-Meeraner Industrie ist dann aber eine Zeit des Niederganges gefolgt, unter deren Wirkungen die Industrie jetzt steht. Einmal entstand in dem Hauptabsatzgebiet, Amerika, selbst eine mehr und mehr konkurrenzfähige Anfertigung von Kleiderstoffen. Dann verdrängte der verbesserte mechanische Webstuhl die Handarbeit. An die Stelle der gelernten Arbeiter konnten solche treten, die nur für die Arbeit am mechanischen Webstuhl geübt waren. Auch Frauen und Mädchen boten sich für geringeren

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

Lohn zu dieser Arbeit an, und so wurden die alten, in ihrem Handwerk aufgewachsenen Weber von einem erheblichen Lohnrückgang getroffen. Den empfindlichsten Schlag aber erlitten sie, als die amerikanischen Schutzzölle den Absatz ihrer Waren über das Meer verringerten und nur noch die allerbeste Ware dorthin ihren Absatz finden konnte. Viele einst bedeutende Firmen sind eingegangen, andere sind nur noch der Schatten ihrer einstigen Größe. Die Löhne aber sanken immer mehr. Sie sanken so tief, daß die Weber vor zwei Jahren einen 13 Wochen langen Kampf um Lohnaufbesserung kämpfen mußten, ohne zu einem ersprießlichen Ziel zu gelangen. Jetzt aber glauben die Färbereiarbeiter den Zeitpunkt für gekommen, um ihre wirtschaftliche Lage um ein Weniges aufbessern zu können. Ihre Forderungen sind an sich bescheiden.

Die Färbereiarbeiter, die zu 13,50 Mk. die Woche arbeiteten, verlangten 1,50 Mk. Zulage, also 15 Mk. Mindestlohn die Woche. Die Antwort der Fabrikanten war geteilt, und zwar je nach der Organisation, der sie angehören. Soweit sie Mitglieder des Färberrings sind, lehnten sie die Forderungen der Arbeiter ab. Soweit sie dem Ring nicht angehören, akzeptierten sie die Forderung der Arbeiter. Dabei liegen die Verhältnisse so, daß zu dem Färbereiring die Fabrikanten gehören, welche Stückfärbereien besitzen, während die ringfreien Fabrikanten die Vertreter der Garnfärbereien sind. Als Rechtfertigung für ihre Ablehnung führt die Färbereikonvention an, daß bei den Stückfärbereien, die den ganzen Tag arbeiten, auch der Tag voll bezahlt werde, so daß sich die Arbeiter ihrer Betriebe trotz geringeren Minimallohnes am Schluß des Jahres besser stehen als die Arbeiter der Garnfärbereien mit dem bewilligten Minimallohn von 15 Mk. Aber sie gestehen auf der anderen Seite selbst zu, daß ihre Arbeit anstrengender sei, was die Erhöhung des Lohnes doch erst recht rechtfertigen müßte! Immerhin war auch ihre Ablehnung, so definitiv sie klang, nur eine bedingte. Denn immer wieder erklärten sie sich zu Verhandlungen bereit, auch nachdem am 18. Juli der Streik in sieben Glauchauer und zwei großen Meeraner Firmen ausgebrochen war. Und so hätte man wohl hoffen können, es werde eine baldige Erledigung des Streites erfolgen. Aber als die Arbeiter erklärten, auf keinen Fall unter die Forderung des von den Garnfärbereien bewilligten Minimallohnes den Stückfärbereien gegenüber zurückgehen zu wollen, entschlossen sich nun auch die Fabrikanten der Färbereikonvention zu einem verhängnisvollen Schritt. Anstatt den zunächst nur beteiligten Firmen den Austrag des Kampfes zu überlassen, beschlossen sie, alle Arbeiter in all den zur Konvention gehörigen Färbereien am 24. Juli zu entlassen, wofern nicht jene streikenden Arbeiter in jenem einen Teil der in Betracht kommenden Firmen die Arbeit aufnehmen würden. Zugleich erklärten sie sich zu folgenden Minimallohnsätzen bereit.

Für männliche Arbeiter über 18 Jahre 2,35 Mk. pro Tag (also 14,10 Mk. pro Woche), bei Arbeitern unter 18 Jahren und solchen, die noch nicht 6 Monate im gleichen Betriebe beschäftigt sind, 10 pCt. Lohnabzug zulässig. Für weibliche Arbeiter über 18 Jahre für Glauchau 8,50 Mk. wöchentlich (unter 18 Jahre usw. 10 pCt. Abzug), für Meerane 8,50 Mk., nach 3 Monaten im gleichen Betriebe 9 Mk. wöchentlich.

Die Arbeiter lehnten diesen Vorschlag ab, weil durch die Einschränkung, daß der Mindestlohn bei erwachsenen Arbeitern und Arbeiterinnen um 10 pCt. gekürzt werden kann, wenn sie noch nicht 6 Monate in dem betreffenden Betriebe tätig sind, sehr viele Arbeiter geschädigt werden würden, indem in den meisten Fabriken des Färberrings ein regelmäßiger, starker Wechsel stattfindet. Nach dieser Weigerung der Arbeiter trat die Aussperrung aller in Fabriken des Färberrings beschäftigen Arbeiter in Kraft. Nicht nur in Glauchau und Meerane, auch in den umliegenden Ortschaften wurden davon die Arbeiter betroffen, und vor allem wurde nun auch der Geraer Industriebezirk mit in den Kampf hineingezogen. In ihm wurden 3000 Arbeiter — im ganzen 11 000 des sächsisch-thüringischen Industriegebietes arbeitslos.

An diese zweite Phase des Arbeitskampfes schloß sich eine dritte an, die bestimmt wird durch neue, bisher resultatslose Verhandlungen innerhalb der letzten Woche. Die Arbeitgeber erklärten sich bereit, weiter zu verhandeln, aber nur mit Vertrauensmännern der Arbeiter, die in ihren Betrieben beschäftigt sind.

Während also die Fabrikanten für sich das Recht beanspruchen von ihrem Ring aus die Lohnfestsetzungen vorzunehmen, verweigern sie jede Verhandlung mit der Organisation der Arbeiter. Als Begründung dient natürlich die alte Phrase von den sozialdemokratischen Agitatoren, mit denen sie nicht in Verhandlung treten wollen, während sie bereit seien, „ihre" Arbeiter als Unterhändler zu empfangen. Die Arbeiter wählten nun zwar Vertrauensmänner, bestanden aber darauf, daß Vertreter ihres Textilarbeiterverbandes an den Verhandlungen teilnehmen, da nur dann die Abmachungen von dem Textilarbeiterverband als gültig angesehen werden könnten.

In dieser dritten Phase des Kampfes steht heute der Streit, aber schon droht eine vierte Phase, heraufbeschworen durch die Solidarität der Arbeitgeber, in den Webereien. Während es zuerst hieß, die Webereien würden ihrerseits in dem Kampfe neutral bleiben, da es sich in ihm um keine prinzipiellen Fragen handele, haben sich jetzt die Fabrikanten der vereinigten Webereien mit den Fabrikanten des Färberrings solidarisch erklärt. Sie wollen am 19. August, nach anderer Mitteilung schon eine Woche früher, alle ihre Arbeiter aussperren, wenn die ursprünglich an Zahl nur 1100 Mann starken Arbeiter der Glauchau-Meraner Ringfärbereien ihren Streik nicht einstellen. Das aber bedeutet eben die Arbeitslosigkeit von 40 000 Arbeitern, ein soziales Elend für etwa 100 000 Personen!

Verfolgt man diese Entwickelung des Kampfes im sächsisch-thüringischen Industriegebiet, so ist es unfaßlich, daß noch von einer „frevelhaften Kraftprobe der Arbeiter" geredet werden kann, wie das in einem Teil der bürgerlichen Presse geschieht. Niemand sonst als der Färbereiring hat den Lohnkampf um 90 Pfennig mehr pro Woche zu einer Machtfrage gestempelt, und der Ring der Webereien teilt sich mit dem Färbereiring in diesem „Ruhm". Für die Arbeiter aber handelt es sich ebenfalls nicht mehr um 90 Pfennig mehr oder weniger in der Woche. Sie kämpfen dafür, daß ihre Organisation mit der der Fabrikanten verhandelt. Und daß sie damit im Recht sind, dafür bedarf es in den Spalten der Hilfe keiner Beweisführung.

Einen Vorwurf aber wird man auch den Arbeitern nicht ersparen können. Freilich ist dieser rein taktischer Natur und richtet sich nicht gegen die Berechtigung ihrer Ansprüche. Sie haben nicht mit den gegebenen Machtfaktoren gerechnet. Schon vor einer Woche mußten sie erklären, daß sie nur organisierte Arbeiter mit Streikgeldern unterstützen können. Die Aussperrung durch die Fabrikanten habe sie unvorbereitet getroffen. Und zum anderen hätte sie die Erfahrung von Krimmitschau lehren sollen, wie stark das Solidaritätsgefühl der Arbeitgeber gerade in diesem Industriegebiet ist, wie stark es mit Krimmitschau dann noch geworden ist. Darum ist der Ausgang des Kampfes auch wenig ungewiß. Treten nicht unberechenbare Ereignisse ein, wie z. B. ein erfolgreiches Vermitteln durch die Behörden — sächsische Behörden pflegen dabei keine allzu geschickte Hand zu zeigen —, so ist die Niederlage der Arbeiter unter dem Druck der drohenden Riesenaussperrung nur die Frage einer kurzen Spanne Zeit. Und man kann sich in ihrem Interesse freuen, wenn sie bei dieser Niederlage wenigstens noch die Minimallöhne bewilligt erhalten, die wir oben angegeben haben.

Martin Wenck.

Die österreich-ungarische Krise und die deutsche Nation.

III. Die Evolution der Klassen und Nationen in Österreich.

Der Ausgleich des Jahres 1867 erhielt das Reich unter der Formel: Das Kaisertum Österreich ein deutsch-magyarischer Doppelstaat; und logischerweise änderte man seinen Titel ab in Österreichisch-Ungarische Monarchie: Dies die Reichsidee des Dualismus. Nur zwei Nationen sollten reichsunmittelbar sein, nur mit zweien sollte es die Krone und das Ausland zu tun haben, mit den Deutschösterreichern

Digitized by Google

und den Magyaren. Jedem dieser Völker sollte ein Volk halben Rechtes, gleichsam eine mediatisierte Nation, untergeordnet sein, den Magyaren das im Innern autonome Kroatien (der ungarisch-kroatische Ausgleich 1868), den Deutschen die bevorrechtete polnische Schlachta in Galizien (Sprachenverordnung vom Jahre 1869). Alle anderen Nationen sollten der Absorption preisgegeben sein, wobei diesseits die Ruthenen in Galizien den Polen, jenseits die Serben in Kroatien und Slawonien als Preis für den Verzicht auf die Gleichberechtigung ausgeliefert wurden. Von den zehn Nationen sollten also zwei reichsunmittelbar, zwei mediatisiert, sechs rechtlos werden (Tschechen, Slowenen, Ruthenen, Italiener, Rumänen und Serben).

Dieser Versuch muß bei jedem Unvoreingenommenen Verwunderung erregen: Woher diese Abstufung der Nationen? Sind diese Rangstufen willkürlich? Entscheidet die größere Volkszahl über die Stellung der Völker? Ist es ihre Geschichte? Sind es ihre Verdienste um das Herrscherhaus?

Vergleicht man die heutige Volkszahl und das heutige Siedlungsgebiet der Nationen mit Zahl und Gebiet vor fünfzig Jahren, wie es Czörnig ermittelt und dargestellt, oder mit den Daten vor hundert und mehr Jahren, so zeigt sich die auffällige Tatsache, daß in diesen ethnischen Grundfaktoren sich in Jahrhunderten äußerst wenig geändert hat. Selbst die inneren Wanderungen in der Epoche der Industrialisierung unseres Lebens haben keinen beträchtlichen Wandel verursacht. Die Erfahrung, die Preußen mit seinen Polen macht, trifft für Österreich in erhöhtem Maße zu — die österreichisch Deutschen haben sogar besser bestanden als die preußisch Deutschen, wenn wir Hasse, das Deutsche Reich als Nationalstaat, und seinen Ziffern glauben. Wir haben für ganz Europa den Satz erhärtet: Siedlungsgebiete und Volkszahlen der Nationen sind ein eiserner Bestand der Politik und ein, zwei Jahrhunderte ändern sie nicht.

Dies trotz aller Vorrechte! Woher aber diese Vorrechte? Im Deutschen Reich sind sie ausreichend durch die politische Geschichte und die erdrückende Überzahl begründet. Nicht so bei uns.

Die Geheimgeschichte unserer nationalen Gestaltungen ist nicht Gunst und Ungunst des Hofes, nicht der klerikale Einfluß, sondern der Grad der ökonomischen Entwickelung und der Klassenstruktur der Nationen. Sieht man von den Italienern wegen ihrer geringen Zahl ab, so weisen um das Jahr 1867 nur zwei Völker einen vollständigen oder ausreichenden Klassenbau auf, die Deutschen und Magyaren.

Der alpenländische Hochadel, der österreichische Amtsadel, der erbländische Klerus, das Korps der liberalen Berufe, das städtische Bürgertum, Handwerk und Bauernschaft, Ansätze eines industriellen Proletariats bauten die deutsch-österreichische Nationalität harmonisch auf, die Führung derselben lag in den Händen der bureaukratisch-intellektuell-industriellen Kreise, welche durch einen 20 Fl.-Zensus geschützt waren: Ein Volk, geführt durch eine einheitliche Klasse, war zur Beherrschung des Parlaments und zur Leitung der Staatsgeschäfte diesseits der Leitha befähigt. Nicht ganz so, aber ähnlich lagen die Verhältnisse in Ungarn: Dort bildeten die Magnaten, die ländliche Gentry, die zugleich die liberalen Berufe besetzte, der nationale, zur Hälfte protestantische Klerus und die Bauernschaft den Grundstock der magyarischen Nation. Das städtische Handwerk, das in den Händen von Deutschen lag — fast alle ungarischen Städte waren bis 1870 überwiegend deutsch, vor allen Pest und Ofen —, Industrie und Handel, welche von deutschen Juden betrieben wurden, gingen mit fliegenden Fahnen ins magyarische Lager über, in das Feldlager des Konstitutionalismus und der religiösen Toleranz — für die heißbegehrte politische und religiöse Toleranz gaben sie gern ihre Nationalität auf. So ward das Magyarentum eine Nation im modernen Sinn und folgte bedingungslos der freihändlerisch-agrarischen, freiheitlich-bureaukratischen Gentry.

Und so konnte, so mußte die Herrschaft hüben den mit der Bureaukratie verbündeten liberalen Berufen, drüben der magyarischen Gentry zufallen. Beide hatten ihr ganzes Volk, ein ganzes Volk hinter sich — mit ihnen mußte und durfte die Krone paktieren.

Die Polen in Zisleithanien waren eine Nation von adeligen Gutsbesitzern und vertierten Parzellenbauern, die Kroaten von adeligen und kirchlichen Grundherren und kulturlosem Landvolk, und die Tschechen, damals ein Volk von mittleren Bauern und unteren Staatsbediensteten, sahen sich liebevoll vom böhmischen Hochadel und niederen Klerus gefördert. Alle anderen Nationen bestanden nur aus rückständigem, von ihren Pfarrern geführtem Landvolk, das der Naturalwirtschaft kaum entwachsen war, und standen fremdsprachigen adeligen Grundherren, Kirchenfürsten und Staatsämtern gegenüber. Überall, außer bei Deutschen und Magyaren, fehlte ein industrielles und intellektuelles Bürgertum, das bureaukratische, das kaufmännische Element, ein klassenbewußtes Proletariat.

Diejenigen Völker, welche sich wenigstens ihren Adel und Klerus erhalten hatten, errangen sich doch im Kronland Anerkennung und Gleichberechtigung, allen anderen fehlte die Führung, sie wurden die Heloten des Dualismus.

Die Klassenschichtung des Jahres 1867 erklärt also den Anteil der Völker am Reiche, sie erklärt die deutsch-magyarische Reichsgestaltung mit der relativen Selbständigkeit der Kroaten und Polen, sie erklärt auch, wieso die Tschechen berufen waren, durch die Fundamentalartikel (1871) in das System die erste Bresche zu legen — als die entwickeltste Nation mit dem einflußreichsten Adel im mächtigsten Kronland diesseits der Leitha.

Drei Jahrzehnte stürmischer ökonomischer und staatlicher Entwickelung sind seitdem über das Land gegangen. Gesellschaft und Staat sind auf beiden Seiten der Leitha anders geworden, in den kleinen Völkern hat die Klassenbildung sich ausgebreitet oder vollzogen, das relative Gewicht der Klassen hat sich verschoben, der Staat ist den einen entglitten und den anderen zugefallen, er hat seine Aufgaben erweitert und vertieft — und diese Entwickelung hat das dualistische Reichsband unmerklich gelockert, bis wir plötzlich der Erneuerung inne geworden und wahrgenommen haben, daß seine Voraussetzungen nicht mehr da sind. Und so fällt Stück für Stück der Reichsverfassung, von keinem gehalten, von wenigen beklagt!

In Zisleithanien ist dieser Prozeß in seiner nationalen und sozialen Seite beinahe abgeschlossen. Er ist kulturhistorisch interessant als Musterbeispiel dafür, wie sich Nationalitäten schrittweise durchbilden und selbst befreien. Manches wird auch der Reichsdeutsche aus diesen Vorgängen lernen.

Jede, auch die ärmste Nation bewahrt ihren niederen Klerus. Die kirchlichen Funktionen, die den innersten Menschen ergreifen sollen, müssen in der Muttersprache ausgeübt werden, und darum verträgt selbst der indifferenteste Volksstamm einen Seelenhirten fremder Nationalität nicht. In dieser Epoche der Prosperität (1870—90) verschmähte die studierte Jugend der wirtschaftlich vorgeschrittenen Nationen den geistlichen Beruf, und die Kirche war, selbst wenn sie es nicht gewollt hätte, gezwungen, die Pfarreien mit nationalistischen Klerikern zu besetzen. Diese selbst wurden so zu den ersten Vorkämpfern der nationalen Gleichberechtigung aller Stämme, und der Episkopat wurde des politischen Vorteils rasch gewahr; er wollte die Nationalität zur Vorspann seiner kirchenpolitischen Pläne gegen den Liberalismus ausnützen, der ihm ein spezifisches Laster des Deutschtums schien, in Wirklichkeit wurde die Kirchlichkeit zum Mittel der nationalen Emanzipation, und heute schon sind die Nationen der geistlichen Führung entwachsen, die nationalen Aspirationen bereits eine Gefahr für die Kirche. Genau so erging es dem mit der Kirche verbündeten Hochadel, und in nicht zu ferner Zeit wird auch er ein überflüssiges Werkzeug der volklichen Entwickelung sein. Denn neue Machtmittel wachsen dieser zu.

Der bäuerliche Nationalismus — er stimmt seiner Führung nach mit dem kirchlichen, pfarrherrlichen überein — tritt immer defensiv auf: er wehrt den fremden Ansiedler, den fremdsprachigen Beamten ab, er ist, wenn dieses Ziel erreicht ist, gesättigt. So äußerte sich die erste tschechische Bewegung, die der Alttschechen unter Riegers Führung.

Hitzig, aggressiv, lärmend und unverträglich wird die nationale Bewegung erst, wenn sie die Stadt, vor allem die Kleinstadt ergreift. Für den Handwerker, Händler und Schankwirt in dieser wird die Nationszugehörigkeit ein wirtschaftlicher Konkurrenzfaktor: Kauft nur bei Deutschen! Kauft nur bei Tschechen! — Das „Kauft nur bei Christen!" der Antisemiten ist im Grunde dieselbe Sache. — Nun waren die Kleinstädte Österreichs überwiegend deutsch und im Gebiete der Nationalitäten umgeben von fremdsprachiger Bevölkerung. Wer sich zu dieser bekennt, zieht sie als Kundschaft an sich. Hier

Digitized by Google

entbrennt ein Wettkampf ganz anderer Art, ein Kampf um die wirtschaftliche Existenz: „Ich oder du" ist hier die Losung, hier gibt es keine Auseinandersetzung. Der kleinbürgerliche Nationalismus kennt kein Kompromiß. Der Kampf um die Firmentafel ist ein Vernichtungskrieg —, er ist fast auf der ganzen Linie zugunsten der Nationalitäten entschieden. Denselben Charakter weist der Streit der bureaukratischen Schichten um das Amt — die Amtssprachenfrage — und der Kampf in den liberalen Berufen auf. Ein Advokat oder Arzt findet seine Klientel nur unter Nationsgenossen, und dieses Auslese-prinzip hat in ein bis zwei Jahrzehnten allen Nationen die Klasse der Intellektuellen aufgezüchtet. Die Gleichheit der nationalen Lage machte die Intellektuellen zu Führern des städtischen Kleinbürgertums, ihr aggressiver Nationalismus riß in kürzester Zeit die Landbevölkerung mit, hob die Kapläne aus dem Sattel und gestaltete Tempo und Temperament des Nationalismus rapid um. Nun sind nicht mehr Pfarramt und Volksschule, sondern Hoch- und Mittelschule und Staatsamt das Hauptstreitobjekt des Nationalismus. In den Jahren 1885—1890 siegt er unter den Tschechen, verdrängt die jungtschechische Partei die alttschechisch-kirchliche Richtung fast ganz. Unter den Deutschen vollzieht sich dieselbe Bewegung in anderer Form. Die Intellektuellen hatten vorher die deutsche Großbourgeoisie geführt, die wieder — aus gleich zu erörternden Gründen nicht intransigent sein kann. Nun verließ sie diese in hellen Scharen und ging in das gleich interessierte Lager des Kleinbürgertums über. Nun feiern Schönerer, Steinwender und Lueger ihre Triumphe — die altliberale Partei unter den Deutschen ist schon seit 1895 tot: Der eine tragende Balken des Dualismus!

In zwei Jahrzehnten haben die Nationalitäten sich von unten auf ausgebaut, im dritten (1890—1900) krönen sie das Gebäude. Nationale Sparkassen, Kreditvereine und Wirtschaftsgenossenschaften sammeln alle frei werdenden Kapitalien, die vordem den allein bestehenden deutschen Anstalten zugeflossen. Eine nationalistische Gründerepoche finanzieller und industrieller Natur bricht über alle Nationen herein, nationale Großunternehmungen persönlicher und genossenschaftlicher Art benutzen die nationale Flagge, um ihre Nationsgenossen zu Abnehmern zu machen und haben Erfolg. Und solange, bis der nationale Markt erobert ist, bewahren sie ihre aggressiv-nationalistische Haltung; sie führen ihre Bücher, versenden ihre Prospekte in der Nationalsprache und jedes fremde Wort gilt als Verrat. Aber kaum ist der nationale Markt gewonnen, so suchen sie die Expansion über ihn hinaus: nun wird ihr Nationalismus sprachlich tolerant — wie der großbürgerliche Deutsche aus gleichen Gründen es immer gewesen —, dafür aber staatspolitisch um so begehrlicher. Er bemächtigt sich des Submissionswesens, er wird staatsrechtlich, er fordert ein privilegiertes Absatzrecht in den historisch ihm gehörigen Kronländern, er würde am liebsten zwischen Wien und Böhmen, zwischen den Erblanden und Galizien die Zwischenzoll-Linie wieder errichten. Unter diesem Zeichen steht der nationale Kampf heute. Und so begegnet er sich wieder mit dem feudalen Kronlandsprinzip, so nähert sich das junge Großbürgertum, das durch seinen Liberalismus mit Adel und Kirche zerfallen war, wieder der Feudalität: Die Jungtschechen machen mit Schwarzenberg, Thun und Lobkowitz ihren Frieden. Das ist die Signatur Böhmens im Jahre 1897, also sieben Jahre, nachdem die Jungtschechen Rieger und die Feudalen aufs Haupt geschlagen.

In rapider Entwickelung sehen wir in der tschechischen Nation den Ring aller bürgerlichen Klasseninteressen geschlossen, die Nation voll geworden. Und in einigem Abstand sehen wir alle übrigen Nationalitäten denselben Weg durchmessen. Zugleich aber folgt den bürgerlichen Klassen ein Proletariat aller Sprachen. Und dieses müssen wir eingehender schildern.

Wir haben gesehen — hierin läßt sich die Entwickelung nur andeuten — wie jeder Klasse ein eigener Nationalismus, ein verschiedenes nationales Programm zukommt — die nationale Bewegung ist keine einheitliche. Und so hat auch das Proletariat seine spezifischen nationalen Ideen und Strebungen, die durchaus nicht weniger nachhaltend sind als jene der anderen, aber eine ganz bestimmte Richtung aufweisen. Weil diese weit abführt von der bekannten, fühlt man sich versucht, alles proletarische Nationalbewußtsein zu leugnen, das Proletariat nationslos oder anti-national zu nennen. Das österreichische Proletariat, das in Westeuropa allein im Kreuzfeuer der nationalen Kämpfe steht, hat den empirischen Beweis eines warmen nationalen Gefühles erbracht, das deutsche so gut wie das slawische. Aber zwischen dem Ideal des Arbeiters und der anderen liegt eine ganze Welt, auch in nationalen Dingen.

Das nationale Besitztum, das Grundstück, die Gemeinde, das Amt, das Geschäft, die Kundschaft, das Land — diese Besitztümer sind der Gegenstand des Nationalgefühls der Besitzenden. An ihnen aber hat der Besitzlose nur einen mittelbaren Anteil, und derjenige, der ihm den Anteil zumißt, ist der Besitzende, sein wirtschaftlicher Gegner, der Beamtete, der ihn politisch niederhält. Das allein macht jene Werte — wir fragen hier nicht, ob mit Recht oder Unrecht — zu Unwerten. Direkt und unmittelbar aber hat er, der vom Sachding und vom Amte ausgeschlossen ist, Teil an den persönlichen und kulturellen Dingen, welche mit die Nation ausmachen. Wer der Wiener Volksbildungsbewegung auf den Grund blickt, ist von dem Hunger unserer Arbeiter nach unserer klassischen Literatur und Musik, von der Freude an der Sprache und ihren Schätzen überrascht. Und ebenso offenbart sich in jedem Detail unserer sozialdemokratischen Bewegung, wie innig sich der deutsch-österreichische Arbeiter mit dem Reichsdeutschen eins fühlt, und dies in unendlich höherem Grade als irgend eine deutsch-bürgerliche Fraktion oder Gesellschaftsschicht mit der analogen im Reiche. Die deutsche Arbeiterschaft Österreichs ist mit den politischen und sozialen Einrichtungen und Vorkommnissen des Reiches viel inniger vertraut als irgend eine Schichte der Deutsch-österreicher, denen Preußen-Deutschland in jedem Sinne fremd, zum überwiegenden Teil unsympathisch ist. Im ganzen geht also das Nationalgefühl auf die persönliche und kulturelle Gemeinschaft, nicht auf Staat und Land und diese Kulturgemeinschaft überspringt spielend die Landesgrenze, wenn sie, wie bei uns Deutschen, die Nation zerschneidet.

Diese Stimmungen bleiben nicht platonisch, sie sind politisch und national fruchtbarer als der lärmende, kleinbürgerliche Nationalismus. Und das auf folgenden Wegen: Wirtschaftlich kann sich der deutsche Arbeiter gegen die billigeren, anderssprachigen Arbeitskräfte — und deutsche Bürger rufen diese herbei! — nicht wehren durch Einwanderungsverbote, nicht durch den Knüttel, nicht durch irgend ein beliebtes nationalistisches Mittel; es bleiben ihm nur zwei Wege: erstens die Erhöhung seiner persönlichen Qualifikation durch eine gute nationale Schule, durch Lektüre, durch Bildungsvereine; zweitens durch eine stramme Organisation, welche Lohnerhöhung und Arbeitszeitverkürzung und somit den intensiven Betrieb erzwingt. Aus dem intensiven Betrieb verdrängt ihn kein anderer. Noch mehr — und das vor allem ist zu beachten — verstopft der deutsche Arbeiter die Quellen der nationalen Invasion, indem er selbst auszieht, die Arbeiter der anderen Nationen zu organisieren, mit dem Bewußtsein ihrer nationalen Kulturaufgaben zu erfüllen, sie so an ihre Heimat und ihr Volk zu binden, indem er ihnen möglich macht, im Lande zu bleiben und sich redlich zu nähren. Und das ist dem deutschen Sozialismus dem tschechischen Arbeiter gegenüber heute gelungen; durch ihn allein — nicht durch den bürgerlichen Nationalismus — sind die Wogen der tschechischen Einwanderung zurückgedrängt, der tschechische Arbeiter hat bei uns nicht mehr den traurigen Vorzug der Billigkeit, die Überlegenheit seiner wirtschaftlichen Schwäche und geringeren Kultur. Die Tschechen in Böhmen und Mähren haben auch auf dem Lande ein ausgezeichnetes Schulwesen, das sicherlich besser ist als das deutsche System in Ostelbien! Der Schulhunger der Nationen, vor allem des Proletariates in Österreich, ist eine erfreuliche Folge des nationalen Antagonismus. Bei dem außerdeutschen Proletariat zeigt sich neben dem Festhalten an der nationalen Volksschule das Verlangen, ihr auf der obersten Stufe den Unterricht in der deutschen Weltsprache anzugliedern. Nur solche Schulen, nicht exklusiv tschechische, verlangt das Wiener tschechische Proletariat.

Das tschechische Bürgertum sieht die steigende Lebenshaltung seiner Arbeiter ungern, denn es schränkt die Geburtenhäufigkeit ein und hindert die Ausdehnung des Sprachgebietes infolge verringerter Abwanderung; ihm wäre eine extensive Entwickelung lieber. Aber vergebens: Der spezifisch deutsche Sozialismus hat die österreichischen Nationalitäten

Digitized by Google

erobert und jede Abneigung gegen deutsches Wesen verhindert: Er wird vom Proletariat dieser Völker ebenso geliebt und bewundert wie von deren Bürgertum gehaßt. Der deutsche Sozialismus hat geholfen, den Panslawismus zu töten — ein unschätzbares Verdienst des deutschen Arbeiters um die Sache des Deutschtums in Europa!

Hier sucht also nicht eine Kultur die andere zu verdrängen und zu zerstören, das extensive Wachstum ist nicht das Ziel und also stoßen sich die proletarischen Nationen nicht im Raume. Jede strebt nach der höchsten Intensität der eigenen Kultur und die höhere treibt aus dem Triebe der Selbsterhaltung die tiefere empor. Diese Bewegungen vollziehen sich unbewußt, ohne Verdienst oder Schuld, aus Notwendigkeit. Die deutschen Proletarier Österreichs haben dem Deutschtum im Lande, ohne den Namen der Nation eitel zu nennen, mehr gefördert als das überlaute Kleinbürgertum, freilich dabei die anderen Nationen mit. Erst in jüngster Zeit sind sie sich dieser ihrer nationalen Funktion bewußt geworden, sie nennen sich nun auch mit Recht und mit Stolz national.

Dieser Nationalismus hat endlich neben seinen wirtschaftlichen und kulturellen Funktionen seine politischen Wirkungen gezeitigt, er verlangt für die deutsche Nation in Österreich das Recht der nationalen Selbstbestimmung, die Einheit und Freiheit der Deutschösterreicher: Die Einheit in der Form, daß alle deutschen Kreise — ohne Rücksicht auf ihre Lage — eine verfassungs- und verwaltungsrechtliche Einheit bilden; die Freiheit in der Art, daß sich diese Kreise selbst verwalten, die ganze Nation mit ihren eigenen Mitteln selbst regiere, als ein Staat im Staate. Dasselbe räumen sie jeder anderen Nation ein, was von ihrem Standpunkte sich von selbst versteht. Und so wird ihr kultureller Nationalismus zum staatsrechtlichen Internationalismus. Nach diesem Programm (beschlossen am Brünner Parteitag) wären die österreichischen Deutschen endlich vor jeder nationalen Invasion, vor jeder slawischen Vorherrschaft gesichert; Österreich würde ein Nationalitätenbundesstaat, eine Schweiz im Großen. Der praktische Nationalismus wird dem Arbeiter notwendig international — aber man sieht, daß dieser Internationalismus nicht nationsfeindlich ist: Die staatsrechtliche Einigung vieler Nationen setzt vorerst die politische Selbstbestimmung jeder einzelnen voraus.

Nach dem Aufmarsch aller bürgerlichen Klassen in der Zeit von 1867 bis 1890 vollzog sich also in der Zeit von 1889 bis 1895 in ebenso rapider Weise der Aufmarsch des Proletariates. Dieser staunenerregenden Evolution folgt die österreichische Verfassung — im wesentlichen das Schmerlingsche Wahlsystem — Schritt für Schritt. Eine Novelle des Jahres 1872 beseitigt die Delegation der Reichsratsmitglieder aus den Landtagen, die nationalen Bourgeoisien haben somit die Bahn zum Parlamente frei. Im Jahre 1885 wird der Zensus auf 5 Fl. herabgesetzt und das Kleinbürgertum dringt ein. Endlich 1896 öffnet die Badenische Wahlreform dem Proletariat die Tore. Und in dem denkwürdigen Jahre 1897, an den berühmten Badenitagen, zeigt sich die Entwickelung vollzogen.

Nicht mehr die reichsunmittelbaren Deutschen mit den mediatisierten Polen wie 1867, nicht mehr das in sich unklare gefügige Parlament Taaffes finden wir vor uns, sondern acht vollvertretene Nationen, keine gewillt sich der anderen zu unterwerfen, und alle Klassen der bürgerlichen Gesellschaft, von denen keine die unbestrittene Führung der anderen inne hat. Badeni glaubt noch das Parlament Taaffes vor sich zu haben und legt ihm den verneuerten Ausgleich, die Anforderungen des Dualismus des Jahres 1867 vor — welch ein Anachronismus! Die deutsch-österreichische liberale Siebenundsechziger Partei ist zermalmt, die Deutschen von heute wissen nichts, vor allem sie haben nichts mehr von jenem Reichsteilungspakt, sie sind die Dupierten des Dualismus, entrechtete Entrechter! Welches Verhältnis aber besteht zwischen acht Nationen, zwischen so vielen Klassen und — den Magyaren?

Acht Jahre würgt nunmehr dieses Parlament an diesem unbegreiflichen, sinnlosen Ausgleich — Badeni hat ihn begonnen, Thun, Clary, Koerber, Gautsch haben ihn fortgesponnen — das Haus kommt zu ihm in kein Verhältnis, keine Nation, keine Klasse findet eine Stellung zu ihm: die Zeiten von 67 sind nicht mehr, er ist ein trauriges Denkmal entschwundener Tage.

Soziale Bewegung

Über den Austritt Tischendörfers schreibt das „Korrespondenzblatt der Generalkommission der freien Gewerkschaften" in sehr merkwürdiger Weise. Ein Mitglied der Generalkommission hat sich selbst schon gezwungen gesehen, die Behandlung Tischendörfers als „schändlich" zu charakterisieren. Daß das, diesem Herrn nicht fernstehende Korrespondenzblatt dies nicht wiederholt, nimmt ja nicht weiter Wunder. Es gehört aber eine gewisse Kühnheit dazu, die Äußerung „Gewerkschaften und Sozialdemokratie sind Eins", als Privatmeinung Bömelburgs zu bezeichnen, sowie zu behaupten, Tischendörfer sei deshalb ausgetreten, weil es ihm nicht gelungen sei, in den Gewerkschaften politische Proselyten zu machen. Wie schäbig!

Die Regierung auf Streikposten. Eine etwas verblüffende Nachricht kommt aus dem Aussperrungsgebiet in Rheinland-Westfalen: Der Regierungspräsident hat die Neuanstellung von ausländischen Bauarbeitern durch eine Verordnung untersagt. Das ist zwar, wenn auch wohl nicht in der Absicht, so doch zweifellos in der Wirkung eine starke Unterstützung der Arbeiter. Die Behörde begründet ihr Verbot damit, daß sie damit Unruhen und Zwischenfällen vorbeugen will. In den Unternehmerkreisen wird diese Art Regierungsvorsicht natürlich nicht sehr angenehm empfunden und sie wollen durch eine Vertreterschaft in Berlin vorstellig werden. Nach dem Oberbürgermeister der Regierungspräsident auf Seiten der Arbeiter! Es geschehen noch heute allerhand Wunder.

Die Vertretung der Angestellten in Arbeitskammern verlangt eine kleine Schrift des Abg. Dr. Potthof, der bekanntlich als Hospitant der freisinnigen Vereinigung angehört. Die Schrift ist von der „Gesellschaft für soziale Reform" herausgegeben. Potthof fordert darin, daß die Angestellten als gleichberechtigte Faktoren mit in die paritätischen Arbeitskammern hineinkommen, die von Regierung und Reichstag geplant sind. Er ist der Ansicht, der beste Weg zum Ziel bedeute eine Umgestaltung der Handelskammern zu paritätischen Arbeitskammern und erwartet von der Vertretung der Privatangestellten, daß sie dem sozialen Frieden und Ausgleich dienen. Voraussetzung dafür (man kann über Zweck, Weg und Erfolg vielleicht anderer Meinung sein) ist auf alle Fälle eine starke Organisation der Privatbeamten selber, die ihren Forderungen den genügenden Rückhalt verschafft.

Die württembergische Gewerbeinspektion und der Tarifvertrag. Man weiß daß im württembergischen Ministerium des Innern verhältnismäßig viel soziales Verständnis vorhanden ist. Es finden sich in ihm in allen Instanzen vorurteilsfreie und energische Beamten, und namentlich hat sich der Gewerbeinspektor Baurat Hardegg, auch durch seine schriftstellerische Betätigung, über die Grenzen Württembergs hinaus einen guten Namen gemacht. In seinem diesjährigen Inspektionsbericht findet sich folgende Stelle über Tarifverträge:

„Einer Reihe der bisher abgeschlossenen Tarife fehlte der breite Unterbau der beiderseitigen Organisationen und was damit zusammenhängt und überaus wichtig ist die Einsetzung der ständigen Kommission zur Verständigung bei Differenzen in der Auslegung oder in der Einhaltung des Tarifs. Dieser Mangel hatte in manchen Fällen dazu geführt, daß die ursprünglichen Vereinbarungen, namentlich wenn das Personal ganz oder teilweise sich erneuert hatte, in Vergessenheit kamen, hüben wie drüben warf man sich gegenseitig Kontraktbruch vor und es wurde von beiden Seiten nur die günstige Gelegenheit abgewartet, sich gegenseitig die Macht wieder fühlen zu lassen. Diese Gefahr besteht namentlich bei tariflichen Vereinbarungen, deren Geltungsbezirk klein ist, mitunter nur die Arbeiter eines einzelnen Geschäftes umfaßt, zum Beispiel bei Tarifverträgen mit Bierbrauereiarbeitern, deren Organisationen sich unvermittelt bilden, um dann bald wieder auseinander zu fallen. Dieser Unbeständigkeit vorzubeugen, ist die Aufnahme der Tarifbestimmungen in die Arbeitsordnung der richtige Weg, denn eine Abänderung solcher wird durch bestimmte gesetzliche Vorschriften formeller Natur, die aber von großer sachlicher Bedeutung sein können, wie z. B. die Anhörung der Arbeiter, wesentlich erschwert. Die in die Arbeitsordnung aufgenommenen tariflichen Abmachungen gelten dann nicht nur für die Personen, mit denen sie abgeschlossen sind, sondern sie sind auch für alle anderen, in das betreffende Geschäft eintretenden Arbeiter rechtsverbindlich."

Dieser neue Vorschlag, den Tarifvertrag in die Arbeitsordnung aufzunehmen, ist dort, wo keine starken Organisationen hinter der Vereinbarung stehen, begrüßenswert. Hardegg selber läßt keinen Zweifel darüber, wie hoch er die Arbeiterorganisationen einschätzt, besonders auch ihre Bedeutung für die Technik der Betriebe.

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Eugen Katz in Berlin. — Druck von Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 12

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES
Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 32. Berlin, 13. August 1905

Südwestafrika

Selbst dem Tapfersten sinkt zuweilen das Herz, wenn er statt den feindlichen Kugeln der Enttäuschung und Müdigkeit, der Krankheit, dem Hunger und Durst trotzen muß.
Kingsley an die Armee vor Sebastopol 1855.

Gefallen, verwundet, den Verletzungen erlegen — so berichten uns immer wieder die Verlustlisten aus dem schwarzen Land, das schon viel tapferes, deutsches Blut getrunken hat. Dort sinkt ein Reiter zusammen, hier ein Offizier; und alle zusammen leben in viel Entbehrung. Immer von neuem flackert das Feuer wieder auf. Man wird so müde, es zu dämpfen. Und das alles so weit, weit von der Heimat. Überall scheint zwar Gottes Sonne, aber sie leuchtet doch anders hinter der Friedhofmauer im Heimatdorf, wo die alten Kreuze stehen und des Sonntags ein Sträußlein wilder Rosen oder Gelbveigel aufs Grab gelegt wird, als hier im fremden, heißen Land, wo die Schollen noch brennen, die die Kameraden zum letzten Gruß hinabwerfen. Aber das alles wäre zu ertragen, wenn nur eins nicht wäre: „Man denkt unser kaum in der Heimat. Wir marschieren und kampieren, wir fechten und bluten, wir liegen und wachen, wir sterben und verderben, und zu Haus — Vater und Mutter zittern wohl die Hände und die Liebste wird immer stiller, aber unser Volk kümmert sich nicht um uns! Wir stehen in einer Ecke und kaum einer von Hundert sieht nach uns. Wir verspritzen unser Blut und wissen bald nicht mehr, für wen; unser Vaterland kämpft nicht mit uns." So oder ähnlich hören wir trübe Gedanken und Seufzer unserer Soldaten.

Streiten wir uns heute nicht über die Ursache des Krieges. Wir wägen nicht ab, wo das Unrecht liegt. Heute denken wir daran, daß es unser Fleisch und Blut ist, was da draußen kämpft, daß unsere Jugend ausgezogen war, die deutschen Fahnen zu verteidigen. Wir ehren uns selbst, indem wir an die Braven denken, die Herd und Haus verlassen haben. Es bedeutet eine ernste Gewissensfrage, warum wir so wenig innerliches Mitempfinden mit diesen unseren streitenden Brüdern haben. Laßt den Sinn für die Teilnahme nicht verloren gehen unter politischen Gedanken und Parteirücksichten. Ein starkes, gesundes Volk muß mitleiden können, wo seine Glieder leiden. Und es ist ein Zeichen sittlicher Schwachheit, keine Teilnahme für die Personen zu haben, wenn man über die Sache verschieden denkt. Laßt uns grüßen, die darben im Feld und sich nach der Heimat sehnen! Laßt uns danken denen, die junges But und frisches Leben tapfer opfern! Es ist immer große Zeit, wo der Mut erprobt wird, Blut fließen zu lassen. So etwas soll nicht spurlos vorbeigehen an dem Leben unseres Volkes. Unsere sittlichen Erfahrungen müssen sich damit auseinandersetzen, und einen Gewinn für später daraus ziehen. Tapferkeit muß des Einsatzes wert sein. Aber stets freuen wir uns, wenn überhaupt Tapferkeit uns wieder gezeigt wird. Sie stählt; sie wirkt wie frischer Seewind; sie ist ein unentbehrliches Gut für sittliches Volksleben. **Traub.**

Rembrandts Simsonbild in Frankfurt

Das Städelsche Museum in Frankfurt a. Main hat unter der Leitung seines neuen trefflichen Direktors Ludwig Justi nicht nur durch geschicktere Aufstellung, durch Einbauten und Umstellungen erheblich gewonnen, sondern auch vor einigen Monaten ein großes neues Rembrandt-Bild erworben. Die Kaufsumme — es handelt sich immerhin um 230 000 Mk. — haben größtenteils opferfreudige Private aufgebracht. Das Bild hing bis jetzt im Wiener Privatbesitz zu dunkel und zu hoch, so daß es in seinem Werte verkannt wurde. In dem Aufsatze: „Shakespeare und Rembrandt" in der vorjährigen Patria, ist das Bild erwähnt als ein Beispiel, wie nah sich Shakespeare und Rembrandt bisweilen im Pathos des Entsetzlichen berühren. Wir beglückwünschen die Mainstadt zu dem neuen, schönen Besitz und zu der Opferfreudigkeit, die sich dabei offenbart hat. Wer Gelegenheit hat, versäume nicht, das wichtige Bild zu betrachten.

Schon als 22jähriger ist der Leydener Müllerssohn einmal an die Simsongeschichte gegangen. Natürlich griff er die Situation heraus, die einen jungen Menschen am meisten packt: Delilas Verrat. Man lese wieder einmal das 16. Richter-Kapitel, um über dieses Weib sich zu empören! Ein feiles Geschöpf ist's, dem man Geld bietet, daß sie den Ahnungslosen fessele, damit die Philister ihn dann blenden oder töten können. Nein, nicht töten; ausnutzen will man so seltene Arbeitskraft bei den harten Mühlsteinen, die auch ein Blinder drehen kann. Delila ist schlau und läßt den Liebesdurstigen zappeln, bis er „todesmatt" ihr sein Geheimnis verrät. Da gibt sie sich ihm hin; als er ruhig entschlummert ist, ruft sie leise einen Verschworenen, der schneidet die Locken ab. Vielleicht meint die Sage hier ursprünglich etwas viel Grausameres. Nun ist der starke Mann so schwach, daß Delila „ihn zwingen kann". „Aber die Philister griffen ihn und stachen ihm die Augen aus."

Ob der junge Rembrandt selbst den Verrat eines Mädchens, das er lieb hatte, damals im Jahre 1628 erlebt hat, wissen wir nicht. Jedenfalls ist dies früheste Simsonbild, das in der Orangerie von Sanssouci hängt und täglich besehen werden kann, schon unheimlich genug. In tiefstem Schlaf liegt Simson an der Brust Delilas, ein sorglos schlummernder Held, voller Vertrauen. Aber das Weib schlummert nicht; leise hat sie gepfiffen, zwei Männer kommen, einer mit dem nackten Dolch, einer mit der Hellebarde. Welch ein Aufwachen wird es sein, zum letzten Blick des Auges! Sicher hat Rembrandt auch deshalb die Geschichte so ergriffen, weil ihm als Maler das Auge ein und alles war. Wir sehen, Rembrandt fing als junger Mensch nicht mit Madonnenbildern an. Seine frühesten Bilder stellen alle nur Männer dar. Jetzt kommt die erste Frau — Delila!

Sieben Jahre sind vergangen. Rembrandt hat in Amsterdam Ruhm und Glück gefunden; an der Seite seiner heißgeliebten Saskia beruhigen sich wilde Triebe, und alle Glut seines herrlichen Temperaments lodert in den Bildern auf. Da überkommt ihn zum zweiten Male das Simson-Thema. Drei Bilder besitzen wir aus dieser Zeit (um 1635): Simson droht dem Vater seines ihm versprochenen Weibes, sich für den Verlust dieser Frau zu rächen (Richter 15; die Folge sind die dreihundert Füchse mit brennenden Schwänzen). Das Bild befindet sich heute in der Berliner Galerie; einst hat es jahrelang über Napoleons Schreibtisch in Malmaison gehangen — Bonaparte freute sich an dieser drohenden Simson-

Digitized by Google

Faust. Das zweite Bild, heute in Dresden, schildert das Hochzeitsmahl und das Rätsel: Speise ging vom Fresser und Süßigkeit von dem Starken (Kap. 14). Das dritte endlich schildert wiederum die Blendung, aber diesmal nicht den Augenblick vor der Tat, sondern diese selbst. Alle diese drei Bilder haben ein stattliches Format (das Frankfurter 2,38 m × 2,87 m ist das größte Bild; das Dresdener mißt aber auch 1,26 m × 1,75 m.

Wir sind in einem Gemach mit Vorhängen. Decken scheinen am Boden zu liegen, zweifellos war hier das Lager der Liebenden. Eben hat Delila eigenhändig den Schnitt besorgt, mit der Schere in der Rechten, den Locken Simsons in der Linken eilt das feile Geschöpf wie im Triumph von dannen. Fünf Männer sind in das Zimmer gedrungen, bewaffnet vom Kopf bis zum Fuß, mit Hellebarden, Schwertern, Panzern und Ketten gerüstet, um den Ahnungslosen im Schlaf zu überfallen. Auch jetzt noch wagen diese Eisenmänner keinen Angriff von vorn. Der Kühnste ist wie eine Katze Simson an den Rücken gesprungen, und reißt ihn rücklings zu Boden, indem er selbst unter ihn zu liegen kommt. Eben will Simson mit dem nackten Arm den Gegner zerschmettern — da dringt auch schon der blanke Stahl ihm tief ins Auge. Nacht wird's; es krampfen sich die Zehen, die Finger, die Brust windet sich, hoch hebt sich das rechte Bein — ein furchtbarer Laut dringt aus dem Munde. Der Stärkste ist wehrlos. Geschäftig machen sich die triumphierenden Mörder an die letzte Fesselung.

All das sieht das unselige Weib. Sie kann es nicht lassen, in dies Antlitz zu blicken, dem blutig das Auge trieft, um den Sieg der List ganz auszukosten. Welcher Haß schlummert in der Dirne, daß sie so schmählich sein kann? Ist's nur das schnöde Geld? Sie kann ja nun in der Tat sagen, daß sie den Stärksten bezwang. Auch Omphale hat ihren Herkules bezwungen, den Helden des Löwen und der Schlange; sie brauchte nur die alte Weiberlist der Buhlerei anzuwenden; „der Festeste fällt". Bei Delila ist mehr als das; Haß und Rache treiben sie aus aller Scham.

Simson liegt weit ausgestreckt am Boden. Die Kunst hat gern solche Szenen der Körperentfaltung gemalt. Deshalb ist z. B. das Thema der Beweinung Christi so oft dargestellt worden. Raffael, Michelangelo und Rubens haben Saulus vor Damaskus ähnlich „entbreitet" gemalt. Aber wie anders sind die Szenen der Totenklage und der Erleuchtung als diese Marter hier. Man möchte bei Rembrandts Bild an den Operationstisch denken, wo der Kranke sich wütend sträubt, oder gar an Foltertische. Man war im 17. Jahrhundert nicht zimperlich und verstand unter Martern massive Prozesse. Dem Bartholomäus wird die ganze Haut abgezogen, dem Blasius werden die Gedärme aus dem Leibe gespult, der Agathe die Brüste abgezwickt. All dies scheint aber noch erträglicher als Simsons Marter. Wenigstens hat Rembrandt es so wirklich dargestellt, daß wir an nichts als an diese leibhaftige Folter denken.

Ist das nun so erhebend und veredelnd, daß man es auf eine große Leinwand malt, daß man es öffentlich an die Wand hängt und 230000 Mk. dafür ausgibt? Wozu den Nachtseiten und Irrtümern ferner Zeiten und Völker im Bilde eine neue traurige Gegenwart bereiten? Nun, zunächst ist die Frage, wie dies Scheußliche gemalt sei, wie hier mit Farbe, Licht, Schatten, Durchblicken usw. ein geistvoller Rhythmus und das Fluten wogender Tonwellen dargestellt sei, so daß malerische Welten des farbigsten Zaubers geschaffen wurden. Davon kann ich hier nicht reden, sonst müßte ich alle Einzelheiten beschreiben. Ich halte mich an das Thema. Rembrandt wollte dies Martyrium in seiner ganzen Gräßlichkeit schildern. Er ist dieser Blendung so wenig aus dem Wege gegangen wie Shakespeare, als er den König Lear dichtete. Wir sollen auf die unterste Sohle menschlicher Niedertracht und menschlichen Leidens geführt werden. Hier, im Keller des Lebens, sehen wir, die Zuschauer, einander betroffen an. Ist das der Mensch, der über die Natur herrschen will? Wo lebt das Tier, das so listenreich und so hündisch wäre wie dieses Weib? An sie, die schon manchen Mann unglücklich machte, gerät nun ein Held, ein unbekümmert Vertrauender, der die Sünde nicht kennt. Wo ein Held ist, da fehlen auch die Lauernden, die Neider nicht. Ihre Waffe ist nicht Stärke, sondern List. Listige Männer finden die listige Frau. Wo der Held Liebe suchte, fand er List. Wotan zahlte einst eins seiner Augen als ewigen Zoll, um Frickas Liebe zu gewinnen. Auch Simson muß das Opfer des Augenlichts bringen; aber nicht wie ein Held, der kühn den höchsten Preis zahlt, um das Liebste zu erringen, sondern verraten und umgarnt, ein Opfer der Lauernden.

Paul Schubring.

Die soziale Frage in Prima

Über die Stellung der Kirche zur sozialen Frage ist schon viel geschrieben worden, und doch fühlt jeder, daß da noch viel zu tun ist. Wir sind trotz aller Arbeit des evangelisch-sozialen Kongresses und ähnlicher Veranstaltungen nicht wesentlich über die 90er Jahre hinausgekommen. Vielleicht ist auch das noch zu optimistisch ausgedrückt. Woran liegt dies? Es ist hier nicht der Raum, alle die Gründe zu untersuchen, die man herbeibringen könnte, ich will die Aufmerksamkeit nur auf ein Moment lenken, das m. E. bisher noch nicht mit der nötigen Schärfe betont worden ist. Es fehlt an der allernotwendigsten sozialen Erziehung der gebildeten Stände überhaupt, besonders auch der Vertreter des geistlichen Amtes. Das Problem Kirche und soziale Frage erfordert als Gegenstück oder als Voraussetzung die Behandlung des Themas: Schule und soziale Frage. Solange hier nicht der Hebel angesetzt wird, und hier kein Wandel geschaffen, ist nicht viel Aussicht auf Besserung der Sachlage. Man weiß zur Genüge, daß die Unbildung in sozialen Dingen in den Kreisen des höheren Beamtentums sowie der Gebildeten überhaupt zum Teil noch erschreckend groß ist. Wenn ein akademisch Gebildeter, der mit gewissem Stolz betont, sich „viel mit sozialen Fragen beschäftigt zu haben", — denn wer behauptet das heutzutage nicht alles von sich! — noch imstande ist, die Unzufriedenheit und Massenverbitterung des Proletariats, das ja andererseits natürlich auch, wie man großmütig zugibt, seine „berechtigten Wünsche" habe, (sage dafür: Forderungen des Rechts, der Gerechtigkeit, der Bruderliebe!) auf die „perfide und gewissenlose Hetzerei der Agitatoren" zurückzuführen, die sich bloß von den berühmten Arbeitergroschen mästen wollen, — kann man mit einem solchen Bildungsvertreter überhaupt noch weiter debattieren? Ich verzichte meinerseits wenigstens stets gern auf Fortsetzung des sozialpolitischen Gesprächs, sobald ich solchen Mangel an jeglichem sozialen Verständnis und sozialer Bildung spüre. Denn was ist da zu wollen! Es fehlen einfach alle Voraussetzungen des sozialen Denkens. Märchen, wie die, daß Streike nur gemacht werden, um sich auf Kosten der Streikkasse ein paar gemütliche Faulenzerwochen zu machen, finden in Kreisen, die auf Bildung Anspruch machen, immer noch willige Gläubige. Das sind nur zwei Beispiele, wie sie gewiß jeder unserer Leser haufenweise bringen könnte. Solchen eingefleischten Vorurteilen steht auch eine sozial interessierte Kirche hilflos gegenüber. Derartige krasse Unbildung, die sich über die Schlagwörter niedrigster und gehässigster Art nicht zu erheben vermag, ist einfach ein Hohn auf das „Reifezeugnis", das solche Vertreter in der Tasche tragen. Höhere Schulen erheben doch den Anspruch, ihre Zöglinge mit einer gewissen allgemeinen Bildung ins Leben hinauszuschicken, als der Grundlage der späteren Fachstudien oder der Berufsarbeit im praktischen Leben. Aber gehört ein gewisses Verständnis für soziale Fragen nicht zur allgemeinen Bildung? Leider gilt allerdings eine Ignoranz in solchen Dingen in gesellschaftlichen Kreisen bei uns noch nicht als Schande. Und doch ist die soziale Frage die Frage, welche alle Gemüter aufs lebhafteste beschäftigt und von der alle Zeitungen voll sind. Jedermann muß heute irgendwie Stellung zu ihr nehmen. Es gibt niemand, der sich dem Problem entziehen könnte, das einem allenthalben im Leben entgegentritt.

Sollte nun der Lehrer seine anvertraute Jugend in der schwerwiegendsten Frage der Gegenwart ohne Kompaß und Steuer ins Leben hinaussenden gerade in der Richtung, wo sie, wie die angeführten betrübenden Tatsachen deutlich beweisen, der Führung am meisten bedurft hätten? Selbstverständlich kann es sich hier nicht um Erörterung fachwissenschaftlicher, volkswirtschaftlicher Einzelfragen handeln, nicht um spezielle Lösungswege, wenngleich die geschichtliche Kenntnis der grundlegendsten unter ihnen wohl erforderlich ist, sondern um die sittliche Weltanschauung, um die Gesinnungen, die allen Lösungsversuchen zugrunde liegen müssen. Oder sollten die 18—19jährigen Gymnasiasten oder Seminaristen, die mit der Geschichte der griechischen und römischen Sozialreformer, eines Solon, Lykurg und der Gracchen vertraut sind, dazu nicht reif sein? Wann soll dann die soziale Erziehung einsetzen? „Für die meisten Zöglinge höherer Schulen schließt die allgemeine Bildung mit der Schule ab und die Fachstudien oder das praktische Leben nehmen die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Wie bildet sich nun bei diesen das Urteil über soziale Fragen? Sicher spielt der Zufall eine große Rolle. Die Gesellschaft, in die der junge Mann eintritt, die Zeitung, die ihn zu fesseln versteht, das politische Denken und Fühlen seiner Umgebung, der erste Eindruck, den er von sozialen Reformbestrebungen bekommt, werden für die Bildung seiner Überzeugung von großer, vielleicht ausschlaggebender Bedeutung sein, dagegen wird er Leute wie Werner und Kingsley gar nicht kennen lernen und nie Gelegenheit finden, über Lage, Los und Stimmung der aufstrebenden Bevölkerungsklassen unbefangen nachzudenken. In kurzer Zeit wird er sich gewöhnen, die Verdammungsurteile, mit denen

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

seine Partei und seine Zeitung alles soziale Empfinden zu belegen pflegt, nachzusprechen und jeden für einen Feind göttlicher und menschlicher Ordnung zu halten, der von Reformen zum Wohle der Arbeiter spricht. Der Faktor der christlichen Ethik ist bei dieser Art, ein Urteil über die soziale Frage zu gewinnen, gar nicht in Betracht gekommen.

Klassenegoismus, Unwissenheit und Parteiverblendung haben den Ausschlag gegeben. Wohl kommen dann und wann Individuen vor, die sich trotz aller äußeren Einflüsse im späteren Leben den Fragen der Gegenwart gegenüber einen christlich-sittlichen Standpunkt erkämpfen, aber sie bilden doch eine viel zu verschwindende Ausnahme, um aus ihrem Vorkommen Regeln für die Schule abzuleiten. Die Verhältnisse der Gegenwart sind so verwickelt, die dem christlichen Geiste feindseligen Strömungen so stark, daß der Durchschnittsmensch einer führenden Hand bedarf, um sich hindurchzufinden ..... Die Zöglinge der höheren Schule werden zum großen Teile im späteren Leben einflußreichere Stellungen als Fabrikleiter, Lehrer, Geistliche, Beamte, Ärzte usw. einnehmen. Solche Stellungen fordern auch größere Umsicht und eine sittliche Urteilskraft, die fähig ist, sich auch in verwickelteren Verhältnissen zurechtzufinden. Aus fachwissenschaftlichen Studien erwächst eine solche Urteilskraft nicht, sie wird auch nicht mit dem Amte übertragen, sondern sie will langsam an konkreten Verhältnissen gebildet und durch sorgfältige Übungen gestärkt werden."

So hätten wir durch dieses längere Zitat schon mitten in die Gedankenwelt Prof. Dr. Thrändorfs hineingeführt, die er in seiner neusten Broschüre: „Die soziale Frage in Prima", entwickelt. (Dresden 1905, Bleyl & Kaemmerer, Preis 1,25 Mk.) In ihr betont Thrändorf die unbedingte Notwendigkeit einer sozialen Erziehung und weist die Einwände zurück, die man dagegen ins Feld führen könnte. Eine solche liegt auch ganz im Sinne der Kirche Christi. „Denn es ist oft geradezu erstaunlich, mit welcher Naivität man sich in den Kreisen des höheren Beamtentums und der Geldaristokratie zum Christentum bekennt, ohne für sein soziales Verhalten auch nur die geringsten Folgerungen daraus zu ziehen. Nackter Egoismus und offenes Bekenntnis zu dessen Grundsätzen vertragen sich in diesen Kreisen so gut mit kirchlicher Rechtgläubigkeit, daß jeder, der von einer solchen Verträglichkeit nicht ganz überzeugt ist, für einen verdrehten Kopf und gefährlichen Menschen gehalten wird."

Aus diesen Proben erhellt schon zur Genüge, was für ein kräftiger sittlich-sozialer Geist aus dem Büchlein weht. Doch wie hat diese Einführung in die soziale Frage zu erfolgen? Dazu will der Verfasser in der Kirchengeschichte der Neuzeit zwei Männer behandelt wissen, die einst an der Wiege der christlich-sozialen Bewegung gestanden haben, G. Werner und Ch. Kingsley. Beide liegen der Zeit nach weit genug hinter uns, „um ein vom Parteigeist der Gegenwart möglichst ungetrübtes Urteil zu ermöglichen." In der Tat, der darauf folgende Lebensgang der beiden Männer mit ihren Kämpfen und Ringen und ihrem Herzen voll erbarmender Liebe und die Darstellung der damaligen sozialen Zeitverhältnisse dürften auf niemand ihren Eindruck verfehlen. Dann bringt der Verfasser noch die Kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 und die Arbeiterschutzerlasse Kaiser Wilhelms II.

Es folgen nun für den Lehrer bestimmte Präparationen, die aber auch anderen, die an diesem praktischen Zwecke kein Interesse haben, tiefer in das Verständnis des dargebotenen Stoffes einführen können. Wir führen davon nur einige Überschriften an, die zugleich die Hauptgesichtspunkte des Lehrstoffes klar legen: Werner in Walddorf und Reutlingen, Die Maschine im Dienste des Christentums, Die Krisis, Von 1870 bis zu Werners Tod 1887, Der Kampf gegen die Manchestertheorie in England, Die Produktivassoziationen, Mißerfolge und neue Wege, Die soziale Gesetzgebung in Deutschland.

Ist die Schrift auch als Beitrag zur Methodik des Religionsunterrichts gedacht, so möchten wir keineswegs ihre Lektüre auf die Lehrerkreise beschränkt wissen. Jeder sozial Denkende wird seine helle Freude an dem Büchlein haben. Wenn unsere Jugend, die zu Führern des Volks bestimmt ist, einen solchen Geist, wie er aus der Broschüre atmet, von den Schulbänken mit ins Leben nimmt, wenn die Lehrer der höheren Schulen ihren Zöglingen eine soziale Erziehung im Sinne Thrändorfs angedeihen lassen, dann wird sicherlich mit der Zeit auch ein anderer Geist in unseren gebildeten Kreisen einkehren. **Dr. Furk.**

Aus dem Vogelsberg

Wanderbilder von Paul Haag (Frankfurt a. M.).

(Schluß.)

VII.

Ein nebliger Herbstmorgen vor zwanzig Jahren. Inmitten der weiten Stoppelfelder hinter dem Vorwerk steht eine große Dreschmaschine. Das angeheizte Lokomobil stößt zischend Dampfwölkchen aus, Wasserfaß und Kohlenbehälter sind in Bereitschaft, mit Ochsen und Pferden bespannte, mit Garben beladene Wagen sind angefahren. Knechte und Tagelöhner lungern umher; es kann noch nicht gearbeitet werden, da der Manometer der Dampfmaschine fehlt, der Maschinist ist hinüber auf das Hauptgut, um ihn zu suchen. Ein junger Mensch in hohen Glanzstiefeln, Lodenjoppe, Stehkragen und Lodenhütchen geht mit wichtiger Miene umher, erteilt einem alten Ochsenknecht, dessen eingekniffenes Gesicht unter igelartigen grauen Borsten beinahe verschwindet, einen Befehl, den dieser mit einer groben Bemerkung beantwortet und weiter nicht beachtet.

Plötzlich erhebt sich ein Knecht, „der Aale kommt". Über die Stoppeln schreitet ein hagerer Fünfziger mit struppigem, grauschwarzen Bart, im Jägerrock und langen Stiefeln, neben ihm ein schöner Hühnerhund. Die Lungerer haben sich langsam erhoben, nur der alte Ochsenknecht und der Heizer, ein verkommener Bursch, bleiben liegen. Der Alte wirft nach kurzem Gruß seine tiefliegenden scharfen Augen umher, vom jungen Herrn, seinem Sohn, erfährt er, warum noch nicht gearbeitet werde, schwingt den derben Stock und schimpft nun auf die „Buwe" hinein, auf die man sich nicht mehr verlassen könne; auf dem Vorwerk sei keine Ordnung mehr, die Leute verdienen dem Fürst keine zehn Pfennig im Tag, sie sollen aber ihren Herrgott noch kennen lernen! Der Alte schimpft noch eine Weile herum, wenn der Manometer nicht gefunden werde, müsse die Maschine am Ende noch in die Fabrik, die Kommission müsse den Kessel prüfen, das koste dem Fürst ein Heidengeld. Die Leute sollen jetzt Grummet mähen, damit überhaupt etwas geschafft werde. Dann zieht er brummend ab, ohne auf jemand Eindruck zu machen. Gemächlich gehen die Männer nach dem Vorwerk zurück und nach einiger Zeit hört man von der Wiese drüben ihr Dengeln und Lachen.

Am Nachmittag brummt endlich die Maschine durch das Tal. Im Feuerraum der Lokomobile ist eine riesige Glut, die Dreschmaschine schluckt die Garben von den angefahrenen Wagen und speit unter riesigem Geklapper und Staub Körner wieder aus, die von den Männern in Säcke gefüllt werden, während Weiber und Mädchen das Stroh beiseite schaffen. Der Verwalter vom fürstlichen Gutshofe ist wieder anwesend und hat sich überzeugt, daß der endlich aufgefundene Manometer angebracht ist; das Stück ist zwar beschmutzt und ohne Glas noch Zeiger völlig wertlos, scheint aber augenscheinlich hier, wo kaum eine höhere Kontrolle zu fürchten ist, zu genügen. Ähnlich geht's Tag um Tag auf diesem Teil der fürstlichen Güter, seit der Verwalter, der als Bäckerbursche in der standesherrlichen Residenz seine Laufbahn begann, mit Hilfe seines in der fürstlichen Kanzlei beschäftigten Bruders und des seinerzeit aus Staatsdiensten entlassenen fürstlichen Rendanten sich unter allerlei Praktiken zu diesem Posten aufgeschwungen und den früheren tüchtigen Verwalter verdrängt hat. Die Leute ringsherum können viel erzählen. Von dem großen Interesse, das der Rendant früher für die hübsche Frau des jetzigen Verwalters bezeugt hat, wofür sich dann der letztere gern bei jungen, gefälligen Frauen seiner Knechte und Tagelöhner Ersatz suchte, und deren Männer, wenn sie ein Auge zudrückten, begünstigte; von den Kindern des Verwalters, die ihm nachschlagen, die beiden Söhne aufgeblasene Gecken und Mädchenjäger, unfähig für die ihnen schon zugeschobenen Posten in der fürstlichen Verwaltung, die beiden Töchter schon in jungen Jahren sehr abenteuerlustig. Eines ist bald ersichtlich: Der Fürst, der mit seiner zahlreichen Familie einen „standesgemäßen" Aufwand treibt, gerät trotz seiner Riesengüter immer mehr in Schulden, während Verwalter und Rendant reiche Leute werden. Daß die letzteren wenig Achtung in der Gegend, selbst bei ihren Untergebenen genießen, kümmert sie weiter nicht; sie wissen sich dafür zu rächen und niemand wagt, gegen sie aufzutreten. Die Mißstände in der fürstlichen Domänenverwaltung sind offenkundig; es wird viel Geld für landwirtschaftliche Maschinen ausgegeben, die bald als altes Eisen herumliegen, das Land wird nachlässig bebaut, so daß es schon von weiten von dem sorgfältiger behandelten Bauernland zu unterscheiden ist; der Verwalter geht am liebsten auf die Jagd und überläßt die Aufsicht seinem ältesten Sohn, der nichts versteht. Trotzdem kauft die Herrschaft immer wieder Bauernland, wo sie kann und legt es fideikommissarisch fest.

Die Schulden des Fürsten, der sich nichts abgehen läßt und den als einer neuen „Dorchläuchting" sogar die Kaufleute in der standesherrlichen Residenz nichts mehr borgen

Digitized by Google

wollen, wachsen schließlich so sehr, daß sie schließlich zu einem öffentlichen Skandal werden. Da der Riesenlandbesitz gemäß einer wunderbaren Gesetzgebung nicht verkauft noch beliehen werden kann, ist der Fürst fein heraus gegenüber den verschuldeten Bäuerchen, denen er lustig ihr Land weiter abkauft und festlegt. Zum Überfluß hilft nun der Staat, indem auf dessen Kosten ein Finanzrat auf zwei Jahre zur „Sanierung" der verworrenen Verhältnisse beurlaubt wird. So geschehen am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts, in dem die Gleichheit aller Staatsbürger proklamiert worden. Aber auch diese Hilfsaktion versagt. Nun muß ob eines einzelnen Privatmannes der Gesetzapparat in Bewegung gesetzt werden, damit durch Verkauf eines großen Stück Landes an den Staat die Schulden endlich getilgt werden können. — Die Jahre gehen und manches Kartenhaus fällt zusammen, die Zeiten wechseln. Der fürstliche Rendant, der Genosse des Verwalters, stirbt, nachdem er schon vorher bei der „Sanierung" mit einem blauen Auge davon gekommen. Sein Nachfolger sieht den Verwaltern auf die Finger und strebt rationelleren Betrieb an. Der Getreidebau ist auf dem nicht besonders guten Boden mit der Zeit ganz unrentabel geworden; die Preise sind gewichen, die Betriebskosten gesteigert. Das einigermaßen ergiebige Vorwerk wird verpachtet, auf dem Hauptgut wird hauptsächlich noch ausgedehnte Viehzucht neben Rübenbau betrieben. Über die großen Getreideflächen, auf denen in alter Zeit selbständige Bauern ihren Unterhalt gezogen, dehnen sich junge Fichtenpflanzungen. Der alte, immer unfähiger und brutaler gewordene Verwalter wird mit kärglichem Sold kalt gestellt, sein beiseite gebrachtes Vermögen ist durch die Kinder ziemlich draufgegangen, von denen keines in der Landwirtschaft geblieben. Als verbissener, von keinem Menschen geachteter Mann sinkt er nach freudlosem Alter in die Grube.

Die Gegend kommt aber trotz aller Anstrengungen nicht vorwärts. Die Kinder der heimischen Tagelöhner gehen fort, teils in Dienst, teils in die Fabrik oder über das Wasser. Die Arbeiterbeschaffung wird immer schwieriger, man greift zu Polen und Ungarn. Wie ein Bleigewicht lasten die fideikommissarischen Domänen auf der verödeten Landschaft, während ganz in der Nähe auf eigenem Grund und Boden ein arbeitsames Volk sich steigenden Wohlstandes erfreut. Gesetz ist Unsinn geworden.

Allerlei

Heimatschutz und Kapitalismus. Herr Professor E. J. Fuchs-Freiburg schreibt uns: „In dem im übrigen unseren Bestrebungen sympathischen Artikel von Heuß über Heimatschutz in der vorletzten Nummer der Hilfe wird es gerügt, daß ich als Volkswirtschaftler in der ersten Flugschrift des Bundes Heimatschutz „Heimatschutz und Volkswirtschaft" den Satz ausgesprochen habe: „Heimatschutz heißt also nicht nur Kampf gegen den Kapitalismus im Wirtschaftsleben usw." Es scheint mir zunächst nicht ganz billig, daß dieser Satz, der, wie das „also" zeigt, das Resumé einer längeren Argumentation gibt, allein für sich ohne diese angeführt wird; allein ich stehe auch so nicht an, für ihn einzutreten. Ich bin vollkommen bereit, anzuerkennen, und habe das auch bei anderen Äußerungen zur Frage des Heimatschutzes bereits ausdrücklich getan, daß auch der Kapitalismus selbst, d. h. also insbesondere die industrielle Entwickelung, neue Schönheitswerte schaffen kann, und uns überhaupt eine neue Ästhetik gebracht hat. Allein man wird ebensowenig sagen können, daß er dies immer und notwendig tut wie das Gegenteil. Das ist in der Tat eine quaestio facti. Jener Satz heißt also natürlich nicht Kampf gegen den Kapitalismus an sich unter allen Umständen, sondern nur, sofern er immaterielle Schönheitswerte unserer Heimat vernichtet, die größer sind als was er dafür neu schafft. Ob und wann dies der Fall ist, ist ebenfalls — auch darin stimme ich dem Verfasser jenes Aufsatzes zu — eine quaestio facti, das läßt sich nicht allgemein entscheiden. Aber eine allgemeine Prinzipienfrage ist es doch, ob dem Kapitalismus, d. h. dem Streben nach dem größten Gewinn überhaupt, unter Umständen mit Rücksicht auf solche immateriellen Werte Schranken gezogen werden dürfen. Und wenn man sich dazu grundsätzlich bekennt, — die Entscheidung im Einzelfall vorbehalten — wie Herr Heuß es ebenso tut wie ich, dann ist der „Kampf gegen den Kapitalismus" in dem Sinne, wie er in jenem Satz gemeint ist, eben da. Nicht dieser Satz also ist unlogisch, sondern die von Herrn Heuß daran geübte Kritik. Ich mache allerdings kein Hehl daraus, daß mir auch unter dem Gesichtspunkt des Heimatschutzes für unsere deutsche Volkswirtschaft die Reform der Agrarverfassung — eine innere Kolonisation großen Stils, welche es einer größeren Anzahl Menschen möglich macht, von der Landwirtschaft zu leben als jetzt, und wobei sich sehr viel weniger Konflikte mit dem Heimatschutz ergeben als bei der industriellen Entwickelung — mehr am Herzen liegt und notwendiger erscheint als ein weiterer Fortgang der letzteren in dem rapiden Tempo der letzten Jahrzehnte, der nur durch weiteres Hereinziehen ausländischer Arbeitskräfte von niedrigerer Lebenshaltung möglich ist, und dadurch auch eine große Gefahr in sozialer Beziehung mit sich bringt. Aber dieser mein wirtschaftspolitischer Standtpunkt ist durchaus unerheblich für die Stellungnahme in der prinzipiellen Frage nach dem Verhältnis von Heimatschutz und Kapitalismus. Als besten Beweis dafür möchte ich einen anderen „Volkswirtschaftler" zitieren, der gewiß nicht in dem Verdachte steht, industriefeindlich oder reaktionär zu sein: Werner Sombart. Er sagt im Schlußkapitel des zweiten Teils seines „Gewerbewesens" (Sammlung Göschen, Nr. 204) unter der Überschrift „Der Schutz gegen den Kapitalismus" folgendes: „Aber freilich ohne Schutzmaßregeln vermag die Gesellschaft den Kapitalismus nicht zu ertragen, das hat die Erfahrung der vergangenen Jahrzehnte bereits zur Genüge gelehrt und lehrt täglich die Erfahrung noch heute. Die Kraft, die in der kapitalistischen Organisation steckt und die erzeugt wird durch den schrankenlosen Erwerbstrieb, ist eine so ungeheuere, daß sie, wo sie sich frei betätigt, rings um sich herum Land und Menschen, Kultur und Gesittung, alles einfach kurz und klein schlägt. Man muß deshalb diesem wilden Tiere Zügel anlegen, damit es seine Kraft zwar betätigen, jedoch seiner Umgebung nicht durch allerhand Unarten schädlich zu werden vermag. — Was in viel weiterem Umfange und viel energischer als bisher gegen die Verwüstungen durch den Kapitalismus zu schützen wäre, ist das Land, richtiger die Landschaft. Ich denke hier an die Verunstaltungen, die unausgesetzt durch die Anlage gewerblicher Etablissements den schönsten Gegenden unseres Landes zuteil werden; an den Mißbrauch geweihter Stätten zu Reklame- und anderen Geschäftszwecken, denke aber vor allem auch an die Verwüstung der Wälder wie sie als eine notwendige Folge der rein geschäftlichen Ausnutzung des Waldes eintreten muß. Wenn man heute über den Holzlagerplatz einer Parkettfabrik geht und sieht hier die hundertjährigen Eichen in massenhafter Menge aufgestapelt, aus denen dann die Parkettbrettchen für unsere elenden Stadtwohnungen gefertigt werden, so fragt man sich, ob es denn überhaupt noch in ein paar Jahrzehnten, wenn die letzten alten Waldbestände beseitigt sind und alles in eine kümmerliche städtische Kultur umgewandelt ist, ob es sich dann überhaupt noch der Mühe lohnt, weiter zu leben, denn diese Überführung des Eichbaums in die Mietskaserne, ebenso wie die Transsubstation des Fichtenstammes zum inhaltslosen Zeitungsblatt ist gleichsam nur ein Symbol für den großen Entwickelungsgang, den unsere Zeit durchgemacht hat."

Dazu kurz das Folgende: Herr Professor Fuchs tadelt, daß ich die Argumentation, die dem kritisierten Satz voranging, nicht wiedergab. Ich finde eine solche Erörterung, die sich prinzipiell mit der kapitalistischen Entwickelung befaßt, in der Broschüre nicht. Die baupolizeilichen Vorschriften und Einschränkungen haben doch m. E. mit „Kapitalismus" wenig zu tun. Daß Prof. Fuchs die schönheitschaffende Kraft des Kapitalismus anerkennt, ist erfreulich; die besprochene Schrift enthält aber darüber nichts. Sie ist überhaupt mehr auf die Vergangenheit gestimmt, statt daß in ihrem Mittelpunkt der Gedanke steht, daß wir ein Volk sind, das eben eine durchgreifende innere und äußere Umbildung — mit Notwendigkeit — erfährt. Unlogisch mag meine Kritik gegenüber der obigen Erörterung des Satzes erscheinen; aber sie ist es nicht, wo sie sich gegen seine schroffe Allgemeinheit wendet. Zwischen Prof. Fuchs und mir wird es sich in der Hauptsache nur mehr um einen Streit um Worte handeln. Aber dadurch, daß jener Satz, m. E. nicht genügend vorbereitet und abgestimmt, am Anfang eines neuen Abschnittes steht und so naive, reaktionär-romantische Gemüter überrumpelt, fordert er zur Kritik heraus. Ich meine deshalb auch jetzt noch: „Dieser Satz wäre von einem Volkswirtschaftler in solcher Schroffheit besser nicht geschrieben worden." G.

Briefkasten

E. H., Ehingen. Die nächste Wirkung der neuen Handelsverträge auf die Fleischpreise ist noch nicht abzusehen. Der russische Vertrag wird ja eine Erhöhung des einführbaren Schweinekontingents bringen, und man bemüht sich zurzeit, schon jetzt diese Erhöhung zur Milderung der oberschlesischen Fleischnot zu erreichen —, aber ohne Erfolg. Der Effekt des österreichischen Vertrages wird wesentlich von der Handhabung abhängen, aber Podbielski hat ja gleich verkündet, daß er das Seine tun werde. Im übrigen liegt natürlich in der Beschränkung des zollfreien Grenzverkehrs und in der Steigerung der Viehzölle ebenfalls die Absicht der Hebung der Fleischpreise. Ob sich aber diese agrarischen Hoffnungen ganz erfüllen werden, erscheint uns in Anbetracht des abnehmenden Konsums der großen Masse, wie er als Folge der neuen Handelsverträge zu erwarten ist, zweifelhaft. — **Dr. Borgius.** Ihre Entgegnung auf die Artikel von Dr. Drill kann aus Rücksichten des Raumes leider erst in der nächsten Nummer abgedruckt werden. — **W. in Dortmund.** Ihr Bericht eignet sich nicht für die „Hilfe". — **B—r in Cayna.** Die Dringlichkeit Ihres Telegramms bestätigte sich durch das Ausbleiben des Artikels. Schuld daran ist wohl die schlechte Postverbindung.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

NUMMER 33

Die Hilfe

Sonntag, den 20. August 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Wilhelm II. — Der Bankerott des Befähigungsnachweises — Die sächsische Sozialdemokratie — Streit im konservativen Lager — Der Verband deutscher Mietervereine) — Der englische Liberalismus und der Friede — **Dr. E. Katz**: Der politische Massenstreik — Liberalismus und Sozialdemokratie — **Graf von Bothmer**: Die Maske herunter! — **Dr. W. Borgius, Dr. Robert Prill**: Reform der sexuellen Ethik — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — Briefkasten — **Gottfried Traub**: Gleichmut — **Theodor Heuß**: Jost Seyfried — **Knud Hjortö**: Studie in Brandrot — Allerlei.

Politische Notizen

Wilhelm II. sagte in Gnesen: „Deutschtum heißt Kultur, Freiheit für jeden, in Religion sowohl wie in Gesinnung und Betätigung." Das sind schöne Worte, die auf einen modernen Sinn und eine liberale Grundstimmung schließen lassen, aber der Kaiser muß jetzt schlecht beraten sein, wenn er glaubt, daß sein Ideal mit der Wirklichkeit übereinstimmt. So sehr wir stolz sein können auf die Anerkennung, die der Arbeit des deutschen Volkes, täglich wachsend, von der ganzen Welt entgegengebracht wird, so sehr müssen wir beklagen, daß unter anderen Nationen die innere Freiheit mehr geachtet wird als in Deutschland. Es ist kein geringer Kampf, der dem deutschen Volke bevorsteht, bis der ärmste Arbeiter die Empfindung hat, daß der Begriff des Deutschtums als „Freiheit und Kultur" auch ihm gegenüber von Gesetzgebung und Verwaltung betätigt wird. Das ist ein Kampf, der in erster Linie gegen diejenigen zu führen ist, deren Gesetze jetzt der Kaiser unterschreiben muß. Freiheit der Religion! Der Kaiser hat sie den Katholiken zugesichert und sich dabei auf den Papst Leo XIII. berufen, aber er hat dies auf eine Art getan, die darüber zum Nachdenken auffordert, ob nicht das gegenwärtige Verhältnis von Kaiser und Papst, von Deutschland und Rom, überhaupt ausschließt, daß bei uns von einer wirklichen Gleichberechtigung aller Bekenntnisse gesprochen werden kann. Der Kaiser sagte:

„Als bei meinem letzten Besuch im Vatikan der greise Leo XIII. von mir Abschied nahm, da faßte er mich mit beiden Händen und — trotzdem ich Protestant bin — gab er mir seinen Segen mit folgendem Versprechen: Ich gelobe und verspreche Eurer Majestät im Namen aller Katholiken, die Ihre Untertanen sind, sämtlicher Stämme und jedes Standes, daß sie stets treue Untertanen des Deutschen Kaisers und Königs von Preußen sein werden. An Ihnen, meine Herren vom Kapitel, wird es sein, das hohe Wort des großen priesterlichen Greises zur Wirklichkeit zu machen, auf daß derselbe nicht dereinst nach seinem Tode wortbrüchig werde dem Deutschen Kaiser gegenüber.

Es ist im neuen Reiche noch nicht dagewesen, daß der Deutsche Kaiser öffentlich den Papst gleichsam zum Garanten der Staatsgesinnung der deutschen Katholiken erklärte. Diese Auffassung von der deutschen Gesinnung der katholischen Staatsbürger — Untertanen kennt die Verfassung nicht — setzt gewissermaßen einen Vertrag voraus, den der Papst als konkurrierendes Oberhaupt der deutschen Katholiken mit dem Kaiser abschließt. Die Kirche verpflichtet ihre Gläubigen zur Loyalität, daß heißt, das Zentrum macht Regierungspolitik, und die deutsche Regierung stellt sich in den Dienst der Kurie, daß heißt, Freiheiten erhält nur das orthodoxe Kirchentum. Natürlich gibt es keinen derartigen formellen Vertrag, aber was ist die Politik des do ut des zwischen Bülow und den Klerikalen im Grunde anderes? Die Presse des Zentrums ist zwar unzufrieden mit den Ansichten des Kaisers über die Ostmarkenpolitik. Trotzdem: Niemals ist die deutsche Zentrumsherrschaft klarer kundgegeben worden als durch die Gnesener Rede Wilhelms II.

Der Bankerott des Befähigungsnachweises. Der Handwerks- und Gewerbekammertag in Köln hat mit 41 gegen 25 Stimmen, also fast mit Zweidrittelmehrheit den Beschluß gefaßt:

„Der Kammertag lehnt den Befähigungsnachweis für sämtliche Handwerkszweige, als unter den heutigen Verhältnissen unerreichbar, ab."

Damit hat eine alte Streitfrage innerhalb der Handwerksvertretungen eine vorläufige Erledigung gefunden; das Ergebnis ist um so begrüßenswerter, als bekanntlich die letzte Zeit voll war von Agitation, das Handwerk für eine reaktionäre Wirtschaftspolitik zu gewinnen. Die Erkenntnis dringt immer mehr durch, daß der Befähigungsnachweis, der gegen die Konkurrenz schützen soll, in der Praxis eine unerträgliche Belästigung und Einengung bedeuten würde, eine fortgesetzte Schikane mit allerlei Polizeimaßregelungen, da die Grenzen zwischen den einzelnen Gewerben, für die man besonders „befähigt" erklärt werden soll, schon längst fließend geworden sind. Der Befähigungsnachweis würde aber auch vielen geschickten Handwerkern die Möglichkeit, ihre Kunst zu üben und zu fördern, beschneiden, und da er ja nur das Handwerk erfaßt, in Wirklichkeit nur immer mehr die freien Fabrikbetriebe begünstigen. An heftigen Auseinandersetzungen hat es in Köln nicht gefehlt, bemerkenswert ist vor allem die Rede des konservativen Abg. Jacobskötter, der bekanntlich schon vor einiger Zeit aus einem Saulus ein Paulus geworden ist, und die energische Ablehnung durch den preußischen Regierungsvertreter, der den Befähigungsnachweis als eine „Fessel" des Handwerks bezeichnete. Daß die zünftlerischen Preßorgane sehr erbost sind, ist nicht verwunderlich. Die „Staatsbürgerzeitung" führt den Chorus und schimpft auf die „verblendeten Theoretiker, die sich seit langem mühen, die Köpfe zu verwirren". Die größten Feinde des Handwerks sitzen in seinen Kammern. Nein, es bestätigt sich nur die alte Erfahrung: solange die Organisation fehlte, konnte jeder nach Utopien schreien, wo aber eine einflußreiche Vertretung sich bildet, wächst das Verantwortlichkeitsgefühl, und man wird ehrlich genug, allmählich auch die ältesten Ladenhüter abzustoßen. Was aber bietet denn eigentlich die ganze Mittelstandsretterei dem Handwerk? Den Anschluß an die Agrarier, die ihm die Lebensmittel verteuern und die Konsumkraft des Volkes schwächen; wir hoffen, daß die Handwerker, die fast am meisten von dieser Handelspolitik betroffen werden, bald in ihrer Gesamtheit sehen mögen, wohin der Hase gelaufen ist.

Die sächsische Sozialdemokratie verbreitet zu den bevorstehenden Landtagswahlen einen Aufruf, in dem folgende Sätze politisch am wichtigsten sind:

Nun rufen die Nationalliberalen nach einem neuen Wahlrecht. Ihnen kommt aber gar nicht der Gedanke an ein freies Wahlrecht. Auch sie wollen, daß das Volk nach wie vor entrechtet bleibe. Arbeitervertreter, sagte einer der nationalliberalen Volksfreunde einmal, wollen wir zwar, aber keine Sozialdemokraten. Durch unsere Wahlbeteiligung nehmen wir den Nationalliberalen die Gelegenheit, das Volk zum zweiten Male zu verraten. Wir ziehen die offene Reaktion der nationalliberalen Erbärmlichkeit vor. Seitdem das Dreiklassenwahlrecht besteht, sind auch die Freisinnigen wieder auf der Bildfläche erschienen, um von ihrer „unentwegten" Volksfreundlichkeit zu erzählen und im Trüben zu fischen. In demagogischer Weise behaupten sie, ihr Ideal sei das allgemeine, gleiche Wahlrecht. Diese Füchse im Schafspelz! Wer ihnen glaubt, ist genau so betrogen, wie wenn er sich auf einen Nationalliberalen verläßt. In allen Parlamenten hatten bisher die Freisinnigen Richterscher Observanz ihre Hand im Spiel, wenn es galt, das Wahl-

Digitized by Google

recht zu ungunsten des Volkes zu verschlechtern. (??? Red.) Deshalb kann und darf man ihnen nicht glauben, daß es ihnen mit ihrer Forderung des allgemeinen, gleichen Wahlrechts ernst sei. **Wir werfen daher die Freisinnigen einfach zu den Nationalliberalen — gegen die Liberalen muß die Wahlparole sein!** Handlager der Reaktion hat man uns wegen unserer Taktik gescholten. Wir unterstützen keinen Reaktionär. Deshalb können wir aber auch keinen Liberalen, sei er nationalliberaler oder freisinniger Schattierung, unterstützen, denn sie sind ebenso arge Volksfeinde wie die Konservativen. Wenn aber bei dieser unserer Taktik die reine, offene Reaktion gegenüber der verschleierten, heimtückischen Reaktion der Liberalen im Vorteil ist, so braucht uns das durchaus nicht zu kümmern. Denn die sozialdemokratische Taktik der Wahlbeteiligung äußert auch den Konservativen gegenüber bereits ihre Wirkung. Das Dreiklassenwahlrecht hat den Konservativen die Zweidrittelmehrheit in die Hände gespielt. Die kommenden Wahlen werden diese Mehrheit eher vergrößern als vermindern. Den Mehnert und Kompagnie aber fängt es ob ihrer Macht bereits an unheimlich zu werden. Die Mehnertsche Industriefreundlichkeit ist kein Zufall. Die feine Kandidatenauslese, bei der die extremen Agrarier ausgeschaltet und in den Städten vom bürgerlichen Standpunkte aus einwandfreie Industrielle aufgestellt werden, hat ihren guten Grund. Die Konservativen empfinden es selbst als einen unhaltbaren Zustand, daß eine Partei, ein Interessengruppe im Landesparlament über die unbedingte Herrschaft verfügt. Auch einem Mehnert leuchtet es ein, daß, **je sicherer die Reaktion, um so früher und gründlicher der Zusammenbruch sein muß!**"

Der Aufruf enthält sich, das ist bezeichnend, der Polemik gegenüber den Konservativen. Wie die sächsische Sozialdemokratie die Konservativen beseitigen will, ist ihr wahrscheinlich selbst unklar.

Streit im konservativen Lager. Den Schleifsteinkonservativen und Tollwutagrariern ist Bülow noch lange nicht reaktionär genug. Diese Kreise sehen mit Unbehagen, daß ein nicht geringer Teil der Konservativen die Tivoliära vergessen und des besten aller Kanzler allergetreueste Regierungspartei spielen will. Nischt zu machen! Wir brauchen einen Parteiführer mit Sporenstiebeln, der einem gewissen Herrn auf die Hühneraugen tritt, wenn er vergißt, wo die Staatserhaltung sitzt. Limburg-Stirum, der leider Gefallene, braucht einen Nachfolger mit Mark in den Knochen. Also wettert in der schöngeistigen Beilage zur „Deutschen Tageszeitung" ein Mann von echtem Schrot und Korn. Hören wir sein nicht gerade klassisches, aber um so deutschvölkerisches Deutsch:

„Im Volke aber hat die von höfischen Kreisen ausgegangene Neigung zu angelsächsischer Lebensauffassung, Begeisterung für einen volksbodenlosen Exportindustrialismus und damit verbundene nachgiebige Anpassung an demokratische Masseninstinkte einen verhängnisvollen Argwohn geschaffen, der breite Wählermassen von der konservativen Partei fortlockte und demagogischer Sektenbildung in die Arme trieb. Mitglieder des Automobilklubs und ähnlicher Sportvereine mögen es ja als sehr zeitgemäß preisen, daß preußische Gouvernementale in unschuldsvoller Ahnungslosigkeit einer Revolution zum Siege zu verhelfen bemüht sind, die in ihren Folgen unendlich schwerer und volkszersetzender wird, als die von 1848, die den Gouvernementalismus als Partei hervorrief. Aber die hart mit der Not des Lebens ringenden Bauern und Gewerbetreibenden, die im konstitutionellen Leben geschulten Gebildeten, die ohne Streberabsichten und Nebenwünsche aus Überzeugung der konservativen Sache sich angeschlossen haben: die alle haben für die Nachschwaden des Gouvernementalismus einen nicht minder entwickelten Sinn als für den üblen Benzinduft des Automobilsports." —

Bum!

Der Verband deutscher Mietervereine wird am 23. und 24. September seinen sechsten Verbandstag in Kassel abhalten. Die Hauptpunkte der Tagesordnung bilden zwei Referate; in dem einen wird Naumann über „Die Wohnungsnot unserer Zeit" sprechen, in dem anderen Rechtsanwalt Urban Stein eine Zusammenstellung und Kritik der „Wohnungsgesetzgebung in den deutschen Bundesstaaten" geben. Wir denken, daß auch von unseren Freunden viele an dieser interessanten Tagung sich beteiligen werden.

Der englische Liberalismus und der Friede

Wer die zunehmende Entfremdung Deutschland und England mit Besorgnis verfolgt hat, dem hat die letzte Nummer der „Nation" eine Mitteilung gebracht, die von erfreulicherer Wichtigkeit ist, als wenn selbst Kaiser Wilhelm mit seinem königlichen Oheim sich wirklich irgendwo getroffen hätte.

Unser Freund Dr. Barth hatte dem englischen liberalen Staatsmann James Bryce, mit dem er seit Jahren in freundschaftlichem Meinungsaustausch steht, ein paar Fragen vorgelegt, deren Beantwortung, wie er glaubte, zur Beseitigung irriger Auffassungen über die englische Volksstimmung beitragen könne. Dr. Barth veröffentlicht nun in der „Nation" die Antworten von Bryce und schickt ihnen voraus: Die Natur der Fragen ergibt sich ohne weiteres aus der nachstehend wiedergegebenen Antwort. Für diejenigen unserer Leser, die James Bryces Laufbahn nicht näher verfolgt haben, sei bemerkt, daß er nicht nur einer der Führer des englischen Liberalismus im Unterhause ist und in der letzten liberalen Regierung Kabinettsminister war, sondern daß er auch zu den ersten Männern der Wissenschaft in England gehört.

Wir geben zunächst die Antwort von Bryce wieder, die, wie aus ihrem Schlußabsatz hervorgeht, nicht nur die Privatansicht dieses Mannes abspiegelt, sondern als bedeutungsvolle Kundgebung des gesamten englischen Liberalismus gelten darf:

I. In Beantwortung Ihres Briefes gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Ihre Voraussetzung vollkommen korrekt ist, wonach in England kein ernsthafter Politiker je daran gedacht hat, das unzweifelhafte Recht eines souveränen Staates, wie es Deutschland ist, auf Schaffung jeder beliebigen, von ihm für notwendig gehaltenen militärischen oder Flottenrüstung zu bestreiten. Auch darin haben Sie recht, daß die guten Beziehungen zwischen England und Deutschland nie in Frage gestellt sind, noch in Frage gestellt werden konnten durch eine Prätension, die darauf abzielte, der Ausdehnung der deutschen Kriegsflotte Grenzen vorzuschreiben. Eine solche Zumutung hat in dem Kopf eines normalen Engländers überhaupt gar keinen Platz.

II. Was Ihre zweite Frage anlangt, so lese ich zwar selbst die „National Review" nicht und weiß deshalb auch nicht, was diese über die Beziehungen zwischen Deutschland und England gesagt hat. Aber wenn ihre Auslassungen auf deutsche Leser den Eindruck gemacht haben sollten, daß unter verständigen Engländern irgend ein Wunsch bestehe, mit Deutschland in Konflikt zu kommen, entweder ein Mißverständnis bei den Lesern oder eine falsche Wiedergabe der öffentlichen Meinung Englands vorliegen muß, denn von einem solchem Wunsch kann keine Rede sein.

III. Es ist völlig zutreffend, daß die liberale Partei heute **ganz fest** auf dem Boden steht, den sie während der letzten sechzig Jahre eingenommen hat, nämlich auf dem Boden des Freihandels, des Friedens und des internationalen Wohlwollens (Free Trade, Peace and Goodwill among the nations), daß die liberale Partei den Wunsch hat, diese Politik Deutschland gegenüber ebenso zur Anwendung zu bringen wie gegenüber anderen Völkern, und daß der Gedanke, Gewalt als Mittel zur Begegnung kommerzieller Konkurrenz anzuwenden, dem britischen Liberalismus durchaus fremd ist. Aber ich gehe weiter. Ich glaube, daß eine solche Idee auch der großen Mehrheit der besonnenen Konservativen in England fremd ist. Dies ist keine Parteiangelegenheit. Soweit ich sehe, existiert kein verantwortlicher Staatsmann, kein beträchtlicher Teil denkender Männer, der nicht die Kampagne gegenseitiger Reizung, die von einigen englischen und einigen deutschen Preßorganen betrieben wird, beklagte, niemand, der nicht einen Bruch der freundschaftlichen Beziehungen als ein furchtbares Mißgeschick für beide Länder ansähe. Mögen immer einige Zeitungen Unsinn schwatzen, so vermag ich es mir schwer vorzustellen, wie irgend jemand in Deutschland England jene Pläne ernsthaft zutrauen kann, die ihm in manchen Kreisen zugeschrieben werden.

IV. Ich habe ihre Fragen einigen meiner Kollegen in dem letzten liberalen Ministerium mit Einschluß von Lord Spencer und Sir Henry Campbell-Bannerman mitgeteilt. Was ich ihnen im vorstehenden geschrieben habe, entspricht inhaltlich auch ihrer Meinung, obgleich ich für die Wortfassung allein verantwortlich bin. Genehmigen sie usw.

London, 3. August 1905. James Bryce.

Der englische Liberalismus befindet sich zwar jetzt nicht im Besitze der Herrschaft, sondern steht als parlamentarische Minderheit im Gegensatz zu dem Ministerium Balfour. Es ist aber kein Zweifel, daß der Liberalismus nach den nächsten englischen Wahlen zur Mehrheit und damit auch zur Leitung der äußeren Politik des Inselreichs gelangen wird. Vielfach wird sogar behauptet, es würde auch ohne Unterstützung der Iren eine geschlossene liberale Mehrheit im nächsten Parlament vorhanden sein. Jedenfalls erleben die englischen Liberalen einen Aufschwung, der an das Aufsteigen des deutschen Liberalismus zur Zeit der „neuen Ära" erinnert.

Uns, die wir überzeugt sind, daß jeder schroffe Konflikt mit England im deutschen Interesse vermieden werden muß, hat der englische Liberalismus mit dieser Kundgebung einen

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

großen Gefallen erwiesen. Das ergibt sich unter anderem auch aus einigen Ziffern, über die nachzudenken recht nützlich ist. Wir meinen die neuesten Ziffern, welche das Verhältnis der englischen zu der deutschen Kriegsflotte beleuchten. Sie lauten für Ende Mai 1905 nach dem von „Nautikus" herausgegebenen „Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen":

	In England,	Deutschland.
Linienschiffe	56	17
Küstenpanzer	—	8
Panzerkreuzer	24	8
Geschützte Kreuzer		
a) große, über 5500 t	38	6
b) kleine, 2000—5500 t	34	18
Torpedofahrzeuge	200	127
Unterseeboote	19	—

So sicher es ist, daß auch eine deutsche Niederlage auf die Dauer den deutschen Handel nicht zurückdrängen könnte, so gewiß ist doch, daß Deutschland, politisch betrachtet, noch mehr Grund hätte, einen Konflikt zu vermeiden, als England. Zum mindesten beweist die Kundgebung von James Bryce, die ganz von der Kulturanschauung des Freihandels durchdrungen ist, daß ein englisches Ministerium neben der nötigen Gewissenlosigkeit auch über eine gute Portion Mut verfügen müßte, wenn es gegenüber so heftigen inneren Widerständen eine auswärtige Gewaltpolitik betreiben wollte.

Der politische Massenstreik

I.

Die freie und Hansestadt Lübeck hat die brutale Tat gegenüber ihren unbemittelten Einwohnern vollendet. Durch eine skandalöse Umformung des Wahlrechtes ist der Einfluß der Arbeiterschaft auf dieses freie Staatswesen gänzlich ausgeschaltet worden. Zähneknirschend haben die Lübecker Arbeiter vor der Unmöglichkeit gestanden, gegenüber dem reaktionären Anschlag auch nur das geringste auszurichten. Der Trost des „Vorwärts", daß angesichts solcher Gewalttat auch die Arbeiter das Recht hätten, von legaler Kampfesweise abzuweichen, hat so lange keine praktische Bedeutung, als kein illegales Mittel erfunden wird, das den Arbeitern gegen die Beschneidung der Wahlrechte Schutz gewährt. Massenstreik? Eine sozialdemokratische Zeitungskorrespondenz hat dazu aufgefordert, aber gerade in Lübeck nicht den geringsten Anklang gefunden. Die Tatsachen haben geantwortet. Die Lübecker Arbeiter sind bis zuletzt Gewehr bei Fuß gestanden, ähnlich machen es die Hamburger, und nichts anderes würde in gleicher Lage der gesamten Arbeiterschaft Deutschlands übrig bleiben. Die deutschen Arbeiter, auf sich allein angewiesen, sind machtlos gegenüber jeder reaktionären Tat, und wäre ihre Verwerflichkeit noch so himmelschreiend.

Im Gegensatz zu dieser stummen Ohnmacht der Wirklichkeit bewegt sich die Agitation der Helden, die, würden Revolutionen mit dem Munde gemacht, schon staunenswertes geleistet hätten. Die Leipziger Volkszeitung und ihre stilverwandte Freundschaft suchen gerade jetzt ein Buch zur Anerkennung zu bringen, das die holländische Sozialistin Roland-Holst unter dem Titel „Generalstreik und Sozialdemokratie" veröffentlicht hat. Ja, nun soll der politische Massenstreik die Arbeiterbewegung aus der Sackgasse befreien, in die sie — das wird natürlich nicht zugestanden — durch die Politik des Dresdener Parteitages hineingeraten ist.

Die bürgerliche Gesellschaft hat Notiz von der Erklärung der „Todfeindschaft" genommen. „Ein Hüben, ein Drüben nur gilt" — die Sozialdemokratie ist im besten Begriff, diese geniale Politik zu verwirklichen, aber was kommt dabei für sie heraus? Sie findet sich in der Rolle eines Rauflustigen, der einen Stärkeren auf ein einsames Feld gelockt hat, um sich dort unter feierlicher Berufung auf sein historisches Recht der Zukunft von jenem verprügeln zu lassen.

Die deutsche Sozialdemokratie hat mit ihrer Taktik der Abstoßung aller nicht sozialdemokratischen freiheitlichen Elemente dem politischen Vordringen der Arbeiter eine Mauer in den Weg gebaut. Diese Mauer soll mit dem Massenstreik gebrochen werden? Oder soll die Situation nur verdunkelt werden, indem man den Arbeitern das Opium des Massenstreiks eingibt, damit sie die Unfruchtbarkeit der marxistischen Politik sobald nicht erkennen? Dieser Vorwurf soll gewiß Männer wie Bernstein nicht treffen, die im Falle einer Verschlechterung des Reichstagswahlrechtes ganz ernsthaft bereit sein würden, hor oris causa in einen aussichtslosen Kampf auf Leben und Tod zu gehen. Aber der Widerstand der Gewerkschaften gegen die Diskussion des politischen Massenstreiks entspringt doch wohl dem richtigen Bewußtsein, daß diese Diskussion durch Erweckung trügerischer Hoffnungen die Arbeiter über ihre reale Lage und Macht verwirrt. Gibt es nicht Leute, die ein Interesse an dieser Verwirrung haben?

Wenn der politische Massenstreik ein geeignetes Mittel wäre, bessere Wahlrechte zu erkämpfen oder Wahlrechtsverschlechterungen zu verhindern, dann wäre selbstverständlich jeder Wahlrechtsfreund, einerlei wer es ist, verpflichtet, die Anerkennung und die Aussichten des politischen Streiks zu fördern. Jeder aber, der diesen Massenstreik für ein untaugliches Mittel hält, hat dies auszusprechen und zu begründen, um die Arbeiterbewegung und unser Vaterland vor einer Entwickelung zu schützen, die den Fortschritt auf allen Gebieten für lange Zeit in brutaler Gewalt und Hoffnungslosigkeit erstickt.

Frau Roland-Holst hat sich bei der Abfassung ihres Buches von großer schriftstellerischer Ehrlichkeit leiten lassen. Obwohl es ihre Absicht ist, dem politischen Streik als Kampfmittel der Arbeiterbewegung größere Geltung zu verschaffen, gibt sie die Einwände seiner Gegner mit bemerkenswerter Ausführlichkeit wieder, und unterdrückt auch nicht die schlechten Erfahrungen, die in allen Ländern, wo er zur Anwendung gelangte, mit dem politischen Streik bisher gemacht worden sind. Aber gerade weil Frau Roland-Holst so verfährt, und weil ihr der eigene Beweis für die Durchführbarkeit des politischen Massenstreiks, zum mindesten was Deutschland betrifft, mißglückt, deshalb kann man ihre Arbeit bezeichnen als eine Schrift gegen den Massenstreik. Sie hat den Unsinn des politischen Streiks in ein System gebracht, es ist ihr aber nicht gelungen zu beweisen, daß er kein Unsinn ist.

Es gibt nur ein einziges Beispiel dafür, daß ein politischer Streik zur Erlangung politischer Rechte Erfolg hatte. Das war 1893 in Belgien. Damals war der politische Massenstreik noch etwas Neues, Unbekanntes; die Reaktion ließ sich überrumpeln. Ganz anders ging es aber 1902, als die belgischen Arbeiter zum zweitenmal zum Generalstreik griffen, um gegenüber den Klerikalen ein freiheitliches Wahlrecht zu erobern. Über die traurige Niederlage der Arbeiter, die ja noch bekannt genug ist, äußert sich ein im Auftrag des internationalen sozialistischen Bureaus verfaßter Bericht:

„Deutlich aber war, daß die bürgerliche Klasse, nun sie den politischen Streik kannte, nicht mehr bei seinem Herannahen die Flucht ergriff, sondern sich mit allen Unterdrückungsmitteln, die der kapitalistische Staat kennt, zur Wehr setzte. Und das ohne Angst und in dem Bewußtsein, daß diese Unterdrückungsmittel bei den augenblicklichen Machtverhältnissen zwischen den Klassen wohl imstande sind, dem Ausharrungsvermögen des Proletariats im politischen Streik die Spitze zu bieten."

Diese Offenheit ist um so wichtiger, als nach der Ansicht von Roland-Holst die allgemeinen Bedingungen zum politischen Massenstreik in Belgien günstigere sind als in Deutschland. Daß der Rückzug der belgischen Arbeiter ein „geordneter" war, ist aber wenig tröstlich, und die Niederlage der belgischen Sozialdemokratie bei den letzten Wahlen bewies, daß selbst die sozialdemokratischen Wähler gegenüber dieser Taktik nicht fest blieben.

Viel schlimmer noch waren 1903 die Erfahrungen der holländischen Arbeiter. Sie streikten im Anschluß an die Vergewaltigung der Eisenbahner um das Koalitionsrecht, jenes Grundrecht der Arbeiterschaft. Ihr Kampf richtete sich gegen die Taten einer vielgehaßten Regierung. Und doch unterlagen sie, und es heißt in demselben Bericht der internationalen Sozialisten:

„Der Eisenbahnerstreik endete mit einer ökonomischen Katastrophe. Die Streiker konnten bei Wiederaufnahme der Arbeit keine einzige Bedingung stellen, ihre Zahl war dazu viel zu schwach; ihre Organisation wurde fast total vernichtet und erholte sich nur langsam und schwer. Auch eine ganze Reihe von anderen Gewerkschaften wurde ernstlich geschwächt, besonders in Amsterdam verloren sie Tausende von Mitgliedern. Die holländische Gewerkschaftsbewegung hat sich noch heute bei weitem nicht von dem Schlage erholt, der ihr vor zwei Jahren versetzt wurde."

Digitized by Google

Nicht besser sind die Ergebnisse des Generalstreiks in Italien, dessen hauptsächliche Wirkungen bekanntlich in dem Schwinden des sozialistischen Einflusses innerhalb des italienischen Parlamentes zutage traten.

Ganz falsch und oberflächlich sind die Schlüsse, welche die Verfasserin aus den Vorgängen in Rußland zieht. Frau Roland-Holst bringt es tatsächlich fertig, die russische Revolution zu einem politischen Massenstreik der russischen Arbeiter umzudeuten. Die Arbeiter aber spielen in der russischen Revolution keine andere Rolle wie früher in bürgerlichen Revolutionen Westeuropas. Die Vorstellung, der russische Absolutismus würde durch ein paar Arbeiterrevolten gestürzt, verrät recht wenig historische und politische Einsicht. Ein System fällt nur dann, wenn seine Grundsäulen ins Wanken geraten. Weil „Bildung und Besitz", ein Teil des Heeres und der Beamten rebellieren, weil die Bauern Aufstände machen: daher der Zusammenbruch Rußlands. Die Vorgänge in den Fabriken sind nur seine Begleiterscheinungen! Wenn es sich bloß um die in ihrer materiellen Bedeutung für Rußland nicht sehr erheblichen Arbeiter handelte — mit ihnen fertig zu werden, besäße der Zar selbst heute noch Mittel genug. Im übrigen sind es auch innerhalb der russischen Arbeiterbewegung keineswegs die Marxisten, die jetzt in Rußland ganze Arbeit tun. Diese guten Leute haben in der Theorie furchtbar revolutioniert, haben für Kirgisen und Tschuktschen — welcher Glanz! — die progressive Einkommensteuer verlangt und einen herrlichen Beweis internationaler Solidarität nach dem anderen erbracht, während die Männer, die etwas tun, die von allen Marxisten geistig bemitleideten Sozialrevolutionäre sind. Diese treten in den ganzen russischen Vorgängen in den Vordergrund, indes die anderen und ihre deutschen Freunde gewaltig reden und schreiben.

Eugen Katz.

Liberalismus und Sozialdemokratie

Über dieses Thema bringt die entschieden liberale „Wormser Volkszeitung" einen sehr vernünftigen Artikel, den wir unseren Lesern gerne im Wortlaut übermitteln.

Mit der Begründung, es sollten keine irrigen Anschauungen über seine Stellung zur Sozialdemokratie und zu den Herren Barth und Naumann entstehen, ersucht Dr. Müller-Meiningen die „Voss. Ztg." um die Veröffentlichung folgender Erklärung:

„Ich halte es zwar nach wie vor für töricht und schädlich, daß die Parteien der Linken sich zur Wonne aller Rückschrittler die Köpfe gegenseitig einschlagen, und bedaure die Verschärfung der Gegensätze. Ich habe aber andererseits stets mit aller Klarheit den Standpunkt vertreten, daß der Liberalismus sich gänzlich zugrunde richten würde, wenn er würdelos sich an die übermütig gewordene Sozialdemokratie „wegwerfen" würde. Je kurzsichtiger und feindseliger die Sozialdemokratie auch gegenüber der bürgerlichen Demokratie sich verhält, um so nötiger erscheint aber meines Erachtens die Beseitigung aller Differenzen unter den wirklich liberalen Elementen, die ich als erreichbar auch heute noch vertrete, so schwer sie uns leider durch eigensinnige Aufbauschung einer taktischen Frage, die bei dem jetzigen Verhalten der Sozialdemokratie gar nicht brennt, von anderen Seiten gemacht wird. Daß die sozialdemokratische Presse auch mich mit Schmutz bewirft, weil ich die kulturfeindliche Politik der „Genossen" in Bayern (sicherlich im Einklange mit der wirklichen Meinung der Herren Bebel und Genossen) als solche bezeichne, erscheint mir angesichts ihrer Glanzleistungen im Beschimpfen ihrer eigenen Führer als höchst ehrenvoll. Dr. Müller-Meiningen."

Dieser Erklärung haben wir als Anhänger der liberalen Einigung (einschließlich der Sozialdemokratie) folgendes hinzuzufügen:

Die Wahlkämpfe in Bayern haben den geschätzten Vorkämpfer für einen entschiedenen Liberalismus, Herrn Dr. Müller-Meiningen, in eine gereizte Stimmung gegen die zentrumsfreundliche Sozialdemokratie versetzt. Andererseits wissen wir von der letzten Aschaffenburger Tagung der Volkspartei, daß auch Herr Dr. Müller zu denjenigen gehört, die nur in einem einigen Zusammenschluß aller echt liberalen und demokratischen Parteien die Hoffnung sehen, der auf allen Gebieten anschwellenden Reaktion Herr zu werden. Aus dieser Zwiespältigkeit zwischen Stimmung und Einsicht ging unserer Ansicht nach die Erklärung hervor. Dr. Müller hält es „für töricht und schädlich, daß die Parteien der Linken sich zur Wonne aller Rückschrittler die Köpfe gegenseitig einschlagen", erachtet aber die empfohlene Einbeziehung der Sozialdemokratie in die Koalition der Linken so lange als „würdelos", als diese in ihrem Übermut die Politik verwandter liberaler Parteien und deren Vertreter beschimpft. Also der Verkehrston wird für die Relegation haftbar gemacht. Obgleich wir noch nicht in seinem Hagel standen, geben wir zu, daß er — besonders soeben in Bayern — schier übermenschliche Proben an die Geduld gestellt haben mag. Doch sind mildernde Umstände anzuführen: in dem besonderen Fall der Wahlkampf, dem jedes Mittel zum Zweck gut genug ist, und im allgemeinen die Bekämpfung der Sozialdemokratie selbst mit Mitteln behördlicher Gewalt, die Wirkungsabsicht auf die breiten Massen, der Radikalismus ihrer Anschauungen, der durch die Zweifrontentheorie noch tiefer getrieben wird. Geschehen Ungerechtigkeiten, Ungesetzlichkeiten antisozialdemokratischer oder überhaupt gegen die Bürgerfreiheit verstoßenden Tendenz, findet die Sozialdemokratie da den Liberalismus, mit Ausnahme von Blättern wie der „Frankf. Ztg.", einhellig auf der Seite des Protestes? Fordert die Politik, die sich heute in den verschiedenen Parteilagern „liberal" nennt, nicht auch oft genug zum Gespött heraus? Unter diesen Liberalen finden wir unter anderem den Wormser Nationalliberalismus, der gegen die direkte Wahl, gegen die gesetzliche Festlegung des Zehnstundentages und für eine Lösung der Reichsfinanzreform durch neue indirekte Steuern agitiert! Welchen schweren Standpunkt haben echte Liberale im eigenen liberalen Lager! Wir erinnern nur an das Verhalten der „Freien deutschen Presse" gegen die Nationalsozialen. Zudem bleibt zu bedenken, daß die Sozialdemokratie eher auch ohne die Hilfe des Liberalismus durchdringen kann, als daß umgekehrt der Liberalismus ohne das Zusammengehen mit der Sozialdemokratie den mächtigen rückschrittlichen Parteien gegenüber sich Geltung zu verschaffen mag. Der Liberalismus hat sich den Arbeitermassen entfremdet nicht nur durch seine Verständnislosigkeit gegenüber der Arbeiterbewegung, sondern auch durch seine stiere Bekämpfung der Sozialdemokratie. Er wird seinen Einfluß noch mehr preisgeben, wenn er aus der unangebracht stolzen Furcht, sich „wegzuwerfen", es scheut, sich der Sozialdemokratie durch Bündnisse zu nähern. Diese Annäherung wird seinem Liberalismus und seiner Demokratie das Rückgrat stärken und dadurch der Sozialdemokratie den Stoff zur Kritik entziehen, den ihr die bisherige Zerfahrenheit und Schwäche des Liberalismus nur zu oft mit Recht geliefert hat. Darüber kann unserer Ansicht nach kein Zweifel sein, die Hoffnung auf einen starken Großliberalismus ausschließlich der Sozialdemokratie ist die trügerischste und zugleich gefährlichste, weil sie den Liberalismus langsam dem Siechtum entgegenführt. Der heutige Liberalismus ist zu stark mit reaktionären Elementen durchsetzt. Die Entfernung zwischen den Anschauungen des Nationalliberalismus preußischer oder Wormser Färbung und der Demokratie, besonders was die sozialpolitischen Forderungen betrifft, ist ungleich größer als diejenige zwischen dem bürgerlichen Linksliberalismus und der Sozialdemokratie. Der schärfste politische Schnitt, der zwischen Reaktion und Fortschritt, geht mitten durch das liberale Lager. Wir meinen, die Gegnerschaft aller um die liberale Zukunft Besorgten müsse sich mehr gegen die verderblichen rückschrittlichen Elemente im Liberalismus als gegen gelegentliche sozialdemokratische Ungezogenheiten richten. Denn weniger tief als die Übellaune über die Zensuren des vom Wahlgeschäft erhitzten Sozi wurmt der Schmerz über die heutige Ohnmacht und Hoffnungslosigkeit des Liberalismus.

Die Maske herunter!

Eine bayerisch-nationalliberale Episode.

Vor einigen Tagen konnte man in jenen bayerischen Blättern, welche die gegnerische Presse ganz mit Unrecht liberale Parteiorgane nennt, eine Aufforderung des Vorsitzenden der Nationalliberalen Landespartei in Bayern rechts des Rheins, des Freiherrn von Kreß in Nürnberg, zu reger Organisationsarbeit lesen. Es heißt dort wörtlich:

„Der Ausfall der Landtagswahlen hat gezeigt, daß der nationalliberalen Landespartei noch immer die stramme Organisation mangelt, über welche die Gegenparteien verfügen und welche die erste Vorbedingung einer erfolgreichen Parteitätigkeit ist. Sie wird nicht ersetzt durch das Bündnis mit anderen Parteien, noch durch das Zusammengehen aller Liberalen bei den Wahlen. Nur eine stramme Organisation der eigenen Partei ermöglicht in Wahlzeiten die so absolut nötige Kleinarbeit bei den Wahlen, die diesmal so vielfach schmerzlich vermißt wurde. Ich richte deshalb an alle Parteifreunde das dringende Ersuchen, jetzt die Gelegenheit zu ergreifen, die Organisation allerorten zu verbessern, die angeordneten Wahlen strikte nach den Vorschriften des Organisationsstatuts durchzuführen und nicht zu vergessen, daß die nationalliberale Landespartei die größte der organisierten liberalen Parteien im Lande ist, welche auch in Zukunft für alle liberalen Bestrebungen im rechts-rheinischen Bayern den Rückhalt und die Stütze bieten muß."

Wer diese Zeilen flüchtig liest und mit den bayerischen Verhältnissen nicht sehr vertraut ist, wird in diesen Worten

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

eine erfreuliche Sinnesänderung des Freiherrn von Kreß erblicken. Früher hat die Parteileitung der nationalliberalen Landespartei alle Organisationsbestrebungen mit starkem Mißtrauen betrachtet.

Noch vor vier Monaten versuchte der Herr Baron die Gründung des altbayerischen Kreisverbandes zu verhindern; damals sandte er an eine Reihe von altbayerischen Liberalen ein Rundschreiben, in welchem er die Gründung eines Kreisverbandes als Illoyalität gegenüber der Nürnberger Parteileitung bezeichnete und vor einer solchen warnte. Er betonte damals, schon an dem früher gegründeten schwäbischen Kreisverbande könne man sehen, daß ein solcher Zusammenschluß nicht die erwartete Wirkung zeitige. Nun aber wird von ihm zugestanden, daß die nationalliberale Partei keine einheitliche Organisation besitzt und daß eine solche die unerläßliche Vorbedingung für jeden Wahlkampf ist.

Wie aber denkt der nationalliberale Führer sich den Ausbau der Organisation? Er behauptet, daß dieselbe nicht ersetzt wird „durch das Zusammengehen aller Liberalen bei den Wahlen". Wenn er also zum Vereinegründen auffordert, so denkt er *nicht* an eine Fortsetzung der bisherigen gemeinsamen Organisationstätigkeit aller Liberalen.

Denn diese war nur möglich *durch* die programmatische Einigung. In all den neugegründeten Vereinen haben sich Liberale aller Schattierungen zu gemeinsamer Arbeit zusammengefunden. Diese Neubildungen wären ohne die vorhergegangene Einigung nicht möglich gewesen. Es liegt in der natürlichen Entwickelung dieser Vereine, daß sie in keiner der bestehenden Parteien ihren Mittelpunkt erblicken können; das in ihnen lebendige Bestreben *ein* Parteikörper zu werden, führt notwendigerweise zur *Bildung eines neuen Mittelpunktes*. Wer diese Dinge nicht sieht oder nicht sehen will, wer jetzt zu einer Organisationstätigkeit auffordert, die nicht eine Fortsetzung der bisherigen bedeutet, sondern sich vielmehr im Gegensatze zu ihr durchsetzen soll, ist kein Freund der Einigung, ist nicht ehrlich bemüht an ihre Vollendung mitzuarbeiten.

Selbst wenn wir keine weitere Äußerung des Freiherrn von Kreß über das Zusammengehen aller Liberalen als die oben angeführte besitzen würden, wären wir berechtigt, ihm diesen ehrlichen Willen abzusprechen. Nun aber sind wir in der Lage, einen weiteren Beleg über die Auffassung der nationalliberalen Parteileitung von der Einigung aller Liberalen zu bringen. In der nämlichen Nummer des nationalliberalen Korrespondenzblattes, aus der die oben angeführte Äußerung von gewissen Blättern abgedruckt wurde, finden wir in einem Artikel „Der Ausfall der Wahlen" folgende typischen Sätze:

„Die jahrzehntelange Selbstzerfleischung der Liberalen unter sich, welche die Gegner groß gezogen hat, war glücklich beseitigt, aber sie hat nicht die erwartete Wirkung gehabt. Wo es die Ultramontanen zu bekämpfen galt, war sie nicht neu und deshalb ohne die erwartete Wirkung. In anderen Landesteilen hat sie vielfach die Wahlvorbereitungen gehemmt und erschwert. Nur in Wahlkreisen mit einem ausgesprochenen Mittelpunkt, an dem es leicht war, sich zu verständigen, brachte sie wirklichen Nutzen, so vor allem in Nürnberg. Die Gegensätze zwischen rechts und links waren glücklich überwunden, aber neue Gegensätze, vor allem die zwischen alt und jung, traten da und dort bedenklich in den Vordergrund und hatten eine bedauerliche Kraftvergeudung zur Folge. Das muß anders werden. Der Liberalismus muß seine Kräfte besser zu verwerten suchen, er muß freie Bahn schaffen, für alle, welche sich zu betätigen wünschen, er muß aber auch die richtige Form für eine feste Zusammengliederung aller Sonderbildungen, für eine vernünftige Zentralisierung seiner Bestrebungen zu finden trachten. Von Verschmelzung zu einer einzigen liberalen Partei kann auch jetzt keine Rede sein; ihr stehen die historischen Traditionen der organisierten Parteien als unüberwindliches Hindernis im Wege."

Man muß den politischen Jargon der nationalliberalen Führer kennen, wenn man in diesem Wuste unehrlicher Phrasen finden will, was sie eigentlich denken. Sie bringen es fertig, in einem Atemzug von der erfreulichen Einigung und von ihrer Wirkungslosigkeit, ja ihrer Schädlichkeit zu reden; gleichzeitig eine vernünftige Zentralisation zu verlangen und die Bildung einer einzigen Partei für eine Unmöglichkeit zu erklären. Durch all dies dürfen wir uns nicht irreleiten lassen; wenn es dem Schreiber obiger Sätze um eine nicht mißzuverstehende Wiedergabe seiner Anschauungen zu tun gewesen wäre, dann hätte er sie so formulieren müssen:

„Wir standen nach der Ablehnung des Wahlgesetzes vor dem Zusammenbruche unserer Partei. Die Gefahr drohte nicht von außen, sondern von innen. Nur sehr schwer gelang es, die vielen Unzufriedenen zu beschwichtigen. Überall verlangte man Reform im Inneren. So mußten wir denn dem Drängen nach dem Zusammenschlusse aller Liberalen nachgeben. Wir taten es zunächst nicht, um die fernerstehenden Gruppen an uns zu ketten, sondern weil wir uns des Drängens der nächsten Freunde nicht anders erwehren konnten. Bald aber mußten wir erfahren, daß wir uns verrechnet hatten, als wir auf unser überlegenes Wissen und unsere politische Routine bauten. Bei allen Entscheidungen bildete sich links von uns eine erdrückende Mehrheit, und wir, die Hüter der allerheiligsten Traditionen der nationalliberalen Partei, mußten uns in die Beschlüsse der „Jugend" fügen. Ja das das Bestreben nach einer Einigung und einheitlichen Leitung war so stark, daß wir sogar mithelfen mußten, eine neue Parteiinstanz in Form eines Zentralausschusses zu schaffen. Nur dem diplomatischen Geschicke unserer Vertreter in demselben ist es zu danken, daß seine Aktionsfähigkeit eine sehr eng begrenzte war. Dazu kam noch etwas: Die Aufnahme des Programms bei der Bevölkerung war eine so unheimlich freudige, daß man bei der Agitation es gar nicht ignorieren konnte. Nun aber enthielt er sehr viele politische Begriffe und Werte, die in unserem alten Wörterbuche nicht zu finden waren. Wir mußten wiederum den Jungen die Führung in der Agitation überlassen. So sehen wir denn deutlich, daß es uns nicht gelungen ist, durch die Einigung Privatgeschäfte zu machen, geschweige denn linksstehende Gruppen kaltzustellen. Wir dürfen diesen Weg nicht weitergehen, weil er zu einer Parteibildung führt, die uns nationalliberale Führer ausschaltet. Aus Selbsterhaltungstrieb müssen wir wieder beginnen intransigente Politik zu machen. Dabei kommt uns zugute, daß man uns für die stärkste liberale Gruppe hält, die den meisten Rückhalt in der Bevölkerung hat." . . . . .

Zu spät, ihr klugen Herren! Wer so denkt, vergißt, daß die Einigung des bayerischen Liberalismus keine taktische, sondern eine programmatische ist. Eine taktische Einigung hört mit der Beendigung des Wahlkampfes von selbst auf, eine programmatische läßt sich nicht ohne Einbuße an politischem Kredit aus der Welt schaffen. Denn die gewählten Vertreter der Partei sind für die Zeit ihrer Wahl an das gemeinsame Programm gebunden, und werden wortbrüchig, wenn sie sich in ihrer parlamentarischen Tätigkeit nicht an seine Forderungen halten.

Die liberalen Gruppen aber, welche die Abgeordneten auf dieses Programm hin gewählt haben, sind verpflichtet, über seine Unverletzlichkeit zu wachen und darum zu gemeinsamen Handeln „verdammt".

Wenn nun auch die nationalliberale Parteileitung offenbar anderer Meinung ist, so muß man darin vorerst keine besondere Gefahr erblicken. Der Einfluß derer, die die gegenwärtige Politik fortsetzen wollen, ist weit größer als der des Baron Kreß. Die populärsten Führer der Nationalliberalen, wenn man überhaupt von solchen sprechen kann, sind in den Landtag gewählt und viel zu klug, als daß sie sich mit dieser Mehrheit in Widerspruch setzen wollten. Sie können den Rückhalt, den sie allenfalls an der nationalliberalen Landespartei in Bayern finden werden, nur sehr gering einschätzen; denn sie wissen, daß das ängstlichst behütete Geheimnis, das der Aktenschrank der nationalliberalen Zentrale birgt, die Liste der eingeschriebenen Mitglieder ist.

München. **Graf von Pothmer.**

Reform der sexuellen Ethik

Wie unsern Lesern noch erinnerlich ist, haben wir vor einigen Wochen einen Aufsatz von Dr. Robert Drill veröffentlicht, der sich im Anschluß an einen Programmartikel von Frl. Dr. Helene Stöcker in kritischer Weise mit den Bestrebungen des neugegründeten Bundes „Mutterschutz" befaßte. Naumann hat in seinem letzten Artikel schon darauf hingewiesen, daß dieser Aufsatz — neben vielfacher Zustimmung — mehrfachen Widerspruch fand. Von den gegnerischen Zuschriften geben wir hier die des Herrn Dr. Walter Borgius wieder, der als Führer der Mutterschutzbewegung bekannt ist. Um die Debatte nicht auseinanderzuziehen, haben wir Herrn Dr. Drill um eine sofortige Erwiderung gebeten. **R. d. H.**

* * *

Als ich in Nr. 29 und 30 der „Hilfe" die Polemik des Herrn Dr. Robert Drill gegen den „Bund für Mutterschutz" und dessen von Dr. Helene Stöcker redigiertes Organ las,

Digitized by Google

konnte ich ein Gefühl der Verwunderung darüber nicht unterdrücken, bei dem Redakteur eines so freidenkenden und vorurteilslosen Organs, wie die „Frankfurter Zeitung" ist, eine derartige Verständnislosigkeit für unsere Bestrebungen anzutreffen. Inzwischen ist — unzweifelhaft ebenfalls aus seiner Feder — auch in der „Frankfurter Zeitung" selbst an leitender Stelle ein redaktioneller Angriff gegen uns erfolgt, dessen Inhalt und Tendenz sich im großen und ganzen mit den „Hilfe"-Artikeln deckt, und der „Reichsbote", eines der reaktionärsten Preßorgane, das wir haben, hat denn auch keinen Augenblick gezögert, seinen Lesern triumphierend die „Frankfurter Zeitung" als Eideshelferin seiner Bestrebungen für „mehr Familienmoral" vorzuführen. Unter diesen Umständen scheint mir doch eine Erwiderung unerläßlich. Ich will dabei der Kürze halber nur zwei Momente herausgreifen, welche ihm als Hauptstützungspunkte seiner Argumentation dienen:

1. Drill mokiert sich darüber, daß wir — laut dem Einführungsartikel von Helene Stöcker im Heft I des „Mutterschutz" — für ein Ziel kämpften, von dem wir selbst eigentlich noch nichts Näheres wüßten: „Wenn man übelwollend wäre", sagt er, „könnten bereits hier die Diskussion und die Akten geschlossen werden und die Stellungnahme erledigt sein. Denn kann man nicht sagen, was das Ziel, die neue Ethik, ist, dann hört eben die Diskussion von selber auf." Ich glaube im Gegenteil, es gehört ein gerüttelt und geschüttelt Maß von, gelinde gesagt, Voreingenommenheit dazu, Helene Stöckers klaren und verständlichen Aufsatz so auszulegen, wie Dr. Drill dies tut. Freilich gerät man in der Tat in gelinden Zweifel, ob hier eine Diskussion noch ersprießlich ist, wenn man bei Drill liest: „Frl. Stöcker befindet sich in einem bedauerlichen Irrtum. Es gibt nämlich überhaupt keine alte und keine neue, keine vergangene und keine künftige Ethik, sondern nur eine, die Ethik, und außerdem freilich noch eine ganze Reihe von Mißverständnissen der Ethik". Aber für jeden, der nicht rettungslos in philosophische Theoretisiererei aufgeht, ist wohl klar genug, was wir erstreben und was Helene Stöcker sagen will. Ich will versuchen, es auch Herrn Dr. Drill klar zu machen.

Die sogenannte „alte Ethik", welche wir bekämpfen und welche — trotz Herrn Dr. Drill — unser Rechtsleben, unsere moralischen Urteile, unsere gesellschaftlichen Formen schlechterdings beherrscht, beruht auf der Auffassung von der Niedrigkeit des Geschlechtslebens, von der Verächtlichkeit und Ekelhaftigkeit, welcher diesem „tierischen", die Menschenwürde erniedrigenden Trieb und seiner Betätigung anhaftet. Die eine praktische Folge dieser Auffassung ist das systematische Totschweigen der ganzen geschlechtlichen Sphäre: Entstehung des Menschen, Vorhandensein und Behandlung von Geschlechtskrankheiten, Schwangerschaft der Frau, sexuelle Betätigung in oder außer der Ehe, Vorhandensein des Geschlechtstriebes überhaupt, — alles das wird nach offizieller Moral heute noch mit einem undurchdringlichen Schleier des Schweigens umgeben, ein System, das Unwahrhaftigkeit und Heuchelei, Laster und Krankheit geradezu züchtet. Die zweite Konsequenz ist, daß man die Betätigung des Geschlechtstriebes möglichst einzuschränken strebt, indem man sie für moralisch erlaubt und rechtlich privilegiert nur erklärt unter Innehaltung gewisser Formen, deren praktischer Sinn ist, daß sie einen Mann und ein Weib auf lebenslang zu ausschließlichem Geschlechtsbesitz aneinander fesseln, gleichgültig ob dies mit den Anforderungen des Gefühlslebens, der Fortpflanzungshygiene, des wirtschaftlichen Rationalismus im Einklang steht oder nicht. Da wir nun — ganz abgesehen von anderen Momenten — in einer Zeit leben, wo 40 pCt. aller gebärfähigen Frauen unverheiratet bleiben, und in großen Schichten der Bevölkerung die Männer eine Eheschließung erst ermöglichen können mit einem Alter, wo der Geschlechtstrieb seinen Höhepunkt längst hinter sich hat, so geht jenes Ideal der „alten" Ethik sichtbar in die Brüche, und die Anschauung des Reichsboten, daß es „überhaupt auf Erden wahre Sittlichkeit zwischen den Geschlechtern nur auf dem Boden der legitimen Ehe und Familie" gibt, beginnt als absurd zu erscheinen. Eine neue Grundlage für die moralische Wertung des Geschlechtsverkehrs ist unabweisbar nötig, und wir erblicken sie in der persönlichen Neigung zwischen den beiden in sexuelle Beziehungen miteinander tretende Personen. Die Liebe sanktioniert unter allen Umständen den sexuellen Verkehr, während ein solcher aus äußeren materiellen Motiven unter allen Umständen verwerflich ist. Welche juristischen und wirtschaftlichen Formen diese sich allmählich vollziehende Wandlung der moralischen Wertung des Geschlechtslebens neben oder an die Stelle der heutigen Eheform setzen wird, das maßen wir uns freilich ebensowenig voraus zu wissen an, wie ein Sozialist Einzelheiten des Zukunftsstaates voraussagen zu können behauptet. Aber diese Selbstbescheidung hindert wohl nicht, daß wir jenem neuen Maßstab der sexuellen Moral heute schon nach Möglichkeit Geltung und Anerkennung zu verschaffen suchen.

2. Ein praktisches Betätigungsfeld hierfür bietet sich aber vor allem auf dem Gebiete der unehelichen Mutterschaft. Darum ist deren Schutz in das Zentrum unseres Programms gestellt. Hiergegen wendet sich Herr Dr. Drill nun mit einer kostbaren Argumentation: Er erklärt „daß die Zahl der unehelichen Kinder erklecklich zunehmen würde, wenn eine ganze Bewegung sich dafür engagierte, sie unterzubringen," daß nun aber festgestellter maßen „die Sterblichkeit unter den unehelichen Kindern viel größer ist, als unter den ehelichen, und daß die unehelichen, die am Leben bleiben, durchschnittlich den ehelichen körperlich und geistig weit nachstehen. Je mehr uneheliche Kinder, desto mehr Elend." Also führt der „Bund für Mutterschutz" zur Vergrößerung des sozialen Elends.

Mit derselben Logik könnte man folgern:

Die Herstellung schmerzlindernder Mittel ist verwerflich. Denn die Aussicht auf geringere Schmerzen führt dazu, daß die Menschen sich leichtsinniger mit Krankheiten anstecken, und da Krankheiten mit Schmerzen verbunden sind, so ist die Konsequenz eine Steigerung der insgesamt zu erduldenden Schmerzen!

Erster Fehlschluß: Die Aussicht auf die Hilfe des „Bundes für Mutterschutz" führe zu einer Zunahme der unehelichen Geburten. — Zunächst entspringen uneheliche Geburten (von verschwindenden Ausnahmen abgesehen) immer einer unbeabsichtigten, ja sogar zu verhindern versuchten Empfängnis, ihre Regelung liegt also außerhalb der durch äußere Momente zu beeinflussenden Willenssphäre. Zweitens bedeutet eine uneheliche Entbindung für die ganze Zukunft, das gesamte Lebensschicksal der ledigen Mutter eine derartige Katastrophe, daß es absurd ist anzunehmen, ein so unsicherer und relativ nebensächlicher Faktor, wie die eventuelle künftige Beihilfe des Bundes zur Erringung einer wirtschaftlichen Existenz werde für die unverheirateten Mädchen einen Anreiz zu unehelicher Mutterschaft bilden. Allerhöchstens könnten bereits in der Hoffnung befindliche Mädchen dadurch bewogen werden, sich ruhig in ihr Schicksal zu ergeben, statt sich den geschickten Händen gewissenloser Ärzte und Hebammen anzuvertrauen, die verstehen, Geschehenes ungeschehen zu machen. Aber diese Konsequenz bin ich unsittlich genug, sogar für einen Segen anzusehen, wenn sie eintreten sollte.

Viel bedenklicher als der erste, ist aber der zweite Fehlschluß: Uneheliche Kinder haben eine größere Sterblichkeit und schlechtere Entwickelung; ihre etwaige Vermehrung bedeutet daher Steigerung des sozialen Elends, Herabdrückung der Volkskraft. — Ja, hat denn Herr Dr. Drill unser Programm überhaupt gelesen? Weiß er denn gar nicht, daß gerade die Änderung dieser beklagenswerten Zustände — die so gut wie ausschließlich auf die sittliche Verfehmung, die rechtliche Zurücksetzung, die wirtschaftliche Not der ledigen Mutter zurückzuführen sind (Vgl. u. a. Dr. O. Spann: „Untersuchungen über die uneheliche Bevölkerung in Frankfurt a. M." Dresden, Böhmert, 1905) —, Ziel unserer Arbeit ist? Unser offizielles Programm geht ja aus von der Feststellung, daß jährlich 180000 bei der Geburt meist durchaus lebenskräftige Kinder durch den Makel der Unehelichkeit zu frühem Tod und Siechtum verurteilt bezw. zu einer Quelle des Verbrechertums und der Prostitution werden, und daß diesem „Raub an unserer Volkskraft Einhalt zu tun", „für zweckmäßige Pflege und Erziehung der Kinder" zu wirken unser Streben ist. Erst über der Sorge für das Kind gelangen wir zur Sorge für die Mutter, denn „Kinderschutz ohne Mutterschutz ist und bleibt Stückwerk". Wie kann also Herr Dr. Drill die unglaubliche Behauptung aufstellen, „Daß das Recht des Kindes geradezu der entscheidende Gesichtspunkt ist, unter dem diese Fragen schließlich betrachtet werden müssen, übersieht eine Bewegung, die ... sich ein

Digitized by Google

Namen gab, der ihre Sache nicht deckt: Mutterschutz!" Ist er tatsächlich über die Dinge, über die er schreibt, so wenig informiert oder nimmt er das Amt des öffentlichen Kritikers so leicht? Und dabei erklärt er zum Schluß mit dem Aplomb des wissenschaftlichen Beurteilers: „Wir wenigstens machen die leichtsinige Art, mit der diese wichtigen Fragen behandelt werden, nicht mit." —

Wir unsererseits müssen gegen eine derartige „leichtsinige" Sachbehandlung unserer Bestrebungen lebhaften Einspruch erheben. **W. Borgius.**

* * *

Herr Dr. Borgius, der leitende Geist der Mutterschutzbewegung, hat natürlich über diese Bewegung eine andere Meinung als die, welche ich in der „Hilfe" vertrat. Und wie es in solchen Fällen meistens geschieht, wundert sich der Kritisierte oder der Vertreter der kritisierten Bewegung sehr darüber, daß der Kritiker in dieser Angelegenheit — natürlich nur in dieser — sich so verständnislos zeige, daß er diesmal — natürlich nur diesmal — das Amt des öffentlichen Kritikers so leicht nehme u. dgl. m. Lassen wir diese Scherze beiseite und gehen wir nochmals kurz auf die Sache ein!

Man hätte kaum gegen die Mutterschutzbewegung etwas eingewendet, wenn sie sich darauf beschränkt hätte, um Hilfe für uneheliche Kinder und ihre Mütter zu werben. Sie wäre dann eine philanthropische Bestrebung gewesen, wie es deren schon viele gibt, eine Bestrebung zugunsten von Menschen, die sehr oft hilfsbedürftig sind, und dagegen ließe sich grundsätzlich nichts sagen, man müßte es vielmehr billigen. Aber die Mutterschutzbewegung hat sich damit nicht begnügt, sondern ist sogleich mit dem Anspruch aufgetreten, eine neue Ethik begründen zu wollen, und da, meine ich, ist es doch selbstverständlich, daß sie in erster Linie unter ethischem Gesichtspunkt beurteilt werden muß. Nicht mehr darum kann es sich jetzt zunächst handeln, ob es richtig ist, uneheliche Kinder und Mütter zu unterstützen — das ist durch das Vorgehen dieser Bewegung selbst sekundäre Sache geworden. Primäre Frage ist: wie steht es um die von ihr vertretene Ethik?

Um das beantworten zu können, muß man vor allem wissen, was die Ethik zu leisten imstande und berufen ist. Herr Dr. Borgius scheint mir in der Hinsicht freilich wenig zuzutrauen, da ich den Satz aufstelle, daß es überhaupt keine alte und keine neue Ethik gebe, sondern nur die Ethik, und daß bloß die moralische Urteilskraft sich wandle. Ich meinerseits wundere mich gar nicht darüber, daß er an diesem Satze Anstoß nimmt, denn würde ihm das Wesen der Ethik klar genug geworden sein, um ihre Zeitlosigkeit einzusehen, dann hätte er ja die ganze Mutterschutzbewegung in der Form, wie sie auftritt, nicht zu seiner Sache gemacht. Aber abgesehen davon wird vielleicht doch eines nicht bestritten werden: daß die Ethik nur dann Anspruch auf Beachtung hat, wenn sie imstande ist, allgemeingültige Regeln aufzustellen und sicher zu begründen. Eine Ethik, die das nicht vermag, ist gar keine Ethik, denn sind ihre Vorschriften nicht allgemeingültig und notwendig, dann ist auch niemand innerlich gehalten, sich nach ihnen zu richten. Nun lautet hier die Frage: Soll freier Geschlechtsverkehr herrschen oder nicht? Die Vertreter der Mutterschutzbewegung antworten mehr oder weniger deutlich mit ja, denn „die Liebe sanktioniert unter allen Umständen den sexuellen Verkehr". Wenn diese Begründung Herrn Dr. Borgius genügt, so werde ich ihn kaum umstimmen können; mir und denjenigen, die diese Fragen etwas schwerer nehmen, genügt sie nicht. Denn wir sind der Überzeugung, daß die Befürwortung der sogenannten freien Liebe in ihren Konsequenzen zum Ruin der Familie und zur Degeneration der nachkommenden Geschlechter führen würde, und wenn wir uns über eines wundern, so ist es dies, daß es Mühe zu machen scheint, dies ohne weiteres einzusehen.

Ich habe die Angelegenheit hier etwas prinzipieller angefaßt, weil sie so vielleicht klarer wird. Dies ist ja der springende Punkt: die Ethik kann nur allgemeingültige, aus dem formalen Sittengesetz abgeleitete Regeln geben. Wenn das einzelne Individuum diesen Regeln nicht Folge leisten will, so ist das seine Sache; aber es ist nicht die Sache der Ethik, ihre Forderungen nach den Bedürfnissen, etwa nach den sexuellen der Individuen zu richten. Wer das nicht erkennt, der weiß eben noch gar nicht, was Ethik ist. Übrigens ließe sich leicht eine Probe aufs Exempel machen: Möchten nicht die Herren, die der „neuen Ethik" huldigen, zunächst ihren Schwestern empfehlen, nach dieser Lehre zu leben? Ich glaube, daß sie in diesem Falle sehr rasch wissen würden, was sein soll und was nicht.

Darum also, weil die Mutterschutzbewegung ein ethisches Ideal aufstellt, das gar kein ethisches, sondern ein anti-ethisches ist, und dies als „neue" Ethik preist, muß diese Bewegung mit Vorsicht behandelt werden. Der Schutz des unehelichen Kindes ist gewiß keine schlechte Sache, aber sie muß geschädigt werden, wenn man sie mit der „neuen Ethik" verbindet. Und aus diesem Kinderschutz eine Begründung jener Ethik abzuleiten, ist auch absurd. Denn prinzipiell wird hierdurch nichts geändert, und praktisch liegt die Sache doch so, daß es nicht möglich sein wird, alle unehelichen Kinder genügend zu versorgen, und wenn das schon möglich wäre, bliebe immer noch die Tatsache, daß den unehelichen Kindern die Familiengemeinschaft fehlt. Diese Gemeinschaft muß nicht stets ein Segen sein, aber in der Regel ist sie für das Kind so wertvoll, daß keine „Bewegung" ihm dafür Ersatz bieten kann. Wenn schließlich Dr. Borgius es für irrig hält, daß durch die Mutterschutzbewegung die Zahl der unehelichen Kinder zunehmen würde, so will ich darüber nicht streiten, denn für die Beurteilung der ganzen Angelegenheit kommt darauf nichts an. **Robert Prill.**

Unsere Bewegung

In diesen stillen Sommerwochen, da die Versammlungstätigkeit ruht, ist es zweckmäßig, an die Winterarbeit zu denken. Vor allem werden die Vereine, die Redner aus Berlin wünschen, in ihrem eigenen Interesse gut tun, möglichst bald ihre Wünsche mit Angabe der in Betracht kommenden Zeit der Berliner Zentrale mitzuteilen. Der größte Teil der Naumannvorträge für den kommenden Winter liegt bereits fest.

Die Arbeit des Wahlvereins der Liberalen wird sich in diesem Winter im wesentlichen nach solchen Gesichtspunkten richten, die für die kommenden Reichstagswahlen wesentlich sind. Es ist selbstverständlich, daß die Vereine und organisierten Parteimitglieder auf das gleiche Ziel hinarbeiten. Hierzu ist, abgesehen davon, daß man die Wahlkreise genau kennen und in den Wahlkreisen genau bekannt sein muß, notwendig, daß genügendes Agitationsmaterial vorhanden ist. Um dieses in ausreichender Menge und in geeigneter Form zu haben, dazu reicht die Arbeit der Parteisekretäre nicht aus. Am besten ist, daß jeder agitatorisch oder organisatorisch tätige Parteigenosse eine eigene Agitationsmappe besitzt. Wir denken daran, nach altem Muster unter Umständen eine Zusammenkunft unserer in dieser Weise tätigen Parteigenossen zu bewerkstelligen, auf der das in Berlin und im Lande gesammelte Material zusammengefaßt werden soll, um dann zum handlichen Gebrauch verarbeitet zu werden.

Wir werden demnächst Gelegenheit haben, über erfreuliche Fortschritte der Organisation zu berichten.

Dortmund. Die zur Genüge bekannte reaktionäre Gesinnung unserer Stadtverwaltung (man denke nur an die Scharfmacherreden unseres biederen „Obers" Schmieding im Herrenhause) hat wieder einmal einen Triumph gefeiert. Im Februar (die städtischen Mühlen mahlen langsam) hatte unser Verein eine Eingabe an den Magistrat und die Stadtverordnetenversammlung gerichtet, in der wir das Verbot, nach dem an die Plakatsäulen politische und berufliche Versammlungsanzeigen „wegen Gefährdung der öffentlichen Ordnung" nicht geklebt werden dürfen, als unwürdig für eine Großstadt wie Dortmund bezeichneten und energisch dessen Aufhebung forderten. Das Stadtparlament verwies das Gesuch, ohne daß es die Abgeordneten einschl. der beiden „freisinnigen" Beeck und Suhrmann für nötig gehalten hätten, sich zu der Sache zu äußern, an den Magistrat. Vor einigen Tagen haben wir nun tatsächlich ein Antwortschreiben erhalten, in dem uns mitgeteilt wird, daß der Magistrat unseren Antrag einstimmig abgelehnt habe. — In nächster Zeit werden wir das Gesuch in noch nachdrücklicherer Form wiederholen.

Digitized by Google

Soziale Bewegung

Zum Färbereiarbeiterstreik im sächsisch-thüringischen Textilindustriegebiet. Die Voraussage unseres Mitarbeiters Wenck, daß die Beendigung des Streiks nur die Frage einer kurzen Spanne Zeit sein werde, ist rasch bestätigt worden. Der Streik fand am vergangenen Freitag sein Ende. Darüber war schon am Mittwoch kein Zweifel mehr, als der Textilarbeiterverband seinen berechtigten Anspruch, an den Verhandlungen zwischen der Färberkonvention und den Arbeitern teilzunehmen, aufgab und damit die gewichtige prinzipielle Frage nach dem Rufen der Arbeiter, ihre Berufsorganisation als den Träger der Verhandlungen mit der Arbeitgeber-Organisation anerkannt zu sehen, fallen ließ. Die Arbeitgeber, die in ihrer Färbereikonvention sich bei einer Konventionalstrafe von 25000 Mark (!) verpflichtet hatten, nur mit „ihren" Arbeitern, nicht mit den Führern des Textilarbeiterverbandes zu verhandeln, haben somit ihren Willen durchgesetzt. Die Arbeiter waren noch zu schwach für diesen Kampf. Dagegen gaben die Arbeitgeber in der reinen Lohnfrage nach. Anstatt der von ihnen zuerst nur angebotenen Summe von 14,10 Mk. Minimallohn pro Woche haben sie 14,70 Mk. bewilligt (pro Tag 2,45 Mk.), so daß die Differenz gegen die Lohnforderung der Arbeiter (15,00 Mk.) nur noch gering ist. Auf dieser Basis kam der Friedensschluß zustande, der den Arbeitgebern einen Sieg brachte, soweit es sich um eine prinzipielle Frage handelte, der aber den Arbeitern wenigstens eine kleine Aufbesserung ihrer Lohnverhältnisse sichert.

Die Metallindustrie Breslaus stand in den letzten Wochen vor einem großen Kampf und es war bereits auf den 9. August eine allgemeine Aussperrung angesagt. Die Differenzen begannen mit Lohnforderungen von Drehern, denen teilweise Aussperrungen folgten. Die Lage war ziemlich kritisch, denn die Unternehmer zeigten wenig Lust, ihren Arbeitern entgegenzukommen und dachten so mit ihnen fertig zu werden. Dabei bekundeten sie folgende Anschauung: „Es ist keine Übertreibung, wenn man in der Durchsetzung des Lohntarifes, der eine ungebührliche Macht in die Hände der Arbeitnehmer legt und die Fabrikanten in ihren Betrieben schließlich zur Ohnmacht verurteilen (!) würde, den entscheidenden Schritt zum Niedergang, ja, zum Ruine der deutschen Industrie erblickt." Da sich die gesamte Arbeiterschaft mit den Ausgesperrten solidarisch erklärte, lenkten die Fabrikanten doch ein und erklärten sich zu Verhandlungen bereit. Die brachten denn auch durch gegenseitiges Entgegenkommen eine Einigung, die in der Hauptsache in einer Lohnerhöhung einen Sieg der Arbeiter gegenüber der anfänglichen strikten Ablehnung durch die Unternehmer bedeutet. Erfreulich ist, daß auch in Breslau die drei gewerkschaftlichen Gruppen gemeinsam handelten.

Der Zentralverband der Ortskrankenkassen hat in Dresden seine 12. Jahresversammlung abgehalten. Es waren darauf 143 Kassen und 24 Verbände mit 294 Delegierten, die 2 551 600 Versicherte vertraten, anwesend. Dies ist bis jetzt die höchste Zahl einer Jahresversammlung. Die Verhandlungen, unter der Leitung des Vorstandes der Dresdener Kasse, des Reichstagsabgeordneten Fräßdorf, drehten sich hauptsächlich um interne Verwaltungsangelegenheiten, es wurden vor allem das finanzielle Verhältnis der Kassenangestellten und ihre Pensionsansprüche erörtert, wobei die drei sächsischen Hauptkassen die Münchener Beschlüsse ziemlich scharf kritisierten und von den Angestellten verlangten, sie sollten sich mehr auf gewerkschaftliche Selbsthilfe werfen als gleichmäßig, ohne Rücksicht auf die einzelne Kassentragfähigkeit, Gehaltforderungen zu stellen. Einige Ausführungen ähnelten fatal dem Herrenstandpunkt klassenbewußter Unternehmer. Man einigte sich schließlich, nach ziemlich scharfen Auseinandersetzungen, auf eine Revision des Münchener Entwurfes, der prinzipiell beibehalten bleibt. Von allgemeinem Interesse ist die Stellung des Kongresses gegenüber der Einbeziehung der Heimarbeiter in die Arbeiterversicherung. Ein Antrag Hamburg brachte die Frage ins Rollen und der Kongreß sprach sich auch — allerdings gegen eine starke Minorität — für diese Forderung aus. Denn wie wohl im Grunde alle die Versicherungspflicht dieser Arbeiterkategorien wünschen, erblicken doch eine Reihe von Kassenvorständen, darunter Fräßdorf, in einem Eintritt der Hausindustriellen eine ruinöse Gefahr für die Kassen, wenn nicht vorher die Zentralisation durchgeführt ist. Mit dieser Zukunft der Arbeiterversicherung beschäftigte sich ein Referat von Sydow-Berlin: es ist klar, daß er aufs entschiedenste die Angriffe auf die Selbstverwaltung der Kassen zurückwies. Übrigens, meinte er, bevor wir die sozialpolitische Umwandlung unserer Versicherungsgesetze bekommen, könnten noch Jahre vergehen. — Die nächste Tagung wird in Düsseldorf stattfinden.

Die Genossenschaft als Arbeitgeber. Im Jahre 1904 befanden sich in 725 Genossenschaften (von insgesamt 760) des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine zusammen 8251 Angestellte und Arbeiter. Davon waren tätig in der Warenverteilung 6686 Personen (2712 männliche, und 3974 weibliche) in der Warenproduktion 1595 (1201 männliche, 394 weibliche). Wenn man diese Zahlen betrachtet und sich daneben klar wird, daß die englischen Genossenschaften, die zu erreichen ja der Ehrgeiz der deutschen ist, 1903 zusammen 97 321 Menschen beschäftigten, so ergibt sich ohne weiteres, wie wichtig innerhalb der Genossenschaftsbewegung allmählich ihre Funktionäre werden. Das Charakteristische an dem genossenschaftlichen Arbeitsverhältnis ist, daß sich meist Arbeitgeber und Arbeitnehmer, entgegengesetzt dem Privatbetrieb, als Angehörige der gleichen sozialen Klasse mit denselben politischen und wirtschaftlichen Interessen gegenüberstehen und daß die Arbeitnehmer selber als Genossen in der Organisation der Arbeitgeber stecken. Über diese verschiedenen Möglichkeiten und Folgerungen hat eben der bewährte Genossenschaftssekretär Heinrich Kaufmann-Hamburg in der „Konsumgenossenschaftlichen Rundschau" einen allgemein gehaltenen, recht lesenswerten Aufsatz geschrieben. Darin betont er u. a. vornehmlich die Notwendigkeit einer gütlichen Erledigung von Lohndifferenzen, die sonst, weit mehr als im Privatbetrieb, den wirtschaftlichen und moralischen Ruin, ja die Auflösung der Genossenschaft bedeuten könnten. Der genossenschaftliche Arbeitnehmer hat sich zunächst auch als Genosse zu fühlen und unter Umständen der Gemeinschaft ein Opfer zu bringen. Die Genossenschaft braucht sorgsame Arbeit und muß daher gute Löhne zahlen; aber dies Dilemma ist nicht zu umgehen, daß einerseits der Arbeiter einen Qualitätslohn erhalten soll, während andererseits der durchschnittliche Genosse keine Qualitätsware bezahlen kann. Die Genossenschaften müssen die gewerkschaftliche Forderung erfüllen, aber solche, die über die Privatbetriebe hinausgehen, entschieden ablehnen. Tarifverträge müssen, da die Genossenschaften mit den verschiedensten Gewerkschaften zu tun haben, unter dem Gesichtspunkt der möglichsten Einheitlichkeit für die Angestellten abgeschlossen werden, im Interesse des Betriebes wie der Solidarität. Am Schluß seiner instruktiven Erörterung schlägt Kaufmann die Schaffung einer Kontrollinstanz zwischen Genossenschaft und Gewerkschaft vor, der hauptsächlich die Regelung der Ortszuschläge und dergleichen obliegen würde.

Der Achtstundentag für die Bergarbeiter — in Frankreich. Die französische Republik hat durch ein Gesetz vom 2. Juli 1905 den Achtstundentag für Bergarbeiter eingeführt. Die Hauptbestimmungen dieses wichtigen Gesetzentwurfes lauten: „Artikel 1. Sechs Monate nach der Veröffentlichung des gegenwärtigen Gesetzes (also vom 2. Januar 1906 an) darf der Arbeitstag der als Hauer unter Tag in Kohlenbergwerken beschäftigten Arbeiter die Dauer von neun Stunden nicht überschreiten; berechnet wird diese Zeit vom Einfahren der letzten Arbeiter in die Grube bis zur Beendigung der Ausfahrt der ersten Arbeiter ... Zwei Jahre nachher (also vom 2. Januar 1908 an) wird die Arbeitszeit auf 8½ Stunden und abermals nach zwei Jahren (also vom 2. Januar 1910 an) auf acht Stunden herabgesetzt. Artikel 2. Sind Ruhepausen in der Arbeitsordnung vorgesehen, so wird ihre Dauer der Arbeitszeit zugerechnet. Artikel 3. Ausnahmen von den Bestimmungen des Artikels 1 können von dem Minister der öffentlichen Arbeiten, nach Befürwortung durch den Generalrat der Bergwerke, in denjenigen Gruben zugelassen werden, wo sonst aus technischen oder wirtschaftlichen Gründen die Produktion gefährdet würde. Artikel 4 sieht vorübergehende Ausnahmen bis zu zwei Monaten vor bei Unfällen, Sicherheitsmaßnahmen, gelegentlichen Veranlassungen und Ortsgebräuchen, über die zwischen Zechenbesitzer und Arbeiter Einverständnis herrscht. Im Fall drohender Gefahr kann der Unternehmer eine Verlängerung der Arbeitszeit bestimmen." Die „Bergarbeiterzeitung" bemerkt dazu nicht übel: „Frankreich ist in Europa voran im Bergarbeiterschutz! Preußen-Deutschland an der Spitze mit den meisten Grubenunglücken! Stolz würden wir sein, wenn das Umgekehrte der Fall wäre." Die Bergarbeiterzeitung soll aber nicht vergessen, daß man auch in Frankreich dieses fortschrittliche Gesetz nicht haben würde, wenn die französischen Sozialisten dieselbe politische Taktik befolgten wie ihre deutschen Genossen.

Briefkasten

N. in Augustenhof. Besten Dank für Ihre Anregung. Aber der Raum der Hilfe ist so beschränkt, daß wir nicht in der Lage sind, eine neue Rubrik „Preßübersicht" in unsere Spalten aufzunehmen.

Dr. R. L. in Freiberg. Die kleinen Aufsätze von Paul Schubring sind unseres Wissens noch nicht gesammelt. Bei Seemann in Leipzig ist ein Buch von ihm über Pisa erschienen.

M. in Hamburg. Die Redaktion der Hilfe ist wirklich zu sehr beschäftigt, um derartig lange Manuskripte lediglich „zur Prüfung" durchzulesen.

An mehrere. Für die Grüße, die wir in dieser Zeit der Ferienreisen von einer Reihe von Freunden zugesandt bekamen, sagen wir fröhlichen Dank.

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Eugen Katz in Berlin. — Druck von Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 12.

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 33. Berlin, 20. August 1905

Gleichmut

Nicht jeden Schlag ertragen soll der Mensch,
Und welchen Gott faßt, denk' ich, der darf sinken.
H. v. Kleist.

Es gibt eine christliche Auffassung der göttlichen Weltregierung, welche sich von der orientalischen Stimmung unmännlicher Unterwürfigkeit kaum unterscheidet. Man sieht es als Frömmigkeit an, gefühllos zu sein. Gute und böse Tage läßt man über sich dahinwehen, wie der Wind über das Dorf; man öffnet die Läden nicht, um die Sonne hereinzulassen, und bessert das Dach nicht aus, um den rinnenden Tropfen zu wehren. Wozu sich aufregen? Gleichmut erscheint als höchste Tugend. Freude ergreift nicht mehr, weil sie ja so flüchtig ist, und Leid wirft nicht zu Boden, weil man schon vorher nur Kriechen gewohnt ist. Wie oft lassen wir uns durch Redensarten frommer Ergebung täuschen, die nichts anderes sind, als der Ausdruck gedankenloser Gemütlosigkeit.

Es sind nicht die schlechtesten unter den Menschen, die einmal tief in die Knie sinken konnten und sich dessen nicht schämten. Auf den Boden fallen, wenn eine schwere Last plötzlich niederdrückt, ist keine Schande. Es ist unnatürlich, Gleichmut zu zeigen gegenüber Dingen, die jedes Gleichgewicht stören. Gerade die großen Menschen haben ihre scheinbar kleinen Stunden, in denen sie, wie man sagt, dem Menschlichen ihren Tribut zahlen, wobei sie in Wirklichkeit nur ganze Menschen sind, die voll empfinden können. Auch Jesus hatte sein Gethsemane, und jedem Christen wird er darum nicht kleiner, sondern wahrer, herzlicher. Wer nicht weinen kann, kann nicht lachen, und wir werden ungesunde Geschöpfe, wenn wir Ernst und Freude nicht so aufnehmen, wie sie uns begegnen. Empfindsamkeit und Unempfindlichkeit sind gleich unwahr.

Nur das eine: man muß nach dem Fallen wieder aufstehen lernen. Welchen Gott faßt, denk' ich, der darf sinken; aber er darf nicht liegen bleiben. Hier ist die Grenze, an der sich große und kleine Menschen voneinander scheiden. Jeder wird im Leben einmal umgeworfen; das Wetter war zu stark oder die eigene Widerstandskraft zu klein, oder vielmehr kam beides zusammen. Die Gleichmütigen nur bleiben liegen und machen das Schicksal dafür verantwortlich. Sie rechten nicht lange mit Gott und streiten sich nicht mit der Hand, die sie stieß; sie betrachten sich als die Opfer der Verhältnisse und finden sich mit der Zeit vorzüglich in diese Rolle. So wird nichts aus ihnen; denn sie haben kein Herz, das Höhen und Tiefen messen kann. Laßt uns doch die Fähigkeit nicht verlieren, aufzustehen nach schweren Tagen. Man kann sich auch daran gewöhnen, im Bett zu liegen. Der Körper wird dann immer müder, und die Muskeln immer schlaffer. Man weiß am Ende gar nicht mehr, wie die Welt der Gesunden aussieht. Hassen wir den Gleichmut, der einfach alles hinnimmt, so wie es gerade ist. Wehren wir uns und kämpfen, solange wir das können; wurden wir geworfen, so ringen wir weiter! Es ist eine Ehre, mit einem Großen die Kraft zu messen. Gott will nicht regieren über solche, die keinen Willen haben und sich zu nichts äußern. Er gab uns Kraft und Gemüt, Herz und Kopf, beide zu brauchen, und wo er uns einmal einen Stoß gegeben hat, tat er's, um uns zu prüfen, wie weit wir gekommen und wie stark wir gewachsen waren. In solcher Zeit setzt man sich auseinander mit der ewigen Macht, und die Antwort, die wir bekommen, wird nie ganz deutlich sein. Es war uns *wirklich* hart; aber es *war* auch hart, und nachher gehen wir, vielleicht stiller, aber nicht weniger entschlossen, unseren Weg. **Traub.**

Jost Seyfried

Cäsar Flaischlen: Jost Seyfried. Ein Roman in Brief- und Tagebuchblättern. Verlegt bei E. Fleischel & Co., Berlin. 2 Bde. Geh. 6 Mk.

Dies Buch, das sich einen Roman nennt, bedeutet eine Reinigung und eine neue Kraft. Unsere Zeit ist nicht arm an Bekenntnisschriften, Büchern, in denen der und jener, Unberufene genug, ihre Meinungen über den Gang all der Dinge auf den Markt werfen, aber arm an Bekennern, an Menschen, die mit der ganzen Inbrunst und Qual der wahrhaftigen Seele Weg, Kampf und Ringen zu Klarheit und Erkenntnis, zu ihrer Klarheit, vor uns gestalten. Und deren endlicher Gewinn über das Einzelschicksal hinaus durch die Kraft der Persönlichkeit typischen Wert erhält und als Befruchtung in uns allen wirkt. Zu diesen möchte ich den Dichter Cäsar Flaischlen stellen, und sein neues Werk, der Jost Seyfried, bedeutet den innerlichsten Ausdruck solcher Entwickelung. Es ist ein ganz persönliches Buch, persönlich wie die ganze Lebensarbeit Flaischlens, der einmal half, den Naturalismus als Kunstrichtung aus der Taufe zu heben: keine Fabel und Geschichte, keine Schilderung, kein milieu, sondern bloß ein mit sich ins reine Kommen, eine Beichte des Werdens, eine sichere Hoffnung des Zieles. Statt Seyfried Flaischlen und der Name dieses Mannes bedeutet ein Problem und ein Programm.

Das Problem lautet: Kunst und Leben. Was ist der Sinn der Kunst, was sind die Aufgaben des Künstlers? Stehen Kunst und die ihr dienen außerhalb der Gesetze und Forderungen des Lebens? Ist Kunst eine Sache des Könnens, nur des Könnens, muß und wie muß der Mensch im Künstler gewertet werden? Und die Antwort Flaischlens: „‚Kunst ist nur, was ein höherer Mensch für sich und andere an höheren *Lebens* werten schafft in schöner Form!' Kunst und Leben müssen sich durchdringen und der Künstler ist Pfadfinder und Wegbeschreiter zu höherem Leben und zu tieferem Menschentum. Er steht nicht im Dienste einer Kunst, die bloßer Schmuck und Spiel und Unterhaltung ist, sondern des Lebens, das er höher führen und tragen soll. Die Kunst wächst aus Volkstum, aus schaffendem Leben heraus, und gleich wie ein Baum trägt sie seine Säfte empor zu Blüte und Frucht. Der Künstler ist der Künder des Lebens und sein Werk wird an diesem, an den Werten, die er ihm gebracht, gemessen. ‚Kunst sein, nicht machen! Dein Leben sei deine Kunst!' Das Können ist nicht Zweck, sondern Voraussetzung, Werkzeug der Kunst. Oder der Künstler bleibt Handwerker. Und: ‚Ein kleiner Mensch wird nie ein großer Künstler sein!'"

Das sind grundsätzliche Fragen, aber Cäsar Flaischlen hat keine ästhetische Abhandlung geschrieben. Er ist nicht Ästhetiker, sondern Künstler und Dichter. Er hat ein Leben vor uns gestaltet, einen Menschen, den Jost Seyfried, und dieser Seyfried ist Flaischlen selber. Der Flaischlen, der aus Schwaben nach Berlin kam, ein Lyriker, dessen Seele noch heute von zarten Fäden der idyllischen Beschaulichkeit des Schwaben umsponnen ist, und der mit Absicht in der fremden Welt Berlin blieb, um sie sich zu erkämpfen. Sie, die Kopf und

Digitized by Google

Herz des deutschen Volkes geworden ist, und wo die Zukunft gearbeitet wird. Da saß er an der Seite der neudeutschen Entwickelung, und sah ihr zu. Und wie er sie begriff, erwuchs ihm die Frage nach der Kunst, und er durchlebte sie mit seinem ganzen Schwabenernst: wo hat die Kunst, was für Kunst hat hier einen Platz? Den bitteren Weg zur Antwort hält dies Buch. Viel Tragik steckt darin, viel Lösen und Abstoßen von Altvertrautem, die Schwere des einsamen, unbeachteten Weges, die ganze Qual des Zweifels am eigenen Wert und Ziel. Die seelische Ehrlichkeit und Selbstentäußerung wirkt erschütternd, manchmal drückend: lange nicht habe ich ein Buch mit gleicher Anteilnahme gelesen. Aber leise und laut und lauter klingt das: und dennoch! durch, er legte nie das Schwert des Kampfes zur Seite, und nun schreitet er mit der ruhigen Sicherheit des Siegers zum Ziel, das er gegen sich und andere behauptet. Dies Buch will, wie alle wahre Kunst, nicht gelesen, sondern gelebt werden, es wendet sich an ernste Menschen. Denen wird es viel bringen. Ich denke dabei nicht an die wunderbare Fülle schöner Gedanken in schöner Form, nicht an die leisen, mit zarten Linien umzogenen Bilder und Stimmungen, sondern vor allem an den nachhaltigen Gesamteindruck des Werkes. Der ist rein sittlicher Natur. Ernst und Ehrlichkeit des Dichters, Mut und Kampf und Siegfreudigkeit, Reinheit und Schlichtheit strömen aus ihm wie eine stählende Kraft.

Daß dies Buch ein Roman heißt, mag manchen irreführen, denn es ist kein Roman im herkömmlichen Sinne; vielleicht wollte Flaischlen mit dieser Benennung gerade protestieren gegen die breitgetretenen und -gefahrenen Formen und Gleise der heutigen Romanliteratur. Es sind fünf Bücher: Sprüche eines Steinklopfers, Sturmbruch, Lieder eines Schwertschmieds, Herzblut, Tor auf! und jedes dieser Bücher zerfällt in fünfzig Stücke, und jedes dieser Stücke bildet eine formale und inhaltliche Einheit mit Einzelwert. Briefe, Aphorismen, Tagebuchblätter, Stimmungsbilder, Verse. Fast immer wieder: was soll der Künstler, was soll der Mensch? und dazwischen mutvolle Worte der Selbstbehauptung und des starken Willens, Geständnisse der Lebensentwickelung. Die Sprache Flaischlens ruht in selten wundersamem Gleichgewicht zum Inhalt, sie haben sich völlig durchdrungen. Aus dem Inhalt heraus und aus dem feinen Gehör für die leise Musik des gesprochenen Wortes erwächst sein Stil. Dieser Stil mit seiner bewegten Rhythmik, seinem Zögern, Weitergleiten, Atemholen und Ausruhen, alle diese Sätze, deren jeder eine Gedankenreihe zu ihrem Ende trägt, sind gesprochen und nicht geschrieben. Darin liegt das Geheimnis ihrer Wirkung auf Menschen mit empfänglichem Sinn für das Leben der Sprache, daraus löst sich gleich einem Fluidum jene persönliche Stimmung, die den Dichter zum Freunde macht für seine wahren Leser. Auch als reinen Lyriker — wie man so sagt — kann man Flaischlen kennen lernen, aber besser greift man hier zu seinen beiden letzten Werken. Hier kann ausführlich vom Wesen dieser Lyrik nicht gehandelt werden. Ihre Kraft liegt in ihrer Natürlichkeit, ihrer Selbstverständlichkeit, die Kunst der Form kommt gar nicht zum Bewußtsein, im leisen Schritt der Worte. Und was darin steht, ist die Sonne und das Meer und der Glaube an den Weg ....

Wir sagten: der Name Cäsar Flaischlen bedeute ein Programm, und es ist schon der Versuch gemacht worden, das Buch zu einem Programm für die Süddeutschen zu stempeln. Diese Einengung, die ja manches für sich hat, scheint mir nicht nötig. Der Flaischlen, der in Berlin blieb, wußte, warum er den Süden und die Heimat verließ. Er stählte sich im Kampfe der Entwickelung dort, wo die breiten Fluten des Stromes ihren Weg zogen. Hier rang er sich zu seiner Wahrheit: Kunst und Leben sollen eines sein. Alles Werden soll vom Künstler gefaßt und höher getragen werden. Der Künstler unserer Tage hat eine schwere Aufgabe und Pflicht: die Kunst als einen Faktor des Lebens und nicht des Luxus' im Bewußtsein zu erhalten und zum Ausdruck zu bringen. Flaischlen stellt die Arbeit seines Lebens unter diese Tafel. Das Buch, das vor uns liegt, birgt die ganze Qual und die Wunden auf diesem Weg zu ihr. Unsere neue Hoffnung und freudige Erwartung gehört dem Kommenden

Alle diese Worte sind nur Wegweiser zu einem steinigen und steilen Berg, auf dessen Höhe freie Winde über blumige Wiesen wehen. Wir wünschen, daß mancher unserer Leser zu ihm gehen wird. Wir haben über Flaischlen nicht bloß geschrieben, weil wir ihn lieben, es war ein Stück Pflichtgefühl, innere Notwendigkeit dabei. Denn soweit ich in dem Schrifttum unserer Tage blicke, schau' ich keinen unserer Dichter, der, wie ich glaube, innerlich so sehr zu uns, an die Seite Naumanns gehört, wie Cäsar Flaischlen. Und ich denke, er wird leise nicken, wenn er diese Worte liest.

Theodor Heuß.

Studie in Brandrot

von Knud Hjorts.

(Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von H. Rih.)

Die Pfarrersfrau zog den Shawl dichter um die Schultern zusammen und rückte den Stuhl näher an den Ofen; es wollte und wollte nicht warm in der Stube werden den Tag. Draußen betrieb der Sturm sein wildes Jagen nach Wolken und Staub und nach gar nichts, und er brachte die zwei Grad Herbstfrost ins Haus herein mit solcher Autorität, daß ein rechtes Weihnachtsfeuer nötig war, ihm zu widerstehen; krachend rüttelte er an dem großen Walnußbaum, und sogar den Lampenschirm mitten im Wohnzimmer drinnen versetzte er in raschelnde Bewegung.

Die Pfarrersfrau guckte in den Ofen hinein, wo das Feuer langsam und unwillig eine kleine Koksschicht durchglühte; als sie noch ein paar Schaufeln voll darauf warf, quittierte das Feuer mit einer dünnen Rauchsäule, und dann verbarg es sich unter dem Ganzen, wie wenn es am liebsten von allem Brennen befreit sein möchte.

Es war nicht auszuhalten! Sie legte die Zeitung beiseite auf den Stuhl, steckte eine Anzahl Holzstücke zwischen den Koks hinein und füllte wieder mehr oben auf; dann öffnete sie das Türchen, damit rechter Zug entstand, und dann ging sie zur Station und fuhr mit der Eisenbahn in den Nachbarort, wo der Pfarrer gerade ein Amtsgeschäft zu erledigen hatte; es war zu unheimlich für eine junge Frau, in diesem Wetter allein daheim zu sein.

Das Feuer faulenzte. Es hatte kein sonderlich Gelüste nach Koks; das dauerte niemals länger als ein paar kurze Minuten, und hinterdrein mußte man sich damit zufrieden geben, in aller Armseligkeit zu glühen. Kohle, das war etwas ganz anderes; da ließen sich Rauchfransen drehen und die undenklichsten Muster weben, ein Koksfeuer aber hat nichts, worin es seinen mageren Leib einhüllen könnte.

Das Feuer schmeckte am Brennholz; das Brennholz spie Harz aus gegen das Feuer, und das gab gleich mehr Eßlust. Ein langer Finger wurde untersuchend durch den Koksstapel hinauf entsandt, und es stellte sich heraus, daß er größer als gewöhnlich war. Da packte das Feuer das Brennscheit in einem großen, glühenden Mund voll, und schlug darauf seine Zähne in den Koks ein, daß es knirschte.

Kurz darauf kam der Wind durch den Schornstein heruntergestürzt, heiser prustend wie einer, der etwas Ausgezeichnetes ausgeheckt hat, und er flüsterte seinem Freunde, dem Feuer, dies oder das ins Ohr, so daß das Feuer auffuhr mit einem Satz und neugierig in die Stube hinausguckte, um zu sehen, ob es sich wirklich machen ließe. Es betrachtete die dickbäuchigen, säbelbeinigen Stühle, die so rechtschaffen feststanden auf ihren vier Beinen, und die Portiere, die ein glänzendes Band um den Leib trug und Metallquasten den Rücken entlang; mit das Interessanteste war die Zeitung, die just nicht so sehr weit vom Ofenroste entfernt lag.

Dann verging eine Weile. Aus den schwarzen Koksknospen entfalteten sich rote Blüten, die bald weiß wurden; draußen begann es dunkel zu werden, aber desto heller leuchtete das glühende Viereck ins Zimmer hinaus, wo fünf Tischbeine sich in all ihrem neuen Glanze zeigten, während die Stühle weiter weg standen und im Halbdunkel geheimnisvoll aussahen; jeden Faden in dem Brüsseler Teppich konnte man sehen; er war aber noch so neu, daß er diese zudringliche Beleuchtung vertrug, die sich auch unter das Sofa verbreitete, wohin sonst nur der Besen des Stubenmädchens zu kommen pflegte, doch kein Hausfrauenauge entdeckte die kleinen Staubdreiecke in den schwierigen Ecken.

Draußen auf dem Wege ertönte ein Brüllen; Herrenhüte flogen ab, und Damenröcke zeigten starke Neigung, ein Gleiches zu tun. Eine breite Windladung schlug in den

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

Schornstein hinab, wo sie sich zusammenzwängte und mehr Kräfte gewann; wieder machte das Feuer einen Sprung, und mit dem alleräußersten Ende einer sehr langen Zunge glückte es ihm eben noch, den nächsten Zipfel der Zeitung zu belecken, nur eine Sekunde lang, aber das reichte hin. Mit einem Satz sprang das Feuer zurück in den Ofen wie ein Junge, der nach einem kleinen Ausflug wieder in sein warmes Bette hüpft, und dann lag es da und gaffte rotglühend auf die Zeitung hin.

Oben an der Ecke der Zeitung saß ein unternehmender kleiner Brandkeim und krümmte sich um den Rand wie ein Wurm; lüstern schaute er um sich, und da er nicht emporkommen konnte, wos am leichtesten ist, so kroch er mit der größten Vorsicht am Rande der Zeitung entlang abwärts, bis er den Arm des Lehnstuhls erreichte; da stockte er, der Sammet wollte nicht brennen, die Flamme war nahe daran, auszugehen, rettete aber das Leben, indem sie auf einen anderen Zeitungsrand unterhalb hinüberhüpfte, und dort setzte sie den Weg hinunter fort, nachdem sie den Sammet angesengt hatte, wenn auch so unbedeutend, daß es nichts ausmachte. Die Flamme schwenkte um die Ecke unten herum, und nun rollte sie wie ein breites Band quer über die ganze Zeitung, stieg in Eile empor, sprang hoch in die Luft und wurde zu nichts, denn es war kein Papier mehr vorhanden; sie hatte aber einen Ableger auf den Tisch entsandt, wo mehrere Zeitungen lagen, und mit Hilfe des Lampenschirms lohten die Flammen ganz bis zur Decke hinauf; doch sie fielen sofort wieder und krochen zusammen über Bücher und Visitenkarten, womit es so schnell nicht glücken wollte. Die blankpolierte Tischplatte schlug Falten und sah unglücklich aus, sie war es nicht gewöhnt, Unglimpf zu erleiden, hatte noch nicht einmal Bekanntschaft gemacht mit Kaffeetassen, Aschbechern oder fettigen Kinderfingern.

Vom Tische sprang das Feuer aufs Sofa hinab, und diesmal konnte der stolze Sammet nicht widerstehen, trotzdem er mit seinem abscheulichsten Stank protestierte, während er sich widerstrebend und glimmend entzünden ließ. Und das Feuer reckte sich die Wand hinauf, glühte den Familienporträts ins Gesicht, schlug das Glas in Stücke, schwärzte Großvater und Großmutter und die ganze Familie bis auf die Jüngsten hinab, die zwischen Kissen aufgestapelt in Lehnstühlen saßen, ja: es vergriff sich sogar an einer alten vornehmen Urgroßmutter auf der Daguerreotypie dort, so daß niemand mehr die Familienähnlichkeit zwischen ihr und der jüngsten Generation herausfinden sollte; und während das Gesicht der Urgroßmutter langsam auf der Silberplatte ausgewischt wurde, kamen mehrere der angesehensten Männer der Kirche mit Martin Luther an der Spitze krachend von der Wand heruntergerollt.

Das Feuer kroch vom Sofa hinab, wand sich wie eine schmeichelnde, gelbe Schlange um die Tischbeine und wälzte sich über den Brüsseler Teppich, der ebenso wie der Sammet die Vornehmheit besaß, daß er nicht brennen wollte; doch es half nichts, bald zerfiel er in Asche unter starkem Rauchen, und nun stand das Feuer auf dem bloßen Fußboden. Die Dielen knisterten abwehrend und knarrten jämmerlich, als das Feuer begann, an ihnen entlang zu wandern; dann ging es umher und befühlte die Möbel, rieb sich an den Stuhllehnen und flog die Portiere hinauf, geschmeidig wie eine Katze.

Danach bekam es Lust auf den Bücherschrank; mit roten Händen rührte es an die lackierten Seiten, und mit schwarzen Fingern pickte es an das Glas, und als es sich also vorgefühlt hatte, legte es sich flach auf die Erde, um mit dem Boden zu beginnen. Es dauerte nicht lange, so kamen die Flammen auf dem Magen herangekrochen und tasteten sich an der Lackierung empor, so daß sie Blasen warf; darauf umfaßten sie den Schrank von allen Seiten her wie starke Männer, die ihn verrücken wollen, und durch die Glastür blickten sie zu den Büchern hinein.

Da standen die Bücher in schnurgeraden Gliedern, fast alle in Prachteinbänden und viele mit Goldschnitt geschmückt, da waren Lexika in ernsten Gewändern und gesammelte Werke in heiteren Trachten; wie Hochzeitsgeschenke sahen sie aus, und sie waren es auch, und im Innern hatten sie rote Seidenbänder, die an Stellen lagen, wohin kein Mensch gekommen war, denn kein Mensch hatte in diesen Büchern gelesen; da waren kleine Gedichtsammlungen in nobler und eigentümlicher Eleganz, Geschenke aus der Verlobungszeit; weiter unten lagen unaufgeschnittene Zeitschriften und Subskriptionssachen, die dürftig, aber gelehrt aussahen, und ganz unten lagen kostbare Bilderwerke, die nicht aufrecht stehen konnten der Länge und Breite wegen; sie waren so ausgezeichnet für Fremde, die schwer zu unterhalten waren.

Doch das Glas hielt dem Feuer stand.

„Hier kommt keiner ohne Schlüssel herein!"

„Du sollst schon sehen, daß ich einen Schlüssel habe," erwiderte das Feuer, „und der öffnet alle Türen."

Und doch hielt das Glas stand; freilich kam ein Sprung nach dem anderen hinein, aber die Stücke verstanden es, zusammenzubleiben. Die Rückwand war an mehreren Stellen durchgebrannt; die Flammen streckten ihre roten Fühler unter den Brettern hinein, an den Buchrücken empor; sie nahmen die Vergoldung fort, wo sie heran konnten, und ließen an ihrer Statt schwarze Verzierungen zurück. Von den Schrankseiten fielen große glühende Schollen herab, und die Flammen stöberten immer naseweiser zwischen den schönen Büchern.

Daneben stand das Klavier und seufzte, bald in der Höhe und bald in der Tiefe; im Ofen drinnen tanzten kleine frohe Lohen zwischen dem halb ausgebrannten Koks, und auf dem Fußboden dicht dabei standen lange Flammen auf den Zehenspitzen und steckten die Köpfe hinein und schwatzten mit ihren Kameraden auf der anderen Seite des Rostes.

Da erscholl ein Krachen, der Schrank stürzte zusammen, klirrend flog das Glas den Fußboden entlang, die Teile lösten sich und stürzten kopfüber und bunt durcheinander auf die Erde; einige Bücher legten sich auf die Seite, andere stellten sich hoch aufrecht, mehrere aber fielen auf den Rücken und schlugen sich selber auf, wie wenn sie Liebhaber einlüden zum Lesen. Mit einem Getöse, das wie ein Hurra klang, warf sich das Feuer, glühend vor Eifer, über die wehrlosen Bücher, und in demselben Augenblick explodierte die Hängelampe und entsandte ihr Petroleum zu Hilfe, das Klavier aber spielte einen Trauermarsch zu dem Ganzen, daß die Saiten dabei sprangen.

Wie ein listiges Kätzlein hatte das Feuer sein Werk begonnen, nun schritt es wie ein ausgewachsenes, reißendes Raubtier in das anstoßende Zimmer mit langen, gebieterischen Schritten, und alles gehorchte seinem Wink. Mit einer großen Armbewegung riß es die gelblichen Gardinen von den Stangen, fächelte mit einem Finger die seidengestickte Rosette von der Wand herunter, und die kostbare Palme zerknitterte es in einem Griff, so leicht, wie ein junges Mädchen einen kassierten Brief in seiner Hand zusammenknittert, und es verschonte auch ein anderes Hochzeitsgeschenk nicht, den kostbaren Silberaufsatz, an dem der Engel bald die Flügel hängen ließ und den Kopf neigte, während der Silberschweiß ihm auf der Stirne perlte.

Aber dann fing das Feuer an nachzulassen; die Flammen wurden kürzer und standen beinahe still, sie wurden dunkler und waren vor Rauch kaum zu sehen, sie waren nahe daran, zu ersticken — da aber wurde eine Fensterscheibe gesprengt, und eine ungeheuer lange Flamme warf sich heftig zum Fenster hinaus wie ein Mensch, der den Oberkörper in jäher Hast aus einem Coupé hinausbeugt und nach Luft schnappt. Jetzt wurden auch die anderen Scheiben gesprengt, und das Feuer machte sich ans Werk mit erneuten Kräften und frischer Luft in den Lungen; es packte mit gewaltigem Griff die Tür zum Studierzimmer des Pfarrers, an die man Ordre hatte leise anzuklopfen; es ging durch verschlossene Türen und ergriff von dem ganzen Hause Besitz wie der, der den Hauptschlüssel hat; es kochte Wasser in der Küche, briet und brutzelte in der Speisekammer, es brach durch den Fußboden in den Keller hinunter, wo es mit einem Male all das Brennholz verzehrte, von dem es den ganzen Winter hindurch hätte leben sollen, und da die Gipsdecke nicht nachgeben wollte, ging es zu den Fenstern hinaus und donnerte auf das Dach los, bis es ihm gelang, ein paar Ziegelsteine fortzureißen; dann steckte es seine langen Beine durch die Löcher hinab, und bald führte es ein wildes Bacchanal auf zwischen Laken und Linnen, zwischen dürren Holzkisten und Eichensparren, während andere Flammen von unten her ihren Beifall erdröhnen ließen.

Längst hatten die Leute draußen gerufen und geschrien, jetzt kamen sie auch mit Spritzen; die Wasserstrahlen zischten hinein, und das Feuer spie erbost nach ihnen aus, ließ

Digitized by Google

sich aber nicht stören. Das ganze Haus war jetzt ein einziger Bau von Flammen mit einer Menge von Türmen und Türmchen in phantastischem Spitzbogenstil; und es wurden Ausläufer zum Nachbarhause hinüber entsandt, wo sie an Fenster und Türen klopften und augenblicklichen Einlaß begehrten. Man schrie und spritzte, das Wasser half dem Feuer die Fenster sprengen, und damit war dieses Haus erobert.

Neue Schreie. Leute stürzten auf die Büfetts und Schreibtische los, mühten sich ab mit widerspenstigen Schubladen, bearbeiteten Schlösser mit verkehrten Schlüsseln, rissen aus Schränken und Gefächern Silberzeug, Leinen, Geld hervor, während das Feuer hinter ihnen stand und sie auf den Rücken klopfte, damit sie sich sputen sollten, aus dem Hause zu kommen, das nun den Besitzer gewechselt hatte. Sie stürzten zur Tür hinaus mit dem Erraffen oder warfen sich zu den Fenstern hinab, und das Feuer stieß hinter ihnen her mit langen Flammenbeinen; Silberzeug, Porzellan, Papiere, Tücher warfen sie von sich, wo sie sie loswerden konnten, auf die Gartenwege, in die Beete, auf den Misthaufen, ganz einerlei wohin, aber als sie zurück wollten, um mehr zu holen, trat das Feuer ihnen in allen Türen und Fenstern entgegen und erklärte ihnen mit kräftigen Gebärden, da hätten sie nun nichts mehr zu suchen. Sie weinten und fluchten und blieben draußen, und drinnen grinste und arbeitete das Feuer.

Der Wind peitschte darauf zu, und das Feuer stürmte weiter, bald saß es auf Weber Olsens Haus, von wo es sich hinüberwünschte auf Morten Becks Gutshof. Aber dahin zu kommen, erlaubte man ihm nicht; sie breiteten Teertücher aus auf der äußersten Dachseite des Wohngebäudes, und drinnen vom Hofplatz her setzten sie Leitern an ganz bis zum First hinauf, wo Männer standen und Wasser hinabschütteten, als das Feuer anfing, seine Polypenarme nach dorthin auszustrecken. Doch der Garten war dazwischen, und es war ein gutes Stück zu gehen, ohne daß sich unterwegs Nahrung fand. Die übrig gebliebenen Äpfel an den Bäumen wurden gebraten, Äste und Zweige verkohlten und wurden dem Wind übergeben, das Gartenhäuschen wurde untersucht, das Rot des wilden Weins ging in Schwarz über, und das Feuer hielt eine dürftige Mahlzeit an Bänken und Tischen, aber mit dem Wohngebäude war es schlimm bestellt. Der heftige Wind riß die Flammen entzwei, und wie zerfetzte Fahnen wurden sie auf das Haus zu gewirbelt und erhitzten den ohnehin schweißtriefenden Feind; gewaltige Vortruppen von Funken wurden ausgesandt, fanden aber ein gemeinsames Grab an der Persenning, große Harztropfen flossen an den gerunzelten Türgesichtern hinab, aber hinterdrein kam das Wasser und machte alles wieder gut. Die Wasserpumpe schwieg nicht einen Augenblick, unaufhörlich zirkulierten die Eimer die Leitern auf und nieder, das Wohnhaus mußte aufgegeben werden. Außerdem wurde das Feuer von hinten angegriffen: das Haus des Webers wurde niedergerissen; die Reihen der Funken lichteten sich, die Polypenarme wurden kurz und matt, und die matten Menschenarme setzten die Arbeit gleichfalls mit größerer Ruhe fort. Das Haus der Asylfrau jedoch konnten sie nicht retten, und von dieser Stellung aus begann das Feuer nun, Morten Becks Strohdiemen zu belagern, da wanderten Persenninger und Wassereimer nach dort hinüber, und die Arme — des Feuers und der Menschen — kamen wieder in Aktivität.

Niemand aber bemerkte eine kleine feine Rauchsäule, die unter dem Schirmdach des Wohnhauses hervorquoll; da hatte ein mittelgroßer Funke sich festgebissen; in aller Gemütlichkeit saß der hier im Spinnengewebe geborgen, neben einem Sperlingsnest, während das Wasser draußen tropfte; der Wind wehte herein und schaffte neuen Mut, wenn es damit haperte. Das Sperlingsnest wurde genommen, in dem trockenen Moos pflanzte der Funke sich im Fluge fort, und nach kurzem Brüten hüpften flügge Flämmchen aus dem Nest hinaus, aber noch waren sie zu zart, um die Nässe zu vertragen, darum drängten sie sich auf dem anderen Wege vorwärts, bis sie auf den Bodenraum hineinschlüpften; da breitete sich die Brut über das Ganze aus, und bald schlugen sie mit den Flügeln zu den Fenstern hinaus und begrüßten die Männer drüben bei den Diemen, und die erwiderten den Gruß mit lauten Rufen; sie ließen ab von den Diemen und verlegten die Verteidigung auf das Wirtschaftsgebäude, aber einen Moment darauf war ein Feuersegel über den ganzen Hof aufgezogen, und der Feind hatte kaum seine Stellung eingenommen, als er sie schon wieder räumen mußte. Im Nu hatten die Diemen rote Feuermützen auf den Köpfen, der Wind hob das brennende Stroh empor und warf es wie glühenden Regen hin über das Dorf; auf zwei — drei Strohhalmen segelten Feuerkolonien hinaus, um Neuansiedelungen zu stiften, und an mehreren Stellen erzeugte ein Halm einen ganzen Brand. Nun war der Sieg gewiß; das Feuer stürmte ein Haus nach dem anderen, es besetzte die Gassen, damit niemand dastehen und spritzen sollte, zerstörte die Pumpen und hielt Wacht an den Brunnen, so daß das Wasser dort unten blieb und keinen Schaden tat; und es jagte die Leute auch vom Dorfteiche weg; die Anzahl seiner Feinde vermehrte sich von Minute zu Minute, und seine Macht stieg unabläßig.

— Draußen auf dem Wege kamen zwei von der Station her. Oben sahen sie einen blauen, gleichgültigen Himmel und unten ein leidenschaftliches, rotes Gemälde, das am Rande in rußige Zipfel auslief, die sich bäumten und bückten, sich nach rechts und links wanden gleich Tänzerinnen, Volten schlugen oder steif nach der Seite vorragten, im Winde erbebend, drüben in langen Strahlen aus den Fenstern spritzten und krummbucklig die Dachfirst entlang liefen. Schwarze Scheiben wurden erhellt, und man sah in die Stuben hinein, Schranktüren wurden geöffnet und das Feuer wälzte sich hervor, als habe es drinnen verborgen gelegen. Man konnte dem Feuer folgen, wie es von der ersten Etage ins Erdgeschoß hinabsprang, im Geleit eines Klaviers oder sonst irgendwie, und dann kam mehr Illumination in die Fenster. Auf diesem Hintergrund sah man die Menschen schwarz wie Teufel; einige fuhren hierhin und dorthin mit unmenschlichen Gebärden, andere standen in unbeweglichen Klumpen da wie erschrockenes Vieh, und alle Chausseen waren voll von klappernden Holzschuhen, Pferdehufen, von knarrenden Einspännern und schwer ratternden Arbeitswagen. —

Am nächsten Morgen, um die Zeit, da die Leute mit dem Aufstehen hätten beginnen sollen, wurde der Wind müde.

„So hören wir auf", sagte er und legte sich.

Und das Feuer streckte alle seine Tausende von Fingern und Armen gerade empor zum Zeichen, daß es sich begnügen wolle mit dem, was erreicht sei. Aber noch eine Zeitlang wanderte die Dachrücken entlang eine Menge kleiner und großer, aufgerichteter Flammen, die bald hier sich duckten, bald dort emporsprangen, wie Equilibristen, die auf dem Seile Kunststücke machen. Lange jedoch dauerte es nicht, bis sie müde zusammensanken oder bis ihnen ein Spritzenstrahl den Rest gab und sie mit rauchendem Seufzer verschieden. Unter den zusammengestürzten Häusern aber, unten in den Kellern, da legte das Feuer sich zur Ruhe; immer weiter nach unten mußte es kriechen des Wassers wegen, das von oben her kam; zwischendurch jedoch streckte es doch einen Flammenfinger hinauf, um den Feind zu necken, und waren dann mehrere Eimer Wasser daraufgegossen, so drang eine andere Lohe an einer anderen Stelle hervor, bis auch dieses Versteckspiel aufhörte. Und dann schlummerte die große Feuersbrunst sanft ein unter den Ruinen vieler Häuser, und ein paar Tage lang lag sie noch glimmend da unter Träumen davon, was sie diesmal ausgerichtet hatte und was sie das nächste Mal am liebsten ausrichten möchte.

Allerlei

Millionen. Unmerklich hat sich in diesen letzten Wochen etwas Großes vollzogen in unserem Vaterlande. Irgendwo wurde ein kleines Menschenkind geboren und damit ist Deutschland ein Sechzig-Millionen-Reich geworden. Sechzig Millionen! Welche Kraft liegt in dieser Zahl und welche schaffende Hoffnung in alle Zukunft. Wir wachsen an Menschen wie kein anderes Volk in Europa. Der Sockel unseres Volkstums wird breiter und höher. Wir alle wissen, wo die große Mehrzahl dieser neuen Menschen herkommt und wohin sie gehen muß: aus der Industrie in die Industrie. Wir wollen, daß diese Kinder des Volkes dem deutschen Volkstum erhalten bleiben als mitschaffende Glieder. Unter diese Tafel haben wir unsere ganze politische Arbeit gestellt. Deshalb ist für jeden von uns dieses Ereignis, dieses Sechzig-Millionen-Reich mehr als eine statistische Begebenheit, sondern eine Freude und eine neue Pflicht. F.

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

NUMMER 34

Die Hilfe

Sonntag, den 27. August 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Die russische Verfassung — Südwestafrika — Änderung der Taktik der Arbeitgeber) — **Naumann**: Der Wille in der Politik — **Dr. E. Katz**: Der politische Massenstreik — **Rudolf Springer**: Die österreich-ungarische Krise und die deutsche Nation — **Ein Wort zur Fleischnot** — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — Briefkasten — **Gottfried Traub**: Kindersterben — **Paul Zschorlich**: Industrie und Poesie — **Carl Gnnasch**: Vater Böske — Allerlei.

Politische Notizen

Die russische Verfassung. Am 19. August ist die neue russische Verfassung veröffentlicht worden, die Einrichtung der „Reichsduma", das ist einer Volksvertretung des russischen Gesamtstaates. Über den Wert dieser neuen Verfassung gehen die Urteile bis heute blind und wirr durcheinander. Man kann lesen, der Zarismus sei auf die Knie niedergezwungen worden, habe nachgeben müssen, um nur leben zu können, der Bankrott des Selbstherrschertums sei besiegelt usw., aber ebenso kann man lesen, der Zar habe sich eine blutige Verhöhnung Rußlands erlaubt, einen tollen Zarenspaß, eine Karikatur auf eine Verfassung und dergleichen. Beides erscheint als völlig wertlos. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Verfassung vom Standpunkt des Zarentums aus ein starkes Entgegenkommen gegen die Wünsche der Revolution ist, und ebenso ist es sicher, daß dieses Entgegenkommen den Ansprüchen der Revolutionäre nicht genügen kann. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß nicht vielleicht diese Reichsduma für längere Zeit die politische Verfassung Rußlands bleiben wird. Das wird sich erst beurteilen lassen, wenn sie im Januar 1906 zusammentreten wird. Dann wird es darauf ankommen, ob die Regierung stark genug ist, die neue Verfassung in den Grenzen und Einschränkungen festzuhalten, die sie jetzt für nötig hält, oder ob in der Reichsduma sich eine neue Gegenregierung der Zarenherrschaft gegenüberstellt. Alle Beteiligten studieren jetzt natürlich die Geschichte der großen französischen Revolution, die einen mit Angst, die anderen mit Hoffnung. Es fragt sich, ob die Reichsduma den Generalständen von 1789 gleichen wird. Das aber läßt sich erst dann beurteilen, wenn man ihre Zusammensetzung kennt. Bis jetzt weiß man nur, daß die Städte verhältnismäßig schwach beteiligt sind (28 von 412 Mitgliedern) und daß unter allen Umständen das flache Land die Majorität der Vertreter stellt, wie das ja auch der russischen Bevölkerungszusammensetzung entspricht. Man weiß ferner, daß die ärmeren Klassen durch einen hohen Zensus ziemlich ausgeschaltet sind, was aber deshalb nicht entscheidend zu sein braucht, weil die Mehrheit der Armen in den Dörfern weniger revolutionär sein werden als die bürgerlichen Vertreter des Besitzes. Unklar ist bis jetzt die Vertretung der Finnen, Polen und auch der Juden. Es ist denkbar, daß die revolutionäre Strömung mächtig genug ist, trotz des Wahlrechtes die Reichsduma zu beherrschen, da die Aufregung der neuen Wahl alle schlummernden Regungen der Volksselbständigkeit wecken wird, aber es ist ebenso denkbar, daß die Beamtenschaft und die Großgrundbesitzer eine Majorität schaffen, deren Ziel die Erhaltung des altrussischen Zustandes ist. Von geringer Wichtigkeit ist der Punkt, ob die Duma beratende oder beschließende Macht hat. Wenn nämlich die Regierungen stark sind, so haben alle Parlamente, die nicht imstande sind Minister zu entlassen, nur beratende Kraft, und wenn die Regierung schwach ist, so verwandelt sich die beratende Versammlung von selbst in eine beschließende. Ist die Regierung schwach, so helfen ihr auch die verschiedenen Einschränkungen der Duma nichts: die Entlassung, die Bestimmung der Zeit, in der eine Beratung erledigt sein soll, denn dann muß sie von jeder Benutzung dieser Einschränkungen eine Verschlechterung ihrer Lage erwarten. Dann wird die Duma auch imstande sein, ihr Recht auf freie Rede und ungehinderte Berichterstattung durchzudrücken. Bis jetzt ist die freie Berichterstattung nicht gewährleistet. In vieler Hinsicht gleicht die Duma den Parlamenten unter Napoleon I. und Napoleon III. Da aber Nikolaus II. kein Napoleon ist, so ist es möglich, daß er bald von der Versammlung viel abhängiger ist, als sie von ihm, besonders da der Vorsitzende der Duma von der Versammlung gewählt wird und mit großen Rechten ausgestattet ist. Der Inhalt der ersten Tagungen der Duma wird zeigen, ob sie die Verhandlungen über die „Menschenrechte" beginnen will und kann, das heißt über die Sicherung der Staatsbürger vor staatlicher Willkür. Bis dahin werden sich die Kräfte in der bisherigen Weise weiter messen, und mehr als anderswo paßt auf Rußland das Sprichwort: wer es erlebt, der wird sehen, wie es wird!

Südwestafrika. Es ist eine Kette von Mißgriffen, die gerade wir, deren Freude an kolonialer Ausdehnung unzweifelhaft feststeht, doppelt beklagen müssen! Auf lange Zeit hinaus läßt sich eine warme Kolonialstimmung in Deutschland nicht wieder erwarten. Ob man die Vorgänge militärisch, finanziell oder moralisch betrachtet, immer bleibt das Gefühl übrig, daß unser Volk auf dem Kolonialgebiet erst in der untersten Klasse der Vorschule ist. Gewiß, es ist kein leichtes Übungsgebiet, kein bequemes Feld für nationale Erfolge, aber die leichten Länder sind längst vergeben, und wenn wir Deutschen überhaupt an der Kolonisierung fremder Erdteile uns beteiligen wollen, müssen wir eben auf harten Böden unsere erste Schule durchmachen. Bis jetzt fehlen uns die Menschen, die zur Leitung geeignet sind. Kolonien sind Geschäftsunternehmungen, aber keine Kasernenhöfe! Erst war die weiche Militärautorität des Herrn Leutwein nicht klug genug, um die Schlauheit der Schwarzen zu durchschauen, und nun ist die trotzige Schneidigkeit des Herrn v. Trotha auch am Ende ihres Lateins. Trotha ging hinaus, als spräche er: ich will es schon machen. Er verärgerte die Farmer, kränkte den alten Redakteur der „Windhuker Nachrichten", schrieb an die Eingeborenen eine Kriegsdrohung im Stil der Indianergeschichten und fing sogar an, in denselben „Windhuker Nachrichten", denen er vorher die amtlichen Nachrichten entzogen hatte (ganz wie ein Landrat in der Mark), nun seinerseits gegen den Erlaß des Reichskanzlers zu schreiben, der durch sein Angebot von Gnade die Hereros zu neuen Räubereien ermutigt habe. Trotha spielt offenbar den starken Mann mit „dat groot Rohr". Wir haben nichts gegen Energie. Aber daß er Proklamationen ausgehen läßt, in denen er Weiber und Kinder bedroht, ist verwerflich. Er selbst nimmt im Truppenbefehl diese Proklamation zur Hälfte wieder zurück, aber was dann noch übrig bleibt, ist nur der Mann, der gewaltig mit den Gewehren klappert und dessen Telegramme recht arm an Erfolgen sind. Es kommt glücklicherweise die

Digitized by Google

Nachricht, daß seine Zeit bald abgelaufen sein soll. Vom Oktober an wird voraussichtlich Herr v. Lindequist versuchen, die Kolonie in Friedensarbeit hinüberzuführen. Hoffentlich bringt er die nötigen persönlichen Eigenschaften mit. Aushalten müssen wir in Südwestafrika, es koste was es wolle, denn wir würden unsere ganze kolonisatorische Zukunft aufgeben, wenn wir uns als geschlagen und entmutigt erklären würden, aber es wird hohe Zeit, daß es den Farmern und Kaufleuten möglich gemacht wird, ihren unmilitärischen Menschenverstand bei der Lösung dieser peinlichen Aufgabe zu betätigen. Sonst siegen wir schließlich, haben aber niemand mehr, der sich ansiedelt und niemand, der arbeitet. Und alles, was wir in Südwestafrika leisten oder nicht leisten, wirkt nach Ostafrika weiter, wo leider auch neue Morde vorliegen. Im Mittelalter galten die Deutschen für die besten Kolonisatoren. Wie lange ist das leider her!

Änderung der Taktik der Arbeitgeber? In der deutschen Arbeitgeberzeitung erscheint „von geschätzter Seite" ein sehr wichtiger Leitartikel, der den Arbeitgebern empfiehlt, von jetzt an die Arbeiterorganisationen anzuerkennen und direkt mit ihnen zu verhandeln und zu kämpfen. Der Verfasser des betreffenden Artikels ist ein klassenbewußter Arbeitgeber, der den Lohnkampf sehr ernst nimmt und keineswegs geneigt scheint, den Arbeitern mehr einzuräumen als unbedingt nötig ist. Von diesem Standpunkt aus rät er, die bisherige Ablehnung des Verhandelns mit den Gewerkschaftsführern grundsätzlich in das umgekehrte Verfahren zu verwandeln, nämlich in das Verhandeln des Arbeitgeberverbandes mit den Arbeiterverbänden. Die Gründe sind, daß es sich erstens als unmöglich erwiesen habe, die Entwickelung der Arbeiterverbände zu hindern, daß zweitens diese Verbände besser geeignet sind, bindende Verpflichtungen zu übernehmen als die zufälligen Sprecher der einzelnen Fabriken, und daß drittens die öffentliche Meinung das Nichtverhandeln mit den Arbeiterverbänden den Unternehmern verübelt. In dieser letzteren Hinsicht heißt es:

„Ein weiterer Vorteil, den die Anerkennung der Arbeiterorganisation mit sich bringt, ist darin zu erblicken, daß die öffentliche Meinung sich unparteiischer denn bisher gegenüber den Verteidigungskämpfen des Unternehmertums bezeigen wird. Der Bergarbeiterstreik hat bewiesen, daß die Unternehmer im allgemeinen beim großen Publikum sehr schlecht angeschrieben sind. Die Frage, warum dies der Fall ist, kann im wesentlichen dahin beantwortet werden, daß man uns die Nichtanerkennung der Arbeiterorganisationen verübelt. Mögen wir auf die Lobesäußerungen der öffentlichen Meinung in mancher Hinsicht nun auch herzlich wenig Wert legen, so dürfen wir nicht unbeachtet lassen, daß gerade sie der Boden ist, auf dem solche Gesetze, wie die Bergarbeiternovelle, erwachsen. Es darf als charakteristisch für sie angesehen werden, daß sie — die wenigen vorkommenden Ausnahmen beweisen auch hier die Regel — keine Neigung für die gesetzlichen Maßnahmen gegen die Umsturzbewegung hat, und daß sie hofft, diese werde sich mit der Zeit in eine nationale Gewerkschaftsbewegung nach englischem Vorbilde umwandeln. Ein gleiches hoffen auch die Regierungen. Diese Hoffnung ist übermächtig; sie beherrscht die Gesetzgebung, und diese sucht wiederum durch indirekten Druck die Arbeitgeber zur Anerkennung der Arbeiterorganisationen zu veranlassen. Fügen wir uns dem aus freien Stücken, so versöhnen wir die öffentliche Meinung und erschweren zugleich den Regierungen die Möglichkeit, auf unsere Kosten als Friedensstifter aufzutreten, wie das im Bergarbeiterstreik der Fall gewesen ist."

Schon daß in der Arbeitgeberzeitung dieser Vorschlag rückhaltlos vorgetragen werden kann, ist ein Erfolg des stets von uns vertretenen Gedankens der vollen staatlichen und geschäftlichen Anerkennung der Berufsvereine. Vorläufig werden sich viele Arbeitgeber noch sträuben. Die „Hamburger Nachrichten" brachten sofort einen scharfen Gegenartikel gegen die Arbeitgeberzeitung. Das Sträuben aber hilft nichts, sobald die sachliche Logik für das neue Verfahren spricht. Die Verbände sind da, die Verbände wachsen, die Unternehmer können nicht mehr so tun, als lebten sie in einer Welt ohne Gewerkschaften! Es würde ein großer Fortschritt sein, wenn aus den Streiks der Zukunft die veraltete Streiterei um das Recht der Organisationen ausgeschaltet werden könnte.

Der Wille in der Politik

Am Anfang aller Politik steht der politische Wille. Er ist das Blut aller politischen Kämpfe. Ohne Willen ist es unmöglich, Staaten zu gründen, zu erhalten, zu ändern, zu zerbrechen. Ganz gleichgültig, ob es sich um Fürsten, Minister, Parteien handelt, das erste Erfordernis ist der Wille, der dem Gemeinschaftskörper eine bestimmte Form geben will. Der Rohstoff dieses Willens ist die Gesetzgebung und der Staatsvertrag. Nur auf diese Dinge bezieht sich der politische Wille. Alles, was nicht Gesetz oder Staatsvertrag werden kann, liegt außerhalb des politischen Wollens. Beispielsweise ist die Idee einer guten allgemeinen Volksbildung an sich eine unpolitische Idee, ein Kulturgedanke, der mit dem Staat gar nichts zu tun hat. Erst von da an, wo diese Idee mit Hilfe der Gesetzgebung (Schulzwang, Staatsfinanzen) gefördert werden soll, tritt sie in den Bereich des politischen Wollens. Gleichzeitig aber kann die Idee der Volksbildung auch um ihrer in Aussicht stehenden Folgen willen in den Umkreis des politischen Wollens eintreten, insofern als die erweiterte Bildung eine Veränderung der Kräfte hervorrufen kann, die später einmal Gesetze und Staatsverträge herstellen. Auch die Idee der Verkürzung der Arbeitszeit, um ein zweites ähnliches Beispiel zu bringen, ist an sich völlig unpolitisch, solange man zu ihrer Durchführung keine Gesetze anwenden will, sondern etwa nur Vertiefung der Einsicht in den Nutzen dieser Verkürzung. Erst von da an, wo man den Zwang des Gesetzes verlangt, wird diese Idee ein Teil der Politik. Dieser Unterschied wird in der volkstümlichen Behandlung der Politik fast nirgends reinlich beobachtet, aber er muß von denjenigen klar begriffen werden, die in Politik etwas leisten wollen. Die volkstümliche Behandlung der Politik hat ihrerseits die Neigung, den Unterschied sittlicher, volkswirtschaftlicher und politischer Ziele zu verwischen, um die größere Schwungkraft allgemeinerer Kulturideen für die Erreichung gesetzgeberischer Fortschritte benutzen zu können. Das ist nicht unberechtigt, soll nicht von uns getadelt werden, wir selbst machen es auch so, nur soll der tiefer Denkende sich der Grenzen der benachbarten Gebiete bewußt bleiben, damit er nicht als Politik ausgibt, was keine Politik ist, und damit seiner Arbeit den Charakter des Phrasenhaften gibt.

Der Unterschied zwischen politischer Phrase und politischem Willem ist folgender: Die politische Phrase stellt Ziele auf, die weit über das politische Gebiet hinausgehen und erweckt doch den Schein, als seien sie Gegenstände des politischen Wollens. Wenn beispielsweise die Herstellung größerer Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit als politisches Ziel verkündigt wird, so ist das eine Verdunkelung des politischen Horizontes durch große Wolken. Politik kann nur zum Ziel haben die Gleichheit aller Staatsbürger gegenüber dem Staat (gleiches Recht, gleiches Gesetz, gleichen Schutz), die Freiheit aller Staatsbürger vor Ausnutzung der Gesetzgebung zu ungunsten des einen Teiles (Abschaffung aller Vorrechte) und die Verminderung unnötigen Zwanges für alle (Polizeistaat), die Pflicht der brüderlichen Erhaltung der Schwachen durch die Mittel der Gesamtheit (Armenrecht, Staatsunterstützung), aber was darüber hinaus ist, die Gleichheit der Leistung und des Besitzes, die Freiheit der persönlichen Bewegungen und Entschlüsse, die Entfaltung aller schlummernden Anlagen, die Gesinnung der sittlichen und religiösen Brüderlichkeit, das alles ist seinem Wesen nach unpolitisch, kann vom Staat gar nicht gemacht werden, kann durch keine Verfassung und keine Gesetze erzwungen werden, muß also ausscheiden, wenn ernsthaft von Politik geredet wird. Nun kann man zwar einwenden, daß gerade die großen Illusionen und Phrasen in der Geschichte der Staaten sehr wirksam gewesen sind, und also doch um ihrer Wirkungen willen als Werkzeuge des politischen Wollens angesetzt werden müssen. Das ist völlig richtig, nur soll man eben den Unterschied zwischen Ziel und Hilfsmittel kennen, weil sonst die große Illusion aus einer Stärkung des politischen Wollens zu einer Schwächung wird. Dieses tritt ein, sobald die Leute an die Erreichbarkeit der großen Illusion glauben, und deshalb alle wirklichen Fortschritte der Gesetzgebung als kleine Abschlagszahlungen verachten, für deren Erreichung es sich nicht verlohnt, die ganze Kraft einzusetzen, ein Zustand, wie er sich bei der Sozialdemokratie in betrübender Klarheit beobachten läßt: sie wird schwach an politischem Wollen aus über-

Digitized by Google

spannung ihrer Ziele, das heißt aus Aufstellung allgemeiner Kulturideen an Stelle bestimmter Absichten auf Veränderung des Staates.

Man kann im Leben der einzelnen Menschen oft finden, daß es jemand vor lauter großen Plänen zu nichts bringt. Das sind Leute, die überhaupt das Wesen des Willens noch nicht ergriffen haben. Zum Willen gehört außer der Vorstellung des Zieles eine gleichzeitige Vorstellung des Weges, auf dem man das Ziel erreichen will. Eine bloße Vorstellung des Zieles ohne den Weg ist ein Wunsch, aber kein Wille. Die Vorstellung des Zieles allein erweckt gar keine praktisch nützliche Tätigkeit, solange zwischen dem Menschen und seinem Ziel ein hohler Raum ist, über den es keine Brücke gibt. Erst aus der genau ausgedachten Überbrückung des hohlen Raumes erwächst das erfolgreiche Tun. Menschen, die Ziele haben, aber keine Wege, nennen wir Phantasten. Mögen die Phantasten, was sie oft tun, vom Willen noch so volltönend reden, sie haben keinen Willen. Erst mit der Vorstellung des Weges tritt das Wollen ins Leben. In diesem Sinne ist es ein Wunsch, aber kein Wille, wenn sich jemand als Republikaner bekennt, aber keine klare Ansicht darüber hat, wie die Republik erlangt werden kann. Oder es ist Wunsch, aber nicht Wille, wenn jemand vom Weltfrieden redet, aber nicht weiß, wie dieser Friede aus den Wolken herabzuholen ist. Natürlich gibt es zwischen Wunsch und Willen viele Zwischenstufen, die Stufen der wachsenden Klarheit des Weges. Auf diesen Stufen steigt das politische Wollen aus den blauen Nebeln der Wünsche empor.

Im Mittelalter soll es einmal eine Disputation darüber gegeben haben, ob man zu jemandem sagen könne: wolle! (Ob ein Vokativ von Wollen möglich sei). Diese Frage ist im Grunde noch heute unentschieden, da sie in die tiefsten Geheimnisse der Seelenlehre hineinführt, und wir beabsichtigen nicht, hier im Vorbeigehen diese ewige Menschheitsfrage, was im tiefsten Grunde der Wille ist, zu behandeln. Politisch erscheint aber soviel sicher, daß kein politischer Wille willkürlich entstehen kann. Alles willkürliche Wünschen bricht sich an der Stelle, wo der Weg entdeckt werden soll. Man denke an das Wünschen des alten Mittelstandes, die Grundlage des Staates zu sein, das heißt die Gesetzgebung so einzurichten, daß der Kleinbetrieb die herrschende Schicht bildet! Der Wunsch als solcher ist ganz klar, er kommt auch mit einer gewissen Notwendigkeit aus den Köpfen der Kleinbetriebsinhaber heraus: das Ziel ist formulierbar, der Weg aber ist unerfindbar, denn es übersteigt die Kräfte der Politik, eine sinkende Gesellschaftsschicht zur steigenden zu machen. Man versucht es, die große Maschine der Gesetzgebung bald so, bald so einzustellen, aber immer kommt kein Erfolg heraus. Diese Versuche sind ebensowenig politischer Wille als es die große Illusion von der Gleichheit ist. Politisch wollen kann eine Schicht nur innerhalb des Maßes ihrer Kräfte, nicht aber willkürlich über dasselbe hinaus. Wo die Kräfte wachsen, wächst der Wille, wo sie sinken, wachsen nur die Wünsche.

Und das Ergebnis dieser Überlegungen? Die neue deutsche Linke wird nur dann entstehen, wenn der zu ihr gehörige politische Wille entsteht. Dieser Wille muß frei von der Phrase sein, als könne man mit Politik alles machen, und frei von dem Traum als könnte man sinkende Gestaltungen durch Staatsmittel erhalten. Wir müssen für ein Staatsideal arbeiten, das den neuen Kräften des Industrievolkes angepaßt ist und sich den alten Zielen des Liberalismus annähert, soweit sie politischer Natur waren, ein demokratisches Staatsideal auf dem Boden der Gegenwart, das heißt des Großstaates und des Großbetriebes.

Naumann.

Der politische Massenstreik

II.

Eduard Bernstein hielt im vierten Berliner Wahlkreis eine Rede für den politischen Massenstreik. Sie klang verzweifelt traurig. Er empfiehlt den Massenstreik für den Fall einer Wahlrechtsverschlechterung, aber er selbst scheint von der Erfolglosigkeit überzeugt zu sein. Wie kann die bürgerliche Gesellschaft vor eine Kalamität gestellt werden, wenn, was auch Bernstein einsieht, nicht einmal der Verkehr stillzulegen ist? Aber die feiernden Arbeiter sollen zu Demonstrationen auf die Straße ziehen! „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre"; „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein!" — das sind Bernsteins Argumente. Man kann seine Stimmung menschlich begreifen, als die Stimmung eines weiterblickenden Sozialdemokraten, der hinter der neueren Politik seiner Partei die Katastrophe drohen sieht. Aber — wahrhaftig! — die Arbeiter sind doch nicht für die Sozialdemokratie da, sondern die Sozialdemokratie für die Arbeiter! Hat die Sozialdemokratie die Schule des Sozialistengesetzes durchgemacht, um der bösartigsten Reaktion leichtsinnig auf den Leim zu gehen? Hat sie um deswillen die Revolutionsspielerei der Anarchisten bekämpft, um sich anderthalb Jahrzehnte nach Ausschluß der „Jungen" sagen zu lassen, die Anarchisten hätten recht behalten? Will die Sozialdemokratie sich vor das Mausergewehr stellen, nicht um ihrer Gesellschaftsordnung willen, sondern um für eine liberale Errungenschaft zu fechten, deren Verteidiger durch die Sozialdemokratie selbst zurückgedrängt worden sind? Eine Reaktion, die das Reichstagswahlrecht beseitigt, wird sich wahrhaftig nicht von umherspazierenden Arbeiterscharen beunruhigen lassen. Entweder sie schickt sie nach Hause, und dann war das Ganze eine tragische Operette, oder die Arbeiter setzen sich zur Wehr und dann werden sie niedergeknallt. Man sieht, von welcher Güte das „neue" Kampfmittel ist, wenn ein ehrlicher Mann, wie Bernstein, daran geht, es zu explizieren. Wir haben ja vorläufig keine Angst, daß die Sozialdemokratie es bis zum äußersten kommen läßt. Wie wir die Gemütskonstruktion der radikalen sozialistischen Literaten kennen, werden sie, die jetzt mit dem Massenstreik in der Luft herumfuchteln, schon einen „historisch notwendigen" Grund zum Bremsen finden, wenn es zum Klappen kommt. Inzwischen freilich haben sie das erreicht, worauf es ihnen im Grunde ankommt. Sie haben die Arbeiter durch Vorzauberung eines Trugbildes sich als Publikum ihrer revolutionären Phrasen erhalten. Man nennt dies „Erhaltung der revolutionären Energie".

Selbst Frau Roland-Holst, die in ihrem Buch (Generalstreik und Sozialdemokratie) so sehr für den politischen Massenstreik schwärmt, selbst diese fanatische Dame muß eingestehen, daß ein politischer Streik zum Zwecke der Manifestation in Deutschland unheilvoll ausgehen muß. Sie schreibt:

> In Staaten von ganz oder halb absolutistischem Charakter, mit starker Zentralregierung und dürftig entwickelten, wenig einflußreichen parlamentarischen Einrichtungen, ist der politische Streik als gesetzliches Demonstrations- oder Manifestationsmittel, wie er in Schweden oder Italien gehandhabt wurde, unmöglich. Als solcher kann er nur in parlamentarisch ausgebildeten, halb demokratischen Staaten in Anwendung kommen, besonders in kleineren, wo die Staatsgewalt weniger zentralisiert, der Militarismus zu keiner so furchtbaren Macht geworden ist.

Damit sei über den sogenannten Demonstrationsstreik genug gesagt.

Nun haben wir uns aber noch mit einer anderen Spezies zu beschäftigen. Frau Roland-Holst kennt nämlich nicht nur diesen Demonstrationsstreik, der „gleichsam den Herrschenden nur die Macht und Einigkeit des kämpfenden Proletariats zeigen will". Sie kennt auch den politischen Streik als „Zwangsmittel":

> Der politische Streik richtet seine Spitze gegen den Staat; durch seinen Druck versucht er nicht, die Gesellschaft aufzureiben, sondern die politischen Machthaber zum Weichen zu bringen.

Wie ein solcher Streik aussieht, wenn er gelingt, das malt die Verfasserin ganz wunderschön. Produktion, Verkehr, Nachrichtendienst liegen still. Beleuchtung, Reinigung, Wasserzufuhr versagen. Eigentum und Leben sind in Gefahr. Das Geld hat seine Allmacht verloren. In nervöser Angst blickt die bürgerliche Gesellschaft zur Regierung um Hilfe. Aber, was soll die Regierung tun, da die Massen friedlich bleiben? Sie wird desorganisiert und gerät so gegenüber den in ihrer Disziplin verharrenden Arbeitern in Nachteil. Usw.

Man weiß zwar nicht, wie Eigentum und Leben gefährdet werden sollen, wenn die Massen friedlich bleiben. Man weiß auch nicht, wie und von was die Massen sich verproviantieren sollen, ohne daß selbst die dumme bürgerliche Gesellschaft es merkt und das gleiche tut. Man weiß schließlich auch nicht, wie das Proletariat es anfangen soll, durch „Besonnenheit" (S. 108) zu siegen, wenn es alle Vorsicht und Rücksicht vergessen muß, und wenn die Schar der Feiernden, so wie die Wolken den Himmel überziehen, die Städte und das Land überschwemmt (S. 112).

Digitized by Google

Auch muß ich gestehen, der Verfasserin nicht da folgen zu können, wo sie durch den Massenstreik den Militarismus beseitigt. Das soll nämlich so vonstatten gehen: da die Massen friedlich bleiben, kann das Militär nicht schießen; da das Militär nicht schießen kann, erfüllt es seinen Zweck nicht; ergo bricht die Einrichtung des Militarismus in sich zusammen. „So erweist sich der politische Streik als äußerst geeignet, die Macht des blinden Gehorsams zu brechen, und damit die letzte Stütze zu untergraben, die der sinkenden bürgerlichen Herrschaft noch zu Gebote steht: die Militärgewalt." Das erinnert an das berühmte Rezept, wie man einen Spatzen fängt — indem man ihm nämlich Salz auf den Schwanz streut. Aber, nehmen wir an, es sei nur unsere historisch bedingte Beschränktheit, die sich wundert, solche Ausführungen nicht in einem Witzblatt zu finden, sondern in einem Buch, das von den führenden Organen einer Millionenpartei über den grünen Klee gelobt wird.

So oft Frau Roland-Holst das Phantasieren aufgibt und Tatsachen untersucht, liefert sie auch hier den deutschen Gegnern der Massenstreikspropaganda ein Argument nach dem anderen. So sagt sie, daß ein erfolgreicher Massenstreik von drei Voraussetzungen abhänge: der revolutionären Vergangenheit, dem starken Temperament, dem Umstand, daß ein Volk nichts zu verlieren hat als seine Ketten. Wie steht es denn um die revolutionäre Vergangenheit der deutschen Arbeiter und des ganzen deutschen Volkes? Für alle unsere freiheitlichen Einrichtungen, von der Bauernbefreiung an bis zur Einführung des Reichswahlrechtes, haben die Franzosen geblutet oder sie sind von oben einem machtlosen Volke geschenkt worden. Am Temperament des Ausdrucks fehlt es ja unseren Sozialdemokraten nicht, aber in der Praxis haben sie bisher, was sehr richtig war, mehr Temperament darauf verwandt, revolutionäre Einzelpersonen kaltzustellen, als selbst derartige Neigungen temperamentvoll zu betätigen. Wer aber der Ansicht ist, die deutsche Arbeiterschaft sei sich bewußt, nichts zu verlieren zu haben, den dürfte der Kölner Gewerkschaftskongreß eines anderen belehren. Derselbe Kongreß hat aber auch bewiesen, daß die deutschen Arbeiter nicht jene elementare Voraussetzung des politischen Massenstreiks gewährleisten, die Frau Roland-Holst nennt: mit ganzer Seele dahinterstehen. Und das wird nicht anders werden, solange die Gewerkschaftler sich an den fünf Fingern abzählen können, daß sie nicht auf die Staatsbeamten und die Staatsarbeiter, nicht auf die unorganisierte Masse der Großbetriebe und nicht auf den ganzen schwächeren Haufen in Stadt und Land rechnen dürfen.

Wenn sich die riesenhafte Organisation zustande bringen ließe, die einen erfolgreichen politischen Massenstreik ermöglicht, dann wäre natürlich alles anders. Aber warum ist sie denn nicht möglich? Eben aus demselben Grunde, aus dem es ein Unding ist zu glauben, daß in Deutschland eine reine Arbeiterpartei reif sei zur ganzen politischen Macht. Der Sozialismus als Wissenschaft machte diese politische Reife abhängig von den Produktionsverhältnissen. Er irrte sich im Tempo, aber auf diese Abhängigkeit hat er unablässig hingewiesen. Der Revisionismus hat demgegenüber gezeigt, daß die Produktionsentwicklung anders geht, als Marx und Engels zu sehen glaubten, und daß man demgemäß auch eine andere politische Taktik einschlagen müsse. Diese Revisionisten wurden in Dresden politisch vernichtet und ihre Gedanken souverän unterdrückt. Man entschloß sich zu einer Taktik, die vorausgesetzt, daß das Proletariat innerhalb 24 Stunden zur politischen Macht reif sei; man schlug den Rückweg ein, von der Wissenschaft zur Utopie. So ist es nicht weiter wunderbar, wenn jene radikalen Ignoranten der Volkswirtschaft jetzt den, ihrer übrigen Einsicht entsprechenden, Gedanken des politischen Massenstreiks verbreiten. Bedauerlich ist nur, daß auch Leute mit volkswirtschaftlichem Wissen, wie Bernstein und v. Elm, einen Schritt empfehlen zu müssen glauben, von dem Jean Jaurès geschrieben hat:

> Die Arbeiterklasse würde das Opfer eines unheilvollen Wahns und einer krankhaften Zwangsvorstellung, wenn sie das, was nur eine Taktik der Verzweiflung sein kann, für eine Methode der Revolution ansähe.

Man kann dies schließlich nur so erklären, daß diese Leute angesichts der Politik ihrer Partei alle Hoffnungen verloren haben. Jaurès sagt ganz mit Recht: der politische Massenstreik ist eine Taktik der Verzweiflung. **Eugen Katz.**

Die österreich-ungarische Krise und die deutsche Nation.

IV. Die magyarische Gentry, die ungarischen Nationalitäten, Los von Wien.

Das war ein sonniger Tag für das herrliche Ungarland, als sich Franz Josef I. zum König krönen ließ. Die Prunkliebe des magyarischen Kirchenfürsten, Magnaten und Adels ließ die ganze geschichtliche Pracht des Landes in Ofen aufmarschieren, Aug' und Ohr und Phantasie der Massen gefangen zu nehmen. Ungarn hat dergleichen nie gesehen und wird es nicht mehr: die Nation war eins! Noch nicht zerrissen von Klassenkämpfen, nicht mehr bedroht von nationalen Gegensätzen: Kroatien nahm begeistert Teil, und die Serben, die Rumänen schlossen sich freudig an, die führenden Köpfe der Deutschen Ungarns gingen mit ganzem Herzen im Magyarentum auf, das die historische Gentry führte.

Und das war eine mannhafte, energische und kluge Menschenart, durch jahrhundertlange Kämpfe politisch erzogen. In ihren Adern floß lange nicht mehr rein und ausschließlich magyarisches Blut. Noch im siebzehnten Jahrhundert fühlte sich der Landjunker der Slowakei, der Waldkarpaten, der südlichen Tiefebene als Slowake, Russe oder Kroate. (Der ruhmvolle Verteidiger von Sziget, Niklas Zrinyi war Kroate, der Name Kossuths ist slowakisch, der König Mathias Korvinus war Walache.) Aber im Kampf gegen Wien verschmolzen die Magnaten — vielfach kroatischen und slowakischen Stammes — und die Junker zu einer Nation, und es gibt schon seit zwei Jahrhunderten nur einen magyarischen Adel in Ungarn. Die Gentry war allein das Volk — populus — alles andere war untertan, plebs. Sie bildete als absolute Herrin der Komitatsverwaltung*) und der Ständeversammlung Hirn und Rückgrat Ungarns und übertraf womöglich den preußischen Junker an Herrschsucht und Herrschertalent.

Dieser Junker war von ganz anderem Schlage als der höfische Magnat oder ein österreichischer Feudalherr, der dem spanischen Grande vergleichbar ist. Dieser regiert über Verwalter, leitet seine Hausbureaukratie, der Junker beherrscht Menschen, der Magnat überprüft Rechnungen. Der Junker gebietet persönlich, der Magnat ist die Beute seiner Lakaien, der Junker der Ausbeuter seiner Arbeiter, unter denen er lebt. Diese persönliche Herrschaft über einen übersehbaren Kreis von Menschen und Dingen verleiht alle Tugenden und Einsichten des Herrschers. Das war der magyarische Junker noch 1867. Er kam aus einer Zeit, wo er die Grundherrschaft und die Landesherrschaft in seiner Person vereinigte.

Die Einrichtung des bürgerlichen Staates in Ungarn, der von der Bachschen Bureaukratie vorbereitet und vom Budapester Parlamente nach 1867 vollendet wurde, hat den Junker allmählich umgewandelt. Der Grundherr ward zum Grundwirt, der Landesherr, der in Person am Ständetag mitgebietet, wurde entweder Landesbeamter oder parlamentarischer Vertreter: die einheitliche Klasse spaltet sich in drei Berufe.

Als Grundwirt wurde der Junker Großbauer, Steuerträger, Kontrahent von Tagelöhnern, Produzent von Weizen und Wein, und hatte vermittels wirtschaftlicher Tugenden Geld zu machen. Diese Rolle liegt ihm wenig. Er verpachtete oder verkaufte an Juden, und verließ das flache Land. Blieb er, so wurde er eben geistig und politisch ein Großbauer, mit dem ganzen Stolz seiner Herkunft und der ganzen Armseligkeit eines mittleren Getreideproduzenten. In der Regel suchte er das Amt, ward also studierter Aktenschmierer, eingesponnen in die Netze der Disziplinarordnung — Staatsdiener statt Landesherr, trotz

*) Ihre Stellung trat in Siebenbürgen am deutlichsten hervor. Das Land hatte drei rezipierte Nationen, die Sachsen, die Szekler magyarischen Freibauern und die Komitatenser, welche das rumänische Land, den überwiegenden Teil, vertraten. So hießen die magyarischen Rittergutsbesitzer. Ihre Hörigen waren durchaus Rumänen, und bildeten zwei Drittel des Volkes, trotzdem war die rumänische Nation nicht rezipiert, sie war von Gesetzes wegen nicht da. Es zeigt den großen Wandel der Dinge, daß Siebenbürgen heute ein rumänisches Land, und die Kastelle und Güter der Junker fast ganz in den Händen von Juden sind!

Digitized by Google

seines unbezwingbaren Hochmuts, den er nun ganz gegen die Plebs loszulassen suchte. Besaß er rednerische und literarische Fähigkeiten, so wurde er Journalist und Politiker, der das Wort und die Feder ebenso sicher handhabt wie die angestammte Pistole, und die ererbte Lebensverachtung in einem romantischen Glücksrittertum betätigt, das ihn gern in finanzielle, industrielle Unternehmungen, in Turf- und Spielskandale verwickelt. In allen drei Funktionen, als Grundwirt, als Beamter, als Journalist und Politiker begegnet er gefährlichen, überlegenen Konkurrenten, dem jüdischen oder deutschen Pächter, dem deutschen Beamten, dem jüdischen Journalisten und Politiker, welche, frisch zum Magyarentum konvertiert, das nationale Moment erst recht herauszukehren bereit sind. Dabei sind einzelne Vertreter der Gentry gewiß von echtem politischem Adel, große Parlamentarier, bedeutende Staatsmänner — die Gentry als Klasse aber hat sich aufgelöst in die normalen Klassen jeder bürgerlichen Gesellschaft, in Großbauern, in bureaukratisches oder industrielles Bürgertum, in Intellektuelle, der größte Teil ist verarmt und bildet ein unzufriedenes Kleinbürgertum von Schankwirten, verschuldeten Haus- und Grundbesitzern usw. Im ganzen bildet sie nur mehr neben den bürgerlichen Stammangehörigen jeder Klasse einen numerisch geringen, aber sehr wirksamen Einschlag, wie ihn deklassierte Herrenklassen ausüben: sie politisieren und reizen auf, teilen allen ihre Sitten und Unsitten, ihre geschlechtliche Moral, ihre Überhebung, ihre Trink- und Duellwut mit. Diese Transfusion mit Junkerblut und das starke jüdische Element geben der ungarischen Gesellschaft das ganz eigenartige Gepräge von Hochmut und Brutalität gegen die unteren Klassen, von freien Sitten und ungezügelter Wildheit.

So ist das Magyarentum von heute in seiner Psychologie ein ganz anderes als vor dreißig Jahren, und der jüngere Tisza steht einer anderen Nation gegenüber als Déak. Mit dieser Änderung der sozialen Schichtung erhält der magyarische Nationalismus auch einen anderen Charakter und andere Ziele.

So lange die Gentry eine Klasse war und als solche das Land regierte, stand sie hors concours — es gab nur eine magyarische Gentry neben einem deutsch-jüdischen städtischen Kleinbürgertum, das ihr willig folgte. Der andersprachige Bauer und Tagelöhner war politisch einflußlos, und seine Nationalität war der Gentry gleichgültig. Magyarisch war übrigens Brot; der Konvertit war in Amt und Geschäft willkommen — galt es doch, eine zivile, kirchliche und militärische Bureaukratie fast ganz neu zu schaffen. Die Bachschen Beamten, welche das Land 1849—1860 in deutscher Sprache verwaltet hatten, waren nach Österreich zurückgeschickt, die deutschen und slawischen Kirchenfürsten, Bischöfe, Äbte und Kapitulare, welche die Konkordatspolitik des Grafen Thun den Magyaren in den Pelz gesetzt, auf den Aussterbetat gesetzt, und die Honved neu begründet worden. Mit der geänderten Geschäftssprache der Behörden, der Handelskammern, der Bahn- und Industrie-Unternehmungen war allen nichtmagyarischen Angehörigen der liberalen Berufe die Lebensquelle versiegt. Ein ganzes Heer von studierten Magyaren war nötig geworden, welches die Gentry nicht stellen und das sich so rasch aus dem magyarischen Landvolk nicht rekrutieren konnte. Die Zipser Deutschen, die Siebenbürger Sachsen und die Banater Schwaben, die unter Bach gedient und die Staatsverwaltung kennen gelernt hatten, gingen mit Freuden zu den Magyaren über — viele von ihnen befinden sich heute in den höchsten Staatsstellen. Ihrem Beispiel folgte die studierende Jugend aller Nationen — für jedes Talent hatte das Magyarentum Brot und Ehre, wenn es sich zur Staatsnation bekehrte — außerhalb derselben blieb keine Existenzmöglichkeit. In den Jahrzehnten 1870—1890 hat auf diese Weise die Nation eine Absorptions- und Assimilationskraft gezeigt, die erstaunlich ist: keine europäische Weltsprache hat je so rasche Eroberungen gemacht wie das magyarische, das bis dahin ein nach Europa verschlagener, verachteter Provinzialismus gewesen war! Die Ursachen sind uns nun klar.

Was den 10 Millionen Deutschen in Österreich nicht gelang, das schienen die 7½ Millionen Magyaren unwiderstehlich durchzusetzen, der magyarische Nationalstaat Ungarn schien absolute Gewißheit! Was die indogermanische Weltsprache nicht vermag, das bringt inmitten Europas ein uraltaisches Idiom zustande. Merkwürdig in der Tat!

Und dennoch! Vor 50 Jahren, als Bach seine allmächtige deutsche Bureaukratie über Österreich und Ungarn einsetzte, damals schien Ungarn deutsch wie ganz Österreich, damals verhandelten die Pester, Kaschauer, Temesvarer, Esseger Handelskammern in ebenderselben Sprache wie jene Wiens und Pilsens, damals meinte Bach, daß die Zeit des Magyarentums in 25 Jahren abgelaufen sein werde —, welche Werbekraft der deutschen Sprache!

Und doch wurde das magyarische ein Jahrzehnt nach Bach ungarische Staatssprache, wie das tschechische in Böhmen Landessprache!

Was erklärt diesen Wandel? Im Jahre 1848 erst trat unsere Monarchie aus der feudalen Epoche heraus: sie kannte nur einen höfischen Hochadel, leibeigene Bauern und daneben ein deutsches städtisches Bürgertum in Ungarn, Galizien (deutsche Juden) und Böhmen wie in den Alpenländern. An dieses deutsche Bürgertum konnte allein der junge bürgerliche Staat anknüpfen — die ungeheure Masse des Landvolks sank, sobald die feudalen Lasten abgeschüttelt waren, wieder zurück in politische Apathie —, endlich bewirtschaftete es seinen Boden als Eigentum, aber noch immer naturalwirtschaftlich, d. h. außerhalb des Gemeinlebens, des Staates — die patriarchalische Kaiseridee genügte ihm vollständig.

Aber die Zeit begann, es in die Geldwirtschaft hineinzuziehen, in Österreich um zwei Jahrzehnte früher als in den peripherischen Teilen Ungarns — und dort wohnen die „Nationalitäten". Daß die tief ungarischen Städte so rapid magyarisch wurden, das ist uns sofort auch aus ökonomischen Gründen klar, wenn wir uns dessen erinnern, was wir früher von dem Konkurrenzkampf des Handels und Handwerks in den Landstädten Böhmens gesagt. National folgt die Stadt dem Land, unausweichlich. Das flache Land aber? Ist es überhaupt zu entnationalisieren?

Nie und nimmer! Mit den Mitteln unserer Zivilisation nicht! Es gäbe nur einen Weg, den die Römer gegangen, das Volk zu Sklaven zu machen und auf den Markt nach Rhodos zu führen. Unser vorzüglichstes und nachhaltigstes Mittel, die Volksschule selber, vermag nichts. Wir in Österreich haben es ausprobiert! Was sind die Schulstunden gegen den langen Tag, die Schul- und Kinderjahre gegen das lange Leben, das der Landmann mit seinem Acker, seinen Haustieren und seinen zählebigen Eltern, mit den Nachbarn verbringt! Ohne eine völlige Änderung unserer Wirtschaftsverfassung wird man geschlossen gesiedelte Nationen und Nationsteile nie nationalisieren, kleine Sprachinseln kaum in hundert Jahren! Der bureaukratische Überbau ist dabei ebenso ohnmächtig als der feudale! 150 Jahre Türkenherrschaft hat die Magyaren, eine tausendjährige Magyarenherrschaft in Siebenbürgen hat die Rumänen nicht bezwungen. Kein Wunder also, daß der magyarische Staat von 1867 bis heute trotz der gewaltigsten Absorption dem deutschen, rumänischen, slowakischen, ruthenischen und serbischen Ackerbauer nichts anzuhaben vermochte. Der Ackerbauer allein ist keine Nation, aber wir haben in Österreich gesehen, wie er alle anderen Klassen aus sich und neben sich entwickelt hat!

Dieselbe Entwickelung setzt in Ungarn seit zehn Jahren ein, und der Auflösung der Gentry kommt die Konsolidierung der Nationalitäten entgegen.

Der nie erloschene Nationalismus der Bauern verfuhr — wie überall — rein defensiv und stützte sich auf die Kirche. Man läßt den Fremden sich im Orte nicht ankaufen, man hält fest an seine kirchlichen Einrichtungen, die bei Serben, Rumänen und Ruthenen, zum Teil bei den Deutschen, zugleich national sind. So sichert man das Dorf — die Stadt betritt man nur, um zu kaufen und zu verkaufen. Je mehr das Magyarentum — anstatt des früheren bescheidenen Deutschtums — in der Stadt sich fühlt, um so mehr widerstrebt der Landmann, er sucht, er hält das nationale Geschäft. Und mitten auf der Siegeslaufbahn erfährt das Magyarentum von dem Abbröckelungsprozeß in den siebenbürgischen, Banater, nordungarischen Städten. Das magyarische Kleinbürgertum setzt sich zur Wehr — der nationale Kampf erhält mit einem Male den aggressiven, hitzigen Charakter. Und dieser verschärft sich durch den Umschlag der Konjunktur in den liberalen Berufen.

Die Überfüllung derselben ist in Ungarn heute schon gewaltig, und der Staat vermag seine Studentenscharen nicht mehr unterzubringen. Nun sieht der magyarische Intellektuelle den Konvertiten nicht mehr gern, er traut

Digitized by Google

ihnen aus Interesse nicht, er flucht den Deutschen, Slawen, Rumänen und Juden, die ihm immerhin — durch Verrat — die Stellen wegnehmen, statt die Nationen anzuziehen, um sie zu assimilieren, stößt er sie zurück; er wird statt attraktiv repulsiv-national, also rassen-nationalistisch und antisemitisch. Der andere macht aus der Not eine Tugend, bekennt sich zur Muttернation — und macht so sein Geschäft: Denn wie das Landvolk ins Verkehrsleben hineingerissen ist, braucht es den Advokaten und Notar, gewöhnt es sich an den Arzt usw., und zieht seinen Nationsgenossen dem Magyaren vor. An das Landvolk schließt sich also neben dem Klerus der städtische Kleinbürger und der Intellektuelle, — Schichten, welche bereits in die bevorrechtete Sphäre der Zensuswähler hineinragen — die aufsteigende nationalistische Bewegung ist geboren, ihr Wachstum ist gesichert durch dieselben ökonomischen Entwickelungskräfte, die sie geweckt, — Ungarn geht zehn bis zwanzig Jahre später die Bahn Österreichs**). Und wenn Ungarn trotz alledem imstande wäre, die kleineren Nationen zu attrahieren oder zu absorbieren — an den dreieinhalb Millionen Rumänen, die jenseits der Karpathen an ihren aufblühenden, geschlossenen Nationalstaat anlehnen, ist aller Liebe Mühe und alles Hasses Gewalt vergebens.

Die alte Gentry wußte das, und behandelte die Nationalitätenfrage im Sinne Déaks mit maßvoller Klugheit, vor allem die ungarischen Deutschen, deren Beispiel für die andere 1867 das Signal zur Unterordnung gewesen, und in jedem Moment das Signal zur Auflehnung werden kann. Bis vor Banffy herrschten in Ungarn ihre Tradition und ihre Leute. Aber in den Städten Ungarns häufte sich nun die bedrohte Intelligenz inmitten des übersetzten, gleichfalls bedrohten Kleinbürgertums und schreit nach nationalen Garantien. War die Gentry als Grundbesitzklasse für den Freihandel, der ihr zollfreie Einfuhr der ungarischen Zerealien in Österreich garantierte, so schrie diese neue Klasse nach Schutz gegen die Wiener Händler und Fabrikanten! Dieselbe Klasse verlangt ja in Galizien innerhalb Österreichs eine Zwischenzollinie, wie soll sie in Ungarn nicht eine solche gegen Österreich fordern! Raum begehrt diese Klasse für ihre Söhne, und braucht, da sie Bureaukratie, Kirchenämter und Honved besetzt hat, nun auch das Anstellungsgebiet des gemeinsamen Heeres! Raum begehrt sie für ihre Söhne und sieht neben sich eine Intellektuellenklasse bei den Nationalitäten erstehen. — Nieder mit den Nationalitäten! Nieder mit Wien!

Und noch führen die Nationen Angehörige der Gentry — es sind die Namen, die Herkunft, aber das Interesse und die Intelligenz einer einheitlichen Klasse ist es nicht mehr: Das städtische Klein- und Mittelbürgertum diktiert ihnen Programm und Tonart — dieselbe Flöte, aber welche Melodie!

So stehen die Dinge, als Banffy darangeht, mit Österreich den Ausgleich zu schließen. Blind tappt er hinein, ahnungslos. Es entgeht ihm nicht, daß Badeni an Stelle des zentralistischen das föderalistische Übergewicht in Österreich herstellt, daß in Österreich alle Nationen mündig sind. Andrassy hatte einst gegen die Föderalisierung Österreichs sein Veto eingelegt, weil sie jene Ungarns nach sich ziehe und den Dualismus wie den magyarischen Nationalstaat gefährde. Banffy kümmert dies nicht, er paktiert mit Badeni. Mit täppischer Hand greift er ins Wespennetz der Nationalitäten, indem er den deutschen wie den slavischen und romanischen Orten die magyarischen Namen aufzwingt und so den bis dahin latenten Haß der Nationen zum lauten Aufschrei bringt. Und da sich unmittelbar nach dem Aufmarsch des österreichischen Proletariats das ungarische zu rühren beginnt, schlägt er mit tölpischer Faust darein und trägt so selbst am meisten bei, daß sich die agrarsozialistische Bewegung über das ganze Kernland des Magyarentums verbreitet. Und so ersteht diesem ein neuer Feind im eigenen Lager, der ihm die breiten Massen der Stadt und des Landes wegnimmt — mehr als man glaubt — und sie auf das allgemeine, gleiche Wahlrecht vereidigt! Das allgemeine, gleiche Wahlrecht, das die Magyaren zur Minorität in den Stefansländern macht!

Die soziale Entwickelung Ungarns, insbesondere die Bedrängnisse des magyarischen Bauern und die Fortschritte der Latifundienbildung und des Pachtsystems, die massenhafte Landesflucht kann hier nicht dargestellt werden. Diese Darstellung könnte erst den vollen Beweis erbringen dafür, daß die Gentry als Klasse nicht mehr besteht, daß das Magnatentum und die hohe Bureaukratie einflußlos sind, daß die politische Gewalt auf das von der niederen Bureaukratie geleitete mittlere und kleine Stadtbürgertum übergangen ist, daß diese Elemente vom Landvolk und Proletariat eigener Nationalität wütend gehaßt sind — wobei überdies die Hälfte der Bevölkerung ihr nationaler Feind ist. Diese Situation — welche die alte, liberale, Déakistische Schule klug verschleiert und dadurch gemeistert hatte, diese Situation enthüllte Banffy der Nation und der Welt.

Nationale Gefahr! ruft es aus allen Blättern! Und von woher naht sie? Von Wien, wie immer von Wien! Von Wien aus werden unsere Schnitter, unsere Roßhirten, unsere Arbeiter zur sozialen Revolution aufgestachelt! Von Wien aus ist unser alter Adel, sind die Tisza, die Fejervary bestochen! Von Wien aus werden die Nationen gegen uns gehetzt! Seht, was sie in Wien treiben! Tschechen, Polen, Kroaten umschmeicheln sie, winzigen Nationchen wie den Slowenen bauen sie Universitäten, der Handvoll Rumänen, die in der Bukowina wohnt, räumen sie im Parlament eine Vertretung, ja einen Vizepräsidenten ein — nur um die ungarischen Nationalitäten gegen uns aufzuwiegeln! Und warum wollen sie das gemeinsame Heer? Um bei uns einmarschieren zu können — denn sie wissen, daß sie unsere Nationalitäten als Befreier begrüßen! Wien will den Untergang unserer freien Verfassung. Los von Wien! Ein Heer wollen sie in unserem Lande stehen haben — nieder mit der gemeinsamen Armee! Hoch das magyarische Kriegsheer!

Diese Stimmungen und Befürchtungen wurden unter Banffy laut, sie sind seitdem unablässig angeschwollen, haben die alte Déakistische Richtung immer mehr eingeengt, haben sie endlich, als Tisza durch einen Gewaltstreich das Gentryregime im alten Sinne behaupten wollte, fast hinweggefegt. Und die Unabhängigkeitspartei ist Sieger.

In dieser Situation soll der Ausgleich zwischen Ungarn und Österreich auf der Siebenundsechziger Basis abgeschlossen werden! Die beiden Staaten kennen sich ja kaum mehr, haben eine ganz differente Entwickelung genommen, sie beruhen — wenn wir diese Terminologie wieder aufnehmen wollen — auf ganz anderen Ideen: Hier eine paritätische Föderation von acht gleichen Nationen, dort eine brutale Herrschaft einer über sechs andere! Hier ein neuartiges internationales Staatengebilde, dort ein gefährdeter Nationalstaat, der eine nicht ausgebaut, der andere vom Verfall bedroht. Beide unter dem ausschlaggebenden Einfluß des Kleinbürgertums, der politisch unfähigsten, turbulentesten, dem Schlagwort am meisten unterworfenen Klasse! Österreich dem schwierigsten aller Staatsprobleme, einer internationalen Föderation gegenüber, Ungarn verwickelt in das tragische Los des Magyarenvolkes, zu viel zu begehren und zu wenig zu vermögen, und dadurch den mühsam gesammelten Schatz immer wieder zu verspielen! Wie soll hier ein Ausweg zu finden sein?

Gewiß ist, die deutsch-magyarische Reichsidee, der Dualismus, ist tot — und wenn es auch Franz Josef I. gelingen sollte, den Leichnam noch auf einige Jahre zu galvanisieren, die Füße derjenigen hört man vor der Türe, die ihn hinwegtragen sollen.

**) Ich kann hier nicht die Geschichte der Bewegung der Banater Deutschen, die viel bedeutsamere Bewegung der Rumänen, die Anfänge der slowakischen Bewegung und die kroatischen Sonderungsbestrebungen schildern. Das Wahlunrecht, die Wahlgeometrie und die bei jeder Wahl geübte blutige Assistenz des gemeinsamen Heeres verhüllen die Tatsachen vor Europa.

Ein Wort zur Fleischnot

Es geht nicht an, die gegenwärtige Teuerung des Fleisches in dieselben Formeln zu bringen, mit denen wir aus sozialen und nationalen Gründen den agrarischen Brotwucher bekämpfen müssen. Gerade die deutschen Freihändler verweisen den Bauern auf die Produkte seiner Viehwirtschaft und schildern ihm steigende Fleischpreise als die Folge freihändlerischer Politik. Deswegen wünschten wir auch von den Blättern der Linken eine kritischere Behandlung der Frage. Mit Klagen über hohe Preise landwirtschaftlicher Produkte ist es nicht getan, wenn man fähig ist

Digitized by Google

will, ein Volk zu regieren, das doch zu erheblichem Teil aus kleinen Produzenten tierischer Erzeugnisse besteht, aus Bauern, an die ja gerade der Liberalismus appellieren will. Wir meinen also, man sollte in etwas klügerer Weise vermeiden, den Agrariern Waffen in die Hand zu geben, und seine Kritik mehr auf diejenige Seite der Fleischfrage lenken, wo wirklich durch ungerechtfertigte künstliche Maßnahmen die Fleischteuerung über Gebühr verschärft wird.

An sich sind zeitliche Fleischteuerungen, auch unter absolutem Freihandel, gar nicht zu vermeiden. Jede schlechte Futterernte nötigt den Bauer sein Vieh leichter zu verkaufen, wie ihm selbst erwünscht und zuträglich ist. Als notwendige Folge zeigt sich dann nach einiger Zeit eine Verminderung des Auftriebs auf den Fleischmärkten und infolgedessen ein Anziehen der Preise.

Die Frage des Fleischpreises ist also zum Teil die Erntefrage der Futtermittel. Schwankungen in der Futterernte eines Landes kommen aber deswegen auch im Preise der Futtermittel stark zum Ausdruck, weil diese Futtermittel in viel geringerem Maße Marktware, vor allem Weltmarktware sind, als etwa das Brotgetreide. Solange diese ökonomischen Vorgänge nicht anders werden, solange wird man immer mit zeitlichen Fleischteuerungen zu rechnen haben; und solange wird man auch den landwirtschaftlichen Produzenten keinen moralischen Vorwurf daraus machen dürfen, daß sie in dem einen Monat verdienen, was sie in dem anderen verloren haben. Zu wünschen ist nur, daß eine genügend starke Organisation der Konsumenten in Zeiten niedrigerer Viehpreise dafür sorge, daß diese Verbilligung auch in den städtischen Detailpreisen zum Ausdruck gelangt.

Dennoch trägt unsere auf die Interessen der Junker zugeschnittene Wirtschaftspolitik ganz erheblich dazu bei, die gegenwärtige Fleischteuerung zu einer an sich nicht notwendigen Kalamität zu machen, ohne daß die Bauern aus dieser Verschärfung auch nur den geringsten Nutzen ziehen. Das geschieht einmal durch die Art, in der die Grenzsperre gegen ausländisches Vieh durchgeführt wird und dann durch die Futtermittelzölle.

Der Fleischpreis ist das Produkt einer Reihe von sehr komplizierten Vorgängen. Halten wir uns hier, weil es sich am anschaulichsten zeigen läßt, an den Preis des Schweinefleisches.

Die Preise pro Doppelzentner Schweinefleisch betrugen im Monat Juni Mark:

In	1902	1903	1904	1905
Berlin . . .	111,75	92,50	94,25	125,50
Hamburg . .	118,70	97,94	100,50	128,10
München . .	129,—	103,—	104,75	139,20

Wie man sieht, sanken nach der Höhe von 1902 die Preise sehr schnell. Warum? Zum Teil deswegen, weil die inländische Produktion, die mit den besonders hohen Preisen als gegeben rechnete, derartig stieg, daß eine Überproduktion und infolgedessen wieder ein Sinken der Preise entstand. Wäre es möglich gewesen, im Jahre 1902 die Grenzsperre zu lindern, so würde dies nicht nur den berechtigten Wünschen der Konsumenten entsprochen haben, sondern es hätten sich auch die Landwirte nicht verleiten lassen, ihre Produktion über Gebühr zu vermehren, und sie hätten 1903 und 1904 bessere Preise gehabt.

Ein Futterstoff, der für Deutschland von rapid steigender Wichtigkeit wird, ist der Mais.

Wir führten im Jahre 1903 nicht weniger als 953239 Tonnen Mais ein. Im Jahre 1904 aber sank infolge der amerikanischen Mißernte die Einfuhr auf 773448 Tonnen. Diese Mißernte hätte sich aber bei uns weniger bemerkbar gemacht, wenn die Tonne Mais nicht mit 16 Mk. Zoll belastet gewesen wäre. Die deutsche Landwirtschaft hat also bei der geringeren Einfuhr des vorigen Jahres noch 12,4 Millionen Mark an Maiszoll tragen müssen. Da der gesamte Wert der Maiseinfuhr von 1903 ungefähr 92 Millionen Mark betrug, so sieht man, wie stark der Maiszoll den Maispreis belastet. Der deutsche Maisverbraucher hätte also unter der Mißernte des Jahres 1904 nicht derartig zu leiden gehabt, wenn ihm nicht der Bezug durch den hohen Maiszoll in diesem Maße erschwert worden wäre.

Der Mais hat eine besondere Bedeutung für die deutsche Schweinezucht erlangt. Es ist durch die schlechte Maisernte des vorigen Jahres mit bewirkt worden (gleichzeitig stiegen auch Gerste und Kartoffeln!), daß die Schweinepreise damals gesunken sind. Würden aber die Zollsätze der neuen Handelsverträge schon in Kraft gewesen sein, würde der Maiszoll nicht 16 sondern 30 Mk. pro Tonne betragen haben, wäre die deutsche Landwirtschaft nicht mit 12,4 Millionen Mark sondern bei gleicher Einfuhr mit 23 Millionen Mark belastet gewesen, so würde der Sturz der Schweinepreise im Vorjahr für den Bauer noch fataler, und die Preissteigerung des Schweinefleisches für den Konsumenten in diesem Jahre noch empfindlicher gewesen sein.

Jedenfalls beweisen diese Ziffern, wie stark die Fleischpreise durch die Futtermittelzölle beeinflußt werden. Sie beweisen, wie sehr der deutsche Maiszoll an der vorjährigen Fleischverbilligung und an der diesjährigen Fleischteuerung die Schuld trägt. Und sie beweisen, was uns erst unter den neuen Handelsverträgen blühen wird.

Heftige Schwankungen der Viehpreise sind dem Bauer sehr schädlich. Sie hindern ihn an der sicheren Berechnung in seinem Betrieb und geben ihn dem besser spekulierenden Händler in die Hand. Schließlich kann nur der große Züchter die abnorm hohen Schweinepreise richtig ausnutzen. Dem kleineren Besitzer werden die Stücke, die er im Herbst erwerben will, um sie den Winter zur Mast aufzustellen, verteuert. Er leidet als Produzent genau wie die Konsumenten unter solchen Überpreisen. Gerade im Interesse des kleinen Mannes auf dem Lande sind Schweinepreise erwünscht, die auf normale Weise durch den Konsum steigen, aber nicht dieses tolle Auf und Ab, das keinem Menschen nützt, mit Ausnahme der ganz großen Züchter, die gleichzeitig auch ihre eigenen Futtermittel bauen. Zu diesen gehört freilich der Landwirtschaftsminister v. Podbielski, der mit solcher Energie das Interesse dieser großen Besitzer vertritt, daß selbst der Reichskanzler sich ihm gegenüber als ohnmächtig erklären mußte. G. F.

Unsere Bewegung

Mit dem Schluß der Ferienzeit geht auch die politische Ruhezeit zu Ende. Es beginnt bereits allerorten die Vorbereitung für die politische Winterkampagne. Die Vereinsvorstände treten zusammen, um Zahl, Themata und Redner der kommenden Versammlungen zu bestimmen. Die Kassierer sehen ihre Listen auf säumige Zahler durch und schreiben Mahnbriefe aus. Ihnen müssen jetzt „mildernde Umstände" bewilligt werden, denn sie sind selbst von der Berliner Zentralkasse in diesen Tagen daran erinnert worden, daß das Vereinsjahr demnächst abläuft und deshalb alle noch ausstehenden Beiträge schleunigst einzusenden sind.

Daß auch die Zentrale den Sommer über an dem Ausbau der Organisation gearbeitet hat, wird neben anderem durch die Einrichtung zweier neuer Parteisekretariate bewiesen, von denen das eine in Schleswig-Holstein, das andere in Hessen-Nassau in den nächsten Wochen eröffnet werden wird. Zahlreiche Gesuche um Entsendung von Rednern zeugen von dem Agitationsinteresse der Parteigenossen im Lande. Möge man überall planmäßig und umsichtig an die Arbeit gehen. Wo Parteisekretäre in nächster Nähe sind, bilden diese die gegebene Sammelstelle für Vortragswünsche. Viel Zeit und Mühe und Geld läßt sich ersparen, wenn die Parteifreunde und Vereine nicht vereinzelt vorgehen, sondern für ihre organisatorischen Pläne Fühlung miteinander suchen. Auf zur Tat!

Zur Essener Reichstagswahl. Die „Hilfe" mußte sich kürzlich (Nr. 31) in einer Briefkastennotiz mit dem Treiben des christlich-sozialen Herrn Behrens beschäftigen. Herr Behrens hatte sich veranlaßt gefühlt, im Essener Wahlkampf die phantastischsten Behauptungen aufzustellen über eine angebliche Korespondenz zwischen der Redaktion der „Hilfe" und einem Essener Gewerkvereinsbeamten, die wir als Erfindung gekennzeichnet haben. Herr Behrens hat nun mit Recht empfunden, daß er bloßgestellt war. Anstatt sich aber zu schämen und zu schweigen, besitzt er die Kühnheit, in einer Notiz des „Reich" zu behaupten, der betreffende Gewerkvereinsbeamte, Herr Jakobs, habe ihm die Abschrift eines, von uns in Sachen der Kanditatur Niemeyer an diesen gerichteten, Schreibens vorgelegt. Hierzu schreibt uns nun Herr Jakobs und bittet, es zu veröffentlichen:

„Einen Brief von Herrn Dr. Katz betr. Aufstellung des Vorsitzenden des nationalsozialen Vereins in Essen als Reichstagskandidat habe ich nicht erhalten. Worauf es aber ankommt, ist, daß Herr Behrens es mit seiner Ehre vereinbaren kann als Reichstagskandidat einer Partei, welche sich christlich-sozial nennt, Behauptungen zu verbreiten, wofür er nicht imstande ist auch nur den Schatten eines Beweises zu erbringen."

Will sich Herr Behrens noch weiter blamieren? Cöy

Der nationalsoziale Preßverein quittiert über folgende Beiträge: Aschersleben, H. I. 5 Mk.; Berlin, G. W. I. 5 Mk.; Eisenberg (S. A.), A. R. 5 Mk.; Leipzig, Dr. D. III. 5 Mk. Zusammen 20,00 Mk.
Dazu laut Ausweis in Nr. 30 3361,60 Mk.

Insgesamt **3381,60 Mk.**

Herzlichen Dank! Weitere Beiträge nimmt gern entgegen
Berlin-Schöneberg, Hohenfriedbergstr. 11.

Die Geschäftsleitung.

Soziale Bewegung

Politik und Parteipolitik in der Arbeiterbewegung. Seit dem letzten sozialdemokratischen Gewerkschaftskongreß in Köln kann die offizielle Verbindung von Parteipolitik und Gewerkschaftspolitik in den sozialdemokratischen Fachvereinen von niemand mehr geleugnet werden. Mögen immerhin einzelne Gewerkschaftsführer privatim oder öffentlich ihr Entsetzen über die

Digitized by Google

Parole „Gewerkschaften und Sozialdemokratie sind eins" aussprechen, so fehlt es auf der anderen Seite auch nicht an Stimmen aus dem gewerkschaftlichen Lager, die mit unverhohlener Freude die innige Verbindung begrüßen. Das geht sogar so weit, daß einer der hervorragendsten Vorkämpfer der neutralen Gewerkschaftsbewegung, der viel befehdete Hamburger Arbeiterführer von Elm, neuerdings mit allem Eifer den Antrag durchzudrücken versucht hat, es möchte der nächste sozialdemokratische Parteitag den Gewerkschaften das Recht zuerkennen, durch besondere Delegierte mit Vertretern der Partei oder der Fraktion zusammen zu arbeiten. Herr v. Elm will also eine gemischte Kommission schaffen, die über der sozialdemokratischen Parteileitung und gleichzeitig über der Generalkommission der Gewerkschaften schweben und die innige Verbindung von Sozialdemokratie und Gewerkschaft verkörpern soll! Das war denn doch für die Hamburger Gewerkschaftler, die so oft in den vergangenen Jahren (unter Elms Führung!) ihre gewerkschaftliche Selbständigkeit gegen ein Heer von Widersachern verteidigt hatten, ein zu starker Tabak. Nach langwierigen und lebhaften Debatten wurde der Antrag abgelehnt. Immerhin zeigt der Vorgang, welche Verheerungen im klaren gewerkschaftlichen Denken und Empfinden die Stellungnahme des letzten Kölner Gewerkschaftskongresses selbst bei so nüchternen Arbeiterführern wie von Elm erregt hat. Freilich kommen umgekehrt, auch weite Gewerkschaftskreise heute noch zu der Erkenntnis, daß gewerkschaftliche und politische Bewegung durchaus getrennt arbeiten müßten. So hat der Elsaß-Lothringische Gewerkschaftskongreß am letzten Sonntag in einem Rückblick auf die Erfolge der Gewerkschaftsbewegung in den Reichslanden und auf die Aufgaben der Zukunft für scharfe Scheidung von gewerkschaftlicher und politischer Arbeit plädiert. Und da vorläufig in der leistungsfähigsten deutschen Gewerkschaft, bei den Buchdruckern die alten Führer noch am Ruder sind, die Parteipolitik nicht mit Gewerkschaftspolitik vermengen wollen, so darf man annehmen, daß der Neutralitätsgedanke doch so tief Wurzeln geschlagen hat, daß er nach einer radikaleren Epoche der Gewerkschaftsbewegung — eine Rückwirkung der sozialdemokratischen Parteientwickelung! — dennoch wieder zum Durchbruch gelangen wird.

Ganz anders ist die Bewegung zu werten, die sich gegenwärtig in den deutschen Gewerkvereinen (Hirsch-Duncker) bemerkbar macht und auf Hervorrufung stärkeren politischen Interesses unter den Gewerkvereinlern abzielt. In diesen Kreisen ist tatsächlich die politische Neutralität jahrzehntelang so ängstlich gewahrt worden, hier fehlte es auch so radikal an parteipolitischen Interessenten, die die Arbeiter politisch zu beeinflussen suchten, daß heute eine beklagenswerte politische Gleichgültigkeit vorherrschend geworden ist. Seitdem aber die soziale Gesetzgebung in tausend Verhältnisse des Arbeiterlebens und der Arbeiterorganisationen hineingreift, ist es unmöglich, wirkungsvolle Gewerkschaftspolitik zu betreiben, ohne sich gleichzeitig Einfluß auf die Gesetzgebung, d. h. politischen Einfluß zu verschaffen. Nicht Parteipolitik will also die Reformbewegung in den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen pflegen, wohl aber politische Durchbildung der einzelnen Mitglieder. Wer diese Durchbildung verschaffen soll, die Sozialdemokratie oder das Zentrum oder der Liberalismus oder irgend eine andere politische Organisation, das überlassen die Reformer den Parteien selbst; sie geben auch ihren Mitgliedern volle Freiheit, sich politische Aufklärung da zu holen, wo es ihnen am geratensten erscheint. Nur politisches Wollen verlangen sie. Praktisch haben sie das neuerdings in Essen gezeigt, wo sie den dort laufenden fünf Reichstagskandidaten 19 formulierte Fragen aus der allgemeinen Arbeiterpolitik vorlegten, um je nach Ausfall der Antwort ihre Stimmen auf einen bestimmten Kandidaten zu vereinigen. Unter den 19 Fragen sind manche, die dem gealterten Liberalismus der ehrwürdigen Zentralratsmitglieder in Berlin sehr wenig gefallen, bodenreformerische Programmpunkte, nationale Gesichtspunkte, kommunalpolitische Freiheitsforderungen usw. Flugs drückt das Organ des Verbandes der deutschen Gewerkvereine, das Fachrohr der Berliner Zentralleitung, den Genossen in Essen höchste Mißbilligung aus. Es sei ein „eigenmächtiger Schritt", wenn ein einzelner Ortsverein im Namen der Gewerkvereine politische Forderungen aufstelle: die „berufenen Vertretungen" seien übergangen und der Ortsverband Essen habe „bedauerlicherweise dem ihm erteilten Rat entgegengehandelt". Mit solchen und ähnlichen Kleinlichkeiten wird an dem prinzipiell wichtigen Schritt der rheinisch-westfälischen Reformer herumgenörgelt und nur allergnädigst versprochen, allenfalls auf dem nächsten Verbandstag in Erwägungen einzutreten über eine Zusammenstellung aller der Forderungen, über die man sich absolut einig sei. Zum Glück machen sich die rheinisch-westfälischen Reformer, wie sie schon wiederholt durch die Tat bewiesen haben, sehr wenig aus der Berliner Bevormundung. Sie werden auch jetzt ihren Weg gehen. Und so lange sie keine Parteipolitik in ihre Fachvereine hineintragen, sondern sich lediglich auf Wiedererweckung des entschlafenen politischen Interesses beschränken, wird jeder objektive Gewerkschaftler sie nur ermutigen können.

Einen Wendepunkt in der Handwerkerpolitik scheint der letzte Kölner Handwerks- und Gewerbekammertag bedeuten zu sollen. Daß er den allgemeinen Befähigungsnachweis abgelehnt und damit eines der reaktionärsten Agitationsmittel endgültig beseitigt hat, auf dessen Bekämpfung viel Kraft und Zeit unnütz vergeudet werden mußte, haben wir bereits mitgeteilt. Die gesetzlich anerkannte, oberste Vertretung des Handwerks hat sich aber in Köln auch sofort nüchternen und praktischen Reformarbeiten zugewandt, die dem Handwerk in Zukunft wirklich Nutzen bringen können. Insbesondere ist die Handwerkerversicherung auf ein neues Gleis geschoben worden, von dem aus sie hoffentlich bald vorwärts kommt. Die obligatorische Handwerkerversicherung, die zahlreiche sozialpolitische Theoretiker bis dahin forderten, ist in Köln abgelehnt und statt dessen eine Ausgestaltung der fakultativen Weiterversicherung verlangt worden. Der § 14 des Invalidenversicherungsgesetzes gibt heute schon den Gewerbetreibenden und sonstigen Betriebsunternehmern, welche nicht regelmäßig mehr als zwei versicherungspflichtige Lohnarbeiter beschäftigen, sowie allen Hausindustriellen das Recht, freiwillig in die Versicherung einzutreten, falls sie das 40. Lebensjahr noch nicht vollendet haben, und sich weiter zu versichern, falls sie ihren Beruf anders ausgestalten. An diese Möglichkeiten knüpfte man in Köln an und verlangte zunächst die Einrichtung höherer Lohnklassen für die Weiterversicherung. Auch soll eine Umfrage bei den Beteiligten über das Bedürfnis zur Weiterversicherung oder zur freiwilligen Selbstversicherung veranstaltet werden. Mit diesen vernünftigen Vorschlägen hat der Kölner Handwerks- und Gewerbekammertag einen Weg betreten, den ihm der handwerkerfreundliche Liberalismus längst gezeigt hat. Insbesondere hat der Abg. Pachnicke im Reichstag ähnliche Fingerzeige zum Ausbau und zur Verbesserung der geltenden Versicherungsgesetze zugunsten der Handwerker gegeben. Mögen die berufenen Führer des Handwerks nunmehr — allem antisemitisch-zünftlerischen Wehgeschrei zum Trotz! — in diesem Sinne weiter arbeiten.

Vom Landwirtschaftlichen Genossenschaftswesen. In Straßburg hat der Reichsverband der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften eben seinen 21. Genossenschaftstag abgehalten. Der Verband umfaßt nach dem Anschluß sämtlicher Raiffeisenorganisationen gegenwärtig 40 Landesverbände, 65 Zentralgenossenschaften und 16 136 Genossenschaften mit fast 1½ Millionen Mitgliedern. Er ist gegenwärtig die alleinherrschende Zusammenfassung der ländlichen Genossenschaften in Deutschland. Es waren über 500 Delegierte auf der Straßburger Tagung anwesend, der Statthalter von Elsaß-Lothringen hatte das Protektorat, staatliche und städtische Behörden waren ebenso wie die preußische Zentralgenossenschaftskasse, der deutsche Landwirtschaftsrat und der Zentralverband deutscher Konsumvereine vertreten. Dem Kaiser wurde ein Huldigungstelegramm gesandt. Auch auf die Zustimmung des Papstes, bei dem der Verbandsvorsitzende eine Audienz gehabt hatte, zu den Verbandsbestrebungen wurde Gewicht gelegt! Der Jahresbericht teilte mit, daß der genossenschaftliche Getreideverkauf im letzten Jahre 7 Millionen Zentner im Werte von zirka 50 Millionen Mark umfaßt habe. Die Bestandziffer der landwirtschaftlichen Genossenschaften im deutschen Reiche hat sich 1904 von 18309 Genossenschaften auf 19323 erhöht. Die gesamte Mitgliederziffer berechnet sich auf 1,7 Millionen, darunter 1,2 Millionen selbständige Landwirte. Die Verhandlungsgegenstände betrafen in der Hauptsache genossenschaftliche Interna.

Eine wesentliche Förderung der praktischen Wohnungsreform stellt der Zentralverein für Errichtung billiger Wohnungen in Hessen dar. Er besteht aus 35 gemeinnützigen Bauvereinen, von denen 15 allein im letzten Jahre entstanden sind. Die 20 älteren haben im Jahre 1904 rund 250 Kleinwohnungen im Werte von gut einer Million Mark errichtet; es sind das mehr als 10 pCt. aller im Großherzogtum jährlich benötigten Kleinwohnungen. Die Hauptgeldquelle war die Invalidenversicherungsanstalt Hessen, die den gemeinnützigen Wohnungsbau in weitgehendem Maaße unterstützte. Auch aus Reichsmitteln sind einer Baugenossenschaft in Mainz erhebliche Geldsummen zugeflossen. Vielleicht hat die segensreiche Tätigkeit des Zentralvereins mit dazu beigetragen, daß die kommunale Wohnungs- und Bodenpolitik gegenwärtig im Großherzogtum Hessen-Nassau besonders gute Fortschritte macht. Man darf deshalb hoffen, daß die eben angenommenen Gesetze über die fakultative Einführung der Wertzuwachssteuer in den Gemeinden erhebliche praktische Bedeutung gewinnt.

Briefkasten

Dr. L. in Freiberg. Außer der neulich erwähnten Studie über Pisa (1902) sind von Paul Schubring bisher folgende Werke in Buchform erschienen: Altichiero und seine Schule (1899). Schloß- und Burgbauten der Hohenstaufen in Apulien (1900). Moderner Cicerone: Florenz. I./II. (1902). Unter dem Campanile von San Marco in Venedig (1902). Urbano da Cortona (1903). Grabmal der Frührenaissance (1904). Moderner Cicerone: Mailand (1904). Lucca della Robbia (1905).

Cand. H. in Reutlingen. Ihr Wunsch soll gerne erfüllt werden. Besten Dank für Ihre Verbreitung der „Hilfe", die Sie hoffentlich mit Erfolg weiterführen. Gruß.

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Eugen Katz in Berlin. — Druck von Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 12.

Digitized by Google

Die Hilfe

Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 34. Berlin, 27. August 1905

Kindersterben

Ein Drittel bis nahezu die Hälfte aller Gestorbenen entfällt auf das erste bis fünfte Lebensjahr. Sterblichkeitsstatistik.

Neunzig Säuglinge gestorben innerhalb einer einzigen Woche! so sagt der städtische Bericht. Jeden Morgen ging ich auf den Friedhof und die schwarzen Wagen führten die leichte Last schweigend zu den kleinen Gräbern. Reihenweis deckte sich der Friedhof mit den Erdenhäuflein; noch waren sie oft zu schwer für die kleinen Leiber, die unten schlummerten, und sanken rasch ein, als wollten sie die Toten umarmen. Da draußen steht man nun mit seiner Weisheit, sieht von einer Totennummer zu der anderen, und weiß sich keinen Rat. Wirklich kam ich mir nie so hilflos vor, als gegenüber den einfachen Kindergräbern in ihrer verwirrenden Masse. Sie rufen nicht anklagend, aber wie unverstandene Wesen: „Wir kamen, wir gingen; warum und wozu?“ Wir sehen die fragenden, unschuldigen, stillen Gesichtchen alle, auf denen wir noch keine deutlichen Buchstaben des Lebens lesen, und die uns doch anstarren und klagen: warum ließet ihr uns nicht in Ruhe und holtet uns herein in eure Welt, nur damit wir frieren und erfrieren?

Ich kenne sie alle jene Trostgründe, die man einander gern am Grabe der Kleinen zuflüstert. Sie mögen auch wirklichen Trost schaffen; man freut sich in Not über jede schwache Möglichkeit von Hilfe. Und wo man nur ernst *neben* den anderen sich stellt, ohne sich *über* ihn zu erheben, da empfinden wir immer innerliche Lösung und Erhebung. Aber das alles täuscht nicht über die Tatsache hinweg, daß wir im ganzen diesem Massenelend gegenüber ratlos dastehen. Gewiß! es soll uns ein Sporn werden, alles für der Kinder Leben aufs beste einzurichten. Vom Friedhof her klingt die Predigt unwiderstehlich: Luft, Licht, Nahrung für die Masse! Aus Tausenden von Kindergräbern hört man nur einen einzigen unheimlichen Schrei gegen die menschliche Gesellschaft und ihre Wirtschaftsordnung. Aber die Hunderte daneben — wo man alles tat, was man konnte, und wo doch die Ziffer der Statistik ihr Recht auf die volle Zahl beanspruchte? Sie bleiben unerklärt. Freilich sie leben ja alle davon, Arzt und Aufseher, Kutscher und Zimmermann, Gärtner, Pfarrer und wer weiß noch wer; der Tod gibt reichlich Geschäfte in der Welt. Aber was helfen diese nüchternen Gedanken, wenn es ans eigene Fleisch und Blut geht!

Wir scheuen Sentimentalität; wir lieben offen zu sehen. Aber Kindergräbern gegenüber werden wir still und sehen eben nicht weiter als bis zum nächsten Blumenstrauß, der gerade niedergelegt worden ist und dasselbe Geheimnis deckt, wie die anderen auch. Es ist gut für den Menschen, hier menschlich zu bleiben und den gewaltigen Abstand zu empfinden, der ihn von Gott trennt. „Mit Gottes Ratschluß“ spielen, als kenne man ihn genau, ist nicht fromme Art. Da steht uns Zittern besser an, wenn man die Schollen hinabwirft.

Traub.

Industrie und Poesie.

Eisenbahnlyrik. Lieder und Balladen aus dem Reich der Schienen. Gesammelt und herausgegeben von Lie Denecke und Walther Brügmann. Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

Industrie und Poesie — was könnten die wohl gemein haben? Sind sie nicht gegensätzlich in ihren Zwecken und Betätigungen? Hört nicht da die Poesie auf, wo die Industrie beginnt und verträgt die Industrie ihrerseits irgend etwas wie Poesie? Die eine dient der Nützlichkeit, die andere der Erholung, die eine verzehrt die Menschen und die andere beruhigt und sänftigt sie. Gleich Feuer und Wasser stehen sie einander gegenüber als zwei starke Mächte, die keine Verbindung dulden.

Aber es kommt zuweilen vor, daß auch Feuer und Wasser sich vereinen. Ihr Kampf erzeugt den Dampf. Und man weiß, wie heilsam diese Vereinigung sein kann. Unter Umständen läßt sich selbst das Gegensätzlichste in der Welt vereinigen. Es wird keinem einfallen, die Industrie eine poetische Betätigung und die Poesie einen Zweig der Industrie zu nennen. Und doch kann es geschehen, daß die Industrie den Poeten begeistert und daß die Poesie industrielle Züge annimmt.

Das letztere ist der Fall bei allen denen, die auf Bestellung dichten. Ja, die Erfahrung lehrt, daß auch der wahre Dichter heutzutage gar nicht mehr anders kann als mit seinen Erzeugnissen so etwas wie Industrie zu treiben. Der Dramatiker, der Roman- und Novellenschreiber, der Essayist, überhaupt alle, die mit der Feder tätig sind, versuchen entweder selbst oder durch Mittelspersonen, besonders durch Bureaus und Agenturen, den Absatz ihrer Geistesprodukte zu regeln. Das zarteste, poetischste und lauterste Werk, das dem Publikum nicht die mindesten Zugeständnisse macht, es wird unfehlbar in das gewaltige Gewoge von Angebot und Nachfrage hineingerissen, entschwindet mitunter sogar den Blicken seines Urhebers, der die geschäftliche Verantwortung von sich auf einen anderen abwälzt, und ist in den Augen derer, die Geld herauszuschlagen suchen, nichts als eine wertvolle Ware. Es wird eben verindustrialisiert. Sogar auf die lebenden Menschen greift diese Verindustrialisierung über. Man braucht nur an die Konzert- und Theateragenturen zu denken und man wird nicht umhin können, mir beizupflichten.

So wird also die Kunst in den Bereich der Industrie hineingezogen. Unvermeidlich und unbedenklich. Daß andererseits auch die Industrie geeignet sei, in den Bereich poetischer Gestaltung einbezogen zu werden, davon wollen manche Leute immer noch nichts wissen. Sie lächeln ungläubig, wenn man ihnen von der Poesie der Dampfmaschinen, der Eisenbahnen, der Dampfschiffe spricht. Und dennoch existiert diese Poesie. Dennoch ist sie von Anfang an von echten Dichtern empfunden worden. Oder kann man die poetische Kraft Zolas in „La bête humaine“ etwa in Abrede stellen, der mit einer Phantasie ohne gleichen das Fühlen und Denken einer Lokomotive beschrieben hat, die er uns gleichsam als ein lebendes Wesen darstellt? Wie unendlich viel dichterische Anregungen hat gerade Zola aus der Industrie geschöpft! Man erinnere sich seines wichtigen Romans „Germinal“ und der prächtigen Schilderungen der Hochöfen in „Travail“! Es kommt hier wie überall eben

Digitized by Google

nur darauf an, daß ein Dichter an den Stoff herantritt, daß er die angeborene Fähigkeit zu gestalten besitzt, und daß er, mit der Macht seiner Persönlichkeit den neuerworbenen Stoff durchdringend, uns überzeugt und uns begeistert.

Im Laufe der Jahrhunderte haben die Stoffe wiederholt gewechselt. Von Liebe und Trauer und Freude und Verzweiflung freilich haben die Dichter aller Zeiten und aller Zonen gesungen. Menschliche Gefühle sind allewig, sie sind allen eigen, sind unabhängig von Zeit und Ort, und locken in unseren Tagen nicht weniger stark als zu Homers Zeiten. Manche Stoffe aber sind neu aufgekommen oder wenigstens: sie sind nach langer, vielleicht jahrhundertelanger Pause wieder emporgetaucht aus dem All. Die sozialen Theaterstücke, die wir als eine ganz moderne Errungenschaft des Dichtergeistes anzusehen uns schmeicheln, haben schon in den Satirikern Adam de la Halle (1235—86) und Rutebeuf (1230—1280) ihre ersten Vorläufer. Das Preziösentum und das Hotel de Rambouillet sind gänzlich aus der Mode gekommen und die religiösen Stoffe, von welchen die Dichter des Mittelalters samt und sonders erfüllt waren, finden nur hie und da noch eine dichterische Behandlung. Die Zeit der Mirakelsprüche und Mysterien ist ein für allemal dahin. Das liegt in den geistigen Strömungen und kulturellen Wandlungen begründet.

Andererseits aber kommen neue Stoffe herauf, Stoffe, von denen sich unsere Vorfahren nichts träumen ließen, von denen sie schon deshalb keine Ahnung haben konnten, weil sie sich auf Gegenstände beziehen, die ihrem sinnlichen wie geistigen Vermögen völlig unzugänglich waren. In früheren Zeiten half die reine Phantasie da aus, wo die Wirklichkeit versagte. Sie eilte dieser Wirklichkeit gleichsam voraus. Und als ein ganz eigenartiger Kopf, der die süßen Lügen des Märchens mit den konkreten Leistungen der modernen Industrie zu den seltsamsten Gebilden verknüpfte, tauchte in unserem Jahrhundert Jules Verne auf.

Heute hat sich einiges von dem, was sich die Märchendichter in dekorativer Beziehung erträumten, tatsächlich erfüllt. Ich erinnere, um nur eines herauszugreifen, an die Lichteffekte mit Hilfe der Elektrizität, an unsere blendenden und überraschenden Bühnenbilder in den Ausstattungsstücken, die hervorzuzaubern zu Goethes Zeiten ein Ding der Unmöglichkeit war, weil eben die Erfindungen noch nicht gemacht waren, denen sie ihre Entstehung verdanken.

Dampf und Elektrizität haben nicht nur wirksam eingegriffen, um den Bedürfnissen unserer Phantasie durch den Augenschein zu Hilfe zu kommen, sie haben sich nicht nur als vorzügliche Vermittler künstlerischer Täuschung erwiesen, sie haben auch an und für sich, rein als neu erkannte und beobachtete Naturkräfte, den Geist der Menschen und der Dichter insbesondere angeregt und befruchtet. Denn das vor allem muß betont werden, daß selbst in dem, was wir Industrie nennen, ein starker Kern Natur steckt. Dampf und Elektrizität sind Naturgewalten, auch wenn sie in einer Form vor uns in die Erscheinung treten, die uns die Natur (den Ursprung) über der menschlichen Kunst (der Formen ihrer Betätigung) leicht vergessen läßt.

Gleich damals, als im Jahre 1835 die erste deutsche Eisenbahn eröffnet wurde, die Nürnberg mit Fürth verband, gleich damals wurde sie von einem gewissen Jakob Schmerr, einem einfachen Bürger Nürnbergs, in Versen besungen. Und wenn natürlicherweise diese Verse mehr dem Ereignis als dem neuen Stoff galten, wenn sie im Grunde nichts als ein Gelegenheitsgedicht waren, sie enthalten dennoch deutliche Spuren davon, daß der Versemacher die tiefere Bedeutung des neuen Zivilisationsfortschrittes erfaßt hatte. Er schreibt:

Was ist's, das wunderbarlich heutzutage
Solch Menschenwerk belebt?
Das Element, auf dem nach heil'ger Sage,
Einst Gottes Geist geschwebt.

Und noch ein Element, mit ihm verbunden,
Ihm scheinbar nicht verwandt,
Das Prometheus in tatenvollen Stunden
Dem Himmel kühn entwandt.

Kennt ihr das Kind des Wassers und der Flammen?
Es wird nur Dampf genannt.
Doch Wunder wirkt's, hält man es klug zusammen,
Gezähmt von Menschenhand.

Und fünf Jahre früher, im Jahre 1830, hatte Adalbert von Chamisso sein Gedicht „Das Dampfroß" an die Öffentlichkeit gegeben, das allerdings in Form und Inhalt noch durchaus die Merkmale der „guten alten Zeit" trägt.

Nun ist im Verlag von Georg Wigand in Leipzig soeben eine Sammlung von Liedern und Balladen aus dem Reiche der Schienen unter dem Titel „Eisenbahnlyrik" herausgekommen. Als Herausgeber zeichnen Lie Denecke und Walther Brügmann. In dieser Sammlung ist also nur ein Zweig der Industrie zu Wort gekommen. Die Zusammenstellung ist insofern verdienstlich, als sie einige ausgezeichnete Gedichte namhafter Autoren enthält. Leider hat sich aber auch viel Füllsel eingeschlichen, offenbar, damit der Band eine normale Stärke erhielt. Gedichte, in denen nur gerade das Wort Eisenbahn vorkommt, kann man doch nicht zur Eisenbahnlyrik rechnen. Emanuel Geibels Gedicht „Tempora mutantur" hat mit der Eisenbahnlyrik in modernem Sinne ganz und gar nichts zu tun. Auch Heinrich Heines Verse „Pferd und Esel" fallen aus diesem Rahmen heraus. Ebenso Victor von Scheffels „Letzter Postillon." Dagegen fügt sich das Gedicht „Im Gebirge" von August Ferdinand Meyer (nicht: Konrad Ferdinand) recht gut in die Sammlung ein. Die Herausgeber haben den guten Gedanken gehabt, eine Vorstellung von der Poesie der Eisenbahn zu geben. Sie wollten zeigen, daß die Dichter der Eisenbahn Anregung verdanken und daß dieser neue Stoff sich im Reiche der Poesie Geltung zu verschaffen weiß. Durch die Aufnahme solcher Gedichte aber, die gar nicht aus dem Bewußtsein heraus und in der Absicht entstanden sind, die Eisenbahn zu verherrlichen, haben sie ihr eigenes Programm verwässert.

Was nun die Eisenbahnlyrik, die uns in der Sammlung mitgeteilt wird, angeht, so finden wir dort eine ganze Reihe von Gedichten, die deutlich zeigen, daß die Eisenbahn sehr wohl Gegenstand dichterischer Behandlung sein kann. Wer Zolas „Bête humaine" verstanden hat, für den bedurfte das freilich keines Beweises mehr. Immerhin handelt es sich hier um etwas anderes insofern, als diese Sammlung zeigt, daß auch die Kleinkunst der Lyrik sich des Eisenbahnstoffes mit Erfolg bemächtigt hat.

Ferdinand Avenarius ist mit einem wirkungsvollen Gedicht „Der Schaffner" vertreten. Von Theodor Fontane finden wir hier das bekannte Gedicht „Die Brück am Tay", die man an Rezitationsabenden öfters hören kann. Sehr bemerkenswert sind die drei Gedichte Detlev von Liliencrons. Im „Blitzzug" hat der Dichter zum erstenmal einen onomatopoetischen Versuch gemacht, das Rollen der Räder in Verbindung mit dem Fauchen der Lokomotive wiederzugeben:

Fortfortfort, Fortfortfort drehen sich die Räder.

Ein ausgezeichnetes rhythmisches Hilfsmittel zur Veranschaulichung des rollenden Zuges. Bekannt ist Liliencrons „Neue Eisenbahn" mit dem wiederholten Ausruf des Totenschädels: „Ich bin Ambassadeur. Ich bin Baron und vermittelte den Frieden zwischen Dänemark und Holland!" Ferner ist von ihm das Gedicht „Auf einem Bahnhof" aufgenommen.

Eine der tiefsten und innigsten Schilderungen aus dem Bereich der Eisenbahnen hat Richard Dehmel in seinem Gedicht „Vierter Klasse" gegeben. Auch hier bilden wirksame onomatopoetische Verse die Einleitung:

Es rollt und rüttelt und dröhnt und dampft
Und klirrt und rasselt und stürmt und stampft,
An kreisenden Feldern vorüber im Flug
Durch Pommerns Ebne keucht der Zug.

Dehmel als ein echter Dichter begnügt sich nicht mit der äußerlichen Schilderung, er hat in „Vierter Klasse" einen ergreifenden Ausschnitt aus dem menschlichen Leben gegeben und nicht übersehen, das Stückchen soziales Elend, das er schildert, in Beziehung zum Weltganzen zu setzen. Auch seine beiden anderen Gedichte „Drohende Aussicht" und „Gotthard-Tunnel" sind zu beachten, wenngleich sie sich an poetischer Gewalt mit dem erstgenannten nicht messen können.

Von Otto Ernst in eine schwache Gabe aufgenommen: „Die stille Gemeinde". Empfindsam und innig sind Ludwig Fuldas zwei Gedichte „Heimwärts" und „Im Schnellzug". Sehr mäßig und wenig charakteristisch sind die beiden Beiträge von Julius Hart und Wolfgang Goetz. Um so kräftiger und persönlicher Gerhard Hauptmanns Schilderung „Im Nachtzug". Auch Karl Henckell und den früh ver-

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

storbenen Ludwig Jacobowski finden wir vertreten. Eine humoristische Gabe allerliebster Art ist das Gedicht „Warum?“ von Kurd Laßwitz. Ein wenig bekannter Lyriker Eugène Peschier hatte den originellen Gedanken, einen Leichenzug einen Blitzzug kreuzen zu lassen. Er schließt mit den symbolischen Versen:

Der Wanderer, der auf der letzten Straße
Sich sehnet nach des Grabes Rast,
Muß warten, daß vorüberwehe
Des Lebens ungestüme Hast.

Beachtung verdienen auch die Gedichte von Anna Ritter und Heinrich Vierordt. Ganz besonders aber sei das wenig bekannte Gedicht Friedrich Theodor Vischers empfohlen, das ich um seiner schönen Sprache willen hierher setze:

Auf der Eisenbahn.

Jetzt schnaube nur, Dampf, und brause!
Jetzt rolle nur, Rad, und sause!
Es geht nach Hause, nach Hause!

Du kannst nicht jagen, o Wagen,
Wie meine Pulse mir schlagen!
Zur Geliebten sollst du mich tragen!

Vorüber, ihr ragenden Stangen!
Verschwindet, ihr Meilen, ihr langen!
Wer ahnt mein Verlangen und Bangen!

Auf den Bänken, wie sie sich dehnen!
Wie sie schwatzen und gaffen und gähnen!
Es ist nichts, wonach sie sich sehnen.

Dort raset der Sturm durch die Tannen,
Zum Dampfe noch möcht' ich ihn spannen,
Daß er rascher mich reiße von dannen!

Hinweg aus dem plappernden Schwarme,
O, hin an die Brust, an die warme,
In die offnen, die liebenden Arme!

Wer möchte wohl angesichts dieser Verse die Behauptung aufrecht erhalten, daß die Eisenbahn aller Poesie entbehre und daß nicht ein echter Lyriker einen dankbaren Stoff in ihr finden könne?

Leichtere Töne schlagen Hugo Salus in seinem „Reisewagen“. Ignaz Pauer in seiner „Liebesliſt“ und Rudolf Presber in seinem „Idyll“ an. Auch ein hübsches Epigramm von A. von Ehrmann sei noch erwähnt:

Bergbahnbau.

Seht, dort blinkt sie schon, die Doppelzeile,
Über Fels und Matten läuft die Spur.
Ach, sie machen uns — verdammte Eile! —
Wieder einen Strich durch die Natur.

Die ganze Sammlung zeigt, daß die Industrie nicht notwendig poesielos zu sein braucht, daß sie im Gegenteil ganz entschieden als Stoff für die Dichtung der Neuzeit in Frage kommt. Kein Geringerer als Berthold Auerbach hat diesem Gedanken in bezug auf die Eisenbahnen schon im Jahre 1880 Ausdruck verliehen, als er schrieb: „Es gibt noch immer Menschen, die da glauben, die Eisenbahn sei die Zerstörerin aller Poesie, ohne zu bedenken, daß von jener Stunde an, da ein Fußweg durch den Wald getreten wird, die Reihenfolge begonnen hat, die zur Legung der Eisenbahn führt. Schafft nicht die Eisenbahn ein Stück einer neuen kosmischen Ethik, so eindringlich und fest, wie keine Zeit vorher ahnen konnte? Über dem eisernen Netz strahlt ein goldenes, ein Netz von Ordnung und Pünktlichkeit, von Halten auf die Minute; das spannt sich über die ganze Erde, klingt in allen Sprachen. Ist das nicht ein Aufleuchten der alle Realitäten beseelenden Ideen? Und das soll nicht schön und groß sein, nicht eine Erscheinung, wie sie kein Apostel und kein Dichter vorausschauen konnte?“

Ich habe allerdings das Gefühl, daß es im Grunde recht wenig ist, was wir heute als industrielle Poesie bezeichnen dürfen. Aber ich hege andererseits die zuversichtliche Hoffnung, daß es sich in nicht zu ferner Zeit mehren wird. In der Architektur hat sich der Eisenstil siegreich Bahn gebrochen. Hier ist man den Errungenschaften der Technik auch künstlerisch gerecht geworden. In der Literatur vollzieht sich dieser Anpassungs- und Ausschlachtungsprozeß langsamer. Es fehlt uns hier eben der wahrhaft starke und ganz persönliche Dichter, der dieses Gebiet einmal von Grund aus und mit der Liebe des Fanatikers pflegt. Sobald dieser Dichter heraufkommt, wird nicht nur ein Sondergebiet, nein, dann wird das ganze große Gebiet der Industrie uns in neuer Beleuchtung erscheinen, und wir werden, von Dichters Hand geführt, manches erblicken, was uns bis dahin verborgen war. Denn so, wie die großen Maler das Auge der Menschen geschärft haben, so haben auch die großen Dichter von jeher die Kraft besessen, Empfindungen zu wecken und Gedanken zu klären. Allerdings nur die großen.

Ansätze zu dieser neuen Kunst, die kommen wird und kommen muß, finden wir heute schon bei Liliencron und Dehmel. Aber es sind zunächst nur Versuche, auf der neuen Erde auszuschreiten. Erschlossen sind diese Gebiete noch keineswegs.

Paul Zschorlich.

Vater Böske

Von Carl Gnaſch.

Unter diesem Namen ging er wohl schon zwanzig Jahre auf dem Gutshof umher, und er gehörte zur Poesie desselben ebenso sehr wie der Storch auf der Scheune und die Pappeln hinter dem Stall. Mit seinem grauen Bart, den er wie eine Halskrause trug, mit seinen blauen Augen und dem frischen rosigen Gesicht hätte er ganz gut für einen Seemann gelten können, und doch hatte er ebenso wie die Pappeln noch nie etwas anderes als Land gesehen. Von Beruf war er Stellmacher, aber infolge seiner Vielseitigkeit hatte er sich bald zum Faktotum der Gutsherrschaft herangebildet. Wenn eine Kuh nicht kalben, ein Wagen nicht gehen, ein Kamin nicht ziehen wollte, dann mußte Vater Böske immer der Nothelfer sein. So kam es, daß er tagsüber unzählige Male das Gehöft durchquerte, und zu seinen flinken Schritten schlugen leichte Holzpantoffeln einen fröhlichen Takt. Voll Eifer und Eile schritt er von Scheune zu Stall, vom Stall zur Küche, von der Küche zum Stall und so fort, er schien unterwegs nie Zeit zu haben, war er aber erst am Ziel, dann war er die Ruhe selbst. Ja, wenn die Hirten um die kalbende Kuh, die Knechte um den widerspenstigen Wagen oder die Mägde um den rauchenden Kamin erregt und ratlos standen und Vater Böske trat hinzu, dann war sein bloßes Erscheinen schon eine Beschwichtigung, und feierliche Stille trat ein, sobald er mit seiner altgewohnten Formel: „Wat all ware!“*) frisch zu Werke ging.

Zu der Gutsherrschaft nahm er insofern eine besondere Stellung ein, als seine Frau die Milchschwester der gnädigen Frau gewesen war. Das bedeutete für den alten Böske beinahe so viel wie Blutsverwandtschaft, und er fühlte sich infolgedessen zu seinem Herrn in einer Art von kollegialischem Verhältnis. Der ließ sich auch den Rat des erfahrenen Alten gern gefallen. Man sah sie öfters beide still und ernst im Zentrum des Gehöftes stehen, um wichtige Hof- und Feldangelegenheiten zu beraten. Niemals gingen sie auseinander, ohne daß Vater Böske die Sorgenstirn seines Herrn mit dem Zuspruch „Wat all ware!“ geglättet hätte. Die Sorgen aber, die er seinem Herrn abgenommen, trug er dann selbst mit sich herum. Gesenkten Hauptes, den Bart auf die Brust gedrückt, schritt er nach solcher Unterredung stets von dannen, und er machte dann immer den Eindruck, als ob er des ganzen Gutes Last und Sorgen trug.

Dieses intime Verhältnis zur Gutsherrschaft brachte es mit sich, daß Vater Böske bei den übrigen Gutsleuten hohe Achtung genoß, und daß sie ihn gern zum Mittler und Fürsprecher erwählten. Sie wußten, daß sie an ihm einen wahren, aufrichtigen Freund hatten, und er suchte auch für sie beim Herrn soviel zu erwirken, wie er nur konnte. Freilich konnte er unheimlich grob werden, wenn ein Schurke ihm unter die Augen kam, aber wenn ihm jemand gerechter Weise eine Not klagte, dann pflegte er ihn zunächst lange mit seinen blauen Augen anzuschauen und ihm dann auf die Schulter zu klopfen mit den Worten: „Wat all ware!“ Das war so gut, als wenn der Priester sagte: „Gehe hin in Frieden!“ Vater Böske verlor nie das Bewußtsein, daß er ganz zu den „Leuten“ gehörte und diese Zugehörigkeit bekundete er auch dadurch, daß er stets in ihrer Sprache redete und daß er nur in seinen schwachen Stunden, wenn er etwas über den Durst getrunken, das Plattdeutsch mit dem Hochdeutsch vertauschte; doch zu seiner Ehre sei's gleich gesagt: höchstens zweimal im Monat pflegte durch die Stuben und Ställe das Geflüster zu gehen, daß Vater Böske hochdeutsch rede. Aber gerade in diesen Stunden des

*) Wird schon werden!

Digitized by Google

Rausches kam's mehr denn je zum Ausdruck, was für ein gutes frohes Herz der Alte hatte. Er war dann immer in der Stimmung zum Umarmen und verkündete aller Welt, den Jungen wie den Alten, den Knechten wie den Mägden seine Brüderschaft. Daß solcher Rausch höchstens zweimal im Monat vorkam, dafür sorgte vor allem seine Frau. Sie war eine für ihren Stand ungewöhnlich feine Frau und gab viel auf guten Anstand und feine Formen. Man merkte ihr die Schulung an, die sie als Stubenmädchen und Kammerzofe in herrschaftlichen Häusern empfangen hatte. Wie geschickt wußte sie noch als alte Frau im Gespräch mit feinen Leuten den Mund zu stellen und die Worte zu wählen! Es war für sie eine harte Lebensarbeit, ihren Böske, der von Natur etwas eckig und vierschrötig war, auf ihren Standpunkt emporzuziehen und ihn an feine Sitten zu gewöhnen. Es war ihr ganzer Stolz, daß keiner auf dem Hofe so schneeweiße Hemdsärmel hatte, wie ihr Böske, und es war ihre schönste Freude, wenn sie ihn Sonntags für den Kirchgang fein herrschaftlich ausputzen konnte. Sie hatte es auch durchgesetzt, daß ihr Jüngster, der Emil, zum Landrat schreiben ging, und daß in ihrem Hause das Kreisblatt gehalten wurde. Aber freilich das hatte auch sie nicht verhindern können, daß des Alten Naturell zweimal im Monat mit Elementargewalt alle feinen Formen durchbrach.

Am wohlsten fühlte sich Vater Böske immer in seiner Schirrkammer. Da entfaltete er eine ungemein vielseitige Tätigkeit. Deichseln, Sproffen, Schwengel, Achsen, Rungen — alles gedieh dort unter seinen geschickten flinken Händen. Und der Alte lebte wirklich mit der Seele in der Arbeit und fühlte sich wie ein Künstler, der mit Freiheit und Freude aus grobem Material Gestalten seines Geistes und seiner Liebe schafft. Aus den Schlägen der Axt, aus den Zügen des Hobels und aus dem Singen der Säge komponierte er sich die Melodie zu der arbeitsfrohen Stimmung, die in seiner Seele lebte. Zärtlicher kann wohl kein Vater seine Kinder anschauen, als wie Vater Böske die nagelneuen Sprossen und Stangen, die wie eine Garde in Reih und Glied an den Wänden der Schirrkammer standen. Wenn er mit einem Stück fertig war, dann machte er eine Pause, um eine Prise zu nehmen, und wenn er seine Dose zärtlich klopfte und dabei still in seine Werkstatt blickte, dann schien's, als ob er eine Andacht hielt, und solche Andacht hielt er wohl dreißigmal am Tage. Wenn der Feierabend kam, schloß er seine Schirrkammer zu und ging nach Hause wie einer, den die Arbeit gesegnet hat. Und die Arbeit segnete ihn bis ins hohe Alter. Sein Bart wurde schneeweiß und seine Gestalt gebückt, aber seine Augen blieben blau, und sein Herz blieb jung und niemals verklang darin seines Lebens Losungsspruch: „Wat all ware!"

Allerlei

Politikers Erholungsreise. Das war ein Gewühl auf dem Stettiner Bahnhof. Nun sitze ich im Zug. Kein überfülltes Abteil, gemütliche Reisegefährten. Etliche Wochen an der Ostsee sollen die Nerven stärken. In dieser Zeit mag mir aber auch die Politik gestohlen bleiben.

Nach einer Fahrt von etwa 15 Minuten räuspert sich mein Nachbar und meint: „In diesem Jahre geht es noch. Aber im nächsten Jahre kommt der Buddetarif. Dann wird das Reisen erheblich teurer werden. Was meinen Sie dazu?" Ich gebe eine kurze ausweichende Antwort. Damit bin ich glücklich um eine politische Unterhaltung herumgekommen, die dann mit einem anderen Opfer weitergeführt wurde.

In Stettin geht es auf das Schiff, am „Vulkan" vorbei. Gewaltige Schiffe sind im Bau. Riesige Gerüste, ein Eisenwald von schwindelnder Höhe. Viele Hundert Arbeiter hämmern, daß die Ohren sausen. Ein Berliner läßt sich vernehmen: „Det is janz unproduktive Arbet. So een Ding kostet 20 Millionen, und wenn et fertig ist, plumpst es auf den Meeresgrund. Det sieht man jetzt wieder im russisch-japanischen Krieg. Wer hat also den Vorteil? Allein die Schlutows, denn die Arbeter haben och nichts davon!" Hier treffen sich meine Blicke mit denen des Sprechers. Jedenfalls muß ich ihn etwas erstaunt angesehen haben, denn er fragt mich energisch: „Habe ick nich recht?" Ich sage nein! und ein längeres Gespräch ist fertig, obwohl ich von der Politik nichts wissen wollte.

Das Schiff kommt an seinem Bestimmungsort an. Ein Segelboot unseres Hauswirtes nimmt uns in Empfang. Jetzt geht es über einen großen See in das ersehnte Fischerdorf. Endlich allein! Eine köstliche Ruhe. Wir steigen aus und — ich höre meinen Namen. Ein Kollege, mit dem ich früher einmal viele Jahre hindurch zusammen arbeitete, ist hier und begrüßt mich. Nach kurzer Unterhaltung meint er, daß wir uns in der Ferienzeit über die Arbeiterbewegung, die uns beide so sehr interessiere, ausplaudern können. Nette Aussichten für einen Menschen, der die Politik für einige Wochen über Bord geworfen hat.

Wir haben uns in der Wohnung eingerichtet. Bei demselben Fischermeister wohnen noch vier Familien. Man stellt sich vor. Ein Herr fragt: „Kennen Sie Naumann? Ich glaube, Ihren Namen in nationalsozialen Schriften gelesen zu haben." Natürlich sage ich gerne ja. Die Freude, mit einem Gesinnungsgenossen unter einem Dache zu wohnen, ist nicht gering. Ob die Erholung dabei zu ihrem Rechte kommt, muß freilich abgewartet werden.

Alltäglich wirft man sich in die Ostsee. Ist das eine Lust! Mit den anderen Landratten lasse ich mich von den Wellen tüchtig bearbeiten. Da höre ich mitten im Wasser: „Wirklich, er ist es! Guten Morgen! Ich bin Mitglied des sozialliberalen Vereins in Berlin. Wir sind Vereinsgenossen. Leider konnte ich seit einem Jahre nur selten in die Versammlungen kommen. Es wäre doch zu schön, wenn wir täglich ein Stündchen miteinander spazieren gehen könnten, um politische Fragen zu besprechen." Ich sagte resigniert zu, denn ich sah mittlerweile ein, daß ein Entrinnen von der Politik einfach unmöglich ist.

Glücklicherweise klappt aber die Ausführung der geplanten Zusammenkünfte meist nicht recht, so daß man doch noch ein gutes Stück seiner Einsamkeit retten kann. Ein Leben auf der faulen Haut war ohnehin nicht beabsichtigt. Etliche Bücher wurden mitgebracht. Sie müssen gelesen werden, möglichst ohne Störung. Land und Leute bieten auch mannigfachen Stoff zum Studium, den sich ein Politiker nicht entgehen lassen will.

Und was läuft einem Politiker sonst noch alles über den Weg, was er nicht ignorieren kann. Die Badegäste veranstalten einen Unterhaltungsabend. Ich rege dabei an, auch die Fischerfamilien einzuladen. „Das geht nicht, die meisten Badegäste würden Anstoß nehmen", lautet die Antwort. Trotzdem bemühe ich mich, die Tochter meines Fischermeisters mitzunehmen. Sie gibt mir aber einen Korb, weil „vor etlichen Jahren etliche Badegäste sehr darüber redeten, daß sie dabei war". Auch kleine Menschenkinder haben ein Empfinden, das beachtet sein will. Zum zweiten Unterhaltungsabend gelang es mir jedoch, sie mitzunehmen. Sie hat sich prächtig amüsiert und damit das frühere Gerede vergessen.

Das Fischerdorf liegt auch an einem Binnensee, in dem eine Fahrstraße ausgebaggert wurde. Etwa 20 Arbeiter waren täglich von früh 5 bis abends 7 Uhr tätig. Die Arbeit ist fertig, und für die Arbeiter, die ausgelohnt wurden, gibt es einen freien Tag, bis sie vom Betriebsdampfer abgeholt werden. Da trinken sie ein Glas mehr und gehen singend durchs Dorf, setzen sich auch im einzigen Restaurant des Ortes unter die Badegäste. „Das ist doch unerhört", sprechen die Fünfwochenbummler über die Eintagsfliegen, „die regelmäßige Arbeit ist für diese Leute doch das beste". Darauf gab ich eine entsprechende Antwort, mußte aber bei dieser Gelegenheit erfahren, daß es unter den Ferienleuten besonders viele unsoziale Menschen gibt.

Ähnliches zeigte sich auch nach einem Sturm, der etliche Tage dauerte. Die Verwüstung am Strande war groß, und die armen Fischer bangten sehr um ihre Netze. Der Flunderfang ist ohnehin nicht recht ergiebig, wie der Fischfang mit Segelbooten gegen den der Dampfergesellschaften überhaupt nur sehr schwer bestehen kann. Allgemein wurde von dem voraussichtlichen Schaden der Fischer gesprochen und derselbe bedauert. Was lag näher, als zu sondieren, ob die Badegäste auch etwas — opfern wollten, wenn sich ein großer Sturmschaden herausstellen sollte. Aber, o weh! Nur etliche Badegäste waren dazu bereit. „Dafür mag die Regierung sorgen", „Das bringt der Fischerberuf so mit sich", „Die Fischer sind doch reiche, und oft ungefällige Leute" usw. lautete die Antwort. Glücklicherweise war der Schaden nur gering, so daß der Mißerfolg dieser Aktion erträglich war. Ein interessanter Prüfstein war es aber auf jeden Fall.

So verbringt ein kleiner Politiker seine Ferienzeit. Wie mag es erst großen Politikern ergehen. Oder bleiben sie in ihrer Erholungszeit von der Politik verschont, weil sie groß sind? Fast möchte ich es glauben. Nun, beklagen will ich mich mit dieser Plauderei keineswegs, denn ich fühle mich ganz wohl dabei. Ein Politiker kann ja schließlich nicht aus seiner Haut heraus. Seine Erholung wird hierbei jedenfalls auch nicht alteriert, denn ein gutes Wort ist und bleibt doch stets eine Würze für das Leben.

Auf den zwei Unterhaltungsabenden mußte ich sogar — reden. Was hilft's, wenn man nicht will? Man muß! Es läßt sich hierbei schließlich manches Wort unterbringen, das manche Badegäste in der Ferienzeit ernster erwogen als in der hastigen Berufsarbeit. Ich merkte dies an den vielfachen Gesprächen, die in den folgenden Tagen am Strande mit mir geführt wurden, so daß ich beinahe dazu raten möchte, die politische Einzelarbeit auch in der Erholungszeit zu treiben.

Daß ich etliche Hilfeabonnenten gewonnen habe, sei nur nebenbei erwähnt. Wichtiger erscheint mir aber die Zusage etlicher Badegäste, sich um die Politik ihres Vaterlandes mehr zu kümmern als bisher. Der politische Indifferentismus ist in derjenigen Volksschicht, die sich eine Erholungszeit gönnen kann, in besonderem Maße vorhanden. Darum muß auch ein Politiker zu wirken suchen, wo er, wann er kann.

Chr. Eisenbürger.

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

NUMMER 35

Die Hilfe

Sonntag, den 3. September 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Der Katholikentag in Straßburg — Die englische Flotte — Viel Lärm um nichts — Die neue Mainlinie — Reichsfinanzreform — Mehring über den „Vorwärts“ — Irrsinn) — **Dr. E. Katz**: Die christlich-soziale Intrigue — **Naumann**: Soll Deutschland die Zeche bezahlen? — **Rudolf Springer**: Die österreich-ungarische Krise und die deutsche Nation — Soziale Bewegung — **Gottfried Traub**: Modernes Christentum — **Erich Schlaikjer**: Ehrliche Kritik. I. — **Guy de Maupassant**: Der Abendspaziergang — Kunst — Allerlei — Briefkasten.

Politische Notizen

Der Katholikentag in Straßburg ist voll von allem dem Klang und rednerischen Wogendrang gewesen, den diese imponierenden Tagungen der herrschenden Partei zu haben pflegen. Die Katholikentage bestehen aus einem Nebeneinander vieler geschlossener und öffentlicher Versammlungen, von denen jede ihren abgeschlossenen Inhalt für sich hat. Es ist nicht wie auf den sozialdemokratischen Parteitagen, wo die ganze Unternehmung eine innere Einheit ist oder wenigstens sein möchte. Daraus ergibt sich, daß es für den Katholikentag leicht ist, die verschiedensten Ansichten und Vorschläge nebeneinander herlaufen zu lassen, ohne daß geprüft werden kann, ob sie sich untereinander vertragen. Das betrifft ganz besonders die zahlreichen sozialpolitischen Programmreden, in denen Zölle, Handwerkerpolitik und Arbeiterfürsorge jedes wie ein Kapitel für sich behandelt werden. Der Arbeiter hört nur den Teil des Gesamtprogramms, der für ihn bestimmt ist, usw. Eigentlich Neues kann ja auf diesen Gebieten nicht vorgebracht werden und bestimmte bindende Einzelbeschlüsse werden vermieden, wie denn überhaupt viel große Musik gemacht wird, ohne zu viel Sorge um den Wert der einzelnen Noten. Anerkannt muß werden, daß die allgemeine sozialreformerische Stimmung warm und lebhaft war. Wichtiger aber als diese Seite der Sache war die überaus starke Hervorhebung des guten Einvernehmens von Staat und Kirche. Das Wort Papst Leos XIII. an den Kaiser, daß er sich auf die Treue seiner katholischen Untertanen verlassen könne, wurde zwar nicht für die Polen, aber für die deutschen Katholiken voll bestätigt. Warum auch nicht? Gerade an der französischen Grenze ist es jetzt leicht, das Deutsche Reich zu loben. Das führt weiter zu dem praktisch bedeutsamen Ergebnis, daß die Klerikalen von Elsaß-Lothringen sich von jetzt ab tatsächlich als Zentrumsbestandteile fühlen und erweisen werden. Das Zentrum germanisiert auf seine Weise, weil und solange Deutschland ihm dienstwillig sein muß.

Die englische Flotte. Vor Swinemünde lagern die ehernen Burgen Englands. Es sieht so aus, als ob wir heute in der deutsch-englischen Politik etwas besseres Wetter hätten als noch vor wenigen Wochen möglich schien. Dazu mag die runde Friedlichkeitserklärung der englischen Liberalen, die voraussichtlich bald in die Regierung eintreten, das ihrige getan haben. Die gegenwärtige englische Regierung ist nicht mehr fest genug, um, selbst wenn sie wollte, weitgehende verhängnisvolle Pläne ins Auge zu fassen. Von dieser Sachlage hat man sich auf beiden Seiten des Kanals überzeugt. Zum mindesten sind die Kriegsgerüchte vertagt, bis man weiß, wer England in den kommenden Jahren regieren wird. Dieser Sachlage hat die deutsche Regierung Rechnung getragen, indem sie unsere eigenen Flottenmanöver unterbricht, um die englischen Schiffe feierlich zu begrüßen. Wie die Begrüßung gehalten sein wird, wissen wir noch nicht. An sich halten wir sie nach der Verschiebung der Streitgedanken nicht für unrichtig. Wir Deutschen wollen den Frieden, wir wollen ihn aus Kenntnis der Lage aller verfügbaren Flotten, wir wollen ihn, weil der Krieg ein grenzenloses, unverantwortliches Unglück sein würde, wir können ihn wollen, da der englische Liberalismus dasselbe will.

Viel Lärm um nichts bedeuten die lebhaften Zeitungserörterungen, die sich an die Lossagung einer anarchosozialistischen Gruppe von der Sozialdemokratie knüpfen. Gewiß, es ist eine stattliche Versammlung von 3000 Arbeitern gewesen, die in vollem Bewußtsein von der Tragweite ihres Beschlusses einmütig sich von der politischen Tradition und dem inneren Wesen der offiziellen Sozialdemokratie losgesagt hat. Es ist auch zweifellos richtig, daß die erzieherische Tätigkeit der Sozialdemokratie denkbar ungünstig beleuchtet wird, wenn in Berlin, ihrer Hochburg, unter ihren kulturell fortgeschrittensten Anhängern, eine solche Revolte möglich war. Vielleicht ist es auch wahr, daß wir in diesem Vorgang, ebenso wie in zahlreichen anderen Vorfällen eine Bestätigung des Rückgangs der Dreimillionenpartei zu erblicken haben. Aber an sich verdient weder die Lossagung, noch die Zukunft der Anarchosozialisten erhebliche politische Beachtung. Neben dem längst bekannten und — isolierten — Wortführer des Generalstreiks, dem Berliner Arzt Dr. Friedeberg, saß der Arbeiterführer Kater, der seit dem Tode des Regierungsbaumeisters a. D. Keßler die Führung der ultraradikalen lokalistischen Gewerkschaften übernommen hat. Die Besucher dieser 3000 köpfigen Versammlung waren teils Anarchisten, teils lokalorganisierte Gewerkschaftler. Der in diesen beiden Lagern seit Jahrzehnten genährte, wütende Haß gegen die offizielle Sozialdemokratie, verbunden mit der in beiden Lagern ebensolange heimischen politischen Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit, hat unter Kater-Friedebergs Leitung einen Triumph gefeiert — das ist alles. Der offiziellen Sozialdemokratie wird vermutlich die Absplitterung der Anarchosozialisten nur angenehm sein. Diese radikalen Elemente haben oft genug die Partei bei allen vernünftig denkenden Anhängern und Gegnern kompromittiert, ohne daß sie formell von ihr abgeschüttelt werden konnten. Jetzt ist vor aller Welt kund getan, daß die deutsche Sozialdemokratie mit anarchistelnden Elementen nichts zu tun hat. Mit welchen geringen Machtfaktoren die Väter der anarcho-sozialistischen Bewegung rechnen müssen, ergibt sich schon aus der Tatsache, daß die lokalorganisierten Gewerkschaften in ganz Deutschland nach der neuesten statistischen Schätzung eben 20000 Mitglieder zählen. Selbst angenommen, daß diese Zwanzigtausend sämtlich der Fahne der Friedeberg-Kater Gefolgschaft leisteten, so würde das in der politischen Gesamtbewegung der Arbeiter noch immer ganz bedeutungslos bleiben. Der Plan eines politischen Massenstreiks und die Propaganda für ihn sollte aber jetzt nur noch schneller und gründlicher als vordem innerhalb und außerhalb der Sozialdemokratie als das erkannt und gewürdigt werden, was er ist, eine — Kateridee. Und das

Digitized by Google

ist voraussichtlich der einzige politische Erfolg von einiger Bedeutung, auf den sich die Anarchosozialisten nach dem Zerfall ihrer Gruppe werden berufen können.

Die neue Mainlinie. Zu gleicher Zeit sieht der Norden unseres Vaterlandes Wahlrechtsverschlechterungen und der Süden Wahlrechtsverbesserungen. Daß man in Bayern, Baden, Hessen, tut, was früher schon in Württemberg geschehen: das Landtagswahlrecht dem Reichstagswahlrecht annähern oder gleichsetzen, behagt den preußischen Junkern natürlich keineswegs, und einer von ihnen, der nun einmal das hochpolitische Artikelschreiben nicht lassen kann, der freikonservative Freiherr von Zedlitz, läßt sich darüber im Scherlschen „Tag" vernehmen. Zwischen dem Lobpreis des elendesten aller Wahlsysteme steht der überraschend provozierende Satz:

„Die Pflicht Preußens, sich bereit zu halten, nötigenfalls für die Erhaltung des Deutschen Reiches das zu leisten, was es für dessen Gründung geleistet, das gebietet die volle Aufrechterhaltung des Dreiklassensystems, und zwar in durchaus leistungsfähiger Gestalt."

Das soll wohl soviel heißen, daß durch die bundesstaatliche Rezeption des Reichstagswahlrechtes der Bestand des Reiches gefährdet sei und daß es Preußens Sendung in Deutschland, die freiheitliche Entwickelung, wo es geht, zu unterbinden. Das bißchen Spiel mit einem Staatsstreich, das Rasseln mit der Rüstung ist ja ganz vertraute Musik von jener Seite geworden. Aber es ist eine ziemlich frivole Leistung, die etwas freiheitlichere Haltung der süddeutschen Regierungen und Parlamente als eine Gefahr für den Bestand des Reiches zu bezeichnen, da man fühlt, daß die Tage der eigenen Junkerherrschaft vielleicht einmal vom Süden gezählt werden. Herr von Zedlitz macht noch einen praktischen Vorschlag: die Bundesregierungen sollen sich sein vorher verständigen, respektive sich bei Preußen die Erlaubnis holen, ehe sie an ihrer Verfassung etwas ändern. Daß eine solche neue Art zentralistischer Politik bei den Bundesstaaten, Regierungen und Parlamenten, viel Entgegenkommen finden wird, glauben wir noch nicht.

Reichsfinanzreform. Hinter den Kulissen wird mächtig gearbeitet. Die preußische Reaktion ist kräftig dabei, den Entwurf des Reichsschatzsekretärs zu verschandeln und zu verunzieren, bevor er auf die politische Bühne geschoben wird. Die „Kölnische Volkszeitung" weiß mitzuteilen, daß es sich in der Vorlage hauptsächlich um eine „gesalzene Tabaksteuererhöhung" handeln wird, die einen Mehrbetrag von 50—60 Millionen erbringen soll, und die Unruhe in der Tabakindustrie scheint diese Meldung zu bestätigen. Die Branntweinliebesgabe an die Agrarier dagegen solle nicht angetastet werden, und es seien von der Regierung die Konservativen und die Nationalliberalen für diese Projekte gewonnen. Und die Reichserbschaftssteuer? Noch vor wenigen Monaten stand sie im Mittelpunkt, aber der Unterminierung des preußischen Finanzministers ist sie gewichen und mählich auf die Seite gesunken. Preußen in Deutschland voran! Seinen Stimmen im Bundesrat ist es gelungen, diesen ersten größeren Versuch liberaler Steuergesetzgebung im Reiche zu hintertreiben oder ihm eine derartige Form zu geben, daß seine ausgleichende und geldschaffende Wirkung so ziemlich völlig lahmgelegt bleibt. Was wird das Ende sein von alledem? Das Zentrum hat sich mit solcher Gewichtigkeit gegen eine Erhöhung der Tabaksteuer ausgesprochen, daß ihm ein Umfall schon recht schwer werden müßte. Die Junker triumphieren, die Regierung belastet weiter die Lebens- und Genußmittel des Volkes. Es wird fortgewurstelt, bis .... nun, der Tag wird kommen.

Mehring über den „Vorwärts". Als Einleitung zum sozialdemokratischen Parteitag in Jena beginnt Mehring in der „Leipziger Volkszeitung" eine Artikelreihe über den „Vorwärts", die sehr geeignet scheint, die Wirrnisse der Partei zu vergrößern. Die bisherigen Debatten über das führende sozialdemokratische Blatt haben, so lesen wir, dazu geführt, daß aus dem Zentralorgan ein Zentralleiden der Partei geworden ist. Im übrigen bietet der bis jetzt vorliegende erste Aufsatz nur wenig sachlichen Stoff, nur zeigt er, daß einerseits der Vorwärtsredakteur Kurt Eisner höher gehängt werden soll und daß andererseits die Organisation des „Vorwärts" den Gegenstand des Angriffes bilden soll. Was Mehring will, ist der Sieg des Radikalismus auf der ganzen Linie.

Irrsinn. Die Christlich-Sozialen sind offenbar ganz verrückt geworden, und die „Freie Deutsche Presse" (Freisinnige Zeitung) sitzt teilnahmsvoll an dem Bett des Kranken, um „Enthüllungen" zu erwarten. Sie druckt aus einem christlich-sozialen Flugblatt ab:

„Wir fragen nun, haben die betreffenden Herren, die in Berlin und in Essen an die Christlich-Sozialen wegen Zurückziehung der christlich-sozialen Kandidatur herantraten und für die Zurückziehung zwei Stadtverordneten- und später ein Landtagsmandat anboten, auch gegen den Willen und ohne das Wissen obiger Stellen (d. h. der „Hilfe" Red.) gehandelt? Den Persönlichkeiten nach zu urteilen, ist das ausgeschlossen."

Nächstens werden die Christlich-Sozialen behaupten, wir hätten Herrn Behrens einen Brief gestohlen.

Die christlichsoziale Intrigue

I.

Mit dem Tode des Zentrumsabgeordneten Stötzel war im Kreise Essen eine Reichstagswahl notwendig geworden. Unsere Partei, d. h. die Freisinnige Vereinigung, beabsichtigte zunächst nicht, sich an der Wahl zu beteiligen. Zwar besitzen wir im Wahlkreise zahlreiche Anhänger. In Essen selbst bestand seit dem letzten Winter ein nationalsozialer Verein, der aus einem „Verein der Hilfefreunde" hervorgegangen war. Aber dieser Verein ist nicht parteimäßig organisiert. (Man schrieb uns gelegentlich, der einflußreiche Vorsitzende dieses Vereines, Herr Rechtsanwalt Dr. Niemeyer, träte der freisinnigen Vereinigung um deswillen nicht bei, weil sie ihm sozialpolitisch zu wenig radikal sei.) Trotzdem bestand zwischen dem Essener Verein und unserer Partei, besonders auch der Hilfe, ein freundschaftliches Verhältnis. Der Verein ließ sich die Verbreitung unserer Schriften angelegen sein und nahm verschiedentlich die Unterstützung unserer organisierten Parteifreunde, ja sogar die unseres rheinischen Parteisekretärs in Anspruch.

Während, wie gesagt, die freisinnige Vereinigung nicht daran dachte, in die Essener Wahl einzugreifen, liefen um den 3. Juni d. J. auf der Redaktion der „Hilfe" mehrere Briefe rheinischer Parteifreunde ein, des Inhalts, es wolle die Essener Vereinigung der sogenannten nationalen Parteien Herrn Dr. Niemeyer als Reichstagskandidaten aufstellen. Daß man auch im Essener Verein diese Kandidatur als „nationalsoziale" auffaßte, beweist u. a. das folgende Schreiben von Herrn Heinrich Jakobs, Hirsch-Duncker'schem Gewerkvereinsbeamten und Vorstandsmitglied des Essener Vereins vom 3. Juni:

Wir werden uns am Montag, den 5. Juni darüber aussprechen, ob wir nicht unseren Vorsitzenden, Herrn Rechtsanwalt Dr. Niemeyer als Reichstagskandidaten aufstellen; auf jeden Fall wird dies geschehen und wäre dann die beste Gelegenheit für eine Naumann-Versammlung".

Ich schrieb daraufhin an Herrn Jakobs den Brief, der in der vergangenen Woche von den Christlichsozialen veröffentlicht wurde und dessen Echtheit ich gleich nach seiner Veröffentlichung im Berliner Tageblatt anerkannt habe:

Schöneberg-Berlin, 7. 6. 1905.

Sehr geehrter Herr Jakobs!

Anbei folgen mit bestem Dank die Berichte über die Essener Versammlung zurück. Wie Sie aus der „Hilfe" entnommen haben werden, ist daraus ein kurzer Versammlungsbericht unter „unsere Bewegung" geworden. In Sachen der Kandidatur in Essen muß sehr vorsichtig zu Werke gegangen werden. Wenn die Nationalliberalen an einen Erfolg für eine eigene Kandidatur glaubten, dann würden sie wahrscheinlich uns den Wahlkreis nicht anbieten, daher müssen Sie sehen, einerseits die Nationalliberalen zur Unterstützung unserer Kandidatur zu verpflichten und andererseits jeden Anschein zu vermeiden, als ob unser Kandidat mit nationalliberaler Politik etwas zu tun hätte. Dies ist natürlich eine schwierige Sache, aber hieran hängt der ganze mögliche Erfolg.

Mit bestem Gruß

Dr. Eugen Katz.

Es sei zur Klarstellung gleich hier bemerkt, daß dieser Brief seinen Adressaten nicht erreichte. Er wurde, nebst einer Sendung von Zeitungsausschnitten, entwendet und nach 2½ Monaten von dem christlichsozialen Kandidaten für Essen, Herrn Behrens, ausgebeutet. Herr

Digitized by Google

Behrens machte sich also mitschuldig, daß Herrn Jakobs sein rechtmäßiges Eigentum durch eine im Strafgesetzbuch näher bezeichnete Handlungsweise vorenthalten wurde*).

Als ich im Anfang Juni den abgedruckten Brief schrieb, glaubte ich noch mit Recht, Herrn Dr. Niemeyer als „unseren" Kandidaten bezeichnen zu können. Dazu gab mir nicht allein der Brief des Herrn Jakobs die volle Berechtigung; Herr Dr. Niemeyer selbst hatte die Unterstützung des rheinischen Sekretärs der freisinnigen Vereinigung ursprünglich als selbstverständlich betrachtet. Er hat noch am 10. Juni der „Hilfe" einen unzweideutigen Beweis dafür gegeben, daß er sie als enge politische Freundin betrachtete. Freilich ergaben spätere Verhandlungen, daß Herr Dr. Niemeyer, nicht die genügenden politischen Sicherheiten böte, um auf unsere parteimäßige Unterstützung rechnen zu können. Unsere rheinisch-westfälischen Parteifreunde baten uns dann verschiedentlich, eine entsprechende Erklärung in der „Hilfe" zu veröffentlichen. Wir verweigerten dies, da wir Herrn Dr. Niemeyer keine unnötigen Schwierigkeiten machen wollten. Aber ebenso hat auch die freisinnige Vereinigung, unsere Partei, seitdem die Verhandlungen mit Herrn Dr. Niemeyer abgebrochen waren, auch nicht die geringsten Anstrengungen zur aktiven Unterstützung seiner Wahl gemacht.

II.

Man hat nun auf Grund des Inhalts meines, von den Christlichsozialen veröffentlichten, Briefes den Vorwurf politischer Unehrlichkeit gegen mich erhoben. Mit besonderer Emphase geschieht dies seitens der sogenannten freisinnigen „Freien Deutschen Presse" des Herrn Müller-Sagan und der „Leipziger Volkszeitung" des Herrn Franz Mehring. Die Entrüstung dieser moralischen Berühmtheiten würde mich weiter nicht genieren. Da aber eine ganze Anzahl nicht sehr kritischer Menschen davon angesteckt werden könnte, so muß ich auf den Inhalt des Briefes eingehen.

Der Brief enthielt zunächst eine Mahnung zur Vorsicht. Ist es unehrlich, vorsichtig zu sein? Herr Jakobs hätte noch viel vorsichtiger sein müssen, weil andere Leute unehrlich waren. Ich schrieb ferner Herrn Jakobs, die Nationalliberalen müßten, wenn unsererseits überhaupt ein Erfolg zu erzielen sei, zur Unterstützung „unserer Kandidatur" (siehe oben) verpflichtet werden. Ist das unehrlich? Geschieht es nicht seitens aller Parteien, daß sie unter Umständen andere Parteien zu ihrer Unterstützung verpflichten? Wenn die Nationalliberalen uns unterstützt hätten, dann wären wir eben für sie das geringere Übel gewesen. Ohne solche Abmachungen sind doch Wahlbündnisse überhaupt unmöglich! Ist es unmoralisch, den Anschein zu vermeiden, daß ein Kandidat mit nationalliberaler Politik nichts zu tun hat? Ich mußte damals annehmen, daß Herr Dr. Niemeyer mit solcher Politik wirklich nichts zu tun habe. Er hatte sich mit den Nationalliberalen verunreinigt, weil er in der Wahl von 1903 eine vielbeachtete öffentliche Stichwahlerklärung zugunsten des sozialdemokratischen Kandidaten abgegeben hatte, und vertrat im Gegensatz zu den Nationalliberalen eine sozialpolitisch radikale Politik. Ob er das heute noch tut, weiß ich nicht, nehme es aber an. Man hat gar von Wahlschwindel gesprochen. Wer sollte denn beschwindelt werden? Die Nationalliberalen? Ich riet ja gerade, ihnen klar und deutlich zu sagen, daß man ihre Unterstützung für einen nicht nationalliberalen Kandidaten verlangte. Oder sollten die Wähler getäuscht werden? Die Wähler wissen doch, daß der Kandidat nicht nationalliberal ist, und sie sehen doch, daß ihn die Nationalliberalen unterstützen.

Es gehört nicht einmal politischer, sondern nur gesunder Menschenverstand dazu, um meinen Brief für so einwandfrei und selbstverständlich anzusehn wie er in Wirklichkeit ist.

Die „Nation" von Dr. Theodor Barth urteilte darüber folgendermaßen:

„Die wirren Parteiverhältnisse in dem Reichstagswahlkreise Essen haben angesichts der bevorstehenden Ersatzwahl eine Konfusion herbeigeführt, die zu den abenteuerlichsten gegenseitigen Rekriminationen Veranlassung gibt. So tragen jetzt die Christlich-Sozialen eine künstliche Entrüstung zur Schau über einen Brief des Herrn Dr. Eugen Katz, den dieser anfangs Juni beim ersten Auftauchen der Kandidatur Niemeyer an einen Herrn Jakobs in Essen geschrieben hat. Die Christlich-Sozialen behandeln dieses Schreiben ungefähr so, als ob es moralische Defekte aufwiese, wie der berühmte Scheiterhaufenbrief des Hofpredigers a. D. Stöcker, des Oberpatrons der Christlich-Sozialen. Da Herr Dr. Eugen Katz Anhänger des Herrn Naumann ist, so benutzt die ehrenwerte „Freie Deutsche Presse", vulgo „Freisinnige Zeitung", im trauten Verein mit der „Vossischen Zeitung", die unter einer geradezu senilen Idiosynkrasie gegenüber allen, die früher nationalsozial waren, leidet, diesen Brief dazu, der gekünstelten moralischen Entrüstung der Anhänger des Herrn Stöcker als Resonanzboden zu dienen. Nur welche geradezu lächerliche Verzerrung der Tatsachen es sich hier handelt, ist leicht festzustellen. Die parteipolitische Stellung des Herrn Dr. Niemeyer war von vornherein unklar, und dementsprechend die Neigung der Freisinnigen Vereinigung, mit Herrn Niemeyer ins Feld zu rücken, nicht groß. Die Mitteilung, die beim Freiwerden des Wahlkreises Essen auftauchte, daß die Nationalliberalen keinen Kandidaten wieder aufstellen, sondern für den „Nationalsozialen" Herrn Niemeyer eintreten würden, bot deshalb einen ausreichenden Anlaß, die alten Nationalsozialen zur Vorsicht bei der Kandidatenfrage zu mahnen. In diesem Sinne schrieb Herr Dr. Katz an obengenannten Herrn Jakobs unter dem 6. Juni einen vertraulichen Brief, in dem es hieß:

„In Sachen der Kandidatur in Essen muß sehr vorsichtig zu Werke gegangen werden. Wenn die Nationalliberalen an einen Erfolg für eine eigene Kandidatur glaubten, dann würden sie wahrscheinlich uns den Wahlkreis nicht anbieten. Daher müssen Sie sehen, einerseits die Nationalliberalen zur Unterstützung unserer Kandidatur zu verpflichten und andererseits jeden Anschein zu vermeiden, als ob unser Kandidat mit nationalliberaler Politik etwas zu tun hätte."

Für jeden, der die Dinge nicht böswillig verdrehen will, ist der Sinn dieses vertraulichen Rates an einen Parteifreund klar. Er geht dahin: Ihr dürft keinen Kandidaten unterstützen, der auch nur den Anschein erweckt, als ob er unter der Maske der Freisinnigen Vereinigung nationalliberale Politik treiben wolle, und andererseits lohnt es sich nicht, mit einem eigenen Kandidaten in den Wahlkampf einzutreten, wenn die Nationalliberalen nicht vorher verpflichtet werden können, unseren Kandidaten, obgleich sie ganz genau wissen, daß er ihre Politik nicht macht, doch als das für sie kleinere Übel zu unterstützen. Dieser Rat war so weit entfernt von Hinterhältigkeit, daß nur eine Partei wie die Christlichsozialen, die an die politischen Intriguen des Herrn Stöcker gewöhnt sind, und verwandte Seelen den Versuch unternehmen konnten, Herrn Katz aus diesem Briefe einen Strick zu drehen. Herr Dr. Niemeyer ist, nachdem man sich über seine politische Haltung vergewissert hatte, von der Freisinnigen Vereinigung niemals als ihr Vertrauensmann oder Kandidat reklamiert worden.

Zur Charakterisierung der „Freisinnigen Zeitung" mag schließlich noch bemerkt werden, daß sie ihr hämisches Geschwätz über den Brief des Herrn Katz unter der Spitzmarke: „Der olle ehrliche — Naumann" den Lesern auftischt, obgleich Herr D. Naumann an der ganzen Angelegenheit völlig unbeteiligt ist."

Diese Anrempelung Naumanns, der, wie hier noch einmal festgestellt sei, mit der ganzen Sache auch nicht das geringste zu tun hat, bedarf in der Tat keiner Kritik.

III.

Nun zu den Notizen in Nr. 31 und 33 der Hilfe über meinen Brief. Dieser Punkt ist der einzige, der bei dem Uneingeweihten Mißverständnisse hervorrufen konnte. Eine Schuld kann ich mir aber nur insoweit beimessen, als ich die betreffenden Notizen der Hilfe nicht für jedermann so verständlich formuliert habe, wie es in Anbetracht der Person, gegen die sie sich richteten, notwendig gewesen wäre.

Ich habe nie in der Hilfe bestritten, jenen Brief, der nicht in die Hände des Herrn Jakobs gelangt ist, geschrieben zu haben. Welchen Grund hätte ich auch haben sollen, einen Brief, den ich voll vertreten kann und vertreten habe, abzuleugnen? Außerdem mußte ich aus der Notiz des Stöckerschen „Reich" (Nr. 198) annehmen, daß sich mein Brief in den Händen rücksichtsloser und zu jeder Entstellung des Tatbestandes fähiger Gegner befindet.

*) Eben, vor Schluß des Blattes, erhalte ich folgendes Telegramm: „Gestohlenen Brief soeben erhalten durch die Essener Volkszeitung. Jakobs." — Das ist ein in der Tat klassisches Dokument für die Verbindung von Zentrum und Christlichsozialen im Essener Wahlkampf. Die Essener Volkszeitung ist das Organ des Zentrums in Essen. Wir haben von Beginn des Wahlkampfes an gesagt, daß die Kandidatur Behrens nur aufgestellt sei, um Herrn Dr. Niemeyer Stimmen zu entziehen und eine klerikal-sozialdemokratische Stichwahlkonstellation herbeizuführen.

Digitized by Google

Herr Behrens hat meinen Brief in Händen. Auf Grund dieses „Rechtstitels" bringt er Fälschungen in die Öffentlichkeit. Am 21. Juli nämlich sandte mir Herr Jakobs folgenden eingeschriebenen Eilbrief*):

„Soeben erfahre ich von Herrn Dr. Niemeyer und dem Parteisekretär des Nationalen Vereins, Herrn Lummel, daß der christlichsoziale Herr Behrens sich wiederholt in öffentlichen Versammlungen geäußert hat: „Daß die Person des Herrn Dr. Niemeyer lediglich vom nationalsozialen Verein bei der Essener Reichstagswahl zu dem Zwecke vorgeschoben sei, um, falls die Kandidatur Erfolg hätte, es im ganzen Ruhrgebiet so zu machen, und sollten die Nationalliberalen mit der Zeit verdrängt resp. an die Wand gedrückt werden durch die Nationalsozialen. Eine derartige Korrespondenz sollte ich mit Ihnen geführt haben. Diese Schriftstücke hätten die Christlichsozialen in Händen. Ja Herr Behrens sagt, man hätte den Sozialdemokraten diesen Schriftwechsel in die Hände gespielt und würden dieselben die ganze Korrespondenz veröffentlichen. Ich bitte Sie nun dringend, da es sich um meine Person handelt, umgehend Aufklärung zu geben."

Diese politische Schauergeschichte des Herrn Behrens, für die er vorgab, eine Korrespondenz zum Beleg zu haben, war natürlich absolut frei erfunden. Der Eilbrief des Herrn Jakobs traf aber auf der Redaktion der „Hilfe" ein, während ich, abwesend von Berlin, auf Urlaub war. Mein Kollege Heuß antwortete Herrn Jakobs sofort, von einer solchen Korrespondenz könne keine Rede sein. **Diesen** Brief hat Herr Jakobs, wie er mir jetzt mitteilt, in einer Versammlung Herrn Behrens gezeigt. **Das** ist der Brief, der nach der Erklärung des wahrheitsliebenden Herrn Behrens identisch sein soll mit **meinem** Brief, den Herr Behrens sich widerrechtlich angeeignet hat. Natürlich mußte sich Herr Behrens schämen, die Quelle zu bezeichnen, die ihm meinen Brief zugespült hatte. Mit der bekannten Art programmatischer Nächstenliebe aber wollte Herr Behrens unsern Freund Jakobs zum Schuft machen, indem er ihn verdächtigte, ihm, dem Gegner, den vertraulichen Brief eines Parteifreundes in der Abschrift vorgelegt zu haben.

Als ich Ende Juli von meiner Reise zurückkehrte, konnte ich dieses Gewebe von Dummheit und Bosheit noch nicht durchschauen. Dennoch erschien mir Herr Behrens als Verbreiter der Phantasien, die in dem Eilbrief von Jakobs geschildert waren, gefährlich genug, um seinem Beginnen durch folgende Briefkastennotiz in Nr. 31 der Hilfe ein Ziel zu setzen:

„Arbeitersekretär J. in Essen. Natürlich sind die Behauptungen des Christlich-sozialen Behrens über die Redaktion der „Hilfe" samt und sonders Unwahrheiten, die er sich zugunsten der lieben Zentrumskandidatur aus den Fingern saugt. Schade nur, daß das erfindungsbegabte Herrchen keine Gelegenheit bietet, ihm noch deutlicher zu bescheinigen, was es mit der „Korrespondenz" auf sich hat. Es gibt mancherlei Hilfstruppen des Klerikalismus, achtungswerte und — solche, die um ein Mandat alles preisgeben."

In dieser Briefkastennotiz, die mit Herrn Behrens noch sehr glimpflich umging, waren seine Behauptungen über die „Korrespondenz" der „Redaktion der Hilfe", der Wahrheit entsprechend, als Erfindungen gekennzeichnet. Das aber war Herrn Behrens noch nicht genug. In Nr. 193 der Stöckerschen Zeitung „Das Reich" antwortete er am 18. August mit folgender Notiz im Sprechsaal:

Ich frage hiermit Herrn Katz, welche Behauptungen „samt und sonders Unwahrheiten" sind. Ehe positiv gesagt wird, was behauptet ist, ist natürlich sachlich auch nichts zu berichtigen. Sollte es sich aber um den Brief des Herrn Katz an Herrn Jakobs betr. Aufstellung des Vorsitzenden des nationalsozialen Vereins in Essen als Reichstagskandidaten handeln, so dürfte doch schließlich auch ein Herr Dr. Katz das Vorhandensein des Briefes nicht bestreiten. Eine Abschrift davon hat mir doch Herr Jakobs in der Vereinshausversammlung persönlich zur Kenntnisnahme vorgelegt. Den Inhalt des Briefes werde ich demnächst (aus dem Gedächtnis) veröffentlichen. Vielleicht veröffentlicht einer der beteiligten Herren selbst den Brief. Das ist um so nötiger, als in der „nationalen" Zeltversammlung am 12. August von seiten des Vortragsredners in Gegenwart des Herrn Dr. Niemeyer die Mitbeteiligung der Nationalsozialen bei der Aufstellung quasi abgeleugnet worden ist. Das eine steht jedoch fest, daß die Art und Weise, wie die obige Briefkastennotiz abgefaßt ist, nicht nur eine schofle Verdächtigung ist, sondern einer Ehrabschneiderei gleichkommt. Dies nur zur Kennzeichnung meiner Gegner.

Essen. Franz Behrens.

Diese Frechheit schlug dem Faß den Boden aus. Das war ein Geständnis von Behrens in aller Form, aus dem hervorgeht: 1. Behrens hat meinen Brief vom 6. Juni in Händen; 2. Behrens hat Grund, dies zu leugnen, da er „aus dem Gedächtnis" zitieren will (in Wirklichkeit sind die Sätze meines Briefes fast bis zur Interpunktion korrekt im christlich-sozialen Flugblatt abgedruckt); 3. Behrens, um sich herauszureden, beschuldigt unseren Freund Jakobs, sein Spießgeselle zu sein.

Und nun schreibe ich, um Jakobs die von ihm gewünschte Gelegenheit zu seiner Rechtfertigung zu geben, folgende Notiz in Nr. 34 der Hilfe, jene Notiz, die selbst gutgläubige Leser zum Opfer von Mißverständnissen gemacht hat:

Zur Essener Reichstagswahl. Die „Hilfe" mußte sich kürzlich (Nr. 31) in einer Briefkastennotiz mit dem Treiben des christlichsozialen Herrn Behrens beschäftigen. Herr Behrens hatte sich veranlaßt gefühlt, im Essener Wahlkampf die phantastischsten Behauptungen aufzustellen über eine angebliche Korrespondenz zwischen der Redaktion der „Hilfe" und einem Essener Gewerkvereinsbeamten, die wir als Erfindung gekennzeichnet haben. Herr Behrens hat nun mit Recht empfunden, daß er bloßgestellt war. Anstatt sich aber zu schämen und zu schweigen, besitzt er die Kühnheit, in einer Notiz des „Reich" zu behaupten, der betreffende Gewerkvereinsbeamte, Herr Jakobs, habe ihm die Abschrift eines von uns in Sachen der Kandidatur Niemeyer an diesen gerichteten Schreibens vorgelegt. Hierzu schreibt uns nun Herr Jakobs und bittet, es zu veröffentlichen:

„Einen Brief von Herrn Dr. Katz betr. Aufstellung des Vorsitzenden des nationalsozialen Vereins in Essen als Reichstagskandidat habe ich nicht erhalten. Worauf es aber ankommt, ist, daß Herr Behrens es mit seiner Ehre vereinbaren kann, als Reichstagskandidat einer Partei, welche sich christlich-sozial nennt, Behauptungen zu verbreiten, wofür er nicht imstande ist, auch nur den Schatten eines Beweises zu erbringen."

Will sich Herr Behrens noch weiter blamieren?

Wie aus dem ganzen Zusammenhang, der hier geschildert wurde, hervorgeht, beziehen sich die Wendungen: „phantastische Behauptungen", „angebliche Korrespondenz", „Erfindung": auf die Phantasien des Herrn Behrens, die ich schon oben auf Grund des Jakobsschen Briefes vom 21. Juli näher gekennzeichnet habe.

Vielleicht wäre es angebrachter gewesen, sich zu äußern:

„Herr Behrens stellt auf Grund eines entwendeten Briefes diese und jene gefälschten Behauptungen auf."

Ich hielt es aber — wer wird dies unaufrichtig nennen? — für angezeigt, mit diesen unzweideutigen Äußerungen zu warten, bis mir Jakobs genau geschrieben hatte, welchen Brief er Behrens vorgezeigt habe. Es genügte mir, Behrens einstweilen auf dem anderen festzunageln. Zu spät, um sie noch in Nr. 34 der Hilfe zu verwerten, traf dann die Antwort von Jakobs ein. Die Hilfe wurde am 22. August fertiggestellt. Am 24. August schreibt mir Jakobs:

Die Behauptung von Behrens, daß ich ihm in der Versammlung am 23. Juli im Vereinshaus die Abschrift eines von Ihnen geschriebenen Briefes gezeigt hätte, ist unwahr. Die Angelegenheit verhält sich wie folgt: Am 21. Juli teilte ich Ihnen durch Einschreibebrief mit, welche Behauptungen Behrens hier verbreitete; den Brief haben Sie ja erhalten. Herr Heuß schrieb mir am 22. Juli, daß die von Behrens aufgestellten Behauptungen samt und sonders erlogen seien. In der Versammlung vom 23. Juli 1905 habe ich an der Hand des Briefes, den mir in Ihrer Abwesenheit Herr Heuß sandte, Herrn Behrens bewiesen, daß er falsche Behauptungen aufgestellt hatte; von einer Vorlegung eines Briefes von Ihnen ist hier absolut keine Rede.

Ich hoffe, daß nunmehr auch die Wißbegier der ehrenwerten „Freien Deutschen Presse" befriedigt sein wird, und daß sie nicht ganz ohne Empfindung dafür bleiben wird, was anständige Menschen über ihre saubere Verbrüderung mit dem Kumpan Behrens denken. **Eugen Katz.**

*) In der Erklärung, die ich zu diesem Falle und in Bezug auf diesen Brief der Frankfurter Zeitung geschickt habe, muß es unter Punkt 1 heißen: „Nationalsozialen" statt „Christlichsozialen".

THE UNIVERSITY OF ... LIBRARIES

Digitized by Google

Soll Deutschland die Zeche bezahlen?

Regierungsrat Rudolf Martin läßt während der Friedensverhandlungen ein Buch erscheinen, das den Titel trägt:

Die Zukunft Rußlands und Japans; Soll Deutschland die Zeche bezahlen? Berlin, Carl Heymanns Verlag, 258 Seiten.

Dieses Buch würde auch dann sehr interessant sein, wenn es nicht ein Berliner Regierungsrat geschrieben hätte, aber es gewinnt seine besondere Bedeutung doch erst durch die Person seines Verfassers. Regierungsrat Martin steht nicht im Verdacht, gegen den Willen der Regierung zu arbeiten, hat auch während der Zollkämpfe seine Feder dem offiziellen Tarifgedanken in einer Weise gewidmet, daß er als Verteidiger der Absichten der Regierung gelten konnte. Wenn er jetzt in der russisch-japanischen Frage das Wort ergreift, so kann man ohne weiteres annehmen, daß er weiß, wie der Wind weht, und nicht die Absicht hat, die Pläne unseres auswärtigen Amtes zu durchkreuzen. Natürlich darf man alle Einzelheiten der an Urteilen und Ansichten reichen Arbeit nur ihm persönlich auf Rechnung setzen, aber die Frage „Soll Deutschland die Zeche bezahlen?“ würde nicht so formuliert sein, wenn Bülow wollte, daß wir nochmals zahlen sollen.

Schriftstellerisch hat das Buch gewisse Mängel, die eine etwas schleunige Herstellung vermuten lassen. Es wimmelt von Wiederholungen und ist schwach in der Gruppierung des Stoffes, aber der Stoff selbst ist von großer Eindringlichkeit. Lassen wir also alle schriftstellerische Beurteilung beiseite und beschäftigen uns sachlich mit dem, was Martin vorträgt! Es wird am besten sein, dabei mit seinem letzten Kapitel anzufangen „Deutschland am Scheidewege“ und aus ihm wesentliche Sätze herauszuheben:

Schon jetzt beträgt die in Deutschland untergebrachte russische Rente nahezu 3 Milliarden Mark. Wenn sich das deutsche Publikum an den kommenden russischen Milliardenanleihen beteiligt, so wird die deutsche Beteiligung in russischer Staatsrente schon 2 Jahre nach dem Friedensschluß leicht auf 6 Milliarden insgesamt angeschwollen sein. Jetzt ist noch Zeit, die russischen Werte abzustoßen, da die russische Regierung den Kurs künstlich hoch hält, um neue Anleihen machen zu können. In 2 Jahren oder gar in 6 Jahren werden die russischen Staatspapiere erheblich tiefer stehen. Schon in wenigen Jahren dürfte der Kurs der vierprozentigen Staatsrente auf 50 pCt. angelangt sein. Rußland wird zwar zunächst für seine neuen Papiere noch viel vorteilhaftere Bedingungen bieten müssen, aber diesen reichen Zins- und Kursgewinn sollte das deutsche Publikum bereitwillig den Franzosen überlassen. Wir wünschen, daß die Franzosen den Vorteil der hohen von Rußland gewährten Zinsen genießen und an den russischen Staat in den kommenden 5 Jahren mindestens 11 Milliarden Francs als Darlehen geben. Dann würden die Franzosen im ganzen mit 21 Milliarden an den russischen Werten beteiligt sein. Kommt dann im Laufe der nächsten 15 Jahre eine russische Revolution, die diese Papiere für null und nichtig erklärt, so verliert Frankreich fast den fünften Teil seines mobilen Nationalvermögens. Auch ein Einströmen amerikanischen Geldes nach Rußland müssen wir aus gleichen Gründen wünschen. Läßt sich aber Deutschland weiter mit russischen Werten ein, so wird es einen Verlust erleiden, der dem unglücklichen Ausgange eines großen Krieges gleich kommt.

Es ist grundverkehrt, wenn man meint, daß unsere Ausfuhr nach Rußland leiden würde, wenn wir zugeknöpft sind. Obwohl Frankreich bisher 10 Milliarden nach Rußland gegeben hat und wir nur drei, ist doch die französische Ausfuhr nach Rußland nur der fünfte Teil der deutschen Ausfuhr. Die politischen Folgen einer Ablehr deutschen Geldes von russischen Zwecken würden sehr große sein. Das nationale Gesamtinteresse des deutschen Volkes ist unvereinbar mit der Zulassung weiterer russischer Anleihen an deutschen Börsen.

Der Reichskanzler soll eine Kommission berufen, deren Aufgabe es ist, die Sicherheit der russischen Staatsanleihen zu prüfen und Vorschläge für eine Revision des Straf- und Zivilrechtes hinsichtlich fremder Anleihen zu machen.

Um diesen Warnungsschrei zu begründen, gibt Martin Darlegungen über das notwendige, unvermeidliche Herankommen des russischen Staatsbankrottes. Unseren älteren Lesern sind Rohrbachs Warnungen noch in lebendiger Erinnerung. Auch von Martin wird Rohrbach öfter angeführt. Ebenso greift Martin wiederholt auf die Arbeit von Professor v. Schulze-Gävernitz zurück. Es ist im Grunde derselbe Gedankengang, den Rohrbach und Martin vertreten, nämlich der, daß die Erträgnisse der russischen Landwirtschaft in keiner Weise so gesteigert werden können, um den Zinsverpflichtungen zu genügen. Die hierher gehörenden Angaben Martins sind sehr lehrreich, können aber von uns nicht im einzelnen wiedergegeben werden. Auch sehen die inneren Verhältnisse Rußlands nicht danach aus, als ob eine Periode fabelhafter Aufwärtsbewegung im Anzug sei. Rußland borgt, solange es irgend borgen kann, und dann erklärt es, daß es statt 4 pCt. nur 2 pCt. geben könne oder es zahlt mit Papieren, hinter denen nichts steht und die den berüchtigten Assignaten der französischen Revolution gleichen. Und diese Erklärung wird nicht für den russischen Staat verhängnisvoll sein, sondern für die Geldgeber. Rußland selbst gewinnt bei seinem Bankrott. Das, was Martin hierüber sagt, ist von zwingender Kraft. Er schreibt einen Abschnitt über „Der Staatsbankrott als das gewaltigste Machtmittel des russischen Reiches“, der auf Grund der Erfahrungen früherer Staatsbankrotte darlegt, daß ein Staat durch eine Unfähigkeitserklärung seinen weiteren Kredit nicht schädigt, sondern bessert. Ein Staat, der seine Schulden nicht bezahlt, ist absolut unangreifbar. Was wollen beispielsweise die Franzosen tun, wenn sie um 20 oder auch nur um 10 oder 15 Milliarden ärmer werden oder, was dasselbe ist, ihre Zinsen nicht mehr bekommen? Sollen, können sie einen Krieg anfangen? Ganz abgesehen davon, daß es geographisch sehr schwierig ist, sich einen russisch-französischen Finanzkrieg zu denken, so kann bei diesem Kriege nichts gewonnen werden, denn alle militärischen Erfolge bringen die Zahlungsunfähigkeit nicht aus der Welt. Und uns Deutschen würde es kaum anders gehen. Was hat es für uns verlockendes, mit Rußland Krieg zu führen, selbst wenn wir militärisch gewinnen? Wir werfen dann nur neue Opfer zu den alten und, was verloren ist, bleibt verloren. Das wissen natürlich die Russen, werden sich aber hüten, es ihrerseits zu sagen, da es für sie besser ist, vor dem Konkurs noch viel fremdes Geld in ihre Eisenbahnen und Heereseinrichtungen zu stecken. Sie borgen und borgen und halten mit geborgtem Gelde den Kurs hoch, geben hohe Provisionen, schenken Adlerorden an ihre ausländischen Bankiers, bezahlen vielleicht selbst da und dort die ausländische Presse, damit, wenn einmal der ungeheure Sturz kommt, viel vorher genossen ist.

Unzweifelhaft ist ein solches Verfahren gewissenlos, aber selbst hierfür gibt es weiße Salbe. Martin erinnert mit Recht an einige Worte unseres verstorbenen ehrwürdigen Leipziger Nationalökonomen Wilhelm Roscher. Der alte Roscher, der für seine Person einer der moralischsten Menschen war, die von Finanzfragen etwas verstanden, sagt:

Ein Doktrinarismus, der lieber den Staat will untergehen als bankrott werden lassen, kann nicht ernstlich gemeint sein.

Dieses Wort des alten Wirtschaftsprofessors wird später einmal Witte oder sein Nachfolger als Motto denen mitgeben, die der Welt klar machen sollen, daß er nur seine Pflicht erfüllt, wenn er Rußland vor den fremden Blutsaugern rettet. Und wie schnell vergißt die Welt! Vor hundert Jahren war nach dem französischen Staatsbankrott die französische Anleihe viel leichter unterzubringen als die preußische und österreichische. Auch bei Rußland würde es so sein: ein entschuldetes Rußland kann sich heben, ein verschuldetes kann es nicht! Das einzige, was in Rußlands Lage einen Staat abhalten kann, sich insolvent zu erklären, ist die Zahl seiner eigenen Staatsbürger, die dadurch in Verluste gestürzt werden. Dieser Grund genügt, um alle Zweifel an deutschen, französischen, englischen Anleihen zu beseitigen, denn in diesen Ländern ist es wesentlich eigenes Kapital des Volkes, das der Staat an sich gezogen hat. In Rußland steht das anders. Der „größte Schuldner der Weltgeschichte“ ist am wenigsten durch Rücksichten auf seine eigenen Kapitalisten gebunden.

Das ist es also, was Martin den deutschen Kapitalisten sagt. Ob sein Vorschlag einer besonderen Regierungskonferenz einen Zweck und eine Aussicht hat, können wir nicht beurteilen, ob die von ihm geforderten zivil- und strafrechtlichen Reformen einen Sinn haben, wissen wir nicht, da er selbst sie nicht näher ausführt, ob die Zulassung neuer russischer Anleihen verhindert werden wird, ist bei der allgemeinen Politik der deutschen Regierung unsicher, aber

Digitized by Google

so viel scheint sicher, daß das deutsche Volk hier mit lauter Stimme gewarnt wird. Ob diese Warnung gehört werden wird? Man sollte es denken, aber es gibt zwei starke Gegenwirkungen, deren eine der Verdienst der Bankiers ist und deren andere der Leichtsinn des einzelnen Kapitalisten ist, den die heutigen guten Zinsen locken. Jeder einzelne denkt, er werde sich schon noch rechtzeitig zurückziehen können. Man kann aber Geldpapiere nur verkaufen, so lange jemand da ist, der sie kaufen will. Eines Morgens wird dieser jemand fehlen, dann gibt es Heulen und Zähneklappern, dann wird Gott und alle Welt verklagt, dann werden die allerklügsten Mendelssohne ihr Schäfchen ins Trockne gebracht haben, aber die Menge der Geldbesitzer erfährt es erst aus der Morgenzeitung, daß sie künftighin jährlich um so viel ärmer sind als sie jetzt russische Zinsen einnahmen. Dem einzelnen mag man das gönnen! Warum ist er so leichtsinnig? Es ist seine Sache! Mitleid verdient keiner, der da hereinfällt. Aber der Verlust der einzelnen gestaltet sich zum Nationalverlust, da die geschwächte Geldkraft geschwächte Kaufkraft bedeutet. Martin weist sehr richtig darauf hin, welche verheerenden Folgen es für alle Schichten des Königreichs Sachsen gehabt hat, als die Leipziger Bank zusammenbrach. Und was ist die Leipziger Bank gegen das, was hier auf dem Spiele steht?

Es wird gesagt, die russische Anleihe sei zwar gefährlich, aber im Grunde bleibe das Geld ja doch in unseren Händen, wenn es direkt vom Bankhaus an Krupp oder Vulkan gegeben werde. Dieses aber würde die stille Vorbedingung neuer Anleihen sein. Wir warnen vor diesem faulen Troste, denn erstens bekommen Krupp oder Vulkan das Geld doch nicht, ohne daß sie dafür Kanonen oder Schiffe, also deutsche Arbeit, nach Rußland liefern, zweitens steht der Unternehmergewinn dieser Firmen in keinem Verhältnis zu dem möglichen Verluste und drittens: wer hat denn Veranlassung, sein Geld, ohne daß er eine Gegenleistung bekommt, an Krupp zu schenken? Die Franzosen mögen das Geld geben, mit denen Krupp bezahlt wird! Die Franzosen! Auch sie werden lesen, was Martin schreibt, denn alle Welt wird es lesen. Sie sind in der schlechtesten Lage, denn zahlen sie nicht weiter, so kommt der Bankrott bald, zahlen sie weiter, so kommt er später! Wir möchten wünschen, daß nicht sie es gerade wären, die solches Leid zu tragen haben, aber, so unchristlich es klingen mag, es ist doch besser, sie verlieren, als wir! Sie zahlen Kriegskosten für einen Krieg, den sie führen wollten. Naumann.

Die österreich-ungarische Krise und die deutsche Nation.

V. Parlament und Regierung in beiden Staaten.

Die Veränderungen, die sich unter der Oberfläche der Erscheinungen, im sozialen und nationalen Körper der Monarchie vollzogen haben, und die nur eine aufmerksame Beobachtung einer vieljährigen Entwickelung offenbart, machen erst die Gewalt unserer Staatskrise verständlich und meßbar. Die endlosen Einzelgravamina der Nationen sind nur Symptome eines tiefen Allgemeinstrebens. Daher die Hydranatur der nationalen Postulate! Kaum hat Franz Josef I. eine Forderung erfüllt und so sich vermeintlich Frieden und Ruhe des Alters erkauft, so wächst auch schon eine neue nach. Auch für die Nationen gilt das crescit eundo. Graf Apponyi, ein geschickter Wortfinder, der vermöge seiner stupenden Oberflächlichkeit den Wandel der Dinge am liebsten als Ausfluß seiner Politik und seines persönlichen Duells mit Franz Josef ausgeben möchte, hat darauf das Wort von den sibyllinischen Büchern angewendet, die er nacheinander dem König präsentiert. Was tatsächlich vorliegt, ist ein ganz anderes: Jede Nationalität, auch die kleinste, (z. B. die österreichischen Slowenen), hat in unserer Zeit das unausrottbare, durch die Notwendigkeiten ihres ökonomischen Daseins diktierte Streben, sich zur vollen Klassen- und Staatsordnung durchzuringen, jeder wohnt virtuell die Tendenz zur nationalen Sonderstaatlichkeit inne.

Der Übergang von einer Nation zur anderen vollzieht sich nur bei einer Klasse relativ schmerzlos, zum Teil sogar vorteilhaft für das Individuum, bei den Intellektuellen. Bei allen anderen Klassen erfordert die Entnationalisierung zunächst geistige und materielle Degradation, oft bis zum völligen Analphabetismus und zur Proletarisierung. In der Regel müssen breite Massen erst kulturlos werden, bis sie von einer anderen Kultur aufgenommen werden können. Das beweist Ungarn am klarsten. Ein Budapester magyarischer Sozialdemokrat schildert mir so die Zustände der deutschen Bauernschaft, die am Vertes- und Pilisgebirge, hart bei Budapest, sitzt. In einer sechsjährigen Schulzeit werden sie magyarisch unterrichtet; zwei Jahre nach Ablauf der Schulpflicht können sie magyarisch weder lesen noch schreiben, sie behalten nur den primitivsten Wortschatz. Sie kennen noch die Bezeichnung für Vater und Mutter, nicht mehr die für Vormund, die einfachste juristische und staatliche Terminologie: Gericht, Justiz, Verwaltung, Gesetzgebung, Presse, Vereinsrecht, Versammlung fehlt ihnen. Die Formulare der Brief- und Geldpost, die behördlichen Vorladungen verstehen sie nicht. Hilflos stehen sie der öffentlichen Verwaltung gegenüber, da sie stehen faktisch außerhalb des Staates. Nicht einmal die primitivsten magyarischen Vokabeln können sie fassen. Dabei beginnen sie auch das Deutsche zu verlernen, so daß sie auch in ihrer Muttersprache nicht zugänglich sind. Solange aber die Reste der Muttersprache im Wege sind, können sie die neue nicht mit Erfolg aufnehmen. Als Masse können sie sozial nicht aufsteigen, solange die Sprachenfrage nicht gelöst ist. — Und das darf auch nicht wundern: Die Sprache ist doch das formelle Sozialisierungsmittel schlechtweg. Das moderne Leben aber fordert selbst für den sozial Tiefstehenden schon einen sehr beträchtlichen Schatz von technischen, gesellschaftlichen und rechtlichen Bezeichnungen. Der Sprachlose, sowie derjenige, der die öffentliche Sprache nicht spricht, kann nur bei den primitivsten Tätigkeiten oder als naturalwirtschaftender Bauer der Gesellschaft anwohnen, das Eingangstor in sie aber ist die Sprache. Unentrinnbar ist für Ungarn die Konsequenz: Die Magyarisierungspolitik bedeutet, wenn sie siegreich sein soll, für die Hälfte der Bevölkerung mindestens zwei Generationen des Analphabetismus und der wirtschaftlichen Verelendung, vor denen sich immer nur einzelne, nie die Massen retten können. Die wirtschaftliche Entwickelung der Nationalitäten widerstreitet einem solchen Versuche ganz und gar, die Magyaren wollen Unmögliches! Was kaum das Deutsche Reich seinen Polen, das unermeßliche Zarenreich seinen Völkern gegenüber vermag, das ist diesem kleinen Volksstamm völlig unerreichbar!

Und darum ist der Drang der Selbstbehauptung und Sonderstaatlichkeit jeder Nation eingeboren und nur mit ihr selbst auszurotten.

Das gilt für die Magyaren, die sich das Recht dazu vindizieren, um kein Haar mehr als für die übrigen Völker, denen sie es bestreiten, bei denen sie diese Tendenzen als Hochverrat grausam strafen! Sie haben sich die juristische Fiktion zurecht gelegt, daß alle Ungarn magyarischer Nation, aber verschiedener Muttersprache sind! Ganz Europa lacht über diese Fiktion, aber der Deutsche, der Rumäne Ungarns zahlt sie mit Jahren schweren Kerkers. Ein Banater Dichter singt: „Gedenk', daß du ein Deutscher bist." Jedem Deutschen muß die Röte der Scham und Empörung ins Gesicht steigen, wenn er hört, daß dieses Lied als hochverräterisch mit Kerkerstrafe geahnt worden ist! Dabei zählt die deutsche Nation in Ungarn 2 Millionen — zehnmal soviel, als es Buren in Südafrika gibt. Nicht jede Nation ist freilich stark und geschlossen genug, den souveränen nationalen Einheitsstaat zu erreichen — nicht einmal die deutsche Nation wohnt in einem Haus; die Sonderstaatlichkeit der Nation kann verwirklicht sein in einer Föderation (Schweiz), sie kann annähernd erreicht sein im Rahmen provinzieller Autonomie (die Polen in Galizien), sie kann ersetzt sein durch das faktische Kondominium (Tschechen und Deutsche in Böhmen) oder mindestens durch die lokale Selbstverwaltung in Kommune und Kreis (wie Deák sie den ungarischen Nationen verhieß), aber in irgend einer Form muß die nationale Sondereristeng gesichert sein, soll ein Volk sich beruhigen. Lebt in allen der Wille zum Staat, so haben doch nicht alle die Macht, ihn zu erringen und zu behaupten. Auslöschen aber kann eine

Nationalität nur der erdrückende, schamlose Zwang politischer Übermacht.

Steht diese den Magyaren zu Gebote, obwohl sie die Deutsch-Österreicher auf ihrem Boden nicht behaupten konnten? Die Magyaren haben viel für sich, vor allem ihre „ehrwürdige Verfassung", die Déak im Jahre 1867 erneuert. Vor Europa reden sie davon, daß sie nichts anderes wollen, als ihre ehrwürdige Verfassung gegen den Wiener Absolutismus verteidigen! Welche Selbsttäuschung, welche unbewußte Mystifikation! Die erwähnte Fiktion von der magyarischen Nation findet ihre Zwillingsschwester in der Verhimmelung dieser ehrwürdigen Verfassung.

Mir liegt nur die Wahlstatistik des Jahres 1901 vor, der Széllschen „reinen" Wahlen: Damals waren 125, also nahezu ein Drittel aller Abgeordneten, mit weniger als 100 Stimmen, 254, also nahezu zwei Drittel, mit weniger als tausend Stimmen, 377, also 91 pCt. der Abgeordneten mit weniger als 1500 und nur 11 Kandidaten mit mehr als 2000 Stimmen gewählt. Wenn es hoch kommt, war ein Zwanzigstel der Nation in Budapest vertreten. Und daran haben die letzten Wahlen gewiß nicht viel geändert. Das Budapester Parlament nennen wir in Europa, die wir nicht mehr in dem alldemokratischen Phrasennebel von „Fürst und Volk" befangen sind, nicht mehr eine Volksvertretung, viel eher sind wir versucht, von dem Absolutismus einer kleinen Minorität gegen die große Majorität zu sprechen! Wir haben wenigstens so viel unterscheiden gelernt, daß auch der Absolutismus nicht die Herrschaft der simplen oder gewaltigen Persönlichkeit des Monarchen, sondern die durch sie verhüllte Herrschaft des Adels oder der Bureaukratie bedeutet. Bis vor kurzem aber war das ungarische Parlament nichts als der geschäftsführende Ausschuß der magyarischen Bureaukratie, und wenn heute die niedere Bureaukratie gegen die höhere revoltiert und sie mit Hilfe des Kleinbürgertums besiegt hat, so hebt dieser Zwischenfall in der Familie die Tatsache nicht auf, daß Ungarn keine wahre Volksvertretung besitzt, wenn es auch von einem Parlament regiert wird!

Ich weiß, daß ganz Deutschland, ja ganz Europa, heute von den magyarischen Fiktionen gefangen ist, wie es überhaupt befangen ist in der konstitutionellen Fiktion, nach der der Fürst, einerlei, was er will und wessen Ausdruck er ist, das reaktionäre, die Kammer hingegen, wie immer sie zusammengesetzt sei, das fortschrittliche Prinzip darstellt. Im diesem Vorurteil apellieren die literarischen Vertreter der magyarischen Sache unablässig, sie scheinen damit selbst in Deutschland Glück zu haben, wo die konstitutionelle Legende wahrlich keinen allzu günstigen Boden besitzt — ist doch Deutschlands Kaiser gegenüber dem preußischen Landtag beinahe ein bürgerlicher Revolutionär — was eine solche Repräsentation Preußens allein noch möglich macht. Von einem Wiener Absolutismus zu reden, das ist entweder kleinbürgerliche Gespensterfurcht oder plumper Betrug! Franz Josef I. ist wahrlich alles eher als ein Karl I.

Österreich besitzt das, was Ungarn fehlt, eine Volksvertretung, die alle Nationen und Klassen zur Vertretung bringt. Um auch ein Beispiel zu geben: Die 230 000 Rumänen der Bukowina zählen 5 nationale Abgeordnete im Parlament, die 2,7 Millionen Rumänen in Ungarn haben es nach wiederholten blutigen Wahlkämpfen endlich dazu gebracht, daß sie zwei, drei Leute nach Pest senden!*) Ganze neun Leute schicken die 50 pCt. Nationalitäten in das Budapester Volkshaus — nach achtunddreißig Jahren des Konstitutionalismus! In Österreich ist jede Nation, und zwar jede, mit Ausnahme der Ruthenen, ausreichend vertreten. Nicht der Wiener Absolutismus, sondern die Nachwirkung dieser sonderbaren Art Konstitutionalismus in Österreich, welche halb Ungarn gegen Pest aufzureizen angetan ist, ist den Magyaren unheimlich geworden; denn sie garantiert das von rechtswegen diesseits der Leitha, was jenseits anzustreben als Verbrechen des Hochverrats bestraft wird: die staatliche Gleichberechtigung der Nationalitäten!

Aber — und das ist der große Widerspruch von Form und Sache, von Recht und Leben — Ungarn hat ein Parlament und Österreich keines. Die Schmerlingsche Interessenvertretung stellt Interessengruppen, die Klassen und Nationen mechanisch nebeneinander, ohne innere Einheit, ohne Möglichkeit einer organischen Majoritätsbildung. — Das Budapester Zensuswahlrecht aber ist einheitlich und darum imstande, Majoritäten zu liefern: diese beweisen nichts als Volksvertretung, aber alles als Staatsorgan, sie liefern nicht ein Kontrollorgan der königlichen Gewalt — diese ist in Ungarn einflußlos, einfach in der Praxis nicht da —, sondern sie konstituieren die Staatsgewalt, die absolute Gewalt über die Verwaltungsmaschinerie, die dem Unterhaus bedingungslos gehorcht und also auch die unvertretene Bevölkerung zum Gehorsam zwingt.

Die Deutschen im Reich werden also gut tun, ihre Auffassung über Ungarn und auch über Österreich zu revidieren und die drei Fiktionen des Magyarentums, durch die es sich selbst und den Wiener Hof und alle Welt täuscht, zurückzuweisen: Die Fiktion der magyarischen Nation verschiedener Muttersprache, der sakrosankten ungarischen Verfassung und des Wiener Absolutismus.

Die Wiener Regierung ist von absolutistischen Neigungen ferner denn irgend eine. Das letzte Kabinett, das dem Namen Koerber trug, war allerdings eine Beamtenregierung wie fast alle früheren; aber das ist selbstverständlich angesichts einer Kammer, die keine stabile parlamentarische Mehrheit hervorbringen kann. Mehr als irgend eine stand es unter dem Gebot der Parlamentsparteien überhaupt, selbst der kleinen! Die Gefahr der Obstruktion hinderte nicht nur, daß es der Gefangene einer Parteikoalition werde, sie erzwang auch die Berücksichtigung der billigen Wünsche aller. Erst nach dem Sturze Badenis wurde das österreichische Parlament eine reale Macht und ist es heute noch; aber all seine Macht ist bloße Schranke, Kontrolle, negativer Zwang. Nicht zur geringsten positiven Tat kann

*) Ich füge hier die offizielle Tabelle der ungarischen Nationalitätenstatistik ein, die von vielen als ganz unzuverlässig angesehen wird. Sie offenbart demnach, daß nach heute unter 19 Millionen Einwohnern nur 8,6 Millionen Magyaren, 10,4 Mill. Nichtmagyaren gezählt wurden; von letzteren verstehen nur 1,4 Mill. das Magyarische, so daß also vollen 9 Millionen von 19 Millionen die Sprache des Staates absolut fremd ist. Die eingehende Analyse ist uns hier versagt.

Die Zivilbevölkerung Ungarns nach Muttersprache und Kenntnis der magyarischen Sprache in den Jahren 1880, 1890 und 1900 in Tausenden:

Muttersprache	Anzahl			Hiervon des Magyarischen mächtig		
	1880	1890	1900	1880	1890	1900
In Ungarn:						
magyarisch	6 404	7 357	8 588	.	.	.
deutsch	1 870	1 990	1 980	377	500	608
slowakisch	1 855	1 896	1 991	176	227	298
rumänisch	2 403	2 589	2 784	137	179	243
ruthenisch	353	379	423	19	27	35
kroatisch	389	194	188	65	82	42
serbisch		495	434		55	49
sonstige	223	259	329	41	55	87
nichtmagyarisch	7 345	7 805	8 132	817	1 078	1 365
In Kroatien:						
kroatisch-serbisch	1 712	1 921	2 089	10	15	23
deutsch	83	117	134	9	15	20
magyarisch	41	68	90	.	.	.
Im ganzen Staate:						
Magyaren	6 445	7 426	8 679	.	.	.
Nichtmagyaren	9 196	9 822	10 443	239	1 113	1 413

Digitized by Google

es sich aufraffen, nicht einmal zu einer Resolution gegen Ungarn! Und dieser negativen Schranke gegenüber sieht die Regierung sich auf die bloße technische Verwaltung und auf allgemeine Kulturförderung beschränkt, jeder Versuch zu einer im strengen Wortsinne politischen oder nationalen Tat würde sie sogleich in den Hinterhalt der Obstruktion locken und dort zu Falle bringen.

So kommt es, daß die nahe Reife der Dinge für Neugestaltungen das alte Österreich schwächt und lähmt, die Unreife Ungarns dagegen seinem Parlamente absolute Macht verleiht — ein widerspruchsvoller Zustand, welcher die Geister am meisten verwirrt, die Folge eingewurzelter Verfassungsübel, veralteter, unbrauchbar gewordener Institutionen.

Rudolf Springer.

Soziale Bewegung

Politik in den Gewerkvereinen. Die Gewerkvereinsreformer erhalten Unterstützung in ihrem Bestreben, das politische Interesse der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinler neu zu beleben. Im „Regulator", dem Organ der Maschinenbauer, das neuerdings von dem süddeutschen Zentralratsmitglied Gleichauf redigiert wird, tritt der Leitartikel der letzten Woche lebhaft für den Plan ein, alle Parteien den Arbeitern dienstbar zu machen. Zwar wird auch in diesem Artikel so nebenher den rheinisch-westfälischen Reformern vorgeworfen, daß sie „unerwartet, ohne rechtzeitige Verständigung mit der Hauptleitung", in Essen vorgegangen wären; aber dieses Vorgehen wird gleich darauf entschuldigt mit den „vielen Widerständen in der Gewerkvereins-Hauptleitung gegen Neuerungen jeder Art" und in der wärmsten Weise wird die neue Anregung der Reformer begrüßt:

„Genügen die wirtschaftlichen Kämpfe im heutigen Umfange: Arbeitszeitverkürzung, Lohnerhöhung, Arbeiterbehandlung, genügen diese engen Grenzen, bei der großen Bedeutung der zu lösenden Aufgaben, um größere Arbeitermassen zu entflammen, an Stelle der Verzagtheit die Flammen neuer Begeisterung und Hoffnung entzünden zu können? Wir sagen: Nein! Die heutigen Verhältnisse schreien geradezu nach einer Erweiterung der Gewerkvereinsaufgaben... Wir dürfen nicht mehr länger ruhig mit zusehen, wie immer mehr Arbeiter bestimmten Parteien dienstbar gemacht werden. Der vernünftig angewandte Neutralitätsgedanke verlangt heute, die Möglichkeit zu schaffen, alle Parteien den Arbeitern dienstbar zu machen, dadurch, daß letztere vor den Wahlen auf bestimmte Forderungen verpflichtet werden, und alle Arbeiter, die das Prinzip der Neutralität anerkennen, ihre Stimmabgabe davon abhängig machen."

Mit warmen, begeisternden Worten ruft dann das offizielle Organ des stärksten und ausschlaggebenden deutschen Gewerkvereins zum Handeln nach diesen Gesichtspunkten auf. Wir haben es sonach bei dem Vorgehen der rheinisch-westfälischen Gewerkvereinsreformer nicht mit einem plötzlichen unüberlegten Schritt einzelner disziplinloser Gesellen, sondern mit der Verwirklichung von Gedanken und Plänen zu tun, die in weiten Kreisen der Gewerkvereinler auf freudige Zustimmung rechnen dürfen. Dieser Umstand ist verheißungsvoll für die Zukunft der deutschen Gewerkvereine. Die rheinisch-westfälischen Reformer werden mit ihren Bestrebungen hier wie bei so manchen anderen Gelegenheiten durchdringen. Die Folgen, die das für die deutschen Gewerkvereine wie für die verschiedenen politischen Parteien und für die gesamte Sozialpolitik haben kann, verdienen gelegentlich einmal im Zusammenhang festgestellt zu werden.

Evangelische Arbeiter, auf in die Gewerkschaft! Mit diesem Satz hat der verdienstvolle Pfarrer Specht in der süddeutschen Arbeiterzeitung einen Aufruf geschlossen, der zwar nach unserer Kenntnis der neuesten Gewerkschaftsentwickelung die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine zu ungünstig und die christlichen Gewerkschaften viel zu günstig beurteilt, aber dennoch um seines frischen Tones und seiner sachlichen Objektivität willen Beachtung verdient. Wir setzen deshalb den letzten Satz des Aufrufs hier her: „Schriftsetzer, Buchdrucker, herein in die Buchdruckergewerkschaft! Stützt die Stellung dieser neutralen Gewerkschaft gegen die sozialdemokratischen Versuche, sie wie die anderen Gewerkschaften zu parteipolitischen Zwecken zu mißbrauchen. Evangelische Arbeitervereinler, die ihr zu Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen gehört, ruht nicht und gebt nicht nach, bis ihr von der „Volkspartei" los seid, und wo an einem Orte Hirsch-Dunckersche Gewerkvereine sind, in die unsere Mitglieder eintreten können, da sollen sie es tun, um am gleichen Ziel zu arbeiten, damit wirklich gewerkschaftliches Leben in diese etwas politisch versauerten und philiströs gewordenen Organisationen komme. Und wo christliche Gewerkschaften sind im Lande, da sollten unsere Mitglieder erst recht nicht mehr zögern, einzutreten und tüchtig mitzuarbeiten; schon durch ihre Mitgliedschaft allein werden sie zu immer durchgreifenderer Neutralität in konfessioneller Hinsicht beitragen, und wenn sie recht tätig sind, werden sie sehr bald jeden persönlich etwa noch wirkenden parteipolitischen Einfluß neutralisieren, nur sich immer fein und ruhig aufs Prinzip berufen und nicht müde werden und nicht nachlassen. Tischendörfersche Gegner sind in diesen Gewerkschaften, Gottlob, nicht zu finden. Und noch eins: keine unnötigen Anrempeleien! Die Gewerkschaftssache als solche muß uns wichtiger sein. Hirsch-Dunckersche könnten ganz neutral sein, die Christlichen haben den redlichen Willen, ganz neutral zu sein, da muß es doch für ehrliche, nüchterne Arbeiter einen Ausgleich, einen modus vivendi geben, ein Fühlungnehmen, statt ein sich gegenseitiges Abstoßen."

Gewerkvereine und evangelische Arbeitervereine. Das Organ der rheinisch-westfälischen Reformer unter den Gewerkvereinlern, der „Gewerkvereinsbote" in Düsseldorf, polemisiert an leitender Stelle gegen die Verleumdungen, welche darauf ausgehen, den evangelischen Arbeitervereinlern die Hirsch-Dunckerschen Vereine als demokratisch oder sozialistisch verseuchte Organisationen zu verekeln und es schließt seinen Aufsatz mit folgenden beachtenswerten Worten: „Im ganzen müssen wir uns noch kräftiger als bisher um die evangelischen Arbeitervereine bekümmern. Dabei haben wir vor den christlichen Gewerkschaften manches voraus. Diese können aus den evangelischen Arbeitervereinen nur für sich Mitglieder ziehen, wogegen wir dazu noch in der Lage sind, unsere evangelischen Mitglieder den Arbeitervereinen zuzuführen, beide Teile also Gebende und Empfangende sind. Darauf sollten wir achten und jede verfügbare Kraft ersuchen, in den evangelischen Arbeitervereinen Mitglied zu werden."

Die Fleischteuerung und die Gewerkschaften. Nicht nur in der politischen Arbeiterbewegung, sondern auch in der gewerkschaftlichen wird der Protest gegen die agrarische Politik der Fleischteuerung immer lauter. Aus einem Vortrag, den der Gewerkvereinsbeamte für Süddeutschland, Herr E. Bleicher, kürzlich in einer Gewerkvereinsversammlung in Augsburg gehalten hat, geben wir folgende Ausführungen wieder: „... Wenn fortgesetzt in der agrarierfreundlichen Presse erklärt werde, eine Fleischnot existiere nicht, so gebe er zu, daß in den Kreisen, die in den feinen Hotels speisen, von einer Fleischnot nichts zu spüren sei, da gebe es nur eine Not: was essen wir heute! Anders sehe das bei der Arbeiterschaft aus. Der Reichstagsabgeordnete Calwer habe in seinem Buche „Handel und Wandel", den Jahresdurchschnittsverdienst, nach den Angaben der verschiedenen Versicherungskassen, auf 750 Mk., das wäre täglich 2,50 Mk., herausgerechnet. Professor Schanz habe statistisch nachgewiesen, daß 800000 Arbeiter vorhanden wären, die nur einen Jahresdurchschnittsverdienst von 420 Mk. haben. Wenn man diese Zahlen sich zu Gemüt führe, dann findet man jene Kreise im deutschen Volke, wo wirklich Not vorhanden ist. Nun weist Redner durch Zahlen nach, indem er Einfuhr, Ausfuhr und Verbrauch gegenüberstellt, daß Deutschland nicht in der Lage ist, den Fleischkonsum zu decken. Er belegt die gewaltige Zunahme von dem Pferde- und Hundefleischkonsum der letzten Jahre mit Ziffern. Er kritisiert dann scharf die Zölle auf Futtermittel, die es dem kleinen Landwirt nach einem Jahre schlechter Futterernte immer unmöglich mache, die Viehzucht zu betreiben. Er möchte wünschen, daß man die Kartoffel zur Schweinefütterung nehme, statt Schnaps und Spiritus zu brennen; den leitenden Staatsmännern mit samt jenen Volksvertretern, die durch Zölle die Lebenshaltung der deutschen Arbeiterschaft immer mehr erschweren, wünsche er mehr Spiritus in den Kopf, damit sie wahrhaft für das Wohl des deutschen Volkes, insbesondere der Arbeiterschaft, eintreten. Je mehr die Lebensmittel, hauptsächlich Fleisch und Brot, künstlich in die Höhe getrieben werden, desto kraftloser und weniger leistungsfähig werde die deutsche Arbeiterschaft. Nicht nur diese werde geschädigt, auch die deutsche Industrie komme in die mißliche Lage, den Konkurrenzkampf auf dem Weltmarkte nicht mehr bestehen zu können. Allen jenen „Patrioten", die glauben, Deutschland retten zu können, wenn sie eine chinesische Mauer ziehen, führten in Wirklichkeit das deutsche Volk durch eine unvernünftige Zollwirtschaft einer immer größeren Unterernährung zu und schädigten auf das schwerste die Wehrfähigkeit des Volkes."

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Eugen Katz in Berlin. — Druck von Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 12.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES
Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 35. Berlin, 3. September 1905

Modernes Christentum

Das einzige Christentum, das man in der Christenheit hat, ist eigentlich Judentum.
Kierkegaard.

Es gibt drei Sorten Christenleute. Die einen behandeln das Christentum als Weltanschauung. Sie sehen darin eine interessante Antwort auf die höchsten philosophischen Fragen. Christus hat nach ihrer Meinung eine bestimmte, geoffenbarte Lehre gebracht, und aus Verehrung wird er selbst in den Mittelpunkt dieser Lehre gerückt. Und nun holt man alles herbei, diese Anschauung zu begründen, zu veranschaulichen, zu verteidigen, aufzuputzen, festzustellen, zu gliedern, zu formen, zu vollenden. Wie die alten Rabbiner ihr Gesetz zur weltumfassenden Lehre erhoben, so daß der Herrgott selbst am Sabbat das Gesetz studieren mußte, so freuen sich viele theologische Forscher und Prediger, wenn sie das Christentum wieder vor Himmel und Erde verteidigt haben. Scharfsinn und Tiefsinn werden aufgeboten, Wissenschaft und Beredsamkeit helfen, man lebt vom Christentum und seiner Erklärung, wie die jüdische Schriftgelehrsamkeit vom Gesetz lebte, und streitet und zankt sich in Schulen und Sekten. Man ist nichts Besseres, als die alten Pharisäer auch, vor deren Bosheit uns doch schon in der Schule gruselte.

Daneben stehen die Männer der Praxis. Man feiert zwar nicht den Sabbat, aber den Sonntag, aber auch, um für die Woche genug getan zu haben. Man stiftet einige hundert Mark oder schenkt doch dem Wohltätigkeitsverein seinen jährlichen Beitrag. Man sorgt dafür, daß regelmäßig gebetet werde, besonders bei öffentlichen Angelegenheiten. Auch zeigt man gern seinen Stuhl in der Kirche oder sein Gesangbuch, und legt besonders Wert darauf, daß alles kirchlich und rechtlich zugehe. Das ist den Menschen wirklicher Ernst; genau so wie den Juden, denen Jesus einst die Bergpredigt gehalten hat. Man will hier gute Werke tun, und einen ordentlichen Lebenswandel führen, damit man einstens, wenn doch vielleicht ein anderes Leben kommt, einen Gutschein vorzuweisen hat. Man wundere sich doch nicht über die Juden mit ihrem Almosengeben, Beten, Fasten und ihrer Verdiensttafel, die sie Gott vorzeigten, wie ein stolzer Schüler, der seine Aufgabe gut gemacht hat. Unser populäres Christentum ist kein Haar anders. Wenn wir nicht um Gott streiten, so rechnen wir mit ihm. Dieser Rechengeist füllt die Seele. Darf man nicht mit Pfennigen und Talern rechnen, so doch mit Himmel und Hölle. Daß das eine so gut Geschäft bleibt, wie das andere, vergißt man.

Nur wenige sind es, die wissen kaum, daß sie Christen sind. Für sie ist das Christentum eine heilige Sache und sie scheuen sich, daran herumzutasten. Sie freuen sich seiner Güte wie der Mensch, wenn er in tiefblauen Himmel guckt und die Sonne vor seinen Augen goldene Fäden spinnt. Sie erschrecken vor seinem Ernst wie das Kind, wenn es die Mutter weinen sieht. Sie nehmen ihr Herz in die Hand, weil sie fürchten, daß es zerspringe: denn es ist so etwas unsagbar Großes darum, wirklich Christ zu sein. Das ist ein Leben, kühner, gewaltiger, brausender, als daß man es voll greifen könnte. Wenn unsere großen Schiffe durch die Bucht fliegen, so reißen sie am Ufer den Boden ein, und wenn ein Sturm über das Land rast, stürzen Menschenwohnungen ein und man flüchtet aufs freie Feld. Ähnlich wenn göttliches Leben in die Menschenwelt einströmt. Und in den Christen soll doch Gottes Wirken leben; sie wollen Menschen höherer Wirklichkeit sein, weil sie Gott im Herzen tragen und er sie über Not, Tod, Leid, Welt trägt. Das sind andere Kräfte, als die am Alltag wirken. Solche Mächte ärgern die Menschen, weil sie die Gewohnheit höhnen; sie sind ihnen zu lästig, weil sie ganze Männer und ganze Frauen erfordern.

Ja, einen wirklichen Christen, der nicht jüdisch und heidnisch denkt oder lebt, einen wirklichen Christen, dem es nicht ums Christentum, sondern ums Christsein zu tun ist, ein Gotteskind voll Gotteskraft — wo hast du einen solchen gesehen?

Traub.

Ehrliche Kritik

I.

In unserer Zeit erheben sich Stimmen genug, die sich mit der künstlerischen Kritik befassen; leider meistens unter Gesichtspunkten, die nicht übermäßig groß genannt werden können. Ob dieser oder jener Kritiker (was als persönliche Frage mit der Kritik an sich überhaupt nichts zu tun hat), ob also dieser oder jener Kritiker zu scharf, zu persönlich oder etwas anderes sei, — das waren so im allgemeinen die „Probleme", mit denen sich die larmoyanten Stimmen befaßten. Oft genug werden dann selbst diese kleinen Schmerzen noch unter kleinen Gesichtspunkten betrachtet. Herr Sudermann beispielsweise schied alle die Kritiker, die einen starken geschäftlichen Einfluß hatten, und die ihm also beträchtlich schaden konnten, aus seiner Kritikerfehde aus. Er tat das, obwohl sich auch unter diesen Kritikern Männer befanden, die ihn sehr scharf bekämpften. Was so klein und untergeordnet begonnen wurde, mußte natürlich schlecht enden. Wer kämpfen will, muß schon den Mut des Kampfes haben. Sobald die Feigheit offen zutage liegt, ist das Spiel bei Beginn schon halb verloren und wird es am Ende völlig sein. Herr Sudermann holte sich denn auch eine glatte Niederlage und ist seitdem merkwürdig still geworden. — Die Gerechtigkeit verlangt indessen, daß man den anderen larmoyanten Künstlern kein besseres Zeugnis ausstellt. In den meisten Fällen lag gekränktes Selbstgefühl dahinter, das durch eine gute Kritik ebenso schnell geheilt wurde, wie es durch eine schlechte beschädigt worden war. Es soll, um Mißverständnissen zu begegnen, dem Künstler durchaus nicht genommen werden, einer Kritik mit der polemischen Klinge zu begegnen. Das ist vielmehr sein gutes Recht, unter Umständen sogar seine gute Pflicht. Nur soll er, was er tut, nun auch offen und ehrlich tun. Unverhüllt und schneidig soll er die Interessen seiner eigenen Kunst vertreten, nicht aber sich in irgend eine Toga hüllen und über die Schlechtigkeit der Welt klagen, während er die Schlechtigkeit seiner eigenen Rezensionen meint. Mit den sachlichen Problemen der Kritik hat aber auch das nichts zu tun, und die leidigste Folge des ganzen Jammers über die Kritik ist der Umstand, daß die Aufmerksamkeit von diesen sachlichen Problemen abgelenkt wurde, um sich an allerlei Klatsch und Tratsch zu heften. Wir wollen heute

Digitized by Google

wenigstens den Versuch machen, uns mit einem Problem zu befassen, das man ein sachliches Problem der Kritik nennen darf. Als Formel für das Problem haben wir die Worte „ehrliche Kritik“ gewählt.

Um das Thema zunächst negativ einzuschränken, sei bemerkt, daß wir hier nicht an eine ehrliche Kritik im Gegensatz zu einer bezahlten denken. Die Ehrlichkeit in diesem Sinne ist natürlich kein „Problem“, sondern eine kategorische Forderung; ein Grundsatz, der nicht bewiesen zu werden braucht, weil er sich eben von selbst versteht. Nebenher mag bemerkt werden, daß es in Deutschland eine bezahlte Kritik in diesem Sinne gar nicht gibt. Wenn es sie gäbe, könnte sie sich nur in einflußreichen Blättern finden, denn Kritiken in anderen Zeitungen würde kein Mensch bezahlen. Ein einflußreiches Blatt aber müßte einen Kritiker sofort entlassen, der sich bezahlen ließe, und so würde der unehrliche Kritiker gegen den Judaslohn seine ganze Existenz (seine materielle wie seine menschliche) in die Schanzen schlagen müssen, und das Spiel ist zu gewagt, als daß es selbst für unlautere Existenzen einen Reiz haben sollte. So liegen die Dinge wenigstens in Deutschland. In Frankreich sollen sie anders und schlechter liegen.

Neben der Bestechung in bar gibt es dann natürlich die indirekte Bestechung, die genau soviel wert ist, nur daß sie leider fast nie zu fassen ist. Die Bestechung in bar ist eben darum allen anderen vorzuziehen. Sie hat etwas Naives, Ehrliches, Erfrischendes. Ach, und eben darum kommt sie nicht vor. — Eine andere Form, nicht der Bestechung, aber doch der Parteilichkeit, führt bereits in ein Problem der Kritik hinein, das hier indessen nur gestreift werden soll. Es gibt Kritiker, die von einer bestimmten Schule so hypnotisiert sind, daß sie andere Schattierungen nicht zu fassen vermögen und ihnen gegenüber in die bitterste Ungerechtigkeit verfallen. Objektiv liegt hier ohne Zweifel eine Parteilichkeit vor; subjektiv ist es indessen die ehrlichste Sache von der Welt. Man soll einen solchen Kritiker darum auch nicht ungerecht nennen, was ein subjektives Moment voraussetzen würde, das bei ihm fehlt; man darf ihn nur tendenziös nennen. Er wird sein Urteil von der Richtung empfangen, die ihn gefangen nimmt. Ist sie eng, wird er selber eng erscheinen, und ist sie bedeutend, wird er sympathisch werden. Es dient ihm außerdem zur Entlastung, daß jeder in seinem künstlerischen Empfinden begrenzt ist; auch der Beste wird in einem gewissen Punkt beschränkt, und zwar durch nichts Geringeres, als durch sein eigenes Ich. Ein Mensch, der allen künstlerischen Emanationen mit der gleichen Empfänglichkeit gegenüberstände, wäre ein Abstraktum. Und daß es abstrakte Menschen nicht gibt, prägte mir bereits mein alter Lehrer im 18. Lebensjahre bei der Behandlung Rousseaus ein.

Das Problem, mit dem wir uns heute ausführlicher befassen wollen, ist indessen noch anderer Art. Wir denken uns den völlig unbefangenen Kritiker; unbefangen selbstverständlich von materiellen Einflüssen, unbefangen aber auch von ideellen Tendenzen; einen Kritiker also, der die Strahlen des Kunstwerks mit reinem Herzen aufnimmt. Man sollte meinen, daß damit die Vollkommenheit erreicht sei und doch drohen auch der Kritik eines solchen Mannes die Gefahren der objektiven, mitunter sogar der subjektiven Unehrlichkeit. Was rein die Brust erfüllte unterliegt noch allerlei Fälschungen, bevor es sich auf dem Papier zeigt. Um von einem Beispiel auszugehen, erinnere ich an die Art, wie junge Lateinschüler ihr Latein genießen. Sie schwelgen weniger in der logischen Klarheit und Bestimmtheit des Satzbaus, als vielmehr in dem seligen Bewußtsein, daß sie etwas reden können, das Nachbars Peter nicht versteht. Diese Schülereigenschaft haftet vielen, sehr vielen Menschen durch das ganze Leben an. Sie ist sogar so weit verbreitet, daß man sie beinahe eine allgemein menschliche Schwäche nennen kann. Wer sich streng prüft, wird wenigstens hier und da auch bei sich selber eine Spur davon finden. Bei einigen Kritikern nun ist diese Schwäche, wie auch bei bestimmten anderen Menschen, sehr stark entwickelt. Gesetzt beispielsweise, sie lesen einen Dichter, der sehr sonderbar, aber schließlich doch mehr sonderbar als talentvoll ist. Aus all dem Sonderbaren nun fällt ein Strahl von Talent in ihr Herz, der sie entzückt. Soweit wäre alles in Ordnung; wenn sie dann aber in der stillen Arbeitsstube sitzen, steht unvermutet der Teufel hinter ihnen. Sie werden von der Lust gepackt, etwas zu sagen, das für andere Latein ist. Sie kommen sich tief, verstehend, einsam vor und schwärmen schließlich von dem einen Strahl von Talent, als wenn sie von der Sonne selber redeten. Es versteht sich von selbst, daß dieser Prozeß im Innern der Brust sich unbewußt vollzieht. Wenn er ihnen zum Bewußtsein käme, müßten sie ja über sich selber lachen oder wenigstens lächeln und die Befangenheit nähme ein jähes Ende. Was aber dabei herauskommt ist schließlich doch eine objektiv unehrliche Kritik, das Wort nicht in seinem groben, sondern in seinem feineren seelischen Sinn genommen. Der Kritiker fühlte sich als Mitglied einer engen Gemeinde, die vor anderen an Tiefsinn und Verständnis etwas voraus hatte. Darum konnte der Eindruck, der rein empfangen war, nicht auch rein zurückstrahlen. Das einschmeichelnde Gefühl der eigenen Wichtigkeit drängte sich dazwischen und fälschte ihn. Die Lust am ästhetischen Latein bestach den sonst unbefangenen Rezensenten.

Erich Schlaikjer.

Der Abendspaziergang

Von **Guy de Maupassant**.

Als der alte Leras, Buchhalter bei Labuze & Kompagnie, das Geschäft verließ, blieb er einige Augenblicke stehen, vom Glanz der untergehenden Sonne geblendet. Er hatte den ganzen Tag bei einer gelben Gasflamme gearbeitet, im Hinterhaus mit seinem engen und schachttiefen Hof. Der kleine Raum, wo er seit fast vierzig Jahren seine Tage verbrachte, war so dunkel, daß selbst im Hochsommer das Sonnenlicht höchstens von 11 bis 3 Uhr hineindringen konnte.

Es war dort immer feucht und kalt und wenn man das Fenster öffnete, drang die Luft eines solchen Häuserschachtes in das dunkle Zimmer und erfüllte es mit einem dumpfen Geruch und dem Gestank der Gosse.

Seit vierzig Jahren ging Herr Leras jeden Morgen um acht Uhr in dies Gefängnis und blieb bis abends um sieben über seine Bücher gebeugt, und schrieb dabei mit dem Eifer des guten Angestellten.

Mit 1500 Francs hatte er begonnen, jetzt bezog er 3000. Da ihm seine Mittel nicht erlaubten, eine Frau zu nehmen, war er Junggeselle geblieben. Und da er nie etwas genossen, hatte er keine großen Wünsche. Manchmal freilich wurde er seiner eintönigen und ununterbrochenen Arbeit müde, und dann war sein frommer Wunsch dies: „Himmel, wenn ich 5000 Francs Renten hätte, dann ließ ich mir's gut gehen!“

Aber er hatte es sich nie gut gehen lassen, denn er hatte nie mehr gehabt als seinen monatlichen Gehalt.

Sein Leben war ohne Ereignisse dahingegangen, ohne Aufregungen, fast ohne Hoffnungen. Träume, die jeder in sich trägt, waren ihm bei seinen kleinen Wünschen ferngeblieben.

Mit 21 Jahren war er bei Labuze & Kompagnie eingetreten und war dort geblieben.

1856 hatte er den Vater, 1859 die Mutter verloren. Und seitdem nur ein Wohnungswechsel, 1868, als man ihm die Miete steigern wollte.

Jeden Morgen, pünktlich um sechs, fing der Wecker wie eine rasselnde Kette fürchterlich zu lärmen an. Zweimal allerdings hatte das Uhrwerk versagt, 1866 und 1874, ohne daß er je den Grund erfahren hätte. Er zog sich an, machte das Bett, kehrte das Zimmer und stäubte Stühle und Schrank ab. All diese Geschäfte nahmen ihn anderthalb Stunden in Anspruch.

Dann ging er weg. In der Bäckerei Lahure, von der er elf verschiedene Besitzer kennen gelernt hatte, ohne seinen Namen zu verraten, kaufte er sich eine Semmel, die er unterwegs aß.

Sein ganzes Leben war in dem engen, dunklen, einförmig tapezierten Bureau abgelaufen. In seinen jungen Jahren war er eingetreten als Gehilfe des Herrn Brument, mit dem Wunsche, diesen abzulösen.

Er hatte ihn abgelöst und nun erwartete er weiter nichts mehr.

Die ganze Fülle von Erinnerungen, welche die Menschen im Laufe ihres Lebens sammeln, die plötzlichen Ereignisse, die glücklichen oder traurigen Liebesgeschichten, die bunten

Digitized by Google

Reisen, all diese Zufälligkeiten eines freien Lebens waren ihm fremd geblieben.

Die Tage, die Wochen, die Monate, die Jahreszeiten, die Jahre, alle trugen dasselbe Gesicht. Alle Tage zur selben Stunde stand er auf, ging weg, kam ins Geschäft, frühstückte, ging wieder weg, speiste und legte sich zu Bett, nie unterbrach etwas die gewohnte Eintönigkeit der gleichen Geschäfte, der gleichen Taten, der gleichen Gedanken.

Früher betrachtete er seinen blonden Bart und seine lockigen Haare in dem kleinen runden Spiegel, den sein Vorgänger zurückgelassen hatte. Jetzt beschaute er jeden Abend vor dem Weggehen seinen weißen Bart und seinen kahlen Kopf noch im selben Spiegel. Vierzig Jahre waren dahingeflossen, langsam und schnell und öde wie ein trüber Tag, alle gleich wie die Stunden einer schlaflosen Nacht! Vierzig Jahre, von denen nichts blieb, keine einzige Erinnerung, kein einziger Schicksalsschlag, seit dem Tode der Eltern. Nichts.

* * *

Heute blieb Herr Leras unter dem Tor an der Straße stehen, vom Glanz der Abendsonne geblendet; und statt heimzugehen, kam er auf den Gedanken, vor dem Essen einen kleinen Spaziergang zu machen, was er vielleicht vier oder fünf mal des Jahres tat.

Er ging zu den Boulevards, wo unter dem jungen Grün der Bäume ein Strom von Menschen hinflutete. Es war ein Frühlingsabend, einer jener ersten warmen Abende, die das Herz verwirren mit trunkenem Lebensgefühl.

Herr Leras ging mit seinen alten, kurzen Schritten; Fröhlichkeit glänzte in seinem Auge und er war glücklich über die allgemeine Freude und die warme Luft.

Er kam zu den Champs-Elysées und er schritt weiter, wie belebt durch den Hauch der Jugend, die sich in dem lauen Abendwind erging.

Der ganze Himmel stand in Flammen; die schwarze Masse des Arc de Triomphe hob sich von dem leuchtenden Horizont wie ein großer Riese in einer Feuersbrunst. Als der alte Buchhalter bei dem gewaltigen Bauwerk angekommen war er etwas hungrig geworden und trat in eine Weinwirtschaft, um zu speisen.

Er saß auf dem Trottoir vor der Stube und man brachte ihm einen Hühnerschlegel, Salat und Spargel; Herr Leras speiste so gut wie seit lange nicht. Den Käse begoß er mit einer halben Flasche guten Bordeaux, danach trank er eine Tasse Kaffee, was auch nur selten vorkam, und schließlich gestattete er sich ein kleines Glas feinen Champagners.

Als er bezahlt hatte, fühlte er sich recht munter und angeregt, ja ein klein wenig verwirrt. Er sagte sich: „Heute ist ein schöner Abend. Ich will noch bis zum Anfang des Bois de Boulogne gehen. Das wird mir ganz gut tun."

Er schritt weiter. Ein altes Lied, das früher eine seiner Nachbarinnen sang, ging ihm fortgesetzt im Kopf herum:

Geht im Wald der Frühlingswind,
Komm mit mir, mein schönes Kind,
Wir wollen unsre Liebe hegen
Auf allen stillen Wegen.

Das summte er ohne Ende, immer wieder fing er an. Die Nacht war auf Paris herabgestiegen, eine stille, warme Nacht. Herr Leras ging die Allee des Bois de Boulogne hinab und sah die Droschken vorüberfahren. Sie kamen, mit ihren leuchtenden Augen, eine hinter der anderen, eine Sekunde lang konnte man ein Paar in enger Umschlingung sehen, die Frau in heller, der Mann in dunkler Kleidung.

Das war eine lange Kette von Liebenden, die unter dem leuchtenden Sternenhimmel dahinrollten. Sie kamen ohne Ende, ohne Ende. Sie fuhren vorüber, in den Wagen geschmiegt, stumm, das eine gegen das andere gepreßt, verloren im Sehnen, in heißem Verlangen, in zitternder Erwartung. Ein unendliches Gefühl von Zärtlichkeit schmeichelte die Luft und machte sie noch drückender. Alle diese engumschlungenen Menschen, alle trunken von der gleichen Erwartung, dem gleichen Gedanken, erfüllten die Luft wie mit einem Fieber. Aus allen diesen Wagen strömte es auf die Straße wie ein feiner, verwirrender Duft.

Herr Leras, ein wenig müde, setzte sich auf eine Bank, um von hier diese Wagen vorüberfahren zu sehen. Und gleich darauf kam eine Frau und setzte sich zu ihm.

„Guten Tag," meinte sie.

Er gab keine Antwort.

„Komm mit; du siehst, ich bin sehr hübsch."

Er erwiderte: „Sie irren sich."

Sie schob ihren Arm unter seinen.

„Ach, sei kein Trottel, hör' doch . . ."

Er war aufgestanden und ging weg, es tat ihm weh.

Hundert Schritte darauf sprach ihn eine andere Frau an: „Setz' dich ein bißchen zu mir, Alterchen."

Er sagte zu ihr:

„Warum machen Sie das?"

Sie stellte sich vor ihn hin und sagte mit veränderter Stimme, heiser und rauh:

„Zum Teufel, nicht zu meinem Vergnügen."

Er darauf, mit weicher Stimme:

„Ja, was treibt Sie denn dazu?"

Sie fuhr ihn an:

„Leben muß man halt schließlich, das ist das ganze Elend."

Dann ging sie weg und sang dabei ein Lied vor sich hin.

Herr Leras blieb entsetzt stehen. Andere Frauen gingen an ihm vorüber, sprachen ihn an und luden ihn ein.

Es schien ihm, als ob sich etwas Dunkles, etwas ganz Schreckliches über seinem Haupte zusammenzöge.

Er setzte sich wieder auf eine Bank. Die Wagen fuhren immerwährend vorüber.

„Ich wäre besser nicht hierher gekommen, dachte er, ich bin jetzt ganz durcheinander."

Er begann an die ganze Feilheit und Leidenschaft dieser Liebe zu denken, die an ihm vorbeizog.

Die Liebe! er kannte sie nicht mehr. Er hatte in seinem Leben nur zwei oder drei Frauen gekannt, durch irgend welchen Zufall. Und er dachte an dieses sein Leben, das so verschieden war vom Leben aller anderen, an dieses düstere, trübe, leere, flache Leben.

Es gibt Menschen, die nie wirklich das Glück kennen gelernt haben. Mit einem Male, wie wenn ein dichter Schleier weggezogen würde, sah er die Armseligkeit, die unendliche, eintönige Armseligkeit seines Lebens, wie sie früher, jetzt, in alle Zukunft, die letzten Tage gerade so wie die ersten, nichts vor ihm, nichts hinter ihm, nichts um ihn, nichts in seinem Herzen, nichts, nichts.

Die Wagen fuhren vorüber ohne Ende. Ihm war, als ob die ganze Menschheit an ihm vorüberzöge, trunken von Freude, Lust, Glück. Und er saß allein da und sah dem zu, allein, ganz allein. Er würde morgen noch allein sein, immer allein, allein wie kein Mensch allein ist.

Er stand auf und ging ein paar Schritte weiter, dann setzte er sich wieder auf die nächste Bank in einer plötzlichen Müdigkeit, wie wenn er einen großen Marsch hinter sich hätte.

Was erwartete er? Was hoffte er? Nichts. Er dachte daran, wie schön es sein muß, wenn man alt ist und heimkommt, kleine, plaudernde Kinder zu haben. Ach, älter werden ist süß, wenn man von solchen Kindern umgeben ist; die einem das Leben verdanken, die einen lieben, streicheln, die einem all die lieben, dummen Sachen sagen, die das Herz warm machen und über allen Kummer helfen.

Und er dachte an sein leeres Zimmer, an sein kleines, sauberes und kahles Zimmer, das außer ihm kein Mensch betrat, und ein Angstgefühl schnürte ihm die Seele zusammen. Dies kleine Zimmer kam ihm nun noch viel trauriger vor als sein enges Bureau.

Niemand kam dorthin und sprach mit ihm. Es war wie tot, stumm, ohne Widerhall einer menschlichen Stimme. Vielleicht nehmen die Mauern etwas von den Menschen an, die in ihnen wohnen, von ihrer Art, ihrem Aussehen, ihren Worten. Die Häuser, wo die glücklichen Familien wohnen, haben ein fröhlicheres Gesicht, als die Stuben der Armen. Sein Zimmer war arm an Erinnerungen wie sein Leben, ganz arm. Und der Gedanke daran, jetzt dorthin heimzukehren, sich ins Bett zu legen mit all den gewohnten Bewegungen und armseligen Gedanken und Sorgen, erschreckte ihn. Und wie um noch weiter von dieser traurigen Wohnung wegzufliehen und den Augenblick hinauszuschieben, wo er sie wieder betreten würde, stand

Digitized by Google

er auf und ging, als er plötzlich auf die Hauptallee des Bois stieß, seitwärts ins Gehölz und ließ sich auf dem Rasen nieder . . .

Er hörte um sich, über sich, überall, ein wirres, gewaltiges, unendliches Rauschen und Brausen, das aus unzähligen, tausenderlei Geräuschen erwuchs, ein dumpfes, nahes, fernes Brausen, ein unfaßbares, ungeheures Herzklopfen des Lebens: Der Atem von Paris, der Atem eines übergewaltigen Wesens.

* * *

Die Sonne stand schon hoch und strahlte über den Bois de Boulogne. Einige Wagen kamen bereits dahergerollt und Reiter begannen den Morgen zu beleben.

Ein Paar ging langsam durch eine einsame Allee. Plötzlich blickte die junge Frau auf und sah zwischen den Ästen etwas Braunes; erschreckt hob sie die Hand:

„Da, sieh, was — was ist das?"

Und mit einem Schrei sank sie in die Arme ihres Begleiters, der sie auf den Boden niederließ.

Die Schutzleute kamen auf die Rufe gleich herbei; sie holten einen alten Mann herunter, der sich an seinen Hosenträgern erhängt hatte.

Man stellte fest, daß der Tod am Abend zuvor eingetreten war. Die Papiere, die man fand, besagten, es handle sich um den Buchhalter bei Labuze & Kompagnie namens Leras.

Es lag ein Selbstmord vor; Ursachen zweifelhaft. Vielleicht ein plötzlicher Anfall von geistiger Umnachtung?

(Aus dem Französischen von Theodor Schwab).

Kunst

Ein Maler der Eisenbahn. Die Kunst, insonderheit die Malerei, bildet sehr häufig Spezialisten. Es gibt bedeutende Künstler, deren größte Lebensarbeit es ist, zu beobachten und malerisch zu erfassen, wie die Wellen des Meeres sich am Strande brechen. Oder wie die Sonne durch grüne Bäume leuchtet oder wie sie auf dem Körper von Tieren ruht und diese gestaltet. Wo es sich nicht um bequeme Selbstwiederholung handelt, ist dies ganz natürlich. Je mehr sich ein Künstler in einen Stoff vertieft, desto zahlreicher entdeckt er Feinheiten und Schwierigkeiten, die ihn zu neuer Arbeit reizen. Er strebt nach künstlerischer Erschöpfung eines Stoffes, und da es eine solche nicht gibt, kommt er nicht von ihm los. Aber eine derartige geduldige ernsthafte Arbeit ist nie vergebens, denn sie erweitert den Umkreis der künstlerischen Möglichkeiten. Dieses Verdienst hat sich Hermann Pleuer in Stuttgart erworben, als er mit Zähigkeit daran ging, Eisenbahnzüge zu malen. Er hat auch sonst sehr Tüchtiges und Lobenswertes geleistet; aber wir wollen hier nur davon reden, daß er die Schönheit des fahrenden Zuges entdeckt und sie, früher und besser als Baluschek mit seinem „Bahnhof", dargestellt. Es gibt eine große Zahl Bahnhofbilder von Pleuer, eine Zeitlang malte er nichts anderes. Da saß er in einem Häuschen, mitten im Stuttgarter Bahnterrain, Sommer und Winter, morgens und abends, betrachtete und malte die kommenden und gehenden Züge. Frühere Farbenexperimente deuten darauf hin, daß ihn zunächst das Malerische der Sache lockte; es ist jedoch möglich, daß er, der soziale Bilder mit sehr persönlichem Gehalt schuf, das neue, industrialistische Kunstproblem verstandesmäßig begriff und von hier aus an seine Eroberung ging. Während Baluschels großes Bahnhofbild (von dem Naumann vergangenes Jahr hier schrieb), bewundernswert in der Zeichnung, in der malerischen Durchführung m. E. mißlungen, in peinlicher, naturalistischer Schilderung hängen bleibt, geht Pleuer über das einzelne weg, um den großen Eindruck zu fassen. Die Kunst der technischen Konstruktion von so einer Lokomotive interessiert ihn nicht (er kennt sie wohl), sondern ihre Bewegung, ihre Silhouette, ihre malerische Wucht. Er komponiert aufs glücklichste: meist ziemlich viel Terrain, viel Himmel, durch Linien und Farben belebt, und hier eingefügt das Problem, der Zug, dessen landschaftliche Wirkung ihn fesselt. Die Technik wird dem Stoff gerecht; diese rauchenden, pustenden, stampfenden, schwarzen Kolosse darf man nicht mit zartem Pinsel geben. Pleuer hat eine sehr energische Hand, breit, kräftig sind die Züge hingemalt, nicht minder der schmutzige Boden, die rauchgeschwängerte, schwere Luft. So erreicht er absolut einheitliche Bildwirkung. Im deutschen Künstlerbund hängt eines der Bilder, an dem man die Wesensart dieser Malerei lernen kann. Farbig: die Abendsonne in der Kohlenluft, die Mietskasernen, der tote Boden, der Lichtstreifen im Rauchqualm ganz famos. Aber man beachte vor allem die Feinheit der Linien, die den fahrenden Zug umzeichnen; die sind mit staunenswerter Sicherheit gegeben. Da ist schwere, geschlossene Bewegung drin. Der aufsteigende Rauch ist schwer, wie ein Ornament gestaltet. Alles Kleine, Nebensächliche fehlt. Mit eindringlicher Kraft hat Pleuer die ganze Tiefe seines Problems sich erschafft. Für alle die, welche sich um die Zusammenhänge mühen von industrieller Entwickelung und künstlerischer Arbeit, bedeuten diese Bilder ein Stück Antwort. F.

Allerlei

Volksausgabe von Eduard Mörike. Am 4. Juni waren es dreißig Jahre, daß Eduard Mörike für immer die Augen schloß. Bisher hatte es nur eine sehr teure und unvollständige Ausgabe seiner Werke gegeben. Jetzt ist er „frei" geworden und über kurz und lang wird auch dieser Dichter in die verschiedenen „Klassiker"-bibliotheken eingereiht sein. Den Anfang hat neben dem bisherigen Verleger der rühmlich bekannte Verlag von Max Hesse in Leipzig gemacht, der uns eine hübsche Ausgabe auf den Tisch legt. Dr. Rudolf Krauß in Stuttgart hat sie besorgt und — so gering im allgemeinen meine Vorliebe für diesen Schriftsteller ist — seine Arbeit erscheint mir alles Dankes wert. Durch eine langjährige Beschäftigung mit dem Dichter hat er sich eine genaue Kenntnis von all dessen Werken, Briefen, Beziehungen erworben und findet sich so in der Lage, die bisher bekannten Gedichte Mörikes durch eine sehr beträchtliche Anzahl neuer Veröffentlichungen zu ergänzen. Das literarische Gesamtbild wird dadurch keineswegs geändert oder verbessert, aber, es bieten sich, vom philologischen Werte abgesehen, weitere Möglichkeiten, die Persönlichkeit des Dichters näher kennen und verstehen zu lernen. Und das ist keine ganz einfache Sache. Eine biographische Studie von zweieinhalbhundert Seiten, die vorangestellt ist, gibt dem Mörike-Neuling einen Weg. Ihr Vorzug liegt darin, daß Krauß so oft als möglich Mörike selber, und zwar dem Briefschreiber Mörike, das Wort läßt. Es ist unendlich reizvoll, an Hand des begleitenden Textes die Briefe des Knaben, Jüngfings, Mannes zu verfolgen. Ohne Umschreibungen spricht da aus ihnen ein weicher, fast weichlicher, träumerischer Mensch, eine meist kränkelnde, unselbständige Natur mit einem großen Bedürfnis nach Pflege, Liebe, Anlehnung, ein feiner, humorvoller Geist, eine gütige Seele. Wie ein Kind ging er mit andächtigen, bewundernden Augen durch die Welt, ein Stück romantischer Mystik blieb das Element seines Lebens. Mystik im Sinne innerlichster Weltfrömmigkeit. Im Fabelland Orplid seiner Studentenjahre hat seine Seele ihr Leben lang gewohnt. Die stille Versenkung ins Innere, das Aushorchen der eigenen Seele, das vertraute, beseelende Spiel mit den kleinen Dingen der Umgebung, die unbeschränkte Hingabe an ein paar erwählte Menschen: in dem liegt Mörikes Dichterleben beschlossen. Seine äußeren Umstände waren meist recht widerlich, zumal ihn Kränklichkeit stetig begleitete. Er war Pfarrer in Schwaben, aber er war es ohne Beruf und er hatte weder Neigung noch Kraft, sein Amt recht auszufüllen. Er wäre auch für keinen anderen Beruf zu „gebrauchen" gewesen. Kraft, Ausdauer hielten nie lang, er war ein Sklave seiner Stimmungen. Aber er war ein Künstler von Gottes Gnaden. Über das Wesen seiner Dichtung haben die Hilfeleser im vergangenen Jahre einiges gehört. Das Geheimnis seiner Lyrik scheint mir zu bestehen in dem schönen Gleichgewicht zwischen wahrhaftiger Tiefe der Empfindung und kunstvoller Gestaltung: beide treten gleichermaßen wie eine schöne und klare Melodie zum Bewußtsein. Es erscheint notwendig, gerade bei Mörike die Kunst der Form und des Formens zu betonen. Das vergangene Jubiläumsjahr hat eine gewisse Mörike-Stimmung erzeugt, fast eine Mörike-Mode. Sie war gut, weil sie einen Akt der Gerechtigkeit darstellte. Aber man darf sie nicht überschätzen. Zu den breiten Schichten, wie etwa Uhland oder Schiller, wird er nie dringen, es fehlen ihm die starken Akzente. Man muß zu ihm kommen; denen, die im Garten seiner Dichtung den rechten Pfad finden, hat er in stillster Laube eine köstliche Tafel gerichtet. F.

Briefkasten

Mecklenburg. Es ist uns über die mecklenburgische Schulfrage bereits von anderer Seite ein Artikel zugegangen. Wir können somit von Ihrem Anerbieten keinen Gebrauch machen.

R. S. in Hamburg. Die grundlegende Schrift über Arbeits- und Arbeiterkammern ist die des Tübinger Privatdozenten Dr. Harms. Für Ihren Zweck vergleichen Sie vielleicht noch die neuliche Broschüre des Abg. Dr. Potthoff über die „Vertretung der Angestellten in Arbeitskammern".

L. S. in Althütte. Ein Werk, das die Beziehungen zwischen Krieg und Kapitalismus systematisch behandelt, fehlt unseres Wissens leider bis jetzt.

B. in Truchtelfingen. Dank für Ihre freundlichen Zeilen. Wir hoffen, Sie werden, nun Sie wieder Hilfeleser geworden, mit unserem Blatte zufrieden sein.

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

Die Hilfe

NUMMER 36

Sonntag, den 10. September 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Die Regierung und die russischen Anleihen — Unterstaatssekretär Lohmann † — Die bayerischen Sozialdemokraten — Die geprellten Müller — Der Brief von Dr. Katz) — **Naumann:** Der Friede in Ostasien — **H. v. Gerlach, M. d. R.:** Das sozialdemokratische Zentralorgan — **Professor Dr. W. Lotz:** Personentarifreform in Deutschland — **Rudolf Springer:** Die österreich-ungarische Krise und die deutsche Nation — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — **Gottfried Traub:** Torheit — **Erich Schlaikjer:** Ehrliche Kritik. II. — **Helene Christaller:** Eine Dorfgeschichte — Allerlei — Briefkasten.

Politische Notizen

Die Regierung und die russischen Anleihen. Etwas spät und etwas grob äußert sich die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" über das Buch des Regierungsrates Martin. Sie bringt folgende Notiz:

„In den an russischen Werten interessierten deutschen Kapitalistenkreisen scheint hier und dort eine vor kurzem erschienene Schrift über „Die Zukunft Rußlands und Japans" einige Beunruhigung hervorgerufen zu haben. In Anbetracht des Inhaltes der Schrift ist eine solche Beunruhigung nur dadurch erklärlich, daß der Verfasser, Dr. Rudolf Martin, Regierungsrat im Kaiserlichen Statistischen Amt ist und sich als solchen auf dem Titelblatt bezeichnet. Gegenüber den Schlußfolgerungen, die daraus gezogen worden sind, sei hiermit ausdrücklich festgestellt, daß Herr Martin seine Arbeit ohne jedes Vorwissen seiner vorgesetzten Behörde und der Regierung geschrieben und veröffentlicht hat. Es ist selbstverständlich, daß die Regierung dem Buche, das auf Grund haltloser Voraussetzungen zu abenteuerlichen Prophezeiungen über das Schicksal Rußlands in den nächsten Jahrzehnten kommt, gänzlich fernsteht."

Diese Mitteilung verschlimmert die Lage um vieles, denn nun ist die deutsche Regierung mitschuldig an dem blinden Glauben derer, die ihr Geld den Russen ausliefern. Man kann sich denken, wie diese Regierungsmitteilung entstanden ist. Der Vertreter Rußlands wird sich beim Auswärtigen Amt beklagt haben, daß ein kaiserlicher Regierungsrat die russischen Interessen schädigt. Ihm konnte natürlich nicht direkt ins Gesicht gesagt werden: mein Herr, wir sehen in der Tat ihre Finanzen für zweifelhaft an! Das konnte sich Bismarck gelegentlich erlauben, aber jetzt, wo wir den Russen schon sonst soviel zu Liebe getan haben, findet sich dazu keine rechte Form. Das Auswärtige Amt verspricht also, daß es den Störenfried abschütteln will und der Geheimrat, der damit beauftragt wird, besorgt es so gründlich, als sei er Prokurist bei Herrn Mendelsohn. Es würde vielleicht nicht ganz unmöglich sein, dem Auswärtigen Amte zu zeigen, daß sehr bedenkliche Ansichten über das Schicksal Rußlands in den nächsten Jahrzehnten auch in seiner eigenen Mitte vertreten sind. Es steht gar nicht so, als ob unser Auswärtiges Amt den heutigen russischen Staat für eine Hypothek ersten Grades ansähe. Im Gegenteil! Aber vorläufig muß der Zweifel verschluckt und vertuscht werden. Das versteht sich von selbst. Nur sollten unsere Staatsvertreter, da sie selber nur halb an Rußlands geordnete Zukunft glauben, die Dummen im Publikum nicht dazu veranlassen, ganz an sie zu glauben. Indem sie ihre Autorität für eine auch in ihren eigenen Augen unsichere Sache einsetzen, verletzen sie ihre Pflicht gegenüber der deutschen Volkswirtschaft. Sie durften erklären, daß die Arbeit des Regierungsrates Martin nicht von der deutschen Regierung veranlaßt worden ist. Alles, was darüber hinausgeht, ist vom Übel, denn es ist unwahr.

Unterstaatssekretär Lohmann †. Im Alter von 74 Jahren verstarb der verdiente Vertreter der Sozialpolitik im Handelsministerium, einer von den tüchtigen hannoverschen Beamten, die Preußen übernommen hat. Er war die eigentliche Arbeitskraft bei der Bismarckischen Versicherungsgesetzgebung und besonders unter dem Ministerium des Herrn v. Berlepsch. Nach dem Abschied des letzteren fühlte er sich oft sehr vereinsamt in seiner Stellung. Volkswirtschaftlich galt er als Schüler von Lorenz v. Stein. Seine Herzensbeteiligung an den Kämpfen der Arbeiterschaft war viel größer, als man es von einem Beamten seiner Stellung erwartet, nur war er nicht stark genug, der Regierung seine Farbe aufzudrücken. Für ihn hingen juristische, volkswirtschaftliche und religiöse Reform innig zusammen, und deshalb war er trotz vieler Amtsarbeit zu allen Zeiten lebhaft an der Leitung der Inneren Mission beteiligt. Das beste, was der Zentralausschuß für Innere Mission veröffentlicht hat, die Denkschrift vom Jahre 1885, stammt aus seiner Feder. Er war ein vielseitig gebildeter Kopf, und es war nicht unverdient, daß dieser arbeitsreiche Jurist auch Doktor der Theologie wurde.

Die bayerischen Sozialdemokraten freuen sich, weil sie glauben, aus den Ausführungen unseres Parteifreundes Bothmer (Nr. 33 der Hilfe) herauslesen zu können, daß die bayerischen Nationalsozialen ob ihrer Taktik bei den letzten Landtagswahlen nachträglich unzufrieden seien. Solche Schadenfreude ist wirklich grundlos. Außerdem ist es nicht klug, sie all zu laut werden zu lassen. Wie hat doch der klerikale Abgeordnete Dr. Pichler aus Passau über die Erfolge der genialen sozialdemokratischen Taktik geurteilt? Er sagte nach dem Katholikentag im Augustinusverein:

„Das bayerische Zentrum hat den Großteufel Sozialdemokratie als Treiber benützt. Die Sozialdemokraten haben bei dem Handel keine Geschäfte gemacht. Sie sind mehr für uns, als wir für sie eingetreten, und dabei haben sie in den meisten Fällen nicht einmal eine Gegenleistung, in vielen Fällen nicht einmal Wahlmänner beansprucht, sondern sich auf unsere Liste festgelegt."

Es gibt doch recht harmlose Großteufel!

Die geprellten Müller. Unter den vielen Unsinnigkeiten des neuen Zolltarifes ist fast die größte diejenige, welche die Unterscheidung zwischen Malz- und Futtergerste einführt. Malzgerste zahlt nach den neuen Handelsverträgen 4 Mk. Zoll pro Doppelzentner, Futtergerste nur 1,30 Mk. Nun gibt es aber niemand, der Malz- und Futtergerste nach dem bloßen Aussehen oder sonst nach einem äußeren Merkmal unterscheiden könnte. Die Zollverwaltung sieht deshalb vorläufig keine andere Möglichkeit, zu verhindern, daß Malzgerste als Futtergerste maskiert die deutsche Grenze überschreite, als daß sie gewaltige Maschinen auf den Grenzzollämtern aufstellt, die die Futtergerste für Mälzereizwecke unbrauchbar machen, indem sie sie verschroten. Da diese Manipulation auf Kosten des Reiches zu erfolgen hat, so erwachsen dem Fiskus Ausgaben in sehr beträchtlicher Höhe. Wieviel Millionen auf diese Weise dem agrarischen Moloch jährlich zu opfern sind, wird man ja bald sehen. Aber neben der finanziellen Seite hat die Sache auch eine volkswirtschaftliche. Geschrotene

Digitized by Google

Gerste hält sich natürlich schlechter als ungeschrotene. Das ist für die Bauern schlimm. Noch schlimmer aber sind die Müller dran. Einen erheblichen Teil ihrer Einnahmen zogen sie bisher aus der Schrotmüllerei. Diese Einnahmen gehen ihnen natürlich verloren, wenn ihnen der Staat die Mühe des Schrotens abnimmt. In dem Organ des Verbandes deutscher Müller findet sich jetzt schon ein Notschrei, der als Folge der neuen Bestimmungen geradezu den Ruin der Binnenmüllerei ankündigt. Das ist natürlich übertrieben. Immerhin ist anzuerkennen, daß die agrarische Torheit, die den Unterschied zwischen den beiden Gerstenqualitäten gesetzgeberisch verewigt hat, zu einer schweren Schädigung zahlloser Kleinmüller führen wird. Dabei haben gerade diese Müller mit aller Energie in das agrarische Horn gestoßen! Ob ihnen allmählich die Augen aufgehen werden?

Der Brief von Dr. Katz war nachgerade zu einer Sensation der Saure-Gurken-Zeit geworden als er, wie wir schon berichteten durch die Redaktion der ultramontanen „Essener Volkszeitung" seinem Adressaten zurückgegeben wurde. Ein Essener Lehrer namens Heinrich Jakobs, Anhänger der Zentrumspartei, war der unrechtmäßige Empfänger gewesen. Anstatt ihn der Post zurückzugeben, hat der ehrenwerte Herr den Brief politisch ausgebeutet und ihn erst dann, als er gerichtliche Nachforschungen fürchten mußte, nach fast drei Monaten unter Beteuerungen der Unschuld unserem Freunde, dem Gewerkvereinsbeamten Jakobs, zugehen lassen. Wie wir hören, ist gegen diese klerikale Stütze ein Strafverfahren eingeleitet worden. Damit aber auch der Humor nicht fehle, scherzte, bevor diese Tatsachen bekannt wurden, ein westdeutsches Zentrumsblatt: „Am Ende stecken die bösen Jesuiten auch hier wieder dahinter." Nun, wenn es auch nicht die Jesuiten selbst gewesen sind, so sind es doch ihre Parteigänger, die gemeinsam mit den Freunden des Herrn Stöcker nicht nur ihre Politik getrieben, sondern auch ihre Delikte begangen haben. Inzwischen ist auch die Presse zu einer anderen Beurteilung des Falles übergegangen. Das Berliner Tageblatt schreibt, es sei zu bedauern, daß das Vorgehen von Dr. Katz in ein schiefes Licht gerückt worden sei: „Man wollte dem Dr. Katz einen Strick drehen; jetzt hängen der christlich-soziale Kandidat Behrens und seine ultramontanen Helfershelfer am Galgen." Die Frankfurter Zeitung schreibt zu dem Artikel in Nr. 35 unseres Blattes: „Wir haben keine Veranlassung, diese Erklärung nicht ebenso loyal aufzunehmen wie sie gemeint ist." Dasselbe Blatt nimmt den Vorwurf der Unaufrichtigkeit, den es gegenüber Dr. Katz erhoben hatte, zurück. Daß die Freie Deutsche Presse (Freisinnige Zeitung) ebenso anständig handeln würde, ist von uns niemals vorausgesetzt worden. Die konservativen und agrarischen Zeitungen haben von Anfang an die Angelegenheit mit Zurückhaltung verfolgt, wahrscheinlich, weil ihnen vor der vorauszusehenden Blamage ihrer christlichsozialen Freunde grauen mußte. Weniger skrupelvoll sind die Christlichsozialen selbst gewesen. Sie haben bis in die jüngsten Tage hinein versucht, unter einer Flut von Entstellungen und Schimpfereien die traurige Gestalt ihres Ritters Behrens zu verbergen. Aber Behrens hat ihnen diese Aufgabe derartig erschwert, daß die heuchlerische Gesellschaft jetzt noch schlimmer dasteht als in der vergangenen Woche.

Der Friede in Ostasien

Der Friede ist für Rußland günstiger ausgefallen, als man erwarten konnte. Insbesondere hat es überrascht, daß die entschiedene Weigerung Wittes, Kriegsentschädigung zu zahlen, einen Erfolg haben konnte. Man nahm bei uns im allgemeinen an, daß zwar Wittes Gründe bei seiner Weigerung sehr zwingend sein könnten, nämlich das Unvermögen, in kurzer Zeit zwei Milliarden Mark geborgt zu bekommen, daß aber Japans Gründe für die Geldforderung ebenso dringlich seien, nämlich die Notwendigkeit, die bisherigen Kriegsanleihen zu verzinsen, ohne daß die Einnahmen des japanischen Staatshaushaltes dazu ausreichen. Rechnet man, daß zwei Milliarden Mark bei Amortisierung in 30 Jahren jährlich etwa 100 Millionen Mark kosten und daß Japan keinesfalls über 20 Millionen erwerbstätiger Köpfe besitzt, wahrscheinlich aber viel weniger, so ergibt sich, daß Japan eine Jahressteuer von 5 Mk. pro Kopf von sich abwälzen wollte. 5 Mk. aber sind bei den Münzverhältnissen der Japanesen viel mehr als bei den unserigen. Diese Steuer auf ein ganzes Menschenalter tragen nun die Japaner selber als Erinnerung an ihren großen Krieg, als Bezahlung ihres Erfolges. Daß ihnen diese Art des Friedensschlusses blutsauer wird, ist ganz klar und, wenn wir Japaner wären, würden wir bei der Heimkehr der Friedensgesandten auch nicht illuminieren. Es müssen aber Gründe dagewesen sein, denen sich die japanische Regierung nicht entziehen konnte. Diese Gründe können finanzieller, militärischer oder politischer Natur sein.

Finanziell kann die Sache so liegen, daß die Japaner sich überzeugten, daß Rußland in der Tat nicht imstande ist, zwei Milliarden geborgt zu bekommen, und daß also auch eine weitere Fortsetzung des Krieges zu keinem besseren finanziellen Ergebnis führen konnte. Es ist das möglich, aber nicht wahrscheinlich. Unsere Leser erinnern sich, daß auch Regierungsrat Martin, so ungünstig er über das Ende der russischen Finanzwirtschaft urteilt, zunächst an eine Erschöpfung des russischen Kredites noch nicht glaubt, und der Aufstieg der russischen Kurse in den letzten Tagen gibt ihm darin offenbar recht. Witte würde gewiß große Schwierigkeiten gehabt haben, das Geld zu beschaffen, aber im letzten, äußersten Falle hätte er es mit starken Provisionen und Garantien für bessere Kontrolle der russischen Staatsfinanzen möglich gemacht. Die Japaner haben heute noch keinen Gegner vor sich, der so ermattet ist, daß sie deshalb auf ihre Forderung verzichten mußten. Sie haben auch offenbar sehr geschwankt, ob sie nicht doch den Krieg fortsetzen sollten, bis Rußland Geld schafft.

Man hat gelegentlich in deutschen Blättern lesen können, es würde nicht recht gewesen sein, um bloßen Gewinnes willen, einen so schrecklichen Krieg fortzusetzen. Diejenigen, die so reden, verkennen den Wert des Kapitals in der Volkswirtschaft. Das, was man schnödes Geld nennt, ist reelle Lebensmöglichkeit. Für Japan ist das Aufgeben des Geldanspruches eine Verengung der Lebensmöglichkeiten für sehr lange Zeit. Die Verzinsung der zwei Milliarden bedeutet ja, da Japan keine eigene nennenswerte Goldproduktion besitzt, daß die Japaner in jedem Jahr für 100 Millionen Mark Reis, Thee, Seide, Kupfer, Papier und Luxuswaren herstellen müssen, für die nicht sie, sondern die Gläubiger bezahlt werden. Das siegreiche Japan bleibt in Schuldknechtschaft, wenn es seine Kriegsanleihen nicht abwälzen kann. Man verkennt also die Sachlage gründlich, wenn man glaubt, bei den Helden des Ostens sei eine souveräne Verachtung des öden Mammons die Ursache ihrer Nachgiebigkeit. Auch haben sich die Japaner bisher in keiner Weise so verhalten, um ihnen zuzutrauen, daß sie um eines moralischen Augenblickserfolges willen eine langjährige Belastung ohne Murren auf sich nehmen. Nein, wenn man nicht an die absolute jetzige Zahlungsunfähigkeit Rußlands glauben kann (und das kann man nicht), so ist man gezwungen, nach militärischen oder politischen Gründen ihrer Nachgiebigkeit zu suchen.

Militärisch haben wir alle die Stellung der Japaner für unbedingt günstig und diejenige der Russen für unbedingt ungünstig gehalten. Selbst unsere deutschen Militärschriftsteller, die so lange Zeit hindurch den schließlichen Sieg der Russen prophezeiten, sind allmählich still geworden. Die Fülle der japanischen Siege zu Wasser und zu Lande hat ihnen Schweigen auferlegt. Es sind nur noch Russen selber, die die Fortsetzung des Krieges für militärisch aussichtsreich erklären. Wir dürfen diese russischen Stimmen nicht unterschätzen, so wenig sie in unsere sonstigen Meinungen hineinpassen. Wer sie kennen lernen will, der lese das Büchlein: „Die Wahrheit über den Krieg!" von J. Taburns, Kriegskorrespondent der „Nowoje Wremja" (deutsch bei Siegfried Cronbach, Berlin, 184 Seiten, 2 Mk.). Diese Schrift ist durchaus russisch gehalten, aber auf diesem Untergrunde macht sie den Eindruck starker Ehrlichkeit. Sie ist voll von Kritik der russischen Fehler und malt uns Kuropatkin und seine Leute mit sehr realistischer Darstellung vor Augen. Der Verfasser ist für den Frieden, wenn er zu erträglichen Bedingungen erreichbar ist, sagt aber, daß der Krieg im anderen Falle fortgesetzt werden muß und so heißt es:

Digitized by Google

„Es ist meine volle Überzeugung, daß er zu unseren Gunsten enden wird. Diese Überzeugung habe ich gewonnen als Zeuge einer Niederlage und das will mehr besagen, als wenn ich bei einem Siege dabei gewesen wäre."

Die Niederlage, deren Zeuge dieser russische Kriegsschriftsteller war, ist der Rückzug von Mukden vom 24. Februar bis zum 10. März. Seine Darstellung spricht sehr gegen die russische Führung, aber sehr für das russische Heer und läßt vor allem die japanische Überlegenheit bei aller Achtung vor dem siegreichen Gegner nicht als so übergewaltig erscheinen als wir sie nach den Kriegstelegrammen einzuschätzen geneigt waren. Auch die Japaner sind Menschen mit begrenztem Können und ihre Siege sind nicht so durchschlagender Natur, daß eine Wendung des Schicksals ausgeschlossen wäre. Rußland kann seine Machtmittel sicherer vermehren als Japan und — die lange Zeit die zwischen dem 10. März und heute liegt, ist eine Zeit japanischen Abwartens und Zauderns.

Man wird annehmen müssen, daß derartige Erwägungen den verantwortlichen Staatsleitern in Tokio nicht ganz fremd gewesen sind. Hätten sie Charbin und Wladiwostok mit Sicherheit nehmen können, so würde nichts sie haben hindern können, Rußland mit den Kriegskosten zu belasten. Das alte Gesetz der Clausewitzschen Lehre vom Krieg, daß der Angreifer um so schwächer wird, je weiter er vordringt, hat, wie es scheint, eine neue und sehr nachdrückliche Bestätigung erfahren. Jede Welle findet eine Stelle, an der sie aufhört zu steigen, und es spricht sehr für die Klugheit der Japaner, daß sie trotz des Drängens ihrer Soldaten und ihrer Heimatbevölkerung für das Maß ihrer Kraft ein so festes Gefühl zeigen. Man denkt an Bismarcks Verhalten im Juli 1866 in Nikolsburg. Auch damals war der Siegesrausch der Preußen so groß, daß selbst der König von einem schmählichen Frieden redete. Und doch war dieser Friede die rechtzeitige Ernte des Gewinns, ehe neue Verwickelungen eintraten.

Und das ist es, was wir auch in diesem Falle für wahrscheinlich halten. Neben dem Gefühl, daß der weitere militärische Sieg eine unsichere Sache sei, haben politische Einwirkungen mitgespielt, die sich erst einer späteren Nachwelt enthüllen werden und die wir nur aus gewissen Begleiterscheinungen des Friedensschlusses ahnen können. Das wesentlichste in dieser Hinsicht ist die gleichzeitig mit dem Frieden erfolgte Erneuerung des englisch-japanischen Bündnisses. Diese Erneuerung wäre an sich noch nicht nötig gewesen, denn das alte Bündnis ging bis 1907. Daß schon jetzt ein voller politischer Garantievertrag zwischen Japan und Indien an seine Stelle tritt, zeigt, daß weitgehende Verhandlungen über die zukünftige asiatische Politik der beiden Mächte stattgefunden haben. Ein anderes Zeichen internationaler Einwirkungen ist das Telegramm Roosevelts an den Deutschen Kaiser, das sich von allen übrigen ähnlichen Telegrammen dadurch unterscheidet, daß er ihm für seine Mitwirkung in allen Stadien der Friedensherstellung dankt. Es muß also irgendwie von Deutschland ein Druck ausgeübt worden sein, und auch Nordamerika hat offenbar nicht nur den Ort zur Friedensverhandlung hergegeben, sondern sich auch in den schwierigsten Momenten als politische Macht an den Verhandlungen beteiligt. Nimmt man hinzu, daß in denselben Wochen das deutsch-englische Verhältnis sich aus bisher nicht völlig erkennbaren Ursachen gebessert hat, so kommt man zu der Ansicht, daß London der eigentliche Ausgangspunkt einer internationalen Aktion gewesen ist, bei der das abgehende konservative Ministerium einen Weltfrieden für längere Zeit konstruiert hat, dessen innere Motive in der Sorge liegen, daß ihnen ihre liberalen Nachfolger die Politik verderben könnten. Das neue englische Ministerium soll in feste Verhältnisse hineingeschoben werden. Mit welchen Mitteln Deutschland und Nordamerika für eine englisch-japanische Regelung der asiatischen Gesamtlage gewonnen worden sind, ist bis jetzt völlig undurchsichtig. Das spricht aber nicht gegen diese Annahme an sich, denn alle großen Friedensschlüsse der Geschichte entstanden bisher so, daß die scheinbar Unbeteiligten einen Teil des Friedens diktierten. Wenn nicht alles täuscht, so ist der Friede von Portsmouth mehr als ein Waffenstillstand zweier Nationen. Er ist ein Teil des Weltfriedens, den England stark genug ist, der Menschheit für längere Zeit aufzuerlegen. Da wir Deutsche für unsere Entwickelung Frieden brauchen, so kann es uns recht sein.

Naumann.

Das sozialdemokratische Zentralorgan

„Man kommt sich wie im Irrenhause vor", erklärt der Vorwärtsredakteur Wetzker in einer Polemik gegen eins der radikalen Blätter seiner Partei.

Der Ausdruck ist deutlich, aber begreiflich. Wer die sozialdemokratische Presse in diesen letzten Wochen vor Jena verfolgt hat, dem müssen Erinnerungen an die Wochen vor Dresden aufsteigen. Nur daß damals die Hetze einigen revisionistischen Sündenböcken galt, während man diesmal höher zielt. Dem Radikalismus sind die Schwingen gewachsen. Er stürzt sich auf das Zentralorgan der Partei, das er als ihr Zentralleiden ansieht. Der Revisionismus ist erledigt. Mit den Leuten, die eigentlich gar keine Sozialdemokraten, sondern verkappte Nationalsoziale sind, braucht man sich nicht mehr zu beschäftigen. Jetzt drauf auf die Lauen und Halben, die Girondisten der Partei, jene Staatsmännlein, die der blöden Meinung sind, einer Millionenpartei gezieme eine andere Politik als einer Sektierergruppe!

Richtig ist, daß die Sozialdemokratie wohl nicht gut daran getan hat, eine Tageszeitung als „Zentralorgan der Partei" zu bezeichnen und damit parteioffiziös abzustempeln. Ein Tageblatt muß Tagespolitik treiben. Zu jedem Ereignis muß binnen wenigen Stunden Stellung genommen werden. Wenn abends um 10 Uhr eine wichtige politische Nachricht gemeldet wird, so kann der Nachtredakteur sich nicht erst von der Parteileitung Instruktionen holen. Er muß seine kritischen Bemerkungen dazu sofort niederschreiben, damit die Morgennummer des Vorwärts genau wie die Morgennummern aller anderen Zeitungen den nötigen Kommentar enthalte. Das verlangen die Leser. Das verlangt vor allem die Konkurrenz mit der anderen Presse. Ein Blatt, das immer nachhinken würde, würde jede journalistische Bedeutung verlieren. Die „Kreuzzeitung" gestattet sich allerdings diesen Luxus. Aber was dem Organ der rückschrittlichsten Gruppe Deutschlands allenfalls nachgesehen wird, würde bei dem Organ der fortschrittlichst-sein-wollenden Partei unerträglich erscheinen.

Je rascher man Stellung nehmen muß, um so leichter kann man sich natürlich einmal verhauen. Das ist die eine schwache Seite der Tagespresse. Und die andere ist die, daß zu zuviel Fragen Stellung genommen werden muß. Hinzu kommt, daß die Konkurrenz mit anderen Tageszeitungen den Wunsch nach recht viel eigenen, möglichst interessanten und darum möglichst viel zitierten, Nachrichten rege macht. Das Schlimme ist nur, daß gerade die interessantesten Nachrichten sich öfters nachträglich als unrichtig herausstellen. All das ist mit dem Wesen der Tagespresse unlöslich verbunden. Darum haben sich die anderen Parteien wohl gehütet, irgend einer Tageszeitung eine ähnliche parteiamtliche Bedeutung zu geben, wie sie der „Vorwärts" für die Sozialdemokratie hat. Sie haben entweder offizielle oder offiziöse Korrespondenzen — Konservative Korrespondenz, Nationalliberale Korrespondenz, Liberale Korrespondenz — oder, wie die Reichspartei und die Freisinnige Volkspartei, überhaupt kein Organ, für das man die Gesamtpartei mit einem Schein des Rechtes verantwortlich machen kann.

Der „Vorwärts" ist gewiß in einer außerordentlich schwierigen Lage. Er muß notgedrungen alle Augenblicke in Konflikte zwischen seinem Beruf als Tageszeitung und seinem Amte als Zentralorgan kommen. Solange der alte Liebknecht als Chefredakteur figurierte, trat das weniger zutage, weil seine Autorität der Parteikritik an dem Blatt Zügel anlegte. Seit seinem Tode hat der „Vorwärts" nicht nur keinen Chefredakteur mehr, sondern überhaupt keinen Redakteur, dem in der Partei autoritative Bedeutung zuerkannt würde. Auch ist inzwischen das Lehrgebäude der Sozialdemokratie immer mehr ins Wanken gekommen. Kaum ein wichtiger Satz des Programms, der nicht angefochten wäre. Hat doch selbst Bebel die Notwendigkeit der Revision des Programms anerkannt. Bei der Fülle der Streitfragen innerhalb der Partei muß das Zentralorgan natürlich versuchen, eine „mittlere Linie" innezuhalten. Dadurch erregt es bald rechts und bald links Anstoß. Ignoriert es aber die Streitfragen oder beschränkt es sich darauf, sie zu registrieren, so wird ihm Unschlüssigkeit, Lauheit, Mangel an prinzipieller Stellungnahme und

Digitized by Google

Gerste hält sich natürlich schlechter als ungeschrotene. Das ist für die Bauern schlimm. Noch schlimmer aber sind die Müller dran. Einen erheblichen Teil ihrer Einnahmen zogen sie bisher aus der Schrotmüllerei. Diese Einnahmen gehen ihnen natürlich verloren, wenn ihnen der Staat die Mühe des Schrotens abnimmt. In dem Organ des Verbandes deutscher Müller findet sich jetzt schon ein Notschrei, der als Folge der neuen Bestimmungen geradezu den Ruin der Binnenmüllerei ankündigt. Das ist natürlich übertrieben. Immerhin ist anzuerkennen, daß die agrarische Torheit, die den Unterschied zwischen den beiden Gerstenqualitäten gesetzgeberisch verewigt hat, zu einer schweren Schädigung zahlloser Kleinmüller führen wird. Dabei haben gerade diese Müller mit aller Energie in das agrarische Horn gestoßen! Ob ihnen allmählich die Augen aufgehen werden?

Der Brief von Dr. Katz war nachgerade zu einer Sensation der Saure-Gurken-Zeit geworden als er, wie wir schon berichteten durch die Redaktion der ultramontanen „Essener Volkszeitung" seinem Adressaten zurückgegeben wurde. Ein Essener Lehrer namens Heinrich Jakobs, Anhänger der Zentrumspartei, war der unrechtmäßige Empfänger gewesen. Anstatt ihn der Post zurückzugeben, hat der ehrenwerte Herr den Brief politisch ausgebeutet und ihn erst dann, als er gerichtliche Nachforschungen fürchten mußte, nach fast drei Monaten unter Beteuerungen der Unschuld unserem Freunde, dem Gewerkvereinsbeamten Jakobs, zugehen lassen. Wie wir hören, ist gegen diese klerikale Stütze ein Strafverfahren eingeleitet worden. Damit aber auch der Humor nicht fehle, scherzte, bevor diese Tatsachen bekannt wurden, ein westdeutsches Zentrumsblatt: „Am Ende stecken die bösen Jesuiten auch hier wieder dahinter." Nun, wenn es auch nicht die Jesuiten selbst gewesen sind, so sind es doch ihre Parteigänger, die gemeinsam mit den Freunden des Herrn Stöcker nicht nur ihre Politik getrieben, sondern auch ihre Delikte begangen haben. Inzwischen ist auch die Presse zu einer anderen Beurteilung des Falles übergegangen. Das Berliner Tageblatt schreibt, es sei zu bedauern, daß das Vorgehen von Dr. Katz in ein schiefes Licht gerückt worden sei: „Man wollte dem Dr. Katz einen Strick drehen; jetzt hängen der christlich-soziale Kandidat Behrens und seine ultramontanen Helfershelfer am Galgen." Die Frankfurter Zeitung schreibt zu dem Artikel in Nr. 35 unseres Blattes: „Wir haben keine Veranlassung, diese Erklärung nicht ebenso loyal aufzunehmen wie sie gemeint ist." Dasselbe Blatt nimmt den Vorwurf der Unaufrichtigkeit, den es gegenüber Dr. Katz erhoben hatte, zurück. Daß die Freie Deutsche Presse (Freisinnige Zeitung) ebenso anständig handeln würde, ist von uns niemals vorausgesetzt worden. Die konservativen und agrarischen Zeitungen haben von Anfang an die Angelegenheit mit Zurückhaltung verfolgt, wahrscheinlich, weil ihnen vor der vorauszusehenden Blamage ihrer christlichsozialen Freunde grauen mußte. Weniger strupelvoll sind die Christlichsozialen selbst gewesen. Sie haben bis in die jüngsten Tage hinein versucht, unter einer Flut von Entstellungen und Schimpfereien die traurige Gestalt ihres Ritters Behrens zu verbergen. Aber Behrens hat ihnen diese Aufgabe derartig erschwert, daß die heuchlerische Gesellschaft jetzt noch schlimmer dasteht als in der vergangenen Woche.

Der Friede in Ostasien

Der Friede ist für Rußland günstiger ausgefallen, als man erwarten konnte. Insbesondere hat es überrascht, daß die entschiedene Weigerung Wittes, Kriegsentschädigung zu zahlen, einen Erfolg haben konnte. Man nahm bei uns im allgemeinen an, daß zwar Wittes Gründe bei seiner Weigerung sehr zwingend sein könnten, nämlich das Unvermögen, in kurzer Zeit zwei Milliarden Mark geborgt zu bekommen, daß aber Japans Gründe für die Geldforderung ebenso dringlich seien, nämlich die Notwendigkeit, die bisherigen Kriegsanleihen zu verzinsen, ohne daß die Einnahmen des japanischen Staatshaushaltes dazu ausreichen. Rechnet man, daß zwei Milliarden Mark bei Amortisierung in 30 Jahren jährlich etwa 100 Millionen Mark kosten und daß Japan keinesfalls über 20 Millionen erwerbstätiger Köpfe besitzt, wahrscheinlich aber viel weniger, so ergibt sich, daß Japan eine Jahressteuer von 5 Mk. pro Kopf von sich abwälzen wollte. 5 Mk. aber sind bei den Münzverhältnissen der Japanesen viel mehr als bei den unserigen. Diese Steuer auf ein ganzes Menschenalter tragen nun die Japaner selber als Erinnerung an ihren großen Krieg, als Bezahlung ihres Erfolges. Daß ihnen diese Art des Friedensschlusses blutsauer wird, ist ganz klar und, wenn wir Japaner wären, würden wir bei der Heimkehr der Friedensgesandten auch nicht illuminieren. Es müssen aber Gründe dagewesen sein, denen sich die japanische Regierung nicht entziehen konnte. Diese Gründe können finanzieller, militärischer oder politischer Natur sein.

Finanziell kann die Sache so liegen, daß die Japaner sich überzeugten, daß Rußland in der Tat nicht imstande ist, zwei Milliarden geborgt zu bekommen, und daß also auch eine weitere Fortsetzung des Krieges zu keinem besseren finanziellen Ergebnis führen konnte. Es ist das möglich, aber nicht wahrscheinlich. Unsere Leser erinnern sich, daß auch Regierungsrat Martin, so ungünstig er über das Ende der russischen Finanzwirtschaft urteilt, zunächst an eine Erschöpfung des russischen Kredites noch nicht glaubt, und der Aufstieg der russischen Kurse in den letzten Tagen gibt ihm darin offenbar recht. Witte würde gewiß große Schwierigkeiten gehabt haben, das Geld zu beschaffen, aber im letzten, äußersten Falle hätte er es mit starken Provisionen und Garantien für bessere Kontrolle der russischen Staatsfinanzen möglich gemacht. Die Japaner haben heute noch keinen Gegner vor sich, der so ermattet ist, daß sie deshalb auf ihre Forderung verzichten mußten. Sie haben auch offenbar sehr geschwankt, ob sie nicht doch den Krieg fortsetzen sollten, bis Rußland Geld schafft.

Man hat gelegentlich in deutschen Blättern lesen können, es würde nicht recht gewesen sein, um bloßen Gewinnes willen, einen so schrecklichen Krieg fortzusetzen. Diejenigen, die so reden, verkennen den Wert des Kapitals in der Volkswirtschaft. Das, was man schnödes Geld nennt, ist reelle Lebensmöglichkeit. Für Japan ist das Aufgeben des Geldanspruches eine Verengung der Lebensmöglichkeiten für sehr lange Zeit. Die Verzinsung der zwei Milliarden bedeutet ja, da Japan keine eigene nennenswerte Goldproduktion besitzt, daß die Japaner in jedem Jahr für 100 Millionen Mark Reis, Thee, Seide, Kupfer, Papier und Luxuswaren herstellen müssen, für die nicht sie, sondern die Gläubiger bezahlt werden. Das siegreiche Japan bleibt in Schuldknechtschaft, wenn es seine Kriegsanleihen nicht abwälzen kann. Man verkennt also die Sachlage gründlich, wenn man glaubt, bei den Helden des Ostens sei eine souveräne Verachtung des öden Mammons die Ursache ihrer Nachgiebigkeit. Auch haben sich die Japaner bisher in keiner Weise so verhalten, um ihnen zuzutrauen, daß sie um eines moralischen Augenblickserfolges willen eine langjährige Belastung ohne Murren auf sich nehmen. Nein, wenn man nicht an die absolute jetzige Zahlungsunfähigkeit Rußlands glauben kann (und das kann man nicht), so ist man gezwungen, nach militärischen oder politischen Gründen ihrer Nachgiebigkeit zu suchen.

Militärisch haben wir alle die Stellung der Japaner für unbedingt günstig und diejenige der Russen für unbedingt ungünstig gehalten. Selbst unsere deutschen Militärschriftsteller, die so lange Zeit hindurch den schließlichen Sieg der Russen prophezeiten, sind allmählich still geworden. Die Fülle der japanischen Siege zu Wasser und zu Lande hat ihnen Schweigen auferlegt. Es sind nur noch Russen selber, die die Fortsetzung des Krieges für militärisch aussichtsreich erklären. Wir dürfen diese russischen Stimmen nicht unterschätzen, so wenig sie in unsere sonstigen Meinungen hineinpassen. Wer sie kennen lernen will, der lese das Büchlein: „Die Wahrheit über den Krieg!" von J. Taburns, Kriegskorrespondent der „Nowoje Wremja" (deutsch bei Siegfried Cronbach, Berlin, 184 Seiten, 2 Mk.). Diese Schrift ist durchaus russisch gehalten, aber auf diesem Untergrunde macht sie den Eindruck starker Ehrlichkeit. Sie ist voll von Kritik der russischen Fehler und malt uns Kuropatkin und seine Leute mit sehr realistischer Darstellung vor Augen. Der Verfasser ist für den Frieden, wenn er zu erträglichen Bedingungen erreichbar ist, sagt aber, daß der Krieg im anderen Falle fortgesetzt werden muß und so heißt es:

Digitized by Google

„Es ist meine volle Überzeugung, daß er zu unseren Gunsten enden wird. Diese Überzeugung habe ich gewonnen als Zeuge einer Niederlage und das will mehr besagen, als wenn ich bei einem Siege dabei gewesen wäre."

Die Niederlage, deren Zeuge dieser russische Kriegsschriftsteller war, ist der Rückzug von Mukden vom 24. Februar bis zum 10. März. Seine Darstellung spricht sehr gegen die russische Führung, aber sehr für das russische Heer und läßt vor allem die japanische Überlegenheit bei aller Achtung vor dem siegreichen Gegner nicht als so übergewaltig erscheinen als wir sie nach den Kriegstelegrammen einzuschätzen geneigt waren. Auch die Japaner sind Menschen mit begrenztem Können und ihre Siege sind nicht so durchschlagender Natur, daß eine Wendung des Schicksals ausgeschlossen wäre. Rußland kann seine Machtmittel sicherer vermehren als Japan und — die lange Zeit die zwischen dem 10. März und heute liegt, ist eine Zeit japanischen Abwartens und Zauderns.

Man wird annehmen müssen, daß derartige Erwägungen den verantwortlichen Staatsleitern in Tokio nicht ganz fremd gewesen sind. Hätten sie Charbin und Wladiwostok mit Sicherheit nehmen können, so würde nichts sie haben hindern können, Rußland mit den Kriegskosten zu belasten. Das alte Gesetz der Clausewitzschen Lehre vom Krieg, daß der Angreifer um so schwächer wird, je weiter er vordringt, hat, wie es scheint, eine neue und sehr nachdrückliche Bestätigung erfahren. Jede Welle findet eine Stelle, an der sie aufhört zu steigen, und es spricht sehr für die Klugheit der Japaner, daß sie trotz des Drängens ihrer Soldaten und ihrer Heimatbevölkerung für das Maß ihrer Kraft ein so festes Gefühl zeigen. Man denkt an Bismarcks Verhalten im Juli 1866 in Nikolsburg. Auch damals war der Siegesrausch der Preußen so groß, daß selbst der König von einem schmählichen Frieden redete. Und doch war dieser Friede die rechtzeitige Ernte des Gewinns, ehe neue Verwickelungen eintraten.

Und das ist es, was wir auch in diesem Falle für wahrscheinlich halten. Neben dem Gefühl, daß der weitere militärische Sieg eine unsichere Sache sei, haben politische Einwirkungen mitgespielt, die sich erst einer späteren Nachwelt enthüllen werden und die wir nur aus gewissen Begleiterscheinungen des Friedensschlusses ahnen können. Das wesentlichste in dieser Hinsicht ist die gleichzeitig mit dem Frieden erfolgte Erneuerung des englisch-japanischen Bündnisses. Diese Erneuerung wäre an sich noch nicht nötig gewesen, denn das alte Bündnis ging bis 1907. Daß schon jetzt ein voller politischer Garantievertrag zwischen Japan und Indien an seine Stelle tritt, zeigt, daß weitgehende Verhandlungen über die zukünftige asiatische Politik der beiden Mächte stattgefunden haben. Ein anderes Zeichen internationaler Einwirkungen ist das Telegramm Roosevelts an den Deutschen Kaiser, das sich von allen übrigen ähnlichen Telegrammen dadurch unterscheidet, daß er ihm für seine Mitwirkung in allen Stadien der Friedensherstellung dankt. Es muß also irgendwie von Deutschland ein Druck ausgeübt worden sein, und auch Nordamerika hat offenbar nicht nur den Ort zur Friedensverhandlung hergegeben, sondern sich auch in den schwierigsten Momenten als politische Macht an den Verhandlungen beteiligt. Nimmt man hinzu, daß in denselben Wochen das deutsch-englische Verhältnis sich aus bisher nicht völlig erkennbaren Ursachen gebessert hat, so kommt man zu der Ansicht, daß London der eigentliche Ausgangspunkt einer internationalen Aktion gewesen ist, bei der das abgehende konservative Ministerium einen Weltfrieden für längere Zeit konstruiert hat, dessen innere Motive in der Sorge liegen, daß ihnen ihre liberalen Nachfolger die Politik verderben könnten. Das neue englische Ministerium soll in feste Verhältnisse hineingeschoben werden. Mit welchen Mitteln Deutschland und Nordamerika für eine englisch-japanische Regelung der asiatischen Gesamtlage gewonnen worden sind, ist bis jetzt völlig undurchsichtig. Das spricht aber nicht gegen diese Annahme an sich, denn alle großen Friedensschlüsse der Geschichte entstanden bisher so, daß die scheinbar Unbeteiligten einen Teil des Friedens diktierten. Wenn nicht alles täuscht, so ist der Friede von Portsmouth mehr als ein Waffenstillstand zweier Nationen. Er ist ein Teil des Weltfriedens, den England stark genug ist, der Menschheit für längere Zeit aufzuerlegen. Da wir Deutsche für unsere Entwickelung Frieden brauchen, so kann es uns recht sein.

Naumann.

Das sozialdemokratische Zentralorgan

„Man kommt sich wie im Irrenhause vor", erklärt der Vorwärtsredakteur Wetzker in einer Polemik gegen eins der radikalen Blätter seiner Partei.

Der Ausdruck ist deutlich, aber begreiflich. Wer die sozialdemokratische Presse in diesen letzten Wochen vor Jena verfolgt hat, dem müssen Erinnerungen an die Wochen vor Dresden aufsteigen. Nur daß damals die Hetze einigen revisionistischen Sündenböcken galt, während man diesmal höher zielt. Dem Radikalismus sind die Schwingen gewachsen. Er stürzt sich auf das Zentralorgan der Partei, das er als ihr Zentralleiden ansieht. Der Revisionismus ist erledigt. Mit den Leuten, die eigentlich gar keine Sozialdemokraten, sondern verkappte Nationalsoziale sind, braucht man sich nicht mehr zu beschäftigen. Jetzt drauf auf die Lauen und Halben, die Girondisten der Partei, jene Staatsmännlein, die der blöden Meinung sind, einer Millionenpartei gezieme eine andere Politik als einer Sektierergruppel

Richtig ist, daß die Sozialdemokratie wohl nicht gut daran getan hat, eine Tageszeitung als „Zentralorgan der Partei" zu bezeichnen und damit parteioffiziös abzustempeln. Ein Tageblatt muß Tagespolitik treiben. Zu jedem Ereignis muß binnen wenigen Stunden Stellung genommen werden. Wenn abends um 10 Uhr eine wichtige politische Nachricht gemeldet wird, so kann der Nachtredakteur sich nicht erst von der Parteileitung Instruktionen holen. Er muß seine kritischen Bemerkungen dazu sofort niederschreiben, damit die Morgennummer des Vorwärts genau wie die Morgennummern aller anderen Zeitungen den nötigen Kommentar enthalte. Das verlangen die Leser. Das verlangt vor allem die Konkurrenz mit der anderen Presse. Ein Blatt, das immer nachhinken würde, würde jede journalistische Bedeutung verlieren. Die „Kreuzzeitung" gestattet sich allerdings diesen Luxus. Aber was dem Organ der rückschrittlichsten Gruppe Deutschlands allenfalls nachgesehen wird, würde bei dem Organ der fortschrittlichstsein-wollenden Partei unerträglich erscheinen.

Je rascher man Stellung nehmen muß, um so leichter kann man sich natürlich einmal verhauen. Das ist die eine schwache Seite der Tagespresse. Und die andere ist die, daß zu zuviel Fragen Stellung genommen werden muß. Hinzu kommt, daß die Konkurrenz mit anderen Tageszeitungen den Wunsch nach recht viel eigenen, möglichst interessanten und darum möglichst viel zitierten, Nachrichten rege macht. Das Schlimme ist nur, daß gerade die interessantesten Nachrichten sich öfters nachträglich als unrichtig herausstellen. All das ist mit dem Wesen der Tagespresse unlöslich verbunden. Darum haben sich die anderen Parteien wohl gehütet, irgend einer Tageszeitung eine ähnliche parteiamtliche Bedeutung zu geben, wie sie der „Vorwärts" für die Sozialdemokratie hat. Sie haben entweder offizielle oder offiziöse Korrespondenzen — Konservative Korrespondenz, Nationalliberale Korrespondenz, Liberale Korrespondenz — oder, wie die Reichspartei und die Freisinnige Volkspartei, überhaupt kein Organ, für das man die Gesamtpartei mit einem Schein des Rechtes verantwortlich machen kann.

Der „Vorwärts" ist gewiß in einer außerordentlich schwierigen Lage. Er muß notgedrungen alle Augenblicke in Konflikte zwischen seinem Beruf als Tageszeitung und seinem Amte als Zentralorgan kommen. Solange der alte Liebknecht als Chefredakteur figurierte, trat das weniger zutage, weil seine Autorität der Parteikritik an dem Blatt Zügel anlegte. Seit seinem Tode hat der „Vorwärts" nicht nur keinen Chefredakteur mehr, sondern überhaupt keinen Redakteur, dem in der Partei autoritative Bedeutung zuerkannt würde. Auch ist inzwischen das Lehrgebäude der Sozialdemokratie immer mehr ins Wanken gekommen. Kaum ein wichtiger Satz des Programms, der nicht angefochten wäre. Hat doch selbst Bebel die Notwendigkeit der Revision des Programms anerkannt. Bei der Fülle der Streitfragen innerhalb der Partei muß das Zentralorgan natürlich versuchen, eine „mittlere Linie" innezuhalten. Dadurch erregt es bald rechts und bald links Anstoß. Ignoriert es aber die Streitfragen oder beschränkt es sich darauf, sie zu registrieren, so wird ihm Unschlüssigkeit, Lauheit, Mangel an prinzipieller Stellungnahme und

Digitized by Google

ähnliches vorgeworfen. Kurz, wie es sich auch verhalten mag, es macht es fast niemand recht.

Diese heikle Position des „Vorwärts" hat sich seit einiger Zeit die „Leipziger Volkszeitung" mit diabolischem Geschick zunutze gemacht. Sie ist von all den Fesseln frei, die den „Vorwärts" als „Zentralorgan" bedrücken. Sie hat festen Boden unter den Füßen, weil sie gar nicht die Sozialdemokratie in ihrer unendlichen Vielgestaltigkeit, sondern nur die „kleine, aber mächtige" Gruppe der intransigenten Marxisten vertreten will. Sie hat ein einheitliches Redaktionspersonal und die Garantie der straffen Führung durch die Einrichtung der Chefredaktion. Und Chefredakteur ist Franz Mehring, der einzige Journalist ersten Ranges, den die Sozialdemokratie aufzuweisen hat. Ein Journalist ersten Ranges kann natürlich ein Politiker letzten Ranges sein. Aber solange der Kampf zwischen „Leipziger Volkszeitung" und „Vorwärts" nur mit Druckerschwärze und nicht vor dem Forum des Parteitages ausgetragen wird, sind alle Vorteile auf seiten Mehrings.

Er kennt keine Rücksicht. Nicht nur gegen seine bürgerlichen Gegner — und jeder Nichtsozialdemokrat ist sein Gegner, was sage ich: ein auszurottender Todfeind! —, sondern auch gegen jeden Sozialdemokraten, der ein Atom von der Mehringschen Linie abweicht, ist ihm jedes Mittel recht. Zutreffend schildert Kurt Eisner im Vorwärts Mehrings Art.

„Mir möchten niemandem raten, mit der „L. V." in irgend einer Frage nicht ganz einverstanden zu sein, auch die höflichsten und zartesten Ausdrücke eines solchen Gegensatzes würden nicht davor schützen, morgen in diesem Parteiblatt zu lesen, daß ein Bubenstück an ihm verübt worden sei, wie es in der Geschichte der entarteten Gesellschaftsklassen auch von den verwahrlosesten Individuen noch niemals begangen worden sei. Wer sich gegen dieses monopolistische Recht auf den schlechten Ton wehrt, der ist — das wird stets als einziges Argument angeführt — philisterhaft oder sentimental, er ist weinerlich, er flennt, er ist zimperlich wie eine alte Jungfer, er ist ein Schwächling, kurz, er ist ein Idiot und Lump obendrein."

So zerrüttend der Dresdener Parteitag auf die Sozialdemokratie gewirkt hat, die Tätigkeit der Leipziger Volkszeitung seit Dresden war vielleicht noch parteizerstörender. Nie ist es den Gegnern der Sozialdemokratie gelungen, soviel zur Diskreditierung der Partei zu tun, wie diesem Blatte. Als Heinrich Braun in heißem Kampf um die Wiedereroberung Frankfurts a. O. stand, lieferte die Leipziger Volkszeitung den Gegnern das Material für die Flugblätter gegen ihn. Gegen „Pëus den Großen" wird eine ununterbrochene Verhöhnungs-Kampagne geführt. Heymann, der Schwiegersohn Auers, wurde mit ehrenrührigen Vorwürfen bedacht. Südekum wurde so angepöbelt, daß der Bremer Parteitag einen fulminanten Protest beschlossen hätte, wäre nicht eine Revokation auf dem Fuße gefolgt. Aber kaum war die Gefahr des Parteitages vorüber, so wurde zum Hohn für den Parteitag aller Welt kund getan, daß man die Angriffe gegen Südekum gar nicht aus wirklicher Reue, sondern nur aus Taktik, um den Revisionisten einen Possen zu spielen, zurückgenommen habe. Ein Artikel des Blattes war so wüst, daß er Bülow zu seinem größten rednerischen Erfolge gegen die Sozialdemokratie im Reichstag verhalf. Bebel mußte ihn namens der gesamten Fraktion feierlich von den Rockschößen der Partei abschütteln. Ein anderer Schimpfartikel, der gegen den „Strolch noch im Sterben", erschwerte der Partei den Wahlkampf in Oberbarnim derart, daß Bebel ihn in Eberswalde desavouierte. Aber all das ließ die Leipziger Volkszeitung kalt. Noch immer ist sie das von der Scharfmacherpresse meist zitierte Blatt. Wäre es von Agenten des Reichsverbandes zur Bekämpfung der Sozialdemokratie redigiert, es könnte die Geschäfte dieses Verbandes nicht besser besorgen.

Doch alles, was die Leipziger Volkszeitung vom Standpunkt der Sozialdemokratie aus auf dem Kerbholz hat, ist geringfügig im Vergleich zu dem, was sie gegen den Vorwärts getan hat. Alles andere betraf immerhin nur die Peripherie der Partei. Aber der Stoß gegen das Zentralorgan ist ein Stoß gegen das Herz der Partei. Man kann mit Fug, wie eingangs ausgeführt wurde, im Zweifel sein, ob es für die Partei nützlich ist, ein täglich erscheinendes Zentralorgan zu haben. Solange der Vorwärts aber diese Funktion bekleidet, ist jeder Angriff gegen seine Ehre ein Verstoß gegen die Ehre der Partei. Und daß geradezu die Ehre des Vorwärts bei der Kritik seines Verhaltens im Plötzenseeprozeß tangiert wurde, wird wohl nicht bestritten werden. Hat der Vorwärts mal eine Dummheit gemacht, wie sie übrigens in jeder Redaktion vorkommen kann, so wird nicht der Mantel parteigenössischer Liebe darüber gedeckt, sondern die Blöße unter Hohn und Spott aller Welt gezeigt. Hat er aber selbst völlig korrekt gehandelt, wie im Plötzenseeprozeß, so wird er an den Schandpfahl gebunden. Herunter um jeden Preis! Wonnebebend akzeptiert natürlich die gesamte Scharfmacherpresse das mot d'ordre aus Leipzig.

Und was man in Leipzig unter Toleranz des „wissenschaftlichen" Organs der Sozialdemokratie, der Neuen Zeit, vorbetet, das betet man in Königsberg und Dortmund, in Bremen und in Elberfeld und wo immer ein Radikalissimus ein sozialdemokratisches Provinzblatt leitet, getreulich nach. Niemand hat einen so raffinierten Scharfblick für die wirklichen und noch mehr die vermeintlichen Blößen des Zentralorgans wie Franz Mehring. Er ist der Pfadfinder, dessen Führung sich die anderen willig anvertrauen. Sie halten zusammen wie die Kletten, die intransigenten Redakteure der Partei. Und sie haben Verständnis für den Wert der Offensive.

Was aber macht das arme Häslein mitten im Kessel? Solange es irgend anging, hat es sich fest in sein Lager gedrückt, in der Hoffnung, daß die bösen Männer am Ende doch mit seinem friedlichen Gemüt Mitleid empfinden würden. Doch jetzt sind sie ihm so nahe auf das Fell gerückt, daß es die Schrote schon prasseln hört. Nun wird ihm die Situation ungemütlich. Es äugt umher, wo es ein genügend großes Loch zum Durchschlüpfen findet. Widerstand — gibt's ja gar nicht. Die niederträchtige Offensive muß man den schlechten Kerls und Stänkerern überlassen. Das anständige Lebewesen beschränkt sich auf die Defensive.

Bergehoch hat sich das Material gegen die „Leipziger Volkszeitung" vor den Redakteuren des „Vorwärts" aufgetürmt. Sie schauen es halb verlangend, halb zweifelnd an. Aber schließlich lassen sie die Felsblöcke, die den anderen zerschmettern könnten, ruhig liegen und beschränken sich darauf, ihn mit ein paar Lehmkügelchen zu bewerfen. Nur immer hübsch friedlich! Nur immer sich auf das zur Abwehr unbedingt Erforderliche beschränkt! Der Raum ist ja zu schade, um gründlich mit dem anderen abzurechnen. Der andere aber kennt solche Bedenken nicht. Er schreibt Serie auf Serie, die Getreuen drucken's nach, und immer weitere Parteikreise werden dadurch zu seinen Gunsten beeinflußt.

„Das frißt ins Mark der Partei", sagt der „Vorwärts" selbst. Eine Reihe von Anträgen sind auch schon an den Parteitag gerichtet, die diesen Schimpfereien ein Ende machen sollen. Einige, darunter einer sogar von einem Berliner Wahlkreise, richten sich ausdrücklich gegen die „Leipziger Volkszeitung". Aber man kann sicher sein, daß, selbst wenn man in Jena ausführlich über diese Sache verhandeln sollte, alles beim alten bleiben wird. Man kann hundertmal der „Leipziger Volkszeitung" das Schimpfen auf Parteigenossen verbieten. Das nützt so wenig, wie wenn man der Nachtigall das Singen verbieten wollte. Contra naturam sui generis kann aber niemand handeln. Solange man den Personalbestand nicht ändert, wird auch der Sachbestand sich nicht ändern.

Dieser Personalbestand aber befindet sich in einer vorläufig unangreifbaren Position, weil niemand ihn ernstlich anzugreifen sich getraut. Vielleicht würde eine einzige Flugschrift, die das Sündenregister der „Leipziger Volkszeitung" aktenmäßig-kühl zusammenstellt, genügen, um den Umschwung herbeizuführen. Aber diese Flugschrift ist noch nicht geschrieben. Sie wird wohl auch sobald nicht geschrieben werden. Denn der Sozialdemokrat, der sie schriebe, müßte vorher eingesehen haben, daß die ganze Leipziger Krankheit lediglich ein natürliches Produkt des Dresdener Parteitages ist. Ehe man nicht los von Dresden ist, kann man nicht: Fort mit Leipzig! rufen. Aber ehe sich die Sozialdemokratie von Dresden lossagen soll, wird sie wohl noch ganz andere Rückschritte machen müssen, als sie in den letzten zwei Jahren zu verzeichnen hat.

H. v. Gerlach.

Digitized by Google

Personentarifreform in Deutschland

Das Jahr 1905 scheint auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens in Deutschland sehr bedeutende Umwandlungen einzuleiten. Nachdem es zu einer Einheitlichkeit im deutschen Eisenbahnwesen weder auf dem Wege der Reichseisenbahnen noch auf dem Wege einer Betriebsgemeinschaft aller deutschen Staatsbahnen kommen wollte, wendete sich der König von Württemberg an den König von Preußen und bewirkte, daß 1904/05 Verhandlungen über eine „Betriebsmittelgemeinschaft" der deutschen Bahnen begonnen wurden. Was daraus hervorgehen wird, wissen wir noch nicht. Jedenfalls dürfen wir aber bereits jetzt annehmen, daß die Einigung in der Betriebsmittelgemeinschaft auch einen anderen Fortschritt zur Einheitlichkeit uns zugleich beschert: die Reform der Personentarife und der Tarife für Personenreisegepäck.

Die Vorschläge, welche von den verschiedenen Regierungen jetzt bekannt gegeben werden, bestehen in fünf Grundgedanken:

1. Rückfahrkarten, Kilometerbilletts und die meisten anderen Sonderbegünstigungen sollen beseitigt werden.

2. Die IV. Klasse soll überall — mit Ausnahme Bayerns — eingeführt werden.

3. Die Fahrkartenpreise sollen künftig pro Person und Kilometer betragen:

in der	I.	Klasse	. . .	7,0	Pfg.
„ „	II.	„	. . .	4,5	„
„ „	III.	„	. . .	3,0	„
„ „	IV.	„	. . .	2,0	„, bezw. in Bayern im Lokalverkehr III. Klasse 2 Pfg.

4. Die bisherigen Schnellzugs- und Durchgangszugszuschläge sollen wegfallen und bei gewissen Schnellzügen ersetzt werden durch folgende Zuschläge:

in der I. u. II. Klasse	bis	75	km:	0,50	Mk.,	bis	150	km:	1,00	Mk.,	über 150 km: 2 Mk.
„ „ III.	„	75	„	0:25	„	„	150	„	0,50	„	„ 150 „ 1 „

5. Freigepäck soll überall wegfallen, dafür aber die Gepäcktaxe reformiert werden. Sie soll betragen:

in der Nahzone:		1—25	km	für	je	angefangene	25	kg:	0,20 Mk.
in den Fernzonen:	I.	26—50	„	„	„	„	25	„	0,25 „
„ „ „	II.	51—100	„	„	„	„	25	„	0,50 „
„ „ „	III.	101—150	„	„	„	„	25	„	0,75 „
„ „ „	X.	451—500	„	„	„	„	25	„	2,50 „
„ „ „	XI.	501—600	„	„	„	„	25	„	3,00 „
„ „ „	XII.	601—700	„	„	„	„	25	„	3,50 „
„ „ „	XIII.	701—800	„	„	„	„	25	„	4,00 „
„ „ „	XIV.	über 800	„	„	„	„	25	„	5,00 „

* * *

Von den Reformforderungen, die als die dringlichsten bisher angesichts des Wirrwarrs und der unbefriedigenden Regelung des Personentarifwesens erhoben werden konnten, sind nur einige dabei berücksichtigt.

1. Nicht berücksichtigt ist die Forderung, daß für den Fernverkehr ein Rabatt in den Sätzen der Fracht pro Personenkilometer[1]), eine sogenannte Staffeltarifierung, eintrete. Den Selbstkosten der Bahn entspricht es nicht, daß man auf 500 km Entfernung fünfmal soviel zahlt, als auf 100 km. Die Kosten der Bahn steigen in geringerem Verhältnis. Durch Kombination der Staffeltarifierung mit dem Zonentarifsystem oder auch auf andere Weise tragen eine Menge Bahnen in anderen Ländern dem Gedanken Rechnung, daß der Fernverkehr einen Rabatt verdient. In Deutschland wird dies vorläufig nicht verwirklicht.

2. Im Nahverkehr großer Produktionszentren wird in Deutschland sowohl im Vorortverkehr, wie im Arbeiter-Rückfahrkartenverkehr bisher — was Wohlfeilheit und was Schnelligkeit anlangt — nicht das gleiche geleistet, wie in Belgien. Was dort geleistet wird, ist früher von mir schon ausgeführt worden. (S. Patria-Jahrbuch 1903 p. 68). Wenn die Konzentration des Produzierens in vielen Fällen unabwendbare Notwendigkeit ist — eine Tatsache, welche von der Gartenstadtbewegung in Deutschland nicht immer genügend gewürdigt wird —, so kann Dezentralisation des Wohnens dabei nur erreicht werden durch das belgische System des billigen und schnellen Nahverkehrs. Der bisherige Nahverkehr braucht zwar durch die Personentarifreform nicht verteuert zu werden, vervollkommnet wird er jedenfalls jetzt nicht.

3. Man streitet, ob überhaupt die Schnellzugszuschläge heute gerechtfertigt sind. Es sind einzelne Berechnungen über die Kosten der Schnellzüge veröffentlicht, so für Sachsen und Württemberg. Die württembergischen ergeben, daß jedenfalls für die I. und II. Klasse bei der derzeitigen Platzausnutzung dort die Selbstkosten der Bahn bei Schnellzügen durchschnittlich pro Personenkilometer geringer waren, als bei Personenzügen.

Die württembergische Regierung rechnet, daß die Selbstkosten pro Personenkilometer betrugen[2]):

für die	I.	Klasse	bei Personenzügen	42,6	Pfg.,	bei Schnellzügen	25,2	Pfg.
„ „	II.	„	„	11,10	„	„	5,96	„
„ „	III.	„	„	2,90	„	„	2,95	„

Dabei erscheinen die Selbstkosten der Personenzüge pro Personenkilometer deshalb höher, als die der Schnellzüge, weil bei der schlechten durchschnittlichen Besetzung der langsamen Züge Württembergs auch absolut niedrige Kosten pro Zug sich auf zu wenige zahlende Insassen verteilen.

Im allgemeinen macht man zugunsten der Schnellzugszuschläge geltend, daß sie ein Mittel seien, den durchgehenden Verkehr von der Belästigung durch Reisende des Lokalverkehrs frei zu halten. Dem ist nur in begrenztem Maße zuzustimmen. Diejenigen Schnellzüge in England, welche ohne Zuschlag benutzbar sind, bleiben vom Lokalverkehr aus dem sehr einfachen Grunde unbehelligt, weil sie nur an äußerst wenigen Stationen halten. In Amerika dagegen stuft man allerdings, je nach Luxus und Schnelligkeit der Züge, individuell die Fahrpreise ab.

Sollte die württembergische Berechnung auch für andere deutsche Bahnen im wesentlichen Ergebnis zutreffen, so würde der Schnellzugszuschlag bedeuten, daß die Reisenden des Fernverkehres angehalten werden, zur Ausgleichung des Defizits der langsamen Züge beizutragen.

4. Man ist bisher der Meinung: je mehr Klassen, desto größer die Wahrscheinlichkeit, daß nicht alle Plätze befriedigend ausgenutzt sind. Schon drei Klassen zu unterscheiden, ist ein Standpunkt, der vom Interesse der Bahn aus sich schwer verteidigen läßt. Die Engländer haben in den Linien nördlich von London regelmäßig auf zwei Klassen den Personenverkehr reduziert. Dabei wurde der Preis der I. Klasse ermäßigt, die Ausstattung der III. Klasse verbessert. Im Gegensatz hierzu sollen künftig Württemberg und Baden — ebenso wie bisher schon Norddeutschland — vier statt drei Klassen führen. Es muß offen ausgesprochen werden, daß sich für die IV. Klasse ernsthaft nur zwei Gründe geltend machen lassen: 1. Preußen hat bereits einen großen Wagenpark IV. Klasse und würde nur unter Kosten denselben für Wagen III. Klasse umbauen können; 2. wenn man die IV. Klasse abschafft, müßte der bisher in der IV. Klasse beförderte Verkehr ohne Verteuerung und mit der Gelegenheit, Traglasten ohne Gepäcktaxe zu befördern, in der III. Klasse bewältigt werden. Eine andere Lösung wäre angesichts der geringen Zahlungsfähigkeit eines großen Teils des deutschen Publikums ausgeschlossen. Deshalb ist der bayerische Standpunkt ganz begreiflich, daß man da, wo man mit einem Besitz von Wagen IV. Klasse nicht belastet ist, sie auch nicht schafft, aber bei der Reform dem nichtbeschleunigten Lokalverkehr III. Klasse denselben Satz von 2 Pfg. pro Kilometer und auch nach Möglichkeit unentgeltliche Transportgelegenheit für Traglasten — also die Vorzüge der preußischen IV. Klasse — gewähren will.

Daß künftig im übrigen Deutschland um der ständischen Vorurteile willen und trotz der finanziellen Bedenken vier Klassen geführt werden sollen, erregt natürlich heftigen und begreiflichen Widerspruch.

5. Daß der Reisegepäcktarif, wenn man das Freigepäck abschafft, gründlich reformiert werden mußte, war eine selbstverständliche Forderung, der das neue Projekt tatsächlich einigermaßen, — und zwar unter Anlehnung an die Ideen des ungarischen Zonengepäcktarifs —, gerecht wird.

Man kann dies auch anders ausdrücken: Bisher lag im Freigepäcksystem Norddeutschlands — wenn man von der Voraussetzung ausgeht, daß Fahrten auf längere Entfernung auch mehr Reisegepäck bedingen — ein Ausgleich für die Härte, daß die normale Fahrkarte im Preise einfach nach der Kilometerzahl steigt. Behält man in der Personentarifreform, unter Beseitigung des Freigepäcks, das kilo-

[1]) Personenkilometer (pkm) ist die Leistung, eine Person einen Kilometer weit zu befördern.

[2]) Vgl. Beil. 132 und 111 zu d. Verh. d. württ. Kammer der Abg. 1901/02.

Digitized by Google

metrische Prinzip bei, so mußte der neue Gepäcktarif niedrig sein und unter Begünstigung des Fernverkehrs ausgebildet werden.

6. Unbestreitbar ein Fortschritt ist die Vereinfachung und Einheitlichkeit des Personentarifwesens, welche die Reform uns bringen soll. Bisher war der Zustand der, daß die normalen Fahrpreise I. bis III. Klasse so abschreckend hoch waren, daß sie für diese Klassen nur als Ausnahme zur Anwendung kamen, und daß der Hauptverkehr sich als Rückfahrverkehr oder in anderen Formen besonderer Begünstigung vollzog. In Bayern entfielen 1903 nur 14,27 pCt. aller Fahrten auf gewöhnliche Fahrkarten, nicht weniger als 50,96 pCt. auf gewöhnliche Rückfahrkarten. In Preußen-Hessen wird zwar berechnet, daß nur 45,41 pCt. aller Personen auf Rückfahr-, Zeit- und Rundreisekarten befördert wurden und daß ein viel größerer Bruchteil aller Fahrten, als in Bayern, auf einfache Fahrkarten entfiel. Die Verschiedenheit ist indes leicht zu erklären, da — außer bei Arbeiterkarten — in der IV. Klasse in Preußen kein Rückfahrverkehr gestattet wird. Nimmt man bloß den Verkehr der I. bis III. Klasse, in welchem allgemein Rückfahrkarten verabfolgt werden, so überwiegt auch in Preußen-Hessen durchaus der Rückfahrkartenverkehr gegenüber dem Verkehr auf einfache Karten. Der Ausnahmetarif ist auch hier bisher die Regel und der regelmäßige Tarif die Ausnahme.

Vor allem der auf Rückfahrkarten gewährte Rabatt von meist 25 pCt. des Fahrpreises ist heute durch kein anderes rationelles Argument mehr zu rechtfertigen, als daß ohne diese Begünstigung eine Menge Menschen von der Benutzung der Bahn abgeschreckt würden. Fährt man auf einfache Karten künftig zum Preise einer halben Rückfahrkarte, so ist auch dieser Rechtfertigungsgrund weggefallen. Allerdings bleiben nun bei dem Übergang einige „Unstimmigkeiten"; Rückfahrten kosteten bisher in Norddeutschland keinen Schnellzugszuschlag und gewährten Anspruch auf Freigepäck. In einzelnen Fällen tritt da in Zukunft eine Verteuerung ein. Empfindlicher wird die Verteuerung in Baden bei Wegfall der Kilometerbilletts empfunden.

* * *

Fassen wir zusammen: die Reform, welche vorgeschlagen wird, ist im großen ganzen keine welterschütternde Neuerung. Es ist keine Tat, die sich mit der Postportoreform Hills oder der Weltpostportoreform Stephans an Großartigkeit irgendwie messen könnte. Es handelt sich um eine Reform, bei welcher zahlreiche berechtigte Forderungen noch nicht erfüllt sind und einige Reisende sogar Verteuerung erleiden. Ein sehr fragwürdiger Fortschritt besteht in der weiteren Ausbreitung der IV. Klasse. Es bleiben die Probleme ungelöst, den Fernverkehr durch Staffeltarifierung den Selbstkosten entsprechend zu verbilligen und den Nahverkehr sozialpolitisch wirksam nach belgischem Vorbilde zu reformieren.

Aber wir bekommen doch statt des Chaos Übersichtlichkeit, statt der vielstaatlichen Zersplitterung ein gewisses Maß von Einheitlichkeit in Deutschland. Es ist ziemlich sicher, daß — wenn erst Einheitlichkeit im Personentarifwesen da ist — auch die öffentliche Kritik und die Reformbewegung in Deutschland einen mehr einheitlichen Charakter annehmen. Die öffentliche Meinung wird mehr erreichen können, wenn die Ordnung der Dinge in Deutschland einheitlich und übersichtlich gestaltet ist.

Für die Bahnverwaltungen selbst, ebenso für die Volkswirtschaft im ganzen, haben Personentarifffragen ein nicht so großes Interesse als die Fragen des Gütertarifs, von denen man weit weniger zu sprechen pflegt. Indessen, trotzdem in Deutschland bloß etwa ein Drittel der Einnahmen dem Personenverkehr und zwei Drittel dem Güterverkehr verdankt werden, ist es verkehrt, selbst vom rein fiskalischen Standpunkte, den Personenverkehr gering zu schätzen. Selbst vom rein fiskalischen Standpunkte aus sind die Vorteile, die der Personenverkehr bringt, nicht auf die Summen beschränkt, die als Einnahmen aus dem Personen- und Reisegepäckverkehr gebucht werden. Die amerikanischen Praktiker machen seit Jahren mit Recht darauf aufmerksam, daß — wenn der Personenverkehr gefördert wird — hieraus eine Menge Güterfrachten der Bahn zuwachsen; kurz, daß die Rentabilität des Personenverkehrs indirekt in gesteigertem Güterverkehr sich aussprechen kann. Zwei Beispiele hierfür können wir uns unter deutschen Verhältnissen leicht vorstellen: 1. Ein Badeort oder eine Sommerfrische werden durch verbilligte Personentarife einer größeren Menge Menschen zugänglich. Es wird dort gebaut, zahlreiche Waren und Hilfsstoffe werden von den Einwohnern des Fremdenverkehrsplatzes bezogen, und der Frachtverkehr nimmt entsprechend zu. 2. In der Umgegend einer Großstadt werden Vororte dank Erschließung des Nahverkehrs die Wohnstätten eines großen Teils der in der Großstadt arbeitenden Bevölkerung. Die Bau- und Installationstätigkeit, die Nahrungsmittelversorgung usw. veranlassen nun vielfache Gütertransporte; diese können der Bahn reichlich einbringen, was sie vielleicht bei der Personenbeförderung zusetzt.

All dies wären bloß Anwendungsfälle für einen viel allgemeineren volkswirtschaftlichen Satz, der nicht bloß beim Personenverkehr, sondern auch beim Wasserstraßenverkehr und bei anderen Gelegenheiten im heutigen Deutschland nur zu häufig ignoriert wird; dieser Satz lautet: staatliche Aufwendungen für Verkehrsverbesserungen erweisen sich keineswegs bloß in der Rente gerade von dieser Verkehrseinrichtung selbst, sondern oft auch mittelbar als einträglich, indem andere öffentliche Einnahmen bei gesteigertem Verkehre zunehmen!

Professor Dr. W. Lotz.

Die österreich-ungarische Krise und die deutsche Nation

VI. Das Ergebnis

Nun endlich ist die Bahn frei für ein begründetes Urteil über die Krise des Dualismus und über die Zukunftsfrage Österreichs: Wir kennen beide Staatsgebiete in ihrer sozialen und nationalen Leiblichkeit, wir kennen auch ihre Beseelung durch die Mittel staatlicher Willensbildung, die Repräsentativorgane.

Was wird aus Österreich-Ungarn?

Kommt es auf die organisierte rechtliche Gewalt an, nun denn, dann wird das absolute Pester Parlament über das parlamentslose Österreich, der klare, sichere Wille über die Willenlosigkeit, der organisierte magyarische Nationalstaat über den anorganischen österreichischen Völkerbrei siegen und sich von ihm politisch lösen, soweit es von ihm etwas zu fürchten hat. Das heißt, Ungarn wird die gemeinsame Armee teilen, die eine ständige Bedrohung des Nationalstaates ist; das letzte Mittel in der Hand der Krone, um Ungarn eine Volksvertretung zu geben. Die Kaiserliche Armee ist ein völlig internationales Institut, das jeden Soldaten in seiner Muttersprache ausbildet; eben wegen dieser Internationalität bedarf es einer Vermittlungssprache, die nur die deutsche sein kann, und also ist diese Sprache die des Offiziers, er ist meist durch Geburt, mindestens aber durch Erziehung deutsch und nicht anders gesinnt als habsburgisch. Diese internationale Armee kann heute schon die Wirkungen der nationalen Autonomie in sprachlicher Hinsicht veranschaulichen: die Vollberechtigung so vieler Sprachen steigert das Bedürfnis und die Anwendung der Vermittlungssprache, eröffnet also dem Deutschen wieder größere Zukunft als Verkehrssprache. Jeder ungarische Rekrut ist froh, beim Militär so viel Deutsch zu lernen, daß er im Notfall in die Welt gehen kann, und das tun viele Tausende jedes Jahr. Und darum haßt der magyarische Chauvinist das Heer so grimmig: Im Heere ist dem Magyaren der Slowake gleich, der Deutsche überlegen; im Heere lernt der Rekrut die Überlegenheit der Weltsprache über die Landessprache kennen, das Heer ist die Verneinung und ständige Bedrohung des magyarischen Staates, eine tötliche Waffe in der Hand des Königs. Siegt das Budapester Parlament, so wird sein politischer Erfolg in der Abschaffung der deutschen Kommandosprache liegen.

Wirtschaftlich hat dieses Parlament solange Grund von Österreich sich durch eine Zollinie zu scheiden, als es wie jetzt, infolge der letzten Überrumpelung, in der Hand des städtischen Kleinbürgertums und der niederen Bureaukratie ist, was nicht lange dauern kann. Schon rührt sich das Agrariertum, das ist die am Lande sitzen gebliebene Gentry, die Magnatenschaft und der magyarische

Digitized by Google

Bauer, die künftige Parlamentsmehrheit. Dann wird die politische Trennung mit der wirtschaftlichen Verbindung, die Personalunion mit der Zollunion, vollzogen werden und im übrigen bleiben die Dinge hüben und drüben beim alten!

Dann ist der Dualismus nicht aufgehoben, sondern vollendet, das Reich ist endgültig in zwei Staaten zerlegt, die österreichische Reichsidee, die Staatsidee der Habsburger gehört der Geschichte an und in der Fülle der Zeit erfüllt sich an ihnen das Schicksal des Hauses Bernadotte.

Oder es tritt der andere Fall ein. Nicht die juristische Organisation des Reiches, sondern die Tatsachen behalten recht, die ökonomischen, sozialen und nationalen Tatsachen! Wir haben gesehen, daß heute zwar in Österreich die Voraussetzungen für eine neue Verfassung gegeben sind, für eine Föderation freier Nationen durch ein Parlament des allgemeinen Stimmrechts, daß Ungarn aber dazu heute nicht reif ist, wenn es auch in ein bis zwei Jahrzehnten unaufhaltsam dieser Verfassung entgegentreibt, mit welcher heute schon der Minister des Innern, Kristoffy, spielt. Wenn wir diesen Zeitpunkt vorwegnehmen, wie stellt sich das selbständige Ungarn dann dar?

Man nehme die Nationalitätenkarte Europas zur Hand und sehe: Um das heutige Ungarn legt sich ein Gürtel von Völkern, die Alpendeutschen, die Tschechoslawen, die Polen, die Ruthenen, die Rumänen, die Serben, die Kroaten, die Slowenen: ein geschlossener Ring! Und von diesen Völkern haben die Deutschen zwei, die Tschechen zwei, die Ruthenen eine halbe, die Rumänen zweieinhalb, die Serben eine halbe Million Nationsgenossen auf ungarischem Territorium sitzen, die Kroaten sind ganz ihre Vasallen, ihr Tributstaat! Und diese seine Nationsgenossen soll das Konzert so vieler Völker durch Analphabetismus und wirtschaftliche Verelendung hindurch und ins alleinseligmachende Magyarentum eingehen lassen, ohne sich seiner Interessensolidarität bewußt zu werden? Das ist einfach ausgeschlossen. Das selbständige Österreich wird Ungarn fahren lassen, aber Zollbund und Militärkonvention mit Rumänien und Serbien schließen, Kroatien in die Union aufnehmen und so den erwürgenden Ring um die Magyaren lückenlos schließen.

Das wußte die Gentry, das wußte der junge Tisza, ihr letzter großer Vertreter, und darum führten sie ihre Verhandlungen mit der Krone und mit Österreich maßvoll — und darum sind sie von der Bureaukratie und dem Kleinbürgertum als Verräter der Nation depossediert und gesteinigt worden.

Und doch! Wer ist da in diesem Österreich, der den Tatsachen Raum schaffen und der Entwickelung das Wort geben sollte? Diese Volksvertretung? Wär's nicht zu traurig, man wäre versucht zu lachen. Welche Interessen stehen am Spiel — aber nicht der Dualismus-, nicht der Ausgleichsausschuß wird permanent erklärt von der Volksvertretung, sondern der — Gewerbeausschuß! Der Kleinbürger will den Hausierern eins am Zeuge flicken! Unsere Volkswirtschaft, unser ganzer Export nach Ungarn ist bedroht — und das ist ein anderer Markt als Marokko! Aber der Befähigungsnachweis steht auf der Tagesordnung! Österreich, ein nunmehr industrielles Land, braucht dringend eine billige Lebensmittelzufuhr, braucht den ungarischen zollfreien Agrarimport ebenso notwendig als das ungarische Absatzgebiet — aber siehe da, es hat eine ganz agrarische Volksvertretung, weil es vor 45 Jahren von Schmerling eine jener Zeit angemessene Einteilung der Wählerkurien erhalten hat! Käme es auf dieses Haus allein an, es würde mit Befriedigung die Magyaren mit einem eigenen Heer ausstatten, nur um sie durch eine Zollinie vom österreichischen Markt fernhalten zu können. Von diesem Parlament hat Österreich, hat das Herrscherhaus, hat das Reich nichts zu hoffen!

Oder die Krone?

Die deutsche, die katholische Kaiseridee, die deutsch-magyarische Reichsidee der Habsburger — nacheinander hat sie die geschichtliche Entwickelung abgetan und der Rest sind zwei verfeindete, im Innern zerrissene Mittelstaaten! Keine Nation, keine Klasse in beiden Teilen, deren Interessensolidarität ein Zusammengehen verbürgte, wie einst zur Zeit der deutschen Bureaukratie und der magyarischen Gentry! Diese zwei Mittelstaaten haben miteinander nichts mehr gemeinsam als die Rivalität. Die gegenseitige Garantie der pragmatischen Sanktion ist dann illusorisch! Oder glaubt man wirklich — nach vollzogener Trennung — österreichische Truppen mobilisieren zu können, wenn die Magyaren bei der Verspeisung von 3 Millionen Rumänen mit dem Königreich Rumänien in Konflikt gerät? Dankbare Schadenfreude, das ist alles, was Österreich als lachender Dritter beistellen wird! Und dieses überwiegende slawische Österreich würde nicht helfen können, auch wenn es wollte! Muß es sich doch gegen den Hohenzoller in Berlin vorsehen, wenn die Magyaren mit dem Hohenzoller in Bukarest ihren Strauß bestehen! Wahrhaftig, wenn das Reich einmal von innen heraus geteilt ist — an äußeren Mächten kann es nicht fehlen, welche sagen: Die Teilung Österreichs und Ungarns ist die logische Fortsetzung der Teilung Polens.

Und dennoch lebt in allen Völkern Österreichs die Kaisertradition und eine Kaiseridee. Eine uneingestandene Ahnung sagt ihnen, daß ihrer tausend Gefahren harren, wenn sie auseinandergerissen, die Beute der Nachbarn und das Opfer ihrer Zwietracht werden — und auch in den Deutschösterreichern ist diese Ahnung mächtig: Statt des Vorlandes an der Donau ein Hohenzollernsches Hinterland werden, statt des Erstgeborenen im Osten das Stiefkind des Westens —, diese Perspektive macht ihnen bange, macht sie zittern für ihre Industrie, ihren Wohlstand, ihre eigenartige Kultur! Und es demütigt sie tief, daß sie, nicht imstande, die Vorposten an der Donau, der Elbe, im Banat, in Siebenbürgen, in den Alpen zu halten, ihre geschichtliche Mission aufgeben und mit leeren Händen zur Mutternation heimkehren sollen, als der Sohn, der sein mitbekommenes Pfund nicht vermehrt, nicht einmal behauptet hat. Wenn es nur irgend möglich, wären sie bereit auszuharren.

Und ist es denn wirklich unmöglich? Haben sie nicht vor 55 Jahren in Kremsier ihrem Kaiser gezeigt, wie Österreichs Völker national sich behaupten und dennoch, national gesondert und politisch verbunden, das Reich begründen könnten? Haben sie nicht mit allen Völkern zusammen gejubelt, als das Haus Habsburg, aus Italien und Deutschland durch den ersten Napoleon zurückgetrieben, endlich sich entschloß, nur an seine Lande und nicht mehr an fremde zu denken, als es 1804 die österreichische Kaiserkrone stiftete, ein Völkerkaisertum begründete? Schreien nicht heute alle Nationen in Österreich und Ungarn — die Magyaren ausgenommen — nach der nationalen Autonomie, nach dem Nationalitätenbundesstaat? Selbst diejenigen, die alle Welt vaterlandslos nennt, selbst die Sozialdemokraten? Und diese vor allen? Liegt ein internationales Staatswesen wirklich heute außer dem Kreise unserer Vorstellungen, unserer Epoche? Wird nicht bald der ganze Westkontinent gegen die sich abschließende anglikanische, russische und gelbe Welt eins sein müssen, um sich zu behaupten? Haben sich nicht Deutschtum und Franzosentum — diese Protagonisten der nationalen Repulsion — genähert? Wahrlich, eine Kaiseridee liegt in der Luft! Warum soll die Monarchie nicht werden ein einig Volk von Völkern, das gemeinsame Schutzdach der Kleinen, damit sie neben den Großen bestehen können, jeder in seiner Art, jeder in seinem Kreise frei, alle gleich, unter einer nicht willensgewaltigen, aber herzensguten, vielhundertjährigen Dynastie? Eine Kaiseridee liegt in der Luft — läßt sie sich nicht fassen und halten?

Eine Kaiseridee der Kleinen, national und auch sozial genommen! Die Völker Ungarns, auf die es ankommt, sind Bauern und Kleinbürger; die Klasse, die heute schon in diesem Lande international denkt, ist die Arbeiterschaft. Die Autonomie der Nationen und ihre Föderation, die monarchische Schweiz im großen, könnte nur geschaffen werden auf der Basis des allgemeinen Wahlrechts und der lokalen Selbstverwaltung der bäuerlichen und industriellen Massen Und sie müßte den Adel seiner privilegierten Kurie, die Vermögenden des Zensus berauben, müßte all das, was heute Glanz und Namen und Macht hat, zur Seite schieben, um mit dem Landmann zu pflügen wie Kaiser Josef II., zum Arbeiter sich an den Ambos stellen, wie noch kein Monarch getan.

Und das müßten die Habsburger, um ihr Reich zu behaupten, um die Mission von 1804 und von Kremsier zu erfüllen. Sie müßten mehr über sich vermögen als Wilhelm I.

Digitized by Google

der sein Reich durch das allgemeine Wahlrecht begründete — ehe es eine deutsche Sozialdemokratie gab. Imperialistische Politik, die Politik der Napoleone müßten sie machen — nach 1870!

Kommt ein sechshundertjähriges Herrschergeschlecht über seine Traditionen hinaus? Die Geschichte kennt sehr wenig Beispiele! Gibt es ein Symptom, das zu Hoffnungen berechtigte?

Unser Thronfolger ist Protektor des katholischen Schulvereins; in unserem Klerus lebt die römisch-katholische Kaiseridee fort. Die Hälfte der Bevölkerung Ungarns aber ist nicht römisch-katholisch. —

Ich bin zu Ende.

Was soll die deutsche Nation im Reich und in Österreich angesichts unserer Krise?

Es handelt sich um 12 Millionen Nationsgenossen, von denen zwei Millionen — ein zehnfaches Burenvolk — in Ungarn leben. Nicht seit gestern und ehegestern sind sie im Lande — selbst der äußerste Posten, jener der Sachsen in Siebenbürgen, hält über sechshundert Jahre Wacht. Ohne äußerste Not soll die deutsche Nation keines ihrer Kinder opfern, aber nicht alle Söhne müssen im Hause der Mutter wohnen.

Die Deutschen im Donaubecken leisten ihrer Nation den größten Dienst außer Hause. Wenn sie mit den West- und Südslawen, den Magyaren und Rumänen zusammen ein Staatswesen bilden und ihrer Nation getreu bleiben, dann neutralisieren sie dem Reiche die Ost- und Südgrenze, die Westgrenze schützt es sich selbst und das Meer im Norden steht ihm frei. Solange wir dem Reiche diesen Dienst tun, solange verhüten wir, daß die deutsche Erde wieder wie im dreißigjährigen Kriege das Schlachtfeld Europas werde, solange tun wir auch den anderen Nationalitäten den großen Dienst, ihnen zu ermöglichen, daß sie ihre Selbständigkeit, ihre nationale Kultur vor Rußland behaupten.

Entnationalisieren, beherrschen will und kann der Deutschösterreicher nicht mehr, er will und soll die anderen Nationalitäten nur politisch binden. Eine solche Bindung aber schmälert diese nicht, sondern ermöglicht ihre Selbstbehauptung. Vor der Mutternation und vor den Nachbarn ist sein Wollen gerechtfertigt, muß seine schwere, undankbare und ruhmlose Aufgabe anerkannt werden.

Die geringe Schätzung, die ihm der Reichsdeutsche angedeihen läßt, verdient er wahrlich nicht, und da es nicht klug ist, ihn ins Mutterhaus zurückzurufen, verdient er weder, daß man ihn scheel ansehe, weil er außenstehe, noch daß man ihn im Stiche lasse. Verständnisvoll sollen die Reichsdeutschen an seinen Kämpfen Anteil nehmen, sein Land studieren und seine Mission durch die Macht und das Ansehen des Reiches zu stützen suchen.

Alles, was das Reich vermag, ist heute, der Aufrichtung der nationalen Autonomie für die Deutschen in Österreich keine Hindernisse zu bereiten aus dem Grunde, weil ihrer auch die Slawen teilhaftig würden. Der Panslawismus ist tot — der Polyslawismus hat ihn überwunden, die eigene Kultur der Tschechen und Südslawen widerstrebt ihm. Zudem sind Deutsche, Polen und Italiener, die große Mehrheit Zisleithaniens, Dreibundfreunde. Die nationale Autonomie in Österreich, der von uns vordem so gehaßte und gefürchtete Föderalismus, widerstreben dem deutschen Interesse in Europa nicht, sie dienen ihm eher.

In der ungarischen Frage aber gilt es, von den Fiktionen der Magyaren sich nicht täuschen zu lassen. Es kann nicht Aufgabe der Reichsdeutschen sein, in den Streit der Magyaren mit ihren Nationalitäten sich zu mischen und sie nutzlos zu kränken, solange und wenn sie den Deutschen würdig begegnen, noch weniger aber, sie in Täuschungen über die Grenzen ihrer Macht oder über bedingungslose Sympathien des Reiches zu wiegen. Viele Magyaren hegen nämlich wahnwitzige Hoffnungen auf den Berliner Hof — trotz der Absage.

Anders kann uns vorläufig der Reichsdeutsche nicht dienen. Er muß abwarten, muß die Dinge reifen lassen, ohne einseitige Sympathie und Antipathie für Magyaren und Slawen voll lebendige Interesses für Deutsch-Österreich.

Ein abschließendes Urteil über die Monarchie können Fernerstehende auf Grund der vorgeführten Tatsachen vielleicht früher gewinnen als wir. In den ethnischen und sozialen Grundtatsachen ist eine Auflösung überhaupt nicht begründet, wohl aber in den überlieferten rechtlichen und politischen Einrichtungen, in der Schwäche, Kurzsichtigkeit oder Anmaßung der politischen Machtfaktoren: manche Möglichkeit kann durch sie vereitelt, manches Unwahrscheinliche herbeigeführt, ein tragischer Ausgang durch sie verschuldet werden — ihr Tun aber entzieht sich ganz der Vorberechnung: Im Strome der Entwickelung gibt nicht nur der Zug der Wellen, sondern auch der Steuermann die Richtung — wohl Österreich-Ungarn, wenn wir das Übergangsstadium halbreifer Dinge, die Klippe aller geschichtlichen Entwickelungen, heil durchfahren — jenseits derselben winkt uns vielleicht ein neues Sein in einem neuen Reiche. **Rudolf Springer.**

Unsere Bewegung

Alle Parteifreunde und Hilfeleser in Westfalen, werden hierdurch dringend gebeten, ihre Adressen so bald wie möglich an den Vorsitzenden des Dortmunder Vereins, Herrn Lehrer Daubenspeck, Dortmund, Redtenbachstr. 30, einzusenden. Wir wollen schon Mitte dieses Monats in allen Orten, in denen ein oder mehrere Parteifreunde ansässig sind, energisch mit der Agitation und dem Ausbau der Organisationen beginnen, ebenso mit der Propaganda für die in diesem Herbste stattfindenden Naumann-Versammlungen. Auch zu diesem Zweck ist es für uns unbedingt erforderlich, sämtliche Adressen der Gesinnungsfreunde in den westfälischen Orten baldigst in Händen zu haben.

Leipzig. Liberaler Verein. Die erste Vorstandssitzung nach der Fusion mit dem nationalsozialen Verein beschäftigte sich mit der Fleischnot. Es wurde einstimmig beschlossen, den Rat und die Stadtverordneten zu ersuchen, von der Reichsregierung schleunige Abhilfe zu fordern. Durch Plakatbekanntmachungen wird aufgefordert, sich in die Protestlisten einzuschreiben, die in vielen Geschäften ausliegen. Eine freudige Mitteilung können wir unseren Freunden machen: Naumann wird hier am 1., 3., 6. und 7. November Vorträge über die Politik der Gegenwart halten. Die Veranstaltung liegt in den Händen des Liberalen Vereins. Wer sich an der Agitationsarbeit beteiligen kann und will, melde sich bei Dr. Dinkler (Thomasring 3b). Die erste Besprechung findet am 5. September im Rosental-Kasino statt.

Aue im Erzgebirge, 22. August. In einer gut besuchten Versammlung unseres Vereins sprach Herr Heß über Wohnungsnot und Bodenreform. Die Ausführungen fanden den Beifall der Mehrheit der Anwesenden. Am 9. September soll über das Thema: „Von der Hauswirtschaft zur Weltwirtschaft" von einem auswärtigen Redner gesprochen werden. Es ist Pflicht jedes Mitglieds, für diese Versammlung werbend tätig zu sein.

Soziale Bewegung

Die Mieterbewegung in Deutschland wird hoffentlich durch den am 30. September und 1. Oktober in Kassel stattfindenden Mietertag einen neuen Anstoß zu tätiger Arbeit erhalten. Wie notwendig ihr das tut, beweist allein der Umstand, daß die sonst im ganzen eifrige Verbandsleitung bis heute immer noch nicht ein genaues Programm der Tagung veröffentlicht hat. Man weiß nur, daß ein öffentlicher Vortrag von D. Naumann und ein Doppelreferat über die Wohnungsgesetzgebung in Deutschland gehalten werden soll. Womit sich indessen die geschlossene Verbandssitzung beschäftigen soll, ist noch nicht bekannt. Und doch wäre es nötig gewesen, dieses längstens bekannt zu geben, da natürlich die Zahl der Delegierten wesentlich von der Wichtigkeit der Tagesordnung abhängen wird. — Übrigens greift die Mieterbewegung nun auch nach Österreich über. In Wien ist ein allgemeiner österreichischer Mieterverein ins Leben gerufen worden, der der willkürlichen Steigerung der ohnehin schon fast unerschwinglichen Mieten möglichst Einhalt gebieten soll und sonst auch noch eine Reihe von wichtigen Aufgaben auf dem Gebiet der Wohnungsreform bearbeiten will. Ein eigenes Vereinsorgan, die allgemeine österreichische Mieterzeitung erscheint, seit dem 1. Juli d. J.

Die Hebung der Handwerkerbildung hat eine Resolution im Auge, die der deutsche Tischlertag in Kassel kürzlich unter Vorantritt bekannter Innungsführer beschlossen hat. Darin wird die Errichtung und Unterstützung praktischer Meisterkurse verworfen und statt dessen Regierung und Handwerkskammern ersucht, „mit allen vorhandenen Mitteln dahin zu wirken, daß dem angehenden Meister Gelegenheit geboten wird, sich in der einfachen Buchführung, im Fachrechnen, Fachzeichnen und in der Kalkulation zu vervollkommnen. Nicht in dem mangelhaften praktischen Können liegt die Ursache des Niedergangs des Gewerbes, sondern in der betrübenden Tatsache, daß vielen Meistern die Grundlage des theoretischen Wissens abgeht."

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Eugen Katz in Berlin. — Druck von Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 12.

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 36. Berlin, 10. September 1905

Torheit

So wenig den Kranken ein goldenes Bett hilft, so wenig hilft den Toren eine glänzende Lebensstellung. Amos Comenius.

Wenn das nur so wäre, wie der altehrwürdige Bischof der Brüdergemeinde in seinem literarischen Testament es gesagt hat. Aber ein Blick ins Leben gibt uns so viele Beweise vom Gegenteil. Wie viele Toren schützt nichts anderes als ihre glänzende Lebensstellung! Sie werden gehalten, getragen, gestützt, geführt und jedermann hilft dazu. Daneben laufen Menschen mit doppelter Kraft des Verstandes, hohen Gaben und starkem Willen, aber sie stehen unten und müssen sich selbst helfen. Freilich ist es ein sonderbar Ding, daß oft gerade die, die im geheimen über die Vornehmen und Reichen sich ärgern, öffentlich am meisten zu ihrem Schutz beitragen. Der Glanz des Goldes wird in letzter Linie nicht vom Gold selbst ausgestrahlt. Vielmehr sind es die Tausende von törichten Menschen, welche noch freiwillig von ihrem Gut dem Gold opfern, wo sie es erblicken. Es herrscht viel weniger durch seine eigene Macht, als durch die Gratisbeilagen von Einfluß und Ehre, welche ihm die schenken, die es nicht besitzen, aber doch so gerne hätten. Der feine Rock wird auf dem Amt höflicher behandelt als der Kittel. Die Rosse am Wagen werden von jedem bedient, und wer Häuser besitzt, bekommt ungebeten die besten Auskünfte. So schaffen sich die Menschen von selbst die mächtige Herrschaft, über die sie im stillen seufzen. Sie tanzen wie die Mücken um das strahlende Licht und verbrennen sich.

In ungesehenen Augenblicken rächen sich freilich die Menschen für diese ihre eigene Torheit. Nur beschuldigen sie nicht sich selbst, sondern die allein, um derentwillen sie zu Toren wurden, und so spotten sie über die Menschen in glänzender Lebensstellung. Wie der Bediente sich über die Herrschaft lustig macht, so die „unteren“ über die „oberen“, mögen sie es nun gut treiben oder schlimm. Es sind so törichte Urteile, weil man sich gar nicht die Mühe nimmt, die Personen selbst ohne ihren Mantel kennen zu lernen. Man hält sich schadlos für die eigene Dummheit, indem man kurzerhand die oben verurteilt. Man lebt wie im Theater und klatscht über jeden Effekt, den man sieht, kommt sich aber selbst doch besser vor, als die Leute auf der Bühne, welche den Effekt erzielen.

Und doch hat der weise Pädagog, der seinerzeit viel Länder und Menschen kennen gelernt hat, vollständig recht. Er sieht nur tiefer, denn Hilfe liegt nur in dem, was wir selbst sind und werden können. Arme Menschen, welche sich nur als das Ergebnis aller Umstände, als die Summe aller Verhältnisse einschätzen. Dieser Aberglaube macht uns zu Toren. Werde! wachse! sei allein und wisse, was du willst! So zwingst du zwar nicht Welt und Himmel, aber dich und deinen Weg, dann hast du, was du bist und bist nicht bloß, was du hast. Die Angst vor dem Augenblick, wo uns alles genommen werden könnte, was uns hält, ist vorbei. Hilf dir selbst, so hilft dir Gott. Traub.

Ehrliche Kritik

II.

Die Lust am ästhetischen Latein, die Lust an einer besonderen Geheimsprache ist also eine Form der objektiv unehrlichen Kritik. Wir sagten bereits, daß sich der Fälschungsprozeß in der Brust des Kritikers im allgemeinen unbewußt vollzieht. Es gibt aber daneben doch einen Dämmerzustand des Bewußtseins, in dem der Kritiker halb bewußt seiner Neigung nachgeht und halb unbewußt von seiner natürlichen Anlage verführt wird. Halb zieht es ihn, halb sinkt er hin. Ganz rein werden sich hier „bewußt“ und „unbewußt“ niemals scheiden lassen. Es kommt uns auf diesen Punkt auch weniger an; uns liegt mehr daran, einfach auf die feineren Formen der unehrlichen Kritik hinzuweisen, damit der Leser auf seiner Hut sein kann. Welche Rolle bei jeder einzelnen Kritik der Verfasser persönlich spielt, ließe sich ja doch nur von Fall zu Fall entscheiden. Daß die kritische Ehrlichkeit keine ganz einfache Sache ist, wird schon jetzt klar geworden sein. Es klingt so selbstverständlich, so kindereinfach, daß der Kritiker getreulich aufzeichnen solle, was ihn bewegt. Wie schwer es ist, wie viele Hemmungen auszuschalten sind, wird sich im weiteren Verlauf der Sache noch deutlicher ergeben. Wir nehmen jetzt einige andere Formen der feineren Unehrlichkeit unter die Lupe. —

Wie der Kritiker, den die Lust am ästhetischen Latein gepackt hat, sich von dem Bewußtsein schmeicheln läßt, die Sprache eines geheimen Zirkels zu reden, so lassen sich andere von gleichartigen Lockungen umgarnen. Beim Kritiker B. ist es vielleicht nicht die Lust am Absurden und Mysteriösen; ihn packt der Teufel, wenn er vor der edlen Klarheit Schillers sitzt. Er verläßt das Theater genau so erschüttert wie wir anderen. Wenn er dann aber vor dem Papier sitzt, schreibt er ganz anders, als wir anderen es vermögen. Er schreibt im Grunde dann gar nicht; er schreit. In Tönen himmelstürmender Begeisterung rast sein entfesseltes Gefühl auf den geängstigten Leser ein. Er schwärmt, daß alles Menschliche und Irdische aus seinen Zeilen weicht — und nichts übrig bleibt, als eine wilde Schwärmerei, die den Verstand verloren hat, sofern sie je einen hatte. Und hinter dem allem liegt diese Schmeichelei des lieben Ichs: „Seht ihr, meine braven Leute, so verstehe ich den großen Schiller. So stürmt es in meiner Seele. So rollt es mir durch die Adern. So flammt mein Geist in wilder Glut. So schreite ich auf Wolken über euch her, die ihr unseren Schiller nur mit Verstand zu lieben wißt. So elementar ist mein Gefühl!“ Kurz und gut, der Kritiker kritisiert nicht mehr, berichtet auch nicht — er paradiert mit seiner Leidenschaft. Wenn der erste Kritiker der dunkle Seher war, so gefällt sich dieser in der Pose des trunkenen Propheten. Dem ersten Gentleman verdanken wir das ästhetische Kauderwelsch, das dunkle Chaos der Worte; der zweite liefert uns dafür den schlimmsten und verheerendsten Feind aller künstlerischen Kultur, die tönende ästhetische Phrase. Neben diesem Schwärmer, der ein echtes Gefühl in ein wildes Extrem setzt, gibt es dann auch noch brave Leute, aber schlechte Musikanten, die ohne jeden ersichtlichen Grund ihre Schwärmereien abliefern. Wenn ein bekannter oder gar ein berühmter Dichter eine matte Arbeit schreibt, wagen sie nicht zu sagen, daß sie nichts empfinden. Sie fürchten, kalt zu erscheinen, fürchten, einen Mangel an Bildung zu verraten, und so schwärmen sie aus Mutlosigkeit und Miß-

Digitized by Google

trauen gegen sich selbst. Wenn wir den anderen beiden Typen ihre ästhetischen Verdienste bescheinigt haben, dürfen wir sie diesen wackeren Banausen nicht vorenthalten. Die Konvention bestimmt ihr Urteil, und so kommen die konventionellen künstlerischen Lügen, so kommt die verdammte Kunstheuchelei zum guten Teil auf ihr Konto. Übrigens sind diese biederen Seelen in der allgemeinen Menge der „Gebildeten" häufiger als in der besonderen Fachkritik. Man findet sie aber auch hier. Von der obskuren Fachkritik sehe ich dabei ganz ab und rechne nur mit öffentlichen Organen, an die man Forderungen stellen darf. Ein Dichter braucht nur berühmt genug zu sein; die konventionelle Lüge braucht nur fest genug eingebürgert zu sein — dann sprechen sie auch angesehene Kritiker nach, selbst solche, die im übrigen mit Recht angesehen sind.

Eine noblere Art, die auch zu falschen Kritiken führt, ist die unbewußte Selbstberauschung. Dem Kritiker liegt es hier ganz fern, etwa mit seiner Leidenschaft paradieren zu wollen; er ist nur in sie hineingeraten und sucht nun für sie nach neuen und immer neuen Worten — ohne zu merken, daß er vom eigentlichen Gegenstand der Betrachtung, vom Kunstwerk, längst weit abgekommen ist. Es ist das eine so noble Art zu sündigen, daß man schon ein Philister sein muß, um ihr nie zu verfallen. Es ist fast ein Vorrecht des tapferen Kritikers, in dieser Weise subjektiv zu werden, sich in Haß und in Liebe weiter zu verirren, als eigentlich seine Absicht war. Man kann dann sagen, daß ihn der Gegenstand zu weit führt, aber doch nur, weil er ihn zu sehr erfüllt. Wenn ich meine eigenen kritischen Sünden mitnehmen soll, was immer einen guten Eindruck auf die Leser macht, möchte ich fast bitten, sie, wenigstens zum Teil, in dieser Rubrik unterzubringen. Ich will lieber mit den Bewohnern dieser Abteilung gesündigt haben, als daß ich mit anderen ein ganzes Leben lang tugendhaft gewesen bin. Und warum soll ich nicht in eine Zelle eingesperrt werden dürfen, die ich hier selbst gebaut habe.

Endlich muß noch der Stil erwähnt werden, der auch ein Verführer werden kann, und zwar ein sehr gefährlicher. Es wird mancher Satz schärfer hingeschrieben, als er eigentlich gedacht wurde, nur weil er in der schärferen Form besser blitzt und funkelt. Die epigrammatische Fassung einer Bemerkung, die Lust an einer Antithese, die Freude an einer ironischen Wendung hat manchmal ein ästhetisches Urteil unbewußt gefärbt. Solange es bei dieser unbewußten Färbung bleibt, mag die Sache noch gehen. Nach einem eigenen Stil soll schließlich der Kritiker trachten. Wenn er ihn aber errungen hat, wenn er ein Stück seines Wesens geworden ist, übt er natürlich auch den Einfluß aus, den eben jedes Stück unseres Wesens ausübt. Der Stil verlangt vom künstlerischen Eindruck, daß er sich ihm anbequeme, daß er in seiner Sprache auf dem Papier erscheine, und darin allein kann wenigstens eine Modifikation liegen. Das ist in dieser Form kaum zu vermeiden, und ist auch harmlos, sofern der Schriftsteller nur eine strenge Selbstkontrolle übt und in erster Linie nach der Wiedergabe des künstlerischen Eindrucks, nicht aber nach einem stilistischen Blender sucht. Leider tun das nicht alle, leider gibt es solche, die geradeswegs umgekehrt verfahren, und damit kommen wir dann zu der allerschädlichsten Form der unehrlichen Kritik — zu den Leuten, denen das Kunstwerk nur ein Vorwand ist, um ihre eigenen stilistischen Künste spielen zu lassen. Hier haben wir es häufig nicht nur mit einer objektiv, sondern auch mit einer subjektiv unehrlichen Kritik zu tun. Was dem Kritiker hinderlich ist, scheidet einfach aus oder wird solange vergewaltigt, bis es sich in einer Witzrakete verpuffen läßt. Der Kritiker dieses Genres hat mit der sachlichen Kritik gar keinen Zusammenhang mehr. Man kann ihm kein Wort glauben, auch wenn er es noch so schlicht sagt, da selbst die Schlichtheit bei ihm zum stilistischen Mittel wird. Wir stehen hier vor dem stilistischen Virtuosen, und Virtuosen sind (im Gegensatz zu den Künstlern) die rücksichtslosesten, kältesten und gewalttätigsten Naturen, die es überhaupt gibt. Dem stilistischen Virtuosen genügt es im allgemeinen nicht einmal, die künstlerischen Eindrücke seinen Zwecken dienstbar zu machen; er wählt auch seinen ganzen Standpunkt dem Kunstwerk gegenüber nicht aus sachlichen, sondern aus persönlichen Gründen — er sucht sich eben den Standpunkt aus, von dem aus sich am ehesten blenden und verblüffen läßt. Er will unter allen Umständen „interessant" sein, mag dann draufgehen, was draufgehen muß. Er erreicht es im allgemeinen auch zunächst, aber es dauert glücklicherweise nicht lange. Seine paar Künste sind bald durchschaut, und dann ist kein Mensch so langweilig und widerwärtig, wie so ein gespreizter Virtuose. Seine Bahn führt gewöhnlich schnell nach oben, damit er nach einigen Jahren ein Bonmot vom vorigen Tage ist. Und dann begreift niemand mehr, wie man sich damals von seinen Similibrillanten hat blenden lassen können.

Erich Schlaikjer.

Eine Dorfgeschichte

Von Helene Christaller.

Vikar Herrmann las eine Zeitlang viel Carlyle und lebte sich so in ihn hinein, daß sogar seine Predigten Carlyleschen Stil bekamen, recht zu ihrem Vorteil, wie die Pfarrerstochter meinte. In jener Zeit, da er sich einer kräftigen Anschaulichkeit befleißigte, erfand er das wenig schöne Wort „Schlammvulkan". Der Schlammvulkan war ein Bauernmädchen, Ende der dreißig, von einem seltsam widerspruchsvollen Charakter. Schon das war sonderbar an ihr, daß sie wirklich ein Mädchen geblieben war; denn in Waldhausen heiratete man entweder oder man bekam wenigstens ein Kind.

Sie sah nicht übel aus, lange nicht so verhärmt und verschafft wie ihre Mitschwestern, die die ganze Bürde ihrer Weiblichkeit auf sich genommen hatten. Über eine auffallend niedrige Stirn waren schwarze, gescheitelte Haare fest gestrichen; der Mund hatte etwas verschlossenes, war aber hübsch, die Gestalt kräftig und ebenmäßig. Die Augen sah man selten, sie hielt die Lider meist gesenkt und außerdem waren sie noch durch dichte Wimpern und Brauen verschleiert. Wenn sie sie aufschlug, fand man etwas scheues und zugleich wildes in ihnen, das geheimes Unbehagen erregte. Die ganze Person hatte etwas nächtliches, fremdes.

Mit Namen hieß sie Justine Bader, und man nannte sie Stine. Selbst den ältesten Leuten fiel es nicht ein, sie Stinele zu nennen, selbst nicht als sie noch ein junges Ding war. Stine war eine Männerfeindin; kein Bursch konnte sich des geringsten Zeichens ihrer Gunst rühmen, und die Waldhäuser Männer vergalten ihr diese Feindschaft mit ebenso unverhohlener Abneigung. Dabei war sie sehr fromm, aber auch wieder in ihrer Art — eine unheimliche Frömmigkeit, die sie trieb, sich harte Buße aufzulegen, auf Erbsen zu knien, mit bloßen Füßen im Schnee zu stehen und zu fasten, bis sie fast ohnmächtig wurde. Ihre Frömmigkeit war altjüdischer Art, Gesetz und Vergeltung. Ihr Gott war der unerbittliche, racheschnaubende Jehova, und wie sie die Person Jesu umwandelte, war keinem recht klar; der Vikar Herrmann vermutete, daß er ihr so eine Art Conrad von Marburg sein müsse. Und er sagte, daß er sie sich gut als Jaël denken könne, wie sie tückisch dem Sissarah den Nagel in die Schläfe treibe, oder als Judith mit dem Haupte des Holofernes in der Hand. Aber Vikar Herrmann konnte sie eben auch nicht leiden.

Die Kirche besuchte sie nie; sie schloß sich auch keiner Sekte an; wenn aber einmal ein Evangelist kam, der recht Pech und Schwefel regnen ließ, dann ging sie hin und erbaute sich. Abendmahl hielt sie auch, aber nicht mit den Gemeindegliedern, die waren ihr alle zu schlecht; sie setzte sich allein an ihren weißgescheuerten Küchentisch, schloß die Tür ab, daß keine neugierige Nachbarin hereinkam, legte ein Stückchen Weißbrot hin und ein Glas Rotwein, dazu die aufgeschlagene Bibel, am liebsten in der zweiten Hälfte der Offenbarung, und so feierte sie es in ihrer Art und betete zu einem Heiland, der kein Erlöser, sondern der Welt Richter war, und ganz speziell der ihrer Waldhäuser Feinde.

Der Name Schlammvulkan war bei einer besonderen Gelegenheit für sie geboren worden. Eines Abends nämlich kam der Vikar vom Pfarrkranz heim, und als er durch die schon verstummte Dorfstraße schritt und an die Stelle kam, wo ein Wiesengrund mit Pappeln das Oberdorf vom Unterdorf trennte, da hörte er plötzlich die erregte Stimme einer Frau und die weinerliche eines Mannes. Er kam langsam näher.

„Du Lump, du elender, schämst di net, scho wieder hagelvoll."

Digitized by Google

„Was geht's denn di an, Stine?“ fragte der Mann jetzt grollend.

Vikar Herrmann erkannte die Stimme des Schneiders, der vor einigen Wochen aus dem Zuchthaus gekommen war.

„Was mi's angeht? Lieb' häb' i kei zu dir, g'rad' no so viel, daß i di net ungewarnt zur Höll' fahre lass'. Wo hasch's Geld fürs Weib und deine Kinn? Versoffe! O du Lump, du Fetz, du Trottel, wenn i dei Weib wär'! . . . . .“

„Dasch's net bischt, davor tät i all' Dag' dem Herrgott danke, wann's ein'n gäb'.“

Hui, da klatschte es: die Stine hatte dem Schneider eine Ohrfeige gegeben, daß er taumelte. Ob sie's getan hatte dem Herrn zur Ehre, den der freche Mensch leugnete, oder ob aus gekränkter Weiblichkeit, blieb dem Zuhörer unklar.

Jetzt konnte der Vikar im Mondschein die beiden erkennen, den blassen Schneider, dessen ungesundes, gedunsenes Gesicht von ohnmächtiger Wut verzerrt war, und die Stine, fast schön in ihrer Leidenschaft, hochaufgerichtet, finster, wie eine Rachegöttin. Nun aber öffnete sie wieder den Mund und ein Schwall der unflätigsten Schimpfnamen stürzte sich über den Betrunkenen, so daß es den jungen Mann grauste, das aus Frauenmund zu hören. Immer neue Massen des siedenden Schlammes ergossen sich aus diesem Vulkan der Leidenschaft, der kein reines Feuer erzeugen konnte, und von Ekel geschüttelt ging er eilig an den beiden vorbei. —

Mitten im Dorf drin lag das Rathaus mit seinem Türmchen und unten drin befand sich der Saal der Kinderschule. Die Waldhäuser hatten eine recht junge Hüterin für ihre Kleinen, und die siebzig bis achtzig Kinder, von denen noch nicht einmal alle ganz reinlich waren, machten ihrer Lehrerin viel zu schaffen.

Schwester Hermine war erst im Anfang der zwanzig, hübsch und blond und zart mit solch einem kindlichen, frommen Ausdruck, daß die Bauern dachten, der werde das Gutsein von Natur leicht.

Eines Tages spielte sie mit ihrer Schar im Gärtchen Kreisspiele mit Gesang, während die Kleinsten im Sande buddelten. Da kam die Stine vom Feld, die Hacke auf der Schulter, die Röcke aufgeschürzt, den Blick zu Boden gesenkt, als suche sie etwas. Bei dem Gesang der Kinder blickte sie auf und blieb einen Augenblick sinnend stehen. Da wurde das Spiel jäh unterbrochen: ein paar kleine Buben hatten Streit bekommen, der eine blutete an der Nase. Die Schwester mußte schlichten, den Verwundeten trösten, den Missetäter strafen. Das erste ging rasch, als sie aber ans Strafen kam und die kleinen Sünder schon vor Angst heulten, da warf sie einen müden, hilflosen Blick auf die Zuschauende und es schimmerte verräterisch in ihren Augen. Es ging auf den Abend und sie war sehr müde, die Schwesternhaube drückte und machte heiß, und der Hals tat ihr weh vom vielen Singen und Reden.

Da regte sich in Stines Herz ein ganz sonderbares Gefühl; sie lehnte die Hacke an den Zaun und war mit drei Schritten im Gärtchen.

„So, ihr wüeschte Buebe, könnt ihr net Fried' gebe?“

Wupp hatte jeder seine zwei Ohrfeigen und wurde an den Sandhaufen spediert zum Spielen. Das ging so schnell, daß Schwester Hermine gar keine Zeit hatte, sich zu verwundern. Endlich faßte sie sich.

„Ich straf' so ungern, aber es geht schwer ohne alles.“

„Sie send halt z' guet,“ knurrte Stine halb geringschätzig. Sie blickte in das sanfte, zarte Gesicht, und wieder ging es über ihr Herz wie eine weiche, warme Welle.

„Ich bin's noch nicht gewohnt,“ entschuldigte sich die Schwester. Sie kam aus einem guten Hause, und ihr Bruder war Pfarrer.

Stine nickte. „Sie werdet's au net g'wohnt, Sie send halt zu zerbrechlich.“ Sie musterte die feine Gestalt und die schmalen Hände. „I will e Stündle uf d' Kinder passe, gehet Sie nauf ins Stüble und ruhet Se aus.“

Die Schwester nahm dankbar an. Die Kinderherde drückte sich scheu zusammen als Stine unter sie trat, sie fürchteten sich vor ihr. Ein kleines Mädchen weinte sogar. Stine kannte auch keine Spiele; sie rieb sich ratlos die niedere, sonnverbrannte Stirn. Endlich hockte sie sich auf den Boden und rief einem Buben aus ihrer Nachbarschaft.

„Karle, willst reite?“

Der Karle wollte und dann alle die anderen, eins nach dem anderen, bis Stine sich zuletzt mit feuerrotem Gesicht die Schweißperlen abtrocknen mußte. Dann kam Schwester Hermine wieder herunter, legte ihre schmale, kühle Hand in die feuchte, hartgearbeitete der Bäuerin und dankte mit ihrer holden Stimme so süß, wie noch nie jemand mit der Stine geredet hatte.

Von diesem Tage an war das Mädchen der jungen Kinderschwester treu ergeben. Diese merkte gar nicht recht, was für ein hartes, grobes, verdrehtes Wesen die Stine war, und wenn die Leute ihr davon redeten, schüttelte sie nur verwundert den Kopf. Einmal, Samstags, fragte sie die Verlästerte, die gekommen war, um der Schwester die Wohnung zu putzen, woher es komme, daß die Leute sie grob nennen, sie habe nie etwas gemerkt.

Die Stine bekam einen dunkelroten Kopf. Endlich stotterte sie: „Es traut sich halt nix wüescht's bei Ihne raus.“

Dem einsamen Mädchen drängten sich jetzt alle Gedanken und Empfindungen um die Kinderschwester. Sie war für sie ein Kind, das sie beschützen mußte, und eine Heilige, zu der sie anbetend aufsah. Wenn sie nur ihr rauhes Gewand berührte, ging es wie ein Strom von Güte und Heiligkeit auf sie über, und die Leidenschaften ruhten unbewegt auf dem Grund ihrer Seele, bis irgend eine böse Nachbarin oder ein lustiger Bursch sie wieder zum Ausbruch brachten.

Oft half sie der Schwester in der Kinderschule, aber sie hatte gar kein Geschick dazu, sie konnte die Kinder nicht leiden und war hart und ungeduldig mit ihnen. Aber Wasser tragen, den Boden putzen und das kleine Gemüsegärtchen herrichten, das war ihr ein Vergnügen.

Mit Schwester Hermine in die Kirche zu gehen oder gar zum Abendmahl, dazu konnte sie sich nicht entschließen. Sie krümmte sich förmlich unter den verwunderten Augen der Schwester, die sie traurig fragte: „Ist so viel Haß in deinem Herzen, Stine?“

„Viel Haß,“ antwortete sie grimmig und fügte leidenschaftlich hinzu: „Und viel Lieb', aber nur für ein'n Menschen.“

Schwester Hermine nahm diese leidenschaftliche Ergebenheit, deren Tiefe sie nicht ahnte, mit ruhiger, dankbarer Freundlichkeit hin; ein wenig unheimlich und ein wenig abstoßend blieb ihr das finstere Mädchen trotzdem. Immer aber wurden diese bänglichen Gefühle wieder erstickt durch ihr liebevolles Herz und Stines Hingabe.

„Sterbe tät i für Sie, wann's Ihne nütze tät,“ versicherte sie einmal stürmisch. Und das mußte ihr Ernst sein, denn die Waldhäuser scheuten sich vor großen Worten.

In diesem Winter kränkelte die Schwester viel und Stine kam zum pflegen. Furchtbar kam aber bei dieser Gelegenheit ihre Eifersucht zutage. Wenn ein Weib aus dem Dorf die kranke Schwester besuchte, ihr Eier oder Wein brachte und erbauliche Reden mit ihr austauschte, dann hielt die Stine nachher eine Wäsche über diese Frau, die so grundschlecht, so falsch, so verlogen sei und deren Schandtaten sie von den Kindertagen her am Schnürchen aufzählen konnte, daß die Kinderschwester hätte glauben müssen, sich in einer Verbrecherkolonie zu befinden, in der sie und Stine die einzigen ehrbaren Menschen wären. An Schwester Herminens Herzen glitten aber diese Erzählungen ab wie Wassertropfen von Oltuch, und wenn sie es gar zu arg machte, dann blickte sie das haßverzerrte Gesicht nur traurig an und sagte bittend: „Stine.“

Dann schwieg diese und küßte der Kranken die Hände voll leidenschaftlicher Reue, bis Hermine sie erschreckt wegzog.

(Schluß folgt).

Allerlei

Im Atelier. Ganz hoch oben, über fünf Stiegen. Ein weißer, weiter Raum; zu dem großen Fenster, das die eine Seite fast völlig in Anspruch nimmt, fällt gleichmäßig das warme helle Licht eines Frühlingnachmittages. Nirgends ist es so still und friedlich als da außen, am Ende der Stadt, wo die Wiesen beginnen. Wir saßen immer gerne da oben und dachten daran, wie es doch eigentlich so schön auf dieser Welt. Mein Gott, es hätte ja z. B. in diesem Gelaß etwas mehr Ordnung sein können: der Boden und der eine Tisch lagen immer durcheinander voll Zeichnungen, Stiften, Farben, der andere voll Bücher und Tassen und Zigarren, Staffeleien wahllos umher, an die Wände gelehnt Studien und unverkaufte Bilder, ein paar bunte Tücher, Blumen zerstreut — aber wenn man so in der Ecke des Sofas lag und die

Digitized by Google

ganze Sache durch den blauen Rauch der Zigarette sich betrachtete, da schaute alles so selbstverständlich und gelassen und fast feierlich aus. Wir empfanden es, daß hier ein Künstler arbeitet und — ihr mögt lachen — das weiht den Raum. Drüben hängt ein Bild, das die Wand beherrscht: in starken, dunklen Farben ein dekorativer Entwurf. Schwarzgrüne Bäume stehen in mächtigen Silhouetten gegen den abendblauen Himmel, eine Fontäne steigt jauchzend in die Höhe, Menschen in bunten, roten, blauen, gelben Gewändern fassen sich und in rasch bewegter, freudiger Linie tanzen sie um den Brunnen. Die Mehrzahl der Bilder trägt anderen Charakter. Ein paarmal beschäftigt den Freund, wie die heiße, freie Sonne den Menschen malt. Ein Bauer, ein prächtiger Kerl. Ein Mädchen in der derben farbigen Kleidung, ruht auf einem Acker. Ein paar Wochen sind sich Maler und Modell in glühender Hitze gegenüber gesessen. Das heißt harte Arbeit. Aber am Schluß ist's wohl gelungen. Das Bild leuchtet förmlich von Sonne und Hitze. Auf den Staffeleien stehen Porträts, halbfertig. Mit breitem starken Pinsel angelegt, charakteristisch, da und dort fast leichte Karikatur. Unter den Zeichnungen, die wir häufig in die Hand nahmen, fanden sich feine und fröhliche Sachen, fleißige Studien, bevor das Bild als fertig galt. An den zwei Wänden in den Sofaecken hingen fast lauter gute Velasquez-Photogravüren, wundervolle Sachen, und wenn wir die betrachteten, sagte der eine oder andere: Herrgott, das war ein Kerl, der konnte malen. Von dem sprach unser Freund oft und gern. Was gab es Schöneres als da oben in der Werkstatt des Künstlers zu sitzen und über Kunst und den Valesquez und Holbein und Goya und Marées und die anderen zu plaudern? So ganz Bewunderung. Alles in geruhsamer Fröhlichkeit: Der Frühlingsabend dämmerte mählich herein, wir saßen und lagen da und tranken einen deliziösen Cognac. Einer griff dann und wann zur Gitarre und sang mit halblauter Stimme. Irgend was: „Kam in ein Wirtshaus, ich weiß nicht wie, Tanzt der Soldate, tanzt der Kommis" oder Laridah oder die Ilse oder sonst eines seiner schönen Lieder. Wir summten's mit und sahen dabei dem blauen Rauch zu, der aus unseren Zigaretten in feinen Säulen stieg und sich in einer Wolke von wunderbar zarter Farbe am Fenster sammelte. **J.**

Lyrik. Was die Merkmale guter Lyrik sind, und wie Lyrik überhaupt zu beurteilen ist, darüber besteht noch viel Unklarheit. So las ich einmal in einem Aufsatz über Lyrik die Besprechung eines Gedichtes. Da hieß es: „dieser Vers enthält folgenden Gedanken"; dann wurde der Gedanke herausgestellt und untersucht, ob er auch schön und logisch in dem Liede in Erscheinung trete. Gegenüber solchem Verkennen der Eigenart der Lyrik mag man wohl einmal folgende Ausführung eines Meisters hören, der einer unserer größten Lyriker, und zugleich ein kritischer Kopf ist. Er sagt: „Wie ich in der Musik hören und empfinden, in den bildenden Künsten schauen und empfinden will, so will ich in der Poesie, wo möglich, alles Drei zugleich. Von einem Kunstwerk — will ich, wie vom Leben, unmittelbar und nicht erst durch die Vermittlung des Denkens berührt werden; am vollendetsten scheint mir daher das Gedicht, dessen Wirkung zunächst eine sinnliche ist, aus der sich dann die geistige von selbst ergibt, wie aus der Blüte die Frucht. — Der bedeutendste Gedankengehalt aber, und sei er in den wohlgebautesten Versen eingeschlossen, hat in der Poesie keine Berechtigung und wird als toter Schatz am Wege liegen bleiben, wenn er nicht zuvor durch das Gemüt und die Phantasie des Dichters seinen Weg genommen und dort Wärme und Farbe und womöglich körperliche Gestalt gewonnen hat. — An solchen toten Schätzen sind wir überreich.

Besonders in Hinsicht auf Lyrik ist nach meiner Kenntnis unserer Literatur, die Kunst „zu sagen, was ich leide", nur Wenigen, und selbst den Meistern nur in seltenen Augenblicken gegeben. Der Grund ist leicht erkennbar. Nicht allein, daß die Forderung, den Gehalt in knappe und zutreffende Worte auszuprägen, hier besonders scharf hervortritt, da bei dem geringen Umfange schon ein falscher oder pulsloser Ausdruck die Wirkung des Ganzen zerstören kann; diese Worte müssen auch durch die rhythmische Bewegung und die Klangfarbe des Verses gleichsam in Musik gesetzt und solcherweise wieder in die Empfindung aufgelöst sein, aus der sie entsprungen sind; in seiner Wirkung soll das lyrische Gedicht dem Leser — man gestatte den Ausdruck — zugleich eine Offenbarung und Erlösung, oder mindestens eine Genugtuung gewähren, die dieser sich selbst nicht hätte geben können, sei es nun, daß es unsere Anschauung und Empfindung in ungeahnter Weise erweitert und in die Tiefe führt, oder was halb bewußt in Dust und Dämmer in uns lag, in überraschender Klarheit erscheinen läßt.

Am ärmsten scheint mir unsere patriotische und sogenannte politische Lyrik. So unzweifelhaft es ist, daß das Leben in Staat und Gemeinde ein ebenso berechtigter Gegenstand für die menschliche Empfindung und daher für die Lyrik ist, als das Einzel- oder Familienleben, so ist es hier, wie es in der Natur dieser poesis militans liegt, doch weit seltener gelungen, den Stoff von dem Boden der bloßen Wirklichkeit abzulösen und andererseits sich nicht an rhetorischer Phrase und Bildermacherei genügen zu lassen. So kommt, um Beispiele anzuführen, Uhlands „Wenn jetzt ein Geist herniederstiege" — abgesehen von dem selten schönen Anfang und Ende — kaum über eine poetisch gefärbte Kammerrede hinaus; so ist neuerdings von den vielen Gedichten für meine Heimat Schleswig-Holstein auch nicht eins zu einer irgend in Betracht kommenden Innerlichkeit gelangt. Nichts ist unrichtiger, als die von A. Meißner aufgestellte Parallele:

„Im Gartenteich wird nie ein Schiffer scheitern,
Im kleinen Liede kein Poet erliegen."

Denn gilt es dabei auch nicht einen Berg zu versetzen, so gilt es doch eine Perle zu finden, und nur wenige Muscheln haben Perlen. Heine sagt sehr richtig: „Ein Lied ist das Kriterium der Ursprünglichkeit." Die meisten unserer sogenannten Dichter aber sind der lyrischen Kunst unmächtig und ihrem eigentlichen Wesen nach Rhetoriker mit mehr oder minder poetischem Anstrich."

Theodor Storm.

Kloster Maulbronn. Ein enger Talkessel, fast wie eine Schlucht, ausgefüllt von Büschen und dichten Baumkronen. Von oben sieht man zuerst nichts als ein Gewirre von Laub; dann taucht plötzlich die Spitze eines schlanken, fein gearbeiteten gotischen Turmes aus dem Gezweig, dann schiebt es sich aus dem Gebüsch hervor: Mauerwerk, Wände mit hohen spitzbogigen Fenstern, Kapellen, Säulengänge, eine Fülle froher Baukunst liegt weißschimmernd im Schatten riesiger Linden. Wenige Denkmäler der Vergangenheit werden uns versunkene Zeiten so lebendig vors Auge zaubern können, wie Kloster Maulbronn. Bild um Bild rollt sich hier auf, wie die Mönche in mühsamer Arbeit auf der Waldrodung die ersten, einfachen Mauern aufführten, schmucklos und ernst, der Kampf ums Dasein ließ nicht mehr zu. Dann kamen bessere Tage und mit tastender Hand versucht der kunstfertige Kuttenträger das erste Kreuzgewölbe, noch unsicher und unvollkommen, bis er den Sandstein meistert wie weiches Wachs; schön geschwungene Rippen, schlanke und doch mächtige Säulen tragen das strahlende, blaue Gewölbe, Bogen reiht sich an Bogen, und Raum an Raum, Zelle, Kirche, Refektorium, Kreuzgang fügen sich zum vielgestaltigen Bauwerk; kein Ritter und kein König konnte besser wohnen als diese freien, selbstbewußten Mönche in ihrem Klosterhof, niemand über sich als das selbstgezimmerte Joch der Regel des hl. Bernhard. Im Viereck liegen die Hallen um den Klostergarten, um den sich offene Kreuzgänge ziehen. Totenstill und weltabgeschieden liegt der Garten. Wo die dichten Büsche eine Lücke lassen, heben sich die Fensterbogen mit feinem Maßwerk und der weiße Kranz einer Rosette leuchtend aus dem Grün heraus. Und dort rauscht das Maulesfelsbrünnlein, an das sich die Sage von der Gründung des Klosters knüpft, und hier liest man auf Grabplatten die Namen der Äbte vom alten Johannes Entenfuß an, spanischen Herkommens, und mitten darin die Namen Anna und Irmela, trotz Regel und Klostermauer. Wer Lust hat Novellen zu spinnen mag es tun. Aber dort in der Ecke steht noch, halb verdeckt von einem gewaltigen Nußbaum, ein Zeuge echter Romantik: der Faustturm. Auf schmaler schneckengewundener Treppe führt es hinauf zu dem Gemache des unheimlichen Goldmachers; noch ist der Kamin zu sehen in der Küche, wo der Zauberer seine geheimnisvollen Mischungen versuchte. Während dort unten in der Klosterkirche die Mönche ihre Litaneien sangen, suchte hier oben der Doktor Faust mit heißem Bemühen den Stein der Weisen. Denn das Leben in den klösterlichen Prunkgebäuden wurde immer üppiger und die Äbte lernten die Macht des Goldes schätzen. Auch von dieser feuchtfröhlichen Periode zeugt mancher Stein: Die Rinne in der Säule des Refektoriums, aus der Elfinger sprudelte; die merkwürdigen Initialen über einer Pforte: A. V. K. L. W. H. Complete pocula, die Scheffel besungen hat. So lustig die groteske Mischung von studentischem Humor und Mönchere wirkt, ihr Eindringen beweist den nahen Verfall des einst so lebenskräftigen Organismus. — Draußen rauscht das Leben der Gegenwart. Nur unter den Fichten des Klostergartens kann man sich noch in die Zeit zurückträumen, da man sprach: „Unterm Krummstab ist gut wohnen." **J.**

Briefkasten

W. A. in K. Der Inhalt der neuen „Patria" ist bereits abgeschlossen. Ihr Anerbieten kommt zu spät. Besten Gruß.

M. in Karlsruhe. Wir erkennen natürlich gerne das Recht unserer Leser an, freimütig an unserem Blatte Kritik zu üben. Aber Voraussetzung ist, daß, wer dies tun will, liest und weiß, was in der Hilfe steht. Diese Voraussetzung scheint bei Ihnen leider in hervorragendem Maße zu fehlen, und wir können daher Ihrer vielleicht gut gemeinten Zuschrift nicht Raum geben.

F. in H. Verzeihen Sie die Verzögerung; aber die Redaktion wird in den letzten Wochen mit Erzählungen und Skizzen geradezu überschüttet. Und es ist keine leichte Mühe, sich durch alle hindurchzuschaffen.

Ein Leser bittet um Überlassung eines Exemplars der früheren Naumannschen Vorträge „Bebel und Bernstein" und „Weltpolitik und Bürgerpolitik". Er will dafür eventuell einen erhöhten Preis zahlen. Wir bitten zur Vermittlung die Geschäftsstelle unseres Blattes zu benutzen.

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

NUMMER 37

Die Hilfe

Sonntag, den 17. September 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Die Minister und die Fleischnot — Die Vorgänge in der Sozialdemokratie — Ein Gewerkschaftsführer über die Radikalen — Zwei wichtige Parteitage — Bauernfeindliche Schutzzölle) — **Naumann:** Einzeldenken und Gruppendenken — **F. Weinhausen:** Ein unnatürlicher Bund — Marquis **Barbara di San Giorgio:** Pius X. und seine Politik — Büchertisch — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — **Gottfried Traub:** Stille — **Dr. Georg Hohmann:** Ausstellung zur Bekämpfung der Volkskrankheiten — **Helene Christaller:** Eine Dorfgeschichte. (Schluß.) — Allerlei — Briefkasten.

Politische Notizen

Die Minister und die Fleischnot. Eine vorübergehende Fleischteuerung ist ein unangenehmer Zwischenfall. Eine Monate andauernde Fleischnot ist eine Volkskalamität. Seit dem Frühjahr haben wir anormale Fleischpreise. Seit vielen Wochen haben die Fleischpreise eine Höhe erreicht, daß die Lebenshaltung bis in die oberen Schichten des Mittelstandes darunter zu leiden beginnt. Selbst ein Teil der Presse der Rechten, die durchaus auf agrarischem Boden steht, kann sich dieser Erkenntnis nicht mehr entziehen. Der erzkonservative „Reichsbote" fordert von der Regierung Erleichterung der Grenzsperre. Die freikonservative Post gibt ihrer Beklemmung Ausdruck. Die deutsch-sozialen Blätter des Herrn Liebermann von Sonnenberg sprechen von „enorm hohen Fleischpreisen", die „mancher Familienvater kaum bestreiten könne". Und die der Regierung doch im allgemeinen sehr wohlgesinnte und nahestehende „Kölnische Zeitung" ist geradzu rabiat geworden. Doch unsere Staatsmänner scheint das alles nicht zu rühren, ebensowenig wie sie — selbstverständlich! — der Notschrei der Arbeiterbevölkerung gerührt hat. Herr Möller, der preußische Handelsminister, findet, daß man bei Kempinski und in der Traube immer noch fabelhaft billig speise. Graf Bülow, der sogenannte leitende Staatsmann, verweigert jede Aussprache mit den Interessenten, weil er in der ganzen Sache „nix tau seggen" habe. Sie fällt ja in das Ressort seines lieben Freundes, des Landwirtschaftsministers. Und Herr von Podbielski hat sich bisher an positiven Taten auf die Produktion von faulen Witzen und falschen Prophezeiungen beschränkt. Am 11. August erklärte er auf einem agrarischen Festdiner, daß spätestens am 8. September die Preise gesunken und ein „Überfluß" (!) an Vieh vorhanden sein würde. Jetzt, wo er mit dieser Voraussage so völlig hereingefallen ist, scheint ihm freilich doch vor seiner Gottähnlichkeit bange zu werden. Er, der nach Ansicht des Reichskanzlers „ressortmäßig" allein zuständig ist, möchte gern die Verantwortung auf den Bundesrat abschieben. Wenn der Bundesrat Ende September (!) zusammentritt, soll er sich mit der Fleischnotfrage befassen. Also eine Angelegenheit, die vielen Millionen von deutschen Haushaltungen der Gegenstand schwerster und dringendster Sorge ist, erscheint unserer agrarischen Regierung nicht einmal wichtig genug, um den Bundesrat ein paar Wochen früher als sonst aus dem Sommerschlaf zu wecken. Und der Reichskanzler tut noch immer so, als wenn eine Sache, die wahrhaftig das ganze Volk angeht, irgend einem Ressortminister überantwortet werden könnte, der dazu noch privatwirtschaftlich an der Fleischnot interessiert ist. So faßt er seine Stellung als Reichskanzler und als Ministerpräsident auf! Wahrhaftig, da müssen selbst Leute die Geduld verlieren, die sich die erdenklichste Mühe geben, eine Frage mit sachlicher Ruhe zu behandeln, die um der deutschen Bauern willen nicht mit agitatorischen Phrasen abgetan werden darf. Aber was zu viel ist, ist zu viel.

Die Vorgänge in der Sozialdemokratie. Die Versammlung der Allerradikalsten in Berlin, bei der selbst der Abg. Ledebour einen gewissen konservativen Anstrich bekam, weil er dem noch unversöhnlicheren Dr. Friedeberg gegenüberstand, ist sehr geeignet, über die auf der linken Seite der Sozialdemokratie vorhandenen zwei Strömungen größere Klarheit zu verbreiten. Es handelt sich um den sachlichen Inhalt des Wortes „revolutionäre Sozialdemokratie". Ledebour will revolutionäre Taktik, Friedeberg aber revolutionäre Menschen. Beides scheint zusammenzugehören, es ist aber in der praktischen Beeinflussung der Masse ein sehr großer Unterschied, ob man die Schlagkraft der Organisation oder die wilde Kampfeslust des einzelnen als das Ziel der Agitation ansieht. Im letzteren Falle muß man, wie Friedeberg sagt, psychologisch einwirken, daß soll heißen, man muß den einzelnen mit einer unbändigen moralischen Wut gegen die Ungerechtigkeiten der Gegenwart füllen, selbst auf die Gefahr hin, daß diese Wut ohne allen Verstand bei beliebiger Gelegenheit herausbricht und zu blutigem Kampfe führt. Im anderen Falle aber kann man die moralische Wut nur soweit brauchen als sie zur Bewegung der Taktik, das heißt, der von den Führern geregelten Massenbewegung, nötig ist. Die Arbeiterbewegung gleicht bei dieser Auffassung einer Lokomotive, die beständig unter Dampf gehalten werden muß, bei der aber die Dampfspannung nicht über einen gewissen Grad hinausgehen darf. Diese beiden Auffassungen treten sich in der Beurteilung teils des Parlamentarismus und teils der Gewerkschaften gegenüber. Ledebour ist für die zentralisierte Gewerkschaft mit ihren festen Ordnungen, obwohl auch ihm die Gewerkschaftsführer gelegentlich zu wenig Dampfspannung besitzen, und er ist für die Arbeit in den Parlamenten, obwohl er ihre besänftigende Wirkung nicht ganz leugnen kann, denn Ledebour denkt sich als Subjekt des revolutionären Handelns immer die organisierte Arbeiterklasse im ganzen und muß also die Organisationsformen der Gewerkschaften und Parteivereine unter allen Umständen erhalten. Friedeberg aber verzichtet auf den Gedanken dieses Gesamtsubjektes und ist darum für die regellose Gruppierung der lokal-organisierten Maurer und gegen das geflissentliche Werben um Wahlstimmen und Mandate. Er ist im Kern kein Sozialist, sondern ein anarchistischer Individualist. Ledebour hat Recht, daß er vom Standpunkt der marxistischen Lehre aus bekämpft werden muß, nur ist es die schwere Ironie der Dinge, daß die übertriebene marxistische Heizung des Kessels zur Sprengung seiner Wände führen muß. Man lasse die Mehring, Kautsky, Ledebour noch einige Jahre wirtschaften, so wird die Friedebergische Verachtung von Parlament und Gewerkschaft sich immer mehr ausbreiten. Der marxistische Gedanke des Klassenkampfes verträgt nur ein gewisses Maß von moralischer Verhetzung. Übersteigt man dieses Maß, so zerstört die individuelle moralische Wut alle Ordnung und alle Taktik und also auch die Taktik der Sozialdemokratie selber.

Digitized by Google

Ein Gewerkschaftsführer über die Radikalen. In der Bergarbeiterzeitung findet sich ein Aufsatz über „Anarcho-Sozialismus", der mit folgenden Worten schließt:

„In Rußland tobt seit Jahr und Tag der Kampf um die Volksfreiheit. Wir wunderten uns schon immer, warum unsere theoretischen Generalstreikler nicht schleunigst nach Rußland gehen, um dort praktische Kampfeserfahrungen zu sammeln und mitzukämpfen. In Rußland blutet die Arbeiterschaft, weshalb eilen insbesondere die aus Rußland oder Polen stammenden, jetzt in Deutschland, Frankreich und der Schweiz „revolutionäre" Artikel schreibenden Theoretiker nicht auf den Kampfplatz? Wer ein solches Übermaß von „revolutionärer" Energie besitzt, wie unsere systematischen Generalstreikpropagandisten, für den ist es Zeit, sich im russischen Freiheitskampfe praktisch zu betätigen, statt aus der Sommerfrische Generalstreikdiskussion zu betreiben. Probieren geht übers Studieren, darum auf in den russischen Freiheitskampf, ihr „Theoretiker des Klassenkampfes"! Die Gewerkschaften stehen stets im Kampfe für die Volksrechte, und sie werden auch wissen, was im geeigneten Moment zu tun ist. Wir lassen uns keine „neue Taktik" aufdrängen, die Gewerkschaften haben über ihre Taktik selbständig zu bestimmen auf ihren Kongressen und Generalversammlungen! Was uns heute empfohlen wird als „Radikalismus", das ist in Wahrheit nur ein Rückfall in das Kindesalter der Arbeiterbewegung. Was als „Fortschritt" angepriesen wird, ist tatsächlich nur Rückschritt, verbrämt mit Phrasen. Mögen Leute, die keine Verantwortung für die Entwicklung der Gewerkschaften zu tragen gewillt sind, über „politischen" oder „anarchosozialistischen" Generalstreik beschließen, was sie wollen, für die deutschen Gewerkschaften ist der Beschluß ihres Kölner Kongresses maßgebend. Wer aber etwa glaubt, irgend einer Stimmung Rechnung tragen zu sollen, der soll auch bedenken, was es heißt, über die Köpfe der verantwortlichen Gewerkschaftler einen Beschluß herbeizuführen, dessen Ausführung wir uns mit allen Kräften widersetzen werden."

Diese Worte sind gut! Die internationalen Revolutionäre sollen sagen, weshalb sie jetzt nicht international genug sind, sich nach Warschau zu begeben. Und ebensogut ist das feste Selbstbewußtsein des Gewerkschaftlers, der sich nicht einreden läßt, daß die blutigste Phrase den größten Fortschritt bedeutet.

Zwei wichtige Parteitage werden Ende September ungefähr gleichzeitig stattfinden. Die Freisinnige Volkspartei tagt in Wiesbaden, die Süddeutsche Volkspartei in Frankfurt. Die Leitung der Freisinnigen Volkspartei hält die Tagesordnung ihres Parteitages geheim und spricht nur von einer Rheinfahrt mit Musik und bengalischer Beleuchtung. Auf der Frankfurter Tagung werden die Herren Dr. Haas, Abg. Payer, Abg. Oeser und Professor Heimburger über verschiedene Fragen aktueller Natur referieren. Mit am wichtigsten dürfte die Debatte über „Die Einigungsbestrebungen der Linken" werden. Man darf wohl erwarten, daß hier neben der liberalen Einigung auch die Stellung zur Sozialdemokratie zur Erörterung gelangt. Eben jetzt schreibt die Frankfurter Zeitung über die bevorstehenden badischen Landtagswahlen:

„Wir wiederholen, was wir schon vor Wochen als unsere innerste Überzeugung ausgesprochen haben, daß es unabweisliche Pflicht jedes liberalen Mannes sein muß, von den Nationalliberalen bis zu den Demokraten, bei der Entscheidung zwischen Sozialdemokratie und Zentrum entschieden für die erstere einzutreten. Der Feind steht rechts! Und diese Parole muß gelten, ganz unabhängig von dem, was die Sozialdemokratie beschließt. Persönliches Empfinden muß ausgeschaltet werden, nur die Sache darf gelten."

Möge aus dem Dunkel, das die Tagung der Richterschen Partei umhüllt, ein gleicher Geist hervorleuchten!

Bauernfeindliche Schutzzölle. In einer niederbayerischen Stadt gibt es ein „Lederhosenviertel". In diesem Stadtteil werden nicht etwa vorzüglich lederne Hosen verkauft. Der Name rührt vielmehr daher, daß dort in der Hauptsache lederhosige Landleute wohnen, die ihren kleinen Besitz, meist der Not gehorchend, veräußert haben, lebendige Beweise moderner Bauernlegerei. Der Auskauf von Bauern nimmt in Bayern in erschreckendem Maße zu; besonders stark in Niederbayern, einer der Kornkammern Deutschlands. Warum? Nicht nur deshalb, weil zum Erwerb gewisser öffentlicher Würden, vor allem des Reichsratstitels, der Besitz eines Fideikommißgutes erforderlich ist. Das war schon immer so. Aber neuerdings hat die Erhöhung der Getreidezölle die Bildung von Latifundien hervorragend begünstigt. Wird der Getreideverkauf ganz besonders rentabel, dann entsteht eine wirtschaftliche Überlegenheit des landwirtschaftlichen Großbetriebes, während in der Viehwirtschaft der Bauer erfolgreich konkurrieren kann. Die „Hilfe" berichtete schon vor zwei Jahren, daß durch Vermittlung von Banken in Niederbayern Land aufgekauft würde, weil die erhöhten Getreidezölle die Schaffung großer Güter begünstigten. Jetzt bestätigt ein agrarisch-antisemitisches Blatt unsere damaligen Feststellungen und beurteilt die ganzen Vorgänge vollkommen in unserem Sinne.

Dem „Bayerischen Vaterland" schreibt ein kundiger Leser, es erscheine fast kein Gesetz- und Verordnungsblatt mehr, in dem nicht lange Listen von Fideikommißzukäufen enthalten wären. Der Großgrundbesitz arrondiere und vergrößere sich, unterwärts von Regensburg an der Donau, mit unheimlicher Schnelligkeit. Zwischen den großen Gütern säßen, immer mehr eingepreßt, geschädigt, verarmend, die noch zurückbleibenden Bauern. Deshalb, so heißt es in dem antisemitischen Blatt, halte ich die Latifundienbildung im Interesse der Erhaltung eines gesunden, ländlichen Mittelstandes für viel schädlicher als die jüdische Güterzertrümmerung, weil durch die letztere wenigstens der Grundbesitz in den meisten Fällen wieder in den Besitz von Landwirten kommt, während der Latifundienbesitz dem ländlichen Mittelstand fortwährend Land entzieht und den Bauernstand dezimiert und höchstens an Stelle des enteigneten Bauernstandes das in seiner Weise auch hörige System des Pachtlandes setzt. Und wer hat denn den Nutzen von den hohen Holz-, Vieh- und Getreidezöllen? Der gewöhnliche Bauer nicht, der wird zu seinem Schrecken schon sehen, wie teuer ihm nächstes Jahr die Zölle zu stehen kommen. Der Großgrundbesitzer aber wird viele Tausende von den Zöllen profitieren, je höher sie sind, desto mehr. —

Das ist alles ganz richtig und treffend gesagt. Es wäre nur zu wünschen, daß der bayerische Bauernbund seine Politik nach den Ausführungen des ihm nahestehenden Blattes einrichte. Im übrigen liegen die Dinge vielfach genau so wie in Bayern. Im Rheinland z. B. geht die gleiche bauernfeindliche Entwickelung vor sich. Der Bauernstand hat, im Gegensatz zum Großgrundbesitz, in seiner großen Mehrheit nicht das geringste Interesse am Brotwucher. Im Gegenteil!

Einzeldenken und Gruppendenken

Es war etwa im Jahre 1895, als mir ein jetzt schon verstorbener junger Jurist, den ich als sozialen Enthusiasten kennen gelernt hatte, die sozialpolitische Freundschaft mit der Begründung aufkündigte, das allgemeine Zeitinteresse habe sich gewendet und es sei Pflicht eines jungen Mannes, mit seiner Zeit zu gehen, sich nicht vorzeitig neuen Eindrücken zu verschließen und was dergleichen Variationen zum Thema „ich bin nur Echo meiner Tage" mehr waren. Und in der Tat ging er offensichtlich von der Sozialpolitik zur Kolonialpolitik über. Ich nehme an, daß, wenn er heute noch leben würde, er entweder anthropologische Politik treiben würde oder Frauenfrage. Es kann aber auch möglich sein, daß er inzwischen alle Politik als nicht mehr recht zeitgemäß beiseite geschoben und sich entweder der ästhetischen oder der ethischen Kultur gewidmet hätte. Und dabei war er kein bloßer Schmetterling. Wenn er das gewesen wäre, würde ich ihn längst vergessen haben. Er hatte Kenntnisse, Grundsätze, war frisch und tapfer, aber eben einer seiner Grundsätze war, daß der einzelne sich den geistigen Strömungen anzupassen habe, wenn er überhaupt etwas leisten wolle. Wenn ihn jemand einen gewöhnlichen Streber nennen würde, müßte ich ihn sehr bestimmt verteidigen. Er war nicht der Mensch, der für Geld dachte. Er dachte für sich, aber der Anfang seiner privaten Philosophie war die Lehre, daß kein Mensch isoliert denken dürfe.

Und diese Lehre ist sehr verbreitet, so verbreitet, daß sie sicher ein Stück Wahrheit enthält. Jeder Geschichtskundige weiß, daß die besten Köpfe oft vergeblich gelebt haben, weil sie geistig isoliert geblieben sind. Man sagt: sie befanden sich in einem falschen Jahrhundert! Es ist aber nicht nötig, bis zu den Geschichtskundigen zu gehen, denn schon die Gegenwart gibt Beispiele genug für Talente, die sich von der Herde verloren haben und deshalb verhungert sind. Jedes Gewerbe und jede Wissenschaft besitzt ihre Eingänger, die sich irgendwo im Gebirge versteigen. Wozu sind sie da? Die Natur wirft sie aus wie Samenkörner, von denen 20 vertrocknen, wenn nur eins eine feuchte Stelle findet, an der es neue Wurzeln schafft. Man soll nicht sagen, daß die Menschen, die keinen Anschluß finden, im Gesamthaushalte entbehrt werden können, aber freilich für die Mehrheit der Menschen ist diese Theorie von der Wichtigkeit der Eingänger ohne besonderen Wert. Sie gilt für die Erfinder, Denker, Führer, aber was hilft es, wenn der einzelne in der Menge, der überhaupt nicht bis zu den vordersten Fragen gelangen kann, sich absondert? Er verzettelt seine Kraft. Ihm rufen alle Gruppenredner zu: isoliertes Denken ist Vergeudung!

Digitized by Google

Man muß es zugeben, daß in der Gemeinsamkeit des Denkens eine große Kraft liegt. Wo ist die Quelle des Einflusses für klerikale, nationalistische oder sozialistische Bewegungen, wenn nicht in der Geschlossenheit des gruppenhaften Denkens? Jeder Organisator eines Handwerker-, Arbeiter-, Unternehmer-, Beamtenverbandes sagt: wir müssen den Inhalt unserer Gehirne gleichmäßig machen, damit wir siegen können! Ihm ist es ziemlich gleich, was gedacht wird, wenn es nur einheitlich ist. Alle Fürsten und großen Soldaten hatten dieselbe Ansicht, und alle Intoleranz alter und neuer Zeiten erklärt sich aus diesem Streben nach Uniformierung der Geister. Hierarchien, Monarchien und Demokratien sind darin gleich. Was ist es also, was uns an meinem verstorbenen Freunde dennoch mißfällt?

Es ist zweierlei, zuerst, daß er einen Vorgang bewußt und absichtlich herbeiführen will, der nur solange einwandfrei ist, als er unbewußt ist, und dann, daß er die Notwendigkeiten verachtet, die zum Gruppendenken gehören. Das letztere ist die Hauptsache. Wir beginnen aber mit dem ersten:

Es ist unrecht, sich mit Willen und Wissen zum Gruppendenker machen zu wollen, unrecht, weil es die Seele ruiniert. Daß wir alle von dem Wellengange der geistigen Strömungen mitbewegt und mitgezogen werden, ist jedem nachdenklichen Menschen klar, und es wäre Torheit, sich dagegen abschließen zu wollen, aber wir sollen mitten im Wellengange unser Ich bewahren wollen, das aber heißt, wir sollen unsere Gedanken nicht wie käuflichen Hausrat behandeln, den man mit der Mode wechselt, nur um die Mode mitzumachen. Ein jeder muß in sich eine stämmige Widerstandskraft gegen Veränderungen haben. Diese Widerstandskraft muß er pflegen und darf sie nicht zerschlagen. Zerschlägt er sie, so hört er auf, ein Charakter zu sein, und wird ein Schilf, das vom Winde hin und her bewegt wird. Es steht nicht so, daß es eine höhere Stufe der menschlichen Entwickelung ist, ich-los zu werden. Das Ich kann sich zwingen lassen, seine Gedanken zu ändern, seine Interessen zu verschieben, wer aber ohne Zwang wechselt, der verdirbt den Zusammenhang seiner inneren Erlebnisse. Er wird auch die neuen Interessen nur haben, als hätte er sie nicht, denn er wird täglich bereit sein, wieder anderes als das zeitgemäße zu umfassen. Die Lebensgeschichte aller starken Menschen ist die unbewußte, ungewollte, ja widerwillige Veränderung ihres Wesens. Sie haben Beharrung in sich selbst und Zorn gegen den, der sie in ihrer Beharrung stören will. Dieser Zorn kann dumm sein, er ist doch im Grunde mehr wert als die kaleidoskopartige Beweglichkeit. Wer im öffentlichen Leben steht, lernt neben vielen guten auch einige weniger gute Menschen kennen. Zu den letzteren rechne ich diejenigen, die wie die alten Landsknechte jedem dienen, der sie bezahlt. Aber solange sie offen sagen, daß sie sich kaufen lassen, halte ich sie im Grunde für zwar ärmliche, aber erträgliche Wesen. Unerträglich aber ist es, wenn sie mit dem wechselnden Brot sofort ihren ganzen Überzeugungsbestand ohne Skrupel verändern können. Wenn sie offen lügen, so sind sie einfach Wiederverkäufer von eingelernten Worten, aber wenn sie dabei nicht lügen, dann sind sie ich-lose Schattenmenschen, dann sind sie knochenlos, ohne Konstruktion und ohne eigene Idee.

Nicht als ob ich meinen früheren Freund in das Gebiet dieser Mollusken herabziehen wollte! Das würde ein Unrecht sein, aber er war irgendwo am Rande des Waldes, hinter dem diese Sorte von Menschen sich aufhält. Und es ist nicht zufällig, daß es ein junger Mann mit guter akademischer Bildung war, von dem wir sprechen, denn sie gerade unterliegen der Gefahr, nur Reflexgedanken zu bewegen, am meisten.

Ein kluger Arbeiter, Handwerker, Kaufmann, Fabrikant hat von vornherein etwas festes und gegebenes in seinem Denken, denn er sieht die Welt zunächst von seinem Berufe aus an. Das ist es, was wir vorhin die Notwendigkeiten genannt haben, die im Gruppendenken enthalten sein müssen. Auch in den gelehrten Berufen gibt es etwas, was dem ähnlich ist. Der Pastor, der Arzt, der Lehrer und der Richter haben jeder für sich gewisse Grundgedanken, die ihnen unverlierbar sind, solange sie überhaupt in ihrem Berufe geistig leben. Ein alter Jurist wird selten so sprechen wie der junge Jurist, von dem ich erzähle. Der alte Jurist hat entweder eine juristische Weltanschauung oder gar keine. Nur für den jungen Mann, der alle Bildungselemente in sich aufgenommen hat, der aber noch nicht oder noch nicht lange in der festen Schiene des Berufes läuft, entsteht der Schein, als könne man seine Ansichten wählen wie die Frauen einen neuen Hut aussuchen. Darin liegt das Freie aber auch Gefährliche in dieser Übergangszeit der gebildeten Jugend, darin liegt die Möglichkeit starken, seelischen Reichtums und ödester Spielerei mit Worten und Begriffen. Es ist etwas Großes, einmal im Leben ohne Gruppendenken dazustehen, eine zeitlang sich souverän zu fühlen über alle Meinungen gebundener Massen, frei von der Autorität der Erziehung, frei vom Zwange der sozialen Schicht. Aber gerade deshalb, weil es etwas Großes ist, so frei zu sein, soll der, der es ist, haushälterisch mit seiner Freiheit umgehen, indem er nicht auch mit dem fremden Zwange und der fremden Autorität die Beständigkeit seines eigenen Ich von sich wirft, als sei auch diese ein Stück falscher Bindung. Zum Gruppendenken wird man schon ohne sein Zutun genügend gebändigt im Laufe des Lebens. Das braucht man sich nicht theoretisch selber zurecht zu machen. Was man aber theoretisch und praktisch festhalten muß, ist das eigene Ich.

Versucht man den Charakter des Geistes in unserem Zeitalter im ganzen zu erfassen, so ist die Gefahr, daß das Einzeldenken unter dem Gruppendenken verkümmert, nicht gering. Die wirtschaftliche Gestaltung drängt überall auf Verbände und große Gemeinschaften. Überall gibt es Normalansichten, die man haben soll. Der alte, echte, persönliche Liberalismus ist deshalb in unserer Welt so selten geworden. Er ist aber dennoch ein großer Schatz des Menschentums. Ohne ihn versumpft auch schließlich alles Gruppendenken und wird zum hohlen Geplapper. Ihn müssen wir erhalten wollen und dazu ist es nötig, daß wir alle grundsätzlich uns selber treu bleiben wollen, da dieses das Urelement der Freiheit ist.

Naumann.

Ein unnatürlicher Bund

Seitdem der Bund der Landwirte die Führung der Mittelstandsbewegung übernommen hat, ist ein neuer Zug in sie hineingekommen. In den Großstädten und in den Landstädten werden Agitationsversammlungen abgehalten, Vereine gegründet, Delegiertentage hinter verschlossenen Türen und Generalversammlungen vor breitester Öffentlichkeit veranstaltet, und die Organe des Bundes der Landwirte mit ihrer konservativen und antisemitischen Verwandschaft sorgen für möglichst viel Geräusch bei dieser Agitation. Der neue Geist, der über die Mittelstandsvertreter gekommen ist, treibt sie aber mehr zur Agition in die Breite, als zum Graben in die Tiefe. Er kann auch gar nicht in die Tiefe weisen, weil sonst die dann erfolgende Aufklärung die ganze Widernatürlichkeit des Bündnisses zwischen Agrariern und Mittelständlern offenkundig machen würde.

Dieses Bündnis ist zwar für niemanden, der die Geschichte der Mittelstandsbewegung und die des Bundes der Landwirte kennt, besonders verwunderlich. Beide Strömungen haben eine gemeinsame Quelle, die wirtschaftliche und politische Reaktion. Aus dem Konservativismus und Antisemitismus sind Mittelstandspolitik und Agrariertum beide erwachsen. Vielleicht liegt es an diesem geschichtlichen Ausgangspunkte, daß beide Parallelerscheinungen auch in der äußeren Agitationsweise so überaus ähnlich sind und vor allem, auf Herabsetzung der Gegner, auf Unterschätzung der eigenen Kraft und auf lautes Schreien nach Staatshilfe den Nachdruck legen. Beide gehen in ihrem öffentlichen Auftreten von der in ihrer Verallgemeinerung selbstverständlich falschen Voraussetzung aus, daß der Mittelstand, oder daß die Landwirtschaft im höchsten Grade notleidend sei, so notleidend, daß aus eigenen Mitteln keine Kräftigung erhofft werden könne. Der Staat müsse daher mit seinen Machtmitteln eingreifen, um den wirtschaftlich Ohnmächtigen zu helfen. Rücksichtslos verlangen die Mittelstandspolitiker ebenso wie die Agrarier die Dienstwilligkeit des Staates für ihre Sonderinteressen. Dabei spielen sich beide mit Vorliebe als patentierte Stützen von Thron und Altar, als das sicherste Bollwerk gegen die sozialdemokratische Gefahr auf, betonen aber allen bürgerlichen Parteien gegenüber ihren unpolitischen Charakter! Die Übereinstimmung in der Agitationsmethode geht sogar so weit, daß auch die Mittelstandspolitiker mit der bekannten Drohung der Agrarier

Digitized by Google

arbeiten, sie würden zur Sozialdemokratie übergehen, wenn der Staat auf die Dauer für ihre Forderungen unzugänglich bleiben sollte. Diese Forderungen bringen sie mit großem Aufwand von Lungenkraft in ihren Versammlungen und in ihrer Presse vor. Da die Agrarierparole „Schreien, schreien und nochmals schreien" auch diejenige der Mittelstandsvertreter ist, kann selbstverständlich weder eine ernsthafte politische oder sozialpolitische Erziehung, noch eine tiefgründige Aufklärung auf diesem Wege geschaffen werden. Die Phrase beherrscht vielmehr alles! Auch die neuesten und modernsten Wortführer der Mittelstandspolitik arbeiten immer noch mit denselben abgebrauchten und tausendmal widerlegten Argumenten, die sie seit Jahren vergeblich in der Agitation ins Feld geführt haben: Kampf gegen die Warenhäuser, gegen die Konsumvereine, gegen die „schrankenlose" Gewerbefreiheit, gegen die Arbeiterschutzpolitik, gegen die Koalitionsfreiheit („Koalitionsfrechheit" nannte man sie neulich auf der Generalversammlung der Mittelstandsvereinigung in Frankfurt a. M.!), gegen den Liberalismus insgesamt und die liberalen gesetzgeberischen Errungenschaften insbesondere. Das ist der Inhalt aller mittelständlerischen Reden und Schriften.

Die Ähnlichkeit der Agitationsweise bei Agrariern und Mittelstandspolitikern ist also frappierend.

Und dennoch sind beide Bundesgenossen ihrem innersten Wesen nach gar nicht miteinander verwandt. Eine richtig verstandene Mittelstandsbewegung, die so berechtigt und so notwendig wie nur irgend eine Arbeiter- oder Bauernbewegung ist, muß in dem rückschrittlichen Agrariertum von Hause aus ihren Todfeind erblicken. Selbst wenn man unter Mittelstand nicht an die zahlreichen Mitläufer aus den Beamtenschichten denkt, sondern lediglich den Handwerker und den Kleinkaufmann im Auge hat, läßt sich der klaffende Gegensatz zwischen agrarischen und mittelständlerischen Interessen leicht aufweisen.

Der Kleingewerbtreibende ist vor allem bei seinem Vorwärtskommen auf zwei Dinge angewiesen: auf billigen Einkauf seiner Rohmaterialien und Waren und auf eine kaufkräftige, Kundschaft.

Diese beiden erstrebenswerten Ziele kann aber der Handwerker, der Kleinkaufmann mit Hilfe des Agrariertums niemals erreichen. Im Gegenteil, die agrarische Zöllnerei, die nach einem neuesten Ausspruch aus dem berufenen Munde des preußischen Landwirtschaftsministers v. Podbielski „alles verteuert", schwächt die Kaufkraft der Massen, mit denen die gewerbetreibenden Vertreter des Mittelstandes als Kundschaft zu rechnen gezwungen sind. Und diese unsinnige Zollpolitik verteuert gleichzeitig die Rohmaterialien und damit die Produkte des Handwerksfleißes, die Waren des Kleinkaufmanns, so daß auch aus diesem zweiten Grunde der Umsatz bedeutend zurückgehen muß. Das so auf zwiefache Weise geschmälerte Einkommen der Angehörigen des Mittelstandes wird aber nun außerdem noch ganz besonders belastet dadurch, daß die verteuerten Lebensmittel auch auf ihren Haushalt und ihre Lebensführung drücken. Man sieht, wie die Wirtschaftspolitik des Bundes der Landwirte auf drei verschiedenen Wegen den Ruin für die Existenz der Handwerker und Mittelstandsangehörigen bedeutet.

Zwar sind von jeher die Handwerker und kleinen Gewerbetreibenden, zumal auf dem Lande, treue Gefolgsleute der Junker und ihrer großgrundbesitzerlichen Politik gewesen, obwohl sie praktisch häufig genug einsehen mußten, daß nirgends der Mittelstand so schlechte Geschäfte machte, wie gerade in den Gegenden, in denen der Großgrundbesitz herrscht. Trotzdem bleibt es verwunderlich, daß auch unter den gegenwärtigen Zeitumständen, in der schon recht sichtbar beginnenden Teuerungszeit infolge der agrarischen Gesamtpolitik, der unnatürliche Bund zwischen Mittelstand und Bund äußerlich anhält, ja sogar Ansätze zu wachsender Herzlichkeit zeigt. Man sollte meinen, die Erfahrungen die augenblicklich die Fleischer, die man für gewöhnlich doch auch dem Mittelstand zuzählt, mit ihren agrarischen Bundesgenossen machen, müßten den anderen Berufsangehörigen im Mittelstande die Augen gewaltsam öffnen. Nicht genug damit, daß die Agrarier im rücksichtslosesten Eigeninteresse die Fleischteuerung künstlich hochhalten helfen und alle Klagen der Fleischer und Händler über schlechten Geschäftsgang und erheblichen Einnahmeausfall unberücksichtigt lassen: sie häufen auch noch alle Schuld an dem augenblicklichen Notstand auf diese einzelne Gruppe von Mittelstandsangehörigen und behaupten, die Fleischteuerung entspringe aus der Gewinnsucht der Fleischer und Händler. Ähnlich rücksichtslos gehen die Agrarier gegen eine andere Gruppe von Gewerbetreibenden, gegen die Milchhändler, vor. Hier, wo es sich ebenfalls um einen Gegensatz zwischen agrarischen Produzenten- und städtischen Consumenteninteressen handelt, wenden sie alle Mittel an, um den Zwischenhandel im Milchgeschäft nieder zu konkurrieren. Das sind dieselben Leute, die sonst nicht laut genug jammern können, daß Warenhäuser und Konsumvereine den Zwischenhandel, „die Erwerbsquelle vieler tausender selbständiger Existenzen", vernichten! Fürwahr, eine feine Bundesgenossenschaft! Wie lange wird noch, so fragt man angesichts solcher Erscheinungen, der Mittelstand der agrarischen Politik Vorspann leisten?

Die Antwort auf diese Frage ist weniger für die unbeteiligten liberalen Parteien, als für den Mittelstand selbst bedeutsam. Solange er mit seinen schwachen Kräften das Agrariertum unterstützt, dem Bunde der Landwirte als Coulisse zur Verdeckung seiner Sonderinteressen dient, ihm die Wege in die Städte ebnet und somit gegen die eigenen Lebensinteressen wütet, solange ist an keine Gesundung der traurigen Verhältnisse im Handwerk und im Kaufmannsstande zu denken. Niemand wird doch glauben, daß durch Erhöhung der Warenhaussteuer um ein oder zwei Prozent oder durch eine Erdrosselungssteuer der Konsumvereine (auch die Handwerkergenossenschaften müßten dann gleichmäßig besteuert werden!) dem Mittelstand insgesamt wesentlich geholfen wäre? Erst wenn er sich zur ernsthaften Bekämpfung seines jetzigen falschen Bundesgenossen entschließt, eine tüchtige Fachbildung und fleißige Fortbildung seines Nachwuchses anstrebt, durch Zusammenschluß zu Einkaufs- und Verkaufsgenossenschafen die Gewerbetreibenden organisiert, die modernen Mittel der Technik und des Wirtschaftslebens sich dienstbar macht und eine freiheitliche Gesamtpolitik unterstützt, wird der Handwerker und der Kleinkaufmann seine eigene Leistungsfähigkeit und die Leistungfähigkeit seiner Klassengenossen steigern und dadurch eine neue, gesunde Grundlage für die künftige Weiterentwickelung schaffen.

F. Weinhausen.

Pius X. und seine Politik

Die italienischen und ausländischen Zeitungen beschäftigten sich vielfach mit dem letzten Brief des Papstes über die Frage des: Non expedit, der vatikanischen „Gefangenschaft". Wie meist, wenn man die Äußerungen des Vatikans zu deuten sucht, legte man dem Haupte der katholischen Kirche Grundsätze und Absichten bei, die er vielleicht nie in seinem Leben gehabt hat. Jedenfalls vergaß man, daß sein letzter Brief eine Antwort bedeutete auf die falschen und sehr gewagten Auslegungen seines früheren Briefes: er wolle die Gründung einer großen katholischen Partei im italienischen Parlament nicht verhindern, ja sie offen erlauben. Im Grunde ist das völlig falsch: Pius X. verfolgt als Papst noch die gleiche Politik wie zur Zeit, als er noch Giuseppe Sarto hieß und Patriarch von Venetien war.

Um diesen Mann zu verstehen, muß man ihn aus der Nähe betrachten. Er stammt aus sehr bescheidener Umgebung, und seine Erziehung trug einen ausschließlich kirchlichen Charakter. So wurde er Priester, ohne jeden Ehrgeiz nach hohen Würden, und stieg, fast gegen alle Voraussetzung, zum Kanonikus, Vikarius, Bischof, Erzbischof, Kardinal, Patriarch, Papst, er, der sich mit der bescheidensten Landpfarre begnügt hätte. Dieser ganz ungehoffte und unerwartete Weg zur Höhe lag immer in den Landstrichen, wo die Herrschaft des Königs von Piemont (ich sage mit Absicht nicht: des Königs von Italien), der Venedig und sein Gebiet nach der Ansicht des Vatikans annektiert hatte, eine ganz „legitime" war. Hier hatte sich der große Würdenträger der Kirche bereits daran gewöhnt, in dem Staatsoberhaupt den Herrscher zu sehen, für den man das Oremus pro regem nostrum lesen darf. In der Tat beeilte sich auch der Kardinal Sarto, so oft Humbert I. oder Viktor Emanuel II. in Venedig weilten, diese aufzusuchen und ihnen als guter und getreuer Untertan zu huldigen. Gleichzeitig versäumte das Haupt der Kirche zu Venedig keine Gelegenheit, gegenüber dem Präfekten, dem General, dem Gerichtspräsidenten,

Digitized by Google

gegen alle hochgestellten Persönlichkeiten sich höflich, liebenswürdig, ja freundschaftlich und herzlich zu erweisen. Klug und bescheiden, vermied er alles, was die leiseste Schwierigkeit veranlassen konnte, er war väterlich zu seiner Gemeinde, ein Schützer der Armen, aber zugleich streng in der kirchlichen Zucht, und bildete so den Typus des modernen katholischen Priesters. Während er sich scheinbar mit Politik gar nicht befaßte, hatte er sich nach seiner Art und Stellung einen eigenen Weg darin geebnet.

Dieser Mann wurde Papst, weil man gegenüber den Intriguen des Sizilianers Rampolla, der nach der Art Leos X. ein geräuschvoller Politiker ist, einen „guten Priester" haben wollte. Man brauchte einen, der, mit den Pflichten eines hohen Würdenträgers vertraut und ohne sittlichen Makel, unmöglich den Zorn verbündeter Fürsten auf den Vatikan ziehen konnte, der den Überlieferungen der Kirche treu war, sympathisch, beim Volke beliebt, und bescheiden genug, im gegebenen Fall sich dem Willen des Heiligen Kollegs zu beugen. Die politische Welt sollte beruhigt werden. Und an Stelle des Mariano Rampolla, Marquis von Zindaro, der ein erbitterter Feind des Dreibundes ist, erwählt man Guiseppe Sarto, der ein guter Freund von aller Welt, und dessen Schwestern Bauersfrauen sind. Und der neue Papst schreitet wie aus innerem Drang zur Loggia esterna von St. Peter, um seine Römer zu segnen, wie er früher seine Venetianer gesegnet hatte. Aber man vertritt ihm den Weg, man wagt es, sich zwischen den Vater und seine Kinder zu drängen. Und er versteht. Die Hand, die schon erhoben, sinkt wieder herab. Pius X. hat andere Pflichten als Giuseppe Sarto. Er wendet sich und schreitet langsam zurück. Die alten Kardinale lächeln ironisch.

Die Politik des Papstes ist im Grunde die des Patriarchen geblieben, wenn es auch zunächst anders erscheint. Man wird dies sogleich erkennen. Pius IX., der frühere Freimaurer, war in die Hände der Jesuiten gefallen, die ihn zu einem harten Menschen formten, und man hatte einen ersten Mariano Rampolla — auch auf moralischem Gebiete — ihm an die Seite gesetzt, Giacomo Antonelli. Nach ihm bedeutet Leo XIII. den Voltaire des Papsttums, ein Gemisch von Selbstsucht, Klugheit und Ironie. Wie er den päpstlichen Stuhl besteigt, schreien die Klerikalen, er führe die Kirche zum sicheren Untergang, denn er ist zu liberal, und wie er ihn als toter Mann verläßt, lärmen die Liberalen, wie sehr er der Kirche geschadet habe, denn er war zu klerikal. In Wahrheit hat er viel Geld zusammengebracht, hat mittelmäßige lateinische Gedichte geschrieben und ist sehr alt geworden, ohne allzu viele Sorgen zu erleben. Nach dem ziemlich dunklen Tode seines ersten Staatssekretärs Kardinal Franchi, eines sehr gemäßigten Mannes, wirft er sich in die Arme der Jesuiten, da er sie fürchtet. Aber er ist ein zu schlauer Kopf, um sich vor der modernen Welt durch Proklamationen vom Schlage Pius' IX. bloßzustellen, aber auch zu selbstsüchtig, um nur von fern Clemens XIV. oder gar Benedikt XIV. nachzueifern. Leben und reich werden — das ist sein ganzes Ziel. Leben heißt: seinen Staatssekretär, eine Kreatur der Jesuiten, frei schalten zu lassen; und Pilger zu empfangen, die von den Jesuiten nach Rom geführt werden, ist zwar eine Arbeit, aber eine Arbeit, bei der er Millionen verdient, und die er deshalb fortsetzt, als ihn bereits die Kräfte zu verlassen beginnen. Dabei treibt der alte Mann, der seine Jahre bis auf hundert führen will, eine offene Günstlingspolitik. Sein Bruder wird Kardinal, sein Neffe, der junge Graf Pecci, Befehlshaber der päpstlichen Garden; alle Prälaten, die mit Rampolla befreundet sind, empfangen den roten Hut. Er tritt später als Papst aus seiner Zurückgezogenheit, nur um seine Anatheme gegen die Freimaurer zu schleudern, die Feinde seiner guten Freunde, der Jesuiten. Vor Jahren, in Perugia, dessen Erzbischof er gewesen, hatte er selber einmal ganz andere Grundsätze vertreten.

Der Nachfolger dieser beiden im Grunde ohnmächtigen Päpste ergriff das Erbe seines Vorgängers ohne allen Hintergedanken, was auch in Sensationsblättern darüber behauptet wird, und er mußte sich nur über seine künftige Stellung und Aufgabe klar werden. Die Politik von Giovanni Mastai Ferretti, des Pius' IX., ist verständlich als Ausdruck des Hasses eines entthronten Herrschers, die des Gioacchino Pecci ist das natürliche Ergebnis seiner Selbstsucht. Giuseppe Sarto hat Zeit gehabt, sich eine eigene Politik zu schaffen. Inzwischen hatte sich auch die Einheit Italiens durch die stärksten sittlichen und materiellen Interessen von 30 Millionen Menschen weiter entwickelt und befestigt. Sie vernichten zu wollen, wäre das Beginnen eines Narren. Er sah sehr klar, was er zu tun hatte: Die Monarchie bedeutet die Obrigkeit, und die Obrigkeit erhält die Religion, die ja selber ihre eigentliche Seele bildet. Die Feinde der Monarchie sind deshalb zugleich die Feinde der Kirche. Das also ist der entscheidende Punkt: Die Fortsetzung der bisherigen, verbitterten und feindseligen Politik hieße Verrat an den Interessen des Glaubens, und Unterstützung seiner größten Feinde. Die Vorgänge in Frankreich haben ihm dies ja später bestätigt. Er denkt an den Erfolg seiner venetianischen Politik, wo er sich die allgemeine Hochachtung zu erwerben wußte, ohne der des Vatikans zu schaden. Dem Vatikan diente er als katholischer Priester, Italien als Bürger und als Sohn eines schönen und geliebten Vaterlandes. Er hatte keinen Grund, die bisherige Taktik aufzugeben, die ihm immer geholfen: vor seinen Vorgesetzten wie vor seinen Untergebenen, vor seinem Gewissen als Priester wie als Italiener.

Das ist ganz klar. Das Haupt der Diözese Venedig wechselt als Haupt der ganzen Kirche sein Gewand, aber nicht seine Grundsätze. Das Weiß seiner päpstlichen Soutane ist selber friedfertiger als das Rot der Kardinalsoutane. Der Weg ist ihm von vornherein gezeichnet: vor der Welt die Rechte des Heiligen Stuhles, die vom Hause Savoyen niedergetreten wurden, hochhalten, und dies bei feierlichen Anlässen zu verkünden, aber ohne allzuviel Schärfe; dies Königtum nie in Ungelegenheiten bringen, ja seine Förderung von Sittlichkeit und Recht unterstützen; direkt und auf Umwegen die extremen Parteien bekämpfen, der Kirche streng wie Gregor VII., eifrig wie Sixtus V., die gleichermaßen Feinde von Kirche und König sind. Als Herr unbeugsam wie Innocens III.; der Priester soll Priester sein, die Religion soll sich mit dem Dogma befassen und der Kultus möglichst frei gehalten werden von aller Weltlichkeit. — — Daneben ist Pius ein tüchtiger Haushalter; unter seiner umsichtigen Strenge hat der Titel- und Ordenshandel erfreulich abgenommen, und bei seiner sehr verständigen Wirtschaft konnten sich die Verschwender und Diebe am Vatikan nicht halten. Der einzige Vorwurf, den man ihm macht, ist eine kleine Schwäche: er läßt seinen schönen Kopf gerne und oft von seinem Photographen Felici und von anderen Künstlern aufnehmen. Dieser kleine Tadel erweist jedoch auf der anderen Seite seinen gutmütigen Charakter; er ist maßvoll und bescheiden, klug und menschenfreundlich, energisch ohne Härte, gutherzig ohne Schwäche, und seine Politik bewegt sich, ohne lauten Prunk, in einem großen Maßstab. Mit einem Wort: er ist der Papst, den Kirche und Welt brauchte. Die erstere hält er im Gleichgewicht gegenüber den Gefahren, die von allen Seiten, namentlich von den extremen Klerikalen, ihr drohen, und gegenüber den Laien vermeidet er alles, was sie zu feindseligen, antiklerikalen Maßregeln reizen könnte.

Nach dieser Umzeichnung der heutigen päpstlichen Politik will ich den letzten Brief eingehender betrachten.

Wie gesagt war dieser veranlaßt durch die falsche Auslegung des vorangehenden. Also: Pius X. legte Wert darauf, klar zu zeigen, daß die Katholiken italienische Bürger sind und daß sie als solche zusammenstehen müssen zur Erhaltung der bürgerlichen Ruhe und Ordnung. Daß dieser Gedanke eben jetzt ausgesprochen wurde, liegt in dem Mißerfolg der Sozialisten begründet, in dem Generalstreik, der dem italienischen Wirtschaftsleben so tiefe Wunden schlug und alle konservativen Mächte aus dem Schlummer rüttelte. Zweimal haben die Sozialisten Streiks von größtem Umfang veranlaßt und geleitet, und beidemal hat die Mehrheit des italienischen Volkes sich entschieden auf die andere Seite gestellt. Und wenn die Regierung keine scharfe Maßregeln gegen sie ergriff, so tat sie es, weil sie die Folge von solchem Spiele sah: den politischen Selbstmord.

In Deutschland wird man gewisse Fehler des italienischen Sozialismus nicht begreifen können. Hier untersteht alles einer geordneten, bureaukratischen Leitung, selbst die Vereinigungen und Umsturzideen, die unsere betagte Gesellschaft in ihrem ganzen Wesen zertrümmern und umwandeln wollen. Im Süden ist der Volkscharakter wenig geeignet, die Bildung einer großen Partei mit großen Mitteln und starkem Wachs-

Digitized by Google

tum zu fördern. Wir erleben ja hier in Deutschland häufig genug wenig erbauliche Zänkereien zwischen den Parteiführern, aber in Italien geht das noch viel weiter. Gewiß, es gibt unter den Führern eine Reihe von sehr ehrenwerten und bedeutenden Männern. Aber mit sehr seltenen Ausnahmen brennen sie vor Ehrgeiz, sich sehen und hören zu lassen, auch bei Gelegenheiten, wo es wenig angebracht, ja gefährlich ist. Ich denke dabei an Vorkommnisse beim Generalstreik und beim Ausstand der Eisenbahner: hätte ich damals an der Seite von Filippo Turati gestanden, dem verständigsten unter den italienischen Sozialisten, ich würde einige seiner Gegner in der Partei angeklagt haben, die Geschäfte der Regierung zu besorgen. Leute, die den Sozialismus in jeder Weise bloßstellten, die ihn geradezu verzerrten, die ihm mit Gewalt Steine in den Weg warfen, der ihm schon offen stand. Ich bin nicht Sozialist; aber ich erkenne gerne an, wieviel die italienische Sozialdemokratie durch ihre Redner gegenüber allerhand Unredlichkeit genützt hat. Aber ebenso klar sehe ich die Dummheit dieser Leute, die ihre eigene Partei ruinieren, indem sie ohne alle Beweise lärmende Anklagen erheben und damit die nationale Wohlfahrt aufs Spiel setzen.

Der Papst hatte erkannt, welche Gefahr in solchen Ausschreitungen liegt, und als Priester wie als Italiener suchte er ihre Urheber mit allen Mitteln zu bekämpfen, zu einer Zeit, als die politischen Wahlen vor der Türe standen. Dem stillschweigenden, aber nach allem ganz natürlichen Zusammengehen der Ordnungsparteien, vom Klerikalen bis zum fortschrittlichsten Konstitutionellen, folgte der Rückgang der sozialdemokratischen Fraktion, eine Erscheinung, die sich bei den Gemeindewahlen in fast gleichem Umfang wiederholte.

Der Sieg der Monarchisten jeder Schattierung war vollkommen.

Wer war daran schuld? Die Sozialisten selber, die durch allerhand Exzesse den Klerus, den Adel und das Bürgertum, auch das liberalste, gegen sich auf die Schanze gerufen. Und wer hatte dazu geholfen? Im Grunde nichts anderes, als die klugen Ratschläge des Papstes. Man sagt — und man kann es ruhig glauben —, daß ein Geheimschreiben den Vatikan verließ und die Priester und ihre Freunde aufforderte, die Wahlen zu unterstützen. Und, was nie seit der politischen Erhebung Italiens geschehen: die Priester gingen in Massen zur Urne und gaben ihre Stimme. Das Ergebnis der Wahl zeigt die Wirkung. Mailand, die Hochburg der extremen Parteien, sandte Monarchisten ins Parlament, sogar einen eingefleischten Klerikalen (der aber trotzdem ein sehr ehrerbietiger Untertan seines Königs sein wird).

Die Radikalen unter den Klerikalen und die Doktrinäre der Liberalen waren über alles dies natürlich sehr ungehalten. Sie klagten: das Haupt der Kirche habe die Überlieferungen des Katholizismus verraten und sei Kammerdiener des Monarchen geworden. Die verständigen unter den Liberalen aber erkannten in jenen Tagen, daß der Papst das Non expedit seiner Vorgänger hatte fallen lassen. Im Ausland regte man sich darüber mächtig auf. Man betrachtet hier das Papsttum noch als eine Gefangenschaft, und es gibt Leute, die glauben, der Papst schlafe wie ein Gefangener auf Stroh. Jetzt hieß es sogar, der Papst wolle zum Protestantismus übertreten oder dergleichen Unsinn. Pius X. sah ein, daß er den anderen erst seine Gedanken klar machen müsse. Das heißt aber nicht, wie jemand zu sagen wagte: er habe eingelenkt. Im Gegenteil, sein zweiter Brief vervollständigt und erklärt die Grundidee des ersten, eben dadurch, daß er alle Gesichtspunkte aufs schärfste umzeichnet: er enthält eine klare Darstellung der Politik des Papstes, wenn nicht seiner innersten Gedanken.

Der Inhalt des zweiten Briefes ist der: Pius X. legt Wert darauf, der katholischen Welt zu sagen, daß er nicht auf die Rechte der Kirche verzichte, daß er den Spuren seiner Vorgänger folge und daß er nie die die gewaltsame Wegnahme der päpstlichen Herrschaft anerkennen werde. Selbstverständlich werden deshalb weder Viktor Emanuel III. noch seine Nachfolger den Quirinal oder Rom verlassen oder gar auf die italienische Königskrone verzichten. Pius X. weiß das; er weiß auch, daß bei einer Wiedererrichtung des Kirchenstaates die Römer keine acht Tage sich ihm fügen würden. Trotzdem muß er protestieren und er tut es; jedenfalls mit etwas mehr Überlegung als die Grafen von Caserta, von Paris und von Madrid. Er protestiert, und die Klerikalen in Deutschland, Belgien, Spanien, Irland, Polen jubeln darüber wie über einen Sieg gegen den freimaurerischen Liberalismus. (Man mag sich hier an das italienische Sprichwort erinnern: Chi vi contenta gode). Zugleich aber läßt der Papst seine allzu lebhaften Ausleger erkennen, daß er in jenem Brief nicht auf die Bildung einer großen katholischen Partei auf dem Monte citorio ziele. Es ist außer allem Zweifel: dieser kluge Italiener denkt nicht daran, der Monarchie wie der Kirche Unannehmlichkeiten zu bereiten, indem er die Bildung einer Fraktion im Abgeordnetenhaus begünstigt, die ungefähr dem deutschen Zentrum entsprechen würde. Italien ist nicht Belgien und noch weniger Deutschland. Eine klerikale italienische Partei würde nichts anderes bedeuten als Auseinandersetzungen und Kämpfe, die für Monarchie und Kirche gleiche Gefahr bringen. Vorteil hätten nur die extremen Parteien von diesem Streite, der bis zum endlichen Siege des einen oder zur Verblutung beider unendliche Verluste bringen würde. Und außerdem ist der Papst nicht so verblendet, daß er nicht sieht, daß die Politik der italienischen Regierung ein freundliches Verhältnis zwischen Quirinal und Vatikan wünscht. Wo besteht überhaupt ein Bedürfnis nach Abgeordneten, welche ganz besonders die Institutionen der Kirche verteidigen, die doch kein Mensch angreift? So handelt es sich um eine stillschweigende Übereinkunft. Sie aller Welt zu verkünden, hätte keinen Sinn gehabt. Die Narren mögen ruhig glauben, der Papst sei ein Gefangener, und die Hitzköpfe ihn für das geheime Haupt des heutigen Italiens erklären. Wenn beide sich täuschen, um so besser für König und Papst. Es ist doch nicht nötig, daß sie miteinander Arm in Arm durch Roms Straßen gehen, um die Monarchie zu stützen in ihrer Arbeit für das wirtschaftliche und sittliche Wohl der Nation, um der Kirche zu helfen gegen die Angriffe der Freidenkerei. Daß der Papst dem König nicht schade und daß sie beide die Elemente des Umsturzes niederhalten — das ist die Basis ihres Verhältnisses. Eine allzu rasche Annäherung würde bloß dem einen bei den Liberalen, dem anderen bei den Klerikalen schaden. Und überdies: niemand kann sie hindern, ihre Gedanken durchs Telephon auszutauschen, weder den Gefangenen ohne Ketten, noch den Kerkermeister ohne Schlüssel.

* * *

An der Seite des schönen Greises mit weißem Haar und milden Augen, sieht man häufig ein dunkles Gesicht, in dem scharfe, helle Blicke leuchten. Es ist ein noch junger Prälat, schlank, mager, mit dem Aussehen eines asketischen Philosophen, mit Augen voll Tiefe der Leidenschaft und der Gedanken, mit einer hochgewölbten Stirne; fast der Schädel eines Mephistopheles, dem die harten Linien genommen. Mit seinem roten Hut macht er den Eindruck eines schönen Mannes. Es heißt, daß der Heilige Vater, dessen vertrauter Rat er ist, ihn mehrmals anhört, bevor er ihm eine Antwort gibt. Dieser junge Diplomat stammt aus einem sehr angesehenen Hause, spricht die modernen Sprachen mit größter Geläufigkeit, ist sehr umsichtig, nervös und ausgesprochen mißtrauisch. Wenn er einen anblickt, senkt er seine großen braunen Augen, die von brennenden Gedanken durchleuchtet sind, in unsere Augen, wie um auf dem Grunde der Seele zu lesen. In dem Purpur des Fürsten der Kirche ein Mann, der des Pinsels eines Velasquez oder eines Rembrandts würdig wäre. Er ist der einzige, dem die inneren Gemächer des Vatikans immer offen stehen. Dort pflegt er mit dem Papste ernsten Rates: Merry de Val, der Staatssekretär Pius X.

Marquis Barbaro di San Giorgio.

Büchertisch

Woltmann, die Germanen und die Renaissance in Italien. 1905.

Woltmann ist einer der lebhaftesten Vertreter jener Theorien, die im geschichtlichen Leben vor allem die Rasse, physiologisch und psychologisch, wirksam sehen. Im vorliegenden Buche untersucht er den Einfluß der germanischen Einwanderer auf den nach der Völkerwanderung sich neu bildenden italienischen Volkskörper. Auf eine kurze Entwickelung der heutigen Rassentheorien und der unterscheidenden Rassenmerkmale folgt eine Feststellung des Zahlenverhältnisses zwischen unterworfener römischer Bevölkerung und den

Digitized by Google

germanischen Eroberern — eine Feststellung, die für die Germanen weit günstiger lautet als man zumeist annimmt. Auch die Eigennamen der späteren Jahrhunderte sind herangezogen, um den starken weiterwirkenden germanischen Einfluß zu beweisen. Dann werden 200 der großen Männer Italiens vom 13. bis zum 19. Jahrhundert auf ihre Rassenabstammung (Kopfform, Augen-, Haar- und Gesichtsfarbe, Größe) nach zeitgenössischen Porträts oder Beschreibungen untersucht. Da wird es einem doch etwas schwindlig zu Mute, wenn man liest, daß beinahe alle großen Italiener dieser Zeiten germanischer Abstammung ihre Lebenskraft verdanken sollen — Leonardo da Vinci wird zum Urgermanen gemacht, Michelangelo, Raffael, Tizian, Dante, die Mediziier und fast alle berühmten florentinischen Adelsgeschlechter sind germanischer Abstammung dringend verdächtig usw. Die Blüte von Florenz, die Entwickelung des italienischen Handels, wichtige Kunsthandwerke wie die Goldschmiedekunst, ja die Ausbildung des Papsttums zu seinen Weltansprüchen — das alles wächst aus dem germanischen Teile des italienischen Volkes hervor. Das Buch reizt im ganzen wie im einzelnen zum stärksten Widerspruch. Wie kam es nur, daß diese Germanen, die „Edelrasse" der Menschheit, im eigenen deutschen Lande, wo sie doch am reinsten beieinander saßen, es nie zu einer künstlerischen Kultur von der Bedeutung der italienischen Renaissance gebracht haben? Trotz Woltmann lehrt eben doch Italien, daß Rassenmischung ein Mittel zur Steigerung körperlicher und seelischer Kräfte ist und daß keine Rasse unabhängig bleibt gegenüber den Einflüssen eines Landes in natürlicher und kultureller Hinsicht. Die Germanen sind unter dem Einfluß der antiken Kultur, der Sonne und der Lage Italiens, der Berührung mit der eingeborenen Bevölkerung, etwas völlig anderes geworden, so daß es kaum angängig erscheint, die großen Leistungen späterer Jahrhunderte der germanischen Abstammung allein gut zu schreiben. Und wer kann uns gewährleisten, daß die Germanen einst als völlig reine Rasse in Italien eingezogen sind? Für diejenigen Italiener freilich, die noch heute in den „Barbaren" des Unglück Italiens sehen, vermag das Woltmannsche Buch immerhin eine wirksame Belehrung zu sein: völlig ausgeschaltet darf der germanische Einfluß auf die Entwickelung des italienischen Lebens der mittleren und neueren Jahrhunderte gewiß nicht werden. **W. E.**

Die Verhandlungen des 16. Evangelisch-sozialen Kongresses zu Hannover sind nun zum Preis von 2,50 Mk. bei Vandenhoeck & Ruprecht zu Göttingen im Stenogramm erschienen. Über ihren Verlauf haben wie seinerzeit berichtet. Nicht nur die Teilnehmer der Tagung, auch viele unserer sonstigen Freunde werden das Protokoll mit Interesse und Gewinn lesen. Seinen Hauptinhalt bilden bekanntlich Sievekings Vortrag über Arbeiterorganisationen und Baumgartens Referat über kirchliche Einrichtungen, die antisozial wirken, mit den entsprechenden ausführlichen Diskussionen.

Die Schwaben in der Literatur der Gegenwart. Von Dr. Theodor Klaiber. Strecker & Schröder. Stuttgart 1905. 142 S. 1,50 Mk. Ein nettes, warm geschriebenes und ganz lesenswertes Büchlein. Der Verfasser möchte gerne zeigen, daß die Heimat von Schiller und Uhland, von Hölderlin und Mörike, das Musterland aller Literaturgeschichte, auch heute noch in deutscher Dichtkunst Gutes leistet. Ein wenig nach dem Schillerschen Wort: „Ihr, ihr, dort draußen in der Welt, die Nasen eingespannt." Ein bißchen von der wohlwollenden Formlosigkeit, die dem Schwaben oft anhaftet, steckt in dem Büchlein. Eggert und Paulus erscheinen überschätzt; die allgemeine und die sprachliche Bedeutung von Flaischlen hätte stärker herausgearbeitet werden sollen. Das Ganze ist in einem angenehmen Stil geschrieben und es finden sich darin, wenn auch die Behandlung an einer gewissen journalistischen Oberflächlichkeit leidet, eine Reihe recht feiner Bemerkungen. **B.**

Unsere Bewegung

Unsere Freunde beginnen in verschiedenen Gegenden Protestversammlungen gegen die Fleischnot zu veranstalten. Der neueste Ausspruch Podbielskis, daß „mit der Einführung des Zolltarifes alles noch um etwas teurer werde und daher das jetzige Geschrei ganz unnötig" wäre, gibt den Protestversammlungen einen großen und sehr eindrucksvollen politischen Hintergrund. Alle Vereine müssen jetzt wohl durchdachte Programme für ihre Winterarbeit aufstellen. Auch die Einsendung der Vereinsbeiträge (Schatzmeister: Bankdirektor Karl Mommsen, W. 64, Behrenstraße 2) muß Gegenstand der Sorge sein. Der Monat September ist so recht eigentlich die Mobilmachungszeit für die Winterkampagne. An die Arbeit also!

Mitte Oktober soll eine politische Besprechung aller Parteisekretäre in Berlin abgehalten werden. An ihr können auch solche Parteifreunde teilnehmen, die zwar nicht berufsmäßig, aber doch oft genung „nebenamtlich" für die Partei agitatorisch tätig sind. Genauere Einzelheiten darüber teilt das Bureau des Wahlvereins, Berlin SW., Dessauerstr. 1, part., auf Anfrage gern mit.

Mannheim. In unserem Verein wird jetzt regelmäßig am ersten Freitag jeden Monats wieder (in unserem Vereinslokal, O. 6./2) eine Monatsversammlung, bei der immer ein Vortrag mit Diskussion über ein politisches oder volkswirtschaftliches Thema gehalten werden soll, stattfinden. So hat bei der letzten Versammlung Herr Betriebsassistent Raupp über die „Betriebsmittelgemeinschaft und Tarifreform" gesprochen und Gelegenheit zu einer eifrigen Diskussion gegeben. Während die Herren Gollinger, Braun und Lenz sich gegen die geplante Betriebsmittelgemeinschaft und Tarifreform aussprachen und als Gründe neben anderen vor allem den durch Einführung der 4. Klasse bedingten sozialen Rückschritt anführten, stimmten die Herren Gscheidlen und Dr. Sommer mehr dem kompromißfreundlichen Herrn Referenten zu. Zum Schlusse wurde der Meinung Ausdruck gegeben, daß es, namentlich in Anbetracht der vor uns liegenden Landtagswahlen, wünschenswert wäre, wenn innerhalb der gesamten badischen Freunde es zu einer Aussprache und gemeinsamen, einheitlichen Stellungnahme zu diesen Fragen käme. — Die Arbeit für die Landtagswahlen geht ruhig weiter. Fast jeden Sonntag finden eine oder zwei Versammlungen statt. Die Hauptarbeit aber wird erst in den letzten 3 oder 4 Wochen vor den Wahlen erfolgen.

Hamburg. Mit der im Inseratenteil angezeigten Versammlung beginnt die Arbeit unserer Bezirksgruppen. Den bis jetzt bestehenden sechs Bezirksgruppen hoffen wir in den nächsten Monaten eine neue für Harvestehude-Rotherbaum folgen zu lassen. Die Wahlrechtsvorlage wird uns in erster Linie beschäftigen müssen. Wie auch die Entscheidung in der Bürgerschaft fallen mag, wir werden weiter kämpfen für ein freies, gerechtes Wahlrecht. Eine zweite wichtige Aufgabe ist die Schaffung eines liberalen Programms für den Hamburger Staat, ein Kommunalprogramm. Man sagte von den früheren Nationalsozialen, daß sie zuviel Programmarbeit gemacht hätten; unsere Partei hat zu wenig Programm. Die Fragen „Was ist Liberalismus? Was wollen die Liberalen?" muß man auch in kommunalpolitischen Dingen einfach und klar beantworten können. In einer langen Reihe von Sitzungen hat der Agitationsausschuß in den Sommermonaten getagt und einen Programm-Entwurf geschaffen. Nach seiner Vollendung und nach einer zweiten Lesung durch den Vorstand wird er den Bezirksgruppen zur weiteren Durchberatung zugehen. Über die Versammlungen werden wir regelmäßig in der liberalen Presse Hamburgs berichten. Wir bitten aber unsere Mitglieder dringend, sämtlich die „Hilfe", die immer mehr unser Parteiorgan geworden ist, zu abonnieren. Aber auch die „Nation" sollen alle diejenigen halten, die es können. Beide Blätter ergänzen sich. — Und nun bitten wir unsere Mitglieder, recht eifrig für den Liberalen Verein in Hamburg und für unsere Presse zu werben und vor allen Dingen uns eine ersprießliche politische Arbeit möglich zu machen, indem sie selbst durch Besuch der Versammlungen daran teilnehmen.

Zuschriften und Wünsche sind zu richten an den Parteisekretär Haupt, Rentzelstr. 17 (Telephon II, 1171).

Frankfurt a. M. Der nationalsoziale Stammtisch findet wieder jeden 1. und 3. Freitag im Monat, abends 9 Uhr, im Restaurant Henninger, Schillerplatz II. St. statt. Am Freitag den 15. September stehen wichtige Angelegenheiten auf der Tagesordnung, worauf hier besonders hingewiesen werden soll.

Für den **nationalsozialen Pressverein** gingen uns folgende Beiträge zu: Blombacherbach bei Barmen, E. R. I. 5 Mk.; Diedenhofen, Dr. A. I. 5 Mk.; Leipzig, F. 5 Mk.; Stuttgart M. C. III. 5 Mk.; Waibstadt C. W. I. 5 Mk.

Zusammen 25,00 Mk.
Dazu laut Ausweis in Nr. 34 3381,60 Mk.

Insgesamt **3406,60 Mk.**

Für alle Beiträge besten Dank!

Berlin-Schöneberg, Hohenfriedbergstr. 11.

Die Geschäftsleitung.

Soziale Bewegung

Mit einem Erfolge der Arbeiter hat der Riesenkampf im rheinisch-westfälischen Baugewerbe geendet. Es ist nämlich ein weitausgedehnter und gut fundamentierter Tarifvertrag für drei Jahre zustande gekommen. Sein Geltungsbereich umfaßt die Stadt- und Landkreise Bochum, Dortmund, Essen, Gelsenkirchen, Hagen, Mühlheim, Recklinghausen, Altena, Hamm, Hörde, Iserlohn, Oberhausen, Olpe, Witten, Ruhrort, Arnsberg, Neheim-Hüsten, Homberg-Hochheide, Moers, Lippstadt

Digitized by Google

und Lüdenscheid. Es ist also die industrielle Zentralwerkstätte Deutschlands, in welcher der Friede auf drei Jahre dem Unternehmertum wie vielen Tausenden von Arbeitern Stetigkeit und ungestörten Verdienst im Baugewerbe verspricht. Der Vertrag führt für die größeren Städte sofort den Zehnstundentag ein mit einem Mindestlohn von 50—52 Pfennigen pro Stunde. Für die Landorte sichert er eine allmähliche Verkürzung der Arbeitszeit bis auf 10 Stunden und einen Stundenlohn von mindestens 42 Pfennigen, der bis 1908 auf 45 Pfennige steigt. Überstunden und Sonntagsarbeit müssen extra bezahlt werden. Kurz, das ganze Gebiet ist durch den Vertrag so organisiert, daß weder von außerhalb noch aus dem Gebiet selbst innerhalb der Vereinbarungen Lohndrückerei stattfinden kann. Dabei ist ein bedeutsamer sozialer Fortschritt, die Herabsetzung der Arbeitszeit von 12 auf 10 Stunden, erreicht. Wer sich daran erinnert, daß der monatelange erbitterte Kampf im rheinisch-westfälischen Baugewerbe gerade wegen Bruch des alten Tarifvertrages geführt wurde, wird diesen günstigen Ausgang mit Freuden begrüßen. Die Gesamtbewegung für Tarifverträge ist durch diesen Vorgang bedeutend gestärkt worden.

Evangelische Arbeiter und Hirsch-Dunckersche Gewerkvereine. Die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine erfreuen sich schon seit längerer Zeit einer besonders gehässigen Bekämpfung durch die Christlich-Sozialen. Neuerdings wieder hat ihr Renommierarbeiter Franz Behrens einen Aufsatz im Zentralblatt der christlichen Gewerkschaften verbrochen, worin es am Schluß heißt:

„Seit den letzten Reichstagswahlen hat der Liberalismus seinen Einfluß in der Arbeiterschaft ziemlich eingebüßt. Die Nationalsozialen sind als politische Partei zusammengebrochen. Die evangelischen Arbeitervereine boten ihnen nicht die erwartete Tragfähigkeit. Das Experiment der Neutralisierung der sozialdemokratischen Gewerkschaften ist gescheitert. Eine politische Bewegung kann aber nicht ohne Gefolgschaft in der Arbeiterschaft gedeihen. Von der sozialdemokratischen Arbeiterschaft hat der Liberalismus nichts zu hoffen. Die von den christlichen Gewerkschaften entschieden vertretene christlich-nationale Weltanschauung ist ihm zuwider. Folglich bleibt nichts weiter übrig, als die bisher im manchesterlichen Fahrwasser festsitzenden Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine wieder flott zu machen. Dies soll mit Hilfe der „Düsseldorfer Richtung" geschehen. Um nun den völlig erstarrten Organisationen neue Kräfte und „Massen" zuzuführen, werden in jüngster Zeit nationalliberal und nationalsozial geleitete Arbeitervereine als Rekrutierungsfeld benutzt. Die Glieder des „evangelisch-sozialen Kongreß" unter Führung der Nationalsozialen suchen ihren Einfluß auf die Arbeitervereine zugunsten der Hirsch-Dunckerschen geltend zu machen, und die „Düsseldorfer Richtung" findet gar kein Haar mehr in diesem „seltsamen Gemisch" als Arbeiterorganisationen, sondern glaubt dort noch etwas lernen zu können. Die nationalsozialen Hintermänner sind auf der ganzen Linie in den evangelischen Arbeitervereinen wieder an der Arbeit. Nur daß sich diese Arbeit jetzt nicht gegen die nationalliberale Strömung, sondern mit deren freundlichem Wohlwollen gegen die christlich-soziale Richtung in den Arbeitervereinen richtet. Dem Gesamtverband der evangelischen Arbeitervereine stehen wieder heftige Kämpfe bevor, welche die christlichen Gewerkschaftler insofern interessieren, als sie sich eigentlich der Form nach gegen die freudig aufblühenden christlichen Gewerkschaften richten."

Gegen dieses sehr durchsichtige Lamento wendet sich der Führer der „Düsseldorfer Richtung", Herr Erkelenz, mit folgenden Worten: „Der Kernpunkt dieser Ausführungen ist der auch von Stöckers „Reich". systematisch betriebene Trick, die Gewerkvereine als eine Filiale nationalsozialer Bestrebungen zu bezeichnen, in der Hoffnung, uns damit diskreditieren zu können. Das ganze Vorgehen der Gewerkvereine in den evangelischen Arbeitervereinen wird dargestellt als eine auf nationalsozialen Befehl eingeleitete Bewegung, um dem deutschen Liberalismus auf die Strümpfe zu helfen. Als Stütze für diese Behauptung vermag man gar keinen Beweis anzutreten, versucht es gar nicht, sondern behauptet einfach. Die Anzahl der nationalsozial gesinnten Gewerkvereiner ist gering, erreicht nirgendwo die Zahl der anderen, z. B. der dem Zentrum angehörenden Gewerkvereinsmitglieder. Es ist also kompletter Unsinn, die Gewerkvereiner mit nationalsozialen Bestrebungen in Verbindung zu bringen. Genau so gut könnte man sie mit der Zentrumspartei identifizieren. Ferner, wir erklären bei jeder passenden Gelegenheit, in allen von uns herausgegebenen Schriften allen Parteien gleich neutral gegenüberzustehen, wir wägen stets, noch neuerdings in Essen, die einzelnen Parteien vom Arbeiterstandpunkte ab, untersuchen vorurteilslos die Möglichkeiten, welche die einzelnen Parteien bieten, den Arbeiterforderungen zur Annahme zu helfen, drängen alle individuellen Freundlichkeiten und Unfreundlichkeiten für bestimmte Parteien zurück und geben jeder Partei die ihr zustehende Quittung; wir laden Anhänger aller Parteien zur Mitgliedschaft in den deutschen Gewerkvereinen ein, garantieren jedem freieste Betätigung im Arbeitersinne, und gegenüber allen diesen unzweideutigen Beweisen ehrlichster Neutralität wissen die Herren um Stöcker nur von einer nationalsozialen Mache zu reden. Der Plan ist zu oft an anderer Stelle schon gebraucht, seine einzelnen Seiten sind zu abgenützt, als daß sie einen Menschen, der von Politik nur das A B C versteht, zu täuschen vermöchten. In den evangelischen Arbeitervereinen sind alle Parteien vertreten. Diese würden zum größten Teil für einen neutralen Gewerkverein sehr wohl zu gewinnen sein, aber dann würde die christlich-soziale Partei nicht ihr Geschäftchen machen. Dies Parteichen vermag nur zu einer begrenzten Entfaltung zu kommen, wenn es die evangl. Arbeiter in die christlichen Gewerkschaften bringt, dann wird es von Zentrumsgnaden einige Mandate erhalten. Der dafür zu wandelnde Weg ist: den Gewerkvereinen muß die Möglichkeit genommen werden, als parteipolitisch neutral zu gelten, sie müssen einer bestimmten Partei zugewiesen werden, um die anderen in den evangelischen Arbeitervereinen vertretenen Parteien gegen die Gewerkvereine mobil zu machen. Divide et impera! (teile und herrsche) war stets ein „staatsmännischer" Grundsatz, auf den sich die Stöckerianer sehr gut verstanden und sie denken auch jetzt ihre zukünftige Herrschaft darauf zu errichten."

Im Grunde läuft die ganze evangelische Arbeiterpolitik der Christlichsozialen darauf hinaus, unter den Arbeitern Anhänger der kirchlichen Orthodoxie zu werben. Es ist die Ironie der Tatsachen, daß auf diesem Wege die Christlichsozialen da ankommen, wohin sie ihre ganze Geistesrichtung zieht: beim Zentrum. Herr Behrens ist nichts weiter als das, etwas unsaubere, Werkzeug vermummter Ränkeschmiede.

Christliche Gewerkvereine und Zentrum. Trotz aller Beteuerungen ihrer politischen Neutralität haben die christlichen Gewerkschaften sich doch immer mehr und mehr zu einer Kampforganisation des Zentrums gegen die Sozialdemokratie entwickelt. Die Essener Wahlbewegung liefert übrigens für den engen Zusammenhang zwischen beiden einen urkundlichen Beweis. Seitens des Zentrums wird jetzt ganz offen der Versuch gemacht, die christlichen Gewerkschaften in diesem Kreise für den klerikalen Kandidaten mobil zu machen; der Gewerkvereinssekretär Effert hat in einer Wählerversammlung die Mitglieder der christlichen Gewerkvereine geradezu verpflichtet, für den Zentrumskandidaten zu stimmen. Nichtsdestoweniger gibt man sich doch auch im Zentrum über das zukünftige Wachstum der christlichen Gewerkschaften keinen Illusionen hin. Die sogenannten katholischen Fachabteilungen, für deren Förderung der klerikale Landtagsabgeordnete v. Savigny mit großem Erfolge besonders den Klerus interessiert hat, machen den christlichen Gewerkschaften jetzt schon eine starke Konkurrenz. Die Fachabteilungen sollen schon über 70 000 Mitglieder zählen. Dann aber fürchtet das Zentrum, daß ihm binnen kurz oder lang die Zügel über die christlichen Gewerkschaften aus der Hand gleiten werden. In einer in der Reihe der volkswirtschaftlichen Abhandlungen der badischen Hochschulen erschienenen Monographie über „Die christliche Gewerkschaftsbewegung Deutschlands mit besonderer Berücksichtigung der Bergarbeiter- und Textilarbeiter-Organisationen" kennzeichnet der Kaplan O. Müller die politisch-taktischen Ziele der christlichen Gewerkschaften dahin, daß sie grundsätzlich ein Einvernehmen mit den sozialistischen anstreben, sobald gegenüber den Arbeitgebern ein geschlossenes Vorgehen nötig wird, der Grundsatz „Getrennt marschieren, vereint schlagen" also anerkannt sei. Obwohl ihm die Lebensfähigkeit der christlichen Gewerkschaften durch ihr rasches Anwachsen in den letzten Jahren erwiesen zu sein scheint, glaubt er doch nicht, daß sie Aussicht haben, außerhalb Rheinlands und Westfalens einen nennenswerten Bruchteil der Arbeiter zu gewinnen, von Süddeutschland vielleicht abgesehen. Die Masse der Arbeiter im östlichen und mittleren Deutschland werde der Sozialdemokratie zufallen. Diese stark pessimistische Auffassung des Herrn Kaplans Dr. Müller erklärt es wohl auch, daß die führenden Organe des Zentrums, die die christlichen Gewerkschaften tagtäglich über den grünen Klee loben, diese unbequeme Broschüre bisher ignoriert haben.

Verkürzung der Arbeitszeit. Auch die Berichte der preußischen Fabrik- und Gewerbeinspektoren, die neulich erschienen sind, geben eine ganze Reihe von Belegen, daß eine Verkürzung der Arbeitszeit keineswegs die Produktivität eines Betriebes gefährdet und daß sich auch in Unternehmerkreisen auf Grund mehrfacher Versuche diese Erkenntnis immer mehr durchsetzt. Wir können hier natürlich nicht die einzelnen Angaben alle zusammenstellen. Von größeren Betrieben sind vielleicht die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft zu nennen, die für ihre Gummifabrik von 10 auf 9 Stunden über gegangen ist, und das Borsigsche Werk, das für seine Hammerschmiede statt der bisherigen 9½ stündigen die 8½ stündige Schicht eingeführt hat. Die Beamten verzeichnen dabei meist, daß unter diesen Maßregeln weder die Produktion noch der Arbeitslohn gelitten habe. An einigen Stellen wehrten sich die Arbeiter selber gegen die Verkürzung; das war dort, wo die aufklärende Tätigkeit der Gewerkschaft fehlte. Die Bedeutung dieser Feststellungen gegenüber der Öffentlichkeit liegt darin, daß man in bürgerlichen Kreisen lernt, Kämpfe der Arbeiter um eine kürzere Arbeitszeit ruhiger und vernünftiger zu beurteilen als es bisher vielfach geschehen ist.

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Eugen Katz in Berlin. — Druck von Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 12

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 37. Berlin, 17. September 1905

Stille

Alle anderen Leiden sind verschwindend gering gegen den Schmerz, nie im Leben auch nur eine halbe Minute sich selbst gehören zu dürfen. Paul de Lagarde.

Ein Kontorbeamter überdenkt seinen Tageslauf. Auf dem Schreibtisch liegt seine Arbeit; Zahlenreihen um Zahlenreihen werden in die Bücher eingetragen, zusammengezählt und abgezogen. Des Mittags ißt man rasch und hört an, was die Kinder des Morgens für Streiche gemacht haben und überlegt, was sie an Kleidung und Schulbüchern bedürfen. Nachmittags beginnt wieder der Zahlentanz. Abends muß man einer Vereinssitzung anwohnen. Nachher geht man noch „wohin". Man spricht von hundert Dingen, aber von keiner einzigen Sache. Müde legt man sich zu Bett. Und am Morgen weckt die Gewißheit, daß es heute nicht anders sein wird, wie es gestern war.

Ein König fährt von Stadt zu Stadt. Unterwegs hört er Vorträge. Sein Einzug wird begrüßt. Alles wird vorgestellt. Des Fürsten Worte werden gezählt, sein Gesicht gemustert, seine Haltung beobachtet; er muß die Macht in sich darstellen. Ist es das Volk nicht, so sind es die Diener, sind es die Diener nicht, so sind es die Räte, die um ihn sind. Er wird beschützt, bewahrt, begleitet. Aber wann war er einmal allein? Wann gehört er eine halbe Minute sich selbst?

Was diese beiden vom Rohrstuhl und Thronsessel aus erzählen, ist schließlich die alte Geschichte von uns allen. Man gehört der Gewohnheit, folgt der Mode, gehorcht der Sitte; man nimmt Teil an den Einrichtungen der Kultur, man erfüllt die gesellschaftlichen Verpflichtungen, man handelt als Bürger, geht vielleicht sogar in die Kirche —, aber wann kommt der Augenblick, wo wir uns selbst angehören? Und doch sehnt etwas in uns nach Ruhe und Stille. Denn das interessanteste, was dem Menschen im Leben begegnet, das ist: er selbst. Hat er sich doch nie recht Zeit genommen, nach seinem eigentlichen Bild zu fragen, so langsam und ruhig in sich selbst sich zu vertiefen, und bei sich selbst einmal zu Hause zu sein. Und weil wir uns nicht kennen, deshalb paßt uns nichts. Zum Kleid nimmt man die Maße; unser eigenes Herz haben wir noch selten ausgemessen.

Wie glücklich sind wir, wenn wir ein einziges Mal uns selbst haben können! Es ist, wie wenn der Fuß, der bisher im Sande mühsam vorwärts kam, auf festen Boden tritt. Mag uns die Entdeckung, die wir beim Besuch im eigensten Innern machen, angenehm oder unangenehm sein: wir haben doch einmal die Wirklichkeit selbst gefaßt und sind unter den Tausenden von gemalten Bildern einem ungeschminkten, lebendigen Menschen begegnet. Einmal fühlen, wie man selbst fühlt, denken, wie man selbst denkt, ein einziges Mal frei sein von allem, allem und nur dem Quellen der eigenen Seele lauschen —, das heißt Gewinn! Mögt ihr es ausdrücken, wie ihr wollt; darauf kommt's nicht an. Aber zu teil werden muß es uns, jenes „Sich-selbst-angehören". Darum kämpfen wir dafür, daß die Menschen wieder Zeit gewinnen, etwas Zeit, ach, nur einige Minuten Zeit, Zeit für sich, für Stille und Ruhe, für unbemerktes Sehen und unmerkliches Horchen. Nennt es Gebet, nennt es Andacht, nennt es wie ihr wollt —, nur gebt uns Zeit für den Bau des inneren Menschen. Wer keine Zeit hat, kennt keine Ewigkeit. Stückweis wird er verschlungen von Sekunde, Minute, Stunde, Tag und Jahr; aber der Mensch geht dabei langsam zugrunde. Selig sind, die Zeit haben für sich selbst!

Traub.

Ausstellung zur Bekämpfung der Volkskrankheiten

Eine sehr nützliche und gute Ausstellung ist jetzt in München zu sehen, eine Ausstellung zur Bekämpfung der großen Volkskrankheiten, in Dresden beim letzten Städtetag ins Leben gerufen aus den Mitteln des Kommerzienrats Lingner, der sich dadurch sehr verdient gemacht hat. Zu bedauern ist nur, daß diese Ausstellung nicht durch die deutschen Städte wandert, sondern, wie man hört, in Dresden ständig bleiben soll.

Wir leben in einer Zeit, in der ein außerordentlich starkes Bedürfnis nach Aufklärung in gesundheitlichen Fragen im Volke vorhanden ist, das durch eine massenhafte Produktion polulär-medizinischer Broschüren, meist sehr minderwertiger Natur, befriedigt wird. Ebenso finden die öffentlichen Vorträge der Naturheilvereine und die auf Sensation berechneten „medizinischen Schaustellungen" auf den Messen und Märkten zahlreichen Zuspruch.

Diesem Bedürfnis müssen die Ärzte entgegenkommen. Durch Darbietung gediegener, sachlich richtiger Aufklärung in leicht faßlicher und anschaulicher Form, können sie viel Segen stiften und dabei auch ganz unabsichtlich dem Treiben der gefährlichen „Kurpfuscher" und Geheimmittelkrämer entgegenwirken, die die Menge in den abenteuerlichsten medizinischen Vorstellungen erhalten und ausbeuten. Man kann wohl sagen, daß die Münchener Ausstellung allen Anforderungen entspricht, die man an eine solche Veranstaltung stellen kann. Mit wissenschaftlicher Exaktheit ist eine große Anschaulichkeit in der Form des Dargestellten verbunden, so daß der Zweck, möglichst vielen ein klares Bild von den Dingen zu geben, sicher erreicht wird.

Alle Hilfsmittel sind in diesem Anschauungsunterricht angewandt, die graphische Darstellung der Kurven der Krankheits- und Sterbeziffern, die Photographie in Verbindung mit dem Stereoskop, die Wachsmodelle der sichtbaren Krankheiten in künstlerischer Vollendung, die Spirituspräparate der verschiedensten kranken Organe und schließlich das Mikroskop, das den Schleier aufhebt von dem Leben der allerkleinsten Wesen, der gefährlichsten Feinde des Menschen, der Bakterien: Wir sehen die großen Infektionskrankheiten, die den Schrecken der vergangenen Zeit bildeten, Pest und Pocken, plastisch vor Augen, wir sehen in die Werkstätten, wo der Impfstoff und das Diphtherieserum gewonnen wird, und freuen uns, wie der Typhus in München der Kanalisation und Wasserleitung hat weichen müssen. — Ausführlich sind die Gesundheitsverhältnisse des Heeres dargestellt, und wir haben Anlaß, nicht unzufrieden mit dem Gesundheitszustand der deutschen Armee zu sein. Die Ziffer der Geschlechtskrankheiten sinkt, sie ist niedriger als in allen anderen größeren Armeen, wie in Frankreich, Österreich, Italien oder gar in England, das die höchste Ziffer erreicht. Leider weist unsere Marine, besonders die ostasiatische Abteilung, eine höhere Erkrankungsziffer an Geschlechtsleiden auf als das Landheer. Typhus und Lungentuberkulose, zwei gefährliche Feinde der Massenquartiere, sind auch im Heere in der Abnahme begriffen, vor allem in Preußen, das überall mit den besten Zahlen antreten kann. Auch hier sind die Gesundheitsverhältnisse der französischen und italienischen Armee weit schlechtere als bei uns. Recht eindringlich zeigen uns weitere Tabellen die Bedeutung der großen Krankheiten

Digitized by Google

für ein im Felde stehendes Heer an den Zahlen des Feldzuges 1870/71, wo an Wunden nicht ganz 30 000 Mann starben und an Krankheiten, vor allem Typhus und Ruhr, 15 000 Mann.

Die Ausstellung führt uns natürlich auch die ganze Misère der enormen Kindersterblichkeit in Deutschland vor Augen, und es ist auch sehr notwendig, daß diese Frage, die eine nationale und soziale allererster Bedeutung ist, von allen begriffen wird. Wir haben eine Kindersterblichkeit, die nur noch von der Rußlands übertroffen wird! Das sollte doch genug sagen. Man sehe die Ziffern durch, man lese, wie von 100 Lebendgeborenen im ersten Lebensjahr sterben in: Rußland 29,6 pCt., Sachsen 28,1 pCt., Bayern 27,4 pCt., England 15,5 pCt., Dänemark 13,7 pCt.

Und wenn wir die Zahlen der Sterblichkeit in deutschen und außerdeutschen Großstädten vergleichen, so ist es dasselbe Bild: am höchsten in Moskau, Petersburg und Lemberg, und dann schon kommen wir mit Chemnitz und dann mit München. Und dabei wagen wir es, uns über die russische Barbarei so hoch zu erheben und sind in dieser wichtigen Frage nicht sehr weit entfernt von ihr. Denn eine Kultur, die die Kinder mißachtet, läßt die Quelle versiegen, aus der ihre Träger kommen. Was ist es denn, das die Schuld trägt an dieser enormen Sterblichkeit? Seit Jahren wissen wir es, daß der Brechdurchfall, durch unrichtige oder ungenügende Ernährung verursacht, die Scharen der Kinder tötet. Wir wissen es, daß die Pflichtvergessenheit der Frauen, die ihre Kinder nicht mehr stillen wollen — von denen, die physisch nicht dazu imstande sind, will ich nicht reden —, an der Schwächlichkeit und dem Siechtum der Kinder die größte Schuld trägt. Handgreiflich hat es denen, die das noch nicht wissen oder nicht glauben sollten, der ausgezeichnete Dresdener Kinderarzt Professor Schloßmann auf dieser Ausstellung vor Augen geführt. Er hat aus seinem Säuglingsheim Photographien ausgestellt von Säuglingen mit künstlicher Ernährung, und hat dann dieselben Säuglinge 1—2 Monate später, wo sie mit Ammenmilch genährt wurden, wieder abgebildet. Welch ein Kontrast! Was ist aus diesen armseligen Würmern, denen man jedes Knöchelchen am Leibe nachzählen konnte, die so dürr und hohl dalagen, daß man nicht drei Pfennige für ihr Leben gegeben hätte, geworden in diesen zwei Monaten? Dick und gesund liegen sie da, so voll, wie sie nur Rubens gemalt hat, mit zufriedenem Gesichtsausdruck; ein jeder würde der Mutter zu diesem Kinde Glück wünschen. Das kann man aus den Kindern machen, bei richtiger Ernährung. Die Schloßmannschen Bilder sind so überzeugend, daß ich mir große Wirkung davon verspreche, wenn man sie überall an Bahnhöfen und an anderen öffentlichen Stellen aufhängen würde.

Daß schließlich die größte Volkskrankheit, die Lungenschwindsucht, auf dieser Ausstellung entsprechend berücksichtigt würde, war von vornherein zu erwarten. Es ist ja die Krankheit, die uns die Menschen meist im leistungsfähigsten Alter in so großen Massen hinrafft, gegen die seit bald 10 Jahren Krieg geführt wird. Ihre ziffernmäßige Bedeutung ist auf der Ausstellung gut zum Ausdruck gebracht. Wir sehen, wie die Invalidenversicherung für Schwindsüchtige fast das Doppelte ausgeben muß als für alle anderen Kranken zusammen; wir sehen auch, wie die Tuberkulose in den einzelnen Großstädten und Ländern verbreitet ist. In der Reihe der Großstädte mit mehr als 500 000 Einwohnern steht natürlich Moskau und Petersburg mit der höchsten Zahl wieder obenan, dann kommen Wien, Budapest und Paris und an 9. Stelle erst Berlin. Unter den europäischen Staaten kommt Deutschland an 6. Stelle. Rußland, Österreich und Frankreich sind schlechter daran. Aber England weist außerordentlich günstige Verhältnisse auf, es hat ungefähr nur die Hälfte der deutschen Tuberkulosesterblichkeit.

Aber so schön das einzelne in der Tuberkuloseabteilung der Ausstellung auch dargestellt ist, im ganzen scheint mir die Tuberkulose etwas dürftig weggekommen zu sein.

Viel klarer hätte das wirtschaftliche und soziale Moment in seinem ursächlichen Zusammenhang mit der Schwindsucht herausgearbeitet werden müssen. Zwar sind die bekannten Zahlen von Hamburg, die die Beziehung zwischen Einkommen und Tuberkulosesterblichkeit dartun, wiedergegeben und auch eine Tafel: Berufe und Tuberkulose, ist vorhanden, aber das alles tritt nicht in den Vordergrund. Es liegen doch Zusammenstellungen einer ganzen Reihe von Krankenkassen vor, die die Zentralkommission der Krankenkassen 1899 dem Reichsversicherungsamt unterbreitete. Darin steckt ein Material, das schlagend die Berufsschädlichkeit im einzelnen darlegt. Gut wären auf einer solchen Ausstellung auch Darstellungen aus dem Gebiet der Volksernährung; unsere Physiologen haben doch ein Existenzminimum aufgestellt, und einzelne, wie Flügge, in gewissen Arbeiterschichten eine nicht geringe Unterernährung vorgefunden. Auch das Kapitel Wohnung und Tuberkulose hätte illustriert werden können, vielleicht aus dem Material des letzten Heimarbeiterkongresses. Wenn ich diesen kritischen Bemerkungen noch eine zufügen darf, so ist es der Wunsch, daß der Inhalt der graphischen Darstellungen in großer Schrift kurz und deutlich jeder Tafel beigegeben werden möchte. Denn gar vielen ist es etwas mühsam, die Kurven und Säulen zu studieren, besonders wenn sie darin ungeübt sind. Die Ausstellung soll doch für die Menge verständlich sein.

Im ganzen aber kann man der Ausstellung nur Lob spenden. Das ist die richtige Methode der Aufklärung, sie wird auch Erfolg haben.

München. **Georg Hohmann.**

Eine Dorfgeschichte

Von **Helene Christaller.**

(Schluß.)

Es ging dem Frühjahr zu; im Pfarrgarten blühten die Schneeglöckchen und am Kirchhofsrain bekamen die Veilchen Knospen. Schwester Hermine sah blaß und elend aus, und als eines Tages der Bruder Pfarrer kam, erschrack er und wollte sie mit heim nehmen. Aber Hermine schüttelte mit sanftem Lächeln den Kopf.

Dann kam ein stürmischer Märztag. Im Dorf schlich ein unheimlicher Gast umher, die Diphtheritis, und die Schulen wurden geschlossen. Die Kinderschwester war von der Beerdigung eines ihrer kleinen Schüler gekommen und ließ sich müde in den Sessel fallen. Der Kopf schmerzte ihr so sonderbar, und sie gedachte sich ins Bett zu legen, denn sie hatte ja jetzt keine Pflichten mehr, die sie verletzte. Es war kalt im Zimmer und der Frost schüttelte sie, schaudernd schlüpfte sie unter die Decke.

Die Stine hatte an diesem Nachmittag Mist auf den Acker geführt mit ihren zwei Kühen; die konnte schaffen wie ein Mann. Ihre plumpen Schuhe waren schwer von Erdklumpen und sie schwang die Peitsche über dem trägen Gespann. Als sie am Rathaus vorbeikam, blickte sie hinauf und wäre gern hineingegangen, um nach der Schwester zu sehen; aber dann schaute sie an ihrem unsauberen Anzug herunter, der dazu einen starken Stallgeruch ausströmte und sie bog seitwärts in die Gasse ein, die zu ihrem Häuschen führte.

Es war Abend und die Wirtschaft besorgt; die Hühner schliefen auf ihrer Stange, die Kühe waren gemolken, Stine saß am Küchentisch und las. Der grobe, braune Finger mit dem abgestoßenen Nagel folgte den Zeilen des Buches:

‚Und wird gequälet werden mit Feuer und Schwefel vor den heiligen Engeln und vor dem Lamm; und der Rauch ihrer Qual wird aufsteigen von Ewigkeit zu Ewigkeit; und sie haben keine Ruhe Tag und Nacht.‘

Sie nickte mit ihrem Kopf und ein triumphierendes Leuchten ging über ihr finsteres Gesicht. Es hatte zu regnen begonnen und die Tropfen klatschten an die kleinen, schmucklosen Fenster.

Plötzlich kam eine Unruhe über Stine. Sie öffnete die Haustür und lauschte in die Nacht hinaus. Aber man hörte nur das eintönige Rauschen des Regens. Sie setzte sich wieder an das Buch und blätterte um.

‚Gehet aus von ihr, mein Volk, daß ihr nicht teilhaftig werdet ihrer Sünden, auf daß ihr nicht empfahet etwas von ihren Plagen. Denn ihre Sünden reichen bis in den Himmel und Gott gedenkt an ihren Frevel.‘

„So wird's dene alle gehn,“ murmelte die Stine und ihr Gesicht glühte von Genugtuung und Rache.

Im alten Küchentisch pickte der Holzwurm. Sie schlug mit der Faust auf die Platte.

„Gebt Ruh!“ Das Geräusch hörte auf. Aber nun bekam die Stille ihre Sprache, die wogte um die einsame

Digitized by Google

Leserin und rauschte durch ihr Blut und klopfte mit ihrem Herzen.

Plötzlich fuhr sie auf; sie hatte deutlich einen schweren Seufzer gehört. Jetzt blickte sie nicht mehr rechts und links; sie löschte die Lampe, zog den Rock über den Kopf und rannte die dunkle Straße hinunter zum Rathaus. Das Wasser spritzte in den Pfützen auf, daß es ihr in die Schuhe drang, aber sie achtete nicht darauf. Der Märzsturm bog die Pappeln, daß sie ächzten und einen Tropfenregen auf die Eilende schütteten, und ein Nachtvogel strich dicht an ihr vorüber und flog dem Licht zu, das am Bett eines kranken Kindes brannte.

Im Rathaus war alles dunkel, das Haustor verschlossen. Aber zum Kinderschulsaal führte ein eigener Eingang, und sie hatte einen Schlüssel, weil sie der Kinderschwester morgens früh dort den Boden zu reinigen pflegte.

Endlich hatte sie sich die vielen Treppen bis unters Dach hinaufgetappt. Durch die dünne Holztüre klang leises Stöhnen. Sie öffnete und schlug Licht. Der erste Blick, den sie auf Hermine warf, zeigte ihr, daß sie bei einer Schwerkranken sei.

Zuerst war sie wie gelähmt durch diese Erkenntnis; ihre Glieder wurden schwer und kalt. Dann schüttelte sie gewaltsam die Angst ab und begann zu handeln. Sie zündete Feuer im Ofen an und legte der Kranken kalte Kompressen auf die Stirn. Einen Augenblick schlug diese die Augen auf und blickte die Pflegerin an.

„Stine," flüsterte sie, „laß mich nicht allein sterben."

Ein wildes, tierähnliches Schluchzen rang sich aus Stines Kehle, und sie zerdrückte im Schmerz das Glas, das sie in den Händen hielt, daß das Blut auf den weißen Boden tropfte.

„Sie dürfe net sterbe," rief sie leidenschaftlich, „i leid's net, Schwester! Mir isch der Herrgott noch ebbes schuldig. Seine Gebot' häb' i g'halte von Kind auf und unbefleckt bin i bliebe von der Welt und ihrer Lust. Er darf mir net alles raube."

Stine stürzte auf die Knie vor das Bett der Schwester und rang in wildem Gebet, das zwischen tiefster Demütigung und Pharisäerstolz, Gotteslästerung und stürmischem Betteln hin nnd her schwankte.

„Herr ich breite meine Hände aus zu dir, errette meine Freundin vom Tod. Laß mich nicht so allein! Behandle mich nicht wie einen Hund, dem man die Treue mit einem Fußtritt lohnt.

Hab' ich dir nicht allzeit gedient? Was hast du mir vorzuwerfen? Nie hab' ich meine Jugend genossen, wie die anderen, nie bin ich gesessen, wo die Spötter sitzen. Bin ich nicht ohne Tadel einhergegangen und habe recht getan? Wem bin ich etwas schuldig geblieben?

Aber ich verfluche die Jahre, da ich zu dir betete, so du mich jetzt im Stiche lässest. Wahrlich, Satan ist barmherziger denn du, wenn du mir heute nicht deine Verheißungen erfüllst."

Sie erschrak über ihre eigenen wilden Worte und fuhr demütig fort: „Höre nicht, was ich sage, Herr, ich — ich bin von Sinnen, sieh nur mein großes, großes Elend an, und erbarme dich."

Stine dachte nicht daran, einen Arzt zu holen, sie wollte dies Leben von Gott ertrotzen, ihr sollte Hermine es verdanken.

Die Nachtstunden schlichen dahin, die Schwester lag in betäubtem Fieberschlummer. Stines Gestalt war wie erstarrt; hier und da erhob sie sich mechanisch und schob einen Holzklotz ins Feuer, dann sank sie wieder in ihre vorige Lage zurück. Sie drückte ihr Gesicht in die Decke der Kranken und fühlte das Zucken des fiebergeschüttelten Körpers, und immer, wenn Hermine stöhnte oder seufzte, dann hob die Betende ihre beiden Arme zum Himmel und sagte fast gebieterisch:

„Hörst du mich, Herr, unser Gott? Tu' was ich begehre, was ich fordere, ich lasse dich nicht!"

Der Morgen blickte in fahlem Grau zum Fenster herein. Stine trat hin und öffnete es, um die gleiche Frage dort hinaufzurufen, wo der Morgenstern im Dämmer verblich.

Die Kranke wurde unruhiger, ihre Hände zuckten auf der Decke. In dem Mädchen stieg eine entsetzliche Angst empor. Wenn Gott sie nun doch nicht hörte, wenn er anders beschlossen hatte? Sie fühlte den Boden wanken unter ihren Füßen. Ihr trotziges Fordern verstummte. Schweigend starrte sie hinunter auf die nasse, frostige Straße. Aber schnell änderte sich wieder ihre Stimmung, sie richtete sich jäh auf und begann zu rechten mit ihrem Gott, eine wilde Abrechnung voll Drohung und voll Vorwürfe.

„Was hab' ich dir getan, sag es mir? Die Gerechte lässest du so leiden, und die Sünder brüsten sich. Ich bin nie gewandelt auf dem Wege der Gottlosen, was war mein Lohn? Spott und Schande bei den Menschen, Einsamkeit und keine Freud' für mich. Dann gabst du mir sie . . .

Stine schwieg, ihr zorniges Gesicht wurde weich und sinnend. Ein Klagelaut kam vom Krankenbett her.

„Ja, du hast mich gehoben, um mich jetzt desto tiefer ins Elend zu schleudern; sehen soll' ich, was es heißt zu lieben. Herrgott im Himmel droben, wenn ich sie verliere, kann ich nimmer lieben, auch dich nicht. Hassen muß ich, die Menschen, die ganze Welt, mich selber und — und dich. Ja dich, denn du bist mein Verderber."

Die Sonne ging auf und es wurde lebendig auf der Dorfstraße. Mit übernächtigem bleichen Gesicht sah Stine zu, wie der Lammwirt verschlafen und brummig sein Vieh zur Tränke trieb und im Nachbarhof die Bäuerin noch in der Nachtjacke die Hühner hinausließ, die sich flatternd und gackernd um das Futter stritten.

Die Einsame setzte sich wieder ans Bett der Kranken und wechselte die Umschläge; sie betete nicht mehr. Tiefe Schatten lagen um ihre Augen, und die Lippen hielt sie fest gepreßt. Behutsam nur strich sie mit ihren rauhen Fingern über die glühenden Hände der Schwester.

Plötzlich öffnete Hermine die Augen und schaute mit einem fremden verträumten Blick um sich. Dann bemerkte sie Stine, die mit dem Ausdruck verzehrender Liebe an ihr hing. Ein sanftes Lächeln flog über ihr Gesicht und sie ergriff die verarbeitete Hand.

„Liebe Stine."

Der Pflegerin stürzten die Tränen aus den Augen Da bemerkte sie, wie mit einem Male der Puls der Kranken unruhig wie ein flatterndes Vöglein wurde, und wie ein angstvoller Schein über das liebe Gesicht flog, das für sie der Inbegriff alles Schönen und Guten war. Die Lippen der Sterbenden formten noch ein unhörbares Wort: „Unser Vater," und dann stand das Herz still; ein schmerzloser Schlag hatte dem jungen Leben ein Ziel gesetzt.

Stine wollte es nicht glauben; sie beugte sich über die Tote, rief sie bei Namen, schüttelte sie — umsonst. Das Herz klopfte nicht mehr, nicht der leiseste Hauch des Atems streifte ihr Gesicht.

Da versteinten die Züge der Verlassenen. Mit einem Ruck stand sie auf und ihre Blicke irrten in dem stillen Raum umher. Welch ein Hohn für sie, dieses Zimmer! Die Wände bedeckt mit frommen Bildern, über dem Bett ein geschnitztes Kruzifix, auf dem Bücherbrett nur Andachtsbücher, über der Kommode ein Spruch: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen."

Mit einem wilden Aufschrei riß das Mädchen das bunte Blatt herunter, zerriß es in zwei Stücke und warf es in des Feuer, daß die hochaufschlagenden Flammen es verzehrten. Da lag auch die Bibel. Stand da nicht darin: „Bittet, so wird euch gegeben?" Das schwere Buch folgte dem Spruch und erstickte fast das Feuer, das sich mühsam qualmend durchfraß.

Jetzt die Bilder! Sie zerrte sie herunter trat mit den Füßen darauf, daß die Glassplitter krachten, und zerfetzte sie.

Nun das Kruzifix. Sie mußte sich über die Tote beugen, um es herab zu nehmen. Ihr Blick fiel auf das edle Gesicht, mit dem Ausdruck heiliger Verklärung und göttlichen Friedens, der jetzt im Tod noch stärker hervortrat, als einst im Leben. Sie stutzte und ließ die Hand mit dem Kreuz sinken. Wenn sie Gottes Wort vernichtete, zeugte nicht laut für ihn, dieses sein Kind?

Lange stand sie stumm; dann legte sie das Kreuz in Herminens Hand.

„Verworfen vom Herrn, ins Elend verstoßen, verachtet! Wie ein Hund hab' ich bettelt an seiner Schwelle, er will nix von mir," sagte sie dumpf und ging hinaus.

Mit langsamem schweren Schritt wandelte sie die Straße hinunter. Sie kam an ihrem Haus vorbei; im Stall brüllten die hungrigen Kühe und die Hühner flatterten in ihrem engen Nachtquartier. Stine schritt vorüber, ohne einen

Digitized by Google

Blick hineinzuwerfen, immer weiter aus dem Dorf hinaus, durch den langen Wald zum Gebirge, der Nacht entgegen, in der für sie kein Stern leuchtete.

Sie kehrte nie wieder zurück und niemand weiß, ob sie in diesem Leben oder in einem anderen ihre Seele reinigt von den Schlammmassen des Hasses und des Hochmuts, und niemand weiß, wann die Liebe, sieghaft wie die Sonne, ihre lange Nacht vertreiben wird.

Allerlei

Buchstabenglaube. Jedes System eines großen Denkers ist ein Dialog. Nicht nur der Forscher selbst spricht in ihm, sondern es schwirren in ihm alle Stimmen mit, die zur Zeit seines Forschens lärmten. Kein Autor der Vergangenheit läßt sich verstehen, ohne daß man die Vorfrage löst: mit wem redet er, mit wem setzt er sich auseinander, gegen welche Tendenzen richtet er seine Pfeile? Denn nur, wenn man weiß, mit wem er kämpfte, gewinnt man Verständnis für die Verteilung der Akzente, für die Aufsetzung der Lichter, kurz für die Ökonomie seines Denkens. Der eigentliche Erfolg aber des unsterblichen Werkes ist es, daß die Gegner, mit denen er in seinen Gedanken sprach, eben durch die Überlegenheit des Meisters niedergerungen werden, sterben. Die Stimmen, die einst den Markt beherrschten, verstummen, nachdem der Prophet sie überwältigt, und so wird das triumphierende Werk selber — historisch. Es ist das Kennzeichen aller Epigonen, daß sie diesen Prozeß übersehen, daß sie am Buchstaben des großen Lehrers haften, daß sie in seinem Geiste immer noch mit den Elementen sich raufen, mit denen er selbst zu ringen hatte, wenn die Feinde von ehedem auch längst inzwischen von dem Schauplatz des Daseins verschwanden. Das ist der tiefe Sinn, der Grund des Wortes, daß der Buchstabe tötet. (Kurt Eisner im „Vorwärts".)

Marie von Ebner-Eschenbach. Am Mittwoch, den 13. September, vollendet die greise österreichische Dichterin ihr 75. Lebensjahr. Es ist nicht am Platze, Jubiläen zu feiern, lange Hymnen und Biographien zu schreiben —, bloß mit einem warmen Gefühl der Dankbarkeit denken wir an dem Tage an die Frau, der es vergönnt ist, ihre schaffende Kraft in ein hohes Alter zu führen. Diese Greisin hat die Feder noch nicht zur Seite legen müssen, und die paar Sammlungen der letzten Jahre, auf denen das warme Licht einer scheidenden Spätherbstsonne malend ruht, haben von der schlichten Kraft und Schönheit der Meisterwerke nichts eingebüßt. Nur ihr Klang ist wohl noch stiller und weicher geworden. Man mag sich an Fontane erinnern, bei dem jedes einzelne Jahr seines Alters zu einem reichen Geschenk an unser deutsches Schrifttum wurde. Wir wollen heute nicht ästhetisierend ihre Kunst der Darstellung, ihre Sprache, ihre literarische Bedeutung untersuchen. Wie denken an die stille, kluge Frau mit dem leicht ironischen, gütigen Zug um den Mund, und den Augen, die so tief alles Menschliche schauten und verstanden. Die Menschen, die nach Befreiung und Reinheit ringen, mit innerer Teilnahme gestaltet. Deren ganze Kunst erziehende Liebe ist. Was bedeutet diese Frau zwischen all den „Dichterinnen", die ihre Bücher mit lärmenden Thesen und Programmfuchteleien füllen! Sie kennt die großen Worte nicht, aber die Taten. So ist sie die schlichte und beredte Zeugin schöpferischer Frauenkraft. Ihr gehören unser Dank, unsere Verehrung und unsere stillen Wünsche. J.

In der Heide. Zwei Stunden ging es wohl so: auf einem geraden, sehr sandigen und sehr schlechten Wege, der voll ermüdender Unebenheiten war und durch einen verwahrlosten und verwachsenen Tannenwald führte. Die Äste und Zweige der Bäume waren von hellgrünen Flechten ganz umkleidet, und das phantastische, struppige Reisig umspann die Tiefen des Gehölzes wie um Auge und Fuß von träumenden Geheimnissen fernzuhalten. Da zogen wir hin, durch einen weltfernen Sonntagmorgen; es war einer jener Hochsommertage, die leichte, dunkelgraue, schimmernde Wolken über den Himmel gezogen haben und durch kurze, flatternde Windstöße sagen, daß es nun bald Herbst sein wird. Als wir endlich den Wald hinter uns hatten und ins Freie traten, schob sich vor uns in zarten Linien ein Hügel in die Höhe, der ganz von rotem Heidekraut überblüht war. Da hinauf einen kurzen mühsamen Marsch, quer durch das dichte, hemmende Gewirr. Oben ist es wundervoll. Das süddeutsche Auge braucht eine Weile, diese Art Landschaft zu erfassen und zu verstehen. In nähnlichen Senkungen und Hebungen fällt der Hügel ab und alle seine Bewegungen sind vom gleichen, zarten, dunklen Rot getragen, in das sich ein feines, zurückhaltendes Grün mischt. An den Grenzen der Heide, zwischendurch, Wald oder ein paar Stücke bestelltes Land, bunte Streifen. Die Fernen, denen das Sonnenlicht fehlt, sind matt und wenig plastisch, aber ihre Farben, die sich einander näherten, haben sehr zarte Nuancen angenommen. Man mag an Bilder englischer Aquarellisten denken. Wir lagen lange oben und sprachen kein Wort: jeder hatte sich einen eigenen Platz gesucht und träumte. Da fiel der Berg in einer Rinne ab, unten ein paar Bäume, zwischen denen einer der großen, alten, düsteren einsamen Ställe lag, die dastehen wie geheimnisvolle Überbleibsel einer lange toten, germanischen Kultur und Wirtschaft. Am merkwürdigsten aber in der Heide sind die zahlreichen Wacholderbüsche. Sie gliedern und beleben die weichen, horizontalen Linien ungemein. In den verschiedensten Formen und Größen, wahllos zerstreut; ihr dunkles, starkes Grün hebt sich ernst von dem friedlichen Rot des Bodens. Sie sind das zeichnende Element dieser Landschaft, aber sie stehen in ihr wie etwas Fremdes, etwas Südländisches, das nach Sonne und hell leuchtenden Farben verlangt. Sie rufen stärker als der gleichmäßige Ton des Bodens und mehr als die weiten Linien das Gefühl der Einsamkeit aus dem Grund der Seele. Lärm und Markt und Welt sinken zur Vergessenheit, und alle Stimmen des Tages schweigen. Es ist ganz ruhig hier, und ein herber Blütenduft lockt die summenden Bienen. Das Licht der Sonne ist leicht umschleiert, es hält die Farben der Heide im selben, warmen Ton. Ein großer Friede ruht über großer Schönheit und zwingt die Seele zur Andacht. All' diese Stille ist wie eine Befreiung vom unruhigen Heute und Morgen.

Und wie ich mich erhebe und im großen Gefühl der Freiheit meine Arme weite, erwachen in mir die wundersamen Töne, die Hugo Wolf einmal fand, zu einem Lied von Mörike: „Laß, o Welt, o laß mich sein . . ."; und singend wandere ich weiter in die stille, blühende Heide. J.

Auf einer Wanderung.

In ein freundliches Städtchen trat' ich ein,
In den Straßen liegt roter Abendschein.
Aus einem off'nen Fenster eben,
Über den reichsten Blumenflor
Hinweg, hört man Goldglockentöne schweben,
Und eine Stimme scheint ein Nachtigallenchor,
Daß die Blüten beben,
Daß die Lüfte leben,
Daß in höherem Rot die Rosen leuchten vor.

Lang' hielt ich staunend, lustbeklommen.
Wie ich hinaus vors Tor gekommen,
Ich weiß es wahrlich selber nicht.
Ach hier, wie liegt die Welt so licht!
Der Himmel wogt in purpurnem Gewühle,
Rückwärts die Stadt in gold'nem Rauch;
Wie rauscht der Erlenbach, wie rauscht im Grund die Mühle!

Ich bin wie trunken irr'geführt —
O Muse, du hast mein Herz berührt
Mit einem Liebeshauch! Eduard Mörike.

Die Sonne . . .

Der ist mein Freund nicht, der die Sonne nicht mag ...

die Sonne muß lieb haben, wer mein Freund sein will ...
die Sonne und das Meer
und den Wald überm Strand
und die Wolken, die darüber gehn . . .
in Stille und Sturm.

Doch nicht bloß so, wie man so sagt: man habe was gern!

Es muß dir sein, was dem Vogel die Freiheit . . .
es muß zu deinem Leben gehören,
es muß ein Stück von dir selber werden . . .
ein Stück deiner Seele,
das du hast
mitten auch im Novemberschauern,
mitten in Mauern,
mitten in Alltags-Hast und Last.

Die Sonne muß lieb haben, wer mein Freund sein will!

Cäsar Flaischlen („Von Alltag und Sonne").

Briefkasten

K. Düsseldorf. Das „Reich" schreibt zwar in Nr. „418", daß unser Freund, Lizentiat Traub in Dortmund, den „Nationalsozialen Verein" in Essen „gegründet" habe. Das ist aber wieder eine jder dort beliebten Entstellungen. Traub hat bei der ersten öffentlichen Versammlung, die der Verein in Essen hielt, den Vortrag übernommen, hat aber mit seiner Gründung nichts zu tun.

Cand. H. in Erlangen. Am Ende eines jeden Jahres bringen wir ein Inhaltsverzeichnis über den abgelaufenen Jahrgang. Besten Dank für Ihr Anerbieten.

M. in Göppingen. Wir können Ihnen jetzt die Mitteilung machen, daß die bei uns zum Teil abgedruckten Erzählungen von Helene Christaller, mit anderen vereinigt, in einem Buch herausgegeben werden, unter dem Titel „Meine Waldhäuser, Bilder aus einem Dorfe". Das Buch wird in einem Monat bei Eugen Salzer in Heilbronn erscheinen und brosch. 2, geb. 3 Mk. kosten.

S. S. Geestemünde. Dankend abgelehnt.

P. in Darmstadt. Ihren unterzeichneten Wünschen tragen wir gerner Rechnung als Ihren anonymen.

W. in Elberfeld. Das ist kein Beweis.

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

NUMMER 38

Die Hilfe

Sonntag, den 24. September 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Ungarn — Jungliberalismus — Das rote Rudolstadt — Ein Triumph des Freihandelsgedankens — Landarbeiternot — Mittelstandsvereinigung und Bund der Landwirte) — **Naumann:** Das Weltbürgertum der Masse — **E. Wilhelm:** Soldatenmißhandlungen — **Gustav Wunschmann:** Die sächsischen Landtagswahlen — Arbeitersekretär **A. Erkelenz:** Eine kleine Erinnerung — Büchertisch — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — Briefkasten — **Gottfried Traub:** Eine Predigt — **Dr. E. J. Lesser:** Naturwissenschaft und Weltanschauung — **Cäsar Flaischlen:** Von den Dingen der Kunst — Allerlei.

Politische Notizen

Ungarn. Durch die vorzüglichen Aufsätze unseres Wiener Mitarbeiters R. Springer sind unsere Leser in der Lage, die neuesten Vorkommnisse in Ungarn in ihrer Tragweite zu beurteilen. Springer sagt: Die Habsburger müßten nach dem Muster Wilhelms I. (Bismarcks) ihr Reich auf das allgemeine Wahlrecht gründen, sie müßten napoleonische Politik machen! Aber er fügt gleich hinzu: Kommt ein sechshundertjähriges Herrschergeschlecht über seine Traditionen hinaus? Die Antwort auf diese zweifelnde Frage liegt jetzt vor. Das ungarische Ministerium des Barons Fejervary hat sich mit Tapferkeit auf den von Springer bezeichneten Boden gestellt. Insbesondere der Minister des Innern Kristoffy hat in glänzender Weise alle Gründe für das allgemeine Wahlrecht aufgeführt. Als wir seine Rede lasen, da wollten wir diesen Mann als Lehrmeister für preußische Minister nach Berlin rufen, falls er noch kommen würde. Was Fejervary und Kristoffy geboten haben, war wirkliche große Staatskunst: die Monarchie apelliert rückhaltlos an die Masse, um sich vor den Privilegierten zu schützen. Die Parole „Demokratie und Kaisertum" war ins Ungarische übersetzt. Und welche Wirkung hatte dieses Auftreten! Die ungarischen Herrenmenschen, die nur $^1/_{20}$ der Staatsbürger vertreten, waren wie Hühnervolk unter dem Gewitter. Große sozialdemokratische Versammlungen kamen der Regierung zu Hilfe. Da versagte der Wille des Kaisers! Es fehlte jene Kraft des Durchhaltens, die Wilhelm I. im preußischen Konflikt gezeigt hat. Der Kaiser versagte seine Zustimmung zur Wahlrechtsvorlage seines Ministeriums, des getreusten und klügsten Ministeriums, das er jetzt in Ungarn haben konnte. Die Minister haben ihre Entlassung genommen, das Napoleonsspiel ist ausgespielt, der letzte große Versuch, das ungarische Staatsrecht von Wien aus zu ändern, ist zerbrochen. Jetzt muß der Kaiser mit der Parlamentsmajorität gehen, er muß zugeben, daß die Magyaren sich den ungarischen Staat weiter als Gegenstaat gegen den Kaiserstaat ausbauen. Wieviel er im Augenblick wird nachgeben müssen, ist heute noch nicht zu übersehen, es ist anzunehmen, daß jetzt, wo ihnen der Schrecken noch in allen Knochen sitzt, die Magyaren den Kaiser auf keine zu harte Probe stellen. Aber selbst, wenn heute die Kommandosprache nicht magyarisiert wird, so bedeutet das keinen Sieg des Kaisers, denn womit soll er in Zukunft dem ungarischen Parlamente drohen, nachdem er jetzt selber sich vor seiner eigenen Macht gefürchtet und seine kaiserlichen Minister preisgegeben hat? Budapest ist stärker gewesen als Wien. Natürlich gehen die Stürme dieser Tage an den Minderheitsnationen des ungarischen Staates nicht spurlos vorüber. Jetzt weiß alles Volk, daß es ein Mittel gibt, die magyarische Kastenherrschaft zu ruinieren. Die Rede des Ministers Kristoffy ist noch lange nicht verklungen. Aber was nützt dieses Wissen, solange es das Wissen der Ausgeschlossenen ist? Der österreichische Staatsgedanke steht heute viel schwächer da als vor dem kühnen Versuche Fejervarys, denn es gibt Dinge, die man nicht zweimal auf dieselbe Weise machen kann und dazu gehört das Wagnis, eine alte klerikale Monarchie napoleonisch zu gestalten. Das nächste Mal — wer wird es dann glauben? Wie eine Rakete erleuchtete der Plan des allgemeinen Wahlrechtes in Ungarn den Himmel des Donaureiches. Die Rakete ist zerplatzt und nun ist es wieder dunkel.

Jungliberalismus. In Stuttgart hat der Reichsverband der nationalliberalen Jugend getagt. Das Ergebnis ist nicht sehr erfreulich, aber erklärlich, wenn man an die enge Verbindung dieser Organisation mit der nationalliberalen Partei denkt. Wir betrachten die Jungliberalen objektiv und ihre wirklich fortschrittlichen Vereine mit Freundschaft. Wir wissen, daß jeder Mann, der inmitten unserer reaktionären Zeit ernsthaften Liberalismus will, auf jeden Fall unterstützt und gefördert werden muß und daß dem gegenüber alle kleinlichen Rücksichten verschwinden müssen. Käme aber bei dieser Bewegung nichts anderes heraus als eine Kräftigung der nationalliberalen Partei, wie sie heute ist, jenes Gemisches von Agrariern, Scharfmachern und Liberalen, dann wäre der gute fortschrittliche Wille, der ohne Zweifel viele Jungliberale beseelt, für einen schlechten Zweck aufgewandt. Es war richtig, daß die Jungliberalen in Stuttgart eintraten für Reichserbschaftssteuer, für die Flottenverstärkung und für die Zulassung von Arbeitern in den Laiengerichten. Es war aber sehr falsch und unliberal, daß man sich für die (auch von Treitschke seinerzeit verworfene!) Wehrsteuer erwärmte, den Kulturkämpfern entgegen kam und in falscher Mittelstandspolitik machte. Was soll man dazu sagen, wenn der Abgeordnete Dr. Böttger die Beamten aus der Leitung der Konsumvereine fernhalten will? Heißt das Gleichberechtigung aller Staatsbürger? Ein solcher Vorschlag hätte dem rückständigsten Zentrumsmann Ehre gemacht. Gegenüber der unsozialen Politik der Nationalliberalen, die man gerade in der Berggesetzgebung so ziemlich bemerken mußte, wäre auch mehr Kritik am Platze gewesen. Noch mehr gegenüber ihrer Schulpolitik. Diese Kritik blieb aber nur einzelnen Rednern aus Süddeutschland vorbehalten. Die ganze Tagung, in ihrer Mischung von Fortschritt und Reaktion bewies den Mangel einer einheitlichen durchgebildeten politischen Weltanschauung. Wenn man sich immer überlegt: was sagt die nationalliberale Partei, jenes verkalkte Gebilde, dazu, dann setzt man sich nicht durch. Mehr Selbstvertrauen und politische Bildung!

Das rote Rudolstadt. Im Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt (95 000 Einwohner) haben die Sozialdemokraten bei der Landtagswahl einen Sieg erfochten, der das ganze kleine Staatsgebiet in Aufregung bringt. Sie haben von den vorhandenen 16 Sitzen

Digitized by Google

im ersten Anlauf 8 genommen und hoffen noch einen weiteren bei der Stichwahl zu erlangen. Sonach kann Minister v. d. Recke in Rudolstadt gar nicht ohne die Genossen regieren, wenn er nicht einen schwarzburg-rudolstädtischen Staatsstreich machen will. Der Staat wird dabei nicht untergehen, so wenig wie Koburg-Gotha in seiner sozialdemokratischen Zeit untergegangen ist. Es ist sogar ganz gut, wenn in aller Stille in einigen Kleinstaaten der Versuch der Staatsleitung mit sozialdemokratischer Hilfe gemacht wird. Dabei können dort beide Teile lernen und das übrige Deutschland kann sich seine Gedanken darüber machen, wie es sein würde, wenn einmal Sachsen oder schließlich gar Preußen eine demokratische Majorität hätte. Sicher ist es tapferer von Rudolstadt, dieser Probe offen entgegenzugehen, als sich wie Sachsen und die Hansastädte rückwärts zu bewegen. Wie wird wohl die Thronrede lauten? Wird sie anfangen: „Geliebte und Getreue?"

Ein Triumph des Freihandelsgedankens. Unsere Agrarier beschimpfen mit Vorliebe die deutschen Zollgegner als Agenten des Auslandes. Wir wollen heute an einem Beispiel zeigen, wer für das Ausland und wer für die wahren Interessen des deutschen Volkes zu sorgen pflegt. Bekanntlich hatten wir früher eine hohe Zuckersteuer und einen hohen Zuckerzoll. Wer aber Zucker exportierte, bekam eine fette Exportprämie. Das wurde dazu benutzt, innerhalb der deutschen Grenzen den Zuckerpreis hochzuhalten, den Engländern aber den Zucker zu einem Spottgeld zu liefern. Das war das Werk der Zuckeragrarier, dem sich die deutschen Freihändler immer widersetzt hatten. Durch die bekannte Brüsseler Zuckerkonferenz wurden dann auf internationalem Wege die Zuckerprämien und Zuckerzölle beseitigt, respektive ermäßigt. Folge: eine enorme und anhaltende Steigerung des Zuckerverbrauchs. In Deutschland ist der Rohzuckerverbrauch gestiegen pro Kopf der Bevölkerung:

von 12,84 kg im Jahre 1902/03
auf 19,51 „ „ „ 1903/04.

Es handelt sich also um eine ungeheure Verbrauchssteigerung dieses wichtigen Volksnahrungsmittels, dessen Konsum, wie auch Experimente der Heeresverwaltung bewiesen, so außerordentlich zur Kräftigung der Volksgesundheit beiträgt. Natürlich hat der Bund der Landwirte seinerzeit gegen die Brüsseler Zuckerkonvention Sturm geläutet. Wie dankbar wären ihm die Engländer gewesen, wenn er Erfolg gehabt hätte! Die Engländer müssen jetzt mit Betrübnis sehen, daß der billige Schleuderzucker, den ihnen die deutschen Zuckerpatrioten auf Kosten ihrer Landsleute verschafft hatten, ausbleibt. In England ist der Zuckerkonsum in der gleichen Zeit von 39,60 kg auf 39,14 kg gesunken, während er 1900/01 vor der Brüsseler Konvention noch 44,52 kg betragen hatte. Wer hat nun Deutschland und dem Ausland zuliebe oder zuleide gehandelt?

Landarbeiternot. Während der industrielle Geschäftsgang an die günstigste Zeit der 90er Jahre erinnert, — nie war damals der Beschäftigungsgrad für Arbeitsuchende so günstig wie in diesem August — äußert sich als Begleiterscheinung die Landflucht in einem für die größeren Landwirte verhängnisvollen Maße. Wir lesen in dem von Professor Jastrow herausgegebenen Arbeitsmarkt:

Wenn man die Vermittlungstätigkeit an den Arbeitsnachweisen der Landwirtschaft für das Deutsche Reich näher ins Auge faßt, so ergibt sich, daß auf 100 offene Stellen Arbeitsuchende kamen im Juli des Jahres

	männliche	weibliche	zusammen
1903	93,49	21,43	74,82
1904	65,98	19,27	54,79
1905	56,54	18,24	47,34

Soweit diese Ziffern, die allerdings nur einen sehr geringen Teil der landwirtschaftlichen Arbeitsvermittlung umfassen, als Beweis angeführt werden können, sprechen sie sehr deutlich.

Sieht man aber näher zu, wie die einzelnen Gegenden Deutschlands von der Leutenot berührt werden, so bestätigt sich wieder die alte Erfahrung, daß der Arbeitermangel den Großgrundbesitz in Preußen weitaus am schärfsten trifft. In Süddeutschland hat das Arbeiterangebot gegen das Vorjahr zugenommen. In Rheinland-Westfalen herrscht, trotz der lebhaften Nachfrage der Industrie, gar ein Überangebot an landwirtschaftlichen Arbeitern. Es zeigt sich immer deutlicher, daß in den industrialisiertesten Landesteilen die arbeitersuchenden Landwirte keineswegs am schlechtesten dastehen. Besonders da, wo die Industrie auf das platte Land gezogen ist, schafft sie einen Nachwuchs, der in erster Linie in der Erntezeit, auch landwirtschaftliche Tätigkeit übernimmt. Das ist ein Umstand, der mit der Zeit nicht wenig dazu beitragen dürfte, die Industriefeindschaft des Bauerntums überwinden zu helfen.

Mittelstandsvereinigung und Bund der Landwirte. Das Generalsekretariat der Vereinigung bittet uns in Bezug auf den neulichen Artikel „Ein unnatürlicher Bund" mitzuteilen, daß der Bund der Landwirte mit der deutschen Mittelstandsvereinigung „nichts zu tun" habe. Wir nehmen davon Notiz. Inwieweit diese Berichtigung stimmt, läßt sich natürlich nicht ohne weiteres beurteilen; auf jeden Fall widerspricht sie der bisherigen allgemeinen Auffassung. Wir werden eventuell noch darauf zurückkommen.

Das Weltbürgertum der Masse

Der Krieg im fernen Osten ist zu Ende und die Mehrzahl der Leute vergißt ihn von heute auf morgen. Wie schnell vergessen doch die Menschen! Als der Burenkrieg auf seiner Höhe war, da schien es, als seien Ohm Krüger und seine Generale Volkshelden für alle Sprachen und Zeiten, da gab es Christen, die ihren Glauben an eine göttliche Weltregierung vom Siege des Gottesvolkes in Südafrika abhängig machten, da klangen die niederländischen Schlachtgebete auf allen Klavieren, und nun ist das alles schon wieder von der Tafel abgewischt! Es kam eine andere Gegend an die Reihe, Korea und Umgebung hing an den Wänden, Stössel und Nogi wurden Tagesgespräch der Europäer, bis man auch das wieder verblaßt, wie die Lichtbilder trübe zittern, wenn sie gewechselt werden sollen. Was das nächste Weltinteresse sein wird, weiß man noch nicht. Es ist möglich, daß uns die Araber beschäftigen, falls England es jetzt für richtig hält, Mekka sich anzugliedern, indem es Unruhen begünstigt, die den Sultan stören, es ist möglich, daß ein allgemeiner Negerkrieg in Afrika ausbricht, es ist möglich, daß in Rußland Brand und Mord und Freiheitsdrang sich häufen, bis die Herrschaft selbst nicht mehr stehen kann, es ist vieles möglich, sicher ist nur, daß die Gegenwartsmenschen einen fabelhaften Durst nach Weltbegebenheiten haben und sozusagen von der Oberleitung der Geschichte verlangen, daß sie im Wandeldrama der Neuzeit keine zu großen Pausen eintreten läßt.

Da wir langsam in diesen Zustand hineingeraten sind, so machen wir uns selten klar, wie neu er für die Menschheit ist, und wie sehr er sich vom geistigen Zustande früherer Zeiten unterscheidet. Heute weiß jeder Schlosser und Schneider mehr von ostasiatischen oder südafrikanischen Begebenheiten, als vor 60 Jahren noch die oberste Schicht wissen konnte. Telegraph und Zeitung haben das Gehirn der Menschen umgestaltet. Wir sagen nicht, daß sie es an sich leistungsfähiger gemacht haben, aber sie gaben dem einzelnen weitere Aussichtsmöglichkeiten; die Welt aller Volksteile hat sich auf diese Weise ausgeweitet, die Kenntnis der Begebenheiten auf der Erdkugel ist demokratisiert worden. Irgendwo in Thüringen sitzt ein kleiner Bäckermeister abends in der Wirtsstube und liest bei einem Glase Lagerbier, daß es falsch von den Nordamerikanern sein würde, ihren Einfluß über Mexiko auszudehnen, daß es klug vom neuen Papste ist, wenn er sich freundlicher zum italienischen König stellt, daß gestern abend in Lissis große Ruhestörungen waren und daß Norwegen seine spärlichen Soldaten mobil machen möchte. Gleichzeitig liest er, daß in Berlin eine neue Art von Sozialdemokraten Spektakel macht, daß Bülow mit der Fleischnot nichts zu tun haben will und daß bei Kassel eine alte Frau ertrunken ist. Nachher spielt er noch einen kleinen Skat und dann schläft er mit allen seinen Weltkenntnissen gerade so ruhig wie seine Väter schliefen, die nur das erfuhren, was sich zwischen Eisenach und Rudolstadt begab, und die von der weiten Welt da draußen nur fernes, dumpfes Gedröhn vernahmen, wie wenn irgendwo im Walde die Jäger schießen, man weiß aber nicht, wer sie sind und wo sie jagen. Das, was also in diesem Falle die Gegenwart von der Vergangenheit unterscheidet, ist nur eine Vergrößerung der Menge von Urteilen und Nachrichten, die ganz oder halb angeeignet werden, es ist keine Vergrößerung des Umkreises der Tätigkeit, des Willens und des Charakters des einzelnen im Volke. Die Seele der Menge ist in einer merkwürdigen Umschiebung begriffen, deren Wesen man vielleicht so bezeichnen kann: bei unveränderter Kleinheit der Privatinteressen

Digitized by Google

vermehren sich die Allgemeininteressen. Es entsteht der Mensch, der von aller Welt etwas weiß und doch nur über sehr geringe Dinge selbst verfügen kann. Dieser Mensch trägt eben damit einen Widerspruch in sich, der in früheren Zeiten bei der Menge des Volkes nicht so vorhanden sein konnte, den Widerspruch der gedachten und der wirklichen Welt. In seiner gedachten Welt steigen Völker, Heere, Rassen, Klassen auf und nieder, und sei es auch nur wie im Nebel sich drängende Schatten, in seiner wirklichen Welt aber gibt es den Geruch aus der Küche des Nachbars und das Gebell der Hunde auf dem Dorfweg wie vor alters. Welchen Wert hat nun für ihn die neue Ausweitung des Wissens? Ist er selbst damit größer und reicher geworden? Sind wir alle reicher geworden, weil wir alle mehr Tagesereignisse und Tagesurteile erfahren als selbst Goethe und Kant erfahren konnten?

Es wird sich auf diese Frage jetzt überhaupt noch nicht endgültig antworten lassen, da die neue Art von Menschheitswissen für unser ganzes Geschlecht noch viel zu jung ist, um ihre Folgen für das Seelenleben ganz zu überschauen. Jetzt erst entsteht in Wirklichkeit das, was schon vor reichlich hundert Jahren in dem Wort „Weltbürger" vorausgeahnt wurde. Gleichzeitig mit der Austauschswirtschaft unseres Handels vollzieht sich ein Austausch des Geisteslebens, dessen Folgen ebenso in einer Zersetzung alter wie in einem Aufbau neuer Gedanken und Empfindungen bestehen. Zerstört wird der Mensch, der seinen Winkel für die Welt an sich, seine Sitte für die Normalsitte aller Menschen, seinen Dialekt für die Sprache Gottes und seinen Glauben für die Wahrheit aller Erdteile hält. Alle Begriffe der Vergangenheit lockern sich, und es entsteht ein Gemisch von Eindrücken und unausgeglichenen Werturteilen, durch das sich der einzelne beim besten Willen nicht mehr hindurch finden kann. Auf diese Weise wird der Gegenwartsmensch zwar gebildeter, aber gleichzeitig formloser, haltloser und unsicherer in seinem Geiste, als es der Vergangenheitsmensch war, und wenn wirklich nur dieses das Ergebnis der modernen Entwickelung sein sollte, so würden wir zwar ihre materiellen Vorteile rückhaltlos anerkennen müssen, sie aber als geistige Verarmung zu beklagen haben, denn was den Menschen in sich selber glücklich und reich macht, ist nicht die Menge der Vorstellungen, die er in sich aufnimmt, sondern die Kraft der Bildung von Überzeugungen und Grundsätzen. Es ist nicht die Quantität des geistigen Rohstoffes, wovon unsere Seelen leben, sondern die schöpferische Fähigkeit, aus dieser Quantität etwas Persönliches zu machen, sie in Qualität, das ist in eigenen Willen und Glauben, zu verwandeln. Nur wenn diese Fähigkeit wächst, nützt die Erweiterung des Weltbildes den einzelnen. Der „Weltbürger" ist nicht bloß ein Mensch, der viele Telegramme aus allen Zonen lesen kann, sondern ein Mensch, der sich eine Geschichtsidee zurechtmachen kann, von der aus er die Telegramme versteht und aus ihnen Schlüsse für sein Wollen entnimmt. Ob dieser Mensch aber aus der Überschüttung der Gegenwart mit Nachrichten herauswächst, das ist die Frage, die erst von späteren Geschlechtern endgültig wird beantwortet werden können. Was wir sehen, ist zunächst nur die mitleidlose Zerstörung des alten umgrenzten Horizontes der Menschen mit der Welt einiger Quadratmeilen, und es hängt von unserem allgemeinen Glauben an die Weisheit der Vorsehung ab, ob wir hinter dieser Zerstörung ein Menschenvolk ahnen, das sich neue weltbürgerliche Sitten und Begriffe schafft, die ihm ebenso fest und wohltuend sind, wie der alte Stil des Geisteslebens alten Zeiten war.

Man wird das Internationale in der Sozialdemokratie am ersten gerecht beurteilen können, wenn man sich den von uns beschriebenen Geisteszustand des einzelnen in der Menge verdeutlicht. Jenseits seiner kleinen Alltagswelt dehnt sich für den Mann, der vom Lohne lebt und dessen Streite sich um Groschen drehen müssen, die Welt, von der er liest und hört. Da er in ihr nichts selber zu schaffen hat und nur zusammenhangslose Einzelnachrichten aus allen Völkern in sich aufnimmt, so fehlt alles Maß für das, was in dieser Welt möglich und unmöglich ist. Die Phantasie bemächtigt sich des massenhaften Rohstoffes von Mitteilungen und webt ein beliebiges Gewebe zusammen, das keinen festen Handgriff aushält. Dieser Zustand ist eine notwendige Folge der jetzigen Lage des Menschen, der, wie wir oben sagten, bei kleinen Privatinteressen große Allgemeininteressen nebelhaft in sich bewegt. Langsam und unvollkommen nur werden die zwei getrennten Welten seines Innern ihren Zusammenhang finden können, indem einerseits der Umkreis der verantwortlichen Tätigkeiten sich erweitert und andererseits die Kenntnisse der weiten Welt im Laufe der Jahrzehnte sich vervollständigen. Das zweite geschieht von selbst, sobald nur die Schule guten Unterbau liefert, das erste aber ist das Problem des Seelenlebens der Gegenwart in seiner schärfsten Zuspitzung. Es ist die Frage, ob wir in Zukunft Menschen haben können, deren Privatinteressen nicht eng und kleinlich sind, sondern sich dem erweiterten Weltbilde anpassen. Man versteht, welches Gewicht von diesem Gesichtspunkt aus die demokratischen Bestrebungen im Staate und im Wirtschaftsleben bekommen. Das Ziel der demokratischen Bestrebungen ist, dem einzelnen Anteil an der Leitung größerer Verwaltungskörper zu geben, ihn irgendwie in den Willensvorgang mit einzustellen, durch den die Geschichte gemacht wird. Welche ungeheuren Schwierigkeiten sich diesem demokratischen Streben gegenüber auftürmen, kann hier nicht dargelegt werden. Alles, was wir in Politik und Sozialpolitik arbeiten, ist im Grunde nur Teilarbeit an dieser Riesenaufgabe der Neuzeit, den Einzelnen irgendwie zum Subjekt des Gesamtwillens zu machen. In dem Maße als es gelingt, aus Untertanen Staatsbürger und aus Arbeitssklaven Mitarbeiter zu machen, wird es gelingen, die Welt des Charakters der Welt des Wissens anzupassen und auch in der weltwirtschaftlichen Zukunft einheitliche Menschen zu erzielen. Gelingt es nicht, die Demokratisierung zu fördern, dann ist der Durchschnittsmensch der Zukunft eine arme Seele, die von allem etwas weiß und dabei einen verkümmerten Willen in sich trägt, dessen Rotationsbezirk nicht größer ist als der Lohn und die Wohnung. Unter diesen Umständen verdirbt uns die Weltwirtschaft den Charakter, denn was dann herauskommt, ist der Mensch, der als Privatperson kleinlich bleiben muß und dessen Kopf dabei voll ist von Phantasien, ohne alles Maß der Wirklichkeiten, das aber ist der Mensch, der, wenn es gerade paßt, für sinnlose Revolutionen sich vergeblich opfert. Alle Unterdrückung demokratischer Betätigung im Zeitalter der demokratisierten Weltkenntnis erzieht auf diese Weise eine unübersehbare Gefahr für den Bestand der Kultur überhaupt. Es ist kulturerhaltend, den Willenskreis der Menschen zu erweitern, deren Kenntnisse man nicht einzäunen kann. Vor den Gefahren der ziellosen Phantasie der Masse schützt nichts anderes als die Vergrößerung ihrer praktischen Verantwortlichkeit. **Naumann.**

Soldatenmisshandlungen

Vor kurzem ging ein Erlaß des Kriegsministers gegen die Soldatenmißhandlungen durch die Presse. Darin war sämtlichen Vorgesetzten verboten, ihren Untergebenen zu nahe zu kommen; Befehle und Weisungen sollten nur aus der Entfernung von mindestens 3 Schritten gegeben werden. Des weiteren sei den Mannschaften „strengste Weisung zu erteilen, jede Mißhandlung, auch die geringste tätliche Zurechtweisung, sofort auf dem vorgeschriebenen Dienstwege zur Anzeige zu bringen, denn nur mit Hilfe der Mannschaften kann diesem Übelstande gesteuert werden." Das Beschwerderecht des Soldaten wurde also in Mißhandlungsfällen durch die Beschwerdepflicht ergänzt.

Das Bestehen dieses Erlasses wurde von der offiziösen Presse dementiert, und es ist in der Tat aus formellen Gründen ausgeschlossen, daß der Erlaß, falls überhaupt schon etwas Wahres an ihm sein sollte, den veröffentlichten Wortlaut gehabt hat. Dagegen wagen wir die Vermutung zu äußern, daß sein Inhalt zum mindesten Ansichten und Absichten entspricht, die in maßgebenden Kreisen vorhanden sind. Es bestärkt uns in dieser Vermutung ein Artikel der „Kreuzzeitung", der den angeblichen Erlaß in boshaftester Weise lächerlich zu machen versucht.

Digitized by Google

Die „Kreuzzeitung" hält es zum ersten für widersinnig den Vorgesetzten für die Erteilung ihrer Befehle eine Mindestentfernung von drei Schritten vorzuschreiben. Denn wie kann man aus dieser Entfernung Kleidung und Reinlichkeit des Mannes kontrollieren? — Aber sollte der Verfasser des Artikels wirklich nicht gemerkt haben, daß sich jene Vorschrift nur auf das Verhalten beim Exerzieren bezieht? Hierbei kann eine solche Entfernung sehr wohl eingehalten werden; ja, sie empfiehlt sich schon aus praktischen Gründen, da sie dem Vorgesetzten den Überblick über seine ganze Abteilung erleichtert und die Präzision der Befehlsausführung erhöht. Beweis der Durchführbarkeit: wir haben bereits Truppenteile, in denen der Vorgesetzte beim Einzelexerzieren zehn Schritte von seinen Leuten entfernt sein soll. Es versteht sich, daß diese Vorschrift als sogenannter Eventualbefehl aufgefaßt werden muß; es soll nicht jeder Fall strafbar sein, in dem der Unteroffizier ein paar Schritte weniger von seiner Mannschaft entfernt ist; aber es soll die Möglichkeit geschaffen werden, falls beispielsweise eine vorschriftswidrige Behandlung wahrscheinlich, aber nicht nachweisbar ist, den Vorgesetzten wenigstens aus dem formellen Grunde zu fassen, um so ein Exempel zu statuieren. Die Vorschrift dient demzufolge als unaufhörliche Warnung vor tätlichen Zurechtweisungen, und hat sich unseres Wissens dort, wo sie besteht, aufs beste bewährt. Allerdings pflegt nur eine Minderzahl der Mißhandlungsfälle auf dem Exerzierplatze stattzufinden; aber solche vorbeugende Maßregel wird schon durch die Minderzahl gerechtfertigt und bleibt sicher auch darüber hinaus, in der Kaserne, nicht ohne erzieherische Wirkung.

Ebenso sind die Einwendungen der „Kreuzzeitung" gegen Einführung einer Anzeige- und Beschwerdepflicht bereits durch Tatsachen widerlegt. Das Blatt meint, jene Neuerung „würde ekler Angeberei Tür und Tor öffnen, die Disziplin untergraben, Treu und Glauben und Vertrauen vernichten, und in kurzer Frist das Heer zu einem unbrauchbaren Werkzeuge machen, wenn sich nicht, wie wir zuversichtlich glauben, der gesunde Sinn der Mannschaft der unsittlichen, widerwärtigen Forderung entgegenstemmen sollte".

Wie amüsant müssen solche Prophezeiungen jenem erscheinen, der aus eigener Erfahrung königlich preußische Truppenteile kennt, in denen die Beschwerdepflicht gegenüber vorschriftswidriger Behandlung tatsächlich bereits eingeführt ist. Truppenteile, in denen, seit dem Erlaß dieser Vorschrift auch nicht eine einzige Ohrfeige gefallen, auch nicht der unschuldigste „väterliche Schubs" vorgekommen ist. Truppenteile, die nach der „Kreuzzeitung" uniformierten Banden südamerikanischer Raubstaaten gleichen müßten, die aber in Wirklichkeit bis zu ihren höchsten Vorgesetzten hinauf als außergewöhnlich tüchtig und leistungsfähig geschätzt sind. Und um die Absurdität der Beschwerdepflicht ganz klar zu machen, frägt das konservative Blatt: „Oder soll etwa die Unterlassung der Anzeige als strafbares Vergehen gelten?" — Aber gewiß soll sie das! Bei den erwähnten Truppenteilen ist die Unterlassung der Anzeige oder Beschwerde bei Mißhandlung oder vorschriftswidriger Behandlung mit einer Strafe von mindestens drei Tagen Mittelarrest bedroht. Der Mannschaft gegenüber wird diese Strafe ausdrücklich damit begründet, daß ein Soldat, der sich dergleichen gefallen läßt, ehrlos und feige ist.

„Ekler Angeberei" wird schon dadurch vorgebeugt, daß zu Unrecht erhobene Beschwerden ja von jeher strafbar sind. Fragt die „Kreuzzeitung" aber des weiteren: „Soll der Mann in Arrest gesteckt werden, weil er nicht meldet, daß sein tüchtiger und verehrter Lehrer ihn einmal „Schafskopf" tituliert hat?", so ist das eine Übertreibung, die kein vernünftiger Militär ernst nehmen wird. Schimpfworte und Schimpfworte sind zwei sehr verschiedene Dinge, je nach dem Ton, der die Musik zu ihrem Texte macht. Es muß allerdings die Möglichkeit gegeben sein, die Anwendung dieser Worte zu bestrafen, da sie zuweilen in beleidigendem Sinne gebraucht werden, und da ein ehrliebender Soldat sich ebensowenig beleidigen wie mißhandeln lassen darf. Andererseits wird niemand die Beschwerdepflicht auf solche Kleinigkeiten ausdehnen wollen; denn es liegt in der Anwendung von Schimpfworten durchaus nicht immer eine Beleidigung

Junge Leute von zwanzig Jahren aus den Bevölkerungsklassen, die das Gros unseres Heeres stellen, pflegen sich auch in Zivil nicht stets salonmäßig auszudrücken. Da wird ein „Schafskopf", in der Erregung hingeworfen oder gemütlich dazwischengesetzt, als Beleidigung weder ausgesprochen noch aufgenommen. Danken wir doch Gott, daß die Sprache des Volkes noch nicht so unleidlich verwaschen und abgezirkelt ist, wie die unserer „gebildeten" Kreise. Die erzieherischen Zwecke des Militärdienstes liegen unseres Erachtens auf ganz anderen Gebieten, und wir sind ungebildet genug, es hübscher zu finden, wenn Musketier A. und Musketier B. ihre Meinungsverschiedenheiten mit dem Worte „Schafskopf" feststellen, als wenn sie das in der Sprache des Regierungsassessors täten. Ebensowenig sollte man dem Unteroffizier jedes Kraftwort übelnehmen. Er ist ja auch nicht im Salon aufgewachsen, und es ist besser, er macht seinem Ärger mit einem „Schafskopf" Luft als mit irgend welchen Schikanen. Auch in der schönsten Milizarmee wird es Gelegenheit zu berechtigtem Ärger und Gelegenheit zu tausend unberechtigten, aber niemals nachweisbaren Schikanen geben. Soll man demgegenüber das Ventil des zoologischen Wörterbuches kategorisch verschließen?

Um aber auf die Mißhandlungen zurückzukommen, so werden diese auch durch die bloße Einführung der Beschwerdepflicht noch nicht ausgerottet werden. Die Hauptsache bleibt auch dann noch, daß der Kompagniechef die Augen offen behält, und daß er es versteht, seinen Leuten das unbedingte Vertrauen einzupflanzen: unser Hauptmann hat den Willen und die Fähigkeit, unser Recht gegen jeden zu schützen, selbst wenn er die goldenen Tressen oder den Offiziersrock trägt.

In dieser Richtung hat sich das jahrelange Drängen der öffentlichen Meinung ohne Zweifel nützlich erwiesen. Dagegen geschah sehr wenig auf dem zweiten Gebiete, das zur Beseitigung der Soldatenmißhandlungen in Frage kommt; das ist die Besserstellung der Unteroffiziere. Es sollte selbstverständlich sein, daß die Kapitulanten nur aus den tüchtigsten und zuverlässigsten Leuten ihres Truppenteils genommen werden. Das ist heute leider nicht möglich. Denn gerade die am brauchbarsten wären, dürfen hoffen, es im bürgerlichen Leben weiter zu bringen als in der Armee. Oder wenn wirklich einer von diesen kapituliert, so tut er das, um später zur Zahlmeisterkarriere überzugehen, zu den Feuerwerkern oder zu sonst einer Spezialkategorie. In diesen militärischen Nebenberufen bringt er es nicht nur zu höherem Gehalt, sondern auch zu höher geachteter Stellung, er kann Offiziersrang erhalten. Um also diese Besten in der Front festzuhalten, sollte man ihnen einmal die Erreichung höherer Gehaltsstufen ermöglichen, und man sollte des weiteren erwägen, ob das Institut des Feldwebel-Leutnants nicht auch in Friedenszeiten eingeführt werden könnte. Schließlich ist eine in militärischen Kreisen allgemeine und gewiß berechtigte Klage, daß durch Einführung der zweijährigen Dienstzeit die Arbeitslast der Unteroffiziere außerordentlich erhöht, daß aber ihre Zahl seitdem nur sehr ungenügend vermehrt wurde.

Je mehr man das Unteroffizierskorps vor Überlastung und damit vor Nervosität bewahrt, je mehr man seine Lebenslage und -stellung verbessert, umso mehr wird man zur Beseitigung der Mißhandlungen beitragen.

Auf der anderen Seite würde eine Vorschrift, die den Vorgesetzten beim Exerzieren räumlich von seinen Leuten entfernt, sicher von wohltätigen Folgen sein, und in erster Linie würde die allgemeine Einführung der Beschwerdepflicht mehr als irgend sonst eine Maßregel dazu helfen, jenen häßlichen Flecken aus unseres Königs Rock zu entfernen. Hat die Nachricht von dem hier erörterten ministeriellen Erlasse nicht den Tatsachen entsprochen, so würde unsere Armeeleitung doch nichts Besseres tun können, als nunmehr diesen Erlaß zur Tatsache zu machen. **C. Wilhelm.**

Die sächsischen Landtagswahlen

Die am 14., 15. und 16. September vollzogenen Teilwahlen in 24 Wahlkreisen (einem Drittel der gesamten Wahlkreise) für den sächsischen Landtag haben ein Ergebnis, das nach seinen Gründen wie nach den aus ihm zu folgernden Schlüssen eine ernste und nüchterne Prüfung fordert.

Digitized by Google

Die Wahlen erhalten zunächst dadurch ihre grundsätzliche Bedeutung, daß die Nationalliberalen sich von dem seit 30 Jahren zwischen ihnen und den Konservativen bestehenden Kartell losgesagt haben, die Nationalliberalen, die leider fast die einzigen Vertreter des Liberalismus in Sachsen waren und sind.

Von diesem Gesichtspunkte aus könnte man, soweit sich die Sachlage in Anbetracht der vielen notwendig werdenden Nachwahlen beurteilen läßt, sagen, daß der Liberalismus in Sachsen Fortschritte aufzuweisen habe. Von den durch die Nationalliberalen zu verteidigenden sieben Wahlkreisen dürfen bereits jetzt sechs: Freiberg, Mittweida, Döbeln, Öderan-Zschopau, Auerbach-Falkenstein, Herrnhut-Oschitz als sicher behauptet gelten. Die Stadt Zwickau, bisher durch einen Nationalliberalen vertreten, wird wohl einem Anhänger der Freisinnigen Volkspartei zufallen, der damit über das in Zwickau noch bestehende Kartell siegen würde. So erfreulich an sich dieser Sieg wäre, so erfährt er dadurch eine Einschränkung, daß der Zwickauer Freisinn nicht von einer allzu engen Verbindung mit dem Hausagrariertum loszusprechen ist.

Die Konservativen haben in sieben Wahlkreisen ihre Mandate behauptet. Eine glänzende Niederlage erlitten sie in dem Wahlkreise Mylau-Netzschkau-Treuen, der bisher durch einen Hauptwortführer der konservativ-agrarischen Mehrheit, den Geh. Justizrat und Rittergutsbesitzer Opitz-Treuen, vertreten war. Die im ganzen Lande verbreitete Mißstimmung gegen seine volksfeindliche Wirksamkeit im Landtage hat ihn zu Falle gebracht, er mußte seinem nationalliberalen Gegner, weichen. Außerdem dürfen die nationalliberalen Kandidaten in Limbach-Meerane-Waldenburg und im fünften Leipziger Wahlkreise (Westvorstadt) gegen die Konservativen als gewählt gelten. In dem letzteren Kreise, in welchem sich hauptsächlich die Industrie Leipzigs konzentriert, hat der Kaufmann Franz Gontard seinen Erfolg der kräftigen Unterstützung durch die Industriellen zu verdanken.

Anders als in den übrigen Wahlkreisen liegt die Sache in dem dritten Leipziger Wahlkreise (Südvorstadt). Dort war es gelungen, die sämtlichen liberalen Gruppen, einschließlich der Nationalliberalen, unter einen Hut zu bringen; Kandidat war Friedrich Gontard-Leutzsch.

Es konnte dies gewissermaßen als die Probe auf das Exempel angesehen werden. Und wenn auch die Probe noch nicht zugunsten der Liberalen ausfiel, so darf es, wenn man bedenkt, daß vor sechs Jahren der konservative Kartellkandidat einstimmig gewählt wurde, doch gewiß als ein Fortschritt betrachtet werden, daß diesmal den 2322 Stimmen für den Konservativen 1824 Stimmen für den Kandidaten der vereinigten Liberalen gegenüberstanden. Dabei ist noch hervorzuheben, daß in der dritten Abteilung in manchen Bezirken nur eine Zufallsmehrheit von wenigen Stimmen zu verzeichnen war; in dieser Abteilung stand im ganzen der liberale Kandidat (mit 830 Stimmen) gegen den konservativen Kandidaten (mit 908 Stimmen) um 78 Stimmen zurück. Dieser Umstand darf uns jedoch nicht über die Tatsache hinweg täuschen, daß in Leipzig der Liberalismus vorläufig noch nicht die Kraft besitzt, selbst in der Vereinigung seiner Anhänger, die Konservativen zu schlagen.

Es kann uns nicht beikommen, für den den Liberalen ungünstigen Ausgang das reaktionäre Wahlgesetz allein verantwortlich zu machen. Den Leipzigern ist eben in ihren besser gestellten Schichten die konservative Vertretung im Landtage recht, sie können sich nicht erheben über die einseitige Interessen- und Klassenpolitik; sie folgen der Fahne dessen, der die Parole der sogenannten Mittelstandspartei und des Hausbesitzervereins ausgibt, der den einzelnen Ständen und Klassen alles mögliche und noch etwas darüber verspricht, wenn er auch nicht die geringste Gewähr dafür bietet, daß er seine Versprechungen nur zum kleinsten Teile zu halten vermag. Aber der Ausgang der diesmaligen Wahl hat andererseits auch gezeigt, daß es in Leipzig zu dämmern beginnt und daß von den Liberalen auf der gegebenen Grundlage weiter gearbeitet werden kann und muß.

Die Sozialdemokraten hatten im ganzen Lande die Parole ausgegeben, sich energisch an den Wahlen zu beteiligen. Wenn auch keine positiven Erfolge zu erwarten seien, so müsse doch durch die Massenabstimmung Protest erhoben werden gegen das reaktionäre Regiment, gegen die Politik der Wahlentrechtung. Und prompt und korrekt ist die Parole befolgt worden. In der dritten Abteilung ist fast in allen Wahlkreisen die Liste der sozialdemokratischen Wahlmänner durchgegangen.

Überblickt man das Wahlergebnis im ganzen, so weit es bis jetzt vorliegt, so lautet das Urteil: Es bleibt beim alten. Es kann keine Rede davon sein, daß der Erfolg der Nationalliberalen in einigen Wahlkreisen einen Gewinn für den Liberalismus bedeutet. Der Liberalismus Sachsens ist noch zum geringsten Teil eine Sache der Weltanschauung und des bestimmten Programms, dessen politischer Wille in eine weitere Zukunft reicht. Fast das ganze politische Leben verläuft — und die Wahlzeit war ein neuer Beweis — in enger Interessen- und Personalpolitik. An das Ende, an den Zweck von alledem, denken noch die wenigsten.

Wohl ist nicht zu verkennen, daß die Nationalliberalen jetzt bestrebt sind, von den Konservativen abzurücken; sie haben eingesehen, welchen unverzeihlichen Fehler sie begangen haben, als sie seinerzeit bei der Wahlentrechtung weiter Volksschichten den Konservativen Vorspanndienste leisteten. Aber sie müssen ihre liberale Gesinnung erst auf den verschiedenen Gebieten der Landespolitik betätigen, wenn sie das Vertrauen des Volkes wiedergewinnen wollen. Sie sind mit dafür verantwortlich, daß dem sächsischen Volke im großen und ganzen ein eigentlicher politischer Sinn fehlt. Es handelt sich hier nicht allein um das beschränkte Philisterbestreben, die Sozialdemokraten um jeden Preis aus dem Landtage fern zu halten. Das Grundübel sitzt tiefer: man sieht nicht ein, daß man auf die Dauer ein Volk nicht in seinem Wohlstande, in seiner Leistungsfähigkeit erhalten kann, wenn man die aufsteigenden und schaffenden Kräfte in der Möglichkeit ihrer Entfaltung hemmt und sie ausschließt von dem Recht, an der Gestaltung des politischen Lebens mitarbeitend teilzunehmen.

Auch in Sachsen sollte man sich dessen bewußt werden, bevor der Mangel der Erkenntnis noch verhängnisvollere Gefahren heraufbeschworen hat.

Leipzig. **Gustav Wunschmann.**

Eine kleine Erinnerung

Vor einigen Wochen schrieb Herr Pfarrer Traub im „Protestantenblatt" einen Artikel über „Christlich-sozial und Evangelisch-sozial" in dem er die Behauptung aufstellte, daß 99 pCt. der christlichen Gewerkschaftsmitglieder katholisch seien. Für jeden, der nicht gerade eine Reibungsfläche suchte, um die unangenehmen Wahrheiten des Artikels etwas in Vergessenheit bringen zu können, war es klar, daß diese Zahlenangabe nicht buchstäblich aufgefaßt werden dürfte. An diesen Haken klammerte sich aber nun jene Gruppe in den evangelischen Arbeitervereinen, die sich bemüht, ihre Mitglieder den christlichen Gewerkschaften zuzuführen, trotzdem letztere durch Tradition und Personalunion aufs engste mit dem Zentrum verbunden sind. Besonders „Das Reich" erregte sich sehr gegen Traub und sagte in seiner Nr. 145: die Behauptungen Traubs seien unrichtig. Auch sonst wies man auf die meist evangelischen Mitglieder des Gewerkvereins der Ziegler hin, ebenso auf eine Anzahl Siegerländer Mitglieder der christlichen Gewerkschaften. Herr Pfarrer Traub sandte dem Reich eine Erklärung, er könne die Zahlenangabe nicht aufrecht erhalten, vielleicht sei aber das „Reich" so liebenswürdig, an einer genaueren Statistik mitzuarbeiten. Darauf erwiderte das „Reich" in ehrlicher Entrüstung: eine solche Statistik könnte „allerlei Argwohn" erregen, „der der Entwickelung der christlichen Gewerkschaften und dem einträglichen Zusammengehen der Konfessionen abträglich wäre". Man ist hiernach völlig auf Schätzungen angewiesen. Und diese ergeben, daß die Gewerkschaftsverbände an den einzelnen Orten ungefähr die gleichen Konfessionsverhältnisse haben, wie die Arbeiterbevölkerung an den einzelnen Orten überhaupt.

Interessant war die Nervosität, welche die katholische Arbeitervereins- und christliche Gewerkschaftspresse ob der Auseinandersetzung ergriff. Die Westdeutsche Arbeiterzeitung nannte die Traubschen Ausführungen „märchenhaft". „Wir müssen gestehen, daß wir uns unter diesem Kritiker der christlichen Gewerkschaften etwas ganz anderes vorgestellt hatten als die Erklärung ahnen läßt." Der Münchener katholische „Arbeiter" sprach hinsichtlich dieser und ähnlicher Dinge vom Bacillus Naumannensis.

Eine andere Arbeit spielt mir gerade eine Reihe Erinnerungen in die Hände, die mich veranlassen, nochmals auf die ganze Frage kurz einzugehen. Wie christliche Gewerkschaften sein sollen, hat mit aller wünschenswerten Deutlichkeit das Fuldaer Pastorat des preußischen Episkopats vom 22. August 1900 ergeben. Dort heißt es:

„Beansprucht demnach mit Recht die Religion als die Grundlage der Wohlfahrt der einzelnen Menschen eine eifrige Pflege in den Vereinen, so darf sie auch nicht außer acht gelassen werden bei den Bestrebungen, welche die Beförderung der materiellen Standes-

Digitized by Google

interessen, die Besserung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse und dergl. bezwecken. Unter Religion verstehen wir dabei nicht eine unbestimmte Anzahl von religiösen Wahrheiten, welche etwa aus den Dingen und aus der wunderbaren Ökonomie der Schöpfung, oder sittliche Grundsätze, welche aus dem Naturrecht hergeleitet werden können, sondern unsere heilige Religion, d. h. den Glauben, welchen der Sohn Gottes gelehrt hat, und die katholische Kirche verkündet."

Zwar haben die Bischöfe damals zurückgepfiffen, gegenüber dem Ansturm der christlichen Gewerkschaften unter Führung von Brust, aber wer glaubt denn, daß katholische Kirchenfürsten vor solchem Drängen dauernd zurückweichen? Das kann nur jemand annehmen, der selber nicht Katholik ist. Wenn trotzdem jetzt auch Bischöfe für christliche Gewerkschaften vereinzelt eintreten, dann nur, weil es momentan das Interesse des politischen Katholizismus erfordert; schrieb doch schon 1896 der Jesuit Antoine in seinem Buche: „Cours d'économie sociale": „Die neutralen oder interkonfessionellen Gewerkvereinskorporationen sind zu beurteilen wie die neutralen Schulen. Im Prinzip sind sie unzulässig, in praxi können sie toleriert werden, entsprechend der allgemeinen Regel, um ein größeres Gut zu erlangen." Auch die Germania verlangte in ihrem dritten Blatt vom 8. November 1900, Nr. 257:

„Eine allen Anforderungen entsprechende Organisation des Arbeiterstandes auf dem Boden des freien Zusammenschlusses ihrer Mitglieder muß:

1. Die positive Religion zur Grundlage haben und die Anwendung des christlichen Sittengesetzes auf die Standesfragen gewährleisten . . . . ."

Es könnten also dreist 80 pCt. der christlichen Gewerkschaftsmitglieder Protestanten sein, maßgebend ist der herrschende Geist, der in ausschließlich katholischen Gegenden sich in einer völlig konfessionellen Agitation äußert. Dieser Geist wird von den öffentlichen und geheimen Führern bestimmt, und die sind katholisch, solange der M.-Gladbacher politisch-katholische Volksverein die geistige Nährmutter der christlichen Gewerkschaften ist. Und das wird aus mancherlei Gründen stets der Fall sein, wie ja auch schon August Brust sagte: evangelische Schlautöpfe müssen noch geboren werden, wie auch sein Nachfolger Herr Essert in einer Polemik gegen das evangelische „Rheinisch-Westfälische Tageblatt" erklärte:

„Zeige das Tageblatt dem Gewerkverein einen evangelischen Bergmann, der in Wort und Schrift fähig ist, im Sinne der christlichen Bergleute tätig zu sein, ohne beim Tageblatt sich die Richtschnur angeben lassen zu müssen. . . ."

Jedoch zurück zur Frage, ein wie hoher Prozentsatz der christlichen Gewerkschafter evangelisch sind. Zunächst befindet sich der Zieglergewerkverein, aus hier nicht näher festzustellenden Gründen, stark im Rückgang. Er zählte 1900 etwa 3000 Mitglieder, die Zahl sank bis Schluß 1903 auf 1873, bis Schluß 1904 auf 1274. Mit diesen Tausenden ist es also nichts. In seinem neuerschienenen Buche: „Die christliche Gewerkschaftsbewegung in Deutschland" sagt Dr. O. Müller, daß die im Jahre 1900 „bereits" organisierten 10 000 Berg-, Eisen- und Metallarbeiter im Oberbergamtsbezirk Bonn überwiegend evangelisch seien. Aber auch die sind „bereits" erledigt, sie sind infolge von Differenzen mit August Brust gewimmelt worden, sie figurierten 1903 noch mit 3000 Mitgliedern in der Statistik, sind aber jetzt ganz daraus verschwunden. Der christliche Gewerkverein der Heimarbeiterinnen ist freilich überwiegend evangelisch, ist dafür aber in katholischen Gegenden gar nicht verbreitet, oder nur mit kleinsten Vereinen. Sehen wir weiter, was es mit der „Schätzung" des „Reich" auf sich hat und zitieren wir einen unangreifbaren Zeugen, Dr. O. Müller in seinem genannten Buche. Da heißt es auf Seite 198: „Nach oberflächlicher Schätzung werden im Textilarbeiterverband nicht mehr als 1/10 der Mitglieder, im Gewerkverein der Bergleute vielleicht 1/8 dem evangelischen Bekenntnisse angehört haben, während im Ausbreitungsgebiet der ersteren Organisation das Verhältnis der katholischen zur evangelischen Konfession durchschnittlich sich wie 5 : 1, im Ruhrkohlenrevier wie 2 : 1 verhält. So wird also das „Reich" von seinen eigenen Freunden schon desavouiert. Wir wollen heute annehmen, die Zahlen, welche Müller angibt, seien richtig, obwohl sie zu hoch sind. Aber den Nachweis mal später. Warum also das große Tohuwabohu, wo die Traubsche Angabe, die niemand buchstäblich nehmen konnte, annähernd vom wissenschaftlichen Vertreter christlicher Gewerkschaften bestätigt wird? Auch der katholische Münchener „Arbeiter" der als Bajuware etwas offener ist, sagte zu den Traubschen Ausführungen:

„Wenn es auch heute schon nicht zutrifft, was Pfarrer Traub im Protestantenblatt schreibt: daß die christlichen Gewerkschaften zu 99 pCt. katholisch sind, so ist das doch richtig, daß der Prozentsatz der Katholiken ein überwiegend hoher ist . . . ."

Na also. Dasselbe Blatt schrieb am 11. Dezember 1902: „Abgesehen vom Eisenbahnerverband stehen in den christlichen Gewerkschaften die Katholiken sozusagen allein". Dabei gehören diese Eisenbahnerverbände, hier speziell der Triersche, den christlichen Gewerkschaften gar nicht an, im Gegenteil, sein Führer, Herr Metz, schwärmt für katholische Fachabteilungen. Ferner berichtet uns die Kölnische Volkszeitung in ihrer Nr. 739 vom 3. Sept. 1903, daß auf dem Delegiertentag der katholischen Arbeitervereine Süddeutschlands, am 1. September 1903, ein Arbeiter gesagt habe: „Man könne von den christlichen Gewerkschaften Süddeutschlands leicht sagen, daß sie katholische Gewerkschaften seien . . ." Aber das ist auch gar nicht verwunderlich, schrieb doch die Kölnische Volkszeitung in ihrer Nr. 620 vom 25. Juli 1903, in einer Polemik gegen die „Christliche Welt": „Daß auf der einen Seite die Monarchie und die katholische Kirche stehen, auf der anderen die verbündeten Mächte des Protestantismus und der Sozialdemokratie."

Vorläufig dürfte das alles genügen, um zu beweisen, warum man im christlichen gewerkschaftsfreundlichen Blätterwald ob der Traubschen Ausführungen so nervös wurde.

Düsseldorf. J. Erkelenz.

Büchertisch

P. Carl Paul. Die Mission in unseren Kolonien. 3. Heft: Deutsch-Südwestafrika. Dresden 1905. L. Ungelenk.

Berichte von Augenzeugen aus Deutsch-Südwestafrika sind gegenüber den vielen Nachrichten aus zweiter oder dritter Quelle von besonderer Wichtigkeit. So wird auch die vorliegende Schrift, obwohl zunächst Missionsschrift, weit über die an der Mission interessierten Kreise hinaus Beachtung finden. Das Kapitel: „Wie es zum Aufstand kam", von unparteiischen Beobachtern dargestellt, kann das durch widersprechende Berichte verwirrte Urteil richtig stellen. Die interessante Figur des Hendrik Witboi, dem eine ausführliche Darstellung gewidmet ist, wird um vieles verständlicher. Der Anthropologe und der Kulturhistoriker werden mancherlei in dem Buche finden können. Die anziehendste Seite ist aber schließlich doch die rein menschliche: das fast undurchführbare Beginnen der Missionare, dem beinahe kulturlosen Volke das Christentum beizubringen, das eben eine Kultur voraussetzt; der Versuch eben dieser Missionare, die Hereros und Ovambos als „Brüder" zu betrachten, während der naive Europäer einfach sagt: Wir sind die Herren und ihr die minderwertige Rasse. Das führt natürlich zu Konflikten von äußerster Schärfe. Was jeder Leser aus dem Buche mitnehmen wird, ist der Respekt vor den Missionaren, die unter so elenden Verhältnissen arbeiten um der Idee willen. W.

Über Reform des Abendmahls. Briefe an einen „Laien". Von D. Heinrich Bassermann, Professor der Theologie. Tübingen und Leipzig. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1904. Brosch. 1,40 Mk.

Die Gleichnisse Jesu. Von Lic. Privatdozent H. Weinel, („Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 46. Bändchen.) Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. [VI u. 130 S.] Preis geh. 1 Mk., geschmackvoll gebunden 1,25 Mk.

„Es ist nicht zu leugnen, und neuerdings mit Recht beklagt, daß die moderne Theologie es mehr als recht unterlassen hat, von ihren Forschungen und Resultaten der übrigen Welt, der Gemeinde, den „Laien" in geeigneter Weise Kunde zu geben; aber es ist ebenso auch Tatsache, daß diese „Laien" von dem, was die Theologie nach dieser Richtung hin produzierte, im ganzen wenig Notiz genommen haben, so daß sich solche Popularisierungsversuche schon buchhändlerisch kaum rentierten, geschweige, daß sie auf das allgemeine Urteil einen nennenswerten Einfluß hätten üben können. Die große Masse, auch der Gebildeten, blieb diesen Bemühungen gegenüber im allgemeinen gleichgültig, . . . und das machte natürlich die Theologen zu derartiger Arbeit unlustig. Heute nun scheint . . . das Interesse im Wachsen und die Nachfrage nach Aufklärung von seiten der modernen Theologie größer zu sein. Nun, dann soll es an uns nicht fehlen." (Bassermann S. 25)

Diese Worte, aus der ersten der beiden obengenannten Schriften, scheinen mir am besten die Situation zu zeichnen, der sie ihre Entstehung verdanken. Sie gehören darum auch zusammen, so verschieden auch sachlich die Gegenstände sind, die sie behandeln.

Die Bassermannsche Schrift will die Bedenken gebildeter Laien gegen das Abendmahl zerstreuen. Die hygienischen Bedenken, die heute das Interesse am meisten beschäftigen, werden nur am Schlusse gewürdigt. Im Vordergrund steht der Notstand, unter dem Theologen wie Laien gleichmäßig leiden, daß die kirchliche Abendmahlslehre und die liturgischen Formen eine innere Teilnahme an der Feier fast unmöglich machen. B. sucht demgegenüber ein Verständnis dieser Feier zu gewinnen, daß dem Gebildeten wieder eine freudige herzliche Teilnahme ermöglicht, ohne daß der religiöse Inhalt irgendwie geschmälert würde. Es werden sicher viele dem Verfasser dankbar sein, daß er ihnen durch seine eingehenden Darlegungen zur Klarheit verhilft.

Lic. Weinel, bekannt durch seine Solinger Vorträge, scheint vor anderen dazu berufen, die Resultate der modernen Theologie in gemeinverständlicher Form den Nichttheologen zugänglich zu machen. Er gibt in seinem genannten Buche Vorträge wieder, die er in Bonn vor Volksschullehrern gehalten hat. Wir möchten das Büchlein auf das allerwärmste empfehlen. Es ist mit solcher Herzlichkeit geschrieben, zeugt auf jeder Seite von solcher Freude an der Person Jesu und von wärmster Liebe zu ihr und

Digitized by Google

läßt uns einen Blick tun in die kritische Arbeit der Theologie, so daß es sich vortrefflich dazu eignet, zu zeigen, wie diese vielgeschmähte Kritik doch im letzten Grunde nichts anderes will und nichts anderes tut, als das Bild Christi immer reiner und leuchtender, von allem störenden Beiwerk befreit, vor unseren Augen erstehen zu lassen. Gerade diese Herzlichkeit, diese innige Liebe zu der Person des Heilandes tut an dem Büchlein so wohl. Den letzten Abschnitt „Jesus als Gleichnisdichter", möchte ich ein Kabinettstück feinsinniger Charakteristik nennen, die auch im Unscheinbaren und Nebensächlichen immer wieder die Spuren der großen Persönlichkeit Christi entdeckt. Gerade die Gleichnisse Jesu leiden unter der herkömmlichen Behandlung in Schule und Predigt am meisten. Sie sind uns so trivial geworden, daß wir ihre Schönheit und Größe kaum noch sehen. Weinel gibt uns die echte Freude an ihnen wieder und indem er zu selbständiger Forschung anregt und anleitet, erobert er uns ein herrliches Stück der evangelischen Verständigung zurück. Vielleicht greift mancher Leser dann auch zu des Verfassers Solinger Vorträgen, die unter dem Titel „Jesus im 19. Jahrhundert" bei Mohr in Tübingen erschienen sind. **Spieß.**

Volksausgabe von Peter Rosegger. III. Serie. Staackmann, Leipzig. Vollständig in 80 Lieferungen zu 35 Pf. Über den steirischen Dichter viele lobende und empfehlende Worte zu machen, hieße Eulen nach Athen tragen. Jeder kennt ihn und Tausende lieben ihn. Daß er heute wohl der gelesenste unserer Dichter, ist eines der wenigen erfreulichen Kapitel in der deutschen Volkskultur, soweit sie mit Literatur zusammenhängt. Die billige Ausgabe ist schön und empfehlenswert. Die ersten 8 Nummern umfassen „Das ewige Licht", ein menschlich wie literarisch gleichermaßen fesselndes Lebensbild. Folgen soll die Geschichtensammlung „Als ich noch jung war". **B.**

Franz Kaim, Der Messias. Festspiel in 3 Akten. Heilbronn, Eug. Salzer. Preis 1 Mk.

Mit dramatischen Darstellungen aus dem Leben Jesu hat es in evangelischen Gegenden seine eigene Bewandtnis. Entweder ist die Bevölkerung zu sehr oder zu wenig „fromm". Die Strengen nehmen daran Anstoß, daß Christus auf die profane Bühne gebracht und von profanen Menschen dargestellt wird; die anderen haben an schlichten Wiedergaben biblischer Szenen kein Interesse. Kaim sucht beiden Seiten entgegenzukommen, und obwohl sein Messias natürlich keine dichterische Schöpfung ist, ist er doch als evangelisches Passionsspiel empfehlenswert. **Wilh. Schubring.**

Unsere Bewegung

Die Fleischteuerung wird von immer breiteren Bevölkerungsschichten als Fleischnot empfunden, und es beginnt deshalb eine lebhafte Protestbewegung im ganzen Lande gegen die jetzigen unhaltbaren Zustände einzusetzen. Auch unser Parteisekretariat wird mit Nachfragen nach Rednern bestürmt. Diese Nachfragen konnten seither nur in mäßigem Umfange befriedigt werden; demnächst wird es aber möglich sein, mehr Rednerwünsche zu erfüllen. Inzwischen ist auch ein Flugblatt gegen die Fleischnot fertiggestellt werden, das sich zum Verteilen in Versammlungen vortrefflich eignet. Schleunige Bestellungen erbittet das Parteisekretariat, Dessauerstr. 1.

Anmeldungen an den Wahlverein der Liberalen sind zu richten an das Bureau, Berlin W., Dessauerstr. 1.

Berlin. Der hiesige sozialliberale Verein tritt nun auch wieder nach der Sommerpause in die politische Arbeit ein. Der Diskussionsabend wird wie bisher Samstag Abend ½9 Uhr im Patzenhofer an der Potsdamer Straße tagen, Beginn 23. September. Wir hoffen, daß auch neue Kräfte sich bereit finden werden, in diesem Winter zusammen zur Vertiefung und Erweiterung des politischen Wissens zu arbeiten. Ferner möchten wir auf die beiden ersten größeren Veranstaltungen des Vereins hinweisen: am Freitag, 29. September, abends 8½ wird Herr Abg. Direktor Schrader über die Aufgaben des Liberalismus sprechen und am Dienstag, 17. Oktober 8½ Uhr wird die Generalversammlung des Vereins mit Geschäftsbericht und Vorstandswahl tagen. An diesem Abend wird Abg. Herr von Gerlach das einleitende Referat halten, die anwesenden Parteisekretäre berichten über den Stand unserer Bewegung in den einzelnen Teilen des Reiches. Beide Veranstaltungen sind im blauen Saal des Industriegebäudes, Beuthstraße 19/20. Wir bitten, für zahlreichen Besuch an beiden Abenden Sorge zu tragen.

Crossen a. O. Am 16. September sprach hier im überfüllten Saale des Schützenhauses Herr v. Gerlach in einer vom Liberalen Wahlverein einberufenen öffentlichen Volksversammlung über die Fleischnot. Durch das Eingreifen einiger Agrarier aus der Umgegend gestalteten sich die Verhandlungen sehr lebhaft. Viel Heiterkeit erregte das Auftreten eines sehr jugendlichen Freiherrn v. Rheinbaben, der augenscheinlich an Mangel von Selbstvertrauen nicht gerade litt. Ernster war ein Amtsrat Simon zu nehmen, der sich freilich in auffällige Widersprüche verstrickte. So bestritt er z. B. zunächst einen Viehmangel für den Kreis Crossen, führte jedoch dann im einzelnen aus, daß man von einer Kälbernot allerdings sprechen müsse, daß ferner das Rindvieh zweiter Qualität, wie es in Crossen gerade verzehrt werde, sehr knapp sei, und daß die Schweine außerordentlich hoch im Preise ständen. Auch verteidigte Herr Simon die Grenzsperre, stellte aber fest, daß im Kreise Crossen trotz der Grenzsperre die Schweineseuche furchtbar gewütet habe. Herr v. Gerlach hatte mit solchen Gegnern natürlich leichtes Spiel. Unter dem stürmischen Jubel der Versammlung widerlegte er sie, betonte jedoch stets dabei, daß das Interesse der Bauern bei den notwendigen Maßregeln gegen die Fleischnot nicht vergessen werden dürfe. Schließlich nahm die von 300 Personen besuchte Versammlung eine Resolution an den Reichskanzler, an die die Zulassung des gesunden fremden Viehes und die Suspendierung der Viehzölle forderte.

Kassel, 13. September 1905. In der gestrigen Monatssitzung, der ersten nach dreimonatlicher Sommerpause, führte der Vorsitzende, Herr Lehrer Kimpel, den neuen Parteisekretär des Südwestdeutschen nationalsozialen Verbandes, Herrn Lotze, ein, er zeichnete die großen und schwierigen Aufgaben, die seiner harrten und wies darauf hin, daß es nicht nur gelte Marburg und Waldeck zu halten, sondern auch in den anderen antisemitischen Wahlkreisen festen Boden zu fassen. Herr Lotze hielt dann seinen Vortrag über „den politischen Massenstreik". In klarer, überzeugender Weise, die lebhaften Beifall der von Mitgliedern wie von Gästen ausgezeichnet besuchten Versammlung fand, wies Redner die Gefährlichkeit und praktische Undurchführbarkeit des politischen Massenstreiks wie des Generalstreiks nach. An der lebhaften und eingehenden Debatte brachten manches wertvolle ergänzende Material die Herren Assessor Bovensieven, Stadtverordneter Berneburg, Kaufmann Zucker und der als Gast anwesende Redakteur der Hessischen Landeszeitung, Herr Ruschke. Wir hoffen zuversichtlich, daß dieser Winter uns wiederum ein gutes Stück vorwärts bringen und unseren Lieblingswunsch erfüllen wird: auch auf dem Land die Organisation auszubauen und dort Ortsvereine zu gründen. An Arbeit unsererseits soll es nicht fehlen, jeden Monat wird eine Vereinssitzung stattfinden, außerdem sind drei große öffentliche Volksversammlungen geplant.

Auerbach i. V. Nach zweimonatlicher Sommerpause hielten wir am 11. September unsere 9. Mitgliederversammlung ab. Unser 1. Vorsitzender, Herr Bauer, gab zunächst einen ausführlichen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Fleischnot. Folgende aus der Versammlung heraus angeregte Resolution wurde einstimmig angenommen: „Der nationalsoziale Verein Auerbach i. V. und Umgebung spricht den beiden städtischen Kollegien seine Freude und seinen Dank für das schnelle und einmütige Vorgehen in Sachen der Fleischnot aus. Er erwartet, daß die Regierungen baldigst Mittel und Wege zur Beseitigung derselben finden werden. — Nach Erledigung einer Reihe wichtiger Eingänge und Mitteilungen gibt der Vorsitzende einen interessanten Bericht über die Landesausschußsitzung der Nationalsozialen Sachsens und geht ausführlich auf die Landtagswahlen ein. Da sich der Verein auch über zwei heißumstrittene Wahlkreise erstreckt (Auerbach-Land und Treuen [Hofrat Opitz]), so beschließt man, „bei der bevorstehenden Landtagswahl nur Kandidaten mit wahrhaft liberaler Gesinnung zu unterstützen". — Der gewählte Sekretär für Sachsen, Herr Wunschmann, hat sein Amt bereits angetreten und seinen Sitz in Leipzig. — Herr Bauer referierte sodann über das sächsische Vereinsgesetz. Den Hauptvortrag hielt Herr Nigrini-Rodewisch über „Die klerikale Aristokratie", an den sich eine ausgedehnte Debatte anschloß, woran außer dem Referenten u. a. Kaufmann Rentzsch, Lehrer Ulbricht, Zeichner Thomas, Prof. Dr. Thrändorf, Lehrer Zieschang teilnahmen. Mit der Bitte, sich recht rege an der kommenden Winterarbeit zu beteiligen, wurde die Versammlung um Mitternacht geschlossen. Auch in diesem Jahre soll in Gemeinschaft mit dem Kreisverein Vogtland wieder ein Ausflug unternommen werden (Kuhberg b. Netzschkau). Den Mitgliedern geht noch Einladung zu.

Kiel. Unsern Freunden können wir die erfreuliche Mitteilung machen, daß D. Naumann vom 23. bis 27. Oktober vier sozialpolitische Vorträge im großen Saale der „Hoffnung" halten wird. Einer guten Aufnahme ist er bei uns sicher, doch würde der sozialwissenschaftliche Verein, der die Vorträge veranstaltet, für jede Unterstützung bei der geplanten Agitation für den Besuch der Vorträge dankbar sein. Herren, die dabei helfen wollen, sind gebeten, ihre Adressen an Herrn Kanalamtssekretär Piehert (Gerhardstr. 86) aufzugeben.

Aue, am 9. September. Hier sprach in einer gut besuchten Versammlung Herr Dr. Ehrentraut über das Thema: „Von der Hauswirtschaft zur Weltwirtschaft". Der Vortrag gewährte einen Einblick in das Werden und Vergehen der wirtschaftlichen Zustände eines Volkes und zeigte, wie sich neue Stufen wirtschaftlichen Lebens anbahnen. Dem Liberalen Verein traten mehrere Herren als Mitglieder bei. Auf die nächstens stattfindende Hauptversammlung wird hiermit besonders hingewiesen

Digitized by Google

Soziale Bewegung

Rechtsschutz für Bauern und Landarbeiter. Jeder, der mit den Rechtsverhältnissen der Landarbeiter nur einigermaßen vertraut ist, wird anerkennen müssen, daß es ihnen im Vergleich mit den Industriearbeitern auch an der einfachsten Möglichkeit fehlt, ihre berechtigten Ansprüche zu verteidigen. Seitens mancher Landwirtschaftskammern wird leider die Rechtsunkenntnis und die Abhängigkeit der Landarbeiter ausgenutzt, indem man ihnen wucherische Arbeitskontrakte aufzwingt. Es ist sehr verdienstlich, wenn Marie Heller im Sohnreyschen „Land" für „unentgeltliche Rechtsauskunft für Landwirte und ländliche Arbeiter" eintritt. Auch der Kleinbauer hat nicht selten gegenüber einem überlegenen Besitzer oder Händler, oder auch Behörden gegenüber, denselben Schutz notwendig. Die einzige Stelle, die in dieser Hinsicht bisher etwas geleistet hat, ist der neugegründete Bürgerliche Volksverein in Bremen. Fräulein Heller schreibt darüber: „In den wenigen Monaten seines Bestehens haben sich an den Bürgerlichen Volksverein bereits 166 Landwirte und 228 Angehörige der verschiedensten ländlichen Berufe um Rechtsauskunft gewandt. Familienrecht, Erbrecht, Haftpflicht, Schuldverhältnisse, Recht an Grundstücken u. a. sind die Gebiete, über die sich die gewünschte Auskunft erstreckte. Oft handelte es sich auch nur um genauere Orientierung über volkswirtschaftliche Bestimmungen, soziale Einrichtungen oder um rechtlichen Rat in Streitigkeiten, durch den langwierige Kontroversen, ja wohl gar Prozesse vermieden werden sollten und vermieden wurden. Denn die Vermittlungstätigkeit des Bürgerlichen Volksvereins erwies sich, einerseits, weil sie kostenlos und folglich durchaus uninteressiert war, und andererseits, weil sie stets in höflicher, niemand verletzender Form zur Anwendung kam, als sehr wirkungsvoll. Daraus ergibt sich aber, wie wertvoll, ja wie geradezu notwendig die Gründung von Rechtsschutzstellen speziell für Landwirte und landwirtschaftliche Arbeiter sein würde."

Der Allgemeine Deutsche Musikerverband hat vor einiger Zeit in Bremen getagt. Er zählt jetzt 13000 Mitglieder in etwa 150 örtlichen Vereinigungen. Der Hauptzweck dieser Organisation ist der Kampf gegen die Militär- und Beamtenmusiker; die Öffentlichkeit hat sich merkwürdigerweise bis jetzt noch nicht allzusehr mit diesem Problem beschäftigt, wiewohl die Zivilmusiker ganz rührig sind und auch neulich recht laut und nachdrücklich ihre Ziele aussprachen. Eine Reihe Eingaben an die Berliner Stadtverordnetenversammlung, das Kriegsministerium, die Parlamente, ja an den Kaiser selbst blieben ohne Erfolg. Jetzt versucht man einen anderen Weg zu gehen, indem man an das große Publikum sich wenden will, um hier Stimmung für die Zivilmusiker vorzubereiten. 3000 Mk. werden zu Agitationszwecken ausgeworfen. Über die Form dieser „Volksaufklärung" ist man sich noch nicht klar; die großen wirkungsvollen Volksversammlungen wurden, weil sie leicht einen zu demokratischen Charakter annehmen, von den Vertretern der Hoforchester usw. verpönt. Es ist ein allgemeiner deutscher Musikerkongreß geplant, bei dem die Lage und die Notlage der Zivilmusiker vor aller Öffentlichkeit, besonders für die Parlamentarier, erörtert werden soll.

Erfreuliche Fortschritte der Tarifgemeinschaft im Buchdruckgewerbe konstatiert der Geschäftsbericht des Tarifamtes für das abgelaufene Jahr 1904/05. Ohne daß der Buchdruckerorganisation irgendwelche Opfer auferlegt worden wären, sind im letzten Geschäftsjahre 575 Firmen mit 4385 Gehilfen für vertragliche Vereinbarungen neu gewonnen worden. Wenn man bedenkt, welche Kämpfe in anderen Gewerben gerade im letzten Jahre getobt haben, um auch nur die seitherigen Verträge festzuhalten und durchzuführen, so begreift man die Freude der Buchdrucker über ihre friedlichen Fortschritte. Wenn die Arbeiter auf tariflichem Gebiete (Ein- und Durchführung des zwischen Prinzipalen und Gehilfen vereinbarten Lohngesetzes, dauernde Überwachung desselben, Vermittelung arbeitsloser Gehilfen in tarifmäßige Arbeitsstellen) wirklich ein Stück Kulturarbeit ist, wie dies berufene Vertreter der Wissenschaft und der Arbeit wiederholt bekundet haben, dann darf das Tarifamt der Buchdrucker mit Recht von sich behaupten, an dieser Kulturarbeit tätigsten Anteil genommen zu haben. Solchen praktischen Erfahrungen gegenüber zeigt sich die ganze Wertlosigkeit der eben publizierten theoretischen Erörterungen des bekannten Dr. Tille über die Tarifvereinbarungen im allgemeinen und die Tarifgemeinschaft der Buchdrucker im besonderen im hellsten Licht.

Gegen den Revers, den in neuerer Zeit die Arbeitgeber (trotz Arbeitgeberzeitung!) noch vielfach ihren Arbeitern zur Unterschrift vorlegen, um sie bestimmten Gewerkschaftsorganisationen fern zu halten, hat sich die Wissenschaft von jeher mit seltener Einmütigkeit erklärt. In der Reichstagskommission, die sich mit der Beratung des Bürgerlichen Gesetzbuches zu beschäftigen hatte, wurde bei Erörterung des § 138 wiederholt von den Regierungsvertretern und mehreren Kommissionsmitgliedern betont, daß Rechtsgeschäfte, die gegen die Gewerbefreiheit oder die Koalition verstoßen, als gegen die guten Sitten verstoßend nichtig sind. Die Kommentare von Staudinger und Kuhlenbeck, Dernburg und Lotmar vertreten denselben Standpunkt. Freilich hat das Landgericht Bremen in einem Urteil vom 11. Dezember 1903 ausgesprochen, daß nur die Verpflichtung, überhaupt keinem Berufsverein beizutreten, gegen die guten Sitten verstoße und deshalb ungültig sei; dagegen sei der Ausschluß bestimmter Organisationen durch Reversunterschrift rechtlich zulässig. Allein diese Entscheidung steht vereinzelt da. Und schließlich bleibt auch bei dieser Art von Reversunterschriften doch die Tatsache bestehen, daß die eigene Überzeugung des Arbeiters beeinträchtigt werden soll, wenn er derjenigen Organisation, die er für die beste hält, nicht beitreten darf. Eine solche Zumutung wird allen Richtersprüchen zum Trotz von der beteiligten und unbeteiligten Bevölkerung als gegen die guten Sitten verstoßend, und darum als bekämpfenswert angesehen werden.

Die deutschen Bodenreformer wollen am 3. und 4. Oktober ihren XV. Bundestag in Berlin abhalten. Auf der Tagesordnung steht neben dem Jahresbericht von A. Damaschke und den üblichen Geschäftsberichten ein Vortrag über den deutschen Handel und die Monopole in unseren Kolonien von J. K. Vietor, Mitglied der Bremer Handelskammer und des Kolonialrats, und über Heimatschutz, Denkmalpflege und Bodenreform von Professor Dr. Weber in Jena. Es ist anzunehmen, daß schon mit Rücksicht auf die inhaltreiche und hochaktuelle Tagesordnung die Bodenreformer sehr zahlreich am 3. und 4. Oktober in Berlin versammelt sein werden.

Ein Jahrbuch der Wohnungsreform für das Jahr 1904 hat der deutsche Verein für Wohnungsreform (Verein Reichswohnungsgesetz) soeben veröffentlicht. Der Generalsekretär des Vereins, Herr K. von Mangoldt, hat diesmal nur die Vorrede geliefert, während die Bearbeitung der weitschichtigen Materie von dem jungen Leipziger Nationalökonomen Otto Meißgeier herrührt. In übersichtlicher Zusammenstellung ist hier alles registriert, was im Jahre 1904 an Wohnungsaufsicht, Bauordnungen, Bodenreformen usw. in die Erscheinung getreten ist. Für den Sozialpolitiker und insbesondere für den Wohnungspolitiker ist das 70 Seiten starke Schriftchen fast unentbehrlich. Auch den Laien unterrichtet es schnell und leicht über die Fortschritte in der Wohnungsreform. Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen. 1,— Mk.

Ausländische Arbeiter als Lohndrücker heranzuziehen, haben die patriotischen Grubenherren Rheinland-Westfalens häufig genug kein Bedenken getragen. Auch neuerdings sind sie wieder eifrig dabei, ihre Reservearmee von Arbeitern durch Zuzug aus dem Ausland zu vergrößern und damit ihre Macht wesentlich zu erweitern. Der Gewerkverein christlicher Bergarbeiter Deutschlands hat infolgedessen eine Eingabe an den Minister für Handel und Gewerbe gerichtet, worin auf dieses Vorgehen der Grubenverwaltungen hingewiesen und die Folge vorausgesagt wird: Lohndruck und große Erregung unter den Bergarbeitern. Der Minister wird gebeten, „durch geeignete Maßnahmen eine Schädigung der einheimischen Arbeiter zu verhindern".

Briefkasten

A. S. in Frankfurt a. M. Wir können ihnen darüber leider keine Auskunft geben.

Nach Stargard. Besten Dank für Ihre freundlichen Zeilen und Ratschläge. Wir hoffen mit Ihnen, daß die Probenummern, die wir an die bezeichneten Adressen versenden, Erfolg haben werden. Vielleicht empfiehlt sich da und dort noch ein persönlicher Hinweis Ihrerseits.

V. in Bremen. Wir wollen sehen, ob und wie sich Ihre Anregungen verwirklichen lassen.

Glänzend besprochen wird fortdauernd:

Das letzte Märchen

Ein Idyll von **Paul Keller** [3135

Broschiert Mk. 4.50, gebunden Mk. 5.50.

„So habe ich noch keinen Dichter lachen hören. So etwas Berückendes, Prickelndes an Humor habe ich noch selten entdeckt. Das riesigründige Prosa-Idyll bewegt sich zwischen zwei Welten — zwischen der Wunderwelt der Märchenherrlichkeit und zwischen den Sonnenhöhen einer wohlgeordneten Gedankenwelt. Der Feuerkopf des Dichters hat wirklich die Kunst der Farbenphotographie entdeckt." (Augsb. Postzeitung.)

„Man fühlt, daß man bei einem Werke, in dem so viel Glanz der Phantasie entfaltet, so viele Lichter gemütvollen Tiefsinns aufblitzen, so viele Silberglocken heiteren, geistvollen Scherzes klingen, eine traurige Rolle als kritischer Beckmesser spielt, und man denkt an den trockenen Gelehrten, der dem Dichter die blaue Blume der Romantik entreißt. Ihre Farbenpracht und ihr Duft berücken uns an diesem schönen Buche ꝛc." (Schles. Zeitung.)

Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H., München.

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Eugen Katz in Berlin. — Druck von Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 12

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 38. Berlin, 24. September 1905

Eine Predigt

Selig ist der Mensch, der nicht schuld ist an der Armut eines seiner Nebenmenschen. Pestalozzi.

Im alten Ursulinerinnenkloster zu Stanz sitzt auf eingerissenem Rohrstuhl ein Schulmeister, umgeben von elenden Kindern. Er hat sie auf der Gasse aufgelesen, wie man im Kehricht der Straße einige Brocken zusammensucht. Da hocken sie, blöd und wild, krank und gesund, mit zerrissenem Zeug, schmutzig, stier: und doch sind es Menschen, Menschenkinder. Es jammert ihn des Volks. Er gibt sich immer von neuem Mühe, den Puls dieser Herzen zu hören und zu finden. „Ein Sehender hätte das gewiß nicht gewagt, aber ich war zum Glücke blind, sonst hätte ich es auch nicht gewagt.“ Und wie er in all' diese Menschengesichter hineinsieht, überkommt ihn mit Schrecken die Erkenntnis von der Entsetzlichkeit der Armut. Ergreifend predigt er in seiner Herzenssprache der Welt und wirbt Jünger für die Erziehung, und aus dem Armenschullehrer wird ein Prophet, von dem wir heute noch lernen, weil er nicht bloß lehrte, sondern lebte und handelte.

Die Empfindung für das Schreckliche in der Armut darf uns nie verloren gehen. Wohl empfinden es viele Arme selbst nicht mehr. Sie sind aufgewachsen in den Kochstuben, wo Wäsche, Mahlzeit, Sonntag, Werktag, Spiel und Ernst stets zwischen einem Herd, Tisch und Bett hin und her wandern. Es ist alles eintönig, grau, wie die Wände, schwer, wie die harten Laute, in denen die Leute dort sprechen, unentrinnbar, wie die langen Straßenzüge mit ihren Kasernenmiethäusern, in welchen eine Stube der anderen gleicht. Wie soll in solchen Vierteln Empfindung wachsen, Gefühl erstarken? Das ist keine Entschuldigung, wenn ihr sagt: die Armen wissen es selbst nicht anders mehr! Darin liegt ja der höchste Vorwurf, daß man Menschen verlieren läßt. Und vollends dort, wo die Ahnung der Armut im Herzen der Jugend sich regt und zur langsamen Gewißheit wird! Die Alten sind ja still geworden; sie haben die Gedanken zum Schweigen gebracht. Aber wo einem Kinde zum erstenmal die Gewißheit aufgeht: du kannst nicht in jene Schule gehen, denn du bist arm; du kannst nicht diese Bücher da kaufen, denn du bist arm; du kannst kein Fleisch essen, denn du bist arm; du kannst nicht immer mit Nachbars Fritz spielen, denn du bist arm und, — wenn immer alle Fragen des Denkens nur diese einzige Antwort erhalten: denn du bist arm! —, wie mag ein solches Herz und Hirn verwüstet werden! Nicht weil du etwa gestohlen hättest, nicht weil du ehrlos warst, nicht weil du krank bist, nicht weil du faul warst, nein, weil du arm bist; deshalb gehen deine Wege dahin, abwärts, rückwärts — man wäge die Schwere dieser Erkenntnis für einen Menschen, und man versteht nicht, warum die Menschen sich nicht aufbäumen gegen diese Sorte von Armut und sie ausrotten.

Werde nicht schuld an der Armut eines Nebenmenschen! Das ist ein hartes Gebot. Wie wirken unsere Handlungen, welche Folgen können sie haben! Aber dafür brauchst du nicht zu sorgen. Macht Zukunft und Geschichte aus deinen Handlungen etwas anderes, als du dabei im Innersten gedacht, so bist du dafür nicht verantwortlich. Aber das, was wir tun, liegt zunächst in unserer Hand und wir prägen ihm einen eigenen Stempel auf. Unter diesen gewollten Taten soll keine sein, die eine Schuld an eines anderen Armut in sich schließt. Da hast du eine faßbare Sittenlehre und einen handfesten Maßstab. Die Welt wäre anders, wenn die Menschen hier nicht so viele Schulden auf sich geladen hätten.

Traub.

Naturwissenschaft und Weltanschauung

Neuerdings macht sich ein Bestreben geltend, die bisherigen Anschauungen in den Naturwissenschaften zu revidieren. Nachdem im Anfang des Jahrhunderts in allen Lebewesen eine Lebenskraft angenommen wurde, welche die Veränderungen und Umsetzungen, die in ihnen vorgehen, regierte, hatte man sich in den 30er und 40er Jahren des vergangenen Säkulums davon emanzipiert. Keine anderen Kräfte walten in den Organismen wie in der unbelebten Natur. Aus den Gesetzen der Physik und Chemie heraus muß sich das „Leben“ restlos erklären lassen. Die Anhänger der ersten Anschauung sind die „Vitalisten“, die der zweiten die „Mechanisten“. Das Problem des Lebens, eines der Grundprobleme der Naturwissenschaften, gestaltet sich nun sehr verschieden, je nachdem man einer dieser beiden Richtungen folgt. Es erscheint zunächst wohl fast lächerlich, wenn man den Begriff „Leben“ definieren soll; was nicht tot ist, das lebt eben, und das ist doch wohl leicht genug zu entscheiden. Aber diese Begriffsbestimmung wird doch ziemlich schwierig, wenn man bei sehr einfachen Lebewesen konstatieren soll, ob sie leben oder nicht, ob sie organisiert sind, oder der anorganischen Welt angehören. Zum Begriff des Lebens gehört verschiedenes andere noch als die Feststellung, daß der Gegenstand der Untersuchung nicht tot sei.

Alles, was lebt, muß durch eine bestimmte Form, eine bestimmte anatomisch zu erweisende Struktur gekennzeichnet sein, es müssen an ihm aber auch Vorgänge nachweisbar sein, die man kurz als Stoffwechsel und Kraftwechsel bezeichnet. Das heißt, alles, was lebt, nimmt Nahrung auf, verwendet sie seinen Zwecken entsprechend, und benutzt die daraus — aus den chemischen Veränderungen der Nahrung — entstehende Energie und die daraus entstandenen Stoffe, um seine anatomische Struktur zu erhalten, sich fortzupflanzen und die Kraft zu erhalten, die nötigen Arbeiten zu verrichten. Man hat also ein Lebewesen so aufzufassen wie eine Maschine, durch die sich dauernd ein Strom von Stoffen ergießt, die selbsttätig alle ihre Teile stets erneuert, wenn nötig, repariert, und im großen und ganzen stets den gleichen Bau behält, trotzdem die Stoffe, aus denen sie gebaut, sich fortwährend erneuern. Dies alles, sagen die Mechanisten, wird geleistet durch dieselben Kräfte, die im Reiche der unbelebten Natur walten. Die Vitalisten aber nehmen eine besondere Lebenskraft hierfür an. Sie sehen das Leben zum Teil als ein unerklärbares Wunder an, das ohne einen Gott unverständlich sei. Zum Teil stellen sie sich aber die Lebenskraft als eine ähnliche Kraft vor wie die physikalischen und chemischen Kräfte sind. Nur daß wir mit messenden Instrumenten noch nicht an die Lebenskraft heran können wie an jene.

Wie weit hat es denn nun die mechanistische Auffassung gebracht? Ist es ihr gelungen, irgend eine Lebenstätigkeit, z. B. die Absonderung des Urins durch die Niere als lediglich durch physikalische und chemische Kräfte verursacht, darzulegen? Diese Frage muß unbedingt verneint werden.

Digitized by Google

Gewiß, es sind auf allen Gebieten der Wissenschaft, die sich mit diesen Fragen beschäftigt, nämlich der Physiologie oder Biologie, sehr viele neue und wichtige Tatsachen gefunden worden, wir haben die elektrischen Vorgänge kennen gelernt, die uns der gereizte Nerv zeigt, wir können die Arbeit des Herzens bestimmen, wir haben eine Vorstellung, auch der Menge nach, über die Stoffe erhalten, die zur Erhaltung unseres Körperbestandes nötig sind, wir kennen zum größten Teil die Veränderungen, die mit der Nahrung im Magen-Darmkanal vor sich gehen, aber wir sind nicht imstande irgend einen Lebensvorgang mechanisch d. h. lediglich durch physikalische und chemische Kräfte, restlos zu erklären. Also, sagen die Neovitalisten unserer Zeit, ist der Mechanismus als öde und gescheitert zu verwerfen. Man muß zur Erklärung des Lebens wiederum die Lebenskraft einführen.

Das ist eine etwas merkwürdige Art, zu argumentieren, und es verlohnt sich schon, zu untersuchen, worin sie ihre Ursache hat. Der Mechanismus hat nämlich einen Begleiter erhalten, den man zu treffen wünscht, und der doch vielleicht von ihm getrennt werden kann, das ist der darwinistisch gefärbte Materialismus.

Der löst alle Welt und Lebensrätsel im Handumdrehen und schafft die Welt aus dem Urnebel. Selbst das schwierigste Problem der Verknüpfung von Geistestätigkeit mit dem Stofflichen, wird durch die Zellenseele gelöst. Und da kommt nun der Vergleich mit der Wirklichkeit und zeigt, daß in Wahrheit durch das Experiment noch gar kein Lebensvorgang physikalisch und chemisch erklärt worden ist. Darum erscheint diesen Versprechungen gegenüber der Mechanismus allerdings öde und gescheitert. Aber man darf hierbei nicht vergessen, daß diese Spekulationen einzelner niemals von der Physiologie anerkannt worden sind, die wohl wußte, daß für die Entscheidung dieser Fragen die Zeit noch nicht gekommen ist. Man kann also, wenn man von diesen Radikalen absieht, erst dann von einem Scheitern des Mechanismus sprechen, wenn neue Tatsachen gefunden werden, die darlegen, daß der bisher beschrittene Weg, die Lebensprobleme zu erforschen, nicht zum Ziele führen kann! Solcher Tatsachen ist aber noch keine einzige gefunden worden.

Wenn man von dem Mechanisten fordert, daß er uns ohne Wunder und übernatürliche Einwirkungen eine Entstehung der Welt, eine Entwickelung des Weltganzen, den Weg vom Wurme zum Menschen zeige, gestützt stets auf das Experiment, und nicht auf mehr oder minder seichte Spekulation, so ist das ebenso, als wenn man dem modernen Verkehrswesen erklärte, wenn es nicht von heute auf morgen Wege fände, um den Menschen innerhalb einer Stunde an jeden beliebigen Ort der Erde zu bringen, so sei es „öde und gescheitert". Ja dieser Vergleich hinkt sogar noch in dem Sinne, daß es eine Aufgabe der Technik wohl wäre, dies Ziel zu erreichen, daß aber die Naturwissenschaft über Fragen, die sich auf Glauben und Göttlichkeit beziehen, gar kein Recht hat, mitzusprechen, wenn sie nicht ihr eigenes Gebiet verlassen will und sich auf das der Philosophie begeben. Das Gebiet der Naturwissenschaft umfaßt allerdings einen Teil der Philosophie, es umfaßt die Welt der Objekte, die sie als wirklich existierende voraussetzen muß; niemals aber kann das eigentlichste Gebiet und die Grundlage aller Philosophie, die Erkenntnistheorie, in das Gebiet der Naturwissenschaften gehören. Und eine umfassende Weltanschauung, die erst nach Grundlegung auf diesem Gebiete überhaupt möglich wird, erst diese kann sich mit den Fragen nach göttlichen Dingen auseinandersetzen. Trotzdem und ohne damit im geringsten in Widerspruch zu geraten, verfolgt der Biologe seinen Weg, indem er fest davon überzeugt ist, daß in seinem Forschungsgebiete alles ohne Wunder zugeht, denn die Annahme eines solchen würde jedes weitere Forschen abschneiden. Allerdings erwachsen schwere Probleme, wenn man die stets vorausgesetzte Wirklichkeit mit etwa der Kantischen Erkenntnistheorie vereinigen will, nach welcher die ganze Welt der Erscheinungen nicht vorhanden, nur eine Wirkung des ewig unbekannten Dinges an sich auf unsere Sinnesorgane darstellt. Und noch scheint es niemand geglückt zu sein, diesen Zwiespalt zu überbrücken, noch gilt, wie zu Goethes Zeit, das Wort von den Naturforschern und Transzendentalphilosophen:

Feindschaft sei zwischen euch! das Bündnis kommt noch zu frühe!
Wenn ihr im Suchen euch trennt, wird erst die Wahrheit erkannt!

Dr. E. J. Lesser.

Von den Dingen der Kunst

Von Cäsar Flaischlen.

Aus: Jost Seyfried. Verlag Fleischel & Co. Berlin.

I.

Und Kunst, Hannie?
O in den Büchern, die wir haben, stehen so viel wunderbare Dinge..
steht so viel Großes, Erlösendes und Befreiendes!
und die Menschen haben Alles gelesen und wissen es und freuen sich, mit Anderen darüber zu reden!

Aber sie haben nirgends den Wunsch, auch nur einen Bruchteil davon einmal in ihrem Leben zu leben!
und wenn sie versuchen würden, auch nur einen einzigen Satz einmal, ein einziges Wort, daß sie hundertmal vielleicht im Munde haben, wirklich zu Tat zu machen und durchzuführen mit den Linien, die es gibt..
o es wäre Freude, auf der Welt zu sein!

*

Was die Großen unter ihnen geschaffen, Propheten, Dichter und Richter,
sie haben es nicht geschaffen, daß es stumm in den Regalen stehen soll und verstauben!
sie haben es gegeben, daß es Leben werden soll in ihren Herzen und sie selber groß und frei und ewig machen!

II.

Aber .. sie können nicht! Sie nehmen die Dinge der Kunst immer noch und immer als etwas Entbehrliches und Überflüssiges!
anstatt zu verstehen endlich, daß sie der letzte Sinn sind ihres ganzen Daseins! vom Niedrigsten an bis zum Höchsten!
Sie reden von Kunst wie von Etwas, das ein eigenes Leben für sich lebt, außerhalb des ihren!
wie sie auch von Körper und Seele reden, wie von etwas Getrenntem!
wie sie alles auf allen Gebieten loslösen aus seinen Zusammenhängen und es nur für sich begreifen,
anstatt es als Eines zu erfassen und sich selber eins mit ihm zu fühlen!

Kunst ist für alle immer noch und immer nur etwas, das an den Wänden hängt als Schmuck,
oder als kostbarer Schrein in ihren Zimmern steht
oder als schön gebundenes Buch auf einem Tische liegt ..
statt daß sie es still für sich in ihren Seelen wirksam werden lassen und zu Tat in ihren Händen und zu festem Boden unter ihren Füßen und zu Haus und Heimat!

Kunst ist entweder Alles oder nichts!

III.

Als ich ein Knabe war und Lenau las und Eichendorff und Heine und wissen wollte: was Dichter sei? sagte man mir:
Dichter sei, wenn man Gedichte machen könne und Geschichten erfinden. Das sei aber schwer und die das könnten, seien ganz besondes begnadete Lieblinge der Götter! und das Schwerste und Höchste sei: Theaterstücke zu können!
und in allen Büchern, in denen ich suchte, stand ganz Dasselbe

Digitized by Google

und wohin ich hörte, sagte man das Gleiche.
Und als ich Fünfzehn war, ging ich eines Abends zu einem Verleger mit einem Heftchen Gedichte, die ich selbst machen konnte
und fünf Jahre später wurden sie gedruckt und ich war nun auch . . Dichter!

Und dann wurde ich größer
und ging nach Berlin, wo alle Dichter sind . .
und studierte und las und ging ins Theater und kam mit anderen zusammen, von denen schon in den Zeitungen stand, und sprach mit ihnen . .
mit wem ich aber auch sprach, überall hieß es: Dichter sei, wer Gedichte und Novellen und Romane und Theaterstücke schreibe, und Theaterstücke zu können, sei das Allerschwerste!
und als der Bedeutendere galt, wer den größeren Erfolg hatte . . Erfolg aber könne nur haben, wer . . die Gesetze der Technik am besten beherrsche und am gewandtesten zu erzählen verstehe . .
und es gab dicke Bücher, in denen diese Gesetze und Regeln gesammelt und erklärt waren.

Und ich dachte an das, was ich selbst versucht hatte, und sah, daß ich kein Dichter war . .
so sehr ich mir auch Mühe gegeben hatte und so viel inzwischen auch schon von mir gedruckt worden war.

Dann und wann aber gab es Menschen, denen ich trotzdem damit Freude gemacht hatte . .
und so glaube ich im Stillen manchmal doch, auf einem rechten Weg zu sein!

Und wenn ich einen Jungen hätte und er käme und früge: was Dichter-sein wäre? so würde ich ihm sagen:
Dichter sein, mein Junge, ist Mensch sein! doch das verstehst du noch nicht! komm in zehn Jahren wieder!
das aber kannst du dir heute schon merken:
Dichter sein ist schwerer, als Gedichte und Novellen und Theaterstücke schreiben und hat im Grund gar nichts damit zu tun!

IV.

Und wenn er lesen und schreiben und drucken lassen gelernt hätte und eines Tages wieder käme:
er möchte es versuchen, Dichter zu werden! aber Alles sei dagegen und erkläre es für Torheit, bis auf eine kleine Schwester und einen einzigen Freund . .
würde ich ihm sagen:
Laß dich dadurch nicht irre machen, mein Junge, wenn es dir wirklich ernst ist!

Doch wenn noch so gut ist, was du kannst, es kommt ganz darauf an, ob du auch in fünf Jahren noch was kannst und ob du immer weiter willst!
und wenn du so um Fünfunddreißig einen ‚Erfolg' hast, dann denke nicht: nun seiest du durch! nun sei's erreicht! nun brauchest du dir keine Mühe mehr zu geben!
es handelt sich dann erst recht darum, noch höher zu kommen!
und wenn du Fünfzig bist . . und die kleinen Schwestern, die dann auf der Welt sind, und der einzige Freund, den man hat . . sind immer noch auf deiner Seite und freuen sich an dem, das du ihnen gibst . .
dann kannst du sagen: es sei nicht ganz vergebens gewesen!

Die letzte Entscheidung aber hat . . ‚der Mann in fünfzig Jahren' . . wenn du längst tot bist!
und wenn der, was du gemacht hast, aus dem Schranke holt und seiner Frau und seinen Kindern daraus vorliest
und sagt:
Guckt, das könnt ihr euch merken und aufschreiben und auswendig lernen! aber nicht blos um auswendig zu lernen, sondern um darnach zu tun und auch so zu sein! . .
dann, mein Junge,
hast du was gekonnt!

V.

Und wenn Andere dir Anderes sagen,
laß dich nicht über den Haufen kriegen!

Sieh, der Eine redet in seiner Kunst nur mit den Worten, die auf dem Papier stehen, der Andere, mit dem, was zwischen seinen Zeilen sich dir auftut!
der Eine erzählt dir eine merkwürdige Anekdote aus dem Leben irgend eines Menschen, der dich gar nichts angeht und dir ganz gleichgültig ist!
und der Andere erzählt dir was von dir!
Die meisten Menschen freilich wollen von sich selbst nichts wissen, mögen sich aber gern mit Anekdoten unterhalten lassen . .
und so hat der Eine viele und der Andere nur wenige Hörer und so ist der Eine ein großer, der Andere ein kleiner Redner!

VI.

Für den Tag, für heute gelten dieser großen Redner große Worte freilich mehr!
Du für dich im Stillen aber sei dir klar und wisse, was du willst!
Es gibt überhaupt keine Kunst in diesem allgemeinen Sinn, in dem man immer davon spricht, sondern hundert und aber hundert!
jeder Künstler schafft sich seine eigene Kunst
und immer nur für eine ganz bestimmte Höhe!

Aus dem Gewesenen jedoch Gesetze ableiten, wie etwas zu schaffen, kann nur für das äußere Handwerkhafte gelten!

Du sei dir Kunst
und such dir deine eigenen Gesetze!

VII.

Das aber merke dir und richte dich darnach . . es ist das Schwerste:
Kunst will reine Hände haben und ein reines Herz!
Du sollst nicht Geld mit ihr verdienen wollen! du sollst nicht von ihr leben wollen, so wenig als du deine Liebe verkaufen sollst!
du sollst für sie leben!

Deine Kunst sei dir der Weg, mit dem du dich durch deine Zeit suchst und zur Höhe findest!

Kunst sein, nicht machen!

Dein Leben sei deine Kunst!

Wer nicht sich selbst und seinem ganzen Dasein, als schaffender und gestaltender Künstler gegenübersteht, verfällt!

Was du nach außen geben kannst freilich, sind immer nur Bruchstücke, und wenn dir das Höchste glückt . .
doch wenn sie echt sind, werden sie in Andern wieder volles Leben reifen!

Kunst ist nur, was ein höherer Mensch für sich und andere an höheren Lebenswerten schafft in schöner Form!

Digitized by Google

Allerlei

Kloster Lehnin in der Mark. Es gibt ein sehr interessantes Buch über die Entwickelung des Naturgefühls. Da wird in der Entwickelung der Literatur verfolgt, wann in einem Land die Empfindung für die Schönheit der Natur erwacht ist. Aber gerade hier wird die Literatur als Gradmesser, oft ein falsches Bild geben, denn bis eine Idee oder eine Empfindung sich in der Dichtung niederschlug, konnte in früheren Zeiten ein langer Zeitraum verfließen. Lange bevor wir einen klaren Ausdruck starken Naturgefühls in der Dichtung vorfinden, hat es Leute gegeben, die wohl halb unbewußt in der Praxis Augen hatten für landschaftliche Schönheit Leute, denen man gerade diesen Sinn kaum zutrauen durfte: die Mönche. Wenn eine Ritterburg auf zackigem Felsen hängt, so waren für diese Wahl des Ortes nicht ästhetische, sondern praktische Bedürfnisse maßgebend. Anders bei den Klöstern. Es ist erstaunlich, wie Orte von feiner landschaftlicher Schönheit vom Scharfblick der Mönche entdeckt worden sind. Und das in einer Zeit, wo auch die Oberschicht unseres Volkes kein Übermaß von künstlerischem Empfinden besaß. Wo irgend im Süden und Norden unseres Vaterlandes ein besonders träumerischer Waldwinkel sich findet, da stößt man gewiß auch auf Klostermauern oder ihre Trümmer. Sogar in der Mark, deren Schönheit eigentlich erst seit Alexis und Fontane bekannt ist, waren es wiederum die Mönche, die wußten, daß jede Landschaft ihre Reize dem öffnet, der sie sucht. Das gilt für das bekanntere Chorin, aber auch für das Mutterkloster Lehnin.

Stundenlang führt der Weg durch typische Marklandschaft, sandige Heide, dann wieder Kiefernwälder, meist niedrige Bestände, dazwischen Gruppen von ausgewachsenen hohen Kiefern, der obere Teil des Stammes rotbraun, dann gabeln sich die Äste und schlingen sich in den willkürlichsten Windungen durcheinander, nicht gleichmäßig symmetrisch wie die Tanne, sondern gekrümmt, wie die Regellosigkeit zum Gesetz erhebend. So wild und knorrig wie der Kiefernwald, mögen auch seine wendischen Bewohner damals jenen ersten Mönchen erschienen sein. Und doch wurden sie nicht müde, bis sie fanden, was sie suchten. Es wird heller: eine weite Waldlichtung und weit dort hinten glitzert und flimmert es, dort dehnt sich ein klarer, schilfbestandener See. Hier war's, wo die Mönche Halt machten und den Grundstein legten, wohl nicht allein um der Fische willen, die über die Fastenzeit hinweghalfen. — Es sind bescheidene Klosterräume, die sich hier auf märkischem Boden erheben. Wohl hat auch hier mönchischer Fleiß Fenster, Wände und Decken geschmückt, spröden Stein und ungefüges Eichenholz zu gefälliger Form gewandelt, aber verglichen mit dem Klosterpalast der Ordensbrüder von Maulbronn haben diese Zisterzienser sich mit äußerster Einfachheit begnügt. Und das konnte nicht anders sein. Die Heide der Mark gab nicht die Fülle weißglänzenden Sandsteins wie dort, das Land war arm, das Volk, die Wenden, nicht bloß arm, sondern voll Mißtrauen gegen die fremden Eindringlinge, die eine neue Zeit mitbrachten. Davon zeugt noch heute das Bild von der Ermordung des Abtes Sievold und die Sage von dem Traum, den der Gründer des Klosters hatte, wo ihn die Hirschkuh stieß und sein Leben bedrohte. Diese Hirschkuh (wendisch lonie) ist nur die Verkörperung des Wendenvolkes. Und doch war der Sieg der Deutschen über die Slawen zum großen Teil Verdienst dieser tapferen Männer. Kein Wunder, wenn ihnen allmählich das Wohl ihres Klosters mit dem des Landes gleichbedeutend erschien, und die brandenburgischen und preußischen Herrscher nach ihrer Stellung zum Kloster beurteilt wurden, wie er jener merkwürdige Abt tat, der die Lehninische Weissagung gedichtet oder geschaut hat. Sinnend stehen wir in der Zelle, wo die gewaltigen Gesichte an ihm vorübergezogen, die ihm manchmal wie Blitze die Zukunft erhellten. Wer kann sagen, wie der ekstatische Mönch Preußens Demütigung ahnte und die Revolution, und mit Staunen vernehmen wir Worte, die wie eine Prophezeiung auf Friedrich Wilhelm III. und Napoleon klingen:

„. . . Allein das Volk wird in diesen Zeiten traurig weinen;
Denn es scheinen Geschicke zu kommen sonderbarer Art,
Und der Fürst ahnet nicht, daß eine neue Macht im Wachsen ist."

Endlich das Schlußwort des Gesichtes, von dem man nicht weiß, ob es gegenwärtig erfüllt ist oder noch seiner Erfüllung harrt:

„Und die alten Mauern von Lehnin und Chorin werden wieder erstehen,
Und die Geistlichkeit steht wieder da nach alter Weise in Ehren,
Und kein Wolf stellt mehr dem edlen Schafstalle nach."

W.

Mozart und Beethoven. Heute trat das Quartett zum zweitenmal zusammen. Es hat mir einen viel größeren Eindruck gemacht als das erste Mal; die gewählten Werke waren größer und nahmen einen höheren Flug. Es war Mozarts Quartett in D-moll und Beethovens Quartett in C-dur, dazwischen ein Konzertstück von Spohr. Das letztere, glänzend und lebhaft als ganzes, ist kräftig in seinem Allegro, weich im Adagio und elegant im Finale, aber es offenbart nur ein schönes Talent in einer mittelmäßigen Seele. Bei den beiden anderen fühlt man den Genius; zwei große Seelen liegen klar vor uns. Mozart ist die innere Freiheit, Beethoven der gewaltige Enthusiasmus. Daher macht uns der eine frei, der andere trägt uns über uns selbst hinaus. Ich glaube, die Verschiedenheit der beiden Meister nie so stark und mit soviel Intensität wie heute empfunden zu haben. Ihr inneres Leben lag klar vor meinem Blicke und ich habe bis auf den Grund zu lesen geglaubt.

Mozarts Werk, das ganz von Geist und Gedanken durchdrungen ist, stellt ein gelöstes Problem dar, das Gleichgewicht zwischen Sehnsucht und Kraft, selbstherrlicher Anmut, wundervoller Harmonie und vollkommener Einheit.

Sein Quartett stellt den Tag einer attischen Seele dar, die die Heiterkeit des Elysiums vorweg nimmt. Die erste Szene ist ein liebenswürdiges Gespräch, wie es Sokrates am Ufer des Ilissus geführt hat, sein Charakter ist köstliche Urbanität mit seinem Lächeln und munterem Hin und Wider der Worte. Die zweite Szene ist von ergreifendem Pathos. Eine Wolke ist über das Blau des griechischen Himmels gezogen. Eine Trübung, wie ihn das unerbittliche Leben selbst für freie Menschen, die sich achten und lieben, bringt, hat diese Harmonie gestört. Aus welchem Grunde? Ein Mißverständnis, eine Unachtsamkeit? wir wissen es nicht, aber das Unwetter bricht los. Das Andante eine Szene des Vorwurfs und der Klage, aber eine Klage unter Unsterblichen. Welche Erhabenheit in der Klage, welche verhaltene Erregung und welch milder Schmerz im Vorwurf! Die Stimme zittert und wird ernster, aber sie bleibt liebevoll und bewahrt ihre Würde. Die Wolke hat sich verzogen, die Sonne ist zum Vorschein gekommen, die Klärung hat stattgefunden, der Friede ist wieder hergestellt. Die dritte Szene schildert die Seligkeit der Versöhnung, die jetzt ihrer selbst sicher, sich neckisch auf die Probe stellt und sich gehen läßt bis zum Spott und freundschaftlichen Scherz. Das Finale klingt in gemäßigter Heiterkeit aus, in ruhigem Glück, in höchster Freiheit, der Blüte des Innenlebens, dem Grundthema des Werkes.

Beethovens Werk ist die tragische Ironie, die das Leben tolle Sprünge machen läßt auf dem gähnenden Abgrund des Grenzenlosen. Hier fehlt jede Spur von Einheit, Ausgeglichenheit, Heiterkeit. Vor unseren Augen spielt sich der ewige Kampf der beiden großen Mächte ab: der Abgrund, der alles Vollendete verschlingt und das Leben, das sich verteidigt, bejaht, berauscht. Die ersten Takte durchbrechen die Schranken und öffnen die Höhlen des großen Abgrundes. Der Kampf beginnt. Er ist lang. Das Leben erwacht, schlägt scherzend mit seinen Flügeln um sich, sorglos wie der Schmetterling, der über dem Abgrund flattert. Sein Reich wird größer, es singt seinen Triumph. Es begründet eine Herrschaft, schafft eine Natur. Aber aus dem gähnenden Schlund erhebt sich der Teifun, die Titanen erschüttern die Tore des neuen Reiches. Eine gigantische Schlacht entwickelt sich. Man hört die stürmischen Kämpfe des Chaos. Das Leben ist das stärkere, aber der Sieg ist nicht ganz entschieden und in seinem Rausch ist noch ein letzter Rest von Furcht und Betäubung. Beethovens Seele war zerrissen. Leidenschaft und Angst vor dem Grenzenlosen scheinen sie vom Himmel in die Hölle zu schleudern; daher seine Größe.

Wer von beiden ist größer, Mozart oder Beethoven? Müßige Frage! Der eine ist harmonischer, der andere kolossaler. Mozart ist der Friede vollkommener Kunst, unmittelbare Schönheit; Beethoven ist das Erhabene, Grausen und Andacht, Schönheit im Kampf. Der eine gibt, wonach der andere Sehnsucht weckt. Mozart hat die klassische Reinheit des Lichtes und des blauen Ozeans, Beethoven die romantische Größe der Stürme in Luft und Wasser, und während Mozarts Seele die ätherischen Gipfel des Olymps zu bewohnen scheint, ersteigt Beethovens schaudernd die stürmische Kuppe eines Sinai. Segnen wir den einen wie den anderen. Jeder zeigt einen Augenblick des idealen Lebens. Jeder ist unser Wohltäter. So wollen wir beide lieben.

Aus Amiels Tagebücher. Verlegt bei Beyer in München.

Schnitterlied.

Wir schnitten die Saaten, wir Buben und Dirnen,
Mit nackenden Armen und triefenden Stirnen,
Von dornernden dunkeln Gewittern bedroht —
Gerettet das Korn! Und nicht einer, der darbe!
Von Garbe zu Garbe
Ist Raum für den Tod —
Wie schwellen die Lippen des Lebens so rot!

Hoch thront ihr Schönen auf güldenen Sitzen,
In strotzenden Garben umflimmert von Blitzen —
Nicht eine, die darbe! Wir bringen das Brot!
Zum Reigen! Zum Tanzel Zur tosenden Runde!
Von Munde zu Munde
Ist Raum für den Tod —
Wie schwellen die Lippen des Lebens so rot!

Conrad Ferdinand Meyer.

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

NUMMER 39

Die Hilfe

Sonnabend, 30. September 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Der Parteitag der Freisinnigen Volkspartei in Wiesbaden — Die „Frankfurter Zeitung" — Hoffnungsvolle, freiheitliche Stimmung — Warum geht Rosa Luxemburg nicht nach Rußland? — Partei und Gewerkschaft — Sozialdemokratische Weltpolitik — Die Wahl in Essen — Die Linke in Sachsen — Ein starkes Stück — Wer gehört zum Mittelstand? — Ungarn und die Habsburger) — **Dr. Eugen Katz:** Die Revolutionäre von Jena — **Henr. Fürth:** Die Frau im öffentlichen Leben — **Dr. F. Guttmann:** Der englische Liberalismus — Büchertisch — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — **Gottfried Traub:** Toleranz — **Erich Schlaikjer:** Reinhardts Bühnen — **G. T.:** Ein neues Buch von Kutter — **A. Fönnichsen:** Im Winkel — Allerlei — Briefkasten.

Politische Notizen

Der Parteitag der Freisinnigen Volkspartei in Wiesbaden. Von dem Vorsitzenden des Wahlvereins der Liberalen ging dem zur Zeit von Berlin abwesenden Herausgeber der Hilfe, Herrn D. Naumann, folgender Brief zu:

Verehrter Freund! In den Zeitungen lese ich eben den Bericht über den Parteitag der Freisinnigen Volkspartei in Wiesbaden. Zu meinem lebhaften Bedauern finde ich darin nicht nur eine Reihe von m. E. gänzlich unmotivierten Ausfällen gegen Sie und einige andere Parteifreunde, sondern auch eine vom Wiesbadener Parteitag einstimmig angenommene Resolution folgenden Wortlautes:

„Der Parteitag erachtet es für geboten, das bestehende gute Einvernehmen mit der Deutschen Volkspartei in jeder Weise zu fördern. Der Parteitag ist ferner der Überzeugung, daß ein freundnachbarliches Verhältnis zur Freisinnigen Vereinigung wie zu anderen liberalen Parteigruppen im Interesse des Gesamtliberalismus zu unterstützen ist. Der Parteitag hält aber ein Zusammenwirken mit nationalsozialen Elementen für eine politische Unmöglichkeit, gleichviel, welcher politischen Gruppe sie sich anschließen. Der Parteitag ersucht den geschäftsführenden Ausschuß, nach wie vor, insbesondere bei den Wahlen, in diesem Sinne zu verfahren."

Ein solcher Beschluß ist mir ganz unverständlich, nachdem die nationalsoziale Partei sich vor jetzt zwei Jahren aufgelöst hat, und ihre Vereins- und Einzelmitglieder nahezu vollzählig dem Wahlverein der Liberalen beigetreten sind. Seit dieser Zeit haben Sie selbst und Ihre vormaligen Parteigenossen loyal und treu im Rahmen unserer Organisation an den Aufgaben des entschiedenen Liberalismus tätigen Anteil genommen und eine so enge Arbeitsgemeinschaft herbeiführen helfen, daß bereits auf der letzten Generalversammlung des Wahlvereins der Liberalen ein Unterschied zwischen altliberalen und ehemals nationalsozialen Mitgliedern in allen sachlichen Fragen nicht mehr zu erkennen war. Bei dieser Lage halte ich es für ausgeschlossen, daß der Beschluß der Wiesbadener Versammlung eine Störung unserer Geistes- und Arbeitsgemeinschaft bewirken könnte. Wir werden vielmehr in Zukunft wie seither allen Angriffen gemeinsam entgegentreten und durch die Tat beweisen, daß wir keinen Unterschied zwischen altliberalen und ehemaligen nationalsozialen Mitgliedern des Wahlvereins der Liberalen machen.

Mit dem Ausdruck aufrichtiger Wertschätzung

Ihr ergebenster K. Schrader.

Die Frankfurter Zeitung, das größte Organ der süddeutschen Demokratie, schreibt über den Wiesbadener Beschluß der freisinnigen Volkspartei: „Auf ihrem Parteitage in Wiesbaden hat die Freisinnige Volkspartei nun zum ersten Male als Partei Stellung zu den Einigungsbestrebungen der Linken genommen. Der Beschluß, den sie dabei gefaßt hat, ist nicht ganz verständlich, aber vor allen Dingen höchst unerfreulich und es scheint fast, als ob sich in dieser Frage wieder eine politische Mainlinie herausbilden wollte. Denn im Süden ist man durchweg für die Einigung, während der Norden ihr — von wichtigen Ausnahmen abgesehen — noch zu widerstreben versucht. Allerdings hat sich der Wiesbadener Parteitag nicht mehr gegen eine Einigung an sich erklärt, aber er will die Nationalsozialen davon ausgeschlossen wissen, obgleich die Freisinnige Volkspartei doch andererseits Wert darauf legt, sich von Fall zu Fall auch mit den Nationalliberalen zu verbrüdern. Der Wiesbadener Beschluß stimmt nicht recht zu einem Beschluß des Zentral-Ausschusses der Partei, den dieser am 28. Mai d. J. gefaßt hatte." Die Frankfurter Zeitung teilt dann den Beschluß mit, den auch wir seinerzeit begrüßt hatten, und fährt fort: „Diesen Beschluß hat die Deutsche Volkspartei auf ihrem Frankfurter Parteitag durch ein freundschaftliches Telegramm umschrieben und erwidert. Die Wiesbadener Resolution rektifiziert den Zentralausschuß und wir verstehen einstweilen nicht, wie ihm auch die Männer vorbehaltlos zustimmen konnten, die bei der Berliner Beschlußfassung mitgewirkt hatten; jedenfalls hätten ihn unsere politischen Freunde nicht zur Grundlage eines Zustimmungs-Telegrammes gemacht." Nach der Wiedergabe der Wiesbadener Resolution heißt es weiter: „Es wird hier also eine Stufenleiter aufgestellt: Deutsche Volkspartei — Freisinnige Vereinigung — Nationalsoziale. Mit den letzteren wird jede Gemeinschaft abgelehnt. Die Resolution zeigt vor allen Dingen eine mangelnde Rücksichtnahme auf die tatsächlichen Verhältnisse. Die Nationalsozialen bestehen als Partei nicht mehr, sie sind ein Bestandteil der Freisinnigen Vereinigung und diese wird kaum gewillt sein, die junge Ehe mit den Nationalsozialen aus Rücksicht auf diesen Beschluß wieder zu lösen. Aber was noch schlimmer ist: Nationalsoziale und Freisinnige haben in Bayern bei den Landtagswahlen gemeinsam gekämpft und sie ziehen eben jetzt in Baden vereinigt in den Wahlkampf. Angesichts der gemeinsamen Gegner einen Zankapfel zwischen die Kämpfenden zu werfen, ist unpolitisch und unklug, es ist unter allen Umständen ein Fehler. Unrichtig ist es auch, wenn in der Diskussion behauptet wurde, erst durch die Nationalsozialen sei der Frieden mit der Freisinnigen Vereinigung gestört worden. Historisch liegen die Dinge ganz anders. Die Wiesbadener Resolution ist ein Produkt des Ärgers über die Nationalsozialen und deshalb möchten wir ihre Tragweite nicht überschätzen. Daß außerdem sachliche Gegensätze noch vorhanden sind, ist zuzugeben, es frägt sich nur, ob der Druck der Zeit für die freiheitlichen Richtungen nicht hart genug ist, um diese Gegensätze zum Vorteil der gemeinschaftlichen Interessen zurücktreten zu lassen."

In dem gleichen Sinne sprachen auf ihrem Parteitag verschiedene demokratische Führer. Auf demselben Parteitag hielt auch der Vorsitzende des Frankfurter nationalsozialen Vereins eine von Beifall begleitete Rede.

Hoffnungsvolle, freiheitliche Stimmung beherrschte die XXX. Tagung der deutschen Volkspartei in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Im Mittelpunkt der Verhandlungen stand die Beratung eines demokratischen Kommunalprogramms, die auch schon frühere Parteitage beschäftigt hatte. Zwar gelangte man auch heuer noch nicht zu einem fertig abgeschlossenen Programm, es wurde aber der mehrfach durchberatene Entwurf diesmal grundsätzlich gutgeheißen und nur dem nächsten Parteitag eine Durchsicht und Ergänzung vorbehalten auf Grund der bis dahin eingehenden Anträge. Vor allem war aber der innere Fortschritt dieses Frankfurter Parteitags unverkennbar, daß in allen wesentlichen kommunalen Programmforderungen absolute Übereinstimmung vorhanden war. Völlige Selbstverwaltung der städtischen Gemeinden, allgemeines, gleiches, geheimes und direktes Wahlrecht, Ablehnung jeder indirekten Besteuerung, Grund- und Gebäudesteuer nach dem gemeinen Wert, Umsatzsteuer für Liegenschaften, Besteuerung des Wertzuwachses, städtische Übernahme aller monopolartigen Betriebe, konfessionell und sozial gemischte Schule, Verwerfung der Vorschulen, obligatorische Fortbildungsschulen, Schulgeld- und Lehrmittelfreiheit, Fachaufsicht, energische und moderne Armenpflege, arbeiterfreundliche Kommunalpolitik, gesunde Wohnungs- und Bodenpolitik: — über alle diese Programmpunkte war man sich im Grunde einig. Nur über die schwierige Arbeitslosenversicherung auf kommunaler Grundlage schien trotz wiederholter früherer Beschlüsse noch keine Übereinstimmung der Urteile vorhanden zu sein. Aber der sozialfortschrittliche Ernst, der diese Beratungen auszeichnet, war gar nicht zu verkennen. Ein gesunder Optimismus beseelte den Parteitag, der sich in seinem Glauben an die Widerkräftigung des entschiedenen Liberalismus natürlich auch nicht durch die Beschlüsse des gleichzeitig in Wiesbaden tagenden Parteitags der freisinnigen Volkspartei entmutigen ließ.

Warum geht Rosa Luxemburg nicht nach Rußland? Unsere Leser erinnern sich, daß in der „Bergarbeiterzeitung" ein Gewerkschaftsführer den radikalen Genossen und Genossinnen, die aus Rußland und Polen stammen, den Rat gab, sich schleunigst in ihre Heimat zu begeben und dort sich in die Bataillone des Freiheitskampfes einzustellen. Weshalb leben denn diese Ausländer am deutschen Boden, während ihre Brüder und Schwestern drüben verbluten? Darauf gab Rosa Luxemburg in Jena folgende Antwort:

„Also dorthin, wo der Staatsanwalt neulich meinem engeren Parteigenossen Kasprzak zu der höchsten Ehre verholfen hat, die einem Sozialdemokraten erwiesen werden kann, dorthin ladet uns Genosse Hus in liebenswürdiger Weise ein!"

Rosa Luxemburg will also ihre Haut nicht zu Markte tragen, was an sich ganz verständig und menschlich begreiflich ist, aber welche Unverfrorenheit ist es, wenn eine Polin, die sich selber den Gefahren ihrer Heimat entzieht, die deutschen Arbeiter zur Revolution anstachelt! Was würde diese tapfere Dame wohl tun, wenn ihre Reden und Aufsätze in Deutschland wirklich ein Feuer entzündet hätten? Würde sie dann hier aushalten, oder würde sie sich noch weiter „international" verflüchtigen? Bisher hat man geglaubt, das Wort „international" bedeute eine bis zum Tod getreue Hilfsbereitschaft vaterlandsloser Revolutionäre. Nun aber sieht man, was es in Wirklichkeit bedeutet: Rosa Luxemburg bleibt hier! Hier kann sie weiter radikal, radikal, radikal sein. Hier kann sie andere den Gewehren entgegentreiben. Sie selbst geht dann vielleicht nach Warschau, wenn es hier bei uns gerade brennt. So sind die internationalen Revolutionäre in der Praxis.

Partei und Gewerkschaft. Die Sozialdemokraten sind sehr erfreut darüber, daß der Jenaer Parteitag die Einheit von Partei und Gewerkschaften bewiesen habe. Uns scheint die Freude etwas problematisch. Daß die freien Gewerkschaften mit der sozialdemokratischen Partei eng politisch verbunden seien, hat niemand je bestritten. Dafür sorgt schon der gegenwärtige Regierungskurs und die sozialpolitische Rückständigkeit der regierenden Parteien. Eine andere Frage ist aber, ob die Einheit der Personen auch gleichbedeutend ist mit der Einheit des Geistes, und das bestreiten wir. Diese Einheit des Geistes wurde ja zu Jena in keiner Weise auf die Probe gestellt. Die Maifeierresolution sagt in ihrem wesentlichen Teil:

> Der Parteitag macht es daher den Arbeitern und Arbeiterorganisationen zur Pflicht, neben den anderen Kundgebungen für die allgemeine Arbeitsruhe am 1. Mai einzutreten und überall da, wo die Möglichkeit der Arbeitsruhe vorhanden ist, die Arbeit ruhen zu lassen.

Also es besteht nach wie vor kein Zwang zur Arbeitsruhe am 1. Mai. Überdies ist nach dem ganzen Auftreten der Gewerkschaftler zu erwarten, daß sie auch ferner gegen die Arbeitsruhe Front machen, welche die gewerkschaftlichen Kämpfe außerordentlich erschwert. In derselben Linie lag die Resolution zum politischen Massenstreik und ihre Bekämpfung seitens der Gewerkschaftler, mochten sie dagegen stimmen oder nicht. Hiervon wird an anderer Stelle dieses Blattes gesprochen. Zwischen einer Gewerkschaftsbewegung, welche ihre eigne Theorie begriffen hat, und einer revolutionären Partei, welche ihrer Theorie zu Liebe mit den praktischen Arbeiterinteressen Fangball spielt, walten Gegensätze, die auf die Dauer weder Gewalt noch Diplomatie aus der Welt schaffen kann.

Sozialdemokratische Weltpolitik (vom Jenaer Parteitag). Bebel am 17. September: Nachdem Rußland die Tore zum Osten verschlossen sind — ich spreche heute das Wort ganz ruhig aus —, taucht aufs neue wieder die Frage der Herrschaft am Bosporus und des Besitzes der Mündungen der Weichsel und Memel auf. Was das für uns bedeutet, brauche ich nicht zu sagen. Jedenfalls stehen wir in einer äußerst gefährlichen Situation, wie sie seit 1870 nicht vorhanden gewesen ist.
Molkenbuhr am 19. September: Der Schiffsbau ist bei den Kapitalisten jetzt so beliebt, weil daran ungeheuer viel verdient wird. Natürlich ist man immer mit sogenannten Gründen bei der Hand, bald wird auf der einen, bald auf der anderen Seite ein Kriegsgeschrei angestimmt und dem deutschen Volke begreiflich gemacht, daß Deutschland von äußeren Feinden bedroht ist. So war es 1887 mit dem Boulanger-Rummel, so war es mit der Zwei-Fronten-Theorie, die lange Zeit vertreten wurde und jetzt zum Bedauern der Staatsmänner ziemlich in die Brüche gegangen ist. Jetzt ist das morsche, russische Reich in sich selbst zusammengebrochen, das russisch-französische Bündnis war ja bisher eins von den Argumenten, die in Deutschland immer angeführt wurden, wenn es galt, neue Schiffe zu bauen, neue Rüstungen zu schaffen.

Die Wahl in Essen. Nun ist die große Wahl in Essen vorbei und das Ergebnis ist folgendes:

	1903	1905
Zentrum . . .	35 323	35 478
Sozialdemokrat	22 860	28 532
Nationalliberal	20 776	17 873
Christlich-sozial	—	2 196
Pole	1 536	1 722
	80 495	85 801

Das Hauptergebnis ist, daß das Zentrum nicht weiter gewachsen ist. Obwohl die Zahl der abgegebenen Stimmen um mehr als 5000 zugenommen hat, und obwohl das Zentrum in Giesberts den besten und volkstümlichsten Kandidaten hatte, den es aufweisen kann, so ist die Zunahme der Zentrumsstimmen ganz gering. Das Zentrum scheint hier an seiner Grenze angekommen zu sein. Mehr als dieses Mal kann es niemals agitieren und eine bessere allgemeine Lage wird es auch selten haben, denn die Sozialdemokraten litten noch unter den Nachwirkungen ihrer inneren Parteiskandale, und die Kandidatur Niemeyer war durch seine eigene sehr unklare Haltung und durch das unschöne Zwischenspiel der Briefräuber arg bedrückt. Wenn Niemeyer frei und offen für sozialen Liberalismus eingetreten wäre, hätte er vielleicht nicht gewonnen, aber sicher ein besseres Ergebnis erzielt. Er wollte es den herrschenden Großindustriellen nicht allzusehr erschweren, für ihn zu stimmen, aber gerade diese Rücksicht hat ihm Tausende von Stimmen gekostet. Daß die Christlich-sozialen so schlecht abschneiden, haben sie durch ihre niedrige Art, den Wahlkampf zu führen, reichlich verdient. — Es half also alles dazu mit, daß der ganze Vorteil der vermehrten Wählerzahl den Sozialdemokraten zugute kam. Wenn Essen sozialdemokratisch wird, so versetzt das der feudalen Industriepolitik einen harten Stoß. Deshalb darf kein Liberaler in der nun kommenden Stichwahl für den Zentrumsführer eintreten. Mag Herr Giesberts als Einzelperson auch ein sehr achtbarer Mann sein und sich hoch über viele seiner Parteigenossen erheben, so handelt es sich doch hier nicht um einen Achtungsgruß für ihn, sondern um die grundsätzliche Stellung zum Zentrum. Das Zentrum soll nicht siegen! Das muß die Parole aller derer sein, die für Niemeyer gestimmt haben. Man überlasse es den Christlich-sozialen, sich zu Schleppern des Ultramontanismus herzugeben! Kein liberaler Mann soll das mitmachen. Auch wenn Herr Rechtsanwalt Dr. Niemeyer keine Stichwahlparole ausgibt, so liegt es im ganzen Zusammenhange seiner bisherigen politischen Bekenntnisse,

Digitized by Google

daß er einen Sieg des Zentrums unter keinen Umständen befürworten kann. Wer ihm die Stimme gab, hat A gesagt und soll nun auch B sagen.

Die Linke in Sachsen. Die Ergebnisse der sächsischen Landtagswahlen stehen in dem Augenblick, wo diese Zeilen geschrieben werden müssen, noch nicht im einzelnen überall fest. Doch ist schon heute sicher, daß die Linke einen kleinen Vorteil auf Kosten der Konservativen errungen hat. Die Nationalliberalen werden vielleicht drei Mandate mehr als bisher innehaben, die Freisinnigen eins, und selbst die Sozialdemokratie zieht, wie in Jena verkündet wurde, unter dem neuen elenden Wahlrecht doch wieder in den Landtag ein. Sie hat in einem ländlichen Wahlkreis ihren Reichstagsabgeordneten Goldstein mit 51 Wahlmännern gegen 50 Bürgerliche durchgebracht. Ein Zufallssieg, wie man sieht. Jedenfalls bleibt die konservative Landtagsmehrheit überwältigend groß, die entschiedene Opposition, wie sie die zwei Freisinnigen und der eine Sozialdemokrat repräsentieren, unendlich schwach, und auch die Nationalliberalen scheinen bei dem Klassenwahlrecht zu dauernder Einflußlosigkeit verdammt. Alles wäre selbst bei diesem Wahlrecht anders, wenn sich die Parteien der Linken zu engerem Einvernehmen entschließen könnten. Eine Reihe von Siegen wäre der Linken sicher, ja die konservative Herrschaft könnte in absehbarer Zeit gebrochen werden. Heute steht die Sache so: wenn in einem Wahlkreis 50 konservative, 48 sozialdemokratische und 45 liberale Wahlmänner vorhanden sind, so ist der Sieg des Konservativen selbstverständlich. Die Liberalen schreckt eben das „rote Gespenst", und die Sozialdemokraten bekennen sich zu dem Dogma von der „einen reaktionären Masse". Noch fehlt es an gutem Willen bei beiden Teilen. Inzwischen freuen sich die Konservativen in Sachsen — und anderswo! — Diese ihnen so willkommene Uneinigkeit benutzen sie dazu, um sozialdemokratischen Arbeitern und liberalen Bourgeois mit aller Unparteilichkeit das Fell über die Ohren zu ziehen.

Ein starkes Stück bedeutet die „Berichtigung", die uns vorige Woche unmittelbar vor Redaktionsschluß vom Generalsekretär der Mittelstandsvereinigung zuging, und worin behauptet wurde, daß die Mittelstandsvereinigung mit dem Bund der Landwirte nichts zu tun habe. Wir wollen nichts sagen zu den begeisterten Begrüßungsreden, die hervorragende Bundesführer (z. B. Frhr. v. Wangenheim am 25. Juni in Delitzsch) der Mittelstandsbewegung gewidmet haben, wollen auch kein Gewicht auf die Tatsache legen, daß ein früherer Hauptagitator der Vereinigung vorher Angestellter des Bundes war, sodaß schon eine Art von Personalunion in den unteren Beamtenstellen beider Organisationen vorzuliegen scheint. Wichtiger ist die unbestreitbare Tatsache, daß bei der Nachwahl in Hameln-Springe die Mittelstandsvereinigung durch eigene Beamte und mit eigenen Geldmitteln den Kandidaten des Bundes der Landwirte unterstützt hat gegen die Zusicherung, daß bei der nächsten Wahl in diesem Wahlkreis die Vereinigung den Kandidaten zu stellen habe! Und die ganze Kühnheit der „Berichtigung" ersieht man aus dem im Juli d. Js. bekannt gewordenen Vertrag zwischen Bund der Landwirte und Mittelstandsvereinigung über gegenseitige Wahlunterstützung für 1908 in einer großen Zahl von Wahlkreisen! Mag also immerhin die Behauptung des ehemaligen Geschäftsführers der Vereinigung, Voigt, die Beamten des Bundes der Landwirte kommandierten bereits in der Vereinigung, den tatsächlichen Zuständen vorauseilend: daß ein verantwortlicher Vertreter der Mittelstandsvereinigung schlankweg „Berichtigungen" mit der Versicherung verschicken kann, Bund der Landwirte und Vereinigung hätten nichts miteinander zu tun, das ist ein starkes Stück, ein sehr starkes sogar.

Wer gehört zum Mittelstand? In das wirre Durcheinander von Vorstellungen über den Mittelstand, wo er beginnt und endigt, wer dazu gehört, hat der bekannte Professor Suchsland, der „wissenschaftliche" Vertreter der Zünftlerei, leuchtende Klarheit getragen. Und zwar durch diese Definition:

1. „Der Mittelstand ist die Gesamtheit aller wirtschaftlichen Existenzen, die durch irgend welche, den Staatsgesetzen nicht zuwiderlaufende Erwerbsquellen ein Einkommen mittleren Umfangs (900 bis 9500 Mk.) haben und in der dauernden Ausnutzung ihrer Erwerbsquellen von dem Willen einzelner Dritter unabhängig sind.

2. Der gewerbliche Mittelstand besteht aus der Gesamtheit aller wirtschaftlichen Einheiten, deren jede durch die Verbindung eines an sich zum Lebensunterhalt nicht ausreichenden Kapitals mit einer fachmännisch ausgebildeten Arbeitskraft entstanden ist, und deren physischer Träger neben erwünschter Selbständigkeit des Handelns ein um den Unternehmergewinn höheres Einkommen ermöglicht, als die Summe aus seinen Kapitalszinsen und der ortsüblichen Entlohnung einer entsprechenden gewerblichen Hilfskraft darstellt."

In dieser Konfusion spiegelt sich die ganze Weisheit dieser Bewegung wieder. Wenn sie sich selber über die Schicht, der sie helfen will, im unklaren ist, läßt sich ermessen, wie es um ihre Politik bestellt sein mag.

Ungarn und die Habsburger. Gleichzeitig mit der Nachricht von der glücklichen Scheidung der schwedisch-norwegischen Ehe treffen die Meldungen aus Wien und Budapest ein, wonach die Dinge in Österreich-Ungarn eine Wendung genommen haben, die als einzige Lösung der Frage die Loslösung erscheinen läßt. Alles schien im Begriff, sich wieder zusammenzuziehen. Das der Koalition so peinliche allgemeine Wahlrecht war von der Krone preisgegeben, der boykottierte Ministerpräsident Fejervary verabschiedet, die Führer der Koalition zu einer Besprechung mit ihrem König nach Wien eingeladen worden. Um so unerwarteter traf die Öffentlichkeit die Kunde, daß die „Friedens"konferenz in der Hofburg zu einer unerhörter Brüskierung der ungarischen Politiker geführt hat. Zu der Verweigerung jeder sachlichen Konzession war eine persönlich nichtachtende Behandlung getreten, die gerade bei den empfindlichen Magyaren noch mehr verderben mußte als selbst die Verweigerung der magyarischen Kommandosprache. Aufs Tiefste verletzt reisten die Herren Kossuth und Gen. nach Budapest zurück, wo sie Tausende und Abertausende mit dem Rufe empfingen: Nieder mit der Dynastie! Es lebe die Revolution! Das ganze Volk, soweit es politische Rechte besitzt, ist in nationaler Erregung wie nie zuvor. Die Anhänger der alten Regierungspartei fraternisieren mit der Opposition, und die Mitglieder der geheimen Oppositionsparteien, der klerikalen Volkspartei, der Neuen Partei Banffys und der Dissidenten Andrassys erklären, daß sie sich der extremen Unabhängigkeitspartei Kossuths anschließen wollen. Ganz Ungarn eine radikale Oppositionspartei! Das ist das Ergebnis der von Fehler zu Fehler taumelnden Politik Franz Josephs. Alles konnte der greise Monarch für seine Dynastie retten, wenn er den Bund von Demokratie und Monarchie, wie ihn das Kristoffy-Fejervarysche Programm der Wahlreform darstellte, sanktioniert hätte. Aber zu diesem „kühnen Griff", zu dem er schon entschlossen schien, fehlte ihm schließlich die genügende Widerstandskraft gegen klerikal-feudale Hintertreppenpolitik. Er weigerte sich, die Waffen gegen die chauvinistischen magyarischen Junker zu mobilisieren, und jetzt weigert er sich, diesen Chauvinisten die Einheit der Armee zu opfern. So hat er es denn fertig gebracht, daß niemand in Ungarn mehr auf die habsburgische Dynastie Gewicht legt.

Die Revolutionäre von Jena

Die politische Bedeutung des sozialdemokratischen Parteitages liegt in der Debatte über den Massenstreik. Sie hat bewiesen, daß die Sozialdemokratie an der Politik von Dresden festhält. Nicht das gab dem Dresdener Parteitag seine Wichtigkeit, daß er nicht nach allen Regeln des guten Tones sich abspielte, sondern daß dort die Sozialdemokratie es ablehnte, von ihrer marxistischen Politik zu lassen. Bebel hat jetzt in Jena offen ausgesprochen, welche politischen Folgen daraus erwachsen sind. Die Regierung ist auf die Seite der Konservativen gedrängt worden und der bürgerliche Liberalismus ist reaktionärer geworden, da beide einsahen, sie hätten nichts von der Sozialdemokratie zu erwarten. Damit geriet das Reichstagswahlrecht in Gefahr. Läßt sich, so hat einmal Franz Mehring geschrieben, die bürgerliche Gesellschaft mit dem Stimmzettel abmeiern? Wenn sich die Sozialdemokraten für gefährlich genug halten, die bestehende Ordnung der Dinge zerstören zu können, dann erwarten sie auch als gute Marxisten, daß die bestehende Ordnung sich mit allen ihr zu Gebote stehenden Machtmitteln zur Wehr setzt. Also wird die bürgerliche Gesellschaft das Wahlrecht zum Reichstag verschlechtern, die Grundlage unserer heutigen Macht. Das dürfen wir uns nicht gefallen lassen: Massenstreik! So lautet die Parole der Sozialdemokratie. Wirklich, diese Partei ist konsequent und, wenn man ihr glaubt, entsetzlich gefährlich.

Der Sozialdemokratie aber geschieht das Schlimmste, was einem politisch passieren kann, sie wird nicht mehr ernst genommen. Eben jetzt schreibt das offiziöse Blatt der Reichsregierung:

Digitized by Google

Die Bebelsche Resolution hat nicht die Bedeutung einer Tat, sondern einer Drohung, von der aber sehr fraglich ist, ob sie ihren Zweck erfüllt, da allzu deutlich ist, daß die Sozialdemokratie nicht gewillt, vor allem aber nicht imstande ist, diese Drohung auszuführen. Wenn Bebel offen hätte reden wollen, so hätte er sagen müssen: Wir sind zwar nicht Revolutionäre der Tat, aber wir lieben es, mit dem Gedanken des revolutionären Massenstreiks zu spielen, um den eignen Reihen Mut zu machen und ihnen eine papierne Anweisung auf eine bessere Zukunft zu geben, den Gegnern aber Furcht einzujagen!

In dieser Beurteilung sind wir einmal mit der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" einig. Wir hoffen nur, daß das Spiel mit dem ungeladenen Schießgewehr, trotz des Tobens und Drängens der Scharfmacher, die Regierung nicht nervös macht. Aber auch dann stiftet das Jenaer Spiel Schaden. Es verlängert nur die gegenwärtige Misère, wenn die stärkste freiheitliche Partei Theatervorstellungen gibt, statt Politik zu treiben.

Dr. David bezeichnete den Rückfall in den Revolutionarismus als die Folge davon, daß der Glaube an die Katastrophentheorie verloren gegangen sei. Er hat völlig recht: die Hoffnung auf den inneren Zusammenbruch des Kapitalismus ist geschwunden. Es gibt keinen wissenschaftlichen Sozialismus mehr, auch nicht, wenn man die „Neue Zeit" noch mehr zur Kirche ausbaut. Die einen wollen die Masse mit ethischer Wut gegen die bürgerliche Gesellschaft erfüllen, aber wie dann das Proletariat mit dieser Gesellschaft fertig werden soll, das wissen sie nicht zu sagen. Die anderen, welche sich als die eigentlichen Marxisten bezeichnen, können nicht mehr volkswirtschaftlich beweisen, daß die wirtschaftlichen Voraussetzungen für marxistische Politik vorhanden sind. Die Gewerkschaften arbeiten Tag für Tag dem erwarteten gesellschaftlichen Zusammenbruch praktisch entgegen. Ungebrochen glauben kann nur noch, wer den wissenschaftlichen Marx niemals verstanden hat. Das Schiff der Sozialdemokratie, wie das Organ einer freien Gewerkschaft jüngst klagte, ist im Schwanken, und die Passagiere verlieren die Sicherheit.

Es geht nicht an, die wirtschaftliche und politische Entwickelung überlisten zu wollen. Man kann der Statistik Gewalt antun, man kann Redakteure absetzen, man kann sogar Ungläubige zu löblicher Unterwerfung zwingen; man kann aber nicht mit unhaltbaren Grundsätzen auf die Dauer Politik treiben. Bebel hat zwar in Dresden über seine Parteigenossen gesiegt, aber nicht über seine politischen Gegner. Und die Sozialdemokratie mußte einsehen, daß sie damit unabsehbare Hindernisse sich selbst in den Weg gelegt hat. Die Gegenkräfte wachsen. „Die Sozialdemokratie hat den Berg nicht überwunden, sondern steht erst davor", so hieß es in Jena. Nun rennt sie dagegen.

Die Partei will im Falle einer Wahlrechtsverschlechterung den politischen Massenstreik unter Umständen versuchen. Das „unter Umständen" ist zu unterstreichen, weil niemals Umstände in Deutschland vorhanden sein werden, unter denen ein politischer Massenstreik Erfolg haben kann. Das haben wir schon neulich darzulegen versucht. Man sollte glauben, Bebel hätte in seinem Referat den Beweis des Gelingens unternommen. Das hat er nicht getan, einfach, weil er es nicht konnte. Er verwies wohl auf den großen Bergarbeiterstreik, aber der Vergleich mit dieser Streikbewegung, die unter wohlwollender Neutralität der Regierung und mit finanzieller Unterstützung der gesamten Arbeiterschaft — verloren ging, ist doch gründlich verfehlt. Ein Teil ihrer Befürworter glaubt selbst nicht an den Erfolg einer friedlichen Arbeitseinstellung der Massen.

Aber der Generalstreik ist der Anfang der Revolution. Es gibt, das muß gesagt werden, tatsächlich verblendete Sozialisten, die wieder zu dem Glauben eines Erfolges blutiger Revolution zurückgekehrt sind. Es sind nur wenige Führer und sie sind im entscheidenden Moment sicher einflußlos, aber sie beeinflussen die tolle Stimmung der Parteitage. Und da sind andere, Revisionisten sogar, die sagen, daß es die Ehre erfordere, für seine Ideale auch sterben zu können. Einem Manne, wie v. Elm, glaubt man das. Und es ist menschlich begreiflich und dem reinen Ethiker vielleicht erfreulich, daß dieses Gefühl unter vielen Sozialdemokraten lebt. Aber soll man um eines Phantoms willen in den Tod gehen, vor allem *andere* in den Tod schicken? Gegen alle diese Menschen, Stimmungen, Reden hat man sich auf das entschiedenste zur Wehr zu setzen. Es wäre ein aussichtsloser Kampf, in dem das Blut der deutschen Arbeiterschaft fließen würde. — Gemach! Man droht, tobt, verspricht, vergießt Tränen der Begeisterung; aber was bleibt von alledem übrig, wenn die Arbeiter gegenüber dem Massenstreik streiken? Wäre der Massenstreik ein Mittel, dem Volke das Wahlrecht zu erhalten, so würden auch wir ihn befürworten und unterstützen. Aber die Gewerkschaften, auf die es dabei doch vor allem ankommt, weigern sich ja mit allen Kräften, ihn durchzuführen. Nicht das ist von Wichtigkeit, daß die Resolution Bebels mit erdrückender Mehrheit angenommen wurde; wichtig ist, daß trotz ihres unverbindlichen Charakters die bekanntesten Gewerkschaftsführer dagegenstimmten. Obgleich selbst David, der die Massenstreikspropaganda scharf angriff, schließlich doch für die Resolution stimmen konnte, da sie die Partei zu nichts Bestimmtem verpflichtet, sondern den Massenstreik nur in Erwägung zieht: trotzdem antworteten Legien, Robert Schmidt, Körsten mit *Nein*. Bömelburg enthielt sich der Stimmabgabe.

Es ist nicht allgemein der Einfluß bekannt, zu dem die Leitungen der Gewerkschaften in der Sozialdemokratie emporgestiegen sind. Wir haben anläßlich des Kölner Gewerkschaftskongresses auf die Gründe dieser Erscheinung hingewiesen und sind nun, nach Jena, mehr denn je von der Richtigkeit der Behauptung überzeugt, daß die Gewerkschaften die revolutionäre Sozialdemokratie überdauern werden. Die revisionistischen Theoretiker liegen am Boden, weil Bebel ihnen das Vertrauen der Masse genommen hat. Die revisionistischen Praktiker, die antirevolutionäre Politik treiben müssen, weil die Gewerkschaften — wie Molkenbuhr richtig hervorhob — auf dem Boden der bürgerlichen Gesellschaft stehen, sie repräsentieren in der Partei immer mehr die eigentliche Macht. Ihr letzter Kongreß hat die Tagesordnung des Jenaer Parteitages fast ganz beherrscht.

Wenn die Führer der großen Gewerkschaften reden, entsteht viel weniger Beifall, als wenn Bebel an die Leidenschaften und die heiligen Traditionen rührt. Doch man hört sie mit peinlichem Schweigen an. Jeder hat das Gefühl: hier stehen nicht Deklamatoren, sondern Politiker.

Gewiß dringen sie nur langsam und unter Kompromissen vor. Legien erzählt, daß er im Grunde mehr revolutionäre Furchtbarkeit besitze als Rosa Luxemburg, aber er spricht gegen den Massenstreik. Bömelburg, die stärkere Persönlichkeit, läßt alles Flunkern sein; man sieht, was in ihm vorgeht, wie die ganze schwere Verantwortung des Arbeiterführers mit dem revolutionären Feuer ringt und es schließlich begräbt; er erklärt sich durch die Kölner Beschlüsse der Gewerkschaften gebunden. Robert Schmidt versetzt den Massenstreiklern einen Hieb nach dem andern. Sein bestes Argument ist: „Wenn der Massenstreik das Koalitionsrecht, das Wahlrecht schützen kann, warum soll er dann nicht in der Lage sein, die bürgerliche Gesellschaft aus den Angeln zu heben? Bei diesen Fragen handelt es sich unter Umständen um Sein oder Nichtsein der bürgerlichen Gesellschaft. Deshalb geht der Anarchosozialist Friedeberg durchaus konsequent seinen Weg, und er denkt theoretisch richtiger als Bebel." Ganz richtig! Es bleibt sich im Grunde gleich, ob man glaubt, auf dem Wege des Generalstreiks den Zukunftsstaat einführen zu können oder durch den „politischen Massenstreik" die bürgerliche Gesellschaft zwingen zu können, sich parlamentarisch abmeiern zu lassen. Auf beides können nur politische Kinder hoffen.

Jedenfalls aber bezeichnet die Debatte über den Massenstreik einen neuen Sieg des Radikalismus in der Sozialdemokratie. Das Wesentliche an dieser Debatte ist gar nicht, ob ein Massenstreik jemals gemacht wird. Das wird die Überlegung der Arbeiter, die Einsicht der Gewerkschaften und schließlich auch das Verantwortlichkeitsgefühl der maßgebenden politischen Führer verhindern. Aber schließlich kommt es ja denjenigen, welche für den Massenstreik neuerdings Stimmung machten, gar nicht auf seine Durchführung an. Ihnen ist die Hauptsache, daß die Arbeiter in dem Glauben erhalten werden, den Gegenwartsstaat vernachlässigen zu dürfen. Den Arbeitern wird ein Irrlicht vorgezaubert, um sie über die Öde zu täuschen, in die sie der Marxismus geführt hat. Man kann auch hier wieder den Marxisten die Anerkennung nicht versagen, daß sie mit Geschick sich über die Schwierigkeit der augenblicklichen Situation hinwegsetzten.

Digitized by Google

Es ist also eine eigenartige Revolution, zu der sich die Sozialdemokratie in Jena bekannt hat. Sie reizt ihre Gegner mit einer Pistole, von der jene wissen, daß sie nicht losgeht. Und man könnte über die ganze Komödie lachen, wenn das Nachspiel nicht so traurig wäre.

Die Arbeiter verlieren in dieser Wirrnis die Fähigkeit, darüber nachzudenken, wie das gleiche Wahlrecht erhalten werden kann. Das kann nur geschehen, wenn außerhalb der Sozialdemokratie lebendige Interessen an der Aufrechterhaltung dieses Wahlrechts vorhanden sind. Je mehr die Sozialdemokratie Regierung, öffentliche Meinung, Liberalismus von sich abstößt, in desto greifbarere Nähe rückt der Wahlrechtsraub. Desto trüber aber erscheinen auch die Aussichten freiheitlicher und sozialer Politik im ganzen. Wir sind die letzten, die leugnen, daß der überwiegende Teil des Liberalismus an dieser Entwickelung ohne Schuld sei. Seit Dresden jedoch hat die Sozialdemokratie konsequent zur Stärkung der Reaktion beigetragen und es immer mehr erschwert, im Bürgertum Verständnis für soziale Forderungen zu verbreiten.

Uns schreckt das nicht ab. Je schlimmer es steht, desto notwendiger braucht das Volk unsere Arbeit. Die gewerkschaftliche Entwickelung innerhalb der Sozialdemokratie birgt einen kraftvollen Keim, der aufwächst, wenn das Eis der gegenwärtigen Trostlosigkeit gebrochen ist. Jetzt gilt es auszuharren!

Eugen Kalz.

Die Frau im öffentlichen Leben

Nirgends hat sich eine so einschneidende Wandlung vollzogen, als in der Stellung der Frau im und zum öffentlichen Leben.

Dem „mulier taceat in ecclesia!“ der Kirchenväter, können wir aus allen Zeiten und Völkern eine unübersehbare Reihe von Beweisen dafür gesellen, daß die Frau nie und nirgends mit der Ordnung der öffentlichen Angelegenheiten sich befaßte. (Als einzige Ausnahme wären vielleicht die sagenhaften Amazonenreiche zu erwähnen. Im übrigen deutet selbst in den nach Mutterrecht geordneten Gemeinwesen nichts auf eine öffentlich-rechtliche Wirksamkeit der Frau. Auch die Ausnahmeerscheinungen weiblicher Herrscher beweisen wohl für die weibliche Qualifikation in dieser Richtung nichts für die allgemeine Übung. Die Sibyllen, Pythien und Veleden spielten zwar allzeit eine große Rolle, die aber mehr auf die Verehrung des Mystischen in der Natur des Weibes als auf die Zubilligung bezw. Anerkennung staatsmännischer Schulung zurückzuführen ist und als Ausnahmeerscheinung nur die Regel der öffentlich-rechtlichen Einflußlosigkeit der Frauen bestätigt. Des Weibes war das Haus und alles was es an Arbeit, aber auch an Recht und Schutz umschloß, des Mannes die Ordnung der äußeren Angelegenheiten, die Ratsversammlungen und der Krieg.

Diese Einteilung entsprach der Tatsache, daß das ganze Leben des Weibes sich wesentlich „intra muros“ abspielte. Heute ist das anders geworden. Die Verhältnisse haben die Wände des Hauses, die früher Feld, Hof und Gewerbe umschlossen, zusammengerückt und das Weib hinausgestellt in das Getriebe des Lebensjahrmarktes. Der Schutz des umfriedeten Heims hat aufgehört, und so wie der Mann ist vielfach auch die Frau genötigt, nicht nur die Ordnung ihrer eigenen Angelegenheiten in die Hand zu nehmen, sondern auch den allgemeinen Angelegenheiten ihre Teilnahme zuzuwenden, sich in den Dienst der Öffentlichkeit zu stellen, sich in ihr zurecht- und mit ihr abzufinden. Die Frau ist Erwerbstätige und untersteht in dieser Eigenschaft der Gewerbeordnung. Sie ist Eigentümerin und als solche steuerpflichtig. Sie ist geschäftsfähig und wird zivil- und strafrechtlich für alle ihre Handlungen verantwortlich gemacht. Früher empfing sie allen Schutz, aber auch alles Recht vom männlichen Oberhaupt der Familie. So wie der Schirmherr war er auch der Richter der Seinen. Heute ist sie in allem und jedem den öffentlichen Gesetzen unterworfen und kommt um so häufiger mit ihnen in Berührung, je ausgedehnter ihr selbständiger Anteil am öffentlichen Leben in allen seinen Zusammenhängen wird.

Nichts wäre sonach natürlicher, als daß der so gewandelten tatsächlichen Stellung der Frau auch ein rechtlich greifbarer Ausdruck in der Gesetzgebung geworden wäre, daß man den, der mittaten, sich selbständig und selbstverantwortlich auf allen Lebensgebieten bewegen muß, nun auch mitraten ließe. Nichts davon findet sich in den zeitgenössischen Gesetzgebungen. Überall sind die Frauen nur Gerichtete, nirgends Richter. Wir haben das aktive Frauenstimmrecht in 4 Staaten der Union und in einer Reihe ozeanischer Staaten. Wir haben einige an den Bodenbesitz geknüpfte Kommunalwahlrechte, die auch von Frauen, sofern sie Eigentümerinnen sind, wahrgenommen werden können. In jüngster Zeit hat man vereinzelt auch Frauen zu den Armenverwaltungen und Schulkuratorien zugelassen. Im allgemeinen aber sind die Frauen den Kindern, Idioten und Verbrechern gleichgestellt: sie dürfen weder wählen, noch können sie gewählt werden. Die Rechtsordnung ist hier mehr als auf irgend einem anderen Gebiet hinter den Bedürfnissen und Forderungen der Zeit zurückgeblieben.

Und doch! Auch hier will es Frühling werden. Trotz der offensichtlichen Stagnation der Gesetzgebung fehlt es nicht an Anzeichen dafür, daß für die Frau auch im öffentlichen Leben die Zeit hilfloser Abhängigkeit, innerer Unfreiheit und daraus sich ergebender Gleichgültigkeit ein- für allemal vorbei ist. Die bereits eingehend von uns gewürdigte Anteilnahme der Frau an der Erwerbsarbeit hat nicht nur äußere Ergebnisse gehabt, indem sie der Frau ganz neue Beziehungen und eine bestimmte Stellungnahme zur Außenwelt geradezu aufzwang: sie hat auch innere Wirkungen von unvergleichlicher Tragweite gezeitigt. Die Million Fabrikarbeiterinnen, die Hunderttausende von kaufmännischen Angestellten, die Zehntausende von Lehrerinnen, Krankenpflegerinnen, die übrigen Angehörigen der liberalen Berufe haben alle ein lebhaftes Interesse, selbst an der Ordnung ihrer Arbeits-, Lohn- und gesamten Lebensbedingungen sich zu beteiligen, und die entsprechenden starken Bewegungen zur Erlangung der beruflichen Organisation, des Koalitions-, des aktiven und passiven Wahlrechts zu den Gewerbe- und Kaufmannsgerichten und den Parlamenten sind nur die natürlichen Niederschläge dieses Interesses.

Zugleich erweisen diese Bestrebungen einen hohen Grad innerer Reife der Beteiligten. Denn so selbstverständlich sie in diesem Zusammenhang dem Denkenden auch scheinen mögen: ihre Selbstverständlichkeit bedingt noch keineswegs ihr Vorhandensein. Es gibt Kategorien von arbeitenden Frauen, die weitaus gedrückter sind und denen doch (zum Teil wohl gerade darum) das Verständnis für die Notwendigkeit des Befreiungskampfes noch nicht aufgegangen ist. Da sind die Millionen landwirtschaftlicher Arbeiterinnen und häuslicher Dienstangestellten. Sie haben es zwar zu einer Art Auflehnung in Permanenz, zu einem Guerillakrieg zwischen sich und ihren Arbeitgebern gebracht, aber, von ganz vereinzelten Ausnahmen abgesehen, die sich entweder in der Großstadt oder unter besonderen örtlichen Verhältnissen entwickelten, geht ihnen jedes solidarische Empfinden, jedes Verständnis für die Eigenart ihrer Lage und die daraus sich ergebende Überlegung und Handlung ab.

Wir lernen daraus, daß die äußeren Umstände allein tiefgreifende Umwälzungen nicht zustande bringen können, und daß auch hier der wahre Fortschritt nur durch das Zusammentreffen und die Wechselwirkung materieller und ideeller Potenzen herbeigeführt wird. Der äußeren Selbständigkeit und Verantwortung muß sich die innere Reife, dem Tun das Denken und als das Ergebnis beider das bewußte Wollen gesellen.

Dieser große Schritt nach vorwärts wurde von den Frauen getan. Die Reibung mit dem Leben hat sie aufgeweckt. Sie hat mit dem mechanischen Können zugleich eine Fülle geistiger Kräfte ausgelöst; sie hat das latente Abhängigkeitsgefühl und die Gleichgültigkeit, durch die die Frauen solange sich selbst im Lichte standen, durch die innere Freiheit und das aus dem Leistungsvermögen erwachsene Selbstvertrauen ersetzt. Der äußeren durch die Verhältnisse aufgezwungenen Selbständigkeit und Verantwortlichkeit hat sich, als willkommene Folgeerscheinung, die innere gesellt, und mit der Sicherheit des vollreifen Menschen verlangt, die Frau ihren Platz am Tische des Lebens und verlangt nach all den Pflichten, die man ihr aufgebürdet hat, alle die ihr heute wie von je vorenthaltenen Rechte.

Diese innere Wandlung ist das Entscheidende. Es kommt wirklich nicht sehr darauf an, ob ein paar Hundert diplomierte

Digitized by Google

Frauen mehr vorhanden sind, es ist auch ganz gleichgültig, ob das Wahlrecht zu den Fachgerichten, den Parlamenten usw. einige Jahre früher oder später erlangt wird: das aber, worauf es ankommt, ist, daß die Frauen sich immer mehr bewußt werden, daß sie nicht nur ein Recht, sondern daß sie die Pflicht haben, sich um die Ordnung des gesamten Gesellschaftslebens, um die Wesenheit der Rechtszustände zu kümmern. Man spricht von den bürgerlichen Ehrenrechten des Mannes, und man begreift in vielen Stücken und sehr mit Recht diese Ehrenrechte als Ehrenpflichten. Die Frau muß den gleichen Anspruch erheben, und sie tut es. Sie will das Ehrenrecht und ist bereit, es als Ehrenpflicht zu üben. Sie kennt die damit verknüpfte Verantwortung und ist bereit, sie zu übernehmen. Nicht um den persönlichen, den Einzelvorteil geht es ihr, nicht um eine selbstsüchtige Interessenpolitik, sondern ums Ganze.

Unzählige Kundgebungen der jüngsten Zeit sind dessen Zeuge. So sei, neben so manchem, was wir schon erwähnt haben, an die mutige, von jeder Prüderie und Sittlichkeitsheuchelei freie Behandlung der Prostitutionsfrage, des erziehlichen Aufklärungsunterrichtes, an die junge Bewegung zum Schutze der Mutterschaft, an das Wirken der Frau auf dem weiten Gebiet der sozialen Hilfsarbeit erinnert. Man wird ihr nach alledem die Anerkennung nicht versagen können, daß sie reif ist und, in ihrer Gesamtheit jeden Tag reifer dafür wird, an der Beratung und Ordnung der öffentlichen Angelegenheiten, am öffentlichen Leben in allen seinen Ausstrahlungen teilzunehmen.

Was tut's, daß das heute noch nicht in wünschenswertem Maße der Fall ist? In Bereitschaft sein, ist alles. Und die Frau ist bereit, und trotz der Rückständigkeit der heutigen Auffassung und der sie wiederspiegelnden Gesetzgebung wird der Tag kommen, an dem sie auch hier ihren Platz an der Seite des Mannes einnehmen wird.

Wie das nach außen hin sich gestalten wird, ist in einzelnen Punkten schon heute feststellbar. So haben die Erfolge des Frauenstimmrechtes in Neu-Seeland gezeigt, daß die Frauen reif zum Wählen wie auch zum Gewähltwerden sind, und daß das Bürgerrecht, daß man ihnen gewährte, kein Gnadengeschenk, sondern eine Handlung wohlverstandener Gerechtigkeit und zugleich ein Dienst gewesen ist, den man nicht nur den Frauen, sondern zugleich dem Gemeinwohl erwiesen hat. Die Frauen haben gezeigt, daß sie nicht, wie man befürchtet hatte, Wachs in der Hand bestimmter Parteien, daß sie nicht Unmündige, sondern Verantwortende sind. Sie haben aber zugleich durch energische Willenserklärungen den Alkoholmißbrauch erfolgreich bekämpft und durch ihre bloße Teilnahme an der Wahlhandlung die Wahlsitten verbessert. Schließlich haben auch jene unrecht behalten, die eine Vernachlässigung des Hauswesens voraussagten, und es ist sogar vorgekommen, daß Frauen mit Kindern auf dem Arm zur Wahlurne schritten.

Und so wird es eines Tages auch bei uns sein. Es wird eine alltägliche Erscheinung werden, die Frau in den staatlichen Bureaux, im Gerichtssaal und auf der Rednertribüne ihres Amtes walten zu sehen, und man wird es weder erstaunlich noch unglaublich finden, daß die Predigerinnen der Öffentlichkeit ein harmonisches Leben nicht nur zu predigen, sondern auch zu gestalten wissen, daß dieselbe Frau, die eben noch im Gerichtssaal plädierte eine Stunde später am Herd und wiederum eine Stunde später in angeregter Unterhaltung oder im Spiel mit ihren Kindern gefunden wird.

Das öde Spezialistentum unseres heutigen Lebens, das uns alle in bestimmte Rubriken verweist, dem einen Arzte das Auge, dem anderen das Ohr, der einen Frau den Kochtopf, der zweiten die Nähmaschine und der dritten den Doktorhut als Behandlungsgegenstand zuerkennt, jeden von uns in sein Winkelchen bannt und uns allen den Blick in die Weite des Daseins so jammervoll verbaut, wird dem vollendeten Gleichmaß und der vollendeten Gleichschätzung aller Lebensäußerungen und Betätigungen Platz machen, die den Menschen mit seinem Amte durchdringt und unserem Dasein die Harmonie allseitiger freudiger Zusammengehörigkeit zurückgibt.

So selbstverständlich wie der Mann wird dann auch die Frau ihren Platz im öffentlichen Leben einnehmen. Sie wird in den Parlamenten sich an der Leitung der öffentlichen Geschäfte und an der Gesetzgebung beteiligen, sie wird auf bezahlten wie auf ehrenamtlichen Richterstühlen sitzen, sie wird vollberechtigt an der Ordnung aller kommunalen und staatlichen Angelegenheiten teilnehmen, an den großen Geschicken und Geschehnissen wie an der stillen Verwaltungsarbeit im Schuldienst, in der Armenpflege, der sozialen Hilfsarbeit, der allgemeinen Sozialpolitik und ähnlichem mehr.

Die Frau wird auch hier neben dem Manne stehen, gleich verpflichtet, aber auch gleichberechtigt, und über ihre Eignung wird nicht ihr Geschlecht, sondern ihre Fähigkeit entscheiden.

Frankfurt a. M. Henriette Fürth.

Der englische Liberalismus

I. Die Entwickelung der Partei.

Unter allen großen Ländern Europas hat sich England am meisten und Deutschland wohl am wenigsten nach sogenannten natürlichen Gesetzen des Fortschrittes entwickelt. Was wir heute sind, hätte man uns weder vor fünfzig noch vor hundert Jahren prophezeit; England ist seit undenklichen Zeiten ruhig und stetig gradeaus geschritten. Wer kann sich vermessen zu sagen, wieviel von Deutschland übrig wäre, wenn man aus der Geschichte unserer letzten zweihundert Jahre einige große Männer wegdenkt? In England ist seit Cromwell kein politisches Genie von der gewalttätigen Art mehr aufgetreten, welche die Staaten in gänzlich neue Bahnen hineinzwingt. Das Geschehen reguliert sich dort äußerlich in einem regelmäßigen Rhythmus, durch das abwechselnde Auftreten der zwei großen Parteien, die unter veränderten Namen seit einem Vierteljahrtausend schon vorhanden sind und einander in der Regierung ablösen wie die beiden Eimer, welche in alten Brunnen auf und nieder steigen. Das gibt dem geschichtlichen Ablauf einen gewissen Anschein mechanischer Massenwirkung. Doch eben in der Formation der Parteien, die keine festen Körper, sondern in beständiger Umbildung sind, wird die Kraft der Einzelpersönlichkeit verwertet und kommt das idealistische Moment im englischen Wesen zur Wirkung.

Was gute und echte Parteien leisten sollen, ist dem deutschen Bewußtsein niemals recht vertraut gewesen. Je länger aber unsere parlamentarische Geschichte dauert, desto toter und starrer wird der Parteimechanismus. Es fehlt die ewig rege politische Strömung, die den englischen Parteien, wenn ihr Bett auch einmal versandet, nach einer Stagnationsperiode immer wieder die Flut lebendiger Gedanken zuträgt. Sie sind, was alle wahren politischen Gruppierungen sein müssen, in erster Linie Weltanschauungsparteien. Theoretisch pflegt sich das nicht scharf auszudrücken, denn nach der programmatischen Seite ist das englische Parteileben viel weniger ausgebildet als das unsere. Es ist sogar erstaunlich, in wie wichtigen Fragen Parteigenossen bisweilen verschieden denken. Sie bleiben doch zusammen, solange die Differenz nicht ihre ganze Tätigkeit hemmt. In diesem Falle bricht die Partei auseinander, ein Teil geht zu den Gegnern über und wirkt nun wieder auf deren Partei verändernd ein. Erfolgt in Parteikrisen keine Sezession, so ringen innerhalb des Verbandes die Gruppen um den entscheidenden Einfluß. Im Hin und Her dieser internen Kämpfe, die öffentlich oft gar nicht zum Ausdruck kommen, verschiebt sich unaufhörlich die Stellung der Partei zu den Problemen der Politik. Die prinzipielle Debatte ist im ganzen, vom deutschen Standpunkte betrachtet, schwach.

Früher herrschte auch in England die Tendenz, vor neuen Ideen die Parteitüren sorgfältig geschlossen zu halten. Das war, als beide Parteien noch den alten aristokratischen Charakter besaßen. Damals waren Whigs und Tories zwei exklusive Klubs, die alles ignorierten, was das Interesse der Mitglieder nicht erregte. Die Whigs hatten genau die gleiche gesellschaftliche Struktur wie die Tories, waren ebenso wenig demokratisch und bisweilen viel reaktionärer. Beide hätten ohne Not nie daran gedacht, an dem Fundamente ihrer Klassenherrschaft zu rütteln; nur die Angst vor der Revolution war es, die sie schließlich zu Konzessionen an den liberalen Gedanken bewog. Nachdem die Whigs jedem dem Liberalismus die Tür in den Westminsterpalast einmal aufgetan hatten, haben sich auch die Tories in den Formen der modernen Strömung angeschlossen, um nicht weggefegt

Digitized by Google

zu werden. Zu Zeiten haben sie sogar dem Liberalismus in der Volksfreundlichkeit erfolgreich Konkurrenz gemacht. Wenigstens ihre Methode zu demokratisieren, waren die Konservativen in England klug genug.

Die liberale Partei ist zunächst aus einer Verschmelzung des alten Whiggismus und des in der Revolutionszeit in England emporgekommenen Radikalismus hervorgegangen. Die Periode nach der Besiegung Napoleons, auf dem Kontinent durch das Regime der heiligen Allianz charakterisiert, brachte auch in England die rückschrittlichen Mächte zur Herrschaft. Der Torvismus identifizierte sich im ganzen mit ihnen, obgleich der große Konservative Canning während der kurzen Dauer seiner Regierung eine Umbildung der Partei anstrebte. Wurden die Tories Träger der Reaktion, so trieb das die dauernd von den Ämtern ausgeschlossenen Whigs dazu, fortschrittlich zu werden; sie konnten nicht hoffen, je wieder zu regieren, wenn sie nicht die Volksstimmung für sich einfingen. Als die Whigs sich nach links wandten, war die öffentliche Meinung durch die jahrzehntelange rührige Agitation der neuen Radikalen schon durchaus für Verfassungsreformen gewonnen. Auch im Parlament befand sich schon eine kleine radikale Gruppe, bestehend aus Vertretern der großen Städte. Nach der Julirevolution, als gefährliche Arbeitertumulte auch in England Umsturz anzukündigen schienen, brach endlich die Erkenntnis durch, daß man das Ventil öffnen müsse. 1830 bekamen die Reformer eine Mehrheit, die Whigs wurden Minister und brachten zusammen mit den Radikalen die erste große Wahlreformbill durch. Um diese Zeit nahmen die beiden innerlich noch sehr ungleichen Gruppen gemeinsam den neuen Namen „Liberale" an. Jedoch die Bildung der neuen Partei war damit noch nicht abgeschlossen. Es begann sich unter dem Eindrucke der traurigen Lage der arbeitenden Klassen, die in der chartistischen Gärung den Herrschenden von dem Elende ihrer Existenz nachdrückliche Kunde gaben, auch von den Tories langsam ein Reformflügel abzulösen, Männer, die, ganz auf dem Boden der konservativen, ja auch der kirchlichen Grundsätze stehend, für die Nöte des Volkes Verständnis gewannen. Kein geringerer als der bedeutendste Konservative überhaupt, Robert Peel, war der Führer dieser christlich-sozialen Bewegung, wenn der Ausdruck einmal gestattet ist. Peel opferte den neuen Ideen seine Kraft und seine Stellung als Führer einer großen Partei. Als er mit der Hilfe der Liberalen endlich die nötigste soziale Reform, die Aufhebung der Kornzölle, erzwungen hatte, war seine Macht erschöpft, und er selber starb nicht lange nachher. Aber seine Gruppe blieb als unabhängige Reformfraktion bestehen, und der bedeutendste Kopf unter den Peeliten, Gladstone, führte sie immer weiter auf dem Wege der Hebung der ärmeren Klassen durch Minderung der Abgaben, damit aber auch unaufhaltsam immer näher zur politischen Linken. In den sechziger Jahren vereinigte sich Gladstone auch äußerlich ganz mit dem Liberalismus, nachdem er schon längst sein geistiges Haupt geworden war. Erst diese Blutmischung befähigte die liberale Partei, sich zur Repräsentantin des ganzen Volkes zu erheben. Die liberal gewordenen Whigs wie Lord Russell wollten im Grunde doch nichts anderes, als unter demokratischeren Formen ihre Klassenherrschaft weiterführen. Die radikalen Mittelstandsvertreter kamen nicht hinaus über ihre alleinseligmachende Individualfreiheit. Bright charakterisierte den Gesetzentwurf, der die Frauenarbeit auf die Zeit von zehn Stunden täglich herabsetzte, als ein Nationalunglück, Cobden predigte den Webern von Lancashire, nur niemals auf das Parlament, sondern auf sich selbst zu sehen. Gladstone erst impfte dem Liberalismus das Gefühl der sittlichen Verantwortlichkeit ein, das bei ihm selber in der christlichen Ethik wurzelte und zuerst in seiner wirtschaftlichen Gesetzgebung praktischen Ausdruck fand. Auch unter seinen Epigonen ist die liberale Partei in gewissem Grade die bewußte Vertreterin der „sittlichen Forderung" geblieben. Natürlich ist sie das oft genug bloß aus parteipolitischer Heuchelei. Doch gibt es auch einen sehr realen Einfluß, der den Liberalismus zur Sittlichkeit zwingen kann. Dies ist der Druck, den die nicht staatskirchlichen Wähler auf die Parteileitung ausüben. Die von der englischen Staatskirche dissentierenden Konfessionen verdanken dem Liberalismus die Befreiung von den früheren Beschränkungen und halten im ganzen noch jetzt zu ihm. Sehr religiös, lassen sie in Fragen der politischen Moral nicht mit sich spaßen; das „nonkonformistische Gewissen" paktiert nicht. Die der Partei schon von Gladstone überkommene, zum Wesen einer politischen Organisation nicht recht stimmende Neigung zur moralischen Prätension ist ihr von daher geblieben.

Zwei Jahrzehnte lang, bis in die Mitte der achtziger Jahre, hat Gladstones überragende Persönlichkeit diese verschiedenen Tendenzen in einer großen liberalen Partei zusammengehalten. Immer stärker aber wurde mit dem Alter sein radikaler Ethizismus, immer größer die Verachtung der gemeinen politischen Wirklichkeit. Als Student war er aus seiner evangelischen Überzeugung heraus gegen die Aufhebung der Sklaverei, gegen die politische Emanzipation der Juden aufgetreten; als schon reifer junger Politiker donnerte er gegen die Radikalen, weil sie den Dissenters und Katholiken das Universitätsstudium ermöglichen wollten. Aus sittlicher Überzeugung hatte er dann auf der Höhe seiner Kraft den Übergang von der konservativen zur liberalen Weltanschauung vollzogen. Endlich als Greis hob er die Axt, um die Reichseinheit zu zerschlagen, die ihm auf unsittlicher Grundlage errichtet zu sein schien. Da aber, als er Irland abreißen wollte, brach die Partei auseinander. Schon vorher hatte sich ein Teil der altliberalen Elemente, der mit der wachsenden Demokratisierung der Partei nicht einverstanden war, allmählich abgebröckelt. Es waren die Reste des aristokratischen Whiggismus, die sich von Gladstones radikaler Entwickelung abgestoßen fühlten. In der großen Fahnenflucht von 1886 ging dieser rechte Flügel den Liberalen ganz verloren.

Es war die Sezession der liberalen Unionisten unter der Führung des Herzogs von Devonshire, die Gladstones Partei auf fast zwanzig Jahre zur Machtlosigkeit verdammt hat. Zwar hat er 1892 noch einmal in den Wahlen gesiegt, aber die neue Mehrheit war nur in der Ziffer der alten gleichwertig. Das letzte liberale Kabinett, erst unter Gladstone, dann unter Rosebery, konnte nicht mehr viel ausrichten. Es starb schließlich an purer Schwäche, unfähig, das zur Existenz nötige Minimum an Vertrauen zu finden. Der Verlust, den die Partei durch den Abzug der Rechtsliberalen erlitt, ist weder an deren numerischer Stärke noch selbst an ihrer geistigen Bedeutung zu ermessen. Staatsmännische Talente ersten Ranges waren kaum darunter, wenn man nicht Herrn Chamberlain als eines betrachten will, aber viel ererbter, erzogener, politischer Sinn. Der Herzog von Devonshire selber, ein vornehmer, ruhiger, vielleicht etwas langsamer Mann, repräsentiert jenen Typus altenglischer Politiker, denen man weniger große Fähigkeiten als den sicheren Instinkt für das Gesunde zutraut. Sein Bruch mit Gladstone war für Unzählige ein Signal, daß die Home-Rule-Theorie staatsgefährlich sei, und im Jahre 1903 öffnete sein Ausscheiden aus Balfours Kabinett, weil dieser mit Chamberlains neuen Ideen kokettierte, vielen erst die Augen für das, was in der unionistischen Partei vorging. Chamberlain selbst stammt seiner politischen Bildung nach nicht von den Whigs, sondern von den Ultraradikalen, und gerade er besitzt bei allen seinen Fähigkeiten nicht jenen Sinn für das Wirkliche und Mögliche. Der englische Wähler, konservativ in seinen Instinkten, sozialen Einflüssen sehr zugänglich, faßt leichter Vertrauen, wenn die alten sicheren Namen dabei sind. Nun gibt es wohl noch einige Dutzend liberale Peers, und überhaupt ist es die Meinung nicht, daß es etwa auf die Zahl der Lords in der Partei ankäme. Im ganzen ist der Unterschied in der sozialen Struktur, der früher nicht da war, zwischen den Parteien immer stärker geworden.

Seit länger als zehn Jahren ist jetzt der Liberalismus in ununterbrochener Opposition. Er war als Fraktion während dieser Zeit nicht bloß in der Minorität, sondern meistens in einer ohnmächtigen Minorität. Unter diesen Umständen war an Ausbau und Vertiefung des Programms schwer zu denken. Man war zufrieden, daß man sich fortfristete und trug kein Verlangen, durch prinzipielle Diskussionen neue Spaltungen zu schaffen. Die theoretische Wut, welche die deutschen Oppositionsparteien atomisiert, fehlt zudem hier. Es ist daher jetzt, wo die konservative Welle zurückflutet und der Liberalismus wieder Atem holt, durchaus nicht einfach, zu formulieren, was eigentlich noch zum Aktionsprogramm der Partei gehöre. So ist der

Home-Rule-Gedanke offiziell noch nicht von ihr verleugnet worden, und die Liberalen müssen dazu schweigen, wenn ihre Gegner sie noch immer als Reichszerstörer denunzieren. Trotzdem hat die Partei innerlich mit Home-Rule gebrochen; einzelne hervorragende Liberale, wie Lord Rosebery, haben sich längst offen für die Union des Reichs erklärt. Sodann ist der sachliche und persönliche Gegensatz zwischen den Gruppen im liberalen Lager zu berücksichtigen, namentlich die tiefe Antipathie zwischen dem letzten Premier der Partei, Rosebery, und der offiziellen Führung der Unterhausfraktion. Der Versuch einer Fixierung der programmatischen Stellung des heutigen Liberalismus zu den großen Fragen kann also nur mit Vorsicht gemacht werden.

Frankfurt a. M. **F. Guttmann.**

Büchertisch

John Mitchell, Vorsitzender der Vereinigten Bergarbeiter, Indianapolis Ind. U. S. A. Organisierte Arbeit, ihre Aufgaben und Ideale unter Berücksichtigung der gegenwärtigen und zukünftigen Lage der amerikanischen Lohnarbeiterschaft. Einzige autorisierte deutsche Übersetzung von Dr. Hermann Hasse-Leipzig. Dresden 1905, Verlag von O. V. Böhmert.

Die Weltausstellung in St. Louis hat eine sehr große Anzahl Deutscher nach den Vereinigten Staaten geführt. Sie waren voll von eifrigem Streben, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten kennen zu lernen, sich auf Grund eigner Anschauung ein Bild von seiner Zukunft zu machen und abzuwägen, ob und welche Gefahren die amerikanische Entwicklung dem alten Europa bringt. Naturgemäß spielte bei ihren Betrachtungen die amerikanische Arbeiterbewegung eine große Rolle. Allein wie wenigen war es vergönnt, dieser so nahe zu treten, um auf Grund eigner Anschauung ein sachliches Urteil zu gewinnen! Der Gebildete, der in ein fremdes Land kommt, ist für seine Information als Regel auf den Umgang mit Personen seiner Gesellschaftsschicht angewiesen. Wie wenig aber die höheren Gesellschaftsschichten im Ganzen geeignet sind, zuverlässige Auskunft über Arbeiterbewegungen zu geben, können wir täglich bei uns erfahren. So sind denn gar manche aus Amerika zurückgekommen voll von Räubergeschichten über Tendenzen und Taktik der amerikanischen Arbeiterorganisationen. Es sind ungefähr dieselben Geschichten, die man sich in den höheren Klassen Englands erzählte, als ich Ende der sechziger Jahre dorthin kam, um die englischen Arbeiterverhältnisse zu studieren, bis dann die große Untersuchungskommission von 1867—1869 sie fast ausnahmslos in das Fabelreich verwies. Diese Geschichten werden aber auch bei uns praktisch verwertet und in dem Kampfe, der heute geführt wird, um dem kollektiven Arbeitsvertrage gegenüber dem individuellen den Sieg zu verschaffen, dürften sie weiter eine Rolle spielen.

Da erscheint es als sehr anerkennenswertes Verdienst des Dr. Hermann Hasse-Leipzig, durch eine tadellose Übersetzung der Schrift John Mitchells uns den amerikanischen Gewerkvereinsführer selbst vor Augen zu führen. So wie Mitchell schreibt, denkt der angelsächsische Gewerkvereinsführer. Als ich das Büchlein las, war es mir, als hörte ich meine Freunde von den Vereinigten Maschinenbauern, den Vereinigten Zimmerleuten und Schreinern und die Generalsekretäre der übrigen englischen Gewerkvereine reden, mit denen ich Ende der sechziger Jahre fast ein Jahr lang Tag für Tag die Prinzipien der Gewerkvereine und ihre Anwendung auf die täglichen Vorkommnisse des Lebens durchgesprochen habe. Das Büchlein gibt aber nicht nur einen äußerst lebendigen Einblick in das Denken des angelsächsischen Arbeiters, es ist auch ein ganz vorzügliches Kompendium des Gewerkvereinswesens überhaupt. Seit dem großen Werke des Ehepaares Webb, auf dem Mitchells Schrift in ihrem historischen Teile wesentlich beruht, ist nichts so Gutes über die Gewerkvereine angelsächsischer Rasse geschrieben worden. **Lujo Brentano.**

Unsere Bewegung

Das **Fleischnot-Flugblatt** ist da und kann in jeder gewünschten Anzahl zu den billigen Herstellungskosten vom Bureau des Wahlvereins der Liberalen (Berlin, Dessauerstr. 1) bezogen werden. Zahlreiche Bestellungen baldigst erbeten. Redner für Versammlungen in der ersten Oktoberhälfte können ebendort noch nachgewiesen werden.

Hamburg. Im Liberalen Verein (Gruppe Eimsbüttel-Hoheluft) sprach Sekretär Haupt über die gegenwärtige politische Lage. Ein starker Zug nach rechts charakterisiere diese im Reiche wie in Hamburg. Die Wahlrechtsvorlage nannte er ein Angstprodukt vor der Sozialdemokratie, das um so weniger gerechtfertigt sei, als diese Partei in der Bürgerschaft ganz tüchtig mitarbeite. An der revolutionären Phrase solle man sich nicht stoßen. Der Redner ging dann auf die Fleischteuerung ein, und besprach die Möglichkeiten, ihr abzuhelfen, und gleichzeitig dem kleinen Viehzüchter zu helfen. In der Diskussion behandelte man vornehmlich die Notwendigkeit, durch gemeinsame Arbeit und Schulung die rein äußerlichen Gegensätze zwischen Arbeiter und Unternehmer nach Kräften zu mildern.

Sächsisches Vogtland. Woran wir noch vor wenigen Jahren nicht denken konnten: unsere Gedanken fallen selbst im „rauhen Vogtland" je länger je mehr auf fruchtbaren Boden. Nicht nur die Zahl der Hilfeleser wächst; auch das Bedürfnis, sich zu organisieren, führt unsere Freunde an immer mehr Orten zusammen. Und zwar stehen darin die kleineren Städte hinter der „jüngsten Großstadt" Plauen nicht etwa zurück. . . . An Regsamkeit kann sogar Auerbach allen anderen als Vorbild dienen. Sehr zu begrüßen sind die neuesten Bestrebungen, die darauf abzielen, in Ölsnitz einen Liberalen Verein (Mitglied des Berliner Wahlvereins) zu gründen. Das Ölsnitzer Tageblatt bringt als Eingesandt einen ganz in unserem Sinne gehaltenen Aufruf zur Unterstützung dieses in der Bildung begriffenen Vereins. Die Schriftleitung des Blattes erklärt sich bereit, Anmeldungen entgegenzunehmen. Selbstverständlich werden unsere Freunde diesen Bestrebungen alle ihre verfügbaren Kräfte widmen. — Am 10. Oktober spricht unser Parteisekretär H. Wunschmann in Plauen, am 11. in Ölsnitz, am 12. und 13. in Auerbach und Falkenstein.

Der nationalsoziale Preßverein erhielt folgende Beiträge: Berlin, Dr. F. S. I., 5 Mk.; Heidelberg, O. B. R. I., 5 Mk.; Kölln bei Oliva (Westpr.), O. K. I., 5 Mk.; Leipzig, W. R., 2,60 Mk.; Lünen, Dr. F. I., 5 Mk.; Mallin bei Neubrandenburg (Mklbg.), W. L. I., 5 Mk.

Zusammen 27,60 Mk.
Dazu laut Ausweis in Nr. 37 3406,60 Mk.

Insgesamt **3434,20 Mk.**

über die wir heute mit herzlichstem Danke quittieren.

Berlin-Schöneberg, Hohenfriedbergstr. 11.

Die Geschäftsleitung.

Soziale Bewegung

Ein Riesenkampf in der Berliner Elektrizitätsindustrie verdient besonders auch deshalb allgemeine Beachtung, weil sich hier wieder zeigt, wie das Verhältnis zwischen Arbeiterschaft und Großindustrie heute ist. Ob die Forderung der Arbeitergruppe, die auf dem Wernerwerk der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft den Anlaß zum großen Kampf gegeben hat, berechtigt oder unberechtigt, bescheiden oder unbescheiden war, ist viel weniger wichtig als die kategorischen Erklärungen der koalierten Berliner Elektrizitätsindustrie, daß man jetzt endlich einmal ein Exempel statuieren und durch rigorose Aussperrung dauernde Ruhe im Betriebe schaffen wolle. Seit Jahren, so behaupten Arbeiter und Unternehmer übereinstimmend, sei das Verhältnis zwischen Arbeitern und Arbeitgebern höchst unerquicklich gewesen; jetzt solle zum Austrag kommen, was längst schon durch Kampf hätte entschieden werden müssen! Also eine Machtprobe größten Stils! Nichts mehr vom Standpunkt der „Arbeitgeberzeitung", daß man mit den großen Verbänden der Arbeiter verhandeln und Tarifverträge abschließen solle, sondern die alte Scharfmacherparole: „Herr im eigenen Hause sein" soll aufs neue durchgefochten werden. Und auch die Arbeiter bleiben anscheinend bei ihrer alten Taktik, machen furchtbar in Entrüstung über die Selbstherrlichkeit der Unternehmer und entscheiden sich in Massenversammlungen über ihr einzuschlagenden Wege. Freilich nicht mehr in öffentlichen Arbeiterversammlungen, sondern in geschlossenen Versammlungen der Streikenden. Aber auch in diesen erleben wir das alte Bild: die Leitung bremst, die unverantwortlichen Einzelmitglieder entrüsten sich. Schließlich hängt es dann von der größeren oder geringeren Geschicklichkeit der jeweiligen Versammlungsleitung ab, welche Beschlüsse zustande kommen. Und dabei handelt es sich um Beschlüsse von größter Tragweite! Nicht allein, daß 10 000 Arbeiter von der Fortdauer des Streiks oder der Aussperrung betroffen werden, sondern es wird auch bereits vom Kampfe in den Kraftstationen und Starkstrom-Anlagen der Berliner Elektrizitätswerke geredet, von der Lahmlegung aller elektrischen Betriebe, vom Eingreifen der Aufsichtsbehörden usw. Solche weittragenden Entschlüsse sollten nicht in Versammlungen, sondern in ruhigen Konferenzen der verantwortlichen Organisationsleiter gefaßt werden. — Ob es diesmal wirklich zu dem angekündigten großen Ringen in der Berliner Elektrizitätsindustrie kommen oder noch einmal eine Verschiebung möglich sein wird, ist in dem Augenblick, wo diese Zeilen gedruckt werden müssen, noch ungewiß. Sicher ist nur, daß die Unternehmer von Anfang den Arbeitern in einer Weise entgegen getreten sind, die sich sonst nur der Stärkere dem Schwächeren gegenüber wird erlauben dürfen. Einerlei, wie in diesem Falle die sogenannte Schuldfrage sich darstellt; hier interessiert vielmehr nur die Frage, ob die Arbeiterschaft einer der bestgelohnten Industrien, die in Berlin, an der politischen und gewerkschaftlichen Zentrale Deutschlands, zu vielen Tausenden zusammensitzt, solche Behandlung einstecken muß, oder den Kampf mit Aussicht auf Erfolg aufnehmen kann. Die nächsten Tage schon müssen darüber Aufklärung schaffen.

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Eugen Katz in Berlin. — Druck von Hemmel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 12.

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 39. Berlin, 30. September 1905

Toleranz

Es steht jedem Menschen frei, jene Religion anzunehmen und zu bekennen, die er, durch das Licht der Vernunft geführt, für die wahre hält.
Verurteilt im Syllabus vom Papst Pius IX.

Wer ist tolerant? und wer ist intolerant? So lautete kürzlich die Anfrage an den Redner in einer öffentlichen Volksversammlung. Als ob man Weltanschauungsfragen im Handumdrehen klar machen könnte und als ob jeder nicht von vornherein denjenigen der Intoleranz verdächtigte, der eben seine Meinung nicht teilt. Auch denken wir an alle die charakterlosen Menschen, die zu bequem sind, sich eine eigene Überzeugung zu schaffen; sie decken ihre Faulheit mit dem wohlklingenden Schmeichelwort: Toleranz.

Tolerant ist, wer eine eigene Überzeugung sich langsam erkämpft hat. Intolerant bleibt, wer nur von der Überzeugung fremder Menschen lebt. Scheinbar freilich ist es umgekehrt. Gerade von den Männern fester Überzeugung erwartet man trotziges Behaupten des Besitzes und eifriges Kämpfen für seine Ausdehnung. Und die intoleranten Leute führen kein Wort lieber im Munde, als das von der heiligen Pflicht ihrer eigenen Überzeugung. Und doch bleiben wir bei unseren Erfahrungen. Menschen, denen das Leben leise und laut zugeredet hat, die stark geworden sind in bösen Tagen und fest blieben, als die anderen wegliefen, die wissen, wie sauer erworben eigene Überzeugung ist. Sie verraten es nicht jedem, was sie verloren und wie viel sie gewonnen haben. Die Stunden des inneren Kampfes sind ihr eigenstes Erlebnis und sie nehmen es keinem anderen übel, wenn er bequemere Wege geht. Alle Zweifel und Versuchungen sind ihnen bekannt. Sie kennen die Abgründe und haben in die Schlünde hinabgesehen, an denen ihr Weg vorbeiführte. Sie freuen sich oben zu sein auf dem Gipfel und herrliche Rundschau zu haben. Der Weg ist vorbei, das Ziel erreicht. Man ist dem Himmel näher. Es mögen noch andere Wege heraufführen; wozu darüber streiten? Wie ein leichter Strich im Bild erscheint der Pfad von oben gesehen in der Masse des Gebirges, und man empfindet gar keine Lust, sich zu zanken, ob uns diese Windungen zum Gipfel führen können. Zudem ging man den Weg allein. Man fand sich zurecht zwischen Geröll und Gestrüpp. Andere mögen denselben Weg nachher einschlagen. Es ist dann doch etwas anderes. Kurz, wer eine feste eigene Überzeugung gewonnen, der hat darin so viel eigenes Glück, daß es in ihm heilig ist; aber echte Heiligtümer trägt man nicht auf den Markt, und noch weniger zerstört man um ihretwillen Glück.

Ganz anders der Mensch, der in seinem geistigen Leben nur von fremdem Gute zehrt. Er hat ja gar keine Ahnung, was diese politischen Gedanken oder religiösen Ideale, denen er nachplappert, gekostet haben, wie billig oder teuer ihr Erwerb den Menschen zu stehen gekommen war. Sie haben nie darum geblutet. Ach! sie haben darum nicht einmal eine schlaflose Nacht gehabt. Desto eifriger sind sie im Hüten und Behüten. Die Meister zu verstehen, ist zu schwer; aber ihre Worte nachzureden und jeden zu bannen, der andere Worte, neue Kräfte will, das ist ein leichtes Ding. Die Intoleranz ist das Bequemste im Leben. „Andere haben gedacht, gesorgt, geforscht, geprüft. Wir wollen nur die Schätze wahren." Und wenn diese Leute wenigstens ihre Schwachheit zugeben wollten. Aber sie sagen noch, das sei Demut. Hier wird es unausstehlich, unerträglich.

Toleranz heißt geduldig sein mit jedermann, nur nicht mit sich selbst. Und solche Geduld hat nur, wer weiß, was die lange Geschichte des Menschengeschlechtes und die Geschichte unseres Herzens uns erzählt.

Traub.

Reinhardts Bühnen

In den letzten Jahren hat sich in Berlin ein junger Bühnenleiter einen Namen geschaffen, der so hell strahlt, daß er die anderen zu überstrahlen beginnt. Er heißt Max Reinhardt und war ehedem ein wertvoller Schauspieler des „Deutschen Theaters", solange es von Brahm geleitet wurde. Wer ihn im „Friedensfest" von Hauptmann, im „Tausendjährigen Reich" von Halbe und in anderen Dichtungen gesehen hat, wird ihn noch frisch im Gedächtnis haben. Er war vor allem von großer Einfachheit und Echtheit und zählte mit Recht unter die besten schauspielerischen Namen Berlins. Nun ist der Direktor Reinhardt so bekannt geworden, daß ihm gegenüber der Schauspieler etwas in den Hintergrund getreten ist, um so mehr, als Reinhardt sich an seiner eigenen Bühne einer großen künstlerischen Zurückhaltung befleißigt — ein Zug, der nebenher sehr für den Ernst und die Solidität seines Strebens spricht. Das künstlerische Leben der letzten Jahre knüpft sich immer wieder an den Namen dieses jungen Direktors, und so ist es kein Wunder, daß sein Renommee auch in der Presse einen lebhaften Widerhall fand. Für die Fremden, die jährlich in Tausenden und aber Tausenden nach Berlin kommen, war es früher eine Art künstlerischer Ehrenpflicht, das Theater Brahms zu besuchen. Dieses Vorrecht nun hat Brahm, wenigstens im großen und ganzen, an Reinhardt abgeben müssen.

Wenn wir die Erfolge Reinhardts verstehen wollen, müssen wir uns die Situation ins Gedächtnis rufen, die er vorfand und die sein Auftreten recht eigentlich notwendig machte. Im „Deutschen Theater" herrschte Brahm. Als Kritiker und Direktor hatte er sich um den Naturalismus, im besonderen um Hauptmann, sehr gewichtige Verdienste erworben. Er hatte, wie er auftrat, neues Leben in die alten Verhältnisse gebracht. Zu diesen persönlichen Verdiensten kann dann noch ein Ensemble, das wenigstens in seiner Glanzzeit und für die naturalistischen Dichtungen von keiner anderen Bühne erreicht wurde. Schließlich sprachen auch noch die guten Traditionen des Hauses mit, in dem er herrschte. Man war gewohnt, das Deutsche Theater als die erste Bühne Berlins zu betrachten und konnte in der Gewohnheit bleiben. All das zusammengenommen führte zu einer Art Monopolstellung, und vielleicht ist gerade sie dem Direktor Brahm gefährlich geworden. Wie dem nun aber auch sein mag, jedenfalls folgte der glänzenden Zeit ein durchaus nicht glänzender Abstieg. Brahm schlief auf seinen wohlerworbenen Lorbeeren ein. Anstatt Hauptmann zu fördern, was seine selbstverständliche Pflicht war, versteifte er sich auf Hauptmann und auf alles, was in seinem Geiste dichtete. Es bildete sich eine Art von Ring. Der Gesichtskreis wurde eng, das Repertoire auch, und mit der Zeit selbst der Kreis der Schauspieler. Große Autoren und große Dichtungen wurden vernachlässigt und man stand bald der trübseligsten Stagnation gegenüber. Die Kritik tadelte, mahnte, versandte ihre schärfsten Pfeile; aber es blieb, wie es war, und auch die Monopolstellung

Digitized by Google

blieb trotz allem. Nun kann ein Theater in bevorzugter Stellung aber unmöglich einen solchen Anblick bieten, wenigstens auf die Dauer nicht, und so griff bald ein allgemeines Unbehagen Platz und eine Theaterkrisis schien unvermeidlich. Sie war es um so eher, als kein anderes Theater die eigentliche Rolle des Deutschen Theaters übernehmen konnte. Im Lessing-Theater führte Neumann-Hofer das Szepter und war mehr auf Amüsement und Geld verdienen bedacht, als auf die Förderung künstlerischer Zwecke. Im Neuen Theater saß eine künstlerisch ganz unfähige und hoffnungslose Direktion und das Schauspielhaus kam als Bühne des deutschen Kaisers für die moderne Literatur überhaupt nicht in Frage. Im Berliner Theater hatte Lindau in seinem ersten Direktionsjahr frisches Leben gezeigt und neue Hoffnungen geweckt. Der unerhörte Kassenerfolg von „Alt-Heidelberg" aber lullte seine Energie ein; er wurde bequem und verlor die Initiative. Die Direktion aber, die ihm folgte, war von vornherein eine Zwischendirektion; sie mußte an einem bestimmten Zeitpunkt wieder weichen und konnte schon aus dem Grunde keine weitgesteckten Ziele verfolgen. Schließlich war das Berliner Theater als gutes Familientheater auch nicht recht geeignet, die literarische Führung zu übernehmen. So waren alle Wege verrammelt und die Stimmung gedrückt.

Dann kam Reinhardt. Wie es immer geht, teils wollte in ihm ein Wille zum Durchbruch, teils zwangen ihn die Verhältnisse in die Bahn, die ihn von Erfolg zu Erfolg führen sollte. Eigentlich fing Reinhardts Direktion bescheiden genug an. Er gründete eine Künstlervereinigung, die sich „Böse Buben" nannte und nächtlicher Weile ihr tolles und parodistisches Wesen trieb. Bekannte Dichter, Direktoren, Schauspieler, Kritiker wurden durchgehechelt und auch für einen guten und reichlichen Trunk war gesorgt. Die Sitzungen, die im Künstlerhaus in der Bellevuestraße stattfanden, fingen gegen Mitternacht an und dauerten bis zum Morgen. Und dann war es jedem unbenommen, gleich einen Frühschoppen daran zu schließen. Die Sache gefiel und hatte Erfolg. Die Abende wurden besucht und wurden bald zum Gesprächsthema der internen Theaterkreise. Der Erfolg reizte zu weiteren Schritten und so wurde aus der Künstlervereinigung ein öffentliches Theater — das „Kleine Theater" Unter den Linden. Der Name sollte zweierlei zum Ausdruck bringen. Einmal waren Zuschauerraum und Bühne nur klein und zweitens sollten kleine Sachen und Sächelchen in bunter Abwechselung geboten werden, wie in einem Varietèprogramm, nur alles künstlerischer und feiner. Was aber als Künstlerklub gefallen hatte, vor einem Publikum, das mit allen Anspielungen vertraut war, wollte dem öffentlichen Publikum nicht eingehen. Das „Kleine Theater" blieb leer und so zwang die Not zu einem weiteren Schritt. Aus dem „Kleinen Theater" wurde eine reguläre Bühne, — eben das „Kleine Theater", das wir heute alle kennen; die erste Schöpfung Reinhardts. —

Inzwischen waren die schauspielerischen Beziehungen, die ihn an das Deutsche Theater banden, gelöst worden und Reinhardt war nun also Direktor einer richtigen Bühne. Er verstand sofort, was die Situation von ihm forderte: er zerbrach den Ring, der sich im „Deutschen Theater" gebildet hatte. Zunächst in bezug auf die moderne Literatur, die er in dem kleinen Theater allein pflegen konnte. Strindberg, Gorki, Hofmannsthal, Wedekind und andere kamen zu Wort, und Gorki brachte mit seinem „Nachtasyl" einen Erfolg, der durch halb Europa ging. Der Bann der Enge war gewichen und alles atmete erleichtert auf. Die drohende Krise schien überwunden werden zu sollen. —

Unvollständig aber blieb der Durchbruch doch. Reinhardt konnte im „Kleinen Theater" das klassische Drama nicht pflegen, überhaupt kein Drama, das Massenentfaltung verlangte. Da fügte es sich so gut, daß das „Neue Theater" lauf dem letzten Loch zu pfeifen begann. Reinhardt erwarb das Theater und riß hier nun die Mauern nieder, die uns im Deutschen Theater von den klassischen Dichtungen trennte. Er spielte nun auf zwei Instrumenten und spielte auf beiden gleich meisterhaft. — Dann trat in den Berliner Direktionsverhältnissen eine völlige Umwälzung ein. Der Besitzer des „Deutschen Theaters" war der Brahmschen Enge müde geworden. Brahm mußte das Haus verlassen und zog ins Lessing-Theater, wo Neumann-Hofer entthront wurde. Ins Deutsche Theater aber zog Lindau ein. So hatten wir also nun die literarische Konstellation: Brahm, Lindau, Reinhardt. Lindau schied bald aus. Er fand den Anschluß an die moderne Zeit nicht und seine Direktion brach schon im ersten Winter zusammen. Damit war das Deutsche Theater herrenlos und Brahm und Reinhardt konkurrierten beide um den ledigen Posten. Reinhardt blieb Sieger und zieht nun mit diesem Winter als Direktor in das berühmte Haus ein, das er als Schauspieler verlassen hatte. So seltsam fallen die Lose! Aus der Spielerei mit dem Künstlerklub ist nun die Direktion der ersten deutschen Bühne geworden. Und Brahm muß zur Buße das Spiel vom Lessing-Theater aus mit ansehen. —

Das „Neue Theater" wird Reinhardt neben dem „Deutschen Theater" beibehalten. Das „Kleine Theater" hat er an einen jungen Direktor, namens Barnowski, abgetreten, der es in der alten vornehmen Weise weiterleiten wird und mit dem „Zerbrochenen Krug" von Kleist seine erste Schlacht geschlagen hat. Was Reinhardt für Regie und Ausstattung geleistet, kann hier nicht näher erörtert werden. Es würde ein Kapitel für sich erfordern. Und zwar ein glänzendes.

Erich Schlaikjer.

Ein neues Buch von Kutter

Wir erinnern uns des gewaltigen Aufsehens, welches die Schrift: „Sie müssen" von dem Pfarrer Kutter am Züricher Neumünster gemacht hat. Jenes Buch wirkt noch in der Stille weiter in der Auseinandersetzung über das Wesentliche am Christentum. Seine sozialen Ausführungen haben ja auch in unserem Blatt Widerspruch hervorgerufen, nicht sofern sie dem ganzen Inhalt Farbe und Stimmung gaben, sondern weil sie die moderne sozialdemokratische Bewegung u. E. falsch beurteilten. Es war mir persönlich deshalb wertvoll, von Pfarrer Kutter in einem Brief, den er an mich schrieb, zu erfahren, daß er auf die Frage: „Was sollen wir tun?" gar nicht geantwortet haben möchte: „Werdet Sozialdemokraten!", sondern vielmehr: „Werdet lebendige Christen! Werdet Menschen mit einer absoluten Orientierung, wie Jesus war, Menschen, denen Gott alleinige Wirklichkeit ist, Menschen, die nicht paktieren und verklausulieren, nicht Systeme und Theorien aufstellen, nicht „Wenn" und „Aber" sagen. Daß wir's nicht sind, das ist der Standpunkt meiner Schrift."

Von diesem Gedanken ist seine neue Schrift „Gerechtigkeit" getragen. „Ein altes Wort an die moderne Christenheit." Alt insofern, als Kutter die ersten acht Kapitel des Römerbriefes umadressiert. Wo Juden genannt sind, schreibt er Christen. Er macht Ernst mit der Gültigkeit der „Schrift" für die moderne Zeit, nicht im Sinn des Buchstabendienstes, sondern als Kost für die Gegenwart. Er schleudert auch in dieser Schrift die heftigsten Anklagen gegen die Kirche. Es überkommt ihn glühender Zorn gegen diese Einrichtung, von der es „fast scheint, als wäre Verleumdung ihr Lebenselement". In all den Dogmen, Lehrsätzen, Überzeugungen, Theologien und Moralphilosophien, in jener selbstquälerischen Frömmigkeit, die sich nicht genug tun kann, in jener christlichen Wissenschaft, die alle biblischen Tatsachen in ein tadelloses Gedankensystem verarbeitet, in den Liebeswerken, dem kirchlichen Leben, den religiös-sittlichen Anstrengungen sieht Kutter zu seinem tiefsten Schmerz nur „eine vergebliche Mühsal, die zuletzt die Übermacht der Sünde offenbart". Denn es fehlt an dem Glauben an den wirklich lebendigen Gott. „Das Licht begreift man nicht, man läßt sich von ihm bestrahlen und erwärmen. Die Formel des Wassers mag dir sehr geläufig sein, dennoch wirst du nicht behaupten wollen, durch sie das Wesen des Wassers ausgedrückt zu haben; und das Brot, das niemand ißt — was hat es zu bedeuten? —" Und so brachte Jesus unmittelbar und allen Gott als Kraft des Lebens. Das mag „die Religion" nicht leiden; die erträgt es nicht, daß Gott offenbar werde. Sie lebt von Satzungen, Lehren, Gedanken, Bräuchen, Priestern, und die haben alle ein Interesse an einem ungewissen Gott, der durch ihr System künstlich verdeckt wird. Deshalb war Jesus kein Religionsstifter. Er war das Gegenteil davon. Er war der Meister des Lebens. Er besaß sich selbst. Denn Leben heißt sich selbst besitzen und

Digitized by Google

nicht besessen werden. Und Jesus liebt, und Leben und Liebe sind die großen Wirklichkeiten, die allein wirken können.

So wächst Kutter zum gewaltigen Ankläger der Kirche heran. Er erklärt sich gegen die Gesetzeskirche, die Einrichtung, die von dem falschen Grundsatz lebt, daß Gott sich an fromme Institutionen binden müßte. Er ist nicht blind gegen alles Gute, was in der kirchlichen Entwickelung mitgeschleppt worden ist. Aber auch im Judentum steckt viel Gutes, und doch war es zum Untergang bestimmt. Gewiß kann man viel entschuldigen. Aber heiliger Zorn erfaßte ihn gegen die Menschen, die von solchen Entschuldigungen leben. Die großen Menschen geben sich schuldig. Wer sich entschuldigt, ist schwach, ist kein verantwortungsfähiger Mann. Nur wer die Schuld tragen will, wird der Erlösung teilhaftig. So tönt das Strafurteil in grellen Lauten gegen den gesamten modernen Betrieb des Christentums. Alles soll fort: Dogmen, Standpunkte, Behauptungen, Lehrsätze, religiöse Parteien, die halbe Moral, die in Frieden sich verkümmernde Religiosität. „Wir wagen es wieder auf den lebendigen Gott und dessen Gerechtigkeit."

Gewiß! Kutter geht „viel zu weit". Er greift eben über alles Zeitliche hinweg zum Ewigen; er will keine Mittelchen, keine Vermittlungen: er will die unmittelbare Kraft und Wahrheit. Er ist kein liberaler Theologe, was man so nennt; er ist kein orthodoxer Theologe. Er will nichts von Theologie und Religion. Er will Gottesleben, Wirklichkeit. Diese macht ihn radikal. Denn es ist kein Berg so hoch, daß Gott darauf wohnte, und keine Tiefe so tief, daß sie die Wogen seines Lebens fassen könnte. Kutter will nicht radikal sein; er hat es sich nicht ausgedacht und auf der Studierstube sein Rezept danach entworfen. Er ist radikal, kann nicht anders, er muß.

Deshalb wird man nicht mit ihm fertig, wenn man ihn Schwärmer, Fanatiker, Sozialdemokraten, Kirchenzerstörer, Christentumsfeind nennt. Das waren Leute wie Kierkegaard auch. Er ist ein Musterbeispiel, an dem man die Kraft des revolutionären Elements im religiösen Erlebnis studieren kann, wenn nicht damit schon wieder des Lehrhaften zu viel gesagt wäre. Ich würde nochmals wiederholen: er ist ungerecht gegen die Geschichte, ungerecht gegen jede Entwickelung, ungerecht gegen die guten Dinge dieser Welt. Aber ich würde nicht mehr wiederholen, daß er uns dadurch den Mut an der Kleinarbeit nimmt. Er nimmt sie nur solchen, welche bis dahin ihre Kleinarbeit als das Höchste, was es gibt, empfunden haben. Wer sie aber nie anders einschätzte, denn als Kleinigkeit, und wer darüber die Sehnsucht nicht vergaß nach dem Großen, dem Einen, der wird durch solche radikalen Menschen ernstlich geschüttelt, und einen Augenblick betrübt, aber nachher gehen sie mit doppelter Kraft in ihre tägliche Kärrnerarbeit hinein.

Nur soll man die Radikalen nicht nachäffen. Sonst verlieren sie ihr historisches Recht und haben keine historische Mission mehr. Als Lebenssteigerung für die eigene Aufgabe — da darf uns ihr Ruf willkommen sein. Aber wo sie reaktionär wirken, indem sie Leben hemmen, da hört ihr Recht auf, und ihre Wirksamkeit verkehrt sich in Unsegen.

Dortmund. **G. T.**

Im Winkel

Skizze von A. Fönnichsen.

Die Häuser des Dorfes liegen zu beiden Seiten einer Landstraße. Alle Wagen, die aus den östlichen Dörfern kommen, müssen diesen Weg benutzen, um in das nahe Städtchen zu gelangen, daher fehlt es den Dorfbewohnern nicht an Augenweide, und wenn sie auch fast jeden Wagen kennen, so wenden sie doch den Kopf zum Fenster, wenn einer die Straße passiert. Kommt einmal ein fremdes Fuhrwerk, so bildet das „Woher" und „Warum" so lange das Dorfgespräch, bis man über diese Fragen zur größtmöglichen Klarheit gelangt ist.

Südlich durchfließt ein kleiner wasserreicher Bach einen Strich fruchtbarer Wiesen, und jenseit des Baches liegt die weiße Kirche, die sinnend und träumend über den Bach hinüberblickt. Dann weiterhin ein Hünengrab und die weißen Tore eines entfernten Hofes und ganz hinten in blauer Ferne verschwimmend einige Kirchtürme.

Nordwestlich vom Dorfe aber liegt ein Höhenrücken, niedrig nur, aber doch so hoch, daß keine Kirchturmspitze darüber hinweg ins Dorf blicken kann. Mitten auf dieser Höhe ein einsamer Hof, das weiße Wohnhaus überragt von einem gewaltigen, alten Baum, der sich wie alle Bäume dieser Ebene nach Osten, über den Hof hin, neigt. Die Krone des Baumes ist an der Ostseite über die Hälfte stärker als an der West-, der Windseite. Auf diesem Höhenrücken sitzt abends die Sonne und schickt ihre Strahlen hügelab zum Gutenachtgruß. Über diesen Höhenrücken steigen viermal des Tages die Rauchwolken des Zuges empor, der vom nahen Städtchen kommt.

Wie ein stiller verborgener See ist das Leben im Dorfe. Klein und unscheinbar sind die Bächlein, die ihm neues Wasser, neues Leben zuführen und Kunde geben von der großen Welt da draußen, von dem Pulsschlage der Zeit. Wunderliche Gräser und allerlei urwaldähnliches Gestrüpp wuchert an seinen Ufern und auf seinem Grunde und schließen oft trübe, sumpfige Stellen ein. Aber auch stille, unschuldige, wundervolle Seerosen entsprießen dem tiefen Grunde und blicken schüchtern in die Sonne. Selten einmal wirft das Schicksal einen großen Stein auf den stillen Spiegel, und die Erschütterung zieht ihre Kreise bis in die letzten Winkel, bis unter das Gestrüpp am Ufer. — Aber die Sonne findet den See und fordert auch von ihm den Tribut zur Befruchtung und Erhaltung der Erde. Die Tropfen aber, die der See opfern muß, geben ihm wieder ein Recht darauf, daß auch einmal im Jahre seine Zuflüsse anschwellen und ihm neues Leben in größerer Menge zuführen. Weihnachten ist die Zeit, wo die Herzen der Menschen weich werden und vor Sehnsucht schmelzen, wie im Frühling Gletscher und Schneefelder vor Heimweh nach ihrem Ursprunge zergehen und bergab wandern. — — —

Zuerst kam Pastors Hans, der in Berlin angeblich auf den Pastor studierte. Er setzte durch seine unerhört freien Anschauungen, die er offen und unaufgefordert jedermann darlegte, das ganze Dorf in Aufregung. Es fehlte nicht viel, daß er die ganze Pastorei in Mißkredit brachte. Aber sie hörten ihm gerne zu, wenn er ihnen im Dorfkruge seine Ansichten über Judenfrage, Frauenfrage, oder was ihm sonst gerade in den Wurf kam, auseinandersetzte. Jens Friedrichs, der eifrig zuhörte, trank eins nach dem anderen über den Durst, haute zuletzt auf den Tisch, daß alles klirrte, und rief: „Wenn das aber nicht eine Revolution gibt, dann will ich nicht Jens heißen." Und Hans Pastor nickte ihm verständnisinnig zu, wodurch Jens Friedrichs sich sehr geschmeichelt fühlte. Dann meinte er leise zu dem neben ihm sitzenden Rasmus Jensen: „Was so'n Pastor doch alles lernen muß!" Rasmus Jensen sagte aber bloß „hm" und betrachtete aufmerksam den Studenten Hans. Dann klopfte er seine Pfeife aus und sagte wieder „hm".

Nachher kam auch Hans Thodes Sohn. Der wollte Lehrer werden und war Seminarist in der Kreisstadt. Er hatte sich für die Ferien einen ganzen Haufen Bücher mitgebracht und setzte sich gleich fleißig dahinter, indem er mit Verachtung an die Bauern und ihre ewigen Gespräche von Vieh und Dünger dachte.

Wenn nun gar die festliche Menge am Weihnachtstage in die Kirche wallt, dann blitzen zwischen all den dunklen Kleidern einige blanke Helmspitzen und bunte Uniformen hervor. Was aber die Inhaber dieser Pracht den Dorfbewohnern aus der Welt draußen mitbringen, das ist das eigentlich Nachhaltige und Bleibende. Denn diese jungen Leute sehen alles draußen mit den Augen der Bauern an und geben es daheim in der Sprache der Bauern wieder. Da besteht keine Kluft der Anschauungen und der Einsicht. Was Pastors Hans räsonniert, und was Hans Thodes Sohn aus seinem Wissensschatze preisgibt, das schüttelt der Bauer über kurz oder lang als unnützen Ballast wieder von sich ab.—

An den Nachmittagen und Abenden der Feiertage werden fleißig Besuche gewechselt und manches Wort geht von Mund zu Munde. Aber hier und dort konzentrieren sich die Gespräche zuletzt um den Sohn des Pastors. Es werden leise Vermutungen laut, man wechselt Blicke.

Rasmus Jensens Sohn, der bei der Garde diente, wußte allerlei über das Leben der Studenten zu erzählen, was viele Leute in hellen Schrecken versetzte.

Es wurde aber wieder vergessen, und Pastors Hans strafte alle Unglücksraben Lügen, sowie er sich unter den

Digitized by Google

Bauern sehen ließ und sie durch seine haarsträubende Beredsamkeit verblüffte. Wie könnte der so vergnügt sein, wenn das Gerücht recht hätte?

Zwei Tage nach Weihnachten aber hatte Rasmus Jensen mit seiner Tochter in der Küche eine Unterredung unter vier Augen. Die Folge war, daß Marie Jensen mehrere Tage mit rotgeweinten Augen umherging, und daß Hans Pastor im Wirtshause stets verstummte und sich unter irgend einem Vorwande leise entfernte, wenn Rasmus Jensens derbe Gestalt sich an einem der Tische niedergelassen hatte.

Um diese Zeit wurden im Pfarrhofe Briefe abgegeben, die aus Berlin kamen und von auffälligem Aussehen waren. Und es blieb nicht gerade Geheimnis des Briefträgers, welche Wirkung solche Schreiben im Pfarrhofe hervorriefen.

Schließlich erhielt der Pfarrhof dann noch einen Besuch, der in dem Dorfe großes Aufsehen erregte. Man brachte heraus, daß dieser ebenfalls aus Berlin gekommen sei, und daß der betreffende Herr sich sowohl auf der Bahnstation als auch im Dorfkrug in wenig respektvoller Weise nach den Verhältnissen des Herrn Pfarrers erkundigt habe. Daß er in keiner besonders rosigen Laune abgereist war, hatten viele bemerkt.

Von Pastors Hans bemerkte man seit jenem Tage im Dorfe wenig mehr. Es fand aber jetzt kein Gespräch mehr statt, in dem nicht der Name von Pastors Hans eine Rolle spielte. Und als einige Tage nach Neujahr von der neuen Tannenanpflanzung her, die nicht weit vom Dorfe lag, nachts ein Schuß in die Stille des Dorfes drang, da war fast niemand im Dorfe, der ihn nicht gehört hätte. Jedermann ahnte das Unglück.

Und noch in derselben Nacht fanden sie ihn draußen, blutend, tot. —

Welcher von den erwachsenen Dorfbewohnern war wohl nicht dabei gewesen, als der Sarg in die Gruft gesenkt worden war und ein Vater, dessen Haar in wenig Tagen ergraut war, stumm die Hände zum stummen Gebet über der gähnenden Gruft gefaltet hatte? — —

Mitten in den stillen See hinein hatte der Steinwurf des Schicksals getroffen, und es dauerte geraume Zeit, ehe der Spiegel sich wieder glättete. Manchem wurde es schwer, seine Gedanken wieder in den alten Kreis zu bannen. Er glaubte den fremden Klang, der von draußen an sein Ohr gedrungen war, immer wieder von neuem zu hören, und je öfter er wiederkehrte, um so fremdartiger und wunderlicher waren die Nebentöne, die ihn umschwebten. — Aber die Wellen ebben wieder zurück. Die Kirche, zu deren Füßen ein neuer, stiller Hügel sich wölbt, blickt freundlich wie immer übers Dorf.

Allerlei

Heinrich Vierordt. Am 1. Oktober vollendet Vierordt sein fünfzigstes Lebensjahr und zwei kleine Büchlein versuchen zu diesem Tage, dem badischen Dichter ein Podium zu schaffen, von dem aus seine Stimme weiter als bisher zu Ohr und Herz der Deutschen klingt. Ludwig Fulda hat ein Bändchen „Ausgewählte Dichtungen" aus den Werken seines Freundes gelesen und der junge Schwabe Heinrich Lilienfein hat eine Studie geschrieben „Heinrich Vierordt, das Profil eines deutschen Dichters". Beide Arbeiten sind in hübscher Ausstattung bei C. Winter in Heidelberg erschienen und kosten je eine Mark. Fulda ist ja in mancher Hinsicht mit Vierordt verwandt und so mag seine Sammlung im Durchschnitt das Beste aus des Dichters Werken enthalten; aber die Arbeit von Lilienfein, von dem ich ziemlich viel erwartete, hat mich sehr enttäuscht. Sie besteht in der Hauptsache aus zitierenden Anführungszeichen und deren Überzahl wirkt auf die Dauer peinlich; der Versuch, das „Profil" des Dichters zu umzeichnen, ist leider nicht gemacht worden. Oder er zerstreute sich doch in einzelnen, zerrissenen Strichen. Leicht ist er hier nicht, denn in Vierordt, der mir seinem ganzen Wesen nach mehr ein Empfangender, Genießender dünkt als ein Schaffender und Gestalter, klingen manche alte Saiten wieder. Vierordt ist nach meiner Ansicht der Typus eines sehr talentvollen und bedeutenden Epigonen — das ist keine Aburteilung; er steht am Ende einer Entwicklung, die künstlerisch gleichermaßen das Erbe der romantischen wie der klassischen Tradition überkommen hat. Beide treten bei Vierordt nebeneinander in Erscheinung, bisweilen in merkwürdiger Nähe. Aber keine ist stark genug, den tragenden Ton seiner dichterischen Persönlichkeit zu bilden. Ich möchte sagen, Vierordt ist ein stiller Mann mit viel künstlerischer Kultur, er betrachtet die Dinge und Geschehnisse mit einem gewissen ästhetischen Interesse, er ist ein Genießer, der an einem hübschen Bilde, an irgend einer historischen Parallele seine Freude hat. So erscheint er mir am vollkommensten dort, wo er irgend eine kleine Idylle, eine zufällige Episode erschaut und in seine fein gebönte Form kleidet. Da gelingen ihm Bildchen wie dieses, das fast an den alten Spitzweg erinnert (der allerdings noch ironisch-romantischer ist):

Es kreuzen sich drei Gassen
Am alten Lindenbaum,
Der Vollmond gießt den blassen
Goldschein aus blauem Raum.
Die Menschen in den spitzen
Schlafmützen kommen für,
Gespräche haltend sitzen
Sie lang noch vor der Tür.

Im Schirme der gerühmten
Stadtscharwacht ist gut ruhn!
Rondhell glühn die geblümten
Schlafröcke von Kattun. —
Nachtwächterhorngeschmetter
Scheucht all ins Bett mit Macht,
Und Nachbar Baf' und Vetter
Sie wünschen sich: Gut Nacht.

Vierordt betrachtet, aber er erlebt nicht. Eine gewisse Kühle liegt auf seiner Arbeit. Von seinem eigenen Leben und seiner Entwickelung so gut wie nichts. Das bringt dem, für den der Mensch im Künstler auch etwas bedeutet, den Dichter nicht recht nahe. Aber wenn man in seinen Gedichten liest, findet man da und dort eines, das durch einen hübschen Einfall oder durch seine reine Form erfreut. Allerdings geht Vierordt, dem Klang und Rhythmus zuliebe, manchmal mit der deutschen Grammatik in jener bekannten Weise um, wie sie für die „naiven" Dichter und Dilettanten bezeichnend ist. Das Stoffgebiet Vierordts ist sehr groß: allerlei Bilder, Episoden aus der Geschichte, Landschaften, Gedankenlyrik. Unter letzterer sind ganz schöne Sachen voll breiter Anschauung; für die Balladen kann ich mich nicht sonderlich erwärmen. Im ganzen: mit Lilienfeins „ästhetischer" Bewertung können wir uns nicht befreunden, aber dem Dichter, den wir zu unseren ehrlichen und liebenswürdigen Talenten rechnen, wissen auch wir gerne Dank für manche Freude. S.

Herbst.

Wenn ich an einem schönen Tag
Der Mittagsstunde habe acht
Und lehne unter meinem Baum,
So mitten in der Trauben Pracht;

Wenn die Zeitlose übers Tal
Den amethystnen Teppich webt,
Auf dem der letzte Schmetterling
So schillernd wie der frühste bebt:

Dann denk ich wenig drüber nach,
Wie's nun verkümmert Tag für Tag
Und kann mit halbverschloss'nem Blick
Vom Lenze träumen und vom Glück.

Annette von Droste-Hülshoff.

Briefkasten

B. in Eutin. Auf Ihre Anfrage teilen wir Ihnen mit, daß die evangelisch-soziale Konferenz für Schleswig-Holstein am 12. Oktober im Bahnhofshotel zu Neumünster ihre siebente Tagung halten wird. Für den Vormittag ist zur Erledigung geschäftlicher Angelegenheiten eine geschlossene Mitgliederversammlung um 10½ vorgesehen. Nachmittags um 3 Uhr wird in öffentlicher Versammlung der Generalsekretär des Evangelisch-sozialen Kongresses Pastor Liz. Schneemelcher aus Berlin-Rummelsburg über „Recht und Bedeutung Evangelisch-sozialer Arbeit in der Gegenwart", dann Pastor Clemens Schultz aus Hamburg über „die Arbeit an der heranwachsenden männlichen Jugend" reden.

Pfr. E. in Bern. Da die Redaktion augenblicklich stark in Anspruch genommen, ist sie nicht in der Lage, all die angegebenen Zahlen nachzukontrollieren. Wir werden es, wenn möglich, später nachholen.

Dr. G. in Dortmund. Besten Dank für Ihre freundliche Mitteilung. Danach stellt sich also die Lehninsche Weissagung, die unser Mitarbeiter im Allerlei der letzten Nummer zitiert, nicht als „Ahnungen eines ekstatischen Mönches" dar, sondern als eine Fälschung aus dem Ende des 17. Jahrhunderts, die tendenziös rückwärts konstruiert wurde. Wir halten aber die Frage, die ja auch in jenem Stimmungsbild nur eine untergeordnete Rolle spielt, für zu belanglos, als daß wir ausführlich darauf eingehen wollten. Ihre Berichtigung haben wir dem Verfasser jener Skizze zugesandt. — Wer von unseren Lesern sich für diese Angelegenheit interessiert, sei auf einen Artikel von Professor Zöckler hingewiesen, der sich in der „Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche" XI, 351—453 findet.

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

NUMMER 40

Die Hilfe

Sonntag, 8. Oktober 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Der Vertrag zwischen England und Japan — Die Gewerkschaften bleiben fest — Großindustrie und christliche Gewerkschaft — Der Sieger von Essen — Die Landtagswahlen im Fürstentum Lübeck) — **Naumann**: Im Verein für Sozialpolitik I — **Dr. B. Guttmann**: Der englische Liberalismus — Materialien zur liberalen Einigungsfrage — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — **Gottfried Traub**: Kaufmann — **Theodor Heuß**: Ludwig Thoma's Bauernroman — **Knud Hjortö**: Provinz — Allerlei — Briefkasten.

Politische Notizen

Der Vertrag zwischen England und Japan ist das bedeutendste Ereignis der letzten Zeit und seine Veröffentlichung gibt zu vielen weltpolitischen Erwägungen Anlaß, die uns im Laufe der Zeit noch hinreichend beschäftigen werden. Vorläufig ist man in allen Staaten bemüht, die wirkliche Tragweite der Abmachungen zu ergründen. Das ist nicht ganz leicht, da der Vertrag mehrere dunkle Stellen enthält. Dunkel ist erstens, was unter der Unabhängigkeit und Integrität (Unverletzlichkeit und Unteilbarkeit?) Chinas zu verstehen ist, ob in diesen Sätzen eine politische Bevormundung des gelben Riesenstaates liegt oder nicht, und ob in ihnen amerikanische und deutsche Interessen gefährdet sind oder nicht. Man beachte, daß nichts von offener Tür in China vereinbart ist! Dunkel bleibt ferner, weshalb England sich nicht verpflichten mußte, bei einem späteren russischen Kriege den Japanern zu helfen, solange nur sie angegriffen sind, während die Japaner als Mitschützer Indiens gegen Rußland auftreten. Allerdings ist auch die Stelle des Vertrages, die von der Anlage englischer Stützpunkte im Norden Indiens redet, sehr undeutlich gehalten. Der Vorteil Englands ist trotzdem offensichtlich, der Vorteil Japans muß irgendwo zwischen den Zeilen liegen. Die Japaner werden wissen, weshalb sie bei der Veröffentlichung des Vertrages illuminieren, wir aber gestehen, daß wir es noch nicht recht wissen. Natürlich hängt die Beurteilung der deutschen Weltlage von der allmählichen Klärung der noch vorhandenen Dunkelheiten ab, immerhin aber ist schon heute für uns folgendes sicher:

1. Eine Ausdehnung unserer kolonialen Erwerbungen in Asien jenseits des Euphrat ist für lange Zeit völlig ausgeschlossen.

2. Ein deutsch-englischer Krieg würde gleichzeitig ein deutsch-japanischer Krieg sein (englisch-japanisch gegen deutsch-russisch?).

3. Indien ist für England sicherer als vorher und damit ist England freier, sich in Afrika und in der Nähe von Suez militärisch zu stärken.

Das sind die Passiva des Vertrages für uns. Ob es auch Aktiva dabei gibt, ist heute noch gar nicht zu sagen. Dazu muß man wissen, inwieweit Nordamerika und Frankreich den Vertrag als Hemmnis ihrer Entwicklung ansehen werden. Wenn sie sich durch den Vertrag dauernd geschädigt fühlen, werden sie leichter geneigt sein, mit den antienglischen Mächten Deutschland und Rußland in engere Beziehungen zu treten. Wenn wir in diesem Zusammenhange Deutschland als antienglische Macht bezeichnen, so geschieht es, wie unsere Leser wissen, nicht in dem Sinn als ob wir diesen Zustand für wünschenswert hielten. Aber wir müssen doch leider beobachten, daß sich eine Gruppierung der Mächte vollzieht und festigt, die uns unter Umständen in diese unerwünschte Position hineinschieben kann.

Die Gewerkschaften bleiben fest. Wie wenig im grunde der Jenaer Parteitag die Politik der Gewerkschaften beeinflußt hat, zeigen verschiedene Preßäußerungen. Das „Correspondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands" schreibt:

Einer Propaganda des politischen Massenstreiks innerhalb der Gewerkschaften im Sinne der Unterbindung der systematischen Organisationsarbeit und der Erziehung zum Trachten nach Katastrophen werden die Gewerkschaften im eigensten Interesse wie auch zum Wohle der ganzen Arbeiterbewegung entgegentreten.

In den „Sozialistischen Monatsheften" meint Robert Schmidt:

Der Versuch, gegen die Angestellten in den Gewerkschaften weiter in derselben Weise Stimmung zu machen, wie es nach dem Gewerkschaftskongreß geschehen ist, muß wohl oder übel zu unliebsamen Konflikten treiben. Dem kann seitens der Gewerkschaften nicht ruhig zugesehen werden. Die Gewerkschaften werden gern die politisch regen Genossen in ihren Kreisen wirken sehen; die frische Tatenlust darf sich aber nicht im Kritisieren erschöpfen, sondern muß auch in praktischer Mitarbeit sich betätigen. Auf diesem Gebiet werden sich die Gegensätze abschleifen, und einer wird den andern verstehen.

Und in demselben Heft urteilt Eduard David über das Ergebnis der Massenstreiksdebatte:

Der Partei soll also ihre Entschlußfreiheit für oder gegen die Anwendung des Massenstreiks in keiner Weise angetastet werden. Sie wird sich im gegebenen Fall entscheiden, wie sie es den Umständen entsprechend für gut hält. Und da die Partei in diesen Fragen nicht ohne die Gewerkschaften handeln kann, so bedeutet die Bebelsche Resolution auch in keiner Weise eine Beeinträchtigung der Entschlußfreiheit der Gewerkschaften. Praktisch bleibt es bei der Kölner Gewerkschaftsdevise: Kommt Zeit, kommt Rat!

Ohne die Stütze der Gewerkschaften ist eben die Sozialdemokratie ein Koloß mit tönernen Füßen. Zweifellos rücken ja politische und wirtschaftliche Arbeiterbewegung immer enger zusammen. Aber aus dem freundschaftlichen Ringkampf der beiden, wird die der Gewerkschaftsbewegung immanente Politik als der stärkere Teil hervorgehen. Sie wird vermöge ihrer materiellen Grundlage über die marxistische Idee siegen.

Großindustrie und christliche Gewerkschaft. Auf der Tagung des Vereins für Sozialpolitik in Mannheim sagte Geh. Kommerzienrat Kirdorf, daß ihm die sozialdemokratischen Gewerkschaften lieber seien als die christlichen Arbeiterverbände. Dieses Wort ist in seiner Offenheit sehr schätzenswert. Es zeigt, daß es nicht das Sozialdemokratische, sondern das Gewerkschaftliche ist, was von der Großindustrie bekämpft wird. Der christliche Gewerkschaftler ist ein Patriot und Christ, aber das hilft ihm in den Augen des

Digitized by Google

Herrn Kirdorf gar nichts, denn auch er ist streikender Arbeiter. Es ist aber zu bedauern, daß dieser Ausspruch für die Essener Stichwahl zu spät kam. Dort würde es recht interessant gewesen sein, Kirdorfs Autorität in die Wagschale des Sozialdemokraten fallen zu sehen. Wen mögen wohl die dortigen Großindustriellen bei der Stichwahl gewählt haben, wenn sie sich überhaupt dazu hergaben, bei der Herstellung einer Volksvertretung mitzuwirken?

Der Sieger von Essen. Daß von den 17000 „nationalen" Wählern Niemeyers mehr als die Hälfte dem Sozialdemokraten Gewehr ihre Stimme gaben, während höchstens ein Viertel auf die Zentrumsseite fiel, halten wir für sehr erfreulich, um so mehr, als die nationalliberale Parteileitung und die nationalliberale Presse nicht versäumt hatte, alle ihre Mannen zur Stärkung der Zentrumsherrschaft an die Wahlurne zu kommandieren. Jedenfalls beweist dieser Vorgang, daß es durchaus nicht so unmöglich ist, wie es gewisse liberale Kreise immer glauben machen möchten, die Sozialdemokraten gegenüber der Reaktion als das kleinere Uebel für breite Schichten des Bürgertums erscheinen zu lassen. Der Sieg Giesberts' konnte freilich durch den Linksabmarsch des Gros der liberalen Wähler nicht verhütet werden. Der Zentrumsturm ist zwar brüchig geworden. Aber noch steht er. Vielleicht wäre er schon diesmal zusammengestürzt, wenn das Zentrum nicht seinen für einen Arbeiterwahlkreis besten Mann auf den Schild erhoben hätte. Giesberts ist der radikalste Arbeiterführer, den das Zentrum hat. Er hat die katholischen Agrarier mit einer geradezu Heimschen Derbheit nach Hause geschickt, als sie ihm zumuteten, auf das Koalitionsrecht für die Landarbeiter und Dienstboten zu verzichten. Sein Eintritt in die Zentrumsfraktion ist deshalb relativ als ein nicht ganz betrübendes Ereignis zu bezeichnen. Er wird ein starkes Gegengewicht gegen das überreichlich gewordene Agraiertum im Zentrum darstellen. Denn daß er seine treffliche Ansichten über die Landarbeiterfrage nur im Wahlkampf und nicht etwa im Reichstag zum Ausdruck bringen sollte, ist natürlich bei einem Manne von seiner Bedeutung ausgeschlossen. In diesem Sinne beglückwünschen wir die Zentrumsfraktion zu dem neuesten Zuwachs, der ihr zuteil geworden ist.

Die Landtagswahlen im Fürstentum Lübeck (Großherzogtum Oldenburg). Die Wahlmännerwahlen, welche vom 21. bis 23. September stattfanden, haben einen Sieg der vereinigten Liberalen und Sozialdemokraten gebracht. Die Kerntruppe der Liberalen, der national-soziale Wahlverein, hat 11 Wahlmänner durchgebracht, die übrigen Liberalen 2, die Sozialdemokraten 25. In der Stadt Eutin sind außerdem noch 5 Wahlmänner gewählt worden, die zwar nicht auf eine Partei eingeschworen sind, aber ebenfalls als Männer mit liberaler Gesinnung Gegner des Bundes der Landwirte sind. Von den 73 Wahlmännern verbleiben somit den Agrariern nur 30; sie sind auf der ganzen Linie geschlagen worden, trotzdem sie sich in mehreren Gemeinden mit den Mittelstandsvereinlern verbunden und hier auch gute Resultate erzielt haben. Der Kompromiß zwischen den Nationalsozialen und der Sozialdemokratie, der nach Lage der Dinge eine Notwendigkeit war, weil die Linksparteien einem starken, reaktionären Agrariertum gegenüberstehen, hat sich auch diesmal wieder als siegreich erwiesen. In 10 Gemeinden stellten die verbündeten Linksparteien von vornherein gemeinsame Wahlmännerlisten auf, in 6 Gemeinden errangen sie den Sieg, in weiteren 4 Gemeinden siegten die Sozialdemokraten, teilweise mit Unterstützung der Nationalsozialen, und erlangten dadurch 17 Mandate. Nur allein im Flecken Schwartau (3000 Einwohner) war die Front der sogenannten „liberalen Ordnungsparteien" nach links gerichtet, „gegen unsere Feinde in sozialer und wirtschaftlicher Beziehung", wie es in einem Wahlaufruf hieß, der allen Bürgern die Gunst und den Zuspruch der Ordnungsparteien zu entziehen drohte, die die gegnerische Liste oder garnicht wählen würden. Die Wahlresultate der Gegner des Bundes der Landwirte würden noch weit glänzender sein, wenn die Sozialdemokraten sich besser an der Wahl beteiligt hätten. In Eutin z. B. wären dann die 3 sozialdemokratischen Wahlmänner der Kompromißliste zweifellos durchgekommen. Die Neigung der Sozialdemokratie zu einem Zusammengehen mit den Linksliberalen ist aber nicht sehr stark. Das zeigte sich schon auf ihrer Parteikonferenz im Juli d. J., wo mit nur 1 Stimme Majorität der Kompromiß beschlossen wurde. Es fehlt überhaupt auf dieser Seite bei vielen das Verständnis für eine praktische Politik. Man ist immer geneigt, zu weitgehende Forderungen zu stellen und den Erfolg zu gefährden. In Eutin z. B. lehnten die Sozialdemokraten anfangs einen Kompromiß mit den vereinigten Nationalsozialen und Freisinnigen ab, weil man ihnen von den 10 Wahlmännern nicht die Hälfte zubilligen konnte und wollte, da sie nur $^1/_5$ der vorhandenen Stimmen aufbringen konnten und daher mit 2 Wahlmännern hätten zufrieden sein müssen. — Nun für diesmal ist der Sieg errungen, die Wahl unserer bisherigen zwei nationalsozialen Abgeordneten ist gesichert. Die freisinnige Volkspartei, die noch in letzter Stunde von dem Kompromiß zurücktrat, hat keinen Anspruch auf ihren bisherigen Abgeordneten, dagegen wird man den Sozialdemokraten 2 zubilligen müssen. Am 17. Oktober fällt die Entscheidung!

Im Verein für Sozialpolitik.

I.

Leider kann ich von der Mannheimer Tagung des Vereins für Sozialpolitik nicht reden, ohne des Zwischenfalls zu erwähnen, der in diesen Tagen mit Wohlbehagen von der ganzen Presse berichtet wird. Unsere Leser wissen, daß Professor Schmoller als Vorsitzender des Vereins am Schluß der Tagung eine Ansprache hielt, in der er etwa folgendes sagte:

Es ist mir peinlich, noch etwas gegen Herrn Dr. Naumann zu sagen. Herr Naumann hat in seiner gestrigen Rede einen Angriff auf mich gemacht, ohne mich zu nennen. Ich hatte das Gefühl, daß hier nur der Demagoge spricht, (große Bewegung), ohne Sachkenntnis die Marxistischen Phrasen vorbringt, gestützt durch sehr kümmerliche Beweismittel. Ich fühle mich verpflichtet, als Leiter dieses Vereins auszusprechen, was viele Mitglieder mit mir gefühlt haben, und daß es meine Pflicht sei, ein Wort der Reserve im Schlußwort anzubringen. Wenn ich dies nicht angebracht hätte, wäre ich nicht imstande gewesen, nach dieser Rede und nach dem frenetischen Beifall — ich nehme an, hervorgerufen infolge des ästhetischen Charakters der Rede (Rufe: Jawohl) — an der Spitze dieses Ausschusses zu bleiben und mich damit gleichsam einverstanden zu erklären. Herr Naumann berauscht sich in dem ihm gespendeten Beifall, ich muß aber ausdrücklich erklären, daß diese Art des Auftretens nicht in unsere Versammlung gehört.

Natürlich ist es für meine verehrten Gegner aller Orten ein wahres Festessen, diese Worte des gefeierten Universitätslehrers zu genießen. Allerlei Biedermänner, die nichts als Demagogen sind, gebärden sich froh und glücklich, weil ich nun feierlich auch zum „Demagogen" erklärt worden bin. Ich gönne ihnen das Glück, mich einige Tage für Ihresgleichen halten zu dürfen! Das geht vorüber und ich hoffe die „Demagogenverfolgung" gut zu überleben und werde nicht daran denken, diese Wirkung seiner Worte Herrn Professor Schmoller auf das Konto zu setzen, da er sicher nicht daran gedacht hat, welche fatalen Nebenwirkungen seine Aussprüche für mich haben könnten. Aber grade diese Erfahrung, daß er etwas angerichtet hat, was er selber nicht beabsichtigte, sollte Professor Schmoller das Verständnis meiner Mannheimer Rede öffnen. Auch ich habe dort etwas angerichtet, was ich in keiner Weise beabsichtigt habe, nämlich Herrn Professor Schmoller persönlich gekränkt. Nichts lag mir ferner. Noch am Tage vor der Rede empfing ich von Professor Schmoller Zeichen unveränderten Wohlwollens. Ich müßte ein Barbar sein, wenn ich ihm nun ohne alle und jede Ursache als persönlicher Gegner hätte gegenübertreten sollen. Professor Schmoller weiß doch, wie ich zu debattieren pflege. Er hat es am Tage vor der Kartelldebatte mit angehört, wie ich mit Herrn Bergmeister Engel und seinen Freunden geredet habe: sehr deutlich, aber ohne alle persönlichen Bitterkeiten! Wenn ich einen persönlichen Angriff auf Professor Schmoller beabsichtigt hätte, so würde ich das ihm und allen Leuten ins Gesicht gesagt haben, umsomehr, da ich die Objektivität anerkenne, mit der Professor Schmoller sich in früheren Fällen zu äußern pflegte, wenn er meine Ansichten für falsch hielt. Ich habe scharf und lebhaft, vielleicht etwas zu temperamentvoll und etwas zu scharf, meine Auffassung der Kartellfrage dargelegt. Da ich selber vom Stoff der Debatte innerlich sehr beschäftigt war, so habe ich nicht übermäßig darüber nachgedacht, daß es eine gewisse Grenzüberschreitung des akademischen Tones ist, wenn man mittelständlerische Eingriffe in das Großbetriebssystem als „Unsinn" bezeichnet. Ob ich das Wort Unsinn gebraucht habe, weiß ich nicht genau. Das Stenogramm wird es ja zeigen. Daß ich es aber verwendet habe, ist nicht unmöglich, denn es entspricht der Meinung, die ich bei mir selbst über derartige unnützliche Eingriffe habe. Diese meine innere

Digitized by Google

Meinung hätte ich nun in eine etwas zivilisiertere Form gießen sollen. Man darf bisweilen eine Katze keine Katze nennen. Immerhin ist doch sehr zu berücksichtigen, daß der Ton aller Debatten in Mannheim ein offener und im Grunde undiplomatischer war. Wir suchten die Wahrheit zu ergründen und nahmen es uns gegenseitig nicht übel, wenn wir scharfe Konturen zeichneten, um besser verstanden zu werden. Bei dieser Art von Debatte kann es vorkommen, daß ein einzelner glaubt, ein allzuscharfes Wort solle ihm gelten, ja daß er eine gewisse Absichtlichkeit des verschärften Wortgebrauches vermutet. Ich erkläre ausdrücklich, daß ich keine Spur derartiger Absichtlichkeit gegen Professor Schmoller gehabt habe und hoffe, daß Herr Professor Schmoller diese meine Erkärung anerkennt, indem er nicht leuget, daß sein Auftreten gegen mich eine stärkere Durchbrechung der Tradition des Vereins ist als irgend eine Rede von mir.

Daß ich mich in sachlichem Gegensatze zu seiner Staatsauffassung im allgemeinen und zu seiner Kartellauffassung im besonderen befinde, ist wahr, aber das ist in keiner Weise ein persönlicher Gegensatz zwischen mir und ihm, sondern ist nur eine neue Bekundung alter Meinungsverschiedenheiten der mehr konservativen und der mehr liberalen Gesamterfassung des menschlichen Lebens und seiner Organisationsformen. Ich habe Herrn Professor Schmoller so wenig als Privateigentümer der von ihm vorgetragenen Grundgedanken ansehen können als er mich für den Erfinder neuer Theorien hat halten können. Wir trugen beide die alte Debatte des vorigen Jahrhunderts in Anwendung auf eine einzelne Gegenwartsfrage vor. Wie sollte ich bei dieser mir stets deutlich vor Augen stehenden Sachlage dazu kommen, grade Professor Schmoller als Einzelperson zu meinen, wenn ich Gegensätze formulierte, die seit dem Beginn des Industriewesens niemals geschlafen haben, nämlich die Gegensätze eines zünftlerisch denkenden Staates zu einer wirtschaftlich liberal denkenden Industrie? Diese Gegensätze haben im Verein für Sozialpolitik ihr altes Heimatrecht und manche der früheren Debatten, insbesondere auch die über die Zölle, entsprechen demselben Widerstreit der Meinungen. Wenn ich bei meinen Ausführungen an eine bestimmte Person gedacht habe, so ist es viel eher Graf Posadowsky gewesen als Professor Schmoller, denn Posadowsky ist in meinen Augen der politisch ausführende Kopf der von mir kritisierten Richtung. Ihn zu nennen lag aber irgendwelche Veranlassung nicht vor, da wir nicht über Personen, sondern über Sachen zu verhandeln hatten. Daß Professor Schmoller meine sachliche Auffassung als „ohne Sachkenntnis" bezeichnet ist sein gutes Recht. So haben sich Gelehrte zu allen Zeiten gestritten. Daß er sie als Phrasen bezeichnet, kränkt mich nicht, aber ich halte es vom Standpunkt des Vorsitzenden aus für eine Grenzüberschreitung, ebenso wie ich es für unrichtig halte, wenn die „Frankfurter Zeitung" von einer „wissenschaftlichen Niederlage" Schmollers redet. Solche Debatten haben keine Siege und Niederlagen. Deshalb können sie bei aller Schärfe der sachlichen Ausführung für unpersönlich gehalten werden.

Und was ist „Demagogie"? Soviel ich verstehe, ist es der Versuch, das klare Ueberlegen und die Beobachtung realer Sachverhältnisse durch einen Ueberschuß von Gefühlen und Leidenschaften zu stören. Nun leugne ich gar nicht, daß ich im politischen Kampf Gefühle und Leidenschaften habe, und daß ich auch gelegentlich einmal eine Rede halte, wo ich sie frei ausströmen lasse, wiewohl das gar nicht allzu häufig ist, da ich auf Gefühlserfolge wenig gebe. Worauf es aber hier ankommt, ist nicht, ob ich gelegentlich im Wahlkampf oder sonst im Tageskampfe ein Mensch von Fleisch und Blut gewesen bin, sondern darauf, ob ich in Mannheim an Leidenschaften oder Gefühle appeliert habe. Das stelle ich rundweg in Abrede; Wenn ich an jenem Abend überhaupt eine Leidenschaft gehabt habe, so war sie rein intellektueller Natur. Ich wollte mir und anderen helfen, eine schwierige Sache deutlich zu verstehen. Alles andere ist mir, während ich redete, völlig gleichgültig gewesen. Professor Schmoller scheint zu glauben, daß ich wie eine Opernsängerin zu beurteilen sei, bei der das Ziel ihrer Anstrengungen der Augenblick ist, wo sie aufhört und wo die Körperbewegung der Hörer eintritt. Wenn ich diese Art von seelischer Nahrung nötig hätte, brauchte ich nicht auf den Verein für Sozialpolitik zu gehen und könnte mir die geistige Anspannung sparen, die in der kritischen Mitarbeit an den schwersten volkswirtschaftlichen Problemen liegt. Ich gehe hin, um mir und anderen in Mehrung der Erkenntnis zu nützen, und freue mich, daß Herr Schmoller trotz seines unerwarteten Angriffs meine weitere Mitarbeit in keiner Weise in Frage stellen will. Ich hoffe, daß damit der unangenehme Zwischenfall erledigt ist und daß ich in nächster Nummer über den sachlichen Inhalt der Mannheimer Tage werde reden können. **Naumann.**

Der englische Liberalismus.

II. Verfassungsfragen und Kulturpolitik.

Die demokratische Grundforderung des allgemeinen Wahlrechts ist in England bei weitem noch nicht erfüllt. Nach einer Agitation von mehr als einem Jahrhundert, nach einer gesetzgeberischen Arbeit, die sich durch ein halbes Jahrhundert hinzog (1832—1884), ist ein gutes Drittel der Bevölkerung noch immer ohne Stimmrecht. Die männliche erwachsene Bevölkerung des Vereinigten Königreichs betrug bei den letzten Wahlen im Jahre 1900 10 152 000 Köpfe, im Wahlregister aber standen nur 6 732 000 Namen. Dabei sind im Register viele Personen doppelt und mehrfach aufgeführt, denn das englische Wahlrecht hat seinen alten dinglichen Charakter noch nicht abgestreift und gibt Leuten, die in mehreren Wahlkreisen eine selbständige Wohnung oder Grundeigentum haben, in jedem Kreise eine Stimme. Eine Einrichtung, die um so unsinniger ist, als darin noch nicht einmal eine Prämie für den Großgrundbesitz liegt. Der Mann, dem Grund und Boden eines ganzen Wahlkreises gehört, hat deshalb doch nur eine Stimme, ein Kaufmann hingegen, der in acht verschiedenen Städten Läden etabliert hat, ist achtmal Wähler. Da die Wahlen nicht überall am gleichen Tage stattfinden, so kann dieses Pluralstimmrecht auch ausgenutzt werden. Natürlich ist es nicht so verbreitet, daß es, von seltenen Fällen abgesehen, das Wahlergebnis wesentlich beeinflussen könnte.

Wohl aber fällt ins Gewicht, daß 3½ Millionen erwachsener Männer gänzlich ausgeschlossen sind. Es ist lehrreich, zu beobachten, wie wenig vernehmbar die Stimme dieses letzten Drittels der Nation ist. Die Mittelklassen, das höhere städtische Proletariat, seit 1884 auch der Kern der Landarbeiterschaft — alle diese wählen jetzt. Was organisiert ist und fordern kann, wurde in den Tempel eingelassen und darum ist die Agitation für das allgemeine Wahlrecht jetzt einigermaßen abgeflaut. Die liberale Partei ist natürlich für das Prinzip „Ein Mann, Eine Stimme", wie man sich englisch konkret auszudrücken pflegt. Es ist auch nicht unmöglich, daß sie, wenn ihr die Regierung wieder zufällt, am Pluralvotum oder an den hundert andern Anomalien des englischen Wahlrechts, des kompliziertesten der Welt, etwas herumkuriert, um sagen zu können, sie habe wieder eine Wahlreform gemacht. Daß sie hingegen mit vollem Ernste an die wirkliche Durchführung des one man one vote herantritt, ist nicht wahrscheinlich. Sie hat Aufgaben, die ihr und ihren Wählern dringender erscheinen und für die Allgemeinheit dringender sind. Unter den großen Schlagworten, mit denen der Liberalismus in den nächsten Wahlkampf zieht, ist das allgemeine Stimmrecht nicht; es ist ein Stapelartikel im Magazin, paradiert aber nicht in der Auslage. Uebrigens fragt es sich, ob die Liberalen als Partei von der Berechtigung des letzten Drittels zunächst Vorteil haben würden. Bei der mangelhaften Schulbildung der untersten Klassen ist es nicht leicht, sie politisch zu erziehen. Vielleicht würde es sogar den Tories, die in der Benutzung rückständiger Instinkte geübter und skrupelfreier sind, eher gelingen, aus diesen Kreisen Hilfstruppen heranzuziehen.

Noch weniger wird die liberale Partei es wagen, das Oberhaus abzuschaffen oder an seine Stelle einen Senat zu setzen, und die Trennung von Staat und Kirche (disestablishment) zu erzwingen. Beides sind liberale For-

Digitized by Google

derungen, aber die Zeit für sie ist noch nicht gekommen und wird wohl noch lange nicht kommen. Die Pairskammer ist in ihrer heutigen Gestalt nicht bloß ein veraltetes Institut, sie entspricht auch ihrer eigenen Bestimmung nicht mehr. Sie war ursprünglich der große Adelsrat, die Versammlung der Häupter im Volke, ein unabhängiges, kraft eigenen Rechtes mitregierendes Element zwischen Krone und Gemeinen. Aber die seit 200 Jahren fortgesetzten massenhaften Nobilitierungen haben den Charakter der englischen Aristokratie zuletzt geändert. Der entwertete Grundbesitz ist kein adelschaffendes Moment mehr. Die nachrückenden Pairs sind Berufspolitiker und Beamte, Troupiers, Advokaten, Fabrikanten und Geldleute. In dem so zusammengesetzten Oberhause sind die feudalen Instinkte beinahe erloschen. Im 18. Jahrhundert das Bollwerk der Whigmacht, ist es jetzt zum Schlupfwinkel eines rückständigen Torysmus geworden. Es wird zwar nicht mehr wagen, sich gegen den ernsten Willen der großen Volksmehrheit zu stellen, verschleppt aber alle Reformen. So dringenden Grund also die Liberalen haben, die Beseitigung dieser Körperschaft in ihrer heutigen Form zu wünschen, so werden sie doch nichts dagegen unternehmen können. Für die Pairs kämpft der auch in der Mittelklasse herrschende Respekt vor der Tradition, der Snobismus und die Geldmacht der neuen Plutokratie diesseits und jenseits des Ozeans, schließlich doch auch das Königtum, das diesen Puffer zwischen sich und der Demokratie nicht gutwillig hergeben wird. Ebenso aussichtslos würde der Kampf gegen die priviligierte Stellung der anglikanischen Kirche sein, obgleich die Unterhaltung einer bestimmten Konfession durch den Staat in England besonders verwerflich ist, wo ungefähr die Hälfte der Bevölkerung — genaue Religionszählungen gibt es nicht — nicht der Staatskirche angehören. Die Macht dieser konservativen Institutionen ist noch zu fest verankert.

Zwei Probleme aber wird die liberale Partei, sowie sie zur Regierung kommt, mit Entschiedenheit anfassen müssen. Das sind die Schulfrage und die Wirtshausfrage.

Zweifellos ist das Unterrichtswesen eine der schwächsten Seiten im englischen Gemeinschaftsleben. Sieht man heute den englischen Arbeiter in vielen Stücken hinter dem Deutschen zurückbleiben, so trägt der Mangel an Volks- und Fachschulbildung die Hauptschuld. Wie steht es denn mit dem Lesen und Schreiben? Nach den Ausweisen des Registrar-General für England und Wales konnten im Jahre 1900 unter je 1000 Brautpaaren von 57 ein Teil oder alle beide nicht ihre Namen einschreiben. Das war 30 Jahre nach dem großen Schulgesetz von 1870, und vor allem diese Massen von Analphabeten stehen doch meist in einem Alter, wo man die Schule noch nicht ganz vergessen hat. Die Mehrzahl der Kinder hat ihre Studien mit zwölf Jahren und darunter beendet, mehr als 10 Prozent mit elf. In den Schullisten stehen etwa 5¾ Millionen Kinder, tagtäglich aber fehlen über eine Million, und zwar sind es meist dieselben, die unregelmäßig kommen, die Kinder bornierter, liederlicher, profitsüchtiger und gewöhnlich sehr armer Eltern. Dabei fehlt hier der Militärdienst, der den jungen Deutschen im frühen Mannesalter ergreift und noch einmal tüchtig aufrüttelt. Was wird geistig aus diesen Menschen, die von der Gesellschaft nicht einmal mit den Elementen der Bildung ordentlich versehen worden sind? Ihnen hilft keine Erweiterung des Wahlrechts, keine Volksfachschule, keine Zeitung. Nur etwa die Pauke der Heilsarmee ist im Stande sie noch einmal aus ihrer Dumpfheit zu erwecken.

Ein festes, einheitliches Schulprogramm haben auch die Liberalen nicht. Sie verlangen, was schließlich alle ehrlichen Leute verlangen: Strenge Durchführung des schon bestehenden Schulzwanges, allmähliche Erhöhung des schulpflichtigen Alters, Verbot anstrengender gewerblicher Beschäftigung von Kindern, Vermehrung der Zahl der Lehrer, Verbesserung ihrer Ausbildung und Erhöhung ihres Einkommens, endlich Organisierung eines ordentlichen Mittel- und Gewerbeschulwesens; denn in diesem Punkte ist es ganz schlimm bestellt und zwischen Volksschule und Universität ein wahres Chaos. Wie man sieht, sind dies alles Normen der Schulverwaltung, nicht aber des Unterrichts. Auf die Materie des Lehrens wollen und können die Liberalen der Gesetzgebung keinen Einfluß einräumen, denn ein sehr wichtiger Teil ihrer Wähler, die Nonconformisten, mißtrauen dem Staate gerade in dieser Beziehung gründlich. Die Nonconformity sieht im Staate den Träger der Staatskirche und wird ihm niemals die Leitung der Schule anvertrauen. Man könnte meinen, die Staatsschule ohne Religionsunterricht wäre ein Ausweg. Aber auch dieser ist in England nicht gangbar, weil die Sekten an der religiösen Schulerziehung mindestens eben so fest halten wie die Anglikaner. So bleibt dann der Unterricht in erster Reihe privater Fürsorge, namentlich der der Konfessionen überlassen. Nur subsidiär greift der Staat ein, am meisten indem er den Privatschulen nach bestimmten Grundsätzen Zuschüsse leistet. Nun hat das Ministerium Balfour vor drei Jahren ein neues Gesetz durchgebracht, das als ein Schritt zu einer größeren Zentralisierung des Schulwesens betrachtet werden kann. Zwar nicht der Staat, aber die politische Gemeinde — Grafschaft oder Stadt — wurde mit der Schulverwaltung betraut. Die Gemeinderäte üben jetzt nicht direkt, aber durch Erziehungsausschüsse, deren Mehrheiten sie delegieren, Einfluß in der Schule aus; namentlich verteilen sie die Zuschüsse, die früher der Staat den Privatschulen leistete und die jetzt aus Gemeindemitteln aufgebracht werden. Diese letzte Bestimmung nun hat unter den Nonkonformisten einen Sturm erregt, den wir nicht sogleich begreifen können. Die Dissenters sind entrüstet, weil ihre Steuern in einen Fonds fließen, aus dem auch Schulen der Staatskirche Unterstützung erhalten. Sie fürchten, daß die neue Einrichtung zum Vorteil der Kirche von England ausgenutzt werde, zumal diese unter den oberen Klassen, also wohl auch in den Gemeinderäten mehr Anhänger hat als die Sekten. Wie tief die Erregung der Dissenters diesmal geht, zeigt die Tatsache, daß bis zur Mitte dieses Jahres in 50 000 Fällen Zwangseintreibung der Gemeindesteuer vorgenommen werden mußte; 113 Leute haben sich sogar einsperren lassen, um nicht die Landespriester mit ihrem Steuerschilling zu unterstützen. Zweifellos ist vielen Liberalen bei diesem sektiererischen Fanatismus unheimlich zu Mute; manche Gruppen, z. B. die Fabier halten das Gesetz von 1902 sogar für einen Fortschritt. Aber was hilfts! Wenn sich 50 000 Familienväter aus Gewissensnot den Exekutor ins Haus ziehen, so muß die Partei mitmachen. Am stärksten ist die Erbitterung in Wales, dessen keltische Bevölkerung allezeit politisch und religiös intransigent ist. Die Methodisten von Nordwales stehen an der Spitze der Bewegung. Der welsche Abgeordnete Lloyd-George, ein ultraradikaler Advokat aus Carnarvon, hat in den parlamentarischen Kämpfen um das Gesetz unter den jüngeren Mitgliedern der liberalen Partei großen Ruf gewonnen. Er hat die Parteileitung hinter sich, und die Liberalen werden das Gesetz von 1902 aufheben, sobald sie die Macht dazu haben.

Nach der Schule kommt für die praktische Politik des Liberalismus die Temperenzfrage. Sie hat in den englischen Ländern eine ungleich größere Bedeutung erlangt als in Deutschland, wo z. B. die Sozialdemokratie es bisher stets abgelehnt hat, sich von Partei wegen mit dem Alkoholismus zu beschäftigen. Dies war in England der Standpunkt des älteren, streng individualistischen Liberalismus, der auch im Saufen nichts als eine Privatsache sah. John Stuart Mill verwirft im Essay „Ueber die Freiheit" jegliche Bekämpfung der Trunksucht, weil man Arbeiter nicht wie Wilde oder Kinder behandeln dürfe. Ueber diesen toten Punkt ist man längst hinaus. Heute gilt in England die „Trinkfrage" als ein Hauptproblem der Politik. Die Statistik zeigt, mit wieviel Berechtigung: Dreimalhunderttausend Fälle von „offenkundiger Trunkenheit" kommen im vereinigten Königreich alljährlich vor den Polizeigerichten zur Verhandlung. Wie zahlreich mögen die Fälle sein, die grade unter der Grenze der Sinnlosigkeit bleiben? Die Liberalen haben an der Temperenz auch ein besonderes Parteiinteresse. Man sagt wohl im Scherz, die Torypartei sei eine von den Brauern und Schnapsbrennern unterhaltene Organisation, wie die Liberalen ein Syndikat der Teehändler und Kakaofabrikanten. Tatsächlich arbeitet, wie namentlich auch die Arbeiterführer angeben, der Schankwirt im konservativen Interesse. Wirt, Brauer, Brenner, sie alle gehen mit den Torys, weil sie sie als ihre Beschützer ansehen. In der Bar wird politisiert wie bei uns im Wirtshause. Aber, anders als bei uns, spielt der Wirt dabei die große Rolle und mancher Kunde wird sein politischer Klient.

Digitized by Google

Die Wirtshausreformer sehen die Verminderung der Zahl der Schankstellen als vor allem nötig an. In Deutschland würde die Maßregel vielleicht als eine äußerliche erscheinen. Kann es denn viel ausmachen, wenn der Mann, der auf seinem Nachhausewege jetzt an zwanzig Wirtschaften vorbeikommt, künftig bloß von fünfzehn oder selbst zehn in Versuchung geführt wird? Vielleicht wäre es besser, wenn man die ärmeren Klassen, die jetzt nicht nur zwischen dickem, schwerem Bier und Branntwein zu wählen haben, an ein leichteres Bier nach deutscher Art gewöhnen könnte. Dies ist auch die Ansicht der drei Birminghamer Sozialpolitiker, die kürzlich zum Studium der Lage der Messingarbeiter in Berlin waren und über ihre Beobachtungen eine interessante Broschüre veröffentlicht haben. Nach ihrer Aussage — die aber, wie manche ihrer Angaben, für uns zu günstig sein mag — kommen in Berlin im Verhältnis dreißigmal weniger Trunkenheitsfälle vor als in Birmingham; den Grund davon sehen sie in der Vorliebe der Deutschen für das helle Bier. Indessen ist in England das Feldgeschrei „Verminderung der Gelegenheit zum Trinken". Früher hat nun die liberale Partei viele Jahre für die „Lokaloption" gekämpft; d. h. die Anzahl der Schanklizenzen sollte in jeder Gemeinde durch Abstimmung festgesetzt werden. „Das sah sehr demokratisch aus, wäre aber, wie man allmählich einsah, grade in den am meisten versuchten Orten unwirksam geblieben, denn wo die Bars zahlreich und mäßig sind, bringen sie Anhänger genug an die Stimmurne. Eine andere sehr streitige Frage ist, ob und wie Schankwirte, denen aus Erwägungen allgemeiner sozialpolitischer Natur ihre Lizenzen genommen werden, zu entschädigen seien. An sich können die Liberalen nicht für die einfache Konfiskation nutzbarer Rechte im öffentlichen Interesse sein. Sie sind aus ihrer unschlüssigen Haltung durch die Konservativen befreit worden, weil diese eine Politik angenommen haben, die allen liberalen Gruppen die entschiedenste Opposition gestattet.

Das Ministerium Balfour hat im vorigen Jahre ein Schankgesetz votieren lassen, das einen großen Schritt rückwärts bedeutet. Erstlich arbeitete diese Bill der Verminderung der Wirtshäuser entgegen, indem sie das Recht der örtlichen Behörden zur Lizenzentziehung stark beschränkt; sodann festigt sie die Stellung des Schankwirtes ganz bedeutend, denn sie macht seine Lizenz aus einer von Jahr zu Jahr widerruflichen Konzession zu einem erworbenen Rechte. Außer bei persönlicher Unmoral des Wirtes können die Magistrate keinen Schankbetrieb mehr eingehen lassen, ohne den Inhaber der Lizenz ausreichend zu entschädigen. Ueberall müssen Kompensationsfonds gebildet werden und der Rückkauf, für den bestimmte Normen vorgeschrieben sind, hat sich nach den verfügbaren Mitteln zu richten. Das ganze Gesetz ist unzweifelhaft im Interesse der Produzenten und Wirte erlassen worden und hat den Wert der Betriebe schon gesteigert.

Die liberale Partei hat die Bill heftig bekämpft und wird sie zweifellos kassieren, sobald sie dazu imstande ist. Sie hat ihre Ansichten in der Kompensationsfrage inzwischen geklärt und nimmt jetzt den Standpunkt ein, daß die Lizenz nicht wie bisher immer nur für zwölf Monate, sondern auf eine längere Anzahl Jahre unwiderruflich erteilt werden solle. Nach Ablauf dieser Frist sollen die Inhaber dann keinerlei Ansprüche haben und die Magistrate machen dürfen, was sie wollen. Damit wäre dann freilich die Verantwortung für die Erziehung des Volkes zur Mäßigkeit wieder ganz den Gemeinden überlassen. Indessen, an ein tatkräftiges Eingreifen des Staates ist nach der Lage der Verhältnisse ohnehin kaum zu denken. „Staat" ist dort nicht der allgegenwärtige, allwissende Laviertron mit den unzähligen Armen, den wir kennen, sondern ein schwerfälliges Ungeheuer, halb blind und taub, das in London sitzt und mit dem Lande in geringer Fühlung steht. Alle staatlichen Funktionen kann schließlich auch die höchst entwickelte Selbstverwaltung nicht erfüllen; die Schwierigkeiten, die der Durchführung großer neuer Prinzipien begegnen, stellen die Kehrseite der so glänzenden und sympathischen Organisation des englischen Gemeinschaftslebens dar.

Mit diesen zwei Problemen wird sich die liberale Partei bald beschäftigen müssen, wenn sie siegt. In manchen andern Fragen sind die liberalen Gruppen nicht einig, hierin gehen alle zusammen. Nicht bloß die im allgemeinen radikalen Elemente, auch der mehr rechtsstehende Flügel ist einverstanden. Der Leader der Fraktion im Oberhause, Graf Spencer, der einige Anwartschaft hat, Premierminister zu werden, hat sich am 7. Februar 1905 in einem offenen Briefe in beiden Punkten verpflichtet. Und Lord Rosebery hat im vorigen Jahre in Newcastle gesprochen, die Liberalen dringend vor „zerfahrenen und überladenen Programmen" gewarnt und gesagt: „Aber es ist ganz selbstverständlich, daß sie ohne langen Aufschub nach dem Siege die Schulen des Landes der Kontrolle des Landes wiedergeben müssen. Und es ist vollkommen selbstverständlich, daß sie sich ohne langen Aufschub an die Temperenzfrage machen müssen."

Frankfurt a. M. **B. Guttmann.**

Materialien zur liberalen Einigungsfrage.

Wir haben mit voller Absicht uns bisher nicht in lange Erörterungen über den Wiesbadener Parteitag der freisinnigen Volkspartei eingelassen. Was unsre Partei dazu zu sagen hat, kommt in dem Briefe Schraders an Naumann zum Ausdruck, sowie in der Resolution des Berliner sozialliberalen Vereines. Wir werden uns auch heute nur auf wenige Bemerkungen beschränken und im übrigen die Dinge aus der folgenden Preßübersicht sprechen lassen.

Die reaktionäre Presse ist durchweg über die Wiesbadener Behandlung der liberalen Einigungsfrage erfreut. Es schreiben:

Kreuzzeitung (konservativ) „Auch jetzt zeigt diese Partei in der Frage des Zusammenschlusses der Linken, daß sie Charakter hat

Deutsche Tageszeitung (Bund der Landwirte) „Gerade die Nationalsozialen waren es, die trotz aller übelen Erfahrungen immer wieder von der Möglichkeit einer großen liberalen Partei träumten."

Hamburger Nachrichten (scharfmacherisch) „Wir unsererseits können nur mit Genugtuung begrüßen, daß der Parteitag den Richterschen Standpunkt gegenüber den Nationalsozialen so entschieden aufrecht erhalten hat.

Germania (Zentrum:) „Als Ergebnis der Wiesbadener Resolution haben wir also eine Vergrößerung der Zwietracht im liberalen Lager. Die Herren von der „großen liberalen Partei" marschieren immer getrennter und werden dafür auch immer gründlicher geschlagen."

Die sozialdemokratische Presse urteilt ungefähr wie ihr Zentralorgan:

„Vorwärts": Der gekränkte Börsenfreisinn. Wir wiesen vorgestern in unserer Notiz über den Parteitag der Freisinnigen Volkspartei auf den nicht uninteressanten Umstand hin, daß die Volkspartei zwar sich geneigt erklärte, mit der Freisinnigen Vereinigung ein freundnachbarliches Verhältnis einzugehen, entschieden aber die aus den Kreisen der Partei heraus ergangene Anregung ablehnte, auch die „national-sozialen Elemente" aus dem glorreichen Bunde des Gesamtliberalismus mit anzuschließen. Das war deshalb beachtenswert, weil die Nationalsozialen ja gar nicht mehr als Partei existieren, sondern eben in derselben Freisinnigen Vereinigung aufgegangen sind, mit der man ein freundnachbarliches Verhältnis unterhalten will. Wir führten diese Abneigung gegen die Nationalsozialen darauf zurück, daß sie sozialpolitisch ein wenig über die Volkspartei hinausgewachsen sind. Wir hätten noch erwähnen können, daß es dem eigentlichen Führer der Freisinnigen Vereinigung, Herrn Barth, nicht besser ergangen ist als Naumann, sodaß also das freundnachbarliche Verhältnis mit der Freisinnigen Vereinigung darin besteht, daß man den eigentlichen Führern den schärfsten Kampf proklamiert. Die „Freie Deutsche Presse" erzählt ihren Leuten nun, daß wir uns der Nationalsozialen „angenommen" hätten und daß, weil wir vom Börsenfreisinn gesprochen haben, wir an Antisemitismus das Pücklerorgan übertroffen hätten. Die Volkspartei, die im Reichstag auf Judenreinheit sieht, leistet allerdings an Antisemitismus alles erdenkliche, wenn sie die Börse geradezu für eine jüdische Angelegenheit erklärt und jeden Angriff auf die Börse als Antisemitismus ausgibt. Die „Freie Deutsche Presse" fühlt sich offenbar so „geistesverwandt" mit der Börse, daß sie jede Bemerkung über den kapitalistischen Börsenfreisinn nicht nur als ruchlosen Klassen-, sondern auch als entsetzlichen Rassenkampf empfindet. Im übrigen ändern die wie üblich grundverlogenen Bemerkungen der „Freien Deutschen Presse" nichts an unserem Hinweis, daß die Freisinnige Volkspartei eben nur insofern sich zum Gesamtliberalismus bekennt, als sie alles ablehnt, was Liberalismus ist.

Zahlreiche Zeitungen liberaler Richtung bedauern die durch den Wiesbadener Beschluß in die Ferne gerückte liberale Einigung.

Digitized by Google

Berliner Tageblatt: Der merkwürdige Einigungsbeschluß, den der Parteitag der freisinnigen Volkspartei in Wiesbaden gefaßt hat, dürfte mehr geeignet sein, die liberalen Parteien auseinanderzutreiben, als sie zu verbinden. Denn der Beschluß ging dahin, zur freisinnigen Vereinigung ein freundnachbarliches Verhältnis zu unterstützen, während er gleichzeitig ein Zusammenwirken mit nationalsozialen Elementen für eine politische Unmöglichkeit erklärte. Da die Nationalsozialen in der freisinnigen Vereinigung aufgegangen sind, so läuft der Wiesbadener Beschluß auf die Quadratur des Zirkels hinaus.

Badische Landeszeitung (Zentralorgan der nationalliberalen Partei Badens). Zur Heranziehung der Jugend ist keine bessere Gelegenheit gegeben als durch die Blocarbeit des modernen geeinten Liberalismus. Es ist sehr bedauerlich, daß durch eine Zufallsmehrheit auf dem Parteitage der freisinnigen Volkspartei beschlossen wurde, die Nationalsozialen vom Bloc auszuschließen, eine Gruppe, die, mag das voreilige und vorlaute Wesen jüngerer Elemente noch so Anstoß erregt haben, jedenfalls nicht mit Unrecht das Wort national in ihrem Schilde führt . . . Eine Gruppe, die eine Persönlichkeit wie Fr. Naumann zum Schöpfer und Führer hat, ausschalten zu wollen, wäre töricht, wäre geradezu illiberal. Hier ist es Aufgabe der süddeutschen Blocpolitik, mit gutem Beispiel voranzugehen und jede überlebte Eigenbrödelei mit fortzureißen zu großzügiger einheitlicher Schlachtlinie.

Die freisinnige Vereinigung ist natürlich darüber einig, daß ihr mit diesem Beschluß merkwürdige und naive Zumutungen gestellt worden sind. Die ihr nahestehende küstenstädtische Presse ist selbstverständlich auf die charakteristische Aufforderung der ehrenwerten „Vossischen Zeitung", Parteiverrat zu üben, nicht eingegangen, sondern hat den Wiesbadener Beschluß, soweit sie ihn nicht bedauert hat, ignoriert. Im übrigen herrscht in unserer Presse, soweit sie diesen Beschluß ernst nimmt, teilweise große Erbitterung.

Straßburger Zeitung. Ein kleineres Geschlecht hat ein großer Moment wohl selten gefunden. Dieser Beschluß ist ein Hohn auf die liberalen Einigungsbestrebungen. Wie kann die Richterpartei behaupten, sie wolle ein „freundnachbarliches Verhältnis" zur Freisinnigen Vereinigung anstreben, wenn sie im selben Atemzuge dieser Partei die Abstoßung der Nationalsozialen zumutet, die zum größten Teile in ihr aufgegangen sind. Ein ähnlich pharisäisches Verhalten ist uns noch selten begegnet. Wir sagen pharisäisch, weil die Freisinnige Vereinigung einem Naumann, um nur diesen zu nennen, nicht den Stuhl vor die Türe setzen wird, sondern die Charakterisierung der Nationalsozialen als „Elemente", mit denen ein politisches Zusammenwirken im Interesse des Gesamtliberalismus eine politische Unmöglichkeit darstellt, als einen Schlag ins Gesicht, als eine Beleidigung, empfinden muß. Für die Idee der liberalen Einigung haben die Nationalsozialen theoretisch und praktisch — durch Aufgabe ihrer Sonderorganisation — mehr getan als alle andern Gruppen.

Hessische Landeszeitung (Marburg): Von nationalsozialer Seite ist im Interesse des Gesamtliberalismus der Gedanke eines Zusammenarbeitens aller liberalen Gruppen wiederholt betont und praktisch betätigt worden. Bei einem Zusammengehen mit der Freisinnigen Volkspartei wären wir wohl in den meisten Fällen der gebende Teil gewesen. Wenn etwa die Herren Volksparteiler glauben, daß wir uns ob ihres Beschlusses graue Haare wachsen ließen, so irren sie gewaltig.

Die **„Liberale Korrespondenz"** hebt die Rolle hervor, welche in der ganzen Angelegenheit die süddeutsche Volkspartei gespielt hat: Der Beschluß des Wiesbadener Parteitages der Freisinnigen Volkspartei, der durch den Ausschluß der Nationalsozialen aus der politischen Entente der liberalen Partei zweifellos in den seit Jahren betriebenen Einigungsversuchen einen Rückschlag bedeutet, ist auf dem gleichzeitig in Frankfurt versammelt gewesenen Parteitage der Deutschen Volkspartei Gegenstand einer eingehenden Aussprache gewesen, deren nüchterne, reale Auffassung der Dinge hoffentlich die Erwartung rechtfertigt, daß man auch im weiteren Verlauf der Erörterungen, die sich an den Wiesbadener Beschluß anknüpfen werden, auf allen Seiten sich einer möglichsten Leidenschaftslosigkeit befleißigen wird. Die Deutsche Volkspartei ist hierin mit gutem Beispiel vorangegangen, obwohl sie durch diesen Beschluß vielleicht am meisten enttäuscht sein dürfte, da die Einigungsverhandlungen von ihr ausgegangen waren und das sogenannte Minimalprogramm, das zwischen Vertretern der beiden Volksparteien, der Freisinnigen Vereinigung und der Nationalsozialen im Anschluß an die Heilbronner Resolution als Grundlage für ein wahltaktisches Zusammengehen der vier Gruppen des Liberalismus ohne große Mühe vereinbart worden war, im wesentlichen von der Deutschen Volkspartei formuliert worden war.

Die verschiedenartigste und vielseitigste Auslegung erfährt der Wiesbadener Beschluß in den Reihen seiner Urheber, der freisinnigen Volkspartei. Während ihn seine geistigen Väter in der „Freien Deutschen Presse" rückhaltslos begrüßen und durchgeführt wissen wollen und während sie durch Notizen im bekannten Einigungsstil fortfahren, die freisinnige Vereinigung zu beleidigen, macht sich in der Provinzpresse der freisinnigen Volkspartei vielfach eine ganz andere Beurteilung geltend. Wir meinen da nicht Zeitungen, die nach Art der „Königsberger Hartungschen" die Fiktion aufrechterhalten, als seien die willkürlichen Unterscheidungen zwischen freisinniger Vereinigung und Nationalsozialen geeignet, der Einigung zu dienen. Nein, wir denken an volksparteiische Blätter, die den Beschluß nicht zu halten erklären oder ihn bedauern. Im „Gießener Anzeiger" schreibt ein bekannter Führer der freisinnigen Volkspartei, der Wiesbadener Parteitag habe auf dem Niveau einer Zentrumsversammlung gestanden. Er meint unter anderm:

Es herrschte eine Stimmung, in der sich der aufmerksame Beobachter sagen mußte, daß hier etwas brechen würde, wenn die Minderheit nicht zum Nachgeben bereit war. Verstand man in der lächerlichen Verwirrung, welche die bloße Nennung der drei Namen (Barth, Naumann, Gerlach) anrichtete, doch nicht einmal mehr den billigen Spott, als Müller-Meiningen im Tone der freisinnigen Zeitung von Gerlach redete. Man vermochte also nicht mehr die deutlichen Gänsefüßchen herauszuhören, und ein namhafter Redner meinte dann allen Ernstes, daß eigentlich Gerlach noch nie so schlecht gemacht worden sei als von Müller-Meiningen. Man ritt eben fortwährend das Steckenpferd: es soll gegen die Parteileitung gehen, und die das inszenieren, sind die Kerle Barth, Naumann und Gerlach. Das war freilich bequemer und garantierte das eigene Ziel sicherer, als über die derzeitige Situation des Liberalismus, seine Aussichten usw. — der wirkliche Kern des südwestdeutschen Antrages — zu debattieren. Diesen Artikel werden wir noch im vollen Wortlaut bringen.

Wir geben sodann einen längeren Auszug aus dem größten volksparteilichen Organ in Süddeutschland.

Fränkischer Kurier (Nürnberg) Zu wünschen wäre freilich, daß die Berichterstattung über den Parteitag in Zukunft anders gestaltet würde. Ueber das, was in die Oeffentlichkeit kommen soll oder nicht, sowie über die Form und den Umfang desselben entscheidet wie es scheint, de facto zurzeit ein Berichterstatter der „Freien Deutsch. Presse" („Freis. Ztg.") souverän ohne Kontrolle anscheinend aus Gründen der möglichsten Schnelligkeit der Berichterstattung. Im allgemeinen kann es natürlich der Gedanke bei dem Ausschlusse der Oeffentlichkeit nicht sein, daß einem einzelnen, wenn auch noch so eingearbeiteten Mitarbeiter eines einzelnen Blattes die völlige „Preßzensur" überlassen wird. Es ist bereits unlieb aufgefallen, daß man die Anträge, statt sie zu gleicher Zeit auch in den bekannten Organen der Partei zu veröffentlichen, ausschließlich in der „Freien D. Pr." („Freis. Ztg.") veröffentlicht hat. Eine größere Rücksichtnahme auf die anderen, selbstverständlich gleichberechtigten Organe der Partei muß in Zukunft nach verschiedenen Richtungen hin unbedingt verlangt werden, und es ist auf den Antrag Nürnberg hin auf dem Parteitag auch ein Entgegenkommen des geschäftsführenden Ausschusses in Aussicht gestellt worden. Soll weiter der einheitliche Bericht über den Parteitag festgehalten werden ohne Zulassung der Vertreter anderer freisinniger Organe, dann muß der Bericht in Zukunft unzweifelhaft von einer vom Parteitag aufgestellten „Preßkommission" kontrolliert werden, die völlig objektiv ihres Amtes waltet. Auch der bloße Schein einer beeinflußten Berichterstattung, von der wir selbstverständlich nicht reden, muß vermieden werden. — — — Man hat mit Recht gefordert, daß, bevor man auf seiten der Freisinnigen an ein Zusammengehen mit den Nationalsozialen denke, man von dort erst durch die Tat beweise, daß man nicht „im Trüben fischen will," sondern den Kampf gegen die Reaktion so versteht, daß man nicht den gesuchten Kampfesbruder vorerst aus sicheren Wahlkreisen hinauszuwerfen sucht und den Fortbestand der liberalen Vertretung dieser Wahlkreise gefährdet. Das ist ein Verlangen, das ganz und gar billig und gerecht ist und dem man Rechnung tragen muß. — — — Diesen Frieden will man aufrichtig in der Freisinnigen Volkspartei. Die Streitereien in der Presse werden mit der Zeit von selbst aufhören, wenn in der praktischen Politik kein Zwist gesät wird. Nicht die schönen Worte der Einigkeit bringen die große Idee weiter, sondern die Taten, an die, wie Wiesbaden zeigt, die Mehrheit des linksliberalen Nachbars noch nicht zu glauben vermag. Wir haben bereits am Schlusse unseres Parteitagsberichts vom Sonntag bemerkt, daß selbstverständlich der Beschluß des Wiesbadener Parteitags an den in Bayern und anderswo bereits getroffenen Abmachungen nicht das mindeste ändert. Wo Friede und Freundschaft mit den Nationalsozialen bereits bestehen, da werden sie hoffentlich auch fernerhin bestehen bleiben, obwohl wir auch in dieser Richtung den Herren, die gern den politischen Lehrmeister spielen, wie die Kritiker über die bayerischen Landtagswahlen wieder mehrfach gezeigt haben, dringend größerer Vorsicht und Zurückhaltung anempfehlen möchten — im Hinblick auf die Erfahrungen in Wiesbaden und um des lieben Friedens willen, deren wir so dringend zu praktischer Arbeit bedürfen.

Wie die süddeutsche Volkspartei in der „Frankfurter Zeitung" das Wort ergriffen hat, ist bereits von uns hervor-

Digitized by Google

gehoben worden. Nach dem Bericht derselben Zeitung hat Abg. Oeser auf dem demokratischen Parteitag ausgeführt:

„Von Anfang an lag die Hauptschwierigkeit bei der freisinnigen Volkspartei. Hier kam es zur Aussetzung der gemeinsamen Fraktionssitzungen und es bedurfte langer Verhandlungen zur Wiederherstellung. Wir wollen auf die Debatte nicht eingehen, die zu dem Wiesbadener Beschluß führte. Wir wollen die ehrlichen Makler bleiben, das Sachliche über das Persönliche stellen. Bedauern indessen müssen wir, daß unser toleranter Einigungsvorschlag nicht ebenso tolerante Aufnahme gefunden hat. Der Wiesbadener Parteitag hat mit dem Beschluß gewissermaßen seinen Zentralausschuß desavouiert. Er verkennt auch die tatsächlichen Verhältnisse. Die Nationalsozialen sind ja gar keine eigene Gruppe mehr, sondern ein Teil der Freisinnigen Vereinigung. Diese müßte sich ja erst wieder zerlegen, und an Sezessionen krankt der Liberalismus gerade zur Genüge. Es ist auch ein politischer Fehler, den Nationalsozialen einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie sich von rechts nach links entwickelt haben. Wer zu uns kommt, mit uns für Volksglück kämpfen will, der soll willkommen sein."

Man kann sich auf den Liberalismus der süddeutschen Volkspartei verlassen.

* * *

Wenn wir den Beschluß des Wiesbadener Parteitags ernst nähmen, so würden wir folgendermaßen antworten: Die freisinnige Volkspartei will ungefähr einen ähnlichen Kampf gegen die Vereinigung führen, wie ihn Richter 1893 inspiriert hat. Nun, die freisinnige Vereinigung ist im Begriff, eine sehr gute Organisation auszubauen. Es würde weder an Parteibeamten, noch an frischen, der Betätigung harrenden Kräften, noch an sonstigen Mitteln fehlen, um diesen Kampf, der uns aufgenötigt wird, so durchzufechten, daß die Herausforderer wenig Freude erleben dürften. Die freisinnige Volkspartei, wo sie uns durch den Bruch von Bündnisverträgen, wie in den Lippischen und jetzt in den Eutiner Landtagswahlen neuerdings den Fehdehandschuh überreicht hat, hat sich nicht gerade mit Ruhm bedeckt. Solche Fälle, so würden wir sagen, wenn wir hinter dem Wiesbadener Beschluß irgendwelche Realität sähen, würden sich überall da wiederholen, wo wir wirklich organisiert haben. Das wird aber auf alle Fälle reichlich geschehen. Daß, wenn wir eine solche Gesinnung voraussetzen müßten, auf unserer Seite der unerschütterliche Wille und die Mittel zu Abwehr und Angriff vorhanden sein würden, das hat wohl die Haltung eines so ruhigen Politikers, wie des Abgeordneten Schrader zur Genüge bewiesen.

Wir hegen aber die begründete Hoffnung, daß wir zu diesem Kampfe nicht gezwungen werden. Die angenommene Resolution war ein Kompromißbeschluß, nachdem eine viel schärfere Resolution der freisinnig-volksparteilichen Zentrale auf erbitterten Widerstand gestoßen war. Erst, nachdem man mit einer Spaltung der Partei gedroht hatte, kam dieser Kompromißbeschluß zustande, für den ein großer Teil der Delegierten in der festen Absicht stimmte, ihn nicht zu halten. Während der Parteitag ein Zusammenwirken mit „nationalsozialen Elementen" für eine „politische Unmöglichkeit" erklärt, will z. B. der Fränkische Kurier mit den bayrischen „nationalsozialen Elementen "„Friede und Freundschaft". Niemand freut sich über solche Gesinnung, wenn sie loyal gemeint ist, mehr als wir. Und wir haben das soeben, trotz des Wiesbadener Beschlusses, durch die Tat bekundet.

In Eisenach unterstützen unsere Parteigenossen den volksparteilichen Reichstagskandidaten Kühner. Wir fühlen uns dazu verpflichtet, weil Kühner ein anständiger Politiker ist, der schon seit langem die Einigung des Liberalismus auf entschiedener Grundlage erstrebt und auch in sozialpolitischen Fragen als zuverlässig bekannt ist. In Darmstadt haben soeben unsere Parteifreunde beschlossen, ihren eigenen Verein zu opfern und einem „freisinnigen Verein" beizutreten, der alle Gruppen des entschiedenen Liberalismus in sich vereinigen will. Auch die freisinnige Volkspartei in Hessen zählt so verläßliche Führer in ihren Reihen, daß wir zur Förderung gemeinsamer Ziele auch dort stets mit Opfern bereit sein werden.

Wenn man nun aber mit der Hindeutung auf bisher liberale Wahlkreise uns zu praktischer Betätigung unserer Einigkeitsbestrebungen auffordert, so ist festzustellen, daß die Freisinnige Volkspartei offiziell bis jetzt keinerlei Möglichkeiten zu Verhandlungen gegeben hat oder gibt. Sie behandelt die freisinnige Vereinigung als nicht verhandlungsfähigen Körper und verlangt in demselben Atem, daß wir mit ihr verhandeln sollen! Es ist doch eine unmögliche Forderung, daß beispielsweise ein alter Wahlkreis der Freis. Vereinigung wie Oldenburg, den die Volkspartei in rücksichtsloser Mißachtung bisherigen Besitzstandes an sich gerissen hat, von unserer Partei ohne weiteres aufgegeben wird, während unsere Führer täglich von der Volkspartei beschimpft werden. Erst muß die Volkspartei einen anständigen Ton einführen und Garantien bieten, daß sie nicht, wie sie es in zahlreichen Fällen der freisinnigen Vereinigung gegenüber getan hat, fremde Besitzstände stört, ehe sie ein moralisches Recht hat, uns vorzuwerfen, daß wir stören. Zu allen derartigen Verträgen ist gegenseitige unbedingte Loyalität hauptsächliches Erfordernis. Natürlich wird die freisinnige Vereinigung nicht weichen, solange sie als absolute Gegnerin behandelt wird, und etwaige Verhandlungen müssen dort, wo die Volkspartei die numerisch stärkere Partei gewesen ist, von ihr ausgehen. Das ist unsererseits schon immer erklärt worden und braucht deshalb jetzt nur wiederholt werden.

Wir erkennen gerne das gute Ziel an, das sich der „Fränkische Kurier" und zahlreiche andere Blätter der freisinnigen Provinzpresse gesetzt haben, und wir sind bereit, dieses Ziel zu fördern. Das wird aber nicht erreicht, indem man zur Verbreitung von Beschimpfungen und Entstellungen beiträgt, die von einer Stelle ausgehen, an deren Kampfesweise die Reaktion seit Jahren ihre helle Freude hat. Das unangenehme Preßgezänk besteht nicht in der sachlichen Erörterung liberaler Fragen. Dergleichen schadet keiner Partei, im Gegenteil, es bewahrt sie vor geistiger Trägheit. Das verbitternde Preßgezänk entsteht dadurch, daß man Personen verunglimpft, mag es nun wider besseres Wissen oder aus Mangel an Kritik geschehen. Das macht die sachliche Auseinandersetzung, geschweige denn ein Zusammenwirken so schwer, das läßt auch schließlich das Interesse der Wähler abflauen.

Würde in anderem Sinne verfahren, dann wäre die sachliche Verständigung oft sehr leicht. Man denke nur an die Frage der Reichserbschaftssteuer! Hier hat der Wiesbadener Parteitag schließlich eine ähnliche Haltung eingenommen wie die „Hilfe" und zwar entgegen einem Antrag, dessen Urheber unsere Absichten gänzlich entstellt und mit diesen Entstellungen lange Zeit hindurch die ihm zur Verfügung stehende Presse angefüllt hatte.

Die Einigung des entschiedenen Liberalismus wird durch die Not der Zeit erzwungen werden. Jede der beteiligten Parteien wünscht natürlich, daß sie mehr in ihrem Sinne erfolge, und keiner kann man es verdenken, wenn sie ihre Ideen, so machtvoll sie kann, vertritt. Jede der beteiligten Parteien muß aber taktisch zu Opfern bereit sein. Wir tun es und haben es getan, wenn wir auf der anderen Seite den gleichen Willen sehen. Wir wollen den Frieden. Wenn es nicht anders geht, dann müssen wir ihn aber erzwingen und Sache aller, die uns nahestehen, ist es dann, zur Stärkung unserer Stellung beizutragen. Besser wäre es freilich, wenn die Kräfte schon gleich gegen den gemeinsamen Feind gelenkt werden könnten. Möge die wachsende Einsicht hierzu beitragen! Wir werden auf alle Fälle gerüstet sein.

Unsere Bewegung

In den letzten Tagen sind viele tausende von Fleischnot-Flugblättern durch unsere Parteifreunde vertrieben worden Im Wahlverein der Liberalen sind aber noch immer Exemplare zur Agitation vorhanden. Kleinere Bestellungen werden gratis ausgeführt; sonst wird das Hundert mit 1,10 Mk. berechnet. Wir bitten alle unsere Parteifreunde im Lande die unter der Fleischnot leiden, schleunigst das Flugblatt zu beziehen von dem Wahlverein der Liberalen, Berlin SW., Dessauerstraße 1.

Berlin. Mit einer gutbesuchten Versammlung, die Tschendörfer leitete, hat der sozialliberale Verein am 29. September seine Winterarbeit angetreten. Das Referat „Unseren nächsten Aufgaben" hatte unser verehrter Vorsitzender, Abg. Direktor Schrader, selber übernommen. Er ging aus von dem Wiesbadener und dem Jenaer Parteitag: beide haben uns gelehrt, daß wir uns vorderhand auf unsere eigne Kraft stützen und ver-

Digitized by Google

lassen müssen. Das Verhältnis zur Sozialdemokratie wird sich nach dem Einzelfall richten, aber wir gehen mit ihr zusammen im Kampfe gegen rechts. Der Kampf gegen die Reaktion ist zugleich der beste Kampf gegen den Radikalismus innerhalb der Sozialdemokratie. Unsere nächste Aufgabe muß nach der heutigen Lage sein, allenthalben zu organisieren, auch ohne Rücksicht, ob wir bereits liberale Parteibestände vorfinden; es hat keinen Wert, wenn wir uns aus edler Rücksichtsnahme das Prävenire spielen lassen. Der Redner schilderte dann in großen Zügen die äußere und innere politische Lage unseres Vaterlandes. Es ist heute nicht mehr möglich, zur Regierung das Vertrauen zu haben, daß sie ihrer nationalen Pflicht genüge. Die letzten Jahre haben die Machtverhältnisse der Nationen verschoben, aber Deutschland hat sich dabei in den Hintergrund drängen lassen. Es fehlt an Linien, an Progamm, man findet sich damit ab, eben fortzuwursteln. Unsere innerpolitischen Zustände kranken daran, daß wir kein verantwortliches Regiment haben, der Bundesrat ist die ausschlaggebende Körperschaft, kann aber nirgends gefaßt werden. Dem Reichstag bleibt fast nur das Recht, nein zu sagen. Direktor Schrader ging sodann dazu über, die politischen Ereignisse, die in nächster Zeit zu erwarten sind, zu besprechen. Da der Zolltarif die finanziellen Hoffnungen, die man an ihn knüpfte, nicht erfüllen wird, stehen wir vor der Frage nach neuer Geldbeschaffung. Zu einer weiteren Belastung des Volkes durch indirekte Steuern dürfen wir nicht unsere Hand reichen. Wir müssen suchen, endlich einmal zum System der direkten Reichssteuern zu kommen, womöglich zur Einkommensteuer, durch deren Beweglichkeit das parlamentarische Mitbestimmungsrecht besser gewahrt bleibt. In kolonialen Dingen heißt es nun einmal, durchzuhalten und die Fehler der früheren Jahre durch wirtschaftliche Erschließung wieder gut zu machen. Die soziale Frage verlangt von uns ein ungeschwächtes Eintreten für Arbeiterschutz und Arbeiterfreiheit. Das Arbeitsverhältnis wird immer mehr zu einer öffentlichen Angelegenheit und der Staat kommt nicht darüber weg, einzugreifen. Dieses Gebiet der praktischen Arbeiterpolitik bedeutet gerade für uns eine dankbare Aufgabe. In den geistigen, den Schul- und Kirchenfragen müssen wir uns gegenüber der Reaktion mit lauter Stimme an die öffentliche Meinung wenden. Direktor Schrader schloß seine gehaltvolle Rede, die mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurde, mit einem lebhaften Appell, in der Arbeit treu zu bleiben; dann wird der liberale Geist, der unsere Kultur geschaffen, auch in unserem politischen Leben wieder zum Siege gelangen. Nach dem Referate wurde eine Resolution eingebracht, die, nach einer längeren Debatte (Pautsch, Erdmannsdörfer) redaktionell abgeändert, einstimmig angenommen wurde:

„Die heute vom Sozialliberalen Verein, Ortsgruppe des Wahlvereins der Liberalen, einberufene zahlreich besuchte Versammlung erklärt, daß durch die Beschlüsse anderer Parteien weder seine inneren Verhältnisse berührt werden, noch daß er sich dadurch von seinen Bestrebungen, die Einigung des entschiedenen Liberalismus zu fördern, abhalten läßt. Gleichzeitig spricht er Herrn Direktor Schrader seinen Dank aus für den in der „Hilfe" veröffentlichten Brief an Herrn D. Naumann und erklärt sich mit diesem Briefe vollkommen einverstanden. Der Sozialliberale Verein hat hieraus und aus dem heutigen Vortrag von Herrn Direktor Schrader von neuem die Ueberzeugung gewonnen, daß unsere Partei geschlossen ihre Ziele gegen alle Gegner verfolgen wird."

In der Diskussion erfuhr der Wiesbadener Beschluß hinsichtlich seiner politischen Bedeutung eine verschiedene Beurteilung. Abg. v. Gerlach meinte, daß er nur dazu diene, der Reaktion Waffen in die Hand zu drücken. Redakteur Nicolai führte ihn in scharfen Worten auf Eugen Richter selber zurück. Aber man war sich darin einig, daß kein Grund vorhanden sei, ihn tragisch zu nehmen. Abg. von Gerlach führte aus, daß es notwendig sei, der Regierung gegenüber scharf oppositionell zu sein. Herr Fürstenberg wünschte, daß die Privatbeamtenbewegung gefördert würde. Am Schluß des stimmungsvoll verlaufenen Abends richtete der fast achtzigjährige frühere Abg. Baurat Benoit einige Worte an die Versammlung, indem er an die Zeit seiner Jugend erinnerte, die Zeit der Demagogenverfolgung, und darauf hinwies, wieviel Boden der Liberalismus seitdem im öffentlichen Leben erobert hat. Er forderte in warmen Worten die Jugend auf, im Geiste der Alten weiterzuarbeiten.

Dessau. Am 26. September sprach hier der Abgeordnete v. Gerlach auf Einladung des liberalen Wahlvereins in glänzend besuchter öffentlicher Versammlung über die Fleischnot. Die Sozialdemokratie hielt sich fern. Einen gegnerischen Standpunkt nahm nur ein Vegetarier ein. Aber auch mit ihm konnte der Referent im Schlußwort ein Einvernehmen erzielen, indem er es als Ansicht der Vegetarier feststellte, daß keinesfalls durch Gesetz und Verwaltungsmaßregeln der Masse des Volkes der Fleischgenuß unmöglich gemacht werden sollte. Sehr wirkungsvoll griffen die beiden anhaltischen Landtagsabgeordneten Cohn und Arnl in die Debatte ein. Die Versammlung nahm schließlich einstimmig eine Resolution an, die den Reichskanzler zur Suspendierung der Viehzölle und Oeffnung der Grenzen für gesundes Vieh auffordert. Der Führer der Dessauer Konservativen, v. Bismarck, wohnte der Versammlung bei, nahm jedoch nicht das Wort und entfernte sich vor der Abstimmung über die Resolution.

Rheinland-Westfalen. Den Freunden unserer Sache können wir die freudige Nachricht mitteilen, daß D. Naumann für die kommende politische Saison eine Vortragsreise nach Rheinland und Westfalen zugesagt hat. Es sind hierfür alle Tage vom 24. November bis 6. Dezember festgelegt. Naumann wird voraussichtlich in folgenden Städten sprechen: Dortmund, Essen, Elberfeld, Solingen, Köln, Düsseldorf, und Krefeld. Eine besondere Kommission ist mit der Vorbereitung der Versammlungen beauftragt und hat ihre Tätigkeit bereits begonnen. Alle diesbezüglichen Wünsche und Anregungen wolle man an den Parteisekretär Dr. Waltz, Elberfeld gelangen lassen. Damit die Versammlungen erfolgreich verlaufen, ist nötig, daß vorher eine intensive Kleinarbeit geleistet wird, an der sich alle Freunde beteiligen müssen. Zunächst werden die Vereine und Einzelmitglieder gebeten, weit mehr als früher für Massenverbreitung unseres Agitationsmaterials Sorge zu tragen. Besonders müssen die beiden Flugblätter („Der Liberalismus und die anderen Parteien" und „Die Fleischnot" in Menge verbreitet werden. Wir bitten, sich in dieser Angelegenheit unverzüglich mit unserem Parteisekretär Dr. Waltz ins Benehmen zu setzen.

Düsseldorf. 28. IX. 05. Wir berichteten schon vor einiger Zeit darüber, daß hier Vorarbeiten zur Gründung eines Ortsvereins im Gange seien. Heute fand nach der Sommerpause die erste Versamlung statt und es wurde gleich die Konstituierung vollzogen. Der neugegründete Verein ist Mitglied der „Sozialliberalen Vereinigung für Rheinland und Westfalen" und hat sich den Namen „Sozialfortschrittlicher Verein für Düsseldorf und Umgegend" beigelegt. Die nächste öffentliche Vereinsversammlung findet am 26. Oktober im „Restaurant Rheinland" statt. Herr Dr. Cauer, Elberfeld wird referieren über das Thema: „Politische Parteien und soziale Frage". Außerdem soll über die Propaganda für die von D. Naumann im November abzuhaltende Versammlung beraten werden. Wir bitten alle Freunde in Düsseldorf und Umgegend, die dem Verein noch nicht beigetreten sind, ihre Adressen an unseren Parteisekretär Herrn Dr. Waltz, Elberfeld, Dorotheenstraße 8. gelangen zu lassen.

Soziale Bewegung

Der Kampf in der Berliner Elektrizitätsindustrie ist mit Beginn dieser Woche auf der ganze Linie entbrannt. Beide Parteien, Arbeitgeber wie Arbeitnehmer, sind nach langem Ueberlegen mit kaltblütiger Entschlossenheit in den Kampf eingetreten. Beide geben ohne weiteres zu, daß es sich weniger um Erringung kleiner Vorteile als um grundsätzliche Neuregelung des Arbeitsverhältnisses in der Großindustrie handelt. Die Arbeitgeber haben bis zuletzt ihren guten Willen bewiesen. Die Verhandlungsfristen wurden wiederholt bereitwillig von ihnen verlängert und die gemeinsamen Besprechungen mit den Arbeitern unter Vorsitz des bekannten Berliner Magistratsrats Dr. v. Schulz regelmäßig beschickt. Erst als die Arbeiter verlangten, daß die Elektrizitätswerke vorher, ehe ihnen Entgegenkommen gezeigt würde, Zugeständnisse machen sollten, erklärten sie am Ende ihrer Nachgiebigkeit angelangt zu sein. Die Arbeiter haben ebenfalls bis zum letzten Augenblick ihre Bereitwilligkeit zu friedlichen Verhandlungen bewiesen. Die Arbeiterführer rieten von Anfang an sehr energisch zum Vergleich. Es scheint aber, als ob die Arbeitermassen, bei denen die letzte Entscheidung lag, unter allen Umständen den Kampf haben wollten. Nun hat das gewaltige Ringen begonnen. 40 000 Elektrizitätsarbeiter sind teils im Streik, teils ausgesperrt; alle Werke haben ihre Pforten für die Arbeiter geschlossen. Wenn die Berliner Metallindustriellen und der Bund der Berliner Arbeitgeberverbände mit ihrer Drohung Ernst machen und ihrerseits auch noch zu Aussperrungen übergehen, so werden mehr als 120 000 Arbeiter, Mechaniker usw. brotlos werden, mit ihren Familien rund eine halbe Million Menschen. Selbstverständlich stehen auch für die vereinigten großen Elektrizitätsfirmen Riesenwerte auf dem Spiele. Ob sie mit Hilfe von Feuerwehr, Militär und Arbeitswilligen dauernd ihren Verpflichtungen werden nachkommen können, steht noch dahin. Es handelt sich jedenfalls um eine Kraftprobe größten Stiles. Dabei steht bis jetzt die Sympathie des Publikums keineswegs so unbedingt auf Seiten der Arbeiter, wie etwa beim Ruhrkohlenarbeiterstreik, handelt es sich doch hier um eine verhältnismäßig gut gelohnte Arbeiterschicht und ein Unternehmertum, das bekanntermaßen nicht zu den Scharfmachern gehört. Auch weiß man allgemein, daß dieser Kampf wohl vorbereitete Gegner findet. Daher werden die Parteien ziemlich unbeeinflußt durch Sympathie oder Antipathie Außenstehender, den Kampf bis zum bitteren Ende durchfechten müssen.

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Eugen Katz in Berlin. — Druck von Franz Weber, Mauerstr.

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 40. Berlin, 8. Oktober 1905

Kaufmann.

Mir ist lieb, daß ich sehe, daß der liebe Freund keine Skrupel kennt, was die Kaufmannschaft selbst anlangt. Spener.

Merkwürdig, daß ein Pietist so vorurteilslos über Handel und Kaufmannschaft urteilt! Er denkt freier, als mancher Lutheraner, der das Mißtrauen gegen die Kaufleute nicht los werden kann. Das Wort vom „Kaufmann, der schwerlich ohne Sünde sein kann", wirkt innerhalb der lutherischen Kirche immer in der Stille noch. Das ist eine betrübende Tatsache. Hat man sich einmal gewöhnt, einen bestimmten Beruf für sittlich minderwertiger zu halten, so wird man es mit der Prüfung der anderen Berufe von selbst leichter nehmen. Man nimmt den gefährlichen Beruf als Maßstab für den eigenen, und wenn uns hier nicht dieselben Gefahren begegnen, träumt man sich in eine Welt vollständiger Selbstgerechtigkeit hinein. Und doch ist unschwer zu entscheiden, ob der Kampf um höheren Lohn, um Aufbesserung des Gehalts, um Vermehrung der Pension geringere Anziehungskraft des Goldes verrät, als die Preisstellung des Kaufmanns, der Gewinn und Verlust einrechnen muß.

Es fehlt uns eine sichere Stellung zum Geld. Seine Macht ist groß, unheimlich. Nicht bloß tönende Predigten wissen etwas davon; überall, wo Menschen handelten und wandelten, machte sie das Geld uneins. Allein das Leben unserer ganzen Jetztzeit ist auf Geld und Geldbesitz gegründet. Ueberall stoßen wir zusammen mit dem harten, runden Metall, ob wir wollen oder nicht. Deshalb ist es unehrlich, dieser Macht sich immer nur entgegenzustellen, als würde in ihr alles Böse sich sammeln. Das Böse saß ebensogut im Nichtreichtum des Nomaden, wie in den Perlen, Geschmeiden und Gewändern der orientalischen Fürsten. Acker und Wald verschließen eines Menschen Herz ebenso, wie Taler und Groschen. Ja, es gibt wohl mehr geizige Bauern, als geizige Kaufleute, und die Gelehrtenzimmer sind ebensowenig frei von Habsucht, wie die Handwerkerstuben. Es ist unehrlich, das Böse in ein Mittel des Handels und Verkehrs hineinzubannen. Denn nichts ist bös außer dem Menschen, der etwas böse macht. Und gerade in der Gegenwart empfinden wir die Unehrlichkeit doppelt groß. Unser Zeitalter ist ein Zeitalter des Geldes. Nicht einmal der Goldbarren in seinem festen starren Gewicht, sondern die Banknote, der Wechsel, die Scheine beherrschen das eigentliche Geschäftsleben. Und kein einziger kann sich davon los machen und will es auch im Ernstfall nicht. Denn wir fühlen im Innersten wohl heraus, daß es heute noch gerade so ist, wie vor Jahrtausenden; nirgends lebt ein Götze, wenn keine Götzendiener vorhanden sind. Es lebt das Geld, aber der Mammon, jener unheimliche Herrscher, stirbt, sobald ihm die Menschen nicht untertan sind, sondern ihn beherrschen. Eben deshalb rechnen wir Geld und Gut froh zu den guten Gaben, die der Mensch haben, die alle Menschen genießen sollen. Zum Herrscherrecht über das Gold ist der Mensch berufen. Er wird langsam erzogen. Dem alten Menschen vorhistorischer Zeiten stellten sich riesengroße Feinde entgegen; dem modernen Menschen mit feinerem Hirn und gestalteter Hand tritt der Feind unsichtbarer, winziger in den Weg: ein kleines Geldstück stellt ihn auf die Probe. Aber die Aufgabe ist überall dieselbe: sei ein Herr! Herr über die Dinge! Das ist Schöpfungswort. Wo man nicht Herr sein kann, da ist es aber Geiz, die Dinge zu beschuldigen, daß sie zu wichtig waren.

Traub.

Ludwig Thoma's Bauernroman.

In seinem neuen Buche, dem „Andreas Vöst" (Verlag Langen München), hat der bayrische Dichter zum erstenmal seine ganze künstlerische Kraft zu einer breiten Komposition gesammelt, zu einem Werk, das mehr bringt als die gewohnte unterhaltsame Anekdote, das vielmehr in sicheren Linien zu einem großen und packenden Kulturbild sich auswächst. Vieles von dem, was Thoma bisher an die Oeffentlichkeit gegeben, war nur Abschlagszahlung auf dies Buch. Man ist gewohnt, ihn als den Meister der kurzen, pointierten Erzählung zu nehmen, als den sehr frischen Psychologen von Bauer oder Kleinbürger, als den Satiriker aller gesellschaftlichen Verlogenheit; man kennt, liebt oder fürchtet ihn aus den Versen, die er allwöchentlich in den Simplizissimus schreibt und die, künstlerisch wenig gleichwertig, ihm mit getreulicher Hilfe des Staatsanwaltes zu seiner großen Beliebtheit geholfen haben. Es war bislang nicht recht möglich, dem Dichter dieser kleinen Sachen, die man lachend las, literarisch beizukommen, man fühlte all die Kraft und den Reichtum von Anschauung, Sprache, von Liebe zu Mensch und Ding, von sittlichem Ernst und man sah, wie all das sich in kleine Stücke zerstreute. Jetzt hat Thoma den Andreas Vöst geschrieben und mit diesem Buch zwingt er uns, ihn in die vordere Linie der paar Leute zu stellen, die heute und in absehbarer Zeit für die deutsche Dichtung ernsthaft in Betracht kommen.

Die Fabel des Romanes ist ganz einfach: im Dorfe Erlbach, das irgendwo nördlich von München, zwischen den Hügeln hinter Dachau liegt, ist ein neuer Pfarrer aufgezogen, ein Eiferer, der die biederen Erlbacher zu getreueren Schäflein der Mutter Kirche machen will. Er verlangt von ihnen einen neuen Kirchtum, aber sie wissen, daß der alte noch lange nicht umfällt; der Pfarrer muß nachgeben. Bei den Bauern hat der Schullerbauer Vöst eine Rolle gespielt, den trifft jetzt der Haß des Herrn Baustätter. Wie seiner Frau ein Neugeborenes ungetauft wegstirbt, verweigert der Pfarrer dem kleinen Heidenkind die Ruhe bei den getauften Gliedern der Kirche, es wird hinter der Friedhofmauer eingescharrt. Wie die Tochter von einem Burschen, der ihr das Heiraten versprochen, ein Kind bekommen soll, hält der Pfarrer bedeutungsvolle Predigten über christlichen Haushalt und ähnliches. Die Beziehungen zwischen Schullerhof und Pfarrhaus verschärfen sich. Da kommen die Gemeindewahlen, die zum erstenmal gegen die Geistlichkeit gemacht werden. Die Bauernbündler siegen, Vöst wird Bürgermeister. Aber Herr Baustätter ruht nicht; er verfertigt ein Schriftstück, das angeblich von seinem alten, guten Vorgänger stammt und auf dem steht, der Schuller habe seinen Vater mißhandelt. Und er erreicht, daß die Wahl des Vöst wegen sittlicher Unwürdigkeit vom Bezirksamt nicht bestätigt wird. Aber der Schuller weiß, daß das eine ganz gemeine Lüge ist und er versucht es bei allen Instanzen, sich zu rechtfertigen. Vergebens. Ein Pfarrer und ein Bauer! Vöst verzweifelt an der Welt, er geht nicht mehr in die Kirche, sein Leben

Digitized by Google

verwirrt sich, seine Anhänger verlassen ihn. Neuer Verdruß kommt, wie der Pfarrer den Buben der Ursula taufen soll und ihm den Namen des Kalenderheiligen Simplizius anhängen will. Da, eine neue Hoffnung: ein Erlbacher junger Student der ein Freund des alten Pfarrers, bringt den Beweis, daß der Wisch des Baustätter eine Fälschung. Aber sie zerschmilzt vor den juristischen Klugheiten der Bureaukratie. Und nun ist alles aus. Am Tag drauf sitzt Vöst, zum erstenmal, vom Morgen an im Wirtshaus, im Rausch und in der Wut der Verzweiflung schlägt er dem Parteigänger des Pfarrers mit einer Maß den Schädel zusammen. Er kriegt vier Jahre Gefängnis, doch er wirds nicht machen. In Erlbach fangen sie an, den alten Kirchtum einzureißen.

Das ist in einem Umriß die Geschichte des Schullerbauern Andreas Vöst, der ohnmächtige Kampf eines einfachen und tüchtigen Bauernmenschen um sein Recht und um seinen ehrlichen Namen. Der Flori Weiß, der alte Kirchenpfleger, hat ein Buch, in dem es steht: daß der Bauer immer Unrecht hat, wenn er gegen die Geistlichkeit geht, denn der Pfarrer und der Amtmann und der Richter haben sich verbündet und helfen einander. Dagegen kommt aber der Bauer nicht auf. Eine bittere — Wahrheit? Ich weiß nicht. Dem Buche selber tut man großes Unrecht, wenn man es als Tendenzschrift auffaßt, wie es geschieht angesichts der Herrschaft des bayrischen Zentrums. Das ist es meinem Gefühl nach durchaus nicht. Thoma ist ja gewiß kein Freund des Klerus, aber er ist doch nicht so plump, in dem Baustätter, der ein Verbrecher ist, den Typus des katholischen Geistlichen zeichnen zu wollen. Es geht nicht an, hier so wenig wie sonst, ein Kunstwerk politisch zu werten und es handelt sich in unserem Fall um ein Kunstwerk, das verlangt, als solches gewürdigt zu werden. So bedeutet uns die innere Linie des Buches die Tragödie, in der Recht und Rechtsgefühl dem Buchstaben erliegen, in der Gesellschaft und Sitte, eingewickelt in Gleichgiltigkeit, Formel, Lüge, das Leben und die Seele des Menschen erdrücken und vernichten. Und diese Tragödie ist um so erschütternder, je enger der Kreis, je zufälliger die Zusammenhänge erscheinen, je einfacher die Seele, in der ihr Weg sich spiegelt.

Das Problem ist nicht neu, aber es sind nicht Problem oder Stoff, die ein Kunstwerk machen. Sie können für den Menschen zeugen, für den Künstler zeugt die Darstellung. Sie allein ist bei der Beurteilung entscheidend und sie ist es auch, die uns das neue Buch von Ludwig Thoma so sehr bewundern läßt. Die Haupthandlung ist mit energischen und sicheren Strichen gezeichnet, aber nirgends ist der Zusammenhang dieses Einzelschicksals mit seiner Umgebung, mit seinem Boden zerrissen; Vöst ist nur einer unter anderen. So stehen neben ihm die übrigen Erlbacher Bauern und das Buch wird zu einem ländlichen Kulturbild von großer Anschaulichkeit. Es ist unendlich reich an Gestalten und Episoden, an Anschauung und Stimmung. Thoma hat zur Belebung einen weiteren Kreis gezogen und das Kleinbürgertum von Nußdorf-Dachau, der Metropole jener Gegend, angepackt. Ein Stück harmlosen Münchner Studentenlebens schaut herein. Die Erlbacher Tragödie ist ist so durch zwei Nebenhandlungen begleitet: die innige und fröhliche Idylle das jungen Theologiestudenten, der seine enge Zukunft von sich wirft, und das Aufkommen der Bewegung des Bauernbundes. Der überlegene Humor Thomas und Kenntnis und Verständnis all der Leute schaffen hier wahrhaft bedeutende Partien. Diese Bürger sind ganz wundervoll plastisch geschildert, die großen Fehden der zwei Zeitungen sind auf's ergötzlichste zu lesen und die Gründungsversammlung des Bauernbundes ist eine Glanzleistung künstlerischer Darstellung.

Das eben ist das große an dem Buche, das aus all diesen Einzelzügen eine starke und einheitliche Stimmung sich herauslöst. Fast nirgends Betrachtung oder Schilderung, alles lebt, spricht, handelt und doch wächst es zusammen zu einem geschlossenen Bilde, das fast landschaftlichen Charakter hat. Die „Lokalfarbe" ist ganz unerhört eindrücklich. Man muß selber einmal in Dachau gelebt haben und zwischen den dunkeln Hügelwellen hinter der Stadt, wo die Höfe und weiße Kirchlein liegen, gewandelt sein, um das mit dankbarem Herzen völlig würdigen zu können. Die Landschaft dort hat ganz einfache Linien und ein paar tiefe und schwere Farben, sie ist weder lieblich noch romantisch noch gewaltig, aber doch von großer Schönheit in all ihrer Herbe und Fruchtbarkeit. Und die Bauern dort sind einfach und arbeitsam, nicht gut und nicht schlecht, gelassen, hartköpfig, ohne große Leidenschaften. Und so schildert sie uns Thoma: sein Stil ist knapp und ohne viel Worte, ohne Bilder und Reflexionen, lauter kurze, kernige, sachliche Sätze. Die Liebe zu diesem Volke führt seine Feder, aber es ist eine schweigende Liebe und er redet nicht von ihr. Nur ganz selten nimmt er selber das Wort und legt in ein paar trockene Sätze alle Wärme seines Mitempfindens. Und man liest sie mit dem gleichen persönlichen Gefühl, wie wenn man in einem der alten geschriebenen Chronikbücher blättert: da sind in klaren und kühlen Worten alle Zahlen und Geschichten und Taten der Menschen genau und sachlich in schönen Buchstaben verzeichnet, aber manchmal, am Rand oder im Text versteckt, findet man eine Bibelstelle oder ein Sprichwort oder Lob und Tadel. Es ist immer größte Freude, solchem Wort und Menschen zu begegnen. —

Wenn man das Werk eines Dichters mit viel Wärme und Teilnahme gelesen hat, trifft einen der Vorwurf der Subjektivität nicht allzusehr. Es mag sein, daß man vor lauter Freude die „Kritik" vergaß oder daß man in der literarischen Wertung nicht immer die richtigen Töne griff, aber man wollte dann ja nur sagen: ihr sollt das Buch selber in die Hand nehmen. Thoma's Vöst zu lesen, ist ein großer künstlerischer Genuß und man muß ihm, dem ganzen und dem einzelnen, Bewunderung zollen; nach einer Note zu suchen hat keinen Zweck. Aber wenn man das Buch geschlossen hat und Einzelheiten sich zu verwischen beginnen, öffnet es erst die Schleusen seiner innersten Kraft. Das ist der starke und packende Eindruck einer gesunden und natürlichen Persönlichkeit, in der eine treue Liebe zu Volk und Natur lebt, ein phrasenloser Wahrheitstrieb, ein stilles Bekenntnis zu all denen, deren Leben Arbeit heißt. Das macht, daß dieser Roman mehr ist als eines der Bücher, die man bloß genießt. **Theodor Heuß.**

Provinz.

Das Aeußere einer kleinen dänischen Stadt.

Von Knud Hjortö.

Es gab einmal eine kleine Stadt.

Wie ein langer, schlaffer Darm windet sich die einzige eigentliche Straße durch den magern Stadtleib, wo nur vereinzelte Nahrungsmittel hie und da passieren, während Läden und Wirtschaften gleich Faiern an den Wänden des Darmes liegen und das bißchen Nahrung absorbieren, das sich darbietet. An einer Stelle verbreitert der Darm sich zu einem Magen, dem Marktplatz, wo sich an bestimmten Tagen ein wenig mehr als die gewöhnliche Speise sammelt. Dann pflegt die Stadt flotter zu leben — sonst hungert sie ein wenig — die Faiern saugen an sich nach all ihrem schwachen Vermögen: Kupfer, Silber, Papier; danach liegt die Stadt still da und verdaut, wie ein kleines, träges Reptil, das in aller Ungewöhnlichkeit ein fettes Hühnchen verschluckt hat.

Die Stadt ist einen Abhang hinaufgeklommen. Ganz oben liegt der Kopf, das heißt der Platz mit Kirche und Rathaus. Der ist mit kegelförmigen Steinen besetzt und darum nicht zum Daraufgehen bestimmt, was ihm ein sakrosanktes Gepräge verleiht. Die Kirche sieht wie alle Kirchen aus und hat ihren Hahnenkamm. Das Rathaus hat die Tendenz, der Kirche ähnlich zu sehen; es trägt gleichfalls Zacken. In dem Flügel nach der Kirche hin liegen die Haftverließe; außen hat der witzige Künstler zwei Symbole der Trunkenheit angebracht: die Dohle und den Salzhering. Die alte Lateinschule auf der andern Seite der Kirche ist auch von dem heiligen Hause angesteckt worden, denn an dem einen Giebel — dem der Kirche nächstliegenden natürlich — ist sie mit Kirchenzacken geziert.

Von dort kommt man in die Stadt selbst hinunter. Wenn man diese Häuser sieht, die sich da um eine Straße geschart haben, so kommt einem just nicht ein Glied Soldaten in den Sinn; eher erinnern sie an einen Schwarm von Lahmen und Krüppeln, die einen Auflauf veranstalten um eine Stelle herum, wo etwas gefunden sein soll, davon man leben kann. Doch die meisten haben augenscheinlich nichts

Digitized by Google

gefunden; das, was da ist, wird von den tauglichen Individuen aufgeschnappt, von denen sich auch ein paar vorfinden. Die Richtung ist von Herzen mangelhaft. Dort drängt ein kleines Haus mit niedriger Stirn sich vor und ist nahe daran, kopfüber in den Rinnstein zu spazieren, während der Nachbar sich weit zurückgezogen und ein Stück holperigen Fußsteig vor sich hin geschoben hat. Hier sieht man eine lange Familie von alten, fahlen Häusern, die von gleicher Abstammung zu sein scheinen, doch die Dächer halten nicht Richtung, einige ragen höher auf, andre sind gesunken oder haben sich nach auswärts verschoben. Die Fenster sind klein und bucklig, so daß die Bewohner von draußen gesehen, mißglückter scheinen, als sie in Wirklichkeit sind. Das Entree ist so groß, daß gerade Platz genug ist, um einen Menschen jedesmal totzuklemmen, wenn die Tür geöffnet wird. Die Steine des Bürgersteigs ragen auf wie Kniee und Ellbogen; über sie hin balanziert man in eine Schenke oder ein Logis für Reisende, in einen Brotladen oder einen Detailhandel. Die Firstlinie zeugt von Altersschwäche, und die ockergelben Wände haben — besonders im Frühjahr — ein ungesundes Aussehen, als litten sie an Aussatz; bei Regenwetter trieft es rötlich an ihnen herab und an einzelnen Stellen bilden sich Geschwülste, die wegoperiert werden müssen.

Tiefer unten liegt ein altes Haus mit Eichenholz in der Mauer, dessen geschnitzte Balkenköpfe ein historisches Gepräge anstreben; die erste Etage ist über das Untergeschoß hinausgebaut; der Umstand, daß sie droht, auf die Straße herabzustürzen, verleiht dem Historischen einen Zusatz von Ehrwürdigkeit.

Ein hohes, graues, kasernenartiges Gebäude ragt gegenüber gewaltig auf, während sein baufälliger Nachbar nahe daran zu sein scheint, vor Alter in die Erde zu sinken. Die neuen Häuser dieses Stadtendes liegen überhaupt gern dicht neben einer fallbereiten Baracke, die nämlich die Schwester jener noch baufälligeren ist, die niedergerissen wurde, um dem neuen Hause Platz zu machen.

Dann kommt die Brücke über den Fjord, wo der Strom aus- und einläuft mit vielen unbenützten Pferdekräften. Hier ist es schön am Abend; dann ist das Wasser schwarz wie Teer gegen Osten, doch gegen Westen erstreckt der Fjord sich glühend hinaus: dort segelt ein Fischer mit seinem Boot gerade in die Sonne.

Weiter die Straße abwärts.

Den Rinnstein entlang liegt eine Reihe Fliesen, die an so vielen Stellen gebrochen sind, daß kurzbeinige Kinder den Sport betreiben können, mit jedem Schritt einen Fliesenstumpf zu nehmen, ohne die Beine vorzustrecken; an einzelnen Stellen, wo zwei ganze Fliesen wirklich zusammenstoßen, hat das doch seine Schwierigkeit. Sonst ists dasselbe seltsame Hopsa von Häusern, die sich nicht einig werden können über das kleinste bißchen Symmetrie. Das erste, alte Haus aus roten Ziegeln und mit grauen Sandstein-Umständen über den Fenstern und an den Giebeln hat offenbar von Rosenborgstil reden hören. Das nächste soll vermutlich florentinisch sein mit seinem krenelierten Mauerrand anstatt des Daches; wir gelangen so dazu, den Schornstein, der drinnen aufragt, einen Aussichtsturm agieren zu lassen.

Nun kommt ein stolzes Gebäude: Kaufmanns Therkelsens neues Haus mit Veranda am Giebel und Balkon nach der anderen Seite hinaus, aber nach dieser Kraftanstrengung fällt die Straße völlig zusammen. Hier steht zum Beispiel ein Haus, das sich im Erdgeschoß mit zwei Ellen hohen Fenstern hervorgetan hat, so daß beinahe nichts für die erste Etage übrig geblieben ist; will man da oben aufrecht stehen, muß man den Kopf zum Fenster hinausstecken und stößt dabei an die Dachrinne an.

Danach bäumt sich ein hohes, schmales Haus in die Luft, es ist nagelneu und schaut sehr sprungbereit aus, es schmeckt ein wenig nach Kunst, wenigstens der Giebel — der nach der Straße hinausgeht — macht eine Menge geschnörkelter Kunststücke, ehe er sich bequemt, in einen anscheinend vergoldeten Knopf zu enden. Der Nachbar hat sich seine Inspiration von einer Leichenkapelle geholt, und sein Gegenüber ist ein kleiner, weißer, einfältiger Aufbau, der entfernt verwandt mit dem Frederiksborger Schloß ist.

Höher oben, wo die Reihe Lücken bekommt, liegt ein kleines Gebäude aus gelbem Stein und mit rotem Dach; es hat an dem einen Ende eine Art Veranda in dem gleichen Stil.

Hier geht die Fiskergade zum Strand hinunter ab. Ihre Häuser erinnern an einen Farbkasten: können lila sein, violett, schokoladenbraun, rot wie die Strümpfe einer Magd, petersiliengrün; und die Fensterrahmen sind in einer Farbe gestrichen, die grell von der der Mauern absticht. Sonst aber gleichen sie sich alle; die Tür befindet sich an dem einen Ende und liegt in gleicher Flucht mit der Mauer, das Schlüsselloch ist ungeheuer groß, wie wenn es ausdrücklich dazu bestimmt wäre, in umnebeltem Zustand gefunden zu werden; und schief über der Tür sitzt ein kleines zweischeibiges Fenster, durch das man außer Schmutz eine alte Oelflasche, eine dito Blechbüchse, einen Porzellanvogel oder andere, ganz unbestimmbare Gegenstände sehen kann.

Wenn man die Hauptstraße weiter verfolgt, kommt man auf den Markt, wo an den Markttagen zuweilen eine einsame Kuh sich blicken läßt. Ihr muß man Beachtung schenken, denn sie repräsentiert Sandörns Viehmarkt, und doch sieht sie ganz bescheiden aus. In ihrer repräsentativen Wirksamkeit wird sie unterstützt von fünf Ferkeln in drei Kisten. Auch der Obstmarkt ist hier. Die mitgebrachten Aepfel und Birnen werden von gleichfalls mitgebrachten Bauernjungen verzehrt. Vom merkantilischen Standpunkt gesehen scheint es ein Umweg zu sein, Waren und Käufer aus dem gemeinsamen Heimatsort reisen zu lassen, damit sie sich in der Stadt finden.

Ehe die Stadt ihr Ende erreicht, beginnt der Feldweg, wo in der nassen Jahreszeit eine Reinkultur in Morast betrieben wird. Er wird zu einem feinen Brei auseinandergefahren, der an trockenen Tagen plastisch und von den Rädern zu runden, fetten Wülsten verarbeitet wird. Die Wagen nehmen den Schlamm mit die Straße entlang und deponieren ihn aufs Pflaster in flachen Zweiörekuchen. Im Sommer wird alles zu Staub verwandelt; dann haben auch die weiter unten in der Stadt den Nutzen davon.

Ein solches Gesicht haben die Häuser. Es lohnt sich nicht, hinten herum zu gehn und ihre Rückseiten zu betrachten, wo die Ausgußrohre schamlos hervorstehen und sich ihres Inhalts entledigen, wo Kartoffelschalen, Fischgräten und Gemüsestrünke in weißlichem Gewässer die Rinnsteine entlang segeln; schmutzige Höfe werden da sichtbar, voll von kleinen Kindern und voller Abfall, überdeckt mit Schnüren, wo nasse Strümpfe schlaff herniederhängen und dickaufgeblähte Hemden mit dünnen, handlosen Armen Schwimmstöße durch die Luft machen. — —

Die Stadt liegt mitten in einem Luxus ausgezeichneter Wege, als hätte alle Welt es unendlich eilig, hineinzustürzen. In einem Netz von Wegen liegt sie und streckt ihre Gassen ein eben noch merkliches Stück in jeden Weg hinaus, und sie sitzt in diesem Wegnetz wie eine kleine verstümmelte Spinne in ihrem Gewebe; und käme selbst eine große, fette Fliege, so hätte sie nicht einmal den Mund, um sie auszusaugen, den Magen, um sie aufzubewahren und zu verdauen.

Aber Sandöre ist eine große Stadt gewesen — damals, als große Städte sich damit begnügten, dreitausend Einwohner zu haben. Der Hafen schuf ihr weitläufige Verbindungen, und außerdem hatte sie fettes Umland. Die Stadt bekam eine Lateinschule. Da hatte sie schwere Kaufmannshäuser aus Stein und Eichenholz. Sandöre lag wie in einem stillen fischreichen Teich und erwarb sich reichlichen Lebensunterhalt. Aber eines Tages ging ein gewaltiger Strom durch den friedlichen Weiher; großes Entsetzen entstand unter der ruhigen Bevölkerung, und als der Blick klarer wurde, da sah man, daß der neue Strom ungefähr die Hälfte des Unterhalts weggeschnitten hatte. Das war die Eisenbahn. Dieser Schlag lähmte die Stadt auf der einen Seite, und sie warf sich nun über das Wasser, um nach oben zu schwimmen. Aber die Stadt erlitt denselben Zufall an der andern Seite. Eine neue Reihe von Fallissements, und langsam welkte sie hin. In den alten Kaufmannshöfen zogen Detailisten und kleine Handwerker ein, die die Gebäude verfallen und aussterben ließen. Die meisten alten Häuser, die jetzt stehen, sind neu; sie sind vor der Zeit altersschwach geworden.

Und trotzdem: der Optimist, der auf seinem Rade direkt aus der Kultur der Gegenwart herkommt und Appetit auf

Digitized by Google

das Idyll kleiner Provinzstädte hat, er braucht nicht an Sandöre vorbeizurollen. Er steuert längs des Fjords hinaus und zieht mit seiner Maschine auf den höchsten Hügel hinauf, wo der Verschönerungsverein just eine Bank hat anbringen lassen zu seiner persönlichen Benutzung. Ein Sommerabend soll es sein. Er sieht die Stadt in einem Nebeldunst liegen, so blau wie der Rauch der feinsten Havannazigarre; von den Fabrikschornsteinen aus liegt ein langer Federbusch in die Luft gestreckt da, und auch die Privathäuser rauchen ihre Abendzigarre. Der Zug läuft und stößt Klumpen von schneeweißem Dampf aus, der sogleich von der Luft verzehrt wird und verschwindet; aber weiter zurück, über der Eisenbahn — an der Stelle, wo der Heizer zuletzt die Maschine versorgt hat — da liegt ein Stück länglichen, isolierten Kohlenrauchs, wie eine schwarze Larve, die am Horizont entlangkriecht. Die ganze Stadt liegt vor dem Beobachter mit warmen, roten und kalten, blauen Dächern; grüne Baumgruppen schieben ihre breiten Rücken und ihre spitzen Hüte dazwischen empor. Die Stadt nimmt sich nicht schlecht aus für den, der auf der Bank dort sitzt; obendrein wird sie ihm doppelt beschert, denn sie steht auf dem Kopfe im seidenblauen Wasser des Fjords und der viereckige Turm singt mit seiner starken Metallstimme ein Loblied der Landstadt. Die Sonne geht unter hinter der Stadt und strahlt Friede aus über das Ganze, aber horch: lärmend gellt eine Harmonika herauf und brüstet sich unbekümmert in all der Stille, wie einer, der an einer stillen, rührenden Stelle etwas grauenhaft Lächerliches sagt mit lauter Stimme; doch dann erschrickt sie über sich selber und schweigt wieder still, ganz beklommen. Der Fjord spiegelt so stark, daß man ihn gar nicht mehr sieht, nur hie und da fährt ein Windstreif hinüber, und ein Gürtel matten Wassers ist mitten im Spiegel zu sehn. Das Wasser schwatzt gedämpft zwischen zwei Steinen: ein großes Tier, das daliegt und sich beleckt.

Wenn die Sonne ganz fort ist, sieht man die Stadt kohlschwarz am Wasser entlang als gezackten Streifen, der ein unregelmäßiges Stück aus dem Himmel herausſägt. Wasser und Himmel sind nicht von einander zu trennen, ein Glühen liegt oberhalb und ein Glühen liegt unterhalb; ins Gelbliche übergehend schwindet es nach beiden Seiten hin, und dann wird es blau mit grün als Uebergang.

Jetzt liegt die Stadt gar nicht länger auf der Erde; Himmel ist auch unter ihr; sie hängt in der Luft, eine schwarze symmetrische Silhouette, Kirchenturm oben und Kirchenturm unten, der Schornsteine dunkle Linien hier in rot und dort in rot; und begleitet das Auge den Fjord nach da draußen, so wird die Silhouette dünner, ein verschwindender rotgeränderter Landstreif rötet sich selbst weit in den Abend hinaus und endet schließlich als ein Streifen Rauch. — —

Hier setzt sich der Optimist wieder auf seine Maschine, rollt den Fjord entlang zurück und fährt vorüber, fährt weiter, landeinwärts.

(Aus dem Dänischen von H. Kiy.)

Allerlei

Bauernschriftsteller. Es ist eine, wenn auch nicht die wesentliche Seite der modernen Dichtung, daß sie einzelne Stände schildert: Finanzkreise, Künstler, Kleinbürgertum, Pfarrer, Offiziere, Bauern usw. Das ist kein Zufall, sondern es liegt darin begründet, daß die Menschen als Produkte ihres Milieus begriffen, und daher schichtenweise dargestellt werden. Diese ganze Art ist der poetische Niederschlag des Satzes: der Mensch ist Produkt seiner Verhältnisse. Unter diesen Schichten wird eine der interessantesten, die den Künstler stets aufs neue zur Darstellung reizt, der Bauernstand sein. Wenn jemand sich einmal die Mühe machen wollte, die Literaten nach sozialen Schichten zusammen zu stellen, dann würden Bauernromane, -Novellen und -Dramen vielleicht den meisten Raum einnehmen und die Reihe: Uli der Knecht bis Jörn Uhl vielleicht die längste werden. Da ist eben noch bis auf den heutigen Tag trotz aller Nivellierungstendenz der Gegenwart, Boden für knorrige, wild gewachsene Charaktere, und, trotz der Enge der Lebensbedingungen, Raum für Konflikte. — Eine neue Aufgabe ergibt sich aber, wenn man die lange Reihe der Bauernschriftsteller, Gotthelf, Auerbach, Immermann, Anzengruber, Achleitner, Melchior Meyr, Stöber, Becker, Schmidt, Ebner-Eschenbach, Ganghofer, Rosegger, Thoma, Frenssen, Stieler, Weitbrecht, Hansjakob, Polenz, bis zu Lulu von Strauß nun ihrerseits daraufhin ansieht, aus welcher Schicht sie stammen. Das soll nicht etwa aus neugieriger Spielerei geschehen, sondern mit der Absicht, wenn es wohl gelungen sein möchte, die charakteristische Eigenart, die psychologische Eigentümlichkeit des Bauernstandes am schärfsten zu erfassen. Da ergibt sich etwas sehr merkwürdiges. Man kann die Bauernschriftsteller in drei Gruppen einteilen: in solche, die an den Bauernstand von außen herantreten, in solche, die mit ihm leben, ohne selbst Bauern zu sein, und endlich in solche, die aus ihm hervorgegangen sind. Merkwürdig daran ist nun das, daß man mit dieser Gruppenteilung zugleich einen Maßstab der Leistung in der Hand hat. In der ersten Gruppe sind Leute, die von dem Bauernstand ungefähr in dem Tone reden: es sind friedliche, harmlose, bescheidene und gute Menschen. Typisches Beispiel hierfür ist Achleitner. In dieser Gruppe sitzen die Salontyroler der Literatur. Das ist gar kein Wunder, denn es ist ausgeschlossen, daß jemand den Bauern auf seiner Sommerfrische kennen lernt. Ganz anders die zweite Gruppe. Da sind Leute, denen es an der unerläßlichen täglichen, jahrelangen Beobachtung ihres Objekts nicht gefehlt hat. Da sind z. B. Pfarrer. In der von uns aufgeführten Reihe, die auf Vollständigkeit keinen Anspruch macht, sind nicht weniger als fünf Pfarrer und ein Rabbinatskandidat a. D. (Auerbach). Ferner eine Gutsbesitzerin, Freifrau von Eschenbach und Gutsbesitzer von Polenz. Hier hat man oft den Eindruck, als ob die Scheidewand, die den Bauern vom Nichtbauern trennt, beinah gefallen wäre — aber doch nicht ganz. Völlig von innen heraus entwickelt, völlig restlos ist der Bauernstand nur von einem einzigen geschildert worden, — das ist Rosegger. Allen andern kostet es Arbeit, in ihr hartes Objekt einzudringen. Rosegger löst die Aufgabe spielend, er steht ja schon in seinem Objekt. Alle andern müssen sich mit einem gewissen Aufwand von Kraft, auch Darstellungskraft erst hineinversetzen, Rosegger ist aber schon da. Er braucht in seinem Apparat gar nichts umzustellen, er ist schon darauf eingestellt. Diesen Vorteil gewinnt Rosegger keiner ab, dieses glückliche Zusammentreffen von genialer Begabung und ererbter angeborener Seelenkenntnis seiner Objekte hebt ihn aus der ganzen Masse der ihm homogenen Schriftsteller heraus. Eine ähnliche Situation, nur in andrer Schicht, treffen wir im höchsten Fall bei den Russen, bei Dostojewsky und Gorki. Auch bei ihnen haben wir beim Lesen den Eindruck: es wäre dies ganz unmöglich, die hier leicht und meisterhaft bloßgelegten Seelenvorgänge auch nur annähernd zu erraten. Und so ist es bei den Bauernschädeln, die Rosegger meißelt. Weinheimer.

Kühn, vorsichtig und treu und mein lieber Gefährte.

Als ich mühselig wanderte durch Virginias Wälder
Zur Musik der raschelnden Blätter, die mein Fuß aufstieß, denn es war Herbstzeit,
Fand ich am Fuß eines Baumes das Grab eines Soldaten —
Tötlich getroffen und beim Rückzug bestattet — leicht konnt' ich alles erraten;
Der Halt in der Mittagsstunde; dann auf! keine Zeit zu verlieren — und doch blieb dies Zeichen
Auf ein Brett gekratzt und an den Baum beim Grabe genagelt:
„Kühn, vorsichtig und treu und mein lieber Gefährte."

Lang, lang blieb ich sinnend, dann ging ich wandernd des Weges,
Manch wechselnde Jahreszeit folgte und manche Szene des Lebens,
Aber zuweilen inmitten der wechselnden Zeiten und Bilder,
Plötzlich, einsam oder im Gedränge der Straßen
Taucht vor mir auf das Grab des unbekannten Soldaten
Und die Inschrift rauh in Virginiens Wäldern:
„Kühn, vorsichtig und treu und mein lieber Gefährte."

Walt Whitman.

(Aus: Grashalme. Bei Diederichs in Leipzig.

Selbstgeständnis.

Ich bin meiner Mutter einzig Kind,
Und weil die andern ausblieben sind, —
Was weiß ich, wieviel, die sechs oder sieben —
Ist eben alles an mir hängen blieben:
Ich hab müssen die Liebe, die Treue, die Güte
Für ein ganz halb Dutzend allein aufessen;
Ich wills mein Lebtag nicht vergessen.
Es hätte mir aber noch wohl mögen frommen,
Hätt' ich nur auch Schläg' für sechse bekommen.

Eduard Mörike.

Briefkasten

K. W. Ein Leser der Hilfe in Rußland ersucht uns, ihm einige Lehrbücher der biblischen Geschichte mitzuteilen, in denen das Leben und Wirken der Propheten ausführlicher behandelt ist. Welcher Lehrer unter unsern Lesern ist so freundlich, uns in dieser Frage Auskunft zu erteilen?

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

NUMMER 41

Die Hilfe

Sonntag, 15. Oktober 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Deutschland und Frankreich — Reichssteuernöte — Radikale und gemäßigte Frauen — Lieber ein Fanatiker als ein Schaf — Broemel und Pachnicke — Die Freie Deutsche Presse — Der sechste Verbandstag deutscher Mietervereine) — **H. v. Gerlach**: Der Triumph des Schöffengerichts — **Naumann**: Im Verein für Sozialpolitik II — **F. Weinhausen**: Der Kampf in der Berliner Elektrizitätsindustrie — Zur Beachtung — Soziale Bewegung — **Traub**: Erinnerung — **Paul Schubring**: Eine Kaiserkapelle — **Dr. A. Erelitzer**: Zur Geschichte der Brille — **A. Supper**: Wie der Adam starb — Allerlei.

Politische Notizen

Deutschland und Frankreich. Also Marokko hört auf, Unruhe zu stiften. Frankreich übernimmt die nicht gerade dankbare Aufgabe, für die Befriedung des Reiches seiner scherifischen Majestät zu sorgen. Deutschland aber soll im Handel, in der Vergebung öffentlicher Aufträge, in wirtschaftlicher Hinsicht überhaupt gleichberechtigt sein. Das deutsche Vorgehen ist, was Marokko selbst anbetrifft, so erfolgreich gewesen, als es nur sein konnte. Marokko wird kein zweites Tunis. Es ist fernerhin ein Erfolg Deutschlands, daß gelegentlich des Marokkohandels Herr Delcassé, über dessen deutschfeindliche Absichten nun kein Zweifel mehr bestehen kann, beseitigt worden ist. Fürst Bülow ist nun lebhaft bemüht, die Pille der Demütigung, die Frankreich schlucken mußte, zu versüßen. Ob es gelingen wird, erscheint im Grunde mehr als Frage der Macht, denn als Frage diplomatischer Finessen. Es kommt alles darauf an, ob Frankreich in der Neugruppierung Europas in der Lage ist, außerpolitisch freie Hand zu behalten.

Reichssteuernöte. Wenn man je von gesetzgeberischer Unfruchtbarkeit reden konnte, so sicherlich bei der Reichsfinanzreform. Im Bundesrat scheinen die Ansichten noch weit auseinanderzugehen. Wenigstens verlautet offiziös, daß der Bundesrat keinesfalls vor Ende Oktober sich schlüssig machen werde. Und dabei war bei dem brüsken Schluß des Reichstages im Mai vorgesehen, ihn Ende Oktober wieder zusammenzuberufen und ihm alsdann sofort die wahrhaftig drängende Finanzreformvorlage vorzulegen. Was diese Vorlage eigentlich enthalten wird, kann noch niemand sagen. Noch immer ist der Kampf zwischen dem reformfreundlicheren Reichsschatzsekretär und dem rückständig-agrarischen preußischen Finanzminister nicht zum Austrag gebracht. Wenn nicht alles trügt, wird es wieder heißen: Preußen in Deutschland voran! Das heißt: neue oder vermehrte indirekte Steuern! Tabak und Bier sollen mehr bluten. Die Frage ist nur die, ob der Reichstag das mitmacht. Eben erst hat sich der Führer des Zentrums in Finanzfragen, Müller-Fulda, mit aller Entschiedenheit gegen die weitere finanzielle Belastung der breiten Schichten und für die Heranziehung der leistungsfähigen Kreise ausgesprochen. Nach den Erfahrungen von Essen sollte sich das Zentrum doppelt hüten, in irgend eine nennenswerte Erhöhung der indirekten Steuerlast einzuwilligen. Auf das Zentrum aber kommt es ausschließlich an. Der Bundesrat hat also nur die Wahl zwischen indirekten Steuern, die zwar Frh. v. Rheinbaben, aber nicht die Reichstagsmehrheit, will, oder einer direkte Reichssteuer, die im Reichstag der besten Aufnahme gewiß ist. Insofern hat die Reichsfinanznot ihr Gutes: sie ist so arg geworden, daß die Regierung an den direkten Reichssteuern nicht mehr vorbei kann. Sie kann noch Neuvorlagen machen, soviel sie will. Doch aus ihrer Klemme kommt sie, auch aus finanztechnischen Gründen, erst in dem Augenblick heraus, wo sie dem Reichstag eine durchgreifende Erbschafts- oder andere direkte Reichssteuer vorlegt.

Radikale und gemäßigte Frauen. In Berlin haben die beiden Hauptorganisationen der radikalen Frauenbewegung, der Verband fortschrittlicher Frauenvereine und der Frauenstimmrechtsverband, getagt, während in Halle a. S. gleichzeitig die von Helene Lange geführten und im Allgemeinen Deutschen Frauenverein zusammen geschlossenen gemäßigten Frauen vereinigt waren. Beide Richtungen sind sich im Ziele einig: Erringung der staatsbürgerlichen Gleichstellung von Frauen und Männern. Aber während die radikalen Frauen sich jederzeit offen zu diesem Ziel bekennen und durch Zusammenwirken mit Gruppen der Linken dafür politisch zu wirken suchen, sprechen die gemäßigten Frauen weniger von diesem Ziel, als es für die Oeffentlichkeit nützlich wäre. Helene Lange hat den Unterschied zwischen den beiden Strömungen diesmal so formuliert: „Die allmähliche Erweiterung der sozialen Arbeit der Frau und ihrer politischen Bildung ist wünschenswerter als der Sieg des Frauenstimmrechts durch die Parteipolitik." Die taktische Differenz tritt äußerlich darin zu Tage, daß die eine Richtung mehr aristokratisch, die andere mehr demokratisch vorgeht. Der politisch erheblichere Faktor sind jedenfalls die radikalen Frauen, die in Frau Minna Cauer eine Führerin besitzen, der ein nicht gewöhnliches Maß von politischem Sinn zu eigen ist. Daß unsere politischen Freunde in einer Reihe von Orten mit den radikalen Frauen zusammen arbeiten, wurde auf dem fortschrittlichen Frauentag in Berlin besonders hervorgehoben.

Lieber ein Fanatiker als ein Schaf. In Tuntenhausen sagte in der großen Versammlung des bayerischen Zentrums Pfarrer Dr. Eyrainer nach dem Bericht der „Münchener Post":

Was die Abgeordneten mit dem Minister Feilitzsch reden, sei dem Volk ganz gleichgiltig. Die Minister können Meier oder Huber heißen, liberal oder orthodox sein, wenn sie nur so regieren, wie wir es haben wollen, das andere ist uns ganz gleich. Die neuen Abgeordneten sollen niemand unnötig angreifen, aber sich auch nichts gefallen lassen. Und wenn man dann rausgibt, wird niemand etwas dagegen haben; lieber ist man ein Fanatiker als ein Schaf.

Ganz Recht! Nur sollten die bayrischen Minister, ob sie nun Meier oder Huber heißen, diese volkstümliche Zentrumspolitik zwingen, entweder Fanatiker oder Schaf zu sein, das heißt, ihr entweder das Feld zu räumen oder sie entschlossen niederzuhalten. Das letztere ist es, was noch immer die Mehrzahl der Liberalen in Bayern vom Ministerium verlangt. Wir halten es aber auf die Dauer für unmöglich, diese Politik auch nur im verdünntesten Maßstabe fortzusetzen. Bei den jetzigen Kammerverhältnissen kann kein Minister etwas anderes sein als ein Diener der Truppe, wie

Digitized by Google

sie sich in Tuntenhausen versammelt. Das Zentrum ist stark genug, sie zu zwingen, so zu regieren, „wie wir es haben wollen." Aus dieser Sachlage heraus sollten alle nicht zum Zentrum gehörigen politischen Männer Bayerns auf alle Regierungsführung verzichten und dem Zentrum die Verantwortung zuschieben. Das Zentrum will nicht Schaf sein, also soll es gezwungen werden, Fanatiker zu sein. Es soll zeigen, wie es regieren kann. Wir wollen einmal sehen, wie ein Tuntenhausener Staat aussieht. Dann werden wir bald wieder einen starken Liberalismus bekommen, aber solange antiklerikale Minister die Geschäfte des Zentrums besorgen, ist das Zentrum unüberwindlich, denn solange ist es gleichzeitig Regierung und Opposition.

Broemel und Pachnicke. Die Abgeordneten Broemel und Dr. Pachnicke erklären folgendes ihren Wählern:

Meinungsverschiedenheiten sachlicher und taktischer Art stellten uns vor die Alternative, entweder Kundgebungen, denen wir im engeren Kreis entgegentreten mußten, auch vor der Oeffentlichkeit zu bekämpfen, oder durch Schweigen den Anschein unserer Billigung zu erwecken und eine Mitverantwortung zu übernehmen. Das eine war so wenig ratsam wie das andere. Deshalb entschlossen wir uns, aus dem Streit herauszutreten, indem wir die auf uns gefallene Wiederwahl ablehnten. Auch ohne die Zugehörigkeit zum jetzigen Parteivorstand werden wir die parlamentarischen Pflichten, die das Vertrauen der Wählerschaft uns auferlegt hat, nach besten Kräften zu erfüllen suchen. Ebenso bleiben wir nach wie vor bemüht, in den einzelnen Wahlkreisen ein Zusammenwirken aller Liberalen für die nächsten Wahlen auch unsererseits zu fördern. In diesem Bestreben wissen wir uns eins mit unseren Wählern.

M. Broemel. Dr. Pachnicke.

Diese Erklärung besagt nichts neues. Die Abgeordneten Broemel und Dr. Pachnicke haben auch bisher in der Oeffentlichkeit nicht mit ihrer Meinung darüber zurückgehalten, daß sie mit der Politik der freisinnigen Vereinigung nicht allenthalben einverstanden sind. Im übrigen geht aus ihrer Erklärung hervor, daß sie kein parteipolitisches Ziel verfolgen, das außerhalb des Wahlvereins der Liberalen liegt. Folgende Preßstimmen sind von Wichtigkeit:

Danziger Zeitung. Wir wissen gewiß die Motive und Gefühle zu würdigen, die die beiden Abgeordneten zu ihrem Rücktritt veranlaßt haben; das schließt nicht aus, daß wir ihren Schritt tief bedauern in der Befürchtung, daß es auf diese Weise besser nicht werden wird, eher das Gegenteil.

Ostseezeitung (Stettin) Wie die Dinge innerhalb der Freisinnigen Vereinigung sich weiter entwickeln werden, müssen wir abwarten. Wir haben die Hoffnung immer noch nicht aufgegeben, daß die Einsicht in den wirklichen Stand der Dinge über alle graue Theorie den Sieg davon tragen und daß der Gedanke an die große Sache des Gesamtliberalismus alles andere schließlich zurückdrängen werde. Auch in der Erklärung der Herrn Broemel und Pachnicke kommt ja dieser Gedanke vollauf zu seinem Recht, wie das bei der Stellung der beiden Herren und ihrer ganzen rühmlichen politischen Vergangenheit nicht anders zu erwarten war. Im übrigen aber wollen wir vorwärts und möglichst wenig rückwärts schauen und jeden willkommen heißen, der sich zu uns gesellt in ehrlicher Ueberzeugung und zu ehrlicher mitschaffender Arbeit!

Kieler Zeitung. Wenn zwei Freunde, die in einen Zwist geraten sind, sich wieder verständigen wollen, so gibt es gewiß keinen ungeeigneteren Weg, um zu diesem Ziele zu gelangen, als wenn man sich beständig gegenseitig die Sünden vorhält, welche zu dem Zwiste geführt haben, oder welche man im Streite begangen hat. Nicht anders ist aber das Verhalten in so manchen liberalen Kreisen, wenn von der Einigung des Liberalismus die Rede ist. Die Einigung möchte Jeder gar zu gerne herbeiführen, aber dieser darf nicht mit dabei sein, weil er vor Jahren sich einmal abfällig über die andere Richtung geäußert hat, und jener nicht, weil er im Parlament einmal anders gestimmt hat, als man selbst für richtig hält. Wenn das so weiter geht, kommen wir niemals zu dem ersehnten Ziel, dann wird im Gegenteil die Rolle, welche der Liberalismus in unserem politischen Leben spielt, eine noch traurigere werden.

Kreuzzeitung. Nachdem die Gegner der nationalsozialen Elemente aus dem Parteivorstande ausgetreten sind und der Parteiführer selbst sich mit den Nationalsozialen identifiziert hat, muß nun wohl der Wiesbadener Beschluß der Freisinnigen Volkspartei auf die ganze Freisinnige Vereinigung ausgedehnt werden. Die „Voss. Ztg." will das nicht recht gelten lassen. Aber schon bisher waren die Beziehungen der beiden freisinnigen Parteien nicht die „freundnachbarlichsten", wie zahlreiche Auslassungen der „Freien Deutschen Presse (Freisinnige Zeitung)" bewiesen. Mit so gut unterrichteten und charakterfesten Politikern wie Broemel wäre der Richterschen Partei die Verständigung über ein Wahlbündnis nicht schwer geworden; aber stets haben in der Freisinnigen Vereinigung die unzuverlässigen Elemente eine große Rolle gespielt und seit sie von den demagogischen, geschwätzigen Nationalsozialen Sukkurs erhalten haben, steht Herr Broemel mit den Seinigen noch isolierter. So bedauerlich es im Interesse des gemeinsamen Kampfes aller bürgerlichen Parteien gegen die Sozialdemokratie auch ist: auf einen „Zusammenschluß des Gesamtliberalismus" ist vorläufig nicht zu rechnen.

Vorwärts. Der „Gesamtliberalismus" hat aber damit jedenfalls eine neue Gruppe gezeugt; ihr Name ist: Pachnicke!

Die Freie Deutsche Presse (Freisinnige Zeitung) hat zu unseren Feststellungen über den Wiesbadener Parteitag erklärlicherweise lange geschwiegen. Das war der konservativen Kreuzzeitung sehr unangenehm. Zwischen diesen beiden Blättern besteht, worauf wir schon öfter hinweisen mußten, eine Bundesbruderschaft insofern, als die Kreuzzeitung ihr Material zur Bekämpfung der Linken in der Hauptsache von dem Blatte des Herrn Müller-Sagan fertig bezieht. Nun hat die Kreuzzeitung sich am 7. Oktober bitter beklagt:

Auffallend ist es, daß die „Freie Deutsche Presse" sich bisher zu den Auslassungen der „Hilfe" noch nicht geäußert hat, während sie sonst die von nationalsozialer Seite kommenden Angriffe Schlag auf Schlag zu parieren pflegt. Wenn das Blatt bei seinem Schweigen beharren sollte, so würde das allerdings „tief blicken" lassen; denn dann würde man füglich anzunehmen gezwungen sein, daß die von den Nationalsozialen und dem Freisinn getragene Zersetzung auch bereits in der Volkspartei zu wirken begonnen habe.

Auf diesen freundschaftlichen Rippenstoß hin meldete sich nun am 8. Oktober die Freie Deutsche Presse und bedachte uns mit folgenden Ausdrücken: „erbärmliche Verdächtigung", „unlautere Mittel", „Verleumdungen", „publizistisches Bubenstück" usw. Dabei gehört doch die „Freie Deutsche Presse" zu den salbungsvollsten Hütern des guten Tones, sobald er von sozialdemokratischer Seite gestört wird. Wir verzichten darauf, uns mit diesem Blatte, für dessen journalistische Taten wir die freisinnige Volkspartei im ganzen niemals verantwortlich gemacht haben, in eine längere Polemik einzulassen. Wir haben unsere Informationen von volksparteilichen Teilnehmern am Wiesbadener Parteitage erhalten, und das, was wir geschrieben haben, deckt sich durchweg mit dem, was aus den Kreisen der Freisinnigen Volkspartei in dem „Gießener Anzeiger", der „Eisenacher Tagespost" und den „Frankfurter Neueste Nachrichten" geschrieben worden ist. Die Hintermänner der Freien Deutschen Presse täuschen sich in der Einschätzung ihres Einflusses. Ihre hauptsächliche Wirksamkeit liegt auf dem Gebiete journalistischer Liebesdienste für die Reaktion.

Der sechste Verbandstag deutscher Mietervereine, der Ende September in Kassel getagt hat, war von nur 30 Vertretern aus ganz Deutschland beschickt. Den Vorabend eröffnete sehr stimmungsvoll eine Rede D. Naumanns über die Wohnungsnot. Dagegen waren die geschlossenen geschäftlichen Verhandlungen recht wenig stimmungsvoll. Zwar konnte der Verbandsvorsitzende Hoßfelder-Leipzig eine erfreuliche Ausbreitung des Verbandes und der Mietersache überhaupt feststellen. Aber die Gesamtbewegung entspricht doch bei weitem nicht der Bedeutung, die die Wohnungs- und Mietsfrage nun einmal in unserm modernen Wirtschaftsleben hat. Auch im Hinblick auf die machtvolle Organisation der Hausbesitzer ist die Mieterorganisation bis heute noch gänzlich ungenügend. Die inneren Gründe, die das verschulden, sind oft genug von uns angedeutet worden. Schwerlich werden Verbandstage viel daran ändern. Trotzdem sind sie nötig, um den einzelnen Vereinen Gelegenheit zum Austausch ihrer Erfahrungen und zur Beratung gemeinsamer Schritte zu geben. Die Kasseler Tagung war denn auch mit diesen Erörterungen reichlich beschäftigt. Zum preußischen Wohnungsgesetzentwurf wurde nach einem Referat von Oberlehrer Sandrock-Kassel ein Beschlußantrag angenommen, der mit allerlei Vorbehalten den baldigen Erlaß eines Wohnungsgesetzes auf Grundlage des vorliegenden Entwurfs von Staatsregierung und Landtag fordert, dabei aber eine reichsgesetzliche Wohnungsreform überdies noch für notwendig erklärt. Der Verbandsvorstand (Lehrer Hoßfelder-Leipzig, Buchhändler Löpfel usw.) wurde wiedergewählt, Leipzig als Ort des nächsten Verbandstags bestimmt und damit die Verhandlungen, denen teilweise auch ein Vertreter des Oberpräsidenten beigewohnt hatte, geschlossen.

Der Triumph des Schöffengerichts

Fast solange, wie die deutsche Strafprozeßordnung vom 1. Februar 1877 in Kraft ist, machen sich parlamentarische Bemühungen geltend, sie zu reformieren. Es gelang jedoch niemals, Parlamentswillen und Regierungswillen in Einklang zu bringen. Dabei wurde das Reformbedürfnis von Jahr zu Jahr dringender, was auch die Regierung an-

Digitized by Google

erkannte. Endlich im Jahre 1903 entschloß sie sich, eine Kommission einzusetzen, die die ganze Materie durcharbeiten und möglichst die Grundlage für eine Reform des Strafverfahrens an Haupt und Gliedern herstellen sollte. Die Kommission bestand aus 21 Mitgliedern. Das Gros bildeten höhere Justizbeamte, der wichtigeren deutschen Staaten. Hinzu traten ein paar Rechtsanwälte, die Professoren van Calker aus Straßburg und Wach aus Leipzig, die Reichstagsabgeordneten Groeber, Opfergelt und Rintelen, sämtlich vom Zentrum, Himburg von den Konservativen, Bassermann von den Nationalliberalen und Lenzmann von den Freisinnigen. Die Kommission hat vom Februar 1903 bis April 1905 86 Sitzungen abgehalten und in zwei Lesungen den Gegenstand durchberaten. Ihre Protokolle sind vor kurzem im Verlage von J. Guttentag erschienen und unterliegen jetzt der öffentlichen Kritik.

Ob die Vorlage zur Reform des Strafprozesses, die die Regierung in absehbarer Zeit dem Reichstage zu machen moralisch verpflichtet ist, durchweg oder auch nur überwiegend auf den Vorschlägen der Kommission fußen wird, steht dahin. Der Staatssekretär des Reichsjustizamtes verwahrte sich ausdrücklich dagegen, daß das unbedingt der Fall sein müsse. Anzunehmen ist es jedoch, einmal deshalb, weil die Kommissionsbeschlüsse unter maßgebender Mitwirkung nicht nur der hervorragenden juristischen Vertreter der Einzelstaaten, sondern vor allem des Reichsjustizamtes selbst zustande gekommen sind, und dann, weil eine Regierungsvorlage, die sich auf die Kommissionsbeschlüsse stützt, damit von vorn herein eine gute Rückendeckung hat. Jedenfalls wird die öffentliche Meinung gut daran tun, wenn sie ihre Kritik an diesen Beschlüssen rechtzeitig übt. Denn es ist erfahrungsgemäß leichter, eine Regierungsvorlage vor und während ihrer Ausarbeitung zu beeinflussen, als sie in wesentlichen Punkten zu amendieren, nachdem sie einmal dem Parlament unterbreitet ist. Dann stößt man immer auf das „Unannehmbar!“ des Bundesrats. Die Erfahrungen bei den Kaufmannsgerichten und bei den Novellen zur Entlastung des Reichsgerichts, um nur ein paar Beispiele aus den letzten beiden Jahren zu nennen, sind in der Beziehung hinreichend lehrreich.

Wenn man ein Gesamturteil über die Arbeit der Kommission abgeben soll, wird es nicht besonders günstig lauten können. Soviele Verbesserungen im einzelnen sie auch vorgeschlagen hat, so wenig läßt sich verkennen, daß sie weniger von einem großen reformatorischen Zuge als von einer reaktionären Grundanschauung beherrscht war. Das liegt an der mangelhaften Zusammensetzung der Kommission. Das gebildete Laienelement fehlte völlig. Die moderne Wissenschaft war ungenügend vertreten. Unter den parlamentarischen Vertretern stellte die Hälfte allein das Zentrum. Die größte Partei Deutschlands, die Sozialdemokratie, war absichtlich eliminiert, obwohl sie doch in der Person Wolfgang Heines ein ebenso sachkundiges wie maßvolles Mitglied hätte liefern können. Ausschlaggebend waren die hohen Justizfunktionäre, denen das Konservieren natürlich näher lag als das Reformieren. So ist es denn kein Wunder, wenn das Gesamtergebnis derart ist, daß man sehr im Zweifel sein kann, ob die drohenden Verschlechterungen nicht die Verbesserungen überwiegen.

Die wichtigsten Beschlüsse sind diejenigen, die sich auf die Organisation der Gerichte beziehen. Bisher war der Aufbau unserer Strafjustiz geradezu ein Muster von Systemlosigkeit. Die Uebertretungen und die geringeren Vergehen kamen vor die Schöffeng erichte, bestehend aus einem Amtsrichter und zwei Schöffen. Die anderen Vergehen vor die Strafkammern, bestehend aus fünf Landrichtern. Die Verbrechen vor die Schwurgerichte, bei denen zwölf Geschworene über die Schuldfrage entschieden und drei Richter die Strafe festsetzten. Vor Theorie und Praxis kann diese Organisation gleich wenig bestehen. Warum haben die Laien bei den geringsten Straftaten den Ausschlag zu geben, bei den schwersten allein zu entscheiden, bei den mittleren überhaupt nicht mitzureden?

Die Kommission war sich völlig einig darin, daß dies Gebäude zum Abbruch reif sei. Mit einem „kühnen Griff“ machte sie sich das zu eigen, was der 1873 dem Bundesrat vorgelegte erste Entwurf eines Gerichtsverfassungsgesetzes enthielt, nämlich die Verallgemeinerung des Prinzips des Schöffengerichts. Damals hatte der Bundesrat die allgemeine Zuziehung der Laien beseitigt, weil er der sonderbaren Meinung war, daß das genügende Material für einen so starken Verbrauch von Schöffen nicht vorhanden sei. Daß diese Meinung für heute nicht mehr zutreffend ist, wurde in der Kommission kaum noch bestritten. Und da man überdies das Schöffengericht als die Form ansah, die sich in der Praxis am meisten bewährt habe, so entschied man sich dafür, dem Schöffengericht ein Monopol an der Strafjustiz einzuräumen. Die geringen Vergehen sollen dem bisherigen Schöffengericht — ein Richter, zwei Laien — verbleiben, die anderen Vergehen dem mittleren Schöffengericht — drei Richter, vier Laien —, die Verbrechen dem großen Schöffengericht — drei Richter, sechs Laien — überwiesen werden. Daß für Uebertretungen der Amtsrichter allein zuständig sein soll, stellt allerdings eine Durchbrechung des Prinzips dar, erklärt sich aber aus der praktischen Erwägung, daß für die kleinsten Straftaten ein möglichst kleiner und möglichst rasch funktionierender Apparat am zweckmäßigsten sei, und ist um so unbedenklicher, als die Berufung an das Schöffengericht ja die nötigen Rechtsgarantien gewährt.

Das neue System würde, abgesehen von dem rein formalen Vorzug, daß es überhaupt ein System darstellt, nach zwei Richtungen hin einen wichtigen Fortschritt bedeuten. Einmal deshalb, weil die Berufung, die heute sinnloserweise nur bei Bagatellsachen, aber nicht gegen die Strafkammerurteile existiert, für alle Strafsachen eingeführt würde. Und dann deshalb, weil die dem Volk mit Recht verhaßte Form der Strafjustiz, die durch die Strafkammern geübte, verschwände. Charakteristisch dafür, wie wenig sich die nur durch Juristen geübte Strafjustiz bewährt hat, ist, daß in der aus lauter Juristen bestehenden Kommission sich nicht eine Stimme für das Fortbestehen der Strafkammern erhob.

Die große Frage, die die breiten Schichten des Volkes am meisten interessieren muß, ist, ob die Vorteile, wie sie die allgemeine Einführung der Berufung und die Abschaffung der Strafkammern darstellen, das von der Kommission dem Volke zugemutete Opfer, der Schwurgerichte rechtfertigen können. Die Mehrheit der Kommission war freilich garnicht der Meinung, daß die Masse der Bevölkerung diese Preisgabe als ein Opfer ansehen würde. Sie meinte vielmehr, in vielen Gegenden stände man dem Schwurgerichte kühl gegenüber, die frühere Vorliebe dafür sei in weiten Kreisen geschwunden. Das dürfte indessen auf einer unrichtigen Einschätzung der Volksstimmung beruhen. Bis jetzt hat sich allerdings noch keine besondere Bewegung für das Schwurgericht bemerkbar gemacht, aber das wohl nur, weil man diese überaus volkstümliche Institution noch garnicht ernstlich für bedroht ansieht.

Natürlich kann man das Schwurgericht nicht einfach mit dem Hinweis darauf verteidigen, daß es eine alte liberale Forderung sei. Nicht alles, was man 1848 im Namen des Liberalismus vertreten mußte, braucht heute noch zeitgemäß zu sein. Gerade die Schwurgerichte bieten nach der theoretischen Seite hin, wie nach den praktischen Erfahrungen, breite Angriffsflächen.

Sehr bedenklich ist die Teilung des Gerichts in zwei getrennte Organe, von denen das eine nur mit der Schuldfrage, das andere nur mit dem Strafmaß befaßt wird. Aber der größte Teil der daraus entspringenden Mißstände wäre beseitigt, wenn der Vorsitzende an der Beratung der Geschworenen mit beratender Stimme teilnehmen dürfte. Ein solcher Reformvorschlag verdient jedenfalls die ernsteste Prüfung und hätte von der Kommission nicht mit der Phrase abgetan werden sollen, daß er „dem Grundgedanken des Schwurgerichtsverfahrens widerspreche.“

Schwerer ins Gewicht als gewisse theoretische Bedenken, die das segensreiche Wirken der Schwurgerichte in allen Kulturländern nicht verhindert haben, fallen die praktischen Erfahrungen gerade in Deutschland. Es ist nicht zu leugnen, daß es einzelne Schwurgerichtssprüche sind, die die breiten Volksmassen aufs tiefste erregt haben. Man braucht nur an das furchtbare Löbtauer Urteil, an den Güstrower Meineidsprozeß und an die Verurteilung der Bergleute Schröder und Gen. zu erinnern. Solche Urteile haben selbst bei einzelnen Liberalen und Demokraten Mißtrauen gegen die Schwurgerichte hervorgerufen.

Digitized by Google

Trotzdem wäre es verkehrt, auf Grund von einzelnen Fehlsprüchen, sie mögen unser Blut noch so sehr in Wallung bringen, nun gleich der ganzen Institution das Urteil zu sprechen. Wer weiß, ob große Schöffengerichte in diesen Fällen mehr dem Volksempfinden Rechnung getragen hätten! Nicht bei dem Schwurgericht als solchem ist der Fehler zu suchen, sondern bei der heute üblichen Zusammensetzung der Geschworenenbank. Auch das Schwurgericht ist eben vorläufig noch ein Klassengericht. Es repräsentiert nicht das Volk, sondern nur gewisse obere Schichten des Volkes.

Die an sich berechtigte Kritik der Schwurgerichte sollte daher ihre Reform und nicht ihre Beseitigung im Auge haben.

Viel gerade von dem, was in der Kommission gegen die Schwurgerichte gesagt wurde, spricht für sie. In dem einen Protokoll heißt es:

„Aus Württemberg und Bayern wird mitgeteilt, daß die Urteile der Schwurgerichte in Preßsachen wenig befriedigt hätten. In Württemberg habe sich dies namentlich bei den durch die Presse begangenen Gotteslästerungen und Majestätsbeleidigungen, in Bayern auch bei sonstigen Beleidigungen gezeigt. Dies habe in Bayern zu dem unerwünschten Ergebnisse geführt, daß die Staatsanwaltschaft wegen der Aussichtslosigkeit der Strafverfolgung vor dem Schwurgerichte den Beleidigten häufig auch in solchen Fällen auf den Weg der Privatklage verweise, in welchen wohl Anlaß zum Einschreiten im öffentlichen Interesse gegeben gewesen wäre."

Es gibt keinen besseren Schutz der Preßfreiheit, als wenn die Preßdelikte direkt vor die Schwurgerichte kommen, wie es in dem glücklicheren Süddeutschland der Fall ist. So lange wir in unserer Strafgesetzgebung noch Paragraphen haben, wie die über Majestätsbeleidigung und Gotteslästerung, die fortgeschrittenere Kulturvölker nicht kennen, so lange die Beleidigungsparagraphen im preußischen Stil gehandhabt werden, so lange muß jeder Freiheitsfreund fordern, daß möglichst alle politischen Vergehen, zum mindesten aber die Preßvergehen, den Schwurgerichten reserviert werden. Wird das durchgesetzt, so kann ruhig alles andere, was bisher vor sie kam, den großen Schöffengerichten überlassen bleiben. Es liegt kein politischer Grund vor, Morde und ähnliche schwere Vergehen für das Schwurgericht mit Beschlag zu belegen.

Natürlich müßte mit der Konservierung der Schwurgerichte für die politischen Vergehen Hand in Hand die Reform ihrer Zusammensetzung gehen. Diesem Punkt hat die Kommission leider fast gar keine Beachtung geschenkt. Sie will das Schwurgericht allgemein durch das Schöffengericht ersetzen, aber sie hat darauf verzichtet, Garantien dafür zu fordern, daß nun das Schöffenmaterial auch aus dem ganzen Volk heraus geholt werde. Gelegentlich findet sich ja die Bemerkung, daß man „unbedenklich bei der Auswahl der Schöffen mehr als bisher auf die unterrichteteren Elemente des Arbeiterstandes zurückgreifen könne." Aber als es sich darum handelte, diesem Wunsche dadurch Nachdruck zu geben, daß man eine Entschädigung für die Schöffen festsetzte, da versagte die Kommission vollständig. Sie „erachtet es nicht für geboten, zur Zeit zu dieser Frage Stellung zu nehmen." Sie scheute sich, an dem „ehrenamtlichen" Charakter des Schöffenamtes zu rütteln. Als wenn es nicht längst klar zu Tage läge, daß die „Ehrenämter" eine ungerechtfertigte Bevorzugung der sozial besser gestellten Volksschichten bedeuten.

Soll wirklich unsere Strafjustiz das Schöffengericht zur Grundlage haben, so ist die Voraussetzung dafür, ohne die die ganze Reform indiskutabel wird, daß Rechtsgarantien dafür hergestellt werden, daß das Schöffenamt allen Staatsbürgern ohne Unterschied der Partei und des Berufes zugänglich gemacht werde.

H. v. Gerlach.

Im Verein für Sozialpolitik.

II.

Der erste Tag der Mannheimer Versammlungen war eine Sache für sich, während die folgenden Tage in innerem Zusammenhange standen. Am ersten Tage wurde nämlich die finanzielle Behandlung der Binnenwasserstraßen erörtert, ein Thema, das viel fachmännischer und langweiliger zu sein scheint als es in Wirklichkeit ist — daß es rednerisch interessant gemacht werden kann, zeigte der erste Referent, Professor Schuhmacher aus Bonn, und daß in ihm viele materielle Lebensfragen berührt wurden, bewies die lange Reihe der Debatteredner. Mit Logik und Methode kann man gut beweisen, daß es eine Forderung der ausgleichenden Gerechtigkeit sei, die Schiffahrt auf Rhein und Elbe nicht abgabenfrei zu lassen, während alle kleineren Wasserstraßen zahlen müssen, aber in Wirklichkeit kommt es dabei nur ganz wenigen Menschen auf die reine Gerechtigkeit an, vielmehr wünschen folgende Stellen die Einführung der Flußabgaben:

1. Die preußische Eisenbahnverwaltung, die in der freien Schiffahrt eine unbequeme Konkurrenz sieht und die vor allem im Auge hat, daß die Kgl. sächsische und die süddeutschen Eisenbahnverwaltungen sozusagen direkt mit dem Meere verkehren können, wenn sie einen Hafen an einem abgabenfreien Strome besitzen. Die Einführung von Flußabgaben macht die Bahnverwaltungen der Einzelstaaten noch abhängiger von preußischen Tarifen.

2. Die Agrarier, die das auf dem Flußweg in das Innere des Landes kommende Getreide verteuern wollen.

3. Die Städte am Unterlauf der Flüsse, soweit sie vor den Städten am Oberlauf bevorzugt werden, wenn diese höhere Schiffahrtsabgaben zahlen sollen, also beispielsweise Köln gegenüber Mannheim und Straßburg.

Diese Interessenten würden ihren Willen schon durchgesetzt haben, wenn nicht die Reichsverfassung die Abgabenfreiheit der natürlichen Wasserstraßen festgesetzt hätte. Aber was ist, so fragen sie, eine natürliche Wasserstraße? Heute gibt es keinen unregulierten Fluß mehr! Das ist wahr, aber ebenso wahr ist, was Professor Gothein hervorhob, daß schon in den Jahren der Reichsgründung der Rhein in diesem strengsten Sinne keine natürliche Wasserstraße mehr war und daß seine Abgabenfreiheit also mit voller Einsicht in sein reguliertes Wesen beschlossen wurde. Was uns bestimmt, für die Abgabenfreiheit zu sein, sind besonders zwei Gründe: einmal die Besorgnis, daß es gerade die Nichtpreußen im Deutschen Reiche sind, die hier geschädigt werden und die deshalb eine Lockerung der Reichsverfassung mit Recht sehr übel nehmen, und dann der Gedanke, daß jede, auch die kleinste Hinderung der Rheinschiffahrt sich im Falle einer englischen Blokade unserer Nordseehäfen bitter rächen muß, weil dann jedes Schiff und jedes Lagerhaus am Rhein doppelten und dreifachen Wert für die ganze Nation bekommt. Gerade die Fracht billigster Massenartikel leidet am ersten unter Abgaben und für diese Artikel werden die größten Schiffsformen hergestellt, die uns dann im Notfall zum Verkehr mit Rotterdam und Antwerpen unentbehrlich sind. Es zeigt sich auch hier, wie in so vielen Fällen, daß die agrarische Politik im Grunde antinational wirkt.

Viel lebhafter als die Schiffahrtsfragen wurden freilich die zwei anderen Themata verhandelt, die Stellung der Arbeiter in den privaten Riesenbetrieben und das Verhältnis des Staates zu den industriellen Kartellen. Es würde vielleicht vorteilhaft gewesen sein, beide Themata von vorn herein zusammenzubinden, denn es ist unmöglich die Riesenbetriebe der Kohlen- und Eisengebiete erst als Arbeitgeberkörper und dann als Staat im Staate zu behandeln, da sie ja letzteres zu einem großen Teil eben deshalb sind, weil sie eine fast unbegrenzte Herrschaft über ihre Arbeitskräfte haben. In der Debatte zeigte es sich, daß man stets die ganze geschlossene Macht der Arbeitgeberverbände vor Augen haben müßte, wenn man von der Lage der Großbetriebsarbeiter sprechen wollte. Diese Verbände sind aber sachlich nur die Kehrseite der Verkaufsverbände, die wir Kartelle nennen. Am meisten flossen beide Gesichtspunkte in der Rede des Geh. Kommerzienrat Kirdorf zusammen. Er war der Mittelpunkt des Interesses und es ist nur zu bedauern, daß er gesundheitlich verhindert war, längere Zeit an der Debatte teilzunehmen. Man muß es anerkennen, daß er gekommen ist, um vor den Theoretikern sein Bekenntnis abzulegen, so sehr dieses Bekenntnis den Widerspruch aller derer herausforderte, die für freie Entwicklung der Arbeiterverbände eintreten. Mit Geh. Rat Kirdorf waren eine Anzahl höherer Beamter des Stahlwerksverbandes und des Zentralvereins der Industriellen erschienen, insbesondere Regierungsrat Leydig und Bergmeister Engel. Die Anwesenheit Dr. Alexander Tilles schien im allgemeinen weniger wichtig, aber schließlich

Digitized by Google

gehört es zum Herrentrutz der Bergherrscher, daß sie sich auch solche Landsknechte halten. Als Gegenstück zu dieser Herrschaftsvertretung hätte nun die Sozialdemokratie anwesend sein müssen. Die Abgg. Molkenbuhr u. Sachse hatten auch zugesagt, zu kommen, aber Jena war wohl zu radikal gewesen, um die Gemeinschaft mit den Gelehrten der bürgerlichen Gesellschaft zu gestatten. Die Sozialdemokraten erschienen nicht, nur der Sozialdemokrat Bernhard sprach in der Kartelldebatte, und der Beifall, den er fand, bewies, wie gut die Versammlung auch einen Molkenbuhr vertragen haben würde. Da die Sozialdemokraten fehlten, mußte die Vertretung der Arbeitersache von bürgerlichen Rednern übernommen werden und von Arbeitern der nichtsozialdemokratischen Verbände, wie Giesberts und Erkelenz. Die Eröffnung des ganzen Geisteskampfes lag in den Händen Professor Brentanos, der in großer, gedankenscharfer Rede darlegte, unter welchen Bedingungen von einen freien Arbeitsvertrag in den Riesenbetrieben geredet werden könnte; und die schärfste Abrechnung mit dem Herrschaftsgeist der Bergherren vollzog am Abend des ersten Tages Professor Max Weber.

Es ist nicht möglich, an dieser Stelle den ganzen Kampf der Worte und Gedanken zu erzählen. Wer ihn genau verfolgen will, wird sich das Protokoll kaufen müssen. Es ist auch kaum möglich, allgemeine Ergebnisse aus den Debatten herauszuschälen, da ja diese Tagung nicht verläuft wie ein Parteitag, bei dem schließlich etwas festes beschlossen werden soll. Der Wert liegt nicht im Resultat, sondern im Miterleben des geistigen Austausches. Die nationalökonomische Wissenschaft hält ihren Markt. Jeder, der zu Worte kommt, gibt ein Stück seines Wesens und seiner Weltanschauung, und es gehört schon ziemliche Vertrautheit mit dem vorhandenen Bestande von Ideen und Personen dazu, um aus der Vielfältigkeit der Darbietungen das Besondere der gegenwärtigen Tagung herauszufinden.

Solange es einen Verein für Sozialpolitik gegeben hat, war der Gedanke der moralischen Pflicht sozialer Reformen in ihm lebendig, denn er enstand bald nach der Reichsgründung aus Gegensatz gegen das oberflächlich gewordene deutsche Manchestertum. Ebensolange aber hatte er auch zwei Strömungen, eine mehr staatssozialistische und eine mehr gewerkschaftliche. Diese zwei Strömungen erschienen als ein größerer oder geringerer Glaube an Macht und Weisheit des Staates einerseits und an Kraft und Vernunft freier Verbände andererseits. Es ist begreiflich, daß in der Periode der Bismarckischen Sozialreform die erstere Strömung die Oberhand haben mußte. Nachdem aber die Zeit großer sozialreformerischer Gesetze zunächst vorüber zu sein scheint, und nachdem die Gewerkschaften der Arbeiter und auch alle Arten von Verbänden rapid gewachsen sind, ist es nicht wunderbar, wenn die Reform nach Verbandsprinzip, die liberale Reform im engeren Sinne des Wortes, stärker zum Ausdruck kommt. Die Gedanken Brentanos stehen mehr im Vordergrund als jemals früher, aber gleichzeitig vollzieht sich eine merkwürdige Annäherung der Brentano'schen Gedanken an die Gruppe der Staatswirtschaftler, denn um den Arbeitsvertrag der Verbände vollkommen zu machen, braucht jetzt Brentano die Herstellung staatlicher Formen für den gemeinschaftlichen Arbeitsvertrag. Es war einer der interessantesten Augenblicke der Mannheimer Tage, als Brentano diese Wendung seiner liberalen Verbandslehre an seine eigene Vergangenheit anknüpfte, und dabei in gewissem Sinne einen theoretischen Frieden mit der von Schmoller und Wagner vertretenen Richtung machte.

Man soll aber nicht denken, daß mit dieser Annäherung die Temperamentsunterschiede beseitigt sind! Um so mit den Vertretern des Unternehmertums reden zu können, wie es Prof. Max Weber tat, muß man im Glauben an die Freiheit aufgewachsen sein. Dieser Glaube ist nach wie vor der tiefste Unterschied der Richtungen. Das kam in neuer und sehr eigentümlicher Weise in der Kartelldebatte zum Ausdruck. Auch hier handelt es sich um Verkaufsverbände, aber nicht um Verkauf der Arbeitskraft, sondern Verkauf der Arbeitsstoffe für alle Fertigfabrikation. Diesen Verbänden gegenüber steht der Staatswirtschaftler etwa mit demselben Gefühl, mit dem er vor 20 Jahren den freien Verbänden und Klassen der Arbeiter gestanden hat, nur daß alles hier viel mehr in's Riesenhafte gezogen ist. Soll der Staat auch diese Verbände sich frei ausleben lassen? Wird nicht die Freiheit den Ruin bringen? Muß der Staat nicht sein altes Amt der Handwerkspolizei diesem Gigantenhandwerk gegenüber erst recht hervorholen? Man muß diese Frage in ihrer ganzen phantastischen Wucht und Weite begriffen haben, um die wunderbaren, schwer formulierbaren Erregungen dieser Aussprache mitfühlen zu können. Für den Staatswirtschaftler gibt es kein höheres Problem als die Staatshoheit auch gegenüber den Kartellen festzuhalten, und für den liberalen Verbandswirtschaftler gibt es kein größeres theoretisches Wagnis, als seine alte Freiheitstheorie auch auf die unheimlichen Massenkörper der Rohstoffproduktionen auszudehnen. Das ist der Gegensatz, in dem sich eine gewisse Leidenschaftlichkeit der theoretischen Erfassung entwickeln konnte. Wir unsererseits standen hier wie sonst auf der Seite Brentanos. Das aber will sagen: *man kann die Kartelle getrost sich und ihrer Freiheit überlassen, sobald man überhaupt eine Atmosphäre politischer und wirtschaftlicher Freiheit herstellt, also sobald man Koalitionsrecht, freies Wahlrecht, Freihandel und Freizügigkeit besitzt.* Erst dann, wenn diese Voraussetzungen nicht vorhanden sind, entwickeln sich die Kartelle zur Gefahr für die Gesamtheit. Das ist unser Fall in Deutschland. Aber die Bekämpfung der Gefahr liegt in der Herstellung normaler Voraussetzungen, das heißt in der Herstellung der eben genannten Freiheiten. Nur diejenigen, die erst mit Zöllen und mit Hemmung der Koalitionsfreiheit der Arbeiter den Boden für die Gefahr der Kartelle bereitet haben, sind nun genötigt, besondere Staatspolizei gegenüber den von ihnen künstlich geförderten Kartellen und Unternehmerherrschaften zu suchen. Die Stellungnahme zu dem schwersten Problem der Gegenwart ist also ihrem Wesen nach die letzte Konsequenz längst gefaßter früherer Willensentscheidungen. Wer für den Zolltarif war und doch dabei nicht Kartellinteressent ist, wird jetzt kaum anders können als einen Teil seiner Zollsünden durch Hemmungsvorrichtungen innerhalb des Kartellsystems wieder gut machen zu wollen. Man versuche nach diesem Schema sich die Haltung der verschiedenen Redner zu verdeutlichen!

Aber damit ist immer nur ein Zipfel der Frage erfaßt. Es ragt über alles Theoretisieren wie ein Berg über eine kleine italienische Stadt die Tatsache, daß der Staat nicht mehr stark genug ist, die Kartellmacht zu bezwingen, selbst wenn er will. Nach der Hiberniageschichte würde selbst Adolph Wagner nicht mehr den alten preußischen Staatston finden können. Der Staat wird gütigst in die Beteiligung an der internationalen Bohrgesellschaft aufgenommen und er darf die Hibernia kaufen, wenn er bis 1917 in's Kohlenkartell eintritt. Dieser Staat war es, von dessen Verhältnissen zu den Kartellen gesprochen wurde, und man sah es Herrn Geheimen Kommerzienrat Kirdorf an, daß er diesen Staat kennt.

Naumann.

Der Kampf in der Berliner Elektrizitätsindustrie.

Die Ursachen, die zu der umfangreichen Kraftprobe in der Berliner Elektrizitätsindustrie geführt haben, sind bekannt. Seit Jahr und Tag hat bereits zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern ein gespanntes Verhältnis bestanden. Die Arbeiter hatten unter dem Druck der verteuerten Wohn- und Wirtschaftsbedingungen ihre Löhne fortgesetzt zu steigern versucht und dabei den Weg eingeschlagen, der in Großbetrieben bis heute noch der erfolgreichste zu sein scheint: Einzelne Branchen traten bald in dieser, bald in jener Werkstätte mit Lohnforderungen hervor und setzten soviel für sich durch, als irgend möglich war. War eine Arbeitergruppe halbwegs befriedigt, so begann eine andere dasselbe Spiel. Daß sich die Arbeitgeber bei diesem fortwährenden Guerillakrieg keineswegs wohl fühlten, kann man ihnen schon glauben, ohne deshalb den Arbeitern Vorwürfe über ihre Kampfesweise zu machen. Diese sind vielmehr einfach durch die steigenden Lebensmittel- und Mietspreise zur Erkämpfung höherer Einnahmen gezwungen. Angesichts der aufsteigenden Konjunktur, an der auch die Berliner Elektrizitätsindustrie teilnimmt,

Digitized by Google

wollten sie sich einen größeren Anteil am Unternehmergewinn sichern.

Die Arbeitgeber waren aber schließlich dieser Art ständigen Feilschens und fortgesetzter Beunruhigung müde und griffen zu dem jetzt in der Großindustrie so beliebten Abwehrmittel umfangreicher Aussperrungen. Die drei großen Firmen Siemens & Halske, Siemens-Schuckert-Werke und Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft taten sich zusammen und erklärten, den an sich geringfügigen Streik der Schraubendreher bei Siemens & Halske und der Lagerarbeiter bei der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft mit Stillegung mehrerer ihrer Werke beantworten zu wollen, falls die Streikenden sich nicht mit den Zugeständnissen, die ihnen von ihren Betriebsleitern gemacht wurden, zufrieden gäben. Lange Verhandlungen zwischen Arbeitgebern und Arbeiterausschüssen, zu denen übrigens auch außenstehende Beamte des Metallarbeiterverbandes hinzugezogen wurden, führten zu keiner Einigung. Die Arbeiterführer rieten zwar zur Nachgiebigkeit, aber die Arbeitermassen, bekanntlich seit Monaten mit grundsätzlichen und praktischen Erörterungen über den Generalstreik lebhaft beschäftigt, bekundeten einen ungewöhnlichen gewerkschaftlichen Radikalismus. Sie ließen sich nicht zur Nachgiebigkeit überreden; erst sollten die Arbeitgeber über ihre bereits gemachten Zugeständnisse hinausgehen, ehe sie aufhören wollten zu streiken. Die Folge war, daß die vereinigten großen Elektrizitätswerke mehrere ihrer Fabriken schlossen. Die Arbeiter beantworteten diese Maßregel ihrerseits mit weiteren Streikerklärungen. So sind gegenwärtig rund 40 000 Arbeiter und Arbeiterinnen zu feiern gezwungen.

Damit ist aber der Umfang des Kampfes noch keineswegs endgiltig begrenzt. Inzwischen hat sich nämlich der Verband Berliner Metallindustriellen eingemischt und erklärt, daß er mit den kämpfenden Elektrizitätsfirmen demselben Arbeitgeberverband angehöre und sich demgemäß mit ihnen solidarisch erkläre und am 14. Oktober gleichfalls umfangreiche Aussperrungen vornehmen werde, falls bis dahin der Frieden in der Berliner Elektrizitätsindustrie nicht wieder hergestellt wäre. Es heißt, daß auch hier die Arbeiter die Aussperrung mit weitgehender Arbeitsniederlegung beantworten wollen, und daß dann weitere 20 000 Menschen, arbeitslos würden. Insgesamt würden also dann 60 000 Personen, mit Familienangehörigen über 200 000 Menschen (die Einwohnerschaft einer Großstadt!) von dem Riesenkampf betroffen.

Aus der geschilderten Entwicklung geht wohl zur genüge hervor, daß es sich hier längst nicht mehr um Erringung kleiner Vorteile, sondern um eine von beiden Seiten wohl überlegte und schließlich gewollte Kraftprobe handelt. Es ist müßig, entscheiden zu wollen, wen die Verantwortung für diesen schweren Kampf trifft. Die Arbeitgeber haben zweifellos vor dem Ausbruch offener Feindseligkeiten durch Zugeständnisse, wiederholte Verlängerung der Entscheidungsfrist, Verhandlungen mit ihren Arbeiterausschüssen, mit Organisationsbeamten und mit Gewerbegerichtsdirektor von Schulz bewiesen, daß sie keine „Herrenmenschen" im bekannten Wortsinne sind. Auf der andern Seite haben auch die Arbeiter solange in ihren Entscheidungen geschwankt, so gründlich die Lage beraten, so entschlossen den Kampf aufgenommen, daß es unbegreiflich ist, wenn jetzt auf ihrer Seite die Kraftprobe als eine rücksichtslose Brutalität der Unternehmer hingestellt wird.

Natürlich kann heute noch niemand mit Bestimmtheit sagen, wie die Kraftprobe endigen wird. Daß die Stimmung unter den streikenden und ausgesperrten Arbeitern nicht übermäßig freudig ist, kann man freilich den Versicherungen bürgerlicher Blätter glauben, nachdem sich herausgestellt hat, daß infolge mangelhafter Solidarität aller Arbeiterbranchen untereinander die Reichshauptstadt nicht vom elektrischen Licht und von elektrischer Kraft abgeschnitten werden konnte. Aber wie immer der Ausgang sein wird, schon jetzt erhebt sich die Frage: Was wird mit solchen Riesenkämpfen erreicht?

Die Arbeitgeber, die einfach ihre Werke schließen und den Unterstützungskassen der Gewerkschaften damit viele Zehntausende auf den Hals schicken, hoffen natürlich, daß sie durch solche finanzielle Schwächung der Organisationen dauernde Furcht oder doch längere Nachgiebigkeit bewirken würden. Die Arbeiter betrachten ihrerseits zwar diese großen Aussperrungen als schwere Benachteiligungen, glauben ihnen aber aus agitatorischen Rücksichten nicht ausweichen zu können.

Wie steht es in Wirklichkeit mit den Folgen dieser modernen gewerblichen Kriegführung?

Zweifellos haben nach jedem solchen opferreichen Kampfe die beiden beteiligten Parteien längere Erholungspausen nötig. Es geht da wie in der Kriegsgeschichte überhaupt: Solange sich kleine, schwache Gegner gegenüberstehen, nehmen die Fehden kein Ende; sobald jedoch gut gerüstete starke Heere einander blutige Schlachten liefern, werden die Kriege seltener.

Ueber diese allgemeine Erfahrung hinaus lehrt aber die Statistik auch noch ziffernmäßig, daß die umfangreichen Kraftproben der letzten Jahre in steigendem Maße zum Frieden führen. Dr. Zimmermann hat kürzlich in der „Sozialen Praxis" die folgenden Ziffern über Aussperrungserfolge aus der reichsamtlichen Statistik einander gegenüber gestellt:

	1902	1903	1904	1905 I. u. II.
Volle Unternehmer-Erfolge	65,2 %	51,4 %	37,1 %	25,0 %
Teilweise Erfolge	15,2 %	21,4 %	48,6 %	53,1 %
Erfolglos	19,6 %	27,2 %	14,3 %	21,9 %

Aus diesen Zahlen geht deutlich hervor, daß die „vollen" Erfolge der Aussperrungen stark abgenommen, dagegen die „teilweisen Erfolge" ganz erheblich zugenommen haben. Unter „teilweisen Erfolgen" wird man aber in der Regel Verständigung beider kämpfenden Parteien auf halbem Wege zu verstehen haben. Auch die Statistik der Aussperrungen, die von der Generalkommission der Gewerkschaften eben veröffentlicht wird, konstatiert, daß die teilweisen Erfolge nach dem Urteil der Arbeiter betrugen:

1902: 14,3 pCt. — 1903: 15,8 pCt. — 1904: 19,5 pCt.

Die beiden Statistiken, die natürlich nicht miteinander übereinstimmen können, weil die Arbeiter manchen Kampf als erfolglos beurteilen, den die amtliche Feststellung erfolgreich nennen wird, kommen also doch in bezug auf den teilweisen Erfolg der Aussperrungen zu demselben günstigen Gesamtresultat. Große Kämpfe sind die Vorbedingung langfristiger Friedensverträge oder doch längerer Ruhepausen im gewerblichen Leben.

Natürlich darf man sich bei dieser Erkenntnis nicht beruhigen. Die von einem solchen Kampf gerade Betroffenen haben einen schlechten Trost an der Hoffnung, daß man vielleicht später zu einem langdauernden Frieden kommt. Sie wünschen vielmehr auf beiden Seiten möglichste Vermeidung oder doch Abkürzung der gewaltigen Kraftproben. Was kann zu diesem Zweck geschehen? Arbeitgeber und Arbeitnehmer werden noch mehr als seither ihr Verhältnis zu einander nach Ziffern und Zahlen, statt nach Empfindungen und Gefühlen einschätzen müssen. Die Großindustriellen müssen sich mehr das überlegene Entgegenkommen der Berliner Elektrizitätsfirmen als das Herrenmenschentum der Kirdorf, Leidig und Tille zum Muster nehmen. Und die Arbeiter müssen nüchterner über den Kampfescharakter der Gewerkschaftsorganisationen denken lernen. Sie müssen nicht jeden hingeworfenen Fehdehandschuh aufnehmen, sondern sich darauf beschränken, nur einzelne, besonders günstige Aussperrungsangebote anzunehmen. Gewiß ist es peinlich, einer angebotenen Kraftprobe in Erkenntnis seiner Schwäche ausweichen zu müssen; peinlicher und gefährlicher ist es aber doch wohl, in einer aufgenommenen Kraftprobe schließlich zu unterliegen.

Zu dieser Erkenntnis, die nur durch zielbewußte Erziehungsarbeit langsam Ausbreitung gewinnen kann, muß hinzukommen, daß sich angesehene Unparteiische in größerer Zahl als seither finden, die sofort bei drohenden Kraftproben vermittelnd eingreifen. Neben den Gewerberichtern, von denen bei solchen Fällen leider einzelne immer noch allzu bureaukratisch denken, sollten sich staatliche und städtische Behörden (Fabrikinspektoren, Oberbürgermeister) schneller zu freiwilliger, unerbetener Vermittlung bereitfinden lassen. Wir haben gerade in letzter Zeit wiederholt erlebt, wie erfolgreich solche Vermittlungsangebote gewesen sind.

Daß freilich mit dem allen die Kraftproben noch nicht gänzlich aufhören werden, zeigt ja gerade der Kampf in der Berliner Elektrizitätsindustrie. Vernünftige Arbeitgeber, geistig

Digitized by Google

hochstehende Arbeiter, friedliebende Gewerkschaftsbeamte, eingehende Verhandlungen, lebhafte Vermittlertätigkeit — und dennoch schließlich eine erbitterte Kraftprobe! — Der Kampf ist eben doch der Vater aller Dinge.

F. Weinhausen.

Zur Beachtung!

Wir geben unseren Lesern im folgenden zwei beachtenswerte Preßstimmen über die politischen Haupttagungen der vergangenen Wochen. Beide zeigen, daß sowohl in der Freisinnigen Volkspartei wie in der Arbeiterbewegung Kräfte wirken, die sich über parteipolitische Engherzigkeit hinausarbeiten und trotz Reden und Resolutionen der gemeinsamen Sache der Freiheit in unserem Vaterlande dienen wollen. Daß sowohl in der Freisinnigen Volkspartei wie in der Arbeiterbewegung innere Widerstände gegen die offizielle Politik ihrer politischen Führung bestehen, ist ja bekannt. Wichtiger aber ist, daß dieser Widerspruch laut wird und die Form, in der er sich an die Oeffentlichkeit wendet.

Im **„Gießener Anzeiger"** schreibt ein **Führer der Freisinnigen Volkspartei,** der die Wiesbadener Tagung in eigener Person mitgemacht hat, zu dem Beschluß über die Einigung des Liberalismus:

„Zweifellos bildete für den Parteitag in Wiesbaden der Antrag des südwestdeutschen Verbandes über die Einigung der Liberalen den wichtigsten Punkt der so umfangreichen Tagesordnung. Leider kann die nach fast vierstündiger Debatte angenommene Kompromißresolution nicht als eine Lösung der Aufgabe angesehen werden, die in dem erwähnten Antrag gestellt war. Immerhin bedeutet sie einen Schritt vorwärts auf der Bahn zu einer Verständigung unter den entschieden liberalen Gruppen und darum haben sich auch diejenigen dareingefügt, die in die liberale Koalition gleichfalls die Nationalsozialen aufgenommen wissen wollen. Es ist durchaus müßig und ungerecht, von Schwäche oder gar Verleugnung von Grundsätzen auf Seiten der unbedingten Anhänger des Einigungsgedankens zu reden. Die **Kompromißresolution** ist nur aus dem Milieu heraus zu verstehen, das der Wiesbadener Tag darbot. Vielleicht zeichnen das die folgenden Zeilen besser, als es aus den Berichten der Reden zu erkennen ist.

Wenn auch die Befürwortung des südwestdeutschen Antrages durch Helff, Geiger, Müller-Meiningen das möglichste leistete, so besaßen die Gegner des **Antrages, oder nennen** wir sie richtiger die Anhänger der Zimmerstraße — der Sitz der Parteileitung ist bekanntlich in der genannten Straße — einen unschätzbaren Trumpf in der Hand. Sie kämpften mit einer Fiktion: sie erblickten in dem Antrag eine Spitze gegen die Parteileitung! Und angesichts der Zusammensetzung des Parteitages nutzten sie das auch aus. Die bloße Nennung der Namen Barth, Naumann, Gerlach hatte schon eine Wirkung, wie sie vielleicht nicht einmal in einer Zentrumsversammlung zu beobachten ist. Die als Redner auftretenden Herren Ablaß (der Barth ein politisches Chamäleon nannte) und Alberti-Wiesbaden (der von Naumann rund und nett behauptete, daß er keine liberalen Grundsätze habe), von Weill-Karlsruhe ganz zu geschweigen, sie alle waren noch die reinsten Waisenknaben gegen die Zwischenrufer, die bei Nennung eines der Namen der drei erwähnten Politiker die wildesten, häßlichsten Worte ausstießen.

Es herrschte eine Stimmung, in der sich der aufmerksame Beobachter sagen mußte, daß hier etwas **brechen** würde, wenn die Minderheit nicht zum Nachgeben bereit war. Verstand man in der lächerlichen Verwirrung, welche die bloße Nennung der drei Namen anrichtete, doch nicht einmal mehr den billigen Spott, als Müller-Meiningen im Tone der freisinnigen Zeitung von Gerlach redete. Man ~~vermochte~~ mochte also nicht mehr die deutlichen Gänsefüßchen herauszuhören, und ein namhafter Redner meinte dann allen Ernstes, daß eigentlich Gerlach noch nie so schlecht gemacht worden sei, als von Müller-Meiningen! Man ritt eben fortwährend das Steckenpferd: es soll gegen die Parteileitung gehen, und die das inszenieren, sind die Kerle Barth, Naumann und Gerlach. Das war freilich bequemer und garantierte das eigene Ziel sicherer, als über die derzeitige Situation des Liberalismus, seine Aussichten usw. — der wirkliche Kern des südwestdeutschen Antrages — zu debattieren. Den Vogel schoß dabei unstreitig Herr Cassel, Landtagsabgeordneter für Berlin, ab, und es darf nicht gezweifelt werden, daß er sehr stolz auf seine Rede war. Herr Cassel las dem Parteitage Stellen aus dem Katechismus der ehemaligen Nationalsozialen vor! Wenn der Redner sich mit dieser Leistung in einem Berliner Bezirksverein produziert hätte, so wäre das Sache der Berliner gewesen, aber vor einen Parteitag, dem Kollegium der Parteimänner, die ständig mitten im politischen Leben stehen, mit solchen Mätzchen hinzutreten, die vielleicht in der nächsten Woche in dem Organ zum 1001. Male zu lesen sind, das war ein Streich gegen den Parteitag. Und darum sei nochmals wiederholt, es war nicht etwa ein Rebell, der diesen Streich gegen die Reputation des Parteitages führte, sondern ein Parteiorthodoxer und zwar ein waschechter.

Sollten angesichts dieser Lage die unbedingten Anhänger der Einigungsidee nicht retten, was zu retten war, oder sich auf einmal in der Rolle der Unentwegten gefallen? Das letztere hätte nicht im Interesse des Gesamtliberalismus gelegen. So gelangte die Kompromißresolution zur Annahme.

Freilich ist sie eine Halbheit; sie hat eine Lücke. Die Nationalsozialen als solche existieren gar nicht mehr; sie sind in der freisinnigen Vereinigung aufgegangen und mit dieser muß jetzt die Parteileitung eine Verständigung anstreben. Diese Verständigung wird logischerweise die ganze freisinnige Vereinigung umfassen; eine nationalsoziale Gruppe als solche gibt es darin ja gar nicht. Der betreffende Satz der Resolution, der die Nationalsozialen von der Verständigung ausschließt, ist also praktisch irrelevant. Er bedeutet bestenfalls eine Unhöflichkeit gegenüber denjenigen Anhängern der freis. Vereinigung, die sich früher nationalsozial nannten. Daß die letzteren darüber verschnupft sein und nun den alten Hader von vorn anfangen werden, darf wohl als ausgeschlossen gelten. Sie haben sich hoffentlich an solche Schmeicheleien gewöhnt, deren eine jener Satz des Wiesbadener Beschlusses als unbedingt von gewisser Seite geforderte Sühne darstellt. Und sie wußten ja auch selbst sehr gut mit dergleichen Schmeicheleien umzugehen.

Uebrigens ist bei Abfassung der Kompromißresolution von Vertretern einzelner Landesorganisationen ausdrücklich betont worden, daß damit spezielle Abmachungen (bereits bestehende oder in Verwirkung zu setzende) dieser Organisationen nicht berührt würden! Das war ein weiterer Hauptgrund, sich mit der beschlossenen Fassung zufrieden zugeben. In Schleswig-Holstein, wie in Bayern bestehen Abmachungen mit den Nationalsozialen, und in Baden gehörte diese Gruppe gleichfalls zum liberalen Block. Praktisch hat also jener Satz keine Bedeutung. Er stellt aber allen Landesorganisationen die Aufgabe, nun ihrerseits auf der Bahn der Verständigung aller entschieden liberalen Gruppen weiterzuschreiten. Denn eine wirkliche Einigung der Liberalen zur Entfaltung neuer Werbe- und Stoßkraft kann nur aus den Landesorganisationen, aus den Wahlkreisen heraus erfolgen. Das bestätigt auch wieder der Wiesbadener Tag der freisinnigen Volkspartei."

Der **„Correspondent"**, das Organ des deutschen Buchdruckerverbandes, schreibt in einem „kritischen Nachwort zum Jenaer Parteitag":

Mit vollem Bedachte kann man sagen: Die Gefahr, gegen welche die Partei sich mit Hilfe des Massenstreiks wehren will, hat sie selbst heraufbeschworen! Eine Partei mit drei Millionen Stimmen und 80 Abgeordneten kann sich nicht sektiererhaft abschließen, sondern hat sich mit beiden Beinen mitten hinein in die politischen Dinge zu stellen. Bebel sagte vor etwa 15 Jahren einmal: die Taktik ist mir wichtiger als das Prinzip! Nun gut, hätte es die Taktik nicht erfordert, mit den gegebenen Verhältnissen zu rechnen? Vorbedingungen waren nach 1890 genügend vorhanden, eine nützliche Mitarbeit der Sozialdemokratie in reformerischem Sinne zu gestatten. Das wollte man aber nicht und richtete statt dessen die Dresdener Kriegserklärung an Staat und Gesellschaft. Und nun tut man höchlichst verwundert, daß von dort auch geschossen wird! Ist man wirklich so töricht, von Staat und Regierung vorauszusetzen, deren eifrigstes Bemühen müsse dahin gehen, die Machtmittel der Arbeiterschaft zu vermehren, damit diese umso wirksamer zur „Eroberung der politischen Macht" befähigt werde? Indem man in ganz untaktischer Weise ankündigt, was man alles tun will, wenn man erst noch mehr Kräfte gesammelt hat, fordert man doch geradezu die Herrschenden auf, diesen Zeitpunkt nicht erst abzuwarten, sondern unverzüglich mit ihren Machtmitteln der Arbeiterschaft entgegenzutreten. Man hat also mit dem Radikalismus in Jena lediglich der Reaktion in die Hände gearbeitet. Und welcher Widerspruch liegt doch darin, einer Gesellschaft, wie durch die Dresdener Resolution geschehen, den Krieg bis aufs Messer zu erklären, und es als ganz selbstverständlich zu finden, daß diese Gesellschaft mit der Sozialdemokratie den Ausbau der Sozialgesetzgebung vollenden soll! Wenn diese Gesellschaft aus einer solchen „Logik" heraus erklären würde: „die Kompottschüssel ist voll", wäre das vom Standpunkte der herrschenden Gesellschaft verwunderlich? Hat doch schon Parvus vor zwei Jahren geschrieben: „Wenn man der Regierung planmäßig und grundsätzlich alle Mittel und Wege abschneidet, so braucht man nicht erst zu sagen, wohin das führt." Ob man nun republikanisch oder sozialistisch denkt, das entbindet doch nicht von der Verpflichtung, unter Umständen Dingen zuzustimmen, die zwar der eignen Auffassung widersprechen, ohne die man aber nicht zu einer Verbesserung im allgemeinen gelangen kann. Sagte doch auch Moltenbuhr aus Anlaß der Beratung des Zolltarifes:

> Wir werden alles verhindern, was die Verelendung der Massen zur Folge haben kann, denn die sozialistische Gesellschaftsordnung kann nicht auf verelendete Massen aufgebaut werden. Indem wir das tun, kommen wir häufig dazu, Maßregeln zuzustimmen, die zwar einen Kulturfortschritt

Digitized by Google

bedeuten, aber eigentlich im Interesse der Kapitalisten liegen.

Genau so verhält es sich mit der gewerkschaftlichen Arbeit. Wir sind alle Sozialisten im wissenschaftlichen Sinne des Wortes, das hindert uns aber nicht, mit den Unternehmern Beschlüsse zu fassen, welche auch in deren Interesse liegen, blos um die Verbesserung der Arbeiterverhältnisse überhaupt möglich zu machen. Und hat nicht ein Genosse auf dem Lübecker Parteitage unter Beifall und Händeklatschen gesagt: „Wir denken nicht daran, daß der sozialistische Staat auf einmal hereinbricht; wir wollen durch praktische Reformen allmählich das Ziel erreichen." Ist es vielleicht trotz der gewerkschaftlichen Arbeit irgend einem Arbeiter eingefallen, sein Klassenbewußtsein preiszugeben? Nirgends bedingt die gewerkschaftliche Arbeit die Hinopferung der klassenbewußten Prinzipien. Und noch nie ist es, so lange eine deutsche Arbeiterbewegung existiert, vorgekommen, daß die Vertreter der Arbeiter ihr Einverständnis mit den heutigen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Zuständen erklärt hätten. Davor werden die Arbeiter durch die Zustände auf dem wirtschaftlichen und politischen Gebiete bewahrt. Wer heutzutage im modernen Produktionsprozesse tätig zu sein und mit seinem kargen Lohne auszukommen hat, wer heimatlos von einem Orte zum andern wandern muß, ohne eine bleibende Stätte zu finden, wer all den Wirkungen unsrer Kapitalwirtschaft ausgesetzt ist und nichts sein eigen nennt, von dem brauchen die Theoretiker von Bebel bis Stadthagen nicht zu befürchten, daß er die Ziele der Arbeiterbewegung aus dem Auge verliere. Wenn solch ein Arbeiter aber trotzdem zu der Reformarbeit als Gewerkschaftler befähigt und mit ihr solche Verbesserungen schafft, wie sie in der heutigen Gesellschaftsordnung möglich sind, so wird ein solcher Arbeiter nicht begreifen können, warum die Partei ihre große Macht nicht in dem gleichen Sinne nutzbar machen will. Doch nicht etwa deshalb, weil, wie Bebel anführte, der Boden des Parlamentes zu einem Hofparkett geworden war, auf dem manche ausgeglitten sind, oder weil Reden von Genossen im Reichstage gehalten worden sind, „von denen man nicht unterscheiden kann, ob sie Sozialdemokraten sind, wenn nicht hinter ihrem Namen das Wort Sozialdemokrat stände; Reden, die man von denen der bürgerlichen Opposition nicht unterscheiden kann"? Nein, das alles ist es nicht. Man will um keinen Preis vom Radikalismus der Theorie ein Titelchen preisgeben; man verweigert auf dem Boden der gegenwärtigen Staats- und Gesellschaftsordnung die Mitarbeit, man will keine Konzessionen machen und keine Kompromisse eingehen und ist nun glücklich dahin gelangt, daß man im Reichstage, wie selbst sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete zugestehen, an die Wand gequetscht ist.

„Das politische Verhalten der Sozialdemokratie im Reichstage und außerhalb desselben hat in evidentem Maße ihre Kompromiß- und Bündnisunfähigkeit erwiesen. Und doch müßte die Fraktion einen Teil der Regierungsforderungen bewilligen, soweit sich dies nach Lage der Verhältnisse als notwendig erweist, um anderseits auch für die Arbeiter ein Mehr herausschlagen zu können. Hätte die Partei sich einmal bis zu dieser Auffassung „gemausert", wäre sie freilich nicht mehr geeignet zum Experimentierfelde der Kautsky und Genossen, aber ihre Volkstümlichkeit könnte dadurch nur gewinnen. Sie wird naturgemäß um so schärfer bekämpft, je unversöhnlicher sie auf einem ganz unmöglichen Standpunkte beharrt. Bebel machte in Jena dem Fürsten Bülow den Vorwurf, daß er seit Dresden seine Taktik der Sozialdemokratie gegenüber merkwürdig geändert habe, „als seine Hoffnungen, seine Wünsche durch den Dresdener Parteitag durchkreuzt waren". Bebel findet das deshalb „merkwürdig", weil — nach seinen eignen Worten — Fürst Bülow „mit gewissen liberalisierenden Neigungen, die auf seinen langen Aufenthalt im Auslande zurückzuführen sind", in sein Amt eingetreten sei. „Er scheint des Glaubens gewesen zu sein, mit der Sozialdemokratie läßt sich etwas machen." Ja, warum soll der Mann denn das nicht gedacht und seine Taktik nach Dresden nicht geändert haben? Eben, weil Bülow sich lange im Auslande aufgehalten, konnte er sich nicht denken, daß eine so große Partei sich selbst aus der politischen Mitwirkung ausschalten und freiwillig ihren Einfluß auf die politische Gestaltung der Dinge in Deutschland preisgeben würde. Wenn Bebel glaubt, annehmen zu dürfen, daß die Dresdener Kriegserklärung keinen Wiederhall bei der herrschenden Gesellschaft finden würde, dann ist er wirklich ein recht naiver Politiker. Gesteht aber Bebel nicht selbst zu, daß Fürst Bülow „die größte Mühe hatte," das preußische Herrenhaus in der Berggesetznovelle „zum Nachgeben zu bewegen"? Und sagt Bebel nicht selbst, seine „verdammte Gerechtigkeitsmeierei" habe ihn veranlaßt, „selbst für die Regierung eine Lanze zu brechen"? Und hat nicht ein liberaler Fabrikbesitzer den Konservativen gedankt mit den Worten: „Es war die höchste Zeit, daß der Regierung und ihren Freunden, den Sozialdemokraten, ein Quos ego („Euch werd' ich . . .") zugerufen wurde"? Mag man hundertmal sagen, die Regierung sei der „Verwaltungsausschuß der herrschenden Gesellschaft", so ist das doch nicht in dem Maße der Fall, daß bei einer vernunftgemäßen Unterstützung der Regierung durch die Arbeiter nicht weit höhere Forderungen derselben gesetzlich realisiert werden könnten, als dies heute der Fall ist. Die Sozialdemokratie fürchtet sich aber heute noch davor, wünschenswerte Kompromisse einzugehen, peitscht die noch sozial denkenden Schichten des Bürgertums in das Lager der Scharfmacher — und aus einer selbst durch jahrelange Unterlassungen mit verschuldeten Situation schöpft man dann neue Resolutionen à la Dresden! Bebel sagte nun in Jena: „Eine Partei kann, so lange sie nicht in der Regierung sitzt, überhaupt keinen maßgebenden Einfluß ausüben", und setzte hinzu: „Wollt Ihr einen derartigen Einfluß haben, dann steckt Euer Programm in die Tasche, verlaßt Euren prinzipiellen Standpunkt, bekümmert Euch nur um rein praktische Dinge und wir werden als Bundesgenossen hochwillkommen sein." Bebel redete sogar davon, daß es dann Ministersitze und Geheime Oberregierungsratssitze für die Sozialdemokratie geben würde usw. Unseres Erachtens wäre es freilich für die Arbeiter das beste, das Programm von der Eroberung der politischen Macht in die Tasche zu stecken und den prinzipiellen Standpunkt des Sozialrevolutionarismus zu verlassen und sich um „rein praktische Dinge" zu bekümmern, als die „Scharfmacherei von unten" zu betreiben.

Soziale Bewegnng

Die Aussperrungstaktik der Arbeitgeber wird von den Gewerkschaften als fruchtlos hingestellt. Das neueste Correspondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands schreibt hierzu: „Wie schon bemerkt, ist bisher nur ein geringer Teil der Aussperrungen, etwa ein Drittel, zugunsten der Arbeiter ausgefallen. Das gibt uns aber keineswegs Veranlassung, besorgt der weiteren Entwicklung der Dinge entgegenzusehen. Im Gegenteil, wir betrachten dieses Vorgehen der Unternehmer als in der Natur der Sache liegend. Und da wir besonderen Wert darauf legen, daß die Arbeiter deutlich die Unnatur unserer gegenwärtigen Gesellschaftsordnung erkennen, so vermögen wir den Unternehmern wegen ihres rücksichtslosen Vorgehens nicht einmal gram zu sein. Wirkungsvoller als durch einen Streik wird die Aufklärung der Arbeiterschaft durch eine Aussperrung herbeigeführt. Ausweichen können und wollen wir diesen Kämpfen nicht, und deshalb ist es dann am besten, daß diese Kämpfe sich in der Form abspielen, die am geeignetsten ist, die Arbeiterschaft aufzurütteln und sie zur Erkenntnis der Mißachtung zu bringen, die ihr die heutige Gesellschaft und ihre Repräsentanten, die Kapitalisten, bezeugen."

Die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine wenden sich mit einem Aufruf zur Geldsammlung für die ausgesperrten Elektrizitätsarbeiter an alle sozial gesinnten Kreise des Bürgertums. Es heißt darin: „Die am schlechtesten bezahlten Arbeiter dieser Betriebe, die mit einem Stundenlohn von 30 Pfg. anfangen, und es erst nach zehnjähriger Tätigkeit auf 54 Pfg. bringen, hatten mit Rücksicht auf die erhebliche Verteuerung der Lebenskosten durch die unerhörte Steigerung der Fleischpreise und anderer Lebensmittel eine bescheidene Lohnerhöhung gefordert, auf welche die Betriebsleitungen nicht eingehen" . . . „Der Vorstand der deutschen Gewerkvereine ist an diesem Kampfe mit mehreren Tausend schuldlos auf die Straße gesetzten Arbeitern beteiligt. Unter diesen befinden sich auch viele Mitglieder, die noch nicht bezugsberechtigt sind. Außerdem muß insbesondere den Mitgliedern mit zahlreicher Familie ein größeres Maß von Hilfe gewährt werden, als dies durch das Statut vorgesehen werden konnte. Wir apellieren daher an die Hilfe aller Arbeiterfreunde im Bürgertum, und bitten Geldsendungen an unseren Verbandskassierer Rudolf Klein, Berlin NO. 55, Greifswalderstraße 221/223 richten zu wollen."

Die gegenwätige Konjunktur in der Elektrizitätsindustrie interessiert natürlich jetzt besonders lebhaft. Die „Arbeitsmarkt-Korrespondenz" stellt fest, daß im laufenden Jahr der Elektrizitätsindustrie aus dem Inland wie aus dem Ausland, und nicht nur von Staats- und Kommunalbehörden, sondern hauptsächlich auch von Großindustrie und Landwirtschaft überaus zahlreiche Aufträge zufließen. Die Verwendung elektrischer Kraft in der bis jetzt noch verhältnismäßig wenig beteiligten Landwirtschaft eröffnet den Elektrizitätswerken weite große Felder für künftige Arbeitsgelegenheit. Tatsächlich sind seit Mai die Arbeiterziffern bei den großen Elektrizitätsfirmen und bei ihren ausländischen Filialen ständig erhöht worden. Im August nahm die Zahl der Ueberstunden überall zu. Vermutlich hat auch das drohende Zollgespenst erheblich zu dem Aufschwung beigetragen; man will noch vor dem Inkrafttreten der neuen Zollgesetze möglichst viel Waren nach dem Ausland versenden. Ein späterer Rückschlag wird wohl unausbleiblich sein.

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Eugen Katz in Berlin. — Druck von Franz Weber, Mauerstr. 80.

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 41. Berlin, 15. Oktober 1905

Erinnerung.

Wenn ich auf mein Leben zurückblicke, so ist mein Eindruck von demselben der, daß eine gnädige und mächtige Hand mich getragen hat und trägt. Rothe.

Man feierte Verlobungstag in der Familie. Wie war's doch damals vor so und soviel Jahren? Wir gingen zusammen, wir scheuten uns vor dem letzten Wort, dem bindenden, und doch sehnten wir uns danach. Wir wußten, daß wir zusammengehören, und daß wir müßten, auch wenn wir nicht wollten; so stark trieb es zusammen und doch war jedes von beiden zu stolz, ein klein wenig weiter entgegenzukommen, wie der andere. Und dann küßten wir uns. Dann begann der Kampf um die Seele des andern, jener fröhliche und ernste Kampf, der stets das unwiderholbare Eigentum zweier Menschenherzen bleibt, die keine dunkeln Ecken ertragen. Man lernte sich verstehen und verstand sich doch noch lange nicht. Es kamen die Tage der Ehe: kleine und große, lange, deren Minuten gleich Stunden währen, und kurze, die glückliche Hände festhalten wollten. Arbeit legte sich auf das Leben, Krankheit kehrte ein; dann kamen Kinder und trugen in ihren beiden Fäustchen Sorge und Glück. Aber was in alle dem lag, das war es, wovon man lebte: es war die Gemeinschaft. Der Mensch lebt nicht von Glück oder Unglück. Er lebt von dem, was er zu erleben fähig ist. Alles im Leben ist nur Bote und gibt einen Brief ab mit deutlicher oder schwer lesbarer Schrift. Merkwürdig, daß man die Boten oft so falsch behandelt, daß das Glück einkehrt, aber es sah so gewöhnlich aus und man ließ es vorbeigehen, und daß das Unglück scheinbar in das Haus trat und man nur nicht merkte, wie reich es segnen wollte.

Rechnen wir alles in allem, so wird der bescheidene Christ recht haben, der überall die gnädige und mächtige Hand empfindet, die ihn trug. Wahrhaftig! An welchen Klippen fuhren wir vorbei, und wie leicht hätten wir untergehen können! Da gab es so viele Kleinigkeiten; sie konnten zum Segen oder zum Fluch werden. Und doch leben wir und lebt in uns, was uns Leben gibt. Und dieses Leben ist keine Tat aus eigener Kraft, ist kein Entschluß aus eigener Willkür: es ist viel zu groß und zu tief, als daß du es denken, geschweige schaffen könntest. Denn der Tropfen darf nicht zum Meer sprechen: du bist meine Schöpfung. Wir zehren vom Leben, wir leben vom Geschenk. Das größte Geheimnis umgibt uns tagtäglich und in seinem Schatten gehen wir dahin. Es ist das Leben selbst, das einige Augenblicke auf der Erde träumt, um ewig zu wachen.

Laßt uns dankbar sein für das, was uns gegeben ward in allen Lebensstunden. Der Mann führt das Weib, das Weib den Mann; der Vater trägt die Kinder und dem Großvater hören die Kleinen lauschend zu. In die große Kinderstube, die Welt heißt, tritt einer, der heißt Gott, und an seiner gnädigen, mächtigen Hand führt er Geschlecht um Geschlecht. **Traub.**

Eine Kaiserkapelle.

Hoch über der Moldau und der Altstadt Prag liegt auf dem Hradschin die kaiserliche Burg und der Dom, den Karl IV. um 1350 hier zu errichten begann. Es war ein kühnes Unterfangen, als der Luxenburger beschloß, hier in Böhmen, fern aller Kultur und fern den begangenen Handelsstraßen, ein Zentrum des Handels, der Macht und der Kunst zu schaffen, das dem römischen Reich deutscher Nation eine Hauptstadt werden sollte. Wir Deutschen haben ja nicht das Glück gehabt, im Mittelalter eine feste Residenz für unsere Kaiser zu besitzen. Wie anders ist es mit Italien, Frankreich, England, Spanien gewesen! Hier sind Rom, Paris, London, Madrid alte Gründungen; noch heute wandern wir an diese Mauern auf den alten Römerstraßen heran und die Gunst des Wassers und des Meeres hat die schnelle Entwicklung dieser Städte gleichfalls gefördert. Die deutschen Kaiser dagegen waren im Zeitalter der Naturalwirtschaft gezwungen, ihre einzelnen Pfalzen abzugrasen und jedesmal so lange mit dem riesigen Hofstaat darauf zu verweilen, bis das Getreide aufgegessen und das Wachs aufgebrannt war. Wie heißt die Residenz Deutschlands bis zum Jahr 1250? Man kann von Lieblingsplätzen reden, wie Aachen, Ingelheim, Limburg, Speyer, Goslar, — aber Residenzen mit dem Charakter der Kontinuität waren das nicht. Erst mit Rudolf von Habsburg wurde das anders; damals beginnt Wien sich herauszuheben. Aber schon beim ersten Dynastiewechsel, als die Habsburger von den Luxenburgern verdrängt wurden, wechselt die Hauptstadt wieder. Prag hat fünfzig Jahre lang die Ehre gehabt, kaiserliche Residenz zu sein. Das von seinen Bergen so fest umschlossene, bisher so versteckte Böhmen tritt damit in hellste Beleuchtung. Ein kluger Machtwille schaffte dort in wenig Jahrzehnten Außerordentliches. Wir reden von einer böhmischen Spätgotik, von einer böhmischen Malerschule; und wenn wir vor dem Bronzeguß des heiligen Georg an dem Prager Dom stehen, den 1373 die beiden Siebenbürger Meister Martin und Georg aus Clausſenburg gegossen haben, so müssen wir auch von einer hochentwickelten Plastik dieser Zeit und Schule sprechen. Während man im übrigen Deutschland damals nur in der Malerei weiterkommt, in der Baukunst und Plastik aber stark zurückgeht, entsteht in Prag auf Befehl des kaiserlichen Willens Burg und Dom, Brunnen und Standbild, Fresco und Altarbild. Man sieht, was dies bisher schlafende Land leisten kann, wenn der Wecker kommt.

Natürlich rief der Kaiser zuerst die Lehrer von auswärts. Er ging oft nach Italien und sah den Mailänder Dom in die Höhe gehen, sah die römischen Mosaiken glitzern, sah die Paläste der Veroneser Grafen mit bunten Fresken geziert. In Treviso fand er dann den Maler Tommaso, der mit ihm ging und den jungen Anstreichern in Prag lehrte, was ein Fresco sei. Er malte ihnen das herrlichste Altarbild vor, das heut in der Burg von Karlstein steht; er bedeckte Kapellen und Säle mit den bunten Farben, dauerhaft für alle Tage und Schicksale. Als er starb oder wegging — man weiß es [illegible] — hatte er die Schüler herangezogen und diese setzten [illegible]ct, was der Meister ihren staunenden Augen und Herzen gelehrt hatte.

Aber nun kommt das Eigenartige. Die Böhmen wollten nicht einfach den Italienern nachmachen. Böhmische Kunst,

Digitized by Google

so hieß schon damals die natürliche Parole. Nun sind Böhmens Berge berühmt wegen ihrer Erze und wegen ihrer Edelsteine. So plante man eine Verbindung von Fresco und Edelstein.

Der Kaiser hat damals befohlen, das Größte und Beste, was man vom Karneol, Achat, Chrysopas, Edelquarzen aller Art fände, nach Prag zu bringen. Handgroße Edelsteine brachte man massenhaft heran; sie wurden geschliffen zu schimmernden Spiegeln, denen man aber den natürlichen Rand ließ. Mit der Rückseite wurden sie in den Zement der Mauer gebettet. Sie schmücken die Krönungskapelle des Prager Domes. Man denke sich, was für ein herrliches Muster des Wandgrundes dadurch entsteht. Jeder Stein ist ein Juwel an sich. Schimmernd die Oberfläche, leuchtend die Farbe, oft goldig schimmernd wie hellbrauner Rauch, oft wilde Wellen in den Linien des Quarzes, alles wie in Tätigkeit und Leidenschaft, zu funkeln, zu glitzern, zu eifern, zu leuchten. Solch eine Wand hat Majestät. Etwas Kaiserliches liegt in der Gelassenheit der Verschwendung. Ich zählte an einer Wand über 80 handgroße Quarze; aus jedem einzelnen Stein könnten heute 20 Konfirmandinnen mit Broschen beglückt werden, von der ganzen Wand also 1600! Hier ist das Beste grade gut genug, um als Wandgrund zu schimmern.

Zwischen diesen Steinen sind nun große stehende Einzelfiguren al fresco gemalt. Die heilige Geschichte der Passion ist dargestellt vom Judaskuß bis zur Auferstehung, und einzelne Heilige. An diesen Gestalten merkt man das italienische Vorbild. Große ruhige Formen, fließende Gewänder, bedeutende Geberden. Alles ist hier Gegenwart und Feierlichkeit, wenig Handeln und absolut keine Geschwätzigkeit. Was für ein Geflüster, ein Getüschel, ein Geknister dringt aus einem deutschen Schnitzaltar heraus. Wie die Heinzelmännchen tanzen Farben, Lichter, Nester und Falter auf und ab, hin und her. Buntscheckige Gesellen und Fräuleins sind's, die sich unendlich viel mitzuteilen haben. An den Prager Wänden stehen schweigend die Heiligsten und hüten die kaiserliche Majestät. Auch der Verwirrteste findet hier Sammlung und Scham. Denn nichts sieht er als das Edelste: die großen Edelsteine und die großen heiligen Männer. Er kann nicht anders, als demütig werden. Er sieht das Außerordentliche und gelobt, solche Maßstäbe selbst anzuwenden. Der Begriff Kaiser gewinnt Prägung, Glanz und Dauer. Er funkelt, nachdem Karl IV. längst die Augen geschlossen; er glänzt, auch wenn Karls unwürdiger Sohn sich seinen Bademädchen überläßt; er schimmert, auch nachdem Prag längst seine Kaiser verloren und in die Reihe der Mittelstädte zurückgetreten ist.

Das nenne ich Kaiserkunst, Kaiserkultur. Man sieht, Karl hat nicht einfach die italienischen Vorbilder nachgemacht; er hat von ihnen gelernt, dann aber das Besondere hinzugefügt. Ebenso ließe es sich bei der Georgsstatue nachweisen; sie überbietet alles, was Italien damals besitzt und die beiden Siebenbürgener mögen stolz in ihre Heimat zurückgezogen sein.

Im frühen Mittelalter hing man, sobald der Kaiser in seine Pfalz einzog, Teppiche an die nackten Oberwände; reiste er ab, so wurden die Teppiche schnell aufgerollt und auf der nächsten Pfalz verwandt. Ein bezeichnender Vorgang für die Zeit der Reisekaiser. Im Süden hatte man längst auf die Perpetuierung der Wandverkleidung gesonnen. Man fand das Geheimnis bei den Mauren in Spanien; es sind die Majolikaplatten. Daneben wurde das Fresko der Ersatz des Teppichs. Karl benutzte die letzteren; aber statt der künstlich gebrannten und glasierten Erde nimmt er die natürlichen Mineralien, die in den Bergen seines Landes gewachsen sind. Mit der Reisezeit soll es vorbei sein. Für alle Zeiten schimmern die Juwelen auf dem rauhen Zement der Wenzelkapelle, und kein Räuber vermag, die edlen Steine zu rauben. **Paul Schubring.**

Zur Geschichte der Brille.

Es gibt wenige Instrumente, die eine solche enorme Verbreitung gefunden haben, wie die Augengläser. Bei uns zu Lande bedienen sich mehr als die Hälfte aller im reiferen Alter Stehenden dieses unschätzbaren Hilfsmittels. Wenn man Deutschland das Land der Brillenträger nennt, so ist das sicherlich nicht ein Zeichen besonderer Rassenentartung, denn die Zahl der Personen mit unzureichender Sehkraft ist bei uns nicht größer als anderswo, sondern ein Zeichen besonderer Kulturhöhe. Zweierlei Bedingungen müssen offenbar erfüllt sein, einmal muß der Preis der Brille so niedrig sein, daß er für die große Masse zu erschwingen ist, dann aber muß die Einsicht in den Nutzen jenes Instrumentes wirklich in die großen Schichten des Volkes gedrungen sein. Erst dann konnte die Verbreitung eine so allgemeine werden, wie sie heute ist.

Aber dem war nicht immer so: noch vor 60 Jahren kostete in Berlin eine Brille vier Taler, vor 400 Jahren waren sie eine Kostbarkeit, mit denen Fürsten einander beschenkten und deren sie im Testament sorglich erwähnten.

Wem verdanken wir nun eigentlich diese Erfindung?

Hier wie so oft in kulturhistorischen Dingen müssen wir Europa und den heute so aktuellen fernen Osten gesondert betrachten. Es steht fest, daß die Chinesen seit unvordenklichen Zeiten den Gebrauch der Brillen kennen. Aber wie mit vielen anderen Dingen, z. B. dem Schießpulver, ging es auch hier. Die weitere Ausführung und exakte technische Durchbildung einer Erfindung, die z. B. vom einfachen Schießpulver zum Krupp'schen Schnellfeuergeschütz und Torpedoboot, vom Buchdruck mit der Handpresse zur modernen Rotationsschnellpresse führte, blieb auch auf diesem Gebiete ihnen versagt. Die chinesischen Brillen sind nicht aus Glas, sondern aus einem Kristall (Topas) geschliffen und nicht mit metallenen Federn oder Bügeln am Kopfe befestigt, sondern mit Schnüren an den Ohren oder an der Kopfbedeckung festgebunden.

Unabhängig davon wurden in Europa die Brillen Ausgang des 13. Jahrhunderts erfunden. Brenngläser waren freilich schon vorher bekannt; sie fanden sich zahlreich in Pompeji und sonstigen Ausgrabungen. Ihre Benutzung als Lupen ist möglich, aber von keinem Schriftsteller der Altertums erwähnt. Nur eine einzige Ausnahme existiert: Plinius berichtet, daß Kaiser Nero die Gladiatorengefechte durch einen Smaragd betrachtet habe. Da dies die einzige Stelle ist, aus der man den Gebrauch der Fernbrille im Altertum folgerte, ist eine ganze Literatur darüber zusammengeschrieben worden; auch Lessing schrieb einen Aufsatz über Neros Brille. Heute steht ziemlich fest, daß der Smaragd entweder als eine Art Schutz gegen die grelle Beleuchtung, wie man heute blaue Brillen verordnet, oder als politisches Spielzeug diente, um der Partei der „Grünen" die allerhöchste kaiserliche Huld zu dokumentieren. Jedenfalls aber war Nero's Smaragd keine, das Fernsehen erleichternde „Brille". Es wäre ja auch unbegreiflich, wieso gerade blos Nero von dieser Erfindung profitiert hätte und nicht auch andere Leute, und warum in den Ausgrabungen und in der gesamten klassischen Literatur jeder Hinweis fehlen sollte.

Wer eigentlich als der Erfinder (für Europa) zu bezeichnen ist, läßt sich nicht genau feststellen. Ziemlich zur selben Zeit, gegen Ende des 13. Jahrhunderts tauchten plötzlich in verschiedenen Orten, in Oxford, in Florenz, in Pisa, in Dalmatien Brillen auf. Roger Bacon beschrieb 1276 die Wirkung der Linsen; in einer Florentiner Kirche befindet sich folgende Grabschrift:

Qui giace Salvino degli Armati
Inventore degli occhiali:
Dio gli perdoni le peccate!

„Hier liegt Salvino von Armati, Erfinder der Brillen, Gott vergebe ihm seine Sünden!" Es ist nicht ganz klar, ob der fromme Verfasser dieser Grabschrift nicht die Erfindung der Brille, dieses Werkzeuges der „Aufklärung", als eine besondere und „Hauptsünde" bezeichnen wollte.

Andere Forscher schreiben dem heiligen Hironymus aus Dalmatien, dem Schutzherrn der Brillenschleifer, noch andere dem Dominikaner Alessandro della Spina aus Pisa die Erfindung zu.

Aber nur Lesebrillen waren es, die damals und in den folgenden 200 Jahren in den Dienst der Menschen gestellt wurden. Während man schon zur Vergrößerung kleiner Gegenstände Lupen aus Beryll (daher wahrscheinlich das Wort „Brille") benutzte, hatte man jetzt gelernt, konvexe Linsen aus Glas zu schleifen.

Das war gewiß ein Fortschritt, aber nur für die eine Hälfte der Brillenbedürftigen. Die Kurzsichtigen mußten

Digitized by Google

noch lange warten; erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts wurden die ersten Concavbrillen geschliffen und 1611 von Kepler die optischen Gesetze erkannt und dargestellt, auf denen die Wirkung der verschiedenen Linsen beruht.

Ungefähr ebenso lange dauerte es, bis die dritte Schleifart, die zylindrischen Gläser erfunden wurden. Sie dienen zur Korrektion des sog. Astigmatismus, d. h. der unregelmäßigen Krümmung der Hornhaut, eine Eigentümlichkeit, auf die schon Brewster 1758 hinwies, ein anderer Engländer, Thomas Young 1801 ausdrücklich analysierte und ein dritter, Airy, zuerst korrigierte.

Es ist nicht uninteressant, das Verhalten der Aerzte zu den Brillen zu erwähnen. Nicht bloß überließen sie bis in die neueste Zeit hinein die Auswahl der Brillen ebenso wie ihre Herstellung dem Optiker: d. h. dem Glasschleifer, sondern wir finden bei den Aerzten des Mittelalters das ausgesprochene Bestreben, dem Publikum die Brillen zu verleiden und vor ihrem Gebrauch zu warnen. Georg Partisch, dem wir die „Ophthalmoduleia", das erste Lehrbuch der Augenheilkunde verdanken, schrieb 1583 ein eigenes Kapitel „wie man sich vor denen Prillen und Augengläsern bewahren und enthalten soll." Noch 1855 im großen Ruete'schen Lesebuch sind die Brillen und ihre Verordnung als offenbare Domäne des Optikers abgehandelt resp. nur kurz erwähnt.

Erst Donders und Helmholtz haben Wandel geschaffen und ein- für allemal klargelegt, daß die Brille und ihre sachgemäße Verordnung die volle Sachkunde des Augenarztes erfordert, zugleich aber in seiner Hand eines der wichtigsten Heilmittel darstellt.

Aus dem einstigen roh empirischen Ausprobieren ist eine exakte, objektive Methode geworden und es ist heute möglich, einem Patienten, ohne eine einzige Frage zu stellen, ja, ohne überhaupt ein Wort mit ihm zu sprechen, die richtige Brille zu verordnen.

Für uns Deutsche hat schließlich die Brille auch noch eine ganz besondere volkswirtschaftliche Bedeutung. Besitzt doch Deutschland die größte Brillenindustrie Europas und demgemäß auch den größten Export an Brillengläsern; allein aus Rathenow wurden im Jahre 1903 für 7 Millionen Mark exportiert.

Der Vater dieser blühenden Fabrikation war merkwürdigerweise ein Geistlicher, der Feldprediger August Duncker, der 1801 die Konzession zu einer Schleiferei in Rathenow erhielt, in der er invalide Soldaten und Militärwaisen beschäftigen wollte. Heute existieren in Rathenow zwei sehr große und eine Menge kleiner Betriebe, die im ganzen 2000 Arbeiter beschäftigen.

Nur in einem einzigen Lande hat die Brillenindustrie gleiche Bedeutung zu erringen vermocht, in Nordamerika; dort finden wir kolossale Brillenschleifereien, die vorzügliche und dank dem gut organisierten Massenbetrieb auch billige Ware liefern. Dort finden wir aber auch die größte Verbreitung der Brille, insbesondere unter den Amerikanerinnen in einem Prozentsatz, der bei weitem die deutschen Verhältnisse übertrifft. Wenn die Behauptung richtig ist, die wir an den Anfang dieser Skizze stellten: wenn wirklich die Zahl der Brillenträger als ein Maßstab für die Höhe der Kultur dienen kann, so ist es interessant und sicherlich kein Zufall, daß gerade in den Vereinigten Staaten schon bei den allergeringsten Sehfehlern Brillen erbeten und gern getragen werden.

Berlin. **Dr. A. Erzellitzer.**

Wie der Adam starb.

Von **A. Supper.**

Aus: Dahinten bei uns. Erzählungen aus dem Schwarzwald. Verlegt bei Eugen Salzer in Heilbronn.

Ich war dabei, als der Adam starb.

Zwei Tage vorher hatte man mich zu dem Bauern gerufen. Ich spannte meinen Schimmel ein, fuhr hinauf auf die rauhe Höhe, auf der des Adams Hof zwischen den schlechten Föhrenbeständen liegt, sah mir den Mann an und wußte, was es geschlagen hatte.

Am andern Tag fand ich den Kranken besser. Er hatte soeben vom Bett aus für zweitausend Mark Papierholz aus seinen Wäldern verkauft, das wirkt auf einen Bauern von Adams Sorte stimulierend.

Am dritten Tag kam ich just zum Sterben.

Still und verlassen lag das Haus, nur das jüngste der Adamskinder, das auch wieder ein Adam war, umtanzte in der Stube des Vaters Bett und merkte nicht, daß ein anderer Tänzer mit Hippe und Stundenglas im Begriff war, anzutreten.

„Guck', Vater, guck!" jubelte der flachsköpfige Bub und zeigte dem Mann eine selbstgefertigte Peitsche. Aber der andere, der Unsichtbare, schien dem Bauern auch etwas zu zeigen.

Was es war, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß der Mann auf der Bettstatt, in der er die langen Beine nicht vollständig ausstrecken konnte, an die niedrige, getünchte Decke starrte mit ganz großen, glasigen Augen und für seines Jüngsten Peitsche keinen Blick übrig hatte.

Da hieß ich den Buben hinausgehen. Aber er reckte nur die rote Zunge heraus und ging nicht. Neben dem weißgestrichenen Schränkchen in der hintersten Stubenecke kauerte er sich auf den Boden, holte aus den Schrankfächern Würfelbecher und ein schmieriges Kartenspiel, schlug mit der kleinen Faust auf die Diele und schrie, sein helles Kinderstimmchen zu seltsam heiserem Ton zwingend: „Trumpf raus!"

Der Mann auf dem Bett grinste. Ein volles Lachen kam nicht mehr heraus.

Es ist auch keine Sache zum Lachen, mit 46 Jahren davon zu müssen und acht mutterlose, noch nicht versorgte Kinder dahinten zu lassen. Besonders, wenn man, wie der Adam, ein Mann war, groß, stark und gerade wie ein Wiesbaum, mit einer derben Lebenskraft und Lebensfreudigkeit und der brutalen Welt- und Daseinsliebe eines eisernen Bauernkörpers.

„Vor dem Adam so't sich Tod und Teufel fürchte," sagten die Dorfleute, als sie hörten, daß er auf dem letzten Lager liege. Aber diese beiden sind nicht furchtsam. Wenigstens der Tod nicht. Das kann ich bezeugen. Unerschrocken ging er dem Bauern zuleib. Ich stand daneben, hatte meine paar Mixturen zur Hand und kam mir vor wie ein winziger Zwerg, der den heranschreitenden Riesen in die Stiefelschäfte zwickt, um ihn im Laufe aufzuhalten.

Wie es dann der Teufel mit der Nachlese gehalten hat, kann ich nicht sagen. Der Pfarrer, den ich sonst als einen Mann von Wort kenne, hat am Grab behauptet, des Toten Seele ruhe in Gottes Hand.

Aber so weit sind wir noch nicht.

Also der Adam lag und starrte an die Decke. Ich kramte am Tisch lautlos in dem armseligen Arsenal, das unsereinem zur Verfügung steht, wenn es gilt, den letzten Fußtritt, den letzten Hieb und Stoß des Gewaltigen vielleicht ein wenig abzuschwächen: ein bißchen Aether, und ein bißchen Kampfer und ein bißchen viel von dem Gefühl elendester Unzulänglichkeit — wie das eben so ist, wenn ein Doktor soll leben helfen und nicht einmal weiß, wie man sterben hilft.

Da verlangte der Adam plötzlich nach dem Pfarrer.

Nichts lieber als das.

Ich sehe in den geistlichen Herren schon so wie so allezeit unsere natürlichen Angrenzer; aber an Sterbebetten lasse ich ihnen unbedingt den Vortritt. Besonders wenn einmal mit Kampfer und Aether usw. nichts mehr zu machen ist.

Ich sage also zu dem kleinen Adam in der Stubenecke, er soll schnell seine Geschwister und die Magd rufen.

Der blondköpfige Spieler wirft erst noch mal Pasch, dann schleudert er unwillig dem imaginären Spielkumpan den Becher hin, ruft: „Du kommst, Michel!" springt auf und streicht sich über die Lederhosen.

Patzig steckt er dann die Hände in die Taschen und erklärt: „D' Gret und s' Annemeile und d' Kätter send in de Krummbire, der Michel und der Frieder schneidet Haber, und der Hannes holt mit 'em Jakob Stange im hintere Wald!"

„Und die Magd?" frage ich dringlich.

„Die ischt vorig mit ihrem Schatz hinter der Dreschmaschin' g'standa."

Das ist alles ganz in der Ordnung so. Zum Kartoffelholen, zum Haberschneiden und Stangenführen gehören die

Digitized by Google

rüstigen Kräfte der sieben Geschwister. Den todkranken Vater einige Nachmittagsstunden hindurch hüten, das kann der Adam mit der Magd, die so wie so nicht vom Hause weg darf, weil das Vieh im Stall auf die Stunde hin sein Futter braucht und gemolken sein will. Man wird doch in einem rechten Bauernhaus dem Vieh nichts abgehen lassen. Nicht einmal im „Heuet" oder in der Ernte; viel weniger, wenn nur der Bauer sterben will.

Ich ging ans Kammerfenster und rief der Magd. So tüchtig der kleine Adam schon im Karten- und Würfelspiel ist, so wenig bringt man ihn dazu, etwas zu tun, zu dem ihn der Geist nicht treibt.

„Bärbele," rief ich den Hof hinunter, „hole schnell den Pfarrer, dein Vetter will sterben."

„Vetter" nennen die Dienstleute dort oben den Herrn des Hauses.

Unmutig sah das Bärbele auf. Wer wollte ihr den Zornesblick verargen. Nicht jeden Nachmittag konnte sie so ungestört bei ihrem Frieder stehen, und gerade heute mußte der Bauer nach dem Pfarrer verlangen!

Aber sie ging trotzdem. Das Bärbele ist noch lange keine von den Schlimmsten.

Langsam breiteten sich Abendschatten über die Höhe draußen. Von weit her, vom östlichen Horizont rückten sie herüber. Wie dunkle Nebel kamen sie angewallt, ungeheuer, unfaßbar mit leisem, schleichendem Katzentritt. Ich stand am Fenster und sah sie kommen. Hinter mir ächzte der Bauer, rollten die Würfel und tickte die alte Uhr.

Meinen dicken Schimmel, der über der Straße drüben in des Ochsenwirts schmutzigem Gaststall stand, hörte ich mit den Hufen scharren und schlagen, als wollte er zum Aufbruch mahnen. Aber ich redete mir ein, ich könne den Bauern, dessen sieben ältere Kinder so ordentlich bei der Arbeit waren, nicht allein lassen, um nun auch meinerseits meiner Arbeit weiter nachzugehen. Und überdies interessierte mich der Fall. Dieser Fall, in dem einer, der mit der letzten Faser, der letzten Wurzel seines ganzen Seins und Wesens am karten- und würfel-, wein- und weibdurchsetzten Leben hing, sich mit dem Tod und dem Pfarrer auseinandersetzte.

So blieb ich denn und sah die Abend- und die Todesschatten näherrücken.

Im Hof wurde es jetzt laut. Die Geschwister kamen heim vom Acker und Wald.

Ich sah und hörte, wie die Söhne die Ochsen ausschirrten und sorglich unter Dach brachten; aber ich hörte nicht, daß einer den kleinen Adam, der aus dem Kammerfenster blickte, nach dem Vater fragte.

„Der Doktor ist do," schrie der Bub. Da murrte die Gret, indem sie sich die kotigen Schuhe mit dem Stallbesen säuberte: „Scho wieder!"

Sie hatte recht. Ich hätte können ruhig den Gang sparen; ihr Vater wäre auch ohne mich in der Nacht, die jetzt rasch heraufzog, gestorben.

Klappernd, als hätten sie Holzschuhe an den müden Füßen, kamen jetzt die Geschwister nacheinander in die niedere Stube. Sie brachten Stalldüfte und den scharfen Geruch von frischer, feuchter Erde mit. Das ist kein guter Geruch für Sterbende. Die leise, ferne Ahnung ewig sich erneuernden Lebens, die darin liegt, fassen sie nicht mehr; nur vom nahen Grab redet zu ihnen der Erdgeruch.

Unruhig drehte der Bauer auf seinem Lager den Kopf.

„So, send ihr do?" fragte er gleichgültig.

„'s Bärbele holt de Pfarrer," erzählte wichtig der Jüngste.

Da ging es durch die sieben andern wie ein wuchtiges, plumpes Erschrecken.

„Stoht's denn e so?" fragte auch der Frieder, der fast schon so lang war wie sein Vater und mit seinen zweiundzwanzig Jahren in kurzem der Hofbauer sein würde.

„Könnet Se ihm denn nix meh gea?" wandte sich das Annemeile an mich.

Ich sagte das alte Sprüchlein vom Tod, gegen den kein Kraut gewachsen ist; aber mir entging nicht, wie trotzdem die Augen der Sieben einen Moment lang sich voll Geringschätzung auf mich richteten. Die Gret entzündete jetzt die Lampe über dem Tisch, nahm dem kleinen Adam Würfel und Karten aus den Händen und legte beides auf den hohen Bord über der Türe, wo die Töpfe mit saurer Milch standen. Ratlos, verlegen und verscheucht standen die Geschwister. Weit weg von dem schmalen Bett an der Wand hielten sie sich, als drohe von dort her Gefahr.

Durch die warme Nacht zog jetzt dünner, müder Glockenklang.

„D' Betglock' läutet," sagte das Annemeile.

„D' Betglock' läutet," wiederholte jetzt leise der Frieder.

Es war, als seien plötzlich alle dieser Ablenkung froh. Im Kreis umstanden sie den Tisch. Die schwieligen, jungen Hände schlangen sich ineinander, tief neigten sich die Köpfe.

„Adamle, bet'!" sagte die Gret.

„Bet' du!" gab der Bub zurück.

Und die Gret betete: „Liebster Mensch, was mag bedeuten dieses späte Glockenläuten? Es bedeutet abermal deines Lebens Ziel und Zahl! Dieser Tag hat abgenommen, bald wird auch der Tod herkommen. Drum, o Mensch, so schicke dich, daß du sterbest seliglich."

„Amen," sagte ich. Es kam mir so in die Kehle in dieser Stunde. Sie sahen wieder alle zu mir her. Ich glaube, mein Amen hat sie aus der Andacht gebracht. Der Bauer liebt keine Improvisationen.

Jetzt klang des Pfarrherrn wuchtiger Schritt im Flur. Ich habe diesen Schritt in manchem Bauernhaus auf der Höhe gehört, und jedesmal hat er mir ein innerliches Lächeln abgenötigt. War es doch eigentlich nicht des Mannes Schritt, sondern nur der Schritt seiner breiten, plumpen, nägelbeschlagenen Bauernstiefel, die ein armes Schuhmacherlein der Gemeinde nach bestem Wissen und Können machen durfte, dem pfarrherrlichen Geldbeutel ebenso zulieb, wie dem alten Männlein, das wenig Arbeit fand in einer Gegend, wo die goldene Jugend fast das ganze Jahr hindurch barfuß lief.

Des Pfarrherrn eigentlicher Schritt hätte leicht, sicher, seelenruhig, schlicht sein müssen, ein Schritt, der nie strauchelt nie eilt und nie in die Irre geht.

Der Pfarrer klopfte und trat ein. Er wartete kein Herein ab. Er wußte, daß man ihm das als eine ganz unnötige, ja, ungeistliche Vornehmtuerei angerechnet hätte.

Er grüßte auch die Geschwister nur kurz, reichte mir nur flüchtig die Hand. Der Adam wollte sterben; — alles andere ging ihn nichts an.

(Schluß folgt.)

Allerlei

Herbstzeit. Von unten im Tale, wo der Fluß träge zwischen braunen Aeckern und grünen Wiesen hinfließt und die Stadt sich mit Dunst und Rauch umschleiert, bis oben zu den hellen Höhen, die Eichenwald umsäumt: lauter Weinberge. Der Boden schiebt sich in wechselvollen Krümmungen und trägt eine große Zahl kleiner Häuser und Terrassen, die das Grün der Gänge angenehm unterbrechen und beleben. Wie Inseln liegen sie da. Nun hat das Laub begonnen, um seine zackigen Ränder gelbe Streifen zu ziehen, hier und dort steht schon ein Stock in bunten und brennenden Farben, volle und schwere Trauben locken die Hand. Jetzt wird es da außen in den entlegensten Winkeln lebendig. Viel harte, treue, stille Arbeit hatten die Monate gesehen, dann kam die Zeit des Hoffens und Wartens. Und jetzt ist alles gut geworden. Die bunten Kopftücher der Leserinnen erscheinen überall zwischen den Stöcken, der Knecht trägt die süße Bürde juchzend zur Raipel, aus allen Wegen und Höhlen klingt das Geläute der Kärcher, die die Maische zur Kelter führen. Es ist über dem wie eine große Fröhlichkeit, und für die Menschen, die dort wohnen, auch wenn sie mit dem Weinbau gar nichts zu tun haben, gibt es keine so wichtige und heitere Sache und Zeit, als die Weinlese. Sie ist jedes Jahr eine Angelegenheit der ganzen Bevölkerung, und sie hat dem Volksleben dieser Tage ganz bestimmte Male und Zeichen aufgedrückt. — Wie schön und fröhlich: ein Tag lachender Arbeit ist vorbei, der Abend erblaßt am Himmel und im Osten, wo die Fernen sich öffnen, steigt die Sonne langsam hinter Hügelketten hinab zur Nacht. Da flammen hin über den Bergen hundert Feuer auf, Raketen steigen zu den Sternen und durch die müde Ruhe der entlegenen Halden klingen viele Lieder der Menschen. Diese Lieder! Das ganze Jahr scheinen sie zu schlafen und nun sind sie aufgewacht, alte schwermütige Volkslieder vom Tod und von der Treue und fröhliche Burschenlieder vom Wein und vom Küssen. Es sind immer dieselben, so alt und so geilheigt wie Festlitaneien der Kirche, und man denkt nicht daran, sie zu ändern. Und so wird es dunkel, die hallenden Lieder ziehen zur Stadt und in schleppendem Gang zwischen den hohen Giebeln der alten Straßen. Und viele bunte Laternen aus Papier tanzen auf langen Stecken vor ihnen her und schimmern wie freundliche Märchen durch die Nacht. H.

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

NUMMER 42

Die Hilfe

Sonntag, 22. Oktober 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Die französisch-englische Politik — Scheidende Minister — Der Steuerblock — Ein Riß im Zentrumssturm — Wahrheit und Dichtung — Klassengericht — Sozialpolitik in Süddeutschland — Eine neue österreichische Wochenschrift) — **Naumann**: Die Schadenfreude in der Politik — **Alfred Weber**: Die Wahlrechtsfrage in Oesterreich — **B. Guttmann**: Der englische Liberalismus — Büchertisch — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — **Traub**: Worauf es ankommt — **Paul Scheffer**: Moderne Möbelkunst — **A. Supper**: Wie der Adam starb (Schluß) — Allerlei.

Politische Notizen

Die französisch-englische Politik. Durch die Enthüllungen des französischen Blattes „Matin" ist die Zeit des Ministeriums Delcassé noch einmal in den Vordergrund des Interesses gerückt worden. Es handelt sich darum, ob Minister Delcassé von den Engländern bestimmte Versprechungen für den Fall eines deutsch-französischen Krieges erhalten hat oder nicht und falls er sie erhalten hat, worin sie bestanden haben. Soviel man bis heute sehen kann, hat sich Delcassé seinen Ministerkollegen gegenüber auf derartige englische Versprechungen berufen. Dafür tritt insbesondere Jaurès als einwandfreier Zeuge auf. Ob Delcassé dieses innerhalb oder außerhalb einer Sitzung des Staatsministeriums getan hat, ist eine Formfrage, die für den diplomatischen Verkehr in Betracht kommt, da das, was nicht in einer Sitzung geschehen ist, leichter als nicht vorhanden angesehen werden kann, die aber sonst wenig ausmacht. Viel wichtiger ist, ob die Engländer ihrerseits zugeben, Herrn Delcassé zu solchen Mitteilungen ermächtigt zu haben. Das ist bis heute noch im Dunkeln, aber gerade dieser Umstand, daß die Regierung ihrerseits keine Erklärung abgibt, spricht für das Vorhandensein von Zusagen. Warum soll es auch solche Zusagen nicht geben, die ganz in der Linie der konservativen englischen Politiker liegen würden? Von der Friedensliebe der englischen Liberalen sind wir überzeugt, da die bindendsten Worte von leitenden Männern des englischen Liberalismus vorliegen, aber das jetzige konservative Kabinett hat zweifellos im vergangenen Jahre den Krieg für möglich, ja vielleicht für wahrscheinlich gehalten. Und wenn selbst das konservative Ministerium nichts versprochen haben sollte, so bleibt auch in England die Möglichkeit, daß der König seine eigene auswärtige Politik gemacht hat. Ganz aus freier Luft wird sich Delcassé in einer Frage, von der Frankreichs Sieg oder Niederlage abhängen konnte, nicht geredet haben, denn mag man gegen ihn sagen, was man will, ein Schwachkopf ist er nicht. Ob freilich die Mitteilungen des „Matin" über den Inhalt der englischen Versprechungen richtig sind, ist trotzdem sehr unsicher. Der Gedanke, daß England versprochen habe, 100 000 Mann in Schleswig-Holstein zu landen, klingt denen, die die Westküste dieser Provinz kennen, von vornherein ganz abenteuerlich und im übrigen könnte diese Landung den 100 000 Angelsachsen recht wenig zur Freude gereichen. Es wäre wohl möglich, daß dann mancher Urenkel im Lande seiner Ahnen begraben werden müßte. Jedenfalls fallen die Deutschen vor diesem Argonautenzug nicht von vornherein auf die Knie. Immerhin ist es im ganzen gut, daß jetzt, wo die unmittelbare Gefahr vorüber ist, diese Möglichkeiten erörtert werden, schon deswegen, damit der Satz, den wir absichtlich oft schreiben, von allen Deutschen verstanden wird, daß die äußere Politik stets von gefährlichen Plänen voll ist, die sich verwirklichen, wenn wir schwach sind, und die sich verflüchtigen, wenn wir gerüstet sind. Die Art, wie die Enthüllungen in Deutschland aufgenommen werden, ist gut. Man macht nicht viel Wesens von Dingen, die man nicht ändern kann, wenn man laut davon redet. Daß im Ernstfalle eine hartnäckige Entschlossenheit aller Deutschen zutage treten würde, unterliegt keinem Zweifel. Auffällig ist, wie wenig englische Stimmen sich bis jetzt gegen den Gedanken des englisch-französischen Krieges gegen Deutschland ausgesprochen haben. Wir freuen uns aber, daß die Liberalen ihre uns feierlich versicherte Friedensliebe auch gegenüber ihrer eigenen konservativen Regierung wenigstens teilweise kräftig zum Ausdruck bringen. Von ihrem Siege in der inneren Politik Englands hängt es ab, ob wir die letzte Bedrohung des Friedens für eine vorübergegangene Zwischenaktion ansehen dürfen.

Scheidende Minister. Möller ist gegangen und Schönstedt folgt ihm nach. Von Herrn Möller kann man eigentlich kaum sagen, er sei gegangen, sondern eher, er sei gegangen worden. Noch vor 14 Tagen ließ er durch die Presse verbreiten, er fühle sich keineswegs amtsmüde. Vielleicht hat gerade diese Ungeschicklichkeit seinen Abgang beschleunigt, denn gleich darauf ließ ihn Herr v. Lucanus zu sich bitten. Und es war um ihn geschehen. Niemand trauert ihm nach. Die Agrarier und die Kohlenmagnaten reiben sich schmunzelnd die Hände, die Nationalliberalen atmen erleichtert auf, daß sie den kompromittierenden Parteigenossen an verantwortlicher Stelle los sind, und alle anderen Leute läßt die ganze Geschichte völlig kalt. Herr Möller hat es eben verstanden, in den 4 Jahren seiner Ministerschaft die paar Freunde, die er sich als redlicher Parlamentarier erworben hatte, zu verlieren, ohne daß er einen neuen hinzugewonnen hätte. Er war trotz ehrenwertester Charakteranlagen zu ungeschickt und zu haltlos. Selbst wenn er, wie ursprünglich in der Hiberniasache, etwas gutes wollte, so fing er es so verkehrt an, daß die Verstaatlichungsidee dadurch mehr geschädigt als gefördert wurde. Seine ganze Ministerschaft ist ein einziger Beweis dafür, daß es ein zweckloses Unterfangen ist, einen vereinzelten mittelparteilichen Abgeordneten dadurch zum Staatsmann zu machen, daß man ihn auf einen Ministersessel setzt. Herrn Schönstedts Scheiden weckt Bedauern wenigstens auf der Rechten. Es gibt in den

Digitized by Google

preußischen Ministerien zwei Kategorien von Bureaukraten: mäßige Liberale und unmäßige Konservative. Herr Schönstedt war der Typus des reaktionären Bureaukraten. Unter ihm ist die preußische Strafjustiz noch mehr in Mißkredit geraten als zuvor. Der Königsberger Prozeß mit seiner Blosstellung der preußischen Justizverwaltung vor der gesamten Kulturwelt war die reifste Frucht des Systems Schönstedt. Auf dem gleich tiefen Niveau, wie seine Verwaltungstätigkeit bewegten sich seine gesetzgeberischen Aktionen. Erinnert sei nur an sein letztes Werk: die Vorlage gegen den Kontraktbruch ländlicher Arbeiter. Sie war selbst formell so unzulänglich, daß der Staatssekretär des Reichsjustizamtes ihr im Reichstag eine herbe Kritik nicht ersparen konnte. Sang- und klanglos verschwand darauf das Geisteserzeugnis des preußischen Justizministers im Papierkorb. Weder nach der intellektuellen noch nach der politischen Seite hin bedeutet also Schönstedts und Möllers Ausscheiden aus dem Ministerium eine Verschlechterung. Ob ihre Nachfolger eine Verbesserung bedeuten werden, ist freilich noch sehr die Frage.

Der Steuerblock. Die Regierung läßt offiziös verkünden, daß sie zwar die Reichserbschaftssteuer in das dem Reichstag zu präsentierende Steuerbouquet aufgenommen habe, aber dem Reichstag auf keinen Fall gestatten werde, nur diese eine lieblich duftende Blume anzunehmen und den übelriechenden Teil des Straußes zurückzuweisen. Alles oder nichts! Entweder schluckt der Reichstag alle möglichen Erhöhungen der indirekten Steuern, dann darf er sich auch der Reichserbschaftssteuer erfreuen. Oder er muß die Reichserbschaftssteuer im Orkus verschwinden sehen, selbst wenn er sie mit noch so großer Mehrheit angenommen hat. Das ist die alte Politik der Einschüchterung, mit der die Regierung leider so oft schon Erfolg gehabt hat. Sollte sie ihr diesmal wieder glücken, so wäre das freilich unverantwortlich vom Reichstag, denn er ist in diesem Fall in der weit günstigeren Position. Er kann ohne Reichsfinanzreform viel eher noch ein Jahr oder zwei auskommen als die Regierung, der die von den wachsenden Matrikularbeiträgen schier erdrückten Bundesstaaten die Hölle heiß machen. Lehnt er jede Erhöhung der indirekten Steuern ab, besteht er auf kräftigen direkten Reichssteuern, so muß die Regierung nachgeben. Jetzt gilt es: Steuerauswahl gegen die Steuerblockpolitik! Aber freilich, wer traut der Reichstagsmehrheit wirkliche Energie gegen die Regierung zu?

Ein Riß im Zentrumsturm. Die Reichtagsersatzwahl in Kattowitz hat für alle Uneingeweihten mit einer Ueberraschung sondergleichen geendet. Bei den allgemeinen Wahlen von 1903 siegte der radikale Pole Korfanty nur mit Mühe und Not in der Stichwahl mit 23550 gegen 22875 Stimmen, die auf den Zentrumskandidaten entfielen. Bei der Hauptwahl hatte das Zentrum 19982, die Polen 11670, die Sozialdemokraten 10044, die Liberalen 3033 Stimmen erhalten. Diesmal ist Korfanty schon beim ersten Rennen als „guter Erster" gelandet. Er hat mit 23208 Stimmen gegen 9100 des Zentrums, 4780 der Sozialdemokratie und 7682 der „Liberalen" das ihm zu Unrecht von der Reichstagmehrheit genommene Mandat wieder erobert. Das Charakteristische bei diesem Triumphe des radikalen Polentums ist weder der Rückgang der Sozialdemokratie, deren unzuverlässiger oberschlesischer Bestandteil notorisch widerstandsunfähig gegen den Radikalismus einer nationalen Demokratie ist, noch das Anschwellen der „deutschen" Stimmen, denen sich diesmal viele ehemalige Zentrumswähler wegen der zu großen Polenfreundlichkeit des Zentrumskandidaten zugesellt haben, sondern der völlige Zusammenbruch des Zentrums in einer seiner alten Hochburgen. Das Zentrum war den Polen aufs äußerste entgegengekommem, indem es den Pfarrer Kapitza auf den Schild erhob, dessen Sympathien für die polnische Sprache in dem Wahlkampf eine große Rolle spielten. Trotzdem verlor er mehr als die Hälfte seiner Wähler. Uebrigens war den Polen die Agitation dadurch aufs Aeußerste erschwert, daß ihnen infolge des Druckes der Behörden nicht ein Versammlungslokal zur Verfügung stand. Aber alle äußeren Hindernissen wurden spielend überwunden durch die zwei tötlichen Waffen in ihrer Hand: Fleischnot und Ostmarkenpolitik!

Das Zentrum verliert seine wirkungsvolle demokratische Waffe, weil es zu agrarisch und zu regierungsfreundlich geworden ist. Die polnischen Industriearbeitermassen, die unter der Politik der Nahrungsmittelverteuerung mit am meisten leiden, sind trotz ihres starren Katholizismus fertig mit dem Zentrum als der Partei, die allmählich die Hauptträgerin der Hochschutzzöllnerei geworden ist. Sein Protest gegen die Ostmarkenpolitik nützt ihm sehr wenig. Es ist nun einmal Regierungspartei, und die Regierung ist Schuld an den Ausnahmegesetzen und Ausnahmemaßregeln gegen die Polen. Das Zentrum muß die Zeche für das unglückselige neue Ansiedlungsgesetz tragen, das den Polen die Ansässigmachung fast unmöglich macht und nirgends gehässiger wirkt als in Oberschlesien, wo zahllose polnische Arbeiter darnach streben, sich von ihren Ersparnissen ein kleines Grundstück zu kaufen und darauf ein Häuschen zu errichten. Das radikale Polentum erntet, was die hakatistische Politik gesät hat. Wird der gegenwärtige Kurs der preußischen Polenpolitik weitergeführt, so kann das Zentrum sehen, wo es 1908 in Ratibor und in Pleß, in Beuthen und in Gleiwitz bleibt. Die Zentrumsherrlichkeit in Oberschlesien kracht in allen Fugen, das Zentrum muß eben nicht nur für seine eigenen agrarischen, sondern auch für die hakatistischen Sünden der Regierung büßen.

Wahrheit und Dichtung. Man schreibt uns aus Hamburg: Durch verschiedene Blätter geht die, von der Freien Deutschen Presse erfundene Behauptung, daß der Abgeordnete Pastor Hoeck den Vorsitz im liberalen Wahlverein niedergelegt habe, weil er mit den Nationalsozialen nicht zusammenarbeiten könne. Das ist eine handgreifliche Unwahrheit, in die Welt gesetzt, um Unfrieden zu stiften. Wahr ist, daß der Abgeordnete Hoeck vor Monaten den Vorsitz niedergelegt hat, weil er infolge seiner Berliner parlamentarischen Tätigkeit an der Ausübung des Amtes eines Vorsitzenden verhindert wurde. An seine Stelle trat Herr Landrichter Dr. Roeldecke, ein alter Liberaler. Die Unrichtigkeit der Notiz der Freien Deutschen Presse geht schon daraus hervor, daß Herr Hoeck noch heute tätiges Mitglied des Vorstandes des Liberalen Vereins ist. Wir werden auch in Zukunft als geschlossener liberaler Körper für entschiedene liberale Politik und, soweit es uns gelingt, für die Einigkeit des Liberalismus zusammen mit Herrn Hoeck arbeiten.

Klassengericht. Unser Dresdener Verein hat vor einiger Zeit eine vielbeachtete Eingabe an den sächsischen Justizminister gerichtet, es möchten auch Arbeiter zu Schöffen und Geschworenen herangezogen werden. Eine grelle und deutliche Illustration für die Begründung dieses Verlangens bringt die Spruchliste des Dresdener Schwurgerichts: sechs der Geschworenen sind Offiziere a. D. und z. D. (zwischen Major und Generalleutnant), fünf haben Hofprädikate, fünf gehören zur Landwirtschaft (zwei Rittergutsbesitzer), vier Kaufleute, vier Fabrikanten, ein Gemeindevorstand, ein Rentner, ein Professor. Diese Leute, von denen man nicht genau weiß, ob sie nicht alle dem konservativen Verein angehören, sind demnach vor anderen berufen, über Rechtsfälle des Bürgers und des Lohnarbeiters verständnisvolle Entscheide zu treffen. Man braucht sich über deren Ergebnis dann nicht zu wundern.

Sozialpolitik in Süddeutschland. Staatsbetriebe sollen Musterbetriebe sein und als solche namentlich in der Gestaltung ihrer Arbeiterverhältnisse über die Beteiligten hinaus erzieherisch auf andere Betriebe wirken. Der Staat hat nicht, wie etwa Privatbetriebe, Rücksicht auf Konkurrenzfähigkeit zu nehmen; er findet sich deshalb am ehesten in der Lage, sozialpolitische Forderungen in die Wirklichkeit umzusetzen. Daß er sich darin immer sehr eifrig erweise, kann man nicht sagen. Immerhin können wir, zumal in den süddeutschen Ministerien, ein wachsendes Verständnis für soziale und wirtschaftliche Fragen der Lohnarbeiterklasse feststellen. Eben kommt aus Württemberg die Nachricht, daß in den Betriebswerkstätten der Staatseisenbahnen der neunstündige Arbeitstag eingeführt wurde. Noch in den Kammerdebatten der beiden letzten Jahre hatte sich die Regierung gegenüber entsprechenden Anträgen der sozialdemokratischen Landtagsfraktion ablehnend verhalten. So kommt die erfreuliche Sinnesänderung einigermaßen überraschend. Wie verlautet steht sie im Zusammenhang mit Vereinbarungen mit Bayern und Baden, wonach für diese beiden Bundesstaaten eine entsprechende Arbeitsordnung erlassen wurde.

Eine neue österreichische Wochenschrift. Eben jetzt, wo die innere Politik Oesterreichs allseitige Aufmerksamkeit auf sich zieht, kommt eine von unserem Mitarbeiter Richard Charmatz und Dr. Fr. Hertz herausgegebene neue Zeitschrift „Der Weg" zur rechten Zeit, denn wir Reichsdeutschen müssen fast ausnahmslos gestehen, daß wir von den Vorgängen in Oesterreich viel zu wenig wissen. Die Alldeutschen haben uns mehr Stimmungen als Kenntnisse der verwickelten Politik Oesterreichs und Ungarns geboten. Wir brauchen eine größere Zahl reichsdeutscher Männer, die ihren Fleiß der gegenwärtigen Geschichtsentwickelung des Nachbarstaates zuwenden. Die Zeitschrift kostet im Vierteljahr 2,50 M. und kann durch Post und Buchhandel bezogen werden. Für den österreichischen Leser soll sie neben der Behandlung der innerösterreichischen Fragen eine bessere Kenntnis der reichsdeutschen Politik und Sozialpolitik vermitteln, was drüben ebenso nötig ist wie bei uns österreichische

Digitized by Google

Kenntnisse sind. Zu diesem Zwecke beteiligen sich eine Anzahl reichsdeutscher Schriftsteller an dem Unternehmen, zu denen auch der Herausgeber der „Hilfe“ gehört. Es werden außer ihm von deutschen Namen im Mitarbeiterverzeichnis genannt: Ed. Bernstein, Pastor Bonus, Dr. David, H. v. Gerlach, P. Göhre, Graf v. Hoensbroech, Pastor Kalthoff, H. Kötzschke, Landger.-Rat Kulemann, Dr. Maurenbrecher, Dr. Oppenheimer, Prof. Quidde, Dr. H. Schmid (Jena), Dr. Sinzheimer, O. de Terra, Prof. Tönnies, Pastor Traub, Prof. Alfred Weber (jetzt in Prag), Fr. Weinhausen, Dr. Wilbrandt, Paul Zschorlich. Man sieht, daß es viele unserer guten Bekannten sind, die sich an dem Versuche einer politischen und sozialpolitischen Geistesgemeinschaft zwischen Deutschland und Oesterreich beteiligen wollen. Für uns ist der Charakter des Unternehmens durch diese Namen schärfer gekennzeichnet, als es durch einen Programmartikel geschehen könnte. Daß wir dem Unternehmen Glück wünschen, braucht nicht extra versichert zu werden.

Die Schadenfreude in der Politik.

Wenn man in diesen letzten Wochen die Zeitungen las und zwar die Menge Zeitungen und Zeitungsausschnitte, wie sie einer Redaktion in die Hände kommen, da konnte man sehr merkwürdige Betrachtungen über den Mangel an politischem Gefühl auf der ganzen Linken anstellen. In unseren Augen ist sogar diese Wahrnehmung, daß auf der Linken der Wille zur Macht und der Sinn für die Gewinnung politischer Macht fehlt, das traurige Hauptergebnis aller Auseinandersetzungen dieser Tage. Der politische Wille ist verdrängt durch kleine Fraktionspolitik und durch kleinliche Schadenfreude. Von dieser Schadenfreude in der Politik wollen wir sprechen.

Wenn beispielsweise Dr. Barth und ich und viele unserer Parteigenossen auf ein Emporsteigen der revisionistischen Richtung innerhalb der Sozialdemokratie gerechnet haben und unserseits alles getan haben, in bürgerlichen Kreisen Verständnis und Sympathie für diese Richtung zu wecken, so waren wir umgeben von Leuten, die beständig riefen: „Das wäre sehr schön, aber es ist ganz unmöglich!“ Diese Leute verhinderten an ihrem Teil den Erfolg unserer Mühen, indem sie den bürgerlich liberalen Hintergrund, ohne den kein Revisionismus in der Sozialdemokratie sich halten kann, von Tag zu Tag mehr zerstörten. Seit Jahren, besonders seit der Fusion im Jahre 1903, gab es kaum eine Woche, wo nicht liberale Blätter erklärten, mit den Hoffnungen auf die Revisionisten sei es nichts, der Liberalismus könne keine Gemeinschaft mit den Sozialdemokraten denken. Dieser beständige Regen pessimistischer Zeitungsartikel hat seine Folgen gehabt: Der liberale Bürger glaubte nicht an die revisionistische Möglichkeit, ließ Dr. Barth bei der preußischen Landtagswahl im Stich und ging im Notfall Verbindungen mit rechtsstehenden Parteien ein, nur um gegenüber den Optimisten Recht zu behalten. Irgend ein sachlicher Grund, gegen unseren revisionistischen Optimismus zu kämpfen, lag nicht vor, ist auch von keiner Seite vorgebracht worden, denn der Liberalismus als Ganzes konnte bei unserem Gedankengange keineswegs etwas verlieren, er konnte aber Großes gewinnen. Die wenigen Stellen, wo man mit unseren Vorschlägen Ernst gemacht hat, zeigen, daß man sichtbare Vorteile auf diese Weise erreichen kann. Es war aber ein gewisses Umdenken der früheren Taktik nötig und das war vielen Liberalen zu unbequem. Aus kleinem Trägheits- und Selbsterhaltungsinteresse verlor man die Frage, wie der Liberalismus als Ganzes zur politischen Macht kommen könne, völlig aus den Augen, dachte garnicht an das Ziel des politischen Kämpfens und Arbeitens, sondern erschöpfte sich in der unendlichen Wiederholung des Satzes, daß wir Illusionisten seien und daß auf unserem Wege nichts zu machen sei. Und nun, wo alle diese Reden die traurige Folge gehabt haben, daß es eine größere liberale Gemeinschaft, die den Revisionisten einen Rückhalt gewähren könnte, nicht gibt, wo teilweise infolge dieses zwecklosen pessimistischen Geredes die Revisionisten innerhalb der Sozialdemokratie sich nicht haben halten können (denn Jedermann frug sie: wo ist denn der Liberalismus, mit dem ihr zusammen arbeiten wollt?), nun, wo die Töpfe zerschlagen sind, wo in Jena für längere Zeit der Radikalismus völlig gesiegt hat, wo von Zusammengehen zwischen Sozialdemokratie und Liberalen nur noch in einzelnen Landesteilen geredet werden kann, jetzt fällt es den Hauptschuldigen dieses Schadens nicht ein, politisch über den Verlust nachzudenken. Kein Wort, keine Silbe verrät, daß sie überhaupt wissen, was die ganze deutsche Linke in Jena verloren hat, kein Wort sagt dem Leser, daß nun auf mindestens ein Jahrzehnt das Zentrum weiter herrscht und der Liberalismus am Boden liegt. Nein! Das einzige, was diese Seelen bewegt, ist die kleine Freude, daß ihr Pessimismus Recht behalten hat! In allen Tonarten freuen sie sich, daß wir Unrecht gehabt haben. Die Pessimisten haben es mitbewirkt, daß wir vergeblich arbeiteten, und nun blähen sie sich auf: ja wir sind klug und weise! Der Hoffnungslose ist immer klug. Er verhindert, daß etwas gutes geschieht und sagt dann: ich wußte es ja, daß nichts daraus werden konnte! Seine Freude ist die trübselige Konstatierung seiner eigenen Klugheit. Der Liberalismus liegt darnieder und es gibt Liberale, die nur soweit blicken, sich ein Zeugnis auszustellen, daß sie das schon vor Jahren gewußt haben.

Aehnlich steht es in der anderen Hauptfrage der letzten Jahre. Die Einigung der Liberalen war ein schweres Unternehmen. Es hätte aber gelingen können, wenn die Zweifelnden wenigstens nicht gehindert hätten. Aber sie riefen beständig: es ist ganz unmöglich! Damit ruinierten sie die Absichten derer, die bereit waren, für die Einigung große Opfer zu bringen. Daß wir Nationalsozialen bereit waren, für die Einigung starke Opfer zu bringen, wissen alle Beteiligten. Ich wiederhole aber, um nachteiligen Darstellungen zu begegnen, nochmals, daß wir

erstens unsere Parteiselbständigkeit aufgegeben haben, um innerhalb des Gesamtliberalismus kämpfen zu können,

zweitens überall und ohne Mißmut unsere Pflicht erfüllt haben, selbst wenn man uns Schwierigkeiten machte,

drittens innerhalb der Vereinigungen der Liberalen in Bayern, Baden, Elsaß und Schleswig-Holstein eifrig gearbeitet haben.

Ich wiederhole ferner, daß ich des öfteren an geeigneter Stelle ausgesprochen habe, daß ich bereit sei über den Wahlkreis Oldenburg I zu verhandeln, wenn von der freisinnigen Volkspartei, die den Kreis besetzt hält, Verhandlungen gewünscht werden. Sie wurden nicht gewünscht. Es sollte Streit bleiben, es sollte eine offene Wunde bleiben! Es wurde alles und jedes getan, unseren guten Willen der Einigung zu hindern. Und nun, wo das Ergebnis da ist, da setzen sich diejenigen, die den Schaden angerichtet haben, zusammen und freuen sich des Schadens und klatschen in die Hände, weil die Einigung der Liberalen verhindert wurde!

Ob das schön und moralisch gut gehandelt war, geht uns nichts an. Das ist Sache des Gewissens der Einzelnen, die solches getan haben, aber was uns alle, die wir liberale Politik treiben, angeht, ist der fast grenzenlose Mangel an Willen zur Macht im Liberalismus. Wäre solcher Wille vorhanden, so würde der Wille zur Einigkeit vorhanden sein, so würde man jeden achten und schätzen, der diesen Willen besitzt, mag er sonst auch unbequem sein. Der Wille zur Macht führt in der Politik zusammen, die Verzweiflung an der Macht aber trennt, bis schließlich nichts mehr übrig bleibt als Brocken und Schnitzel. Diese Verzweiflung ist es, die jetzt einen vorübergehenden Sieg gewonnen hat. Weil die Pessimisten im Liberalismus keine Gegner schlagen können, weil sie dem Zentrum, den Agrariern und auch der Sozialdemokratie gegenüber klein sind, so freuen sie sich, ein paar unbequeme Bundesgenossen in Acht und Bann tun zu können. Das nennt sich dann ein Sieg des Liberalismus!

Und die Welt hört, daß die klugen Leute Recht behalten haben, daß es heute keinen vorwärtsschreitenden Revisionismus in der Sozialdemokratie und keine liberale Einigung mehr gibt, und alle Welt lobt die klugen Leute. Die Welt von der wir reden, sind die Menge der Gegner des Liberalismus. Sie sind zufrieden mit dem Sieg der Pessimisten, sehr zufrieden. Jetzt scheint es ja klar, daß bei den nächsten Reichstagswahlen nichts wesentliches für den Liberalismus herauskommen kann. Die Reste des Liberalismus fressen sich gegenseitig auf. Wer in aller Welt soll sich dafür begeistern? Dieser Zustand ist es, der in Wiesbaden mit Jubel begrüßt worden ist, im Konzil der Schadenfreude!

Sollen wir auf diejenigen Köpfe schelten, denen diese Art von Politik genügt? Es ist ja wohl gelegentlich nötig, sie zu schelten, aber viel Zweck hat es nicht. Damit machen wir die Sache nicht besser. Oder sollen auch wir an der

Digitized by Google

Zukunft verzweifeln und Politik Politik sein lassen, da mit solchem Material doch kein Haus gebaut werden kann? Sollen wir Jena und Wiesbaden als die Schlußsteine unserer Arbeit betrachten? Ich denke, indem ich dieses schreibe an unsere Gesinnungsgenossen im ganzen Lande. Jeder einzelne von ihnen ist sein eigener Herr und entscheidet über sein Tun und Lassen, aber sie alle haben ein Recht, in dieser jetzigen Lage ein Wort von mir zu hören, wie ich mich zunächst rein persönlich der Politik der Schadenfreude gegenüber zu halten gedenke. Meine Antwort ist, daß wir ruhig weiter arbeiten, als wäre nichts geschehen. Das was geschehen ist, ist zeitweilig bedrückend, ändert aber an unseren Zielen und Arbeiten sachlich gar nichts. Der Verlauf der nächsten Reichstagswahlen wird zwar nach den letzten Vorkommnissen vermutlich weniger günstig werden als er geworden wäre, wenn der Liberalismus einig ins Feld gerückt sein würde. Aber für uns als Partei ist nicht viel verloren. Wir arbeiten scharf und fröhlich weiter, auch wenn die große liberale Partei jetzt noch nicht kommt. Wer absolut im Jahre 1908 bei einer Majorität sein will, muß jetzt den Liberalismus verlassen, denn der Beschluß von Wiesbaden schwächt alle Teile des Liberalismus, wer aber Augen hat, um über 1908 hinauszusehen, der weiß, daß weder Jena das letzte Wort in der Sozialdemokratie ist, noch Wiesbaden das letzte Wort im Liberalismus. Auf beiden Seiten muß sich das vorige Menschenalter mit seinen Verbitterungen erst voll ausleben. Es muß neue Jugend nachwachsen. Diese Entwicklung kommt sicher, denn es ist unmöglich, daß die ganze Linke des deutschen Volkes für alle Zeiten von unpolitischem Radikalismus und unpolitischer Schadenfreude politisch gesättigt wird. Die Jugend steigt langsam und sicher in die Höhe und mit ihr steigen die Ideale, denen wir dienen. Deshalb wollen wir, wenn Andere klein sind, nicht selber klein werden in Arbeit und Hoffnung. Die Schadenfreude hat ihre Zeit. Lassen wir sie sich ausgenießen! Wir können jetzt nichts anders tun, als was unser verehrter Vorsitzender Abg. Schrader in der Berliner Versammlung des sozialliberalen Vereins uns ans Herz gelegt hat. Wir können jetzt auf kein Bündnis mit der Jenaer Sozialdemokratie rechnen, können keine Einigkeit mit dem Wiesbadener Freisinn versuchen, wir sind allein auf uns gestellt. Der Wahlverein der Liberalen, dem wir mit Treue angehören, geht als kleine Partei einen schweren Weg, aber er hat Gehalt und Willen in sich. Es ist für uns, die wir in ihm leben, spaßhaft, die Grabreden zu lesen, die man uns wieder einmal hält. Wir kennen das! Wir kennen den Text und die Melodie, wir kennen das sauersüße Geflüster der Schadenfreude, die uns totreden will, weil sie fürchtet, wir möchten dennoch recht lebendig sein. An solchen Grabreden wächst unser Lebensgefühl. Ich wenigstens bin seit mehr als 10 Jahren durch Nekrologe lebendig erhalten worden. Ihr Freunde alle, im weiten Land, laßt uns den Dingen fest und froh ins Angesicht sehen: es geht durch Mühen und Drangsal zum Aufstieg, denn das neue gewerbliche Deutschland kann nicht mit so kümmerlichen Ausklängen politisch enden wie Jena hier und wie Wiesbaden dort!

Naumann.

Die Wahlrechtsfrage in Oesterreich

Prag, den 10. Oktober 1905.

Hier vollziehen sich augenblicklich Dinge, die in ihrer merkwürdigen Gruppierung um das allgemeine Wahlrecht wohl allgemeines Interesse beanspruchen können. Wer hier noch vor etwa einem Jahre vom allgemeinen Wahlrecht als dem notwendigen Heilmittel Oesterreichs sprach, begegnete einem Achselzucken, das, wenn es nicht Abneigung aussprach, zumeist besagte: „ja, ich hatte auch einmal daran geglaubt, aber das ist vorbei". Und jetzt kann man plötzlich nach den Leuten in Oesterreich suchen, die nicht daran glauben.

Am Ende voriger Woche hat der Reichsrat, sich mit Majorität für allgemeines gleiches Wahlrecht ausgesprochen! Die Zweidrittelmajorität wurde nicht erreicht, aber kein einziger der „Privilegien-Männer", die aber gegen „Volksstimmung" gesichert sind, hat sich erhoben, um den heutigen Zustand zu verteidigen. Nur ein polnischer Schlachzize hatte noch den Mut dazu. Selbst Herr v. Gautsch, der kürzlich ja noch versucht hat, den Gang der Dinge in Ungarn aufzuhalten, drehte mit einer Erklärung, daß er kein prinzipieller Gegner sei, unter dem allgemeinen Sturmwind bei.

Viel stärker noch jetzt hier in Prag. Die Sozialdemokraten hatten zur heutigen Landtagseröffnung eine Straßendemonstration mit Wahlrechtspetition, zu überreichen an den Landesausschuß, angekündigt. Sie proklamierten dazu allgemeine Arbeitsruhe. Was geschah? Es hatten sämtliche Fabriken und Geschäfte freigegeben; die Abendblätter werden nicht erscheinen. Die Läden, ja alle Gastwirtschaften sind geschlossen, die Gastwirte nehmen in corpore selbst am Zuge teil! Nicht weniger als 145 Gemeinden Böhmens haben die sozialdemokratische Petition an den Landtag unterschrieben. Unter dem Druck der riesigen Bewegung hat sich selbst das nationalistisch-kleinbürgerliche Musterparlament, der hiesige Gemeinderat, einstimmig gestern zu dem Wahlrecht bekannt, der fernerem Nationalismus endgültig den Hals abschneiden wird.

So stark die Furcht. Der Aufzug selbst war wirksam und eigenartig. Es waren ca. 40 000 Menschen zusammengeströmt aus Prag und den Industrie-Nachbarorten, man sah sie von morgens 8 Uhr an trotz tiefstem Schmutz und Regen auf allen Landstraßen heranziehen. Sie marschierten nach Sammlung am Stadtpark zu achten breit durch die Hauptstraßen zum Landtag; vor sich ein riesiges, die ganze Straßenbreite einnehmendes Plakat mit ihrer Wahlrechtsforderung, natürlich schwarz auf rot; und über jedem ihrer Trupps so große rote Fahnen, als man tragen konnte. Rot war genug da. Vorm Landtag, wo auf den Stufen des Radetzki-Denkmals die Führer und Ordner mit roten Bändern und roten Fahnen die Kolonnen, die ihre Aufgabe erfüllt hatten, zum Abzug dirigierten, konnte es kaum „revolutionärer" aussehen: ein ungeheures Meer von zahllosen roten Flaggen. Aber Polizei war nicht zu sehen. Sie war in Nebenstraßen konsigniert. Die ganze „Ordnung" lag in den Händen der Sozialdemokraten und ihrer Ordner (2000!)! Man muß zugeben sie lösten ihre Aufgabe glänzend. Es kam bei dem gewaltigen Menschenzudrang nicht einmal eine Stockung vor. Und um halb 2 Uhr zogen in schönster Ordnung die letzten Trupps zum Radetzki-Platz ab, wohin der Aufzug um 11 begonnen hatte.

Wer innerlich auf seiten dieser Massen stand, die da in ihrer einfachen großen Methode der Zahl, Frauen in bunten Kopftüchern, riesige grauschwarze Männerscharen, endlos und immer wieder endlos vorüberfluteten, wer mit diesen Massen fühlte, muß sehr ergriffen worden sein. Aber das merkwürdige ist auch, und das ist von allgemeinem Interesse an der Sache, Generalstreik und Herrschaft der Sozialdemokratie in Prag, und — diese Stimmung! Gewiß, man ist in Oesterreich heut schon so desparat, daß man als Konservativer oder Altliberaler schließlich selbst den demokratischen Kopfsprung machen wird. Und weiter, man hat gegen „das Volk" gerade zur Zeit ein schlechtes Gewissen; denn es herrscht Teuerung, Preishöhe der Lebensmittel, wie man sie, seit es Eisenbahnen gibt, nicht mehr gehabt — und dabei Arbeitslosigkeit. Man weiß, den Massen knurrt der Magen. Aber das alles reicht doch nicht zur Erklärung. Ich glaube, es ist zweierlei, das vor sich geht. Erstens, der Blütenkranz um's Haupt der Jungfrau — Nationalismus — ist heut verdorrt, übrig blieb eine knochige, alte Jungfer mit sehr viel Geschäftsinteresse, aber wenig Schönheit. Auf sie sind keine Lieder mehr zu singen; und daher — ein Symbol — die tschechische Studentenschaft weigert den nationalen Sozialisten am Sonntag die Gefolgschaft und spricht den internationalen, die am Dienstag demonstrieren, ihre Sympathien aus. Das will mehr besagen als der „altbackene" Kampf in Brünn. Es ist ganz sicher, daß der nationale Kampf „gewohnheitsmäßig" weiter gehen wird; aber „ohne Liebe." Und ganz neu ist heut, daß die Regierung mit dem angenommenen Wahlrecht ihn ohne weiteres an die Hand zu drücken vermöchte. —

Aber dessen Zugkraft hat wahrscheinlich noch einen weiteren Grund „die russische Welle schlägt herüber". Und naturgemäß zuerst hierher. Man ist hier durch das Slaventum sowieso schon im Bereich des

Digitized by Google

russischen Wellenschlags. Jetzt hat Herr Kristoffy durch seinen Gesetzentwurf begonnen, die Schleusen aufzuziehen, und siehe da: die Flut steigt an.

Es ist nicht leicht zu sagen, ob sie stark genug sein wird, Oesterreich zu ertränken. So wäre es kaum in „regulärer" Zeit. Aber die Dinge in Ungarn liegen so, daß vielleicht Franz Joseph selbst die Schleusen des Herrn Kristoffy noch gänzlich öffnen muß. Und dann, es wäre dann ein eigenartiges Geschick, daß der Monarch, der im Zeichen der Revolution von 48, auf den Thron stieg, nach mehr als 50jähriger Regierung, in der er ihre Konsequenzen zu verhindern suchte, ihr Vollstrecker würde. **Alfred Weber.**

Der englische Liberalismus

III.

Die Bodenfrage.

Die Mängel in der Organisation des Eigentums an der Erde sind in Großbritanien ebenso groß oder noch größer als bei uns. Seit aber mit der Abschaffung der Kornzölle die gehässigste Wirkung des Bodenregals der Wenigen beseitigt worden ist, hat die Agitation gegen den „Landlordismus" ruhigere Formen angenommen, abgesehen von Irland, wo bis vor einiger Zeit besonders schlimme Verhältnisse herrschten und wo die Verbitterung der wirtschaftlich Benachteiligten durch deren konfessionelle und nationale Antipathie gegen die Großgrundbesitzerklasse ungeheuer verschärft wurde. Seitdem die städtischen Zusammenballungen immer riesiger anschwellen, ist die Wohnungsfrage für das Volk geworden, was die Brotfrage vor Peels Reform war. So pathetisch tritt die Wohnungsreformagitation freilich nicht auf, eine Tendenzlyrik ähnlich den corn-law rhymes der dreißiger Jahre hat sie noch nicht erzeugt, aber schon die Organisationen der Arbeiterschaft sorgen dafür, daß die Parteien das Wohnungsproblem nicht aus den Augen lassen. Wenn es im augenblicklichen Kampfe von der liberalen Partei etwas zurückgestellt wird, so ist das Chamberlain und seinem mehr kecken als geschickten Angriff auf den Freihandel zu danken. Einen so herrlichen Agitationsstoff muß man natürlich vor allem andern ausnutzen. Wirksamer als an einem großen Freihandels- und einem kleinen Schutzzollbrote, auf Stangen nebeneinandergesteckt, läßt sich der Unterschied zwischen liberaler und konservativer Politik überhaupt nicht demonstrieren.

Nicht allein um Wohnungs- und Brotwucher handelt es sich bei der Landfrage. In England als dem ältesten Industrielande hat die längere Entfernung von den Zuständen des Agrikulturstaates Gefahren sichtbar werden lassen, die bei uns noch weniger zu Tage treten. Da ist das Problem der Veränderung der Rasse durch die unaufhaltsame Verstädterung der unteren Klassen. Zwischen 1851 und 1891 stieg in England und Wales die Volkszahl um 61 Prozent, aber die Landarbeiter verminderten sich um 38 Prozent. Die Zählung von 1901 zeigte ein weiteres Steigen der Bevölkerung um 3½ Millionen, und eine wachsende Abwanderung aus den landwirtschaftlichen Bezirken. Bei solcher Progression verringert sich die Grundlage der Regeneration des Volkes. Auch die Wehrkraft wird geschwächt, denn aus dem Ueberschuß der ländlichen Bevölkerung muß vorwiegend die Armee geworben werden. Was sich von dem städtischen Proletariat zur Fahne drängt, gehört nicht zur Elite der Arbeiterschaft. Solche Erwägungen nehmen auch in Chamberlains unruhigen Phantasien eine wichtige Stelle ein. Theoretisch ist der Mann von Birmingham unschwer zu bekämpfen; was aber in seinem Predigen als Unterton dumpf und stark mitschwingt, ist die Sorge über die immer künstlicher werdende Existenz der Nation. Auch die Liberalen, so sehr sie Schutzzölle auf Lebensmittel bekämpfen, sehen der Entvölkerung des Landes mit Bangen zu und haben ihr seit langem entgegenzuarbeiten gesucht, freilich mit geringem Erfolge.

Parallel mit der Abnahme der Landbevölkerung geht die Rückverwandlung des Kornfeldes in Weideland. Auch diese Bewegung ist alt. Mit dem Verfall des Feudalsystems, das in den Kriegen der beiden Rosen sich selbst untergrub, wurden die Kriegsdienste des Freipächters entbehrlich. Daher kündigte der Landlord dem Yeoman, warf die Hufen samt den Gemeinländereien zu großen Weideflächen zusammen und trieb Viehzucht, die ihm persönlich mehr einbrachte, während die vom Boden losgerissene Bevölkerung proletarisierte. In neuerer Zeit hat das Sinken der Getreidepreise ähnliche Wirkungen gehabt. Von 1875 bis 1900 ging im Vereinigten Königreiche die mit Getreide bebaute Fläche um etwa 2¼ Million Acres (900 000 Hektar) zurück, wobei der Weizen den Hauptverlust hatte; der Gemüseacker büßte in derselben Zeit ¾ Millionen Acres ein. Gleichzeitig dehnte sich die Grasfläche, — ohne Heide und Bergland zu rechnen — um über 4 Millionen Acres aus. Dabei wächst nun in neuerer Zeit die Tendenz, das Grasland auch nicht mehr zur rationellen Weidewirtschaft zu nutzen, sondern für die Jagd liegen zu lassen. Mehr und mehr wird der Grundbesitz oder die große Pachtung zum äußerlichen Attribut höherer gesellschaftlicher Stellung. Die Baronie der Fabrikanten und Großhändler kauft oder häufiger mietet der alten Aristokratie die Güter ab, wie E. F. Bulmer, ein neuerer Schriftsteller, sagt „nicht wegen der Erträge, sondern wegen der sozialen und sportlichen Vorteile und des Herrengefühls, die alle die Verfügung über weite Flächen verleiht." Der neue Landlord hat kein nachbarliches oder patriarchalisches Interesse an dem Dorfe; er kündigt den Pächtern und Tagelöhnern die Wohnungen, um für die Masse seiner Jagdhüter, Gärtner oder Grooms Raum zu schaffen. Das Dorf wird zum Gesindehof, das bebaute Feld, das den Herrn in der freien Bewegung geniert, zum Jagdgebiet. Die entsetzliche Jagdfrage liegt nach Bulmer diesen neuen Bauernlegungen zu Grunde. Die ererbte Sportlust der alten und der Snobismus der neuen Aristokratie verwandeln England in ein Wildgehege. Nicht vor die Hunde geht die englische Landwirtschaft, so hat man schon gesagt, aber vor die Vögel. Eine solche Verschiebung des Wesens der Großgrundbesitzerklasse bedeutet etwas in einem Lande mit so starkem Bodenmonopol. 42,3 Prozent der Fläche von England und Wales sind in Händen von Leuten, die 1000—10000 Acres (400 bis 4000 Hektar) haben, 12,5 Prozent in Händen der Besitzer von über 10 000 Acres. Die Klasse, der also 54,8 Prozent der Fläche gehören, weist an Zahl etwas mehr als ein halbes Prozent aller Grundeigentümer auf. Ebenso waren in Irland bis zu der Einführung des neuen Landrückkaufgesetzes 78,4 Prozent des Bodens Eigentum von 5,5 Prozent der Grundbesitzer, und in Schottland gehören gar 92,2 Prozent des Areals einer Schicht, die 1,8 Prozent der Grundbesitzer ausmacht; allerdings ist ein großer Teil der schottischen Latifundien blos unfruchtbares Berg- und Heideland.

Der Liberalismus sieht wie in Deutschland das Heilmittel für die Landwirtschaft in der größeren Mobilisierung und Zerschlagung des Besitzes, oder nach einer vor vierzig Jahren von Cobden geprägten Formel im „Freihandel in Land". Man will dann wieder kleine Bauern ansetzen, die vorzugsweise Hackfrüchte und Geflügel zu produzieren haben würden. Das Königreich importierte an „kleinen Agrikulturprodukten" (Butter, Käse, Eier, Geflügel, Speck, Gemüse, Kartoffeln u. w.) 1884 für 720 Millionen, 1899 aber schon für 1104 Millionen Mark. Diese Produkte kommen zum größeren Teil nicht aus Ländern mit vorwiegendem agrarischen Großbetrieb, sondern mit Bauernwirtschaft. Mehrere Parlamentskommissionen haben ausgesprochen, daß der englische Kleinbauer, wenn er nicht überlastet ist, darin sehr wohl konkurrieren könnte. 1892 hat nun Gladstone ein Kleinbauerngesetz erlassen, von dem man sich viel versprach. Diese Bill erteilte den Trägern der landschaftlichen Selbstverwaltung, den Grafschaftsräten, die Vollmacht, Güter zur Parzellierung anzukaufen und zu besiedeln, auch die erforderlichen finanziellen Maßregeln zu treffen. Das Gesetz ist völlig fehlgeschlagen. Eine verschwindend kleine Fläche, im Durchschnitt 26 Hektar jährlich, wurde mit kleinen Wirten besiedelt. Teilweise ist der Mißerfolg auf die gewollte Untätigkeit der Grafschaftsräte zurückzuführen, in denen die Großgrundbesitzerklasse dominiert. Andererseits erwies sich das Gesetz selbst als unzweckmäßig, da es auf die Schaffung von Besitzern, nicht von Pächtern ausging, eine immerhin erhebliche Summe den neuen Bauern als Anzahlung abforderte und den kapitalarmen Tagelöhnerstand, der das beste Material für die Erneuerung der landwirtschaftlichen Mittelklasse abgegeben hätte, damit ausschloß. Die liberalen Reformer fordern daher jetzt meist eine Aenderung des Gesetzes mit

Digitized by Google

der Tendenz, Dauerpächter zu schaffen. Außerdem muß sich die Zentralverwaltung viel mehr für die Besiedelung interessieren, wenn etwas erreicht werden soll. Eine radikale Gruppe verlangt Einsetzung einer eigenen staatlichen Behörde, die den Ankauf und die Verteilung der Ländereien zu besorgen hätte. Andere wollen die Initiative beim Landkauf der Kirchspielsgemeinde überlassen, die den Grafschaftsrat dazu auffordern und nötigenfalls durch Appell an das Ackerbauministerium soll nötigen können.

Um dem unterbundenen Grundstückverkehr größere Beweglichkeit zu verschaffen, fordern die Liberalen ferner Einschränkung des ungeheuer ausgedehnten Fideikommißbesitzes, Aufhebung der unsinnigen Einrichtung, daß bei der Intestaterbfolge jegliches Grundeigentum dem ältesten Sohne zufällt, schärfere gesetzliche Bestimmungen über die Pflicht des Grundherrn, den Pächter für von diesem gemachte Bodeninvestitionen zu entschädigen, endlich die allgemeine Einführung eines ordentlichen Grundbuchwesens; das jetzt herrschende Chaos, das den Erwerber nötigt, sich alle Vorurkunden über den künftigen Besitz zu verschaffen, dient zwar zur Freude der Advokaten, erschwert aber den Verkehr beträchtlich.

Indessen das Hauptmittel zur Heilung der ungesunden Besitzverhältnisse, vor allem zur Hebung der städtischen Platznot, sehen die Liberalen in der Bodenwertsteuer. Einige Bemerkungen über englisches Steuerwesen mögen hier gestattet sein.

Eine staatliche Grundsteuer (land tax) besteht seit Jahrhunderten. Sie war ursprünglich als eine Abgabe nach der Höhe des Einkommens aus dem Grundeigentum in Stadt und Land gedacht, aber die Grundbesitzer waren nicht dazu zu bringen, sich richtig einzuschätzen. Zuletzt entschloß man sich, die Steuer zu fixieren. Das geschah 1798. Damals wurde vom Parlament für jedes einzelne Kirchspiel die Landtaxe ein für allemal genau bestimmt und diese Veranlagung gilt heute noch! Die Auflage ist ablösbar und von etwa der Hälfte der Pflichtigen abgekauft worden. Den Charakter einer Steuer hat sie fast verloren, wird vielmehr als eine Art Rentenverpflichtung empfunden. Sie ist wegen ihrer Starrheit höchst ungerecht. Boden, die 1798 als arm galten, geben wegen ihrer Mineralschätze heute reichen Gewinn oder tragen neue Städte, und damals hoch bewertete Ackerflächen sind ertraglos. Belastet die Landtaxe den Besitzer mithin ohne sich um die Verwertungsmöglichkeiten für den Boden zu kümmern, so ignoriert die auf dem Wohnungsmieter ruhende Lokalsteuer (rate) die Vermögensverhältnisse der Einzelnen. Auch das Auflagensystem der Selbstverwaltung, welches Gneist noch sehr lobte, ist veraltet und unbillig. Es ist aus der Aufbringung des Armengeldes hervorgewachsen, das unter der Königin Elisabeth nach einem damals sehr angemessenen Prinzip von den Hausvätern in der Gemeinde eingetrieben wurde. Seitdem haben sich die Zustände einigermaßen geändert, aber noch immer werden die Mittel für die riesig gewachsenen Bedürfnisse der autonomen Lokalverwaltung, abgesehen von indirekten Einkünften und dem Ertrage öffentlicher Unternehmungen, von den Wohnungsinhabern im Verhältnis zur Höhe des Mietzinses aufgebracht. Vermögen und Einkommen werden von der Gemeinde ebenso wenig besteuert wie sie im stande ist, unbenutztes Wohnland heranzuziehen. Der Bodenspekulant, der ganze Straßenzüge unbebaut liegen läßt, um die Preise in die Höhe zu treiben, zahlt dafür keine Abgabe und zwingt die Gemeindeglieder noch, ihre Verwaltungskosten zu erhöhen, damit sein Areal bewacht und saniert wird.

Um die Agrikultur zu entlasten, vor allen Dingen aber um die städtische Grundstücksspekulation gebührend zu belasten, wollen die Liberalen die Bodenwertsteuer. Jedes Stück Land soll nach seinem „Wert", nicht nach dem, welchen die Nachlässigkeit oder Laune des Besitzers ihm zuweist, sondern nach seinem Verkaufswert auf dem Grundstücksmarkte geschätzt und nach Abrechnung der Ameliorationen und Bauten besteuert werden. Damit will man den „unverdienten Zuwachs" fassen und die Inhaber des Baulandes zwingen, über kurz oder lang zu verkaufen. Schließen die Spekulanten Ringe, so erhöht sich mit dem Bodenpreise automatisch die Steuer. So ist 1895 in Neu-Süd-Wales auf das Pfund Sterling reinen Bodenwerts eine Kapitalsteuer von einem Penny gelegt worden, die bei einer Verzinsung von 4⅙ pCt. den Zehnten des Jahreseinkommens aus der Grundrente bedeutet. Nach der Aussage von Reid, dem früheren Premierminister der Kolonie und später auch des australischen Bundesstaats, hat diese Steuer das Landmonopol und die Bodenspekulation vernichtet. Australien geht mit der Bodenreform überhaupt voran. In Neu-Seeland hat man schon 1891 die Pennytaxe auf das Kapitalpfund Grundwert eingeführt, mit wachsenden Zuschlägen für den großen Besitz. Auch hier sind die Behörden von der Wirkung des Gesetzes sehr befriedigt. Bei Meinungsverschiedenheiten zwischen den Beamten und den Grundbesitzern kann der Staat das Land nach der Selbsteinschätzung der letzteren erstehen, falls sie es nicht vorziehen, gemäß der höheren Taxation zu versteuern.

Die Meinung der Liberalen geht im ganzen dahin, die Bodenwertsteuer dem Staate zuzuweisen, und vielleicht später, wenn man sich daran gewöhnt hat, den Selbstverwaltungskörpern zu gestatten, sie ebenfalls in ihr Finanzsystem einzubeziehen. Als Staatssteuer würde sie zunächst gleichmäßig sein und ausgleichend wirken. Als Staatsbeamter ist der Taxator ferner unabhängiger von den lokalen Einflüssen, als es der Fall ist, wenn die Grundbesitzer gleichzeitig seine Arbeitgeber sind. Endlich gibt es in der Verfassung einen dringenden Grund für die Ueberweisung an den Staat. Dann nämlich würde die Steuer als simple Budgetmaßregel auftreten können und dem Einspruch des Oberhauses entgehen; auf diesem Hintertreppenwege sind schon mehrere höchst wichtige Reformen, wenn sie nur irgendwie mit der Finanzgebahrung zu tun hatten, Gesetze geworden. Sollte die Steuer hingegen den Städten und Grafschaften überlassen werden, so müßte sie auch durch das Oberhaus passieren und würde in dieser erlauchten Körperschaft, in der es von Grundstücksmillionären wimmelt, ziemlich sicher abgelehnt werden. Der Ertrag der neuen Steuer würde natürlich groß sein; dafür möchten die Liberalen die noch bestehenden Lebensmittelzölle, namentlich den auf den Tee, aufheben.

Die Propaganda für die Bodenwertbesteuerung ist in den letzten Jahren von den radikalen Ausläufern immer mehr ins Zentrum der liberalen Partei vorgedrungen. Ja, es ist sogar erstaunlich, besonders im Vergleich zum Kontinent, wie unverblümt eine Partei, in der die „erworbenen Rechte" immerhin doch noch sehr stark vertreten sind, sich für Grundbesitzreform ins Zeug legt. Namentlich die großen Kommunen haben sich der Bewegung angeschlossen. Ueber 200 Selbstverwaltungskörper erklärten sich in den beiden letzten Jahren prinzipiell dafür, darunter der Londoner Grafschaftsrat und die Stadträte von Liverpool, Manchester, Dublin. An der Spitze der Agitation aber steht die tätige und fortschrittlich gesinnte Verwaltung von Glasgow. Dank den Bemühungen vornehmlich des Glasgower Stadtrats wurde in der Session von 1904 ein Antrag Trevelyan auf Zulassung der Bodenwertsteuer in den englischen Städten vom Unterhause in zwei Lesungen angenommen. Uebrigens wird dieser Entwurf von den Liberalen nur aus prinzipiellen Gründen gutgeheißen, weil sie sich, wie erwähnt, von der Staatsgrundsteuer viel mehr versprechen. Von den Führern der liberalen Partei haben sich die meisten öffentlich dafür ausgesprochen, so Asquith, John Morley und Campbell-Bannerman. Die Aeußerungen des letzteren, der seit mehreren Jahren liberaler Leader im Unterhause ist, sind für die Partei bis zu einem gewissen Grade verbindlich. Campbell-Bannerman sagte am 9. Dezember 1902 in Keighley: „Warum soll der Landeigentümer durch die Mühen, den Fleiß und die Unternehmung anderer Leute gewinnen, ohne seinerseits eine entsprechende Anstrengung zu machen? Laßt ihn seinen Teil zahlen!" Am 19. März 1903 in Leeds: „Warum soll ein Mann ernten, was ein anderer Mann säet? Wir wollen dem Landbesitzer geben, was sein ist, aber ihn nicht einstecken lassen, was andern Leuten gehört. Hier haben Sie vielleicht das klarste Beispiel in der heutigen Politik, von der grundsätzlichen, bleibenden und notwendigen Differenz zwischen der liberalen Partei und unseren Gegnern. Hier liegt der Abgrund gähnend zwischen uns, quer vor fast jeder öffentlichen Frage." Und am 27. Januar 1904 in Glasgow: „Lassen Sie mich aussprechen, daß die Besteuerung der Bodenwerte nicht eine bloße Frage der Abgabenzumessung

Digitized by Google

und -eintreibung ist. Sie geht bis an die Wurzel der dringendsten und am meisten vernachlässigten sozialen Frage."

Die liberale Partei wird danach die Beschäftigung mit dem Bodenproblem nicht allzulange aufschieben dürfen. Sollte sie in der Macht ihre früheren Aeußerungen und Versprechungen vergessen, so wird sie von den Arbeiterabgeordneten, die im nächsten Parlament zahlreicher als bisher erscheinen dürften, nachdrücklich daran erinnert werden.

Frankfurt a. M. **B. Guttmann.**

Büchertisch.

Brooks, John Grahans, Prof. in Harvard, Mass., U. S. A. Soziales Wechselfieber, Studien über Arbeiterbewegung und Sozialismus. Autorisierte deutsche Bearbeitung von Dr. Hermann Hasse-Leipzig. Dresden 1905. O. V. Böhmert. M. 2.

Die in Nr. 39 der Hilfe von mir angezeigte Schrift Mitchells habe ich als vorzügliches Kompendium des Gewerkvereinswesens, und zwar nicht blos des amerikanischen, bezeichnet. Die Schrift von Brooks zeigt uns, wie der vorurteilslose amerikanische Forscher die dortige soziale Bewegung beurteilt. Auch hier handelt es sich nicht um spezifizisch Amerikanisches. De te fabula narratur. Die Vorgänge, welche Brooks auf Grund achtzehnjähriger Beobachtungen und sorgfältiger literarischer Studien mit warmem, patriotischem Herzen, scharfsinnigem Urteil und geistreicher Ironie erzählt und kommentiert, sind, wenn wir den Namen verändern, die unseren. Auch die Betrachtungsweise zeigt uns, daß der vielangefeindete Katheder-sozialismus kein spezifisch deutsches Produkt ist. Er findet sich allenthalben, wo eine intellektuelle Klasse gegeben ist, welche mit Sorge um Vaterland und Kultur die moderne industrielle Revolution und ihre Folgeerscheinungen begleitet. Dabei eine Frische und Beredsamkeit, daß man nicht nur dem Gedanken, sondern auch der Form nach oft Naumann zu hören meint. Damit ist alles gesagt, was ich den Hilfelesern zu sagen brauche, um ihnen das Büchlein zu empfehlen. **Lujo Brentano.**

Unsere Bewegung

Frankfurt a. M. Im hiesigen national-sozialen Wahlverein führte sich der neue Parteisekretär des Westdeutschen Verbandes, Herr Lotz, mit einem Vortrag über „den politischen Massenstreik" vorteilhaft ein. Die Ausführungen des Redners wurden mit Beifall aufgenommen und fanden in der lebhaften Diskussion noch einige Ergänzung. Mit dem Referenten waren sich alle Redner einig, daß nach allen seitherigen Erfahrungen der Erfolg eines solchen Streiks völlig ausgeschlossen sei. — Freitag, den 20. Oktober, ist die diesjährige Hauptversammlung unseres Vereins, bei der auch die Wiesbadener Resolution der Freisinnigen Volkspartei besprochen werden soll. Am nächsten Diskussionsabend, Freitag, den 3. November, wird voraussichtlich die Unentgeltlichkeit der Lernmittel und die Frage der Vorschulklassen nach einem einleitenden Referat eines Fachmanns behandelt. Sämtliche Veranstaltungen sind im Restaurant Henninger, Roßmarkt 2, 2 Treppen.

Hamburg. Unter Leitung von Dr. Basedow hielt die Bezirksgruppe innere Stadt und St. Pauli eine gut besuchte Versammlung ab. Dr. Karl Petersen sprach über „Die gegenwärtigen Aufgaben des Liberalismus in Hamburg". Einleitend legte der Vortragende das Prinzip des Liberalismus, Freiheit und Fortschritt, dar; unter seiner Fahne sind nacheinander Bürgertum, Arbeiterklasse und die Frauen in den politischen Kampf getreten. In Hamburg ist viel vernachlässigt worden in politisch-liberaler Bildung, die Frucht davon ist die Wahlrechtsvorlage Hier gilt es mit Opferfreudigkeit und Arbeit einzusetzen, zumal in Lohnarbeiterfragen; von dem Pessimismus gegenüber der Schroffheit des sozialdemokratischen Gebahrens dürfen wir uns nicht in unserer Aufgabe beirren lassen. Dem Vortrag folgte eine lebhafte Aussprache. — In der Bezirksgruppe St. Georg-Hohenfelde sprach Haupt über „Handelsgewerbe und Fleischteuerung". Die große Zunahme der Kleinhandelsbetriebe (in Hamburg 1. Jan. bis 1. Aug. 4139 neue Betriebe) sei eine Folge der steigernden Lebenshaltung der breiten Arbeiterschicht. Eine Ueberspannung der Lebensmittelpreise wirkt so nicht allein auf die Konsumenten, sondern besonders auch auf die kleinen Vermittler. Es ist deshalb ein Unsinn, wenn der städtische Mittelstand die Politik des Bundes der Landwirte stützt. Haupt ging dann noch näher ein auf die Forderungen, die die liberalen Gruppen angesichts der Fleischkalamität im Interesse von Konsument und Kleinproduzent zu stellen haben.

Bergedorf. Am Dienstag, den 26. Sept., begann unser Verein mit einer außerordentlichen Versammlung, in der Parteisekretär Haupt-Hamburg in einstündiger, vorzüglicher Rede über: „Die deutsche Volksernährung in Gefahr" referierte, seine Winterarbeit. Folgende Resolution, die in der Debatte von Herrn Schuhmacher angeregt wurde und die dem Standpunkte der zahlreichen Konsumenten wie der viehzüchtenden Landwirte gleicherweise gerecht wird, wurde einstimmig angenommen: „Die im „Vierländer Hofe" tagende öffentliche Versammlung des „Liberalen Vereins von Bergedorf-Sande" bittet die Hamburger Bürgerschaft, ihren Einfluß dahin geltend zu machen, daß zur Beseitigung der gegenwärtigen Fleischnot die Grenzen für die Vieheinfuhr geöffnet werden. Sie bittet ferner, bei Abschluß der kommenden Handelsverträge dahin zu wirken, daß die Futtermittelzölle beseitigt werden!" Mehrere Herren schlossen sich unserm jungen Vereine an. Andere versahen sich zur Orientierung mit der Literatur unseres Büchertisches.

Dortmund. Nationalsozialer Verein. — Mit einer gut besuchten Versammlung nahm unsere Winterarbeit ihren Anfang. Licentiat Traub referierte über die wichtigsten politischen Ereignisse des Sommers. Die Ausführungen des Redners fanden wie immer stürmischen Beifall und bewogen eine Anzahl Herren, sich unserer Organisation anzuschließen bezw. „Hilfe"-Leser zu werden. Beim zweiten Punkt der Tagesordnung: „Die Stadtverordnetenwahlen" einigte man sich bezüglich der Kandidaten auf die beiden Herren Oberlehrer Meyer und Kaufmann Gustav Renße; die übrigen 5 Kandidaten der zu wählenden Liste verteilen sich auf den demokratischen Verein Jungdeutschland, die Ortsverbände der deutschen Gewerkvereine und den Verein der deutschen Kaufleute, die alle gemeinschaftlich mit uns vorgehen. In welchen Bezirken und in welcher Klasse wir die Aufstellung unserer Freunde vornehmen werden, das soll in einer öffentlichen Versammlung im großen Saale des Gewerbevereins besprochen werden, in der der Führer der Demokraten, Rechtsanwalt Kohn, über den „Verkauf des städtischen Elektrizitätswerkes und unsere Behörden" referieren wird. Der dritte Punkt betraf die Vorbereitungen für die Naumann-Versammlungen, wobei mehrfach die Ansicht laut wurde, daß letztere möglichst vor den Wahlen stattfinden müßten, da sie für diese die beste Agitation sein würden. An der Aussprache, in der u. a. es als unsere Pflicht bezeichnet wurde, für die in letzter Zeit in erfreulicher Weise entschieden lieberal auftretende „Dortmunder Zeitung" Propaganda zu machen, beteiligten sich die Herren Daubenspeck, Prof. Dr. Guttmann, Prof. Weiwer, Meyer, Dey, Keiner und Wilhelm.

Bochum. Hier ist man von verschiedenen Seiten wegen Gründung eines Ortsvereins an uns herangetreten. Der Boden für einen sozialen Liberalismus ist günstig, wie überall, wo ein scharfmacherischer, industriefeudaler Natonalliberalismus als einziger Vertreter des Liberalismus sich aufspielt. Wir bitten alle unsere Freunde von Bochum und Umgegend umgehend, ihre Adressen an den Parteisekretär W. Waltz, Elberfeld, Dorotheenstraße 8, einzureichen.

Plauen i. V. Am 10. d. M. stellte sich der neue Parteisekretär für Sachsen, Hr. Wunschmann, unseren Freunden vor und hielt einen allgemein orientierenden Vortrag über die politische Lage. Den Hauptgegenstand der Aussprache bildete die Fleischnotfrage. Am 2. November findet im „Tunnel" die Hauptversammlung statt, in der u. a. die Wahl eines neuen Vorsitzenden nötig ist, da der jetzige sein Amt niederlegt. Allseitiges Erscheinen dringend erwünscht!

Nürnberg. Nationalsozialer Verein. In der Mitgliederversammlung vom 9. Oktober sprach Herr Rechtsanwalt Dr. Uhlfelder über das bayerische Gemeindewahlrecht. Anlaß zu dem Vortrage gaben die bevorstehenden Gemeindewahlen in Bayern, sowie die besonderen Verhältnisse, unter denen sie sich in Nürnberg vollziehen werden. Der Referent hob zunächst die wichtigsten einschlägigen Bestimmungen der Gemeindeordnung des Jahres 1869 hervor und führte dann aus, in welcher Weise diese Bestimmungen von den einzelnen Stadtverwaltungen, bezw. den herrschenden politischen Parteien ausgeführt werden. In Nürnberg werde das Rathaus seit Dezennien bereits von den mit den Nationalliberalen verbündeten freisinnigen Volksparteilern beherrscht, ohne daß es der Sozialdemokratie als der stärksten politischen Partei jemals gelungen sei, auch nur einen Mann in das Stadtparlament zu entsenden. Diese Fernhaltung der Arbeiterpartei habe ihren Grund in den von den herrschenden Parteien festgesetzten hohen Bürgerrechtsgebühren sowie in der beharrlichen Weigerung, Bezirkswahlen einzuführen, die zweifellos den Sozialdemokraten einige Sitze einbringen würden. Der Referent bezeichnete diese Politik als höchst ungerecht, unbillig und unklug. Unklug deswegen, weil die Liberalen dadurch das Odium auf sich laden, lediglich die bürgerlichen Klasseninteressen zu vertreten und vor allen Dingen deswegen, weil sie zur Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft gezwungen seien, mit reaktionären Elementen (Konservativen, Mittelständlern) Kompromisse zu schließen. Am Schlusse seiner Ausführungen stellte der Vortragende die beiden Forderungen auf: 1. Herabsetzung der Bürgerrechtsgebühren, 2. Einführung von Bezirkswahlen. Eine lebhafte Diskussion schloß sich an den Vortrag an. Das Resultat derselben war der folgende Beschluß: Der Nationalsoziale Verein Nürnberg wird sich an den diesjährigen Gemeindewahlen nicht aktiv beteiligen, wird aber in einer demnächst einzuberufenden öffentlichen Versammlung seine Stellungnahme zur Gemeindewahlfrage darlegen.

Der nationalsoziale Preßverein quittiert heute mit großer Freude über folgende, ihm seit dem letzten Ausweis zugegangenen Beiträge und zwar: Berlin, H. K. III, 5 Mk.; Chr. T. II, 5 Mk.; Cannstatt, E. v. S. III, 5 Mk.; Dortmund, A. K. II, 5 Mk.; Dresden, K. Sch. IV, 5 Mk.; Frankfurt (Main), E. F. I, 5 Mk.; Dr. St. III, 5 Mk.; Klettbach b. Erfurt, E. A. I, 5 Mk.; Lippstadt, G. M. I, 5 Mk.; London, E. H. II,

Digitized by Google

101,40 Mk.; Mainz, S. M. IV, 5 Mk.; Mannheim, E. H. III, 5 Mk.; Marburg, O. de T. III, 5 Mk.; München, E. Th. III, 5 Mk.; W. I, 5 Mk.; Nürnberg, B., 3,10 Mk.; Windhuk, P. R. I, 5 Mk.; Allstedt, W. St. III, 5 Mk.; Berlin, H. K. III, 5 Mk.; A. St. I, 10 Mk.; J. St. III, 20 Mk.; S. St. I, 10 Mk.; Chr. T. II, 5 Mk.; Berlin-Charlottenburg, F. E. I, 5 Mk.; Berlin-Schöneberg, K. K. I, 5 Mk.; Cannstadt, E. v. S. III, 5 Mk.; Dortmund, H. I, 5 Mk.; A. K. II, 5 Mk.; Dresden, K. Sch. IV, 5 Mk.; Düsseldorf, K. R. L. III, 5 Mk.; Erlangen, P. H. IV, 5 Mk.; Eutin, F. T. II, 5 Mk.; Frankfurt (Main), E. F. I, 5 Mk.; Dr. St. III, 5 Mk.; A. Z. III, 5 Mk.; Hamburg, G. M. IV, 5 Mk.; E. P. III, 5 Mk.; J. T. III, 5 Mk.; Kiel, W. B., 4 Mk.; Klettbach bei Erfurt, E. A. I, 5 Mk.; Köln (Rhein), C. A. III, 5 Mk.; Lippstadt, G. M. I, 5 Mk.; London, E. H. II, 101,40 Mk.; Mainz, S. M. IV, 5 Mk.; Mannheim, E. H. III, 5 Mk.; Marburg, Nationalsozialer Verein III, 20 Mk.; O. de T. III, 5 Mk.; Mühlhausen (Thüringen), III, 5 Mk.; München, E. Th. III, 5 Mk.; W. I, 5 Mk.; Neumühlen (Holstein), Liberaler Verein II, 5 Mk.; Nürnberg, B. 3, 10 Mk.; Windhuk (Deutsch-Südwestafrika), P. R. I, 5 Mk.

Zusammen 493,— Mk.
Dazu laut Ausweis in Nr. 39 3434,20 Mk.
Insgesamt **3927,20 Mk.**

Den freundlichen Gebern unsern herzlichsten Dank! An alle anderen, die unser Rundschreiben erhielten, bisher aber unbeachtet ließen, richten wir hiermit die Bitte: Werbt unter Freunden und Bekannten für den Preßverein!

Berlin-Schöneberg, Hohenfriedbergstraße 11.

Die Geschäftsleitung.

Soziale Bewegung

Der Streik in der Berliner Elektrizitätsindustrie ist glücklich beendet. Die Arbeiter haben auf Grund der Anträge der Gewerkschaftsführer die Arbeit wieder aufgenommen, ohne daß die Wünsche der Arbeitergruppe, die den Ausgangspunkt des Streikes bildeten, jetzt erfüllt worden wären. Dieses Nachgeben war durchaus verständig und notwendig, teils, weil die Aussichten der Streikgewinnung sehr gering waren, teils weil es überhaupt ein Unding ist, wegen kleiner Einzeldifferenzen einen Riesenstreik zu führen. Für einen derartigen Streik wird sich die öffentliche Meinung nie erwärmen und ohne diese kann überhaupt kein großer Streik zu gutem Ende geführt werden. Noch nie ist ein großer Streik so gleichgültig von allen Seiten aufgenommen worden, wie dieser. Man fühlte, daß hier nichts auf dem Spiele stand, als eine kaufmännische Angelegenheit zwischen Arbeitern und Arbeitskäufern. Solche Dinge müssen in Zukunft ohne Unterbrechung des Arbeitsverhältnisses zwischen Unternehmungen dieser Größe und Arbeitsvertretungen geregelt werden. Die Notwendigkeit eines Arbeitervertretersystems bei Festsetzung der Akkordlöhne ist das praktische Ergebnis dieser Arbeitsunterbrechung. Diese Vertretung wird sich die elektrische Großindustrie jetzt nicht abzwingen lassen, aber sie wird voraussichtlich von selbst in einiger Zeit auf sie zurückkommen, denn es liegt in ihrem eigenen Interesse, die Lohnfragen möglichst glatt zu erledigen. Eine solche spätere Vereinbarung wird dadurch erleichtert, daß sich in diesem großen Streike beide Teile im Grunde gut und anständig benommen haben. Der Streik verlief in besten Formen, ganz anders als etwa im Herrengebiet der Kohlenbarone. Die elektrische Industrie ist eben ihrer Natur nach eine modernere und qualitiv höher stehende Industrie. Sie weiß den gelernten Arbeiter zu schätzen, auch wenn sie sich mit ihm streiten muß. Es fehlt das Moment der Menschenverachtung, das manchen anderen Streik so sehr verbittert hat. Ist also auch der unmittelbare Erfolg gleich null, so ist doch der Verlauf ein Stück normaler Entwicklung auf dem Wege zum sozialen Frieden.

Gewerkverein und Zentrum. Der christliche „Bergknappe" regt sich über die „Hilfe"-Notiz auf, in der anläßlich der Essener Wahlbewegung auf den engen Zusammenhang zwischen christlichen Gewerkschaften und Zentrumspartei hingewiesen war. Er bestreitet, daß der Gewerkvereinssekretär Effert in einer Wählerversammlung die Mitglieder der christlichen Gewerkvereine geradezu verpflichtet habe, für den Zentrumskandidaten zu stimmen, ohne indessen den genauen Wortlaut der von Effert wirklich ausgesprochenen Mahnung an die christlichen Gewerkvereine mitzuteilen. Ferner wird bestritten, daß die Mitgliederzahl der katholischen Fachabteilungen schon mehr als 70 000 betrage, aber auch hier wird vergessen, uns mit einer kleineren Ziffer zu wiederlegen. Schließlich wird sophistisch bestritten, daß das Zentrum über kurz oder lang die Zügel über die christlichen Gewerkschaften verlieren werde; es habe sie überhaupt noch nicht in Händen und könne sie deshalb garnicht verlieren. Man sieht, daß mit allerlei Redensarten statt mit bestimmten Angaben eine Widerlegung versucht wird. Das kann uns ebensowenig imponieren, wie die anonyme Zuschrift eines vermutlich christlichsozialen evangelischen Arbeitervereinsvorsitzenden an den „Bergknappen", die dessen neutrale Haltung bei der Essener Wahl lobt. Wenn sich der „Bergknappe" keine besseren Eideshelfer verschaffen kann als christlichsoziale Anonyme, soll er es aufgeben, gegenüber den klaren Tatsachen der Essener Wahl den Zusammenhang zwischen Zentrum und christlichen Gewerkschaften zu bestreiten.

Arbeiterwohlfahrt. Der zweifelhafte Charakter mancher Wohlfahrtseinrichtungen der Unternehmer ist von Professor Brentano seit Jahren und besonders scharf wieder in seinem vielbeachteten Vortrag über das Verhältnis zwischen Arbeitern und Arbeitgebern der Großindustrie auf der Generalversammlung des Vereins für soziale Politik hervorgehoben worden. Da gerade an dieser Kritik die Wut der Scharfmacherpresse sich immer wieder aufs Neue entzündet, ist es wünschenswert, daß alle Fälle in der Presse Beachtung finden, die das Urteil Brentanos bestätigen. Die Firma Ernst Friedrich Weißflog in Gera, die vom Streik der Textilarbeiter betroffen wird, hat ihre seit 1883 bestehende Sparkasse für Arbeiter kurzerhand aufgelöst und die bisher eingezahlten Barbeträge als verfallen erklärt. Die Kasse ist freilich aus freiwilligen Zuwendungen der Firma gespeist worden. Trotzdem wird niemand behaupten, daß es kein Mißbrauch einer seit Jahrzehnten bestehenden Wohlfahrtseinrichtung wäre, wenn man ausgerechnet bei einem Streik die aufgehäuften Sparguthaben wieder einzieht. Das Verfahren sieht so sehr nach Zuckerbrot und Peitsche aus, daß man sich darüber wundert, wie bis tief in die liberalen Zeitungen hinein die Firma in Schutz genommen wird. Weil nämlich einige törichte Verdächtigungen die Firmeninhaber geärgert haben sollen, darum gesteht man ihr das Recht zu, ihre Gesamtarbeiterschaft wie Buben zu behandeln, denen man je nach ihrer Bravheit Wohltaten gewährt und Wohltaten entzieht. Es bleibt immer die alte Geschichte, nicht Wohltaten wollen die Arbeiter, sondern Recht. Und nicht nur die sozialdemokratischen stehen so, sondern alle irgendwie selbstbewußten Arbeiter.

Die amerikanischen Dienstboten sollen von den dortigen Gewerkschaften organisiert werden. Die Klagen, die die amerikanischen Dienstboten vorbringen, beziehen sich hauptsächlich auf unzureichende Unterkunft (in Berlin „Hängeböden") und allzulange Arbeitszeit. Auch der Lohn von wöchentlich 3 Dollar soll nach amerikanischen Verhältnissen zu niedrig sein im Vergleich zur geleisteten Arbeit. Vor allem werden einige freie Abende in der Woche gewünscht. Daß die Gewerkschaften sich der Dienstboten annehmen, hat seinen guten Grund. Man erhofft, die organisierten Dienstboten würden bei der Bestellung der im Haushalte nötigen Waren nur solche berücksichtigen, die von Gewerkschaftlern hergestellt sind. Außerdem glaubt man, daß organisierte Dienstboten ihren Bräutigam der Arbeiterorganisation zuführen würden, falls er noch nicht angeschlossen sein sollte. Leider fehlt eine zuverlässige Mitteilung über den Erfolg der Organisationsbestrebungen.

Bergarbeiterzank. Unter den Bergarbeitern ist der alte Gegensatz zwischen christlicher und sozialdemokratischer Organisation wieder ausgebrochen. „Bergknappe" und „Deutsche Bergarbeiterzeitung" schießen in jeder Nummer bereits wieder hinüber und herüber. Dabei ist man in alter bewährter Manier bemüht, sich gegenseitig nicht nur die schlimmsten sachlichen Vorwürfe zu machen, sondern auch im persönlichen Angriffe zu überbieten. Neuerdings spielt eine fürchterliche „Enthüllung" eine Rolle, die mit der Essener Reichstagswahl in Verbindung steht. In der skrupellosen Agitation für den christlichsozialen Reichstagskandidaten soll die Behauptung gefallen sein, der sozialdemokratische Bergarbeiterverband habe 95 000 M. von den gesammelten Streikgeldern an die russischen streikenden Arbeiter und Revolutionäre als Unterstützung geschickt. Diese ungeheuerliche Behauptung ist von den christlich-sozialen Zeitungen unter Hinweis auf den Vorstandsbericht der sozialdemokratischen Partei darauf reduziert worden, daß nach Beendigung des Bergarbeiterstreiks von den ausstehenden Beträgen 20 000 M. den Brüdern in Rußland überwiesen worden wären. Unter allerlei spitzigen Fragen ließ man die Vermutung durchblicken, daß hier mit Streikgeldern ein ungeheuerlicher parteipolitischer Mißbrauch getrieben wäre. In Wirklichkeit hat, wie die „Bergarbeiterzeitung" ausführlich und unter Mitteilung aktenmäßiger Belege erklärt, natürlich keine mißbräuchliche Verwendung von Streikgeldern stattgefunden. Die sozialdemokratische Kollegin rächt sich nun am „Bergknappen" mit der Denunziation, daß Herrn Brust von den sauer verdienten Bergarbeitergroschen jährlich 1500 M. Schweigegeld in Form von Pension gezahlt werden. Mit solchem persönlichen Zank und Stank kann die Organisation der Bergarbeiter keine Fortschritte machen.

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Eugen Katz in Berlin. — Druck von Franz Weber, Mauerstr. 83.

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 42. Berlin, 22. Oktober 1905

Worauf es ankommt.

Wie anders würde es um die Dinge stehen, wenn es den Menschen mehr um die Wahrheit, als um ihre Ansicht von der Wahrheit zu tun wäre. A. Brooke.

Streiten kann man nur um Wechselndes; das Ewige, das Wirkliche steht jenseits deiner Behauptung oder Verneinung. Und das Lächerliche ist, daß wir Menschen gerade umgekehrt meinen, und wähnen, daß wir den Himmel hiermit stützen und den Herrgott am Leben erhalten müßten.

Es gibt und wird immer geben verschiedene Ansichten von der Wahrheit, das ist kein Schade. Schlimm wird es nur, wenn diese Ansichten mehr sein wollen, als sie sind. Sie mögen kräftige Augenblicksbilder, feine Stimmungsbilder, tüchtige Wiedergaben des Originals sein. Aber sie können nie etwas anderes werden, als Abbilder, wie der Mensch sie eben fassen und jeweils begreifen kann. Jede Offenbarung, die grundsätzlich über des Menschen Horizont hinausliegt, hat ihm nichts zu sagen. Sie trifft sein Herz so wenig, wie die Sonnenstrahlen außerhalb des Spektrums dem Auge etwas von den Wundern der Sonne erzählen können. Aber jede Offenbarung wächst an Kraft, je tüchtiger der Mensch sich übt zu hören und zu sehen. Nur muß er nie vergessen, daß er nie aus seinem Herzen, seiner Art zu empfinden, seinem Erziehungs- und Entwicklungsgang so sich herausheben könnte, daß er ein vollständig Anderer würde. Er bleibt immer der Mensch, der nur seine Ansicht vom Ewigen hat, mag es auch eine viel umfassendere, tiefere, wahrere Auffassung und Offenbarung des Ewigen geworden sein.

Sind wir uns bewußt, daß es sich nur um mannigfache Ansichten des Wahren handelt, so werden wir gern all die verschiedenen Versuche kennen lernen, mit denen frommer Verstand sich mühte. Man sieht sich eine Alpenhöhe gern von verschiedenen Punkten aus in ihrer Schönheit an und geht vor einem Gemälde auf und ab, um den besten Blickpunkt zu erhaschen. So wird man rücksichtsvoll gegen die verschiedenen Auffassungen, weil man weiß, sie lohnen im besten alle miteinander den Streit nicht, den Lebenseinsatz sind sie nicht wert. Was sollen wir denn aber tun? Einerseits wissen wir, daß wir nicht über unsere eigenen Schatten springen können; unsere Erkenntnis der Wahrheit bleibt stets unsere Erkenntnis. Andererseits sollen wir zugeben, daß wir mit aller Erkenntnis doch hinter der Wahrheit selbst ewig zurückbleiben. Ist das nicht ein jämmerlicher Zustand? Gewiß, für alle diejenigen, die keine Empfindung haben für den Wert der menschlichen Eigenart, die wohl vom Unmittelbaren leben kann, wenn sie es auch nicht vollständig begreift. Wäre es dem Menschen unmöglich, wenn auch nur auf Augenblicke die Wahrheit klar mit beiden Händen greifbar zu empfinden, dann würde er das unseligste Geschöpf. Hätte er aber die Gabe, mit seinem Verstand das Ewige zu umfassen, dann wäre er Gott. Darum freuen wir uns all der Ansichten von der Wahrheit, weil sie den Trieb nach Erkenntnis steigern. Aber wir leben von den seltenen Momenten der Offenbarung, in welchen mit einemmal die Wahrheit selbst vor uns stand, so daß wir sie sahen und doch nicht sahen, griffen und doch nicht griffen, in welchem wir das Ewig-Rechte unmittelbar empfanden.

Traub.

Moderne Möbelkunst.

(Münchner Vereinigung für angewandte Kunst.)

Das Moderne wird uns, und vor allem den Künstlern, allmählich selbstverständlich. Ein Glück für die Künstler, die nicht mehr gleichzeitig zu kämpfen und zu bauen brauchen. Es scheint, man hat sich mit dem intelligenten Teil des Publikums über die Voraussetzungen geeinigt. So trägt auch die erste Ausstellung der „Münchner Vereinigung für angewandte Kunst" nicht den herausfordernden Charakter etwa der ersten Darmstädter Ausstellung. Man will eben nicht mehr ein neuentdecktes Land abstecken. Man will es urbar machen. Und dazu ist man älter geworden, und vielleicht fleißiger.

Möglich, daß die Stabilisierung seiner Entwicklung dem Münchner Kunstgewerbe besonders leicht fällt. Es gibt anderswo Leute, die Möbel und sogar Häuser für menschliche Geschöpfe zu entwerfen schienen, die nichts als eine physochologische Formel sein konnten. In München ist man unter allen Umständen geneigt, eine gewisse Breite der Persönlichkeit vorauszusetzen. Man glaubt an durchschnittliche Bedürfnisse, die dem Aestheten und dem Kommerzienrat gleich eigentümlich sind. Man nimmt unter allen Umständen an, daß man behaglich wohnen will. Ich wüßte keine Zimmereinrichtung der Münchner, oder der Künstler, die in München ihre entscheidenden Eindrücke empfangen haben, die den Eindruck des Momentanen, gewollt Einfallsmäßigen gemacht hätte, mit dem man sich in Wien mit der Extravaganz unbeschäftigter Leute einmal à la Mystik und einmal à la Naivetät hier und da zu verkleiden liebt. In München war man stets und mit Selbstverständlichkeit solid; es wird für Leute gebaut, die über ihr Leben Bescheid wissen, die mit Heiterkeit jung sind und mit Würde alt werden.

Keiner schafft mit intensiverem Gefühl für diesen Menschenkreis, von dem man nicht weiß, ob er der letzte Ausläufer einer vergangenen Bürgerlichkeit oder der Träger einer kulturellen Eroberung Deutschlands von München aus ist, als Bruno Paul. In seinen beiden Zimmern hat er den ganzen Reiz seiner Art entfaltet: diese gutmütige Kräftigkeit, die doch nur in wohlgestimmtesten Stimmungen existieren kann. In seinem Eßzimmer macht das schwere, in die Wand eingelassene Buffet in silbrig dunklem Nußbaumholz einen ernsten Eindruck, aber alles Strenge ist vermieden durch die freie und bewegte Führung der Linien. Die elliptische Form des Tisches läßt das unzeremoniellste Zusammensein zu. Die Stühle mit ihren etwas zugespitzten Lehnen und den gelbgraulich mit Leder bezogenen Sitzen sind fest und zierlich. Dazu ein falbbrauner Teppich mit verwischtem Muster, der rein durch seine Farbflecken wirkt. Der Musiksalon ist im Eindruck ähnlich. Leider scheint er nicht ganz fertig geworden zu sein. Ringsum hoch an der Wand heraufgehende schwärzliche Eichenholzverkleidung. Dazu prächtige, leise herausscheinende Einlagen, deren minutiöse Arbeit der würdigen

Digitized by Google

Wucht der reichgegliederten Holzbahnen etwas preziöses hinzufügt, das auch leichtere Stimmungen in diesem Musiktempel freigibt. Die Stühle sind konstruktiv interessant erfunden, aber ich fürchte, sie schreiben ausschließlich eine Form bequemen Sitzens vor. Dazu hat man das Gefühl, bis zu den Schultern zwischen den Lehnen eingeklemmt zu sein. Die Ofenwand ist geradezu monumental; der Ofen gibt den Mittelpunkt, er ist aus Marmor, die Rückwand mit Fliesen von Scharvogel bedeckt, nnd rechts und links sind Sofas eingelassen. Zwei Gobelins der Laibacher Kunstwebeanstalt, die das Getäfel über ihm mit der Decke verbinden, geben mit ihren scharfen Tönen (wiesengrüner Grund, rote Papageien auf braunen Aesten) eine etwas bäuerische Farb- und Formerscheinung, an die sich nicht jeder wird gewöhnen wollen. Bruno Pauls Repräsentationsraum, der in der Ausstellung als eine Art Empfangshalle dient, ist voll prächtiger und gastlicher Feierlichkeit. Die Türeinfassungen aus Marmor sind eine höchst persönliche Verwendung romanischer Motive.

Außerordentlich hat die Konsequenz, mit der man auf unbedingte Wohnlichkeit stets gesehen hat, gefruchtet in dem Damenzimer von Bertsch. Es ist in hellpoliertem Birnbaumholz, zu dessem rötlichen Ton der blaue Tuchbezug prachtvoll steht. Die Stühle sind von einer zierlichen Wohlgedachtheit mit ihren gehaltenen und doch frei sich ausgebenden Schwingungen, die hinreißend ist. Im ganzen Zimmer nichts, aber auch gar nichts von Verspieltheit, große Flächen, die sich, wenn nötig, mit Energie biegen, denn Ecken in der Vertikale sind vermieden. Die Gesamtdimensionen sind trotzdem sehr zierlich. Die einzelnen Linien schneiden sich immer bei aller Stärke ihrer Führung aufs feinste. Bei der ganz einfachen Kommode sind die feingewölbten Seiten über die Platte ein Stückchen heraufgeführt; es ist von größtem Reiz, wie jetzt die Biegungen gewissermaßen frei geworden zu einander stehen und die reizendsten Eckchen zu der Platte und zu einander bilden.

Dieser Raum zwingt den Menschen nicht, irgend etwas zu sein, was er nicht gerade sein möchte. Jene plumpdirekten Wirkungen „stimmungsvoller" Wohneinrichtung sind vermieden, mit denen man um einer billigen Poesie willen 99 Hundertstel alles dessen ausschließt, was den Menschen bewegen kann. Hier ist absolute Freiheit des Denkens und der Stimmung, aber die angenehmste Form der Freiheit. Und das Gehalten-Freie, das Kräftig-Leise der Formen und der Farben nimmt auf die Vornehmheit der Bewohnerin ohne Ostentation Rücksicht. Indem man so lobt, tadelt man das Wohn- und Arbeitszimmer von Beckeraths. Dieser in Büchergestelle eingepferchte Lesethron in dem schwärzlichen ecken- und kantenreichen Arbeitszimmer erinnert an mönchische Sentimentalitäten gewisser ästhetisierender Bibliophilen. Es ist eine künstliche und nicht einmal auf die Dauer verfangende Heraufschraubung der Wichtigkeit der mit Lektüre verbrachten Momente. Das schwere Wohnzimmer ist angenehmer, aber etwas dogmatisch. — Th. Th. Heines Herrenzimmer ist zugespitztes Biedermeier, aber bequem und trotz allen Raffinements nicht vorlaut, sehr linienhaft im Eindruck, aber ohne dadurch unruhig zu wirken.

Am wenigsten münchnerisch ist Krügers Damenzimmer. Es ist von unanfechtbarer Internationalität, für eine Weltdame bestimmt. Das außerordentliche Material, ostindisches Rosenholz, ist in seiner kalten, scharf fuchsbraunen, schwarzgestreiften Pracht das Bestimmende. Es hat die lilaseidegläuzenden Bezüge, (der einzige scharfglänzende Bezug in der ganzen Ausstellung), den durchgehaltenen Schwung der Linien und die wundervolle Wölbung der Flächen diktiert. Der spiegelnde Mantel, der den Schreibtisch von drei Seiten umschließt, ist feinste Vereinigung des Wunsches, das Material in seiner exquisiten Substanz und Farbe zur Geltung zu bringen, mit destinguiertem Stilgefühl. Der Stil selbst erinnert an die Eleganz von 1840.

Andere Zimmer haben nicht den Grad zusammengefaßter Bewußtheit, der unbedingtes Vertrauen suggeriert. Aber sie beweisen doch, wie außerordentlich die durchschnittliche Höhe der Gesamtleistung ist. Das Kleingewerbe hat mit Stoffen, Bezügen und tausend anderen Dingen den Beweis seiner Fähigkeit erbracht. Scharvogels Kaminplatten und Poterien sind innigster Schätzung und pointiertestem Verständnis des Materials entsprungen. Die Berliner Porzellane sind leider durchaus matt und durch Kopenhagen entbehrlich.

Der Friedhof hat einige aufrichtig gemeinte Dinge, die beweisen, daß der neue Geist allen Aufgaben gerecht zu werden sucht. Mit besonderem Geschick haben es Pfeiffer und Obrist getan, Pfeiffer mit Anlehnung an romanische Motive.

Der Garten enttäuscht.

Nicht nur räumlich von den übrigen geschieden ist das Zimmer Pankoks. Eine einigermaßen zur Anschauung seiner Leistung führende Erläuterung zu geben, ist fast unmöglich. Die Faktoren seiner Schöpfung sind im vollen Umfange vielleicht nur ihm bekannt. Ich muß mich mit Andeutungen begnügen. Eine Unterscheidung scheint zunächst geboten: Es gibt zwei Arten, Möbel zu bilden. Einmal, stellt man ein sinnreiches Gefüge her, im Sinne eines mechanisch-konstruktiven Zusammenhanges: Tragende und getragene Glieder sind mit Deutlichkeit von einander geschieden. Bruno Paul stellt den Typus dieser durchaus rationalistischen Möbelkunst dar. Die andere Art ist die Pankoks. Nicht als ob er auf konstruktiven Widersinn verfiele, aber seine Möbel haben nicht eine statisch-mechanische, sondern eine animalisch-organische Existenz. Man kann sie nicht einfach zerlegen. Die Teile wachsen aus einander hervor nach einem organischen Prinzip, wie die Teile einer Pflanze.

Pankoks Intarsien erlauben es, das genauer zu umschreiben. Ich denke, er hat sich aufs kräftigste inspirieren lassen von der geometrischen Strenge jener eigentümlichen Formen, in denen sich einfachstes Leben faßt: von Zellsegmenten, den Grundriß nur durch das Mikroskop zu erkennender Infusorien, kurzum jenen Wundern überhaupt, die das Mikroskop erschlossen hat. Das Leben kann sich auf diesen Stufen sozusagen noch keinen Luxus gestatten; jene Formen scheinen von rigorosester Zweckmäßigkeit. So haben sie zugleich einen strengen symmetrisch-ornamentalen, andererseits doch wieder ihren organisch-vitalen Sinn. Beides hängt so zusammen, daß wir das Zustandekommen des ersten zuletzt immer nur aus dem zweiten verstehen. So sind Pankoks Möbel, der Schreibtisch, das Sofa, die Kommode, der Zierschrank zu deuten. Im letzten Sinn sind sie Fabelgeschöpfe. Es steckt eine Schöpferkraft in ihnen, die anderes sinnt als Möbelmachen. Das Verhältnis, das man zu diesem Raum gewinnt, ist nicht das der Dankbarkeit für Bequemlichkeit, obgleich alles musterhaft bequem ist. Es sind eben wundervolle Wesen, die zur Abwechslung einmal ihre Formen haben, nicht damit sie sich im Kampf ums Leben behaupten, sondern damit man auf ihnen sitzen oder schreiben kann.

Die eingelegten Ornamente sind mikroskopische Präparate, sagte ich; wir ahnen in ihnen Leben von größter Unbewußtheit. Leben, das die letzten 80 Jahre erst erschlossen haben mit pedantisch-wissenschaftlichen Worten, als man die Zelle entdeckte.

Diesen ornamentalen Formen geben wir nicht mehr Leben wie den rein geometrischen Gebilden, sie erzählen uns in einer fremden Sprache von letzten Einzelheiten und Ursprüngen unserer Existenz.

Das sind Phantastereien, aber man kann nicht lange in diesem Raume sein, ohne auf alles Fabelhafte, Unmögliche und Erstaunliche zu sinnen, wozu unsere vernünftige Zeit mit ihren Begriffen uns gerade so gut den Stoff liefert wie jede andere.

München. **Paul Scheffer.**

Wie der Adam starb

Von **A. Supper.**

(Schluß.)

Dieser Dorfpfarrer in den unmöglichen Stiefeln und dem vertragenen Anzug, dieser derbe, knochige Mann mit dem rötlichen Bocksbart, der aussieht, als werde er nur stehen gelassen, um das Rasieren zu vereinfachen, er ist einer von denen, die nie das Unnötige unter das Nötige mengen.

Er zog sich den Stuhl an des Kranken Bett, nahm die schwielige, schon erkaltende Bauernhand in seine zwei großen, lebenswarmen Hände und fragte: „Kennst mi no, Adam?"

Ich weiß, daß dieser sterbende Bauer in seinem derben Leben den Pfarrer nur dem Rock und dem Namen nach gekannt hat. Ich weiß, daß er ihm nur eine Art beiläufiger Achtung entgegenbrachte, dieweil der geistliche Herr nie durchs Dorf ging, ohne daß die langen Flügel seines Rockes aufgebauscht waren von allerlei guten Gaben, die Kranken und Armen bestimmt und zugedacht waren. Was ein Pfarrer,

Digitized by Google

was insonderheit dieser Pfarrer sonst noch zu geben hat, das hatte den Adam nie viel gekümmert.

Aber jetzt sah ich am Blick der trüber werdenden Augen, daß der Bauer beim Pfarrer etwas suchte, das mit aufgebauschten Rocktaschen nichts zu tun hatte.

„O, Herr Pfarrer," sagte er leise und schwer, wie ein angstgequältes Kind „o Mutter" sagt.

Da setzte sich der Rotbärtige zurecht. Mir sah es aus, als legte sich ein gutes Pferd ins Zeug, weil es den Berg ahnt, über den die schwere Fuhre gebracht sein will.

„Adam," sagte er, „jetzt heißt's durch e dunkles Gäßle gehe! Aber no z'friede, Adam, 's geht alleweil der Heimat zu! Wisset Ihr no von der Kinderlehr' her, wie und wem wir Christemensche lebe und sterbe sollet?"

Der Bauer starrte mit seitwärts gewendetem Kopf am Pfarrer vorüber ins Lampenlicht.

Lautlos still war's in der dumpfen Stube.

Da klang es noch einmal eintönig von des Pfarrers Mund: „Wisset Ihr nemme von Eurer Kinderlehr' her, wie und wem wir Christemensche lebe und sterbe sollet?" — —

Warum soll ich's leugnen? — Mir lief ein leises, kaltes Grauen über den Rücken. Meine Mutter suchte ich hervor, die fromme, tote, alte, und meine eigene „Kinderlehre", und ich besann mich, ich wühlte blitzschnell mein eigenes Innere auf, ob denn etwa ich an des erkaltenden Adams Stelle dort gewußt hätte, was dieser Bauernpfarrer so zäh erfragen wollte.

Meine Augen hingen an Adams Mund; mir war, als müsse der Antwort geben, auch für mich.

„s' ischt lang' her, Herr Pfarrer!" klang es jetzt ganz müde.

„Lang' ist's her," rief auch etwas in mir.

Der Pfarrer schüttelte unmerklich des Bauern Hand. Nicht wie ein Vorwurf oder wie eine ärgerliche Erregung sah es aus, viel eher wie eine Ermutigung.

„'s ischt lang' her; aber's gilt immer no, wie's damals golte hot: Herr Jesu, dir leb' ich, dir leid' ich, dir sterb' ich!"

Ganz schlicht sprach der Pfarrer, ohne jedes Pathos, wie man Wahrheiten spricht, nicht Worte.

Am Tisch drüben schluchzte auf einmal das Annemeile laut auf. Der kleine Adam fragte: „Annemeile, warum heulst?" Aber er bekam keine Antwort und machte sich näher her ans Fußende von seines Vaters Bett,

Der Kranke stützte plötzlich den Kopf auf den Ellbogen und blickte mit aufflackernder Kraft hell in des Pfarrers Gesicht.

„So soll's sei, Herr Pfarrer; wenn's aber äll meiner Lebtag bei mir net so g'wese ischt, wie solls no im Sterbe werde?" — — —

Ich sah den Rotbärtigen an und war froh, nur der Doktor zu sein, von dem man über Kampfer und Aether hinaus nichts mehr verlangen kann.

Aber der Rotbärtige zuckte nicht. Seine Augen blickten klar wie zuvor hinter der Brille, und statt in Bausch und Bogen eine gut probate Verhaltungsmaßregel für solch ein Bauernsterben zu geben, sagte er ganz einfach: „Euch drückt ebbes, Adam. Ladet ab, Freund, ladet no ab. Wenn Ihr bei mir ablade wöllet, na sollet die Bube und Mädle aus der Stub' gehe; wenn Ihr aber beim liebe Herrgott direkt ablade wöllet, könnet Ihr's ganz in der Stille abmache, und i will halt mit Euch bete."

Um den, von schwarzen Bartstoppeln umgebenen Mund des Bauern, flog ein Zug von Stolz.

„Die Bube und Mädle und au der Doktor sollet no dobleibe! I han meiner Lebtag nix do, wo mer net wisse derf. No g'rad g'spielt han i hie und do, oder über de Durst trunke. En d'Kirch bin i au net oft gange. 's hot mi immer g'schläfert do drinne. No han i äls denkt: Adam, schlofe kannst daheim besser. Aber sonst han i nie nix a'g'stellt, was mer net wisse derf."

Der Pfarrer sah vor sich hin. Ich sah seine großen, weißen Finger unruhig sich bewegen, wie es bei Leuten zutrifft, deren Hirn rasch und intensiv arbeitet.

„So, so," sagte er, und er sprach plötzlich, und wie mir schien unbewußt, hochdeutsch: „Ihr habt also nichts Besonderes abzuladen. Aber Adam, ich bitte Euch, besinnt Euch, habt Ihr nie lieblos gedacht, geredet und gehandelt? Denn Ihr müßt wissen: die Sünden, die gegen die Liebe gehen, das sind zumeist die verborgensten und immer die schwersten in eines Menschen Leben. Das sind die Sünden, die nicht ruhig sterben lassen, denn, die Liebe ist die größte unter ihnen; und wer dieser Größesten ins Gesicht schlägt, der kann nimmer zum Frieden kommen, nicht im Leben und nicht im Sterben."

Tief und voll klang des Pfarrers Stimme, wie Glockenton.

Die Gret, das robuste Wesen mit dem Stallduft in den Arbeitskleidern, schob sich an mir vorbei zum Sterbelager, nahm den Zipfel ihrer leinenen Schürze auf und trocknete dem Bauern, der immer noch auf den Pfarrer starrte, den Schweiß von der Stirn.

„Vatter," schluchzte das Annemeile, und die Buben standen mit seltsam hilflosen Gesichtern beisammen.

Nur den kleinen Adam sah ich auf einen Stuhl klettern und nach den weggelegten Würfeln fingern. Er kam offenbar am Totenbett des Vaters nicht auf seine Kosten. Der Bauer legte sich zurück und stöhnte auf.

„So, so", sagte er zweimal, „so, so!

Dann, als sei ihm jetzt ein richtiger Gedanke gekommen, kehrte er sich wieder dem Pfarrer zu. Was in seinen weit offenen Augen geschrieben stand, schien mir eher eine Art naiver Neugierde zu sein, als brünstiges Heilsverlangen. „Mei Weib, d'Kätter, han i äll bott*) g'haue! Meinet Sie des, Herr Pfarrer?"

Der Rotbärtige nickte kaum merklich.

„I han se au immer härt nag'lasse mit der Aerbet."

Wieder nickte der Pfarrer.

„Geld han i ihre au net viel gebe."

Der Pfarrer nickte.

„I han ihre net oft a G'wand kauft."

Der Pfarrer nickte.

„I hann se au nie mitg'nomme, wenn i z'Märkt oder sonst über Feld be."

Der Pfarrer nickte.

Des Bauern Stimme wurde mit einem Male ängstlicher und weinerlicher.

„I han ihre nie en Wei' ins Haus to und sie hot doch so viel Kinder hau müsse."

Ganz regungslos saß der Pfarrer.

„In jedem Kindbett hot se müsse am dritte Tag wieder 'raus." — —

Der Pfarrer rührte sich nicht. Mir ballten sich die Fäuste. Ich kenne sie allzugut, diese Bauernregel mit allen ihren Folgen.

„Ihr waret ein Unmensch, Adam," sagte ich laut.

Sie sahen alle zu mir her, erstaunt über die weltliche Einmischung.

Nur der Pfarrer blickte nicht auf. „Weiter," murmelte er.

Adam fuhr unruhig mit der Hand auf dem rotgestreiften Deckbett hin und her. Seine Stimme klang jetzt wie ein heiseres Schluchzen. „Wie der letzt' Bu komme ischt, mei Adamle, hot se am dritte Tag' net ufftehe wölla. No ischt mir der Zorn komme, ins Rößle bin i nunter, ins Unterdorf, und wie i dort sitz' und kartl', kommt d'Gret und sait: — — —"

„Michel, du Herrgottslump, du bist am Stich!" rief in diesem Augenblick der kleine Adam von der Ofenbank her, wo er vertieft in sein Spiel mit den wiederergatterten Karten stand.

Ich sah des Pfarrers Gesicht einen Augenblick lang verzerrt, wie wenn ein großer Schrecken oder ein jäher Schmerz darüber hingezuckt wäre. Der Bauer aber deckte die Hand über die Augen und stöhnte: „O Kätterle!" Eine Welt von Gewissensqual lag in dem Wort. Ich wandte mich um und sah in die Nacht hinaus, die in schwerer, schwarzer Wucht sich an die kleinen Scheiben herandrängte. Und in der Schwärze da draußen sah ich das Weiblein mit dem dünnen Haarzopf, dem Kropfansatz, dem faltigen, reizlosen Gesicht. Ich sah sie stehen mit ihrem schmächtigen, zu Tod' geschundenen Leib, und ich sah sie auf einmal wachsen, wachsen zu einer Riesin, die Unmenschliches durch ein Menschenleben schleppte.

Ich bin kein reicher Mann; aber ich hätte in jenem Augenblick hundert Mark gegeben, wenn ich des Adams Kätter, die ich bei meinen Fahrten über die Höhe so dutzendmal im Krautacker oder im Kornfeld hantieren sah, nur ein einziges Mal ein gutes, ein anerkennendes, ein bewunderndes

(*Dann und wann.

Digitized by Google

Wort gesagt hätte. Aber das Weiblein hatte mich nur immer scheu gegrüßt, ich ihr nur gleichgültig gedankt. Scheußlich, dieses Gefühl, ein blöder Rohling gewesen zu sein, und nichts mehr gut machen zu können.

Der Pfarrer stand auf und fuhr sich durch die langen, vollen Haare, die in einem braunen Schopf über der breiten Stirne lagerten.

„Ich weiß," sagte er traurig, leise, „d' Kätter ist ganz allein gestorben."

Die Geschwister am Tisch und Gret neben ihrem Vater weinten mit einemmal laut auf. Als sei ihnen der halbvergessene Mutter Tod plötzlich in ein ganz neues Licht gerückt, so gebärdeten sie sich. Dem Bauer auf jener Höhe gilt nur der laute Schmerz für echt.

Der Pfarrer winkte abweisend mit der Hand. Er beugte sich über den Sterbenden: „Saget Ihr immer noch: „i han doch nix do, was mer net wisse derf?" Wisset Ihr jetzt, was das heißt, gegen die Liebe sündigen? Adam, Adam, Ihr seid wohl ein belasteter Mann und tut gut, abzuladen vor Gottes Thron. Denn es ist wahrlich ein schmaler Durchlaß, durch den einer beim Tod hindurch muß, und wer soich ein Bündel von Lieblosigkeit Huckepack trägt, wie Ihr, der mag leicht steckenbleiben."

Der Bauer stierte vor sich hin. Ich glaubte bei dem schlechten Licht die beginnende Agonie zu erkennen. Nicht mehr die brennende Qual lag auf dem Gesicht. Mir schien fast, als rauschten die hochdeutschen Worte des Pfarrers an dem Ohr des Kranken vorbei.

Auf einmal verzerrte sich der Stoppelmund, als wollte er lächeln. „Bündel trage, des ka' mei' Kätter, die nemmt en scho," sagte er ganz langsam, wie aus einem Traum heraus.

„Er stirbt," schrie die Gret plötzlich auf.

Der Bauer riß die Augen weit auf, als habe ihm dieser Ruf ein Traumbild verscheucht.

„O, Herr Pfarrer," seufzte er.

Der Rotbart fuhr in die hintere Rocktasche. Ich glaube, das war bei ihm ein ganz instinktiver Griff, wenn er jemand seufzen hörte. Ein Döschen Fleischextrakt brachte er hervor, steckte es wieder ein und kramte weiter. Endlich schien er das Rechte erwischt zu haben. Er hielt mir eine kleine Flasche hin mit tiefdunklem Wein.

„Ich darf doch? Es ist mein Sterbwein. Zehnjähriger Tokaier." Ich nickte. Wer wollte diesem armen Dorfpfarrer wehren, einen Wein zu verschenken, von dem die Flasche fünf österreichische Gulden oder noch mehr kostet. Als „Sterbwein" konnte er sicher nichts schaden, so wenig wie mein Kampfer nützen würde.

Der Pfarrer goß ein Taschenbecherchen voll und führte es dem Adam an die Lippen, indem er ihm sorglich den müden Kopf hochhielt. Der Bauer schlürfte und schluckte.

„Ah!" sagte er, „ah," als wache noch einmal alles Lebensbehagen auf. Dann wischte er sich mit zitternder Hand die Lippen ab und meinte: „Des ischt mein Nachtmohl gwe'."

Auf der Ofenbank klapperten die Würfel und rollten kollernd zur Erde. Die Gret nahm die Schürze vom Gesicht und rief: „Jokob, nemm doch dem Büeble die Würfel."

Da stützte sich der Bauer noch einmal auf den Ellbogen. „Lasset doch mei' Büeble," murmelte er, „'s ischt scho so e g'scheit's Büeble! Adamle, komm' her, Adamle!"

Die Stimme des Mannes brach, seines jüngsten Kindes Name war der letzte Laut, der aus dem Stoppelmund kam.

Mit dem Rotbart schritt ich die steile, böse Treppe hinunter. Eine Stallaterne gab kümmerlichen Schein, und aus der Stube oben gellte das Weinen der Waisen hinter uns her.

Ich mußte wieder auf des Pfarrers genagelte Stiefel horchen, die so schwer und brutal auf dem Holz der Treppe knirschten.

Im Hof standen wir beide still, zögernd, verlegen fast, als wüßten wir nicht recht, wie man nach solchem Intermezzo auseinandergeht.

„Es muß auch solche Käuze geben!" sagte ich, nur um etwas zu sagen.

Der Pfarrer nahm meine Hand, ganz hastig, ganz impulsiv, wie aus einer großen, inneren Bewegung heraus, die er nicht mehr zurückdrängen konnte. „Gott sei Dank," sagte er mit verhaltener Stimme, „Gott sei Dank, daß er das von seinem Adamle noch gesagt hat! Gute Nacht!"

Damit stampfte der Rotbart durchs Hoftor hinaus in die Nacht hinein. Die ganze lange Gasse hinunter hörte ich seinen plumpen Schritt, bis ihn die Dorfhunde überkläfften.

Mein Schimmel trottete seinen Weg durch die Finsternis. Ich glaube, ich ließ ihm ganz und gar die Zügel. Ueber meinen Angrenzer an Kranken- und Sterbebetten mußte ich nachdenken. Um Karten und Würfel regte der sich nicht auf; aber wenn er ein Körnchen Liebe, nur solch ein armseliges Körnchen halbtierischer Vaterliebe fand, dann zitterten ihm die Hände.

Es muß auch solche Käuze geben.

Allerlei

Richard Wagner als Lyriker. Die Gedichte des großen Dramatikers und Komponisten sind nun auch gesammelt worden und von C. Fr. Glasenapp in einem sehr hübschen und sauber ausgestatteten Buche vereinigt (Verlag G. Grote Berlin). Wenn man diese 125 Stücke gelesen hat, fragt man sich: warum? Künstlerisch genommen bilden sie eine große Enttäuschung. Wenn auch anzunehmen ist, daß aus Wagners Jugend und Manneszeit sehr viel verloren gegangen, so erscheint doch die Ausbeute an reiner Lyrik auffallend gering. Das ist um so verwunderlicher, als der Bayreuther in seinen Musikdramen, zumal in den Meistersingern von Nürnberg, lyrische Partieen, Stimmungen von großer Schönheit schuf. Aber da die Lyrik in seinem Kunstsystem keinen Platz hatte, ließ er sie bei Seite. So erscheint das Buch, das vor uns liegt, künstlerisch fast ganz wertlos. Aber auch über den Menschen Wagner sagt es nicht viel Neues und Erhebendes. Von seinem Ringen, seiner Not, seiner Hoffnung: so gut wie nichts, vom Werden und Wachsen seiner Welt- und Kunstanschauung: nichts. Was bleibt ist zum großen Teil Gelegenheitslyrik im geläufigen Sinn dieses Begriffs: Widmungen, Einladungen, Geburtstagsgrüße. Sie zeigen das Verhältnis Wagners zu einzelnen Personen und mögen so dem Wagnerforscher und der Wagnerphilologie wertvoll sein. Aber uns andern sagen sie wenig. Sie sind meist herzlich gehalten und ganz humorvoll, formal weisen sie keine besonderen Eigenarten auf. Da sie meist aus der späten Zeit stammen, so tragen sie den Stempel einer gewissen Erhabenheit oder väterlichen Sicherheit. Es finden sich unter ihnen ganz hübsche Verseinfälle. Eigentliches Interesse bieten nur die paar Lieder aus den Revolutionsjahren und die große Zahl der Gedichte, die Wagner an seinen königlichen Freund, Ludwig II. von Bayern, richtete. Die ersteren sind allerdings mehr typisch als individuell empfunden: formal gewandte Gedichte („Die Noth"), in denen Freiligrath'sches Pathos und Herweghscher Sarkasmus gemischt und gemildert sind. Solche Gedichte wurden damals viele gemacht. Aber sie sind ein klares Dokument der revolutionären Stimmung, die unter dem Druck der Zeit den Patrioten erfaßte. Das Jahr 1870 hat Wagner entsprechend gefeiert. Die Zahl der Gedichte, die Wagner an seinen Gönner und König richtete, ist sehr groß, fast an jedem Geburtstag Ludwigs gingen Verse von Bayreuth nach München und Hohenschwangau. Sie sind Träger von Dank und Verehrung, immer echt in der Gesinnung, im immer gesteigerten Ton etwas ermüdend. Eine merkwürdige Bevorzugung der Stanzenform, die Wagner sehr gut beherrscht. Die Verse zeigen, welch innigen Anteil der König an Wagners Arbeit genommen; ein Gedicht des Königs, das beigefügt ist, spricht ihn aus. — In allem: eine künstlerische oder menschliche Notwendigkeit war die Ausgabe der Verse nicht; nun sie einmal da ist, mag sich mancher Enthusiast an der „Universalität" des Meisters erfreuen. Große Eindrücke hinterläßt das Buch keineswegs. H.

Blätterfall.

Du Tag des sanften Blätterfalls —
Von allen Bäumen regnen leise
Die Blätter, traumhaft leisen Schalls —
Das Heimwehlied der letzten Reise.

Die Birken streuen weiches Gold,
Draus glüht die Sonne güldne Reifen,
Die diese Stunden herbstlich hold
Sacht über weiße Wege streifen.

Im süßen Bann die Erde ruht —
Und goldner werden ihre Säume
Und röter strahlend von der Glut
Der erdverwehten Liebesträume. —

Doch sieghaft, als könnt' Rebellust
Zerstörend nimmer sie erreichen,
Aufflammen aus der Ferne Dust
Der Pappeln hohe Feuerzeichen!

Marguerite Wolf.

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

NUMMER 43

Die Hilfe

Sonntag, 29. Oktober 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Die badischen Landtagswahlen — Die Städte und die Fleischnot — Vereitelte Bodenreform — In Rheinland-Westfalen — Bayrischer Landtag — Die Radikalisierung des Vorwärts — Die Stuttgarter Sozialdemokraten — Kabale und Liebe) — **Naumann:** Mittelstandsfragen — Die Landtagswahl im Fürstentum Lübeck — Wohnungspolitisches Manchestertum — **F. Guttmann:** Der englische Liberalismus — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — Büchertisch — **Traub:** Namen — Die religionsgeschichtlichen Volksbücher — **Lu Märten:** Der Sang am Meer — Allerlei.

Politische Notizen

Die badischen Landtagswahlen brachten dem Zentrum den größten Erfolg. Von 73 Mandaten eroberte es gleich 28 im ersten Wahlgang. Das Zentrum verfügt fast im ganzen Oberland über die kompakte Mehrheit und verfügt beinahe im ganzen Unterland über große Wählermassen, die besonders in den Stichwahlen noch stark ins Gewicht fallen können. Vielfach wird der Meinung Ausdruck gegeben, daß ohne die Bildung des liberalen Blocks der Sieg des Zentrums noch gewaltiger gewesen sein würde. Auch wir nehmen das an, und deshalb kann uns auch die Erwägung, daß die Blocktaktik wesentlich den Nationalliberalen zugute gekommen ist, nicht von der Ueberzeugung abbringen, daß die Einigung aller Liberalen eine Notwendigkeit war. Unterscheiden sich ja überdies die badischen Nationalliberalen sehr vorteilhaft von ihren norddeutschen Namensvettern! Wie uns berichtet wird, will die große Mehrheit des Blocks in den Stichwahlen ein Zusammengehen mit der Sozialdemokratie. Dieser Wunsch ist sehr begreiflich. Da bisher der Block erst 16 Kandidaten (14 Nationalliberale und zwei Demokraten) durchgebracht hat, da das Zentrum noch an einer ganzen Reihe von Stichwahlen beteiligt ist, so rückt die Gefahr einer klerikal-konservativen Mehrheit bedenklich nahe, wenn nicht die linksstehenden Parteien sich gegenseitig unterstützen. Ob dies geschehen wird, ist noch nicht sicher. Der radikale Liberalismus hat im allgemeinen nicht gut abgeschnitten, ebenso die Sozialdemokratie, deren Mitläufer in hellen Scharen zum Block übergegangen sind. Wir werden in der nächsten Nummer die badischen Landtagswahlen ausführlich erörtern, weil erst dann ein Ueberblick möglich sein wird.

Die Städte und die Fleischnot. Der Vorstand des deutschen Städtetages hat beschlossen, in Sachen der Fleischnot nun doch mit dem Fürsten Bülow zu reden, obwohl er ihnen einen Verzicht auf die Audienz sehr nahe gelegt hatte. Das ist gut. Man soll den Herrn Reichskanzler, der bisher der Möglichkeit jeder Aeußerung über diese Lebensfrage des Volkes auszuweichen gewußt hat, nötigen, endlich einmal Farbe zu bekennen. Das kann unter dem Gesichtspunkte der allgemeinen Politik nur nützen, mag die Antwort Bülows ausfallen, wie sie will. Auch daß man beschlossen hat, einen Städtetag mit dem Thema „Die Fleischversorgung der Städte und die Schädigung unserer Bevölkerung durch die gegenwärtige Fleischteuerung" einzuberufen, war richtig. Aber wie in aller Welt können die Herren Oberbürgermeister es rechtfertigen, daß dieser Städtetag erst im November zusammentreten soll? Seit Juni haben wir die Fleischnot. Nachdem die städtische Bevölkerung mehr als vier Monate Schaden gelitten hat, entschließt man sich zu einem Protest. Welche sachlichen Gründe können unsere Stadtoberhäupte dafür anführen, daß auch sie die Sache dilatorisch behandelt haben? Wenn schon die Minister die Sache nicht als dringlich ansehen, so begreift sich das. Aber wenn die Vertreter der notleidenden Massen es so wenig nötig haben, so ist das ebenso unbegreiflich wie unverzeihlich. Unser Bürgertum macht den Agrariern ihre Herrschaft wahrhaftig zu leicht!

Vereitelte Bodenreform. Das Großherzogtum Hessen schien berufen, als erster unter den deutschen Bundesstaaten einem der wichtigsten Gedanken der Bodenreform, dem der Wertzuwachssteuer, zum Siege zu verhelfen. Die Regierung unterbreitete dem Landtage einen Gesetzentwurf, der die Wertzuwachssteuer in der Höhe von 20 pCt. der fakultativen Kommunalsteuern einführt. Mit überzeugenden Gründen, die ein prinzipielles Bekenntnis zur Bodenreform bedeuteten, vertrat Minister Rothe den Entwurf. Die zweite Kammer stimmte fast einmütig zu. Sozialdemokraten und Nationalliberale, Freisinnige und Zentrum, ja selbst Bauernbündler waren dafür. Aber jetzt kommt die erste Kammer und sagt nein! Das hat Frhr. v. Heyl, der bekannte nationalliberale Reichstagsabgeordnete, zu Wege gebracht. Er, der reichste Mann Hessens, hat sich als das Haupthindernis eines großen sozialen Fortschritts erwiesen. Was die Opposition der ersten Kammer besonders gehässig macht, das ist, daß viele der Magnaten an dem Nichtzustandekommen der Reform persönlich interessiert sind. Jedenfalls ist die Gelegenheit günstig wie nie, um eine Bewegung, wenn nicht zur Beseitigung der ersten Kammer, was natürlich das Beste wäre, so doch zu ihrer gründlichen Neuorganisation ins Werk zu setzen. Wie in Württemberg so stehen jetzt auch in Hessen Regierung und zweite Kammer zusammen. Die Frage ist nur die: wird eine wirkliche Volksbewegung der Regierung den Rücken stärken und wird die Regierung bereit sein, mit den Heyl und Gen. nicht nur Fraktur zu reden (was ja schon geschehen ist, aber jeden Eindruck verfehlt hat), sondern sich auch zu Taten gegen sie aufzuraffen?

In Rheinland-Westfalen wird ein klerikal-nationalliberales Bündnis für Reichstagswahlen geplant. Bochum und Duisburg soll das Zentrum den Nationalliberalen überlassen, Essen und Duisburg die Nationalliberalen dem Zentrum. Die beiden größten Zeitungen der beteiligten Parteienim Ruhrrevier haben sich bereits für diesen Gedanken erwärmt. Zuzutrauen wäre es schon dem Kohlen- und Eisenliberalismus, daß er auf den Plan einginge. Fraglich ist nur, ob sich die nationalliberalen Wähler, die seit Jahrzehnten von ihrer Partei gegen das Zentrum gehetzt worden sind, eine solche Infamie gefallen lassen würden.

Bayrischer Landtag. Der bayrische Liberalismus tritt im neuen Landtag erfreulich radikal auf. Der Abgeordnete

Digitized by Google

Casselmann verlangte in einer großen Etatrede: Durchführung der Koalitionsfreiheit, Rechtsfähigkeit der Berufsvereine, direkte Reichsbesteuerung. Er wandte sich aufs schärfste gegen die mit den Klerikalen liebäugelnde Regierung und forderte ein reines Zentrumsministerium, so daß die regierende Partei verantwortlich für ihre Taten vor dem Lande dastände. Man sieht, daß die Nürnberger Einigungsbeschlüsse, die den bayrischen Nationalsozialen die Mitwirkung bei der Einigung ermöglicht haben, allmählich beginnen, eine Grundlage des gesamten bayrischen Liberalismus zu werden.

Die Radikalisierung des Vorwärts. Die letzte Sonntagsnummer des Vorwärts enthält nachstehende lakonische Mitteilung:

„Die Unterzeichneten haben durch Schreiben vom 21. Oktober 1905, in Beantwortung eines Entscheides des Parteivorstandes, ihre Kündigung eingereicht. Sie scheiden demnach am 1. April 1906 aus der Redaktion des „Vorwärts" aus.

Büttner. Eisner. Gradnauer. Kalisti.
Schröder. Wetzker.

Die den Herren Eisner und Gen. anscheinend moralisch vom Parteivorstand aufgenötigte Kündigung bedeutet den vollen Sieg des Radikalismus auch innerhalb des sozialdemokratischen Zentralorgans. Nachdem die Berliner Genossen gemeinsam mit dem Parteivorstand die Kündigung angenommen haben, ist kaum anzunehmen, daß sie noch irgendwie rückgängig gemacht werden kann. Jedenfalls also sind die drei Redakteure Kautsky-Mehringscher Färbung, die im Sommer unter Führung des Herrn Heinrich Cunow die Fahne des Aufruhrs gegen die maßvollere Redaktionsmehrheit erhoben, die unbestrittenen Sieger. Nach Herausekelung des zwar „ethisch-ästhetischen", aber wahrhaftig nicht allzu zahmen Kurt Eisner und seiner Freunde ist das, was an Vorwärtsredakteuren übrig bleibt, durchaus reif für eine Mehringsche Chefredaktion. Was es für die allgemeine Politik der Sozialdemokratie zu bedeuten hat, wenn ihr Zentralorgan dem äußersten Radikalismus ausgeliefert war, braucht nicht näher ausgeführt zu werden.

Die Stuttgarter Sozialdemokraten wollen bei den nächsten Gemeinderatswahlen wieder mit der süddeutschen Volkspartei zusammenwirken. Das war auch schon früher so geschehen. Aber im vorigen Jahre sagten die Sozialdemokraten das Bündnis auf und gingen gesondert vor, mit dem Erfolge, daß sie eine glänzende Niederlage erlitten. Diesmal gedenken, vernünftigerweise, die Stuttgarter Genossen die glorreiche Taktik von Frau Zetkin und ihrer Sendboten zu verlassen. Natürlich bezweifelt die radikale „Leipziger Volkszeitung", daß dies im „wohlverstandenen Parteiinteresse" läge. Das Hübsche an der Sache aber ist, daß damit der jüngste Parteitagsbeschluß der württembergischen Sozialdemokratie, der zur gleichmäßigen Bekämpfung aller bürgerlichen Parteien aufforderte, voll und ganz über den Haufen geworfen wird. Die Stuttgarter Arbeiter ziehen eben eine freiheitliche Kommunalvertretung der Theorie der reinen Torheit vor.

Kabale und Liebe. Ein Parteitag der freisinnigen Volkspartei für Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck hat folgenden Beschluß gefaßt: „Unter Wahrung der Grundsätze, die der Parteitag in Wiesbaden durch den Antrag Ablaß zum Ausdruck gebracht hat, genehmigt der Parteitag in Lübeck die mit der deutschfreisinnigen Partei in Kiel getroffene, von der Parteileitung in Berlin gebilligte Abmachung vom 15. April bezüglich der Abgrenzung des Arbeitsgebietes beider freisinnigen Richtungen und die Aufstellung freisinniger Kandidaten in der Provinz Schleswig-Holstein." Der Sinn dieses Beschlusses ist dunkel. An der Abmachung vom 15. April haben auch mehrere ehemalige nationalsoziale Führer mitgewirkt; wenn sie aufrecht erhalten werden soll, dann werden aber die Wiesbadener „Grundsätze" nicht gewahrt, sondern durchbrochen. Jedenfalls steht fest, daß die Deutschfreisinnigen Schleswig-Holsteins sich zu keinerlei Intriguen hergeben, die um persönlicher Zwecke willen die Arbeit des entschiedenen Liberalismus stören. Eben hat auch der Verein der Fortschrittspartei in Frankfurt a. M. beschlossen: „Der Verein, getreu seiner Vergangenheit, wird alles aufbieten, um durch taktisches Zusammengehen mit allen Linksliberalen, einschließlich der Nationalsozialen die Stärkung des Gesamtliberalismus überall zu fördern." Herr Rechtsanwalt Gehrke in Frankfurt ist, auf den Wiesbadener Beschluß hin, aus der freisinnigen Volkspartei ausgetreten. Und in der nächsten Woche werden sich die freisinnigen Volksparteiler in Frankfurt mit „nationalsozialen Elementen" zu einem gemeinsamen Diskussionsabend zusammenfinden. Die „Barmer Zeitung", das größte freisinnig-volksparteiliche Organ in Rheinland-Westfalen, freut sich über die Haltung ihrer Frankfurter Freunde und schreibt gegen die Berliner Parteileitung: „Wir glauben, daß die „Freie Deutsche Presse" mit ihrem Bedauern, von einem Teile der Berliner Freisinnigen abgesehen, in der Partei selbst kein Echo finden wird." Eben hat in Wellingdorf vor zahlreichen „Hilfe"freunden der Abg. Wolgast, Hospitant der freisinnigen Volkspartei im preußischen Landtag, sich sehr scharf gegen die Wiesbadener Resolution ausgesprochen. Diese Wiesbadener Resolution ist ein Messer ohne Klinge. Im übrigen halten wir es mit den folgenden Ausführungen der „Frankfurter Zeitung": „Wir haben in Deutschland von diesem Parteigezänk genug und übergenug, wir verlangen heute von denen, die politische Führer des Volkes sein wollen, daß sie das Persönliche zurückstellen und das Sachliche gelten lassen. Tausende hat man verärgert und hinausgedrängt durch den Ekel über das unfruchtbare Hadern mit dem Nachbarn. Sehen denn die freisinnigen Männer nicht die Schadenfreude auf den reaktionären Antlitzen, sobald wieder so ein Zwietrachtsäpfelchen in die Preßarena fällt und nun die Kämpen in wildem Eifer besinnungslos darauf losstürzen? Die Reaktion wollen sie überwinden, und sind noch nicht einmal stark genug, ihrer kleinen Zwistigkeiten Herr zu werden! Was glauben sie wohl, wie das dem Volk, den Gegnern und der Regierung imponiert! Hier wird Zerreibungsarbeit geliefert und die reine Fahne des Fortschritts erbarmungslos mit Füßen getreten. Genug und übergenug davon! Wer verständig ist, wende sich ab von diesem erbarmungswürdigen Schauspiel. Draußen ist Arbeit für alle, die mithelfen wollen an der Aufklärung des Volkes und an dem Ausstreuen des Samens für eine freiheitliche Zukunft. Diese Arbeit ist nützlich, in ihr muß jeder willkommen sein, der es ehrlich meint, denn auch die freiheitlichen Parteien kranken an der Leutenot. Diese Arbeit befreit — und sie wird einigend wirken!"

Mittelstandsfragen

Die „Mittelstandsbewegung" darf vom Liberalismus in keiner Weise als nebensächlich oder ungefährlich behandelt werden. Ueberall fast, wo wir arbeiten, treten uns in neuerer Zeit Vereine von Handwerkern und Kleinkaufleuten entgegen, die mit wenig Geist und viel Behagen ganz alte Gedankengänge wiederholen, die aber trotzdem, was gar nicht zu leugnen ist, zahlreiche kleine Unternehmer dem Liberalismus entziehen. Es kann sich hier das Schicksal des Liberalismus gegenüber den Berufsverbänden zum dritten Male wiederholen, wenn nichts dagegen geschieht. Zuerst nämlich benutzten die Arbeiter das vom Liberalismus geschaffene Verbindungsrecht, um sich von ihm zu entfernen, dann taten es die Bauern und nun tut es der gewerbliche und kaufmännische Mittelstand. Was bleibt dann schließlich übrig? Die Wahlkreise, die heute der Liberalismus noch besitzt, hängen alle mehr oder weniger von Mittelstandselementen ab. Wenn diese Elemente ihren wirtschaftlichen Verband jetzt schließen, nachdem schon früher ähnliche Versuche öfters gemacht worden sind, dann ist es wirklich schwer sich eine politische Existenz liberaler Parteien weiterhin vorzustellen. Es kann doch nicht ohne Arbeiter, Bauern und Handwerker irgendwo eine Majorität gefunden werden! Aus was für Leuten soll sie denn bestehen?

Solchen Erwägungen gegenüber wird innerhalb des Liberalismus öfter geantwortet: diese Mittelstandsbewegung bedeutet nichts, denn sie bringt lauter Forderungen, die entweder unmöglich oder nur sehr unwichtig sind! Diese Antwort aber rechnet nicht damit, daß die zeitweiligen Forderungen einer Berufsbewegung nicht ihr ganzes Wesen ausmachen. Auch der Bund der Landwirte hat viele Forderungen aufgestellt und wieder fallen lassen, wie z. B. Doppelwährung und Antrag Kanitz. Ist eine Organisation einmal vorhanden, so ist sie stärker als ihr zeitweiliges Programm, und man hat sie noch nicht damit aus der Welt geschafft, daß man ihr Programm kritisiert. Nicht als ob die Kritik falscher Programme nicht nötig wäre! Wir müssen scharf und fest Punkt für Punkt kennen lernen und prüfen, aber damit allein ist es nicht getan, denn alle unsere Kritik hindert den magnetischen Zug des Zusammenschlusses nicht, wenn er sich einmal in einer Schicht eingestellt hat. Der Liberalismus muß in dieser Hinsicht aus den schmerzlichen Erfahrungen seiner Vergangenheit lernen. Er hat den Arbeiterverbänden und Bauernvereinen gegenüber viel zu häufig nur die negative Arbeit der Kritik getrieben und hat es versäumt, positive liberale Ideale und Programme dieser Berufsschichten zu vertreten. Dies gilt zwar nicht ganz ohne Ausnahme, denn auf dem Gebiet der Arbeiterorganisationen entstanden die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine und auf dem Gebiet der Bauernvereine die

Digitized by Google

Bauernvereine „Nordost“. Diese Organisationen waren an sich richtig gedacht und in ihnen hat man sich in guter Weise Mühe gegeben, liberale Arbeiter und liberale Bauern zu erhalten, aber die Mehrheit der Liberalen hat sich dieser Berufsunternehmungen viel zu wenig angenommen, so daß das Gesamtergebnis ein geringes geblieben ist. Die Mehrheit der Liberalen wollte von keiner Berufsorganisation etwas wissen, und die Folge war, daß die Parteien, die sich stärker an Berufsorganisationen beteiligten, den Vorteil hatten. Konservative, Zentrum und Sozialdemokratie haben den Zug der Zeit zur Berufsgemeinschaft viel energischer ausgenutzt, als der Liberalismus. Der Liberalismus als Ganzes protestierte gegen alle Berufsschichtungen und verlor damit an Rückhalt im Volke. Das, was wir jetzt erleben, ist nur der letzte Akt des Dramas: Der Mittelstand organisiert sich. Auch dem Mittelstand hat der ältere Liberalismus durch eigene Vereine zu dienen gesucht. Sowohl Schulze-Delitzsch wie die älteren Handwerkerbildungsvereine gehören hierher. Aber auch diese Organisationen sind vom Liberalismus im ganzen lässig betrieben worden. Sie sind jetzt nicht stark und gerüstet genug, der neuen konservativ-antisemitischen Mittelstandsbewegung gegenüber sich als die gegebene Berufsvertretung der Kleinunternehmer hinzustellen. Es fehlt an liberalem Magnetismus für diese Volksteile.

Wenn die konservative Aufsaugung der Handwerker und Kleinkaufleute ihren bisherigen Gang weitergeht, so muß das zu einem schweren parteipolitischen Sturze der vorhandenen liberalen Parteien führen. Damit ist der Liberalismus als politische Weltanschauung keineswegs todt. Er kommt wieder, sowohl innerhalb der Arbeiterbewegung als gewerkschaftlicher Opportunismus wie innerhalb der Bauernverbände als Viehbauern- und Genossenschaftspolitik, aber zurzeit gestaltet sich in diesem Falle das äußere Bild der liberalen Vertretungen noch ungünstiger als bisher. — Ob auch dieser Sturz an äußerer Vertretung zur Gesundung des Liberalismus noch nötig ist, ob er unvermeidlich ist, vermögen wir nicht zu sagen. Es kann sein, daß auch der dritte Becher des Schicksals bis auf die Neige ausgetrunken werden muß, ehe der neue Liberalismus innerhalb der Berufsverbände wieder aufsteigt, aber auf jeden Fall haben alle Liberalen die Pflicht, zu versuchen, was sie nur können, um den weiteren Rückgang der parlamentarischen Vertretung des Liberalismus zu verhindern. Schon die überflüssigen Zänkereien, mit denen die Leitung der freisinnigen Volkspartei den Liberalismus anfüllt, trüben alle Zukunftshoffnungen der Liberalen, kommt nun noch ein Wählerverlust durch Mittelstandskandidaturen hinzu, so wird der Eindruck des Rückganges verstärkt werden. Wer kann das ruhig und ohne Gegenarbeit mit ansehen wollen?

Das, was geschehen sollte, ist eine mühevolle Kleinarbeit in allen Wahlkreisen, die an die vorhandenen Bestände liberaler Handwerkervereine anknüpft und ihnen ein sehr erhöhtes Maß geistiger und agitatorischer Kraft zuwendet. Zu diesem Zwecke müßten die bisherigen Vertreter liberaler Handwerkerorganisationen sich baldigst zusammentun, um sich kennen zu lernen und ihr gemeinsames Programm herauszuarbeiten. Nur aus den tüchtigen, vorwärtsstrebenden Elementen des Handwerks selbst kann die Gegenwirkung gegen die konservative Mittelstandsbewegung kommen. Tritt dieser Zusammenschluß nicht ein, dann sind die Parteiführer dem kommenden Schicksal gegenüber wehrlos, ganz gleich zu welcher Fraktion sie sich rechnen. Wir unsererseits können nichts anderes tun als die Gefahr der gegenwärtigen Sachlage deutlich aussprechen, damit die Aufmerksamkeit sich dieser Gefahr zuwendet.

Es besteht in vielen Kreisen des Liberalismus allerdings von vornherein eine Abneigung sich mit Handwerkerfragen und Mittelstandsproblemen zu befassen. Teils ist es die Neigung zum kapitalistischen Großbetrieb, teils das warme Interesse für die Bewegung der Lohnarbeiter, die zur Gleichgültigkeit gegen Handwerkerangelegenheiten führen. Man fühlt von vornherein eine Unlust, sich mit dem selbstständigen Kleinunternehmer zu befassen. Das beruht aber teilweise auf volkswirtschaftlichen Irrtümern, nämlich erstens auf dem Irrtum, als sei der völlige Untergang des Handwerks eine sichere Tatsache, und zweitens auf dem Irrtum, als könne der Handwerker nur im Gegensatz zur Arbeiterbewegung sich am Leben erhalten. Ueber beides müssen noch einige Worte gesprochen werden.

Daß viele Handwerksformen vom Großbetrieb verschlungen werden, liegt auf der Hand und kann auch durch kein konservatives Programm irgend welcher Art verhindert werden. Alles Reden von der Erhaltung des ganzen alten Kleinhandwerks ist Täuschung und muß als solche offen zugestanden werden. Alle gleichförmigen Massenartikel gehen in den Großbetrieb über. Eine Wirtschaftswelt, in der der Handwerker die erste Rolle spielt, kann es nie wieder geben. Das aber wissen alle tüchtigen und klugen Handwerker selber. Sie verlangen gar nicht, daß ihnen falsche Aussichten vorgelogen werden. Das Handwerk wird in der neuen Wirtschaftswelt zur Hilfserscheinung, aber in dieser Lage kann es sich überall dort halten, wo das persönliche Verhältnis der Produzenten und Konsumenten in Frage kommt. Es bleiben Tischler, Tapezierer, Bauhandwerker, Bäcker, Fleischer, Friseure, Kunsthandwerker aller Art und viele andere. Sie aber bleiben nicht durch Zwangsinnung, Befähigungsnachweis und sonstige zünftlerische Gesetzgebung, sondern einfach dadurch, daß sie im Wirtschaftsleben unentbehrlich sind. Ihre erste Frage ist die Frage der persönlichen Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit. Von hier aus muß das Handwerk in der Zukunft erfaßt werden. Das haben die alten liberalen Handwerkervereine ganz richtig begriffen, nur muß das alte Programm den heutigen Forderungen der einzelnen Handwerke angepaßt werden. Dieses zu tun widerspricht in keiner Weise dem Geiste des wirtschaftlichen Fortschrittes, wird im Gegenteil von ihm geradezu gefordert.

Und was das Verhältnis des tüchtigen fortschrittlichen Kleinunternehmers zu den Arbeitern anlangt, so ist es ein großer Irrtum zu glauben, daß der Kleinunternehmer von vorn herein ein erbitterter Feind der Arbeiterbewegung sein müsse. Man kann im Gegenteil sagen, daß der Kleinunternehmer nur dann vorwärts kommen kann, wenn er sich zu seinen Arbeitern gut zu stellen weiß. Und von was lebt denn ein großer Teil der Handwerker, wenn nicht von den Löhnen der Arbeiter? Es gibt im Grunde zwei Arten lebensfähiger Handwerker, den Luxushandwerker oben und den Handwerker der kleinen Leute unten. Der Erstere braucht besonders gute Arbeitskräfte und hat deshalb alle Veranlassung, der Arbeiterbewegung wohlwollend gegenüberzustehen, und der Zweite lebt von der Lohnhöhe seiner Kunden. Im ganzen kann man auch sagen, daß die schwersten sozialen Kämpfe zwischen Unternehmern und Arbeitern heute nicht mehr in den Kleinbetrieben ausgefochten werden. Die ganze neuere Tarifbewegung zeigt, daß das Handwerk seinen Weg zum sozialen Frieden eher finden wird als die Großindustrie.

Wir müssen also, und können es getrost und ohne Schaden für unser volkswirtschaftliches Bekenntnis, der Handwerkerfrage ein größeres Interesse zuwenden als bisher. Die Lage des Liberalismus fordert, daß wir es tun. Wenn später einmal der Kampf zwischen rechts und links von neuem beginnt, werden diejenigen Mittelstandselemente besonders wertvoll sein, die den Liberalismus durch die schwersten Jahre seiner Prüfungszeit hindurchgetragen haben.

Naumann.

Die Landtagswahl im Fürstentum Lübeck

Zur Aufklärung.

Man schreibt uns:

Am 17. Oktober fand die Wahl der vier Abgeordneten, welche das Fürstentum für den Landtag des Großherzogtums Oldenburg zu stellen hat, statt. Der bisherige nat.-soz. Abg. Voß-Eutin wurde mit 41 Stimmen wiedergewählt. Statt unseres Freundes Hamnerich wurde Voß-Pansdorf (nat.-soz.) gewählt. Die Sozialdemokraten erhielten ein Mandat, ebenso die Agrarier. Als wir in Nr. 40 der „Hilfe“ über die Wahlmännerwahlen berichteten, wiesen wir darauf hin, daß die Sozialdemokraten ebenfalls zwei Mandate erhalten würden. Das für sie ungünstige Ergebnis hat seinen Grund darin, daß das Kompromiß der Nationalsozialen und Sozialdemokraten bei der Hauptwahl nicht mehr über die Majorität verfügte, da ein Nationalsozialer schwer erkrankt war. Die verbündeten Parteien hatten infolgedessen nur 36 Stimmen zur Verfügung, während 37 von 72 Wahlmännern die Majorität ausmachten. Wenn die Sozialdemokraten trotzdem einen Abgeordneten erhielten, so erklärt sich dies daraus, daß von den neutralen sieben liberalen Stimmen eine für ihren Kandidaten fiel. Unsere national-

Digitized by Google

sozialen Freunde erhielten von diesen 5 (Voß-Eutin) resp. 2 (Voß-Pansdorf). Dem Bündler kamen alle 7 zugute. Dieser kam dadurch auf 36 Stimmen. Im letzten Wahlgange erhielt er eine nationalsoziale Stimme zu und war damit gewählt.

Die Sozialdemokraten beschweren sich im „Lübecker Volksboten", daß die Nationalsozialen ihren zweiten Kandidaten im Stich gelassen hätten.

Demgegenüber muß darauf mit allem Nachdruck hingewiesen werden, daß derselbe überhaupt nicht siegen konnte, weil das Kompromiß keine Majorität hatte und die Liberalen sich entschieden weigerten, auch den zweiten Sozialdemokraten zu wählen. Allerdings mußte er auf 36 Stimmen kommen, wenn alle Nationalsozialen ihn gewählt hätten. Zwei von diese gaben aber weiße Zettel ab, und im fünften Wahlgange sprang einer zu dem nationalliberalen Bündlern über, anscheinend, um den resultatlosen Wahlen ein Ende zu machen. Da beide sich bekämpfenden Parteien, Nationalsoziale und Sozialdemokraten einerseits und Agrarier, Mittelstandsvereinler und Liberale — diese aber nur, als es sich um den zweiten sozialdemokratischen Kandidaten handelte — andererseits stets nur 36 Stimmen aufbringen konnten, so hätte sich die Wahlhandlung bis in die Ewigkeit fortsetzen können, wenn niemand nachgegeben hätte. Doch war dies nicht der wahre Grund für das Verhalten der zwei resp. drei Nationalsozialen. Vielmehr war es die Verstimmung — um es milde auszudrücken — über den vorhergegangenen Wortbruch der Sozialdemokraten.

Die Nationalsozialen waren von ihnen im Stich gelassen worden. Es gehört Mut dazu, wenn der sozialistische „Lübecker Volksbote" jetzt das Gegenteil behauptet. Wer den Vorgängen objektiv gegenübersteht, wird das Verhalten der Nationalsozialen als tadellos anerkennen müssen. Vier Tage vor der Hauptwahl wurden die Namen der zwei nat.-soz. Kandidaten der sozialdemokratischen Parteileitung mitgeteilt. Diese ließ die Stimmzettel herstellen und verschickte sie. Irgendwelche Bedenken in Bezug auf die Kandidaten (Voß und Döhler) wurden nicht geäußert. Etwa fünf Minuten vor Beginn der Wahlhandlung erklärten die Sozialdemokraten plötzlich, aber erst auf Anfrage, daß sie Döhler nicht wählen könnten, da er nicht auf einer Kompromißliste als Wahlmann durchgekommen sei und weil er vor drei Jahren von den Agrariern als Abgeordneter gewählt worden sei. Dazu muß bemerkt werden, daß Döhler seit einem Jahr Mitglied des nationalsozialen Vereins ist, und daß bei der Wahl im Jahre 1902 überhaupt keine Parteien auftraten. Er wurde damals als Abgeordneter der Stadt Eutin, der die ländlichen Wahlmänner stets einen Vertreter zugebilligt haben, gewählt. Ein stichhaltiger Grund, ihn abzulehnen, bestand keineswegs. Dennoch wurde den Sozialdemokraten ein anderer nationalsozialer Kandidat genannt, den sie auch akzeptierten. Als öffentlich gefragt wurde, welcher Partei Voß-Pansdorf angehöre, gab sogar ein Sozialdemokrat die Erklärung ab, daß er nationalsozial sei. Trotzdem aber ließen sie ihn im ersten Wahlgange fallen und wählten drei von ihrer Partei und nur einen Nationalsozialen. Im zweiten und dritten Wahlgange traten sie dann, zuerst noch zögernd, für Voß-Pansdorf ein. Er wurde mit 38 Stimmen gewählt. Es ist klar, daß diese Untreue verstimmend auf unsere Freunde wirkte. Zwei von ihnen gaben daher weiße Zettel ab; denn den Agrarier wollten sie ebensowenig wählen. Ein dritter wählte den Bündler. Alle andern aber stimmten trotz dieses Vorfalles unentwegt für den zweiten sozialistischen Kandidaten. Er erhielt 34 Stimmen, zum Schluß 33.

Die sozialdemokratischen Führer, welche erst gegen die Nationalsozialen zeterten, sind gegenwärtig schon recht kleinlaut geworden. Sie sehen ihr Unrecht ein. Die Erklärung ihres Fehlers liegt wahrscheinlich darin, daß sie vor der Wahl, wo sie eine Vorversammlung hatten, das zahlenmäßige Stimmenverhältnis nicht klar überblickten. Anscheinend haben sie nicht erkannt, daß die Liberalen dem Kompromiß zum Siege verhelfen mußten. Als einer von ihren Kandidaten gewählt worden war, konnten sie nicht begreifen, weshalb nicht auch der zweite durchkam. Unter den neutralen Liberalen waren 2 Lehrer, die von den Sozialdemokraten hartnäckig als nationalsozial angesehen wurden, während ihnen schon vor der Wahlmännerwahl mitgeteilt worden war, daß dies ein Irrtum sei. Wenn in der Presse kürzlich von nationalsozialen Lehrern behauptet wurde, daß sie sich geweigert hätten, sozialdemokratisch zu wählen, so ist dies auf eben denselben Irrtum zurückzuführen. Diese Herren hatten mit dem Kompromiß nichts zu tun.

Wohnungspolitisches Manchestertum

Andreas Voigt und Paul Geldner, Kleinhaus und Mietskaserne. Eine Untersuchung der Intensität der Bebauung vom wirtschaftlichen und hygienischen Standpunkte. Berlin, Julius Springer. 324 S. Mk. 6.

Jüngst hat ein Professor an der Frankfurter Akademie für Sozialwissenschaften, Andreas Voigt, in Verbindung mit dem Architekten Geldner es unternommen, die Rentabilität und Zweckmäßigkeit der verschiedenen Häusertypen auf Grund genauer Berechnungen zu prüfen. Voigt kommt zu dem Ergebnis, daß nicht dem Kleinhause, sondern der Mietskaserne die Zukunft in Deutschland gehöre, und daß — im Gegensatz zu der bisher herrschenden Anschauung — gegen das große städtische Mietshaus weder vom wirtschaftlichen noch vom hygienischen Standpunkt aus Bedenken vorlägen. Diese Ansicht soll durch die Erfahrungen bestätigt worden sein, die man mit einem 1902 bis 1903 in Charlottenburg errichteten Mietshauskomplex gemacht hat.

Indessen begnügt sich Voigt mit diesen Resultaten nicht. Vielmehr weitet sich seine Darstellung aus zu einer förmlichen Kriegserklärung, die er den Wohnungsreformern jeglicher Richtung entgegenschleudert. Dabei trägt er, der sich stets als Vertreter der objektiven Wissenschaft hinstellt, in grellen Farben auf und pflegt, wo er sich mit wissenschaftlichen Gegnern auseinandersetzt, seine Feder in Gift zu tauchen. Brentano wirft er Suffisance vor. Adolf Wagner bedient sich demagogischer Redewendungen. Eberstadt „ist der Mann, der, wie schlechte Romanschreiber, nur mit Typen und zwar herzlich wenigen operiert; er treibt mit Begriffen ein wahrhaft frivoles Spiel". Fuchs bedient sich einer unlauteren Beweisführung. Wenn Neumann die Enge der Wohnräume in vielen Fällen für die bewußte Beschränkung der Kinderzahl verantwortlich macht, so argumentiert Voigt ironisch: Verbilligung der Mieten bedeute Erhöhung des Einkommens; bei erhöhtem Einkommen nähme die Kinderzahl erfahrungsgemäß ab; also garantierten im Grunde schlechte Wohnungsverhältnisse am besten einen großen Kinderreichtum. Und höhnisch fügt er hinzu: „Es gibt Leute, welche die gesellschaftlichen Erscheinungen für viel zu einfach halten — sagt Schmoller".

Wir lehnen es ab, uns mit Voigt in dem gleichen Tone „wissenschaftlicher" Polemik auseinanderzusetzen. Vielmehr soll die eigenartige Form seiner Darlegungen uns nicht abhalten, unbefangen seine Ergebnisse zu prüfen. Dabei drängt sich die Wahrnehmung auf, daß ein völliges Manko an sozialen Gesinnungswerten — wie wir es bei Voigt wahrnehmen — nicht das Vorhandensein eines gewissen nationalökonomischen Spürsinns und Scharfblicks ausschließt, vermöge dessen im einzelnen richtige Beobachtungen gewonnen werden. Hierzu sind zu zählen die Berechnungen, die Voigt über die Baukosten der einzelnen Haustypen aufstellt. Hatte Eberstadt angenommen, der Bau von Kleinhäusern rentiere bei gleicher Bauausführung besser, als der der großen Mietskasernen, die zugleich unhygienisch und teurer seien, so macht Voigt plausibel, daß die Baukosten relativ mit der Höhe der Gebäude abnehmen. Berücksichtigt man die größere Wohnfläche, die ein Haus mit größerer Stockwerkzahl besitzt, so lassen sich für den Quadratmeter Wohnfläche bei gleicher Bauausführung die Kosten berechnen. Bei Gebäuden

von einem Geschoß	auf	65,3 Mk.,
von zwei Geschossen	„	58,8 „
von drei „	„	56,0 „
von vier „	„	54,4 „
von fünf „	„	53,5 „

Freilich offenbart schon diese Zahlenreihe den zweifelhaften Wert solcher rein theoretisch berechneter Feststellungen. Voigt weist mit Nachdruck darauf hin, daß die Baukosten bei einem Hause, welches nur Erdgeschoß hat, für den qm Wohnfläche um 18 pCt. teurer seien, als beim fünfgeschossigen. In Wahrheit befürworten aber Wohnungsreformer — von besonderen örtlichen Verhältnissen abgesehen — gewiß nicht den Bau solcher Häuser, welche nur ein Erdgeschoß besitzen. Vergleicht man aber zwei- oder dreigeschossige Häuser (d. h. solche mit ein oder zwei Stockwerken) mit den fünfgeschossigen (von vier Stockwerken), so ergeben die von Voigt berechneten Zahlen, daß in ihnen der qm Wohnfläche nur um ein Geringes teurer zu stehen kommt, als bei den vierstöckigen Mietskasernen. Immerhin sei zugegeben, daß — soweit die Baukosten in Betracht gezogen werden — für einen Bauunternehmer die Anlage von Mietskasernen rentabler erscheint, als die von Kleinhäusern. Beachtung verdienen auch Voigts Untersuchungen über den Preis des baureifen Landes. Sicherlich hängt die Preishöhe eines Grundstück nicht von dem beliebigen Ermessen des Bodenspekulanten ab, vielleicht findet sie ihre obere

Digitized by Google

Grenze durch die Höhe des Mietertrages, der schließlich aus dem bebauten Grundstück erzielt werden kann. Im einzelnen kommt Voigt — auf Grund eines komplizierten, im wesentlichen wohl einwandfreien Berechnungsverfahrens — zu dem interessanten Resultate, daß der Bodenpreis bei einer fünfgeschossigen Mietskaserne fünfzehnmal so hoch sein darf wie bei einem Erdgeschoßhause, ohne daß darum die Wohnung in der Mietskaserne teurer zu sein braucht als im Kleinhause von niedrigster Bauart. Wollte er nur nicht immer, im Interesse einer sensationellen Wirkung der von ihm herausgerechneten Ziffern, diesen für die Praxis am wenigsten in Betracht kommenden Typus des Kleinhauses zum Vergleiche heranziehen!

Aus seinen Einzelergebnissen zieht nun aber Voigt allgemeine Folgerungen, die geeignet sind, schlimmste Begriffsverwirrung herbeizuführen und die darum zum schärfsten sachlichen Widerspruch herausfordern. Die Beobachtung, daß der Grundstückspreis in einem bestimmten, nach seiner oberen Grenze hin berechenbaren Verhältnis zum größtmöglichen Mietsertrage steht, veranlaßt ihn, die sonderbare, übrigens auch sonst schon ausgesprochene, Behauptung aufzustellen: nicht der Grundstückpreis bestimme die Höhe der Miete, sondern umgekehrt der Mietsertrag den Grundstückpreis. In Voigts Augen gestaltet sich der Mietpreis ganz unabhängig von dem Bodenpreise nach dem Gesetze von Angebot und Nachfrage. Indem nun der Bodenbesitzer diese Höhe im voraus einschätze, sichere er sich einen Anteil an dem künftig aus der Miete herausspringenden Gewinne beim Verkaufe des Bodens. So stelle der Bodenpreis das naturgemäße Korrelat zum Mietertrage dar. Voigt findet dies so selbstverständlich, daß er geradezu den Preis ausrechnet, den der Bodenbesitzer in jedem einzelnen Falle mit Fug beanspruchen könne; vom Bruttoertrage der Mieten werden 18½ pCt. für Steuer, Abgaben, Verwaltungskosten abgezogen; der Rest wird unter Mitberücksichtigung des Gewinnes des Hausbesitzers kapitalisiert; was nach Abzug der Baukosten davon übrig bleibe, stelle den Wert des Bodens dar. Es würde nach Voigts Empfinden wohl geradezu einen Schönheitsfehler bedeuten, wenn baureifes Land zu einem niedrigeren Preise, abgegeben würde, als es nach seinem theoretischen Schema erforderlich wäre. Dieser Auffassung liegt zu Grunde eine ganz mechanische Uebertragung von ländlichen Verhältnissen auf städtische. Unter leidenschaftlichen Ausfällen gegen seine wissenschaftlichen Widersacher sucht Voigt — ähnlich wie es jüngst, wohl in Abhängigkeit von ihm, sein Frankfurter Kollege Pohle getan hat — nachzuweisen, daß für den städtischen Boden ganz die gleichen ökonomischen Gesetze gelten wie für den ländlichen, daß nämlich „der Preis, welcher für die auf dem Boden erzielten Produkte auf dem Markte bezahlt werden, nach Abzug aller Kosten für die Höhe der Bodenrente maßgebend sei."

(Schluß folgt.)

Der englische Liberalismus.

IV. Wirtschaftspolitik. Arbeiterfrage.

Der seit mehr als zwei Jahren andauernde handelspolitische Kampf ist für diesmal zu gunsten des Freihandels entschieden; ob für immer, das ist fraglich. Unter dem Druck einer andauernd schlechten Konjunktur, könnten die Arbeiter sich wohl einmal der Gegenseite zuwenden. Die Erfahrung zeigt, daß in anderen Ländern mit einem Proletariat englischer Abstammung die Schutzzöllner erfolgreich agitiert haben. Abgesehen von Amerika ist in Australien und neuerdings in Südafrika der Schutzgedanke vermischt mit einer starken nativistischen Tendenz unter den Arbeitern mächtig geworden. In diesen, von der Konkurrenz farbiger Nationen bedrohten Gebieten, stellt sich die wirtschaftliche Frage als ein Problem der Erhaltung der Rasse dar — ganz wie Chamberlain sie ansieht. Um dem Rassengefühl der englischen Arbeiter zu schmeicheln, haben die Konversativen nach jahrelangem Hinzögern jetzt ein Fremdengesetz durchgebracht, das eine Kontrolle der Einwanderung einführt, aber viel weiter gehen müßte, wenn es wirksam sein sollte. Wenn man bloß Industriezölle einführen könnte, so wäre die Agitation wohl nicht ganz aussichtslos. Aber Chamberlain hat mit zu vielen Karten auf einmal gespielt. Er will der Industrie beispringen und die Landwirtschaft retten, er will Amerika und Deutschland vom Markte verdrängen und nebenbei das englische Weltreich zusammenschweißen. Für Getreidezölle wird in einem so stark industrialisierten Lande die Mehrheit der Konsumenten schwerlich stimmen, ohne sie aber nutzt dem Grundbesitz die ganze neue Politik nichts.

Mit Chamberlain haben die Liberalen leichteres Spiel gehabt, als sie im Anfange hoffen konnten. Ihnen selbst hat das Auftreten der Schutzzöllner sehr genützt. Vorher waren sie eine negative Größe, jetzt sind sie positiv geworden. Freilich bleibt im parlamentarischen Staat der Opposition immer nur die Kritik übrig, doch in früheren Zeiten war die Minoritätskritik ein Faktor von unmittelbarem Einfluß auf die Geschäfte gewesen. Seither ist die herrschende Partei, wesentlich unter Chamberlains Mitwirkung, nach dem schlechten amerikanischen Vorbilde umgestaltet worden. Das Haus hat nicht mehr zu debattieren, sondern abzustimmen, und das Reden ist für die Machthaber nur noch eine lästige Beigabe. Die Debatte wird denn auch durch das Fallbeil des Zwangsschlusses und sonstige Gewaltmittel nach Kräften verkürzt. Auf diese Art wird die Minorität mechanisch totgestimmt. Zudem fehlen den Liberalen im Unterhause jetzt Parlamentarier allerersten Ranges. Im ganzen war die Partei durch diese Umstände doch sehr ins Hintertreffen geraten. Sie erinnerte an gewisse liberale Gruppen in Deutschland, die schon so lange gegen alle denkbaren Mißbräuche protestieren, daß man nicht mehr weiß, ob sie auch einen positiven Gedanken haben. Aus dieser Lage sind die englischen Liberalen durch Chamberlain befreit worden. Sie haben in der Volksmeinung nun wieder einen Daseinsgrund: Für billiges Brot zu sorgen.

Ob freilich die Freihandelstheorie bei den Liberalen selbst sehr tief geht, ist eine andere Frage. Zuletzt findet man doch weniger den Freihandel vor, als die alte bequeme Nichtinterventionsmethode. Das zeigt ihr Verhalten gegenüber der Zuckerkonvention, der Chamberlain als Kolonialminister, hauptsächlich im Interesse der englischen Zuckerproduzenten Westindiens, beigetreten ist. Im Sinne Cobden's ist das Brüsseler Abkommen unzweifelhaft eine internationale Verbesserung, denn es setzt der Schutzpolitik durch Einschränkung der Prämien auf einem höchst wichtigen Gebiete der Produktion einen Damm entgegen. Aber natürlich wurde der englischen Konfitürenindustrie und den englischen Teetrinkern der Zucker, den sie bisher auf Kosten des deutschen Steuerzahlers extra billig bezogen hatten, etwas verteuert. Darüber machen nun die Liberalen einen ganz unbilligen Lärm und äußern sogar die Absicht, der Konvention nach ihrem Ablauf 1908 nicht mehr beizutreten. Sie wissen selber recht gut, daß sie damit ihren Prinzipien ins Gesicht schlagen. Im Cobden-Klub sagte Lord Farrer in einer Rede: „Jeder Freihändler weiß natürlich, daß Prämien sehr schlecht sind, und jeder Freihändler möchte sie, ebenso wie die Differenzialzölle, überall beseitigt sehen. Aber in diesem besonderen Falle möchte ich offen und nachdrücklich sagen, daß diese Prämien England billigen Zucker geben, und daß wir gesetzgeberisch nichts tun dürfen, das die Einfuhr billigen Zuckers verhindert." In diesem besonderen Falle! Es ist das offene Bekenntnis zum Laissez faire des Händlers, dem nichts so verhaßt ist, als die Störung seines Marktes.

Die Abneigung des Liberalismus gegen Eingriffe des Staates in die Wirtschaftssphäre ist also noch stark. Für große Teile der Partei ist der Staat noch immer der Wachtsoldat der bürgerlichen Gesellschaft; man muß ihn für seine Dienste zahlen, im übrigen soll er die Leute nicht stören. Der kontinentale Liberalismus hat diese Nachtwächteraufassung nun doch überwunden; wir gehen umgekehrt in der Vergötterung des Staates leicht zu weit und verzweifeln zu leicht an der Kraft der Persönlichkeit. Zu dieser Verschiedenheit des inneren Verhältnisses zum Staate kommt die der Staatsverwaltung. Unsere ist straff, billig, ehrlich, die englische schwerfällig, überaus teuer und nicht unbedingt honett. Daß es bisweilen stark an der Redlichkeit fehlt, zeigen z. B. die kürzlich aufgedeckten kolossalen Unterschleife bei den Lieferungen für den südafrikanischen Krieg. Hohe Offiziere und Intendanturbeamte wurden durch den Bericht einer Parlamentskommission in der peinlichsten Weise bloßgestellt. Vier-

Digitized by Google

zehn Tage lang wetterten die Zeitungen, dann ließ man die Sache versumpfen, weil man sich vor der Welt genierte. Es mangelt eben an einer spezifischen Ehre des Staatsdienertums, an dem Korpsgeist, der bei uns dem Reichskanzler mit dem letzten Briefträger gemeinsam ist. Die Berufsbeamten, bis in die höchsten Stellen hinauf, sind schließlich doch nur Schreiber (Clerks) der Herren vom Parlament. Dem Begriffe des Staates haftet dadurch ein subalterner Beigeschmack an. Man sollte diesen Zug mehr beachten, wenn man verstehen will, warum in England, bei aller Stärke der kollektivistischen Strömungen, der Sozialismus so selten auf das Ganze der Gesellschaft bezogen wird.

So ist man denn in England z. B. von der Verstaatlichung der Eisenbahnen noch weit entfernt. Sie wird von den Arbeitern und auch von liberalen Gruppen gefordert, doch der Kern der Partei hat sich noch nicht sonderlich dafür erwärmt, und von der nächsten liberalen Regierung ist die Verstaatlichung jedenfalls nicht zu erwarten. Hingegen befördert der Liberalismus die Kommunalisierung von Gas, Wasser, Elektrizität, Trambahnen und Hafenanlagen. Auf dem beschränkten Gebiete der Stadt ist die ehrenamtliche Selbstverwaltung eben imstande, den Geschäftsgang zu kontrollieren und die Korruption fernzuhalten.

Die letzte liberale Regierung (1892—95), in der Asquith Minister des Innern war, hat für die Arbeiterwohlfahrt tüchtiges geleistet. Besonders ist hier das Asquithsche „Fabriken- und Werkstättengesetz" von 1895 zu nennen, das die sanitären Bedingungen für die Gewerbebetriebe verschärft hat, die Frauen- und Kinderarbeit einschränkt, die Unternehmer zur Führung von Unfallregistern verpflichtet. Eine Unternehmerhaftpflicht-Bill, welche die Ersatzansprüche verunglückter Arbeiter sehr ausdehnte, wurde von den Lords verstümmelt, weswegen Gladstone das ganze Gesetz fallen ließ. Eine wesentliche Neuerung, die Asquith einführte, war die Anstellung weiblicher Fabrikinspektoren. Auch als Arbeitgeber kam der Staat unter den Liberalen den Forderungen der Gewerkschaften entgegen. So wurde in den staatlichen Betrieben, wie Kriegsmaterialfabriken und Werften, der Achtstundentag eingeführt.

Auf diesem Gebiete hat die nächste liberale Regierung weiter zu bauen. Eine Aufgabe von grundsätzlicher Bedeutung bietet ihr sodann die dringend notwendig gewordene Gesetzgebung über gewerbliche Streitigkeiten. In dieser Frage ist in den zehn Jahren der Toryherrschaft infolge einer parteiischen Rechtsprechung ein offenbarer Rückschritt gemacht worden. Die Festlegung der Bewegungsrechte streikender Arbeiter ist jetzt das nächste Ziel der Gewerkschaften. Früher waren die Ansichten über die Grenze der im Streik erlaubten Mittel kaum verschieden. Offenbar sind mit dem allgemein beobachteten Wachsen reaktionärer Strömungen in den oberen Schichten auch im Richtertum gewerkschaftsfeindliche Meinungen herrschend geworden. Zu wiederholten Malen, zuerst 1896, ist das Streikpostenstehen von den Gerichten für unerlaubt erklärt worden; die Posten dürfen sich mit den Arbeitswilligen nur unterhalten, nicht aber versuchen, sie vom Streikbruch abzubringen, auch nicht durch friedliche Ueberredung. In einer andern Gattung von Fällen wurden die Gewerkschaften zum Schadenersatz, sei es an Unternehmer, sei es an nichtorganisierte Arbeiter, verurteilt, weil sich die Gewerkschaftsleitung in Streitigkeiten um Löhne oder um das Arbeitsverhältnis eingemischt hatte. Die Gerichte faßten diese Einmischung als „Komplott" auf und sahen die Gewerkschaften nicht mehr als Klubs an, wie früher, sondern als juristische Personen, die für ihre Handlungen mit ihrem Vermögen haftbar gemacht werden können. Gegen diese letztere Ansicht wäre weniger einzuwenden, wenn die Personen gesetzlich bestimmt wären, die eine Trade-Union repräsentieren. Das aber ist nicht der Fall, wie durch ein Aufsehen erregendes Urteil allgemein zum Bewußtsein gebracht wurde. Im Jahre 1901 befand sich die Taff-Bahn deren Linie in Wales liegt, in einem Kampfe mit ihren Angestellten. Einige Streikende begingen Ausschreitungen, durch welche die Bahn geschädigt wurde. Diese Leute waren Mitglieder der „Vereinigten Gesellschaft der Eisenbahnangestellten". Die Bahn verklagte diese Gewerkschaft auf Schadenersatz und erstritt in der Tat ein obsiegendes Urteil, obschon die Gewerkschaftsleitung den Uebergriffen fern stand.

Solche Urteile bedrohen die Gewerkschaften schwer. Das ganze Vermögen der Trade-Unions, das doch großenteils nicht als Streikfonds, sondern als Hilfskasse für Krankheit und Arbeitslosigkeit gesammelt worden ist, könnte zuletzt konfisziert werden, um den Unternehmern für Schädigungen, die sie durch einzelne Gewerkschaftsmitglieder erlitten haben, Vergütung zu geben. Die Einführung eines Gewerbestreitgesetzes (Trade Disputes Bill) gehört daher zu den Grundbedingungen, unter denen die Arbeiter die Liberalen unterstützen. Asquith, der in Fragen der sozialen Gesetzgebung die führende Stellung in der Partei einnimmt, hat in mehreren großen Reden ein solches Gesetz skizziert. Er fordert die genauere Fixierung des Rechts zur Streikverabredung, eine deutliche Abgrenzungslinie zwischen berechtigter und gewaltsamer Pression zum Streiken, endlich Maßregeln zum Schutze des Vermögens der Gewerkschaften. Asquith hat dieses Problem als die jetzt wichtigste soziale Frage bezeichnet.

Es wird wesentlich von der Stärke und dem Einfluß der Arbeitervertreter im nächsten Parlament abhängen, ob sich die Liberalen noch zu anderen großen Gesetzen sozialpolitischer Natur veranlaßt fühlen. Einstweilen besitzen sie jedenfalls noch kein weitgehendes Programm. Sie haben große Sympathien für alle Erleichterungen des Loses der Arbeiter, fühlen sich aber selbst doch hauptsächlich als eine Mittelstandspartei. Die Altersversicherung z. B. wird seit Jahren diskutiert, und die beiden großen Parteien drücken ihr stärkstes Wohlwollen dafür aus. Die jetzige Regierung hat schon drei große Ausschüsse zum Studium der Frage eingesetzt, und Chamberlain hat in allen Stadien seines an Meinungswechseln reichen Lebens damit gespielt, in ganz frivoler Weise auch am Anfang seiner Zollkampagne. Die Liberalen legen sich hier stärkere Zurückhaltung auf. So hat Campbell-Bannermann gesagt: „Wenn wir auch einem Plane solcher Art sehr gewogen sind, so haben doch die meisten von uns immer vorsichtig davon gesprochen, weil wir wußten, wie schwierig die Frage ist." In der Tat ist sie in England schwierig genug. Vor allem weiß man nicht, wie die Mittel zu beschaffen sind. Der Arbeiter ist nicht gewöhnt, sich Lohnabzüge diktieren zu lassen. Noch dorniger wird die Frage des Staatszuschusses. Die Einkommensteuer beginnt erst bei 3200 M., der Arbeiter zahlt sie also nicht. Die Zölle, soweit sie noch bestehen, will man abschaffen, nicht aber erhöhen. So würden denn die Zuschüsse zur Altersrente schließlich die Lasten des Mittelstandes noch vermehren und mit dessen Stimmung haben die Liberalen allerdings sehr zu rechnen.

Frankfurt a. M. **B. Guttmann.**

Unsere Bewegung

Eine Agitationskonferenz des Wahlvereins der Liberalen hat vom 16. bis 18. Oktober in Berlin stattgefunden. Fast alle Teile des Reiches, von den Ostseestädten bis Bayern waren vertreten. Die Verhandlungen wurden im Wechsel vom Abg. Schrader und Dr. Barth geleitet. Das Ergebnis kann als ein sehr gutes bezeichnet werden. Die Parteisekretariate bewähren sich und werden ausgebaut. Die Kleinarbeit macht Fortschritte. Allerorts ist Arbeitslust vorhanden. Im Innern wurde ein Einklang der Meinungen über alle Hauptfragen erzielt, wie er in keiner andern Partei reiner vorhanden ist. Wir sagen nicht zu viel, wenn wir konstatieren, daß alle Teilnehmer diese Tagung in gehobener politischer Stimmung verlassen haben.

Berlin. Am 17. Oktober hielt der sozialliberale Verein seine Generalversammlung ab. Der Verein blickt auf ein arbeitsreiches Jahr zurück und hat verschiedentliche große agitatorische Erfolge aufzuweisen. Er hat auch im Sinne der Einigung des entschiedenen Liberalismus gewirkt, indem er sehr gute Beziehungen zu bekannten Führern der süddeutschen Demokratie hergestellt hat. Ein Teil seiner Arbeiten war kommunalpolitischer Natur, und auf diesem Gebiete sind seine Mitglieder in Groß-Berlin andauernd tätig. Bedauerlich ist nur, daß die Mehrheit der Mitglieder die Arbeiten einer Minderzahl überläßt. Das muß anders werden. Zum Vorsitzenden wurde Dr. Rudolf Breitscheid wiedergewählt. Es traten neu in den Vorstand ein die Herren Direktor Stern und Oberlehrer Oestreich. Die Diskussionsabende sollen in eine Redner-

Digitized by Google

schule umgewandelt werden. — Nach der Erledigung der geschäftlichen Angelegenheiten hielten die als Gäste anwesenden Herren G. Wolf-Straßburg, Graf Bothmer-München, Kuhlmann-Oldenburg, Dr. Waltz-Elberfeld Ansprachen, die sämtlich mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurden und in Berliner Vereinskreisen einen sehr günstigen Eindruck über die Arbeit in der Provinz hinterließen.

Mannheim. 21. Oktober 1905. Das Ergebnis der eben stattgefundenen badischen Landtagswahlen, die zum ersten Male unter dem direkten Wahlrecht stattfanden, brachten für unseren Kandidaten Raupp zwar einen Erfolg insofern, als wir in den 2. Wahlgang als Bewerber mit eintraten, führte uns aber eine etwas geringere Stimmenzahl zu, als man nach dem Ergebnis der Reichstagswahlen 1903 hätte annehmen müssen, da eine im letzten Moment aufgestellte bündlerische Kandidatur uns einen Teil der bäuerlichen Stimmen wegnahm. Ueber unsere Stellung im 2. Wahlgang wird in den nächsten Tagen entschieden werden. — Einen weiteren Erfolg können wir noch melden, unser Mitglied Rechtsanwalt Dr. Mayer ist anläßlich der in den letzten Wochen stattgefundenen Wahlen zum Bürgerausschuß als Stadtverordneter gewählt worden.

Nürnberg. Am 16. Oktober sprach in einer gut besuchten Mitgliederversammlung des national-sozialen Vereins Herr Expeditor Zembsch über das Thema: Liberale Einigungsbestrebungen und der Wiesbadener Parteitag. An die Ausführungen des Redners schloß sich eine äußerst lebhafte Diskussion, welche nachfolgende Resolution als Ergebnis hatte: „Der nationalsoziale Verein Nürnberg bedauert lebhaft, daß durch den Wiesbadener Parteibeschluß der freisinnigen Volkspartei die liberalen Einigungsbestrebungen aufs schwerste geschädigt wurden, der Verein wird sich jedoch nicht abhalten lassen, nach wie vor alle Bestrebungen zur Einigung eines entschiedenen Liberalismus mitzuunterstützen." Bekanntlich fügen sich ja die bayrischen Freisinnigen nicht im geringsten dem Wiesbadener Beschluß.

Stuttgart. Die erste Mitgliederversammlung unseres Vereins nach den Sommermonaten fand am 12. Oktober im Hotel Textor statt. Parteisekretär Graf v. Bothmer aus München referierte über die Lage des Liberalismus in Baden und Bayern Daran schloß sich eine lebhafte Aussprache über die Stellung der württembergischen Nationalsozialen zu den anderen liberalen Parteigruppen des Landes und zu den künftigen Landtagswahlen. Beschlossen wurde sodann, daß im Laufe des kommenden Winters ein auswärtiger Redner in öffentlicher Versammlung die Privatbeamtenfrage behandeln soll. — Ende November wird die Generalversammlung unseres Vereins stattfinden. Wir ersuchen unsere Parteifreunde jetzt schon, sich zu derselben recht zahlreich einzufinden. Nähere Mitteilung darüber folgt.

Auerbach i. V. Der nationalsoziale Verein hielt am 12., 13. und 14. unter Leitung seines Vorsitzenden, Handelsschullehrer Bauer, Versammlungen ab, in denen der sächsische Sekretär G. Wunschmann referierte über: „Liberalismus in Sachsen", „Was lehren die sächsischen Landtagswahlen?", „Die Stellung der Liberalen zu den übrigen Parteien". Sowohl in Falkenstein wie in Auerbach, namentlich aber in Rodewisch, war der Besuch durchaus befriedigend. An den beiden ersten Abenden nahm von den anwesenden Gegnern keiner das Wort; von unsern Freunden besprach Bauer die Stellung der sächsischen Konservativen zum Landtagswahlrecht, die neueste Politik der Sozialdemokratie und die Wiesbadener Resolution der Volkspartei. Ulbrichs-Falkenstein ging auf Jena ein und charakterisierte die Generalstreiksdebatte als ungewolltes Eingeständnis der Aussichtslosigkeit der bisherigen Politik. Am interessantesten gestaltete sich die Rodewischer Versammlung, in der Wunschmann vor gefülltem Saale die Linien unserer Politik umzeichnete: Zusammenschluß aller freiheitlichen Elemente im Kampf gegen die Reaktion. Nach dem belanglosen Auftreten eines Sozialdemokraten unterzog Nigrini-Rodewisch die Entwicklung der Nationalliberalen einer eingehenden Kritik. Das rief Dr. Westenberger, Generalsekretär der nationalliberalen Partei Sachsens, auf den Plan. Er verteidigte seine Partei gegen die verschiedenen Angriffe, gab zu, daß die bisherige Kartell- und Wahlrechtspolitik ein Fehler war, fürchtete aber, die Sozialdemokratie werde sich, zu größerer Macht gelangt, illiberal erweisen. Von Naumann sprach er in einem anderen Tone, als man es sonst von dieser Seite gewöhnt. Die Nationalliberalen seien auch eine soziale Partei (Bassermann), sie nähmen das Erreichbare, während der radikale Liberalismus bloß idealistische Politik treibe. Ulbrichs wies an einer Reihe von Beispielen nach, daß es mit dem „Sozialen" der Nationalliberalen nicht immer sehr weit her ist (Bergarbeiterstreik), worauf Dr. Westenberger meinte, nach dieser Episode dürfe man die Nationalliberalen nicht beurteilen. Von unserer Seite sprachen noch Nigrini und Wunschmann. Wenn Herr Dr. Westenberger den Typus des Nationalliberalen bilden würde, könnten wir ganz zufrieden sein und es stünde etwas besser um die heutige bürgerliche Politik Deutschlands. Politisch bedeutsam ist, daß sich anscheinend doch innerhalb der Nationalliberalen allmählich Kräfte regen, die den berühmten „Ruck nach Links" vorbereiten und fördern wollen.

Wellingdorf (Schleswig-Holstein). Unser liberaler Verein begann am Mittwoch, den 13. d. Mts., seine Winterarbeit. Herr Landtagsabgeordneter Wolgast erfreute uns durch einen klaren, inhaltreichen Vortrag über die Arbeiten des letzten und die Aufgaben des neuen Landtags. Seinen sehr beifällig aufgenommenen Vortrag schloß Redner mit einer Mahnung zum Zusammenschluß aller Liberalen. „Es darf nicht gefragt werden, ob diese oder jene Gruppe noch zu uns gehört, wie es anderswo geschehen ist; es soll kein Dogmaglaube gelehrt werden, sondern freie Weltanschauung. Die Liberalen sollen sich deshalb zusammenschließen zu einer Phalanx gegen alle rückschrittlich Gesinnten, nicht des Liberalismus wegen, die Partei gilt nichts, sondern des Volkes wegen." In der dann folgenden, recht ausgedehnten lebhaften Aussprache wurden zwei Resolutionen zur Fleischnot einstimmig angenommen. Der Vorstand wurde beauftragt, diese Resolutionen dem Reichskanzler und dem Landwirtschaftsminister zu übermitteln.

Gießen. Die Tagung des Westdeutschen Verbandes fand Sonntag, den 22. Oktober statt. Auch Herr Weinhausen-Berlin war erschienen. Die Versammlung beschäftigte sich unter dem Vorsitz von Professor Siebeking-Marburg besonders mit Fertigstellung des Arbeitsplanes für den probeweise angestellten Parteisekretär Herrn Lotz, der seinen Sitz in Kassel nehmen wird. In längerer Aussprache wurden die Vorbereitungen für die nächsten Reichstagswahlen behandelt; einerseits die Arbeit in den Wahlkreisen Marburg und Waldeck, dem Besitzstand der Partei, andrerseits die Inangriffnahme weiterer Wahlkreise in Hessen-Nassau und im Großherzogtum Hessen.

Frankfurt a. M. Die diesjährige Hauptversammlung des nationalsozialen Wahlvereins beschäftigte sich auch mit der Wiesbadener Resolution der Freisinnigen Volkspartei. Nach lebhafter Aussprache, in der sich die Redner größtenteils mit der Auffassung der „Hilfe" einverstanden erklärten, wurde einstimmig eine Resolution gefaßt, in der das Weiterarbeiten auf dem bisherigen Wege und die Förderung des taktischen Zusammenschlusses aller wahrhaft liberal und sozial Gesinnten trotz alledem zum Ausdruck kam. Außerdem wurde den erprobten Führern Naumann und v. Gerlach das vollste Vertrauen zu dem bisher von ihnen eingeschlagenen Wege ausgedrückt. An Stelle des vom Vorsitz zurücktretenden Herrn Schlosser wird einstimmig Oberlehrer Nierhaus gewählt. — Montag, den 30. Oktober, abends 8½ Uhr ist im Restaurant Neue Börse, I. St., Eingang Schillerstr., der erste gemeinsame Diskussionsabend der hiesigen Freisinnigen, Demokraten und Nationalsozialen. Thema: „Die gemeinsamen Aufgaben des Liberalismus." Unsere Freunde fordern wir zum pünktlichen Erscheinen auf.

Nationalsozialer Preßverein. In voriger Nummer sind durch ein Versehen doppelt ausgewiesen:

Berlin, H. K. III, 5 M.; Christ, T. II, 5 M.; Cannstadt, E. v. S. III, 5 M.; Dortmund, A. K. II, 5 M.; Dresden, K. Sch. IV, 5 M.; Frankfurt a. M., E. F. I, 5 M., Dr. St. III, 5 M.; Klettbach b. Erfurt, E. A. I, 5 M.; Lippstadt, G. M. I, 5 M.; London, E. H. II, 101,40 M.; Mainz, S. M. IV, 5 M.; Mannheim, E. H. III, 5 M.; Marburg, O. de T. III, 5 M.; München, E. Th. III, 5 M., W. I, 5 M.; Nürnberg, B., 3,10 M.; Windhuk, Dtsch. S. W. Afr., P. R. I, 5 M., wonach der Ausweis in Nr. 42 nur beträgt 3747.70 M.

Auch heute sind wir wieder in der Lage, über eine Anzahl Beiträge quittieren zu können.

Es sind dies: Athen, Dr. L. C. I, 10 M.; Berlin, Sammlg. im freis. Volksverein, 1 M.; Cassel, F. B. I, 5 M.; Devant les Ponts, Dr. Sch. II, 5 M.; Friedberg, stud. theol., M. I, 5 M.; Furchhausen, J. L. III, 5 M.; Leipzig, Dr. H. B. IV, 5 M.; L.-Sellerhausen, K. J. I, 5 M.; Löttringhausen u. B., Schw. III, 1 M.; München, Dr. R. I, 10 M.; Rhens a. Rh., Frau M. L. H. III, 5 M.; Schüttorf, D. M. III, 5 M.; Wittenberge, Z., III, 5 M.

Zusammen	67 M.
Insgesamt	3814.70 M.

Allen Gebern unsern herzlichsten Dank! Wir bitten die Empfänger unserer Rundschreiben, für den Preßverein bei ihren Freunden und Gesinnungsgenossen weiter zu werben.

Berlin-Schöneberg, Hohenfriedbergstr. 11.

Die Geschäftsleitung.

Soziale Bewegung

Die neue Kampftaktik. Die aufsteigende Konjunktur in unserer Industrie hat überall die Arbeiterorganisationen auf den Plan gerufen. Mit der einleuchtenden Erklärung „wir wollen auch unsern Anteil an den wachsenden Erträgen der Produktion haben" stellen sie Lohnforderungen auf. Zu Beginn der letzten Prosperitätsperiode

Digitized by Google

war es den organisierten Arbeitern durch zahlreiche kleine Angriffsstreiks gelungen, tatsächlich Vorteile aus der günstigen Gesamtlage herauszuschlagen. Was scheint näher zu liegen, als die Annahme, daß sich auch diesmal die Kampfesform des Guerillakrieges bewähren werde? In Wirklichkeit hat sich aber inzwischen mancherlei geändert, und die alte Taktik beginnt häufig zu versagen. Die Arbeitgeber haben sich nämlich inzwischen organisiert. Sie stehen den vielen einzelnen Angriffen nicht mehr hilflos gegenüber, sondern beantworten den Streik mit der Aussperrung. So wars bei den großen Kraftproben im Baugewerbe, in der Elektrizitätsindustrie und — gegenwärtig — in der sächsisch-thüringischen Textilindustrie. Daß diese Aussperrungen seither in $^2/_3$ aller Fälle für die Arbeiter Niederlagen brachten, ist bekannt und kürzlich noch von Legien öffentlich festgestellt worden. Es ist daher begreiflich, daß die Frage, wie in Zukunft dem Unternehmertum Zugeständnisse abgerungen werden können, sehr lebhaft erörtert wird. Natürlich ist die Resignation, der Verzicht auf jeden Streik, ausgeschlossen. Die Gewerkschaftsbewegung würde in kurzer Zeit allen Elan verlieren, wenn sie der beginnenden günstigen Konjunktur tatenlos und ängstlich gegenüberstehen wollte. Und da im allgemeinen ohne Kampf nichts zu erreichen sein wird, ist nach wie vor der Kampf notwendig. Wie soll er geführt werden? Als Massenangriff verschiedener, von einander abhängiger und einander ergänzender Branchen? Die Kraftprobe in der Berliner Elektrizitätsindustrie hat neben neueren Lehren auch die ergeben, daß gerade in den höher gelohnten und intelligenteren Arbeiterschichten Solidarität am wenigsten befohlen werden kann. Oder als intermittierender Streik, der die Einzelfabrik nur auf etliche, von vornherein begrenzte Tage stillegt, um einige Wochen später dasselbe Spiel zu wiederholen? In Rußland benutzen die Arbeiter dieses Kampfmittel im politischen Streik; bei uns würden die Arbeiter schwerlich dazu zu bringen sein, sehr oft hintereinander zu streiken, um den Unternehmer mürbe zu machen. Es würden auch so bald die „Hetzer" aus den Betrieben hinausgemaßregelt sein, daß die zurückbleibende, eingeschüchterte Masse führerlos und zahm würde. Beide Wege sind für deutsche Verhältnisse ungangbar. Für die deutschen Arbeiter ergibt sich als die neue Kampftaktik vielmehr nur der stärkere Ausbau der Organisationen und die eifrigere Gewinnung der öffentlichen Meinung. Mit beiden Bundesgenossen kann auch im Zeitalter der planmäßigen und großen Aussperrungen die wirtschaftliche Arbeiterbewegung Schlachten gewinnen. Ohne sie ist sie heute hilfloser als je früher.

Ein Beispiel praktischer amerikanischer Gewerkschaftspolitik wird aus Chicago berichtet. Der Nationalverband der Angestellten amerikanischer Straßenbahnen bewilligte nämlich 20000 Dollars für den Ankauf von Automobilen, um damit bei Ausständen Fahrgäste zu befördern. Der Ueberschuß aus dem Betriebe soll dem Streikfonds zufließen. Der Verband hat bereits bei verschiedenen Ausständen einen Automobildienst mit gemieteten Wagen eingerichtet und damit sehr gute Erfolge erzielt. Bei uns ist so etwas nicht möglich, weil hierzulande die Personenbeförderung der Konzession bedarf, die Ausständigen wohl schwerlich erteilt werden wird.

Eine Dienstbotenfortbildungsschule fordern alle einsichtigen Dienstherrschaften und Dienstboten. Der moderne Haushalt stellt solche Anforderungen an die Hausfrau, daß sie nur wenig Zeit übrig behält, um ein Dienstmädchen erst gründlich einzulernen; sie muß mehr als je früher mit gelernten Kräften rechnen. Auf der andern Seite haben die Dienenden ein großes Interesse daran, eine ordnungsmäßige Berufsbildung zu erhalten, weil sie dadurch allein in den Stand gesetzt werden, weitgehenden Anforderungen des modernen Hauswesens genügend nachzukommen, und damit auch das Recht erhalten, höhere Löhne zu beanspruchen. Bei dieser Sachlage ist es bedauerlich, daß auf dem eben in Stettin abgehaltenen 8. deutschen Fortbildungsschultag ausdrücklich abgelehnt worden ist, den Fortbildungsschulzwang auch auf die Dienstboten auszudehnen. Der Reichskanzler soll ersucht werden, den Paragraph 120 der Gewerbeordnung, der den Fortbildungsschulzwang für die männlichen gewerblichen Arbeiter vom 14. bis 19. Lebensjahre vorsieht, auch auf die weiblichen gewerblich kaufmännisch tätigen Personen desselben Alters, aber mit Ausschluß der weiblichen Dienstboten, auszudehnen. Allerdings wurde dieser Ausschluß mit taktischen Gesichtspunkten begründet: man könne unter keinen Umständen gegenwärtig mehr erreichen. Aber das Hauptreferat und die Aussprache bewiesen doch auch, daß noch gewisse rückständige Ansichten mitwirkend waren. Der alte, durch die Statistik längst widerlegte Satz kehrte zum Beispiel wieder, daß das Haus größeren Schutz vor sittlichen Gefahren biete, als die Fabrik. Ebenso zeugte die Behauptung, daß lediglich die Vergnügungssucht die Mädchen aus dem Hausdienst in die Fabriken treibe, von höchst oberflächlicher Kenntnis der Dienstbotenfrage. Nun, der 8. deutsche Fortbildungsschultag hat noch nicht das letzte Wort in der wichtigen Angelegenheit der Dienstboten-Berufsbildung gesprochen. Hausfrauen (in den verschiedenen Frauenvereinen) und Dienstboten (in den Zeitungen) werden dafür sorgen, daß ihre gemeinsame Forderung mit der Zeit doch Anerkennung findet.

Büchertisch

Nationale Wohnungsfürsorge, von J. Latscha in Frankfurt a. M. Verlag der Bodenreform (Damaschke, Berlin NW., Lessingstr. 11). 22 Seiten, 50 Pf.

Herr J. Latscha hat das Verdienst, den Gedanken der Industriestraßen zuerst formuliert zu haben. Auch in dieser Schrift steht dieser Gedanke in der Mitte. „Für die vom Staate zu unternehmende Ansiedelung muß die Losung lauten: weg von den großen Städten!" Latscha will eine systematische Dezentralisation des Industrievolkes am Rande von Wasserläufen und Industriebahnen. Er empfiehlt den Wohnungsbauplan für folgende Strecken: Ruhrkohlengebiet-Deutz-Königswinter; Ruhrkohlengebiet-Hannover; Hannover-Nienburg-Bremen; Berlin-Hamburg; Berlin-Schlesisches Kohlengebiet; Berlin-Stettin; Stettin-Königsberg; Mainz-Frankfurt-Ludwigskanal-Donau; Saarkohlengebiet-Straßburg-Mühlhausen. Die Idee ist an sich richtig und von Herrn Latscha sind viele Einzeldinge, die zu ihr gehören, gut dargestellt. Es wird aber nötig sein, daß der Gedankengang einer ausführlichen rechtlich-technischen Arbeit unterworfen wird, ehe er reif für Propaganda ist. Hoffentlich regt das vorliegende Heftchen zu solcher Arbeit an. u.

Entstehung und Verhütung der körperlichen Mißgestalt von Professor **Fritz Lange und Dr. Trumpp.** (Bibliothek der Gesundheitspflege. Verlag Moritz Stuttgart. Preis 2 Mark.) Meines Wissens ist es das erste gute populäre Schriftchen aus dem Gebiet der orthopädischen Erkrankungen. Aus anderen Krankheitsgebieten ist ja schon lange eine ziemlich große populäle Literatur vorhanden. Aber die moderne Orthopädie ist eben noch jung, in den letzten 15 Jahren nahm sie einen enormen Aufschwung, von einer zum Teil in den Händen von Bandagisten und Charlatanen ruhenden Technik zur wirklichen Wissenschaft. Bedingt wurde dieser Aufschwung durch die Fortschritte der operativen Heilmethoden bei Verkrüppelungen. Früher wußte der Arzt nur wenig mit den schweren Krüppeln anzufangen und empfahl sie der Behandlung eines beliebigen Bandagisten, der dann auf eigene Faust ohne ärztliche Kontrolle dem Patienten seine kostspieligen Korsette und Bandagen aufhängte. Es war die Zeit, in der Orthopädie und Hessing ein und dasselbe waren. Die Zeit liegt hinter uns. Ohne Hessings wirkliche Verdienste irgendwie schmälern zu wollen — denn er hat Verdienste — können wir heute doch sagen, daß wir weiter sind. Und als es mit Hilfe der neuen Operationsmethoden möglich wurde, selbst der schwersten Deformitäten Herr zu werden, der schweren Klumpfüße, der Lähmungen, der schweren Gelenkentzündung, wurde der orthopädischen Chirugie ihr wohlverdienter Platz eingeräumt. Denn die Erfolge waren zu augenscheinlich, als daß sie hätten geleugnet werden können. Und ganz von selbst kam es dazu, daß die Orthopädie sich abgrenzte gegenüber ihrer Mutter, der Chirugie. Sie nahm sich ihr eigenes Arbeitsgebiet heraus und baute es nach allen Richtungen wissenschaftlich und praktisch aus. Es fanden sich eine Menge Probleme, an die man früher nicht gedacht, jeder Fortschritt barg in sich eine neue Frage. An deren Lösung mitzuarbeiten, sind viele Kräfte bemüht. Die Kenntnis aber von dem, was schon erreicht ist, muß Allgemeingut werden, denn es ist leichter verhüten als heilen. Darum ist das Schriftchen, das der Münchner Orthopäde Professor Lange zusammen mit dem Kinderarzte Trumpp eben herausgegeben hat, warm zu begrüßen. Es giebt sehr viel, es gibt einen Niederschlag allgemeiner und spezieller praktischer Ratschläge an die Eltern aus der reichen Erfahrung der Verfasser, es eröffnet in einfacher klarer Sprache das Verständnis für Entstehung und Verhütung der Mißgestalt. Und das geht jeden an. Fragt nur die Mutter, was sie ihre Not hat mit ihrer schiefgewachsenen Tochter, der alle Schneiderkünste den Buckel nicht mehr verbergen können. Das hätte verhütet werden können, in jenem Anfangsstadien, als die Wirbelsäule eben anfing sich auszubiegen. Seht nur die krummen Beine der Kinder an, auch die lassen sich leicht beseitigen, wenn zeitig darauf geachtet wird. Wieviel Menschen leiden an Fußschmerzen und niemand sagt ihnen, das sie durch eine sachgemäße Plattfußbehandlung schmerzfrei werden können. Die Eltern sollen ihre Kinder ansehen, sie müssen sehen lernen, Formen sehen lernen, und dazu kann ihnen die Lektüre dieses Schriftchens sehr helfen, besonders auch die beigegebenen 126 Abbildungen. Das Büchlein ist eine wirkliche Bereicherung unserer populären medizinischen Literatur. G. H.

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Eugen Katz in Berlin. — Druck von Franz Weber, Mauerstr. 80.

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 43. Berlin, 29. Oktober 1905

Namen

Die Frömmelei läßt Falsches auch bestehen; deswegen haß' ich sie.
Goethe.

Es ist eine merkwürdige Beobachtung aus den ersten Jahrhunderten der christlichen Gemeinde, daß die Christen damals ihren Kindern höchst selten christliche oder biblische Rufnamen gaben. Man weigerte sich zwar, den Göttern zu opfern, und erlitt ruhig den Märtyrertod; aber man trug gar kein Bedenken, die Namen derselben Götter zu tragen. Apollo und Merkur, selbst Bacchus und Aphrodite gaben den Christenkindern ihre Namen. Und obgleich man damals leicht die Namen wechselte, empfanden diese Männer gar kein Bedürfnis, diese „heidnische" Gemeinschaft zu brechen. Die einfache Erklärung hierfür liegt darin, daß die Christen damals wirklich Christen waren. Was kümmerten sie sich um diese Aeußerlichkeiten. Wem das Leben nicht das Zeugnis eines Christen gab, dem halfen auch die Namen „Petrus" oder „Paulus" nicht über seine Fehler weg.

Gewiß! es kamen andere Zeiten. Da scheute man sich, den Kindern die alten heidnischen Namen beizulegen. Vom vierten Jahrhundert ab finden wir die Sitte, nach Johannes, Jakobus, Andreas, Simon, Maria zu taufen. Man mußte Heilige wählen, damit die Kinder selbst heilig würden. War man denn frömmer geworden, als die Märtyrer? Beileibe nicht. Das Heidentum war ins Christentum eingezogen und hatte nur den Mantel vertauscht. Denn heidnisch war es, sich vor der Vorbedeutung des Namens zu scheuen. Heidnisch empfand, wer in dem Namen eine dämonische Macht glaubte, der sein Träger unterworfen wird. Heidnische Sitte war es, Schutzpatrone und Heilige zu wählen, denen man sein Leben anvertraute. Gerade damals, als man die fröhliche Harmlosigkeit der alten Zeiten verloren hatte, mußte man sich an äußere Einrichtungen halten, um ja der Glaubensgewißheit nicht verlustig zu gehen. Die Frömmigkeit flüchtete sich aus dem Herzen in das Wort, aus der Innenwelt der Kraft in die äußere Welt des Scheins.

Und heute ist es nicht anders geworden. Eine Anstalt trägt nicht deshalb christliches Gepräge, weil sie nach Martha oder Maria genannt ist. Die Welt ist um kein Haar christlicher, weil die kirchlichen Namenskalender die heidnischen Namen ausgeschaltet haben. Das sind ja alles Aeußerlichkeiten. Aber sie sind auch wieder Beweise für die alte Wahrheit: Wirkliche Frömmigkeit kümmert sich nichts um äußere Sitte. Wenn sie da ist, so geht sie ihren Weg und schafft sich ihn aus eigener Kraft. Ist sie nicht vorhanden, dann hilft ihr kein frommer Klang aus alten Tagen und kein kirchlich stilisiertes Gewand der Gegenwart. Aber man mag eben das Leben nicht selbst strömen lassen. Schulmeisterlich verlangt man stets bestimmte Formen und Erkennungszeichen, und wo diese fehlen, zertritt man es. Frömmelei ist stets pedantisch; weil sie keinen scharfen Luftzug erträgt, hüllt sie sich in eine Menge von Hüllen und Umhüllungen. Aber das gefällt manchen Menschen besser als die schlichte, grade Frömmigkeit, die sagt: ich bin da und ich bin so da und mag ich dir gefallen oder nicht, ich frage nicht dich, du Menschlein, sondern einen Großen, der heißt Gott!

Traub.

Die religionsgeschichtlichen Volksbücher.

I.

Der für ein literarisches Unternehmen beispiellose Erfolg, die lebhafte und jubelnde Zustimmung auf der einen und der scharfe Protest auf der andern Seite, würden allein schon genug Veranlassung bieten, Aufgabe und Ziel der religionsgeschichtlichen Volksbücher kennen zu lernen und zu ihrer Methode und ihren Ergebnissen Stellung zu nehmen. Doppelter Anlaß zur Kenntnisnahme liegt für ein Blatt vor, das wie die „Hilfe" seit seinem Bestehen sich an religiös interessierte Leser gewandt hat.

Was wollen die religionsgeschichtlichen Volksbücher? Die Redaktion (Herausgeber ist Lizentiat Schiele in Marburg) zeichnet in dem Geleitswort des Unternehmens die Sachlage richtig, wenn sie sagt: Da das Interesse für religiöse Probleme in den gebildeten Schichten unseres Volkes stark zunimmt, so erhebt sich beim einzelnen die Frage: „wo finde ich über die vielen religionsgeschichtlichen Fragen, die mir die Schule im Religionsunterricht nicht beantwortet hat und von denen auf der Kanzel so selten geredet wird, eine unverschleierte Orientierung?" Diese Fragestellung macht die Redaktion zu der ihrigen und sucht sie klar und furchtlos zu beantworten. Sie ist darangegangen „von einem festen Grunde aus fest aufzubauen" und planmäßig das gesamte in Betracht kommende weite Gebiet in Einzeldarstellungen zu behandeln. Der Name Volksbücher sagt schon, daß die Form so sein soll, wie sie dem Verständnis des gebildeten Nichttheologen angemessen ist.

Ehe wir uns den Plan des Ganzen und die einzelnen erschienenen Schriften ansehen, sind einige Worte über die Methode der Mitarbeiter des Unternehmens nötig. Diese Methode ist neu, zum Teil liegen ihre Anfänge noch keine zwanzig Jahre zurück, sie unterscheidet sich nicht unwesentlich von der Arbeitsweise der älteren theologischen Forschung. Worin liegt das Neue?

Der Titel sagt es uns: religionsgeschichtliche Methode. Dieser Titel ist soviel wie ein ganzes Programm. Worin besteht die religionsgeschichtliche Methode?

Ein systematischer Kopf hat das Wesen der neuen Methode so kurz und scharf zusammengefaßt, daß wir gut daran tun, uns ihm anzuschließen. Wir bitten unsere Leser bloß, vor den Fremdwörtern nicht zu erschrecken, sie sind harmlos und bei näherem Ansehen leicht verständlich. Ernst Tröltsch hat als leitende Gedanken der religionsgeschichtlichen Methode drei Grundsätze herausgestellt, die Grundsätze der Kritik, der Analogie und der Korrelativität.

Nicht als ob der Grundsatz der Kritik eine neue Entdeckung wäre. Neu aber ist seine unerbittliche Anwendung auf das ganze Gebiet. Jeder von vornherein erhobene Autoritätsanspruch wird der Ueberlieferung aberkannt. Die neutestamentlichen, wie überhaupt alle in Betracht kommenden Schriften werden nach denselben Grundsätzen behandelt, wie sie schon David Friedrich Strauß in der Einleitung zum „Leben Jesu" aufgestellt hat. Die Geschichtlichkeit eines

Digitized by Google

Berichtes wird in Abrede gestellt, wenn er mit den bekannten und sonst überall geltenden Gesetzen des Geschehens unvereinbar ist. Z. B. Gotteserscheinungen, Himmelsstimmen, Allmachtswunder (d. h. solche Erscheinungen, die sich nicht innerhalb des Rahmens der Naturgesetze erklären lassen) Weissagungen, Engels- und Teufelserscheinungen gehören nicht in das Gebiet der beglaubigten Erfahrung. Selbstredend kann, nach Ausscheidung später hinzugetretener sagenhafter Züge, der Kern eines Berichtes sich als historisch erweisen.

Den zweiten methodischen Grundsatz, den der Analogie können wir den Hilfelesern besonders leicht deutlich machen. Wir erinnern an die Andacht von Traub in Nr. 51 der „Hilfe" vorigen Jahrgangs: „Vor Christi Geburt". Da heißt es z. B.: „Wir horchen nicht nur auf die Lieder in Zion, sondern auch auf die Bußpsalmen in in Babylon . . . Wo man bisher nur das hebräische Volk sah als einsamen Stern in der Nacht der Heidenwelt glänzend, da treten heute daneben Babylonier, Perser und Griechen und erzählen von ihrem Glauben und ihrer Sehnsucht". Wer die Entwicklung der jüdischen und christlichen Religion im Zusammenhang sieht mit den übrigen religiösen Strömungen, der wird viel tiefer eindringen in das Verständnis all der psychischen Vorgänge, die wir Religion nennen, als der, welcher immer nur in einer grauen Masse von Heidentum die eine, rätselhafte jüdisch-christliche Religionslehre verfolgt. Außerdem dient die Analogie auch als Prüfstein. Wenn sich analoge Vorgänge auch anderwärts in der Geschichte beobachten lassen, so gewinnen wir einen Maßstab dafür ob das Berichtete wahrscheinlich oder unwahrscheinlich ist glaubwürdig oder nicht.

Auch hier wieder ist der Grundsatz an und für sich nicht neu, wohl aber die durchgeführte Anwendung. Die Arbeiter der religionsgeschichtlichen Methode treten eigentlich nur das Erbe eines Mannes an, der spekulativ die Vielheit der Religionen schon längst zu einer großen einheitlichen Religionsentwicklung verknüpft hatte: Hegel's. Freilich war der großartige Versuch damals verfrüht. Weil das Material fehlte, das die Bausteine hätte liefern müssen, so schwebte des kühnen Denkers Bauwerk in der Luft. Heute ist das Material zum großen Teil zur Stelle: Der Aufschwung der Sprachwissenschaft stellt gesichtetes Quellenmaterial zur Verfügung, noch mehr aber die Entdeckung neuer Inschriften und Urkunden; wir erinnern an alles das, worauf im Bibel- und Babelstreit auch eine breite Oeffentlichkeit einen Blick werfen konnte.

Im engsten Zusammenhang damit steht der dritte Grundsatz von der Korrelativität alles Geschehens. Nicht nur das Nebeneinander des Analogen, Aehnlichen, Gleichartigen soll aufgezeigt werden, sondern die Wechselbeziehungen der Vorgänge untereinander und ihr kausaler Zusammenhang. Hier sind wir ja bei Problemen angelangt, die jeder kennt, der sich schon irgendwie mit Marxismus beschäftigt hat. Für jemand, der vom Studium der ökonomischen Geschichtsauffassung herkommt, ist es manchmal gradezu verblüffend zu sehen, wie Marxische Gedanken — dieses Suchen nach historischen Zusammenhängen und nach den treibenden Ursachen alles Geschehens, das Zurückgehen auf die ökonomischen Faktoren — in den Betrieb der Religionsgeschichte forschender Theologen eingedrungen sind. Da wird manche Kohle gefördert, zu der Karl Marx den Schacht gegraben hat. Schade, daß der Alte mit der Löwenmähne das nicht noch mit beobachten konnte, er hätte sich gefreut!

Das sind die Grundsätze; nun ihre Anwendung!

Es gehört zum Wesen der eben skizzierten geschichtlichen Methode, bei allen Erscheinungen nicht nur die reife entwickelte Frucht zu betrachten, auch nicht bloß auf die Wurzeln zurückzugehen, sondern sogar das Erdreich, aus dem der Baum herausgewachsen ist und die Bedingungen seines Wachstums zu erforschen. Somit gilt es, bevor wir an die Person des Stifters der christlichen Religion herantreten, zuerst den Boden, aus dem das Christentum hervorgewachsen ist, genau zu untersuchen. Hiefür kommen von den bis jetzt erschienenen Heften zwei in Betracht: Pfleiderer-Berlin, Die Vorbereitung des Christentums in der griechischen Philosophie und Hollmann-Halle, Welche Religion hatten die Juden, als Jesus auftrat? Besonders in diesem Heft sind Partien, die auch dem, der sich nicht nur gelegentlich mit der Sache beschäftigt hat, ganz überraschende Einblicke gewähren und im Verständnis der Person und der Worte Jesu ein gutes Stück weiter helfen. Die Vorführung des Synagogenbetriebes, die Zeichnung der Volksfrömmigkeit, besonders aber eine klassische Darstellung der sogen. Apokalyptik, dem Niederschlag jener merkwürdigen Stimmung, die sich das Ende nahe bevorstehend dachte und an das Kommen eines neuen glücklichen Jerusalems glaubte — alles das setzt ganze Situationen, Reden und Partien im Leben Jesu in eine noch nie gesehene, klare Beleuchtung. Oder wirkt es nicht wie ein Blitzstrahl im Dunkel, wenn man erfährt, daß eine Bezeichnung wie „Sohn Gottes" in der ganzen damaligen Literatur, kurz vor und zur Zeit Jesu und in seiner Umgebung nichts anderes bedeutete als „Auserwählter Gottes", Messias, daß weder er noch seine Jünger an ein naturhaftes Verhältnis zwischen ihm und Gott auch nur im entferntesten denken konnten? Ferner wird es sich mancher noch nicht klar gemacht haben, wie sehr das Christentum eine synkretistische Religion ist, d. h. eine Mischreligion, die eine Reihe von philosophischen Vorstellungen, frommen Bräuchen aus andern Religionen, fremde ethische Ideale aufgenommen hat. Man denke nur an die ungeheure Rolle, die Askese und Mönchtum, etwas dem Geiste Jesu so fremdes, ja durchaus widersprechendes, in der katholischen Kirche gespielt haben. Es ist außerordentlich interessant, derlei fremde Zuflüsse an der Hand der religionsgeschichtlichen Forschung zu verfolgen. Besonders merkwürdig berührt es einen, wenn man sieht, wie manche Stücke der Gedankenwelt des neuen Testaments, die man hergebrachterweise als „spezifisch christlich" ausgab, dem späteren Judentum oder dem Parsismus entstammen.

Doch das sind verhältnismäßig Nebendinge im Vergleich mit der einen, großen Hauptfrage, die jeden fesselt, dem religiöse Dinge noch Probleme sind: Was ist es mit Jesus? Ist man überhaupt in der Lage, ein Bild von ihm zu zeichnen und wie sieht es aus? Man gebe sich ja nicht dem Irrtum hin, daß es relativ beschränkte Kreise seien, die von dieser Frage bewegt werden; ich erinnere nur an den Aufsatz von Deißmann in der Patria 1905: Religiöse Probleme aus der unteren Schicht. (Schluß folgt.)

Der Sang am Meer

Von **Lu Märten**.

Hoch oben in Norwegen, wo wild zerrissene Felsenlager steil in das Meer hinabstürzen und die Fjordriesen mit ihren stahlharten Brüsten den wilden Küssen des Meeres Trotz bieten, wanderte ich in der Einöde und suchte eine menschliche Wohnung, denn die drohende Schönheit des Landes hatte mich zum längeren Verweilen bestimmt. Endlich fand ich an dem Ausläufer eines einsamen Fischerdorfes ein Haus, das für die Aufnahme von wandernden Fremdlingen eingerichtet schien. Die Bewohnerin desselben war eine alte ernste Frau mit feinen Gesichtszügen, die meine heimatliche deutsche Sprache verstand und sprach. Sonst sah ich nur eine dänische ältere Wirtschafterin, die schweigsam und verschlossen die Arbeit des Hauses verrichtete. Als ich mich gegen Abend ausgeruht hatte und das Fenster öffnete, um meine neue Umgebung in Augenschein zu nehmen, sah ich vor dem Hause eine halberwachsene weibliche Gestalt sitzen, die sich mit zwei mächtigen Hunden zu schaffen machte. Sehr schlank und gerade gewachsen mochte sie ein etwa 18—20 jähriges Mädchen sein. Ihr Gesicht konnte ich nicht erkennen, aber ihr Haar war kurz und wellig und hatte einen starken rötlichen Schimmer. Sie trug weite braune Sammetbeinkleider und eine gleiche weite Blouse darüber. Feste hohe Lederstiefel deuteten auf Wanderung in den Bergen. Ihre ringlosen, auffallend langen schmalen Finger streichelten zärtlich die Köpfe der Tiere. Als sie mich durch einen Zufall am Fenster erblickte, stand sie schnell auf und lockte die Tiere mit sich ins Haus. Ich ging hinunter, in der Meinung, das Mädchen sei eine Touristin, die gleich mir die Berge Norwegens durchwandern wollte, aber die Wirtschafterin erwiderte auf meine Frage darnach, daß es die Tochter meiner Wirtin sei. Bald darauf sah ich vom

Digitized by Google

Fenster, wie das Mädchen, mit Mütze und Mantel angetan, schnellen Schrittes fortging, in der Hand irgend einen kastenähnlichen Gegenstand mit sich führend. Auch ich versuchte, noch einen Streifgang in die umliegende Gegend zu machen, ohne jedoch eine Spur des Mädchens zu entdecken und ohne Anderes zu erblicken, als die schweigenden Felsenwände der ungebahnten Wege. Auch den folgenden Tag sah ich immer nur meine Wirtin, die Tochter blieb verborgen; erst gegen Abend wieder hörte ich Jemand die Treppe herabkommen und sah, wie das Mädchen, gleich dem Abend vorher, nur begleitet vom einem der großen Hunde das Haus verließ. Da machte ich mich auf und ging in der Richtung, in der das Mädchen verschwunden war. Aber sie war meinen Blicken entschwunden und ich wanderte aufs geradewohl einen Weg, der mich schließlich hinunter an die Meeresküste führte. Ich setzte mich auf einen Felsenvorsprung und beschloß, das Suchen nach meiner Hausgenossin aufzugeben. Da hörte ich plötzlich ganz in der Nähe leises Knurren und unterdrücktes Hundegebell. Der Hund mußte meine Nähe gewittert haben, beruhigte sich aber bald, vielleicht weil er mich schon als Hausgenossen erkannt hatte. Ich kletterte vorsichtig über einige kleine vorgelagerte Felsen und blickte gerade auf einen kleinen felsumschlossenen Platz, wie man ihn längs der Küste öfter findet. Der Hund lag, wachsam aber ruhig, neben einer natürlichen Felsenbank, auf der das Mädchen saß. Ich stand etwas erhöht, hinter dem Gestein verborgen, und konnte so, selbst ungesehen, gerade auf das Mädchen herabblicken. Sie war in der Tracht, in der ich sie zuerst gesehen hatte. Mantel und Mütze lagen an der Erde und auf den Knieen hielt sie eine Violine, über die sie hin und wieder leise mit den Fingern strich. Ich verhielt mich ganz ruhig, während der Hund mit klugen Augen starr nach der Felsspalte blickte, hinter der ich stand. Da setzte das Mädchen die Violine an und spielte. Inmitten der Felseinsamkeit, im Anblick des Meeres — Musik! —

Ich hörte ruhige nachdenkliche Töne die sich wie Frage und Antwort begegneten, grübelnde, suchende Gedanken. Und dann nach einer kurzen Pause spannte die Hand des Mädchens den Bogen breit über die Seiten, und ein feierliches Motiv sandte friedliche Ruhe. Des Mädchens Kopf ruhte tief seitwärts geneigt auf der Geige. Sie sah mich nicht und sah sich auch nicht um, als das Motiv beendet war. Einen Augenblick ließ sie die Violine sinken und blickte über das Meer und gleich darauf hörte ich wieder die Geige spielen, und eine reine weittragende Altstimme sang ein Lied, gleichsam unmittelbar in Musik und Worten wiedergebend, was die Natur ringsumher an Gedanken in der Seele auslöste. Mein Gedächtnis soll versuchen, jene Worte wiederzugeben, die vereint mit den Tönen, die sie begleiten, damals meine Seele festlich stimmten, in jenem Felsensaal Norwegens, den kaum je eines Menschen Fuß betrat.

„Meer, schönes Meer! Einsamkeit ließ es um mich sein und Ruhe auf der Felsenbank, um Dein Lied zu hören, das brausende Lied Deiner fordernden Sehnsucht. Meer, was wollen Deine Fluten, was will Deine Sehnsucht? Will sie den Damm durchbrechen und hineinströmen in der Erde Land, das von Dir geschieden? Will Deine Kraft es umfassen, sind Deine Grenzen zu eng? —

Meer, wo sind nun Deine Wellen, die kleinen sanften, die am Morgen da unten den Strand im Sonnenschein küßten, so leise und zart, als könnten sie niemals hassen.

Sind nun alle verschlungen im tollen Reigen Deiner schäumenden Wogen.

Meer, Du wildes gewaltiges, bist Du nicht endlich und erscheinst doch unendlich?

Wessen Schmerz war so groß, daß er Dich geweint; oder hat Dich die schaffende Freude gezeugt?

Sie auf uns Kinder einer anderen Tiefe; welche Kraft der unsern kommt Dir gleich, Deinem Klagen, Deinem Jauchzen?

Alle Tränen, die je von Erdenmüttern geweint, alle die jubelnde Seligkeit ewiger Kinder, kommt sie dir gleich? O Meer, du kühnes Meer, daß wir lernten von Dir den Mut, zu hassen und zu lieben, wenn unsere Tiefen zittern!

Scheinen nicht glühende Sonnen selbst in dir zu versinken, mächtiges Meer, in dem selbst Sonnen versinken! — Dunkler wird der Himmel, die Wolken zerreißen und die Winde, sie werden mutig,

Sammelt euch, Wellen, werdet zu Fluten, das Meer gebietets!

Pfeilschnell gleitet ein Vogel über Deine Wogen, mit gewaltigem Flügelschlag die Schaumkronen Deiner Wellen zerstiebend.

Meer, ich neide den Vogel, der über Dir schwebend, mit Deinen Schaumkronen scherzet;

Meer, ich neide den Vogel, der auf Riffen wohnet, die Deine Fluten dulden!

Nun wird es Nacht, der Sturm ist gekommen. Sammelt euch Wellen, werdet zu Fluten, das Meer hat Sehnsucht.

Sehnsüchtiges Meer sing nur Dein donnerndes Liebeslied!" —

Jene Schlußstrophen klangen in einem leidenschaftlichen wilden Rythmus zu den Felswänden empor und wie das Lied geendet, sank die dämmernde helle Nacht des Nordens wirklich hernieder, und die Wellen schäumten wie aufgeweckte Gewalten gegen die felsige Küste. Da sprang auch ich aus meinem Versteck hervor und in einem spontanen übermäßigen Gefühl der Bewunderung, streckte ich der Sängerin beide Hände entgegen. Der Hund bellte jetzt laut und zornig auf, und das Mädchen trat leicht erschreckt einen Schritt zurück. Da besann ich mich auf die höfliche Sprache des Stadtmenschen und sagte: „Verzeihen Sie bitte, wenn ich Sie erschreckt habe, aber ein Zufall brachte mich in die Nähe Ihres Aufenthaltes und da hörte ich Ihr Spiel und mußte lauschen."

Das Mädchen sah mich ruhig an. — Ich weiß heute noch nicht, ob ihr Gesicht schön oder häßlich war. Damals hatte ich eher den Eindruck des Häßlichen, aber ein „Gesicht" hatte sie trotzdem! Unregelmäßige fremdartige Gesichtszüge und finstere Augen.

„Sie sind der Gast in unserem Hause?" fragte sie jetzt kühl. „Ja", erwiderte ich, „und ich preise mich jetzt doppelt glücklich in Ihrem Hause wohnen zu dürfen."

„Weshalb," fragte das Mädchen kurz, und es klang so eisig, daß ich unwillkürlich daran dachte, wie dieser selbe Mund vorhin die weichen Partien des Meerliedes so wunderbar gesungen hatte. —

„Ich hätte nicht geglaubt", sagte ich, „daß ich in der Einöde hier, eines Künstlers Sprache belauschen würde." Einen Moment schien es, als ob das Gesicht des Mädchens weniger hart erschien und ihre tiefe singende Stimme klang weicher als sie sagte: „Wer sagt Ihnen, daß ich eine Künstlerin bin?" —

„Das Wort und der Ton, dem ich gelauscht und jenes Lied, das Sie doch im Angesicht des Meeres schufen, nicht wahr?" „Ja." —

„Warum", fragte ich nach einer Weile, während sie sich in ihren Mantel hüllte und zum Gehen fertig machte — „warum verbergen Sie ihre Kunst in dieser Einöde und gehen nicht unter Menschen, daß Sie Hörer finden?"

„Sie meinen in die Konzertsäle der großen Stäte?"

„Aber gewiß," sagte ich eifrig.

„Ich fürchte, man würde mich dort anders werten als hier und zunächst mit guten Ratschlägen nach Hause schicken, denn meine Kunst ist wild wie meine Heimat hier und wenn ich nicht irre, hat die Kunst Ihrer Städte Prinzipien, die ich nicht kenne."

„Aber gerade die Ursprünglichkeit Ihrer Kunst sollte die Menschen bezwingen," beharrte ich.

„Glauben Sie", sagte das Mädchen finster, „daß ich jene Menschen dort nicht auch kenne? Was Sie Ursprünglichkeit nennen, da in den Städten wärs Sensation, Spezialität vielleicht, und wo die Menschen das Wunder verehren sollten, erblicken sie nur das Unikum."

Ich war überrascht. „So haben Sie Ihre musikalische Ausbildung in der Stadt genossen?" fragte ich.

Das Mädchen lachte leise: „Das nicht, ich habe überhaupt keine regelmäßige Ausbildung gehabt; die Mutter lehrte mich früh Noten zu lesen, das ist alles."

„Aber," rief ich, „das beweist ja nur Ihr großes Talent und Sie sollten es doch versuchen, vor ein großes Publikum zu treten!

„Und wenn ich wiederkäme und hätte den Glauben an mich verloren?" fragte das Mädchen langsam.

Digitized by Google

„Aber", sagte ich, „was haben Sie hier für Ihre Kunst?"

„Den Genuß", sagte sie ruhig und fuhr fort: „zu herrschen und zu gelten, als was ich gelten will und muß, spielend und doch zu Recht erringe ich hier, um was ich da draußen vielleicht betteln müßte — und dann Herr, hier in diesen Bergen gibt es keine Singvögel." Sie lächelte jetzt merklich und ihre Augen leuchteten, aber ich verstand dies alles noch nicht und sagte nur: „Ich verstehe das nicht, ich habe noch nie einen Künstler gekannt, der ohne Ehrgeiz gewesen wäre, ohne Sehnsucht nach Ruhm, ohne den Wunsch, sein Können den Vielen mitzuteilen", — — „dann lernen sie eine kennen", ergänzte das Mädchen, „die ihr Können nicht den Vielen, wohl aber den der Kunst Bedürftigen mitteilen will — und dann", — sagte sie weiter und blieb stehen, „sehen Sie sich um und sehen Sie diese herrliche Schönheit des Landes, wollen Sie diese Felsen verpflanzen, sie der Menge zum Vergleichen zeigen, oder wollen Sie die Menge hierherlocken, sie anzusehen und gut zu werden in ihrem Anblick."

„Sie haben recht", sagte ich leise, „ich werde den Menschen draußen erzählen vom Sang am Meer, vom Sturmvogel, der die Schaumkronen verachtet und auf Riffen wohnet, die des Meeres Fluten dulden; von jenem Funken göttergleicher Schöpferkraft, der hinabgeschleudert aus der unsichtbaren Liebeswolke seinen Weg selbst in die Einöden fand."

Zum erstenmal sah ich das Gesicht des Mädchens in hellem Glanz leuchten, als sie mir stumm die Hand reichte.

Wir sind dann schweigend bis zur nahen Tür des Hauses gegangen und zum Abschied fragte ich noch einmal: „Kennen Sie Wagner, Mozart und Beethoven?"

„Ja", erwiderte sie, „sie drangen bis in meine Einsamkeit. Ich habe Freude an dem kühnen Maler mit den scharfen leuchtenden Farben, und wenn die Leute aus dem Dorfe zu mir kommen, muß der Dichter Mozart mit ihnen weinen und lachen, aber dem Dritten, der alle die andern in sich vereinigt, dem grübelnden Forscher, dem tiefen Denker, gehört meine Liebe."

Und damit schieden wir. —

Als ich das Mädchen am andern Tage wieder traf, fragte ich: „Werden Sie heute abend wieder spielen und kann ich zuhören?" Sie schüttelte den Kopf und erwiderte: „Uebermorgen am Sonntag kommen die Leute aus dem Dorfe, die mich spielen hören wollen, dann können Sie hören."

*

Am Sonntag fand ich auf einem entfernteren und größerem Platz an der Meeresküste viele wetterharte Männer und Frauen versammelt. Alte und junge Menschen, Liebespaare, junge Frauen und silberhaarige Greise, sie alle lauschten der kleinen Geige und dem Gesang des Mädchens, das hochaufgerichtet unter ihnen stand. Auch der Pfarrer des Ortes hörte zu und ein winziges blondes Kind saß ganz still, die Augen unverwandt auf die Geige gerichtet und darüber hinweg lauschend. Mir war, als ich mich inmitten dieser merkwürdigen Gemeinde hinsetzte, als beträte ich eine Kirche und vor mir stieg plötzlich irgend ein bekanntes Konzerthaus der Großstädte Europas auf. — Wenn dieses Mädchen in der seltsamen Tracht und mit dem finsteren Antlitz dort spielen würde? — Würde sie recht behalten mit ihren Worten? — Ich blickte auf die Gesichter der Umhersitzenden. — Würde diese ernste Andacht auch dort zu finden sein? Diese kindliche Ehrfurcht vor der Künstlerin und der Macht, die in ihr lebendig wurde! — Besser schon, so dachte ich, das Mädchen anblickend, — du bleibst hier als Singvogel dieser kleinen Gemeinde, die an dich glauben, wie du selbst an dich; unter den trotzigen Bergen, am sehnsüchtigen Meer; groß unter Großem!

Ich saß neben einer alten Frau aus dem Dorfe, die mich als Fremden erkannte und mir erzählte, daß das Mädchen Ragnar genannt, nicht die rechte Tochter meiner Wirtin sei, sondern eine Waise, die Tochter einer Lappländerin und eines Schweden, die beide blutjung in einer Sturmnacht im Meere ertrunken seien. —

Zum Schluß sangen noch viele rauhe Kehlen ein norwegisches Volkslied, daß ich nicht ganz verstand, aber Ragnars helle Stimme drang hervor und schallte weit über das Meer. Der Pfarrer des Ortes stand mit verschränkten Armen und blickte forschend auf das Mädchen aber sie schien es gar nicht zu beachten.

„Die Ragnar geht niemals zum Pfarrer in die Kirche", — hörte ich einen jüngeren Burschen zum andern flüstern — „aber der Pfarrer kommt zur Ragnar in die Kirche", sagte der andere lächelnd, — da fielen mir die Worte des Mädchens wieder ein, die es an jenem Abend zu mir gesprochen.

Ich bin nie schwerer von einem Ort geschieden, als von der wilden Küste, wo der Sang des Meeres zuerst an mein Ohr drang und von jenem stolzen Bergkinde.

Allerlei

Erinnerung. Durch den grauen Abend rieselt der Regen. Seine Melodie in den Blättern der Bäume ist mir wohl vertraut. Ich habe die Lampe angezündet und ihr tröstliches Licht geht mit mildem Schein durchs Zimmer. Und während die Blicke dem kräuselnden Tabakrauch folgen, denk' ich träumend an den schönsten Monat. So war's: Mitten in die weite Ebene geworfen der steile Hügel, um ihn herum das Städtchen mit den breiten, buckligen Straßen. Oben liegt das Schloß, der Rest eines prunkvollen Renaissancebaues; jetzt sieht's einer Scheuer gleich, groß und plump, in leuchtendem Weiß überstrichen und etwas windschief. Ein kleines Gärtchen, in dem Rosen und Reben und lustige Glaskugeln stehen, hat sich zwischen dem Steilabfall eingeschoben. Wo früher das übrige Schloß war, ist jetzt ein großer, viereckiger Platz, auf dem vorn ein paar Linden stehen. Von hier sieht man die halbe Welt. Unten rauscht, in mehreren breiten Rinnen, an denen alte wehende Weiden stehen, die Amper, zwischen Bäumen und blühenden Gärten liegen lange niedere Häuser. Dahinter beginnt das endlose, dunkle Moos, von gelben Rapsfeldern und Waldparzellen unterbrochen. Da und dort Birkengruppen. Ganz links steigt ein Hügelland an, von dem steile weiße Kirchlein herübergrüßen. Kreuz und quer gehen Wasserläufe über die Ebene, hinten breitet sich vieltürmig die große Stadt. In der Abendsonne blitzen und leuchten die Fensterscheiben. Ist die Luft klar, schimmert am ganzen Horizont die Kette der Alpen, die Schneefelder haben einen wundersamen blauen Ton, und wenn die Dämmerung kommt, entschwindet die Ferne wie eine traumhafte Erinnerung. Diese Gegend ist unbeschreiblich reich an Schönheiten. Fast jede Stunde bringt ein anders Bild, Sonne und Regen schaffen immer neue Ueberraschungen. Man spürt's, wie die Luft die hier voll Feuchtigkeit hängt, an Linien und Farben mitarbeitet. Vor dem Fenster meiner niederen Stube liegt der Hofgarten, ein großer Rasen mit viel gelben und blauen Blumen, die im Winde hin und her schwanken. Und zurück die großen, alten Bäume des Parkes, durch die in langen Nächten der Wind sang. Wie schön waren diese Tage, wie fröhliche diese Abende! Ein Freund, eine Gitarre und die freudigsten Lieder, vier helle singende, klingende Mädchenstimmen. ‚Wir sind jung und das ist schön.' Unter den Lindenbaum saßen wir da, vorn, auf der Mauer, wo der Berg abfällt. Das Abendrot verblich im Westen, über der Ebene wurde es dunkel und da und dort blitzten die Lichter auf. Es war so still, nur der Fluß zog hörbar seinen Weg. Und dann und wann unsere Lieder und unser Lachen. Bis, immer zu früh, vom Kirchturm die Abendglocke zu läuten begann. . . . . .

J.

Denk' es, o Seele.

Ein Tännlein grünet wo,
Wer weiß? im Walde,
Ein Rosenstrauch, wer sagt,
In welchem Garten?
Sie sind erlesen schon —
Denk' es, o Seele! —
Auf deinem Grab zu wurzeln
Und zu wachsen.

Zwei schwarze Rößlein weiden
Auf der Wiese,
Sie kehren heim zur Stadt
In muntern Sprüngen.
Sie werden schrittweis gehn
Mit deiner Leiche
Vielleicht, vielleicht noch eh
An ihren Hufen
Das Eisen los wird,
Das ich blitzen sehe.

Eduard Mörike.

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

NUMMER 44

Die Hilfe

Sonntag, 5. November 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Die Revolution in Rußland — Die ausgehöhlte Erbschaftssteuer — Wählt das Bürgertum auch sozialdemokratisch? — Ein Sozialdemokrat über die Flotte) — **Naumann:** Der Kampf um den „Vorwärts" — **E. Katz:** Nord und Süd — **A. Hausrath:** Die Landtagswahlen in Baden — **H. Sarge:** Wohnungspolitisches Manchestertum — **F. Guttmann:** Der englische Liberalismus — Soziale Bewegung — Unsere Bewegung — **Traub:** Heimat — Die neue „Patria" — **H. Weinheimer:** Die religionsgeschichtlichen Volksbücher — **E. Schlaikjer:** Tagebuch einer Verlorenen — **F. Göring:** Die Nürnberger Madonna — Briefkasten

Politische Notizen

Die Revolution in Rußland. Nun erst scheint es bitter ernst zu werden. Aus dem Streik der Eisenbahner hat sich ein Zustand entwickelt, den keine Phantasie sich hätte ausdenken können. Das große weite Reich zerfällt in seine einzelnen Teile und jeder Teil hat seine Revolution für sich. In Charkow soll bereits eine revolutionäre Regierung bestehen, in Warschau brennen die Bahnhofsanlagen, in Reval brennt das Theater, in Moskau gehen Fabrikanten und Arbeiter gemeinsam gegen die Regierung vor, in Petersburg erzwingen die revolutionären Anwälte den Schluß der Gerichte, überall stockt die Arbeit und überall droht hinter der Unruhe das Gespenst des Hungers. Gas und Wasser müssen militärisch bewacht werden, ganze Städte versinken abends in eine Nacht, in der sich alle vor allen fürchten, die Kultur selbst scheint zu erstarren, und hilflos, überarbeitet treten in Petersburg unter Wittes Vorsitz neue Minister zusammen, um Freiheiten zu verkündigen, die noch vor einem halben Jahre genügt haben würden, den Sturm zu beschwören. Das alte Zarentum ist jetzt sicher vorbei, ob der Zar selbst sich wird halten können, weiß kein Mensch. Es wird berichtet, daß das Schiff bereit stehe, das ihn aus Rußland führen soll. Er ist kein Held; was seine Nerven jetzt nach allen Schlägen noch aushalten, ist sicher nicht viel. Er schließt sich ab und weint, während seine Kosaken mit geladenen Gewehren durch die Straßen reiten. Für uns aber, die wir im Nachbarreiche sitzen, ist es ein merkwürdiges Gefühl, eine Revolution neben uns zu haben, die an unserer Ostgrenze aufhört. Dauert sie längere Zeit, so werden wir sie in Handelsstockungen direkt empfinden, bis jetzt aber sitzen wir in aller Ruhe am Ufer und betrachten die russischen Wogen. Und beim Betrachten gestehen wir uns, wie wenig die Mitlebenden die Geschichte zu verstehen in der Lage sind. Wer hat den Eisenbahnarbeiterstreik organisiert? Wer hat das Geld zu dieser fabelhaften Propaganda gegeben? Oder kann ein solches Ereignis unorganisiert eintreten? Gibt es einen gemeinsamen Willen, der gleichzeitig in Hunderttausenden zerstreut wohnenden Menschen entsteht? Gibt es eine geheime Telegraphie neben der öffentlichen oder dient die Beamtenschaft der Bahnen so einmütig der Revolution, daß sie sich ohne viel Furcht und Nachdenken in den Dienst der kommenden Macht gestellt hat? Und diese kommende Macht, wer ist sie? Gibt es geheime Verbände, die einmal die Regierung ergreifen können, wenn ihre einzelnen Mitglieder nicht vorher erschossen werden? Oder gibt es überhaupt gar keine Stelle, von der aus der Umsturz des Zarenstaates geleitet wird? Alles, was darüber in die Oeffentlichkeit dringt, ist natürlich äußerst unsicher. Wir sehen die Erscheinungen, aber noch nicht das Wesen dieser Revolution, und unsere Mitempfindungen sind geteilt, denn sie gehören einerseits selbstverständlich den Kämpfern für die politische Freiheit und doch gehören sie ihnen andererseits nur soweit, als nicht die russische Staatsmacht selbst zertrümmert wird, denn die Entstehung eines neuen polnischen Reiches gehört zu den bösesten Träumen, die ein deutscher Staatsbürger haben kann, dem am Frieden der Zukunft gelegen ist. Wir unsererseits müssen wünschen, daß der russische Staat als Ganzes zu größerer Freiheit gelangt. Aber was sind die Wünsche der Menschen am Ufer für die Wellen, die im Sturme sich quälen?

Die ausgehöhlte Erbschaftssteuer. Endlich ist offiziös mitgeteilt worden, wieviel die Reichsfinanzreform ungefähr einbringen und auf welche Steuergebiete sie sich erstrecken soll. Man will für 150 bis 200 Millionen Reichseinnahmen mehr als bisher beschaffen. Ob dieser „Riesensummen" ist schon unliebsame Kritik geübt worden. Mit Unrecht. Will das Reich sein Defizit beseitigen, eine regelmäßige Schuldentilgung einführen und die Mittel für die dringendsten neuen Ausgaben — Erhöhung des Wohnungsgeldzuschusses, Militärpensionsgesetz, Verstärkung der Flotte — zur Verfügung haben, so ist die genannte Summe durchaus nicht zu hoch. Was Kritik verdient, ist nicht der Betrag der neuen Steuern, wohl aber die gewählten Steuerarten. Die Tabaksteuer und die Biersteuer sollen erhöht werden, und zwar die Biersteuer erheblich. Gegen beides wird sich natürlich die Linke wehren, da sie prinzipiell keine Erhöhung der indirekten Steuern und Zölle gut heißt. Aus den Reichsstempelsteuern sollen so und soviel Millionen mehr herausgeschlagen werden. Hier kann die Kritik solange nicht einsetzen, als man nicht weiß, *welche* Stempelgebühren erhöht oder neu eingeführt werden sollen. Den vierten und letzten Punkt des Steuerprogramms der Regierung bildet die Reichserbschaftssteuer. Daß überhaupt einer solchen Steuerart vom Bundesrat zugestimmt worden ist, stellt einen Triumph der entschiedenen Linken dar, die seit Jahrzehnten auf die Einführung progressiver, nach der Leistungsfähigkeit abgestufter, Reichssteuern gedrängt hat. Bisher haben Regierung, Konservative, Zentrum und Nationalliberale diesen Steuern gleichmäßig ablehnend gegenüber gestanden. Jetzt sind Regierung und Zentrum bekehrt. Der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe! Man wußte eben absolut keinen anderen Ausweg aus der schrecklichen Reichsfinanzklemme. Daß gerade die Erbschaftssteuer zur Reichssache gemacht werden soll, wird von allen sozial Gesinnten als besonderer Erfolg angesehen werden müssen. Wer z. B. die Wahlkämpfe der alten Nationalsozialen verfolgt hat, wird wissen, daß einer der Kardinalpunkte im Programm aller ihrer Kandidaten die Reichserbschaftssteuer war. Freilich das,

Digitized by Google

was die Regierung als Reichserbschaftssteuer vorschlägt, stellt nur einen Schatten dessen dar, was diese Steuer richtig für unser Finanzsystem bedeuten könnte. Die Deszendenten sollen nämlich steuerfrei bleiben. Damit ist gerade die Bestimmung ausgemerzt, die in England der Erbschaftssteuer eine so gewaltige Ertragsfähigkeit gesichert hat. Die geplante Reichserbschaftssteuer ist ein Torso durch Frhrn. v Rheinbaben. Sache des Reichstag müßte es sein, den Torso zu ergänzen. Ohne die Ausdehnung auf die Erbschaften der Eltern und Kinder bleibt die Reichserbschaftssteuer ein, wenn auch schöner, Rahmen ohne Bild.

Wählt das Bürgertum auch sozialdemokratisch? Wenn wir verlangen, daß in Stichwahlen der Reaktionär gegenüber dem Sozialdemokraten vom Liberalismus als das größere Uebel betrachtet werden muß, so wird uns oft erwidert, daß das Bürgertum einer Stichwahlparole zugunsten des Sozialdemokraten nicht Folge leiste. Dasselbe wird uns entgegengehalten, wenn wir Wahlbündnisse mit der Sozialdemokratie zur Verdrängung der Reaktion fordern. Wie nichtig diese Einwände sind, ergibt das Resultat der Stichwahlen zum badischen Landtag, in den 5 Kreisen, wo der Block Parole für den Sozialdemokraten ausgegeben hatte. Dort verteilt sich das Stimmenverhältnis auf Haupt- und Stichwahlen folgendermaßen:

	I. Wahl.				II. Wahl.	
Wahlkreis	Block	Zentr.	Soz.	Kons.	Soz.	Zentr. (Kons.)
19. Freiburg . .	843	1325	746		1612	1495
51. Mannheim-Land	860	1071	1769	390	2494	7
55. Heidelberg-Land	1283	1225	1315	822	2958	1828
46. Durlach-Ettlingen-Pforzheim . .	914	1538	1139	788	1913	1999
50. Bruchsal-Durlach	719	1375	1674	1128	2511	2680

Ergebnis: Mit allen Künsten der Statistik ist nicht wegzuleugnen, daß die liberalen Bürger und Bauern fast Mann für Mann der Parole der liberalen Parteien gefolgt sind. Selbst der „Vorwärts" muß das, trotz seiner neuen Leitung, konstatieren. In einigen Kreisen gewann sogar der Sozialdemokrat noch bürgerliche Reserven. Es kommt lediglich auf die Erziehung der Wähler durch die liberale Presse an.

Ein Sozialdemokrat über die Flotte. Richard Calwer schreibt in den Sozialistischen Monatsheften (III, 11) eben folgendes über die Notwendigkeit der Flotte:

Es ist grundverkehrt, jetzt so zu tun, als ob die deutsche Politik, namentlich die Schaffung einer deutschen Kriegsmarine, England gewissermaßen zu seiner Haltung provoziert habe. Man kann als Parteimann sehr wohl auf einem die deutsche Flottenpolitik ablehnenden Standpunkt stehen, aber dann beschränke man seine ablehnende Haltung nicht auf sein eigenes Land, sondern auch auf seinen guten Nachbar, der uns Deutschen erst gezeigt hat, daß der Besitz einer starken Kriegsflotte für die heutigen Entscheidungen in den Fragen der Weltpolitik etwa ebensoviel wert ist, wie der Besitz einer mit starker Goldbasis ausgerüsteten Zentralbank für die Geltung auf dem internationalen Geldmarkt. Oder will jemand etwa im Ernste behaupten, Englands Feindschaft gegen Deutschland wäre nicht vorhanden, wenn Deutschland keine Flotte besäße? Gut, von diesem kleinbürgerlichen Standpunkte aus mochte man Politik treiben in Zeiten, wo Deutschland noch wenig in die Weltmarktwirtschaft verstrickt war, aber heute, wo Deutschland wirtschaftlich England und den Vereinigten Staaten ebenbürtig zur Seite steht und nicht umhin kann, zu allen Fragen der Weltpolitik im Interesse seiner Industrie Stellung zu nehmen, da kann man wohl die Flottenpolitik sämtlicher moderner Industriestaaten aufs schärfste verurteilen, aber man kann dem eigenen Lande nicht zumuten, eine Ausnahmestellung einzunehmen, die recht verhängnisvoll werden könnte. So wie die realen Verhältnisse heute liegen, hängt das Ansehen eines Staates im Auslande von seiner Schlagfertigkeit zu Wasser und zu Lande ab. Der japanisch-russische Krieg ist dafür eine eindringliche Lehre. Hätte Japan darauf verzichtet, sich eine kriegstüchtige Rüstung anzueignen, es hätte sich nicht nur gegen Rußland nicht wehren können, es wäre auch trotz wirtschaftlicher Erfolge von den Großmächten nicht als seinesgleichen anerkannt, ja, es wäre auch nicht im stande gewesen, für seine wirtschaftliche Entfaltung freie Bahn zu schaffen. Damit soll nicht gesagt sein, daß nicht andere Mittel zur Geltendmachung wirtschaftlicher und politischer Ansprüche anzustreben seien, aber man soll zugeben, daß dann international vorzugehen ist und daß nicht ein einzelnes Land das ganze Risiko einer anderen Taktik tragen kann.

Diese Ausführungen müssen allen „kleinbürgerlichen" Sozialdemokraten vorgehalten werden.

Der Kampf um den „Vorwärts"

Der scheinbar so ruhig verlaufene Parteitag von Jena wird für die sozialdemokratische Partei nicht weniger folgenschwer sein, als es der von Dresden gewesen ist, ja, man kann schon jetzt sagen, daß seine Folgen größere und ernstere sein werden. Nach dem Schluß des Dresdener Parteitages konnte man es doch wohl noch für möglich halten, daß sich die Revisionisten im Laufe der Jahre ohne allzustarken Krieg innerhalb der Partei wieder in die Höhe arbeiteten, nun aber heißt es biegen oder brechen! Jetzt ist die Machtfrage klar gestellt: wer herrscht in der sozialdemokratischen Partei? Es handelt sich nicht mehr darum, daß die zwei sich gegenüberstehenden Auffassungen eine langjährige gelehrte Debatte weiter fortsetzen, sondern einfach darum, daß die Radikalen sich allein in die Macht einsetzen wollen. Wer nicht zum engsten Kreis der ganz Roten gehört, wird jetzt hinausgedrückt! Kurt Eisner, der abgeschobene Leitartikelschreiber des „Vorwärts", ist nicht etwa ein Revisionist wie Heine oder David, auch er ist auf seine Weise radikal, nur kann er nicht als Angehöriger der strengsten marxistischen Gruppe betrachtet werden, da sein Radikalismus mehr eine philosophisch-moralische Verurteilung der gegenwärtigen Gesellschaft ist und weniger ein blinder Glaube an die materielle Macht der Arbeiterklasse für sich allein. Schon diese geringe Abweichung vom Normalglauben genügt, ihn zu stürzen. Oder ist etwa Gradnauer kein echter Sozialdemokrat? Er wurde stets mehr zu den prinzipienfesten Genossen gerechnet als zu den innerlich erweichten Revisionisten und es liegt nichts vor, was ihn als Vertreter der Minderheit in der Partei darstellt. Auch Büttner, Kaliski und die übrigen denken nicht daran, sich etwa bürgerlichen Reformern gleichzustellen. Sie sind Sozialdemokraten mit ganzer Seele, haben für ihre Partei mancherlei ausgehalten, haben vor Richtern und in Gefängnissen ihr Bekenntnis abgelegt, sind vielleicht in unseren Augen etwas unbehagliche Brüder, aber als Sozialdemokraten ist nichts gegen sie zu sagen, außer daß sie nicht Knechte der herrschenden Klique sein wollen. Sie also müssen Platz machen, Platz für neue Kräfte, die „arbeitswillig" sind, für Davidsohn, Düwell, Weber und insbesondere für Stadthagen und Rosa Luxemburg und für den Vertrauensmann der Leipziger Volkszeitung, Fülle. Der „Vorwärts" soll seinen Charakter als „Berliner Volksblatt" verlieren und zum revolutionären Sektenblatt umgewandelt werden. War aber etwa bis jetzt der „Vorwärts" eine linde Limonade? Wahrhaftig nicht! Es gab schon heute Sozialdemokraten, die seinen Ton für hinreichend eklig hielten, und wer ihn lesen mußte, ohne Sozialdemokrat zu sein, der fand ihn täglich scharf genug. Nun aber soll er mit blutiger Phrase völlig übergossen werden. Rosa Luxemburg, das tapfere Heldenweib, die es nicht für richtig hält, sich den Gefahren der polnischen Revolution auszusetzen, wird die Revolution in Redensarten kreischend betreiben. Diese Dame wird als Priesterin der Unvernunft auf den Thron des „Vorwärts" gehoben werden, und Stadthagen und Fülle werden rechts und links von ihr als holde Wappentiere auf den Stufen sitzen. Und das wird sich dann die geistige Vertretung der deutschen Arbeiterschaft nennen! Der Zweck aber, der hinter allen diesen Veränderungen liegt, wird dabei doch nicht erreicht, denn aus der Umgestaltung kommt nicht Stärkung sondern Verwilderung der sozialistischen Bewegung. Man braucht kein Prophet zu sein, um zu wissen, daß die Abgeschobenen nicht schweigen, und daß sie nicht vergeblich an das Rechtsgefühl vieler ihrer Parteigenossen appellieren werden. Der Parteivorstand hat ihnen gegen über brutaler gehandelt als irgend ein kapitalistischer Zeitungsunternehmer. Wer wird jetzt den Reden glauben, die Bebel als Todfeind dieser bürgerlichen Gesellschaft hält? Der alte Bebel macht sich selbst in seiner greisenhaften Wut zur lächerlichen Gestalt. Es ist etwas unheimliches in diesem Schicksal des starken, groß angelegten Mannes, der mit der deutschen Arbeiterbewegung in die Höhe gestiegen ist und nun auf der Höhe das Augenmaß für das Mögliche verliert und mit eigener Hand die Steine wirft, die seine lange einzigartige Lebensmühe vereiteln. Er sprach früher so oft und so glühend von den Gefahren des Absolutismus.

Digitized by Google

und nun ist er selbst vom Wahne der Zäsaren erfaßt und eine Zwangsidee treibt ihn um. Er kann nicht mehr zurück, und was er einst von seinem großen Feind im Sachsenwalde sagte, daß er sein eigenes Lebenswerk zerstöre, das trifft ihn selbst. Er muß nun vorwärts, immer weiter, immer radikaler, bis selbst der Schatz von Dankbarkeit und Vertrauen, den er sich sammeln konnte, wie selten ein Sterblicher und wie noch nie ein Führer der arbeitenden Klassen, nicht mehr ausreichen wird, ihn vor der Rücksichtslosigkeit derer zu schützen, deren Hoffnungen er mit seiner Unvernunft zerbricht. Vorläufig versucht der Parteivorstand durch eine lange Denkschrift sich vor den Genossen und vor der übrigen Welt zu rechtfertigen. Diese „Denkschrift" gibt viel zu denken. Wenn sie eine Veröffentlichung der Regierung wäre, würde sie vom „Vorwärts" zerrissen werden wie ein alter Lappen. Sie ist kleinlich büreaukratisch, viel kleinlicher als das meiste, was bürgerliche Vorstände sich je geleistet haben. Statt offen zu sagen: wir wollen Eisner und Gradnauer hinaustun, werden Umwege, Schleichwege, Heimlichkeiten gemacht und nun mit bösem Gewissen elend verteidigt. Warum schickte der Parteivorstand den Männern, die er loswerden wollte, nicht eine offene Kündigung? War das „bürgerliche Feigheit"? Oder was war es sonst? Einst hieß es, die Sozialdemokratie allein könne freie Luft und Sonne vertragen, nun aber ist sie in derselben Verdammnis wie irgend eine kapitalistische Klique. Nicht die Arbeiterbewegung ist so, aber ihre jetzige Leitung.

Naumann.

Nord und Süd

Die badischen Landtagswahlen bedeuten einen vollen Sieg der Politik, die wir seit Jahren unter dem Spotte aller kleinmütigen Philister und unter dem Haß aller klugen Reaktionäre vertreten. Zieht auch kein Abgeordneter unserer besonderen Parteifarbe in das badische Parlament ein — übrigens steht uns ein Teil der neuen Landesvertreter nahe — so ist es doch unser Geist, der Liberale und Sozialdemokratie zusammengeführt hat und infolgedessen auch in der badischen Gesetzgebung sich wiederspiegeln wird. Die große Bedeutung dieser Wahl liegt darin, daß sich alle Liberalen, mit Einschluß der gemäßigtesten Nationalliberalen, mit der Sozialdemokratie nicht nur verbündet, sondern dieses Bündnis auch e i n g e h a l t e n haben. So sind durch die Tatsachen die Einwendungen derjenigen widerlegt, die nicht müde werden zu predigen, daß sich die Wähler eine solche Parole nicht gefallen ließen. Gewiß war schon die Bildung des Blocks von großem Wert. Aber eine reaktionäre Mehrheit aus eigener Kraft abzuwehren, dazu war der Block nicht stark genug. Und so kam der Beschluß, mit den Arbeitern zusammenzugehn, für viele zunächst ein Beschluß der Not, aber es wird ein Beschluß der Freude sein.

Es scheint, daß die Erkenntnis von der unheimlich wachsenden Zentrumsmacht in ganz Süddeutschland beginnt, die gleiche Wirkung zu zeitigen. Im Reichsland ist man über die Vorurteile, die einem taktischen Zusammenwirken der Linken entgegenstehen, schon seit längerer Zeit hinweggekommen. In Württemberg zeigen die ganzen Kämpfe um die Verfassung, daß die, sich einander nähernden, Liberalen und Demokraten mit der Sozialdemokratie in eine Schlachtlinie treten müssen. Bayern würde die schwarz-rote Phalanx nicht erlebt haben, wenn die Liberalen in Wahlrechtsfragen glücklicher operiert hätten. Nun aber weist die politische Lage Bayerns den Liberalismus darauf hin, radikaler zu werden, und es ist, wenn die Liberalen geschickt verfahren, wohl nur eine Frage der Zeit, daß auch dort die antiklerikalen Truppen vereint schlagen. Vollmar selbst hat ja erklärt, daß es die Liberalen seinerzeit hätten ermöglichen können, dieses Ziel schon im vorigen Wahlkampf zu erreichen. — So entsteht, langsam aber deutlich erkennbar, im Süden eine Gruppierung der Parteien, wie sie im französischen Nachbarland die Reaktion zu überwinden half. Es giebt eben in Süddeutschland mehr Menschen, und ihre Zahl wächst, die den Fluch der norddeutschen Politik, jenen öden Doktrinarismus und jene maßlose Eigenliebe politischer Führer, von sich fernzuhalten wissen.

Ueber dem Norden aber weht die Luft des ostelbischen Gutshofes. Mit gebeugtem Nacken erträgt das Bürgertum die junkerliche Herrschaft und in ziellosem Groll steht die Arbeiterschaft beiseite. Der Süden hat seine zweite Kulturmission zu erfüllen, indem er wieder Freiheitsdrang und Persönlichkeitsbewußtsein nach Preußen trägt.

Die preußischen Konservativen sind wahrhaftig keine angenehmere Gesellschaft, als die süddeutschen Klerikalen. Sie besitzen selbst nicht die demokratischen und sozialen Mittel und Allüren, die der Klerikalismus für seine Zwecke aufwenden muß. Aber die preußische Linke — die Ausnahmen bestätigen die Regel! — ist nahe daran, zu vergessen, auf die Aenderung des Zustandes zu dringen, den die Schmach des Dreiklassenwahlrechts und seiner politischen Folgeerscheinungen erzeugt. Die Mainlinie wird allmählich zur Grenze des politischen Verstandes und Willens. Nichts ist hierfür bezeichnender, als daß die „Freie Deutsche Presse" sich vor der Reaktion förmlich entschuldigen zu müssen glaubte, daß ihre badischen Parteigenossen den Bund mit der Sozialdemokratie mitmachten. Dieses Blatt der Parteileitung der freisinnigen Volkspartei, dem übrigens nach den Stichwahlen verständlicherweise der Atem ausging, schrieb:

> „Die Freisinnige Volkspartei ist tatsächlich am wenigsten beteiligt, weil die beiden Stichwahlen, in welchen sie in Frage kommt, in Karlsruhe und in Lörrach, von ihr gegen die Sozialdemokratie auszufechten sind. Die badischen Parteifreunde haben unseres Wissens keinerlei Mitteilung über die Sachlage hierher gelangen lassen. Eine aus Karlsruhe an uns gelangte Schilderung der Verhältnisse nach den Hauptwahlen, die in der Nummer vom 24. Oktober veröffentlicht wurde, hat die Möglichkeit eines solchen Kompromisses nicht in Betracht gezogen."

Ein Glück, daß sich der badische Liberalismus nicht von denen stören ließ, die ihre Prinzipien von der Wahlhilfe der Reaktion abhängig machen. Der entschiedene Liberalismus hat andere Aufgaben, als sich in eine Rolle zu finden, die 1887 dem Nationalliberalismus sein freiheitliches Ansehen gekostet hat; eine Rolle, von der ihn jetzt die Jungliberalen mit Mühe und Not zu befreien trachten. Wir brauchen mehr Südwind! **Eugen Katz.**

Die Landtagswahlen in Baden

Die Wahlen bei uns hatten im ersten Wahlgang das allseitig erwartete Resultat einer Verstärkung des Zentrums gebracht. Nur 9 Sitze fehlten ihm noch zur absoluten Majorität und es war zweifellos, daß diese 9 und mehr in den Stichwahlen ihm zufallen mußten, wenn die anderen Parteien in ihrer bisherigen Stellung verharrten. Da geschah der Schritt, den einsichtige Liberale im Süden wie Norden schon so oft gefordert haben — der Liberalismus und die Sozialdemokratie verständigten sich zu „taktischem Zusammengehn" und nicht e i n Zentrumsmann kam mehr durch. Das ist die hocherfreuliche Signatur der diesmaligen Landtagswahlen, die aber auch noch in einigen andern Ergebnissen über Baden hinaus beachtenswert erscheinen.

Das Gesamtresultat ist bekanntlich folgendes. Es sitzen in der neuen zweiten Kammer Zentrum 28 (früher 23), Nationalliberale 24, darunter ein Jungliberaler, (25), Demokraten 5 (6), Freisinnige 1 (2), Sozialdemokraten 12 (6), Konservative 3 (1). Die gefürchtete ultramontan-konservative Majorität ist also nicht gekommen, sondern es stehen 42 antireaktionäre gegen 31 reaktionäre Stimmen. Dazu kommt daß die 3 Konservativen zwar alle von Zentrumsgnaden gewählt, aber alle in kirchlichen Fragen einem Zusammengehen mit dem Zentrum abgeneigt sind, so daß auch hier die klerikalen Hoffnungen zu schanden werden. Die „Konservativen" waren in der letzten Zeit bei uns nur durch einen Antisemiten vertreten, der jetzt glücklicherweise mit Hilfe des Blocks durch einen Sozialdemokraten ersetzt ist. Nun hat ihnen das Zentrum wieder auf die Beine verholfen, in 2 Fällen um die Sozialdemokraten für den Bund mit den Liberalen zu strafen, im dritten um einen vom Zentrum mit persönlichstem Hasse verfolgten jungliberalen Führer zu beseitigen. Man sieht, das Zentrum kann auch Opfer bringen, wenn es gilt seinen Haß zu befriedigen.

Die Wahlen fanden bekanntlich zum erstenmal direkt statt, und da scheint es nicht uninteressant, hervorzuheben, daß die Karlsruher Zeitung, das Regierungsorgan, zugesteht,

die Befürchtung, die Einführung des unmittelbaren Wahlverfahrens werde die Machtchancen der Sozialdemokratie unverhältnismäßig steigern, sich nicht als richtig erwiesen habe. Eine Besonderheit unseres Wahlverfahrens besteht darin, daß alle Kandidaten, welche im ersten Wahlgange mindestens 15 pCt. der abgegebenen Stimmen erhalten haben, im zweiten Wahlgang wählbar sind, daß also der Wähler von dem Zwange befreit ist, sich zwischen den beiden Kandidaten entscheiden zu müssen, die im ersten Wahlgang die meisten Stimmen erhalten haben. Das hat die Möglichkeit gegeben, daß auf Grund prinzipieller Erwägungen die Parteien sich verständigten und daß nun im zweiten Wahlgang ein Kandidat durchs Ziel ging, der zuerst an dritter oder vierter Stelle gestanden hatte. So hatte in Freiburg II bei der ersten Wahl der Zentrumskandidat 1325, der Blockkandidat 843 und der Sozialdemokrat 746. Im zweiten Wahlgang wurde der Sozialdemokrat mit 1612 gegen 1495 Stimmen gewählt. In Durlach-Ettlingen-Pforzheim hatte bei der ersten Wahl der Blockkandidat 914, der Zentrumskandidat 1538, der Sozialdemokrat 1139 und der Konservative 788. Da das Zentrum seinen Heerbann dem Häuflein der Konservativen zur Verfügung stellte, war es dem Block rein zahlenmäßig unmöglich den Sozialdemokraten durchzubringen — er fiel mit 1913 gegen 1999 Stimmen. Ganz analog lagen die Verhältnisse im Wahlkreis Bruchsal-Durlach: I. Wahl: Block 719, Sozialdemokraten 1674, Zentrum 1375, Konservative 1128; II. Wahl: Konservative 2690, Sozialdemokraten 2511.

Das Eintreten der Nationalliberalen für das direkte Wahlrecht hatte die linksliberalen Gruppen dieser Partei genähert, die bei unleugbaren großen Verdiensten in der Vergangenheit unseres Landes noch heute die großen Massen nach dem Gesetz der Beharrung sich erhalten hat. Da auch die Nationalliberalen sich bereit zeigten, sich mit Demokraten und Freisinn zu verständigen, so kam der Block zustande, freilich zunächst in der nüchternen Form eines Bundes zur Erhaltung des gegenseitigen Besitzstandes. Die Einigung der liberalen Parteien bahnte sich an — und wir die National-Sozialen, die stets die Einigung als unseren wichtigsten Programmpunkt hingestellt hatten, sahen uns nun vor eine folgenschwere Entscheidung gestellt. Wir hatten vor in 3 städtischen und 3 ländlichen Bezirken zu kandidieren, von denen 3 unserer Ansicht nach recht günstige Aussichten boten. Fochten wir den Kampf durch, so sahen wir uns in 5 Fällen im Wettbewerb mit dem Block, als Gegner der sich bildenden liberalen Partei, nach der wir immer verlangt hatten. So entschlossen wir uns, auf weitere Pläne zu verzichten, gegen die Unterstützung der anderen Liberalen in dem neu geschaffenen Wahlkreis Mannheim-Land, obgleich Kenner gerade diesen Wahlkreis als mit Sicherheit der Sozialdemokratie verfallen bezeichneten

Die Arbeit des Blocks, dem wir an verschiedenen Stellen unsere Kräfte rückhaltlos zur Verfügung stellten, ist für den Ausgang der Wahlen sehr wesentlich geworden. Freilich war eine entschieden links stehende Partei durch das Blockabkommen in vielem mehr gehindert als gefördert. „Der Block hat kein Programm." Das wurde uns namentlich von der Sozialdemokratie immer wieder und mit Recht vorgehalten. Einigte man sich zu gemeinschaftlichen Aufrufen, so zeichneten sich diese durch vollendete Farblosigkeit aus und man man mußte dankbar anerkennen, wenn die Rechtsliberalen wenigstens auf so oft widerlegte Behauptungen, wie, daß die Sozialdemokratie eine Partei des Umsturzes sei, schließlich verzichteten. Wirkliche liberale Forderungen, wie die des direkten Wahlrechts für die kommunalen Vertretungen, eine Forderung, die das Zentrum in seinem Aufrufe ruhig stellen konnte, alle unsere bodenreformerischen Wünsche konnten hier keine Stelle finden. Auch zeigte sich namentlich auf dem Lande, wie sehr verschiedenartige Anschauungen in den alt-liberalen Parteien friedlich neben einander Platz haben. Agrarisch gesinnte Großbauern, fortschrittlich gestimmte Industrielle, Kleinhandwerker und die Mitglieder evangelischer Arbeitervereine werden hier zusammengehalten durch starkes Betonen der nationalen Fragen und den Kampf gegen den Umsturz. Nun kommen die Demokraten und wir mit einem einheitlichen, modernen, stark sozial gefärbten Programm. Die Arbeit setzte auch zu spät ein, um für den Liberalismus der Zukunft mehr als die Grundlage von künftigen Erfolgen zu zeitigen. Als dann in Mannheim Land noch in elfter Stunde eine agrarische Kandidatur hinzukam, schwenkten 300 „Liberale" ab und der Wahlkreis war verloren. — Aber in den Städten hat der Block unzweifelhaft großen Erfolg gehabt. Es kamen viele zur Liberalen Sache zurück, die bisher verstimmt über die kleinlichen Fehden zwischen den einzelnen liberalen Parteien beiseite gestanden hatten. Seit dem Bestehen der Verfassung ist eine so hohe Ziffer der Wahlbeteiligung nicht erreicht worden. Und mit Freuden hörten wir, namentlich aus dem Munde von Jungliberalen, die alte nationalsoziale Forderung von der einen, großen liberalen Partei immer und immer wieder. Das ist das Ziel unserer Arbeit in den nächsten 4 Jahren bis zur neuen Wahl. Daß die Partei nicht denkbar ist, ohne programmatische Einigung ist jedem klar geworden. Und so hoffen wir, daß — wie das jüngst in der „Hilfe" aus Frankfurt gemeldet wurde — alle die, die im Block mehr sahen als ein Verlegenheitsmittel in Wahlnöten, alle, die die liberale Partei der Zukunft wirklich wollen, inzwischen sich eins werden über die Aufgaben eines modernen Liberalismus.

Dann kam der 19. Oktober und mit ihm unser Unterliegen in Schwetzingen. Viel aufopferungsvolle Arbeit ist nicht mit einem vollen Erfolge gelohnt worden, wir kamen an dritter Stelle in die Stichwahl, aber der Vorsprung des Sozialdemokraten war nicht mehr einzuholen. Aber wir wissen, daß unsere Mühe nicht umsonst aufgewendet worden ist. Wir haben an vielen Orten neue Anhänger gewonnen und wissen, wo wir wieder anzuknüpfen haben. — Dann kam der 24. Oktober, ein Freudentag für alle, die sich zur Gefolgschaft Naumanns und Barths bekennen. Was von diesen so oft als die Lebensfrage für den Liberalismus bezeichnet worden ist, ward hier zur Wirklichkeit: die Verständigung mit der Sozialdemokratie. In sehr anerkennenswerten Artikeln ihrer Blätter sprachen die Sozialdemokraten die Bereitwilligkeit aus, zur Bekämpfung der Reaktion mit den Liberalen zusammenzugehen. Die Linksliberalen forderten energisch, daß man die dargebotene Hand ergreife und fanden erfreulicherweise die einmütige Unterstützung der Jungliberalen. Die Nationalliberalen, die den Wahlkampf damit begonnen hatten, daß sie sich wieder zur Zweifrontentheorie bekannten, sahen nach leicht verständlichem Zaudern den Ernst der Lage ein und gaben einen Standpunkt preis, der nur zu halten war, wenn man lieber die Partei und die Zukunft Badens opferte, als einen Satz, an dessen Richtigkeit doch schon mancher irre geworden war. Und so war erreicht, daß endlich einmal wieder der Arbeiter neben dem Bürger stand in einer Front, der Front nach rechts. Noch ist es nur ein „taktisches Zusammengehn" und der nationalliberale Aufruf betont nachdrücklich, daß die großen grundsätzlichen Verschiedenheiten, die beide Parteien trennten, bestehen bleiben. Aber der Schritt ist doch einmal getan, die Isolierung, die die Sozialdemokratie von den bürgerlichen Parteien trennte, ist aufgehoben, die Möglichkeit des Zusammengehens erwiesen. Der Erfolg des Abkommens beweist wie rasch man im ganzen Lande die Richtigkeit der Parole erkannte und wie wenig innere Widerstände zu überwinden waren. Daß auch außerhalb Badens die klare Einsicht trete, daß Deutschlands Geschicke nur dann sich befriedigend gestalten werden, wenn Liberalismus und Sozialdemokratie sich finden zu einem Bunde gegen die Reaktion — daran mitzuarbeiten ist unserer aller Aufgabe.

Karlsruhe. **August Hausrath.**

Wohnungspolitisches Manchestertum

(Schluß.)

Die Unzulänglichkeit dieser Begründung leuchtet bei näherem Zusehen ein. Denn sie vermag nicht eine Reihe von Besonderheiten der spezifisch städtischen Entwickelung aufzustellen, die nur unter Berücksichtigung der von Voigt gelegentlich bespöttelten „psychologischen Momente" verständlich werden. Sehr bezeichnend für Voigts Beweisführung ist der Umstand, daß er die in den Großstädten wahrzunehmende Gesamttendenz eines fortgesetzten Steigens der Miet-

Digitized by Google

preise und Bodenwerte nicht einmal zu konstatieren, geschweige denn tiefer zu würdigen, für nötig hält. Den schweren Ernst dieser Tatsache sucht er vielmehr zu vertuschen durch nebensächliche Einwürfe, wie den: ob man denn noch nie erfahren, daß ein Bodenspekulant keinen Gewinn mache, daß die Bodenpreise herunter statt herauf gehen? Weiß, erwidern wir darauf, Voigt nicht, daß, ungeachtet aller durch wilde Spekulation im einzelnen hervorgerufenen Preisschwankungen, im ganzen die großstädtischen Bodenpreise sich stetig in aufsteigender Linie bewegen und daß dieses Steigen auch nach der Bebauung des Grundstücks unaufhaltsam sich fortsetzt? Es ist eine in der Geschichte der Preisbildungen so unerhörte Erscheinung, daß sich ihr gegenüber die von Voigt und Pohle zu Tode gehetzte Wendung vom „freien Spiel der Kräfte" als nichtssagende Phrase erweist. Welche Summe von Zwang, die die Freiheit des anderen kontrahierenden Teils aufs Schwerste beeinträchtigt, muß von den Boden-, resp. Hausbesitzern ausgeübt worden sein, daß es ihnen gelungen ist, den Bodenertrag fortgesetzt — dem Widerstreben der Mieter zum Trotze — zu erhöhen!

Den Gipfel der Verschwommenheit bezeichnet es vollends, wenn Voigt den gesteigerten Ertrag für das Wachstum der Bodenrente verantwortlich macht. Mit Rücksicht auf das Wachsen der Ladenmieten in den Geschäftsvierteln sagt er einmal (S. 175): „Der größere zu erwartende Ertrag, infolge vergrößerten Umsatzes, ist es also auch hier, der die Mieten und damit die Bodenpreise der inneren Stadtteile bestimmt. Die Bodenrententheorie, die ja im Grunde in nichts weiter besteht, als in der Behauptung, daß der Bodenpreis vom Ertrag abhängt, bewährt sich also auch hier gegen die Monopoltheorie." Welche Verwirrung! Im ersten Satze will Voigt durch den höheren Ertrag, den der Mieter — in diesem Falle der Geschäftsinhaber — erzielt, die gestiegene Bodenrente erklärlich machen. Im zweiten Satze bedeutet das Wort „Ertrag" bei ihm diese Rente selbst — trotzdem er den Anschein erweckt, als ob es den gleichen Sinn hätte wie im ersten Satze, und er demgemäß seine verallgemeinernde Schlußfolgerung zieht. Wir wollen nicht von einem „frivolen Spiel mit Begriffen" reden, meinen aber, daß, wer im Glashaus sitzt, nicht mit Steinen werfen soll. Was Voigt unter Berufung auf Geschäftslokale anführt, ist doch vollkommen bedeutungslos für Mietwohnungen. Oder welcher höhere „Ertrag", den der Arbeiter und Beamte aus seiner Wohnung zöge, bildet das Gegenstück zu der Mietsteigerung, die er jedes Jahrfünft über sich ergehen lassen muß?

Der unmäßig hohe Teil seines Gesamteinkommens, den in den großen Städten der Mieter für seine Wohnung zu entrichten hat, erklärt sich in Wahrheit aus einer schlimmen ökonomischen Zwangslage, in der er sich gegenüber dem Vermieter befindet. Sie entsteht dadurch, daß der Dringlichkeit des Wohnbedürfnisses die örtliche Gebundenheit seiner Befriedigung parallel läuft. Diese Gebundenheit ist viel größer, als Voigt zugeben will. Sie läßt den, der Wohnung sucht, als unfrei oder in seiner Freiheit arg beschränkt erscheinen. Schon daß die Wohnung einen den sozialen Verhältnissen des Mieters entsprechenden bestimmten Größentypus haben und seiner Arbeitsstätte im allgemeinen nahe gelegen sein muß, reduziert in Wirklichkeit die Auswahlmöglichkeit bedeutend. Vollends alle die, welche mit ihrer Familie nach einer Stadt ziehen, müssen rasch zugreifen, wenn sie überhaupt Unterkunft finden wollen. Die hohen Mieten, die in den Berliner Hinterhäusern noch im 4. Stockwerk bezahlt werden — sie verhalten sich nach Voigts Berechnungen zu denen im ersten wie 92 zu 100 —, sprechen davon, wie groß die Notlage der Mieter ist, wie wenig die Wahl der Wohnungen, die sie beziehen, in ihrem freien Belieben steht.

Und diese Notlage im voraus rechnerisch eingeschätzt und bis an die Grenze des Möglichen ausgenutzt zu haben — darauf beruht das Wesen der um ihrer volkswirtschaftlichen Verdienste willen von Voigt so hoch gepriesenen Bodenspekulation. Bei Leibe nicht sind die Preise, die für baureifes Land heutzutage in großen Städten bezahlt werden, der natürliche Ausdruck seines Wohnwertes. Vielmehr zwingt der Spekulant den das Grundstück bebauenden Bauunternehmer dazu, daß er seinerseits mit der Mietspreisschraube schon in bedeutender Höhe einsetzt. Herrisch und tyrannisch wird schon beim Grundstücksverkauf dem Mieter die Preishöhe diktiert, unter die keinesfalls seine Abgabe sinken darf. Es ist sachlich ganz gleichgiltig, ob im Sinne der theoretischen Volkswirtschaft ein Bodenmonopol in den großen Städten besteht oder nicht. Das ununterbrochene Steigen der Bodenrente beweist, daß die Mieter einem tatsächlichen Monopol der Bodeninhaber gegenüberstehen. Wenn Voigt behauptet: die Konkurrenz unter den Spekulanten sei zu groß; der Ring sei nur ein geographischer Begriff; von Monopolisierung könne nicht die Rede sein — so ist dagegen zu erwidern: die Konkurrenz hat jedenfalls so starke gemeinschaftliche Interessen, daß sie sich die Preise nicht verdirbt. Auch die Bereitwilligkeit der Spekulanten, baureifes Land zu verkaufen, trifft doch nur für den Fall zu, daß sie den von vornherein ins Auge gefaßten Preis für ihre Grundstücke erzielen — worauf sie freilich angesichts der von uns konstatierten Zwangslage, in der sich die Mieter befinden, oft nicht gar lange zu warten brauchen. Statt daß an der Peripherie der Städte die Mietpreise abnehmen, sorgt die Bodenspekulation dafür, daß sie sich ständig auf der Höhe der angrenzenden bebauten Zone halten, und wirkt dadurch preistreibend auf die Mieten in der inneren Stadt zurück.

Ganz selbstverständlich treiben die Bodenpreise die Mieten in die Höhe! Wie wenig die von Voigt den städtischen Verhältnissen aufgepfropfte Ricardosche Grundrententheorie für diese zutrifft, beweist am besten das in seinem Buche von Geldner genau beschriebene Musterbeispiel der Charlottenburger Mietskasernen. Wenn in ihnen trotz reicher Bauausführung die Wohnpreise sich unter dem durchschnittlichen Niveau der für das dortige Wohnquartier giltigen Mieten halten können, so erklärt sich dies lediglich daraus, daß für die Quadratrute des zu ihnen erforderlichen Baugeländes infolge besonderer Umstände nur die Hälfte des Preises der Quadratrute in benachbarten Grundstücken bezahlt wurde! Auch die geringe Rentabilität Düsseldorfer Kleinhäuser, die Voigt einseitig auf die Beschaffenheit des Bautypus zurückführt, wird aus der Tätigkeit der Bauspekulation verständlich: diese hatte schon vor Erlaß, der niedrige Haustypen vorschreibenden Bauordnung die Bodenpreise so verteuert, daß von vornherein die wirtschaftliche Prosperität der Kleinhäuser beeinträchtigt war.

Was Voigt selbst an wohnungspolitischen Vorschlägen bietet, ist von bedenklichem Werte. Von einer Erleichterung der Möglichkeiten des Bauens — namentlich durch Vorstreckung billiger Baugelder — ist gewiß Gutes zu erwarten. Sehr bedenklich dagegen erscheint seine verallgemeinernde Behauptung: „Heute kann eine vernünftige Wohnungspolitik nur(!) in der Förderung des gesunden Bauunternehmertums und des Standes der gewerblichen Hausbesitzer bestehen". Wollte Voigt wenigstens auch im Kampfe zwischen Mietern und Hausbesitzern das ihm so ans Herz gewachsene „freie Spiel der Kräfte" walten lassen! Indessen liest man an keiner Stelle seines Buches, daß er die Hausbesitzerprivilegien in der Kommunalverwaltung beseitigt wissen will oder daß er die grundsätzliche Bedeutung von Mieterorganisationen anerkenne. Zudem werden Voigts Einwendungen ungeachtet aller Wohnungspolitik Stückwerk bleiben, wenn sie nicht zugleich Bodenpolitik ist. Die von den Bodenreformern befürwortete Steuer nach dem gemeinen Werte und Zuwachssteuer entziehen — obgleich sie gewiß nicht direkt die Wohnungen verbilligen — wenigstens dem Spekulanten einen Teil jenes Ausbeutungsfaktors, der in dem Grundstückpreise dem Mieter auferlegt wird. Darüber hinaus besitzen die Kommunen selbst die Möglichkeit, durch fortgesetzten Ankauf von Bauland und durch Verleihung desselben in der Form des Erbbaurechts, wie durch Begünstigung gemeinnütziger Baugenossenschaften den Wohnungsmarkt unmittelbar zu beeinflussen. Will sich Voigt davon überzeugen, wie Großes auf diesem Wege schon jetzt zu erreichen ist, so empfehlen wir ihm ein sorgfältiges Studium der Wohnungsverhältnisse in Frankfurt am Main, der Stadt, in der er selbst wirkt.

Hermann Barge.

Digitized by Google

Der englische Liberalismus.

V. Reich und Weltmacht.

Wenn man das Verhältnis der heutigen Demokratie zum Staate als Träger des nationalen Machtempfindens übersieht, so läßt sich nicht in Abrede stellen, daß der Ausgleich zwischen imperium und libertas noch nicht sehr befriedigend gelungen ist. In den Staaten mit ausgesprochen parlamentarischer Regierung folgt daher auf eine Periode innerer, bisweilen überstürzter, Reformen gewöhnlich eine Zeit ungesunden, nationalistischen Blutandrangs. Wir alle hoffen, daß es einst doch wieder anders werden wird. Wo nicht, dann könnte sich freilich derjenige begraben lassen, der noch glaubt, daß nur im starken und freien Volke die Menschheit sich entwickeln kann. Muß sich der Staat um seiner Selbsterhaltung willen dauernd den Mächten des Zwanges ergeben, so verfallen die Besten demselben hoffnungslosen Pessimismus, der die alte Kulturwelt zerfressen hat. Wahrscheinlich wird England der Welt in den nächsten Jahren Gelegenheit geben, die Fähigkeiten des Liberalismus in der Behandlung von Reichs- und Machtfragen zu studieren.

Zur Zeit besteht in dieser Hinsicht in England, der immer stärker werdenden liberalen Strömung ungeachtet, von Gladstones Zeit her noch ein bedeutendes Mißtrauen gegen die Partei oder wenigstens gegen gewisse radikale Gruppen, darunter gegen die Führung der Unterhausfraktion selbst. Und wenn Sir Henry Campbell-Bannerman nach seinen eigenen Neigungen ein Kabinett bilden dürfte, und dieses Kabinett das Unglück hätte, bald vor große Entscheidungen der Reichs- oder auswärtigen Politik gestellt zu werden, so wäre es sehr wohl möglich, daß das Land das liberale Regime wiederum wegfegte und sich mit Haut und Haaren den Tories aufs Neue verschriebe. Indessen übt bei der Kabinettsbildung der Monarch Einfluß und zudem ist die liberale Partei in jenen Fragen selbst so gespalten, daß ein rein radikal-kleinenglisches Ministerium von vornherein schwach sein würde.

Keineswegs stand der Liberalismus der imperialistischen Idee von jeher feindselig gegenüber und ebensowenig können die Konservativen von Hause aus als Träger des Reichsgedankens gelten. Die Whigs des 18. Jahrhunderts trieben eine energische Expansionspolitik, während die Tories im ganzen damals für den Frieden und den status quo waren, bis sie die Empörung der Amerikaner und die französische Revolution kriegerisch machten. Das Kolonialreich des 19. Jahrhunderts ist bis zu den jüngsten Annexionen ebensosehr das Werk der Liberalen wie der Konservativen. Unter den, seit dem ersten Reformparlament und der Umbildung der Whigpartei, von liberalen Regierungen erworbenen Gebieten seien nur genannt: Aden, Neu-Seeland, Hong-Kong, Britisch-Neu-Guinea, Nigerien, Somaliland, Betschuanaland und zuletzt Uganda. Neu-Seeland hätten vor den Liberalen die Konservativen nehmen können, doch lehnte Wellington diese heute so wertvolle Besitzung mit der Begründung ab, England habe schon Kolonien genug. Disraeli, der Vater oder wohl besser der Adoptivvater des englischen Imperialismus, hatte bis in die zweite Hälfte seiner Laufbahn nur eine recht mäßige Schwärmerei für die Reichsidee und äußerte sich noch in den fünziger Jahren sehr despektierlich über „die verdammten Kolonien, die in ein paar Jahren doch alle unabhängig sind und uns wie ein Mühlstein um den Hals hängen."

Bis in die achtziger Jahre war die Stellung der Parteien zur Reichsidee im wesentlichen die gleiche. Bis dahin war auch Gladstone Imperialist, im älteren Sinne des Wortes. 1880 sagte er in einer großen Rede: „Die sogenannte Manchester-Schule hat die auswärtige Politik unseres Landes nie bestimmt — niemals unter einer konservativen, besonders aber nie unter einer liberalen Regierung." In derselben Rede legte Gladstone ein glühendes Bekenntnis der Treue ab „gegen dieses große Reich," gegen die von der Vorsehung den Engländern auferlegten Verpflichtungen. Es war die frühere, sentimental und religiös bestimmte Form des britischen Reichsgedankens, die er vertrat. Gladstone selber war ihr Totengräber. Seine Home-Rule-Politik, namentlich in der ersten Gestalt von 1886, war ein Attentat auf den Bestand des Reichs. Zweimal wurde die Abtrennung Irlands vom Volke in der bündigsten Form untersagt, indem es in Neuwahlen, die wie Referenden anzusehen waren, die Liberalen aus den Aemtern warf. In diesen Abstimmungen wurde die englische Nation gezwungen, die Frage der Humanität und der Nationalität selbständig gegen einander abzuwägen. Bis dahin hatte sie allen den traurigen und entsetzlichen Vorgängen in Irland zusehen und sich dennoch für das aufgeklärteste und freiheitlichste Volk auf Erden halten können. Denn die Union mit Irland war nie zur Diskussion gestellt worden, der Wähler daheim durfte alle Schuld auf den bösen Willen der Iren und die Unfähigkeit der Beamten schieben. Nun wurde jeder persönlich vor die Frage gestellt, ob er Irland freigeben wolle. Die Entscheidung fiel aus, wie sie mußte, aber die Nation kam aus diesem Jahrzehnt der Home-Rule-Kämpfe nicht unverändert heraus. Sie hatte sich mit zu grimmigem Ernste für den Zwang entscheiden müssen, um nach der Feuerprobe das „Britons never will be slaves" mit der gewohnten Seelenruhe singen zu können. Seit dieser Zeit nimmt die Reichsidee einen anderen Charakter an. Der Imperialismus wird zielbewußter, bitterer und mißtrauischer. Er spät nach Feinden umher und findet sie. Das Instrument der englischen Machtpolitik, die Flotte, wird in einem unerhörten Maße verstärkt. Und an die Stelle des Gefühls moralischer und wirtschaftlicher Ueberlegenheit tritt im Verhältnis zum Auslande chauvinistischer Haß und Konkurrenzneid.

Die irische Frage ist jetzt in ein anderes Stadium getreten. Selbst die Gegner müßten, wenn es die Parteipolitik erlaubte, anerkennen, daß die konservative Regierung sehr viel für Irland geleistet hat. Vor allem ist die wirtschaftliche Lage der Bauern durch die großen Landrückkaufsgesetze, die England mit einer kolossalen Anleiheschuld belasten, verbessert worden. Die autonomen Lokalbehörden wurden gestärkt, ja, im Geheimen arbeitete die Regierung schon an einem Plane, der wichtige Gebiete der öffentlichen Wirksamkeit dem Reichsparlamente entziehen und der irischen lokalen Selbstverwaltung überliefern sollte; „Devolution" nennt man in der politischen Sprache Englands diese Zuweisung. Das Projekt wurde zu früh entdeckt, die unionistischen Heißsporne schlugen Lärm und Balfour sah sich genötigt, diese Politik und mit ihr seinen Minister für Irland, Herrn Wyndham, zu opfern. Aber es hat sich doch gezeigt, daß auch die konservative Partei den Irländern entgegenkommen will, soweit es mit der Reichseinheit verträglich ist. Da wäre es denn Wahnsinn, wenn die Liberalen noch für Home-Rule kämpfen wollten. In der Tat haben sie nicht die Absicht dazu. Wie schon erwähnt, hat Lord Rosebery sich von Gladstones irischem Programm wiederholt und immer energischer losgesagt. Von den Führern im Unterhause haben mehrere in etwas verschleierter Weise das Gleiche getan, Asquith z. B. noch in den letzten Wochen. Die Erfahrungen, die man in Wien und Stockholm mit dem Dualismus gemacht hat, haben zur Diskreditierung der Home-Rule-Politik beigetragen. Selbst die orthodoxen Gladstonianer, Campbell-Bannerman und Morley, hüten sich, eine neue irische Vorlage anzukündigen. Wenn es geht, werden sich die Liberalen die irische Frage wahrscheinlich möglichst lange vom Leibe halten. Eine Hauptforderung der Irländer, die einer katholischen Staatsuniversität in Dublin, ist gerade für sie wegen ihres nonkonformistischen Anhangs sehr dornig. Die Stärke der Liberalen im nächsten Parlament wird entscheiden, wie weit sie auf die irischen Nationalisten Rücksicht zu nehmen haben.

Wie in der irischen Frage ist Rosebery auch in der des Kolonialreichs der hervorragendste Vertreter imperialistischer Tendenzen in der Partei. An der Verbreitung der neuen Reichsidee waren liberale Politiker von Anfang an beteiligt, so Charles Dilke, der schon vor 1870 den Begriff des „größeren Britanniens" prägte. Sicherlich hat die Gründung und Erstarkung des Deutschen Reichs diese Richtung in England gefördert. 1884 wurde von Männern beider Parteien die Imperial Federation League gegründet. Von da an wurde der britische Reichsgedanke immer mächtiger in den Köpfen. An eine enge Zusammenfassung des Weltreichs nach deutschem Muster ist natürlich aus hundert Gründen nicht zu denken. So kam der Plan auf, die Kolonien durch einen Zollverein fester an das Mutterland zu binden. Die Liberalen verwerfen diesen Gedanken, an dem Chamberlains Phantasie sich berauscht hat, ganz und gar, schon auf Grund ihrer freihändlerischen Ueberzeugung, von der auch Rosebery und

Digitized by Google

seine Anhänger keineswegs abgehen. Man kann weiter sagen, daß die Partei als Ganzes eine andere, als die jetzt bestehende, äußere Bindung des Reichs ablehnt. Auch Lord Rosebery macht keine Ausnahme mehr. Er hat früher allerdings von einem fester gefügten Schutz- und Trutzbündnis zwischen England und den Kolonien gesprochen, eine brauchbare Verfassung für ein solches Gebilde aber hat auch er nicht finden können. Jetzt verwirft er die straffe äußere Vereinigung; nur die geistigen und Gefühlselemente, die die Reichsglieder zusammenhalten, sollen gestärkt werden. Er hat das vor kurzem so ausgedrückt: „Die Leute lassen sich durch die Analogie anderer alter und neuer Reiche irreleiten. Sie wollen oder können nicht verstehen, daß das Britische Reich diesen ungleich ist und notwendig immer sein muß. Das wahre Ideal ist eine weite kooperative Liga zufriedener und wetteifernder angelsächsischer Staaten mit einem Kaisertum im Osten. Wenn diese Wahrheit begriffen wird, dann wird die gefährliche Rhetorik von der Notwendigkeit, sich entweder mechanisch näher aneinander zu schließen oder auseiander zu gehen, nachlassen; ebenso der Trugschluß, wenn nicht eine konstante zentripetale Bewegung im Reiche da sei, dann werde es eine konstante zentrifugale Bewegung geben. Man könnte ebenso gut sagen, wenn man die Pfeiler eines dorischen Tempels nicht immerfort aneinander drücke, so werden sie nach außen fallen und das Gebäude zerstören. Das Reich ruht auf der Festigkeit, Dichtigkeit und Substanz der einzelnen Teile . . ." Die Resignation in diesen Worten ist nicht zu verkennen. Lord Rosebery, wie gesagt, repräsentiert den vom Reichsgedanken am stärksten ergriffenen Teil des Liberalismus. Er wird, wenn er noch einmal Minister werden sollte, zweifellos alles tun, um den Blutumlauf im ungeheuren Reichskörper lebhafter zu machen. An Kolonialkonferenzen und anderen Versuchen, die sich selbst regierenden Gebiete für das Reich zu interessieren, wird man es nicht fehlen lassen. Darüber hinaus werden die Liberalen schwerlich etwas tun. (Schluß folgt.)

Soziale Bewegung

Gegen das Kartenhaus bürgerlicher Gewerkschaftssympathien wendet sich in einem überaus schwachen Leitartikel das „Korrespondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands". In wortreicher Einleitung wird zugegeben: „Die um Brentano, Naumann und Jastrow haben so manches scharfe Wort geprägt und dem Rechtskampf der Arbeiter manche schneidige Waffe geliefert . . .; kein größerer Kampf, der nicht Gelegenheit bot, ihrem Gerechtigkeitsempfinden im Gegensatz zur maßgebenden Rechtsauffassung Ausdruck zu geben". Nach diesen anerkennenden Worten folgt dann eine scharfe Polemik gegen die Haltung der „Hilfe" und der „Sozialen Praxis" beim jüngsten Kampf in der Berliner Elektrizitätsindustrie. Der „Hilfe" wird zum Vorwurf gemacht, daß sie von „einer verhältnißmäßig gut gelohnten Arbeiterschicht" und von „einem Unternehmertum, das bekanntermaßen nicht zu den Scharfmachern gehöre", geredet habe. In Wirklichkeit habe der eine Teil der streikenden Arbeiter Anfangslöhne von 30 ja 27 Pfennigen pro Stunde erhalten und einen Anfangslohn von 33 Pfennigen gefordert. Natürlich ist diese Lohnangabe ebenso einseitig richtig, wie die veröffentlichten Lohnlisten der Arbeitgeber, die weit günstigere Ziffern (62 und mehr Pfennige pro Stunde) boten. Eben deshalb haben wir absichtlich darauf verzichtet, die widerspruchsvollen Lohnlisten wiederzugeben und lediglich die unbestreitbare Tatsache festgestellt, daß es sich in diesem Kampf nicht um Hungerlöhne handele. Selbst Anfangslöhne von 30 Pfennig pro Stunde können dies Urteil nicht umstoßen. Ebensowenig können wir bei Nachprüfung aller öffentlich bekannten Schritte der Arbeitgeber unser Urteil über sie zurücknehmen. Gewiß haben die „Elektromagnaten" das Einigungsamt abgelehnt und Massenaussperrungen verfügt, aber sie haben auch vorher mit den Arbeiterausschüssen verhandelt und unter Hinzuziehung von Organisationsbeamten unter dem Vorsitz des Herrn v. Schulz Friedensverhandlungen geführt. Sie haben wiederholt die Fristen für die Antworten der Arbeiter verlängert und ihrerseits den Anstoß zur definitiven Beilegung des Streikes geboten, als die Arbeiter keinerlei Hoffnung auf Erfolg mehr hegen konnten. Bis tief in die Reihen der Arbeiter hinein hat man dieses Verhalten der Arbeitgeber anerkannt. Was soll es nun heißen, wenn der „Hilfe" vorgeworfen wird: „Die Grenzen ihrer Gewerkschaftssympathien überschreitet es, wenn „bessergelohnte" Arbeiter die Verluste ungünstiger Perioden wiedererkämpfen, und ihr demokratischer Mannesmut verwandelt sich in ehrfurchtsscheue Bewunderung, wenn brutale Herren der Industrie ihren Despotismus mit höflichen Umgangsformen schmücken?" Soviel Worte, soviel haltlose Phrasen! — — — Noch törichter ist die Abwehr gegen einen Aufsatz der „Sozialen Praxis" aus der Feder des Berliner Gewerbegerichtsdirektors Dr. v. Schulz. Da wird nicht nur bestritten, daß das öffentliche Interesse ein Einschreiten der Behörden (das sich übrigens in sehr mäßigen Grenzen hielt!) zur Verhütung des Erlöschens von Licht und Kraft verlangt hätte, sondern man kämpft sogar mit furchtbarer moralischer Entrüstung gegen die Vergewaltigung unbeteiligter Arbeitermassen, die in der — Aussperrung liege! „Eine solche Vergewaltigung unbeteiligter Arbeitermassen erheischt dringend, daß die Staatsgewalt im öffentlichen Interesse zu gunsten der Ausgesperrten interveniert und alle ihr zu Gebote stehenden Einflüsse aufbietet, um die Verwirklichung dieser brutalen Maßnahmen zu verhindern, im Fall des Versagens ihres Einflusses aber die Gemaßregelten durch öffentliche Hilfsaktionen vor dem Hunger bewahrt." Was würde wohl das „Korrespondenzblatt der Gewerkschaften Deutschlands" dazu sagen, wenn etwa die Arbeitgeberzeitung in dem doch auch recht häufig vorkommenden Fall des Massenstreiks oder umfangreicher Boykottierungen forderte, die Behörden sollten die betroffenen Unternehmer durch öffentliche Hilfsaktionen vor dem Ruin bewahren? Nicht minder unglücklich sind die Hinweise auf russische und englische Verhältnisse, mit denen der Leitartikler des Zentralorgans der Gewerkschaften Deutschlands den Ausführungen des Dr. v. Schulz entgegentritt. Daß die Gewerkschaftsführer dem total verunglückten Kampf in der Berliner Elektro-Industrie wenigstens einen Erfolg nachträglich zuschreiben möchten („der Arbeiterklasse gezeigt zu haben, wie leicht das Kartenhaus bürgerlicher Gewerkschaftssympathien zusammenbricht") ist ja begreiflich. Wir halten jedoch die organisierten Arbeiter für intelligenter, als daß wir glauben könnten, sie würden sich von so schwacher Beweisführung überzeugen lassen.

Von den neuesten Aussperrungen hat die in der Berliner Wäscheindustrie einen teilweisen Erfolg gebracht. Die Verhandlungen vor dem Einigungsamt des Berliner Gewerbegerichts waren zunächst ergebnislos. Schließlich haben aber doch beide Parteien dem Schiedsspruch des Einigungsamtes zugestimmt, der den Arbeitern eine sofortige 6prozentige Lohnerhöhung zugesteht und eine Schlichtungskommission für künftige Streitigkeiten vorsieht. Die Schlichtungskommission soll sofort Tarife ausarbeiten, die bis zum 1. März 1906 in Kraft gesetzt sein müssen. Man sieht, daß auch hier die Aussperrungstaktik nicht zu einem vollen Sieg der Arbeitgeber, sondern zu einem hoffentlich recht langdauernden Friedensschluß im Gewerbe geführt hat. Es ist zu wünschen, daß auch im sächsisch-thüringischen Textilgewerbe die umfangreichen Aussperrungen den gleichen Erfolg haben.

Die Gewerkschaftsfrage innerhalb der evangelischen Arbeitervereine ist wieder einmal durch eine Resolution „geregelt" worden. Am 5. Oktober war der Ausschuß des Gesamtverbandes versammelt und hat u. a. auch die Stellung zu den Gewerkschaften aufs neue erörtert. Ganz entgegen den Befürchtungen, oder besser gesagt, den Wünschen des Herrn Behrens, zeigte aber der Gesamtverband vollständige Einigkeit und wies den Behrens'schen Artikel „als ein Gewirr unrichtiger Annahmen" zurück. Es wurden folgende, vom Lic. Weber selbst eingebrachten Anträge angenommen:

1. Die Förderung der nationalen Gewerkschaftssache ist Ehrenpflicht der evangelischen Arbeitervereine. — 2. Wir lehnen es grundsätzlich und unbeugsam ab, den Beitritt unserer Mitglieder zu solchen Gewerkschaftsorganisationen zu empfehlen, die auf dem Boden des Klassenkampfes stehen. — 3. Wir lassen den einzelnen Verbänden und Vereinen Freiheit, ihre Mitglieder entweder den Christlichen, oder auch andern, von der Sozialdemokratie nicht abhängigen und der Pflege der christlich-nationalen Ideen Freiheit lassenden Organisationen zuführen. — 4. Wir fordern, daß in jedem evangelischem Arbeiterverein im Laufe des kommenden Winterhalbjahres über Gewerkvereine im Anschluß an die im Arbeiterkalender des Gesamtverbandes veröffentlichten Leitsätze der sozialen Kurse zu Berlin und Frankfurt gesprochen werde. — 5. Mit den Vertretern der uns nahestehenden Gewerkvereine ist in jeder Weise persönliche Fühlung zu suchen und bei Gewerbegerichts-, Krankenkassen- und andern Wahlen zusammen zu wirken. — 6. Von den Vertretern der Gewerkschaften aber erwarten wir auch mit größter Entschiedenheit, daß sie ihre evangelischen Mitglieder unseren Arbeitervereinen zuführen.

Nach dieser neuesten Resolution, zu der sich ebensoviel wie zu ihren Vorgängern sagen ließe, wäre es endlich einmal an der Zeit, mit Taten vorzugehen! Welcher evangelische Arbeiterverein tritt zuerst mit großer Mitgliederzahl einer christlichen oder Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaft bei?

Starke Gärung unter den Bergleuten des Ruhrreviers stellen sozialdemokratische und bürgerliche Zeitungen fest. Infolge des eingetretenen Wagenmangels bei den Eisenbahnen haben auf einer Anzahl von Zechen wiederholt Feierschichten stattfinden müssen. Und infolge des neuen Bergarbeiterschutzgesetzes sind die Arbeitsordnungen angefertigt worden, die die Bergesetznovelle den Zechenverwaltungen zur Pflicht macht. Beide Vorkommnisse sind wohl geeignet, die Arbeiter unzufrieden zu machen. Die Klage über Wagenmangel ist so alt und so dringlich, daß sie längst von der Eisenbahnverwaltung hätte berücksichtigt werden können. Und

Digitized by Google

die Bestimmungen der neuen Arbeitsordnung, die der bergbauliche Verein allen Zechen als Muster vorgeschlagen hat, zeigen so überaus wenig Entgegenkommen gegen die bekanntesten und wohlbegründeten Arbeiterwünsche, daß man versteht, wie die Unzufriedenheit unter den Ruhrbergleuten wächst. Trotzdem wird es kaum zu einem umfangreichen neuen Kampf kommen. Dazu stehen die beiden Bergarbeiterverbände gegenwärtig in allzu hitzigem Kampfe. Seitdem die Kraft des Zentrumsabgeordneten Brust durch den Stöckerschen früheren Gärtner Behrens ersetzt ist, droht die alte Feindschaft zwischen den beiden Verbänden in gewohnter Heftigkeit wieder aufzuleben. Die Werksverwaltungen können ihre Freude daran haben!

Unsere Bewegung

Die Landtagswahl in Baden, deren Ausgang ein glänzender Erfolg der von uns vertretenen Gedanken ist, hat unseren Freunden gezeigt, daß sich die politische Klugheit nicht dauernd ausschalten läßt. Auch in der freisinnigen Volkspartei wächst die Einsicht. Der deutschfreisinnige Verein in Mainz hat am 27. Oktober über den Wiesbadener Parteitag ein Tadelsvotum ausgesprochen; in Berlin hatte eine Versammlung des größten westlichen Bezirksvereins ungefähr das gleiche Ergebnis, wenn auch keine Resolution formell angenommen wurde; in Kassel vereinigen sich die Volksparteiler mit unseren Parteigenossen. Die wachsende Vernunft in den Nachbarparteien darf aber nicht dahin wirken, daß die Organisation unserer Partei vernachlässigt wird. Und das geschieht auch nicht, wie viele uns zugegangene Berichte beweisen, die wir leider erst in der nächsten Nummer abdrucken können.

Die Ansicht, daß die Schädlichkeit des Tabakrauches ausschließlich seinem Gehalt an Nikotin zugeschrieben werden müßte, ist viel verbreitet. Ein Beispiel für die Unrichtigkeit dieser Meinung findet mancher Raucher in einer Erinnerung aus der Jugendzeit. Der erste Rauchversuch mit einer wirklichen Zigarre aus Tabak ist einigermaßen glimpflich abgelaufen, aber eine bei Gelegenheit, in Ermangelung von Tabak, mit Papier, Pflanzenlaub ꝛc., also nikotinfreien Stoffen, unternommene Wiederholung ist in ihren Folgen oft derartig, daß sich schon dem Knaben der Tabak als das kleinere Uebel darstellt. Was diese primitive Beobachtung lehrt, bestätigt in vollem Maße die chemische Untersuchung.

Der Tabakrauch besteht im wesentlichen aus: Nikotin und dessen Spaltungsprodukten (Pyridinbasen), ferner aus Ammoniak, Methylaminen, Pyrrolen, Schwefelwasserstoff, Blausäure, Buttersäure, Kohlensäure, Kohlenoxyd, Wasserdampf und empyreumatisch-teerigen Produkten, unter welch' letzteren kleine Mengen von Phenolen beobachtet werden. Gesundheitsschädlich sind besonders die basischen Körper: Nikotin, Pyridinbasen, Ammoniak, ferner Schwefelwasserstoff, Blausäure und Kohlenoxyd, wenn in größerer Menge dem Organismus zugeführt. Das Alkaloid Nikotin findet sich bereits vorgebildet im Tabak, während die übrigen Bestandteile des Tabakrauches erst infolge des Rauchens entstehen; sie sind die Produkte einer trockenen Destillation.

Es ist hiernach klar, daß auch der Rauch von **nikotinfreiem** Tabak **gesundheitsschädliche** Bestandteile enthält. Es seien hier genannt: Kohlenoxyd, Ammoniak, Methylamine, Schwefelwasserstoff, Blausäure. Diese Stoffe liefert nun aber verbrennender Tabak keinesfalls in größeren Mengen als sie die Verbrennung des Laubes anderer Pflanzen ergibt. Es schneidet vielmehr nach den zahlreichen Versuchen des Verfassers der Tabak verhältnismäßig recht günstig ab. Von Zigarettenpapieren zeigten sich, in derselben Weise wie Tabak verraucht, einige Sorten giftiger als alle anderen untersuchten Stoffe. Vom hygienischen Standpunkte aus können allein solche Tabakfabrikate empfohlen werden, bei deren Verrauchen nicht nur die Nikotinwirkung aufgehoben wird, sondern auch die Produkte der trockenen Destillation unschädlich gemacht werden. Beides wird ohne Beeinträchtigung des Wohlgeschmacks der Fabrikate erreicht durch das Verfahren des Geheimrats Prof. Dr. med. Gerold und des Universitätsprofessors Dr. Thoms-Berlin. Verschiedentlich wurde von autoritativer Seite auf die Methode dieser bekannten Gelehrten hingewiesen. So berichtete auf der 73. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte zu Hamburg Sanitätsrat Dr. Forst in der hygienischen Abteilung über Versuche, welche mit nach Vorschrift dieser Gelehrten hergestellten Fabrikaten im physiologischen Laboratorium des Instituts für medizinische Diagnostik zu Berlin vorgenommen wurden. Der Vortragende wies nach, daß schädliche Beeinflussung des Herzens und der Blutgefäße, sowie des Nervensystems beim Rauchen dieser Zigarren nicht beobachtet werden kann. Hergestellt werden diese Fabrikate von Wendt's Cigarrenfabriken A.-G. Bremen, und als Wendt's Patent-Cigarren und -Cigaretten in den Handel gebracht.

Dr. Lbg.

3192

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig, Poststraße 3.

Künstlerischer Wandschmuck

Farbige Künstlersteinzeichnungen.

Neu! Paczka, Reigen — Liner, Abendfrieden — Georgi, Ernte — Wieland, Matterhorn — Schramm-Zittau, Schwäne — Sascha Schneider, Wettlauf — Voigt, Kirchgang. Neu!

„Es läßt sich kaum noch etwas zum Ruhme dieser wirklich künstlerischen Steinzeichnungen sagen, die nun schon in den weitesten Kreisen des Volkes Beifall gefunden und — was ausschlaggebend ist — von den anspruchvollsten Kunstfreunden ebenso begehrt werden, wie von jenen, denen es längst ein vergeblicher Wunsch war, das Heim wenigstens mit einem farbigen Original zu schmücken. Was sehr selten vorkommt: hier begegnet sich wirklich einmal des Volkes Lust am Beschauen und des Kenners Freude an der künstlerischen Wiedergabe der Außenwelt."

Kunst für Alle. XII.

Bunte Blätter Farbige Künstlersteinzeichn. im kleinsten Format für **1 Mark.**

Blattgröße 23×33 cm, Bildgröße verschieden.

In Passepartout 1,50 Mark, im Rahmen 3 Mark.

Der schönste Schmuck für kleine Wandflächen und zum Aufstellen. Künstlerische Gelegenheitsgeschenke zum billigsten Preise. Erschienen sind 16 Blätter.

Größere Blätter: 70×100* cm und 55×75† cm. Erschienen 70 Blätter 4—6 Mark.
Kleinere Blätter: 30×41 cm. Erschienen 26 Blätter . . . . . je 2½ Mark.
Porträts: 50×60 cm. Goethe — Schiller — Luther — Wilhelm II. . 3 Mark.
Rahmen: Zu den größeren Blättern 3 Mk. 80 Pf. bis 17 Mk.; zu den kleineren 2—4 Mk.

Katalog mit farbiger Wiedergabe von ca. 100 Bildern unentgeltlich und postfrei.

3104a

Von dem wöchentlichen = Mitarbeiter der „Hilfe" Pfarrer Lizentiat Traub erschien in den „Religionsgeschichtlichen Volksbüchern":

Die Wunder im Neuen Testament

broschiert 40, kartoniert 60 Pfg.

Man möchte selber Kolporteur werden, um dieses Werk zu verbreiten" — schreibt die Basler Ztg.

In allen Buchhandlungen. 3185

Gebauer Schwetschke, Halle a. S.

HERMANN MEUSSER & Co.

BERLIN W. 35a, Steglitzerstrasse 58.

Buchhandlung,

ist bestrebt, durch solide, kulante u. schnelle Bedienung ihren Kundenkr. zu erweitern. Zur Erleichterung d. Anschaffg. werd. monatl. Teilzahlg. in der Höhe des zehnten Teiles d. Kaufpreis eingeräumt. Vollst. Lager. Allern. Auflagen. Katalog gratis. Portofr. Sendung.

Edelster u. wohlfeilster Wandschmuck sind R. Voigtländers Farbige Künstler-Steinzeichnungen.

Farbige Kataloge postfrei v. R. Voigtländers Verlag in Leipzig.

2935

Bad Kreuznach. Pensionat u. höh. Töchter-Schule. Gründl. häusl. u. wissenschaftl. Ausbild. z. höh. Examen. E. Eccardt, Vorsteh. 3185

Der bekannte **Verein für Pflanzenheilkunde** legt unserer heutigen Nummer einen von mehreren Hundert geheilten Patienten aus allen Klassen der Bevölkerung unterzeichneten Aufruf an alle Kranken bei, sich im eigenen Interesse diesem Heilverfahren zuzuwenden. Der Aufruf enthält außerdem eine kurze Darstellung der Grundzüge dieses Verfahrens und ein Verzeichnis der einschlägigen Literatur. Unterzeichnet haben den Aufruf auch 9 Aerzte, die außer den beiden, dem genannten Verein nahestehenden Aerzten, das Pflanzenheilverfahren praktisch anwenden. Wir weisen unsere Leser auf diese Beilage besonders hin. Nähere Auskünfte erteilt die Geschäftsstelle des Vereins für Pflanzenheilkunde, Berlin W., Lübeckerstr. 52 II. Der nächste Vortrag des Stabsarztes a. D. Dr. Kahnt über **„Behandlung rheumatischer Erkrankungen nach dem Pflanzenheilverfahren"** findet statt am 13. Nov. abends 8½ Uhr in Dräsels Festsälen, Neue Friedrichst. 35.

Der Gesamtauflage der heutigen Nummer sind Prospekte d. Verlagsbuchhdlg. **J. Engelhorn, Stuttgart,** beigefügt, worauf wir unsere Leser besonders aufmerksam machen. Ein Teil der heutigen Ausgabe enthält Beilagen des Versandhauses **„Apther" in Proburg.**

Macht auf das Tor!

Wer ein Kind lieb hat und wer sich selbst eine Quelle kindhafter Freude erschliessen will, der gehe nicht achtlos an einem Buche vorüber, das in den Buchhandlungen zur Ansicht ausliegt: „Macht auf das Tor! Macht auf das Tor!" Sammlung von über 500 alten deutschen Kinderliedern mit 110 Melodien. Das Buch will den Müttern und durch sie den Kindern dienen. Nicht minder aber „grossen Leuten", die einfältigen Herzens sind. Die köstlichsten der alten von Geschlecht zu Geschlecht vererbten Kinderlieder, Reime, Scherze und Singspiele sind hier zusammengestellt. Ausstattung, Umfang und die Beigabe der Melodien machen das Buch fast zu einem kleinen „Wunder der Billigkeit". Verlag Langewiesche, Düsseldorf.

3158b

Alte deutsche Kinderlieder: 1.80 M.

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Eugen Katz in Berlin. — Druck von Franz Weber, Wagnerstr. 80.

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 44. Berlin, 5. November 1905

Heimat

Und was als Kind ich je durchlebt,
Klingt wieder mir auf allen Wegen.
Liliencron.

Schickt es sich denn für einen erwachsenen Menschen, eines zufälligen Flecks Erde immer von neuem zu gedenken, von dem aus er einmal in die Weltschule geschickt worden war? Diese Gedanken beanspruchen zudem noch jene seltsame Empfindung der Rührung, die aus einem Widerspruch erwächst, aus der Freiheit vom Heimatboden und aus der Sehnsucht nach ihm. Um dieser unklaren Regungen willen schämt man sich oft der Anhänglichkeit an die Heimat. Wir können heute tatsächlich nicht mehr so flink, wie einst bei der Abfassung des Aufsatzes in der Schule, zwischen den beiden Wahlsprüchen wählen: „mein Vaterland ist, wo's mir wohl ist", und „wo mein Vaterland ist, da fühle ich mich wohl." Der Einzelne dankt für den Stoß in die Ferne, der ihm neue Entwicklungsbahnen wies. Die Linde im Dorf erzählte wohl von der Vergangenheit, aber von keiner Zukunft. Für die Volksstämme gilt das unentbehrliche Gesetz, daß sie sich selbst in Blut und Gehirn, Denken und Tun verjüngen müssen durch den Fremdling, dem man ungern die Türen öffnete. Trotzdem bedeutet es nicht nur sentimentale Romantik, was uns mit der Heimaterde verbindet. Die ältesten frommen Gedanken aller Völker erzählen von der Mutter Erde und wir kennen sie genau in ihrer Macht gerade dort, wo sie uns aus ihrem Schoß für die Sonne gebar.

Wie groß war das winzige Elternhaus! Die Stuben weiteten sich zu Hallen für das wandernde Auge, und in den Ecken und Winkeln lernte sich zuerst das Grauen vor dem Dunkel. Die Gassen des Dorfs, der Teich, die Gärten, die Bäume, die Kirche: das waren die Dinge, an denen das Kind den Begriff der Welt sich schuf. Maß und Gewicht schätzt man nach den Schrittchen, die man trippelte und dem kleinen Wagen, den man zog. Ein Apfel, der in der Tasche verschwand, machte uns mit dem Ernst des Gewissens bekannt und an einer kleinen Lüge erwuchs der Unterschied von bös und gut. Und endlich die Wege, an denen sich das in seiner Art recht selbständige Kindergemüt an den Weltproblemen zerarbeitete! Was machte der Gottesgedanke dem kleinen Kindeshirn zu schaffen, für das er gerade so unfaßbar war wie für das Haupt des Alten, der davongeht. Noch heute sehe ich den Waldweg, auf dem ein Knabe sich rechts ins Gebüsch schlug, weil er trotzig Gottes Allwissenheit entgegenhandeln wollte, die ihn seiner Meinung nach in den Busch nach links gewiesen hatte. Das sind doch keine rührsamen Erinnerungen. Hier stößt das Leben urwüchsig zusammen mit der Menge von Begriffen, Vorstellungen, Meinungen, Glaubenssätzen, die ihm später zum Leben unentbehrlich erscheinen. Aber damals war es ein erstes Begegnen, was so nie wieder kommt.

Wir verlieren nie den Erdgeruch des Heimatbodens. Segen und Fluch der Scholle wandert mit uns überallhin. Ketten tragen die Söhne, Fesseln die Töchter ihr ganzes Leben lang. Einmal waren es solche, die Schiffe im Sturme festhielten, daß sie nicht sanken. Und oft waren es Lasten, unter welchen Jugend, Kraft und Schönheit zusammensank. Es ist nichts Rührsames um die Heimat. Sie ist unbarmherzige Gerechtigkeit.

Traub.

Die neue „Patria"

Wenn die „Patria" nicht in unserem Verlage erschienen wäre, sondern bei einem anderen Buchhändler, so würden wir sie etwa folgendermaßen empfehlen:

> Auch in diesem Jahre ist die „Patria" eine Sammlung wertvoller Aufsätze, unter denen besonders der von Professor Brentano hervorragt. Alle Aufsätze sind von anerkannten Schriftstellern und entstammen bei aller Verschiedenheit der Themen und Behandlungsweise doch einer gemeinsamen Geistesrichtung, die der in unserem Blatte vertretenen Geistesart innig verwandt ist. Wir empfehlen die „Patria" als Weihnachtsgeschenk auf das dringendste, obwohl ihr Preis bei gestiegenem Umfang sich von 3 M. auf 4 M. erhöht hat.

So also würden wir schreiben, wenn die „Patria" nicht das eigene Kind unseres Verlages wäre. Da sie nun aber dieses ist, müssen wir zurückhaltender sein, dürfen unser Jahrbuch nicht selber loben, müssen eher finden, daß es, wenn möglich noch besser hätte sein sollen, können nur einfach sagen: wir machen darauf aufmerksam, daß die „neue Patria" sich rechtzeitig eingestellt hat.

Das Hauptstück dieses „Patria" ist in der Tat Brentanos langer und inhaltreicher Aufsatz: „Der Streit über die Grundlage der Deutschen Wehrkraft." Er geht aus von der agrarischen Behauptung, daß die Landbevölkerung für die Wehrkraft der Nation dreimal mehr wert sei als die städtische, die während des Zollkampfes eine große Rolle gespielt hat und die ihren Eindruck auf die oberste Stelle der Heeresleitung nicht verfehlen kann, solange sie sich als wahr darstellen darf. Als unwahr aber zeigt sie sich, sobald das Material geprüft wird, das die bayerische Militärverwaltung veröffentlicht hat. Die Art dieses Materials und die Methode seiner Beurteilung können wir hier nicht beschreiben. Dazu ist eben die „Patria" da. Brentano gibt eine vorzügliche Schule in volkswirtschaftlichen und statistischen Arbeiten. Wichtiger aber als dieses, ist das Ergebnis selbst. Wer dieses mit kurzem Blick erfassen will, nimmt die bunte Karte zur Hand, mit der diese „Patria" ausgestattet ist. Die besten Militärleistungen sind in dem Gebiete ländlicher Industrieen in Oberfranken und Unterfranken, die schlechtesten Striche finden sich in rein bäuerlichen Gebieten! Brentano sagt: „Sämtliche Bezirksämter mit einer Tauglichkeitsziffer unter dem Durchschnitt sind überwiegend agrarisch, mit Ausnahme von Berchtesgaden und sechs pfälzischen Bezirken." „Die relative Wehrpflichtigkeit ist um so größer, je größer der Anteil des Kleinbesitzes an der landwirtschaftlich benutzten Fläche ist." Die früheren Brentano'schen Behauptungen werden glänzend bestätigt. Für jeden Politiker, der im Kampfe gegen die Agrarier steht, sind diese Ausführungen unentbehrlich. Er wird mit diesem Aufsatze in der Hand zum Frontangriff vorgehen können: der Agrarier als Feind der deutschen Wehrhaftigkeit! Ohne Zweifel wird sich eine weitere öffentliche Debatte über diesen Punkt entspinnen und wir sind sicher, daß sie nur dazu dienen kann, den Wahn zu brechen, als sei die Zollpolitik vom nationalen Standpunkte aus nötig.

Neben Brentano tritt mit neuen Gegenwartsfragen auf Frau Marianne Weber, die über „Beruf und

Digitized by Google

Ehe" schreibt. Ihr Gedankengang ist: „alle Mädchen sollen in ihrer Jugend für die berufliche Arbeit geschult werden genau wie die Männer, denn nicht nur der äußere Zwang der Tatsachen, den uns die Statistik eindringlich lehrt, nicht nur die seelische Not der Unverheirateten, sondern auch unsere verfeinerte Auffassung der Ehe läßt uns die Berufsschulung der Frau als unbedingte sittliche Pflicht empfinden". Gegenwartsstreit klingt auch hinein in Dr. Drills gedankentiefe philosophische Arbeit über „Kant und Marx" und in Finanzrats Losch's volkswirtschaftliche Plauderei „ein deutscher Amerikafahrer". Der Amerikafahrer, von dem er redet, ist der alte Vorkämpfer deutscher Industriegröße, Friedrich List, der von 1825 an Nordamerika aufsuchte und seine Zukunft mit bewundernswertem Scharfblick voraussagte. Mit einer der wichtigsten politischen Gegenwartsfragen beschäftigt sich Dr. Katz: „Die neuere Entwickelung der Sozialdemokratie". Wer die zwei Aufsätze von Drill und Katz in sich verarbeitet, besitzt das Material, um die Sozialdemokratie mit den Mitteln heutiger Wissenschaft und Beobachtung zu kennen.

Außerhalb der Tagesstreite aber liegt die religiöse Untersuchung D. Rade's über „Last und Wohltat der Ueberlieferung für den religiösen Menschen". Aus ihr drucken wir hier nur wenige Worte ab: „zweierlei Weisen gibt es, Ueberlieferungen recht zu brauchen. Sie heißen: Kritik und Glaube! Kritik und Glaube sind verschwistert: wir atmen aus und ein!" Neben ihr finden wir die „Legenden" von dem Oldenburger Dichter und Gesinnungsgenossen Georg Ruseler, die man nicht in kurzen Worten charakterisieren kann. Es werden aber viele sein, die sie öfter lesen werden.

In alter Treue und neuer Frische schreibt Dr. Schubring dieses Mal über „Hamlet". Er holt ein altes Buch aus der Vergessenheit heraus, nämlich die jetzt wiedererschienenen Vorträge von Werder (1860) über Hamlet. „Hamlet ruft den Menschen zu: bewährt euch königlich, seid adelig und stolz! Dann mag des Schicksals Wogen über euch weggehen; rein und größer bringt ihr das Pfand, das euch gegeben ward, zum Thron zurück, wo Engelsscharen den Guten willkommen heißen." In die geschichtliche Arbeit aber führt uns Dr. Barge in einem Aufsatze, der an der Spitze der diesjährigen „Patria" steht: „Die sozialen Bewegungen im 15. und 16. Jahrhundert." Der Verfasser der zwei Bände über Karlstadt ist in jenen Zeiten zu Haus und zeigt uns, wie die Entscheidungen des Bauernkrieges bis ins vorige Jahrhundert hinein wirksam waren. Der soziale Gehalt des Reformationszeitalters wird hier mit fester Hand auf knappem Raume dargestellt. Was schließlich den Herausgeber der „Patria" anlangt, so schrieb er in gewohnter Weise eine Einleitung über die „Vaterlandsliebe" in der gegenwärtigen politischen Lage und begab sich im übrigen auf das besondere Gebiet der Tischlerei, von der er in Briefen eines Brautpaares redet, die sich über „den Geist im Hausgestühl" unterhalten.

Damit wissen also nun die Leser, was in der „Patria" enthalten ist. Ob sie es lesen wollen, ist ihre Sache.

Die religionsgeschichtlichen Volksbücher.

II.

Da und dort stößt man durch Zufall in Kreisen, wo man es nicht erwartet hätte auf Leute, die mit einem manchmal nicht unberechtigten Mißtrauen gegen das erfüllt sind, was man in der Kirche von Jesus hört, und auf eigene Faust suchen. Da kann es dann vorkommen, daß sie weite und schwierige Umwege machen. So wurde mir von einem Offizier erzählt, der, um zu diesem Ziel zu kommen, sich an Strauß's Leben Jesu machte; eine Riesenarbeit für einen Nichtfachmann. Hier wollen die religionsgeschichtlichen Volksbücher einsetzen. Mit der Zentralfrage: Was ist es mit Jesus? beschäftigen sich zwei Hefte der Sammlung: Bousset-Göttingen: Jesus und Wernle-Basel: Die Quellen des Lebens Jesu.

Es scheint ein kühnes Unterfangen, Dinge, die sonst von Theologen in dickbändigen Werken erörtert werden, hier auf neunzig Seiten darzustellen. Und doch ist es Wernle gelungen, die ganze Frage klar und erschöpfend zu behandeln. Es war schwer, gerade die Quellenfrage, bei der viel philologischer und historischer Stoff erörtert werden muß, für Laien verständlich zu behandeln, aber Wernle ist das Kunststück wirklich bewundernswert gelungen. Trotz des schweren Stoffes ist es mit klarer Disposition so frisch geschrieben, daß man es in einem Zug lesen kann und der Leser vom ersten bis zum letzten Wort in Spannung bleibt. Ich möchte fast sagen, es hat etwas Dramatisches an sich, wie die einzelnen Zeugnisse des Lebens Jesu vor uns aufgerollt werden, die außerchristlichen, dann die Evangelien; wie diese in zwei Gruppen geschieden werden, zwischen denen es keine Vereinbarung gibt und dann Johannes als historische Quelle ausscheidet. Wie dann die letzten Quellen sich herausschälen und zuletzt Marcus bleibt, aber auch dieser nicht als historische Quelle zu betrachten, sondern als Apologie, Verteidigungsschrift zu werten ist. Bleibt denn da am Ende nicht gar wenig, ist das Ergebnis nicht tief deprimierend, statt anspornend? Es möge gestattet sein, zugleich als Stilprobe aus dem Schlußwort Wernles einiges mitzuteilen:

„Wir können, — das ist das Ergebnis der Untersuchung — auf Grund der ältesten Quellen keine Biographie, kein sogenanntes „Leben Jesu" schreiben. Möglich wäre das noch gewesen, wenn wenigstens Marcus eine historisch gehaltene Schrift wäre .... Aber alles das ist nicht die Hauptsache, sondern darum handelt es sich, wie Jesus Gott, die Welt, die Menschen angeschaut hat und wie er die Hauptfrage beantwortet hat: Worauf kommt es an vor Gott? Was heißt Religion? Das aber wissen nnd schauen wir im hellen Tageslicht. Aus der Fülle seiner Gleichnisse und Sprüche und aus zahlreichen Augenblickserinnerungen redet es zu uns so klar und bestimmt, als wäre Jesus unser Zeitgenosse. Kein Mensch auf der Welt kann sagen, es sei unsicher oder dunkel, wie Jesus über diese Hauptsache gedacht hat, die uns noch heute die Hauptsache ist. Wenn wir mit der Frage: wer war Jesus? an die Geschichte herantreten, wollen wir zu allererst wissen, was hat dieser Mann gehofft, geglaubt, geliebt? was hat ihm der Name Gott bedeutet? wie sah er den Menschen und seine Kräfte an? mit welcher Stimmung schaute er dem Weltgetriebe zu, welches Menschheitsideal erfüllte seine Seele, wonach taxiert er den Wert des Menschen, gut und böse, Sünde und Pflicht? Es ist wundervoll, wie in allen diesen Punkten die großen Reden der Spruchsammlung uns dieselbe Antwort geben wie die Gesprächsworte bei Marcus und die Gleichnisse, die nur Lucas oder nur Matthäus hat. Und immer sind es klare, bestimmte Antworten, einfach, ungesucht, aus der Tiefe des Gemüts, nicht der Verstandeslogik geschöpft. Und an dem Hauptpunkt: worauf kommt es an vor Gott? was entscheidet über Himmel und Hölle? können wir die Probe machen, daß eine tiefgreifende Veränderung der Jüngergedanken die geschichtliche Treue nicht zu stören vermochte. Für alle Verfasser und Sammler von Evangelienschriften seit der ältesten Zeit ist der Glaube an Jesus den Messias das Erste, was Christen und Nichtchristen trennt, die Grundvoraussetzung für alle folgenden Forderungen. Aber sie haben das nicht in die Worte Jesu zurückgetragen. In diesen kommt es auf das Gottvertrauen, die Herzensreinheit, die Barmherzigkeit, die Demut, die Versöhnlichkeit, die Sehnsucht, darauf und auf nichts anderes an. Das ist Gottes Wille, wie ihn die Bergpredigt zusammenfaßt; wer ihn tut, ist Jesu Mutter und Schwester und Bruder. Und wenn die Christenheit jahrtausendelang das vergessen hat, was ihr Meister zuerst und vor allem wollte, heute leuchtet es uns aus den Evangelien wieder so klar und wunderbar entgegen, als wäre die Sonne eben erst aufgegangen und vertriebe durch ihre siegreichen Strahlen alle Gespenster und Schatten der Nacht."

Wenn Wernles Schrift gewissermaßen die Richtlinien gibt, den Rahmen, in den das Bild Jesu hineingezeichnet werden soll, so zeichnet Bousset-Göttingen, Jesus, das Bild selbst. Nach dem Gesagten kann es kein „Leben Jesu" sein, sondern eine Skizzierung seines Charakters, seines Wirkens, seiner Anschauungen, seiner Grundsätze. Mit irgendwelcher, wenn auch kurzer Inhaltsangabe der Schrift wäre nichts erreicht. Man lese selbst. Nur das sei erwähnt, daß es gerade hier überaus wohltuend berührt, wenn man sieht, wie Ernst gemacht wurde mit dem Grundsatz des Unternehmens, „die Dinge in schlichter und ehrlicher Klarheit so zu schildern, wie sie heute die besten Sachkenner liegen sehen". Das war es ja gerade, was besonders Nichttheologen auch bei den Arbeiten der Ritschel'schen Schule so unangenehm berührte, daß gar so viel mit zwar und aber gewirtschaftet wurde, daß man schillernde Gebilde vorführte, statt scharf umrissener Figuren. Das ist hier anders, hier

wird unzweideutig gesprochen. Aber der Jesus, der „die Grenzen des rein Menschlichen nicht überschreitet", erregt nun freilich Anstoß bei den Anhängern der alten Auffassung. Man wollte die moderne Theologie noch gewähren lassen, solange sie „an Jesus als dem ewigen Gottessohn stille vorbeiging und nur seine Gottheit soviel als möglich ignorierte." Da es nun aber die Herausgeber gewagt haben, in Volksbüchern ihre Auffassung von Jesus, — die, nebenbei bemerkt, an keiner deutschen Hochschule unvertreten ist, — vor die Masse der Gebildeten zu bringen, so möchte man Halt rufen. Vertuschen sei gestattet, Reden nicht!

Es ist hier nicht der Ort, in diese Kämpfe einzugreifen. Eins aber soll doch auch hier hervorgehoben werden. Wenn den „Modernen" fortwährend der Vorwurf gemacht wird, daß sie der Welt „Jesus nehmen wollen", so sagen wir: das Gegenteil ist richtig. Tausende von Menschen der Gegenwart, die es einfach nicht fertig brachten, sich unter dem Kaudinischen Joch des Dogmus vom Gottmenschen durchzuzwängen, sehen jetzt, daß sie Unrecht hatten, wenn sie glaubten, Jesus habe ihnen nichts zu sagen. Es darf hier in der „Hilfe" doch wohl daran erinnert werden, daß für Ungezählte durch Naumanns Andachten Jesus erst wieder gewissermaßen entdeckt wurde, nachdem das überlieferte, kirchliche Jesusbild nicht im stande gewesen war, irgend welchen tieferen Eindruck zu erwecken. So muß auch jetzt jeder, der die Fähigkeit des Umdenkens noch nicht verloren hat, zugestehen, daß Schriften wie Boussets Jesus dem deutschen Volk nicht etwas nehmen, sondern geben. Bei aller kritischen Schärfe gegenüber den historischen Problemen zeigt die Schönheit der Sprache und die Kraft der Darstellung, daß der Verfasser, ergriffen von seinem Objekt, voll religiösen Empfindens geschrieben hat.

Neben Jesus schiebt sich die ragende Gestalt des Paulus, der auf die Entwicklung der werdenden Kirche wohl mehr Einfluß ausgeübt hat als Jesus selbst. Nicht weniger als drei Schriften beschäftigen sich mit der machtvollen Persönlichkeit des Heidenapostols: Wrede-Breslau, Paulus. Bischer-Basel, Die Paulusbriefe. Dobschütz-Straßburg, Das apostolische Zeitalter. Der Eindruck, den diese Schriften hervorrufen, ist ganz merkwürdig! Auf der einen Seite wächst einem Paulus ins Riesenhafte, seine Leistung ins Ungeheure. Er war eigentlich erst der Sturmwind, der das Feuer, das Jesus angezündet hatte, zum Weltenbrand entfachte. Mehreremals nach dem Tod Jesu war die Lage des Christentums äußerst kritisch. Es war in Gefahr, wieder in pharisäische Gesetzlichkeit zurückzusinken; es wäre verjudet, wenn dieser Feuergeist nicht gewesen wäre. Mehreremals, besonders bei zwei Gelegenheiten, hat man den Eindruck, daß das Christentum als Weltreligion auf den zwei Augen des Paulus stand. Auf der anderen Seite aber bekommt man den deutlichen Eindruck, daß die despotische Herrschaft, die der pharisäisch geschulte Dialektiker auf die Lehrentwicklung der Kirche ausgeübt hat, unheilvoll gewesen ist, nicht zum mindesten deshalb, weil das Lebensbild Jesu zurückgedrängt und ihm dafür eine Rolle in dem göttlichen Heilsdrama angewiesen wird. — Doch man suche selbst! Gerade Wrede arbeitet den Kontrast Paulus-Jesus mit einer gewissen Absichtlichkeit aufs schärfste heraus.

Besonders soll noch hervorgehoben werden, daß bei all diesen schwierigen Problemen Ernst gemacht ist mit dem Satz des Programms, „daß in den Darstellungen der Volksbücher genau an derselben Stelle Fragezeichen stehen, wo die Wissenschaft sie setzt!"

Endlich sollen auch die mehr peripherischen Darstellungen wenigstens erwähnt werden: Holtzmann, Entstehung des neuen Testaments. Löhr, Seelenkämpfe vor 2000 Jahren. Bertholet, Seelenwanderung. Der Preis eines Heftes beträgt 10 Pfennig! Damit hält der Verlag Gebauer-Schwetschke, Halle a. S., wohl den Billigkeitsrekord der Gegenwart. — — —

Die Herausgabe der religionsgeschichtlichen Volksbücher ist ein Ereignis von nicht zu unterschätzender grundsätzlicher Bedeutung. Die Theologie, die bisher ihr Studierzimmer hinten heraus zu haben pflegte, die bestenfalls im wallenden Professorenmantel oder auch in Gottscheds Allongeperücke steif und würdig auf dem Bürgersteig zu wandeln gewohnt war, hat sich nun ins Gewühl des Marktes begeben, sie hat sich wieder — höchste Zeit war's — auf das Wort ihres Meisters besonnen und redet frei und öffentlich vor allem Volk. Das mag wohl viel Anstoß geben. Aber es muß eben sein! Das Lutherwort, das vor kurzem in der „Hilfe" zu lesen war, das paßt wie angegossen auf den heutigen Tag: „Aergernis hin, Aergernis her! Not bricht Eisen und hat kein Aergernis." Ob das, was die Männer des Unternehmens tun, recht ist oder nicht, darüber wird die Zukunft entscheiden.

Hermann Weinheimer.

Tagebuch einer Verlorenen

Überarbeitet und herausgegeben von Margarete Böhme. Fontane & Co., Berlin. 3 M. 23. Tausend.

Der Roman tritt in einer Form auf, die befremdet. Ich meine nicht die künstlerische Form des Tagebuchs, sondern die äußeren Umstände, die diese Form begleiten. In einem Vorwort erklärt die Verfasserin, daß nicht sie das Tagebuch geschrieben habe, daß sie es vielmehr aus den Händen der Heldin empfangen habe und daß sie nur Namen, Daten und einige allzu krasse Stellen geändert oder weggelassen habe. Um das noch weiter zu bestätigen, werden einige Seiten des ursprünglichen Tagebuchs getreulich reproduziert und in der Handschrift der Heldin wiedergegeben. Die Aufzeichnungen wollen also nicht nur künstlerisch, sondern auch buchstäblich echt sein und das befremdet. Es befremdet, weil die künstlerische Natur des Buches allzulaut dagegen spricht. Die Aufzeichnungen beginnen gleich nach der Konfirmation und enthalten zunächst die Jugendgeschichte der Heldin. Gerade diese Jugendgeschichte aber ist vielleicht das Wertvollste des ganzen Buches und ist mit gereifter Kunst und vollendeter Routine geschrieben. Wir stehen also vor der wunderlichen Tatsache, daß ein kleiner Backfisch, der in einem holsteinischen Landstädtchen aufgewachsen ist, gleich nach der Konfirmation eine Feder führt, die die meisten Schriftstellerinnen beschämt. Wenn man dann zu Ende gelesen hat, findet man, daß das Ganze wie eine wohlerwogene und sorgfältig komponierte Erzählung wirkt und man wundert sich, daß der Zufall soviel künstlerische Besonnenheit in ein Tagebuch bringen konnte. Auch im Einzelnen stoßen einem Stellen auf, die in einem Tagebuch, das zu eigenem Gebrauch geschrieben worden ist, ganz außerordentlich merkwürdig berühren. Um nur ein Beispiel zu erwähnen, schreibt der kleine Backfisch auf Seite 33: „Manchmal ist er (ein Freund) abends auch bei uns im Garten. Das habe ich noch nicht aufgeschrieben, daß wir einen sehr schönen, großen Garten haben, mit prachtvollen alten, dickstämmigen Birnbäumen, und sehr vielen Blumen, großem Rasen und einer reizenden heimlichen Pfeifenkrautlaube". Wenn man ein Tagebuch dichtet, muß man den Garten erwähnen, damit der Leser ein Bild erhält. Wenn man aber, wie hier angenommen ist, zu seinem persönlichen Gebrauch ein Tagebuch führt, notiert man doch nicht plötzlich, als wenn man etwas vergessen hätte, das Bild des eignen Gartens, das man ja selber fest im Kopf hat. Man wird hier fast zu der Annahme gezwungen, daß der Leser ein Bild erhalten soll, daß also das Tagebuch von einer Schriftstellerin als schriftstellerische Leistung niedergeschrieben wurde. Unter diesen Umständen müßte man dann den äußeren Rahmen, die angebliche Echtheit der Aufzeichnungen, als ein Mittel der künstlerischen Illusion betrachten, wogegen auch nicht das Mindeste einzuwenden wäre. Derartige Mittel sind immer in Anwendung gekommen und zählen zu den erlaubten Hilfsmitteln der schriftstellerischen Produktion. Auf diesen unverfänglichen Standpunkt, haben sich auch eine Reihe Schriftsteller gestellt, aber Margarethe Böhme, die das Tagebuch herausgegeben hat, will ihn in keiner Weise gelten lassen. In der „Welt am Montag" hat sie öffentlich und feierlich mit ihrem Ehrenwort besiegelt, daß es mit der buchstäblichen Echtheit seine Richtigkeit habe. Vor diesem Ehrenwort muß man sich einfach beugen, wie sehr auch der Aesthetiker zunächst rebellieren mag. Frau Böhme hätte, wenn diese Echtheit fingiert wäre, durchaus nichts getan, was sie abzuleugnen brauchte. Das Tagebuch ist eine glänzende schriftstellerische Leistung; es liegt bereits im 23. Tausend vor und ich wüßte nichts in der Welt, daß Frau Böhme bewegen könnte, diese Leistung und diesen ungewöhnlichen Erfolg von ihrem Konto zu streichen

Digitized by Google

liegt also nicht nur ein Ehrenwort vor, sondern zugleich ein Ehrenwort, das öffentlich und unter ganz einwandfreien Umständen gegeben worden ist. Mithin stimmt es mit der buchstäblichen Echtheit. Der kleine Backfisch hat unbegrenzt als Dichterin geschrieben und das Leben selber hat die Komposition besorgt.

Von einem rein künstlerischen Standpunkt aus könnte das gleichgültig sein, in diesem Fall aber fällt es menschlich doch in die Wage, die Heldin der Erzählung, die Verfasserin des Tagesbuches also, ist nämlich eine Dirne und ihren Lebenslauf als Dirne schildert sie. Tochter eines Apothekers, hat sie dieselben bürgerlichen Traditionen wie jedes andere junge Mädchen. Ihre geistigen Gaben sind glänzend und auch ihr geistiger Hunger muß stark gewesen sein, da er zu einer ganz ungewöhnlichen Bildung des Geistes und selbst des Herzens, wenn man mich recht verstehen will, geführt hat. Mehr als einmal sind die äußeren Umstände ihres Lebens so, daß sie den Harrassprung auf die feste bürgerliche Erde ohne sonderliche Schwierigkeiten hätte ausführen können, aber der Tropfen französischen Kokottenbluts, den sie von ihrer Großmutter her in den Adern hat, lockt immer wieder in die alte Existenz. Selbst als sie die Maitresse eines alten Grafen und mit allem Glanz des Reichtums umgeben ist, befällt sie die Sehnsucht nach öffentlichen Ballsälen, nach Zigeunermusik, halbnackten Weibern, Sekt und Rausch und Wollust. Diese Tatsachen sind für mich, in menschlicher Beziehung, die wesentlichsten Feststellungen des Buches. Es ist nichts mit der beliebten und häufig etwas sentimentalen Hypothese, die das Dirnentum aus bestimmten sozialen Zuständen erklärt, mit denen es wieder schwinden würde. Natürlich beeinflussen die sozialen Verhältnisse die Prostitution, aber es giebt einen Typ des Dirnentums, der sich selbst gegen die denkbar günstigsten sozialen Umstände durchzusetzen weiß. Schon die Tatsache, daß es Dirnen unter den verschiedensten sozialen Umständen und in allen Klassen gegeben hat, möchte hier bedenklich machen. Es wird mit dieser Hypothese gehen wie es mit jener anderen gegangen ist, die den Alkoholismus aus der Armut erklärt. Früher war die ganze sozialdemokratische Presse auf diese Ansicht eingestellt. Heute führt sie auch hier, wo man am ehesten nach sozialen Erklärungen sucht, nur ein schattenhaftes Dasein. Die Temperenzler haben eben unanfechtbar festgestellt, daß die Formel nicht etwa lautet: Armut — Besitz — Nüchternheit, sondern ebenso häufig: Armut — Besitz — Alkohol und noch eine häufiger: Besitz — Alkohol — Armut. Ein Hinweis auf unsere zechenden Korpsstudenten oder, um meinen eigenen Stand und mich selber nicht auszunehmen, auf unsere zechenden Schriftsteller, spricht hier ja deutlich genug. Wie mit dem Alkoholismus aber ist es mit dem Dirnentum. Beide werden von sozialen Motiven beeinflußt, aber nicht hervorgebracht. —

Wenn auf diese Weise ein bestimmter weiblicher Typus belastet wird, wird er in anderer Weise doch auch wieder entlastet. Die Thymian — so nennt man unsere Heldin — schreibt mitten in ihrer Dirnenexistenz den Satz nieder, daß niemand sie einer gemeinen Handlung zeihen könne und wenn man mich mit einem Körnchen Salz verstehen will, hat sie dazu ein bestimmtes Recht. Es ist nicht wahr, daß der Typus der Dirnen oder, wenn man höflicher sein will, der Typus der Geliebten durchaus ein schlechter sein müsse. Er geht oft mit glänzenden geistigen und ästhetischen Gaben, mitunter aber auch mit Noblesse des Herzens Hand in Hand. Wenn das ein Widerspruch ist, so ist es einer, den das Leben bildet, nicht ich, und den ich darum nur festzustellen, nicht zu verteidigen oder zu erklären brauche. Es ist nichts mit der Formel: Dirne = Armut = persönliche Schuldlosigkeit. Mit der Formel: Dirne = Gemeinheit aber ist es auch nichts. —

Ich habe mich bei dem Buch als menschliches Dokument so lange aufgehalten, daß ich den ästhetischen Charakter nur summarisch bezeichnen kann. Es ist, wie die Dinge liegen, kein Buch für junge Mädchen. Ich bedauere, daß die Dinge so liegen, aber ich muß darauf Rücksicht nehmen, um Niemanden irre zu führen. Die glänzende Arbeit führt mitten in die tiefste Prostitution hinein und enthält Szenen von schauriger Echtheit. Dafür ist aber auch nirgends, auch nicht in einer einzigen Zeile eine unlautere Spekulation zu finden. Es ist ein ganz und gar ehrliches, ernsthaftes und ergreifendes Buch. Ich hätte es unter andern Umständen auch nicht besprochen. Am wenigsten an dieser Stelle.

Erich Schlaikjer.

Die Nürnberger Madonna

Vor mir steht eine wunderschöne Nachbildung der Nürnberger Madonna. Daß diese Gestalt ergreift, erbaut, läßt sich empfinden, — schwerer erklären! Würde sie es auch tun, wenn wir nicht wüßten, daß es Maria ist, die zu dem am Kreuz hängenden Jesus empor sieht? Da wir es wissen, beruht die Wirkung nicht mehr auf der geläufigen kirchlichen Vorstellung, die wir sofort damit verbinden, als auf dem Kunstwerk als solchem?

Ich meine, es ist nicht das Allgemeine, mit dem Namen Maria verbundene, sondern grade das ganz besondere, das der Künstler in dieser hergebrachten Form auszudrücken wußte, was uns so tief ergreift.

Das Bleibende eines Kunstwerkes liegt darin, daß es den Ewigkeitsgehalt eines Gefühls oder Gedankens in einer zeitlichen Erscheinungsform zum Ausdruck bringt. In dieser Maria nun ist die alles überwindende Kraft der an Gott gereiften Seele verkörpert. Jener allgemeine Gedanke mußte dem Christen an der Gestalt der Mutter Christi unter dem Kreuz besonders klar werden; denn sicherlich ist selten von einem Menschen ein größeres Gottvertrauen verlangt worden. Das wenigstens haben die nachfolgenden Geschlechter empfunden, und in ihrem (Marias) Verhalten ihrem Schicksal gegenüber ein Vorbild gefunden, das sie in Bewunderung und Verehrung hoch hielten. In dieser Atmosphäre der Verehrung ist die Nürnberger Madonna entstanden, ja, sie hätte außerhalb ihrer kaum entstehen können. Wie wir der Suggestion eines wahren Künstlers unterliegen, indem er uns durch sein Werk seine Anschauung eindrückt, — so untersteht wieder er der Beeinflussung der in seiner Zeit lebendigen Vorstellungen. Bis zu dieser Intensität des Verständnisses, bis zu diesem schmerzlichen persönlichen Nachfühlen ihres Leidens konnte wohl nur der gelangen, dem die „schmerzhafte Mutter Gottes" eine selbstverständliche noch von keinem Zweifel und Streit gebrochene Vorstellung war. Ein Gegenstand eigenster und eigentlicher Andacht.

Darüber hinaus aber hat der Künstler dieser Frauengestalt eine größere allgemeine Bedeutung zu geben gewußt. In diesem Schmerz findet der Schmerz überhaupt seinen Ausdruck, in ihrer Würde im tiefsten Leiden beweist sich die weltüberwindende Größe einer in Gott lebenden Seele. Eine Größe, die den Beschauer mit Ehrfurcht erfüllt.

Vor dieser Hoheit in Haltung und Ausdruck verstummt das Wort. Schweigend hören wir zu, was diese Maria zu uns redet. Von der Majestät des Schmerzes, von der Tiefe des Glaubens spricht sie; nichts, nichts hat ihr Gottvertrauen erschüttern können, ungebeugt steht sie dem furchtbarsten ihres Lebens gegenüber. Wohl legt sie die Hände flehend zusammen, aber stumm, sie weint nicht einmal. Selbstvergessen — in diesem Augenblick sich selbst vergessend! — schaut sie empor im Mit-Leiden. Man sieht, daß ihr das Licht der Erklärung (dieser Stunde) noch nicht voll gekommen ist, zu tief versunken ist sie in dem Moment selbst. Das ist gerade das große, daß sie trotzdem nicht verzweifelt, sondern mit, wenn auch schmerzvollem Vertrauen nach oben schaut.

Wo ist einer unter uns, der ein solches Ereignis in solcher Haltung zu erleben vermöchte? Es liegt darin eine Würde, die für uns die Mutter in ihrem persönlichen Schmerz zurück treten läßt, und uns den Menschen zeigt, der in seinem Menschenleid größer ist als sein Schicksal.

B. Göring.

Briefkasten

An Mehrere. Wir leiden unter einem sehr starken Andrang von Artikeln und Notizen, besonders im politischen Teil. Wir sehen uns daher genötigt, sowohl ganze Aufsätze als auch Versammlungsberichte zurückzustellen.

D. Frankfurt. Nur Geduld! — Im Jahre 1879.

Dr. G. München. Wir gratulieren herzlich.

Landwirt K. in F. Wir glauben Ihnen gerne, daß Sie auf alle Zölle verzichteten, wenn Ihnen der Maiszoll ermäßigt würde.

B. in A. Wenden Sie sich an das zuständige Arbeitersekretariat.

C. in Dortmund. Die Stelle findet sich im „Fähnlein der sieben Aufrechten."

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

NUMMER 45

Die Hilfe

Sonntag, 12. November 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Oesterreichisch-ungarische Wahlrechtskämpfe — Demokratie und Flotte — Das bayerische Zentrum — Zentrumsagrarier und Zentrumsarbeiter — Die hessischen Sozialdemokraten — Aus der freisinnigen Volkspartei — Die Einigung marschiert — Die Fleischnotverschleppungskomödie — Agrarische Mittelstandspolitik) — **Naumann**: Deutschland und die russische Revolution — **Theodor Heuß**: Der Vorwärtsskandal — **Chr. Tischendörfer**: Die vorjährigen Streiks und Aussperrungen — **B. Guttmann**: Der englische Liberalismus — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — **Traub**: Auf eigenem Grund — **H. v. Gerlach**: Eintagsfliegen — **Lothar Brieger-Wasservogel**: Lesser Ury — **A. Falkenberg**: Die Gegner — Allerlei

Politische Notizen

Oesterreich-ungarische Wahlrechtskämpfe. Mit voller Billigung des Königs von Ungarn betreibt der ungarische Ministerpräsident Fejervary eine energische Propaganda für das gleiche, geheime und direkte Wahlrecht, dessen Allgemeinheit nur insofern eingeschränkt ist, als es den Analphabeten vorenthalten bleiben soll. Bis jetzt hat Baron Fejervary einen außerordentlichen Erfolg — in Oesterreich zu verzeichnen. Der österreichische Arbeiter sagt sich mit Recht, daß, wenn das sozial so viel rückständigere Transleithanien von dem König von Ungarn des allgemeinen gleichen Wahlrechts für würdig erachtet wird, der Kaiser von Oesterreich dem vorgeschrittenen Zisleithanien dies Recht nicht versagen dürfe. Oder soll der Kaiser Franz Joseph den König Franz Joseph desavouieren? Die Wahlrechtsbewegung der österreichischen Arbeiterschaft setzte in dem Augenblick ein, als bekannt wurde, der österreichische Ministerpräsident Frhr. v. Gautsch habe die erste Wahlrechtskampagne Fejervarys durchkreuzt. Die Erregung in Oesterreich schwoll gewaltig an, als dem Frhr. von Gautsch, den frommen Erzherzoginnen und den Klerikalen zum Trotz wiederum Baron Fejervary Ministerpräsident wurde, und zwar mit dem allgemeinen Wahlrecht als Hauptstück seines Regierungsprogramms. Die österreichische Wahlrechtsbewegung wurde zu einem alles überflutendem Strome, als der Zar das allgemeine Wahlrecht für Rußland verkündigte. Die Oesterreicher, ob Slaven oder Deutsche, sind weit impulsiver als wir Reichsdeutschen. Von der Wirkung des Zarenmanifestes auf sie können wir uns kaum eine Vorstellung machen. Wie ein elektrischer Funke durchzuckte es die gesamte österreichische Arbeiterschaft: was unsern russischen Brüdern gegeben wird, das müssen wir uns nehmen, und zwar sofort! Der sozialdemokratische Parteitag, der vorige Woche in Wien stattfand, stand ausschließlich unter dem Zeichen des Wahlrechts. Direkt von ihm stieg man „auf die Straße" hinab, wo sich in Oesterreich alle großen politischen Aktionen abzuspielen pflegen. Demonstration hat sich seitdem an Demonstration gereiht, eine immer riesenhafter als die andere. Schon ist Blut ums Wahlrecht geflossen. Aber schon ist auch die Regierung des Frhrn. v. Gautsch mürbe geworden. In hochoffiziöser Form läßt sie verkünden, daß sie sich mit der Wahlreform befasse. Wenn nicht alles trügt, wird der österreichische Reichsrat in Kürze vor einer Wahlrechtsvorlage stehen. Hoffentlich sind bis dahin die leitenden Deutschen sämtlich zur Besinnung gekommen. Bisher stehen sie nämlich dem allgemeinen gleichen Wahlrecht überwiegend ablehnend gegenüber. Sonst könnte der Sieg des demokratischen Wahlrechtes zusammenfallen mit der schlimmsten politischen und kulturellen Niederlage des Deutschtums.

Demokratie und Flotte. Unter großen Schmerzen verkündet die neue Redaktion des „Vorwärts", daß auch die radikalsten bürgerlichen Liberalen mit größerer Wärme als früher an die Flottenfrage herangehen. Es scheint nämlich wirklich so, als ob die Sozialdemokratie mit ihrer Flottengegnerschaft bald allein stehen wird. Schrieb doch eben erst die demokratische „Frankfurter Zeitung":

> „Es läßt sich aus manchen Anzeichen schon vor dem Zusammentritt des Reichstages feststellen, daß unter dem Eindruck gewisser Tatsachen und Erfahrungen des letzten Sommers auf dem Gebiete der auswärtigen Beziehungen und auf Grund der Folgerungen, die mit Bezug auf Stärke der Flotte und Schiffsbau aus dem russisch-japanischen Kriege entnommen werden, auch innerhalb der von allgemeiner Flottenschwärmerei freien Parteien die Bereitwilligkeit gewachsen ist, das zur Vergrößerung und Verstärkung der Flotte als notwendig Nachgewiesene, soweit es sich irgend mit der finanziellen Leistungsfähigkeit vereinigen läßt, zu bewilligen."

Es wäre auch wunderbar, wenn die schweren Ereignisse des letzten Sommers, wenn der Blick auf die Bestrebungen, uns außerpolitisch zu isolieren, keinen Eindruck machen würden auf alle diejenigen, welche den Schutz unseres auswärtigen Handels als notwendig erkannt haben.

Das bayerische Zentrum gebraucht seine Macht mit der Rücksichtslosigkeit, die der Klerikalismus überall an den Tag legt, wo er an der Herrschaft ist. Ein französischer Klerikaler, Louis Veuillet, hat einmal seinen Gegnern zugerufen: „Wenn Ihr an der Herrschaft seid, verlangen wir von Euch die Freiheit, weil das Euer Prinzip ist; wenn wir an der Herrschaft sind, verweigern wir Euch die Freiheit, weil das unser Prinzip ist". Genau so verfährt das Zentrum in der bayrischen Wahlrechtsfrage. Unter der Parole „gegen die Wahlrechtsräuber" war es gemeinsam mit der Sozialdemokratie in den letzten Wahlkampf gezogen. Nun, wo es die sichere Mehrheit besitzt, denkt es garnicht daran, seine Versprechungen einzulösen. Mit derselben Frivolität, die die klerikale „Augsburger Postzeitung" jüngst bewies, als sie über den badischen Liberalismus schrieb, daß er sich durch sein Zusammengehen mit der Sozialdemokratie aus der Liste der staatserhaltenden Parteien gestrichen habe, mit derselben Frivolität erklären nun die bayrischen Klerikalen insgesamt, daß die Minderheitsparteien bei der Wahlreform nun nichts mehr zu sagen hätten. Nach den badischen Stichwahlen habe das Zentrum keinen Grund mehr, auf die Wünsche der Minderheit Rücksicht zu nehmen. Das bayrische Zentrum will die relative Mehrheit bei den Landtagswahlen einführen. Das heißt praktisch, daß die Stichwahlen fortfallen. Mag die Stimmenzahl, die auf einen oder mehrere Kandidaten fällt, noch so groß sein: der Kandidat, der im

Digitized by Google

ersten Wahlgang die relativ höchste Zahl der Stimmen auf sich vereinigt, gilt als gewählt. Ein solches Wahlverfahren würde natürlich den kompakten Wählermassen des Zentrums einen enormen Vorteil verschaffen, Wahlbündnisse der Minderheitsparteien aber nicht nur verhindern — das ist übrigens der Zweck der Uebung —, sondern dadurch, daß die Minderheiten überhaupt parlamentarisch unvertreten bleiben, einen gefälschten Ausdruck des Volkswillens darstellen. Es ist gut, daß die Liberalen, trotz dieser Willkür des Zentrums, im Ausschuß für die Wahlreform gestimmt und so ihren Willen, für ein besseres Wahlrecht einzutreten, bekundet haben. Hoffentlich entnehmen aber die Vertreter der bayrischen Minderheitsparteien aus alledem die Lehre, daß sie sich in künftigen Wahlen schon im ersten Wahlgang zusammentun müssen, um die klerikalen Pläne wirksam zu durchkreuzen.

Zentrumsagrarier und Zentrumsarbeiter stehen nicht erst seit den letzten Zollkämpfen in scharfem Gegensatz. Jeder geringfügige Anlaß läßt aber den Gegegensatz neu hervortreten. So auch die bevorstehenden Landtagsersatzwahl im Wahlkreis Mühlheim-Sieg-Wipperfürth. Die beiden Kreise Sieg und Wipperführt haben zwei agrarische Vertreter, und der Kreis Mühlheim wollte diesmal, seinem industriellen Charakter entsprechend, den Arbeitersekretär Giesberts kandidieren lassen. Die Delegiertenversammlung der Zentrumspartei des Regierungsbezirks Köln hat aber einen Gutsbesitzer statt seiner in Vorschlag gebracht. Die „Kölnische Volkszeitung" redet Giesberts und den Zentrumsarbeitern gut zu, sie sollten „bei den sich mehr und mehr verschärfenden Interessengegensätzen nach Möglichkeit vermeiden, die Reibungsflächen in den einzelnen Wahlkreisen zu vermehren". Entrüstet antwortet darauf das Organ Giesberts', die „Westdeutsche Arbeiterzeitung":

„Wer solche Reibungsflächen in recht bedenklichen Maße in den letzten 10 Jahren geschaffen hat, dürfte nicht unbekannt sein. Die katholischen Arbeiter haben den landwirtschaftlichen Fragen gegenüber die denkbar loyalste Haltung eingenommen, besonders auch bei der letzten Zollkampagne. Dagegen macht sich in der agrarischen Presse eine steigende Gegnerschaft gegen die christliche Arbeiterbewegung bemerkbar, die uns des öftern nötigte, entschiedene Stellung zu nehmen ..... Wir meinen, daß derartige Belastungsproben auf die Loyalität unserer katholischen Arbeiter (wie beim Essener Wahlkampf und bei der Mühlheimer Landtagskandidatur) doch über das Maß dessen hinausgehen, was man ihnen vernünftigerweise zumuten kann."

Die katholischen Arbeiter wollen in demütiger Selbstbescheidung auch diese neueste Belastungsprobe auf ihre Loyalität ruhig aushalten. Sie werden, „um die Einigkeit in der Partei zu wahren", auch diesmal „auf ihr gutes Recht zugunsten der Landwirte verzichten". Sie brauchen sich nicht zu wundern, wenn sie bei solchem braven Verhalten auch fernerhin von den Agrariern über den Löffel barbiert werden.

Die hessischen Sozialdemokraten haben beschlossen, bei den bevorstehenden Landtagswahlen überall da, wo sie selbst keine Aussicht auf Erfolg haben, das linksstehende Bürgertum zu unterstützen. Wenn die Sozialdemokratie auch bei den Reichstagswahlen so verfahren würde, dann gäbe es im Reichstag eine Mehrheit der Linken. Im Reiche aber hält es die Sozialdemokratie für wichtiger, ihre Stimmen zu zählen, was der jetzigen Reichstagsmehrheit viel Vergnügen bereitet.

Aus der freisinnigen Volkspartei. Das badische Vorbild verdirbt die Moral der festesten Stützen der Zweifrontenpolitik. Herr Fabrikant Schaaf, der Führer der freisinnigen Volkspartei in Köln, hat sich jüngst in einer liberalen Versammlung, die zu den Kommunalwahlen Stellung nehmen sollte, für ein taktisches Zusammengehen mit der Sozialdemokratie ausgesprochen. Wir entnehmen dem klerikalen Kölner Lokalblatt:

„Herr Schaaf hatte erklärt, daß die Freisinnige Volkspartei wieder mit den Nationalliberalen gehe. Die Zeit werde wohl nicht fern sein, wo in der dritten Klasse die Sozialdemokratie mit dem Liberalismus einen Faktor gegen das Zentrum bilde. Das gab einem Versammlungsbesucher Veranlassung, zu erklären, daß die Liberalen weder mit den „Schwarzen" noch mit den „Roten" gehen können. Lebhafte Chorufe belehrten den Herrn darüber, daß dies nicht die Meinung der übrigen Versammlungsteilnehmer sei. Herr Schaaf würde sich freuen, wenn der Zeitpunkt komme, wo durch das Eintreten der Sozialdemokratie in die Wahl die Macht des Zentrums gebrochen würde. Mit diesem Herzenserguß schlug Herr Schaaf gleichgestimmte Saiten seiner Parteifreunde an, die ihm stürmisch Beifall spendeten."

Noch ein Abtrünniger! Und seine Ketzereien werden von den Kölner Liberalen beifällig aufgenommen. Ja, die Zeiten ändern sich.

Die Einigung marschiert. Wir können abermals einen erfreulichen Fortschritt in dem Umwertungsprozeß des bayrischen Liberalismus verzeichnen. Am 5. November tagte unter dem Vorsitz von Dr. Casselmann eine Delegiertenversammlung aller liberalen Gruppen und der drei Kreisverbände gemeinsam mit der neugewählten liberalen Fraktion. Diese Tagung führte zu dem Ergebnis, daß einstimmig die Einsetzung eines neuen Zentralausschusses als oberste bei allen wichtigen Fragen mitberatende Parteiinstanz beschlossen wurde; er setzt sich zusammen aus je zwei Vertretern der Nationalsozialen, Jungliberalen, Demokraten, der Freisinnigen Volkspartei, der Nationalliberalen und der drei Kreisverbände von Schwaben, Altbayern und Franken. In einem eigenen Organisationsstatut wurden die Kompetenzen dieser neuen Parteizentrale gemäß ihrer Bedeutung festgelegt. Damit ist der Entwickelungsprozeß, den wir nunmehr seit ¾ Jahren im bayrischen Liberalismus verfolgen können, in ein Stadium eingetreten, das jegliche Befürchtung — es möchte das Werk der Einigung durch irgendwelche Sonderbestrebungen gefährdet werden — ausschließt. Der bayerische Liberalismus hat ein gemeinsames Programm, die Abgeordneten der verschiedenen Gruppen bilden eine Fraktion und nunmehr ist auch eine ständige Parteizentrale, zunächst noch in allgemeinen Umrissen, geschaffen worden. Ein Beweis dafür, wie richtig unser Freund Bothmer die Situation in Bayern beurteilt hat, wenn er in Nr. 33 der „Hilfe" schrieb: „Es liegt in der natürlichen Entwicklung dieser Vereine, daß sie in keiner der bestehenden Parteien ihren Mittelpunkt erblicken können; das in ihnen lebendige Bestreben ein Parteikörper zu werden, führt notwendigerweise zur Bildung eines neuen Mittelpunktes". Wahrlich, in dieser stetigen, zweckmäßigen Entwicklung, wie sie sich in Bayern vollzieht, können wir geradezu ein Schulbeispiel für den Werdegang der von uns stets verlangten einigen bürgerlichen Linken erblicken. Wieder ein Zeichen dafür, daß die Welle der Freiheitsbewegung aus dem Süden kommt.

Die Fleischnotverschleppungskomödie. Die Note des Reichskanzlers, die an die Abordnung des Städtetages gerichtet wurde, paßt genau in das System hinein, das sich unsere agrarische Regierung der Fleischnot gegenüber zurecht gelegt hat. Man tut nichts. Aber man hat nicht den Mut, zu sagen, daß man nichts tun wolle. Man erklärt vielmehr stets und ständig, daß man untersuche und erwäge. Im Juni begann die Fleischnot. Am 11. August beriet Herr v. Podbielski mit den Vorständen der Landwirtschaftskammern, ob es eine Fleischnot gäbe. Man erklärte: nein, nur Fleischteuerung existiert. Und beim fraglichen Mahl im Kaiserhof verkündete der fragliche Landwirtschaftsminister: in drei bis vier Wochen wird die Fleischteuerung vorbei, wird Ueberfluß im Reich vorhanden sein. Die Gastwirte gingen zu den Ministern Möller und v. Podbielski. Herr Möller gab ihnen den wohlfeilen Rat, die Preise für die Fleischgerichte um 10 Pf. heraufzusetzen, und Herr v. Podbielski meinte achselzuckend, nicht er, sondern der Bundesrat sei zuständig. Als sich jedoch die oberschlesischen Oberbürgermeister an den Reichskanzler, den Vorsitzenden des Bundesrats, wandten, da wurde ihnen zum Bescheide, der preußische Landwirtschaftsminister sei zuständig. Der Vorstand des Fleischerverbandes ging zu Herrn v. Podbielski, dessen Dinerprophezeiung inzwischen elend ins Wasser gefallen war. Das mochte ihm doch etwas im Magen liegen. Er fand viele schöne Worte, so daß die Herren förmlich begeistert wurden. Er stellte eine Enquete über die Fleischnot und Erwägungen in Aussicht, ob nicht das russische Schweinekontingent für Oberschlesien erhöht werden könne. Die Enquete wurde den Landwirtschaftskammern (!) übertragen. Sie sollten bis zum 1. Oktober berichten. Jetzt im November scheinen sie noch nicht fertig zu sein. Der Bundesrat sollte sich Ende September mit der Fleischnot befassen. Bis heute ist das nicht geschehen. Der Reichskanzler wußte den Herren Kirschner und Gen. nicht einen einzigen positiven Schritt der Regierung in Aussicht zu stellen. Auch er sprach nur von Erhebungen und Erwägungen und schob wieder die Kompetenzbedenken in den Vordergrund, so absurd das auch ist, wie der Abgeordnete Gothein in der Nation im Einzelnen nachweist. Wie man auch zu der Fleischnot und den Abhilfemaßregeln stehen mag, eins ist sicher: das, was uns die Regierung bietet, ist ein unwürdiges Spiel mit den Lebensinteressen des Volkes. Wenn ein akuter Notstand, den jeder fühlt, und dem jeden Tag durch Verwaltungsmaßregeln ein Ende gemacht werden könnte, nach mehr als vier Monaten noch nicht so weit „untersucht" werden konnte, daß der sog. leitende Staatsmann zu einem klaren Urteil kommen kann, so gibt es nur zwei Möglichkeiten: entweder funktioniert der Regierungsmechanismus nicht mehr ordentlich, oder es fehlt einfach an gutem Willen.

Agrarische Mittelstandspolitik. Bekanntlich bezeichnen die Agrarier die Fleischnot mit Vorliebe als Folge des Zwischenhandels. Allein von den Händlern und Fleischern soll die Fleischteuerung herrühren. Die Landwirtschaftskammern raten den städtischen Konsumenten, durch genossenschaftliche oder kommunale Schlächtereien und Verkaufs-

Digitized by Google

stellen den Zwischenhandel auszuschalten. Ein herrlicher Rat im Munde der Agrarier, der gewerbsmäßigen Bekämpfer der Konsumvereine! Wenn es gilt, städtische Wähler vor den Wagen des Bundes der Landwirte zu spannen, dann lautet die Melodie anders. Da soll „in Stadt und Land" der Mittelstand erhalten werden. Was sagt die Mittelstandsvereinigung, die dem Bund der Landwirte so innig verschwägerte, zu den Folgerungen, die seitens der Konsumvereinsbewegung aus dem neuesten agrarischen Vorgehen gezogen werden? Heinrich Kaufmann schreibt in seiner „Konsumgenossenschaftlichen Rundschau":

Wir dürfen nunmehr wohl hoffen, daß die in Frage kommende deutsche Landwirtschaft, speziell die deutschen Landwirtschaftskammern, auch ihren ganzen Einfluß auf die Regierungen und Behörden einsetzen werden, um die bisher, namentlich in Preußen, aber auch in Sachsen, Anhalt, Braunschweig und anderen deutschen Staaten, beliebte Hemmung der Konsumgenossenschaftsbewegung von oben her zu verhindern. Ebenso dürfte es nunmehr selbstverständlich sein, daß die den Landwirtschaftskammern und Landwirten nahestehenden politischen Parteien die die noch in manchen Parlamenten üblichen, jeder Begründung entbehrenden, meistens auf ödeste Zeitungshetzereien zurückzuführenden bösartigen Angriffe auf die Konsumgenossenschaftsbewegung unterlassen.

Deutschland und die russische Revolution

Wir erleben als Zuschauer eine der größten Umwälzungen der Geschichte. Wie oft mag ein junger Mann beim Lesen der Geschichte der französischen oder englischen Revolution bei sich gesprochen haben: das möchte ich als Zeitgenosse mit angesehen haben! Jetzt ist sein Wunsch reichlich erfüllt, denn das, was sich in Rußland abspielt, ist nicht kleiner als irgend eine der großen Staatsumwälzungen der Vergangenheit. Die einstigen englischen und französischen Könige waren keine Machthaber von dem Machtumfange des russischen Zaren, und die Mißstände, die mit ihrem Regiment verbunden waren, sind nicht schlimmer gewesen als die Nöte Rußlands, aber die Glut der Neuerer erscheint heute im russischen Reiche so groß wie jemals irgendwo in der Welt. Was jedoch uns von den Zeitgenossen jener älteren Revolutionen unterscheidet, ist der wichtige Umstand, daß wir von den Vorgängen im Lande der Revolution viel mehr erfahren als es jenen Leuten möglich war. Wir sollen uns doch nicht vorstellen, als sei der Verlauf der französischen Revolution den damals Lebenden so deutlich gewesen, wie er uns durch die Arbeit vieler Geschichtsschreiber allmählich geworden ist. Sie erfuhren damals alles nur stückweise und sehr lückenhaft. Auch wir stehen vor vielen Dunkelheiten und können nur langsam den ganzen Zusammenhang des russischen Dramas begreifen, aber welche Menge von Einzelheiten wird uns doch schon jetzt jeden Tag berichtet! Wir sehen unmittelbarer als irgend ein früheres Geschlecht den Kampf ums Dasein, den eine absolute Monarchie kämpft, wenn ihre Tage zu Ende gehen, den letzten großen europäischen Kampf um das Staatsbürgerrecht eines Volkes.

Und wir sehen diesen Kampf in sehr merkwürdiger Verflochtenheit mit unserem Schicksal. Scheinbar sind wir ganz unbeteiligt, aber nur scheinbar, denn sowohl unser wirtschaftliches wie unser politisches Leben wird von dem Ausgange des russischen Ringens auf das Tiefste mitbewegt werden. Dieses soll in einigen Richtungen gezeigt werden:

1. Die „Leipziger Volkszeitung" macht mit Recht darauf aufmerksam, welchen Einfluß die russischen Vorgänge auf den deutschen Nahrungsmarkt haben können. Wir haben im Jahre 1904 von Rußland bezogen:

Weizen	für	121	Mill. M.
Gerste	„	102	„ „
Roggen	„	45	„ „
Eier	„	55	„ „
Kleie	„	46	„ „
Butter	„	21	„ „
Federvieh	„	20	„ „
Andere Nahrungsmittel	„ ca.	40	„ „
		450	Mill. M.

Wenn jetzt infolge der Unruhen die russische Produktion stockt, was sie sehr wahrscheinlich tun wird, wenn etwa gar die Zinszahlung von Rußland zeitweilig eingestellt werden muß oder im weiteren Verlauf der dortigen Krisis ganz eingestellt wird und wenn so der Steuerdruck Rußlands, das ist der Verkaufszwang für den russischen Bauern, nachläßt, wenn später Rußland selber erhöhte Ansprüche an seine Nahrungsquellen stellt und lieber zunächst selber essen will als Brot ans Ausland liefern, kurz wenn die Revolution uns die russische Nahrungszufuhr sperrt, so bedeutet das für uns noch nicht den Hunger, aber es bedeutet für eine längere Periode erhöhte Preise der genannten Artikel. Wir können dann leicht in schwere eigene Auseinandersetzungen geraten und der Kampf um die Zölle kann mit gesteigerter Wucht entbrennen. Und wissen wir denn eigentlich, mit wem wir diese Handelsverträge geschlossen haben? Solange Witte am Ruder bleibt, wird er die Verträge halten, aber wer garantiert für ihn? Es kann sein, daß eines Tages der zweite Partner dieses Vertrages verschwunden ist.

2. Da niemand weiß, ob aus der russischen Revolution geordnetere oder ungeordnetere Zustände hervorgehen werden, kannn auch niemand prophezeien, ob unsere Ausfuhr nach Rußland durch die Revolution gewinnt oder verliert. Die Hauptartikel unserer Ausfuhr sind folgende:

Eisenwaren	28	Mill. M.
Maschinen	27	„ „
Baumwolle	15	„ „
Rindshäute	12	„ „
Silber	10	„ „
Metallwaren	8	„ „
Lederwaren	8	„ „
Bücher, Musikalien	8	„ „

Alle diese Maschinen und Verarbeitungsstoffe sind nur ein kleiner Teil dessen, was Rußland brauchen könnte, wenn es eine normale Reformation an Haupt und Gliedern erlebt, aber selbst diesen kleinen Teil wird es nicht verbrauchen können, wenn es in Barbarei zurücksinkt. Unser industrielles Interesse wird am besten gewahrt, wenn in Rußland eine liberale Wirtschaftsgesetzgebung bei festen Rechts- und Staatsverhältnissen eintritt. In diesem Falle haben wir sehr große Aufträge zu erwarten, eine Verlängerung der Unruhen aber kann in manchen Zweigen von unserer Fabrikation recht unangenehm empfunden werden.

3. Politisch ist für uns die erste und wichtigste Frage, ob sich im Laufe der Revolution Polen von Rußland ablöst. Die polnische Frage ist geradezu das Gespenst für Mitteleuropa. Wir haben schon öfter in der „Hilfe" darauf hingewiesen, in welche äußerst mißliche Lage wir unseren reichsdeutschen Polen gegenüber geraten, sobald jenseits der Grenzen der Polenstaat proklamiert wird und selbst wenn man sich im Vertrauen auf die militärische Macht Deutschlands wegen der reichsdeutschen Polen beruhigen könnte, so ist die Zerbrechlichkeit Oesterreichs sehr vergrößert, sobald die österreichischen Polen den Polenstaat für möglich halten und es kann die russische Revolution einen Zerfall Oesterreichs herbeiführen, der an sich nicht notwendig ist. Man denke sich Krakau in Aufruhr, während Budapest noch in Gährung ist. Alle diese Veränderungen können kommen, und das vor allem ist es, was uns beim Anschauen der russischen Revolution das Gefühl verschafft, als verspürten wir lange Wellen von Erderschütterungen vom Osten her.

4. Es ist aber auch keine kleine Sache für uns, daß die äußere Politik Rußlands im ganzen alle Berechenbarkeit und Zuverlässigkeit eingebüßt hat. Ein Vorteil ist es ja ohne Zweifel, daß wir uns vor dem russischen Heere auf längere Zeiten hinaus nicht mehr zu fürchten brauchen und darum militärisch freier dastehen als vorher. Ein Nachteil ist es, daß wir keine russische Flotte mehr als etwaige Gegenkraft gegen England in Rechnung setzen dürfen, noch mehr aber drückt es auf die gesamte politische Lage, daß kein Mensch weiß, ob überhaupt eine Großmacht bestehen bleibt, die eine feste Geschäftsführung hat, denn es versteht sich von selbst, daß im türkischen Gebiet alle Augen, sowohl englische wie muhammedanische, den Tag erwarten, wo der Zar keine Macht mehr ist. Eine Auflösung Rußlands macht uns zur einzigen Schutzmacht des Sultans, eine schwierige Aufgabe!

5. Und schließlich ist es der geistige Einfluß, den die russische Revolution auf die innere politische Entwickelung unseres Vaterlandes haben wird. Bis heute stärkt die russische Revolution den sozialdemokratischen Radikalismus. Von da an, wo sie zu Gewalttaten übergeht, die in Deutschland schreckhaft wirken, wird sie die konservative Reaktion

Digitized by Google

stärken. Es ist möglich, daß wir durch diese doppelte Wirkung eine Verschärfung unseres deutschen politischen Lebens erfahren. Gelingt es aber, ein freies Rußland mit gesicherter Ordnung herzustellen, so wird die Folge davon nicht nur, wie wir oben sagten, eine vergrößerte Ausfuhr sein, sondern gleichzeitig eine Stärkung des Liberalismus wie sie von keiner Seite erfolgreicher kommen könnte.

Naumann.

Der Vorwärtsskandal

Die politische Bedeutung des gegenwärtigen Parteiskandals innerhalb der Sozialdemokratie darf nicht überschätzt werden; es handelt sich lediglich um eine Phase in der Radikalisierung der Partei, die seit zwei Jahren unter allerhand unerfreulichen Erscheinungen ähnlicher Art betrieben wird. Er ist nur ein Symptom der geistigen Entartung, die sich mit innerer Notwendigkeit an die Politik der Unfruchtbarkeit anknüpft, die jetzt die höchste politische Weisheit der Sozialdemokratie geworden ist. Der nach den letzten Reichstagswahlen verpaßte Moment, wirkliche Politik mit sichtbaren und vernünftigen Zielen zu treiben, hat die Partei auf sich selber zurückgeworfen und sie verbraucht ihre Kräfte in kleinlichen inneren Zänkereien, die von einigen Persönlichkeiten um das politische Prinzip geführt werden mögen, bei der Mehrzahl der Handelnden aber einen sehr menschlichen Charakter tragen. Im Grunde dreht sich der Kampf um die Autorität einzelner Führer und Cliquen bei den Massen. Und die Berliner Clique verlangte, nach der ganzen Geistesverfassung der Leute, etwas mehr Schimpfen und etwas mehr wissenschaftlich uniformierte Banalität. Die allgemeinen Parteifragen kamen für sie in zweiter Linie. Sie waren mit dem Vorwärts sachlich nicht unzufrieden, aber sie erachteten seinen gemäßigten Ton in den Parteidiskussionen nicht für die entsprechende Vertretung des Berliner Temperaments.

Darum müssen in ihrer Art selbständig denkende Männer wie Eisner und Gradnauer entfernt werden; man braucht Nachschwätzer und Nullen. Der Radikalismus, der statt Politik zu treiben fortgesetzt von der theoretischen Aufklärung der Massen und ähnlichem redet, hat eine neue Schanze erobert, aber es war kein ehrlicher Kampf, sondern Verräterei hatte die Hand im Spiele. Hier können unmöglich die einzelnen Etappen dieser Streitereien dargelegt werden, die mit Erklärungen, Rechtfertigungen, Berichtigungen die Spalten des „Vorwärts" füllen; es ist eine mühsame Arbeit, sie alle durchzulesen, undankbar und unerquicklich, trotz mancherlei politischer Pikantheiten, an denen aber eher ein Satiriker seine Freude haben kann als derjenige, der zusehen muß, wie unter alledem mit den Bedürfnissen der Arbeiter Fangball gespielt wird.

Der Siegeszug des Radikalismus ist eine Politik des schlechten Gewissens. In Jena fing es an, als man vermittels der Vertuschungskommission in Sachen Mehring kontra Eisner mit dem alten Prinzip der Oeffentlichkeit brach. Der nächste verlegene Ausdruck war das Stillschweigegebot, mit dem der Parteivorstand die amüsanten Enthüllungen aus der Jenaer Fünfzehnerkommission begleitete. Dazu ist nun die sehr ausgedehnte Erklärung gegenüber den sechs entlassenen Redakteuren gekommen. Sie bildet in ihrer nichtssagenden Vielsagerei ein geradezu klassisches Dokument. Die zum Teil grotesken Vorgänge, die sie aufklären soll, bleiben in halber Beleuchtung; immerhin erfährt man einzelnes Merkwürdige: wie man nicht daran gehen wollte den leitenden Mann, Eisner, zu entfernen, und wie man nach tausend Wegen suchte, ihn von hinten herum hinauszudrängen. Man scheint dabei geglaubt zu haben, Eisner in weitestem Umfang Ehrlosigkeit gegenüber seinen Freunden in der Redaktion zutrauen zu dürfen. Aber von ernsterer und charakteristischer Bedeutung ist der subalterne Büreaukratenton und die kleinbürgerliche Schreiberlogik, die in dem Schriftstück herrschen. Man regt sich gewaltig über den Platz auf, an dem die sechs Redakteure ihre Aufklärung abgedruckt und tadelt ihr „Selbstbewußtsein". Man jongliert mit verbindlich-unverbindlichen Zusagen Singers, (die Eisner in Jena zum Schweigen veranlaßten), daß keine Aenderungen in der Redaktion bevorstehen. Im übrigen gibt man sich ganz als „Herr im Haus" und schilt die Redakteure, daß sie sich die Entfernung nicht stillschweigend gefallen ließen. Was soll man dazu sagen, wenn der Vorstand der deutschen Arbeiterpartei schreibt:

> „Wie kein Mensch sich in eine Sitzung drängen wird, in der von den zuständigen Organen über eine Gehaltserhöhung für ihn beraten und beschlossen werden soll, so sollte auch keiner das Verlangen aussprechen, um jeden Preis Verhandlungen beizuwohnen, in denen es sich um seine eventuelle Kündigung handelt, weil die über sein Tun und Lassen zur Entscheidung berufenen Organe eine solche möglicherweise für notwendig halten."

Das ist vollkommen die Denk- und Ausdrucksweise aller jener Scharfmacher, die von Gleichberechtigung ihrer Arbeiter nichts wissen wollen und über die doch sonst von jener Seite die Fluten der Empörung und Verachtung rauschen. Bei dem Versuch, die sofortige Außerdienstsetzung der Redakteure zu rechtfertigen, weiß man nicht, ob er mehr ein Produkt der Dummheit, der Angst oder des schlechten Gewissens ist. Man wollte die Redakteure erst draußen haben, um vor ihren „verwirrenden Gegenbemerkungen" gesichert zu sein. Die Loyalität der neuen Redaktion besteht nun darin, daß sie eine Gegenerklärung der Gemaßregelten möglichst spät bringt und durch diese Verschleppungstaktik der Verwirrung und Mythenbildung Tür und Tor öffnet. Mit gutem Grunde.

Die Parteipresse der Sozialdemokratie stellt sich zum größeren Teile gegen den Parteivorstand, sie protestiert, wohl im Gefühl der Möglichkeiten, die solcher Präzedenzfall eröffnet, daß über die Köpfe der Redakteure weg deren Geschäftsführung abgeurteilt wird. Auch die Heimlichkeit der Inszenierung, das Schweigegebot, die Verschleierungsversuche werden peinlich als undemokratisch empfunden, man hat entschiedene Worte gegen die Parteiautokratie und verlangt, daß der gesamte Aktenbestand und Briefwechsel ohne Abstrich veröffentlicht werde. Ob jedoch diese weitgehende Entrüstung zu einem politischen Willen sich sammeln wird, bleibt nach der ganzen heutigen Lage sehr fraglich.

Der „Vorwärts" hat seit seiner neuen Leitung ein sofort deutlich erkennbares, anderes Gesicht angenommen. Daß er rein literarisch geringwertiger wurde, ist weiter nicht bedeutsam. Aber der entschiedene Wille tut sich kund, noch mehr als bisher mit Talmigelehrsamkeit und mit Phrasen zu arbeiten und durch Wiederholung der altewigen, gleichen und sicheren Formeln die „Geister zu revolutionieren". Die Aussichten auf Rosa Luxemburg und Stadthagen, der übrigens eine der treibenden Kräfte der Intrigue zu sein scheint, dünken auch den Genossen nicht sehr erfreulich, die „Münchener Post" schreibt sarkastisch: nun werde ja der „Vorwärts" in der Tat Lokalblatt, dem die überwiegende Mehrheit der Parteigenossen werde wohl darauf verzichten, ihn noch als Zentralorgan zu achten.

Der Streit geht noch weiter, die ausführliche Duplik der ausgesperrten Redakteure ist im Augenblick noch nicht in ihrem ganzen Umfang veröffentlicht. Es wird eine Tagung des Vereins „Arbeiterpresse" verlangt, gegen den Willen des Parteivorstandes, und zwei süddeutsche Blätter wollen gar einen außerordentlichen Parteitag, der mit den Parteiführern abrechnen soll. Die „Streifbrecher" in der jetzigen Redaktion des „Vorwärts" benehmen sich dabei so ungeschickt und brutal wie möglich und leisten namentlich in der Preßübersicht Ergötzliches. Bebel kündet mit stark unterstrichenem Gefühl seiner Autorität an, er werde in einem späteren Stadium „alles hübsch zusammenfassen", um seinen Gegnern, den „edlen Sechs" die „verdiente Antwort zu geben". Die Sechs selber legen dar, wie die bisherige Haltung des Vorwärts nicht die Schwankungen der Leitung mitgemacht, sondern diejenige Richtung verfolgt habe, die tatsächlich in allen entscheidenden Fragen von der Partei eingeschlagen wurde. Alles wankt und wogt. Das Gefühl, daß man nun nicht mehr mit ehrlichem Gewissen gegen die Herrenmoral der bürgerlichen Gesellschaft und gegen die Korruption des Rechtsverfahrens werde reden können, legt sich auf viele wie eine drückende Ahnung.

Und das Ende vom Lied? Wir glauben nicht, daß die Entrüstung über den Parteivorstand genügen wird, schon jetzt die Herrschaft der radikalen Autokratie zu brechen und vernünftige, selbständige Kräfte innerhalb der Sozialdemo-

Digitized by Google

kratie frei zu machen. Darüber muß noch einige Zeit und Unvernunft hinter uns liegen. Vorderhand bedeutet die Affäre nur eine weitere Erschwerung, innerhalb der Sozialdemokratie wie innerhalb des Liberalismus, für eine vernünftige, nur fortschrittliche Reichspolitik zu werben.

Theodor Heuß.

Die vorjährigen Streiks und Aussperrungen

Im „Correspondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands" hat Legien vor kurzem die Streiks und Aussperrungen des Jahres 1904 bearbeitet. Ob es sich in allen Fällen nur um an den Kämpfen unmittelbar Beteiligte und um Kosten der sozialdemokratischen Gewerkschaften handelt, geht aus der Aufstellung nicht hervor. Jedenfalls ist dies aber der Fall. Dann erhöhen sich die Ziffern noch um die Zahl der Beteiligten und um den Betrag der entsprechenden Kosten aus den Hirsch-Dunckerschen und christlichen Gewerkvereinen.

Das vergangene Jahr war ein großes Streik- und noch größeres Aussperrungsjahr. Es fanden insgesamt 1625 Streiks und Aussperrungen mit 135 957 Beteiligten statt. Im Kampfe um die Hebung ihrer Lebenshaltung befanden sich jedoch 320 163 Arbeiter und Arbeiterinnen. Es haben demnach 184 206 Beteiligte Verbesserungen erreicht oder Verschlechterungen abgewehrt, ohne daß es zu Arbeitseinstellungen gekommen ist. Man hat also in vielen Fällen auf die Auskämpfung von Forderungen verzichtet oder sich mit kleinen Erfolgen begnügt. In diesem Vorgang liegt ein durchschlagender Beweis von dem kulturellen Wert der Arbeiterorganisationen, die schon durch ihre Existenz einen erheblichen Einfluß auf die Arbeitsverhältnisse ausüben.

Die Kosten der Streiks und Aussperrungen betrugen 5 551 314 M. Als erfolgreich für die Arbeiter werden 878 (55,07 %), als teilweise erfolgreich 317 (20,1 %) und als erfolglos 349 (22,1 %) Streiks angegeben. Bei 19 Streiks und 26 Aussperrungen ist das Resultat unbekannt, 36 Streiks waren Ende 1904 noch nicht beendet. In der Aufstellung wird nachgewiesen, daß sich die Zahl der ganz und teilweise erfolgreichen Streiks erhöht hat, was mit der guten Geschäftslage und der Kräftigung der Gewerkschaften zusammenhängt. Zu einem endgültigen Urteil ist jedoch die an sich bedeutsame statistische Arbeit nicht ausreichend. Eine Berechnung der Zahl der Beteiligten an den erfolgreichen und erfolglosen Streiks fehlt vollständig, so daß man nicht feststellen kann, ob der Erfolg bezw. Mißerfolg mehr oder weniger bei den kleineren oder größeren Lohnbewegungen zu suchen ist.

Unter den 1625 Streiks und Aussperrungen waren 886 Angriffsstreiks, welche in 767 Fällen um Lohnerhöhungen und Arbeitszeitverkürzungen geführt wurden. Hiervon hatten 57,4 % einen vollen und 11,6 % einen teilweisen Erfolg. Die Gewerkschaften haben also nach Kräften gesucht, die bessere Geschäftskonjunktur für die Arbeiter nutzbar zu machen.

Ueberraschend ist dabei die große Zahl der Abwehrstreiks, von denen 627 durchgeführt werden mußten. In 19 Fällen handelte es sich um die Forderung zum Austritt aus der Gewerkschaft, in 160 um Maßregelungen, in 266 um Lohnreduktionen und in 29 Fällen um Verlängerung der Arbeitszeit. Leider waren diese Streiks nur zu 53,7 % von Erfolg. Wenn man ohne weitere Angaben die 627 Abwehrstreiks den 886 Angriffsstreiks gegenüberstellt, möchte es beinahe scheinen, daß sich die Ergebnisse gegenseitig aufheben und alle Arbeitskämpfe nur von sehr zweifelhaften Erfolgen begleitet wären. Das ist jedoch glücklicherweise nicht zutreffend.

Eine Erscheinung von zunehmender Bedeutung bilden die Aussperrungen, die sich gegen das Jahr 1902 verdoppelt und gegen 1901 vervierfacht haben. Im Jahre 1904 gab es 112 Aussperrungen mit 31 402 beteiligten Personen, die die Gewerkschaften 1 870 647 M. kosteten. In den letzten 5 Jahren mußten hierfür 4 861 540 M. ausgegeben werden. Es werden von den Aussperrungen des Vorjahres 37,2 % als ganz, 25,5 % als teilweise erfolgreich und 37,2 % als erfolglos bezeichnet. Doch fehlt auch hierbei eine Aufrechnung der Streikziffer mit der Zahl der Beteiligten, so daß man nicht genau feststellen kann, wie viele Arbeiter und Arbeiterinnen durch erfolgreiche Aussperrungen gezwungen worden sind, zu Kreuze zu kriechen.

Legien gibt in seinem Bericht zu, daß die Arbeitskämpfe in ein anderes Stadium getreten sind und zwar sowohl durch den Ausbau der Arbeitgeberverbände, als auch durch die Aussperrung großer Arbeitermassen. Dabei heißt es jedoch: „Von einem dauernden Erfolge gegenüber den Arbeitern kann gar keine Rede sein. Die Aussperrungstaktik führt nur dazu, daß die Kämpfe mit größerer Erbitterung geführt werden. Die Niederlage in einem solchen, von den Unternehmern zur Machtprobe gestalteten Kampfe veranlaßt die Arbeiter, mit größerer Erbitterung und größerer Opferfreudigkeit sich für den neuen Kampf zu rüsten".

Es mag dies zutreffen. Soll aber darin die alleinige Lehre liegen, die sich aus der neuen Situation ergibt? Bei einem Kampf handelt es sich doch immer um eine Machtprobe, auch auf seiten der Arbeiter! Warum also hier die Verwunderung und Drohung mit Erbitterung? Auch die Arbeitgeber werden oft über die „Machtprobe" der Arbeiter erbittert sein. Es scheint beinahe, als wären auch hier die Worte dazu dagewesen, um die Gedanken zu verbergen. Sie passen nicht gut zu den späteren Ausführungen, in denen eine kühlere Betrachtung der Aussperrungen zum Ausdruck kommt. Aber auch dort bleibt Legien an der Oberfläche, vielleicht, weil er muß. Die Gewerkschaftsführer, auch die an der Spitze der Millionenbewegung stehenden Männer, haben oft ebenso wenig wie die sozialdemokratischen Parteiführer, das Recht, ihre eigene Meinung auszusprechen, wenn sie auf eine Kritik der Genossen hinauslaufen müßte. Legien sagt weiter: „Das gibt uns aber noch keineswegs Veranlassung, besorgt der weiteren Entwicklung der Dinge entgegenzusehen. Im Gegenteil, wir betrachten dieses Vorgehen der Unternehmer als in der Natur der Sache liegend. Und da wir besonderen Wert darauf legen, daß die Arbeiter deutlich die Unnatur unserer gegenwärtigen Gesellschaftsordnung erkennen, so vermögen wir den Unternehmern wegen ihres rücksichtslosen Vorgehens nicht einmal gram zu sein".

Nun, inzwischen hat der Kampf in der Berliner Elektrizitätsindustrie stattgefunden, bei dem allein mehr Arbeiter ausgesperrt wurden, als im ganzen Jahre 1904. Der Ausgang dieser Aussperrung fällt bei der nächstjährigen Statistik schwer ins Gewicht. Und die „Unnatur unserer gegenwärtigen Gesellschaftsordnung" ist bei einem Parteivorstand gegen seine Redakteure eben erst so offenbar geworden, daß eine Vertröstung auf eine spätere Gesellschaftsordnung" außerordentlich unangebracht erscheinen dürfte. Ein systematischer Ausbau der Organisationen mit Hilfe der Lehren, die sich aus solchen Konflikten ergeben, muß die Aufgabe „moderner" Gewerkschaftsführer sein.

Was der Gewerkschaftsbewegung fehlt, besagt ein Aufsatz über Unterrichtskurse, der im vorigen Jahre im Correspondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands erschien. Wie berechtigt er war, das hat der Elektrokampf schlagend bewiesen. Um ein kleines Objekt läßt man es nicht zu einer Aussperrung von 40 000 Arbeitern kommen, bei der jeder Sehende von Anfang an wissen konnte, wie sie verläuft. Köln und Jena haben leider dafür gesorgt, die öffentliche Meinung für Arbeiterkämpfe merklich abzukühlen. Kommen nun noch heillose Organisationsfehler hinzu, dann sind alle großen Lohnbewegungen zum Mißerfolg verurteilt.

Müssen immer erst Millionen geopfert werden, damit nachher dasselbe getan wird, was vorher angezeigt war und von den eigenen Gewerkschaftsführern verlangt wurde?

Hier helfen keine noch so selbstbewußten Redewendungen mit Blankowechseln auf die Zukunft. Hier hilft vielmehr nur eine Erziehung der Arbeiterschaft für die realen Voraussetzungen gewerkschaftlicher Erfolge, und eine Taktik, welche im stande ist, die öffentliche Meinung für die Kämpfe der Arbeiterorganisationen günstig zu beeinflussen.

Beides wurde bisher stark vernachlässigt. Man wurstelt vielfach weiter und hilft sich mit unangebrachten Rennomistereien über alle Mißerfolge hinweg. Es muß einmal gesagt werden, ohne den Gewerkschaftsführern persönlich zu nahe zu treten: Die Führer sind der heutigen Sachlage oftmals nicht gewachsen und die Massen sind infolge ihrer radikalen Tageslektüre wenig geneigt, bei den Kämpfen auf besonnene Führer zu achten. Die Losung muß daher lauten: Mehr Aufklärung, aber nicht parteipolitischer Art für eine Fata morgana, sondern für die Aufgaben im Gegenwartsstaat zur wirtschaftlichen und sittlichen Hebung der Arbeiterschaft.

Dann, aber nur dann, werden die Arbeitskämpfe erfolgreicher sein und eine Gestalt annehmen, die die Herbeiführung eines besseren Arbeitsverhältnisses verbürgt, als die jetzigen Kämpfe.

Chr. Tischendörfer.

Der englische Liberalismus

IV. Wirtschaftspolitik. Arbeiterfrage.

(Schluß.)

Die schwierigste Kolonie ist jetzt Südafrika. Mit Grund erhebt die Opposition harte Anklagen gegen die Wirtschaft dort unten; die Frage ist nur, ob sie von ihrem Standpunkt klug daran tut, viel zu versprechen und die Forderungen der Moral allzulaut zu verkünden. Es ist garnicht wahrscheinlich, daß die mechanische Uebertragung freiheitlicher Institutionen diesem gequälten Lande die Ruhe und Wohlfahrt wiedergeben werde. Die Konservativen hatten nicht so Unrecht, wenn sie meinten, daß in den eben erst durch den furchtbarsten Zwang britisch gewordenen Gebieten nicht plötzlich die freien Zustände Englands eingeführt werden können. Milner,

Digitized by Google

dem die Aufgabe ward, Transvaal und die Orangefluß-Kolonie zu regieren, ist unter den englischen Prokonsuln der größte Verwalter. Wenn er ohne Erfolg Südafrika verlassen mußte, so ist das noch kein Beweis für die liberale Theorie, daß die volle Sebstbestimmung jetzt schon dort eingeführt werden könne. Auf lange Zeit hinaus noch wird die südafrikanische Politik durch die mächtigen kapitalistischen Interessen geführt werden, deren Begriff von guter Verwaltung sich mit der Garantie einer regelmäßigen und möglichst billigen Goldproduktion deckt. Bekanntlich hat auf das Drängen der Minenleute die jetzige Regierung die Einwanderung chinesischer Kulis erlaubt. Die Grubenbesitzer machen durch die Lohnersparnis Profit, dem Lande erwächst dadurch Schaden. Dazu kommen die Nachteile, die das Einströmen der Kulis für die anderen Einwohner im Gefolge hat, die Laster, der Schmutz, die Krankheiten, die von den Chinesenpferchen ausgehen. Mit Recht protestierten die Liberalen gegen die Einfuhr der Kulis. Aber sie ließen das ganze südafrikanische Problem auf die einzige Chinesenfrage zusammenschrumpfen und gaben dieser eine Wichtigkeit, die ohne den landesüblichen moralischen Cant garnicht verständlich ist. Die gut geschürte Entrüstung über die „Chinesensklaven" hat der Opposition glänzende Agitationserfolge eingetragen, aber sie wird in eine heikle Lage geraten, wenn man sie vor die Verwirklichung ihrer Entrüstung stellt, wenn sie die Kuliarbeit gegen den keineswegs verächtlichen Widerstand der Goldmagnaten verbieten soll. Die Machtstellung der Plutokratie ist in den herrschenden Klassen, auch am Hofe, gut verankert und wird, wie die ganze südafrikanische Frage, den Liberalen jedenfalls noch bittere Stunden bereiten.

Die auswärtige Politik war niemals die Stärke der Gladstone'schen Schule. Der Altmeister selbst betrachtete die nichtenglische Welt durch ein Prisma, das aus sittlichen Ueberzeugungen, englischem Stolze und professoraler Voreingenommenheit wunderlich zusammengesetzt war. Die Formel von der „glänzenden Isolierung" entsprach der Theorie des laissez faire, im Grunde aber auch den wirklichen Interessen Englands, solange die große Auseinandersetzung auf dem Kontinent andauerte. Das Aufkommen neuer Weltmächte erst zwang den Briten mit Rücksicht auf das Imperium die Rückkehr zur Bündnispolitik auf, die von den Konservativen vollzogen worden ist. Die liberalen Führer haben sich damit einverstanden erklärt, ja, sie verzichten, aus Angst vor der populären Strömung, beinahe auf jede Kritik. Eine Ausnahme macht wieder Rosebery. Die Allianz mit Japan billigt er, und nimmt sogar einiges Verdienst daran für sich in Anspruch, hingegen verwirft er die Annäherung an Frankreich, die von den meisten Liberalen ebenfalls unbesehen hingenommen wurde. Man fand in der Partei die Kritik Roseberys an dem so populären und vom König so stark betriebenen Abkommen unbequem und wunderlich. Vielleicht aber hat er frühzeitig die Intrigen durchschaut, die sich an die Akte vom 8. April 1904 knüpften und augenscheinlich bezweckt haben, Deutschland und ganz Europa in ein furchtbares Abenteuer zu verwickeln. Lord Rosebery ist kein Staatsmann vom stärksten Typus; er ist leicht verstimmt, hält sich zu schade für das gewöhnliche Parteitreiben und besitzt nicht Gladstone's ungebrochenen Glauben an die Demokratie. Aber er ist einer der Klügsten unter den englischen Politikern und er kennt Deutschlands dringende Bedürfnisse und Englands Schwächen. Seine Parteigenossen sind bei weitem nicht alle so vorurteilslos, und ihre Presse, die freilich ihre meisten Informationen aus konservativen Quellen bezieht, fördert die Antipathie gegen Deutschland in letzter Zeit ziemlich unverhüllt. Das gilt namentlich von den Londoner Blättern, während die führenden liberalen Zeitungen in den anderen großen Städten, z. B. in Liverpool, Manchester und Glasgow ein selbständigeres Urteil bewahren. Auch unter den liberalen Parteiführern sind, wie nicht vergessen werden darf, noch ganz neuerdings mehrere gegen die Abenteuerpolitik der Jingos aufgetreten, so Morley und mit besonderem Nachdruck der treffliche Bryce. Beide sind ehemalige Minister, werden höchst wahrscheinlich auch zum neuen liberalen Kabinett gehören und ihren namentlich auch in publizistischen Kreisen großen Einfluß sicherlich für eine ehrliche Verständigung auch mit Deutschland geltend machen. Man darf in der Tat gespannt sein, wie die Liberalen sich als regierende Partei zu Deutschland stellen werden.

Auf eine langsame Besserung der Beziehungen mögen wir also hoffen; ein rascher Frontwechsel ist aber durchaus nicht zu erwarten. Der würde erstens der allgemeinen Stimmung nicht entsprechen; sodann ist die ganze diplomatische Maschine, wie sie jetzt steht, von den Tories montiert worden und nicht sobald umzuändern. Ganz kürzlich erst hat in der City Edward Grey, dessen Aeußerungen von der größten Bedeutung sind, da ihm im liberalen Kabinett sicher ein sehr wichtiger Posten zufallen wird, „Kontinuität in der auswärtigen Politik" als das Programm seiner Partei angekündigt. Für Deutschland hatte Grey nur die magere Bemerkung, er befürworte eine Verständigung, die jedoch Englands Verhältnis zu Frankreich nicht beeinträchtigen dürfe. Uebrigens kann man, gerade wenn man die liberale für die ehrlichere von den englischen Parteien hält, nicht einmal wünschen, daß sie sich unvorsichtig mit Deutschland kompromittiere; auch sollte ihr die deutsche Presse ihr Vertrauen nicht allzu oft aussprechen. Die „Times" und ihresgleichen registrieren das alles prompt. Ferner wird man keine Abkehr von der seit zwanzig Jahren befolgten Rüstungspolitik erwarten dürfen. Zwar fordert in einer kürzlich veröffentlichten Agitationsschrift der Cobden-Klub, seiner Tradition gemäß, starke Einschränkung der Ausgaben für Heer und Marine. Aber selbst diese Radikalsten wollen doch nur bis auf das Budget des Jahres vor dem Burenkriege zurückgehen. Abstriche am Flottenetat sind in diesem Jahre schon von den Konservativen vorgenommen worden; sie erklären sich durch das Bündnis mit Japan, durch eine energische Konzentration der Flotte und Abstoßung veralteter Schiffstypen. Viel weiter werden die Liberalen kaum gehen können. Als sie in den neunziger Jahren zum letzten Male die Regierung übernahmen, wären sie fast sogleich wieder gestürzt worden, weil sie dem Parlament nicht Sorfalt genug auf die Flotte zu verwenden schienen. Nur ein persönlicher Appell Gladstone's an das Haus, die Berufung auf seine Dienste und seinen Patriotismus retteten sein Kabinett. Die Folge war, daß der liberale Marineminister, Lord Spencer, zwischen 1893 und 1895 sein Budget in zwei Sprüngen um 90 Mill. Mark hinauftrieb. Das war neben der Altersschwäche und neben der zweiten irischen Niederlage der Grund, weshalb der große alte Mann abdankte; Morley teilt die Tatsache in seiner großen Gladstone-Biographie mit. Er konnte seine Partei nicht tadeln, er wollte aber auch die neue Politik nicht mehr mitmachen. Natürlich haben die liberalen Führer diese Lehre nicht vergessen.

Frankfurt a. M. **B. Guttmann.**

Unsere Bewegung

Berlin. Dem Bericht in Nr. 43 der „Hilfe" ist nachzutragen, daß auch Herr Dr. Paul Nathan, der langjährige Redakteur der „Nation", und Herr Zahnarzt Dr. Glaser dem neuen Vorstande des sozialliberalen Vereins angehören.

Kiel, 26. Oktober. Nach einem eindruckvollen Vortrage unseres Landtagsabgeordneten Wolgast über die bevorstehenden politischen Arbeiten in den Parlamenten fand im Vororte Gaarden-Hassee-Winterbeck die Gründung eines liberalen Wahlvereins statt, dem sofort etwa 50 bis 60 Mitglieder beitraten. In den nächsten Wochen wird hoffentlich auch in den übrigen um Kiel herumliegenden Ortschaften von der Gründung liberaler Vereine berichtet werden können. Die Vorarbeiten dazu sind in vollem Gange, sodaß wir hoffen im Laufe des Winters ganz Kiel mit einem Kranz liberaler Organisationen umgeben zu haben.

Oldenburg i. Grh. Unsere Wintertätigkeit hat mit der Veranstaltung der Donnerstags-Diskussionsabende bei Hilgen, am Markt, wieder begonnen. Wir fingen gleich mit einem schönen Erfolge an. Herr Oberlehrer Pfannkuche referierte über die verflossene Landesausstellung, dabei allerlei Nutzanwendungen für die Hebung des Handwerks ziehend. An der sehr angeregten Diskussion beteiligten sich anwesende Vertreter des Handwerks, unser Landtagsabgeordneter Wessels, Kunstmaler Bakenhus u. a. m., wobei besonderes Gewicht auf das Zusammenarbeiten von Handwerkern, Künstlern und Lehrern gelegt wurde. — Wir gedenken die Erörterung solcher Fragen der täglichen Praxis im kommenden Winter fortzusetzen. Zunächst wird Herr Lehrer Janssen über die Ansässigmachung der Arbeiter sprechen, dann folgen Vorträge über die oldenburgische Steuerreform, Mittelstandsfragen, Tarifgemeinschaften usw., wobei wir auf die Mitwirkung unserer hiesigen und der Eutiner Landtagsabgeordneten rechnen. — Gleichzeitig beginnen

Digitized by Google

wir eine kräftige Agitation für die "Hilfe". Eine ganze Anzahl von Probenummern werden vom 1. November ab wöchentlich verschickt.

Plön-Oldenburg. Für die bevorstehende Reichstagsersatzwahl ist von den Freisinnigen aller Richtungen Herr Dr. Struve aus Kiel zum Kandidaten nominiert worden. Wir erwarten, daß die nationalsozialen Stimmen von 1903 geschlossen auf Herrn Dr. Struve übergehen werden. Herr Dr. Struve, wenn er auch niemals nationalsozial organisiert gewesen ist, ist von Beginn seiner politischen Tätigkeit an stets für einen wahrhaft nationalen und sozialpolitischen Liberalismus eingetreten und war stets ein warmer Befürworter der Einigung aller Liberalen. Diejenigen, die im Kreise Plön-Oldenburg oder in einem der Nachbarkreise wohnen und für diesen Politiker der freisinnigen Vereinigung sich an der Wahlarbeit beteiligen wollen, mögen ihre Adressen Herrn Saß, Kiel, Goethestraße 23, zur Verfügung stellen.

Eisenach. Die früheren Nationalsozialen, die jetzt dem Wahlverein der Liberalen angehören, treten in der bevorstehenden Reichstagsersatzwahl gleich im ersten Wahlgang für Chefredakteur Kühner ein, den Kandidaten der freisinnigen Volkspartei. Unser Vertrauensmann, Pfarrer César in Wiesenthal, erklärt in der „Eisenacher Tagespost" folgendes im Namen unserer städtischen und ländlichen Parteifreunde: „Zur Reichstagsersatzwahl. Im Namen der früheren National-Sozialen des Wahlkreises Eisenach-Dermbach, die sich mit der „Freisinnigen Vereinigung" im Wahlverein der Liberalen zusammengefunden haben, empfehle ich unseren Freunden und Gesinnungsgenossen, sowie allen wahrhaft freiheitlich gesinnten Männern unseres Wahlkreises, bei der bevorstehenden Reichstagsnachwahl gleich im 1. Wahlgange dem Kandidaten der freisinnigen Volkspartei, Herrn Chefredakteur Philipp Kühner, ihre Stimme zu geben. Wir können ein starkes und einiges Volk nur dann bleiben, wenn in Deutschland freiheitlich regiert und der Masse unseres Volkes die Möglichkeit des Emporsteigens gegeben wird. Darum erscheint uns die Einigung des entschiedenen Liberalismus und seine Durchdringung mit sozialen Gedanken um der Zukunft unseres Volkes willen als das wichtigste, wofür wir gegenwärtig zu arbeiten und zu kämpfen haben. Und da wir von Herrn Kühner die Ueberzeugung haben dürfen, daß er auch als Mitglied der freisinnigen Volkspartei für die Zusammenfassung des Liberalismus und für sozialen Fortschritt eintreten wird, müssen und wollen wir für seine Wahl stimmen und werben, obwohl soeben erst der Parteitag der freisinnigen Volkspartei ein politisches Zusammengehen mit den früheren National-Sozialen abgelehnt hat. Dazu bemerkt die freisinnige „Eisenacher Tagespost": „Mit der Freude unserer Gegner, die sich privatim sehr angelegentlich, aber erfolglos um die Gunst der Freunde Naumanns beworben haben, ist es also nichts!" Möge nunmehr auch die Berliner „Freie deutsche Presse", die sich ja um eine lückenlose Chronik der nationalsozialen Bewegung bemüht, dieses Verhalten ihren Lesern zur Kenntnis geben.

Kassel. In der außerordentlich gut besuchten Monatsversammlung des nationalsozialen Vereins vom 28. Oktober hielt Herr Kaufmann Zucker einen sehr fesselnden Vortrag über die wichtigsten politischen Ereignisse der letzten zwei Monate. In sehr klarer Weise verstand es der Vortragende, ein lebendiges Bild der politischen Ereignisse uns vorzuführen. Dann berichtete der neue Parteisekretär Herr Lotz und Herr Köhler über die Agitationskonferenz in Berlin; mit großer Freude entnahmen wir aus beiden Berichten, daß die Arbeit fast allenthalben im Reiche aufwärts führt zu Kampf und Sieg. Nach langer, zum Teil sehr heftiger Diskussion fand nach 1 Uhr nachts fast einstimmig eine Resolution Annahme, worin der Verein erklärt, daß er einer Aenderung des Namens „nationalsozial" in „liberal" sympathisch gegenübersteht. Nur die Herren Assessor Dr. Bovensiepen und Friseur Greb sprachen und stimmten gegen die Resolution. Es sind Verhandlungen mit dem hiesigen Wahlverein der Freisinnigen Volkspartei angeknüpft, die ein gemeinsames Arbeiten der beiderseitigen Vereinsvorstände und Abhaltung gemeinsamer großer öffentlicher Volksversammlungen bezwecken. Ein guter Verlauf dieser Einheitsbestrebungen scheint gesichert. — Ueber diese Vorgänge ist die hiesige Sozialdemokratie derart aus dem Häuschen geraten, daß sie von einer Verleugnung unserer ganzen nationalsozialen Vergangenheit schreibt und in einem Artikel des hiesigen Volksblatts Naumann und v. Gerlach wegen ihrer treulosen Gefolgschaft auf das innigste bedauert. Sie wittert eben die ihr von einem liberalen Block drohenden Gefahren.

Leipzig. Die letzte Versammlung des hiesigen Liberalen Vereins war zugleich die erste, die nach der im Sommer erfolgten Verschmelzung mit dem Nationalsozialen Verein stattfand. Der Vorsitzende, Herr Dr. med. Langerhans, wie der Vorsitzende des ehemaligen Nationalsozialen Vereins, Herr Dr. phil. Dinkler, gaben ihrer Freude über die vollzogene Einigung Ausdruck, die eine erfreuliche Gewähr für die Stärkung des liberalen Gedankens in unserer Stadt sei. Als Hauptredner des Abends sprach Herr Reichsgerichtsrat a. D. Böthke über „Liberalismus und soziale Frage". Von der verschiedenartigen Stellung des Altliberalen und der Nationalsozialen zur sozialen Frage ausgehend, stellte Redner fest, daß die Wege beider Parteirichtungen sich einander immer mehr in dem Maße genähert haben, als auf liberaler Seite Verständnis für die Dringlichkeit der sozialen Bestrebungen gewonnen wurde und bei den Nationalsozialen die Erkenntnis wuchs, daß ein Fortschritt nur möglich sei in einem Staate, der nicht den einseitigen Klassenstandpunkt vertritt. Nachdem dann noch die Herren Justizrat Haber und Dr. Langerhans das Wesen des Liberalismus und dessen Stellung zum Sozialismus erörtert hatten, wurde die folgende Resolution einstimmig angenommen: „Der Liberale Verein spricht nach dem Hinzutritt der Mitglieder des ehemaligen Nationalsozialen Vereins seine Genugtuung über die Verschmelzung beider Vereine aus. Die zuversichtliche Hoffnung auf ein ersprießliches Zusammenwirken wird begründet durch die seit Jahren, besonders bei der Reichstagswahl und der Landtagswahl, hervorgetretene Gemeinsamkeit der politischen und der sozialen Grundanschauungen." — Im zweiten, geschäftlichen Teil der Sitzung erstattete Herr Parteisekretär Wunschmann Bericht über seine bisherige Tätigkeit, und Herr Dr. Barge, der Vorsitzende des sächsischen Liberalen Landesverbandes, brachte einige Organisationsfragen zur Sprache.

Frankfurt a. M. Der erste gemeinschaftliche Diskussionsabend der hiesigen Demokraten, Freisinnigen und Nationalsozialen nahm unter starkem Besuch einen ausgezeichneten Verlauf. Das einleitende Referat von Dr. Goldschmidt behandelte die Grundbegriffe des Liberalismus, die Ursachen seines augenblicklichen Rückganges und die Notwendigkeit intensiver politischer und sozialer Arbeit. In mehrstündiger Aussprache kamen noch eine Reihe weiterer Punkte, Frauenfrage, Genossenschaften, Gewerkschaften, Konsumvereine, Parteitaktik usw. zur Besprechung. Landtagsabgeordneter Oeser betonte u. a. besonders die Notwendigkeit, in der von fortschrittlicher Seite zuerst angeregten und jetzt hauptsächlich von reaktionärer Seite benützten Genossenschaften tüchtig mitzuarbeiten. Die badischen Landtagswahlen hätten übrigens gezeigt, was der Liberalismus, wenn er sich auf sich selbst besinnt, heute noch vermag. Von Seiten der Nationalsozialen beteiligten sich an der Diskussion die Herren Hagg, Dr. Cahn und Dr. Hohenemser. Die Wiesbadener Resolution der Freisinnigen Volkspartei, sowie die Unterschiede in der Auffassung bezüglich vaterländischer Machtfragen kamen an diesem ersten Abend, in dem vor allem die gemeinsamen Aufgaben des Liberalismus erörtert wurden, nicht zur Besprechung. — Der nächste nationalsoziale Diskussionsabend ist Freitag, den 17. November, abends 8½ Uhr im Restaurant Henninger, Roßmarkt 21. Thema: „Vorschulen und unentgeltliche Lernmittel". Einleitender Referent Oberlehrer Nierhaus.

Plauen i. V. Die diesjährige Hauptversammlung des „Kreisvereins" wählte zum Vorsitzenden Herrn Rechtsanwalt Rietzsch, eine sehr glückliche Wahl, die zu den besten Hoffnungen für die Zukunft des Vereins berechtigt. Oberlehrer Weidauer gab einen vorzüglichen Ueberblick über die Lage des Liberalismus in Deutschland, wobei er in überzeugender Weise und unter allgemeiner Zustimmung die Blocktaktik in Baden als aussichtsreiche und vorbildliche Kampfesart gegen alle Reaktion bezeichnete. Man schied aus der Versammlung mit dem Eindruck, daß unser politisches Streben bei aller Ungunst der Zeiten nicht vergebens sein werde, und mit dem festen Vorsatz, womöglich mit verdoppelter Kraft zu arbeiten.

Aue, 28. Oktober. Die zahlreich besuchte Hauptversammlung unseres liberalen Vereins erledigte besonders die Neuwahlen. Zum Vorsitzenden wurde gewählt Herr Otto Heß, Schneeberger Straße, zum Schriftführer Herr Julius Freund; Kassierer bleibt Herr Max Strauß-Auerhammer, während als Beisitzer die Herren Friedrich Eisentraut und Paul Berndt gewählt wurden. Neu beschlossen wurde, in jedem Monate eine Mitgliederversammlung abzuhalten und das vom Vorstand vorgeschlagene Arbeitsprogramm anzunehmen. Möchten die Mitglieder doch in Zukunft recht zahlreich an den Vereinsveranstaltungen teilnehmen!

München. Der Münchener Verein hat seine Winterarbeit mit einer geschlossenen Mitgliederversammlung am 31. Oktober begonnen, in der zunächst Graf Bothmer eingehend über die Berliner Agitatorenkonferenz berichtete und im Zusammenhang damit die ganze politische Situation für den entschiedenen Liberalismus in Nord und Süd behandelte. Seine Ausführungen fanden den Beifall der Versammlung. Dann sprach der Vorsitzende Dr. Rehm über die bevorstehenden Gemeindewahlen und legte der Versammlung ein in einer Kommission und in mehreren Vorstandssitzungen durchberatenes Gemeindeprogramm vor, dem die Versammlung zustimmte.

Der Nationalsoziale Preßverein erhielt folgende Beiträge: Berlin, W. v. H. I., 20 M.; Bruchsal, F. K. I., 5 M.; M. St. I., 5 M.; Chemnitz, F. M. I., 6 M.; Hannover, W. M. IV., 6 M.; Herne i. W., H. S. I., 5 M., Krossen a. O., E. R. M. I., 5 M.; Leipzig, H. B. V. 50 M.; Wilhelmshof (Krs. Prenzlau) B. D. I. 28,50 M.; Wolters-dorf-Schönblick, B. W. III., 6 M.

Zusammen	136,50 M.
Dazu laut Ausweis in Nr. 43	3814,70 „
Insgesamt	3951,20 M.

über die wir heute mit herzlichem Danke quittieren.

Berlin-Schöneberg, Hohenfriedbergstr. 11.

Die Geschäftsleitung.

Digitized by Google

Soziale Bewegung

Bei der großen Aussperrung der Textilarbeiter in Thüringen und Sachsen ist bisher, abgesehen von einigen unwichtigen Zwischenfällen in Gera und Greiz, die Ruhe und Ordnung nirgends gestört worden. Die feiernden Arbeiter und Arbeiterinnen im gesamten Aussperrungsgebiet haben sich seither mustergültig benommen. Auch der Gesamtvorstand des sächsisch-thüringischen Webereiverbandes scheint keinen Gefallen an der weiteren Aufrechterhaltung der Aussperrung zu finden. Die Arbeitgeber wollten am letzten Montag sämtliche Betriebe wieder öffnen, falls in allen Verbandsfabriken dauernd eine genügende Anzahl Arbeitswilliger eintreffe. Andernfalls sollen am 11. November erneut und auf längere Zeit alle Betriebe geschlossen werden. Die Arbeiter dringen auf Aufhebung dieser neuen Drohung. Im Augenblick, da diese Zeilen geschrieben werden müssen, lauten die Nachrichten aus dem Lager der Arbeiter wenig friedliebend. Es scheinen so wenig Ausgesperrte und Streikende in die Fabriken zurückgekehrt zu sein, daß der Betrieb nirgends voll wieder aufgenommen werden konnte. Infolgedessen drohen nun auch die Färber am 11. Nov. aussperren zu wollen. 40 000 Arbeiter und Arbeiterinnen würden dann zu feiern genötigt sein. Der christliche Textilarbeiterverband fordert zur Wiederaufnahme der Arbeit auf!

Die Erregung unter den Ruhrbergleuten ist so stark geworden, daß allen Feindseligkeiten der Führer zum Trotz sich die Siebener-Kommission wieder zusammengefunden und an den Reichskanzler das Ersuchen gerichtet hat, er möge der Aufhebung der Freizügigkeit für die Ruhrbergleute steuern. Auf einer großen Zahl von Zechen im Oberbergamtsbezirk Dortmund werden diejenigen Arbeiter, welche ordnungsmäßig von einer Zeche abkehren, nicht eher auf andern Zechen auf Arbeit eingestellt, bis sie neben dem von dem Gesetz vorgeschriebenen Abkehrschein noch einen Ueberweisungs- oder Uebernahmeschein von der abkehrenden Zeche vorzeigen. Kann aber ein solcher ordnungsmäßig abgekehrter Arbeiter den verlangten Uebernahmeschein nicht vorzeigen, so wird er nirgends eingestellt. Durch die Verweigerung des Abkehrscheins wird dem Bergarbeiter also jede Möglichkeit eines Arbeitswechsels im rheinisch-westfälischen Bergbau genommen. Eine solche Handlungsweise verstößt sowohl gegen die guten Sitten, wie auch gegen das Gesetz über die Freizügigkeit. Der Reichskanzler wird daher von der Siebener-Kommission gebeten, „energisch für Remedur sorgen zu wollen, ev. durch eine Vorlage zur Abänderung der Reichsgewerbeordnung". — An den Handelsminister hat sich die Siebener-Kommission mit einer Eingabe gewandt, die sich gegen die vom Verein zur Wahrung der bergbaulichen Interessen ausgearbeiteten und von den Zechenverwaltungen übernommenen Bestimmungen der „Normal-Arbeitsordnung" richtet. Der bergbauliche Verein hat schleunigst eine Gegenerklärung gegen die Eingabe veröffentlicht, worin er natürlich alle Beschwerdepunkte der Siebener-Kommission zurückweist. Inzwischen geht die Bewegung ihren Gang weiter. Zahlreiche Versammlungen im Ruhrrevier beschäftigen sich mit den Mißständen, für deren Abstellung der Kanzler und der Handelsminister Sorge tragen sollen. Da in den nächsten Wochen noch eine lebhafte Agitation für die durch das letzte Bergarbeiterschutzgesetz notwendig gewordene Wahl der Arbeiterausschüsse einsetzen wird, so wird die Kritik der Arbeiter noch ständig steigen. Die Organisationen werden dabei stark an Mitgliederzahl gewinnen.

Ein Verein der Nichtorganisierten. Sonderbare Blüten treibt das Bestreben mancher Kreise, die Arbeiter von der Organisation fernzuhalten. Kürzlich wurde in den Zeitungen berichtet, daß es die Burbacher Hütte (in Saarabien!) mit neuen, glänzenden Uniformen und Festlichkeiten versucht hat, um — das Standesgefühl der Arbeiter zu heben, wie der Erfinder der Idee, der bekannte Exprofessor und Oberscharfmacher Dr. Tille, betont hat. In der Augsburger Maschinenfabrik hat man jetzt eine Organisation der Nichtorganisierten gebildet unter dem Titel: Arbeiterverein von Werk Augsburg. Aufgenommen werden nur solche Arbeiter, die keiner Organisation, weder christlicher, noch Hirsch-Dunckerscher oder sozialdemokratischer angehören. In der nach langen Vorarbeiten hinter verschlossenen Türen am 14. Oktober stattgefundenen Gründungsversammlung sollen etwa gegen 1000 Arbeiter zugegen gewesen sein. Für den Jahresbeitrag von einer Mark verspricht der Verein: 1. Errichtung einer Arbeiter-Witwen- und Waisenkasse; 2. Gewährung von Krankengeldern unabhängig von den Krankengeldern der Krankenkasse für Werk Augsburg; 3. Gewährung von Unterstützungsbeiträgen im Falle der Bedürftigkeit und Würdigkeit; 4. Gewährung von zinsfreien Darlehen; 5. Gewährung von Altersprämien, alljährlich bei der Christbaumfeier; 6. Gewährung von Beträgen zum Besuch von Ausstellungen; 7. Abhaltung von Festlichkeiten, insbesondere Christbaumfeiern mit Geschenken an die Familienangehörigen. Der Anlaß datiert von der großen Metallarbeiteraussperrung im Sommer dieses Jahres. — Unterstützung, Unterstützung, Geschenke und Festlichkeiten! Man sollte, schreibt die Westd. Arbztg., nicht für möglich halten, daß es Arbeiter gibt, bei denen das Gefühl der Selbstachtung so wenig entwickelt ist, daß sie derartige Unternehmer-Experimente mitmachen. Es fehlt allerdings in unserm modernen Arbeiterstand noch gewaltig an dem Gefühl für Standesehre, das einst den Handwerkerstand ausgezeichnet hat und eine, vielleicht die stärkste Triebkraft seiner wirtschaftlichen und sozialen Emporentwickelung war. Dieses herrliche Gut uns anzueignen und es allen Kollegen anerziehen, gehört mit zu den vornehmsten Aufgaben des christlichen Arbeiters von heute.

An der Mittelstandsbewegung hat ein preußischer Ministerialdirektor, gewiß ein klassischer Zeuge, berechtigte Kritik geübt. Ministerialdirektor Thiel aus dem Landwirtschaftsministerium führte in der Eröffnungssitzung der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung folgendes aus:

> „Es fällt an der Mittelstandsbewegung jedoch das eine von vornherein auf, daß das politische Strebertum sich in ihr breit macht. Den Gegnern der Mittelstandsbewegung wird vorgeworfen, sie beachten ganz einseitig nur das rein wirtschaftliche Moment. Es gebe aber weit höher stehende ethische Momente. Diese Momente haben ihre Berechtigung. Aber die natürliche Entwickelung erheischt, daß man sich nicht gegen wirtschaftliche Prozesse stemmt, die ein offensichtlicher Fortschritt sind, zumal gegenüber unökonomischen, überlebten, veraiteten Wirtschaftsformen, die zu erhalten, geradezu Torheit wäre. Bei Licht betrachtet, enthält der Mittelstand mancherlei minderwertige Existenzen. Die Handwerker sollten bedenken, daß sie sich nicht behaupten können, wo die Fabrik in der Massenproduktion billiger und besser produziert. Das Handwerk hat seinen Boden nur noch im wesentlichen, wo es sich um Reparaturen oder um die Befriedigung individueller Sachbedürfnisse oder um individuelle, insbesondere kunstgewerbliche Leistungen handelt. . . . Ein weiterer Bestandteil des Mittelstandes sind die Kleinhändler. Ihre Stellung ist durchaus unökonomisch im Hinblick auf die hohen Mieten, das halbbeschäftigte Personal und dessen lange Arbeitszeit u. a. m. Im Gegensatz dazu stehen die Warenhäuser mit dem ökonomisch wichtigen Prinzip des Barverkaufes und der Barzahlung, der viel besseren Bezahlung und Behandlung der Angestellten und anderes mehr. Ihre aufsteigende Entwickelung beweist sicher auch ihren inneren Wert, und die Bemühungen, sie durch die Warenhaussteuer einzuengen, sind fehlgeschlagen. Die Steuer ist auf Fabrikanten und Konsumenten abgewälzt worden. Man muß auch die Frage aufwerfen, ob nicht der Angestellte eines Großbetriebes nicht viel selbständiger ist als der „selbständige" Gewerbetreibende aus dem Mittelstande, der in steter Not um seine Existenz nach allen Seiten hin abhängig ist."

Es sind keine neuen, sondern recht alte Wahrheiten, die hier verkündet werden. Im Munde eines hohen preußischen Beamten, noch dazu aus dem Landwirtschaftsministerium, bekommen sie aber ein besonderes Gewicht. Man soll sie daher in agrarischen Mittelstandsversammlungen so oft wie möglich vorlesen.

Ein mustergültiger Arbeitgeberverband scheint der der Schmiedemeister von Hannover und Linden zu sein. Der Zweck dieses Verbandes soll satzungsgemäß sein: 1. geistige Ausbildung der Mitglieder durch gemeinsamen Bezug von Fachzeitschriften, durch Versammlungen und Vorträge; 2. Hebung der Solidarität durch Bekämpfung unlauterer Konkurrenz, Regelung der Preise und des Submissionswesens; 3. gemeinsamer Rechtsschutz in gewerblichen Streitigkeiten; 4. Herbeiführung gedeihlicher Verhältnisse mit den Abnehmern a) durch Einsetzung einer Tarifkommission, b) durch regelmäßige Sitzungen mit den Arbeitnehmern, c) durch Ausbau des Arbeitsnachweises. Wenn dieses Programm wirklich sinngemäß in die Praxis übersetzt wird, dann überragen die Meister des Schmiedehandwerks von Hannover viele Großindustriellen-Verbände an sozialpolitischer Einsicht. Er wäre sehr wünschenswert, wenn recht viele Handwerksmeister ähnliche Arbeitgeberverbände bilden wollten.

Ein katholischer Frauenverband ist kürzlich in Berlin gegründet worden. Vertreterinnen katholischer Arbeitervereine traten zusammen, um einen Verband katholischer Vereine erwerbstätiger Frauen und Mädchen Deutschlands zur Förderung religiös sittlicher und beruflich wirtschaftlicher Interessen zu gründen. Die Zahl der angeschlossenen Mitglieder betrug bei dem Inslebentreten des Verbandes etwa 6000. In der Gründungsversammlung wurde ausdrücklich betont, daß der Verband entsprechend der Eigenart der weiblichen Natur und der weiblichen Arbeit sich volle Selbständigkeit bewahren wolle und nicht als Anhängsel des Berliner Männerverbandes bezeichnet werden könne. Gleichzeitig wurde mit aller Entschiedenheit Verwahrung dagegen eingelegt, daß die angeschlossenen Vereine etwa Vorschulen der interkonfessionellen Gewerkschaften darstellen sollten; der Verband stehe vollständig auf dem Boden der katholischen Kirche. Das in den einzelnen Vereinen schon bestehende Sterbe- und Krankenunterstützungswesen ist von Verbandswegen neu geregelt worden. Als Organ wurde die „Frauenarbeit" bestimmt.

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Eugen Katz in Berlin. — Druck von Franz Weber, Mauerstr. 80.

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 45. Berlin, 12. November 1905

Auf eigenem Grund

Wir gingen des Abends noch hinaus vor die Stadt. Der Weg führte den Berghang entlang zu einer Wiese. Dort sollte ein Gartenhaus erstehen auf eigenem Grund und Boden. Die ersten Schollen waren aufgegraben. Es war Erde, wie andere Erde auch: aber sie roch so gesund, sie war so frisch. Ein Sandhaufen lag da, die Graben waren gezogen, die Linien abgesteckt, — wie bei jedem Bauplatz und doch so anders! Und man sah hinüber nach der Stadt mit ihren Lichtern. Die Berge schoben sich nah aneinander und die Täler füllten sich mit weichem Dunkel. Das war gerade so, wie überall, wo müde Menschen einen Augenblick ruhen und sich der Einsamkeit in der Natur freuen. Und doch war es hier anders. Hier lag ein kleiner eigener Besitz. Eigene Erde, eigene Scholle, eigene Flur. Es ist nicht wahr, daß nur die Habgier des Menschen das Eigentum geschaffen und die Grenzlinien gegen Nachbars Garten gezogen hat. Hier wächst Freude aus dem eigenen Grund. Denn nichts drängt sich zwischen Mensch und Erde. Man treibt ihn nicht weg, wenn er lauschen will, was ihm der Boden erzählt aus seiner eigenen Geschichte. Nichts schiebt sich zwischen den erdigen Grund und den fröhlichen Menschen, der nun hier mit beiden Füßen stehen will als eigener Herr, als freundlicher Wirt, als dankbarer Mensch.

Warum geben wir den Menschen nicht viel mehr eigenen Boden? Was Mutter Erde uns sagen will, kann sie dort viel besser, wo wir unmittelbar zu ihr gehören; und was des Bodens Herr, der ewige Schaffer im Himmel, den Menschenkindern zu sagen hat, läßt sich viel deutlicher hören auf einem eigenen Stück Land, wo man frei steht und unabhängig ist, und oben der Himmel selbst sich über uns öffnet. Das ist keine poetische Träumerei, das bedeutet keine nationalökonomische Forderung, das ist ein uraltes Recht des Menschen auf die Erde, von der er genommen ist, zu der er zurückkehrt. Solche heiligen Rechte werden nie vergessen. Ein Volk bleibt gesund, das seine Grenzen wahrt, nicht um sie zu mißbrauchen, sondern um in ihnen stark zu werden. Jedes Mitglied der Volksgemeinschaft hat sein Recht auf die Scholle. Es sehnt sich nach dem unmittelbaren Zugang zu den Mächten, von denen es in seinem Innern so stark beeinflußt wird. Gebt den Menschen Boden!

Und geht fromme Menschen solche Forderung nichts an? Ihnen gelte, sagt man, das Gebot des Verzichts auf ein Eigen. So gönnt doch den Tausenden zuerst die Möglichkeit, daß sie überhaupt verzichten können. Man fordert ja garnicht Verzicht, sondern man nimmt von vornherein. Verzichten bedeutet doch ein Opfer nur, wenn man all die Freuden aus eigener Erfahrung kennt, die man dann aus eigenem Entschluß auf die Seite schiebt. Wer solchen Verzicht für Pflicht hält, der tue es! Etwas ganz anderes ist es, Tausende zu diesem Verzicht zu bringen, ohne sie zu fragen. Damit hat Frömmigkeit nie etwas zu schaffen gehabt. Sie stand immer nur verantwortlich für den Einzelnen. Ueberhaupt aber wird die Frömmigkeit sich schwerere Aufgaben wählen, wenn sie die Pflichten des Eigentums kennen lernt, als wenn sie sich deren entledigt. Es ist nicht sehr schwer, andere für sich sorgen zu lassen, aber schwer ist es, sein Eigen recht zu verwalten, fröhlich und dankbar zu genießen, und es wirklich zum Spiegelbild eigenen Wollens und Denkens zu prägen. Eigentum schaffen in diesem Sinn kann nie unfromm sein.

Gebt Eigentum!

Traub.

Eintagsfliegen

Wenn man, wie es einem rechtschaffenen politischen Wesen zukommt, jeden Tag die Berliner Anschlagsäulen studiert, so entdeckt man ungefähr jede Woche die Ankündigung irgend eines neuen Preßunternehmens. Hier zeigt ein Riesenverlag, der bereits Politik und Unterhaltung, Gesundheitspflege und Musik durch unglaublich wohlfeile, periodisch erscheinende Preßerzeugnisse popularisiert hat, den verehrlichen Frauen an, daß er nunmehr auch die Mode zu popularisieren gedenke. Da wird ein neues Mittagsblatt empfohlen. Dort liest man, daß, um einem anscheinend tiefgefühlten Bedürfnis entgegenzukommen, zu den bestehenden sechs Montagsblättern ein siebentes hinzutreten soll. Hier hat jemand die Entdeckung gemacht, daß den zahllosen Blättern, die der Kritik dienen, unbedingt eine „Kritik der Kritik" entgegengesetzt werden muß. Dort vertritt ein anderer die Meinung, daß nur die Abonnenten seines neu gegründeten Börsenblattes gegen jeden Verlust bei Spekulationen pupillarisch sichergestellt sind. Heute ladet einer das Publikum ein, bei ihm die allein echte „Wahrheit" kennen zu lernen, morgen bittet es ein anderer, seine „Tribüne" zu besteigen, übermorgen erbietet sich ihm ein dritter als Führer durch das „Leben", den Tag darauf möchte ihn ein vierter beweisen, daß das Leben ein „Kampf" sei, und so geht es fort. Von den neuen sog. Witzblättern ganz zu schweigen! Wenn es so viel Witz in Deutschland gäbe, wie es Witzblätter gibt, wir wären wirklich ein beneidenswertes Volk.

Seit vielen Jahren habe ich mir eine Sammlung aller ersten Nummern der in Berlin neu herauskommenden Blätter angelegt. Ich lege gerade auf die erste Nummer Gewicht, denn wer kann wissen, ob die zweite noch erscheint. In verschiedenen Fällen war meine Vorsicht jedenfalls am Platze. Die erste Nummer blieb die einzige. Diese „Unica" in meiner Sammlung sichern mir hoffentlich bei meinen einstigen Erben ein dankbares Andenken.

Im allgemeinen pflegen freilich die neuen Blätter ein paar Monate zu bestehen. Soviel Kredit gibt schon die Druckerei. Und ein paar Tausend Mark Betriebskapital sind auch in der Regel da. Ohne sich allzu großer Uebertreibung schuldig zu machen, kann man behaupten, daß die erste Nummer von dem Herausgeber meist auch voll bezahlt wird. Diese Nummer geht fast immer glänzend. Die Händler bekommen sie nämlich umsonst. Was sie verkaufen, ist ihr Verdienst. Man kann sich denken, mit welcher Lungenkraft sie arbeiten. Auch die zweite Nummer, für die der Händler vielleicht einen Pfennig abzuliefern hat, geht noch. Von Nummer zu Nummer wird jedoch der Eifer geringer. Er bewegt sich in umgekehrter Proportion zur Zahl der abzuliefernden Pfennige. Ebenso zurückhaltend wie die Händler wird das Publikum. Einmal fällt jeder Berliner auch auf das dümmste neue Blatt hinein. Zweimal nur die ganz Dummen. Und ihre Zahl ist nicht so groß, wie

Digitized by Google

es wohl mancher Blattgründer wünschen möchte. Eine Zeit lang vegetiert das Blatt noch. Ganz erstaunt fragt man sich, wenn man es nach drei Monaten zufällig irgendwo sieht: lebt es wirklich noch? Dann naht das Ende, manchmal sang- und klanglos, manchmal mit Donnergepolter. Trauernd stehen die unbezahlten Mitarbeiter und die anderen Gläubiger an dem Grab ihrer Habe. Manchmal trauern sogar die Herausgeber. Denn es giebt tatsächlich Herausgeber neuer Blätter, die eigenes Geld nicht nur besitzen, sondern auch hineinstecken. Diese Spezies — es sind die idealistischen Gründer — werden aber immer rarer.

Wer den Zeitungsmarkt beobachtet hat, wird immer an das biblische Gleichnis vom Säemann erinnert. Von den unzähligen ausgestreuten Körnern bringt nur der kleinste Teil Frucht. Und wenn das eintritt, so liegt es auch in 9 Fällen von 10 nicht an der Qualität des Ackers, auf den der Same fiel, sondern an den Qualitäten des Säemanns. Wer da hat, dem wird gegeben. So ist es auch mit dem Erfolg bei der Zeitungsmache. Die Neugründungen kapitalkräftiger Unternehmer prosperieren fast immer. Denn gerade im Zeitungswesen führt nur Zähigkeit zum Ziel. Wer es sich leisten kann, im ersten Jahre eine Million hineinzubuttern, hat nach 5 Jahren mit großer Wahrscheinlichkeit ein gut rentierendes Unternehmen. Auch im Zeitungswesen stehen wir eben unter dem Zeichen des Großbetriebes. Blätter, die allein durch die Bedeutung ihrer Herausgeber in den letzten 10 Jahren in Berlin in die Höhe gekommen sind, kann man an den Fingern einer Hand herzählen.

Trotzdem diese ununterbrochenen kapitalschwachen Neugründungen, am liebsten von Wochenblättern. Da glaubt man nämlich, mit dem lumpigsten Kapital auskommen zu können. Es gehört ja auch so wenig zu einer solchen Gründung: ein Schriftsteller, der eine „Idee" hat, ein Dummer, der sich die Ehre, ein „Organ" zu haben, gern etwas kosten läßt, ein Drucker, der Kredit gibt und eine Anzahl hungriger oder vertrauensvoller Mitarbeiter, die, wenn man ihnen den ersten Artikel bezahlt, sechs weitere schreiben. Ob das neue Blatt irgendwelche innere Existenzberechtigung hat, danach wird natürlich am wenigsten gefragt. Der eine gründet es, weil er mit seinem alten Blatt Krach gehabt hat, der andere, weil ein Blatt ähnlichen Genres Geld einbringt, der dritte vielleicht nur, weil ihm ein guter Titel eingefallen ist. Ich hatte einen Bekannten, dem es geradezu das Herz abdrückte, weil er keinen Geldmann für den „Eisernen Besen" fand. Er meinte, ein Blatt mit solchem Namen müsse gehen, möge darinstehen, was da wolle. Aber daß auch der zugkräftigste Titel nicht vor dem Untergang schützt, hat das Schicksal der „Großen Schnauze" bewiesen. Selbst sie verschwand von den Straßen Berlins, so unwahrscheinlich es klingen mag.

Meine Sammlung erster Nummern hat allmählich unheimliche Dimensionen angenommen. Zu meinem nächsten Geburtstag werde ich mir wohl von meiner Frau einen Schrank eigens dafür schenken lassen müssen. Bei Gelegenheit will ich mir alle die welken Blätter wieder einmal genau durchsehen. Das ist eine ganz amüsante, aber auch lehrreiche Beschäftigung. Man sieht dabei, wie viel Optimismus und Idealismus, aber auch welches Quantum gewissenloser Leichtfertigkeit unter den deutschen Schriftstellern und noch mehr unter denen, die es sein möchten, zu finden ist.

H. v. Gerlach.

Lesser Ury

Es giebt Kunstwerke, die nichts zu tun haben mit unserem Alltagsmaßstabe, die, über unsere allgemeine Wertung von schön und häßlich erhaben, uns mit königlichen Gebärden den Standpunkt anweisen, von dem aus sie betrachtet zu werden wünschen. Und wir alle gehorchen. Zuerst langsam und widerwillig. Oft mit einer Gebärde des Spotts, wie der wehrlos Schwächere sich dem Stärkerem beugt. Was wir da vor uns sehen, ist so ganz außer und über unserer Art, daß wir nicht mehr haben als die Ahnung von der Bedeutung, die es dereinst für unsere Kinder, die nächste Generation, und deren Kinder wiederum gewinnen wird. Solche Künstler sind Subjektivisten höchster Art, Propheten, die künstlerische Hoffnungen und Ideale kommender Zeit mit singulärer Kraft vorwegnehmen und zu gestalten wagen. Es sind keine Ordner, sondern es sind Erfinder. Ein solcher Erfinder ist Lesser Ury, der Phantast unter den Naturalisten, die stärkste der Berliner Malerindividualitäten. Seit zwanzig Jahren steht er im Kampf gegen das Mißverstehen der Dummheit und die Feindschaft künstlerischer Gegner. Einen Einsiedler der Kunst möchte man ihn beinahe nennen. Und für den, der die Kulturgeschichte der Menschheit kennt, ist es ein rührendes Schauspiel, zu sehen, wie, während der weltabgewandte Künstler sich immer reineren Höhen zukehrt, inzwischen die Menge sich mit immer wachsendem Verständnis und Erstaunen auf seinen verlassenen Pfaden drängt, bis sich ihr allmählich jene schönen Flammen der Begeisterung mitteilen werden, die Ury ebenso verdient wie die anderen großen Künstler unserer Zeit, die Böcklin, Klinger, Ludwig von Hofmann. Denn der Ury, den Ihr heute preist, ist bereits wieder über sich selbst hinausgestiegen. Er hat das, was Ihr zur Zeit an Claude Monet als unbegreiflich schöne Kühnheit bewundert, längst erreicht. Ihr aber solltet ihn in seiner ganzen Größe lieben.

Lesser Ury ist wie unsere ganze Generation vom Naturalismus ausgegangen. Wie noch keinem großen Künstler hat sich auch ihm die einzige künstlerische Wahrheit nicht verschlossen, daß die Kunst in erster Reihe eine Betätigung der Sinne und nicht des Verstandes ist. Zugleich aber hat er auch erkannt, daß mit diesem Wissen noch nicht alles erreicht ist, daß man eine Persönlichkeit sein muß, um der Natur die Zunge zu lösen. Als Axiom gefaßt: Aller Kunst Ziel ist es, die Natur zu überwinden. Eben diese Ueberwindung erst ist Kunst, eine neue Schöpfung, mächtiger als die alte, bewußte Beseelung des unbewußten Seins. Und Lesser Ury ist dieses Seltene, das wir doch vor allem brauchen: eine Persönlichkeit. Er vermag die Natur zu zwingen, seine, Lesser Urys Sprache zu reden anstatt ihrer eigenen. So formen sich Züge, die etwas Höheres bedeuten als noch so geschickt gemachte Gemälde, damit schafft er Kunstwerke. Urys Schaffen ist weder Naturalismus noch Feuilleton, sondern eine echte, auf Form und Farbe aufbauende Ideenkunst.

Vor über 20 Jahren fing Ury in Düsseldorf an. Seine Lehrer waren nicht die besten. So war er zu seinem eigenen Heile früh gezwungen, eigene Wege zu gehen. Gleich Goya kann er von sich sagen, daß sein eigentlicher und wichtigster Lehrmeister die Natur gewesen ist. Ohne etwas von den Impressionisten Frankreichs zu wissen, empfindet der junge Künstler bereits Licht und Luft als die beiden Hauptfaktoren seiner Kunst. Er hat nie danach gefragt, ob und wie er überhaupt zeichnen und malen könne. Und eben, weil er nicht fragt, weil er das Schwanken und Zweifeln der Geringeren nicht an sich erfährt, ist er der größte Könner, den wir heute bewundern, den unsere Kinder einst in noch höherem Grade bewundern werden. Es jauchzt in seinen Werken von schönen Linien und prächtigen Farben. Keine überflüssige Grübelei, kein rein technisches Experiment stört den unerschöpflichen Strom seiner Produktionskraft.

Ury rührt uns am meisten in seinen Landschaften. Da ist er ein weicher, idyllischer Träumer, rührt an die latentesten Gefühle unserer Seele; wie mit väterlicher Hand führen wir uns zu ihm hingeleitet. Hier steht er uns menschlich am nächsten. In seinen Ideenbildern, dem Gewaltigsten seines Schaffens, der großzügigen Trigolie „Der Mensch", dem farbenprächtigen „Die ersten Eltern" und vor allem in seiner mächtigsten Schöpfung, dem unsterblichen, übermächtigen „Jeremias" erscheint er uns wie ein Riese, der auf einem fernen Berggipfel steht im neuen Morgenrote und die Zwerge da unten gütig und mächtig heraufwinkt. Wir haben dasselbe Gefühl kindlicher Ohnmacht, das uns seiner Zeit vor Böcklins Prometheusbildern ergriff. Da kann der Künstler aber wenigstens eines von uns verlangen; blutige Ehrlichkeit, selbst wenn sie uns unangenehm ist. Ueber das uns zur Lösung vorgelegte Problem kommen wir nicht hinaus, wenn wir, wie es seiner Zeit bei Böcklin geschah und hier wiederum geschieht, all die Verzeichnungen und scheinbaren Farbendissonanzen mit fachmännischer Genugtuung registrieren. Wir wollen und sollen lieber bekennen, daß uns z. B. dem „Jeremias" gegenüber das Gefühl fremder Größe und eigener Schwäche umfängt, daß wir schier umgeworfen werden vom Sturm einer mächtigen Persönlichkeit, der unsere Kräfte noch nicht gewachsen sind. Und so wollen wir uns denn wenigstens der Kritik ent-

Digitized by Google

halten, wo wir nur ahnen können, daß eine starke Zukunft vor uns emporwächst.

Urys Landschaften gegenüber haben wir dieses Bekenntnis unserer Schwäche und Unreife nicht nötig. Hier können wir verstehen, wenn wir den ehrlichen Willen haben, uns in das Empfinden des Künstlers hinein zu versetzen, und nicht in selbstgefälliger Borniertheit verlangen, daß er uns nach dem Schnabel reden soll. Der künstlerischen Reinheit dieses Schaffens gegenüber mögen wir ein wenig uns selbst vergessen. Es ist nicht nur die Pflicht sondern vor allem das Ehrenrecht des Beschauers, objektiv sein zu dürfen unter Hintansetzung des eignen Ichs.

Ein unter Berücksichtigung aller Anforderungen der Technik so liebevolles Entschleiern der Naturgeheimnisse, ein so wundersames Eingehen auf ihre Absichten, eine so selbstbewußte Demut gegenüber der in ihr waltenden Schöpferkraft — sollte denn das alles nicht genügen, um unsere Seele bis zu Tränen edlen Gefühls zu rühren. Da haftet einigen dieser Bilder der kräftige Erdgeruch Millets an, über anderen liegt der feine Duft von Corots italienischen Reminiszenzen. Fühlen und Schaffen der mit Recht so gepriesenen letzten Periode Claude Monets ist hier seit fünf Jahren in vollendeter Art vorhanden.

Trat man früher vor eine von Urys landschaftlichen Schöpfungen, so gewahrte man zunächst nichts als Haufen scheinbar willkürlich zusammengewürfelter Farbenflächen. Die Linie hatte gar keinen Wert mehr in diesem bunten Farbenkonzerte, das zunächst schreiend wirkte wie eine Dissonanz und seine große echte Harmonie erst dem offenbarte, der die richtige Entfernung fand. Impressionismus. Aller erste Meisterschaft, feines Können, ein Suchen, das bereits dem Finden sehr nahe war. Unwillkürlich drängt sich der Vergleich mit Monet wieder auf. Es war eine Mitte, kein Ende. Heute ist diese Periode lange überwunden. Eine Goethesche Ruhe und sonnige Heiterkeit liegt über den wundersamen Landschaften der letzten Jahre.

Die Perspektive der Fläche ist das Geheimnis des Landschafters Ury. Neben Turner ist er der größte Kolorist, den die Neuzeit kennt. Blau, violett, grün und rosa sind seine Lieblingsfarben. Mit ihnen erzielt er seine schönsten Wirkungen, sie weiß er in wundersame Akkorde zu einander zu stimmen. Er malt gern Morgen- oder Abendstimmungen, wenn die Töne der Landschaft fein in einander übergehen. Ein Freund der Sonne, hat Lesser Ury das Licht durch ganz Europa verfolgt. Hier grübelt er nicht, hier rubriziert er nicht. Der Landschafter Ury ist ein glückliches Kind, das seiner Mutter Züge aufgezeichnet hat und diese nun schüchtern fragt: „Ist es so richtig?"

Träume, nicht Leben. Und echte Künstlerträume sind denn auch die Porträts, welche Ury schuf. Ohne altmeisterlich gewollt zu sein, liegt über ihnen schon heute für uns der feine, weltabgekehrte Duft der alten Florentiner Meister. Man fragt nicht nach der Aehnlichkeit und nach der Richtigkeit der Proportionen, wenn uns wie hier leidvolle Seelen einen schamhaften Einblick in ihr Innerstes gewähren. Die äußere Form eines Kopfes gibt Ury nur selten richtig, ja in kraftvollem Wollen unterdrückt er sie mit Bewußtsein, weil das sinnlich Willkürliche ihrer Linien sein Gefühl stört. So seltsam es klingen mag, ein Porträt Urys ist nichts als ein zum Kopf erweitertes Augenpaar. Von den Augen aus schafft er den ganzen Menschen neu. Zweifelhaft, ob der Besteller dann immer mit der Ausführung seines Auftrages zufrieden gewesen ist. Aber ebenso zweifellos, daß eine kommende Generation sich in süßer Weise gefangen nehmen lassen wird von dieser wehmütigen Chopeinmusik einer leidenden Künstlerseele.

Eine große Künstlerpersönlichkeit ist wie ein gewaltiger Strom, der in herrlichem Egoismus alle kleinen Bäche in seine Umarmung reißt, auf daß das Land des Lebens fruchtbarer werde für uns und für die, deren Urteil einmal den Wert unserer Generation festlegen wird. Und wenn wir daran denken, wie wir selbst den Wert verflossener Zeiten nach ihren künstlerischen Leistungen abschätzen, sollten wir Lesser Ury nicht genug lieben können. Denn unserer sind gar viele, aber was wäre unser Werk ohne das Genie.

Lothar Brieger-Wasservogel.

Die Gegner

Von A. Falkenberg.

Ganz oben am Feldrain mußten sie aufeinandertreffen ... Sie fuhren Mist auf das junge Land und hielten auf den schmalen Koppelwegen langsam, aber stetig aufeinander zu.

Lüder Mende schleifte einen niedrigen Wagen hinter sich; häufig ruckte er ihn hastig vorwärts und warf von unten herauf böse Blicke in der Richtung geradeaus und knirschte mit den Zähnen.

Carsten Hinrichsen schleppte einen hoch beladenen Karren vor sich; er hielt ihn mehr stoßweise in Bewegung, als daß er ihn in einem ruhigen Tempo vorwärts brachte.

Lüder Mende — Carsten Hinrichsen! Auf dem Wege zwischen ihnen stand das Schicksal mit der Peitsche in Händen und trieb: Halloh — halloh! und hü und hott, auf daß Ihr mein werdet!

Und nun trafen sie auf einander ganz oben am Feldrain, wo eine nicht sehr breite Koppel Land sich aufteilte und mitten zwischen durch ein Weg lief, nicht breiter, als eben zwei schmale Handwagen neben einander zu dulden. Carsten Hinrichsen triumphierte innerlich: Er soll es wohl lassen. Ja — wenn nicht sein Saufen wäre! Aber da war auch Lüder Mende mit einem heftigen Ruck schon um die Biegung herum. Carsten ließ die Griffe seines Karrens fallen — der Schreck lähmte seine Kräfte. Die kurze Pfeife, die er zwischen die Zähne geklemmt hielt, baumelte lässig hin und her. Er vergaß das Aufziehen und starrte immer nur auf Lüder, der seinen Wagen weiterzog und erst nach einer Weile anhielt.

Auf Lüders Stirn perlte blank der Schweiß. Er trocknete ihn aber nicht. Er sah auch nicht um. Er wollte den Anschein erwecken, als wäre ihm dies alles ein Leichtes gewesen, als triebe er es nur zum Spiel. Und dabei — in seinem Innern! Sein Herz schlug hinauf bis in den Hals — es hämmerten alle Pulse, und ihm wurde fast schwindlig, wenn er dachte, daß er Carsten zum ersten Male heute übertrumpft hatte. Wahrhaftig — zum ersten Male. Denn dieser dumme Bauernlümmel hatte ihn bisher um alles gebracht, was des Lebens wert war: um das Weib, an dessen Seite es hätte etwas mit ihm werden können; um die Ruhe, die zum Leben nötig ist; um die Selbstachtung schließlich. Denn warum trank er so? Warum ließ er alles sich so willenlos aus den Händen nehmen, die Herrschaft auf seiner Bauernstelle — warum sonst als nur, weil er sah, wie auf der Nachbarstelle mit der Frau die Wirtschaft emporblühte, wuchs und immer noch wuchs, mit der Frau, die eigentlich ihm gehörte — die er aber als Träumer sich hatte aus den Fingern spielen lassen. O — dieser Verschmitzte — dieser Lump von Carsten!

Aber nun war er stolz! Er bauschte diesen Fall zum Ereignis auf — sein Inneres malte alles in Riesendimensionen, die in Wirklichkeit nicht vorhanden waren.

Das war immer sein Unglück gewesen: er träumte sich in alles hinein und schuf aus der Erde den Himmel oder die Hölle. Nachher fiel er jedes Mal zurück und fühlte, wie hart die Erde war, und daß es Himmel und Hölle nicht gab.

An der Stelle, an der er jetzt hielt, verengte sich der Weg, so daß nach seiner Rechnung Carsten einfach nicht vorbei k o n n t e. Zu beiden Seiten glänzte das Grabenwasser — Carsten konnte nicht vorbei — und dann auch, er hätte ihn ja hören müssen, das Rad seines Karrens quitschte so. Aber jetzt blieb alles still. Ob Carsten noch da stand? Er wollte nicht umsehen — er wollte nicht. Und wenn es ihm selber als dummer Stolz erschien, er konnte nicht den Hals wenden. Er hatte jetzt einen bösen Blick, als funkelte lange versteckt Gewesenes daraus, ganz grün glänzten sein Augen.

Einmal versuchte er, den Wagen weiter zu ziehen, aber es fehlte ihm an Kraft. Sein Körper verlor alle Spannung. Ja, der Schnaps — dieses elende Gift. Und das alles um Carsten — immer nur der war überall wie ein Stein auf seinem Wege.

Er hatte immer noch von vorhin das halb ächzende, halb pfeifende Geräusch des Rades in den Ohren. Aber in Wirklichkeit war es nicht mehr. Er zog eine halb verkohlte Zigarre aus der Weste und brannte sie an und sog daran.

Digitized by Google

Dies brachte Kräfte. Er spuckte in die Handflächen und zog wieder an. Es ging langsam — bedeutend langsamer als vorhin. Aber — was auch — es machte nichts aus. Carsten war ja hinter ihm, und noch ein Viertel des Weges, dann bog er links ab und war auf eigenem Lande. Carstens Land lag rechts hinüber.

Aber da geschah es. Lüder meinte, seine Sinne gerieten in Verwirrung. Er stierte mit weit offen Augen auf Carsten, der, wie eine Erscheinung, seinen Karren an ihm vorbei riß — lautlos, mit faßt aufrechtem Körper und den Blick kerzengeradeaus. Lüder erstarrte unter dem Eindruck der Erscheinung, denn er glaubte, alles wäre nicht wirklich. Und doch mußte er sehen, wie Carsten in Karriere mit seinem Karren vorübersauste — alles flimmerte vor seinen Augen. Er ließ sich, ohne es eigentlich zu wollen, auf die niedrige Deichsel seines Wagens fallen, daß sie kreischte, und seine Blicke hingen leer auf dem dahinfahrenden Carsten.

Er hatte nicht einmal das Gefühl der Wut in sich — es war ihm, als wäre es überflüssig, weiter zu leben. Erst als er später links auf sein Land bog, und sich gegenüber Carsten schon mit Abladen des Mistes beschäftigt sah, schrie er aus Leibeskräften: Verdammtes Luder!

Aber das änderte alles nicht. Seine Knie zitterten und sein Blick ging zurück in der Richtung, wo das Dorf lag. Er hatte Durst in diesem Augenblick. Er hatte ein Gefühl in der Kehle, als müßte er fortwährend ausspucken. Sein Mund zog sich hinunter nach einer Seite wie im Krampf — ja, er konnte es nicht mehr ändern — er war ein Trinker.

Die Sonne war im Sinken. Ihre letzten Strahlen lagen noch in den Ackerfurchen, aber sie schrumpften in sich zusammen — wie vor einem Hauch schmolzen sie hin: das Dunkel brach überschnell herein. Bald deckte es ringsum Feld und Weg wie mit einem weiten Mantel, dessen Falten sich in Gräben und Furchen sorgsam betreten.

Lüder hatte noch keine Gabel Mist aus seinem Wagen auf das Land gebracht. Er saß zusammengesunken auf dem untern Teil der Deichsel, da, wo sie durch einen langen Eisennagel mit der am Wagen befindlichen Gabel verbunden war. In einemfort starrte er auf das Land vor sich. Seine Lippen bewegten sich ab und zu, als hielte er mit seinem Innern ein Zwiegespräch. Er hatte die Mütze abgenommen, sein feuchtes Haar klebte ihm an der Stirn. Einige Strähnen hingen in die eingefallenen Schläfen. Er machte keinerlei Versuche, sie da herauszustreichen.

Er erhob sich mehrere Male und nahm die Gabel zur Hand, anzufangen mit Arbeiten, aber jedesmal sank sie ihm wieder aus den Händen, als hätte sie ihm jemand fremdes abgenommen, und er ließe es ruhig geschehen. Er hockte wieder auf der Deichsel und brütete in seinen Gedanken.

Wenn er nur nicht diesen brandigen Durst gehabt hätte.

Er erinnerte sich nicht, daß die Vergangenheit ihm je so hell vor Augen gestanden hätte wie nun. Je mehr er sich in den Gedanken hineinwühlte, daß der Mensch alles selber in Händen hätte: sein Wohl und sein Wehe — sein Aufkommen und auch seinen Niedergang, um so weniger begriff er es, wie alles hatte so kommen können.

Es stand wirklich faul um ihn. Die ganze Wirtschaft war auf den Hund. Diese verdammte Weiberwirtschaft! Und er erinnerte sich plötzlich, wie er einmal nahe daran gewesen war, allem ein Ende zu machen. Es war nach einem Tanzvergnügen gewesen. Sie hatten ihn betrunken gemacht — gerade als hätten sie seine guten Vorsätze, ein anständiger Mensch zu werden, an jenem Abend zu Schanden machen müssen. Als er dann schließlich allein da gesessen hatte in seiner hilflosen Lage — seine Frau mit dem andern, den sie aus der Stadt hinter sich in seine Wirtschaft hineingelockt hatte — seine eigene Frau mit diesem Lumpen auf und davon — — damals war er in eine schäumende Wut geraten. Er hatte sich aufgerafft und war heimwärts getorkelt — nur den Gedanken im wüsten Gehirn: zu Ende mit dieser Lumperei — nur zu Ende. Er war mit erhobenem Messer in die Kammer gedrungen — aber sie hatten gelacht und ihn hinausgeworfen wie einen Lausejungen, der sie nichts anginge. Und es war doch sein Weib gewesen — mit ihr hatte er gegen Carsten Hinrichsen einen Trumpf ausspielen wollen.

Aber ja — das war nun mal für immer eine verfehlte Sache: was mußte er auch eine aus der Stadt holen, die nie sein Land verstand, nie das Leben hier begreifen konnte. Nun geschah ihm ganz recht.

Aber — Carsten war doch im Grunde schuld — ja, nur Carsten. Das war immer der Kreisgang seiner Gedanken: mit Carsten fing es an und mit Carsten endete es. Seinem zermarterten Hirn fiel immer wieder nur die eine Lösung ein: der Schnaps. Und der mußte zum Ekel vor ihm selber führen. Die Leute zeigten auf ihn mit Fingern — so oder so; es war alles gleich. Was lag an ihm! Er erhob sich schwerfällig. Was lag an den Leuten! Aber daß gerade dieser — Carsten Hinrichsen! ja, das war es. An diesen Gedanken klammerte er sich, als fürchtete er, unterzusinken in dem Wirrsal seiner Grübeleien.

Er starrte nach drüben, wo Carsten arbeitete. Aber die Dunkelheit ließ das Erkennen von Menschen und Dingen nicht mehr zu. Er horchte gespannt — aber nichts .... Er ließ seinen Wagen wo er war, und schlich vorwärts. Ganz behutsam, wie ein Raubtier. Er versuchte, sich aufzurichten zu seiner vollen Höhe — er wollte geräuschvoller zutreten. Wen hatte er zu fürchten? Aber konnte er denn anders als nur schleichen? Und es war ihm, als ob bei diesem Gedanken irgendwoher ein unterdrücktes Lachen herüberscholl wie Hohn, der ihn anstacheln sollte.

So kam er bis nahe an die Biegung. Er konnte die ersten niedrigen Misthaufen erkennen, die Carsten aufgeworfen und die er noch auf dem Lande auszubreiten hatte. Aber er hörte keinen Laut.

So stand er eine kurze Zeit, unschlüssig, was er tun sollte. Da — plötzlich — vernahm er eine Strecke von sich entfernt, rechts in der Richtung des Hauptweges, ganz deutlich das Räuspern Carstens,

Er lauschte und fühlte etwas nach seinem Herzen schießen.

Dann wiederholte sich das Räuspern noch einige Male — etwas weiter her klang es schon, aber er konnte es noch recht gut als das Carstens aus der Dunkelheit heraushören. Carsten war also schon auf dem Heimwege begriffen.

Und sehr bald würde er nach Hause kommen und würde alles erzählen und sie würden über ihn lachen — über den Streich, den Carsten ihm heute gespielt. Später im Kruge würde alles noch einmal unter dem Gelächter der Bauern durchgehechelt werden — über ihn würden sie lachen, alle würden auf ihn loshacken und Carsten Hinrichsen, sein ärgster Feind, würde über ihn triumphieren — mit seinem guten Recht. (Schluß folgt.)

Allerlei

Vernunft und Leben. Nach der Vernunft leben heißt nichts anderes, als dasjenige tun, was aus der Notwendigkeit unserer Natur, an sich betrachtet, folgt. Die Natur aber jedes Wesens strebt, sich in ihrem Dasein zu erhalten. Ein freier Mensch wird an keine Sache weniger denken, als den Tod, und seine Weisheit wird keine Betrachtung des Todes, sondern des Lebens sein. Denn ein freier Mensch, das ist ein Mensch, der nach Vernunft lebt, wird nicht von der Furcht beherrscht, sondern strebt, durch Wirksamkeit sich in seinem Dasein zu erhalten. Er sucht die Dinge, wie sie an sich sind, zu begreifen und die Hindernisse der wahren Erkenntnis zu beseitigen, als da sind: Haß, Zorn, Neid, Stolz, Dünkel — damit er handeln und sich freuen könne.

Alle unsere Bemühungen und Triebe folgen aus der Notwendigkeit unserer Natur, dergestalt, daß sie entweder durch diese allein, als durch ihren nächsten Grund, zu begreifen sind, oder insofern wir uns als Teile der Natur betrachten, welche an sich, ohne Bezug auf andere Individuen nicht begriffen werden können. Jene Triebe, welche so aus unserm Wesen folgen, daß sie aus diesen allein zu verstehen sind, beziehen sich auf den Geist, insofern dieser in klaren Ideen lebt; die übrigen Triebe beziehen sich nicht auf den Geist, außer insofern er unklar ist. Ihre Gewalt darf man keine menschliche nennen, weil sie von den Dingen außer uns abhängt. Daher heißt man billig jene: Tätigkeiten, und diese: Leidenschaften. Denn jene zeigen unsere Kraft, diese unsere Schwäche und Unwissenheit. Jene sind immer gut, diese bald gut, bald übel. Fürs Leben ist es also zuvörderst nützlich, die Vernunft nach Kräften zu bilden und in diesem einen ruht alle Glückseligkeit des Menschen, welche ja nichts anderes ist, als jener Friede des Gemüts, welcher der Anschauung Gottes entquillt. Die Vernunft bilden ist aber wieder nichts anderes, als die Gottheit in den notwendigen Gesetzen der Natur erkennen lernen. Das also ist der höchste Zweck, daß der lebhafteste Affekt des in der Vernunft lebenden Menschen, durch den er alle übrigen Affekte zu beherrschen strebt: sich und alle Dinge, die in seinem Kreise liegen, klar begreifen zu lernen.

Ernst von Feuchtersleben.

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

NUMMER 46

Die Hilfe

Sonntag, 19. November 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Vor der Entscheidung — Der „Vorwärts“ — Landgerichtsrat Scherer † — Das Eingeständnis der Schwäche — Die russische Revolution — Die französische Ministerkrisis) — **H. v. Gerlach** M. d. R.: Weltwahlrechtsbewegung — Dr. **E. Katz**: Die Flotte und ihre Deckung — Dr. **L. Bornemann**: Zur Geschichte des Wahlrechts — Dr. **B. Guttmann**: Der englische Liberalismus — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — **G. Traub**: Schaffen — **Theodor Heuß**: Rethels Totentanz (1848) — **A. Falkenberg**: Die Gegner — Allerlei — Eingegangene Bücher — Briefkasten

Politische Notizen

Vor der Entscheidung. Der Kampf um das Eisenacher Reichstagsmandat hat den Antisemiten mit dem Sozialdemokraten in die Stichwahl gebracht. Das Ergebnis des ersten Wahlganges ist folgendes:

Leber (sozialdem.)	6799	Stimmen
Flex (nationallib.)	2782	„
Kühner (freis. Volksp.)	2692	„
Müller (Zentrum)	1112	„
Schack (Antisemit)	4049	„

Antisemiten, Freisinn und Sozialdemokratie haben gegenüber der Hauptwahl von 1903 eine Zunahme zu verzeichnen. Die Nationalliberalen verloren die bündlerischen Stimmen an den deutschnationalen Handlungsgehilfen Schack, der den Bündlern agrarisch noch zuverlässiger erschien. Die Freisinnigen, die von den früheren Nationalsozialen unterstützt wurden, gewannen etwa 600 Stimmen, die Sozialdemokraten etwa 800 Stimmen. Die Verhältnisse des Wahlkreises Eisenach weisen zwingend auf eine Verständigung zwischen Nationalliberalen und Freisinnigen bei künftigen Wahlen hin. Jetzt aber gilt es die Entscheidung, wer diesmal aus der engeren Wahl als Sieger hervorgehen soll. Und da kann kein Zweifel sein, daß unsere engeren Freunde, wie alle Freisinnigen im Eisenacher Wahlkreis, geschlossen für den Sozialdemokraten Leber stimmen müssen. Herr Schack, der Antisemit und Bündler, darf auf keinen Fall siegen. Die Freisinnigen würden sich selbst ins Gesicht schlagen, wenn sie diesem Reaktionär, der den Wahlkampf mit der üblichen gewissenlosen Demagogie geführt hat, in den Reichstag verhelfen wollten. Wir wissen genau, daß Herr Schack kein zuverlässiger Anhänger des Reichstagswahlrechtes ist, jeder muß wissen, daß Herr Schack als Reichstagsabgeordneter in allen wirtschaftlichen und kulturellen Fragen dem Bunde der Landwirte die Stange halten würde. Herr Leber dagegen kann als Reichstagsabgeordneter gar nicht anders, als gegen reaktionäre und für freiheitliche Gesetze zu stimmen. Darauf aber kommt es bei der Uebermacht der agrarisch-klerikalen Mehrheit an. Die neue Flottenvorlage wird auch ohne die Sozialdemokratie angenommen, und daß Herr Leber in Berlin das Deutsche Reich umstürzt, ist nicht zu befürchten. Was wir im Reichstag brauchen, das sind entschlossene Freiheitsfreunde und Verteidiger der Rechte des Volkes. Leider steht ja kein Kandidat der bürgerlichen Linken in Stichwahl. Wie die Dinge liegen, gebietet es unser Liberalismus, daß wir an alle befreundete und uns nahestehende Wähler des Kreises Eisenach die Aufforderung richten: wählt in der Stichwahl den Sozialdemokraten Leber!

Der „Vorwärts“. Die gegenwärtigen Leiter der Sozialdemokratie dürften kaum die Achtung der Parteigenossen wiedergewinnen, die sie mit dem brutalen Vorgehen gegen die Redakteure des „Vorwärts“ sich verscherzt haben. Zwar gibt es auch in der Arbeiterbewegung Geschäftspolitiker und Streber, die jetzt in Wort und Schrift dem Parteivorstand ihr Vertrauen ausdrücken. Zwar haben es die marxistischen Jakobiner, nach deren Musik der Parteivorstand tanzt, durch jahrelange Organisation innerhalb der Partei vermocht, Mitglieder ihres Klubs über das Land hin zu verbreiten und ihnen in der Provinzpresse und auf anderen vorgeschobenen Posten Einfluß zu verschaffen, der in Situationen, wie in der gegenwärtigen, in Erscheinung tritt. Aber die geistig unabhängigeren und anständigeren Sozialdemokraten halten mit ihrer Meinung nicht zurück. So schreibt Wolfgang Heine in der „Neuen Gesellschaft“:

„Ich würde mich schämen müssen, noch einmal die Ungerechtigkeiten der bürgerlichen Gesellschaft zu geißeln, wenn ich nicht zuvor mein Bekenntnis gegen diese Verletzung unserer Grundsätze durch Organe der Partei abgelegt hätte.“

Die „Bergarbeiterzeitung“ begrüßt die Aera Luxemburg, die nun über den Vorwärts hereingebrochen ist:

„Wo Frau Rosa Luxemburg Einfluß hat, darf die Gewerkschaftsbewegung auf keine sachliche Beurteilung rechnen. Das soll hiermit frühzeitig genug festgestellt werden, damit nicht etwa später die freien Gewerkschaften mitverantwortlich gemacht werden für die nunmehr an „leitende Stelle“ gerückten „gewerkschaftlichen“ Liebhabereien im neuen „Vorwärts“. Die Gewerkschaften sind durch Neubesetzung der „Vorwärts“-Redaktion vor den Kopf gestoßen worden.“

Der „Zimmerer“, das Organ des Zentralverbandes der Zimmerer, meint:

„Und so muß denn gesagt werden, daß durch die Vorwärtsaffäre die Partei nach außen heillos kompromittiert und nach innen in schwere Konflikte gestürzt worden ist. Nie wieder wird Bebel ganz vergessen machen können, was er jetzt getan hat.“

Und das „Correspondenzblatt“, das Zentralorgan der freien Genossenschaften, beurteilt, im Einverständnis mit der Masse der Gewerkschaften, folgendermaßen den Vorwärtsskandal:

„Die Art seiner Erledigung ist es, die allen gewerkschaftlichen Anschauungen ins Gesicht schlägt; sie ist geeignet, den Widerstand des kapitalistischen Herrentums moralisch zu stärken und unserem Ringen für volle Gleichberechtigung im Arbeitsverhältnis den Ernst der inneren Wahrheit zu rauben. Um unserer ehrlichen Ueberzeugung willen, für einen gerechten Anspruch der Arbeiterklasse zu kämpfen, müssen wir dagegen Einspruch erheben, daß die den Gewerkschaften eng befreundete Arbeiterpartei ihre Angestellten gegenüber unseren Forderungen an die bürgerliche Gesellschaft als minderen Rechtes behandelt.“

Die Gewerkschaften dürften an den jetzigen Beherrscher der Sozialdemokratie überhaupt nicht viel Freude erleben.

Digitized by Google

Diese Phrasenhelden, denen die russische Revolution den Rest von politischem Unterscheidungsvermögen geraubt hat, diskreditieren Tag für Tag alle guten sozialpolitischen und gewerkschaftlichen Bestrebungen. Wir bezweifeln nicht, daß den Gewerkschaften ein Kampf um die Selbsterhaltung gegen diese Richtung bevorsteht.

Landgerichtsrat Scherer †. Von einem tragischen Geschick wurde der Führer der badischen Jungliberalen weggerafft, gerade als er am Ziele zu stehen schien. Als vor 3 Jahren sich in den Kreisen der Jüngeren die Einsicht zu regen begann, daß der Liberalismus in Baden doktrinär und weltfremd geworden sei, war niemand eifriger bestrebt, eine liberale Bewegung auf Grund eines modernen, fortschrittlichen Programms ins Leben zu rufen, als Landgerichtsrat Scherer. Die Jungliberalen konstituierten sich, abseits von den „Alten" und ohne „Altersgrenze", und Scherer, der wirkungsvollste Redner in ihren Reihen, trat an ihre Spitze. Er erkannte, daß der Liberalismus die alten, kleinlichen Parteifehden begraben müsse, um wieder zu Ehren zu kommen, er hat es wiederholt ausgesprochen, daß im Kampf gegen die Reaktion eine Verständigung mit der Sozialdemokratie nötig und möglich sei. Beides wurde im Wahlkampf dieses Jahres zur Wirklichkeit und unter Scherers lebendigster Teilnahme. Er selbst wurde in Lörrach-Land mit glänzender Majorität zum Abgeordneten gewählt. Da raffte ein Herzschlag den im besten Mannesalter Stehenden dahin. Die letzten Worte, die er in der Oeffentlichkeit sprach als am Abend des Wahltages der Sieg des Blockkandidaten in Karlsruhe-West gefeiert wurde, galten der geeinigten liberalen Partei, die uns die nächste Zukunft bringen müsse. Mit Scherer ist eine der sympathischsten Persönlichkeiten im politischen Leben Badens dahingeschieden, dem auch wir stets ein ehrendes Gedächtnis bewahren werden.

Das Eingeständnis der Schwäche. Der Bundesrat willigt ein, daß die russische Schweineeinfuhr nach Oberschlesien, bisher 1370 Stück in der Woche, erhöht wird, zunächst um 300 Schweine und dann weitergehend bis zu den 2500 Stück, die der neue Handelsvertrag vom 1. März 1906 ab vorsieht. Eine größere praktische Bedeutung kommt dieser Maßnahme über Oberschlesien hinaus kaum zu. Aber es ist bezeichnend, daß die Regierung, wenn auch nur eine kleine Strecke, jetzt doch die Richtung des Weges einschlägt, den sie schon längst hätte gehen müssen. Auf der extremen Rechten legt man das überraschende Vorgehen der Regierung als eine verwaltungstechnische Anordnung aus: die Kontrollinstanzen sollten allmählich mit der Abfertigung einer erhöhten Einfuhr vertraut werden. Aber man merkt doch deutlich, wie unangenehm die Herren diese kleine Schwenkung der Regierung empfinden. Daß der Schritt der Regierung eine Folge antiagrarischen Willens ist, scheint wenig wahrscheinlich. Man wird nicht fehlgehen, wenn man die Angst vor den Parlamenten, deren Eröffnung bevorsteht, als die treibende Kraft ansieht. Aber diese dürftige Buße eines schlechten Gewissens kann die Schuld nicht verwischen. Sie ist im Gegenteil das volle Eingeständnis, wie unhaltbar die Stellung der leitenden Minister in dieser ganzen Angelegenheit gewesen ist.

Die russische Revolution zeitigt in den verschiedenen Landstrichen des weiten Reichs Ereignisse von solcher Mannigfaltigkeit, daß selbst die Tagesblätter nur mit Mühe lückenlose Berichte liefern können. Eine Wochenschrift, wie die unsere, muß sich auf die Hervorhebung der allerwichtigsten Vorgänge beschränken. Seit dem Zarenmanifest, das dem Selbstherrschertum für alle Zeiten ein Ende gemacht hat, sind die bedeutsamsten Tatsachen folgende: Graf Witte hat die Demission Pobjedonoszews und Trepows durchgesetzt und damit die beiden mächtigsten und gefährlichsten Verteidiger der alten Ordnung der Dinge aus dem Wege geräumt. Aber er hat nicht verhindern können, daß trotz aller beruhigenden Versicherungen die Schreckensherrschaft der verkommenen Bürokratie in verschiedenen Großstädten durch Aufhetzung des Pöbels gegen die Bildungsvertreter und durch Erregung des Rassenhasses gegen die Juden Orgien feiern konnte. Wochenlang tobt der Krieg aller gegen alle. Viele Tausende von unschuldigen Juden verbluteten unter den Fäusten fanatisierter Muschicks. Selbst vor den Toren von Petersburg, in Kronstadt, kam es zu blutigen Straßenkämpfen, bei denen meuternde Matrosen die Hauptrolle spielten. Unterdessen suchte Witte vergeblich ein Ministerium zusammenzubringen, dessen einzelne Vertreter Vertrauen bei den liberalen Bildungsschichten und beim Volke genössen. Er konnte schließlich nur ein Beamtenministerium von Leuten ohne Namen und Einfluß bilden. Das Vertrauen, das in der gegenwärtigen Lage unentbehrlicher denn je ist, hat also Witte weder für seine Person noch für sein Regiment. Die erlassene Amnestie befriedigt nicht. Das Versprechen, daß das Wahlrecht auch auf den wohlhabenderen Teil des Mittelstandes ausgedehnt werden soll, während die unteren Volksschichten nach wie vor unberücksichtigt bleiben, wird als Verleugnung des Zarenmanifestes empfunden. Ob eine Versammlung von Vertretern der Semstwos oder die Duma ein neues Wahlgesetz ausarbeiten oder ob Graf Witte doch zur Einführung des allgemeinen Wahlrechts kommen wird, steht gegenwärtig noch dahin. Inzwischen läßt die Reaktion keine Gelegenheit vorübergehen, um den Zaren scharf zu machen. Für ganz Polen ist der Kriegszustand erklärt worden und für Finland, das bis jetzt allein weitgehende verfassungsrechtliche Zugeständnisse erlangt hat, wird bereits ein gleiches Vorgehen gefordert. Unter solchen Umständen wird man sich noch auf zahlreiche Wiederholungen der revolutionären Ereignisse gefaßt machen müssen, die in den letzten Wochen Rußland bis in die tiefsten Tiefen erschüttert haben.

Die französische Ministerkrisis. Die ersten Monate des kommenden Jahres werden in Frankreich die Wahlen des Senats, des Präsidenten der Republik, der Abgeordnetenkammer sehen. So ist verständlich, daß die parteipolitische Nervosität sich zu steigern beginnt, und da die Sozialisten Rouvier und Etienne, dem ausgeschiedenen Minister des Innern, nicht mehr recht trauten, erschien der fernere Bestand des republikanischen Blocks ernsthaft gefährdet. Man fürchtete, der gegenwärtige Ministerpräsident werde mit dem ziemlich rechtsstehenden Etienne den Wahlapparat dem bourgeoismäßigen Teil der Republikaner zur Verfügung stellen. Deshalb versuchten die Sozialisten, Herrn Rouvier bei einer sehr kitzlichen Frage, beim Koalitionsrecht der Lehrer und Postbeamten, zu stellen. Bei der Abstimmung über diese Frage verschob sich die Mehrheit, die Rouvier fand, von links nach rechts. Nationalisten und Klerikale unterstützten den Blockminister. Darüber große Erregung bei Radikalen und Sozialisten, denen Herr Rouvier, um den Block zusammenzuhalten, erklärt hatte, nur mit einer Mehrheit der Linken arbeiten zu wollen. Nun, Herr Rouvier bleibt, weil sein Vaterland ihn braucht. Er ist es, der mit Takt die Marokkogeschichte zu ihrem Ende gebracht hat, und an seinen Namen wird sich der Abschluß des großen Kulturexperiments des modernen Frankreichs knüpfen, die Trennung von Staat und Kirche. Und weil man seine Verdienste kennt, läßt man ihm noch die Möglichkeit, mit Anstand in seinem Amt zu bleiben. Der radikale Kriegsminister Berteaux zog sich aus dem Ministerium zurück; Rouvier hat seine Mitarbeiter nach einigen Schiebungen aus der radikalen Linken ergänzt und so vorläufig seine Stellung wieder gebessert. Vorläufig! Ob sich sein Schifflein, dem der notwendige Ballast eines klaren innerpolitischen Programms fehlt, in den kommenden Partei- und Wahlstürmen wird halten können, das ist heute, nach dem ersten Auseinanderfallen des Blocks, mindestens zweifelhaft.

Weltwahlrechtsbewegung

Vor kurzem soll ein hoher österreichischer Beamter geäußert haben: „Die Russen werden das allgemeine Wahlrecht nicht kriegen, die Ungarn werden es nicht kriegen, aber die Oesterreicher werden es noch vor Weihnachten haben".

Was in Rußland werden wird, darüber wird sich jeder einigermaßen vorsichtige Mensch selbst jeder Mutmaßung enthalten. Den übelsten Eindruck macht es jedenfalls, daß immer wieder versucht wird, dem Volke Steine statt Brot zu bieten. Das erste Wahlrecht für die Reichsduma war, wie ja überhaupt der ganze erste Entwurf dieser „Volks"-vertretung, die reine Farce. Unter dem Druck der Revolution verhieß dann der Zar ja ein Wahlrecht, das allen Volksteilen zustehen sollte. Aber nach der offiziösen Interpretation, die inzwischen erfolgte, ist ein so hoher Zensus angesetzt, daß die Ausdrucksweise des Zarenmanifestes nur als Versuch einer Täuschung des Volkes bezeichnet werden kann. Mit solchen Mitteln kann man vielleicht das allgemeine Wahlrecht, das übrigens in Rußland zweckmäßigerweise nur den des Lesens und Schreibens Kundigen gegeben würde, noch eine Zeit lang vermeiden, tauscht dafür aber die Permanenz der Revolution ein.

In Ungarn ist das allgemeine Wahlrecht ohne irgendwelchen erheblichen Druck von unten her urplötzlich zum

Digitized by Google

Regierungsprogramm erhoben worden. Der Gedanke scheint dem Gehirn des Ministers des Innern, Kristoffy, eines bis vor 6 Monaten fast völlig unbekannten Mannes, entsprungen zu sein. Ihm hat unzweifelhaft das Beispiel Bismarcks vor Augen gestanden. Den Acheron mobilisieren, um eine unbequem gewordene Aufsicht schachmatt zu setzen! „Acheron" bedeutet für Ungarn nicht nur die Arbeiter, sondern vor allem die 49 Prozent „Nationalitäten", die Slowaken und Rumänen, die Schwaben und Sachsen, alle diese Millionen ungarischer Staatsbürger, denen das bisherige Wahlrecht noch kein Dutzend Mandate zuteilt. Aber gerade weil das allgemeine Wahlrecht ein Akt der Gerechtigkeit gegenüber den Nichtmagyaren wäre, wird es kaum möglich sein, das chauvinistischste Parlament der Welt dazu zu bekehren. Der Konflikt zwischen Krone und Parlament ist ja gerade dadurch entstanden, daß die Krone sich den zu weit geschiedenen Magyarisierungsgelüsten des Parlaments widersetzt. Und nun sollte das Parlament einer Wahlreform zustimmen, die uns eine magyarische Klasseneinteilung, eine ungarländische Volksvertretung schafft, d. h. die den magyarischen Chauvinismus ein für allemal kalt stellt? Die Herren von heute sollten sich bescheiden, in Zukunft nur noch primi inter pares zu sein?

So etwas geschieht einfach nicht, wenigstens nicht auf dem geordneten parlamentarischen Wege. Ja, wenn Franz Joseph sich zu dem revolutionären Schritt entschlösse, das allgemeine Wahlrecht Ungarn aufzuoktroyieren. Aber von dem alten Herrn, der sein Leben lang in den Staatsmännern der halben Maßregeln — Typus Taaffe! — sein Ideal erblickt hat, jetzt eine Alles- oder Nichts-Politik erwarten, das ist zuviel verlangt. Der Gedanke des allgemeinen Wahlrechts wird in Ungarn nicht mehr zur Ruhe kommen, nachdem die Regierung dies Kind der sozialistischen Propaganda einmal adoptiert hat. Aber in die Praxis umgesetzt wird das ungarische Regierungsprogramm nicht wie in — Oesterreich werden.

Als Franz Joseph dem Baron Fejervary gestattete, in Ungarn für das allgemeine Wahlrecht zu kämpfen, hat er anscheinend an die Rückwirkung auf Oesterreich gar nicht gedacht. In Oesterreich schlief die Wahlrechtsbewegung, der König von Ungarn weckte sie. Und mit einem Male mußte der Kaiser von Oesterreich sehen, daß die k. k. Sozialdemokratie mit den Argumenten Kristoffys und Fejervarys eine Wahlrechtskampagne großen Stiles begann. Was der rückständigen Bevölkerung Ungarn recht ist, ist der vorgeschritteneren Oesterreichs billig! Diese Beweisführung ist so einleuchtend, daß die Regierung des Freiherrn v. Gautsch ihr einfach nichts entgegenzustellen wußte. Aber sie dachte vorläufig noch nicht daran, die Konsequenzen zu ziehen. Da kamen die Vorgänge in Rußland. Die österreichischen Arbeiter, weit impulsiver als die Deutschlands, stiegen auf die Gasse hinab. An einem Donnerstag Abend, unmittelbar im Anschluß an den sozialdemokratischen Parteitag in Wien, war es, daß die sozialdemokratische Führung binnen weniger Stunden eine imposante Demonstration auf der Ringstraße veranstaltete. Die oberen Behörden verhielten sich passiv. Aber die Wachmänner, fanatisierte Luegerianer, hieben wie blind und toll auf die Masse ein. Wieviel Leute verwundet wurden, ist nicht genau festzustellen gewesen. Jedenfalls floß eine ganze Menge Blut.

Von Franz Joseph erzählt man in Wien, daß auf ihn der Operettenrefrain zutreffe: „Kann koa Blut sahn!" Wird aber gar in Wien, sozusagen unter seinen Augen, auf der Ringstraße vor der Burg, Blut vergossen, so wird er nervös. Gleich am Freitag ließ er sich Frhrn. v. Gautsch kommen und hatte eine 1½ständige Unterredung mit ihm. Was war das Ergebnis der Unterredung? Am folgenden Sonntag demonstrierten die Arbeiter in zehnfach verstärkter Zahl, und alles blieb ruhig und friedlich, weil die Polizei ruhig und friedlich blieb. Und Frhr. v. Gautsch machte sich daran, mit einer Beschleunigung, wie sie die österreichische Bureaukratie noch nicht erlebt hat, einen Wahlreformentwurf auszuarbeiten. Der Entwurf soll bereits fix und fertig sein, mit dem ganzen Kuriensystem aufräumen und ungefähr auf dem Boden des deutschen Reichstagswahlrechts stehen. Nur soll als Kautel gegen die Sozialdemokratie eine gewisse Seßhaftigkeitsdauer vorgeschrieben sein. Das wird man ja bald sehen, da der Reichsrat Ende des Monats zusammentritt und alsbald mit dem Wahlgesetz befaßt werden soll. Jedenfalls hat nun Oesterreich, bis in die Reihen der äußersten Linken hinein, die feste Ueberzeugung, daß das System der 5 Kurien — Großgrundbesitz, Handelskammern, Mieter, Landgemeinde, allgemeines Wahlrecht — in Kürze durch die Verallgemeinerung der 5. Kurie, die des allgemeinen Wahlrechts, ersetzt sein wird. Oesterreich modernisiert sich, und zwar ist diese Modernisierung ein unmittelbarer Erfolg der Straßendemonstration.

Damit freilich, daß in Oesterreich Straßendemonstrationen siegreiche politische Aktionen einleiten, ist noch lange nicht gesagt, daß dasselbe Mittel in andern Ländern, speziell in Preußen, zu demselben Ziele führen müßte. Der sozialdemokratische Parteivorstand hat schon recht daran getan, als er sich auf die Anregung der Breslauer Sozialdemokraten zu Straßenkundgebungen für die Reform des preußischen Wahlrechts ablehnend verhielt. Einmal ist in der Gemütsverfassung des österreichischen Kaisers und in der Wilhelms II. ein erheblicher Unterschied vorhanden. Sodann sind die staatlichen Zustände in dem dekadenten, national zerrissenen, von hoffnungslosem Pessimismus erfülltem Oesterreich himmelweit verschieden von denen Deutschlands, des straffsten Staatswesens der Welt. Und schließlich fallen die Temperamentsunterschiede zwischen Reichsdeutschen und Oesterreichern schwer ins Gewicht. Was in Oesterreich auf die öffentliche Meinung Eindruck macht, würde in Deutschland lediglich burlesk wirken. Wir sind viel zu nüchtern, als daß eine Straßendemonstration ernst genommen würde, wenn nicht unmittelbar hinter ihr der Wille zur Revolution stände.

Gewiß ist der Augenblick günstig, um auch in Deutschland die Wahlrechtsfrage auf die Tagesordnung zu setzen. Die Vorgänge in Rußland, in Ungarn, in Oesterreich, in den süddeutschen Staaten enthalten einen starken Impuls für die Linke, auf Wahlreformen in den rückständigen deutschen Staaten, namentlich in Preußen, zu dringen. Die sächsischen Sozialdemokraten handeln ganz vernünftig, wenn sie die bevorstehende Wahlrechtsinterpellation in ihrem Landtag zu großen Versammlungskundgebungen benutzen wollen. Auch in Preußen ist für Bürgertum und Arbeiterschaft die Zeit gekommen, eine intensivere Agitation zu gunsten eines vernünftigen Wahlrechts zu entfalten. Müssen wir es doch geradezu als brennende Schmach empfinden, wenn der preußischen Bevölkerung das vorenthalten wird, dessen die Magyaren und Oesterreicher von ihrem eigenen König und Kaiser für würdig erachtet werden. Aber die preußische Wahlrechtsbewegung verspricht nur dann Erfolg, wenn sie nicht auf die Straße, sondern in das Parlament gelangen wird. Die künftigen preußischen Landtagswahlen dürften sich nur um die eine Frage drehen: wie vermehren wir die Zahl der Wahlrechtsreformer in der Prinz Albrechtstraße? Alle Parteiunterschiede haben hinter diesem Gesichtspunkte zurückzutreten. Wer das Reichstagswahlrecht für Preußen will, ist unser Freund. Wer es nicht will, ist unser Feind. So kann man die Reaktion allmählich niederzwingen. Aber auch nur so.

H. v. Gerlach.

Die Flotte und ihre Deckung

Die Zeitungen aller Parteien sind voll von Betrachtungen über die neue Flottenvorlage, die demnächst dem Reichstage zugehen wird. Der Flottengedanke hat an Volkstümlichkeit gewonnen. Es ist ja schwer, sich heute noch der Erkenntnis vom Risiko der deutschen Weltmachtstellung zu entziehen. Die Ereignisse des letzten Sommers haben eine zu beredte Sprache gesprochen. Ihr Echo hallt wieder, selbst bei denjenigen Liberalen, die 1900 noch die große Flottenvorlage bekämpft haben. Unsere Leser wissen bereits, daß die demokratische „Frankfurter Zeitung" für sich erklärt hat, die Bereitwilligkeit sei gewachsen, notwendige Ausgaben zur Vergrößerung und Verstärkung der Flotte zu bewilligen. Jetzt hat auch der Abgeordnete Eickhoff (freis. Volksp.) vor seinen Wählern in ähnlichem Sinne gesprochen. „Gegenwärtig, meinte Eickhoff, ständen wir jedenfalls vor einer neuen Flottenvorlage, und

Digitized by Google

die Frage sei, wie der entschiedene Liberalismus sich zu dieser stellen solle. Er glaube nicht, daß er sich der Bewilligung einer solchen Vorlage widersetzen könne, da unsere Marine den Anforderungen eines modernen Seekrieges nicht mehr genüge. Der entschiedene Liberalismus müsse alles bewilligen, was zur Vervollkommnung der Flotte notwendig sei. Falsch sei, wenn gefordert werde, daß unsere Flotte gleich stark wie die englische werden müsse. Für uns sei das Landheer, was für England seine Flotte sei. Aber der französischen Flotte müsse die unsere gewachsen sein." Das ist eine Annäherung an die Haltung, welche die freisinnige Vereinigung gegenüber Flottenfragen stets eingenommen hat. Gewiß, Deutschlands Flotte kann so bald der englischen nicht gewachsen sein. Wohl aber können wir eine Flotte schaffen, die auch dem seemächtigsten Gegner vor Augen führt, daß es Gefahren auf sich hat, uns anzugreifen.

Wir sehen einer Verstärkung der Flotte bereitwillig und zustimmend entgegen. Sobald der Entwurf des neuen Flottengesetzes veröffentlicht sein wird, wird man vielleicht Gelegenheit haben, sich kritisch zu Einzelheiten zu äußern. Im ganzen aber erscheint eine Vermehrung der Schiffe notwendig, vielleicht bei einzelnen Typen eine Steigerung der Schnelligkeit, unbedingt aber eine Vergrößerung des Deplacements der zu bauenden Linienschiffe und Panzerkreuzer. Das Gefühl, daß die großen englischen Neubauten 2 Kilometer weiter schießen können als unsere stärksten Schiffe, hat etwas beunruhigendes. Und noch anderes kommt in Betracht, das gebietet, gegenüber der neuen Flottenvorlage sich aller kleinlichen Bedenken zu enthalten. In den letzten Jahren hat sich die Gruppierung der Mächte von Grund auf geändert. Im Jahre 1900 mochte man vielleicht in Gedanken die Flotten Rußlands und Frankreichs der deutschen hinzuaddieren. Nun ist mit einer russischen Flotte nicht mehr zu rechnen, und mit einer französischen sicher nicht zu unseren Gunsten. Zwar begegnet die französische Flotte bei der Mehrzahl der nichtfranzösischen Marinesachverständigen keiner allzugroßen Wertschätzung. Doch ändert dies nichts daran, daß neben der gegenwärtigen ungeheuren Ueberlegenheit der englischen Flotte auch die europäischen Machtverschiebungen uns zwingen, für die Wehrhaftigkeit zur See alle Kräfte anzuspannen.

Es würde nicht schwer sein, auch in Arbeiterkreisen Verständnis für die Flotte zu verbreiten, wenn die Mittel zur Kostendeckung durch gerechte Verteilung geschaffen würden. Es wäre möglich, so manchen sozialdemokratischen Führer, der heimlich mit der Flotte sympathisiert, zu ihrem offenen Anhänger zu machen, wenn durch die neue Reichsfinanzreform nicht ein dunkler Schatten auf die ganze Flottenvorlage fiele. Zwar sind die Einzelheiten der Finanzpläne der Regierung noch nicht genau bekannt, was man aber erfährt, ist traurig. Die Erbschaftssteuer wird für die Kostendeckung wenig bedeuten, weil die Erbschaften der Eltern und Kinder frei bleiben. Während Deutschland aus dieser Steuer, wenn sie nach englischem Muster gehandhabt würde, bequem 150 Millionen einnehmen könnte, wird nun kaum der vierte Teil zu erzielen sein. Der übergroße Rest der Einnahmen, die für die Flotte und zur Sanierung der Reichsfinanzen erforderlich sind, soll durch Neubelastung der breiten Massen herbeigeschafft werden. Bier und Tabak werden verteuert, allerhand chikanöse Stempelabgaben eingeführt. Als ob man die Massen nicht in die Feindschaft gegen die deutsche Wehrhaftigkeit geradezu hineintreibt, wenn man die schwächsten Schultern am stärksten belastet und die Vermögen der „Staatserhaltenden" ungerecht bevorzugt!

Gewiß vermag kein Staat mit großen Ausgaben ohne Heranziehung der Massen auszukommen. Und die Erhebung direkter Steuern wird in den Regionen der kleinen Einkommen so teuer und unergiebig, daß man dort den Verbrauch der Massen treffen muß. Selbst England erzielt aus der Besteuerung des Tabaks und der alkoholischen Getränke und aus einigen Finanzzöllen jährlich mehrere hundert Millionen Mark. In diesem steuerpolitischen Musterland ist jedoch der notwendige Lebensbedarf steuerfrei, und aus direkten Steuern, zu denen der kleine Mann nichts beizutragen hat, werden jährlich fast 900 Millionen Mark gewonnen. Das deutsche Reich aber belastet den Arbeiterhaushalt mit dem ganzen Druck hoher Lebensmittelsteuern und Zölle und fügt jetzt zu dem neuen Zolltarif die neue Steuerbelastung. Hätten wir nicht die Schutzzöllerei, so wäre gegen kräftige Besteuerung von Tabak und Alkohol gar nichts einzuwenden. So aber heißt es gegenüber dem ärmeren Volke gewissenlos handeln, wenn zu der Verteuerung von Brot, Fleisch, Salz, Kaffee, Petroleum usw. noch die Mehrbelastung an Tabak und Bier hinzukommt, während die großen Einkommen und Vermögen ein ungebührliches Vorrecht genießen. Wir fordern die Beseitigung der Branntweinliebesgaben, die den großen Agariern jährlich 40 Mill. in den Schoß werfen! Wir verlangen die Ausdehnung der Erbschaftssteuer auf Erbschaften der direkten Linie! Wir fordern nicht in letzter Linie die Einführung einer, nach der Leistungsfähigkeit abgestuften, Einkommens- und Vermögenssteuer, ohne die eine gesunde Reichsfinanzreform überhaupt unmöglich ist!

Freilich, es ist ein seltsames und unwahrhaftiges Beginnen, gegen die Belastung des Massenverbrauchs zu eifern, gleichzeitig aber auch gegen gerechte Steuern zu sein. Der Nachfolger Eugen Richters, der in seinem Blatte unter den Lobsprüchen der Konservativen einen Krieg gegen eine brauchbare Erbschaftssteuer führt, dieser Herr erklärte soeben in einer Berliner Versammlung, daß man im „Interesse der Staatserhaltung" gegen die Erbschaftsbesteuerung der direkten Linie sein müsse. Hoffentlich wird sich die freisinnige Volkspartei für diese Sorte von Staatserhaltung bedanken, die im Interesse niedriger Selbstsucht das Volk gegen den Staat aufbringt. Es wäre übrigens zeitgemäß, einmal die Frage zu erörtern, wie die sattsam bekannten politischen Fehler von Liberalismus und Sozialdemokratie die Regierung dazu gedrängt haben, mit den Konservativen ihre Steuerpolitik zu machen.

Bei alledem sind wir der Meinung, daß, trotz der ungerechten Deckung, die Notwendigkeit der Flottenverstärkung ausschlaggebend sein muß. Wir erinnern uns einer gut pointierten Stelle aus einer Broschüre des Sozialdemokraten Franz Mehring, in der es heißt:

> Entweder ist die geplante Flotte eine unbedingte Notwendigkeit nationaler Existenz, und dann wäre die gänzliche Abwälzung ihrer Kosten auf das Proletariat immer noch ein geringeres Uebel, als die Ablehnung der Flottenvorlage durch den Reichstag. Oder aber die Flottenvorlage ist eine tötliche Gefährdung der nationalen Existenz, und dann muß sie bis aufs Messer bekämpft werden, selbst wenn die besitzenden Klassen in einer unerhörten und vorläufig unglaublichen Anwandlung von Edelmut ihre Kosten bis auf den letzten Pfennig aus eigener Tasche zahlen wollen. (Weltkrach und Weltmarkt, eine weltpolitische Skizze 1900.)

Mag die Flottenvorlage mit noch soviel Ungerechtigkeit, gegen die wir kämpfen müssen, verquickt sein, so ist doch die Flotte ein Werkzeug des größeren industriellen Deutschland, mit dem auch die Massen aufsteigen. Eine starke Flotte ist gegenwärtig nicht nur eine unbedingte Notwendigkeit nationaler Existenz: sie dient auch für die Zukunft einer nationalen Entwickelung, die ihrem ganzen Wesen nach den Keim der Vernichtung konservativer Herrschaft in sich trägt. Trotz allen unerfreulichen Beiwerks ist der Flottengedanke an sich gut und fortschrittlich.

Eugen Katz.

Zur Geschichte des Wahlrechts

(Eine Erinnerung an F. A. Lange)

Vor dreißig Jahren, am 21. November 1875, starb Friedrich Albert Lange. Er war klarer und nüchterner Forscher, begeisterter Idealist im Sinn und Geiste Schillers, als Mensch und Lehrer hochgeachtet. Kürzlich hat der Schriftleiter der „Hilfe" darauf hingewiesen, wie weitblickend Lange unter anderm über die Gewerkschaftsbewegung geurteilt habe. Was ich heute, zum Gedächtnistage meines akademischen Lehrers den Lesern darbiete, ist gerade in diesen Tagen lehrreich. Es stammt aus Langes Arbeiterzeitung „Der Bote vom Niederrhein", die freilich nur neun Monate lang, vom 1. Oktober 1865 bis unmittelbar vor Königgrätz, erschienen ist.

Der „Bote vom Niederrhein, zugleich Anzeiger für den Kreis Duisburg," ist heute schwerlich noch

Digitized by Google

in vielen Exemplaren vorhanden; vielleicht gar ist das einzige dasjenige, welches die Nachkommen Lange's mir freundlich zur Benutzung geliehen haben. Mit eigenartiger Spannung geht man die Blätter durch. Indem man die ersten Schritte des Sozialismus in Deutschland und nebenher gleichzeitig die Geburtswehen unserer politischen Einheit beobachtet, ist man Zeuge, wie ein Friedrich Albert Lange die Pulsschläge der Weltgeschichte empfindet. Aber den intimen Reiz dieser Lektüre, wie ihn die erlebte Geschichte, wenigstens die mit innerer Teilnahme erlebte, immer vor der zusammengeschriebenen voraus hat, darf ich hier nicht weitläufig schildern; auch widerstehe ich der naheliegenden Verlockung, einen Vergleich zu ziehen zwischen der heutigen Lage der Dinge und den Erlebnissen Lange's, speziell auch zwischen der Eigenart und Aufgabe der „Hilfe" und der des für Arbeiter geschriebenen „Boten". Genug, daß Lange, als sozialer Demokrat und Gegner des politischen Materialismus, im damaligen Konflikt der beiden konservativen Mächte, nämlich des Feudalismus und Bureaukratismus auf der einen, der Geldaristokratie auf der anderen Seite, die Hoffnung einer sozialen Reform hervortreten sah, wodurch den idealistischen Bestrebungen unserer Denker und dem Emporstreben der arbeitenden Klassen endlich Rechnung getragen werde: eine Hoffnung allerdings, deren Erfüllung durch die kriegerischen Entwicklungen der nächsten Jahre und durch das nachfolgende Gefühl momentaner Befriedigung länger hinausgeschoben wurde.

Der Bote kommt Ende September 1865 vom Vereinstage deutscher Arbeitervereine in Stuttgart, unter dessen Beratungsgegenständen als zweiter das allgemeine Stimmrecht war, und erblickt die Bedeutung dieses Vereinstages darin, daß nicht mehr einseitig der allgemeine Bildungszweck, sondern politische und soziale Fragen hervortreten. Gleichzeitig hat er die Genugtuung, daß auch Schulze-Delitzsch jetzt das allgemeine Wahlrecht, Lohnerhöhung und Verkürzung der Arbeitszeit betont; dieser tue nicht mehr so, als müßten unsere vielgeschulten Arbeiter noch einmal in eine höhere Kinderschule gehen, um mit Erfolg ihre Rechte zu verfechten. Aber viele sonst freisinnige Männer aus den besitzenden Klassen ertragen aus Furcht vor dem roten Gespenst lieber für die Zukunft jede Willkürherrschaft. Eine echte Volkspartei ist notwendig; sie hat aber die Bedürfnisse der arbeitenden Klassen in den Vordergrund zu stellen, selbst auf die Gefahr hin, als Regierungspartei zu gelten, falls Herr v. Bismarck den letzten Trumpf, das allgemeine Wahlrecht ausspielte.

Die Erbauung eines Kreisgebäudes in Duisburg veranlaßte den „Boten" zu der Aeußerung, daß die von der Verfassung verlangte Neuregelung der Kreisvertretuug noch ausstehe; seit 1848 sei vom Ständewesen nur noch der verwerfliche Unterschied der Wahl nach Steuerklassen geblieben, und gerade volkstümliche Kreistage wären äußerst nützlich, weil sie engere Bezirke vertreten, über deren Verhältnisse auch der unbemittelte Mann sich leicht eine Uebersicht verschaffen kann. Dann aber kommt die „öffentliche Anfrage" eines Arbeiters über das Recht zur Stadtverordnetenwahl, und die führt zu einer Agitation des Boten gegen den städtischen Zensus, welche bald nach Düsseldorf, Cöln, Elberfeld, Barmen und Solingen hinübergreift, während der Frankfurter Senat die von der Bürgerschaft beantragte freiheitliche Abänderung des Wahlgesetzes ablehnt. Der Bote widerlegt die Gründe für Ausschließung der Unbemittelten, die man vom grünen Tisch aus, von der Bierbank und vom Katheder her gleichmäßig zu hören bekommt, und prüft die Frage, wo denn eigentlich die unabhängigeren Leute zu finden seien, ob unter den Aristokratien des Adels und des Geldes, in der Bourgeoisie oder vielmehr unter den Tagelöhnern, sobald diese lieber einen Tag hungern, als für 16 Silbergroschen täglich außer ihrer Arbeitskraft auch ihre politischen Rechte und ihre höheren Interessen verkaufen. Dazwischen kommt die energische Rede des Abgeordneten Löwe über Steuerreform und allgemeines Wahlrecht, an welches sich Hoffnungen auf soziale Verbesserungen knüpfen und worüber man wenigstens zur Zeit der Not allerseits einig gewesen sei; selbst Herr v. Bismarck habe zuweilen offen ausgesprochen, daß etwas Nützliches und Dauerbares in der deutschen Frage nur mit Hilfe eines deutschen Parlaments möglich sein werde. Verstärkt wird der Ruf durch die Nachrichten vom Ausland. Freilich auch die Schwierigkeiten sind nicht gering: in den rheinischen Städten macht man wunderliche Erfahrungen bei den Leuten der Nationalreichtumspartei; zwischen den politisch beengten Arbeitervereinen treten Meinungsverschiedenheiten hervor, und polizeiliche Eingriffe sind zu verzeichnen, besonders das Verbot des nach Duisburg berufenen Arbeitertages.

Mit dem Februar 1866 tritt an das Abgeordnetenhaus und seine liberale Majorität die Frage, wie es sich zu alle diesem stellen soll. Wir stehen wenige Tage vor dem Moment, wo der Konflikt mit der Regierung beim plötzlichen Schluß der Session seinen Gipfelpunkt erreichte, damals als der maßvolle Twesten, in Lassallescher Tonart rief: ein englischer Grundsatz sei „einen ungesetzlichen Befehl muß man mit der Faust erwidern", man sei also genötigt sich nach anderen Garantien umzusehen — und der Bote setzt hinzu: nach Garantien nicht nur gegen das Junkerregiment, sondern auch gegen das einseitige Schalten einer geldstolzen bürgerlichen Aristokratie. Dazu noch die Aeußerung Gneist's von demselben Tage: „Wir wissen, daß der Erwerb diese Welt regiert . . . aber wir wissen auch, daß ein Haufen Interessen ohne sittliches Band auseinanderfällt wie ein Haufen Sand; die deutschen Ideologen . . . werden in der nächsten europäischen Erschütterung wohl noch einmal zeigen, daß in Deutschland der Halt ist, an welchem die europäische Welt die sittlichen Grundlagen des Staates wiederfinden wird." Indessen die ratlose Opposition mußte scheitern. Nur eine große Idee war schließlich aufgetaucht, ein rettender Gedanke: Die Wähler müssen jetzt eintreten. (Der Bote fragt: Womit? wodurch? wofür? wozu? wie so? Ja, das müssen eben die Wähler wissen, vorzüglich die Urwähler!) Und so ist es denn nicht zu verwundern, daß der Ausschuß motivierte Tagesordnung betreffs der Duisburger Wahlrechtspetition vorschlägt, etwa in dem Sinne: ein lediglich provinzielles Flickwerk lenke die Aufmerksamkeit vom allgemeinen Ziele ab, und daß derselbe Ausschuß betreffs der Petition des Berliner Arbeitervereins um allgemeines Wahlrecht erklärt, diese sei — „nicht zeitgemäß", wiewohl das Dreiklassenwahlsystem im Widerspruch mit Art. 4 der Verfassung stehe. Zur Verhandlung im Plenum kamen beide Petitionen nicht.

Was geschieht? Nach fünfzig Tagen der Spannung in der äußeren Politik überreicht Preußen am Bundestage seinen Antrag auf Bundesreform mittelst einer aus direkten Wahlen und allgemeinem Stimmrecht hervorgehenden Versammlung: eine folgenreiche Handlung nach der Meinung des Boten, möge nun Verzweiflung, möge genialer Tatendrang, möge kalte Berechnung zugrunde liegen. Unmittelbar neben dieser Notiz berichtet der Bote ausführlich über eine glänzende Rede Gladstone's für die Wahlreform, eine Rede gegen diejenigen, die in den Arbeiterklassen nicht Staatsbürger, sondern vordringende Horden erblicken, welche die Brandfackel in das alte Gebäude der Verfassung schleudern wollen. Aber wie klingen in Deutschland die Urteile über den preußischen Antrag? Kopfschütteln und stille Wut bei den Konservativen, Erstaunen und Zurückhaltung bei den Ultramontanen, Zustimmung bei den Nationalvereinlern, unter den Liberalen eine Mischung von Spaßhaftigkeit und Ernst. Die Kreuzzeitung erhebt sich mit sauersüßer Miene zu dem Satze, es wäre das allerdings unverständlich, wie man für Preußen die Notwendigkeit eines verfassungsmäßigen Königtums festhalten, gleichzeitig aber den Gedanken einer deutschen Volksvertretung ohne weiteres als eine „revolutionäre Maßregel" verwerfen solle. Duncker sagt unter lebhaftem Beifall: „Auch in der Politik kann nur der Glaube Berge versetzen; wer aber in frivoler Weise an ein gewaltiges nationales Werk herantritt, der wird nicht den ersten Stein wegschaffen, sondern daran zerschellen." Die Liberale Correspondenz schreibt nach reiflicher Ueberlegung: „Graf Bismarck sagt, daß das allgemeine Stimmrecht durchaus konservativ sei. Nichts ist richtiger als das . . . Es ist der absolute Gegensatz des persönlichen, wenn auch noch so genialen Beliebens, aber — nur dann, sobald es in freier Wirksamkeit und im Besitz aller der Mittel ist, die es zu seiner regelmäßigen Tätigkeit gebraucht", und so

Digitized by Google

fordert sie vorerst Vereinsrecht, Versammlungsrecht und Preßfreiheit. Löwe ruft aus: „Verflucht sei eine machtlose Versammlung und verflucht die, welche in einer machtlosen Versammlung wieder das Spiel des Despotismus sein wollen.“ Louis Büchner dagegen und mit ihm der Bote, vertritt den Standpunkt: „Mag die Hand, die solches bietet, noch so unrein sein . . . der echte Volksmann wird das Dargebotene als . . . ersten festen Stützpunkt benutzen . . . Nur mögen alsdann das Volk und die deutsche Volkspartei dafür sorgen, daß dieser Stützpunkt nicht zu einem Katheder für deutsche Professoren und Schwätzer, sondern zu einem Bollwerk für Männer und für die wirklichen Freunde der Freiheit werde!“

Mai und Juni führen die Entscheidung herauf. Während offiziös verlautet, es solle auch für Preußen das allgemeine Wahlrecht im Verordnungswege eingeführt werden; während im englischen Parlament das Prinzip der Herabsetzung des Wahlzensus genehmigt wird, und in Amerika trotz des Vetos des Präsidenten die Bürgerrechtsbill für alle in den Vereinigten Staaten geborenen Personen zu Gesetz wird, einschließlich der Neger, — zieht sich in Deutschland das Kriegsgewölk dichter zusammen.

Als das Gewitter losbricht, erscheint im preußischen Staatsanzeiger jene Proklamation, worin der Satz an der Spitze steht, es werde ein Bundesglied angegriffen, welches durch den Vorschlag der Berufung eines deutschen Parlaments den ersten und entscheidenden Schritt zur Befriedigung der nationalen Forderungen getan habe; weiterhin: Preußen verlange nichts als Sicherung des Friedens und zu diesem Behufe sofortige Berufung des Parlaments; und zum Schluß nochmals: die preußischen Truppen kommen nicht als Feinde der Bevölkerung, mit deren Vertretern es in der deutschen Nationalversammlung gemeinsam die künftigen Geschicke des deutschen Vaterlandes zu beraten hofft. Inzwischen aber ist bereits ein auffallender Wechsel der politischen Gesinnung im Land eingetreten, der sich schon vor dem ersten Kriegserfolge in den Wahlmännerwahlen deutlich ausspricht. „Wir unserseits“, sagt der Bote, sehen diese Wendung nur mit tiefer Betrübnis und nicht ohne die Befürchtung, daß damit die Allgewalt des Absolutismus angebahnt und das Ende der geistigen Entwickelung auch für unser Vaterland, nach dem Vorgange Frankreichs, eingetreten ist. Das Scheiden von unserm Wirkungskreise (Lange siedelte in die Schweiz über) wird uns dadurch freilich bei dem bevorstehenden Eingehen unseres Blattes sehr erleichtert. Die Völker sind nicht freier als sie verdienen, und wenn die Idee der Freiheit in der Gegenwart keinen Boden mehr findet, so gelingt es doch wohl noch, sie in eine bessere Zukunft hinüberzureiten.“

Am 29. Juni erscheint also die letzte Nummer mit dem „Motto zum Todestage des Boten vom Niederrhein“: paucis pugnatur vincitur vivitur. Geben wir es in simplem Deutsch etwa wieder:

Wie selten ist es, daß ein Streiter
Die Früchte seines Sieges pflückt —

so kommt uns sofort in den Sinn, daß Lange die Wahrheit seines Sinnspruchs binnen wenigen Jahren mit noch tieferer Tragik ganz persönlich durchleben mußte, als er 1872, vom preußischen Kultusminister an die Universität Marburg berufen und zu reifster Arbeitsleistung gerüstet, mit der Gewißheit des frühen Todes sich abfand. Das lese man in Ellissens gutem Buch über Lange nach, ehe Bädeker auch den Rest der Exemplare einstampft.

L. Bornemann.

Der englische Liberalismus

VI. Die Gliederung der Partei.

Unser summarischer Ueberblick der von den englischen Liberalen am meisten diskutierten Probleme konnte die Stellung der Partei nur in einigen Punkten mit programmartiger Genauigkeit bestimmen. Es liegt nicht in der Natur des Engländers, heute Antworten auf Fragen zu ersinnen, die vielleicht morgen gestellt werden. Die kontinentalen Demokratieen führen fertige Gedankensysteme in der Tasche, die sie dem Staate wie einem neuen Mechanismus einzusetzen gedenken, sobald sie an der Macht sind; deshalb schwebt immer das Damoklesschwert des Staatsstreichs über ihnen. Hinwiederum leistet die praktische Politik der Engländer, auch der Liberalen, gerade in großen Fragen oft nur Stückwerk. Die Gesetzgebung geht an die Materien heran, wie der Schüler, der die Formel der Gleichungen nicht gelernt hat und in stundenlangem Raten die Unbekannte zu treffen sucht. Nichts wird ganz fertig, die Anflickerei hört nicht auf. Idealismus besitzt der Engländer gewiß nicht weniger als wir, die wir doch die Erbpacht darauf haben. Aber eine Art Ideenblindheit ist, bei größter Scharfsichtigkeit für das unmittelbar Notwendige, wohl vorhanden. Am Anfange des 19. Jahrhunderts hat auch England ein logisches System der Demokratie, einen „philosophischen Radikalismus“ wie man sagte, gehabt. In Bentham's höchst zweckmäßig konstruiertem Staate sollte die ideale Maschine geliefert sein, die eine möglichst große Zahl Menschen mit der denkbar besten Verwaltung zu versorgen hatte; standen die etablierten Gewalten dem Prinzip im Wege, dann fort mit ihnen. Von den Gedanken des Benthamismus ist sehr vieles für die Praxis nutzbar gemacht worden; das System selber ist auch vom Radikalismus aufgegeben worden und mit den Gewalten hat er paktieren gelernt.

Man könnte fragen, wie lange es den Liberalen angesichts der von unten gegen den Staat andrängenden Massen möglich sein werde, sich als Partei der friedlichen Reform zu halten. Ohne Zweifel haben die Agitations- und Wahlerfolge der deutschen Sozialdemokratie in den Köpfen mancher englischen Arbeiterführer ehrgeizige Träume erweckt. Ich erinnere mich, daß mir mehrere sozialistische Parlamentsmitglieder gesagt haben, der Liberalismus werde in England genau so ohnmächtig werden wie in Deutschland; dann würden sich auch dort nur noch die Arbeiterpartei und die „eine reaktionäre Masse“ gegenüberstehen. Eine Gefahr, daß es so werden könnte, war vielleicht vorhanden. Die konservativen Kräfte nämlich hatten sich, aufgescheucht durch radikale Maßregeln des Gladstone'schen Liberalismus, so stark befestigt, daß sie seit fast zwanzig Jahren herrschen konnten. Wo aber war die große sozialistische Partei, die an Stelle des besiegten Liberalismus dem Konservativismus entgegen getreten wäre? Nach 1900, als der töricht angezettelte und schlecht geführte Krieg auf das Land drückte, wählte die ungeheure Mehrzahl der Arbeiter konservativ, der Ermahnungen ihrer Führer ungeachtet. Nur acht oder neun Sozialisten kamen ins Parlament. Nun hat die politische Organisation der Arbeiter freilich inzwischen Fortschritte gemacht und das seit einigen Jahren bestehende „Arbeiter-Vertretungs-Komitee“ hofft in den nächsten Wahlen auf drei Dutzend Mandate. Selbst wenn diese Ziffer erreicht werden sollte, können die Sozialisten einer starken liberalen Mehrheit — und nur eine starke kann sich, mit den Irländern im Rücken, in der Macht halten — noch nicht gefährlich werden. Uebrigens wird den Arbeiterabgeordneten schnell klar werden, daß ihnen das Zweiparteiensystem nur eine Wahl läßt. Bleiben sie auch unter den Liberalen in der Opposition — wie z. B. der ehrenwerte, aber nicht sehr hervorragende Keir Hardie beabsichtigt — so helfen sie den Tories wieder in den Sattel und schließlich sind doch für sie jene das kleinere Uebel. In Australien zwar, wo die Arbeiterpartei sehr stark geworden ist, wurde das Zweidurch das Dreiparteiensystem ersetzt, durchaus nicht zum Segen der australischen Politik. Arbeiter, Konservative und Liberale bilden dort drei, an Zahl ungefähr gleiche Gruppen, verbünden und verraten sich abwechselnd und lassen kein Ministerium warm werden. Offenbar ist dies nur ein Uebergangszustand, und er wäre auch in Australien unmöglich, wenn das Land nicht wegen seiner abgeschlossenen Lage sich diese Eintagspolitik eine Weile ohne ernsten Schaden gefallen lassen könnte. England aber liegt im Zentrum der großen Politik. Hier den rücksichtslosen Parteiegoismus aufrecht zu halten, war wohl den Irländern möglich, aber die sind eben Fremde und erklärte Reichsfeinde. Keine

Digitized by Google

englische Partei könnte wagen, die unversöhnliche Haltung der Irländer nachzuahmen. Die Anwesenheit einer Gruppe von Arbeitervertretern aber, die sich durch ihre Zahl Beachtung erzwingt, wäre den Liberalen sogar zu wünschen, damit sie Mut und Antrieb bekommen, ihre sozialen Aufgaben anzugreifen. Ohnehin wird in ihren eigenen Reihen künftig das whiggistische Element vermutlich wieder stärker hervortreten als das radikale.

Die große Organisation der liberalen Wählerschaft im Lande ist die National Liberal Federation. Die Geschichte dieser Körperschaft ist interessant. Erst seit etwa einer Generation haben sich die englischen Parteien aus lockeren Verbänden unabhängiger Lokalgruppen in gegliederte politische Armeen verwandelt. War die Fraktion früher ohne dauernde Verbindung mit den Wählern, überließ man die Propaganda meist den Freunden im Lande, so besteht jetzt ein fester organischer Zusammenhang zwischen Kopf und Gliedern der Parteien. Die liberale Organisation ist ja nun durch ihr langes Unglück etwas in Verwirrung geraten, aber die konservativ-unionistische ging noch bis vor kurzen fest in der Hand des Führers. Am weitesten ist das System der „Maschinenpartei" bekanntlich in Amerika getrieben worden, so weit, daß es die Poltik in grauenhafter Weise verflucht hat. In England ist es viel besser bestellt, weil dort die Träger des Parteilebens nicht gemietete Leute und Geschäftspolitiker sind, sondern wesentlich noch immer wirtschaftlich unabhängige Gentlemen. Das System hat sich in der Stadt Birmingham herausgebildet, wo in den siebziger Jahren eine Gruppe ultraradikaler Kommunalpolitiker, mit dem damals noch nicht so berühmten Joseph Chamberlain an der Spitze, durch neue Organisationsmethoden in Munizipal- und Parlamentswahlen Erfolge erzielte, die ganz England in Staunen setzten. Gladstone mußte sich der neuen Kraft bedienen und 1877 wurde die National Liberal Federation gegründet, mit Chamberlain als erstem Präsidenten. Als sich 1886 die Föderation für Gladstone und Home-Rule erklärte, trat Chamberlain aus. Seitdem widmet der große Agitator und Organisator seine Kraft der unionistischen Partei. Die Föderation ist der Verband der liberalen Ortsgruppen. Jährlich bringt eine Delegiertenversammlung die Wünsche der Wählerschaft der Fraktion und der Parteileitung zum Ausdruck, die diese Wünsche in der Regel natürlich suggeriert hat.

Das ausführende Organ des Parteivorstandes ist die Liberal Central Association, deren Bureaus in London, in unmittelbarer Nähe des Parlaments, liegen. An ihrer Spitze steht jetzt Herr Herbert Gladstone, der erste liberale „Einpeitscher" im Unterhause. Er reguliert den Frontdienst unter den Abgeordneten, korrespondiert mit den Parteifreunden im Lande und hat die Oberleitung der Agitation und der Wahlkampagnen. Seine Weisungen erhält er vom Leader der Partei.

Eine ganz scharfe Spitze wie unter dem alten Gladstone hat die liberale Pyramide jetzt nicht. Die Ursache ist die Entzweiung der Führer, und an dieser ist Gladstone selbst nicht schuldlos gewesen. Als er 1894 als Fünfundachtzigjähriger die Ministerpräsidentschaft niederlegte, war der erste Erbberechtigte sein Schatzkanzler, der inzwischen auch verstorbene Harcourt. Diesem langjährigen Kronprinzen der Partei wurde, als er am Ziel zu sein glaubte, ein böser Streich gespielt. Die Königin berief als Premierminister nicht ihn, sondern den viel jüngeren Staatssekretär des Auswärtigen, Grafen von Rosebery. Von der persönlichen Eifersucht abgesehen, war diese Wahl dem radikalen Flügel auch deshalb widerwärtig, weil dadurch die Spitze der Regierung, entgegen den demokratischen Grundsätzen, in das Oberhaus verlegt wurde. Welche Rolle Gladstone in der Intrigue gespielt hat, ist noch nicht ganz aufgeklärt; augenscheinlich aber hat er sich für Harcourts besseres Recht nicht mit dem Pathos eingesetzt, das er entfalten konnte. Mit schwerem Groll im Herzen fügte sich Harcourt und blieb in Roseberys Kabinett. Als dieser aber gestürzt wurde und Gladstone bald starb, brach der Konflikt offen aus. Lord Rosebery wurde von den Zänkereien mit den Führern im Unterhause so geärgert, daß er zuletzt dem Parteirate ganz fernblieb. Seitdem nimmt der ehemalige Premierminister wie in Wissenschaft und Literatur nun auch in der Politik die Rolle des vornehmen Amateurs und unabhängigen, für sich nichts begehrenden Kritikers ein, von den übrigen mit respektvollem Mißtrauen betrachtet. Auch im Oberhause ist Rosebery nicht mehr Leader der kleinen Gruppe liberaler Peers. Dieses Ehrenamt hat Lord Spencer, der „rote Graf", so genannt nicht wegen radikaler Gesinnung, sondern wegen seines ehemals rötlichen Bartes. Spencer hat sich als Vizekönig von Irland durch Festigkeit und Gerechtigkeit einen Namen gemacht und war zuletzt Marineminister.

Die Führung im Unterhause und damit die wichtigste Stellung innerhalb der Partei ist im fraktionellen Erbgange von Harcourt an den Schotten Sir Henry Campbell-Bannerman gelangt. Eine große Persönlichkeit ist Sir Henry nun eben nicht. Ein behaglicher Herr, als Redner nicht sehr originell, in der Debatte leicht zu ermüden, jetzt auch schon im siebzigsten Jahre stehend. Er war der letzte liberale Kriegsminister und hat da nicht gerade Lorbeeren geerntet. Er gehört mehr zur radikalen Seite des Liberalismus, hat für das Empire bis jetzt nur einen gedämpften Enthusiasmus bekundet, und ist gegen die Chauvinisten, zumal gegen die Anstifter des Burenkrieges, immer ehrlich und scharf aufgetreten. Die Aussichten dieses loyalen, aber nicht sehr glänzenden Politikers auf die Premierschaft waren bis vor kurzem noch nicht groß. Andererseits ist auch an Rosebery bei seiner ablehnenden Haltung zur Fraktion schwer zu denken. Man nahm daher an, daß der König Spencer berufen werde, sobald die Liberalen die Majorität haben. Da wurde vor wenigen Wochen der siebzigjährige Graf, der eben noch in Nauheim zur Kur gewesen war, auf der Jagd vom Schlage getroffen. Er scheint sich zwar körperlich wieder zu erholen, wird aber schwerlich die Last der Regierung auf sich nehmen können. So würde die Wahl wieder zwischen Roseberey und dem Führer der Unterhausfraktion stehen, wenn der erstere nicht kürzlich zu erkennen gegeben hätte, daß er für sich verzichte. Er hat in einer Rede zum Erstaunen Englands Campbell-Bannerman als seinen „lieben alten Freund" und als Führer der ganzen liberalen Partei bezeichnet. Auf die Aufrichtigkeit kommt es hier nicht an. Man hat die Empfindung, daß Campbell-Bannerman nun keinen starken Konkurrenten mehr habe. Ueberraschungen sind freilich bei der Kabinettsbildung öfters vorgekommen.

Neue Anzeichen sprechen dafür, daß Sir Henry den Ausgleich mit der imperialistischen Rechten finden wird; die schon erwähnte Rede Grey's über die Kontinuität in der auswärtigen Politik wird schwerlich ohne seine Billigung gehalten worden sein. Der demokratische Liberalismus dürfte in der kommenden Regierung am stärksten durch zwei Politiker von ausgeprägtem akademischen Typus vertreten werden, John Morley, den letzten liberalen Minister für Irland und Verfasser der großen Gladstone-Biographie, und den gelehrten Schilderer der amerikanischen Demokratie Jonas Bryce, der 1894 Handelsminister unter Rosebery wurde. Beide Herren sind hohe Sechziger, wie denn überhaupt das liberale Kabinett einen recht gesetzten Anblick gewähren wird. Jünger ist der Sozialpolitiker Asquith und der Benjamin unter den großen Führern ist der im Anfange der Vierziger stehende Sir Edward Grey, dem ein wichtiges Amt, vielleicht das Auswärtige Amt selbst, bestimmt zu sein scheint. Noch andere Namen aufzuzählen, die in der liberalen Ministerliste stehen könnten, hat hier keinen Zweck.

Bis die Liberalen zur Regierung kommen, werden noch Monate vergehen, denn die Tories zeigen keine Neigung, sich vor Ablauf ihrer Zeit zurückzuziehen. Unter allen Umständen müssen aber im Jahre 1906 Neuwahlen stattfinden.

Frankfurt a. M. **B. Guttmann.**

Unsere Bewegung

Hamburg. Wie in allen Großstädten ist es auch in Hamburg schwierig, große öffentliche Versammlungen abzuhalten, wenn nicht ein berühmter Redner ein besonders aktuelles Thema behandelt. Die großen Entfernungen zwischen den einzelnen Stadtteilen hindern auch oft die Mitglieder an dem Besuch der Versammlungen.

Digitized by Google

Darum müssen die großstädtischen Vereine immer mehr zur Kleinarbeit in den Stadtbezirken übergehen, Redner aus ihren eigenen Reihen gewinnen und den Mitgliedern Gelegenheit zur Diskussion geben. Dazu dienen unsere Bezirksgruppen. — „Das Hamburgische Wohnungspflegegesetz" wurde in einer Bezirksversammlung am 16. Oktober in Winterhude behandelt. Der Mieterverein hat eine rührige Tätigkeit zur Reform des Gesetzes entfaltet; in vielen Versammlungen dieses Vereins wurde das gleiche Thema erörtert. — Mit der Bildung der siebenten Bezirksgruppe für Harvestehude-Rotherbaum ist der Kreis der Gruppen, den gegenwärtigen Stärkeverhältnissen des Vereins angemessen, geschlossen. Herr Rechtsanwalt Dr. Dippmann nahm dort die Leitung in die Hand, Herr Dr. C. Petersen sprach in der ersten Versammlung am 23. Oktober über „Unsere Stellung in der Politik der Gegenwart". Die sehr lebhafte Diskussion führte auch auf das Gebiet des Verhältnisses der verschiedenen liberalen Parteien zu einander. Der Referent führte aus: „Wir werden auch in Hamburg unbeirrt unsern Weg fortsetzen, der zu einer Erneuerung und Erstarkung des Liberalismus führen muß." — Am 27. Oktober sprach Dr. Petersen in Barmbeck über die „Geschichte des Hamburgischen Wahlrechts", die Erteilung desselben an immer weitere Kreise mit fortschreitender Bildung und Entwicklung an den Beispielen der Geschichte zeigend und für die Zukunft fordernd. An der Diskussion beteiligten sich Angehörige aller Berufsgruppen. Die Gruppe Bergedorf hielt ihre erste Hauptversammlung am 24. Oktober ab. Sie will nicht nur eine energische Versammlungstätigkeit entfalten, sondern auch an den dortigen Stadtverordnetenwahlen teilnehmen. — In allen Versammlungen wurden neue Mitglieder gewonnen. Unter Mitwirkung unserer Mitglieder aus dem Handwerkerstande sollen im Laufe des Winters die Angelegenheiten des Kleingewerbes eingehend in den Bezirksversammlungen besprochen werden, im Uebrigen legen wir den Schwerpunkt unserer Tätigkeit auf die Beschäftigung mit Hamburgischer Politik.

Kiel, 27. Okt. An vier Abenden der Woche sprach hier D. Naumann über „Neudeutsche Wirtschaftspolitik". Die Vorträge waren veranstaltet vom hiesigen sozial-wissenschaftlichen Verein und erfreuten sich eines stets wachsenden Zuspruches, der am letzten Abend so stark war, daß die Einlaßkarten ausverkauft wurden. Alle Schichten der Bevölkerung waren vertreten. Neben den ersten Vertretern der Universitätsprofessoren saßen die Führer der organisierten Arbeitermasse. Alte, im Parlament ergraute und jüngere Politiker, Marineoffiziere und Großindustrielle, Handwerker und Großgrundbesitzer aus der Umgegend Kiels, Aerzte und Juristen, Gelehrte und Lehrer und in nicht geringer Anzahl auch Damen lauschten gleich interessiert und gespannt den an Form ebenso glänzenden wie inhaltlich bei aller Tiefgründigkeit doch klaren Ausführungen Naumanns, der ausgehend von dem „wachsenden Deutschland" zunächst über den durch die Volksvermehrung bedingten steigenden Volksbedarf sprach, am zweiten Abend in erschöpfenden Worten die Wirkungen des freien Handels erörterte, um dann am dritten Abend Unternehmerverbände und Arbeiterorganisationen in ihren gegenseitigen Beziehungen und Berechtigungen zu charakterisieren. Der letzte vor überfülltem Auditorium gehaltene Vortrag behandelte die Wechselwirkung von Bildung und Wirtschaft. Für zwei Abende, nach dem zweiten und vierten Referate, waren anschließend Diskussionen in Aussicht genommen. Es fand aber nur eine kurze Aussprache nach dem zweiten Vortrag statt.

Dortmund. Am 7. ds. Mts. hielten wir eine Versammlung ab, die sich hauptsächlich mit Fragen der Agitation befaßte. Zunächst wurde der Vorstand wiedergewählt; die Herren Kaufmann Reuße und Postsekretär Alberts wurden einstimmig an Stelle der ausscheidenden Vorstandsmitglieder zum 2. Vorsitzenden bezw. zum 2. Schriftführer ernannt. An einen mit Beifall aufgenommener Vortrag des Herrn Schnickmann über die „Gelbe Gefahr" schloß sich das Referat des Herrn Oberlehrer Meyer über „die Stadtverordnetenwahlen", die für die dritte Abteilung am 16. und 17. ds. Mts. stattfinden und einen sehr erregten Verlauf zu nehmen versprechen, da dieses Mal sowohl von unserer Seite wie von dem nationalliberal-ultramontanen Kartell und der Sozialdemokratie große Anstrengungen gemacht werden.

Soziale Bewegung

Im sächsisch-thüringischen Streik zwischen Textil-Industriellen und ihren Arbeitern ist es in der verflossenen Woche zu keiner Einigung gekommen. Der Vorstand des christlichen Arbeitervereins hatte zwar zur Wiederaufnahme der Arbeit unter den neuen, von den Fabrikanten angebotenen Bedingungen, aufgefordert, die Ausgesperrten haben jedoch in ihrer Mehrzahl keine Neigung bekundet, in die Fabriken zurückzukehren. Es sollen gegen 70% der Ausgesperrten gewerkschaftlich organisiert sein. Die Meeraner Fabrikanten wollten die Vorarbeiter nicht aussperren, diese haben sich aber mit den übrigen Arbeitern solidarisch erklärt. Nun ist am 11. November die angekündigte neue Aussperrung in allen Betrieben vorgenommen worden, der sich auch die Färbereien angeschlossen haben. Rund 40 000 Arbeiter und Arbeiterinnen sind beschäftigungslos. Die Arbeitgeber versprechen den nichtorganisierten Ausgesperrten laufende Unterstützung! Aber in gemeinsamer Konferenz mit den Arbeitern den Frieden zu beraten, das haben sie abgelehnt.

Die Gährung unter den Ruhrbergleuten nimmt immer mehr zu und kann über Nacht wieder zu einem Riesenkampf auswachsen. Auch diesmal suchen die Arbeiterführer, sucht die Siebenerkommission zu beschwichtigen. Aber man sieht selbst am christlichen Lager, wie schwer das ist. Die Arbeiter sind weniger wegen geringer Entlohnung als wegen geringschätziger Behandlung empört. Die „Ueberweisungsscheine", die ihre Freizügigkeit aufheben, die eigenartigen neuen Arbeitsordnungen, die nichts weiter als papierene Erfüllung gesetzlicher Formalitäten darstellen, der Mangel an Eisenbahnwagen, der zu Feierschichten zwingt, vor allem aber die Erkenntnis, daß die Grubenbesitzer am Grundsatz des Nichtverhandelns mit ihren Arbeitern festhalten, gibt der neuen Bewegung ihre Schärfen und Gefahren. Mit einer ganz kleinen Dosis von Wohlwollen, mit ganz geringem Entgegenkommen könnten die Zechenverwaltungen die heraufziehende Gefahr leicht beschwören. Das wollen sie aber grundsätzlich nicht. Also haben sie auch diesmal wieder die Verantwortung, falls abermals Zehntausende streiken und die Kohlenproduktion lahmgelegt werden sollte.

Fürst Bülow, der einst als Protektor der nichtsozialdemokratischen Gewerkschaften auftrat und noch beim letzten Kampf der Ruhrbergleute um Arbeiterschutz ein freilich sehr mäßiges Wohlwollen für die Arbeiter an den Tag legte, hat jetzt anscheinend den letzten Rest von gewerkschaftlichem Interesse verloren. Auf das telegraphische Ersuchen der Siebener-Kommission um Schutz gegen die gesetzwidrige Aufhebung der Freizügigkeit durch „Uebergangsscheine" hat er nach einigen Tagen brieflich geantwortet, daß er die Angelegenheit an den Herrn Handelsminister weitergegeben habe. Wie der Ministerpräsident aus Angst vor den Agrariern sich in der wichtigen Fleischnotfrage hinter den Rücken Podbielskis flüchtete, so in einer wichtigen Arbeiterangelegenheit hinter den Rücken des knapp in sein Amt neu eingetretenen Handelsministers. Welch ein mannhafter Nachfolger Bismarcks!

Die Zersplitterung der Gewerkschaften fällt gerade in der Gegenwart, da die Arbeitgeber mit ihren gut ausgebauten Organisationen rücksichtslos den kämpfenden Arbeitern entgegentreten, besonders auf. Die einsichtige Gewerkschaftspresse beklagt denn auch die Selbstzerfleischung der gewerkschaftlichen Richtungen. Das Organ des Buchdruckerverbandes schreibt in einer seiner letzten Nummern über dieses traurige Kapitel folgendes: „Daß von solcher Zersplitterung überhaupt noch die Rede sein kann, muß eigentlich wundernehmen, denn die Unternehmerverbände haben mit ihrem Aufbauschen der kleinsten Lohnbewegung zu einer Staatsaktion und dem dann sicher folgenden Schlage der Aussperrung doch wahrhaft genug getan, die Arbeiter zu der Erkenntnis zu drängen, daß ihr Gesondertmarschieren alles andre ist, denn ihren Interessen förderlich. Es dämmert zwar etwas in jenen Lagern von dieser Erkenntnis — ein Erfolg, den wir in erster Linie den Scharfmachern und deren Kampfestaktik zu danken haben — es ist in punkto solidarischen Handels schon manches besser geworden, aber zur Ausfüllung der Klüfte ist es doch nicht gekommen. Sie brauchen nicht immer Breit zu heißen jene Leute, denen die Zersplitterung der Arbeiter näher liegt als ihre Einigung, sie können auch den Namen Kater (Anarchosoz.) oder Behrens (Christl. soz.) tragen. Es ist auch nicht ausgemacht, daß gerade ein Katholikentag oder eine Generalversammlung der evangelischen Arbeitervereine Hindernisse auf den Weg rollt, auf welchem sich die einzelnen Arbeiterrichtungen entgegenkommen könnten; es kann das auch ein Parteitag der Sozialdemokratie von der Art des Jenaer sein, und es können dies auch Ausführungen auf Gewerkschaftskongressen fertig bringen wie die Bömelburgschen Schlußworte von Köln und Stuttgart. Wenn solchermaßen der Neutralität der Gewerkschaften Keulenschläge versetzt werden, wie das in den letzten Jahren von allen Seiten geschehen, dann braucht man sich eigentlich nicht zu wundern, daß der Weizen der Sonderbündelei noch immer blüht. Lichtpunkte und hoffnungsvolle Ausblicke sind denn tatsächlich nur durch die Gewalttaten der Scharfmacherverbände zu erwarten, so paradox das auch klingen mag."

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Eugen Katz in Berlin. — Druck von Franz Weber, Mauerstr. 80.

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 46. Berlin, 19 November 1905

Schaffen

All sein Tun war ein Versuchen, ein Stück Stadt in die Felder hinauszutragen, und war immer noch Stadt, keine Neuschöpfung.

Emerson.

Gedanken formen, bilden das Alte, aber Neues schaffen kann allein der Geist. Wir meinen darunter jenes schöpferische Gründen, das ein wirklich Neues bedeutet. Das geht nur aus von einer Person, die begeistern kann. Gedanken sind übertragbar. Man kann sie von einem Geschlecht zum andern überliefern. Sie entzünden dann und wann ein Feuer, sie lassen aber ebensoviel Herzen kalt. Mit dem Gedanken ist man fertig, wenn man ihn durchgedacht hat. Der Geist aber lebt in Personen. Er ist untrennbar von einem Menschenleben, das sich in eine Sache verloren hat. Nur der Geist kann begeistern. Deshalb können nur Personen, welche sich selbst und sich ganz für etwas einsetzen, andere mit sich reißen. Auch sie tun es durch Gedanken, durch neue, große Gedanken. Aber diese sind nicht ablösbar von ihrem Hintergrund, daß man sie leblos weitertragen könnte. Sie haben Kraft und Wert nur soweit, als sie von einem ganzen Menschen getragen werden, und sein wirklicher Lebensinhalt größer ist, als alle Spiegelbilder seines Verstandes.

Im Gedanken denkt der Mensch so gern sich selbst. Er hängt gerade an der Form, die er geprägt; er verliebt sich in das Bild, das er selbst entworfen. So vergißt er leicht, daß andere neben ihm stehen, mit anderen Bedürfnissen, andern Sorgen, andern Empfindungen. Dann kommt es zu jenen unglücklichen Geschenken, die keinen glücklich machen, den Geber nicht und den Empfänger erst recht nicht. Man hat sich etwas ausgedacht, aber man dachte sich nicht in den andern hinein. Und so glaubte man, wunder welch entzückenden Gedanken zu haben, andere zu beglücken, und vergaß vollständig, daß Dorf Dorf und Stadt Stadt bleibt. Man versucht ein Stück Stadt auf das Feld zu tragen und ist dann empört, wenn die draußen keinen Sinn dafür haben und sich nicht geziemend bedanken. Mit anderen Worten: man ist herrisch in seiner Beglückungsmethode. Denn es war eben eine Methode, die man sich selbst ausgedacht hatte. Im Gedanken liegt immer etwas Egoistisches. Er bleibt kalt, rücksichtslos; seine Kraft liegt ja im Abschließen, im Wegwerfen alles scheinbar Unnützen, im Bevorzugen einer einzigen Seite, im Herrschen über alle anderen Empfindungen, die nicht so klar, so deutlich sein wollen, weil sie viel zu mannigfaltig, zu innerlich sind, um ausgedrückt zu werden.

Hüten wir uns vor einer Ueberschätzung des bloßen Gedankens! Er macht nicht glücklich. Selig ist ein Mensch, der für eine Sache lebt, sich in ein Anderes versenken kann. Man lebt nicht vom Denken, sondern vom Lieben. Denn Liebe ist dort, wo der Mensch ins Grenzenlose, ins scheinbar Unmögliche hineingeht mit der festen Ueberzeugung, daß er muß. Die Schöpfer unter dem Menschengeschlecht bauten keine Gedankensysteme, aber sie suchten Seelen und fanden sie; dadurch wurden sie selbst glücklich und beglückten viele. Gelehrte denken. Mensch sein heißt lieben. Es giebt Gedanken ohne Liebe; denn keine Menschen stehen hinter ihnen. Aber die Liebe macht jeden Gedanken reich.

Traub.

Rethels Totentanz (1848).

Das meiste der Kunstproduktion, das sich unmittelbar und erkenntlich an politische Ereignisse oder Bewegungen anschließt, ist von untergeordneter Bedeutung. Wir wissen, daß das Jahr siebzig am deutschen Kunstleben spurlos vorüberging, und auch das Echo, das die Jahre der Napoleonischen Kriege fanden, schwingt fast nur wie ein nebensächlicher Ton mit in dem Schaffenslied der Deutschen Kunst. Die Kunst folgt scheinbar eigenen Gesetzen der Entwicklung, die Kräfte, die das politische Denken oder die wirtschaftliche Richtung eines Volkskörpers umformen, brauchen lange, bis sie sich im Inhalt und Wesen der Kunst auszuwirken beginnen, die klare Linie des Zusammenhanges fehlt. Es gibt Ausnahmen: aus der Fülle geistiger und künstlerischer Erzeugnisse, die die Revolutionszeit 48/49 hervorrief, sind einige, die als künstlerisch bleibende Taten in alle Zeiten ragen werden: ich stehe nicht an, zu diesen eine ganze Zahl der zornknirschenden Lieder von Ferdinand Freiligrath zu stellen. Und dann die Holzschnittfolge von Alfred Rethel „Auch ein Totentanz."

Solche Zeitkunst ist Tendenzkunst, ihr Schöpfer denkt nicht allein an künstlerische Wirkung, sondern an politische, sittliche, die sich irgendwie in Taten oder Gesinnungen umsetzen soll. Den Gradmesser bildet, welchen Eindruck solche Werke uns hinterlassen, wenn sich die kulturellen und politischen Probleme ihrer Werdezeit längst verschoben haben. Und wie wir alle heute, frei von politischer Voreingenommenheit, das künstlerisch Große der Freiligrathschen Leidenschaft empfinden können, so bei Rethels Zeichnungen. Es läßt sich schwer sagen, wie weit diese überhaupt ein Tendenzwerck (von konservativer Seite) waren, wie weit sie dazu durch Robert Reinicks Begleitverse gestempelt wurden. Rethels Stellung zur revolutionären Bewegung ist ein Rätsel: der rheinländische Jüngling hatte sich für Schwarz-Rot-Gold begeistert, 1848 zeichnete er seine grimmige Anklage, ein Brief vom 8. Mai 1849 besagt aus Dresden: „Vor ein paar Stunden hat sich die entsetzliche Katastrophe in hiesiger Stadt zu gunsten des Militärs entschieden — ein großes herrliches Werk zur Ehre Deutschlands ist unter der kaltblütig berechnenden Militärgewalt unter den Säbel gesunken! Ich sah der Entstehung dieser Bewegung mit Mißtrauen zu und erwartete rote Republik, Kommunismus mit allen seinen Konsequenzen — allein es war wahrhaftig allgemeine Volksbegeisterung im edelsten Sinne zur Herstellung eines großen, edlen Deutschlands, eine Mission, die ihnen Gott in die Brust gelegt und nicht durch das radikale Geschwätz schlechter Zeitungen und Volksredner hervorgerufen worden." Das „Mißtrauen bei der Entstehung dieser Bewegung" hat ihn den Zeichenstift ergreifen lassen; aber was durch seine Hand entstand, wurde mehr als ein politisches Pamphlet und wuchs zu einer grandiosen Dichtung vom Tode.

Gerade in der deutschen Kunst kommt das Motiv eines Totentanzes schon frühe und zu wiederholten Malen vor. Am bekanntesten sind die Zeichnungen des jüngeren Holbein. Aber zwischen der alten Auffassung und Behandlung des Stoffes bestehen grundlegende Unterschiede zu der Rethels. Zuerst eigentliche Tänze, dann Episodenbilder: der Tod in

Digitized by Google

irgendwelcher Gewandung vernichtet das Leben. Die Phantasie schuf sich Anekdoten und zeichnerische Seelenprobleme. Hierher gehören aus Rethels Schaffen drei Blätter: der Tod als Freund, als Würger, als Diener, von denen die zwei ersten als Holzschnitte eine weite Verbreitung gefunden. Im Totentanz selber ist das Problem zweifach geändert: der Tod ist nicht eigentlich der Beender des Lebens, sondern der Vorbereiter, der Verführer zum Tode und er tritt nicht zum einzelnen, sondern zur Masse. Er ersteht unter den Vielen als Führer, als die eigentliche treibende Kraft der Selbstvernichtung, er wächst zu Symbol und Ausdruck unklarer, großer und gleißender Gefühle, die zu Opfer und Elend führen. Die Allegorie wandelt sich in diesen sechs Blättern zum Symbol. Der Tod, der uns zuerst als eine fremde, böse Kraft entgegentritt, als der Verbündete und Beauftragte von List, Lüge, Eitelkeit, Tollheit, Blutgier, steht am Ende vor uns als die großartige, mitleidslose Selbstvollendung und Selbstvernichtung wirrer Menschensehnsucht, deren Ende ihre Hoffnung verspottet: der Tod war der Mann, der sie alle frei und gleich machte. Ein grandioses Werk, geschaut und empfunden mit der grimmig lachenden Bitterkeit und Wahrhaftigkeit eines großen Menschen und gestaltet mit der Phantasie und dem technischen Reichtum des großen Künstlers.

Das rein Technische, die zeichnerische Durchbildung des Werkes zwingt jeden, auch wenn ihn der Stoff erschrecken oder abstoßen mag oder wenn ihm der gedankliche Hintergrund zu kompliziert erscheint. Es sind sechs Blätter, die unter Rethels Aufsicht in der Werkstatt von Bürkner auf Holz geschnitten wurden. Der Kunstwartverlag (Callwey München) hat sie neu herausgegeben in schöner Ausführung für 1,50 Mk. Die künstlerische Note dieser Zeichnungen ist, zumal wenn man sie mit Werken jener Zeiten und Meister, Cornelius, Kaulbach, Steinle betrachtet, daß sie von großer malerischer Eindrücklichkeit sind. Daß man vor ihnen unmittelbar Albrecht Dürer empfindet, liegt auf der Hand. Ich denke hier vor allem an das zweite und an das sechste Blatt. Die Verteilung von Hell und Dunkel, der Charakter der Schraffierung erzeugt hier eine außerordentliche malerische Helligkeit und landschaftliche Stimmung. Es sind keine Schemen, sondern alles ist körperlich in Raum und Licht gesehen. Diese Betonung des malerischen Charakters wurde mit Absicht an erste Stelle gesetzt, weil sie mir notwendig erscheint als Charakterisierung des großzügigen und ehrlichen Realismus der Rethelschen Phantasie- und Geschichtsbilder in jener Zeit antikisierenden Linearkunst. Die packende Größe des Werkes liegt freilich im rein Zeichnerischen, in der Komposition wie in der seelischen Belebung der einzelnen, besonders des Todes. Die Gestalt des Todes, zumal des Schädels, ist mit einer Fülle persönlichen Lebens ausgestattet, es schmeichelt der Demagoge, es grinst der Gewinner, es starrt mit mitleidsloser Gebärde der Ueberwinder. Ganz außerordentlich gezeichnet ist, wie die Kleider um die Knochen hängen, das grause Spiel der Täuschung spiegelt sich in diesem Scheindasein von Menschenart und Menschenfülle. Diese Gewandstudien zu verfolgen ist von großem Reiz.

In der Komposition der Bilder erweist sich Rethels große dramatische Kraft, die alles Unwesentliche ausscheidet. Als Rethel diese Blätter zeichnete, war er erst zweiunddreißig Jahre alt, aber es lag schon eine reiche künstlerische Tätigkeit hinter ihm, vor allem der Hannibalszug und die Fresken zum Aachener Rathaus. An diesen Arbeiten hatte sich seine kompositionelle Kraft gebildet. Rethel war — und blieb vielleicht — fast der einzige große wirkliche Historienmaler der deutschen Kunst. Was er gab, waren nicht archivarische Illustrationen zu irgend einem Vorgang, sondern künstlerische Umdichtung eines Eindrucks, einer Vorstellung. Daraus, daß dem Künstlerischen, Rythmischen, Seelischen alles Geschehnis untergeordnet ist, quillt die Kraft und die Unmittelbarkeit von Komposition und Darstellung. In harte Umrißlinien zwingt er das gesteigerte Leben und die Bewegung des einzelnen wie der Masse. Das Individuelle, Anekdotenhafte taucht unter in dem seelischen und körperlichen Rythmus, Gesamtleben der vielen. Um dies würdigen zu können, soll man sich immer die Zeit Rethels vor Augen halten, und dabei mag man auch an die Frau denken, die heute im gewissen Sinne seine Erbin und Fortsetzerin ist, an Käte Kollwitz. Sie ist seinen Weg zu Ende geschritten.

Diese neue Ausgabe des Totentanzes ist ein zweifelloses großes Verdienst des Kunstwartes neben seinen vielen anderen. Nicht zum letzten, weil durch sie das Gedächtnis des unglücklichen Künstlers im deutschen Volk lebendig erhalten wird. Wer dieses Schema liebt, mag von den Blättern sagen, sie seien in ihrem großartigen Ernste wahrhaft deutsch und sie sind es im Sinne Dürers und Klingers und mit einem tieferen Recht als die Idyllen von Ludwig Richter oder Moriz Schwind. Aber die Blätter sind von Bedeutung noch in andrer Hinsicht, sie erlauben in ihrer großen Schlichtheit einen unmittelbaren Eindruck in die Arbeit des Künstlers. Es ist unsinnig, zu sagen, die geistige Umnachtung, in die Rethel wenige Zeit nach diesem Werke sank, weise schon hier ihre Spuren. Alle seine Linien sind von vollkommener Sicherheit und Zweckmäßigkeit. So wird es in hohem Grade möglich, an diesen Blättern künstlerisch sehen zu lernen. Zusammenhänge entschleiern sich dem Auge, die die Seele des Künstlers bewegen und deren Linien zwischen Zeichnung, landschaftlicher Stimmung und monumentaler Dekoration spielen.

Theodor Heuß.

Die Gegner

Von **A. Falkenberg.**

(Schluß.)

Er war überhaupt zu einem Waschlappen herunter gesunken — weiter war es eigentlich nichts mehr mit ihm. Er konnte nur noch Schnaps trinken — er . . . . Aber Lüder spuckte nicht einmal mehr vor sich aus, er lachte nur mehrere Male hintereinander kurz und heiser auf, so heiser, als ob seine Stimme versagt hätte. Während dieser Gedanken war er den Hauptweg heruntergegangen. An seinen Wagen mit Mist, überhaupt an seine Arbeit dachte er gar nicht mehr; die mochte seinetwegen verrichten, wer wollte. Jetzt mußte er ganz dicht hinter Carsten sein, denn wie dieser ausspuckte, hatte er eben ganz nahe vor sich gehört.

Carsten Hinrichsen! Ja, wenn der Name nicht geweien wäre. Er sann gerade ernsthaft darüber nach, wie es möglich wäre, diesen Namen aus der Welt zu schaffen, als er über das Rad von Carstens Karren stolperte, den dieser, nun er leer war, leicht hinter sich schwippen ließ, und den Lüder in der Dunkelheit oder wegen seines grüblerischen Zustandes nicht beachtet hatte. Er strauchelte und schlug beinahe hin. Während er Mühe hatte, sich auf den Beinen zu halten, hörte er das halblaute Lachen Carstens. Es ergriff ihn die maßloseste Wut — es faßte ihn hinterrücks wie ein schwerer Taumel nach Wein- oder Biergenuß. Zuerst beugte er sich stark vornüber und sah Carsten scharf ins Gesicht. Die Hände streckte er weit nach hinten, in allen seinen Bewegungen lag jetzt etwas Krampfhaftes.

Als Carsten halten blieb, die Griffe seines Karrens lässig niedergleiten ließ und Lüder mit seinem breiten, höhnisch-frechen Grinsen geradezu noch weiter aufreizend anstarrte, überfiel diesen ein heftiges Zittern in allen Gliedern. Es schien, als hätte etwas fremdes die Herrschaft über ihn gewonnen und vermöchte seinen Willen hierhin und dorthin zu lenken. In seinem taumeligen Zustande stieß er mit einem blitzenden Gegenstande, den er krampfhaft in der rechten Hand zu halten sich bemühte, mehrere Male von hinten auf Carsten ein. Alles geschah mit einer solchen Hast und auf eine fast komisch-linkische Art, sodaß Carsten, nun Lüder sich ihm im Rücken bewegte, es gar nicht der Mühe wert hielt, überhaupt umzuwenden. Erst als er etwas Kaltes zwischen seinen Schultern eindringen fühlte, sprang er herum, ohne es jedoch hindern zu können, daß Lüder noch einmal, und zwar kräftiger als zuerst, zustieß.

Wie ein plumper Sack fiel Carsten in sich zusammen, hinterrücks in seinen leeren Karren hinein, sodaß sein Kopf weit hinten überhing. Lüder stand dabei, ohne eine Glied zu rühren.

Nach einer Weile klappte er die Klinge des Messer zurück und warf das Messer von sich, mit einer heftigen Bewegung des Ekels, so weit er konnte. Dann ging er.

Digitized by Google

Aber er lief nicht etwa. Nein, er schlenderte fast. Der Gedanke zu laufen kam ihm gar nicht. Seine Züge schienen erstarrt, als hätte jemand ein brennendes Licht, das sie noch eben mit seinem lebendigen Schein beleuchtete, plötzlich ausgelöscht. Es lag nun etwas Totes darin. Und etwas Totes lag auch in all seinen Bewegungen. Es schien, als würde alles durch einen Automaten ausgeführt — wie er dahinschritt mit seinen eckigen Gliedern, wie sich die schlaff herabhängenden Arme vor- und rückwärts bewegten und wie der Kopf immer wieder von Zeit zu Zeit in ein starres Nicken verfiel, als bejahte er eine in seinem Innern auftauchende Frage.

Beim Anblick des hinsinkenden Carstens war es wie Eiseskälte auf sein Hirn gefallen, das Hitzige in seinen Gedanken war wie durch einen Wasserstrahl erstickt. Es kam eine Klarheit über ihn, nicht in bezug auf das, was er da eben getan hatte, sondern in Rücksicht darauf, was ihm zu tun noch übrig blieb.

Er lächelte. Ein starres Lächeln.

Die Mondsichel rückte dann und wann aus den Wolken nnd streute ein wenig blasses Licht auf die Landschaft.

Als Lüder Mende in die Nähe seines Gehöftes kam, hörte er Leute in der Gegend nach dem Stalle zu, eine helle Stimme kreischte auf, und der Klang von klappernden Holzpantinen, die über den zum Teil gepflasterten Hof hasteten, drang zu ihm herüber.

Dann war alles totenstill.

Aus der Nachbarschaft bähte ein Schaf.

Er ging geraden Wegs auf die Stalltür zu. Das Mondlicht warf keinen Schein hierher, er tastete im Dunkeln an der Tür auf und ab. Schließlich faßte seine Hand mehrere geflochtene Schnüre, die da herabhingen. Unter dem etwas vorspringenden Stalldache stand eine niedrige Bank, wie sie zum Melken gebraucht wurde. Auf diese Bank ließ er sich nieder. Er suchte zwischen den Schnüren aus und zerrte an ihnen, und dabei lächelte er immer so eigen, als wäre er nun mit sich im Reinen.

Dann kamen aus dem Hause Tritte, quer über den Hof schleiften sie. Lüder horchte auf und ließ die Hände mit den Schnüren auf die Kniee sinken.

Die Schritte kamen dicht vorbei, aber er kauerte auf seiner Bank zu tief im Schatten, als daß jemand auf ihn hätte aufmerksam werden können.

Der Fremde! Lüder sah seine große, plumpe Gestalt sehr gut aus dem Winkel.

Als die Schritte verklangen und die Tür ins Schloß fiel, nahm er wieder seine Schnüre zur Hand und wählte zwischen ihnen aus. Einmal noch tat er die hanfgeflochtenen Stränge aus den Händen und ließ sie auf der Bank liegen. Er erhob sich und war bis zur Mitte des Hofraums gekommen, als sich ein niederes Fenster des Wohnhauses auftat und ein heller Lichtstreif über den Hof fiel. Eine fast süßliche Stimme rief einen ihm verhaßten Namen. Noch einmal — der Klang schien Lüder jetzt noch zärtlicher als zuvor. Er spie krampfhaft aus vor dieser Stimme. Weit hinten auf dem Gehöft hörte er eine Tür knarren, und die schleifenden Tritte von vorhin schallten wieder. Lüder schlich behutsam zurück nach der niedrigen Bank. Von hier sah er wieder den Fremden an sich vorbeischlürfen. Er verschwand im Innern des Hauses. Dann klirrte das Fenster zu und der Lichtschein erlosch. Alles lag im Dunkel da.

Lüder griff nach der Gegend seiner Gurgel, er rieb mit der Hand die Hautfläche an dieser Stelle und schluckte mehrere Male trocken hinunter. Der Durst kam wieder über ihn, er empfand sein schneidendes Stechen. Die Folter in seinem Innern brannte ihm aus den Augen, er starrte mit den Blicken wie hilfesuchend umher. Aber es lag alles so still, und nirgends fand er einen lichten Punkt, von dem aus er einen neuen Weg hätte finden mögen. Eine Katze schlich an seinem Stallgebäude entlang. Er konnte ihre schillernden Glühaugen verfolgen. Nun drückte sie sich durch eine am Boden befindliche Oeffnung ind das Gebäude. Er griff mechanisch in die Tiefe seiner Taschen. Kein Geld. Er bekam nie mehr Geld in die Finger, seit er so trank — seit er alles trank, was ihm vor Augen kam. Einmal hatte er auch einen Anfall gehabt, und sie hatten ihn oben auf dem Vorratsboden vor einem kleinen Spritfaße auf den Knieen liegend gefunden, wie er trank, immer nur trank. „Sie" selber hatte das Faß zertrümmert, so daß sein Inhalt sich, stark duftend, über die Dielen ergoß. Aber er leckte die durchtränkten Dielen — wie ein Hund lag er am Boden und schleckte. Nein — es war rein nichts Menschliches mehr in ihm gewesen. Aber daß ihm nun plötzlich alles so lebendig vor Augen trat, hatte in nichts anderem seinen Grund, als daß der Wille, zu leben, immer aufs neue in ihm aufflackte, immer wieder hielt ihn etwas vor dem Allerletzten zurück.

Plötzlich — während er so in Gedanken versank — vermißte er sein Messer. Er fuhr auf — ganz wild. Aber schon im nächsten Augenblick sank er schlaff und merklos zusammen. Der Name Carsten Hinrichsen taucht in seinem wüsten Hirn auf; aber seine Lippen zitterten, als er sich auf sie drängen wollte. Er vermochte den Namen nicht mehr herauszubringen. Es war wie eine schmerzende Helle in seinen Gedanken: er sah Carsten noch einmal auf seinen Karren zusammenbrechen. Er meinte sogar diesen dumpfen Laut zu hören, den er ausstieß, als er niederfiel. Und das Blut sah er auch, dieses quellende Blut. Er schloß die Augen, aber dennoch stand alles so klar und scharf umrissen vor ihm. Es war, als ob dies Bild eine Reihe anderer häßlicher Bilder beschloß.

Und eine Hast überfiel ihn, er griff nach einer der Schnüre, die er besonders gelegt, und ging damit etwas rechts nach der Stalltür. Alles tat er mit einer zitternden Anstrengung, — wie er eine Schlinge aus der Schnur formte und wie er sie dann um einen starken Krampen schlang. Dann wandte er sich noch einmal um und sah zum Himmel auf. Aber der Mond stand auf der anderen Seite des Gehöftes und über Lüder schoben sich finstere Wolkenmassen.

Als er den niedrigen Schemel, auf den er gestiegen war, um den Kopf durch die Schlinge zu schieben, mit einem nur halb treffenden Fußtritt weggestoßen hatte, stieg die letzte Angst in ihm empor. Er tastete mit den Händen nach der Stalltür. Er griff mit der einen Hand einen an einer dünnen Schnur niederhängenden Peitschenstiel, um den sich seine Finger im letzten Krampfe krallten, und mit der anderen Hand riß er sich Weste und Hemd auf — er wollte schreien, aber er vermochte es nicht mehr. Er hing schlaff da. Alle Spannkraft war aus seinen Gliedern gewichen. Die Füße hielt er ein wenig nach aufwärts gestreckt. Von dem einen war der Schuh zur Erde gefallen.

So werden sie ihn finden — morgen in der Frühe, wenn die ersten Sonnenstrahlen über das Gehöft spielen.

Noch ist alles finster ringsum und still. Nur ein zottiger Rattenfänger streift über den Hof, alles gierig beschnuppernd. Sobald er an der Leiche vorrüberkommt, hebt er die Schnauze ein wenig und knurrt leise. In wenigen langen Sätzen ist er am Hoftor und heult klagend in die Tiefe der Nacht.

Allerlei

Tempel und Dom. Der antike Tempel lag hoch und langgestreckt auf dem Felsenplateau der Oberstadt, der Akropolis, zu deren Füßen die Unterstadt in weiten Kreisen lagerte. Denen im Tale war der Säulenbau stets sichtbar; wer auch nur eine Ecke dieses regelmäßigen Langhauses sah, der sah den ganzen Bau. Es war ein ruhiges Parterre, von vielen starken Säulen umstellt, ganz aus dem einen weißen Stein gebaut, in dem es keine Ritze gab. Für die Ewigkeit haben die Hellenen ihr Parthenon gebaut; erst das türkische Pulver hat diese Quadern und diese Säulen-Monumente gesprengt.

Der Dom des nordischen Mittelalters aber liegt in der Mitte des Häusergewirres. Eng drängen die Hütten an die Sohle des Riesen, der mit unendlicher Energie von der Straße zur Kreuzblume aufsteigt. Viel stuft sich der Bau ab; wer seine Front kennt, weiß noch nicht, wie der Chor aussieht. Als Baugruppe rhythmisiert sich der Bau in vielen Stufen. Keiner kann ihn ganz übersehen; nur der liebe Gott, der aus den Wolken herabschaut. Ist in Athen alles Parterre, so ist in Köln alles Hochbau. Stehen dort schwere Säulenstämme mit kurzer Kraft auf dem breiten Stylobath, so eifern hier die zartesten Stangen und Rippen in die Wolken. Das Parthenon brauchte bis zu seiner Katastrophe von 1685 keine einzige Reparatur, durch 1900 Jahre hindurch; der Kölner Dom verschlingt pro Jahr 40 000 M. an Reparaturen. Man hat nun

Digitized by Google

diesen vielgliedrigen Riesen freigelegt und ihm die Freunde von den Sohlen genommen. Welch eine Barbarei! Nur im engen Getümmel der Häuser, nur im kleinen Gekreisch der Giebel und Gassen verstehn wir das große Ewigkeitswort dieser Türme; erst an der Tausendteiligkeit der Häuschen dort unten begreifen wir die polyphone Einheit all dieser Türmchen, Statuen, Speier, Bogen. Diese großen Stadtkirchen wollten im Geflüster stehen, nicht auf schweigenden gähnenden Plätzen und Terassen. Die eine Straße führte meist direkt bis vor das Westportal, das immer offen stand; eine andere ging sogar bisweilen von Nord nach Süd durch den Bau, der als Durchgang benutzt wurde. Man meinte in jener Zeit, Gott dulde solch eine Alltagsnähe; denn gerade im zufälligen Gespräch mit der Ewigkeit bricht sie am tiefsten ein. Heut heißt die Parole Distanz, soviel für den Bau wie für den, der darin tronen soll.

Wenn zur heiligen Oberstadt die Athener am Fest der Panathenäen im großen Prozessionszuge wallten, um der jungfräulichen Göttin eines neues Festgewand zu schenken, so leuchteten in die Herzen der Zauber erneuerten Lebensgefühles. Mit festlicher Pracht war ein neuer Jahresring an die alten gefügt. Sicherheit und Weisheit schienen neu die Tätigkeit zu beleben. Man kam dieser Göttin nicht mit seinen kleinen Nöten und Bekenntnissen, man nahte ihr nur in der Verehrung und ließ alles Alltägliche und Häßliche daheim. Das ist die Reinigung der Alten; und wer wollte behaupten, daß die so erneuerten Seelen nicht Besserung gefunden hätten? Aber freilich sucht der Deutsche eine andere Erneuerung. Sein Gang ist stiller und sein Gebet flüstert. Seine Herzensgedanken möchten auch Blüten sein, aber er griff beim Pflücken des Straußes auch viel Unkraut. Alles, alles darf er in den Dom mitbringen. An den Säulen steigt der Rauch seiner kleinen Kerzen und das Stammeln seiner kleinen Lippen in die Höhe. Hoch in den Busen der Gewölbe sammelt sich all das Bitten und Gestehen und dringt in die reine Himmelsluft. Die Rippen sagen Gottes Antwort. Sie lehren den Menschen die Glieder recken und nach der Höhe streben; sie zeigen, was viel kleine Steine im Bunde vermögen, wenn kluge Geister sie zusammenfügen. Ihre Profile sind Festigkeit und ihre Rundstäbe Gleichmut. All diese Dienste müssen auch recht langsam aus dem Erdboden heraus und es dauert lange bis sie oben sind. Wehe, wenn sie nicht genügendes Fundament unter sich haben! Aber die echten Steine halten die Jahrhunderte durch und schwindelhafte Dächer schweben mit stolzer Leichtigkeit über den treuen Trägern. **P. S.**

Wandelnde Denkmäler. In Preußen bekommt man nach einer gewissen Zahl von Dienstjahren einen roten Adler und nach einem gewissen Grade behördlich akceptierter Berühmtheit ein Denkmal. Es sind immer ein paar Denkmäler unterwegs, die nach einem Postament und einem Hintergrunde suchen. Die Platzfrage ist das Weh und Ach. Jetzt hat irgend eine Behörde oder sonst wer Kluges einen neuen Weg gefunden: die alten Denkmäler müssen ausziehen und den neu Gemeißelten Platz machen. Der Physiker Helmholtz, der sich übrigens dreier Denkmäler erfreut, stand lange Jahre im Vorhof der Berliner Universität, deren ausgezeichneter Lehrer er gewesen. Jetzt scheint er als Vertreter der Wissenschaften hier nicht mehr recht zeitgemäß und wird an ein physikalisches Institut nach Charlottenburg abgeschoben. Bis auf weiteres soll ihn, denke ich, Theodor Mommsen ersetzen. Der Vorgang selber ist ja ziemlich belanglos; aber welche Ausblicke eröffnet er. An diesen Präzedenzfall kann sich eine ganze Umgestaltung unseres Denkmalwesens anknüpfen. Man gruppiert nach festlichem Bedürfnis, man erhebt oder erniedrigt nach augenblicklicher Würdigung, man schafft Abwechslung, man unterhält und belehrt auf angenehme Weise. Die Anordnung ist eine erlösende Tat, sie weist den Weg der Zukunft. Denkmäler haben kein Besitzrecht an ihrem Boden. Wenn man sie nicht mehr braucht, schiebt man sie hinter die Kulissen der Geschichte. Ich denke jetzt mit grimmem Behagen an die Siegesallee, den Stern und vor allem an die Unmöglichkeiten am Brandenburger Tor. Die können ja nicht ewig dort bleiben. Irgend einmal werden sie in einem Städtchen der Mark zeitgemäßer sein als in Berlin. Und die Markgrafen werden ihre früheren Schlösser aufsuchen. Und die Jagdgruppen — nun, der Hermsdorfer Wald ist groß. Wenn wir jetzt den alten Helmholtz, gerade keine hervorragende Marmorleistung, mit ironischen Gefühlen von seinem Schauplatz abtreten sehen, denken wir in unserem boshaften Gemüte: Vivant sequentes. **H.**

Eingegangene Bücher

Von den uns zur Besprechung zugesandten Büchern und Broschüren führen wir folgende hier an (die mit einem * bezeichneten sind bereits zur Besprechung vergeben):

Hinter den Kulissen des mandschurischen Kriegstheaters. Von Max Behrmann. Schwetschke Berlin 1905. 368 S. Brosch. 4 M.

Maria-Himmelfahrt. Roman von H. v. Hoffensthal. Fleischel Berlin. 355 S. 4 M.

Gesetz des abnehmenden Bodenerträges seit Liebig. Von Dr. J. Esslen. Schweitzer München. 286 S.

Die Haager Friedenskonferenz. Von Prof. Dr. Maurer. Bd. I. Schweitzer München. 391 S. 15 M.

*Aphorismen. Von Ernst v. Feuchtersleben. Herausg.: C. Schroeder. Tobies Hannover. 87 S. 1 M.

Der Deutsche und seine Schule. Von Ludwig Gurlitt. Wielandt Berlin. 240 S. Geb. 3 M.

*Tarifgemeinschaften. Von Fritz Schmelzer. Deichert Leipzig. 143 S.

Das neue Südafrika. Von Paul Samassa. C. A. Schwetschke Berlin. 416 S. 5,50 bez. 6,50 M.

Ungarische Rhapsodien. Von Lutz Korodi. Lehmann München. 112 S. Brosch. 2 M.

Das Leben, die Kunst, das Kind. Von Karl Röttger. Schünemann Bremen. 110 S. 1,50 M.

Die Leute vom blauen Guguckshaus. Von Emil Ertl. Staackmann Leipzig. 423 S. 4,50 bezw. 6 M.

Opfer der Zeit. Von Emil Ertl. Staackmann Leipzig. 303 S.

Bluterneuerungskuren. Von Dr. A. Kähner. Krüger Leipzig. 68 S. 1,50 M.

Mutterpflicht und Kindesrecht. Von Dr. E. Neter. Aerztliche Rundschau München. 90 S. 1,60 M.

Der Weg zum Selbst. Von O. v. Leixner. Felber Berlin. 214 S.

Die Grundlagen und die Grenzen des Chamberlainismus. Von Dr. B. Braude. Rascher Zürich. 144 S. Brosch. 2 M.

Fragmente zur Schulaufsichtsfrage. Von P. Münz. Rauch Wiesbaden. 55 S. 50 Pf.

Aphorismen. Von W. Maaß. Otto Hannover. 98 S.

*Prolegomena. Von J. Kant. Dürr Leipzig. 208 S. 2 M.

*Untersuchung über die Tugend. Von Shaftesbury. Dürr Leipzig. 122 S. 1,40 M.

Ibsens Frauengestalten. Von Dr. E. Kretschmer. Strecker Stuttgart. Brosch. 2 M.

Massenstreik und Ethik. Von Dr. R. Penzig. Neuer Frankfurter Verlag. 44 S.

Nefanda-Infanda. (Der „moderne" Roman). Von Prof. Dr. Hashagen. Wismar. 98 S. 2,40 M.

Vom Wege. Von M. E. della Grazie. Breitkopf Leipzig. 250 S. 3 M.

Robespierre. Ein modernes Epos. Von M. E. della Grazie. 2 Bde. 10 M.

Narren der Liebe. Von M. E. della Grazie. 157 S. 3 M.

Die Germanen. Von Felix Dahn. 116 S. Geh. 3 M.

Alarich. Drama. Von Bruno Erlbo. Breitkopf Leipzig. 125 S. 3 M.

*Kierkegaards Verhältnis zu seiner Braut. Aus seinem Nachlaß. Inselverlag. 120 S.

Deutschtum und Christentum. Von J. Werner. Winter Heidelberg. 83 S. Kart. 1,80 M.

Deutsch-christliche Weltanschauung. Von Prof. D. Heinzelmann. Waisenhaus Halle. 364 S. 5 M.

*Walden. Von H. D. Thoreau. Diederichs Jena. 340 S. 3 M.

Die Organisationsbestrebungen der Arbeiter in der deutschen Tabakindustrie. Von Dr. W. Frisch. Duncker Leipzig. 252 S. 5,60 Mk.

Abschaffung des britischen Sklavenhandels 1806/07. Von Dr. Fr. Hochstetter. Duncker Leipzig. 120 S. 3 M.

Züchtungspolitik. Von Dr. R. Koßmann. Lehmann Schmargendorf. 251 S. 5 Mk.

Verfassung und Verwaltungsorganisation der Städte. S. V. S. P. Sachsen. Württemberg. Dunker Leipzig. 2 Hefte.

Schwert und Kelch. Von H. Stuhlmann. Pittius Berlin. 264 S.

*Meine Waldhäuser. Von H. Christaller. Salzer Heilbronn. 147 S. 2 bez. 3 Mk.

Persönlichkeit. Von Lic. E. Pfennigsdorf. Bahn Schwerin. 365 S. 4,20 Mk.

Luthers Werke. IV. 1. Schwetschke Berlin. 540 S. 2,50 Mk.

Schule und Alkoholismus. Von A. Sadeczek. Mäßigkeitsverlag Berlin. 156 S. 2 Mk.

Besiegte Sieger. Von Otto Ernst. Staackmann Leipzig. 282 S. 3 bez. 4 Mk.

Briefkasten

E. W. in S. Ihre Verse können wir leider nicht verwenden.

Nach Köln. Ein Freund unseres Blattes sandte uns eine sehr anschauliche Schilderung einer Episode vom Schluß der Lütticher Ausstellung. Leider vergaß er, Namen und Adresse dabei zu verzeichnen. Wir bitten ihn, diese uns mitteilen zu wollen.

A. H. in Fr. Der Untertitel des Aufsatzes von Dr. Guttmann in der letzten Nummer mußte lauten: „Reich und Weltmacht" und nicht: „Wirtschaftspolitik".

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

NUMMER 47

Die Hilfe

Sonntag, 26. November 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Die russische Revolution — Campbell-Bannermann — Der Antisemit als Sieger — Zur Lage in Hessen) — **Naumann**: Die neue Flottenvorlage — Dr. **Max Nitzsche**: Bismarck als Agitator — Lehrer **Adolf Synwoldt**: Das Elend der ritterschaftlichen Schule in Mecklenburg — Büchertisch — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — **G. Traub**: Vom Tod — Prof. **W. Weber**: Shakespeare oder Bacon? — **Georg Christoph Lichtenberg**: Aphorismen — Kunst — Allerlei

Politische Notizen

Die russische Revolution. Der Verlauf der Revolution scheint abhängig zu sein, teils von dem gegenseitigen Verhältnis der bürgerlichen und der proletarischen Revolutionäre, teils von dem Eingreifen der bäuerlichen Bevölkerung. Die bürgerliche Revolution will staatserhaltend sein, während die proletarische Revolution in gewissem Sinne nihilistisch vorgeht, das heißt, zunächst einmal alle vorhandenen Mächte ruinieren will, es mag kommen, was da will. Die Gefahr der bürgerlichen Revolution ist, daß sie sich zu schnell mit halben Zugeständnissen begnügt und die Gunst der geschichtlichen Stunde nicht genügend ausnützt, die Gefahr der proletarischen aber, daß sie den ganzen Revolutions- und Reformgedanken in Mißkredit bringt und damit direkt zur Stärkung der unversöhnlichsten Großfürstenpolitik beiträgt. In der Praxis bedeutet die bürgerliche Revolution eine Anerkennung Wittes als des Mannes, der für den erreichbaren Fortschritt im Staate eintritt. An Witte klammert sich alles, was aus dem Bürgerkrieg herauskommen möchte. Witte aber kann sich nur halten, wenn er zwischen sich und der proletarischen Revolution einen tiefen Graben zieht. Er tut es, indem er auch in Petersburg mit der Verhängung des Kriegszustandes droht. Seine Lage ist einzigartig in ihrer Schwierigkeit. Er soll das Zarentum retten, das sich vor ihm fürchtet, soll mit einer Beamtenschaft arbeiten, die ihn für ihren Zerstörer hält, soll einer Volksstimmung die politischen Formen geben, die ihn für unzuverlässig erklärt. Was ihn jetzt stützt ist seine Begabung und die Angst aller vor den Folgen seines Sturzes. Ob er sich aber in dieser Lage wird längere Zeit halten können, ist sehr die Frage. Setzt er es durch, dann bekommt er eine bismarckische Herrschaft, aber im anderen Falle zerreißen ihn alle und über seinen Sturz hinweg rollt das größere Unglück. Man denke doch allein daran, welche Rechtsunsicherheit überall dort eintreten muß, wo der offene Krieg zwischen Staatsgewalt und Proletariat entbrannt ist! Riesenstreiks ohne geordnete Streikunterstützung müssen zur Verwilderung vieler Einzelner führen, die in ihrer Verzweifelung alle politischen Ideale über Bord werfen und einfach bandenweise stehlen. Und dazu kommt die Angst vor dem Aufstand der Bauern. Etwas Bauernaufstand hat es in Rußland fast in allen Jahrzehnten gegeben, aber es ist möglich, daß jetzt die Unruhen sich unheimlich ausbreiten. Der Bauer fühlt sich von der Revolution der Städte mit fortgerissen und setzt sie in seine Sprache um, das will sagen, er plündert Rittergüter. Bei der Unsicherheit aller russischen Nachrichten kann man noch nicht wissen, wieviele Bezirke vom Zerstörungsgeist erfaßt sind, es scheint aber, als sollte der Himmel noch oft rot werden. Diese Art Revolution ist aber die allerunberechenbarste, die es gibt. Sie wirkt wie ein Naturvorgang. Wer kann das ganze Land militärisch bewachen und wo ist das Militär, das die „Ordnung" erhalten wollte? In Kronstadt meutern die Marinesoldaten, draußen im fernen Asien machen die Truppen Revolution und über der ganzen sibirischen Bahn lagert ein verdächtiges Schweigen. Der Einzelmensch muß wieder zur Selbsthilfe greifen wie in alten rauhen Zeiten, Gutsbesitzer stellen sich selber eine Truppe her und Juden kaufen sich Waffen, der Staat bricht und der Kampf aller gegen alle ersteht aus seiner Tiefe. Noch ist die Regierung Wittes ein letzter Rest der Staatshoheit über den Naturzustand, aber wie wenig bedeutet die Regierung in Petersburg, wenn an der Wolga der Glaube an den Zaren und seine Macht verloren gegangen ist. Dieser Glaube hat bisher das Ganze zusammengehalten und mit ihm sinkt es in seine Bestandteile zurück.

Campbell-Bannermann, voraussichtlich der Premierminister des nächsten, liberalen Ministeriums, hat nun ebenfalls über die auswärtige politische Lage öffentlich gesprochen. Ueber Englands Verhältnis zu Deutschland meinte er:

„Was nun eine andere unserer Nachbarmächte, nämlich Deutschland, anbelangt, so dürften einem guten Einverständnis mit ihm noch weniger Schwierigkeiten im Wege stehen (wie dem mit Rußland. Red.), wenn überhaupt Schwierigkeiten vorhanden sind. Ich kann nur meiner Ueberraschung und meinem Widerspruch Ausdruck geben gegenüber den vor nicht langer Zeit in einem Teil der englischen und deutschen Presse veröffentlichten Betrachtungen über die Beziehungen zwischen den beiden großen Nationen, die keinen Grund haben, etwas Anderes, als gute Freunde zu sein."

Mit der französischen Freundschaft, dem Einvernehmen „der beiden freien Nationen", ist Campbell-Bannermann sehr zufrieden, weniger mit der japanischen Allianz, in deren aggressiverem Charakter er Gefahren zu sehen scheint. Uebrigens denken die Konservativen immer noch nicht daran, den Liberalen die Ministersitze einzuräumen, obgleich selbst Herr Chamberlain und sein Anhang dem Ministerium Balfour bereits Platzkleberei vorwerfen. Hoffentlich gelingt es dem Ministerium Balfour nicht, während des Restes seiner Amtsdauer neuen Zündstoff anzusammeln, was sich z. B. in Konstantinopel nicht schwer machen ließe. Jede Woche, die bis zu den englischen Neuwahlen friedlich verläuft, ist für uns ein unschätzbarer Gewinn.

Der Antisemit als Sieger. Der Eisenacher Reichstagswahlkreis ist der dritte, den die Antisemiten seit den letzten allgemeinen Wahlen erobert haben. Erst nahm Raab den freisinnigen Volksparteilern Schmalkalden-Eschwege, dann Zimmermann den Sozialdemokraten Zschopau-Marienberg ab, und jetzt tritt Herr Schack vom deutsch-nationalen Handlungsgehilfenverband an die Stelle eines National-

Digitized by Google

liberalen. Keine andere politische Richtung kann auf solche Ersatzwahlerfolge blicken. Und dabei hatte der Antisemitismus bei den 1903er Wahlen sehr schlecht abgeschnitten! Aber die Ersatzwahlen waren stets seine Stärke, weil es bei ihnen weit mehr als bei den allgemeinen Wahlen auf die Agitation ankommt. Bei den allgemeinen Wahlen, wo die Agitationskräfte jeder Partei auf eine Fülle von Wahlkreisen verteilt sind, entscheiden die parlamentarischen Leistungen und ihre allgemeine politische Richtung. Von beiden kann man aber bei den Antisemiten nur sehr unter Vorbehalt sprechen. Dagegen sind sie Meister einer demagogischen Agitation. Sie haben in den 168 Orten des Eisenacher Wahlkreises über 200 Versammlungen abgehalten. Das ist eine Leistung, wie sie kaum je eine andere Partei aufzuweisen gehabt hat. Gegen die Masse der Versammlungen ist an sich natürlich nichts einzuwenden. Aber was den Wahlkampf vergiften mußte, das war der Ausschluß anderer politischer Richtungen, insbesondere der Sozialdemokratie, von den als „öffentlich" angekündigten Wahlversammlungen. Namentlich die geschlossenen Versammlungen für die Angehörigen bestimmter Berufe boten der antisemitischen Demagogie mit ihren skrupellosen Versprechungen an fast jede Volksschicht und ihrer gewissenlosen Verhetzung der Gegner das weiteste Feld. Trotzdem wäre der Sieg in der Stichwahl bei dem gewaltigen Vorsprung des sozialdemokratischen Kandidaten diesem zugefallen, wenn die freisinnigen Stimmen geschlossen auf ihn übergegangen wären. Daß Nationalliberale und Zentrum, die sich, von Süddeutschland abgesehen, unter der Flagge der „Umsturz"-bekämpfung immer mehr einander nähern, Mann für Mann für den Antisemiten auf die Schanze traten, wird niemand überraschen. Nur von der freisinnigen Volkspartei war die Niederringung der Reaktion zu erhoffen. Ihr Kandidat Kühner gab auch rechtzeitig, klipp und klar, die einzige vom liberalen Standpunkte aus zu rechtfertigende Parole aus. Sie war so tapfer begründet, daß diese Kühnersche Kundgebung zu den erfreulichsten Lebensäußerungen der freisinnigen Volkspartei seit langem gehört. Aber die Zentralleitung der Partei, deren bisherige politische Haltung dieser Parole widersprach, hat es sorgfältig vermieden, die antisemitenfeindliche Stellungnahme Kühners gutzuheißen. Die Freie Deutsche Presse, die von jeder ihr in den Kram passenden Kundgebung des obskursten freisinnigen Vereinchens oder Blättchens eingehend Notiz nimmt, hat den politisch so bedeutungsvollen Aufruf Kühners erst *nach* der Stichwahl abgedruckt! So zieht denn wieder einmal ein Erzreaktionär antisemitischer agrarischer Couleur mit liberaler Hilfe in den Reichstag ein, um das Uebergewicht der Rechten über die Linke zu vermehren.

Zur Lage in Hessen. Der in Hessen allmächtige nationalliberale Herr v. Heyl hat bekanntlich die Reform des Wahlrechts hintertrieben. So mußten die Erneuerungswahlen nach dem alten System der indirekten Wahl vor sich gehen. Ihr Ergebnis war eine starke Zunahme der Stimmen der Linken, der aber bei diesem ganzen System nur die Eroberung von zwei Mandaten entsprechen konnte. Das alte nationalliberal-agrarische Gesicht dieser Volksvertretung bleibt erhalten. Aus der Wahlbewegung, der im übrigen, dank der nationalliberalen Parteipolitik, alle entschiedenen, deutlichen Ziele fehlten, erscheint uns eine ausgezeichnete Rede bemerkenswert, die der Führer der hessischen Freisinnigen, Abg. Dr. Gutfleisch, in Worms gehalten hat. Ueber Wahlrecht und Sozialdemokratie heißt es da:

„. . . wenn ich das Volk für reif halte, so brauche ich keine Kautelen, ich brauche das Volk nicht vor sich selbst zu schützen. Ich begreife nicht, warum Herr v. Heyl eine so große Angst vor den Sozialdemokraten hat. Ich fürchte mich nicht vor den Sozialdemokraten und wir leben in Oberhessen in recht leidlichen Verhältnissen mit ihnen. Es gibt eben verschiedene Ziele und andere Anschauungen im Volke, aber jede Anschauung, die im Volke stark vertreten ist, hat ein Recht darauf, daß sie sich stark betätige. Ich sehe es als ein gutes Ventil an, daß die Vertreter der Gedanken, die z. B. gegen die heutige Staatsordnung gerichtet sind, im Landtage sitzen. Von dem Augenblick an, wo der Mann positive Arbeit leisten muß, nähert er sich seinen Mitbürgern, von dem Augenblick an hören die Parteiunterschiede zwar nicht auf, aber sie verwischen sich. Es gibt keine bessere Volksvertretung als wenn alle Parteien darin vertreten sind."

Diese Ausführungen des leitenden Mannes der freisinnigen Volkspartei in Hessen verdienen unsere volle Zustimmung. Sie decken sich mit dem, was wir seit Jahren gesagt und was namentlich Dr. Barth vor zwei Jahren bei den preußischen Landtagswahlen vertreten hat.

Die neue Flottenvorlage

Die neue Flottenvorlage ist maßvoll und enthält offenbar nichts „Uferloses" in sich. Sie besteht einesteils in der Nachforderung der 6 großen Kreuzer, die schon im Jahre 1900 gefordert waren, aber damals aus Respekt vor rücksichtigen Wählern vom Zentrum vorläufig gestrichen wurden. Dieser Teil mußte kommen und kann niemanden überraschen. Der andere Teil der Flottenvorlage enthält erstens eine Vermehrung der Torpedoboote von der Normalziffer 96 zur Normalziffer 144, zweitens eine Ausgabe für Versuche mit Unterseebooten und drittens, und das ist die Hauptsache, eine *Größensteigerung der bereits beschlossenen Schiffstypen*. Alle diese Veränderungen haben natürlich eine stärkere Einstellung von Seeoffizieren, Unteroffizieren und Mannschaften zur Folge. Das finanzielle Ergebnis aber wird sein, daß die deutsche Flotte kostet:

1905	233,4	Mill. M.
1906	251,8	„ „
1907	273,9	„ „
1908	286,9	„ „
1909	307,3	„ „
1910	315,3	„ „

Diese Summen sind es wesentlich, die zur Beschlußfassung stehen, denn über die technischen Einzelfragen der Vorlagen kann der Reichstag im Grunde wenig sagen, selbst wenn er einige sachverständige Mitglieder enthält. Die Mehrzahl der Abgeordneten sind in derselben Lage wie fast das ganze übrige Volk, daß heißt: sie können einen Willen für oder gegen Flottenvermehrung haben aber sie sind nicht imstande sich über Schiffsgrößen und Aehnliches ein eigenes Urteil zu bilden. Das was für alle Nichtfachleute am meisten durchschlägt, ist *das Vorbild der englischen Flotte*. Da die Engländer seit Jahren zu den allergrößten und schwersten Schiffsformen übergegangen sind, so bleibt uns nichts anderes übrig als dasselbe zu tun, umsomehr, da uns durch den ostasiatischen Krieg die angstvolle Lage von Kriegsschiffen, die zwar beschossen werden, aber wegen geringerer Geschützkraft noch nicht ihrerseits schießen können, eindringlich nahe gebracht wurde. Wir müssen, da wir in der Menge der Schiffe keine Flotte ersten Ranges aufstellen können, wenigstens in der Leistungsfähigkeit derjenigen Schiffe, die wir bauen in der Lage sind, unbedingt das bestmögliche schaffen. Dieser Wille ist so verbreitet, daß er heute bereits einfach als deutscher Volkswille angesehen werden kann. *Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Regierung auch eine noch stärkere Flottenvorlage würde durchdrücken können. Man fragt sich, weshalb sie nicht mehr fordert.* Es können dabei dreierlei Erwägungen mitspielen:

1. In der inneren politischen Lage ist es begründet, daß das Zentrum für alle Flottenfragen die entscheidende Partei ist. Das Zentrum kann nun gezwungen werden, noch mehr zu bewilligen, denn es wünscht keinen Wahlkampf unter Flottenparole, aber dieser Zwang erschwert im übrigen das System Bülows, das sich in die Worte „tägliche Verbindung zwischen Berlin und Rom" zusammenfassen läßt. Es ist also anzunehmen, daß die jetzige Vorlage von vorn herein mit klerikaler Billigung gearbeitet ist, und daß sie vielleicht sogar schon vereinbarte Einsatzstücke enthält, die vom Zentrum bis zum nächsten Mal herausgenommen werden können. Wer sich darüber aufregen will, der helfe erst mit, eine andere Majorität herstellen!

2. In der äußeren Politik aber liegt es so, daß die englische Uebermacht zur See nie so drückend gewaltig empfunden wurde als eben jetzt. Wir müssen rüsten, um nicht ganz dem Willen der ersten Seemacht anheimgegeben zu sein, falls es einem konservativen Regiment in England gefallen sollte, alle seine Kräfte spielen zu lassen, aber es ist klar, daß in alle deutschen Weltmachtsgedanken seit dem Zusam-

Digitized by Google

menbruch der russischen Flotte und seit dem englisch-japanischen Bündnis etwas Resignation hineingeträufelt worden ist. Wir sind froh, daß wir bisher den englisch-deutschen Seekrieg nicht gehabt haben und hoffen, daß er vermieden werden kann. Von diesem Hintergrunde aus verstehen wir die notwendige Nüchternheit der Regierungsvorlage, die auch in ihren Begründungen knapp und sparsam ist wie niemals früher.

3. Marinetechnisch aber beginnt ein Umstand peinlich zu werden, über den wir in Zukunft noch viel werden verhandeln müssen, nämlich die betrübende Erfahrung, daß wir den Nordostseekanal zu wenig tief gebaut haben. Als dieser Kanal im Jahre 1888 zu bauen begonnen wurde, hielt man eine Wassertiefe von 8,5 Meter für ausreichend. Heute steht es so, daß die neuen großen Schiffe den Kanal nicht werden benutzen können und daß jeder weitere Schritt auf der Großschiffe nach englischem Muster uns immer mehr vor die Doppelfrage stellt, entweder den Kanal mit schweren Opfern neu zu bauen oder uns an der ungünstigen Nordseeküste einen Hafen für eine eigene Nordseeflotte anzulegen, der weit über das hinausgeht, was heute Wilhelmshaven bietet. Die Unsicherheit ob wir imstande sind, unsere Hafenverhältnisse an die neuen Schiffstypen anzupassen und wie es gemacht werden soll, belastet zur Zeit alle grundsätzlichen Erörterungen des deutschen Flottenplanes und macht es in Gemeinschaft mit den erwähnten innerpolitischen und außerpolitischen Gründen verständlich, weshalb die jetzige Flottenvorlage nicht ganz den Erwartungen entspricht, die man auf Grund der kriegerischen Erlebnisse der letzten Jahre haben konnte.

Das politische Interesse am Verlauf der parlamentarischen Verhandlungen über die Flotte wird also nicht das sein, ob überhaupt die Vorlage angenommen wird oder nicht, da an der Annahme ihrer Hauptteile kein Zweifel ist, sondern wird sich darauf beschränken

welche Wendungen das Zentrum macht, um richtig bei der Bewilligung des Notwendigen anzukommen,

welche Haltung der linke Flügel des Liberalismus für richtig halten wird, nachdem offenbar recht beachtliche Stimmen innerhalb der freisinnigen Volkspartei und der deutschen Volkspartei sich zugunsten der Vorlage aussprechen. Wir unsererseits wünschen lebhaft, daß der linke Flügel des Liberalismus die Gelegenheit benutzt, um seinen Anschluß an die deutsche Flotterpolitik zu finden, da ja die Flotte ein Bestandteil der liberalen Idee ist und eine Forderung von 1848.

Aussichtslos ist natürlich gerade jetzt die Haltung der Sozialdemokratie. Die vereinzelten verständigen Aeußerungen Bernsteins und Calwers über die Weltpolitik haben im gegenwärtigen Zeitpunkt gar keinen praktischen Wert, da der blindeste Radikalismus über das sozialdemokratische Feld dahinbläst. Der „Vorwärts" nennt die Flottenvorlage eine „maßlose Provokation" und läßt einen Theaterdonner los, als sei nun erst die ganze unerhörte Gemeinheit der bürgerlichen Gesellschaft entdeckt. Dabei passiert ihm, daß er die Flotte gegen den „inneren Feind" verwendet. Das soll wie Kraft aussehen, ist aber nichts als Heulmeierei. Kein verständiger Sozialdemokrat wird leugnen, daß „innerhalb der heutigen Gesellschaft" die Kriegsschiffe nötig sind. Er selbst kann sich ja, wenn er will, in Gedanken außerhalb dieser Gesellschaft stellen und ihr alles verweigern was sie zum Leben braucht. Dann verzichtet er eben damit auf Gegenwartspolitik. Aber selbst wenn er das tut, hat es für ihn wenig Sinn, ein solches Gebrüll loszulassen. Doch das mögen die Sozialdemokraten mit ihrer neuen Redaktion selber ausmachen! Vielleicht ist auch vom Standpunkt der Sozialdemokratie aus gut, die neue Prophetin sich erst einmal gründlich ausheulen zu lassen.

Naumann.

Bismarck als Agitator

Die nachfolgenden Ausführungen entnehmen wir dem eben erschienenen, sehr lesenswerten Buch Dr. Ritzsche's „Die handelspolitische Reaktion", 240 S. 5,60 M. (Verlag Cotta's Nachfolger, Stuttgart). Wir werden später auf den reichen Inhalt des Buches zurückkommen. Der Zeitpunkt, um den es sich handelt, ist das Jahr 1879. Die schutzzöllnerische Umgestaltung unseres Wirtschaftslebens, deren Anfänge in verschiedenen weltwirtschaftlichen Vorgängen begründet sind, wäre nie so energisch und durchgreifend erfolgt, wenn nicht Bismarck mit seiner ganzen Persönlichkeit sich dafür eingesetzt hätte. Es war dies die letzte große innerpolitische Aktion, freilich der Anfang seiner unfruchtbaren Periode in der inneren Politik.

Bismarck erwies sich in dieser Zeit als ein Agitator ohnegleichen und leistete in Anbetracht seiner erschütterten Gesundheit geradezu Staunenswertes. Unermüdlich war er in der Ermunterung der Interessenten, mit denen er selbst oder durch seinen Intimus, den Geheimrat v. Tiedemann in persönliche Beziehungen trat, in der Bearbeitung der öffentlichen Meinung, und der Herabsetzung der freihändlerischen Gegner. Zahlreiche Schreiben ergingen von Friedrichsruhe, worin er den schutzzöllnerischen Bestrebungen seine vollste Sympathie und Unterstützung zusicherte, so an die Lederindustriellen, das Barmer Stadtverordnetenkollegium, den sächsischen Landeskulturrat, an seine Nachbarn in Stormarn und Schönhausen, letztere als sogenannte „Bauernbriefe" bekannt. Großes Aufsehen machte sein Schreiben an den Freiherrn von Thüngen-Roßbach vom 16. April 1879, in dem er sich zu dessen Ansicht bekannte, daß ein Getreidezoll von 50 Pf. als Schutz der Landwirtschaft ungenügend sei. Er habe aber in den Verhandlungen mit den Regierungen und der Tarifkommission nicht mehr erreichen können. Ein noch größeres Gewicht als auf den Zoll lege er übrigens auf die Eisenbahntarife. „Wenn in dem Zolltarif eine Verbesserung noch gewonnen werden soll, so werden vor allem die Vertreter der Landwirtschaft im Reichstag sich rühren, sich vereinigen und Anträge stellen müssen." Er selbst bedürfe auf amtlichem und publizistischem Gebiete einer stärkeren und praktischeren Unterstützung als bisher.

Anderseits kamen aus dem Lande eine Menge von Zustimmungsadressen und Petitionen an den Kanzler, die freilich zum Teil in Berlin fabriziert wurden. Darauf verfehlte dann Bismarck nie dankend zu erwidern. Das alles kam sofort in die Norddeutsche Allgemeine Zeitung und wurde durch das Wolffsche Telegraphenbureau über das ganze Reich verbreitet. Die offiziöse Presse arbeitete mit fieberhafter Anstrengung, ebenso der Verwaltungsapparat; die Landräte wurden direkt angewiesen, ihren Einfluß auf die landwirtschaftlichen Vereine zugunsten der Kornzölle geltend zu machen.

Gewiß war Bismarck selbst das beste Argument der Schutzzöllner, aber auch die schutzzöllnerischen Argumente gewannen ungemein, als der Fürst sie sich zu eigen machte, ihr moralisches Niveau hob sich.

Nur Bismarck vermochte die verhaßten Agrarzölle in so kurzer Zeit populär zu machen, ohne ihn hätten sie schwerlich schon 1879 durchgesetzt werden können. Und Deutschland war bekanntlich das erste Land, das wieder Getreidezölle einführte.

Der Kanzler besaß eine übermächtige Autorität im Volke, seine Worte und Taten galten für viele als Evangelium, das keine Kritik zuließ. Für diese war jetzt der Beweis erbracht, daß es sich tatsächlich um ein nationales Interesse ersten Ranges handeln müsse. An die Art und Weise seiner Agitation darf man nicht den Maßstab einer puritanischen Moral legen. Mit derselben Gewaltsamkeit und Rücksichtslosigkeit, der er in der äußeren Politik seine Erfolge verdankte, griff er jetzt in das innere Staatsleben ein. Für ihn galt nur das Recht des Stärkern. Er stürzte einen Minister nach dem andern, hochverdiente und bewährte Männer, weil sie nicht schnell genug ihre Ansichten ändern konnten, er erschütterte den altpreußischen Beamtenstaat in seinen Grundfesten und warf alle Traditionen über den Haufen. Bisher war es ein Ruhmestitel der preußischen Staatsmänner gewesen, in voller Unparteilichkeit über den Interessenten zu stehen, jetzt ergriff der leitende Minister selbst die Partei der Interessenten, und kritisierte die bisherige Regierungspolitik vor dem Lande mit Geringschätzung.

Die Vorbereitungen der Schutzzollaktion vollzogen sich ganz im stillen, hinter den Kulissen und wurden geheim gehalten wie ein Kriegsplan, mit dem das Land überrumpelt werden sollte. Diesem Zweck war schon aufs beste vor

Digitized by Google

gearbeitet worden durch die Reichstagswahlen von 1878, die ganz unter dem Zeichen des roten Schreckens standen, das Sozialistengesetz mußte dem Protektionismus die Wege bahnen.

Bismarcks Stärke lag im impulsiven, unreflektierten Handeln, das keine Zweifel aufkommen ließ am eigenen Recht und am Unrecht der Gegner. Er ließ sich stets in hohem Grade von persönlichen Motiven leiten und vermutete das ebenso von seinen Widersachern, denen er persönlichen Ehrgeiz, Neid und Haß gegen seine Person vorwarf. Das muß man berücksichtigen, wenn er an die produktiven Stände appelliert gegen das „gelehrte Proletariat", aus dem die Vorarbeiter der Revolution hervorgehen, gegen die Klopffechter der Volksversammlungen, die gewerbsmäßigen Volksvertreter, die Fraktionspartikularisten. Damals schrieb er an König Ludwig von Bayern: „Es sind die studierten und hochgebildeten Herren, ohne Besitz, ohne Industrie, ohne Erwerb, welche das revolutionäre Ferment liefern und die fortschrittliche und nationalliberale Fraktion und die Presse leiten. . . . Die Sprengung ihrer Fraktion ist nach meinem untertänigsten Dafürhalten eine wesentliche Aufgabe der erhaltenden Politik, und die Reform der wirtschaftlichen Interessen bildet den Boden, auf welchem die Regierung diesem Ziele mehr und mehr näher treten kann."

Immer wieder hat er seiner Geringschätzung gegen jene „unproduktiven" Klassen Ausdruck gegeben. „Es sind die Gelehrten, die uns regieren, teils Beamte, teils sonstige Schriftgelehrte, teils Redakteure aller Art — kurz und gut die unproduktive Bevölkerung im Reichstag, aber auch außerhalb desselben." Als ihm selbst persönliche Interessiertheit an den Agrarzöllen vorgeworfen wurde, gab er die denkwürdige Antwort: „Ich will nicht sagen, daß man von dem leitenden Staatsmann immer verlangen sollte, daß er der zahlreichsten Klasse seiner Mitbürger angehören soll, obgleich es so ganz unvernünftig noch nicht wäre, ein Gesetz zu geben: ‚In Preußen darf niemand Ministerpräsident sein, der nicht Landwirt ist!' . . . Soll ich nun aus der Tatsache, daß ich nicht nur Minister sondern auch Landwirt bin, einen Anlaß entnehmen, gegen jeden Vorschlag, der dahin zielt, der Landwirtschaft zu nützen oder Schaden von ihr abzuwenden, mich kühl wie der Abgeordnete Bamberger zu verhalten und zu sagen: Ich bitte, laßt mich in Ruhe, das würde meine Uneigennützigkeit verdächtigen, das ist Landwirtschaft, damit habe ich nichts zu tun?" Und dann richtet der Kanzler mit der ganzen Wucht seiner Beredsamkeit einen gewaltigen Weckruf an das gesamte Landvolk und fordert es auf, zur reinen, unbedingten Interessen- und Klassenvertretung, ja, man könnte sagen, zum Klassenkampf. „Wenn der Bauer sich aber darüber einmal klar wird, daß er die Dupe und der Amboß so viele Jahre lang gewesen ist, dann kriegen Sie das aus seinem Kopfe nicht mehr heraus. Die Landwirte fangen jetzt an . . . sich darüber aufzuklären, daß sie gut tun, ihre Interessen selbst zu vertreten . . . und das nicht den Herren Schriftgelehrten aus den großen Städten zu überlassen. Wie sollte man da nicht sagen, daß der schweigende, von der Verbindung mit Zeitungen und Behörden entfernter lebende Landwirt mit der Zeit ins Hintertreffen gekommen ist? Er ist geduldig, er hat geschwiegen, er ist vergessen worden. Artige Kinder fordern nichts, artige Kinder kriegen nichts!" Gegenüber der Anklage, daß er die Bauern aufhetze, daß die Getreidezölle nur das Mittel seien, den Großgrundbesitz zu bereichern auf Kosten des armen Mannes, hat er sich stets leidenschaftlich gewehrt. Das sei eine verlogene Entstellung der Wahrheit und in zweiter Linie eine ungerechte Aufhetzung der besitzlosen Klassen. „Wenn Sie die mit Worten wie ‚Brotzoll', wie ‚Blutzoll' aufhetzen gegen die Regierung, — ja, meine Herren, dann säen Sie eine Saat, die Sie nicht mehr beherrschen können!"

Ein prophetisches Wort, aber gegen wen richtet es sich in Wahrheit? Es muß als ein dialektischer Kunstgriff bezeichnet werden, wenn der Kanzler die Erbitterung der arbeitenden Klassen jetzt auf den Freihandel abzuwälzen suchte. In ähnlicher Weise suchte er die unbequeme Tatsache der Massenauswanderung, die in den 80er Jahren, zur Zeit hoher und höchster Kornzölle ihre größte Ausdehnung erreichte, als „Nachwirkung des Freihandelssystems" hinzustellen. Der deutsche Landwirt flüchte sich unter den Schutz der amerikanischen Zölle! Das Freihandelssystem, unter dessen Herrschaft Preußen-Deutschland in glänzendem Aufschwung seine politische und ökonomische Machtstellung errang, das sollte jetzt die Wurzel alles Uebels sein. Unter ihm sei das Land seit 1865 der allmählichen Auszehrung und Schwindsucht verfallen, die nur durch den Blutzufluß der 5 Milliarden eine Zeitlang aufgehalten worden sei, unter ihm seien wir durch den ausländischen Handel ausgehungert und ausgebeutet worden. Die Freihandelstheorie sei eine gemeinschädliche Krankheit, die ähnlich wie der Koloradokäfer und dergleichen uns heimsuche; sie entspreche nur den Interessen des Seehandels, der Kaufmannschaft und einer sehr kleinen Anzahl von Persönlichkeiten. Im ausländischen Interesse und im Interesse des beweglichen Handels, des Zwischenhandels, sei die deutsche Landwirtschaft ausgeschlachtet worden. „Ich kann auf die Wünsche dieser Kreise einen entscheidenden Wert nicht legen, namentlich weil ihre Kopfzahl außerordentlich gering ist . . . Ich bin ein Anhänger der Majorität, aber die Majorität im deutschen Reiche besteht aus Landwirten, Ackerbauern, und für diese Majorität trete ich in erster Linie ein." Und weil ihm die Statistik keine Ziffern für seine Ansichten lieferte, griff er den Leiter des statistischen Bureaus, den wissenschaftlich hochverdienten Geheimrat E. Engel, persönlich an und zwang ihn, seine Entlassung einzureichen. „Ich bin kein Freund von statistischen Zahlen, weil ich den Glauben an sie bei näherem Studium verloren habe . . . Es gibt in Preußen allein und im Reiche noch mehrere Millionen Grundeigentümer. Die statistischen Nachrichten sind so widersprechend, so ungenau, und, wie mir scheint, so absichtlich und tendenziös gruppiert, daß es sehr schwer hält, die Zahl genau herauszufinden, aber auf 3—4 Millionen belaufen sie sich ganz sicher." Das hinderte freilich die Schutzzöllner und die Verfasser der Motive zur Tarifvorlage keineswegs, aus derselben „ungenauen" Statistik die schlechte Handelsbilanz und zunehmende „Auspoverung" Deutschlands zu beweisen. Darauf wies mit feinem Spott der Abgeordnete Rickert hin: „Nun sagen die Herren immer, auch der Herr Reichskanzler hat es gesagt: Ja, die Statistik! Ich habe allmählich den Glauben an die Zahlen verloren!" — „Sehr richtig!" hieß es da rechts. Aber sowie vom Bundesratstische aus Statistik getrieben und Zahlen angeführt werden, dann heißt es wiederum rechts: „Hört, hört!"

Max Nitzsche.

Das Elend der ritterschaftlichen Schule in Mecklenburg

Während süddeutsche Staaten an der Arbeit sind, die Volksrechte zu erweitern, bewegt man sich im Norden unseres Vaterlandes nach der entgegengesetzten Richtung hin. Hamburg und Lübeck wollen das Wahlrecht rückwärts revidieren. In den mecklenburgischen Großherzogtümern aber hat man bisher dies wichtigste aller Volksrechte der Bevölkerung überhaupt vorenthalten, und möchte diesen Zustand zugunsten einer privilegierten Schicht ad calendas Graecas konservieren. Mecklenburg zerfällt in 3, bezüglich der Verwaltung streng von einander geschiedene Gebiete: das großherzogliche Domanium, das Gebiet der „Ritterschaft" und das Gebiet der „Landschaft" (der Städte mit ihrem Grundbesitz). Jeder Rittergutsbesitzer regiert auf seiner Scholle als sog. Gutsobrigkeit wie ein Fürst im kleinen nach den Gesetzen, die seine Standesgenossen unter vorwiegender Berücksichtigung der Interessen ihrer Schicht gestaltet und dem Lande aufgedrängt haben. Die „sogenannte" Volsvertretung, der beiden Großherzogtümern gemeinsame „Landtag", ist ein mittelalterliches Monstrum. Viele nennen sie die Karikatur einer Volksvertretung nach den Bedürfnissen der Gegenwart. Die ganze Bildungsschicht, Bauern, Handwerker, Arbeiter, der Handelsstand usw. sind auf dem Landtage nicht vertreten. Dort haben auf Grund alter Privilegien nur 2 „Stände", die „Ritterschaft" und die „Landschaft" (die Bürgermeister der Städte) über die Geschicke des Landes zu entscheiden. Durch Ankauf eines Rittergutes gelangt jeder ohne Rücksicht auf seine geistigen und sittlichen Qualitäten in die Herrenschicht der „geborenen Gesetzgeber". Die spezifischen Interessen des Adels und die von den bürgerlichen Rittergutsbesitzern mitvertretenen großagrarischen Interessen gehen fast restlos in einander auf. Wer von letzteren eine mehr auf das Wohl des Ganzen gerichtete Politik erwartet, tut ihnen (von rühmlichen Ausnahmen abgesehen) unrecht. Beide Gruppen bilden eine

Digitized by Google

reaktionäre Einheit, die sich mit traditioneller „Erbweisheit" d. h. mit eisernem, in Mecklenburg sich besonders ungeniert betätigendem Herrensinn den übrigen Schichten des Volkes gegenüber durchsetzt. — Die Bürgermeister gelangen durch Wahl der Bürgerschaft bezw. durch Ernennung seitens des Landesherrn auf Lebenszeit in ihr Amt. Sie sind bei ihrer Tätigkeit auf dem Landtage an keine Instruktion durch die Bürgerschaft ihrer Stadt gebunden. Die Einführung einer konstitutionellen Verfassung mit allgemeinem Wahlrecht liegt nicht in ihrem persönlichen Interesse. Von den beiden Ständen, die die Klinke der meckl. Gesetzgebung in der Hand haben, ist die Ritterschaft der Landschaft numerisch bedeutend überlegen, was in der Betätigung des Landtages zu deutlichem Ausdruck gelangt. Bei ihm für seine Interessen besonders gefährlich erscheinenden Regierungsvorlagen kann ein Landstand von dem reaktionären Rechte der itio in partes Gebrauch machen. Er erklärt dann, für sich abstimmen zu wollen und lehnt die Vorlage eventuell als Stand ab. Hierdurch verhindert er, daß der andere Stand im Plenum eine Minderheit zu sich hinüberziehen und so ein zustimmendes Votum der Majorität des Landtags herbeiführen kann.

Die Freunde der meckl. Verfassung behaupten, daß die meckl. Bevölkerung ganz glücklich lebe unter den bestehenden Verhältnissen. Es sei eine schnöde Verleumdung, daß hier infolge der eigenartigen Verfassung die Kulturaufgaben in ganz besonderem Grade litten. Die Abg. Pachnicke, Herzfeld und Büsing wiesen dem gegenüber im Reichstage auf den wundesten Punkt der meckl. Verhältnisse, auf das Elend der von den Rittergutsbesitzern ganz abhängigen ritterschaftlichen Volksschule hin. Letzterem antwortete im Januar d. J. der Abgeordnete Rettich, ein typischer Ostelbier: „Mecklenburg marschiert an der Spitze, meine Herren, das kann ich Ihnen sagen!" Ob diese Behauptung den Tatsachen entspricht, soll in folgendem an der Hand von zum größten Teil neuem Material untersucht werden. —

Dem in den letzten Jahren besonders lebhaften, von der Landschaft unterstützten Drängen der Regierung auf Verbesserung des ritterschaftlichen Schulwesens in Meckl.-Schwerin setzte die Ritterschaft stets einen energischen Widerstand entgegen. Sie lehnte entweder die Vorlagen der Regierung ab oder verschlechterte sie so, daß sie der Schule und dem Lehrerstande nicht mehr erheblich nützen konnten. Das von ihr in Lübtheen unterhaltene Lehrerseminar ist nach Organisation und Leistungen so minderwertig, daß es zu den ganz wenigen deutschen Lehrerbildungsanstalten zählt, denen die Reichsschulkommission die Berechtigung zur Ausstellung des Einjährig-Freiwilligen-Zeugnisses versagen mußte. Das Bemühen der Regierung, 1900 das ritt. Seminar möglichst auf die Höhe des leistungsfähigen großherzogl. Seminars zu heben, wies die Ritterschaft aufs schärfste zurück mit der Begründung, daß man grundsätzlich eine Annäherung des Lehrplanes an den des Seminars zu Neukloster vermieden wissen wolle, da nicht außer acht gelassen werden dürfe, daß die Ausbildung der ritt. Lehrer eine andersartige bleiben müsse, als die der Zöglinge zu Neukloster, weil die Zöglinge vom Lübtheener Seminar ausschließlich an Landschulen wirken sollen. —

Das den ritt. Lehrern zustehende Grundgehalt beträgt 800 M. Es setzt sich zusammen aus dem Schulgeld nebst ergänzender Barzulage (zusammen 360 M.), Wohnung (100 M.), Feuerung (50 M.), Getreide (190 M.), Kuhfutter (75 M.), Gänseweide (6 M.), und Gartenland (ca. 19 M.). Hierzu kommen 5 Alterszulagen. Sie betragen nach 5 Dienstjahren 100 M. und steigen nach weiteren je 5 Dienstjahren immer um den gleichen Betrag. Das Höchstgehalt von 1300 M. wird also nach 25 Dienstjahren erreicht.

Das willkürliche Kündigungsrecht des Rittergutsbesitzers seinem Lehrer, einem im öffentlichen Dienste stehenden Beamten gegenüber, das diesen zu seinem willenlosen Knechte degradieren muß, ist von jeher heiß umstritten worden. Erst 1896 gelang es der Regierung, eine bescheidene Beschränkung des Kündigungsrechtes nach dem 20. Dienstjahre durchzusetzen. Bis dahin kann auch noch heute ein Ritter seinen Lehrer nach Laune auf die Straße setzen. Mit dem angegebenen Zeitpunkte beginnt die Pensionsberechtigung des letzteren. Er bezieht ein Ruhegehalt, das von 450 M. (nach 20 vollen Dienstjahren) bis auf 810 M. (nach 50 vollen Dienstjahren) steigt. Kündigt während dieser Zeit ein Ritter seinem Lehrer, ohne daß die Disziplinarbehörde „ein pflichtwidriges Verhalten" des letzteren feststellen kann, so muß jener die mäßige Pension aus eigner Tasche zahlen.*)

*) In einem soeben an den Landtag gelangten Verordnungsentwurf fordert die Regierung für die Lehrer an ritterschaftlichen Landschulen eine Erhöhung des Anfangsgehalts um 100 Mark und Alterszulagen von zweimal 150 Mark und viermal 100 Mark, so daß sich das Endgehalt nach 22 Jahren auf 1600 Mark stellt. Die Pension soll nach 10 Dienstjahren 324 Mark betragen und bis auf 1440 Mark nach 50 Dienstjahren steigen. Das unbedingte Kündigungsrecht der ritterlichen Schulpatrone soll sich in Zukunft nur auf die ersten 10 Dienstjahre erstrecken. Die Regierung stellt nur Forderungen von bescheidenem Umfange auf, in der Hoffnung, wenigstens diese bei den Rittern durchdrücken zu können. Trotzdem: „Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube."

In betreff der Lehrerwohnung, Wirtschaftsräume, Schulzimmer, Naturallieferungen, Stundenzahl, Lehrmittel etc. von 515 ritterschaftlichen und landschaftlichen Schulen sind neuerdings durch die statistische Kommission des Landes-Lehrer-Vereins in Meckl.-Schwerin Ermittelungen angestellt worden. Auf die Ergebnisse dieser Enquete gründen sich die folgenden Ausführungen. Vorweg sei bemerkt, daß letztere sich hauptsächlich auf die ritt. Schulen beziehen, da die städtischen Landschulen bessere Verhältnisse aufweisen. — Die Wohnungsverhältnisse der ritt. Lehrer sind im Durchschnitt immer recht traurige gewesen. In bezug auf Neubauten und Instandhaltung der Schulhäuser handelt jeder Gutsherr ganz nach eigenem Ermessen. Irgend eine Kontrolle besteht nicht. Von 504 Lehrerwohnungen befinden sich 194 mit Wohnungen von Tagelöhnern u. a. unter einem Dach. Von 499 Wohnungen haben 7 nur ein heizbares Zimmer, 95 haben 2, 170 haben 3, 153 haben 4 heizbare Zimmer. 50 Wohnungen fehlen, abgesehen von Küche, Diele und Räucherboden, jegliche Nebenräume. 54 Wohnungen haben, abgesehen von der Speisekammer, keine Kammern. Nur 129 Wohnungen haben Speisekammer und Keller, 108 fehlt beides. Was oft unter dem Ausdruck „heizbares Zimmer" zu verstehen ist, zeigen folgende Bruchstücke aus den Berichten der Lehrer: „Außer der Wohnstube kann nur eine kleine Kammer geheizt werden." — Die Schlafstube ist noch mit Steinen gepflastert." — „Von den heizbaren Zimmern sind jedoch 2, eine Wohn- und eine Schlafstube, noch mit Steinen ausgelegt." — „Die „beste" Stube ist noch mit Steinen gepflastert." — „Die Zimmer werden nicht tapeziert." — „Die Stuben sind reichlich klein und haben wenig Licht." — „In der Schlafstube befindet sich ein Steinofen und ein Steinfußboden." — Bezeichnend sind auch folgende Bemerkungen; „Hier ist alles total verfallen, gemacht wird nichts." — „Die Wohnstuben sind ungemein fußkalt und ungesund, da sich unter denselben Ställe befinden." — „Da Schweine- und Kuhställe unmittelbar an der Wohnstube liegen, und die Jauche oft die Diele entlang treibt, so kann man nicht gerade behaupten, daß die Wohnung den hygienischen Anforderungen genügt." — „1903 erhielt ich eine Kammer mehr, aber bis heute sind nicht einmal die Wände übersetzt." — „Die Küche ist nur 4 qm groß, ohne Fenster und Ausguß." — — Von 406 Lehrer klagen 136 über ungenügende oder schlechte Wirtschaftsräume. Man schreibt; „Der Stall ist in einem erbärmlichen Zustande, das arme Vieh ist im Winter zu bedauern." — „Das Dach ist sehr undicht. Schnee und Regen haben Zutritt, und die Futtervorräte verderben mir teilweise." — Hühnerstall und Holzstall fehlen meistens.

Von 500 Lehrerhäusern hat die Hälfte weder Pumpe noch Brunnen. Das für Küche und Stall nötige Wasser muß meistens aus der Dorf- resp. Gutshofpumpe herangetragen werden. Hierzu folgende Ausführungen aus den Berichten: „Es befindet sich im ganzen Dorfe nur eine Pumpe. Diese steht mitten im Dorf auf der 10 m breiten Landstraße. Im Winter und bei schlechter Witterung ist die Pumpe nur auf großen Stiefeln zu erreichen." — „Das Wasser muß etwa 300 m weit her und zwar bergan getragen werden, aus einer Pumpe, die 2 Männerkräfte erfordert." — „Das Wasser müssen wir vom Gutshof holen. Zeitdauer 15 Minuten." — „Es ist nur eine Pumpe im Dorf, und muß der Lehrer oft mit den Hofgängern um die Wette pumpen." — „Trinkwasser muß aus einem entfernt liegenden, 2 m tiefen, offenen Brunnen geholt werden. Jeder stellt seinen Eimer in die Pfütze und holt mit kurzem Haken Wasser heraus." — „Aus einem Bach muß ich mein Wasser schöpfen. Im vorigen Sommer war er monatelang ausgetrocknet, und man denke, wie das Wasser beschaffen sein muß, wenn die anliegenden Felder gedüngt sind, und das Regenwasser zum Bach hinabfließt." —

Bezüglich der Naturallieferungen ist seit 1821 fast alles unverändert geblieben. Genaue Bestimmungen über Art und Weise und Zeit der Lieferungen fehlen. „Die Willkür ist auch hier am Regiment, wenn nicht gerade durch persönliches Abkommen einige Garantieen erworben sind." In 183 Fällen muß der Lehrer für die Anfuhr des Deputatkorns, in 108 Fällen für die Heranschaffung des Strohes selbst sorgen. Hierzu vergleiche folgende Berichte: „Korn ist bisher gegeben worden, wenn ich es verlangte, doch muß ich es auf dem Nacken oder der Karre nach Hause schaffen. Das Stroh muß zum Teil vom Felde hergetragen werden." „Das Heranholen von Stroh ist sonderlich im Winter, wenn man zu den Mieten auf dem Felde muß, eine schreckliche Last." — „Jeden Montag haben wir die Ehre, mit den Tagelöhnerfrauen unser Korn eingemessen zu erhalten und heranzukarren." — In Anbetracht dieser Lieferungsverhältnisse wird vielfach eine Ablösung des Korndeputats gewünscht. Ein Lehrer schreibt: „Ich halte den Wegfall des Korndeputats für einen großen Segen. Wir haben ohnehin Unzuträglichkeiten genug in unserer Abhängigkeit." —

Auf 188 Schulstellen steht die Kuh zwischen den Hof- resp. Dorfkühen, und in 55 Fällen wird über Mißstände, die sich daraus ergeben, geklagt. Folgende Beispiele seien angeführt: „Steht die

Digitized by Google

Kuh zwischen den Hofkühen, so ist sie die letzte in der Reihe und erhält oft ungenügendes Futter." — „Mit Wohlwollen wird die Kuh des Lehrers selten behandelt." — „Der Lehrer ist verpflichtet, das Tränken der Kühe mitzubesorgen, wenn die Reihe an ihn kommt. Der Milchweg ist im Sommer 2 Kilometer weit. Melken und Tränken erfordert eine Ausgabe von 50 Mk. Weide und Fütterung ist ungenügend. Eine Ausgabe von 50—60 Mk. für Kraftfutter ist notwendig." —

In bezug auf die Bestellung der Ländereien der Küsterschulstellen in der Ritterschaft, sind die Lehrer bei der Knappheit von Arbeitskräften ganz auf die Gnade des Gutsherrn oder seines Inspektors angewiesen. Einer schreibt: „In erster Linie ist zu wünschen, daß die Ritterschaft, wenn sie ihren Lehrern Ländereien zuweist, auch gesetzlich die Bestellung zu übernehmen hat. Daß dies nicht der Fall ist, ist geradezu ein Unglück für uns." — Ein anderer: „Würde ich den Kindern die Erlaubnis zu Gutsarbeiten verweigern, so könnte ich meinen Acker selbst umgraben." — Also der Lehrer muß durch die Finger sehen, wenn der Ritter die Kinder aus der Schule zurückhält, um sie zu landwirtschaftlichen Arbeiten, als Treiber auf Jagden ꝛc. zu benutzen, sonst kann er sich vor Schikanierungen und Schädigungen nicht bergen.

Feuerungsmaterial erhält der Lehrer für sich und die Schulstube gesetzlich einundeinhalbmal soviel wie ein Tagelöhner des Ortes. Ueber Quantität, Qualität und Lieferungszeit berichten 443 Stelleninhaber. 117 sind nicht in der angenehmen Lage, Güte und Quantum mit „genügend" und „leidlich" bezeichnen zu können. 55 klagen über zu späte Lieferung. Im folgenden einige Einzelheiten: „Qualität gut, Quantität sehr knapp, so daß ich im Sommer Holzsammeln gehen muß." — „Was die Feuerung anbetrifft, so wird dieselbe immer in kleinen Fuhren angefahren, so daß ich im Winterhalbjahr fast jede Woche um Holz betteln muß, und wir haben es stets mit grünem oder wasserfauligem Holze zu tun." — „Mit meiner Schulfeuerung habe ich jetzt (17. März) aufgeräumt, und ich werde, falls die Gutsherrschaft sich nicht zum Nachliefern bereit findet, und wieder kalte Witterung eintritt, den Unterricht einstellen." — „Erfahrungen, die ich hier und an anderen Stellen gemacht habe, sind unbeschreiblich." — Einem Lehrer, der wegen mangelnder Feuerung mit Einstellung des Unterrichtes drohte, wurde die ungeschminkte ritterliche Warnung zu teil: „Daß ich ihn dann aber erst kennen lernen sollte."

Ueber die Schulverhältnisse im engeren Sinne sagt die statistische Kommission des L.-B.-V.: „Die ritterliche Schule steht hinsichtlich ihrer gesetzlichen Anweisungen für den Unterricht, ihre Unterrichtsfächer und -Zeit, ihrer Schulräume und Lehrmittel allein auf weiter Flur." Während 1900 die Regierung für jedes Kind im Durchschnitt eine Grundfläche von 1 qm forderte, kommt auf ein Kind in 60 Schulen weniger als 0,5 qm, in 31 Sch. 0,51—0,6 qm, in 45 Sch. 0,61—0,7 qm, in 43 Sch. 0,71—0,8 qm, in 24 Sch. 0,81—0,9 qm, in 18 Sch. 0,91—0,99 qm und nur in 229 Sch. 1 qm oder mehr. Während nach der Regierungsvorlage die Höhe des Schulzimmers nicht unter 3 m betragen sollte, beträgt sie auf 46 Stellen weniger als 2,25 m, auf 40 St. 2,25—2,4 m, auf 37 St. 2,41—2,5 m, auf 25 St. 2,51—2,6 m, auf 23 St. 2,61—2,7 m, auf 57 St. 2,71—2,8 m, auf 20 St. 2,81—2,9 m, auf 6 St. 2,91—2,99 m und nur auf 212 Stellen 3 m und mehr. In 50 Schulen befindet sich ein Steinofen. Der Fußboden besteht in 321 Schulen aus Brettern, in 170 aus Steinen. Viel geklagt wird über undichte Türen, Fenster, Fußböden schlechte Lüftungs- und Lichtverhältnisse, zu dünnen Wänden, das Ankalken der Wände, das oft jahrelang unterbleibt, und besonders über schlechte Tische und Bänke. —

Von 483 Schulstellen haben 308 die Frage nach dem Vorhandensein der Aborte bejaht und 175 (36 %) verneint. Aus den Berichten der letzteren teilen wir mit: „Die naheliegende Fichtenschonung bildet den Abort für Knaben und Mädchen." — „Als Abort dient ein Teil der herrschaftlichen Anlagen, 2 Wege führen unmittelbar an der bewußten Stelle vorüber." — „Hier herrscht Recht und Freiheit am . . . Landwege." Für die Reinigung der Aborte sorgen in 92 Fällen die Gutsverwaltung, in 121 der Lehrer, in 34 die Kinder. Auf die übrigen 61 Stellen treffen folgende Bemerkungen zu: „Um die Reinigung bekümmert sich niemand." — „Der Zustand auf dem Abort spottet jeder Beschreibung." — An vielen Orten sind beide Geschlechter auf denselben Abort angewiesen. „Ein Abort steht für 67 Kinder und etwaige andere Interessenten des Dorfes zur Verfügung", sagt ein Bericht.

Unterrichtsstunden werden wöchentlich erteilt im Winter: in 2 Schulen 24, in 171 Sch. 25, in 299 Sch. 26, im Sommer: in 189 Sch. 12, in 148 Sch. 15, in 135 Sch. 18. Kinder, die das 11. Lebensjahr zurückgelegt haben und mäßigen Ansprüchen in bezug auf Betragen und Leistungen genügen, können Dienstferlaubnis für das Sommerhalbjahr erhalten. Sie brauchen dann nur 6 Stunden wöchentlich am Unterricht teilzunehmen. — Es wird unterrichtet: in 31 Schulen in Geographie, Geschichte und Naturkunde gar nicht bezw. nicht in besonderen Stunden, in 85 nur in Geographie, in 121 in Geographie und Geschichte, in 206 in allen 3 Disziplinen, soweit es bei den vorhandenen Lehrmitteln möglich ist. — An Lehrmitteln sind vorhanden: in 72 Schulen nur eine Wandtafel, in 4 dazu noch einige Landkarten, in 184 nur Tafeln und Karten. Letztere sind oft veraltet und in schlimmem Zustande. Eine Rechenmaschine befindet sich in 92 Schulen, eine Lesemaschine in 25, ein Planiglobus in 20, ein Globus in 52 und Bilder zur Veranschaulichung der Unterrichtsobjekte in 68 Schulen. Nur in 18 Schulen sind alle aufgeführten Lehrmittel, und 12 haben — nichts. — Handarbeitsunterricht wird auf 233 Stellen erteilt, an 270 Orten leider nicht.

1901 ging die Ritterschaft auf dem Landtage mutig ins Feuer, um die Bildung möglichst großer Schulverbände zu erkämpfen. Konnte man doch dadurch oft ein schönes Stück Geld sparen, daß man den Dorfkindern weite Schulwege übers Feld (auch bei Frost, Schneeschlamm und Regenwetter) zumutete. Ein Mitglied der Landschaft führte dazu treffend aus: „Es ist hart, zu verlangen, daß Kinder von 6—7 Jahren im Winter 10 Kilometer von und nach der Schule gehen müssen. Diese Frage ist keine reine Geldfrage, sondern eine politische. Wenn der Antrag der Regierung abgelehnt wird, berücksichtigen die Ritter nicht die berechtigsten Wünsche der armen ländlichen Bevölkerung. Die kleinen finanziellen Nachteile der Gutsbesitzer können gar nicht in Betracht kommen, gegenüber dem allgemeinen Schaden. Dort stehen nur Geldmittel, hier Leben und Gesundheit der Kinder auf dem Spiel." Ueber die Zahl der übers Feld wandernden Kinder und die Länge ihrer Schulwege liegt leider kein statistisches Material vor. — Die ritterliche Schule in Meckl.-Strelitz ist bei der Enquete des L.-B.-V. nicht berücksichtigt. Es steht jedoch fest, daß dort das Schulelend noch größer ist, als in Meckl.-Schwerin.

Wir denken, das beigebrachte Tatsachenmaterial dürfte die oben zitierte Behauptung des Anwalts der mecklenburgischen Ritterschaft im Reichstage zur Genüge charakterisieren. Was treibt nun die Ritterschaft dazu, diese unverantwortlichen Zustände gegen jeden Angriff zu decken? Es ist das brüsk sich äußernde Machtbewußtsein der in Mecklenburg sich noch in gesicherter politischer Position befindenden ostelbischen Herrenschicht. Es ist der Selbsterhaltungstrieb der Großagrarier, die sich bedroht fühlen an der Schwelle eines neuen Zeitalters von andersartiger Struktur. Je niedriger der Kulturstand der ländlichen Arbeiter ist, desto williger sind sie gegenüber den „natürlichen Autoritäten", desto seßhafter sind sie auf der Scholle ihres Herrn, desto anspruchsloser in bezug auf Lohn und würdige Behandlung. Deshalb müssen in der Zeit lebhafter demokratischer Agitation, des Arbeitermangels und der Landflucht die ritterliche Schule und ihre Lehrer auf einem möglichst niedrigen Niveau erhalten werden. Daß dadurch die Landjugend und die ritterlichen Lehrer um geistige und materielle Güter gebracht werden, die zu beanspruchen sie ein gutes Recht haben, achtet die Ritterschaft für nichts. Sie bekundet damit einen beklagenswerten ethischen Tiefstand, über den auch äußere Kirchlichkeit nicht hinwegzutäuschen vermag. Diese paßt eben ins System. Es ist ja bekannt, daß politische und soziale Rückständigkeit und unsoziales orthodoxes Kirchentum sich in die Hände arbeiten. Von dem Gerechtigkeitsgefühl der Ritter darf man in dieser Sache nichts erhoffen. Das ritterschaftliche Schulübel wird in seinem ganzen erschreckenden Umfange bestehen bleiben, so lange in Mecklenburg die Mehrheit des Volkes in ihren politischen Rechten beschränkt bleibt zugunsten einer kleinen aber mächtigen Gruppe, die rücksichtslos ihre eigenen Interessen wahrnimmt. Es wurzelt eben letzten Grundes in der feudalen Verfassung. Sollten nicht wohlwollende Landesherren, einsichtige Regierungen und eine humane Landschaft hier den Hebel einsetzen können, um der ritterschaftlichen Schule, den ritterlichen Lehrern, dem mecklenburgischen Volke Luft und Licht zu verschaffen?! Wo ein einheitlicher Wille ist, da ist auch ein Weg.

Rostock. **Adolf Synwoldt.**

Büchertisch

Da hinten bei uns. Schwarzwaldgeschichten. Von A. Supper. Verlag E. Salzer Heilbronn.

Diese Erzählungen, von denen die „Hilfe" vor kurzem eine wiedergeben konnte, verdienen alle Beachtung. Sie sind in einer schlichten und kräftigen Sprache geschrieben, ohne viel „Kunst", aber voll frischer, unmittelbarer Anschauung. Man mag beim Lesen dieser jungen schwäbischen Dichterin bisweilen an Clara Viebig denken; es sind starke Unterschiede da, aber diese liegen weniger in der Künstlerschaft dieser Frauen als im Volkstum, dem sie entstammen. Da und dort eine Reflexion, aber sie stört nicht in Geschichten, wo die Menschen da hinten alle „sinnieren". Nicht alles ist gleichwertig, aber eine Gestalt wie der „Leibsorger" bleibt dem Gedächtnis in all dem gleich plätschernden Fluß der heutigen belletristischen Produktion. Deshalb empfehlen wir das Buch aufs wärmste.

Im gleichen Verlag sind nun auch die Dorfgeschichten unserer Mitarbeiterin H. Christaller („Meine Waldhäuser") erschienen. Ein Teil davon ist unsern Lesern ja bekannt. Es ist hier nicht der Platz einer kritischen Untersuchung. Manchen wird das sehr hübsch ausgestattete Büchlein willkommen sein. H.

Digitized by Google

Unsere Bewegung

Hamburg. Man ist hier und da außerhalb Hamburgs der Meinung, die Rückwärts-Revidierung der Wahlrechtsvorlage sei bereits Gesetz. Das ist nicht der Fall; die nächste Zeit wird die schlimmen reaktionären Pläne aus der Kommission in die Bürgerschaft zurückkehren lassen. Darum hielt es unser „Liberaler Verein" an der Zeit, den Kampf gegen die Vorlage wieder in Fluß zu bringen. Es war eine eigenartige Versammlung, vor der am 18. November Professor Hans Delbrück im Patriotischen Hause über „die Rückwirkung der Hamburger Wahlrechtsreform" sprach. Arbeiter, kleine und große Beamte, Kaufleute, Gelehrte, Bürgerschaftsmitglieder, Damen, — wohl 700 Personen lauschten den Ausführungen des Redners. Wir können hier auf den Vortrag nicht eingehen, empfehlen aber zur Lektüre die „Neue Hambg. Ztg." Nr. 545. Für unsere Leser ist folgendes wohl von Interesse: „Die Abschiebung der unzufriedenen Elemente aus den Einzellandtagen in den Reichstag, wie das in Sachsen geschehen ist, ist ein Akt der Untreue gegen das Reich. Ein gewisser demokratischer Zug gehe heute durch Europa und deshalb sei es für Deutschland nicht wohl getan, nach der entgegengesetzten Seite schwimmen zu wollen. Es handle sich in Hamburg darum, ein bestehendes Recht zurück zu revidieren. Aber der Augenblick komme, wo der aufgerichtete Damm durchbrochen werde und die Flut sich verderbenbringend über das Land ergieße. Durch Entziehung von Rechten könne man nur auf Zeit einen Staat in Ordnung halten. Müsse man denn nun annehmen, daß die zuwachsenden Massen des deutschen Volkes sich schließlich ganz abwenden würden von dem patriotischen Gedanken? Früher hätten die großen Städte fast ausnahmslos demokratisch gewählt, aber das sei z. B. in London, Paris, Wien und anderen Städten längst anders geworden und man könne wohl voraussagen, daß auch bei uns die Arbeiterschaft nicht dauernd reichsfeindlich bleiben werde. Daß die Zeit bald komme, glaube er freilich nicht. In der Sozialdemokratie sei augenblicklich eine gewisse Stagnation eingetreten. Die gewerkschaftliche Organisation könne auf die Dauer nicht mit der politischen Partei gehen, weil ihre Interessen naturgemäß vielfach direkt auseinandergingen. Das müsse auch den Arbeitern nach und nach klar werden. Alles sei in fortwährendem Fluß auf der Welt und auch die Sozialdemokratie müsse einmal andere Formen annehmen. Es erscheine ihm wie Gespensterfurcht, daß man glaube, das Wahlsystem müsse zurückrevidiert werden. Die Gefahr des Hereinbrechens einer sozialdemokratischen Regierung in Hamburg erscheine ihm doch sehr klein, aber wenn sie auch größer wäre: „Der Deutsche fürchtet Gott, sonst nichts auf der Welt!" gilt dies blos fürs Ausland? Ein großer Teil des Deutschen Volkes schwelge ja in internationalen, vaterlandslosen Ideen, aber er zweifle nicht an Deutschlands Zukunft, und von diesem Glauben hänge alles Große und politisch Zukünftige ab. Wer daran glaube, müsse auch in diesem Glauben handeln und nicht Maßregeln gegen eine fernliegende Gefahr treffen, die eine gesunde Bekämpfung des Feindes verhinderten. Der Sieg hänge ab vom Glauben an die Zukunft des deutschen Volkes! (Anhaltender Beifall.)

Leipzig. An vier Abenden sprach Naumann im großen Saale des Zentraltheaters über Neudeutsche Wirtschaftspolitik. Die Zahl der Zuhörer wuchs von Abend zu Abend, Angehörige aller Parteien, Freunde und Gegner, waren zusammen gekommen, um in gespannter Aufmerksamkeit den Worten unseres Führers zu folgen. Naumanns Gabe, volkswirtschaftliche und politische Dinge in ihren Zusammenhängen zu erfassen, darzustellen und so dem Hörer neue Ausblicke und Einsichten zu eröffnen, verfehlte auch hier nicht ihre große Wirkung. Besonders eindrucksvoll war es, wie er von dem Wiedererwachen des Persönlichkeitsgefühles innerhalb der sozialen und wirtschaftlichen Massengefüge, von der notwendigen Wiedergeburt des Liberalismus, sprach. — Diese Vorträge, die vom hiesigen „Liberalen Verein" veranstaltet waren, haben uns in unserer Arbeit wieder ein gutes Stück weitergebracht. — Am 25. November wird in nichtpolitischer Versammlung unser Freund Tschendörfer im Rosentalcasino über die „Interessenvertretung der technischen Privatangestellten" reden. — Jeden Freitag gemütliches Zusammensein.

Schwiebus. Am 14. d. M. sprach hier Herr v. Gerlach in öffentlicher Versammlung auf Einladung des liberalen Wahlvereins für Schwiebus über Mittelstandspolitik. Es waren 200 Personen erschienen. Bei besserem Wetter wären es wohl noch mehr gewesen. Herr v. Gerlach kritisierte unter lebhafter Zustimmung anscheinend der ganzen Versammlung die rückständige Politik der Mittelstandsvereinigung und wies an der Hand aller aktuellen politischen Aufgaben nach, wie nur die Politik der entschieden Liberalen dem wohlverstandenen Interesse des Mittelstands entspreche. Eine Diskussion kam nicht zustande, da die Zünftler es vorgezogen hatten, der freien Aussprache aus dem Wege zu gehen.

Auerbach i. V. Bei den Stadtverordnetenwahlen am 13. November gelang es uns, mit der siegreichen Liste der Liberalen unsern Freund Prof. Dr. Thrändorf ins hiesige Stadtparlament zu entsenden. Die Liste wies auf 4 Freisinnige (3 gewählt), 1 Nationalsozialen, 1 Sozialdemokraten. — Am selben Abend hielten wir Vereinsversammlung. Herr Forster besprach zunächst in klarer und eingehender Weise die badischen Landtagswahlen und ihr so erfreuliches Ergebnis. Den Hauptvortrag hielt unser Vorsitzender, Handelsschullehrer Bauer, über „Kommunale Bodenpolitik: Zuwachsrente"; er beleuchtete die Entstehung der städtischen Bodenrente und ihre Gefahren und erörterte die wirtschaftlichen und fiskalischen Vorteile eines entsprechenden Steuersystemes. Die zahlreich besuchte Versammlung nahm einstimmung eine Resolution an, die die Forderungen des Vortragenden zusammenfaßte.

München. In einer am 14. November abgehaltenen Versammlung des nationalsozialen Vereins hielt unser Freund Dr. Friedrich Bauer einen Vortrag über den Wiener Kongreß für Arbeiterversicherung, dem er als ärztlicher Delegierter beigewohnt hatte. Er gab in großen Zügen ein Bild der Verhandlungen und erörterte in Hauptfragen, die zur Debatte standen. Die lebhafte Diskussion drehte sich um die Zusammenlegung der 3 Versicherungen, um die Abschätzung des Grades der Erwerbsunfähigkeit u. a. — Der Verein hat für die nächsten Wochen, die im Zeichen der Gemeindewahlen stehen, allerlei vor, macht aber schon jetzt auf die sozialen Kurse im Januar aufmerksam, die vom Verein zusammen mit einer Reihe anderer Korporationen unter Mitwirkung bedeutender hiesiger und auswärtiger Redner und Rednerinnen gehalten werden. Näheres folgt seinerzeit.

Soziale Bewegung

Die Beherrscher der Straße. Das Streikpostenstehen ist erlaubt; wer aber Streikposten steht, wird verhaftet und bestraft. Das ist seit langem die Logik und die Praxis der preußischen Polizei, die in dieser Auffassung leider durch die Rechtsprechung des Kammergerichts unterstützt wird. Neu ist nun aber, daß auch Passanten, die mit dem Streik nicht das mindeste zu tun haben, sistiert werden, wenn sie sich in einer Straße ergehen, in der gerade gestreikt wird. Und dieser Unsinn hat Methode. Indem die Polizei alle Personen, die in der Nähe des Streikortes auch nur eine oder zwei Minuten lang hin- und hergehen, von dort fortweist, erreicht sie unter allen Umständen ihren Zweck: die Gegend radikal von Elementen zu säubern, die dem betreffenden Unternehmer unbequem sind. Ob das Publikum in seiner Gesamtheit dadurch belästigt, manche ihrer persönlichen Freiheit beraubt werden — was tut das, die Polizei hat jedenfalls verhindert, daß Streikposten dem Unternehmer die Zuziehung „Arbeitswilliger" erschweren. Natürlich sagt die Polizei nie: ich verbiete das Streikpostenstehen; vielmehr beruft sie sich auf die „Ruhe, Ordnung und Sicherheit", die angeblich von ruhig dahinwandelnden Menschen gestört worden sein soll. Auch unser Parteifreund Redakteur Erdmannsdörffer wurde kürzlich auf diese Weise, wegen eines Streiks in der Kochstraße in Berlin, von einem Schutzmann gestellt und erhielt ein Strafmandat, in dem es drolliger Weise hieß, Erdmannsdörffer habe durch sein Umherstehen „die Streikposten in ihrem Treiben gedeckt" — die Streikposten, die schon längst vorher von der Polizei beseitigt waren! Das Schöffengericht bekannte sich jedoch völlig zu den Grundsätzen der Polizei und war ganz damit einverstanden, daß jeder Schutzmann das Recht hätte, jedem Passanten die Straße zu verbieten. Er braucht blos zu sagen: es geschieht dies „zur Erhaltung von Ordnung, Sicherheit und Ruhe". Diese kautschukartige Phrase soll demnach der Polizei die absolute Herrschaft über die Straße verschaffen. Die verfassungsmäßigen Bestimmungen von der persönlichen Freiheit und der Gleichberechtigung der Bürger werden von der Polizei mit der Anwendung jener inhaltslosen Redensart bei Seite geschoben. Das schlimmste an der Sache ist, daß die Polizei ihre Machtfülle dazu benutzt, die durch das Gesetz garantierte Freiheit des Arbeitsvertrags zu durchlochen.

Die Tarifverträge haben gerade wieder in letzter Zeit erheblich zugenommen. Die Konditoren und die Glaser in München, die Handels- und Transportarbeiter in Mannheim, die Speicherarbeiter in Berlin, die Gärtner in Hamburg und vor allem die Bauarbeiter haben im verflossenen Sommer vertragliche Vereinbarungen mit den Arbeitgebern erzielt. Die Verträge laufen in der Regel bis zum Frühjahr 1908, manchmal auch nur bis 1907. In ihnen zeigt sich vielfach, daß hohe Stundenlöhne und kurze Arbeitszeit einander entsprechen. Das ist, wie die „Soz. Prax." mit Recht betont, nicht ein Beweis dafür, daß Arbeitsverkürzung unbedingt nicht Lohnerhöhung nach sich ziehen muß, sondern vielmehr dafür, daß hohe Löhne zu einer Intensivierung des Betriebes drängen und es vorteilhaft erscheinen lassen, die hochbezahlte Arbeitskraft in möglichster Leistungsfrische in einer entsprechend begrenzten Zahl von täglichen Arbeitsstunden auszusetzen.

Die Konsumvereine und die Fleischnot. In Arbeiterkreisen und in den Kreisen der städtischen Fleischkonsumenten ist vielfach der Vorschlag erörtert worden, die Konsumgenossenschaften möchten den Vieheinkauf und Fleischverkauf genossenschaftlich regeln.

Digitized by Google

Seitdem die Landwirtschaftskammer für die Rheinprovinz den Städten den ungebetenen Rat gegeben hat, „eigene Fleischverkaufsstellen oder auch Schlachtbetriebe einzurichten", hat der Appell an die Konsumvereine noch besondere Kraft gewonnen. Es zeigt sich aber, daß alle Erfahrungen der Konsumvereinspraktiker dringend von solchem Unternehmen abraten. Der genossenschaftliche Anwalt Dr. Krüger und der Geschäftsführer des Zentralverbandes Deutscher Konsumvereine, Heinrich Kaufmann, sind sich in dieser Frage einmal ausnahmsweise einig. Der Letztere erklärt, eine konsumgenossenschaftliche Großschlächterei darf nur dann errichtet werden, wenn sie auch in normalen Zeiten rentabel ist. Das ist aber garnicht häufig der Fall. Die bisherigen Erfahrungen haben vielmehr gezeigt, daß zur Errichtung einer konsumgenossenschaftlichen Großschlächterei notwendig sind:

1. eine tüchtige fachmännische und kaufmännische Leitung;
2. eine Mitgliederzahl, die den größeren Teil der Bevölkerung der Stadt umfaßt, damit die einzelnen Fleischverkaufsstellen nicht gar zu weit auseinanderliegen müssen;
3. eine sehr kapitalkräftige Genossenschaft, die bereits mehrere Betriebszweige, wie vor allen Dingen Kolonial- und Materialwarenverteilung und Brotversorgung organisiert hat, und in der die vorhandenen Betriebszweige so lukrativ arbeiten, daß mit ihrer Hilfe ein in den ersten Jahren kaum zu vermeidender Mangel an Erfolg in dem Betriebszweig „Großschlächterei" ertragen werden kann.

Auf den Vorschlag, die Kommunen möchten die Fleischversorgung in die Hand nehmen, antwortet Kaufmann: „Was der konsumgenossenschaftlichen Selbsthilfe nicht möglich ist, das ist den Gemeinden noch viel weniger möglich. Eine kommunale Fleischversorgung wird einen ganz erheblichen Zuschuß aus dem allgemeinen Säckel erfordern und ein Ende mit Schrecken nehmen."

Der Bund deutscher Bodenreformer hat im Hinblick auf den demnächst beginnenden Bau des neuen sogenannten Mittellandkanals eine Petition an das Abgeordnetenhaus gerichtet, „noch in dieser Session diejenigen Schritte zu unternehmen, welche geeignet sind, das an die neu zu erbauenden Kanäle angrenzende Land vor Verteuerung der Spekulation zu schützen, damit für die deutsche Arbeit hier billige und gesunde Wohn- und Werkstätten möglich werden." Der Petition ist eine kurze, aber einleuchtende Begründung beigegeben. Gleichzeitig veröffentlicht der Bund einen Aufruf, um die Aufmerksamkeit aller ehrlichen Volksfreunde auf die Gefahr hinzulenken, die künstlich verteuerter Boden für die sittliche und körperliche Gesundheit von Zehntausenden von Familien und für das Gedeihen von Hunderten von gewerblichen Unternehmungen in sich schließt. Männer und Frauen aller politischen und religiösen Richtungen werden daher aufgefordert, die Petition der Bodenreformer zu unterschreiben. Es ist bezeichnend für die Fortschritte, die die Bodenreformbewegung in den letzten Jahren gemacht hat, daß das Organ der christlichen Gewerkschaften Petition und Aufruf veröffentlicht und allen Anhängern die Unterzeichnung warm empfiehlt. Petitionsformulare sind von der Geschäftsstelle der Bodenreform, Berlin, Lessingstr. 11, zu beziehen.

Bescheiden. Eine westfälische Zeitung brachte kürzlich folgendes Inserat:

> Gewandter Berichterstatter (Stenograph) sofort gesucht. Expedient mit praktischer und kaufmännischer Ausbildung bevorzugt. Offerten mit Gehaltsansprüchen erbeten an die L.-Zeitung, Altena i. Westfalen.

Einem Bewerber um diesen verheißungsvollen Posten wurde von der genannten Zeitung mitgeteilt, daß neben Setzen, Berichterstatten und Akquisition „vor allen Dingen keinerlei Arbeit gescheut werden darf". Es würden nur außerordentlich tüchtige Leistungen erwartet, dafür aber auch ein fürstliches Gehalt von 18.— M. die Woche oder 900 M. im Jahre gezahlt. Vielleicht würde die L.-Zeitung ein ähnliches Angebot nicht wiederholen, wenn alle Bewerber um diesen oder einen ähnlichen Posten mit gleicher Entrüstung verzichteten, wie der uns bekannte Berichterstatter und Stenograph.

Die Gehälter der Arbeiterbeamten sind trotz Fleischteuerung, Mietssteigerung und anderer Verteuerung der Lebenshaltung nirgends erheblich erhöht worden. Immer noch begegnet man Bekanntmachungen, in denen Arbeitersekretäre und sozialdemokratische Zeitungsredakteure für einen Anfangsgehalt von 1800 Mark gesucht werden. Und ein so hervorragender Schriftsteller, wie der jetzt gemaßregelte Vorwärtsredakteur K. Eisner bezog in Berlin nur 5500 Mark Gehalt. Allein in der Genossenschaftsbewegung werden wenigstens in den führenden Stellungen etwas bessere Gehälter gezahlt. Dort ist aber auch nicht die Rücksicht auf die teuren Lebensverhältnisse maßgebend gewesen, sondern in erster Linie und mit Recht geschäftliche Interessen. Wie wichtig eine verhältnismäßige Selbständigkeit der Genossenschaftsbeamten in finanzieller Hinsicht ist, lehrt folgender Vorfall, der auch in bezug auf das Schmiergelderunwesen sehr lehrreich ist. Ein Genossenschaftsbeamter schreibt: „Nachdem es in Fabrikantenkreisen bekannt war, daß ich Vorsitzender unseres wirtschaftlichen Vereins geworden sei, kam eines Tages der Vertreter einer Fabrik zu mir und empfahl seinen Artikel. Bei seinem Fortgehen gab er mir zur Begleichung seiner Zeche einen Hundertmarkschein. Ich brachte ihm hierauf den Restbetrag, diesen wies der Herr aber mit dem Bemerken zurück: „Ach was, Kleinigkeit, ich weiß nichts von einem Hundertmarkschein!" Ich bedankte mich für solches „Anerbieten." Ein anderer Vertreter wollte mir auf mein Haus, ohne daß ich den Herrn darum fragte, ein Hypothekendarlehen zu 3 Prozent Zinsen seitens seiner Firma vermitteln! Wiederum bot mir ein anderer Vertreter von einem jeden Pfund des durch unsere Vereinigung bezogenen Artikels 1 Pfg. Hierdurch wäre mir ein Einkommen von 6- bis 700 Mark zugeflossen. Noch ein anderer Herr wollte 2000 Mk. zum Besten geben, falls seine Firma in das Geschäft mit unserer Vereinigung kommen könne. Was ich hier erlebte, erleben sehr viele andere Vorstandsmitglieder von Genossenschaften."

Ein neues Blatt will der Zentralrat der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine, „Korrespondenzblatt des Verbandes der deutschen Gewerkvereine", vom 1. Januar ab herausgeben. Damit wird die Hirsch-Dunckersche Gewerkvereinsbewegung ein nach Titel, Form und Inhalt ungefähr gleiches Organ haben, wie es die sozialdemokratischen und christlichen Gewerkschaften bereits besitzen. Nur soll dieses neue Korrespondenzblatt dreimal in der Woche erscheinen, während seine Brüder nur einmal wöchentlich erscheinen. Es ist auch noch unklar, ob das jetzige Wochenblatt des Verbandes, „Der Gewerkverein", mit Zwangsabonnement bestehen bleibt oder nicht. Wenn sich das Unternehmen halten kann, was bei dem niedrigen Abonnementspreis von 1 M. ohne Zwangseinführung kaum denkbar ist, so würde es gewiß Gutes wirken, falls es eine junge, frische, gut durchgebildete Redaktion erhält. Nach den vergeblichen Anstrengungen zur Gründung einer gewerkschaftlichen Tageszeitung, die der Zentralrat schon im vorigen Jahr gemacht hat, darf man gespannt sein, ob er diesmal mit seinen neuen Plänen mehr Glück hat. Jedenfalls ist die Presse bei den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen so schlecht ausgebaut, daß man dieser Bewegung von Herzen eine durchgreifende Reform in ihrem Zeitungswesen wünschen kann.

Evangelische Arbeitervereine und Gewerkschaften. Zu dem neuesten Beschluß des Verbandsausschusses evangelischer Arbeitervereine in bezug auf die Gewerkschaftsfrage, den wir bereits in der „Hilfe" gewürdigt haben, bemerkt unser Mitarbeiter Tischendörfer in einem längeren Aufsatz der „Christlichen Welt" u. a. folgendes: „Diese Entschließung enthält zunächst zwei erfreuliche Stellen. Es ist von einer Pflicht und von einer Freiheit die Rede. Heute, nach fünf Jahren ist man endlich so weit, Naumann von damals zu begreifen. Daß diese Worte mit einigen Ranken umgeben werden, ändert nichts an der Tatsache, daß man sich jetzt unter den Druck der Verhältnisse dazu entschließen mußte, zu den allerersten Anträgen zurückzukehren. Die Naumannschen Vorschläge ermöglichten durchaus, die „Förderung der nationalen Gewerkschaftssache", die „Ablehnung der Klassenkampforganisationen" und die Zuführung evangelischer Arbeiter zu den „christlichen oder auch andern von der Sozialdemokratie nicht abhängigen und der Pflege der nationalen Ideen Freiheit lassenden Organisationen." Da fast alle evangelischen Arbeitervereine von Geistlichen geleitet werden, an deren christlicher und nationaler Gesinnung, wie überhaupt bei den Geistlichen kein Zweifel aufkommen kann, darf sogar behauptet werden, daß die Naumannschen Thesen nur diese Wirkung gehabt haben würden. Wozu also der bisherige Kampf und Streit, da man in Eisenach im Prinzip beschließt, was in Dresden das Entsetzen einflußreicher Vereinsvertreter verursachte? Man geht jetzt sogar noch weiter und fordert Vorträge über Gewerkvereine in den evangelischen Arbeitervereinen. Die Antwort kann anscheinend nur in dem Umstande gesucht werden, daß sich der Ausschuß bisher in einer gewissen Unklarheit über die deutsche Gewerkschaftsbewegung befunden hat, welche, wie die Erklärung zeigt, auch jetzt noch nicht vollkommen überwunden ist. Man hat es nicht gewagt, klipp und klar zu sagen: Wir empfehlen nur oder in erster Linie die christlichen Gewerkschaften! — Dieser Vorgang ist bezeichnend. Aus der Umschreibung der einzelnen Sätze geht nur hervor, daß man diese Wirkung erzielen wollte."

Die Handlungsgehilfen der verschiedenen Organisationen haben die Einführung des Acht-Uhr-Ladenschlusses so eifrig gefordert, daß man heute erfreuliche Fortschritte feststellen kann. In 30 Städten ist der vollständige Achtuhrschluß durchgeführt mit zwei Ausnahmen: an Sonnabenden und den Tagen vor den hohen Festen. In weiteren 30 Städten, darunter in Bochum, Elberfeld, Gießen, Halle, Kassel und Magdeburg gilt der Achtuhrladenschluß für alle Läden mit Ausnahme der Kolonialwaren-, Backwaren-, Fleisch- und Zigarrengeschäfte. In 50 Städten, darunter in Berlin, Charlottenburg, Schöneberg, Frankfurt a. M., Leipzig, Marburg, Heidelberg, Posen und Danzig ist der Achtuhrladenschluß für einzelne Branchen, insbesondere die Lederbranche, den Nähmaschinenhandel usw. eingeführt. Endlich ist in 80 Städten eine Achtuhrladenschlußbewegung im Gange.

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Eugen Katz in Berlin. — Druck von Franz Weber, Mauerstr. 80.

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 47. Berlin, 26 November 1905

Vom Tod

Ohne den Tod wäre das Leben nichts Rechtes.
Rothe.

„Das eine Kind hätte er mir wenigstens lassen können!" das war der ständige, heisere Schrei einer Mutter, den ich nicht so leicht vergessen werde. Als voriges Jahr die Bäume blühten, hatten sie noch vier Kinder, munter und frisch. Wie diesmal der Herbst ins Land ging, hatten Vater und Mutter vier Gräber. Und sie war so bescheiden geworden in ihrem Bitten; „nur das einzige noch übrig lassen!" Und auch das Einzige legte sich auf die Seite und ging den Geschwistern nach. Wer will da den Sinn entdecken und in seiner Rede Weltregierung verteidigen! Ich meine, hier ist es schon viel, wenn das Herz sich nicht voll Bitterkeit saugt, und mit dem allem bricht, was vorher sein Glaube war. Man verlange doch nicht, daß, wenn alles um uns zusammenbricht, in uns selbst nichts mit zerbrechen dürfe. Vielleicht liegt der einzige Sinn des Todes der Unsrigen darin, daß wir den eigenen Tod nicht mehr so scharf empfinden, nach dem sich ein Band um das andere gelockert hat.

Wollten wir aber von solch erschütternden Einzelfällen absehen, wir kämen doch nicht weiter. Ist das Sterben selbst nicht ein schreckliches Geheimnis? Dann, wenn die Menschen etwas von der Ewigkeit sagen könnten, wenn sie das Leben bis zum letzten Punkt hinter sich haben und so der ganze Satz wirklich einmal lesbar würde, dann schweigen sie. Von dem Mund des Toten möchte man es wegholen, was er erlebt hat in dem Augenblick, da ein Anderes begann, wie er denkt über das, was abgeschlossen hinter ihm liegt. Aber unbarmherzige Stille umgibt den Toten. Er wird uns fremd, dem Menschen feind; er gehört nicht mehr zu uns, der eben noch zu uns sprach. Und so starben sie all die Jahrtausende hindurch und so werden sie sterben, die kommenden Millionen, und jedes von ihnen zeigt uns noch den Schlüssel zum Verständnis des Lebens in dem Augenblick, in dem er den letzten Atemzug tut, und keiner von ihnen kann ihn uns deuten. Ist es nicht wie eine Verhöhnung der Lebendigen, dieses Narrenspiel der Menschen, die leben, um zu sterben, und dann ihre Klugheit mit ins Grab nehmen.

Und doch — so hart es klingt — es ist wahr, daß ohne den Tod das Leben nichts wäre. Er zwingt zu Liebe und Sorge, er treibt zu Denken und Hoffen, er schafft, indem er tötet, und tötet doch nur, um zu schaffen. Das soll nicht gesagt sein im Sinn einer glänzenden oder hinkenden wissenschaftlichen oder pastoralen Rechtfertigung. Das haben die Menschen satt. Aber leise fragen wir zu Totenfest, ganz leise: ob nicht Kreuz und Last dem einzelnen und den Völkern unsagbar viel Segen gebracht, sobald man sein Kreuz nicht tragen mußte, sondern tragen wollte. Drum wirkt Tod nicht Ende, sondern Lebenserneuerung.

Traub.

Shakespeare oder Bacon?

Shakespeare, der Vielbewunderte, ist nicht der Verfasser der ihm zugeschriebenen Dramen; Shakespeare, dessen weltumfassendes Genie wir alle anstaunten, hat nie einen Hamlet, Macbeth, König Lear geschaffen — so wollen es die Verfechter einer keineswegs neuen, aber immer wieder neu auftauchenden Hypothese. Es scheint ihnen unfaßlich, daß aus dem Stratforder Metzgerjungen mit seinem dürftigen klassischen Schulsack nicht allein der große Darsteller, sondern der Schöpfer jener markigen Gestalten hervorging, die noch heute nach 300 Jahren volles wirkliches Leben atmen. Daß wir so wenig sichere Einzelheiten über Shakespeares Werden und Wesen wissen, daß alles von seiner eigenen Hand Ueberlieferte aus einigen Unterschriften und zwei Worten in seinem Testament besteht, dies ermöglichte den Zweifelnden die Behauptung, nicht er, sondern nur der größte Philosoph jener Zeit, Sir Francis Bacon, der Begründer des induktiven Verfahrens, könne solch unsterbliche Werke geschaffen haben. Shakespeares Zeitgenossen, seine Freunde, seine Berufsgenossen, sind also zumeist einer bösen Täuschung zum Opfer gefallen, Bacon aber hat wohl, um nach verschiedenen Seiten nicht anzustoßen, auf den Ruhm verzichtet, der Verfasser von Komödien zu sein, und der Schauspieler Shakespeare hatte die zweifelhafte Ehre, als Strohmann zu dienen und dafür die Einnahmen, wie es scheint, und die einem andern gebührenden Lorbeeren für sich einzuheimsen. Auch nach seinem Tode waren noch fast zweieinhalb Jahrhunderte in dem Wahn befangen, ein Mann ohne wissenschaftliche Ausbildung, ein Mann, der weder in Oxford noch Cambridge studiert hat, könne ein solcher Genius und Schöpfer genialer Werke gewesen sein. Da hatte — erst vor fünfzig Jahren — eine Namensschwester des großen Philosophen, die Amerikanerin Miß Delia Bacon, den erleuchteten Gedanken, jene neue, bessere Wahrheit zu verkünden. Seitdem hat sie in gewissen Kreisen weitere Anhänger und Verfechter gefunden; in diesem Jahre erst hat Professor Holzer in Heidelberg in einer (bei Winter daselbst erschienenen) Schrift Bacon insbesondere als den Verfasser des „Sturms" nachzuweisen gesucht. Die „zünftigen" Shakespeare-Forscher, sowohl in England als in Deutschland, haben sich jedoch in ihrer weitaus überwiegenden Mehrheit gegen diese Bacon-Theorie aufs entschiedenste ausgesprochen und sich damit von den andern natürlich den Vorwurf zugezogen, sich in wissenschaftlicher Verbohrtheit an die „orthodoxe" Shakespearetradition zu klammern, ohne Bacons Werke genügend zum Wort kommen zu lassen.

Allein wir meinen, es wäre das Erste und Notwendigste zu untersuchen, ob sich so leichthin an Stelle des von Zeitgenossen und Nachwelt anerkannten Shakespeare geschichtlich betrachtet ein anderer setzen läßt, wäre es selbst der große Bacon von Verulam. Mit dieser ersten Vorfrage aber haben es die Bacon-Anhänger von Anfang an gar leicht genommen; denn die für Shakespares Autorschaft vorhandenen Zeugnisse lassen sich nur durch unbewiesene Vermutungen und fromme Wünsche aus der Welt schaffen. Erst wenn überzeugend dargelegt wäre, warum alle Zeitgenossen, auch ein Eingeweihter wie Ben Jonson, von dem Geheimnis Bacons nichts

Digitized by Google

erfuhren oder aber es auf immer für sich behielten, ohne daß in der späteren Ueberlieferung auch nur Gerüchte darüber entstanden, erst dann könnten die Baconianer aus der Aehnlichkeit von Stellen der Werke und verwandten Gedankengängen beider Schriftsteller weitere Schlüsse zu gunsten ihrer Theorie ziehen. — Nehmen wir nun einmal zum Nachweis von dem geschichtlichen Dasein des Dichters Shakespeare wenigstens den Hauptzeugen dafür, den Dichter Jonson, heraus! Er hat Shakespeares Globus-Theater im Jahre 1600 mit einem Prolog und seinem Lustspiel „Every Man out of his Humour" eingeweiht, er hat zu Lebzeiten Shakespeares mit diesem so nahen Verkehr gepflogen, daß er, der scharfe Satiriker, recht wohl darüber urteilen konnte, ob sein vielfach erfolgreicherer Nebenbuhler auch über dichterische Fähigkeiten verfügte oder nicht. Das geben im allgemeinen auch die Baconschwärmer zu, und so nehmen sie an, Jonson habe mit Rücksicht auf den (später!) hochgestellten Bacon geschwiegen. Aber wäre er dann imstande gewesen, zu der ersten Sammelausgabe der Dramen der Folioausgabe von 1623, also sieben Jahre nach Shakespeares Tod, ein Lobgedicht auf diesen zu verfassen, und dabei ausdrücklich auf den „t o t e n" Dichter anzuspielen, während der „wirkliche Dichter" Bacon selbst noch am Leben gewesen wäre? Auch wenn er schurkisch genug gewesen, dies aus irgend einem Grunde zu tun — eine Annahme, zu der uns nichts berechtigt — hätte er so warme Töne gefunden, um den „Schwan von Avon" zu preisen? Hätte er wohl Zeilen wie die folgenden dem Verstorbenen gewidmet:

„My Shakespeare rise! I will not lodge thee by
Chaucer, or Spencer, or bid Beaumont lie
A little further off, to make thee room;
Thou art a monument without a tomb,
And art alive still, while they book doth live,
And we have wits to read and praise to give."

(„Mein Shakespeare stehe auf! Ich will dich nicht neben Chaucer oder Spencer stellen oder Beaumont heißen, ein wenig weiter weg zu liegen, um dir Platz zu machen; du bist ein Denkmal ohne ein Grabmal und lebst, solange deine Schriften leben und wir Verstand besitzen, sie zu lesen und zu preisen.")

Jeder Leser dieser Zeilen erkennt ohne weiteres, daß diese Worte sich auf den t o t e n Shakespeare beziehen; nur Blinde und Wortverdreher, wie Bermann in seinen „Shakespeare-Geheimnissen", können aus den Worten „du lebst" schließen, daß dies wörtlich gemeint, also eine Anspielung auf den noch lebenden Bacon-Shakespeare sei. Aber Jonson hat auch später n a c h B a c o n s T o d e in seinen Erinnerungen: „Discoveries made upon Men and Matter" die Charaktere beider Männer so bestimmt gezeichnet, auf die oft etwas ungefeilte Dichtersprache Shakespeares und die knappe, eindrucksvolle Redeweise Bacons so klar hingewiesen, daß man sieht, er hat beide gekannt, er hat sie scharf unterschieden, und sich offen über sie ausgesprochen. Welchen Grund hätte er denn auch jetzt noch nach Bacons Tode gehabt, das vermeintliche Geheimnis der Baconianer im tiefen Busen zu bewahren? Selbst Holzer gibt in seiner oben erwähnten Schrift zu, daß es bei Bacons sonstigem Streben nach Ruhm ihm unerklärlich sei, warum dieser von seinen Freunden dauerndes Schweigen verlangt habe; aber er unterläßt es, die richtige Folgerung daraus zu ziehen.

Schon an diesem Beispiel Jonsons sehen auch nicht philologisch geschulte Leser, daß sich die geschichtlichen Tatsachen über Shakespeare nicht so leicht aus der Welt schaffen lassen. Die Baconjünger haben nun versucht, die damals bei Eigennamen überhaupt und so auch bei Shakespeares Namen schwankende Rechtschreibung zugunsten ihrer Unterscheidung zwischen dem Schauspieler und Dichter zu deuten. Bacon hätte nach ihnen das dem Schauspieler S h a k s p e r e ähnliche, aber etwas anders ausgesprochene und bedeutsam klingende Pseudonym S h a k e s p e a r e (-Speerschwinger) angenommen. So wären die Werke des Dichters gewöhnlich (nicht immer!) mit diesem Namen versehen, die uns erhaltenen Unterschriften des Schauspielers Shakspere (dessen Name ohne Beleg von Jaques Pierre hergeleitet wird) hätten aber immer diese letztere Schreibung. Dadurch ließen sich tatsächlich viele zeitgenössischen Anspielungen auf den „Dichter" Bacon-Shakespeare deuten; aber zugleich wäre der Kreis der Eingeweihten beträchtlich erweitert. Wir verständen dann um so weniger, daß das Geheimnis gewahrt wurde — nur um die puritanisch strenge Mutter des bescheidenen Bacon nicht vor den Kopf zu stoßen, oder um Elisabeth und nachher Jakob I. nicht den Verfasser von Dramen wissen zu lassen, an denen doch sie und ihr Hof sich so häufig und höchlich ergötzten! Aber auch abgesehen davon ist von gründlichen Kennern der damaligen Sprache nachgewiesen worden, daß zwischen den beiden Wörtern Shakespeare und Shakspere damals ein Unterschied gar nicht hörbar war; das ganze Kartenhaus der darauf beruhenden Folgerungen fällt damit jählings zusammen.

Nach all dem stehen die Aehnlichkeitsbeweise, mit denen die Bacon-Anhänger und so auch Holzer in seiner Schrift vor allem arbeiten, auf recht schwachen Füßen. Nimmt doch Holzer selbst an, daß durch Bacons Stellung als Master of the Revels eine nähere Bekanntschaft zwischen beiden Männern entstand. Sollten diese beiden Großen nicht auch Gedanken ausgetauscht haben? Sollten nicht etwa Bacons ästhetische Ansichten, abgesehen von unverkennbaren antiken, besonders aristotelischen Einflüssen, auch Shakespeares Einwirkung erfahren haben? Wenn wir in Schiller und Kant, bei Euripides und Sokrates Plato verwandte Gedanken ästhetischer oder philosophischer Art entdecken, schließen wir dann auch gleich auf ihre Identität? Und wie mit der örtlichen Entfernung geht es mit der zeitlichen: je ferner wir einer Zeit stehen, desto näher scheint alles darin zusammengerückt; — desto erklärlicher, aber nicht minder irrig, ist daher auch der psychologische Vorgang, der sich im Gehirn der Baconianer abspielt. Auch Holzer, dessen Schrift übrigens von fleißigem Studium Bacons zeugt, verfällt allzusehr dem Fehler, besonders im „Sturm" die Analogien und Allegorien an den Haaren herbeizuziehen und Symbolisches selbst in den viel wahrscheinlicher einer spanisch-italienischen Quelle entlehnten Namen des Dramas entdecken zu wollen. Und doch läßt sich gerade in dem Zauberer Prospero (im „Sturm") der Dichter Shakespeare unschwer erkennen, der gleich jenem nach dieser seiner letzten Dichtung seinen Zauberstab zerbrach und in sein „Mailand" (Stratford) sich zurückzog.

Auch wenn wir mancherlei auf den ersten Blick verblüffende Aehnlichkeiten in den Gedanken und Anschauungen beider großer Zeitgenossen zugeben, wie viele andere Punkte ließen sich auch als Beweis g e g e n die gewünschte Uebereinstimmung anführen. Die Allegorie, die wenigstens die Baconfreunde in den Dramen so üppig wuchern sehen, um Bacons Ideen darin wieder zu finden, war kurz vor Shakespeares Auftreten überwunden worden und hatte allgemein dem realistisch-historischen Drama Platz gemacht. Wie sollte der größte Dichter der Zeit in den Kinderschuhen der allegorischen Dichtweise stecken geblieben sein? Oder wie verträge sich die klassische Bildung des gründlichen Gelehrten Bacon mit den zahlreichen, groben, örtlichen und zeitlichen Widersprüchen, die nicht allein aus Gründen der dramatischen Wirkung sich erklären lassen? Hätte Bacon z. B. auch in klassischen Stücken wie „Julius Cäsar" die Turmuhr schlagen lassen, hätte er im „Wintermärchen, getreu der Vorlage, Böhmen als ans Meer stoßend dargestellt? Hätte er bei verschiedenen Dramen nicht aus dem Urtext statt z. B. aus Norths Plutarchübersetzung geschöpft? Tat dies nicht vielmehr der Mann mit dem „geringen Latein und noch weniger Griechisch", der aber trotzdem „involent Greece or haughty Rome" in den Schatten stellte!

Nein, wir lassen ihn nicht nehmen, u n s e r e n Shakespeare, und denen, die das naive, halb unbewußte, aber auch ursprüngliche, großartige Schaffen des Genius nicht fassen und nicht glauben wollen, rufen wir das Wort des Großen zu:

„Es gibt mehr Ding im Himmel und auf Erden
Als e u r e Schulweisheit sich träumt!"

Heilbronn. **W. Weber.**

Aphorismen

von **Georg Christoph Lichtenberg** (1742—1799).

I. Aus „N a c h r i c h t e n u n d B e m e r k u n g e n d e s V e r f a s s e r s v o n u n d ü b e r s i c h s e l b s t."

L. war im Herzen gut, nur hat er sich nicht immer die

Digitized by Google

Mühe genommen, es zu scheinen. Mein größter Fehler, der Grund von allem meinen Verdruß.

Die Erinnerung an meine Mutter und ihre Tugend ist bei mir gleichsam zum Cordial geworden, das ich immer mit dem besten Erfolg nehme, wenn ich irgend zum Bösen wankend werde.

Man ist nie glücklicher, als wenn uns ein starkes Gefühl bestimmt, nur in dieser Welt zu leben. Mein Unglück ist, nie in dieser, sondern in einer Menge von möglichen Ketten und Verbindungen zu existieren, die sich meine Phantasie, unterstützt von meinem Gewissen, schafft. So geht ein Teil meiner Zeit hin, und keine Vernunft ist imstande darüber zu siegen. Dieses verdiente sehr auseinandergesetzt zu werden. Lebe dein erstes Leben recht, damit du dein zweites genießen kannst. Es ist im Leben, wie mit der Praxis des Arztes, die ersten Schritte entscheiden. Das ist doch unrecht irgendwo, in der Anlage oder im Urteil.

II. Aus „Bemerkungen vermischten Inhalts."

Ich glaube von Grund meiner Seele und nach der reifsten Ueberlegung, daß die Lehre Christi, gesäubert vom Pfaffengeschmiere, und gehörig nach unserer Art sich auszudrücken verstanden, das vollkommenste System ist, das ich mir wenigstens denken kann, Ruhe und Glückseligkeit in der Welt am schnellsten, kräftigsten, sichersten und allgemeinsten zu befördern. Allein ich glaube auch, daß es noch ein System gibt, das ganz aus der reinen Vernunft erwächst, und ebendahin führt; allein es ist nur für geübte Denker, und gar nicht für den Menschen überhaupt; und fände es auch Eingang, so müßte man doch die Lehre Christi für die Ausübung wählen. Christus hat sich zugleich nach dem Stoff bequemt, und dies zwingt selbst dem Atheisten Bewunderung ab. (In welchem Verstande ich hier das Wort Atheist nehme, wird jeder Denker fühlen.) Wie leicht müßte es einem solchen Geiste gewesen sein, ein System für die reine Vernunft zu erdenken, das alle Philosophen befriedigt hätte! Aber wo sind die Menschen dazu? Es wären vielleicht Jahrhunderte verstrichen, wo man es gar nicht verstanden hätte; und so etwas sollte dienen, das menschliche Geschlecht zu leiten und zu lenken, und in der Todesstunde aufzurichten? Ja was würden nicht die Jesuiten aller Zeiten und aller Völker daraus gemacht haben? Was die Menschen leiten soll, muß wahr, aber allen verständlich sein; wenn es ihm auch in Bildern beigebracht wird, die er sich bei jeder Stufe der Erkenntnis anders erklärt.

Das Wesen, das wir am reinsten aus den Händen der Natur empfangen, und was uns zugleich am nächsten gelegt wird, sind wir selbst; und doch wie schwer ist da alles und wie verwickelt. Es scheint fast, wir sollen blos wirken, ohne uns selbst zum Gegenstande der Beobachtung zu machen. Sobald wir uns zum Gegenstande der Beobachtung machen, ist es fast einerlei, ob wir aus dem Heinberg*) den Ursprung der Welt, oder aus unsern Verrichtungen die Natur unserer Seele wollen kennnen lernen.

Ich glaube, sehr viele Menschen vergessen über ihrer Erziehung für den Himmel, die für die Erde. Ich sollte denken, der Mensch handelte am weisesten, wenn er erstere ganz an ihren Ort gestellt sein ließe. Denn wenn wir von einem weisen Wesen an diese Stelle gesetzt worden sind, woran kein Zweifel ist, so laßt uns das Beste in dieser Station tun, und uns nicht durch Offenbarungen blenden. Was der Mensch zu seiner Glückseligkeit zu wissen nötig hat, das weiß er gewiß ohne alle andere Offenbarung, als die, die er seinem Wesen nach besitzt.

Der Glaube an einen Gott ist Instinkt, er ist dem Menschen natürlich, so wie das Gehen auf zwei Beinen; modifiziert wird er freilich bei manchen, bei manchen gar erstickt; aber in der Regel ist er da, und ist zur innern Wohlgestalt des Erkennungsvermögens unentbehrlich.

Die Menschen, die die Vergebung der Sünden durch lateinische Formeln erfunden haben, sind an dem größten Verderben in der Welt schuld.

*) Bekannter Berg bei Göttingen.

Ein Gelübde zu tun ist eine größere Sünde, als es zu brechen.

Viele Menschen sehen die Tugend mehr im Bereuen der Fehler, als im Vermeiden derselben.

Der Mensch wird ein Sophist und überwitzig, wo seine gründlichen Kenntnisse nicht mehr hinreichen; alle müssen es folglich werden, wenn von Unsterblichkeit und Leben nach dem Tode die Rede ist. Da sind wir alle unergründlich. Materialismus ist Asymptote der Psychologie.

Wo Mäßigung ein Fehler ist, da ist Gleichgültigkeit ein Verbrechen.

Es ist eine goldene Regel, daß man die Menschen nicht nach ihren Meinungen beurteilen müsse, sondern nach dem, was diese Meinungen aus ihnen machen.

Je größer der Mann ist, desto strafbarer ist er, wenn er Fehler anderer ausplaudert, die er erkennt. Wenn Gott die Heimlichkeiten der Menschen bekannt machte, so könnte die Welt nicht bestehen. Es wäre, als wenn man die Gedanken anderer sehen könnte. Wohl dem Menschen der keinen Ausplauderer hat, der ihm an Kenntnissen überlegen ist.

Es gibt eine Menge kleiner moralischer Falschheiten, die man übt, ohne zu glauben, daß es schädlich sei; so wie man etwas aus ähnlicher Gleichgültigkeit gegen seine Gesundheit Tabak raucht.

Viele, die über Ablaßkrämerei in der katholischen Kirche lachen, üben sie doch täglich selbst. Wie mancher Mann mit schlechtem Herzen glaubt sich mit dem Himmel ausgesöhnt, wenn er Almosen gibt. Ich habe selbst die boshaftesten Menschen, die frevelhaftesten Unterdrücker des Verdienstes und der Unschuld damit rechtfertigen hören: sie täten den Armen Gutes. Aber das war nicht vitae tenor, das war nur Flickwerk. Ein paar Spiegelscheiben machen noch keinen Palast. Es hat auch etwas ähnliches mit den Bekehrungen unter dem Galgen.

Ueber nichts wird flüchtiger geurteilt, als über die Charaktere der Menschen, und doch sollte man in nichts behutsamer sein. Bei keiner Sache wertete man weniger das Ganze ab, daß doch eigentlich den Charakter ausmacht, als hier. Ich habe immer gefunden, die sogenannten schlechten Leute gewinnen, wenn man sie genauer kennen lernt, und die guten verlieren.

Man irrt sich gar sehr, wenn man aus dem, was ein Mann in Gesellschaft sagt oder auch tut, auf seinen Charakter oder Meinungen schließen will. Man spricht und handelt ja nicht immer vor Weltweisen; das Vergnügen eines Abends kann an einer Sophisterei hängen. Beurteilt ja auch kein Vernünftiger Ciceros Philosophie aus seinen Reden.

Es ist sonderbar, daß diejenigen Leute, die das Geld am liebsten haben und am besten zu Rate halten, gerne im Diminutivo davon sprechen. „Da kann ich doch meine 600 Thälerchen dabei verdienen" — „ein hübsches Sümmchen"! — Wer so sagt, schenkt nicht leicht ein halbes Thälerchen weg.

Manche Menschen äußern schon eine Gabe sich dumm zu stellen, ehe sie klug sind; die Mädchen haben diese Gabe sehr oft.

Der Mensch liebt die Gesellschaft, und sollte es auch nur die von einem brennenden Rauchkerzchen sein.

Es giebt Leute, die können alles glauben, was sie wollen; das sind glückliche Geschöpfe!

Ein Mädchen, die sich ihrem Freund nach Leib und Seele entdeckt, entdeckt die Heimlichkeiten des ganzen weiblichen Geschlechts; ein jedes Mädchen ist die Verwalterin der weiblichen Mysterien. Es gibt Stellen, wo Bauernmädchen aussehen wie die Königinnen, das gilt von Leib und Seele.

Es ist ein Vorurteil unseres Jahrhunderts in Deutschland, daß das Schreiben so zum Maßstabe des Verdienstes

Digitized by Google

gediehen ist. Eine gesunde Philosophie wird vielleicht dieses Vorurteil nach und nach vertreiben.

Es gibt wirklich sehr viele Menschen, die bloß lesen, damit sie nicht denken dürfen.

(Zusammengestellt von **Guido Brettauer.**)

Kunst

Ein Alpenbild. Aus dem blauen Dunkel einer sternenschimmernden, eisigen Nacht erhebt sich ein riesenhafter Fels. Am Tag hat er feste Formen und steht wie ein Dom, nun aber verschwimmen, zwischen schärferen Umrissen, die Steingebilde zu einer wesenlosen Masse. Einzelne Schneefelder, deutlich erkennbar, glänzen gespenstisch durch die Kälte. Inmitten von Blöcken und Gestein schläft ein einsames Wasser, in das der Abglanz der unsicheren Helle, gleich einem Nebel, gebannt scheint. Es erfordert kein geringes Maß von Kraft, um in all der Entfesselung von unbekannten Formen und Lichtern die einfache Größe zu begreifen. Das ist an H. B. Wielands „Sternennacht" („Mutterhorn", Verlag von G. Teubner, Leipzig) das Eigenartige, daß er dieses gewaltige Problem in einer farbigen Steinzeichnung wiederzugeben vermag. Damit hat er etwas Neues und Besonderes geschaffen. Jene schlimme Zeit, in der einem durch die Oeldruckmanier die Hochgebirgsmalerei verekelt wurde, hat Giovanni Segantini überwinden helfen. Segantini entdeckte als das verborgene Geheimnis der Alpenlandschaft die Wesenseinheit, in der die Berge, Menschen, Tiere, Bäume des Hochgebirges zusammenwachsen. Segantini malte mit leuchtenden Farben die Bergfreude. Die Steinzeichnung von Wieland ist anders. Er schildert, was Segantini vielleicht nicht schildern wollte: Jene dämonische Gewalt, die den nächtlichen Wanderer zu Boden schmettern kann, die in ihrer Wirkung etwas von der furchtbaren Schönheit der nächtlich leuchtenden tosenden Meeresbrandung hat, wenn ein fahler Lichtschein über dem Chaos zittert.

E. K.

Allerlei

Ausritt. Im Hof der Posthalterei des Landstädtchens bekommt man unwillkürlich ein Gefühl, als seien hier die Jahrhunderte stehen geblieben, so sehr erinnert die ganze Anlage an das Mittelalter. Von drei Seiten überhängende Giebel, in der Höhe des ersten Stockwerks eine rund herum laufende Gallerie, aus den Ställen heraus tönt das Stampfen von schweren Gäulen. Doch das Pferd, das eben vom Knecht herausgeführt wird, ist ein eleganter Brauner von äußerst munterem Benehmen, siebenjährig, trotz seiner Zierlichkeit kräftig gebaut. Gesattelt. Endlich mal wieder auf einem Gaul! — Ein Herbsttag mit bedecktem Himmel. Eine steile Stiege hinauf durch die schon geherbsteten Weinberge; die Stöcke stehen noch in vollem Laub. Diese Rebenhügel sind heute kaum weniger schön als im Sonnenschein, im gedämpften Licht des Herbsttages. Wir sind auf der Höhe, der Braune fällt in Trab und schnaubt fröhlich in die feuchtkalte Luft. Dann wird abgebogen in den Römerweg, auf dessen weichem Boden der Braune in langen Galoppsprüngen ausgreift. Der Weg, einst von den Spaten der Legionäre gezogen, wird wie im Fluge zurückgelegt und gerade vor dem steilen Abstieg bringe ich den Gaul in Schritt. Wenn die in unendlicher Glätte sich dehnende Steppe zu tollem Reiten verleitet, so zwingt hier schon das Gelände zum Maßhalten; abwärts im Schritt. Vorbei am Dorf mit seinem schräg zugespitzten Turm, dann talaufwärts in den weitgedehnten Laubwald. Wenn der Herbst schon im freien Feld schön ist, so ist es der Herbstwald doppelt. Der Sommerwald erscheint als eine große grüne Masse. Jetzt zeigt sich erst, wieviel Individualität in der Masse steckt, weil nicht alle Bäume zugleich ihre Blätter färben. Zwar die Birke hat die Augen immer auf sich gelenkt, so sicher wie ein weißgekleidetes junges Mädchen, aber jetzt freut man sich doppelt des zierlichen Wesens. Aber auch Buche, Ahorn und Elsbeere zeigen jetzt deutlicher ihre individuelle Form und Farbe und hinter ihren rotbraunen Kronen tritt die vereinzelte Tanne um so schärfer hervor. Wenn der Blick genug geschweift hat in den Farben des herbstlichen Waldes, fällt er wieder auf den nickenden Kopf des trabenden Pferdes und auf das nie rastende Spiel der beweglichen Ohren, die sich immerwährend senken und stellen, dahin und dorthin lauschen und nur selten sich ruhend zurücklegen, wie wenn kein Laut des atmenden Waldes, der fallenden Tropfen, des rascheluden Mooses und kein heiserer Schrei des Hähers verloren gehen sollte. Plötzlich stellt es die Ohren straff aufgerichtet seitwärts und sieht halb erschrocken, halb neugierig ins Gebüsch. Und da knacken auch schon die Zweige, zwei Rehe huschen über den Weg; rasch, wie eine Vision, erscheinen und verschwinden die zarten Figürchen, noch einen Augenblick sieht man die schlanken Hinterläufchen und den leuchtenden Spiegel. Dann ist wieder alles still, bis auf das gleichförmige Geräusch der fallenden Tropfen. Der Wald geht zu Ende. Im Juckeltrab durch ein altes Städtchen. Die Höhe wieder hinauf, oben ein scharfer Galopp, dann durch die Weinberge hinunter. Mit dankbarem Gefühl nehme ich dem dampfenden braven Hans den Sattel ab. W.

Ein Tanz. Zu den Festen, die anläßlich des Schlusses der Lütticher Weltausstellung gefeiert wurden, gehörte auch die Preisverteilung an die Heizer, die am 5. November in der Salle du conservatoire royale stattfand. — Das Fest war von dem Syndicat des charbonnages liégeois veranstaltet und es wurden an 80 Heizer Preise verteilt, Medaillen, Diplome, Geldprämien. Das Syndikat hatte die ganze Sache mit großer Feierlichkeit arrangiert; es waren Vertreter der hohen Verwaltung, der Militärbehörden, der Industrie und des Handels da. (Ganz besonderes Aufsehen erregte der deutsche Bergassessor in seiner Uniform, der den ganzen langen Abend seinen Hut mit dem Federbusch auf dem Kopfe behielt und dadurch das Erstaunen aller Anwesenden hervorrief; denn daß man mit wallendem Federbusch auf dem Kopfe herumstolziert, wenn alle Militärs ihr Képi abgenommen haben und andere Leute ihren Zylinderhut, das ist offenbar ein Vorrecht — und kein kleines — des deutschen Assessors.)

Der Chef des Syndikats hielt eine Ansprache, in der er zum Schluß (nach dem Journal „la Meuse") sagte: „ . . und die Hände, die sich gleich kameradschaftlich in die Eurigen legen werden, um Euch Glück zu wünschen, gehören den Arbeitern des Gedankens, wie Ihr die Arbeiter des Stoffes seid und die, laßt es mich Euch sagen, herzliche und warme Wünsche hegen, daß das aufrichtige und freundschaftliche Verhältnis zwischen allen Belgiern immer bestehen bleibe, zum Wohl unseres Landes".

Das ist schön ausgedrückt und sicher auch wahr empfunden. Und doch — — — Herein treten etwa 30 Paare, Bergarbeiter, Männer und Frauen geschmückt zu festlichem Tanz. —

Geschmückt die Frauen in der Weise, daß ihre Körbe, die sie auf dem Rücken trugen, mit Blumen und farbigen Bändern umwunden waren bis hoch hinauf, so daß der Kopf umrahmt war als trügen sie breite bunte Hauben. Die Männer in sauber gewaschenen Arbeitskleidern, ab und zu die brennende Grubenlampe angehängt. —

Es gibt Typen in Belgien; hatten wir uns schon vorher in der festlichen Versammlung über manchen charakteristischen Kopf gefreut, so wird der Eindruck noch vermehrt, da diese Bergarbeiter erscheinen. Das sind die Köpfe, die wir von der unsterblichen Meisterhand Meuniers her kennen! Harte gemeißelte Gesichter, mit strengen sehnigen Zügen und mit Augen — ja mit Augen, so ernst und so nach Innen gerichtet, daß sie uns anschauen wie dunkle Fackeln aus einer andern Welt. — Das sind keine Augen, die leuchten; das sind Augen, die brennen — —

Ein paar Herren inmitten des Saales singen ein Gelegenheitsgedicht. Wir verstehen nur wenig, aber wir hören den Refrain, den die Arbeiterinnen singen mit ihren hellen, gellenden Stimmen und wir verstehen das sich oft wiederholende „ah le Syndicat". Dabei rythmisches Auftreten der mit schweren Holzpantoffeln bekleideten Füße. —

Die Weiber singen, die Männer lassen sich, mit verträumten Augen, von ihnen im Kreis herumziehen, an uns vorüber, an uns, der gaffenden Schar. — Was geht in diesen Menschen vor? Ein Fest für sie ist es nicht, das sie feiern. Man hat sie herausgeputzt, man hat ihnen ein paar Franken in die Hand gedrückt und nun tanzen sie und singen ein Lied mit dem Refrain: du Syndicat. Was ist diesen Menschen das Syndikat? Warum besingen sie es?

Wenn das Volk seine Feste feiert, so feiert es sie ungezwungen, ausgelassen, in seiner Weise; es schlägt vielleicht auch einmal über die Stränge (wenigstens nach der Meinung des wohlerzogenen, wohltemperierten bourgeois) aber es kümmert sich nicht um den Beifall der Großen und Reichen. Das Volk, das große Kind, bleibt naiv in seiner Festesfreude — es reflektiert nicht. Hier aber hören wir wohl die Weiber singen, jedoch wir glauben ihrem Sang nicht. Wir sehen in ihren unterernährten Gesichtern ab und zu ein leichtes Rot auf den bleichen Wangen; von den Männern hören wir nichts, wir sehen ihre steinernen mageren Köpfe und wir sehen ihre ernsten Augen. Und wir sagen uns, daß dies die Nachkommen der alten Blamen und Wallonen sind, die einst ihren Führern treuen Heerbann leisteten im Kampf gegen die Fremdherrschaft.

Diese Augen, die gewohnt sind in den dunkeln Gängen des tiefen Bergwerks zu schauen, diese Männer, die in der schweigenden Finsternis der Unterwelt ihre schwere Arbeit leisten, die passen nicht dazu, einen Tanz zu tanzen im hellen Saal zu Preis und Ehren des Syndikats. — Das wird ihnen auch einmal klar. —

Uns ertönt das rythmische Auftreten der schweren Holzschuhe auf dem Resonanzboden des Parketts wie dumpfer Trommelwirbel, wie eine ernste Mahnung, daß diese Männer zu anderem Zweck da sind als durch bestellten Tanz und Sang die Festfreude zu erhöhen. —

C. F. Hoff.

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

NUMMER 48

Die Hilfe

Sonntag, 3. Dezember 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Der Reichstag — Die russischen Bauern — Der erste deutsche Städtetag — Freisinnige Volkspartei und Flotte — Gleiche Rechte, gleiche Pflichten — Arbeiter als Schöffen) — **Naumann**: Das sozialdemokratische Trauerspiel — Dr. **Eugen Katz**: Das Steuerragout — Dr. med. **Georg Hohmann**: Der Zug nach der Stadt — Büchertisch — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — **G. Traub**: Advent — **Oskar Matthes**: Die Kunstpflege in der Volksschule — **F. von Adelung**: Was meine Wärterin von den Franzosen erzählte — Kunst — Allerlei — Eingegangene Bücher — Briefkasten

Politische Notizen

Der Reichstag. Jetzt finden sie alle sich wieder zusammen, die das deutsche Volk vertreten. Mit besonderer Begeisterung kommt keiner. Die Lust am Parlamentarismus ist gering. Es liegt das in der Verwickeltheit der Parteiverhältnisse. Keine Partei kann schöpferische Kraft entfalten, weil keine dazu stark genug ist. Auch das Zentrum kann nicht eigene Politik treiben. Die Grundformel des Reichstags ist: es kann nichts geschehen, was das Zentrum nicht will und es kann nur das geschehen, was außer dem Zentrum noch eine andere Partei will. Alle ausführbaren Gedanken müssen also von vornherein Kompromißgedanken sein. Jede scharf herausgearbeitete Idee hat bei dieser Lage nur den Wert einer Deklamation. Das kann nicht anders werden, bis die neue Linke einmal eine eigene Majorität haben wird. Wie lange das dauert, weiß kein Mensch. Vorläufig hilft alles Schelten gar nichs. Ein Reichstag ohne festes Zweiparteiensystem muß den Eindruck der Hilflosigkeit machen und kann der Regierung nie als gleichwertige Kraft gegenüberstehen. Bülow hat es leicht. Er weiß, daß die „hochverehrten Herren" zwar kritisieren können, aber auch nicht viel mehr. Die Kehrseite ist freilich, daß auch Bülow nichts ohne das Zentrum fertig bringen kann. Aber — er hat sich ja schon daran gewöhnt.

Die russischen Bauern. Die bäuerliche Bevölkerung macht 70 bis 75% des Gesamtvolkes aus, besitzt aber nur etwa ein Drittel des Landes. Diesen Anteil am Land bekam sie im wesentlichen nach Aufhebung der Leibeigenschaft vor 45 Jahren. Sie bekam ihn aber zugleich mit der Pflicht, die Loskaufzahlung zu übernehmen. Schon darin liegt, daß der bäuerliche Acker ohne die nötigen Mittel bearbeitet werden mußte. Es kommt aber hinzu, daß der Anteil, den der einzelne hat, zu einer gesunden Landwirtschaft zu klein ist. Selbst wenn er sich anstrengt, bleibt er arm. Die Zahl der Bauern hat nun seit 1861 beständig zugenommen, die Ackerfläche aber hat sich nicht erweitert und die Betriebsmittel haben sich nicht vermehrt. Die notwendige Folge von dem allen ist ein gewaltiger Landhunger, der sich jetzt in revolutionärer Weise äußert. Von den verschiedensten Seiten des russischen Reiches treffen immer neue Nachrichten von bäuerlichen Unruhen ein, so daß man es für möglich halten muß, daß nach zeitweiliger Beruhigung der Städte das Land zum Ausbreitungsgebiet des Schreckens wird. Was wird Witte tun können, um diesen Landbrand zu löschen? Daß er alte Steuerrückstände erläßt, ist gewiß klug, hilft aber nicht sehr weit und beseitigt leider die Notwendigkeit nicht, neue Steuern zu erheben. Zahlt nämlich der Bauer keine Steuern mehr, so kann der Staat keine Gehälter mehr zahlen, keine Militärausgaben und keine Schuldzinsen. Der Bauer kann also gar nicht steuerfrei gelassen werden. Will ihm also die Regierung irgendwie helfen, so muß sie seinen Landhunger befriedigen. Dazu würde sich das große Staatsland gut eignen, wenn es nicht fast durchweg Waldland in dünn bevölkerten Gebieten wäre. Der landwirtschaftliche Boden, der nicht bäuerlich ist, gehört dem Großgrundbesitzer. Gegen ihn wendet sich die bäuerliche Bewegung. Die Frage ist, ob man ihm auf friedlichem und geordnetem Wege etwas Land abnehmen kann. Das ist Wittes neue große Schwierigkeit.

Der erste deutsche Städtetag, der am 27. November in dem preußischen Abgeordnetenhaus zusammen war, stellte rein äußerlich eine sehr ansehnliche Vertretung der städtischen Bevölkerung Deutschlands dar. 152 Gemeinden mit rund 13,6 Millionen Einwohnern waren durch Bürgermeister, Stadtverordnete und städtische Beamten vertreten. Und diese Vertreter machten in den Räumen des preußischen Dreiklassenhauses den Eindruck einer sehr aufmerksamen und fleißigen Versammlung. Auch die Art, wie man ohne lange Einleitung sofort in die Erörterung der wichtigsten Tagesfrage, der Fleischteuerung, eintrat, mußte sympathisch berühren. Vor allem waren die drei Referate über diese Frage, die die Herren Reichstagsabgeordneter Dove (als Syndikus der Berliner Handelskammer), Oberbürgermeister Körte aus Königsberg und Magistratsrat Beckh aus München hielten, inhaltreich und überzeugend. Sie waren sogar, was nach den zahllosen Reden und Aufsätzen über die Fleischteuerung der letzten Monate fast unmöglich schien, eigenartig und lebendig und frisch. Damit ist aber nun auch alles Gute gesagt, was sich dem ersten deuschen Städtetag nachrühmen läßt. Die Resolution, die den Erörterungen zugrunde gelegt und am Schluß angenommen wurde, zeigte deutlich die starke Zurückhaltung, deren sich die städtischen Vertreter auf dieser Tagung von vornherein zu befleißigen vorgenommen hatten. Die Debatte bestätigte dann sehr stark den Eindruck, daß man es hier nicht etwa mit einer Versammlung freisinniger Männer, sondern mit einer Tagung städtischer Diplomaten zu tun hatte, denen der Grundsatz „Vor allen Dingen Mäßigung und Bescheidenheit" über alles ging. Selbstverständlich mußte sich die offizielle Vertretung des deutschen Bügertums von jener agitatorischen Behandlung der Fleischteuerung fernhalten, die in Volksversammlung und Flugblättern der politischen Parteien angebracht sein mag, und die zu Unrecht von den sozialdemokratischen Abgeordneten Singer und Ullrich auf dem ersten deutschen Städtetag vermißt wurde. Aber darum hätte doch manch notwendiges scharfes Wort gegen die Hauptursache der Fleischnot, gegen die ganze agrarische Interessenpolitik, nicht unausgesprochen bleiben dürfen. War man nicht zusammengekommen, um lauten Protest zu erheben? Und vertragen nicht die Ritter und die Heiligen,

Digitized by Google

denen wir die verderbliche agrarische Herrschaft zu verdanken haben, ein scharfes Wort der Kritik? Sie werden ohnedies durch tatenlose Proteste nicht im geringsten beeinflußt werden. Wenn diese Proteste aber noch dazu so zahm klingen, wie die des Ersten deutschen Städtetages, so verfehlen sie leicht auch ihren zweiten Hauptzweck, die Aufrüttelung und Aufklärung der breiten Volksmassen. Das ist um so mehr zu befürchten, wenn städtische Vertreter von der Eigenart des Bürgermeisters von Weißenfels auftreten, und bewußt oder unbewußt die Geschäfte der Agrarier besorgen. — Der erste deutsche Städtetag hat eine regelmäßig wiederkehrende gemeinsame Tagung der städtischen Vertreter Deutschlands beschlossen. Mögen seine Nachfolger eine etwas schärfere Sprache reden lernen, damit das deutsche Bürgertum von ihnen erhält, was es am dringendsten bedarf: Selbstbewußtsein und Kraftgefühl.

Freisinnige Volkspartei und Flotte. Die Ausführungen des Abgeordneten Eickhoff, die wir neulich hier besprachen, finden in den Reihen seiner Parteifreunde ein stärkeres Echo der Zustimmung, als man zunächst nach der gereizten Auseinandersetzung zwischen der „Freien deutschen Presse" und ihm erwarten durfte. Ein ganzer Teil der Provinzpresse und verschiedene Führer beginnen, in unzweideutiger Weise die Schwenkung zur Flotte vorzubereiten. So hat jetzt auch der Abgeordnete Dr. Müller-Meiningen auf dem Bezirksparteitag für Thüringen seinen Standpunkt präzisiert und was er sagt, ist um so bedeutungsvoller, als man in ihm einen der leitenden Männer des wirklich fortschrittlichen Teils der Volkspartei zu erblicken hat. Er sagte, „die deutsche Flotte müsse in Konstruktion, Armierung und sonstiger Ausrüstung das Beste erhalten, was es gebe. Der Nachdruck sei auf die gerechte Deckung der Kosten zu legen. Bezüglich der Auslandsschiffe werde seine Partei sicherlich die gesamte veränderte politische Lage und den Nachweis der technischen Notwendigkeit als Richtschnur für die Entscheidung dieser hochwichtigen Frage nehmen." Diese Worte, die den alten liberalen Gedankengang von der größtmöglichen technischen Vollendung aufnehmen und mit Recht auf die Wehrfähigkeit des Volkes übertragen, können wir unsererseits nur freudig begrüßen. Von ihrer besonderen Bedeutung abgesehen erscheinen sie auch als ein weiterer Schritt auf dem Wege, der eine Verständigung der entschieden liberalen Gruppen über die Hauptfragen der Politik bringen wird.

Gleiche Rechte, gleiche Pflichten. Der Satz wird heute auch vielfach umgedreht und zwar nicht nur in den Hansastädten bei der Wahlrechtsreaktion, sondern auch sonst bei der Diskussion des Gemeindewahlrechts. Das geschieht auch im Herzogtum Meiningen mit seinem famosen Pluralwahlrecht für die Gemeindewahlen, das es auf dem Lande ermöglicht, daß ein einzelner Grund- oder Fabrikbesitzer so viel Stimmen hat wie die übrigen Bürger zusammen und auch dann, wenn er garnicht in der Gemeinde wohnt. In den Städten ist die Stimmenzahl zwar auch nach der Steuer abgestuft, aber mehr als 10 Stimmen können von einem Wähler nicht abgegeben werden. Hat aber z. B. des Wählers Frau Grundbesitz auf ihren Namen eingetragen, so hat auch sie bis zu 10 Stimmen Stimmrecht und kann einen Taglöhner bevollmächtigen diese 10 Stimmen für sie abzugeben, so daß Mann und Frau 20 Stimmen haben. Eine Anzahl Landgemeinden petitionierten nun jetzt beim Landtag um dieses städtische Wahlrecht, das doch noch wesentlich besser ist, als wenn einer die ganze Bürgerschaft überstimmt und Gemeinderäte ernennt. Aber die Regierung hat kein Ohr selbst für das Wenige, obgleich im Grunde das Pluralwahlrecht nur gegen die Sozialdemokratie erfunden wurde. Man hat aber auch im Landtag geäußert, daß Rechte und Pflichten in der Gemeinde mit gleichem Maß in solcher Art verteilt werden müssen. Daß der arme Teufel mit seinen Pfennigen Steuer eine schwerere Pflicht erfüllt als der Wohlhabende mit seinen Steuern, scheint man nicht zu ahnen. Der einen Stimme des Aermeren, der nach Kräften steuert, entspricht auch nur die eine Stimme des Reichen, dem es weit leichter wird, die höheren Steuern zu zahlen als dem Armen die Zahlung der Pfennige. Und bei solchem System wundert man sich noch über Zunahme der Sozialdemokratie!

Arbeiter als Schöffen. Die leider zu berechtigten Klagen über den Klassencharakter von Gerichtsurteilen beginnen sich zu klar formulierten Forderungen und parlamentarischen Anträgen zu verdichten. Man erkennt immer mehr den wahren Grund des Uebels: unsere Gerichte sind keine Volksgerichte, sondern die Praxis schließt fast überall den größeren Teil des Volkes von vornherein vom Laienrichteramt aus. Die Voraussetzung einer wirklichen Reform ist darnach, die arbeitende Klasse in einem höheren Grade als bisher zu berücksichtigen und ihre Vertreter für die aufgewandte Zeit zu entschädigen. In dieser Richtung bewegte sich ein Antrag von Dr. Müller-Hof-Meiningen, der im bayrischen Landtag zur Verhandlung kam. Er gab unserem Parteifreund, Abg. Beyhl, Gelegenheit zu seiner ersten parlamentarischen Rede. Gründlich und eindrucksvoll hob er die entscheidenden Momente hervor und mit Recht wies er darauf hin, wo die eigentlichen Wurzeln der volksfremden Rechtsprechung unserer Tage liegen: in dem engen Klassengeist der preußischen Justiz und Bureaukratie, der auf der geflissentlichen Fernhaltung der Masse des Volkes vom öffentlichen Leben gegründet ist. Auch hier scheint die Aenderung aus dem Süden zu kommen.

Das sozialdemokratische Trauerspiel

In der hamburgischen Dramaturgie steht dort, wo Lessing von der Ansicht des Aristoteles über das Trauerspiel redet, der oft wiederholte Satz:

> Die Tragödie soll uns vermittels des Schreckens und Mitleides von den Fehlern der vorgestellten Leidenschaften reinigen.

Und in der Nähe dieses Satzes wird ausgeführt, daß das Mitleid nach jemanden suche, der unverdient leidet, und die Furcht nach jemand, der uns ähnlich ist und uns deshalb sehen lasse, wie es auch uns gehen könnte. Durch das Mitleiden ist der Zuschauer innerlich mit den Gestalten des Trauerspieles verbunden und durch die Furcht vor ihrem erschreckenden Schicksal löst er sich gleichzeitig von ihnen ab, in dem Doppelspiel aber dieser Empfindungen liegt die Erschütterung des Trauerspieles.

An diese alten Gedankengänge mußten wir in diesen Wochen uns immer wieder erinnern, wenn wir die Vorgänge in der Sozialdemokratie bedachten. Rein parteipolitisch könnte man sich zwar dieses Nachdenken viel einfacher machen. Man sagte einfach: jedes Schimpfwort, das die Sozialdemokraten unter sich wechseln, ist eine Waffe gegen sie im nächsten Wahlkampf! Ganz recht! Aber was ist damit genützt? Ist etwa damit eine neue politische Kräftigung für uns erreicht, selbst wenn wir dadurch etliche Wahlkreise gewinnen würden. Und sicher ist es noch keineswegs, daß sich die Mißverhältnisse in der Sozialdemokratie schon 1908 in Stimmenrückgang umsetzen. Doch nehmen wir an, die Sozialdemokratie fange schon in einigen Jahren an, zu zerbröckeln, so hat den nächsten Vorteil davon für lange Zeit die Herrschaft der Konservativen und des Zentrums. Jedes Zerbröckeln der Sozialdemokratie ist, wie die Dinge liegen, zunächst eine Störung auch der liberalen Hoffnungen, da es ganz unwahrscheinlich ist, daß die Enttäuschten der Sozialdemokratie sich sofort in hellen Haufen dem Aufbau des Liberalismus zuwenden werden. Später werden sie oder ihre Kinder den Liberalismus stützen, so wie es die Enttäuschten der chartistischen Bewegung in England getan haben, aber solche Wendungen vollziehen sich langsam und in ihnen ist soviel seelisches Ermatten und soviel innerer Zweifel, daß es lange dauert, ehe die Gemüter der Enttäuschten überhaupt für irgendwelche politischen Ideale sich wieder öffnen. Die Besten von ihnen lassen nach der großen Enttäuschung die Politik überhaupt fahren und werden reine Gewerkschaftler oder bloße Kleinbürger. Es ist also falsch, wenn wir Liberalen auf baldige fröhliche Erbschaft aus sozialdemokratischem Unglückfall spekulieren wollten. Einige wenige, die schon jetzt nahe an unserer Grenze gewohnt haben, werden wohl herüberkommen, wenn es drüben gar zu arg wird, aber für die Politik im ganzen macht es wenig aus.

Unsere Gefühle sind demnach nicht die der Schadenfreude, sondern die des Mitleidens. Es ist ein Stück des Schicksals aller freiheitlichen Hoffnungen, das sich drüben in der Sozialdemokratie abspielt. Scheinbar sind wir bloße Zuschauer, aber in Wirklichkeit erleben wir das, was oben von dem echten Trauerspiel gesagt wurde: wir sind innerlich dabei als wären wir es selbst, empfinden aber gleichzeitig, daß es so kommen mußte. Es mußte zu einem Umschlag der Leidenschaft kommen, weil alle hochgetürmte Leidenschaft den Körper zerfrißt, in dem sie lodert, und der Welt gegenüber sich den Kopf einrennt, wenn sie das Maß ihrer Kräfte blind überschätzt. Die Sozialdemokratie hat an sich eine sehr gesunde Naturgrundlage, denn sie besteht aus der wachsenden deutschen Arbeiterklasse, deren Aufsteigen durch günstige Wirtschaftsentwicklung gefördert wird. Wer hätte in den Tagen Lassalles annehmen können, daß es heute eine so große Industrie in Deutschland geben würde? Diese

Digitized by Google

Naturgrundlage hält vieles aus und überwindet kleinere Erkrankungen fast spielend. Das aber, was jetzt seit dem Dresdner Parteitag vor sich geht, ist doch mehr als eine einfache Frühlings- oder Herbstkrankheit. Es ist die Durchschüttelung des ganzen Organismus beim Ausklingen der großen, allzu großen Leidenschaft der sozialdemokratischen Jugend. Die Sozialdemokratie glaubte noch mehr zu sein, als was sie in Wirklichkeit war. In Wirklichkeit war sie die Arbeiterpartei des neuen deutschen Industrialismus, aber sie glaubte, die Umgestalterin der Kultur, des Glaubens, des Rechtes, der Nationen, der Staaten, des Eigentums und der Ehe zu sein. In diesem über ihr Wesen hinausgehenden Glauben lag ihre Leidenschaft, und diese Leidenschaft ist es, die nun zur Qual wird, nachdem sie erst wie alle Leidenschaft voll von Lust, Mut und Elastizität gewesen ist.

Wir sagten, daß der mitfühlende Zuschauer begreift, wie alles so kommen m u ß t e. Er versteht ohne viele Worte, daß eine neue, fabelhaft schnell sich vermehrende Klasse nicht mit hausbackener Selbstbeschränkung und Nüchternheit anfangen konnte. Der erste Akt des proletarischen Dramas mußte Sturmszenen und Wettersymphonien enthalten. Er mußte einen phantastischen Maler des neuen Kulturparadieses wie Bebel erzeugen, der den Erwachenden Licht und Farbe in die Augen gießt. Die Uebertreibungen waren in ihrer Art ganz natürlich. Die Gefahr aber lag darin, daß die im Anfang natürlichen Uebertreibungen auch dann noch festgehalten wurden, als sie ihre Natürlichkeit verloren. Das aber trat ein, sobald die neue Bewegung von Hoffnungen zu Taten übergehen konnte. In ihren Taten lag das Maß dessen, was sie wirklich war und konnte. Sie konnte den Staat und das Unternehmertum nötigen, ihr schrittweis nicht unbeträchtliche Konzessionen zu machen, aber was waren alle diese wirklichen Leistungen neben dem großen Traum des ersten Glaubens? Sie waren nicht an sich klein, aber um sie zu schätzen, mußte man die Illusionen der Leidenschaft abstreifen, und sich auf den Boden der Wirklichkeit stellen, selbst wenn es die Seele zerriß, sich von den glücklichen Einbildungen ihrer ersten Heldenzeit trennen zu müssen. Das war es, was die Revisionisten der Partei zumuteten. An dieser Stelle aber setzte das tragische Moment ein: die Vergangenheit bäumte sich auf gegen die Gegenwart, die Leidenschaft wollte nicht sterben und erzwang sich ein unnatürliches Leben. Sie wurde aus einer Illusion zu einem Wahn. Nun ist sie wie ein flackerndes Feuer über einer nächtlichen Wiese, unstät, ungreifbar, gespenstisch. Sie hat ihre Kindlichkeit und ihr Glück verloren und ist ein Zwang und eine seelische Mühsal geworden. Einst war es so leicht und schön von der Erneuerung alles Menschentums durch die Sozialdemokratie zu reden, nun aber hört es sich an wie Wind in zerrissenen Bäumen.

Es ist schwer, richtig mitzuempfinden, was die letzten Jahre für zahllose Einzelseelen in der Sozialdemokratie bedeutet haben. Sie bedeuten nicht etwa den Bruch des Parteizusammenhanges, aber das Abbrechen der einfachen Zuversicht und reinen Hingabe. Man geht nicht weg; wohin sollte man gehen? Man bleibt und wartet und hofft und ermattet. Wenn wir Schippels Aufkündigung seines Chemnitzer Mandates lesen, so steht die ganze Geschichte dieses Mannes vor uns, der vor etwa 20 Jahren sein Jugendfeuer an der großen Leidenschaft der Partei erwärmte und der nun müde ist. Wenn wir die Erklärung Frohme's und v. Elms in Hamburg und die Rede Timms in München hören, so sind das nicht beliebige Einzelne, sondern Männer, die ein Spiegel vieler Anderer sind. Wenn Hue und Leimpeters daran denken, ihre undankbare Mühe abzuwerfen, so muß in solchen Seelen vieles, vieles vorgegangen sein. Wenn Eisner in der „Neuen Gesellschaft" sich mit Ledebour wie mit einem Heiden herumstreitet, wenn die „Sozialistischen Monatshefte" mitten im Streit von den Parteifragen fast ganz zu schweigen beginnen, wenn schließlich nur noch Mehring und Rosa Luxemburg übrig bleiben, die zufrieden sind, so ist das ein Zustand, der zu Furcht und Mitleid führt: was soll daraus noch werden?

Es wäre ja alles das nicht so schlimm, wenn aus der Zerrüttung sich eine neue Einheit neuer Gedanken herausarbeitete. Das aber ist nicht der Fall. Der Zwang der alten Leidenschaft ruiniert den nüchternen Aufbau der wirklichen Arbeiterpartei. Nicht die sachlichen Verhältnisse sind trostlos. Im Gegenteil! Die sachlichen Aussichten der Arbeiterpartei könnten im heutigen Deutschland ganz gute sein, wenn sie praktisch und nüchtern vorgehen und das Mögliche ergreifen wollte. Aber die Leidenschaft will ja keinen nüchternen Fortschritt. Bebel freut sich, daß er es dem Bülow abgewöhnt hat, den Arbeitern entgegenzukommen. Es herrscht der Wahn, die ganze Welt umgestalten zu können, er herrscht aber eben nur noch als Wahn, nicht mehr als reiner, froher Glaube, denn wenn wirklich die Sozialdemokratie die Erneuerin aller Kultur und Sitte wäre, wie anders müßte dann schon heute ihr eigenes inneres Leben aussehen!

Naumann.

Das Steuerragout

Es gibt unbescheidene Menschen, die von einem Staatsmann verlangen, daß er an große politische Fragen mit leitenden Gedanken herangehe. Ohne Zweifel gehört die notwendig gewordene Reichsfinanzreform zu den eigentlichen Lebensfragen, die seit der Gründung des Reiches an die deutsche Nation herangetreten sind. Das geht schon aus den Zahlen hervor, um die es sich handelt. Nicht weniger als 230 Millionen Mark alljährlich, hält die Regierung erforderlich für eine solide Finanzwirtschaft und die Flotte. Diese Mehrforderung übersteigt ganz gewaltig die Summe, um deretwillen Bismarck den großen handelspolitischen Umschwung von 1879 inszeniert hat. Untersucht man aber das armselige Produkt, das in diesen Tagen als Reichsfinanzreform den Volksvertretern vor Augen tritt, so findet man darin eigentlich nur e i n e große Idee verwirklicht. Es soll nämlich die um 60 Millionen erhöhte Besteuerung des Bieres weder die Produzenten noch die Konsumenten treffen. So verspricht die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung". Der bewährten Staatskunst des Fürsten Bülow ist es also gelungen, einen Reichsschatzsekretär zu entdecken, der Steuern aus der vierten Dimension in die Reichskasse zaubert, Steuern, die niemand zu tragen braucht. Damit beginnt eine neue Aera der Finanzwissenschaft.

Trotz des tiefen Ernstes der Dinge fordert die neue Finanzreform den Spott geradezu heraus. Bekanntlich ist die Flotte dazu da, die Erweiterung des Handelsverkehrs zu schützen. Nun aber wird die Flotte mit der Chikanierung von Handel und Verkehr bezahlt.

Mit 41 Millionen Mark jährlich soll durch Stempelabgaben der Frachtverkehr belastet werden. Steuerfrei bleibt nur der gewöhnliche Fuhrwerksverkehr, der Küstenschiffsverkehr und der Kleinverkehr auf Binnenwässern. Das Porto der weit überwiegenden Masse des Güterverkehrs also wird um den Reichsstempel erhöht. Im Mittelalter dienten dem gleichen Zweck aufziehbare Brücken und eiserne Ketten in den Flüssen. 12 Millionen Mark soll ein Fahrkartenstempel einbringen. Diese Mehrbelastung tritt zu der geplanten Erhöhung der Personentarife hinzu. Das soll, wie es in der Verteidigungsrede der „Norddeutschen Allgemeinen" heißt, ein Aequivalent sein für den Schutz des Reiches, dem Handel und Verkehr ihre „erfreuliche Entwickelung" verdanken. Es ist uns nicht erinnerlich, daß das Deutsche Reich schon Gelegenheit gehabt hätte, den Reiseverkehr gegen Preußen oder Bayern zu schützen. Bisher glaubte der Reisende, durch Entrichtung des Fahrpreises genügend geschützt zu sein. Oder soll der Reichsfiskus noch dafür bezahlt werden, daß ihm die den Verkehr hindernden Zölle zugute kommen, die jetzt erst wieder erhöht worden sind? Wenn man schon Leistung und Gegenleistung berechnet, was in Steuerfragen immer ein mißliches Ding ist, dann ist das Reich nicht Gläubiger sondern Schuldner des Verkehrs. Die Regierung kann auch für die Berechtigung des Fahrkartenstempels fast nur auf solche Länder hinweisen, wo die Eisenbahnen nicht dem Staate, sondern privaten Gesellschaften reiche Gewinne abwerfen.

Von einem Quittungsstempel erwartet die Regierung jährlich 16 Millionen Mark. Quittungen über 20 Mark werden im allgemeinen mit 10 Pfennig Steuer belastet. Unordentliche Leute also, die auf Quittungen keinen

Digitized by Google

Wert legen, werden belohnt. Wer nach dem Gesetz zur Invalidenversicherung nicht verpflichtet ist, hat auch für die Quittung seines Gehaltsbezuges zu zahlen. Natürlich wird der Quittungsstempel unzählig oft defraudiert werden, was nicht gerade zur Stärkung des Rechtssinnes im Volke beiträgt. Preußen hat seinen Quittungsstempel im Jahre 1873 beseitigt, weil er als unzweckmäßig und veraltet galt. Soll auch hier mit der liberalen Gesetzgebung aufgeräumt werden?

Die ganze Verkehrsbesteuerung ist unbequem, schädlich für die Volkswirtschaft, und dazu nicht einmal ergiebig, wenigstens nicht in der geplanten Fassung. Freilich, würde die Besteuerung des Verkehrs durch Erhöhung der Steuersätze ergiebiger gemacht, so würde sie geradezu unerträglich sein. Die deutsche Finanzpolitik schließt sich dem rückschrittlichen Zuge an, der die gesamte Staatsleitung ergriffen hat. Anstatt den Verkehr zu fördern und somit die Volkswirtschaft und im Gefolge auch die Finanzkraft zu stärken, fällt man der freien Entfaltung des Verkehrs in die Arme, indem man Abgaben mitten auf seinen Wegen erhebt. Diese Verkehrsbesteuerung leidet an den gleichen Irrtümern wie unsere Zollpolitik. Auch der letzte Zolltarif wurde mit finanzpolitischen Erwägungen seitens der Regierung begründet, aber die Mehreinnahmen, welche die Regierung aus dem neuen Zolltarif für das nächste Jahr erwartet, sind keineswegs so überwältigend hoch. Seinerzeit aber stiegen trotz, oder vielmehr infolge der Caprivischen Zollermäßigungen die Zolleinnahmen in den Jahren 1891—98 von 406 auf 505 Millionen Mark. Auch die Geschichte der deutschen Zuckerbesteuerung ist ein Beispiel dafür, daß niedrigere Steuersätze, infolge der Steigerung von Verkehr und Konsum, größere Einnahmen schaffen können. Die neue Finanzvorlage steht weniger im Zeichen des Verkehrs, als im Zeichen der Verkehrtheiten. Die Regierung mausert sich zu finanzpolitischen Lehren zurück, die man seit Jahrzehnten für überwunden halten durfte.

Die ganze Richtung dieser Finanzpolitik entspricht geradezu wunderbar den Wünschen der Agrarier. Es wäre leicht gewesen, durch eine zeitgemäße Reform der Branntweinsteuer, vor allem durch die Aufhebung der Branntweinliebesgaben, die den Agrariern von den Steuerzahlern in den Schoß geworfen werden, für die Reichskasse die gleichen Beträge mühelos zu erzielen, die nun mit Ach und Weh dem Verkehr abgezapft werden sollen. Daß stattdessen der Verkehr belastet wird, wird den Agrariern ungeheuer sympathisch sein, und sie werden in der Besteuerung des Schiffahrtsverkehrs eine Abschlagszahlung auf die Binnenschiffahrtsabgaben sehen. Noch mehr werden sie durch die Verteuerung des Bieres befriedigt. Der Reichstag hat sich verschiedentlich deswegen gegen eine Erhöhung der Biersteuer ausgesprochen, weil billiges Bier den Schnaps verdränge. Die Erhöhung der Biersteuer wird sicherlich den großen landwirtschaftlichen Brennereien zugutekommen.

Demgegenüber wirken die „sozialpolitischen" Gesichtspunkte in der neuen Vorlage wie eine bittere Ironie. Eine Steuerreform, die von sozialpolitischen Gedanken geleitet wäre, müßte vor allen Dingen mit dem Zustand brechen, der die Hauptlasten des Reiches den unbemittelten Volksklassen auflädt. Von 1400 Millionen Mark Reichseinnahmen werden in diesem Jahr nicht weniger als 881 Millionen Mark durch Zölle und Verbrauchsabgaben aufgebracht. Von einem Abbau dieses Steuersystems ist natürlich keine Rede, aber nicht einmal die neuen Lasten werden von den kräftigen Schultern getragen. Ueber eine Reichserbschaftssteuer, die das Erbe der Eltern und Kinder frei läßt, ist hier schon genügend gesprochen worden. Während die englische Erbschaftssteuer, weil sie auch die Erbschaften der direkten Linie ergreift, im Jahre bald 300 Millionen Mark einbringt, soll die deutsche Erbschaftssteuer dem Reiche nur 50 Millionen, im Gesamtergebnis etwa 75 Millionen abwerfen. Während aber in England alle Erbschaften unter 4000 Mark steuerfrei bleiben, sollen bei uns schon Erbschaften in der Höhe von 300 Mark getroffen werden. Zutreffend schreibt die „Münchener Post": „Demnach wird also ein alter Dienstbote, der für langjährige treue Dienste von seinem Herrn 350 M. erbt, davon 35 M. an die Reichskasse zu bezahlen haben, während ein vornehmer junger Herr, der von seinen Eltern resp. Großeltern eine oder mehrere Millionen erbt, keinen Pfennig zu bezahlen braucht! So wird ein an und für sich gerechter Steuergedanke durch seine Ausführung im Interesse der besitzenden Klassen in sein Gegenteil verkehrt!" Aber dafür haben wir die Automobilsteuer, auf deren soziale Gerechtigkeit die Regierung sich viel zugute tut. Angesichts der lumpigen 3½ Millionen, die von insgesamt 230 Millionen Mark diese Automobilsteuer ergeben soll, ist es wirklich ein starkes Stück, von einem gerechten Ausgleich zu sprechen. Selbst mancher Zentrumswähler oder deutschnationale Handlungsgehilfe dürfte die Automobilsteuer als das erkennen, was sie ist, ein plumpes und demagogisches Mätzchen, das an der Volksfeindlichkeit unseres Finanzsystems auch kein Jota ändert.

Die Hauptlasten treffen den Massenverbrauch von Bier und Tabak. Diese 100 Millionen sind das hauptsächliche und besonders charakteristische Stück der neuen Vorlage, das ihr den eigentlichen Charakter aufprägt. Näheres hierüber zu sagen, behalten wir uns vor, bis statt der Entschuldigungsreden der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" der eigentliche Gesetzentwurf vorliegt. Auch dann wird man erst über die zukünftigen finanziellen Beziehungen von Reich und Einzelstaaten klar urteilen können. Heute aber steht schon fest, daß der entschiedene Liberalismus die neuen indirekten Steuern nicht nur, sondern auch die geplante Einschränkung des parlamentarischen Bewilligungsrechtes als einen Schlag ins Gesicht empfindet.

Jetzt ist es nicht an der Zeit, Betrachtungen darüber anzustellen, ob die Besteuerung von Tabak und Bier an sich entwicklungsfähig ist oder nicht. Solange der notwendige Lebensbedarf des Volkes bedrückt ist, solange bekämpfen wir neue Verbrauchssteuern in jeder Gestalt. Mit einer gerechten Erbschaftssteuer und mit der Beseitigung der Branntweinliebesgaben würde die Regierung den ganzen notwendigen Finanzbedarf haben decken können. Stattdessen wird dem Reichstag ein Steuerplan vorgelegt, der den Verkehr belastet und die Massen bedrückt, dessen Zusammenstellung ebenso geistlos ist wie es die Mittel sind, mit denen man sein wahres Aussehen verbergen will. **Eugen Katz.**

Der Zug nach der Stadt

Der Arzt treibt heute mehr Politik als früher. Früher trieb er sie in den meisten Fällen wie die anderen Gebildeten in erster Linie als Staatsbürger, heute stehen andere Gesichtspunkte für die Mehrzahl der politisch interessierten Aerzte im Vordergrund. Die Fülle sozialer Probleme, die mit dem Hineinwachsen unseres Volkes in den Industriestaat sichtbar geworden sind, mußten das Interesse des Arztes erwecken, und als Arzt nimmt er heute lebhaft Anteil an der Politik. Vom einzelnen Krankheitsfall sieht er weiter auf die Gruppen der großen Volkskrankheiten, die ihm neben der medizinisch-wissenschaftlichen auch ihre soziale und ökonomische Seite offenbaren, ihm, der im praktischen Leben drin steht wie kaum ein anderer Beruf. Von den weiterschauenden Aerzten werden diese Fragen der sozialen Hygiene heute mehr und mehr unter dem Gesichtspunkte der drohenden Rassendegeneration betrachtet, was in unserer Zeit, die von Darwin gelernt hat, verständlich erscheint. Rassenhygiene heißt die Losung dieser Gruppe, die sich praktisch mit den entschiedenen Sozialreformern zusammenfindet. Vom Standpunkte der Rassenhygiene aus geschrieben, liegen uns zwei Veröffentlichungen unseres Freundes Dr. Ludwig Bauer-Stuttgart vor: 1. Der Zug nach der Stadt und die Stadterweiterung (Stuttgart, Kohlhammer 1904). 2. Die Schularztfrage (Schöneberg, Verlag der „Hilfe". 20 Pfg.)

Mit offenen Augen sieht Bauer den volkswirtschaftlichen Umwälzungsprozeß Deutschlands, er sieht die neue Zeit der Maschinen und der Arbeiter, er sieht die großen Städte immer größer werden und immer mehr und mehr Menschen in sich hineinziehen vom Lande her, wo es nachdrängt von denen, die draußen nichts zu hoffen haben. Menschen im kräftigsten Alter ziehen nach der Stelle hin, wo es Arbeit für sie giebt in den Fabriken. Und welches Los erwartet sie dort? Bauer sieht dies als Rassenhygieniker an und weist auf die Gefahren, die in dieser Wandlung liegen.

Digitized by Google

Sie ziehen in die Stadt hinein, in die großen Häuser, in langen, langen Straßen, Haus an Haus, Stockwerk auf Stockwerk, Wohnung neben Wohnung, aller Raum geteilt und zerschlagen in eine Unzahl kleinster Abteilungen, die dann dem Menschen zum Wohnen gegeben werden. Die Mietskaserne nimmt den Mann auf aus der dörflichen Hütte, in der er wenigstens zum Teil Herr war, neben hunderten anderer Menschen, die im Vorderhaus und im ersten oder zweiten Hinterhaus für fast ein Drittel ihres Einkommens wohnen dürfen. Der Raum ist ausgenützt nach der Höhe und nach der Tiefe, und alles ist besetzt von Menschen, die in den kleinen und kleinsten Wohnungen hausen. Wir hören, daß von 1000 Wohnungen in großen deutschen Städten 8—900 solche mit 1—3 Zimmern sind, und daß von 1000 Bewohnern 6—700 allein in solchen mit 0—2 Zimmern wohnen müssen. Und wenn noch eine Familiengemeinschaft im Durchschnitt ihre eigene abgeschlossene kleine Wohnung für sich hätte, aber wie oft umschließt eine Gangtür mehrere Familiengemeinschaften; ein Zustand der mit seinen Begleiterscheinungen zwar nach Aussage der privilegierten Hausbesitzervertreter dem Frieden sehr dienlich sein soll, der aber oft genug in Wahrheit der Anfang vom Ende der Familie ist. Und wenn Bauer diesen Belegen noch die erschreckenden Ziffern der Schlafgänger zufügt, die in die Familie selbst, oft in das einzige ihr zur Verfügung stehende Zimmer eindringen, und vom Heimarbeiterlos spricht und von den Zahlen der unheizbaren und überfüllten Zimmer, in denen unsere Jugend heranwachsen muß, dann hören wir die ergreifenden Worte wieder, die Naumann und Dalmatius auf dem Frankfurter Wohnungskongreß über Familie und Wohnung gesprochen haben. Der Arzt seinerseits sieht die Folgen der Massenquartiere täglich in seinem Berufe vor Augen, wenn er in Epidemieen durch die Häuser treppauf und ab gehen muß, wenn er sieht, wie die Schwindsucht in den Heimarbeiterstuben sitzt und wie die Kranken die Keime der Ansteckung in die Zigarren und Schokoladentafeln mithineinwickeln und in die Kleider hineinnähen und wir verstehen den Bauerschen Satz: „Die Sorge für Wohnung und Ernährung der unteren gewährt den oberen Schichten die sicherste Garantie für die Erhaltung ihrer eigenen Gesundheit und insbesondere der ihres Nachwuchses.“ — —

Und der Arzt wird bedenklich ob der ganzen städtischen Entwicklung, wenn er als Schularzt die heranwachsende Jugend in den verschiedenen Altersklassen untersucht und die Zeichen von Degeneration findet, oder wenn er vergleicht die Sterbe- und Krankheitsziffern der Stadt und des Landes und findet, was wir alle wissen, daß, abgesehen von Typhus, die Stadt im allgemeinen höhere Verlustziffern hat, und daß das Verhältnis zwischen Stadt und Land in dieser Beziehung trotz allgemeinen Rückgangs der Sterbeziffern sich nicht gebessert hat in der letzten Zeit. Und er fragt, wo soll das hin? Der Tag wird kommen, wo der Zufluß vom Lande aufhört, der uns immer wieder regeneriert hat, und was wird dann sein? Es droht Verschlechterung der Rasse, und was das für einen Staat bedeutet, ist klar. Es ist seine Existenz, um die es sich dreht. Aber wenn nun Leute, die das Ideal des Agrarstaates vertreten, die Darlegungen Bauers für sich ausnutzen wollten, so soll ihnen gesagt sein, daß der Verfasser nicht daran denkt, daß solche Leute aus diesen Blumen Honig saugen könnten. Sondern der Verfasser hat die notwendige Entwickelung zum Industriestaate hin verstanden, und was er will, ist zeigen, daß dieser Weg, der an sich gegangen werden muß, an Abgründen vorbei führt und daß es umsichtiger Leitung bedarf, um ein Unglück zu verhüten. Es geht nicht an, mit kleinen sozialpolitischen Mittelchen kurieren zu wollen, es braucht der großen Reform, auch wenn Herr Professor Pohle sie nicht für notwendig hält. Und was der Verfasser an Vorschlägen mit großer Sachkenntnis darstellt, das ist nicht alles neu und will auch diese Frage durchaus nicht aus einem Punkte kurieren, sondern ist sich der ganzen Schwierigkeit und Kompliziertheit der Aufgabe bewußt. In den Vordergrund aller Wohnungsreform stellt Bauer mit Nachdruck die Bodenfrage, und es sind die bodenreformerischen Gedanken, denen wir hier begegnen. Ohne den Kampf gegen das Monopol der Grundrente kann kein ernstlicher Schritt vorwärts geschehen, um dem Massenstand der Mieter etwas zu geben, das wirklich den Namen Wohnung verdient. Ohne diesen Kampf ist es nicht möglich, wirklich moderne Grundsätze bei der Stadterweiterung und im Häuserbau durchzuführen, Grundsätze, die nicht bloß von der Hygiene gefordert werden. Wird die Grundrente gebrochen, dann ist es möglich, das Massenmietshaus, das heute herrscht, zurückzudrängen durch das Einfamilienhaus, wie es in England und bei uns in Bremen sich bewährt hat. In London betrug die Bewohnerzahl pro Haus 1881: 7,9, 1891: 7,6 und Berlin hatte 1900 50,07, Breslau 40,70 und Charlottenburg 52,56 Bewohner pro Haus. Das Vielstockwerkhaus muß verschwinden aus den Arbeitervierteln, wissen wir doch, daß mit jeder Treppe mehr die Sterbezahl steigt.

Ermöglicht aber wird der Uebergang zu diesem fortschrittlichen Häusertypus nur durch Verbilligung des Grund und Bodens, durch den Kampf gegen die Grundstücksspekulation. Denn dann fällt der Zwang der gerenzenlosen Ausnutzung des Bodens weg, die Vorderhaus und zwei Hinterhäuser baut und Menschen über Menschen hineinsetzt, einerlei ob sie Licht und Luft und Spielraum haben. Aufgabe weitsichtiger Großstadtverwaltungen wird es sein, die Stadterweiterung in solchem Sinne zu leiten, draußen in der Peripherie auf billigem Boden, fern von den rauchenden Schlöten dem Arbeiter eine schöne und gesunde Wohnung zu ermöglichen, die nicht sein Eigentum zu sein braucht, sondern eventuell von Baugenossenschaften errichtet wird, und von der er durch moderne Verkehrsmittel schnell zu seinem Arbeitsplatz gelangen kann.

Solche Stadtpolitik wünscht Dr. Bauer, und ob man sie nun aus Gründen sozialer Gerechtigkeit oder aus rassehygienischen Gründen befürwortet, ist am Ende gleich, Hauptsache ist, daß sie geschieht. Und für sie Anhänger zu werben, dazu ist die Schrift Bauers, die aus Sachkenntnis heraus gearbeitet und mit Anschauung dargestellt ist, hervorragend geeignet.

München. **Georg Hohmann.**

Büchertisch

Stiel, Wilh., Dipl.-Ingenieur, Die Gewinnbeteiligung der Arbeit, ihre soziale Bedeutung und Durchführbarkeit, Dresden, O. V. Boehmert. 1905. M. 2.—.

Eine hervorragend fleißige Arbeit, die man mit wachsendem Interesse liest. Der Verfasser hat das benutzte, reichhaltige Material mit großem Scharfsinn gesichtet, gewissermaßen seziert, übersichtlich geordnet und die Materie vielfach von neuen Gesichtspunkten aus beleuchtet. Besonders seine Unterscheidung zwischen scheinbarer und wirklicher Gewinnbeteiligung spricht an, denn es ist durchaus richtig und zur Klärung der Ansichten erforderlich, die Dinge beim richtigen Namen zu nennen und sie so zu sehen und zu schildern, wie sie sind; wir lassen uns auch nicht gerne Talmi für Gold aufhängen, warum soll der Arbeiter sich das gefallen lassen? — Der Verfasser kann nicht nur technisch gebildeter Ingenieur sein, denn ohne ein gründliches volkswirtschaftliches Studium und genaue Kenntnis der einschlägigen Gesetze konnte eine solche Arbeit nicht geliefert werden; er scheint vielmehr ein Ingenieur der Richtung zu sein, wie Dr. H. Beck ihn in seinen „Sozialen Aufgaben und Pflichten der Techniker“ verlangt. Man kann ihm nur ein freudiges „Glück auf!“ zurufen und sein Werkchen jedem Arbeitgeber, der sich ehrlich für die sozialen Aufgaben seines Standes interessiert, als Leitfaden für die wichtige Spezialfrage der Gewinnbeteiligung empfehlen. R.

Die Hohenzollern-Legende, Kulturbilder aus der preußischen Geschichte vom 12. bis zum 20. Jahrhundert von Max Maurenbrecher. 1. Band. Buchhandlung des „Vorwärts“, Berlin. 400 Seiten.

Um es offen zu sagen, so bin ich nicht ganz ohne Vorurteile an dieses Buch unseres früheren Kampfgenossen herangegangen. Schon der Titel ist so ungeschichtlich wie möglich! Er verleitet zu der Ansicht, als sei die patriotische Legende selbst der Gegenstand der Untersuchung. Das ist aber nicht der Fall. Maurenbrecher will die Geschichte des preußischen Staates unter beständiger Ablehnung der fürstlichen Heldensage darstellen, schreibt dabei mit seiner rechten Hand Geschichte und streut mit der Linken etwas reichlich roten Pfeffer in die sonst ganz nahrhafte Suppe. Wer diesen roten Pfeffer nicht vertragen kann, der wird das ganze Buch für ungenießbar erklären, wer aber nicht übermäßig empfindlich ist, kann in ihm ein ganzes Teil wirklicher und nützlicher Arbeit entdecken. Es schadet übrigens nichts, wenn man die etwas stark

Digitized by Google

gewürzte Einleitung erst dann liest, wenn man sich einige ruhigere Geschichtskapitel zu Gemüte geführt hat. Der Einleitung nach ist es Zweck der Darstellung, die falschen Ideen vom nationalen und noch mehr vom sozialen Hohenzollerntum in ihrer Haltlosigkeit aufzuzeigen. Im Grunde kommt das aber nur gegen Ende dieses Bandes, beim großen Kurfürsten und bei Friedrich Wilhelm I. ernstlich in Betracht. Alles, was vorher lebt, stand wohl schon vor Maurenbrecher nicht übermäßig in bengalischer Beleuchtung. So wenigstens liegt die Sache für Jeden, der überhaupt etwas von Weltgeschichte weiß. Maurenbrecher stellt sich aber als Leser teilweis solche Genossen vor, die nur Volksschulkenntnisse haben. Und was die durchschnittliche preußische Volksschule aus der Siegesallee sich zurechtmacht, davon haben diejenigen, die nicht in ihr tätig sind, nur eine unvollkommene Ahnung. Man muß erst einige Realienbücher „für einfache Schulverhältnisse" (z. B. Polack, Lettau, auch die katholische Ausgabe von Kellner) genossen haben, um es als eine Wohltat zu empfinden, wenn dieser Art von patriotischer Kindergeschichte eine männliche, herbe und selbst teilweis boshafte Darstellung gegenübergehalten wird. Gerade denen, die berufsmäßig das Lob der Hohenzollern vortragen sollen, empfehlen wir zur Erhaltung ihrer eigenen Ehrlichkeit diesen Becher voll Gegengift. Sie werden manche schöne Anekdote verlieren, aber an sachlicher Anschauung gewinnen, denn Maurenbrechers Arbeit ist voll von Dingen, die zu kennen gut ist. Unseres Wissens hat Niemand vor ihm den Versuch gemacht, die Rolle des Junkertums in der preußischen Geschichte von Jahrhundert zu Jahrhundert zu verfolgen und auf Grund der wissenschaftlichen Arbeiten von Knapp, Schmoller und anderen einem größeren Publikum zum Bewußtsein zu bringen. Die gegenseitigen Verhältnisse des Adels, der Krone und der Städte werden mit zeitgeschichtlichem Material ohne zu große Gelehrsamkeit hinreichend verdeutlicht. Wir sehen das Getreideexportland an der Havel in aller seiner weltfernen Unbildung und Armut und begleiten es durch die Nöte des 30jährigen Krieges bis zum Anfang des brandenburgisch-magdeburgischen Kapitalismus unter Friedrich Wilhelm I. Es bietet einen eigenen Reiz, zu sehen, wie der Egoismus der Herrscher und des Adels zu Ergebnissen führt, die auch der Masse vorwärts helfen, obwohl niemand sich ihrer mit regelmäßiger Absicht annimmt. Maurenbrecher beleuchtet besonders dieses letztere, immer darauf bedacht, daß niemand einen Hohenzollern im Verdacht habe, etwas aus unpolitischer Humanität getan zu haben. Ob er damit dem geschichtlichen Charakter der betreffenden Fürsten immer gerecht wird, muß er mit denen ausmachen, die imstande sind, die Geschichte an ihren ersten Quellen zu prüfen! Konstruieren lassen sich solche Dinge nicht. Aber selbst wenn er Recht hat, so ist für uns und unsere Auffassung damit nichts verloren, worauf wir Wert legen. Nicht darauf kommt es an, wieviel unpolitisches Wohlwollen die Vorfahren des jetzigen Kaisers hatten oder nicht hatten. Selbst wenn sie gar keines besaßen, so ändert das nichts daran, daß in ihrem Staate eine Industrie erwachsen ist, die erst der Arbeiterschaft einen Platz für ihre Existenz gab, und daß heute kein Soldatenkaiser ohne diese Arbeiterschaft der Zukunft sicher entgegengehen kann. **Naumann.**

Eberhard Gös. Die Friedhofsfrage. Konfessions- oder Simultanfriedhöfe? Ein Lösungsversuch auf Grund der Tatsachen. Verlag von Alfred Töpelmann (vormals J. Rieber) Gießen 1905. 152 S. Preis 3 M.

Erquicklich ist die Lektüre dieses Buches nicht, aber sehr nützlich für alle, welche einen Einblick in klerikale Unduldsamkeit gewinnen wollen, die vor dem Grabe nicht Halt macht und leider da und dort vom Staat direkt oder indirekt gefördert wird. Der Verfasser ist unparteiisch genug, um auch die Fälle von Intoleranz auf protestantischer Seite, wie sie besonders in Norddeutschland gegen Katholiken und noch mehr gegen Dissidenten auf Friedhöfen schon vorgekommen sind, mitzuteilen und scharf zu geißeln. Freilich die Schuld der römischen Kirche überwiegt weit, und bis zu gröblichen Beschimpfungen Verstorbener hat nur sie es gebracht. Das Traurigste ist, daß, abgesehen von vereinzelten Stimmen, innerhalb des Katholizismus keinerlei energischer Widerspruch gegen die abscheuliche Praxis der Friedhofsintoleranz laut wird. Die Lösung des Verfassers heißt: Simultanfriedhöfe! Ganz mit Recht! Wenn so auch der klerikalen (oder auch antiklerikalen!) Unduldsamkeit an Gräbern nicht jeder Riegel vorgeschoben ist, so ist doch damit ein anständiges bürgerliches Begräbnis für Jedermann garantiert.

Esenwein.

Unsere Bewegung

Berlin. In sehr gut besuchter Versammlung sprach Dr. Breitscheid am 20. November über politische Reiseeindrücke, die er in Skandinavien und Rußland gewonnen hatte. Er verstand es, durch Hervorhebung interessanter Einzelheiten und durch eine klare Schilderung seiner politischen Erlebnisse die lückenhaften Zeitungsberichte über die russischen Vorgänge trefflich zu ergänzen. In der Diskussion erzählte Herr Müller, der die Judenmetzeleien in Jekaterinoslaw persönlich mit angesehen hatte, bemerkenswerte Details von diesen Greueltaten. Hiernach ist die Regierung die eigentliche Urheberin der Scheußlichkeiten. Mit klingendem Spiel zieht das russische Militär über die Straßen, säubert sie vom Verkehr, umgibt die jüdischen Wohnungen mit einem Kordon, in dem allerhand Gesindel zum Brennen und Morden eingelassen wird. Arbeiter und Bürger, die den Juden helfen wollen, werden vom Militär mit Gewehrsalven empfangen. Ist das Gesindel mit Mord und Raub zu Ende, dann erscheint der Gouverneur zu Pferde und stellt die Ruhe wieder her. — Dr. Barth charakterisierte sehr wirkungsvoll die Rolle, die der Zar unter all den Metzeleinen spielt.

München. Am 21. November hielt der nationalsoziale Verein seine Hauptversammlung ab. Zuerst gab Dr. Rehm einen Bericht über die Verhandlungen der liberalen Blockparteien in Nürnberg. Das Organisationsstatut des Ausschusses, in dem wir Sitz und Stimme haben, wurde genehmigt. — Dann gab der Vorsitzende ein Bild von den Verhandlungen über die Gemeindewahlen, für die eine Einigung der liberalen Gruppen auf Grund eines liberalen Programms zustande gekommen ist. Dieser Einigung trat auch der nationalsoziale Verein bei, umsomehr als das Zentrum sich ganz und gar den organisierten Hausbesitzern verschrieben hat. — Es folgte dann der Rechenschaftsbericht des Vorsitzenden über das verflossene Vereinsjahr, in dem viel Arbeit geleistet wurde, besonders bei den Landtagswahlen. Die Diskussion drehte sich um das Thema: Agitation und Organisation. Es liegt viel Arbeit vor uns, und mit frischer Kraft werden wir daran gehen. Die Vorstandswahl ergab die einstimmige Wiederwahl des Herrn Dr. Rehm zum 1. Vorsitzenden. Um die Arbeitslast und Verantwortung etwas zu verteilen, hat der Verein einen etwas größeren Vorstand als gewöhnlich üblich. Es ist der eigentliche engere Kreis der Mitarbeiter. Es wurden gewählt: Redakteur Dohrn 2. Vorsitzender an Stelle von Dr. Goetz, der als ordentlicher Professor nach Tübingen berufen wurde, Lehrer Riedl 1. Schriftführer, Rechtspraktikant Ringer 2. Schriftführer, Bureauvorstand Rahn Kassierer, und als Beisitzer: Lehrer Weiß, Staatsanwalt Pfister, Kommerzienrat v. Pfister, Gemeindebevollmächtigter Barth, Verlagsbuchhändler Callwey, Werkmeister Heye, Rechtsanwalt Dr. Prager, Dr. med. Bauer, Hafnermeister Ecke, Kaufmann Heilbronner, Privatsekretär Walter, Dr. phil. Jakobsohn, Dr. med. Hohmann.

Frankfurt a. M. Der letzte Diskussionsabend behandelte die eigentlich hier brennenden Fragen der Abschaffung der Vorschulen für die höheren Schulen und der unentgeltlichen Lieferung der Lehrmittel. Dem gediegenen Referat von Oberlehrer Nierhaus folgte eine lange, lebhafte Besprechung, an welcher sich besonders eine Anzahl Lehrer beteiligten. Im Prinzip waren sämtliche Redner mit obigen Forderungen einverstanden. Dagegen erstanden aus praktischen Bedenken (Kostenfrage, Verrohung der Kinder. Ueberhandnehmen der Privatschulen) zwei Gegner, deren Argumente von den verschiedensten Seiten ausgiebig widerlegt wurden.

Leipzig. Sonntag, den 10. Dezember, nachmittag 3 Uhr, findet hier im Rosentalkasino die Jahresversammlung des sächsischen Liberalen (bisher nationalsozialen) Landesverbandes statt, der am Vormittag eine Sitzung des Landesausschusses voraufgeht. Die Tagesordnung ist folgende: 1. Unsere Stellung zu den übrigen liberalen Gruppen, mit einem einleitenden Referat des Vorsitzenden Dr. Barge. 2. Anschluß des Liberalen Vereins in Leipzig an den Liberalen Landesverband. 3. Revision der Statuten. 4. Agitation und Organisation. 5. Verschiedenes. Es ist dringend geboten, daß die Mitglieder der Liberalen (Nationalsozialen) Vereine Sachsens recht zahlreich in der Versammlung erscheinen, in welcher grundlegende Bestimmungen über die Organisation der Liberalen Sachsens beschlossen werden sollen, eine Organisation, deren außerordentliche Bedeutung in in unserer politisch hocherregten Zeit, in der auch in Deutschland leicht folgenschwere Ereignisse eintreten können, niemand bestreiten wird.

Kassel. Am 14. November sprach Herr Reichtagsabgeordneter Dr. Potthoff im größten Saale Kassels vor glänzend besuchter Versammlung über „alten und neuen Mittelstand". In klarer, knapper Weise verstand es der Vortragende die wichtigsten Probleme einer wahren und gesunden Mittelstandspolitik zu behandeln. Ueberzeugend wies er nach, daß der Mittelstand wohl seine Formen ändere, aber daß er nicht aus der Volkswirtschaft schwinde, sondern in entschiedener Zunahme begriffen sei und sich von unten her aus der Klasse der hoch gelohnten Arbeiter, durch Werkmeister, aber auch von oben her durch intelligente, aber kapitallose kaufmännische Angestellte ersetze. Diese seien mit ihren 2 Millionen schon heute dem Handwerk an Zahl überlegen und bildeten den Keim des neuen Mittelstandes. Aber auch der alte Mittelstand werde nicht verschwinden, als Kunst-, Reparatur-, Anbringer- und Dorfhandwerk sei auch heute das Handwerk durchaus lebensfähig. Kaufmännische und bessere technische Ausbildung seien dem Handwerk not, der allgemeine Befähigungsnachweis nutze nichts. An der Diskussion beteiligten sich eine Reihe von Herren, die nichts wesentliches brachten. Stürmische Heiterkeit erregte das Auftreten des antisemitischen Agitators Schröder, der neben anderen konfusen Ausführungen, zur Abhilfe der Fleischnot ernstlich die vegetarische Lebensweise empfahl und für Schließung der Grenzen gegen die Einwanderung der russischen Juden als „Verbreiter der Cholera, Genickstarre und

Digitized by Google

anderer unsauberer Krankheiten" eintrat. Der Abend brachte zahlreiche neue Mitglieder. Die aufgelegte Parteiliteratur wurde sehr gut gekauft. R. B.

Marburg. Zwischen dem 21. und 26. November erstattete Herr v. Gerlach in den Ortschaften Sterzhausen, Nordeck, Niederklein, Roth und Gemünden seinen Rechenschaftsbericht. Die Versammlungen waren durchweg gut, einzelne fast von der gesamten Wählerschaft des Ortes besucht. Nur der Besuch aus der Umgegend litt unter dem abscheulichen Wetter etwas. Die Stimmung war überall ganz vorzüglich, auch in dem großen, ganz katholischen Dorf Niederklein, nach dem das von böswilligen Gegnern verbreite Gerücht, Herr v. Gerlach habe sich um die Abstimmung über das Jesuitengesetz gedrückt, bündig widerlegt worden war. Das politische Leben pulsiert übrigens schon so lebhaft im hiesigen Wahlkreis, als wenn wir nicht 2½ Jahre, sondern 2½ Monate von der Reichstagswahl entfernt wären. Die feindlichen Brüder, die Liebermannschen Antisemiten (Deutsch-Soziale) und die Zimmermannschen (Reformen) existieren neben und gegen einander. Für die einen hält ein O. Böhme, Beamter des Bundes der Landwirte, in aller Heimlichkeit und unter Ausschluß von Diskussion Versammlungen ab, um für seine eigene Kandidatur Propaganda zu machen. Die anderen haben sich den Reichstagsabgeordneten Bruhn kommen lassen, der gegen Böhme und Gerlach gleichmäßig vom Leder zieht. Herr Bruhn verdächtigt übrigens einen Abgeordneten der freisinnigen Volkspartei, daß er ihn zu dem Kampfe gegen Herrn v. Gerlach animiert habe. Infolge der allgemeinen Erregung, die sich der Bevölkerung wegen der drohenden neuen indirekten Steuern bemächtigt hat, trat von allen Seiten an Herrn v. Gerlach der Wunsch heran, möglichst bald in Marburg selbst über die Reichsfinanzreform zu sprechen. Er hat das für den 8. Dezember zugesagt.

Der Nationalsoziale Preßverein erhielt folgende Beiträge: Auerbach i. V., W. V. III, 5 M.; Berlin, E. K. II, 5 M.; Braunschweig, E. M. II, 5 M.; Danzig-Langfuhr, P. I, 5 M.; Edinburgh, P. R. I, 5,90 M.; Frankfurt a. M.; A. S. I, 5 M.; Großenhain, P. A. I, 10 M; P. G. III, 5 M.; Karlsruhe, L. D. I, 5 M.; Stuttgart, H. H. III, 8 M.; Würzburg, B. IV, 5 M.; Bari, G. M. III, 5 M.; Bronnweiler, R. P. III, 5 M.

Zusammen	73,90 M.
Dazu lt. Ausweis in Nr. 45	3951,20 „
Insgesamt	4025,10 M.

über die wir herzlichst dankend quittieren. Wer wirbt neue Freunde?

Berlin-Schöneberg, Hohenfriedbergstr. 11.
Die Geschäftsleitung.

Soziale Bewegung

Im sächsisch-thüringischen Textilarbeiterkampf haben die aussperrenden Unternehmer auf der ganzen Linie gesiegt. Die Arbeiter sind zu den Bedingungen, die schon vor Beginn des Kampfes zugestanden waren, in die Fabriken zurückgekehrt. Dieser Ausgang ist um so bemerkenswerter, als es sich bei den Textilindustriellen nicht um wenige Großkapitalisten, wie etwa bei den Berliner Elektroindustriellen handelte, sondern um eine große Zahl von wirtschaftlich sehr verschieden starken Unternehmern. Ihr festes Zusammenhalten und die moralische und finanzielle Unterstützung durch den deutschen Arbeitgeberverband hat ihnen den Sieg verschafft. Ob er freilich ein dauernder ist, steht noch dahin. Auf jeden Fall würden Sieger und Besiegte am besten für dauernden Frieden sorgen, wenn sie jetzt zum Abschluß eines Tarifvertrages zusammentreten.

Der Vorwärts-Skandal in gewerkschaftlicher Beleuchtung. Wir haben bereits mitgeteilt, daß das Zentralorgan der sozialdemokratischen Gewerkschaften, „Das Korrespondenzblatt", vom gewerkschaftlichen Standpunkt aus sehr energisch Einspruch gegen die Art erhoben hat, wie der sozialdemokratische Parteivorstand gegen die „edlen Sechs" vorgegangen ist. In dieser Haltung läßt sich die Generalkommission der Gewerkschaften auch durch die Angriffe nicht beirren, die vom „Vorwärts" und von der „Leipziger Volkszeitung" natürlich sofort hageldicht herniederprasselten. In aller Ruhe stellt die neueste Nummer des Korrespondenzblattes fest, daß nur sechs Gewerkschaftsblätter teilweise das Verfahren der sozialdemokratischen Parteileitung gebilligt hätten, nämlich die Organe der Steinarbeiter, Tabakarbeiter, Dachdecker, Glasarbeiter, Lagerhalter und Tapezierer. Man sieht schon, daß die großen einflußreichen Gewerkschaftsorgane in dieser Aufzählung fehlen. Wichtiger aber ist noch, daß die Generalkommission selbst durchaus festbleibt in ihrer Verurteilung der Unternehmerwillkür sozialdemokratischer Herrenmenschen. „Solange," sagt das „Korrespondenzblatt", „die Gewerkschaftsbewegung eine gleichberechtigte Organisation in der modernen Arbeiterbewegung ist, wird man ihr das Recht, für ihre Lebensinteressen einzustehen gegen jedermann, nicht streitig machen können. Wir wären auch die Letzten, die sich dieses Recht der Kritik nehmen ließen. Unsere Kritik war streng sachlich und überschritt nirgends die Grenzen der gewerkschaftlichen Interessen. In diesem Rahmen werden wir uns mit jedem auseinandersetzen, dem unsere Stellungnahme unbegründet erscheint." Die Generalkommission der Gewerkschaften hat freilich um so mehr Anlaß, ihre Haltung zu verteidigen, um den radikalen Wortführern der Sozialdemokratie ein energisches Paroli zu bieten, als der leidige Vorwärts-Skandal bereits die Gewerkschaften in empfindlicher Weise zu schädigen droht. Die beiden Redakteure des sozialdemokratischen Bergarbeiterverbandes, Hue und Leimpeters, haben mitten in den Erregungen der Ruhrbergleute ihre Aemter niedergelegt und es kann trotz aller Vertuschungsversuche gar keinem Zweifel unterliegen, daß ihre Demission mit dem Vorwärts-Skandal aufs engste zusammenhängt. Bekanntlich hatte die „Deutsche Bergarbeiterzeitung" in allerschärfster Form das Verhalten des Parteivorstandes gemißbilligt und der Streikbrecherredaktion des „Vorwärts" bittere Wahrheiten gesagt. Dabei hatte die rote Rosa noch einige besondere Liebenswürdigkeiten abbekommen. Nun haben aber die sozialdemokratischen Vertrauensleute des Essener Wahlkreises ausdrücklich das Verhalten der Parteileitung gebilligt. Den beiden Redakteuren, die im Essener Wahlkreisverband organisiert sind, bleibt danach nichts anderes übrig, als entweder den Beschluß ihrer politischen Organisation zu ignorieren oder ihre Redakteurstellen niederzulegen. Den letzteren Ausweg haben sie gewählt. Daß der Vorstand und die Vertrauensleute des sozialdemokratischen Bergarbeiterverbandes daraufhin Hue eine Art Sympathieerklärung mit mancherlei Einschränkungen und Unklarheiten ausgestellt haben, ist solange bedeutungslos, als die Kündigung der beiden Redakteure nicht rückgängig gemacht wird. Wer die erfolgreiche, tapfere und besonnene gewerkschaftliche Führung der beiden hervorragenden Arbeiterführer kennt, wird keinen Augenblick im Zweifel darüber sein, daß ihr Scheiden aus den einflußreichen Aemtern nicht nur ein großer Verlust, sondern sogar eine direkte Gefahr für die gewerkschaftliche Bewegung im Ruhrgebiet bedeutet.

Eine neue Zuchthausvorlage scheint die „Deutsche Arbeitgeberzeitung" und ihre Hintermänner vorbereiten zu wollen. Die von den radikalen Sozialdemokraten in Jena durchgedrückte Resolution zugunsten eines etwaigen Massenstreiks macht diesen Rettern des Vaterlandes schwere Sorge. Bei solch einem Massenstreik können nämlich, abgesehen von anderen Unannehmlichkeiten, auch große wirtschaftliche Werte in Gefahr geraten. Wer will es da der „Arbeitgeberzeitung" verdenken, wenn sie beizeiten schweren materiellen Verlusten vorzubeugen versucht? Natürlich scheint ihr dazu das einzige Mittel eine neue Zuchthausvorlage zu sein. Von einem Juristen hat sie sich ein kriminalrechtliches Gutachten über den Generalstreik verschafft, das in folgendem Gesetzesvorschlag gipfelt:

> „Wer außer zu den im § 152 R. G. O. bezeichneten Zwecken es unternimmt, Arbeitseinstellungen hervorzurufen, welche infolge ihres Umfanges geeignet sind, das deutsche Reich in wirtschaftlicher Hinsicht durch Unterbindung seiner Produktion, seines Handels oder seines Verkehrs dem Auslande gegenüber zu schädigen, wird . . . . bestraft. Das gleiche gilt, wenn die Schädigung nur einen Bundesstaat oder mehrere einzelne Bundesstaaten betrifft. Sind durch die im Abs. 1 bezeichneten Handlungen wirtschaftliche Nachteile eingetreten, so kann die Strafe bis auf . . . . erhöht werden".

Die Strafen, die hier einstweilen durch Punkte angedeutet sind, sollen „exemplarische" sein, „da muß jede Empfindsamkeit beiseite bleiben". Natürlich dient diese scharfmacherische Spielerei in Gewerkschaften und der Sozialdemokratie lediglich zu Propagandazwecken. Wer die Stimmung der Arbeiter kennt und vor allem die Abneigung der Gewerkschaften gegen die Beteiligung an einem Massenstreik verfolgt hat, dem erscheinen diese gesetzgeberischen Angstprodukte der Arbeitgeberzeitung im höchsten Grade komisch, ganz abgesehen von den ungeheuerlichen Folgerungen, die ein solches Gesetz nach den verschiedensten Richtungen hin hervorrufen würde. Freies Koalitionsrecht und Förderung tariflicher Vereinbarungen sind wirkliche Schutzwälle gegen etwaige Generalstreikgefahren, scharfmacherische Projekte dagegen beschwören die Gefahren erst herauf.

Gewerkschaftliche Unterrichtskurse sollen in der Gewerkschaftsbewegung laut Beschluß des Kölner Gewerkschaftskongresses nach Kräften gefördert werden. Demzufolge hat das Dresdener Gewerkschaftskartell Anfang November einen fünfzehnstündigen Kursus eröffnet, der Einführung in die moderne Volkswirtschaft geben soll. Die Teilnehmerzahl ist auf 40 beschränkt worden. Spätere Kurse sollen die Gewerkschaftsbewegung, die Sozialreform und andere Arbeiterfragen behandeln, die nicht gerade in die engere Parteipolitik eingreifen. — In Mannheim hat sich das Gewerkschaftskartell dem Verein für Volksbildung korporativ angeschlossen, um dessen Lehrgänge um eine geringe Einschreibegebühr seinen Mitgliedern zugänglich zu machen. — In Hamburg haben die Gewerkschaften schon seit längerer Zeit den Mannheimer Weg eingeschlagen und Anschluß an die Kurse der Arbeiter-Bildungsvereine gesucht.

Digitized by Google

Frau Geheimrat G..... schreibt

am 15. November c. unaufgefordert an die Firma R. v. Hünersdorff Nachflg. in Stuttgart: „Ich bin eine große Freundin vom Backen. Mein Backwerk ist, seit ich die Schüssel habe, noch schöner und vollkommener. Schon jetzt freue ich mich auf die Herstellung des Weihnachtsgebäcks, wozu die Blitzrührschüssel*) eine zuverlässige Stütze ist. Dieselbe ist leider noch zu wenig bekannt und ich empfehle sie, wo ich kann.

*) Weitere Spezialartikel des Hauses R. v. Hünersdorff Nachflg. in Stuttgart sind: Original-Haushaltungsbuttermaschine, Amerikaner Quirltopf, Spätzles-Mühle und Mayonnaise-Schüssel. Man lasse sich von genannter Firma über diese bewährten Küchenhelfer Prospekte kommen.

:: UNSEREN :: NEUEN KATALOG

MIT 30 PORTRÄTS, DARUNTER:

Altenberg, Bang, Beer-Hofmann, Geijerstam, Hartleben, Hauptmann, Hofmannsthal, Ibsen, Key, Keyserling, Th. Mann, Gabriele Reuter, Schnitzler, Emil Strauss, Wassermann, Wilde etc.)

UND VIELEN WERTVOLLEN LITERARISCHEN BEITRÄGEN

versenden wir auf Wunsch kostenfrei

S. FISCHER, VERLAG
BERLIN W. BÜLOWSTRASSE 91

3233

AM LEBENSQUELL VON ARNOLD BUSCH.

Diese Federzeichnung gibt die Schönheit des **Wandbildes** nur sehr ungenügend wieder. **Grösse 26 : 53.** Technik entsprechend der Tuschmanier des Originals: **Bromsilberphotographie.**

Preis ungerahmt M. 2.—, in Passepartout fertig zum Aufhängen M. 3.—, gerahmt ohne Glas M. 4.—, mit Glas M. 5.—, zuzüglich Porto und Verpackung.

Das Bild ist der neuen Ausgabe von **Boussets Wesen der Religion** entnommen. Darüber näheres in unserem dieser Nummer beiliegenden Prospekt. (3226)

:: Gebauer Schwetschke Druckerei u. Verlag m. b. H., Halle a. S. ::

Ein Festgeschenk von bleibendem Werte für Männer und Frauen ist:

Werde gesund! Herausgeber **Dr. med. Georg Liebe** Jahresband 1905.

3223 Preis schön in Leinwand gebunden 4 Mark.

Enthält u. a. auch die mit so ausserordentlichem Beifall aufgenommenen: **Briefe an meine verheiratete Tochter.**

„Ein treuer Mentor" nach dem Urteil der Christlichen Welt. „Ein Volksbuch im wahren Sinne des Wortes" nach der Neuen päd. Ztg.

Verlag von **Theodor Krische**, Universitäts-Buchh. in **Erlangen.**

Werden und Vergehen,

eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinschaftlicher Fassung von Carus Sterne, **sechste**, neubearbeitete Auflage, herausgegeben von Wilhelm Bölsche. Mit zahlreichen Abbildungen im Text, vielen Tafeln usw. In zwei Leinenbänden 25 M. Das Werk, welches Sie umgehend durch die Buchhandlung von Hermann Meußer, Berlin W. 35, Steglitzerstr. 58, beziehen können, darf wohl mit Recht als das beste modernste Volksbuch auf dem Gebiete der Naturwissenschaften bezeichnet werden. Es sollte in keinem deutschen Hause fehlen und recht viel als Weihnachtsgeschenk verwandt werden. Beachten Sie gütigst den beiliegenden Prospekt! 3159

Die „Nation" XXIII. Jahrgang No. 8 enthält:

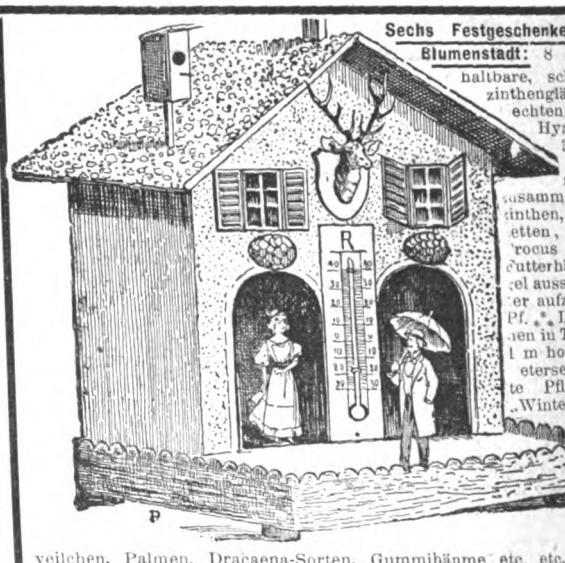
Politische Wochenübersicht. **Theodor Barth:** Die neue Marinevorlage. — **Alice Salomon:** Der Kampf gegen die Säuglingssterblichkeit. — **Justus Werner:** Die Geschichte einer Armeereform — **Junius:** Das gute Väterchen. — **Julius Lippert:** Ob Jesus Jude war? (Schluss). — **Anselm Heine:** Gustav Frenssens „Hilligenlei". — **Ernst Heilborn:** „Der Tag Anderer". — **Iwan Akunjan-Frapan:** Der erste Soldat (Novelle). — **Bücherbesprechungen: Dr. Hr. Herkner:** Die Arbeiterfrage. — **Arthur Achleitner:** Exzellenz Pokrok. Bespr. von Alex. v. Gleichen-Russwurm.

Probenummern gratis durch die Geschäftsstelle der Nation, Berlin W. Lützow-Strasse 107/108.

Bitte lesen!

Grossartige Ware kann ich für recht billigen Preis liefern, weil ich sehr leistungsfähig bin, ca. 300 Personen beschäftige und bei kolossalem Umsatz mich mit geringem Verdienst begnüge. Besonders empfehle ich meine ca. 9½ Ctm. langen aus besten Tabaken (Sumatra, Java Havanna, Brasil pp) gearbeiteten in Holzkistchen schön verpackten Qualitätsmarken! **Fortuna, 500 Stück nur 8,50 Mark, oder 1000 Stück nur 15,75 Mark, Brasilianazigarre, 500 Stück nur 9,50 Mark, oder 1000 Stück nur 17,75 Mark. Eine Probe** bestehend aus 100 Fortuna 100 Brasiliana und 100 verschiedene Sorten nur 5.— Mk. per Nachnahme. Die Ware ist fein im Geschmack und Brand, daher für den billigen Preis einfach grossartig. Da ich noch für Umtausch oder Rücksendung garantiere und daher kein Risiko ist, so bitte, einen Versuch zu machen und gefl. zu bestellen.

P. Pokora, Zigarrenfabrik, **Neustadt,** Westpreußen 178. 3083



Sechs Festgeschenke aus der Blumenstadt: 8 dekorative, haltbare, schöne Hyazinthengläser mit 8 echten Haarlemer Hyaz.-Zwiebln. 3 M. ⁂ Haarlemer Blumen-Zwiebln, zusammen 100 Hyazinthen, Tulpen, Tazetten, Narzissen, Crocus etc. 3 M. ⁂ Futterhäuser für Vögel aussen am Fenster aufzuhängen 98 Pf. ⁂ Lebende Tannen in Töpfen, ¾ bis 1 m hoch 98 Pf. ⁂ Peterseims berühmte Pflanzengruppe „Wintergarten", enthaltend zusammen 10 Araucarien, Zimmerschmuck-Tann, knospenreiche Alpenveilchen, Palmen, Dracaena-Sorten, Gummibäume etc. etc. 6 Mark. ⁂ Gesamter Prospekt über Festgeschenke gratis.

Thüringer Wetterhaus mit Starkasten und grossem Thermometer **98** Pf., 2 Stück M. 1,95, 5 Stück M. 4,75, 25 St. M. 22. — Unter 2 Stück werden nicht versandt. Kommt der Mann mit dem Regenschirm aus dem Haus, so gibt es schlechtes Wetter; kommt die Frau heraus, so gibt es gutes Wetter, halten sich Mann und Frau im Hause auf, so ist das Wetter sehr ungewiss

Gärtnereien Peterseim, Hoflieferanten, Erfurt.

— Dieses Jahr sehr billig: Gemüsesamen, Blumensamen, Obstbäume, Rosen. Hauptkatalog umsonst. 3230

Die lebende Puppe

patentiert i. d. meisten Kulturstaaten **das herrlichste Weihnachtsgeschenk** geht von selbst spricht beim Gehen von selbst schläft und lebt ist hochfein kostümiert hat vorzügliches Uhrwerk

a) mit Hut 41 cm gross) Stück 4.75 M.
b) dto. 47 „ „ „ 6.75 „
c) dto. hochf. Ausführ. „ 10.— „
franko geg. Voreinsendung od. Nachn.
Prospekt gratis und franko.

Erstes Thüringer **Patentpuppenversandgeschäft Coburg 316**

32..

In dieser Nummer befinden sich Beilagen der Firmen **Cludius & Haus,** Buchhandlung, Berlin W. 57, **Gebauer-Schwetschke,** Verlags-Buchhandlung, Halle a. S., **Paul Waetzel,** Verlags-Buchhandlung, Freiburg i. B., und **B. G. Teubner,** Verlags-Buchhandlung in Leipzig. Wir empfehlen dieselben der gütigen Beachtung unserer Leser.

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Eugen Katz in Berlin. — Druck von Franz Weber, Mauerstr. 80.

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 48. Berlin, 3. Dezember 1905

Advent

Wenn ich Jesu Bote sein soll in meinem Volk, so will ich wohl auch sagen: Gekreuzigt, gekreuzigt! Mein Volk deine Sünde! Aber ehe ich das einmal sage, will ich zuvor zweimal gesagt haben: Geboren, geboren! Mein Volk, deine Freude. **Frenssen.**

In einem Punkt sind alle Menschen gleich: Jeder möchte glücklich werden. Deshalb ist Advent nicht das Fest einer Kirche, sondern der Ausdruck von Völkerstimmung. Sehnsucht begleitete die Menschen von der alten Höhle, in der man die Steinaxt schliff, bis in das Haus, in dem Böcklin an den Wänden grüßt. Und wer den Advent wirklich ansieht, der muß den Menschen eins ins Herz bringen: Glück. Wer ist glücklich? Der, der innerlich mit sich eins ist; wo kein Riß ist zwischen Feiertag und Arbeitstag, wo man im Geschäft nicht anders handeln muß, wie in der Kirche, wo man nie verlassen ist, in wenigem doch ein reiches Herz birgt und im Reichtum doch eigener Herr bleibt, da wohnt Glück. Aber es gehört noch mehr dazu! Keine Angst haben und Furcht nicht kennen, innerlich unabhängig sein und doch frei zum Dienst gegen jedermann, an geistigem Gut immer ausgeben, ohne arm zu werden, und immer einnehmen, ohne geizig damit umzugehen, das gehört zum Glück. Und noch mehr! Geistiges Leben in sich tragen wie ein brausendes Meer und eine stille Flut, seine Seele pflegen und ihrer warten und von ihr, der Tochter der Ewigkeit, uns manchmal hinüberführen zu lassen zu dem Vater der Ewigkeit und dann sicher und ruhig alles im Leben erwarten, das heißt glücklich sein. Solches Glück schüttet in den Schoß der Menschen! Der Frühling wirft Millionen Blüten auf die Erde und fragt nicht, ob es der Boden verdient oder ertragen kann. Heilande und Retter werfen in der Menschheit harrendes Herz kein anderes Wort als dies Eine: Seid glücklich! Ihr seid selig!

Und kommen sie aus den Ecken und Winkeln und rufen bestürzt: das ist eine gefährliche Lehre! so antworten wir: gewiß! wenn der Himmel herabkommt, die Erde zu küssen, dann bedeutet das Sturz und Bruch. Aber sorgt Euch doch nicht. Die Erde sorgt schon dafür, daß ihr Menschen klein bleibt. Sie bringt im Wind tötende Keime und schafft uns Leid und Trauer. Sie giebt uns heißes Blut und stürzt in Versuchung und Fall. Sie kettet uns an lastende Mühsal, den Pflug zu ziehen, die Maschine zu treiben, das Hirn zu zerarbeiten. Davor habt keine Angst, daß ihr der Angst zu wenig auf Erden habt. Sorge, Sünde, Schuld finden ihren Weg von selbst. Deshalb laßt dem Himmel sein Recht, frei zu spenden Sonne, Gnade, Segen bedingungslos, das heißt Heiland sein, solche Botschaft verkünden. Weg mit Kirchentum, wo es Schranken aufrichten und eigene Wege befehlen will, hier oder dort. Die Seele freut sich der Freude nur, wenn sie freies Gut ist und frei angeeignet werden darf von jedermann als wirkliches Eigentum.

Jesus war ein Freudenbringer, Sie *sagten* es, sie sagen es noch. Nein! das Herz *weiß* es, daß er ihm seine Freude bringt.

Traub.

Die Kunstpflege in der Volksschule

Seit dem Dresdener Kunsterziehungstag will es in der pädagogischen Presse nicht mehr still werden von der Kunstpflege in der Schule. Gehen die Wogen der Begeisterung auch nicht mehr so hoch wie 1901, so gehen sie jetzt erfreulicher Weise mehr in die Breite, in das Volksganze hinein. Die Kunstpflege hat, das läßt sich nicht bestreiten, auch in der *Volksschule* eine Pflegstätte gefunden. Nicht als ob bisher in der Volksschule nach der künstlerischen Seite gar nichts geschehen wäre! Wer den zähen, stillen Kampf um Ordnung, Reinlichkeit, Wohlanständigkeit, um möglichste Schönheit in mündlicher, schriftlicher, zeichnerischer und gesanglicher Darstellung kennt, der acht Jahre zwischen Lehrer und Schüler gekämpft wird, der weiß, daß schon lange in der Volksschule ein gut Stück Kunst gepflegt wird.

So rückhaltlos wir dies anerkennen, so offen müssen wir es aussprechen: die bildende Kunst muß eine bessere Pflegstätte in der Volksschule finden. Wir können uns als denkende Erzieher kein Mittel entgehen lassen, das das Innenleben unseres Volkes zu veredeln imstande ist. Große Massen unseres Volkes sind in niederen, rohen Genuß versunken. Die bildende Kunst soll sie emporheben helfen in ein Reich reinerer, edlerer Schönheitsfreude.

Die schwierigste Frage ist zweifelsohne die: wie sollen wir die Werke der bildenden Kunst den Schülern nahe bringen? Diese Frage macht den Künstlern wie den Pädagogen zur Zeit nicht wenig Kopfschmerzen. Eine Klärung der Ansichten ist noch nicht eingetreten. Die Künstler sagen: Hand weg, ihr Pädagogen, wir wollen uns unsere Kunst von euch nicht verschulmeistern lassen. Auf diesen Ton waren wenigstens im allgemeinen die Ausführungen der Künstler auf dem Dresdener Kunsterziehungstag gestimmt. Auf der anderen Seite stehen die Pädagogen und meinen: Ganz ohne uns geht's doch nicht. Wir müssen doch den Kindern Klarheit schaffen über das Gesehene. So entstanden auch bald „Unterrichtsbeispiele", die jeder Volksschullehrer sich käuflich erwerben kann. Diese „Unterrichtsbeispiele", die in der Mehrzahl den Namen „Kunstkatechesen" verdienen, lehnen wir ab. Nur die Psychologie soll dem Lehrer die Wege weisen. Sie allein kann Aufschluß über das „Wie" der Behandlung geben, freilich auch nur in beschränktem Maße. Das Genießen eines Kunstwerkes basiert auf Gefühlen. Und das Kapitel „Gefühle" ist bekanntlich von der empirischen und experimentellen Psychologie noch nicht genügend erforscht. Wer mit Gefühlen zu rechnen hat, befindet sich auf schwankem Boden. Wir beschränken uns daher absichtlich und beantworten nur die eine Frage: Wie vollzieht sich das ästhetische Genießen?

Das ästhetische Genießen vollzieht sich in drei Stufen. Man empfängt einen ersten Gesamteindruck, in dem alle Einzelheiten ungesondert wirken und ein ästhetisches Totalgefühl erregen, in dem zahlreiche Einzelgefühle zusammenfließen. Dann wendet sich die Aufmerksamkeit den Einzeldingen zu; die verschiedenen Elemente und Gruppen wecken ästhetische Elementar- und Gruppengefühle. Auf einer dritten Stufe treten diese dann wieder zusammen zu einem ververtieften, lebendigeren Totalgefühl, das uns beim Schaue

Digitized by Google

erfüllt. In drei Worten: Sehen — betrachten — schauen! Diese Gefühle regen ästhetische Elementar-, Gruppen- und Gesamturteile an, die freilich für die Volksschule kaum in Betracht kommen dürften.

Aus diesen psychologischen Erwägungen ergibt sich: die Vorbedingung jeglichen ästhetischen Genießens ist das ästhetische Sehen. Die Ausbildung des Farben- und Formsinnes, das klare Erfassen von Farben- und Formverhältnissen, die Gewöhnung zu perspektivischem Sehen, die Pflege des Augengedächtnisses, sowie die Schulung des Gefühls für Proportion und Symmetrie sind notwendige Vorarbeiten für eine verständnisvolle, genußreiche Betrachtung von Kunstwerken.

Die Volksschule muß ihre Schüler zur Selbsttätigkeit im Darstellen von Farben und Formen (Zeichnen, Malen, Modellieren) bringen, da nur die Selbsttätigkeit zu scharfem Sehen zwingt.

Im Zeichenunterricht muß das künstlerische Moment hervor- und das mathematische zurücktreten. Eine Reform des Zeichenunterrichts hat nach dieser Seite bereits eingesetzt.

Zur Pflege der Kunst in der Volksschule gehört aber auch eine künstlerisch gestimmte Umgebung des Kindes. Es ist nicht gleichgiltig, wie das Schulgebäude aussieht. Das Haus, das der Schüler acht Jahre Tag für Tag betritt, prägt sich fest ein. Und schon aus diesem Grunde sollte man daraufhin arbeiten, daß dieses für das ganze Leben bleibende Bild ein schönes, ein ästhetisches werde. An diesem Schulhaus wird auch noch der Erwachsene alle öffentlichen Gebäude bezüglich der ästhetischen Qualitäten messen. Wir fordern daher, daß das Schulhaus ein gutes, deutsches, solides Haus sei, welches das Künstlerische mit dem Zweckmäßigen vereint.

Auch für die Innenräume verlangen wir eine dekorative Behandlung, und zwar nach dem Grundsatz: Einfach und ehrlich. Kein Blendwerk! Bezüglich der Farben wolle man doch endlich mit dem öden, kalten Grau brechen und freudigeren Farben den Vorzug geben. Die Wandflächen werden weit schöner wirken, sofern sie in Felder eingeteilt, mit Fries und Verzierung versehen sind.

In mehrklassigen Schulen kann auf das Alter der Kinder, die in dem betreffenden Raum ihre Ausbildung erfahren, Rücksicht genommen werden. Wir erinnern an die Lauschaer Schulklassen. Rektor Schubert-Lauscha (Thüringen) hat beispeilsweise die Klasse für die Anfänger mit einem Fries versehen lassen, der schwimmende Schwäne darstellt. Im Klassenraum fürs zweite Jahr sind es kämpfende Hähne ꝛc. Schubert versucht also, auch die Bemalung der Wände ꝛc. dem Alter und der Auffassungsgabe entsprechend zu halten. Das ist gewiß richtig. Schubert geht aber noch weiter. Auch der Hausflur ist bei ihm künstlerisch gehalten und mit Bildern und Geweihen (Lauscha liegt im Walde) reich geschmückt. Die so „vollständig ausgeschmückte“ Schule scheint uns etwas überladen. Unsere meisten Volksschulen werden sich, und das wohl nicht zu ihrem Schaden, mit weniger begnügen müssen.

Nun zum Wandschmuck selbst. Der Wandschmuck in der Schule ist bleibend, genau so wie im Elternhaus. Der Wandschmuck soll die Schule zu einem freundlichen, ansprechenden Raum gestalten. Es ist daher selbstverständlich, daß nur wenige Bilder in der Schule, besonders in der einklassigen Schule Platz finden können. Minderwertiges muß daher von vornherein ausgeschlossen sein. Nur Werke der großen Kunst soll man bieten. Diese echt künstlerischen Bilder sollen durch ihre fortwährenden Einwirkungen den Kindern zum Maßstab eines guten Geschmackes werden. Es ist deshalb nötig, daß wir einmal durch charakteristische Formen, durch kräftige Zeichnung und frische Farbe Auge und Seele der Kinder erfreuen, dann aber nur nach dem Inhalt vertraute Dinge in neuer, künstlerischer Gestaltung zeigen. Die Berücksichtigung geeigneter Stimmungsbilder dürfte sich nur unter besonders günstigen Schulverhältnissen empfehlen.

Die für den Unterricht bestimmten Bilder haben mit der Erfahrung der Kinder und dem unterrichtlichen Stoff im Zusammenhang zu stehen. Die Auswahl hat also Rücksicht zu nehmen auf die apperzipierenden Vorstellungen und den Lehrplan. Dem klassischen Kunstwerk geben wir den Vorzug, nicht etwa aus Abneigung gegen das Moderne, sondern weil unseres Erachtens das klassische Kunstwerk leichter und sicherer ästhetische Gefühle auslöst als das moderne. Zu empfehlen sind auch Bildercyklen. Selbstverständlich müssen auch die Werke der heimatlichen Baukunst Berücksichtigung finden.

Die Bilder lasse man erst auftreten, wenn sie einer Erklärung nicht mehr bedürfen, man schiebe sie in den „Höhepunkt des Interesses“. Um ein öfteres Verweilen und Zurückkehren zu ermöglichen, müssen die im Unterricht verwandten Bilder, und zwar eingerahmt (Wechselrahmen), längere Zeit hängen bleiben. Bei etwa nötigen Erklärungen muß der Lehrer sehr vorsichtig sein. Erklärungen dürfen nur in der Form einer Unterhaltung gegeben werden, bei der der Schüler die Führung hat.

Noch gar manches ließe sich zur Kunstpflege in der Volksschule sagen, besonders auch bezüglich der künstlerischen Ausgestaltung der Schulbücher. Schon diese Ausführungen dürften genügen, darzutun, daß die Kunst in der Volksschule Heimatrecht besitzt. Hauptsache aber bleibt bei aller Kunstpflege in der Volksschule, daß sich der Erzieher der Schranken bewußt bleibt, welche die Kindesnatur den ästhetischen Bestrebungen zieht.

Wenigen-Jena. **Oskar Matthes.**

Was meine Wärterin von den Franzosen erzählte

Aus dem Russischen von **S. von Adelung**

Das Haus war leer: alle waren zu Besuch ausgefahren, sogar meine Schwester Lisanjka. Es war spät geworden und mein kleiner Bruder, müde vom Spiel, war still auf den Knien der Njànja (Wärterin) eingeschlafen. Sie trug ihn in sein Bettchen, setzte sich dann an den Tisch und schob das herabgebrannte Licht näher zu sich heran. Ich setzte mich ihr gegenüber. Auch ich war müde und es schläferte mich. Aber ich mochte nicht einschlafen, ehe die Eltern mit dem Schwesterlein zurückgekommen waren. Ich legte meinen Kopf auf den Tisch, sah die Njànja lange und aufmerksam an und sagte endlich: „Njànja, ich langweile mich so.“

„Langweilen tust du dich, Kòljenka, mein Täubchen? Ja warum denn? Bist satt, sollte man meinen, und gesund, und lebst bei Mutter und Vater; da kannst du dich nicht beklagen, das ist Sünde! Schau, wenn man dich zu fremden Leuten, in die Schule geben wird, da darfst du dich schon eher ein wenig langweilen, aber sehr auch nicht.“

„Nein, Njànja, du verstehst mich nicht. Sonst würdest du nicht sagen: wenn man satt ist und gesund, dann kann man sich nicht beklagen.“ Und ich mußte lachen. Die Njànja hob den Kopf und sah mich lächelnd an. „Siehst du, Kòljenka, jetzt ist auch die Langeweile fort und du kannst wieder lachen. Lache nur, Kòljenka, lache, aber langweile dich nicht.“

„Nein, Njànja, die Langeweile ist doch da und so arg, daß ich's nicht sagen kann.“

Die Njànja sah mich voll Unruhe an.

„Ich sehe schon, Kòljenka, du willst schlafen gehn. Sage dein Abendgebet, mein Liebling, und schlafe ein. Es ist schon Nacht, und du warst den ganzen Tag auf den Beinen, den ganzen Tag . . . da könnte selbst ein Erwachsener davon müde werden.“

„Nein, Njànja, ich bin nicht schläfrig. Ich will aufbleiben bis sie zurückkommen.“

„Ja, was hast du denn? Hunger, vielleicht?“

„Ach, Njànja, was fällt dir denn ein!“

„Ja, Kòljenka, was soll ich denn tun? Ich will ja Alles tun, damit du dich nicht langweilst. Soll ich dir ein Märchen erzählen oder ein Lied singen?“

„Sing mir ein Lied.“

Und die Njànja begann mit zitternder Stimme zu singen.

„Njànja, wie zittrig deine Stimme klingt: warum singst du so?“

„Vor Jahren, Kòljenka, da war meine Stimme so hell, wie die deine. Da hätte ich dir besser vorsingen können: aber wo hätte ich dich damals gefunden? Du warst ja noch gar nicht auf der Welt.“

Digitized by Google

„Hast du damals schon gedacht, Njànja, daß ich da sein werde? Nein?“

Die Njànja mußte lachen.

„Nein, Kòljenka, gewiß nicht. Ich wünschte mir, der liebe Gott möchte mir irgend einen hübschen kleinen Knaben zum Warten schicken, aber daß du es sein würdest, daran habe ich nicht gedacht . . . . .“

„Bist du aber froh, Njànja, daß du meine Njànja bist?“

„Das will ich meinen!“

„Und warst du außer bei Wolòdja und mir bei keinen andern Kindern?“

„Nein, Kòljenka, aber ich habe ein eigenes Söhnchen gehabt, Gott gebe ihm die ewige Ruhe! es schläft schon lange im Grab, und die Seele tut mir weh, wenn ich daran denke, wie es gestorben ist.“

„Njànja, Njànja, das mußt du mir erzählen! Bitte!“

„Das ist ja kein Märchen, Kòljenka. . . . Und wozu denn? Nein, nein, lieber nicht.“

„Ich werde weinen, wenn du es mir nicht erzählst. Hörst du, Njànja?“

„Lieber ein anderes Mal, sonst schreckt es dich am Ende gar noch im Schlaf . . .“

„Ach Njànja! ich fürchte mich doch nicht! Je schrecklicher, je besser.“

„Nun, Kòljenka, so hör' es denn wie ein Märchen an. . . . So etwas geschieht ja auch nicht wieder.“

Ich rückte zur Njànja, legte den Kopf auf ihren Schoß und war bereit, zu hören, was sie erzählen würde. Sie schneuzte das Licht und begann:

„Lange her ist das, Kòljenka. Damals war ich noch jung und hatte einen Mann und lebte mit ihm im Dorf in einem kleinen Hüttchen. Der liebe Gott schickte mir ein Söhnlein, und wenn mein Pawlùscha auch nicht war, wie du — denn du bist vornehmer Leute Kind —, für mich war er gut und schön, so schön wie eine süße Waldbeere. . . . Aber in jenen Tagen sandte Gott ein großes Unglück über sein rechtgläubiges Volk herab. „Der Franzose kommt“, sagte man im Volk, und vorher war am Himmel ein Stern erschienen, so wunderbar, daß alle, Herren wie Bauern, nur so schauten und sich wunderten. Unser Dorf lag nicht an der großen Straße, und Soldaten hatten wir noch wenige gesehen; aber nun begannen sie vorüberzuziehen, Kavallerie und Infanterie, blaue und rote. Wir staunten und fürchteten uns. „Er kommt“, hieß es: „der Franzose kommt!“ Und immer mehr Soldaten zogen vorbei mit Kanonen und grünen Kasten. Die Unseren begannen zurückzugehen. . . . Immer näher rückte der Franzose. Wer reicher war im Dorfe, der zog fort; aber wir warteten immer noch auf Gottes Barmherzigkeit. Ich weiß es noch ganz genau, als wäre es gestern geschehen: ich war mit Pawlùscha in der Kirche und setzte mich beim Heimkommen an die Sonne vor unser Hüttchen. So sitze ich und sehe zu, wie die Leute aus der Kirche kommen und wie alles auf einmal stehen bleibt und auf die Straße schaut. Auf der Straße steigt der Staub in Wolken empor: es kommen Reiter. Alles schreit: „Kosacken!“ Gott Lob, denke ich für mich, daß es Kosacken sind. Doch waren sie nicht zu unserer Freude gekommen. „Der Feind ist da,“ sagten sie: „Rettet euch, flüchtet, so schnell wie möglich. . . .“ Auf der Straße fängt ein lautes Lärmen und Wehklagen an. Ich war wie von Sinnen und sah und hörte nichts mehr. Da kommt mein Mann. „Was stehst du so da?“ frägt er: „Pack' zusammen in Gottes Namen, und ich hole das Pferd vom Feld.“ Ich ging heim, nehme bald dies, bald jenes in die Hand und lasse alles wieder fallen. Da kommt mein Mann zurück, bleich wie der Tod. „Das Pferd ist gestohlen. . . .“ Und wir hatten nur das eine, einzige alte Pferdchen, Kòljenka. Ich konnte kein einziges Wort hervorbringen. „Es muß wohl Gottes Wille so sein,“ sagte mein Mann. „Irgend eine gute Seele wird dich und das Kind mitnehmen. Ich bleibe hier — das Weitere wollen wir Gott befehlen.“ So sehr ich ihn auch bat, mein Mann wollte nichts vom Fortgehen hören. „Wer wird mich mitnehmen wollen?“ sagte er. „Du bist Mutter; um des Kindes willen wird man sich deiner erbarmen. Aber ich? Du hast selber Füße, wird man sagen.“ Ich fing an, die gottlosen Menschen zu beschuldigen, die unser Pferdchen gestohlen hatten. Aber mein Mann meinte: „Laß sie, versündige dich nicht. Wer weiß, wie lange wir noch zu leben haben. Es ist Gottes Wille, daß es gestohlen wurde, also war es notwendig und recht für uns.“ Ich ging umher wie im Traum. Mitnehmen konnte man nichts. Nur die Heiligenbilder und etwas Brot und ein Töpfchen Milch. Dann nahm ich meinen Pawlùscha, setzte mich und fing an zu weinen. So warte ich auf meinen Mann, der gegangen ist, einen mitleidigen Menschen aufzusuchen. Endlich kommt er ans Fenster und sagt zu mir: „Gott geht schwer ins Gericht mit uns. . . . Ich habe niemanden gefunden; der eine sagt: die eigene Familie ist groß, der andere: das Pferd ist mager. Noch andere, Gott verzeih' es ihnen, sagen gerade heraus: es ist kein Platz da, nicht einmal für die eigenen Kisten und Kasten.“ Fast hätte ich meinen Pawlùscha fallen lassen. Und derweilen ist ein Lärmen und Schreien auf der Straße, wie beim jüngsten Gericht. „Komm,“ sagt mein Mann: „laß uns zusammen noch einmal suchen.“ So gehen wir; das Brot und die Milch habe ich dagelassen, und nur die Heiligenbilder haben wir mitgenommen. Auf der Straße gehen wir bald zu diesem, bald zu jenem: „Gute Leute nehmt uns mit. , . .“ Manche bedauern uns, andere sagen kein Wort. Am Ende des Dorfes lebte ein armes Bäuerlein, der hatte sieben oder acht Kinder und ein einziges Pferdchen. Der steht auf der Straße mit allen den seinigen und sie weinen und beten und wollen gerade auf den Leiterwagen aufsitzen. Das Bäuerlein redet uns an: „Nun, und ihr? was sucht ihr?“ „Einen guten Menschen,“ sagt mein Mann. „Wieso denn?“ da hat mein Mann ihm alles erzählt. „Setzt euch,“ sagte das Bäuerlein drauf. „Frau,“ sagte er zu seiner Alten: „Nimm die Truhe wieder heraus und alles, was unnötig ist: wir müssen die Menschen auf den Wagen nehmen. Aber wo setzest denn du dich hin?“ sagte er zu meinem Mann. „Ich bleibe; rette nur um Gottes Willen die Mutter und das Kind. Ich will das Haus hüten und die fremden Gäste bewirten, so gut ich vermag. Nun, mit Gott, leb' wohl, Frau, wenn Gott uns kein Wiedersehen schenken sollte, so vergiß mich nicht. Den Sohn aber lehre du Gottesfurcht, und sage ihm, ich hätte ihm strenge befohlen, ein braver Mensch zu sein, Gott und dem Kaiser zu dienen und der Väter Sitten getreulich zu halten. Dann hat er meinen Segen. . . .“ Ich konnte nichts sagen, nicht einmal, „Leb' wohl“ und kam erst zu mir und schrie laut auf, als das Dorf schon weit hinter uns lag. Wir fuhren langsam, Schritt für Schritt, das Pferdchen war mager und der Wagen voller Leute. Wir sahen wohl ein, daß es nicht ratsam sei, auf dem großen Weg weiterzufahren, bogen seitwärts ein und fuhren aufs geradewohl weiter. Lange fuhren wir so, es wurde Abend, das Pferd wollte nicht mehr vorwärts, und wir waren doch erst so etwa fünfzehn Werst vom Dorfe. In einem Wäldchen blieben wir zum übernachten. Aber was war das für ein Schlaf? die Kinder schlummerten wohl, aber wir warteten die Nacht durch auf den Morgen. Mit der Morgenröte standen wir auf und setzten uns wieder auf den Leiterwagen, der aufächzte, gerade, als weine er. Das Pferd kam kaum vom Fleck und bei der Biegung — krach! liegen wir alle am Boden. Eine Achse war gebrochen. Unser Bäuerlein begann im Wald Holz zu hacken, um eine neue Achse zu machen; wir wärmten uns an der Morgensonne und aßen Brot; auch ein wenig Milch gab es dazu. Plötzlich hören wir ein Geräusch. . . . Pferdegetrappel — und noch ehe wir Zeit gehabt, uns zu besinnen, kommen sie schon aus dem Wald geritten, lauter Gelbe, mit Fähnchen. . . . Und reden tun sie nicht auf russisch. Wir schrien auf. Dann waren wir wie erstarrt. Aber die Franzosen sahen sich alles an, nahmen alles, was da war, alles Brot und fünf Rubel an Geld. . . . Sie frugen uns etwas, aber wer konnte sie verstehen? Da hörte unser Bäuerlein den Lärm und kam gelaufen. Sie freuten sich, als sie ihn sahen, hielt ihn fest und redeten und redeten in ihn hinein, alles in ihrer Sprache. Er hörte zu und bekreuzigte sich nun von Zeit zu Zeit. Zuletzt verstand er auch, was sie von ihm wollten: wo das Dorf sei, fragten sie. „Gott wird barmherzig sein,“ sagte er zu uns: „ich muß sie hinführen. Lebt wohl. Vielleicht werden sie vom ganzen Dorfe nur noch den Rauch zu riechen bekommen.“ Währenddessen haben die Franzosen

Digitized by Google

das Pferd ausgespannt; den Bauer setzten sie darauf und führten ihn gewaltsam fort, ohne ihm Zeit zu geben, von uns Abschied zu nehmen. Sieh, Täubchen Koljenka — so blieben wir allein, ohne Brot, ohne Pferd, ohne männlichen Schutz . . . . . Wir sitzen und weinen, und die Kinder wollen essen . . . . . (Schluß folgt.)

Kunst

Theodor Schüz. Zweierlei trifft zusammen, die Kunst dieses Mannes, der vor fünf Jahren nach einem fleißigen Leben gestorben ist, in unserem Gedächtnis zu bewahren: in der Stuttgarter Gallerie hat Konrad Lange eine Reihe seiner Bilder zusammengestellt und unser Mitarbeiter David Koch hat ein Buch über ihn geschrieben, das bei Steinkopf in Stuttgart erschienen ist und mit seinen 104 guten Abbildungen einen Ueberblick über das Werk des Künstlers gewährt. Wenn man von den vielen Porträts absieht, die mit wenigen Ausnahmen von geringer Bedeutung sind, bleiben eine Reihe von Genrebildern und zahlreiche schwäbische Landschaften. Die ersteren haben durch Vervielfältigung eine weite Verbreitung gefunden. Was sie vor Werken von Knaus, Defregger und anderen auszeichnet, ist eine große persönliche Stimmung. Es besteht immer ein inniges Verhältnis zwischen Werk und Schöpfer. Koch legt in seinem Buch eben darauf das Hauptgewicht: wie Schüz, ein württembergischer Pfarrersohn, mit großer Liebe das Leben seines Heimatvolkes nachfühlte, mitempfand und künstlerisch verdichtete. In der Gestaltung offenbart sich ein einfaches, lyrisch-episches Gemüt, von Sentimentalität nicht frei, und ein ein klares, übersichtliches Kompositionstalent. Die Malerei ist recht und schlecht. Ganz anders die landschaftlichen Bilder. Hier bedeutet Schüz wirklich etwas. Man muß sich zunächst die Gruppe vorstellen, aus der Schüz um die sechziger Jahre heraustrat. Er war ein Freund Lenbachs und ein bevorzugter Schüler von Piloty, mit dem er Italien bereiste. Aber seine Kunst blieb von allem Einfluß dieser beiden großen Persönlichkeiten frei. Er ging hin und malte die schwäbische Alb mit einer Natürlichkeit und ruhigen Sachlichkeit, die überrascht. Er gehört zu jenen Malern, die unabhängig und vor Barbizon sich um die Bewältigung des hellen Sonnenlichtes mühten. Den Inhalt seiner landschaftlichen Malerei bildet der Baum. Nur wenige seit Ruysdael und Hobbema haben wie er das Wesen des Baumes erforscht und seine Schönheit erschlossen. Er tritt ganz nahe zu ihm, erfaßt die Linien und die Tiefe seines Geästes mit großer Deutlichkeit und Genauigkeit, so daß mit plastischer Kraft das Bild des Organismus in uns ersteht. Dieses klare zeichnerische Gefüge macht er zum Träger heller malerischer Werte. Seine größte Leistung ist die „Mittagsruhe in der Ernte" (in der Stuttgarter Galerie). Auf diesem Bilde ist ein Apfelbaum mit wirklich bedeutendem Können gemalt. Die mächtige Krone des Baumes ist mit grellem Licht überschüttet, von einer heißen, schwülen Luft umzittert, jeder Zweig, jedes Blatt trägt eine Helligkeit, die das Auge lockt, aber trotz der Vielgestaltigkeit der Erscheinung, trotz der verwirrenden Masse der Linien bleibt das Gefühl der organischen Geschlossenheit und der malerischen Einheit. Mit diesem Bilde hat sich Schüz für alle Zeiten einen Ehrenplatz in der Geschichte der Malerei gesichert. Ueber die sonstige Wertung seines Lebenswerkes kann man verschiedener Meinung sein. David Koch wirbt in warmen Worten für den Meister als einen Weggenossen von Ludwig Richter und einen ehrlichen und gemütvollen Vertreter einer deutschen Haus- und Volkskunst. Wenn man von seiner ästhetischen Einseitigkeit einen Teil abstreicht, kann man ihm dabei zustimmen. So mag dies Buch wie die frühere Arbeit Kochs über Wilhelm Steinhausen manchem Suchenden ein Führer sein. H.

Allerlei

Heilsarmee. Am Bußtag war eine große Versammlung im Zirkus Busch zu Berlin, General Booth sprach selber und die Ränge des weiten Gebäudes waren bis oben voll Menschen. Booth ist jetzt ein alter Mann, der sich den achtzig nähert, und seine Stimme greift nicht weit und greift nicht tief, aber ihn reden zu sehen, ist ein packendes Schauspiel: der alte Körper steckt noch voll Leidenschaft, die Unzahl der Versammlungen hat die Heftigkeit der religiösen Stoßkraft nicht geschwächt. Das berührt merkwürdig: dieser kluge und sicher ganz gebildete Mann mit dem prächtigen Ruskin-Kopf und diese barbarische, lärmende Religiosität. Zwei Welten stoßen sich: der Inhalt so einfach, alt, in eine fast plumpe Formel gebracht, und die Methode amerikanisch-modern, ein reklamehafter Massenbetrieb, ein Meisterstück der Seelenkunde und der sozialen Suggestion. Der religiöse Gehalt dessen, was da gesprochen wurde, war dürftig und die meisten der Redenden schienen keine besonderen Persönlichkeiten, aber trotzdem kamen, solange wir da waren, an Hundert zur Bußbank, viele Frauen, aber auch eine große Zahl junger und alter Männer. Was trieb sie? Manche weinten und denen mochte wohl diese Stunde ein großes Erlebnis, eine Erneuerung bedeuten. Viele aber gingen hin wie in einem Zwang, willenlos, von irgend einer Salutistin geführt. Und immer dann, wenn die Musik am lautesten und rasch, wenn Tücher flatterten, Hände klatschten. Das waren Minuten, in denen es wie eine große, einheitliche, fröhliche und sieghafte Stimmung durch den weiten Saal ging. Diese Stimmung greift wie ein Taumel, wie ein Rausch an Herz und Hirn. Und diesem Taumel folgen die einfachen Seelen, die sich mitfreuen wollen mit all den Schwestern, in deren Gesichter der Triumph des Tages eine zitternde und erwartungsvolle Freude gezeichnet hat. Es geht ganz allmählich erst langatmige, gleiche Gebete, die in diesem Raum wenig erbaulich klingen, ein Marsch mit Blechmusik, Geschäftliches, Gebete, das Volkslied „Lang, lang ists her" mit irgend einem unschönen, aber wirkungsvollen Text, ein gutgesungenes Solo, Ansprachen, laute Musik: aber all das verwirrt die Menschen und öffnet die Türen ihrer stillen Scham. So treten sie vor. Dieses Vortreten hat als Bekennen etwas Großes, als „Gerettet werden" ist es häßlich. Wie Opfertiere werden die Menschen in Empfang genommen, wie abgeraubte Seelen und man empfindet das Geschäftsmäßige, die Methode. Dieser peinliche Eindruck verschärft sich, wenn man öfter die Heilsarmee besucht. Was das erste Mal groß und machtvoll war, schrumpft zusammen. Früher bewunderte ich diese Menschen als religiöse Persönlichkeiten, jetzt sind sie zu psychologischen Problemen geworden von nicht sehr großer Tiefe.

Alles, was von der Heilsarmee an sozialer Arbeit geleistet wird, bleibt von solchem Urteil unberührt. H.

Herbstentschluß.

Trübe Wolken, Herbstesluft,
Einsam wandl' ich meine Straßen,
Welkes Laub, kein Vogel ruft —
Ach, wie stille! wie verlassen!

Todeskühl der Winter naht;
Wo sind, Wälder, eure Wonnen?
Fluren, eurer vollen Saat
Goldne Wellen sind verronnen!

Es ist worden kühl und spät,
Nebel auf der Wiese weidet,
Durch die öden Haine weht
Heimweh; — alles flieht und scheidet.

Herz, vernimmst du diesen Klang
Von den Fels entstürzten Bächen?
Zeit gewesen wär es lang,
Daß wir ernsthaft uns besprächen!

Herz, du hast dir selber oft
Wehgetan, und hast es andern,
Weil du hast geliebt, gehofft;
Nun ists aus, wir müssen wandern!

Auf die Reise will ich fest
Ein dich schließen und verwahren,
Draußen mag ein linder West
Oder Sturm vorüberfahren;

Daß wir unsern letzten Gang
Schweigsam wandeln und alleine,
Daß auf unsern Grabeshang
Niemand als der Regen weine!

Nikolaus Lenau.

Eingegangene Bücher

Ria Lawsky. Von J. v. Averina. Hüpeden Berlin. 504 S.

— und wollen des Sommers warten. Von W. Langewiesche. Beck München. 96 S. 1,80 Mk.

Vom Elternhaus ins Leben. Von M. Kaiser. Appelhaus Braunschweig. 198 S. 2 Mk.

Tolstois religiöse Botschaft. Von Dr. F. Rittelmeyer. Kerler Ulm. 148 S. 2 Mk.

Das Evangelium von der Arbeit. Von J. Schlatter. Zürich. 69 S. 1 Mk.

Werden und Vergehen. Von Carus Sterne. 6. Auflage. Bearbeitet von Wilhelm Bölsche mit vielen Abbildungen. Bornträger Berlin. 2 Bde. 551 S. bez. 592 S. 20 Mk., geb. 25 Mk.

Briefkasten

Kiel und **Leipzig.** Den Inhalt der Kieler und Leipziger Naumann-Vorträge werden Sie in erweitertem Umfange in der „Neudeutschen Wirtschaftspolitik" wiederfinden, die voraussichtlich im März 1906 als größeres Buch (ca. 300 S.) erscheinen wird.

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

NUMMER 49

Die Hilfe

Sonntag, 10. Dezember 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Die Heilwirkung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts — England und Deutschland — Der preußische Schulgesetzentwurf — Verunglückte Sozialistentöterei — Ein Fiasko des Zentrums — Stadthagen und Rosa Luxemburg) — **Naumann**: Römische Phantasieen — **H. v. Gerlach**, M. d. R.: Die Steuern und das Volk — Professor **Friedrich Zimmer**: Auch eine Handwerkerfrage — Büchertisch — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — **G. Traub**: Obrigkeit — **Theodor Heuß**: Moderne Illustratoren — **F. von Adelung**: Was meine Wärterin von den Franzosen erzählte (Schluß) — Kunst — Allerlei.

Politische Notizen

Die Heilwirkung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts. Seit vielen Jahren hat man in Oesterreich nicht so vertrauensvoll in die Zukunft geblickt wie in diesem Augenblick. Die allgemeine Beruhigung des Landes trat in dem Moment ein, als die Absicht der Regierung kund wurde, das elende Fünfkurienwahlrecht durch das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht zu ersetzen. Die Obstruktion der Eisenbahner, die zu den schwersten wirtschaftlichen Schädigungen zu führen drohte, erlosch sofort, als der sozialdemokratische Führer Dr. Adler von dem Ministerpräsidenten Frhrn. v. Gautsch die Zusicherung erhielt, daß die Wahlreform umgehend in Angriff genommen werden solle. Und als Frhr. v. Gautsch nun gar gleich bei der Parlamentseröffnung am 28. November in großzügiger Rede die Grundlagen des neuen Gesetzes darlegte, das spätestens im nächsten Februar eingebracht werden soll, da ging es wie ein Aufatmen durch das bunte Völkergemisch Oesterreichs. Endlich einmal über all den elenden nationalen Hader hinweg ein gemeinsames Ziel, eine große gemeinsame Kulturaufgabe! Man braucht sich wirklich, wenn man nun einmal staatsrechtlich auf einander angewiesen ist, nicht immer zu schlagen. Man kann sich auch einmal vertragen. In Mähren hat man ja eben die Probe aufs Exempel gemacht und durch die von Tschechen und Deutschen gemeinsam beschlossene Reform des Landtagswahlgesetzes den nationalen Wahlkampf ausgeschaltet, indem man für die beiden Nationalitäten einfach getrennte Wahlkörper festsetzte. Auch das Reichswahlrecht soll nicht schematisch geregelt, es soll vielmehr der nationalen und kulturellen Differenzierung der Bevölkerung Oesterreichs Rechnung getragen werden. Freudig stimmte die übergroße Mehrheit der Abgeordneten dem Programm des Ministerpräsidenten zu. Nur die wüsten Alldeutschen vom Schlage des Herrn Franko Stein konnten auch bei dieser Gelegenheit nicht wider ihre Natur handeln und beschimpften den Reformminister mit den pöbelhaftesten Ausdrücken. Die österreichische Sozialdemokratie aber feiert den Tag ihres höchsten Triumphes. Vor dem Portal des Parlamentes defilierte eine Viertelmillion Arbeiter, in friedlich ruhigem Zuge, die ernste Masse nur unterbrochen durch rote Fahnen, ungehindert durch die Polizei, moralisch unterstützt durch das Unternehmertum, das den Tag freigegeben hatte. Zuvor war eine 25gliedrige Deputation der sozialdemokratischen Wählerschaft im Parlamentsgebäude von dem Ministerpräsidenten und von den Präsidenten des Abgeordnetenhauses wie des Herrenhauses empfangen worden. Die zehn Männer, die die sozialdemokratische Fraktion des Reichstages repräsentieren, konnten auf ihre Erfolge wohl stolz sein. Ihre praktische Politik erntet jetzt ihre Früchte. Die österreichische Sozialdemokratie hatte sich zu ernster Stunde erhoben, als es galt, die Konsequenzen der russischen und ungarischen Politik für Oesterreich zu ziehen. Sie hat es denn auch verstanden, zur rechten Stunde staatsmännisch einzulenken. Noch ist die Wahlreform nicht unter Dach und Fach. Aber die Hauptarbeit ist getan.

England und Deutschland. In zwei bedeutsamen Versammlungen, deren erste von bekannten Politikern und Schriftstellern und deren zweite von einem Damen-Klub eingeladen waren, wurde in London der Wille zum Frieden mit Deutschland kräftig zum Ausdruck gebracht. An der zweiten dieser Zusammenkünfte nahm der deutsche Botschafter, Graf Wolff-Metternich, teil und hielt eine offizielle Friedensrede, die mit großem Beifall aufgenommen wurde. Die Tatsache selbst, daß solche Versammlungen nötig erscheinen, ist das wichtigste. Bei uns ist kein Bedarf an einer Versammlung, die in vollen Tönen versichert, daß wir England nicht angreifen wollen, denn selbst unter denen, die einen deutsch-englischen Krieg früher oder später für wahrscheinlich halten, ist kaum einer, der ihn wünscht, weil unsere Aussichten von vorn herein unsichere sind und weil wir unsererseits den Frieden unbedingt brauchen, um uns wirtschaftlich weiter zu entwickeln. In England gibt es Leute, die den Krieg herbeiführen wollen. Um ihnen eine starke öffentliche Meinung gegenüberzustellen, haben sich die Veranstalter der zwei Versammlungen zusammengefunden. Es sind darunter bekannte Führer der liberalen Bewegung, aber auch konservative Abgeordnete und politisch neutrale Vertreter der Kirche und der Wissenschaften. Gerade jetzt, wo die direkte Kriegsgefahr vorüber ist, scheint es sehr angemessen, einen Wall gegen neue Bedrohung zu bauen, und wir Deutschen haben allen Anlaß, denjenigen Engländern einen achtungsvollen Gruß zu senden, die als Beschützer des Weltfriedens auf die Schanzen treten. Es war richtig von der deutschen Regierung, sich durch Graf Wolff-Metternich vertreten zu lassen, um so richtiger, da das Reden nicht aufhört, als sei zwar das Volk bei uns friedlich, die Regierung aber sei lüstern nach Krieg.

Der preußische Schulgesetzentwurf ist soeben erschienen. Er entspricht dem, was man nach dem Schulkompromiß erwarten mußte. Das Wort Simultanschule kommt überhaupt nicht vor, sachlich aber bedeutet die Vorlage die Versetzung dieser Schulform in einen Zustand geringeren Rechtes. Als Normalzustand gilt, daß evangelische Kinder von evangelischen Lehrern und katholische Kinder von katholischen Lehrern unterrichtet werden. Ob jüdische konfessionelle Schulen zu errichten sind, hängt vom Ermessen der Schulverbände, also im letzten Grunde von den Majoritäten in den Stadtverwaltungen ab. Wo bisher Simultanschulen bestehen, hängt es von den Schulverbänden ab, ob sie weiterhin erhalten werden sollen. Sie können vermindert, aber nicht beliebig vermehrt werden, da bei Vermehrung das bisherige Prozentverhältnis von Simultan- und Konfessionsschulen erhalten werden soll. Dem Entstehen neuer Simultan-

Digitized by Google

schulen durch Zuzug aus der anderen Konfession wird dadurch vorgebeugt, daß bei 60 Kindern der anderen Konfession in kleinen Gemeinden und bei 120 in großen Gemeinden eine neue konfessionelle Schule errichtet werden muß. Dieser Pflicht darf sich die Gemeinde nicht durch Hinweis auf mangelnde Leistungsfähigkeit entziehen. Das Ganze ist ein künstliches System von Hemmungen der einheitlichen deutschen Kulturerziehung. Die Grundlage des Entwurfes ist die Voraussetzung, als bestände die Bevölkerung aus lauter reinen Evangelischen, reinen Katholiken und reinen Juden. Diese Voraussetzung ist tatsächlich falsch und wird mit jedem weiteren Jahre immer falscher. Für zahllose Menschen sind die alten Konfessionen nicht mehr die Normalform ihres geistigen Lebens und es ist eine Vergewaltigung des Seelenlebens der Nation, durch die Gewalt des Schulzwanges Formen aufrecht zu erhalten, die nicht mehr ihrer wirklichen Wahrheit entsprechen. Der Zwang zum konfessionellen Unterricht bleibt bestehen und wird durch die neue Vorlage noch verschärft. Gegen diesen Staatszwang in Glaubensfragen zu protestieren, ist Pflicht aller derer, die die Religion nicht für einen Bestandteil der Staatsuntertänigkeit halten.

Verunglückte Sozialistentötterei. In Dresden fanden in der letzten Woche unter dem neuen Kommunalwahlrecht Stadtverordnetenwahlen statt, die ein weitgehendes Interesse beanspruchen können. Die antisemitisch-konservative Mehrheit der Stadtverordnetenversammlung — sie stellt fast die Totalität der Stadtvertretung dar — hatte das alte Listenwahlrecht beseitigt, weil sie bei dem dauernden Anwachsen der Sozialdemokratie eine Ueberflutung des Stadtgebiets durch diese Partei, die bisher überhaupt noch keinen Stadtverordneten durchgebracht hatte, befürchtete. Es wurde ein fein ausgetüfteltes Berufswahlrecht eingeführt, durch das man die Sozialdemokratie auf ein Fünftel der Sitze für alle Zeiten kontingentieren wollte. Zunächst wurde die gesamte Wählerschaft in zwei Altersklassen geteilt. Die, die mehr als 10 Jahre das Bürgerrecht haben, bilden Klasse I, die anderen Klasse II. Innerhalb jeder dieser Gruppen giebt es 5 Abteilungen! A. Berufslose, B. Arbeiter, C. Beamte, D. selbständige Kleingewerbetreibende, E. Wahlberechtigte für Gewerbe- und Handelskammer (Industrie und Großhandel). Abteilung B sollte den Sozialdemokraten gehören. Aber, siehe da, sie ernteten nicht nur Abteilung B in Klasse I und II, sondern erlangten auch in C II eine beträchtliche Minderheit (1000 gegen 3000) und trugen sogar in D II den Sieg davon. Die Mehrheit der kleinen Kaufleute und selbständigen Handwerker wählten sozialdemokratisch! Und als Gegenstück dazu: die Antisemiten flogen mit 1 oder 2 Ausnahmen aus der Stadtverordnetenversammlung heraus, ihre Führer Ahlhelm und Möhring, die Väter der Umsatzsteuer, inbegriffen, während verschiedene entschiedene Liberale ihren Einzug halten. Noch nie ist eine Dresdner Kommunalwahl so glänzend für die Sozialdemokratie verlaufen wie diese. Sie hat mehr Stimmen erhalten als alle anderen Richtungen zusammen und rückt 6 Mann stark aufs Rathaus. Und das nennt man dann: Bekämpfung der Sozialdemokratie und Rettung des Mittelstandes!

Ein Fiasko des Zentrums. Man schreibt uns aus München: Die Gemeindewahlen in München am 4. Dezember haben dem Zentrum eine böse Niederlage gebracht und der aus Sozialdemokraten und Liberalen bestehenden Linken einen schönen Erfolg. Es schieden 20 Mitglieder aus dem Kollegium aus (11 Zentrum, 9 Liberale). Die heutige Wahl ergab

11 Liberale,
5 Sozialdemokraten,
4 Zentrum.

Das wurde möglich durch ein wahltaktisches Zusammengehen von Sozialdemokratie und vereinigten Liberalen! Die Lehren der bayerischen Landtagswahl haben zu deutlich gesprochen. Der liberale Bürger sieht im Arbeiter nicht mehr den Feind, sondern im Kampf gegen den gemeinsamen Gegner den Bundesgenossen. Die Anstrengungen der Reaktionäre waren verzweifelte: man warf sich den Hausbesitzern an den Hals, man verbündete sich mit protestantischen Konservativen, rassenhetzerischen Christlich-sozialen katholischer Farbe, man ließ Bielolawek, eine der widerlichsten Kreaturen Luegers, aus Wien kommen der im Bunde mit Dr. Heim die Situation retten sollte. Alles vergebens. Die Liberalen blieben fest gegen die Lockungen der Hausbesitzer und machten den Ruck nach links. In allen Bezirken, für die das Kompromiß geschlossen war, siegte der Block, in ein paar, wo es nicht gelang, fiel er durch. Ueberall traten die Bürger für den Sozialdemokraten geschlossen ein und die Sozialdemokraten wissen, daß sie aus eigener Kraft nichts vermögen trotz herabgesetzter Bürgerrechtsgebühren. Bezeichnend war die Stimmung, mit der im liberalen Standquartier die Siegesnachrichten aufgenommen wurden: bei liberal und bei sozialdemokratisch war sie gleich begeistert. So ist der „Sturm aufs Rathaus", den die Klerikalen dröhnend verkündeten, gründlich abgeschlagen, im Rathaus sitzt eine liberal-sozialdemokratische Zweidrittelmehrheit (35 Liberale, 9 Sozialdemokraten, 16 Zentrum), morgen bei den Ersatzwahlen gilt überall das Kompromiß, und noch weniger Schwarze gehen durch, dem Lande aber ist ein Beispiel gegeben, das Nachahmung verdient!

Stadthagen und Rosa Luxemburg versuchen anscheinend, ihren ethisch-ästhetischen Befähigungsnachweis zu erbringen. Im neuen „Vorwärts" steht folgender Satz: „Mag die greisenhafte Altklugheit eines Naumann und anderer politisch Degenerierter den frohen Zukunftsglauben des Proletariats für einen „gespenstischen Wahn" halten und dafür in den Delirien einer unsinnigen Weltpolitik Betäubung suchen — das deutsche Proletariat folgt ohne Wanken den ewig jungen Menschheitsidealen des Sozialismus!" Ein wahrhaft packender Satz! Noch einmal: „die greisenhafte Altklugheit politisch Degenerierter, die in Delirien Betäubung sucht" — welche theoretische Vertiefung und glänzende Sprache! Naumann aber und wir anderen Dekadents blicken bewundernd auf zu solchem Titanentum des Stiles und Geistes.

Römische Phantasieen

Es war in Rom auf dem Monte Pincio. Da trafen sich zwei alte kluge Streiter der Kirche, deren Leben in verschiedenen Provinzen der katholischen Christenheit inhaltreich und arbeitsvoll dahinfloß, die aber beide von Zeit zu Zeit die ewige Stadt besuchten, um dem Herzen der Kirche nahe zu sein und den Segen des heiligen Vater mit nach Hause zu nehmen. Erst sprachen sie das, was alle Menschen zu sprechen pflegen, die das Glück haben, von diesem Berge aus die wunderbare Stadt zu schauen: es ist kein Platz wie dieser. O welche Barmherzigkeit Gottes ist es, von hier aus über die Dächer hinweg auf die Kuppel von Sankt Peter zu blicken! So wie sie höher, reiner, erhabener und ruhiger ist als alles andere, so ist auch das geistliche Rom über den Staaten und Provinzen der Welt. Siehst du den zarten Hauch, in den sie eingetaucht ist? Es ist, als reiche sie schon körperlich in die Ewigkeit hinein. Und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen! Vor diesem Anblick gingen ihnen die Herzen auf, und der Kirchenmann aus Ungarn und der Bischof vom Rhein fühlten sich als Brüder in einer Gemeinschaft internationaler Art. Es war, als könnten sie gegenseitig ohne Schwierigkeiten in ihren Seelen lesen und sich die Worte gleichsam von den Lippen nehmen.

Der Ungar sprach: Oft denke ich an diese Stelle, wenn abends die Sonne den Dom von Eztergom (Gran) umgoldet. Dann fließt da drunten die Donau, als wäre sie die Geschichte der Welt und oben leuchten die Säulen, die nach dem Bilde von Sankt Peter gebaut sind. Dann übergebe ich mich dem Gefühl, welcher Trost es ist, in den Vergänglichkeiten der Politik das Ewige zu kennen.

Der Bischof: Was für Euch die Donau ist, ist für uns der Rhein. Ueberall sind Kämpfe, überall bäumt sich die Macht der Welt gegen das Heilige auf, und solange man daheim in allem Seufzen des Alltages sitzt, ist man selbst oft klein in seinem Glauben. Hier aber lernt man über seine eigene Kleinheit hinwegsehen. Was sind wir? Was sind 20 oder 30 Jahre? Schließlich führen doch alle Wege der Welt dem Zentrum entgegen, das hier von Gott erbauet ist. Der Wille des Ewigen arbeitet für uns und wir sind nichts als die Tasten der Orgel, auf denen der Unendliche spielt.

Der Ungar: Ja, es ist wunderbar, wie alle Geschichte dem Staate Gottes dienen muß. Eben jetzt ist die Welt voll von Getöse. Sie glauben ihre Sache zu machen und machen die unsrige. Wir müssen nur warten können, so kommen alle Dinge zu uns. Du weißt, wie es in Ungarn jetzt zugeht. Ich sage dir: es siegt auch hier zuletzt das System, für das der Priester ist. Wenn beide Teile sich müde geschrieen haben, dann halten wir unseren Umzug. Dann schickt Eztergom seinen Geist in das schöne große Volkshaus nach Budapest. Die Revolution hat es gebaut, wir aber wollen es bewohnen.

Digitized by Google

Der Bischof: Gott segne Euch! Es ist eine große Sache, wenn überall dort, wo man dem Götzen Zeitgeist geopfert hat, der Weihrauch der Ewigkeit wieder durch die Räume streicht. Wenn nur dabei an der notwendigen Klugheit nichts versäumt wird. Es fehlt an Direktion! Ich denke oft, was ließe sich aus unseren Kräften in allen Ländern machen, wenn sie mit fester Hand geleitet würden!

Der Ungar: Rom allein kann leiten.

Der Bischof: Ja, Rom leitet uns. Dort drüben sitzen die Männer, die das weltliche Spiel des Reiches Gottes in ihren Händen haben. Es ist mir manchmal, als müßte Leo XIII. noch leben.

Der Ungar: Er müßte es! Er war ein diplomatischer Geist und sah die Völker vor sich, wie man von den Bergen hinter Budapest Ungarn vor sich liegen sieht. Er würde in dem Chaos der Völker Klarheit finden.

Und sie gingen langsamen Schrittes weiter unter den unvergeßlichen alten Bäumen des Monte Pincio. Als sie gerade vor der Fontäne standen, an deren Ausgangspunkt die Auffindung des Knäbleins Moses dargestellt ist, blieb der Bischof stehen und sprach: Es gibt eine Tradition der Politik des heiligen Stuhles, die nicht untergeht. Du weißt, ich liebe und verehre den heiligen Vater. Er war so unendlich gütig, als er mit uns redete. Ich liebe seine hellen freien Augen. Das ist ein Priester nach dem Herzen Gottes. Er mag ja aber wohl die Politik nicht selber leiten. Es ist auch besser, wenn die Nationen das Oberhaupt der Kirche für unpolitisch ansehen. Das erleichtert die wirkliche Arbeit.

Der Ungar: Bei uns fehlt es an fester Direktion. Es muß eine Parole erfolgen, ob die Kurie noch auf die Zukunft der habsburgischen Dynastie rechnet oder nicht. Natürlich müßte das in aller Ruhe vor sich gehen. Es genügt zuerst, wenn die Verständigen es wissen. Das ist für uns der springende Punkt. Weder unsere Brüder in den österreichischen Kronländern noch wir in Ungarn wissen, woran wir uns halten sollen. Denke einmal an die Lage unserer Priester in Galizien! Wissen sie eigentlich, ob die Kirche für den polnischen Staat ist oder für den österreichischen? Immer sind sie in Zweifeln. Es fehlt die Klarheit. Man sollte es nicht denken, aber hier unter der hellen Sonne Roms bleibt vieles in merkwürdigem Halbdunkel. Es fehlt ein gewisser Zwang, sich zu entscheiden. Man erwägt und erwägt und durch lauter Erwägen verlieren wir die Nationen aus den Händen, deren Fahnen wir tragen sollten.

Der Bischof: Du hast wohl Recht! Auch wir klagen über Unentschiedenheit und langsames Hinzögern der festen Direktiven, aber, o Freund, wenn man alt wird, will man sicher gehn und es ist Roms Größe, daß es alt ist. Es verzichtet auf keine Dynastie, die noch nicht aus dem Leben ausgeschaltet ist.

Der Ungar: Laß mich, mein Bruder, Dir alles sagen. Ich denke, daß jetzt der Zeitpunkt ist, wo der römische Stuhl die neue Völkergestaltung in der Hand hat. Er kann ohne Heer und Kanonen die Landkarte Europas für sich korrigieren. Oft habe ich im Stillen nachgedacht. Ueber meinem Tische hängt die Karte von Oesterreich-Ungarn und dem was ihm nahe liegt. Ich bin mit Wien zerfallen. Wir haben es nie geliebt. Wir können nicht anders, als einen anderen Zustand wünschen, und Rom ist in der Lage, seine Priesterschaften ohne Zwang in die erforderlichen Richtungen zu bringen. Es gibt drei Richtungen: allen Polen muß der Blick nach Warschau gegeben werden, allen Deutschen der Blick nach Berlin, und alle Tschechen, Slovenen, Slovaken, Serben, Kroaten, Bulgaren und Ruthenen müssen nach Budapest sich wenden lernen.

Der Bischof: Bist Du kein Magyare?

Der Ungar: Ich spreche alle drei Sprachen, die Kirche aber ruht mehr auf den Slaven als auf den Magyaren. Du weißt, daß viele der magyarischen Großen Protestanten sind. Wenn wir erst mit Hilfe der Habsburger das allgemeine Stimmrecht haben, sind wir nicht wieder aus dem Sattel zu heben, solange wir das Herz der slavischen Stämme für uns haben. Das sehen nicht alle meine Brüder ein, weil viele von ihnen selbst Magyaren sind, aber wahr ist es doch.

Der Bischof: Und was gewinnt bei dem allen die Kirche?

Der Ungar: Sie gewinnt drei katholische Mächte: Deutschland, Polen und das Reich der Donauslaven.

Der Bischof: Was sagst Du über Deutschland? Deutschland ist protestantisch.

Der Ungar: Ich sage, daß es jetzt 21 Millionen Katholiken hat und dann 9 Millionen mehr haben wird. Damit ist es eine katholische Macht, selbst wenn es auf 3 Millionen Polen verzichtet.

Der Bischof: Und Polen?

Der Ungar: Besteht aus 17 Millionen Katholiken.

Der Bischof: Und das neue Ungarn?

Der Ungar: Ist überwiegend katholisch.

Der Bischof: Glaubst Du, daß es drüben im Vatikan solche Pläne und Gedanken gibt?

Der Ungar: Ich bin dessen sicher. Unsere Politiker müssen auf solche Gedanken kommen. Stelle Dir doch vor, wie sie sich täglich mit der politischen Karte Europas beschäftigen, wie sie die Zeitungen aller Sprachen verfolgen. Glaubst Du, daß sie nicht über die polnische Frage nachsinnen? Glaubst Du, daß sie nicht jeden Schuß hören, der irgendwo in der Welt abgefeuert wird? Sie wissen alles, es fehlt nur der Entschluß. Es fehlt, daß sie uns unterrichten.

Der Bischof: Und die Habsburger sollte man wirklich fallen lassen können?

Der Ungar: Man tut es natürlich nicht gern. Ja, wenn Berlin katholisch wäre, wenn wir den neuen Dom hätten und die Kapelle im Schlosse! Das ist es, was die Sache so schwer macht. Aber was wird übrig bleiben? Die Welt ist voll Revolution, alle alten Verbände lösen sich und ihre einzelnen Teile suchen nach neuem Anschluß. Du würdest das fühlen, wenn du bei uns leben würdest. Denke doch nicht, daß morgen oder übermorgen Ruhe eintritt! Das ganze Gebiet zwischen Triest und Danzig ist in Bewegung und die Unruhen in Rußland vermehren die Beweglichkeit aller Teile. Oesterreich-Ungarn ist in eine Schmelzungstemperatur hineingekommen, die keiner von uns noch vor einem Jahr für möglich gehalten hätte. Nicht als ob wir voll von russischen Bitterkeiten wären, aber das Alte greift nicht mehr. Wir stehen zum Kaiser und König nicht wie die Russen zum Zaren, er tut uns leid, wir wünschen ihm einen guten Lebensabend, aber was kann es helfen? Wenn sich die Grundmauern senken, dann sinken die Dächer mit. Das ist es, woran sich die Kirche gewöhnen muß. Sie muß auf die alte Einheit der Donaumonarchie verzichten.

Der Bischof: Ich spreche nicht über eure österreichischen Dinge. Was du über Deutschland sagtest, ist zwar schön, aber, zürne mir nicht, ich glaube nicht daran. Ich habe das Gefühl, daß wir in Berlin immer Fremdlinge sein werden, selbst wenn wir 30 Millionen Katholiken besitzen. Man sagt, wir seien ausschlaggebend. Du weißt es besser.

Der Ungar: Gerade weil ich eure Angelegenheiten von außen her sehe, kann ich den ungeheuren Unterschied von 1875 bis 1905 ermessen. Ihr seid im Steigen, ihr steigt, ihr umschlingt die Macht, selbst wenn ihr es nicht wißt. Die erste Stelle, mit der Rom seine neuen europäischen Pläne verhandeln wird, ist Berlin.

Der Bischof: Und Berlin wird rundweg ablehnen.

Der Ungar: Heute! Heute wird es ablehnen, denn es glaubt noch nicht an den Ernst der polnischen Frage.

Damit waren sie wieder vorn am eisernen Geländer angelangt. Rom lag in milder Abendglut. Bei solcher Beleuchtung ist es geradezu unheimlich schön. Die beiden Männer gaben sich die Hand. Ohne weitere Worte wußten sie, daß sie Römer waren am Rhein und an der Donau.

Naumann.

Die Steuern und das Volk

Bayern, die ihren Landsmann Stengel gut kennen, versichern, er habe die Absicht gehabt, die Finanzreform ausschließlich auf die Reichserbschaftssteuer zu gründen, doch seien die Widerstände im Bundesrat zu stark gewesen. Die Folge davon ist die jetzige Regierungsvorlage, die der Reichsschatzsekretär verantworten muß, aber nicht verantworten

Digitized by Google

kann. Wenn der Reichstag dazu zu bringen wäre, den Grundgedanken Stengels wiederherzustellen, so würde Frh. v. Stengel darin vielleicht eine ganz erwünschte Positionsstärkung seiner besseren Einsicht gegenüber dem schlechten Willen der Bundesratsmehrheit erblicken. Am letzten Ende muß es der Regierung vor allem auf das bewilligte Quantum von Steuern ankommen. Sie braucht rund eine Viertelmilliarde, das ist zuzugeben. Aber sie würde in eine unmögliche Lage geraten, wenn sie sich darauf versteifen wollte, diese Viertelmilliarde aus den Taschen des gesamten Volkes herauszuholen, falls sie ihr der Reichstag aus den Geldbeuteln der wohlhabenden und reichen Erblasser zur Verfügung stellte. Darum — auf den Reichstag kommt es in erster Linie an.

So, wie die Regierungsvorlage jetzt aussieht, ist sie nicht nur im großen Ganzen, sondern fast in jeder Einzelheit unannehmbar. Es sind an dieser Stelle die Verkehrssteuern (Fahrkarten-, Frachturkunden-, Quittungssteuern) schon gründlich kritisiert worden. Es kann kein Zweifel darüber sein, daß sie samt und sonders von jedem modernen Menschen zu verwerfen sind, der an das Wort des Kaisers glaubt, daß unsere Zeit im Zeichen des Verkehrs stehe. Aber auch jede einzelne der anderen Vorlagen bietet zur Kritik überreichlichen Anlaß.

Die Biersteuer, die bisher 30 Millionen für den Reichsfiskus einbringt, soll im Laufe der nächsten Jahre auf 90 Millionen, also auf den dreifachen Betrag, gesteigert werden. Dagegen wenden sich die entschieden Liberalen ebenso wie gegen jede Erhöhung der Tabaksteuer, schon aus dem prinzipiellen Grunde, daß sie die Belastung des deutschen Volkes mit indirekten Steuern und Zöllen, die schon jetzt bald 900 Millionen Mark ausmacht, für mehr als genügend halten. Handelte es sich darum, etwa die Salzsteuer abzuschaffen und zum Ersatz der 50 Millionen, die sie einbringt, die Biersteuer von 30 Millionen auf 80 Millionen heraufzuschrauben, so stände das natürlich auf einem anderen Blatt. Verschiebungen innerhalb der bestehenden indirekten Steuern und Zölle durch Befreiung der nötigsten Verbrauchsgegegenstände und scharfe Heranziehung von Genußmitteln sind durchaus diskutierbar. Wogegen man sich aber sträuben muß, das ist, daß die Gesamtbelastung der breiten Massen des deutschen Volkes vermehrt werde. Gerade die dringende Finanznot des Reiches ist eine mächtige Waffe in den Händen des Parlaments. Wenn je, so kann jetzt die Regierung gezwungen werden, ein für allemal die Deckung für die wachsenden Bedürfnisse des Reiches auf dem Wege direkter Reichssteuern zu suchen.

Dagegen werden nicht einmal besonnene Temperenzler und Abstinenzler etwas einzuwenden haben. Sie werden es jedenfalls vorziehen, den Kampf gegen die zweifellos riesigen Schäden des Alkoholismus mit erzieherischen Mitteln zu führen, statt an die brutale Macht des Staates zu appellieren. Nichts könnte ihre Bestrebungen mehr diskreditieren, als wenn sie sich für eine Steuerpolitik begeisterten, die vom Volke als Klassenpolitik empfunden wird, da sie den breiten Massen einen als harmlos geltenden Lebensgenuß verteuert, während sie den Konsum der wohlhabenden Schichten fast unberührt läßt. Die Streitfrage, ob übermäßiger Biergenuß oder übermäßiger Schnapsgenuß schädlicher sei, kann auf sich beruhen bleiben. Unbestritten ist doch, daß dieselbe Geldausgabe, die einen Schnapsrausch herbeiführt, nur einen relativ unschädlichen Genuß von Bier gestattet. In zahllosen Dörfern unseres Vaterlandes ringen Bier und Schnaps um die Vorherrschaft. Der Sieg des Bieres bedeutet regelmäßig einen gewissen moralischen und kulturellen Fortschritt. Gerade im Interesse der Landbevölkerung — wobei ich natürlich an die ländlichen Branntweinbrenner nicht denke, allen Leuten kann man es nun einmal nicht recht machen! — sollte es der Staat ängstlich vermeiden, eine Verteuerung des Bieres herbeizuführen und damit den Anreiz zum Schnapstrinken zu verstärken.

Daß aber die Folge der Steuererhöhung eine Erhöhung des Bierpreises sein wird, damit muß wohl sicher gerechnet werden. Die Eigentümlichkeit der indirekten Steuern ist es nun einmal, daß sie nicht nur abwälzbar sind, sondern meist auch wirklich abgewälzt werden. Selbst wenn die Brauereien, die an Zahl immer geringer und daher für eine Ringbildung immer geeigneter werden, die Steuerlast von plus sechzig Millionen tragen könnten, ist nicht anzunehmen, daß sie sie tragen wollen. Sie werden einfach den Preis pro Hektoliter um den Steuerbetrag steigern. Ja, sie werden in ihrer Preiserhöhung am Ende noch weiter gehen. Denn vom 1. März 1906 ab werden ja sämtliche Rohstoffe des Brauereigewerbes durch die Zollerhöhungen — Braugerste statt bisher 2,30 M. pro Doppelzentner in Zukunft 4 M., Hopfen statt 14 M. fortan 20 M., Malz statt 3,60 M. fortan 5,75 M. — erheblich verteuert, wozu noch die Mehrbelastung durch den erhöhten Pferde- und Haferzoll tritt. Die Wirte werden also das Bier aller Voraussicht nach teurer einkaufen. Und sie wiederum werden, selbst wenn sie dieses Ausgabeplus tragen könnten, nicht einsehen, warum sie es tragen sollen. Schlußeffekt: Heraufsetzung der Bierpreise im Ausschank. Der Biertrinker kann die Steuern nicht abwälzen. Den Letzten beißen die Hunde. Die Produktion und die Distribution leiden durch Verminderung des Konsums, der Konsument durch Verteuerung seines Bedarfs.

Wollte man aus den Getränken mehr als bisher herausholen, so ständen zwei Wege offen. Entweder man hebt die sogenannte Branntweinliebesgabe auf, was für die Reichskasse einen Effekt von etwa 45 Millionen Mark hätte. Dadurch wäre keine Belastung des Konsums eingetreten, sondern eine anscheinend unbillige Bevorzugung der ländlichen Branntweinbrenner endlich beseitigt worden. Oder man entschließt sich zur Einführung einer Weinsteuer. Es ist ja richtig, daß eine Weinsteuer nicht leicht zu formulieren ist, und daß gewisse Zusagen, die bei Gründung des Reiches Württemberg gemacht worden sind, eine gewisse Erschwerung bilden. Aber auf die Dauer muß es doch als geradezu unerträglich empfunden werden, daß Branntwein und Bier, die Getränke der ärmeren und mittleren Schichten, mit hohen Steuern belastet sind, während der Wein, überwiegend das Getränk der Wohlhabenden, von dem Schaumwein abgesehen, sich bisher der Besteuerung durch das Reich ganz zu entziehen gewußt hat.

Noch mehr als bei der Erhöhung der Biersteuer stehen die Interessen der Produktion im Vordergrund bei der drohenden Erhöhung der Tabaksteuer. Deutschland hat nicht nur von allen Ländern der Erde die blühendste Tabaksindustrie. Es bildet auch dieser Industriezweig, der etwa 180000 Personen beschäftigt, einen Hort für den Kleinbetrieb. Breite Schichten des Unternehmertums wie der Arbeiterschaft haben ein Lebensinteresse daran, die Verminderung des Konsums, wie sie gerade bei einer Tabakverteuerung fast unvermeidlich ist, hintanzuhalten. Aus diesem Grunde haben sich ja auch von jeher die konservativen Abgeordneten, die die Tabakindustriebezirke Westfalens vertreten, gegen jede Steuer- und Zollerhöhung auf Tabak zur Wehr gesetzt.

Aber auch im Interesse der Konsumenten ist ein Protest dagegen, daß aus dem Tabak statt 70 in Zukunft 110 Millionen herausgeholt werden sollen, wohl zu rechtfertigen. Das außerordentlich Bedenkliche bei einer hohen Tabaksteuer — 62 statt bisher 45 Mk. für den Doppelzentner — und einem hohen Tabakzoll — 125 M. statt bisher 85 — liegt darin, daß auf die Qualität des Tabaks keine Rücksicht genommen wird. Wenn es technisch möglich, eine Wertsteuer und einen Wertzoll einzuführen, so wäre gar nichts dagegen einzuwenden, durch hohe Belastung der besseren Sorten ein Mehrerträgnis herauszuwirtschaften. So aber, wie die Regierung es will, bedeutet die schematische Erhöhung von Zoll und Steuern weiter nichts wie eine prozentual unendlich viel höhere Belastung der 3- und 5 Pf.-Zigarre und des billigen Pfeifenkanasters, als des Konsums der wohlhabenderen Klassen. Der — ach so bescheidene! — „Genuß" der Armen wird peinlich verteuert, während der eigentliche Luxus beim Reichen kaum fühlbar belastet wird. Nur die Erhöhung des Zolls für den Doppelzentner ausländischer Zigarren von 270 auf 600 M. kann unter dem Gesichtspunkt einer Luxussteuer gerechtfertigt werden.

Einen besonderen Haß atmet die Regierungsvorlage, deren Begründung von einem leidenschaftlichen Nichtraucher herzurühren scheint, gegen die Zigaretten. Zunächst wird ohne jeden vernünftigen Grund der Zoll für Ziga-

Digitized by Google

retten, der bisher dem für Zigaren gleich war, doppelt so hoch wie für Zigarren, nämlich auf 1200 M., normiert. Als ob die fremde Zigarette ein größerer Luxus oder am Ende gar gesundheitsschädlicher wäre als die schwere und teuere Havannazigarre! Doch da es sich hier um das Gebiet des reinen Luxus handelt, so braucht man sich über ein bischen Ungerechtigkeit nicht sonderlich aufzuregen. Geradezu haarsträubend ist aber die Ungerechtigkeit gegenüber den heimischen Zigaretten. Sie werden nämlich mit einer Ausnahmesteuer von 3 M. per 1000 Blatt Zigarettenpapier belegt. Eine Verteuerung der 5 Pf.-Zigarette um $^1/_3$ Pf. ist gewiß unbeträchtlich. Wenn aber die von der Masse geraucht $^2/_3$- und 1 Pf.-Zigarette, die 60% des Konsums ausmacht, ebenfalls um $^1/_3$ Pf. für das „Deckblatt" verteuert wird, so fällt das gewaltig ins Gewicht. Auch diese „Luxus"steuer läuft schließlich darauf hinaus, wieder nur da den „Luxus" empfindlich zu treffen, wo die bescheidensten Geldmittel nur noch einen sogenannten Luxus gestatten.

Selbst die Automobilsteuer in der von dem Bundesrat angenommenen Form ist nur eine scheinbare Luxussteuer. Steuertechnisch ist sie, wie fast jede Luxussteuer, wegen ihres geringen Ertrages wenig empfehlenswert. Schätzt doch die Regierung ihren Betrag nur auf $3^1/_2$ Millionen. Vor allem aber soll sie gar nicht blos die Luxusautomobile erfassen, deren Besitzern jeder gern einen reichlichen Extrasteuergroschen aufpacken wird, sondern ebenso gut das Automobil, das der Landarzt zur Ausübung seiner Praxis benutzt, wie das simple Motorrad, mit dem ein Gewerbetreibender seinen Geschäften nachgeht. Das heißt, nicht der Luxus soll belastet werden, sondern das moderne Verkehrsmittel. Das Luxusreitpferd, die Luxusequipage aber bleibt steuerfrei! Auch der Automobilsteuerentwurf ist ungerecht und unvollkommen. Nur gründliche Verbesserung und Ergänzung könnte ihn annehmbar machen.

Bleibt schließlich als wirklich empfehlenswert nur die Erbschaftssteuer. Doch ihr gebührt eine besondere Abhandlung.

H. v. Gerlach.

Auch eine Handwerkerfrage

„Sprichwort — Wahrwort" heißt es mit Recht, denn das Sprichwort ist der Niederschlag vielfältiger Erfahrung. Aber auch mit Unrecht, denn die Erfahrungen früherer Zeiten sind nicht immer die der Gegenwart. So gibt es deposſedierte Sprichwörter. Und dasjenige, das vielleicht am meisten seine alte Geltung eingebüßt hat und das heute so, wie es lautet, kein Mensch mehr unterschreiben könnte, ist das doch noch immer oft genug gehörte: Handwerk hat einen goldenen Boden. Der goldene Boden ist dem Handwerk längst ausgeschlagen und aus dem behäbigen, selbstbewußten Gliede der mittelalterlichen Gewerbschaften, die die Honoratioren jener Zeit bildeten, sind wenigstens überall da, wo der Charakter der Neuzeit sich durchgesetzt hat, zurücktretende, gedrückte und vielfach geduckte Menschen geworden. Wenn der Junge im Gymnasium faul ist, droht ihm der Vater: Wenn das nicht anders wird, dann nehme ich Dich herunter von der Schule — dann kannst Du Schuster oder Schneider werden! Schuster und Schneider —, was waren das vor ein paar Jahrhunderten für repräsentable Leute, und was sind sie heute!

Es ist natürlich, daß dieser niedergehende Stand alles tun will, um sich zu halten und womöglich die frühere Höhe wieder zu erklimmen. Und ohne Zweifel hat auch die Allgemeinheit ein großes Interesse daran, daß die Zahl der abhängigen Existenzen sich nicht ins Ungemessene mehrt, und jeder Volksfreund wird deshalb, so weit er irgend kann, die Arbeit des freien Handwerkers der Bedienung durch große Geschäfte vorziehen. Aber das muß einem der Handwerkerstand dann auch erleichtern. Er darf darauf hoffen, daß einsichtige Leute zum Handwerker gehen und nicht zum Bazar, wenn der Handwerker nur einigermaßen zu demselben Preise, gleich gut und gleich pünktlich wie der Bazar sie bedient.

Aber daran fehlt es. An wissenschaftliches Arbeiten gewöhnt, vermeide ich es grundsätzlich und ängstlich, Einzelbeobachtungen zu verallgemeinern; aber nachdem mich mein Lebensweg von der Mitte des Vaterlandes nach dem Süden, von da nach dem Westen, dann in dem fernen Osten und wieder in dem Westen, zuletzt nach dem Norden geführt hat, und ich überall dasselbe Bild gefunden habe, darf ich in diesen Einzelbeobachtungen wohl auch ohne Statistik, die es dafür schwerlich gibt, als in der Gegenwart gültige allgemeine Regel diese aufstellen: sehr viele Handwerker erschweren es dem Publikum beinahe systematisch, bei ihnen zu bestellen.

Beauftragt man einen Handwerker mit der Anfertigung irgend eines Gegenstandes und fragt, wann er liefern wird, so ist es nach meinen Beobachtungen geradezu die Regel, von der es nur wenige Ausnahmen gibt, daß er den Tag oder den Termin viel kürzer angibt, als wie er nachher wirklich liefert. Sagt er mir: nächsten Dienstag, so kann ich mit Sicherheit darauf rechnen, daß ich die Arbeit zum Sonnabend noch nicht bekomme und muß froh sein, wenn er am Dienstag darauf, 8 Tage später, wirklich liefert. Alles Klagen und Schelten hilft nicht; der Handwerker ist scheint's unverbesserlich. Mag das Schuhmacher oder Schneider sein, Klempner oder Tischler, Buchbinder oder kleiner Buchdrucker — immer dasselbe Lied. Muß ich etwas zu einem bestimmten Termin unbedingt haben, so bleibt mir gar nichts anders übrig, als in einen der großen Läden zu gehen, wo die Dinge fertig vorrätig sind oder zu einem der großen Geschäfte, auf die man sich in bezug auf die Lieferfrist unbedingt verlassen kann. Brauche ich innerhalb 8 Tagen einen Anzug, so bin ich verraten und verkauft, wenn ich zum Schneider gehe; natürlich verspricht er hoch und teuer, daß ich den Anzug am Abend vorher haben soll; aber ganz sicher bekomme ich ihn nicht, wenn ich mich nicht täglich darnach umsehe, ob die Arbeit wirklich in Angriff genommen ist und daß sie richtig fortschreitet. Gehe ich dagegen in ein Maßgeschäft, so zahle ich vielleicht 5 M. mehr, aber ich bin auch ganz sicher, daß man mir rechtzeitig liefert. Das Maßgeschäft aber muß doch auch mit Handwerkern arbeiten; warum können denn die pünktlich sein? Können nur die abhängigen Leute, weil sie unter dem Druck der Abhängigkeit stehen, ihre Arbeit rechtzeitig abliefern, der selbständige Meister aber kann es nicht? Nun, dann verliert eben der selbständige Handwerker allmählich seine Kundschaft, und um leben zu können, muß er dann seine Selbständigkeit aufgeben. Und nun kann er mit einem Mal pünktlich sein. Warum? Nur, weil er jetzt muß.

Fragt man, warum der Meister nicht geliefert, so bekommt man die Antwort, entweder: Meine Leute sind mir ausgeblieben, oder gewöhnlicher: Ich hatte noch zu viel anderes zu tun! Aber kann der Meister die Leute nicht halten, so muß er eben darauf verzichten, solche heranzuziehen und darf nicht mehr übernehmen, als was er allein ausführen kann. Schuhmacher und Schneider, die nach Maß arbeiten, werden, wenn man sich auf sie verlassen kann, immer ihre Kundschaft behalten. Wenn sie aber mehr übernommen haben, als sie leisten können, so haben sie doch entweder ihre Arbeitsmenge vorher nicht richtig überschlagen, oder aber sie haben etwas zugesagt, von dem sie von vornherein wußten, daß sie es nicht halten konnten. Eines ist so verkehrt wie das andere. Jedes Geschäft will kaufmännisch betrieben sein. Nicht bloß Arbeit und Kapital, sondern auch die Arbeitszeit ist ein Faktor der kaufmännischen Rechnung, der nicht außer acht gelassen werden darf. Sagt mir jemand bei meiner Bestellung bestimmt: bis zum Dienstag kann ich nicht liefern, wohl aber am Donnerstag, so werde ich als Besteller vielleicht ihm diese bestimmte Arbeit nicht übertragen, weil ich sie eben zum Dienstag brauche. Diese eine Arbeit geht dem Handwerker also verloren; aber ich habe gesehen, daß er mich reell hat bedienen wollen und nichts versprechen wollte, was er nicht halten konnte, und so entziehe ich ihm meinen Auftrag nicht überhaupt, sondern komme bei der nächsten Gelegenheit wieder. Unter Umständen kann ich mich auch einrichten und bis zum Donnerstag warten, wenn ich nur bestimmt weiß, daß ich bis dahin bedient werde. Verspricht mir dagegen der Handwerker, zum Dienstag zu liefern, liefert aber erst ein paar Tage später, so komme ich vielleicht des Versuchs halber noch einmal; werde ich aber auch dann im Stich gelassen, so hat er meine Kundschaft dauernd verloren. Durch unmögliche Versprechungen sich einen einzelnen Auftrag sichern zu wollen, ist die größte Kurzsichtigkeit und Unklugheit, die der Handwerker begehen kann.

Und ein zweites: Pünktliche Arbeit und pünktliche Bezahlung gehören zusammen. Viele Handwerker klagen, daß ihre Rechnungen so lange unbezahlt bleiben. Liegt das aber nicht zum Teil auch daran, daß es noch immer eine Art Ehrensache des Handwerkers zu sein scheint, die Rechnungen aufsummen zu lassen und sie dann erst, wie der Arzt, nach Neujahr zu schicken? Würde mit jeder Arbeit zugleich die Quittung vorgelegt, so würde diese in vielen, vielleicht in den meisten Fällen sofort eingelöst werden. Der Handwerker hätte sein Geld, brauchte um so viel weniger Kredit und würde entsprechend billiger liefern können. Und der Besteller brauchte dann nicht mit den unwillkommenen Neujahrsglückwünschen aufgesummter Posten zu rechnen. In den meisten Fällen wäre beiden geholfen. Aber gegenwärtig ist es fast unmöglich, den Handwerker gleich bei der Ablieferung seiner Arbeit zu bezahlen. Es hat ja Zeit, heißt es da, oder: Ich habe es noch nicht nachgerechnet, oder: Bei Ihnen hat es doch keine Eile! Der Handwerker lerne von seinem großen Konkurrenten, dem Warenhause. Wertheim liefert nur gegen Barzahlung, darum kann er billig liefern.

Und endlich: Sind denn die kleinen Handwerker wie die kleinen Kaufleute immer nur Konkurrenten und Geschäftsfeinde, und könnten sie nicht in vielen Dingen vielmehr Hand in Hand arbeiten? Ich hole mir in einer kleinen Stadt 100 Geschäftsbriefumschläge einfachster Art für Drucksachenversendung, sie kosten 0,45 M. Ich frage: „Sagen Sie doch, wieviel haben Sie selbst dafür bezahlt?" „Das ist Geschäftsgeheimnis", wird mir erwidert. „Nun," sage ich, „ich will Ihnen nur mitteilen, daß ich dieselben Umschläge sonst im großen für 17 Pf. für 100 Stück beziehe." „Ganz unmöglich," antwortet

Digitized by Google

mir der Mann; „ich zahle selbst viel mehr." „So, wieviel nehmen Sie denn auf einmal?" „Etwa 600 jedesmal, wenn der Reisende kommt," erwidert er. „Dann ist es freilich kein Wunder, daß Sie so teuer verkaufen und doch nicht viel daran verdienen. Ich, als bloß ein Konsument, kaufe gleich auf einmal 10000 Stück." „Dafür habe ich keinen Absatz," sagte der Mann. „Aber könnten Sie nicht wenigstens solche Brotartikel mit ihren Geschäftsgenossen zusammen beziehen?" „Das ist ganz unmöglich!"

Nun, dann ist's freilich unmöglich, daß das Handwerk wieder auf einen grünen Zweig kommt. Die alten Innungen hatten gewiß vieles gegen sich, aber sie vereinigten die Handwerks- und Geschäftsgenossen, und die Einigkeit machte stark. Sie würde heute wieder, wenn nicht stark, so doch stärker machen.

Mag sein, daß die Reform des Handwerks nicht ohne gesetzliche Maßregel gefördert werden kann; aber zweifellos ist sie auch zu einem guten Teil eine Sache des Handwerkerstandes selbst.

Friedrich Zimmer.

Büchertisch

Andreas Bodenstein von Karlstadt, II. Teil: Karlstadt als Vorkämpfer des laienchristlichen Puritanismus von Dr. Hermann Barge, Leipzig 1905, 632 Seiten.

Unsere Leser erinnern sich, daß wir vor etwa einem Jahre den ersten Band der Arbeit Dr. Barges über Karlstadt angezeigt haben. Jetzt ist die zweite Hälfte hinzugekommen, und das Leben Karlstadts liegt fertig vor unseren Augen, ein Leben voll endloser Mühen im Dienste einer Idee, die heute auch in lutherischen Gebieten vielfach als selbstverständlich gilt, die aber damals von der ganzen Wucht lutherischer Kirchenpolitik getroffen wurde. Karlstadt ist im Grunde ein Leugner der materiellen Wirkung der Sakramente und damit eines besonderen mystischen Dienstes der Priester, Luther aber will zwar die Mißbräuche beseitigen, aber Sakramentsmystik und Kirchentum erhalten. Es sind nicht nur zwei dogmatische Lehren, die miteinander kämpfen, sondern zwei Arten, das Volk zu leiten. Karlstadt hat ein tiefes Vorgefühl dafür, wie stark der Katholizismus im Luthertum nachwirken wird und aus diesem Gefühl heraus ist die Ausdauer zu erklären, mit der er sich dem Druck der siegreichen lutherischen Macht gegenüberstellt. Luther erscheint in diesem Zusammenhange als der Mann, der, selbst dem Martyrium entronnen, nun Märtyrer macht. Man sieht bei Barge die Wittenberger in ihren Menschlichkeiten und in ihrem Anteil an kleinstädtischer und kleinstaatlicher Art der Lebensführung. Wieviel freier sind dem gegenüber die Straßburger und besonders Zwingli und sein Kreis in Zürich! Eine etwas schwierige Frage ist es, den Anteil richtig zu bestimmen, den Karlstadt am Bauernkrieg gehabt hat. Dr. Barge bemüht sich, ihn als unpolitischen Propheten darzustellen, den nur der Zufall in die äußere Nähe der bäuerlichen Revolution gebracht hat. Immerhin aber bleibt bestehen, daß er als Geistesverwandter der Bauern aufzufassen ist, auch wenn er selbst unter ihnen nur eine traurige Zwangsrolle gespielt hat. Er hat den Schritt Luthers zur Unterdrückung der Bauernbewegung nie mitmachen können, und er selbst war ja auch ein geplagtes Tier und gehetztes Wild, das 10 Jahre lang nicht wußte, wo es sein Haupt hinlegen sollte. Erst in der Schweiz beginnt sein Leben wieder glatten Fluß zu bekommen und wenn man es dramatisch erzählen wollte, müßte man es schließen lassen, sobald er in Zwinglis offene Arme einläuft. Die Wirklichkeit hat aber noch ein weiteres Jahrzehnt nach Zwinglis Tode und einen neuen Karlstadtischen Streit um die Einrichtungen der Universität in Basel. Nach allem diesen Hader und Wandel stirbt Karlstadt 1541 an der Pest als eine Stütze der Wissenschaften und als ein Mann, den das Leben zwar stäupen, aber nicht ertöten konnte. Dr. Barge hat es verstanden, ihn literarisch von den Toten zu erwecken und seinen religiösen und sozialen Prophetismus für uns wieder lebendig zu machen. **N.**

Die heutige Sozialdemokratie, eine kritische Wertung ihrer wissenschaftlichen Grundlagen und eine soziologische Untersuchung ihrer praktischen Parteigestaltung von Dr. Robert Brunhuber, bei Gustav Fischer in Jena, 212 Seiten, Preis 2 M.

Den Grundstock dieses wertvollen Büchleins bilden Aufsätze in der Kölnischen Zeitung, die im Sommer erschienen und teils wegen des Ortes, an dem sie auftauchten, teils wegen ihrer guten und klaren Logik Aufmerksamkeit erregten. Damals hat sich Eduard Bernstein ausführlicher mit ihnen auseinandergesetzt. Wir unsererseits können im Allgemeinen zustimmen und freuen uns, daß hier ein sachkundiger Optimismus sich mit der Lage der Sozialdemokratie befaßt. Fraglich kann von unserem Standpunkt aus nur sein, wie bald und unter welchen Zwischenerscheinungen das zu Tage tritt, was Brunhuber als notwendig darstellt. Er untersucht die Haltbarkeit des Erfurter Programms und kommt zu dem Schluß, daß dieses Programm des revolutionären Klassenkampfes dadurch überholt worden ist, daß die obere Schicht der Arbeiter innerhalb der gegenwärtigen Gesellschaft aufsteigt und also nicht mehr fragt, wie das Lohnsystem zu beseitigen, sondern wie der Lohn zu erhöhen sei. Diese proletarische Oberschicht steht theoretisch dem Liberalismus weit näher als dem marxistischen Kommunismus. Mit ihr verbinden sich demokratische Kleinbürger und klassenlose Idealisten zu einer Partei demokratischer Reformen, die den gegenwärtigen Zustand nicht für die beste der Welten, aber für verbesserungsfähig ansieht. Unterhalb dieser Reformpartei bleibt aber die Menge derer, die dem Kapital auf Gnade und Ungnade überliefert ist und die deshalb nicht aufhören kann, den Kapitalismus als System zu bekämpfen. Die heutige offizielle Sozialdemokratie ist ein Ausdruck dieser Unterschicht und ihre revolutionären Formeln stammen aus den armen Anfangszeiten der modernen Industrie. Die Revisionisten aber sind der Ausdruck der proletarischen Oberschicht und können deshalb durch keine Parteitage totgeredet werden. Ihre augenblickliche Schwäche sagt noch nichts gegen ihre sachliche Notwendigkeit. Die Zukunft der Sozialdemokratie besteht also nicht in allgemeiner, gleichmäßiger Mauserung, sondern in früher oder später eintretender Spaltung. Soweit der Inhalt des Buches. Es würde gut gewesen sein, die Gründe der Schwäche der Revisionisten genauer zu behandeln. Die Gefahr des jetzigen Zustandes liegt gerade in dieser Schwäche. Die kritischen Darlegungen zu den Hauptbegriffen des Erfurter Programms enthalten manche recht interessante Partie.

Amiels Tagebücher. Deutsch von Rosa Schapire. 4. Band der „Fruchtschale". Verlag Piper, München. 362 S.

In den Aufzeichnungen des Genfer Philosophen und Aesthetikers H. F. Amiel (1821—1881) liest man mit einem merkwürdigen und fast scheuen Gefühl. Man erlebt, wie ein äußerst sensibler Geist alle leisen und lauten Regungen seiner Seele mit einer unheimlichen und ergreifenden Objektivität niederschreibt, sachlich, leidenschaftslos trachtet, die eigene, differenzierte Natur und ihre Gesetze, ihr Gleichgewicht zu erkennen und zu verstehen. Und ein Leben, das scheinbar ruhig und gelassen dahinfließt, deckt das Ringen eines zerrissenen Menschen, dessen Geist die Welt und ihren Sinn in sich aufzunehmen strebt und dessen Wille und Tun schwach, ohne Stoßkraft, ohne Hoffnung, ohne Ziel ist. Amiel ist eine passive Natur und er empfindet diesen Mangel, er, dessen Sehnsucht und Einsicht von der starken Natur, von der schaffenden Individualität weiß. Diese Erkenntnis zerbricht seine Seele und sein Leben. Es ist nichts Fertiges. Wir sehen das Leiden eines großen Menschen in fast erschreckender Nähe und dabei genießen wir die Feinheit dieses Geistes und die Schönheit der Sprache, die von dieser Tragödie reden. Diese Unmittelbarkeit, dieser Reichtum feinster seelischer Analysen macht das Buch reizvoll. Was an philosophischer Gedankenarbeit drin steckt, stellt Amiel in die Nachbarschaft von Schopenhauer und namentlich von Nietzsche. Tiefer Anregung wird man auch hier gewiß sein; aber im ganzen Zusammenhang bleibt die Relativität dieser Weltanschauung fast zu bewußt. **H.**

Friedrich der Große von Thomas Carlyle (gekürzt in einem Bande von Karl Linnebach). B. Behrs Verlag, Berlin 1905. Preis 8 bezw. 10 Mk. 528 S.

Das Wegebahnen ist eine dem Pionier gewohnte Beschäftigung; manchem so gewohnt, daß der Leutnant im Kehler Pionierbataillon, Herr Karl Linnebach, auch in seinen Mußestunden dieser Beschäftigung sich hingab und nun dem deutschen Volk zu jener „lebendigen Bildsäule" des Alten Fritz den Weg gebahnt hat, die bisher hinter dem Gestrüpp und den Drahtverhauen sechs dicker Bände nur recht wenigen zugänglich gewesen ist. Wir meinen die Lebensgeschichte Friedrichs des Großen, die, obwohl von dem Schotten Carlyle geschrieben, dennoch ein deutsches Buch ist und dank dieser ausgezeichneten gekürzten Ausgabe hoffentlich ein deutsches Volksbuch werden wird. Herr Linnebach hat erkannt, daß der Wert dieses Buches nicht in den vielen Materialien liegt, die es aus anderen Büchern zusammenholte, überhaupt nicht in reiner Erzählung der Begebenheiten, sondern in seiner Verlebendigung der Persönlichkeit jenes Größten unter den Königen. Die wissenschaftliche Forschung des halben Jahrhunderts, seitdem dieses Werk erschien, muß seiner Darstellung einzelner Vorgänge oft genug widersprechen; aber an dem Bilde des Mannes, der zwischen diesen Vorgängen steht und sie alle beherrscht, wird wohl nichts mehr geändert werden. **W. C.**

Unsere Bewegung

Berlin. Am 27. November veranstaltete der sozialliberale Verein eine große Kundgebung gegen das preußische Dreiklassenwahlsystem, die außerordentlich zahlreich besucht war. Die Referate waren von den Herren Dr. Barth und Abg. Gothein übernommen worden. Dr. Barth hob hervor, daß, während in Rußland und Oesterreich starke Strömungen zur Demokratisierung des Staatslebens zur Geltung gelangten, Preußen allmählich den Hort der Reaktion bilde. Nach einer Besprechung der schmählichen Haltung des Ministeriums in der Fleischnotfrage und der Gefahr der Klerikalisierung der Volksschule zeigte Dr. Barth an wenigen Zahlen das Unsinnige dieser „Volks"vertretung, die die Sozialdemokratie völlig ausschließt, wiewohl diese Partei bei den Reichstagswahlen in Preußen eine größere Stimmenzahl aufgebracht

Digitized by Google

als die Konservativen mit ihren ganzen Abgeordneten. Dieses System hat zur Folge, daß mit Naturnotwendigkeit die staatsbürgerliche Gesinnung schwindet und die Radikalisierung der unteren Volksschichten befördert wird, wie es auf der anderen Seite daran schuld ist, daß Deutschland, das für Preußen gesetzt wird, im Ausland bei freiheitlichen Völkern an moralischem Kredit verliert. Abg. Gothein ergänzte diese Ausführungen, indem er die Macher der heutigen preußischen Politik als die rücksichtslosen Vertreter ihrer engen Klassen- und Standesinteressen charakterisierte, die es von je verstanden haben, die Freiheit zu unterdrücken (E. M. Arndt) und die ganze Verwaltung mit ihrem Geiste zu durchsetzen. Sie sind in Wahrheit die Herren Deutschlands. Als jetzt der gute Gedanke einer direkten Reichssteuer kam, erhob sich das preußische Abgeordnetenhaus mit Erfolg dagegen. Das allgemeine politische Interesse zwingt den Liberalismus, auch wenn er selber gar keine direkten Vorteile davon hätte, das Reichstagswahlrecht für Preußen zu fordern. — Die Diskussion gestaltete sich sehr lebhaft und beim Auftreten eines antisemitischen Redners gingen die Wogen der Erregung ziemlich hoch. Auch eine Reihe sozialdemokratischer Redner kam zum Wort. Die Aussprache drehte sich namentlich um die Frage des Frauenstimmrechts, die von Frl. E. Lüders aufgerollt war; die Mehrzahl der Versammlung stimmte aber mit den Referenten darüber ein, daß es aus taktischen Gründen notwendig ist, diesen Kampf auf die Erreichung des Reichstagswahlrechtes in seiner heutigen Form zu beschränken. An der Diskussion beteiligten sich namentlich noch die Herren Abg. Dr. Potthoff, der vom Gegensatz zwischen Nord und Süd in den Wahlrechtskämpfen sprach, und Rechtsanwalt Gottschalk. Im Schlußwort wies Abg. Gothein sehr eindrucksvoll die sozialdemokratischen Angriffe zurück, während Dr. Barth kurz und packend noch einmal die Grundlagen unserer Stellung gegenüber der Sozialdemokratie erörterte.

Dresden. Am 29. November fand hier eine vom Liberalen Verein veranstaltete öffentliche Volksversammlung unter dem Vorsitz des Herrn Dr. v. Mangoldt statt, welche die erste in Deutschland war, die zu den neuen Steuervorlagen Stellung nahm. Die von ihr ins Werk gesetzte energische Kundgebung gegen die Finanzpolitik des Reiches erfolgte auf eine Rede unseres Parteifreundes Reichstagsabgeordneten v. Gerlach über die Geldnot im Reiche und die neuen Steuern. Unter starkem Beifall übte der Redner eine scharfe Kritik an der Finanzwirtschaft des deutschen Reiches, unter der wir von einem Aktivum von 4 Milliarden Mark im Jahre 1871 (aus der französischen Kriegsentschädigung) auf 3½ Milliarden Schulden gekommen sind. Er legte einerseits die Ungerechtigkeit und Schädlichkeit der vorgeschlagenen Erhöhungen der Steuern auf Bier, Tabak, Fahrkarten, Quittungen dar und verurteilte andererseits das Verfahren der Regierung, die aus der grundsätzlich zu billigenden Erbschaftssteuer die dadurch zu erzielenden Einnahmen herauszuholen sich scheue.

Dortmund. Auch in unserer Stadt marschiert die Einigung des entschiedenen Liberalismus; die Stadtverordnetenwahlen haben uns in dieser Beziehung ein gutes Stück vorwärts gebracht. In der zweiten Abteilung gelang es uns, gemeinsam mit der freisinnigen Volkspartei, der deutschen Volkspartei und den unabhängigen Bürgervereinsmitgliedern einen Kandidaten gegen die Nationalliberalen durchzubringen. Die übrigen Kandidaten unserer Liste erhielten so gewaltige Minoritäten, daß der Eindruck auf alle Kreise ein außerordentlicher war, und der Erfolg für das nächste Mal zu den besten Hoffnungen berechtigt. Dem nationalliberal-ultramontanen Kartell mit seiner Interessenwirtschaft ist jedenfalls das Todesurteil gesprochen worden, zumal auch in den Reihen der Nationalliberalen die Sympathien für den Kuhhandel immer mehr schwinden. In der 3. Abteilung übertraf das Ergebnis unsere Erwartungen. Entgegen den etwas frühzeitigen Weissagungen der ultramontanen „Tremonia", die in ihrer Wut über unser Vorgehen die wildesten Tänze aufführte und uns höchstens 200 Stimmen prophezeite, erhielten unsere Kandidaten 500—600. Für das erste Mal und in Anbetracht unserer noch vielfach mangelhaften Agitation ist das ein Gewinn, den die Sozialdemokraten erst bei der vorigen Wahl nach jahrelanger Arbeit erzielt haben. Dieses Mal brachten sie etwa 1500 Stimmen auf, während das Kartell mit ca. 4600 Stimmen durchdrang. Nur durch ein Zusammengehen aller freiheitlichen Elemente kann in dieses unnatürliche Kompromiß eine Bresche gelegt werden, und das geschieht hoffentlich schon in zwei Jahren.

Soziale Bewegung

Die Führer der Bergarbeiter, Hué und Leimpeters, erlassen wegen der Niederlegung ihrer Redaktionsgeschäfte eine längere Erklärung in der „Deutschen Bergarbeiterzeitung", die sie bisher redigiert haben. Darin bestätigen sie die Mitteilung der Verbandsleitung, daß wohl Meinungsverschiedenheiten, aber kein persönlicher Streit zwischen Redaktion und Verbandsleitung existiere. In allen Grundfragen sei Einigkeit vorhanden; die Meinungsverschiedenheiten bezögen sich auf taktische Dinge und seien aus früheren Protokollen des Bergarbeiterverbandes öffentlich bekannt. Die ganze Erklärung der beiden genannten Führer ist aber offenbar ein Beschwichtigungsversuch. Wenn zum Beispiel hervorgehoben wird, daß beide den Generalstreik befürworten würden, wenn er zur Verteidigung von Arbeiter- und Volksrechten nötig und zweckmäßig sei, so weiß jeder, der die einschlägigen Verhandlungen verfolgt hat, daß beide eben den Generalstreik nicht für ein zweckmäßiges Mittel halten. Uebrigens geben sie offen zu, daß sie sich „gegen den falschen Radikalismus" wenden, „der sich an Worten berauscht und dadurch die Arbeiter abhält von der grundlegenden Kleinarbeit, die doch die Grundlegung der proletarischen Erfolge ist". Sie machen auch kein Hehl daraus, daß sie „die neue Besetzung der „Vorwärts"-Redaktion mit Mißtrauen betrachten" und daß gerade daraus eine Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen und den „Kollegen im engeren Verbandsvorstand" entstanden sei. Es bleibt also bei der bedauerlichen Tatsache, daß die steigende Macht des Radikalismus in der Arbeiterbewegung zwei der tüchtigsten und befähigtesten Gewerkschaftsführer aus ihrer seitherigen erfolgreichen Tätigkeit herausgedrängt hat. Man wird abwarten müssen, ob auch sonst noch die Gewerkschaftsbewegung Nackenschläge vom politischen Radikalismus erhalten wird.

Handwerksgerichte waren in einem Antrag auf dem Kölner Handwerks- und Gewerbekammertag verlangt worden, und diese Forderung war dem Ausschuß zur weiteren Erledigung übergeben worden. Jetzt hat die Ausschußsitzung des Kammertages in Hannover beschlossen, die Weiterverfolgung der Angelegenheit abzulehnen, da sie „aus den vorliegenden Begründungen des Antrags eine notwendige Einführung solcher Sondergerichte nicht ersehen" hat können. Dagegen ist in derselben Sitzung beschlossen worden, eine Erweiterung der Rechte des Meistertitels bei den Bundesregierungen und dem Reichstage zu fordern. Es sollen danach in Handwerksbetrieben zum Halten und zur Anleitung von Lehrlingen nur diejenigen Personen Berechtigung besitzen, welche das 24. Lebensjahr vollendet und in ihrem Handwerk die Erlaubnis zur Führung des Meistertitels haben. Ferner soll nur derjenige die Meisterprüfung ablegen dürfen, der auch die Gesellenprüfung bestanden hat. Bei dem Vergeben von öffentlichen Arbeiten, Lieferungen und Leistungen soll bei sonstiger Gleichheit den Handwerkern der Vorzug gegeben werden, welche den Meistertitel zu führen berechtigt sind.

Gewerkschaftliche Firmenverschleierung. Unter den Organisationen, die zum Zweck der Streikverhütung teils von Unternehmern, teils — unglaublicherweise — auch von Arbeitern gegründet sind, verdient die „christliche Gewerkschaft" in Halle einen besonderen Orden. Sie erläßt folgendes Rundschreiben:

Hiermit den hochlöblichen Arbeitgebern zu Halle a. d. Saale und Umgegend zur gefälligen Kenntnisnahme, daß wir hier eine „Christliche Gewerkschaft für alle Berufe" zur Bekämpfung der Sozialdemokratie und Verhinderung von Streiks errichtet haben. Um dieses zu erreichen, haben wir gleichzeitig einen Arbeitsnachweis für alle Berufe, Gabelsbergerstraße 41., errichtet und erlauben uns, die Herren Arbeitgeber zu bitten, uns Vorschläge zu machen, auf welche Art und Weise ein friedliches Zusammenarbeiten möglich ist, zweitens unsern Arbeitsnachweis recht zu benutzen; zur etwaigen persönlichen Auskunft sind wir gern bereit.

Die Neutralitätsfrage will trotz der Beschlüsse des letzten Kölner Gewerkschaftskongresses in den sozialdemokratischen Gewerkschaften keineswegs verstummen. Zahlreiche selbständige Gewerkschaftsführer vermögen nicht einzusehen, daß es richtig sei, statt der erprobten Neutralität den Parteifanatismus als taktischen Grundsatz in die Gewerkschaftsbewegung einzuführen. Auch einige Gewerkschaftsblätter haben schon früher ihre Meinung offen zum Ausdruck gebracht. Neuerdings ergreift der süddeutsche Gewerkschaftsführer Th. Leipart in einer Polemik gegen seinen Kollegen Bringmann im Organ der Generalkommission der Gewerkschaften das Wort: „Im übrigen stimme ich Bringmann durchaus bei, daß gerade die Gegenwart dazu drängt, in Ansehung der neueren Vorgänge in der deutschen Arbeiterbewegung zur Neutralitätsfrage und was dazu gehört, Stellung zu nehmen. Das ist in erster Linie Aufgabe der Gewerkschaftsredakteure. Neben vielen andern Anlässen bietet auch der Parteitag in Jena Stoff genug für unsere Gewerkschaftspresse. Wenn aber ein Teil derselben nach Jena nichts mehr zu sagen weiß, so möchte ich nicht dafür verantwortlich gemacht werden. Mögen in erster Linie diejenigen, welche vermöge ihres Amtes und Auftrages hierzu bestimmt sind, dafür sorgen, daß in die gegenwärtige große Verwirrung einmal wieder Licht und Klarheit kommt." Aus diesen und ähnlichen Aeußerungen darf man entnehmen, daß die Neutralität der Gewerkschaften doch noch nicht so tot ist, wie das gewisse Parteifanatiker der Sozialdemokratie wünschen möchten. Sie gingen neulich in Wiesbaden so weit, daß sie bei der Aufstellung von Kandidaten zur Gewerbegerichtswahl die Vorbedingung stellten, daß nur solche Arbeiter kandidieren könnten, die Mitglieder des sozialdemokratischen Wahlvereins und Abonnenten des sozialdemokratischen Parteiorgans wären. Aber die Wiesbadener Filiale des Buchdruckerverbandes fuhr energisch dazwischen und setzte eine Resolution durch, die erklärte, es sei zwar Pflicht der klassenbewußten Arbeiter, sich parteipolitisch zu organisieren und die Parteipresse zu

Digitized by Google

unterstützen. Aber es sei nicht möglich, „Vertrauensstellen, welche durch die Gewerkschaften vergeben werden, aus dem Grunde zu versagen, weil der Träger dieser Vertrauensstelle nicht Abonnent des Arbeiterorgans oder nicht Mitglied der sozialdemokratischen Partei ist."

Ein Lebenszeichen vom Ausschuß des deutschen Arbeiterkongresses, der vor zwei Jahren in Frankfurt a. Main getagt hat, ist der Aufruf, den dieser Ausschuß „an die christlichen und nationalen Arbeiter, Arbeiterinnen, Gehilfen, Bediensteten und Angestellten Deutschlands" erlassen hat. Darin wird zunächst konstatiert, daß ein frischer Zug durch die auf dem Frankfurter Kongreß vertreten gewesenen Korporationen gegangen sei und vor allem die konfessionellen Arbeitervereine in sozialer Hinsicht profitiert hätten. Um so trauriger sei es, daß die Entwicklung der allgemeinen Sozialpolitik so wenig befriedige: „Zahlreiche ausgedehnte und heftige Streiks und Aussperrungen erschüttern das wirtschaftliche Leben; die Gegensätze verschärfen sich." Die Entwicklung der freien Gewerkschaften zur Sozialdemokratie hin und deren Radikalismus haben eine wachsende sozialreformfeindliche Stimmung besonders in den Kreisen der Arbeitgeber hervorgerufen und auch die Regierung lässig gemacht. Vor allem sei bedauerlich, daß die Wünsche des Frankfurter Kongresses in bezug auf Sicherung und Erweiterung des Koalitionsrechtes, Anerkennung der Berufsvereine und Einrichtung von Arbeitskammern trotz sympathischer Aufnahme im Parlament bis heute unerfüllt geblieben seien. Zur Durchführung dieser Programmpunkte „sollen die christlichnationalen Arbeiter, wo es ihnen möglich ist, dahin streben, Einfluß in ihren politischen Parteien zu gewinnen und dafür Sorge tragen, daß möglichst viele Arbeiter christlichnationaler Gesinnung in den Parlamenten vertreten sind." Wir sind neugierig, wie viele Arbeiterkandidaturen die Protektoren der christlichnationalen Arbeiterbewegung im Zentrum, in den konservativen und nationalliberalen Parteigruppen proklamieren werden.

Ein unglaubliches Urteil hat das Landgericht Kassel am 13. Dezember v. J. gegen den Maurer Loose wegen versuchter Erpressung und Verrufserklärung gefällt. Loose wurde zu zwei Wochen Gefängnis verurteilt, weil er einen christlich organisierten Arbeiter auf seinem Bau durch Drohungen für den sozialdemokratischen Zentralverband habe gewinnen wollen. Das Gericht hat angenommen, daß er hierdurch seinem sozialdemokratischen Verband einen „widerrechtlichen Vermögensvorteil habe verschaffen wollen", nämlich das Eintrittsgeld und den Beitrag des gepreßten Mitgliedes. Das Reichsgericht hat kürzlich erst die eingelegte Revision verworfen. Damit hat der höchste Gerichtshof eine Auslegung des Begriffs „widerrechtlicher Vermögensvorteil" bestätigt, die jedem Kenner der Gewerkschaften durchaus unverständlich sein wird. Die Arbeiterberufsvereine legen das Hauptgewicht nicht auf Beiträge, sondern auf lebendige Menschen. Gewiß ist es bedauerlich, daß diese oft auf gewalttätige Weise geworben werden. Aber daß solche Werbeversuche vor den Strafrichter gehörten, weil ein widerrechtlicher Vermögensvorteil dabei in Frage komme, ist ganz unverständlich. Nach diesem Urteil muß jeder Gewerkschaftsführer ständig das Gefängnis mit dem Aermel streifen.

Die Arbeiterbeamten erfreuen sich in letzter Zeit größerer Aufmerksamkeit in bezug auf Feststellung ihrer wirtschaftlichen Lage als dies früher der Fall war. In der Dezemberausgabe der „Sozialistischen Monatshefte" findet sich ein lehrreicher ausführlicher Aufsatz von Ernst Deinhardt über das Beamtenelement in den deutschen Gewerkschaften. Daran ist auch für den Laien besonders interessant, daß die Ziffer der angestellten Beamten im Vergleich zum Wachstum der Gewerkschaften außerordentlich gestiegen ist. Im Jahre 1904 hatten z. B. die Metallarbeiter 133 angestellte Beamte, die Holzarbeiter 65, die Maurer 64, die Handels- und Transportarbeiter 43 usw. Ein großer Stab von Beamten sorgt für ordentliches Regiment in den Gewerkschaften. Nur die kleinen und rückständigeren Verbände kommen noch ohne Beamte aus. Auch in den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen und bei den christlichen Gewerkschaften wächst die Einsicht, daß ohne Beamte keine namhafte praktische Arbeit mehr geleistet werden kann. Vor allem ist diese Einsicht bei den deutschen Konsumvereinen weit verbreitet. Der Zentralverband deutscher Konsumvereine stellt eben eine genaue Statistik über die Lohn- und Arbeitsbedingungen der in den Genossenschaften Angestellten und Arbeiter auf, die demnächst einen genauen Einblick in das vielerörterte Thema der Arbeiterbeamten gewähren wird. Schon heute darf man sagen, daß das Verständnis für ausreichende Sicherstellung der Beamten innerhalb der Arbeiterschaft erfreulich gewachsen ist.

Die Düsseldorfer Richtung der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine hat beschlossen, vom 16. Dezember ab ein vorläufig dreimal wöchentlich erscheinendes Blatt herauszugeben. Seither stützte sich diese Richtung auf die Wochenschrift „Der Gewerkvereinsbote", die in Düsseldorf erschien und in der Hauptsache von Arbeitersekretär Erkelenz geschrieben wurde. Der „Gewerkvereinsbote" soll auch weiter als Wochenschrift nur unter anderem Titel erscheinen. Das neue Organ würde also neben dem Verbandsorgan der Buchdrucker das einzige dreimal wöchentlich erscheinende Gewerkschaftsblatt sein. Wir wollen hoffen und wünschen, daß es eine ebenso schneidige Waffe im Kampf um die Emporentwicklung der Arbeiterbewegung wird, wie es der „Gewerkvereinsbote" war und daß es an Existenzsicherheit, Einfluß und Abonnentenzahl das Buchdruckerorgan mit der Zeit erreicht.

Ist Tabakrauchen gesundheitsschädlich?

Unsern Tabakrauchern nicht allein, sondern auch dem gebildeten, nicht rauchenden Publikum, welches sich für hygienische Fragen interessiert, ist die von ärztlicher Seite ausgegangene Bewegung gegen übermäßiges Tabakrauchen nicht unbekannt geblieben. Es wurde die Parole ausgegeben, daß das Nikotin des Tabaks eine schwere Gefahr für die Gesundheit des Menschen bedeute. Die Folge dieser Behauptung war, daß alsbald findige Zigarrenfabrikanten sich überboten in Anpreisungen ihrer „nikotinfreien", „nikotinarmen", ihrer „hygienischen" und „Gesundheits-Zigaren". Man schüttet das Kind mit dem Bade aus, indem man den Freunden des Tabaks dieses geschätzte und bei Tausenden in hoher Gunst stehende Genußmittel in einer Form darbot, daß es in Mißkredit kommen mußte.

Da ergaben denn weitere Forschungen, daß nicht die dem Tabak eigentümlichen Bestandteile, zu denen u. a. das Nikotin gehört, beim Rauchen allein die Giftwirkung bedingen, sondern daß diese vorzugsweise die Folge der beim Verglimmen des Tabaks entstehenden Zersetzungen ist. Diese richtige Erkenntnis war die Veranlassung, daß sich nach einer neuen Richtung hin Bemühungen geltend machten, um dem Tabakrauch die Giftwirkung zu nehmen, ohne dabei das eigentliche Aroma des Tabaks zu zerstören. Nachdem schon Geheimrat Prof. Dr. med. Gerold durch besondere Vorbehandlung des Tabaks Fabrikate erzeugt hatte, welche als physiologisch nikotinunschädlich bezeichnet werden konnten, war es Universitätsprofessor Dr. Thoms in Berlin vorbehalten, auch die Giftwirkung der beim Rauchprozeß sich bildenden Gase, wie Blausäure, Schwefelwasserstoff, Ammoniak ꝛc. zu beseitigen. Professor Thoms hat die chemische Wirksamkeit seines Verfahrens bewiesen (Chem. Zeitg. Nr. 1, 1904). Es blieb nunmehr nur noch übrig, auch auf physiologischem Wege die Wirkung darzutun. Das ist nun neuerdings geschehen.

In einer angesehenen medizinischen Zeitung, der „Medizinischen Klinik" (Nr. 22, 1905), berichten Dr. med. W. Schmidt und J. Varges über Versuche, die sie mit nach dem Gerold- und Thoms'schen Verfahren hergestellten Zigarren ausgeführt haben. Die physiologischen Prüfungen wurden an 23 Rauchern vorgenommen, und zwar 1. an gesunden, 2. an empfindlichen, 3. an kranken Rauchern. Von ganz besonderem Interesse sind die bei kranken Rauchern gewonnenen Ergebnisse. Die Verfasser schreiben darüber: „Alle waren Raucher gewesen, hatten aber wegen ihrer verschiedenen Leiden das Rauchen ganz aufgeben oder auf ein Minimum beschränken müssen. In erster Linie waren es Patienten mit chronischer Magenverstimmung und chronischem Magenkatarrh, ferner Leute (in der Rekonvalescenz befindlich) mit akuten und chronischen Herz- und Lungenleiden, Herzmuskelentartung, Fettherz, Verkalkung der Gefäße, chronischem Bronchialkatarrh, Lungenerweiterung, Asthma, ebenso solche mit Nervenerkrankungen, besonders Neurasthenie und nervöser Schlaflosigkeit, endlich Patienten mit Symptomen chronischer Nikotinvergiftung. Während bei den meisten dieser Herren schon nach dem Genusse einer mittelleichten, nicht präparierten Zigarre sich eine deutlich wahrnehmbare Steigerung ihrer Krankheitssymptome geltend machte, blieb nach dem Genusse von ein bis drei präparierten Zigarren jegliche ungünstige Wirkung aus. Im Gegenteil äußerten sie ihre Freude über den langentbehrten Genuß einer Zigarre ohne die bisherigen schlimmen Folgen. Besonders fehlte jede nachteilige Wirkung auf das Zirkulations- und Nervensystem; die Blutdruckmessungen vor und nach dem Genuß dieser Zigarren zeigten ein gleiches Resultat, also das Ausbleiben jeder Veränderung des Blutdruckes. Auffallend war die Unschädlichkeit dieser Fabrikate bei Personen mit chronischer Nikotinvergiftung. Trotz des Genusses von zwei bis drei Cigarren pro Tag blieben die früheren Symptome: Herzklopfen, Pulsbeschleunigung und Unregelmäßigkeit, Beklemmung, Angst, Magenstörungen, Kopfschmerz usw. aus. Sie traten nicht ein einziges Mal wieder auf." 3242

Die Verfasser schließen ihre bemerkenswerten Mitteilungen mit den Worten:

„Nach diesen objektiven Wahrnehmungen und subjektiven Kundgebungen glauben wir ein günstiges und empfehlendes Urteil nicht zurückhalten zu sollen. Wir halten diese, nach dem patentierten Thoms-Gerold'schen Verfahren hergestellten Wendt's-Patent-Zigarren von Wendt's Zigarrenfabriken Aktiengesellschaft, Bremen, für eine hygienisch außerordentlich wertvolle Errungenschaft, indem sie sowohl dem empfindlichen, als auch dem kranken Raucher den Genuß einer fast entgifteten Zigarre ermöglicht und ihn der Notwendigkeit enthebt, sich diese Annehmlichkeit und liebe Gewohnheit ganz oder zum Teil versagen zu müssen." R. P.

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Eugen Katz in Berlin. — Druck von Franz Weber, Mauerstr. 80.

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 49. Berlin, 10. Dezember 1905

Obrigkeit

Jedermann sei untertan der Obrigkeit. Paulus.

Es ist Paulus sicher nicht leicht geworden, diese Mahnung in so fest gegossener Form niederzuschreiben. Er, der Jude dem Blut, der Christ dem Glauben nach, hatte tausend und mehr Gründe, dem Römer feind zu sein. Und doch hat er es getan. Denn er hatte den Blick für das Gute außerhalb der Kirche nicht verloren und erkannte es in seiner vollen sittlichen Würde überall und rückhaltlos an. Er wußte, was Frieden bedeutet, nicht nur für die materielle, sondern für die geistige Wohlfahrt eines Volkes. Er kannte die Ordnung und Zucht in ihrer sittlichen Macht als Vorbedingung jedes religiösen Besitzes.

Da kamen andere Zeiten. Man benutzte noch Pauli Wort, aber seinen Sinn hatte man vergessen. Man hatte den Gehorsam vor dem römischen Kaiserthron als Empfehlungsbrief nötig und rechnete damit, daß man bald zur „anerkannten Religion" aufsteigen würde. Als dann der römische Staat und die christliche Kirche Frieden geschlossen hatten, da brauchte man das Wort erst recht, um die Ehrfurcht vor der kirchlichen Gewalt zu stützen und die Formen des Glaubens mit Gewalt festzulegen. Ob dieses Mißbrauchs willen hörten bald in jenem kühnen Satz des Heidenapostels viele ernsten und frommen Gemüter einen Mißklang. Man sah nur den Mißbrauch, der mit jenem Gebot getrieben wurde, und vergaß die Kraft, die aus dieser Quelle strömen mußte.

Auch heute mag es manchem unangenehm sein, jenes Wort wieder zu hören. Man denkt sofort, daß derjenige, der daran erinnert, sich irgendwo lieb Kind machen möchte. Aber solcher häßliche Gedanke stört den offenen Blick auf die Größe jenes Grundsatzes im Ernste doch nicht, denn er gilt nicht bloß den Kleinen als Last und Fessel. Er wendet sich mit dem selben Ernst an die Großen, die leicht in Versuchung kommen, Staat, Recht, Gesetz als ihre Bedienten anzusehen. Scharf wie geschliffene Klinge redet Paulus zu „jedermann". Damit ist die Obrigkeit von selbst auf eine Höhe gehoben, die die schwersten Verpflichtungen in sich schließt. Denn sie muß, um über groß und klein zu stehen, wirklich sittliches, inneres Recht haben. Hat sie dies, so ist sie Wehr und Hort für Recht und Frieden und die christliche Welt hat die Verpflichtung, diese Güter mit sittlicher Ehrfurcht zu behüten. Wer die Obrigkeit schützt und ehrt, um von ihr Brot und Orden zu bekommen, der hat noch nie etwas von tieferen sittlichen Beweggründen gehört. Wer die Obrigkeit verhöhnt, nur weil sie oben steht, der zählt zu derselben Klasse erbärmlicher Menschen. Wer aber unter der zeitlichen Gestalt der Obrigkeit die stetige sittliche Kraft zu Ordnung und Frieden als unverlierbares Gut zu schützen versteht, der beugt sich gern unter jenes Wort des ersten Heidenmissionars. Ihm gilt es nicht als Gesetz, ihm ist es sittlicher Trieb, der ihn zur Anerkennung zwingt.

Traub.

Moderne Illustratoren

Die letzten Jahrzehnte der technischen Vervollkommnung, der Massenumsätze, der steigenden Volksschichten haben die Kunst, lange eine Sache der Reichsten und Reichen, in außerordentlichem Maße demokratisiert, und wir stehen heute erst davor, daß diese Erscheinung, nach rohen und ungepflegten Jugendjahren, kulturell sich auszuwirken beginnt. Ihren Ausdruck bilden all die illustrierten Zeitungen, Witzblätter, billigen Kunstblätter unserer Tage. Und dahinter steht der Aufschwung der graphischen Gewerbe und der graphischen Kunst. Das weite, gestaltlose, unfaßbare Bedürfnis dieser Vielen schuf sich zu seiner Befriedigung eine Gruppe von Künstlern, die sie bedienen sollten, unterrichten, belehren, rühren, unterhalten.

Hier entsteht eines der interessantesten Probleme der modernen Kunst: das breite Bedürfnis schafft — es scheint ein Widerspruch — keine Type, sondern Individualitäten, Menschen, die betont ihre Wesensart umzeichnen, ausbilden, und in erster Linie Dokumente ihres Schaffens geben wollen. Daß dieser ausgeprägte Individualismus eben ein Sonderzug der modernen Zeichner, Graphiker, Illustratoren ist, zeigt einmal ein Vergleich mit dem Einerlei der heutigen gemalten Kaufware, und dann ein Blick auf die enge Stilverwandtschaft unter den Zeichnern vor 60 und 80 Jahren. Der Gründe dieser Erscheinung sind es verschiedene; z. T. liegen sie im Stoff begründet. Nehmen wir ein ganz einfaches Beispiel: drei Künstler sollen eine Brücke malen und dann sollen sie irgend einen Witz illustrieren. Während die Ergebnisse beim ersten Fall, zwar schon verschieden, aber immerhin einander ähnlich sein werden, gehen sie im zweiten Fall ganz auseinander. Diese selbstverständliche Weisheit heißt für uns soviel: die literarische Pointe des Witzes führt den Künstler von der Außenwelt auf sich selber zurück, auf seine Phantasie, Auffassung, seinen Verstand und sein Temperament. Diese werden, neben seiner Technik, den Charakter des Bildes bestimmen; das Wesen des Illustrativen zwingt also den Künstler, sein Persönliches herauszuarbeiten.

Daneben tritt heute ein Besonderes. Die meisten unserer jungen Künstler kommen vom malerischen Naturalismus, vom Impressionismus. Keine Richtung war so wie diese, wenn auch doktrinär bisweilen beschränkt, notwendig und heilsam. Sie streifte von Kunst und von Natur die beengenden Hüllen all der philosophischen, ästhetischen, patriotischen, poetischen Voraussetzungen und Ueberlieferungen und verschaffte wieder dem Auge und seiner Freude ihr ursprünglichstes und eigenstes Recht. Durch diese Schule gingen und gehen heute die Künstler und zum Teil mit außerordentlicher Konsequenz, sie erarbeiten sich nicht nur eine große technische Leistungsfähigkeit (eine durchaus notwendige und ehrliche Sache), sondern auch ein scharfes Auge und ein sehr unmittelbares Verhältnis zur Natur und ihren Erscheinungsformen. Aber früher oder später kommt die Erkenntnis, daß der Impressionismus nicht das Ziel der Kunst ist, sondern eine Methode, vielleicht die Methode, und es entsteht zu gleicher Zeit das Bedürfnis, nach all der farbigen, zerfließenden Analyse dieses malerischen, Impressionismus zu Formen, Konturen, Sicherheiten, Kom-

Digitized by Google

positionen zu gelangen. In diesem Vakuum entdeckt der moderne Illustrator sich selber und er füllt es mit seiner Persönlichkeit, seinen Leidenschaften, seinen Anschauungen. Die Schule, die hinter ihm liegt, bewirkt, daß er kein Literat wird, sondern Kunstwerke schafft. Er sucht nach der Formel seines Wesens und verdichtet sie zur tausendgestaltigen, bildnerischen Darstellung.

Und hier reden wir von einem letzten. Für uns bedeutet der Künstler nicht mehr der begnadete Ausnahmemensch, der über den Tälern irdischer Gewöhnlichkeit auf den lichten Höhen der Schönheit und Erkenntnis schreitet und Gott schaut. Er ist ein Mensch wie wir, der sich zwischen den Rädern der Zeit um seinen Weg und seine aufrechte Haltung müht, und unsere Schmerzen sind seine Schmerzen, sie sind es in einem verstärkten Grade. Denn der moderne Künstler, sensitiver, feinhöriger als wir (das ist eben sein Wesen und seine Tragik), empfindet die Wehen unserer zukunftgebärenden Zeit tiefer, inniger und grausamer. Er erlebt die Geschichte unserer Tage, nicht die Geschichte der Kanonen und Kongresse, sondern die der geistigen Ausgleichungen, seelischen Spannungen, kulturellen Entwicklungen in stärkstem Maße, sofern er eine Persönlichkeit, und seine Gabe und Aufgabe drängt ihn, dieses Leben künstlerisch zu objektivieren. Hier erschließt sich uns die geschichtliche Bedeutung des modernen Illustrators, der seine Zeit in seiner Seele spiegelt und seine Seele in seiner Kunst. Seine Werke werden, heute mehr als je und auf diesem Gebiet der Kunst in einem tieferen Sinne als sonst, innerlichste Dokumente der Geschichte; ein Blatt wie der „Simplizissimus" wird in hundert Jahren die getreuesten Lösungen enthalten auf die Fragen nach dem Wesen dieser unserer merkwürdigen Zeit.

Diese Einleitung, die ein Versuch ist, soll hinführen auf eine Veröffentlichung, die unsere Ueberschrift als Titel hat. Sie ist von dem jungen und mutigen Verlag R. Piper & Co., in München veranstaltet und soll in zwölf Heften Einzeldarstellungen moderner Illustratoren bringen. Sieben dieser Hefte liegen heute vor; jedes kostet, bei vielen und guten Abbildungen, nur drei Mark. Den begleitenden Text schrieb Hermann Eßwein. Ihn zu lesen, kann nur Gewinn bringen. Die Lektüre ist nicht immer leicht und angenehm, denn Eßwein geht sehr gründlich vor und ist bestrebt, die Linien des Zusammenhanges zwischen Künstler und Zeit und im Werke des Künstlers möglichst vollkommen aufzuzeigen; was er schreibt, steckt voll Ernst, Sachkenntnis, Anregung. Das ganze Unternehmen verdient lebhaft Dank und Anerkennung.

Von den sieben Künstlern muß im folgenden noch geredet werden. Das, was vorhin gesagt wurde, führt nur zum Fundament der Betrachtung und es gilt von den einzelnen bloß im allgemeinen und weiten Sinne. Der Raum gestattet uns hier nur Andeutungen oder Profile.

Da sind vom Stabe der „Fliegenden Blätter" Eugen Kirchner und Adolf Oberländer, die eigentlichen Humoristen in diesem Kreise. Kirchner ist als Mensch und als Künstler einfacher, übersichtlicher, ohne starkes Kunsttemperament, er kommt erst allmählich zu seinem Wesen und zu seinem Stil. Er füllt seine Mappen mit unzähligen Skizzen, Bewegungsstudien, die sehr gut und scharf, aber ganz unpersönlich sind und er schafft sich so die Grundlage seiner zeichnerischen Sicherheit. Der Zweckcharakter der Illustration, an die er herantritt, formt ihn um, vielmehr: zwingt ihn zu sich selber und das Ergebnis ist ein sehr eigenwilliger, malerischer Stil und eine scharf umzogene künstlerische Persönlichkeit. Der Stil beruht auf einer engen Verbindung von Zeichnerischem und Malerischem, die breiten Flächen seiner Bilder wirken tief und warm, abgestimmte Landschaft gibt seinen Menschen ihren Hintergrund. Das Wesen dieser Kunst heißt Ironie, d. i. Romantik, Kirchners Auseinandersetzung mit unserer Zeit ist ironisch, keine Kritik, kein Spott, aber eine wissende und lächelnde Abwehr. Dort, wo Kirchner sein persönlichstes Bekenntnis ablegt, ist er ganz Romantiker (etwa im Sinne von E. Th. A. Hoffmann oder — gelegentlich — von W. Hauff). Wir denken hier an das mutige Bild „Die Sorglosen": der künstlerische Wille von strengem Sinn und Zweck befreit, geführt von der Laune, von lachender und tollender Lebensfreude. Freilich, das ist kein Programm; aber, von anderem abgesehen, hält das Bild seinen Wert als das Echo eines fernen Lebens. — Oberländer ist komplizierter, weil weniger naiv, sein starker Intellekt ist an seiner Kunst sehr beteiligt. Seine Note: ein betonter und durchgeführter Realismus mit starken seelischen Elementen, der nicht die Erscheinungsform zu fassen sucht, sondern das innere Wesen. So wird Oberländer zum hervorragenden und sensationierenden Charakteristiker, der sich in der Strichmenge der Tuschfeder eine sehr schmiegsame Technik geschaffen hat. Die Episode ist nichts, ihre seelische Fülle alles. Und deshalb steckt in der „Liebe", mit der der populäre Oberländer allen kleinsten Dingen nachgeht, viel Grausamkeit: sie entkleidet, in ihrer Grundstimmung mehr ernst als fröhlich, das Wesen der Menschen mit einer fast wissenschaftlichen Rücksichtslosigkeit. Dieser Künstler steht als Aeltester unter den andern und seine übrige Arbeit, z. B. seine Landschaft, kommt aus anderen Ueberlieferungen, aber in diese Art Lebenskritik, die pessimistisch wirken kann, kleidet sich modernstes Bewußtsein. Eßwein erwähnt einmal bei Oberländer mit Recht den hier entscheidenden Namen: Ibsen.

Bei zwei anderen der Künstler wäre man versucht, die Frage: Paris und Berlin aufzugreifen, bei Henri de Toulouse-Lautrec und Hans Baluschek. Man vergleicht Inhalt, Technik, Geist dieser verschiedenen Werke und man hat die Antwort, die freilich keine letzte ist. Für Lautrec (ein sehr sensitiver, verkrüppelter Mensch) bedeutet die Formel des Lebens das Weib und seine Kunst will diese Formel in ihren tausend Seiten spiegeln. Ein rascher, blendender Vortrag von unheimlich gegenwärtiger Wirkung, Andeutung seelischer Zusammenhänge von beglückender Verschwiegenheit, Geist, Witz, Bewegung; mit leidenschaftlicher Energie ist alles gesehen, erlebt, gewertet. Und daneben Baluschek mit seiner proletarischen Schwerfälligkeit, seinen stumpfen Farben, seinen plumpen und nüchternen Menschen, mit seiner ganzen Temperamentlosigkeit. Lautrecs Verve und Erotik sind ihm fremd, er ist der Maler des Berliner Arbeiters und Kleinbürgers. Man mag ihn Naturalist nennen, aber ihn scheidet von andern, daß die Malerei als solche nur vorbereitetes Mittel zum Zweck ist und daß er mit seiner Kunst Absichten verfolgt. Nicht soziale, sondern psychologische. Er sucht nach dem seelischen Leben der Menschen der Unterschicht und mit einer erstaunlichen Feinheit entdeckt er das Individuelle, er ist groß als Physiognomiker, aber dabei zurückhaltend und taktvoll. Das laute Pathos fehlt ihm. Aber seine Kunst, die zuerst fremd anmutet, ist der Träger seelischer und kultureller Werte, denen heute noch die Worte fehlen. Sie liegen in der Richtung einer sozialen Psychologie, die den seelischen Prozessen des Massenmenschen, seinem Triebleben, seiner Reaktion auf eine demokratisierte Kultur nachgehen wird.

Mit am kompliziertesten wird die Frage, die uns hier bewegt, vor den Werken von Edvard Munch und Ernst Neumann. Freilich, ohne veranschaulichendes Bildwerk geht man bei ihnen ganz im Dunkeln. Ihre Kunst hat sich von dem gewöhnlichen Begriff der „Illustration" am weitesten entfernt und ist zum ganz persönlichen Ausdruck geistiger und seelischer Affekte geworden. Beide sind Grübler und dabei starke Temperamente, empfindsam und brutal, Munch erschreckender, sensationeller, Neumann bewußter, dekorativer, aber gleich stark in der Intensität ihres Lebens und Einlebens. Ihre sehr eigene und kluge Technik macht sie bewundernswert. Aber sie stecken voll Rätsel, Andeutung, Zukünftigem; es ist mir heute noch nicht möglich, mehr von ihnen und ihren Werten zu sagen, ohne den sicheren Boden zu verlassen.

Ein letztes kurzes Wort über Th. Th. Heine. Aus dem „Simplizissimus" kennt ihn ein jeder; wir stellen ihn unter die Allerersten in der Kunst unserer Tage. Das Verblüffende ist die Universalität seines Könnens; der jeweilige Stoff formt den Stil des Künstlers nach seinem Bedürfnis. In dieser Klugheit, die von einer starken Folgerichtigkeit begleitet ist, liegt begründet, daß Heine im Kunstgewerbe, im Plakat, im Buchschmuck wie in der Malerei vollendete und in gewissem Sinne vorbildliche Werke geschaffen hat. Sein inneres Wesen trägt zwei Gesichter: einmal ist er ein Phantast, ein zarter und wehmütiger Lyriker, der in den

Digitized by Google

Gärten der Biedermeierzeit sich ergeht, und dann wird er — aus innerem Gegensatz — zum schärfsten, rücksichtslosesten und großartigsten Gesellschaftskritiker. Die gesellschaftliche Verlogenheit hat in ihm ihren herbsten Feind. Ueber die Mittel seiner Kunst muß nicht ausführlich gesprochen werden. — —

Die nächsten beiden Hefte des Piperschen Unternehmens werden die Japaner und Rudolf Wilke behandeln.

Wir brechen hier ab und versagen es uns heute, die Gedankenreihe der Beziehungen, die sich aus der Beschäftigung mit dem Thema ergeben, weiterzuspinnen. Es handelt sich dabei um letzte Dinge der bildenden Kunst, um die Grenzen zwischen Malerei und Zeichnung, um die Bereicherung des malerischen Ausdrucks durch den illustrativen, um das Persönlichkeitselement im schaffenden Künstler, Dinge, die heute im Hintergrund der stürmischen Diskussion um die Kunst stehen. Die Zeit und die Entwicklung verlangen nach einer Verständigung; mir will scheinen, daß man am ehesten zu ihr gelangen wird auf dem Wege über die Erzeugnisse moderner Illustrationskunst in dem erweiterten Sinne, der unseren Ausführungen zugrunde liegt.

Theodor Heuß.

Was meine Wärterin von den Franzosen erzählte

Aus dem Russischen von **E. von Adelung**

(Schluß.)

Den ganzen Tag verbrachten wir so in Angst und Tränen. Gegen Abend fing der Hunger an, uns zu plagen. Die Nacht war kalt, es regnete; wir wurden alle naß, und die Kinder zitterten und verlangten zu essen. Auch uns Erwachsenen war die Kehle schon trocken. Ich nährte meinen Pawlüscha selber; aber die Milch war versiegt, da fing auch er an zu schreien. Der bloße Gedanke daran ist auch jetzt noch furchtbar . . . Wir fingen an, im Wald Beeren zu suchen; reif waren sie zwar noch nicht — aber wir aßen auch die sauren und bitteren. Mein Pawlüscha schreit immer mehr, und ich habe keinen Tropfen Milch für ihn . . . . . Wir quälten uns auch diesen Tag hindurch . . . . . Pawlüscha wurde still; er glühte, wie im Feuer, sein Mündchen war trocken, und ich flößte ihm von Zeit zu Zeit einen Tropfen Wasser ein. Er schluckte es begierig, der arme Kleine; sein Hälschen brannte. In der Nacht fing er wieder an, zu schreien und sich unruhig umherzuwerfen. Ich weinte und betete. Gegen Morgen wurde er still; wie in einer Art Betäubung lag er da, und blieb so den ganzen Morgen. Auch die anderen Kinder erkrankten, schrien und hungerten. Wir baten Gott zuletzt, er möge uns die Franzosen schicken; es sind doch Menschen und würden keine Kindermörder sein. Aber Gott schickte niemand. Mein Pawlüscha kam wieder zu sich, aber schreien konnte er nicht mehr, nur sein Mündchen machte er auf und zu. Am Tage glühte er und war wie im Fieber, doch gegen Abend wurde er wieder still. Ich schlief ein. In der Nacht wache ich auf, schaue meinen Pawlüscha an . . . . . Ach Köljenka, er atmete nicht mehr . . . . . Ich schrie auf, daß alle erwachten. „Pawlüscha ist tot . . ." Die Kinder fingen laut zu weinen an, wir ebenso, und ein Weinen ging durch den Wald, das selbst beim Feind einen Widerhall in der Seele erweckt hätte . . . . . Aber außer Gottes Vögeln und Tieren im Walde, scheint niemand unsern Jammer gehört zu haben; die Sonne ging auf: mein Pawlüscha wurde kalt. Ich war wie von Sinnen. Nicht weinen konnte ich, nicht sprechen. Aber wenn auch Menschen nicht hörten, Gott hörte unsern Jammer doch. Ein Haufen Bauern aus verschiedenen Dörfern, uns unbekannt, irrte im Wald umher und kam zu uns. Wir lebten wieder auf und aßen jedes ein Stückchen Brot. Die Bauern trugen die Kinder: mich mußte man auch tragen, denn gehen konnte ich nicht. Wie weit wir kamen, das weiß ich nicht, aber bei einem unbekannten Flüßchen blieben wir stehen, wo die Unseren und die Bewohner noch zweier Nachbardörfer sich wie die Zigeuner gelagert hatten. Alle freuten sich des Wiedersehens, wie des hellen Osterfestes. Aber ich wußte nichts von Freude: in meinen Armen lag kalt wie Eis, mein Sohn, mein Leben, mein Pawlüscha. Sieh, Köljenka mein Täubchen, das haben mir die Franzosen getan! Sie suchten mich alle zu trösten, so gut es ein jedes verstand und nahmen mir den Pawlüscha aus meinen Armen. Gegen Abend gruben die Bauern ein Gräblein, hämmerten ein Särglein zurecht, alle versammelten sich, nahmen die Mützen ab, und alle weinten, auch die Männer. Das „Vaterunser" lasen sie und die „Muttergottes"; sangen „Heiliger Gott" und „Ewiges Gedenken", nahmen mir meinen Pawlüscha, sargten ihn ein und betteten ihn in die Erde, auf freiem Felde, nicht bei der Kirche, nicht in geweihtem Boden. Sieh, Köljenka, mein Seelchen, das haben mir die Franzosen getan! Lange lag ich auf der feuchten Erde, stumm, ohne Tränen. Pawlüscha, Pawlüscha, es war nicht Gottes Wille, daß du des Vaters Vermächtnis erfüllst, nicht solltest du dem Kaiser dienen, und deine reine Seele wäre eines anderen Tode würdig gewesen, denn auch dem sündigen Leib erweist Gott die Gnade, daß man in der heiligen Kirche über ihm singt und ihm Weihrauch opfert — aber um meiner Sünden willen stand Pawlüschas Sarg nicht in Gottes Tempel. Ach Köljenka, weh tut es noch jetzt, daran zurückzudenken! . . . . . Lange lebten wir da am Bachesufer: gute Menschen gaben mir zu essen und zu trinken, aber meine Seele wollte selbst vom Brote nichts wissen. Wo war mein Mann? Gott wußte es — mich aber plagte die Ungewißheit. Da fand mich der Bauer auf, der mich damals gefahren hatte. Wahre Wunder hatte er zu berichten. Die Franzosen waren durch unser Dorf gekommen, hatten alles niedergebrannt, und aus der Kirche hatten sie den Stall gemacht und alle Heiligenbilder heruntergerissen. Die Kosacken waren in der Nähe der Dorfes mit ihnen zusammengestoßen, hatten auf sie geschossen und viele getötet . . . . . Dem Bauer hatten die Franzosen nichts zu Leide getan. Ich fragte nach meinen Mann; zuerst schwieg er, dann sagte er: „Was nutzt es zu verheimlichen. Es ist ja Gottes Wille so . . . . . Getötet haben sie ihn." Ich bin nur so hingefallen. Erst am anderen Tage erzählte man mir, wie alles geschehen war. Siehst du, Köljenka, als die Franzosen kamen, zwangen sie alle im Dorf Zurückgebliebenen zur Arbeit und befahlen ihnen, zu zeigen, wo alles vergraben war; denn die Unsrigen hatten ja all ihr Hab und Gut in die Erde verscharrt. Nun, da hat man meinen Mann — er war ein arger Hitzkopf — auf irgend eine Weise beleidigt; er wollte nicht gehorchen, da schlugen sie ihn, und als er sich wehren wollte, haben ihn die Feinde getötet. Das haben sie mir getan, Köljenka, mein Seelchen, die bösen Franzosen! Seit der Zeit war alle meine Lebensfreude dahin, alles hatten mir die Franzosen genommen. Du mußt sie nicht lieb haben, Köljenka, sie lieben uns Russen und unseren heiligen Glauben nicht."

„Und dann, Njänja?"

„Ja, dann? dann fuhren wir weiter und lebten lange in einem fremden, fernen Dorf. Fast alle Bauern gingen im Winter auf die große Heerstraße, bei arger Kälte, um die Franzosen zu schlagen, verfolgt hat man sie, Köljenka, wie du bald aus deinen Büchern lernen wirst. Ja, Köljenka, das haben sie mir getan, die Franzosen — das. Aber was liegt an mir? Unserem ganzen Vaterland haben sie viel Böses angetan. Dafür hat sie Gott gestraft und wird sie wieder strafen, wenn sie unseren russischen Glauben bedrohen. Aber das werden sie nicht mehr — von Sinnen müßten sie sein, wenn sie vergäßen, daß wir die Franzosen zwar lieben, wie alle Menschen, solange sie uns kein Leides tun — aber das nächste mal sie noch ganz anders bestrafen würden! Brauchst dich nicht zu fürchten, Köljenka: höre du nur zu, wie wenn es ein Märchen wäre."

Mein Herz schwoll hoch auf, so voll Entrüstung war es gegen diejenigen, die soviel Leid über meine Njänja und mein Vaterland gebracht hatten, und ich bedauerte, zu spät auf die Welt gekommen zu sein, um zu zeigen, daß ich, ein Russe, die Unbill nicht ungerächt lasse, die meinem Kaiser, meinem Vaterland, meinem Glauben widerfuhr. So groß war dieses Bedauern, daß ich sagte: „Njänja, Njänja, warum war ich damals noch nicht da und erwachsen? Da hätte ich dem Feinde schon gezeigt mit wem er es zu tun hat!"

„Das kannst du auch jetzt, wenn dir Gott dazu Gelegenheit gibt. Zu allem, mein Täubchen, gehört Gottes

Digitized by Google

Wille. Du bist erst unlängst geboren, also ist es so notwendig gewesen, und Gott und der Zar werden deiner bedürfen, wenn es an der Zeit ist. Jetzt aber denke nicht mehr daran, sage dein Gebet, und schlafe ein. Ueber alles walte Gottes heiliger Wille . . . . ."

Ich gehorchte der Njänja, sagte mein Nachtgebet und legte mich zur Ruhe; immer noch mit meinen Gedanken bei den Franzosen schlief ich ein. Da träumte mir, ich reite auf weißem Rosse, den Säbel in der Hand, und vor mir eine dichte Menge Franzosen, die in wildem Durcheinander vor mir herliefen. Seitwärts aber zeigt jemand auf mich und sagt: „Seht ihn, den Kleinen, wie er die Franzosen schlägt! Ein echter Russe!"

Kunst

Kunstwartbilder. Es ist unmöglich, alle Kunstwartbilder zu besprechen. Sie brauchen es auch nicht. Es ist ein Glück für unsere Zeit, so billig gute Kunstblätter zu erhalten. Wir greifen einige der neuen Bilder heraus, um dem Leser zu sagen, wie schöne Freude er sich und anderen für 25 Pfennige machen kann. (Verlag von Callwey in München):

Jan van der Meer (nicht, wie auf dem Bilde gedruckt ist van der Neer) lebte von 1632 bis 1675 in Delft. Von ihm stammt das „Lesende Mädchen" in der Dresdener Galerie. Gerade wenn man sich, wie es unser Fall ist, eben vorher mit der hohen Kunst eines Cornelius hat befassen müssen, ist ein solches Bild unbeschreiblich wohltuend. Hier ist keine Flucht aus der Wirklichkeit in einen fernen Himmel, sondern eine Verklärung, Klärung, Durchleuchtung und Läuterung der wahrhaft existierenden Dinge. Ein Mensch, der ein solches Bild in sich aufgenommen hat, betrachtet von da an sein Fenster, seine Mitmenschen, seinen Tisch mit anderer Seelenfähigkeit als vorher. Seine Seele ist ein besseres Organ zum Aufnehmen der sichtbaren Wahrheit geworden. Im tiefsten Sinne macht so ein Bild fromm, denn es öffnet die Augen für das Geschaffene. Hier ist keine heimatlose Idealgestalt sondern ein Körper und eine Seele, die genau an einer geschichtlichen Stelle zu finden sind und die gerade in dieser ihrer Begrenztheit und Schlichtheit die Jahrhunderte spielend überdauern.

Rembrandt ist als Radierer vertreten durch „Jan Six am Fenster". Diese mit der Nadel hergestellte geistvolle Darstellung eines literarischen Junkers ist 1617 entstanden. Herr Jan Six steht am Fenster und liest. Sein Kopf und Oberkörper sind vom Licht des Fensters umflossen, während das Zimmer in breitem Dunkel liegt, das sich erst bei längerem Hinsehen gliedert und lichtet. Das Interesse des Beschauers wird zunächst durch die Lichtverteilung in Spannung versetzt. Es ist als ob der an der Grenze von Licht und Dunkelheit stehende Mensch nur als zufälliger Anlaß einer interessanten Beleuchtung in Betracht käme. Hat man ihn aber in seiner Lichtbeziehung erfaßt, so wird er auch als Gestalt in seinen Einzelheiten wertvoll und man konstruiert sich aus dem Dunkel heraus mit tastendem Gefühl den Knochenbau, zu dem man Kopf, Arm, Brust, Hand und Füße kennt. Gerade daß man sich einen Teil der Gestalt selber schaffen muß, führt besser in ihr kräftiges und dabei graziöses und fast nervöses Wesen ein, als wenn man sie ganz vor sich hätte. Das ist nicht eine Darstellung einer Idee, sondern ein wirklicher Mensch, den kennen zu lernen deshalb seelisch förderlich ist, weil sein Anschauen von selbst schlummernde Neigungen oder Kräfte weckt, die in diesem Jan „verkörpert" sind. Alles Geistige existiert in Wirklichkeit nur im geisterfüllten Einzelwesen. Ein solches Wesen fühlbar hinzustellen, gehört zum höchsten was die Kunst aller Zeiten zu leisten vermag.

Rubens kommt uns dieses Mal als Landschaftsmaler vor Augen. Seine Landschaft heißt zwar „Philemon und Baucis", aber die Klage der beiden Alten über ihr durch das Unwetter verlorenes Gut ist Nebensache. Was macht es beim künstlerischen Erfassen des Wetters aus, welche menschlichen Einzelwünsche unter ihm leiden? Das was den Künstler beschäftigt ist die Gewalt der Ueberflutung. Gerade das Unmenschliche, naturhaft Rücksichtslose, das Wilde im eigentlichen Sinne des Wortes ist die Größe dieses Bildes. Das Wasser wird gemalt, wie es seinen großen Tag feiert und der Maler verlangt, daß wir mit ihm in der Seele dieses strömenden Wassers leben. Auch der Zerstörung sollen wir uns freuen. O welche Einbildungskraft war in diesem einen Manne, der zahllose Menschen erdachte und gleichzeitig eine Naturempfindung hatte, die zur Bewunderung fortreißt! Er komponiert nicht, er schafft. Auch in ihm strömt es wie Wasser von der Höhe, regellos und doch gebunden an die Wirklichkeit so wie das Wasser gebunden ist an Fels und Berg und Baum. N.

„Badische Kunst". Das dritte Jahrbuch der badischen Vereinigung „Heimatliche Kunstpflege", das von Albert Geiger herausgegeben und bei Braun in Karlsruhe verlegt wird (5 Mk.), ist dem Gedächtnis des Freiburger Malers Emil Lugo (1840—1902) gewidmet. Der einleitende Aufsatz ist nicht gerade besonders anregend, aber immerhin gestatten die beigegebenen Abbildungen, daß man sich diese Kunst wieder einmal vergegenwärtigt. Es ist nicht immer einfach, ein richtiges Verhältnis zu Lugo zu gewinnen; er hat am reinsten die Tradition Schirmers und des älteren Preller in unsere Tage getragen, diesen großen, epischen, zeichnerischen Vortrag der Landschaft, der über die Werte der Luft und des Lichtes als spezifischer Kunstobjekte weggeht und Bäume, Felsen, Perspektiven lediglich als formale Mittel zu einer künstlerischen Stimmung verwendet. Lugo bemüht sich nicht um die Stimmungswerte seiner Bäume, seiner Fernen, sondern durch die Führung der Linie, die Verteilung der Massen, durch einfache, kräftige Farben sucht er, seine starken Gefühle der Naturliebe, der Heimatfreude, der Resignation künstlerisch zu verdichten und dem Beschauer mitzuteilen. Sobald man sich in Lugo, dessen große Tafeln und harte Konturen zunächst überfallen, eingelebt hat, gewinnt man ihn lieb, als Menschen, als Dichter und — es ist ähnlich wie bei Thoma —, man wehrt sich nicht mehr, wenn manches zu absichtlich, zu gedacht, zu gefühlt und zu wenig geschaut wirkt. — Bei Lugo kann mit Recht die Note „badischer Künstler" unterstrichen werden, wie auch bei Thoma. Aber das Uebrige, namentlich der literarische Teil, weiß von der heimatlichen Zusammengehörigkeit der Verfasser wenig, mit Ausnahme zweier Erzählungen. Diese Lyrik gibt es überall und ihr leiser, etwas überlegter Ton hat keinen direkten Zusammenhang mit badischem Volkscharakter. Das heißt nicht, daß die Gedichte schlecht seien. Zwei Drittel ungefähr rechnet nicht, wie das ja beim Zustandekommen solcher Sammelbücher immer ist, aber unter den übrigen sind reife, gute und zarte Sachen. Mir etwas zu zart. H.

Allerlei

Das goldene Rückgrat. Es war ein Mann, der brauchte sich vor niemand auf der Welt zu beugen; denn er hatte ein goldenes Rückgrat. Darauf war er sehr stolz. Nun ging er einmal spazieren; da begegnete ihm der König des Landes, vor dem beugten sich alle Leute, er aber tat es nicht. Darüber wunderte sich der König, und er verlangte: „Beuge dich vor mir". Da lächelte der Mann, aber er beugte sich nicht. Nun ward der König sehr zornig, und weil er die Macht dazu hatte, tat er ihn in die Acht und verbannte ihn aus seinem Lande. Das tat dem Mann aber garnicht weh; er dachte an sein goldenes Rückgrat und ging einfach in ein anderes Land und lebte da, wie es ihm gefiel.

Nun geschah es einmal, daß er wieder spazieren ging; da begegnete ihm der Papst, vor dem beugen sich alle Christen, er aber beugte sich nicht. Als der Papst das sah, ward er sehr zornig, verfluchte ihn mit harten Worten und tat ihn in den Bann, so daß er fortan keine Kirche mehr betreten durfte. Dazu lächelte der Mann aber; denn weil er ein goldenes Rückgrat besaß, hatte er die Kirche garnicht nötig.

Das hatte der liebe Gott gesehen, und weil solcher Hochmut ihn verdroß, trat er dem Manne selber in den Weg und sagte: „Beuge dich vor mir; ich bin der liebe Gott." Da lachte der Mann und sagte: „Vor dir beuge ich mich erst recht nicht. Ich gehöre zu den Leuten, die ein goldenes Rückgrat haben, und über die hast du nichts zu sagen."

Der Herrgott wurde auch zornig; aber er ließ es sich nicht merken und ging ruhig weg. Bei sich selbst beschloß er aber, ihn ganz tief zu beugen. Weil er aber viel klüger ist, als Kaiser und Papst, fing er es auch viel geschickter an. Eigentlich tat er nichts Besonderes; er zog nur seine Hand von ihm ab, und da war der Mann verloren. Er nahm ein Weib. Freilich beugte er sich auch nicht vor seinem Weibe; aber wenn er schlief oder es sonst nicht merkte, nahm sie ihm sein goldenes Rückgrat weg und feilte ihm ein Stücklein nach dem andern ab und vertat es. So schwand es dahin, ohne daß er es gewahr ward.

Als es nun ganz dahin war, ging er eines Tages wiederum spazieren. Da begegnete ihm des Königs Kammerdiener und sagte: „Beuge dich vor mir". Da merkte der Mann, daß er sein goldenes Rückgrat verloren hatte, und nun fand er gar keinen Halt mehr und beugte sich vor des Königs Kammerdiener. **Georg Ruseler.**

Deutsche Schule in Rom. Aus der italienischen Hauptstadt sandte man uns einen Bericht über das erste, eben abgelaufene Geschäftsjahr des dortigen deutschen paritätischen Schulvereins. Solche treue Kleinarbeit um das Deutschtum im Ausland in ihren einzelnen, wenn auch bescheidenen Aeußerungen zu verfolgen, ist immer wertvoll. Hier sehen wir, daß man sich jahrelang konfessionell in der Schule schied und daß bei solcher Zersplitterung alle Teile litten und manche Bande sich lösten. So ging man im vorigen Jahre daran, einen paritätischen Schulverein zu gründen, der ohne Unterscheidung für protestantische, katholische, israelitische Kinder deutschen Schulunterricht ermöglichte. Daß über diese vernünftige Verwischung der konfessionellen Gegensätze protestantisch-orthodoxe und katholische Zeitungen sich seiner Zeit entrüsteten, zeugt für deren Auffassung von nationaler Erziehung. Immerhin, ist es gut, daß sich jene Männer dadurch weiter nicht stören lassen. Ihre Arbeit, die auf die heutigen Grundlagen einen möglichst weiten Ueberbau setzen möchte, erwirbt ihnen einen Anspruch auf die notwendige moralische und tatkräftige Unterstützung in der Heimat.

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

NUMMER 50

Die Hilfe

Sonntag, 17. Dezember 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Rußland — Campbell-Bannermann — Die Trennung von Kirche und Staat — Der preußische Schulgesetzentwurf — Ein klassenbewußter Gewerkschaftssekretär — Ein Stück Bodenpolitik — Wie man's machen muß — Die Nachwahl in Plön-Oldenburg) — **Naumann**: Fürst Bülow im Reichstag — **H. v. Gerlach**, M. d. R.: Der Erbschaftssteuertorso — Dr. **W. Borgius**: Sozialdemokratie und Zollpolitik — Unsere Bewegung — **G. Traub**: Flotte — **F. Hell**: Ueber Persönlichkeit — Büchertisch — Kunst — Eingegangene Bücher.

Politische Notizen

Rußland. Es ist alles in winterlicher Nacht. Da die Telegraphenbeamten streiken, erfährt man nur weniges und dieses wenige ist unzusammenhängend. Das Hauptinteresse liegt darin, ob Witte sich halten kann oder nicht. Es scheint, daß er einen täglichen schweren Kampf auszuhalten hat, bei dem nach einigen Nachrichten auch seine Gesundheit in Frage gestellt ist. Ein Mensch an der Stelle, wo Witte jetzt steht, müßte aus Eisen gearbeitet sein, wenn er sich nicht aufarbeiten sollte. Aber selbst wenn er gesund bleibt, so kann man nie wissen, wann sich der Zar in die Arme der rücksichtslosen Reaktion wirft. Daß eine solche eintreten wird, wenn die Streiks und Stadtrevolten nicht aufhören, ist eine Sorge vieler liberaler Russen, aber sie sind wehrlos, solange sie nicht auf Erfolge der Witteschen Versöhnungspolitik hinweisen können. Dieselbe Sorge hat auch der Priester Gapon, der wieder in Petersburg aufgetaucht ist, aber von der sozialdemokratischen Revolutionsleitung bei Seite gedrückt wurde. Er soll sich in Finnland aufhalten und verkündet von dort aus, daß bei Fortdauer des revolutionären Zustandes die Popen mit den Bauern heranrücken würden, um alle Sozialdemokraten, Juden und Gebildeten totzuschlagen. Sollte der Zar wirklich den Popen winken, so würde wilder Schrecken unvermeidlich sein, umsomehr da die Truppen, wie es scheint, auf beiden Seiten kämpfen würden. Wieviel Not im einzelnen aus der Unsicherheit aller Rechtsverhältnisse schon heute entsteht, läßt sich nur ahnen, aber nicht mit Bestimmtheit sagen.

Campbell-Bannermann, englischer Premierminister. Wer sich über die Personen des neuen Ministeriums unterrichten will, nehme die „Hilfe"artikel von Dr. Guttmann über den englischen Liberalismus zur Hand. Es steht zur Zeit noch nicht fest, welche Gründe Herrn Balfour bestimmt haben, gerade jetzt zur Zeit der Parlamentsferien abzutreten. Jedenfalls war seine Stellung immer unhaltbarer geworden, je mehr Wahlsiege der freihändlerische Liberalismus errang, und je schlechter Chamberlains Freundschaft Herrn Balfour wegen seines gemäßigten Protektionismus behandelte. Wir Deutsche haben allen Grund, uns zu der veränderten Lage zu beglückwünschen, denn ein maßvoller Konservativer wie Balfour, war uns viel gefährlicher, als ein rabiater Schutzzöllner und Gewaltpolitiker à la Chamberlain, den die gegenwärtige englische Volksstimmung kaum so lange ertragen haben würde. Der alte Campbell-Bannermann dürfte einer aggressiven Politik gegen Deutschland gewiß nicht zuneigen, und unter seinen Kollegen dürften Männer wie Bryce, der Mitarbeiter der „Nation", und John Burns, der Arbeiterführer, selbst mit der bisherigen auswärtigen Gesamtpolitik Englands nicht einverstanden sein. Das neue liberale Ministerium hat sich in einer anscheinend recht soliden Form konstituiert und wird durch die Frage der irischen Autonomie sicher nicht gesprengt werden. Am Anfang des nächsten Jahres werden die Wähler über die künftige Parlamentsmehrheit zu entscheiden haben. Hoffen wir, und dazu ist ja reichlich Grund vorhanden, daß eine starke liberale Mehrheit ins Unterhaus einzieht!

Die Trennung von Kirche und Staat ist durch die glatte Erledigung der Vorlagen im französischen Senat nunmehr für Frankreich Gesetz geworden. Damit hat Frankreich eine neue wichtige Etappe auf dem Weg zur politischen und kulturellen Freiheit überwunden. Das ist ein besonders starker Beweis dafür, daß durch das Zusammengehen von Liberalismus und Sozialismus in Frankreich die Freiheit und der Kulturfortschritt wesentlich gefördert worden ist. Bei uns in Deutschland, nördlich des Mains, gilt die Empfehlung jeder Art von Zusammenarbeit zwischen Liberalismus und Sozialismus nach wie vor als Illusionspolitik! Dafür schickt sich aber bei uns auch der größte und führende deutsche Bundesstaat eben an, die Schule noch stärker als seither durch die Kirche bevormunden zu lassen, Staat und Kirche noch schlimmer als seither miteinander zu verquicken!

Der preußische Schulgesetzentwurf wird bis jetzt von allen Seiten mit Lauheit aufgenommen. Außer einem guten und kräftigen Gegenartikel von unserem Parteifreunde Tews in der „Nation" ist kaum etwas wesentliches geschehen. Die liberalen Zeitungen protestieren gegen den Entwurf, aber eine größere Bewegung, wie sie im Jahre 1891 sich gegen den Zedlitz-Trützschler'schen Entwurf einstellte, ist leider nicht zu erwarten. Wir brauchen nicht erst zu sagen, wie sehr wir diese Mattigkeit bedauern, müssen aber abwarten, ob sie sich noch in Kraft verwandelt, da es unmöglich ist, der Menge der Staatsbürger ein lebhaftes Wollen einzuflößen, wenn Gleichgültigkeit der Durchschnittszustand ist. Die Gleichgültigkeit erklärt sich aus folgenden Ursachen:

1. Die Aussichtslosigkeit eines allgemeinen liberalen Protestes ist solange offensichtlich, als die Nationalliberalen sich nicht zu einer klaren Ablehnung durcharbeiten. Das aber ist schwerlich zu erwarten, nachdem einmal die Führer der Landtagsfraktion unter Leitung des Abg. Hackenberg zu Schrittmachern des Zentrums geworden sind. Im Jahre 1891 stand Bennigsen für das Erbe des Minister Falk auf der Schanze und er würde heute noch dort stehen, wenn er am Leben wäre. Seine Nachfolger haben den Geist verloren, dessen Vorkämpfer Bennigsen war.

2. Auch wenn die Nationalliberalen sich in letzter Stunde einem allgemeinen Protest anschließen würden, so würde

Digitized by Google

damit noch immer keine parlamentarische Majorität vorhanden sein, da dann das Zentrum aus seiner Rolle als stiller Teilhaber des Kompromisses heraustreten und selbst seine Ernte in seine Scheunen bringen würde. Im Jahre 1891 war es der Kaiser, der gegen den klerikalen Entwurf die Entscheidung brachte. Das aber ist jetzt ausgeschlossen, wo das Zentrum Schiffe zu bewilligen hat.

3. Eine allgemeine Volksbewegung würde nur möglich sein, wenn sich die Sozialdemokratie einheitlich und lebhaft an ihr beteiligte. Das aber tut sie nicht. Sie bringt kaum einige Leitartikel zustande, läßt aber sonst alles laufen wie es läuft. Der Mangel wahren Bildungsinteresses ist bei der Sozialdemokratie kaum jemals so unangenehm fühlbar gewesen wie in dieser Sache. Seit Rosa Luxemburg die Partei vertritt, ist alle Gegenwartsarbeit ein verachteter Kleinkram gegenüber dem Gerede von der Revolution. Und wieviel wichtiger ist doch die Schulfrage als die radikalen Theorien!

4. Die Formulierung des neuen Entwurfes ist derartig, daß ein ziemliches Studium dazu gehört, seine Schädlichkeit zu erkennen. Alle volksverständlichen Sätze sind sorgfältig vermieden. Man mußte immer erst aus verwickelten Bestimmungen mühsam den Wahrheitskern herausschälen — das kann wohl geschehen, aber dazu gehört eine andere Gesamtlage, als die ist, die wir eben dargestellt haben.

Dieser allgemeinen Müdigkeit hat der Anfang der Verhandlungen im preußischen Abgeordnetenhause nur allzusehr entsprochen. Der Minister Studt, den schon sonst Niemand für einen klassischen Redner gehalten hat, war trockener und stockender als je und die Debatte selbst bot bis jetzt als einzigen Lichtpunkt die Rede des Frankfurter Volksparteilers Funck, der wenigstens redlich Farbe bekannte. Die Konservativen wollen noch einige kleine Extravorteile herausschlagen und das Zentrum will die Sache „noch konfessioneller!" Zentrum, Du siegst über die Geister und über die Geistlosen, über die Minister und über die Abgeordneten, Zentrum, Du siegst überall dort, wo man nach mitteleuropäischer Zeit rechnet, nach dem Meridian von Rom!

Ein „klassenbewußter" Gewerkschaftssekretär wird vom Gewerkverein christlicher Bergarbeiter gesucht. Im „Bergknappe" wird vom Bewerber ausdrücklich verlangt, daß er „energischer klassenbewußter Bergarbeiter und überzeugter Anhänger der christlichen Gewerkschaftsbewegung" sei. Wer die Entwicklung der christlichen Gewerkschaften kennt, und sich an die äußerst scharfen Kämpfe der ersten Jahre gegen das Wort Klassenbewußtsein erinnert, wird in dem vorliegenden Gesuch nur den Ausdruck dessen erkennen, was heute Wirklichkeit geworden ist: die christlichen Gewerkschaften haben aufgehört, „Harmonieduselei" zu treiben.

Ein Stück Bodenpolitik. Auf die Masseneingabe der deutschen Bodenreformer für eine „Nationale Wohnungsfürsorge und Ansiedlungspolitik" an den neuen Kanälen haben wir schon einmal hingewiesen. Dieser Nummer der „Hilfe" liegen nun Petitionsformulare bei, und auf das dringendste empfehlen wir allen unseren Lesern, nicht nur selbst die Petition zu unterschreiben, sondern auch in Bekanntenkreisen nach Möglichkeit Unterschriften zu sammeln. Was die Petition will, geht aus ihrem Wortlaut hervor und aus dem Aufruf ihrer letzten Seite. An dieser Stelle möchten wir nur zwei Gedanken ergänzend hinzufügen: Der Kampf um billigen Boden für industrielle Anlagen und Wohnhäuser hat auch eine außerordentliche Bedeutung für den Wettbewerb des deutschen Volkes auf dem Weltmarkt. Gerade jetzt rüstet sich Belgien, in Antwerpen den größten Seehandelsplatz der Welt dicht vor unserer Tür zu etablieren. Bremen hat 15, Hamburg 16 Kilometer Quailänge, Antwerpens Hafen soll eine Quailänge von 61 Kilometern erhalten. Er würde dadurch selbst die Londoner Hafenanlagen um 10 Kilometer Quailänge übertreffen. Durch Regulierung der Schelde hofft die belgische Regierung über 4200 ha Neuland zu gewinnen, das sie dann ausgesprochenermaßen zu ganz billigen Bedingungen dem Handel und der Industrie zur Verfügung stellen will. Sollte da nicht der preußische Staat Sorge treffen, daß das Neuland an den geplanten Kanälen vor Bodenwucher geschützt wird und unserer Industrie wirklich billige Werk- und Wohnstätten ermöglicht? Und sollten nicht alle, die etwas von dieser Frage verstehen, daran helfen, Regierung und Volksvertretung hier vorwärts zu schieben? Uebrigens ist es vielleicht nicht ausgeschlossen, daß die preußische Regierung auf diesem Gebiete sich gern schieben lassen möchte. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" hat die Agitation der Bodenreformer in einem Leitartikel „Dezentralisation der Industrie" freundlich besprochen. Diese Ausführungen schließen: „Positive Vorschläge nach Art des vorliegenden haben jedenfalls das Gute, daß sie uns an einem nicht allzu utopistischen wenn auch schwer und nicht gradlinig von heut auf morgen realisierbaren Ideal einen Wegweiser aufstellen, der uns aus dem Dunkel der heutigen großstädtischen Wohnungsnot herausleuchtet". Die Eingabeformulare sollen bis zum 15. Januar an den Bund Deutscher Bodenreformer, Berlin, Lessingstraße 11, zurückgesandt werden!

Wie man's machen muß. Das Zusammengehen von Liberalen und Sozialdemokraten hat eben bei den Gemeindewahlen in München zu einer empfindlichen Niederlage des Zentrums geführt. Die taktische Einigung war jedoch bloß für die einzelnen Bezirke verabredet und zwar im Gegensatz zu einigen leitenden Männern innerhalb der Sozialdemokratie. Einen Schritt weiter als in der bayrischen Hauptstadt ist man in Stuttgart gegangen. Hier fanden sich Volkspartei und Sozialdemokratie zu einer gemeinsamen Kandidatenliste zusammen. Der Wahl waren alle möglichen Versuche zu einer Sammlungspolitik gegen die Sozialdemokratie vorangegangen, unter der Führung von Hausbesitzern und Mittelständlern. Die Nationalliberalen zögerten nicht, mitzumachen, wünschten aber die Beteiligung der Volkspartei. Jedoch ohne Erfolg. Die Demokraten erklärten sich zu einem Kompromiß bereit, unter Ausschluß aller Reaktionäre und unter Einbeziehung die Sozialdemokratie. Vor dieser gerechten Forderung versagten die Nationalliberalen, nicht ohne Tränen zu vergießen über solche demokratische Verunreinigung des „Liberalismus", und man kam so zur angegebenen Konstellation. Diese war dadurch möglich, daß der völlige Mißerfolg der derzeitigen radikalen sozialdemokratischen Leitung die Genossen ernüchtert und ihnen gezeigt hatte, daß ihre Isolierung Lahmlegung und Machtlosigkeit bedeute. Der Sieg des liberal-sozialdemokratischen Blocks ist vollkommen: Gewählt wurden 3 Volksparteiler, 1 parteiloser Liberaler, 4 Sozialdemokraten. Die Stimmenzahl der nationalliberal-mittelständlerischen Kandidaten blieb erheblich hinter der siegreichen Liste zurück. Die Stuttgarter Bevölkerung hat gezeigt, wie sie über die industrielle und verkehrspolitische Entwicklung ihrer Stadt denkt. — Unsere Stuttgarter Freunde hatten beschlossen, den Zettel der Volkspartei abzugeben, zumal das neue demokratische Kommunalprogramm im wesentlichen unserem früheren entspricht.

* * *

Die Nachwahl in Plön-Oldenburg hat den Liberalen Schleswig-Holsteins, wenn auch noch nicht den Sieg, so doch einen sehr schönen Erfolg gebracht. Seit dem Jahre 1890 hat kein linksstehender bürgerlicher Kandidat so viele Stimmen erhalten, wie diesesmal unser Freund Dr. Struve aus Kiel. Es ist sehr lehrreich, das Wahlresultat mit dem von 1903 zu vergleichen, wenn uns auch für 1905 erst die vorläufigen Ziffern bekannt sind.

	Freikonservativ.	Sozialdemokrat.	Nat.-Soz.	Freis. Volksp.
1903	9186	4509	2597	418
1905	8776	3922	4290 (Freis. Vereinigung).	

Es mußten also dem Freikonservativen rund 550 Stimmen mehr entrissen werden, dann wäre es in Plön-Oldenburg, einem seit 1878 im ersten Wahlgang von den Konservativen behaupteten Kreise, zur Stichwahl gekommen. Wie kam dieser unser Erfolg und warum ist er nicht noch größer geworden?

Dr. Struve erwies sich als ein sehr guter Kandidat, dem es vor allem gelang, die Stimmen der Kleinbürger und Arbeiter zu gewinnen. Nur so konnte erreicht werden, daß der Sozialdemokrat, der 1903 etwa 500 Stimmen mehr hatte als die Liberalen, diesesmal um fast 400 Stimmen hinter unserm Kandidaten zurückbleibt. Vor allem hat die Sozialdemokratie Stimmen von Landarbeitern verloren. Einem verwaschenen Liberalismus ziehen die kleinen Leute die Sozialdemokratie vor, und weiter rechts Stehende stürzen sich für ihn nicht in Unkosten. Nur mit einer demokratischen und sozialpolitisch entschiedenen Politik kann der Liberalismus unter dem allgemeinen Wahlrecht seinen Besitzstand behaupten und vermehren. Jedes Paktieren mit reaktionären Anschauungen und Vorurteilen stärkt lediglich die Zahl der sozialdemokratischen Mitläufer. Doch jedes Körnlein von Interesse und Verständnis für die Wünsche und Bedürfnisse der abhängigen oder gedrückten Bevölkerung tut der Reaktion Abbruch. Die Landarbeiter oder die kleinen ländlichen Handwerker gefährden oft ihre ganze Existenz, wenn sie anders wählen als konservativ; daher ist es ihnen gar nicht übel zu nehmen, wenn sie sich nicht für einen Kandidaten ins Zeug legen, von dem sie eine verständnisvolle und energische Vertretung ihrer Interessen nicht erwarten dürfen. Dr. Struve und die Freunde, die ihm in der Agitation beigestanden haben, sprachen so

Digitized by Google

demokratisch und sozial, wie ihnen Herz und Verstand geboten, und die Folge ist der Stimmenrückgang der Konservativen, obwohl der berühmte „Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie“ mit seinen Geldern und Landsknechten gegen Liberale und Sozialdemokraten gleichmäßig mobil gemacht hatte.

Wie uns aus Plön-Oldenburg geschrieben wird, wäre es zweifellos schon diesmal zur Stichwahl gekommen, wenn die Organisation der Wahlarbeit eine bessere gewesen wäre. Das trifft nicht diejenigen, welche die Agitation in Händen hatten, sondern die, welche am Wahltag und am Tage vorher hätten Hilfe leisten sollen. Während in den letzten beiden Tagen nicht weniger als 200 Sozialdemokraten im Kreise tätig waren, mangelte es bei uns allenthalben an Wahlhelfern. Von unsern in Betracht kommenden großen Parteiorganisationen schickte nur der Hamburger Verein 3 Parteifreunde zur Unterstützung bei der Verteilung der Stimmzettel und der Heranholung der Wähler. Es ist bezeichnend, daß die Dörfer südlich von Neustadt a. O. ganz ohne unsere Stimmzettel blieben, so daß aus diesem großen Bezirk Dr. Struve glücklich eine Stimme erhielt. Das ist eine ernste Lehre für unsere starken und leistungsfähigen Vereine in Hamburg, Kiel und Lübeck. Es ist notwendig, sich darüber klar zu sein, daß man nicht ohne mühevolle Kleinarbeit alte konservative Wahlkreise erobern kann. Besonders einen Kreis wie Plön-Oldenburg, wo die herrschenden Großagrarier von allen ihnen zu Gebote stehenden brutalen Machtmitteln reichlich Gebrauch machen. Nur bei stetiger Arbeit und bei einem planmäßigen Zusammenwirken unserer Freunde ist zu erwarten, daß Plön-Oldenburg das nächste Mal eine bessere Vertretung im Reichstag erhält. Tun alle Parteifreunde ihre volle Pflicht, dann wird uns der ganze Erfolg sicher sein.

Fürst Bülow im Reichstag

Er stand auf seines Daches Zinnen
Er schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin:
Dies alles ist mir untertänig!

Er stand auf Bismarcks Platz und von ihm galt: „Du hast der Götter Gunst erfahren! Die vormals deines Gleichen waren, sie zwingt jetzt deines Szepters Macht!“ Doch Einer lebte, der ihn störte, bis aus Paris telegraphiert wurde: „Laß, Herr, des Opfers Düfte steigen und mit des Lorbeers muntern Zweigen bekränze dir dein festlich Haar!“ Herr Delcassé ist gestürzt! Und bald kam auch vom fernsten Süden frohe Kunde: „Die Kreter hat der Sturm zerstreuet, vorbei, geendet ist der Krieg!“ Die Hereros sind bewältigt! Ja selbst in England legt Herr Balfour seine Führung nieder und der friedensfreundliche Campbell-Bannerman übernimmt die Leitung der ersten Macht der Welt. In dieser Lage tritt Bülow an die Brüstung des Reichstags und spricht: „Gestehe, daß ich glücklich bin!“

Es ist in der Tat nicht zweifelhaft, daß Fürst Bülow mit dem Gefühl der Befriedigung vor den Reichstag treten konnte. Das Gewitter der äußeren Politik hat sich etwas verzogen, der Marokkohandel ist bis jetzt gut abgelaufen, die bange Spannung des vergangenen Jahres beginnt sich zu lockern. Dazu kommt, daß Bülows Stellung im Reichstag eine außerordentlich günstige geworden ist. Die Flottenvorlage macht, wie man schon heute sagen kann, keine besonderen Nöte. Die Vorkommnisse des letzten Jahres haben den Nationalsinn aller Parteien außerhalb der Sozialdemokratie in erfreulicher Weise gestärkt. Bis hin zu den Parteigängern Eugen Richters und bis weit ins linke Zentrum spürt man ein patriotisches Wollen, das am besten von Bassermann zum Ausdruck gebracht wurde. Die Sozialdemokratie ist durch ihre sinnlose Ablehnung nationaler Forderungen isolierter als jemals, und das, was Bebel als große Rede gab, war so matt wie kaum bei einer früheren ähnlichen Gelegenheit. Die Opposition hat keinen wirksamen Mund mehr. Richter ist krank und Bebel verliert in seiner neuen Rolle als Sektionschef der Radikalen in der Sozialdemokratie den Zusammenhang mit dem übrigen Leben. Selbst die Reichsfinanzreform, so schlecht sie ist und so rednerisch mangelhaft sie durch Herrn v. Stengel vertreten wird, hat leidlich gute Aussichten, weil die Linke so zerrissen daliegt. Bülow tritt also in den Reichstag, nicht wie es früher oft Bismarck tat, als gereizter Löwe, sondern als Bankdirektor, der in eine Generalversammlung geht, bei der die meisten Aktien in befreundeten Händen sind. Er wechselt freundlichen Händedruck: es wird sich schon machen!

Von diesem Hintergrund aus ist die politische Rede Bülows zu verstehen. Sie war durchaus ernsthaft, überlegt und abgewogen, aber trotzdem klang ein gewisser Ton der Uebersicherheit durch ihre einzelnen Teile hindurch, die uns besorgt macht. Es sind weniger die einzelnen Worte an denen Kritik zu üben ist, denn die einzelnen Sätze waren korrekt und nicht ohne die polierte Rundung des Diplomaten, aber das Ganze war doch ein zu starker Appell an Deutschlands Kraft und eine zu offene Entschleierung fremder Schwächen, eine Rede im Stil der einstigen Reden Napoleons III. Die Italiener finden den Ton „väterlich“, in dem Bülow über sie redet, die Oesterreicher wundern sich, daß er gleichsam für sie das Wort nimmt, indem er von österreichisch-italienischen Schwierigkeiten redet, die bisher offiziell sorgfältig abgeleugnet wurden, beide zusammen sehen nicht recht ein, weshalb die Unsicherheit des Dreibundes berührt wird. Die Franzosen halten es für überflüssig, daß die ganze glücklich erledigte Sache Delcassé's nochmals vorgebracht wird und halten diese Einleitung zur marokkanischen Konferenz für verletzend, und schließlich die Engländer verbitten sich, öffentlich von Berlin aus zur politischen Tugend ermahnt zu werden. Fast das ganze Ausland ist wieder einmal einig in der Ablehnung deutscher Ansprüche. Das ist die Kehrseite zu der Befriedigung, mit der Bülows Rede von den nationalen Parteien Deutschlands aufgenommen wurde. Es ist klar, daß eine scharfe Ablehnung fremder Zumutungen den nationalen Geist erfreut, aber es ist ebenso sicher und vom Fürsten Bülow selbst zweimal hervorgehoben, daß jedes Wort, das dem deutschen Stolze schmeichelt, die Empfindungen der anderen stört. Unser Eindruck ist, daß wir Deutschen in jetziger Weltlage vom Kaiser an bis zum letzten Redakteur darauf bedacht sein müssen, nicht gleichzeitig mit allen anderen Nationen auf gespannten Fuß zu kommen, daß aber die Rede Bülows etwas über das Maß von internationaler Vorsicht hinausging, das unserem Volke durch seine schwierige Mittelstellung in Europa auferlegt ist.

Zwar kann Fürst Bülow für sich geltend machen, daß es ja eine alte liberale Forderung sei, daß dem Volke auch über die auswärtige Politik offene Rechenschaft gegeben werde. Er kann sagen: wenn ich schweige, so beklagt ihr euch, daß ich das Parlament verächtlich behandle, und wenn ich rede, so werdet ihr ungehalten, daß ich das Vaterland gefährde! In solcher Antwort würde ein Stück Wahrheit liegen. Auch wir fordern, daß der Reichtag mit auswärtiger Politik befaßt wird und es wird immer schwierig sein, diese Forderung mit der politischen Rücksicht auf das Ausland zu vereinigen. Was unbedingt zu fordern ist, ist die möglichste Mitteilung von Akten und Tatsachen. Etwas weniger nötig sind subjektive Urteile des verantwortlichen Ministers.

Aber auch hinsichtlich solcher subjektiven Urteile kann Bülow einwenden, daß Bismarck es nicht anders getan habe. Bismarck hat viel schärfer über das Ausland geredet als jetzt Bülow, nur hat er unseres Erinnerns niemals gleichzeitig so vielen Nationen Unbehagliches gesagt. Das ist es, was uns an Bülows Rede befremdet, und übrigens — Bismarck konnte bisweilen Fehler machen, die deshalb nicht als Fehler wirkten, weil er der Patriarch aller europäischen Politik geworden war, was Bülow, milde gesagt, noch nicht ist.

Naumann.

Der Erbschaftssteuertorso

Unsere Regierung hat wirklich ein merkwürdiges Geschick, wenn sie einmal einen guten Gedanken hat, ihn bei der praktischen Ausführung so zu entstellen, daß man kaum noch weiß, ob man sich schließlich darüber freuen oder ärgern soll. Die Idee, eine Reichserbschaftssteuer einzuführen, war so ziemlich die beste, die bisher dem Gehirn irgend eines Reichsschatzsekretärs entsprungen ist. Aber der Entwurf der Reichs-

Digitized by Google

erbschaftssteuer, der dem Reichstag vorliegt, ist so unzulänglich und ungerecht, daß man als sozialgesinnter Liberaler schwanken kann, ob man ihm seine Zustimmung geben dürfe oder nicht.

Dabei hätte die Regierung bei etwas gutem Willen — d. h. bei genügender Widerstandsfähigkeit gegen die agrarischen Einflüsse — nichts leichter gehabt, als gerade den Erbschaftssteuerentwurf tadellos herzustellen. Lagen ihr doch die Muster nur so zur Hand. In Deutschland haben die drei hanseatischen Staaten und Elsaß-Lothringen recht brauchbare Erbschaftssteuern. Vor allem aber zeigen England und Frankreich, wie man es machen muß.

In England hat die Erbschaftssteuer 1904 rund 380 Millionen Mark, d. h. 9,17 M. auf den Kopf der Bevölkerung gebracht, während sie in Preußen bisher 0,32 Pf. auf die Kopf betragen hat und auch nach der Regierungsvorlage für Deutschland nur wenig über 1 M. einbringen soll. Die englische Erbschaftssteuer beruht auf zwei verschiedenen Gesetzen. Das eine regelt die estate duty, die Steuer, die von der Erbmasse ohne Rücksicht auf die Nähe des Verwandtschaftsgrades der Erben erhoben wird. Alle Erbschaften bis zu 2000 M. sind danach steuerfrei. Dann beginnt die Steuer mit 1 pCt., um bei 10000 M. auf 2, bei 20000 auf 3, bei 200000 auf 4 pCt. usw., allmählich bis auf 8 pCt. bei den Erbschaften zu steigen, die 20 Millionen Mark übersteigen. Zur estate duty tritt die legacy and succession duty, die nicht von der Erbschaftsmasse, sondern von den Anteilen erhoben wird, die die einzelnen Erben erhalten. Von ihr sind Gatten, Kinder und Eltern frei. Sie beträgt 3 pCt. für Geschwister, 5 für Oheime und Tanten und deren Abkömmlinge, 6 für Großoheime und Großtanten und deren Abkömmlinge, 10 pCt. für alle anderen Personen.

Die englische Erbschaftssteuer enthält also eine fein abgestufte Progression nach dem doppelten Gesichtspunkt der Höhe der Erbschaft und der Nähe des Verwandtschaftsgrades. An ihr zu kritisieren ist nur, daß die Steuerbefreiung von Erbschaften in direkter Linie nicht hoch genug hinaufreicht, und daß die Steuersätze für die Erbschaften unter 20000 M. verhältnismäßig zu hoch sind, während sie für Erbschaften über 10 Millionen ruhig über 8 pCt., bis vielleicht 10 pCt., hinaufgehen könnten.

In Frankreich kennt man eine Befreiung von der Erbschaftssteuer überhaupt nicht. Schon eine Erbschaft von einem Franken ist steuerpflichtig. Die Steuer beginnt bei Erbschaften in gerader Linie mit 1 pCt. und steigt allmählich bis 5 pCt. bei Erbschaften über 50 Millionen Franken. Bei Ehegatten setzt sie gleich mit dem gewaltigen Betrage von 3,75 pCt. ein, um bis auf 9 pCt. bei dem Maximum, als das der Tarif immer 50 Millionen ansieht, anzuschwellen. Bei Geschwistern steigt die Steuer von 8½ auf 14 pCt., bei Oheimen und Tanten, Neffen und Nichten von 10 auf 15½, bei den entferntesten Verwandten und fremden Personen von 15 auf 20½ pCt. Mit gewissen Modifikationen zum Zwecke der Freilassung der kleinsten Erbschaften und der geringeren Belastung der mittleren hätte sich das französische System vielleicht leichter noch als das englische auf Deutschland übertragen lassen.

Der deutsche Entwurf läßt Kinder, Abkömmlinge von Kindern und Ehegatten steuerfrei. Im übrigen beginnt die Steuerpflicht, sobald der Erbteil 300 M. übersteigt. Und zwar haben zu zahlen:

4 pCt. Eltern und Geschwister,
6 pCt. Großeltern, Neffen und Nichten,
8 pCt. Oheime und Tanten, Großneffen und Großnichten,
10 pCt. alle anderen Personen.

Uebersteigt der Erbanteil 50000 M., so wird das 1¼fache, übersteigt er 100000 M., so das 1½fache, übersteigt er 300000 M., so das 1¾fache, und übersteigt er eine halbe Million, so wird das doppelte aller dieser Steuersätze erhoben.

Die Höhe des Steuersatzes hängt also von der Entfernung des Verwandtschaftsgrades wie von der Höhe der Erbschaft ab. Das richtige Prinzip ist statuiert. Trotzdem strotzt der Entwurf geradezu von Mängeln.

Daß man Erbschaften von etlichen Hundert Mark überhaupt zur Steuer heranzieht, ist eine Chikane, die um so gehässiger wirkt, als für den Fiskus so gut wie nichts dabei herausspringt. Nach den von Frhrn. v. Rheinbaben im Reichstag selbst mitgeteilten Ziffern entfällt in Elsaß-Lothringen noch nicht ein Zwanzigstel des Steuerertrages auf die Erbschaften unter 2000 M. Warum also um einer solchen Bagatelle willen gerade die kleinsten Erben überhaupt mit einer Steuer belästigen? Wenn irgend etwas die Unpopularität des Steuerfiskus erhöhen muß, so ist es die Kleinlichkeit solcher Vorschriften.

Die Progressive nach der Entfernung der Verwandtschaft ist zwar ausreichend, die nach der Größe der Erbschaft aber durchaus ungenügend. Während das französische Gesetz eine Steigerung um das fünffache, das englische gar eine solche um das achtfache vorsieht, kennt das deutsche nur eine Verdoppelung. Insofern trägt der deutsche Entwurf einen durchaus unsozialen Charakter. Der Engländer sagt: wenn jemand 20 Millionen erbt, kann er ohne Schaden einen doppelt so hohen Prozentsatz zahlen wie der, dem nur ½ Million anheimfällt. Der deutsche Gesetzgeber dagegen meint: bis 500000 M. Erbschaft kann man allenfalls die Prozentsätze steigern, nachher aber, wo der eigentliche Ueberfluß anfängt, um keinen Preis mehr.

Das Schlimmste aber, der Kardinalfehler des ganzen Entwurfs ist, daß Gatten und Abkömmlinge steuerfrei bleiben sollen. Darunter muß natürlich die Ertragsfähigkeit der Steuern aufs äußerste leiden. Fast alle Kulturstaaten besteuern die Erbschaften auch in direkter Linie, ohne daß sich irgend welche üblen Folgen bemerkbar gemacht hätten. Nur wo die Deszendenz zur Steuer herangezogen wird, sind wirklich beträchtliche Resultate zu erzielen. Das ist ja selbstverständlich, da ¾ bis ⅘ aller Erbanfälle zwischen Ehegatten oder von Eltern auf Kinder stattfinden. Von den deutschen Staaten besteuern nur Hamburg, Lübeck, Bremen und Elsaß-Lothringen die Deszendenten. Und in diesen 4 Staaten bringt die Erbschaftssteuer auf den Kopf der Bevölkerung 3,43, 3,25, 3,78 und 1,51 M. In keinem der andern Staaten wird der Betrag von 1 M. auch nur annähernd erreicht. Soll die Reichserbschaftssteuer eine ernsthafter Faktor im Reichsbudget werden, so muß die Ausdehnung der Steuern auf Gatten und Abkömmlinge durchgesetzt werden, wozu nach den Erklärungen des Zentrumredners ja auch eine gewisse Aussicht vorhanden ist. Gerade die entschiedenen Liberalen haben die Pflicht, darauf hinzudrängen. Denn, wenn sie jede Erhöhung der indirekten Steuern und jede Einführung von Verkehrssteuern bekämpfen, so erwächst ihnen die Pflicht, wenn anders sie nicht als Demagogen erscheinen wollen, auf den Weg hinzuweisen, der zur Deckung der Bedürfnisse des Reiches führt. Natürlich muß eine Erbschaftssteuer in direkter Linie die kleinen Erbschaften mit höchster Schonung behandeln. Eine Steuerfreiheit bis zum Betrage von 10000 M., dann ein ganz bescheidener Prozentsatz vielleicht von ½ zum Beginn, ein ganz allmähliches Aufsteigen bis 100000 M., das ist selbstverständlich angezeigt. Aber wenn in England Kinder, die 20 Millionen erben, 8 pCt. dem Fiskus abgeben, so ist gar nicht einzusehen, warum das in Deutschland unmöglich sein sollte.

Lächerlich ist es, wenn die Regierung es so hinzustellen versucht, als wenn man den Einzelstaaten die Besteuerung in direkter Linie überlassen müßte. Glaubt im Ernst irgend jemand aus der Regierung, daß der preußische oder sächsische Landtag oder die mecklenburgische Ritterschaft eine vernünftige Landeserbschaftssteuer beschließen wird? Entweder das Reich geht hier vor, oder es geschieht nichts. Das beweist für Preußen ja überdeutlich der elende Schiffbruch, den Herr von Miquel erlitt, als er im preußischen Landtag den kümmerlichen Steuersatz von ½ pCt. für Deszendenten durchzusetzen versuchte.

Natürlich sträuben sich die Konservativen mit Händen und Füßen gegen die Ausgestaltung der Erbschaftssteuer. In ihren Namen bezeichnete Frhr. von Richthofen die Ausdehnung der Steuern auf die Kinder als „ersten Schritt zum Kommunismus". Wer hätte gedacht, daß Oesterreich und England, Hamburg und das Reichsland bereits mit einem Fuß im Kommunismus drin ständen.

Digitized by Google

Die Agrarier sind wirklich unersättlich. Die Regierung ist ihnen sowieso schon bei dem Erbschaftssteuerentwurf weit mehr entgegengekommen, als es eine auf das Gemeinwohl bedachte Regierung verantworten kann, und doch tun sie noch so als seien sie eigentlich die Opferlämmer. Nach der Regierungsvorlage soll die Landwirtschaft mit einer neuen Liebesgabe bedacht werden. Bei Erbschaften unter Geschwistern soll nämlich, wenn es sich um land- und forstwirtschaftliche Grundstücke handelt, den Erben ein Viertel, und wenn das Grundstück im Laufe der letzten zwei Jahre schon einmal Gegenstand eines steuerpflichtigen Erbanfalles gewesen ist, gar die Hälfte der Steuer geschenkt werden. Dabei wird nicht etwa ein Unterschied zwischen kleinen und großen, zwischen verschuldeten und unverschuldeten Besitzungen gemacht. Der Magnat, der von seinem Bruder ein paar Quadratmeilen Landes erbt, bekommt einen Teil der Steuer geschenkt, während der arme Teufel von Landhandwerker, der ein fast überschuldetes Häuschen von seinem Bruder überkommt, die Steuer bis auf den letzten Pfennig entrichten muß, falls die Erbschafts-„masse" doch noch den Betrag von 300 M. übersteigt. Dem Bund der Landwirte freilich genügen diese Benefizien für die Landwirtschaft noch nicht. Soviel sie auch kriegen soll — er fordert immer noch mehr für sie. Und das angesichts der bevorstehenden Zollerhöhungen!

Daß überhaupt eine Reichserbschaftssteuer vorgeschlagen wird, ist ein Triumph für den sozialen Liberalismus. Die Form, in der sie vorgeschlagen wird, ist ein Triumph des Agrariertums. Wer zuletzt der eigentliche Triumphator sein wird, das hängt, wie fast jede Entscheidung der deutschen Politik, von der endgültigen Stellungnahme des Zentrums ab.

H. v. Gerlach.

Sozialdemokratie und Zollpolitik

In Nr. 47 des „Plutus" hat der Herausgeber Georg Bernhard an leitender Stelle unser handelspolitisches Verhältnis zu Amerika einer näheren Betrachtung unterzogen, in deren Rahmen er die grundsätzliche Stellung der Sozialdemokratie zur Handelspolitik überhaupt erörtert. Mit Schippel und Calwer ist er der Ansicht, die Sozialdemokratie sei gewissermaßen nur aus Versehen freihändlerisch geworden, und müßte, wenn sie ihr eigenes Programm richtig durchzudenken und die Interessen ihrer Anhänger richtig zu wahren verstände, mit flatternden Fahnen ins protektionistische Lager abschwenken. Er spricht deshalb offen für den Uebergang der Sozialdemokratie zum Schutzzollprinzip, ja selbst für einen Zollkrieg mit der Amerikanischen Union. Ich halte aus triftigen Gründen für angezeigt, in diesem Augenblick mich nicht auf eine öffentliche Erörterung unseres handelspolitischen Verhältnisses mit den Vereinigten Staaten von Amerika einzulassen. Dagegen möchte ich nicht unterlassen, auf die grundsätzlichen Ausführungen jenes Artikels etwas näher einzugehen.

Bernhard erzählt seinen Lesern wieder einmal das Märchen, das Freihandelsprinzip der Sozialdemokratie sei lediglich ein kritiklos übernommenes Erbstück des bürgerlichen Liberalismus. Es ist mir geradezu unbegreiflich, wie ein nationalökonomisch geschulter Mann eine derartige Behauptung aufstellen kann. Bernhard übersieht seltsamerweise, daß das, was der ältere Liberalismus und das, was die Sozialdemokratie als Freihandel bezeichnet und erstrebt, zwei himmelweit verschiedene Dinge sind: Der Liberalismus verwarf grundsätzlich jeden Eingriff des Staates in das Wirtschaftsleben, aus diesem Grunde auch eine mißbräuchliche Ausnutzung des Zollsystems zu einer Schutzmaßregel für einzelne Erwerbszweige, — gerade so, wie er auch heute noch einen entsprechenden Mißbrauch von Steuern zu diesem Zwecke bekämpft. (Warenhaus-, Spiritussteuer.) Dagegen hat er gegen Zölle als fiskalische Maßregel nichts wesentliches einzuwenden. Sein „Freihandels"-Prinzip lautet also: Finanzzollsystem, statt Schutzzollsystem.

Gerade umgekehrt erstrebt die Sozialdemokratie die Einmischung des Staates in das Wirtschaftsleben, ja dessen vollständige Zentralisierung und Monopolisierung durch den Staat. Sie würde demzufolge auch den staatlichen Schutz gewisser Industriezweige, deren Lebensinteressen irgendwie bedroht sind, grundsätzlich gutheißen müssen. Aber als Interessenvertretung der niedrigeren Volksklassen ist sie grundsätzlich Gegnerin aller indirekten Abgaben, weil diese die unteren Kreise relativ stärker belasten als die höheren, und aus diesem Grunde auch Gegnerin von Zöllen, die ja nur eine besondere Form indirekter Abgaben darstellen. Von diesem Gesichtspunkte aus ist sie zum Freihandel gekommen, und zwar zur grundsätzlichen Verwerfung jedes Zollsystems, sei es ein fiskalisches oder protektionistisches.

Die Frage ist nun, ob und inwiefern dieser aus dem Konsumenteninteresse der Arbeiterklasse entspringende sozialpolitische Gesichtspunkt vereinbar ist oder kollidiert mit den aus der Idee des Sozialismus sich ergebenden eigentlich handelspolitischen Gesichtspunkten. Die Beantwortung dieser Frage scheint mir davon abzuhängen, wie man sich die Verwirklichung einer sozialistischen Gesellschaftsordnung vorstellt. Wir müssen also bis in die letzten Wurzeln des Gedankenkomplexes hinabsteigen, auf welchen sich das Programm der sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands aufbaut. Hier finden wir als einen Grund- und Eckstein der sozialistischen Weltanschauung das Wort „international". Soweit dieses Wort den Sinn eines grundsätzlichen Unterscheidungsmerkmals von bürgerlich-kapitalistischen Parteien haben soll, kann es nur eine Bedeutung haben: Zusammenschluß der heute in zahlreiche, einander feindlich oder wenigstens fremd gegenüberstehende nationale Sonderorganisationen zersplitterten Menschheit zu einer einheitlichen und gleichartigen Weltorganisation, in welcher die „Gleichheit von allem, was Menschenantlitz trägt" durchgeführt ist. „Das Ideal aller sozialistischen Schulen mit vorherrschend internationalem Charakter ist ein Zustand, in welchem das gesamte Menschengeschlecht einen politischen und wirtschaftlichen Organismus bilden und der Krieg wie auch die ökonomische Konkurrenz zwischen den einzelnen und auch den Völkern aufhören werde", sagt ein namhafter Theoretiker des Sozialismus*... „eine entschiedene Antipathie gegen die nationalen und staatlichen Unterschiede .... ist alte Tradition des Sozialismus". In diesem Sinne schrieb Saint-Simon, sowie seine ganze Schule. Bazard und Enfantin erklärten in ihrem Manifest nach der Julirevolution, daß die ganze Menschheit künftig nur ein Volk bilden, die Staaten und mit ihnen die Kriege verschwinden, an Stelle des Patriotismus der Kosmopolitismus treten solle. Nach Fourier soll der Omniarch zu Konstantinopel sämtliche Phalansterien der Erde leiten. Owen denkt an eine Weltrepublik der sozialistischen geeinten Gemeinden. Pierre Leroux gründet sein ganzes System auf die Einheit des Menschengeschlechts. Marx und Engels standen bekanntlich auf streng internationalem Boden und die Internationale Arbeiterassoziation beruhte auf grundsätzlich internationaler Basis. „International" ist das stehende „epitheton ornans" der sozialdemokratischen Parteien aller Länder und, wie Menger zutreffend ausführt, „die internationale Richtung des Sozialismus zu einer so allgemein anerkannten Tatsache geworden, daß es einer geschichtlichen Darstellung der tausendfältigen Kundgebungen in dieser Richtung nicht mehr bedarf".

Es liegt nun auf der Hand, daß im Rahmen dieser Anschauung ein nationales Zollsystem, welcher Art es sein möge, keine Stätte finden kann, am allerwenigsten aber ein Schutzzollsystem, welches künstlich eine verschiedene Gestaltung der Nationalwirtschaften hervorruft, welches eine Bereicherung des einen Landes auf Kosten der andern herbeiführen zu können glaubt und beabsichtigt, welches aus militärischen Gründen den Staat „wirtschaftlich vom Auslande unabhängig machen" soll, welches überhaupt, worauf ich an anderer Stelle schon verwiesen habe, weit mehr eine nationalpolitische als eine wirtschaftspolitische Maßregel, eine Ausnützung wirtschaftlicher Momente im Dienste des politischen Machtgedankens ist. In diesem Sinne schließt

---

* Anton Menger „Neue Staatslehre" Jena, G. Fischer, 1903.

Digitized by Google

Karl Marx seine bekannte Rede vom 9. Januar 1849 in der demokratischen Gesellschaft zu Brüssel mit den Worten: „Im allgemeinen ist heutzutage das Schutzzollsystem konservativ, während das Freihandelssystem zerstörend wirkt. Es zersetzt die früheren Nationalitäten .... Und nur in diesem revolutionären Sinne stimme ich für den Freihandel." Der Sozialismus ist also freihändlerisch auch unter handelspolitischem Gesichtspunkt, weil er in der zollpolitischen Scheidung der Völker ein Hindernis für die Entwicklung der erstrebten wirtschaftlichen Weltorganisation sieht.

Es dürfte nun allerdings klar sein, daß eine solche einheitliche Weltorganisation — ihre Erreichung einmal als möglich angenommen — keinesfalls in den Rahmen einer Staatsform hineinpaßt. Als militärisch-diplomatische Organisation — die eigentliche Grundlage des Staatsbegriffes! — hätte ja ohnehin ein die ganze Menschheit umfassender Einheitsstaat keinen Sinn mehr. Eine Leitung des Wirtschaftslebens aber könnte wohl selbst die kühnste Phantasie sich nicht für die ganze Welt — mit ihren Unterschieden des Klimas, der Rasse, des Kulturgrades usw. — als eine einheitlich zentralisierte denken. Das wird auch von den konsequenten Vertretern des internationalen Sozialismus vollkommen anerkannt. Friedrich Engels hat bekanntlich offen erklärt, daß nach Durchführung einer sozialistischen Gesellschaftsordnung der Staat von selbst absterben werde, weil er keinen Boden mehr für seine Betätigung habe. Deshalb ist es theoretisch durchaus logisch gedacht, wenn die den internationalen Gesichtspunkt festhaltenden Sozialisten in politischer Hinsicht zum Anarchismus neigen und demgemäß nicht auf „Eroberung der politischen Macht durch das Proletariat", sondern auf Zerschlagung jeder politischen Macht überhaupt hinarbeiten. Hier liegt m. E. die theoretische Wurzel der anarcho-sozialistischen Strömung auf dem linken Flügel der Partei.

Wesentlich anders liegt nun allerdings die Sache, wenn man, wie es die großen Kreise der Partei unstreitig tun, vor allem auf Verstaatlichung der Produktivmittel hinstrebt, damit also am Staatsbegriff festhält. Diese Kreise stützen sich auf das gleichfalls programmatische Wort „Sozialdemokratie".

Die Demokratie, in welcher noch so freien Form sie sich auch realisieren mag, hat zur unbedingten Voraussetzung den nationalen Staat. Das braucht nicht notwendigerweise ein Staat wie Deutschland oder Frankreich zu sein. Im Gegenteil, gerade diejenigen sozialistischen Kreise, welche auf diesem Standpunkt stehen, sind ja zumeist wohl Anhänger eines imperialistischen „größeren Deutschland", eines pangermanischen Weltreiches, einer mitteleuropäischen Zollunion oder dergl. Jedenfalls aber müssen sie mit dem Begriff des Staats rechnen, d. h. einer an ein bestimmtes Territorium (und auch wohl an eine bestimmte ethnologische Volksgruppe) gebundenen, durch scharfe Landesgrenzen gegen andere — gleichartige oder ungleichartige — Organisationen abgegrenzte Zwangsorganisation mit einheitlicher Zentralverwaltung. Das erkennt auch Anton Menger unumwunden an:

„In Wirklichkeit würde man sich am Tage nach Einführung des volkstümlichen Arbeitsstaates" — damit bezeichnet er den auf sozialistischer Wirtschaftsordnung aufgebauten Staat — „überzeugen, daß nicht nur die Produktionsprozesse der Leitung bedürfen, sondern auch die Menschen, wenn sie Ordnung halten sollen ..... Die Gefahr ist nicht ausgeschlossen, daß über dem gewaltigen Ringen der Völker nach politischer und ökonomischer Freiheit die Ordnung dauernd Schiffbruch leidet. Kein volkstümliches Vorurteil darf deshalb die Machthaber der neuen Staatsordnung davon abhalten, durch eine zweckmäßige Organisation der Staatsbehörden für eine starke Regierung Sorge zu tragen."

Es leuchtet ein, daß die alte ursprüngliche „Internationalität" dabei vollkommen in die Brüche geht. Sie wird zwar im Wortlaut beibehalten, aber eine begriffliche Aushöhlung des Wortes vorgenommen, welche ihm den wesentlichen Inhalt seiner urspüglichen Bedeutung entzieht: Man versteht darunter nur noch etwa den Hinweis, daß der Kampf zwischen Kapital und Arbeit in allen Ländern mit analoger Entwickelung sich in gleicher Weise gestalte, daß das Proletariat des einen Landes dem des anderen Landes Hilfe und Unterstützung zu leisten habe, daß man überhaupt mit dem Auslande nach Möglichkeit in Frieden und Freundschaft leben wolle und jeden Chauvinismus, insbesondere da, wo er nur den Vorwand kapitalistischer Interessen bilde, aufs schärfste bekämpfe. Kurz, man gelangte zu einem „Internationalismus", den ohne Bedenken auch die bürgerlich-liberalen Parteien unterschreiben können und der wirklich keinen Anlaß mehr böte, dies Wort als eins der wichtigsten Unterscheidungsmerkmale der Sozialdemokratie zu behandeln, wenn es nicht die Tradition nun einmal so mit sich brächte.

Daraus ergeben sich nun aber zwei wichtige Folgerungen für die praktische Politik:

1. Zunächst ist die notwendige logische Folge, daß die Anhänger dieser — in erster Linie „demokratischen" — Richtung des Sozialismus sich auch mit dem Gedanken waffenmäßiger Landesverteidigung vertraut machen und demgemäß mehr oder weniger militärfreundlich erweisen müssen. Denn sobald man territorial-nationale Staaten, sei es auch fortgeschrittensten und friedfertigsten Charakters als gegeben annimmt, läßt sich die Eventualität kriegerischer Verwickelungen auch durch die geistvollsten Theorien nicht aus der Welt schaffen. Es ist demnach nur konsequent, wenn Männer wie Schippel, Calwer u. a. selbst unter heutigen Verhältnissen bereits ein grundsätzliches Entgegenkommen in Militär- und Flottenforderungen zeigen. Und in weiten Kreisen der Partei bekämpft man auch gar nicht mehr das Militär als solches, sondern nur den Militarismus zugunsten einer Volksmiliz, verweigert auch nicht etwa die Heeresfolge für den Kriegsfall, sondern verlangt nur Entscheidung des Parlaments oder des Volks über Krieg oder Frieden.

2. Und weiter, wenn der demokratisch-sozialistische Staat — im Gegensatz zu heute — in erster Linie die Zentrale des Wirtschaftslebens, die Leitung der Produktion und Konsumtion bildet, so hat er konsequenter Weise die Pflicht, gegen alle Gefahren, welche einer gesunden Gestaltung auch des einheimischen Wirtschaftslebens von außen her drohen, seine Machtmittel nutzbar zu machen. Aus diesem Gesichtspunkte heraus ist es psychologisch zu erklären, wenn Sozialisten wie Schippel, Calwer und Bernhard, zu einer grundsätzlich schutzzöllnerischen Anschauung kommen. Wir glauben sogar, daß mancher in der Partei, die heute mit Fanatismus gegen Schippel zu Felde ziehen, seiner Grundauffassung vom sozialistischen Zukunftsstaat gar nicht so fern steht, wie er selber glaubt. Man wolle doch einmal folgendes überlegen: Exportiert und importiert werden, wie schon Caprivi sagte, nicht nur Waren, sondern auch Menschen: In einem sozialdemokratischen Zukunftsstaate würde dieses sogar die hauptsächlich in Betracht kommende Form ausländischer Konkurrenz sein. Wie denken die sozialdemokratischen Freihändler denn nun hierbei über den „Schutz nationaler Arbeit?" Würden sie auch diesem Auslandsimport gegenüber das Prinzip des Freihandels unter allen Umständen hochhalten? Ich bezweifle es fast. Wenigstens haben wir ja in dem stark sozialistisch-demokratischen Australien bereits Maßregeln erlebt, welche einem Schutzzolle gegen Einfuhr konkurrierender Arbeitskräfte äußerst ähnlich sehen.

Wir sehen also, daß aus der Betonung des demokratischen Momentes und der damit notwendigen Vernachlässigung des Internationalismus sich konsequenterweise jene Richtung entwickelt, die man unter dem Namen „Revisionismus" zusammenfaßt und welche in ihren letzten Konsequenzen bei einem national-demokratischen Staatssozialismus enden muß. Auch die übrigen Merkmale des Revisionismus: die Neigung zu Kompromissen mit der Regierung, sowie das Paktieren mit bürgerlichen Parteien, die Hochschätzung des Parlamentarismus, das Gewichtlegen auf sozialpolitische Reformtätigkeit, die Ablehnung der Katastrophentheorie ergeben sich einleuchtend als folgerichtige Konsequenzen des Grundgedankens.

In dieser Unvereinbarkeit des demokratischen und des internationalen Prinzips liegt die Schwäche des sozialdemokratischen Programmes. Hier ist m. E. ein latenter Zwiespalt vorhanden, der mit der Zeit unabweislich eine Klärung

Digitized by Google

fordern, die Sozialdemokratie zur Entscheidung darüber nötigen wird, ob sie sich in zwei verschiedene Richtungen spalten, oder ob sie als Gesamtheit nach dieser oder nach jener Richtung marschieren will. Die bisher verfolgte „Politik der mittleren Linie" dürfte sich auf die Dauer kaum durchführen lassen. Demnach könnte es also scheinen, als hätten Schippel, Calwer, Bernhard von ihrem — demokratisch-nationalen — Standpunkt aus Recht, wenn sie schutzzöllnerische Töne anschlagen und zum Zollkrieg mit Amerika rüsten? Ist dem so?

Auch diese Frage muß ich verneinen. Ich meine es wird von diesen sozialdemokratischen Schutzzöllnern in gröblicher Naivität Zukunftsstaat und Realpolitik durcheinandergeworfen:

Setzen wir den Fall, wir befänden uns in einem sozialistischen Zukunftsstaat, nehmen wir meinetwegen als Grundlage dafür eine, Mittel-Europa umfassende, demokratische Republik an, in welcher mit Aufhebung aller nichtsozialistischen Wirtschaftsformen auch alle Klassenunterschiede verschwunden wären. Dann könnte ein Politiker sehr wohl den Gedanken diskutieren, ob — beispielsweise zum Schutz dieser Wirtschafts-Organisation gegen ein nicht sozialistisches, mit ausgebeuteten Arbeitskräften billig produzierendes Amerika oder Ostasien oder zum Schutze der einheimischen Lebenshaltung gegen die Einwanderung von Kulis und Neger-Arbeitern — Schutzzölle oder ähnliche sinnverwandte Maßnahmen angebracht wären. Jene Voraussetzung ist nun aber eine so theoretische, daß wir doch wohl nicht nötig haben, in Fragen der praktischen Gegenwartspolitik überhaupt auf sie Rücksicht zu nehmen. Wir leben de facto in einem „kapitalistischen Klassen-Staat", und zwar speziell noch in einem solchen, in dessen Politik Junkertum und Zentrum Trumpf sind, zwei Parteien, welche auf sämtlichen Gebieten reaktionär sind bis auf die Knochen. Diese beiden Gruppen sind ökonomisch die Träger jener hochagrarischen Wirtschaftspolitik, von welcher unsere protektionistische Handelspolitik nur ein Ausfluß ist.

Letztere dient demgemäß heute fast ausschließlich der Bereicherung des Grundrentners auf Kosten der Arbeiter und auf Kosten des Konsums. Jeder, der heute das Wohl der Arbeiterklasse vertritt, oder wenigstens vertreten will, ja mehr als das, jeder der überhaupt die reaktionären Mächte in Deutschland bekämpfen will, muß daher vor allen Dingen die agrarische Wirtschaftspolitik bekämpfen und darum auch ein Gegner der Hochschutzzollpolitik sein. Das ist identisch, denn die industriellen Schutzzölle, so überflüssig, ja schädlich die meisten mir zu sein scheinen, fallen unter gesamt-politischem Gesichtspunkte wenig ins Gewicht. Wer auch nur den geringsten Einblick in die Klassen- und Partei-Konstellation des heutigen Deutschland gewonnen hat, der wird das eine zu geben: Sobald die Getreidezölle gefallen sind, ist der Industrieprotektionismus unterminiert. Dann mag man vielleicht noch über einzelne Zollsätze als Erziehungsmittel oder vorübergehendes Schutzmittel für diesen oder jenen Erwerbszweig diskutieren, das systematische Ausbeutungssystem, welches unter dem Schlagworte „Schutz der nationalen Arbeit" heute getrieben wird, die „Solidarität der produktiven Erwerbsstände" ist gefallen und die Bahn ist frei geworden für eine gesunde Erneuerung des deutschen Wirtschaftslebens. Aus diesen Gründen kann ich es nur für eine unglaubliche Kurzsichtigkeit, für ein Verkennen aller „realen Machtfaktoren" des Wirtschaftslebens erachten, wenn jemand, der Sozialist und Vertreter der Arbeiterinteressen sein will, glaubt, die protektionistische Handelspolitik des Agrariertums und der mit ihr verbündeten schweren Industrie befürworten zu dürfen.

W. Borgius.

Unsere Bewegung

Die badische Landesversammlung am 3. Dezember d. Js. erfreute sich eines sehr zahlreichen Besuches. Der weit über die gelb-roten Grenzpfähle hinaus bemerkte Ausfall unserer letzten Landtagswahl, bei der zum ersten Mal der geeinigte Liberalismus Schulter an Schulter mit der Sozialdemokratie vorging, gab unserm Vorsitzenden, Herrn Dr. Knittel, Anlaß zu einem Bericht über die Teilnahme der Partei an dieser Wahl und den großen Erfolg unserer Arbeit, wenn uns auch für diesmal noch in letzter Stunde das erhoffte Landtagsmandat entging. Professor Dr. Hausrath beleuchtete unsere zukünftige Stellung zu den Parteien unter dem Gesichtspunkt der Einigung der Linken. Die große Lehre der letzten Wahlen, daß der Liberalismus zerrieben wird, wenn er sich nicht dazu bequemen will, die Sozialdemokratie als bündnisfähig anzusehen, ist immer noch nicht in alle Köpfe eingegangen. Um so dringlicher ist die Aufgabe, die heute nur von uns geleistet werden kann, aus dem gegenwärtigen taktischen Zusammengehen in irgend einer Form die Grundlage für eine programmatische Einigung des Gesamtliberalismus zu gewinnen und diesem Zweck ohne Rücksicht auf die nur noch von vereinzelten Altliberalen gefürchteten Folgen unter Einsetzung unseres ganzen politischen Kredits die Arbeit der nächsten Zeit zu widmen. Ueber diese Ausführungen entspann sich eine lebhafte Debatte, in deren Verlauf Redakteur Weinhausen über die Lage in Norddeutschland, Graf Bothmer über Bayern und Württemberg, Professor Dr. Deißmann, die Herren Gscheidlen, Weißer und Dr. Knittel über die Lage in Baden referierten. Stadtpfarrer Dr. Lehmann, Syndikus Dr. Landmann, Rechtsanwalt Dr. van Aken, Dr. Mombert und Herr Nutzinger ergänzten in einzelnen Punkten die Referenten, als deren letzter Rechtsanwalt Mayer-Mannheim beachtenswerte Winke zur Befestigung und Ausdehnung unserer Organisation gab. Alles in Allem, es geht ein frischer Zug durch unsere badische Bewegung und es wird ein gutes Stück hoffnungsreicher Arbeit geleistet.

Heidelberg. Wir hielten am 29. November unsere ordentliche Hauptversammlung ab. Univ.-Prof. Dr. Deißmann erstattete den politischen Jahresbericht. Das abgelaufene Jahr ist für uns eine Zeit inneren Wachstums und steigenden Einflusses. Der große Naumannzyklus in der Stadthalle, der Diskussionsabend über Naumann, der Amerika-Abend, der Japan-Abend und der Rußland-Abend sind die hauptsächlichsten Veranstaltungen, dazu kam das energische Eintreten für die streikenden Ruhrbergleute und unser tätiges Eingreifen in die badische Wahlbewegung, die mit ihrem Zusammenschluß des Liberalismus und ihrem bekannten Stichwahlabkommen geradezu die Probe auf das Exempel unserer Führer geworden ist. Die Finanzen des Vereins stehen gut; der Vorstand wurde einstimmig entlastet. Herr Med.-Rat Dr. Kürz, einer unserer ältesten und verdientesten Vorkämpfer, konnte leider eine Wiederwahl in den Vorstand nicht annehmen. Der satzungsgemäß neugewählte Vorstand besteht aus den Herren Prof. Dr. Deißmann, Vorsitzender, Rechtsanwalt Dr. Fürst, stellv. Vorsitzender, Hausmeister Ottenbacher. Schriftführer, Prof. Röth, stellv. Schriftführer, Kaufmann O. B. Nuzinger, Kassenführer, Tapezier Gude, Eisenbahnarbeiter (und Schriftführer des Eisenbahnerverbandes) Hoffmann, Sattler Otten und Frau Marianne Weber; die Revisoren sind die Herren Heidenreich und Rothschild. Ueber unsere Beteiligung an den Stadtverordnetenwahlen wurde Beschluß gefaßt. Fürs kommende Jahr sind in Aussicht genommen u. a. ein England-Abend, ein Orient-Abend und eine Versammlung mit dem Thema „Der Generalstreik".

Leipzig. Der liberale Landesverband für das Königreich Sachsen hielt Sonntag, den 10. Dezember unter der Leitung des Vorsitzenden, Dr. Barge, seine Generalversammlung ab, der eine Sitzung des Landesausschusses voranging. An beiden Sitzungen beteiligte sich namens der Berliner Parteileitung auch Herr Redakteur Weinhausen aus Berlin. Neben der Erledigung der geschäftlichen Angelegenheiten, von denen bei der Revision der Statuten der Beschluß auf Schaffung eines aus fünf Mitgliedern bestehenden Arbeitsausschusses am Sitze des Parteisekretariats (Leipzig) der wichtigste ist, brachte die Versammlung ihre Stellung zu den Parteien wie zu der Wahlrechtsfrage in den folgenden Resolutionen zum Ausdruck: 1. „Die Generalversammlung des liberalen Landesverbandes für das Königreich Sachsen sieht in der gegenwärtigen Herrschaft der konservativen Partei in Sachsen die größte Gefahr für die gesunde Weiterentwicklung des Landes. Sie hält es für dringend notwendig, daß zur Bekämpfung der herrschenden Reaktion sich alle liberalen Gruppen eng zusammenschließen, und gibt schon jetzt der Beratung Ausdruck, es möge bei den künftigen Landtagswahlen eine Verständigung zwischen den verschiedenen liberalen Parteien erzielt und — unter Zurücksetzung der besonderen Fraktionsinteressen — unter gemeinsamer Parole der Kampf gegen die sächsischen Konservativen geführt werden". 2. „Die Generalversammlung des Liberalen Landesverbandes für das Königreich Sachsen hält es für ihre Pflicht, Regierung und Landtag auf die in weiten Kreisen des Bürgertums vorhandene Mißstimmung hinzuweisen, die durch die Verschleppung der Wahlrechtsreform verursacht worden ist. Die Versammlung steht auf dem Standpunkt des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts, eventuell unter Anwendung des Proportionalwahlsystems, und fordert zugleich eine Neuordnung der Wahlkreise unter Vermeidung des Unterschiedes von Stadt und Land. Sie glaubt, daß nur auf diese Weise den drohenden ernsten Schwierigkeiten im Lande vorgebeugt werden kann".

Dresden. Der Liberale Verein für Dresden und Umgegend hielt am 6. Dezember seine diesjährige Hauptversammlung ab, die sich vornehmlich mit geschäftlichen Angelegenheiten

Digitized by Google

zu befassen hatte. Zum ersten und zweiten Vorsitzenden wurden die Herren Dr. jur. v. Mangoldt und Kaufmann Greiert gewählt. Eine rege Debatte wurde der Belebung der Vereinstätigkeit gewidmet. Es wurde beschlossen, monatlich Vorstandssitzungen mit anschließenden Mitgliederversammlungen abzuhalten, in denen über bestimmte Themata referiert und debattiert werden soll, also regelmäßige Diskussionsabende.

Auerbach i. V. In der diesjährigen Hauptversammlung am 4. Dezember nahm man zunächst Stellung zur Tagesordnung der Landesverbandsversammlung in Leipzig. Aus dem vom Vorsitzenden erstatteten Jahresberichte sei herausgehoben: Die Mitgliederzahl ist bedeutend gestiegen. In 14 Versammlungen wurden 14 Vorträge und 8 Berichte besprochen. Auf kommunalem Gebiete war der erste Erfolg des erst 1 Jahr bestehenden Vereins zu verzeichnen durch die Wahl Prof. Dr. Thrändorfs zum Stadtverordneten. Der Schriftenverkauf war ein vorzüglicher und die Opferwilligkeit der Mitglieder war groß. Der neugewählte Vorstand setzt sich zusammen aus: Bauer 1. Vorsitzender, Prof. Thrändorf 2. Vorsitzender, Strödel Schriftführer, Förster Kassierer, Rehwinkel und Nigrini Beisitzer. Der Vorsitzende sprach dann über das „Erbbaurecht".

Plauen i. V. Unserem Vereinsleben steht ein sehr inhaltsreicher Winter bevor. Möchten alle Mitglieder es als ihre Pflicht ansehen, den Vorstand in seinen Bemühungen zu unterstützen! — Den Vortrag des letzten Vereinsabends hielt unter Beifall Parteifreund Bergsträßer über die Gewerkschaften. Es klang in die Mahnung an unsere dem Arbeiterstande angehörigen Mitglieder aus, irgend einer bestehenden Gewerkschaft ihres Arbeitszweiges unter allen Umständen beizutreten, soweit sie noch nicht organisiert seien. Während der Vortrag neben den Fragen des Ausbaues der einschlägigen Gesetzgebung vorzugsweise die erzieherische Bedeutung der Gewerkschaften behandelte, wurden in der Aussprache mehr die wirtschaftlichen Gewerkschaftsprobleme und die Frage des Verhältnisses zwischen den politischen Parteien und den Gewerkschaften berührt. Einer Fortführung der begonnenen Debatte wird der in Aussicht stehende Vortrag Weidauers über die Tarifgemeinschaften dienen.

Marburg. Den katholischen Feiertag am 8. d. M., dessentwegen die Reichstagssitzung ausfiel, benutzte Herr v. Gerlach, um hier in öffentlicher Versammlung über die Reichsfinanznot und die neuen Steuern zu referieren. Die Stellungnahme unseres Abgeordneten zu der Regierungsvorlage wurde nicht nur von der Versammlung mit lebhafter Zustimmung begrüßt, sondern der Vorsitzende des Gastwirteverbandes, Dietrich, benutzte auch die Gelegenheit, Herrn v. Gerlach zu bitten, seine Tätigkeit im Reichstag in der bisherigen Richtung fortzusetzen, weil er damit den Interessen seines Wahlkreises entspreche. Die kurze Ansprache des Herrn Dietrich fand ein starkes Echo bei den Versammelten, unter denen diesmal die Kreise des Geschäfts- und Erwerbslebens besonders stark vertreten waren.

Schwenningen i. Württbg. Am 14. September hielt Herr Gußmann einen Vortrag über „Die gelbe Gefahr". Ein Referat über „Die Politik der Gegenwart", an der Hand des gleichnamigen Buches, erstattet von Kaufmann Benzing, brachte die Versammlung vom 14. Oktober. In der letzten Versammlung am 3. Dezember hielt Lehrer Kröner einen Vortrag über Schiller und die Gegenwart. Wir werden auch im nächsten Quartal die „Hilfe" für drei Gasthäuser abonnieren und hoffen, dadurch unsere Gedanken in weitere Kreise zu tragen.

Metz. Nach längerer Ferienunterbrechung haben wir unsere „Hilfeabende" wieder aufgenommen. Am 9. Oktober sprach Oberlehrer Buchrücker über „Bodenreform" (an der Hand von Damaschke's Buch). Das Thema ist z. Z. für Metz besonders wichtig, da die Stadtverwaltung das ehemalige Festungsgelände fortgesetzt zur Bebauung aus den Händen gibt. Für den 14. November hatten wir unsern Freund Chefredakteur G. Wolf-Straßburg zu einem Vortrag über „Lage und Aufgabe des deutschen Liberalismus" gewonnen. Da der Redner als einer der eifrigsten Vorkämpfer des entschiedenen Liberalismus in den Reichslanden bekannt ist, konnten wir die Zahl der Einladungen ausdehnen; die Versammlung war denn auch gut besucht, namentlich hatten wir die Freude, eine Anzahl von Herren aus der Nachbarstadt Diedenhofen begrüßen zu können. Der Referent erörterte die Ursachen des Niedergangs des Liberalismus: den Mangel eines einheitlichen Wirtschaftsprogrammes, die falsche Wertung der Arbeiterbewegung, die verschiedene Stellung zu den Machtfragen. Während man im Norden noch nicht dazu gekommen ist, angesichts der herrschenden Reaktion, die Tradition zu revidieren, ist man im Süden mit Erfolg dazu übergegangen. Von hier aus muß die Neubelebung des Liberalismus kommen. — An die klaren, sehr beifällig aufgenommenen Ausführungen schloß sich eine lebhafte Diskussion, in der vornehmlich lothringische Verhältnisse besprochen wurden. An diesem Abend verstärkte sich die Zahl der „Hilfefreunde" auf über 60, sodaß wir uns das nächstemal in erster Linie mit der Organisationsfrage zu beschäftigen werden haben.

Inserate

haben in der

„Hilfe"

besten

Erfolg.

Das Weihnachts-Buch 1905

ist der soeben abgeschlossene Roman

Götz Krafft

Die Geschichte einer Jugend

Roman in vier Bänden von Edward Stilgebauer

Preis pro Band brosch. 4 Mk., gebd. 5 Mk.

Deutsche Wochenztg. *Es ist ein groß angelegtes Werk voll Wärme für Herz und Geist, voll Anregung, scharf gezeichnet, voll männlichen Mutes und treuer Frauenliebe. Ein herrliches Werk, geschaffen für den Weihnachtstisch, denn es heißt auch in ihm: „Friede nach Kampf".*

Breslauer Morgenzeitung. *Was der erste Band versprach, löst der letzte glänzend ein: ein Charakterbild, an dem alle Strömungen unserer Zeit lebendig mitschaffen, vollendet sich im auf und ab zu einer faustischen Gestalt. Wie gesagt, diese „Geschichte einer Jugend" wird in solchem Abschlusse erst zu dem, was der Dichter gewollt hat, zur Geschichte einer sittlichen Persönlichkeit. Und das gibt ihr eigenartigen Wert gerade in unseren Tagen.*

Thurgauer Ztg. *Das Ganze bildet, allen Anfeindungen zum Trotz, ein Werk von hervorragender Bedeutung und ein Kulturbild eigener, stimmungskräftiger Art, das „Götz Krafft" in der modernen deutschen Romanliteratur eine bleibende Stätte sichern wird.*

In ähnlichem Sinne urteilen viele Hunderte von Zeitungen!

Bisher wurden 163.000 Bände verkauft

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt von Rich. Bong, Berlin W. 57.

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Eugen Katz in Berlin. — Druck von Franz Weber, Mauerstr. 80.

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 50. Berlin, 17. Dezember 1905

Flotte

Es wird gelehret, daß Christen mögen rechte Kriege führen.
Augsburgisches Glaubensbekenntnis Artikel XVI.

Schade, höre ich sagen, daß er Politik und Religion vermengt und auch an diesem, heimlicher Aussprache der Seele gewidmeten Ort es nicht lassen kann, von Parteifragen zu reden. Schade, höre ich sagen, daß er sich dazu verlocken läßt, uns rednerische Kunststücke vorzuführen, während man nach schlichter Wahrheit verlangt, und Mögliches und Unmögliches zusammenzureimen, was von vornherein jede sinnende Stimmung verdirbt. Wahrhaftig schade, sage ich selbst, wenn ich aus solchen Gründen hier davon spreche, wovon man in unserem deutschen Vaterland jetzt überall redet. Aber gibt es für einen gewissenhaften Menschen wirklich keinen Anlaß, einzig aus sittlichem Ernst heraus einen Augenblick sich vor jene Flottenfrage zu stellen? Nicht aus Politik, nicht um der Partei, nicht um einer Spitzfindigkeit, sondern um unserer selbst willen tun wirs.

Wir haben uns gewöhnt, die Menschen um uns zu zerteilen; das eine Stück an ihnen gefällt uns, das andere nicht. Wir können uns auf dem Gebiet der Kunst aufs innerlichste mit einem Menschen auseinandersetzen, den wir auf anderen Gebieten nie als Führer anerkennen würden. Wir scheiden genau zwischen Politik und Religion, zwischen Religion und Sittlichkeit, zwischen Sittlichkeit und Sitte. Das bedeutet gewiß einen gewaltigen Fortschritt feinen Empfindens gegenüber früheren Zeiten. Aber eine große Gefahr liegt darin; nämlich die Versuchung für die eigene Person, daß man meint, man brauche selbst kein einheitliches Band mehr für seine verschiedentlichen Bestrebungen. Man zerstückelt sich selbst. Jetzt sitzt man im Parlament und stimmt so und nachher geht man in die Kirche und denkt anders. Man lebt in verschiedenen Welten und geht dabei innerlich zu Grund. Denn der Mensch bedarf einer einheitlichen Grundüberzeugung. Wir müssen wissen, wohin wir zielen und dem einen Zweck alles anpassen. Gerade in politischen Fragen tritt ein klaffender Widerspruch mit eigenen religiösen Ueberzeugungen oft klar zu Tage. Man ist sich grundsätzlich nicht klar wie man am besten Frieden wahrt. Haben die recht, die auf die Waffen weisen als die stärksten Hüter der Völkerruhe? Bieten heute die Völkermassen irgend welche Bürgschaft, daß es ihnen mit dem Weltfrieden ernst ist und vermögen sie dies zu einem einheitlichen Willensausdruck zu bringen? Danken wir der Politik, daß sie uns vor solche sittliche Grundfragen stellt.

Die Reformatoren lebten noch der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß Kriegshandwerk gerade so gut und gerade so gefährlich ist, wie jeder bürgerliche Beruf. Sie zehrten noch von einheitlicher, gesunder Kraft, die auch rauhe Mittel nicht verachtet, wenn sie den Zweck herbeiführen. Eine Gewissensaufgabe besteht jedenfalls zuerst: handle so, daß du dich vor deinen Kindern und Kindeskindern einst nicht zu schämen brauchst. Handeln heißt ein Stück Zukunft schaffen. Wer sittlich handelt, sieht nicht auf den Augenblick, sondern auf kommende Tage und Geschlechter.

Traub.

Ueber Persönlichkeit

Volk und Knecht und Ueberwinder,
Sie gestehn zu jeder Zeit,
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.
Jedes Leben sei zu führen
Wenn man sich nicht selbst vermißt,
Alles könne man verlieren,
Wenn man bliebe, was man ist.

Das Ideal nach harmonischer Bildung aller nach Betätigung ringenden Kräfte war in Griechenland der leitende Gedanke bei der Erziehung der vornehmen Jünglinge. Zu vielseitigster Tätigkeit, zu höchster mit Anmut gepaarter Gewandtheit reifte der Athener heran, damit er eine ganze, in sich geschlossene Persönlichkeit darstelle, die ebenso befähigt wäre, die Interessen des Staates wahrzunehmen, wie seine eigenen. Bei dem immerhin noch übersehbaren Wissensstoff und bei der relativ geringen Ausdehnung des Staatsbetriebs war dieses Ideal noch erreichbar. Heute ist das nicht mehr der Fall. Selbst dem größten Genie dürfte es nicht mehr möglich sein, sich eine wirkliche Kenntnis alles Wissenswerten und aller Schätze der Kunst anzueignen. Eine Teilung der Arbeit, die immer weiter geht, hat auf allen Gebieten eine solche Fülle von Kenntnissen gezeitigt, daß sie zu übersehen, auch nur in einem einzigen Fach, und sie zu einem einheitlichen Ganzen zu verarbeiten, fortgesetzter Arbeit bedarf, die kaum mehr zu einem flüchtigen Blick auf andere Gebiete Zeit übrig läßt.

Eine Spezialisierung der Arbeitsgebiete hat sich angebahnt, die schließlich zu einer völligen Atomisierung der Wissenschaften zu führen droht. Das Ideal der universellen Bildung, wie es für das Athen des Perikles galt und wie es die großen Männer der Renaissance wieder aufnahmen, hat notgedrungen dem Ideale einer intensiven, aber auf ein enges Gebiet beschränkter Gelehrsamkeit Platz machen müssen. Nur wenige bevorzugte Geister erfassen noch die Totalität der zersplitterten Disziplinen. Eine harmonische Bildung in dem Sinne heute noch zu fordern, daß jemand auf allen Gebieten des Wissens und Fühlens beschlagen sein solle, hieße nur Dilettantismus zum Endziel machen. Nur eine oberflächliche Bildungsphilisterei wäre das Ergebnis.

Was für die Wissenschaft gilt, gilt auch für die Technik und die Industrie. Ueberall begegnet man einer bis aufs äußerste getriebenen Arbeitsteilung, einer immer enger werdenden Begrenzung des Arbeitsfeldes. Nur auf diese Weise war es möglich, die vorhandene Arbeitskraft am ergiebigsten auszunützen, mit einem Minimum von Menschen ein Maximum an Leistung — vielleicht weniger der Qualität als der Quantität nach — zu erzielen. Nur so war eine intensive Bearbeitung detaillierter Probleme, die beste und billigste Herstellung gewisser Waren möglich. Nur im Handel scheint diese Tendenz zur Spezialisierung wieder rückwärts gehen zu wollen. In den Warenhäusern ist wieder eine Vereinigung früher getrennt gewesener Teile eingetreten. Allerdings handelt es sich hier auch um keine Produktion, sondern nur einen Durchgangspunkt von Waren.

Digitized by Google

Tatsächlich verdankt man diesem weit getriebenen Spezialistentum einen Teil der Höhe unserer heutigen materiellen Kultur. Allein, gewissermaßen als Kehrseite der Medaille, ist dadurch ein Zug der Zerrissenheit und der Zusammenhangslosigkeit in unser Leben gekommen. Die Vertreter verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen, die Angehörigen verschiedener Stände finden immer weniger gemeinsame Berührungspunkte, stehen sich immer kühler und zuletzt ganz fremd gegenüber. Ein vereinigendes Band könnten die Aufgaben und Interessen des Staates abgeben und sollten es abgeben. Aber dazu läßt das Berufsleben immer weniger Zeit übrig. Außerdem sind die Verhältnisse im Staatshaushalte und die Aufgaben der äußeren und inneren Politik so verwickelt geworden, daß ihr Verständnis allein fast die Lebensarbeit eines Einzelnen ausmacht. Zwischen dilettantenhaften Alleswissern und Berufspolitikern bleibt schließlich nur noch die Wahl, und der Laie zieht sich im Gefühl seiner Unkenntnis immer mehr vom öffentlichen Leben zurück.

Zugleich geht aus dieser Zersplitterung der Interessen und Tätigkeiten eine immer weiter sich steigernde Unbefriedigtheit, ein Gefühl der Unruhe und der Unsicherheit notwendig hervor. Der Einzelne, der immer nur einen begrenzten Teil eines Ganzen zu übersehen in die Lage kommt, lebt dahin, ohne den höheren Zweck seiner Arbeit kennen zu lernen. Er gewinnt so nicht das richtige Verhältnis zu ihr und statt zur Lust wird sie ihm zur Qual, zum Frohndienst statt zur freien Tat. Dies gilt von allen, mögen es die höchsten Beamten oder Fabrikarbeiter sein, die nicht das Bewußtsein haben von dem Zusammenhang und der Einheit alles Kulturlebens. In dem Chaos, das sie zu umgeben scheint, fühlen sie sich naturgemäß verlassen, fremd, unglücklich, trotz allen zunehmenden Wohlstandes und trotz raffiniertesten Komforts, der das Leben so bequem wie möglich zu machen sucht. Die Frage nach dem Sinne all des Hastens und Strebens taucht eben immer wieder antwortheischend auf.

Nach einer Weltanschauung zu suchen, die den Sinn allen Kulturstrebens erfaßt und dann das ganze Leben und Wirken des Einzelnen durchdringt, das ist die Aufgabe, die heute am wichtigsten erscheint. In diesem Sinne eine harmonische Persönlichkeit zu werden, kann auch heute noch angestrebt werden, nicht durch eine universalistische Lexikonbildung, sondern durch die Kenntnis von der Bedeutung der Einzelleistung für die gesamte Kultur und von dem Zusammenhang, in dem die pflichtgemäße Ausfüllung der besonderen Aufgaben des Individuums mit dem Ganzen der Wirklichkeit steht. H. Rickert hat treffend diese Aufgabe der Einzelpersönlichkeit auf die Formel gebracht: „Du sollst, wenn du gut handeln willst, durch deine Individualität an der individuellen Stelle der Wirklichkeit, an der du stehst, das ausführen, was nur du ausführen kannst, da kein anderer in der überall individuellen Welt genau dieselbe Aufgabe hat wie du, und du sollst dein ganzes Leben ferner so gestalten, daß es sich zu einer teleologischen Entwicklung zusammenschließt, die in ihrer Totalität als die Erfüllung deiner sich niemals wiederholenden Lebensaufgabe angesehen werden kann."

Der überhandnehmende Naturalismus, die Modephilosophie von heute (oder schon von gestern?), hat zu einer Unterschätzung des Wertes der Individualität sehr viel beigetragen. Die naturwissenschaftliche Methode, die — auf ihrem eigenen Gebiet natürlich mit vollem Recht — nach dem Gesetzmäßigen, dem immer und überall Gleichen ausgeht, steht dem Individuellen, Besonderen, jedem Gesetze spottenden verständnis- und hilflos gegenüber. Es war eine gewaltige Verkennung der Aufgaben der Naturwissenschaft und des Reichtums der Wirklichkeit, als man die naturwissenschaftliche Methode für die einzig wissenschaftliche ausgab. Sie führte dazu, den Menschen seiner Individualität entkleiden zu wollen und ihn nur als Zahl, als rein quantitativen Faktor in der Statik und Dynamik des sozialen Lebens zu betrachten. Diese statistische Auffassung hat zweifellos für manche volkswirtschaftlichen Fragen und Probleme eine gute Berechtigung: Nur darf man sie nicht als die einzig mögliche hinstellen, sondern muß ihre große Einseitigkeit betonen und zugeben, daß z. B. an einer Persönlichkeit wie Goethe, Fichte, Schiller gerade das das Wertvolle ist, was sie nicht mit Gevatter Schneider und Handschuhmacher gemein haben, sondern was nur ihnen als ganz einzigartige Menschen zukommt und was sie über das Niveau der Durchschnittsmenschen erhebt.

Diese Unterschätzung der Bedeutung des Individuums hat wesentlich auch zur Zuspitzung der sozialen Gegensätze geführt. Eine sehr berechtigte Forderung der Arbeiter ist es, nicht immer als Nummer betrachtet zu werden. Das Recht auf Persönlichkeit hat man noch nie ungestraft einem mündigen Volk entzogen. Aber nur das Recht auf die sittliche Persönlichkeit kann darunter verstanden werden, die sich in den Dienst der Kultur stellt. Kultur nennen wir den Inbegriff aller Güter, deren Pflege wir als Pflicht ansehen, und deren Wert für die Glieder unserer Gesellschaft mehr als subjektive Geltung beanspruchen darf. Diese überindividuellen Kulturwerte stellen das vereinigende Zentrum dar, nach dem sich in letzter Linie alle Sonderbestrebungen zu richten haben. Durch sie kommt die Bedeutung der Einzelpersönlichkeit erst in das rechte Licht. Der Mensch ist nicht der Werte wegen da, noch die Werte des Menschen wegen. Frei steht er ihnen gegenüber. Nur die Stimme seines logischen, ästhetischen oder ethischen Gewissens verlangt von ihm ihre Anerkennung. Und durch ihre Anerkennung und durch ihre Realisierung kann der Mensch an den ewigen Aufgaben der Menschheit teilnehmen und so objektive Bedeutung für das Kulturleben gewinnen. Von ihm, der der Vernunft allein gehorcht, gilt Goethes Wort, das als Motto diesem Aufsatz vorangestellt ist. Mit Recht verteidigt er den Wert seiner Persönlichkeit gegenüber allen Uebergriffen und seine Freiheit gegenüber allen Einschränkungen, wenn auch bei dem Versuch, diese Kulturgüter zu verwirklichen, unter Umständen das Leben des Einzelnen geringer in die Wagschale fallen kann als ein höherer Zweck. Vaterland, Freiheit, wissenschaftliche Wahrheit, eine künstlerische Idee, eine sittliche Tat können höher stehen als Menschenleben. Versöhnen wird dann für das Opfer das Bewußtsein, daß, was im Dienst einer Idee getan ist, nie wieder verloren gehen kann. Erlebt man auch selbst nicht mehr die Früchte des Strebens, so bauen doch, die nachher kommen, weiter am begonnenen Werk zu neuer höherer Entwicklung und Vollkommenheit.

Durch seine Teilnahme am zeitlos Geltenden, am ewigen Sollen kann sich der Mensch über die Schranken seiner Zeitlichkeit erheben und schon hier zum Lichte vordringen. Er naht sich ihm, wie W. Windelband einmal sagt, wenn er mit ernster Forschung seine Gedanken der strengen Norm unterwirft und den Rythmus des Geschehens zu verstehen sucht, der das Bleibende im Wechsel ist; er erlebt es, wenn ihm die höchsten Güter der Menschheit sein Herz höher schlagen lassen und wenn siegreich über alle Wünsche das ewige Gebot sich bestimmend erhebt; — er genießt es, wenn er mit begierdeloser Anschauung das reine Bild der Dinge, wie es allen erscheinen sollte, in sich saugt.

Stuttgart. **B. Hell.**

Büchertisch

Peter Cornelius, ein deutscher Maler von David Koch. mit zahlreichen Abbildungen, Stuttgart bei Steinkopf, 208 Seiten, Preis 4 M.

Unser wertgeschätzter Mitarbeiter David Koch hat eine Darstellung des Malers Cornelius geliefert, die das Verdienst hat, den bedeutenden Mann auf kurzem Raume lebendig vorzuführen, gegen deren allgemeine Richtung wir aber doch ernstlichste Bedenken geltend machen möchten. Koch will sich nämlich nicht damit begnügen, Cornelius als vergangene Größe darzustellen und die Pfade zum Verständnis seiner schwierigen Kunst zu zeigen, sondern er wünscht, daß die deutsche Jugend zurückkehrt zu dem idealsten Führer unter den deutschen Künstlern, zu Cornelius. Und das ist nicht nur eine gelegentliche Redewendung, gegen die in einer Lebensbeschreibung des gedankenvollen Meisters Niemand viel sagen würde, sondern es ist ihm völliger Ernst damit, daß die Kunst wieder bei der Schule des Peter Cornelius einsetzen soll. Die ganze idealistische Richtung, zu der Overbeck, Koch, Schwind, Steinle, Kaulbach, Schadow und selbst Lessing gehören und in deren Mitte eines Kopfes größer als sie alle Cornelius steht, soll besser, frömmer, tiefer und auch künstlerischer sein als die Pseudokunst von heute und darum wieder Platz

Digitized by Google

gewinnen müssen. Das empfinden wir unsererseits als eine ungerechte und schädliche Beurteilung. Natürlich gibt es heute viele Minderwertigkeiten. Das aber war damals nicht anders. Zu vergleichen ist in erster Linie der künstlerische Ernst, und dieser hat unseres Erachtens nicht abgenommen. Das, was Cornelius auszeichnet, ist, daß er ein philosophischer Kopf war, der mit guter Raumverteilung und schönen, inhaltvollen Linien zeichnen konnte. Ob er, der sicher ein bedeutender Mensch war, unter den ersten Künstlern sitzt, wagen wir nicht zu entscheiden. Es ist so weniges bei ihm, was unmittelbar froh und reich macht! Fast alles will ergrübelt sein. Ueberall gibt es Begriffe, Logik, Allegorie, ein Spinngewebe von gedachten Geheimnissen, das sehr nach Lampe und Schule schmeckt. Selbst wenn man durch Malerei den christlichen Glauben ausbreiten will, (was wir unsererseits für ein unkünstlerisches Unternehmen halten), so fragt es sich sehr, ob die schwere und steife Predigt des Cornelius viel dazu nützt. Und derselbe Cornelius ist ja auch der Zeichner des griechischen Heidentums! Das allein sagt, wie begrenzten Wert seine künstlerische Bearbeitung der Bibel für den Glauben haben kann. Aber lassen wir die Idee, daß er als eine Art Prediger wirken soll, bei Seite, so ist ein Wiederaufkommen seiner Kunst heute nicht zu wünschen, weil diese Kunst heute unwahr sein würde, was sie damals noch nicht notwendigerweise sein mußte. Heute kann Niemand die biblischen Geschichten anders als orientalisch, die homerischen Sagen anders als griechisch darstellen, wenn er überhaupt ihren Geist wiedergeben will. Apostel in italienischer Allerweltskleidung mit germanischen Schädeln sind für uns eine Sache, die wir bei naiven Vorfahren gern, bei theoretisierenden Vorfahren sehr ungern, bei Zeitgenossen aber gar nicht mehr vertragen. Cornelius stand noch grade innerhalb des Bereiches, wo man solches tun durfte, ohne vor sich und anderen unwahr zu sein. Man denke, daß er heute wieder Schule machen sollte! Alle Bibelforschung seit fast 200 Jahren würde dann vergeblich, alle historische Arbeit eines Jahrhunderts würde ausgewischt sein. Wenn wir Künstler haben, die reich an philosophischem Geist sind, so wird sich das in ihren Werken zeigen, wie es sich bei Klinger äußert, aber die Parole „zurück zu Cornelius" kann uns innerlich nicht fördern. Diese bestimmte Absage an die Tendenz der Koch'schen Arbeit soll, wir wiederholen es, die sonstige Freude an dem von ihm gebotenen Material nicht verkürzen. **N.**

Kirchengeschichte für die christliche Familie von Erwin Preuschen, Dr. theol. et phil. in Darmstadt. Reutlingen bei Enßlin und Laiblin 1905, 568 Seiten großes Format, eleg. gebunden.

Eine breit angelegte evangelische Kirchengeschichte mit zahlreichen Bildern, bei der man Geschick, Fleiß, Sammeleifer und theologische Richtung dankbar anerkennen kann, ohne doch von dem Buche selbst besonders stark erwärmt zu sein. Es ist eines jener Bücher, die von jeder Sache etwas bringen und damit den Eindruck einer schönen und wohlgeordneten Fülle erwecken, bei denen aber das Einzelne gleichsam nur im Vorüberfliegen betrachtet wird, so daß man beim Lesen immer ein wenig das Gefühl behält, als hätte man ein illustriertes Konversationslexikon über Kirchengeschichte in der Hand. Da es längst Literaturgeschichten und Kunstgeschichten nach ähnlicher Art gibt, so ist dem Verfasser kein Vorwurf daraus zu machen, daß er auch den kirchengeschichtlichen Stoff nach dieser Methode zurechtmacht. Wenn wir uns aber die christliche Familie vorstellen, die an langen Winterabenden dieses Buch durchlesen soll, so wird es uns etwas schwer an die Geduld der Söhne und Töchter zu glauben, so anregend auch der Stil des Verfassers sein mag. Ein Verkürzen des Stoffes und Vertiefen des Einzelnen würde sie vermutlich leichter fesseln. An sich ist es ja durchaus richtig, daß die Kirchengeschichte ein Stück allgemeiner Bildung zu sein hat und es ist ein Vorzug des vorliegenden Werkes, den Zusammenhang zwischen religiösen Interessen und Bildungsbewegungen immer hervorzuheben. Wo im einzelnen Fall die „Kirchengeschichte" aufhört und in Religionsgeschichte, Sittengeschichte, Kunstgeschichte, Staatengeschichte übergeht, ist dem geschichtlichen Takte des Schriftstellers überlassen und wir können unsererseits in dieser Hinsicht nicht unbefriedigt sein. Die Bilder sind so zahlreich, daß man das unter ihnen mitschwimmende Mittelgut um der vielen vorzüglichen Illustrationen willen ganz gern erträgt. Schwer ist es nur, wenn das Mittelgut so gehäuft auftritt wie die Bilder von G. König in der Reformationszeit. Solche Bilder kann man nicht aushalten, wenn sie neben echtem Material stehen. Der Gesamtgeist ist eine milde tolerante Gläubigkeit. **N.**

Adolf Harnack, Reden und Aufsätze, 2 Bände, Verlag von Alfred Töpelmann, Gießen 1906, zweite Auflage.

Es ist sehr erfreulich, daß diese vorzügliche Sammlung allgemein verständlicher Arbeiten des großen Theologen in kurzer Zeit eine zweite Auflage erlebt hat. Wer Harnack kennen lernen will, ohne Theologe zu sein, muß diese Bände benutzen, der Theologe aber muß sie zu den wissenschaftlichen Arbeiten Harnacks hinzutun. Ein Weihnachtsgeschenk für gebildete Protestanten! **N.**

Unter den langen Dächern. Von Fritz Philippi. E. Salzer, Heilbronn. 247 S. 3 M.

Dies Buch enthält zwölf Erzählungen aus dem Westerwald von einem Pfarrer, der ein Dichter ist; beides mischt sich. Es steckt viel drin von religiöser Wirrnis und Entwicklung, von der Schwere des heutigen Pfarrberufs, von der Frömmigkeit einfacher und starrer pietistischer Dorfleute, aber was Dogma ist, hat der Dichter in das Leben und Kämpfen von Menschen gewandelt, menschlichen Seelen, die ihren Weg gehen und nach Erkenntnis und Ruhe suchen. Es handelt sich fast im ganzen Buch um solche psychologischen Konflikte, die leidenschaftslos, mit innerer Wärme vorgetragen sind. Was dem Buch als Kunstleistung seine besondere Farbe gibt, ist die seelische Belebung und die starke, sprachliche Veranschaulichung der Natur, der Landschaft. Wir glauben, daß das Buch gerade in unserem Kreise dankbare Leser finden wird. **H.**

Lyrik. Es ist ganz unsagbar, wieviel jährlich in Deutschland an lyrischen Erzeugnissen in Form von „geschmückten" Büchern dem lesenden (bezw. nichtlesenden) Publikum zugemutet wird. Nirgends ist Nächstenliebe und Verantwortungsgefühl so schwach entwickelt wie eben bei den jungen Lyrikern, die die Herstellungskosten ihrer Werke selber tragen und nun auf Ruhm und seelenschürfende Rezension warten. Ach, das Schürfen dieser Seelen und die Analyse dieser Kunst! Wer viel Zeit und eine starke Natur hat, kann hier interessante psychologische Studien über Suggestion und ähnliches machen. Wir andern greifen wahllos in den hohen Bücherstoß, um den einen oder den anderen der Bände etwas durchzusehen; vielleicht haben wir das Unglück, gerade die wahren Talente nicht zu fassen und unsere Zeit mit der Oberflächlichkeit zu verlieren. Wir nennen — nach all diesen Vorbehalten — ein paar Bücher. — — Eugenie von Soden hat einen Band **„Haidekraut"** (Kielmann Stuttgart) gesammelt. Darin stehen eine ganze Anzahl guter Gedichte und Lieder, die wohl leicht sangbar sind; sie reden von einem einfachen und ehrlichen Menschen, der den besten Willen zur Kunst hat, dessen künstlerische Persönlichkeit aber keine sehr weite und selbständige ist. Heinrich Heine, der nun einmal der Verderber der deutschen Lyrik ist, hat stark die Hand im Spiele, und von der Formlosigkeit, die sich im lyrischen Schwaben eine Tradition geschaffen hat, erzählen reichliche „et" und kühne Inversionen. — Von K. E. Knodt ist bei Roth in Gießen ein leider wenig geschmackvoll geschmücktes Versbuch erschienen: **Ein Ton vom Tode und Ein Lied vom Leben.** Der Verfasser scheint ein ernster und gefestigter Mensch zu sein, vorwiegend reflektierend veranlagt; aber es gelingen ihm doch eine ganze Reihe wirksamer, geschauter Naturbilder. So hebt sich sein Werk über viele andere, und es mag, namentlich in der warmen und werbenden Spruchdichtung, seinen Platz behaupten. — Zu den Lyrikern, die beginnen, ihren Weg zu machen, rechnet W. Langewiesche, der Verfasser von Frauentrost und Planegg. Sein neues Werk betitelt sich .... **und wollen des Sommers warten** ... (Beck München. 1,80 M.) Mir scheint, als dürfe dieser Mann als Künstler nicht in dem Maße überschätzt werden, als es vielfach geschieht: er gewinnt zunächst durch die Lauterkeit seiner Gesinnung. Da erhebt sich ja dann immer das Dilemma der Bewertung. Immerhin zeichnet sich Langewiesches Lyrik vor andern aus durch ihren „landschaftlichen" Charakter. — Bei H. F. Luedeke's zwei Gedichtbüchern **„Zeus"** und **„Die Säule des Lebens"** (in schauerlichem Gewand. Verlag Kreibohm Halle) hat sich mir ein einheitliches Bild des Menschen und des Künstlers nicht ergeben. Ein starkes Talent und ein energischer Gestaltungswille sind da, aber es scheint mir bis jetzt zu fehlen an der reinigenden Kraft einer freien Empfindung. Vieles ist banal und gequält, inhaltlich und formell, aber dazwischen finden sich einzelne Lieder voll Phantasie und Farbe.

Nun noch ein kurzer Hinweis auf drei andere Bücher, die alle empfohlen werden können. Göschen Leipzig hat eine sehr hübsche **Eduard Mörike**-Auswahl herstellen lassen (2,50 M.), die von H. Vogeler geschmückt wurde. Freilich, individuelle Wünsche würden da und dort anders gewählt haben. Aber solche Auswahl war bei keinem dringender nötig als bei Mörike. Deshalb wird das Bändchen seine Werbepflicht erfüllen. Es bildet eine freundliche Weihnachtsgabe. Bei H. Hesse Leipzig sind zwei hübsche und sehr billige Sammelbände (1,80 M.) erschienen: Von Ferdinand Gregori **Lyrische Andachten.** die sich an Abenarius' Hausbuch (das auch in neuer, vermehrter Auflage vorliegt) anreihen. Dann von Hans Bethge: **Deutsche Lyrik seit Liliencron.** Der beigegebenen Einleitung fehlen leider alle großen Gesichtspunkte, aber sie enthält einige guten Einzelcharakteristiken. Die Auswahl ist wohl geeignet, zur Kenntnis und zum Verständnis moderner Lyriker zu führen. **H.**

Unterm Rad. Roman von Hermann Hesse. S. Fischer, Berlin. 294 S. 3 bezw. 4 M.

Der Süden und namentlich der Südwesten Deutschlands beginnt wieder, nach einer verhältnismäßig langen Zeit der Unfruchtbarkeit, die alte Ueberlieferung der literarischen Bedeutung in Taten umzusetzen: Thoma, Flaischlen, Strauß, Hesse. Das neue schlichte und warme Werk von Hermann Hesse ist dessen ein neuer Beleg. Nach lyrisch-romantischen Versuchen, die formvollendet Maeterlinck nachempfanden, hat dieser Dichter über den Peter Camenzind einen ruhigen und gehaltenen epischen Stil gefunden, in dem Blut von Kellers Blut lebt. Das Buch, das vor uns liegt, hält die kurze Geschichte eines schwäbischen Knaben, dessen stilles und feines Leben von der „wohlwollenden" und schrecklichen Maschine der Gewohnheit und Gewöhnlichkeit aufgerieben und zerdrückt wird. Man hat in

Digitized by Google

Württemberg die berüchtigte Einrichtung des „Landesexamens", wonach jährlich ein paar Dutzend 14jähriger Knaben von der Heimat weggeholt, vom Staat zusammengebracht und auf seine Kosten mit klassischer Bildung angetan werden, die sie nach der Tübinger „Stifts"zeit zum Pfarr- und höheren Lehramt geeignet macht. Das „Landesexamen" und das erste „Seminar"halbjahr bilden den Rahmen der Erzählung. Hans Giebenrath, ein kluger und pflichteifriger, aber sehr zarter Junge, wird das Opfer dieses Systems, hinter dem treibend, anfeuernd und lebenertötend der verständnislose Ehrgeiz des kleinbürgerlichen Vaters und robuster Philologenseelen steht: der schwache Körper und die menschensuchende Seele brechen zusammen unter der Last, die solches Leben auf sie häuft. Ein Tendenzwerk? Ja, dort, wo es mit warmen Worten das Recht der Jugend auf eine Jugend verlangt. Was das Buch aus der Flut der übrigen erhebt, ist nicht seine Fabel, sondern deren Entwicklung und Ablösung. Es ist ein stilles, aber doch kräftiges und keineswegs sentimentales Buch, reich an sicheren und farbigen Episodenbildern, der Aufbau einfach, übersichtlich, die Sprache von einem freien und wohltuenden Rythmus. Was besonders des Rühmens wert, ist die seltene künstlerische Geschlossenheit und Einheitlichkeit. Deshalb mag diese Besprechung eine warme Empfehlung sein. H.

Kunst

Neue Künstlersteinzeichnungen. Die Teubnersche Sammlung „Künstlerischer Wandschmuck" ist zum Fest durch eine größere Zahl neuer Steinzeichnungen vermehrt worden. Wie es scheint, geht das so verdienstvolle Unternehmen daran, den Kreis seiner Mitarbeiter immer mehr auszudehnen. Man wird so vor die verschiedensten Persönlichkeiten und Techniken geführt. Natürlich ist dabei nicht alles gleichwertig. Mitunter empfindet man, wie die Hand, die bisher bloß den Pinsel mit der Oelfarbe geführt, vor der Steinplatte unsicher und unruhig wird. Wir heben drei Blätter hervor, die uns besonders gefallen.

Sascha Schneider „Wettlauf". Ueber die Fläche eines griechischen Stadions stürmen drei nackte Männer zum Ziel. Sie sind hart hintereinander, doch eben, mit einer letzten Kraft, fliegt der eine am Dreifuß vorüber. In jauchzender Freude wirft er seinen Arm in die Höhe. Dieser Augenblick, wo höchste Spannung frei wird und eine rasende Bewegung einen Ruhepunkt, ein Gleichgewicht in sich findet, fesselt den Künstler. Man mag vor dieser Zeichnung an Kapitel in Lessings „Laokoon" sich erinnern. Sascha Schneider gehört heute zu unseren fleißigsten und besten Aktzeichnern. Er durfte sich an eine solch schwierige Aufgabe heranwagen, für die zeichnerische Sicherheit die Vorbedingung. An dieser erfreut man sich. Aber gefesselt wird man durch die seelische Prägnanz der Bewegung. Die Linien des Siegers sind von größtem Reichtum. In der Bewegung ein Umschlag von konzentrierter Kraft zu mechanischem Ausklingen. In der Seele ein plötzliches Frei- und Frohwerden. Körperliche und seelische Wechsel. Erschütterungen bestimmen das Profil dieser Gestalt. Ein anderes tritt zur rasenden Bewegung des zweiten: die wütende Erkenntnis, besiegt zu sein. Wie eine Fessel umfängt die müden Glieder eine drückende Schwere. Diese seelische Reaktion ist fabelhaft sicher gegeben. Die Verteilung der Massen dient der Vertiefung des Eindrucks: der Sieger isoliert, ein Zwischenraum, dann eine dunkle, zurückhaltende Masse die beiden andern. Das Bild ist, wie alles von Schneider, von einer starken dekorativen Wirkung. Die drei Gestalten heben sich von einem hellen gelben Grunde. Für Schulzimmer scheint uns das Bild besonders geeignet.

Franz Hoch „Gletscher". Zwischen dunkeln Felsen schiebt sich zum schmutzigen Geröll der Moräne der Gletscher. Schwerfällig legt er seine Tatzen in die Spalten des Gesteins. Sein graublauer, zerrissener Leib trägt die zerschmelzenden Reste von Schnee, die im Abendschatten eine merkwürdige, rötlich leuchtende Farbe angenommen haben. Man erblickt auf dem Bild nur das Ende des Gletschers, wo er sich zwischen den Felsen preßt, aber man ahnt seine riesige, harte Größe und Einsamkeit. Hinten baut sich ein Grat und ein Horn. Sie sind vom reinen leuchtenden Weiß eines Neuschnees umkleidet, liegen breit und kalt da und leuchten und das Auge weiß nicht, wie nahe oder wie weit es dort hin. — Das Bild ist in Farbe und Zeichnung sehr geschlossen. Wenn man es lange und von einiger Ferne betrachtet, beginnt ein tiefes langsames Leben in ihm. Man empfindet die ruhige feierliche Großartigkeit des Hochgebirges.

E. Würtenberger „Das Fähnlein der sieben Aufrechten". Gottfried Kellers bekannte Erzählung aus den „Züricher Novellen" gibt den literarischen Anlaß zu dieser trefflichen Zeichnung. Es ist der Augenblick, wo das wackere Fähnlein geschlossen zum Festplatz zieht. Die Flaggen flattern von den hohen Stangen. Ueberall liegt die breite Fröhlichkeit, die ein schöner Tag und die Erwartung einer gewohnten Freude weckt. Da zwischen durch marschiert der kleine Trupp. Ernste und würdige Männer mit weißen Haaren, die Flinte über der Achsel. Sie erscheinen als ein Ausschnitt aus der Masse und man glaubt, all die Vorangehenden und die Nachdrängenden im Zuge zu sehen. So meisterhaft ist der Rythmus solcher halb ernsthaften, halb fröhlichen Bewegung empfunden und gezeichnet. Diesen Männern mit ihren soliden, altmodischen Kleidern glauben wir, daß sie gute Bürger sind, ehrliche Schützer der heimischen Sitte, redliche Menschen, ihren Mitlebenden ein Vorbild. Der gelassene Stolz und Ernst eines kräftigen Bürgertums ist über diese Menschen gelegt. Und unsre Freude ist größer, da wir alte Bekannte finden. Der kleine Mann links der Fahne ist Gottfried Keller selber, und auf der anderen Seite marschiert der alte Jeremias Gotthelf. Und dann, C. F. Meyer, Feuerbach, der Maler Koller, Adolf Frey und Arnold Böcklin. Dieser Einfall, der ja mit der künstlerischen Bedeutung des Bildes, der Klarheit und Schönheit von Farbe und Zeichnung gar nichts zu tun hat, macht das Bild noch in höherem Grade liebenswert. Man denkt an den Stolz, mit dem der Künstler seine großen Landsleute zusammengebracht und als eine lebenstüchtige und volkserzieherische Gemeinschaft empfunden hat und man freut sich mit ihm darüber. Das Bild, in großen, einfachen, freudigen Tönen, gehört zu denen, die man lieb gewinnt und gerne um sich hat. H.

Eingegangene Bücher

*Grashalme. Von Walt Whitman. Diederichs Leipzig. 182 S. 5 bez. 6 M.

*Walden. Von H. Thoreau. Diederichs Leipzig. 340 S. 5 bez. 6 M.

*Die Arbeiterfrage. Von Prof. H. Herkner. 4. Aufl. Guttentag Berlin. 642 S. 9,50 M.

*Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters. Herausgegeben von Paul Göhre. Diederichs Leipzig. 368 S. 4,50 M.

Taten Jesu in unseren Tagen. Von M. Hennig. Rauhes Haus Hamburg. 320 S. 3 M.

Im Herrgottswinkel. Von Rudolf Greinz. 182 S. 4 M.

Allerlei Fahrten. Von Dr. A. Funke. Gebauer Halle. 266 S. 4,60 M.

Der Spessart. Von Dr. H. Wolff. Krebs Aschaffenburg. 482 S.

System der Industriepolitik. Von Dr. J. Grunzel. Duncker Leipzig. 393 S. 8 M.

Klerikalismus und Laizismus. Von Prof. Dr. Goetz-Bonn. Neuer Frankfurter Verlag. 110 S. 1,80 M.

Samenkörner. Von C. Heisterbergk. Köhler Dresden. 74 S. 1 M.

Auf der Dorfkanzel. Von Erwin Gros. Deutscher Verlag Berlin. 156 S. 2 M.

Das letzte Menschenpaar. Von H. K. Neumann. Lautenschläger Leipzig. 196 S.

Frauenrecht und Geschlechtsmoral. Von A. de Morsier. Müller Zürich 73 S.

Schlichtes Leben. Von C. Wegner. Fischbacher Paris. 341 S.

Die Ueberwindung des Zweifels. Von P. Jaeger. 73 S. 90 Pf.

Max Kretzer. Von J. E. Kloß. Elischer Leipzig. 126 S. 2 M.

Meyers Historisch-Geographischer Kalender 1906. Mit vielen Abbildungen.

*Insel-Almanach. Inselverlag Leipzig. 1 M.

Eisselbitten. Von W. H. Michaelis. Eichler Berlin. 360 S.

*Das Elend unserer Jugendliteratur. Von H. Wolgast. 225 S.

Aus Zeit und Ewigkeit. Predigten von F. Rohde. Mohr Tübingen. 238 S. 4 M.

Altmodische Geschichten. Von Maria Schloß. Dölter Emmendingen. 76 S.

Warum wir austraten? Bekenntnisse romfreigewordener französ. Priester. Von A. Bourrier. Lehmann München. 232 S. 3 M.

Luther im katholischen Urteil. Von Dr. O. Hegemann. Lehmann München. 260 S. 5. M.

Der Löwe von Vlaandern. Von H. Conscienca. Lehmann München. 388 S. 4 M.

Der Leutfresser und sein Bub. Von R. Weitbrecht. Lehmann München. 266 S. 4 M.

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

NUMMER 51

Die Hilfe

Sonntag, 24. Dezember 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Geck Vizepräsident des badischen Landtags — Immer neue Liebesgaben — Ein kostspieliger Kanzler — Eine eigenartige Sozialpolitik — Ein heiterer Nachklang — Deutschland und England — Die Deutschen in Rußland) — **Naumann:** Weihnachten — **H. v. Gerlach,** M. d. R.: Bedingte Verurteilung — Dr. **Wilhelm Cohnstaedt:** Die Tunifikation Marokkos — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — **G. Traub:** Unter'm Baum I— **Theodor Heuß:** Hilligenlei — **Therese Köstlin:** Großstadt-Weihnachten — Büchertisch — Allerlei.

Politische Notizen

Geck Vizepräsident des badischen Landtags. Zum ersten Mal wird ein Sozialdemokrat in die Geschäftsleitung eines größeren deutschen Parlamentes gewählt. Das ist für die Reaktionäre aller Parteien ein bitteres Ereignis, denn ihre seit Jahrzehnten mit großer Virtuosität geübte Taktik besteht ja darin, die Sozialdemokratie von jeder Berührung mit der sogenannten bürgerlichen Gesellschaft fernzuhalten und damit die fortschrittlichen Kräfte im ganzen zu zersplittern. Unsere Junker und ihr politischer Troß haben seit der Zeit des Sozialistengesetzes mit grausamer Konsequenz die Arbeiter in die Staatsfeindschaft hineingehetzt und haben dann die so erzeugte Staatsfeindschaft zum Vorwand aller reaktionären Taten genommen, die angeblich gegen die Sozialdemokratie in Wahrheit gegen alle freiheitlichen und sozialen Bestrebungen überhaupt gerichtet waren. Deshalb wird von jener Seite niemand ingrimmiger gehaßt, als wer das Bürgertum und die Arbeiter aus ihrer gegenseitigen Entfremdung zu befreien versucht. Leider ist a die Sozialdemokratie bisher fast jedem, der sie isolieren wollte, auf den Leim gegangen, indem sie ihrerseits alles getan hat, um sich von bürgerlicher Berührung fern zu halten. Wie töricht ist doch ihr Verhalten gewesen, als 1903 die Vizepräsidentenfrage für den Reichstag auftauchte! Nun, in Baden war jetzt die Sozialdemokratie vernünftiger, und auf der andern Seite ist es ein neues ehrendes Zeugnis für die Nationalliberalen im liberalen Block, daß sie verständig und gerecht genug waren, der Sozialdemokratie auch die äußere Vertretung zu gewähren, die ihr nach ihrer Stärke gebührte. Das Zentrum gab, was für das Gerechtigkeitsgefühl dieser Partei bezeichnend ist, weiße Stimmzettel ab. Ein sozialdemokratischer Leiter der Parlamentsverhandlungen würde der Sozialdemokratie im Süden uud darüber hinaus einen gewissen ehrbaren Anstrich geben und die rote Spießbürgerfurcht überwinden helfen.

Immer neue Liebesgaben. Es scheint nachgerade unmöglich, in Preußen oder im Reich ein Gesetz zu machen, ohne daß den Agrariern Extravorteile zugewendet werden. Nachdem die Regierung sich die Freundschaft der Agrarier durch die Riesenspende der neuen landwirtschaftlichen Zölle erkauft hat, bemüht sie sich, nach dem Sprichwort zu handeln: die kleinen Geschenke erhalten die Freundschaft. Darum die kolossale Bevorzugung der Landwirtschaft allen übrigen Berufsklassen gegenüber, wie sie in der Reichserbschaftssteuervorlage enthalten ist. Darum das Pendant dazu in der Novelle zur preußischen Einkommensteuer, mit der Frh. v. Rheinbaben, der nächst Podbielski agrarischste aller Minister, Preußen zu beglücken versucht. Diese Novelle bestimmt nämlich, daß die Amortisationsquoten für Hypotheken bis zum Betrage von 600 M. von dem steuerpflichtigen Einkommen abgezogen werden dürfen, soweit sie auf Grund rechtlicher Verpflichtung entrichtet werden und 1 pCt. des Kapitals nicht übersteigen. Eine neue Privilegierung des Grundbesitzes! Wenn jemand, der keinen ländlichen Grundbesitz hat und infolge dessen auch mit keiner Amortisationshypothek belastet ist, jährlich 600 M. erspart und sie zur Sparkasse bringt oder zur Bezahlung aller Schulden benutzt, so muß er selbstverständlich jeden Pfennig dieser Vermögensvermehrung versteuern. Nur für den Landwirt soll hinfüro eine Vermögensvermehrung bis zum Betrage von 600 M. steuerfrei sein. Warum? Weil es die agrarische Mehrheit des Landtages wiederholt gefordert hat. Und unsere Regierung ist bekanntlich so konstitutionell, daß sie sich jedem Wunsche einer parlamentarischen Mehrheit fügt, nämlich sobald es sich um eine Bevorzugung der Landwirtschaft handelt.

Ein kostspieliger Kanzler. Am 22. August erschien das Buch des Regierungsrats Martin über die Zukunft Rußlands, das den russischen Staatsbankerott ankündigte. Damals stand die 4prozentige russische Anleihe von 1902 auf 88½. Am 3. September brachte die Norddeutsche Allgemeine Zeitung an der Spitze eine hochoffiziöse Erklärung, als deren Verfasser der Reichskanzler selbst wiederholt öffentlich genannt worden ist, ohne daß bisher eine offiziöse Richtigstellung erfolgt wäre. Diese Erklärung stellte nicht aber nur fest, daß die Schrift eine Privatarbeit Martins sei, sondern sie nannte die Prophezeiungen des Buches „abenteuerlich" und seine Voraussetzungen „haltlos". Zur Zeit der Veröffentlichung dieser Regierungskundgebung waren die 4prozentigen russischen Staatspapiere infolge des Friedensschlusses bis auf 93 gestiegen. Der Moment, sich der russischen Papiere zu entledigen, war der denkbar günstigste. Aber die Regierungserklärung in der Norddeutschen Allgemeinen, die von einer allgemeinen offiziösen Hetzkampagne gegen Martin begleitet wurde, veranlaßte die deutschen Kapitalisten mit verschwindenden Ausnahmen, jede Verkaufsabsicht aufzugeben. Wenn die Ausführungen Martins von der deutschen Regierung als „abenteuerlich" erklärt wurden, so mußten die Grundlagen der russischen Finanzwirtschaft eben weit solider sein, als Martin sie geschildert hatte! Nun aber stellt der Gang der bisherigen Entwicklung eine glänzende Rechtfertigung für Martin und eine sehr peinliche Desavouierung der Regierungserklärung dar. Am 16. Dezember notierte die 1902er Rente in Berlin 78. Das heißt: da wir in Deutschland etwa 3 Milliarden russischer Staatspapiere haben, so würden die deutschen Besitzer russischer Werte ein Paar Hundert Millionen Mark mehr im Vermögen zählen, wenn sie in dem Augenblick verkauft hätten, wo die deutsche Regierung Rußland den Liebesdienst

Digitized by Google

erwies, das Martinsche Buch in Grund und Boden zu kritisieren. Fürst Bülow hat eine furchtbar schwere Verantwortung zu tragen. Auf ihm lastet mit die Schuld für die Gefährdung eines nicht unerheblichen Prozentsatzes des deutschen Nationalvermögens.

Eine eigenartige Sozialpolitik scheint der Abgeordnete Kopsch von der freisinnigen Volkspartei zu vertreten. Herr Kopsch hielt am 7. Dezember im wirtschaftlichen Schutzverband zu Harburg eine Rede über Koalitionsrecht und Koalitionsfreiheit. Man könnte sich schon darüber wundern, was ein freisinniger Abgeordneter in diesem Verbande zu suchen hat, der eine scharfmacherische Klassenpolitik gegen die Arbeiter treibt und in der Hauptsache unter zünftlerischen Einflüssen steht. Für geradezu unglaublich aber sollte man halten, was Kopsch über das Koalitionsrecht im einzelnen ausgeführt hat. Nach dem Bericht des freisinnigen Hamburger Fremdenblattes erklärte dieser Führer der freisinnigen Volkspartei:

Wenn das Koalitionsrecht für Landarbeiter und für das Gesinde nicht bestehe, so habe der Gesetzgeber für die Ausschließung dieser Arbeiter seine guten Gründe gehabt. So würde z. B. das gesamte Volk zu leiden haben, wenn der Landarbeiter während der Ernte einen Streik beginnen dürfte und die Ernte infolgedessen verderbe. Es dürfe nicht zugegeben werden, daß das Interesse eines Standes über das der Gesamtheit gesetzt werde, darum sei es auch ein Unding, beispielsweise den Eisenbahn-Arbeitern und -Beamten des Koalitionsrecht zu gewähren. Zur Abstellung etwa vorhandener Notstände sei für diese die Behörde oder das Parlament da.

Herr Kopsch hat alles Interesse daran, sich zu äußern, ob er wirklich so gesprochen hat, wie das „Hamburger Fremdenblatt" berichtet. Hat er es getan, dann würde man sich allerdings nicht darüber wundern, daß er sich in den Dienst des wirtschaftlichen Schutzverbandes gestellt hat.

Herr Kopsch meinte ferner:

Den Arbeitgebern müsse das Recht der Klage zustehen, wenn Verträge einseitig gebrochen würden, und sie müßten sich am Verbandsvermögen der Kontraktbrüchigen schadlos halten dürfen. Dieses wäre das beste Mittel zur Bekämpfung der Sozialdemokratie.

Daß kontraktbrüchige Arbeitgeber mit ihrem Vermögen haftbar gemacht werden sollten, scheint Herr Kopsch nicht verlangt zu haben. Wie verträgt es sich mit alledem, daß Herr Kopsch am 13. Dezember zu Berlin in einer, dem Andenken an Max Hirsch gewidmeten, Rede gelobte:

Wir können das Andenken des teuren Entschlafenen nicht besser ehren, als daß wir in demselben Sinne und in demselben Geiste weiterarbeiten und daß wir die Grundsätze, die er verbreitet hat, zu den unseren machen und wie Max Hirsch in wahrer Liebe eintreten für die berechtigten Interessen unserer deutschen Arbeiter.

Das hat Max Hirsch nicht verdient.

Ein heiterer Nachklang zur Wahl in Plön-Oldenburg tönt aus dem nationalliberalen Hannoverschen Courier. Dort läßt sich ein gedankenvoller Politiker also vernehmen: „Der Freisinn muß aus diesem Wahlausfall von neuem die Lehre ziehen, wie unvorteilhaft die Verbindung mit den Nationalsozialen für ihn ist. Während schon bei der Hauptwahl von 1903 die Nationalsozialen im Vergleich mit der Wahl von 1898 rund 1400 Stimmen in Oldenburg-Plön eingebüßt hatten, genügte das Verschwinden der nationalsozialen Flagge, um jetzt der freisinnigen Volkspartei jenen bedeutenden Stimmenzuwachs zu verschaffen. Der Stimmenrückgang der Sozialdemokratie dürfte als Beweis dafür anzusehen sein, daß die Nationalsozialen in Oldenburg-Plön nicht sozialdemokratisch gewählt haben. Hiervon abgesehen aber, beweist die Zunahme des Freisinns, daß dieser gegen die Sozialdemokratie eine bessere Stütze bildet als die Nationalsozialen". Schade nur, daß Dr. Struve nicht der freisinnigen Volkspartei, sondern der freisinnigen Vereinigung angehört, daß er den früheren Nationalsozialen immer nahe gestanden hat und daß ihm wesentlich frühere Nationalsoziale in der Wahlarbeit geholfen haben. Im übrigen ist die Phantasie des Hannoverschen Courier ein neuer Beweis für die Oberflächlichkeit und Talentlosigkeit, mit der gewisse Leute die Politik verderben.

Deutschland und England. Nachdem Fürst Bülow im Reichstag die Behauptung, es habe ein schwerer Konflikt zwischen dem Könige von England und dem Kaiser von Deutschland bestanden, als „blödsinnige Lüge" bezeichnet hat und nachdem ferner in England zwei bedeutsame Versammlungen sich für ein gutes Einvernehmen der beiden Nationen ausgesprochen haben, war es durchaus am Platze, daß auch von Seiten des deutschen Liberalismus eine Kundgebung erfolgte, die einesteils bezeugte, daß es sich weniger um das Verhältnis der Höfe als der Völker handelt, und anderenteils als freundliches Echo gegenüber jenen Londoner Versammlungen gelten konnte. Am vergangenen Sonntag fand in dem großen Saale der Berliner Börse eine wohlgelungene Friedensdemonstration statt, an der sich von unserer Seite unter anderen die Herren Gothein, Mommsen, Dove, Pachnicke, Brömel beteiligten und bei der Schrader als Redner aufgetreten ist. Er hob hervor, daß auf beiden Seiten die Schutzzöllner den Frieden gefährden, weil sie für ihre wirtschaftlichen Sonderinteressen eine Verfeindung der Völker nötig haben. Vor ihm sprach Professor Paulsen und sagte: Ein Krieg zwischen England und Deutschland würde die Weltstellung Europas und die Herrschaft der weißen Rasse an sich schwächen, ein Gesichtspunkt, der bisher zu wenig beachtet wurde. Sehr eindrucksvoll war die Erinnerung des Prinzen Schönaich-Carolath an die Gemeinsamkeit von Kaiser Friedrich und seiner Gattin. Es sind in der Tat die alten Getreuen dieses kaiserlichen Ehepaares, die noch heute in Deutschland als die sichersten Träger eines deutsch-englischen Friedensgedankens dastehen. Jetzt, wo in England der Liberalismus wieder zur Führung gelangt ist, kann diese Tradition wieder aufleben, denn jetzt kann der gute Wille auf der andern Seite des Kanals wirklich vorausgesetzt werden. Für unsere innere Politik ist es zweifellos besser, daß wir englischen Einflüssen zugänglich bleiben, und unsere äußere Politik kann, wie die Dinge nach Rußlands militärischem Zusammenbruch liegen, durch Gegensatz gegen England nichts mehr gewinnen. Es ist nun einmal wahr, daß wir in „Weltpolitik" unter dem Druck der englischen Macht stehen. Mit dieser Tatsache haben wir uns abzufinden, es ist aber nicht nötig, daß wir sie durch Gegensätzlichkeit verschärfen.

Die Deutschen in Rußland. Nachdem das Schicksal der Juden in Rußland die Teilnahme aller derer hervorgerufen hat, die überhaupt noch allgemein menschlichen Empfindungen zugänglich sind (Herr Liebermann v. Sonnenberg gehört nicht dazu), beginnt auch die Not der Deutschen in Rußland dringender zu werden und weitere Kreise zu beschäftigen. Auf Einladung der beiden aus den russischen Ostseeprovinzen stammenden Professoren Harnack und v. Bergmann ist ein Hilfsverein für Deutsch-Russen im Entstehen, der schon heute genug Arbeit vorfindet, da die Zahl der Flüchtlinge täglich zunimmt, und der vermutlich bald noch viel größere Aufgaben wird übernehmen müssen, wenn die Verdrängung der Deutschen aus Kurland und Livland Fortschritte macht. Es verlautet, daß die deutsche Regierung Schiffe bereit hält, um im Notfall aus Riga, Libau und Reval deutsche Reichsangehörige abholen zu lassen. Es versteht sich von selbst, daß ein solcher Schritt durchaus gebilligt werden müßte, denn er enthält keinerlei Eingriff in die russischen Verfassungskämpfe, sondern bezweckt nur den wirksamen Schutz deutscher Staatsbürger. Was aber diejenigen Deutschen anbelangt, die russische Staatsbürger sind, so kann selbstverständlich die deutsche Regierung für sie gar nichts tun, und die Privatwohltätigkeit kommt erst dann in Frage, wenn die Einzelnen (vertriebene Förster, Inspektoren, Pastoren, Handwerker, Techniker) den deutschen Boden erreicht haben, weil es unmöglich sein dürfte, mit geringen privaten Mitteln irgend etwas zum Kampfe dieser Leute um ihre russische Existenz beizutragen. Man darf sich von solcher Hilfsarbeit nicht dadurch abhalten lassen, daß der deutsche Adel in den Ostseeprovinzen sich im allgemeinen recht wenig liberal gezeigt hat. Er trägt ohne Zweifel einen Teil der Schuld an seiner jetzigen höchst angstvollen Lage, aber erstens trifft das auch sonst bei Verfolgten zu, daß sie nicht ganz ohne Mitschuld zu sein pflegen (in den Augen der russischen Regierung sind natürlich auch die Juden der rücksichtslose Feind, den man jetzt in wilder Grausamkeit dem unter dem Schutze der Kosaken stehenden Gesindel preisgibt), zweitens ist die Schuld des deutschen Adels in den Ostseeprovinzen mehr auf Rechnung der Großväter zu setzen, als des jetzt lebenden Geschlechtes. Diese Großväter machten eine Befreiung der Leibeigenen, die zur Befreiung der Eingeborenen vom Bodenbesitz wurde. Solche Schuld rächt sich irgend wann in der Geschichte, es ist aber sicherlich nicht Aufgabe der Reichsdeutschen, sich um solcher geschichtlicher Erwägungen willen herzlos gegen die Not abzuschließen, die heute eine Schicht befällt, in der trotz aller politischen Junkerlichkeit sich viele außerordentlich tüchtige Männer befinden.

Digitized by Google

Weihnachten

Wenn die Lichter brennen, wachen alle guten Geister wieder auf, die Geister der Kindheit, der Herzlichkeit, Freundlichkeit und Güte, und selbst die älteste und erfrorenste Seele fühlt noch etwas bei dem Gesang: O du selige, o du fröhliche, gnadenbringende Weihnachtszeit — Welt war verloren, Christ ward geboren; freue dich, freue dich, Christenheit! Es sind oft keine klaren Gedanken, die diese festlichen Tage zu etwas anderem machen als andere Tage, aber das, was hinter den Gedanken liegt, der dunkle Untergrund des Menschen, wo die wortlosen Gefühle schlummern und die noch unfertigen Regungen des Willens, wird merkwürdig bewegt, wenn wieder einmal die alte Botschaft durch die Welt schwirrt: euch ist der Heiland geboren! Es ist, als würde ein heller Schein von Licht auf die Oberfläche der Seele geworfen und als tränke alles, was unter dieser Oberfläche ruht, einen Augenblick von solchem Glanze. So stark ist die Gewalt alter freudiger Vorstellungen, daß keine Aufklärung, Verweltlichung, Nüchternheit und Alltagsverständigkeit den Zauber der heiligen Christnacht für uns brechen kann, deren Vorväter eingetaucht gewesen sind in das „kindlich große Geheimnis“: Gott ist erschienen im Fleisch!

Es ist sicher, daß wir heutigen Menschen das Weihnachtsfest nicht würden herstellen können, wenn wir es nicht geerbt hätten. Alle unsere Begabungen sind in anderer Richtung tätig. Unser Zeitalter erfindet wunderbare Dinge des praktischen Lebens und steht an Technik und Organisation turmhoch über den träumenden Jahrhunderten, in denen sich aus Morgenland und Abendland die deutsche Weihnacht zusammenfand. Was wir besser leisten können als die vergangenen Zeiten, wollen wir gewiß nicht kleiner hinstellen als es ist, nur um das Alte desto mehr zu erheben. Wir sind Kinder unserer Zeit und freuen uns dessen und haben kein Bedürfnis, in verlorenen Dunkelheiten wieder rückwärts zu gleiten. Auch was wir an Geschichts- und Naturkenntnis gewonnen haben, soll uns unverkümmert sein und wir wollen die volle Freiheit haben, selbst Darwin, Nietzsche, Marx, Bismarck oder sonst einen Geist der neuen Tage unter den Christbaum als Weihnachtsgabe zu legen, aber ebenso frei wollen wir bekennen, daß der Schöpfergeist unseres Weltalters an Schöpfungen des Glaubens arm ist und daß dieses nicht nur ein Vorzug, sondern noch mehr eine Mattigkeit ist. Selbst wenn jemand die heilige Weihnacht mit allen ihren Geschichten, Liedern und Sitten nur als Phantasie erklären will, als Gewebe von Dichtung und kindlicher, heiliger Kunst, so ist doch immer noch diese Dichtung so reich, bunt und lieblich, so unausschöpflich und zart, daß sie zum Unvergänglichsten gehört, was die Menschengeschichte an zusammengedachten Geisteswerten besitzt. Wie blaß sind die Reste der altgermanischen Glaubenswelten gegenüber dieser Wundergeschichte von Bethlehem und Nazaret, Himmel und Erde, Prophetentum und Muttersorge! Die feinsten Sonnenstrahlen des Orients verirrten sich in den germanischen Wald und Maria, die holdselige Magd, setzte sich unter den Tannenbaum. Da sitzt sie nun und mit ihr kamen die Engel vom Felde der Hirten und unsere Kinder stehen glänzenden Auges vor dem allen: der Christbaum ist der schönste Baum, den wir auf Erden kennen!

Diesen reinen Kunstgehalt der heiligen Weihnacht werden nur die bestreiten, die auch in der Kunst nichts als trockene Schulweisheit suchen. Aber allerdings, das Weihnachtsfest ist nicht damit zufrieden, bloß als Kunst gefaßt zu werden. Es tritt noch immer mit dem Anspruch auf, der Gedächtnistag einer wahren und wirklichen Geschichte zu sein. Und dieser Anspruch ist berechtigt. Ob wir die Einkleidungen der Weihnachtsgeschichte als alte zarte Poesie betrachten und ob wir den theologischen Lehren von der Weihnachtsverkündigung kalt und kritisch gegenüberstehen, so bleibt die Tatsache selber, daß keine Persönlichkeit der ganzen Weltgeschichte auf die europäischen Völker so tief gewirkt hat als die Persönlichkeit Jesu über allen Zweifel erhaben. Er ist niemals gestorben und kann nicht sterben, weil sich in ihm alles Edle und Ewige zusammengefaßt hat, was die alte Welt der neuen Welt zu geben wußte. Es schadet gar nichts, wenn unsere Forscher ihn als einen Sohn jener fernen Tage schauen, wo das Volk Israel in das Römerreich hineingegossen wurde, und wenn sie uns sorgfältig warnen, das, was gläubige Bewunderung von ihm zu preisen wußte, nicht einfach als Geschichte hinzunehmen. Auch bei solcher Betrachtungsweise, die sich mit Notwendigkeit aus der Geistesverfassung der heutigen Menschen ergibt, bleiben so einzigartige Worte übrig, daß wir nicht mit denen streiten werden, die uns berichten, daß die Goldfassung dieser Edelsteine schon eine etwas spätere Periode verrät. Wir wollen Jesus nicht ängstlich verehren, als könnte er eines Tages von irgend einem Professor zerbrochen werden. Was der Professor zerbrechen kann, ist eben nur das Rahmenwerk, der Stein selber bleibt aber und es will uns scheinen, als strahle er für uns heller als für manche frühere Zeit, weil wir ihn einfacher sehen, als es früher möglich war. Gerade durch die emsige und achtungswerte Arbeit der Kritik ist in uns die Sicherheit gewachsen, daß es ein unverlierbares Besitztum gibt, dessen Eintritt in die Welt wir zu Weihnachten feiern.

Naumann.

Bedingte Verurteilung

Ob die Vorschläge der Kommission für Reform des Strafprozesses, soweit sie sich auf die Organisation der Gerichte beziehen, einen Fortschritt oder einen Rückschritt bedeuten, ist an dieser Stelle schon erörtert worden. Vom Standpunkt eines sozialgerichteten Liberalismus aus kann das Urteil über diesen Teil des Reformwerkes verschieden ausfallen. Nimmt man sich jedoch die gesamte Arbeit der Kommission vor, so kann es kein Schwanken geben. Gewogen und zu leicht befunden! — Zu dem Ergebnis muß jeder Mann der Linken kommen. Lieber keine Reform des Strafprozesses als solche.

Der unmoralische Zeugniszwang für die Presse soll bestehen bleiben. Diese dringend erforderliche gesetzliche Regelung des Strafvollzuges wird bis zur Revision des Strafgesetzbuches, d. h. ad calendas graecas vertagt. Die schreienden Mißstände bei der heutigen Regelung der Entschädigung unschuldig Verhafteter und Verurteilter werden einfach ignoriert. Die Forderung der Entschädigung für ungerechtfertigte Durchsuchungen und Beschlagnahmungen wird mit der lächerlichen Redensart abgetan, daß „der einzelne im Interesse der Allgemeinheit, das auch das seine sei, sich so etwas gefallen lassen müsse“.

Die Rechte der Verteidigung im Vorverfahren werden vermindert, indem das Recht der Akten-Einsicht in einer Weise beschränkt wird, die der Willkür Tür und Tor öffnet. Die Stellung des Angeklagten bei der Hauptverhandlung — wird ungemein verschlechtert, indem ihm sein wesentlichstes bisheriges Recht, das der Vernehmung aller Entlastungszeugen, einfach genommen wird.

Spaltenlang könnte man so fortfahren mit der Aufzählung der Punkte, wo entweder grobe Mängel des jetzigen Verfahrens aufrecht erhalten oder gewisse Rechtsgarantieen des heutigen Strafprozesses beseitigt werden. Aber deutlicher vielleicht als an der Hand einer solchen summarischen Aufzählung wird die Fortschrittsfeindlichkeit und Oberflächlichkeit der Kommission beleuchtet, wenn man ihre Stellungnahme zu einer bestimmten modernen Forderung gründlich prüft.

Von den verschiedenen Strafrechtstheorien dürfte keine mit größerem Recht vertreten werden, als die Besserungstheorie. Daß ein Mensch das Gefängnis oder das Zuchthaus gebessert verläßt, gehört zu den allergrößten Seltenheiten. Darüber sind sich alle die zahlreichen Schriften einig, die in den letzten Jahren über die Zustände in den Strafanstalten erschienen sind. Auch die Strafprozeßkommission spricht von „den mit der Strafvollstreckung verbundenen schädlichen Folgen“. Auch sie verschließt sich also anscheinend der Einsicht nicht, daß man im Gefängnis nicht besser, sondern schlechter wird.

Wer in der von Staatswegen veranlaßten Demoralisierung der Menschen ein notwendiges Uebel sieht, wird sich auf alle Fälle bemühen, dies Uebel soweit einzuschränken, wie es nur irgend mit dem Schutz der mensch-

Digitized by Google

lichen Gesellschaft verträglich ist. So wenig Freiheitsstrafen wie möglich! Vor allem so lange wie irgend möglich gezögert mit der ersten Freiheitsentziehung jedes Angeklagten!

Die Konsequenz dieser Auffassung ist die Befürwortung der bedingten Verurteilung.

Das Gericht, das einen noch unbestraften oder doch seit vielen Jahren nicht mehr bestraften Angeklagten verurteilen muß, spricht, wenn es ihn für besserungsfähig hält, zugleich mit der Verurteilung zu einer bestimmten Strafe die Suspension des Strafvollzuges aus. Es wird eine „Bewährungsfrist" von so und so vielen Jahren festgesetzt. Wenn der Verurteilte innerhalb dieser Zeit sich nichts zu Schulden kommen läßt, erlischt die Strafe. Das Schicksal des Verurteilten soll in seiner eignen Hand ruhen. Der erste Staat, der sich zu dieser wahrhaft modernen Anschauung hindurchrang, ist Massachusets. Dort wurde die bedingte Verurteilung schon 1869 eingeführt. Sie hat von da aus einen Siegeszug durch die Kulturwelt angetreten, erst langsam, dann mit den fortschreitenden günstigen Erfahrungen, immer rascher. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika und England, samt seinen Kolonien, eine Reihe Schweizer Kantone und Norwegen, Belgien und Frankreich, Portugal und Italien erfreuen sich ihrer. Andere Länder, wie Japan und Holland, planen ihre Einführung.

In Deutschland ging es in dieser Frage wie sonst: man bebt vor jeder prinzipiellen und gesetzlichen Entscheidung zurück. Nur keine neuen Rechte! Nur keine Ausdehnung der richterlichen Befugnisse! Allenfalls wollte man Gnade statt Recht geben, den Verwaltungsbehörden eine Machtvollkommenheit einräumen. Der Reichstag hat schon 1895 eine Resolution angenommen, die dahin ging, „den Herrn Reichskanzler zu ersuchen, eine reichsgesetzliche Einführung der bedingten Verurteilung in Erwägung zu ziehen". Aber der Bundesrat hat diesen Beschluß des Reichtags wie unzählige andere in seinen Papierkorb versenkt. Weder haben wir jetzt, 10 Jahre später, die bedingte Verurteilung noch ein Gesetz, das diese Materie regelt. Dagegen ist im Verwaltungswege die „bedingte Begnadigung" eingeführt worden. Nicht überall. Mecklenburg-Strelitz und die beiden Reuß haben sich ihr verschlossen. Aber da es auf diese drei Staatswesen nicht sonderlich ankammt, so kann man ruhig sagen: Deutschland hat die bedingte Begnadigung. Und zwar sind unter Vermittlung des Reichsjustizamtes zwischen den Regierungen der Bundesstaaten seit dem 1. Januar 1903 einige ganz allgemeine Grundsätze über ihre Handhabung vereinbart worden.

Bedingte Verurteilung und bedingte Begnadigung haben Eines gemeinsam: Die erkannte Strafe wird unter gewissen Voraussetzungen nicht vollstreckt. Die wesentlichen Unterschiede beider Prozeß-Systeme faßt die Strafkommission folgendermaßen zusammen:

Diese Unterschiede sind sehr wesentliche und sie sprechen, was freilich die Kommission nicht wahr haben will, ausschließlich zu Gunsten der bedingten Verurteilung.

Wenn das erkennende Gericht zugleich über den Strafaufschub zu entscheiden hat, so sind unendlich viel mehr Rechtsgarantien vorhanden, daß den Verurteilten die Vergünstigung nicht grundlos verweigert werde. Das Gericht darf nur das berücksichtigen, was in der mündlichen Verhandlung vorgebracht worden ist. Stellt der Staatsanwalt Leumundzeugen, die zu Ungunsten des Angeklagten aussagen, so kann die Verteidigung diesen Coup — durch Beleuchtung der Leumundszeugen oder durch Gegenzeugen entkräften. Der Schutz der Oeffentlichkeit ist da. Das deutsche System dagegen ist das der geheimen Dossiers. Die Entscheidung des Justizministeriums ist unkontrollierbar, weil sie auf Grund unkontrollierbaren Polizeimaterials erfolgt.

Bei der bedingten Verurteilung hat der Verurteilte ferner die Sicherheit, daß er nur dann seine Strafe absitzen muß, wenn er sich einer neuen Straftat schuldig macht. Er weiß, woran er ist. In Deutschland dagegen ist er ein Spielball in der Hand der Polizei und der Justizverwaltung. Sein „Gesamtverhalten" ist dafür maßgebend, daß er um die Strafe herum kommt oder nicht, mit anderen Worten: Er ist der Willkür überantwortet. Selbst wenn er sich noch so peinlich vor jedem Delikte hütet, so kann ihn schon sein sonstiges Verhalten, etwa in politischer Beziehung in die Strafanstalt führen. Die Kommission bezeichnet es zwar als einen Vorzug des deutschen Systems, daß ein bedingt Angeklagter z. B. auf Grund einer „nicht voll erwiesenen Tat" seiner Begünstigung verlustig gehen kann. Andere Leute werden es geradezu für ungeheuerlich halten, daß jemand wegen einer „nicht voll erwiesenen Tat", also möglicherweise vollkommen unschuldig, mit einer Strafe belegt werde, deren Erlaß ihm in Aussicht gestellt war.

Aber die bedingte Verurteilung hat noch weitere Vorzüge von der bedingten Begnadigung und zwar wesentliche, auch wenn sie der Kommission nicht als wesentlich erschienen sind. Außerordentlich wichtig ist, daß die eine Form gesetzlich geregelt, also auch nur im Wege der Gesetzgebung wieder zu beseitigen ist, während die andere jederzeit durch einen Verwaltungsakt aus der Welt geschafft werden kann. Mit diesem Unterschied hängt zusammen, daß in Deutschland der Strafaufschub fast nur jugendlichen Personen (unter 18 Jahren) und darum einer viel geringeren Zahl zuteil wird, als z. B. in Frankreich und Belgien, wo auch die Erwachsenen reichlich daran partizipieren. In Ziffern drückt sich das so aus: In Deutschland wurde 1904 der Strafaufschub 14783 Personen zuteil, in Frankreich 1902 trotz seiner um 20 Millionen geringeren Bevölkerung 36809!

Vor Allem ist es einfach unbegreiflich, einen wie geringen Wert gerade eine ausschließlich aus Juristen bestehende Kommission auf den juristischen Unterschied zwischen bedingter Begnadigung und bedingter Verurteilung gelegt hat. Gewiß in beiden Fällen braucht man unter Umständen nicht zu sitzen. Aber in dem einen Fall gilt man als unbestraft, in dem andern als vorbestraft. Hat der Verurteilte die Bewährungsfrist bestanden, so wird seine Strafe in Belgien und Frankreich als „non avenue", als überhaupt nicht eingetreten angesehen. Bei uns dagegen hat er auf alle Fälle seinen Klecks weg. Auch wenn er nicht in das Gefängnis hineinkam, ist er doch „vorbestraft". Was das vor Gericht und auch sonst im Leben bedeutet, braucht nicht näher ausgeführt zu werden.

Alle diese Vorzüge der bedingten Verurteilung erscheinen der Kommission entweder geringwertig, oder als das Gegenteil eines Vorzuges. Sie hat merkwürdigerweise die Erfahrungen, mit dem englisch-amerikanischen System überhaupt nicht geprüft, sondern sie mit der bequemen Redewendung beiseite geschoben, daß „dies System schon wegen der Verschiedenheit der deutschen Verhältnisse von den englischen und amerikanischen Verhältnissen für uns nicht in Betracht komme". Dagegen hat sie die belgisch-französischen Erfahrungen einigermaßen gründlich erörtert. Aber das, was ihr dabei als gewisser Mißstand erschien, die Ungleichmäßigkeit in der Praxis der verschiedenen Gerichte, trifft auf das deutsche System erst recht zu. Es wird als besonders bedenklich hervorgehoben, daß die Anwendung der bedingten Verurteilung zwischen 6% (Appellgerichtshof Bastia) und 37,4% (Appellgerichtshof Rennes) geschwankt hat. Mit Stillschweigen wird jedoch übergangen, daß der Prozentsatz der bedingt Begnadigten bei den Jugendlichen geschwankt hat zwischen 39 in Coburg-Gotha und 8 in Schwarzburg-Sonderhausen und Hessen, zwischen 4,4 in Hamburg und 0,1 in Württemberg und Oldenburg bei den Erwachsenen! Wenn je das Wort von dem Splitter im Auge des Nächsten und dem Balken im eigenen zutraf, so sicherlich bei diesen Herren der Strafprozeßkommission. —

Gerade die französische Statistik erbringt den denkbar glänzendsten Beweis für den Segen der bedingten Verurteilung. Sie wurde 1902 auf 36809 Personen angewendet. Dem standen 3072 gegenüber. Von den 36809 Personen waren 21687 zu Gefängnis-, der Rest zu Geldstrafe verurteilt. Dank der bedingten Verurteilung sind also in einem einzigen Jahre in Frankreich 19000 bis 20000 Personen vor dem Gefängnis und damit vor der fast sicheren Demoralisierung bewahrt geblieben! Wenn trotzdem die Kommission die Erfahrungen in Frankreich als „keine guten" bezeichnet, so ist daß eine Auffassung, die man konstatieren kann, die sich aber nicht diskutieren läßt. Natürlich kam die Kommission unter dem Druck ihrer formalistisch autoritativen

Digitized by Google

Grundanschauung zu einem völlig negativen Ergebnis. Sie beschloß schlankweg:

„Ein Ersatz des bedingten Strafaufschubs durch die bedingte Verurteilung empfiehlt sich nicht."

Sogar der absprechende Zusatz, daß sich der Ersatz „zur Zeit" nicht empfehle, wurde gestrichen. Ein für alle Mal will man von der Errungenschaft fast aller Kulturstaaten nichts wissen. Ja, man lehnte selbst die reichsgesetzliche Regelung des bedingten Strafaufschubs, also die gesetzliche Fundamentierung der bedingten Begnadigung ab. Alles soll noch immer der Verwaltungswillkür überlassen bleiben. So mangelhaft die bestehende Zustand ist, nicht einmal ihn will man gesetzlich festlegen.

Und eine solche Kommission führt den Titel: Kommission für die Reform des Strafprozesses!

H. v. Gerlach.

Die Tunifikation Marokkos

Im Mai dieses Jahres wurde in der „Hilfe" die Geschichte der französischen Besitzergreifung Tunesiens erzählt und darauf hingewiesen, wie sehr das Vorgehen Frankreichs in Marokko an jene Aktion des Jahres 1881 erinnere. Fürst Bülow hat vor kurzem diese lehrreiche Parallele in dem Wort von der Tunifikation Marokkos zusammengefaßt, ein Wort, das der Kern der Sache richtig bezeichnet. Den Kern der ganzen Marokkofrage. Denn die Intriguen des Herrn Delcassé sind von seinen eigenen Landsleuten desavouiert und für uns erledigt. Geblieben ist aber das Bestreben Frankreichs, Marokko „aufzusaugen" (wie die französischen Kolonialpolitiker sich ausdrücken), und geblieben ist für Deutschland die Notwendigkeit, diesem Aufsaugen sich zu widersetzen.

Es ist zweifellos hohe Zeit, daß in Marokko gewisse Reformen durchgeführt werden, um die Schätze, mit denen die Natur dieses Land gesegnet hat, nicht länger ungenutzt zu lassen. Aber es ist fraglich, ob aus dieser Tatsache gerade Frankreich für sich das Recht und die Notwendigkeit folgern darf, daß es selbst diese Reformen durchführen und zu solchem Zwecke die anderen europäischen Nationen aus Marokko verdrängen müsse.

War es nicht gerade Frankreich, daß sich seit Jahrzehnten allen Reformversuchen der marokkanischen Regierung widersetzt hat? Mitte der Neunziger Jahre war der Regent Ben Moussa bereit, an Verbesserungen heranzutreten; sein guter Wille scheiterte an der Gegnerschaft Frankreichs. Als der junge Sultan Abdul-Aziz zur Regierung kam, hatte er kein anderes Bestreben, als sein Reich, vielleicht manchmal mit zu jugendlichem Eifer, europäischer Kultur zu erschließen. Daß ihm die Franzosen dabei in jeder Weise entgegengearbeitet haben, ist bekannt; durch das soeben erschienene Gelbbuch wird es, etwas unvorsichtig, bestätigt. Es findet sich dabei aus dem Jahre 1901 eine Depesche Delcassés an den französischen Gesandten in Marokko, daß dieses Land „sich selbst diene, wenn es die Hilfe Frankreichs zur Besserung seiner Verhältnisse annehme, daß es sich aber vor Zulassung fremder Einflüsse hüten solle, in denen Frankreich eine Gefahr für Algerien erblicken müßte". Diese Drohung kann sich gegen nichts anderes richten, als gegen die Reformtätigkeit des Sultans und gegen die Tatsache, daß es einige Engländer waren, die ihm dabei berieten. Fürchtete man von diesen Engländern einseitige Ausnutzung der Reformen, so konnte man sich sehr einfach an ihrer Aktion beteiligen. Aber vor was man sich fürchtete, das waren gerade die Reformen selbst, — ein reformiertes und geordnetes Marokko gibt keine Handhabe zur Tunifikation.

Anfang April 1905 berichtet der „Standard" über eine Unterredung mit einem Verwandten des Sultans Abdul-Aziz, einem der ersten Gouverneure. Der meinte: „Wenn Frankreich den Mauren helfen wollte, in eure abendländischen Wege zu treten, weshalb versagte es seine Unterstützung einem Gesandten, als er uns bewegen wollte, die Abgaben wie bei euch durch Gesetz festzulegen". Weshalb „hinderten die Franzosen das Werk, das ihr angreifen wolltet?" — Und der langjährige englische Gesandte in Tanger, Sir John Drummond Hay, schrieb:

„Ich kenne bis jetzt auch nicht eine einzige Aktion der französischen Regierung oder ihrer Vertretung in diesem Lande, die für die Sache der Zivilisation segensreich gewesen wäre oder irgend eine Reform oder Verbesserung in Marokko eingeführt hätte, und ich fordere jeden Franzosen auf, eine solche zu nennen."

Nun hat Frankreich durch seine algerische Grenze gewiß ein besonderes Interesse an den Zuständen in Ostmarokko. Es hat auch dem Sultan wiederholt seine Unterstützung gegenüber den dort herrschenden Unruhen geliehen. Es gibt aber zuverlässige Leute, die behaupten, Frankreich habe in Ostmarokko nicht nur Interesse an der Herstellung der Ruhe, sondern auch an der Herstellung von Unruhen, die ihm ja erst Gelegenheit geben, die Ruhe wieder herzustellen oder zu ihrer Wiederherstellung sich den Anschein der Unentbehrlichkeit zu verleihen. (Beispielsweise pflegte der Praetendent regelmäßig mit französischem Gold und Silber zu zahlen, eine Währung, die sonst in Marokko kaum vorkommt.) Die französische Presse hat solche Verdächtigungen allerdings zurückgewiesen, und soweit die französische Regierung einer aktiven Mitschuld geziehen wurde, mag man diese Zurückweisung gelten lassen. Es bleibt aber die nicht ganz unbegründete Vermutung, daß weniger offizielle Kolonialinteressenten, als die Regierung, sich von Algier aus nicht ganz so passiv verhalten haben: Nachahmer der Strategie Dr. Jamesons mit etwas tunifizierter Taktik. —

Am 8. April 1904 gab Herr Delcassé in dem vielgenannten Abkommen die französischen Ansprüche auf Aegypten preis und erlangte dafür die Anerkennung Englands:

„daß es Frankreich zukommt — insbesondere als einer Macht, deren Besitzungen auf weite Entfernung mit denen Marokkos zusammenstoßen — die Ordnung in jenem Lande aufrecht zu erhalten und seine Unterstützung zu leihen bei allen militärischen, wirtschaftlichen, finanziellen und Verwaltungsreformen, deren es bedürfen wird."

Zu Beginn dieses Artikels II erklärt zwar Frankreich, daß es „nicht die Absicht hat, die politischen Verhältnisse Marokkos zu ändern." Der Pferdefuß erscheint aber in Artikel IV, der zuerst die gegenseitige Handelsfreiheit auf 30 Jahre beschränkt, und in dem Frankreich sich weiter „das Recht vorbehält, zu kontrollieren, daß die Konzessionen für Straßen, Eisenbahnen und Häfen nur zu solchen Bedingungen vergeben werden, die die Autorität des Staates über diese großen Unternehmungen von öffentlichem Interesse aufrechterhalten." In der Praxis würde das bedeuten: Frankreich kontrolliert nicht nur die Konzessionen sondern gewährt und versagt sie.

Artikel VIII des Abkommens gedenkt der spanischen Interessen in Marokko; Frankreich verspricht, sich mit den Spaniern zu verständigen und den Inhalt dieser Verständigung der englischen Regierung mitzuteilen.

Von Deutschland kein Wort. Obwohl dessen wirtschaftliche Interessen dort zu Lande sehr viel größer sind als die spanischen. Auch hält Herr Delcassé es nicht für nötig, dieses Abkommen der deutschen Regierung auch nur offiziell mitzuteilen. Er behauptete zwar später, das getan zu haben; ja, als Zeichen besonderer Zuvorkommenheit es schon vor der Unterzeichnung des Abkommens getan zu haben. Und in der Tat: nach dem amtlichen französischen Gelbbuch erklärte er dem Fürsten Radolin: „Wir wollen in Marokko den gegenwärtigen politischen und territorialen Zustand erhalten, aber dieser Zustand muß, wenn er dauern soll, offenbar gefördert und gebessert werden." Diese ebenso schöne wie logische Formel ergänzte er durch das Versprechen, „daß die Handelsfreiheit streng und vollständig geachtet wird." Herr Delcassé vergaß aber hinzuzufügen, daß diese Handelsfreiheit auf 30 Jahre beschränkt werden soll, und vor allem daß die Vergebung von Konzessionen unter französische Aufsicht kommt. Herr Delcassé vergaß also den Kern der Sache. Er begnügte sich, Deutschland den blauen Aktendeckel zu zeigen, in dem das Abkommen verwahrt wurde. Und selbst diesen Aktendeckel zeigte er in einer inoffiziellen Form, die sehr viel mehr „allen Gepflogenheiten der Diplomatie widerspricht", als die Kaiserreise nach Tanger, die der um die diplomatischen Gepflogenheiten ehrlich besorgte Herr Bebel dieserhalb im Reichstag getadelt hat.

Es wird der deutschen Regierung zum Vorwurf gemacht, daß sie nicht sofort im Frühjahr 1904 gegen das

Digitized by Google

Marokko-Abkommen protestiert hat, sondern erst ein Jahr später, nach der Schlacht bei Mukden, anfing, sich mit dieser Frage zu beschäftigen. Wir haben jedoch den Eindruck, daß dieser Vorwurf auf zwei Irrtümern beruht.

1. Im Frühjahr 1904 war noch gar keine Gelegenheit zu einem Protest vorhanden. Das englisch-französische Abkommen besagt: Wenn Frankreich in Marokko die Zügel ergreifen will, dann verzichtet England auf die ihm Kraft der Madrider Konvention zustehende Gleichberechtigung. Dieses „wenn", die Voraussetzung, lag aber in der Zukunft; wir konnten nicht wissen, in welcher Form Frankreich die Zügel ergreifen und wie weit es dadurch unsere Interessen verletzen werde. Als gegenwärtige Tatsache enthielt das Abkommen nur den Verzicht Englands auf seine Gleichberechtigung; eine Tatsache, die uns nicht im geringsten berührte, die also auch keinen Anlaß zu einem Protest geben konnte. Dieser Anlaß konnte erst dann entstehen, wenn jene Voraussetzung zur Wirklichkeit wurde, d. h. wenn Frankreich in Marokko einen entscheidenden Schritt tat. Graf Bülow erklärte am 14. April 1904 ausdrücklich: bis auf weiteres haben wir keinen Anlaß, uns durch das Abkommen verletzt zu fühlen. Wenn ein Diplomat wie Herr Delcassé sich den Anschein gab, die Mahnung, die in den Worten „bis auf weiteres" lag, nicht zu verstehen, so beweist das weniger die mangelnde Fähigkeit als den mangelnden Willen zu verstehen.

Das „weitere" war gegeben, als Herr St. René Taillandier der marokkanischen Regierung Forderungen stellte, deren Annahme die Tunifikation Marokkos bedeutet hätte, und als er für den Fall der Ablehnung dieser Forderungen mit dem Einmarsch französischer Truppen drohte. Das Gelbbuch leugnet, daß man dieses Vorgehen als „Ultimatum" bezeichnen dürfe; andere Leute werden darüber anderer Ansicht sein.

Es kam hinzu, daß der Maghzen amtlich mitteilte, der französische Gesandte habe sich auf ein europäisches Mandat berufen. Das dementierte dieser am 9. April, nachdem bereits am 31. März Kaiser Wilhelm in Tanger gewesen war; er hat sein Dementi später wiederholt, zuletzt am 16. Dezember durch den Mund Rouviers im Parlament. Es sind aber über den Verlauf der betreffenden Sitzung des Maghzen so eingehende und glaubhafte Einzelheiten berichtet worden, daß man nicht mehr annehmen kann, der Maghzen habe sich alle diese Einzelheiten aus den Fingern gesogen. Sollen wir ihm weniger glauben, als dem Gesandten des Herrn Delcassé, welch letzterer nachgewiesenermaßen seinem eigenen Ministerpräsidenten die wichtigsten Tatsachen verschwiegen hat?

Im übrigen: das Entscheidende ist für uns nicht jene Anmaßung des französischen Vertreters, sondern der Versuch der französischen Regierung, Marokko „aufzusaugen". Dem mußten wir uns widersetzen. Hat doch selbst der frühere französische Ministerpräsident Méline noch im März 1904 vor der Unterzeichnung des Abkommens mit England gewarnt. In einem Artikel der „République Française" wies er damals nach, daß Deutschland ein französisches Protektorat in Marokko sich nicht könne gefallen lassen. Dafür besitze es dort schon zu weitgehende Interessen.

2. Man hat behauptet, erst nach der Schlacht bei Mukden habe Deutschland merken lassen, daß es mit Frankreichs Vorgehen nicht einverstanden sei. Das ist, gelinde gesagt, ein Irrtum. Jene Schlacht begann am 28. Februar 1905. Nach dem Gelbbuch meldet am 11. Februar der französische Geschäftsträger in Tanger, der dortige deutsche Gesandte, v. Kühlmann, habe ihm mitgeteilt, Deutschland kenne das Abkommen vom 8. April 1904 nicht und betrachte sich als nicht an dasselbe gebunden; d. h. es werde sich einem französischen Protektorat über Marokko widersetzen. Nun steht aber fest, daß Herr v. Kühlmann bereits am 1. November 1904 eine solche Erklärung abgegeben hatte. Hat der französische Geschäftsträger diese Erklärung ein Vierteljahr lang still im eigenen Busen verwahrt oder „vergißt" das Gelbbuch seine erste Depesche?

Am 31. März 1905 erklärt Kaiser Wilhelm in Tanger, daß er in dem Sultan einen „unabhängigen, absolut freien Souverän" erblicke. Daraufhin lehnt der Sultan die Forderungen Frankreichs ab; ein Erfolg der deutschen Politik, der sich unseres Erachtens durch andere Mittel als die Kaiserreise nicht oder nicht so einfach hätte erreichen lassen. Eine Flottendemonstration vor Tanger würde nur die Entsendung einer weit größeren englisch-französischen Flotte veranlaßt haben; die Möglichkeit einer friedlichen Ausgleichung der Gegensätze wäre aus den verschiedensten Gründen sehr viel geringer gewesen.

Am 6. Juni gibt Delcassé seine Demission. Gleichzeitig erklärt die deutsche Regierung, die vom Sultan vorgeschlagene Konferenz sei das beste Mittel, in Marokko Reformen einzuführen. Ohne die Konferenz bleibe für Deutschland der status quo bestehen.

Der Pariser Korrespondent des „Berl. Tagebl." hat kürzlich gemeint, Delcassés Demission sei der Augenblick gewesen, in dem die deutsche Diplomatie ein ähnliches Sonderabkommen mit Frankreich hätte schließen sollen, wie England das am 8. April 1904 getan hat. Wer aber diesen nachträglichen Vorschlag durchdenkt, wird auf Schwierigkeiten stoßen, die sich jener sonst so kluge Journalist vielleicht nicht ganz vergegenwärtigt hat. Wenn wir von der kaiserlichen Proklamation in Tanger absehen, so sind zwei Möglichkeiten denkbar:

1. Wir hätten ebenso wie England auf unsere Rechte und Aussichten in Marokko verzichten können. Dafür hätten wir selbstverständlich gleichwertige Entschädigungen verlangen müssen; aber es ist nicht gut einzusehen, wo man diese hätte suchen und finden sollen. Selbst Konzessionen, die uns Frankreich allein vielleicht in Vorderasien zu gewähren vermöchte, wären schwerlich geeignet, uns wirklich schadlos zu halten. Und um diese Konzessionen behaupten und ausnutzen zu können, würde ein Rückversicherungs-Abkommen mit England unentbehrlich gewesen sein; wir hätten uns andernfalls ebensolchen Reklamationen von englischer Seite ausgesetzt, wie wir selbst sie nach dem Abkommen vom 8. April 1904 gegenüber Frankreich haben erheben müssen. Wer glaubt aber im Ernst, daß sich damals das Kabinett Balfour—Lansdowne zu einem irgendwie annehmbaren Abkommen mit uns würde verstanden haben? Die Tätigkeit der englichen Regierung diesen Sommer über hat alles andere erkennen lassen, als das Bestreben, zwischen Frankreich und uns einen Ausgleich herbeizuführen.

2. Da wir also an unseren Interessen in Marokko festhalten mußten, so wäre Frankreich in einer solchen Sonderverständigung zu weit größeren Zugeständnissen gezwungen gewesen, als es sie den Engländern und Spaniern gewährt hat. Dagegen hätten diese sich mit Recht auf die Hinterbeine gestellt. Wir konnten und wollten ja auch nicht mehr erreichen als die bisher geltende und in Tanger proklamierte Gleichberechtigung. Von den Verhandlungen über die auf Basis dieser Gleichberechtigung einzuführenden Reformen konnten wir aber die übrigen interessierten Mächte nicht ausschließen; und ihre Beteiligung bildet eben die Konferenz.

Wenn man heute versucht, diese Konferenz als eine uns erwiesene Gefälligkeit hinzustellen, so beruht das auf erstaunlicher Verkennung der Tatsachen. Ohne die Konferenz hätten wir den status quo in Marokko aufrechterhalten, was für uns wirtschaftlich vorteilhafter war als jeder andere Zustand und für Frankreich eine schwere Verlegenheit. Aus dieser Verlegenheit haben wir unseren Nachbarn durch den Vermittlungsvorschlag der Konferenz herausgeholfen.

Das Programm dieser Konferenz wurde durch die Rosen-Revoilschen Verhandlungen in einem Protokoll vom 28. September d. J. festgestellt. Es erkennt die, nie von uns bestrittene, Vorzugsstellung Frankreichs in der an Algier grenzenden Osthälfte Marokkos an, überläßt den Franzosen dort die Reorganisation der marokkanischen Polizei und damit die beherrschende Stellung in dem, wirtschaftlich nicht sonderlich wertvollen, Gebiete. Dagegen bleibt der Konferenz vorbehalten, in dem für uns in Betracht kommenden Westmarokko, mit seinen atlantischen Hafenplätzen und dem so überaus fruchtbaren Atlasvorlande, die Reformaktion zu regeln; und zwar auf der Basis vollständiger Gleichberechtigung. Wie bei allen derartigen Konferenzen muß jeder Beschluß einstimmig gefaßt werden.

Dieses Programm war für unsere Diplomatie zweifellos ein anerkennenswerter und erfreulicher Erfolg, — wenn es

Digitized by Google

von allen Seiten loyal und gewissenhaft ausgeführt wird. Die ernste Rede des Fürsten Bülow im Reichstage ließ aber zwischen den Zeilen lesen, daß England und Frankreich in der letzten Zeit gewisse Vorbereitungen zu treffen suchten, um uns auf der Konferenz in Algeciras über die Zugeständnisse des Septemberprotokolls hinauszudrängen, und daß sie sich bemühten, zu diesem Zwecke die Unterstützung der spanischen und der italienischen Regierung zu gewinnen. Eine Vermutung, die dem aufmerksamen Zeitungsleser vielleicht schon vor der Bülowschen Rede hätte aufsteigen können. Seit dieser Warnung des deutschen Reichskanzlers läßt der unzufriedene Ton in den südeuropäischen Telegrammen der englischen und französischen Presse glücklicherweise hoffen, daß jene Bemühungen in Rom und Madrid ohne Erfolg bleiben werden.

Trotzdem werden unsere Vertreter in Algeciras keinen ganz leichten Stand haben. Selbst wenn Frankreich insoweit an dem Programme festhält, daß es in allen wirtschaftlichen Fragen auf offene Bevorrechtungen verzichtet, so könnte es möglicherweise den Versuch machen, die Organisation der Polizei auch für Westmarokko unter seine ausschließliche Oberleitung zu bekommen. Gut, wird mancher sagen, laßt doch den Franzosen die Arbeit, die Sorgen und die Kosten, dort Ruhe und Ordnung zu sichern, wenn wir nur wirtschaftlich die gleichen Rechte besitzen. Aber in einem Lande wie Marokko mag man tausend Rechte besitzen, hat man die Behörden nicht auf seiner Seite, dann sind die Rechte unter Umständen keinen Pfifferling wert. Die Behörden jedoch, vom Sultan und Maghzen bis zum kleinsten Kaïd und zum letzten Soldaten, wird jederzeit der beherrschen, der die Polizei beherrscht. Würde die Polizei vollständig an Frankreich ausgeliefert werden, so wäre das nach aller Wahrscheinlichkeit trotz Septemberprotokoll und Konferenz der erste Schritt zur Tunifikation Marokkos.

Beweis: Zum Zwecke der Polizeireform in Ostmarokko ließ sich kürzlich die französische Regierung von General Lianteу, dem Kommandeur der algerischen Grenzdivision, folgende Vorschläge machen: Diesseits und jenseits der Grenze faßt man die Polizei in einer einheitlichen Organisation zusammen, die sowohl aus französischen wie aus marokkanischen Elementen zusammengesetzt ist und unter einem einzigen Befehlshaber steht. „Anerkennung des Rechtes für Frankreich, die Polizeigewalt in der weiten Zone auszuüben, welche sich von der französischen Postenlinie bis zur Muluja und an den Fuß des Atlas erstreckt, welch letztere eine klar bestimmte natürliche Grenze bilden". Die französische Autorität soll in diesem Gebiet im Namen des Sultans Steuern erheben lassen, von denen „wir zuvörderst die Kosten der Polizeiaktion in Abzug bringen"; sie soll unter anderem Märkte anberaumen und Verkehrswege eröffnen. Eine Eisenbahn von der Grenze bis Fez ist bereits konzessioniert. Algier wird also de facto sehr bald bis an jene „natürliche Grenze" des Atlas reichen. Dagegen hat Deutschland nichts einzuwenden, es kann aber daraus lernen, wohin die Auslieferung der Polizeigewalt auch in Westmarokko führen würde.

In Algerien wird unsere Diplomatie keine Waffe nötiger brauchen als kühle Standhaftigkeit. Wir glauben nicht daß England und Frankreich den Versuch unrechtmäßiger Ueberschreitung des September-Protokolles bei der gegenwärtigen Weltlage bis zu ernsten, den Frieden gefährdenden, Differenzen zuspitzen würden. Fürst Bülow wird also durch keine unüberwindlichen Hindernisse gezwungen sein, von der Politik abzuweichen, die er einmal für Recht erkannt hat. Wir werden deshalb hoffen dürfen, daß die Konferenz von Algeciras den Gedanken der Tunifikation Marokkos begräbt und statt dessen freies Feld schafft für die gleichberechtigte Betätigung der wirtschaftlichen und kulturellen Kräfte aller europäischen Nationen.

Wilhelm Cohnstaedt.

Unsere Bewegung

Berlin. Für den Wahlkreis Teltow-Beeskow-Storkow-Charlottenburg, der die südlichen und westlichen Vorote Berlins umfaßt, wird ein liberaler Verein gegründet, der dem Wahlverein der Liberalen korporativ angeschlossen wird. Auf besondere Einladungen hin waren am 14. Dezember in einem Schöneberger Lokal etwa 100 Herren erschienen. Das einleitende Referat hatte D. Naumann übernommen, der in 1¼-stündiger Rede über „Liberalismus und Organisation" sprach. Die klaren und zwingenden Ausführungen, die in der Aussprache noch von Dr. Barth und Justizrat Buka ergänzt wurden, fanden in der Versammlung ein lebhaftes Echo. Bei der Konstituierung des Vereins erklärten denn auch sofort mehr als 60 Herren ihre Mitgliedschaft. Zum Vorsitzenden wurde einstimmig Justizrat Jonas gewählt; Zuschriften und Ameldungen sind zu richten an den Schriftführer, Assessor Dr. Eyck, Charlottenburg. — Am 15. Dezember sprach in einer öffentlichen Versammlung des sozialliberalen Vereins, die trotz der Weihnachtszeit erfreulich besucht war, Herr v. Gerlach, über „der Steuerzettel der Reaktion". Er verstand es in sehr übersichtlicher Weise die Zuhörer in das so verwickelte Gebiet der Reichsfinanzen einzuführen und so die Grundlage für eine sachliche und überzeugende Kritik der neuen Vorlage zu schaffen. Seinen Darlegungen lohnte reicher Beifall. An der Diskussion beteiligten sich Frau Schulrat Cauer, Lehrer Pautsch, Herr Konrad und ein Sozialdemokrat. Redakteur Erdmannsdörffer unterzog die Haltung des preußischen Finanzministers Frhr. v. Rheinbaben einer sehr wirkungsvollen Kritik.

Lübeck. Nationalsozialer Verein. Die diesjährige Hauptversammlung fand am 29. November statt. — Der neue Vorstand setzt sich wie folgt zusammen: I. Vorsitzender B. Dühring, Lübeck, Dankwartsgrube 1, II. Vorsitzender H. Oldenburg, Kassenführer W. Pautke, I. Schriftführer P. Bruhn, II. Schriftführer J. Biehl. Vereinslokal ist Konzerthaus Fünfhausen. Postsendungen sind an den I. Vorsitzenden zu richten.

Kassel, 11. Dezember 1905. In der gestrigen Monatsversammlung des nationalsozialen Vereins, die auch von Vorstandsmitgliedern des Wahlvereins der freisinnigen Volkspartei und von Gästen besucht war, hielt, nach Erstattung einiger geschäftlicher Mitteilungen durch den Vorsitzenden Herrn Kimpel, Herr Wahl einen sehr fesselnden mit reichem Beifall aufgenommenen Vortrag über die Reichsfinanzen und die Reichsfinanzreform. Redner forderte den Ausbau der Reichserbschaftssteuer und sprach sich scharf gegen die geplanten indirekten Reichssteuern aus. Alsdann gab der Parteisekretär Herr Lotz einen Bericht über seine Landagitationstouren, eine ganze Reihe von Vertrauensmännern sind gewonnen aus allen Schichten der Bevölkerung, die Grundlagen der Organisation auf dem Lande sind gelegt, an dem Ausbau wird es nicht fehlen. An der sehr lebhaften Aussprache über die Gestaltung der Agitation beteiligten sich u. a. die Herren Askenold, Brandau, Kimpel, Zucker und Dr. Bovensiepen. Zwei große öffentliche Volksversammlungen in Kassel mit Herrn Dr. Barth und von Gerlach als Redner sind vorläufig für diesen Winter fest in Aussicht genommen.

Nürnberg. In der Hauptversammlung am 8. d. M. wurde der alte Ausschuß wiedergewählt. Er besteht aus den Herren Zembsch als 1., Dr. Uhlfelder als 2. Vorsitzenden, Gassenmeyer als 1., Glück als 2. Schriftführer, Eckstein als Kassierer, Gnad, Goldschmid und Herbst als Beisitzern. — Regelmäßige Vereinsabende während des Winterhalbjahrs: Jeden ersten und dritten Freitag im Monat. Lokal: Nebenzimmer des Restaurants Maximilian, Lorenzerstraße. In unserer Nachbarstadt Erlangen ist vor kurzem ein nationalsozialer Verein gegründet worden. Wir hoffen auf ein ersprießliches Zusammenarbeiten.

München. Am 12. Dezember hielt der nationalsoziale Verein gemeinsam mit dem Verein für Fraueninteressen eine öffentliche Versammlung ab, die von etwa 200 Personen besucht war. Die Armenpflegschaftsrätin Frau Blensheimer aus Mannheim und Graf Bothmer referierten über: Armenrecht und Armenpflege im Anschluß an den letzten Kongreß. Beide betonten die Notwendigkeit gründlicher und grundsätzlicher Neugestaltung der ganzen Organisation dieses Gebietes im Sinne größerer Individualisierung und Dezentralisierung unter allgemeiner Heranziehung der Frau zu dieser Tätigkeit. Die Diskussion, an der sich neben mehreren Frauen von unseren Freunden Dr. Oestreich und Abgeordneter Beyhl beteiligten, schloß sich diesen Forderungen an. Sie wurden in einer Resolution, die dem Landtag überwiesen wird, zusammengefaßt. — Unser Verein hat wie im vorigen Jahr auch heuer wieder einen Diskussionsabend zur Schulung von Rednern eingerichtet neben der sonstigen Agitation in Versammlungen. Diesmal halten wir diesen Abend gemeinsam mit den Jungliberalen, dem oberbayrischen liberalen Kreisverband und einer Organisation von Verkehrsbeamten alle Woche Donnerstag abend ab. Zunächst sollen Verkehrsfragen erörtert werden. Die Leitung liegt in den Händen von Prof. Dr. Goetz.

Frankfurt. Auf dem zweiten gemeinsamen Diskussionsabend der Gruppen der entschiedenen Liberalen hatten die Nationalsozialen das Wort. Dr. Ernst Cahn behandelte die Reform der Arbeiterversicherung. Redner gab ein anschauliches Bild der ungeheuren Ausdehnung der drei großen Zweige der Kranken-, Unfall-, Alters- und Invaliditätsversicherung und wies dann den Weg der Reform, einerseits durch organische Zusammenlegung und dadurch Vereinfachung der Verwaltung, andrerseits durch Ausdehnung des Selbstverwaltungsrechts der Versicherten auf die Unfall- und Altersversicherung unter eventl. Beschränkung desselben bei der Ortskrankenkassenverwaltung auf die Hälfte der Vorstandssitze statt der bisherigen ⅔ für die Arbeiter. Die Aussprache drehte sich besonders um letzteren Punkt und um die Besetzung der leitenden Posten im

Digitized by Google

Versicherungswesen mit Arbeitern oder herangebildeten Fachbeamten. Allseitig aber wurde die möglichste Ausdehnung der Selbstverwaltung als eines obersten liberalen Prinzips befürwortet.

Dortmund. Die von unserem Vereine am Donnerstag, den 7. d. Mts., veranstaltete öffentliche Versammlung im großen Saale des „Schwarzen Raben" wurde zu einer großenartigen Kundgebung für die neue Flottenvorlage. Vor überfülltem Hause sprach unser Freund Lic. Traub über: „Die Flottenvermehrung — eine politische Notwendigkeit." Der Redner verstand es, das Thema von neuen, weitblickenden Gesichtspunkten aus zu behandeln, die Unhaltbarkeit der von flottengegnerischen Kreisen vorgebrachten Gründe zu beweisen und gleichzeitig eine entschiedene Kritik an der die Masse belastenden, Steuerpolitik der Kardorffmehrheit zu üben. Der warme Appell, kräftig an dem Ausbau unserer Seemacht mitzuhelfen, riß denn auch die Versammlung, die sich in der Hauptsache aus den 3 freisinnigen Gruppen zusammensetzte, zu stürmischem Beifall hin, sodaß Herr Scheibe, der Führer der hiesigen Sozialdemokraten, mit seinen Ausführungen, die allerdings nur eine Wiederholung der alten Prinzipienreitereien darstellten, wenig Glück hatte, obwohl auch er manch treffendes Wort gegen die Reaktion fand. Sehr geschickt und wirkungsvoll beleuchtete unser Freund Prof. Dr. Guttmann die neue Richtung in der Sozialdemokratie und deren Maulheldentum, während der Referent die von Herrn Scheibe erhobenen Vorwürfe gegen unseren „Flottenkoller" 2c. zurückwies und die Hauptergebnisse des Abends noch einmal zusammenfaßte. Wieder gewannen wir eine Anzahl neuer Parteifreunde und „Hilfe"-Leser; seit vorigem Jahre hat sich die Mitgliederzahl unserer Organisation um 40 pCt. vermehrt.

Tübingen. Das Referat „über politische Erzieher, I. Fichte" führte den „Hilfefreunden" in eingehender, klarer und bedeutender Darstellung die Persönlichkeit Fichtes vor, den Philosophen und Charakter in der inneren Einheit; in seiner vorurteilslosen freien, deutschen, sittlichen Art ein Erzieher für das gegenwärtige Geschlecht zum Verständnis seines politischen Berufs. Der Besuch war gut, die Debatte lebendig, für uns Tübinger ein frischer, fröhlicher Anfang.

Wellingdorf. Liberaler Verein für Neumühlen, Dietrichsdorf, Wellingdorf und Umgegend. Aus dem Jahresbericht dieses Vereins geht hervor, daß seine Mitgliederzahl auf 252 gestiegen ist. Der Verein hat im letzten Jahre an der Organisation des Kieler Kreises tüchtig gearbeitet und in einer großen Anzahl von Versammlungen der Bevölkerung seine Ziele nähergebracht. Vorsitzende sind die Herren Heitmann und Stelter, im übrigen gehören dem Vorstand an die Herren Schlüter, Kühler, Prutz, Brockmann, Voß, Weinhold und Johannsen.

Der nationalsoziale Preßverein erhielt folgende Beiträge: Bautzen M. S. II 5 M.; Berlin P. S. IV 5 M.; Glauchau R. B. II 5 M.; Hamburg H. H. 5 M.; Hamburg J. M. 3 M.; Heilbronn a. N. W. W. 20,20 M.; Leipzig R. S. 50 M.; Ludwigshafen H. B. III 5 M.; Straßburg, Els., E. C. H. 7,80 M.

Zusammen M. 106,—
Dazu laut Ausweis in Nr. 48 M. 4025,10
M. 4131,10

über die wir herzlich dankend quittieren.

Berlin-Schöneberg, Hohenfriedbergstr. 11.

Die Geschäftsleitung.

Soziale Bewegung

Ueber das ländliche Genossenschaftswesen herrscht in liberalen Kreisen viel weniger Klarheit als über die städtischen Genossenschaften der Handwerker und Arbeiter. Und doch haben die ländlichen Genossenschaften auf das wirtschaftliche und sozialpolitische Leben der Landbevölkerung bereits heute einen weitreichenden Einfluß. Dieser Einfluß steigt in demselben Maße wie die ländlichen Genossenschaften sich ausbreiten. Ueber ihren gegenwärtigen Bestand mögen folgende kurze Angaben unterrichten: Am 1. Juli 1905 bestanden 19 323 ländliche Genossenschaften, während Mitte 1895 7170, Mitte 1885 etwa 1200 vorhanden gewesen waren. Unter den am 1. Juli 1905 ermittelten 19 323 Genossenschaften befanden sich

13 181 Spar- und Darlehnskassen,
1 867 Bezugs- und Absatzgenossenschaften,
2 832 Molkereigenossenschaften,
1 443 sonstige Genossenschaften.

Die für Ende 1902 vorliegenden statistischen Ermittelungen wiesen nach

bei	10 601	Spar- und Darlehnskassen . . .	924 425 Mitglieder
„	1 408	Bezugs- und Absatzgenossenschaften	140 202 „
„	1 407	Molkereigenossenschaften	123 539 „
„	265	sonstigen Genossenschaften . . .	18 754 „
	13 641		1 206 740 Mitglieder.

Demgemäß wird der Mitgliederbestand der gegenwärtig vorhandenen 19 323 Genossenschaften auf etwa **1 700 000** zu veranschlagen sein. Zur Wahrung ihrer gemeinsamen Interessen, insbesondere auch zur Durchführung der gesetzlich vorgeschriebenen Revision, haben sich die Genossenschaften zu Verbänden zusammengeschlossen. Diese Verbandsorganisation war bis vor kurzem gekennzeichnet durch die Gruppe des Reichsverbandes der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften mit dem Sitz in Darmstadt und des Generalverbandes ländlicher Genossenschaften für Deutschland in Neuwied. Der Reichsverband beruht auf der Grundlage der Dezentralisation, d. h. er ist eine Vereinigung selbständiger Provinzial- und Landesverbände, und zwar gehörten ihm am 1. Mai 1905 28 in den einzelnen preußischen Provinzen sowie in den sonstigen Bundesstaaten errichtete Genossenschaftsverbände mit zusammen 11 546 Genossenschaften an. Ihm stand als zentraler Verband der Generalverband gegenüber, der etwa 4700 Genossenschaften im Gebiete des deutschen Reiches unmittelbar umfaßte, gegliedert in 12 formell unselbständige, tatsächlich indes mehr und mehr unabhängig werdende Filialbezirke. Im August 1905 ist eine Vereinigung dieser beiden Gruppen in der Weise durchgeführt worden, daß sich die Neuwieder Filialverbände zu selbständigen Revisionsverbänden umgebildet und als solche dem Reichsverband angeschlossen haben. Die Bestandsziffer des Reichsverbandes erhebt sich damit auf 40 Verbände mit über 16 000 Genossenschaften und 1 400 000 Mitgliedern. Von kleineren Verbänden abgesehen, hält sich hiernach nur noch der Verband landwirtschaftlicher Kreditgenossenschaften im Königreich Württemberg mit etwa 1173 Genossenschaften abseits von einer zentralen Genossenschaftsorganisation. — Wer sich über die tatsächlichen Verhältnisse der deutschen ländlichen Genossenschaften und vor allen Dingen über ihre soziale Bedeutung noch weiter und genauer unterrichten will, dem empfehlen wir warm die Studie des Generalsekretärs Dr. Max Grabein vom Reichsverband der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften, die als eine der Festgaben für Professor Neumann in Tübingen unter dem Titel „Die soziale Bedeutung der deutschen ländlichen Genossenschaften" erschienen ist. (H. Laupp'sche Buchhandlung, Tübingen. M. 1,50, broschiert.)

Die Neigung der Gewerkschaften zum politischen Radikalismus ist noch nicht so groß, wie man nach dem Kölner Parteitagbeschluß und nach dem Verhalten der Gewerkschaftspresse zum Jenaer Parteitag annehmen sollte. Als ein Zeichen dafür darf nicht nur die entschiedene Parteinahme der Generalkommission für die gemaßregelten „Vorwärts"-Redakteure angesehen werden; auch die Art, wie einzelne Gewerkschaftsblätter, vor allem das Organ der Buchdrucker die Neutralitätsfrage behandeln, spricht dafür. Rerhäuser, der tapfere Vorkämpfer der Buchdrucker, geht neuerdings sogar in die Höhle des Löwen und hält über sein Lieblingsthema auch vor nicht Buchdruckern Vorträge, die starken Beifall finden. So sprach er kürzlich in einer vom Dresdener Gewerkschaftskartell einberufenen, stark besuchten Versammlung über die Taktik der Gewerkschaften, wobei er die sozialdemokratischen Einmischungen äußerst scharf zurückwies. In der Besprechung, die mehrere Abende in Anspruch nehmen soll, sind natürlich auch Gegner seiner Ansichten aufgetreten, aber die Freunde überwogen doch stark. Man braucht also noch nicht alle Hoffnung aufzugeben, daß die sozialdemokratischen Gewerkschaften trotz Dresden, Köln und Jena in vernünftigen Bahnen bleiben.

Die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine rühren sich allerorten, um die frühere Trägheit in Agitation und Organisation durch besonders angestrengte Arbeit wieder wett zu machen. Wir berichteten bereits, daß in Düsseldorf vom 1. Januar ab ein dreimal wöchentlich erscheinendes Organ des Ausbreitungsverbandes für Rheinland-Westfalen herauskommen wird; es kann unter dem Titel „Westdeutsche Abendpost" bei allen Postanstalten abonniert werden. Da die Erfahrungen und Erfolge der sogenannten Düsseldorfer Reformer überaus beachtenswert sind, so empfiehlt sich ein Abonnement auf die „Westdeutsche Abendpost" für alle, die mit den neueren Vorgängen der Gewerkschaftsbewegung im Zusammenhang bleiben möchten. — Eine Parallelgründung zur „Westdeutschen Abendpost" bedeutet der in Magdeburg vom 1. Januar ab erscheinende „Mitteldeutsche Kurier". Er ist das Organ des Ausbreitungsverbandes Sachsen-Anhalt der deutschen Gewerkvereine und wird wöchentlich einmal erscheinen. Auch der „Mitteldeutsche Kurier" kann bei allen Postanstalten für 75 Pfennig vierteljährlich bestellt werden. Aus seinem Programm in der vorliegenden Probenummer seien folgende Sätze mitgeteilt: „Zu dem engeren Interessenkreis der Arbeiter gehören nicht allein die Fragen nach Lohn- und Arbeitszeit, Tarifgemeinschaft, Arbeiterschutz und dergl. So wichtig diese Dinge auch sind, und soviel auf diesem Gebiete auch noch zu tun ist; eine ganze Reihe Fragen, im engeren Sinne politischer Natur, gehen den Arbeiter ebensoviel an, als da sind Vereins- und Versammlungsrecht, Wahlrecht, Steuern, Zölle usw. Wer sich um die Besserung der Lage bemüht, muß auch diesen Dingen seine volle Aufmerksamkeit widmen." Man sieht, aus diesen Sätzen, daß die beiden Neugründungen nicht zufällig parallel miteinander laufen, sondern daß sie Zwillingskinder der gewerkschaftlichen Auffassung sind, die jetzt in den Hirsch-Dunckerschen Verbänden vorherrscht.

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Eugen Katz in Berlin. — Druck von Franz Weber, Mauerstr. 80.

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 51. Berlin, 24. Dezember 1905

Unter'm Baum

Vom Himmel hoch da komm ich her,
Ich bring' euch gute neue Mär'.

Sie standen unter dem Baum, die alten Eltern und die erwachsenen Kinder, Söhne und Töchter des Hauses. Die Lichter flimmerten und der Vater las das alte Evangelium von dem Kaiser Augustus und dem kleinen Kind, von der römischen Volkszählung und der Mutter Maria, von Joseph und den Hirten des Feldes. Und er las langsam und feierlich. Die Mutter hörte andächtig zu. Die Kinder schauten in die Lichter. Sie dachten heute anders über die Geschichte, wie damals, als sie selbst mit gefalteter Hand und glänzenden Augen anhuben zu erzählen: Es begab sich aber zu der Zeit .... und einstweilen die Augen über den Tisch hinglitten nach dem Platz, an dem der eigene Teller stand. Ja, sie waren anders geworden, und die Geschichte von damals faßten sie jetzt verschieden auf.

Die Alten merkten es wohl. Es schlich etwas Fremdes durchs Zimmer. Kein Wort des Vorwurfs störte die Freude. Und doch waren die Jungen weit weggegangen, während die Lichter ihnen die Augen füllten und jene seltsamen Mären an ihr Ohr schlugen. Die Mutter sah sie kaum mehr, so ferne standen sie, und der Vater erkannte sie nicht. Denn sie glaubten aus voller Seele dem schlichten Wort, weil sie es nicht anders wußten noch kannten. Sie begriffen nicht, wie man Weihnachten feiern kann, ohne daß man den Schoß des Himmels sich öffnen und aus Maria, der reinen Magd, das Heldenkind hereintreten sieht in diese Welt des Elends und des Jammers. Und die Jungen empfanden so deutlich, daß man an diesem Tag nicht streiten soll, auf welchem Weg göttliche Gabe den Menschen geschenkt wird; fragt man doch auch nicht, wo gekauft und wie verpackt die Gaben waren, die man uns schenkte, weil wir wissen, daß Liebe sie uns gegeben hat und das ihren Wert ausmacht. Das genügt den Jungen. So genießen sie erst recht den Zauber der alten Dichtung, denn sie verspüren darin die heiß strömende Liebe der Menschenkinder, die zum Himmel griffen, um zu sagen, was ihnen der Heiland wert.

Langsam kehren die Gedanken zurück und sie kommen wieder zusammen, die Alten und die Jungen. Eine wirkliche Macht umschließt sie. Etwas, was nie zerstört, nie zertreten werden kann, was stärker ist als der Zweifel und weicher als Frühlingswind, was quillt, ohne zu versiegen und zündet ohne zu verbrennen, etwas, das die Menschen zur Phrase machten, aber Gott zur einzigen, schaffenden Macht der Welt erkoren hat: die Liebe. Sie feiert Weihnacht. Ohne sie ists Nacht. Beide, die alten und die jungen, haben sie vom Himmel zur Erde, von der Erde zum Himmel steigen sehen. Denn wo die Liebe ist, da ist weder Himmel noch Erde: da ist Gott gekommen auf leisen Sohlen und hat sich unser erbarmt, und wenn es nichts anderes war, als eine verwelkte, runzelige Mutterhand, die sich uns auf die Schulter legte, und wir hörten dann fragen: „Hast du Freude?“

Traub.

Hilligenlei

Bei dem neuen Buche von Gustav Frenssen scheiden wir die künstlerische von der religiös-pädagogischen Bedeutung. Man muß diese Trennung machen, denn die Ziele Frenssens sind ausgesprochener Maßen andere als rein künstlerische: er will erziehend und aufklärend in eine bewegende Frage unserer Zeit eingreifen. Diese „Aktualität“ des Werkes hat die vorangehende, wenig schöne Reklame noch besonders unterstrichen. Die „Handschrift“ bildet den beabsichtigten gedanklichen Brennpunkt: das Leben Jesu, dargestellt nach den Forschungen der modernen Theologie. Diese Darstellung des wunderbaren Menschenlebens von Jesus und die Propagierung seiner Ueberzeugung ist Frenssen so sehr Herzenssache, daß er in einem Nachwort seine Quellen zusammenstellt und seinen gewissenhaften Fleiß versichert. Gegen diesen Versuch, der religiösen und theologischen Verjüngung und Vertiefung des deutschen Protestantismus durch einen Roman zu dienen, ist an sich und zumal von unsrer Seite durchaus nichts einzuwenden. Aber mir scheint leider der gedankliche Höhepunkt des Buches kein künstlerischer zu sein. Trotz aller Anerkennung des Versuchs hat für mich die „Handschrift“ etwas Gequältes, Unsicheres, Unfreies, sie führt noch die Schlacken einer gruppierenden und vorsichtigen Wissenschaftlichkeit mit sich, es wird im Grunde mehr von Jesus gesprochen als daß er selbst stark, groß, zwingend, erschütternd vor uns tritt. Aber das ist alles ganz individuelles Empfinden. Mit einer Wertung der tatsächlichen religiösen und religionspolitischen Bedeutung des Buches hat das Gesagte nichts zu tun.

Als einen Fortschritt im künstlerischen Schaffen Frenssens kann ich Hilligenlei nicht ansprechen, wiewohl mir das Lesen des Buches manchen Genuß brachte. Dieser Genuß war an die einzelnen Abschnitte, an die einzelnen Situationen gebunden; aber da die Einheitlichkeit sich nicht ergibt, macht das Ganze mehr müde als froh. Sein Reichtum ist Frenssens größte Gefahr, sein Reichtum an Szenen, an Menschen und Menschenschicksalen, an Erinnerungen und Anekdoten, die alle in ein gleiches Licht gesetzt sind. Dem Buch fehlt der Rythmus eines übersichtlichen Aufbaues, die vielen Türme und Gänge verdecken dem Auge inneren Sinn und Schönheit des Werkes.

Der Mangel an Komposition, der von einer gewissen Manier nicht frei ist, trägt m. E. die Schuld, daß wir an die Menschen des Buches nicht ganz nahe herankommen. Wir verlieren sie zu oft aus den Augen, um ihrem Werden folgen zu können. Wer ist eigentlich der „Held“ des Buches? Kai Jans, der Sohn des armen Schiffers, der Setzerlehrling, Matrose, Schüler, Theologiestudent und Vikar? Allmählich hebt er sich aus dem Kreise der anderen, aber er verliert sich wieder und von seiner Berliner Zeit, die doch für seine religiöse Entwicklung entscheidend ist, erfahren wir so gut wie nichts. Oder einer der anderen? Oder ist das Buch um die Idee geschrieben: Hilligenlei = heilig Land = die nach einer Heiligung ihres Lebens und ihrer Arbeit suchen? Und der Leser sieht, wie die Wege der Menschen zur Heiligung in manche Richtungen führen. — Bei solchen Versuchen tappt man bei diesem Buche mit seinem losen

Digitized by Google

Nebeneinander im Unklaren, aber sie sind an sich notwendig. Man kommt dem eigentlichen Wesen des Dichters näher, als wenn man seine Gaben bloß hinnimmt und mit Freude oder Aerger liest.

So komme ich zu dem Paradoxon, daß Frenssen, der die dicken Romanbücher schreibt, im Grunde Novellist, der einzelne Züge und Szenen aneinander fügt. D. h. die Komposition geht nicht organisch von einem Punkte aus, sondern das Primäre sind die Einzelheiten, Einzeleindrücke. Diese sind zum großen Teile wundervoll und von einer reifen und reichen Schönheit überleuchtet. Seinen ehrlichen und manchmal etwas getragenen Realismus der Anschauung und der Empfindung legt er in eine satte und lebendige Sprache. Hier wächst dann jedesmal aus den Zeilen ein sehr individueller Stimmmungsgehalt. Seine Menschen und sonderlich die Frauen malt Frenssen gerne mit breiten und starken Farben, er legt auf sie alles, was er als groß und schön empfindet: Stolz, Mut, Trotz, Lebensfreude, Sinnlichkeit. Sie wandeln durch das Buch mit großen und fast feierlichen Gebärden. Aus zwei Menschen formt Frenssen einen starken, tiefen, wahrhaftigen Typus. Daß seine Liebe zu ihm ihn manchmal verleitet, wollen wir ihm nicht auf die Schuldtafel schreiben.

Man verstehe diese notwendig kurzen Ausführungen nicht falsch. Wir wenden uns nicht so gegen das Buch als gegen die literarische Wertung Frenssens, die Raabe, Storm, ja fast Keller, seine größeren Lehrmeister, in den Hintergrund zu drängen droht. Gerade weil Frenssen heute Mode ist und nun auch „aktuell" schreibt, (was natürlich kein Vorwurf sein kann), ist die Gefahr gewachsen, daß er für Raabe und die andern den Weg versperrt. Man wird eher von Raabe zu Frenssen kommen als von Frenssen zu zu Raabe. Aber wir wollten niemand die Freude an dem Buch verderben. Wir wissen selber unter den diesjährigen Weihnachtsbüchern wenige, die wir ihm gleichsetzen wollten. Man wird es immer hochstellen müssen als die ernste und mutige Tat eines religiösen Mannes, in dem der Dichter größer ist als der Künstler.

Theodor Heuß.

Grossstadt-Weihnachten.

Skizze von **Therese Köstlin.**

„Fräulein Toni, bitte, beeilen Sie sich doch! Die Dame wird noch nicht bedient!" Gebieterisch funkelten die graublauen Augen der Direktrice im Vorüberhasten auf das blasse, kleine Ladenfräulein herab, das eben einige Kartons voller Bänder und Gürtel aufräumte und augenscheinlich seinen Gedanken freieren Lauf gestattete, als es bei Frankmann & Comp. acht Tage vor Weihnachten erlaubt war. Ein jähes Erschrecken ließ das junge Ding zusammenfahren und rasch den letzten Karton in sein Gefach hineinschieben. Dann flog sie dem Eingang zu, wo eine elegante Dame — nicht viel älter als sie — ungeduldig mit den Füßen trippelte.

„Gott, wie nervös ist das Fräulein Toni! Fährt so zusammen, wenn man ihr was sagt! In meiner Jugend kannte man das nicht!" seufzte die stattliche Direktrice, bevor, sie sich einem neu eintretenden Kunden zuwandte. Fräulein Toni entschädigte die Dame durch doppelte Dienstfertigkeit für das Warten und erst als sie befriedigt das Lokal verließ, verschwand das krampfhafte Lächeln aus dem schmalen farblosen Gesichte der Ladnerin, rasch ordnete sie die vielen schönen Dinge, welche von der Dame besichtigt, ergriffen und wieder verworfen worden waren, in ihre Kartons und stieß, als sie diese auf den Platz trug, auf dem sie stehen sollten, abermals mit der Direktrice zusammen.

„Bitt' ich Sie, solch' trübsinniges Gesicht vor Weihnachten! Das verscheucht ja die Kundschaft!"

„Frau Franke wollen entschuldigen, meine Mutter". . .

Eine Kolonne hereinströmender Backfische unterbrach die leise Stimme des Ladenmädchens das nun aufs Neue zu lächeln und zu bedienen hatte, während sich Frau Franke auf einen Livreebedienten stürzte, der zur andern Tür hereinkommend etwas Extravornehmes ankündigte. Wie die Backfische lachen konnten! Es klang wie Silberglöckchen vom Christbaum. Sie einigten sich schließlich auf einen Smyrnateppich für die geliebte Vorsteherin.

„Also, nicht wahr, bis Weihnachten bekommen wir ihn sicher? Ganz sicher?" fragte die Aelteste wichtig.

„Ganz sicher", versetzte die Ladnerin.

Das lustige Geplauder hatte ihr geschäftliches Lächeln einen Augenblick in ein wirkliches verwandelt. Aber das: „bis Weihnachten" rief schnell wieder das Erzwungene hervor das nun doppelt gequält war. Weihnachten! Ein Rennen, Gescholtenwerden, Hasten, Jagen. — Das war alles, was ihr bei dem Wort „Weihnachten" vorschwebte. — Und zu Haus lag die Mutter im Fieber.

Doch zum Denken hatte man ja vor Weihnachten keine Zeit. Schon wieder gingen beide Ladentüren zugleich auf und ließen einen Zug von Kauflustigen herein. Toni wandte sich den neuen Kunden zu. Die Stimmen schwirrten durcheinander, die Gasflammen funkelten, Toni Berg bediente, legte vor, versicherte, daß bis Weihnachten alles fertig sei, — dienerte, lächelte, flog von Einem zum Andern und lächelte wieder . . . zu Haus lag die Mutter im Fieber.

* * *

„Also, Adieu, Fräulein Toni! Fröhliche Weihnachten!" Vielleicht zum zwanzigsten Mal reichte Frau Frankmann & Comp. einer Ladnerin die Hand und ihr Festtagswunsch klang drum schon etwas müde.

„Danke schön!" kam es ebenso müde von Tonis Lippen. Als dann die Tür des Lokals sich hinter ihr geschlossen, lachte sie bitter auf. „Fröhliche Weihnachten!" „Sie werden sehr fröhlich sein." . . . . . Doch man hatte auch hier außen keine Zeit zum Nachdenken. Das Rennen und Hasten hatte eben seinen Höhepunkt erreicht. Man stieß und drängte sich rücksichtslos zur Seite; man rannte dahin, dorthin, ruh- und rastlos. Toni Berg, das Kind der Großstadt bahnte sich geschickt seinen Weg durch das Wogen von Menschen, Wagen, Töffs und Trams hindurch. Aus einem hellerleuchteten Laden klangen die Laute eines Automaten in den Lärm:

„Stille Nacht, heilige Nacht" . . .

Toni hätte lachen müssen, wäre sie nicht froh gewesen, 8 Tage lang nicht zum Lächeln gezwungen zu sein. Eine freundliche Stimme traf ihr Ohr: „Guten Abend, liebe Toni!" Die Vorsteherin des Ladnerinnenvereins ergriff ihre Hand und ein freundlicher Blick senkte sich in den ihren. „Sie kommen doch zur Bescheerung? Zum Weihnachtsbaum, — in einer Stunde?" Toni raffte sich wieder zu einem Lächeln auf: „Gnädige Frau sind so gütig, aber ich kann nicht, meine Mutter . . ." „Nicht, ach, das tut mir sehr leid. Kommen Sie mal in den Feiertagen zu mir, ja? Jetzt muß ich mich furchtbar eilen . . . Gesegnete Weihnachten!"

Ein Händedruck und die freundliche Dame hastete weiter. Auch sie war in Eile . . . „O, du fröhliche, du selige
Gnadenbringende Weihnachtszeit";
klang es aus einer Schule von hellen Kinderstimmen. Hinter den Fenstern funkelten die Lichter.

„Wenn's doch vollends vorüber wäre!" sagte drunten ein Postmann zum Andern, der auf dem Wagen saß, und belud sich mit Paketen.

„Na, — morgen um die Zeit hätten wir's für'n Jahr überstanden!" tröstete der auf dem Bock. Toni lächelte freiwillig. Aber dieses Lächeln hätte die Direktrice nicht sehen dürfen.

* * *

„Wenn doch das Tonichen käme!" Frau Berg richtete den Kopf in die Höhe, aber gleich sank er zurück. Sie war so schwach. Das machte das Fieber, das immer nicht besser wurde. Und dann der dumme Husten . . . . .

Schon vor einer Stunde war die Schwester fortgegangen. Frau Berg hatte sie förmlich zum Gehen gedrängt: es waren so viele Leute krank, und zudem kam ja das Tonichen heim! Richtig heim für fünf Tage. Es war doch schön, das eigene Kind am Bett zu haben, — so gut und lieb die Schwester immer sein mochte.

Digitized by Google

Jetzt! Die Kranke fuhr empor. Ach, nein, das war Tonis leichter Schritt nicht.

In der anstoßenden Hälfte des Mansardenstocks wohnte ein junger Buchhalter, der eben von seiner jubelnden kleinen Familie mit frohem Geschrei begrüßt wurde.

„Stille Nacht, heilige Nacht"

klang es gleich darauf von der klaren Stimme der jungen Frau und den ungeübten der beiden Kinder herüber. Die Kranke schloß die Augen. Als Kind hatte sie das Lied auch so gern gesungen, wenn in der behäbigen Bauernstube daheim beschert worden war. Und nachher hatten sie am warmen Kachelofen alle gebratene Aepfel gegessen und zwischendurch wieder gelacht, geschwatzt, gesungen, am meisten aber still auf das Bäumchen inmitten des Zimmers geblickt, bis das letzte der bunten, dünnen Lichtchen herabgebrannt war. Großvater, Großmutter, Vater, Mutter und Geschwister. Später folgte Frau Grete ihrem Manne, dem jungen Fabrikarbeiter, in die Großstadt. Erst war's ein schönes Leben, bloß immer in Eile: der Mann mußte in die Fabrik, die Frau in's Konfektionsgeschäft, bis die Maschine der Heimarbeiterin in ihrer Stube rasselte, aber von da an gab's erst recht keine Ruh: dann kam die Diphteritis und riß erst den Karl, dann das Mariechen mit fort, und — dann legte sich der Gustel, — ihr Mann. Er war nicht lange krank gewesen und sie hatte keine Zeit, ihn zu betrauern. Toni half gleich tüchtig bei der Arbeit. Die hatte viel Geschick und Gewandtheit, das Kind, aber furchtbar ernst war sie für Siebzehn! Horch — Schritte. Die Kranke lauschte nach dem Fenster hin. An den Läden rüttelte der Schneewind. Wie aus weiter Ferne mischte sich das Tuten der Töff-Töffs, das Klingeln der Trambahn, das Rasseln der Räder dazwischen und von nebenan das Kinderlachen.

Endlich Schritte auf der Treppe.

„Toni, da bist Du ja!" Die Kranke richtete sich auf: Wie bleich das Mädchen aussah und dunkle Ringe lagen um ihre Augen. Eine leise Enttäuschung glitt über die Züge der Mutter. Sie hatten doch sonst noch jedes Jahr ein Bäumchen gehabt! Toni erriet ihre Gedanken: „Mutter, ich konnt' nicht mehr auf den Christmarkt laufen. Wir haben spät abgeschlossen — und ich hab' geeilt, daß ich zu Dir kam!" „Macht ja nichts! Wenn Du bloß da bist".

„Mutter, was meinte der Doktor heute? Ich sah ihn ja nicht mehr," fragte die Tochter ängstlich.

„Nichts Neues. Ich darf noch nicht aufstehen, weil der Husten noch nicht ganz weg ist — und dann das Fieber". Toni zog sich einen Stuhl an's Bett heran. Es tat ihr wohl, zu ruhen.

„Du hast Hunger, Kind! Ich hab' die Schwester gebeten, sie soll Dir Bier und Brot zurecht stellen. Fleisch hast Du Dir wohl mitgebracht?" Toni nickte und ging auf das Tischchen inmitten des Zimmers zu, auf welchem zwischen Selterswasserkrug und Arzneiflaschen ihr kleines Abendbrot stand. Sie fühlte, wie der Hunger zur qälenden Schwäche wurde und hatte einen Augenblick lang nur den einen Wunsch, darüber Herr zu werden. Hastig, wie sie es seit Wochen gewohnt war, nahm sie die Speisen zu sich. Ihre Hände griffen zitternd nach dem Brot. „Laß Dir doch Zeit!" mahnte die kranke Mutter. Da war Toni schon fertig und räumte das Gedeck ab. Jetzt merkte sie erst, was die Mutter für heiße, trockene Lippen hatte, und schämte sich, daß sie das nicht gleich gesehen. . . .

Die Uebermüdung hatte sie alles andere vergessen lassen, bis dem erschöpften physischen Menschen sein Teil geworden war. „Weihnachten!" sagte sie leise vor sich hin, während sie ein Glas mit kühler Milch für die Kranke füllte . . . Es klang aber nicht festfröhlich. Sie führte den Trank sorgfältig an die Lippen der Kranken. Diese leerte das Glas auf einen Zug. Dann sank ihr der heiße, müde Kopf wieder in die Kissen zurück.

„Tonichen, sei so gut, lies mir ein bischen vor, was von Weihnachten!" bat sie nach einigem Ruhen mit geschlossenen Augen. Von Weihnachten! Toni seufzte leise, aber sie ging auf das kleine Bücherbrett zu. Gespannt folgten die brennenden Augen der Kranken ihren Händen, die zwischen den bestaubten Büchern herumsuchten: es war keine große Auswahl: Bibel, Gesangbuch, ein alter Schmöker vom Großvater auf dem Dorfe her, — ein paar zerlesene Geschichtsbücher und ein Kochbuch. „Die Bibel!" bat die Mutter. „Du weißt, da steht's drin, — von Weihnachten." Toni gehorchte und zog sich einen Stuhl an das Lager der Kranken. Dann schlug sie das alte Buch auf und blätterte darin. Ein feiner Duft von Rosmarin, Lavendel und getrocknete Blumen strömte ihr daraus entgegen. So hatte es gerochen, als sie einmal mit den Großeltern zur Kirche durfte, damals, als sie — ein kleines Ding von Sechsen — auf dem Dorfe zu Besuch war. Seitdem war sie nie wieder auf dem Dorf und lang nicht mehr in der Kirche gewesen. . . Ein Rosmarinsträußchen fiel heraus und gerade auf die bunte Bettdecke. Die Mutter griff darnach und sog den Duft ein.

„Wie das riecht! Grad wie daheim . . . ." Sie schloß die Augen und lächelte leise. Toni blätterte ruhelos, bis die Mutter wieder aufblickte: „Tonichen, willste nicht lesen? Du weißt doch von Weihnachten?" fügte sie hinzu.

Da fing Toni an zu lesen:

„Es begab sich aber zur Zeit, daß ein Gebot von Kaiser Augustus aus ging . . ." Mechanisch lasen ihre Lippen die alten vertrauten Worte. Ihre Seele war nicht dabei. Die lag müde und krank unter Staub und Sorgen. Krank? Ach nein, schon tot. Weihnachten — oder vielmehr das, was die Menschen aus dem Feste der Liebe und des Friedens gemacht haben — hatte ihr den Todesstoß gegeben. Unverwandt blickten die Augen der Mutter nach dem bleichen Gesicht des jungen Mädchens. So elend hatte sie noch nie ausgesehen, das Tonichen. Fast ausdruckslos ruhten die müden Augen auf dem Buch. Kein Hauch von Freude klang aus dem

„Ehre sei Gott in der Höhe"

Ein hoffnungsloses Fragen, das keiner Antwort harrt und doch nicht verstummt, zitterte aus dem

„Friede auf Erden
Und dem Menschen ein Wohlgefallen."

Dann schwieg Toni und schaute trübe vor sich hin. Auch die Kranke schwieg. Ihre heißen Finger umklammerten immer fester das Rosmarinsträußchen. Im Ofen knisterten die verglimmenden Kohlen; aus dem anstoßenden Zimmer des Mansardenstocks klang frohes Kinderlachen. Auf einmal wurden der Mutter Augen so angstvoll, hilfesuchend. Toni barg das Gesicht in den Händen.

„Kind, mein' Toni, lies mir doch noch was! Oder sag' mir was!" Wie der unruhige, brennende Blick fragte, flehte! Lieber lügen, — als das Furchtbare gestehen, — daß ihr Glaube gestorben war. Entschlossen beugte sich Toni wieder über das Buch, hastig blätterte sie darin. Da erriet die Mutter, was in ihres Kindes Seele vorging.

„Arme, kleine Toni!

Geradeso hatte sie allemal gesagt, wenn sich die kleine Toni in der großen Stadt verirrt hatte und Staub an den Schuhen, Tränen in den Augen heimkam. Leise, leise rührte sich die tote Seele, wie von der Sonne beschienen. Toni wollte sprechen, etwas von Licht und Leben sagen, aber sie konnte nicht in Worte fassen, was geschehen war. Ihre Augen suchten das alte Buch, und sie las weiter, wo sie eben aufgehört: „Selig sind, die da Leid tragen!" Ihre Stimme zitterte dabei, aber sie klang doch anders, als bisher, — wie die Stimme eines Erwachenden aus langem, traum- und trostlosem Schlummer. Ueber die Züge der Kranken glitt ein Lächeln . . .

Dann aber hörte das Lesen auf. Ein heftiger Hustenanfall kam, und ihm folgten Kämpfe, heiße, schwere Kämpfe, bis Leben sich vom Leben löste.

* *
*

Ueber den Dächern der Großstadt, über ihren Türmen und Zinnen leuchtete das Morgenrot des ersten Weihnachtstages.

Mächtige Glockentöne wogten über die Straßen hin und übertönten den erwachenden Lärm des Tageslebens.

Hoch oben in der Mansardstube stand die kleine, blasse Ladnerin und öffnete das Giebelfenster, damit die Glockentöne hereinfluten konnten.

Die Mutter lag still in den Kissen. Auf ihrer Brust duftete das Rosmarinsträußchen, und die Glocken läuteten

Digitized by Google

dazu, — wie daheim am Sonntag. Rosiges Licht streifte das verschneite Nachbardach, der Tag stieg empor und die Glocken jauchzten.

Büchertisch

Weihnachtsbuch. Eigenhändige Lithographien von Hedwig Weiß. Jedes Exemplar von der Künstlerin selbst durchgesehen. Hamburg bei Ernst Schultze. Preis 5 M.

Schon vor einem Jahre haben wir auf dieses höchst persönliche und seelenvolle Weihnachtsbuch aufmerksam gemacht. Es ist ein feines Geschenk für Leute, die den alten Weihnachtsgeist in modernen Kunstformen genießen wollen. N.

Im Lande des Fetisches, ein Lebensbild als Spiegel afrikanischen Volkslebens von Heinrich Bohner, 2. Aufl., Basel, Missionsbuchhandlung 1905, 228 Seiten.

Beide Schriften gehören zur besseren Missionsliteratur. Die zweite ist voll von Anschauungen und praktischen Erlebnissen, die sich der Verfasser bei 26jähriger Tätigkeit an der Goldküste sammeln konnte, ein Buch ebenso für diejenigen, die sich für die Vorgeschichte der Kultur interessieren, als für die, deren Herz für die Christlichmachung der Schwarzen gewonnen werden soll. Die erste der beiden Schriften ist nicht ganz so anschaulich, hat dafür aber den Vorzug, uns die Kenntnis eines der allergrößten Missionare der Neuzeit zu vermitteln. Die geistigen Zustände, aus denen heraus eine Missionsleistung ersten Ranges entsteht, sind mit feinem Verständnis auf grund von Briefen und Missionsberichten dargelegt. Besonders die Jugendzeit Hudson Taylors ist von spannendem Interesse. N.

Der Froschkönig, romantische Komödie in 3 Aufzügen von Dietrich Eckart, Modernes Verlagsbureau von Curt Wiegand, Leipzig 1904.

Spieler-Moral, eine irrenärztliche Studie von Dr. med. H. Fischer, derselbe Verlag.

Aerztliches Allzuärztliches von Hans von der Wörnitz, derselbe Verlag.

Ueber den physiologischen Stumpfsinn des Mannes von Max Freimann, derselbe Verlag.

Nur die erste dieser Schriften verlohnt die Kenntnisnahme. Sie ist ein Drama mit etwas künstlich konstruierter Hauptperson aber voll von allerlei Geist. Die zweite Schrift ist sehr kurz aber nicht ohne Anregung. Die beiden letzten sind Tendenzschriften im schlechten Sinne des Wortes. N.

Aus der Gegenwart. Dichtungen von H. Seybold. Wulle Heilbronn. 204 S. 1,50 M. bezw. 2,50 M.

Dieses Büchlein Verse und Prosastücke hat vor vielen anderen unserer Zeit den Vorzug einer frischen und männlichen Wahrhaftigkeit. Es sind viele politische Lieder dabei mit starker Parteifärbung, zum Teil lokaler Natur, in denen inhaltlich und formal die Tradition der Achtundvierziger nachklingt. Das Buch leidet einigermaßen unter einer wenig geschickten Aufmachung. Wer ein Gefühl für Lyrik hat, wird trotz diesem Mangel eine ganze Reihe farbiger und rythmisch sehr geschlossener Lieder finden, die ihm Freude machen. Der gute Geist von Béranger lebt in vielen Versen, die nach einer leichten und bewegten Melodie verlangen. H.

Walden. Von Henry D. Thoreau. Diedrichs Jena. 340 S. 5 bez. 6 M.

Thoreau hat 1817—1862 in der kleinen Stadt Concord in Massachussets gelebt. In den letzten Jahren beginnt man ihn für Europa zu entdecken. Er gehört zu jenen paar Amerikanern, die merkwürdig frei sind von der Tradition der alten Welt und die sich auf den Weg machen, neue Bahnen zu finden. Es begegnen sich in ihrer Seele das Praktisch-Nüchterne des Yankeetums und der Schwung und die Phantasie von abenteuernden Kolonisten zu einem schwerfaßbaren Gefüge Das Buch „Walden" schildert den zweijährigen Aufenthalt Thoreaus am Waldensee; mit eigner Hand hat er sich ein Blockhaus erstellt und haust hier in völliger Einsamkeit, mit spärlichem Verkehr zwei Sommer und zwei Winter. Diese Jahre mit ihren Streifzügen, ihrem Aufgehen in allen großen und kleinen Dingen der Natur bedeuten für Thoreau eine ungemeine Vertiefung seiner Seele und seiner Welterkenntnis. Die Einsamkeit, der Wald, die einfache Arbeit beglücken ihn mit Erfahrung und einer innigen Weisheit. In diesem Buche hat er sie niedergelegt. Wenn man es liest, ist es, wie wenn man durch einen fremden und wunderbaren Garten geht, dessen Formen verwirren; aber das Auge findet manche Blume an den Hecken und freut sich ihrer. Die Bekanntschaft mit diesem Manne bringt Stille und Bereicherung. Das Buch ist, wie bei Diederichs zu erwarten, schlicht und vornehm ausgestattet. H.

Allerlei

Das Weihnachtsgeschäft. Wenn es kein Weihnachtsfest gäbe, so müßten die Kaufleute hungern! Man sagt vom Wertheimschen Warenhaus, daß es im ganzen langen Jahre nur eben seine Selbstkosten decke, daß aber das Weihnachtsgeschäft den Profit herstelle. Ganz dasselbe kann auch von zahllosen kleinen Verkäufern behauptet werden. Man müßte also aus geschäftlichen Gründen Weihnachten erfinden, wenn es nicht da wäre?! Denken wir, es wäre nicht da! Würde dann dasselbe Geld im sonstigen Laufe der Dinge ausgegeben werden oder nicht? Das Geld des Arbeiters und kleinen Mannes sicher! Bei ihm bedeutet ja Weihnachten überhaupt nur eine geringe Steigerung des gewöhnlichen Ausgabenkontos, da auch Weihnachten vom laufenden Lohne bestritten werden muß. Die fühlbare Steigerung der Ausgaben liegt beim besitzenden Publikum. Dort aber ist es keineswegs sicher, daß das, was Weihnachten gespart wird, im Jahreslauf in anderem Luxus umgesetzt wird. Der Weihnachtseinkauf der Masse und des Mittelstandes besteht im Wesentlichen darin, daß notwendige Einkäufe (Kleidung, Hausgeräte) auf diesen Tag verschoben werden und daß man Kleinigkeiten für Kinder und Lebensschmuck hinzufügt, der Einkauf der Besitzenden aber geht von der Tatsache aus, daß etwas geschenkt werden muß und gelangt erst von da aus zur Wahl des Gegenstandes. Auf diese Weise wird Weihnachten zur größten Belebung aller Luxusfabrikationen. Welche Fülle von Dingen wird gekauft, damit sie am Abend selber eine Freude machen! Ist der Abend vorbei, so liegen sie im Kasten oder hängen irgendwie an der Wand. Teils sind es Dinge, die mit armen Hausindustrie-Löhnen hergestellt werden, teils aber auch Erzeugnisse gut lohnender Qualitätsarbeit. Diese letzteren sind der beste Teil des Weihnachtsgeschäftes. N.

Weihnachten im Friedrichshain.

Warmes, feuchtes Winterdunkeln, —
Lautlos rieselt's in den Bäumen,
Und das matte Sternenfunkeln
Blinzelt nieder wie in Träumen.

Im geheimen Dämmerweben
Schattenhaft die Nebel brauen
Und zum Himmel dann entschweben,
— durch den Hain schleicht stilles Grauen.

Schwach strahlt trübes Lampenleuchten
Ganz vereinzelt hin und wieder,
Doch der Schein fließt in dem feuchten
Nebelwallen machtlos nieder.

Dort, als wär's in fernen Weiten
Glänzt der Teich so blaß und stille,
Schweigend in den Einsamkeiten
Unter grauer Dämmerhülle.

Oede ist's auf allen Wegen,
Heimlich stehen wir und lauschen,
Dumpf tönt uns von fern entgegen
Summendes, verworrnes Rauschen.

Großstadtleben darf nicht rasten,
Wirbelt draußen ohn' Ermüden,
Doch das brausend wilde Hasten
Doppelt nur des Haines Frieden. —

Horch, da zieht's wie Engelsschwingen
Durch die abendliche Stille,
Weihevolles Glockenklingen,
Schwellend zu gewaltger Fülle.

Durch das graue Dämmerwalten
Brausen voll die Himmelstöne
Hoch in Lüften und entfalten
Sich in ernster, heilger Schöne.

Tiefes, reiches Glockenläuten
Hallt nun rings im Kreise wieder,
Wogend aus den Himmelsweiten
Schwebt's wie frohe Jubellieder.

Und die Spukgestalten schwinden
Vor dem Klang der vollen Chöre,
Die mit Engelsmund verkünden
Sel'ge alte Weihnachtsmäre.

Theodora Arter.

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

NUMMER 52

Die Hilfe

Sonntag, 31. Dezember 1905

Inhaltsübersicht.

Politische Notizen (Das Schicksal der Deutschen in den russischen Ostseeprovinzen — Zur Einigung des Liberalismus — Stöcker und das Wahlrecht — Die Zukunft der Schwurgerichte) — **Naumann**: Zum Jahresschluß — Dr. **Eugen Katz**: Wetterleuchten — **Henriette Fürth**: Das Kinderschutzgesetz und seine Wirkungen — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung — Briefkasten — Inhalts-Verzeichnis des elften Jahrganges — **G. Traub**: Jahreswechsel — **Röttger**: Die Religion des Kindes — **A. Sönnichsen**: Zu Füßen der Großstadt — Allerlei — Büchertisch.

Politische Notizen

Das Schicksal der Deutschen in den russischen Ostseeprovinzen bewegt alle Gemüter. Was ist das für ein schrecklicher Jahresschluß! Was hier zugrunde geht, ist vermutlich etwas Unersetzliches, nämlich die alte, geschichtliche Stellung des Deutschtums an der Küste zwischen Memel und Petersburg. Eine durch viele Jahrhunderte gepflegte Herrenkultur, die es leider nicht verstanden hat, sich zur Volkskultur zu machen, bricht unter brennenden Schlössern zusammen. Selbst wenn einmal nach viel weiterem Blutvergießen irgendwie neue Ordnung in den russischen Ostseeprovinzen einziehen wird, wird sich die deutsche Ritterschaft schwerlich in alter Weise wieder herstellen lassen, da sie sowohl von Russen wie von Esten und Letten gleichzeitig bedrängt wird und deshalb sowohl bei Sieg des Russentums wie bei Sieg der provinziellen Revolution wenig gutes zu erwarten hat. Es ist ein schlechter Dank, den diese Deutschen dafür ernten, daß sie dem Zarentum soviele hervorragende Soldaten und Beamte gestellt haben. Aber wann und wo war die Weltgeschichte dankbar?

Zur Einigung des Liberalismus hat Landgerichtsrat Kulemann eine neue Schrift erscheinen lassen („Die Lage des Liberalismus", Dresden bei Böhmert), in der er sich besonders mit den Angriffen des Herrn Generaldirektor Eichhorn in Bonn auseinandersetzt. Eichhorn ist nationalliberal und sagt, der einzig denkbare Zusammenschluß bestehe darin, daß die Freisinnigen und Demokraten auf ihr Programm verzichten und sich auf den Boden des nationalliberalen Programms stellen. Kulemann zeigt ihnen, wie wenig sich der jetzige Nationalliberalismus dazu eignet, Sammelpunkt eines Kampfes gegen die Reaktion zu sein. Besonders wertvoll sind dabei einzelne Erinnerungen aus Kulemanns eigener nationalliberaler Vergangenheit. Er hatte im Jahre 1891 eine Auseinandersetzung mit dem verstorbenen Geh. Kommerzienrat Baare in Bochum, bei der die unsoziale (freikonservative) Richtung innerhalb der nationalliberalen Partei die Oberhand behielt. Von da an ist eine innere Uebereinstimmung der beiden nationalliberalen Richtungen nicht wieder eingetreten. Kulemann wünscht den Uebertritt des rechten Flügels zu den Konservativen, damit sich der linke Flügel mit dem übrigen Liberalismus verbinden könne. Er sieht die jungliberale Bewegung als ein erfreuliches Zeichen an und freut sich des badischen Blockes. Im ganzen ist seine Schrift eine Bekräftigung des von uns stets vertretenen Standpunktes und muß deshalb warm begrüßt werden.

Stöcker und das Wahlrecht. Daß Stöcker kein Freund des Reichstagswahlrechts ist, ist ja bekannt. Er möchte es durch ein Berufswahlrecht ersetzt sehen, hat sich aber bisher auf alle Anfragen, wie dies Berufswahlrecht aussehen soll, konsequent ausgeschwiegen. Insbesondere ist nicht aus ihm herauszubekommen, welcher Prozentsatz der Reichstagsabgeordneten ungefähr auf den einzelnen Berufsstand entfallen soll. Man kann also über das Maß von Reaktion, das sein Projekt in sich birgt, nur Vermutungen anstellen. Im Gegensatz zu dem Dunkel, in das Stöcker seine Reichstagswahlrechtspläne geflissentlich zu tauchen bemüht ist, steht die erfrischende Offenheit, mit der er sich am 15. Dezember im Reichstag zu dem Dreiklassenwahlrecht für die Landtage bekannt hat. Er führte in seiner Rede, die außer einem Hymnus auf die Großgrundbesitzer nur in wilder Polemik gegen Juden und Sozialdemokraten bestand, nach dem Stenogramm in einer Apostrophe an die Sozialdemokraten folgendes aus:

> Und nun fordern Sie, man soll Ihnen noch in anderen Parlamenten dasselbe Wahlrecht geben, das Sie mißbrauchen. Sie müssen doch die anderen Klassen für verstandslos halten. (Hört! hört! bei den Sozialdemokraten.) Erst liefern Sie den Beweis, daß Sie von dem allgemeinen gleichen Wahlrecht einen rechtschaffenen Gebrauch machen können, dann werden wir gern bereit sein, im Interesse der Arbeiter, die wir viel mehr lieben als Sie (sehr gut! rechts; Lachen links), für die wir viel mehr sorgen als Sie, auch darüber nachzudenken, ob man nicht auch in anderen Parlamenten, bei kommunalen Sachen eine Erweiterung des Wahlrechts eintreten lassen kann.

Also der Schöpfer und Führer jener christlich-sozialen Partei, die sich in ihren Anfängen „christlich-soziale Arbeiterpartei" nannte, erklärt das für „verstandslos", was jeder sozial gesinnte Mensch für selbstverständlich hält, nämlich daß die elementarste Gerechtigkeit gebietet, das Reichstagswahlrecht auf die Landtagswahlen auszudehnen! Erst wenn die Arbeiter „rechtschaffen" wählen, d. h. natürlich im agrarischen, hochschutzzöllnerischen, antisemitischen Sinne, dann wird Stöcker „darüber nachdenken", ob nicht eine „Erweiterung des Wahlrechts" — also beileibe noch nicht das allgemeine und gleiche Wahlrecht! — für die Landtage eintreten kann. Mit andern Worten: Stöcker will das empörende Unrecht der preußischen, sächsischen und ähnlichen Wahlsysteme erst zu einem Zeitpunkt mildern, den wahrscheinlich niemand von uns erleben wird. Er ist noch reaktionärer als selbst ein Teil der sächsischen Konservativen. Und dieser Verteidiger des selbst nach Bismarck „elendesten aller Wahlrechte" verdankt seine Wahl in den Reichstag Arbeiterstimmen!

Die Zukunft der Schwurgerichte. Vor einigen Wochen erklärte der Vorsitzende des Schwurgerichts in Trier, Landgerichtsdirektor Schneider, in einer Ansprache an die Geschworenen, sie würden nicht mehr in die Lage kommen, an

Digitized by Google

einem Schwurgericht in seiner jetzigen Gestalt mitzuwirken, da die Errichtung erweiterter Schöffengerichte geplant sei. Diese Aeußerung war auf alle Fälle sehr voreilig. Denn der Herr Landgerichtsdirektor kann weder wissen, wann die Strafprozeßreform perfekt werden wird, noch ob der Reichstag jemals der Abschaffung der Schwurgerichte zustimmen wird. Aber soviel mußte man aus seinen Worten jedenfalls entnehmen, daß die Regierung entschlossen sei, die Schwurgerichte durch Schöffengerichte zu ersetzen. Nach einer Mitteilung des bayrischen Justizministers in der zweiten Kammer in München scheint sich jedoch, wenn die Presse recht berichtet hat, der Trierer Landgerichtsdirektor total auf dem Holzweg befunden zu haben. Der bayrische Justizminister soll versichert haben, auch die neue Gerichtsverfassung werde die Schwurgerichte enthalten. Das wäre ein mit Genugtuung zu begrüßender Sieg süddeutscher Stimmung über nordöstliche Rückschrittsversuche. Namentlich daß die Süddeutschen das Schwurgericht für Preßvergehen behalten, kann im Interesse der Preßfreiheit kaum hoch genug eingeschätzt werden. Freilich täte der Reichstag unrecht, sich mit der Erhaltung des bestehenden Zustandes zu begnügen. Er muß, wenn er sich nicht der schweren Verletzung von Volksinteressen schuldig machen will, auf der Ausdehnung der Zuständigkeit der Schwurgerichte für Preßvergehen im ganzen deutschen Reiche bestehen.

Zum Jahresschluss

Es war ein bewegtes Jahr! So ernst ist in der Politik lange kein Jahr gewesen! Zwar wir Deutschen sind bei den Hauptvorkommnissen Zuschauer geblieben. Bei uns sieht alles äußerlich noch ebenso aus wie vor einem Jahre, Einige Minister zweiten Grades haben gewackelt und Möller ist gegangen, aber oben im ersten Range sitzen noch die alten, das merkwürdige Dreigespann Bülow, Posadowsky und Podbielski, drei Charakterfiguren, deren jede einzelne ihre Vorzüge hat. deren Gemeinschaft aber leider agrarisch klerikale Politik bedeutet. Und auch die Parteien sind wie vorher, nur Eugen Richter beginnt seinen Freunden und Feinden zu fehlen, denn ein Mensch von Eigenart läßt immer eine Lücke selbst bei denen, die ihn nicht lieben. Sonst aber ist es wie ehemals: Bebel, Spahn, Gröber, Kardorff, v. Zedlitz-Neukirch, Bassermann, Kanitz. Auch die Zeitungen sind nicht viel anders geworden, es wird nur noch mehr in gebildeter und ungebildeter „Parteilosigkeit" gemacht. Im ganzen werden alte Leitartikel neu aufgebügelt. Statt Zolltarif heißt es jetzt Fleischnot und statt russischer Handelsvertrag heißt es amerikanischer Vertrag. Es würde also möglich sein, am Jahresschluß zu sagen: ein Jahr ruhiger Entwicklung, wenn nicht hinter der Ruhe eine geradezu stürmische Unruhe läge. Es liegt hinter uns die Kriegsgefahr gegenüber England und Frankreich und die aufsteigende russische Revolution, beides Tatsachen von solcher Wucht, daß sie auf unser Volksschicksal von tiefer Nachwirkung sein müssen.

Die Kriegsgefahr des vergangenen Jahres hat alle Volkskreise gezwungen, sich die Lage Deutschlands im Falle eines westlichen Doppelangriffes ernstlich vorzustellen. Das ist vielen Deutschen sehr gesund gewesen. Man hat geradezu Wunderbares erlebt, indem man sah, daß Leute, die uns früher „Flottenschwärmer" gescholten haben, nun für die Panzerschiffe Feuer und Flamme sind. Man kann jetzt sagen, daß alle nichtsozialdemokratischen Kreise Deutschlands sich an die Notwendigkeit einer hinreichenden Rüstung gewöhnt haben, und daß es sich für den linken Flügel des Liberalismus nur noch darum handelt, die Einschwenkung richtig zu vollziehen. Das ist ein Vorteil für alle späteren Versuche liberaler Einigung. Andererseits müssen die alten Flottenschwärmer, zu denen wir uns rechnen, auf Grund der Erfahrungen dieses Jahres zugeben, daß von „Weltpolitik" im Sinne weiterer überseeischer Machtausdehnung vorläufig nicht geredet werden kann. Der englisch-japanische Vertrag bleibt eine schwere Belastung unserer Hoffnungen und unsere südafrikanischen Nöte lassen es als Pflicht erscheinen, erst einmal den Beweis der deutschen Kolonisationsfähigkeit auf den erworbenen Gebieten zu erbringen, ehe wir die Hände weiter ausstrecken. Wir gehen ins neue Jahr mit einem entschlossenen Patriotismus, dessen Aufgabe die zähe Erhaltung der alten Macht ist und hoffen, daß die bevorstehende Marokkokonferenz diesen Patriotismus auf keine allzuharte Probe stellt.

Noch tiefer aber als die Sorgen der auswärtigen Politik haben in der Menge des Volkes die russischen und teilweise auch die österreichisch-ungarischen Vorkomnisse gewirkt. Das was eben in Sachsen als Straßendemonstration zu Tage tritt, ist nur ein ganz kleiner Teil dieser Wirkung. Man kann nicht leugnen, daß jeder Monat russischer Revolution bei uns die Geister der Masse tiefer bewegt. Nicht als ob wir am Vorabend einer deutschen Revolution ständen! Das ist trotz toller Leitartikel der „Leipziger Volkszeitung", denen der geistesarm gewordene „Vorwärts" stammelnd folgt, nicht der Fall. Was aber kein einsichtiger Beurteiler leugnen wird, ist die völlig veränderte Stimmung, mit der heute bis weit ins Kleinbürgertum hinein die Politik aufgenommen wird. Noch vor einem Jahre war der Grundzug in allen politischen Erwägungen: es läßt sich nichts tun! Diese Mattigkeit ist vielfach in ihr Gegenteil umgeschlagen. Es fehlt nicht an Menschen, die wieder daran glauben, politisch etwas erleben zu können. Was es sein und wie es kommen wird, ist ihnen unklar, aber der politische Trieb als solcher ist in neues Wachstum gekommen. Man sagt sich, daß bei weiterer Einwirkung der russischen Bewegung und bei Erfolg des österreichischen Wahlrechtskampfes, es irgendwo in Deutschland zur einer Machtprobe kommen wird. In dieser wird sicher die Gewalt der herrschenden Klassen siegen, aber auch solche Siege sind unbequem, denn sie verschärfen alle Gegensätze und drängen zu neuen Unruhen.

Diese Stimmungen dürfen die Liberalen nicht mißachten, denn ohne sie ist an eine Neubelebung des Liberalismus in Deutschland nicht zu denken. Auch muß beachtet werden, daß es durchweg alte liberale Forderungen sind, um die man sich beunruhigt. Wenn in Dresden die Sozialdemokraten vor das Haus des Herrn von Metzsch ziehen, so machen sie sachlich eine liberale Kundgebung, denn sie verlangen nichts Sozialistisches, sondern nur genau dasselbe, was im Jahre 1848 die liberalen Volksaufläufe in Leipzig und Dresden forderten. Man kann es unpraktisch finden, daß sie es tun, aber man kann es auf Grund liberaler Prinzipien nicht von vornherein verurteilen. Es wird also der Liberalismus nicht den Kopf in den Sand stecken dürfen, als geschehe gar nichts. Es geschieht etwas. Es fängt wieder an, Liberalismus als Volksgesinnung aufzutreten. Dort wo die Konservativen die Herrschaft haben, trägt das Erwachen des Liberalismus sehr radikale Züge. Daran ist der Wahlrechtsraub schuld. Für alle Ausschreitungen sind diejenigen verantwortlich, die dem sächsischen Volke sein vom König Johann freiwillig gegebenes Recht wieder genommen haben. Dort wo die Regierungen liberaler sind, ist die liberale Bewegung weniger vulkanisch. Das zeigt sich in Süddeutschland, dort ist der Gegensatz zwischen Sozialdemokratie und Liberalismus weniger heftig und dort macht der Zusammenschluß der Linken die besten Fortschritte. Es gehört zu den Erfolgen des letzten Jahres, daß heute in Süddeutschland der Liberalismus wieder zu hoffen gelernt hat. Möge man das übers Jahr von ganz Deutschland sagen können!

Naumann.

Wetterleuchten

Die Straßendemonstrationen der sächsischen Arbeiter gaben, wie man erwarten konnte, gewissen Leuten einen willkommenen Anlaß, nach neuen Ausnahmegesetzen zu rufen! Schärfer als gewöhnlich ertönt aus dem Chorus auch die Stimme der „Kreuzzeitung". Es wird der Eindruck erweckt, als arbeiteten gerade jetzt die Konservativen planmäßig daraufhin, die Reichsregierung zu besonderen Maßnahmen gegen die Sozialdemokratie aufzureizen. Ein findiger Jurist hat in der „Arbeitgeberzeitung" ein Strafgesetz gegen den politischen Massenstreik befürwortet, und auf diesen Vorschlag stürzte sich mit heißem Eifer die Presse

Digitized by Google

der Reaktion. Nun liegt es ja nahe, daß ein solches Strafgesetz den revolutionären Funken, der im Osten erzeugt, bei uns noch unter der Asche glimmt, vielleicht zum Brande anblasen könnte, dieses aber würde der Reaktion nur recht sein. Man weiß ja, daß unsere Junker wie ihr weitverzweigter Anhang ihre Vorrechte am sichersten hinter der knallenden Flinte und dem hauenden Säbel geborgen glauben.

Für das, was sich in Sachsen ereignet hat und was sich vielleicht noch ereignen wird, tragen diejenigen die moralische Verantwortung, die den Druck geschaffen haben, von dem nun die Arbeiterschaft sich zu befreien trachtet. Für die deutschen Arbeiter ist es nur ein ehrendes Zeugnis und es beweist ihre politische und moralische Tüchtigkeit, wenn sie es nicht dulden wollen, immer und ewig Objekt der Gesetzgebung zu bleiben. Hoffentlich geht nun den Nationalliberalen in Sachsen ein Licht auf, wie unglaublich töricht ihre Mitwirkung bei der Wahlrechtsverschlechterung gewesen ist, und wenn es die Führer nicht einsehen, dann begreifen es hoffentlich die Wähler und richten ihr Verhalten danach ein. Jeder wirklich liberale Mann muß seine Sympathieen der demonstrierenden Arbeiterschaft zuwenden, und dort ist tatsächlich die Anteilnahme der Masse des Bürgertums, wenn auch einige liberale Zeitungen glauben, ihren Mangel an Rückgrat bei dieser Gelegenheit aufs neue bekunden zu müssen. Es ist durchaus falsch, an der Demonstration als Form der Agitation Anstoß zu nehmen. Diese Demonstrationen gegen das sächsische Dreiklassenwahlsystem wirkten augenfälliger und für die große Masse überzeugender, als hundert Versammlungen es tun könnten. Friedliche Demonstrationen gelten in allen Kulturländern als ein Recht des Volkes, und es schadet gar nichts, wenn auch die deutschen Regierungen sich abgewöhnen, hinter der Demonstration gleich die Hydra der Revolution lauern zu sehen.

Freilich verschweigen wir nicht, daß sich die sozialdemokratische Arbeiterschaft auf einen sehr gefährlichen Boden begeben hat oder vielmehr von ihrer Führung auf einen gefährlichen Boden gezogen worden ist. Die Sozialdemokratie hat, wie Bebel in Jena mit besonderem Stolze hervorhob, alle Möglichkeiten einer Verständigung mit der Regierung in den Wind geschlagen. Sie hat alles getan, um sich selbst zu isolieren, und nun ist sie gezwungen, ihre Kräfte irgendwie spielen zu lassen, damit ihre Machtlosigkeit nicht augenfällig werde. Sie sieht sich genötigt, die Demonstrationen in Sachsen und vielleicht auch anderswo fortzusetzen, weil sie sonst der Lächerlichkeit verfiele. Vielleicht steht hinter dem allem, wenn Demonstrationen von oben verhindert werden, der Massenstreik selbst. Unser Urteil über den Massenstreik steht fest, wir sehen aber sehr wohl, daß die Sozialdemokratie, wenn sie den in Dresden begonnenen Weg nicht verlassen kann, durch die Logik der Dinge zum Massenstreik gedrängt wird.

Was aus dieser ganzen Verwirrung, aus diesem Zusammenprall einer brutalen Reaktion mit einer blind vorwärts tappenden Arbeiterbewegung werden soll, kann kein Mensch wissen. Wenn Deutschland, was leider recht wahrscheinlich ist, im nächsten Jahre eine Wirtschaftskrise erleben wird, dürften die Gegensätze noch schärfer werden. Die Entwickelung der deutschen Sozialdemokratie erinnert immer merkwürdiger an den Verlauf der englischen Chartistenbewegung. Sicher ist jedenfalls, daß wir am Anfang einer bewegten Zeit stehen, aus der zum Schluß am festesten hervorgehen wird, wer der Freiheit und dem Fortschritt den richtigen Weg weist.

Eugen Katz.

Das Kinderschutzgesetz und seine Wirkungen

Die Großherzoglich Hessische Regierung, in sozialpolitischen Dingen die rührigste unter den deutschen Bundesregierungen, legt einen Sonderband vor, in dem die Gewerbeinspektionen über die „Durchführung des Kinderschutzgesetzes im Jahre 1904“ *) berichten.

Ein Jahr ist in solchem Falle eine kurze Zeit, die ein abschließendes Urteil über Wert und Wirkung der gesetzlichen Neuordnung, ihre etwaigen Mängel, ihre wirtschaftlichen und sonstigen Allgemeinfolgen nicht gewinnen läßt. Und insbesondere dann nicht gewinnen läßt, wenn, wie im vorliegenden Falle, die Ausnahme- und Uebergangsbestimmungen sich über zwei volle Jahre erstrecken. Des weiteren ist zu bemerken, daß das Großherzogtum Hessen gar nicht als eigentliche Domäne regelmäßiger kindlicher Erwerbstätigkeit anzusprechen ist. Hier wird Kinderarbeit im allgemeinen nur auf Vorposten im Anschluß an hauswirtschaftliche Funktionen und im Austrägergewerbe geleistet, während die in den Hausindustriezentren übliche regelmäßige Erwerbstätigkeit aller verfügbaren Kinder nur ausnahmsweise vorkommt.

Ganz besonders deutlich erhellt das aus den mitgeteilten Prozentzahlen der als erwerbstätig ermittelten Schulkinder. Während die reichsamtliche Zählung des Jahres 1898 **) ergab, daß 6,53 pCt. aller volksschulpflichtigen Kinder außerhalb der Fabriken, der Landwirtschaft und des Gesindedienstes erwerbstätig waren und diese Zahlen sich für Berlin auf 12,83 pCt., für das Königreich Sachsen auf 22,8 pCt. stellten, um für einzelne Hausindustrieorte in Sachsen-Coburg-Gotha die ungeheuerliche Zahl von 86 v. H., für Sonneberg, den Mittelpunkt der thüringischen Spielwarenindustrie, von 57 pCt. zu erreichen, belief sich der prozentuale Anteil der hessischen Schulkinder des Bezirkes Gießen 1903 auf 962 Kinder gleich 2,14 und 1904 auf 462 von 44916 = 1,03 pCt. In Worms (Rheinhessen) wurden 1047 bezw. 974 von 27198 = 3,67 pCt. gegen 1474 = 5,75 pCt. i. J. 1903 gezählt. Im industriereichen Bezirk Offenbach, dem einzigen, der auch Heimarbeit in etwas größerem Umfang hat, waren im Frühjahr 1904 1580 Schulkinder, im Herbst deren 1577 erwerbstätig. In Darmstadt 1481 bezw. 1335, in Mainz im Jahre 1903 1048, im Jahre 1904 829 bezw. 745. Prozentuale Vergleichungsmöglichkeiten fehlen hier, da die Gesamtzahlen der Schulkinder nicht angegeben sind. Es ist das ebenso bedauerlich wie das Fehlen einer Gesamtübersicht des ganzen Großherzogtums, die von den die Publikation redigierenden Beamten verhältnismäßig mühelos zusammengestellt werden könnte, während der Berichterstatter sich die einzelnen Daten mühesam zusammensuchen muß. Der auffällige in einzelnen Bezirken mehr als 50 pCt. betragende Rückgang der kindlichen Erwerbstätigkeit im Berichtsjahr entspricht wohl kaum den Tatsachen. Es ist vielmehr anzunehmen, daß unwahre Angaben und Meldungsunterlassungen bei diesen niedrigen Ziffern mit bestimmend sind.

Von insgesamt 5315 erwerbstätigen Kindern waren 4358, das sind 82 pCt., beim Austragen von Waren und bei sonstigen Botengängen für den elterlichen, zu einem größeren Teil für fremde Betriebe beschäftigt. Mehr als die Hälfte dieser Kinder war 12 Jahre und weniger alt. Der Verdienst schwankte zwischen 20 Pf. und 1,50 M. pro Woche. In Ausnahmefällen wurden bis zu 2 M. verdient. Den Durchschnittssatz kann man mit 1,20 M. pro Woche annehmen. Wo er geringer ist, wird er wohl durch Naturalien, Zuwendung von Kaffee und Brötchen, Mitgabe von Brot, aufgebessert. Nehmen wir hinzu, daß es in Hessen keine eigentlichen Großstädte gibt, und es sich um vorwiegend kleinstädtische und ländliche Verhältnisse handelt, so ergibt sich ohne weiteres, daß die typischen Schäden kindlicher Erwerbsarbeit hier nicht übermäßig hervortreten, die Segnungen des neuen Schutzgesetzes sich nicht in demselben Grade wie anderswo geltend machen können. Die nicht eben schwere, mehr oder minder familienhafte, bezw. patriarchalische Art der Kinderbeschäftigung läßt es, im Verein mit der gewohnheitsmäßigen Schwerfälligkeit der Bauernschaft auch erklärlich erscheinen, daß die gesetzlichen Eingriffe als eine Härte und Ungerechtigkeit empfunden werden. So berichtet Gießen, daß alle Beteiligten im ersten Augenblick der Kenntnisnahme des Gesetzes recht sehr verwundert waren: „Es wird ja immer schöner, was sollen die Kinder denn treiben?“ — „Gut, wenn der Staat die Arbeit und den Broterwerb der armen Leute verbietet, dann mag er sie auch füttern!“ Ebenso wurde geltend gemacht, daß auf dem Land das Tragen von Backwaren und Zeitungen geradezu eine Spielerei sei, die Kinder der frühaufstehenden Landbewohner doch früh herausmüßten und andererseits der Wegfall des Arbeitslohnes der Kinder von manchen Familien hart empfunden werde. Selbst Schulvorstände machen sich zum Sprachrohr solcher Anschauungen und einer derselben im Kreise Alzey (Rheinhessen) meint: „Die Bestimmungen zur Durchführung des Kinderschutzgesetzes für unsere ländlichen Verhältnisse erachten wir als eine Aufbürdung von Arbeiten, deren praktischer Wert von den Eltern und uns nicht anerkannt werden kann.“ Ein anderer erachtet das „Gesetz für die hiesigen Verhältnisse wie auch für die übrigen Landgemeinden, welche nicht in der Nähe von Städten mit Fabrikbetrieben gelegen sind, für vollständig überflüssig.“

Von ähnlicher Kurzsichtigkeit zeugt mancherorts das lässige Verhalten der Gemeindevorstände und insbesondere der Ortspolizeibehörden und Lehrer, die den von ihnen verlangten Revisionen bezw. Listenführungen nicht die nötige Aufmerksamkeit zuwandten. Es ist das um so bedauerlicher, als, wie der Gießener Bericht mit Recht hervorhebt, „in den Erhebungen durch die Lehrer nach den gemachten Erfahrungen die erste und beste Kontrolle des Gesetzes liegt.“

*) Darmstadt 1905. Druckerei Wittich.

**) Vierteljahrshefte zur Statistik des Reiches. 9. Jahrg. 1900. Drittes Heft. S. 97 ff.

Digitized by Google

Zu einem großen Teil ist diese da und dort beobachtete Unzulänglichkeit der Revisions- und Kontrolltätigkeit auf die Unübersichtlichkeit des Gesetzes zurückzuführen. Alle diese subtilen Unterscheidungen zwischen eigenen und fremden Kindern, erlaubten und unerlaubten Betrieben, die schier unkontrollierbaren Alters- und Ausnahmebestimmungen müssen die Köpfe verwirren und das Interesse lähmen. Darum scheint mir eines der wichtigsten, wenn schon negativen Ergebnisse dieses Probejahres des Kinderschutzgesetzes die Erkenntnis zu sein, daß es nötig ist, das Wesentliche der Schutzbestimmungen in einige wenige übersichtliche und nicht mißzuverstehende Sätze zusammenzufassen. Werden dabei die Elternrechte noch etwas nachdrücklicher begrenzt und beschnitten, so ist das gar nicht schlimm, erweist doch die Praxis des Gesetzes, daß just von jener Seite der Durchführung des gebotenen Schutzes am entschiedensten entgegengearbeitet wird. So wird „den Kindern häufig seitens der Eltern bei Androhung der Züchtigung verboten, den Lehrern in der Schule gewerbliche Tätigkeit zu gestehen." (Offenbach). Charakteristisch ist auch eine Eingabe von Eltern des Bezirks Gießen, die darum bitten, daß man ihren Buben das Stein klopfen wieder zu gestatten und diese Bitte damit begründen, daß die Buben sonst „frei herumlaufen", und vielleicht zu sonstigen unnützen Handlungen Gelegenheit finden. Es ist da gewiß nicht ausgeschlossen, daß sie durch eine solche Beschäftigung von verderblichen Handlungen abgehalten werden.

Neben dem negativen Ergebnis bezüglich der Gesetzesfassung fehlt es indes auch nicht an erfreulichen Beweisen für die Notwendigkeit und die günstigen Wirkungen des Schutzgesetzes. Das Gesetz gibt nunmehr dem Lehrer nicht nur das Recht, es legt ihm sogar die Pflicht auf, sich um das Wohl und Wehe des einzelnen Schülers zu bekümmern, was denn auch in sympathischer Weise an der einen und anderen Stelle der Berichte zu Tage tritt. Vom Interesse zum Eingriff ist da nur noch ein Schritt, da die gesetzliche Handhabe ja vorhanden und von den verschiedensten Punkten her nachweisbar und nachgewiesen ist, daß selbst die gelinderen Formen der Kinderausbeutung immer noch schädlich und verdammenswert genug sind. So werden aus Lehrerkreisen Klagen laut, daß die „Mehrzahl der gewerblich beschäftigten Kinder durch geringe Aufmerksamkeit und leichtfertige Anfertigung der Hausaufgaben auffällt." Von 10jährigen Zwillingsschwestern wird gesagt: „Gut beanlagt, jedoch durch das anhaltende Arbeiten (Tabakausrippen von morgens acht Uhr bis abends 6 Uhr mit Ausnahme der Schulzeit) sehr aufgeregt, daher schlechte Leistungen. Körperlich genügend entwickelt." Eine Darmstädter Lehrerin bemerkt bei einer 12jährigen Schülerin, die beim Zeitungstragen viele Treppen steigen muß: „Hat einen Herzfehler." Und als günstige Wirkung des Gesetzes wird größere Frische und Lernfreudigkeit der betreffenden Kinder sowie eine Abnahme der Versäumnisziffer konstatiert. „Die Kinder sind nicht mehr so abgespannt und schläfrig und auch die ehemaligen Schwänzer (die Sonntags-Kegeljungen) fehlen nicht mehr." Gießen.

Alles in allem kann man aber sowohl bezüglich der hessischen als auch der Allgemeinverhältnisse dem Wormser Gewerbeaufsichtsbeamten von Herzen zustimmen, wenn er sagt: „Sind denn wirklich die Opfer der Gewerbetreibenden so groß, daß man auf ein Gesetz hätte verzichten wollen, das Hunderttausenden von ausgebeuteten Kindern anderer Gegenden unseres Vaterlandes Jugend und Gesundheit bringt, die ihnen sonst nicht beschieden gewesen wären? Sollte diesen Kindern die Nachtruhe geraubt werden, blos damit beispielsweise ein Kind in Rheinhessen zwischen 8 Uhr abends und 8 Uhr morgens öfters beschäftigt werden darf? Und gibt denn nicht die Bestimmung des § 10 über die gelegentlichen Dienstleistungen genügend Spielraum für die Verhältnisse auf dem Lande?"

Nein! Nicht verzichten, sondern ausbauen! So ausbauen, daß in Wirklichkeit das wird, was bis jetzt nur in unzulänglichen Anfängen vorhanden ist: ein wirksamer Schutz der Jugend unseres Volkes und damit der Zukunft des Vaterlandes. Das ist die große Lehre des ersten praktischen Jahres des Kinderschutzgesetzes.

Henriette Fürth.

Unsere Bewegung

Köln. Die letzten drei Monate waren der stilleren Vereinsarbeit und namentlich der Fortbildung unserer Mitglieder auf politischem und wirtschaftlichem Gebiete gewidmet. Unser Vorsitzender, Herr Hofrat Aldenhoven, gab am 3. Oktober in einem vortreffliche Vortrage „Die liberalen Parteien seit 1866" ein klares Bild von der Entstehung und dem Werdegange der verschiedenen liberalen Gruppen. Am 14. Novbr. referierte Herr W. Kuckuck über „Recht und Unrecht des Klassenkampfes". Darauf folgte am 28. November ein Vortrag des Herrn Ruhlz über das Thema: „Was will die Bodenreform?" Am 12. Dezember referierte Herr Dr. Pohlschröder über „die Grundlagen einer fortschrittlichen Gemeindepolitik". Alle Vereinssitzungen erfreuten sich durchweg eines guten Besuches und boten stets Stoff zu lebhafter und anregender Aussprache. Für die nächste Zeit wird unser Interesse namentlich der Erörterung kommunaler Fragen zugewandt sein; bei diesen Diskussionen dient das Gemeindeprogramm der Deutschen Volkspartei als Grundlage.

Karlsruhe. Der national-soziale Verein hat in diesem Winter in wenig Wochen viel Arbeit leisten können. In der Generalversammlung Anfang Oktober berichtete der Parteisekretär Graf Bothmer-München über die Stellung der National-Sozialen Badens im Wahlkampf. In der gleichen Sitzung erfolgte die statutenmäßige Erneuerung des Vorstandes. Derselbe setzt sich zur Zeit zusammen aus den Herren Verlagsbuchhändler Dr. Knittel, Vorsitzender, Fabrikant Dr. Hermann, Schriftführer, Hauptlehrer Einermann, Kassierer, Rechtsanwalt Dr. van Akern, Reallehrer Emele — der vor kurzem bei einer Nachwahl in den Stadtverordnetenausschuß gewählt wurde — Gymnasialprofessor Dr. Hausrath, Kaufmann S. Levis, Betriebssekretär Offenburger, Schriftsetzer Reibel und Obermaschinenmeister Saul. Nach unserer Tätigkeit bei den Landtagswahlen ergab sich für uns die Notwendigkeit erneuten kräftigen Hervortretens. Die Sozialdemokratie hatte am Sonntag, den 10. eine — von der Behörde unkluger Weise durch besonderes Polizeiaufgebot überwachte — Demonstration veranstaltet, um gegen die Flottenvorlage zu protestieren. In dieser Versammlung hatte von unserer Seite Dr. Hausrath das Wort ergriffen und in sichtlichen Eindruck hervorrufender Weise darauf hingewiesen, wie das nationale und eigene Interesse die Arbeiter, wie politische Klugheit die Sozialdemokratie von einer rein ablehnenden Stellungnahme abhalten sollte. Donnerstag, den 14. beriefen wir dann eine Gegenversammlung ein, zu welcher unser Freund Dr. E. Lehmann-Hornberg in gewohnter Opferwilligkeit das Referat übernommen hatte. Der mit reichem Beifall aufgenommene Vortrag lief in folgende Resolution aus: „Die vom National-sozialen Verein einberufene, stark besuchte Versammlung hält es für eine Lebensfrage unserer nationalen und sozialen Entwicklung, eine Flotte zu schaffen, die unserem Anteil am Welthandel entspricht. Selbstverständlich erscheint uns deshalb die Annahme der jetzigen Flottenvorlage durch den Reichstag. Aber ebenso selbstverständlich erscheint es uns, daß mit der sittlichen Anforderung nationaler Opferwilligkeit an alle Klassen der Bevölkerung, namentlich den besitzenden Klassen gegenüber voller Ernst gemacht werde. Wir verlangen dazu Ausbau der Reichserbschaftssteuer unter Heranziehung größerer Erbschaften auch bei den Deszendenten unter Ablehnung aller den Verkehr und den Verbrauch von Nahrungsmitteln hemmender Steuervorschläge." An der sehr ausgedehnten und hochstehenden Diskussion beteiligten sich: ein Sozialdemokrat, der demokratische Abg. Dr. Heimburger und von unserer Seite die Herren Dr. Mombert und Professor Hausrath.

Soziale Bewegung

Eine große Ausstellung von Heimarbeiterzeugnissen soll am 17. Januar in Berlin im Gebäude der alten Kunstakademie eröffnet werden. Der Plan ist gelegentlich des ersten allgemeinen Heimarbeiterkongresses, der vor einem Jahr in Berlin tagte, entstanden. Damals zeigte sich, daß selbst die kleine und sehr lückenhafte Ausstellung von Erzeugnissen der Hausindustrie eine lautere und eindringlichere Predigt von den Mißständen in diesem Erwerbszweige bedeutete als alle wissenschaftlichen Werke und Kongresse, die sich mit der Heimarbeit beschäftigt haben. Die Schundlöhne, die überlangen Arbeitszeiten, die ungesunden Werk- und Wohnstätten, das alles wird durch eine solche Ausstellung den Interessenten und den noch nicht interessierten Bevölkerungskreisen überaus plastisch vor Augen geführt. Deshalb war es ein guter Gedanke, daß das Bureau für Sozialpolitik (Gesellschaft für soziale Reform) mit den drei großen Gewerkschaftsorganisationen und mit bekannten Sozialpolitikern verschiedener Parteien in Verbindung trat, um eine neue, größere und möglichst lückenlose Ausstellung von Erzeugnissen der Heimarbeit in Berlin zu veranstalten. Hervorragende Nationalökonomen haben erläuternde Vorträge für die Ausstellung zugesagt und Männer und Frauen aus allen Berufsständen werden den Ausstellungsbesuchern Führerdienste leisten. Wenn die Einrichtung in Berlin Anklang findet, soll sie auch noch in verschiedenen andern Großstädten vorgeführt werden. Die Hauptsache bleibt natürlich, daß breite Volksmassen für das Elend der Heimarbeit interessiert werden.

Briefkasten

An alle. Allen treuen Lesern wünschen wir von Herzen ein frohes und gesegnetes neues Jahr! Wir versprechen, auch im neuen Jahre unsere Pflicht zu tun und erwarten dasselbe von unseren Gesinnungsgenossen. Wir wollen frisch und munter weiter arbeiten. Es gibt ja noch so ungeheuer viel zu tun. Herzl. Gruß!

Verlag und Redaktion.

Im **Büchertisch** der letzten Nummer blieb bei der zweiten Besprechung aus einem Versehen der folgende Titel weg:

Hudson Taylor, ein Glaubensheld im Dienste der Evangelisation Chinas, von Missionar, O. Schultze, Basel, Missionsbuchhandlung 1906, 236 Seiten.

Verlag von F. Naumann. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Eugen Katz in Berlin. — Druck von Franz Weber, Mauerstr. 80.

Digitized by Google

Die Hilfe Beiblatt

11. Jahrgang. Nr. 52. Berlin, 31. Dezember 1905

Jahreswechsel

Die Zeit ist mein Besitz,
Mein Acker ist die Zeit. Göthe.

Das alte Jahr geht dahin. Noch fragt es uns deutlich und so, daß wir antworten müssen: Bist du meiner Herr geworden? Herr über Freude und Leid, über Aufschwung und Niedergang, über innere Erlebnisse und äußere Ereignisse? Nur Wenige werden so stolz erwidern können: die Zeit ist mein Besitz. Was ein einziges Jahr bringt, das wächst ins Riesenhafte. Es ist doch weit, weit mehr geworden als zu der Zeit, da man noch im Hause webte und spann. Heute kommt die Zeit von Japans Schiffen und Chinas Mauern, sie kommt von den Wäldern des Kaukasus und dem afrikanischen Weideland und verlangt von uns, daß wir sie miterleben. Das Gewebe des Heimatlebens im Volke selbst verfeinert sich von Tag zu Tag. Die Städte schütteln die Stämme untereinander, wie der Bauer die Körner im Sieb. Der Leib des ganzen Volkes ist viel empfindlicher geworden, denn das Bewußtsein rinnt durch alle Glieder. Wir leiden mit dem Osten und freuen uns mit dem Süden. Und dann denke man der Schätze, welche Forschung und Wissenschaft in ihren Kammern aufstapeln, und wir haben dann immer nur einen Ausschnitt der Zeit vor Augen. Wie bescheiden nimmt sich an solchem Maßstab gemessen der Anteil des Einzelnen an der Zeit der Jahresgeschichte aus.

Freilich fragt der Einzelne nach andern Dingen. Für ihn kommt es darauf an, daß er Herr seiner eigenen Entwicklung geblieben ist. Haben wir denn alles, was in unser Leben hineinragte, uns innerlich wirklich angeeignet? Sind wir Herren unserer eigenen Natur? Haben gute Tage uns verflacht, oder herbe Stunden uns erbittert? Die Kunst des Lebens heißt: oben bleiben. Wer leben will, muß mit der Zeit gehen, nicht geschleppt an ihrem Gängelband, sondern als Führer, der die Zeit besitzt. Tausend Schätze häuft das Jahr vor den Augen der Kulturvölker auf; ins Unendliche wachsen die Dinge, die Verhältnisse, die Beziehungen. Die Umwelt wird reicher mit jedem sterbenden Jahr. Wächst die innere Unabhängigkeit der Menschen im selben Maß? Das ist die Bußfrage des Sylvesterabends.

Wir haben viel gefehlt, manches verdorben, tausendfaches versäumt. Wir wachsen in die Erde hinein, statt zum Himmel hinauf. Darum doppelten Mut für die Zukunft! Unser Acker ist die Zeit, die Sämannsarbeit beginnt. Neue Zeiten brachen stets herein, wenn sich wieder Leute aufmachten, still und groß, ihren Samen auszustreuen. Das beste Saatgut für unsere Hände ist das Glück. Macht im neuen Jahr die Menschen glücklich, *wo* ihr könnt, *wie* ihr könnt, *wann* ihr könnt. Glück verbreitet durch Arbeit! Glück schaffet durch Liebe! Dann wird es ein herrliches Jahr. Und wartet nicht lange. Zögert nicht, die Zeit geht. Wer ringt mit ihr um den Acker?

Gott segne alle fröhliche Kraft, die Glück bringen will!

Tranb.

Die Religion des Kindes

Die „Reform" des Religionsunterrichtes ist schon lange eine „brennende" Frage; viele haben sich darüber den Kopf zerbrochen. Und was in diesem Jahre in Bremen und Hessen geschah und in allen Kreisen des Vaterlandes so großes Aufsehen erregte, die Forderung der Abschaffung des Religions*unterrichts* sind nur Symptome. Allerdings starke Symptome. Mir will scheinen, als sei mit diesem Beschluß das rechte, erlösende Wort *nicht* gesprochen. Denn, ich kann mir nicht helfen, mit der Entfernung des Religionsunterrichts aus den Volksschulen hätten wir wenig gewonnen und viel verloren. Glaubt man denn, die Lehrer wären schon alle Polizeiaufsicht, alle Bevormundung los, *wenn* der Religionsunterricht schwände? Also es wird vorderhand nicht dahin kommen, auch in Bremen nicht. Und deswegen muß die Lehrerschaft sehen, daß allmählich und organisch eine geeignete Reform platzgreife.

Was uns denn nun eigentlich im Religionsunterricht drückt, ist den letzten Jahren oft und laut genug gesagt worden und die führenden Pädagogen haben in dieser Sache das Wort ergriffen. Da ist die ungebührlich große Durchsetzung des Religionsunterrichts mit altjüdischen Stoffen, da ist die Art und Weise der Revisionen, bei denen der Wert des erteilten Unterrichts nach dem Maß von Sprüchen, Geschichten u. s. f. u. s. f. bemessen wird, die die Kinder aufsagen können, da ist auch der völlige Abschluß der Volksschule gegen das flutende geistige (auch religiöse) Leben, wie es das deutsche Schrifttum in den letzten Jahren spiegelt.

Viele und vielerlei Reform-Vorschläge sind schon gemacht worden, von denen die Forderungen der Bremer und Hessen das äußerste Extrem bedeuten. Frankreich hat bekanntlich schon seit langem den Religionsunterricht in den Schulen abgeschafft. Aber man hat sich veranlaßt gesehen, dafür einen undogmatischen Moralunterricht einzusetzen. Dies müßte auch bei uns kommen, wenn die Abschaffung des Religionsunterrichts Tatsache geworden. Was wäre damit gewonnen? Man sollte endlich begriffen haben, daß Morallehre und Religion etwas ganz Verschiedenes sind. Man greife das ganze Problem doch mehr psychologisch an. Religionsunterricht *ist* heute schon mehr oder minder Moralpaukerei; und wenn man statt dessen eine allgemeine Morallehre setzen wollte, käme man vom Regen in die Traufe. Jedenfalls wäre es durchaus unpädagogisch, *unpsychologisch*. Denn, wie schon mehrfach ausgeführt, bildet man durch Kanons und Gesetze niemals sittliche Persönlichkeiten. Wenn also die Religion in den Schulen annoch meistens fehlt, so sehe man *vorerst einmal* zu, daß sie *hinein* komme. Das geschieht aber durch die Einführung eines bloßen *undogmatischen religionsgeschichtlichen* Unterrichts auch nur ungenügend. Ich glaube überhaupt nicht daran, daß es solche gänzlich „voraussetzungslose", undogmatische Religionsgeschichte *gibt*. Dogmen findet man an allen Ecken und Kanten: überall dort nämlich, wo Menschen sich auf irgend eine Meinung starrköpfig versteifen. Man könnte schließlich noch den Gedanken hegen, die Schulgemeinde in diesen Fragen autonom zu machen (ähnlich wie es Fr. W. Dörpfeld wollte); aber

Digitized by Google

dann wären die Lehrer verraten und verkauft, d. h. den Gemeinden zumal an kleinen Orten überliefert. Da gelüstet die Lehrer nicht nach mehr.

Also — sind wir am Schluß unserer Weisheit? Gibts keinen Ausweg aus diesem unheilvollen Dilemma? Ich meine doch. Ich glaube, man sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht.

Unerbittlich muß man allen orthodoxen und radikalen Heißspornen vor Augen halten, daß diese ganze Frage eine rein pädagogische Frage, d. h. daß sie vom Standpunkt des Kindes aus zu lösen ist und nicht der Kirche oder Religion. Hat man in der ganzen Debatte jemals bedacht, was die Kinder dazu sagen würden — wenn sie vertreten worden wären? Wo war in diesem Streit der Anwalt des Kindes?

Man werfe doch einen Blick auf die pädagogischen Reformen, die in andern Fächern angestrebt, resp. durchgeführt wurden — oder deren Notwendigkeit doch anerkannt wurde. Man hat in fast allen Fächern erkannt, daß die Unterrichtsstoffe in einer Form zu geben sind, die dem Kinde gemäß ist. „Kinderforschung" ist das leitende Motiv bei der heutigen Arbeit der Pädagogen. Man hat die Sprache des Kindes neu entdeckt; man hat die zeichnerischen Fähigkeiten des Kindes entdeckt. Nun wohl, — so treibe man noch weiter Kinderforschung und entdecke — die Religion des Kindes! Aber so sehr waren unsere Pädagogen Psychologen, daß sie auf den Gedanken noch nicht gekommen sind. Ach, wir sind in allen Dingen so klug, nur nicht in Kinderangelegenheiten. Daß das Christentum den Rassen sich anpassen mußte, daß die Religion sich immer nach dem jeweiligen Träger modifiziert, (daß der Katholizismus den romanischen Völkern viel mehr gemäß ist, als den nordischen 2c.) das wissen wir so genau; aber daß das Kind noch nicht die Religion der Erwachsenen haben kann, das weiß man anscheinend noch nicht. Von der Religion des Kindes wollte ich eigentlich gesprochen haben (wie man so oft von den künstlerischen Trieben des Kindes sprach) und kann es doch nicht; denn man weiß zu wenig davon. Nur das eine wissen wir — das eine, in dem alle ehrlichen Religionsfreunde, altgläubige und liberale, sich einig sein werden, daß die Religion eine Kraft ist; keine Weltanschauung oder so ähnliches, sondern das Gefühl, die Kraft, in dem der Mensch lebt, schafft, wirkt. Stellen wir klar, frei und offen die Frage: Ist das Bekenntnis Vorbedingung der Religion? Oder die Religion Voraussetzung für ein Bekenntnis? Nun wohl, man weiß, was ich meine. Sollte sich nun nicht eine neutrale Basis schaffen lassen in der Schule zur Pflege der religiösen Triebe des Kindes? Ich meine doch. Sie müßte das nächste Ziel sein. Denn sie ist das nötigste, was wir gebrauchen. Ich denke, wenn man religiös einwirken will, muß man die Kinder dahin führen, wo die Quellen der Religion sind, wo man Religion sehen kann. Und dies ist das Leben selbst; die Evangelien selbst sind solche großartige Darstellung des Lebens, nicht nur des Jesuslebens, sondern daneben auch die Lebensdarstellung einer Zeit, mit ihren Höhen, ihrer Sehnsucht und deren Erfüllung. Lasse man also zunächst mal in der Schule die Evangelien ruhig, still durch sich selbst wirken. Erläuterungen dürften nur wissenschaftlicher (geographischer, geschichtlicher) Art sein. Dann aber, meine ich, sollte es doch denkbar sein, daß alle Parteien — zunächst im Protestantismus — sich über eine Anzahl Dichter und sonstiger bedeutender Männer einigten, deren Werke für die religiöse Bildung in Betracht kämen. Ich nenne hier nur einige: Luther, Paul Gerhard, Novalis, Rosegger, Droste-Hülshoff — des ferneren Stücke aus des Knaben Wunderhorn, aus Goethe, Schiller, C. F. Meyer, Storm, Raabe. — Kurzum, es ließe sich sehr wohl ein Religionsbuch — ein rein christliches — zusammenstellen, auf dem sich wohl alle Gruppen einigen könnten. So wäre zunächst einmal der Pädagogik und Psychologie Rechnung getragen, so wäre die Psyche des Kindes vor unsinnigen Attentaten bewahrt, so wäre, und das ist die Hauptsache, — die Religion im Kinde gefördert. Und wer dann einen Bekenntnisunterricht für seine Kinder wünscht, der könnte ihn durch den Geistlichen erteilen lassen. Also: die Schule hätte sich in den Dienst der Religion zu stellen, sie betriebe wahrhaften Religionsunterricht — während die Kirche Bekenntnisunterricht gäbe. Und bezüglich des Bekenntnisses hätten dann die Eltern ganz freie Hand. Jedenfalls wäre ihm durch solchen skizzierten Religionsunterricht in den Schulen nicht entgegengearbeitet.

Im übrigen aber — ich wiederhole es — gilt es, die Religion des Kindes zu erforschen. Ich erließ kürzlich an Personen aller möglichen Parteien (strenggläubige, liberale, radikale) und Stände — eine Umfrage mit folgendem Wortlaut:

„Der Unterzeichnete gedenkt noch im Laufe dieses Jahres eine Arbeit über die Religion des Kindes zu vollenden, in der natürlich die neueren Bestrebungen betr. Reformierung oder Abschaffung des Religionsunterrichts in den Volksschulen auf ihre Richtigkeit hin geprüft werden müssen. Bei der Frage nun, ob und wie sehr religiöse Triebe 2c. im Kinde wirksam sind, ist es wichtig, zu erfahren, was Erwachsene hierüber aus ihrer Kindheit noch wissen. Auch Mitteilungen über entsprechende eigene Beobachtungen an Kindern über religiöse Vorstellungen, religiöse Betätigung, sowie über das Verhalten der Kinder zum kirchlichen Leben der Erwachsenen sind wichtig."

Was bei diesem Versuche sich ergeben wird, bleibt abzuwarten. Immerhin ist es gerade in dieser Frage hohe Zeit, daß wir von Programm und Rede zu Taten übergehen.

Röttger.

Zu Füssen der Grossstadt

Wenn die breiten Fluten der Elbe hier unten zwei Stunden hinter Hamburg vorüberziehen, so ruhig, so unaufhaltsam, dann glaubt man ein eisriges Gemurmel der großen Wassermassen zu vernehmen, ein Raunen der Tiefe, eine durch äußere Würde gedämpfte und zurückgehaltene innere Aufgeregtheit. Sie verraten aber nichts, unnahbar ziehen sie vorüber; aber es ist doch, als ob man in glänzende Augen einer festlich und hochgestimmten Menge sehe, die von einem großen Erlebnis herkommt und noch ganz voll davon, sich nicht darum kümmert, was rechts und links liegt. Aber es sind im Zuge der Würdevollen kleine, junge ausgelassene Gesellen, die können den Mund nicht halten. Sie kommen frisch und fröhlich in den Ufersand geschlüpft und plaudern aus, was jene da draußen erhebt und die Augen glänzen macht. . . . .

Langsam und müde sind die Fluten nach langer, langer Wanderung in breitem Zuge dahergekommen. Unendlich viel schon haben sie gesehen und erlebt. Sie sind in einem Alter, wo man sich durch nichts mehr überraschen und aus der Fassung bringen läßt, gelassen und müde das Herz und so schönheitssatt und grabwärts gerichtet das Auge. Türme grüßen aus der Ferne, neue Türme. Wohl wie die andern alle, die sie schon sahen! Wozu noch? Und näher kommen sie, — ein Brausen, immer stärker und verworrener, Pfeifen, Lärm. — Aber wozu noch? In glühende Essen am Ufer blicken sie, Schlackenhügel sehen sie liegen — wie früher. Wozu noch? Aber sie fühlen eine Unruhe, die von den vorne Ziehenden ausgeht und immer stärker wird, bis sie alle davon ergriffen sind. Sie werden gedrängt und müssen weichen oder tragen, was sich ihnen auf den Rücken schiebt.

Und siehe, da erwacht in ihnen die Kraft wieder, die sie in der Jugend erfüllte, als sie sich von Felsen herabstürzten, Steinwände zersägten und aller Welt Trotz boten. Sie befinden sich mitten im brausenden, unverwüstlichen, fortreißenden Leben, sie fühlen den Pulsschlag der Zeit hämmern und seine belebende, unwiderstehliche Wonne durch alle Glieder zittern. Nicht mehr: Wozu noch? Jetzt: Her, immer her! Wir sind dabei, wir können's noch. Und siehe, sie sind die jugendlichsten von allen.

Und alles lagert sich um sie, alles blickt auf sie und baut auf sie. Stolze Bauten streben empor rings umher und bezeugen es laut: Die können's, an die müssen wir uns halten! Alles was zu ihnen kommt, ziehen sie in ihren Bann. Aus vielen tausend Fenstern blickt man auf die Fluten und segnet sie. Hastende Menschen in großer Menge

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

eilen am Ufer dahin, und wenn jemand einen Blick über die Elbe wirft, so liegt darin ein segnender Gedanke: Ja Du, wenn Du nicht wärest! Und drüben am anderen Ufer erheben die Werften ihren Lärm, der schier ohrenbetäubend ist. Aber auch dies ein Lied, ein gewaltiges, auf die Fluten. Es kommen Schiffe herein, Riesen von majestätischem Aussehen und Gebahren. Ihre Flaggen verkünden, daß sie ferne Länder sahen. Geschäftig und dienstfertig, bewundernd und huldigend umkreist sie ein Schwarm von kleinen Barkassen und Booten. Und auch diese Großen grüßen die Fluten, die sie umspielen und tragen. — — —

Die Werften schweigen und an den Kais wird's still. Scharen von Männern mit schwieligen Fäusten und harten, ernsten Gesichtszügen strömen dahin und verschwinden allgemach. Stärker aber dringt das Brausen von den Häusermassen herüber, wo jetzt Millionen Lichter brennen.

Jetzt ist die Zeit des Aufatmens, des Sichbesinnens und des Wunders. Was bedeutet das Brausen? Und woher die Massen, von denen das Brausen ausgeht? Woher du mit deinem schnellen Gang und deinen unruhigen Augen, Menschenkind? Und du im fadenscheinigen Rock, Mann oder Frau, mit dem müden, entsagenden oder weltverachtenden Zuge im Gesicht? Wohin hat das Wesen, in dessen Organismus ihr gleich den Blutkörperchen zirkuliert, seine Saugwurzeln ausgestreckt, um euch heranzuziehen? Woher ihr alle, die ihr jetzt dem Saale zuströmt, in welchem ihr den großen Redner erwartet? Und ihr, die ihr euch dort schart, wo Sinnenkitzel eurer wartet oder die Nacht der Sünde brütet? Woher? Wohin erstreckten sich die Saugwurzeln des schrecklichen, großartigen Wesens, die euch lockten? War's vielleicht auf weiter brauner Heide im stillen Häuschen, wo ihr den Ruf vernahmt, wenn ihr Vater und Mutter im Schweiße ihres Angesichtes alt werden und arm bleiben sahet? Oder war's am Meeresstrande, wo die Flut kam und ging und von der Ferne redete, wo es anders und besser sei als im Dorf, da ein Tag aussah wie der andere? Oder war's am stillen Ort bei dunkler Tat oder in ängstlich durchwachten Nächten, wo er rief: Laß es hinter dir! Auf, komm!?

Und ihr machtet euch auf und kamt und suchtet. Manche haben's gefunden oder glauben's gefunden zu haben. Andere aber suchen's schon im dritten, vierten Gliede vergebens, wovon die lockenden Stimmen einst geredet haben. Das schreckliche, großartige Wesen, das euch an sich zog, braucht mancherlei Nahrung. Aber nicht alles, was es in sich aufnimmt, dient ihm zur Erhaltung und Neuschaffung seiner feinen Sinne, der weitblickenden klugen Augen, des frisch und lebhaft klopfenden Herzens oder des feingegliederten Gehirnes. Anderes kreist in den weniger edlen Gliedern und schafft auch Nutzen und Segen. Aber die nichts fanden und das Suchen aufgaben, die verursachen am Körper die schmerzhaften, eiternden Wunden.

Ihr seid gekommen, um gesteigertes Leben zu haben. Darum verließet ihr eure braune Heide, euren einsamen Strand, eure rauschenden Buchenwälder. Euch oder euren Vätern genügten die stillen, langsam sich hinschleppenden Tage da draußen nicht. Ihr vermochtet den Stunden keinen Schwung zu verleihen. Gesteigertes Leben aber ist hier nicht nur nach der positiven, sondern auch noch nach der negativen Seite hin. Es ragen hier nicht bloß die Türme mit den goldenen Spitzen höher als anderswo, sondern es sind auch die Gassen dunkler, tiefer und unergründlicher. Es braust um die Türme herum nicht nur das Lied von der Freude dem inhaltsreichen Dasein stärker als sonstwo, sondern es klingen auch die Schmerzensschreie um verlorne, zerstörte Lebenshoffnungen schriller und schneidender.

Das große Wesen aber, dem ihr angehört, streckte seine Saugwurzeln nach euch aus, weil es euch brauchte. Was wäre es ohne euch, die ihr von draußen hereinströmt. Es braucht das Auge, das einst ruhig und weit, weit übers Meer schaute und das Ohr, das die Wellen gegen den Deich peitschen hörte. Es braucht den ruhigen, sanften Blick, der die weite Heide umspannte und sinnend träumte. Es braucht die Herzen, die tief im Innersten verschlossen das Rauschen des fernen Buchenwaldes mitbringen. Es braucht euch alle, ihr seid der frische Saftstrom, der es sich aus der Tiefe heraufholt. — —

Die Stunden der Nacht schreiten. Von den hohen Türmen lösen sich die Klänge Stunde um Stunde. Aber es ist, als ob sie über dem brausenden Lebensmeer nur in der Höhe schweben und langsam verklingen, ohne hinabzudringen. Mitternacht! Von allen Türmen zwölf feierliche Schläge Aber wer hört sie? Wann will das Brausen enden? Als ob es gelte, das Mahnen zu übertäuben: Wir haben keine Zeit zum Ruhen; wir sind das Leben, wir müssen schaffen und rennen und grübeln. Von uns gehen Millionen Strahlen aus in alle Welt. Millionen Augen blicken auf uns in der ganzen Welt und erwarten Großes von uns. Wie sollten wir ruhen!

Aber es ebbt; lauter und lauter vernimmt man die Klänge von den Türmen; lauter hallen die Schritte der Letzten von den Häusern am Hafen wieder. Zuletzt hört man das Glucksen des Wassers an den steinernen Mauern der Kais. Dort steht die Nacht und blickt verwundert in die nun fast ganz leeren Straßen und Gassen hinein. Wer sie stehen sieht, hüllt sich dichter in seinen Mantel, drückt sich enger an die Häuser und eilt leiser auftretend heimwärts. — — —

Die Fluten ziehen weiter und machen anderen Platz. Weithin noch ist es, als schwebten über ihnen die Töne des Liedes von der Arbeit, der Not und dem Kampfe des Lebens, daß sie zu Füßen der Großstadt gehört haben. Wenn nach wenigen Stunden der Ruhe wieder die Schritte der Tausenden sich dem Ufer nähern, die an und auf der Elbe an dem brausenden Konzert mitwirken, dann spiegeln sich in den Fluten, die gestern noch dabei waren, draußen die Wolken des Himmels. Und wenn der junge Tag vollends erwacht, dann grüßt er mit ihnen den schönen Höhenzug am nördlichen Ufer, wo zwischen uralten Bäumen schmucke Häuser hervorlugen. Und im Sande des Ufers spielen vergnügt die kleinen, redseligen Wellen, die gestern traurig an den Steinwänden des Kais schluchzten. **A. Sönnichsen.**

Allerlei

Die russische Revolution und Gorki. Bei seiner Thronbesteigung, vor nun 11 Jahren, nannte Nikolaus II. laut und öffentlich die konstitutionellen Hoffnungen der russischen Gesellschaft „unsinnige Träume", und jetzt sollen diese unter seinem Szepter verwirklicht werden, jetzt will er selber seinem unglücklichen Volke eine Art von konstitutioneller Verfassung geben. Ist es nicht natürlich, daß man in Rußland an die kommenden Freiheiten noch nicht glaubt und hinter dem kaiserlichen Manifest die alte Kapokluhaga ka erblickt? Die französische Revolution war das Werk des dritten Standes, der Bourgeoisie. Die russische revolutionäre Bewegung hatte zu Trägern und Vollziehern die Intelligenz, die studierende Jugend und die Arbeiter. Wie sogar die „Nowoje Wremja" hervorhob, dauerte der Kampf um konstitutionelle Freiheiten achtzig lange schwere Jahre, nur war es ein partieller Kampf; kleine Wellen der Revolution erhoben sich bald hier, bald dort, bald als Einzel-, bald als Massenproteste, Bauernaufstände, Adelverschwörungen, Studentendemonstrationen. Sie erhoben sich gleichsam an der Peripherie des Riesenreiches und legten sich wieder, ohne es zu erschüttern, bis jetzt die „neunte Woge", wie man es in Rußland zu nennen pflegt, gekommen ist um das verhaßte alte Regime zu stürzen. Die Kraft dieser Woge liegt in der Vereinigung der russischen Intelligenz mit der studierenden Jugend und den Arbeitern. Uns interessiert hier das gemeinsame Vorgehen der beiden ersten. Eine Kluft zwischen beiden schien bis jetzt zu existieren. Im Auslande wie in Rußland warf man der russischen Intelligenz schwere Anschuldigungen ins Gesicht und in besonders scharfer Form klagte sie der populärste russische Schriftsteller unserer Zeit — Gorki an.

Gorki hat über den Grund seiner Popularität in Rußland nachgedacht und fand, daß er sie dem „Publikum" verdankt. Das „Publikum" aber haßt er und verachtet es, indem er es dem Volke entgegensetzt: es besteht nach seiner Ansicht entweder aus feigen Sklaven oder den Gewaltätern des Lebens, aus den Menschen, die nicht die Kraft und nicht den Mut haben um für Freiheit, Menschenrechte und höhere Kultur zu kämpfen und dafür zu sterben. Unter dem „Publikum" versteht Gorki die russische Intelligenz und unterscheidet es von der russischen Jugend. Die Intelligenz in Rußland ist bequem und geduldig, die Jugend radikal und tatenfreudig. „Die Jugend und die Intelligenz, sagt treffend ein anderer russischer Schriftsteller, ist nicht dasselbe. Die Jugend ist etwas für sich und die Intelligenz ebenso. Die russische Intelligenz ist sozusagen die ehemalige Jugend. Die Jugend von heute ist — leider — die künftige russische Intelligenz." So klagen Gorki und im Anschluß

Digitized by Google

an ihn Lukenikoff die russische Intelligenz an, und in West-Europa ist die Behauptung gang und gäbe, daß der russische Student protestiert, demonstriert, kämpft, solange er Student ist, um dann mit 30 Jahren zum gleichgiltigen Beamten zu werden.

Die russische Intelligenz hat sich jetzt aber einmütig und aufopferungsfähig gezeigt und damit die auf ihr lastende Anklage durch die Tat zurückgewiesen. Sie allein konnte der revolutionären Bewegung größern Nachdruck, Ernst und Ausdauer verleihen und ihr die Sympathien der „gesetzteren" Kulturwelt erobern. Die russische Jugend, quantitativ durch die Arbeitermassen und qualitativ durch die Intelligenz unterstützt, hat so ihren großen Kampf gewonnen. Jetzt entsteht für sie eine neue ernste Aufgabe: in ihrem Idealismus nicht zu erlahmen, sondern ihn in allen Lebensstellungen des reiferen Alters zu betätigen.

Gorki war es, der die russische Gesellschaft anklagte, aber er war es auch zugleich, der den kommenden Sturm und seinen Erfolg voraussagte. Er hat nie aufgehört, darauf zu hoffen: „Bald werden andere Menschen kommen — unerschrockene, ehrliche, kraftvolle — bald!" er rief unermüdlich zum Kampfe auf; ohne Kampf gibt es nach ihm weder Glück noch Gerechtigkeit, noch Freiheit. Es gibt keine Geschenke im Leben: alles will erkämpft, erobert, erzwungen werden. In seinen „Frühlingsmelodien" läßt er den Seeadler den kommenden Sturm verkünden. Sehnsucht des Kampfes, Gewißheit des Sieges, klingt aus seinem gewaltigen Liede. — „Wie leicht und wonnevoll atmet die Brust, schlägt das Herz voll Hoffnung — dem Licht und der Freiheit entgegen." — —

Unmöglich, daß der Mann, der dieses schrieb, die Judenmetzeleien gebilligt haben kann, wie es zwei Berliner Zeitungen behauptet haben. Sind es doch auch noch nicht drei Jahre her, seit Gorki bald nach den Kischenewer Ereignissen seinen „Protest gegen die russische Gesellschaft" richtete:

„Auf wen fällt die Schuld für dieses infame Verbrechen, welches auf uns allen wie ein Schandfleck lastet, und welches auch Jahrhunderte von den Blättern der traurigen Geschichte unseres Landes nicht vertilgen werden? Es wäre ungerecht und zu einfach, die Volksmasse dafür verantwortlich zu machen: sie ist die Hand, das blinde Werkzeug. Schuldig ist vielmehr die verdorbene, bewußte Kraft, die sie zum Raub und Mord hinleitete. Die russische Gesellschaft muß, um ihr Gewissen wenigstens zum Teil von der Schuld und der Schande zu reinigen, den ruinierten und verwaisten Juden zu Hilfe kommen, der Nation, die der Welt so viele wahrhaft große Menschen gegeben hat und, trotz ihrer schweren Lage in der Welt, immer weiter fortfährt Lehrer der Wahrheit und Schönheit zu erzeugen." **Dr. M. R.**

Neue Drucktypen von Paul Lang. In den neunziger Jahren begann der Aufschwung des Kunst- und Buchgewerbes und die Entwickelung eines modernen Stils. Es lag an der Sprödigkeit des Stoffes, daß ein Gebiet, wie das der Druckschrift, verhältnismäßig ziemlich lange von den Neuerungen und Umwandlungen, die das moderne Kulturstreben brachte, unberührt blieb. Im Jahre 1900 erst wurde das erste größere Werk über neue Drucktypen veröffentlicht. Hier hatten bedeutende Künstler, wie Behrens, Eckmann, Olbrich u. a. versucht, auch in dieses überaus konservative Gebiet modernes Empfinden und neue Anschauungen hineinzutragen, ein Versuch, der ihnen auch in mehr oder minder glücklicher Form gelang. Man beginnt nun, auch im weiteren Publikum, die Drucktype als eine allgemeine, künstlerische Angelegenheit zu empfinden, die darauf harrt, aus den Fesseln einer starren Ueberlieferung gelöst zu werden, und eine Reihe junger Künstler hat sich an diese Aufgabe gemacht. —Heute liegt eine neue Druckschrift nebst zahlreichen Ornamenten und Vignetten vor uns, deren Schöpfer Paul Lang, Stuttgart, (Gießerei Flinsch in Frankfurt) ist. Die erste Forderung, die wir an eine solche Schrift stellen, ist jedoch notwendig nicht ästhetischer, sondern praktischer Natur: Die Schrift muß gut leserlich sein! Um es gleich zu sagen: Die Lang-Schrift in ihrer sparsamen Uebersichtlichkeit erfüllt dieses Gebot vollkommen. Auch genügt sie ästhetischen Forderungen, sie gibt vermöge ihrer sehr stark ins Rechteck gedrängten Form im Satz ein gutes, geschlossenes Bild und läßt sich leicht zu hübschen, dekorativ wirkenden Gruppen zusammenstellen, wie die beigegebenen Proben sehr klar beweisen. Die Ornamente und Vignetten könnten in der Erfindung teilweise amüsanter sein, teilweise würde eine strengere Stilisierung im Anschluß an die Schriftttype nichts schaden. Die Schrift dagegen stellt sich zu den besten der bis jetzt gezeichneten. Das individuelle Empfinden des Künstlers und die eingeengte Notwendigkeit des Stoffes fließen aufs glücklichste ineinander. **G. Stotz.**

„Kunstkenntnis." Unter den „Monatskupfern", die Daniel Chodowiecki für den Göttinger Taschenkalender in den Jahren 1778 bis 1883 radiert hat, befindet sich eine vorzügliche Folge, betitelt: „Natürliche und affektierte Handlungen des Lebens". Da ist der echten Frömmigkeit die Heuchelei, der schlichten Beredsamkeit die modische Rhetorik, dem Ernste des geborenen Erziehers das aufgeblasene Gebahren eines hofmeisterlichen Pseudo-Pädagogen gegenübergestellt. Es sind im ganzen zwölf „Gegenbeispiele", und in allen zeigt sich Chodowiecki als einen sehr scharf beobachtenden und witzigen Satiriker. Am besten gefiel mir aber immer dieses Paar Radierungen: Vor einer antiken Statue der Flora stehen auf dem einen Blatte zwei noch jugendliche Kunstfreunde. Ergriffen von der Schönheit der Figur, bewundern sie schweigend. Der eine hängt wie gebannt, mit einem naiven Ausdruck des Staunens an den edeln Gesichtszügen der Göttin. Sein Freund wagt nur schüchtern die Augen zu ihr aufzuschlagen, und man erkennt deutlich, daß er ein noch unverwöhnter, aber höchst empfänglicher Neuling im Heiligtum der Kunst ist. Die Haltung der beiden ist gemessen und ruhig, ihre Würde entspricht der Würde der marmornen Gottheit.

Diese Darstellung ist ebenso wie das Gegenstück unterschrieben „Kunstkenntnis".

Ja, es sind „Kenner", die auf der zweiten Radierung, vor derselben Statue aufgepflanzt, ihre Kunstmeinungen austauschen. Lebhaft mit zwanzig Fingern gestikulierend, bewundern auch sie, allein ohne Ehrfurcht. Das Kunstwerk ist für diese Männer wie ein Spiegel, bestimmt, ihr eigenes Wissen, ihre Beredsamkeit und geistige Ueberlegenheit aufzusaugen und wiederzuspiegeln. Weit entfernt von der Ruhe der echten Kenner und Genießer auf dem andern Bilde, schänden sie durch ihre affektierten Bewegungen, durch ihre fast geschrieene Diskussion die Weihe, welche jedes echte Kunstwerk um sich verbreitet. Und ist es Absicht des Zeichners oder ein Zufall der Nadelführung? Die Göttin, die freundlich auf die beiden Schweiger herabzusehen schien, verzieht mißmutig und geärgert den feinen Mund über den endlosen Wortschwall der Aufgeregten.

An diese Radierungen des lieben Meisters Chodowiecki muß ich häufig denken, wenn ich die Besucher unserer Museen mustere. Wie wenige verstehen es doch, in Ruhe zu genießen. Die Museen sind aber die Kirchen der bildenden Kunst; möge auch in ihnen, soweit es möglich ist, das „Kennerkunstrichtergeschwätz" schweigen, das ein anderer Großer aus dem oft verkannten achtzehnten Jahrhundert, Lorenz Sterne, als das „unausstehlichste von allem" tadelte, „obgleich das Geschwätz der Andächtler das schlimmste sein mag". (Tristam Shandy.) **W. Cohen.**

Die Lokomotive.

Pfiff und Schnauben — aus den riesigen Hallen
Schleppt sie schwer den Zug. Die Funken sprühen,
Um den Schornstein rote Dämpfe glühen,
Wolken Rauches um die Wagen wallen.

Durch der Stadt gestaute Häusermassen
Wuchtet sie sich keuchend. Bis sie endlich
Sich entwunden dem Gewirr der Gassen,
Und vor ihr die Welt sich dehnt unendlich.

Ihre Panzerbrust umschmeicheln Düfte
Blumiger Auen. Zweige schwanken
Ueber ihrer Stirn. Die Sonnenlüfte
Streifen kosend ihre schwarzen Pranken.

Doch sie stampft zornschnaubend durch die Fluren.
Und die aufgeschreckte Erde zittert,
Wenn sie auf den glatten Eisenspuren
Ueber den granitnen Damm gewittert.

Alter Wälder kolossale Eichen
Mußten ihren Siegesschritten weichen,
Und sie setzt den Fuß den grauen Zacken
Riesiger Felsen in den stolzen Nacken.

Einer nur, der Mann in blauer Bluse,
Das gebräunte Antlitz schwarz vom Ruße,
Ist der Ungebändigten Bezwinger,
Lenkt sie mit dem Druck der nervigen Finger.

Carl Frommel.

Büchertisch

„Die Entstehung des Gottesgedankens und der Heilbringer" von Kurt Breysig. 202 S. Verlag von Georg Bondi, Berlin 1905. 2,50 M. bezw. 3,50 M.

Dies Buch gibt eine vergleichende und entwickelnde Glaubensgeschichte der Urzeit. Es bricht mit der Auffassung, die Gottheiten der ältesten Ueberlieferung seien Verkörperungen von Naturmächten; eine solch mythologisierende Betrachtung sei eine unglückliche, wenn auch oft scharfsinnige Uebertragung späterer Vorstellungen, an denen meist die bewußt formende Hand der Priester wirksam war, auf den kindlichen Geist der Naturvölker. Sie erheben vielmehr zu ihren Gott irgend eine starke und hilfreiche Persönlichkeit ihrer Vergangenheit, den „Heilbringer", der in der primitivsten Form tierhaft, dann tier-menschlich erscheint, bis allmählich sich z. B. die reine Geistigkeit des jüdischen Gottesbegriffes aus den dunklen und ineinandergreifenden Vorstellungen heraus kristallisiert. Dieser Prozeß vom Heilbringer zum Gott wird vergleichend nachgewiesen an der Glaubensentwicklung der Amerikaner, Semiten und Arier. Der Grundgedanke tritt mit viel Ueberzeugungskraft auf. die Einzeluntersuchungen sind scharfsinnig, da und dort freilich etwas schematisierend, wo die Quellen versiegen, hilft eine kühne Vermutung aus. Ein Gesamturteil muß hiermit ausbleiben, bis sich die Einzelforschungen erklärt haben, — und gar viele kommen da zu Wort. — Dies Buch ist voll Anregung und gibt weite Ausblicke. Es ist gewandt und lebhaft geschrieben, nur die bildlichen Ausdrücke sind manchmal etwas gezwungen und stilistische und sachliche Wiederholungen ermüden ein wenig. **W. A.**

Digitized by Google

XI. JAHRGANG

Die Hilfe erscheint jeden Sonntag. Man bestellt bei den Buchhandlungen und bei der Post zu 1,50 Mark vierteljährlich. — Probenummern ∞∞∞ bereitwilligst umsonst ∞∞∞

Herausgeber: D. Friedr. Naumann, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstrasse 11. Fernsprecher Amt IX, 5500.

Die Hilfe

NUMMER 52

Man bittet, den Anzeigenteil zu beachten. Anzeigen kost. die 4 gesp. Nonpareillezeile 40 Pf. Bei Wiederholungen Ermässigung. — Entwürfe und Kostenanschlag ohne Berechnung. Familiennachricht. u. Versammlungsanzeigen die Zeile 20 Pf. Annahme durch d. Geschäftsstelle Schöneberg-Berlin (Hohenfriedbergstrasse 11) und durch sämtl. Annoncen-Expeditionen.

Berlin, Sonntag, den 31. Dezember 1905

An unsere Leser!

Selten war eine Zeit politisch so bewegt wie eben die heutige.

In der äußeren Politik sind die beiden mächtigen Volksbewegungen in unseren östlichen Nachbarstaaten von großer welthistorischer Bedeutung und es ist noch nicht abzusehen, welche politischen Folgen diese Ereignisse uns in unserer äußeren und inneren Lage bringen wird.

Im Innern ist das deutsche Volk vor wichtige und auf lange Jahre entscheidenden Aufgaben gestellt.

Eine solche Zeit verlangt, daß jeder Fühlung halte mit den Fragen, die das Schicksal seines Volkes bestimmen.

Diesem Gedanken der politischen Belehrung und Aufklärung dient auch die „Hilfe". Durch ihre entschiedene und mutige Stellungnahme zu allen Fragen hat sie sich einen großen und treuen Freundeskreis erworben. Dabei ist es unser Bestreben, den literarischen und künstlerischen Teil unseres Blattes immer inhaltreicher und ausdrucksvoller zu gestalten.

Beim Beginn des neuen Jahres treten wir wieder vor unsere Freunde mit der Bitte, den Kreis der „Hilfe" mit uns zu erweitern. Sie wissen, daß wir alles tun, unser Blatt auszubauen und zu festigen. An ihnen liegt es, unserer Arbeit die Resonanz zu schaffen, ohne die sie vergeblich wäre.

Wenn alle mithelfen wollen, kann es am Erfolge nicht fehlen.

Vielseitigen Wünschen aus unserem Leserkreis entsprechend lassen wir für den jetzt vollständigen Jahrgang der „Hilfe"

Original-Einbanddecken

in geschmackvollster Ausstattung zum Preise von 1.50 M. herstellen. Wir wissen, daß unsere Freunde die alten Nummern der „Hilfe" gern als Material unserer politischen und wirtschaftlichen Zeitgeschichte sammeln und deshalb die Gelegenheit mit Freuden begrüßen, die „Hilfe"-Jahrgänge als wertvolle Nachschlagewerke neben unsere anderen Verlagsbücher stellen zu können. Im übrigen allen Freunden und Mitkämpfern ein gesegnetes neues Jahr!

Redaktion und Verlag der „Hilfe".

Hilfe-Bestellzettel

An .....

Buchhandlung

.....

Bestelle hiermit ..... Expl.

„Die Hilfe"

für das 1. Quartal 1906 und bitte um pünktliche Zustellung.

Einbanddecke 1905 zu 1,50 M.

Ort und Datum: Name und Stand:

....

An das Kaiserliche Postamt

.....

Bestelle hiermit aus dem Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg, ... Expl.

„Die Hilfe"

für das 1. Quartal 1906 und bitte um pünktliche Zustellung.

Ort und Datum: Name und Stand:

....

Bitte sofort ausfüllen und zur Post!

Digitized by Google

3188a

Werkstätten für Handwerkskunst
OTTO ERDMANN junior
BERLIN · S·W·61
Künstlerische Wohnungseinrichtungen nach neuzeitlichen Entwürfen
2904

Gebr. Blankenagel, Bielefeld,
Metallwaren-Fabrik,
liefern sämtliche Metallwaren nach besonderen Modellen als Massenartikel. 2993

Tutulin Diätetisches Nährmittel D.R.-Pat.
Unerreicht: 98,04 % Reineiweiss. — Geschmacklos. — Nervenstärkend, Appetitanregend, Kräftigend. — Aerztl. empfohlen. — 125 Gr.-Packung Mk. 2.50 in d. Apotheken, wo nicht liefern direkt frko. **Tolhausen & Klein, Frankfurt-Main.**
2821

Bade Daheim.
Angenehmste Lage
Bitte verlangen Sie ausführlichen Prospekt für meine 100 fach bewährte wassersparende **Voll**bade-Wanne.
Preis 25 Mk. franko und verpackungsfrei.
Garantie: Anstandslose Zurücknahme nach Probe, wenn nicht gefällt.
Bequemes Entleeren.
Wenig Raum. **Erich Brandes,** Badewannenfabrik, **Laubegast-Dresden.**
3103

Damen-Klubhaus und Familienheim
Berlin-Charlottenburg Am Knie, Marchstr. 4/5 u. Berlin-Schöneberg Akazienstr. 5
Wohnungen und Zimmer, unmöbliert und möbliert, auf beliebige Zeit, mit und ohne Pension, für alleinstehende, gebildete Damen und Familien. Angenehmer, ruhiger Aufenthalt. Gemeinsame Speisesäle. Lese- und Gesellschafts-Räume. Aller Komfort: Fahrstuhl, Heizung, elektr. Licht. Fernsprecher. Bequeme Verbindung nach allen Teilen Berlins. Vorübergehend hier weilenden Damen wie Eheleuten kann wohl kaum ein besserer Aufenthalt geboten werden. Küche als vorzügl. bereits anerk. Nicht zu verwechseln mit dem ehem. Damenheim, wo Einzahlungen zu Hypotheken verl. wurden. Näh. u. Prospekte **Direktion Haffner, Charlottenburg,** Marchstr. 4/5. 3155

Firma 1870 gegr.
Bei Barzahlung 20 % Rab. u. Freisendg. bei Abzahlung entsprechend.
Erstklassige Fabrikate
Emmer-Pianinos 2902
Flügel — Harmoniums.
Längste Garantie. Fabrik: **Wilhelm Emmer** Berlin C. 73, Seydelstr. 20. Preisliste, Musterb. umsonst. Allerb. Auszeichn.

Ernst Hess 3153
Harmonikafabrik, gegr. 1872
Klingenthal (Sa.) No. 232
liefert als Spezialität
Zugharmonikas

2, 3, 4, 6, 8-chörig, 1, 2, 3-reihig, in 120 verschiedenen Nummern, zu staunend billigen Preisen. Bandonions, Mundharmonik., Drehorgeln, Violin., Zith., Ocarinas, Musikwerke billigst. Garantie: Zurücknahme und Geld retour. Neueste Kataloge mit über 350 Abbildung. umsonst u. portofrei.

Ärzte Eltern Lehrer
lesen die neuerschienene Broschüre
Die Schularztfrage
von Dr. med. Ludw. Bauer, Privatdozent in Stuttgart. — Preis **20 Pfg.** 3015
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie gegen Einsendung von 23 Pfg. vom
Buchverlag der Hilfe, Berlin-Schöneberg.

Vorzügliche Geigen zu allen Preisen kauft man am vorteilhaftesten v. **Fr. Aug. Meisel, Instrumentenmacher** in **Klingenthal i. S., Döhlerwald 3.** Reparaturen prompt u. billig. Preisliste gratis. 3234

Steppdecken
kauft man am preiswertesten **nur direkt** in der Fabrik, **72 Wallstraße 72,** wo auch alte Steppdecken aufgearbeitet werden.
B. Strohmandel, Berlin 14.
Illustrierter Preiskatalog gratis.
3099

Empfehlung.
Der **Portraitmaler,** Herr
Otto Rosenbaum,
Halle a. S., Dryanderstrasse 35, fertigte mir nach kleiner eingesandter Photographie das lebensgrosse Oelgemälde meines verstorbenen Kindes sprechend ähnlich; ich kann genannten Herrn aufs Beste empfehlen.
Baudach b. Sommerfeld, N.-L.
Pflug, Pfarrer.

Naturholz: Blumentische, Etagèren, Palmen-Ständer, Genretücken, Pflanzenkäst., Vogelkäfige 2c. **Grottensteine:** Aquarien, Terrar. 2c. für Salon, Park, Garten.
Ell. Murr, Greussen i. Thr. 15.
Kataloge frei. (3190)

Karlsprudel Eiskirchen a. d. Seltersergrenze. Das Beste gegen Katarrhe, harnsaure Diathese, Gicht, Podagra, Nieren-, Blasen-, Stein-Leiden. 50 Flaschen frachtfrei 20 Mark. Glas und Kiste wird zu Selbstkosten berechnet und zurückgenommen. 3123a

Paul Mosers Notizkalender 1906
als Schreibunterlage in Wachstuch, in Grüntuch à **M. 2,—.**

Paul Mosers Haushaltungsbuch 1906
in Wachstuch, in Grüntuch à **M. 3,—.**
Als praktisch und brauchbar allseitig anerkannt!

Berliner Lithographisches Institut Julius Moser
Berlin W. 35 H., Potsdamer-Straße 110.

Zigarren:
200 Stck. Havanna, mittel, nur Qualitätsware, elegantes Façon für verwöhnte Raucher, anstatt Mk. 20.— für Mk. 15.80 franko.
Echt Holländischen Cacao
per Pfd. Mk. 2.20, Ia. Qual. in Originalpckg.
Echt Russischen Karawanen-Tee 3182
in Originalpackg., per Pfd. Mk. 3.50, 4.— u. 4.50.
Russische Zigaretten
aus Odessa, Mille Mk. 18.—, 25.—, allerfeinste Mk. 38.—.
Jedes gewünschte Quantum wird abgegeben. Umtausch gestatt. Versand geg. Nachnahme od. Voreinsendung. Frankolieferung.
R. Merkel, Importhaus
Berlin NW. 175, Bandel-Straße 17.

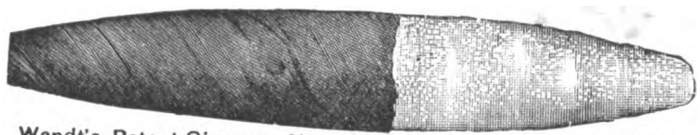
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

„Wendt's Patent-Cigarren sind für empfindliche Raucher die gesundheitsdienlichsten Tabakfabrikate der Gegenwart".

Dr. G. v. Lagerheim,
Professor an der Universität Stockholm.

* * *



Wendt's Patent-Cigarren No. 5 A, Perfectos, 100 Stück 6 Mark.
Eine in dieser Preislage besonders beliebte Sorte.
Unter Garantie der Zurücknahme auf Kosten der Fabrik, wenn Cigarren nicht durchaus befriedigen.

Absorption des Nicotins und der giftigen Verbrennungsgase.

Nach dem Geheimen Hofrat Universitäts-Professor Dr. med. Hugo Gerold.

D.R.P. 145727 — D. R. P. 68848.

Wendt's Patent-Cigarren

nach Universitäts-Professor Dr. H. Thoms-Berlin.

Fabrikate direct zu haben in Preislagen von 34 bis 300 Mark, in allen Geschmacksrichtungen, Grössen, Qualitäten u. Quantitäten (auch Proben). Preisliste und Broschüre gratis.

Wendt's Cigarrenfabr. Aktienges., Bremen, Postfach 107

3131

Alkohol-freier Traubenwein von **Carl Jung**, Weingutsbesitzer, **Lorch** im Rheingau, ist nicht unvergorener, süßer Traubenmost, sondern **wirklicher, vergorener Wein ohne Alkohol.** An Wohlgeschmack und Bekömmlichkeit bisher unerreicht dastehend. Versand in Flaschen von 60 Pfg. an. Kisten und Glas werden selbstkostend berechnet und ebenso zurückgenommen. — Man verlange Preisliste und Prospekt. 3054

1904er Naturwein

(Guntersblumer Steinberg) à M. 1,— per Liter oder Flasche versendet

Philipp Zimmermann III Witwe
Gutsbesitzerin in **Einsheim,**
Post Guntersblum a. Rhein. 3195

Elsässer Rotwein naturrein, liefert zu **45** M. die 100 Liter frei jeder Bahnstation 3241
W. Lipps, Zabern i. E.

Weinproduzent

mit bedeutendem Eigenbau versendet unter Garantie der Zurücknahme: 25 Liter prima **Weiss- oder Rotwein** für nur **12,50 Mk.** (Faß leihweise). 20 Flaschen **Weiss- oder Rotwein** f. nur **12,50 Mk.** m. Glas u. Kiste. 10 Fl. **Weiss- od. Rotw. f. n. 6,50 Mk.** m. Gl. u. Kiste. Elegante Flaschenausstattung. 3215
Louis Abel jr., Alzey (Rheinhessen).

Eine Probe genügt und Sie werden keinen andern **TEE** trinken als die rühmlichst bekannten hochf. **Ostfriesl. Mischungen** von

Emil Behrens,
Tee-Versandhaus Leer, Ostfriesl.
Preisl. gratis. — Viele Anerkennungen.
Bei 5 Pfd. franko. 3249

Friedrichsdorfer Zwieback
Gesetzlich geschützt. **Vom Guten das Beste.** Höchstprämiiert. Stets frischbleibend. Unentbehrlich für den feineren Haushalt, für Kinder, Magenleidende und Wöchnerinnen.
C. A. Schüttel, Berlin NW., Mittelstr. 5 H.
Blechkisten (M. 6 franko) 3.50 1.50. 3244

Bei der jetzigen **Fleischnot** empfehle ich als 3 × so billig wie Fleisch feinsten
Delikatess-Harzkäse
100 St. zu M. 3.— franko. 3246
Fr. Riepenhausen, Harsum 14.

Ill. Preislisten

FEINE milde **Qualitäts**-Zigarren unsortiert, aus 1. Sumatra/Brasil Tab., **grosse** Fassons; **14 jähr. beliebte Spez.**: 1) Marke „Grebe" 4½ M., 2) „Mylady" 5 M. p. 100 St. (1/10 Kiste) 3/10 K. frco. **Viele freiwillige Belobig. von H. Pfarrern, Lehrern, Aerzten etc.**
Heinr. Grebe, Bremen 27, Cigf. 3104
über weit. Sorten

Für fünf Mark

vers. franko 1 Kolli, ca. 10 Pfd. = 52 Stck., **b. Pressen leicht beschädigte, feine milde Seifen,** schön sortiert, nach **freier Wahl der Besteller** in Veilchen, Flieder, Rosen, Pfirsichblüten, Mandelkl., Vaselin-, Lanolin-, Glycerin, Gold-Cream, Maiglöckchen, Reseda, Jasmin, Reellität garant. Rücksendung gestattet. **Bergmann & Cie.**, Toil.-Seif.- u. Parf.-Fabrik, **Berlin,** Postamt 87. 2901

Bitte lesen!

Großartige Ware kann ich für recht billigen Preis liefern, weil ich sehr leistungsfähig bin, ca. 300 Personen beschäftige und bei kolossalem Umsatz mich mit geringem Verdienst begnüge. Besonders empfehle ich meine ca. 9½ Ctm. langen aus besten Tabaken (Sumatra, Java Havanna, Brasil pp.) gearbeiteten in Holzkistchen schön verpackten Qualitätsmarken! **Fortuna, 500 Stück nur 8,50 Mark, oder 1000 Stück nur 15,75 Mark, Brasilianazigarre, 500 Stück nur 9,50 Mark, oder 1000 Stück nur 17,75 Mark. Eine Probe** bestehend aus 100 Fortuna 100 Brasiliana und 100 verschiedene Sorten nur 5.— Mk. per Nachnahme. Die Ware ist fein im Geschmack und Brand, daher für den billigen Preis einfach großartig. Da ich noch für Umtausch oder Rücksendung garantiere und daher kein Risiko ist, so bitte, einen Versuch zu machen und gefl. zu bestellen.
P. Pokora, Zigarrenfabrik, **Neustadt,** Westpreußen 178. 3093

Echt Friedrichsdorfer ZWIEBACK
Probedose M. 3.—
FERD. STEMLER
Hof-u. Kammerlieferant
Friedrichsdorf (Taunus)
Gegründet 1788.
2942

Ein wirklich praktisches **Weihnachtsgeschenk** ist ein Postpaket echter **Ostfriesischer Honigkuchen.**

Kinderhonigkuchen	M. 4.00	**Succade-Honigkuchen**	M. 4.50
Frühstückshonigkuchen	M. 4.50	**Succ.-Candis-Honigkuchen**	M. 5.50

p. Paket 3—3½ kg Inhalt frei p. Nachn. lief. als dir. Bezugsquelle die
Ostfries. Honigkuchen- u. Zwieback-Fabrik v. W. H. Warsing, Bunde (Ostfriesl.). 3210

Braunschweiger Spargel-, Gemüse-, Früchte-Konserven!
In hervorragender Qualität und strammster Packung zu billigsten Preisen. — Verlangen Sie meine Preisliste!
Joh. Wilh. Schacht, Braunschweig. Konservenfabrik mit elektr. Betrieb.

Die meisten 3080
Beinkrankheiten

selbst ganz veraltete Fälle, sind **— heilbar —** ohne Operation, ohne Berufsstörung und fast schmerzlos. Verlangen Sie gr. u. franko Broschüre: **Wie heile ich mein Bein selbst.** Sehr geringe Kurkosten. Glänzende Erfolge. — Hunderte Dankschreiben.
Dr. med. Ernst Strahl,
Hamburg 137, Grosse Allee 10.
Sprechstunden von 9—12. 3—5.
Filiale in Berlin N.: Friedrichstrasse 105a.

Gesinnungsfreunde, achtet und bezieht Euch auf die Anzeigen in der „Hilfe"!

Digitized by Google

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Versammlungsanzeigen und Familiennachrichten

— kosten die Zeile nur 20 Pfg. —

Anzeigen, die später als Montag eintreffen müssen eine Woche zurückgestellt werden

Johanna Schindler
Dr. Martin Ehrentraut
Verlobte 3264
Dresden — Plauen i. V.

An unsere Leser!

Wer überlässt uns No. 1 der Hilfe 1905? Wir wären für Uebersendung jeder einzelnen Nummer sehr dankbar.

Verlag der „Hilfe“
Berlin-Schöneberg.

Schriftsteller

3187

Bed. Verlag übernimmt Druck u. energ. Vertrieb v. Gedichten, Novellen, Romanen, Dramen etc. Trägt einen Teil der Kosten. Coulante Bedingungen. Offert. unter **D. H. 65. Haasenstein & Vogler A. G., Leipzig.**

Photogr. Apparate

und Bedarfsartikel in nur sol. Qual. Anerk. reellste und bill. Bezugsquelle. Prakt. erfahren Fachmann der Photographie u. Fabr. photogr. Apparate. Preisl. gratis **Ernst Hoxhold, Dresden-A. 41.** 3064

Autoren!

3149

Unterzeichneter Verlag mit eigner Druckerei übernimmt die Herstellung und den energischen buchhändlerischen Vertrieb von Werken auf dem Gebiete der

Philosophie, Geschichte, Kultur- und Literaturgeschichte, Memoirenliteratur, biographischen Literatur u. verwandten Gebieten

unter annehmbaren Bedingungen. Erste Empfehlungen. Pünktliche Erledigung aller Anfragen wird zugesichert.

Strecker & Schröder,
Verlagsbuchhandlung Stuttgart

2881

Technikum Limbach i/S.
KÖNIGREICH SACHSEN.
Höhere Lehranstalt für MASCHINENBAU, ELEKTROTECHNIK — UND HOCHBAU. —
Kurse für Ingenieure u. Techniker. Programm frei. Direktor HAUPTMANN.

Bad Kreuznach. **Pensionat u. höh. Töchter-Schule.**
Gründl. häusl. u. wissenschaftl. Ausbild. b. z. höh. Examen. **E. Eccardt,** Vorsteh. 3186

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig, Poststraße 3.

Künstlerischer Wandschmuck

Farbige Künstlersteinzeichnungen.

Neu! Paczka, Reigen, — Liner, Abendfrieden — Georgi, Ernte — Wieland, Matterhorn — Schramm-Zittau, Schwäne — Sascha Schneider, Wettlauf — Voigt, Kirchgang. **Neu!**

„Es läßt sich kaum noch etwas zum Ruhme dieser wirklich künstlerischen Steinzeichnungen sagen, die nun schon in den weitesten Kreisen des Volkes Beifall gefunden und — was ausschlaggebend ist — von den anspruchvollsten Kunstfreunden ebenso begehrt werden, wie von jenen, denen es längst ein vergeblicher Wunsch war, das Heim wenigstens mit einem farbigen Original zu schmücken. Was sehr selten vorkommt: hier begegnet sich wirklich einmal das Volkes Lust am Beschauen und des Kenners Freude an der künstlerischen Wiedergabe der Außenwelt.“
Kunst für Alle. XII.

Bunte Blätter Farbige Künstlersteinzeichn. im kleinsten Format für **1 Mark.**

Blattgröße 23×33 cm, Bildgröße verschieden.

In Passepartout 1,50 Mark, im Rahmen 3 Mark.

Der schönste Schmuck für kleine Wandflächen und zum Aufstellen. Künstlerische Gelegenheitsgeschenke zum billigsten Preise. Erschienen sind 16 Blätter.

Größere Blätter: 70×100° cm und 55×75† cm. Erschienen 70 Blätter 4—6 Mark.
Kleinere Blätter: 30×41 cm. Erschienen 26 Blätter . . . . . je 2½ Mark.
Porträts: 50×60 cm. Goethe — Schiller — Luther — Wilhelm II. . 3 Mark.
Rahmen: Zu den größeren Blättern 3 Mk. 80 Pf. bis 17 Mk.; zu den kleineren 2—4 Mk.

Katalog mit farbiger Wiedergabe von ca. 100 Bildern unentgeltlich und postfrei.

164a

„Die Frauenbewegung“ Revue für die Interessen der Frauen.

Herausgegeb. v. Minna Cauer.

Parlamentarische Beilage, redigiert von Dr. jur. Anita Augspurg. 11. Jahrgang. Ueberblick über die gesamte Frauenbewegung des In- und Auslandes, Artikel über aktuelle soziale und politische Fragen usw., erscheint am 1. und 15. jeden Monats. Preis vierteljährlich Mark 1.—. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten (3085) und den Verleger W. & S. Löwenthal, Berlin C. 19, Grünstr. 4.
Probenummern gratis durch Propaganda-Zentrale Berlin W., Wormserstr. 5.

Glänzend besprochen wird fortdauernd:

Das letzte Märchen

Ein Idyll von **Paul Keller**
Broschiert **Mk. 4.50**, gebunden **Mk. 5.50.**

„So habe ich noch keinen Dichter lachen hören. So etwas Berückendes, Prickelndes an Humor habe ich noch selten entdeckt. Das tiefgründige Prosa-Idyll bewegt sich zwischen zwei Welten — zwischen der Wunderwelt der Märchenherrlichkeit und zwischen den Sonnenhöhen einer wohlgeordneten Gedankenwelt. Der Feuerkopf des Dichters hat wirklich die Kunst der Farbenphotographie entdeckt.“ (Augsb. Postzeitung.)

„Man fühlt, dass man bei einem Werke, in dem so viel Glanz der Phantasie entfaltet, so viele Lichter gemütvollen Tiefsinns aufblitzen, so viele Silberglocken heiteren, geistvollen Scherzes klingen, eine traurige Rolle als kritischer Beckmesser spielt, und man denkt an den trockenen Gelehrten, der dem Dichter die blaue Blume der Romantik entreisst. Ihre Farbenpracht und ihr Duft berücken uns an diesem schönen Buche usw.“ (Schles. Zeitung.)

Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H., München.

Semesterbeginn: Michaelis und Ostern

TECHNIKUM RIESA A. D. ELBE
Höhere technische — Lehranstalt —
TECHNIKER und INGENIEURE

a) Hoch- u. Tiefbau; b) Allgem. u. **Schiffsmaschinenbau, Elektrotechn.**; c) **Fluss- und Seeschiffbau**; d) Reformwerkmeister- und Chauffeur-Schule.
Programm kostenlos. **Direktor E. Bormann.** 2761

Schagens Dauerfedern bieten folgende Vorteile:

1. Halten ca. sechsmal mehr Tinte.
2. Sind bedeutend dauerhafter als die gewöhnlichen Schreibfedern.
3. Ersparen viel Zeit und Geld.
4. Sind für jede Hand passend.
5. Klexen nicht.

Preis Mk. 3.00 das Gross. Wo nicht erhältl., lief. wir direkt. Nach dem System liefern wir auch: **Dauer-Rundschrift-, Eil-, Zeichen- und Kugelspitz-Federn.** 3901

Edelster u. wohlfeilster Wandschmuck sind **R. Voigtländers Farbige Künstler-Steinzeichnungen.**

Farbige Kataloge postfrei v. R. Voigtländers Verlag in Leipzig.
2935

HERMANN MEUSSER

2992

BERLIN W. 35a, Steglitzerstrasse 58.
Buchhandlung,
ist bestrebt, durch solide, kulante u. schnelle Bedienung ihren Kundenkr. zu erweitern. Zur Erleichterung d. Anschaffg. werd. **monatl. Teilzahlg.** in der Höhe des zehnten Teiles d. Kaufpreis eingeräumt. **Vollst. Lager. Allern. Auflagen. Katalog gratis. Portofr. Sendung.**

Keine Fleischnot

herrscht in der Familie, die das **Bratbüchlein** von Frau **L. Rehse** besitzt. Es enthält **140** köstliche Bratspeisen ohne Fleisch und kostet nur **60** Pf. Porto 10 Pf. **Compottbuch** 30 Pf. Handelslehrer **Rehse, Hannover x.** 3258

3047

Von dem wöchentlichen = **Mitarbeiter der „Hilfe“ Pfarrer Lizentiat Traub** erschien in den „Religionsgeschichtlichen Volksbüchern“:

Die Wunder im Neuen Testament

broschiert 40, kartoniert 60 Pfg.

Man möchte selber Kolporteur werden, um dieses Werk zu verbreiten“ — schreibt die Basler Ztg.

In allen Buchhandlungen. 3185
Gebauer Schwetschke, Halle a. S.

Herren-Pelerinen

3122

aus dkl.-grauen imprägnierten Loden, 120 cm lang, das Stück 10 M. Bei Bestellung genügt Angabe d. Oberweite.
Mayer J. Hirsch, Friedberg (Hessen)

Nicht einlaufende, wollene

Blitz-Strümpfe

Blitz-Unterkleider

Moderne, **buntgestreifte,** weisse, Trikot-**Oberhemden,** porös, liefert auch an Private 3164
Strumpfwaren-Fabrik: Hoflieferant
Georg Koch in **Erfurt, O. 42.**
Illustrierter Katalog umsonst.

Wir bitten unsere geehrten Freunde, im Bedarfsfalle in erster Linie die hier anzeigenden Firmen zu berücksichtigen und sich bei Bestellungen stets auf „Die Hilfe“ zu beziehen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google